Heimgarten.

Eine Monatsschrift

gegründet und geleitet

von

P. K. Rosegger.

XVII. Jahrgang.

Graz.

Druck und Verlag von „Leykam“.

1893.

Inhalts-Verzeichnis

des

Heimgarten, XVII. Jahrgang.

Novellen und Erzählungen.

Cultur- und Naturgeschichtliches.

Über Sitten und Unsitten. Plaudersames.

Alpines und Volksthümliches aus den Alpen.

Land und Leute. Charakterbilder.

Seite

Kunst und Literatur. Aus dem Künstler- und Schriftstellerleben.

Gedichte.

Heimgarten

1. Heft. October 1892. XVII. Jahrg.

Dem Heimatlande.

Hörst du das Läuten, Freund?
Was soll's bedeuten, Freund?
Weckt es nicht wonnig des
Wanderers Drang?
Glaube den Glocken nicht,
Lass dich verlocken nicht
Von der Sirene
Weltpreisendem Sang!

Und musst du dennoch fort,
Jagend von Ort zu Ort,
Suchend die Ziele, die
Nirgendwo sind,
Kehre fein balde um,
Freund, in dein Heiligthum,
Wo du bist Gatte und
Vater und Kind.

Reiße vom Strande dich,
Eh' fremde Bande dich
Stumpf gemacht, nimmer ihr
Sklave sollst sein.
Denn deine größte Kraft
Und deine Meisterschaft
Sprosst aus der heimischen
Erde allein.

Kleine Geschichten, Sagen, Märchen. Schwänke.

Verschiedene Sachen.

immer noch war nicht so viel Wasser darinnen, dass es klecken konnte für den trockenen Gaumen.

Und als diese Weibsperson so im Ruhen und Sinnen wartete auf die allmählich sich sammelnde Labnis, da kam von der Straße her ein Mann gestiegen und kletterte hinan zur Wasserschöpferin. Er war vierschrötig und schwerfällig, hatte ein freundliches, gebräuntes Gesicht, dunkles Haar, dichten, gekräuselten Vollbart und war im fahlen Gewande armer fahrender Leute; an seinem Beinkleide klaffte sogar, wenn auch gerade nicht sehr weit und auffallend, eine Naht auseinander und das Schuhwerk war wesentlich platt und schief getreten. Das beste an seinem Kleide war ein Filzhut mit grünem Bande und einer kecklich geschwungenen Auerhahnfeder. Der Mann hatte keinen Stock und kein Arbeitswerkzeug bei sich, es war leicht zu erkennen, dass auch er die Quelle suchte.

„Da ist auch eine Durstige!" also grüßte er das junge Weib.

„Es will nicht rinnen", antwortete sie und schaute in das Thonkrüglein, welches kaum erst den vierten Theil gefüllt war.

„Wer bist denn du?" fragte der Mann und lehnte sich an einen Felsblock nahe neben ihr.

Jetzt blickte sie ihn erst einmal ordentlich an, und weil bei gewöhnlichen Leuten kein langes Umstreichen üblich ist, ehe sie miteinander bekannt werden, so antwortete sie frischweg: „Wer ich bin? Wenn ich dies sag', nachher weißt so viel wie früher."

„Nun, so sag's halt. Ein bissel wirst doch wer sein."

„Ja, ich bin das Gupferl!" Dabei lachte sie hell auf.

„Wieso?" fragte der Mann und schaute ihr munter in das gutmüthige Gesicht. War es nicht doch ein wenig traurig, ein wenig abgehärmt, dieses nette Gesichtel?

„Freilich, das Gupferl bin ich!" fuhr sie fort. „Weißt nit, was das ist, ein Gupferl? So eine Draufgab', eine freiwillige Zuwag', etwas Überflüssiges, das man just nimmt und just braucht, wenn man's hat, und das freilich niemandem abgeht, wenn's fort ist."

„Wenn man's so nimmt", entgegnete er, „nachher ist eigentlich jeder Mensch ein Gupferl, und ich selber bin schon ein großer Gupf, ein verdammt überflüssiger, wenn man's so nimmt. Aber überflüssig nit für mich selber, verstehst! Für mich bin ich die Hauptsach' und mir sind die anderen Gupf, die anderen. — Dass aber du ein Gupferl sollst sein, ein so sauberes Weibsbild, das versteh' ich nit."

Sie blickte in ihr Krüglein.

„Ist es schon voll?" fragte er.

„Noch lang nit. Alle Vaterunser lang ein Tröpfel."

„Mir scheint, Dirndl, du zählst die Zeit auch nach Vaterunsern. Eine gute Uhr, aber langweilig. Hast hübsch Zeit, dass du mir vom Gupferl was sagst. Wie bist denn du ein Gupferl worden?"

„Ja, mein Mensch, das wär' eine lange Geschicht'. Und eine alte Geschicht'. Lass es gut sein."

„Ich kann mir's schon denken", versetzte er mit Theilnahme. „Zuerst in die Welt herein, ohne dass wer nach dir gerufen hat; keine Ehr' bringst mit, aber viel Sorg' und Verdruss, da überflüssig, dort überflüssig, überall ungut aufgenommen — ist es so?"

„Wirst nit weit fehlen", sagte sie ruhig, „ist man nachher so viel, dass man arbeiten kann, kommt der harte Bauerndienst, aber nit als Feldmagd und nit als Stallmagd und nit als Küchenmagd, sondern jedem als Beihilf', dem Knecht zur Knechtin, der Magd zur Dienerin, ein zweifüßiges und zweihändiges Ding für alles, was andere nit thun wollen — alleweil nur das Gupferl."

Panz're mit Steirererz,
Land, deines Sohnes Herz,
Heb' auf den Schild ihn, des
Leuchtenden Firn.
Kränze mit Lärchenreis
Und mit dem Edelweiß
Würdig des Älplers
Teutonische Stirn.

Östlicher Rosenhauch,
Südlicher Lorbeerstrauch
Gleicht nicht des Tannenbaums
Duftendem Reis.
Was auch in weiter Welt
Herrliches aufgestellt,
Heiliges Heimatland,
Dir sei der Preis!

R.

's Gupferl.

Eine Geschichte aus Steiermark. Von P. K. Rosegger.

In einem Waldthale, durch welches die Landstraße zog, war seitwärts, unweit von dieser Straße, eine felsige Engschlucht. Aus derselben kam ein steiniges Wildbachbett, in welchem kein Wasser rann und kein Pflänzlein stand. Zur Frühjahrszeit gieng es manchmal wild her in diesem Bette zwischen den wuchtigen Steinblöcken, da hörte man weithin die Wasser tosen, da stieg ein Thaunebel auf in die alten knorrigen Fichten, die am Hange standen, und im Nebel flimmerten manchmal die Farben des Regenbogens. Jetzt im Hochsommer war alles todt und dürre. Zwar in einer Felsenrunse zeigten sich am Stein die Flechten feucht, und aus einer Baumrinde, die als Rinnlein in die Kluft gelegt war, tröpfelte ein Wässerlein. Es tröpfelte nur und versickerte wenige Schritte unterhalb im Sande.

An diesem Brunnen kauerte ein junges Weib. Es war nicht gar groß, aber hübsch rundlich, hatte ein breites Gesichtlein, ein kleines Stumpfnäschen und vergissmeinnichtblaue Augen darin. Es war im Sonntagsgewande der Bäuerinnen und hatte neben sich ein Bündel liegen. Mit dem einen Beine stemmte es sich an den Schutt, mit dem anderen kniete es auf einem Steinvorsprung, so dass ein Weniges von den strammgespannten schneeweißen Strümpfchen zu sehen war. Mit der einen Hand klamte es sich an der rauhen Wand fest, mit der anderen hielt es ein kleines Thonkrüglein unter die tropfende Rinne.

Dieses Menschenwesen war auf seiner weiten Wanderung in der Sonnenglut sehr durstig geworden und hatte hier in der öden Schlucht eine Quelle gesucht. Nun schon ein Weilchen hielt es das Gefäß hin, und

Dame und sagt: «Euer Gnaden, ich bin halt ein ganz ungebildetes Geschöpf und kann nit so schimpfen und mag nit sagen, was ich mir denk' über Euer Gnaden. Aber denken thu ich mir ganz das Richtige!» — Ein feiner Trumpf! Hat mich gefreut. — Natürlich hast auch du bei deiner Stadtherrschaft das ganze Jahr kein einziges freundlich Wort gehört."

Hierauf entgegnete die Magd: „Eins hab' ich gehört. Ein einziges, aber nit von der Frau —"

„Vom Herrn?"

„Errathen hast es. Ein ganz unschuldiges Wort, wie du es vielleicht zu einem alten Pferde sagst, oder zu einem Esel. — «Bist ja doch ein armes Wesen!» hat er gesagt, der Herr, — Mensch, und jetzt war's aus! Von dieser Stund' an hätt' mir die Frau Wasser und Luft vergiftet, wenn sie hätt' können. Und wie mir das Licht aufgeht wegen der Eifersucht, da hab' ich meine sieben Sachen zusammengepackt und bin fort."

„Und wohin willst?" fragte der Mann.

„Ja, Mensch, wenn ich das selber wüsst'!"

„Du, schau, jetzt ist das Krügel voll!" rief er.

„Wahrlich, es ist voll", sagte sie und hob das Gefäß. Er langte hin, nahm ihr das Krüglein aus der Hand und trank es aus auf einem Zug.

„Vergelt's Gott, Gupferl!" Mit diesem Worte gab er ihr den leeren Krug zurück. „Brav bist, dass du mich labst. Schon einen heidenmäßigen Durst hab' ich dir gehabt."

Sie schaute ihm nur ein wenig verblüfft ins Gesicht, sagte aber nichts. — Wenn er schon gar so viel Durst hat gehabt, so ist ihm der Trunk Wasser wohl vergunnt.

Als sie hierauf ihr Töpfchen nochmals unter das tropfende Rinnlein zu halten begann, meinte er, wozu noch eine Weile hinhalten, es sei doch nur eitel Wasser. Sie solle mit ihm kommen, beim nächsten Wirtshause würden sie etwas Besseres trinken.

Dieser Mensch ist wirklich gut, dachte sie, nahm ihr Bündel unter den Arm und gieng mit ihm. Ach, wie lange hatte sie kein gütiges Wort mehr gehört! — Er führte sie sorgsam an der Hand über das Steingeröll hinab zur Straße.

Dort stand ein zweiräderiger Karren, der mit einer grauen Plache kobelartig überspannt war. Nach vorne giengen zwei Deichseln mit einer Querlatte, an welcher der Karren gezogen werden konnte. Im Kobel gab es mancherlei Sachen: Frisch geschnitzte Holzwaren, als: Tennschaufeln, Rechen, Kochlöffel, Sprudler, Nudelwalker, einen Korb mit hölzernen Esslöffeln und dergleichen. Daneben ein Bund Kleider, ein Holztrühlein mit Rasierzeug, auch ein Töpfchen Fett war da und ein Stück halbvertrockneten Kuchens darunter, dann Tabakrauchsachen, eine alte Zither ohne Saiten, und anderes. An der Ecke war noch eine Art von Bett, eine Strohschichte, auf welcher Kissen und Decken in unordentlichen Wulsten durcheinander lagen. — An der vorderen Seite war der Kobel durch ein paar Bretter abgeschlossen, an der hinteren Seite war eine Art Vorhang angebracht, denn hier war der Eingang. Diese Dinge hatte der Mann seiner neuen Bekannten mit gewissem Stolze gezeigt.

„Gehört alles mein!" sagte er wiederholt. „Hab' mir alles selber erworben, redlich erworben. Von Haus aus, musst du wissen, bin ich ganz arm gewesen. Ja, meine Liebe! Als Kindel ist es mir nit viel anders ergangen als vielleicht dir. Auf der Gassen bin ich gefunden worden von einem Zimmermannsgesellen; der ehrliche Finder hätt mich gern zurückgegeben, aber der Verlustträger hat sich nit gemeldet. Hat mich der Zimmermann halt behalten müssen. Wenn ich den Leibfehler nit hätt, wär ich

Etwas unsicher schmunzelte er: „Wie du fein gerathen bist, wundert es mich aber doch . . .“

„— Auf das geh' ich nit ein“, sagte sie.

„Ist dein Krügel schon voll?“ fragte er.

Da solches noch immer nicht der Fall war, redete sie weiter: „Die Arbeit ist einem ja nit zu hart. Wär' dumm, wenn einer Bauernmagd die Arbeit zu hart thät sein. In meinen halbgewachsenen Jahren hat mich eine Nähterin in die Lehre genommen. Die ist freilich wohl gut gewesen auf mich, aber frühzeitig gestorben. Hab' bald wieder müssen in den Bauerndienst. Und wieder Schuhhadern sein, wieder der Patsch sein; gar nie ein gutes Wort, gar nie ein: «Recht ist's!» und: «Brav bist!» — Mein Gott, wenn man nur weiß, dass andere mit einem zufrieden sind, nachher ist man's selber auch. Sonst verlangt man eh nichts auf der Welt. — Na, so hab' ich's wohl frei nit mögen aushalten im Bauerndienst, und wie einmal im Sommer eine Stadtfrau bei uns im Bauernhaus gewesen ist und gesagt hat, wenn ich Lust hätt' in die Stadt, so kunnt ich mit ihr kommen, sie thät für ihr Haus ein Dienstmädel brauchen, da bin ich halt nachher mit in die Stadt Graz. Dort ist's ja so viel schön, wie es heißt, und schlechter kann ich mir's nit mehr machen, nur besser. Ja, hab' ich gemeint! — Mensch, du bist mir stockfremd, aber das muss ich dir vor Gott dem himmlischen Vater ins Gesicht sagen: Wer auf der Welt das Fegefeuer abbüßen will, der soll bei einer Stadtherrschaft Dienstbot' sein! Weiß zwar nit, was ich so viel Schlechtes hab' angestellt mein Lebtag, dass ich so hart hab' müssen Buß' thun, ein ganzes Jahr lang. — Ich sag' dir's, wenn sie einen Hund haben, oder ein anderes Thier, das wird in manchem Haus besser gehalten, wie der Dienstbot'. Kein Mensch glaubt's, wie höllisch wüst so eine feine Stadtfrau kann sein! Da sind die Bauersleute dagegen noch Engel, die essen mit einem noch aus einer Schüssel, und geben immereinmal eine Raststund', lassen sich's angelegen sein, dass man bisweilen in eine Kirche kommt und an der armen Seel' nit Schaden leidet. Im Stadtdienst bist das reine Vieh, oder was noch Schlimmeres, weil sie vor dir Kisten und Kästen zusperren. Aber arbeiten, arbeiten, oft schier Tag und Nacht, Feiertags wie Werktags. Und der Hochmuth bei der Herrschaft. Pfui Teufel! hätt' ich bald gesagt. Und dabei verlangen sie Anhänglichkeit — es ist rein zum Lachen.“

Also sprach die Person und wurde dabei ganz erhitzt. Sie mochte wohl so schlechte Erfahrung gemacht haben. Es war, als ob sie seit langem gesammelte Lasten von ihrem Herzen loswälzen wollte, nun da einmal ein Mensch vorhanden war, der ihr theilnehmend zuhörte. Wahrscheinlich war ihr in der Stadt jeder Verkehr mit Menschen untersagt gewesen, selbst mit der Mitdienerschaft, also dass sie wie eine Verbannte leben musste mitten in der Menge.

„Herrendienst wär' auch mein Letztes“, sagte jetzt der Mann. „Diese Leute sind so über die Maßen fein gebildet, dass es ein gewöhnlicher Mensch bei ihnen nit aushalten kann. — Erst vor etlichen Tagen hab' ich von meiner Straßen aus in ein fürnehmes Herrenhaus hingehorcht, wo die Frau Baronin just ihr Stubenmädel verjagt. Das Mädel ist eilends gegangen, hat sich aber im Reden tapfer gewehrt, und wenn ich sagen sollt', welche von den zwei Weibsbildern in Red' und Antwort die unverständigere war, so müsst' ich wohl der Frau Baronin die Ehr' geben. Das Mädel hat lauter Wahrheiten gesagt, aber immer höflich, die andere kotzengrob und so verleumderisch, dass man sie zehnmal bei Gericht hätt' verklagen können. Endlich macht das Mädel einen artigen Knix vor der

„Was glaubst? Rath einmal.“

Sie schaute ihm forschend ins Gesicht. — Zwischen dreißig und fünfzig. Bei den Mannsbildern kennt man sich nicht aus. Vom Haar fehlt noch kein Grandl (Härchen), der Bart kohlschwarz, im Gesicht noch kein Rumpfen (keine Runzel), die paar feinen Faltlein unter den Augen stehen ihm gerade gut. Weil er sicherlich das Weiberleutgernhaben kann. Die Nase ist etwas breit gerathen und hat in der Mitte eine Einsattelung, die nicht nöthig wäre — aber das thut nichts. So liebe Augen hat er . . . Das war ihr heimliches Denken.

„Bist doch mehr auf der jungen Seiten“, sagte sie.

„Wirst es schon sehen!“ war seine Antwort. „Wirst alles noch erfahren, nur Geduld! — Ein gescheiteres und ein stärkeres Dirndel gibt's nimmer, wie du bist.“

Da zog sie wieder an.

Im nächsten Bauerndorfe machten sie Halt.

„Der Löffel-Greg! Der Löffel-Greg ist da!“ riefen die Leute und kamen am Feierabend zusammen, um seinen Karren zu sehen, was für schöne und brauchbare Sachen er wieder mitgebracht hatte. Sie kauften Rechen, Schaufeln, Esslöffeln, denn in jener Gegend sind zur Zeit noch Holzlöffel der Brauch, die zwar nicht ganz so glatt über die Lippen gleiten als die neumodischen aus Blech, hingegen aber bei weitem mehr fassen.

Als das Geschäft — und ein leidlich gutes! — gemacht war, barg der Greg — nun wusste sie seinen Namen — den Karren in einem Hof, gieng ins Wirtshaus, bestellte Nachtmahl und Stube für sich und sein Weib. Ein bis an den Rand gefülltes Weinglas schob er vor die Magd hin. Ihr aber war der Durst vergangen, und ohne Durst trinken, das war sie nicht gewohnt. Zwei Portionen Kalbsbraten wurden aufgetragen.

„Iss nur brav, Gupferl!“ lud der Greg ein. „Jedes Rössel will seinen Hafer.“

Er war mit seiner Portion in wenigen Augenblicken fertig. Da sie noch mehr als die Hälfte vor sich hatte, so meinte der Greg, er wolle doch einmal kosten, was ihr Braten etwa für einen Fehler habe, weil sie gar so langsam daran kaue — und verschlang ihn in zwei Bissen. Hierauf schien er selbst davon überrascht zu sein, dass die zwei Teller sich so schnell geleert hatten und meinte, das sei halt sein Leibfehler. Ob das Gupferl noch eine zweite Portion wünsche? Sie bedankte sich und bezahlte ihre erste.

Als dieses Abendmahl vorüber war, legte der Greg ihr seine Hand auf die Achsel und lispelte: „Jetzt werden wir halt nachher müssen rasten gehen. Ich kann mir's denken, du wirst müd sein.“

„Gar nit, gar nit!“ antwortete die Magd hastig. „Heut hab ich ja Feiertag gehabt. Das Bissel marschieren macht mir nichts.“

„Du bist halt eine Mordsgredl, du!“ also lobte er sie und trachtete in die Schlafstube. Sie versprach bald desgleichen zu thun und gieng hinaus in das Freie, denn es war eine wunderschöne Nacht.

Vor einem hölzernen Häuschen, unter dem zersplitterten Lindenbaum, stand eine Gruppe von Männern und Weibern, und immer noch kamen langsamen Schrittes andere herbei, die sich auch hinstellten und endlich ins Haus traten. Aus den kleinen Fenstern drang Lichtschein.

Auf eine Frage, was da drinnen sei, erfuhr unsere Magd, dass in dem kleinen Hause ein Leichnam ruhe, zu welchem die Nachbarsleute zusammenkamen, um die Nacht über bei ihm zu beten und heilige Lieder zu singen. Das kam dem armen Gupferl überaus gelegen, denn schon hatte sie sich den Kopf zerbrochen, wo sie die Nacht

auch Soldat worden, bin's sogar schon gewesen, haben mich aber nit sattfüttern können, bin ihnen so hundsmager geworden vor lauter Hunger, dass sie mich wieder ausgelassen haben. Ich thu so viel gern essen, musst wissen; soll ein Leibfehler sein, hat der Regimentsarzt gesagt. So schmeiß doch dein Bündel hinein! Was sollst denn tragen, wenn wir den Wagen haben! — Na, so bin ich nachher Holzwaaren-Fabrikant geworden, und was ich im Winter schnitz, das verkauf ich im Sommer. Anfangs ist mir das Schnitzen nit gut von der Hand gegangen, da hab ich einen Lehrling aufgenommen und an dem hab ich halt so lang herumgemeistert, bis ich's selber loskriegt hab, wie man's macht. Seither schnitzt mir der Lehrling die schönsten Schaufeln und Löffeln und meine Fabrikate haben schon ein Ansehen im Land. Und überall, wohin ich komm', haben mich die Leut' gern. Und schon gar wenn ich wollt Zitherspielen!"

„Kannst Zitherspielen?" fragte das Gupferl.

„Und ob ich kann! Das ganze Weibervolk wird dir rebellisch, wenn ich zitherspiel!"

„Ich hör's auch gern."

„Aber jetzt sind keine Saiten drauf. — Und so kannst dir denken, dass mir nichts fehlt. Sehr gut geht's mir, kunnt's nit besser wünschen. — Steig' jetzt in den Kobel, Gupferl, wir fahren!"

„Ich soll da hineinsteigen?" fragte die junge Magd, „ja wo hast denn das Ross?"

„Ist schon eingespannt!" rief der Mann lustig, sprang vorne zwischen die Deichseln und hob sie zum anziehen.

„Ja wart', ich werd mich von dir herumziehen lassen!" lachte die Magd. „Da spann ich mich lieber zu dir, wenn wir Platz haben miteinand da in dieser Lucken drin."

„Platz haben wir schon", sagte er und machte ihr an seiner Seite Raum, also dass sie nun zweispännig den Karren zogen entlang die Straße.

Anfangs besorgte er die ganze Kraftleistung selber, so dass die Magd schier leer neben ihm hertrabelte. „Wär nit schlecht!" schnaufte er, „wenn ich mein Gschloss nit allein weiter bringen kunnt! Was ich gestiftet hab, das kann ich auch regieren!"

Nach einer Weile war für sie Gelegenheit vorhanden, stramm anzuziehen, denn er hatte sich eine Tabakspfeife in den Mund gesteckt, weil ein Locomotiv auch dampfen müsse; es dampfte nun zwar, aber es zog nicht mehr gut. Dem „Gupferl" war's recht, dass es sich hier nützlich erweisen konnte.

Als es gegen Abend gieng, waren die felsigen und waldigen Berge nicht mehr an ihrer Seite; in ein Hügelland kamen sie, reife Kornfelder überall, emsige Schnitter sichelten und Getreidefuhren ächzten schwer gegen die Dörfer hin.

„Sind Narren, dass sie sich so schinden!" murmelte der Eigenthümer des Karrens, „wenn sich's der Mensch anschicken kann, bringt er's weiter." Und mit Behagen blickte er auf sein bewegliches Besitzthum, mit welchem auch die volle Freizügigkeit verbunden war.

Als sie mit dem Karren eine Anhöhe hinauf mussten, sagte der Mann: „Zieh an, Mädel!"

„Thu's ohnehin wohl, Hansel!" antwortete sie.

Er schmunzelte, denn Hansel hieß er nicht, und ziehen that er auch nicht; sie wollte aber seinen Namen wissen. Hierauf, als sie rasteten, wagte das Gupferl die Frage: „Wie heißt du?"

„Schau nur einmal in den Kalender, mein Name steht eh drin", scherzte er.

„Und möcht auch gern wissen, wie alt du bist."

dieser Arbeit fand sie im Hosensack zusammengeballt ein Büschel Banknoten. Es waren zwar nur ordinäre zu einem Gulden, doch das Gupferl empörte sich ob solchen Leichtsinns.

„Für was hat man denn Säcke, wenn man das Geld nicht hineinthun soll?“ vertheidigte er sich. „Soll ich es auf die Straße werfen?“

„In der Brusttasche sollst es tragen, sonst verlierst es.“

„In der Brusttasche sucht's jeder Straßenräuber, im Hosensack schaut kein Mensch nach“, war seine schlaue Meinung.

„Hast eine Leibjacke an?“ fragte sie.

„Hättest dich gekümmert drum!“ antwortete er. „Freilich hab ich eine an.“

„So werde ich dir in die Leibjacke das Geld einnähen.“

„Meinetwegen, wenn du's so haben willst.“

„Ich will es so haben“, sagte das Gupferl, „und meines will ich auch gleich dazunähen.“

„Hast du auch Geld?“

„Umsonst werde ich dem Drachen nicht gedient haben.“

„Hast viel?“

„Drei Wochen lang kunnt ich gnädige Frau spielen, wenn ich wollt'!“

Der Greg that aus Überraschung einen Pfiff. „Ein Prachtkerl bist, Weib!“ rief er, „mit dir hab ich's glücklich getroffen.“

Als die Gewandsachen in Ordnung waren, ergab sich auch noch Zeit zum Haarkrauen, denn auf der Straße war's so heiß, und im Ahornschatten war's so lieblich. — Der gute Greg, fast schlief er ein auf ihrem Knie. Einmal neigte sie sich, um ihre Wange auf sein Haar zu drücken, that es aber nicht, er hätte es wahrnehmen können, wer weiß, ob's ihm recht gewesen wär! — Aber so froh war sie, so selig, dass sie endlich einen Menschen gefunden, dem sie Gutes thun konnte, und der deshalb nicht böse ward.

Am zweiten Abend kehrten sie in einem einsam stehenden großen Bauernhofe ein, wo man für die Herberge kein Geld nahm. Am Morgen, bevor sie weiterzogen, schenkte der Greg dem Bauer eine Tennschaufel, der Hausmutter einen Sprudler, den Kindern jedem einen Löffel und dem kleinsten Knaben noch einen hölzernen Vogel dazu, welcher schön wisperte, wenn man beim Schweif hineinblies.

Am nächsten Tage hatte der Greg ein Elend mit seiner Tabakspfeife, erstens wollte der Stein nicht Funken geben, dann wollte der Schwamm nicht glosen, dann hatte die Pfeife keinen Zug, dann wollte das Kraut nicht brennen und endlich lockerte sich fortwährend das Rohr, so dass der Mann oft zurückbleiben musste, um das Zeug in Ordnung zu richten. Das Gupferl war mit dem Karren voraus; über die Ebene gieng's gut, bergwärts gieng's mühsam. — Das arme Weib! dachte der Greg, wie sie schwitzen muss! — Ging aber so langsam hinterher, dass er sie nicht einholte und rauchte argen Tabak.

So hatten sie angefangen und so thaten sie weiter.

Drei Wochen lang spielte das Gupferl die gnädige Frau — am Zugkarren. Dann war ihr Geld zu Ende, und auch das seine. Denn seit der Löffel-Greg wusste, dass wer anderer für ihn sorge, sorgte er selbst nicht mehr. Ja, er unterließ es sogar, seine Waren auszuschreien, er verschmähte es, in Bauernhäusern zu übernachten. Er hatte das „Gott sei Dank nicht mehr nöthig!“ Das Gupferl war eine große Freundin von Salat, verzehrte ihn oft von zwei Portionen; so musste er den zweifachen Braten essen. Sie trank kein einziges Glas Wein, so konnte er deren zwei trinken. Sie war seit ihrer Nähterei her geschickt in der Kunst, für Weibsleute Hauben und Hüte aufzuputzen und Weibergewand mit zierlichen Bändern und Maschen zu schmücken. Damit ge-

zubringen sollte. Zu lebendigen Mitmenschen hatte sie kein rechtes Vertrauen mehr, so ging sie zu den todten.

Etwas so Schönes hatte sie in ihrem Leben nicht gesehen, als diesen Todten. Es war ein Knabe von etwa zehn Jahren mit runden Wangen, leicht aufgeworfenen vollen Lippen, schattigen Augenwimpern, mit weichem blondem Haar, das quer hereingekämmt war in die schneeweiße Stirn. Da lag er schlank ausgestreckt auf der Bank, zu seinen Häupten ein Crucifix und zwei Lichter. Nahe der Bahre knieten Leute und beteten still, oder standen herum und führten leise Gespräche. Der Lindenbaum stand noch draußen, wenn auch gespalten und zerrissen durch den Blitz. Der Knabe, welcher um den Baum herum einem Schmetterling nachgejagt, war leblos hingetaumelt auf den Rasen. Das war gestern gewesen. Im letzten Winkel der Stube saß die Mutter, die ihn verloren hatte, sie weinte nicht, sie betete nicht, sie redete nicht, ganz still und friedsam saß sie da auf ihrem Dreifuß, blickte vor sich hin und nickte manchmal ein wenig mit dem Haupte.

Die Magd, welche wir immer das Gupferl heißen müssen, weil sie überall überflüssig war, hatte sich in der Stube zu mehreren Weibern gesellen wollen, aber man hielt mit der Fremden nicht viel Gemeinschaft. So setzte sie sich hinter dem Ofen auf eine Bank, hörte von dort aus den Todtenliedern zu, die gesungen wurden, betheiligte sich von dort aus an dem Gebete und betrachtete von dort aus das traurige Leben auf der Welt.

Die Nacht währte lange. Als die Fenster blass wurden, legten sie den todten Knaben in einen schmalen Holzsarg, um ihn dem Grabe zuzutragen. Das Gupferl irrte draußen auf den Wiesen, sah die Nebelstreifen zergehen, sah das Morgenroth leuchten an den zarten Wölklein des hohen Himmels und an dem Kirchthurme, sah in der aufgehenden Sonne ihren langen Schatten über die thauige Flur hin, hörte das unendliche Morgenlied der Vöglein all und betrachtete nun von da aus das traurige Leben auf dieser Welt.

Endlich als die Leute mit Sensen und Sicheln, mit Spaten und Wagen ihr Tagewerk begannen, gieng sie nachsehen, ob es bei dem Karren ihres Weggenossen noch in Ordnung sei. An demselben stand er schon, der Löffel-Greg. Anfangs war er nicht in bester Laune, bald hatte er wieder sein freundliches Gesicht und mit diesem fragte er sie: „Wann fahren wir denn weiter?“

„Meinetwegen kann es gleich sein“, gab sie zur Antwort, und keine Rede sonst, ob sie miteinandergehen wollten, oder auf wie lange, oder wohin. — Er trank noch eine Schale Kaffee, sie ein Töpfchen Milch, dann stopfte er seine Pfeife, sie warf wieder ihr Bündel in den Karren und beide spannten sich dran.

Wo sie an Häusergruppen vorbeikamen, schrie der Mann: „Der Löffel-Greg! Der Löffel-Greg!“ Das einemal gab's ein paar Kreuzer Erlös, das anderemal ein paar Zehner — manchmal auch gar nichts, denn — folgerte man — wer etwas zu essen hat, der hat auch einen Löffel, und wer nichts zu essen hat, der braucht keinen.

Als es heiß geworden war, schoben sie den Karren in den Schatten einer Ahorngruppe, die neben der Straße stand, und setzten sich hin. Der Greg that schläfrig, wollte sein Haupt auf ihren Schoß legen, dass sie ihm mit den Fingern das Haar kraue. Sie hingegen wusste eine nothwendigere Beschäftigung. Schon seit gestern war ihr an seinem Beinkleide die klaffende Naht ein Dorn im Auge. Während der Greg im Kobel sein Gewand wechselte, bereitete sie das Nähzeug und bald war der Schaden heil. Bei

Greg. „Ist im Thal Überschwemmung, so ziehen wir es auf den Berg, und ist im Dorf einmal Feuer, dass gar der Herr Bürgermeister sein Haus muss niederbrennen lassen, fahren wir mit unserem Gschloss davon. Wir haben alleweil leicht lachen."

„Ich kann nit lachen, wenn so viele Leut' weinen", entgegnete das Gupferl und eilte wieder dem Dorfe zu, wo an einem Wiesenraine aufsichtslose Kinder balgten, nahe an den Wassertümpeln. Diese Kinder bewachte sie, führte sie zur Kirche hin, die etwas erhöht stand und mit Kisten und Kästen und Körben und Bündeln und zerstreuten Habseligkeiten fast vollgestopft war.

Der Greg stemmte rückwärts am Karren die Doppelspreize ein, damit das Zeug nicht auf und niederschaukeln konnte. Das musste allemal geschehen, wo er sich von Zeit zu Zeit niederließ.

Vom grauen Himmel regnete es und regnete es.

Zur Zeit huschte den Waldweg eine sonderbare Gestalt heran. Ein bräunliches Weib mit großen schwarzen Augen und schwarzen Haaren, die in unzierlichen Strähnen niedergiengen aus dem zinnoberrothen Kopftuche, welches wie ein Turban um das Haupt geschlungen war. Ein gelber weiter Mantel hieng faltenreich an dem Körper, unten in eine Schleppe auslaufend, welche hinstrich über dem schlammigen Boden. Weder Pack noch Bündel hatte dieses Weib bei sich, an der Hand aber hielt es einen langen Pilgerstab, am oberen Ende versehen mit einem Kreuze. Um den üppigen Leib hatte sie ein wulstiges Gürtelband geschlungen und daran hieng ein Rosenkranz.

Als diese Person zum Karren kam, in dessen Blachenkobel der Löffel-Greg lag und Tabak rauchte, bat sie um Unterstand. Gerne gestattete es der Hausherr, dass sie sich unter sein Dach setze und räumte ihr Platz ein.

„Gottes Strafgericht!" sagte die Fremde in ungefügen Lauten und zeigte mit ausgestreckter Hand hin auf das überschwemmte Thal.

„Hat Sie mein Weib nit gesehen?" fragte der Greg. „Eine junge hübsche Person, sie muss Ihr ja da unten begegnet sein. Sie ist helfen gegangen, oh das ist ein Engel! Mir ist allemal bang um sie, wenn ich sie nit an meiner Seiten seh!"

Die Fremde wusste keine Auskunft zu geben, schien auch nicht gewillt, solchen Bekenntnissen weiter zuzuhören. Nachdem sie den Greg mit durchdringendem Blicke angesehen hatte, streichelte sie ihn an der Hand und lispelte: „O armer Mann, du hast auch einen lieben Menschen im Fegefeuer!"

„Wer, ich? Wieso?"

„Mir bleibt nichts verborgen", fuhr sie fort, „durch das Astloch eines morschen Sargbrettes habe ich's gesehen. Ich glaube, ein Frauenzimmer war's, sicherlich deine Mutter, deine Schwester, oder eine andere. Sie schreit um Hilfe, dass es zum Erbarmen ist, sie ruft deinen Namen."

„Was Sie da sagt!" entgegnete der Greg und paffte an seinem Rauchzeug.

„Drei heilige Vespern fehlen ihr", redete die fremde Person weiter. „Auf dem Luschariberg im Kärntnerland sollen sie gelesen werden. Ich bin auf dem Wallfahrtsweg dorthin und weil du mir so barmherzig Obdach gibst, so will ich dir die Vespern gerne besorgen. Einen Silberthaler werden sie kosten alle drei — für die arme Seele."

Als sie so gesprochen hatte, schmunzelte der Greg und sagte: „Na, Frau Pilgerin, da kommt Sie zu mir an den Unrechten. Unten im Dorf bei den alten Weibern kann Sie mit so Sachen schon was ausrichten, ich kenn' den Spass. Aber der Frau werden ja die Läufeln nass, wenn Sie sie nit besser hereinzieht

wann sie manches Stück Geld, also brauchte der Mann nicht immer ans Verdienen zu denken. Wenn sie auf der Reise waren, so ließ das Gupferl es sich nicht nehmen, den Karren zu ziehen, also konnte er im Kobel liegen und sich endlich einmal ausruhen von seiner Arbeit. Er hatte gearbeitet genug, er war Fabrikant und Kaufmann in einer Person gewesen, er hatte gekargt und gedarbt, er hatte es endlich zu einem eigenen Hause gebracht; wenn es auch auf Rädern steht und geht, es ruht sich doch gut darin. Und da ihm Gott nun ein so gutes fleißiges Weib geschickt, so ist erreicht, was je sein höchster Wunsch gewesen war; er kann auf dem Stroh liegen und Tabak rauchen.

Den Tabak besorgte ihm ja auch das Gupferl und wie er schon haushälterisch war, so benützte er denselben doppelt, fürs erste rauchte er ihn, fürs zweite sammelte er hernach aus der Pfeife den Rest und nahm ihn in den Mund.

Das Gupferl hatte dem Greg auch Zithersaiten gekauft. Er zog sie mit großer Umständlichkeit auf, wobei eine um die andere entzweisprang, so dass er die Geduld verlor, und das Instrument in den Winkel warf.

Als sie eines Abends in einem Wirtshause eingekehrt, wo nach einem Jahrmarkt Bursche mit ihren Dirndeln beisammen waren, denen es ums tanzen gieng, wollte das Gupferl, dass der Greg sich ein paar Groschen mit Zitherspielen erwerbe. Der Greg zeigte sich dazu nicht aufgelegt. Nachdem er aber Wein getrunken hatte und die Mädeln ihn fortwährend bestürmten um seine süße Kunst, nahm er die Zither hervor und hub an, mit einem Fischbeinspänchen die Saiten zu kratzen und mit den Fingerspitzen auf dem Tastbrette herumzutappen. Da huben die Leute an zu lachen: „Das soll Zither gespielt sein? Der kann ja nicht einmal einen Ton greifen!“

Das Gupferl nahm ihm die Zither aus der Hand — ausspotten läſst sie ihn nicht. Wem sein Spielen nicht recht ist, der soll sich seinen Tanz selber pfeifen.

Zu Anfang August in einer schwülen Regenzeit war es, dass unsere Hausiererleute eines Tages auf der Straße umkehren mussten. Das Wildwasser hatte eine Brücke weggerissen und im Straßengraben und weit auf den Feldern hin standen die braunen Wasser, und die Nebel hiengen vom Himmel wie schmutzige Fetzen, als wollten sie das Wasser wieder auftunken. Unser Karren kehrte zurück ins nächste Dorf. Dort läuteten auf dem Thurme die Glocken, ein Feuerwehrmann gab Hornsignale, Männer schleppten große Balken, andere verstopften Hausthüren und Fenster mit Brettern und Stallmist, die Weiber bargen Hausrath in höher gelegenene Theile des Ortes. Der Greg hatte seinen Karren auf dem Dorfplatze stehen lassen und horchte nun. Auch seine Genossin horchte. In der Luft war ein dumpfes Tosen zu vernehmen, so dass manchmal davor der Erdboden zu beben schien, aber man wusste nicht woher es kam. Rinder, Schafe, Schweine, Ziegen wurden durch die Gassen gejagt. An der Kirchhofsmauer unter freiem Himmel stand ein Krankenbett, die alte Frau, welche darin lag, rang die Hände. „Heiliger Gott, dass ich die zweite Sündflut noch hab' müssen erleben!“

Plötzlich schoss zwischen den krachenden Häusern die trübe Flut heran.

„Halloh marsch!“ rief der Greg, erfasste die Deichseln seines Fahrzeuges und lief im Trab damit durch die Gasse einen steinigen Waldweg entlang der Anhöhe zu. Das Gupferl schob von hinten nach. Oben am Waldhange hielten sie an.

„Schau du, was wir für ein bequemes Haus haben“, sagte nun der

hauptete, das sei nur Einbildung, welche die Männer zu ihrer Entschuldigung oder um die Frauen zu ärgern, erfunden hätten!

Als sie ihre Vorwürfe zum erstenmale vorbrachte, widerlegte ich dieselben eingehend. Ich suchte ihr begreiflich zu machen, dass niemand, besonders kein Advocat wie ich, mit den gesellschaftlichen Verbindungen brechen dürfe, und dass man schon deshalb auf einige Stunden weggehen müsste, um dann mit umso größerer Freude zu seiner kleinen Frau zurückkehren zu können.

Doch alle meine Gründe verfiengen nicht! Die Erfahrung lehrt, dass die Frauen gewisse Dinge nicht verstehen wollen.

Am anderen Tage verbitterten neue Vorwürfe meinen Kaffee, und nach einiger Zeit verzehrten wir unser Frühstück, ohne ein Wort miteinander zu wechseln.

An jenem verhängnisvollen Tage lasen wir beide die Zeitung, das heißt, jedes für sich, und thaten so, als wenn wir ganz und gar in die Lectüre versunken gewesen wären.

Plötzlich klingelte es und Susi, das Stubenmädchen, brachte mir einen Brief, den, wie sie sagte, der Briefträger soeben abgegeben habe.

Ich öffnete das Couvert und was finde ich?

Ich wäre beinahe von meinem Stuhle gesunken — eine Caricatur: ein menschliches Antlitz mit einem Hirschgeweih mit sieben großen Hörnern!

Rasch verbarg ich den Brief und freute mich, dass ich mit meiner Frau auf gespanntem Fuße stand. Jetzt konnte sie mich wenigstens nicht fragen, was der Brief enthalte, noch ihn ihrer Gewohnheit nach — wie gefährlich ein solcher Gebrauch ist, sah ich jetzt erst ein! — erbrechen.

Nach einigen Minuten stand ich auf und begab mich in mein Zimmer, ohne meine Aufregung zu verrathen.

Hier zog ich den Brief hastig hervor und prüfte die Caricaturzeichnung.

Ist es möglich, dass das Hirschgesicht mir auch nur einigermaßen gleiche?! Lass doch sehen!

Ich besah mich im Spiegel und gewahrte zum Schrecken, dass die Caricatur getreu meine Züge trug.

Aber die Hörner? Was bedeuten dieselben?

Ich zerriss die abscheuliche Zeichnung in tausend Stücke und musterte genau die Briefadresse.

Die Schrift war zwar deutlich, aber entstellt — ich konnte den Schreiber nicht herausfinden.

Wer mag tollkühn genug sein, mich in so feiger Weise zu beschimpfen!?

Ich ließ in meinen Gedanken meine Bekannten, Freunde und Fremde Revue passieren. Gegen wen sollte ich Verdacht hegen?

Hörner auf meinem Kopf, den meine Frau so liebt, ja fast anbetet! Welche Einfalt und Thorheit!

Sorgfältig verschloss ich das Couvert, der Zeit und dem Zufalle die Enthüllung des Geheimnisses überlassend.

Es gibt nur einen Menschen in der Welt, auf den ich eifersüchtig sein konnte, denn er war mein Nebenbuhler und verlangte sogar die Hand meiner Frau. Doch erhielt er einen Korb und wanderte nach Louisiana aus. Sollte er zurückgekehrt sein? Nein! Dieser ritterliche Mann ist einer so feigen Rache nicht fähig!

Mein ganzer Tag wurde mir verdorben! Auf dem Gericht plaidierte ich so zerstreut, dass ich zwei Processe verlor, und ich aß so schlecht zu Mittag, wie schon seit Jahren nicht!

Schließlich tröstete mich der Gedanke, dass das Ganze nur ein schlechter Spass sein werde — ich mit einem Hirschgeweih! So was kann nur ein erbärmlicher Scherz sein!

Abends begab ich mich zu meiner Zerstreuung in den Club; ich spielte Tarock und verlor, denn auf jeder

unter das Dach. Sie kann schon herrücken, wenn Sie will, wir haben Platz genug."

Mittlerweile hatte das Gupferl unten mitgeholfen beim Bergen und Retten. Und als die größte Gefahr vorüber war, das Wasser zu fallen begann und die Leute an eine Mahlzeit denken konnten, wurde sie beim Gemeindevorstand zu Tisch geladen. Sie dankte höflich, sie habe sehr wenig Hunger, aber wenn sie bitten dürfe, dass man ihr etwas Kraut und Fleisch in einem Topfe mit heimtragen lasse, so sage sie dafür tausendmal vergelt's Gott.

Also kam das Gupferl mit Kraut, Knödeln, Fleisch und einer Flasche Apfelwein zurück an den Waldhang zu ihrem Greg. Der verzehrte die Gottesgaben mit einer großen Gier, denn sein „Leibfehler" schien durchaus nicht heilen zu wollen, im Gegentheil, dieser verschlimmerte sich eher. Während er sich's schmecken ließ und die Magd ein wenig Ordnung zu machen trachtete im Kobel, sagte sie auf einmal: „Schau, Greg, in der Religion bist halt doch noch nicht so schlecht, als du immereinmal thust."

„Meinst?"

„Weil ich da im Stroh just deinen Rosenkranz hab' gefunden."

Der Greg blieb ganz gleichgiltig und murmelte so nebenbei: „Immer einmal muss der Mensch beten."

„Es ist ein altes Sprichwort, dass groß Wassernoth beten lehrt", setzte sie bei, und die Sache war abgethan. —

(Schluss folgt.)

Das geheimnisvolle Hirschgeweih.

Geschichte von **Alexander Balázs.**

Ins Deutsche übertragen von **Adolf Kohut.***)

„Hören Sie, meine Herren, meine Geschichte, die zwar nicht sehr unterhaltend, dafür aber desto lehrreicher ist."

Mit diesen Worten pflegte Herr Andreas Porzan die einzige Erzählung, welche man je von ihm gehört hat, zu beginnen.

„Ich glaube, keine Indiscretion zu begehen, wenn ich sie hier ausplaudere — zumal die Geschichte ebenso erbaulich für die Herren wie für die Damen der Schöpfung sein dürfte . . ."

„Die Sache", fuhr Herr Andreas Porzan fort, „ereignete sich vor acht Jahren, im zweiten Jahre meiner Ehe. An einem schönen Frühlingsmorgen saßen wir beide beim Frühstück, das heißt, wir hatten eigentlich schon gefrühstückt, doch saßen wir noch zusammen, scheinbar in die Lectüre vertieft. Die Wahrheit zu gestehen, schmollten wir miteinander.

Meine Frau machte mir bittere Vorwürfe darüber, dass ich einen Theil meiner Abende außer dem Hause verbrächte und wollte es durchaus nicht begreifen, dass selbst der beste Ehemann einer kleinen männlichen Gesellschaft, einer unschuldigen Zerstreuung bedürftig sei. Sie bezweifelte sogar, dass das Bier an der Quelle besser als zu Hause schmecke; sie be-

*) Aus „Heitere Lebensbilder." Humoresken von Alexander Balázs, aus dem Magyarischen von Adolf Kohut. (Leipzig. Ph. Reclam.)

bleiben vom Abendbrote ihr vorher anzuzeigen.

„Mein lieber Paul, ich will dich nur um etwas bitten. Wenn du wieder einmal mit deinen Freunden Abendbrot speisest, was man ja im Grunde keinem Manne verübeln kann, so sende mir vorher einen Boten mit einer Zeile, damit ich dich nicht vergebens erwarte. So ist zum Beispiel gestern dein für dich bestimmtes Beefsteak ganz verdorben. Bitte, versprich mir's!“

„Ich verspreche es!“ rief ich aus und küsste mein kluges Frauchen auf die rothen Lippen. „Ich gehe noch weiter und gelobe, dass ich niemals — das heißt nur selten vom Abendbrot wegbleiben will und dann werde ich es dich wissen lassen.“

Sie drückte dann meine Hand, dankte für meine Aufmerksamkeit und meinte, sie habe nie daran gezweifelt, dass ich ein taktvoller Gatte sei.

„Taktvoller Gatte!“ ... Dieser Ausdruck berührte mich, offen gestanden, etwas unangenehm. Taktvoller Gatte hat einen so eigenthümlichen Sinn ...

Doch Louischen hatte in ihrer Naivetät gewiss nicht daran gedacht, eine solche Bedeutung dem Worte unterzulegen! Die Ausdrücke der Frauen dürfen wir überhaupt nicht kritisch zergliedern, besonders nicht diejenigen meiner Gattin, die ohne Zweifel ein Engel ist, aber in Sachen des Stils nie ganz taktfest war.

Als ich nach dem in heiterster Stimmung genossenen gemeinsamen Frühstück mich in mein Zimmer verfügte, fand ich einen Brief auf meinem Schreibtisch. Hastig erbrach ich das Couvert — wieder ein anonymes Schreiben, nur aus wenigen Zeilen bestehend, die mir aber das Blut in die Wangen trieben. Man höre:

„Mein Herr! Ihre Freunde müssen Sie sehr gern haben, da sie Sie auch in Ihrer Abwesenheit vom Hause besuchen, oder haben Sie den gestrigen Abend zufällig in Ihrer Wohnung verbracht? Sind Sie blind, oder wollen Sie absichtlich nicht sehen?“

Der Zettel entfiel meinen zitternden Händen, das war keine Verdächtigung mehr, sondern eine förmliche Anklage.

Also war gestern jemand hier, und meine Frau verschwieg es mir! ? — Ist's möglich? Bin ich das Opfer eines hässlichen Traumes, oder ist mein Louischen, die ich für den herrlichsten und tugendhaftesten Engel in Frauengestalt gehalten habe, eine Heuchlerin, eine Betrügerin? — Nein, es kann nicht sein! Ich darf ihr edles Herz durch keinen Verdacht kränken — hier muss ein Irrthum oder ein Missverständnis obwalten. Ich muss mir vor allem Gewissheit verschaffen.

In diesem Augenblick trat Susi mit der Wasserkaraffe herein. Ich nahm mich zusammen und fragte in möglichst gleichgiltigem Tone: „Um wieviel Uhr kam gestern abend der Herr?“

„Gegen sechs Uhr, etwa eine halbe Stunde später, als der gnädige Herr in den Club gegangen war.“

Ich war niedergeschmettert. Gern hätte ich noch tausend Fragen an die Zofe gerichtet, aber es fiel mir noch zur rechten Zeit ein, dass ich meine Frau, mag die Angelegenheit wie immer stehen, nicht compromittieren durfte.

Kaum war Susi draußen, fiel ich wie vernichtet in meinen Stuhl. —

„Also es ist kein leerer Traum, sondern entsetzliche Wirklichkeit!“ stöhnte ich, von Eifersuchtsqualen gepeinigt. „Meine Frau ist mir untreu! O, falsche Welt!“ Der Altar stürzte zusammen, das Götterbild wurde zerschmettert! Mein Leben verlor seinen Zweck und Wert, und nun beherrschte mich nur noch der Gedanke an Rache.... Ja, Rache!

Um mich jedoch rächen zu können, dazu bedurfte ich vollgiltiger Beweise ihrer Untreue; ich musste den Räuber

Karte erblickte ich ein Hirschgeweih; die Pferde, auf welchen die Könige sitzen, sah ich für Hirsche an.

Verstimmt kehrte ich heim, entschlossen, sofort umzukehren, wenn meine Frau mir wieder Vorwürfe machen sollte. Doch meine Befürchtung war unbegründet; sie reichte mir, als ich eintrat, lächelnd ihre kleine Hand und bat mich, Zank und Streit zu vergessen; sie sehe ein, dass ich recht habe; ein Mann müsse sich zerstreuen!

Augenscheinlich wollte sie unsere Versöhnung besonders feierlich machen, denn sie trug zum Abendessen mein Lieblingsgericht auf: einen Hirschkopf mit Trüffeln und Pilzen.

Hirschkopf! Der Zufall macht oft die besten Witze.

Aber es schmeckte gut, und da ich mit meiner Frau einen so vortheilhaften Frieden geschlossen, verzehrte ich es heiter und mit bestem Appetit.

Doch wollten die Hörner mir nicht aus dem Kopf, und ich befahl Susi, der Zofe, von jetzt an mir meine Briefe direct zu geben, respective auf meinem Schreibtisch zu placieren.

Tags darauf tranken wir aufs neue unter fröhlichem Geplauder unsern Frühstückkaffee — trotz alledem spitzte ich immer das Ohr, wenn die Klingel ertönte.

So vergiengen mehrere Tage; ich vergaß beinahe die Hörner und verbrachte meine Abende sorglos im Kreise meiner Freunde, als ich eines Morgens auf meinem Schreibtische wieder das wohlbekannte Couvert mit der Adresse vorfand.

Mein erster Gedanke war der des Dankes für Susi, die, meines Befehles eingedenk, mir den Brief direct brachte. Ich war mit meiner Frau wieder versöhnt, so dass sie ihn sicherlich zuerst gelesen hätte.

Ich gestehe, dass ich das Couvert nur mit Bangen öffnete. Diesmal fand ich keine Zeichnung, sondern einige Zeilen vor, von derselben Hand geschrieben, deren Buchstaben ich von der Adresse aus sehr gut kannte.

„Mein Herr! Ich muss mit Ihnen deutlicher sprechen. Sie sind vertrauensselig; aber seien Sie auf der Hut, denn man betrügt Sie!
Eine Freundin."

Das war der Inhalt des abscheulichen anonymen Briefes.

„Eine Freundin!" Es war also eine Dame, die mich so tollkühn zu verletzen wagte!

Gibt es in der Welt etwas Abscheulicheres und Feigeres, als durch anonyme Briefe Beleidigungen und Verleumdungen zu bewerkstelligen?

Also selbst eine solch unschuldige und makellose Frau, wie mein Louischen, ist vor Verdächtigungen nicht gefeit!

Doch soll der anonyme Ehrabschneider nicht triumphieren! Seine erbärmlichen Insinuationen sollen unbeachtet bleiben! — rief ich zornig aus und zerknitterte den Brief.

Mein Louischen besitzt unbedingt mein grenzenloses Vertrauen. Wer könnte und dürfte je an ihr zweifeln! Sie ist die verkörperte Güte, Liebenswürdigkeit und Treue und hat nur den einen Fehler, dass sie mich zu sehr liebt! Daher will sie, dass ich stets in ihrer Nähe bleibe und kein Vergnügen ohne sie mitmache.

Um die Gedanken an den dummen Wisch mir vollends aus dem Kopfe zu schlagen, speiste ich an diesem Abend mit meinen Freunden und kehrte ungewöhnlich spät nach Hause.

Beim Frühstück wagte ich meiner Frau kaum unter die Augen zu treten, indem ich eine heftige Gardinenpredigt erwartete; doch wie angenehm wurde ich enttäuscht, als Louischen mit freundlichem Antlitz und einem süßen Lächeln auf ihren rosigen Lippen mich begrüßte. Alle Vorwürfe bestanden in der bescheiden ausgesprochenen Bitte, mein Weg-

Gleich einer Gazelle hüpfte sie aus dem Zimmer und kehrte bald mit der genannten Erfrischung zurück.

Die Limonade hatte in der That die beste Wirkung; sie erfrischte mich zusehends.

„Du darfst nicht mehr so angestrengt arbeiten! Du verdirbst dir noch deine Augen. Komm! plaudern wir ein wenig, oder, wenn es dir lieber ist, spielen wir Piquet; ich verstehe auch etwas davon. Ich habe es deinetwegen erlernt, aber du bist schlecht, denn du hast es mit mir noch nicht gespielt und mich also auch nicht auf die Probe gestellt."

„Du hast Piquet gelernt? Und bei wem?" fragte ich überrascht.

„Das ist ein Geheimnis! Doch vor dir habe ich keins — von meinem Bruder Gustav."

Da ich kein Spielverderber sein wollte, setzte ich mich hin, um mit ihr zu spielen. Welche Überraschung! Sie zeigte sich als eine perfecte Piquetspielerin und gewann mir in rascher Reihenfolge drei Partien ab.

Der Abend verfloss merkwürdig schnell, und schon lange hatte mir das Abendbrot nicht so gut wie heute geschmeckt.

„Morgen will ich, wenn du es wünschest, mit dir auch Tarock spielen, was mich Gustav gleichfalls gelehrt hat. Ich war neugierig, zu erfahren, warum du es mit solchem Eifer im Club spielst. Es ist in der That ein sehr interessantes Spiel."

Tags darauf spielten wir Tarock und ich gewahrte mit Erstaunen, dass Louise auch hier Meisterin war.

So verflossen fünf Tage, ohne dass ich, wie ich zu meiner Verwunderung bemerkte, im Club gewesen wäre.

Na, heut muss ich doch hin, wenn . . .

Ja wenn . . .

Warum sollte ich's nicht gestehen! Die Erinnerung an jene verwünschten anonymen Briefe rumorte noch immer in meinem Gehirn. Wenn die Klingel ertönte, bekam ich stets heftiges Herzklopfen, und wenn ich nach Hause kam, fiel mein erster Blick auf den Tisch, ob dort nicht die gefürchteten Schriftzüge zu erblicken wären. —

Doch ich begab mich in den Club.

„Brr! Welche Schwüle! Welcher Tabakdampf! Wie könnt ihr es hier aushalten!" rief ich, als ich in das Clublocal trat.

„Oho! lieber Paul", riefen mehrere Stimmen, „es ist nicht wärmer als sonst, und auch der Tabaksqualm ist derselbe — du bist nicht mehr daran gewöhnt, weil du schon so lange nicht da warst!"

Ich sah mich im Spielsaale um, für mich gab es keine Partie mehr, da alle Welt bereits occupiert war.

Ein anderesmal hätte ich mich an einen der Tische gesetzt und dem Spiele zugesehen — heute fiel mir's ein, dass zu Hause doch die beste Luft sei, dass ich an meiner Frau einen tüchtigen Partner habe und sogar im Schlafrock sitzen könne.

Kurz entschlossen, verließ ich das Local und gieng nach Hause.

Meine Frau empfieng mich mit großer Zärtlichkeit; wir spielten Piquet und verbrachten den Abend in animiertester Unterhaltung.

Mein tugendhaftes Leben beginnt seit jenem Tage — ich habe mit meinen Junggesellengewohnheiten gründlich gebrochen und bin ein solider Ehemann geworden. Ab und zu besuche ich zwar noch den Club und trinke dort eine Tasse Kaffee, aber zum Abend bin ich wieder zurück, oder verbringe, wenn ich eingeladen bin, die Abende stets in Gesellschaft meiner Frau.

Ich habe mich überzeugt, dass ich keine bessere Gesellschaft haben könnte — besonders seitdem mein Söhnchen Richard geboren wurde. . . .

Und was die anonymen Briefe betrifft, so ist es merkwürdig, dass dieselben ganz und gar aufgehört haben. Mag der Briefträger noch so

kennen lernen, der mir das Herz meiner Frau entwendet und mein Glück zertrümmert hatte! Ich fühlte, dass ich meine Aufregung und meine Leidenschaft zügeln musste und dass sie nicht ahnen durfte, dass ich meine Schande kannte.

Louise schöpfte augenscheinlich keinen Verdacht, denn ihr Gesicht strahlte vor Freude, und sie lächelte schelmisch, als ich in ihr Zimmer trat.

O wie verstand sie es meisterhaft, ihre unwürdige Rolle zu spielen? Wie sehr war sie an die Maske der Heuchelei gewöhnt!

Wir setzten uns zu Tische. Sie schwatzte und scherzte in heiterster Stimmung und nicht ein einziges-mal senkte sie ihren Blick, als ich ihr forschend in die Augen sah.

Ich fieng an sie zu hassen und erschrak über ihre Verworfenheit.

Plötzlich schrie sie erschrocken auf: „Lieber Paul, du wirst mir jetzt gewiss zürnen!"

„Warum denn?" fragte ich, in der Überzeugung, dass sie über neue Kabalen brüte.

„Wegen meiner Vergesslichkeit! Gestern Abend war ein gewisser Szivak aus der Provinz hier, der dich gern sprechen wollte: als er dich nicht traf, hinterließ er einen Brief für dich; er liegt auf deinem Tische; soll ich ihn dir holen?"

„Nein, ich danke. Ich werde schon selbst nachsehen, ich muss doch wieder an die Arbeit."

Der Brief Szivaks bestätigte zwar die Worte meiner Frau; wer bürgt mir aber dafür, dass er gestern der einzige Besucher war? War sonst niemand in meiner Abwesenheit bei meiner Louise? —

Ich musste Gewissheit haben! Ich klingelte nach der Zofe.

„Sie scheinen an Gedächtnis-schwäche zu leiden!" schrie ich sie an. „Warum haben Sie mir nicht mit-getheilt, dass gestern abend noch ein Herr mich sprechen wollte?"

„Noch ein Herr? Davon weiß ich nichts, gnädiger Herr!" sagte sie mit einer Aufrichtigkeit, welche jeden Zweifel ausschloss.

„Gut denn, Sie können gehen! Doch bitte ich mir's aus, dass Sie mich davon in Kenntnis setzen, sobald jemand mich besucht, wenn ich nicht hier bin."

Szivak war kein Frauenverführer — ein Greis von fünfundsiebzig Jahren, der kaum noch gehen und sprechen konnte und mich in einer geschäftlichen Angelegenheit sprechen wollte — auf den durfte ich nicht eifersüchtig sein!

Allmählich begann ich mich zu schämen. Du hältst dich, sagte ich mir, für ein Weltkind, und doch gehst du in die naivste Falle.

Wer wird einen anonymen Brief ernstlich beachten!? —

Es wird wohl am besten sein, ein wenig meine Lebensweise zu ändern und nur selten einen Abend außer dem Hause zu verbringen! Es ist ja immerhin nicht gut, wenn die Frau weiß, dass der Gatte um die und die Zeit nicht zu Hause ist. Dann muss man ja auch der Welt wegen etwas thun. —

Ich arbeitete den ganzen Nach-mittag hindurch und auch am Abend stand ich von meinem Schreibtisch nicht auf.

Gegen acht Uhr abends trat meine Frau in mein Zimmer.

„Wie? Du bist noch zu Hause?" fragte sie erstaunt. „Ich dachte, du wärst schon im Club."

„Ich fühle mich heute nicht wohl, und überdies habe ich sehr viel zu thun; ich gehe daher nicht aus."

„Du bist doch nicht krank? Wie heiß ist deine Stirne und wie kalt deine Hand!"

„Nicht doch, ich habe nur etwas Kopfschmerz."

„Armer Paul! Ich eile, um dir ein Glas Limonade zu bereiten; du sollst sehen, das wird dir gut thun."

Bevor das aber geschah, verfiel er in Bewusstlosigkeit, aus der er nicht mehr erwachte.

Die Blätter aber, die der Pfarrer während seiner Todeskrankheit geschrieben, sind erhalten geblieben und lassen tiefe Einblicke thun in die Ursache, welcher die „Geistesverwirrung" des braven Seelsorgers entsprungen war. Unter dem Vorbehalte, Namen zu verschweigen oder zu ändern, und bestimmte Familienverhältnisse berührende Nebensächlichkeiten wegzulassen, darf die Schrift abgedruckt werden, was ohne jede weitere Bemerkung hier geschehen soll.

Die Schrift des Pfarrers.

Seit neunzehn Jahren hatte ich die Stadt nicht wieder gesehen. Seit der Vollendung meiner Studien nicht wieder. Daher war mir die Gelegenheit, endlich wieder einmal dahin zu reisen, recht erwünscht gekommen; in meinem kleinen Sprengel war nichts gewesen, was mich zurückgehalten hätte. Drei Tage kann man ja wohl einen Stadtherrn spielen. Eine Nichte von mir hatte einen Kaufmann geheiratet und haben sie sich halt vom Vetter wollen trauen lassen. Aber nach dem Hochzeitsmahle reiste das junge Ehepaar ab, habe weiter nicht gefragt wohin, und ich stehe allein da. Bekannte habe ich nicht gar viel da drinnen, und die paar habe ich auch nicht mögen aufsuchen, so ein Landpfarrer wächst sich anders aus mit der Zeit und taugt nicht recht zu den Stadtleuten, nun darüber wird auch der Himmel nicht einfallen.

Streichest einen Tag so herum und schauest dir was an und nachher fahrest wieder heim, hab' ich mir gedacht, aber der Fuchs läuft in fünf Minuten weiter, als ich gekommen bin an dem Tage in der Stadt. Regen. Mitten auf die Gasse gießt er herab. Wieder ins Wirtshaus? Oder gar ins Kaffeehaus? Das steht mir schon gar nicht an. — Steht ein großes Gebäude da und laufen Leute hinein. Ihrer viele eilen hinein. Was ist denn da drinnen? frage ich einen, denn dass es keine Kirche, oder so was ist, habe ich wohl gesehen. Ja, das wäre das Landesgerichtsgebäude und heute wäre ein interessanter Process, ein gar interessanter! Dank schön, sage ich. Und wenn andere hineingehen, so wird wohl unsereiner auch hineindürfen, derweil vergeht die Zeit bis zu meinem Eisenbahnzug und vielleicht zahlt sich's aus.

Ausgezahlt hat es sich, o Gott im Himmel!

Weil ich schon da bin, so dränge ich mich auch vor, wozu hätte der Mensch seine Ellbogen! Und bis zum Geländer — weiter geht's nicht mehr. Voran stehen schon ihrer zwei mit Federbuschen und langen Messern, die wie Grashalme gegen Himmel stehen. Und zwischen ihnen der arme Sünder. Und die Hände übers Kreuz. Ohnehin auch aus dem Gebirge, soviel ich seinem Lodengewand absehe, weiter gekannt habe ich ihn aber nicht. Der Mensch hat mir gleich erbarmt. So zusammengebrochen und sein Gesicht wie Lehm, als ob er schon gestorben wäre und der Leichnam stünde nur so da — und auf der Stirn die großen Schweißtropfen. Und die Augen zuckten doch bisweilen so herum, als ob er unter den vielen Leuten einen suchen wollt', der ihm zu Hilfe sollt' kommen. Ja, und die Herren lesen eine Weile aus Schriften, nachher reden sie eine Weile, und nachher lesen sie wieder und der arme Mensch hätte heilig eine alte Frau umgebracht, die Geld gehabt haben soll. Gesteht's aber nicht ein und er hätt's nicht gethan und so wahr ein Gott im Himmel lebt, er hätt's nicht gethan. Das hat ihm freilich nicht viel geholfen. Solche Beweise! Was hilft das Leugnen! Am betreffenden Abend, Ostersamstag soll's gewesen sein, ist er gesehen worden, wie er in das Ausgeding-

oft kommen, ich erschrecke nicht mehr vor dem Klange der Klingel!

Ich weiß es noch heute nicht, wer die Hörner auf meinen Kopf gezeichnet und wer die anonymen Verleumdungsbriefe mir ins Haus geschickt hat.

Es ist mir nicht gelungen, den Attentäter zu entdecken, obschon wir jetzt gemeinschaftlich nach dem Urheber fahnden, denn mit der Zeit habe ich Louise in das Geheimnis eingeweiht. Ich stehe noch immer auf dem Standpunkte von ehemals — was Gewisses weiß man nicht.

Nur ein Umstand hat mich stutzig gemacht, und noch heute vermag ich nicht, ihn mir zu erklären:

Warum wurde meine Frau so roth wie eine Klatschrose, als ich ihr zum erstenmale den Kopf mit dem Hirschgeweih zeigte? Und warum lächelt sie stets so ganz eigenthümlich, wenn ich diese Sache berühre? —

Ein stummes Bekenntnis.

Aus der Schrift eines Landpfarrers mitgetheilt von **Hans Malser**.

Zu Sanct Anna im ***thale hatten sie einen Pfarrer, von dem hier die Rede sein soll. Im Leben und in der Seelsorge unterschied er sich nicht viel von den meisten seiner übrigen Amtsbrüder, er war streng kirchlich, gewissenhaft, dabei wohlwollend und menschlich treu und widmete sich ganz den Pflichten seines Sprengels. In den acht Jahren, da er Pfarrer zu Sanct Anna war, erwarb er sich die Liebe seiner Pfarrkinder im hohen Grade und weil er stets gesund und rüstig war, so freute man sich der Voraussicht, an ihm noch viele Zeit lang einen guten Hirten zu haben.

Das ist anders gekommen. In seinem fünfundvierzigsten Lebensjahre traten bei ihm fast plötzlich Spuren einer geistigen Störung auf. Er, der sonst jahrelang kaum über die Gemarkung seines Sprengels hinausgekommen war und sich stets wohl fühlte in seinem stillen Dorf, begann plötzlich unstet zu werden. Er reiste anfangs in die ziemlich entfernte Landeshauptstadt zur Trauung eines Verwandten, kehrte nach kurzer Zeit aufgeregt zurück, begann dann Fußwanderungen zu machen durch das Land, ins Gebirge, wobei er sich sogar seiner priesterlichen Kleidung entledigte und weltliche anzog. Er wurde da und dort gesehen, ohne dass man erfahren konnte, was der Zweck seiner Reise sei. Ins Hochgebirge soll er hinangestiegen sein, ganze Nächte soll er mit gemieteten Wagen umhergefahren sein, und gar abgehärmt soll er ausgesehen haben. Mit Verbrechern und Gerichten wollte er zu thun gehabt haben, aber weiter war nichts von ihm herauszubringen.

Als er endlich nach Hause kehrte, war er ganz gebrochen und verfiel in ein Nervenfieber. Während desselben schrieb er mit Bleistift auf lose Blätter, wie man glaubte, allerlei Phantasien hin, die er aber stets vor den Augen des Wärters zu verbergen wusste. Unter seinem Kissen verbarg er die Blätter und eines Tages befahl er, dass man im Ofen Feuer anmache, weil er etwas zu verbrennen habe.

wäre ein weitläufiger Vetter zu ihr gewesen und ihr unverbrieft sechshundert Gulden schuldig. Und das Geld hätte sie haben wollen. Und in der heiligen Osternacht wäre es geschehen und er bitte um Buße und Lossprechung, weil er gar krank sei und mit dem Herrgott auf gleich kommen möchte. Ja, dem habe ich freilich gesagt, dass an eine Lossprechung nie und nimmer zu denken sei, solange er nicht hingehe und sich selber dem Gerichte überliefere. Und habe ihm die furchtbare Vergeltung in der anderen Welt vor Augen gehalten, und die Seligkeit des Büßers, und habe ihn mit aufgehobenen Händen gebeten, wie ein Mensch den anderen nur bitten kann. — Fortgewankt ist er vom Beichtstuhl, und ein paar Tage nachher, da höre ich, der Radmacher Simon habe sein kleines Anwesen verkauft. Zeitweilig recht kränklich und verzagt, dann doch wieder übermüthig, und man kenne sich frei nicht aus mit ihm. Jetzt sei es ihm eingefallen, er wolle die Welt sehen, und sei fort. Die Leute haben sich darüber verwundert und haben gemeint, der Radmacher müsste ein Radel zu viel im Kopfe haben und er sei ihnen schon eine Weile her nicht recht vorgekommen und es wäre jammerschade, wenn ein so braver Mensch aufeinmal thäte überschnappen. Aber näher gegangen ist es auch keinem und wie das schon so geht, nach etlichen Tagen, als er fort ist, hat niemand mehr von ihm gesprochen.

Jetzt, das alles ist zu dieser Stunde aufgestanden in mir, so schreckbar wie das jüngste Gericht. — Und die Richter und Geschworenen sind schon hinausgetreten und in etlichen Minuten werden sie hereinkommen und *diesen* Mann zum Tode verurtheilen. Und ich weiß es, dass er jenen Mord nicht begangen hat. Und da bin ich über die Planke gesprungen und der Diener hat mich zurückhalten wollen, und ich habe gesagt: Zu den Herren muss ich eilends, es ist Lebens und Sterbens wegen! — Ich muss durch einen schmalen Gang, und da springt mir ganz plötzlich das Colare auf und da komme ich zu mir selber: Geistlich bist! Das Geheimnis ist dem Beichtvater anvertraut! — Schon meine Hand an die Thürklinke ist gelegt, zum Richterzimmer aber jetzt fahre ich zurück, als hätte mir einer die Faust ins Gesicht geschlagen. — Das Beichtsiegel! . . . .

Wie auf einer Flucht, so eile ich die Treppe herab und dem Bahnhofe zu. Ein Zug wird abgeläutet, ich frage nicht erst wohin, ich springe hinein und fort geht's. — Das Beichtsiegel! Wer im Beichtstuhle vor dir gekniet ist, was er dir bekannt hat, was immer es gewesen, es geht dich nichts an, du weißt nichts davon, darfst nichts davon wissen. Denn nicht dir ist es gebeichtet worden, nicht dir, dem irrenden Menschen, der missverstehen, missdeuten, nach Leidenschaften urtheilen kann, sondern dem ewigen dreieinigen Gott. Gott hat's gehört, er kennt die Schuld und die Unschuld. Gott ist allmächtig, um die Unschuld zu erretten, wenn es also in seinem Willen liegt, du, Mensch, mische dich nicht drein! — So habe ich mich selber wollen ruhig machen, aber immer sehe ich den armen todtenblassen Menschen vor dem Gerichte stehen, und er kann's nicht beweisen und sie halten ihn für schuldig und sie wissen es nicht anders, und ich weiß es und ich bin das Grab. — Neben mir im Wagen sitzt ein Weib mit zwei munterspielenden Kindern. Das etwa dreijährige Mädchen macht sich an mich heran, legt ihre weichen Händchen auf mein Knie, schaut mich mit ihren vergissmeinnichtblauen Äuglein an und ich will das Kind anlächeln und bin gar kein Mensch und bin nur ein Grab! — Herr! Allmächtiger! Wird dein Ruf nicht einst auch die Gräber öffnen? Ist es nicht dein Wille, dass die Unschuld sieget? Und kann ich nicht das Werkzeug deines

häuslein der alten Bäuerin geht, und zurückgehen hat ihn am selbigen Abend niemand sehen. Am nächsten Morgen schaut ein Kirchengeher zum Fenster hinein, liegt sie drinnen mitten in der Blutlache. Erschlagen, wie sie feststellen, mit einem stumpfen Instrumente. Daneben ein blaues Sacktuch, auch blutig, das ist des Steger-Tobi seins — so heißt der Angeklagte — und auch sein Gebetbuch ist gefunden worden im Häuslein. Er wird aus der Kirche geholt, mitten vom Hochamt weg. An seinem Werktagsgewande sind Blutspuren gefunden worden. Er leugnet, was er kann, auf ein Nasenbluten redet er sich aus und die alte Frau hätte ihm seine Wäsche besorgt und sein Gewand ausgebessert, und deswegen wäre er dort gewesen, und deswegen wäre das blutige Sacktuch dort gewesen und sein Gebetbuch, das wohl aus der Rocktasche gefallen sein müsse. Hernach hat man ihn gefragt, wie lange er im Häuslein gewesen am selben Abende? Ja mein Gott, eine Viertelstunde, oder so etwas, er habe die Monatswäsche bezahlt und dann sei er wieder fortgegangen. Wohin er gegangen wäre? Denn nach Hause sei er nicht. Ja, er wäre auf den Berg zum Osterfeuer, wo viele Leute beisammen gewesen. Jetzt von den vielen Leuten hat ihn aber keiner gesehen und er hat sich nicht ausweisen können, wo er die Nacht zugebracht hatte. Als man seinen Kasten durchsucht, hat man altes Silbergeld gefunden. Das hätte er von seiner nun schon verstorbenen Großmutter bekommen. Und in seinem Kasten war eine versilberte Halskette gefunden worden, die als der ermordeten Frau ihre ist erkannt worden. Von dieser Kette sagte der Tobi aus, dass daran ein Ringlein gebrochen war und die Frau ihn ersucht hätte, den Schaden wieder heil zu hämmern, weil er sich manchmal auch mit so kleinen Klempnerarbeiten beschäftige. Und so hat er sich bei allem ausgeredet, und hat aufbegehrt, wie er unschuldigerweise um seinen ehrlichen Namen käme, und hat nachher wieder so bitterlich geweint, dass es einen Stein hätte erbarmen mögen. Das hat aber alles miteinander nichts geholfen. Sonst auf keinem Menschen ein Verdacht, und bei ihm so viele Beweise, dass ich mir denke: Armer Mensch, es hilft dir nichts, gestehe es nur reumüthig ein. Und endlich, wie ihn der Staatsanwalt und die Richter ganz und gar überwiesen, ist er still gewesen und auf seiner Bank gesessen wie ein geknicktes Rohr. Er sollte es nur offen und rückhaltlos eingestehen, hat man ihm gesagt, damit könne er sich sein Schicksal erleichtern. Er ist still gewesen und hat nichts gestanden.

Mir ist schon angst und bange geworden und ich hätte den lieben Gott bitten mögen, dass er dem armen Sünder die Gnade, seine Schuld zu bekennen, ins Herz gießen möge. Die Geschworenen sind schon unruhig und richten sich zum Urtheilsspruch. Da höre ich wieder Namen nennen, und auch den der ermordeten Frau. Marie Schmulbacher, insgemein die Bachhäuslerin genannt, aus Reithofen. — Jetzt der Name ist mir bekannt, ich habe ihn schon nennen gehört — wann, wo nur gleich? — Gerechter Jesus, jetzt fällt es mir ein. Jetzt taucht in mir eine Erinnerung auf, die für alle Ewigkeit begraben sein soll, begraben, begraben, wie die Todten begraben. — — So an drei, vier Monate früher ist's gewesen, am Vorabende des Festes der Himmelfahrt Christi, ist ein Mensch zu meinem Beichtstuhl gekommen, schrecklich verstört und erregt und hat mir anvertraut, dass er die Bachhäuslerin umgebracht hätte. Die war aber nicht in meinem Sprengel gewesen, sondern in einem Dorfe, das vier Stunden weit abgelegen, genannt Reithofen. Vom Mord ist wohl auch bei uns gesprochen worden. Und er — der vor mir kniet —

Aber die Gnade Seiner Majestät verwandle vielleicht die Todesstrafe zur lebenslänglichen Kerkerhaft und wenn die Möglichkeit vorhanden sei, die Schuldbeweise zu entkräften, so werde sie wohl im Laufe dee Zeit zu Tage treten.

Ein gar hartes Wort. Und doch habe ich das Haus getröstet verlassen. In die Kerkerzelle habe ich mich hineingebeten und habe dem armen Sünder Trost zugesprochen und habe ihm gesagt, ich wüsste zwar nichts, sei jedoch überzeugt von seiner Unschuld und würde nimmer ruhen, bis sie ans Tageslicht gebracht. Derweil möchte er doch sein hartes Geschick mit Geduld ertragen und denken, er büße damit andere Sünden ab, wie sie jeder Mensch hat, und wem Gott das Fegefeuer schon auf die Erde entgegenschicke, den habe er lieb und der müsse in Demuth dafür danken. — „Unschuldig bin ich freilich!“ hat er nachher ausgerufen, „aber das hätte ich mir nicht gedacht, dass mir in der schwersten Stunde meines Lebens ein solcher Trost sollte zutheil werden!“

Dann bin ich nach Hause gereist. Meine Pfarrkinder daheim, die haben sich verwundert. Den besten Humor, haben sie gesagt, hat er nicht mit nach Hause gebracht von der Hochzeit, unser Herr Pfarrer. Nachher höre ich, dass das Gericht erneute Nachforschungen pflegt, aber es kommt nichts heraus, als dass in nächster Nähe der Wohnung des Tobias Steger unter einem Wegbrücklein ein blutrostiger Hammer gefunden wird, mit welchem der Mord verübt worden sein konnte. Auch wird ganz sichergestellt, dass der Tobias in jener Osternacht seiner Aussage entgegen weder bei dem Osterfeuer auf dem Berge, noch in seiner Wohnung gewesen war. Aufs äußerste getrieben, gibt er an, dass ein junges Weib seinen Aufenthalt in jener Nacht nachweisen könne, aber genannt hat er's doch nicht.

Ich habe um diese Zeit angefangen zu forschen nach dem Radmacher Simon. In der Nachbarschaft herum hat schon gar niemand was von ihm gewusst, hingegen soll beim Tafernenwirt ein zugekehrter Schweinetreiber gesagt haben, das beste Geschäft hätte er im Krumpenbachthal gemacht, wo sie jetzt die Eisenbahn bauen und viel Leute beisammen wären aus aller Herren Länder, und den Radmacher, den er von da aus kenne, wo er vor zwei Jahren an ihn einen Züchtling verkauft, habe er dort auch gesehen. Nun denke ich, da muss man einmal hinüberschauen ins Krumpenbachthal. Dieweilen sind im Sprengel die Blattern ausgebrochen, habe nicht fort können und eines Tages lese ich im Wochenblatt: das Todesurtheil über den Raubmörder Tobias Steger bleibe aufrecht und Seine Majestät lasse der Gerechtigkeit freien Lauf. Und die Leute haben gesagt, dem verstockten Missethäter geschähe ganz recht. Und wegen der vielen Morde, die nach einer Begnadigung allemal erfolgen, sei des Königs Strenge ganz in Ordnung.

Einen ganzen Tag bin ich schier verloren umhergegangen! später habe ich erfahren, dass die Leute recht den Kopf über mich geschüttelt hätten und gesagt: mit unserem Pfarrer kenne man sich nimmer aus.

Dann schreibe ich einen Brief an das Landesgericht: Im Namen Gottes und der Gerechtigkeit bitte ich, an dem Tobias Steger das Urtheil noch nicht zu vollziehen, sondern zu warten, bis ich die Beweise für seine Unschuld beigeschafft haben würde. Ich bringe sie bald, ich setze mich selber dafür ein. — Weiß nicht, ob der Brief an seinen Bestimmungsort gelangt sein wird, Antwort habe ich keine bekommen. Und ist es mir eingefallen, ob ich vor meiner Reise in das Krumpenbachthal nicht noch selber zum Gericht gehen sollte. Was hilft's? Mehr als ich schon gesagt, darf ich

Willens sein? — In diesem Augenblicke können sie das Urtheil verkündigen. — Der Unglückliche steigt, von der Übermacht irrender Menschen umgeben, zum Hochgerichte hinan, und sein letzter Gedanke, sein letzter Herzensschrei in diesem Leben ist Verzweiflung an aller Gerechtigkeit. Und ich weiß es und ich könnte es verhindern, dass der Unschuldige getödtet, der Richter zum Mörder wird! — Und ich fahre dahin durch das schöne blühende Land, als ob mich alles nichts angienge. — Und wie mich solche und noch andere Gedanken überwältigen, da springe ich auf und will an der Sicherheitsleine ziehen, dass der Zug anhalte. Ist nicht ein Menschenleben in Gefahr? Aber ich finde keine Leine; es ist ein sogenannter „gemischter Zug", an welchem die Vorrichtung oft fehlt. Ich weiß nicht mehr, was ich soll, die Thür sprenge ich auf, springe auf das Trittbrett hinab, höre noch den Schrei der Frau im Wagen und liege auf dem Sande.

Als ich zu mir komme, sehe ich vom Zuge nur mehr die schwarze Wand des hinteren Wagens; ich glaube, er hat's bemerkt und will halten, ich laufe über den Damm hinab und ich eile gegen die Stadt zurück. Die Leute sind auf der Gasse stehen geblieben und mögen gedacht haben: Was denn der Pfaff' will, dass er so lauft! — Wie ich zum Gerichtsgebäude komme, strömen gerade die Zuhörer heraus und mit Befriedigung sagen sie's: Verurtheilt zum Strange!

Ich dränge mich durch hinein und hinauf. An der Treppe begegnet mir, von zwei Wachen begleitet, schwer gefesselt, der arme Sünder. Sein Auge weint nimmer, sein Mund zuckt nimmer — sein Gesicht ist ganz starr geworden. Ich stürze auf ihn hin und schreie: „Unschuldig bist! Verzweifle nicht, ich will dir helfen!" — Er schrickt auf, seine Knie wollen ihm brechen, doch ich habe jetzt keine Zeit für ihn, ich stürme hinauf zu den Richtern. Diese meinen, ihr Tagewerk sei vollendet, nehmen gerade ihre Überröcke von den Nägeln. „Ihr Herren!" rufe ich sie an. „Ihr lieben Herren! Es ist nicht gut! Es ist nicht gut!" Und mehr kann ich vor Aufregung nicht sagen.

Sie schauen mich an und sie geben mir einen Stuhl, dass ich niedersitze und sie fragen, was das bedeuten soll.

Ich falte vor ihnen die Hände und kann vor Weinen nicht reden. Und endlich habe ich's doch gesagt: Er ist unschuldig.

Woher ich das wüsste?

Ja, das könne ich nicht sagen.

Ob ich die Beweise erbringen könne?

Gott im Himmel, nein! Das dürfe ich nicht und ich hätte ohnehin schon zu viel gesagt.

Also handle es sich um ein Beichtgeheimnis?

Da habe ich mein Gesicht verhüllt mit den Händen und es wäre besser gewesen, ich hätte kein Wort gesprochen — und habe wieder davon wollen.

Das haben sie aber nicht angehen lassen und sie haben gefragt und ich habe geschwiegen, und sie haben endlich nur mehr gefragt, ob ich glaubte, dass der Verurtheilte unschuldig wäre — und ich habe geschwiegen. — Und jetzt muss ich's dem Papier anvertrauen, weil es sonst nicht zu ertragen ist und dann muss ich's doch verbrennen, weil's niemand erfahren darf von mir aus, dem Beichtvater.

Hierauf ist zur selben Stunde bei Gericht Folgendes beschlossen worden: Das Beichtsiegel des Priesters, denn um ein solches handle es sich offenbar, sei unantastbar. Aber auch das gefällte Urtheil sei es. Die Schuldbeweise ließen in der That keinen Zweifel zu und der Tobias Steger sei von den Geschworenen schuldig erklärt worden, und zwar einstimmig.

Geld habe. — Über der ihre Aufrichtigkeit habe ich mich also nicht beklagen dürfen. Ein schreckliches Weibsbild!

Jetzt bin ich wieder dagestanden und habe nicht gewusst, wohin. Im selben Thal bei den Eisenbahnern ist mir wohl oft das Haar zu Berg gestiegen. Ein Landpfarrer, der ruhig unter seinen Bauern sitzt, weiß nichts. Nie hätte ich geglaubt, dass der liebe Gott so unterschiedliche Kostgeher hat. Man liest ja viel von dem leichtsinnigen Lebenswandel der Weltleute, aber dass es so arg wäre, und dass es so selbstverständlich wäre, und dass sie sich damit noch prahlen, wie der Pharisäer mit seinen Tugenden, und dass gar keine Schamhaftigkeit mehr vorhanden wäre, und gar kein Christenthum, das hätte ich nicht geglaubt. Die Nacht, die ich in jener Arbeiterbaracke habe zubringen müssen, hat mir große Noth gethan. Erst wie ich die Gegend hinter mir habe und weiter ins Gebirge komme, wo wieder die Bauern und Hirten sind, da ist mir leichter geworden. Und auf derselben Straße habe ich auch eine Spur gefunden vom Radmacher. Sie führt gegen den Wallfahrtsort zum Heiligen Wasser.

Wenn ich ihn finde, wie wird's mir gehen?

(Schluss folgt.)

Prosa.

Gedicht von Robert Hamerling.

Ein Stückchen Prosa, Herr, aus Ihrer Feder
„Wär' uns erwünscht", schreibt mir der Redacteur.
„Bild, Skizze, wie's beliebt!" — Ich zieh' vom Leder
Und schick' ihm neue Verse. — „Danke sehr,
Doch, bitt' ich, nächstens Prosa!" — Und mit jeder
Epistel mahnt er: „Prosa, lieber Herr!" —
Zum Teufel! Prosa nur und immer Prosa!
Vertraut man Reime sich nur mehr sub rosa?

Ist Poesei verfehmt im Lande Steier?
Und findet man sie ungern wie ein Haar
Im Suppentopf? Sind Verse Kuckuckseier,
Gelegt ins Nest der Prosa? Ward sogar
Zur Vogelscheuche schon des Dichters Leier,
Vor welcher Reißaus nimmt die Leserschar,
Die sich erlustigt, abhold jeder Mystik,
Im Kraut- und Rübenfeld der Journalistik?

Als Aschenbrödel muss die Dichtung walten?
Sind Hochgefühle nicht mehr gut genug,
Zu stopfen kleine Löcher in den Spalten
Des Wochenblättleins? Die euch aufwärts trug,
Die Muse, soll auch nur mehr unterhalten?
Verzichten soll der Vogel auf den Flug?
Ihr wollt vom Pegasus mich 'runter haben?
Auf plumpem Gaul der Prosa soll ich traben?

Nein, nimmermehr! zum Trotz — nicht eine Zeile!
Hätt' ich Novellenstoff wie Ufersand,
Wüsst' ich zu zaubern Feuilletons in Eile,
Und wüchsen Skizzen mir auf flacher Hand,
Könnt' ich mit Prosa pflastern eine Meile,
Und strotzte voll das Pult mir bis zum Rand,
Und schreit ihr heiser euch darnach wie Raben —
Nicht eine Zeile Prosa sollt ihr haben.

Es wäre denn, dass der verschmähten Dichtung
Genugthuung zuvor würd' auf ein Haar,
Durch dieser Verse Druck und die Verpflichtung,
Zu leisten das gewohnte Honorar:
Das heißt in Frankreich: baare Geldentrichtung,
In Deutschland heißt's ein freies Exemplar
Der Zeitungsnummer, d'rin mit Achselzucken
Der Redacteur gewagt ein Lied zu drucken.

---

nicht sagen, es ist ohnehin schon zu viel. Und wenn ich alles könnte sagen, was dann? Dann bin ich kein Priester und meine Aussage ist die eines erstbesten Menschen, die nichts bedeutet, weil sie nichts beweisen kann, und das Gericht kann darauf nicht hören. Nichts bleibt mir übrig auf der Gotteswelt, als den Simon Radmacher aufzusuchen und ihn zu bestimmen, sich selber zu stellen.

Ich schreibe noch einmal an das Gericht: Nur noch um vierzehn Tage Aufschub bitte ich! und mache mich auf die Reise.

Diese Reise werde ich wohl nimmer vergessen. Sogar verkleidet habe ich mich, dass man mich beiläufig für einen Schullehrer hätte halten können, der auf einer Vacanzreise ist. Und zu meinen Pfarrkindern habe ich gesagt: So lange noch die schöne Herbstzeit sei, und daheim alles in Frieden, wolle ich doch eine kleine Gebirgsreise thun und bei der Gelegenheit ein paar Verwandten besuchen im Krumpenbachthal drüben. Recht ungeschickt mag ich das vorgebracht haben, denn die Leute haben wieder gemeint: Mit dem Pfarrer sei es nicht in Ordnung. Aber ich bin in Gottesnamen davon.

Ja, die Tage waren freilich schön und die Gegend war auch schön und ich habe vornehme Leute begegnet, die alles haben können auf dieser Welt und doch zeitweilig mit nichts eine so große Freude, als mit dem finsteren Wald und mit dem rauschenden Gebirgsbach und mit dem wilden Felsenberg. Wird freilich wohl merkwürdig sein für Leute, die das nicht oft vor Augen haben. Unsereinem ist so etwas nicht seltsam und wer noch dazu ein so schweres Geheimnis tragen muss, der hat wohl nicht viel Rares (Gutes) auf so einer Reise.

In der ersten Nacht habe ich bei einem Amtsbruder übernachtet. Haben so über allerhand geplaudert und da muss er es gemerkt haben, was mir anliegt, weil er mich auf einmal bei der Hand nimmt und sagt: „Ja mein Lieber, wir haben wohl einen harten Stand!" Und weiter nichts und ich bin fürder allein, wie ich allein bin gewesen.

Am Abende des zweiten Tages im Krumpenbachthal, wo sie die Eisenbahn bauen, da geht's zu! Die ganze Gegend wenden sie, wie einen alten Rock; schon bald wie es in der heiligen Schrift heißt: Jedes Thal soll ausgefüllt und jeder Hügel soll abgetragen werden, was krumm ist, soll gerade, was uneben ist, zu einem ebenen Wege werden. Aber der Heiland, der da kommen soll, auf den bin ich gar nicht neugierig. Und überall Leute mit Spaten und Krampen und Wägen und Schiebkarren, und überall kracht das Pulver, als ob Ostersonntag wäre, und wenn ich so hinschaue auf die Schutthaufen und Mauerungen und Abgrabungen, da kann ich's nicht begreifen und denke, wenn sie nicht mehr verstünden als ich, da möchte hier schwerlich eine Eisenbahn werden. Zu allen Arbeitsleuten gehe ich und den Radmacher finde ich nicht. Und wie ich seiner Nachfrage halte, weisen sie mich an ein Weibsbild. Das wäre die Seine gewesen, vielleicht wüsste sie was von ihm. Eine große rothhaarige Person, soweit tüchtig ausgestattet, aber Stimme wie ein Mannsbild. Die lacht, wie ich dem Radmacher Simon nachfrag' und sagt: Wenn der sich nicht schon erhängt hätte, so wäre er gewiss in ein Kloster gegangen. Etliche Wochen sei er beim Eisenbahnbau gewesen und sie sei mit ihm gegangen, weil er Geld gehabt habe. Aber wie das Geld verputzt gewesen, habe sie ihn vertauschen wollen für einen Unterhaltsameren, da hätte aber den Grillenfänger keine mögen und da sei er betend worden und vor jedem Wegkreuz niedergekniet und nicht lange drauf davon — weiter wisse sie nichts, und einen Betbruder liebe sie nur zur Aushilfe, so lange er

rauchte, so war das nichts weniger als Blasphemie bei ihm, sondern nur das Vergnügen am Extremen und Wunderlichen. Er konnte im Tingel-Tangel jauchzen vor Vergnügen und in der Messe weinen über seine Sünden. Er war wirklich von innerer Gläubigkeit erfüllt, gleichzeitig sich freilich seiner modernen Weltlichkeit bewusst. Vacano war ganz Herz, und wie das Herz sächlich ist, so konnte man auch von ihm sagen: er ist in seinen Empfindungen weder Mann noch Frau. Die Liebe, die er in seinen Erzählungen oft und glühend beschrieb, will er nicht gekannt haben, wenigstens nicht concentriert. Er war immer der Liebende, auch wenn er mit dem Freunde sprach, scherzte, betete, oder an ihn schrieb.

„Vor fremden Leuten", so sagte er einmal, „schminkt man sich manchmal sein Herz und seine Briefe, wie man seine Wange schminkt (er soll dies bisweilen gethan haben), aber bei Freunden, mit denen man kost und ei ei macht, hätte das Schminken keinen Sinn." — Wen er ins Herz geschlossen, dem war er ein treuer Knabe durch und durch.

Seine Werke sagten mir nur zum Theile zu. „Die modernen Vagabunden", „Der Baum der Erkenntnis", „Die Kirchenräuber", „Bilder aus dem Harem", „Die Töchter Babels", „Leichtes Blut" hat das Weltkind Vacano geschrieben in leichter französischer Manier. Merkwürdiger waren mir die philosophischen Plaudereien, die er in seinen Werken „Die Gottesmörder" und „Die Heiligen" herausgegeben hat. Seinen Namen setzte er nicht auf den Titel dieser Werke und bei dem fast ascetischen Geiste, der in den beiden Büchern weht, wäre kein Mensch auf die Vermuthung gekommen, wer der Verfasser ist. Einen lauteren Schrei der Überraschung habe ich wohl mein Lebtag nicht ausgestoßen als damals, als der Verleger Gustav Heckenast in Pest mir mitgetheilt, das Werk „Die Gottesmörder" habe Vacano geschrieben. Es ist ein wunderliches Buch, eigentlich schade, dass es nie recht in die Lesewelt gedrungen, oder dass es so schnell vergessen worden.

Mit sprühenderem Geiste hat wohl selten ein deutscher Autor über die erhabenen Dinge geschrieben, als Vacano in diesem Buche. Ich will es doch gelegentlich für die Heimgartenleser einmal hervorholen.

Persönlich kennen gelernt hatte ich Vacano gelegentlich eines Besuches bei unserem gemeinsamen Verleger Heckenast. Wir sahen uns darauf häufig in Wien, seine oft kindliche Art, sein volksthümlicher Humor, der nicht in seinen Büchern, wohl aber in seiner Person war, seine oft drollige Koketterie und seine Wunderlichkeit in religiösen Dingen interessierten mich, ich gewann ihn lieb, und er auch mich, obwohl mein Wesen ihm viel zu frostig vorkam. Mit einem eiskalten Engländer verglich er mich einmal, trotzdem harmonierten wir miteinander. Ein bisschen eifersüchtig war er nur auf andere meiner Freunde, und einmal gestand er mir, dass er sich oft sehr in Zaum halten müsse, um in meiner Gegenwart nicht anzuheben, meine Freunde heftig zu beschimpfen. Eines Tages gieng er weiter und machte seinem Ärger Luft darüber, dass manche Zeitungen meine Bücher lobten. „Ich will dich tausendmal mehr loben!" rief er aus, „nur andere sollen es nicht thun, das kann ich nicht vertragen, das ist abscheulich. Deine Dichtungen verstehen sie gar nicht, aber sie loben dich, weil sie dich in ihrer Coterie haben wollen." — „Sie haben mich aber nicht und sie kriegen mich auch nicht und du bist ein lächerlicher Mensch!" So meine Antwort. Von diesem Tage an ist unser Verhältnis ein kühleres geworden. Wir blieben zwar in freundschaftlichem Verkehr, er war ein gern gesehener Mitarbeiter des „Heimgarten"

Vacano.

Erinnerungen und Briefe. Mitgetheilt vom Heimgärtner.

Und wenn du bald hören solltest, dass ich dorthin gegangen bin, woher die Kindlein kommen, nämlich in das Land, das niemand kennt, so schreib' mir einen freundlichen Nekrolog. Gelt, das versprichst mir? 's thät' mir wohl, das zu wissen."

Also schrieb der Schriftsteller Emil Mario Vacano mir vor zwölf Jahren. Er fühlte sich schon damals sehr krank, herzleidend. — Nun ist aber das Nekrologschreiben für gute Freunde keine angenehme Arbeit. Um so schwerer wird sie, wo ein undefinierbarer Charakter darzustellen ist, wie es hier der Fall. Und bitter wird sie, wo man es mit einem lieben guten Kerl zu thun hat, wie es wieder hier der Fall.

Der stattliche Mann mit dem bräunlich gerötheten, treuherzigen Gesichte und dem schönen blonden Barte soll in seiner Jugend — Kunstreiterin gewesen sein! So geht die Mär, die man noch obendrein mit anderen romantischen Zügen auszuschmücken pflegt. Ich lebte mit Vacano viele Jahre lang in guter Freundschaft, aber von seiner Kunstreiterepoche ist zwischen uns nie die Rede gewesen. Dass er im Kloster war, auch dass er viel mit fahrenden Künstlerleuten zu thun gehabt, hat er mir wohl angedeutet, auf weiteres habe ich nicht gefragt. Bei seiner etwas sprunghaft und grotesk angelegten Natur mag es wohl sein, dass er sich gelegentlich einmal auf den Spass einließ, als eine Kunstreiterin verkleidet zu fungieren; es mag auch sein, dass mancher 'reingefallen ist und vielleicht gar Versuche machte, die geheimnisvolle, seltsam schöne Akrobatin zu erobern. Eingebildet hat er sich aber späterhin nichts darauf, denn sonst hätte er sicherlich davon gesprochen.

Klug wurde man übrigens aus der Persönlichkeit Vacanos nicht. Er trug einen Mosesbart und eine Lorgnette; „Patriarch und Gigerl" unterschrieb er sich einmal, und ein anderesmal sagte er von sich selbst, er sei eine Cokette und ein Betbruder in einer Person — und gerade untreffend finde ich diesen Ausspruch nicht. In den Nächten fast frivol für das Orpheum schwärmend, am Tage im gothischen Dome in verzückter Gläubigkeit vor dem Altar kniend — so habe ich ihn selber gesehen. Ich besitze ein von ihm selbstgezeichnetes Bild seiner Person. Er hatte in der That einen Christuskopf, auf diesem Bilde arbeitete er ihn noch mehr nach solcher Seite hin aus und gab dem Haupte mit dem wallenden Haar einen Heiligenschein. In den über der Brust gefalteten Händen sind die Wundmale zu sehen. Auf der edelgeformten Christusnase hat er — einen Zwicker.

Treffender als durch dieses Bild kann Emil Mario Vacano wohl kaum gezeichnet werden. Wenn er sich im Mönchshabit abbilden ließ, und das Bild einer Angebeteten widmete; wenn er in einem Sarg liegend die Cigarette

gemeinsamen Freund Karl B., der damals bei ihm wohnte. Wo er in schwungvollster Begeisterung von mir spricht, da ist es nicht meiner Vorzüge, sondern seines Wohlwollens wegen.

Vielleicht ist manchmal auch ein bisschen Ironie dabei.

Lieber guter Lex!

Ich wollt' Dich ja recht ausschimpfen, Du verlotterter und verlorner Mensch! Also verliebt bist Du! So ein Schlucker, so ein Milchbart, so ein kaum den Windeln entschlüpfter Rutschipeter denkt ans Heiraten! O Gott, o Gott, is doch die Welt verdorben! Pech und Schwefel sollt's regnen, wenn's nach der Gerechtigkeit gieng! Aber unsern Herrgott muss rein der Schlag troffen haben auf beiden Arm, vor lauter Schrecken und Entsetzen über euch elendigs in Grund und Boden verdorbenes Burschngschmas! Verliebt sein! heiraten bevorst no a Glatzen hast! Und gar a so a unschuldigs Maderl von sechzehn Jahrn zum Traualtar verführen wollen, und zu allen privilegierten nachfolgenden Zweideutigkeiten! I Du Don Juan, Du Hottentott, Du Schlaraff, Du Sybarit', Du Lüstling, Du — — Aber was nutzt das alles. Wenn d'Liab amal da is, da nutzt der größte Tugendeifer des wohlmeinenden und tugendsamen väterlichen Freundes nix mehr, und es bleibt mir nur übrig, still die Hände zu ringen, dreimal zu seufzen wie 's in den alten Betbücheln vorgeschrieben is nach jedem Leiden, und — Dir Glück zu wünschen. Glück zu wünschen, dass Dich der liebe Gott so reich gesegnet hat: dass er Deinem liebevollen Herzen das Wesen gezeigt hat, welches Du recht aus ganzer Seel' und fürs ganze Leben lieben kannst, grenzenlos und treu, und dass das Wesen noch ein braves, unverdorbenes ist, welches Dir die gleiche Lieb' entgegenbringt. Und also Glück auf, von Herzen, liebs Lexl! Und greif' zu, sobald Du kannst — denn je eher man sein Glück in's eigene Stüberl nimmt, desto sicherer hat man's: 's Glück wart' nit gern lang, wird leicht ungeduldig. Also überrasch' uns bald mit der Nachricht, dass die Ausstattung schon angfangt wird, und der Tischler sein Hobel ansetzt zur Wiegn. I hoff, Du wirst uns nit verschmähn als Kranzelführer.

Die Beschreibung von Dein Zimmerl is so köstli, dass wir's beinah schon auswendig kennen.

Was soll ich Dir denn von uns schreiben? I hab jetzt mei Zeit, wo alles was ich schreib', untern Hund is. Wann nur 's Frühjahr schon da wär, die ersten Schneeglöckerln, und der erste laue Wind, der so laut ist und immer über die Felder singt, dass von dem Gsang' alle Eiskrusten zerschmelzen über den aufwachenden Grashalmen. O im Frühjahr da schreibt sich's gut, da schreibt sich's schön, nit wahr? —

Ich küss und grüß Dich tausendmal, alter Lex, und grüß auch das gewisse Bildel auf deinem Schreibtisch mit der Hohenlied-Spitzbüberei. Ich hab' das Madel schon deshalb gern, weil's dich gern hat, und weil's dich recht glücklich machen wird, wie ich mein' — das sieh' ich aus jeder Zeilen Deines Briefes, der so recht durchglänzt ist von inniger Liebeslieb, wie ein Mairosenstrauch von der Sonne.

Mit inniger Freundschaft Dein
Emil,
sonst genannt Miltschi.

Lieber, herziger Lex!

Heut ist Sylvester. Das alte Jahr geht zu End' und das neue fangt über ein paar Athemzüg' an. Da denk ich denn herzli an Di —. Schau nur, was für ein schofles Papier ich nimm', um dir in aller Eil zu schreiben, was mir das Herz eingibt —. Aber ich hab' grad kein andres (Papier, nit Herz!) zu Haus.

Also Lexerl, sei **recht** glücklich

und stellte sich auch gerne ein, aber die alte Schwärmerei wurde nicht mehr so laut. Meine herbe Antwort hatte ihm offenbar weh gethan, aber in dem von ihm berührten Punkte verstehe ich keinen Spafs. Übrigens hatte er sich als Beleidiger gefühlt. Jahre später schrieb er mir: „Wennst mich nur einmal recht beleidigen möchtest, so einen rechten Stoß ins Herz. Sonst schäme ich mich zu todt, dafs ich dir damals so unrecht gethan habe.“

Vor etwa einem Jahre schrieb er mir, ob ich ihm nicht eine Stelle verschaffen könnte, irgend eine, in einer Zeitung, in einem Comptoir, als Lohnschreiber, was immer, nur dafs er leben könne. — Er war sehr arm und sehr einsam geworden. Bisher hatte er seit Jahren still in St. Pölten gewohnt. Sein Mütterlein, bei dem er gelebt und das er zärtlich geliebt, war ihm auch gestorben. Für Kinder armer Verwandter hatte er gesorgt, das war nun ebenfalls vorbei. Schriftstellerisch vermochte er sich wenig mehr zu erwerben. Körperlich war er sehr krank, gebrochen. Während seine österreichischen Freunde noch bemüht waren, ihm im Vaterlande eine entsprechende Stellung zu verschaffen, nahm er den Ruf eines Freundes nach Karlsruhe an. Ich glaube, bei einer Zeitung war er dort thätig. Noch manch kurze aber herzliche Karte kam von ihm. Ich schämte mich, dafs ich nichts für ihn hatte thun können, und suchte nachzutragen, aber er schrieb, es gienge ihm wohl, nur gesund sei er noch immer nicht.

Dann kam die Nachricht, dafs er am 9. Juni 1892 in Karlsruhe gestorben sei, in einem Alter von einundfünfzig Jahren.

In der letzten Zeit hatte er ganz zurückgezogen gelebt, und mit Recht. Ein Mensch wie er kann von der Welt unmöglich verstanden werden. Das wäre ja nicht so schlimm, aber mifsverstanden, mifsdeutet werden, den Gegenstand von wohlfeilem Spott und frivolen Witzen bilden, das war freilich seine Sache nicht. Vacano gehörte zu jenen Personen, in welchen eine launische Natur die extremsten Anlagen und Neigungen gleichsam versuchsweise zusammenzutragen liebt. Dafs er solch loses Spiel wohl durchschaute, dafs er sich nach den gegebenen Richtungen hin auszuleben suchte, dafs er sein dadurch entstandenes Misverhältnis mit Anderen fühlte, dafs er aber trotzdem seine Artung nicht verleugnete, sondern ihr unbekümmert freien Lauf ließ, das war sein Leiden und sein Glück und seine Bravheit.

„Ich bin ein sehr ausgesprochener Charakter, ohne aber einer zu sein“, sagte er einmal, vielleicht doch zu strenge urtheilend. Ich fand, dafs er ein sehr liebenswürdiger Charakter war und habe während der zwanzig Jahre unserer Bekanntschaft nichts Gegentheiliges erfahren. Dafs er ganz anders war, als andere Leute, konnte nur dazu beitragen, mein Interesse für ihn zu erhöhen. Sprudelte sein heißes Herz hervor, so mußte man ihn lieb haben, gefiel er sich in Übertreibungen, in Schwärmereien und Verzückungen, so brauchte man ihn ja nicht ernst zu nehmen. ’s ist schade um ihn.

Von seinen vielen Briefen an mich, die ich habe, will ich einige mittheilen, sie werden die beste Beleuchtung zu dem Gesagten sein. Mit Vorliebe nannte er mich in den Briefen Lex, in Anspielung auf meine Erzählung: „Der Lex von Gutenhag.“ Die Briefe sind in frischer Stimmung und Laune leicht hingeworfen und entbehren stets die Angabe des Datums und des Ortes, wo sie geschrieben wurden. Die meisten stammen aus seinem Wiener Aufenthalte in den Siebziger Jahren. Der erste hier mitgetheilte Brief kann nur im Jahre 1872 geschrieben worden sein. Wo er in der Mehrzahl redet, da meint er unseren

ungeschrieben lassen, um eine große Land-Idylle zu schreiben à la Luise von Voss, die Dir Deine Wohlmeiner am Ende doch ganz „gutmeinend“ herunterschimpfen würden? Sei überzeugt, Lex, Herzensbuberl, wenn Dir Dein Inneres sagt: jetzt, Rosegger, schreib was Langes, Überwältigendes, dann wirst du lange an kein Feuilleton denken. Aber die Feuilletons sind darum nicht schlechter, weil sie kurz sind. Im Gegentheil, vielleicht. Ich meine, die Iliade müsste jeder Mensch lieben, wenn sie kein Heldengedicht wäre. So aber bewundert man sie nur, und die einzelnen wunderprächtigen Naturbilder darinnen werden von dem Embonpoint des Ganzen erstickt. Also schreib' deine G'schichteln ohne Zwang, recht aus deinem Genius heraus, und zwing Dich nicht zu dicken Büchern, ehe du selber dick geworden bist, du Poet meines Herzens!

Ich war in den letzten Tagen recht traurig, weil das Tagblatt so infam schimpft über mich. Was habe ich denn diesen Leuten gethan? — Na, ich hoffe, das Holzhacken im Sommer, das wird mir wieder ein frohes, vertrauensvolles Herz machen! Bleibt's dabei? — Ich schick' Dir hier mein Bildel mit. Meine Wange freut sich schon auf dein Patschhanderl — ich bin jetzt so blass, dass ich wirklich ein bisserl Röthel brauch. Und so umarm ich dich herzinnig und bin mit echter Freundschaft und aufrichtiger Bewunderung

Dein Miltschi.

Lieber verehrter Freund! Lieber Alter! Allerliebster Lex!-Lieber Roserl!

Viel tausend herzinnigen Dank für Deinen guten Brief. Das ist uns so ins Leben gefahren wie ein Sonnenstrahl in ein fröstelndes Samenkorn seine Wärme schickt. Es war schlechtes Wetter, wir waren trüb und verdrießlich und haben die ganze Welt von der schwarzen Seiten angschaut. Da kommt Dein Brief, und wir haben ihn gelesen, und wieder gelesen und haben recht fröhliche Gesichter gemacht, weil unsere Herzen auch recht fröhlich geworden sind.

Lieber Lex! Wir reden oft, oft von Dir! und heut hat uns Heckenast Deine „Gestalten“ geschickt. Wir haben seit einer Stund schon „Stucker“ zehne gelesen, und kugeln uns vor Lachen und machen „Krikerln“ vor Rührung. Ja hörst, Kerl, Du bringst es ja zuwegen, dass das Österreicherlandl nebem seinen Goethe-Grillparzer auch seinen — — — O Gott, ich beneide Dich so, dass ich Dich frei umbringen könnt!

Was den Kalender anbetrifft, sag' ich mit Freuden „Ja“. Aber von einem Honorar kann keine Red sein, weil ich dem Heckenast schuldig bin, und nicht er mir.

Lieber Lex, ich wünsch' Dir für die Weihnachttäg das größte Glück. In der Stunde, wo nach unserem Glauben der süße Erlöser uns geboren worden ist, werden wir in die Sterne schauen und an Dich denken. Und dabei werd' ich den lieben Gott recht andächtig bitten: „O lieber Himmelvater! Gib deinem Dichter, den du auserwählt hast unter Tausenden, noch den letzten Glanz, das höchste Glück, den Glauben. Den Glauben an den Vater, an die eingeborne Vaterlieb und an den Schutzengel, den heiligen Geist der Fürsehung.“

Ich weiß, Du lachst nicht über mich; mir bist du recht, grad so wie du bist, und dem lieben Gott auch, aber ich möchte Dich nicht nur groß und goldherzig, ich möchte Dich auch so recht, recht glücklich sehen im Innersten des Herzens.

Lieber Lex! Gott segne Dich, Dein Stüberl, Deinen Schreibtisch, Deine Eltern, Deine Geschwister und Deinen Herzensfreund zu dieser Stunde, wo jedes kindliche Herz fühlt, dass Mithras, die Sonne, geboren wird fürs nächste Jahr.

im neuen Jahr! Heirat Dein Dirndl sobald als möglich und b'halt's dann so lang als möglich. Du hast a guts Herz, du groß's Herz! Und drum is Dir der Himmel auch grad so viel Glück als wie Ruhm schuldig! — Ich küsse Dir recht innig 's Goscherl für all die Freundschaft die Du mir im alten Jahr erwiesen hast, und's Handerl für all die schönen Sachen, die Du g'schrieben hast!

Mit Gott!

Dein Emil.

Apropos:

Ich war jetzt recht glücklich die paar Tage in St. Pölten. Jetzt geht's wieder zurück nach Wien — nach dem Fegefeuer in der stinkenden Journalistenhöll'. Wenn ich mich nur in meine dortige Arbeit einheimeln könnt'! Aber ich versteh es halt nit, mir mein Platzerl recht keck zu suchen.

Lieber theurer Lex!

Das is einmal schön von Dir, dass D uns Dein liebes Brautgoscherl anschaun lassest — aber recht garstig ist's wieder, dass wir uns das Bildl nit behalten dürfen, hörst? So a liabs Gsichterl, das ma gar so gern recht oft anschaun möcht, soll man wieder weggeben! Geizkragen abscheulicher! — Na, na, wir danken dir doch recht herzlich für die Freud, die'st uns gmacht hast mit dem Anblick. Und eifersüchtig brauchst auch nit zu sein, denn aus dem lieben Gsichterl auf dem Bild, da guckt ja die lieb' Unschuld und die Bravheit heraus, und die zwei Äugerln gleichen zwei Lichterln, die am Altar der Treue angezündet sein vor dem Allerheiligsten; und dieses Allerheiligste hat die Form eines schönen Herzens, und darin Dein herzallerliebster Name.

Du redst von meiner Krankheit, Lex! Dank Dir für Deinen Genesungswunsch, der das für sich hat, dass er aus Dichtermund kommt, und Dichter sein ja, wie der stoanalte Tattl, der Virgil sagt, Propheten. Aber ich fürcht', ich fürcht ... Du hast dir in deiner Krankheit die Flügel bewegen können ... aber ich. Ich werd' dir demnächst mein Zustand schildern; die G'schicht von einer traurigen Seel'. Vielleicht schickst mir ein Recept; aber für mich gibt's nur eins: a bisserl Lärm, a bisserl Komödiespielen, a bisserl Koketieren können. Gelt, das is komisch? Und dalket? Aber der Vagabund regt sich spät oder früh, und in meiner Anständigkeit, Stille und den engen Grenzen der Resignation einer Magdalena stirbt man langsam aber sicher; und was noch ärger ist, man kann nicht mehr schreiben! —

Lieber Lexl, gnua für heut. Ich könnt' doch nur lamentieren, und ich will Dir Glück wünschen! Dir und Deinem Mutterl und Deinem Emil *) die fröhlichsten Feiertag!

Deine Emil und Karl.

Du, weißt, was ein recht's Trankl wär' für mein Zustand? Geh, mach' mir amal a kleins Gstanzl, an Emil-Vierzeiler, den ich mir in mein Betbüchel legen könnt', und der Frieden macht zwischen den Heiligen und den Hanswursteln, die sich da drin balgen um mein armes Herz wie einst Engel und Teufel um die arme Seel Moses!

Lieber, einziger Lex!

Dank Dir für Deinen guten freundlichen Brief.

Was Du uns von dem allerneuesten weisen Rathe über Dein zersplittertes Talent erzählst, hat mich recht lachen gemacht. Was soll denn der echte und rechte Volksdichter mit seinem Talente anders machen, als es „zersplittern“, d. h. so viel Perlen als möglich heraufholen aus dem Grunde seines Herzens, d. h. echte Perlen! Sollst du vielleicht all die prächtigen und echten Sachen

*) Meinem Jugendfreunde, auf den er angeblich sonst immer eifersüchtig war.

späteren Sachen; oder Anzengruber, wenn er einen Bühneneffect sucht. Schreib einmal ein paar Geschichten ohne „Stil“, ohne „Gemüthlichthuerei“, so wie das Volkslied singt, und du wirst unübertrefflich, weil echt sein! —

Ich weiß nichts zu sagen, was ich sagen will, das spür ich — aber versucht habe ich's doch. Und dass ich Dich ahne und verstehe und liebe, viel echter als hundert andere, die Dich bewundern, das glaubst Du mir wohl?!

Hast mich noch immer lieb? Bist nicht harb auf mich? Fühlst, wie gern ich Dich habe und das, was Du sein kannst und — sein wirst? Dein dankbarer

Emil.

Eben fällt mir ein, dass ich früher Anzengruber als Effectdramatiker citiert hab'. Glaube nicht, dass ich ihn deswegen unterschätze. Aber ich liebe ihn eben am meisten in dem, was das Publicum nicht zu schätzen weiß: sein „Doppelselbstmord“ zum Beispiel, ist vom Anfang bis zum Schlusse ein Meisterwerk — echt, einfach, unvergleichlich und so herrlich wie ein Raimund-Stück.

Lieber Peter!

Dank Dir herzlich für die Zusendung des „Heimgarten“ mit dem „Bösen Blick“. Da les' ich auch in derselben Nummer ein Gedicht von „Hilarius“. Du bist mit ihm gewiss in irgend einer Art in Verbindung. Frag ihn doch mal, ob er nicht Baron Rast heißt: und wenn er so heißt, ob er nicht derselbe Baron Rast ist, der im Jahre 1840 in Schönberg in Mähren*) einen kleinen Emil Vacano über die Taufe hielt (als Stellvertreter für dessen Onkel Alois Ritter von Flick); einen Emil, der seinen Taufnamen erhielt nach dem Helden des Gedichtes: „Der Schutzgeist.“ Es wär ein liebes Zusammentreffen, wenn Pathe und Täufling sich nach so langen Jahren in Deinem Garten begegnet hätten auf ihrem Lebenswege, lieber Peter.

Aber ich schwatze da — und Redacteure haben wenig Zeit für Gemüthsduselei.

Mit tausend herzlichen Grüßen Dein aufrichtiger alter

Emil.

Bester aller Poeten!

Gelt, Alter, meine literarischen Jugendsünden wirf mir nit mehr vor — versprich mir das. Es waren Reiterreclamen, denen nicht ich das cachet verlieh. Was dafür zu büßen war, das habe ich — weiß Gott! — gebüßt; ärger, schmerzlicher, härter, als ich es in Worten schildern kann! Du weißt nicht, friedreicher Poet, wie elend ich bin, und wie schuldlos.

Also nicht wahr, was meine ersten Federn verschuldeten, das sei begraben zwischen uns. Du stehst mir so hoch, und ich habe Dich so gerne, dass mir ein leisester Vorwurf aus Deinem Munde bitter weh thut — und ich bin krank, rettungslos krank im Herzen — das geringste Leid, die leiseste Aufregung kosten mich Tage der schrecklichsten Leiden. Also antworte mir nicht auf den Inhalt dieses Briefes. Aber sende uns bald wieder ein freundliches Wörtchen, welches von Wohlsein und Hoffnungen Deines eigenen lieben Selbst erzählt.

Wir grüßen Dich innigst.

Gott schütze Dich für und für, Dich und die Deinen, und leite Dich weiter Deine Bahn.

Emil.

Mein lieber guter Freund!

Wir hatten uns immer so gut verstanden über alles. Ich glaub nur in einem Punkt nicht: über'n Anzengruber. Nun, und der ist ja fast nie zwischen uns zur Sprach' gekommen.

---

*) Vacano's Geburtsort.

Es küßt Dich herzinnig Dein aufrichtiger Bruder und Freund

Emil.

Die paar dalketen Kleinigkeiten hat das Christkindl bei uns für Dich abgegeben. Ich hab' mehr gefordert. Aber das Christkindel hat geschachert und gesagt: „Arme Leut kochen mit Wasser."

* * *

Liebster bester Lex!

Wir danken Dir herzlich für Dein liebes gutes Brieferl, und ich insbesondere für die echten lieben alten Bildeln, welche die richtigen Betschwester-Bildeln*) sein! Du hast mir damit eine große Freude gemacht. Nochmals herzlichen Dank dafür!

An was schreibst Du denn jetzt? Kriegt man bald wieder ein neues Buch von Dir zu Gesicht? Lass uns, Deine Bewundrer und Verehrer, ja nicht zu lang darauf warten, Faulpelz! —

Wir waren jetzt vierzehn Tag in Mödling, weil der Karl dort hat ausmessen müssen. Ach, die Naturluft thut so wohl, so wohl! —

Was machen denn Deine Leutln? Und Dein Herzensfreund?

Schreib bald und viel, und sei „stürmisch" umarmt von Deinem liebenden Freunde

Emil.

Lieber abscheulicher Lex!

So lang nit schreiben?! Ich könnt' Dir die Augen auskratzen und hass Dich, ich kann dich nit mehr ausstehen! Fauler Ding übereinander, treuloser, garstiger!

Mitschi.

Mein lieber guter Freund!

Mit großer Freude habe ich die neuliche Sendung lieber grüner Bändchen erhalten — und Dank Dir und Deinem Herrn Verleger vom Herzen für dieselben! Wenn Du wüsstest, wie erfrischend, wie blumenwürzig mich solche Lectüre anmuthet in meiner Abgeschlossenheit von der Welt, vom Leben, von Kunst und Literatur! Nun möchte ich aber auch einmal wacker darüber schreiben.

Dabei mein Großer, Theurer! möchte ich Dir aber auch ein Gefühl gestehen, das ich eben den „Leuten" nicht sagen mag — es ist kein Tadel, denn wer mag tadeln, was man so hoch hält? — es ist nur Ehrlichkeit des Liebenden — denn ich liebe Deinen Genius unaussprechlich! Und das ist: wenn ich Deine Geschichten lese, dann habe ich oft das Gefühl, dass Du zu — literarisch bist. Ich weiß kaum, wie ich das präcisieren soll? Dein Genius war frisch, voll und ganz schon als „Kind", er war in Dir fertig von Deinem ersten Liede an, wie Minerva fertig mit Panzer und Schild aus Jupiters Kopf sprang. Dann wardst du gebildet, gedrillt, gehobelt, verfeinert von allen; Du lasest Stifter und dergleichen, und hast Deinem ehrlichen Ich ein feines, wenn auch bäuerliches Sonntagsgewand angezogen „für die Leser". Es ist manchmal, als schriebst du mehr fürs Ausland als für uns; so sehr mühst du dich, rein und aller Welt schriftsprachverständlich zu sein in Form und Wort. Die Jargonworte, die doch der Grundstock sein sollten, erscheinen dann wie Aufputz. Bei Dir, dem Steirerredner! Möchte doch in Prosa von Dir Geschichten lesen, geschrieben so ganz, wie dir der Schnabel gewachsen ist! — Dann kommst Du wieder, weil Du fühlst, dass Du zu literarisch (ich finde eben keinen Ausdruck!) bist. Oft hab' ich mir gedacht: wenn der Rosegger nur nie etwas gelernt hätte, dann wären auch seine Erzählungen unvergänglich, wie sein Geist. Du solltest schreiben wie das Volkslied, und nicht wie Stifter, Auerbach in seinen

*) Er sammelte damals Heiligenbildchen, wie man sie an Wallfahrtsorten kauft.

weiß keinen Namen dafür als: „Herzfehler“ — und seine Medicamente nehmen die Müdigkeit nicht von mir — sie geben mir auch den verlornen Lebensmuth nicht wieder. Armer alter Doctor — das von ihm zu verlangen! . .

Noch immer herrscht hier das süße, laue Wetter — ich habe diesen schmerzlichen Herbstton in der Natur zu lieb — die Erde erscheint mir wie eine sterbende junge Braut, sich geliebt wissend, und selbst liebend. Mit dem alten, süßen Lächeln auf dem müden und blasser werdenden Gesichte sucht sie die Umgebung über die Nähe des Abschiedes zu täuschen — und kämpft mit dem zwingenden Gesetz der Natur bis zur Unmöglichkeit — und sie fassens erst alle, nachdem es geschehen! Sie haben sich einwiegen lassen in die alte Ruhe — und glauben an das Scheiden erst, wenn ihnen die Glöcklein das dumpfe „Vorbei“ ins Herz läuten.

Das ist aber eine triste Rêverie.

Sehr fleißig will ich den Winter sein, wenn's die Kräfte zulassen; auch studieren — ein bißchen Theologisches, ein bißchen Sternkunde, ein bißchen dies und ein bißchen das, — und viel spazieren gehen, und versuchen, gar nicht launisch zu sein und keine Grillen zu fangen. Mit so viel und noch mehr guten Vorsätzen geht der Emil in den Winter hinein. Qui vivra —?

So, nun schließe ich für heute mein Plauderbrieferl. Der Tisch liegt voll Blätter, die Briefmappe sieht ordentlich wassersüchtig aus, so viel unbeantwortete Briefe sind drin — und ich soll aufräumen, und bin doch so sterbensmüde, wie kein Wort es sagen kann — und so ruhesehnsüchtig wie nach langem, langem Pilgern nach einem heiligen Gnadenorte, wo man alle Kirchthüren verschlossen gefunden hat. Ich wünschte nur einmal „ausschlafen“ zu können — dürfen wir das hier unten wohl jemals?

Emil.

Im Schweizerhofe zu Luzern.

Aus dem Tagebuche eines russischen Fürsten von Leo Tolstoy.*)

Um einhalb acht wurde ich zu Mittag gerufen. In einem großen, prächtig ausgestatteten Zimmer im untern Stockwerk waren zwei lange Tische gedeckt, zum mindesten hundert Gedecke. Drei Minuten etwa dauerte die wortlose Bewegung der Zusammenkunft der Gäste, das Rauschen der Frauenkleider, leichte Schritte, leise Gespräche mit den höflichen, fein gekleideten Kellnern; alle Plätze wurden von Damen und Herren eingenommen, die sehr schön, sogar reich und überhaupt außerordentlich sauber gekleidet waren. Wie im allgemeinen in der Schweiz, bildeten den größten Theil der Gäste Engländer, und daher war der Hauptcharakter der allgemeinen Tafel ein strenger, durch die Sitte anerkannter Anstand und ein Mangel an Geselligkeit, der nicht aus dem Stolze hervorgieng, sondern aus dem geringen Bedürfnis der Annäherung und

*) Aus dessen hochinteressanten gesammelten Werken, welche, von Raphael Löwenfeld ins Deutsche übersetzt, bei Richard Wilhelmi in Berlin erschienen sind.

Der Anzengruber, das ist einer, vielleicht der einzige Schriftsteller auf der Welt, der mir „weh thut“. Ich rede hier natürlich nur von seinen Schriften, da er mir persönlich ganz fremd ist! Nicht, dass ich an seinen Stücken etwas zu tadeln fände, dass ich etwas aussetzen könnt', dass mir seine Werke nicht die als eines Hochbegabten und Berufenen erschienen: aber er sieht alles so gallig: er lässt die Menschen so verzagen, so verwildern, und so viel bittern Schmerz ertragen und wieder so viel Bosheit und Falschheit kochen im Herzen. Bös oder unglücklich oder lächerlich, schauerlich oder elend zum Vergehn ist ihm der Mensch; wenn ich ein Stück von ihm gesehen hab', oder wenn ich ein Gsetzel von ihm gelesen hab', das sind Augenblicke, wo mir die Welt missfällt, wo mir der Mensch kein feindlicher Bruder mehr ist, sondern ein erbarmungsloser oder verstockter Feind anderer Wesenheit. Meine eigenste innerste Natur bildet eine so schreckliche Dissonanz mit eben der Anzengruberschen. Halt' aber nicht dafür, dass ich ihn, den du so hoch hältst, nicht nach seinem vollen Verdienste schätze.

Und jetzt genug für heut. Ich habe da mehr geplaudert als ich wollte und sollte. Ich wollte Dir nur danken für Deinen lieben Brief und Dich und die Deinen innig grüßen. Sobald ich ein bisserl wohl bin, schreibe ich Dir ein kleines Geschichterl und werde Dich fragen, ob es Dir passt.

Und nun mit Gruß, Handschlag und Dank Dein alter

Emil.

So, jetzt wird man sich nicht einmal mehr 's Herz ausschütten dürfen vor einem guten Freund, wird nicht einmal „in seinen vier Wänden“ ein bissel seine Meinung sagen dürfen über die uncollegialen Collegen? „Ihr verschimpfiert einander!“ sagst Du. Na, mein Schimpfen hört kein Mensch als Du. Aber die anderen „geistvollen Wiener Poeten“, die lasseten sich ja lieber die Zungen ausreißen, als dass sie dem „Vacano“ nur ein bissel Gerechtigkeit widerfahren lasseten, was doch alle ausländischen echten und wirklich bedeutenden Schriftsteller thun und gethan haben! Warum kann ich denn den Rodenbergs, Heyses, Heigels, Hackländers, Mühlbachs, Freytags was sein, und nur diesen neugebackenen Feuilletonlern nicht, deren Name über die Wiener Ringstraße nicht hinausklingt? Warum können mich denn Franzosen, Italiener, Ungarn, Holländer übersetzen, und nur diese Wiener Genies von eigenen Gnaden wissen gar nicht, dass ich überhaupt die Feder führen kann? Nicht an ihrem Lobe liegt mir, aber bezeichnend genug ist es doch, und ein Beweis, dass eine Wiener Clique existiert! Und zu einem guten Freunde kann ich doch von dieser Clique reden, und sie auf den Glanz herstellen, in dem sie sich mir zeigt?

So, und jetzt lassen wir alle die Herren Schriftsteller liegen, wo sie sich selber hinlegen. Zwischen mir und Dir sollen sie abgethan sein für alle Zeiten, und keiner von allen diesen Kerln soll unser schriftliches oder mündliches Gespräch mehr verschandeln und stören. Basta. Ich streich' sie aus zwischen uns.

Emil.

Lieber Peter!

Ich schrieb Dir gestern auf deine freundliche Karte ein paar Zeilen in der Hast meiner Ankunft. Heut' hab' ich nun die Absicht, zu einem längeren „Schwatz“ zu kommen.

Von Dir kann ich nichts reden, da du mir nichts erzählst von deinem jetzigen Leben — so muss ich wohl ein bisschen von mir sprechen.

Mit meinem Leiden will's, obwohl ich wieder den Muthvollen spiele, noch immer nicht recht werden; der Doctor

leicht ein wenig kokette, nicht gerade sehr vernünftige und ehrwürdige Menschen, aber wir waren doch Menschen. Die spanische Gräfin mit ihren romantischen Abenteuern, der italienische Abbate, der nach der Mahlzeit die Göttliche Komödie vortrug, der amerikanische Doctor, der zu den Tuilerien Zutritt hatte, der junge Dramatiker mit dem langen Haar, die Pianistin, die, wie sie selbst sagte, die schönste Polka der Welt componiert hatte, die unglückliche, schöne Witwe mit ihren drei Ringen an jedem Finger, wir verkehrten alle mit einander in menschlicher, wenn auch oberflächlicher Weise und nahmen einer vom anderen theils flüchtige, theils tiefere herzliche Erinnerungen mit. Bei den englischen Tables d'hôtes aber denke ich oft, wenn ich all diese Spitzen, Bänder, Ringe, pomadisierten Köpfe und seidenen Kleider sehe: Wie viele lebendige Frauen würden mit diesem Putz glücklich sein und wie viele andere Menschen würden sie damit glücklich machen! Es ist sonderbar, daran zu denken, wie viel Freunde und Liebende — höchst glückliche Freunde und Liebende — da vielleicht neben einander sitzen, ohne es zu wissen. Und Gott weiß, warum sie dies nicht erfahren und warum einer dem anderen nicht das Glück gibt, das sie so leicht einander geben könnten und nach dem sie so sehr begehren.

Mir wurde traurig zu Muthe, wie stets nach solchen Mahlzeiten, und ohne den Nachtisch abzuwarten, entfernte ich mich in der trübsten Gemüthsstimmung, um in der Stadt umherzuschlendern. Die engen schmutzigen Straßen ohne Beleuchtung, die geschlossenen Läden, das Zusammentreffen mit betrunkenen Arbeitern und Weibern, welche Wasser holten oder sich beständig umschauend durch die Gassen huschten, vertrieben nicht nur meine traurige Stimmung nicht, sondern verstärkten sie noch. Draußen war es schon ganz dunkel, als ich, ohne mich weiter umzusehen und ohne einen bestimmten Gedanken, nachhause gieng, weil ich hoffte, mich durch den Schlaf von der düsteren Stimmung zu befreien. Mir war entsetzlich, herzenskalt und einsam zu Muthe, wie es wohl ohne ersichtliche Ursachen vorkommt, wenn man an einen neuen Ort übersiedelt.

Ich sah immer nur vor mich hin und gieng so die Uferstraße entlang auf den Schweizer Hof zu, als plötzlich die Töne einer sonderbaren, aber außerordentlich angenehmen, lieblichen Musik mein Ohr trafen. Diese Töne wirkten im Augenblick belebend auf mich, als wäre ein heller, heiterer Sonnenschein in meine Seele gefallen. Mir ward wohl und heiter. Meine schlummernde Empfänglichkeit richtete sich wieder auf, alles, was mich umgab, die Schönheit der Nacht und des Sees, gegen die ich vorher gleichgiltig gewesen war, entzückten mich plötzlich wie etwas Neues. Unwillkürlich vermochte ich in diesem Augenblick alles in mich aufzunehmen: den überzogenen Himmel mit den grauen Flöckchen auf dem dunklen Blau, das von dem emporsteigenden Mond beleuchtet war, den dunkelgrünen, glatten See mit den Flämmchen, die sich in seinem Wasser wiederspiegelten, die nebelumflossenen Berge in der Ferne, das Quaken der Frösche aus Fröschenburg und den thaufrischen Schlag der Wachteln vom Ufer drüben. Unmittelbar vor mir aber an der Stelle, von der die Töne kamen und auf welche meine Aufmerksamkeit besonders gerichtet war, erblickte ich im Halbdunkel mitten in der Straße eine Menge Volks, die sich im Halbkreis drängte, und vor der Menge in einiger Entfernung einen winzigen kleinen Mann in schwarzer Kleidung. Hinter der Menge und dem Manne erhoben sich an dem dunklen, grauen und blauen, zerrissenen Himmel einige schwarze Pappeln schlank in die Luft,

einer gleichen Genügsamkeit in der bequemen und angenehmen Befriedigung der eigenen Bedürfnisse. Von allen Seiten schimmern die glänzend weißen Spitzen, die glänzend weißen Kragen, die glänzend weißen, echten und unechten Zähne, glänzend weiße Gesichter und Hände. Aber die Gesichter, von welchen viele sehr schön sind, drücken nur das Bewusstsein des eigenen Wohlbehagens und den gänzlichen Mangel an Theilnahme für die ganze Umgebung aus, wenn sie sich nicht unmittelbar auf die eigene Person bezieht, die glänzend weißen Hände mit den Ringen bewegen sich nur, um den Kragen glatt zu ziehen, um den Braten zu zerschneiden und den Wein in das Glas zu gießen; keine Seelenregung spiegelt sich in ihren Bewegungen. Familien wechseln von Zeit zu Zeit mit leiser Stimme ein paar Worte über den angenehmen Geschmack einer Speise oder des Weines oder über die schöne Aussicht vom Rigi mit einander, einzelne Herren und Damen sitzen neben einander, ohne ein Wort zu sprechen, ja ohne sich auch nur einen Blick zuzuwerfen. Wenn von diesen hundert Menschen von Zeit zu Zeit zwei mit einander plaudern, so sprechen sie sicher vom Wetter oder von der Besteigung des Rigi. Messer und Gabel bewegen sie kaum hörbar in den Tellern, von den Speisen nimmt man wenig, Erbsen und Obst wird unbedingt mit der Gabel gegessen. Die Kellner, die sich unwillkürlich der allgemeinen Schweigsamkeit fügen, fragen flüsternd, welchen Wein man befiehlt. Bei solchen Mahlzeiten wird mir immer drückend, unangenehm und am Ende traurig zu Muthe. Mir ist dann, als hätte ich eine Schuld begangen und müsste bestraft werden, wie in meiner Kindheit, wo man mich für Unarten auf einen Stuhl setzte und spöttisch zu sagen pflegte: „Nun ruhe dich aus, mein Jungchen," während in den Adern das junge Blut pocht und im anderen Zimmer das fröhliche Lärmen der Brüder zu hören ist. Früher hatte ich mir Mühe gegeben, mich gegen dieses Gefühl der Beklemmung, das ich bei solchen Mahlzeiten empfand, zu empören, aber vergeblich: alle diese todten Gesichter haben auf mich einen unwiderstehlichen Einfluss, und ich werde dann selbst todt wie sie, ich habe keinen Willen, keinen Gedanken, ich beobachte nicht einmal. Anfangs versuchte ich mit den Nachbarn ein Gespräch zu beginnen, aber außer Phrasen, die offenbar zum hunderttausendstenmale an derselben Stelle und zum hunderttausendstenmale von derselben Person wiederholt wurden, erhielt ich keine Antwort. Und alle diese Menschen waren doch weder dumm, noch gefühllos, viele von diesen erstorbenen Menschen haben sicher ein solches Innenleben wie ich, viele ein weit mannigfaltigeres und merkwürdigeres. Warum also berauben sie sich gegenseitig eines der schönsten Genüsse des Lebens, — des Genusses des Verkehrs, des Genusses am Menschen?

Wie anders war es in unserer Pariser Pension, wo wir zwanzig Menschen der verschiedensten Nationen, Berufe und Charaktereigenschaften uns unter dem Einflusse der französischen Geselligkeit an der gemeinsamen Tafel wie zu einem Vergnügen zusammenfanden. Dort gab es sofort von dem einen Ende des Tisches zum anderen eine allgemeine Unterhaltung, reich an Scherzen und Witzen, oft sogar in gebrochener Sprache. Da plauderte jeder ohne Sorge darüber, wie es ihm glücken würde, was ihm gerade einfiel; dort hatten wir unseren Philosophen, unseren Streithahn, unseren Schöngeist, unseren Narren — und alle gehörten allen; dort schoben wir gleich nach der Mahlzeit den Tisch beiseite und tanzten im Takt oder auch nicht im Takt auf dem staubigen Teppich Polka bis zum späten Abend; dort waren wir viel-

Das kleine Männlein in der Dunkelheit mitten auf der Straße schwärmte wie eine Nachtigall Strophe um Strophe, Lied um Lied. Obgleich ich ganz nahe an ihn herangetreten war, hörte sein Gesang nicht auf, mir großes Vergnügen zu bereiten. Seine kleine Stimme war ungewöhnlich angenehm, und die Zartheit, der Geschmack und das rhythmische Gefühl, mit welchem er seiner Stimme gebot, war außerordentlich und ließen an ihm eine große natürliche Begabung erkennen. Den Abgesang jeder Strophe sang er immer anders, und man konnte erkennen, dass all diese anmuthigen Variationen mühelos und aus dem Stegreif kamen.

In der Menge — sowohl oben im Schweizer Hof als auch unten auf dem Damme — hörte man häufig ein beifälliges Flüstern, es herrschte ein achtungsvolles Schweigen. Auf den Balkons und an den Fenstern nahm die Zahl der geputzten, malerisch im Glanze der Lichter des Hauses an das Geländer gelehnten Frauen immer mehr zu. Die Lustwandelnden blieben stehen, und auf der Uferstraße standen überall unter den Linden Männer und Frauen in Gruppen. In meiner Nähe standen, in einiger Entfernung von der großen Menge, ein aristokratischer Koch und Lakai und rauchten ihre Cigarren. Der Koch empfand den Zauber der Musik mächtig, bei jedem hohen Fistelton nickte er dem Lakai mit dem Kopfe entzückt, erstaunt zu, und stieß ihn mit dem Ellbogen, als wollte er sagen: Wie der singen kann, he? Der Lakai, aus dessen breitem Lächeln ich ersehen konnte, welchen Genuss er empfand, antwortete auf die Stöße des Kochs mit jenem Achselzucken, welches bedeuten soll, ihn könne man nicht so leicht in Erstaunen setzen, er habe schon bedeutend Schöneres gehört.

In einer Pause, als der Sänger hustete, fragte ich den Lakeien, wer er sei und ob er oft herkäme.

„Zweimal im Jahr kommt er“, antwortete der Lakai, „er ist aus dem Aargau, er bettelt sich so durch.“

„Wie? ziehen viele solcher Leute herum?“ fragte ich.

„Gewiss“, antwortete der Lakai, der nicht bald verstanden hatte, wonach ich fragte; als er aber meine Frage begriffen hatte, fügte er hinzu: „O nein, jetzt sehe ich nur diesen einen, mehr gibt es nicht.“

In diesem Augenblicke hatte das kleine Männlein das erste Lied beendet, warf gewandt seine Guitarre zurück und sprach etwas in seiner deutschen Mundart, was ich nicht verstehen konnte, was aber in der herumstehenden Menge lautes Lachen hervorrief.

„Was sagte er denn?“ fragte ich.

„Er sagt, die Kehle sei ihm trocken, er würde gern Wein trinken“, erklärte mir der Lakai, der neben mir stand.

„Wie, er trinkt wohl gern Wein?“

„Das thun sie alle gern“, antwortete der Lakai lächelnd und mit einer Handbewegung gegen ihn.

Der Sänger nahm seine Mütze ab, schwang seine Guitarre und gieng auf das Haus zu. Er warf den Kopf zurück und wandte sich an die Herrschaften, die an den Fenstern und auf den Balkons standen. „Messieurs et mesdames“, sagte er mit halb italienischer, halb deutscher Betonung und in dem Tonfall, in welchem Gaukler ihr Publicum anzusprechen pflegen, „si vous croyez, que je gagne quelque chose, vous vous trompez; je ne suis qu'un pauvre tiaple.“ Er hielt inne und schwieg eine Weile, da ihm aber niemand etwas gab, warf er wieder die Guitarre um und sagte: „A présent, messieurs et mesdames, je vous chanterai l'air du Righi.“ Das Publicum oben schwieg, blieb aber stehen und wartete das folgende Lied ab; unten in der Menge lachte man wohl, weil er sich so komisch ausgedrückt hatte, vielleicht auch, weil

und zu den beiden Seiten der alterthümlichen Domkirche ragten majestätisch zwei ernste Thurmspitzen zum Himmel.

Ich trat näher heran, die Töne wurden heller; ich unterschied deutlich die fernen, süß in die Abendluft sich wiegenden Accorde einer Guitarre und einige Stimmen, die einander ablösend nicht ein Thema sangen, sondern in eigener Weise nur die Hauptstellen anschlugen und so das Thema erkennen ließen. Das Thema war eine Art liebreiche und anmuthige Mazurka. Die Stimmen schienen bald nahe, bald ferne zu sein; bald ertönte ein Tenor, bald ein Bass, bald ein Fistelton mit knurrenden tirolischen Jodlern. Es war kein Lied, es war eine leicht hingeworfene meisterhafte Skizze eines Liedes. Ich konnte nicht begreifen, was es sein sollte. Aber es war sehr schön. Die wollüstigen, schwachen Accorde der Guitarre, die liebliche, leichte Melodie und die einsame kleine Gestalt des schwarzen Männleins inmitten der phantastischen Umgebung des dunklen Sees, des hindurchschimmernden Mondes, des schweigsamen, gen Himmel ragenden Thurmes und der schwarzen Pappelreihen, alles war so sonderbar, aber so unaussprechlich schön oder erschien mir doch so.

Alle die wirren, unwillkürlichen Eindrücke des Lebens erhielten für mich plötzlich Bedeutung und Reiz. Mir war, als wäre in meiner Seele eine frische duftige Blume aufgeblüht; statt der Müdigkeit, der Zerstreutheit, der Gleichgiltigkeit gegen alles in der Welt, die ich einen Augenblick vorher empfunden hätte, fühlte ich plötzlich ein Bedürfnis nach Liebe, eine Fülle von Hoffnungen und eine grundlose Lebensfreude. Was kann man noch verlangen, was noch begehren — sprach es leise in meiner Brust, da ist sie und umgibt dich von allen Seiten, die Schönheit und die Poesie. Sauge sie mit vollen großen Zügen in dich ein, genieße sie, soweit deine Kraft reicht. — Was kannst du noch begehren? Alles ist da, alle Glückseligkeit . . . . .

Ich trat näher heran. Das kleine Männlein war, wie mir schien, ein umherziehender Tiroler. Er stand vor dem Fenster des Gasthofes, den einen Fuß vorgestellt, den Kopf zurückgeworfen, klimperte auf seiner Guitarre und sang mit verschiedenen Stimmen sein anmuthiges Lied. Ich empfand sofort Neigung zu dem kleinen Manne und Dankbarkeit für die Wandlung, welche er in mir hervorgerufen hatte. Der Sänger trug, soviel ich sehen konnte, einen alten, schwarzen Rock, er hatte schwarzes, kurzes Haar und eine ganz bürgerliche, einfache, alte Mütze auf dem Kopfe. Seine Kleidung hatte nichts Künstlerisches, aber die nachlässige, kindlich heitere Pose und seine Geberden bildeten mit seinem kleinen Wuchse ein rührendes und zugleich ergötzliches Schauspiel. Auf der Freitreppe, an den Fenstern und auf dem Balkon des prächtig erleuchteten Gasthofes standen die Damen in glänzendem Schmuck und in ihren üppigen Kleidern, die Herren mit den glänzenden Kragen, der Pförtner und die Lakaien in den goldgestickten Livreen; auf der Straße stand die Menge im Halbkreis, und weiterhin auf dem Quai unter den Kindern hatten sich die vornehm gekleideten Kellner, die Köche mit den weißen Mützen und Schürzen und junge Mädchen, die Arm in Arm lustwandelten, versammelt; alle schienen dasselbe Gefühl zu haben, das ich empfand. Alle standen schweigend um den Sänger herum und lauschten ihm aufmerksam. Rings herrschte Stille, nur in den Zwischenpausen des Liedes hörte man in weiter Ferne über den See herüber den Ton eines Hammers und von Fröschenburg kamen in abgerissenen Trillern die Stimmen der Frösche herüber, übertönt von dem feuchten, eintönigen Schlag der Wachteln.

dass etwas Drückendes, Ungelöstes meine Seele erfüllte und mich umklammerte.

In dem prächtigen, erleuchteten Thore begegnete mir der Pförtner, der höflich beiseite trat, und eine englische Familie. Der stämmige, schöne, hoch gewachsene Mann mit dem schwarzen englischen Backenbart, dem schwarzen Hut, das Plaid über dem Arme, einen kostbaren Spazierstock in der Hand, führte träge und selbstbewusst eine Dame am Arm, in einem auffälligen Seidenkleid, einem Häubchen mit schillernden Bändern und prachtvollen Spitzen. An ihrer Seite gieng ein hübsches, frisches junges Mädchen, in einem anmuthigen Schweizer Hut mit einer Feder à la mousquetaire, unter dem die weichen, langen, hellblonden Locken um ihr weißes Gesicht herabfielen. Vor ihnen sprang ein zehnjähriges, rothwangiges Mädchen einher, mit vollen weißen Knien, die unter zarten Spitzen hervorblickten.

Eine wundervolle Nacht, sagte die Dame mit süßer Stimme, gerade als ich vorübergieng.

Ohe, brummte der Engländer träg vor sich hin. Ihm schien so wohl in der Welt zu sein, dass er selbst zum Sprechen keine Lust hatte. Und ihnen allen schien das Leben auf Erden so friedlich, so bequem, so rein und leicht zu sein, aus ihren Geberden und ihren Zügen sprach eine solche Gleichgiltigkeit gegen alles fremde Leben und eine solche Überzeugtheit davon, dass der Pförtner ihretwegen beiseite getreten und sie gegrüßt habe, und dass sie, wenn sie heimkommen, ein sauberes ruhiges Bett und Zimmer finden würden, und dass alles dies so sein müsse, und dass sie auf alles dies ein Recht haben — dass ich plötzlich unwillkürlich den herumziehenden Sänger mit ihnen verglich, der müde, vielleicht hungrig, beschämt jetzt der lachenden Menge entflohen, begriff, welches der schwere Stein war, der auf meinem Herzen lag und einen unaussprechlichen Zorn gegen diese Menschen empfand. Ich schritt zweimal an dem Engländer, hin und zurück, vorüber, wich ihm beidemale nicht aus und stieß ihn mit unsagbarem Genuss mit dem Ellbogen. Dann gieng ich die Treppe herab und eilte in der Dunkelheit in der Richtung auf die Stadt zu, in welcher das kleine Männlein verschwunden war.

Ich begegnete einer Gruppe von drei Leuten und fragte sie, wo der Sänger sei. Sie lachten und zeigten ihn mir vor uns. Er gieng allein mit schnellem Schritt, niemand hatte sich ihm genähert — er schien noch immer zornig vor sich hin zu brummen. Ich holte ihn ein und schlug ihm vor, noch irgend wohin zu gehen und mit mir eine Flasche Wein zu trinken. Er gieng immer noch in demselben Schritt und sah mich mürrisch an; als er aber begriffen hatte, um was es sich handelte, blieb er stehen.

„Gut, das nehme ich an, wenn Sie so freundlich sind“, sagte er. „Gleich hier ist ein kleines Kaffeehaus; hier kann man hinein — ein einfaches“, fügte er hinzu und zeigte auf eine Trinkstube, die noch offen war.

Das Wort „ein einfaches“ brachte mich unwillkürlich auf den Gedanken, nicht in ein einfaches Kaffeehaus zu gehen, sondern in den Schweizer Hof, wo die Menschen waren, welche seinem Gesange zugehört hatten. Obgleich er in scheuer Erregung einigemale den Schweizer Hof abgelehnt hatte, indem er meinte, es sei dort viel zu fein, bestand ich doch darauf. Er that nun, als ob er nicht im mindesten verlegen sei, schwang fröhlich seine Guitarre und gieng mit mir zurück über die Uferstraße. Einige müßige Spaziergänger waren gleich als ich auf den Sänger zugetreten war, langsam herangekommen, sie hatten gehört, was ich mit ihm gesprochen, und folgten uns jetzt in lebhaftem Ge-

man ihm nichts gegeben hatte. Ich gab ihm einige Centimes, er ließ sie gewandt von einer Hand in die andere gleiten, schob sie in die Westentasche, setzte seine Mütze auf und begann wieder das anmuthige, liebliche Tiroler Lied zu singen, das er l'air du Righi genannt hatte. Dieses Lied, das er für den Schluss gelassen hatte, war noch schöner als all die vorhergegangenen, und von allen Seiten hörte man in der immer wachsenden Menge Laute des Beifalls. Er hatte das Lied beendet. Wieder schwang er seine Guitarre, wieder nahm er die Mütze, streckte sie vor sich hin, näherte sich auf zwei Schritte den Fenstern und sagte wieder seine unverständliche Phrase: „Messieurs et mesdames, si vous croyez, que je gagne quelque chose“ — die er offenbar für sehr geistreich und witzig hielt, aber in seiner Stimme und seinen Bewegungen beobachtete ich jetzt eine gewisse Unentschlossenheit und kindliche Scheu, die bei seiner winzigen Gestalt etwas besonders Rührendes hatten. Das vornehme Publicum stand noch immer so malerisch im Scheine der Lampen auf den Balkons und an den Fenstern und ebenso glänzend in seiner kostbaren Kleidung. Die einen plauderten gesittet und artig miteinander, offenbar über den Sänger, der mit ausgestreckter Hand vor ihnen stand, andere blickten aufmerksam und neugierig hinunter auf die kleine schwarze Gestalt; auf einem der Balkons ertönte das wohlklingende und fröhliche Lachen eines jungen Mädchens. In der Menge unten wurden die Reden und das Gespött immer lauter und lauter. Der Sänger betete zum drittenmale seinen Spruch her, jetzt mit noch schwächerer Stimme, ja, er brachte ihn nicht einmal zu Ende und streckte wieder die Hand mit der Mütze aus, ließ sie aber sofort sinken. Und zum zweitenmale warf ihm nicht ein einziger von diesen hunderten glänzend gekleideter Leute, die sich herangedrängt hatten, um ihm zuzuhören, auch nur einen Heller zu. Die Menge lachte mitleidlos. Der kleine Sänger schien förmlich noch kleiner zu werden, nahm seine Guitarre in die andere Hand, hielt seine Mütze über den Kopf und sagte: „Messieurs et mesdames, je vous remercie et je vous souhaite une bonne nuit“ und setzte seine Mütze auf. Die Menge brach in ein lautes, jubelndes Lachen aus. Von den Balkons verschwanden die schönen Herren und Damen allmählich in ruhigem Geplauder. Auf den Boulevards begann die Promenade wieder von neuem. Die Straße, die während des Gesanges verstummt war, belebte sich wieder; nur einige Menschen beobachteten den Sänger, ohne an ihn heranzutreten, aus der Entfernung und lachten. Ich hörte, wie das kleine Männlein etwas in seinen Bart brummte, sich umwandte und, als wäre er noch kleiner geworden, mit schnellen Schritten auf die Stadt zugieng. Die fröhlichen Spaziergänger, die ihn beobachteten, folgten ihm in einiger Entfernung und lachten.

Ich wusste gar nicht, was ich aus all dem machen sollte, ich begriff nicht, was es bedeutete, und schaute, an eine Stelle gebannt, gedankenlos in die Dunkelheit auf das winzige Männlein, das sich in der Ferne verlor und das mit Riesenschritten auf die Stadt zugieng, und auf die lachenden Spaziergänger, die ihm folgten. Ich empfand ein Gefühl des Schmerzes, der Bitterkeit und vor allem der Scham für das kleine Männlein, für die Menge, für mich selbst, als hätte ich um Geld gebeten, als hätte man mir nichts gegeben und über mich gelacht. Und ich gieng auch, ohne mich umzusehen, beklommenen Herzens mit schnellen Schritten nachhause auf die Freitreppe des Schweizer Hofes zu. Ich konnte mir noch immer keine Rechenschaft geben von dem, was ich empfand, ich wusste nur,

kommen, und das hatte ihm die Arbeitsfähigkeit genommen. Er hatte aber von Jugend auf Neigung zum Gesang gehabt, und so begann er zu singen. Die Fremden gaben ihm manchmal ein paar Groschen. Er machte seinen Beruf daraus, kaufte sich eine Guitarre, und so zieht er nun das achtzehnte Jahr durch die Schweiz und Italien, und singt vor den Gasthäusern. Sein ganzes Gepäck ist die Guitarre und das Beutelchen, in dem er augenblicklich nur anderthalb Francs hatte, die er heute für sein Nachtquartier und Abendbrot brauche. Alljährlich, schon das achtzehntemal, durchwandert er alle besser besuchten Orte der Schweiz: Zürich, Luzern, Interlaken, Chamounix u. s. w. Über den St. Bernhard geht er nach Italien und kommt über den St. Gotthard und durch Savoyen zurück. Augenblicklich fällt ihm das Herumziehen schwer, weil er sich erkältet und einen Schmerz in den Füßen hat, den er Gliedersucht nennt, einen Schmerz, der mit jedem Jahre zunimmt, und weil seine Augen und seine Stimme schwächer werden. Trotzdem begäbe er sich jetzt nach Interlaken, Aix-les-Bains und über den kleinen St. Bernhard nach Italien, das er ganz besonders gern habe; er scheint im allgemeinen mit seinem Leben sehr zufrieden zu sein. Als ich ihn fragte, warum er in die Heimat zurückkehre, ob er da Verwandte, ein Haus oder ein Stückchen Land besitze, zog sich sein kleiner Mund wie ein gefalteter Stoff zu einem Lächeln zusammen, und er antwortete mir: „Oui, le sucre est bon, il est doux pour les enfants“! — und blinzelte den Lakaien zu.

Ich verstand kein Wort, in der Gruppe der Lakaien lachte man.

„Nichts von alledem; würde ich sonst so herumziehen?“ erklärte er mir. „Ich kehre immer wieder nachhause zurück, weil es einen doch immer nach der Heimat zieht.

Und er wiederholte noch einmal mit einem verschmitzt selbstgefälligen Lächeln die Wendung: „Oui, le sucre est bon —“ und lachte gutmüthig. Die Lakaien waren sehr vergnügt und lachten laut, nur die bucklige Magd am Waschfass betrachtete das kleine Männlein mit ihren großen guten Augen ernst und hob ihm die Mütze auf, die während des Gesprächs von der Bank gefallen war. Ich habe die Beobachtung gemacht, dass herumziehende Sänger, Akrobaten, ja sogar Gaukler sich gern Künstler nennen. Darum spielte ich auch meinem Nachbar gegenüber darauf an, dass er ein Künstler sei. Aber er nahm diesen Vorzug gar nicht für sich in Anspruch, sondern betrachtete sein Geschäft sehr einfach als ein Erwerbsmittel. Als ich ihn fragte, ob er die Lieder, die er singe, selbst mache, wunderte er sich über die seltsame Frage, und antwortete: es seien ja alles alte Tiroler Lieder.

„Aber das Lied vom Rigi ist nicht alt“, sagte ich.

„O, das ist schon vor fünfzehn Jahren entstanden. Ein Deutscher in Basel — ein sehr kluger Mann! — hat es gemacht. Ein vortreffliches Lied. Er hat es, müssen Sie wissen, für Reisende gemacht.“

Und er begann den Wortlaut des Liedes vom Rigi, das ihm so sehr gefiel, herzusagen, indem er es ins Französische übersetzte:

Willst du auf den Rigi gehen,
Brauchst bis Weggis keine Schuhe,
(Weil man mit dem Dampfer fährt).
Dann von Weggis nimm dir einen Stab.
Auch ein Mädchen nimm dir untern Arm,
Kehre ein und trink ein Gläschen Wein.
Aber trinke nur nicht allzuviel;
Denn wer trinken will, muss den Wein verdienen . . .

„O, ein trefflich Lied!“ schloss er.

Die Lakaien fanden wahrscheinlich das Lied sehr hübsch, denn sie waren näher herangetreten.

„Und wer hat die Musik gemacht?“ fragte ich.

sprach bis zu der Freitreppe, wahrscheinlich weil sie von dem Tiroler irgend eine Vorstellung erwarteten.

Ich bestellte bei einem Kellner, der mir im Flur begegnete, eine Flasche Wein. Der Kellner lächelte, warf uns einen Blick zu, antwortete kein Wort und rannte vorüber. Der Oberkellner, an den ich mich mit derselben Bitte wandte, hörte mir ernsthaft zu, betrachtete die scheue, kleine Gestalt des Sängers vom Kopf bis zum Fuß und sagte dann in strengem Tone zu dem Pförtner, man solle uns in den Saal zur Linken führen. Dieser Saal zur Linken war die Trinkstube für das Volk. In der Ecke dieses Zimmers wusch ein buckliges Mädchen das Geschirr, und die ganze Einrichtung bestand aus nackten Holztischen und Holzbänken. Der Kellner, der eingetreten war, um uns zu bedienen, sah uns mit einem herablassenden, spöttischen Lächeln an, steckte die Hände in die Taschen und führte mit der buckligen Geschirrwäscherin ein Gespräch. Er wollte uns offenbar merken lassen, dass er sich in seiner gesellschaftlichen Stellung und seinem Werte unermesslich über den Sänger erhaben fühlte, und dass es für ihn nicht nur nicht beleidigend, sondern wahrhaft belustigend sei, uns zu bedienen.

„Wünschen Sie einfachen Wein“, sagte er und blinzelte mir mit einem vielsagenden Blick auf meinen Genossen zu, indem er seine Serviette von einer Hand in die andere gleiten ließ.

„Champagner, und vom besten“, sagte ich, und bemühte mich, eine recht stolze, würdevolle Haltung anzunehmen. Aber weder der Champagner noch meine vermeintlich stolze und würdevolle Haltung machten Eindruck auf den Diener: er lachte, stand eine Weile da, betrachtete uns, sah recht gemächlich auf seine goldene Uhr und gieng mit langsamen Schritten aus dem Zimmer, als ob er spazieren giengе. Bald kam er mit dem Wein und in Begleitung zweier anderer Lakaien zurück. Zwei von ihnen setzten sich zu der Geschirrwäscherin und ergötzten sich mit fröhlicher Aufmerksamkeit und einem freundlichen Lächeln in den Zügen an unserem Anblick, wie Eltern sich an lieben Kindern ergötzen, die artig spielen. Nur die bucklige Küchenmagd schien uns nicht spöttisch, sondern mit Theilnahme zu beobachten. Obgleich die Unterhaltung und die Bewirtung des Sängers mir sehr schwer und unbehaglich war unter diesen Lakaienblicken, gab ich mir doch alle Mühe, so unbefangen als möglich zu bleiben. In der Beleuchtung konnte ich ihn besser beobachten. Er war ein sehr kleiner, aber proportioniert gebauter, muskulöser Mann, nahezu ein Zwerg, mit borstigem, schwarzem Haar, beständig thränenden, großen, schwarzen Augen ohne Wimpern und mit einem außerordentlich angenehmen, reizendgeformten Mündchen. Er trug einen kleinen Backenbart, sein Haar war kurz, seine Kleidung äußerst einfach und ärmlich. Er war unsauber, abgerissen, verbrannt und hatte im allgemeinen das Aussehen eines nothleidenden Menschen. Er hatte mehr Ähnlichkeit mit einem armen Händler als mit einem Künstler, nur in seinen beständig feuchten, glänzenden Augen und dem zusammengekniffenen Mündchen lag etwas Originelles und Rührendes. Dem Äußern nach hätte man ihn auf fünfundzwanzig bis vierzig Jahre schätzen können, in Wirklichkeit war er achtunddreißig Jahre alt.

Er erzählte mir mit gutmüthiger Bereitwilligkeit und sichtbarer Aufrichtigkeit Folgendes aus seinem Leben: Er stammte aus dem Aargau. Schon als Kind hatte er Vater und Mutter verloren, andere Verwandte hatte er nicht. Vermögen hatte er nie besessen; er hatte die Tischlerei erlernt, aber vor zweiundzwanzig Jahren hatte er den Knochenfraß in der Hand be-

Er nahm das Glas zur Hand und verneigte sich gegen mich.

„Ich weiß, was Sie wollen“, sagte er, kniff die Augen zusammen und drohte mir mit dem Finger. „Sie wollen mir einen Rausch beibringen und dann sehen, was aus mir wird; aber nein, das wird Ihnen nicht gelingen.“

„Warum sollte ich Sie berauschen wollen?“ sagte ich. „Ich möchte Ihnen nur einen Genuss bereiten.“

Es that ihm gewiss leid, dass er mich beleidigt hatte durch die hässliche Auslegung meiner Absicht. — Er war verlegen, erhob sich und ergriff mich am Ellbogen.

„Nein, nein,“ sagte er, und seine feuchten Augen sahen mich mit einem flehenden Ausdrucke an; „ich habe das nur so im Scherz gesagt.“

Und gleich darauf leierte er irgend eine entsetzlich wirre und gekünstelte Redensart her, welche besagen sollte, dass ich doch ein guter Kerl sei. „Je ne vous dis que ça“, schloss er.

Solcher Art fuhren wir fort zu plaudern und zu trinken, und die Lakaien hörten nicht auf, sich ungeniert an unserem Anblick zu ergötzen und, wie es schien, über uns lustig zu machen. Trotz meiner fesselnden Unterhaltung konnte mir das nicht entgehen, und ich muss gestehen, ich ärgerte mich immer mehr und mehr darüber. Einer von ihnen hatte sich erhoben, war an das kleine Männlein herangetreten, sah ihm gerade auf den Scheitel und begann zu lächeln.

Ich hatte schon einen tüchtigen Vorrath von Zorn gegen die Bewohner des Schweizer Hofes bereit, den ich nun an jemanden hätte auslassen können, und dieses Lakaienpublicum regte mich, ich muss es gestehen, gerade recht an. Der Pförtner trat ins Zimmer, ohne die Mütze abzunehmen, und setzte sich mit aufgestemmten Ellbogen neben mich an den Tisch. Dieser letztere Umstand reizte meine Eigenliebe oder meine Eitelkeit und brachte mich zum Äußersten und ließ den unterdrückten Zorn zum Ausbruch kommen, der sich den ganzen Abend in mir angesammelt hatte. Warum grüßte er mich im Thor, als ich allein war, ehrerbietig und macht sich jetzt, weil ich mit dem herumziehenden Sänger dasitze, in grober Weise neben mir breit? Meine Brust glühte von dem heißen Zorn der Entrüstung, den ich gern bei mir sehe, ja sogar anfache, wenn er über mich kommt, weil er beruhigend auf mich wirkt und mir wenigstens auf kurze Zeit eine außerordentliche Geschmeidigkeit, Energie und Kraft aller physischen und moralischen Fähigkeiten gibt.

Ich sprang von meinem Platze auf.

„Warum lachen Sie“, schrie ich den Lakaien an, und ich fühlte, wie mein Gesicht blass wurde und meine Lippen unwillkürlich bebten.

„Ich lachte nicht, nur so“ — antwortete der Lakai und zog sich von mir zurück.

„Nein, Sie lachen über diesen Herrn, und welches Recht haben Sie, da zu bleiben und hier zu sitzen, wenn Gäste da sind? Wagen Sie es nicht, sitzen zu bleiben“, schrie ich.

Der Pförtner brummte etwas vor sich hin, stand auf und gieng zur Thür.

„Welches Recht haben Sie, über diesen Herrn zu lachen und neben ihm zu sitzen, während er Gast ist und Sie ein Lakai sind? Warum haben Sie heute bei Mittag nicht über mich gelacht und sich nicht neben mich gesetzt? Etwa weil er ärmlich gekleidet ist und auf der Straße singt? — etwa darum? — und weil ich einen feinen Rock habe? Er ist arm, aber tausendmal besser als Sie, davon bin ich überzeugt, denn er beleidigt niemanden, und Sie beleidigen ihn.“

„Ich habe gar nicht gelacht, was wollen Sie!“ antwortete mein Feind,

„O, niemand! Um vor den Fremden zu singen, müssen Sie wissen, braucht man immer etwas Neues.“

Als man nun das Eis brachte, und ich meinem Genossen ein Glas Champagner eingoss, wurde ihm offenbar unbehaglich zu Muthe. Er sah die Lakaien an und rückte sich auf der Bank hin und her. Wir stießen auf die Gesundheit der Künstler an. Er trank ein ganzes Glas und hielt es für nöthig, in Gedanken zu versinken und tiefsinnig die Augenbrauen zu heben.

„Schon lange habe ich solchen Wein nicht getrunken, je ne vous dis que ça. In Italien ist der Asti vortrefflich, aber dieser ist noch besser. Ach, Italien! . . . Herrlich ist das Leben dort!“ fügte er hinzu.

„Ja, dort weiß man die Musik und die Künstler zu schätzen“, sagte ich, denn ich wollte ihn auf den Misserfolg vom heutigen Abend vor dem Schweizer Hofe bringen.

„Nein“, antwortete er, „in der Musik kann ich dort niemand Genüge thun. die Italiener sind selber Musiker, wie es keine mehr auf Erden gibt; nur mit meinen Tiroler Liedern geht es noch. Die sind ihnen etwas Neues.“

„Nun, sind die Herrschaften dort freigebiger?“ fuhr ich fort, denn ich wollte ihn veranlassen, meinen Zorn gegen die Bewohner des Schweizer Hofes zu theilen. „Dort kommt es wohl nicht vor, wie hier, dass in einem ungeheuren Gasthaus, in dem reiche Leute wohnen, hundert Menschen einem Künstler lauschen und ihm nichts geben?“

Meine Frage wirkte keineswegs, wie ich erwartet hatte. Es war ihm gar nicht in den Sinn gekommen, den Leuten böse zu sein; im Gegentheil, in meiner Bemerkung sah er einen Vorwurf gegen sein Talent, das nicht vermocht hatte, eine Belohnung zu erringen, und er bemühte sich, das vor mir zu entschuldigen.

„Nicht allemal bekommt man viel“, antwortete er; „zuweilen ist auch die Stimme matt, man ist müde — ich bin doch heute neun Stunden gegangen und habe fast den ganzen Tag gesungen. Schweres Ding! Und die vornehmen Aristokraten . . . haben manchmal auch keine Lust, Tiroler Lieder zu hören.“

„Aber trotzdem, wie kann man nichts geben?“ wiederholte ich.

Er verstand meine Bemerkung nicht.

„Das macht es nicht,“ sagte er, die Hauptsache ist, on est très serré pour la police hier zu Lande; hier erlaubt man uns nach den republikanischen Gesetzen nicht zu singen. In Italien kann man singen, so viel einem beliebt, kein Mensch sagt einem ein Wörtchen. Hier, wollen sie es einem erlauben, so erlauben sie es, wollen sie nicht, so können sie einen ins Gefängnis sperren.“

„Wie ist das möglich?“

„Gewiss, wenn man jemand einmal gewarnt hat und er noch einmal singt, kann man ihn ins Gefängnis sperren. Ich habe schon drei Monate gesessen“, sagte er lächelnd, als wäre dies eine seiner angenehmsten Erinnerungen.

„Ach, das ist schrecklich“, sagte ich. „Wofür denn?“

„Das ist hier so nach den neuen republikanischen Gesetzen“, fuhr er immer lebhafter fort. — „Sie wollen nicht einsehen, dass auch ein armer Teufel sein Leben fristen muss. Wäre ich kein Krüppel, so würde ich arbeiten. Und dass ich singe, thut es etwa jemandem Schaden? Was soll das heißen? Die Reichen können leben wie sie wollen, un pauvre tiaple, wie ich, soll auch nicht mehr leben können? Was sind das für republikanische Gesetze? Wenn es so steht, wollen wir keine Republik.. Wir wollen einfach . . . wir wollen — er stockte einen Augenblick, — wir wollen natürliche Gesetze.“

Ich goss ihm wieder das Glas voll.

„Sie trinken nicht“, sagte ich zu ihm.

Die Engländer blickten erst verwundert, dann erzürnt auf das kleine Männlein, das halb todt, halb lebendig neben mir saß. Sie raunten sich einander etwas zu, dann schob sie den Teller fort, rauschte in ihrem Seidenkleide davon, und beide verschwanden. Ich sah durch die Glasthür, wie der Engländer auf den Kellner zornig einsprach und dabei beständig mit der Hand nach der Richtung zeigte, wo wir saßen. Der Kellner steckte den Kopf durch die Thür und warf uns einen Blick zu. Ich erwartete mit Freuden den Augenblick, wo jemand kommen würde, uns hinauszuführen, und wo es mir möglich wäre, meine ganze Entrüstung gegen sie auszulassen. Aber zum Glück ließ man uns, so unangenehm es mir auch damals war, unbehelligt.

Der Sänger, der erst den Wein abgelehnt hatte, trank jetzt hastig den ganzen Rest, der in der Flasche war, um nur so schnell wie möglich davonzukommen. Aber er dankte mir doch, wie ich glaube, voller Herzlichkeit für meine Einladung. Seine feuchten Augen wurden noch feuchter und glänzender, und er drückte mir seine Dankbarkeit in einem höchst seltsamen, wirren Satze aus. Und doch that dieser Satz, in dem er etwa sagte, wenn alle Menschen die Künstler so ehren würden wie ich, so wäre er glücklich, und er wünsche mir alles Glück, mir sehr wohl. Ich trat mit ihm zusammen in den Flur hinaus. Da standen die Lakaien und mein Feind, der Pförtner, der sich vor ihnen über mich zu beklagen schien. Ich glaube, sie hielten mich alle für einen Verrückten. Ich hielt das kleine Männlein an der Stelle fest. wo sie alle standen, und hier nahm ich mit all der Hochachtnng, die ich nur mit meiner Person auszudrücken vermag, den Hut und drückte ihm die Hand mit dem gelähmten, verdorrten Finger. Die Lakaien thaten, als schenkten sie mir nicht die geringste Aufmerksamkeit; nur einer von ihnen brach in ein sardonisches Lachen aus.

„Am 7. Juli 1857 sang in Luzern vor dem Hotel Schweizer Hof, in welchem die reichsten Leute wohnen, ein herumziehender armer Sänger eine halbe Stunde lang seine Lieder zur Guitarre. An die hundert Menschen hörten ihm zu. Der Sänger bat sie alle dreimal um eine Gabe. Nicht einer gab ihm das Geringste, und die meisten verlachten ihn."

Das ist keine Erfindung, sondern eine positive Thatsache, die jedem, dem es beliebt, von den ständigen Bewohnern des Schweizer Hofes bestätigt werden kann, nachdem sie aus den Zeitungen festgestellt haben, wer die Engländer waren, die am 7. Juli im Schweizer Hof gewohnt haben.

Das ist ein Ereignis, welches die Geschichtsschreiber unserer Zeit mit unauslöschlicher Flammenschrift in das Buch der Geschichte eintragen sollten.

der Lakai, schüchtern. „Hindere ich ihn vielleicht, hier zu sitzen?“

Der Lakai hatte mich nicht verstanden und meine deutschen Reden waren nutzlos gewesen. Der grobe Pförtner wollte sich des Lakaien annehmen, aber ich fiel so stürmisch über ihn her, dass auch der Pförtner that, als ob er mich nicht verstünde und nur eine Bewegung mit der Hand machte. Die bucklige Küchenmagd am Waschfass nahm meine Partei. Ob sie meine wüthende Stimmung bemerkt hatte und einen Scandal befürchtete, oder ob sie meine Ansicht theilte, sie versuchte zwischen mir und dem Pförtner zu vermitteln, redete ihm zu, still zu sein, weil ich recht hätte, und bat mich, mich zu beruhigen. „Der Herr hat recht; Sie haben recht,“ sagte sie. Der Sänger machte ein ganz jämmerliches, erschrecktes Gesicht und bat mich, weil er offenbar nicht verstand, warum ich im Zorne sei und was ich wollte, sobald als möglich fortzugehen. Aber in meiner Brust ward die wüthende Redseligkeit immer mehr entfacht. Alles trat in meine Erinnerung, die Menge, die ihn verlacht hatte, die Zuhörer, die ihm nichts gegeben hatten, und um nichts in der Welt wollte ich mich beruhigen. Ich meine, wenn die Kellner und der Pförtner nicht so nachgiebig gewesen wären, ich hätte mich mit Wonne mit ihnen gehauen, oder ich hätte mit einem Stock ein wehrloses englisches Mädchen über den Kopf geschlagen. Wäre ich in diesem Augenblick in Sebastopol gewesen, ich hätte mich mit Wonne gegen die englische Front auf Hieb und Stich gestürzt.

„Und warum haben Sie mich und diesen Herrn in diesen und nicht in jenen Saal geführt, he?“ fragte ich den Pförtner aus, indem ich ihn bei dem Arme ergriff, damit er mir nicht entwische. „Mit welchem Recht haben Sie nach dem Äußeren bestimmen dürfen, dass dieser Herr in diesen und nicht in jenen Saal gehört? Sind nicht in dem Gasthofe alle Leute gleich, die zahlen — nicht bloß in einer Republik, sondern in der ganzen Welt? Eine lausige Republik!... Schöne Gleichheit! Die Engländer hätten Sie nicht gewagt, in dieses Zimmer zu bringen, dieselben Engländer, welche diesem Herrn gelauscht haben, das heißt, die ihm jeder einige Centimes gestohlen haben, die sie ihm hätten geben müssen. Wie haben Sie es wagen können, uns diesen Saal anzuweisen?“

„Der andere Saal ist zugeschlossen“, antwortete der Pförtner.

„Das ist nicht wahr“, schrie ich. „der Saal ist nicht zugeschlossen.“

„Dann wissen Sie es besser.“

„Ich weiß, dass Sie lügen.“

Der Pförtner wandte mir den Rücken.

„Ach, was ist da viel zu reden“, brummte er.

„O nein, da ist wohl zu reden“, schrie ich, „Sie führen mich sofort in den Saal.“

Trotz des Zuredens der Buckligen und der Bitten des Sängers, lieber nachhause zu gehen, rief ich den Oberkellner und gieng mit meinem Genossen in den Saal. Als der Oberkellner meine zornige Stimme hörte und mein erregtes Gesicht sah, wagte er kein Wort des Widerspruchs und sagte mit verächtlicher Höflichkeit, ich könne hingehen, wohin es mir beliebt. Ich konnte dem Pförtner seine Lüge nicht beweisen, denn er war verschwunden, ehe ich in den Saal gieng.

Der Saal war wirklich offen und erleuchtet und an einem der Tische saß ein Engländer mit einer Dame beim Abendessen. Obgleich man uns einen besonderen Tisch angewiesen hatte, setzte ich mich mit dem abgerissenen Sänger ganz nahe an den Engländer heran und befahl, uns die noch nicht ganz leer gewordene Flasche herzubringen.

stehn und schaut hin und bleibb stehn. Vergleichs za däi Stroßnkinda schaut s aufgramsti Büabel in sein Baurngwond aus wir a kloana Berggrof. Oba seini groß̈n kerschbraun Augn, de wern hiaz, wir er asou hinschaut, nouh ollaweil grössa. Ma kent sih nit aus, gfollt eahm da Kindaschibl, weil er n a sou onschaut, oda fürcht er sih vor eahm, weil er nit weidageht.

Und d Stroßnkinda, die zoudadn, wias in Berggrofn dasechn, de dadodern sih ah; se wern stad, rührn sih nit und schaun an on. — Hiaz a sou stehns aweil do. Epper a zechn Klofta weit ausanond stehns do, as wia wans ongnoglt warn, der Olmbua wendt koan Aug von Kindern und däi häibn noch und noch on mitanond z fleantschln und in Buabn kimbbs für, se hättn wos in Sinn.

Und wiar er long a sou gstondn is, da kloa Bua, do denkt er eahm: ollaweil kon ih nit stehn bleibn do, sist vasam ih eppa gor in Bodan. Sein Steckn säitzt er füri und stiefelt nochn Wäig weita. Die Ondern thoan nix dasgleichn, as wia wans ausweichn wultn. Do bleibb da Bua nouhamol stehn, thuat sein grossn Huat awenk af d Höch und frogg mit an schnürlfein Stimmerl: „Wia viel is s dan?“

„He he he!“ lochns hiaz auf, ollzgleich, wiar a Schouck Goaß s, a sou gmegazns.

Da Bua moant, se hättn an nit vastondn und frogg nouhamol: „Wia viel is s dan?

„He he he!“ kreischns wieder auf, und a Dirndl schreit käick drein: „Wia viel is s, frogg er, und as is gor koan Uhr do!“ Hiaz lochns erst, dass s olls schebert.

„Olmjoudl!“ schimpft a znichta Bendl her, schiaßt zuher und zupftn ban Janggafliegl. Der Olmbua mocht a por Hupfa nochn Wäig fuat und däs is gfahlt; wias sechn, dass er lassn will, kriagns Schneid, springen an noch, um und um auf eahm zuwi, stritn an on, zupfn an ban Jangga, reißn an ban Jablin, zwickn an ba die Wadl; da Bua hot zthoan, dass s n nit zan Binggerl kemen, zan blown, däickts mit da Hond und kon sih derawäign nit recht wihrn. Die zoudadn Kinda jöilsnan und spoutn und zupfn und reißn. Mitn Steckn haut er nit zua, mitn Ellbognan mocht er a por Stesser und mocht an Sotz aussi — lasst oba nit davon. Hinter a Häitschnstaudn säitzt er sih säißt und sogg: „Gehts na her, wans enk trauts!“ Gonz in Güatn sogg ers: „Gehts na her, wans enk trauts!“

Und hiaz traun sie sih nit. Die Buabn zoagn eahm die Zung und schrein: „Olmjoudl! Olmjoudl!“ D Mentscherla zoagn eahm d Feign und schrein: „Olmjoudl! Olmjoudl!“

Da Bua schimpft nit zrugg. Nix sogg er, ols wia ollaweil: „Gehts na her, wans enk trauts!“ D Füaßla hot er ausanondagspreizt as wir a Korndäickl, d Fäust hot er tipelt, seini Äugla stäichn höllasch trutzi her und seini weissn Zahntla beißt er überanond, dass s schoagazt. A sou steht er do.

A Mentschl buckt sih, häibb a hondvull Sond auf und saatn übri. Däis is gor nix gwen. A zweits Mentschl reißt an Schibl düri Grosholm oh, schmeißtn übri. Däis is ah nix gwen. A Büaschl nimbb an Stoan und schleidertn hin. Da Bua duckt sih hinta dHäitschnstaudn, oba da Stoan schlogg eahm in Huat von Koupf. — Hiaz is s ernst, denkt er eahm, hiaz gehn mas on. In da Gschwindikeit reißt er sei blows Binggerl auf, die Knöidl, de drina sein, feiert er übri, oans noch n ondern, mit an iadn trifft er an Feind, den ba da Hond, den aft der Brust, den mittn ins Gsicht, daßs na gleih botscht und ausanonda spritzt.

„Audsche!“ schrein d Mentscherla.

Da Micherl vorm Feind.

A Stückl in da steirischn Gmoansproch. Von P. K. Rosegger.

Schauts, Leut, schauts, do steigg an Olmbua daher. Weit aussa von Gebirgsgrobn kimbb er, und den Olmbuabn, den müassn mar ins oagnster onschaun. An iada Mensch, sogg mar, is a Klofta lonk, oba mit seiner oagnan Klofta gmäissn und derawäign is ah da kloan Baurnknirpl nit küazer as wias Moß, däis er mit boadn Ormen ausklostern kon. Is saweit ka Schond und kan Ehr; wan er doupelt sa olt sein wird, wird er ah doupelt sa lonk sein. Zan Soldotwern und zan Heiratn is s nouh long Zeit.

An schwarn, grean Huat hot er auf, a hochi Buttn, und die broatn Krempn stehn um und um doni, dass ma s kloani rothi Gsichtl vöili nit siacht, däis drunter is. In broatn grean Huatbond mit da grossn Mäissingschnolln stäickt a saggrischa Hauhnstouß, as wia ban ar an Jaga. Ums Halsl da weißi rupfani Pfoadnkrogn mitn kerschrothn Holstüachel, däis übers gelbbloamad Hangerl owa zsomdraht und ban grean Housntroga onknüpft is. Aftn s läiderani Höisl, schen mausfarbi, ban Housnthirl und ban Nadl über d Haxan owi weiß ausgstäibb, ban Knean aufknöipfelt, dass ma leichta geht. Aftn die grosgrean Strümpf, auf und auf vul Knöterler und hasn a por rundi Wadl hot da Bua, sauber eingschnürt in Bundschuachn, däi stork und schwar gnoglt sein. Da grawloudnani Jangga mitn grean Aufschläign und mitn hirschanan Knöipfn schnabelt hintn und boad Seitn ban Schößln ausanond und aus n Sock gugg da rothi Zipf von Schneiztüachel. Voron ban Housntroga, wo ih gsogg hon, dass s Holstüachl onknüpft is, hänkt ah nouh in an blown Tüachl a Binggerl. Birn oda Knöidler oda souwos is diner und da Bua holt sei Handl drüba, dass s Binggerl nit z viel hin- und herbinggeln kon ban Gehn. Mit der ondern Hond holt't er an lonkn Steckn, den er fäist aussäitzt und in Erdboudn steßt.

Nau und a sou stiefelt er stad und weitschriati daher va der Olm, da kloan Bua, und wan er nit sa kloan wa, sa müad ma hell moan, as war a Grossa!

Und wir er hiaz asou daherstiefelt nochn Grobn ausser und schon ins weiti Thol kimbb wou d Müazzuaschloga Morkhäuser onhäibn, do siacht er afn broatn Wäig, den ma do Stroßn hoaßt, an Schibl Kinda banond, kloan Buabn und Mentscherla. Ormileut-Kinda va da Fabritn und sou. S thoal sein borfuaßad und hobn a zoudads Gwond on; s thoal sein nix gwoschn und nix kampelt, räickn oanonda die Zung für, zarn oanond ban Fetznfliagan hin und her; a Bua pockt a Mentschl ban Schoupf und s Mentschl schreit: „Au, da Muada sog ihs!“ Aftn häibn die Buabn ollmitanonder on: „Du Klogfist, du Klogfist! Kriagst an roathn Kidl!“

A sou treibn s as und inser Olmbua, wir er s siachst, bleibb er

Sogg die Gelbhorad: „Ih bin freilih ah glaffn, ih bin a Weibadi. Ober äis seids Buabn, a gonza Schouk Buabn. Glaffn seids as wia dHosn! Edfeign seids, schombbs enk, schombbs enk!"

Seins still gwen af dos und hobn sih akrat awenk gschombb. Do fleanschlt oana sein Kamerodn ins Ohrwaschl: „Er geht eh wieda zrugg, wan er hoamgeht. Paſs' ma n auf!"

„Gilt scha, paſs' ma n auf!" zischlns oll nnd reibn eahna dHäud und schuissn durchanond und räidns aus, wias in Olmbuabn ban Buachnwaldl oubn aufpaſsn und übarumpln und durchprügln wölln.

„Jo jo!" moant die Nochtwochterischi, die Gelbhorad, de scha gonz aufbrocht is üba sölchti Monleut, „va hintn übarumpln, weils enk voron nit trauts, öis Erdfeign. A gonza Schouk sein eahna davonglaffn as wia dHosn, schombbs enk, schommbs enk!"

„Mir wern eahms scha zoagn!" druschlt oaner und dipelt dFäust, „der Olmjoudl wird eahms mirkn."

Und auffi va da Heuhütn und auffi üba dWiesn, da gonzi Schouk, dSäikl vul Stoan ongstäikt, Zaunsteckn ohgrissn und ins Buachnwaldl eini, wou da Fuaßsteig durchführt auffi in Hochreitgrobn.

Wia däis die Gelbhorad siacht, die Nochtwochterischi, daſs sih die kloan Buabn sa wild herrichtn, do wird ihr ongst und bong um an Olmjoudl. Wan s a sou thoan, is s gfahlt mit eahm. Wa douh schod um eahm; a sou a gramsta Bua! War ihr load um eahm, wan an wos possirad intawegn. Und sie hät eahms nouh selber afn Hols ghäitzt, däis Gsindl, däis vadächtigi! — Hoamla schleicht sa sih wäik und auffi nochn Wäig gegn an Mork. Leicht bigäingg s n, nochha stäikts eahms.

Richti, nochn Huhlwäig stiefelt er daher in sein saubern Steiragwandl, in Orm die groß Floschn, wir a Kindl trogg ers und gwäign steigg er daher, daſs s nit z viel beidlt wird, daſs da Stöipsl nit springg und daſs ers nit ausfletzt, sei Pöichöl.

s Mentschl steht awenk af d Seitn, zuzlt in an Finger und traut ihrn nit onzräidn. Wir er vabei is, wotschlts n noch und sogg gonz vazogg: „Du Bua!"

Da Bua draht sih um.

„Du Bua", sogg s Mentschl, „bitt dih um Goudswilln, geh nit durchs Buachnwaldl. Se paſsn dar auf."

„Suln ma nar aufpaſsn!" sogg da Micherl trutzi.

„Se wölln dih ongehn!"

„Suln na hergehn!"

„Schlogn wöllns dih, Bua!"

„Sulln na herschlogn!"

„Ih bitt dih gor schen, geh nit auffi!"

Da Micherl sogg nix meh, stiefelt weita.

Die Nochwochterischi reißt ihr an Horflonggn übers Gsicht und beißt eini, sa springgifti is s af den Buabn, daſs er ihr nit fulgg. Daweil da Micherl trutzi in Buachnwaldl zuageht, huscht sie durchs Gstauda hintn übri, daſs s durchs Gräißer olls kunt sechn, wos s epper ohgabad.

Da Micherl geht schon in Schochn eini und thuat nix dasgleichn. Do mochts da gach an Pfiff in Gstauder und host as nit gsechn seins scha do ah. A gonza Rudl von olln Seitn her übern Buabn, oba der nix vagäissn nimbb sei Floschn ban Krogn und hauts in erstbäißtn übern Bugl daſs d Scherbn fliagn und die schworz Suppn um und um in Feindn af eanhneri Zoudn und ins Gsicht spritzt.

„Er hot scha wieda wos!" zert oaner und schnoufelt und spiaztl und schier möichtns in liabast wieda laſsn. „Schmeiß ma n zsom!" schreit oana va die Zoudatn — und her über eahm! — Die Gelbhorad schaut va weitn zua. „D Stondarn keman, d Stondarn keman!" schreits uma, hilft oba nix,

„Fui, fui!“ schreins und häibn on zan spiazln, fohrn ausanond, nehmen dFüaß üba dOchsl und häibn on zan lassn. Host as nit gsechn, as wia wäikblosn seins gwen.

Der Olmbua wutzlt sei blows Tüachl zsom, wischt seini Händ in Blutschnan oh, nimbb sein Steckn und stiefelt weita.

Durchn Mork sopp er eini, thuat Nochfrog nochn Bodan; geht nit long her, sa hot ern.

„Na“, sogg da Boda zan kloan Olmbuabn, „wos is s dan mit dir, va wou kimst dan her? wen ghörst dan, wia hoaßt dan, wos willst dan?“

Sogg da kloa Bua: „Grüaß Goud! Ih kim von Hochreitgrobn aussa, bin in Kruissnberga sei Bua, hoaß Micherl und hät gern wos für insa graws Rous, s graw Rous is kronk.“

„Wos fahltn dan?“

„Se woaß ih nit. Mei Voda sogg, die Kulika wurds hobn.“

„Wia gstäilt sa sih dan?“

„Af da Stroa wolggs um, dSchinkn räikts af dHöch und schnäiblazn thuts, dass s a Graus is.“

„Thuats hitzn?“ frogg da Boda.

„Se woaß ih nit recht.“

„Thuats routzn?“

„Se woaß ih ah nit recht.“

„Is s onblaht?“

„Jo, fruadler onblaht is s.“

„Hot da dei Voda nix mitgäibn?“

„Jo, zwen Zwoanzga“, moant da Bua.

„Sunst nix!“

„Jo, sist wuhl a nouh wos.“

„Ih muaßs wissn, wias durchgeht. Wou host as dan?“

Af däi Frog wird da kloan Bua kruißroth übers Gsichtl, und aftn gigazt ers ausser, er häts nit meh. Intawäign warn an schlimi Kinda bigäingg, de hätn an ausghäizt und dena hät er dRoußbirn oll ins Gfriß gschmissn.“

Hiaz is da Boda dogstondn mit seina Wissnschoft. Und lochn hot er ah nouh müassn. A grossi Floschn Päichöl hot ern mitgäibn in Micherl; „däis in Rouß fleissi einguissn“, hot er gsogg, „olli Tog drei-, viermol a Trinkglasl vul; wurd scha bäissa wern, und wans nit bäissa wurd, müad er holt wieda kema. Wans die Kulika war, wurds wuhl eh scha hin sein, bis er hoamkam.

„Und wans hin is?“ frogg da Micherl.

„Selm kints dFloschn äis austrinkn. Koustn thuats an Zwanzga.“

Und hiaz hot er sei Soch zohlt, da Micherl, und aftn hot er gehn kina.

Ins Wirtshaus is er gonga, zan Poußtwirt, wou ah sei Voda gern einkehrt, selm kriagg mar an guatn Wein. A holbs Seidl deaf er eahm kaffn und a Semel eintunkn, dass er stork wird und dagehn mog hoan, aussi afn Berg.

Und hiaz wurds as wissn wölln, meini liabn Leut, wos die zoudatn Gossnkinda hobn gmocht, wias da Micherl vajeikt hot ghobb.

Däs kon ih enk ah sogn. Die zoudatn Gossnkinda, wias da Micherl vajeikt hot ghobb, sein üba dWiesn zoudlt und hobn sih vastäikt in aner oltn Heuhütn, und durch die Bräitasiagn hobns aussagambb, ob er nit eppa gor nochkimbb und eahna nouh a por in die Papn schmeißt. Und wias a weil a sou guggn und gamen und dass sa sih nit fira traun, do häibb von Mentscherlan oans on, die kloani Gelbhorad is s, häibs on zan sperräidn.

„Schombbs enk, schombbs enk!“ soggs, „sein enk a gonza Schouk und lassts davon wia dHosn, vor an oanzign Olmbuabn! Schombbs enk, schombbs enk!“

„Jäissas!“ gibb ihr a Büabl zrugg, „wos d ä i zsomräidt! Bist nit du ah glassn, Nochtwochterischi?“

Erklärungen zum „Micherl vorm Feind."

Dieses Stück ist ziemlich strenge nach den Naturlauten gehalten und keiner der echten Ausdrücke, die am Wege lagen, ist umgangen worden. Daher bedarf es der folgenden, sich dem „Micherl" anschließenden Erklärungen.

oagnster: eigens, besonders.

Klofta: ursprünglich eine Länge, die ein Mann mit beiden wagerecht ausgestreckten Armen misst; etwas ausklofteru: so mit ausgestreckten Armen messen. Die Klafter eines Kindes ist folglich kürzer, als die eines Mannes.

doupelt sar olt, doupelt sa lonk; statt so: sa, vor dem Selbstlaut: sar.

doni: hintan, hinweg.

Viele Betonungen werden so gedehnt, z. B. mäissn: messen, däis: dieses, das, welches. Höisl: Höschen. löiderani Housn: Lederhose. Knöidler: Knödeln. Knöiterla: Knötchen (Mehrzahl). Vöili: Völlig. Ferner: steigg: steigt, kimbb: kommt, springg: springt u. s. w.

da rupfani Pfoadnkrogn: der Hemdkragen aus grober Leinwand.

s gelbbloamad Hangerl: der gelbblumige Brustfleck.

Van Nadl über d Haxan owi weiß ausgstäibb: An der Naht hinab die Oberschenkel mit weißem Zwirn ausgesteppt.

Van Knean: Bei den Knien.

Hasn a por rundi Wadl: so fast ein par starke Waden.

da grawloudnani Jangga: die graulodene Jacke.

Binggerl: kleines Bündel.

diner: drin.

Müazuaschloga Morkhäuser: die Häuser des Marktfleckens Mürzzuschlag.

Fabritn: Fabrik.

Schibl, Haufe.

s thoal sein borfuaßad: ein Theil davon ist barfuß.

a zoudats Gwond: ein zerlumptes, zerrissenes Gewand. Zoudn-Kinda: verwahrloste Kinder in zerlumpten Kleidern.

ban Fetznfliegnan: bei den Zipfen der Fetzen.

Mentsch: Mädchen. Mentschl: kleines Mädchen.

Klogfist: Schimpfname für einen Anzeiger, Hinterbringer, Verräther. „du Klogfist, kriagst an roathn Kidl": bekommst als Judaslohn einen rothen Kittel. (Sprichwörtlich.)

s aufgramsti Büabl: das aufgeräumte frische Bübchen.

de dadodern sih: diese erschrecken, verblüffen sich.

fleantschln, fleanschln: flüstern, zischeln.

Boda: Bader, Arzt. in Bodan: des Baders, dem Bader.

wia viel is s dan?: wie viel Uhr ist es?

wiar a Schouk Goaß s, a sou gmegazns: wie ein Rudel Ziegen, so meckern sie.

dass s olls schebert: dass es hallt und schallt, auch schrillt.

Olmjoudl: Spottname für einen Burschen, der aus dem Gebirge ins Thal kommt.

onstritn: antupfen.

a znichta Bendl: ein nichtiger Zwerg, unansehnliches Knäblein.

schiaßt zuha: springt plötzlich heran.

Jablin: Ärmel.

jöilsnan: lärmen, kreischen.

Häitschnstaudn: Hagebuttenstrauch.

d Feignzoagn: die bekannte geringschätzige und spöttische Geste, wenn man den Daumen zwischen den Zeige- und Mittelfinger der geschlossenen Faust steckt.

Korndäickel: ein aus Korngarben aufgestellter Schober.

die Zahntla schoagazn: die Zähnchen knirschen.

dass s schoagazt: dass es knirscht.

boschn: klatschen.

audsche: auweh.

spiazln: spucken.

nehmen d Füaß üba d Ochsl und laffn: nehmen die Beine über die Schultern und laufen (sprichwörtlich).

zsommwutzln: zusammenballen.

Blutschn: Huflattich, große Blätter, in Blutschnan: in den Blättern.

durchn Mork sopp er eini: durch den Marktflecken trabt er festen Fußes hin.

s graw Rous: das graue Pferd.

Wia gstäilt sa sih dan?: wie gehabt es sich?

d Schinkn räikts af d Höh: die Beine reckt es in die Höhe.

schnäiblazn: zucken, mit den Beinen umherschlagen.

fruadler onblaht is s: sehr bedeutend, entschieden aufgebläht ist es.

kruißroth: krebsroth.

gigazn: stottern.

bigäingg: begegnet.

d Roußbirn ins Gfriß gschmissn: Pferdemistknollen in das Gesicht geworfen. (Diesen zwar nicht sehr ästhetischen Gegenstand kennt die feinste Dame in der Kalesche und jede Hausfrau in ihrem Garten; er soll ausnahmsweise als humusbildend auch im „Heimgarten" nicht verschmäht werden.)

Pöichöl: Pechöl, Terpentin, in verdünntem Zustande als Medicin für Hausthiere angewendet.

müad: müßte.

vajeikn, auch verjaukn: verjagen.

de Lug; se na her über eahm, oll über an Haufn, dos schwuablazt na grod a sou va lauta Händ und Füaß und Fetzn, dass ma sih go nit auskennt, und milln thoans oanond mit da Faust af die Köipf, und krotzn und beissn und pfnausn und tretn thoans oanond, und von Micherl siacht ma scho gor nix meh, grod sei greana Huat mit n Fäidernstoß fliagg umi zwischn die Bam, und oan Fetzn um an ondern, dass ma moant se hättn an zrissn.

Die Nochtwochterischi geht da Grugl on, davon rents und owi buurts gäign an Mork, dass as lautmali mochad, ehs n nouh gor fräissn, in ormen Micherl.

Wia s za da Stroßn kimbb und umschaut, jäissas, do drudlns daher, die zoudatn Buabn. Und wia schauns aus! Über und üba vul Pöichöl. Den is da Jangger mittn ausanond übern Bugl, an ondern hänkt d Housn übern Hintern owi; der oan hot an ends Bal afn Hirn und an Horfetzn in da Hond; der ondri hot a blows Aug und a zkralti Wong; wieder an ondra holt't mitn Fingern sei Nosn zua, dass er nit ausblüat intawäign — und a sou kemans dahergwoaslt, die zoudatn Buabn.

Wia die Gelbhorad den Aufzug siacht, do scheibb sa sih um und wieda durchs Gstauda zrugg zan Buachnwaldl, schaun, wos s mitn Micherl is. Nochn zsomtretnan Hoada, nochn aufgrafftn Mias is da Plotz leicht zan kena, wous grafft hobn; Gwondfetzn liegn ah um, und die ohgrissnan Zaunsteckn und d Floschnscherbn und die Pöichölfleck afn Boudn, oba von Olmjoudl nix — nit a Stückl. Nit amol da greani Huat is do, nit amol sei Steckn. Da gonzi Micherl is fuat.

„Hesassa Hulzäipfel, auskeman is er! Zoudnbuabn, schombbs enk, schombbs enk!“

A sou di Gelbhorad und hoamzua in oan Saus. —

Hiaz war ih fiati. I richti, öis möichats noh wissn, wia da Micherl hoamkeman is olßa lara, wos da Boda gsogg hot und wia s in grawn Rous geht. Donk da Nochfrog, in grawn Rous gehts guat. Wia da Bua hoamkimbb, is s in d Aarn gspont, thuat kornäiggn und die Kulika is scha vabei gwen. Sei Gwandl hot da Micherl scha sauber ohputzt ghobb, und wia da Boder aftn frogg, va wou er die Krotza her hätt, in Gsicht, sogg da Bua: „Ah nix, a wenk grafft hobn ma.“ —

Und aftn, ehs mar ausanonda gehn, muaß ih scha nouh wos varothn. Die Gelbhorad, die Nachtwochterischi — olli Sunter is s va der Zeit on afn Kirchplotz gongan und hot gspegerlirt, obs in Olmjoudl nit sachat. Wunaseltn is er vahondn; oba sar ouft er sih zoagg, is er ollamol a wenk grössa. Die Gelbhorad schaut ah fleißi zan wochsn — und af oamol, ma glabbs nit, wia die Zeit vageht, seins groß ollzwoa. Und amol afn Tonzboudn, wia die Gelbhorad in frischn Buabn allweil a sou vorn Augnan umsteht, dasiacht ers und pockts her und: drah dih Waberl um und um!

Selm is da Michel scha Baur gwen af sein Hoamatshaus, und zan Heiratn wars ah.

— Wos hon ih dan gsogg? Hon ihs nit gsagg? Heint hot ers owa gschmissn va da Konzl, da Pforrer, in Micherl und die Gelbhorad.

Orma Micherl! Vor an ganzn Schibl Zoudnbuabn hast dih dawihrt; vor da Weibadn host dih nit dawihrn möign!

Gelt. Noch gegenwärtig schreibt man Entgelt und entgelten, unentgeltlich, Vergeltung. Nur das Hauptwort Geld (als Münze) wird jetzt allgemein mit d statt mit t geschrieben, veranlasst durch den Genitiv: des Geldes. Das frühere Wort Gelt (von gelten) bezeichnet ursprünglich jegliche Leistung, die zu entrichten ist, auch Ersatz (Wergelt = Manngeld), Abgabe, Gegenleistung. Zahlung, Zins nannte man die Gülte, daher: gültig besser als „giltig". Goethe schreibt immer: gültig, und wem unsere Sprache nicht gleichgültig ist, der schreibt auch so, weil dies geschichtlich richtiger ist und wohllautender obendrein.

Wie alles, so hat auch das Geld seine Geschichte. In den Anfängen der Cultur fand ein einfacher Tausch derjenigen Gegenstände statt, deren eine jede der Parteien gerade bedurfte. Als aber die technischen Fertigkeiten sich vervielfältigten und die Theilung der Arbeit stieg, konnte ein einfacher Austausch den wachsenden Bedürfnissen nicht mehr entsprechen und je weiter sich der Kreis verschiedener Beschäftigungen ausdehnte, desto mehr bedurfte man zum Austausch einer Ware, welche für alle den gleichen Wert besaß und ihnen unentbehrlich war. Denn welcher Zufall wäre es, gerade denjenigen Menschen zu finden, der dem eigenen Mangel abhelfen könnte und zugleich vom eigenen Überfluss begehrte! Wie selten würde z. B. der Nagelschmied einem Viehhändler begegnen, der genau so vieler Nägel bedarf, als eine Kuh wert ist! Die Nothwendigkeit führte also dazu, eine allgemein beliebte Ware, die theilbar ist und leicht übertragen werden kann, als Maßstab zur Vergleichung aller übrigen Tauschwerte und zur Vermittelung zu wählen, und diese Ware nannte man Geld. Als Metall ist solches erst in geschichtlicher Zeit nachweisbar. Die Erfindung der Münze wird den Ägyptern zugeschrieben. Die ersten Nachrichten über das Geld, und zwar die Silbermünzen, finden wir im Alten Testamente, wo nach Genesis 20 bereits Abraham von Abimelech tausend Silberstücke als Sühngeschenk erhält. In Griechenland war das „Talent" eine dem Gewichte entsprechende Geldsumme und bestand aus Silber oder Kupfer. In letzterem Worte ist eigentlich der Name der Insel Cypern enthalten, von wo Griechen und Römer anfangs mit Kupfer versorgt wurden. Kleinere Münzen waren Drachme und Obolus. Bei den Römern galten Unzen, Sesterzen und Denare. Letztere sind als Hauptmünzen bei den Franken zu betrachten und wurden bei den Deutschen Pfennige (Pfenninge) genannt. Zugleich mit der römischen Währung hatten die Frankenkönige auch die im römischen Reiche geltende Satzung angenommen, dass das Münzrecht ein Recht (Regal) des Staatsoberhauptes sei. Später, als das Lehnswesen überhand nahm, zersplitterte sich diese Münzhoheit und kam auch an Städte und Klöster. Im Mittelalter kamen Goldmünzen in Umlauf aus Byzanz (Constantinopel) und in den italienischen Freistädten Venedig und Florenz. Aus dieser Periode sind uns noch geblieben die Bezeichnung Dukaten und Gulden. Dukate (italienisch ducato) heißt eigentlich Herzogsstück und war seit dem sechzehnten Jahrhundert eine Goldmünze in Deutschland, als Handelsmünze in Österreich und anderen Ländern. Die Bezeichnung Gulden wurde ursprünglich nur vom Goldgulden gebraucht und stammt vom „güldenen" Dukaten oder solidus von Florenz, woher die lateinische und italienische Benennung „Florin" abgeleitet sind.

Hauptmünze im Verkehr aber war bis zur Entdeckung Amerikas der silberne Denar oder Pfennig. Letzteres Wort soll aus dem Keltischen stammen und soviel als Kopfstück bedeuten. Von solidus stammt die spätere Münzbezeichnung der Italiener soldo, ent-

zoudln sagt man von laufenden verwahrlosten Kindern.
Bräitafiagn: Bretterfugen.
aussagama: herauslugen, gucken.
Papn: derber Ausdruck für Mund.
die Gelbhorad: die mit dem gelben Haar.
die Nochtwochterischi: die des Nachtwächters.
sperräidn: etwas Unliebsames sprechen, schimpfen.
schombbs enk: schämt euch!
Edfeign: unentschlossener Mensch, Feigling.
duschln: zischeln, heimlich hetzen.
d Faust dipeln: die Faust ballen.
gwäign: glatt, gleichmäßig.
ausfletzn: ausgießen, verschütten.
nochwotschln: barfüßig nachgehen, watscheln.
Horflonggn: Haarsträhne.
Gstauda: Gesträuche.
wos s epper ohgabad: was es etwa geben würde.
zern: kreischen.
schnoufeln: schnuppern.
in liabast: am liebsten.
pfnausn: schnauben.
da Grugl ongehn: der Greuel ankommen.
buurn: heftig hinlaufen, s Radl buurt owi üba d Leitn.
lautmali mochn: mit dem Munde laut verkünden, auch: ein Gerede in Umlauf bringen.
daherdrudln: langsam und missmuthig daher trotten.
an ends Bal afn Hirn: eine mächtige Beule an der Stirne.
a zkralti Wong: eine zerkratzte Wange.
ausblüatn: ausbluten.
daherwoasln: wie verlassene Waisen traurig herankommen.
nochn zsomtretnan Hoada: nach dem zertretenen Heidekraut zu schließen.
Hesassa Hulzäipfel! Ausruf freudiger Verwunderung.
in oan Saus hoamzua: geradeswegs, gleichsam in einem Schwung nach Hause.
olßa laara: leer, ohne etwas mitzubringen.
Aarn: Egge.
olli Sunter: alle Sonntage.
gspegaliert: speculiert, gelauert.
sahad: sehe.
drah dih Waberl um und um, sprichwörtlich für tanzen.
er is Baur worn heißt soviel als: er hat den Hof übernommen.
va da Konzl owagschmissn, sprichwörtlich für: Aufgebot einer Heirat.
sih dawihrt hobn: sich erwehrt haben.

Über das Geld und die Namen der Münzen.

Von Theodor Vernaleken.

Mit dem „schnöden" Gelde hat sich der Volksmund immer viel beschäftigt, und dabei seine Philosophie in hundert Sprüchen kundgegeben. Sprüchwörter sind der Geist der Völker und das Volksmäßigste, was es überhaupt nächst der Sprache nur immer geben kann. Nur einige derselben mögen hier platzfinden:

1. Um Freiheit ist oft gekommen,
   Wer viel Geld genommen.
2. Wer dient dem Geld, der ist sein Knecht,
   Und so geschieht es jedem recht.
3. Das Geld regiert die ganze Welt.
4. Das Geld erhebt zu Ehrenständen,
   Es redet ohne Mund und gewinnt mit stillen Händen.
5. Ist eine Sache noch so krumm,
   Mit Geld dreht man sie bald herum.
6. Hat das Mädchen gar kein Geld,
   Es vielen Männern nicht gefällt.

Dies alles bleibt beim Alten, auch wenn in Österreich eine neue Geldzeit sich eröffnet.

Hätte jeder seine Schuld bezahlt, so könnte er fröhlich ausrufen:

Abgethan sind nun die alten Schulden,
Fahrt wohl, ihr Kreuzer und ihr Gulden!
Es leben hoch die Heller und die Kronen!
Die werden fortan bei uns wohnen.

Von unserem Standpunkte aus, der mit dem Geschäfte nichts zu thun hat, wollen wir die Benennungen der Goldmünzen näher ins Auge fassen, obgleich es altbekannte Namen sind. Vorerst aber fragen wir: Was bedeutet das Wort Geld überhaupt?

Bis vor hundert Jahren schrieb man Gelt, weil es mit gelten zusammenhängt, denn was gilt, das ist

Unser zweijähriges Dirndel.

Aus dem Tagebuche eines Vaters. Von P. K. Rosegger.

Es ist noch jemand gekommen. Anfangs nannten wir diese fünfte Knospe das fünfte Rad am Wagen; jetzt ist sie jenes Rad in unserem Uhrwerke, an welchem das Gewicht hängt, welches den Zeiger auf die gute Stunde rückt und an welchem die — Unruh zuckt. Es ist das allermerkwürdigste Kind, welches je vom Himmel gestiegen, niemand hat ein solches Kind, mit einer einzigen Ausnahme — bloß jede Mutter hat eines.

Aber so merkwürdig ist gar kein Kind, dass sich die Mutter, der Vater all seine kleinen Eigenheiten merken würde, darum ist es wohlgethan, wenn man all die Großthaten des kleinen Wesens beizeiten mit der Feder anmerkt, damit man einst nach vielen Jahren beim Wiederlesen solcher Aufschreibungen jubeln oder — weinen kann.

Martha heißt sie, die Bewirtende, die uns mit Himmelsbrot speist, welches in jedem Wörtchen liegt, das aus dem Munde eines Kindes kommt.

Hinter dem Tische hat sie sich versteckt. — „Ja, wo ist es denn, mein kleines Dirnderl, wo?“ — Stellt sie sich jetzt auf die Zehen, an der Tischkante sieht man die winzigen weißen Fingerlein ihrer Händchen. Jetzt hebt sich ein flachsblondes Köpfchen empor, ein paar runde Blauäuglein — mehr nicht. Denn weiter geht's nicht mehr, so stramm sich die Zehen (ach wie klein mögen sie sein!) auch anspannen. — „Gugu!“ — Aber jetzt ist sie schon wieder untergetaucht, und wer das ganze Unbandlein sehen will, der muss schon unter dem Tische durchgucken. Gott, ist das ein kleines Frauenzimmer! Ihr vergissmeinnichtblaues Röckchen mit den weißen, aufrechten Streifen ist um die Mitte mit einer Schleife gebunden, und der untere Theil, welcher bis zu den Knien geht, sieht aus, wie der faltige Waffenrockschoß eines römischen Kriegers; aber die Ärmel bis zu den Handgelenken sind kaum spannlang. Ein paar weiße, oder auch nur bedingt weiße Strümpfchen und ein paar Schühlein, die gar nicht viel plumper sind, als die Klauen eines Rehes, vollenden nach unten hin das Menschenknösplein. Der fast eirunde Kopf steht auf einem schlanken Hälslein. Im rosigen Gesichtl sind Augen, Nase und Mund hübsch nahe aneinandergerückt, und gar ernsthaft schaut das drein. Warum muss der Mann lachen, wenn er ein Kind anblickt, und warum schaut das Kind so ernsthaft, wenn es einem erwachsenen Menschen ins Antlitz sieht? Der erstere schaut ins Paradies zurück, das letztere auf die traurige, schuld- und leidbefurchte Erde.

Das zarte, schlanke Gestaltlein, so steht es da; was sage ich, stehen? Es läuft, es hüpft, es tanzt, es kollert, es kriecht — aber stehen? sitzen? Nein. Ich bin der Turnapparat: über meine Füße springen, auf meinem Knie reiten, an meinem Arm sich schwingen, an meinem Rücken

sprechend dem deutschen Schilling oder ursprünglich Schildling, von dem auf die Münzen geprägten Wappenschild. In England sind zwanzig Schillinge gleich einem Pfund Sterling. Die alten Groschen waren (zuerst in Böhmen) anfangs dicke Münzen (von grossus = dick), später kleinere Silbermünzen überhaupt. Das Silber zu den Thalern kam zuerst aus den Bergwerken von Joachimsthal im Erzgebirge, daher die kurze Benennung Thaler (statt Joachimsthaler). Das Deutsche Reich rechnet jetzt bekanntlich nach Mark und Pfennigen. Das Mark bedeutet das Innerste, der Kern und ist ein allgemein germanisches Wort. Man sagt: Es geht ihm durch Mark und Bein. Als Neutrum auch in der Bedeutung von: Metallgewicht, z. B.: ein Mark Silber; als Feminin, die Mark, bedeutet es: Grenze, Zeichen, Geldstück. Die Grenzländer des Reiches erhielten den Namen einer Mark: Steiermark, Dänemark. Die Mark als Bezeichnung eines gewissen Gewichtsatzes von Edelmetallen (Gold und Silber) kann nur darauf fußen, dass ein bestimmtes Stück mit einem Zeichen versehen und in solcher Form als Werthmesser in den Handel gebracht wurde, wo es zuerst als Barren, später als Münze umlief, zuerst in Niederdeutschland. Die Mark galt also als Rechnungsmünze von Gold oder Silber im Gewicht eines halben Pfundes. Das Silberstück, die Mark (auch so in der Mehrzahl) bildet nach dem deutschen Reichsgesetze von 1873 die Rechnungseinheit, und ist gleich hundert Pfennigen.

In Österreich bestanden bisher Gulden und Kreuzer. Vom Gulden ist oben schon gesprochen. Das Wort Kreuzer ist herzuleiten von dem Kreuzzeichen auf den Münzen, wie noch in der üblichen Abkürzung xr. An ihre Stelle tritt nun in Österreich die Krone gleich hundert Hellern.

Das Wort Krone, ursprünglich Fürstenkrone, bezieht sich auch auf Münzen mit einer Krone beprägt. So sagt Hans Sachs: „Ich bring ein gülden Ring, in lieb ist wol acht Kronen wert.“ Es gab Gold- und Silberkronen. Nach der Frankfurter Taxordnung von 1623 war die Silberkrone 1 fl. 44 kr. Als Münzbenennung finden wir die Krone im Deutschen Reiche zu zehn Mark, in Dänemark zu hundert Oere, ebenso in Norwegen und Schweden. In der neuesten österreichischen Geldwährung ist die Silber-Krone Rechnungseinheit = hundert Hellern. Zwanzig und zehn Heller in Nickel, ein Heller in Bronze. Österreich ist das einzige Land, welches die alte Benennung Heller wieder eingeführt hat. Der Heller ist eine oberdeutsche Münze und hat den Namen von der Reichsstadt Schwäbisch-Hall, wo sie zuerst geprägt wurde. Wie Thaler aus Joachimsthal, so Haller, Häller, Heller aus Hall. Zwei Heller machten einen Pfennig aus; beide werden oft zusammen genannt, z. B.: Er hat seine Schulden bezahlt bei Heller und Pfennig. Heller galt als Münze von geringstem Wert; man sagt: ich geb' keinen Heller dafür, wie man auch hört: Ich bin dir keinen Deut schuldig. Deut war eine kleine niederländische Kupfermünze. Da auch die Heller von Kupfer waren, so sagt Hebel verstärkend: Obgleich einmal drei lustige Studenten auf einer Reise keinen rothen Heller mehr in der Tasche hatten. Dass Heller, wie der alte Obolus, sehr volksthümlich war, beweisen auch die Sprüchwörter: Es ist ein guter Heller, so einen Thaler bringt; wer zum Heller gemünzt ist, wird nie ein Groschen.

Und schließlich heißt's: Wer den Heller nicht ehrt, ist der Krone nicht wert. Das wollen wir uns gesagt sein lassen!

Händchen auf einen Sessel: „Vata, sitzi!“ Doch ist es auch schon geschehen, dass sie mir plötzlich die Hand reichte: „Vata, adee!“ Dann plante sie irgend ein Schelmenstück, bei dem sie eine Autorität nicht brauchen könnte.

Ein andermal spielt sie selber die Erzieherin. Mache ich durch irgendeine Ungeschicklichkeit ein kleines Geräusch, so sagt sie in ruhig verweisendem Tone: „No, no, Vata!“ Eines Tages, als sie sich lustig auf dem lehmigen Erdboden wälzte, ruft ihr die Mutter zu: „Geh, du bist ein Schweindl!“ — „Pfui, Mami!“ darauf die Kleine.

Für ihre Geschwister ist es übrigens nicht gut, mit ihr Kirschen essen. Nur das Geringste ihr über quer, und sie hebt drohend den Arm: „Hauen!“ Im Augenblick kommt ihr auch die Hand aus und der Genosse hat eines im Gesicht. Zumeist ist vor solchem Ereignisse sie selber mehr erschrocken, als der Geschlagene; einerseits ist über das Verbrechen eine schwere Strafe verhängt, andererseits macht vielleicht der Geschlagene ein weinerliches Gesicht: „Martherl, jetzt hast mir weh gethan, jetzt weine ich!“ Derlei genügt vollauf, um ihren Zorn zu löschen; mit zärtlicher Miene streichelt sie den Beleidigten an der Wange: „Ei ei! — Ei ei!“ — Wenn sich während des Streichelns aber doch die Fingerchen manchmal krümmen, dass es einen kleinen Kratzer gibt — nun so sind wir dafür eben ein weibliches Wesen, an welchem sich Streicheln und Kratzen nicht so genau auseinanderhalten lässt.

Übrigens hat sie in wenigen Monaten an Selbstüberwindung schon Erkleckliches geleistet. Eine Kindsfrau, von der Kleinen „Viefrau“ genannt, hatte ihr mancherlei Unzukömmlichkeiten angewöhnt. Die Ruthe, welche hierauf ins Haus kam, verursachte der Kleinen anfangs manchen Spass, denn sie hielt die mit einem rothen Bändchen zierlich zusammengebundenen Birkenreiser für ein Spielzeug oder für eine Ceremonie. So oft sie sich etwas zuschulden kommen ließ, rief sie allemal selbst nach der Ruthe: „Marthi lim! Uthe holen!“ Als sie aber merkte, dass die Ruthe immer rücksichtsloser ward und die feierlich energische Handhabung derselben schon ins Bedenkliche gieng, erhob sie sofort Protest, wenn von der Ruthe die Rede war. Und dennoch scheint es mir, war es weniger die Strafe, als andererseits Lob und kleine Belohnung, was sie zur Ablegung mancher Unarten hauptsächlich veranlasst.

Mit einer wahren Leidenschaft hält sie zu ihrem Kindsmädchen Toni. Es mag sie welch ein Schmerz immer treffen, ihr weinender Hilferuf ist: „Toni!“ Mit der zärtlichsten Kosung: „Meine Toni!“ umfängt sie die Füße der Angebeteten. „Ja ja, deine Toni!“ riefen wir dann bisweilen aus, was zur Folge hatte, dass sie nun selbst nicht mehr „meine“, sondern „deine Toni“ sagt. Es kommt ja oft genug vor, dass Kinder, weil sie mit „du“ angesprochen werden, glauben, sie heißen „du“ und sich selbst „du“ nennen. Es ist keine Kleinigkeit für ein junges, zartes Gehirn, mit den Complicationen der Sprache fertig zu werden.

Von der Schwester Grethe ist ihr wiederholt gesagt worden, sie sei in der Schule; darauf hin ist nun jeder Abwesende „in der Sule“. Wenn sie nach etwas gefragt wird, was sie nicht weiß, nicht versteht, so antwortet sie kurz: „Nein!“, das heißt so viel als: Ich weiß es nicht, ich kann nicht antworten, ich verstehe dich nicht. Also bilden die Kleinen ihre eigene Art, um sich zu behelfen.

Ihre größere Schwester nennt sie nach dem Vorbilde der Dienstboten „Fräuln Anna“; fragt man, wie sie selbst heiße — „Marthi Rosa-segger.“ Ihre Mutter nennt sie gewöhnlich

klettern, auf meiner Achsel balancieren. „Aufheben, Vata!“ sagt sie mit ihrem hellen Stimmlein. Ich hebe sie mit beiden Händen, so hoch ich kann. „Noch höher, Vata!“ Das Kind glaubt, der Vater könne alles.

Ist sie an meinem Arm und will zu Boden, so sagt sie bloß: „Eins-zei!“ Das heißt, sie will zu Fuß gehen. Man hat sie nämlich anfangs bei den ersten Gehversuchen commandiert: „Eins-zwei! Eins-zwei!“ Seither glaubt sie, jedes Gehen heiße: Eins-zei! —

„Vata, bomm! Latet! Biefetäger!“ Sie ist die erste, die das Schellen der Thürglocke hört, mich ruft zu kommen, weil der Briefträger erscheinen wird. Bewegungslos auf einmal ist ihr Gestaltlein, in ihrem Gesichte der Ausdruck höchster Erwartung; denn der „Biefetäger“ hat eine große Tasche, und von einer Kindsmagd weiß sie, dass in dieser Tasche Raum für schlimme Kinder ist. Doch es schlichtet sich ganz freundlich. Der „Biefetäger bingt Biefe. Biefetäger bav!“

Das war früher. Heute hat sie sich das störrische „R“ vollkommen unterworfen, und wenn sie willig ihre Flasche Milch getrunken hat, sich willig auf das Stühlchen gesetzt, willig ins Bett gegangen ist oder eine andere Großthat von Selbstüberwindung ausgeübt hat, welche des Lobes wert ist, sagt sie langgezogen und feierlich: „Braaav!“ Solche Anerkennung spendet sie sich aber nur, wenn das Lob von anderer Seite ausbleibt. Loben wir sie, so hört sie ruhig und ernsthaft zu, dann sagt sie: „Dank schön!“

Noch einige Ausdrucksformen, die sie sich selber gebildet hat. „Vata, hin gehst?“ (Wohin gehst du, Vater?) „Da drin ist?“ (Was ist da drinnen?) „Toni macht?“ (Was macht Toni?) Hat sie irgend etwas angestellt, so verräth sich das schon in ihrem stillen Betragen, in ihrer sänftiglichen Miene. Da fängt sie sogar an, zu schmeicheln: „Mutta, lieb bist!“ — „Mutta, gut sein!“ — „Mutta, nichts sagen!“

In der Frühe, wenn sie mir zu einem Guten Morgen das Händchen reicht, langt sie zuerst fast allemal das linke her. Das nehme ich nicht an. Wenn der Vater Geschichten macht, warum nicht sie auch! Das rechte Händchen gibt sie nicht her, das versteckt sie hinter dem Rücken, als hätte sie keines.

„Martha! Du gibst mir die rechte Hand!“

Sie blickt mich verwundert an, dann versucht sie es nocheinmal mit der linken.

„Martha! — Du gibst mir die rechte Hand!“

Gut, sie gibt die rechte Hand und ist nun selbst ganz vergnügt darüber, dass der kleine Trotz überwunden ist. Fröhlich läuft sie davon.

„Dirndel!“ rufe ich ihr nach, „es fehlt noch etwas. Das Knixerl mußt du mir machen!“

Sie wendet sich um und macht mit den Knien eine überaus graziöse Verbeugung. Da ist es auch schon geschehen, dass sie vergaß, sich umzudrehen, so dass ich vom Knixerl nur den hinteren Theil bekam — darauf allemal ein Halloh in der ganzen Familie.

Mit ihrem Trotzköpfel hat sie überhaupt so manchen Strauß auszutragen. Sie will nicht folgen, wenigstens aufs erste Wort nicht; und wenn jemand mit ihr zankt und poltert, das macht ihr Spass, und jetzt folgt sie erst recht nicht. Beim Vater ist's anders, der braucht ihr in ruhigem Ernste ein-, höchstens zweimal den Befehl zu geben, und sie ist das fügsamste, gemüthlichste Kind. Ja, wenn sie auf Zureden anderer etwas thun soll, was sie nicht mag und doch wieder möchte, sieht sie sich manchmal ordentlich hilfesuchend nach dem Vater um, dass er ihr befehle. Sie will mich nie fortlassen, wenn ich bei ihr bin, deutet mit dem

gesperrtem Mäulchen krächzte, da machte unser Dirndel ein überaus erschrockenes Gesicht, rührte das Kleine mit keinem Finger an, barg ihr Haupt endlich am Busen ihrer Toni und hub an, zu schluchzen. — Eine Puppe erwarten und ein wirkliches kleines Kind sehen, ich glaube, das war eine ihrer größten Enttäuschungen.

Dass ein Mensch von zwei Jahren mit nichts eigentlich in Staunen zu setzen ist, das weiß man. Er kann erschrecken, er kann verblüfft sein; aber sich über etwas wundern, das kann er nicht, etwas unbegreiflich finden, das wird er nicht, weil er von einem Begreifen oder Nichtbegreifen überhaupt nichts weiß, weil ihm die Thatsache als solche genug ist. Als die kleine Martha den ersten Eilzug vorbeisausen sah, machte sie große Augen und horchte; als er vorüber war, gieng sie wieder an ihr Blumenpflücken — und nichts weiter.

Das ist ein Menschenkind. So fängt es an. Und was noch kommen kann und kommen muss, es weiß noch nichts davon. Was da ist, es denkt über nichts, es staunt über nichts, es ist ihm alles selbstverständlich. Es weiß nichts von einem Anfange, es weiß nichts von einem Ende, es ist, und damit Punctum.

Der Todtentanz in Hamburg.

Ein Schreiben von Sophie von Khuenberg.

Göttingen, im Sept. 1892.

Jetzt, da ich die Centnerlast der Furcht, die mich bedrückte, von der Seele habe, da ich frei aufathmen kann, fern von der Stätte des Jammers, jetzt erst bin ich imstande, das Erlebte wiederzugeben und mich auf traurige Details zu besinnen. Im Anfange, als sich das Gerücht der Cholera sprungweise von Mund zu Mund fortpflanzte, nahm man die Sache nicht gar zu ernst. Man interessierte sich dafür, wie man sich eben in der Großstadt für alles Neue interessiert, gleichviel ob es etwas Gutes, oder Schlimmes sei. Man las die Zeitungen, man sprach darüber, aber man dachte an keine nahe, drohende Gefahr. Es sei ja nur drüben, in der Hafengegend, meinten die Leute. Man ist es ja leider gewohnt, dass die Armen, Schlechtgenährten, die Paria der Gesellschaft zeitweilig von dem Elend mit besonderer Ausdauer und Tücke umgarnt werden. Es war also am Ende auch nichts dabei, wenn ein paar solcher erbärmlicher Existenzen an Cholera nostras oder selbst an asiatischer Cholera zugrunde giengen. Du lieber Gott! Was isst dies Volk nicht alles zusammen! — von dem Hafen bis zu uns herüber, in die reinlichen, gartenumsäumten Wohnungen der besseren Classe ist ein weiter Weg! Und überdies wiegte uns der Senat mit den beruhigendsten Versicherungen in eine Art von hypnotischer Zuversicht. Aber schon nach wenigen Tagen änderte sich das Bild der Stadt und die Stimmung der Bevölkerung. Man sprach von nichts anderem, man stürmte die Bureaux der Zeitungen, jeder wusste zu erzählen von Krankheit und Tod, alle zitterten bei dem Wort und dennoch klang es immerfort und überall von allen Lippen. Selbst die Kinder auf den Straßen rottelen sich zu-

„Mutta", in übermüthiger Laune „Muada", in zärtlicher Stimmung „Mami", in Anflug von Trotz „Frau". Eine begeisterte Freundin ist sie von kleinen Kindern, die sie gerne bemuttert. „Gleine Kindi brav sein! Gleine Kindi sön heidi, heidi, sön lulu gehen! Mutta sonst bös!"

„Heidi heidi", damit bezeichnet sie alles, was schläft oder ruht, oder irgendwo aufbewahrt liegt. „Huti heidi heidi machen!" sagt sie, wenn ihr Hut in die Schachtel gethan wird. „Katzi heidi heidi machen!" wenn mein Pelz in den Kasten gehängt wird. Ihr liebster Aufenthalt ist Vaters Stube, wo „Vata reibt" (schreibt) oder „A se be (A B C) macht" (liest). Wenn nun aber der Vater manchmal von dem freundlichen Besuche nicht viel Notiz nimmt, wenn er ruhig weiterarbeitet oder überhaupt nicht mit ihr plaudert, steht sie verblüfft da, schaut mit ihren runden Äuglein fast erschrocken drein und flüstert: „Vata bös!" — Vater bös! Das ist so ziemlich das unangenehmste, was ihr passieren kann. Vom Vater ein finsteres Gesicht, das geht schier noch über die Ruthe, doch ich möchte nur einmal den Vater kennen, dem es einem so drolligen Dirndlein gegenüber gelingt, das strenge Gesicht fünf Minuten lang aufrecht zu halten. Die Stirne in Falten ziehen, wenn das Herz lacht! Doch das Kind hat's bald weg, dass es nicht auf die Stirnfalten ankommt, denn solche hat auch Großmama und Grosspapa, sondern vielmehr auf den Blick. Ein einziger kurzer Blick genügt, um das Gesichtlein der kleinen Martha sofort gänzlich zu verändern — von der übermüthigsten Grimasse bis zur beklommensten Miene, in welcher das Weinen zuckt. Aber sie trachtet beizulegen; leise schleicht sie um mich herum, sucht mit der Hand vom Stiefel den Staub zu wischen, und wenn sie an dem Hausrock etwa gar irgendwo einen Schaden findet, so sagt sie: „Loch, zerrissi, Marthi topfen (stopfen)."

Stets kommt sie in mein Zimmer des Abends, unmittelbar bevor sie schlafen geht. „Papa!" Damit reicht sie mir das Händchen. Das ist aber nicht alles, jetzt geht sie zu allen Bildern, Bilderchen und Statuettchen, die an der Wand hängen oder auf dem Tische stehen; jedes erreichbare berührt sie, gleichsam mit der Hand grüßend, mit den Fingerspitzen: „Papa! — Papa! — Papa!" Und erst wenn sie sich von allen ihr lieben Gegenständen so verabschiedet hat, verfügt sie sich an Seite der „Toni" willig in ihr Schlafstübchen. Zum Schlafen bedient sie sich mehrerer Tüchelchen, die sie sich an die Wangen und an das Kinn legt. Ohne solche Tüchelchen schläft sie nicht ein. Dann will sie zum Einschlafen ihr Cigarl haben — den Saugstoppel, auch wenn er trocken ist.

Mit einem solchen Saugstoppel im Munde stand sie eines Tages in der Kapelle, wo in einer Nische der Leichnam Christi liegt. Sie schaute eine Weile nachdenklich auf ihn hin, endlich begann sie, anfangs leise, dann immer lauter zu rufen: „Himme-Vata, steh auf! Himme-Vata, steh auf!" Als der Himmel-Vater aber immer schlief, wollte sie ihm den Saugstoppel in den Mund stecken, worauf ihr größeres Schwesterlein, die Grethe, sprach: „Pst! Lass ihn schlafen! Er ist müde geworden beim Welterschaffen!"

Eines Tages wurde ein neugeborenes Kind ins Haus gebracht, an welchem wir Pathenstelle zu vertreten hatten. Der Martha wurde schon im Voraus gesagt: „Eine große Puppe kommt!" Sie freute sich sehr auf die große Puppe, würde sie nehmen und schaukeln und allerlei Kurzweil mit ihr treiben. Als sie nun aber dem kleinen Wesen ins rothe Lärvchen sah, und wie es bei geschlossenen Augen und mit auf-

mit matten Blumen und Trauerschleifen geschmückte Todtenkränze. Immer wieder Kränze. Und in den großen Tischlerwerkstätten wurde Tag und Nacht gehämmert. Särge, immer wieder Särge. Täglich mehr — sie konnten gar nicht so rasch geliefert werden, als man sie brauchte. Und so band man die Leichen in schwarze Säcke und führte sie des Nachts in jenen unheimlichen rasch rollenden, schwarzen Wägen durch die langen Straßen nach der Leichenhalle. Dazwischen fuhren auch die Kranken in den Droschken ähnlichen Rettungswagen nach dem Krankenhause. Zuweilen, wenn ein grausamer Zufall die Wärter verwirrte und die Zeit zu knapp war, um Lebendiges vom Todten zu trennen, führte man den Sterbenden, neben dem Todten ruhend, in dem gleichen Wagen....

Oftmals lag ich des Nachts wach und horchte auf die unaufhörlich rollenden Räder. In der Todtenstille meinte ich das Ächzen bis herauf zu hören — oder waren es nur die Straßensteine, die unter diesen grausigen Lasten sich knarrend aneinander schoben?! Dann horchte ich angestrengt auf die Athemzüge meiner Kinder und wenn sich eines im Schlafe regte, schnürte mir eine unsagbare Angst Herz und Kehle zusammen. — Dies plötzliche Sterben ist so entsetzlich. In zwei, drei Stunden kann alles vorüber sein und die Wange blauschwarz, die jetzt so rosig glüht. Es war eine furchtbare Vision....

Aber wie vielen ward sie zur entsetzlichen Wahrheit! Man irrt, wenn man die in den Zeitungen geschilderten Scenen für übertrieben hält. Sie sind es leider ganz und gar nicht. Im Gegentheil. Der Jammer ist größer, als die Phantasie des trübsinnigsten Pessimisten ihn ausdenken kann. Die Zahlen, diese trockenen, harten Zeugen des herrschenden Elendes, sie allein schon sprechen eine erschütternde Sprache. Und an jede einzelne Nummer dieser Zahlen knüpft sich das tragische Schicksal eines Menschenlebens, einer ganzen Familie.

Vater und Mutter stehen in dem vereinsamten Hause, aus welchem eben das letzte der fünf Kinder hinausgetragen wurde. Sie weinen nicht, sie sind erstarrt vor dumpfer Verzweiflung. Der Mann geht hinaus und erhängt sich an dem nächstbesten Balken, die Frau stürzt sich ins Wasser. Und dort, in dem gegenüber liegenden Hause sind beide Eltern todt. Fünf Kinder im Alter von zwei zu zehn Jahren stehen weinend an der Thürschwelle, hungernd, angsterfüllt und dennoch neugierig auf den Wagen harrend, der Mutter und Vater abholen soll. Drinnen aber, in der verpesteten Stube, unter den befleckten Kissen und Federbetten liegt der noch schwach athmende Säugling an den erkalteten Brüsten der Mutter....

Die Nachbarn stehen im weiten Kreis um das vergiftete Haus, sie möchten helfen, aber sie wagen es nicht. Ihr Leben ist elend und dennoch wollen sie nicht sterben. Einige trinken. um sich zu betäuben; man hält die Trunkenen für krank und schleppt sie mit den übrigen nach den Baracken. Die Arbeit stockt, eine allgemeine Furcht erfaßt die Leute. Auch die schwarzen Säcke genügen schießlich nicht mehr und man wirft die Todten nackt — (die Kleider müssen sofort desinficiert oder verbrannt werden) — übereinander in große Möbelwagen. Die Wärter und Träger sind oftmals volltrunken und lassen die Leichname aufs Straßenplaster niederfallen. Sie *müssen* trinken, um den Anblick so vieler entstellter Menschen ertragen zu können. Sie bekommen zehn Mark pro Tag. Das ist viel für so arme Teufel. Aber es ist viel zu wenig für das Entsetzliche, das sie stündlich mitansehen müssen. Selbst die Nerven solcher Menschen, die, stark wie Schiffstaue, auf keine Erschütterung reagieren, sie

sammen und discutierten über das neue, furchtbare Gespenst!

Aus Russland war es herübergekommen, von den russischen Auswanderern nach dem Elbehafen verschleppt. Und die maßgebenden Stimmen in Hamburg riefen nicht „halt“ — das war das eine große Versäumnis, das an der Bevölkerung von Hamburg begangen wurde. Dem „Geschäft“ zuliebe, dieser einzigen, großen Triebfeder aller Unternehmungen in der Hansastadt, ließ man die Waren ungehindert einführen und wagte es nicht, ein energisches Veto dagegen einzulegen. Um die Interessen einzelner, hervorragender Firmen nicht zu schädigen, gefährdete man lieber die ganze Stadt, gab all die tausend ahnungslosen Menschen dem Elend und das Ansehen der Stadt dem Spott und der schärfsten Kritik aller Zeitgenossen preis. Das zweite Versäumnis, das schon seit Jahrzehnten mit vollster Gemüthsruhe begangen, zeitweilig aufgedeckt und immer wieder vertuscht und beschönigt wird, ist der vollständige Mangel an gutem Trinkwasser. In den Tagesblättern ist so viel und so bezeichnend darüber geschrieben und getadelt worden, dass man nichts Neues mehr darüber zu sagen hat. Auch hier ist es wieder eine vorwiegende Rücksichtnahme für die Crösusse Hamburgs, die an dieser todtbringenden Flauheit und Lauheit die Schuld trägt. Die gutsituierten Kreise der Bevölkerung trinken sehr viel Bier und ziemlich viel Wein. Wo das Bedürfnis nach nicht alkoholischen Getränken sich geltend macht, werden die Gläser mit den besten Mineralwässern, wie Appollinaris, Fürstenbrunn 2c. gefüllt und in solchen Häusern fällt es natürlich niemand ein, das abscheuliche Elbewasser zu trinken, das trotz aller Filtrierung von Schmutz und Millionen schädlicher Infusorien erfüllt ist. Wo man sich also längst an das prickelnde Wasser der Gesundbrunnen gewöhnt hat, bedarf es ja keines anderen Wassers und überdies würde eine zweckentsprechende Leitung wohl Millionen kosten und nichts tragen — ergo, es wäre ein schlechtes „Geschäft“ und nur sehr schwer, sehr zögernd, ohne innerliche Begeisterung beschäftigt man sich seit Jahren mit einer Änderung, die aber bis heute nicht gediehen ist. Jetzt, nach all diesen entsetzlichen Erfahrungen, wird man freilich diese strafwürdige Apathie bereuen und mit allen Mitteln gutzumachen suchen.

Wenn ich an die letzten Tage in Hamburg zurückdenke, überfällt mich noch immer ein leichter Schauder. Die Stimmung in den Straßen war, trotz den wie gewöhnlich verkehrenden Pferdebahnen und Droschken, eine auffällig gedrückte, unsichere, schwüle. Einer fürchtete den andern. Man wich einander aus und dennoch, wie die Kinder, die sich vor dem finsteren Zimmer scheuen und doch hineingeschickt sein wollen, suchte man Gelegenheit, sich darüber auszusprechen. In jedem Geschäfte cursierten andere Meldungen. Dort war ein junges Dienstmädchen plötzlich zusammengestürzt, hier hatte sich ein alter Mann in Schmerzen gewunden. Schulkinder kauften Pfeffermünzen und erzählten von erkrankten Mitschülern. Im allgemeinen wurde nichts gekauft als Cognac, Wein, Thee. Am größten war der Zuspruch in den Apotheken und Droguerien, um all die angerühmten Desinfectionsmittel zu erwerben und sich mit Choleratropfen und Opium für die schlimmsten Fälle vorzusehen. Kopf an Kopf gedrängt standen die Leute bis spät des Nachts in und vor der alten Apotheke am Gänsemarkt, Ecke Valentinskamp, und einer blickte dem anderen misstrauisch und ängstlich in das sorgenvolle Gesicht und manche Schreckensgeschichte gieng dort von Mund zu Mund in halblautem Geflüster. In den Blumenhandlungen wurden nicht Liebessträuße, noch Palmen und Orchideen für die Erker der reizenden Villen gekauft, sondern Kränze. Grüne,

Kleine Laube.

's aufgweckti Dirndl.

In da steirischn Gmoansproch von Rosegger.

Nit bold hot mih wos sou viel gschreckt,
Wia heint ba da Nocht sei Kloupfn.
An Buabn, der umgeht, Leut aufweckt,
Den sul ma namla schoupfn! —
Die Gluat is dämpft, die Thür fest zua,
Die Küa hobn eahna Fuada;
Ih bet mei Nochtgebet, schlof ein
Und tram va meina Muada. —
Hiaz schebert's Fenster. Ih zuck auf
Und moan, as kam a Wetta;
Do wischbelts daußt: „As gschiacht da nix,
Moch auf, ih bin dei Vetta."
Hiaz fong ih mih zan fürchtn on
Vor seiner und vor meina;
Ih hon an gern zan narraschwern,
Drum loss ih n heint nit eina.
Er kloupft und wischbelt nouh aweil,
Thuat süassi Gsangla singa;
Ih sog nix mehr und s Herz will ma
Van Fenster aussi springa.
Und weil ih gor nix meh hon gredt,
Sa hot er's endla lossn,
An Seufza mocht er nouh und geht
Stad weita noch da Strossn.
Ih drah mih um, ih setz mih auf,
Ih geh zan Fensta lousn;
's is still wia in der ewign Rua,
Na d Herdgluat thuat nouh glousn.
Mir dougazts Bluat, mir siadt mei Koupf,
Der Mensch, der gibb ma z schoffn! —
O Goud, de Nocht vagiß ih nit! —
— — Und hät scha sou guat gschlofn!

Erklärungen: schebert: klirrt. lousn: horchen. dougazn: toben, heftiger, fieberiger Puls.

Sind die Frauen besser als die Männer?

Eine angenehme Nachricht, meine Damen! Die Frauen sind besser als die Männer. Es gibt erwiesenermaßen viel weniger weibliche Verbrecher, als männliche. Zum Beispiele: In Frankreich stehen hundert verbrecherischen (d. h. erwischten und abgestraften) Männern nur zwanzig verbrecherische Weiber gegenüber, in Deutschland hundert Verbrechern neunzehn Verbrecherinnen; in unserem Österreich gibt es nur vierzehn Verbrecherinnen, wo hundert Verbrecher sind. In Italien gibt es noch weniger; in Sachsen aber so viel als in Frankreich.

Wie kommt das?

Sind die Frauen thatsächlich besser? Ah, bitte um Vergebung, das nicht. Die Frauen haben nur weniger Gelegenheit und Anlass, Verbrechen zu begehen. Besonders die Frau geordneter Gesellschaftsclassen: sie lebt und waltet im Hause, behütet und versorgt von ihrem Manne, der im feindlichen Leben steht und im Kampfe um sich und seine Familie leicht gegen das Gesetz verstößt, von der Noth gedrängt zum Verbrecher werden kann.

Darum ist in jenen Ländern, in

fangen an zu zittern in diesen Tagen und müssen gewaltsam strammgezogen werden . . . .

In dieser, die ganze Stadt durchflutenden Todesangst, gab es allerdings auch einige Wenige, die mit klarem Muth ihrem Berufe nachgiengen und furchtlos die Brandung überschauten, die zu ihren Füßen toste und sie jeden Augenblick erfassen konnte. Der eine, weil er sich mit allen Mitteln des Reichthums bis in das kleinste Detail dagegegen schützen konnte, der andere, weil er einstmals im dichtesten Kugelregen gestanden und noch immer das opferwillige, treue Soldatenherz in seinem Inneren pochen fühlte! Hat ihn das Geschoss des Feindes nicht getroffen — so wird auch die mordende Seuche den Braven verschonen! —

Über die Beschaffenheit der Krankenhäuser, die Tüchtigkeit der Ärzte, die Fahrlässigkeit der Behörden, haben die Tagesblätter so viel gesagt, dass sich nicht viel mehr darüber sagen läßt. Eines ist gewiss: man hat die Sache im Anfange zu leicht genommen und ungenügende Vorbereitungen getroffen. Als sich die Situation dann mit einemmale so rapid verschlimmerte, konnte man nicht rasch genug die nöthigen Anstalten treffen, verlor den Kopf und vergrößerte dadurch die Gefahr. Berlin musste mit Zelten, Betten, Särgen, mit Ärzten und Pflegern aushelfen, die bedrohte Bevölkerung machte sich erbittert Luft, die Zeitungen erhoben ihre mächtige Stimme und namentlich die auswärtigen Blätter ließen sich die Gelegenheit nicht entgehen, die stolze Hansastadt gehörig zu geißeln. Auch politisch dürfte diesem Drama von Hamburg noch ein bedeutsames Nachspiel folgen. Preußen wird sich — einem tausendfachen on dit zufolge — die Wohlfahrt der nordischen Hafenstadt so angelegen sein lassen, dass es die Verwaltung derselben selbst in die Hand nehmen wird und das wäre wohl der härteste Schlag, der die freie Hansastadt, die nichts weniger als preußenfreundlich gesinnt ist, treffen könnte!

Im gegebenen Augenblicke wird es freilich die erste Pflicht sein, an die sanitäre Sicherheit des Volkes zu denken, die an viele tausend zählenden elternlosen Kinder bleibend zu versorgen, die Seuche endgiltig zu besiegen und vor allem eine Wasserleitung zu schaffen, die, bacillenfrei, gesundes, frisches Quellwasser in die Wohnungen der Hamburger Bevölkerung befördert. Im Anschluss an diese wichtigste Neuerung, werden dann auch die elend engen, winkeligen Wohnungen schwinden müssen, helle, freundlichere Häuser werden an Stelle der unheimlichen, irrgartenartig verschlungenen Höfe und finsteren Spelunken treten und dann, wenn dieses goldene Zeitalter für Hamburg hereingebrochen ist, wird die große Hansastadt nicht nur interessant und für die Geschäftskundigen ein guter Boden zu einträglichem Erwerb, sondern für alle ein gesunder, angenehmer Aufenthalt sein. Wir hoffen von Herzen, dass dieser Umschwung auch ohne die gefürchtete Mitarbeiterschaft des preußischen Drills möglich sein wird. An Millionen hat ja Hamburg keinen Mangel. Diesmal handelt es sich eben darum, sie nicht zur Erhöhung des eigenen Luxus, sondern für das Heil der Allgemeinheit auszugeben! —

Verdienste.

Hört man rühmen die Verdienste
Von gewissen Leuten,
Meint man wohl nur die Gewinnste,
Welche sie erbeuten.

Schminke.

Ein Weib, das sich bestrichen hat,
Verräth, dass es — schon alt ist,
Und gleicht dem welken Rosenblatt,
Das jämmerlich — bemalt ist.

Jung und alt.

Solang man jung ist, träumt man gern
Von „glanzumfloss'ner künft'ger Zeit";
Doch scheint des Lebens Abendstern,
Dann heißt der Traum: Vergangenheit.

Gottes Wille.

„Dein Wille soll geschehen
Im Himmel wie auf Erden!"
So hört man viele Flehen
Mit innigen Geberden.

Ist aber Gottes Wille
Zuwider ihrem Wollen,
Dann knirscht so mancher stille:
„Der Teufel soll das holen!"

Vererbung des Wissens.

Könnt' das Wissen man vererben,
Wär' es wohl von großem Nutzen:
Doch dann möchten manche Erben
So wie Geld, es auch — verputzen.

Sauertöpfe.

Ist Lieb' und Lust von kurzer Dauer
Bei diesem und bei jenem Tropf,
Dann denke: Wird die Milch gleich sauer,
War sicher nicht ganz rein der Topf.

Was das Lieserle hat erzählt.

„Mutter, Mutterle. Nicht weinen, wenn ich terben muss. — Bei der Nacht, wie mir so viel die Bust hat weh than, da hab ich's wohl sehen, Mutterle. — Der liebe Tott, der lasst die lange Leiter herab vom Himmel und feift und Lieserle soll 'naufsteigen und nimmer Bust weh haben. Bin ich dleich 'naufdudert, aber in meinem Popf hat's ringel ringel reia temacht und Füsseln schwuppern und sagt der liebe Tott: Fall nicht, Lieserle! ich 'eck die Hand hinab, geif an! und hat mich tanz 'nauf togen.

Und beim Himmelfenzer haben die Engerln ein bauseidenes Pölsterlele hinthan und ich und der liebe Tott haben uns so dauflümmelt und herabdeschaut, und der liebe Tott hat sagt: Lieserle, da hast mein Operndlas und schau 'nab, wo du dewesen bist. Mutterle, und da ist alles ebelig und mutzig dewesen und alles kappelt so um im Moast und thut Loch traben und Sloß bauen und Kieg führen und so Sachen und der liebe Tott sagt: Das sind die Mensen. Und die alte Fau Mule hab ich auch sehen, die thut immer tricken. Und das Loch sütten sie zu und das Sloß fallt dusammen und Fau Mule thut Tumpf tricken.

Sage ich: Lieber Tott, wo sind mein Mutterle und Vaterle und Büderle und Swesterlele! und die möcht ich derne sehen.

Duckt der liebe Tott auf mich und sagt: Gindele, deine Mutterle und Vaterle und Büderle und Swesterlele sind jetz in einem troßen Leiden. Duck 'mal hin zum Haus, wo die Linden tehen. Und hab hintesaut und alles sehen. Ein Tüherle, ein neues weißes Tüherle, und thun was 'nein und weinen. Und Timmermann nagelt das Tüherle zu und sie tagen es 'naus sum Tarten wo die Keuzeln tehen und weinen. Und ist ein tiefes Loch taben und legen das Tüherle 'nab und Mutterle — — Mutterlele thut einen Srei, 's wär s Messer in die Bust, und thun tanz laut weinen, und Vaterle teht hinter dem Keuz und saut hin und sagt nichts und weint nicht und so troß ist sein Leiden, dass die tanze Luft tittert bis 'rauf zu mir.

Und so taurig bin ich worden und

welchen die Frau noch „unselbständig“, dem Manne noch untergeordnet ist, der Procentsatz der weiblichen Verbrecher geringer als dort, wo sich die Frauen emancipiert haben oder auch unfreiwillig persönlich und direct den Kampf ums Dasein mitkämpfen, ihr Brot persönlich verdienen müssen, wo sie — gleich dem Manne — „Herren der Welt“ sind.

In den Fabriken z. B., wo Weiber gleich den Männern arbeiten müssen, in jenen Amtskreisen, in denen das Weib wie der Mann thätig ist, auch auf dem Lande, wo die Magd so gut wie der Knecht ihren Bissen Brot erwerben muss, gibt es unter den Frauen kaum weniger Verbrechen, als unter Männern. Wenn die Frau sich im allgemeinen weniger gegen den Staat und die öffentliche Ordnung und in persönlicher Gewaltthätigkeit gegen Erwachsene vergeht, als der Mann, so desto mehr gegen schwache Personen und gegen das Vermögen anderer. Die Kindsmorde, die Morde und Mordversuche aus Eifersucht nehmen eine wichtige Stelle ein. Der erste Schritt zur Verworfenheit ist bei dem Weib der Verlust der Ehre; sinkt das Weib einmal, dann sinkt es tiefer als der Mann, ist roher und grausamer, ist weniger fähig sich zu beherrschen, weniger fähig zur Umkehr. Weil das in der Natur zu liegen scheint, so pflegt der Richter gegen weibliche Verbrecher um einen Grad nachsichtiger zu sein, als gegen männliche.

Ich weiß es nicht, ich habe von den lieben Frauen mein Lebtag nur Gutes erfahren, ich sage hier nur nach, was ein gelehrter Mann, Ludwig Fulda (in Westermanns Illustrierten Monatsheften, Juli 1892) behauptet. Ich hätte seinen Aufsatz über das „Weibliche Verbrecherthum“ sicher gar nicht beachtet, wenn der Anfang desselben nicht so verlockend mit dem geringen Percentsatze geziert gewesen wäre.

Da wir nun aber schon so weit gekommen sind und da ich geradezu trostlos sein würde, wenn unsere lieben Frauen nicht um ein Erkleckliches besser und edler wären als die Männer, so rathe ich Jeder im Guten, sich vor jener „Emancipation“ zu bewahren, die auch das Weib erbarmungslos ins feindliche Leben hinausdrängt, sondern sich möglichst in die Hut des Hauses, der Familie zu bergen und dort die Beherrscherin der Welt zu sein.

Und damit unsere Herren Männer ihrer Pflicht, eine eheliche Familie zu gründen, wieder mehr eingedenk werden, so ist den Frauen ein Verbrechen sehr gerne nachgesehen, ein Diebstahl, gegen den kein Staatsanwalt einzuschreiten pflegt: Sie sollen den Männern das Herz stehlen.

R.

Gedankensplitter.

Von Adolf Frankl.

Klage nicht!

O klag' nicht, wenn auf trauter Spur
Auch Übles kommt gezogen!
Im Sonnenschein und Regen nur
Entsteht der Regenbogen.

Alte Frauen.

Kommt ein Baum zu Jahren recht,
Wird die Rinde rissig!
Kann ein Weib schon beißen schlecht,
Wird es erst recht — bissig.

Der eine und der andere.

Der eine war im Schwindeln groß,
Vom andern ward nur Gutes kund;
Der erste kam aufs hohe Ross.
Der letzte aber — auf den Hund.

Gutes und Böses.

Das Erdenglück, es wär' gewiss
Von ungleich läng'rer Dauer,
Wär' manches Böse nicht so süß,
Manch Gutes nicht — so sauer.

Armut.

Armut ist die schlimmste Plage,
Ohne Frage,
Da sie selbst den reichsten Mann —
Quälen kann.

Freundschaftlicher Rath. Ein Lieutenant hielt vor Eintritt eines neuen Burschen in seiner Commode Umschau und fand darin einen Zettel, den der alte Bursche an den neuen gerichtet hatte. Folgendes war der Wortlaut: „Liebber Willem. Du kömmst bei einem sehr juten Herrn, un wenn de de Stibeln ordentlich wickſest und de Knöppe glanzig schöne puzest, wirst de keene Rüffels nich kriejen un es sehr jut haben. Aber eins sag ich dich, Willem: Nimm nie eene von seinen Ziehgarren; — denn das Luder zählt se!"

Etwas vom Wirtschaftsgeld. Frau A: „Wie viel Wirtschaftsgeld giebt Ihnen denn Ihr Mann?" – Frau B: „O, so viel ich haben will." – Frau A: „Ah, kommen sie denn damit aus?"

Besserung. Richter: „Erst hundert Mark gestohlen, und nun wieder achtzig Mark gestohlen — wollen Sie sich denn gar nicht bessern?" — Angeklagter: „Hab mir ja schon um zwanzig Mark jebessert."

Unverständlich. Backfisch (zur Mama): Hör' nur, wie dumm! Da läßt ein Herr durchs Gericht überall seine Frau suchen, um sich von ihr zu trennen!"

Auf der Universität. Herr (zu einem bettelnden Mädchen): „Pfui, schämst du dich denn nicht zu betteln? Was treibt denn dein Vater?" — „Der bettelt auch!" — „Und deine Mutter?" — „Die auch." — „Hast du denn auch Geschwister?" — „Ja 'n Bruder — der is auf der Universität". — „Was ist der?" — „Auf der Universität is er, er sitzt in 'ner Flasch mit Spiritus, er hat zwei Köpf."

Junggeselle: „Sag' mal, glaubst du wirklich an die Behauptung, dass verheiratete Männer länger leben als ledige?" — Ehemann: „Mag schon sein — es kommt einem wenigstens länger vor!"

Ausrede. Richter: „Und Sie wollen mich glauben machen, dass der Hunger Sie zu dem Diebstahle getrieben hat? Lächerlich! Wenn man hungrig ist, stiehlt man doch nicht gleich ein ganzes Kalb!" — Angeklagter: „Das ist wohl richtig — aber ich hatt' kein Messer bei mir, sonst hätt ich mir von dem Kalb bloß 'n paar Pfund abgeschnitten!"

Benutzte Gelegenheit. Der Herr Minister tritt auf den Herrn Referendar zu, der seine Braut am Arm führt. „.... Richtig, Sie sind der Herr Referendar, der mir bei der Partie auf das Finsterhorn den Weg gezeigt hat. Es geht mir bei wohlbekannten Leuten, denen ich begegne, öfter so wie bei Ihnen — ich wusste nicht, was ich aus Ihnen machen sollte —" — Die Braut: „Nun, einen Assessor, wenn ich bitten darf, Excellenz!"

Auch eine Folgerung. Herr: „.... Ach, wenn die Frauen erst mit der Vernunft anfangen ...." — Dame: „Aber die Vernunft ist doch weiblich!" — Herr: „Gerade deshalb hält sie's mit den Männern!"

Briefwechsel. „Lieber Papa! Da dieser Monat einunddreißig Tage hat, so wirst Du vielleicht entschuldigen, dass mein Geld schon heute alle ist. Jena, den 19. Juli 1891. Dein Fritz!" — „Lieber Fritz! Ich entschuldige es. Dein Vater."

Desto besser. Soldat (in der Küche zu seiner Köchin): „Na, Rieke, det jiebt ja heute schon wieder Kalbfleesch. Ick hab' dir doch jesagt, du sollst mal Hammelbraten machen!" — Rieke: „Ja, aber Willem, die Herrschaft isst doch keen Hammelfleisch!" — „Na desto besser!"

Wandel der Zeiten. Früher suchte man den Stein der Weisen, jetzt sucht man das Gold der Dummen.

sag den lieben Tott: Was ist dinnen im Tühele, dass sie so thun weinen?

Spitz mal die Wascherln, sagt der tute Tott und hör 'nab. Und haben sie desagt: Lieserle! torben bist uns und eintaben in die finsere Erden!

Deht das mich an? sag ich.

Ja feilich! sagt der liebe Tott.

Aber, ich bin ja dar nicht torben. Ich bin ja da bei dir!

Sie denken nicht daan, sagt der liebe Tott.

So will ich 'nabuffen; Mutterle! Vaterle! Ich bin nicht torben, ich bin beim lieben Tott auf dem Fenserpolster.

Narrelele, das hören sie ja dar nicht, sagt der tute Tott. Der Himmel ist zu hoch und die Erden ist zu tief.

Da ist mir so weh worden, Mutterle, mein Mutterlele. Niederhauperlt bin ich: Lieber, lieber Tott, lass mich 'nab. Ich kann kein' Fied und kein' Feud haben im Himmel, wenn sie so thun weinen. Lass mich 'nabteigen und sagen: Im Tüherle, das ist eine Puppe dewesen und ich bin nicht torben.

Gindele! hat er desagt, so teige 'nab in Tottesnamen, und der alten Fau Mule sag: wenn sie will, soll sie 'naufsteigen und sich auf den Patz von der Lieserle setzen.

Swupps! da bin ich 'rab! Und tanz unten bei der Leiter hockt die alte Fau Mule und thut tricken. — Fau Mule! Der liebe Tott lasst dich trüßen und 'nauf-teigen ganst, wenn du willst!

Und sagt die alte Fau Mule: Was das wieder für Deschichten sind! Ich hab nicht Teit, muss tricken! —

— Mutterle, so ist's dewesen und dann bin ich wach deworden und hat mir die Bust weh than. — Und mein Patz ist noch fei und die alte Fau Mule hat nicht Teit, die muss tricken. — Mutterlele! — — Wenn der liebe Tott noch einmal feist, und das Lieserle 'naufdudert — Mutterle, nicht weinen. Im Himmel-fenser bin ich neben den lieben Tott und sau herab und werf Sneefocken-Biserln herab. — Mutterlele! — Jetz bin ich son desund. — Ich teige son hinauf.... Mutter!"

Zwei Tage nachher haben sie das Trühelein hinausgetragen. Weinend hat das Mutterauge sich gewendet gegen den blauen Himmel hinauf. — Sie hat nichts gesehen und nichts gehört.

Der Himmel ist gar so hoch und die Erde ist gar so tief. M.

Lustige Zeitung.

Der Pastor hat sich über die Gartenpforte gelehnt und raucht andächtig seine Pfeife. Da kommt sein Freund, der Dr. Mertens angefahren. „Guten Tag, Pastor, wie gehts?" — „Ach, nicht ganz gut, ich kann nicht schlafen." — „Nicht? Das ist ja schlimm." — „Ja höre, Doctor, kannst du mir nicht etwas dagegen verschreiben?" — „Nu, das könnte ich wohl, z. B. Chloral, Bromkali, Sulfonal und ähnliches Zeug; aber das ist nicht viel wert; das wird bald Bedürfnis und dann muss man es sich wieder abgewöhnen. Trink doch des abends kurz vor dem Schlafengehen einen guten steifen Grog." — „Nein, Gott bewahre, das geht nicht an; ich predige allsonntäglich gegen den Genuss spirituöser Getränke; da kann ich doch nicht selbst —" — „Aber Pastor — wenn ich dir das als Medicin verordne!" — „Nein, nein, das unterscheiden meine Leute nicht. Und wie sollt ich mir das heiße Wasser verschaffen?" — „Du sagst deiner Wirtschafterin, du willst dich rasieren, abends statt morgens — verstehst du?" — „Na ja, ich will's mir überlegen." — Nach vier Wochen kommt der Doctor wieder des Weges und kehrt im Pfarrhause ein, trifft aber den Pastor nicht daheim. „Nun, wie geht's dem Pastor", fragt er die Haushälterin. „Ist verrückt geworden!" brummt die Alte. „Was ist er?" — „Verrückt! Rasiert sich jeden Tag viermal!"

himmlischer Seligkeit abgeschlossen hat, schüttelt das Mütterchen trübe den müden Kopf und erwidert: „Ach, min liwer Herr Pastor, wie man hört, soll dat in den hohen Himmel ooch schon lange nich mehr so sind, wie dat in ollen Tiden west is.“

Aus der Kinderstube. Der kleine Karl ist nicht nur altklug, er ist auch ein großer Wildfang. Heute hat er wieder Hiebe gekriegt, weil er seine Schwester geprügelt hat. Er schluckt die Thränen herunter, tritt trotzig beiseite und stößt verbissenen Tones hervor: „Wenn ich nicht einmal mehr meine Schwester prügeln darf, dann — dann pfeif' ich aufs Familienleben!“

Katheberblüten.

Die Regierungen der Päpste waren nur kurz, obgleich immer der Vater auf den Sohn folgte.

Richard der III. ließ alle seine Nachfolger hinrichten.

Marat wurde zwar ermordet, aber er starb vorher an einer Krankheit, die ihm sogar das Leben raubte.

Beim Rückzuge aus Spanien waren die Wege so schlecht, dass man acht Wagen vor ein Pferd spannen musste.

Stanislaus war bei der Geburt seines Vaters noch nicht auf der Welt.

In Portugal fängt das Klima erst im Februar an, im Sommer ist große Hitze, aber der Herbst benebelt alles wieder.

In Paris werden Spiegel angefertigt, die ohne Glas und Rahmen wohl zwölftausend Thaler kosten.

Vogelmörder.

Es ist eine bedenkliche Thatsache, dass die Menschen auf dieser Welt mit allem aufräumen, was nicht ihren unmittelbaren Nutzen fördert. Unerbittlich und immerwährend ist besonders der Krieg gegen die Thierwelt. Dass man die Raubthiere und Giftthiere ausrottet, ist selbstverständlich; dass man jene Thiere vertilgt, die an unserem Tische mitessen, ohne mitzuarbeiten, ist auch natürlich. Dass man aber Thiere, die uns nicht schaden, sondern vielmehr nützen und Vergnügen bereiten, ausrotten will, das ist eine Thorheit und ein Verbrechen.

In der Gefahr, also ausgerottet zu werden, ist die Vogelwelt, die liebe, fröhliche Vogelwelt. Vor kurzem erst ist eine Klage durch die Länder gegangen, dass man den Kolibri zu Millionen tödtet, bloß um Damenhüten einen eitlen abgeschmackten Schmuck zu liefern. Ferner wird bemerkt, dass man im Wienerwalde in den letzten Jahren das holde Völklein der Nachtigallen bedenklich lichtet. Es ist bekannt, dass an der deutschen Ostseeküste ein förmlicher Vogelmassenmord betrieben wird hauptsächlich gegen Schwalben und Enten. Die Thierschutzvereine machen zwar alles Mögliche, um der Vogelvernichtungsmanie Einhalt zu thun.

Ein besonders eindringlicher Protest kommt von dem tirolisch-vorarlbergischen Thierschutzvereine in Innsbruck. Derselbe richtet sich gegen den Vogelmassenfang in Südtirol. (Eine darauf sich beziehende Schrift des Vereines ist bei Wagner in Innsbruck 1892 erschienen.)

In Südtirol, im Trentino, im Ledrothal, Etschthal u. s. w. wird der Vogelmassenfang allherbstlich auf das lebhafteste betrieben. Man schätzt die jährlich vernichteten Vögel mindestens auf 500.000 Stück, vielleicht ist die thatsächliche Ziffer doppelt so hoch.

Ein einziges Bildchen:

Die Sommertage gehen zu Ende, es naht der Herbst und damit regt sich der geheimnisvolle Wandertrieb in dem gefiedertem Völkchen; allmählich zieht es hin gegen Süden, wo die Sonne wärmer scheint, der Himmel freundlicher über der Erde lacht, wo Eis und Schnee dem fröhlichen Treiben in Wald und Wiese kein rauhes Ende setzen. Was erwartet aber dort in Wahrheit unsere Sänger,

„Herr Schaffner, bitte um einen Platz dritter Classe nach Ruderstadt." — „Rauchen Sie?" — „Ich danke, ich bin reichlich versehen."

Eine ebenso ehrliche wie durstige Radfahrerseele lässt sich im Anzeigentheil der „Münch. N. N." also vernehmen: „Ich ersuche den Wirt, bei welchem am letzten Samstag, vormittags 11 Uhr, ein Velociped eingestellt wurde, seine Adresse so schnell wie möglich an die Engelbrecht'sche Wirtschaft, Utzschneiderstr., zu melden. Ich wollte es abholen und habe mich so ...., dass ich es nicht mehr finden kann. Ich werde dem ehrlichen Zurückerstatter mit Belohnung dankbar sein. Bruno Hartmann."

Vom Kasernenhof. Lieutenant (zu einem unsauberen Rekruten): „Wie heißen Sie?" — Rekrut: „Schwan!" — Lieutenant: „Mensch, wie kommen Sie zu dem Druckfehler?"

Lehrerin: „Wir kommen jetzt zu der Lebensweise des Storches. Adele, was genießt der Storch?" — Adele: „Der Storch genießt die Achtung des Menschen."

Ein mit Kindern gesegneter Arbeiter in Rom, Namens Casieri, hat an die beim Quirinal beglaubigten Botschafter der Großmächte Schreiben gerichtet, in denen er seine Begeisterung für die von ihnen vertretenen Souveräne ausdrückt. Er habe sich daher entschlossen, jedem der Herrscher eines seiner Kinder zum Geschenke zu machen. Die Botschafter haben das Schreiben der Polizei übergeben, die den großherzigen Spender einstweilen auf das Beobachtungszimmer schickte.

Vaterfreuden. „Wie geht es Ihrem kleinen Töchterchen?" — „Nun, es geht gut; aber sie ist so zart und zimperlich, dass man sie kaum anzurühren wagt. Da haben Sie mit Ihren drei Buben schon mehr Freude. Die können Sie doch ordentlich durchprügeln!"

Lieutenant zu seinem Burschen: „Jemand dagewesen?" — „Ja wohl, Herr Lieutenant, der Civilschneider mit der Rechnung." — „Also niemand dagewesen."

Sehr einfach. Feldwebel: „Sagen Sie mal, Dombrowsky, Sie Schlingel, wie kam es, dass ich Sie gestern Sonntag in Dingsda, in dem Bierdorf in Civil hinter einem Baum gesehen habe?" — Dombrowsky: „Weil — weil der Baum nicht dick genug war, Herr Feldwebel!"

Ein Schwerenöther. Studio (zu seinem Commilitonen): „Hör', Spund, ich bedarf deines guten Rathes, was sagst du denn immer zu deiner Wirtin, wenn du am Ersten nicht zahlen kannst?" — „Das drückt man in der Regel am erfolgreichsten durch ein Veilchenbouquet aus!"

Der kleine Kohn. Lehrer: „Also, Kohn, wenn du bei dem Kaufmann statt zehn Pfennige ein Fünzigpfennigstück herausbekommst, was machst du da?" — Kohn: „Vierhundert Percent Profit!"

Ein Schwerenöther. „Mein Herr, ich glaube Ihnen nicht, dass ich die erste bin, die Sie lieben." — „O, Fräulein Camilla, da wären Sie die erste, die es mir nicht glaubt."

Durch die Blume. Er (während des Essens): „Liebes Weibchen, ich vermuthe, dass in deinem Kochbuch Druckfehler sind!"

Einem alten Mütterchen sucht ein Landpfarrer durch trostreichen Zuspruch die Sterbestunde zu erleichtern. Er spricht mit beredtem Munde von der guten alten Zeit, aus welcher die Sterbende hervorgegangen, und meint, die neue Welt sei so verderbt und verrottet, dass es für fromme Seelen als ein Glück angesehen werden müsse, wenn diese sich in den Himmel hinüberretten könnten. Als er mit einer verlockenden Schilderung

Die Pantoffeln des Propheten.

Ein Gedicht in Prosa von Fritz Mauthner.

Mohammed war todt, und die Gläubigen suchten einen Nachfolger des Propheten.

Es fand sich ein Mann, der behauptete, er hätte des Propheten Kopf geerbt und wüsste alle seine Gedanken, mehr noch, als im Koran ständen.

„Das wollen wir nicht wissen!" riefen die Gläubigen. Und sie schlugen ihm den Kopf ab, der die Gedanken des Propheten enthielt.

Es fand sich ein anderer Mann, der hatte die Lieblingsfrau des Propheten geerbt und seine Leibbinde, und er wusste viel zu erzählen von Mohammeds häuslichem Leben, von seiner Gemüthsart und von seinen losen Streichen. Die Gläubigen hörten aufmerksam zu. Dann aber schlugen sie dem Erzähler den Kopf ab und verschlossen die Lieblingsfrau des Propheten in einen Tempel. Dort musste sie schweigen.

Es fand sich ein dritter Mann. Der hatte die Pantoffeln des Propheten geerbt und schrieb über die Pantoffeln des Propheten dreihundert und achtundachtzig Bände.

Da forschten die Gläubigen, ob er nicht auch etwas vom Kopfe des Propheten geerbt hätte. Er besaß aber gar keinen Kopf. Da forschten sie, ob er nicht heimlich mit einer Witwe des Propheten verkehrte. Er aber kannte gar keine Frau und trug keine Leibbinde. Er hatte nur Füße und die steckten in den Pantoffeln des Propheten.

Da wählten die Gläubigen ihn zum Nachfolger Mohammeds. „Magazin."

Auch ein Gedicht?

(In einem geselligen Kreise bei Gelegenheit einer verlorenen Wette.)

Zwischen Acten, dunkeln Wänden
Bannt mich Freiheit Begehrenden
Nun des Lebens strenge Pflicht,
Und aus Schränken, Actenschichten
Lachen mir die beleidigten
Musen in das Amtsgesicht.

Als an Lenz und Morgenröthe
Noch das Herz sich erlabete,
O du stilles, heitres Glück!
Wie ich auch nun heiß mich sehne,
Ach, aus dieser Sandebene
Führt kein Weg dahin zurück.

Als der letzte Balkentreter
Steh' ich armer Enterbeter
In des Staates Symphonie,
Ach, in diesem Schwall von Tönen,
Wo fänd' ich da des eigenen
Herzens süße Melodie?

Ein Gedicht soll ich euch spenden:
Nun, so geht mit dem Leidenden
Nicht zu strenge ins Gericht!
Nehmt den Willen für Gewährung,
Kühnen Reim für Begeisterung,
Diesen Unsinn als Gedicht!

Dieses Spottgedicht auf gewisse Reimschmiede stammt von einem berühmten deutschen Dichter. Wie heißt er?

Die Red.

Der Kanzlei-Schimmel.

Der „Heimgarten" brachte in seinem X. Jahrgange, Seite 357, eine Anregung, das zumeist völlig unverständliche Kanzleideutsch zu reformieren, damit es jedermann verstehen könne. Damals hat unser Aufsatz Achselzucken verursacht, stellenweise sogar ein bisschen böses Blut gemacht.

Nun ist draußen in Deutschland eine Bewegung entstanden in demselben Sinne, wie der Kanzleischimmelaufsatz. Das Juristendeutsch sei abzuschaffen, auch bei den Behördenund Gerichten sei ein gutes, einfaches Deutsch einzuführen. Die „Deutsche Revue" (Breslau) betreibt diese Sache und sammelt, besonders in der juristischen Welt, Stimmen zugunsten einer Reform des Juristendeutsch. Professor von Gneist schreibt darüber unter anderem an die „Deutsche Revue":

Berlin, den 26. Juni 1892.

Sehr geehrter Herr Doctor!

Wem sagen Sie das! Seit länger als fünfzig Jahren lege ich den jungen Herren, welche meine Vorlesungen hören, zwei Dinge ans Herz. Das eine ist eine

deren muntere Töne zur Sommerszeit unsere Wälder belebt und uns zur Freude gereicht haben? Der Süden, welchem sie in ihrer Lust an Licht und Wärme und Sonnenschein zuwandern, wird ihnen zum Massengrab. Mit Netzen und Fallen bedeckt sich der Boden, den sie gastlich wähnen, der Willkommgruss tönt ihnen aus dem Gewehr entgegen, es trifft sie der kalte Blick des Jägers, welcher berechnet, wie viel von ihnen an den Leimruthen und Schlingen haften bleiben und kläglich verenden werden. Tausend Hände regen sich schon geschäftig, ihnen Freiheit und Leben zu rauben, die Vogelherde richten sich auf, und selbst ihresgleichen — die mit glühendem Draht grausam geblendeten Lockvögel — dienen dazu, die Wanderer in den Tod und Verderben bringenden Hinterhalt zu locken.

Wie aber werden die meisten Vögel gefangen? Wir haben da vor allem die sogenannte Roccoli, die Vogelherde. Wenn die Strich- und Zugvögel vom Norden aufbrechen, um in ein wärmeres Land zu ziehen, so halten sie einen bestimmten Curs ein, in welchem sie ihre Rast- und Futterstationen haben, es sind dies gewöhnlich in der Waldregion gelegene, mit Gebüsch und Bäumen reichlich bestandene Matten oder sanft geneigte Hänge. An diesen Stationen nun baut der Vogelsteller seine Roccoli. Es wird nämlich ein größeres oder kleineres Gebüsch mit mehreren Meter hohen, feinmaschigen und nach außen hin mit zahlreichen Säckchen versehenen Seidennetzen umfangen; die Netze werden entweder an den Bäumen oder an eigenen Ständern befestigt. (Eigentlicher Roccolo.) In der Nähe des Roccolo steht eine Vogelhütte, und im Innern des Reccolo, in dem Laubwerk versteckt, zwitschern und singen die Lockvögel. Die heranziehenden, hoch in den Lüften fliegenden Vögel fallen nun scharenweise in das Gebüsch, woraus ihnen verlockender Vogelsang entgegenschallt. Plötzlich ertönt von der Vogelhütte her ein Geierspfiff, oder es wird auch ein Prügel in das Boskett geworfen, die Vöglein erschrecken, entfliehen, aber nicht aufwärts, woher sie gekommen, sondern seitwärts gegen die Netze, woselbst sie sich in den feinmaschigen Säckchen verstricken und hängen bleiben; dann kommt der Mann aus der Vogelhütte, dreht den Vögeln den Hals um und wirft sie in den Sack. Das wiederholt sich des Tages fünfzehn- bis zwanzigmal und abends wird die Beute den bereits vor Begierde lechzenden Personen zugeführt.

Zu hunderten stehen solche Roccoli im Ledrothale, im Etschthale rc. und vermehren sich noch immer.

Es kommen aber noch größere Grausamkeiten vor, die zu schildern sich die Feder sträubt. Das Land hat ein Thier-(Vogel)-schutzgesetz, aber dies steht nur auf dem Papier, vielleicht auch dort noch unvollkommen. Viele Landgemeinden in Südtirol nützen den Vogel-Massenmord praktisch aus, indem sie die Vogelwelt an die Fänger verpachten.

Es mag wohl auch mancher schädliche Vogel mitgefangen werden; im allgemeinen steht die Nützlichkeit der Vögel für den Landwirt, für die Forstcultur so ganz außer Zweifel, dass die Vogelmörder ihr Verbrechen nicht damit beschönigen können, wenn sie sagen, sie vernichten schädliche Thiere. Der Vogelreichthum nimmt in Südtirol und in Italien sehr merklich ab, man vermisst in Wald und Matten den lieblichen Gesang. Das gienge gerade noch ab auf dieser traurigen Welt, dass wir auch noch den Vogelgesang verlieren sollten!

Wie sehr der Massenvogelfang der Herzensverrohung Vorschub leistet, besonders bei der Jugend, das deute ich nur an; bildlich ausführen mag sich's der Leser selber. Wenn auf grünem Baum ein lustig singendes Vöglein sitzt, was thut der Knabe? Er hebt einen Stein auf und schleudert ihn gegen das liebe harmlose Thier. Ist es glaublich?

Moses, Moses, warum hast du nicht ein eilftes Gebot noch aufgestellt: Du sollst kein Geschöpf Gottes quälen, keins aus Muthwillen tödten! **R.**

Ka Arbat is zschwar,
Wann r s anpackt, er zwingt's,
Gibt's a Liadl dazua,
Bald s eahm einfallt, er singt's.

Hübsch grad in dr Red
Und reschweg mit n Thoan,
Wo dr Franz dabei steht,
Is er niamals alloan.

A Mann ba dr Arbat,
A Bursch aft ban Tanz
Mit an Gmüat wia Kind —
A so is r, mei Franz!

Hans Fraungruber.

Kampfhahnerei.

Zur Enthüllungsfeier des Fallersleben-Denkmals auf Helgoland hat Emil Rittershaus ein Festgedicht verfasst, in welchem die folgende Stelle vorkommt:

„Und das Recht, das heil'ge hohe! Weh' dem Frevler, der es beugt,
Und den Rassenhass entfesselt, der nur Blut und Unheil zeugt,
Dessen Zunge von dem Gifte allerschlimmster Schlangen trieft!
Fest zum Rechte, das uns heilig, das beschworen und verbriest,
Und es werde nie vergessen, dass uns deutscher Bruder heißt:
Wer im Leben und im Sterben deutsch sich zeigt in Herz und Geist!"

Dieser Stelle wegen wurde Rittershaus von den antisemitischen und sogenannten deutschnationalen Blättern mörderisch angegriffen. Ein Berliner Blatt, welches sich „eine Zeitung unparteiischer Politik" nennt und welches in seiner ersteren Zeit sich auch höchst anständig gehalten hat, schimpft dieses die Einigkeit, das Recht, das deutsche Herz und den deutschen Geist feiernde Gedicht „Wischiwaschi" und schreit, die deutsche Geduld müsse wirklich unerschöpflich sein, wenn man ihr solche Keckheiten zu bieten wagen darf! — Und eine solche Kampfhahnerei gegen die Anwälte deutscher Ideale nennt sich „deutschnational".

In der That, die deutsche Geduld muss unerschöpflich sein, dass man es wagen darf, ihr eine solche Art von „Nationalismus" aufzuschwatzen. **R.**

Bücher.

Zu meiner Zeit. Schattenbilder aus der Vergangenheit von Adolf Pichler. (Leipzig. A. G. Liebeskind. 1892.)

Nicht bloß, wer eine Reise thut, weiß was zu erzählen, sondern auch, wer ein langes Leben gelebt hat. Wenn einer noch dazu eine große Zeit erfahren und obendrein ein reiches Seelenleben geführt hat, und wenn sein Geist mit hohem Blicke über die Welt und die Menschen hingeschaut hat — und er schreibt das auf — dann entstehen Bücher, wie dieses vorgenannte von Adolf Pichler. Es ist eine Lebensbeschreibung, theils in schlichten Worten des Chronisten, theils in Briefen mit Freunden und Freundinnen, theils mit Beispielen dichterischen Strebens und Könnens. Der Zolleinnehmerssohn aus Erl hat seinen Weg gemacht! Schon von Haus aus eine sympathische Gestalt, wuchs der frische Junge zum zielbewussten Studenten, dieser zum deutschen Manne heran. Eine manchmal zwar herbe und trotzige, aber grundehrliche Natur. Der Briefwechsel des jungen Pichler mit seinen vaterländischen Freunden, ich nenne Wildgruber, Purtscher, Schuler, Flir, Ruf, Schnell, Streiter und zu bemerken besonders die Jugendfreundin Cornelie, ist von wesentlichem Werte. Cornelie nennt der Dichter selbst ein reines, edles, großes Herz; für die Mittheilung der Briefe von ihr müssten ihm vor allem die Frauen dankbar sein. — Das Buch „zu meiner Zeit" schließt leider im Jahre 1848 ab, während die Zeit des Dichters des „Fra Serafico", des „Zaggler Franz", der Dante zu Ravenna" doch nun erst recht begann. Oder will er uns noch einen zweiten Band bringen? Es wäre wohlgethan. **R.**

Ein Erwachen. Aus dem Buche eines Lebens. Gedicht von E. Salburg. (Graz. „Styria" 1892.)

Was ist das für eine Dichtung und wer hat sie geschrieben? Es ist das Herzenslied eines jungen reichen Aristokraten, der sich in ein stolzes junges Arbeitermädchen verliebt, vergebens um dasselbe wirbt, durch sie gelockt, herabsteigt zum armen Volke, um ihm sein Können und Haben zu opfern, während die Geliebte für ihn in den Tod geht. Die im Werkchen ausgesprochenen herben Gedanken über die Großen und

leserliche Handschrift; denn es ist eine große Unhöflichkeit gegen unsere Mitmenschen, unleserlich zu schreiben; eine unleserliche Unterschrift ist sogar eine sträfliche Rücksichtslosigkeit. Die andere Ermahnung geht darauf aus, in Bescheiden und Urtheilen ein gutes Deutsch zu schreiben. Unsere heutigen großen Gesetzeswerke sind so stilisiert, dass die preußischen Juristen sich in Goethe'schem Deutsch ausdrücken könnten. Sehr erfreulich sind die Bemühungen des Herrn Justizministers von Schelling in dieser Richtung. Leider haben aber mancherlei Einseitigkeiten unseres Gymnasialunterrichtes anscheinend nicht günstig auf den deutschen Aufsatz eingewirkt. Viele von uns, die wir Referendararbeiten in Masse zu sehen bekommen, haben den Eindruck, dass die jetzige Generation in der Stilisierung eher zurück als vorwärts kommt. Wir Universitätslehrer können unseren guten Willen nur durch Ermahnungen bekunden, deren Erfolg freilich ebenso wenig sicher ist, wie derjenige der Ermahnungen, welche wir von Vater und Mutter auf die Universität mitbringen. Viel wirksamer als wir kann aber die Tagespresse auf üble Gewohnheiten der Gerichte einwirken, beispielsweise durch den Abdruck von abschreckenden Sätzen, wie sie in den Urtheilsgründen unserer Gerichtshöfe alltäglich vorkommen. Während unsere alten Richter sich empfindlich verletzt fühlen, wenn der controlierende Präsident das aufgesetzte Urtheil manchmal so corrigieren muss wie das Exercitium eines Tertianers, so lassen sich dieselben Herren immer noch leichter eine Kritik der Presse gefallen, und Sie werden sich auf diesem wie auf vielen Gebieten ein Verdienst erwerben, wenn Sie einmal eine kleine „Schreckenskammer“ aus Stilproben deutscher Gerichtshöfe zusammenstellen möchten.

Genehmigen Sie die Versicherung aufrichtiger Hochschätzung

Ihres ergebenen

R. v. Gneist.

Die „Deutsche Revue“ selber macht zur Sache folgende Bemerkung:

„Der mittelalterliche und oft unverständliche Stil in der Justiz und Verwaltung ist für weite Volkskreise ein großer Nachtheil — häufig ist es den Laien unmöglich, aus dem „Juristendeutsch“ die Klarheit zu gewinnen, welche für gerichtliche Erkenntnisse, für Verfügungen und Anordnungen der Verwaltung eine Nothwendigkeit ist. — Es ist möglich, dass die Gymnasialbildung mit zur Erschwerung und Unklarheit des Stils beigetragen hat. — Die Classiker haben oft athemraubende Zwischensätze und verwickelte Constructionen, welche in einer alten Sprache schön, im Deutschen aber entsetzlich sind. — Auch die deutschen Aufsätze, welche nicht selten in den Gymnasien über die abstractesten Themata gegeben werden und die Phrasenproduction begünstigen, tragen zur Verschlechterung und Unklarheit des Stils bei.“

Wir bleiben bei dem, was wir seinerzeit schon gesagt haben: Die Behörden, welche es nicht bloß mit Juristen, sondern auch mit Leuten anderer Stände zu thun haben, können sich gar nicht einfach und deutlich genug ausdrücken. Oder wäre — wie boshafte Zungen behaupten — der für gewöhnliche Leute unverständliche Kanzleistil dazu da, damit die Herren Advocaten etwas zu thun haben? Nein, gegen diese Deutung muss man den wohllöblichen Juristenstand doch in Schutz nehmen. Aber wir bitten ihn, den Kanzleischimmel, der seinen Hafer wahrlich nicht verdient, endlich davonzujagen und menschlich mit uns zu sprechen.

M.

Mein Franz.

Sein Rock ist vawetzt
Und die Stiefel nit ganz,
Aber gern hon ih'n dena,
Mein Moarknecht, 'n Franz!

Was r angreift, däs gspürt's,
Und däs rührt sih von Fleck,
Und dabei is r zfriedn
Mit an Brot und an Speck.

schönen Paolo, diesen tapferen und doch milden Jüngling, dem aller Herzen zujauchzen, für seinen finsteren stolzen Bruder als Brautwerber um Francesca auftreten läſst! Als beredter Fürsprecher vollbringt er seinen Auftrag, er führt die Braut dem Bruder zu, trägt aber eine unheilbare Wunde im Herzen davon, und Francesca opfert sich dem Staatswohl, ihr Herz aber gehört Paolo. So knüpfen sich bereits sachte die Fäden, welche sich später als verderbenbringendes Netz über die beiden Liebenden zusammenziehen.

Dass die Sprache voll poetischer Glut, der Vers melodiös ist, braucht bei einer Schöpfung Martin Greifs nicht erst hinzugefügt zu werden. Es ist zu wünschen, dass recht viele Bühnen dem Beispiele des Kasseler Hoftheaters folgen mögen.

Emil Soffé.

„Für die Jugend des Volkes." Monatschrift zur Bildung und Belehrung, herausgegeben von den Lehrern Mariner und Martin. (Verlag in Biedermannsdorf bei Wien.)

Diese hübsch ausgestattete Monatschrift hat sich besonders die Veredlung des Kindergemüthes zur Aufgabe gestellt und verdient die wärmste Empfehlung. Es ist nicht gut, den Kindern der Arbeit nach der Schulstube wieder ein Buch in die Hand zu geben, welches abermals einer Commentares bedürfte; nach der Arbeit kommt das Vergnügen, und die junge Seele will sich gleich dem Körper erholen und erquicken. Die Sturmfluth von Jugendschriften macht es aber dem beschäftigten Vater schwer, die richtige Wahl zu treffen, und nichts ist dem jugendlichen Geiste gefährlicher als phantastische und aufregende Lectüre, die sich auf dem Büchermarkt für die Jugend leider eingeschlichen hat. Der Beruf der Herausgeber obgenannter Monatschrift bürgt für die einsichtsvolle Förderung der Gemüths- und ästhetischen Bildung, und die zahlreichen Zustimmungskundgebungen aus Lehrer- und Erzieherkreisen erhöhen das Vertrauen in diese Zeischrift mit Recht. Nette Bilder zieren sie, und auch für „Scherz und Kurzweil" ist bestens gesorgt. Die besondere Billigkeit des Werkchens ermöglicht auch dem Unbemittelten, seine Kinder mit dieser Gabe zu erfreuen. Möge sie Glück begleiten und Glück gewähren! H. F.

Illustrierte Musikgeschichte von Adalbert Svoboda. Mit Abbildungen von Max Freiherrn von Branca. Erster Band. (Stuttgart.) Verlag von Karl Grüninger. 1892.

Dieses besonders für Musiker und Musikfreunde hochinteressante Werk enthält in seinem ersten Bande folgende Abschnitte: Musik bei Naturvölkern. Musik bei den Culturvölkern des Alterthums. Aus vorgeschichtlicher Zeit. Die musikalischen Zustände in China. Beziehungen der Musik zur Cultur und zum Leben in Japan. Musik in Indien. Musik und Poesie in Babylonien und Assyrien. Wechselbeziehungen von Musik und Leben in Persien. Bedeutung der Musik bei den Arabern und bei anderen Islamiten. Die Musik als Culturmacht in Egypten. Die Musikpflege bei den Juden. Dse Culturbedeutung der Musik in Griechenland. Die Tonkunst bei altitalischen Völkern.

Der zweite Band wird die Geschichte der Tonkunst vom Mittelalter bis auf unsere Tage behandeln. Wir kommen auf das bedeutsame Werk noch zurück. M.

In einer Serie der **Bibliothek der Gesammt-Literatur** (Halle a. S., Otto Hendel), sind es besonders drei Neuigkeiten, welche hervorgehoben zu werden verdienen. „Der kleine Johannes", eine der reizendsten Märchendichtungen von Dr. Frederik van Eeden. Diese Dichtung hat in Holland Aufsehen gemacht und liegt hier in einer trefflichen Übersetzung vor. Durch eine Reihe poesiereicher Schilderungen und Bilder wird der Held der Dichtung, der kleine Johannes, auf allerlei Irrwegen wieder wahrem Menschenthum, edler Männlichkeit zugeführt. — „Auf Gottes Wegen", Roman von Björnson, hat einen bleibenden Wert durch die meisterliche Zeichnung der handelnden Figuren, durch welche der Verfasser sich eben so sehr als Kenner des Seelenlebens, wie nicht minder als Vertreter einer ewig giltigen Moral gegenüber dem Kirchenglauben erweist. — Das „Polnische Novellenbuch" von Albert Weiß kann als weiterer Baustein zum Bau einer Weltliteratur im Sinne Goethes angesehen werden, zugleich aber ist es ein anschauliches Bild der polnischen Novellistik der Vergangenheit und Gegenwart. — Ferner bringt diese Serie Schopenhauers Parerga und Paralipomena. II. — Aus R. Töpfers Genfer Novellen: Die Bibliothek meines Oheims. — Von den de Maistre'schen Erzählungen, deutsch von Karl Bindel: Reise um mein Zimmer, Nachtfahrt um mein Zimmer, der Aussätzige von Aosta. V.

Reichen sind für diese geradezu niederschmetternd; das arbeitende Volk wird in dichterischer Schöne verherrlicht. Die Dichtung erinnert in ihrer Form und Innigkeit an Chamissos „Frauenliebe und Leben"; Abschnitte wie „Hoch oben unterm Dache, da bin ich jetzt daheim", „Sonst hab' ich meistens wohl kaum gewusst, wenns Sonntag war", „Nun hab' ich das Träumen doch gelernt", „In lustiger Kammer neben mir", „Und seit wir sprachen zusammen so", graben sich tief ins Herz des Lesers. Sentenzen wie „O Reichthum der Genügsamkeit, Kraft, die nie versiegt! O Größe, die von innen stammt! wie klein und arm sind wir. Ihr Armen und Verkürzten all, wie überreich seid ihr!" oder „Sie (die heldenmüthige Arbeiterin) lehrte mich einfach und unbewusst des Daseins würdig werden" geben unter vielem anderen Zeugnis von der großen sittlichen Kraft, von welcher die Dichtung getragen wird. Flüchtig und doch grell beleuchtend wie ein Blitz berührt der Dichter im Liede XXVIII. ein unerhörtes Thema, dem jedoch der Seelenadel des Helden versöhnend gegenübersteht. — Und wer hat diese Dichtung des Socialismus geschrieben? Ein vom Glücke der Welt umgebenes junges Mädchen aus aristokratischem Hause! Es ist ein Zeichen der Zeit. Ich beglückwünsche die Dichterin zu ihrem Talente, das sie hier neuerdings bewiesen hat, ich bewundere sie ihrer vorurtheilslosen Weltanschauung wegen und ich verehre sie ob ihres Freimuthes, denn man darf wohl annehmen, dass diese Dichtung nicht Koketterie mit dem Zeitgeiste ist, sondern heiliger Ernst! R.

Francesca da Rimini. Tragödie in fünf Acten von Martin Greif. Deutsche Verlags-Anstalt. (Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien. 1892.)

Nach den Stoffen, welche Martin Greif in letzter Zeit behandelte und die sämmtlich eminent vaterländische waren, greift er einmal einen solchen heraus, der schon allein durch das rein Menschliche interessieren und wirken muss. Es ist ein älteres, bereits 1878 entstandenes Werk, welches der Dichter umarbeitete und erst jetzt im Drucke erscheinen ließ. Die Änderungen, welche er dabei gegenüber der älteren Fassung vornahm und diese sich zumeist auf den Schluss beziehen, sollen diese und jene Stelle, welche sich bisher wohl zu unvermittelt entwickelte, runder und dramatischer ausgestalten. Bei der Theateraufführung (zum erstenmale wurde das Stück vor einigen Monaten auf der königlichen Bühne in Kassel dargestellt) hat die Tragödie die Feuerprobe glänzend bestanden und somit wäre sein poetisches, bühnenwirksames Drama für das deutsche Theater gewonnen. Greif hat für sein Trauerspiel „Francesca da Rimini" eine Episode aus der „Divina Commedia" benützt. Der Stoff ist wiederholt dramatisch behandelt worden, so von Silvio Pellico und Paul Heyse; er schließt das Motiv des Brudermordes in sich, das besonders in der Sturm- und Drangzeit der deutschen Poesie große Anziehung auf die Dichter ausübte. Nun hat dieses Motiv, welches uns in der antiken Tragödie mit ihren grausen Schicksalsfügungen nicht selten entgegentritt, für das Gefühl des modernen Menschen etwas Abstoßendes; der moderne Dichter kann seine Aufgabe nicht mehr in die Weise der antiken Tragödie lösen, er muss ihr durch die Charaktertragödie gerecht werden. Der antike Dichter kommt bei diesem Stoffe mit der Nebenbuhlerschaft um die Krone allein aus, der moderne Poet muss diesem Zwiespalt das romantische Motiv der Liebe, welche sich demselben Weibe zuwendet, beimischen. Diesen Pfad wandelt auch Martin Greif. Er hat das alte Motiv nach seinem Zwecke geändert. Die Herrschaftsfrage ist bei ihm fast ganz zurückgedrängt, an ihre Stelle tritt als leitendes Motiv der Conflict, welcher durch die Liebe der beiden Brüder zu demselben Mädchen hervorgerufen wird, und dieser Conflict wird noch dadurch verschärft, dass der ältere Bruder eine frühere Geliebte verlässt, deren Vater als Rächer der Ehre seiner Tochter nun durch Machinationen den Fall des ganzen Fürstenhauses herbeiführt.

Der Dichter hat das Ziel, welches er sich steckte, vollkommen erreicht. Die Handlung entwickelt sich folgerichtig aus den Charakteren, und diese sind vortrefflich gezeichnet, die Gegensätze sind wirkungsvoll hervorgehoben. Zwei Männer wie Lanciotto und Parlo, der eine hart, herrschsüchtig, zielbewusst, der andere weich, sanften, zarten Regungen sich leidenschaftlich hingebend, sie müssen, wenn einmal ihre Neigung denselben Gegenstand erfasst hat, sich in nie zu versöhnender Feindschaft treffen.

Diese Tragödie gehört zu Greifs besten Schöpfungen. Aufbau, Durchführung, Charakterisierung — alles ist sehr gelungen; mit feinem Gefühl hat der Dichter Licht und Schatten vertheilt, die Gestalten sind mit fest markierten Strichen gezeichnet, jede — auch die unbedeutendste — hat ihren scharf ausgeprägten Charakter. Da gibt es viele kleine Züge, welche die Meisterhand des echten Dichters verrathen. Wie weiß Greif zum Beispiel den künftigen Conflict gleich anfangs vorzubereiten, wenn er den edlen,

und Anstriche, der Tapeten, Figuren, Ölgemälde, Bilderrahmen, polierter und antiker Möbel ꝛc. ꝛc. Verfasst von G. Weber.
V.

Meyers Kleiner Hand-Atlas. (13 Liefg. Bibliographisches Institut, Leipzig.) Zu den vortheilhaften Eigenthümlichkeiten des Meyer'schen „Kleinen Hand-Atlas" zählt auch die, dass in demselben neue Momente zur Aufnahme kamen, welche in den großen Hand-Atlanten bis jetzt fast ganz vernachlässigt wurden: als Beispiel verweisen wir hiebei auf die Wiedergabe der Dampfer- und Kabelverbindungen; auf der Karte von Elsass-Lothringen findet man die französische, auf der von Schleswig-Holstein die dänische Sprachgrenze. Ingleichen ist auf den Blättern „Posen" und „Schlesien" die Ausbreitung des polnischen Sprachidioms und auf dem Blatte „Schweiz" eine Darstellung der Vertheilung der drei Nationalitäten genau ersichtlich. Was ferner den Meyer'schen Kleinen Hand-Atlas besonders angenehm auszeichnet, das sind die Pläne und Umgebungskarten der Weltstädte, denen ganze Blätter gewidmet sind. Beigegeben sind diesen Plänen und Umgebungskarten Namenregister zur schnellen Auffindung der gesuchten Objecte.
V.

Dem „Heimgarten" ferner zugegangen:

Mozart. Sein Leben und seine Werke. Mit einer Einleitung: Mozarts Schaffen im Lichte unserer Zeit. Von Victor Joß. (G. A. Bibus. St. Johann i. P.)

Theodor Körner. Ein deutscher Freiheitssänger und Held. Von Victor Joß. (G. A. Bibus. St. Johann i. P.)

Spaziergänge in den Alpen. Wanderstudien und Plaudereien von J. V. Widmann. Zweite veränderte und vermehrte Auflage. (Frauenfeld. J. Huber. 1892.)

Ernstes und Heiteres. Vermischte Schriften von Alexander Freytag-Loringhoven. (Herausgegeben zum besten des Vereins gegen den Bettel in Riga.) (Mitau. E. Behre. 1892.)

Familien-Bücherschatz. Neue Folge. 60. Heft. (Weimar. Schriftenvertriebsanstalt.)

Aus Kurlands herzoglicher Zeit. Gestalten und Bilder von Ernst u. August Seraphim. (Mitau. E. Behre. 1892.)

Das jüdische Weib. Von Nahida Remy. Mit einem Vorworte von Professor Dr. M. Lazarus. (Leipzig. W. Malende.)

Unter der Friedenspalme. Ein Märchen von Nemo. (Zürich, Verlags-Magazin. 1892.)

Einsame Sterne. Epische und lyrische Dichtungen von Rudolf Freiherrn von Gottesheim. (Dresden. E. Pierson. 1892.)

Frauen Lieb und Leid. Gedichte von Anna Fleischmann. (Freinsheim. 1892.)

Gedichte von Hubert Müller. Zweite vermehrte Auflage. (Berlin. Julius Lieber. 1892.)

Der Naturalismus in kritischer Beleuchtung von Peter Philipp. (Leipzig. Literarische Anstalt. 1892.)

Einiges Christenthum, Volksschrift zur Förderung der Bestrebungen M. v. Egidys unter dessen Mitwirkung vierteljährlich herausgegeben von Lehmann-Hohenberg, Professor an der Universität in Kiel.

Deutsche Frauen vor dem Parlament. Actenstücke, gesammelt von W. Grimm. (Weimarer Verlagsanstalt.)

Die Erhaltung unseres Bauernstandes. Von Dr. R. J. Beck. (Berlin. Expedition „Freiland". 1892.)

Blut oder Frucht. Die Erlösung des Menschen und seine Versöhnung mit sich, Natur und Gott, durch neues Leben, neue Religion und neue Ideale. In neuer Poesie von Gustav Schlickeysen. (Gustav Schlickeysen. Jersey City, N. J. [Amerika] 1892).

Das Bett und sein Einfluss auf unsere Gesundheit. Ein Mahnruf an alle Väter und Mütter von Ottomar Steiner. (Frankenberg i. S. Karl Stange Nachfolger. 1892.)

Deutsches Lehrerheim in Schreiberhau, Riesengebirge. Von W. Winkler. (Bielefeld. A. Helmich.)

Die Bewegung des Rindviehstandes von 1880—1890 in einigen Alpengebieten Österreichs: Von Professor Dr. M. Wilkens. (Separatabdruck aus der „Statistischen Monatsschrift". Wien.)

Jugendlaube. Bibliothek für die Jugend. Herausgegeben von Hermine Proschko. Fünftes Bändchen. (Graz. Leykam. 1892.)

Zwanzig Unterrichtsbriefe zur Erlernung der deutschen Stenographie nach Gabelsbergers System. (Correspondenz- und Debattenschrift bearbeitet von Heinrich Krieg. C. C. Meinhold & Söhne. Dresden.)

Der Todtentanz. Vortrag von Professor Emil Soffé. (Seperatabdruck aus den Mittheilungen des mährischen Gewerbemuseums in Brünn. 1892.)

Eine lichtvolle Darstellung der Geschichte und Bedeutung des „Todtentanzes". In alten Zeiten, da die Menschen trotz Pest, Hunger und Krieg in Üppigkeit ausarteten, in Frevel und Gottlosigkeit dahinlebten, waren Priester, Dichter und Maler bemüht, in anschaulichen Bildern die Vergänglichkeit irdischer Freuden und Macht dem Volke vor Augen zu stellen. Solche Darstellungen, in welchen große Künstler wie Holbein Unsterbliches leisteten, wurden unter der Bezeichnung „Todtentanz" bekannt. Der häufig wiederkehrende Gedanke ist, wie der Rippenmann mit blühenden Lebensgestalten reigt, während die in bizarren Gestalten verkörperten Laster und Leidenschaften den Tanz aufspielen. Ein anderer immer wiederkehrender Gedanke: Im Todtenreich ist alles gleich, Papst, Kaiser, Kaiserin, Edelmann, Jungfrau, Greis, Kind u. s. w. — Soffés Vortrag führt den Gegenstand auf das beste durch und bietet damit sowohl ein Stück Cultur- als auch Kunstgeschichte.

M.

Dramatische Versuche von Sophie von Khuenberg. (Graz. Leykam. 1892.)

Diese im „Heimgarten" erschienenen und mit großem Beifalle aufgenommenen Stücke: „Luisa" (Schauspiel), „Aug um Aug" (Lustspiel) und „Ein kräftiger Junge" (Schwank) sind nun für die Bühnen als Manuskript in einer Separatausgabe gedruckt worden. Die mit so frischem Humor und dichterischem Tiefblick ausgestatteten „Versuche" werden den Zuschauer nicht weniger als den Leser fesseln. Glück auf den Weg!

R.

Die Waffen nieder! Monatsschrift zur Förderung der Friedensidee. Herausgegeben von Baronin Bertha von Suttner. Festnummer, dem internationalen Friedenscongress zu Bern (1892) gewidmet.

Wohl ist es zu verstehen, wenn eine Gesellschaft für den Frieden eintritt, den ja alle wünschen. Aber es ist nicht zu begreifen, dass einige für den Krieg streiten, und zwar so leidenschaftlich, als ob der Krieg wirklich in Gefahr wäre! Ist der Krieg, wie diese sagen, eine Naturnothwendigkeit, dann braucht er keine Protectoren und Vertheidiger, dann vollzieht er sich trotz aller Friedensbestrebungen schon von selbst. Eben die Opposition, welche die Friedensfreunde stellenweise erfahren, ist für diese tröstlich. Jene wehren sich um den Krieg; man wehrt sich nur um Dinge, die bedroht sind. Wenn alle vernünftigen und einflussreichen Menschen den Frieden anstreben, dann ist der Krieg in der That bedroht. Die obgenannte Zeitschrift will die Friedensidee und die Idee eines internationalen Schiedsgerichtes immer mehr in der Welt verbreiten. Ist die Menschheit einer Veredelung fähig, so wird im Laufe der Zeiten auch das gelingen. Idealisten voraus!

R.

Der gute Kamerad. Spemanns illustrierte Knabenzeitung. (Stuttgart. W. Spemann.)

Diese Knabenzeitung steht in ihrer Art einzig da. Uns ist keine Schrift bekannt, welche in Wort und Bild so vollkommen dem jugendlichen Sinn des Knaben gerecht wird, als der „Gute Kamerad". Alles was im Interessekreise des jungen Lesers liegen kann, sei es aus Geographie, Geschichte, Naturgeschichte, Völkerkunde, Erfindung, Kunst und Dichtung (Erzählung), Sport- und Spielwelt u. s. w., diese Zeitschrift enthält es, und zwar stets in der besten, anregendsten Form. Sie ist ein wirkliches Bildungsmittel, eine Schule für sich, und was für eine! Jede Nummer wird von den jungen Lesern mit Spannung erwartet.

M.

Grazer Schreibkalender für das Gemeinjahr 1893. 109. Jahrgang. (Graz. Leykam.)

Dieser alte Kalender nimmt seit einigen Jahren einen außerordentlichen Aufschwung. Sein Wert ist ein doppelter: reichhaltiges Nachschlagebuch und treffliches Familienhausbuch. Ein vollständiges Kalendarium mit allem Zugehör, genaue Auskünfte über Angelegenheiten von Graz und Steiermark, Landwirtschaftliches, Rundschau der Geschichte des vergangenen Jahres, Neubauten und Denkmäler zu Graz u. s. w. Besonders reich ist diesmal der Kalender an Erzählungen und Schilderungen; von den letzteren zu nennen: „Das Ablesen vom Munde" (für Schwerhörige) von A. Taucher und „Warum die Schule noch so viele Feinde hat" von J. Killer. Das Jahrbuch ist reich illustriert.

M.

Im Verlage von Jüstel & Göttel, Leipzig, erschien ein kleines Werk, betitelt: **Unsere Wohnräume, deren decorative Ausschmückung, Reinigung und Conservierung.** Praktische Anleitung zur Reinigung und Conservierung der Leim- u. Ölfarbenmalereien, Lackierungen

Heimgarten

2. Heft. November 1892. XVII. Jahrg.

's Gupferl.

Eine Geschichte aus Steiermark. Von P. K. Rosegger.

(Schluss.)

Nun kam die Zeit, da der Löffel-Greg sich nach Schnitzholz umsehen sollte, um den Winter über wieder neue Waren verfertigen zu können. Allein der Greg blieb in seinem Kobel. — Er wisse nicht, was das mit ihm sei, letzt Zeit her. Im Kopf Schwindel, keinen Athem, Husten! — Und er hustete wirklich, ja mit großer Anstrengung. Die Magd hatte ihm gerathen, das Tabakrauchen sein zu lassen und mehr in der frischen Luft umherzugehen.

„O mein liebstes Treuherz!“ entgegnete ihr der Greg mit thränendem Auge, „das bissel Rauchen ist noch das Einzige, was mich hält, das macht's locker auf der Brust, sonst wär' ich schon lang' erstickt. Und in der Luft herumgehen, mein Mensch, was thät' ich lieber als das, aber zu müd' und matt. Die Füße wollen mich nimmer tragen. Es ist nit anders, mit mir geht's bergab.“

Das Gupferl erschrak über die Maßen, ließ aber nicht viel davon merken, sondern tröstete ihn und meinte, er möge doch nur liegen bleiben und sich pflegen, so gut es möglich, und sie wolle schon sorgen, dass er keine Noth leide.

Wohl, sie sorgte Tag und Nacht. Bei Tag arbeitete sie auf Bauernfeldern und in Gärten, die halben Nächte lang saß sie in einer Hütte bei armen Leuten und machte Frauengewand. Alles was sie sich erwarb, trug sie dem Greg zu. In einem großen Dorfe hatten sie sich niedergelassen, der Karren stand fest unter dem Dache einer leeren Streuhütte, wo er allem Anscheine nach zu überwintern dachte. Und im Karrenkobel lag der kranke Greg. Das Gupferl hatte ihm

Kalender des deutschen Schulvereins. Auf das Jahr 1893. Siebenter Jahrgang. Redigiert von Adam Müller-Guttenbrunn. (Wien. A. Pichlers Witwe und Sohn.)

Schorers Kalender für die deutsche Familie auf das Jahr 1893. (J. H. Schorer. Berlin.)

Führer durch Mürzzuschlag am Semmering und Umgebung. Mit Plan des Ortes, Illustrationen und Karte der Umgebung. (Wien. Leo Woerl.)

Postkarten des „Heimgarten".

* Felix Dahn, der große Woutanbrüller, wie Hamerling ihn genannt hat, griff — durch die Bestrebungen der Friedensfreunde nervös gemacht — in die Leier und sang also:

„Die Waffen hoch! Das Schwert ist Mannes eigen!
Wenn Männer fechten, hat das Weib zu schweigen!
Doch freilich: Männer gibt's in diesen Tagen,
Die sollten lieber Unterröcke tragen."

Wenn in den Tagen nationaler Noth und Gefahr der Dichter sein Volk zum Kampfe ruft, so ist das in Ordnung; wenn aber in tiefster Friedenszeit einer rempelt, die höchsten Ideale der Menschheit bestänkert und ihre Träger verhöhnt, so ist das auch nicht Männlichkeit, sondern etwas anderes!

Z. W., Wachau: Sie wollen eine Beschreibung des deutschen Burschenlebens haben. Lesen Sie die prächtige Novelle: „Auf der Mensur", von Erich Fließ. Westermanns illustrierte deutsche Monatshefte, Juli- und Augustheft 1892. Sie finden darin die „ungeheuerlichen Thorheiten" beschrieben, von denen Sie sprechen. Diese Dinge können n u r begriffen, entschuldigt, ja sogar gelobt werden, wenn sie imstande sind, den jungen Menschen im gefährlichen Alter von gewissen Excessen abzuhalten.

* Alles auf der Welt ist entwickelungs- und verbesserungsfähig, nur die Anlagen des Grazer Schlossbergscheitels haben den äußersten Grad der Vollkommenheit erreicht. Wer da noch etwas anrühren wollte, der würde gesteinigt. Das hat auch der uneigennützige und sonst so verdienstliche Urheber eines neuen Planes zur Verschönerung des Grazer Schlossberges erfahren. Der „Heimgarten" (Jahrgang XV. Seite 544) konnte diesen Plan unterstützen, vorausgesetzt, dass der Bevölkerung kein Recht an ihrem Schlossberg geschmälert, und dass der Gemeindesäckel nicht angegriffen werde. Selbst über diesen reservierten Standpunkt hat ein Grazer Blatt hysterische Anfälle bekommen. Nach wenigen Jahrzehnten wird's allerdings anders ausschauen da oben. Die jetzigen Grazer sind entzückt über ihr heutiges Schlossbergplateau und — bleiben herunten!

Sb., Prag: Richten Sie Ihre Frage wegen des Unterschiedes zwischen Melodie und Harmonie doch an einen Musiker; von uns könnten Sie leicht folgende ganz laienhafte Antwort erhalten: Wohltöne hinter einander sind Melodie, Wohltöne neben einander Harmonie.

O. N. Berlin: Dass der Herausgeber dieser Zeitschrift die ihm allerdings vom Festcomité zu Louisville in Amerika zugekommene Einladung, sich an der großen Columbusfeier persönlich zu betheiligen, angenommen habe, ist unrichtig. Auch die Nachricht der Blätter, dass er an dem Friedenscongresse in Bern theilgenommen, war falsch. Der Betreffende muss alle Einladungen ins Ausland aus Gesundheitsrücksichten ablehnen.

J. W. Linz: Sie erwarten, junger Mann, dass Sie für Ihre literarischen Verdienste den Adel erhalten werden und fragen uns wegen der Auswahl eines Wappenzeichens um Rath. Was sagen Sie zu einem grünen Gimpel auf blauem Felde?

M. A. Zürich: Der beste Schutz gegen Druckfehler ist eine deutliche Schrift.

* Wir bitten, dem „Heimgarten" unverlangt keine Manuscripte einzuschicken.

Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.

„Und Vater ist keiner, natürlich.“

„Es ist schon einer, aber was für einer! Ein armer Strohdachdecker, kommt erst am Abend heim in die Hütten.“ Solchen Bescheid gab die Nachbarin und gieng ihres Weges.

Am folgenden Abende suchte das Gupferl die Hütte des Strohdachdeckers Franz auf. Der war schon daheim, stand gerade am Feuerherd und kochte eine große Pfanne voll Brei. Die Kinder saßen mit ihren rothen Näschen und halbverfrorenen Gliedern um das Feuer herum und wimmerten alle drei, das eine vor Frost, das andere vor Hunger, das dritte vor Schläfrigkeit. Das Gupferl war ein wenig verlegen, als es vor dem großen, blondbärtigen Manne stand, welcher über den ungerufenen Besuch gar nicht erbaut zu sein schien.“

„Ich weiß zwar nit, wie es aufgenommen wird“, so fieng sie an, „aber diese Hascherln derbarmen mir. Sie haben ja nichts anzuziehen. Wenn etwan Stoff vorhanden wär', nähen wollt' ich ihnen das Gewand gern, von Herzen gern.“

„Ei ja, du bist dem Löffel-Greg seine und wirst dir etwas verdienen wollen. Bei mir ist's nix.“ Also gab dieser Mensch zur Antwort.

„Nit des Verdienens wegen, Jesus Maria, nein!“ rief das Gupferl. „Ich hab' freilich wohl auch meine Sorgen, jedoch so ein Kindergewandl hat man in paar Stunden fertig. Und wenn du mir nachher ein Vergeltsgott schenkst, so bin ich tausend zufrieden.“

Er ließ vom Umrühren des Breies ab, wendete sich an die Magd: „Wenn du so bist! Wenn du mir den Macherlohn borgen willst bis nächst Weihnachten, wo ich Geld einzubringen hab', nachher kannst gleich morgen kommen. Stoff wird schon vorhanden sein. Willst mitessen?“

Ja, zum Mitessen ließ sich das Gupferl heute nicht zweimal bitten. Das Mittagsmahl, welches sie bei einem Nachbarn verdient hatte, kleckte kaum für den Greg. Bei Tische nahm der Decker das jüngste schlaftrunkene Kind auf den Schoß und war bestrebt, ihm mit einem großen Holzlöffel Milchbrei in den Mund zu führen. Diese Verrichtung gieng so ungeschickt vonstatten, dass das Gupferl dem Dachdecker Kind und Löffel aus der Hand nahm, „so was kann ein Mannsbild nit!“ und die Atzung an dem Kinde regelrecht vornahm.

„Hast leicht auch schon einmal eins gehabt, weil du dieses Geschäft so gut kannst?“ neckte der Decker.

„Ein schlechtes Weibsbild, das nit Kinder paperln kann“, sagte sie, war jedoch für weitere Anzüglichkeiten nicht zu haben. Bei Zeiten stand sie auf und gieng heim in ihren Kobel.

Am nächsten Tage, als der Dachdecker Franz wieder nachhause kam, war die Stube warm geheizt, am Tische bei einem Talglicht saß die Nähterin, emsig an dem letzten Kleidlein nadelnd; um sie saßen die drei Kleinen wohl gewaschen und gekämmt, und horchten der Geschichte vom Jesukindlein, welche sie ihnen erzählte. Auch der Brei war schon gekocht und geschmort, so dass der Franz sich gerade hinsetzen, den Löffel nehmen und essen konnte.

Nach dem kleinen Mahle, als die Kinder schon in ihre Nester gebracht waren und das Gupferl nur noch die Knöpflein und Häftlein an den Kleidern zu befestigen hatte, setzte der Franz sich am Tische ihr gegenüber und schaute ihr zu. Sie brauchte ihn gar nicht mehr anzusehen, — gestern der einzige Blick, und weiß genau, wie er ausschaut.

So weit noch nicht alt und hübsch gesund, aber die Schönheit plagt ihn nicht. Schon zwei- oder dreimal wollte er jetzt den Mund aufmachen, kam jedoch nicht dazu. Endlich war es geschehen.

„Muss schon fragen, bist du mit dem Löffel-Greg verheiratet?“

frisches Stroh, ein neues Leintuch, zwei Spreukissen und drei schwere Wollendecken, mit Watte gefüttert, verschafft, hatte den Kobel auch noch über und über mit Kotzen verwahrt, und da die Frühherbstwitterung milde war, so wohnte es sich leidlich im Kobel, wo die Genossin dem Genossen Gesellschaft leistete, so oft es ihre Arbeit erlaubte. Auch noch an seiner Seite nähte sie, rückte ihm das Kissen zurecht, stopfte ihm die Pfeife mit Tabak, zündete sie an, denn der Kranke war nachgerade zu allem schon zu schwach.

Einmal fasste er sie an der Hand und schluchzte: „Armes, unglückliches Weib! dass du deinen Beschützer und Ernährer so früh verlieren sollst!"

Nein, nein, so arg sei es nicht, tröstete sie ihn, er sehe noch nicht so schlecht aus, habe volle Backen und rothe Wangen und an Beleibtheit nehme er eher zu als ab.

„Leider, leider, gerade das sind die schlimmsten Zeichen bei einem Herzleidenden. Musst aber nit gar verzagen, mein Gupferl, wenn sie mich hinaustragen auf den Kirchhof. Du sollst meine Erbin sein. Den Wagen sollst du erben, und die Schaufeln und die Löffeln und mein ganzes Gewand und alles was da ist. Du hast mir's auch immer gut gemeint, und muss dir schon sagen, dich hab' ich zum Fressen gern gehabt. — Musst nit weinen, Schatz."

Sie wollte das Weinen verschlucken, aber es brach immer heftiger hervor. — Gott, was dieser Mensch für ein gutes Herz hat! Und jetzt ist er herzleidend!

Mit doppeltem Eifer arbeitete und sorgte sie, mit doppelter Sorgfalt pflegte sie ihn. — Ihr Angesicht war in den letzten Wochen auffallend blass geworden. In der ersten Zeit ihres Beisammenseins hatten die beiden Leute gerne den Spass gemacht, dass sie von ihrem Fahrzeug die Deichsel losmachten, dass sich eines vorn auf den Karren setzte und eines hinten, und dass sie sich derart lustig schaukelten. Das gieng heute nicht mehr, denn der Kranke hatte über die Gesunde ein zu großes Schwergewicht erlangt. Hockte der Greg voran oben, so vermochte das Gupferl nicht mehr den Karren hinten niederzubringen.

Im Gebirge lag schon Schnee, im Thale braute der Nebel und spann Reif über die Wiesen und Reif um die kahlen Zweige der Bäume. Vor dem Dorfe auf freiem Felde kreisten Raben, ein bellendes Hündlein hielt Jagd nach den schwarzen Vögeln, erwischte aber keinen. Auch kleine Kinder liefen hier herum, ihrer drei, weniger aus Lust, als um sich zu erwärmen, denn bei ihnen daheim mochte es wohl noch frostiger sein, als hier im Nebel. Elendlich wuselten sie umher in ihren leichten, verwaschenen Kleidlein, in zerissenen Schühlein oder ganz barfuß, barhaupt die hübschen Blondköpflein. Das Gupferl, welches mit seinem Handkorbe vorübergieng, redete eines der Kinder an, ein Mädchen von etwa vier Jahren, dieses stak in einem Baumwollröcklein, welches einmal ziegelroth gewesen sein mochte, jetzt aber schier farblos war, man müsste denn die schwarzen Fäden und die blauen Flicken ausnehmen, mit welchen das Kleid sehr unbehilflich besetzt war.

„Kind, wo ist denn deine Mutter?" fragte das Gupferl.

Die Kleine schaute sie mit ihren runden blauen Augen treuherzig an und sagte mit feinem Stimmlein: „Angebaut!"

„Angebaut, da hat sie eigentlich ganz recht", lachte eine des Weges kommende Nachbarin. „Ihre Mutter haben sie im vergangenen Frühjahr in die Erde gegraben wie Erdäpfel und Korn."

deihen. Wochenlang hatte sie zu thun, bis sie mit dem Greg fertig wurde. Anfangs war es noch die heiße Liebe, die nichts Schlechtes vom Geliebten glauben will. Dann, als sie glauben musste, kam der heiße Zorn, der that ihr auch noch arg weh. Endlich hatte jegliches Feuer ausgebrannt, nichts blieb zurück, als die Asche der Gleichgiltigkeit.

Und nun hub die Magd an zu genesen. Als sie imstande war, im Hause, wo sie so liebreich gehalten worden, sich nützlich zu machen, begann sie wieder aufzuleben.

Zu Weihnachten hatte der Strohdachdecker Franz für die Bedachung eines neuen Gehöftes den Geldbetrag eingezogen. Geld gab ihm Muth und nun wollte er zum Gupferl gehen, um bei ihr seine Schuld zu bezahlen. Sie war in der Kammer eben beschäftigt, ein Christbäumchen herzurichten für die Kinder des Hauses. Das hatte sie in der Stadt gesehen, fast das einzige, was ihr an den Stadtsitten gefallen, der Christbaum. Sie hatte zwar nichts dranzuhängen, was thut's? Die Bauernkinder wissen es ja gar nicht, dass etwas daran gehört, 's ist eben ein Grüßgott vom Christkindlein und das ist ja die Hauptsache.

War jetzt auf einmal der Strohdachdecker Franz da und setzte sich neben das Gupferl auf die Bank, ohne viel zu warten auf eine Einladung.

„Ich bin da“, sagte der Franz.

„Ja“, antwortete sie, „willst mir helfen?“ und band buntes Papier an die Zweige des Bäumchens.

„Was thust denn da?“ fragte er.

„Für meine Hauskinder zum Christkindel.“

„Du Gupferl, so was solltest meinen Kindern auch machen.“

„Bist ein braver Vater, dass du auf deine Kinder denkst. Ja freilich will ich ihnen auch so was machen.“

„Bin dir eh noch schuldig, Gupferl, vom Herbst her, das Gewandmachen.“

Die Magd schüttelte ihren Kopf. „Nennt mich der auch Gupferl und alles nennt mich Gupferl!“

„Hat dich ja der Löffel-Greg auch nit anders genannt.“

„Ja der“, antwortete die Magd etwas unwirsch, „der hat's nit anders gewusst.“

„Hast du ihm deinen Namen nit gesagt?“

„Er hat mich nie darum gefragt.“

„So will ich dich drum fragen.“

„Alsdann müsst' ich erst lang' nachdenken wie ich heiß'“, versetzte sie, da sie nun schon in gutem Redefluss waren. Sie redeten sich fast schwer miteinander.

„Ja versteht sich, wirst lang' nachdenken müssen, wie du heißt!“

„Spass und Ernst!“ sagte sie. „Will dir's gleich sagen, wie das ist. Bin eine Weile in Graz gewesen, als Dienstmagd bei einer Herrschaft. Dort haben sie mich Mitschka gerufen, weil meine Vorgängerin eine windische Mitschka war und sie den Namen so gewohnt sind gewesen. Früher, in meinem Aufwachsen bei den Bauern, haben sie mich alleweil nur das Gupferl geheißen, weil ich wohl freilich ein überflüssiges Ding bin gewesen, so eine unnöthige Draufgab', die sich keiner verlangt hat.“

„Am End' — bist du gar nit getauft worden!“ warf der Franz bedenklich ein.

„Getauft bin ich, das steht in meinem Dienstbotenbüchel, und dort ist auch mein rechter Name Christine zu finden.“

„Christine, also!“ sagte der Mann mit leiser Stimme und langte nach ihrer Hand. „Christine! Und nit mehr das Gupferl, für mich am allerwenigsten. — Schau, ich will was reden, Christine, aber ich red' mich hart, Christine. Bei mir ist es kein Leichtes. Ein Gewerbe, das nit alleweil gut geht. So viel kleine Kinder. Ich selber hab' auch meine Fehler, es ist nit leicht für eine, die bei mir

Sie fand an solcher Frage nichts Ungebührliches, daher ihre Antwort: „Wir gehen halt miteinander. Wenn er mir nur gesund wär'!"

„Ist er krank?"

„Liegt im Kobel schon seit sechs Wochen. Ich gräm' mich zu todt..." Die letzten Worte erstickten in ihrer Kehle.

Ein Weilchen still. Dann fragte der Decker Franz: „Hast ihn denn gar so gern?"

„Mein Gott, wie ich diesen Menschen gern hab!" Das Wort war ein Hauch und war doch wie ein Schrei. Dann schwieg sie und nadelte emsig.

Der Franz stand auf, ging zu dem Bettchen seiner Kinder, ging dann zur anderen Wand und zog die Hängeuhr auf.

Draußen auf der Gasse hub ein Lärmen an, die gegenüberstehenden Häuser hatten einen seltsamen Lichtschein.

„Feuer!"

Der Franz riss den Hut vom Nagel und eilte davon, er konnte zugreifen, wusste auf den Dächern Bescheid.

Das Feuer war gottlob noch nicht auf den Dächern. Der Karren des Löffel-Greg brannte lichterloh. Es brannte das Stroh, das Holzwerk, das Blachendach, und glühende Fetzen flogen in der Luft. Der Greg rannte wie wahnsinnig umher und schrie um Hilfe: „Mein Haus! mein Haus! Ist denn kein Gott und kein Mensch da, der mir das Haus rettet! Greift doch zu, ihr Feiglinge!" — Zwei handfeste Bursche packten den brennenden Karren an den Deichseln und zogen ihn rasch hinaus auf das freie Feld, wo sie ihn seinem Schicksal überließen. — Die Leute standen noch eine Weile herum, schimpften über das gottlose Tabakrauchen auf dem Stroh, über das Vagabundengesindel, ergötzten sich an dem gänzlichen Niederbrennen des Hausiererkarrens, an dem das Feuer knisterte und pfiff und sang und allerhand Spiele trieb und nicht eher ruhte, bis die Räder an beiden Seiten hinfielen auf den Boden.

Ein oder das andere Stück wäre noch zu retten gewesen, doch der Löffel-Greg war dagestanden und hatte nichts gethan, als die Hände gegen Himmel auszustrecken und zu rufen: „Ich armer, ich unglücklicher Mann!"

Dieses plötzliche Unglück hatte den Löffel-Greg übrigens ganz flink gemacht; dem armen Gupferl aber hatte der Schreck die letzte Kraft gebrochen. In einer Scheune lag sie krank dahin, ein betagtes Mütterlein brachte ihr täglich ein par Schalen Suppe. Das Gupferl hatte durch die Feuersbrunst ihr Bündel mit dem besseren Gewande verloren, das sie nur an Sonn- und Feiertagen zu tragen pflegte, aber daran dachte sie wahrlich nicht. Viel Schlimmeres lag ihr an. Anfangs war sie der Meinung gewesen, der Greg sei mitverbrannt. Später sah sie von ihrer Dachluke aus ihn durch die Gasse laufen; sie rief hinaus, er hörte sie nicht. Und dann war er verschwunden.

Lange genug hatte er auf seiner Brandstätte gewartet, das Gupferl werde kommen, ihm zu essen bringen, mit ihm klagen, ihm endlich im Dorfe ein neues Obdach verschaffen. Sie kam nicht. Und als der Löffel-Greg hörte, das Gupferl wäre schwer krank geworden und selbst auf anderer Hilfe angewiesen, da fand er, dass das Verhältnis mit dieser Person eigentlich keinen Sinn hätte. Und er gieng davon. Weit draußen in der Ebene war der Mann mit dem „Herzfehler" dem Landboten begegnet, und dieser hinterbrachte es im Dorfe, so dass die Magd in der Scheune nun wusste, wie sie daran war.

Weil der Arzt, den ihr jemand geschickt, die Krankheit der armen Person für nicht unbedenklich erklärt hatte, so nahm ein Großbauer sie in sein Haus und ließ ihr Pflege ange-

und Sorgen, aber es war keine, um unglücklich zu sein.

Nachdem in solchem Wandel mehrere Jahre vergangen waren und die Christine eines Tages am Herde stand und für das Mittagsmahl eine hübsche Anzahl stattlicher Speckknödel kochte, hörte sie von der Gasse herein eine heisere Stimme rufen: „Der Löffelmann ist da! der Löffelmann ist da!“

Sie eilte erschrocken ans Fensterlein und guckte hinaus. Dort am Brunnentrog kauerte er, schaute rings um sich und wartete auf den Erfolg seines Lockrufes. Er war's. Aber mager und gebeugt und runzelig und grau war er geworden, und sein Gewand — o Gott, sein Gewand! Einen Karren hatte er nicht mehr, seine Holzwaren schleppte er in einem Buckelkorbe und wie er diesen jetzt so auf den Kopf des Troges gestützt hat, zieht er mit zitternder Hand ein zusammengeknülltes, blaues Sacktuch hervor und fährt sich damit über das Gesicht. Es wollte niemand kommen, um Sprudeln und Löffel zu kaufen. Mit der hohlen Hand schöpfte er sich Wasser in den Mund, dann traf er Anstalten, mit seinem Korbe weiter zu humpeln. Die Christine legte mit der Gabel einen Knödel auf den Teller, dann noch einen zweiten dazu. Hernach warf sie die Knödeln wieder zurück in die Pfanne, rief das größere Mädel und befahl ihr, die Pfanne mit dem ganzen Inhalte von Knödeln dem armen Mann hinauszutragen, der dort am Troge sitze. Denn dass sein „Leibfehler“ sich immer noch gesteigert haben würde, das war ihre Vermuthung.

Während sie rasch daran gieng, um ein frisches Mittagsmahl zu bereiten, kam der Franz heim. Ein klein wenig war er überrascht, als er draußen den Bettelmann lebhaft beschäftigt mit der Pfanne sah.

„Ja, Franz“, sagte die Christine, als er bei ihr in der Stube war und beide durchs Fenster schauten, wie der Gast am Brunnen die Mehlklöße handvollweise in den Mund steckte und verschlang. „Ja, Franz, diesem Menschen dort haben wir zwei viel zu verdanken. Wär' der nit gewesen, so hätte ich den Unterschied zwischen dir und — anderen nit erfahren.“

„Der Greg!“

„Lass ihn nur gehen, schau, er geht ja schon. Und wie er dahintorkelt. Armer Schelm!“ Sinnend blickte sie ihm nach, so lange er zu sehen war, dann schüttelte sie den Kopf und sagte wie im Traume:

„Ich weiß nur nit, Franz, ob ich bei dir besser worden bin — oder schlechter.“

„Christine!“

„Weil ich für diesen Menschen so gar kein Mitleid mehr kann verspüren.“

daheim sein soll, es ist nicht leicht, Christine. Wenn ich nit thät wissen, dass du schon was Hartes gewohnt worden bist, Christine, ich hätt' nit den Muth ..."

So weit kam er, aber jetzt wurde ihm enge in der Brust. Sie schwieg und war angelegentlich mit dem Christbaum beschäftigt, also musste er doch weitersprechen.

„Mein Hauswesen", fuhr der Franz mit großer Beklommenheit fort, „das kennst schon. Es ist halt klemmig, klemmig. Meine Kinder.... Wie wir im vorigen Frühjahr ihre Mutter in die Erde haben gelegt, habe ich die größeren zwei damit trösten müssen: Wir bauen sie an wie das Korn und sie steht bald wieder auf.... Seitdem du ihnen das Gewand hast gemacht, sprechen sie alle Tag von der neuen Mutter.... Ich weiß es wohl, Christine, du sagst nein, ich weiß es wohl. Mir ist schon leichter, dass ich dir's gestehen hab' können...."

„Was redest so viel herum, du Lapp, ich nehm' dich ja!" sagte die Magd ruhig und fest. Und fuhr dann fort: „Sie mögen sagen, ich werf' mich den Männern nur gleich so an den Hals. Meinetwegen. Das erstemal hab ich's gethan und brav Lehrgeld gezahlt dafür. Das zweitemal thu ich's wieder und will mir die Lehr zu Nutzen machen. Ich stell' mich am liebsten dort hin, wo es was zu thun gibt für mich. Bei dir gibt es was zu thun. Ich verlang' mir kein Wohlleben, Noth und Tod will ich mit dir theilen, mit dir und unseren Kindern. Nur hart sollst nit sein auf mich; ich bin inwendig schon so voller Wunden von Härte und Rohheit, die ich leiden hab' müssen mein Lebtag. Recht lieb und gut musst sein mit mir, Franz, schau mich jetzt wohl an. Und wenn du meinst, dass du es kannst sein, so in Gottesnamen...."

Sie hielt ihm die Hand hin, die tannenbaumharzige Hand, und er legte in Demuth und Vertrauen die seine darauf.

— — — — — — — — — — — —

Es ist ein guter alter Brauch der Erzähler, dass sie ein par Leute, wenn sie nach Hindernissen und Fährlichkeiten endlich zusammengekommen sind, sich selbst überlassen. Der erste Tag ist ja wunderschön, fürs weitere hält man sich Augen, Ohren und Herz zu und denkt, es wird wohl so bleiben. Bei unserem Ehepaar Franz und Christine ist keine Ursache vorhanden, den bekannten Mantel der christlichen Liebe darüber zu werfen. Es hätte sich ja auch hier weisen können, dass die Magd doch das Gupferl bleibt, sowohl beim Ehemann als auch bei den heranwachsenden Kindern, denn, wenn jemand gar so selbstverständlich ist, dann erscheint er als überflüssig und wenn ein Mensch gar zu gut ist, dann wird er aufgefressen.

In der Strohdachdeckerfamilie war es doch nicht ganz so. Wohl auch hier holperte es manchmal, aber wo holpert es denn nicht auf diesem rauhen Erdboden! Arme Arbeitsleute verstehen es manchmal viel besser, leidlich durchzukommen, als solche, welche vom Leben gar so viel verlangen, aber ihm nur wenig leisten wollen. Der Franz regierte fleißig auf den Dächern der Gegend umher und die Christine betete fleißig, dass ihn sein Schutzengel behüte. Der Franz brachte die erworbenen Groschen getreulich ins kleine Familienhaus und die Christine verwaltete sie und wendete sie mit bewundernswerter Klugheit an zu aller Segen. Weil die Christine gehört hatte, Kinder müssten mit Strenge erzogen werden, so band sie sich gleich anfangs aus Birkenreisern eine große Ruthe. Die Ruthe wurde von den Mäusen zernagt, die Kinder hiengen an den Kittelfalten der neuen Mutter, und je größer sie wurden, desto näher wuchsen sie ihr ans Herz heran. Es war im Deckerhäuschen wohl viel Gelegenheit zum Kümmern

hätten es die Leute mit diesem letzten Geschäft eiliger, als mit jedem anderen. —

Während die Frauengruppe noch am Grabe verweilte, kam schon wieder ein anderer Zug heran, eben so klein, wie der erste. Ein Mann mit einem Bübchen gieng an der Spitze. Das Kind trippelte neben dem Vater her, mehr verwundert als traurig; nur sein Gesichtchen sah bleich aus vom Frieren in dem rauhen Wind, der über die Ebene herfuhr und ihm die blonden Haare aus der Stirn blies.

„Mein Gott!“ sagte eine der Frauen, „da begraben sie wohl auch eine Mutter?“

Die arbeitenden Männer nickten.

„Mit sammt ihrem jüngsten Kind.“ —

Marie wandte den Kopf nach den Herannahenden; es war ihre erste Bewegung. Der Knabe schaute im Vorübergehen zu ihr auf und auch der Mann, der ihn an der Hand führte, sah einen Moment herüber. — „Auch getroffen!“ schien der müde Blick von beiden Seiten zu sagen.

Sie hielten ganz in der Nähe.

Jetzt nahm eine der Begleiterinnen Mariens Arm und zog sie von dannen. Langsam schritt sie denselben Weg dahin, den sie zuvor gekommen — allein zurück ins Leben.

Am andern Tag begann die Arbeit wieder. Es musste nachgeholt werden, was diese Unglückstage an Zeit und Mitteln gekostet hatten. Gleich am Morgen war aus dem Geschäft, für welches Marie arbeitete, ein Bote gekommen, um zu fragen, ob sie den Termin für die letzte Bestellung glaube einhalten zu können, man müsste sonst einen Theil der Arbeit noch andern Händen übergeben, da die betreffende Kunde auf dem zugesicherten Tage der Ablieferung bestehe.

Es handelte sich um eine Brautausstattung, in deren unzählige einzelne Stücke ein Monogramm mit der gräflichen Krone gestickt werden musste. Diese Arbeit repräsentierte für Marie eine ansehnliche Summe; — darauf hin hatte sie sich die Ausgabe erlaubt, der Mutter ein eigenes Grab zu kaufen und ein Begräbnis besserer Classe zu bestellen. Für ihre Verhältnisse war das ein Luxus, der mit doppeltem Fleiß eingebracht werden musste.

Also saß sie wieder beim Stickrahmen am Fenster, emsiger als zuvor, vom Morgen bis zum Abend, bis in die leider schon zu früh einbrechende Dämmerung. Nichts störte sie jetzt mehr, kein Laut von da drüben aus der Ecke, wo das eine Bett stand, — auch nicht mehr die Mahnung, die ihr so deutlich noch im Ohre klang: „Hör' auf, Mariechen, mach' endlich Feierabend!“

Wunderbar schnell formten sich unter ihren Fingern die Namenszüge der Glücklichen, für welche der kostbare Schatz bestimmt war. Während sie entstanden, sann und rechnete die Arbeitende, wie lange sie sparen müsse, um der Mutter auch noch einen Denkstein setzen zu können.

So gieng es Tag für Tag, ohne Unterbrechung. Nur wenn es dunkelte, hielt sie eine Weile inne, damit die Augen sich etwas erholten. Dann stand sie auf und gieng in dem kleinen Stübchen umher, ziel- und willenlos, nur um die steifgewordenen Glieder zu rühren — und oft blieb sie dann in der Ecke vor dem leeren Bette stehen und grub den Kopf weinend in die Kissen. Das war die einzige Stunde, wo sie sich gönnte, ihrer Trauer nachzuhängen.

Auf den bestimmten Termin lieferte sie denn auch die Arbeit ab. Die gräflichen Damen, Mutter und Tochter, waren gerade in dem Magazine anwesend, als es geschah. Die Besitzerin nahm Marie die Sachen sofort aus den Händen, um sie mit verbindlichstem Lächeln den vornehmen Kundinnen zum Beweis für die gediegene Pünktlichkeit vorzulegen. Die Damen besichtigten und erklärten sich

Allerseelen.

Von G. v. Berlepsch.

An einem jener Herbsttage, wo die ersten rauhen Stürme durch die Straßen Wiens fegten, wurde die alte Frau begraben. Ein kleines Geleite folgte dem Sarg in die Kirche, ein noch kleineres hinaus auf den Friedhof, nur aus ein paar Frauen bestehend, den nächsten Hausnachbarinnen der Verstorbenen. Und diese gingen bei dem frostigen Wetter mehr aus Mitleid für die einzige Hinterbliebene der Todten, deren Tochter, mit, als wegen etwa besonders freundschaftlicher Beziehungen. Die beiden hatten abgeschlossen gelebt, wie Leute, die in dürftigen Verhältnissen doch immer ein gewisses Gefühl ihrer einstigen besseren Stellung aufrecht halten. Dass ihnen dies niemand falsch ausgelegt oder übel genommen, zeigte sich jetzt, wo die wackeren Nachbarsfrauen, meist dem kleinen Handwerksstand angehörig, nicht allein die traurige Gratisfahrt mitmachten, sondern zuvor schon, in den letzten schlimmen Tagen, ihre Theilnahme bewiesen hatten.

Die Fahrt war lang, trotzdem es im Trab durch die Vorstädte gieng. Immer noch wollten die Häuserreihen, das Wagengerassel, der Menschenverkehr kein Ende nehmen; rechts und links flutete das Leben, unbekümmert um die stillen Züge, die hier mitten durch nach einem letzten Ziele wallen.

Endlich kam man hinaus ins Freie. Eine weite Landschaft that sich auf mit Feldern, auf denen die Wintersaat schon grünte, Pappelalleen in der Perspective und langgestreckten fernen Höhenzügen, vom Grau des Herbsttages verschleiert.

Eine der Frauen im Wagen hielt die Hand der leidtragenden Tochter, die starr und theilnahmslos ins Leere blickte. Es war ein blasses schmächtiges Wesen, fast ärmlich aussehend in dem Traueranzuge aus abgeschossenem Schwarz. Fräulein Marie nannten sie die Nachbarinnen. Sie wussten, was die arme Seele litt, wie sie an der Mutter gehangen. Eine lange Strecke Lebens hatten sich die beiden durchgerungen, still und ehrenhaft, in eins zusammengeschweißt durch Sorgen, Arbeit und Liebe. Dieses Verlassensein nun, das stumme Weh der Zurückgebliebenen gieng den Frauen zu Herzen; jede in ihrer Art suchte es der Trauernden zu beweisen.

Als der Wagen endlich auf dem unabsehbaren Gräberfelde hielt und das kleine Trüpplein zu Fuß noch die letzte Strecke schritt, giengen sie der Schwankenden zu beiden Seiten und flüsterten ihr tröstende Worte zu. Kein Laut kam während der trüben Ceremonie über Mariens Lippen; sie hielt sich standhafter, als man erwartet hatte; nur fort wollte sie nicht von der Stelle, wo die Mutter nun gebettet lag. Sie stand wie festgewurzelt, trotz dem Zureden ihrer Umgebung. Scholle auf Scholle fiel hinab — — wie schnell das gieng, als

leise wedelnden rothen und blauen Tischtüchern. Manche der Gärten waren bereits ziemlich besetzt von schmausenden, trinkenden Gruppen; das Bier schäumte goldig in den Gläsern und ein kräftiger Speisengeruch drang heraus auf die Straße. Das lockte an, zumal die laue Luft und der Staub, der die Atmosphäre erfüllte, den Gaumen trocken machte.

Wirtshäuser, Grabsteinlager, Blumen- und Kränzeverkäufer, das häufte sich immer mehr, je weiter hinaus man kam; überall war schon das lebhafteste Treiben, Anbieten und Handeln.

Die schmächtige Gestalt Mariens glitt wie ein Schatten eilig zwischen den behaglicher dahinschreitenden Fußgängern durch. Unterwegs kaufte sie noch einiges zu dem, was sie bereits bei sich trug. Sie konnte sich nicht genug thun.

Endlich nach langer Wanderung am Ziel, legte sie behutsam ein Stück um das andere auf die feuchte Erde; die Handschuhe wurden abgezogen und mit dem Schmücken begonnen. Zuvor warf sie einen Blick auf die Gräber in der Nähe — wie kostbar da manches in seiner Blumenfülle prangte! Hohe Denkmale mit Emblemen und Inschriften, welche die Bedeutung des Todten für die Welt, für die Seinigen verkündeten; hell glänzende Namen im Sonnenlicht, umduftet und umfächelt von der versöhnenden Heiterkeit der Blumen. Ja, wer seine Liebe s o ausdrücken kann! Marie seufzte. Welch eine Lücke hatte es in ihre ohnehin erschöpften Mittel gerissen, allein das Grab zu kaufen — dann die Bestattung! Selbst das Sterben ist in der Großstadt noch eine theuere Sache. Aus diesem Grunde hatte sie noch keinen Denkstein setzen lassen können; diese Ausgabe war ihr vorerst noch unmöglich. So hatte sie sich denn einstweilen einen anderen Schmuck ausgesonnen.

Sie schlug ein Tuch auseinander, in dem sie eine Menge Moos mitgebracht hatte. Damit bedeckte sie nun nach und nach den ganzen Hügel, wie mit einer grünen Sammetdecke, setzte Blumen dazwischen und legte zu Häupten und Füßen einen Kranz. In der Mitte aber blieben zwei Stellen frei für die Laterne mit dem Lichtchen und für ein betendes Engelsfigürchen aus Gips, das sie vom Hause mitgenommen. Jahre hindurch war die Figur in ihrer Stube sozusagen der dritte Genosse gewesen; die Mutter hatte sie einmal in einer Anwandlung erbaulichen Wohlgefallens für wenige Kreuzer gekauft und ihre Freude dran gehabt. Jetzt sollte das Engelchen der Wächter ihres Grabes sein. Als alles fertig war, richtete Marie sich auf und betrachtete ihr Werk fast mit Freude. Von Moos und Blumen war einiges übrig — wo sollte sie es noch hinbringen? Da fiel ihr Blick auf einen anderen Hügel in der Nähe, auf dem ein paar Blumentöpfe standen, so wie sie der Gärtner zu Allerheiligen gegen die entsprechende Bezahlung auf hunderte von Gräbern besorgt. Marie kannte den Platz; es war derjenige, an dem man damals auch eine Mutter eingebettet hatte. Ohne Zögern nahm sie das Grün und legte es so, dass es ein Kreuz bildete, das Sinnbild, welches Betrübten ja am nächsten steht.

Endlich strich sie die Haare aus der Stirn, die während ihres emsigen Thuns sich losgelöst hatten und schickte sich zum Rückweg an. Noch einen langen zärtlichen Blick auf die eine Stelle — dann gieng sie. Sie hatte Allerheiligen allein hier begangen. —

Diesmal gab es viel Interessantes auf der großen „Friedhofpromenade“ zu sehen. Mehrere berühmte und bekannte Leute, Koryphäen der Kunstwelt und der Gesellschaft, waren in diesem Jahre gestorben und hatten zum Theil schon prächtige Monumente erhalten. Diese, wie den Pomp der Ausschmückung überhaupt galt es, wie

äußerst zufrieden. — „Eine geschickte Arbeiterin!“ sagte die Gräfin; „ist sie hier?“

Marie wartete in einem der Nebenräume seit einer halben Stunde auf die Principalin, welche sie ausbezahlen sollte. Nun kam diese, um sie zu rufen.

Die Gräfin nahm etwas aus ihrem Portemonnaie, als die schmächtige Gestalt in Trauerkleidern vor sie trat. „Sie haben Ihre Arbeit hübsch gemacht“, sagte die Dame freundlich; „nehmen Sie, bitte —“ Sie hielt die zusammengefaltete Banknote mit gesenkter Hand der Erröthenden hin, die unter dieser Gabe zu leiden schien.

— „Die Anerkennung muss Sie doch wohl erfreuen,“ meinte die Principalin, verlegen über die Zurückhaltung der Arbeiterin. — „Die Arme“, sagte sie entschuldigend zu den Damen, „ist in Trauer um ihre Mutter — eine wackere Frau —.“

Mariens Lider rötheten sich bei diesem Wort, sie sah zu Boden.

„Hm—“ sagte die Gräfin mit ernster Miene, „das ist schmerzlich — aber schonen Sie Ihre Augen, sie sind ja Ihr Capital!“ —

Comtesse, die siebzehnjährige Braut, für welche die vielen Kronen gestickt worden waren, stand betroffen dabei und schaute mit einer Art unbeholfenen Mitleids auf die verkümmerte Erscheinung.

Als die Damen wieder im Wagen saßen, der draußen auf sie gewartet, sagte die Mama zärtlich forschend zu ihrer Tochter: „Hat dich die kleine Scene verstimmt?“

„Ach nein“, war die zerstreute Antwort, da die Comtesse eben durchs Fenster auf die Promenade hinaus blickte, über welche sie fuhren; — „das arme Wesen sah nur gar so trübselig aus.“ —

„Ja“, seufzte die Gräfin und blickte durchs andere Fenster, „es giebt viel Leid auf der Welt!“ —

Allerheiligen stand vor der Thür, das allgemeinste Fest des Jahres vielleicht, welches in Wien gefeiert wird. Gewiss locken weder Weihnachten noch Ostern mehr Menschen aus ihren verborgensten Wohnstätten hervor, als diese spätherbstlichen Tage, die den Todten geweiht sind. Es liegt in der Empfindungsart dieser Bevölkerung, den Tod ebenso zu schmücken wie das Leben; auch das Grab muss nicht allein seinen Gedenk-, sondern seinen Gala-Tag haben. Wochen vorher schon beginnt die Arbeit. Gärtner und Taglöhner haben auf den Friedhöfen alle Hände voll zu thun; es ist, als ob der Frühling dort einziehen wollte, nicht der Winter. In den Blumenmagazinen der Stadt sitzen Scharen von Mädchen bis in die Nacht und winden Kränze; auch die Bildhauer und Steinmetzen müssen noch eilig so und so viele Denkmale aufrichten. Alles rüstet zum Schmücke, zu einer großen Repräsentation.

Marie wanderte den Tag vor dem eigentlichen Feste auch den weiten Weg nach dem Centralfriedhof hinaus. Omnibusse und Pferdebahn waren schon überfüllt, obschon der heutige Tag mehr dem Equipagen-Publicum gehörte, das sich in die großen Volksmassen nicht mischen mag. Sie legte die schier endlos scheinende Strecke zu Fuß zurück, so beschwerlich es auch war, da sie beide Arme voll von Gegenständen hatte, mit denen sie das Grab schmücken wollte.

Es war ein mildsonniger Tag, der Scharen von Menschen hinauslockte, so ein Halbfeiertag für alle diejenigen, welche Zeit haben, ihn zu genießen, und deren gibt es in den unteren Wiener Volksschichten unglaublich viele. Die Gasthausgärten am Wege mit den bereits entlaubten Bäumen waren noch einmal sommerlich hergerichtet; die weißen Tische und Stühle standen symmetrisch geordnet und winkten in dem blassen Sonnenschein verführerisch mit den

— „Schau Vater, die Frau“ — sagte das Kind, auf die Gestalt deutend, welche es schon einmal so regungslos an der gleichen Stelle gesehen hatte.

Der Mann kannte sie. So eine Begegnung, wie sie vor kurzen Wochen hier stattgefunden, vergisst man nicht.

Marie schrak auf, als sie die Stimme des Kindes vernahm. Sie wandte sich um und schaute den beiden gerade in die Augen. Da trat der Mann zögernd auf sie zu und fragte, ob sie es vielleicht gewesen, die das Kreuz aus Moos auf jenes Grab gelegt.

Sie bejahte, doch klang es fast wie das Geständnis einer unerlaubten That: es sei nur eine Handvoll Moos gewesen. —

„Da bedank' ich mich schön“, sagte er und bot ihr die Hand; „so etwas thut wohl — sie liegt in der Fremde begraben, das arme Weib.“ — Seine Stimme war unsicher, als er das sagte und mit trübem Blick hinüber auf die Stelle sah, wo sie lag. Ein kurzer Seufzer erzählte mehr als Worte, was der Mann mit dem verwaisten Kinde da verloren. Er sei noch fremd in Wien, sagte er mit schwäbischem Accent; erst ein Jahr hier ansässig — da habe gleich das Unglück kommen müssen.

„Armes Kind“, murmelte Marie, auf den Knaben schauend.

„Ja, der ist am schlimmsten d'ran — der weiß gar nicht mehr, wo er hingehört. Am Tag ist er bei fremden Leuten, und abends, wenn ich ihn abhole, da ist für ihn Schlafenszeit. Wir wissen nur noch am Sonntag, dass wir zusammengehören — gelt Gottfriedle?“

Der Kleine blickte mit hellen Augen zu seinem Vater auf.

„Das Kind spürt sein Unglück noch nicht“, tröstete Marie.

„Gottlob, dass er's nicht besser weiß! — Ist dir's kalt, Friedle? Komm, jetzt gehen wir wieder heim, — gib der Frau die Hand.“ —

Der Mann bedankte sich noch einmal, dann gieng er mit seinem Bübchen fort.

Marie schaute den beiden nach, der trippelnden Kindergestalt und dem Manne, den sie so einsam in den Abend hineingehen sah. — „Die sind noch verlassener als ich“, dachte sie.

Der Herbst währte wunderbar lange und brachte noch eine Reihe milder Tage um die Zeit, wo es sonst oft schon stürmt und schneit. Marie benutzte jeden Sonntag zu demselben Gang: hinaus zur Mutter.

Sie hatte jetzt einen hübschen Stein setzen lassen. Das andere Grab drüben hatte auch einen erhalten und seine Zugehörigen kamen auch des Sonntags, um es zu besuchen. Die sechs Tage Arbeit der Woche waren für diese wie jene das erste Gebot. Jedesmal schier trafen sie an der gewohnten Stelle zusammen, wechselten ein paar Worte, ein Gespräch, wobei sich nach und nach die schlichten Lebensläufe des einen vor dem anderen entrollten. Mit dem Interesse von Schicksalsgenossen bekümmerten sie sich um das gegenseitige Ergehen, und doch hatte keines von ihnen den Namen des anderen gewusst, bis die Inschriften der Steine sie nannten. Einmal blieb der Mann mit seinem Kinde zwei Sonntage nacheinander aus — da überkam Marie eine bange Sorge um den Kleinen, dass er erkrankt sein könnte. Als er dann wiederkam, erfuhr sie, dass es so gewesen und freute sich mit der ganzen Theilnahme ihrer weichen Frauenseele, ihn wieder gesund zu sehen. Gesund, ja, das wäre er wohl wieder, meinte der Mann, aber wie in solchen Tagen das Kind ohne Mutter daran sei, habe er jetzt erst gesehen.

„Ich werde dich eben fort zur Großmutter bringen müssen“, sagte er zu dem Kleinen.

alljährlich zu sehen und zu kritisieren. Der Gräberbesuch zu Allerheiligen ist nun eigentlich etwas, das ins Jahresprogramm des echten Wieners gehört, das im Herzen wie in der Phantasie des sonst so leichtblütigen Volkes festsitzt und nach Befriedigung verlangt. Wie weit die Phantasie in diesem Verlangen geht, beweist der Umstand, dass auf allen Vorstadtbühnen (bis vor einem Decennium sogar im Hofburgtheater), um die Stimmung des Tages voll zu machen, an diesem Abend, oder auch schon nachmittags das Volksstück „Der Müller und sein Kind“ gespielt wird.

In dichten Colonnen bewegten sich die Massen auf den Hauptwegen der Friedhöfe, unaufhörlich sich erneuend und wieder zerstreuend in all die kleinen Pfade, welche den Gräberzeilen entlang führen. Zwischen Blumen und Orangerien hervor flackerten überall Lichter, einen eigenthümlichen Effect bildend im ruhigen Schein des Tages. An einzelnen Stellen lodert es stolz aus Feuerbecken auf; Diener im Gala-Costüm des Pompe funèbre halten wie Statuen an den Grüften Wache. Zwischen den Gräbern trippeln alte Weibchen, den Rosenkranz um die Hand geschlungen, auf und ab, als Hüterinnen der Laternen, die da stehen und der dicken Kerzen, welche darin brennen. Manche hat sich der Bequemlichkeit halber einen Schemmel mitgebracht und hockt da, in ihre Tücher eingewickelt zwischen Steinen und Cypressen, wie eine Schicksalsschwester anzusehen. Auf den Schachtgräbern aber, den Ruhestätten der Armen, brennen oft kleine Wachskerzchen, nur in den Erdboden gesteckt oder an den Kreuzen befestigt, frei den Lüften preisgegeben. Es ist ein seltsames Flimmern und Weben soweit das Auge schweift, — wie das Losringen eines reineren Elementes aus dem Bann der Materie.

Bis zum Abend von Allerseelen werden diese Lichter unterhalten. Dann löscht eines nach dem anderen aus. Das Gedenkopfer ist dargebracht; die Leuchter und Laternen werden wieder heimgetragen.

Dies Jahr war ein besonders freundlicher Allerseelen-Abend. Die Sonne gieng feurig unter und hauchte im letzten Aufstrahlen einen wahren Rosenschein über den weiten Garten. Die Steine leuchteten minutenlang wie durchglüht zwischen den dunklen Cypressen, und darüber wölbte sich hoch und licht, in blassem Blau der Himmel, an dem eine Schar goldiger Wölkchen dahinzog. Draußen in den Feldern ließ die Heidenlerche noch ihren Ruf ertönen: kleine Vögel flatterten in raschem Flug vorbei, fast wie zur Frühlingszeit.

In dem steilen Revier kehrte nun die alte Ruhe wieder ein. Einzelne Gestalten und Gruppen nur wandelten noch auf den Wegen, die meisten mit Laternen im Arm, auch Kränzen aus künstlichen Blumen, die das nächste Jahr wieder ihre Schuldigkeit thun mussten.

Unter diesen letzten Besuchern befand sich Marie. Die Laterne lag sorgsam in ein Tuch eingeschlagen, schon zum Mitnehmen bereit. Marie beschäftigte sich aber noch mit Blumen: sie kam nie ohne irgend eine Erneuerung dieses Schmuckes, den sie so lange wie möglich, bis eben der Schnee alles deckte, erhalten wollte. Es that ihr wohl, die Stätte zu pflegen, die ihr als das eigentlichste Heimatplätzchen in der Welt erschien und sie that es immer mit einer Emsigkeit, die ihre traurigen Gedanken verscheuchte. Erst nachher, wenn alles gethan war, kamen sie wieder, doch ruhiger, sanfter, als eine Art Erhebung für die Verwaiste, die ihnen hier in der Stille der freien Natur gerne nachhieng.

Von ihr unbemerkt, als sie noch so verweilte, war ein Mann in die Nähe gekommen, mit einem Knaben an der Hand; auch um das Licht von einem der Gräber fortzunehmen.

ten — verweilte sie länger auf dem Wege, aber vor keinem der taghell beleuchteten Schaufenster, sondern unter den Buden des „Christkindlmarktes“, wo die kleinen Krämer ihre Waren feilbieten.

Das ist noch ein Stück Altwiener Poesie, diese weitausgebreitete Ansiedlung von Bretterhütten, mitten in der Stadt, wo Lebkuchen, Wachsfigürchen, Krippen, Kinderspielzeug, ganze Wäldchen fertig geschmückter Christbäume und hunderterlei anderes noch — alles für den Geschmack und die Mittel des Volkes berechnet, so verlockend wie möglich zum Kauf ausgelegt ist. Da blinkt und leuchtet jenes urkräftige Roth, Gelb, Blau und Grün, welche das gesunde Kinderauge liebt, und Gebilde von naivster Einfachheit, wie aus Urgroßvaters Zeiten, harren neben dem modern Verfeinerten ihrer Käufer. Eine ganze Welt des Kleinen ist da in den niedrigen Buden aufgebaut, märchenhaft in ihrem Zauber, trotzdem sie in keinem Meer von Licht erglänzt. Kleine Laternchen nur werfen ihren schwankenden Schein darüber, manchmal schier ausgelöscht vom Wind, der über all das flimmernde Zeug hinfährt und die eingemummten Verkäufer erschauern macht unter seinem eisigen Hauche. Aber das nimmt dem ganzen nichts von seinem Reiz; ist's ja doch Winter und Weihnachtszeit! Im Gegentheil, es stimmt wundersam traulich zu den Kindergruppen, die sich neugierig von Tisch zu Tisch drängen, zu den Wachsengelchen mit ihrem Gloria in excelsis Deo, die an Zindelfäden über ganzen Gebirgen von Lebkuchen baumeln, zu dem Dufte von Südfrüchten, Wachskerzchen, Tannennadeln, der über allem liegt; zu den schönen Kripplein, wo nicht allein die heilige Familie sammt den obligaten Thieren zu sehen ist, sondern je nach dem Preise, auch Hirtenvolk und die drei Könige aus dem Morgenlande in aller Pracht.

Marie gieng frostig in den alten Mantel gewickelt zwischen den Buden hin und besah sich die Schätze, die von allen Seiten verführerisch lockten. Ein Schein wie Freude lag auf ihrem Gesicht, als sie endlich einiges davon erstanden hatte und mit den Paketen im Arm davon gieng. Noch einen kleinen Umweg durch die geschmückten Tannenbäume — sie sind gar so schön! — dann huschte sie, eilig wie gewöhnlich, zwischen den Leuten und Wagen durch, ihrer Vorstadtwohnung zu.

Auch sie hatte also ihre Weihnachtseinkäufe gemacht. Der kleine Gottfried, der dem Christkind nicht davon laufen wollte, weil es ihn sonst nicht finden könnte, sollte den heiligen Gast nicht umsonst erwarten! Sie hatte es sich so ausgedacht. Ihrer Mutter konnte sie keine Freude mehr bescheren, da sollte das verwaiste Kind eine haben. Zuhause packte sie die Sächelchen gleich aus, um sie mit Ruhe anzusehen. Ein Bilderbuch kam zum Vorschein, dann ein Dorf mit Kirche, Häusern und Bäumen und dazu noch ein Reiter aus Pfefferkuchen, dessen Husarenuniform aus eitel Zucker war. Das Dorf nahm sie Stück für Stück aus der Holzschachtel und gruppierte es unwillkürlich, indem sie sich die Freude des Kindes vorstellte und wie mit dessen eigener Phantasie eine ganze Landschaft dazu dachte. Als sie aber mit dem Aufstellen fertig war, starrte sie, wie aus einem Traum erwacht, über das Spielzeug weg ins Leere — und senkte plötzlich den Kopf auf den Rand des Tisches, um ein Heimweh auszuweinen nach längst vergangenen besseren Tagen.

Am Christabend, als es dunkel war, brachte sie ihre Gaben selbst in das Haus, wo der Kleine mit seinem Vater wohnte. Sie gab sie schnell ab und eilte wieder davon, um ja nicht etwa eingeholt zu werden. Ihre eigene Weihnachtsfeier aber bestand

Der schüttelte zuversichtlich den Kopf und hielt sich mit beiden Händchen an seinem Rock fest.

„Ich geh' nicht zur Großmutter. Du hast ja gesagt, dass das Christkind bald zu uns kommt!"

„Das wird dich schon finden."

„Nein, wenn ich fortgeh', nicht." —

Das kurze Zwiegespräch tönte in Mariens Gemüth nach. Sie hatte Mitleid mit den beiden und sann auf Auswege, die ihnen helfen könnten; es kam ihr wie eine Pflicht gegen den landfremden Mann vor. Was musste es für ihn sein, auch das Kind noch herzugeben, dessen Gestalt ihr selbst wie ein tröstender Lichtschein an dem stillen Orte da draußen erschien! — Wenn sie sich erböte, das Kind in ihre Hut zu nehmen? Vielleicht wäre ihr Dasein dann noch einem Zwecke nützlich. Die öde Pflichtenlosigkeit, das Arbeiten tagaus, tagein, nur zur Erhaltung eines Lebens, nach dem niemand mehr fragte, das niemand mehr brauchte, lastete immer drückender auf ihr, und in ihrer Abgeschlossenheit hatte sie so viel Muße, diesem Gedanken nachzuhängen. Nun auf einmal arbeitete sich der an das fremde Kind wie ein grünes Reislein unter dürrem Laub hervor. Sie sah sich um, wo es sein Spielplätzlein haben könnte; sie hörte es schon plaudern, fragen, lachen — —

Wenn sie die beiden am Sonntag wiedersähe und das Gespräch noch einmal darauf käme, wollte sie ihr Anerbieten machen.

Gerade diesen Sonntag aber war das Wetter rauh. Über Nacht hatte der Winter seinen Einzug gehalten. alles war weiß und noch wirbelten unaufhörlich die Flocken nieder.

Der erste Schnee auf einem Grab! Wie das ins Herz hinein fröstelt, dieses kalte Weiß, das alles deckt, das die letzte Trennung zwischen Todten und Lebenden vollzieht. Jetzt erst sind sie ganz abgesondert und allein, die wir im Leben vor allem Ungemach zu schützen trachteten: Sturm und Unwetter fahren über ihr Bett hin und der erste Frost arbeitet sich hinein in die dunklen Schatten, während was lebt, sich zum traulichsten Feste rüstet, wo Lichter erglänzen und frohe Herzen des Daseins ganze Wärme fühlen. Unbarmherzig schneidet der Gedanke in die Seele und Vernunftgründe stehen ihm ohnmächtig gegenüber.

Marie lehnte am Fenster, auf den Hof hinaus blickend, der ihr Licht, Luft und über den Dächern ein schmal Stück Himmel gab. Wie waren sie ehedem gewesen, diese winterlichen Sonntage, wo sie sich zu zweit in der warmen Stube des Ruhetages erfreut hatten. Welch eine Geschäftigkeit der Mutter, das kleine Mittagsmahl recht gut zu richten; dann das Schläfchen, wo ihre unermüdlichen Hände ruhten, diese alten, treuen, fleißigen Hände. — — Und dann die übrigen Stunden, wo sie zusammensaßen, eines beim anderen sich geborgen fühlend, nichts von der Welt, vom Schicksal erwartend, noch wünschend, als Arbeit, das Mittel zum täglichen Brot, und ein Beisammensein, so lange, lange, als Liebe wünschen kann. — Und jetzt? — —

Sie wollte sich trotz des Schnees zu dem gewohnten Wege rüsten. Als sie aber auf die Straße trat und der Nordwind ganze Wolken feiner Eisgebilde ihr ins Gesicht blies, da kehrte sie wieder um und begann zu arbeiten, um ihres Grames Herr zu werden. —

In der Stadt begann nun mehr und mehr fröhliches Weihnachtstreiben, zumal abends, wenn die Magazine in ihrem Glanze strahlten. Marie, die um diese Stunden ihre Arbeiten austrug, huschte eilig zwischen durch, kaum mit einem Blick die Herrlichkeiten streifend, die so eindringlich den Heißhunger nach Besitz aufstacheln. Einmal in dieser Zeit jedoch — es war die letzte Woche vor Weihnach-

Marie plötzlich empor — was hatte sie eben gedacht, gewollt — und welche Stimme hatte sie geweckt? Die Mutter! — sie blickte verwirrt umher — nichts regte sich in der weiten Öde. Und doch stand es noch so deutlich vor ihr, das Antlitz, welk und tiefgefurcht von den Kämpfen eines langen Lebens, das zu fragen schien: „Hast du nicht mehr von mir gelernt?“ —

Kann man so träumen am hellen Tag? —

Nun erst fühlte sie ihren Körper wie mit Eisenbändern umschnürt, die Füße steif, schier unfähig, sie zu tragen. Aber sie raffte sich auf mit aller Kraft und eilte fort, hastig, athemlos, als hätte sie ein Verbrechen begangen; in ihren eigenen Fußstapfen zurück auf dem Pfade, den sie gekommen.

Es war bereits Abend, als sie heimkehrte. Sie fror bis ins Mark hinein, obwohl in ihrem Kopf etwas glühte und summte wie das Getöse einer Glocke. Scheu schlich sie die Treppen zu ihrer Wohnung hinan. Niemand begegnete ihr in dem stark bevölkerten Hause, wo sonst ein unaufhörliches Gehen und Kommen war. Die Leute, die hier wohnten, größtentheils Handwerker, genossen heute erst gründlich ihre Weihnachten! sie saßen mit ihren Familien in den warmen Stuben und die Kinder hüpften umher mit ihren Geschenken.

Als Marie sich ihrer Thüre näherte, traten ihr im Zwielicht zwei Gestalten entgegen, die auf sie gewartet zu haben schienen und die sie gleich erkannte.

Es war der Kleine mit seinem Vater. Der Mann bot ihr die Hand, indem er erzählte, dass er schon einmal dagewesen sei; er komme, um sich zu bedanken. — „Sie wissens selber, wie es einem um solche Zeiten zu Muth ist, d'rum haben Sie an meinen Kleinen gedacht, nicht wahr?“ — Er schüttelte ihr noch einmal die Hand. — „Jetzt sag' du selber dein Sprüchle, Gottfried!“ —

Der Kleine wollte gleich mit seinem hellen Stimmchen beginnen, aber Marie, erschrocken über die unerwartete Begegnung, schloss zuerst eilig das Zimmer auf und machte Licht. Nun sah sie, dass das kleine Menschenkind mit einem großen Paquet beladen war, welches der Vater ihm in die Hände gegeben hatte. — „Es ist ein Kuchen d'rin“, sagte es pfiffig.

„Nun — und was noch?“ sprach der Vater.

Das Bübchen schluckte und ließ seine Äuglein in der fremden Stube um und um gehen. — „Aufsagen“, antwortete er, durch die neue Umgebung jedenfalls ziemlich zerstreut. Er besann sich, schluckte noch einmal und schoss dann plötzlich los:

„Es geht durch alle Lande —“

„Das ist ja nicht das Weihnachtssprüchle“, unterbrach ihn sein Vater.

„Sag's weiter, Kind“, bat Marie in einer Erregung, die der Mann nicht begriff.

Gottfriedle schaute verdutzt an seinem Vater hinauf; er hatte das andere auf einmal vergessen.

„So sag' halt dieses“, entschied er, um die Lücke zu decken.

„Es geht in allen Landen
Ein Engel still umher;
Kein Auge kann ihn sehen,
Doch alle siehet er.
Der Himmel ist sein Vaterland,
Vom lieben Gott ist er gesandt.“

Marie lauschte athemlos und sah mit einem Blick auf das Kind, als stünde eine überirdische Erscheinung vor ihr. Erst als das Liedchen zu Ende war, schluchzte sie wie erlöst auf und zog das Kind, ohne ein Wort reden zu können, an sich.

„Seine Mutter hat's ihn noch gelehrt“, bemerkte der Mann.

Sie hielt den Knaben umfasst und verbarg ihr Gesicht an seinem

darin, dass sie am folgenden Tag trotz Schnee und Kälte die gewohnte Wallfahrt machte, um auch der Todten einen Christgruß zu bringen.

Wie still war es heute da draußen, wie weihnächtlich das Land! Alles weiß, im Nebeldunst des Wintertages verschwimmend, eine traumhafte Öde, in die das Geräusch der Großstadt nicht mehr drang! Zuweilen nur verhallendes Geläute oder das Krächzen eines Raben, der mit schwerem Flug feldeinwärts steuerte und bald im Nebel sich verlor. Ja, erster Feiertag! Wer mag da ohne Noth oder ohne ein winkendes Vergnügen hinaus in den unwirtlichen Frost!

Eilig gieng sie durchs Portal, die schmächtige schwarzgekleidete Gestalt. Man kannte sie schier schon; sie gehörte zu jenen regelmäßigen Besuchern, die keine Unbill des Wetters schreckt. Es gibt deren immer eine Anzahl, doch ist sie klein. Einzelne unter ihnen bleiben jahrelang treue Gäste; andere verschwinden wieder nach der ersten leidenschaftlichen Trauer; es ist ein eigener geheimnisvoller Cultus des Schmerzes, der Erinnerung, den man da oft belauschen kann.

Marie bog von den breiten, gut gebahnten Wegen ab und watete nun durch den Schnee bis an ihr Ziel. Jeder der Steine hatte ein schiefe Kappe auf, die größeren Monumente ganze Dächer voll Schnee; da und dort schaute eine Büste wie unter einer gewaltigen Perrücke hervor; eine andere trug auf den marmorenen Zügen gar ein Ding wie eine phrygische Mütze. Regungslos starrten Baum und Busch aus dem allbedeckenden Weiß.

Marie räumte den Schnee von dem kleinen Grabmal und auch, so gut es gieng, von dem Hügel weg. Wenigstens ein Stückchen Erde sollte frei davon sein: sie fühlte sich dadurch der Mutter näher. Da kam denn bald ein grünes Blatt zum Vorschein — und noch eines — und noch eines — frisch und wohlverwahrt unter der eisigen Decke! Sie starrte mit glänzenden Augen darauf und wagte sie kaum zu berühren; wie ein Gruß der Todten selber erschienen sie ihr. War es ein Trost — oder ein Wink von da drüben, wo es keine Trennung, kein Weh mehr gibt? Wusste es die Mutter, dass ihr vereinsamtes Kind heute kam, um wie einst mit ihr Weihnacht zu halten, dass es verborgen, von niemandem gesehen, ein Christbäumchen hieher getragen hatte, um es ihr als Liebesopfer darzubringen?

Das Tännchen stand wie eingewurzelt in der winterlichen Scholle, die Lichtlein flimmerten zaghaft daran — und die sie angezündet, kauerte mit gefalteten Händen davor. Es war kein Gebet, was sie sprach, nur abgerissene Worte und Anrufungen waren es, Wehlaute einer wunden, müden Seele. Sie sprach mit derjenigen, die ihr auf Erden das einzige Glück gegeben hatte. Ja, sie fühlte ihre Nähe, ihren Besitz wieder in diesem Augenblick; sie hörte ihre Stimme, sah ihr Auge auf sich ruhen — — die geheimnisvolle Macht der Liebe that eines ihrer Wunder. — —

Regungslos in sich versunken weilte die Einsame in der tiefen Stille. Der Frost rieselte durch ihre Glieder; die kleinen Lichter brannten tiefer und tiefer — endlich löschte das erste aus, dann das zweite, und so folgte eins dem anderen. Sie sah es, wie durch einen Schleier, ohne sich von der Stelle zu rühren. Wozu — es erwartete sie ja niemand. Die sie einst erwartet hatte, war hier, — warum sie allein lassen, um selbst wieder allein zu sein? — Wäre es nicht besser, hier zu bleiben, bis die Nacht kommt und der Schlaf, — einer, aus dem kein Erwachen mehr ist? Wie gut müsste das sein — und liegt auch so nahe — nur nicht mehr aufstehen — —

Entsetzt, wie wachgerüttelt, fuhr

zusammenkommen, viele von weit her. Und auch Geistliche, die dort Beichte hören. Als Beichtort ist es weit berufen, und wird gesagt, dass beim Heiligen Wasser jeder Priester von jeder Sünde lossprechen könne. Wie das zugeht, weiß ich zwar nicht, aber die Leute reden halt einmal so und gehen hin und es ist kein Beispiel bekannt, dass der Sünder ohne Absolution den Gnadenort verlassen hätte. Dem's doch passiert, der wird's wahrscheinlich nicht sagen. In der übrigen Zeit ist kein Priester beim Kirchlein, aber Wallfahrer gibt's fast immer etliche, sie gehen hin, beten, waschen sich am Wasserfalle, opfern ein paar Groschen und wandern hernach getrost wieder heimwärts.

Nun, da oben soll er sein und also bin ich hinaufgestiegen. Die Gegend wird ganz wild, dass es schier grauenhaft ist zwischen den Wänden und darf man stellenweise gar nicht schwindelig sein, wenn man über Abgründen auf dem engen Gamssteige fürpass kommen will. Endlich, wie man um eine scharfe Felsnase biegt, hört man das Rauschen aus der Hochschlucht, die schaut ganz finster herab, eine kühle frische Luft kommt und ein Wildbach springt schneeweiß aus der Schlucht, von Stufe zu Stufe. Beiderseits an den Wänden hängt manches Fichtenbäumlein, das sich nicht mehr halten kann und mit dem Wipfel der Schlucht zuneigt, als wollt's jeden Augenblick herabfallen. Dort, wo der größere Wasserfall ist, können daneben auf dem Steingrund etwa hundert Menschen stehen, und dort — fest an die Felswand gebaut, steht das Kirchlein, theils aus rohen Steinen aufgeführt, theils aus Holzlatten, die roth angestrichen sind. Auch ein spitzes Thürmlein, und sogar eine Glocke drin. Seitab, in eine Felskluft gezwängt, eine Hütte aus rohen Baumstämmen und Rinden gebaut und noch mit Reisig eingehüllt zum Schutze vor Frost. Darunter hin die Abgründe, weiß Gott, wie tief, sie sind verdeckt mit Hasel- und Erlbüschen, die im Gehänge wachsen. Darüber hin die grauen, klüftigen Wände, aus denen der Hall des ewigen Wasserrauschens eben so ewig zurückgeworfen wird. Die Schlucht, aus welcher das Wasser kommt, verengt sich weiter hinten fast zu einer Höhle, wo die Felsen oben, schier zusammenstehen, und noch weiter hinten soll Eis sein, im Sommer wie im Winter. Neugierige Leute sollen schon so weit hinangeklettert sein; da bin ich gar nicht neugierig und nur froh gewesen, dass ich endlich vor dem Kirchlein stehe.

Und da ist mir noch etwas aufgefallen. Heraußen im Freien neben dem Kirchel hin an den Felsen gelehnt sind drei oder vier Beichtstühle; der hintere ist schon so nahe dem Wasserfall, dass er ganz feucht ist von dem aufliegenden Thaunebel. Ja, da glaubte ich's. Da kann freilich jeder Sünder sein ganzes Gewissen ablasten und alles sagen, alles — das Wasser mag noch so laut brausen, Gott hört's doch — und nur Gott allein. — Hätte jeder Priester seinen Beichtstuhl nahe so einem Wasserfall, manchem wäre besser! Übrigens meine ich, zur Zeit des Festes im trockenen Hochsommer werden diese Wässer nicht so sehr schreien als im Herbste, wenn oben im Hochgebirge etwa Neuschnee schmilzt.

Ich blicke an diesem schauerlichen Orte eine Weile umher und keinen Menschen habe ich gesehen. Es geht schon dem Abende zu. Hinter einem der gegenüberstehenden Vorberge steigen drei thurmartige Felsspitzen auf, die eine länger, die zwei anderen kürzer. Die stehen noch im Sonnenscheine.

Schon habe ich gemeint, die Kirchenthür wäre verschlossen, aber sie ist halb offen. Ich trete ehrerbietig hinein. Es ist, wie die Wallfahrtskapellen halt sind. Über dem sehr einfachen Altare in der Nische steht ein ge-

Köpfchen — es war einen Augenblick so still, als flöge wirklich ein Engel durch die Stube. Weder Vater noch Kind verstanden diese gar so tiefe Bewegung.

— „Sie müssen den Kuchen dort essen“, sagte der Kleine tröstend.

„Ja, das wollen wir“, antwortete Marie, ihre Augen trocknend; „komm, zieh' dein Mäntelchen aus; Du sollst das erste Stück davon haben“.

Der Mann wollte zwar nichts von der Theilung wissen und machte gleich Anstalt, sich wieder fortzubegehen. Aber sie bat ihn, das Kind noch eine Weile bei ihr zu lassen; es sei eine Wohlthat für sie.

Da setzten sie sich denn zu dem Tisch, an dem seit langem kein zweiter mehr gesessen und Marie that ihnen alle Ehren an, die in einem so kleinen Frauenhaushalt Gästen erwiesen werden können. Sie saßen wohl über eine Stunde beim Lampenschein und Feuergeknister des Ofens und sprachen von den Schicksalen ihres Lebens, während das Kind fröhlich d'rauf los schmauste; und zum erstenmal überkam jedes dieser Verwaisten wieder ein Gefühl von Heimatlichkeit in der für sie verödeten Welt.

(Schluss folgt.)

Ein stummes Bekenntnis.

Aus der Schrift eines Landpfarrers mitgetheilt von **Hans Malser.**

(Schluss.)

In einem Dorfwirtshause, wo ich eingekehrt, ist das Wochenblatt auf dem Tisch gelegen; ich habe nicht den Muth gehabt, es anzusehen, von wegen dem, dass ich gefürchtet habe zu lesen: er wäre hingerichtet worden. Papier und Feder verlange ich und schreibe an den Tobias Steger, er möge um Gotteswillen nicht verzagen und jemand sei Tag und Nacht aus, um den Beweis seiner Unschuld zu suchen.

Und wenn ich endlich den Radmacher glücklich gefunden habe? Wird er mit mir gehen? Wird er vor Gericht seine Unthat eingestehen? Wird er das? — da ist mir wieder bange geworden, und es wird alles umsonst sein.

In demselben Wirtshause habe ich Näheres erfahren. Einige Wallfahrer kehren ein, sie sind auf dem Rückwege vom Gnadenkirchlein zum Heiligen Wasser, das noch drei Stunden weiter oben in einer Bergschlucht steht. Dort hätte sich jetzt ein Einsiedler angesiedelt, der besorge den Küsterdienst, nähre sich von milden Gaben der Wallfahrer, schlafe auf kaltem Stein und halte Bußübungen wie ein Heiliger. Sein Name sei Simon Radmacher, das hat mein Wirt gewusst, auf dessen Almgrund der Gnadenort steht und der ihm das Amt verschafft haben soll.

Vom Kirchlein zum Heiligen Wasser habe ich schon oft gehört gehabt, dort gewesen bin ich aber noch nie. Einmal im Jahre ist dort ein Fest, zu welchem zahlreiche Menschen

„Simon“, sage ich. „Jener ist ein braver, noch junger Mensch. Ich bin bei ihm gewesen. Zum Herzbrechen, wie dem weh ist, dass er in Schanden sterben soll! Aber so unbeschreiblich furchtbar wie Ihr leidet er nicht, trotz allem nicht. Sein Leiden ist das Fegefeuer und das Euere ist die Hölle, die schon auf Erden angefangen hat und nimmer endigen wird, in alle Ewigkeit nimmer. Wie, als ob Ihr aus dem Feuer in kühlendes Öl kommen würdet, so müsste es sein, wenn Ihr jetzt Euer Gewissen befreiet von seiner Pein, wenn Ihr hingehet und bekennet und den Unschuldigen erlöset. Auch das ist ein Erlösungswerk, mein lieber Simon, das Euch unser Herrgott hoch anrechnen wird. Aber sogleich muss es geschehen, morgen ist es zu spät. Nicht für ihn, denn er kann im Himmel sein, aber für Euch, Simon, für Euch, und dass Euch einst zwei Gemordete begleiten zum jüngsten Gericht.“ — Und weil in diesem Augenblick die Felsenspitzen leuchten in die Abenddämmerung herab wie glühendes Eisen, so sage ich noch: „Schau, die Schöpfung, die Natur selber ist Zeuge von dem, was du gethan hast und was du im Geheimen tragest, und sie hebt jetzt dort gleichsam ihre feurigen Finger auf zum Schwur, dass du gerichtet wirst vor Gott!“

Da hebt es ihn an zu stoßen in der Brust, da verhüllt er sein Angesicht mit beiden Händen.

„Dass mich Gott so hat verlassen können in jener Osternacht!“ stöhnt er. „Böses habe ich ja nichts im Sinn gehabt, wie ich hingehe zur Bachhäuslerin. Geld bin ich ihr schuldig gewesen und habe sie bitten wollen, dass sie nachwartet. Sie schlagt mir's rund ab, ich werde zornig, heben einen Streit an, sage ihr Ungutes, auf das wird sie wild, wirft ein Holzscheit auf mich, ich es ihr zurück — und aus ist's gewesen. Maustodt ist sie. Ich hab' das Scheit noch in den Ofen und fort. — Was ich seitdem hab' gelitten, mein lieber Herr Pfarrer, das kann ich nicht sagen! — Schon zwei-, dreimal bin ich auf dem Weg gewesen zum Gericht. Ich kann nicht! Ich kann nicht! Der schreckliche Galgen!“

Nun thue ich ein Lachen, als ob das so leicht wäre und sage: „Wenn Ihr jetzt hingehet und zeiget Euch freiwillig an, um den andern zu befreien, so werden sie Euch nicht tödten, das weiß ich so gewiss, dass ich dafür meinen eigenen Kopf einsetzen will. Es wird ja nur als Todtschlag gemessen, Ihr werdet wohl in Gefangenschaft sein, werdet büßen und arbeiten, aber Euer Gewissen wird Ruhe haben und Gott wird Euch gut sein. Und unvergleichlich glücklicher werden die Jahre vergehen, als so, wie Ihr einsam durch eine zeitliche Hölle hinabsteigt in die ewige.“

Solches habe ich zu ihm geredet, nun aber richtet er sich auf und sagt: „Was schwatzen wir denn, Herr Pfarrer, es ist ja nichts. Es ist ja nichts.“ Also bis ich niederfalle vor ihm auf meine Knie und ihn beschwöre, er solle an seine Eltern denken, an alle seine lieben Menschen, die verstorben sind. Auf das wird er wieder weich, dabei aber schüttelt er den Kopf und seine Augen schauen suchend umher und ich merke, er will davonlaufen. Jetzt spiele ich den letzten Trumpf aus, von dem ich gehofft, er würde mir erspart bleiben.

„So hilft alles nichts, Simon“, sage ich, „und wollte Euch doch ein guter Freund sein. So merket, was ich noch weiß. Simon, Ihr seid verrathen worden; sie rücken von mehreren Seiten an, Euch zu fangen, in sehr kurzer Zeit werden sie da sein. Ihr entkommt ihnen nicht und dann ist Euer Leben verspielt. Den Justizmord werden sie arg entgelten an Euch! Radmacher, ich bitte Euch um Leben und Seligkeit! Darum bin ich noch vorausgelaufen, um es Euch zu sagen:

schnitztes Bild, das so alt ist und unbehilflich geschnitzt, dass ich's nicht habe errathen können, welchen Heiligen es vorstellen soll. Nun bemerke ich knapp hinter der Thür, zu der ich hereingekommen, ein zweites Altärlein mit einem Muttergottesbilde. Davor brennen zwei Kerzen und davor kniet ein Mensch, der mir den Rücken zuwendet und mich nicht bemerkt. Anfangs meine ich, weil er das Haupt senkt und die Hände aneinanderlegt, er bete, bald merke ich, dass er etliche Kupferkreuzer besichtigt oder zählt, die er in der Hand hat. Und es ist mein Simon Radmacher. Wohl hübsch verwildert an Gewand, an Haar und Bart und ganz braun im Gesicht, aber erkannt habe ich ihn im ersten Augenblick. Ich will mich schon wenden und vorläufig wieder zur Thür hinaus, da hat er mich wahrgenommen. Eilends verbirgt er seine Münzen im Sack, thut, als ob er nach vollendetem Gebete ein Kreuzzeichen mache und steht auf. Mich erkennt er nicht sogleich, da rede ich ihn an bei seinem Namen, und jetzt erschrickt er. Ich thue nichts desgleichen, sage nur, es wäre beschwerlich herauf zu dieser geweihten Stätte, wo ich denn auch einmal beten wolle, und ob man nicht über die Nacht, die schon einbreche, ein Lager haben könne? Darauf antwortet er nicht recht ja und nicht recht nein, endlich aber sagt er, sein Bett wolle er mir überlassen, wenn es nicht zu schlecht wäre, er müsse ohnehin noch an diesem Abende hinabsteigen zum Dorfe, um etliches zu besorgen für den nächsten Sonntag, denn er schenke ein wenig Branntwein aus und der wäre zur Neige gegangen; ein Gläschen übrigens sei noch vorhanden und ich möge mich doch damit laben.

Da er es denn so eilig machen wollte, dass wir wieder auseinanderkämen, so habe ich freilich müssen anfangen.

„Simon“, sage ich, „wir sind ja alte Bekannte und sollten wohl ein wenig miteinander plaudern.“

Und wie ich ihn so weit habe, dass er neben mir auf der Thorstufe sitzt, wo man so schön hinausschauen kann ins wilde Gebirg, und wo das Wassertosen nur so hohl und dumpf herüber dröhnt, da sage ich, dass es mir wohl bekannt gewesen sei, er wäre da heroben in der Wildnis, und dass ich tagelang gewandert sei, um ihn zu finden. Er könnte sich's vielleicht denken warum, aber er solle nicht erschrecken.

„Ich kann mir's nicht denken, warum“, ist seine Antwort.

„Warum heute leugnen wollen, was Ihr mir dazumal gestanden habt? Dass ich nichts aussagen darf, wisset Ihr gleichwohl, sonst wäre anstatt meiner jetzt vielleicht wer anderer um Euch heraufgestiegen.“ Damit habe ich ihm beikommen wollen; der Fuchs hat doch gethan, als ob er von nichts wüsste.

„Und wisset Ihr es auch nicht, dass ein anderer jenes Mordes angeklagt und eingezogen worden ist?“ So habe ich ihn gefragt. Er zuckt die Achseln.

„Und wisset Ihr, dass derselbe zum Tode verurtheilt worden ist und schon in kurzer Zeit hingerichtet werden wird?“

Das packt. „Jesus! Jesus!“ schreit er, springt auf, ringt die Hände gegenüber und schreit: „Freilich weiß ich es und hab' keine ruhige Stunde bei Tag und Nacht, und will beten und büßen und hilft alles nichts. Verzweifeln, verzweifeln muss ich!“

An den Abgrund eilt er hin, ich springe ihm nach.

„O Herr Gott!“ ruft er, die großen Tropfen streicht er sich von der Stirn mit der abachenen Hand, „wenn das Grausen vor dem Tod nicht wär'! Oh, die Hölle! — Ich will doch lieber vor den Richterstuhl!“

Jetzt, da er aufrichtig ist, wird er mir wieder lieb. Bei der Hand nehme ich ihn, eiskalt ist sie.

halb elf Uhr in der Nacht ist's, als wir abreisen.

O diese Nacht! diese fürchterliche Fahrt! Meine Beine habe ich unausgesetzt krampfhaft an die vordere Wagenwand gestemmt, im thörichten Bestreben, auf solche Weise das Gefährte rascher voranzuschieben. Nie in meinem Leben ist mir eine Nacht so peinvoll gewesen. Um sechs Uhr! Sie sind pünktlich. — Früher, früher müssen wir dort sein.

Um zwei Uhr sind wir auf einem Bergsattel, wo ein kleines Fuhrmannswirtshaus steht. Unser Kutscher hält einige Minuten Rast und sagt, bisher hätten wir achtzehn Minuten Vorsprung und wenn es so weiter gehe, könnten wir einige Minuten vor sechs Uhr am Thore der Strafanstalt sein.

Ich schöpfe Muth. Ganz frisch und frei wird mir. Mein Gefährte schweigt, hält fortwährend die Hände gefaltet, ich weiß nicht betet er, oder schläft er.

Noch heute krampft es mir das Herz zusammen, wenn ich jener Fahrt gedenke, ich will lieber darüber hinweggehen. Eine Uhr habe ich nicht in der Tasche; die Fenster verhülle ich, das Morgengrauen will ich nicht sehen! Aber es ist ewig und es ist ewig. Mich fiebert, auf der Stirn die kalten Tropfen, in den Schläfen ein Hämmern, dass es klingt, die Hände feucht, eiskalt — ich habe gemeint, es ist zum Sterben. Kann es möglich sein, dass der Tobias Steger eine noch größere Angst aussteht? Gott stehe ihm bei! Unser Opfer, unser Sehnen, ihn noch zu retten, kann ja nicht zuschanden werden.

In den Fenstervorhängen wird es grau. Der Wagen rollt glatt wie über eine lange Brücke. Der Strom! Dann sind wir dem Ziele nahe. Muthig öffne ich das Fenster. Im Morgenroth steht ein großes, festungsartiges Gebäude fast leuchtend da. Es ist die Strafanstalt. Der Wagen biegt ein in die Allee. In demselben Augenblicke reißt der Simon den Wagenschlag auf, springt hinaus und davon. Ich ihm nach, er quer über eine Wiese, in die Au. Kaum hätte ich ihn eingeholt, wenn er nicht plötzlich vor dem Wasser gestanden wäre. Dort bricht er zusammen und stöhnt: „Ich kann nicht! Mein Leben in dieses steinerne Grab hinein. Ich kann nicht!“ Er zittert am ganzen Leibe, er ist ohnmächtig.

Und da habe ich's wieder erfahren, was der Mensch imstande ist zur entscheidenden Stunde. Ich hebe den fast leblosen Mann auf und frisch und leicht, so trage ich ihn auf der Schulter über die Wiese hin gegen das Gebäude.

Das äußere Thor ist heute nicht geschlossen, es steht weit offen, Leute gehen hastig aus und ein. Ich sehe Soldaten, sehe Officiere in voller Uniform und Männer in Frack und Seidenhut. Ich eile mit meiner Last ungestüm hinein. Im Hofe, gegenüber dem Eingang ist das Uhrthürmchen. Ein klingender Glockenschlag. Ich blicke hin. — Der Zeiger steht auf sechs Uhr fünfzehn Minuten.

— — — — — — — — — —

Damit endet die Schrift des Landpfarrers.

Als sie verglichen wurde mit den Thatsachen, stellte es sich heraus, dass an jenem 30. September an einem Raubmörder Namens Tobias Steger das Todesurtheil vollzogen worden war. — Weiteres ist unbekannt.

Stellt Euch freiwillig und Ihr seid gerettet. Das habe ich gesagt und nun thut, was Ihr wollt."

Diese Unwahrheit hat eine größere Wirkung erzielt, als ich selber vermeinte. Er hebt an zu zittern und bittet mich, ich möchte ihn nicht verlassen, er wolle mit mir gehen, ich möchte Zeuge sein, dass er sich freiwillig stelle, er sei nun fest entschlossen.

Hierauf hat er vor dem Marienbilde noch die Kerzen ausgelöscht, hat noch zum Bilde hingerufen: „Unsere liebe Frau, deine Fürbitte! Jetzt ist mir ganz leicht. Gute Nacht, o Maria, vielleicht komme ich noch einmal zu dir herauf."

Dann sind wir miteinander hinabgestiegen in der Nacht — eine Mondesnacht ist's gewesen — und fortgegangen und unaufhaltsam fort. Keiner ist müde geworden, schier munter ist der Simon und fürsorglich führt er mich, wo der Weg gefährlich ist. — Das thut Gott! habe ich mir gedacht. „Und wenn uns nur die Fanger nicht erwischen, bevor wir beim Gericht sind!" hat der Simon mehrmals gesagt, „wie weit haben wir denn noch?"

Als der Morgen tagt, sind wir im Krumpenbachthale, dort haben wir vor einem Gasthause eine Stunde Rast gehalten und uns gelabt.

„Wäre diese Eisenbahn schon fertig", sage ich, „so könnten wir wohl nach wenigen Stunden in der Gerichtsstadt sein. Zu Fuß werden wir sie erst morgen mittags erreichen."

„Wenn sie mich nur nicht früher erwischen!" murmelt er. „Und wenn wir nur nicht zu spät kommen!" ist mein Gedanke und mein Gebet.

Dann den ganzen Tag marschieren auf der heißen Straße und ich habe nur immer Angst gehabt, den Simon reut es und er läuft mir davon. Aber die Furcht vor dem Gefangenwerden und vor dem dann unausbleiblichen Galgen, und wohl auch vor der Verdammnis, hat ihn an mich gefesselt mit einer unzerreißbaren Kette. Wenn nun nichts anderes imstande wäre, den armen Tobi zu retten, als meine Unwahrheit, so müsste man wohl wieder sagen: Gottes Rathschlüsse sind unerforschlich.

Es ist doch nicht gut zu denken, dass auch durch diese Striche des Landes in wenigen Monaten schon Dampfross und Telegraph verkehren werden. Schon der Gedanke, dass es Eisenbahnen gibt auf der Welt, macht uns gehefaul.

Am Abende desselben Tages kehren wir bei einem großen Straßenwirtshause zu, das zwischen hohen Bergen steht und eine große Mühle hat. Ein paar Stunden ruhen, wir haben es beide noth. Bei dem kleinen Abendmahle, das wir einnehmen, liegt vor mir auf dem Tische das Wochenblatt. Mein Blick fällt auf die folgende Nachricht: „Am 30. September um sechs Uhr früh findet im Hofe der Landesstrafanstalt die Hinrichtung des Raubmörders Tobias Steger statt."

Am 30. September! Wann ist das? Heiliger Gott, das ist morgen! das ist morgen! — Um sechs Uhr früh!

Ich gehe eilends zum Wirt: „Ist hier ein Wagen zu haben nach der Stadt?" — Ja, den könne man haben. — „Ist er sogleich zu haben? In diesem Augenblicke?" — Was es denn so Dringendes sei? Die Pferde hätten tagsüber geackert und müssten sich ausrasten. — „Das ist nichts, wir müssen einen Wagen haben, sofort! Jetzt ist es zehn Uhr. Wie lange fährt man bis in die Stadt?" — Ja, meint der Wirt, das wäre weit. Die Straße gehe über Berg und Thal, der Weg wäre schlecht. Unter neun Stunden sei noch keiner hinübergekommen. „Aber Herr, wir müssen in acht Stunden drüben sein, in *sieben* Stunden! Kosten kann's, was der Will. Es handelt sich um ein Menschenleben." — Und raune ich ihm rasch in die Ohren, so viel ich sagen darf.

Darauf ist der Wirt gegangen die Pferde einspannen zu lassen und

wie über die Schriften des „Almpeterls“ manchmal gemunkelt und gelacht wurde; also packte sie eines Tages, da just niemand zugegen war, die Sachen zusammen, trug sie um die Dämmerungstunde in den Pfarrhof und beschwor den Pfarrer, die Schriften zu prüfen, ob wohl nichts in denselben enthalten sei, was den frommen Seelen der Leser Schaden thun könne.

Der Pfarrer Johann Plesch war ein alter kränklicher und gutmüthiger Herr mit stets vorgeneigtem Kopfe und schon grauem Haar.

Er genoss das besondere Vertrauen der Bevölkerung, denn er war noch einer der wenigen Geistlichen, welche die hochröhrigen, glänzenden Stiefel außen über der Hose trugen. Die meisten Priester hatten damals schon neumodische lange Beinkleider, die schlotternd bis auf den Rist hinabhingen. „Bei den Hosen fängt der Antichrist zuerst an!“ pflegte die alte Magd Liesel zu sagen, und an dem ehrwürdigen Herrn Plesch fand sie soweit nichts auszusetzen. Der alte Herr hieng übrigens darum so genau an der altmodischen Beschuhung, weil diese nach seiner Überzeugung die Füße wärmer hielt als die neuartigen Stiefletten. Wohlverwahrte warme Füße hielt er für die erste Bedingung alles Gedeihens. Als Hauptursache aller Krankheiten des Leibes und der Seele erklärte er die Erkältung der Füße, und wenn er an ein Krankenbett gerufen wurde, so war nach Vollzug der heiligen Handlung sein erstes, dass er den Kranken warm zudeckte an den Füßen.

Diesem guten Herrn brachte also die alte Liesel meinen „Kalender für Zeit und Ewigkeit“ und das „Freue dich des Lebens“.

Der Herr Pfarrer und ich waren von der Sonntagsschule und dem Beichtstuhle her gute Bekannte. „In der Schule weiß der Peterl am meisten von allen, und im Beichtstuhl am wenigsten!“ Dieses rühmende Wort hatte der Pfarrer einmal über mich öffentlich bei einer Christenlehre gesprochen und dadurch mein Ansehen in der Gemeinde außerordentlich erhöht.

Nun, eines Sonntags nachmittags nach dem Segen hinterbrachte auf dem Kirchplatz der Kirchendiener mir den Befehl, ich möchte ein wenig in den Pfarrhof kommen, der Herr habe mit mir etwas zu sprechen.

Das freute mich unbändig und sofort eilte ich in die Wohnung des Pfarrers. Dieser stand in langem Talare an seinem Lesepult, vor sich die Schnupftabakdose und den blauen Sacktuchknullen, mit dem er sich mehrmals unter die Nase fuhr. Als ich mein „Gut Nachmittag!“ gesagt hatte und, das Tuchkappel in der Hand, höflich an der Thür stehen geblieben war, rief er mit seiner etwas dünnen, mir sehr traulichen Stimme: „Bist da?“ Hierauf holte er unter dem Pulte hervor mancherlei Papier, und darunter meine Schriften.

„He, he“, lachte ich. Wer auf obige Frage eine bessere Antwort weiß, der hebe die Hand auf.

„Setz dich nur nieder“, sagte der Pfarrer, nahm mir gegenüber in seinem Lehnsessel platz und hub an, in den Schriften zu blättern.

„Aus wo hast du denn diese Sachen abgeschrieben?“ fragte er so halb singenden Tones.

Jetzt war die Antwort noch leichter. Abgeschrieben hätte ich sie gar nicht; sie wären mir halt nur so eingefallen.

„Hast du denn schon einmal einem jüngsten Gerichte beigewohnt, weil du es so genau weißt?“

„Beigewohnt, das nicht“, hierauf mein Bescheid, „wie halt Euer Hochwürden immer einmal gepredigt hat, so hab ich mir's gemerkt.“

„Ich? Ich hätte so was gepredigt?“ rief er aus.

„Ja, am vorigen Ostersonntag.“

„So, so, na, wird wohl so sein.

Der Pfarrer von Sankt Kathrein.

Eine Erinnerung aus der Waldheimat von P. K. Rosegger.

Es läſst sich nicht leugnen, das Ding treibe ich nun schon seit meinem zwölften Jahre. Meine erste literarische Arbeit war eine „Lebensbeschreibung des heiligen Joachim". Von diesem großen Heiligen hatte ich nämlich nirgends eine Lebensbeschreibung gefunden, also machte ich ihm eine, wozu ich alle Daten und Begebenheiten selbst beistellte, ganz aus Eigenem, und so mit grimmigem Ernst eine unbewuſste Parodie der Legende schrieb. Dem heiligen Joachim folgten drei Jahrgänge „Kalender für Zeit und Ewigkeit", in welchem ich nach der bekannten Manier von Alban Stolz dem Leser die Erde recht schlecht, den Himmel recht hoch und die Hölle recht heiß machte. Mit Vorliebe behandelte ich die vier letzten Dinge, in der löblichen Absicht, alle Leute gruseln zu machen und alle Sünder zu bekehren. Aber während der junge Autor die Menschen dem Himmlischen zuwenden wollte, sank er selbst beträchtlich dem Weltlichen nahe. Dem „Kalender für Zeit und Ewigkeit" folgte ein Werk „Freue dich des Lebens" in welchem Jugendübermuth, lustige Fabelei und schüchterne Liebessehnsucht hervorzubrechen begannen und diese interessanten Dinge sogar in Bildern anschaulich gemacht wurden.

In dem von meinem Heimatshause eine starke Stunde entfernten Orte Sanct Kathrein am Hauenstein lebte ein Kaufmann Namens Haselgraber. Er hatte eine große Anzahl Kinder, Buben und Mädeln, die alle meine Freunde waren; er war seit Menschengedenken Gemeindevorstand von Sanct Kathrein, und die große Stube in seinem Hause gab an Sonn- und Feiertagen einen beliebten Versammlungsplatz aller ab, die eintreten wollten, um Einkäufe zu machen, oder eine amtliche Angelegenheit zu besorgen, oder sich am Ofen zu wärmen, oder Tabak zu rauchen, oder zu plaudern, oder auch alle Erbauungsbücher und Neuigkeitsblätter, die da umherlagen, zu durchblättern. Diese Leute, Männer und Weiber, Alte und Junge, Bauern und Knechte, Holzhauer und Kohlenbrenner durcheinander, waren mein Lesepublicum. In der großen Stube beim Haselgraber hinterlegte ich nämlich meine Schriften, die, insofern sie weltlichen Sinnes, lediglich nur für die jungen Haselgraber beiderlei Geschlechts verfaſst worden waren. Da die Schriften in der Stube des Gemeindevorstandes stets auf dem Tische und den Fensterbrettern umherlagen, so konnte jedermann Einsicht in dieselben nehmen, und da gab's viel Kopfschütteln über den Fabelhans, der, anstatt fleißig zu arbeiten, lauter solche Sachen treibe.

Darob wurde eine alte Magd im Hause Haselgraber allmählich mit einiger Besorgnis erfüllt. Sie konnte selber nicht lesen, muſste nur hören,

Tische vor, und dieser naturhistorische Aufsatz lautet wie folgt:

Der Mensch.

Eine zoologische Studie.

Der Mensch gehört zur Gattung der Säugethiere, erlangt ausgewachsen die Höhe von sechs Schuh und ein Alter von achtzig Jahren. Er kommt in allen Ländern vor und ernährt sich von Fleisch, wie auch von Pflanzen. Sein Fell ist glatt, der Scheitel behaart, beim Männchen auch die Schnauze. Von Natur sanft, kann er gereizt zum blutdürstigsten Raubthiere werden, in welchem Zustande er in Massen sich gegenseitig tödtet. Leidenschaftlich ergeben ist er dem Safte der Trauben und hat er gesoffen, so ist er —"

Der Vorleser brach plötzlich ab. Die Zuhörer hatten gelacht und nun fragte der alte Herr Haselgraber: „Nun, wo fehlt's denn, dass du nicht weiter liest?"

„Es ist zu dumm!" sagte der Vorleser Eustach.

„Nu, dann lass es gut sein."

Und es wurde darüber zur Tagesordnung geschritten.

Die alte Liesel, welche dem Vorgange beigewohnt hatte, nahm die verdächtige Geschichte aber durchaus nicht so leicht. Heimlich wusste sie sich das Heft zu verschaffen und eilte damit in die Strohkammer, wo ihr der eben anwesende Schuster-Wenz, der ein alter Schriftgelehrter war, den Aufsatz vorlesen musste, und zwar einschließlich der Stelle, die „zu dumm" war. Die Magd schlug beide Hände zusammen und vermochte kein Wort zu sprechen. Der Schuster-Wenz schwieg auch, sie waren beide sprachlos und starrten einander an.

Kurze Zeit hernach war das Heft beim Pfarrer. Und ein paar Tage später saß dieser auf dem Hügel, der hinter der Kirche aufragt und mit Kiefern und Weißbirken bewachsen ist. Unter einer solchen Birke saß er, seine manchmal ein wenig gichtischen Beine mit einem Wollentuche zugedeckt; „nur Wärme an den Füßen!" Das war ja das einzige Gut, welches er energisch von all den Genüssen dieser Welt begehrte. Sonst war er zufrieden und wusste gar nicht, wie arm er war. Er blätterte jetzt in den neuesten Schriften des Almpeterl. Da geschah es denn, dass dieser zufällig des Weges kam. Der alte Herr duckte sich und ließ den Burschen vorbeigehen bis zum Kreuze hin. Als der Peterl diesem nahte, zog er den Hut vom Haupte und gieng vorüber. Der Pfarrer athmete hoch auf: „Gott lob, das heilige Kreuz kennt er noch." Dann rief er laut: „He Peterl, komm her einmal!"

Dieser kehrte um und trat an den Birkenbaum, sich entschuldigend, dass er den Hochwürden früher nicht gesehen hätte.

„Umsomehr bin ich mit dir beschäftigt", sagte der Pfarrer und schlug das Heft zurecht; „da lese ich gerade eine schöne, wie es heißt, zoologische Studie, benamset: Der Mensch. Sage mir, hast du das selber erdacht?"

Ich widersprach nicht.

„Aber Kind, was treibst du denn?" rief er aus, „der Mensch, Säugethier! Raubthier! — Der Mensch ist ja ein Ebenbild Gottes!"

„Das leugne ich nicht", hierauf meine Antwort.

„Nun dann kannst du wieder gehen."

Und die Inquisition war zu Ende. Das Heft aber hatte er bei sich behalten, woraus ich schloss, dass es ihm gefallen müsse.

Später habe ich erfahren, dass einen Tag nach dieser kurzen Begegnung unter den Birken die alte Liesel wieder beim Pfarrer war, um sich zu erkundigen, wann der Scheiterhaufen für den Ketzer denn eigentlich errichtet werde. Der Pfarrer soll ihr geantwortet haben, seitdem die Eisenbahn gehe, sei das Holz zu theuer.

Brav bist, dass du dir das Wort Gottes also merkest. — Nur fort so."

Ich glaubte schon, die Sache wäre abgethan und wollte mich erheben. Da schlug er das Heft „Freue dich des Lebens" auf. „Dahier — —" er blätterte, suchte dann die Brille, zwängte sie auf die Nase, blätterte wieder, „dahier — ist etwas —. Schau, der Teuxel will nicht auseinander!" Mit vieler Umständlichkeit klebelte er endlich die Blätter auf, — „dahier, das wirst du von mir nicht gehört haben!"

Es schaute ernsthaft auf mich, ich aufs Papier. — Gedacht hatte ich's. Die Liebesgedichte!

„Diese Verse da", fragte er, „sind dir die auch nur so eingefallen?"

„Ja", antwortete ich leise und beugte mich nieder auf den Tisch.

Jetzt streckte der Pfarrer sein glattrasiertes Gesicht zu mir vor und schrie: „Wickelkind du! Und weißt du denn, was Liebe ist?"

Ich ward stumm. Diese Frage hatte ich nicht erwartet.

Der alte Herr stand auf, gieng mehrmals mit großen Schritten die Stube hin und her, so ernst und feierlich, dass mir angst und bang wurde. — „Weißt du, was Liebe ist?" hallte es schauerlich, und er hatte das Wort doch nicht wiederholt. — Endlich trat er auf mich zu, und in unendlich gütigem Tone sagte er die Worte: „Die Schriften kannst du wieder mitnehmen. Der liebe Gott behüte dich!" —

Die Tage kamen und giengen. Über Tags musste ich arbeiten in Wald und Feld, des Abends schrieb ich bei trübrothem Kienspanschein, des Nachts schlief ich so fest, dass am Morgen der Waldbauernbub genau noch so auf dem Stroh lag, wie er des Abends darauf hingefallen war. Einmal aber mitten in der stillen Nacht hörte ich plötzlich eine dünne, grelle Stimme: „Weißt du was Liebe ist?" Ich schrak auf, es war aber nichts weiter und bald werden die Augen wieder zugesunken sein.

Um so frischer hielt ich sie tagsüber offen, und da sah ich denn im Laufe der Zeit, wie die Welt beschaffen ist, und wie die Menschen geartet sind. Was mir gefiel, das pries ich, was mir nicht gefiel, das verdammte ich keck und übergoss es mit Hohn. Und wen ich am wenigsten schonte, über wen ich mich am öftesten und unbarmherzigsten lustig machte, das war — der Almpeterl. Denn er hatte genau dieselben Fehler und Lächerlichkeiten wie alle anderen, und wenn ich auf diesen Sack schlug, so meinte ich nicht den Sack, sondern auch den Esel. Immer neue Schriften verfasste ich, immer neue Falten des Lebens thaten sich mir auf. In manchen tiefen Abgrund habe ich schauen müssen; heute wundert es mich, dass ich nicht besonders darüber erschrak, dass ich Abgründe für selbstverständlich hielt. Das Weh darüber kam erst später, damals waren die Unbegreiflichkeiten des Menschengeschickes gerade gut genug, um flink darüber zu dichten und zu schreiben. — Und die Schriften trug ich in die große Stube des Kaufmannes und Gemeindevorstandes Haselgraber, wo sie fürs erste meine Freunde lasen, die mich dafür lobten oder auch brav auslachten, je nachdem die Sache klug und fein oder pudelnärrisch ausgefallen. Wenn sie gerade beim Auslachen waren, da that auch die alte Magd Liesel tapfer mit, denn diese war immer noch des Misstrauens voll, und ein böser Geist, so überlegte sie ganz schlau, der nicht todtzupredigen sei, müsse todtgelacht werden. Bei diesem Todtlachen lachte ich aber selber mit und wurde dabei immer noch lebendiger.

Im neunzehnten Lebensjahre mochte es gewesen sein, als in einem meiner Hefte ein naturgeschichtlicher Aufsatz zu lesen stand.

Eustach, der älteste Sohn des Haselgraber, las ihn eines Tages bei

Kreuzsäulen und Hauskapellen.

Eine Schilderung aus den Alpen.

Den Fremden, die in unsere Alpenländer kommen, fallen die vielen Kreuzsäulen, Heiligenbilder und Kapellen auf, die an Straßen, Dorfgassen, Feldwegen und Waldsteigen stehen. Nicht die eigentlichen Votivsäulen und Martertafeln, Pest- und Türkenkreuze, auch nicht die Kirchlein und Messkapellen habe ich heute im Sinn, sondern die Bildnisse, Kreuze und Hauskapellen, die nicht sosehr aus äußeren Anlässen, als vielmehr aus inneren Beweggründen oder infolge alten Herkommens entstanden sind.

In den Flächen des protestantischen Deutschland gibt es auf freiem Felde kein Lied und kein Kreuz. In den Alpen wandelt man keine Straßen, wo nicht ein heller Jodler oder Juchschrei in unser Ohr, nicht das ernste Bild des Erlösers oder eines anderen der Himmlischen in unser Auge fällt. Denn der Sinn des Älplers verlangt künstlerischen Ausdruck seiner Stimmungen und seines Wesens. Das Jauchzen ist wohl auch in unseren Bergen seltener geworden. Kreuze aber gibt es in mancher Gemeinde mehr als Menschen. Stehen deren doch schon auf dem Friedhofe einige hundert, ungezählt derer, die an Kreuzwegen, Feldrainen, Waldrändern, Brunnen, Grenzpunkten, Brücken, Pässen und an den Gehöften ragen. Es gibt Gegenden, in welchen fast jeder Bauernhof seine Kreuzsäule, sein Hauskapellchen hat. Nur bei den Kleinhäuslern sind sie nicht zufrieden, als ob es ein Vorrecht der Großhöfe wäre, solch religiöse Zeichen öffentlich aufzustellen. Vielleicht hat's ein solches Vorrecht thatsächlich einmal gegeben, denn auffallend war es mir oft, dass die Kleinhäusler ihre Bildnisse stets innerhalb ihres Daches, fast nie im Freien aufrichten.

Der Bauer stellt seine Kreuzsäule auf an der Wegzweigung, damit jeglicher Gang gesegnet sei, am Feldraine, damit die Früchte vor argen Wettern geschützt bleiben; an Waldrändern, damit die bösen Geister der Schatten nicht herrschend werden; an Brunnen, damit kein schlimmer Trunk die Gesundheit des Durstigen schädige; an Grenzpunkten, damit ein Siegel sei des Rechtes zwischen mein und dein; an Brücken, damit die Wasser nicht zerstören sollen; an Bergpässen als Zeichen, dass jegliche Höhe dem Herrn geweiht sei; an seinem Gehöfte endlich als Schutz und Schirm gegen alle Feinde.

Die Formen und Bauarten der Kreuze sind höchst verschieden. Es gibt Steinsäulen, gemauerte Säulen mit Nischen und Holzdach, es gibt hölzerne Kreuze, manchmal bis zu zwölf Schuh Höhe, mit breitem Holzdache und einem Brettermantel rückwärts, der nicht bis zur Erde geht, sondern die Form eines „Messrockes" hat. Es gibt kahle Kreuze ohne Dach und Rückwand und ohne Bild; es gibt solche mit zwei und drei Querbalken

„So!“ gab die Alte scharf zurück, „Und in der Hölle wird die ganze Ewigkeit hindurch geheizt!“

Hierauf der alte Pfarrer achselzuckend: „Möglich dass sie dort Steinkohlen brennen!“

„Und hat der hochwürdige Herr nicht gelesen von der behaarten Schnauze und dass der Mensch, wenn er gesoffen hat, ein Schweinehund ist? He?“

„Na, das ist ja leider manchmal wahr!“ sagte der Pfarrer.

Und nun konnte auch die alte Liesel gehen. Sie hat mich von dieser Zeit nicht mehr verklagt, wich mir aber aus, wo sie konnte. Nur einmal noch gab sie ihrer Stimmung gegen mich deutlichen Ausdruck. Am heiligen Christabende war's, als der alte Haselgraber seinen Kindern die Haare schnitt. Als er mit allen fertig war, rief er mir, der ich beim Ofen saß, zu: „Nu, Peterl, setz dich her da auf den Dreifuß, will auch dir deinen Pelz herabscheeren; um ein Schaf mehr oder weniger kommt mir nicht an.“ Und mir, der ich an langen Haaren nie Mangel litt, war das recht. — Nun, als er mich in der Arbeit hatte, rief die Magd, welche eben den Tisch scheuerte, dem Haarschneider zu: „Wirst die Scheere schartig machen — bei dem!“

„Wieso?“ fragte der alte Haselgraber.

„— wenn du unversehens in die Hörner schneidest —?“

So drastisch fasste der Pfarrer meine Verwandtschaft mit dem Bösen nicht auf, aber eine gewisse Besorgnis meinetwegen war ihm doch anzumerken. Und als die Zeit kam, da ich vor meiner Auswanderung vom guten alten Herrn Abschied nahm, fasste er mit seinen beiden kühlen Händen meine Rechte und sprach: „Kind! Du bist zwar jetzt schon groß geworden, für mich bist du aber immer noch das Kind, das ich getauft, dem ich die erste heilige Communion gereicht, das ich unterwiesen in unserem christlichen Glauben und das ich immer recht lieb gehabt habe. — Du gehst jetzt fort vom Heim, du gehst in die weite Welt. So einfältig wie ein Kind gehst du dahin und weißt nicht, welche Gefahren dich dort erwarten. Du freust dich auf die große Stadt, und recht so, du wirst viel lernen. Aber du weißt nicht, wie ganz anders dort die Menschen sind, als daheim bei uns. Sie werden dir anfangs recht gefallen, doch glaube mir, wenn du so wirst wie sie, dann bist du verführt! Du hast Neigung zur Weltlichkeit, auch ein wenig zur sogenannten Aufklärung. Ist ja gut, man soll sich aufklären lassen so viel man kann, das heißt, man soll sich der Wissenschaft befleißigen und Gott auch kennen lernen in all seinen Werken. Aber eins soll man nicht, und das musst du mir jetzt versprechen, mein Kind: Unseren lieben Heiland Jesus Christus vergiss nicht. Seine heilige Lehre, die dir deine gute Mutter, dein frommer Vater, dein besorgter Seelenhirte beigebracht haben, vergiss nimmer. Bist du im Glück oder in der Noth, des Herrn Wort sei dir Wegweiser und Trost, das wünschet dir dein alter priesterlicher Freund, der jetzt vielleicht das letztemal zu dir spricht in diesem Leben. — B'hüt dich Gott, b'hüt dich Gott, mein Kind! Und achte stets darauf, dass du dich an den Füßen nicht erkältest!“

Er hatte recht, der liebe alte Herr, es war das letztemal gewesen damals, dass er zu mir gesprochen. Doch seiner Worte gedenke ich heute noch mit Rührung, achte stets auf einen christlichen Lebenswandel, besonders aber, dass ich mich an den Füßen nicht erkälte.

---

lauf nimmt und bei welchem mancher Bursche frommer Inbrunst voll ein Bildstöckel küsst, das noch nicht geweiht ist und herzlich wenig Aussicht hat, geweiht zu werden.

Manche Kapellen sind mit bedeutendem Kostenaufwande hergestellt worden; die Leute haben Geld draufgehen lassen und daraus mag man am besten ersehen, wie ernst es ihnen mit der Religion gewesen ist. Es gibt wohl auch eine andere Auslegung. Das Hauskreuz, die Kapelle galt als ein Prunkstück, dabei wollte keiner zurückstehen und mancher mag aus Eitelkeit seine Kapelle „wunderschön“ haben herrichten lassen. Dann ist sie das Schatzkämmerlein, das Reliquienkästlein für Kunst und religiöse Kleinodien geworden. Alles, was sich im Hause an Heiligenbildern, Statuen, Kreuzlein, Amuletten und dergleichen fand, kam in die Kapelle.

In meinem Heimatsorte hatte der Stinbauernhof, der an der Straße stand, die schönste Kapelle. Sie war nur aus aufrechtstehenden Brettern gebaut, mit einem pyramidenförmigen Schindeldache eingedeckt, hatte eine hölzerne Thür mit Spangen, durch die jedermann hineinschauen konnte; denn hineingehen konnte man nur an hohen Festtagen, wenn sie aufgesperrt war. Es waren rechts und links ein paar Sitzstühle drinnen wie in der Kirche. Es war ein Altar mit Stufen und zierlichen griechischen Säulchen, die oben ihre Kapitäler und abgebrochenen Rundbogen hatten. In der Mitte stand ein sehr altes, aus Holz geschnitztes Bild der Mutter Gottes mit der vergoldeten Kaiserkrone und dem Christkinde. An beiden Seiten zwei nackte Englein mit goldenen Flügeln, welche die vergoldeten Kerzenleuchter in die Luft hinaushielten. Daneben die Bilder: das Herz Jesu und das Herz Mariä. Dann waren auf mit weißem Spitzentuche bedecktem Altartische noch sechs weitere, roth und blau angestrichene Leuchter, dann waren Blumentöpfe mit Rosenbäumchen; diese letzteren blühten in bunten Papier- und Leinwandrosen, waren schon verblasst und sehr staubig. Solche künstliche Rosen mit Bändern waren auch neben und über der Muttergottes und weiterhin an den Bildern zu sehen. Von der Decke hieng ein „Heiliger Geist“ herab, eine fliegende Taube, ebenfalls mit einem Kranze aus Leinwandblumen umgeben. An den Wänden herum standen die geschnitzten Figürlein vieler Heiligen: der heilige Erhard mit dem Ochsen, der heilige Nikolaus mit den drei Äpfeln, die heilige Katharina mit dem Rade, der heilige Laurentius mit dem Roste, der heilige Georg mit dem Drachen, der heilige Simon mit der Säge und die heilige Magdalena mit dem krausen Goldhaar und dem Todtenkopf. Wer es wissen will, was solche Zeichen der Heiligen bedeuten, der frage einen Bauern aus der alten Schule. Zwischen diesen Statuen, wo an der Wand noch Platz war, klebten papierene Bilder der Gnadenkirche zu Mariazell, des gekreuzigten Erlösers, der heiligen Apostel Petrus und Paulus und des Vaters Radetzky. Den letzteren dürfte ein Knecht des Stinbauers heiliggesprochen und hierhergeopfert haben; derselbe hatte unter Radetzky den italienischen Krieg mitgemacht. Ferner hiengen an der Wand kleine, viereckige, ovale und runde Bildchen mit Rauschgold ausgestattet und in Glas gefasst; daneben Rosenkranzschnüre. Dann hieng an der Wand am rothen Bändchen ein verschrumpftes Lebkuchenherz; dasselbe, welches der Hiesbauer der Stinbauerntochter geschenkt, als er ihr seine Liebe gestanden. Daneben ein vergilbter weißer Kranz aus Leinwand; derselbe war auf dem Blondköpflein der Stinbauertochter gelegen, als sie neben dem Hiesbauer vor dem Altare stand. Und nahe an diesem Kranz war ein bleifarbiges Seidenband in eine Schleife gewun-

und den Marterwerkzeugen des Heilands; diese Kreuze sind oft sehr hoch, man sieht in ihnen einen Schutz gegen Ungewitter. Es gibt Kreuze und Bildkästchen, die an Baumstämme genagelt sind, oder an Wände der Häuser. Es gibt Bildnisse, die mit rothen Strichen ungefüg an die weißen Außenwände der Häuser gemalt sind! Es gibt gemauerte Kapellchen mit förmlichen Altären, vor welchen sogar einige Kniebänke angebracht sind. Es gibt Kapellchen aus Brettern gezimmert; die zumeist geschlossene Thür ist mit einem Gitter aus Holzlatten versehen, so dass man zwischen solchen Latten hineinblicken kann. Die Kreuze und Kapellen sind zumeist mit möglichst vielen Gemälden, Statuen, kleinen Papierbildern und auch frommen Inschriften geziert. Ich werde weiterhin ein solches Bauernhofkapellchen näher beschreiben.

Die Bildnisse der Kreuze und Kapellen sind in Steiermark vorwiegend: Der Gekreuzigte, die heilige Dreifaltigkeit, die Mutter Gottes mit dem Kinde oder mit dem Leichname des Heilandes, ferner der heilige Josef, der heilige Johannes von Nepomuk, der heilige Sebastian, der heilige Leonhard u. s. w.

Manches der Kreuze gehört der ganzen Gemeinde, wird von dieser gebaut und erhalten; weitaus die größte Mehrzahl gehört einzelnen Bauern; selbstverständlich genießen auch diese von allen und jedem die gleiche Verehrung. Der Bauer geht an keinem öffentlichen Kreuze oder Heiligenbilde vorüber, ohne seinen Hut zu rücken oder sich mit dem rechten Daumen zu bekreuzigen. Letzteres gilt als ein Zeichen besonderer Frömmigkeit. Aber die Allerfrömmsten thun noch mehr, sie küssen den Stamm des Kreuzes, oder wenn diese erreichbar sind, die Füße des Gekreuzigten. An manchem Kreuzstamm hängt an Kettlein ein großer eiserner Nagel, der als Werkzeug der Erlösung besonders innig geküsst zu werden pflegt. Aber auch jedes andere Heiligenbild wird andächtig geküsst. Und das war's ja, weshalb mir als Knabe einmal die Ohren gedreht worden sind. Ich hatte auf ein Blatt Papier mit Kohlenruß und Heidelbeersaft eine Mutter Gottes gemalt und das Bild dann am Waldwege an einen Baum geklebt. Nun kam der fromme Grabelbauer, dachte: das ist brav, dass sie dahier ein heiliges Frauenbild angeschlagen haben, und küsste es. Als er es nachher erfahren, dass das Bild aller heiligen Weihe entbehre, dass es vielleicht nur so aus Übermuth entstanden und demnach gleichsam ein Götzenbild sei, rieb er sich die Lippen, suchte den Erzeuger auf und brachte es mir zum ewigen Gedächtnisse bei, dass es nicht angehe, ohne kirchliche Weihe ein Heiligenbild zu stiften.

Hieraus ersieht man, dass alle öffentlichen Kreuze und Heiligenbilder die priesterliche Weihe haben müssen. Ist irgendwo ein neues Kreuz, eine Kapelle errichtet, so beeilt sich der Errichter, es sofort seinem Pfarrherrn anzuzeigen und um die Einweihung zu bitten. Dieselbe wird gewöhnlich für den Nachmittag eines Sonntags anberaumt. Zu solcher Zeit findet sich der Priester bei dem neuen Kreuze ein, wo viele Leute, oft eine halbe Gemeinde, sich versammelt haben. Sie stehen oder sitzen oder liegen auf dem Rasen umher, plaudern, schäkern, rauchen Tabak. Wenn der Geistliche kommt, wird die Stimmung eine kirchliche, man nimmt den Hut vom Kopf, die Pfeife aus dem Munde und horcht der Christenlehre, die der Geistliche hält. Nach derselben wird mit brennenden Lichtern, Weihwasser und lateinischem Gebete die Weihe der bekränzten Bildsäule vorgenommen und von dieser Stunde an ist sie des frommen Grußes oder Kusses würdig. Bisweilen entwickelt sich bei so einer Kreuzweihe ein förmliches Volksfest, das einen recht weltlichen Ver-

herab, das hatte zwei ausgebreitete Flügel wie ein Vogel, und es hatte ein rothes Gläslein mit Öl, denn das war die Ampel. Und wenn ein Gedächtnistag kam, der Jahrestag einer Hochzeit, eines Sterbens im Stinbauernhofe, da zündete die Stinbäuerin diese Ampel an und ließ sie brennen den ganzen Tag.

Am Sonntagvormittage, während die Kirchengänger im fernen Pfarrdorfe sind, versammeln die Haushüter sich in der Kapelle und beten bei brennenden Kerzen laut ihre Sonntagsandacht.

Es gibt Gegenden, wo man die Leichbretter, die Läden, auf welchen Todte aufgebahrt gelegen, an den Kreuzen und Kapellen aufbewahrt. (Siehe „Heimgarten", III. Jhrg., Seite 716 und XVI. Jhrg., Seite 149). Derlei giebt eine besondere Stimmung. An vielen Kreuzen ist unterhalb am Sockel in einer Nische das Bild der armen Seelen im Fegefeuer angebracht: Mitten in einem flammenden Feuerofen sitzen nackt und bloß, mit aufgehobenen Händen, Männlein und Weiblein; an manchem Kreuzbilde ist dargestellt, wie das Blut Christi niedertropft, um die Feuersqual zu dämpfen.

Häufig sind an Kreuzsäulen und Kapellen fromme Sprüche angebracht, z. B.: „Jesus, durch die Wunden dein, lass uns nicht verloren sein." — „Heilige Maria, Himmelskönigin, bitte für uns und für die armen Seelen im Fegefeuer." — „Mensch, stehe still und denke nach, wirst du Erbarmen finden?" — „O armer Sünder mein, du willst in Lüsten sein, und hier am Kreuzesstamm stirbt das Gotteslamm!" — „O Herr Jesu Christ, der du am Kreuz gestorben bist, durch deine Todespein lass uns nicht verloren sein. Wer dieses Gebet mit Andacht betet, gewinnt 100 Tage Ablass." — „18 liebe Engel und 49 Heilige Gottes, bittet für uns!" (Hier ist die Jahreszahl der Erbauung mit dem frommen Spruche vermengt, Ungeschicklichkeiten, die häufig vorkommen.) — „Gelobt sei die heilige Dreifaltigkeit, renoviert 1854." — „Der Himmel ist dein Hut, die Erden ist dein Schuh, Maria ist dein Gut, und Jesu deine Ruh!" — „O gekreuzigter Heiland, ich opfere dir auf meine guten Werke und meine Sünden, mein Leben und mein Sterben, thu' mich nicht verderben. Gelobt sei Jesus Christus." — „Gelobt und gebenedeit sei das allerheiligste Sakrament des Altars und die unbefleckte Empfängnis der allerseligsten Jungfrau Maria in alle Ewigkeit, Amen." — „O heiliger Schutzengel mein, lass mich dir empfohlen sein, führe mich auf dunklem Pfade durch das enge Thor der Gnade einst zu Gott im Himmel ein." — „Wenn schon der am Kreuze rief: Warum hast du mich verlassen? Wie wird auf dem Todtenbett erst der Sünder Hoffnung fassen?" — „Ich bin und weiß nicht wer, ich komm' und weiß nicht woher, ich geh' und weiß nicht wohin, mich wundert's dass ich so fröhlich bin." — „Steh auf vom Erdenstaub, der Herr rufet dich!" — „Heiliger Sebastian, du bist der starke Wassermann, in Wassergefahr und Noth bitt' für uns bei Gott." — „Wie schön ist's auf Erden bei Sonnen- und Sternenschein, o Christ gedenke, wie schön wird's erst im Himmel sein!" — „O Herr, erhöre uns! o Herr, erlöse uns! Vor deinem Gericht verdamm' uns nicht!" — „Auf Weiden und auf Heiden sollst du die Sünden meiden. Auf Gassen und auf Straßen sollst du die Sünden lassen. Dann wirst auf allen Wegen du finden Gottes Segen." — O Mensch, knie nieder an diesem Kreuzesstamm und bete ein Vaterunser für deinen größten Feind!" — „O Jungfrau rein, ich liebe dich! O Jungfrau rein, ich küsse dich! O heilige, süße Jungfrau rein, ich möchte immer bei dir sein!" —

den; dieses Band war auf der Stinbauer-Tochter Sarg gelegen, nachdem der Hiesbauer sie zutode gepeinigt hatte. Und am Altare auf einem Leistchen lag auch der Donnerkeil, welcher einst in des Stinbauers Almstadl eingeschlagen hatte. Und in einer Ecke lehnte ganz verrostet die Pflugschar, welche einem Vorfahren des Stinbauers beim Ackern in den Leib gegangen war.

Also gab es der Erinnerungen aus der Geschichte des Hauses gar manche in der Kapelle und ich erlebte es gerade, als eine neue dazukam.

Gieng ich als zwanzigjähriger Knabe an einem Samstagsabende hin zur Stinbauernkapelle, um zu beten. Denn dass die Jungmagd Johanna um diese Zeit kam, um die Kapelle auszustauben, das wusste ich. Sie war auch schon drinn, nahm aus den Blumentöpfen eben die leinwandenen Rosen und stellte wirkliche Pfingstrosen hinein, die mir überhaupt immer sehr gefielen, weil sie gar so schön roth sind. Weil jetzt just der alte Stinbauer daherkam, so that ich, als gienge ich ganz zufällig und ganz unschuldig an der Kapelle vorüber, denn das war ja die Straße, und die Straße gehört jedermann. Der Alte schnauzte die Junge sofort an, was sie da mache? Was ihr die Rosenbäume in den Töpfen im Wege wären?

„Mein Gott", antwortete die gescheite Johanna, „im Wege sind sie mir nicht. Wie sollten mir denn diese Rosenbäume im Wege sein! Aber schön sind sie nicht mehr, und die wirklichen Rosen sind ja viel schöner!"

„So!" schnob der Alte, „warum machen sie denn nachher Rosen aus Leinwand und Seiden, wenn die wirklichen, die auf dem Miste wachsen, schöner sind? Und warum kauft man denn die Leinwand- und Seidenrosen um theueres Geld, wenn die wirklichen, die umsonst wachsen, schöner sind? He, Urschel, dumme, was sagst denn dazu?"

„Mein Gott", antwortete sie, „was kann ich denn dazu sagen. Ich kann nichts sagen, als dass die wirklichen Rosen halt schöner sind, wie die anderen. Ich kann ja nichts dafür!"

„Du kannst nichts dafür!" schrie der Alte, „abfahren sollst mit diesem Zeug!" schleuderte ihr die Pfingstrosen vor die Füße und wackelte davon.

Dieses Davonwackeln des Alten mit den Säbelbeinen war an und für sich nicht schön, allein mir sehr angenehm. Ich gieng in die Kapelle, hob die rothen Rosen vom Boden auf und sagte ganz manierlich zur Jungmagd: „Ich bin zwar noch kein Heiliger; ganz ein klein Stückel fehlt noch, dass ich's bin, aber wenn du diese schönen Rosen mir verehren wolltest! Ich wüsste einen noch besseren Platz für sie, als in diesen Töpfen."

„Ja, das möcht' ich schon wissen!" spottete sie. Dieweilen stellte ich mich nahe vor die Jungmagd hin und steckte ihr die großen, brennenden Pfingstrosen an den Busen. Sie ließ es zu meiner Überraschung ganz ruhig geschehen. Fast erschrocken war ich darüber, denn gewöhnlich kostet es fürs erstemal keinen geringen Kampf, wenn man so ein Altärlein schmücken will. — Es ist eigentlich nicht zu verstehen, warum ein Bursche von zwanzig Jahren aufwärts so sehr darauf losgeht, einen Mädchenmund zu küssen. Es ist ja nichts. So auch damals. Als ich soweit war mit den Pfingstrosen, wollte ich der Jungmagd einen Kuss geben.

„Mein Gott", sagte sie und wandte sich sehr entschieden ab, „ich bin ja nicht geweiht! Wenn du was küssen willst, da sind die Heiligenbilder, die sind wohl geweiht!" Und fort war sie.

Solche Dirndeln gab's damals im Stinbauernhofe — man kennt sich frei nicht aus.

Endlich, dass ich mit der Schilderung der Kapelle zu Rande komme, hieng vor dem Altare von der Decke an drei Kettlein ein blechernes Herz

aus sah ich zum erstenmale die Gletscherwelt in ihrer unbeschreiblichen Erhabenheit. Ich sage, wie mein Kamerad Widmann: Der schlechteste Maler thut an landschaftlicher Darstellung mehr, als der beste Schilderer mit der Feder, und der bin ich obendrein nicht. Ich schildere also gar nicht. Wir stiegen hinab in das Rhonethal, ein von unendlichen Gletschern umfriedetes Paradies, wo der Feigenbaum steht und der Wein wächst. Bei Sitten überquerten wir dieses Thal, wanderten hinan zu dem Dorfe Evolina an der Matterhorngruppe, wo wir einen Sonntag zubrachten und den Charakter der dortigen Bewohnerschaft beobachteten. Unser Vorhaben, den Bergpass Torrent zu übersteigen, mussten wir wegen der Nebelmassen aufgeben, die der Sturmwind niederpeitschte in die Thäler. Wir kehrten ins Rhonethal zurück, fuhren dort unter Hindernissen, welche die Überschwemmung angerichtet hatte, bis Brieg, um am nächsten Tage den zweitausendzehn Meter hohen Simplonpass zu überschreiten. Diese Simplonstraße ist eines der wenigen Werke Napoleons I., die heute noch zu brauchen sind. All seine Schlachtensiege sind zusammen heute nicht so viel wert, als diese einzige Gebirgsstraße, mit der er den Norden und den Süden verbunden hat. Im Angesichte des nahen Monte Rosa stiegen wir nieder in die Gefilde Italiens, die nie so schön sind, als wenn man zu ihnen aus den Hochwüsten der Alpen kommt. Allein der Regen war auch in Italien nass, wenngleich nicht eisig schneidend, wie oben an den Hängen des Monte Leone, sondern lau und Rosenduft weckend überall. Die Füße waren heiß und wund geworden und ich begrüßte es freudig, als Herr Widmann sich entschloss, von Domo Ossola bis zum Lago Maggiore eine Retour-Postkutsche zu benützen.

Der Aufenthalt an dem edelsten der oberitalienischen Seen, sowie die Fahrt durch den Garten Lombardiens bis zum Comersee bleibt unvergesslich und mein Reisebegleiter wusste über Land, Leute und Geschichte Bescheid, den er stets in liebenswürdigster Weise, nicht docierend, sondern schlicht plaudernd, vorzubringen verstand. Mit den Einwohnern war er überall gut Freund, während anmaßende und philisterhafte Reisende aus England und Deutschland seinem Geschmacke nicht entsprachen.

Vom Comersee reisten wir über den Majolapass hinauf ins nordisch kalte Engadin, welches bei herrlichem Wetter, dem jungen Inn entlang, durchwandert wurde. Dieses stille Engadin mit seinen melancholischen Seen, mit dem ernsten Starren seiner unzähligen Eisgipfel, mit seinen vogelsanglosen Matten wäre beinahe imstande gewesen, mein diesmal so friedsam schlummerndes Heimweh zu wecken. Doch die bald darauffolgenden Beschwerden des Scalettapasses ließen nichts Weichmüthiges aufkommen. Wer mir auf der Karte folgen will, der sieht, dass wir dem berühmten Alpencurorte Davos züstrebten, wo Kranke aus aller Welt ihre Schleimhautkatarrhe, Husten, Asthmas und Lungensuchten zusammenschleppen. Wir brachten jeder, von den Schneefeldern des Scalettapasses her, einen tüchtigen Schnupfen mit, der in Davos auch richtig heilte, weil wir so lange blieben, bis er vergangen war. Mein Begleiter hatte in Davos liebe Verwandte, die herzliche Gastfreundschaft übten. Nachdem er sich von denselben losgerissen, wanderten wir theils zu Fuß, theils zu Wagen hinüber ins Rheinthal, demselben entlang aufwärts gegen den Gotthard und per Bahn nach dem Vierwaldstätter See und heim nach Bern. Heim, sage ich, denn die Stadt an der Aar birgt für mich manchen lieben Menschen und soviel des Trauten.

Zu anderen Zeiten begleitete ich Freund Widmann auf Ausflügen nach näheren Zielen des Oberlandes. Das

Manches Sprüchlein ist, wie man sieht, gar sinnig und innig und wohl imstande, das Weltkind einen Augenblick stutzig zu machen in seiner Jagd nach irdischem Gewinn.

So zahlreich die Kreuze und Hauskapellen sind, auch mit ihnen wird es aus werden. Gar manche derselben, die in meiner Jugend aufgerichtet in schöner Zier prangten und verehrt wurden, stehen jetzt schief eingesunken da, halb vermorscht und vermoost, und an ihrem Fuße wächst grünes Gras, das nicht mehr zertreten wird. Nicht jede Kreuzsäule, die umfällt, wird wieder aufgerichtet, und mehr als ein Plätzchen kenne ich, wo einst eine fromme Kapelle gestanden, und heute eine Kugelbahn, ein „Lusthaus", ein „Salettel" steht, deren Wände mit Bildern aus illustrierten Zeitungen tapeziert sind. An Wegen und Stegen stehen anstatt Kreuzsäulen Wegzeiger, Touristentafeln oder eine Säule mit der weithinschreienden Inschrift: „Das Betteln bei Strafe verboten!"

So ändern sich die Zeiten. Immer seltener werden die Emporzeiger und Aufblicke zu dem Idealen. Trotz aller Brillen, welche die Wissenschaft ihm aufzusetzen vorgibt, wird der moderne Mensch immer kurzsichtiger; er hat nur ein Auge für seine nächste Umgebung; ins Jenseits hinüber dringt weder sein Blick, noch seine Sehnsucht. R.

Spaziergänge in der Schweiz.

Von P. K. Rosegger.

Im letztvergangenen Sommer haben mich die Zeitungen nach Bern geschickt zum Friedenscongress. Nach Schluss desselben kam schönes Wetter und ich rüstete mich, endlich einmal die Schweiz kennen zu lernen. In der Schweiz reist man ja so bequem, allein ich verschmähte die Eisenbahnen, die Dampfschiffe, und größtentheils auch die Postkutschen. Ich gieng zu Fuß, zwar nicht auf Versfüßen, doch so auf etwas Ähnlichem. Mein Reisebegleiter war ein Herr aus Bern mit seinem Hündlein, die also zusammen mit ihren sechs Füßen einen richtigen Hexameter gaben. Der auch in unseren Ländern bekannte Schriftsteller J. V. Widmann, der Chefredacteur des „Bund" in Bern, trug es mir nicht nach, dass ich einige Zeit früher einen Artikel über die Zeitungen losgebrannt hatte; er mochte wohl denken, mit einem Manne, der so etwas thut, lässt sich am Ende eine Wanderung an den Wänden des Matterhorn oder an den Abgründen des Mont Blanc wohl versuchen — er ist rauhe Luft gewohnt und schwindelfrei.

Mit Widmann reiste ich.

Eines schönen Morgens zogen wir mit Alpstock und Rucksack aus den Thoren des alten gastlichen Bern. Gegen das Berner Oberland natürlich setzten wir unsere Beine aus. Aber diesmal nicht nach den Boulevards der Schweiz: Interlaken, Lauterbrunn, Mürren, Wengernalp, Grindelwald, Scheideck und Meiringen, sondern den Walliseralpen zu. Nach mehreren Tagen einer überaus angenehmen Wanderung — mir war ja alles neu, die Landschaft, die Menschen, die Einrichtungen — kamen wir sachte hinan ins Hochgebirge. Vom Sanetschpasse

einsamer Wanderer wie ich selbst, ein feiner Franzose, dem man die Vornehmheit seiner Abkunft auch ohne das Bändchen eines höheren Ordens würde angesehen haben, das er im Knopfloch trug. Der schöne, noch junge Mann schritt leichten Fußes daher; sein Gepäck trug er in der Hand. Als ich zu ihm sagte, er ziehe allem Anscheine nach das Alleingehen ebenfalls einer Begleitung durch Träger vor, rief er mit großer Lebhaftigkeit aus: „Wahrhaftig! So einen Burschen neben mir trotten zu sehen in einer solchen Gegend, das würde ja allen Genuss zerstören!“ Ich freute mich des Gesinnungsgenossen. Übrigens hat er mir einen Dienst geleistet, ohne es zu wissen. Als ich nämlich weiter unten im Thale, wo mehrere Pfade sich treffen, nicht ganz sicher war, welchen ich einzuschlagen hätte, gewahrte ich plötzlich im Sande die Spur eines eleganten Fußes, der nur meinem aristokratischen Franzosen angehören konnte. Da er mir nun gesagt hatte, er komme vom Col de Balme her, so war ich allsobald über den Weg im klaren.

Es war nicht so schlimm mit diesem Aufstieg zur Höhe des Col de Balme; allerdings, die Stunde durch den von Lawinen verheerten Magninwald ist eine strenge Stunde. Dann aber gieng's ziemlich gemüthlich bis zu einer klaren Quelle, etwas seitwärts vom Weg, wo ich, obgleich es noch ziemlich früh am Tage war, mein mitgebrachtes Mittagessen mit doppeltem Genuss zu mir nahm, einmal mit dem Genusse, den ein guter Bergappetit gewährt, sodann aber mit dem schon mehr durch Reflexion bedingten Genusse, der in der Vorstellung lag, je mehr ich esse und trinke, desto weniger würde ich im Tornister zu tragen haben. Einen vorübergehenden Sennen habe ich zum Universalerben der leeren Flasche eingesetzt.

Dieses Mittagessen kurz vor der Passhöhe hatte noch den idealen Vortheil, dass ich nun, als ich oben anlangte, mich uneingeschränkt ganz der bezaubernden Aussicht hingeben konnte. Da lag nun endlich die ersehnte Montblanckette mit allen ihren Nadeln, Aiguille de Tour, d'Argentière, Verte, de Dru, de Charmoz, du Midi u. s. w. Und zwischen ihnen gossen sich ins Thal der Arve die gewaltigen Eisströme der Gletscher, vor allem der Glacier des Bossons bei Chamounix, ein Gletscher, der in unendlicher Länge aus dem massiven Stock des Montblanc bis fast hinab ins Thal sich erstreckt und seinen krystallenen Strom zwischen der schönsten Tannenwaldung hindurchdrängt. Täglich wächst er um ungefähr sechzig Centimeter.

Auch der Rückblick nach den Berner Alpen ist vom Col de Balme lohnend. Aber immer wieder kehrte das Auge zu den neuen Herrlichkeiten zurück, die sich ihm hier überm Chamounixthale aufthaten. Sie sind auch schuld, dass ich von der Passhöhe bis nach Chamounix hinunter nahezu fünf Stunden gebraucht habe, obschon ich die Distanz in dreien hätte durchrennen können. Aber hier war ja jeder Schritt genussvoll und noch genussvoller das Stehenbleiben und Schauen.

Auch in nächster Nähe hat man beim Hinabsteigen vom Col de Balme einen Gletscher, den Glacier de la Tour, aus dessen Eiskammern die Arve ihren Hauptzufluss empfängt, so dass sie schon lange vor Chamounix als ein stattlicher und silberhell fließender Bergstrom daherrauscht. Der Glacier d'Argentière aber, der nächste, zu dem man gelangt, verdient seinen Ruf nicht mehr. Einst galt er für schöner als selbst die Mer de Glace; jetzt hat er sich ganz zurückgezogen und ist fast so unansehlich wie der untere Grindelwaldgletscher; auch die Mer de Glace ist sehr zurückgegangen.

Ich befand mich nun bereits seit einigen Stunden auf französischem Boden und immer noch wollte keine Douane kommen. Und doch sehnte ich

Hauptstück aber war, als wir im August bei fast ununterbrochen herrlichem Wetter die Fußreise nach Chamounix machten. Wir durchwanderten, unterwegs manch lustiges, aber auch manch ärgerliches Abenteuer bestehend, das bigotte Freiburgerländchen, das Waadtland und stiegen über den Col de la Croix hinab ins Rhonethal, welches ich innerhalb kurzer Zeit also das zweitemal schauen durfte. Dort, wo dieses merkwürdige Thal das große Knie nach Süden macht, liegt der Ort Martigny. Es ist da ja alles französisch und kaum die Bergführer sprechen ein deutsches Wort. Weil aber hier die Weine so gut und die Berge so einzig auf der Welt sind, so vergisst man der Verschiedenheiten der Völker und Racen und freut sich der Menschen und ihres herrlichen Landes. Diese Berge starren, diese Thäler blühen, diese Wasser brausen, als ob es auf der ganzen Welt keine Politik gäbe.

Von unserem Reiseziele, dem Chamounix am Fuße des höchsten Berges von Europa, soll nun mein lieber Reisebegleiter Widmann erzählen, er kann es besser als ich; wenn er's in der Einzahl thut, so geschieht es seinem rothschnauzigen „Argos" wohl mehr zum Unrechte, als mir.

„Früh um fünf Uhr", so erzählt J. V. Widmann von jenem Tage, „verließ ich Martigny im Rhonethal und hatte trotz der frühen Morgenstunde mich tüchtig zu wehren gegen die Zudringlichkei vieler Individuen, die sich auf dem Wege durchs Städtchen und noch später in den ersten Dörfern und Weilern hinter Martigny als Führer anboten oder doch wenigstens meinen Sack tragen wollten, für zwölf Franken, dann für zehn, für acht, einer wollte es gar für vier Franken thun. Dabei machten sie mir die Hölle heiß, was das sei, einen solchen Tornister den Col de Balme hinaufzutragen; ich werde schon sehen, wie mir's ergehen werde. Der Tornister war heute allerdings schwer, da ich mein Essen für den ganzen Tag, unter anderem auch eine Flasche Wein, bei mir hatte. Aber ich widerstand allen Lockungen. Mir schien die Begleitung eines solchen Langweilers, der unterwegs unaufhörlich mit mir pappeln würde, eine viel größere Beschwerde als die heute ungefähr zwölf Kilo meines Tornisters.

Nach nicht ganz zwei Stunden hatte ich die erste Passhöhe, Col de Forclaz, die auch Col de Trient heißt, ohne große Mühe erstiegen. Von der anderen Seite aber war noch viel schneller ein Morgengewitter heraufgeflogen, das mit einem ersten gewaltigen Donner die Thäler und Berge erfüllte, gerade als ich beim Wirtshäuschen auf der Höhe anlangte. Ich besorgte schon, nun sei der ganze Tag verdorben, und suchte vor den großen, schweren Regentropfen Zuflucht in der Schenkstube des Hauses. Aber bevor ich noch die zwei Deciliter rothen Wallisers hatte austrinken können, die ich mir geben ließ, funkelte mein Trinkglas bereits wieder im Sonnenschein, und thatsächlich gieng das Gewitter, das doch den ganzen Himmel in Nacht verwandelt hatte, in weniger als zehn Minuten, schneller als auf manchem Theater, vorüber. Allsobald brach ich auf, um in das stille Thal hinabzusteigen, das die beiden Pässe Col de Forclaz und Col de Balme scheidet.

Dieser Abstieg ist einer der schönsten Alpenspaziergänge, da man ganz nahe zur Linken den Gletscher von Trient hat, zu dem man von hier aus ebenen Fußes gelangen kann; schöne Tannenwaldung, zwischen welcher der blaue Gletscher hervorschimmert, erhöht dessen Reize; das Thal selbst aber ist eigentlich mehr ein tiefer Thalschlund, umgeben von schroffen, senkrechten Bergwänden, ein ausgeschwemmter gewaltiger Kessel von wildromantischen Reizen.

Hier begegnete mir ein ebenso

eine Sache des Geldes (zweihundert bis dreihundert Franken). Nicht unbedeutend ist zuweilen die Lawinengefahr. In diesem Sommer ist ein Herr aus Lyon mit seinem Führer in einer Lawine verunglückt; er war ein geübter Bergsteiger. Auch gegenwärtig liegt in einem der Hotels ein Herr, der bei einem Ersteigungsversuche sich schwer verletzt haben soll; aber man erfährt nichts Genaues darüber. Die hiesigen Leute sind absichtlich schweigsam über derartige Unglücksfälle, damit der Berg, der ihrer aller großes Capital ist, nicht in Verruf komme.

Von Stunde zu Stunde steigert sich die Wirkung, welche die außerordentliche landschaftliche Schönheit dieses Thales auf mich ausübt. Wie furchtbar starren weit über Schnee und Eis hinweg die grauen Urgebirge des Montblanc mit ihren wilden Felsenzacken in die blaue Wölbung! „Wohnungen der Geister“ hat in alten Zeiten das Volk, das in diesem Thale lebte, diese unzugänglichen und doch stets vor aller Augen stehenden thurmähnligen Spitzen benannt, und ich hätte nur so einen alten bärtigen Druiden sehen mögen, wenn er am Tage des großen Opferfestes seine von buschigen Wimpern überschatteten Augen emporhob zu diesen ewigen Bergen, und von dort oben, von wannen dem Thal noch heute aller Segen quillt, die Hilfe der Götter erflehte. Noch im Jahre 1740 nannten die Genfer den Montblanc und seine Nachbarn — ich citiere Tschudi — les monts maudits und hielten das Hochthal der Arve für ein verfluchtes, nur von Räuberhorden bewohntes Land. Im Jahre 1741 unternahmen die Engländer Windham und Pacocke von Genf aus die erste Reise nach Chamounix. Mit sieben ihrer Landsleute und mit zahlreicher Dienerschaft zogen sie aus, alle bis an die Zähne bewaffnet und mit Zelten versehen; zu ihrem Erstaunen fanden sie in gastlichen Hütten ein freundliches Hirtenvölklein in dieser wilden Bergeinsamkeit.

Übrigens, nur die Berge sind wild, das Thal erfreut sich gemäß seiner südlichen Lage einer reichen Vegetation. Nicht nur sind Haberfelder in Menge vorhanden, auch Korn wächst in nächster Nähe der Gletscher und in den Feldern stehen die prächtigsten Bäume. Der Boden ist sandig, in den Wäldern aber mit kurzem Grase und Moose bedeckt; sehr lieblich nehmen sich die vielen Weiler aus, steinerne Landhäuser, ringsum Weiden mit schönen Bäumen, unter denen Maulesel grasen, oder Rinder ihr Futter suchen. Unzählige Bächlein mit grauem Gletscherwasser fließen zwischen diesen Feldern herab; auch Bergströme brechen da und dort hervor; überall vernimmt das Ohr ein Rauschen, und nähert man sich einem solchen Wasser, so weht uns die angenehmste Kühlung entgegen, während sonst das Thal in diesen Augusttagen recht heiß ist.

Nachmittags gieng ich schnell auf einen Gletscher: dergleichen liegt ja sozusagen vor der Thür. Da ich solchen glatten Naturschönheiten sonst noch selten Besuche abgestattet habe, suchte ich mir wenigstens den schönsten des ganzen Berges aus, den schon genannten Glacier des Bossons, der sich zwischen den grünen Tannenwaldungen kokett wie die Spitzenkrause einer schönen Dame herabzieht. Ich möchte ihn einen eigentlichen Salongletscher nennen; er hat etwas unnennbar Elegantes und ist in anderthalb Stunden bequem zu erreichen, daher auch das Ziel aller Salontiroler, oder, wie's hier heißen muss, Salonsavoyer. Wenn man dann aber einmal auf den eigentlichen Gletscher zu stehen kommt, erweist er sich, trotz seiner Zugänglichkeit, doch als ein echter Gletscher, auf dem man sich hübsch in Acht nehmen kann, wenn man nicht Arm und Beine brechen will. Mir war die ganze Zeit zu Muthe, als ob ich in einem noch nicht fer-

mich ordentlich nach den Zollwächtern. Ich hatte nämlich ein Genfer Fabrikat von nachgemachten Vizir-Cigaretten bei mir; von dem sollten mich die Zöllner befreien. Denn etwas Schlechteres habe ich selten geraucht; keine einzige, die Zug hatte, kurz, eine rechte Erbärmlichkeit. Und nun gerade will kein Douanier kommen. Zuletzt erkundigte ich mich in Argentière geradezu nach den Zollwächtern und erfuhr nun erst, dass dieser Theil Savoyens außerhalb der Zollgrenze liege. Da blieb mir freilich nichts übrig, als die Cigaretten einem herumziehenden Individuum zu schenken, nachdem ich es gefragt, ob es gesund auf der Brust sei und so viel Athem besitze, diese Dinger in Brand zu erhalten. Das Individuum versicherte, es werde das schon zustande bringen. Aber nach einer Viertelstunde kam es wieder und sagte: „Préfère de les manger, monsieur; c'est plus aisément.“ Und wirklich, das Individuum aß die Genfer Papier-Cigaretten, nachdem es umsonst versucht hatte, sie zu rauchen.

Endlich um fünf Uhr abends klapperten die Eisennägel meiner Bergschuhe auf dem Pflaster von Chamounix.

Vergleiche ich Chamounix mit Interlaken — ein Vergleich, der ja nahe liegt — so muss ich Chamounix als Alpenland par excellence natürlich weit den Vorzug geben vor Interlaken und vor allen noch so prächtigen Schneegebirgslandschaften des Berner Oberlandes. Dieses heute im vollsten Sonnenglanze daliegende Hochthal mit seinen duftenden Tannenwäldern, seinen Wasserfällen, der schäumenden Arve und mit dem unendlich majestätischen Montblanc, einer Art tausendspitzigen Mailänder Doms — das ist ein Unicum in der Alpenwelt Europas.

Vergleiche ich dagegen Interlaken als Platz für den Fremdenverkehr mit Chamounix, so ist es letzterem Ort weit überlegen durch die Großartigkeit seiner Hotels, durch die Schönheit seiner Anlagen (Höheweg, Gärten), durch geschmackvollere Magazine, überhaupt durch eine größere Entwickelung der Fremdenindustrie und aller der Annehmlichkeiten, die einem Reisenden können geboten werden. Chamounix hat keinen Cursaal, kein Orchester, keine einzige Buchhandlung, keinen feinen Tabakladen, ein ganz kleines Depot einer Apotheke (jedenfalls dieselbe, in der einst Gottfried Kellers „Apotheker von Chamounix“ wirtschaftete); eine Einrichtung für kalte Flussbäder fehlt; auch gibt es keine Douchen in den Warmbadanstalten. Alles das aber und noch viel dazu hat das schöne Interlaken. Es hat aber in diesem Jahre auch die Fremden, während hier die allgemeine Klage laut wird, dass man so wenig Touristen zu sehen bekomme, und doch scheint das Wallis von Reisenden zu wimmeln und Zermatt speciell von Engländern vollzustecken. Es zeigt sich auch auf dem Gebiete der Fremdenindustrie, wieviel anstelliger und unternehmender der Schweizer ist als der Savoyarde; denn das ist keine Frage, dass sich aus Chamounix unendlich mehr machen ließe, als was man aus Interlaken gemacht hat. Eine einzige Art von Straßenindustrie ist mir hier aufgefallen als praktisch und nachahmenswert. Etwa fünf riesige Teleskope sind den ganzen Tag auf der Straße und auf den Plätzen vor den Hotels aufgestellt, so dass man jederzeit gegen ein kleines Trinkgeld wenigstens mit den Augen eine kleine Montblancbesteigung vornehmen und etwaige wirkliche Besteiger bei ihrem beschwerlichen Werke beobachten kann. So ziemlich an jedem schönen Tage wird der Berg in Angriff genommen; aber gar viele Expeditionen kehren unverrichteter Dinge zurück, da ein plötzlicher Nebel sie überrascht oder irgend ein Mitglied der Gesellschaft seine Kräfte überschätzt hat. Die Unternehmung einer Montblancbesteigung ist allerdings in erster Linie

Plaudereien.“ (Frauenfeld. J. Huber. 1892) geschrieben. Und dieses Buch habe ich gelesen auf der Bank unter dem Lärchbaum. Die „Spaziergänge“ vor mir, und eine gute Karte daneben, so bin ich frisch und froh durch die Schweiz gewandert. Einen angenehmeren Kameraden, als diesen Spaziergänger aus Bern, kann ich mir nicht denken; der weiß Bescheid und versteht zu plaudern. Die Gegenden, die er beschreibt, sehe ich, die Leute, die er sprechen läſst, höre ich, den Walliser Rothwein, den er so gerne trinkt, spüre ich beinahe im Gaumen prickeln. Billiger und angenehmer kann man nicht reisen. Wenn er dann erst anfängt zu fabeln, etwa, wie der blinde Mr. Evertruth das Matterhorn besteigt, oder wie der Senn auf der Bergmatte sein Kalb rasiert, so gibt's Ergötzlichkeiten wie auf dem Jahrmarkte zu Frohweiler. Ganz besonders gefällt mir die fromme Naturfreude des feingebildeten Weltmannes. Und daſs ich mit seinen Ansichten über Leben, Kunst, Politik u. s. w. fast immer einverstanden sein konnte, machte mir die Reise nur noch angenehmer. Die Eindrücke, welche ich aus dem Buche „Spaziergänge in den Alpen“ gewonnen, sind so lebhaft und farbenfrisch, als hätte ich die Reise thatsächlich gemacht.

Die wunderbare Höhle.

Ein Bild aus der Unterwelt. Von **Heinrich Noë.***)

Als ich an einem rauhen Märzabende gegen den Einbruch der Dämmerung hin südlich von St. Canzian bei Divacca (in geringer Entfernung von Triest) über den Karst gieng, muſste ich für jemanden, der mich betrachtete, eine ziemliche Ähnlichkeit mit jenem Philosophen haben, welcher zu den Sternen hinaufschaute und dabei unversehens einem Brunnen zuschritt, in welchen er schließlich hineinfiel. Denn ich bekümmerte mich nicht um die scharfen, eckigen Felsblöcke, über welche ich jeden Augenblick stolperte, und um das unentwirrbare Wachholdergestrüpp, in welchem sich fortwährend meine Füße verfiengen. Dagegen zogen die beschneiten Kuppen des Ternovaner Waldes, des Nanos, des Krainer Schneeberges meine Blicke an. Sie alle glänzten, glühenden Kohlen gleich, in den letzten Strahlen der Sonne, welche für das Blachfeld, auf welchem ich selbst dahinschritt, bereits untergegangen war. Mit einer Art von elegischer Stimmung betrachtete ich namentlich die mit einer dünnen Schneeschicht bedeckte rundliche Kuppe der Bremšica, und ich gedachte der schönen Sommertage, an welchen ich mir dort oben viele Angehörige dreier großer Reiche hatte vorstellen lassen.

Um ein Miſsverständnis zu verhüten, will ich gleich sagen, daſs dies keine Mitglieder einer lärmenden Versammlung waren, sondern stille Blumen aus den Pflanzengebieten der

*) Aus dessen instruktivem Werke: „Geschichten aus der Unterwelt.“ Wien. A. Hartleben.

tigen Neubau eines mehrstöckigen Hauses herumstiege. Der Führer hieb einigemale Stufen in das auf der Oberfläche fortwährend schmelzende Eis. An einigen Stellen sprudelten ganze Eisbäche dahin. Die schlimmsten Stellen sind die Zugänge an beiden Seiten des Gletschers; beim westlichen Zugang, wo ich diesem schlüpfrigen Vergnügen endlich entrann, muss man an einer im Eise festgehakten Leiter hinabklettern und dann an einer Eiswand Stufen hinabschreiten, die man etwas breiter wünscht, besonders, wenn man in den Schrund blickt, den man vor sich hat. Der Schrund ist vielleicht nur zwölf bis fünfzehn Fuß tief; aber da hinunterfallen auf hartes Eis, das würde die Knochen hübsch klingen machen!

Soviel sah ich aber auch an einer uns entgegenkommenden Gesellschaft, dass auf dem Gletscher niemand sich besonders heroisch ausnimmt, und ich glaube nicht, dass jemals auf einem Gletscher Verliebungen vorgekommen sind, obschon früher preußische Lieutenants mit Vorliebe „auf Gletscher" zu schwören pflegten, worunter sie aber wohl nur das Eis verstanden, das man Unter den Linden serviert bekommt.

Noch sei einer mir neuen Art bescheidenen Bettels gedacht, der hier zu Lande üblich ist. Auf vielbetretenen Pfaden findet man oft plötzlich in der Wiese oder im Walde einen Pfosten mit einer kleinen Sparbüchse darin; darüber steht dann die Mittheilung: «Die Witwe N. N. empfiehlt sich und ihre armen sechs kleinen Kinder der Großmuth der Reisenden; ihr Mann ist Montblancführer gewesen.» Dieser Appell dünkt mich wirksamer als der directe persönliche Bettel. Der Vorübergehende ist ganz allein in einer großartigen Natur mit seinem Herzen und mit dieser Aufforderung, Wohlthätigkeit zu üben. Stellt man sich vollends noch vor, dass vielleicht am Abend dann die Witwe N. N. herbeikommt und mit vor Erwartung zitternder Hand den kleinen Opferstock aufschließt, um zu sehen, was ihr beigesteuert worden, so wird man den unwiderstehlichen Drang empfinden, ein wenig beizutragen, dass die Überraschung dieser Unbekannten eine nicht zu geringe sei. Freilich nützt sich auch diese Art von Bettel durch die Wiederholung ab; der zweite oder der dritte Opferstock lässt uns schon kälter als der erste." Doch weiter.

Von Chamounix aus umkreisten wir im südlichen Halbrund den Mont Blanc und brauchten dazu drei Tage. Im italienischen Courmajeur, am östlichen Fuße des Mont Blanc gelegen, rasteten wir uns aus und genossen die unvergleichlichen Naturschönheiten dieses Alpenwinkels. Dann gieng's weiter der Dora Boltea entlang bis Aosta, zur Stadt der Krüppel und Cretins. Dort hielt uns ein Unwohlsein meines Begleiters fest, länger als uns lieb war. Endlich gieng es wieder zurück über den großen Bernhard in die Schweiz. —

Ich merke schon längst, dass dem Leser unstet wird. Wer auch kann sich begnügen mit dem Lesen allein! Man will hin, man will sehen. Und kein Mensch erfasst die süße Qual, die ich empfand, als ich all das auch nur lesen konnte. Denn schließlich saß ich doch nur auf meiner Bank unter dem Lärchenschatten zu Krieglach, während meine Phantasie, die kein Brustleiden und kein Heimweh hat, die schönen Fußreisen machte in der Schweiz.

Dass mich die Zeitungen nach Bern zum Friedenscongress geschickt haben, ist freilich wahr, insoferne sie die Notiz brachten, dass ich hingienge, und die zweite, dass ich dort wäre. Mit meinem Herzen war ich thatsächlich dort und mit meiner Seele habe ich auch die herrlichen Reisen gemacht in Begleitung des Schriftstellers J. V. Widmann. Denn dieser Mann hat ein Buch: „Spaziergänge in den Alpen, Wanderstudien und

möglichsten Misstrauen. Hatte ich doch kurz vorher die Erfahrung gemacht, dass Fischer, welche in der Nähe der Küste von dem plötzlichen und unerwarteten Erscheinen eines gewöhnlichen Thunfisches überrascht worden waren, einen Haifisch von zehn Metern Länge gesehen haben wollten.

Schließlich aber half mir alle meine Selbstkritik nichts. Das Ding war einmal da, die Bewegung nicht zum Ableugnen und auch bezüglich der Länge konnte der Irrthum nicht groß sein, weil ich die wirkliche Entfernung verschiedener Klippen kannte, durch deren ganzen Zwischenraum sich das Ungethüm oder Gespenst hinzog.

Da fiel mir ein, dass ich wahrscheinlich nicht der Einzige war, welcher derlei sah, oder zu sehen vermeint hatte. Ich erinnerte mich, dass sich in der Nähe ein Schlund befinde, welcher die Schlangenhöhle heißt. Bis jetzt hatte ich geglaubt, dieser Name rühre von Vipern her, welchen irgend jemand, der zum erstenmale jenen Raum betrat, dort vielleicht am Eingang begegnet sein mochte. Denn die meisten Zugänge zur Unterwelt sind nach solchen Zufälligkeiten benannt worden.

Vielleicht drang von dort her zeitweilig ein Nebelstreifen heraus, der sich den Wellenlinien des Bodens anfügte, und von der überreizten Einbildungskraft eines Menschen, der ihn von ferne betrachtet, als Schlange angesprochen werden konnte. Kriechen doch aus manchem dieser Schlünde zeitweilig solche Nebelschlangen in die Höhe, die vom Aushauch eines fließenden Wassers herrühren, mit welchem der Schlund auf irgend eine noch unbekannte Weise in Verbindung steht.

Aber nicht das, was ich dort sich bewegen sah, war Dunst, sondern dieser Versuch einer Erklärung. Ich konnte mich dieser Einsicht nicht länger verschließen. Bei vollständig ruhiger Luft bewegt sich keine Nebelschlange in dieser Weise und auch die weißliche Dunstfärbung hätte sich unter allen Umständen vom Zwielicht abheben müssen.

Ich gieng nunmehr mit doppelteiligen Schritten darauf zu. Noch sah ich das vordere, sodann das hintere Ende in der Nähe des großen Trichters von St. Canzian anlangen. Von da ab war indessen jede Spur verschwunden.

Ich sah jetzt die Lichter des Gasthauses glänzen und nahm wahr, dass sich Besuch hier eingefunden haben müsse. Dieses war mir auffallend, weil sich solche, welche zum Beschauen eines Theiles der Unterwelt gekommen sind, fast immer um diese Stunde schon aufgemacht haben.

Als ich eintrat, war ich in Versuchung, dem Wirt, einigen anwesenden Führern und Bauern mein Abenteuer zu erzählen. Ich gab dies jedoch wieder auf, weil ich nichts zur Vermehrung des Aberglaubens dieser letzteren beitragen wollte, und weil ich es überhaupt für unnöthig hielt, die eigenthümliche Art von trutzigem Hochmuth, mit der die Leute gerne auf Stadtmenschen schauen, durch die Erzählung einer solchen Geschichte zu fördern. Die Auflösung des Räthsels konnte doch nur eine Frage der Zeit sein, und dieselbe herbeizuführen, ohne irgend jemandem eine Mittheilung gemacht zu haben, schien eine verlockendere Aufgabe, als dieselbe durch vieles Reden und Berathen herbeizuführen.

Im oberen Stockwerk, wohin man die städtischen Gäste weist, fand ich mehrere Herren, welche mir mehr oder weniger als Forscher der Unterwelt, als Pionniere der Entdeckungen, die von Jahr zu Jahr dort weitere Strecken im buchstäblichen und im übertragenen Sinn der Dunkelheit entreißen, bekannt waren. Nicht nur, dass aus den Händen dieser Männer, die mit ihren Fackeln und Magnesiumlichtern vordringen, überhaupt, so-

Balkanhalbinsel, der Alpen und des Mittelmeerbeckens, die sich dort in jedem Sommer ein Stelldichein geben. Darum steht auch diese Höhe, welche sich unfern der alten Grenzmarken des römischen und des byzantinischen Reiches erhebt, bei den Pflanzenkennern im Ansehen eines „Dreiherrenberges".

Etwas, was weit im Norden wie ein breiter rother Funke über der beginnenden Dämmerung leuchtete, legte mir die Dreizahl auf eine andere Weise nahe. Es war der Gipfel des Triglav, dessen Name an die drei Häupter des alten Heidengottes erinnert, welchen die Wenden dort in Berggestalt über Land und Meer emporragen sehen.

Ich muss hier sagen, dass ich aller Wahrscheinlichkeit nach über Hohlräume dahingieng, in welchen es allerlei Gestaltungen zu sehen gibt, welche die höchste Verwunderung desjenigen erregen, der eine solche Unterwelt zum erstenmal betritt. Denn zu dieser öffnen sich hier allenthalben Schlundpforten und Höhleneingänge. Zuversichtlich kann man freilich nie behaupten, ob der Grund unter den Füßen hohl ist oder ob er, der Niederschlag des ehemaligen Kreidemeeres, eine zusammenhängende Felsmasse bildet. Doch es lässt sich hier allenthalben weit eher das erstere, als das letztere vermuthen. Denn hier ist das Land, in welchem die Läufe verschwundener Wasser unter der Erdoberfläche sich Hallen von ungeheuerlichem Umfang geschaffen haben und in welche jetzt noch Flüsse durch schwarze Thore eingehen, um auf Nimmerwiedersehen vom Tageslichte zu verschwinden.

Nachdem die letzte Glut auf allen diesen Höhen erblichen war, schaute ich wieder in meiner Umgebung herum. Etwas Unheimlicheres lässt sich nicht denken. Einen Begriff davon kann man sich vielleicht zusammenstellen, wenn man sich aus einem Eisenhochofen hinausgeworfene Schlacke in einer entsprechenden Vergrößerung denkt. Die Landschaft zeigt alle die rauhen Oberflächen, Vertiefungen, messerscharfen Rippen, wie diese. Da klafften große Dolinen, und von oben her zerfloss das graue Licht allmählich mit der Nacht in ihre Tiefe hinab.

Plötzlich blieb ich überrascht stehen. In einer Entfernung, die ich des Zwielichtes wegen nicht genau abzuschätzen vermochte, bewegte sich ein lang hingestreckter Gegenstand, nicht gerade, sondern wellenförmig knapp über den buschigen Felsboden hin. Was mochte das sein? Steigt aus der Nacht des Karstes gleichwie aus den schwarzen Tiefen des Weltmeeres, die Seeschlange, zeitweilig ein ungeheuerliches Reptil empor? Das Volk glaubt an derlei Erscheinungen, denn es traut jener unzugänglichen Unterwelt nichts Gutes zu.

Ich blieb stehen und strengte meine Augen so viel wie möglich an. Das Thier, welches über alles Seeschlangenmaß hinausgieng, schien eine Länge von mindestens fünfzig Metern zu haben. Es kroch in der welligen Bewegung eines Schlangenleibes ziemlich schnell den großen, kreisrunden, trichterförmigen Abgründen zu, die auf allen Seiten um den Felskegel klaffen, auf welchem sich die kleine Ansiedelung Gradistsche erhebt. Bald tauchte es mit seinem Rücken über die Wachholderstauden und über das kahle Geäst verkrüppelter Zwergeichen empor, bald verschwand es wieder in diesen Dickichten.

Von allem, was ich jemals auf dem Karst oder sonstwo gesehen hatte, ließ sich nichts heranziehen, was nur entfernt als Erklärung dieses sonderbaren Vorganges hätte benutzt werden können. Mit dem Zunehmen der Dunkelheit schien das Ungethüm an Länge zu wachsen. Da ich indessen die Einwirkung der Stimmung und verschiedener Nervenreize auf die Abschätzung von ungewöhnlichen Vorkommnissen kenne, so beurtheilte ich meine eigene Anschauung mit dem

Davon soll jetzt nicht die Rede sein, umsoweniger, als es nur sehr wenige geben wird, die geneigt wären, einer solchen Anschauung beizupflichten. Genug, ich als Zuhörer wunderte mich weit weniger über die sonderbaren Gestalten, als die beiden Forscher.

Ihrem weiteren Gespräche entnahm ich, dass es in der That die Schlangenhöhle war, in deren Tiefe sie zum erstenmale vorgedrungen waren. Niemals hatte vor ihnen ein menschlicher Fuß den Boden jener Unterwelt berührt. Und darüber konnte man sich nicht wundern, wenn man vernahm, wie es ihnen auf dieser Fahrt ergangen war.

Die eine Reise in die Unterwelt gleicht keineswegs der andern. Hier ist der Abstieg leicht, dort erfüllt er beim ersten Schritt denjenigen mit Grauen, welcher nicht an die Geheimnisse dieser ewigen Nacht gewöhnt ist.

Es handelt sich nicht nur um wirkliche, sondern auch um scheinbare Gefahren und Schrecknisse. So muss beispielsweise derjenige, der sich in einem von Wasser durchlochten Hohlraum fortbewegt, eine Art von Kanonenfieber überwinden, welches durch den rollenden Donner des Wiederhalles erzeugt wird, den das Wasser auf seiner Reise nach unbekannten Gebieten der Finsternis unter den Wölbungen hervorbringt. Der wichtigste Unterschied ist jedoch der, ob man eben oder in bequem geneigter Fläche hineingehen kann, oder aber zuerst mittelst Seilen, Strickleitern, Winden einen lothrechten Schacht überwinden muss, von dessen Boden aus erst die Corridore und Hallen sich dann weiter wagrecht fortsetzen.

Und auch da ist es wieder sehr erheblich, ob derjenige, der sich mit Hilfe eines dieser Mittel hinabwagt, immer wenigstens die Wand des Schachtes in greifbarer Nähe hat. Denn nicht wenige dieser Schachte erweisen sich als tückisch. Es gibt solche unter ihnen, welche die Gestalt einer Flasche nachahmen. Der cylinderförmige Hohlraum erweitert sich da plötzlich zu einem Bauch. Die Leiter liegt dann nicht mehr an einem Felsen an, sondern „pendelt“ in der Luft, schwingt sich, dreht sich und macht dem kühnen Eindringling, der die Fackel seines Vorgängers als rothen Punkt in weiter Entfernung unter seinen Füßen erblickt, kopfscheu und ängstlich. Er hält sich allerdings nicht nur an der Leiter, die er so wenig loslassen darf, wie der Schiffbrüchige die Planke, sondern ist außerdem auch noch an einem allmählich sich abrollenden Strick angebunden, welcher oben am Rande des Schachtes sorgfältigst überwacht wird. Trotzdem aber richtet eine derartige Unternehmung den Menschen, der sich während derselben wie die Linse eines Pendels vorkommt, so zu, dass er, unten angekommen, meist gar nicht mehr genussfähig ist, sondern nur einen einzigen Gedanken hat, und zwar den: „Hätte ich nur erst den Rückweg wieder hinter mir!“

Denn er sieht von der Welt, die er doch wieder aufsuchen muss, nichts weiter, als hoch oben ein blendendes rundes Stück, so groß etwa wie ein Thaler, und zwischen sich und diesem Stück keinen anderen Weg, als jenes sich drehende Flechtwerk.

Die beiden Männer, welche da vor mir saßen, hatten es mit einer Gestaltung zu thun gehabt, die allen diesen bösen Dingen noch ein weiteres beifügte. Die Leiter schwankte, aber sie war nicht so weit von den ausgefurchten und zerrissenen Wänden entfernt, dass sie nicht manchmal mit ihrer Fracht daran hingeschlagen hätte. Dann gab es entweder eine Beule, oder eine Hautschürfung, oder es blieb ein Stück des Gewandes an einer der scharfen Kalkrippen hängen. Ein anderer als ich, der ich genügende Erfahrung von allen diesen Dingen hatte, würde sich selbst die Frage vor-

lange dieser Theil der Erde besteht, der erste Lichtstrahl in diese nächtlichen Gebiete fällt, sondern es werden diese auch für unsere Kenntnis erschlossen und gewonnen, und dadurch die Reihe der Naturbilder, über welche die Vorstellung des Menschen verfügt, um einige der großartigsten und seltsamsten Schaustücke erweitert.

In dem Zustande, in welchem mir die Herren heute erschienen, hatte ich noch keinen derselben jemals gesehen. Dem einen hieng das Tuch vom Ärmel seines Rockes weg, dem anderen vom Rücken. Der eine hatte breite Striemen auf der Stirn, der andere auf den Händen, einem dritten schaute das bloße aufgeschundene Knie heraus.

Es war nicht anzunehmen, dass sie alle miteinander irgendwo abgestürzt sein konnten. In diesem Falle wären sie auch wohl kaum mit solchen Beschädigungen, die mehr bizarr als bedenklich ausschauten, davongekommen. Es musste sich da irgend ein eigenthümlicher Zwischenfall ereignet haben.

Nicht minder absonderlich waren die Reden, die ich alsbald zu hören bekam.

„Der mit der Tabakspfeife“, sagte ein Ingenieur, „war doch der curioseste Bursche, der mir jemals in der Unterwelt vorgekommen ist. Als mein Blick auf ihn fiel, prallte ich zurück. Der Kerl stand da unbeweglich und schien mich vom Kopf bis zu den Füßen zu messen.“

„Doch muss er vor meinem Gehenkten verschwinden“, nahm ein junger Kaufmann das Wort. „Ein leibhaftiger Strick, der ungezähltemale gedreht worden ist, schaut um kein Haar anders aus, wie der vielgewundene Stalaktit, an dem der Körper des Missethäters mit seiner langen Nase von einem weißen Ast herabhängt. Und, damit sich die Sache noch schöner machte, fehlten auch die Galgenraben nicht, die ihn mit Gekreisch umflogen und sich vor meiner Fackel in andere Schlüfte versteckten. Wenn uns einer zusah, wie wir an unserem Seil hinabbaumelten, so konnte dies nicht anders ausschauen, als das Steintau, an dem die Gestalt zu schweben schien.“

Ich entnahm dieser Rede, dass die Herren heute eine neue Höhle erforscht hatten, wobei von ihnen auffallende Stalaktiten- und Stalagmitengestalten gesehen worden sein mochten. Dass diese das herkömmliche Maß der Seltsamkeit überschritten, konnte ich wohl voraussetzen. Denn sowohl der Ingenieur als der Kaufmann gehörten zu den unerschrockensten und erfahrensten Erforschern der Unterwelt.

Aus meinen eigenen Erinnerungen kannte ich hinlänglich viele solcher verblüffenden Schaustücke. Man kann tausend Menschen vor gewisse Bildungen hinführen, sie fragen, mit welchem ihnen bekannten Gegenstande dieselben Ähnlichkeit aufweisen, und sie werden alle den gleichen nennen — ein zureichender Beweis dafür, dass da keineswegs immer noch erhitzte Einbildungskraft mitthut.

Ich habe ein Madonnenbild in der Felsennische, ein „heiliges Grab“, ein mit Gardinen verhängtes Bett gesehen, und bei allen diesen Gestaltungen hatte kein Mensch Hand angelegt, sie waren alle durch die sogenannte unbewusste und blinde Thätigkeit des Wassertropfens entstanden.

Ich habe mir diese Sache längst auseinandergesetzt. Ich glaube, dass im großen Traum der Erde, in welchen die Thätigkeit der Menschen und ihre Geschicke hineingehören, dieselbe Schablone in verschiedenartiger Ausführung auftritt, sei es in unserem eigenen Wirken, welches uns selbst willkürlich und planmäßig erscheint, sei es im Spiel der Kräfte, das wir im Gegensatze dazu für etwas Zufälliges und einem bewussten Willen Entrücktes halten.

der Fackeln, dass eine Halle mit besonderer Pracht ausgestattet sei, so wird ein Magnesiumband angezündet. Weil dieses sich rasch verzehrt und außerdem denjenigen, der es hält, zu sehr blendet, so steckt es in einer Vorrichtung, welche eine Art von Uhrwerk enthält. Von diesem wird es vorgeschoben. Außerdem ist ein Hohlspiegel angebracht, durch dessen Rückseite die Augen geschützt und zugleich der Glanz des Lichtes, welches der weißen Welt zugewendet wird, sich verstärkt. Wenige Dinge unterstützen ihre wechselseitige Wirkung so, wie dieses Licht und der Schneeglanz der Bildungen. So wandert man fort, eben, bergauf, bergab, bald durch Dickichte, bald durch weithin sich erschließende Dome. Stets knirscht das spitzige Filigran unter den Füßen.

Es werden Messungen aufgenommen, damit man späterhin auf der Oberwelt diejenigen Örtlichkeiten bezeichnen kann, die den durchwanderten Stellen des Reiches der Nacht entsprechen. Da kann dann später der Wanderer mitten in einem Buschwald oder von einem Feldpfade auf den Boden hindeuten und sagen: „Hier unten bin ich gewesen."

Eine seltsame Wirkung bringt die Stille hervor, welche den Wanderer meist umfängt. Im Verhältnis zu dieser Schweigsamkeit erscheint jedweder Raum der Oberwelt geräuschvoll, gerade so, wie die finsterste Nacht dort oben durchhellt erscheint, in Vergleichung zu dieser zähen und stocktauben Dunkelheit. Ruhig arbeiten indessen hier die Kräfte fort, das Dasein des Menschengeschlechtes möchte uns selbst wie ein längst überwundener Traum vorkommen.

Die einzigen Geräusche, welche denkbar sind, bringt vielleicht ein Wassertropfen hervor, der von der Decke herab auf eine glatte Felsfläche auffällt und in seiner Weise an der Schaffung des Aufbaues der Unterwelt gerade so betheiligt ist, wie die vom Flusse ins Meer getragene Schlammpille an der Umgestaltung der Continente.

Oder es flattert eine der Krähen auf, welche in dieser Unterwelt, allerdings niemals allzuweit von ihrem Eingange entfernt, ihre Zufluchtsstätten haben. Sie bewohnen das finstere Gebiet, sobald sie einmal flügge sind, meist nur zur Nachtzeit. Erst in der Dämmerung kehren sie von den Buschwäldern und Feldern in diese Schlüfte zurück. Schon weiter drinnen haust die Felsentaube. Solche Vögel waren es gewesen, welche, vom Lichte aufgescheucht und geblendet, um jene Gestalt geflattert waren, die sich den Entdeckern als ein am Galgen befestigter Mann gezeigt hatte.

Mitunter schwirrt es aber auch plötzlich durch die unsägliche Stille wie ein Orgelton oder vielstimmiger Gesang. Dieses geschieht, wenn man in ein Gebiet gelangt, welches mit fernen Hallen oder Gängen in Verbindung steht, durch welche ein unsichtbares Wasser fließt. Nichts ist schwerer, als den Ort auszufinden, von welchem ein solches Tönen herandringt. Hier endet nicht selten eine mächtige Halle plötzlich in eine enge, gänzlich umschlossene Felsensackgasse, dagegen setzt sich ein schmaler Spalt, der irgendwo hoch oben, kaum bemerkbar, zwischen mächtigen Strebepfeilern mündet, weiterhin als steiles Thal fort, dessen Sohle eben von jenem unterirdischen Flusse ausgefüllt ist, welchen an jener Stelle kein menschliches Auge gesehen hat, oder vielleicht jemals zu sehen bekommen wird.

Indessen vergehen die Stunden und mancherlei mahnt an die Rückkehr in jene Oberwelt, wo es nicht so still und feierlich ist, wo aber die große Pracht des Geschaffenen nicht von einer feindseligen Finsternis zugedeckt wird, die Schritt für Schritt bekämpft werden muss.

Rascher, als auf dem Hinwege,

gelegt haben: „Wie kommt es denn, dass man sich dergleichen anthut? Steht der Lohn in einem vernünftigen Verhältnis zu der aufgewendeten Mühe oder der überstandenen Gefahr?“

Derartige Fragen, wenn sie sich auch nicht auf die Unterwelt beziehen, sind aber müßig. Man könnte sich dieselben in Bezug auf jeden Entdecker auf dem Meere, im Eis, auf dem Hochgebirge, in Wüsten oder sonstwo vorlegen. Der Drang und die Leidenschaft sind souverän. Sie weisen jede berathende Controle zurück. Wenn es als ein Reiz empfunden wird, Gebiete zu betreten, die nie ein menschliches Auge gesehen hat — will man die Werkstätte der Natur so vorfinden, wie sie aussieht, wenn der Mensch nicht die geringste Veränderung darin vorzunehmen vermocht hat — will man den Boden sowohl als die Wände mit Filigranarbeit der Kalkspate überzogen sehen, die so weiß sind wie Kirschenblüte, auf welche die Maiensonne scheint — locken neue Hallen und Säulenwälder mit einem Glanze, den niemals ein Anhauch von Flamme oder Rauch getrübt hat: dann ist man imstande, derlei zu wagen.

Es kann also die Frage immer nur nach der Anlage eines einzelnen Menschen beantwortet werden.

Die beiden Männer, welche heute als die ersten in die Schlangenhöhle eingedrungen waren, besaßen alle die Eigenschaften, über die ein Erforscher dieser unheimlichen und wundervollen Gebiete verfügen muss. Sie waren ebenso besonnen als kühn.

Da geht alles, wie wenn soldatische Zucht jeden einzelnen Vorgang lenkte. Da waren zuerst von den Arbeitern mit Tagesgrauen die Strickleitern hingeschafft worden. Dann hatte man ein langes Tau hinabgelassen, um daraus zu ersehen, wie viele von den Strickleitern zusammengebunden werden müssten. Dann war ein Tau und ein Felsblock vom Gewicht eines Menschen langsam in die Tiefe gesenkt worden, nicht nur um seine Haltbarkeit zu prüfen, sondern auch um zu ersehen, ob sich nirgends ein Vorsprung befand, auf dem etwa zu rasten wäre. Dann wird in den Felsrand ein Loch eingemeißelt, in welchem man das Stück Eisen verkeilt, woran die langen Leitern angebunden werden sollen. Dann steigt langsam einer nach dem anderen hinab, und die Zurückbleibenden reden kein Wort untereinander, um keinen Ruf zu überhören.

Bald muss das Seil, an welchem der auf der Leiter Absteigende angebunden ist, nachgelassen, bald strammer angezogen werden. Mitunter hört man lange nichts, und das ist nie ein gutes Zeichen. Denn es deutet darauf hin, dass der Mann, der absteigt, Schwierigkeiten findet, dass er jeden Gedanken auf seine Sicherheit beschränken muss. Endlich erklingt aus der Tiefe ein langgezogener Jauchzer. Der Mann ist auf dem Schuttkegel angelangt, welcher sich, wie bei der Flasche die Aufbauschung, auf dem Grunde eines jeden solchen Abgrundes erhebt. Dieser besteht aus den Denkmälern der Verwitterung, den Bruchstücken der Schachtwände, welche im Laufe der Jahrtausende hinabgefallen sind.

Endlich sind alle Genossen unten versammelt. Nun wird das Portal ausgewählt, durch welches man zunächst weiter vordringt. Wie in einem Museum die Bildsäulen, so stehen alle die vom fallenden Tropfen gebildeten Gestalten stumm da. Endlos verschieden, gleich den Lebewesen der Oberwelt, sind ihre Umrisse. Es muss schon etwas sehr Absonderliches auftauchen, wenn der erfahrene Wanderer und Forscher noch in Staunen versetzt werden soll. Und mühsam, wie durch einen Urwald, ist oft der Durchweg durch die Pfeiler, Wülste und Säulen. Nicht selten muss hier der Eisenschlegel oder die Axt nachhelfen.

Vermuthet man bei dem Scheine

Wohlthäter sahen, wussten sie, dass es einem schwierigen Gange in die Unterwelt gelte. Auch war es ihnen nach dem, was sie früher erfahren und gesehen hatten, nicht unbekannt, dass über diese Unternehmung der ganze Tag hingehen würde.

Den Nachmittag litt es sie nicht länger daheim, sondern es zog eine ganze Schar hinaus, um ihre Wohlthäter wieder aus der Tiefe emportauchen zu sehen. Als diese endlich gegen Einbruch der Dämmerung zum Vorscheine kamen, ließen sie es sich nicht nehmen, die sieben oder acht Strickleitern, welche zu einer einzigen zusammengebunden waren, in einem einzigen Stücke nachhause zu tragen.

Die beiden Forscher wählten fünfzehn Knaben aus, welche in je einem Abstand von ungefähr vier Metern ihre Köpfe durch die Sprossen steckten, und das ganze so auf den Schultern durch den kahlen Buschwald hin in das Dorf trugen.

Das war die Schlange gewesen, welche sich in so unheimlichen Windungen über die Hebungen und Senkungen des Bodens hin bewegte. Im Zwielicht hoben sich die kleinen Köpfe nicht mehr ab und die Körper der Knirpse blieben durch das Strauchwerk verdeckt.

Die beiden Forscher empfanden kein geringes Vergnügen, als sie von dem Anblicke hörten, den dieser Auftritt einem in einiger Entfernung befindlichen Beobachter geboten hatte.

„Hätte der Schacht nicht schon immer die Schlangenhöhle geheißen“. sagte der Ingenieur, „so müssten wir ihm den Namen geben nach dem Abenteuer, welches den Schluss ihrer Entdeckung bildete. Es wäre gut, wenn alles, was sich unheimlich anlässt, sich in so froher Weise auflöste. Ist es doch in allem gut gegangen. Der böse Schlund hat uns, von diesen paar Kratzern und Ritzern abgesehen, gesund und heil entlassen, und das Ungethüm eine heitere Kinderschar von sich gegeben, die sich einige Krüglein Bier wohl schmecken ließ. Es lebe die Schlangenhöhle!“

Wir stießen die Gläser zusammen und hielten einen nachträglichen Taufschmaus. Derselbe zog sich lang in die Nacht hinein — aber es war nicht die taube Nacht der Unterwelt, sondern die Nacht unter dem Himmel des Südlandes, dessen lichter Sternenschein uns bis in unsere Schlafkammer begleitete.

---

erreicht man auf dem Rückwege, dessen Wiederauffindung im Gewirre der Säulen und Denkmäler und an besonders geeigneten Stellen man sich vorher durch Zeichen oder niedergelegte Gegenstände erleichtert hatte, den Schuttkegel. Zugleich verlangend und bangend blickt man lothrecht in die Höhe, bis dort hinauf, wo der oberste Rand der Strickleitern noch vom Tageslicht getroffen wird.

Am schlechtesten hat es derjenige, der zuletzt hinaufsteigt. Denn alle anderen, die nach und nach, jeder einzeln, den Weg halb steigend, halb von dem Seil, welches die oben aufgestellten Männer handhaben, gezogen zurücklegen, haben eben den Vortheil, dass im Bauch der Flasche die Leiter nicht gar zu stark schwankt, weil diejenigen, die zurückgeblieben sind, dieselbe so straff als möglich zu halten versuchen. Der letzte aber hat diese Hilfe nicht mehr. Trotz alledem kommt jeder keuchend und athemlos oben an, und das erste, was er zumeist thut, ist, dass er sich auf den Felsboden hinlegt. Das Wort des römischen Dichters, dass der Abstieg in den Avernus leicht sei, kann auf solche Unternehmungen nicht angewendet werden.

So ungefähr müsste ich, zusammengestellt, den Inhalt des Gespräches, welches die beiden pflegten, wiedergeben, wenn es gestattet ist, zugleich als Verbindungsglied die eine und andere Bemerkung einzuschieben, die von mir selbst auf ähnlichen Fahrten gemacht worden waren.

Die beiden Männer sprachen ganz nüchtern so, wie es Sportleute zu halten pflegen. Von den Wundern, mit welchen volksthümliche Überlieferung so manchen Raum der Unterwelt, insbesondere aber das bis dahin nie gesehene Reich des Schlangenkönigs ausstattet, war kein Wort zu hören.

Das Räthsel, dessen Verkörperung ich mit eigenen Augen gesehen, blieb noch immer ungelöst.

Je mehr ich die Sache hin und her erwog, desto sonderbarer kam sie mir vor. Eben war ich daran, den beiden Männern zu erzählen, dass sie auf ihrem Wege, ohne dass sie es wussten, von einem nie gesehenen Ungethüme, vielleicht von dem bösen Geist der Hölle selbst, in Schlangengestalt nachträglich verfolgt worden seien, gleich den verirrten Kindern im Märchen, denen der Zauberer nachläuft, aus dessen Haus sie krystallene Früchte und andere Kleinodien fortgetragen haben: als mir ein Gewirre von Stimmen, welches aus den unteren Räumen des Gasthauses heraufdrang, die Rede abschnitt.

Ich horchte.

„Es sind unsere Knaben“, sagte der Ingenieur, „welche jetzt nachhause aufbrechen, nachdem sie sich gütlich gethan haben. Sie machen einen Lärm, als ob es Weihnachtsabend wäre.“

Das Sachverhältnis mit dem Weihnachtsabend war mir nicht unbekannt. Ich wusste, dass die deutschen Erforscher der Unterwelt alljährlich den Dorfkindern von St. Canzian einen Weihnachtsbaum anzünden. Schon leuchtet ein solches unter diesem Volke unbekanntes Liebeszeichen in die winterliche Felseinöde hinaus, ein Gegenstand freudigen Staunens nicht nur derjenigen, welche Zutritt in den festlichen Raum finden, sondern auch der Menge, welche die feierlichen Lichter nur durch die Fensterscheiben erblickt.

Das alles findet am heiligen Abend statt. Aus welcher Veranlassung kamen aber alle diese Kinder heute in das Haus?

Ich brauchte nicht lange zu warten, um über dieses Vorkommnis aufgeklärt zu werden.

Es war heute Sonntag. Als die Kinder, welche des Morgens aus der Messe kamen, die Arbeiter erblickten, von welchen die Strickleitern hinausgetragen wurden, und zugleich ihre

— mit einem Wort — den Mann der Vergangenheit all die hunderttausend Verbesserungen begreifen, die in diesen Beispielen angedeutet sind, und fragen wir uns sodann: Was für Schlussfolgerungen hätte er daraus nothwendigerweise für die Zukunft des Menschengeschlechts und für die kommenden socialen Zustände ziehen müssen?

Aber nein! Es wären keine bloßen Schlussfolgerungen gewesen! Greifbarer und deutlicher als eine Vision, wie etwas Wirkliches hätte es vor seinem Auge gestanden, das Herz hätte ihm vor Freude gehüpft, jeder Nerv vor Wonne gebebt, wie dem Führer der verschmachtenden Karawane, wenn er von dem Gipfel einer Anhöhe plötzlich das schattenspendende Laubdach eines Waldes und den lachenden Schimmer der rieselnden Quelle wahrnimmt! Hell bestrahlt von dem Lichte der Phantasie, hätte er diese neuen Kräfte geschaut, wie sie die menschliche Gesellschaft von ihren Fundamenten aus neu erbauen! wie sie den Ärmsten über die Möglichkeit des Mangels hinausheben, den Niedrigsten von der Sorge um das tägliche Brot befreien. Er hätte gesehen, wie die seelenlosen Sclaven des erfinderischen Menschengeistes den alten Fluch auf sich nehmen; wie die Eisenmuskeln und Stahlsehnen der Maschinen das Leben des ärmsten Arbeiters in einen Feiertag verwandeln, in dessen sonniger Helle sich jede höhere Anlage, jeder edlere Trieb frei entfalten darf!

Und aus diesen günstigen materiellen Zuständen hätte er — als nothwendige Folge derselben — moralische Zustände hervorwachsen sehen, welche das goldene Zeitalter verwirklicht hätten, von dem die Menschheit so lange geträumt: Keine verkümmerte hungernde Jugend, kein erbarmungslos ausgeplündertes Alter. Das Kind in friedlichem Spiel mit dem Tiger; der Gassenkehrer, schwelgend im Anblick der glorreichen Sterne! Die Bosheit gemieden, die Wildheit gezähmt, die Zwietracht in Harmonie umgewandelt! Wie könnte es Habsucht geben, wenn alle genug haben? Wie sollten sich Laster, Verbrechen, Unwissenheit und Roheit vorfinden — die doch alle aus der Armut oder aus der Furcht vor Armut entspringen — wenn die Armut selbst verschwunden ist? Wer sollte vor einem anderen kriechen, wenn alle frei sind? Wer einen anderen bedrücken, wenn alle gleichen Rang haben?

Ein wenig verworrener oder auch ein wenig klarer — von dieser Art waren die Träume und Hoffnungen, die durch jene Erfindungen ins Leben gerufen wurden, welche diesem merkwürdigen Jahrhundert sein typisches Gepräge verliehen haben. Sie sind so tief in die Herzen des Volkes gedrungen, dass sie die geistige Richtung der Zeit vollständig verändert, althergebrachte Dogmen erschüttert und feststehende Grundbegriffe umgestoßen haben. Das Zauberbild einer vollkommeneren Welt hat nicht nur helleren Glanz und lebhaftere Farben, sondern auch eine andere Richtung angenommen: die Menschen sehen es nicht mehr hinter sich in dem erblassenden Lichte des Sonnenuntergangs, sondern vor sich in dem aufflammenden Morgenroth eines neuen Tages.

Also bezeichnet der Amerikaner Henry George die Hoffnungen, die man an die fortschrittlichen Errungenschaften geknüpft hat oder geknüpft haben konnte. — Was aber ist bisher eingetreten? Der ungeheuere Reichthum hat eine ungeheuere Armut erzeugt. Die Gegensätze sind so enorm geworden, dass einem die Ahnung überkommt: Wir stehen an der Schwelle einer neuen Welt. Möchten die Köpfe nicht vernagelt, die Herzen nicht verstockt sein, damit das, was geschehen muss, auf dem Wege der Reform geschieht.

Was der Fortschritt versprochen hat.

Das gegenwärtige Jahrhundert trägt die Signatur einer wunderbaren Vermehrung der gütererzeugenden Kräfte. Die Nutzbarmachung des Dampfes und der Elektricität, die Einführung mechanischer Verbesserungen und arbeitsparender Maschinen, die vielfältigere Vertheilung sowie der großartigere Maßstab der Production, die erstaunliche Erleichterung des Austausches und des Verkehrs: alles dies hat die Ertragsfähigkeit der Arbeit in ungeahnter Weise gesteigert.

Zu Anfang dieser merkwürdigen Ära erwartete man naturgemäß, dass durch die auf Arbeitsersparnis abzielenden Erfindungen die Lage der arbeitenden Classen verbessert und ihre Belastung erleichtert werden würde; man hoffte, dass infolge der ungeheueren Steigerung der Erwerbsfähigkeit wirkliche Armut bald zu den Schatten der Vergangenheit gehören dürfte. Nehmen wir an, es wäre einem Manne des verflossenen Jahrhunderts — einem Franklin oder Priestley — vergönnt gewesen, in einem Traumbild die Zukunft zu schauen! Denken wir uns, er hätte gesehen, wie das Dampfboot das Segelschiff verdrängt, der Bahnzug den Lastwagen aus dem Felde schlägt; gesehen, wie die Mähmaschine an die Stelle der Sense oder Sichel tritt, und wie der Dreschflegel seinen Platz der Dreschmaschine räumen muss! Stellen wir uns vor, er hätte den Lärm all der unzähligen Maschinen gehört, die nach dem Willen des Menschen und zur Befriedigung seiner Wünsche größere Kraftleistungen vollbringen, als es alle Menschen und alle lasttragenden Thiere der ganzen Erde zusammen vermöchten! Nehmen wir an, er hätte gesehen, wie sich fast ohne Zuthun der menschlichen Hand die Bäume des Waldes in fertige Holzwaren — in Thüren, Fensterkreuze und Fensterläden, in Kisten und Tonnen — verwandeln, wie in den Fabriken Schuhe und Stiefel mit geringerer Mühe hergestellt werden, als ein Schuster der alten Zeit auf die Anfertigung einer Sohle verwenden musste, wie in den mechanischen Webereien, unter der Aufsicht eines einzigen Mädchens, aus der gesponnenen Baumwolle in kürzerer Zeit ein gewebter Stoff wird, als dies durch die Arbeit von hundert der geübtesten Handweber hätte geschehen können. Stellen wir uns auch vor, er hätte mit seinen Augen geschaut, wie die Bohrmaschine in das Herz der Felsen eindringt: wie das Erdöl, durch Maschinen zu Tage gefördert, den Thran des Walfisches überflüssig macht! Sagen wir ferner, er hätte die ungeheuere Erleichterung des Verkehres und die sich daraus ergebende Ersparnis an Zeit und Kraft kennen gelernt; hätte vernommen, dass Schweine in Australien geschlachtet und in England frisch verspeist werden; dass eine Anweisung am Nachmittag dem Bankier in London übergeben und am Morgen des gleichen Datums in San Francisco ausgezahlt wird! Lassen wir

kehren den Grundsatz annimmt: Ich für den Staat!

An Zwiespalt krankt die Menschheit, und ich fürchte, dass sie gerade an dieser Krankheit wird zugrunde gehen müssen.

Seit Menschengedenken klagt man über die Verkehrtheit der Welt. Wenn die Welt immer „verkehrt" war, so wird die „Verkehrtheit" wohl ihre natürliche Stellung sein. Wie aber kann man dann von Verkehrtheit sprechen?

Das Glück, wird behauptet, sei kugelrund; ich vermuthe, es ist mehr herzförmig. — Die Kugel des Zufalls mag rollen wie sie wolle, der herzlose Mensch hat kein Talent zum Glücklichsein.

Wieviel wird in diesem Augenblicke gesündigt und gelitten auf Erden! Wieviele Menschen werden gequält, wieviele Thiere gepeinigt! Wieviel Elend in den Hütten der Armen, wieviel Jammer in den Krankenhäusern, wieviel Verzweiflung in den Gefängnissen, wieviele Flüche der Dachlosen und Heimatlosen! — Wenn jetzt zu dir dem im stillen friedlichen Heim Ruhenden, eine Stimme spräche: Alles heiße Leid der Menschheit kannst du löschen mit deinem Herzblut, öffne deine Adern! — Würdest du es thun? — Du antwortest: wozu die Frage? Durch Verursachung eigenen Leides kann man fremdes Leid nicht lindern. Aber du gabst ja doch dem Philosophen recht, der da behauptet, die Welt existiere nur in deiner Vorstellung! Wenn das also ist, dann vernichte den Apparat deiner Vorstellung und du lischest damit allen Schmerz der Welt.

Eine „Wahrheit", zu deren Begründung allerhand Spitzfindigkeiten nöthig sind, ist schon verdächtig.

Können wir die Lüge schon nicht entbehren, so ist sie mir lieber in der Dichtung als im Leben.

Lerne einen Menschen kennen, und du kennst die Menschheit.

Die Bühne hat für das Publicum Täuschungen, für die Künstler Enttäuschungen.

Das beste Mittel zu Frohsinn und Scherzen ist der Friede im Herzen.

Manche Erzieher lieben es, dem Kinde immer wieder zu sagen: Kind, alles was du hast und genießest, Nahrung, Kleidung, Wohnung, Sprache, Schule, Gesetze u. s. w. verdankst du anderen, daher kannst du nicht genug dankbar sein. Ist das wohl immer gut? Fördert das die Ausbildung eines männlichen, selbstbewussten Charakters? Vielleicht wäre es besser, dem Kinde zu sagen: Alles, was du hast und genießest, ist dein, und es ist dein gutes Recht, es zu fordern. Allein wehe dir, wenn du unwürdig wärest und dieses Anrechtes verlustig würdest! Wie der Einzelne, der einmal auf die Welt gesetzt ist, sein natürliches Recht auf die Vortheile des Lebens, auf die Güter der Erde sich bewahren, ja es stärken und erhöhen könne, und andererseits, wie er sein Recht verwirkt, ein Ausgestoßener werden müsste, das hat ihm die Sittenlehre strenge und liebevoll zu sagen.

Wer brav ist, den drücke nicht die Vorstellung, als wäre er ein Geduldeter unter den Menschen. Trotzdem soll er aber nicht verlernen, dankbar

Gedanken in schlaflosen Nächten.

Von R.

Als die geschichtliche Menschheit zweitausend Jahre alt war, stand ein Mann auf, der die Religion der Weltbejahung stiftete. Diese Religion predigt den Vortheil des einen „auserwählten" Volkes, die Vermehrung und Vergrößerung dieses Volkes, die Eroberung fremder Stämme, die irdische Macht und Ansichziehung der Güter dieser Welt! – Das ist die Religion des Moses.

Nach viertausend Jahren der Geschichte stand ein Mann auf, der die Religion der Weltverachtung stiftete. Diese Religion erkennt die Eitelkeit des Irdischen, lehrt wie man sich und den Mitmenschen geduldig und liebevoll über die Leiden dieser Welt hinüberhelfe und ein ewiges Leben im besseren Jenseits erlange. — Das ist die Religion Christi.

Und wenn diese Epochen der Geschichte erfüllt sein werden, wird ein Mann aufstehen, der die Religion der Weltverneinung stiftet. Diese Religion wird lehren, sich und die ganze Menschheit in kurzer Zeit zu vernichten.

Es sind Anzeichen vorhanden, dass wir an der Schwelle dieses letzten Zeitalters bereits stehen.

Die mosaische Religion ist rein national und weltlich, sie verheißt den Juden, die das Gesetz befolgen, Sieg und Macht, den Abtrünnigen aber Elend, Schmach und Tod. Die christliche Religion hingegen verlegt ihren Schwerpunkt auf das Überirdische, auf das ewige Leben. Die beiden Religionen widerstreiten sich in ihrem Innersten und es ist unbegreiflich, wie sie miteinander durch die Bibel verquickt werden konnten.

Ich vermuthe, dass die Menschheit, einheitlich wie eine Person genommen, im Laufe der Zeiten alle Charaktere ihrer Individuen durchleben muss. Also haben wir Epochen der Humanen, der Brutalen, der Büßer, der Frevler, der Träumer, der Thatlustigen, der Einfältigen, der Heuchler u. s. w. Jeder menschliche Charakter, wie wir ihn in der Einzelperson finden, hat sein Zeitalter, in welchem er der allgemeine und der herrschende wird. Und wie eine Person sich ablebt, ein bestimmter Geist sich selbst erschöpft, so erschöpft sich auch ein Zeitgeist, um einem anderen platzzumachen.

Vielleicht zu keiner Zeit war der Eigennutz des Einzelnen und der Hang nach persönlichem Emporkommen so groß als heute, und zu keiner Zeit äußerte sich allgemeiner der Gedanke nach Staatsformen, in welchen der Einzelne nichts, die Gesammtheit alles bedeuten soll. Wie wird es möglich sein, dass der moderne Mensch, der nur für seinen eigenen Vortheil zu sorgen gelernt, der nur in der freien Entwickelung seiner Persönlichkeit den Fortschritt des Ganzen sehen kann, der nur den Grundsatz kennt: Der Staat für mich, im Handum-

Gedeihen der Allgemeinheit beiträgt, dafür — besteuert wird. Nach meiner Meinung müsste nicht Fleiß und Thätigkeit, sondern vielmehr das Nichtsthun besteuert werden.

Im Angesichte der Armen erkenne ich den Segen des Geldes, im Angesichte der Reichen dessen Fluch.

Wer als Mann den Menschen gedient hat, wird als Greis über dieselben souverän sein.

Fünfzig Jahre! An dieser Hauptstation möchte ich ein neues Leben anfangen können. Sorge und Broterwerb vergessen, eine höhere Aufgabe lösen! Denn ich fühle, dass etwas in mir ist, was bisher die Feder nicht zu heben vermochte. Bloß für den täglichen Bedarf zu leben, das verlohnt sich nicht der Mühe zu leiden, rechtfertigt nicht die Würde, Mensch zu sein.

Gering ist dein Können, rein sei dein Wille! Des Menschen Ziel ist — der Weg zum Ziele.

Thierschutz und Volkserziehung.

Die Androhung von Zuchthaus und Ehrverlust hat heute für einen großen Theil unseres Volkes keine Schrecken mehr. Der Ursachen für diesen moralischen Niedergang gibt es ja eine große Anzahl und der Mitschuldigen ebenfalls, und zwar in allen Kreisen. Unter diese Ursachen hat man auch die Kriege gerechnet, die wir zu führen hatten. Allein nicht von unsern Kriegsveteranen werden jene häufigen Verbrechen begangen, die von einer nie dagewesenen Missachtung des Lebens des Nächsten zeugen, sondern, und das ist das Unheimlichste an dem rapid zunehmenden Verbrecherthum — von Burschen, die noch nicht das Militärdienstalter erreicht, von halbwüchsigen Jungen, ja von Kindern selbst. Und das beachte man wohl: nicht um moralische Missgeburten handelt es sich, die einen unwiderstehlichen Durst nach Blut befriedigen. Nein, die halbwüchsigen Burschen ziehen in Compagnie zu ihren Mordthaten aus, etwa wie zu einer Landpartie. Sie brauchen Geld zu einem lustigen Tag, zu einer Tanzmusik u. s. w., sie berathen, wie sie solches finden können, und wählen von vornherein den Mord als das Mittel hiezu. Oder sie haben auch nicht einmal einen weiteren Zweck, sondern fallen lediglich zu ihrem Vergnügen über den ersten, der ihnen in den Weg kommt, her und drehen ihm das Messer im Leibe um. So ist es nicht bloß in den großen Städten, so ist es in den kleinen Orten, so auf dem Lande. Von den Vorkommnissen dieser Art, die sich in den längst gewohnten Formen abspielen, wird kein Aufhebens mehr gemacht; die betreffenden Localzeitungen registrieren sie einfach. Wenn aber solch eine Schauerthat

zu sein. Ja selbst dafür, dass andere uns unser Recht willig zugestehen und es achten, schon dafür müssen wir dankbar sein. Denn so selbstverständlich es auch ist, dass jedem sein Recht werde — im Leben geschieht es oft anders und unrechtliche Leute entschuldigen sich mit der Irrlehre vom „Kampf ums Dasein“.

Der Mensch kämpfe um sein Dasein wohl gegen wilde Thiere und feindliche Elemente, aber dass er das Dasein nicht auch gegen seinesgleichen erkämpfen müsste, dafür haben wir Cultur und Gesittung. Wäre diese nicht, wäre die menschliche Gesellschaft nicht, wäre nur Ein Mensch auf Erden, der erst würde dann den „Kampf ums Dasein“ kennen lernen, die kurze Stunde, bevor er zerrissen wird von wilden Thieren.

Zugegeben, die Menschen sind Bestien, die gefesselt werden müssen. Viele derselben fesselt man durch Ketten, mehr noch derselben fesselt man durch Güte.

Wie wirkt man auf die Leute leichter, wenn man ihnen mit Vernunftgründen kommt, oder wenn man an ihr Gemüth appelliert? Durch letzteres. Die meisten Menschen halten sich selber für sehr klug und empfinden es wie Beschämung, durch Vernunftgründe unterrichtet zu werden. Wenn du jemanden beim Kopfe fassest, so glaubt er, du willst ihn schopfbeuteln und er wird kopfscheu. Wenn du jemanden an der Brust, am Herzen packest, so glaubt er, du willst ihn umarmen. Also wird man mit Kunstmitteln, die das Gemüth bewegen, tiefer wirken als mit Lehrhaftigkeit.

Das Kreuz ist das Zeichen der Weltvereinung, dargestellt durch einen durchstrichenen Strich.

Wenn es von einem Dichter heißt, er habe sich überlebt, so bedeutet das, er habe eine Zeit, d. h. einen Zeitgeist überlebt. Eine Zeit lebt nicht so lang als ein Mensch. Ein Mensch bleibt sich im ganzen gleich! die Ideale, Weltanschauungen und Bedürfnisse der Zeit ändern sich oft von einem Jahrzehent zum anderen. Also kann es sein, dass die Eigenschaften eines Dichters in der ersten Hälfte seines Wirkens als Vorzug, in der zweiten Hälfte als Fehler betrachtet werden. In der That ist damit weder das eine noch das andere sichergestellt.

Leider, ich kenne die Reue nicht. Alles was ich Ungutes gethan, hat seine Gründe gehabt, und unter denselben Gründen würde ich es immer wieder thun.

Die sogenannten „bösen“ Menschen wage ich nicht zu richten; ich glaube, sie würden nicht böse sein, wenn sie glücklich wären. Ich sehe es an mir selbst, nur wenn ich mich glücklich fühle, bin ich gerne und leicht gut gegen andere; erfahre ich Böses von der Welt, bin ich missmuthig, allsogleich werde ich hartherzig und herb.

Durch richtige Vertheilung der Steuern könnte der Staat vieles regeln. Nach meiner Meinung müssten in unserer Zeit die Erzeuger von Lebensmitteln niedrig, die ersten Vermittler derselben höher, die Vermittler langer Hand, die Großhändler, sehr hoch besteuert werden. Man denke einmal nach, wie viele Vortheile damit erzielt würden.

Eigentlich eine sehr merkwürdige Einrichtung ist es, dass jeder, der etwas leistet und schafft, also die Bedingung des Lebens erfüllt und zum

genden Triebe zur Grausamkeit auszurotten und in das zarte Kindesherz, das noch für jeden Eindruck empfänglich ist, die Keime des Mitleids, dieser schönsten und besten aller menschlichen Tugenden, dieser vornehmsten Quelle aller Sittlichkeit, zu pflanzen. Aber wie selten ist in der Familie die Erkenntnis und die Fähigkeit vorhanden, um das Gemüthsleben der Kinder zu entwickeln; ja, wie häufig wird ihnen von Eltern und Pflegern das Beispiel der Hartherzigkeit, Roheit und Grausamkeit gegeben! Ich erinnere hier nur an die auf dem Lande vor den Augen der Kinder stattfindenden scheuslichen Metzeleien der Schlachtthiere. Wie solche Schauspiele auf die Kinder wirken, hat unlängst ein entsetzliches Ereignis in Hannover so recht drastisch dargethan: ein Knabe von sieben Jahren schlachtete in Abwesenheit der Eltern sein vierjähriges Brüderchen. Der „Hannoversche Courier", der diese haarsträubende Geschichte berichtete, fügt bei: „Wollten doch alle Eltern darauf achten, dass Kinder unter zehn Jahren vom Schlachten fern gehalten werden, sowie dass ihnen gefährliche Werkzeuge nicht zugänglich sind." Wo es sich aber um Zustände handelt, die eine Gefahr sind für die ganze Gesellschaft, ist es mit solchen Wünschen nicht gethan; hier ist es Pflicht des Staates, für die Gemüthsbildung der Jugend zu sorgen und durch die Gesetzgebung Unsitten auszurotten, die geeignet sind, bestialische Triebe im Menschen zu wecken. Die ungeheuerlichen Thaten entmenschter Verbrecher im jugendlichen, ja im Kindesalter, die immer häufiger werden, sind ein ernster Warn- und Mahnruf für diejenigen, welche die Verantwortung tragen für die Unterlassungssünden des Staates. Ein Abgrund liegt vor uns. Die Folgen der begangenen Sünden müssen wir wohl tragen, aber noch kann die Zukunft gerettet werden, wenn an der rechten Stelle das rechte Verständnis platzgreift für die Bedeutung des Wortes: Wer die Schule hat, der gebietet über die Zukunft.

Nicht am Menschen übt sich das Kind im Mitleid, oder in der Grausamkeit, sondern am Thiere. Dieses steht ihm wehrlos gegenüber, nicht der Mensch. Den Thierlein in Garten, Feld und Wald, den Hausthieren gegenüber fühlt es bald seine Überlegenheit und misshandelt sie, zuerst gedankenlos, zum Zeitvertreib, und, wenn sein Mitleid nicht geweckt wird, später aus angewohnter Roheit oder aus angeborener und nicht rechtzeitig im Keimen erstickter Grausamkeit. Daraus wachsen dann jene Scheusale in Menschengestalt, die, wenn zu uncontrolierter Macht gelangt, zu Geißeln der Menschheit werden, wie ein Caligula, Nero, Dschingis-Chan, Ludwig XI., Karl IX. u. s. w., und die, wenn niedriggeboren, mit derselben Herzlosigkeit einen Menschen niederstechen, wie sie ein Thier gemartert.

Nichts ist für die Bildung des Gemüths, die Entwickelung der zarten, sittlichen Gefühle so geeignet und so unerläßslich, als die Erweckung von Mitleid in den zarten Kinderherzen, und zwar mit jenen Geschöpfen, über die sie zuerst ihre Herrschaft auszuüber vermögen, bei deren Behandlung sich also ihr Charakter entwickeln kann — zu guten, edlen Menschen oder zu gemüthsrohen, hartherzigen, alle göttliche und menschliche Ordnung verachtenden Bösewichtern. Als Unterrichtsgegenstand für sich ist natürlich der Thierschutz nicht zu betrachten. Keine besonderen Stunden, kein Thierschutzkatechismus ist hiefür vonnöthen. Das würde nur eine mechanische Gedächtnisübung sein. Das Gemüth würde dadurch so wenig gebildet werden, als durch das Auswendiglernen von Katechismus und Bibelsprüchen ein religiös-sittlicher Mensch erzogen wird. Der Geist, der das allgemeine Mitleid mit allen Geschöpfen,

durch die Art ihrer Ausführung und die dabei handelnden Personen sich in besonders auffälliger Weise von dem längst Gewohnten abhebt, dann geht wohl durch die gesammte Presse ein Aufschrei des Entsetzens und wird die angstvolle Frage gestellt: „Wo soll das hinaus?"

Als voriges Jahr in Gera jene schauerliche Gerichtsverhandlung gegen eine Mordbande stattfand, die aus zwei Schulkindern und zwei Jungen von sechzehn Jahren bestand und die nach langer Berathung und Vorbereitung eine alte Frau ermordete und beraubte; da schrieben die „Grenzboten" (und viele andere Zeitungen eigneten sich die Ausführungen dieser Zeitschrift an): Es drängt sich da unwillkürlich die Frage auf: „Ist dieser Fall als vereinzelt zu betrachten oder erscheint er als typisch für den Charakter der Zeit, in der wir leben? Ist er nicht das Erzeugnis der zerstörenden Bestrebungen, die unsere Zeit beherrschen? Ist er nicht die natürliche Folge einer fehlerhaften Erziehung, an der Haus und Schule einzeln oder gemeinsam die Verantwortung tragen?" Welches auch sonst die Ursachen dieser moralischen Verkommenheit in der heranwachsenden Jugend seien, eines liegt klar zutage: eine Hauptursache ist der Mangel an Bildung des Herzens. Die sittlichen Gefühle des Mitleids, der Barmherzigkeit, des Wohlwollens sind bei ihr nicht entwickelt worden, das Gemüth ist verwildert. Viele erinnern sich wohl noch des entsetzlichen Mordes, den ein Junge auf dem Heimweg von der Schule an einem kleinen Mädchen verübte. In dieselbe Zeit fiel in Berlin jene teuflische That eines zwölfjährigen Mädchens, das ein Kind, dem es die Ohrringe geraubt, aus dem dritten Stockwerk in den Hof hinabwarf. Die Gerichtsverhandlung stellte aus dem zwölfjährigen Lebenslauf dieser jungen Verbrecherin eine Reihe von Scheuslichkeiten fest, von denen die entsetzliche Mordthat nur der ganz folgerichtige Schlussact war. Die Mörderin hat in noch jüngeren Jahren in entsetzlicher Weise Thiere gemartert, z. B. lebenden Kaninchen die Augen ausgestochen, den Bauch aufgeschnitten und dergleichen mehr. Dem allgemeinen Entsetzen gab damals die gesammte Presse lebhaftesten Ausdruck. Überall sprach sich die Überzeugung aus, dass ein Geschöpf, indem die zarten Triebe des Gemüthes so völlig unentwickelt geblieben sind, nothwendig zu einer menschlichen Bestie sich auswachsen müsse. Diese Überzeugung sollte bald darauf durch eine sächsische Schwurgerichtsverhandlung neuerdings bekräftigt werden. Dort wurde ein Mörder verurtheilt, der, erst fünfundzwanzig Jahre alt, schon neun Jahre vier Monate wegen Brandstiftung, Bedrohung mit Mord, Gotteslästerung und Thierquälerei im Gefängnis verbracht hatte. Sechzehnjährig, hatte der Mörder eine lebende Katze an die kreuzartige Stelle eines Baumes genagelt, dem Thiere den Leib aufgeschnitten, die Gedärme demselben um den Kopf geworfen, und darüber einen Zettel mit der Aufschrift »J. N. R. I.« befestigt. An einem andern Baume brachte das Scheusal einen Zettel an, auf welchem stand: „Weg zur Kreuzigung einer Katze." Dieses Ungeheuer hatte Schul- und Religionsunterricht genossen, ebenso wie all die anderen jugendlichen Mörder. Aber was hilft all die geistige Dressur, was das Auswendiglernen von Sprüchen ohne die Pflege des Gemüths! Sittlichkeit und Gottesfurcht finden keinen Boden in einem verhärteten, grausamen Herzen; die mit der Gemüthsverwilderung gleichen Schritt haltende haarsträubende Unsittlichkeit gibt hiefür den Beleg. Vor allem mögen das die Eltern bedenken, dann aber die in Staat und Kirche leitenden und verantwortlichen Kreise. Das Meiste könnte allerdings die häusliche Erziehung thun, um die früh sich zei-

Wia da Hons da Grethl schreibb.

A Dorfgschichtl in da steirischn Gmoansproch von R.*)

Is s dahoam, die Kua-Grethl?" schebert oana ban Fensterl eina, ban Stollfensterl. „Va da Poust! A Briafel. Da Margaretha Krautwascherin thats ghörn. Bist dahoan, Grethl? Hoaßt a sou?"

s jung mudladi Dirndl hugad just inta da gscheckadn Kua, zwischn an Knean in Melchsäichter, thuat grod Milch auffazudln; gleih stehts auf und schreit: „Die Grethl, jo freili, de bin ih, die Grethl. Freili bin ihs. A Briafel? Fü mih? Narrasch, wia dan dos? A Briafel!"

„Bist du die Krautwascherin? Schreibst dih a sou?"

„Du, selm müaßad ih wuhl erst mein Baurn frogn. Ih denk, der woaß s, wir ih mih schreibn loß. Mih deucht wuhl, Krautwascherin, mih deucht wuhl ja. — Afn Briafel steht er lacht drauf, da Nom? — Va wen, wan ma frogn deafad?"

„Gor von an Kaiserlichn, mei du!" sogg da Briaftroga. „Er selber is eppa wuhl gor weit wäik, kon nit eini mehr, ban Fensterl, loßt er s Briafel einruckn, der Klachel. Wirstn oba nix kena, Grethl. Hons Kinigl hoaßad er."

„Uh jessas, oba na!" schreits auf; an Riß hots ihr gebn. „Bin ober ih hiaz daschrouckn — auweh!" Rund a wenk a Milch hots ausbazlt. „Hiaz hon ih ober Schodn thon, uh mei, hiaz hon ih Schodn thon!"

Daweil is da Briaftroga scha wieda fuat gwen. Die Grethl wischt mitn Füatah ihri Orm sauber oh, wischt d Händ sauber oh, nau und aftn greifts gonz gschami s Briafel on, däs afn Fenstabredl ligg. A wenk a sou va da Seitn guggts as on, drahts über und üba: „Mei lebba na, da Hansl hät ma gschriebn? Und vapetschiert is er ah, gonzvapetschiert! Hiaz, wer mocht ma n auf? Ih nit, ih drau mih nit drüber, Goud na!"

Die Gscheckad wirft ihrn groß-mächtign Koupf uma, dass die Käitn reixnt.

„Ah, du neugierigi Roffel, du, brauchst daweil nit olls zwissn!" sogg die Grethl, daweil klezlts schon in Briaf auf. „Wos er dan schreibb! Wias n dan gehn wird? Dass er douh wuhl eppa gsund is? Dass er douh nit eppa gor Kriagführn muaß gehn...?"

Die Kua reixnt wieda mit da Käitn, weils n Koupf beidelt. Der Kriagführn, der! — Sie kent n recht guat, in Hansl. Wir er in da sebin Nocht stäikn is bliebn, in Fensta, Jousl moron, is dos a Glosscheibn gwen, a dicki!

s Dirndl thuat in Briaf aus-anond, fibern thuats dabei wir a Lämpaschwonz. „Der Narrasch!" soggs, „is oba dos a Narrasch! Afn Papier steht er mit oll hier, in da blown Housn und in weißn Röickel

*) Aus Roseggers „Feierabende" für den Heimgarten in die steirische Mundart übersetzt.

die fähig sind, Schmerz zu empfinden, einflößt und aus den Kindern gute Menschen macht, muss den ganzen Unterricht durchdringen.

Eine große Anzahl Lehrer hat stets die Gefahr erkannt, die in der Vernachlässigung der erziehlichen, gemüthsbildenden Aufgabe der Schule liegt. Sie haben in ihrem Kreise redlich gearbeitet und nach Kräften gestrebt, das zu thun, was von Staatswegen der Schule als eine Hauptaufgabe zugewiesen werden sollte und wozu der Grund in den Lehrerbildungsanstalten gelegt werden muss. Ein reiches Material ist in unsrer Literatur vorhanden, trefflich geeignet zu Leitfäden für die Lehrer, wie zu Lesebüchern für die Schulen.

Das französische Unterrichtsministerium hat in dieser Richtung einen bemerkenswerten Schritt gethan. Es hat die Einführung eines Buches in allen Schulen des Landes angeordnet, das vortrefflich geeignet ist, sowohl naturgeschichtliche Kenntnisse zu verbreiten, wie Mitgefühl mit dem Thiere in die jungen Herzen zu pflanzen. „Die Märtyrer der Arbeit" nannte der Verfasser, Ed. Roche, das ebenso praktische, wie das Gemüth veredelnde Buch. Möchten unsere Unterrichtsministerien hierin dem französischen nachahmen.

In der, ein humaneres Schlachtverfahren einführenden Verordnung der sächsischen Regierung wird der Thierschutz als eine von der allgemeinen Moral untrennbare Bethätigung des sittlichen Lebens anerkannt. Hiemit wird von maßgebender Stelle zugegeben, dass die Erweckung des Mitleids mit der stummen Creatur einen untrennbaren Theil der Sittenlehre bilden muss. Die nothwendige Consequenz hievon muss aber die Pflege des Thierschutzes durch Schule und Kirche sein, wenn anders es zu ihren Aufgaben gehört, die Jugend zu sittlich-religiösen Menschen zu erziehen. Was sonst in Action gesetzt werden möge, um die Folgen der Gemüthsverhärtung und Sittenverrohung zu bekämpfen: Strafverschärfung, Zuchthaus, verschärfte Polizeigewalt u. s. w., all das wird nicht bewirken, dass ein einziger Mord weniger verübt wird, dass der progressiven Zunahme der Verbrechen wider das Leben und sonstiger Rohheitsvergehen Einhalt geschehe, dass das aus der Gemüthverwilderung der Kinder entspringenden Familienelend abnehme, die aus der allgemeinen Herzensverhärtung herrührenden socialen Gefahren herrühren.

In England hat sich die Zahl der jugendlichen Verbrecher seit dreißig Jahren um die Hälfte vermindert; in derselben Zeit wurde dort die Pflege des Thierschutzes als das beste Erziehungsmittel in der Schule eingeführt und zu einer großartigen, alle Schichten der Bevölkerung durchdringenden Organisation gemacht. Ein nicht minder beweiskräftiges Beispiel von dem Zusammenhang der barmherzigen Behandlung der Thiere und der guten Sitte gibt die Schweiz. Nirgendwo kommen so weniger Roheitsverbrechen vor, und nirgendwo wird in der Gesetzgebung wie im bürgerlichen Leben den Principien des Thierschutzes so sehr Rechnung getragen, wie in der Schweiz. Sicher ist also, dass jeder Staat, der durch seine Gesetze und durch seine Schulen die Thierquälerei bekämpft, weniger Zuchthäuser braucht und eine bedeutende Ersparnis in seiner Rechtspflege macht. Müsste nicht schon dieser finanzielle Vortheil die Regierungen bestimmen, ein so wichtiges Erziehungsmittel zu benützen, auch wenn ihnen der sittliche Gewinn gleichgiltig ist? H. B.

Sei Pultree ah drauf? Oba na, ſa gibn her!"

„Na, du, ausloß ihn n nit!" ſogg die Grethl, brinroth in Gſicht va lauta Begier. „Oba läiſn thua ma n, ih bitt dih. Deafſt z Lohn ah wiſſn, wos er ma ſchreibb. Geh, Chriſtl, läis ma n!"

Moant drauf de ondri: „Woaßt, Grethl, recht gern, daſs ih da n will läiſn. Oba woaßt, däis is holt a ſou, ſogn will ih da s wuhl, wias is. Druckläiſn ſchon, oba Schriftläiſn, woaßt, däis hon ih holt nit glernt."

Gonz zſomgſchlogn is s, die Grethl, üba däis neugi Unglück, daſs die Chriſtl ah nit läiſn kon.

„Ja ſou", moants gonz kloan-laut, „s Schriftläiſn, s ſelbi konſt nit. Oba na, hiaz wos häib ih on! — Ja ſou, grod na Druckläiſn! Und Schriftläiſn nit? Nau, wanſt as holt nit konſt. Hiaz woaß ih ma gor koan Roth, gor koan. Ih woaß ma neambb, der s kunt, und ih trau mih ah nit. Ba ſouwos kunts leicht auſkema, däis wa s Wohri! — Gang da holt nit va ſtottn, moanſt, s Schrift-läiſn. Wanſt as oba douh in Gouts-nom probiern thaſt? Valeicht gangs, Chriſtl, valeicht gangs!"

Hiaz is oba die Chriſtl a Oh-drahti gwen, däi die oanfälti Grethl gern in d Schmier brocht hät va wäign an Hanſl.

„Woaßt, Grethl", ſoggs gonz vatraulih, „oan that ih wiſſn, der läiſn kunt. Da Schmiedrochel."

„Der nit, du, der nit. Der derfs nit wiſſn, der is jo mei Gerhober, woaßt, ſeit meini Vodaleut gſtorbn ſein. Der derfs nit wiſſn, weil er — ſtehn bleibſt, Gſcheckadi! — weil ers nit leidt, däis mitn Hanſl, er leids nit, mei Gerhober, freilih nit."

„Sa braucht er ah va da gonzn Gſchicht nix zwiſſn", ſogg die grund-folſch Chriſtl. „Is nar a Glück, daſs er teriſch is, da Schmiedrochel, und wan er dir in Briaf laut vorläiſt, ſa hört er nix davon."

„Moanſt, Chriſtl? daſs er nix hörad?"

„Ka Wort, er is jo gonz teriſch."

„Mei", moant die Grethl, „ih vaſtehs holt zwenk, hon mei lebba koan Buachſtabn ongſchaut. Hät mar oba douh denkt, wan er in Briaf vor da Noſn hot, daſs ers leicht findn kunt wos drein ſteht."

„Derawäign hon ih gſogg, laut ſul er da n vorläiſn, dir ſul er n vorläiſn, nit eahm ſelba. Wia ſul er dan do wos davon erfohrn, won er teriſch is!"

„Jo jo, Chriſtl, ih loß das ſcha geltn. Jh vaſtehs zwenk. Wirſt eh recht hobn."

„Konſt jo ah ſogn, da Briaf wa fü mih und ih hät dih gſchickt."

„Guat is s und däs thuar ih!" ſogg die Grethl, „und zan Schmied-rochel geh ih — ſtehn bleibſt, du zaundürrer Saggra! — gleih heint af d Nocht geh ih zan Schmied. Donk da Goud, Kameradin, fü dein guatn Roth. Loß da ſchön Zeit ban Stra-rechn, loß da Zeit."

Aftn bredlts af ihrn Korm weiter und die Chriſtl pfugazt ihr noch: „Olli zäihn Finga leckad ih mar oh, wans richti ſa dum war! Nochher war ihr da Hanſl vaſpielt und mir follad er zua, hi hi. Schmeiß nit um, Grethl!" —

Und richti, wia da Feirobnd kimbb und die Küa in Stoll eahna Sochn ghobb hobn, do geht die Grethl auſſi nochn Grobn, auſſi zan Schmied-rochel. Der ſitzt vor ſeina Werkſtott und racht ſei Pfeifel. Wir ers daher gehn ſiacht, ſei Mündl, nau, do frogg ers, wouhin und wos s Neugs gab?

„Jo, guatn Obnd Väitamon!" ſchreits, „und die Chriſtl ſchickt mih her, die Schwonawirt-Chriſtl. An Briaf hots kriagg, die Chriſtl, und wan da Väitamon ſa gut mäicht ſei und mir n gleih laut fürläiſn, daſs ih ihrs ſogn kunt, wos s is, oba freili wuhl fein gſchwind, weil ih nit long Zeit hon."

— und a Schnurbartl hot er ah! — Jäigerl uh mei! Und sauber is er! Nou säuberer wir ehanter ols Baurnbua, frei sou vül sauber! Und wir er n gworn is, da Schnurbort! Hiaz, wos er dan schreibb! — — Jäissas na, hiaz kon ih nit läisn! — Hiaz däis is guat, hiaz kon ih nit läisn. Wer hät mas dan glernt? Dass amol a sou a Briafel kunt keman, af souwos hät oans in da Kloanheit gor koan Gedonkn! — Oba na, dass ih nit läisn kon!"

Zan Göscherl druckts as Briafel, zan Buaserl druckts as, zuckt oba gach auf: „Sapperawold, Hansl, däis derf nit sei! Na, Hansl, däis derf nit sei! — Ih bitt dih um olls af da Welt — sei derfs nit!" — Nochha, wia wans munta wurd aus ar an Tram: „Weil ma scha hell moant, er wars selba. Sou viel sauber gmoln is er!"

Und wia sih s Dirndl a sou onloant ba da Krippn, do schebert von Haus her die Bäurin: „Jo, Grethl, wos is s dan? Bist dan du heint in Milchsäichter gfolln? Sul ih da weita helfn aussa von Stoll? stinkfauli Trulln!"

s Dirndl, gschwind in Briaf untern Brustloz vastäickn, in Milchsäichter her, eini damit in die Kuchel und nix dasgleichn! — Ah, däis war wuhl gfahlt, wan a jungs Mentschl hoamler an vaboutnan Briaf hät, oda gor an vaboutnan Buabn!

Däis deafts enk roatn, in sebin Tog hot die Grethl olls ungschickt ongstäilt. D Schoufsstroa in Houf krozts mit da Mehlschaufel zsom; s Korn afn Tenn wills mit da Mistgobel in Sock foßn; za Mittog schütt't sies Solz in dWäischkübel gstott ins Suppnhäifn — däis kimbb ihr scha selber a wenk vadächti für. — Ih wir douh um Gouteswilln nit eppa valiabb sei! — Ah na, Grethl, gor ka Red!

Nochha nohmattog gehts Dirndl die zwoa goltn Küa einwedn und fohrt aussi af die Granatzwiesn um a Fuada. Untawegn follts ihr ein: „Won ih na za da Christl kunt kema! De kunt scha läisn, die Christl. Kon jo a Betbüachl brauchn, in da Kirchn, die Christl."

Die Christl, däis is dWeiddirn ban Schwonawirt, de Weatas afn Feld orbatn muaß und Feitas immer a wenk a Kellnerin muß mochn in da Wirtsstubn. Die Christl kent n ah, in Kinigl Hons, ah freilih kents n. Nau, und die Christl is da Grethl ihr bäisti Kameradin; zan Frohnleichnomstog ban Kranzlaufsäitzn gehns porweis mitanond, die zwoa Jungfrauna, die Christl und die Grethl — jo. Donkbor seins n an iadi in da Ghoam, in Hansl, dass er mäuserlstill is gwen, wans mitn grean Kranzerl sein gongan ollzwoa, die Christl und die Grethl.

Nau, nochher is holt d Stellung keman und nochher is er lonk gnua gwen, da Hansl, nau und aftn hobns n gholtn; da Kaiser nimb ehm die schönstn Leut, ih thats ah — nau und asou is s gwen.

Die zwoa Koißla ziachn in Korm schön stad hin über d Wiesn, und afn Korm hugad die Grethl und in da Grethl ihrn Buasnloz stäickt da Briaf, und s Dirndl kon ollaweil nouh nit läisn. Af d läißt vabrinnt er eh, da Briaf ban ihrn glüadin Herzn, ehs n hot gläisn, und sie woaß nix, wos er ihr schreibb — mei Gad, is däis an Übel! — Wias zan Zaun kimbb, mochts gach an Juchaza va lauta Freud — die Christl hots gsechn. Hintern Zaun thuats Äischnlab rechn — ah däis is gscheit!

„Bist lacht ah do, Christl?" thuats übri. „Du, geh her a wenk do zan Zaun, geh. Ih hon wos ba mir, Ih muaß da wos zoagn, Christl. Schau her do. Von eahm. Von Hansl. Gelt du! Fü mih ghört er, fü die Margaretha Krautwascherin — steht eh drauf."

„Geh, loß ma n onschaun. —

„Oba won er kimpp, Väitaron!“

„Kimpp er, und is er bro und frogg er noch deina — wegn meina! — Nau, nau, nau! Schmeiß mih nit um!“

Weil s n sa hitzi af die Brust gsprungen is va lauta Freud, dass er gmoant hot, dastehn kunt er nit.

Hoam springgs wir a Rech, do begegngg ihr die Christl.

„Nau, Grethl, hot er da n gläisn?“

„Jo, Christl, jo! In Briaf gläisn und in Buabn zuagsprouchn! Oltza gonza! Donk da Goud für dein guatn Roth, Christl. Da Hansl! Gschwind loß eahms schreibn, dass er hoamkimpp.“

„Wann er ober Kriag führn muaß, da Soldot!“ sogg die Christl in ihrn hoamlichn Giftn.

Und die Grethl in da Hitz: „Kriagführn kinen die oltn Generäler. Die jungen Buabn müassn heiratn!“

Erklärungen: schebern: schrillen, schrill schreien. mudlad: rundlich. hugad: hockt. Melchsäichter: Melkzuber. Klachel: harmloses Spottwort, wie etwa Schlingel. rund awenk: erklecklich. die Käitn reixnt: die Kette klirrt. Jousl moron! Ausruf der Verwunderung. fibern wir a Lämpaschwonz: zittern wie ein Lämmerschweif (sprichwörtlich). mit oll hier: in ganzer Wesenheit. Kloanheit: Kindheit. onloant: anlehnt, Schoufstroa: Schafstreu. golti Kua: gealterte, nicht trächtige Kuh. einwedn: einspannen ins Joch; auch: einwidn: weil das gewöhnlich aus Weiden geflochtene Band am Joch die „Widn“ heißt. Granazwiesn: Grenzwiese. Weatas: des Werktags. Feitas: des Feiertages. Koißla: Kosename für Kühe. Korm: Karren. mei Gad: leichthin für mein Gott. Äischnlab: Eschenlaub. Pultree: Porträt. wos häib ih on: was fang ich an. an Ohdrahti: eine Abgefeimte. Gerhober: Gerhab, Vormund. terisch: taub. bredln: klappernd hinrollen. pfugazn: versteckt lachen. mir follad er zua: mir fiele er zu. Donister: Tornister.

Aus dem Volksmunde.

Kinderreime, Sprüchel, Trutz-, Scherz- und Schelmenliedchen aus Niederösterreich (Viertel unter dem Manhartsberg).

Gesammelt und mitgetheilt von **Koloman Kaiser.**

(Die mit * bezeichneten Liedchen kommen auch in Steiermark vor. Die Red.).

Heidl, heidl,
Greane Städl,
Rothe Pöderl hängan dran,
Unser Kinderl schlafat schon.

* * *

*I bin a kloans Binkerl
Und stell mi ins Winkerl
Und wann i nix kann,
So fang i nix an.

* * *

Kinderl schau schau,
Zebm kimmt da Wauwau,
Hats Binkerl aum Bugl
Und geht auf Krumau.

* * *

Müllner, Müllner Sackerl,
Is da Müllner nit dahoam;
Schlüsserl für, Riegerl für,
Werf'n ma's Sackerl hinter dö Thür.

* * *

Frauenkäferl, Frauenkäferl,
Floig auf Maria-Brunn,
Bring uns heund und moring
A recht a schöni Sunn.

* * *

*Kikarihahn! —
Wer hat dar was than? —
Ön Schuister eahn Bui
Der lasst mir koan Ruih.

* * *

„An Briaf? Fü mih? Von Schwonawirt?“

„Na, Väitamon, für dSchwona-wirt-Christl. Va da Christl kimbb er.“

„Die Christl kimbb? Wos wills dan?“

Dreimol hots eahms müassn ins Ohrwaschl schrein, bis er s vastondn hot. „Ah, läisn! Den Briaf sul ih läisn! Sou wa, sou wa.“ — Aftn thuat ern holt ausanond, in Briaf. „Oh, saxn, a muatschena Kaiserjaga!“

„Jo, a Saldot, da Schwonawirt-Christl ihrer.“

„Da Schwonawirth-Christl ihrer!“ soggs der olt Schmied noch. „Sou sou!“

„Wos schreibb er ihr dann?“

„Nau, däis wern ma gleih sechn.“ Er ruckt seini ruaßign Glosaugn. s is holt a sou, für olti Leut sein ruaßigi Glosaugn ollaweil nou bäissa wia die reinsti Luft. „Na olßa, wos schreibb er, da Herr Soldot!“

Und häibb, daweil in Dirndl scha hell übel wird va lauter Ongst, on zan läisn:

„Innigstgeliabti Margaretha!“

„Weil die Christl ah Margaretha hoaßt“, schreit die Grethl drein. „Va da Muader her, glaub ih.“

„Loß s guat sein“, sogg da Schmied und lest weita:

„Ich grüaße Dih tausendmal und houffe, dass Dih mein Schreiben in bäißter Gisundheit onträffn möige. Ich bin Goud sei Donk gisund und mache Dir zu wissen, dass ich schon Koprol worden bin(ah saxn,däis is brav!) und in ein Johr auf Urlaub zu Haus kommen werde, was mich wegen Deiner gefreut und weil ich bereits Tag und Nacht auf Dich denke. Und dass Du mir getreu bleibst und glaub der Leut Reden nicht, denn weil sie einen Neid haben auf uns. Und möicht auch wissen von der Kirchweih, wo ich fortgangen bin, ob es Dir nicht geschadet hat — weils so kalt is gewest. Und schau auf mein Feiter-gwond wegen die Schaben und schreib par Zeilen und brauchst nix zahlen. Und Dein Gerhaber derf derweil auch nix wissen, aber wenn ich heimkomm muß er sein Willen drein geben und da hilfts nix und ich lass nimmer von Dir und schliasse mein Schreiben in Schutz Gouttes und verbleibe bis ins kühle Grab Dein Johann Kinigl, Korprol im 27. Infantrie-Regiment König der Belgier.“

(„Schön hot er gschriebn, der Klachel! guat kann er's säißn! Dumm is er nit!“ moant der olt Schmied ban eahm selba.)

Nau, a sou is s im Briaf gstondn und a sou hot er gläisn, da Schmied.

s Dirndl bringg scha ka Wörtl mahr aussa, hell zuabundn wir a Kornsock is ihr die Gurgl. Sie siachts, hiaz is s aus und hiaz is s gfahlt, und hiaz is s olls gfahlt. Der Gerhober schauts groß on. Nar on schaut ers groß. „Sou, sou!“ sogg er nochha. „Wissn derf er nix davon, da Gerhober!“

„Väitamon!“ mit dem Schroa springgs n hiaz afn Hols, „nit harb sei! Schen guat sei! Er hot mas vasprouchn, da Hansl, hot er ma's! Vor unsern Hergoudn hot er ma's, wia's jo da Herr Pforer ah sogg: Die Ehn wurdn in Himel gschloussn!“

„Jo freilih, und die Dumheitn auf Erdn begonga!“ moant da Schmied. „An Soldotn willst heiratn! An Soldotn! In Donister ower, in Betl-sock aussi! hoaßts ban Soldotenbugl.“

s Dirndl zupft bar ihrn Fürtah-zipfel. „Schikt sih wuhl frei nit, doss ih wos gegnred“, monts kloan vazogg, „oba mih deucht, brav war er eh, und fleißi ban Orbatn war er ah und nix trinkn und nix spieln that er ah nit und a wenk schreibn kunt er ah, und a wenk läisn ah, in Büachln —“

„Jo, in selchtn lacht, de ma mitn Knia umbladlt!“ fohrt der Gerhober drein. „Marsch in dein Stoll, Dirn! Is ma nouh mei lebba koani fürkema, de oan heiratn will, der go nit do is!“

* Aber Schatzerl, sei gscheit,
Woaßt, da Kaiser braucht Leut;
Wann i zruckkim retur,
Bin i wieder dei Bua!

* *
*

I bin a Soldot
Und mei Schotz woant si z todt;
I bin a lustiger Bui
Und lach nur dazui.

* *
*

Da Kaiser in Wean
Nimmt d Stirkstn zum eahm,
Und dö Krumpn und Kloan
Lafst er für d Menscher dahoam.

* *
*

A kreuzlustigs Bürschel
Kimmt allweil in Himmel:
Drum sing und versauf i
Mein Bodern sein Schimmel.

* *
*

* A Sprung übers Zäunl
Und ein Juchazer drauf
Und ein Klopfer ans Fensterl:
He! Schatzerl mach auf.
Du wunerschöns Maderl
Wia stelln mirs denn on,
Dass mir öfter zsammkeman:
Gern hab i di schon!

* *
*

* Kloa bin i, kloa bleib i,
Groß mag i nit wern,
Aber ein Buim muiß i kriagn
Wiar an Haselnusskern.

* *
*

* Madl hüat di, Madl halt di,
Madl lass dir nix thoa:
Die Buima san Spitzbuim,
Sand s groß oder kloa!

* *
*

* Han Dirnderl, was sagn denn d Leut,
Dass di dös Liabn so gfreut? —
Ah! was frag i darnoch,
Sing halt dö ganz Nocht:
Nutz heidl und heidl mei Bui,
Gibt mir koa Mensch nix dazui.

* *
*

Da dromat aum Bergerl
Is ein Ackerl voll Ruibn,
Und da sitzt a schöns Dirnderl
Und woant um ihrn Buim. —

No thui di nit kränka
Und thui nur nit woan;
A Dirnderl wia du
Kriagt noh allaweil oan!

* *
*

I bin von obn aba
Von Oberlandl,
Mei Muider backt Krapfer
Wias Dodamandl.

* *
*

* Wiar i auffi bin ganga,
Habn d Hahner scho gkraht;
Wiar i oba bin ganga,
Habn d Mahder scho gmaht.
Juchhe!
I bin a weng gstandn
Und hab a Weil gschaut,
Da hat ma da Mahder
Mei Haxerl wegghaut.
Juchhe!
Na wart nur du Spitzbui,
I wir di scho kriagn:
I kaaf mir a Häusel,
Und heirat dei Dirn.
Juchhe!

* *
*

Is dö Braut nur gsund und frisch,
So springts lusti übern Tisch;
Is sie aber matt und krank,
Aftn gehts nur nebn da Bank.
Jungfer, Jungfer, gib sie acht,
Dass s koan schlechtn Tritt nit macht.

* *
*

Michel,
Nimm d Sichel,
Geh grasn,
Fang Hasn,
Fang Mäus,
Gib mir aa a Stückel Fleisch!

* *
*

* Ei, ei, ei, sagt mei Wei,
Knödl soll i kocha,
Hab koa Schmalz, hab koa Salz,
s Häferl is mir brocha.
Muiss i gschwind zum Hafner gehn,
Muiss i a Häferl kaafa,
Steht dös bucklad Manderl da
Und will mit mir raafa.
Muiss gschwind in dö Kircha gehn,
Muiss a Nandel betn,
Steht das bucklad Manderl da
Mit a goldern Betn.
Muiss i gschwind auf d Wiesn gehn,
Um aweng an Kümmel.
Steht das bucklad Manderl da

Da Pederl bein Thor,
Der hat a roths Oa (Ei),
Hat a runds Hüadl auf,
Rund umadum Federl drauf;
Dö Federl san schmutzi
Und da Pederl is trutzi.

* * *

Hops, hops, hops Höserlmann,
Dö Katz hat rothe Stieferl an,
Reit't mit mir auf Hollabrunn;
Z' Hollabrunn is Kirita,
Liegt däs Kitzerl in da Sunn.
Wia soll's Kitzerl hoaßn,
Bockerl oder Goaßl?

* * *

(Zum Ratschen am Charfreitag.)

* Wir ratschn, wir ratschn den englischen Gruiß,
Auf dass ein jeder Christ beten muiß;
Fallt nieder, fallt nieder auf euere Knia,
Betet drei Vaterunser und drei Ave-Marie.

Wir ratschn, wir ratschn zur Pumpermettn,
Alle Weiber stehts auf und backts Osterfleckn.
Wir gengen und roas'n von Haus zu Haus,
Hol'n Gelder und Oa und Flecken heraus,
Denn d' Fasten is aus.

* * *

* I wünsch a glückseligs neugs Jahr,
's Christkindl mit 'n kraußen Haar,
A gsunds Lebn, a langs Lebn,
An Beidl voll Geld danebn,
An goldern Tisch,
Auf ein iad'n Eck ein brotna Fisch,
In da Mitt a Kandl Wei,
Dass der Herr Voda und d'Frau Muider
Kinnan brav lustig sei!

* * *

* Es braselt gar lang scho in der Kuchel aun Herd,
d Frau Muider wird wissen, was den Dreschern ghört.
A Reiter voll Kropfa, an' Plutzer voll Wein,
Af kinnan dö Drescher brav lusti sein.

* * *

Dö heiling drei Kini mit eahnan Stern,
Dö suichan däs Kinderl und hätt'ns scho gern. Alleluja!
Dö heiling drei Kini, dö than aweng eil'n
Und roasn in drei Tagn wohl vierhundert Meiln. Alleluja!

Sie roasn wohl vor des Herodes Haus,
Da Herodes schaut just beim Fenster heraus.
Alleluja!
Da sagt der Herodes: Bleibts da bei mir,
I gib eng ein Wein und i gib eng a Bier.
Alleluja!
I gib eng a Brot aa, kinnts schlofa im Heu,
I halt eng heund ganz zehringsfrei.
Alleluja!

* * *

Herr Vater, der Arnt' und da Schnitt is aus.
Mir kemman iatzt alle vom Schneidn z Haus;
Mir habn fleißi gschnittn und aufgebundn,
Und habn a schöns Kranzel gwundn,
A Kranzel vo Gold und Edelstein,
Herr Vater, Ös kinnts damit zfrieden sein.

* * *

Schatzerl hörst, mirk dir den Bam,
Wo ma zsamkema san,
Denn im Winter im Schnee
Wachst a Bleamel in d Höh.

* * *

* A guits Glasel Wein,
Dös will austrunka sein,
Und mein Schatzerl ihr Gsundheit
Muiß aa dabei sein!

* * *

I bin a jungs Bürschel,
Zwoanzg Jahrl erscht alt,
Und jetzt schreibt mir da Kaiser,
Er brauchat mi bald.

* * *

Pfiad di God, mei liabs Schatzerl,
Pfiat Eng God, liabe Moahm:
Jetzt fahr i zu der Stelling,
Wer woaß s, kim i hoam.

* * *

Fix! Jatzt habn s mi ghaltn
Zu dö Elferjäger —
Jatzt hock i mi hinter d Staudn
Und thui füraspäha!

* * *

Jatzt habn s mi halt ghaltn
Zu dar Artillerie,
Jatzt derf mehr mei Muider
Nix kocha für mi,
Nix kocha, nix waschn,
Nix flika für mi,
Denn i bin Soldat iatzt
Bei der Artillerie.

* * *

Kleine Laube.

Volksschauspiele in Graz?

In einem literarischen und künstlerischen Kreise zu Graz ist vor kurzem die Idee aufgetaucht, auch in der steierischen Hauptstadt ein großes patriotisches Volksschauspiel nach dem Muster des Andreas Hofer-Spieles in Meran zu veranstalten. Man dachte dabei auch an die dramatischen Aufführungen von Brixlegg, Rothenburg, Krainburg am Inn und wohl unwillkürlich an das Passionsdrama zu Oberammergau. Der Gedanke ist prächtig, doch die Ausführung? Was ist die treibende Kraft für solche Aufführungen? Was soll bei uns in Graz aufgeführt werden? Wer soll aufführen?

Die treibende Kraft kommt von einer großen geschichtlichen Erinnerung, die sich an den Ort, an die Gegend knüpft, oder religiöse Gewalten aufweckt und imstande ist, die ganze Bevölkerung glühend zu begeistern. Haben wir solch eine geschichtliche Erinnerung localer Natur wie die Meraner an ihrem Hofer, die Krainburger an ihrem Ludwig dem Baier oder ein Ereignis, an das sich ein religiöses Gelöbnis knüpfte, wie in Oberammergau? Dergleichen ist bei uns nicht vorhanden.

Was soll also aufgeführt werden? Der einzige „Andreas Baumkircher" fällt uns immer wieder ein, in welchem Geschichte und Sage uns ein großartiges Drama übermittelt, das zudem noch hauptsächlich in unserer Stadt spielt. Künstlerisch ließe sich dieser Stoff gewiss wirksam verarbeiten, allein es fragt sich, ob heute für einen Baumkircher-Conflict jenes volle Verständnis vorhanden ist in der Bevölkerung, jene natürliche Begeisterung, über welche die Oberammergauer für ihr Passionsspiel, die Tiroler für ihren Hofer verfügen. Der Baumkircher-Conflict kann zwar auch in politischer und socialer Beziehung sehr bedeutend sein, aber nicht für unsere Gegenwart. Die Empörung des Untergebenen und die Treulosigkeit des Vorgesetzten ist kein Vorbild für unser Volk. Vielleicht dass ein demokratischer, republikanischer Geist des Baumkircher-Stoffes sich einmal bemächtigt, den heutigen Bestrebungen dürfte er kaum entsprechen.

Das künstlerische Interesse allein wirkt im Volke nicht mächtig genug, um aus schlichten Bauern und Bürgern Darsteller zu machen, die in ihrer Herzenskraft auch den Gebildeten, den Ästhetiker hinreißen können. Dazu gehört eine außerordentliche, ich möchte sagen, angeerbte Begeisterung für den Gegenstand.

Zugegeben, wir hätten ein passendes Stück, wäre es unserer Landbevölkerung der Umgebung Graz, und mit dieser müsste man hauptsächlich bei einem großen Volksschauspiele rechnen, zuzutrauen, dass sie das leiste, was die Oberammergauer

Auf ein weißn Schimmel.
Und wiar i wieder weiter geh,
Da siach i auf ein Schimmel,
Wias bucklad Manderl in da Höh
Is gritten bis aum Himmel.

* * *

Da Winter is a grober Gsell,
Jaugt d'alten Weiber hinter d'Höll,
Herimei, da Summer is fei!

Da Summer is a rechter Lauer,
Er macht ön Leutn d Mili sauer,
Herimei, da Winter is fei!

Da Winter is a braver Mann,
Malt d Fenster voller Bleamel an,
Herimei, da Winter is fei!

Da Summer is a braver Mann,
Er hängt dö Baam voll Äpfeln an,
Herimei, da Summer is fei!

Und geht auf d löſst da Summer ham,
Aft brockt er d Äpfel ab vom Baam,
Herimei da Summer is fei!

Und brockt ers a, so heb is auf,
Mei Weiberl macht mir Gletzn draus,
Herimei, da Winter is fei!

Jatzt roas i hoam und schlaf recht guit,
Bis s wieder blitzn und dunnern thuit,
Herimei, da Summer is fei!

Und i bleib da und geh nit furt,
Bis s Lercherl lusti singa thuat,
Herimei, da Winter is fei!

* * *

* Regna, regna tropfa,
D Buima muiſs ma klopfa;
D Menscher ghörn ins Federbett,
D Buima ghörn in Saudreg.

Kriagst du a Trum
Und du a Trum
Und der ein brodanan Hasn
Und du a Batzl auf d Nasn.

* * *

Andarel,
Nimm dö Kuih beim Schedl,
Weiſ ſ auſſi beim Thöl,
Biſt ein braver Kedl.

* * *

Boda, Boda,
Gebts ön Kalbl a Gschloda,
Seids a braver Boda. —
Muider, Muider,
Gebts da Kuih a Fuider!
Seids a brave Muider!

* * *

A Häferl voll Sterz
Und a Krüagl voll Most
Und a Gsangel fürs Herz
Gibt oan allweil an Trost!

* * *

Mei Göd und mei Godl
Sand kreuzbrave Leut,
Sö rafan nur allweil,
Aber nia habn ſ an Streit.

* * *

* Jetzt wir eng was dazähln
Vo da langer Elln,
Vo da kurzn Wocha,
Da hat mei Boda a Fadl agstocha.

* * *

* Schauts auſſi, wias regnt heund,
Schauts auſſi, wias goißt,
Schauts auſſi, wias Waſſer
Von Dach abaschoißt.

* * *

Mei Ähnl is a Fischer,
Hat allerweil gfischt,
Hat fleißi aufpaſst und
Ha nia nix dawischt.

* * *

I sing wiar i will und
I krah wiar a Hahn,
Weil i fein wiar a Dröscherl
Halt singa nit kann.

* * *

Für allas war zhelfa,
Alle Krankn wurdn gsund,
Wann ma nur d rechtn Kräutel
Na kenat und fundt!

* * *

Da Kirda der kimmt halt
Nur oamal im Jahr
Und kaam, daſs a da is —
Is a scho wieder gar!

vor solchen Leuten spielen zu können und vor denselben einmal ihr Allerbestes zu leisten suchen. Ich weiß recht gut, warum ich diese Bemerkungen mache, ich saß zu oft in Sonntag-Nachmittagsvorstellungen, zur Allerseelenzeit im „Müller und sein Kind", um nicht zu wissen, dass bei diesen Darstellungen die Schauspieler sich oft besser unterhalten, als die Zuschauer.

Das Raupach'sche Volksstück ist durch verständnislose und leichtfertige Darstellung geradezu oft entstellt, verdorben worden, so dass die in demselben enthaltene gute Moral ins Gegentheil umschlug.

Wenn wir im Theater nur erst wieder das Volk haben, dann kommt das Volksschauspiel von selbst, dann finden sich auch vielleicht wieder Dichter, die Volksstücke schreiben. Wenn die Tagespresse nur erst wieder ihre Parole aufhebt, gegen heimische Versuche doppelt strenge zu sein, dann findet vielleicht manch heimisches Talent den Muth und den richtigen vaterländischen Stoff, um im Sinne der eingangs angedeuteten Idee etwas Rechtes zu schaffen.

Rosegger.

In der Kunstausstellung.

Durch die Kunstausstellung schritt ich,
An den Schöpfungen der Künstler
Mich zu laben, zu vergessen
Des alltäglichen Getriebes.
Wenn ihr glaubt, dass dies so leicht sei,
Seid gewaltig ihr im Irrthum;
Nichts hält uns so fest in Banden,
Haftet zäher uns im Hirne,
Als die Sorgen ums Gemeine,
Dem wir täglich dienen müssen.
Drum erhebend wirkt ein Kunstwerk,
Das, nur innerem Drang entsprungen,
Nach Gewinn nicht ängstlich fragend,
Sich befreiend schuf der Meister.
Solches sucht ich, mir zur Freude.
Doch im ersten Saale fand ich
Eine Menge von Gemälden,
Die mich zur Bemerkung zwangen,
Wie es eigentlich doch seltsam,
Dass, was niemand sonst bewundert,
Oft bestaunt wird, wenn's gemalt ist;
Und Porträts, wo ich den Künstler
Musst' bedauern, der gezwungen,
Aufmerksam so Stund um Stunde
Solch ein ausdrucksloses Antlitz
Heimlich gähnend zu studieren!
Eine Büste auch von Marmor
Glänzte dort auf hohem Sockel,
Die ein Großindustrieller
Bilden ließ von seiner Gattin,
Um ein Denkmal seinem Reichthum
Hinzusetzen und zu gelten
Obendrein als Kunstmäcen noch.
Schamerröthend, doch begierig
Sah ich nun zwei junge Mädchen
Scheu sich wendend, ob bemerkt sie,
In das nächste Zimmer lugen,
Wo ein Rudel ält'rer Herren
Lärmend ausbrach in Entzücken.
Dies galt einem großen Bilde
Drauf ein schöner Frauenkörper
Sich in paradies'scher Nacktheit
Wohlig schmiegt in dunkle Pelze.
Mit den weißen, vollen Armen
Sucht die Schöne fernzuhalten
Einen Faun sich, doch ihr Auge
Blitzt gar lockend und begehrlich,
Ihr Bemühen Lügen strafend.
„Ei", sprach nun der Herren einer,
„Wie kamst du zu diesem Bilde?" —
„Dieses Bild? Das ließ ich malen.
Kennst ja doch die kleine Frieda.
Die Choristin? Ist charmant nicht
Sie in dieser Toilette?
Billiger als alle andern,
Ist dies schließlich doch die Schönste.
Hängt bei mir in meinem Zimmer —
Hinterm Vorhang nur gewöhnlich,
Wie ihr wohl begreifen werdet. —
Erst die Kleine nun dann mögt ihr
Auch bei Austern und Champagner
Mit der Wirklichkeit vergleichen!"
Ein Banquier war's, der gesprochen.
Hinter ihm, ganz unbeachtet,
Hieng ein überirdisch schönes
Bild der himmlischen Madonna.
Und ich wandte mich zum Gehen,
Weit're Scherze anzuhören
War ich wirklich nicht begierig.
Flüchtig und interessemüde
Streift' ich mit dem Blick die Bilder,
Die im Hintergrund des Saales
Mangelhaft beleuchtet hiengen,
Denn das beste Licht natürlich
War dem üppig schönen Weibe
Reichlich nur zutheil geworden.
Doch gefesselt fühlt' ich plötzlich
Heut zum erstenmal mein Auge.
Nicht gefesselt nur, ergriffen
Stand ich bald, und eine Fülle
Von Gedanken überkam mich.
Zwei Gemälde, gleich an Größe
Und an Rahmen, Gegenstücke,
Gegensätze konnt man's nennen,
Waren's, die mich so bewegten.
Eine Grubenkatastrophe
Stellte dar der Bilder eines.

in ihrem Passionsdrama, die Meranerbauern in ihrem Hoferspiele?

Das wären die Hauptbedenken, die sich hart und rücksichtslos dem so schönen patriotischen Versuche entgegenstellen würden.

Derlei Volksschauspiele haben vor allem ein sittliches Vorbild zu sein. Nun frage ich aber, hat unsere Steiermark denn keine Geschichtsepochen und Helden, die imstande wären, uns Nachkömmlinge ethisch zu erregen? Die Steiermark hat Großes für Deutschland und die westlichen Völker gethan, indem sie Jahrhunderte lang auf harter Wacht stand gegen den Erbfeind europäischer Cultur. Aber der Widerstand gegen die Türken war mehr passiver als activer Natur, daher ist er für dramatische Zwecke nicht geeignet. Der Lichtensteiner ist der Menge unverständlich. Die Geschichte der Grafen von Cilli wäre überaus dramatisch, allein inhaltlich für ein Volksschauspiel nicht geeignet. Die Reformationszeit hat in unserer Bevölkerung auch zu wenig Öl hinterlassen, um damit ein Flämmlein Begeisterung nähren zu können. Es findet sich bei uns nicht allzuviel Brennstoff. Oder sollten wir die nationalen Wirren an der Sprachgrenze dramatisieren? oder das Bauernabstiften in Steiermark? Jedes Land hat nicht einen Helden wie Andreas Hofer oder Peter Mayr, und manches, das einen haben will, muß sich ihn — dichten lassen. Allerdings macht die Kunst keinen Unterschied zwischen erdichteten und historischen Helden, aber das Volk macht einen, das Volk will schon früher vom Helden wissen und früher für ihn warm sein, bevor es ihn auf der Bühne sieht.

Einen aber hätten wir, der die richtige Popularität besitzt, der geliebt ist im ganzen Lande, für den Bauer und Bürger sich in gleichem Maße begeistern — es ist Erzherzog Johann von Österreich. Seine treue Liebe zur schlichten Bürgerstochter Anna von Aussee greift dem Volke ans Herz, und ein Dichter, der sich in diesem Gegenstande frei bewegen darf, wie es in späterer Zeit wohl möglich sein wird, schafft einst vielleicht ein dramatisches Idyll, bei welchem jedem Steirer das Herz aufgeht.

Wohin gehört aber die Aufführung eines Prinz-Johann-Spieles? Nach Aussee. Dort wären im Volke vielleicht auch die entsprechenden Kräfte zusammenzubringen. Eine größere Stadt würde sich für Volksschauspiele, ähnlich wie die zu Oberammergau und Meran, überhaupt nicht recht eignen, solche Spiele brauchen naive Künstler und naive Zuschauer.

Wenn Graz schauspielerisch für das Volk etwas thun will, so soll es im Stadttheater dem Volke Sonntagsvorstellungen zu billigen Preisen geben. Zu sehr billigen Preisen, der beste Platz nicht theurer als dreißig Kreuzer.

Welche Stücke? „König Lear", „Der Kaufmann von Venedig", „Wilhelm Tell", „Wallenstein", „Die Braut von Messina", „Die Ahnfrau", „Der Traum ein Leben", „Das Leben ein Traum", „Prinz von Homburg", „Das Käthchen von Heilbronn", „Die Perlenschnur", „Der Müller und sein Kind", „Der Erbförster", „Dorf und Stadt", „Der Verschwender", „Alpenkönig und Menschenfeind", „Der Meineidbauer", „Das vierte Gebot", „Der Pfarrer von Kirchfeld", „Heimg'funden", „s Nullerl", „Die Familie Schneck", „Das verlorne Paradies". Diese und ähnliche Stücke müssten dem Volke gegeben werden.

Dann noch etwas. Die Schauspieler müssten sich ihrer Aufgabe auch dem Sonntagspublicum gegenüber bewusst bleiben. Kein frivoles Sichgehenlassen! Sie müssten wissen, zu wem sie sprechen: zum naiven Menschen, der noch Empfänglichkeit hat für leidenschaftliches Pathos und herzenswarmen Humor. Um einen kleinen Abschwung zu machen: ich als Vorleser nehme mich nie mehr zusammen, bin von meinem Gegenstande nie wärmer beseelt, als wenn ich zum schlichten Volke spreche, welches man das „ungebildete" nennt, und nirgends erreiche ich eine so unmittelbare Wirkung, so dankbare Empfänglichkeit, als eben in diesem „ungebildeten" Volke. Die Schauspieler sollten sich glücklich schätzen, auch einmal

„Mein lieber, lieber, echter Freund!

Zu gedankenlahm bin ich, um Dir Deine goldenen Worte und Deine goldene Theilnahme in meiner — wie soll ich's nennen? — Hilflosigkeit und Haltlosigkeit, zu entgegnen. Gott vergelt's Dir! — Zu wem hätte ich sonst sprechen, zu wem so reden können, wie zu Dir, und wer hätte mir so gute Worte sagen können, wie Du? Ob ich jemals wieder werde fabeln können, d. h. leben mit Geist und Gemüth, und nicht nur mit den Muskeln, wer weiß das? Ich bin von der Unmöglichkeit überzeugt, in meinem dumpfen Schmerze — mir ist, — ja wie ist mir denn, mein guter Freund? als ob ich selber im Grabe läge — lebendig begraben, ohne sterben zu können — Ich sehe kein Licht um mich — keine Erde, keine Menschen — wie durch Wassernebel erscheint mir das Dasein. Man hat oft in alten Grüften Särge gefunden, wo eine Mutter mit ihrem Kinde begraben worden war — wie ein solches mitbegrabenes Wesen komme ich mir vor — nur haben sie die Seele mit in den Sarg gelegt, und den kleinen Körper über der Erde gelassen. Ach, lieber, lieber Freund, es kann doch nicht gar so lang dauern, so ein Leben? — Sich fassen, Mann sein — das ist alles recht — ich bin aber kein Mann, sondern bin ein dummes Kind gewesen bis heute — jetzt erst fühle und sehe ich, dass ich ein altgewordener Fratz bin — greisenhaft, lächerlich, unheimlich, unnütz — ein Gnome und kein Mensch. —

Meine Lebensgeschichte schreiben — das könnte ich vielleicht — denn das wäre kein Schriftstellern, es wäre ein Wiederdurchleben — aber wer würde es verlegen, und — wer lesen? Ich bin ja kein berühmter Mensch, nicht einmal ein Mensch, der „in der Mode“ ist oder sein Publicum hat. Betteln kann ich nicht, d. h. Gönner suchen, die mir helfen mit Gaben, ohne dass ich ihnen dafür etwas entgegengeben, etwas erwidern kann — ich habe das nie übers Herz gebracht, es ist mir ebenso unfassbar, wie das Schuldenmachen ohne Aussicht auf Wettmachen. Aus meinen Arbeiten rationellen, geregelten Nutzen ziehen, das habe ich nie verstanden. Was jetzt mit mir ist, daran bin ich allein schuld — nicht übervortheilt bin ich worden, sondern ich habe nie Vortheil gesucht. Wenn ich nur von heut auf morgen zu leben hatte, ohne jemandem zu Last zu fallen. Auch an die Reclame habe ich nie gedacht, und jene, die man einst für (!?) mich machte, hat mich mit Ekel davor erfüllt. — Aber weiterleben muss ich, und weiterschreiben kann ich nicht. Unterstützung kann ich nicht brauchen, solange ich Hände habe zur mechanischen Arbeit und solange mich nicht Siechthum willenlos macht — nur Arbeit suche ich, Beschäftigung, um mein Leben schlecht und recht weiterzutragen auf ehrliche Art, ohne jemandem zur Last zu fallen. Ich weiß, wenn Du mir einmal einen thatkräftigen Rath geben kannst, wirst Du's thun. Der Himmel der glücklichen Leute vergelte Dir Deine Güte für Deinen alten

Emil.“

Der Wille zum Frieden.

Von Richard Reuter.

Der letzte Congress in Rom*) und besonders die daran geknüpfte interparlamentarische Conferenz bedeuteten einen mächtigen und entscheidenden Schritt nach vorwärts zu dem erhabenen Ziele, dem Frieden eine neue Stütze zu schaffen — unendlich zuverlässiger als die bisherigen. Gerade jetzt ist es angezeigt, auf diesen Erfolg zurückzuschauen und daraus die Zuversicht zu schöpfen, dass auf diesem dem Friedenswillen der Völker Erfüllung verheißenden Wege unaufhaltsam vorgeschritten wird.

Bisher beruhte die Erhaltung des Friedens auf dem guten Willen der Regierungen und dem Geschicke der Di-

*) Dieser Aufsatz ist vor dem Congresse zu Bern verfasst worden. Die Red.

Rechts schier endlos eine Reihe
Bahren mit den armen Opfern.
Mit Gebeten scheint der Eine,
Gottergeben hingegangen,
Doch verzerrt von grausem Kampfe
Ist des andren Todtenantlitz,
Und die Augen, die kein Weib ihm
Zugedrückt in treuer Liebe,
Starren klagend auf zum Himmel.
Hier ein Alter, weiß an Haaren,
Kniet an seines Sohnes Leiche,
Dessen nimmermüde Hände
Ihn, den längst schon Arbeitsschwachen,
Noch im Leben festgehalten.
Thränenlos wirft dort ein Weib sich
Über den verlor'nen Gatten.
Irres Lachen zuckt hohnvoll
Um die festgeschloss'nen Lippen;
Zu den Wolken blickt sie fragend,
Und die Hand zeigt auf den Boden,
Auf die Vierzahl ihrer Kinder,
Die sich wimmernd, voll Entsetzen
In der Mutter Rock verstecken.
Gruppen von Verzweiflungsvollen
Ringen schluchzend ihre Hände,
Andre schauen stumm zur Erde,
Die ihr Liebstes hat gemordet.
Links beim Eingang zu dem Schachte,
Der so schwarz und unheildräuend
Aufgähnt gleich dem Thor des Hades,
Wo es heißt: „Ihr, die ihr eingeht,
Lasst hier sinken jede Hoffnung",
Stehen Männer, fest entschlossen,
Eig'nes Leben muthig wagend,
Um der Erde dunkeln Mächten
Wenigstens der Kameraden
Todte Körper zu entreißen.
Und ein stilles, doch beredtes
Lebewohl den Ihren winkend,
Unentwegt der Pflicht gehorchend
Schicken sie sich an, die Tapfern,
In den gift'gen Schoß der Erde
Abermals hinabzusteigen,
Wissend nicht, ob sie das gold'ne
Licht des Tags wohl wiedersehen.
Unbekümmert um den Jammer
Spielen blasse, mag're Kinder
Ernst, wie meist des Elends Sprossen,
Nackend halb, im Vordergrunde.
Alles in dem Bilde athmet
Eine einz'ge schwere Frage:
„Warum sind denn wir, wir Armen,
Die wir schwerer noch als and're
Unser Brot verdienen müssen,
Täglich gar anheimgegeben
Der Gefahr, auch unser Leben
Obendrein noch zu verlieren?
Leichter ist's, sich auf dem Schlachtfeld
Frisch im Feuer der Begeisterung
Einem Feind entgegenstürzen,
Der doch sichtbar ist dem Auge —
Und nicht alle Kugeln treffen.
Aber wir? Wir wissen's nimmer,
Welch ein Feind uns wohl umlauert,
Sicheres Verderben bringend;
Ob in wenigen Minuten
Felsen uns zu Boden schmettern,
Giftge Gase uns ersticken,
Feuer uns're Glieder senget
Oder Fluten uns umbranden;
Täglich dennoch kalten Blutes
Thun wir uns're Pflicht im Bergwerk.
Frieden tönt's von vieler Munde,
Allgemeiner Völkerfrieden!
Mag wohl sein, dass einst die Kriege
Von der Erde schwinden werden —
Doch des Krieges, den wir kämpfen
Mit den finsteren Gewalten,
Der unzähl'ge Opfer fordert,
Dessen wird man nicht gedenken!"
Dem „Warum", das aus dem Bilde
Mächtig zum Gemüthe dringet,
Scheint das zweite der Gemälde
Red und Antwort fast zu stehen:
Um den eich'nen Tisch, den großen,
Der bedeckt ist mit Papieren,
Sitzen die Verwaltungsräthe
Einer Actiengesellschaft.
Gar vergnüglich schmunzelnd manche,
An den dicken Fingern zählend
Und berechnend die Procente.
Und die feisten Wangen glänzen,
Und die kleinen Äuglein blinzeln
Zu dem Nachbarn dort zur Linken,
Der die gold'ne Tabaksdose
Ihm gemüthlich präsentieret.
Lüstern lächelnd prüft ein dritter
Die obscönen Miniaturen,
Die den goldenen Deckel schmücken.
Alle aber sind befriedigt
Von des letzten Jahrs Erträgnis,
Deutlich sagen's ihre Mienen.
Nur ermüdet scheinen ein'ge
Von der allzu schweren Arbeit
Der Berechnung des Gewinnes.
Ah! Da standen auch die Titel
Der bedeutungsvollen Bilder:
„Dividenden" hieß das zweite,
„Wie verdient die Dividenden
Werden", stand beim ersten Bilde.
Doch ich meine, diese dürften
Schwerlich reiche Gönner finden.

Jenny von Reuß-Hoernes.

Noch ein Brief Vacanos.

Wer wissen will, wie es dem Dichter Emil Vacano, der mit seinen Erzählungen tausende von Menschen erfrischt und ergötzt hat, in seiner letzten Lebenszeit ergangen ist, der lese noch den folgenden Brief an einen seiner Freunde. Der Brief datiert vom März 1890, aus der Zeit, als seine Mutter gestorben war.

sagenhafter Spuk in der äußersten Ferne des Gesichtskreises erscheinen. Freilich, es hat auch seit achtzehnhundert und neunzig Jahren keinen erhabeneren Gedanken in der Welt gegeben.

Es ist allerdings nicht zu leugnen, dass die Art, wie die Völkerfriedensbestrebungen in früheren Jahren betrieben wurden, dem Vorwurfe der Phantasterei und Utopie durch Form und Inhalt hie und da eine Handhabe boten. Gerade nun in dieser Beziehung stellt der letzte Friedenscongress zu Rom einen gewaltigen Fortschritt, ja geradezu einen Wende- und neuen Ausgangspunkt der Völkerfriedensbestrebungen dar. Was diesen Congress vor früheren Versammlungen und seine Kundgebungen vor früheren Kundgebungen auszeichnete, war seine Zusammensetzung und der infolge derselben in seinen Verhandlungen herrschende praktisch-staatsmännische Geist. Den tonangebenden Mittel- und Schwerpunkt des Congresses bildete eine Gruppe von Männern, deren theilweiser oder ausschließlicher Beruf die Befassung mit der praktischen Politik ist, und deren Mitarbeit also von selbst dahin führte, dass anstatt eines absolut hohen und glänzenden Zieles vielmehr ein solches gesteckt wurde, zu welchem es einen betretbaren Weg gibt. Von besonderer Bedeutung aber war das Erscheinen deutscher praktischer Politiker, deutscher Parlamentarier. Nicht sowohl wegen der ja für die Friedensbestrebungen selbstverständlich stark ins Gewicht fallenden geographischen Lage und politischen und militärischen Machtstellung des deutschen Reiches, sondern weil damit eine ganz neue Kraft in die Bewegung eintrat, die Kraft eben dieser Bewegung damit aufs Nachdrücklichste bezeugend. Das deutsche Volk hatte sich internationalen Bewegungen politischen Charakters, welche aus der Mitte der Völker ohne die Mitwirkung der Regierungen oder gar im Gegensatze zu diesen hervorgiengen, bis dahin völlig fern gehalten; wer daran theilnahm, wurde in den bekannten „besseren“ Kreisen nicht „ernst“ genommen. Es war halb der allgemeine Mangel an politischer Initiative, das Erbtheil trauriger vergangener Zeiten, welcher dieser Scheu und Enthaltsamkeit zu Grunde lag; mehr noch die in Deutschland zäher als anderswo festgehaltene patriarchalische Vorstellung, dass das Volk, und nun gar nach außen hin, ohne die Führerschaft der Regierung nichts bedeutet. Diese Gewohnheit und diese Vorstellung waren mit dem Erscheinen einer Gruppe von Mitgliedern des deutschen Reichstags, und zwar mit herzlicher Zustimmung der hinter ihnen und ihren Gesinnungsgenossen stehenden Wählerschaften, auf dem Congresse in Rom ein für allemal durchbrochen: das deutsche Volk als solches, und zwar ohne die Regierung, erschien damit zum erstenmale als selbständiges Element, actionsfähig und actionslustig auf der großen Bühne der Weltereignisse. An dem erhabenen Gedanken, den Frieden auf die Erkenntnis und den Willen der Völker zu gründen, haben sich zum erstenmale das von dem früheren Druck frei gewordene politische Bewusstsein und die neue politische Actionsfähigkeit des deutschen Volkes entzündet und hervorgewagt.

Ja, in mehr als einer Beziehung bildet der Congress in Rom einen Wende- und neuen glückverheißenden Ausgangspunkt in der jungen Geschichte der Völkerfriedensbestrebungen. Aber der erste, noch so helle Blick der Sonne durch dicken Nebel und schwere Wolkenmassen bedeutet noch nicht den endgiltigen Sieg des Tages und die ungestörte Herrschaft des Lichtes; am allerwenigsten da, wo es die Überwindung eingewurzelter Denk- und Anschauungsgewohnheiten, durch die bestehenden Thatsachen unterstützter Vorurtheile und selbstsüchtiger, gemein- und menschheitswidriger Interessen gilt. Die offene, noch so heftige Feindschaft der erklärten Gegner ist noch das kleinere Übel; denn diese bildet zugleich den beweisenden Maßstab für die Größe der Sache und ermuthigt und befeuert zum weiteren Geisteskampfe. Schlimmer und trauriger ist die Lauheit und der Zweifel-

plomatie; im letzten Falle hie und da daneben auf dem allgemeinen, mittelbaren, weder in seiner Form organisierten, noch mit einer bestimmten Rechtswirkung ausgerüsteten und daher höchst unsicheren Einflusse der mit sich selbst meist nicht ins Reine gekommenen öffentlichen Meinung. Das Ergebnis dieses Zustandes liegt in mehr als wünschenswerther Klarheit vor aller Augen. Es ist die tausendjährige Leidensgeschichte der Völker, der civilisierten wie der uncivilisierten, eine umso grauenvollere und hässlichere Leidensgeschichte, als die Völker selbst sich gierig und stolz zeigten, sich in trauriger Kurzsichtigkeit zu Werkzeugen ihrer eigenen Leiden um eingebildeter Vortheile willen zu machen, oder in noch traurigerer, unwürdigerer Verblendung um fremder Zwecke willen, zu ihrem eigenen Schaden machen zu lassen, so dass zu dem Mitleide sich Missachtung und Abscheu gesellt. Es ist eine unabsehbare Reihe von Kriegen bis auf die jüngste Vergangenheit hinunter, welche mit ihren Blutströmen, Leichenhügeln, Aschenhaufen und dem weiteren unendlichen Jammer in ihrem Gefolge, oft genug auf beiden Seiten das Werk äußerster Bosheit und Frivolität waren. Es ist in neuerster Zeit eine der Früchte der friedlichen Arbeit der Völker verschlingende, das Mark ihres Wohlstandes ausdörrende, dauernde Kriegsrüstung, deren Druck schon mehr als einmal den verzweifelnden Wunsch nach einem die Lage klärenden Kriege, ja noch einer förmlichen Katastrophe, nach einem europäischen Brande erzeugt hat, in der freilich eitlen und stets grausam enttäuschten Hoffnung, dass es dann wenigstens den Geretteten und Überlebenden gestattet sein werde, ihr Dasein und den Lohn ihres geistigen und materiellen Schaffens in einiger Ruhe, Sicherheit und Freiheit zu genießen. Aber es gibt glücklicherweise eine bessere Hoffnung. Es gibt ein Mittel gegen das Gift des Krieges, welches nicht ein das Völkerleben zerrüttendes und schließlich doch wirkungsloses Gegengift, sondern ein Stärke und Wohlsein erzeugendes Mannah ist, eine echte, rechte Himmelsspeise, weil es aus denjenigen Dingen zusammengesetzt ist, welche den Menschen an den Himmel knüpfen: aus Erkenntnis, Vernunft, Selbstbeherrschung, Rechtsgefühl und Liebe. Dieses Mittel ist die Erweckung des auf den wahren Interessen der Völker begründeten wahren Willens der Völker zum mächtigen, ausschlaggebenden Factor auf dem Gebiete der Entscheidung über Krieg und Frieden, auf welchem bisher die Regierungen und die Diplomatie sich anmaßten, das Wort ausschließlich führen zu dürfen.

Ein neuer Gedanke müsste schon unbändig platt und öde sein, wenn ihm nicht alsbald die Worte Phantasterei und Utopie entgegenschallen sollen, ausgestoßen auf der einen Seite von denen, deren Blick aus Gewohnheit oder constitutoneller Anlage nicht über ihre Nasenspitze hinausreicht; auf der andern Seite von denen welche nicht weiter zu sehen wünschen, weil sie jenseits dieser Grenze Dinge erblicken würden, welche nicht mit ihren engherzigen Sonderinteressen übereinstimmen, und welche vor allen Dingen eifrig beflissen sind, jeden Blick eines dritten, der sich unbefugterweise dorthin verirren könnte, rechtzeitig abzufangen und abzulenken. Was Selbstsucht und Beschränkung in dieser Hinsicht leisten können, welche Fähigkeit sie besitzen, aus Häckfel, Sand, Spinnewebe und Mondschein sich Gründe zurecht zu construieren, dafür haben die Einsendungen, mit denen die Freunde des Kriegs uns beehrt haben, einige Beispiele geliefert, welche an erster Stelle allerdings belustigend wirkten. Schwerlich aber sind jemals einem neuen und großen Gedanken die Phantasterei und Utopie häufiger, lauter, höhnischer und auch erbitterter und gehässiger entgegengerufen worden, als dem, die unmittelbaren Interessen und den unmittelbaren Willen der Völker zu Hütern des Friedens zu machen, und damit den Krieg und die Kriegsgefahr weiter und weiter in den Hintergrund zu drängen, bis sie einem späteren und glücklicheren Geschlechte nur noch in verschwimmender Nebelgestalt als

weil niemand sich für ihren Inhalt mit vollem Herzen interessiert. Auch in jenen Blättern ist manchmal ein fremdartiger Ton angeschlagen worden, ein Ton der Zurückhaltung und des Zweifels und selbst der Ironie und des leisen Spottes, als ob auch hier der Wunsch vorhanden wäre, sich von dem Verdachte der Utopie zu reinigen. Diese Presse hat allerdings damit der einen Seite ihres Berufes genügt, nämlich der, die öffentliche Meinung wiederzuspiegeln. Nun ist die Frage, ob dieser Fall nicht einer derjenigen ist, wo vor allen Dingen die andere und edlere Seite des Berufs der Presse, nämlich die Leitung und Heranbildung der öffentlichen Meinung, zu erfüllen gewesen wäre. Die „Wortführer" der Nation dürfen nicht darauf warten, dass der Gedanke des Völkerfriedens den breiten Schichten der Bevölkerung von selbst in Fleisch und Blut übergehe und ihnen dann die leichte und dankbare Arbeit des Wiederspiegelns, des Aussprechens, was Millionen denken, obliegt; wenn sie es ernst mit ihrem Berufe und ihrer Pflicht meinen, müssen sie sich der schwereren und weniger dankbaren, oft verkannten Arbeit hingeben, das zu predigen, was die einen nur schwer verstehen, die anderen nicht verstehen wollen. Es ist nichts Einfaches und nichts Leichtes und Bequemes, und nichts, wobei billige Lorbeeren zu holen sind, nur die Vertretung und Verbreitung eines neuen und erhabenen Gedankens.

Aber wenn die Arbeit schwer ist, und wenn die Völkerfriedensbestrebungen auf keine Thatsachen und thatsächlichen Erfahrungen als Beweise der Möglichkeit des Erfolges sich stützen können, so sind doch die Grundlagen, der Stoff, die Mittel und das Ziel der Arbeit vom großen Völkerfrieden durchaus thatsächlicher Natur. Der heillose Druck der bestehenden Zustände in Krieg und Frieden; die wahren, durch neun unter zehn der bisherigen Kriegsunternehmungen auf beiden Seiten arg und fruchtlos geschädigten Interessen der Völker; die weit, viel weiter als gemeinhin angenommen wird, gehende Solidarität und Gleichheit dieser Interessen; die unwürdige, laut zum Himmel nach Abhilfe schreiende Heuchelei und Barbarei, welche darin liegt, daß die zwingendsten, dem einzelnen Menschen jedes Stammes gegenüber anerkannten Gebote des Rechts, der Sittlichkeit und der christlichen Liebe dem fremden Staate und Volke gegenüber verleugnet und diesem gegenüber Mittel angewandt werden, welche kaum einem widerspenstigen und bösartigen Thiere gegenüber zuläßig erscheinen; der auf dem Grunde der Volksseele schlummernde Wunsch und Wille zum Bessern: das sind die sehr thatsächlichen Grundlagen und die Stoffe der Arbeit am Völkerfrieden. Die helle Beleuchtung dieser wahren Völkerinteressen und ihre Solidarität, sowie ihres Gegensatzes zur Barbarei des Krieges; die Forderung, Verbreitung und Vertiefung der Erkenntnis davon; die Erweckung und, was nöthig ist, die Aufstachelung des dieser Erkenntnis entsprechenden Willens; die Organisierung desselben; die Erzeugung des Bewusstseins von der Unwiderstehlichkeit des so zur Klarheit gekommenen und organisierten Willens; die Anweisung für den richtigen Gebrauch desselben: das sind der Weg und die Mittel der Arbeit. Wo ist in dieser Reihe von Thatsachen und Absichten, von Mitteln und Zwecken etwas Unwahres und Unmögliches, etwas Phantastisches und Utopistisches, etwas über die der menschlichen Thätigkeit und ihren Erfolgen gezogenen Schranken Hinausgehendes? Wer kann darin einen Punkt entdecken, welcher Muthlosigkeit rechtfertigt, zum Spott und Hohn herausfordert, die Verweigerung der Mitarbeit gestattet? Dem verstockten bösen Willen, oder der kläglichen Unfähigkeit, sich aus dem trüben Dunste des Seienden in den reinen Luftkreis dessen, was sein sollte und sein könnte, sich zu erheben, mag dies gelingen. Sonst niemandem.

---

sinn der Freunde, weil sie die Lust am Werke lähmen, wenngleich auch sie nur ein regelmäßiges und, wie es nach so vielen früheren Erfahrungen scheint, unvermeidliches Übel sind, über welche sich der überzeugte Anhänger der großen Sache hinwegsetzen muss, kann und wird. Auch der Gedanke des Völkerfriedens hat mit dieser Lauheit und Zweifelsucht zu kämpfen, und manche Hoffnung, welche sich an den Congress und seinen imposanten Verlauf knüpfte, manche Hoffnung, dass von nun an wenigstens eine ununterbrochene, frische und fröhliche Arbeit mit stetig steigender Zahl der Mitwirkenden begonnen haben werde, mag schon hie und da dem Gefühle der Enttäuschung ausgesetzt gewesen sein. Der feurige, sich und andere hinreißende Glaube an die große Sache ist nach wie vor auf einen sehr engen Kreis beschränkt; in der großen Masse der Anhänger und Vertreter erscheint er zu einem oft sehr platonischen Wohlwollen abgeschwächt; der Blick ist für die sich ihm entgegenthürmenden Hindernisse und Schwierigkeiten allzu misstrauisch geschärft; die Ansicht, dass in dem Gedanken des Völkerfriedens immerhin ein Stückchen Utopie stecke, blickt überall hindurch und mehr als einer glaubt diese Ansicht festhalten oder sich wenigstens vor der Öffentlichkeit zu ihr bekennen zu müssen, um sich vor sich selbst und anderen als „praktischer“, über schwärmerische Theorien und Phantasien erhabener Mann fühlen zu können. Es ist freilich kaum anders möglich. Die Völker sind nicht nur daran gewöhnt, den Krieg als etwas Nothwendiges und Unvermeidliches zu betrachten, wogegen sie selbst am allerwenigsten etwas zu thun imstande sind, sondern es gibt auch auf dem ganzen Erdenrunde, auf dem ganzen ungeheueren Felde der geschichtlichen Thatsachen und Erfahrungen absolut keine sicht- und fassbare Unterlage für die entgegengesetzte Vorstellung. Dieselbe muss thatsächlich aus der Luft gegriffen und mit Hilfe der abstracten Speculation als ein ganz neues Zukunftsbild construiert werden, an ein solches aber im Gegensatze zu allen bisherigen Thatsachen unbeirrt und unverbrüchlich zu glauben, ist nur Geistern von einer über das Alltägliche und den Durchschnitt hinausreichenden Kraft möglich.

Aber umsomehr Lauheit und Zweifelsinn im großen Publicum bis zu einem gewissen Grade natürlich sind, umsomehr wäre es Sache der Wortführer des Volkes, soweit dieselben sich dem Friedensgedanken ergeben haben, dieser Lauheit ununterbrochen und systematisch entgegenzuwirken und sie in siegesgewisse Zuversicht zu verwandeln. Vor allen anderen würde diese Pflicht also der Presse obliegen, welche ja sonst stets so bereit ist, den Namen der Wortführerin der öffentlichen Meinung in Anspruch zu nehmen. Für diese, soweit sie sich nicht zur Bekämpfung des großen Gedankens verkauft hat, ist es geradezu ein Theil, und ein wie hervorragender! — ihres Berufes, sich selbst mit dieser Zuversicht, und wenn nöthig, durch einen besonderen Entschluss und eine besondere Willensanstrengung zu erfüllen, um sie von sich aus in die Köpfe und Herzen ihrer Leser zu verbreiten. Aber gerade in diesem Punkte bleibt sehr viel zu wünschen übrig. Ein großer Theil der Presse hat sich laut und offen zu den Volksfriedensbestrebungen bekannt. Die in dieser Presse enthaltenen Begrüßungen des Congresses und die Nachrufe an denselben waren gewiss aufrichtig gemeint. Aber es fehlte, mit kaum einer Ausnahme, die fortgesetzte Pflege des Völkerfriedensgedankens, es fehlte die fortdauernde Erinnerung daran bei jeder der so häufig bei Besprechung der Tagesereignisse sich bietenden Gelegenheit, wie die von Zeit zu Zeit mit einer gewissen Regelmäßgkeit gebrachten längeren und eingehenderen Ausführungen. Jene schwungvollen Artikel erinnern allzusehr an gewisse officielle und conventionelle Festansprachen, welche ja ganz ernsthaft vorgetragen und ganz ernsthaft angehört werden, auf welche aber, wenn sie glücklich absolviert sind, nachher in der Unterhaltung doch niemand zurückkommt,

herausgehen, bis wir den allerletzten Häller bezahlt hätten. Der Kerker in welchem wir liegen, ist eine feuerige Kruft in der Erden welche so voller Greul, Unrath, und sehr übel stinket, daß es nicht zu beschreiben, noch zu glauben ist, dann die Peinen, so wir leiden, seynd, so groß, so vielfältig, und so erschrecklich, daß, wann wir alles Papier der ganzen Welt allhier hätten, wir dennoch nicht alle auf dieß Papier bringen können. Denn es ist schier keine von uns, welche nicht stündlich mehr dann hunderterley Marter müsse leiden, und nach Vollendung deren wieder auf ein neues gepeiniget werden. Etliche von uns werden an Bratspiessen gebraten, etliche in Kesseln gesotten, etliche in Backöfen gebrennt, etliche in geschmolzen Erz gesenkt, etliche unter glühenden Kohlen verscharret, etliche an den Füssen aufgehängt, etliche mit Gallen getränkt, etliche mit Krotten gespeißt, etliche mit geschmolzenem Bley übergossen, etliche mit Beilen zerhackt, etliche mit Hakken zerfetzet, etliche mit Messern geschunden, etliche mit Nägeln angeheftet, etliche mit Schlangen umwickelt, etliche von Drachen umfangen, etliche von Krotten gebissen, etliche von Maden zerbissen, etliche von den Teufeln zerschlagen, und in Summa mit solchen Peinen gepeiniget, dergleichen auf Erden nicht gesehen, noch erdacht worden. Alle diese Peinen muß schier eine jede Seel von uns fast alle Stunden leiden, und wann diese Peinen vollendet sind, so fangen die leidigen Teufel wieder auf ein neues mit uns an. Es seynd auch die Peinen nicht nur so groß, wie dergleichen Peinen auch der Welt seynd: Sondern die allergeringste von allen ist schmerzlicher als die allergrößte auf Erden: Dann euer Feuer ist nur wie eine Flamme eines Papierleins gegen unserm Feuer zu rechnen: und die allergrößte Pein bey euch wird hie bei uns für eine Erquickung geacht. In allen unseren Schmerzen haben wir nicht einen Augenblick Ruhe, sondern werden immerdar von einer Marter zu der andern gezogen, wir haben zwar miteinander großes Mitleiden es kann aber keine der andern, noch sich selbsten helfen. Wir rufen mit viel tausend Seufzer zu Gott, es scheint aber als wann er seine Ohren für unser Gebeth verstopfet. Wir rufen zwar zu der Welt, und zu unsern lieben Freunden, wir seynd aber so weit von ihnen abgesondert, daß sie unser Weinen und Klagen nicht hören können. Darum haben wir gedacht, wir wollen diesen Brief schreiben, und denselben vielmahlen approbirt durch unsere liebe Schutzengel in alle Ort der Christenheit senden. An diesem Brief haben wir viel Jahr und Tag geschrieben, weil wir wegen Bosheit der bösen Feinden nicht so viel Zeit könnten haben, selbigen zu verfertigen. In diesem Brief haben wir zwar etwas von unserm Elend gemeldet: aber nicht den tausenden Theil, wie es in der Wahrheit ist. Dann was wir hier leiden, mag keine menschliche Zung auszusprechen, noch ein irdischer Verstand sich auf einige Weiß einbilden kann. Ach erbarmet euch doch unser, o lieben Freunde! und habt Mitleiden mit unser äußersten Noth und Qual. Wir klagen euch unser höchstes Elend mit weinenden Augen, und bitten euch, kommt uns zu Hilf, ihr könnt uns helfen, wann ihr nur wollt: und zwar mit geringer Mühe. Ach bethet bisweilen für uns einen Rosenkranz, eine Litaney. Oder sprecht mit einem herzlichen Seufzer: O Herr! gieb ihnen die ewige Ruhe. Dieses geringe Gebetlein, wie alle dergleichen Schluß-Gebetlein seind uns sehr tröstlich, und bringen uns eine Linderung in unserer Qual. Dann es ist kein so geringes gutes Werk auf Erden, welches der gütige Gott nicht mit großem Dank annehme, und uns zu unserer Erlösung lasse gereichen.

Wir begehren dieses alles nicht vergebens von euch, sondern wollen es euch tausendfältig wieder vergelten. In allen euren Nöthen wollen wir euch treulich beystehen. In euern Tod wollen wir euch trösten und für den leidigen Satan beschützen. Wann ihr nach eurem Tod in dieses Ort der Qual kommen sollet, so werden

Der Sammler und die Sammlerin.

Es war einmal ein Kenner und Sammler. Als Knabe hatte er Schmetterlinge gesammelt und war hinausgezogen mit Netz und Nadeln und hatte die Sommervögel gejagt und sie des Nachts mit Laternenlicht gelockt und sie am Ende immer aufgespießt mit spitzen Nadeln und festgesteckt auf kleinen Korkstückchen.

Als er aber groß geworden war, sammelte er die untersten Nackenlöckchen schöner Weiber. Er zog aus mit allen Waffen der Frauenpirsch und jagte des Tags mit goldenen Netzen und lockte des Nachts mit Ampellicht.

Eines Abends traf er auf die schöne Bus. Er jagte sie und lockte sie einhundert und dreißig Tage und Nächte lang. Er sang um sie und lief um sie, er sprang um sie und ermattete um sie. Was er aber sang, das tönte von Liebe und Liebesleid.

Endlich einmal zu später Stunde ließ sie sich locken vom Lichte der Ampel. Sie lag in seinen Armen einhundert und dreißig Stunden lang. Die schöne Bus hatte ihren linken Arm um seinen Nacken geschlungen und ihre rechte Hand spielte mit seinem Bart. Der Sammler aber liebkoste sie im Nacken und schnitt mit seinem Scheerchen das unterste Löckchen ab.

Als er das in seinem Besitz und es mit einem rothen Seidenband umwunden hatte, streckte er sich und sang nicht mehr und sagte:

„Jetzt will ich dir die Wahrheit sagen, liebe kleine Bus. Ich bin nämlich kein armer Amateur, sondern ein reicher Kenner und Sammler. Hier das Löckchen kommt in meinen Kasten. Es hat doch nicht weh gethan?“

Da hielt ihm die schöne Bus lächelnd sein rechtes Schnurrbartende vor die Augen.

„Du hast mich wohl für eine arme Liebhaberin gehalten, mein Schatz? Da muss ich doch bitten! Ich bin auch Sammlerin. Ich hoffe, es hat nicht weh gethan.“

Und beide, der Sammler und die Sammlerin, lachten noch lange über das lustige Zusammentreffen.

Als aber jedes wieder allein war, machte es ein verzweifeltes Gesicht. Denn beide waren eigentlich doch keine Sammler, sondern Sucher und arme, unglückliche Liebhaber.

(Magazin.) Fritz Mauthner.

Ein Sendschreiben aus dem Fegefeuer.

Wenn das vorliegende „Sendschreiben“ an dieser Stelle Platz findet, so geschieht es aus keinem anderen Grunde, als dem des culturgeschichtlichen Interesses. Das „Sendschreiben“ entstammt wohl einer früheren Zeit, ist aber noch gegenwärtig im Landvolke verbreitet und wird für ernst genommen. Beigefügt soll nur werden, dass unsere Geistlichkeit solchen Producten fernesteht.

Send-Schreiben der armen Seelen im Fegfeuer durch ihre heiligen Schutzengeln an alle Christen gesendet.

Vielgeliebte Brüder und Schwestern!

Wir arme hochbedrängte Seelen des Fegfeuers, senden euch durch unsere Schutz-Engeln einen freundlichen Gruß, und wünschen euch alles Heil. Wir thun euch zu wissen, wie daß, nachdem wir uns der Welt abgeschieden, und vor Gottes Gericht seyn gestellt worden und wir vor Ihm wegen unseren Thun und Lassen gar strenge Rechenschaft mußten geben, wir in gar vielen Dingen strafmäßig befunden worden. Weswegen er über uns ergrimmet, und uns mit gebundenen Händen und Füssen lassen in die Finsterniß werfen, und denen grimmigen leidigen Teufeln zu peinigen übergeben: Er hat uns auch dabey geschworen daß wir nicht ehender aus der Finsterniß würden

stämmen in den Provinzen Österreich-Ungarns im kleineren Maßstabe. Dem von den Polen bedrohten deutschen Elemente begegnen wir im verzweifelten Kampfe gegen Niedertracht, Heuchelei, Liederlichkeit und Gewaltthat im Romane: „Vom deutschen Stamme“, während die „Rufer im Streite“ den Kampfplatz nach Ungarn verlegen, wo der Strauß zwischen Sachsen und Magyaren mit denselben ungleichen Waffen ausgefochten wird, die wir überall in Österreich beim Aneinanderprallen des deutschen mit den ihm feindlichen Elementen beobachten können. Was diesen Romanen ihren unbestrittenen künstlerischen Wert verliehen hat, ist der Abgang dessen, was doch so nahe gelegen hat: die aufdringliche Tendenz. Die Tendenz ergibt sich erst aus den vorgefundenen Verhältnissen, den Charaktern und der Handlung. Die Wirkung ist umso überwältigender, als Schifkorn das Terrain sehr gut kennt, nicht übertreibt, stets maßvoll bleibt und sich nicht auf die Abwege des Naturalismus locken lässt. „Ein Kleeblatt“ führt uns den wüthenden Deutschenhass des aufstrebenden Slovenenthums vor Augen und das uns heute vorliegende Buch „Unter südlichem Himmel“ wendet sich gegen den Terrorismus, der in Triest mit einer wahrhaft rührenden Unkenntnis der eigenen Lage in verbohrter und bornierter Weise von zweifacher Seite, und zwar einer italianisierenden und einer slavischen, dem deutschen, erhaltenden und errettenden Elemente gegenüber angewendet wird. Der Leser wird auch in die Mysterien der Bombenbüberei und der Verhimmelung des Verbrecherthums eingeweiht. Dieser Roman ist reich an schönen Naturschilderungen, die der wunderbaren Lage dieser Seestadt vollkommen gerecht werden. Auch hier erkennt der Verfasser das sich vorfindende Gute auch im anderen Volksstamme an und ist nicht blind gegen die Schwächen des eigenen. Für den Helden jedoch, an dessen Lebenslauf, Kämpfen, Fährlichkeiten und endlichem Siege sich alle anderen Begebenheiten als Staffage gruppieren, müssen wir in diesem Werke die Idee substituieren, dass das deutsche Element dem betreffenden bankerotten slavisch-italienischen Compagnie-Geschäft frische Lebenskraft verleiht. — Mancher Leser wird im angeführten Roman-Cyclus unsere Tschechen vermissen. Unser Autor hat ihrer nicht vergessen, denn der fünfte Theil des Cyclus sollte das Verhältnis zwischen den Tschechen und Deutschen Böhmens in einer historischen Parallele zur Zeit des dreißigjährigen Krieges behandeln, — sollte, da unseres Wissens dieses Werk noch nicht das Licht der Öffentlichkeit erblickt hat, obschon es berufene Kritiker, welche Gelegenheit zur Einsichtnahme in das Manuscript hatten, das reifste Werk Schifkorns nennen. In Deutschland begegnet der Roman confessionellen Bedenken und in Österreich, wo solche Bedenken weniger maßgebend sind, ist man trotz des erbitterten Kampfes zur Unterstützung des nationaldeutschen Schriftthums weniger geneigt. Doch wir wollen hoffen, dass, während diese Zeilen geschrieben werden, die Bedenken hie und die Engherzigkeit und Knauserei da schwinden und wir uns dieser neuesten Publication bald erfreuen werden.

—tt—

Raut'n und Rosmarin. Geschichten und Skizzen aus Tirol von J. C. Platter. Mit Bildern von W. Humer. (Innsbruck, A. Edlinger. 1892.)

Dem Schriftthume in den Alpen dürfen wir unser erhöhtes Interesse zuwenden; dasselbe kann sich messen mit den neueren Erscheinungen des deutschen Nordens. Das obengenannte Büchlein führt uns ein vollwichtiger Gewährsmann vor, Professor J. von Zingerle, einer der besten Kenner Tirols. Zingerle sagt, dass Platter in diesem Buche das Tiroler Volk geschildert habe, wie es leibt und lebt, mit seiner Lust und seinem Leid, mit seiner Laune und seinem Hange zur Schwermuth. Humor und Melancholie des Tirolervolkes ist ohne Ziererei und Effecthascherei gegeben, wir finden da keine Schnitzer, wie solches bei fremden Schriftstellern klangvollsten Namens, die über Tirol schreiben, oft genug vorkommt. Die Erzählungen selbst bieten bunten Wechsel. Wenn auch die Volksschilderungen freilich nicht an die von Karl Wolf heranreichen, so haben die Geschichten doch stets etwas Packendes, Fesselndes und Merkwürdiges zu sagen. An anderer Stelle kann der „Heimgarten“ vielleicht ein gutes Beispiel bringen von Platters Erzählungsgabe.

M.

Franz Keim, der treffliche vaterländische Dichter, dessen „Mephistopheles in Rom“ der Heimgarten vor einiger Zeit zu würdigen Gelegenheit hatte, ließ zwei neue dramatische Arbeiten folgen: „**Der Schmied von Rolandseck**“, Volksschauspiel in drei Aufzügen, und „**Das Steinfeldmärchen**“, ein Schauspiel in fünf Acten, welche alle Vorzüge dieser starken Kraft aufweisen. Das letztere Stück ist zur siebenhundertjährigen Jubelfeier in Wiener-Neustadt als Festspiel mit großem Erfolge aufgeführt worden; wir glauben, es würden auch andere Theater-Directoren an ihrer Ehre und selbst an ihrem geschäftlichen Gewissen sich nichts vergeben, wenn sie die Stücke des St. Pöltener Poeten zur Aufführung brächten.

M.

wir theilhaftig erzeugen, daß wir euere treue Freunde sind. Dann weil wir leider! jetzt erfahren, wie erschrecklich und grausam die Peinen des Fegfeuers sind, so werden wir desto größer Mitleiden mit euch tragen, und desto eifriger für euere Erlösung anhalten. Diese unsere treue Versprechung wird euch hoffentlich dahin bewegen, daß wir uns wo nicht um Unsertwillen dannoch um euertwillen mit allem Ernste werdet zu Hilf kommen. Dieses haben wir euch kürzlich wollen zuschreiben in unserer großen Noth, eure Hilf begehren. Ey so erhört unser demüthiges und freundliches Bitten, erlöset uns aus diesem feuerigen Kerker. Den Datum dieses Briefs können wir nicht setzen, weil allhier eine immerwährende Nacht, und kein Tag ist, so können wir gar keinen Tag noch Stund benennen. Bedenket dieser Brief seye in derjenigen Stund geschrieben, da ein jeder ihn gelesen hat; und kommet uns desto eher und eifriger zu Hilfe weil unsere Pein noch frisch ist, und noch immerdar währet.

Schlüßlich bitten wir, ihr wollet uns durch eure, oder unsere heilige Schutz-Engeln lassen wissen, ob ihr dieses unser Klag Schreiben empfangen habet, und ob wir uns eines Seccurs von euch haben zu trösten.

Lebet wohl, und seyd von uns allen und jeden aus euren treuherzigsten Brüdern und Schwestern zu tausendmal herzlich gegrüßt: viele hundert und tausend gute Nacht.

Alle und jede arme hochbedrängte Seele des Fegfeuers.

Dieser Brief ist gefunden worden zu Cölln am Rhein in unser lieben Frauen Kirchen.

Euer allergetreueste, zugleich auch allerarmseligste Brüder und Schwestern.

Das erstemal gedruckt zu Cölln am Rhein im Jahr Christi 1726.

's Haimatgsang.

In innviertler Mundart von
Franz Stelzhamer.

Haimatland, Haimatland!
Han di so gern,
Wier a Kinderl sein Mueder,
A Hünderl sein'n Herrn.

Duris Thal bin i glaffen,
Afn Höchel bin i glögn,
Und dei Sunn had mi trickert,
Wann mi gnötzt had dein Rögn.

Dein Hitz is nöt z' grimmi,
Nöt z' groaß is dein Frost,
Ünsa Traubben haißt: Hopfen,
Ünsa Wein nennt ma: Most.

Und zun Bier und zun Most
Schmöckt a kräftige Kost,
Und dö wachst olli Jahr,
Mit da Naoth hads kain Gfahr!

Deine Bam, deine Staudna
Sand graoß worn mit mir,
Und sö blüehn schen und tragn,
Und sagn: Machs azwie mir!

Am schenern machts Bacherl,
Laft ollweil thala,
Awas Herz, vo wos auarinnt,
's Herz lassts da.

Und i und dö Bachquell
San Böder und Maihm:
Treibts mi wodawöll uma
Mein Herz is dahaim.

Dahaim is dahaim,
Wannst nöt furt mueßt, so bleib;
Denn d' Haimat is entha
Da zweit Muedaleib.

Bücher.

Unter südlichem Himmel. Roman von Ferd. Schifkorn. (Deutsche Verlagsanstalt. Stuttgart. Leipzig. Berlin. Wien.)

Unter den streitbaren Dichtern in Österreich, die den Kampf des Deutschthums um sein nationales Dasein aufgenommen haben, verdient Ferdinand Schifkorn in erster Reihe genannt zu werden. Es sind nicht vereinzelte Schlachtrufe, die er ertönen läßt, nicht vereinzelte Hiebe, die er austheilt, er hat sich einen ganzen Feldzugsplan ersonnen, nach dem er in Massen vorgeht. Ist ein Vergleich erlaubt zwischen Helden des Schwertes und der Feder, so möchten wir behaupten, er habe sich zum Kriegsschauplatze die deutsch-österreichische Literatur mit dem Wahlspruche: „getrennt marschieren, vereint schlagen" erkoren. Wie das Deutschthum im großen ganzen von Slavismus und Romanismus umdrängt, umklammert und bedroht wird, so finden wir dieses Ringen um die Daseinsberechtigung zwischen ungleichartigen Volks-

Heimgarten

3. Heft. December 1892. XVII. Jahrg.

Es müssen doch schöne Erinnerungen sein! . .

Erzählung von Bertha von Suttner.*)

Dass ich zwischen fünf und sechs zuhause sei, hatte ich meinen Freunden und Bekannten zu wissen gemacht.

An jenem Nachmittage, von dem ich erzählen will, war zufällig eine größere Gesellschaft zusammengetroffen, darunter einige unserer Vereinsgenossen, aber noch mehr Außenstehende.

Die Unterhaltung drehte sich — genau weiß ich es nicht mehr — vermuthlich um irgend ein neues Theaterstück, oder um die sociale Gefahr, oder um das Überhandnehmen der Kleiderschleppe, vielleicht — sehr wahrscheinlich sogar — auch um das Wetter. Wovon aber die längste Zeit nicht gesprochen wurde, welches Thema zu berühren man ängstlich vermied, dessen kann ich mich genau entsinnen: das ist die Existenz der Friedensgesellschaften.

Im Hause eines Gehenkten pflegt man den Strick nicht zu erwähnen und im Sinne dieser selben zarten Rücksicht sind die Leute, uns militanten Friedensfreunden gegenüber, stets bemüht, nur ja keine Anspielungen auf unsere unpraktischen Ziele zu machen, auf unsere von den meisten belächelte, von manchem sogar scheel angesehene „fixe Idee“. Im übrigen läßt sich ja ganz vernünftig mit uns reden, wozu also uns auf einen Gegenstand bringen, in welchem wir von kindischer Schwärmerei befangen sind; warum

*) Am 27. August im Museumssaale zu Bern bei Gelegenheit des vierten Weltfriedenscongresses vorgetragen und dem „Heimgarten“ zur Veröffentlichung gütigst überlassen von der Verfasserin.

Gedichte von Hubert Müller. Zweite vermehrte Auflage. (Berlin. Julius Lieber. 1892.)

Zumeist im einfachen Volkstone gehaltene Gedichte, Lieder eines Auswanderers, Lieder in der Fremde, Sehnsucht nach dem Vaterlande, Lieder des Heimkehrenden, Glück und Resignation am heimischen Herde, fast stets in elegischem Tone gehalten, damit ist die Art dieser edelgehaltenen Poesien angedeutet. M.

Dem „Heimgarten“ ferner zugegangen:

Geschichten aus Tirol. Von Karl Wolf. Mit einem Vorworte von P. K. Rosegger. (Innsbruck. A. Edlinger. 1892.)

Knecht Hagebuchen. Eine Holzschnitzerei aus dem Dämmerland, dem Reiche der seltsamen Sitten und sonderbaren Einrichtungen. Von Carlot Gottfried Reuling. (Berlin. Hans Lüstenöder. 1892.)

Aus russischen Kreisen. Roman von Curt von Wildenfels. Dritte Auflage. (Leipzig. R. Claußner. 1892.)

König Konrad. Trauerspiel von Hermann Schuster. (Leipzig. Deutscher Verlag.)

Geschichtsphilosophische Gedanken. Ein Leitfaden durch die Widersprüche des Lebens von Karl Jentsch. (Leipzig. Fr. W. Grunow. 1892.)

In der Dämmerstunde. Plaudereien von M. Rüdiger. (Dresden. Alexander Köhler.)

Ketzerische Kunstbriefe aus Italien. Nebst einem Anhange: Gedanken zu einer Lehre vom Kunstschaffen. Von Dr. Heinrich Pudor. (Dresden. Oskar Damm 1893.)

Katechismus der Mimik und Geberdensprache. Von Karl Skraup. Mit sechzig in den Text gedruckten Abbildungen. (Leipzig. J. J. Weber.)

Merksprüche für Jung und Alt. Von Armin Franke. Zweite, stark vermehrte Auflage. (Max Breitkreuz. Berlin. 1892.)

Jugendfreund. Illustrierte Wochenschrift zur Belehrung und Unterhaltung für die Jugend von zehn bis sechzehn Jahren. In Monatsheften. (Breslau. Franz Goerlich.)

Schmidters Volks-Advocat und bürgerlicher Rechtsfreund. In dreiundzwanzig halbmonatlichen Lieferungen. Zehnte Auflage. Lieferung 15/18. (Wien. C. Daberkow.)

Das Asthma. Athemnoth und Brustbeklemmung. Wesen, Ursachen, erfolgreiche Behandlung. Gemeinverständlich dargestellt von Dr. Karl Reiß. (Berlin. Hugo Steinitz. 1892.)

Die Wassercur im eigenen Hause. Gemeinverständliche Darstellung von Dr. Albert Lange. (Hugo Steinitz. Berlin.)

Des deutschen Landmanns Jahrbuch 1893 von Heinrich Freih. von Schilling. (Frankfurt a. M. Königl. Hofbuchdruckerei. Trowitzsch & Sohn.)

Die Verstaatlichung der Bergwerke, ein Stück staatserhaltender, organischer Bodenreform. Von Dr. Heinrich Wehberg. (Bremerhaven. Chr. G. Tienken. 1892.)

Postkarten des „Heimgarten“.

Viele hervorragende Mitarbeiter dieses Blattes sind schon heimgegangen. Nun ist wieder einer abgeschieden, dessen Verlust dem „Heimgarten“ und seinem Herausgeber besonders nahegeht. Friedrich Schlögl ist am 7. October 1892 zu Wien gestorben.

„Der ewige Friede ist ein Traum und nicht einmal ein schöner.“ — „Glücklichere Verhältnisse können erst eintreten, wenn alle Völker zur Erkenntnis gelangen, dass jeder Krieg, auch der siegreiche, ein nationales Unglück ist. Diese Überzeugung kann nur aus einer besseren religiösen und sittlichen Erziehung der Völker hervorgehen.“ Wer hat diese Aussprüche gethan? Den ersten Graf Moltke, der siegreiche Feldherr, den zweiten Graf Moltke der Philosoph.

D. V. F., Wien. Vielen Dank. Unsere persönliche Meinung über Richard Wagner dürften Sie gelegentlich einmal im „Heimgarten“ finden. Dieselbe wird höchst maßgebend sein — für uns, auf allgemeine Giltigkeit aber gar keinen Anspruch machen.

Abonnent, Wien. Über die Thierquälereien beim Distanzritt werden wir unsere Meinung sagen. Vorläufig sind wir darüber noch ganz sprachlos.

K. Kl., Wien. Das in Sommerts „Grundzüge deutscher Poetik“ angeführte Büchlein „Wanderleben“ von Rosegger gehört nicht zu den Novellen, wie genanntes „Lehrbuch“ glauben machen will, sondern ist ein Sammelwerkchen von Reiseeindrücken aus dem Jahre 1870, welches der Verfasser seither aus seinen Werken gestrichen hat. Nachdem solche Schnitzer auch in der „vierten durchgesehenen“ Auflage dieser „Poetik“ nicht ausgemerzt sind, werden sie in derselben wohl — heimatberechtigt sein.

*Bitten, unverlangt Manuscripte nicht einsenden zu wollen.

Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger. — Druckerei „Leykam“ in Graz.

unserer Gegner. Ohne uns Zeit zu lassen, zu erwidern, nahm ein alter Herr, der noch vor kurzem erklärt hatte, sich den Friedensfreunden nicht anschließen zu wollen, jetzt selber für dieselben Partei:

„Die Herrschaften haben ja gar nicht die Absichten, die Sie ihnen zuschreiben; sie wollen ja nur den Grundsatz der allgemeinen Menschenliebe verbreiten, nur die Friedfertigkeit und Sanftmuth pflegen und veredelnd auf die Gemüther einwirken, damit allmählich die Kriege seltener werden . ."

Ach, bei diesem Plaidoyer — die reine Limonade — war es bald um meine eigene Sanftmuth und Friedfertigkeit geschehen; aber ich wollte nicht unterbrechen. Dies that dann jemand anderer.

„Ach, ich bitte Sie, wie sollten denn die Menschen jemals solche Engel werden? Wie soll denn so viel Friede und Güte alle Herzen füllen? Und ist die Predigt: «Liebet einander» etwa neu? Wird sie nicht von allen Kirchen gepredigt, jedenfalls weit vernehmbarer als von den obscuren Friedensfreunden — und doch, mit wie wenig Erfolg? Beweist das nicht klar, dass es der menschlichen Natur unmöglich ist, allen Groll zu ersticken, ohne Streit zu leben und von allumfassender Liebe zu überfließen . . ."

„Das ist auch gar nicht nöthig", rief einer von den unseren. „Der Groll soll nur weiter gähren, aber nicht gegen den Grenznachbar, sondern gegen das Unrecht aller Orten; der Streit braucht nicht aufzuhören, nur anders soll er geschlichtet werden, als durch Kolbenschläge. Und alle Welt zu lieben, das verdient «alle Welt» wahrlich nicht! Aber auf den Hass, den organisierten, zum blindwüthigen aufgestachelten, zum Gesetz erhobenen Hass soll verzichtet werden. Gar so zärtlicher, überall hinträufelnder Nächstenliebe bedarf es doch nicht, um dem Toben und Morden und Brennen zu entsagen, bei welchem man zuweilen mitgemordet und mitverbrannt wird."

Jetzt meldete sich aber ein Vertheidiger des gegnerischen Systems — ein sehr junger Reservelieutenant:

„Dass der Krieg nicht mit Rosenwasser geführt wird, das wissen wir; — dass er im Zeichen des Todes und der Todesverachtung seine erhabene Mission erfüllt, das wissen wir auch und das erhöht in den Augen des Tapferen seine schaurige Größe. Kleinlich ist es; entnervend und sogar gefährlich wirkt es, immer nur dessen Leiden statt dessen Ruhm hervorzuheben, dessen herrlich strahlendes Bild verdunkeln zu wollen. Es müssen doch schöne Erinnerungen sein, die . . ."

„Schöne Erinnerungen — o!" Der leise Ausruf kam von den Lippen eines an meiner Seite sitzenden Vereinsgenossen. In dem Tone lag so viel Schmerz, dass ich betroffen den Sprecher anblickte. Ein Schauer schüttelte ihn. Ohne auf die fortgesetzte Heldenstandrede zu lauschen, fragte ich halblaut:

„Sie haben wohl schreckliche Erinnerungen aus Ihren Feldzügen mitgebracht?"

Es war mir bekannt, dass — ich darf ihn nicht nennen — dass Herr von X. in mehreren Kriegen mitgefochten.

„Erzählen Sie."

Er schüttelte den Kopf. „Vergessen wollte ich," murmelte er.

„Ich bitte Sie darum."

„Gut. Aber ein andermal, wenn wir mehr unter uns sind."

Unterdessen war der Panegyriker des Krieges doch niedergestimmt worden. Auf seinen lebhaft ausgedrückten Wunsch, „es möge bald losgehen", damit er Gelegenheit habe, die schönen Erinnerungen zu sammeln, da hieß es doch von allen Seiten: „Der Himmel sei vor! Solch ein Riesenunglück wie der nächste Millionenkrieg! Nein, nein, darin sind wir alle einig — die Regierungen voran — der Frieden muss erhalten werden."

der unangenehmen Alternative sich aussetzen, entweder höfliche Falschheit anzuwenden und ernsthaft über Dinge sprechen, über die man eben in anderer Gesellschaft gespottet hat, oder uns mit aufrichtiger Grobheit ins Gesicht zu sagen, dass wir Unmögliches wollen, oder doch einen unmöglichen Weg eingeschlagen, mit einem Wort, dass es uns — in diesem Punkte wenigstens — an Vernunft fehlt.

Und wir lassen es zumeist auch bei diesem Usus bewenden. Es ist ein gar so ungemüthliches und dabei unfruchtbares Beginnen, die landläufigen Einwendungen immer wieder anzuhören, immer wieder entkräften zu sollen und dabei zu wissen, dass man von seinem Widerpart von vornherein als — ich will nicht sagen, als verrückt, aber als fanatisiert betrachtet wird.

Ebenso unbequem, wie die im geselligen Umgange versuchte Bekehrung ist die Salon-Belehrung. Wenn da einer mit ungeheuer wissbegieriger und maßlos staunender Miene — als erkundigte er sich über einen fabelhaften, in der Milchstraße sich abspielenden Vorfall — uns fragt: „Ach, sagen Sie mir doch, ich bitte ... das ist ja höchst merkwürdig ... was ist denn das eigentlich für eine Bewegung ... wo will sie denn hinaus? ... und hat sie denn wirklich schon Anhänger?“

Da kann man nur mit einem tiefen Seufzer antworten — und mittelst einer leicht hingeworfenen Wendung lenkt man das Gespräch wohl selber ab.

Häufig wird einem auch mit freundlicher Übereinstimmung begegnet: „Aber natürlich! Wir sind ja alle Friedensfreunde und einmal ... in vielen hundert Jahren ...“

Nun ja, was man nicht ausgeführt sehen will, aber offen zu verwerfen nicht den Muth hat, das vertagt man ganz einfach. Diese ganz herablassende Versicherung, dass wir im Grunde ganz dasselbe wollen wie ringsum alle Welt, und dass im Laufe der Zeiten — so ungefähr in einem recht schlachtengefüllten halben Jahrhundert — unser Friedensideal sich von selber erfüllen werde — damit verleiht man uns doch deutlich ein Überflüssigkeitspatent.

Und leider: Viele aus unseren eigenen Reihen, die Lauen und die Zagenden, oder die da fürchten, für gar zu „unpraktisch“ gehalten zu werden, geben selber diese Jahrhundertefrist zu.

Wenn sich das bewahrheitet, wenn es wirklich noch das Werk vieler Generationen bedarf, um mit dem größten Unglück aufzuräumen, das die Menschheit kennt, dann wird der Beweis noch nicht erbracht sein, dass es so lange dauern musste, sondern es kann die Ursache dieser Verlangsamung eben darin liegen, dass man an die Ferne des Ziels wie an ein Dogma glaubte.

Freilich entstehen große Umwandlungen nicht rasch — aber erwägt man denn nicht, wie viel der stillen, unbemerkt gebliebenen Vorbereitung schon vor unserer Gegenwart geschehen? Keinesfalls zeugt die Langsamkeit in der Erreichung eines Zieles für die Länge eines Weges — sie kann auch aus der Schleichbewegung des Schrittes folgen. Die Hauptsache ist, dass man sich überhaupt auf den Weg macht; — was von menschlichen Entschließungen abhängt, das muss auch mit Entschlossenheit gethan werden.

An jenem Nachmittag wurde dennoch mit der Sitte gebrochen, über die Dinge zu schweigen, mit Bezug auf welche die Hausfrau und einige ihrer Freunde mit so notorischer Geistesschwäche behaftet sind. Ganz plötzlich — es wirkte wie eine kalte Douche — warf einer die Frage auf:

„Nun, meine Herrschaften, wie steht es mit der Abrüstung — haben Sie den ewigen Frieden noch nicht durchgesetzt?“

Der frivole Hohn, der in diesen Worten lag, verletzte sogar einen

war das Zeichen zum allgemeinen Aufbruch gegeben. Auch Herr von X. wollte sich mit den anderen entfernen; wir aber, mein Mann und ich, hielten ihn zurück.

Und nachdem wir allein geblieben:

„Jetzt erzählen Sie, Sie haben uns versprochen, jene Erinnerung . . .“

„Wohlan“, sagte er, „es wird das erstemal sein, dass ich das Ding erzähle. Vielleicht benützen Sie es gelegentlich . . .“

„Dürfte ich Ihren Namen nennen?“

„Das werden Sie nicht thun wollen, denn es würde mir sicherlich Verdruss zuziehen.“

„Dann werde ich Sie allerdings nicht nennen. Sprechen Sie.“

Er lehnte sich eine Weile schweigend und mit geschlossenen Augen in den Fauteuil zurück und wieder durchlief es ihn, wie vorhin, mit einem Schauer. Dann richtete er sich auf und begann:

„Es war nach der Schlacht von Orleans . . .“ Doch ehe ich in der Erzählung meines Freundes fortfahre, möchte ich ein Wort voraus senden. Für das, was folgt, bleibt mein Gewährsmann ungenannt — ich bin meines Zeichens Schriftstellerin; der Verdacht liegt nahe, dass die dem Erzähler geliehenen Ansichten, oder gar die Erzählung, eitel Erfindung sei. So stehe ich denn mit meinem persönlichen Ehrenworte dafür ein, dass ich nur wiederhole, was der einstige Officier mir mitgetheilt hat. Den Wortlaut natürlich verbürge ich nicht. Die Ausführung des Bildes mag einige Striche und Abschattungen aufweisen, die ich dazu gethan; aber der Grundriss, das Erlebnis nämlich, ist echt, und ebenso die Grundfarbe, d. h. das Weh, welches das Herz des Erzählers noch während des Erzählens durchzitterte.

„Es war nach der Schlacht von Orleans; Tage lang war um den endlichen Sieg gerungen worden. Jetzt wurden wir als vorgeschobene Posten nach einer kleinen Ortschaft — der Name soll auch nicht genannt sein — ein paar Stunden über Orleans hinaus dirigiert.

Wir ritten dahin, erschöpft, durchnässt — seit achtundvierzig Stunden regnete es — und hungrig. Das sind drei Zustände, glauben Sie mir, die, wenn sie zusammentreffen und seit Wochen und Monden sich oft wiederholt haben, gar deprimierend auf die Kriegsbegeisterung wirken; denn der der böse Gedanke: «Warum? Warum denn?» pflegt da öfters aufzusteigen.

Sehr vorsichtig mussten wir uns vorwärts bewegen, denn die Stimmung in der Gegend war eine erregte; wenn wir auch die reguläre Armee im Rückzug wussten, es galt, sich von den Scharen der Franctireurs zu hüten. Die verdammten Mörder! Auf die concentrierten wir die ganze Wuth und sittliche Entrüstung, welche dem Begriffe Todtschlagen anhaftet, eine Entrüstung, welcher ja im Kampfe gegen wirkliche Truppen kein Raum gelassen wird, der wir aber den feindlichen Franctireurs gegenüber Luft machen konnten. Dabei war uns die Erinnerung an die Freischaren unserer Väter von 1812 und 13, während des Rückzuges der Franzosen aus Russland, gänzlich abhanden gekommen.

Rechts und links ausspähend, trabten wir weiter und zu wiederholtenmalen fielen aus den Gebüschen abgefeuerte Schüsse in unsere Reihen — wir konnten der Gegner nicht ansichtig werden. Zwei oder drei Leute wurden getroffen und blieben unterwegs liegen — — das zählt nicht.

Endlich gegen Abend näherten wir uns dem Ziel. Noch eine Biegung des Weges und das Dorf lag vor uns, in sanftes Dämmerlicht getaucht.

Ich seh' es noch vor mir: inmitten eines grünen Thales; die Häuser von Gärten umgeben; eine kleine Kirche mit rundem Zwiebelthurm, und eben läutete die Glocke zum Ave Maria. Mehrere unserer Soldaten machten das Zeichen des

Ich benützte diese Wendung:

„Nun also, wenn dies Ihre Ansicht ist, so treten Sie uns bei.“

Jetzt aber kehrten sie den überlegenen Skepticismus wieder vor. Das Zweifeln nimmt sich so gewissermaßen geistig schärfer und vornehmer aus als das vertrauensselige Glauben . . . und wenn uns einer sagt: „Ich wollte ja gern Ihre Hoffnungen theilen, aber ich bin etwas pessimistisch angehaucht . . . ich habe eine sehr skeptische Natur“, so wird er sich einer gewissen Verstandesüberlegenheit bewusst und glaubt sich jedenfalls vor dem Verdachte der Naivetät gefeit. Aber sieht man denn nicht ein, dass die Sache sich eigentlich umgekehrt verhält? Die Ketzer, die Zweifler sind wir . . . und jene sind die Blindgläubigen. Jene wagen es nicht — nicht einmal in Gedanken — an dem tausendjährigen Dogma von der Unvermeidlichkeit des Krieges zu rütteln, sie nehmen fraglos hin, was die überkommenen Institutionen, die officiellen Reden und Schulbücher hierüber verkünden; wir hingegen sind es, die von dem finsteren Glaubenssatz, dass der Mensch ewig wild und ewig grausam und ewig elend zu bleiben habe, mit trotzigem Zweifelmuthe sagen: „Das glauben wir nicht!“

Das nächste Argument, mit welchem meine Gäste sich der Werbung widersetzten, war dieses:

„Aber Verehrteste, was nützte denn unser Beitritt? Was kann denn der Einzelne mit seinem frommen Wunsch, was können denn ein paar vereinigte hundert, selbst ein paar tausend machtlose Privatleute? Es wäre ja wunderschön, aber man stößt an so viele Schwierigkeiten und Misshelligkeiten . . es ist aussichtslos, aussichtslos . . .“

„Sie meinen wohl auch, dass es ein eitles Beginnen wäre, wollten einige Heidekräutlein einen Felsen bekleiden?“

„Ganz richtig, der Vergleich ist gut; unabsehbar lange braucht es, bis ein Felsen bekleidet wird und da müssen auch andere mächtigere Pflanzen, ein paar hochwüchsige Tannen mitthun.“

„So hören Sie, was Björnstjerne Björson sagt, derselbe Björson, der auch einer von den unsern geworden ist, der kürzlich im Concertpalais von Kopenhagen vor einer ihm zujubelnden Menge in glühender Rede für die Abschaffung des Krieges eingetreten ist.

In seinem Märchenbuche «Arne» erzählt uns der norwegische Dichter von eben diesem Fall, dass Heidekraut, Wachholder, Eiche, Föhre und Birke sich entschließen, den nackten Felsen, der vor ihnen liegt, zu bekleiden. Die Versuche misslingen lange. Es ist deutlich genug, der Felsen will nicht bekleidet werden; so oft die Bäume sich ein wenig emporgearbeitet haben, kommt ein Bach, der zum Strom wächst und alles hinunter wirft. Sie fangen aber immer wieder von Neuem an.

So war der Tag endlich gekommen, wo das Heidekraut mit einem Auge über die Felsenkante hinwegsehen konnte. «O je, o je, o je!» sagte das Heidekraut und weg war es. «Lieber, was ist's, das das Heidekraut sieht?» sagte der Wacholder und kam so weit, dass er hinübergucken konnte: «O je, o je!» schrie er und war weg. Als endlich Föhre und Birke sich hinaufgearbeitet haben und den Kopf über den Felsen emporkriegen, rufen sie: «O je! steht nicht ein großer Wald aus Föhren und Heidekraut und Wacholder und Birken in der Ebene dort und erwartet uns?» Sie begegnen der Arbeit, die auf der anderen Seite gemacht worden ist, um den Felsen zu bekleiden.

«Ja so ist es, wenn man vorwärts strebt», sagte der Wacholder.“

* *
*

Im Salon herrschte eine kurze Stille, nachdem das letzte Wort des Märchens verklungen war. Dann aber erhob sich einer zum Gehen und damit

Der alte Herr hatte uns zu unserer Schlafstätte geleitet — sein eigenes Arbeitszimmer. Hier waren die Schränke mit der kleinen Bücherei, mit den kostbaren Sammlungen; ein Ledersopha — zum Bett umgewandelt, ein paar Lehnstühle, darüber das Porträt eines stattlichen Mannes und ein Crucifix — in der Fensternische ein großer zugedeckter Käfig.

«Das ist mein Vater», erklärte der Pfarrer, mit der Kerze das Bild beleuchtend. «Er hat auch in der Armee gedient — unter Napoleon ... damals waren die Rollen vertauscht: wir waren als Sieger im Feindesland — das wechselt so ab ... Wie Gott will!» fügte er hinzu. «Und das sind meine gelben ausgelassenen Kinder» — er wies lächelnd auf das Vogelbauer. «Ich habe meine große Freude daran . . . Täglich kommen sie zu mir auf den Frühstückstisch und stehlen mir die Brodkrumen von den Lippen weg. Sie werden sehen morgen . . . Aber jetzt, gute Nacht, Sie müssen müde sein, meine Herren — recht müde — Ihr armen Kinder!»

Er reichte uns die Hand, zuerst den Kameraden und dann mir, und ich . . . konnte nicht widerstehen . . . es ist ja auch nichts Beschämendes daran: er ein siebzigjähriger Greis — ein Priester . . . ich ein blutjunger Mensch — kurz: ich beugte mich über diese Hand und wollte sie küssen. Er aber entwand sie und legte sie flüchtig auf meinen Scheitel, indem er nochmals wiederholte: «Bonsoir, mon enfant.»

Der Erzähler fuhr sich heftig mit der Hand übern Kopf: — „Ach, dieser Segen . . . er hat mir noch lang auf der Stirn gebrannt."

Nach einer kleinen Pause fuhr er fort: „Wir legten uns schlafen. Premier T. auf das Sopha, ich auf einen Fauteuil, der mit Hilfe zweier darangeschobener Stühle ein Bett abgab. Unser dritter Genosse, Lieutenant v. R., hatte Dienst und zog sich — mit ein paar Liebescigarren und einer Flasche Bordeaux versehen — in ein Zimmer des Hintertractes zurück, von wo aus man einen Ausblick auf das Dorf und auf unsere Vorposten hatte. Diese musste er später visitieren.

Im Hausflur waren unsere Ordonnanzen und ein Wachtposten untergebracht.

Ich hatte ein paar Stunden geschlafen, als ein Schuss mich weckte.

Zuerst dachte ich, ich hätte nur geträumt. In den letzten Tagen hatte ich so viel schießen gehört, dass sich das Geräusch gar oft, als Gehörshallucination, in meinem Innern wiederholte.

Doch gleich darauf fiel ein zweiter und ein dritter Schuss — mein Kamerad rief mich und wir warfen uns rasch in die zur Hälfte abgelegten Kleider. Unterdessen knatterte es weiter und durch die Fensterscheiben sah man — auch kein ungewohntes Schauspiel mehr — den Himmel geröthet von einem Brand.

In zehn Minuten — es war halb zwei — waren wir alle im Pfarrhof versammelt. Die Meldung traf ein, dass im Dorfe auf unsere Leute geschossen worden und dass zwei Häuser, wo dies geschehen, brennen.

Es fehlten uns fünf Mann und Lieutenant von R.

Den letzteren vermutheten wir bei der Visitierung der Posten. Ich wollte in sein Zimmer gehen, um von dort nach dem Dorfe auszublicken.

Auf der Treppe stolperte ich über einen Körper. Lautes, jammervolles Stöhnen erhob sich. Ich streifte ein Zündhölzchen an und schaute hinab. Es war des Lieutenants Ordonnanz. Der Mann lag in seinem Blute — mit einem Stich in der Brust und einem Beilhieb am Kopf.

Im Zimmer selbst fanden wir den Lieutenant v. R. — das eigene Taschentuch als Knebel im Munde, den Schädel von Axthieben fast zerschmettert — todt.

Kreuzes. Wie viele mochten an ihr eigenes Heimatsdorf wohl denken?

Unsere Patrouillen durchzogen die Straßen und trommelten Maire und Pfarrer zusammen. Als wir einrückten, standen diese beiden Spitzen des Dorfes schon auf dem Platze vor der Kirche.

Nun gieng es an die vorgeschriebenen Fragen: Ob der Feind den Ort verlassen?

Welche Truppen hier gewesen?

Nach welcher Richtung sie abmarschiert seien u. s. w.

Dann die Gewissensfrage, ob der Ort Franctireurs gestellt, ob solche sich hier befänden, und zuletzt die feierliche Verkündigung der Todesstrafe auf Verheimlichung dieses Falles.

Nachdem das erledigt war und die Vorposten über das Dorf hinausgestellt worden, gieng es ans Quartiermachen für uns und für unsere todtmüden Soldaten. Zwei meiner Kameraden und ich wurden im Pfarrhof einlogiert.

Eine Stunde später saßen wir vier — der Herr Pfarrer hatte sich uns zugesellt — um einen Tisch vor Wein und Cigarren. Dem vorgesetzten Mahl hatten wir Ehre gemacht, die Schüsseln waren wieder abgetragen und jetzt rauchte und plauderte sich's ganz gemüthlich.

Unser alter Hausherr — er mochte schon über die Siebzig sein — unterhielt sich so freundlich und harmlos mit uns, als ob der Begriff Feind gar nicht existierte. Er hatte in seiner Jugend ein paar Jahre in Heidelberg zugebracht und erkundigte sich um das jetzige Aussehen dieser Stadt. Ich konnte ihm Auskunft geben; zufällig hatte ich auch vor einiger Zeit dort gelebt; wenn ich eine Straße, eine berühmte Kneipe, einen Ausflugsort nannte, an die der alte Mann sich erinnerte, so leuchteten seine Augen auf.

Blaue, klare, gute Augen! Dazu das silberweiße Haar und der herzliche Ton, in welchem er die Ansprache «monsieur» manchmal mit «mon enfant», «cher enfant» vertauschte: er hatte so etwas Naives an sich. Alles Grübeln und Grollen schien ihm fern zu liegen. Ein Leben lang hatte er still und treu seine priesterliche Berufspflicht gethan; in uns sah er ein paar tapfere Kriegsleute, die ihre Berufspflicht thun: das war ja ganz einfach. Er erzählte uns von seinen kleinen Leiden und Freuden, von seinen Liebhabereien, seinen Pflanzen- und Mineraliensammlungen, von den Schulkindern, die er wie seine Familie betrachtete, von seinen geliebten Büchern, in welchen er täglich Erbauung und Genuss sich zu holen pflegte: seinen lateinischen und griechischen Classikern, seinem Corneille und Racine, seiner Nachfolge Christi; ein frommes, genügsames, schönes Gemüth. Mir war ordentlich warm ums Herz und ich gewann den alten Mann völlig lieb. Gerade der Umstand, dass er der feindlichen Nation angehörte, machte mir ihn um so lieber; denn es that so wohl, wieder einmal der Pflicht enthoben zu sein, einen Nebenmenschen hassen zu müssen, nur weil er einem anderen Volke angehört. Dieselbe Empfindung — man sah es ihm an — hatte der alte Mann. Durch freundliche Blicke, durch herzlichen Tonfall sagten wir uns gegenseitig, was wir unausgesprochen ließen: «Du bist, ob Franzmann oder nicht, ein würdiger Alter.» — «Ihr seid, ob Prussiens oder nicht, ein paar brave Jungen.» Wenn man lange gedurstet hat, mundet ein Trunk gar süß; nach langer Anstrengung schmeckt die Ruhe, und so berührt auch nach diesem langen Dreinhauen und Wüthen die normale Höflichkeit und Freundlichkeit doppelt erquickend.

Trotz der überstandenen Strapazen blieben wir einige Stunden beisammen. Erst um elf Uhr hieß es: «Bonsoir, mes enfants.» «Bonsoir, et merci, mon père.»

brennen — Niederbrennen — alles was er auf dieser Welt liebte! Seine ganze Gemeinde zugrunde gerichtet — die Schule — das Armenhaus, in welchem ein paar hilflose Kranke lagen . . . seine schöne Kirche, die armen Sammlungen — vielleicht dachte er auch an seine kleinen Lieblinge im Vogelbauer: ich weiß nicht, woran er dachte, aber der Schmerzensschrei war jammervoll gewesen.

Und jammer- — jammervoll, was nun folgte — von dem mir die gewissen Momentbilder wieder vorschweben: Ich sehe — nachdem das Wort «durch den Strang» verkündet worden — den alten Mann auf die Knie sinken — ich sehe ihn mit erhobenen Händen flehend, man möge ihn erschießen — nur nicht aufhängen — nur nicht den Strick — um Gotteswillen, eine Kugel! . . . Aber diesen Ehrentod durfte er nicht sterben.

Das nächste Bild zeigt mir, wie sie ihm — auf mein Commando — die Schlinge um den Hals werfen, wie sie ihn zu seinem Hausthor schleppen, schleifen . . . wie sie . . . nein — da habe ich weggeschaut . . . dann sehe ich ihn dort hängen — der schwarze Talar so geisterhaft schmal und lang, das weiße Haupt herabgesunken. Ich sehe, wie das ganze Dorf aufflammt — wie unter dem Wehgeheul der Bewohner, unter dem Angstgebrüll aus den brennenden Ställen unsere Soldaten alles niederschießen, was löschen oder sich zur Wehre setzen will — ich sehe uns abreiten aus dem gestern noch so blühenden Ort — hinter uns ein Feuermeer — morgen ein Haufen Schutt und Asche. — Und zwischen alledem immer wieder jene blauen Augen des alten Mannes, dann sein angstverstörter, sein flehender Blick — — Überhaupt: Die Augen — die Augen . . . . die vergisst man gar so schwer! Alle anderen Bilder kann man eher verscheuchen — aber der brechende Blick eines Menschen, den man selber erschlagen — — —“

Der Erzähler unterbrach sich und fasste uns an der Hand:

„Sehen Sie, meine Freunde, solche — «schöne» — Erinnerungen wenigstens unsern Kindern zu ersparen, daran arbeiten wir . . .“

Das Gelöbnis der Gurgler Buben.

Nach einem glaubhaften Bericht mitgetheilt von Rosegger.

Zu hinterst im Özthale, fast oben bei den Gletschern, liegt das Dorf Gurgl. Schon die größeren Bauern haben dort zeitweilig nicht viel zu beißen, und erst die kleinen! Das Güterzerstückeln ist dort auch der Brauch, wenn in der Familie mehrere Kinder sind. Und deren sind — darüber kann man außer Sorge sein — immer mehrere. Viele Kinder haben, das ist der einzige Luxus, den sich der Gebirgsbauer gönnt, und so gerne sonst der Deutsche es den Franzosen nachmacht, in dem Stück, was die Zwei-Kinderei anbelangt, gefällt ihm die welsche Mode nicht. Ich, wenn ich der Herr Staat wäre, das fünfte Kind thäte ich jedem Ehepaare prämiieren und von da an übernähme ich, wenn's nöthig wäre,

Von unseren Leuten waren vier Mann im Dorf ermordet worden.

Um fünf Uhr früh war das Gericht gebildet. Der Pfarrer, der Maire und noch einige Leute standen als Vorgeladene da.

Die Sache stellte sich folgendermaßen heraus:

Der Neffe des Pfarrers, ein Förster, war mit noch ein paar Einwohnern des Dorfes zu einer der herumziehenden Franctireurs-Banden gestoßen. Am vorigen Abend waren sie zurückgekehrt und in der Nacht hatten sie unsere Leute überfallen.

Jetzt ereignete sich das Gräſsliche:

Ein Schäfer trat vor und berichtete, er habe gesehen, wie der geistliche Herr am Abend zuvor seinen Neffen zur Hofthür hereingelassen.

Ich erschrak, als wäre die Anklage gegen mich selber erhoben.

— „Ist es wahr, Herr Pfarrer, ist es wahr?“ rief ich.

Er hob den Kopf und blickte mir mit seinen guten blauen Augen voll ins Gesicht.

— «Ja», sagte er traurig. «Aber nur um den armen Teufel — meiner Schwester Sohn — im Ziegenstall zu verstecken. Von seinem Vorhaben ahnte ich nichts — glauben Sie mir — ich schwöre es.»

Ich glaubte ihm — aber was nützte das! Was bevorstand, ich sah es kommen. Der Commandant war von dem Vorfall pflichtgemäß in Kenntnis gesetzt worden — um neun Uhr traf das Urtheil ein.

«Der Ort ist — zur Strafe — niederzubrennen.»

Der Pfarrer — als Unterstandsgeber eines meuchelmörderischen Franctireurs ist an dem Thore seines Hauses — aufzuhängen.“

Den Erzähler durchrieselte neuerdings ein Schauer beim Aussprechen dieses Wortes

Ich sprach es nach, in tiefstem Entsetzen.

— Aufhängen, aufhängen! ... Den alten Priester! ...

Und ist das geschehen?

„Ich sprengte noch eilends einen Boten fort. Er sollte dem Commandanten einen Zettel abgeben, in welchem ich flehentlich um Milderung des Urtheils — um Gnade bat.

Die Antwort traf schnell ein: sie lautete: Kein Pardon.

Mir kam es zu, das Urtheil vollstrecken zu lassen, und ich versichere Sie, meine Verzweiflung, mein Ekel an der Welt in diesem Augenblick war so groß, daſs ich daran dachte, mich zu erschießen. Die Erinnerung an die Meinen zuhause hielt mich ab. Und jetzt — — — «ach, es müssen doch schöne Erinnerungen sein», wie jener feurige Jüngling vorhin ausrief — — was jetzt folgte ... viele der Einzelheiten sind mir Gott sei Dank aus dem Gedächtnis geschwunden, zu viele jedoch — leider! — wie scharfe Momentbilder eingeprägt geblieben. «C'est la guerre — die eiserne Pflicht ... der höchste Zweck»: mit diesen Begriffen kommt man sich selbst und der Mitwelt gegenüber über die Greuel hinweg. Und von den Details spricht man nicht. Das gar zu Häſsliche und Schaurige, man räumt es weg, man begräbt es. Über verwesende Körper schüttet man Erde und auf faule Geschehnisse schaufelt man Verschwiegenheit. Lassen Sie mich die Geschichte hier abbrechen.“

— „Nein, ich will das Ende hören. Wurde das Urtheil vollzogen?“

— „Natürlich. Es muſste sein. Der Krieg kann nicht mit weicher Hand geführt werden. Ich selber ertheilte den Befehl. Zuerst verkündigte ich die über den alten Mann verhängte Todesstrafe, ohne die Todesart zu nennen.“

— «Das habe ich erwartet», sprach er mit Sanftmuth und mit Ruhe. «Ich bin bereit.»

Als er aber das über den Ort gesprochene Vernichtungsurtheil vernahm, da schrie er laut auf. Nieder-

Bader sagt, sie wären zu schlecht ernährt worden; man kann auch den Eltern keine Schuld geben, sie sind ja Bettler, seit über ihre Wiesen die Schuttlahn niedergegangen ist. Die Schleifer Marie ist mit ihren Kindern, sie hat deren schon sieben, ins Innthal hinaus hausieren gegangen, hat aber keins angebracht, hat sie aus Verzweiflung wollen ins Wasser werfen; die zwei kleineren habe ich ihr derweil abgenommen, weil man der Person wirklich nicht trauen kann, sie ist oft arg verwirrt. Die größeren wären zum Viehhüten schon zu brauchen, wer sie nehmen wollt'."

„O heiliges Kreuz", riefen die Bauern drein, „wir haben selber Kinder genug und mehr als wir brauchen. Wir wissen uns selber nicht zu helfen mit dem vielen Gottessegen."

„Ich weiß es, ich weiß es", sagte der Pfarrherr. „Und doch kommen sie allemal wieder, die jungen Leute, und wollen heiraten. Ich bitte euch, das ist ja zum Verrücktwerden! Was soll man nur sagen, wenn sie's schon einmal gar nicht grathen können. Sie müssten frei auswandern und in der Fremde ihr Fortkommen suchen. Daheim ist keine Menschenmöglichkeit, dass es so weiter geht, ich sag euch's, Leut! Wenn wir noch betteln gehen könnten zu einander, aber das thut's auch nicht, weil keiner was hat. Und die armen Kindlein, die Gott vom Himmel gibt, müssen bei uns in Gurgl verkommen und versterben, oder in der Seel verderben, und wir sind für ihr zeitliches und ewiges Unglück verantwortlich. Es ist ein rechtes Kreuz, meine lieben Leut!"

Die Hände hatte der Pfarrer gefaltet, während er so sprach, die Finger aneinandergeklammert und die Zuhörer thaten, einer um den anderen, seufzen. Weiter konnten sie nichts thun. Standen schwerfällig auf und giengen mürrisch heim.

Nach dieser Christenlehre war es, dass an mehreren Sonntagen die Burschen des Thales zusammenkamen und sich besprachen. Aber nicht im Wirtshause machten sie Stelldichein, sondern in ihren Hütten, oder auf freiem Anger unter den jungtreibenden Lärchen, denn es war Frühling. Drei Söhne vom Hammerhofe waren dabei, einem uralten, freien Bauerngute; es waren Bursche von vierundzwanzig bis dreißig Jahren, stramm wie Tannenbäume, aber auch des Wortes mächtig, denn sie waren in die Schule gegangen und auch ein wenig herumgekommen in der Welt, wie sie das Innthal, das Vintschgau und die Eisackgegend benannten. Also, dass ihre Rede Gewicht hatte bei den Nachbarn, so unerhört das auch war, was sie nun sagten.

Auswandern, also sagten die drei Hammerbuben, auswandern wollten sie nicht, da wollten sie lieber im Heimatsthale noch einmal so hart arbeiten, und noch einmal so mager leben. Heiraten möchten sie freilich wohl, aber wenn es so sei, dass sie daheim eine Familie nicht ernähren könnten, also dass die Kinder an Leib und Seele zu Grunde gehen müssten, so wollten sie's lieber bleiben lassen und gar nicht heiraten. Um das Weib wollten sie die Heimat nicht vertauschen. Im Junggesellenstande wollten sie ehrsam leben, und auf dem Erdenflecke bleiben, wo sie angestammt wären, und fleißig sein, bis Gott bessere Zeiten schicke, dann sei es noch immer früh genug.

So sprachen sie. Andere waren zuerst empört über solche Gesinnung. Die Hammer-Buben lachten dazu, und lachten sehr bitter. „Uns macht's auch keine Freude, dass es so ist!" riefen sie. „Und wer einen besseren Rath weiß, der soll ihn sagen!"

Es sagte ihn keiner. Zwei oder drei heiratslustige Buben entschlossen sich fürs Auswandern, aber als es dazukommen sollte, meinten sie, es wäre doch gescheiter, daheim zu bleiben

für weitere die Sorgen. Menschen sind fürs Vaterland der größte Reichthum, nur anwenden muſs es ihn können. Nun ja, heute nimmt der Staat sie, wie und wann er sie braucht, aber sorgen läſst er die Eltern. Und diese thun's auch, besonders in der Bauernschaft, getreulich. Und wenn's darauf ankommt, so läſst der rechte Bauer das Wein-, Bier- und Kaffeetrinken und das Tabakrauchen sein, um dafür mehr Kinder züchten zu können.

Aber die Gurgler Bauern da hinten oben beim Ferner, die haben wohl viel Eis, aber keinen Wein und kein Bier zum Einkühlen; Kaffee trinken sie, nur ist kein Zucker drin und auch kein Kaffee, sondern eitel Milch und gebranntes Kornmehl. Das Wohlleben der Verschwender besteht dort etwa aus einem Stümpfel Schnaps und einer Pfeife Tabak. Davon läſst sich freilich nicht so viel abzwicken, um die Kinder zu züchten, die man haben will, und die sich auch nicht lange bitten lassen zu kommen.

Heut sind's die herrischen Stadtleute, die so gerne im Hochgebirge umherkraxeln, damit sie nicht ganz weich und lahm und krüppelhaft werden auf ihrem glatten Stadtpflaster und im Federbett, heute sind's die, welche ein wenig sorgen helfen. Solche Leute kommen auch ins Dorf Gurgl hinauf und bringen ein bisschen Geld mit. Dazumal aber, als das Hochgebirge noch nicht schön gewesen ist, als die Wanderer schon im eisenbahnlosen Thale wunde Füße bekommen haben, hat man die Ötzthaler Alpen ganz hinten liegen lassen, und das Dorf Gurgl auch, und die Gurgler Bauern hätte man wahrscheinlich ebenfalls liegen lassen; diese sind aber nicht liegen geblieben, sondern wohl schon allemal vor Sonnenaufgang aufgestanden, um auf ihren Sumpfhalden und an ihren Berglehnen im Schweiße des Angesichtes als echte Adamssöhne das karge Brot zu graben.

Und weil die Burschen von Gurgl echte Adamssöhne waren, so steckte ihnen die Eva — zwar nicht in den Rippen — jedoch aber im Kopfe, und aus diesem Gelasse ist sie denn einmal sehr schwer herauszubringen. Vergieng doch selten ein Monat, da nicht so ein Pärchen ganz bescheidentlich anklopfte beim Pfarrer mit der schönen Bitte, er möchte sie halt zusammenthun. Der Pfarrer sah von kirchlicher Seite kein Hindernis, muſste sie noch loben, daſs sie aus der Noth eine Tugend, aus der Liebe ein Sacrament machen wollten und that sie in Gottesnamen zusammen. Aber wie es dann immer schlechter wurde mit den wirtschaftlichen Zuständen, wie aus jedem Bauer drei Kleinhäusler geworden waren, und aus jedem alten Paar drei paar Junge, oder noch mehr, da kam es dem guten alten Pfarrherrn bedenklich vor.

Und eines Tages, bei einer Christenlehre, als er schon das Amen gesprochen, sagte er zu seiner Gemeinde noch die folgende Worte: „Und jetzt hätte ich freilich wohl noch ein Anliegen, meine lieben Kinder, das liegt mir schon lange an und ich muſs es euch doch einmal sagen, so hart es mir ankommt. Schaut, da kommt ihr immerfort zu mir um die heilige Ehe und ihr habt auch das Recht dazu und mich freut's, daſs ihr euch ehrsam wollet paaren und ich gebe gerne den Segen dazu. Aber das kann ich euch schon sagen, halten thut's nicht mehr lang. Wenn wir uns so fleißig multipliziren, meine lieben Leute, werden wir bald nichts mehr zu essen haben. Überall kleine Kinder, daſs man den Kirchplatz damit kunnt pflastern. Aber sie kommen gar nicht her. Aus den Ringgräben ist seit Herbst keins mehr in der Kirche gewesen, weil sie kein Gewand anzulegen haben, und sich daheim im Strohnest vergraben müssen. Auf der Windwang sind ihrer in der vorigen Woche zwei kleine Würmlein an der Auszehrung gestorben; der

dran nehmen, die allemal nur glauben, Kinder in die Welt setzen wäre ihr gutes Recht, auch wenn sie sie nicht ernähren können. Braten und Wein ist sehr gut, ich glaub's, aber das Recht darauf hat nur der, so ihn bezahlen kann. — Das meinte der Pfarrherr.

Nach etlichen Jahren war es schon zu merken, dass weniger halbverkommene Menschenwürmlein umherkrochen im Thale und deren noch weniger in die Gräblein verscharrt wurden. Manchmal, sei es vom Altare oder von der Kanzel, oder vom Beichtstuhle aus, lugte der würdige Seelenhirt seine Gemeinde auf das hin an, wie es ihr bekomme. Er sah ihnen gerade nichts an, sie waren schwerfällig, ernsthaft wie sonst, fast ein wenig trüb gestimmt und nicht mehr ganz so aufgeweckt wie früher, da freilich auch bessere Zeiten gewesen sind.

Und als wieder Jahre vergangen waren, sagte der Bader einmal zum Pfarrherrn: „Die Musik geht ihnen ab. Sie haben schon lange keinen Hochzeitsmarsch mehr gehört. Es freut sie auch das Singen nicht mehr. Und wenn die Innsbrucker Herren Soldaten ausheben: drüben im Pitzthal und im Stubayerthal und im Passayer und überall die schönsten Landesjäger, nur bei uns nicht. Wächst nichts mehr nach. Haben wohl noch viele Buben, aber schau ihnen einmal in die Augen, Pfarrherr! Ob dir nichts auffällt. Mir will's nicht recht gefallen. Ich denke, einstweilen sollst du nicht mehr gegen den heiligen Ehestand predigen."

„O Bader, das thue ich schon lange nicht mehr", sagte der Seelsorger, „ich sehe es wohl schon selber. Der Ehestand wäre bald abgebracht, auf das giengen sie gleich ein. Wir müssen umlenken. Dann habe ich bemerkt, dass uns die Verminderung des Nachwuchses wirtschaftlich gar nicht emporgebracht hat. Bisher eher das Gegentheil. Die Armut hat sie schon verzagt gemacht, jeder thut nur, was er muss; der keine Kinder hat, bestrebt sich nicht. Die Äckerlein werden nicht mehr so bearbeitet als dazumal, da die Hütten voll Kinder gewesen. Aus den Wiesen tragen sie die Steine nicht mehr fort. Und mancher sagt: Wenn er sein Anwesen anbrächte, so wolle er es verkaufen. Kinder habe er keine. Früher hat man gemeint, der vielen Kinder wegen müssten sie auswandern, jetzt wollen sie fort, weil sie *keine* haben. Wer keine Kinder hat, der verliert das Heimatsgefühl, ich sehe es wohl ein, Bader. Aber sollen wir es denn bekannt machen, dass sie wieder heiraten können?"

„Wir müssen ihnen ein gutes Beispiel geben, müssen selber heiraten", meinte der Bader.

„Aber du bist ja schon verheiratet, Bader!"

„Aber *du* bist es noch nicht, Pfarrherr! — Na, nichts für ungut. Es ist schon recht so. Ich will übrigens doch den Anfang machen lassen. — Mein Sohn, der Franzle, ist in voriger Woche Meister geworden. Dem gefällt seit einer Weile schon und ganz heimlich das Kogelbims-Moidle. Will schauen, dass er mich um Erlaubnis fragt und mich nicht lange bitten lassen. Du kannst hie und da im Beichtstuhl ein wenig nachhelfen, es wird schon wieder gehen mit der Hilfe Gottes." – So haben sie sich verabredet. Da gab es nach langem wieder einmal eine Hochzeit zu Gurgl. Der Bräutigam Franzle lud alle Buben, die Braut Modle lud alle Dirndlein dazu ein. Die allermeisten sind gekommen und da gieng es so lustig zu, dass sich die Burschen und Dirndlein zu Dutzenden miteinander versprachen.

Seither geht's dort wieder, wie es überall geht. Ein frischer Menschenschlag steht auf zur Hoffnung des Vaterlandes. Gott, wenn die Ötzthaler-Buben und die Ötzthaler-Dirndeln abkommen thäten, das wäre jammerschade!

und mit den Weibsleuten zu warten, bis es besser werde. Was die Dirndlein dazu gesagt haben, soll man wahrscheinlich nicht wissen, denn es ist dem Manne, der dieses zu berichten hat, nicht hinterbracht worden.

Und eines Tages geschah denn etwas im Dorfe zu Gurgl, wie solches nicht oft geschehen sein wird, seit die Welt steht.

In ihrem Feiertagsgewande waren sie erschienen, die ledigen Buben zu zwanzig, zu dreißig, zu fünfzig Jahren, auch noch ältere. Steinbrech- und Rautensträußlein hatten sie auf ihren hohen Spitzhüten, wortkarg und ernsthaft waren sie, als ob es gegen die Franzosen gienge. So schritten sie zu Paar und Paar über den Platz zur Kirche hinauf, fast feindselig marschierten sie an den Weibsleuten vorbei, welche an der Kirchhofsmauer so herumstanden und den unheimlichen Zug betrachteten, und stramm und stolz giengen sie zum Thore hinein. Giengen voran bis zum Hochaltare und stellten sich dort auf. Und als der Gottesdienst vorüber war und das Orglein aufgehört hatte zu blasen, empfiengen sie die Communion. Dann erhoben diese Männer, einer wie jeder, ihren rechten Arm und thaten laut und einstimmig ein Gelöbnis. — Auswandern wollten sie nicht, und die Heimat nicht verlassen in ihrer Noth. Und so lange die schlechten Zeiten währten, wollten sie keiner ein Weib nehmen, keines sehen und keines rufen und keines erkennen, dazu seien sie entschlossen und das gelobten sie dem himmlischen Vater, dem Sohne und dem heiligen Geiste! —

Der Pfarrer im Chorhemde stand an des Altars Stufen und segnete diesen Bund, doch — wie er später selber gestand — mit Zögern und Bangen.

Einige Weiber, die in der Kirche noch sitzen geblieben waren, weinten in ihre rothen Tücher hinein, und ob nicht eine oder die andere im Stuhle saß, der es schon versprochen war, was hier am Altare so grausam feierlich abgeschworen wurde, das kann man nicht erfahren. Zwar wollte man sich damit trösten, dass die schlechten Zeiten ja bald aufhören würden, wo dann dieses unbegreifliche Gelöbnis seine Giltigkeit verliert. Doch es wird erzählt, dass sich hierauf auch die Jungfrauen von Gurgl zusammengethan hätten und einen Schwur ausgestoßen: Nachher, wenn *sie* wollen, werden *wir* nicht wollen! Denn sie fühlten sich verrathen und verleugnet und unritterlich zurückgesetzt in der Zeiten Noth. — Es hat sich also in diesem Hochthale ein großer Zwiespalt erhoben zwischen den Jünglingen und Jungfrauen, so dass kein Zusammensehen war, geschweige ein Zusammengehen.

Unter den jüngeren Männern hatte keiner mehr die rothe Schnur um den „Sternstecher“, die nach alter Sitte auf den Ehebund gedeutet hätte; jeder trug dreimal um den Hut gewunden die grüne Schnur, das Junggesellenzeichen. Demnach hatten auch die Weibsleute nicht rothe, sondern grüne Schürzenbänder, und so war zu Gurgl Immergrün im Winter wie im Sommer, aber anders zu verstehen als jenes im warmen Süden. In den Häusern hatte es sich so geordnet, dass in den einen lauter Männer, in den anderen lauter Weiber wohnten, und so hoch steigerte sich der Widerwillen, dass an den Festtagen der Heiligen männlichen Geschlechtes das Weibervolk nicht in die Kirche kam, was die Buben dann ihrerseits an den Frauentagen wettmachten.

Was der Pfarrherr zu Gurgl gefürchtet, ist nicht eingetroffen. Kein ungerufenes Kind hat man ihm an den Taufstein gebracht. Und da hat er gedacht: Wie das doch brav ist von meinen Gurgler Leuten, fast heldenhaft brav. Hätt's ihnen nicht zugetraut, dass sie's imstande sind. Da könnten sich manche ein Beispiel

schauten auch mit der Freude eines solchen in das gesunde lachende Kindergesicht, wenn es sich ihnen zuwandte. Der Mann bemerkte das und deshalb kam ihm heute wieder der Gedanke, der sich schon öfter eingestellt hatte: wie es wäre, wenn er dem Kind wieder eine Mutter gäbe, und zwar in derjenigen, die sich zuerst seiner angenommen. Wie sauber der Kleine aussah, mit welcher Sorgfalt sie ihn hielt — sie würde gewiss ein tüchtiges Weib. Und ihr Charakter — sprach nicht alles, was sie bisher gethan, für ihn? Der heutige Tag wäre gerade recht für den Entschluss. Kurz und gut, kein langes Reden, dann wäre die Sache in Ordnung und das zerfahrene Leben hätte ein Ende!

In solchen Gedanken sich ergehend, blickte er unbemerkt auf seine Begleiterin. So wie seine erste war sie freilich nicht! Wie lebensfroh und rothbackig hatte die in die Welt geguckt — und war dann doch so jäh weggewesen. — Jung sah sie nicht mehr aus, die „Fräul'n Marie" — wie alt mochte sie sein? Etliche dreißig gewiss. Nun so alt wäre seine erste jetzt nahezu auch, wenn sie noch lebte. Aber eins: Marie kam ihm mit ihrer seelenvollen feineren, fast scheuen Art manchmal gar nicht vor, als ob sie für einen Mann seines Standes passte. Das blasse Gesicht, die bleichen schmalen Hände — — und doch hatte sie mit diesen Händen von früh an ihre Mutter und sich ernährt.

Er überlegte und sah zuletzt vor lauter Überlegen die schöne Natur nicht mehr, bis Marie selber ihn aus seinen Gedankten weckte, indem sie auf das Bild der Stadt zeigte, das jetzt in seiner ganzen Größe vor ihnen ausgebreitet lag. Ja, schön ist sie anzuschauen, die Kaiserstadt an dem breiten stolzen Strom, inmitten des gesegneten Landes! Man könnte schon zufrieden sein, da zu leben, wenn's auch nicht das Vaterland ist. Der Ort, wo es einem gut geht, wird auch zur Heimat. Und ihm gieng es, den einen harten Schlag abgerechnet, seit er hier war, stetig besser. Er war kein kleiner Meister mit Sorgen um Kundschaft und Absatz, sondern ein wohlangestellter und vermöge seines Könnens geachteter Werkführer in einer größeren Fabrik, wohin seine Brotherren ihn von draußen her verschrieben hatten. Er wusste sich sattelfest an seinem Platze und nicht so bald einen, der ihn ausstechen könnte. Eben weil es ihm gut gieng, mochte er das traurige Leben daheim nicht so weiterführen. Nun, der Tag war ja lang; er konnte noch immer mit Marie darüber sprechen.

Angesichts der prächtigen Aussicht wurde der erste Halt gemacht und von dem Proviant ausgepackt, mit dem beide Theile sich versehen hatten. Hernach gieng es abermals weiter durch Wiesen und Wald, dem Mittagsziele zu. Überall wanderten fröhliche Menschen, Liebespaare, Familien mit Weib und Kind, Scharen junger Leute, in denen die Lebenslust ihre Bocksprünge machte. So flüchtig derartige Begegnungen vorüberziehen, lassen sie doch einen Eindruck zurück, zumal wenn die empfängliche Stimmung dafür vorhanden ist. Jede scheint zu sagen: „Mach's wie wir, genieße dein Leben!" —

Als das Mittagsmahl vorbei und der Kleine von dem ungewohnten Marschieren ermüdet war, schlug sein Vater zur Rast ein nahes schattiges Plätzchen am Waldsaume vor, wo er ohne weiteres Zögern seinen Entschluss zur That machen wollte. Gerade und ehrlich rückte er mit seinem Antrag heraus, sobald das Kind auf dem weichen Waldboden eingeschlummert war. Er müsse wieder in geregelte Verhältnisse kommen, sagte er, und sie, Marie, habe an dem Kinde bewiesen, dass niemand besser zur zweiten Mutter tauge, als sie. Er sprach von seinem Einkommen, mit dem er eine Familie anständig ernähren könne, von seinem

Allerseelen.

Von E. v. Berlepsch.

(Schluss.)

Gottfriedle, der wie alle Kinder ein gutes Gedächtnis für seine Gönner hatte, verlangte nach diesem ersten Besuch bald wieder zu dem Fräulein Marie zu gehen. So kam es, dass wenige Sonntage danach die beiden abermals erschienen, dass Marie den Kleinen dann zuweilen allein als Gast bei sich hatte und dass er endlich ganz unter ihrem Dache einzog. Das hatte sich einfach, nach wenigen Worten so gemacht und kam beiden Theilen als ein rechter Segen vor. Leute der arbeitenden Classen brauchen keine lange Bekanntschaft, um zu einander Vertrauen zu fassen. Der Mann gab unbedenklich sein Kind in Mariens Schutz, auf das „gute Herz" und die Ordnung hin, die er bei ihr wahrgenommen. Und er täuschte sich nicht. Wie hegte und pflegte sie den kleinen Burschen, über Pflicht und Gebür nach Meinung des Vaters, d. h. weit über den geringen Preis, den sie dafür festgesetzt hatten. Gottfried vergalt ihr aber auch, was sie an ihm that; er schloss sich bald mehr an seine Pflegerin, als an den Vater, zu dem er nur des Sonntags kam. Dieser holte sein Bübchen dann immer selbst ab und eroberte für den einen Tag das flatterhafte Kinderherz durch irgend ein kleines Vergnügen zurück. Als der Frühling da war, giengen sie manchmal auch zu dritt aus, doch nur den einen Weg, auf dem sie sich im vergangenen Herbste kennen gelernt hatten. Die ersten Blumen pflückten sie von den beiden Gräbern und die ersten Lerchen hörten sie dort draußen jubilieren. Nachdem aber die Welt immer maienhafter und schöner wurde, taugten dem Manne diese Gänge doch nicht mehr recht und er brachte Marie endlich einmal nach langem Zureden dahin, dass sie eine Landpartie, für einen ganzen Tag mitmachte.

Sie fuhren eine Strecke stadtauswärts, um dann zu Fuß weiter zu gehen nach einem Höhenpunkte, von dem man das ganze Donauland überblicken kann. Es war ein herrlicher, leuchtender Tag. Aus der Stadt her klang von Ferne das Geläute der Sonntagsglocken, dazu sangen die Vögel im nahen Walde. Wie ein Land der Seligkeit lagen die blühenden Gefilde ausgebreitet, fast blendend für Augen, die jahraus jahrein nur an das Einzelne, Nahe der Arbeit gewöhnt sind. Marie war seit Jahren nicht mehr so weit ins Freie gekommen, darum erschien ihr die eigene Heimat ebenso schön und neu, wie dem Mann und seinem Kind, die hier noch Fremdlinge waren.

Gemächlich stiegen sie die Höhe hinan, Gottfriedle voraus, immer plaudernd, eine Menge Fragen im Kopf. Die zwei Erwachsenen schritten wie ein Elternpaar hinterher und

wollen einen schönen Strauß suchen. Sieh die vielen Blumen, die dastehen!" Gleich sprang der Knabe an ihrer Hand mit in die sonnige Wiese hinaus und begann zu pflücken.

Der Mann schaute den beiden nachdenklich zu. Recht wunderlich, bei aller Herzensgüte und Zartheit, kam sie ihm doch vor, nicht von dem Stoffe, wie der Arbeitsmann sein Weib sich wünscht. Er war in einer eigenthümlichen Verfassung und vollständig im Unklaren, ob es gut oder schade, dass seine Werbung nicht einfach und vernünftig erledigt worden.

Nach einer Weile kam Gottfriedle mit einem Strauß zum Vater gesprungen. „Den sollst du haben, sagt sie."

Das riss den Sinnenden aus seiner Gedankenwirrnis. — „Nun, morgen ist auch wieder ein Tag", sagte er sich, das Thema gleichsam mit einem Ruck abschließend; „sie weiß jetzt, wie ich's meine und wird sich die Sache nicht allzulange überlegen."

Er sprang auf — und bald nachher setzten sie ihre kleine Tagreise im goldensten Sonnenschein weiter fort.

Anderen Morgens war Marie wie jeden Tag wieder früh bei der Arbeit. Sie saß an ihrem Hoffenster, vor sich den Wiesenblumenstrauß, den Gottfriedles Vater heimgetragen und beim Auseinandergehen ihr übergeben hatte. Dann und wann ließ sie das Auge darauf ausruhen und besann sich, ob es wahr sei, woran diese Blumen sie erinnerten. Wenn die Mutter das erlebt hätte, die sich oft still über ihre freudlose Jugend und unsichere Zukunft gegrämt, — die arme Mutter, der das Sterben deshalb schwer geworden! — Ihr Blick verschleierte sich, aber es war ein heller Schimmer, der darüber zog, Thränen wie sie bei glücklichen Menschen aufglänzen; — eine perlte langsam nieder auf ihre Arbeit. Sie tilgte sorgfältig die Spur hinweg; denn es waren kostbare Stücke, die sie da in Händen hatte, wiederum Theile eines Brautschatzes, wie damals! — Schon manchen hatte sie seitdem in ihrem Stübchen gehabt und jedesmal dabei jener schweren Tage denken müssen; jetzt zum erstenmal sah sie diese Dinge mit anderen Augen an. Heute abend wollte sie die Bestellung abliefern. Sie hatte ein ansehnliches Sümmchen dafür zu erwarten; nun dachte sie nach, was sie zunächst dafür anschaffen wollte: Etwas für den künftigen Hausstand, damit sie nicht nur mit ihren alten abgenützten Sachen dereinst ankäme — oder — was sie längst nicht mehr gekauft — ein neues Kleid für die Sommerszeit, in dem sie freundlicher, jünger aussähe, als in dem dunklen Gewande? Aber nein, sie schämte sich des eitlen Gedankens. Beiseite legen ist das beste; jetzt gilt es ja wieder an andere zu denken!

Am Nachmittag rief sie Gottfriedle von seinen Spielkameraden aus dem Hofe herauf und rüstete ihn säuberlich, damit er sie begleite. Sie wollte von dem Arbeitslohn wenigstens etwas nehmen, um dem Kinde eine Freude zu machen, mit einem Spielzeug, das es sich wünschte. So hatte sie es früher auch gemacht, wenn sie eine größere Einnahme empfieng; da war sie nie mit leeren Händen heimgekommen.

Ihr Bündel auf dem Arm, den Knaben an der Hand, trat sie hinaus in den hellen Abend. War die Welt plötzlich anders geworden, dass ihr alles so schön und fröhlich erschien, dass sie völlig eine Freude hatte, unter den vielen Menschen zu gehen, zwischen denen sie zuvor einsam und scheu ihres Weges gezogen? Sie kannte niemanden, niemand kannte sie, und doch fühlte sie sich auf einmal zu ihnen gehörig, als wäre sie aus einer Clausur getreten, um sich nun zu rühren, zu freuen und zu plagen wie sie, gleich jedem Weib,

Haushalt, den er bisher, so gut es gieng, allein geführt habe — kurz, er redete nicht, wie ein Liebhaber, aber wie ein sorgsamer Hausvater, der zum Rechten sieht und durch eigenen Schweiß den Wert des Erworbenen kennt.

Marie hörte ihm in tiefster Bestürzung zu. Es war der erste Heiratsantrag ihres Lebens, der ihr da gemacht wurde. Früher, in Jugendzeiten, als sie auch einmal an „Glück“ gedacht, war ihr dergleichen nicht widerfahren; jetzt mit ihren fünfunddreißig Jahren, wie sie sich schon so alt, so verkümmert vorkam und gar nicht in eine neue Lage denken konnte, jetzt sollte es noch kommen! Dachte der Mann am Ende, dass sie sich deshalb des Kleinen angenommen? Nein, davon war ihr Gewissen frei. Sie sagte ihm das mit bluthrothen Wangen und bat ihn, ihr nur ja nicht eine solche Absicht zuzutrauen; sie habe das Kind lieb und mit den besten Vorsätzen zu sich genommen, aber nicht — da sei Gott ihr Zeuge, um nach dreiviertel Jahren schon das Andenken der armen Todten zu verdrängen. — —

Der Mann war von dieser Antwort wie vor den Kopf geschlagen. Hatte er denn etwas Schlechtes begangen, da er nach den dreiviertel Jahren wieder ein Weib, eine Hausfrau begehrte? Er verstand dieses Zartgefühl nicht, obgleich er es achten musste; jedenfall hatte er es nicht erwartet. Es riss ihn aus der behaglichen Zuversicht, in der er seinen Hausstand nun schon halb wieder bestellt gesehen hatte. Jetzt wusste er nicht, wie er daran war — noch einmal fragen? Nein, das mochte er nicht.

Marie hob ihren Blick bescheiden zu ihm empor. — „Ich möchte um etwas bitten, — ich will von Zeit zu Zeit in Ihrem Haushalte nachsehen, wenn Ihnen daran gelegen ist. Sagen Sie mir, wo etwas fehlt, wo etwas zu thun ist, — ich weiß ja, wie alles verdient werden muss! — Und bitte — denken Sie nicht falsch von mir! Es ist ja schon ein Glück, dass ich das Kind bei mir habe — Sie sind mir wahrhaftig nichts schuldig dafür. Es ist so anhänglich und brav, — ich denke immer — die gute Mutter habe es mir gesandt — zum Troste — —“ Sie konnte nicht weiter, weil sie plötzlich von Rührung erfasst wurde.

„Fangen Sie jetzt nicht an, traurig zu werden“, sagte er; „was gestorben ist, können wir nicht mehr lebendig machen; daran muss man sich nun einmal halten.“

Der kleine Gottfried war über dem Gespräch aufgewacht und sah verwundert die gerötheten Augen seiner Beschützerin. Schnell stellte er sich auf die Beinchen und vor den Vater hin.

„Warum weint die Fräul'n Marie?“

„Geh' zu ihr hin und frage sie“, antwortete der Mann, ihm die Locken aus der Stirn streichend.

Gottfriedle sprang auf sie los, schlang seinen Arm um ihren Hals und drückte sie mit ungestümer Zärtlichkeit. Das war immer sein Mittel, wenn er sie erheitern wollte.

Sie lächelte auch gleich wieder, obschon ihr die Thränen noch in den Augen standen. „Bist mein guter Friedl!“ sagte sie ihm ins Ohr und löste ihn sanft von sich.

„Gelt Vater, die Fräul'n Marie bleibt immer bei uns?“ fragte der Kleine, als ahnte er den Grund der Thränen.

„Vielleicht — wenn du brav bist —“

Marie stand auf, in der Angst, dass das Kind noch mehr derartige Fragen stellen könnte. Die eine, die jetzt vor ihr lag, schien ihr so heilig ernst, dass sie ihre Wiederholung fürchtete. „Mutter“ soll sie genannt werden und „Weib“ von einem braven Mann! Sie vermochte es kaum zu fassen. — „Komm“, sagte sie mit bebender Stimme zu dem Kinde, „wir

er nun? Noch einmal hingehen? Nein! Sie hätte es sich denken können, dass er heute käme. Wenn man einmal eine Sache besprochen hat, gibt's keine lange Ziererei mehr. Ja oder Nein und Punctum.

Halb im Ärger, halb um überhaupt etwas zu thun, bog er in einen Gasthausgarten ein, aus dem das Gesumme vieler Gäste tönte. Es war eine jener altbekannten guten Vorstadt-Schänken, wo der „Bürger vom Grund" seine Sommergeselligkeit sucht und deshalb fleißig von Gattin und Töchtern dahin begleitet wird. Man unterhält sich und macht Bekanntschaften, die bei der harmlosen Art des Wieners oft sehr bald zu näheren Beziehungen führen.

Der verdrießliche Freiersmann setzte sich allein an einen der wenigen noch freien Tische, that einen langen Zug aus seinem Glas und überließ sich seinen Gedanken. Ein kleines Orchester, das ziemlich entfernt von ihm die verführerischsten Walzer hören ließ, spielte die Begleitung dazu, der er halb unbewusst lauschte. Es dauerte nicht lange, so zerstreuten diese Weisen, in denen eine gar eigene Lebenswollust liegt, mehr und mehr seinen Unmuth, ja endlich derart, dass er daran dachte, noch einmal nach Mariens Wohnung zu gehen.

In der Überlegung dieses Vorhabens wurde er durch einige Personen unterbrochen, die sich „mit Verlaub" an seinen Tisch setzten und gleich ein gemüthliches Gespräch anhoben. Es war ein junger Handwerker mit seiner Frau, Leutchen, die noch in der Rosenzeit des Ehestandes zu sein schienen, weil sie sich mit gar so fröhlichen verliebten Augen anschauten. Ein Mädchen befand sich bei ihnen, der Ähnlichkeit nach die Schwester der jungen Frau; beide Gestalten nach echtem Wiener Schlage, geschmeidig, doch schon ans Üppige streifend, warmblütig in Wort und Geberde, in den Augen allein ein kleines Arsenal von Feuerwerk und Waffen, denen man durchaus nicht als Feind gegenüber zu stehen braucht, um ihre Gefährlichkeit zu spüren.

Der ehrsame Witwer hatte nach dieser Richtung bisher noch wenig Bekanntschaften gemacht. Er rückte achtungsvoll beiseite, um der Gesellschaft Platz einzuräumen, schier etwas geblendet von den zwei blühenden Erscheinungen, die sofort den Blick freundlich auf ihn richteten, während sie ihre schwarzen Spitzentücher vom Kopfe nahmen, um die Kühle des Abends zu genießen. Ihr Begleiter forderte ihn auf, sich ja nicht zu genieren, sie hätten alle prächtig Platz an dem Tischchen. Hiemit war die Unterhaltung eröffnet und währte bei Bier und Walzerklängen mehrere Stunden, wonach man sich zum Abschied wie gute Bekannte die Hände schüttelte.

Gottfriedles Vater gieng in einer gewissen nachdenklichen Heiterkeit nachhause. Dass aus seinem Vorhaben, noch einmal zu Marie zu gehen, nichts geworden — er war es gerade nicht unzufrieden, aus mehrerlei klaren und dunkleren Gründen. Die Aufheiterung hatte ihm gut gethan, und endlich, an ihr, an Marie wäre doch eigentlich die Reihe, sich zu rühren. Einen Mann, der etwas Rechtes ist, läßt ein vernünftiges Frauenzimmer nicht lange auf ein Jawort warten. —

Marie jedoch dachte anders. Als er mehrere Tage nach diesem Abend nicht kam, meinte sie, die in ihrer Zurückgezogenheit weder Leben noch Menschen je recht kennen gelernt hatte — froh, dass er ihr Gefühl verstanden: er will noch eine Zeit vergehen lassen! Deshalb hütete sie sich, als sie ihn wiedersah, auch nur mit einem Wort an das Gespräch zu erinnern. Sie arbeitete noch emsiger als zuvor, von früh bis spät, und schloss das Kind, das ja das ihrige werden sollte,

das eine Familie sein eigen nennt. Welch gute Gedanken und Vorsätze wurden nicht in ihr lebendig; was gelobte sie sich nicht alles zu thun, um des Amtes werth zu sein, dessen eine andere vor ihr gewaltet!

Gottfriedle trippelte lustig neben ihr her. Als sie ihm von dem empfangenen Arbeitslohn ein Wägelchen mit schön angestrichenen Rossen kaufte, war er vor Freude außer sich und wollte sein Fuhrwerk gleich auf der Straße hinter sich herziehen. Das Glück des Kindes machte sie selbst noch glücklicher. Könnte sie es doch einem Menschen sagen oder zeigen, wie ihr ums Herz ist, das in seiner Verschlossenheit fast zu spröde geworden, um unter dieser ungekannten Lebensfreude sich noch einmal recht zu weiten!

Aus dem Schatten des Kirchenportals schlich eine Bettlerin mit einem elenden Kind in den Armen an sie heran. Sie mochte es von ihrem Angesiche abgelesen haben, dass hier etwas zu bekommen sei, denn Bettler sind geübte Physiognomiker. Schnell griff Marie in die Tasche und gab dem Weib ein Geldstück, wie es selten wohl eine elegante Dame gibt. Heil und Segen wünschend zog die Beschenkte sich zurück. Die Kirchenthür stand offen. — „Komm, Gottfried, lass uns da hinein gehen", sagte Marie freudig, „nimm dein Hütel schön ab!"

In der Kirche war es schon dämmerig, obwohl die letzten Sonnenstrahlen noch durch die Fenster herein ein wundersames Farbenspiel in die hohen Wölbungen zauberten. Wie eine Glorie flimmerte es dort oben, während unten ein geheimnisvolles Zwielicht webte, aus dem nur da und dort ein matter Goldreflex, ein hell Gewand, das blasse Antlitz eines Heiligen auf einem Altarbild schimmerte. Im Chor tönte vielstimmiges Gebet. Ein junger Geistlicher kniete zuvorderst allein im Gestühl, die Abendandacht leitend. Sein weißes Chorhemd hob sich scharf von den Gestalten ab, die nur den Umrissen nach sichtbar waren. Seitab vor einem Marienbild in dunkler Nische brannten kleine Kerzchen, Opfer von Andächtigen, die auf den Steinfliesen kniend, inbrünstig zu dem Bild aufschauten, weil sie etwas Besonderes zu erbitten hatten, — meist Leute der unteren Ständen, Arbeitersfrauen, alte Männer, auch frische Mädchengesichter und seitwärts gar ein schmucker Soldat. Bei dieser Gruppe kniete Marie nieder, den Knaben neben sich, der während ihres Gebetes mit großen Augen um sich sah. Endlich zog sie ihn an sich und schlug den Arm um das kleine Figürchen, wie in einem Gelöbnis, das sie wortlos ablegte.

Einer nach dem anderen von den Betern erhob sich, um von dannen zu gehen. Im Chor war es still geworden, in der ganzen Kirche nun hallend still. Der Sacristan rasselte mit den Schlüsseln und schlappte vernehmbar über den Steinboden, damit man wisse, was die Stunde geschlagen. Einzelne, in ihre Andacht versunken, unter ihnen Marie, bemerkten das Zeichen nicht, bis der Schließende sie endlich an der Schulter berührte, um sie ans Fortgehen zu erinnern.

Als die beiden nachhause kamen, berichtete eine Nachbarin, dass Gottfriedles Vater dagewesen sei. Marien schoss das Blut in die Wangen und ihr Herz klopfte auf, — sie war fast froh, dass er sie nicht getroffen, wenigstens heute noch nicht.

Er hatte langsam den Rückweg angetreten, verdrießlich, dass sein Gang umsonst gewesen. Wer Dinge vorhat, wie er, geht nicht gern leer heim. Es litt ihn doch nicht so ohne Entscheid; er hatte sich ihn holen und dann mit dem Kinde und ihr den Abend, da er so schön, in einem Garten zubringen wollen. Was that

Der Kleine stürmte die Treppe hinan. Schlaff, die Hände im Schoße, saß Marie in dem dunkelnden Zimmer und bemerkte es gar nicht, als das Kind herein kam. Das machten weniger ihre Gedanken, als die mancherlei Geräusche, welche aus dem Hofraume in die kleine Stube hereindrangen. Ein Kind schrie in der Wohnung gegenüber aus vollem Halse und drunten schmetterte eine Drehorgel leichte Operettenmelodien. Gedanken hatte Marie nicht, nur ein Gefühl von Betäubung, wie jemand, der aus einer Höhe gefallen.

— „Fräul'n Marie!" rief Gottfriedle sie an, seine Arme schmeichelnd nach ihr emporstreckend; „was haben's denn — Kopfweh?"

Sie wandte langsam den Blick nach ihm, ohne sich zu rühren. — „Kind!" flüsterte sie leise, und war nahe daran, ihm zu sagen, dass sie wieder auseinander müssten; aber sie war wie in einem Staarkrampf; sie brachte kein Wort weiter hervor. Nur auf ihre Knie zog sie ihn und presste den Mund auf die blonden Härchen in aufzitterndem Schmerze. Doch der Knabe hielt kaum eine Minute still. Er wusste ja nicht, dass in diesem Augenblicke ein Menschenherz bitteren Abschied nahm von seinem einzigen erträumten Glück.

Marie wurde zu der bevorstehenden Hochzeit eingeladen. Als sie bei diesem Anlasse zum erstenmale die Erwählte sah, in ihrer blühenden Jugend und Zuversicht, die ohne Kopfzerbrechen dem neuen Stande entgegenschritt, da erschien es ihr wie eine Vermessenheit, dass sie an ein Los hatte denken können, wie es einem solchen Wesen zutheil wird. Nie war sie sich ärmer und unansehnlicher vorgekommen; nie hatte sie die unverdienten Güter der Jugend und Schönheit mehr bewundert, als an ihrer einzigen Rivalin. Sich selbst zum Hohn wie zur Sühne zog sie immer wieder den Vergleich zwischen sich und jener; — warum hatte sie aus ihrem einsamen Versteck hinaus verlangt in den Sonnenschein, wo die anderen geh'n! Das bedeutet nun einmal für den Glücklosen Strafe, weshalb? Das weiß keine Moral der Welt zu sagen.

Aber sie wurde doch fertig mit sich, in aller Stille. Die Pflicht, die Arbeit, welch ein Segen ist sie! Sie hilft über alles hinweg; sie schüttet die löschende Erdscholle über die aufschlagenden Flammen. Und dann gibt es eine Seelenscham im Weibe, die stärker sein kann, als jedes Leid, wenn es gilt, ein Geheimnis des Herzens zu bewahren. Niemand soll ahnen, wonach seine Sehnsucht gegangen; das beste Weib kann sich selbst verleugnen, kann lügen dafür. Wer fragte bei der stillen Stickerin nach solchen Schmerzen? Ein einziger Mensch vielleicht, dessen Wohlthäterin sie war, der ihrer nun aber nicht mehr bedurfte. Und dennoch setzte sie ihre Ehre darein, vor diesem Einzigen und sich selber aufrecht dazustehen.

Zur Hochzeit gieng sie nicht, aber am Morgen jenes Tages rüstete sie das Büblein für das Fest, das ihm wieder eine Mutter gab. Als es fort war, trug sie die Habe des Kindes zusammen, seine Kleidchen, sein Spielzeug, alles zur Übergabe wohl geordnet. Bald lag es in einem Häuflein auf dem Tische beisammen. Sie saß davor und betrachtete die unscheinbaren Dinge, wie an jenem Weihnachtsabende, wo sie dem Kleinen die ersten Geschenke gekauft — und fast wie damals war ihr, als sei wiederum jemand in ihrem Stübchen gestorben.

Abends hielt ein Wagen vor dem Hause. Die heitere Gesellschaft wollte Marie überreden, wenigstens einige Stunden noch mit in einem Gasthaus zuzubringen. Aber sie bedankte sich und nahm dafür den Knaben, der seinem Vater schlafend im Arme lag, noch einmal unter ihr Obdach.

womöglich noch inniger in ihr Herz, all dies mit der stillen Ausschau auf eine Zukunft, welche ihr das schönste Los zu bergen schien.

An den Abenden wurde Gottfriedle nun öfter von seinem Vater zu einem Spaziergang abgeholt. Auch Marie wurde dazu aufgefordert; aber gerade jetzt hielt sie sich noch mehr zurück; man sollte den verwitweten Mann und sie, mit dem Kinde zwischen sich, für kein Liebespaar anschauen! Der Mann schüttelte den Kopf zu ihrem Wesen; er wurde nicht klug daraus.

So vergieng Woche auf Woche. Einmal, und später wieder einmal, erzählte das Kind, dass es mit dem Vater im Gasthaus gewesen und von einer Frau Näschereien bekommen habe. Auch der Mann erwähnte einer Bekanntschaft, die sich zufällig wiederholt erneuert habe.

Eines Abends, nachdem er länger als sonst sich nicht hatte sehen lassen, kam er mit ziemlich verlegener Miene, fragte zerstreut nach dem Kinde und hielt Marie dennoch ab, es aus dem Hofe, wo es spielte, heraufzurufen.

Er möchte ein paar Worte mit ihr reden, sagte er, ohne sie anzusehen; übrigens könne sie sich vielleicht denken, um was es sich handle.

Sie sah schnell auf und antwortete mit hochklopfendem Herzen ehrlich: Ja, sie könne es sich denken.

Er besann sich, wie seine Sache möglichst kurz und gut vorzubringen sei. Über ihre Arbeit gebeugt, lauschte sie seiner Rede entgegen. Die Stille brachte ihn etwas aus der Fassung. Endlich kam es rasch heraus: Marie hätte mit ihrem Jawort derart gezögert, dass er es als einen Abschlag habe betrachten und — da er nimmer allein bleiben könne — sich eben anderweit nach einer Hausfrau umsehen müssen. Sie werde ihn ja wohl begreifen! Er verüble es ihr ja auch nicht, dass sie sich für ihn nicht habe entscheiden können. Jetzt möchte er sie nur fragen, ob sie bis zu seiner Hochzeit den Gottfriedle noch behalten wolle oder — —? So brächte er ihn so lange wo anders unter; seine künftigen Schwägersleute hätten sich dazu bereit erklärt —

Marie war todtenbleich und starrte nun auf den Mann, der im dunkleren Hintergrund der Stube stand.

Ob sie so verwundert über seine Mittheilung, fragte er, sich selber verwundert stellend.

Sie konnte keine Antwort geben, denn sie wusste in diesem Augenblicke nichts, gar nichts.

„Und was die Dankschuldigkeit für meinen Knaben anbetrifft", hob er, um die peinliche Stille zu unterbrechen an, „die werd' ich nie vergessen — niemals! — Also — Fräulein Marie, darf das Kind, bis es wieder daheim sein kann, bei Ihnen bleiben?"

„Das Kind —" sprach sie mechanisch und lächelte wie geistesabwesend — „der Friedl — — mein Gott!"

„Der Kleine hängt an Ihnen —"

Sie nickte. — „Ich auch an ihm —"

„Wenn's Ihnen recht ist, soll er alle Sonntage zu Ihnen kommen."

Sie starrte vor sich hin, ohne Antwort zu geben.

In dem Manne regte sich etwas wie Mitleid, wie schlechtes Gewissen. — „Fräulein Marie", sagte er näher tretend, „wir bleiben gute Freunde, nicht wahr? Ich halte große Stücke auf Sie! —"

„Ich dank' — ich dank'!" nickte sie.

Als er fortgieng, hatte er ein recht unbehagliches Gefühl. So ein Glückwunsch von bleichen Lippen macht einem keine Freude. Hatte er etwa nicht wie ein Ehrenmann gehandelt? —

Unten im Hofe rief er Gottfriedle zu sich und schickte ihn hinauf; er solle zur Fräulein Marie gehen, sie sei traurig.

lichen Vertrauten dieses Ortes, die mit der Vergänglichkeit auf du und du stehen.

Marie war ebenfalls an ihrem Platze beschäftigt; als es Abend wurde, rüstete auch sie sich nachhause zu gehen.

Sie hatte diesmal der Todten eine Untreue abbitten zu müssen geglaubt für jenen einen Tag, in dem alles Licht ihres Daseins zusammengeströmt schien, und an dem sie doch nicht mehr gelebt; — für das Glück, welches sie in dem Besitze des Kindes gefunden — und für den Schmerz über die Trennung von ihm. — — War das nicht Untreue an der Einzigen gewesen, die ein Recht an sie hatte?

Aber nun ist das alles vorbei wie ein Traum. Sie hat es der Mutter gebeichtet und sie sind wieder eins und allein, wie je vorher. Also zurück ins alte Geleise, an die Arbeit, an das Gebot jedes neu anbrechenden Tages. Dieser Segen fehlt ihr ja nicht, der fleißigen Stickerin! In wie manch schönen, duftigen Brautschatz wird sie wohl noch die verschlungenen Namenszüge von Glücklichen weben?

— „Fräul'n Marie!" rief es sie plötzlich an mit einem aufjauchzenden Stimmchen.

Sie fuhr zusammen und blickte hin.

Da kam im matten Abendlicht noch ein Paar den Gräberreihen entlang, ihm voraus, gerade auf sie los in hellem Lauf ein Kind — Gottfriedle war's, den sie seitdem nicht mehr gesehen.

— „Friedl!" — Sie breitete die Arme aus — der Kleine flog an ihr empor, sie stürmisch umhalsend. Er hatte sie nicht vergessen, hatte sie noch lieb! „Kind —" flüsterte sie zitternd vor Freude.

Das Ehepaar trat herzu, und der Mann erzählte, schon den anderen Tag hätte das Kind zu ihr zurück verlangt.

Dies eine Wort — und alle Bitterkeit war in ihrem Herzen ausgelöscht! —

Als sie längst wieder allein in ihrem Stübchen war, spürte sie den Druck der zwei kleinen, weichen Arme noch. Wie warm das gewesen! Sie zehrte Tage, Wochen davon. Und sie wusste auch, wer ihr, gerade an jenem Ort, diese Begegnung zum Trost gesandt — so ein einsames Herz hat seinen eigenen mystischen Glauben.

Gottfriedle wufste am folgenden Morgen viel von gutem Essen und Trinken zu erzählen, und als ihm Marie dann sagte, er käme heute fort von ihr, zu den Eltern, da sträubte er sich nicht im mindesten dagegen, weil er dachte, das gienge nun alle Tage so fort, wie es gestern gewesen.

In der Dämmerstunde holte ihn das Ehepaar sammt seinen Habseligkeiten ab. Mariens Stube war ganz erfüllt von Bewegung und Gespräch und fröhlichem Wesen; das junge Weib lachte ihren Mann mit verliebtem Blicke an, und das Kind sprang umher in der Freude, dafs nun einmal wieder etwas Neues an die Reihe kam. Der Vater mufste ihm vor dem Weggehen erst sagen, dafs es sich auch ordentlich verabschiede und bedanke und um die Erlaubnis bitte, wieder einmal kommen zu dürfen.

„Jetzt im Anfang — lieber nicht", bat Marie, mit zuckenden aber lächelnden Lippen! sie gab sich alle Mühe zu verbergen, wie nahe ihr die Trennung gieng. „Ich muss mich von dem Kleinen erst entwöhnen — wir haben uns gern gehabt, wir zwei — gelt Friedle?" Und sie strich ihm noch einmal mit zitternder Hand übers Haar.

Das Kind nickte und lachte — dann war nach wenigen Minuten die Stube leer.

Marie stand eine geraume Weile auf demselben Fleck bei der Thüre, durch welche die anderen eben verschwunden waren, — — dafs der Kleine so leicht von ihr gehen würde, das hatte sie nicht gedacht, — recht bitter ist doch manches auf der Welt! Aber — es war nun auch vorüber.

Mechanisch rückte sie die paar Stühle in ihre alte Ordnung.

In den Blumengeschäften saßen die Kranzwinderinnen, wie alljährlich, Tag und Nacht bei der Arbeit, denn Allerheiligen stand wieder vor der Thür.

Es war die alte Wiederholung des Gräberschmückens, des stillen Wanderns trauernder, sinnender und gedankenloser Menschen zwischen den blumengezierten Hügeln. Über allem ein frostig grauer Spätherbsthimmel, verdämmernde Fernen.

Wie ein Altärchen war die Ruhestätte von Mariens Mutter wieder hergerichtet, heiter anzusehen, fast wie ein Madonnen-Altärchen im Mai. Wenn sie es im Himmel oben sehen könnte, die alte Frau, wie müfste sie sich freuen über die Liebe, die Leben und Tod überdauert, die nimmer aufhört!

Dieser Platz war so recht aufs neue Mariens Zuflucht geworden; sie kam in letzter Zeit so oft wie vor einem Jahre hieher. Alles zum Schmuck hatte sie wieder selbst herzugetragen und auch auf das naheliegende andere Grab in verstohlener Hast ein Kränzlein gelegt. Die Todte da drüben war ihr, obgleich unbekannt, doch nahe gerückt worden — und von dem anderen, was wufste sie? — Ihr Hügel war wie hundert andere abermals vom Friedhofgärtner besorgt worden; dazu lehnte ein Perlenkranz am Stein. Und schon dicht bewachsen war das Grab; — ja was in einem Jahr alles gedeihen kann!

Viel „Publikum" strömte wieder herbei. Es war ein Kommen und Gehen bis in den sinkenden Abend des zweiten Tages. An einzelnen Stätten saßen die Wächterinnen noch auf ihren Schemeln, um die Lichter ausbrennen zu lassen; an anderen wurde bereits aufgeräumt. Gruppen alter Frauen zogen mit ihren schon oft gebrauchten Kunstblumenkränzen und Laternen ab, um sie fürs künftige Jahr wieder aufzuheben. Mit geschäftsmäßigem Gleichmuthe humpelten sie durch die entlaubten Alleen, wie die eigent-

den Naturtellern großer Blätter lag kalter Braten, war Backwerk aller Gattungen, und daneben standen, lehnten, staken Flaschen mit der grünen Perle vom Rhein, und dann Strauchobst, Baumobst, fast ebenso buntfarbig leuchtend wie der Rosengarten. Ein Tisch, wie er feiner und schöner und einladender nicht zu denken ist.

Schon während der Durchforschung begann ich zu naschen, bald jedoch kamen die Qualen des Herzens. Jener Bauernbursche, der bei der großen Sterzschüssel saß, aß und aß und sachte anhub zu weinen! Und als man ihn fragte, weshalb er weine, gab er bittersten Schmerzes voll zur Antwort: „Es ist noch so viel Sterz in der Schüssel und ich kann nicht mehr!“ — Ich sage nicht gerade, dass es mir auch so ergieng, nur erinnerte ich mich dran. Wie auch würde ich, der auf der Reise wenig zu genießen pflegt, mit diesen Dingen fertig werden? Und die Hilfe ist so weit! Wenn ich endlich nach Steiermark komme, werden die herrlichen Güter verwelkt und verdorben sein. Denn schon nach wenigen Stunden ließen die Blumen und Rosen müde ihre Köpflein hängen, als hätten sie Heimweh nach den rothen Ufern der Elbe, und der köstliche Duft der Braten wetteiferte mit dem der Blumen.

Der Schaffner war ein netter Mensch, der mir schon früher das bequeme Gelass aufgemacht hatte, damit ich nach den Anstrengungen der Reise angenehmer rasten konnte. Als er nun wieder einmal draußen auf dem Gange vorübergieng, klopfte ich an die Glasscheibe. Dienstbereit schob er die Thür auf. Wir waren eben aus einer Station gefahren, hatten eine längere Strecke bis zur nächsten vor uns und so knüpfte ich unter Hintergedanken mit dem Schaffner ein Gespräch an.

Wie weit er mit mir fahre?

„Bis Groß-Wosseк.“

Wo er stationiert sei?

„In Trautenau.“

Wann er wieder zurückfahre?

„Heute abends.“

Wo er zu Mittag esse?

„Je nachdem.“

Ob er sich nicht ein bisschen ins Coupé setzen wolle?

„Ei, das gienge wohl nicht.“

Und einiges verkosten von den guten Sachen, die mir unterwegs so reichlich zu Theil geworden wären? Zum Beispiel einmal dieses prächtige Stück Rindsbraten!

„— Werden selber nicht essen?“

„Gewiss, ich esse auch und wir werden es uns theilen. Sehen Sie, wir haben es schon mitten entzwei. Setzen Sie sich doch und nehmen Sie!“

Fast schämig that er, endlich aber saß er mir gegenüber und wir tafelten selbander. Zuerst der Rindsbraten, dann ein Kirschenkuchen, hernach ein Huhn, endlich die Torte und schließlich Obst. Da wir die Freuden und Gefahren des dahinrasenden Zuges theilten, so tranken wir auch den Wein aus *einem* Glase, und nun sagte mein Gast, mit der Zunge schnalzend: „Das ist einer! Der ist nicht im Böhmerland gewachsen.“

„Und auch nicht in Steiermark.“

„Ein rechter Herzenströster!“

„Den Sie als solchen hoffentlich nicht nöthig haben“, sagte ich.

„Jeder Mensch hat seine Sorgen“, meinte der Schaffner.

„Sind Sie verheiratet?“

„Seit einem Jahre.“

„Haben Sie Familie?“

„Seit heute Mitternacht ein Mädel.“

„Ah, bravo! Es lebe hoch!“

Wir tranken auf das Wohl von Mutter und Kind.

„Wie soll's denn heißen?“ fragte ich dann.

„Der Kaplan hat uns die heilige Apollonia zur Namenspatronin angerathen, aber meine Frau sagt, der Name Grethel thät ihr besser gefallen.“

Die Wegzehrung.

Aus dem Tagebuche meines Wanderlebens.

Am Fuße des Riesengebirges habe ich eine Freundin. In einem echt deutschen, hochangesehenen Hause ist sie geliebte Hausfrau, Gattin und Mutter. Vor Jahren, bei einer Vorlesung in Trautenau hatte ich sie kennen gelernt, seither stehen wir in Briefwechsel, und den Adel der Gesinnung, der aus ihrer Wesenheit spricht und der mir in ihren Briefen entgegentritt, muss ich in hohem Grade verehren. Auch hat sie für mich und mein Haus mannigfaltige Auszeichnungen ersonnen, die in einer Weise dargebracht wurden, dass sie den Empfänger nicht minder ehren, als den Geber, weshalb sie mit frohem Gemüthe und Dankbarkeit angenommen werden konnten.

Einmal war ich auf der Heimkehr von einer größeren Reise. Der Weg führte dem schönen Thale entlang an den südlichen Hängen des Riesengebirges, und dort, wo die Elbe es durchschneidet, ist das Städtchen und der Bahnhof, an welchem ich wieder so freundlich geehrt wurde. Sie war da, stand in einer Reihe von Menschen, die alle ihre Hände voll hatten, um mir Gaben zu bringen. Zuerst kam ein Strauß aus Rosen und Nelken, dann kam ein Korb mit Obst, hernach kam ein ganzes, in allen Farben glühendes Blumenbeet, und endlich kam ein mit grünen Ranken umflochtenes Behältnis mit zubereiteten Lebensmitteln. Das alles und noch anderes wurde rasch in mein Coupé gestellt. Schon läutete die Glocke den Zug ab, da kam noch das Allerschönste und Allerliebste, aber das gab mir die Frau nicht herein, das hob sie nur ein wenig zu mir herauf, dass ich es ansehen und bei den kleinen weißen Händchen fassen könne. Ein engelsliebes Kindlein war's, ihr einjähriges Gretchen, und das blickte mich mit den dunklen Rundäuglein an — und im nächsten Augenblicke schon war alles vorüber. Ich war im Coupé wieder allein, so wie ich es vor zwei Minuten gewesen, aber ich befand mich nun in einem prangenden Garten von Blumen und Früchten.

Eine Weile war ich fast betäubt, dann war's, als erwachte ich allmählich aus einem Traume. Das Gesicht war verschwunden, aber die bunten, leuchtenden, wohlriechenden Dinge waren bei mir geblieben und ein Zettel: „Dem Dichter eine kleine Wegzehrung für die Heimreise", ließ keinen Zweifel darüber zu, dass ich dieses so plötzlich erblühten Paradieses Eigenthümer sei. Sachte begann ich mein Reich zu durchforschen. Im Korbe die Veilchen und die Nelken, die Stiefmütterchen und die Reseden, die Glockenblumen und die Sternblumen und die schmetterlingsartigen, und die Rosen aller Sorten und Farben! Der Raum war von Wohlduft erfüllt. Dann auf

Steiermark. In Mitterdorf stieg ich aus, um nun aber zu sehen, dass der Postzuganschluss nach Krieglach versäumt war. Ich nahm meine sieben Sachen, um zu Fuß über die Waldhöhe von Freßnitz nachhause zu eilen. Es war um die Mittagszeit, der Hochsommertag war heiß und still. Ich saß auf der Höhe unter einem Fichtenbaum und schaute über den Anger hinab ins schöne sonnige Thal, das ich schon so lange nicht mehr gesehen. Über den Vorbergen leuchteten die Felswände herein. Vom Krieglacher Kirchthurm herauf klang sanft, wie das Summen einer Hummel, die Zwölfuhrglocke herauf. Ich war so glückselig, wieder in diesem Thale zu sein, und nun beschloss ich, zur Feier meiner Heimkehr hier auf der Waldhöhe die letzte Flasche Rheinwein auszutrinken.

Da sah ich am Waldrande drei Kinder. Barhauptig, barfüßig waren sie und in zerfaserten, schlotternden Gewändlein. Ganz still strichen sie im Heidekraut umher und pflückten Heidelbeeren in kleine Töpflein. So froh schienen sie zu sein, hier einmal Gottesgaben ruhig angreifen zu dürfen, ohne dass jemand rief: Weg da! Das gehört nicht dir!" So gute blasse Gesichtlein hatten sie; Kinder armer Leute. — Und wie ich nun den Wein an die Lippen führen will, fällt es mir ein: Heute, wenn du wolltest! Gestern war's keine Kunst, wohlthätig zu sein. Aber heute, wenn du wolltest! —

„Kinder!" rief ich, „kommt einmal her zu mir! Kommt nur her, es geschieht euch nichts. Ihr kriegt was." — Ihr kriegt was, auf das hörten sie. Zuerst kam, etwas zögernd zwar und den Finger im Mund, das Bübel heran, ihm folgte sacht das Dirndel, und ganz hinten watschelte auch das Kleinste im blassblauen Kittel. Und jedes patschte so ein wenig die Händchen zusammen.

„He, Kinder! Da ist ein guter Gugelhupf! Der ist euer, den esset! Aber nicht raufen drum!"

Vom Raufen war wohl keine Rede. Das Dirndl nahm das Stück Kuchen gar bescheiden in seine von Heidelbeeren blaubemalten Händchen, brach es ganz geschickt in drei Theile; den einen Theil gab es dem Blaukittlein, den anderen dem größeren Bübel und den letzten — und das war das kleinste Stück — behielt es selber. Ohne erst viel zu schauen, was es war, bissen sie drein.

„Und da drin ist auch noch etwas." Die Weinflasche hielt ich empor. „Junge, komm, setz' dein Schnäblein einmal an dieses Rohr. Na, na, es geht nicht los. Es beißt auch nicht. Trinken sollst!"

Das Büblein patschelte wieder die Hände zusammen, dann schnappte es an, anfangs zwar etwas schüchtern und ungeschickt, als das Ding aber einmal rann, that der Kleine einen erklecklichen Zug, wobei ihm die schwarzen Augen übergiengen, dass man fast nur mehr das Weiße sah. Endlich setzte er ab, schaute seine Geschwister an und sagte: „Oh, der is guat! Den trinkn ma nit, den bringa ma da Muada."

Jetzt hatte ich gerade genug. Ich der große Wohlthäter von gestern, der erst andere erquickte, als er selber satt war!

„Ja, Kinder, bringt es nur der Mutter, das da und das auch, und das auch!" Sagte es noch, schlich davon und schämte mich. — Und doch war's eine Lust zu denken, wie viel Genuss und wie viel Freude aus der schönen Wegzehrung hervorgegangen ist, für andere, für mich, und gewiss auch, wenn sie es wüsste, für die Spenderin im Böhmerlande. Mir war nur noch das Sträußlein geblieben.

An der Bergquelle sprengte ich ein paar frische Tröpflein drauf, um es ein wenig später meiner Eheliebsten an den Busen zu stecken. R.

„Bleibt bei dem Grethl. Und da habe ich einen schönen kleinen Blumenstrauß, den bringen Sie Ihrem jungen Grethl heim. Und da habe ich einen schönen großen Blumenkorb, den bringen Sie Ihrer Frau. Und da habe ich einen grünen Teller mit Obst, den bringen Sie auch Ihrer Frau. Und ich lasse Glück wünschen zu ihrem Kindel und zu allen, die noch nachkommen."

„Ja", meinte er ganz verlegen, „wenn der Herr schon so gut ist und dass ich das alles mitnehmen darf, da wird meine Frau wohl eine rechte Freude haben. Ich nehm's schon an. Die wunderschönen Rosen nehme ich auch an, den Glückwunsch auch, aber was das letztere angeht, von wegen denen die nachkommen, dass er nicht etwa zu kräftig ist, der Glückwunsch! Wenn just bei guter Gelegenheit noch ein Bub kommt, so ist's recht, dann haben wir genug. Ja, ich danke schön, ich danke recht schön für die Sachen. Gott, ich glaube, wir sind schon in Groß-Wossek. Na, da pack' ich gleich auf. Meine Frau wird eine Freude haben!"

Noch hatte ich mir aus den Blumenbüschen ein blutrothes Röslein genommen und ein Stämmlein Reseda und eine Nelke. Das übrige nahm dann mein Schaffner mit sich und mir war ganz warm ums Herz darüber, dass die schönen Kinder der Flora eine so gute Stätte finden sollten, ehe sie verwelken. Und schöner kann eine schöne Spende wohl niemand verwerten, als es mir da gegönnt gewesen.

Der Schaffner dankte noch dadurch, dass er an der Anschlussstation, wo er zurückblieb, mich seinem Collegen empfahl, so dass ich im Eilzuge wieder ein eigenes Heim gewann, in welchem ich nach Bequemlichkeit rasten, oder arbeiten, oder die Landschaft betrachten konnte, die an beiden Fenstern, theils als Ebene, theils als Hügelland, theils als Stadt, theils als Garten, theils als Matte, theils als Wald, theils als Schlucht und theils als Gebirge vorüberflog. Böhmen ist ja ein so schönes Land, und dem Naturfrieden, der darüber liegt, merkt man nichts an von dem grimmen Streite, den die Menschen dort mehr als anderswo miteinander führen.

Ich besaß noch immer Schätze genug. Auf der Station Iglau in Mähren gab ich einem Mädchen ein Glas Wein für ein Glas Wasser; dieses bedurfte ich zum Einfrischen meines Blumensträußleins, welches im Weine wahrscheinlich nicht gediehen, oder zum mindesten betrunken worden wäre. Und eine betrunkene Nelke! Wer könnte das fassen! In Znaim hob der Schaffner eine kranke Frau ins Coupé, die ein in Spital nach Wien fuhr. Sie war sehr erschöpft. Ich bot ihr Wein. „Ach Gott!" stöhnte sie, „immer Wein. Mir widersteht jeder Tropfen."

„Habe da noch etwas anderes, liebe Frau!" Damit reiche ich auf einem grünen Blatte große würzige Erdbeeren hin. Die mundeten ihr, die thaten ihr wohl, sie aß ihrer noch mehr und sagte dann: „So gut hat mir schon lange nichts geschmeckt, als diese Erdbeeren." Ich hätte nur gewünscht, die edle Spenderin an der Elbe wäre zugegen gewesen.

Spät abends in Wien angekommen, war auf meinem Hotelzimmer das erste, mein Sträußchen zu erquicken und das zweite, von dem Reste zu genießen, der immer noch vorhanden war. Ich saß beim kalten Huhn und beim Rheinwein wie ein König da, fast hoffärtig der Wohlthaten gedenkend, die ich an diesem Tage so großmüthig ausgetheilt hatte.

Am nächsten Frühmorgen steckte ich rasch noch das letzte Stück Kuchen, die letzte Flasche Wein in meine Handtasche, und in mein Knopfloch das Sträußchen, welches noch immer recht frisch und munter in die Welt blickte. Dann mit dem Eilzug nach

Ein finstrer blut'ger Gott von kaltem Stein,
Dort soll sein Wort der Bischof widerrufen.

„Verleugnen soll ich dich, Herr Jesu Christ,
Dich Gott der Liebe, — dort auf höchsten Stufen,
Wenn auch dies Wort mein Todesurtheil ist,
Den Götzen Trotz, — ich kann nicht widerrufen!“

Man führte ihn vom Tempel dann hinaus, —
Den edeln Greis die rohen Knechte packen,
Der Henker holt zum mächt'gen Streiche aus,
Da rollt das Haupt vom ungebeugten Nacken.

Doch wie das edle Blut den Boden netzt,
Sieh da! Ein Wunder! Eine klare Quelle
Springt aus der Erde, wo der Nachwelt jetzt
Ein Brunnen zeigt des Christenmordes Stelle.

Längst sank in Staub der Römer stolze Macht,
Die Götter auch, der Tempel hohe Hallen,
Die Völker wogten, und in heißer Schlacht
Geschlechter siegten, — andere sind gefallen.
Der Gott der Liebe hat die Welt besiegt.
Und Friede zog zum Adsallutathale,
Wie ein Juwel aus Gottes Händen liegt
Celeja dort in heitrem Sonnenstrahle.

Weihnacht.

Von Adalbert Stifter.

Soweit Aufzeichnungen und Erinnerungen zurückreichen, haben Menschen und Völker ihre heiligen Feste gehabt, an denen sie ihre Seelen in nähere Beziehung zu den Wesen setzten, die sie über sich glaubten, als Herren ihres Schicksals, mit großer, oft unbegrenzter Macht ausgerüstet, mit Gaben versehen, die unbegreiflich sind, und den Willen hegend, auf die Menschen mannigfach einzuwirken, sie mochten nun diese Wesen Götter oder Selige oder Himmlische oder wie immer heißen. Und ein Schein und ein Schimmer war gewiss zu allen Zeiten für sinnige Gemüther durch Herz und Natur bei diesen Festen ausgegossen, wenn auch nicht alle, ja vielleicht die wenigsten Ursprung, Zweck, Bedeutung und Inhalt der Feste erkannten, und wenn sie vielmehr ihre eigenen frommen oder dichterischen oder einbildungsvollen Gedanken mit dem Feste verbanden. Und als das Licht des reineren Glaubens in die Welt gekommen war, haben die Feste nicht aufgehört, sie sind heiliger geworden, und ein Schein und ein Schimmer ist durch Herz und Natur bei ihnen ausgegossen, wenn die Menschen sich mit ihren Ahnungen in das Wesen des Festes versenken, und wenn sie kleine Verzierungen und kleine Zuthaten je nach den Wallungen und Pulsschlägen ihres Lebens beifügen.

Und ganze Abschnitte des Jahres bezeichnen solche Feste, und wie Lichtsäulen stehen sie auf den Zinnen der Zeit.

Das Christenthum hat mehrere seelenerhebende Feste.

Und ist Pfingsten das „liebliche“ Fest, und ist Ostern das erhabene, so ist Weihnacht das herzinnige. Es ist das Fest des Kindes, des ewigen, des heiligsten, des allmächtigen, des liebreichsten Kindes, des Königes der Kinder.

In einer Nacht ist dieses Kind

Maximilian.

Ein Gedicht von Ferdinand Ebhard.

Führ' Muse mich zum Adsallutastrand!
Sechzehn Jahrhunderte blick ich zurück; —
Vom röm'schen Kaiser Numerian gesandt,
Eulasius lenkte Noricums Geschick. —
Längst zog Germaniens Donnergott, voll Groll,
Der finstre Thor ins rauhe, nord'sche Land,
Den Einzug hielten Jupiter, Apoll,
Venus und Mars im schönen Steirerland.
Die Eiche fiel, durch Römeraxt gefällt,
Moräste trockneten, in Fülle stand
Des Bodens Frucht. Seit Rom beherrscht die Welt
Drang Sonnenschein in manches düstre Land.
Im bergumkränzten Adsallutathal
Schoss prächtig auf die üpp'ge Frucht des Mais.
Die Rebe blüht im warmen Sonnenstrahl,
Dank, Götter, euch und der Bewohner Fleiß!
Seit Jesus bitt'ren Kreuzestod erlitt,
Zum Menschenheil am Berge Golgatha,
Der liebe Gott mit falschen Göttern stritt,
Die Welt viel Greuel, manche Wunder sah.

Auch zu Celeja eine Christenschar
Blickt gläubig auf zu dem dreiein'gen Gott,
Ihr frommer Bischof Maximilian war
Ein Held im Glauben, — Tröster in der Noth.
Voll Würde sprach der Alte vom Altar:

„Liebt Brüder euch und trotzt der Heiden Spott,
Im Glauben fest, in eurem Wollen klar,
Den Tod verachtend, baut auf euren Gott!
Ihr Schwachen aber, die ihr glaubt an Gott,
Doch Opfer bringt dem heidnischen Altare,
Erhebet euch! Vor Heuchelei und Spott
Der Christensinn das Christenherz bewahre!"

Des Priesters Wort hat allzurasch zum Ohr
Des röm'schen Pflegers der Verrath getragen, —
„Schleppt ihn zu mir, den alten Christenthor,
Ich will auf römisch ihm die Antwort sagen!" —

Schon steht der Bischof in dem hohen Schloss
Dort auf den Höh'n am Adsallutastrande,
Und rings um ihn der röm'schen Krieger Tross.
Eulasius sich zum Christenbischof wandte:

„Wenn wirklich euer Gott allmächtig ist,
Wird er euch vor der Verfolgung schützen,
Nichts kann ein Gott, der auf sein Volk vergisst,
Wenn auch allwissend er, den Christen nützen!
Hat der Allmächtige den Sohn gesandt,
Von Sündenlast Erlösung euch zu bringen,
Dann wird befreiend er mit starker Hand
In seiner Gläub'gen finstre Kerker dringen.
Senkte der heil'ge Geist sich einst herab,
Den Glauben in das Menschenherz zu tragen,
So stehe auf, o Christ, aus deinem Grab,
Wenn wir das Haupt dir von dem Rumpfe schlagen!
Du hast, o Christ, die Götter frech verletzt,
Doch, opferst reuig du an den Altären,
Dann werden sie Vergebung dir noch jetzt
Zum letztenmal für deine Schuld gewähren.
Doch Bischof, weigerst du dein stolzes Haupt
Vor unsern Göttern demuthsvoll zu beugen,
Dann wirst des Lebens heute noch beraubt,
Und deines Gottes Ohnmacht wird sich zeigen!"

Man führt den Greis zum nahen Tempel ein, —
Gott Mars stand dort auf hohen Sockels Stufen, —

Anmerkung: Adsalluta ist die lateinische Bezeichnung für die Sann — Celeja ist Cilli.

schnell durch den Himmel fahren gesehen. Und manche Kinder haben schon den Glanz und Schein erblickt, und wir könnten ihn auch vielleicht noch sehen, wenn wir gut und fromm sind und oft den Himmel schauen. Ich habe aber den Glanz nie erblickt. Da ich zwanzig Jahre alt war, und an den Schimmer des in den Adventnächten durch den Himmel ziehenden Christkindes nicht mehr glaubte und eine Zeit in einem schweren Fieber lag, das mir wälzende Ballen, sich unsäglich weit aufwickelnde Kugeln und klirrende und schmetternde Töne brachte, sah ich auch zum österenmale den Gang des Christkindleins, es fuhr in wundervoll buntem, glänzendem Gefieder durch den Himmel, ich sah seine Gestalt, ich sah sein Angesicht, und es lächelte mich ungemein liebevoll an, und ich war jedesmal sehr beseligt davon. Und mancher Greis wird, wenn die Welt fahl und öde geworden ist, und wenn das Himmelsgewölbe ausgeleert ist, und nur die fernen Sterne und die nahen Dünste enthält, noch in der Erinnerung den bunten Glanz sehen, und eine matte Freude haben, dass er so selig geworden ist, da er ein Kind war. Und mancher Greis, der in Kraft und Schönheit seines Alters die Freuden der Natur, der Kunst, der Wissenschaft, der Freundschaft, der Ehe, der Familie, des Vaterlandes um sich hat, wird als Kleinod auch noch den Wunderglauben seiner Kindheit dazulegen.

Und wenn die Zeit des Advents immer weiter vorrückt, wenn die eine Nacht der anderen völlig schon die Hand reicht, und der dazwischen liegende Tag nur als eine hellere Nacht erscheint, und die geliebte Sonne, wenn sie ja gesehen wird, gar so weit unten ist, und mit ihrer Kraft nicht hinaufzureichen vermag, oder wenn die Schneeflocken die Luft erfüllen, oder wenn die Dünste und Nebel in ihr stecken, so kommt doch endlich, wenn dies alles zum weitesten gediehen ist, der Tag, an welchem die Kinder in der Stadt die unzähligen Bäumchen sehen, als wäre ein junger grüner Wald in die Gassen und auf die Plätze gewandert, welche Bäumchen, wie ihnen die Eltern sagen, in die Häuser getragen, und dort in einem verschwiegenen Zimmer aufgestellt werden, damit das Christkindlein heimlich seine Gaben darauf befestige, und den Kindern auf dem Lande wird gesagt: morgen, übermorgen, wenn die Nacht erscheint, stellen wir ein Tannenbäumchen in die Stube, in die Kammer, in das Prunkgemach, und das Christkindlein wird es mit Geschenken behängen, oder es wird gesagt: wir breiten ein Tuch auf den Tisch, auf den Kasten, auf den Stuhl, und es wird dann auf dem Tuche liegen, was das Christkind zu der heiligen Nacht gebracht hat.

Und endlich kommt die heilige Nacht. So kurz die Tage sind, so hat doch an diesem Tage die Nacht gar nicht kommen wollen, und immer und immer dauerte der Tag. Das Christkind aber gibt die Gaben nur in der Nacht seiner Geburt. Und sie ist jetzt gar wirklich gekommen, diese Nacht. Die Lichter brennen schon in dem schönen Zimmer der Stadtleute, auf der Leuchte in der Stube der alten Waldhütte brennt der Kien, oder es brennt ein Span in seiner eisernen Zange auf einem hölzernen Gestelle. In dem Zimmer mit den Lichtern oder in der Stube mit dem brennenden Kien oder den brennenden Span harren die Kinder. Da kommt die Mutter und sagt: „Das Christkindlein ist schon dagewesen."

Und nun öffnen sich die Flügelthüren, und die Kinder und alle, welche gekommen sind, die Freude zu theilen, gehen in das verschwiegene Zimmer. Dort steht der Baum, der sonst nichts als grün gewesen ist. Jetzt sind unzählige flimmernde Lichter

auf einer ärmlichen Stelle geboren worden, und hat die Gestalt des Menschen angenommen, und diese Nacht wird jetzt von der ganzen Welt gefeiert und heißt die Weihnacht, die Nacht der Weihe, die von nun ab über alle Völker ausgebreitet worden ist.

Und wie in jener Zeit, ehe das Kind geboren worden ist, die Welt auf den Erlöser harrte, der die finsteren Übel, die da brüteten, hinwegnehmen sollte, und wie uns gesagt wird, dass die Menschen gerufen haben: Himmel, thauet ihn herab, was in der römischen Sprache rorate hieß, so bereitet sich die Kirche durch ein monatelanges Fest, das Ankunftsfest, Advent, zu dem Geburtsfeste des Kindes vor, und der Priester der katholischen Kirche hält Messopfer, die Rorate heißen und die bis zu dem ersehnten Tage dauern.

Und in welche Zeit des Jahres fällt das Fest. Wenn zu Pfingsten alles grünt und duftet, wenn zu Ostern Feld und Garten und Wald sich zu dem holden Lenze rüsten, so ist die Weihnacht zu der Zeit des kürzesten Tages und der längsten Nacht. Und dennoch, wie ahnungsreich und herzerfüllend ist die Zeit! Wenn der tiefe, weiße, makellose Schnee die Gefilde weithin bedeckt, und in heiteren Tagen die Sonne ihn mit Glanz überhüllet, dass er allerwärts funkelt, wenn die Bäume des Gartens die weißen Zweige zu dem blauen Himmel strecken, und wenn die Bäume des Waldes, die edlen Tannen, ihre Fächer mit Schnee belastet tragen, als hätte das Christkindlein schon lauter Christbäume gesetzt, die in Zucker und Edelsteinen flimmerten, so schlägt das Gemüth der Feier entgegen, die da kommen soll. Und selbst, wenn düstere, dicke Nebel die Gegend decken, oder in schneeloser Zeit die Winde aus warmen Ländern bleigraue Wolken herbeijagen, die Regen und Stürme bringen, und wenn die Sonne tief unten, als wäre sie von uns weg zu glücklicheren Ländern gegangen, nur zuweilen matt durch den Schleier hervorblickt, so würden fromme Kinder den Glanz durch den Nebel oder durch die bleigrauen Wolken ziehen sehen, wie das Christkindlein durch sie hinschwebt, wenn sie nur eben zu der Zeit hinaussähen, da das Christkindlein vorüberschwebt; denn das Christkindlein rüstet sich auch schon lange Zeit zu seinem Geburtsfeste, um den Kindern zn rechter Zeit ihre Gaben zu bescheren. Unsere Großmutter hat uns Kindern oft davon gesagt. Sie hatte viele Sprüche, die unser Gemüth erfüllten, und mit einer Art Gewalt überschütteten. „Sehet, Kinder", sagte sie einmal, „so groß ist die Seligkeit im Himmel, dass, wenn von dem himmlischen Garten nur ein Laubblättlein auf die Erde herabfiele, die ganze Welt von der Süßigkeit vergehen müsste." Und ein anderesmal sagte sie zu mir: „Knäblein, so lange ist die Ewigkeit, dass, wenn die Weltkugel von lauter Stahl und Eisen wäre, und alle tausend Jahre ein Mücklein käme, und einmal ein Füßlein auf der Kugel wetzte, die Zeit, in welcher das Mücklein die ganze Kugel zu Nichts gewetzt hätte, ein Augenblick gegen die Ewigkeit wäre." Sie sagte, der Loritzbauer aus dem vorderen Glöckelberge habe einmal den Glanz des Christkindleins gesehen, da er noch ein Knabe war. Gegen die Mitternachtseite des Himmels erhob sich in der Andreasnacht ein Schein, uud es war dann ein Bogen wie eine Brücke über dem Himmel, dass das Kindlein darüber ziehe, und die Brücke wurde mit Schimmerbüschlein geziert, und als das Kindlein vorüber war, erloschen die Schimmerbüschlein und es erblasste die Brücke, und es war nur noch ein Schein in den Gegenden, durch welche das Kind gezogen war. Und der Richter in dem hinteren Glöckelberge hat als kleiner Knabe einmal das Christkind auf einem kleinen, funkelnden Wagen am Abende

nis, welche den Dom noch erhabener macht. Der hohe Priester des Domes und die Priesterschaft des Domes feiern den Gottesdienst. Und so heilig ist das Fest, dass an diesem, und nur an diesem allein jeder katholische Priester dreimal das heilige Messopfer vollbringen darf. Und wenn schon die Baukunst in den zarten Riesengliedern des Domes dem Gottesdienste als Dienerin beigegeben ist, wenn die tiefe Pracht der kirchlichen Gewänder dem Feste Glanz gibt, so tönet auch die Musik in ihren vollen Wellen und in kirchlichem Ernste von dem Chore tadellos dargestellt hernieder. Und wenn die heilige Handlung vorüber ist, zerstreuen sich Priester und Laien, die Lichter werden ausgelöscht, und der Dom ragt finster zu dem Monde, wenn er am Himmel scheint, oder zu den Sternen, oder gegen die dunklen, schattenden Wolken.

Und wie in dem Dome, so wird in allen Kirchen der großen Stadt mit den Mitteln der Kirche das heilige Mitternachtfest gefeiert, soweit die Mittel und der Eifer und die Andacht reichen. Und in jeder Kirche ist die gläubige Menge, und feiert das Fest, und sucht nach demselben seine Wohnung und seinen Nachmitternachtschlummer.

Aber auch, wie um Mitternacht in der Weihnacht die Glocken der großen Stadt zum Gottesdienste rufen, so rufen in derselben Stunde alle Kirchenglocken der kleineren Stadt, der kleinsten Stadt, des Marktfleckens, des Dorfes, es rufen die Glocken aller Kirchen zu dem heiligen Feste, in welchen Kirchen das Fest gefeiert wird. Und es sind Millionen Tempel, in denen man das Geburtsfest des heiligen Kindes begeht. Und wie die Mitternacht von Osten gegen den Westen herüberrückt, so rückt das Geläute von Osten gegen den Westen, bis es an das Meer kommt. Dort macht es eine Pause, und beginnt nach einigen Stunden jenseits des Oceans.

Gehen wir von der Pracht der Hauptstadt in das Walddorf. Die Kirche steht auf einem Hügel, rings liegen Häuser und Hütten herum, und an allen Höhen und in allen weitgestreckten Machtgliedern des Waldes sind in verschiedenen Entfernungen Häuser und Häuschen und Hütten.

Lange schon vor Mitternacht der Weihnacht steht die Kirche erleuchtet, und ihre Fenster schimmern weit in die Nacht hinaus. Und von den Waldhöhen und aus den Thälern von allen Seiten her bewegen sich Lichter gegen die Kirche. Menschen wandeln mit Laternen durch die in jenen Gegenden zur Zeit meistens schon schneeige Winternacht. Und wer ein Pferdchen und einen Schlitten hat, kommt mit den Seinigen wohl auch gefahren, wenn die Bahn nicht verweht ist. Sie sammeln sich in der Kirche. Einige erquicken sich vorher auch ein wenig in der Schenke. Endlich lässt die Uhr des Thurmes die zwölf Schläge ertönen. Und darauf erklingen die Thurmglocken in den hellen Tönen einer kleinen Glocke, nicht in der langsamen, ruhigen Tiefe der großen Glocken der Hauptstadt. Auf den Glockenruf gehen nun eilig jene Kirchengänger, welche nahe an dem Gotteshause wohnen, und bis auf das letzte Zeichen gewartet haben, und es gehen die, welche vorher das Gasthaus besucht haben, in die Kirche. Dort nimmt mancher seinen Sitz ein, der für ihn auf ein- und allemale bestimmt ist, die anderen ordnen sich nach Gelegenheit. Der Schullehrer, welcher auch Kirchendiener ist, zündet noch jene Kerzen an, welche bis auf den letzten Augenblick hatten warten müssen. Dann geht er in die Sacristei. Auf dem Chore hallen einzelne Töne der Orgel, der Geige, der Klarinette, wie man sich zusammen zu stimmen sucht. Der Pfarrer verlässt sein warmes Stüblein und geht durch den Schnee in die Sacristei. Dort wird er von dem

auf ihm, und bunte Bänder und Gold und unbekannte Kostbarkeiten hängen von ihm nieder. Und der Gaben ist eine Fülle auf ihm, dass man sich kaum fassen kann. Die Kinder sehen ihre liebsten Wünsche erfüllt, und selbst die Erwachsenen und selbst der Vater und die Mutter haben von dem Christkinde Geschenke erhalten, weil sie Freunde der Kinder sind und die Kinder lieben. Die Bangigkeit der Erwartung geht jetzt in Jubel auf, und man kann nicht enden, sich zu zeigen, was gespendet worden ist. Man zeigt es sich immer und immer wieder, und freut sich, bis der Erregung die Ermattung folgt, und der Schlummer die kleinen Augenlider schließt.

Und auch die Thüre aus der Stube der Waldhütte öffnet sich in die Kammer hinaus, und die Kinder gehen durch die Thüre, und auf einem Baume mit mehreren Lichtlein hängen wunderbare goldene Nüsse und goldene Pflaumen und Äpfel und Birnen und Backwerk und anderes Liebes, vielleicht ein hölzerner, schön bemalter Kuckuck, oder ein Trompetchen, oder zwei rothe, unvergleichliche Schuhe. Und wenn kein Baum in der Kammer ist, so liegen diese Dinge auf einem weißen, reinen Tuche, und eine Talgkerze brennt dabei. Und die Dinge werden in die Stube hinaus getragen und die Talgkerze auch, und sie bleibt in der heiligen Nacht brennen, bis die Kinder schlafen gehen. Und vor Freude und vor Entzücken gehen sie recht lange nicht schlafen und kosten auch noch von den gespendeten Dingen. Aber endlich bringt sie der Schlummer doch unter ihre Decke, und manche Gabe geht mit in das Bett.

Selbst den Kindern in Hütten, wo nur eine Stube oder gar keine verschwiegene Kammer ist, bringt das Christkind Gaben. Sie dürfen nur in das Vorhaus, in den Stallgang, oder wo immer hin auf einen Stein, darauf man sonst Garn klopft oder auf einen Stock oder auf einen Stuhl ein Tuch breiten, und ein leeres Schüsselchen stellen, und wenn sie nach einer Zeit wieder nachsehen, ist das Schüsselchen gefüllt mit Goldnüssen, Pflaumen, Birnen, Äpfeln, Honigkuchen und erwünschlichen Sachen.

Und zu solchen Kindern, damit sie wissen, dass das Schüsselchen gefüllt ist, sendet öfter das Christkindlein eines seiner goldenen Rösslein, mit denen es durch den Himmel fährt, und lässt die geschehene Begabung verkündigen. Und das Rösslein läutet vor der Thür mit seiner Glocke, und thut ungeberdig, schlägt an die Thüre, und wenn die Kinder hinauseilen, ist das Rösslein fort, und das gefüllte Schüsselchen steht da. Wir haben oft in längstvergangenen Christnächten im Walde an der jungen Moldau das goldene Rösslein läuten und toben gehört.

Und wenn die Millionen Kinder, welche in dieser Nacht betheilt worden sind, schon in ihren Bettchen schlummern und ihr Glück sich in manchem Traume nachspiegelt, und nun von dem hohen Thurme des Domes in der großen Stadt die Schläge der zwölften Stunde der Nacht herabgetönt haben, so erschallt das Geläute der Glocken auf dem hohen Thurme des Thurmes, es erschallt das Geläute der Glocken auf allen Kirchthürmen der Stadt, und das Geläute ruft die Menschen in die Kirchen zum mitternächtlichen Gottesdienste. Und von allen Seiten wandeln die Menschen in die heiligen Räume. Und in dem hohen gothischen Dome strahlt alles von einem Lichtermeer, und so groß das Lichtermeer ist, welches weit und breit in den unteren Räumen des Domes ausgegossen wird, so reicht es doch nicht in die Wölbung empor, in welche die schlanken Säulen oben auseindergehen, und in jenen Höhen wohnt erhabene Finster-

Erinnerungen an Friedrich Schlögl.

Von P. K. Rosegger.

Das war im Winter des Jahres 1871, als Ludwig Anzengruber mich eines Abends in eine Wiener Weinstube führte. Unterwegs dahin bereitete er mich vor auf die Gesellschaft, die wir dort finden würden. Mehrere Persönlichkeiten derselben kannte ich bereits, so den Gelehrten Rudolf Falb, den Dichter Emil Vacano, den Gletschermaler Obermüller, den Hofschauspieler Krastel und ein par andere, die nicht genannt sein wollen, weil es niemand zu wissen braucht, dass sie in so gemischter Gesellschaft die Abende verbrachten. Auf einen mir noch Unbekannten hatte mein Begleiter mich besonders vorzubereiten. Es werde, sagte er, unter den lustigen Leuten ein finster blickender, mürrisch brummender Mann da sein, der zur Zeit gegen mich gerade schief gewickelt sei, weil ihm ein wenige Tage früher in einem Wienerblatte abgedrucktes Feuilleton von mir, „Die Hebmutter", wegen der darin herrschenden allzugroßen Freizügigkeit missfallen habe. Ich möchte mich aber vor dem Manne nicht fürchten, das sei der beste Kamerad, trage ein Goldherz in sich und kenne mich schon aus meinen Schriften. Er sei auch Schriftsteller, der das Wiener Leben meisterhaft beschreibe, sein Name sei Friedrich Schlögl.

Dieser Mann saß nun, als wir eintraten, an der Ecke des Tisches. Es war eine stattliche Erscheinung, breitschulterig, mit etwas vorgeneigtem Kopfe, blondlichem Schnurr-, langem Kinnbart und einem vollen Gesichte, in welchem die kleinen Augen beobachtend auslugten. Er stand etwas schwerfällig auf, begrüßte Anzengruber mit gemüthlicher Ehrerbietigkeit, warf dann einen starren Blick auf mich und sprach mit tiefem, wehmüthigem Tone: „Noch so jung und schon so verdorben!" Dabei auf seiner Wange ein schalkhaftes Zucken, so dass ich alsbald wusste, wie man mit diesem Manne daran war. Er fasste mich an der Hand und sagte mit einer großen Herzlichkeit: „Es freut mich. Ich habe Sie ja schon lange lieb."

Das war Friedrich Schlögl.

Er rauchte aus einer Meerschaumpfeife, trank Wein mit Wasser gemischt und war in der Unterhaltung der Gesellschaft Mittelpunkt. Er erzählte Neuigkeiten des Tages, aus dem Volksleben, besprach Veränderungen von Wien, wie dort ein gutes Stück Altwien falle, hier eine Zinskaserne, ein Parvenupalast sich erhebe, erzählte dann manches Schwänklein, manch drastische Anekdote und es war ein Genuss, ihm zuzuhören. Seit jenem Abende waren wir zusammen gute Kameraden, wie das schon geht bei Menschen, die sich finden sollen, sie finden sich rasch. Zu ihm und Anzengruber waren meine ersten Gänge, wenn ich nach Wien kam, mit ihm verlebte ich zahllose Abende, sein Brummen und Greinen war mir lieber als die Wohlrednerei manches anderen, und das muss ich gestehen, er hat mich redlich ausgebrummt!

Schullehrer mit den kirchlichen Gewändern bekleidet, und es wird sonst alles geordnet, was noch zu ordnen ist. Dann eilt der Schullehrer auf den Chor. Der Pfarrer wartet noch, bis der Schullehrer auf dem Chore ist, wo er jetzt in seiner anderen Würde als regens chori zu wirken hat. Der Pfarrer wartet, dass er bei seinem Hinaustritte in die Kirche von der wichtigen und gesetzmäßigen Musik empfangen werden kann. Endlich tönt das Sacristeiglöcklein, die Ministranten schreiten voran, der Pfarrer geht in die Kirche und die Musik fällt ein. Es wirken zu ihr so manche zusammen. Der Schullehrer zieht sich zu ihr aus Schülern oder halberwachsenen Kindern Sänger, und für die Geigen, und für die Klarinetten, und für die Waldhorne, und für die Trompeten, und für die Pauken, und für den tiefen Gesang finden sich immer Freiwillige in der Gemeinde, die der heiligen Töne walten. Und so eingewurzelt ist die Gewohnheit, dass dieselbe Musikbeschäftigung oft vom Vater auf Sohn und Enkel und Urenkel forterbt. So war in einem Orte des böhmischen Waldes seit Menschengedenken die Bassgeige bei einem Hause, so dass es bei diesem Hause noch heut zu Tage beim Bass-Lorenz heißt. Die Orgel aber bleibt regelmäßig der Thronsitz der Lehrers. Der Pfarrer feiert in seiner Kirche die heilige Handlung. Die Andächtigen sitzen in den Stühlen, und lesen bei den vielen Lichtlein ihrer Wachsstöcke in ihren Gebetbüchern, und die auf dem Chore haben ihre Freude, wenn sie einen Gesang der Engel ausdrücken können zur Verkündung der Geburt des Kindes, und wenn sie eine Hirtenweise spielen, um die Hirten auf dem Felde anzudeuten. Der Klingelbeutel sammelt zur Bestreitung der Kirchenbedürfnisse, und das ärmste Weiblein greift um einen Pfennig in ihren Sack. Die Kirchenväter und die Pröpste der Gemeinde thun vor dem Altare ihre Schuldigkeit, und so endet alles mit Andacht und Erhebung, oft mit Rührung. Der Pfarrer legt in der Sacristei seinen Schmuck ab, die Kirchengeräthe werden geborgen, und er wird in den Pfarrhof geleitet. Die Menschen verlassen die Kirche, und die Musiker sagen im Auseinandergehen: „Heute war es nicht übel, es hätte in einer Stadt nicht besser sein können." Die Lichter der Kirche erlöschen allgemach, die Lichter der Laternen bewegen sich gegen die Waldthäler in allen Richtungen von der Kirche weg, die Schlitten fahren an, und die Menschen kommen wieder zu ihren schlafenden Kindern heim, und zu denen, die in ihrer Abwesenheit Haus und Hof behüten mussten. Und die Kirche auf dem Hügel steht dann finster in der übrigen Nacht, und Häuser und Hütten sind finster, nur dass selten irgendwo noch ein Lichtlein flimmert.

Am nächsten Tage haben die Menschen ihre festlichsten Gewänder an, es ist der Weihnachtstag. Der Taggottesdienst wird noch gehalten, und in der ärmsten Hütte wird auf den Mittagstisch gestellt, was die Kräfte vermögen. Und wie an diesem Tage das Heil in die Welt gekommen ist, so wird von ihm auch wie zur Versinnbildlichung der Winter, wenngleich kälter, doch klarer, die Tage wachsen, und alles zielt auf ein fröhlicheres Auswärts.

Und wie im Walde, ist es in der großen Stadt. Die Menschen sind am Weihnachtstage im schwersten Putze, und feiern den Tag noch in der Kirche und an ihrem Tische, und wenden sich zu besseren Wintertagen und zu einem freudigen, dereinst kommenden Lenze.

„Vermischte Schriften" von Adalb. Stifter. (Leipzig. Amelang.)

nicht, wenn er missverstanden wurde, denn er war als Brummer und Greiner ein zu guter Schauspieler, als dass ihm nicht mancher hätte aufsitzen müssen. Wer mit Schlögl gut Freund bleiben wollte, der musste einen Spass verstehen. Neben der erkünstelten Grobheit verfügte er aber auch über eine wirkliche.

So redlich grob mit mir ist niemand gewesen, als Schlögl, so ganz unfähig, mich zu beleidigen, war auch niemand als er! es ist vielleicht frevlerisch zu sagen, seine Herbheit hatte manchmal eine komische Wirkung Sehr oft schlug sie ins Gegentheil, in eine kindliche Weichmut und Begeisterung um. Er war eben ein Stimmungsmensch.

Im Jahre 1877 wurde ich animiert, in Wien eine öffentliche Dialektvorlesung zu halten. Vorher gieng ich Freund Schlögl darüber um seine aufrichtige Meinung an. Die Antwort lautete:

„Wien, 21. December 1877.

Sie wollen «aufrichtige» Winke? War ich jemals nicht aufrichtig? Und vertragen Sie die Aufrichtigkeit? — Sie wollen in Wien, der Capitale, öffentlich vorlesen? Nicht zu einem Wohlthätigkeitszwecke, sondern zum eigenen Besten. Entwaffnen also nicht die Kritik, Sie fordern sie vielmehr heraus. Können Sie öffentlich vorlesen? Haben Sie das Talent, die Gabe, die physischen Mittel, das Organ dazu? Verstehen Sie bereits die Ökonomie des Organs? Ich hörte Sie einst ein „Gesetzel“ vortragen, da hudelten Sie und überstürzten sich. Haben Sie diese Untugenden schon abgelegt?

Es ist etwas anderes, in Freundeskreisen, in Privatsalönchen, unter anerkannten Gönnern und speciellen Amateurs der Person und des Stoffes einige Piecen zum B sten zu geben — und in der Hauptstadt Wien, die schon so viele oratorische Prachtgenüsse erlebt, ums Geld sich hören zu lassen.

Das ist meine ungeschmückte Meinung, die ich einem Freunde sage, der mir lieb und wert ist und den ich verehre, und den ich nicht sich — blamieren sehen will. Nun, seien Sie mir deshalb nur böse — es macht nichts, ich tröste mich, wenn's nicht aus anderen Gründen ist. F. S.“

War das nicht die Sprache eines wackeren Freundes? Die Vorlesung wurde gehalten, er kam nicht an seinen ihm bestimmten Platz, sondern trieb sich draußen in der Vorhalle umher, weil er, wie er später gestand, nicht den Muth hatte, dabei zu sein, falls mir etwas passierte, und weil er für diesen Fall doch wieder in der Nähe sein wollte. Als die Sache gut abgelaufen war, ich aber wegen Müdigkeit nicht, wie halb verabredet, in sein Wirtshaus zum „Gadern“ in der Laimgrubengasse kommen konnte, schrieb er mir noch an demselben Abende mit Bleistift folgende Zeilen:

„Ureinzigster!

Ruhen Sie wirklich schon so gründlich auf Ihren Lorbeeren aus, dass Sie der Jubelruf Ihres glühendsten Verehrers nicht zu wecken vermag? Kommen Sie doch schnell zu Ihren Freunden, die sich in großer Zahl versammelt haben, um den ersten Tag der Unsterblichkeit des Almpeterls zu feiern.

F. S.“

Es gab nachher manchen Abend in Wien, da wir, von verschiedenen Vereinen geladen, beide, und mehrmals auch Anzengruber mit, öffentlich lasen. Seine Art zu lesen war ent-

Dann kam er oft zu mir nach Steiermark. Einmal haben wir zusammen von Köflach aus über die Gleinalpe eine Fußpartie gemacht, bei welcher er hoch oben auf den Matten im Angesichte einer weidenden Herde anhub zu weinen über sein Missgeschick, dass er da unten mitten in diesem „vertschechten und verjudeten Wien“ leben müsse, dass er nicht eine Kuh sei auf der sonnigen Alm! Noch an demselben Abende sprach er im Gasthofe zu Knittelfeld mit überquellendem Herzen von der Kaiserstadt an der Donau als seiner über alles geliebten Heimat.

Oft hat er mich in Krieglach besucht, mehrmals dort „in der Residenz des Almpeterl“, wie er gern spottete, eine öffentliche Vorlesung gehalten für irgend einen gemeinnützigen Zweck. Recht missverstanden konnte er werden, wo er noch nicht gekannt war. So war es bald darnach, als ich mir in Krieglach ein eigenes Nest hergerichtet hatte, als er eines Tages ankam. Meine junge Frau war voller Aufmerksamkeit für den verehrten Mann, über den sie schon so viel Schönes gehört hatte, und was der bescheidene Haushalt zu bieten imstande war, damit suchte sie den Gast zu ehren. Als wir zu Tische giengen, blieb Schlögl stehen und starrte auf den dampfenden Suppentopf. „Das ist der Fluch meines Weibes!“ murmelte er in tragisch dumpfem Tone. Meine kleine Hauswirtin schöpfte ihm Suppe auf den Teller, da erhob er seine Stimme und rief: „Das ist Nudelsuppe!“ Und fuhr fort: „In einer schlimmen Stunde hat mein Weib gegen mich den Fluch ausgestoßen: Weil dir zu Haus nichts recht ist, so sollst du überall, wohin du kommst, Nudelsuppe finden. Und richtig. Vorgestern auf dem Bahnhofe in Franzensfeste, was gibt's: Nudelsuppe! Gestern im Hotel Florian zu Graz: Nudelsuppe. Da ist sie wieder! Es ist der Fluch meines Weibes.“

Meine Frau war ganz blass geworden vor Schreck. Was half's, dass er sein bekanntes Schmunzeln zucken ließ über das Gesicht, sie verstand es nicht; und trotzdem er sowohl der Nudelsuppe, als auch dem Übrigen alle Ehre widerfahren ließ und bei Tische seinen ganzen oft entzückenden Humor entwickelte, meine Hausfrau blieb unglücklich.

Nun war das aber noch nicht genug. Den Abend verbrachten wir mit Schlögl im Gasthause Höbenreich, wo sich zu Ehren des berühmten Gastes eine größere Gesellschaft versammelt hatte, Bürger des Ortes und Bürgerinnen, welche fast in Festschmuck angethan waren und uns heimlich beneidet haben mochten, um den gemüthlichen und geistvollen Gast, der es übrigens an diesem Tage liebte, an mir, seinem alten, ihn genau kennenden Freunde, sein Müthchen zu kühlen. Er hatte „seinen guten Tag“ und ließ sich so recht gehen in seinem raisonnierenden Humor. Als er befragt wurde, was zum Abendessen gefällig sei, antwortete er der Kellnerin so laut, dass man es an allen Tischen hören konnte: „Was fragen Sie denn? Sehen Sie denn nicht, wie verhungert und herabgekommen ich bin? Bringen Sie, was Sie wollen, nur von allem viel! Ich habe heute Mittags bei diesen Leuten gespeist. Mein Gott, haben ja selber nichts. Wassersuppe, etwas Brot eingeschnitten …“ Dabei wieder sein halbes Schmunzeln. Die Gesellschaft schwieg verblüfft, meine arme Frau wankte hinaus. Ich ihr nach, um der Schluchzenden heilig zu versichern, daß ja alles Spass sei, was er da sage, dass er gerade das Gegentheil meine.

Das so ein kleines Beispiel. Zugegeben, das solch eine Art von Humor nicht überall am Platze war. Mir war es zwar nicht diesmal, aber sonst oft gar ergötzlich, wenn er den schalen Gesellschaftsformen ein Schnippchen schlug, wunderte mich aber durchaus

und dass ich meinen verehrtesten Freund verlieren werde, wenn ich sage, dass der löbliche Redacteur des „Heimgartens“ ein Ochs ist.
F. S.“

Derlei Zuschriften hat er gern verschickt an seine Freunde. Manchen soll's verdrossen haben; ich fand dazu keine Ursache.

Als der „Heimgarten“ seiner Zeit den abscheulichen Cultus rügte, den die Wiener (natürlich nicht alle) mit dem Briefträger-Mörder Francesconi trieben, schrieb mir Schlögl:

„Ich lese den «Heimgarten» und fahre entsetzt in die Höhe. Hat Sie der Teufel geritten, dass Sie eine ganze Stadt beleidigen? Das wird Ihnen bittere Frucht tragen. Ich liebe Sie bis zum letzten Athemzug, doch über Wien sagen Sie mir so etwas nie mehr. Gott bessere Sie! F. S.“

Nicht gar lange nachher kam von ihm ein Zettel folgenden Inhaltes:

„Verehrter!

Erlauben Sie mir, dass ich vor 99/100tel meiner geehrten Zeitgenossen und namentlich meiner (neuen) «engeren» Landsleute ausspucke...

Ihr treuer
F. S.“

Schrullen! — Wenn andere Leute, mit denen wir uns auch abfinden müssen, keine größeren Fehler hätten! Wie oft stand diese grundehrliche Haut sich selber vorm Lichte! Doch, was anderen so überaus begehrenswert erscheint, dass sie sich Füße und Ehre darnach ablaufen — Schlögl hat's, ohne darüber weiter ein Wort zu verlieren — verschmäht. Sein Heim in der Gumpendorferstraße, in welchem er vierundvierzig Jahre lang gewohnt, war enge und ärmlich. Den größten Raum desselben nahmen die Bücher und Zeitungsstöße ein. Er bewohnte es mit seinem Weibe; seine beiden Söhne waren längst selbständig geworden, waren seine Freude und sein Stolz. Seine treue Lebensgefährtin nannte er nie Frau, er hatte eine schönere Bezeichnung, nannte sie sein herrliches Weib. Sie war der Kamerad seiner Seele, hatte Verständnis für all seine Interessen und geistigen Angelegenheiten, er theilte ihr alles mit und wenn er auf Reisen war, schrieb er täglich wiederholt Kärtchen und Liebesbriefchen an sein Weib. Die tapfere Genossin seines sorgenvollen Daseins stand im Laufe der Zeit oft am Rande des Grabes, aber sie war auserlesen, ihm ein Engel in seinen letzten Leidensjahren zu sein und für den Rest ihres Lebens einsam die Stätte zu hüten, wo er gewirkt hatte. Sein Ideal und sein Stolz in den ersteren Jahren unserer Bekanntschaft war die „Tripel-Allianz“. Damit meinte er das Freundschaftsbündnis zwischen Anzengruber, ihm und meiner Wenigkeit. „Wir gehören zusammen“, hatte Anzengruber eines Tages gesagt, und das war für Schlögl die Besiegelung der „Tripel-Allianz“. Anzengruber betete er an; aber auch ihm gegenüber wog er kein Wort und obzwar der „Kirchfelder“ (Anzengruber) sich von Freunden gerne etwas gefallen ließ, manchmal schien ihm der Freimuth des Ältesten unter uns doch ein wenig in die Nase zu rauchen. Wenigstens schnupperte er bisweilen stark, wenn Schlögl zum Beispiel über Derbheiten und Gewagtheiten in neuen Anzengruber-Stücken manches Bedenken rund und grob heraussagte. Trotzdem stand die Tripel-Allianz Jahre lang fest. Es waren unvergessliche Abende, da wir drei und nur wir drei beisammensaßen in irgend einem lauschigen Gaststübchen, über alles Gute, Schöne und Interessante plauderten, was diese Welt und des Poeten Phantasie zustande bringt. — Anders wurde es, als

zückend, doch nicht jeder kam auf die feinen, außerordentlichen Vorzüge dieses eigenartigen Geistes. Er las aus seinen Schriften und da wusste mancher Zuhörer nicht, wie ihm geschah, war es eine lustige Plauderei, oder war es eine zornige Strafpredigt, was da auf ihn niedergieng. Schlögl hatte eine außerordentliche Begabung zu beobachten, zu schildern, zu erzählen, aber noch höher schätzte ich seinen sittlichen Ernst, der unbeugsam war, und seinen Freimuth. Was er für richtig hielt, und gut, dass es gesagt werde, das sprach er aus, unbekümmert darüber, dass er sich hundert Feinde machte.

Mehrmals wurde er nach auswärts gerufen, um öffentliche Vorlesungen aus seinen Büchern zu halten. Aber er war misstrauisch, hatte manche abschreckende Erfahrung gemacht. In einem Städtchen Mitteldeutschlands, wo er geladen war, empfieng man den Weithergereisten weder auf dem Bahnhofe, noch kümmerte sich sonst um ihn. In einer öden Bierschenke saß er allein bis der Abend kam und er dann mit Mühe das Local suchen musste, wo er lesen sollte. „Da saßen denn“, schrieb er mir am nächsten Tage, „die Eisbären wie in einem Figurencabinet, so mäuserlstill und unbeweglich. Später (beim Bier) sind freilich einige zu mir kommen und haben sich für den Genuss (!!!) bedankt, aber ich war vorsichtig und hab' gesagt: Warum habn's denn früher nit s Maul aufgemacht?“

Das letztemal als Vorleser trat er im vorigen Frühjahre zu Wien auf, gelegentlich eines gemischten Vortragsabendes zu Gunsten eines Grabmales für Anzengruber. Diesmal ganz besonders ist es vielen aufgefallen, wie gut Schlögl las und der Beifall, mit dem das Publicum dankte, war ein geradezu elementarer. „Es war ein Sandkorn zum Grabmahl unseres Freundes“, sagte er nachher, „und damit schließe ich.“

Ich habe ihn oft schrecklich geärgert, freilich ohne Absicht.

Besonders in redactionellen Dingen gieng es spießig. Er war fleißiger Mitarbeiter des „Heimgarten“ und da konnte es nun ein etwas verspäteter Abdruck, oder ein Druckfehler, oder ein unregelmäßig angekommenes Heft u. s. w. sein, was ihn in den Harnisch brachte.

So sandte er mir eines Tages die Karte:

„Ich hätte Ihnen ein par dringende Grobheiten zu schreiben! Wegen momentaner Überbürdung folgen sie morgen. F. S.“

Ein anderesmal:

„Herr Redacteur!

Sie danken mir für den Beitrag! Dank brauche ich keinen, ich will Honorar. Die Kinder haben kein Brot, der Vater kein Bier.

Ihr wohlaffectionierter
F. S.“

Und nach Empfang:

„In d Haut eini gnua! Viel zviel. Küss dHand! Die andere a! Vergelt's Gott tausendmal und — schaffens ein anderes mal!

F. S.“

Ferner ein anderesmal:

„Theurer Freund!

Wir erwarteten Sie, wie arme Seelen den Weihbrunnen. Sie waren ja in Wien. Ich sehne mich nach einem *Menschen*, nach einem ganzen, vollen Menschen, der — genug, Sie kamen nicht. Sie sind ein steirischer Dickschädel!

Ihr betrübter
F. S.“

Einmal musste ihm der „Heimgarten“ besonders schlecht bekommen haben, er schrieb:

„Lieber Peterl, ich habe Angst, dass ein Verdruss herauskommt

die Sache doch placatieren lassen könnte! Oder einer Million Menschen ins Haus schicken, wie ich jede Woche den Spielplan einer Hamburger Lotterie oder anderes Teufelszeug erhalte. Diesen Aufsatz sollte man von den Kanzeln herab oder den Kindern in der Schule vorlesen; in jedes Steuerbüchel sollte er eingeklebt, in jeden Tornister eingepackt sein, alle Malefix-Hausierer sollten statt des verdammten „Handlis" täglich diesen Artikel ausschreien. Alle Verbrechen, die Sie an mir verübt, oder etwa noch verüben wollen, seien Ihnen verziehen. Aus voller Brust rufe ich Glück und Segen in Ihr Haus!

Bis nach der Ewigkeit der Ihrige
F. S."

Und ein andermal gelegentlich meines Aufsatzes „Wien" im „Heimgarten" 1890:

Wien, 9. April 1890 abends.

Lieber, theurer Freund!

Ich hätte bald Exfreund geschrieben, aber ich glaube, dass Sie trotz einzelner (steirischer) Schrullen doch der Alte geblieben, wie ja auch ich es bin und wohl bleiben werde.

Also zur Sache.

Man macht mich auf das Aprilheft des (löblichen) Heimgarten und speciell auf Artikel „Wien" aufmerksam.

Ich eile also in ein Café (seit Jahren besuche ich keines mehr), wo man die (löbliche) Monatschrift aus der ewig grünen Steiermark hält, lasse mir (das Billigste) ein Glas Slivovitz (à 12 kr. und 3 kr. Trinkgeld) geben und warte 3/4 Stunden auf das Blatt, weil es „in der Hand" ist und von dem momentanen Besitzer von der ersten bis zur letzten Zeile aufmerksamst (es gibt auch solche Käuze in Wien) gelesen wird.

Endlich erhalte ich das Heft; — es ist 3/4 9 Uhr abend (der geschichtliche Moment muss festgehalten werden) und vergrabe mich in die Blätter.

Freund: In der besten Beziehung des viel missbrauchten und übelstverstandenen Wortes: Ich danke Ihnen vom ganzen Herzen! Damit für heute genug. Ich gieng, aufs tiefste bewegt und der Erinnerungen voll, hinaus ins Freie und schlenderte durch die Straßen, zwischen eilenden und sich drängenden Menschen. Aber ich sah und hörte nichts und niemanden, ich dachte nur vergangener Tage, unvergesslicher Stunden und einzelner, lieben Freunde und Genossen, die nun auch schon der kalte Rasen deckt. Vor allem an Anzengruber, durch dessen Hinscheiden, obwohl wir uns in den letzten zwei Jahren nur selten sahen und sprachen, ich viel verloren. Unersetzliches.

Und die Trias ist gesprengt: die drei Alliierten, die immer zusammenhielten, sind auf zwei reduciert, bald wird nur mehr einer übrig bleiben, der „Almpeterl", denn mit mir geht's rasch bergab. Dann schreiben Sie halt auch meinen Nekrolog... F. S."

Mit diesen Beispielen ist das bewegsame und dankeswarme Gemüth des „herben Mannes" ein wenig gekennzeichnet. Und wenn er nun erst seine Nachrufe hätte lesen können! Es wird mancher dabei gewesen sein, der wirklich ernst zu nehmen war. So unumwunden wie gegenwärtiger, ist freilich keiner gewesen. Mir kommt's darauf an, den Menschen zu zeigen, wie er war und Schönheitspflästerchen stünden diesem Mann wahrlich nicht gut. Trotz all seiner Schrullen steht er schöner und liebenswürdiger da, als — man versteht schon.

Zu bewundern ist das Interesse, mit welchem dieser Mann, der doch

Schlögl in seiner Warmherzigkeit anfieng, fremde Elemente, specielle Bekannte von sich, in unseren bisher streng geschlossenen Kreis zu ziehen. Er wollte ja jedermann mit Anzengruber bekannt machen, auch den „Almpeterl“ hielt er für wesentlich genug, um ihn aufzuzeigen, und uns wieder möchte er von den Vorzügen seiner Privatfreunde profitieren lassen. Das behagte nun für die Länge besonders dem „Kirchfelder“ nicht, und er fieng an — auszubleiben. Damit fühlte Schlögl sich ins Herz getroffen, er bildete sich ein, der „Kirchfelder habe etwas gegen ihn“, aus lauter Liebe zu dem Dichter wurde er trotzig, fremde Einflüsse mochten auch mit im Spiele gewesen sein, kurz, die Tripel-Allianz bekam einen Schaden, der sich nie mehr ganz geheilt hat. Ich habe es Anzengruber oft gesagt, einen treueren Kameraden hätte er nicht, als Schlögl; ich habe es diesem gesagt: der Kirchfelder schätzte ihn wie immer, nur seien ihm manche Wunderlichkeiten zuwider — es war überflüssig, dass ich's sagte, sie wussten es ohnehin, sie fanden sich ja wieder, aber zu der ausschließlichen Allianz ist es nicht mehr gekommen. Wie ein Mollton geht es durch zweihundert Briefe und Karten, die ich von Schlögl besitze: Der Kirchfelder hat was gegen mich! — Vielleicht ist er mit dieser Empfindung dem Sarge des großen Dramatikers gefolgt, vielleicht ist er mit dieser Empfindung gestorben. — Ich glaube, es war zwischen beiden Männern nichts, als ein und das andere Missverständnis und ein bisschen Trotz. Denn sie ersetzten sich einander: zwei Volksdichter, der eine im Land-, der andere im Stadtvolke wurzelnd. Beide waren armen Kreisen entsprossen, jeder hatte sich selber gebildet, aus eigener Kraft zur Höhe geschwungen; sie hatten die gleichen ethischen Grundsätze und Ziele. und was wichtig war, jeder bewunderte die Werke des anderen.

Unserem Schlögl gieng es, wie es den meisten seinesgleichen geht, er fühlte, dass die Anerkennung seiner Zeitgenossen mit seinen Leistungen nicht im richtigen Verhältnisse stand. Er sah andere leben und streben und niemand kümmerte sich drum, oder sie wurden mit Scheelsucht behandelt! er sah sie sterben, und siehe, alle Zeitungen waren des Lobes voll, mit dem Todestage wurde jeder ein bedeutender, hochverdienstlicher Mann. Ihm selbst ist es genau so ergangen. Hätte er am ersten Tag nach seinem Tode nur für eine Stunde noch einmal aufwachen können, um die wunderschönen Nachrufe zu lesen! — Er war der bedeutendste Kenner und Schilderer des Wiener Volkes, er steht unerreicht da, sein Humor ist von köstlichster Eigenart! Er war ein gediegener Charakter, ein prächtiger Mensch! und so weiter. — Alles ganz richtig, aber gerade um ein par Tage zu spät....

Schlögl war zwar ein wirklicher Philosoph, aber nicht von der Art, dass er von den ihn angehenden Zeitungsstimmen unberührt geblieben wäre. Kindlich dankbar war er für jede öffentliche Anerkennung, ja die flüchtigste Erwähnung in irgend einem Blatte machte ihm Freude. Ich gebe ein paar kleine, sich darauf beziehende Zuschriften. Auf eine freundliche Besprechung eines seiner Bücher von Rullmann in der Grazer „Tagespost“ schrieb er mir:

> „Augenblicklich laufens zur Tagespost und sagen's, dass ich mich allerschönstens bedanken lass! Hörn's? Werns gleich gehn? Sollen schon am Weg sein! Brave Leut das, in Graz. Sö, das ist wunderschön!“

Auf die Besprechung seines Werkes „Wienerisches“ im „Heimgarten“, Jännerheft 1883, schrieb er mir:

> „Allerliebster und Lieblichster! Wunderbarster aller Zeitgenossen!
>
> Tausend und einen Dank! Also doch noch erlebt! Wenn man

Lebens dachte er viel an eine Gesammtausgabe seiner Werke. Ein Freund sah sich dafür nach einem tüchtigen Verleger um, worüber er ihm schrieb:

„Lieber, Guter, Theurer!

Ich danke herzlichst. Sie sind noch einer! Kommt die Sache (meiner Gesammtausgabe) zustande, dann schließe ich meine Augen gerne, habe wohl sonst nichts Erfreuliches mehr zu erwarten.“

Bei den Verlegern aber, da hieß es: Schlögl macht nichts mehr, seine Sachen sind zu herb, zu ungemüthlich, zu rücksichtslos. Mit anderen Worten, man hört die Wahrheit nicht gern. — Niemand kümmerte sich um den alten Schlögl. „Ein wunderlicher Mann!“ hieß es, und damit war er abgethan. Aber schon einen Tag nach seinem Tode begannen die Anfragen einzulaufen, was es mit Schlögls Werken sei? Man sei bereit, die Gesammtausgabe zu veranstalten, wolle sie schön ausstatten u. s. w. — Auch gerade wieder um einen Tag zu spät.

Ja, was bedeutet denn das, du mein liebes deutsches Volk? Ist es denn wirklich buchstäblich wahr, dass du dich für deine bedeutenden Männer erst zu interessieren beginnst, wenn sie gestorben sind? Ist dir denn ein lebendiger Dichter gar so unangenehm? Ist es nicht der Genius, ist es erst der Tod, der dir deine Dichter weiht? Kann der Verleger sein Süpplein denn wirklich nur mehr am Strohfeuer der Nekrologe kochen? — Eines ist aber wahr, bequemer ist der todte Dichter, als der lebendige; er ist genügsam im Honorar, er redet nichts mehr drein, in welcher Form und Weise immer man seine Werke herzurichten beliebt. Auch braucht der Verleger sich nicht zu fürchten, dass die Kritik ungnädig wird, denn der Mann ist ja todt. — Ich bitte um Verzeihung für diese harten Bemerkungen, allein einige Fälle der letzten Jahre waren doch gar zu drastisch. Und schließlich muss man ja noch froh sein, dass ein Poet wenigstens nach dem Tode etwas gilt.

Edel und vornehm war es, dass die Stadt Wien ihren berühmten Bürger Friedrich Schlögl mit einer Kranzspende ehrte, das Begräbnis besorgte und sich durch die Anwesenheit des Bürgermeisters bei der Begräbnisfeierlichkeit betheiligte.*)

Unser Schlögl pflegte — und das war eine Quelle seiner häufigen Verstimmungen — vieles für ernst zu nehmen, was nicht ernst zu nehmen war. Hingegen stand er souverain über manches, was andere schon höllisch geniert, zum Beispiel über den Tod. Auf seinem Lehnstuhle sitzend erwartete er seit Jahren den Tod. Auch diesem schaute er entgegen mit seinem sarkastischen Schmunzeln. „Fatal“, meinte er, „dass man bei seinem Sterben bis zum letzten Augenblicke dabei sein muss. Könnte man das Examen für die Ewigkeit nicht auch in Absentia machen? Seit sechs Jahren bringe ich nun jede Nacht in diesem Lehnstuhle zu. Was habe ich denn gethan, um so viel leiden zu müssen?“ Und am Vorabende seines Todestages! Da sagte er zu seinem Freund Chiavacci: „Sie gehen morgen doch zur Sitzung des Anzengruber-Curatoriums? Bitte, entschuldigen Sie mich bei den Herren. Sagen Sie, ich bin durch eine dringende menschliche Berufsangelegenheit verhindert, zu erscheinen. Ich habe morgen zu sterben....“

Dann wartete er noch eine qualvolle Nacht, und als das Licht des aufgehenden Tages in sein Auge fiel, vollbrachte er die menschliche Berufsangelegenheit, zu welcher unser ganzes Leben und Streben — eine Vorbereitung ist.

---

*) Bestätigt sich nicht. Die Red.

bessere Literaturepochen gesehen, der ein wirklicher und geistiger Zeitgenosse Stifters, Lenaus, Grillparzers und Raimunds gewesen, sich den jüngeren Dichtern zuwendete, mit jugendlicher Wärme sie las und ihre persönlichen wie literarischen Schicksale wohlwollenden Herzens verfolgte. Er gehörte zu den wenigen meiner Freunde, die mit ihrem entschiedenen Urtheile nicht zurückhielten, wenn sie etwas anzuerkennen oder zu tadeln fanden. Er verstand anzuregen und zu fördern. Und wem er gut war, dem war er's gründlich. Auch andere des österreichischen Poetennachwuchses werden erzählen können von dem guten Kameraden Friedrich Schlögl.

Eine schwere Kränkung wurde ihm von den sogenannten Antisemiten bereitet. Wer hätte nicht schon von dieser Seite seinen Theil bekommen! Schlögl hatte in einem Reisefeuilleton in der „Deutschen Zeitung" aus Innsbruck berichtet, dass der dortige Verschönerungsverein auf einer Tafel die Namen der berühmten Männer eingraben ließ, welche einst, vor der Eisenbahnzeit, durch Innsbruck gereist waren, respective dort übernachtet hatten. Schlögl vermisste auf der Tafel den Namen Heinrich Heine. „Den Heine will er protegieren! Der Judenknecht!" so hierauf mehrere Antisemitenblätter gegen Schlögl. Er nicht träge und gibt es den Anremplern in einem gesalzenen Eingesendet zurück. Dann gieng die Hetze los. Schlögl war einfältig genug zu erwarten, dass die Presse für ihn eintreten würde. „Keine Feder rührt sich, wenn ein ehrlicher alter Mann mit Koth beworfen wird ..." O altes Kind Gottes, wie naiv! — Wehe that ihm nur, dass auch ein Theil der Studentenschaft es für nöthig fand, in einer directen Zuschrift ihm ihre Verachtung kundzugeben. Wem es bekannt ist, mit welcher Liebe er an den Studenten hieng, wie er in ihren Kreisen sich stets gehoben und begeistert gefühlt hat, wie beglückt er war bei dem Commerse, welchen die Studentenschaft einige Zeit früher auch ihm zu Ehren gegeben hatte, der wusste, wie nahe es ihm gieng. Den jungen Leuten hat er's übrigens bald verziehen, war er doch selber der unversöhnlichste Feind der Corruption in Handel und Wandel und in der Presse. Gieng er als alter Achtundvierziger mit der heutigen Studentenschaft schon nicht immer die gleichen Wege, so strebte er doch die gleichen Ziele an. Für das famose Wiener Krakehlerthum aber, welches den gesunden Kern der Bewegung so schmachvoll verdorben hat, hegte er den ehrlichsten Hass.

Er zog sich zurück in seine Bücherhöhle und lebte den Erinnerungen an ein gemüthlicheres, glücklicheres Wien. Aber losreißen konnte er sich doch nicht von seinem Tage; täglich verschlang er die Zeitungen, aus denen er unzählige Aufsätze und Notizen zog, die er sammelte und ordnete. Für jeden seiner Freunde und Bekannten hatte er seine besondere Sammlung von Zeitungssachen, die sich auf diesen bezogen.

Die Abendstunden verbrachte er in den letzteren Jahren mit wenigen Freunden in der Restauration, ich glaube, „zum blauen Hause" genannt, (Gumpendorferstraße). Da ward sein Geist wieder rege, sein Herz frisch, trotzdem die tückische Krankheit nagte an seinem Organismus. „Nierenleiden, Herzleiden, Asthma und sonst noch ein Dutzend Todeskrankheiten säuge ich groß, und das Gemüse, welches die Magd vom Markte bringt, ist das einzige Grün, welches ich in diesem Sommer gesehen habe. Beten Sie ein Vaterunserchen für mich, wenn Sie noch ein bisschen Einfluss haben beim Herrgott. Ihr

Jammermensch F. S."

So schrieb er mir noch im September dieses Jahres.

In den letzten Jahren seines

sondern mit den Sangesbrüdern und Schwestern nach dem Süden zu ziehen, wo es mitten im Winter vollauf zu knuspern gäbe.

Ein im nächsten Astloch hausendes Eichhörnchen quikste schadenfroh aus seiner moostapezierten Wohnung hervor, solch leichtsinnigem Zeisigsvolk, das zur Sommerszeit in Saus und Braus lebe, ohne für den Winter zu sorgen, geschähe ganz recht, wenn es Hunger leide; wogegen ein munterer Specht unter gewaltigen Hieben in die knorrige Rinde einer alten Tanne den rothhaarigen Schelm einen egoistischen Faulpelz schalt, und die Zeisige höflich einlud, die erbeutete appetitliche Made zu verkosten.

Jetzt nahm ein feister Dompfaffe, der sich bisher mit Hilfe seines kräftigen Krummschnabels an dem Samen eines Fichtenzapfens gütlich gethan, das Wort. Gesättigt wie er war, fand er die Welt, wie sie ist, auf das beste bestellt, und tröstete die Zeisige salbungsvoll mit der Versicherung, dass das Fasten eine Gott wohlgefällige Kasteiung sei, welche ebenso gewiss gelohnt, wie die Prasserei bestraft werde.

Der Heuchler hätte noch lange gesalbadert, wäre nicht zum Schrecken aller mitten unter ihnen ein Wiesel erschienen, das die schneebedeckte Flur verlassen hatte, um im Waldgeäste Äsung zu suchen.

Das wehrhafte Eichkätzchen wies ihm zwar die spitzen Zähne, die Zeisige schlüpften blitzschnell in eine Baumritze, und ebenso hurtig verschwand der Specht vom Schauplatze, aber der schwerfällige Dompfaffe versäumte die rechtzeitige Flucht und kreischte im nächsten Augenblicke unter den Krallen des blutdürstigen Räubers.

„Na, lass doch das unnütze Gezeter“, sagte dieser, seinem Opfer in den Kragen beißend; „auch ich finde die Welt auf das beste bestellt, so lange es darin wohlgemästete Gimpel gibt!“

Während dieser Vorgänge hatte eine seltsame Menschengestalt, einen kleinen Reisigbündel auf dem Rücken, die Waldlichtung betreten, um sich auf einem schneefreien Plätzchen unter dichtem Geäste einer alten riesigen Tanne niederzulassen.

Es war Peter Huckepak, welcher seinen Namen dem Umstande verdankte, dass sein gewölbter Rücken schon den Spielkameraden der Nachbarschaft als bequemer Reitsitz gedient hatte. Im übrigen war Peter der Sohn eines armen Köhlers, welcher vor etwa sieben Jahren des Mordes an einem Viehhändler überwiesen, aus der Untersuchungshaft entflohen war, und zwei Kinder, den missgestalteten Peter und Ännchen im Alter von dreizehn und neun Jahren zurückgelassen hatte.

Die Gemeinde hatte die Verlassenen gegen entsprechende Entschädigung für Kost und Pflege ausgeboten und sie, da sonst niemand die Nachkommenschaft des „Mörders“ ins Haus nehmen wollte, der Kräuter-Bärbel, einer dem Trunke ergebenen Wittfrau, zugeschlagen, in deren einsamer Waldhütte die Geschwister unter harter Zucht und Entbehrungen jeder Art herangewachsen waren.

Die Berechnung des schlauen, hartherzigen Weibes bewährte sich trefflich. Peter erwies sich unter ihrer Leitung zur Sommerszeit bald als geschickter Kräutersucher, im Winter als kräftiger Träger dürren Brennholzes; Ännchen als unermüdliche Spinnerin, welche zusammen so viel verdienten, dass sich die „Pflegemutter“ ohne weitere Sorge um den Lebensunterhalt ganz ihren beiden Leidenschaften, dem Alkoholgenusse und dem Aufschlagen der die Zukunft kündenden Spielkarten hingeben konnte.

Aus diesem Grunde wurde sie auch als eine Art Hexe betrachtet, und deren Hütte von jung und alt so viel als möglich gemieden.

Peter Huckepak.

Weihnachtsmärchen aus den steirischen Bergen von Ferdinand Schifkorn.

Bitter kalt war's. Frau Holde hatte in den letzten Tagen die Federbetten so fleißig ausgeschüttelt, dass Hirsche und Rehe bis an die Brust in die kühlen Schneeflaumen einsanken und das sonst verachtete Geschlecht derer von Lampe beneideten, welche leichtfüßig über die gefrorene Schneekruste hüpfen konnten.

Noch besser hatte es das lustige Federvieh, das, um seinen Standort zu verändern, den Boden gar nicht zu berühren brauchte, und darunter wieder am besten das schwarze Rabenvolk, dessen heißes Blut die eisige Winterkälte nur als angenehm kühlendes Mailüftchen empfand, bei dem es sich um so gemüthlicher schmausen und schwatzen ließ.

So that auch ein Paar der gefräßigen Sippe, das sich einen waidwunden, verendeten Hasen als Weihnachtsbraten erkoren.

„Na, Frau“ sagte dann der Rabe zur Rabin, „brauchst dich nicht zu sehr zu beeilen, wir haben Zeit genug.“

„Zeit genug“, krächzte die liebliche Rabin, noch eifriger in das leckere Wildbret einhauend. „Als ob es nicht noch andere Schnäbel gäbe, welchen nach Hasenbraten gelüstet. Da ist gleich unser nächster Nachbar, Meister Reineke —“

„Bah, der holte sich schon in aller Gottesfrühe die fetteste Gans vom Müllerhofe, und schläft nun vollgefressen auf der faulen Rothhaut.“

„Dem Himmel sei Dank! Aber hörst du nicht Schritte? Brrr, wenn's der Jäger Fritz wäre — er hat es scharf auf uns, und seine Büchse geht selten fehl.“

„Hasenfuß du! Es ist Peter Huckepak, der dürres Holz sammelt. Er thut uns nichts zuleide. Hoho! Ersticke nur nicht an dem großen Brocken!“

Zur Abwendung der Erstickungsgefahr streckte Frau Rabe den Hals und blickte himmelwärts, bei welcher Gelegenheit sie aber etwas entdeckte, das ihr sofort die Sprache wiedergab.

„Raah, raah!“ rief sie erschreckt. „Sieh nur, was da von oben kommt! Nun heißt's die Flügel rühren, so 'n Hühnerräuber macht mit unsereinem nicht mehr Federlesens, als wie mit 'nem halbflüggen Spatzen.“

Mit lautem Gekrächze flogen Rabe und Rabin, letztere als sorgliche Hausfrau noch ein tüchtiges Stück Hasenfleisch im Schnabel, dem schützenden Walde zu, wogegen sich ein mächtiger Geier niederließ, um den Rest des Weihnachtsmahles mit grimmigem Behagen zu verzehren.

Auch in den spannhoch verschneiten Tannenzweigen regte es sich jetzt.

Ein frierendes und hungerndes Zeisigpärchen raisonnierte zwitschernd über die arge Wintersnoth, und nahm sich fest vor, im nächsten Herbste nicht mehr daheim sitzen zu bleiben,

Gedankens Blässe angekränkelte" Zeisigpaar, das mit einer ganzen Schar von Nachkommen piepsend anrückte. Ihm folgten Stieglitze und Finken, Hänflinge, Kreuzschnäbel, Amseln und das zahlreiche Geschlecht der flinken, putzigen Meisen, alle gar zutraulich Brosamen heischend, nicht anders als wäre Peter Huckepak ihr wohlbestellter Proviantmeister.

In der That kannten sie den Verwachsenen seit langem als ihren guten Freund und Helfer in der Noth, so dass die Keckſten unter ihnen sich auf dessen Schultern und Arme setzten, um dann die Bröcklein aus seiner Hand im Fluge zu erhaschen.

Es war ein lustiges Treiben, das aber ein plötzliches Ende nahm, als in nächster Nähe ein Schuss fiel, und gleich darauf der Jäger-Fritz auf der kleinen Lichtung erschien, von seinem Hektor begleitet, der den todten Gimpelmörder in der Schnauze trug.

Das kleine Federvolk, das neugierig aus dem schützenden Nadelgeäste herabguckte, war höchlich erfreut über das Ende seines Todfeindes, und der rothe buschschwänzige Schelm quiekste aus seinem tapezierten Freiquartier gar vergnüglich von der strafenden Gerechtigkeit, welche schließlich jeden Missethäter ereile, ohne zu bedenken, dass er selbst so manches verspeistes Vögelein auf dem Gewissen hatte.

„Ei Peter, du bist's!" sagte Fritz, den kleinen Mann erblickend. „Nun, um so besser, dass ich dich treffe. Wollte deiner Schwester ein Brieflein zustecken, aber die alte Hexe hütet sie seit der Altthaler sein Auge auf sie geworfen, wie der Drache seinen Schatz. Ach, Peter! Es ist ein wahres Elend, wenn man blutarm ist, und zusehen soll, wie einem das Liebste auf der Welt von solch hässlichem rothen Schächer vorweg genommen wird. Und siehst du, wenn es zum Äußersten kommt, dann — weiß Gott — kann leicht noch ein Unglück geschehen."

Der Jäger schlug bei den Worten so kräftig an seine Büchse, dass Peter erschrocken ausrief: „Um Gott, Fritz, lass solch böse Gedanken! Schwester Anna hängt treu an dir, und wie ich sie kenne, wird sie eher in die weite Welt flüchten, als sich dem Willen des bösen Weibes fügen. Und außerdem — noch ist nicht aller Tage Abend und —"

„Was willst du damit sagen?" frug Fritz neugierig, als Peter mit einem scheuen Blick in das dunkle Walddickicht stockte.

„Nun, dir kann ich's anvertrauen", flüsterte Peter geheimnisvoll dem Jugendfreunde zu, der sich etwas beschwichtigt an seiner Seite niedergelassen hatte. „Ich war ein achtjähriger Knirps, als meine Großmutter, eine gar kluge Frau, welche noch aus eigener Erfahrung vieles wusste, das heutzutage verschollen oder als Ammenmärchen verlacht wird, vom Wichtelvolk und seiner Königin gar schnurrige Geschichten erzählte, in welchen armen Leuten in unverschuldeter Noth, durch dessen Beistand geholfen wurde. Auch beschrieb sie mir den Platz ganz genau, wo die Wichtelfee in ihrem herrlichen unterirdischen Palaste hause, und Hilfesuchenden Audienz ertheile. Hier ist die Stelle, die Singvögel sind ihre Lieblinge, und der Weihnachtsabend die Zeit, da sie sich den Menschen zeigt."

Peters Mittheilung hatte jedoch nicht den von ihm erwarteten Erfolg. Fritz antwortete nur mit einem trüben Lächeln des Mitleids, während er Brot, Steirerkäse nebst einem Fläschchen Brantwein aus seiner Jagdtasche hervorlangte. Der Jäger wusste zwar von der Schulbank her, dass der arme krüppelhafte Bursche keineswegs der Einfaltspinsel war, für den ihn die Leute seines einsilbigen, linkisch scheuen Wesens wegen hielten, doch wusste er auch, dass derselbe infolge seiner Missgestalt wie seines traurigen

Nur zwei Männer machten hierin eine Ausnahme.

Der eine war der Jägerfritz, Peters älterer Schulkamerad, ein bildhübscher Bursche, der in Ausübung seines Berufes häufig an der verrufenen Waldbehausung vorüber kam, und bei solcher Gelegenheit das lieblich erblühende Ännchen kennen und lieben gelernt hatte. Der andere war der Altthaler-Bauer, des Jägers Brotherr, der reichste Grundbesitzer der Gegend, seiner Härte und Habsucht wegen eben so sehr gehasst, wie seines Jähzornes und seiner Körperkraft halber gefürchtet, in dessen Brust die jungfräuliche Schönheit der Waldblume die Flamme sinnlicher Leidenschaft entzündet hatte.

Selbstverständlich begünstigte die Kräuter-Bärbel den reichen Freier in jeder Weise, und die beiden hätten längst den Handel abgeschlossen, wäre der Preis, welchen die schlaue Alte für ihre Zustimmung forderte, in den Augen des alten Geizhalses nicht ein so unerhörter gewesen.

Kein Wunder, dass der arme Peter Huckepak, welcher, ohne es merken zu lassen, von dem, was um ihn her geschah, mehr wusste, als seine Umgebung ahnte, an diesem Abende niedergeschlagener denn sonst der Zeiten gedachte, da er noch Ännchen auf dem kleinen Schlitten fröhlich um den rauchenden Kohlenmeiler spazieren führte und des Abends am lustig prasselnden Herdfeuer den Geschichten lauschte, welche Vater und Großmutter — die Mutter war schon nach Ännchens Geburt gestorben — vom wilden Jäger und Frau Holden, von den Berggeistern und Wichtelmännchen zu erzählen wussten.

War es doch an einem Weihnachtsabend, dass die Gendarmen den armen Vater gefesselt fortführten, und brach ihm noch heute bei der Erinnerung fast das Herz, wie der Verhaftete beim Abschiede klein Ännchen herzte, und es dann Peters Obhut mit den Worten übergab: „Mein lieber Peter, ich gehe vielleicht auf Nimmerwiedersehen; für diesen Fall musst du anstatt mir deine Schwester beschützen. Bleibe nur brav und ehrlich und verzage nicht, wenn es dir schlimm ergeht. Der liebe Herrgott wird dich nicht verlassen, und wenn es sein soll, kommt auch für uns der Tag der Gerechtigkeit!“

Seitdem waren sieben Jahre verflossen, ohne dass sich diese Hoffnung erfüllt hätte. Der Mann, welcher wenige Tage vor Weihnachten in der Köhlerhütte genächtigt hatte, blieb verschollen, Peters Vater aber galt um so sicherer als Mörder, als er selbst durch seine Flucht aus der Untersuchungshaft den auf ihn gefallenen Verdacht bestätigt hatte.

Und dieser Verdacht erschien in der That so begründet, dass selbst Peter bisweilen an der Unschuld des Vaters zweifelte. Der Mann, ein reicher Viehhändler, hatte tagszuvor vom Altthalerbauer ein paar Ochsen gekauft, die durch seine Leute auf der Landstraße nach der Stadt getrieben wurden, während er selbst den Waldweg einschlug, um, wie er sagte, noch zu den Feiertagen heimzukommen. Von einem argen Schneesturm überfallen, hatte er dann in der Köhlerhütte Zuflucht gesucht, und erst am nächsten Morgen in Begleitung des Köhlers seinen Weg fortgesetzt, von welchem Zeitpunkt ihn kein Mensch mehr gesehen haben wollte.

Während Peter Huckepak auch heute wohl zum tausendstenmal diese Umstände überdachte, und schier von Kleinmuth verzagen wollte, hatte er mechanisch ein Stück Schwarzbrot aus der Tasche gezogen, und mit dem Taschenfeitel (Messer) angeschnitten. Allein obschon er seit dem Morgen nichts gegessen, wollte ihm doch kein Bissen schmecken, wogegen sich, von dem Anblick des Brotes angezogen, allerlei andere hungernde Gäste einfanden.

Da war vor allem das „von des

volles, von haselnussgroßen Edelsteinen in allen Farben des Regenbogens wiedergespiegeltes Licht über die Pracht dieses Raumes, in dessen Mitte auf purpurbedeckter Estrade ein kleiner, von Diamanten blitzender Thron in wundervoller goldener Filigranarbeit prangte. Auf diesem Throne aber saß eine Puppengestalt von solcher Lieblichkeit, dass Peter des Schauens gar nicht satt werden konnte.

Bis zum Gürtel von goldigen Haarwellen umflossen, mit zierlichem Krönchen geschmückt, blickten aus dem reizenden Gesichtchen ein paar saphirblaue Augen freundlich milde, und doch hoheitsvoll, wie es einer so mächtigen Feenkönigin geziemt. Und rings um den Thron stand ein Kreis von ebenso zierlichen Hofherren und Damen, während ein Chor von winzigen Sängern und Sängerinnen, welche, von Harfenklang begleitet, einen so süßen Gesang anstimmten, dass es Peter war, als hörte er die Engelein um Gottes Thron musicieren.

Auf ein Zeichen der kleinen Königin verstummte der Gesang, worauf diese mit silberhellem Glockenstimmchen also sprach: „Nun, Peter Huckepak, sag an, was dein Begehr. Da du trotz aller Noth ehrlich und brav geblieben, und dir ein warmes Herz nicht nur für deine Mitmenschen, sondern für alle harmlosen Geschöpfe Gottes, insbesonders für die lieblichen Sänger des Waldes bewahrtest, sollen deine Wünsche erfüllt werden, soweit dies in meiner Macht liegt. Also sprich ungescheut!“

Peter hatte sich zwar auf diesen feierlichen Moment mit einer wohleingelernten Rede vorbereitet, jetzt aber war alles vergessen, und statt zu sprechen, fiel er vor der kleinen Königin auf die Knie, nur unverständliche Worte stammelnd.

„Nun, nun, ich sehe schon, dass ich dir zu Hilfe kommen muss“, sagte die Königin freundlich. „Ihr Sterblichen habt ja alle so ziemlich dieselben Begierden. So nimm denn von all den Schätzen hier so viel du zu tragen vermagst. Wählst du gut, so werden sie dich zum reichsten Manne im Lande machen, dem man die leckersten Gerichte, die köstlichsten Weine in goldenen Schüsseln und Bechern credenzen wird. Diener, Pferde und Wagen werden dir zu Gebote stehen, das schönste Mädchen sollst du freien, und in Lust und Freude bis an dein Ende leben — ist's so recht, Peter Huckepak?“

Zum Erstaunen der Königin wie ihres ganzen Hofstaates schüttelte Peter jedoch den Kopf, und versetzte endlich traurigen Tones: „Ach Frau Königin, das wäre ja alles recht schön und gut. Wie aber soll ich mich des Lebens freuen, wenn mein armer Vater als Mörder flüchtig umher irren, und meine Schwester den hässlichen Altthaler heiraten muss? Nein, nein, Frau Königin, bist du wirklich so mächtig, wie Großmutter meinte, so decke die Unschuld meines Vaters auf, und mache Schwester Anna zur Frau meines Freundes Fritz, dann will ich dir ewig dankbar bleiben, und mein Brot mit deinen Schutzbefohlenen theilen.“

Beifälliges Wispern folgte diesen Worten, die Königin aber sagte: „Du bist ein guter Sohn und Bruder, darum sollen dir noch drei Wünsche für deine Person freistehen. Besinne dich also rasch, da ich noch andere Regierungsgeschäfte zu besorgen habe.“

Peter kratzte sich unschlüssig den Kopf, da schnelles Denken nicht seine Sache war, dann aber nahm er sich ein Herz, und meinte resolut: „Je nun, Frau Königin, wenn ich täglich eine Schüssel voll Specknödel oder Grammelsterz (steirische Nationalspeisen) haben könnte, hm, und dann einen tüchtigen Lodenrock gegen den strengen Winterfrost, und — und —“

„Nun?“ drängte die Wichtelfee.

„Und — ja, und eine Ulmer Tabakspfeife mit Silberbeschlag, wie

Geschickes ein tiefsinniger Träumer geworden war, welcher gleich seiner Großmutter in der ihn umgebenden wildromantischen Natur seltsam geheimnisvolle Offenbarungen der Geisterwelt zu sehen und zu hören glaubte, an welchem Glauben ihn kein Einspruch irre zu machen vermochte.

„Na, mein lieber Peter, ich wünsche dir viel Glück zu deinem Unternehmen", sagte er, nachdem er sich ein wenig gestärkt. „Auf dass du aber bis zur Stunde, in der die mächtige Wichtelfee zu sprechen ist, nicht verhungerst und erfrierst, iss und trink von meinem Vorrath — und nun gehab dich wohl!"

Damit erhob sich Fritz, pfiff Hektor, der mittlerweile nach Hundeart eifrig schnuppernd unsern ein tiefes Loch in den Schnee gegraben hatte, und gieng dann seines Weges.

Es war Abend geworden. Die Vöglein zwitscherten ganz leise in ihren Verstecken, als wollten sie sich in den Schlummer lullen. Das Eichkätzchen aber schlief längst den Schlaf des Gerechten, indem es die Eingangsthüre seiner Wohnung mit dem eigenen Buschschwanze luftdicht verschloss. Glühend roth blitzte die niedergehende Sonne in den dunkelnden Forst, die Millionen Schneekrystalle in eitel Gold und Edelstein wandelnd.

Peter betrachtete die Herrlichkeit, während er des Jägers Rath befolgend aß und trank, und sich von dem Genusse des ungewohnten Feuerwassers bald so behaglich fühlte, dass er den Kopf auf das Reisigbündel legte und, im Gegensatz zur früheren Niedergeschlagenheit, in wohlige Gedanken versank.

Da war es ihm plötzlich, als hörte er ober sich in den Zweigen zwei feine, leise Stimmen in einer Unterredung begriffen, deren Inhalt ihn in nicht geringes Erstaunen versetzte.

„Armer Kerl! Er hat wahrhaftig schon genug ausgestanden, an der Königin Stelle hätte ich ihm schon längst geholfen", sagte die eine Stimme.

„Hi, hi," lachte die andere. „Du willst gescheiter sein wie unsere Königin, und sprichst doch so dumm, wie einer von den gelehrten Menschen, die auch alles besser wissen wollen wie unser Herrgott, wenn sie auch selbst die albernsten Streiche begehen. Lass du nur unsere Königin machen. Gut Ding braucht Weil."

Darauf war es Peter, als hüpften zwei Wesen, leicht wie Zaunkönige, zur Erde herab, und dann sah er ein Männchen und ein Weibchen, nicht höher wie Pilzlinge, in Marderfelle gekleidet, vor sich, die ihn neugierig mitleidsvollen Blickes beschauten.

„Nun rasch ans Werk!" befahl das Weibchen, das offenbar ein gestrenges Hausregiment führte. „Lege ihm die Zauberbinde an, und dann — rax, dax, pax, hinab in die Unterwelt, ins lustige Wichtelreich!"

Im selben Augenblicke wich der Boden, auf dem Peter lagerte, worauf er in Nacht und Finsternis versank, immer tiefer, mit unheimlicher Schnelligkeit, dass ihm fast der Athem vergieng, bis er plötzlich einen sammtweichen Gegenstand unter seinen Füßen fühlte, die Binde von seinen Augen fiel und strahlende Helle seine Sehnerven bleifdete.

Allgemach erst gewöhnte er sich an den überirdischen Glanz und sah nun etwas so Wunderbares, dass er starr gleich einer Bildsäule um sich blickte.

Ein Raum, wohl zehnmal weiter und höher wie das Schiff der Dorfkirche, dessen Decke auf schimmernden Silbersäulen ruhte, dessen Boden blumendurchwirkte Moosteppiche bedeckten, dessen Wände die seltsamsten Formen der Thier- und Pflanzenwelt aus herrlichem Porphyr und Marmor schmückten, umgab ihn. Zahllose Alabasterlampen ergossen ihr geheimnis-

zur Wiedererlangung seines Eigenthums zu benützen.

Eine Stunde später stand Peter, dessen sehnlichstem Wunsche so wunderbar schnelle Erfüllung geworden, athemlos vor Barbels Behausung, vorsichtig durch die kleinen, beleuchteten Fenster ins Innere lugend.

Er hatte nämlich bei seiner Annäherung eine Männerstimme vernommen, deren Klang ihm das Blut fieberheiß zu Gehirn trieb, und jetzt — Herrgott, der Mann, der da mitten in der Stube stand, war das nicht sein Vater? Ja, er musste es sein, so sehr auch der lange graue Vollbart die Züge, die fremdländische Kleidung die kräftige Gestalt verändert erscheinen ließen. Er musste eben erst eingetreten sein, da die Kräuterbärbel und Ännchen noch wie aus den Wolken gefallen auf der Ofenbank saßen und den Ankömmling wortlos anstarrten.

„Na, Annerl, kennst du wirklich deinen Vater nicht mehr?“ fragte dieser mit einem Blick innigster Zärtlichkeit. „Warst freilich noch ein kleines Ding, doch —“

Aber schon schlang Ännchen die Arme um des Vaters Schulter, und barg schluchzend vor Freude das Köpfchen an dessen Brust.

„Mein Seel', Köhlerpeter, Euch hat ein böser Wind hergetragen“, sagte jetzt die Kräuterbärbel mit ihrer widerlich kreischenden Stimme. „Glaubt Ihr denn, es sei schon alles vergessen, was hier geschehen? Ich sage Euch, die Gendarmen haben ein gutes Gedächtnis, und so oft sich alle die Jahre her ein Fremder in diese Gegend verirrte, waren sie hinterdrein wie der Satan hinter einer armen Seele — seht Euch vor, Köhlerpeter!“

„Schon gut, Kräuterbärbel“, versetzte Brunngraber, so hieß der ehemalige Köhler. „Ich vertraute auf Gottes Gerechtigkeit, der einen Unschuldigen nicht verlassen wird. Jetzt sagt mir lieber, was aus meinem armen Peter geworden ist.“

„Was wird aus ihm geworden sein?“ schnarrte die Alte grimmig. „Ein Faulenzer und Thunichtgut, der heute wie immer im Walde umherlungert, statt Brennholz heimzubringen, wie er sollte.“

Peter wollte eben die boshafte Hexe durch sein Erscheinen Lügen strafen, als er zu seinem Schrecken sah, wie die Stubenthür geöffnet wurde und zwei Gendarmen über die Schwelle traten.

Ännchen stieß einen Schreckensschrei aus, als der erste Gendarm herantrat und mit lauter Stimme die Worte sprach: „Peter Brunngraber, ich verhafte Euch im Namen des Gesetzes!“

Jetzt aber litt es Peter Huckepak nicht mehr draußen, und mit dem Rufe: „Nicht meinen Vater verhaftet, sondern den Altthaler-Bauer, denn dieser ist der Mörder des Verschwundenen!“ stürmte er in die Stube, sich sammt seinem Reisigbündel gleich einem Schutzwall vor seinen Vater stellend.

Tiefes Schweigen folgte den Worten, währenddem die Anwesenden überrascht und ungläubig den Missgestalteten betrachteten. Wie war es auch nur denkbar, dass der reiche Altthaler einen Mord begangen haben sollte!

„Höre, Peter, du bist wohl übergeschnappt, oder hast im Wald geträumt, dass du solchen Unsinn schwatzest“, sagte der erste Gendarm ernst verweisend. „Bedenke wohl, dass ich auch dich verhaften müsste, wenn du Beschuldigungen erhebst, ohne sie beweisen zu können.“

Peter aber ließ sich nicht beirren und erzählte, so rasch es seine etwas schwerfällige Zunge gestattete, was er gehört und gesehen, und da er sich schließlich erbot, die Gendarmen an die Stelle zu führen, wo der Bauer das Schneeloch zugescharrt, und seinen Stock nach den Vögeln geworfen

sie der Altthaler-Bauer hat — wahrhaftig, dann wäre ich der glücklichste Mensch auf dem ganzen Erdboden!"

Die Königin lächelte und in den Reihen der kleinen Herren und Damen gieng ein lustiges Kichern von Mund zu Munde. Dann nahm erstere wieder das Wort: „Wohl, Peter, deine Wünsche sollen erfüllt werden, doch nur gegen das Versprechen, über alles was du hier gesehen und gehört, zu schweigen sieben mal sieben Monate und sieben Tage — willst du?

„O Frau Königin!" rief jetzt Peter Huckepak wohlgemuth. „Ich bin kein Schwätzer, und will verschwiegen sein wie ein Grab!"

Die schöne Wichtelfee nickte freundlich mit dem Köpfchen und erhob gleichzeitig ein winziges Scepter aus Gold und Elfenbein.

Im selben Augenblick fühlte sich Peter windschnell emporgetragen, und befand sich nach wenigen Secunden an derselben Stelle, wo er vorher gelagert hatte. Auch die rothen Strahlen der untergehenden Sonne tauchten die Winterlandschaft nach wie vor in rosige Tinten, und nur ein merkwürdiges Schmettern und Zetern im Waldesdickicht bewies, dass sich während seiner Reise in das lustige Wichtelreich etwas Neues zugetragen haben müsse.

Dieses Neue bestand in der Anwesenheit eines zweiten Menschen auf der abgelegenen Waldlichtung, in dem Peter zu seinem nicht geringen Schrecken den Altthaler-Bauern erkannte.

Der Mann war nämlich ein überaus gestrenger Waldherr, welcher die armen Leute, so das abgefallene dürre Holz zu kärglicher Feuerung sammelten, als freche Diebe betrachtete und nicht selten eigenhändig durchprügelte. Da aber Peter schon wiederholt Proben dieses kurzen Justizverfahrens genossen, kauerte er sich sammt seinem Reisigbündel hinter dem mächtigen Fichtenstamm zu einem unscheinbaren Häufchen zusammen, wobei er jedoch seinen grimmen Feind scharf im Auge behielt.

Er erkannte jetzt, dass das seltsame Gezeter von den Vögeln herrührte, welche den Mann offenbar auch als ihren Feind ansahen, und ihn demgemäß behandelten. Der Altthaler-Bauer stand an derselben Stelle, wo Hektor vorher so eifrig geschnuppert und gegraben hatte.

„Verfluchtes Gethier!" schalt der Bauer vor sich hin, indem er sich bemühte, mit Hilfe eines dicken Knotenstockes das Loch mit Schnee zu füllen. „Es ist, als hätte es nichts anderes zu thun, wie die Nase in die Erde zu stecken. Hm, einige Fangeisen möchten Füchsen und Dachsen wohl die Lust vertreiben, aber dann merkt's wieder der Jäger Fritz — hm, hm, dass ich mich wegen so einem Lumpen ängstige! Mögen sie ihn finden, wer kann beweisen, dass ich ihn — — —"

Er hielt plötzlich inne und blickte scheu um sich, denn es war ihm, als riefen tausend feine Stimmen um ihn her: Ich, ich, ich!

Es waren aber nur die Stimmen der Vögel, welche immer dreister wurden, und jetzt sogar des Bauers Kopf umschwirrten, als wollten sie dessen struppiges Rothhaar zerzausen.

„O du vermaledeites Federvolk! Wollt ihr gleich schweigen!" rief der Erboste, seinen Knotenstock mit aller Kraft in das Dickicht der Tannenzweige schleudernd.

Das half. Erschrocken verstummten die kleinen Widersacher, Todesschweigen herrschte, aber der Knotenstock war und blieb verschwunden, so sehr der starke Mann auch an den Bäumen rüttelte.

Bei der jetzt eintretenden völligen Dunkelheit war nicht eine Spur des verwünschten Stockes zu entdecken, daher sich der Altthaler Bauer schließlich schimpfend und fluchend auf den Heimweg machte, mit dem Vorsatze, das erste Grauen des nächsten Tages

rosinenstrotzend, dass Peter mit der Zunge schnalzte, Ännchen aber wehmüthig des Liebsten gedachte, der oft schon von solchem Hochzeitskuchen geschwärmt hatte.

Während und nach dem folgenden köstlichen Schmause wurde aber auch rechtschaffen geplaudert, zumal Peters sonst so schwere Zunge unter dem Einfluss einer aus dem Rucksack geförderten Flasche feurigen Weines eine merkwürdige Beredsamkeit entwickelte.

So erzählte er der aufhorchenden Schwester ausführlich von dem, was sich im Walde zugetragen hatte. Wie man an dem betreffenden Orte durch den hellen Mondschein begünstigt vorerst des Altthalers in den Baumwipfeln verhängten Stock, dann aber nach halbstündiger Schaufelarbeit auch das Skelett eines Mannes gefunden, das nach den vorhandenen Resten der Kleidung zweifellos als jenes des verschollenen Viehhändlers erkannt wurde, und wie sich die Gendarmen infolge dieser Entdeckung sofort nach dem Gehöfte des Altthaler-Bauers begeben hätten.

Es war dem Erzähler dabei nicht leicht geworden, die Hauptsache, nämlich sein Abenteuer mit der Wichtelfee, zu verschweigen, welcher seiner Meinung nach die glückliche Wendung der Dinge allein zu verdanken war, daher er froh war, als sein Vater das Wort ergriff, um seine Erlebnisse während der letzten sieben Jahre zu berichten.

Die Erzählung selbst hätte eigentlich nicht vieler Worte bedurft, allein die Geschwister hatten über den Schauplatz derselben, das ferne Land jenseits des Oceans, so viele Fragen zu stellen, dass deren Beantwortung Stunden in Anspruch nahm.

Der Hauptinhalt des Berichtes aber bestand darin, dass Brunngraber sich in Amerika mit Glück auf das Kohlenschürfen verlegt und bald ein erkleckliches Sümmchen erspart hatte, ja wahrscheinlich ein steinreicher Mann geworden wäre, hätte ihn nicht die Sehnsucht nach den heimatlichen Bergen und mehr noch der Kummer um das Geschick seiner Kinder wieder über das Meer zurückgetrieben.

Darauf musste auch Peter erzählen, wie es ihm und der Schwester ergangen, und als Letztere sich in die Küche begab, um nach des Vaters Wunsch heißes Wasser zu einem solennen Weihnachtspunsch zu besorgen, benützte er die Gelegenheit und gab die Geschichte von Ännchens beiden Bewerbern zum besten, wobei dem Jägerfritz ein vollgerüttelt Maß an Lob nicht entgieng.

Und als hätte die Wichtelfee nur den geeigneten Anlass abgewartet, um Peters Wünschen auch in diesem Punkte zu willfahren, trat der Genannte in diesem Augenblick Arm in Arm mit Ännchen in die Stube. Mit Wohlgefallen betrachtete Brunngraber den blühenden jungen Mann, der ihn freudig begrüßte, dessen offene Züge und treuherzig blickende Braunaugen sofort sein Vertrauen gewannen.

„Hab' Euch gute Botschaft zu bringen, Brunngraber“, sagte der Jäger, nachdem sich die Männer die Hände geschüttelt. „Der Altthaler-Bauer, der beim ersten Anblick der Gendarmen greulich fluchte und von nichts wissen wollte, gab kleinlaut bei, als sich bei der vorgenommenen Hausdurchsuchung im Strohsack seines Bettes eine Brieftasche mit bedeutendem Geldbetrag und einem Notizblatt vorfand, auf dem der abgeschlossene Viehhandel von der Hand des Gemordeten verzeichnet war. Die scheinbare Unvorsichtigkeit des geriebenen Mannes erklärte sich durch des Bauers Aussage, dass er keinen Raubmord beabsichtigt, sondern dem Käufer nur deshalb auf dem Waldwege entgegengetreten sei, weil er sich bezüglich des vereinbarten Preises betrogen glaubte. Im Streite darüber sei es zu Thätlichkeiten gekommen, die den Tod des Viehhändlers zur Folge gehabt hätten. Die Brieftasche mit dem Gelde habe

hatte, beschlossen die Wächter des Gesetzes, trotz aller Unwahrscheinlichkeit der Aussage, zu näherer Untersuchung des „Thatbestandes" sich an Ort und Stelle zu begeben.

Tief bewegt schloss Brunngraber seinen Sohn in die Arme, mit zitternden Händen brachte Ännchen die von den Gendarmen verlangten Werkzeuge, Krampe und Schaufel herbei, dann setzte sich der kleine Zug in Bewegung: Peter Huckepak als Führer voran, die beiden Gendarmen mit dem Verhafteten hinterdrein.

Mit gefalteten Händen und stillen Segenswünschen blickte Ännchen den Männern auf dem jetzt von hellem Mondschein beleuchteten Wege nach, bis ihre Gestalten im Schatten des Waldes verschwanden.

In der Stube aber hockte Bärbel vor dem großen Kachelofen in Gesellschaft eines mächtigen schwarzen Katers, der sich behaglich schnurrend an ihrer Seite rieb. Ein scharfer Geruch von verbrennenden Kräutern erfüllte den Raum, in der Kohlenglut knisperte und wisperte es geheimnisvoll, wozu die Alte allerlei Sprüche murmelte, welche wohl das Gegentheil von Segenssprüchen bedeuten mochten. Wusste sie doch, dass es, falls Peters Angabe sich richtig erwies, mit dem faulen Lotterleben ein Ende haben würde. Nach gänzlichem Verglimmen der Kräuter erhob sie sich und nahm aus der Lade des massiven Eichentisches ein schmutziges Kartenspiel, das sie alsbald in der mystischen Form eines Trudenfußes aufzulegen begann.

Ännchen hatte sich mittlerweile an das Spinnrad gesetzt, um ihr bange klopfendes Herz durch die mechanische Handarbeit zu beruhigen. So vergiengen zwei lange, lange Stunden, und Bärbels Miene zeigte infolge der für sie stets günstigen Kartenorakel eben den Ausdruck höchsten Triumphes, als endlich rasche Schritte hörbar wurden, und Peters lautes Jauchzen gute Nachricht kündete.

Da flog das Spinnrad polternd zur Seite, Bärbel fuhr, wie von Nattern gebissen, in die Höhe, um sammt Karten und Kater in die Nebenkammer zu flüchten, und Ännchen eilte beflügelten Schrittes Vater und Bruder entgegen.

„Na, Kind", sagte Brunngraber auf Ännchens stürmische Fragen, „jetzt tische vorerst auf, was du Gutes in der Küche hast. Der weite Weg hieher, und all die Aufregung dieses Tages haben mir arg zugesetzt."

Kleinlaut gestand Ännchen, dass es in der Küche nur Speckknödel gebe, verschweigend, dass Bärbel den dazu gehörigen Feiertagsbraten allein verzehrt habe.

Brunngraber fand das Weihnachtsmahl etwas karg, Peter aber, eingedenk seines der Wichtelfee gegenüber ausgesprochenen Wunsches, meinte fröhlich, so gut hätten sie es schon lange nicht mehr gehabt, da es oft genug die ganze Woche über nur Brot mit Mostäpfeln, und Sonntags Wassernocken gegeben habe.

Brunngraber runzelte die Stirne, indem er sagte: „Hm, das ist noch schlimmer, wie ich gefürchtet. Und wie du frierst, armer Kerl!" fügte er zu Peter gewandt hinzu, der nur einen groben Leinenkittel am Leibe hatte. „Na, warte nur bis morgen, dann sollst du aus meinem Reisekoffer einen Lodenrock haben, wie ihn kein Prinz besser trägt."

Peter, insgeheim immer erstaunter, klatschte freudig in die Hände, während Brunngraber aus dem schweren Rucksack, welchen er in einem Winkel der Stube abgelegt hatte, eine Auswahl von Delicatessen auspackte, von deren Dasein das arme Geschwisterpaar bisher kaum vom Hörensagen wusste.

Da gab es nicht nur Schinken, Wildpret, geräucherten Aal, sondern auch Orangen, Datteln, Feigen nebst anderen Süßigkeiten und schließlich einen Weihnachtskuchen, so eiergelb und

dem Altthalerischen Verlass den Forst sammt Jagdbarkeit erstanden hatte, um daselbst sein früheres Gewerbe auf eigene Rechnung im großen zu betreiben.

Peter Huckepak stand ihm hiebei getreulich zur Seite. Als Begründer so vielen Glückes geehrt und geliebt, fühlte sich der arme Bursche hochzufrieden und war nur darüber betrübt, dass es ihm nicht gelingen wollte, der kleinen Wichtelfee seinen heißen Dank zu entrichten. Denn, obschon er jeden Weihnachtsabend die Stelle aufsuchte, von welcher ihn das Wichtelpaar in die Tiefe geführt, es kam nicht wieder, und nur die Vöglein fanden sich wie immer ein, ihren Wohlthäter freudig umflatternd.

Allgemach zweifelte er sogar, ob er jene Reise in die Unterwelt auch wirklich erlebt und nicht bloß erträumt habe; um jedoch seinem dankerfüllten Herzen einigermaßen zu genügen, baute er dort den Lieblingen der Wichtelkönigin eine geräumige Schutzhütte mit Futter- und Nistkästchen, und erfreute sich an dem fröhlichen Treiben und Gedeihen seiner kleinen Freunde.

Dort erzählte er auch, nachdem die Frist von siebenmal sieben Monaten und sieben Tagen abgelaufen war, einem fremden Manne, welchem er wiederholt als Führer gedient, sein Abenteuer. Aus dessen Äußerungen hatte er nämlich entnommen, dass selber ein Dichter, seiner Meinung nach also ein Mensch war, welcher von den Geheimnissen der Natur mehr wissen musste, wie andere Leute, und ihm daher sicher Bescheid geben konnte.

Der Fremde aber, der seiner Erzählung aufmerksam gehorcht, sagte nach längerem Sinnen: „Ja, mein lieber Peter, mit Eurer Geschichte ist's ein eigen Ding. Seht, die Menschlein dünken sich gar klug, und doch wüsste das Federvolk, das da oben so eifrig mit einander zwitschert, wahrscheinlich bessere Auskunft zu geben, wie alle Gelehrten aus ihren dicken Büchern. Bis wir aber die Vogelsprache recht verstehen lernen, müsst Ihr schon mit der Antwort vorlieb nehmen, die einst einer der größten Dichter aller Zeiten bei ähnlicher Gelegenheit gab, indem er sagte:

„Es gibt mehr Ding' im Himmel und auf Erden, als unsere Schulweisheit sich träumen lässt!"

Mein Passierschein.

Wohlgemuth gesungen von Franz Stelzhamer.*)

Motto:
Poeten Leben und Treiben,
Stets zwischen Himmel und Erden,
Ist, um ihm gerecht zu werden,
Nur in Knitteln zu schreiben.

Ich habe erblickt das Licht der Welt
Als man achtzehnhundert und zwei
gezählt,
Den neun und zwanzigsten November,
Mein and'rer Tag, das ist der dritte December.
Alle andern Ziffern und Zahlen,
Wie sie mir öfter zu berichten befahlen,
Erklär' ich hiemit als schlechten Witz und Spass
Und reuet mich auf Ehre, dass
Man manchen
Lexikographen
Deshalb wird müssen der Lüge strafen! —
Ich heiße mit Namen voll und ganz
Peter Andreas Franz;
Stelzhamer schreibe ich mit einem „m",
Das war den Leuten stets unbequem,
Und wie wenig sie gaben fürs Leben her,
Im Namen bekam ich immer mehr.
Oft heiß' ich auch der — von Piesenham,
Wenn ich vom Dorf mir den Adel nahm.
Auch hab' ich — heißt's Übermuth oder
Muth —
Um offen mein Freirecht zu zeigen,
Vom Vaterhaus grundbüchlich „freieigen"
„Siebengütl" mich öfter und „Siebengut"
Zu titulieren und schreiben geruht;
Und adelt mich einmal ein Potentat,
Nun gut, so weiß man mein Prädicat.

*) Zu einer Erinnerung an den großen oberösterreichischen Dialektdichter.

er mit dem Vorsatz an sich genommen, sie den rechtmäßigen Eigenthümern so bald wie möglich zurückzustellen, die Ausführung aber von Jahr zu Jahr verschoben, aus Furcht, sich dadurch zu verrathen.

„Jedenfalls ist Euere Schuldlosigkeit sonnenklar dargethan“, schloss der Jäger, „und nebst Gott haben wir das dem braven Peter und seiner Wichtel —“

„Nein, nein“, fiel Peter hastig ein, den Zeigefinger auf den Mund legend, „die Vöglein waren es, die meine Aufmerksamkeit durch ihr närrisches Thun auf den Bauer lenkten, was ihnen gelohnt werden soll, so gut ich es vermag!“

„Habt Dank für die gute Nachricht“, nahm jetzt Brunngraber das Wort, und, da ich nicht gern Schuldner bleibe, so sagt, ob es wahr ist, dass Ihr das arme Mädel da zur Frau haben möchtet? Soviel ich weiß, seid auch Ihr nicht mit Glücksgütern gesegnet, da dürfte wohl Schmalhans Küchenmeister werden in der künftigen Wirtschaft.“

Purpurroth wie ein echtes Waldröslein kniete Ännchen zu des Vaters Füßen nieder, während der Jägerfritz erwiderte: „Nicht doch, Brunngraber. Unser Waldnachbar, der Herr Graf, in dessen Regiment ich zwei Jahre gedient, hat mir längst eine Försterstelle angeboten ... aber —“

„Aber der Herr Jägersmann hatte schon zu tief in ein par große Blauaugen hineingesehen — nicht so?“

„Mein' Seel, so ist's, wäre ohne Ännchen doch nur ein halber Förster.“

„Na, da bleibt nichts übrig wie einen ganzen daraus zu machen“, meinte Brunngraber, indem er lächelnd die Hand auf den blonden Scheitel seines Kindes legte.

War das ein Jubel in der einsamen Waldhütte der Kräuterbärbel! Und als Fritz sein Weihnachtsgeschenk, ein goldenes Ringlein, an den Finger seines Bräutchens steckte, da weinte das weichherzige Mädel heute zum zweitenmal vor übergroßer Freude. Musste aber gleich darauf wieder laut auflachen über Peters verwunderte Augen, da ihm Fritz eine prächtig gefladerte, silberbeschlagene Ulmerpfeife mit den Worten übergab: „Na, Schwager Peter, da nimm auch du eine kleine Frau zum Zeitvertreib, die dir wenigstens kein Mensch abspenstig machen kann.“

„Aber Fritz, woher weißt du nur, dass ich —“ stotterte Peter ganz verwirrt.

„Hab' ich's getroffen?“ meinte der Jäger lachend. „Na, das war kein Hexenwerk, redetest ja oft genug von des Altthalers schönem Pfeifenkopf.“

„Genug, Kinder!“ rief Brunngraber. „Jetzt zum Punsch, bei dem wir das Weitere bereden wollen.“

„Die jungen Leute ließen sich's nicht zweimal sagen, und die vier Menschen feierten den Weihnachtsabend doppelt vergnügt, nachdem sie so viel Herzeleid erfahren, und vom Lebensbaume bisher mit so herben Früchten bedacht worden waren. —

Die Kräuterbärbel war anderen Morgens sammt ihrem Kater spurlos verschwunden. Wie später verlautete, hatte sie Kenntnis von dem an dem Viehhändler verübten Morde, das Geheimnis jedoch gegen ein Schweigegeld bewahrt, was wohl die Ursache sein mochte, dass sie die Ausübung ihrer Zauberkunst in eine andere Gegend verlegte.

Der Altthaler Bauer wurde zu zehnjährigem schwerem Kerker verurtheilt, starb jedoch, an Leib und Seele gebrochen, schon wenige Monate später darauf an einer Lungenentzündung, nachdem er seine ganze Habe der Kirche vermacht hatte.

Ännchen und der Jägerfritze wurden ein halbes Jahr nach der Weihnachtsfeier ein Paar. Doch trat ersterer nicht in des Grafen Dienst, sondern in den seines Schwiegervaters, welcher, gleich Peter mit ganzem Herzen an dem prächtigen alten Walde hängend, aus

Vor mir auf luftiger Schwing'
Mein „Tauber"*) sich erhob,
Und wo ich stand und gieng,
Erwuchs mir darob
Bei groß und gering
Nur Lieb und Lob.

Zu Menschen kam ich und Städten,
Die just noch lieber gestäupt mich hätten,
Und sieh und sieh!
Wer hätte das Ding gedacht!
Und die und die
Han Thor und Herz mir aufgemacht.
Im Laufe, im rollenden,
Auf meinen Liederfahrten
Die Kreuz und Quer
Kam ich auch zum Vater, zum grollenden,
Und sieh, auch der
War wider Erwarten
Gerührt und liebevoll,
Dahin sein Gram und Groll!
Der Mutter aber, der guten, quoll,
Dass nur ihr Kind jetzt was tauge,
Die helle Thräne in das Auge,

*) Gedichte in obderenns'scher Volksmundart. I. Theil.

Und Fried' und Freude sank
Ihr ins Herze nieder —
Darum dem Himmel Dank
Für meine Lieder! —

Und als sie diese Freud erlebt,
Da hatten sie beide genug gelebt,
Sie starben eins nach dem andern,
Und mich traf wieder das Wandern.

Ich wanderte betrübt und bang,
Wiewohl gehüllt in Liedeskranz,
Die weite weite Welt entlang;
Da that eins einen raschen Fang —
Bin selbst schier ins Garn gegangen,
Fühlt ich doch längst den Spruch, den bewährten:
„Es wand're sich nicht gut ohne Gefährten!"

So ward' ich glücklicher Gatte;
Dem Schwäher gesellt sich der Pathe,
Dem Pathen der Todtengräber —
Ach, Gott ist der Nehmer und Geber
In Hass und in Hulden,
Der Mensch muss es dulden!
Der Name des Herrn sei gebenedei't
Jetzt und in Ewigkeit —
Amen!

Wie die Meraner Volksschauspiele zustande kamen.

Zu einer Zeit, da in den Städten das Theater niedergeht oder entartet zu einem, man möchte sagen phantastischen und fanatischen „Naturalismus", der nur das Elend und die Verworfenheit des Menschen aufzeigen will, nimmt auf dem Lande der Sinn für jene Volksschauspiele zu, die hehre Gestalten und Helden aufstellen, an denen man sich freuen und erbauen kann. Es ist ja natürlich, auf dem Lande und im Landvolke war immer der Jungbrunnen wahrer Poesie; von dort her kommt sie gesund, in der Stadt entartet sie. Unsere städtischen Theaterkritiker sagen es ja oft genug, dass die modernen Schauspielschreiber kein richtiges Drama mehr zustande bringen, auch die guten Schauspieler sollen immer seltener werden, und so müssen wir, um da was zu lernen, am Ende gar noch bei den Bauern in die Schule gehen.

Oberammergau, Brixlegg, Krainburg am Inn und in neuester Zeit Meran haben mit ihren Volksschauspielen die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf sich gezogen. Trotz der großen Mängel der Volksschauspiele dieser Orte kann man doch bei ihnen etwas lernen, unter Umständen vielleicht mehr, als in mancher Theaterschule. Verwöhnte Weltleute gestehen, dass sie bei dem Passionsspiele in Oberammergau, oder bei dem Hoferspiele in Meran mehr gepackt, erschüttert und erhoben wurden, als je in einem großen, reich ausgestatteten und viel protegierten Hoftheater. Hier, in den Städten, ist die Kunst eben zum Handwerk geworden, dort bei den Bauern und Handwerkern

Mein Vater hieß Johann der Täufer,
Der war kein Spieler, kein Säufer,
Kein Zänker, kein Seitenläufer,
Ach gar ein edler, inniger Mann!
Trotz seines geringen Standes
Mit würdigem Ernst angethan,
Ein wahrer Schmuck des Landes;
Und alles erwägend wohl und belegend,
Ein Schatz im Rath der Gegend!
Und dass ich denken und dichten kann,
Zählt nebst des Himmels Huld
Gewiss auch ihm zur Ehrenschuld.

Die Mutter Maria war froh und frisch,
Besorgte mit Ehren Bett und Tisch;
Sie wandelt hochbeseelt,
Durch starken Glaubensmuth,
Bereit zum Opfer von Gut und Blut
Dem Wohl der Ihren und dem Weh der Welt.
Sie konnte erzählen und singen,
Und war gewandt in vielen Dingen,
Als Meist'rin aber gar und ganz
Galt sie im Gang und edlen Tanz,
Uns Kindern, sechs oder sieben —
Sind aber nur drei am Leben blieben —
War sie das lautere Lieben.

Mir besonders, weil ich das jüngste,
Verbot und verbarg sie nicht das Geringste,
Und manches, was noch heute
Ich selbst wie and're Leute
An mir beloben und beklagen,
Stammt her aus lieben Jugendtagen;
Doch, dass ich es nur rundweg sage,
Es geht mehr Lob als Klage.

Die Pfarre, fast hart am Waldesrand,
Heißt Schildorn. Innviertel das Land;
Das Kirchlein Pramet auf grünem Wall
Mit seiner Schule ist nur Filial;
Und diese Schule — sie habe Dank! —
Lieh mir fünf Jahre die Ehrenbank.

Drauf hab' ich studiert viel lange Jahr!
Fast bis nichts mehr zu studieren war,
Natürlich, denn dann war es gar.
Stadt Salzburg, Graz, hold Linz und Wien,
Die gaben mir Lehr' und Disciplin
In Grammatik und Eloquenz,
In Philosophie und Jurisprudenz
Und noch viel anderlei Scienz;
Mir aber lag Mesmer, Gall und Lavater
Viel näher als der gelehrte Salbader.
Drauf war ich Pädagoge,
Zuletzt dann gar Theologe,
Jedoch zu meinem Glück
Ein Theilchen nur vom ganzen Stück.
Vielleicht nur, dass ich sagen kann:
Ich weiser und auch heiliger Mann.

Als solchen nun ließ man mich gehen,
Hm, oder beliebig auch — stehen.
Der gramvolle Vater sprach
Mit schmerzlichem Weh und Ach:
Ich möge thun und treiben,
Hinfür was immer,
Nur sollt' ich schreiben
Ihm nimmer, nimmer! —

Der Mutter — wie Mütter schon sind! —
Erbarmte ihr jüngstes, drum liebstes Kind,
Besteckt ihm Koffer und Kleidertaschen
Mit allem, was sie konnt' erhaschen,
Ach und verweinte dazu
All ihres Herzens Trost und Ruh. —

Und als ich es hatte — wer hätt' es gedacht? —
Nach so vielem endlich auf — Nichts gebracht,
Da hat mir im Leibe das Herz gelacht;
Ich sah mich nach all dem Ernst und Spiel
Ganz unvermerkt an — meinem Ziel!

Ade, sprach ich, Frau Mutter, Herr Vater!
Und dachte: Jetzt spiel' ich Theater,
Den Gottlieb Kocke, den Mooren Franz,
Daneben auch Posse und Mumenschanz;
Dann wollt ich mir schreiben — ich war ja Poete
Geheim zwar, dass niemand es wissen thäte —
Viel wunderbare Komödienstück',
Die sollten mir bringen Glorie und Glück
Wie einst — ich hab an alles gedacht! —
Hans Sachsen sie und Herrn Schiller gebracht,
Auch Nestroy und dem braven Raimunden
Und anderen genialen Vagabunden,
Die auch dasselbe Manöver gemacht! —

Nun, ist nach Wunsch und Verlangen
Dann alles auch ausgegangen?

Hm, ausgegangen — ja?
Nur statt recht gut — sehr schlecht beinah:
Denn als ich den Winter, den vollen,
Gespielt hatt' viel kleine Rollen,
Submiss' und devot,
Ohn', dass sich Gelegenheit bot
Für meines Geistes Pfund und Loth,
Da machte die Trupp' bankerott,
Und — stob wie Spreu auseinander. —
— Ha, da stand er,
Der Gottlieb Kocke —
Und Mooren Franz —
Mit dem Bettlerstocke
Statt Lorbeerkranz!
Die wunderbaren Komödienstück',
Die bringen sollten Gloire und Glück,
Auch gottsleider! im Keim
Zerstört und vernichtet.
Dafür hatt' ich schön insgeheim
Ein Büchlein Lieder gedichtet.

Und sieh und sieh!
Wer hätte das Ding gedacht,
Und die und die,
Die haben mein Glück gemacht.

auch ich mit Ranzen und Bergstock über den Brenner, und wie ich da mitten im Publicum saß, kam mir der Gedanke: „Meran soll auch seine Volksschauspiele haben."

Und der Zweck derselben? Nun, der Prolog, der jede Vorstellung bei uns einleitet, nennt ihn ja:

Grüaß Gott!
Dös ist da Gruaß im Land Tirol!
Er ist so freundli', klingt so wohl,
Und wo du geahst, hörst allebot:
Grüaß Gott!
D'rum hob'n a d' Leut, die unser G'spiel
Da drinnen vorstell'n müass'n,
Mi herg'schickt, nach Tirolerbrauch
Enk, liabe Gäst', zu grüaß'n!
Und Moidele, hob'ns g'sogt, pass auf,
Dös muaßt d' in voraus sog'n:
Nach groaßer Kunst und Moasterschaft,
Da sollten s' nit viel frog'n.
Wos dadran fahlt, sogst, bringt die Liab
Und unser guter Will'n:
Den Zweck, den mir uns vorg'setzt hob'n,
Nach Kräften zu erfüll'n.
Für's Erscht': Um uns'rer Vorfahr'n Ruhm
Zu ehr'n fürs ganze Land;
Zu preisen a mit Wort und Bild
Den treuen Wirt vom Sand.
Dann soll dös Spiel a Beispiel geb'n,
Wenn's wieder a mol sollt' sein,
Dass d' Jungen grod so felsenfest,
Wia d' Alten anno neun!
Und endli: dass durch Berg und Thal
Von Meran aus schallen soll:
Für Gott, für unser Kaiserhaus
Und für das Land Tirol!
Jatzt wisst's es, thiats es freundli nehman
Und wenn's Enk g'fallt, fein wiederkemman.
B'hüat Gott!

Kurze Zeit war vergangen, da stand ich mitten in einer einberufenen Versammlung von Meraner Bürgern und erzählte ihnen von meinem Plane, Volksschauspiele zu veranstalten. Ein Theil schüttelte bedenklich die Köpfe. Ein Theil schüttelte die Köpfe gar nicht, denn sie hielten die Sache selbst nicht einmal dieser Mühe wert. Einige wenige aber ermunterten mich, der Sache ernstlich nachzugehen.

Und zu diesen wenigen gehörte der Curvorsteher von Meran, Herr von Pernwerth. Der Curvorsteher hatte sofort eingesehen, welchen Einfluss ein solches Unternehmen auf die Hebung des Fremdenverkehres haben wird. Er förderte meine Thätigkeit, wo er nur konnte.

Das war schon etwas.

Es verstrich Woche um Woche, der Herbst machte dem Winter Platz, der Frühling guckte schon aus allen Winkeln hervor und meine armen Volksschauspiele schienen vergessen zu sein.

Da kam mir ein Gedanke. Die Generalversammlung des Deutschen und Österreichischen Alpenvereines sollte in Meran tagen und dem Festcomité erzählte ich solche Wunderdinge von den Volksschauspielen, dass man endlich beschloss, den Versuch mit einem Provisorium zu wagen.

Nun hatte ich noch einen zweiten Freund gewonnen für mein Schmerzenskind in der Person des Vorstandes der Section Meran des „Deutschen und Österreichischen Alpenvereines", Herrn Dr. Th. Christomanos, dem sich bald noch der Bürgermeister unserer Stadt, Herr Dr. Weinberger, zugesellte.

Das war im Mai. Da saßen sie alle beisammen, die Herren vom Comité und es wurde einstimmig beschlossen, am 4. September soll die Eröffnungsvorstellung stattfinden.

Der Beschluss war ein ausgezeichneter. Zur Aufführung fehlte nur: 1. Das Geld, 2. das Theater, und 3. das geeignete Stück.

Das Kopfschütteln in Meran wurde schon förmlich epidemisch.

Doch es sollte die Zeit der Wunder kommen. Die Stadt Meran, die Curvorstehung und die Meraner Bahn übernahmen die Garantie über ein Capital, dessen Größe ich schon von vorne herein bedeutend zu überschreiten beschloss. Der geniale Baumeister Musch entwarf die Pläne zu einem Theater nach meinen Angaben und der Zimmer-

wird sie ihrer selbst willen betrieben, nicht um damit den Lebensunterhalt zu erwerben, sondern aus Liebe und reiner Begeisterung für die Sache. Und das ist das Geheimnis.

Mir besonders nahe geht das Hoferspiel zu Meran, welches in dem letztvergangenen Herbste allsonntäglich von den dortigen Land- und Gewerbsleuten in großem Maßstabe aufgeführt wurde. Die Tiroler Befreiungskämpfe im Jahre 1809 sind jenes Capitel in der Weltgeschichte, welches mich seit jeher am lebhaftesten begeistert hat. Dieses Tirol, ich liebe es ja schon wegen seiner Schönheiten, ich liebe seine Bewohner wegen ihrer Kernhaftigkeit und Festständigkeit in der Väter Art. Was war daher selbstverständlicher, als dass ich mein Bündel schnürte, um nach Tirol zu gehen zu den Hoferspielen! Aber mir ist es nicht gegönnt gewesen. Auch den Lesern des „Heimgarten" hätte ich gerne etwas erzählt von dem merkwürdigen Drama, welches da im uralten Meran, auf dem Boden der ruhmreichen Geschichte, von mehr als dreihundert Mitwirkenden so pietätvoll und würdig zur Darstellung kommt.

Da ich also selber nicht hinkommen konnte, so habe ich Freund Karl Wolf in Meran, den Urheber der Meraner Volksschauspiele, schriftlich gebeten, er möchte mir doch einiges schreiben und erzählen von dem Werke, das er mit so großem Geschicke und Erfolge schaffen half. Alles interessiere mich, was auf das Hoferspiel sich beziehe, vielleicht habe er auch selbst in dieser Sache irgend etwas auf dem Herzen, ich lüde ihn ein, im „Heimgarten" davon zu sprechen. Darauf hat Wolf mir freundlich den Brief geschrieben, welcher hier abgedruckt wird und welcher kurz angibt, wie die Meraner Volksschauspiele zustande kamen.

Sehr geehrter Herr und Freund!

Ihr Brief hat mich gefreut und verdrossen. Gefreut, weil ich diese Empfindung immer habe, wenn von Ihnen eine Nachricht eintrifft, und verdrossen, weil die Krankheit Sie verhindert, unsere Meraner Volksschauspiele zu besuchen.

Und nun soll ich Ihnen berichten, wie sie entstunden und wie sie sind, diese Volksdarstellungen. Nun also:

Schon manchen Sommer durchwandere ich mein liebes Tiroler Landl. Gar manche Schüssel Milchsuppe habe ich mit der Sennerin gegessen und oft kehrte ich ein in den rauchigen Hütten der Holzknechte im Hochgebirge. Da rückten die Männer auf die Seite und ließen mir Raum, dass ich auch zulangen konnte, in die Pfanne zum schwarzen Kübel. Kam dann aber der Sonntag, so stieg ich wieder zu Thal und suchte mir eine Ortschaft aus, wo Komödie gespielt wurde. Und deren gibt es, in Nordtirol besonders, nicht wenige.

Da saß ich dann mitten drinnen und wenn der Ritter tobte: „Ha, du falische Schlange, mein Leben hascht du verigiftet und nun muscht du steriben", da war ich mit den anderen allen tief betrübt.

Stürzte dann der edle Ritter auf die Bühne und stach den Bösewicht mit den Worten nieder: „Was, an dieser Unschuld willscht du dich verigreifen? Nimm das! bald sollscht du mit den Teufeln in der Hölle pfeifen!" Da jubelte ich auch mit, aus ganzer Seele.

War dann „'s Stuck" aus, so fand ich immer ein Plätzchen im Kreise der ländlichen Künstler. Der „Pechersepp", der tragische Held und Liebhaber, dann der unübertreffliche Bösewicht, der „Bachgütler Michl", und die holde Rittersfrau, die „Schweinsteger Franzi", die sind sogar meine speciellen Freunde.

Eines Tages gieng man in Brixlegg daran, die „Hofer-Gspiel" zu geben. Selbstverständlich zog

Wir spielen nicht, sondern wir fühlen mit wärmster Empfindung die Thaten unserer Großeltern durch. Ihre Begeisterung, mit welcher sie in den Krieg zogen, haben sie uns vererbt und die Tradition ist noch frisch in unseren Herzen. Mein Großvater hat sie mitgefochten die Schlacht am Küchelberg, und hat mir oft davon erzählt. Und so ist es fast bei allen Darstellern der Fall.

Dass der Besuch von allen Seiten ein großer sein werde, das habe ich sicher erwartet und auf diese Erwartung auch mein ganzes Unternehmen aufgebaut. Eine große Freude und eine große Befriedigung aber ist es mir, meine lieben Bauern in ihrer schönen Nationaltracht im Zuschauerraume, geradezu andächtig lauschend, sitzen zu sehen. Nicht nur aus der nächsten Umgebung kommen sie, o nein! Weit aus den tiefsten Thälern, aus Ulten, Vintschgau, aus dem Hochplateau von Hafling, Vöran und Mölten. Glauben Sie mir, werter Freund, die Freudenthränen standen mir in den Augen, als eines Sonntags zwanzig bis fünfundzwanzig Passeirer Bauern in ihrer schönen alten Tracht bei mir eintraten, mir gemüthlich die Stube vollrauchten, und als die Stühle nicht reichten, sich einfach auf die Schränke oder den Tisch setzten. Ein jeder hatte „'s Büachl" (das Textbuch) in der Tasche und der Redner, ein alter Bekannter von mir, sagte: „Sein thuast schun döcht a Schwanz, Wolfn Körl. Und zu der Kumedi, sell sog i und sell muaß wohr sein, gelt's Mander, wos in Pseir herinen Leute sein, olle müaßn kemmen, gor olle."

Nun soll ich Ihnen Stück und Bühne beschreiben. Aber das thue ich recht nicht. Kommen Sie selbst, hochverehrter Freund, wenn nicht mehr im Herbste, so doch zu unseren Frühlings-Aufführungen.

Und so rufe ich Ihnen noch zu: „Aufs Wiedersehen!"

Ihr treuester Verehrer und Freund

Karl Wolf.

Meran, 14. October 1892.

Indem ich dem Schöpfer der Meraner Volksschauspiele für diese Mittheilungen allerschönsten Dank sage, verwandle ich mein Bedauern, in diesem Herbste nicht dort gewesen zu sein, in die Hoffnung auf das nächste Frühjahr. R.

Dann ja!

Von Adolf Frankl.

Sollte alles völlig gleich sein,
Niemand arm und niemand reich sein,
Müßten alle Leute brav sein,
Oder — jeder Mensch ein Schaf sein.

meister Baumgartner zauberte es förmlich aus dem Boden.

Indessen dichteten mein Freund Husterer und ich das Stück. Husterer übernahm das ungemein schwierige dritte Bild, Andreas Hofers Ehrentag, die anderen vier Bilder und die Entwürfe zu den lebenden Bildern und Volksscenen sind von mir.

Husterer ist ein literarischer Geizkragen und hält in seinem Schreibtisch eine Menge schöner Sachen verschlossen.

Das war Ende Mai, und am 20. Juni wurde das Stück dem Central-Comité überreicht.

Indessen hüpfte der Wiener Decorationsmaler Radelmesser im großen Cursaale wie eine Bachstelze auf der Leinwand herum und fertigte uns wirklich meisterhafte Decorationen.

Dann zog ich herum durch die Stadt und Umgebung und warb mir meine Künstler. Dreihundert-acht wohlgezählte Personen, Männlein, Weiblein, Jungfräulein, ehrsame Junggesellen und Kinder.

Die Rollen wurden vertheilt und das Studium begann.

Andreas Hofer schnitt seinen Gesellen das Leder zurecht und während diese schusterten, donnerte er in der Nebenstube seinen Aufruf an die Tiroler. Der Kraxentrager Stauber, ebenfalls ein Schuster, wanderte am frühen Morgen über die Wiesen und memorierte. Speckbacher zählte den „Gaidirnen“ die Brotwecken vor und murmelte dabei: „Nieder mit die Franzosen“ und die muntere Liebhaberin lebte sich so sehr in die Rolle hinein, dass — nun solche Geschichten gehen Sie nichts an.

Als später die Vorstellungen stattfanden, begannen sich viele der Besucher, besonders Damen, an die Darsteller heranzuschlängeln, wie ja dies auch bei anderen ähnlichen Anlässen Unsitte ist. Im Eingange des vierten Bildes tritt ein französischer Officier auf, welcher die Aufmerksamkeit der Theaterbesucher durch seine schöne Figur und prächtige Haltung besonders anzog. Zwei Damen ersuchten mich um die Adresse des Betreffenden, nachdem sie sich vergeblich bemüht hatten, auf die Bühne Zutritt zu erhalten. Die Adresse gab ich ihnen bereitwilligst, aber die Enttäuschung war groß, als sie Herrn N. am nächsten Morgen in seiner Werkstätte trafen, mit hochaufgekrämpten Ärmeln, eine pechige Schürze vorgebunden, wie er gerade ein Paar halbentsohlte Stiefel musterte. In meinem Hause hatte das Mädchen zwei Tage lang nach der Vorstellung den strengen Auftrag, jedem Besucher zu melden: Es sei mir sehr leid, niemand empfangen zu können, ich sei soeben gestorben.

Dann begannen die Gesammtproben auf der Bühne. Das Theater blieb strenge geschlossen, denn ich weiß aus Erfahrung, wie niederschlagend die ersten Proben auf den Bühnenunkundigen wirken und ich fürchtete, das Kopfschütteln könnte wieder beginnen.

Und als wir endlich unsere Bühne öffneten, nachdem Bürger und Bauern mit einer geradezu bewunderungswürdigen Ausdauer die vielen und anstrengenden Proben durchgemacht hatten, so fand das Stück freundliche Aufnahme, ja es steigerte sich der Beifall in geradezu großartiger Weise von Bild zu Bild.

Ich darf so berichten, weil es nicht mein Verdienst ist, wenn die Schauspiele gefallen, sondern das der Darsteller.

Und die arbeiten nicht schwer.

Die Oberammergauer stellen Scenen vor aus einer längst entschwundenen Zeit und aus dem Leben einer fremden Nation.

Aufruf zur Sammlung der deutschen Volkslieder in Böhmen, welcher keinen rechten Wiederhall fand. Nur in beschränktem Sinne entsprachen demselben die Zusammenstellungen von „Volksliedern aus dem Egerlande“ durch Adam Wolf, von nordböhmischen Liedern durch A. Paudler und periodischen Mittheilungen von H. Gradl, M. Urban und A. A. Naaff. Da wagten es die Herausgeber der uns vorliegenden Liedersammlung, Alois Hruschka und Wendelin Toischer, sich 1885 mit dem Prager „Gemeinnützigen Verein“ in Verbindung zu setzen, um das noch immer in den Anfängen steckende Unternehmen zu einem Abschluss zu bringen. Ein neuer Aufruf des in seinem Einflusse gewachsenen Vereines ebnete ihnen die Wege. Die zureichende Unterstützung erfolgte.

Nach sechsjähriger mühsamer Arbeit der Sammlung und Sichtung blicken wir nun auf das vollendete schöne Werk. Das ganze Buch erfreut durch seine einfache und vornehme Ausstattung. Es betitelt sich „Deutsche Volkslieder aus Böhmen“. Das Buch enthält 105 geistliche und Festlieder, sowie Legenden; 21 historische Lieder, verhältnismäßig wenig für ein so geschichtsreiches Land; 376 rein weltliche Lieder; 961 Vierzeilige, diese Fluggedanken und Flugbilder der Volksstimmung; endlich 440 Kinderlieder, vom Ammenscherz bis zu den Tintenhornphrasen und den Liedern beim Viehhüten. Es ist wirklich ein umfassender Liederschatz, der hier niedergelegt worden. Der Anhang bringt das „Braunauer Weihnachtsspiel“, 70 Volksweisen im Notensatz und kurzen Anmerkungen und Erklärungen.

Vier Dialektformen oder Hauptmundarten des Deutschen haben sich in Böhmen verbreitet. Der bayerisch-österreichische oder Böhmerwald-Dialekt im Süden und Südwesten, der oberpfälzische oder Egerland-Dialekt im Westen, der obersächsische oder Erzgebirgs-Dialekt im Nordwesten und der schlesische oder Riesengebirgs-Dialekt im Nordosten des Landes.

Interessant ist der Nachweis, dass die Spruchreime oder „Vierzeiligen“, welche ursprünglich Tanzliedchen waren, sich in den Gebieten des Böhmerwald- und des Egerländer Dialektes einstellen, sonst nur ausnahmsweise vorkommen. Am häufigsten flattern diese improvisierten, im Augenblick der Stimmung erhaschten und festgehaltenen Liedesschmetterlinge über die süddeutschen Fluren. Keineswegs bleiben sie jedoch auf die Alpenthäler beschränkt, wie man häufig annimmt.

Die geistlichen Lieder, mit denen die Sammlung beginnt, haben, der überwiegenden Confession der böhmischen Deutschen gemäß, im allgemeinen eine katholische Prägung. Wie jedoch stets beim religiösen Volkslied, kommt der Gemüthszug und die naive Auffassung biblischer Geschichten und kirchlicher Symbole zur vollen Geltung. Mitunter stellt sich sogar mystische Vertiefung ein. Wenn ich verschiedene Kirchweihlieder und Hirtenlieder mehr weltlichen Charakters ausscheide, welche in diese Abtheilung hineingenommen wurden, bleiben noch immer gegen hundert fromme Lieder übrig, von denen die gute Hälfte auch Gemeingut anderer deutscher Stämme sein dürfte. Wenigstens ist mir Bekanntes, oder nur wenig Verändertes vielfach aufgestoßen. Der universale Charakter des Kirchenglaubens offenbart sich somit auch in diesen schlichten Verdolmetschungen. Bild und Anschauung des weltlichen Volksliedes spielen oft in das geistliche hinüber, wie man z. B. aus den nachfolgenden Sangstrophen ersieht, dessen Anfang dem bereits in der „Ambraser Liedersammlung“ erscheinenden, in vielen Varianten stets wiederkehrenden Liebeslied ähnelt:

„Da droben auf dem Berg,
Da steht ein großes Haus,
Da schauen alle Morgen
Drei schneeweiße Täublein 'raus.

Deutsche Volkslieder aus Böhmen.

Von Karl Pröll.*)

Zu dem Nationalschatze unserer Litteratur haben die böhmischen Deutschen redlich beigesteuert. Aus halbvergangener Zeit will ich nur Alfred Meißner, Moriz Hartmann, Adalbert Stifter, Josef Rank, Egon Ebert u. s. w. erwähnen. Eine beachtenswerte Zahl fähiger Schriftsteller und wackerer Publizisten trägt noch heute die deutsche Fahne voran. Das nationale Bewusstsein hat sich unter harten Drangsalen gestählt und vertieft. Es schuf sich neue Organe zum Schutz und Trutz. Unter diesen, welche namentlich das deutsche Geistesleben zu befruchten, seine Wirkungen auszudehnen suchen, nimmt der vor drei Jahrzehnten begründete „Deutsche Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse“ in Prag eine hervorragende Stelle ein. Fast fünftausend ordentliche Mitglieder und gegen zweihundert Körperschaften sind zu einem civilisatorischen Treubund hier vereint, haben bereits über siebenhundert Volksbibliotheken aufgestellt, gegen zweihundert Bücher, Kalender, Kartenwerke, Broschüren u. dergl. herausgegeben und verbreitet. Letztere behandeln in gediegener, echt populärer Weise wissenschaftliche, historische, litterar-historische, landwirtschaftliche, industrielle, verfassungsrechtliche und sonstige „gemeinnützige“ Fragen.

Im verflossenen Herbste hat der erwähnte Verein ein Werk von großer culturhistorischer Bedeutung, dessen Anfänge weit zurückgehen, dem deutschen Volke überantwortet. Es ist dies die Sammlung der „Deutschen Volkslieder in Böhmen“.

An Sammlungen deutscher Volkslieder, welche den verschiedenen Dialektstämmen, Landstrichen und Gauen unseres Vaterlandes eigenthümlich sind, fehlt es heute wahrlich nicht. Auch nach verflossenen Zeiten wandte sich dieser Forschertrieb. Desto seltsamer berührt es uns, dass wir aus einem deutschen Lande, welches durch stete Reibungen mit einem angriffslustigen Fremdvolke und durch seine geographische Lage zur Stätte großer historischer Entscheidungen geworden, so wenig über das Volkslied, diesen unbestechlichen und unverwüstlichen Zeugen der Sonderart, in Erfahrung bringen konnten. Es ist dies das von Bergesketten umgebene Böhmen, frühe schon der Schauplatz einer hochentwickelten Cultur und tief einschneidender Nationalitätenkämpfe.

Schon 1863 erließ dieser Verein einen

*) Aus dessen deutschnationalem Werke: „Deutsche Vermächtnisse und deutsche Versäumnisse“. Berlin. Hans Lüstenöder. 1892.

„Laffts hurti (laufet schnell) diaz Hirtn,
Laffts alle zugleich,
U nemmts die Schalmeie
U Pfeifen mit euch;
Laffts alle zumal
Mit freudreichen Schall
Zen Kinnle na Bethlehem
Zen Kripple in Stall.

Ei wenn ih halt ner a
Mei Häusl da hätt,
Dös wos dort unten
In Dörfele steht;
Wie wär ih so froh,
Ih bleibet furt do,
Wöllt Müserl (Mus) kochen
U wollts warten scho.

E Kinnel wie Engel
So schön is's u fein,
U an an alter Vader
Thut stehen derbei!
E Jungfrau so zart,
Na englischer Art,
Es thut mi derbarmen
Gottesjämmerli hart.

Was schöllt ih en Kinnle
Verehren allda?
E Hemm (Hemd) will ih geben
U was ih no ho,
E Winderl derzu,
Was braucht hat mei Bu,
Dermit mer do's Kinnerl
Kann decken a zu.

Mei Nachbar, laff hurti,
Brings Wiegerl mit her
Zen Kinnle drei z'legen,
Es zidert so sehr,
Ei, eia popei,
Liebs Kinnl, schlaf ei,
In Kripple, zarts Jesule,
Heia popei."

Recht kinderfreudig und kinderlaunig ist ein Hirtenlied aus Südwestböhmen:

„Potz tausend! Potz tausend! Dös is a Getümmel,
Ih hör ja wahrhaftig die Spielleut vom Himmel
Schalmaia und singa
Vor Freuden auffspringa,
Lafft allesammt Buben mit mir ötz fein geschwind,
Bringts Kitzl und Stritzl (ein Gebäck) dem herzigen Kind.

Wia groissen di alle, o himmlischa Bua,
Es künna di mai Äugla anschauat nit genua.
Da thuast ja nua schmutza (schmunzeln),
Als thäst du uns trutza (zum Besten halten),
Wenn ih dein Wangerl genauer betracht,
So glaub ih, sie wären aus Röslein gemacht.

A einzigs, a einzigs, dös bitt ih di nua,
Du bis a wohl s himmlischen Vaters sa Bua,
Mia wenn ma absterbn,
Lass uns nit verderbn,
Des Fangers Orglistn (Versuchers Arglist) zu nichte verkehr,
Ja Mannl (Männchen), sunst brauchn wir a gaa nix meahr."

In einem Liede aus Braunau und Landskron wird sogar die ganze Geschichte der Geburt Christi nach dem Alphabet abgereimt. Dieses Gedankenspiel schließt mit den folgenden köstlichen Versen:

Ypsilon,
Das Kind ist Gottes Sohn.
Drum sei dem Lob, Preis und Ehr,
Weil's uns geliebt hat mehr und mehr.

Z, z, z,
Weil's Kind nicht hat ein Bett,
So will ich mit wahrer Reu
Machen meinem Gott ein Streu.

Die zweite Abtheilung der Sammlung deutscher Volkslieder enthält die „Historischen Volkslieder". Während das historische Volkslied in Deutschland schon vor tausend Jahren im „Ludwigslied" erscheint, in der deutschen Schweiz im vierzehnten Jahrhundert kühnen Flug unternimmt und im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert immer das Thatenleben des Volkes zu begleiten sucht, hat sich bei den Deutschen Böhmens das Liedgedächtnis für alle Zeiträume verloren, welche dem dreißigjährigen Kriege vorangehen. Lebendig erhielt sich die Erinnerung an den siebenjährigen Krieg, an die Türkenkriege, die Napoleonischen Kriege und an die jüngsten Kämpfe in Italien und des

Das erste ist Gott Vater,
Das zweite ist Gott Sohn,
Das dritte ist Gott heil'ger Geist,
Der mir den Weg zum Himmel weist.

Auf Trauern folgen Freuden,
Das tröst mich alle Zeit,
Wieviel ich auch muss leiden
Viele Widerwärtigkeit.

Ich hab' einen Schatz im Himmel,
Das ist Herr Jesus Christ,
Der mir durchs Weltgetümmel
Mein Trost und Führer ist."

Dieses Lied wird in Teplitz gesungen.

Die zahlreichen Marienlieder behandeln meistens die bekannten Motive, welche die seelenbrünstige Verehrung der „reinen Jungfrau" hervorgebracht, hie und da auch hervorgekünstelt hat.

Die Dreizahl spielt in der christlichen Auffassung eine große Rolle und kehrt deshalb im Volksliede in den verschiedensten Anwendungen und Deutungen wieder. Am liebsten verbindet sie sich in diesen deutschböhmischen frommen Liedern mit der Lilie, im Dialekte „Hülge" oder „Hilche" genannt. Ganz in mystische Träumerei versenkt sich das folgende Lied aus der Gegend von Gabel:

„Maria schaut zum Himmel 'raus
Mit ihrem Kindlein klein.
Es begegnet ihr eine arme Seel',
Die sagt: „Maria, lass mich ein!"

„Ich darf dich nicht 'reinlassen,
Heut ist der Englein Tanz;
Da tanzen sie wohl alleine,
Wohl um den Rosenkranz."

Der Rosenkranz ist meine,
Der Schlüssel ist versunken
Wohl in das tiefste Meer.

Der liebe Gott wird ihn suchen,
Weil ihr ihn verloren habt.
Man wird ihn nicht eh'r finden,
Bis auf den jüngsten Tag."

Der englische Gruß an Maria und dessen segenspendende Macht tritt in mannigfacher Erscheinung auf, am rührendsten bei jenem kleinen Vögelein, dem ein frommer Ordensmann den Spruch: „Gegrüßt seist du Maria" gelehrt und das sich durch denselben aus den Klauen eines Weihers rettet. Auch die schmerzensreiche Mutter findet oft ergreifende Darstellung durch das Volksgemüth und die Allerbarmerin wird am schlichtesten in dem nachstehenden Liede aufgefasst:

„Unsere liebe Frau wollte wandern gehn,
Da sah sie einen armen Schiffmann stehn.

„Ei liebster Schiffmann, Schiffmann mein,
Führe mich ins tiefste Meer hinein!"

Wie sie bis auf die Mitte kam,
Fiengen alle Glöcklein zu läuten an.

Sie läuten so schön, sie läuten so fein,
Sie läuten der Maria nach Jerusalem hinein.

Wie sie vor die Himmelsthüre kam,
Mit ihren zarten Fingerlein ganz leise klopft sie an.

„Petrus, schau, wer draußen steht?"
„Unsre liebe Frau und eine arme Seel'."

„Unsere liebe Frau soll hereingehen,
Und die arme Seel' soll draußen bleiben stehn."

„Wenn sie soll draußen bleiben stehn,
So will ich lieber selber für sie ins Fegefeuer gehn!"

„Dort draußen in jenem Thal, dort brennt ein Lichtelein,
Das soll der armen Seele ihr Fegefeuer sein."

Wer dieses Liedlein alle Samstage singt,
Dem wird Gott vergeben alle seine Sünd'!"

Die Hirtenlieder, soweit sie religiösen Inhalts sind, knüpfen an die Geburt Christi oder an das Hirtenamt des Erlösers an. Armut des Kindes und Hilfsbereitschaft der Hirten werden manchmal mit rührender Einfalt uns nahegelegt. Besonders gut gefiel mir das Lied aus der Gegend von Eger:

„Es jagte ein Jäger ein Hirschelein,
Er jagt es bei Nacht und bei Mondenschein.
Trojateriti, trujaida,
Trujateriti, da!
Er jagt es bei Nacht und bei Mondenschein.

Er jagt es vor einem Strauche vorbei,
Da stand ein schwarzbraunes Mägdlein dabei,
Trojateriti u. s. w.

„Ei Mägdlein, ei Mägdlein, ei eile nicht so sehr!
Ich hab' ja zwei Hunde, die beißen gar sehr!"

„Deine zwei Hunde die beißen mich nicht!
Sie kennen meine Hoheit, sie beißen mich nicht!

Beißen sie mich, so bin ich todt,
Begraben sie mich in die Röselein roth.

In die Röselein roth, in den gelben Klee,
Da verwes' ich ja nimmermehr!"

Es wuchsen auf ihrem Gräbelein
Eine Hilge (Lilie), und die war wunderschön!

Da kam ein stolzer Reiter daher,
Er wollte die Hilge ja brechen ab.

Ei Reiter, ei Reiter, ei lass doch diese stehn.
Es soll sich ein lustiger Jäger d'ran versehn!

Er soll sie tragen auf seinem runden Hut,
Und weil er hat geliebet ein schönes, junges Blut.

Ein schönes, ein junges, in seinem Lebenslauf,
Das ist des lustigen Jägers sein Gebrauch."

„Das Volkslied", sagt Anastasius Grün, der echte Freiheitsritter Österreichs, „ist die Blüte des Volkslebens. Beide erzeugen und bedingen einander gegenseitig. Wo sich ein selbständiges Volksleben gebildet hat, wird auch ein eigenthümliches Volkslied klingen." Den Beweis, dass in Böhmen noch ein reges, tiefgrundiges deutsches Volksleben waltet, erbringen die Lieder der hier besprochenen Sammlung zur Genüge. Solange diese Volksstimme nicht verstummt ist, lebt der Stamm der Deutschen in Böhmen weiter. Ich bin der frohen Hoffnung, dass er allezeit leben und singen wird.

Zeitbild.

Im taghell erleuchteten Fürstensaal,
Bei glänzendem, rauschendem Feste,
Da feiern ein fröhliches Liebesmahl
Viel fremde und sieghafte Gäste.

Sie haben als Sieger am dampfenden Ross
Gar herrliche Preise errungen —
Nur vorwärts! Nur vorwärts erbarmungslos!
Sie schonten nicht Füße noch Lungen.

Die Thiere, die treuen, sie trugen ans Ziel
Die Herren, bis zusammen sie sanken,
Man jubelte Beifall dem sportlichen Spiel,
Den Thieren floss Blut aus den Flanken.

Nun kreisen die Becher und höchster Lohn
Wird huldvoll den Reitern gespendet,
Indessen die wirklichen Sieger zum Hohn
Im Stalle sind qualvoll verendet.

Jenny von Reuß-Hoernes.

Jahres 1866. Die Lieder dieser Art sind wie im übrigen Deutschland meistens Soldatenlieder, die Darstellung der Kriegsvorfälle vorwiegend trocken und nüchtern, nur hier und da aufgefrischt durch den Humor des Feldlagers. Dass die Hussitenkämpfe mit ihren grauenhaften Zerstörungen nicht mehr nachklingen im Liede, beweist, dass sich nach diesen aufreibenden Kriegen der gleichmäßig gedrückte deutsche und tschechische Bauer des inneren Haders entschlug, welcher erst seit einer Generation wieder durch slavischen Größenwahn angefacht worden ist. Ein Liedchen aus der Schwedenzeit, welches in der Teplitzer Gegend sich erhalten hat, schildert in knapper Weise die Gewaltthätigkeit der skandinavischen Eroberer. Es lautet:

„D' Schweden san kumma,
Hobm alls mit'gnumma,
Hobm d' Fenza ang'schlogn,
Hobm 's Blei davontrogn,
Hobm Kugel dras gossn,
Hobm Bauan (Bauern) daschossn."

Kaiserin Maria Theresia wird vielfach in diesen Liedern gefeiert, was ihre Volksbeliebtheit offenbart. Ein nordböhmisches Lied schildert die zweite Eroberung Belgrads durch Josef II. in der Manier des „Prinz Eugen der edle Ritter", doch minder kernig und kräftig. Warm empfunden, aber merkwürdig kanzleimäßig erscheint ein gleichfalls nordböhmisches Lied auf „Kaiser Josefs II. Tod".

Sehr derb und originell ist das bei Falkenau gesungene Spottlied auf den besiegten ersten Napoleon:

„Du großer Napoleon, du musst über'n Rhein,
Der Russ thut dich kochen, der Preuß brennt dich ein.

Du großer Napoleon, du kochst dir jetzt Klöß,
Jetzt kommen die Kosaken und geben dir Stöß.

Du großer Napoleon, du kleiner Franzus,
Wer hat dir's denn geheißen, fängst an mit dem Russ.

O Bruder, die Russen, die sind dir halt Leut'
Sie haben dir's gewaschen, die Welt hat sich g'freut.

Von Moskau bis Schmolensk auf Königsberg zu,
Da laufen die Franzosen, verlieren die Schuh',

Von Moskau auf Schmolensk ist trocken blockiert,
Da sind die Franzosen mit 'nander krepiert.

Da drinna in Russland, da hab'n sie's verspielt,
Da hat mer Franzosen gleich anziweis zielt.

Da drinna in Russland, da sind sie derfror'n,
Da hat der Napoleon sein' Kutschen verlor'n.

Da drinna in Russland, da hab'n sie's dertappt,
Da haben die Kosaken Französeln z'samg'hackt.

Jetzt san die Alliierten schon drin in Paris,
Jetzt haben's 'n Napoleon g'fanga schon g'wiss.

Der Bonapartl hat's mit den Russen probiert,
Den hab'n die Russen über'n Löffel balbiert.

Wer kauft mir mein Restl Franzosen gar o?
Ich gib euch's recht wohlfeil, die letzten sind do."

In Teplitz sagt man:

's Bonapartl is öitza nimma stolz,
Hannelt mit Schwefelholz,
Schreit Gass'n af und o:
„Leut', kafft ma Schwefel o!"

Duftig sind die Blüten, welche das weltliche Volkslied im deutschen Böhmen entwickelt. Ein Lied, das mich bereits in des „Knaben Wunderhorn" todesweh durchschauert, muss besonderen Beifall haben, denn man findet es in Leipa, Plan, Kessel, Eger, Steinbach, Kamnitzerneudörfl, Tiefendorf, Töplitz in abweichenden Fassungen wieder. Als einzige Probe aus dieser Abtheilung theile ich es in der Art mit, wie es in Leipa im Volksmunde lebt:

Die Wiener Volksbibliotheken.

Es ist abends und wir betreten eine der Wiener Volksbüchereien; man muss sich doch einmal überzeugen, ob die Zeitungsartikel, welche diese Einrichtung so sehr preisen, berechtigt sind.

Im freundlichen, bescheiden ausgestatteten Saale lesen ein paar Dutzend Bürger eifrig die aufliegenden Zeitschriften, nebenan im Leihdepartement drängen sich zehn oder zwanzig Personen beiderlei Geschlechtes, alt und jung, zum Schalter des Bibliothekars, welcher ruhig wie ein Feldherr die bewegte Scene leitet und ordnet. Die Leute bringen ihre Bücher zurück und holen neue, ein Strom von Menschen kommt und geht fortwährend.

Das einlaufende Buch muss geprüft werden, die Wünsche der Leser in Bezug auf Lectüre sollen Berücksichtigung finden. Ein Junge, welcher sich vordrängt, um schneller als alle anderen das Buch für den „Herrn Meister" zu bekommen, wird zurückgewiesen, dagegen fordert der Beamte eine alte, mühselige Frau auf, vorzutreten.

Ein paar Gehilfen stellen die Bücher an ihren Platz und bringen die gewünschten zum Schalter, das Buch wird eingetragen und ausgehändigt. Der Bibliothekar besorgt die Arbeit mit seinen Gehilfen jahraus, jahrein für ein kleines Entgelt; ein gut Theil der Arbeit wird aus Liebe zur Sache gethan.

Behäbig oder geschäftig gehen die Leute mit den neuen Büchern fort, einige gucken wohl hinein, ob die Geschichte gut ausgeht, dann aber rasch nachhause zum Lesen.

Welche Schätze werden da nach des Tages Mühen in stillen Stunden gehoben, wie behagt es den Alten, wie brennen den Jungen die Wangen, wie klingt der Tag so schön aus.

Die Bücher, welche die Volksbibliotheken bieten, sind durchgehends gut, der Verstand wird gebildet und was heutzutage wahrlich noch wichtiger ist, der Charakter wird gefestigt, das Gemüth wird bewegt und erhoben durch die Werke jener edlen Meister, welche der Menschheit Lehrer und Freunde sind.

* * *

Zu Anfang der fünfziger Jahre wurden die ersten Volksbibliotheken in England und Amerika unter dem Proteste der trägen und reactionären Elemente gegründet, heute besitzt jede nennenswerte Stadt ihre Volksbücherei.

Manche Großstadt gibt jährlich eine Million Bände an ihre Leser ab und das Volk ist so sehr von dem Segen dieser Büchereien durchdrungen, dass es riesige Mittel für die Erhaltung und Ausdehnung der betreffenden Institute bewilligt. Die Volksbibliotheken der meisten Städte sind im Laufe der letzten zehn oder zwanzig Jahre entstanden, und doch zählen wir schon heute unter den zehn reichst dotierten Bibliotheken der Welt nicht weniger als sieben Volksbüchereien.

Wo immer Volksbibliotheken zuerst gegründet werden, erfahren sie Widerstand, aber überall haben sich die Reihen der Gegner rasch gelichtet, sobald das gute Werk im Gange war und seine reichen Früchte trug.

Die einen meinten: „Wenn der Arbeiter liest, verliert er die Lust an der Arbeit."

Die Volksbibliothek antwortet: Gelesen wird jedenfalls; wenn wir den Leuten nicht gute Bücher geben, lesen sie eben um ihr theueres Geld gewisse Colportageromane und ergötzen sich an den blutigen Greueln der pikanten und interessanten Blätter.

Die englischen Fabrikanten, welche der Volksbibliothek anfangs misstrauisch gegenüberstanden, bezeugen, dass ein großer Theil der Arbeiter heute das Geld nicht mehr vertrinkt, wie in der guten alten Zeit, weil er es vorzieht, in der Bibliothek oder daheim eine gute Novelle oder eine illustrierte Zeitung zu lesen. Der blaue Montag wird seltener, die Frau bekommt weniger Schläge, der Arbeiter wird durch das Lesen aufge-

Kleine Laube.

Reiter, wo hast du dein Pferd?

Selten über etwas haben wir so viele Äußerungen des Unmuthes und der Entrüstung gehört, als über die letzte große Rosshetze. Diese war auch zu auffallend; durch einen ungeheueren Reclameapparat ist dem Volke verkündet worden, wie ehrenvoll und verdienstvoll es ist, nichtiger Gründe wegen edle und treue Thiere todtzuhetzen. Sonst war es deutscher Rittersbrauch, dass der Reiter sein Ross wie einen guten Kameraden hielt, sein Pferd wie einen Theil seines eigenen Wesens liebte, ja, wie sein „erstes Ich“, ohne das er nichts war; dass er sich nach Noth und Gefahr nicht eher Ruhe und Vergnügen gönnte, als bis dem Pferde das Seine geworden.

Ganz anders, wenn eine edle und nützliche, eine stolze und heldenhafte Sache zum Sport ausartet. Da schweigen alle Regungen der Gerechtigkeit, des Mitleides, der Treue, da wird der sonst oft wohlgeartete Mensch ein unheimliches Wesen, welches seine Freude, Ehre und Würde nur darein setzt, andere zu übervortheilen. Sei die Leistung groß oder klein, löblich oder verwerflich, nützlich oder schädlich, das bleibt sich gleich, die Hauptsache ist, hierin den Sieg über einen Mitstrebenden zu erringen. Geld, Sitte und Leben opfert man, aber nicht um etwas zu vollführen, zu schaffen, sich einen Genuss zu bereiten, sondern lediglich um sagen zu können: Ich habe Den überwunden. Ob Kraft, Geschicklichkeit, Glück, List oder anderes den Ausschlag gibt, es ist gleich: „Ich habe Den besiegt!“ Darin liegt die Ehre. Da gibt es einen Wettsport: wer mehr Zwetschkenknödel essen kann. Ich habe einen gekannt, der auf einem Sitze deren achtzig Stück verschlang. Das gefällt uns schon besser, wenigstens leidet darunter niemand, als der Fresser selber, und dem geschieht recht. Wie aber kommt ein edles, treues Pferd dazu, sein Leben zu lassen, weil sein Reiter schneller nach Buxtehude kommen will als ein anderer, oder weil er ungeschickt ist und den kürzesten Weg verfehlt, oder weil er in allen Zeitungen als der Sieger gepriesen sein will, oder weil er zeigen will, was er für ein gutes Pferd hat. „Sehen Sie, meine Herrschaften, die feine Rasse, das edle Thier! hier ist's mir gerade crepiert, es lässt sich zu Tode hetzen!“

Wir bestreiten es ja nicht, es wird unter Umständen auch sein Gutes haben, zu wissen, welche Rasse am schnellsten laufen kann. Wie oft aber ereignet sich die Nothwendigkeit, mehrere Tage und Nächte lang fast ununterbrochen reiten zu müssen! Früher, in der eisenbahnlosen Zeit, mag eine solche Fähigkeit schätzbarer gewesen sein, heute sieht die Übung derselben etwas zu sportsartig aus, als dass man das grausame Quälen und Hinopfern braver Thiere damit entschuldigen könnte.

Die Reiter haben sich von ihrem scharfen Ritte sehr bald erholt, sind mit glänzenden Trophäen heimgekommen auf dem Courierzuge. Reiter, wo hast du dein Pferd?

R.

thuat er's vawegn da Höflichkeit, oda weil er mitn Hondbolln und mit a por Fingern sei borschtert's Hor owenk strigln will. Er is in Wiglwogl. Sul oana scha vor da Pforrhofthür in Huat ohnehma, sa gilt's fürs Huatonehman und schickad sih däs nit, sa gilt's fürs Horstrigln.

As wird hasn fürs Huatohnehma müaßn geltn, da Herr Pforra steht scha do.

„Hau, da Michel in Roan! Ah scha herunt von Berg! Mochst jo frei a vazwickts Gsicht heunt. Host wos zan tausn?"

„Ah, wada nit", moant da Baur. „Wa wul gfahlt, s sebi. Hon eh grod vor a drei Wouchn in sextn Buabn gschickt."

„A jo freilih. Gor ka Klog. Brav bist."

„A wenk a Hulz hät ih brocht, Herr Pforra."

„A Brennhulz, recht is s ma, Michel. Die Köchin hot sih eh scha grunga, du kimst nit für damit vor da Firmung. Roatn thoan mas mitanonda, wans da recht is."

„Ah freili, zan neugn Johr mitanonder, a holt jo!"

„Wia viel host dan brocht?"

„An Loatakorn vul, hons weita nit gmessn, wird nit sa hoagel sein. Af a holbi Kloster wird's holt roachn."

„A jo, auflegn thuat er schwar, der Michel in Roan; a guati Masserei hot er, und sei Hulz brinnt wir a Wickel", sogg die Köchin, „an iabs Scheit klinghiascht und spindeltruckn."

„A wenk a Jausn, Michel", sogg da Pforrer, „deini Oxn kinen derweil ah a wenk ausrostn in Schottn."

„Eh wuhl. Is eh wulta warm heint. — Jo, wan ih Verlaub hon!" drauf da Baur. In Huat setzt er auf und sih selber zan Gortntisch. Sein Goaslgoscht loahnt er zwischn die Knia und den loßt er nit aus.

Die Köchin bringg an Brotloab und an Moustkrug. „Sou, sou!" sogg da Baur.

Und da Pforrer, der kimpp ah daher und bringg extra wos. Af an Zinnthaler a viereggerts Stuck, in Papier eingwickelt. „A wenk an Kas muaßt koustn, Michel!" — Hotn vor a por Togn kriagg. Sei kloani Pfründ z Hochstätn is nit extra gor einträglih, oba däsmol hot er eahm an Kas bringa lossn. A groß Trum Schweizzerkas, va da bestn Gottung oan. Den will er aufhebn fürn Bischof, wan er kimpp zu da Firmung, noch da Mohlzeit zan an guatn Sausolertröpfl, do wird er schmeckn! Ober awenk muaß er in Michel davon koustn lossn. Er bachelt n Kas sorgfälti auf.

„Nimm dir a Schnittel, Michel!"

Da Michel hebbs groß Messer und pockt on. Go z dinn is s nit ausgfolln, d Schnittn. Sei Maul spreitzt er auf, dass s schier länker wird auf und oh, wia hin und her, holt't in Bissn a weil mit drei Finger, schautn groß on und steckt'n olßa gonzer ban Louch eini.

Daweil er schmotzt, sogg da Pforra: „Na, gelt, Michel! So oan host noh nia gessn!"

„Eh nit", moant da Baur und trinkt an Moust dazua. „Da Moust is ah guat!" drauf nimmb er nouh an Schnittn van Kas.

„Muaßt a Brot ah koustn, Michel! Sist kunt sih die Köchin kränkn, sie hot's selber bochn, erst gestern", und schiabb eahm übern Tisch in Loab zua.

„Ah sou, selber hot sies bochn. Eh ah recht", drauf da Baur, nimbb an kloan Bissn. „'s Brot is eh ah guat", sogg er und schneidt wieder a Trum Kas oh und steckts in Mund und schmotzt und redt nit viel und losst eahms schmeckn.

In Pforra zuckt's schon a wenk, er fohrt mit da Hond übern Tisch, as wia wan er die Brosan wullt weckwischn, er steht auf und tretlazt hin und her. Wan da Kas für die Bischoftofel sul roachn! Wan er für die Bischoftofel sul roachn! — „Du Michel", moant er, „dass doh nit eppa deini Oxn davonlassn!"

„Ah na, de lassn nit", sogg da Michel und pockt noh an Schnittn von Kas.

weckt und strebsam, und was besonders bemerkt werden muss: die socialen Fragen werden ruhig erwogen und die Zahl jener, welche nur im Umsturz das Heil finden, wird vielleicht geringer.

Selbst Kirchenfürsten haben sich neuerdings in England für die Volksbibliothek ausgesprochen. Kurz, die einstigen Gegner der Volksbüchereien haben deren Früchte kennen gelernt und nehmen ihr hartes Urtheil zurück, die Zahl der Freunde mehrt sich allerorts und erhebt die Volksbibliothek zu einer Bildungsanstalt ersten Ranges, welche der Volksschule ergänzend zur Seite steht.

Wien darf mit Befriedigung auf seine Leistungen in diesem Gebiete blicken. Nachdem Baron Schwarz-Senborn die erste Volksbibliothek nach amerikanischem Vorbilde im neunten Bezirke eingerichtet, bildeten sich hier und dort Ausschüsse, welche die Errichtung derartiger Anstalten erstrebten.

Die bedeutendste Thätigkeit entfaltet der Volksbildungsverein, welcher im Laufe von fünf Jahren sieben freie Büchereien geschaffen, beziehungsweise erweitert hat.

Zehn Bezirke besitzen derzeit Volksbibliotheken, welche zum Theil ausgezeichnete Erfolge aufzuweisen haben. Fünf-, ja zehn- und zwölfmal wird ein Band im Laufe eines Jahres durchschnittlich benützt, so dass manche Bibliothek mit circa zweitausend Bänden ausgezeichneter Lectüre etwa zwanzigtausend Benützungen pro Jahr verzeichnet. In dieser Beziehung können sich unsere Bibliotheken mit den besten englischen Volksbüchereien messen und in Bezug auf die Billigkeit des Betriebes sind unsere Volksbibliotheken geradezu unübertroffen. Während in England eine Benützung durchschnittlich etwa zehn Kreuzer kostet, kommt sie bei uns auf zwei bis vier Kreuzer.

Manche unserer kleinen Volksbüchereien gibt im Laufe der Abendstunden täglich hundert bis zweihundert Bände aus und alle Wiener Volksbibliotheken haben im Jahre 1891 in Summa etwa zweihundertdreißigtausend Bände ausgegeben. Nebeneinandergestellt würden diese Bücher eine Reihe bilden, zu deren Abschreitung man etwa eine Stunde brauchte.

Beachtenswert ist, dass diese Viertelmillion Bände mit wenigen Ausnahmen zur guten Lectüre zu rechnen sind. Etwa dreiviertel aller Werke gehören bei uns, wie in den guten englischen Bibliotheken, der Belletristik an und ein Viertel entfällt auf Kunst und Wissenschaft. Dies Verhältnis ist durchaus natürlich; die Mehrzahl der Männer und die meisten Frauen wollen eben nach des Tages Mühen etwas lesen, was die Seele erquickt, und nur wenige bewahren die Energie und Frische, welche nöthig ist, um ein gelehrtes Werk zu studieren.

Das Volk verhält sich den Volksbibliotheken, den Volksvorträgen und Cursen gegenüber mustergiltig, es schätzt das ihm Gebotene, es ist darauf stolz und eifert hiedurch die Organisatoren zu freudiger Thätigkeit an; die feine Gesellschaft kann in dieser, wie in mancher anderen Beziehung von unserem Volke lernen.

Im Anfange gieng vielleicht manch wohlmeinendes Mitglied des Volksbildungsvereines ans Werk mit dem Gedanken, dass man im wesentlichen nur Mittelgut und leichte Ware an den Mann bringen werde; dafür sprach der Ruf, welchen das leichtlebige Wiener Völkchen seit alters genießt. Die Erfahrung hat aber gezeigt, dass neben diesen frivolen Elementen eine überwiegende Zahl tüchtiger, strebsamer und wertvoller Menschen in unserer Kaiserstadt lebt. Mit gutem Muthe kann der Ausschuss des Bildungsvereines die stolzen Worte auf seine Fahne schreiben: „Für das Volk ist das Beste gerade gut genug.“

Prof. R.

Da Schweizgerkas.

A kloans Stückl aus n steirischn Bauernlebn.

Van Pforrhof sein mar und ba da Hausthür steht er. In da linggn Hond holt't er an endslonkn Goaslgoscht, mit da rechtn lupft er sein grean Huat a wenk af d Höch; ma woaß nit recht,

seiner weißen, rosenrothen und schwarzen Perlen vor.

„Beim Teufel“, sagte der Capitän, „das ist ja Seepfeffer und der weiße ist der stärkste.“

Und er nahm eine weiße, große Perle in den Mund und biss sich richtig einen Zahn aus. Hei, da wurde er fuchsteufelswild!

Der junge Fischer schaute, dass er fort kam.

Als er in seine Hütte trat, grunzten seine Schweine ganz jämmerlich vor Hunger.

Der junge Fischer hatte nämlich drei magere Schweine.

„Ach, ihr lieben Schweine“, sagte der junge Fischer, „ich kann euch kein Futter mitbringen! So will ich euch denn Perlen zu fressen geben. Ein richtiger Saumagen kann alles vertragen.“

Und der junge Fischer warf seine Perlen den Schweinen vor. Da grunzten die Schweine recht vergnüglich. Und als er des nächsten Tages wieder vor den Koben trat, fand er die Schweine so glatt und fett, als hätte er sie eine Woche lang mit Milch und Kartoffeln gemästet.

Und der junge Fischer mästete die Schweine mit den Perlen, bis die drei Scheffel aufgefressen waren, dann gieng er zum Pfarrer und sagte:

„Herr Pfarrer, ich will Euch meine drei fetten Schweine zum Kaufe anbieten. Sie sind die schönsten im Kirchspiel.“

„Das glaube ich gerne“, sagte der Pfarrer freundlich. „Wer sollte die fettesten Schweine im Kirchspiel haben, wenn Ihr sie nicht hättet. Herr Fischer! Macht mir nur einen billigen Preis und bringt mir auch einen Scheffel Perlen mit, will mit den schwarzen zufrieden sein, wenn Ihr die anderen nicht hergeben wollt.“

„Aber, Herr Pfarrer“, sagte der Fischer kleinlaut, „mit den Perlen habe ich ja die Schweine gemästet.“

„Unglückseliger!“ schrie der Pfarrer und rief seine Frau aus der Küche herbei. Die kam gelaufen und trug auf ihrem roten Halse drei Perlenschnüre.

„Er hat die Perlen den Schweinen zu fressen gegeben“, sagte der Pfarrer zu seiner Frau, „und nun will er, dass ich ihm die Schweine abkaufe.“

„Unglückseliger“, schrie die Pfarrerin, „was hast du gethan! Gestern ist die Frau Oberamtmann aus der Stadt bei mir gewesen und sagte, es gebe nichts köstlicheres als Perlen für den Halsschmuck einer Dame.“

„Du gottloser Heidenkerl“, schrie der Pfarrer, „mach dass du fortkommst. Da sieht man recht deutlich, wohin es führt, wenn die jungen Leute keine Religion haben.“

Der Fischer gieng traurig nachhause.

Vor der Thür seiner Hütte stand der Schiffscapitän, der sich den Zahn ausgebissen hatte, wie eine Schildwache.

„Da kann's was absetzen!“ dachte der Fischer. Aber der Schiffscapitän sagte freundlich: „Herr Fischer, ich komme, um mit Euch ein Geschäftlein abzuschließen. Bin deswegen trotz Sturm, Nebel und Wasserhosen zu Euch zurück gefahren.“

Der Fischer führte den Capitän vor den Schweinekoben.

„Kauft mir die Schweine ab!“ sagte der Fischer.

„Ach!“ sagte der Capitän, „mit Vergnügen will ich Euch diese Prachtkerle abkaufen. Aber eigentlich komme ich wegen des Seepfeffers. Der König will seine Krone mit den Pfefferkügelchen verzieren lassen. Gebt mir einen Scheffel davon und Ihr seid ein reicher Mann.“

Und der Capitän zog eine goldgespickte Börse.

„Da seid Ihr nun zu spät gekommen“, sagte der junge Fischer. „Mit den Perlen hab ich die Schweine gemästet.“

„Da sollte man dich doch gleich todtprügeln!“ sagte der Capitän und er prügelte den Fischer. Aber auch der Fischer prügelte den Capitän und endlich gieng der Capitän und sagte, er wolle den Fischer bei der Obrigkeit verklagen.

Da Pforra schautn on und sogg gonz feierlih: „Guata Freund, dås is a Schweizgerkas!“

„Dafür iss ih n ah“, moant da Baur, wieder a Trum eini, und an Trunk dazua.

„Kostets Pfund an Guldn zwoanzg Kreuzer!“

„Dås is er wert, meiner Seel!“ sogg da Baur und trent wieder a Schial owa. „A wenk a Pfeffer war guat dazua, wan die Köchin bringa that.“

„Michel“, moant da Pforrer scha ganz roth in Gsicht, ih hon ollaweil Ongst um deini Orn.“

„Sa kunt mas jo onhenkn lossn“, drauf der Baur und schiabt wieder a Trum ein.

„Ober, Jesses, Michel, da Kas wird jo bold gor sein!“

„Mocht nix, mocht nix, aftn bin ih eh scha sott.

„A guata Kas. Vagelt's Goud, Pforra!“

Aft geht er. Da Pforra tipelt n d Faust noch: „Dir loß ih nouhamal wos koufn, dir!“ *)

Die Perlenschweine.

Ein neues Märchen von Königsbrun-Schaup.)**

Es war einmal ein junger Fischer, dessen Netze stets leer blieben. Da warf er eines Tages statt seiner Netze sich selber ins Meer, denn er wollte sterben.

Er sank tief auf den Meeresgrund hinab. Dort fand er viele schöne Muscheln. Als er so mit dem Muschelauflesen beschäftigt war, kam ein alter Haifisch geschwommen. Sterben wollte er, der junge Fischer, aber sich von einem Haifische auffressen lassen, das wollte er nicht. Deshalb schwamm er hurtig weg, bis er wieder die Oberfläche und das Ufer erreichte.

Die Muscheln, die er mitgebracht hatte, enthielten Perlen. Die kleinen, runden Dinger gefielen dem Fischer. Er verwahrte die Perlen in seinem Kochtopfe.

Nächsten Tages sprang er wieder ins Meer, schlug sich dort mit dem alten Haifische herum und als er nachhause kam, legte er wieder eine Handvoll Perlen in den Kochtopf.

Und so trieb er's alle Tage, bis er drei Scheffel Perlen beisammen hatte. Einen Scheffel weißer, einen Scheffel rosenrother und einen Scheffel ganz schwarzer Perlen.

Nun gieng der junge Fischer zum Pfarrer seines Kirchspiels und sagte:

„Herr Pfarrer, ich hab drei Scheffel Perlen mit Lebensgefahr vom Meeresgrunde heraufgeholt. Die Fischer lachen mich aus, aber Ihr seid weise und werdet mir sagen, was ich mit den Perlen thun solle.“ Der Pfarrer gieng in des Fischers Hütte und steckte von jedem Scheffel eine Handvoll zu sich.

Anderen Tages ließ er den Fischer zu sich bescheiden. Der Pfarrer sagte zum Fischer:

„Ich hab' deine Perlen meiner Frau in die Küche gegeben. Meine Frau hat die Dinger gekocht. Meine Frau sagt: Die Dinger sind Meererbsen, die weißen das sind die unreifen, die rosenrothen das sind die reifen und die schwarzen, das sind die ganz verdorbenen. Meine Frau sagt: Alle zusammen taugen gar nichts, weil sie sich nicht weich sieden lassen und ich sage: Du bist ein Tropf, weil du Meererbsen suchst, statt wie andere christliche Fischersleute vernünftige Häringe und Stockfische zu fangen.“

Der Fischer gieng traurig fort.

Selben Tages war ein großer Kauffahrer im Fischerhafen vor Anker gegangen.

Der Fischer gieng zum Capitän des Kauffahrers und wies demselben Proben

---

*) Erklärungen zu „Da Schweizgerkas“: Goaslgoscht: Gerte, Peitschenstock; borschtad: borstig; hasn: fast, schier; wada nit: zwar nicht; grunga: gegrämt, geängstigt; roatn: verrechnen; hoagel: heickel, genau; Wickel: Rocken; klinghiascht: klinghart; Aufbacheln: Aufwickeln; Brosan: Brosamen; tretlazn: mit kleinen Schritten ungeduldig hin und hergehen; Schial: großes Stück.

**) Neue Märchen von Königsbrun-Schaup. Dresden. E. Pierson. 1892.

ist. Vielleicht leistet er dem Verfasser des Büchleins für eine neue Auflage einen kleinen Dienst, wenn er das Asthma, an welchem er seit dreizehn Jahren leidet, hier möglichst genau beschreibt.

Bei mir sind die Vorzeichen eines Asthmas sehr angenehmer Natur, leider kenne ich sie schon und freue mich nicht mehr über die außerordentliche Behaglichkeit, die dem Leiden vorausgeht. Mir ist sehr wohl, ich fühle nur das Bedürfnis zu ruhen, bald kommt ein milder Schlaf, dessen ganze Süßigkeit mir aber bewusst ist, wie sonst nie. Endlich erwache ich wieder, fühle ein leichtes Unbehagen, in den Gliedern ist ein plötzliches Hitzen mit leichtem Schweiß, Reiz zum Nießen stellt sich ein, das Athmen geht noch ganz lind und regelmäßig langsam, nur merke ich, dass der Brustkorb etwas enge ist. Ich habe das Gefühl, als schwelle sacht die Lunge an. Das Athmen wird schwerer, wie mit Stricken schnürt's die Brust zusammen, der Athem pfeift, ich muss mich aufrichten, den Oberkörper vorgeneigt ist's noch am erträglichsten; aber es verschlimmert sich, ich versuche alle möglichen Stellungen einzunehmen, es nützt nichts, jede Bewegung verstärkt die Athemnoth und vor Athemnoth kann man kein Wort mehr sprechen, nur Silben kurz herausstoßen. Es ist ein qualvoller Zustand, so müde fühlt man die furchtbar arbeitende Lunge, dass man jeden Augenblick meint, sie müsse erlahmen und versagen. Das geht nun aber nicht bald vorüber, es dauert mindestens vier Stunden lang, oft auch, mit geringen Erleichterungen, einen oder mehrere Tage lang. Am heftigsten ist es am Nachmittage und gegen Morgen. Endlich gelingt es einmal, mehrmals, einen tiefen Athemzug zu thun, das ist Erlösung, die Brust wird ruhig und es ist wie gewöhnlich. Nicht immer, aber häufig ist mein Asthma mit Röcheln verbunden, in diesem Falle erreicht es nicht seine äußerste Heftigkeit, ist aber noch langwieriger und artet in einen Brustkatarrh aus, der ein wochenlanges Husten zur Folge hat. Oft hebt das Asthma mit Nießen an und hört mit Nießen auf. Als wesentliches Linderungsmittel rauche ich eine Asthma-Cigarette; Chloralhydrat nehme ich nur, wenn Tage und Nächte lang kein Schlaf mehr möglich war. Dieses Mittel wirkt, unterbricht den Zustand, oder benimmt wenigstens das Gefühl für denselben; kürzt ihn aber nicht ab. Ein Asthmaanfall pflegt bei mir drei bis vier Tage lang zu dauern. Eine kleine Erleichterung ist manchmal das Nießen, doch während der schlimmsten Zeit vermag ich's nicht, die Nasenschleimhaut so zu reizen, dass ich nießen könnte. Erst wenn das Asthma zu verlaufen beginnt, stellt sich Schnupfen ein. Während des Asthmas ist es, als ob sich alle Empfindungsnerven bei demselben versammelt hätten, um ihren gänzlich unbegründeten unverständlichen Spuk zutreiben. Die Anfälle waren bisher bei mir im Sommer und auf dem Lande viel häufiger und hartnäckiger als im Winter in der Stadt. Je mehr ich zur Sommerszeit im Freien zubringe, desto sicherer kommt das Asthma. Das sicherste mir bisher bekannte Mittel dagegen ist mein Zimmer in der Stadt. Je weniger ich ausgehe, je mehr ich in diesem Zimmer bleibe, desto sicherer bin ich vor Asthma. Während des Anfalls habe ich nicht so sehr Verlangen nach frischer Luft, da möchte ich nur Ruhe und Rast haben und gerade das fehlt gründlich. Auch habe ich bemerkt, dass bei mir das Asthma unter einer strengen, ängstlichen Diät länger dauert, als wenn Abwechslung und Zerstreuung ist. Ein wochenlanger asthmatischer Zustand mit Brustkatarrh kann in einer anregenden Gesellschaft plötzlich ganz verschwinden und für lange Zeit geheilt sein. Doch muss auch gesagt werden, dass allzugroße seelische Erregung, selbst wenn sie angenehmster Art ist, eine besonders intensive Geistesthätigkeit, in der nächstfolgenden Nacht heftiges Asthma zur Folge haben kann.

In den ersten Jahren meines Leidens bildete sich nach heftigen Anfällen ein dicker, grünlicher Auswurf; das war ein gutes Zeichen, darauf war dann für längere Zeit

Nun gieng der Fischer stehenden Fußes zum Dorffleischer und verkaufte diesem die drei Schweine.

Als die Schweine durchs Dorf getrieben wurden, liefen die Leute zusammen, denn die Schweine waren so groß wie Elefanten.

Der junge Fischer aber gieng ins Wirtshaus und trank sich einen Rausch an und wurde wild, weil ihn die Leute seines schlechten Geschäftes halber auslachten.

Und er lief in seinem wilden Rausche vom Wirtshause weg, schnurstracks zum Meeresufer hin. Das Meer warf zornige Wellen. Der alte Haifisch streckte die Schnauze aus dem Wasser und wies dem jungen Fischer die Zähne.

„Wart, alter Halunke", schrie der Fischer, „glaubst du, dass ich mich fürchte?"

Und er sprang ins Meer. Da fraß ihn der alte Haifisch.

Der Dorffleischer aber schlachtete die Schweine nicht. Er zog mit ihnen in die Hauptstadt und stellte sie in einer Bude zur öffentlichen Besichtigung aus. Vor der Bude stand der Fleischer selbst und schlug die große Trommel und rief:

„Hereinspaziert, meine Herrschaften! Die größte Seltenheit der Welt ist hier zu sehen! Drei Perlenschweine, das heißt Schweine, die mit großen Zahlperlen gemästet wurden. Jede Perle mehr wert, als ein Königreich. Wer die weltberühmten Perlenschweine sehen will, zahlt einen Groschen. Kinder und Militär zahlen die Hälfte und Kindsmädchen, die einen Liebhaber beim Militär haben, zahlen gar nichts."

Der Fleischer wurde ein reicher Mann und endlich ließ er die Schweine doch abschlachten und da fanden sich richtig noch in den drei Schweinemagen die drei Scheffel Perlen, denn fett werden die Schweine von den Perlen, aber sie verdauen sie nicht.

Die Perlen waren bunt untereinander gemischt, und das verdross den Fleischer, jetzt hieß es, die schwarzen von den rosenrothen und den weißen zu sondern. Es war keine kleine Arbeit für einen reichen Mann.

Nun war der Fleischer der reichste Mann im Lande und der König erhob ihn in den Adelsstand und der Fleischer nannte sich fortan: Baron von Perlenschwein.

Alles, was Athem hat, lobe Gott!

Von einem Leiden wird hier die Rede sein, das vielfach verbreitet ist und dem die Träger desselben zumeist rathlos gegenüberstehen. Vom Asthma.

Das Wesen des Asthmas, die Ursachen desselben hat die Wissenschaft bisher noch nicht endgiltig festgestellt, weil — wie es heißt — an dieser Krankheit so wenig Menschen sterben und daraufhin seciert werden können. Als ein nervöser Krampf, oder dergleichen wird es erklärt. Es kann von Herzkrankheiten, Verdauungsstörungen und von Nasenkrankheiten kommen. Die wirksamsten Mittel, welche bei heftigen Asthmaanfällen mit sicherstem Erfolge angewendet werden, sind Morphium und Chloralhydrat.

Solches steht in einer lehrreichen Schrift: „Das Asthma, Athemnoth und Brustbeklemmung. Wesen, Ursachen und erfolgreiche Behandlung von Dr. Karl Reiß." (Berlin. Hugo Steinitz. 1892.) In diesem Büchlein wird das Asthma beschrieben als ein ganz plötzlicher Anfall, bei welchem der Kranke aufspringt, zum Fenster stürzt und nach Luft ringt. Das Einathmen ist kurz, das Ausathmen ist lang und schwer, die geringste körperliche Kraftleistung ist während des Asthmas unmöglich. Solche Anfälle können bald vorüber sein, aber auch eine bis mehrere Stunden dauern. Dann vergeht es, wie es gekommen.

Damit ist wohl nur eine bestimmte Gattung von Asthma geschildert. Schreiber vorstehender Zeilen hat in dieser Sache eine große, langjährige Erfahrung an seiner eigenen Person und er glaubt, dass die in dem Werkchen enthaltene Schilderung des Asthmas nicht erschöpfend

Hier ist ein guter Same für ein noch unverdorbenes Herz niedergelegt, der tausendfältige Früchte bringen kann. V.

Moralische Gebrechen der Jugend. Ursachen und Heilung derselben. Von Johann Drescher. (Znaim. Fournier & Haberler. 1892.)

Dieses bereits in vierter Auflage erschienene Werkchen wäre nicht allein den Lehrern, sondern auch allen Eltern und Erziehern auf das wärmste zu empfehlen. Es weist Schäden auf, für die vor allem die Eltern verantwortlich gemacht werden müssen. Manche moralische Gebrechen in unserer Jugend, die viele Leute der Schule in die Schuhe zu pflegen schieben, entspringen der Demoralisation der Erwachsenen, welche doch einer anderen Schule entstammen. Von besonderem Interesse ist, was der Verfasser über die Selbstmorde in der Jugend sagt: „Jeder genaue Beobachter unseres heutigen Städtelebens muss gestehen, dass die Körperpflege und Bewegung der Kinder großer Städte im allgemeinen eine höchst mangelhafte ist, die geistigen Anforderungen, besonders in Familien, deren Kinder einst durch geistige Thätigkeit sich ihr Brot erwerben sollen, dagegen von Jahr zu Jahr zunehmen. Die Körperpflege steht daher in crassem Missverhältnisse zu den Anstrengungen des Geistes, des Gehirns, des Nervensystems, wobei noch der Übelstand hinzutritt, dass fast alle dauernden, geistigen Anstrengungen mit sitzender Lebensweise in geschlossenen Räumen verbunden sind. Missverhältnisse rächen sich überall, am unerbittlichsten aber an der Natur des Menschen. Ein großer Theil unserer Kinder ist geistig und natürlich auch körperlich überreizt. Ein überreizter junger Mensch aber, der noch keine Rücksichten kennt, auch noch keine festen moralischen Grundsätze hat, wird gar bald zu Thaten hingerissen, die gesunden und älteren Personen nicht leicht in den Sinn kommen. Dabei tritt noch das für die Jugend so gefährliche schlechte Beispiel der Alten hinzu, das wie eine ansteckende Krankheit auf dieselbe wirkt. Die Veröffentlichung der Selbstmorde und deren oft nichts weniger als moralische Beweggründe durch die Zeitungen greift in seiner Wirkung bereits bis in die Volksschule und es ist hie und da die größte Vorsicht nothwendig. Vom erziehlichen Standpunkte müsste man wünschen, von der Veröffentlichung der Selbstmorde in Zeitungen abzusehen. Die öffentliche Moral würde dadurch nur gewinnen.

Dann das Missverhältnis in der geistigen und körperlichen Thätigkeit unserer Stadtkinder. Dieses Missverhältnis wird noch vergrößert durch den Umstand, dass in einzelnen Schulkategorien thatsächlich Überbürdung vorhanden ist. Tritt dann noch der Übelstand hinzu, dass an manchen Anstalten jeder Lehrer seinen Gegenstand für den wichtigsten hält, und bei den häuslichen Aufgaben nicht immer gegenseitige Rücksichten geübt werden, dann wird der Jugend nicht allein die nothwendige Erholungszeit geraubt, sondern durch das anhaltende nächtliche Studieren der zur Erhaltung eines normalen Gehirns so nothwendige Schlaf von sieben bis acht Stunden entzogen. Fügen dann hie und da auch noch die Eltern andere geistige Anstrengungen durch Privatstunden hinzu, dann ist es wohl kein Wunder, wenn sich die Reizung des Gehirns oft bis zu einer gefährlichen Stufe steigert.

Ziehen wir schließlich auch noch den Umstand in Betracht, dass manchmal einem solch überreizten jungen Menschen eine allen psychologischen Grundsätzen Hohn sprechende Behandlung zutheil wird, dann wird uns mancher Selbstmord erklärlich. Ich habe, sagt der Verfasser, über zwei junge Leute, die sich in jüngster Zeit in einer Großstadt das Leben nahmen, von sehr verlässlicher Seite Auskunft erhalten und all das Vorhergesagte bestätigt gefunden: Ein sechzehnjähriges Mädchen gut situierter Eltern stürzt sich vom dritten Stock, nachstehende Zeilen hinterlassend: „Ich habe keine Freude mehr am Leben.“ Das Mädchen war rasch aufgeschossen und äußerst zarter und schwächlicher Natur. Dasselbe hätte viel frischer Luft, Bewegung und sonstiger Körperpflege bedurft, um kräftig und gesund zu werden. Doch die Sache war anders: Von acht bis zwölf Uhr in einem Institut, von zwei bis drei englisch, von drei bis vier Clavier, von vier bis fünf Jause und frei, von fünf bis sechs französisch. Später ein sehr kurzer Spaziergang, worauf wieder Clavierübungen, englische, französische und andere Aufgaben zu lernen und zu schreiben kamen. Da das Mädchen doch auch Zerstreuung wollte, suchte es sich solche im nächtlichen Romanlesen. – Baden, Schwimmen, Turnen, tüchtige Bewegung im Freien kannte der häusliche Stundenplan nicht. Wer wundert sich da noch, wenn so ein schwächliches Wesen krankhaft nervös und schließlich verrückt wird!

Ein Gymnasiast, fünfzehneinhalb Jahre alt, schwach befähigt, muss studieren, weil's der Vater will, und er sehr reich ist. Außer den vielen Schulstunden beschäftigen sich abwechselnd zwei Instructoren, die ihn mit vieler Mühe weiterschleppen. Als Sohn reicher Eltern erhält er monatlich zu seinen Vergnügungen dreißig Gulden Taschengeld. Das ist nach solchen überreizenden Anstrengungen zu verlockend für so ein junges Bürschlein. Theure Cigarren, viel Bier, halbe Nächte in versteckten Kaffeehäusern und andere Schwärmereien. Zuletzt erfasst den körperlich

Ruhe. In letzterer Zeit bleibt der Auswurf glasig, aber es ist kein Ende, und eine Asthmazeit reicht der anderen die Hand. Also dass man sagen könnte, das Asthma verliert bei mir seinen katarrhösen Charakter und wird selbstständig. Nicht ganz unwichtig ist vielleicht die Wahrnehmung, dass ich, seit Schnupfen und Asthma mir zusetzt, von verschiedenen anderen Leiden verschont blieb, während ich früher viel mit Zahnschmerz, Hals-, Ohrenkrankheiten und besonders mit Augenentzündungen zu thun gehabt habe.

Das Asthma macht keinen Schmerz im gewöhnlichen Sinne, es brennt nicht, es sticht nicht, es schneidet nicht, es tobt nicht. Es ist nur, als ob die Lunge den Brustkorb sprengen möchte, oder als ob die Brust mit Stricken und Bändern heftig zusammengeschnürt würde, so dass die Lunge nicht mehr athmen kann. Es ist bei längerer Dauer, als ob die Lunge durch ihre ununterbrochene gewaltige Anstrengung so erschöpft wäre, dass jeden Augenblick die Function aufhören kann, oder als ob sie von der nicht herausgestoßenen Luft so bis aufs äußerste aufgetrieben wäre, dass sie plötzlich platzen muß. Es ist ein unbeschreiblich qualvoller Zustand, bei dem man erst erst recht versteht die Worte des Psalmisten: „Alles, was Athem hat, lobe Gott!“ M.

Bücher.

Geschichten aus Tirol. Von Karl Wolf. (Innsbruck. A. Edlinger. 1892.)

Das sagte ich und wiederhole es: In diesem Buche sind viele Sachen drin, die ich geschrieben haben möchte. Der Mann weiß Bescheid bei seinen Tirolern, er kennt seine Leute in- und auswendig, hat Augen und Ohren offen für's Leben, wie es dem Schriftsteller geziemt, und hat ein außerordentliches Talent für Kleinmalerei. Es sind nicht lauter Geschichten, es sind viele Charakter- und Sittenbilder darunter, und das ist mir sehr lieb. Wo Wolf Geschichten erzählt, da stapft er manchmal gutmüthig den alten Dorfgeschichtenschreibern nach, die hübsch romantisch und ein bischen sentimental waren. Auch in der Ausdrucksweise hat er sich von literarischen Vorbildern nicht ganz frei gemacht. Wo er aber schildert, Menschen aus dem Volke unmittelbar abzeichnet, da ist er urfrisch und originell, da entwickelt er eine frohe Ungebundenheit, einen Humor, dass man jauchzen möchte! Man soll nur einmal „'s Bett'lstudent'l“ lesen, oder „'s Wallfahrer-Lenerl“, oder „Die Ratschkathl“, „Geschichten von der Landstraße“ u. s. w. Ganz köstlich ist Wolf, wo er den Tirolerdialekt schreibt, besser ist diese kernige, auch für weitere Kreise leicht verständliche Mundart wohl nie behandelt worden.

Wenn dieser Schriftsteller die Fähigkeit, plastisch darzustellen und humoristisch zu schildern, zu conzentrieren versteht, so darf er sich wohlgemuth an größere Stoffe machen, und wenn Tirol an ihm einen Jeremias Gotthelf bekäme, das wäre ja gar nicht übel. Einstweilen sind wir auch mit diesen sonnengoldigen Kleinbildern vollauf zufrieden und dafür dankbar. R.

Neue Märchen. Von Königsbrun-Schaup. (Dresden. E. Pierson. 1892.)

Ja, ja, diese Märchen wären schon recht, aber wo sind die Kinder dazu? Die Kinder, die nicht bloß hören und schauen, sondern auch denken und deuten können. Bei manchem dieser wunderlichen Geschichtchen heißt es wacker nachsinnen darüber, wieso und weshalb! Und jedem Leser steht es frei, mit hineinzudichten, was er will. Darum wirken sie anregend, und das Liebste daran ist uns der souveräne Humor. Ein Pröbchen dieser poetischen Räthsel theilen wir mit. M.

Jugendheimat. Jahrbuch für die Jugend zur Unterhaltung und Belehrung. Herausgegeben unter Mitwirkung vieler Jugendfreunde von Hermine Proschko. VII. Jahrg. (Verlag „Leykam“ in Graz.)

Der gute Ruf der Herausgeberin als Jugendschriftstellerin ist viel zu sehr verbreitet, als dass wir noch viel lobende Worte zu verlieren brauchten. Wir haben sämmtliche sieben Jahrgänge verfolgt und mit Freude die zahlreichen Verbesserungen gesehen, die in Text und Ausstattung zu Tage treten. Einzelne Erzählungen sind mit geradezu meisterhaftem Griffel gezeichnet und die außerordentlich reiche Abwechslung zeigt das richtige Verständnis für das jugendliche Gemüth. Erzählungen, Gedichte, Räthsel, Sprüche, Scherzfragen, Spiele, Stammbuchblätter, Lustspiele füllen in anmuthiger Reihenfolge vierhundert Seiten, einen staatlichen, mit vielen schönen, darunter fünf colorierten Original-Illustrationen gezierten Band. Wir können das Buch allen Eltern und Erziehern nicht warm genug empfehlen.

ist, ein interessantes und fesselndes Werk zu schaffen, das auch dort anzieht, wo man zu widersprechen geneigt ist. Der Frau wird größere Sinnescapacität und Reizempfänglichkeit, rascherer Vorstellungsverlauf, schnelleres Sprechtempo, größeres Orientierungsvermögen, Drang nach Abwechslung, Empfindlichkeit, lebhaftes ästhetisches Gefühl u. a. m. zuerkannt; andererseits aber wird der Mangel an Ausdauer im Erkennen, an tiefer, andauernder Aufmerksamkeit, an wahrhaft großen Kunstleistungen hervorgehoben und insbesondere betont, dass die Frau sich schwerer der Einsicht unterwerfe als der Mann, dass bei ihr mehr der „psychische Mechanismus“ wirke.

Wir glauben genug von dem Inhalte des besprochenen Buches mitgetheilt zu haben, um dasselbe als sehr lesenswert, besonders für Frauen erscheinen zu lassen. V.

Mehr denn je drängt jetzt alles dem Genusse zu, jagt die Welt dem leicht zu erringenden Glücke nach. Schnell und mühelos reich zu werden, heißt die Losung, die unausgesprochen die Menge beherrscht. In großen Zügen hat **Max Kretzer** diese Thatsache zum Ausgangspunkt seines neuesten Werkes **Irrlichter und Gespenster** genommen. An dem Beispiel einer Familie schildert uns der Verfasser die Folgen eines plötzlichen großen Lotteriegewinnes, der Umwälzung in bescheidenen Kreisen, die dadurch herbeigeführt wird, des anfänglichen Glückes und der späteren Enttäuschung! Mit vernichtender Schärfe geißelt er das Börsespiel und alle seine strafbaren, verwerflichen Auswüchse, welche es im Gefolge hat. Aber so tief auch der Verfasser hinabsteigt, um die Leidenschaften der Menschen zu ergründen: niemals vergisst er Licht und Schatten gleichmäßig zu vertheilen, stets ist es der sonnenhelle Humor, welcher über dem Ganzen schwebt und den Leser mit vielem versöhnt. (Weimar. Schriftenvertriebsanstalt.) V.

Mit dem Schriftsteller **Emil Mario Vacano** ist einer der originellsten Menschen nicht nur, sondern auch einer der begabtesten Erzähler gestorben. Wie er bis in seine letzten Tage fesselnd und voller Eigenart zu schildern gewusst hat, das beweisen zwei eben von ihm erschienene Novellensammlungen „Das Herz der Gräfin“ und „Die Seufzerbrücke“. (Dresden und Wien. Verlag des Universum, Alfred Hauschild) die an die besten Zeiten des Erzählers erinnern und der Beachtung auch heute noch in vollem Maße wert sind. V.

Außerordentlich beliebt in der Kinderwelt ist die „**Kindergartenlaube**“, welche bereits vier Jahrgänge hinter sich hat. Sie bietet eine Fülle von Stoff zur Unterhaltung und Belehrung der Jugend von sieben bis fünfzehn Jahre. Was ihr aber zur besonderen Zierde und Empfehlung gereicht, das sind die ganz vorzüglich ausgeführten Farbendruckbilder. (Verlag Nürnberg.)

Humoristische Hausapotheke von Auguste Hoyer. (Breslau. E. Neisser & Co.)

Die neueste „Literatur“ bringt wie um die Wette viel Unbedeutendes und Läppisches. Dies Heftchen kann die Wette gewinnen. M.

Dem „Heimgarten“ ferner zugegangen:

Schloss Kostenitz von Ferdinand von Saar. (Heidelberg. Georg Weiß. 1893.)

Wilde Kirschen. Erzählungen aus dem Schwarzwald von Heinrich Hansjakob. Dritte verbesserte und erweiterte Auflage. (Heidelberg. Georg Weiß. 1893.)

Frau Gräfin. Roman von Victor Blüthgen. (Dresden. Alfred Hauschild. 1892.)

Allerlei Menschliches. Von P. K. Rosegger. (Wien. A. Hartleben. 1893.)

Die Schriften des Waldschulmeisters. Von P. K. Rosegger. Dreizehnte neu durchgesehene und verbesserte Auflage. (Wien. A. Hartleben. 1893.)

Neue Waldgeschichten. Von P. K. Rosegger. Sechste Anflage. (Wien. A. Hartleben. 1893.)

Ernst und Heiter und so weiter. Für die reifere Jugend gewählt aus den Schriften von P. K. Rosegger. (Wien. A. Hartleben. 1892.)

Aus dem Walde. Für die Jugend von P. K. Rosegger. Dritte Auflage. (Wien. A. Hartleben. 1893.)

Lotte. Eine Erzählung für junge Mädchen von Marie Stilling. Illustriert von A. Klamerth. (Leipzig. Georg Wigand.)

Lyndall. Roman ans dem südafrikanischen Farmerleben von Ralph Iron. Deutsch von Marie Schramm-Macdonald. (München. Verlag von Franz Bassermann.)

Spreewaldgeschichten. Heiteres u. Ernstes aus dem Spreewaldleben von Max Bittrich. (Victor Ottmann. Leipzig.)

Kurländische Geschichten von Th. H. Pantenius. (Leipig. A. G. Liebeskind. 1892.)

Sommerfrische. Kinderlieder von Eduard Reinhard. (Weimar. Jüngst & Co. 1892.)

Klein-Bürger von Groß-Wien. Ernstes und Heiteres aus dem Wiener Volksleben von Vincenz Chiavacci. (Stuttgart. Ad. Bonz & Comp. 1893.)

und geistig überreizten Jüngling die Liebe, die selbstverständlich auf Hindernisse stößt, und siehe da: Ein hinterlassener Brief zeigt den Eltern an, dass Karl in die D.... gieng, weil er ohne seine geliebte Amalie nicht leben könne. Studieren bei sehr schwacher Befähigung — Überreizung des Gehirns — körperliche Überreizung durch frühzeitiges flottes Leben — Störung des ganzen Organismus. Das Resultat wird uns erklärlich. Nun, so und ähnlich verhält es sich bei der Mehrzahl der jugendlichen Selbstmörder, was mir mehr als ein Dutzend bekannte andere Fälle bewiesen. Einen weiteren Grund zur Überreizung unserer Jugend müssen wir auch noch darin suchen, dass man heute nicht, wie früher, nur solche Kinder studieren lässt, die besondere Neigung dazu zeigen und Talent besitzen; oft wird auch nicht beachtet, dass den Kindern die körperlichen Kräfte fehlen. Denn Thatsache ist es, dass dauernde geistige Thätigkeit das Nervensystem mehr zerrüttet, als anhaltende körperliche Anstrengung.

Endlich darf nicht unerwähnt bleiben, dass in manchen Familien der Ehrgeiz in geradezu überspannter Weise gefördert und gesteigert wird. Treffen dann auch nur einzelne der genannten Übelstände mit überspanntem Ehrgeiz, Furcht 2c. zusammen, so sehen wir nun Katastrophen hereinbrechen, die so häufig unser Gemüth erschüttern."

Andritz und Umgebung. Von Hans von der Sann. (Graz. Selbstverlag des Verfassers. Universitäts-Buchdruckerei „Styria". 1892.)

Bei solchen Büchern, wie groß die Mühe und wie gering der Lohn! Bloß localer Wert! heißt es, und doch baut sich die Landeskunde aus lauter solchem Stoffe auf, und die gelehrten Herren, die am Schreibtische die großen Werke schreiben aus dem Material der fleißigen Sammler, heimsen den Dank ein. Diese Beschreibung von Andritz und Umgebung ist nach unserer Meinung eine sehr beachtenswerte Arbeit, an welcher am wenigsten der Grazer stolz vorübergehen soll, es ist ein wesentlicher Beitrag zur Kenntnis der Umgebung von Graz, in landschaftlicher, in volksthümlicher, in geschichtlicher Beziehung. Manch neuen Bericht bringt uns hier Hans von der Sann, ein Mann, dem die steierische Landeskunde schon vieles verdankt. Das Buch ist dem Herrn Bezirkshauptmann Dr. Karl Ruß gewidmet. R.

Die heilige Schrift des Alten und Neuen Testamentes. Nach der Übersetzung von Dr. Jos. Franz v. Allioli. Mit bischöflicher Approbation. Neue illustrierte Volksausgabe. Mit fünfundvierzig farbig gedruckten Vollbildern nach Meisterwerken der christlichen Kunst, über tausend erklärenden Bildern von Stätten und Plätzen der Heiligen Schrift, von Alterthümern, Pflanzen und Thieren u. s. w. im Text, mit Karten und einer Familienchronik. Zweiundvierzig Hefte sind erschienen, womit das Werk vollständig ist. — Verlag von Friedrich Pfeilstücker, Berlin. Durch jede Buchhandlung beziehbar.

Es war ein trefflicher Gedanke, die heilige Schrift in Form und Gestalt eines Familienbuches zu bearbeiten und auch den kleinen Familien durch die Preisstellung des Werkes Gelegenheit und Möglichkeit zu geben, sich in den Besitz desselben zu setzen. Die ganze Anlage des Werkes entspricht auch den kirchlichen Bestimmungen, so dass dasselbe unbedenklich den katholischen Familien in die Hand gegeben werden kann. Ganz so, wie es die kirchliche Vorschrift ist, enthält das erste Heft auch eine Einleitung, wie die heilige Schrift gelesen werden soll. Sie ist recht volksmäßig gehalten, aber doch auch wieder so, dass ebensowohl der Gebildete sie mit Nutzen lesen kann. Was dem Werke sodann als Familienbuch dauernden Wert verleiht, das ist die herrliche Ausstattung, die der Verlagshandlung alle Ehre macht. Wohl selten dürfte man einem Familienbuche begegnen, das in einem solch herrlichen Gewande an die Thüre des gewöhnlichen Mannes anklopft. Das verdient um so mehr hervorgehoben zu werden, als der Preis der einzelnen Lieferungen ein ungewöhnlich billiger ist. So kann das Buch seinen Weg in weniger bemittelte Familien finden. Ein ganz besonderer Vorzug des Werkes ist endlich der überreiche, prachtvolle Bilderschmuck, der dasselbe ziert. So war es ganz richtig ausgedacht! Ein Volksbuch muss Bildwerk haben, denn das Volk will und muss schauen, um in seinen frommen Vorstellungen leben zu können. Der Bilderschmuck des Werkes ist nun zudem so eingerichtet, dass es durch denselben sogar noch über den Kreis der Familienbücher hinausgehoben wird und für die Zwecke des Unterrichtes dienstbar gemacht werden kann, auch im Religionsunterrichte der Volksschule, soferne er sich mit der Bibel befassen darf. V.

Die Seele des Weibes. Von Professor Dr. Wendt. (Korneuburg. J. Kühlkopf. 1892.)

Verfasser, Pädagog und Psycholog von Beruf, hat in obigem Buche seine aus mehr als dreißigjährigen, an Tausenden von Mädchen und Frauen jeden Alters und verschiedenster Nationalität angestellten Beobachtungen zu einer systematischen Frauenpsychologie zusammenzufassen gesucht. Es ist anzuerkennen, dass es dem scharf beobachten den Verfasser gelungen

Heimgarten

4. Heft. Jänner 1893. XVII. Jahrg.

Carlotta.

Novelle von Ferdinand Schifkorn.

I.

Man kann sich kaum ein schwermüthigeres und doch poetisch wie malerisch anziehenderes Bild irdischer Vergänglichkeit denken wie es so manche einst blühende Ortschaft der quarnerischen Inselgruppe in ihrem durch verschiedene Ursachen herbeigeführten Verfalle bietet.

Wie unter dem Bannfluche eines märchenhaften Zauberers scheint der Schauplatz fröhlichen Menschentreibens verödet, Gewerbefleiß, Handel und Wandel erstarrt, die Wohnstätten in Ruinen, Freude und Lustbarkeit in Trauer verwandelt.

Ein solches Bild bot die Ortschaft Santa Croce dem jungen Wanderer, welcher an einem warmen Junimorgen die längs der steinigen Küste der Insel Cherso führende Straße verfolgte.

Terrassenförmig aufsteigend lag ein regelloses Gewirre von Häuschen, landesüblich aus Bruchsteinen lose gefügt, Gäßchen und Gärten durch hohe Steinmauern geschieden, vor seinem Blicke. Aber mehr als die Hälfte dieser Häuschen war längst dach- und fachlos, die Wände dem Einsturze nahe, während die übrigen meist scheibenlose, finstere Fensterhöhlungen wiesen, die Gäßchen mit Gras überwuchert, die Einfassungsmauern zerfallen, die Mehrzahl der Gärten in wüste Dickichte von verwilderten Zwergbäumen, Disteln und Dornen verwandelt waren.

Seufzend wandte sich der Wanderer von dem traurigen Anblicke ab, der mit dem blauen Himmel, der strahlenden Sonne, mit dem harmonisch heiteren, die Beendigung des Sonn-

Lieben und Streben. Gedichte von Hermann Ch. Kosel. (Wüstegiersdorf, Pr.-Sch. Heinrich Marx.)

Im Fliederbusch. Dichtungen von Franz Ludwig. (Berlin. Verlag der „Splitter“, Neue Königsstraße 31.)

Zu Thal. Gedichte (dritte Sammlung) von S. Fritz. (Leipzig. Verlag von Karl Reißner.)

Die Zukunft der Deutsch-Österreicher. Von Dr. Michael Hainisch (Wien. Franz Deuticke.)

Beiträge zur Geschichte des Unterthanenwesens in Steiermark. Von Dr. Anton Mell. (Graz. Druckerei „Leykam“ 1892.)

In der Dämmerstunde. Plaudereien von M. Rüdiger. Illustriert von E. H. Walter. (Dresden. Alexander Köhler.)

Von der Flut überholt. Sprachgemälde von Julius Gall. (München. Verlag „Gegen den Strom“.)

Chiemgauer Volk. Von Hartwig Peetz. Zweites und Schlussbändchen. (Leipzig. A. G. Liebeskind.)

Sittlichkeit und Gesundheit in der Musik. Von Dr. Heinrich Pudor. (Dresden. Dresdener Wochenblätter.)

Aus der Zeit meiner Lehrjahre. Eine pädagogische Rückschau mit entsprechender Nutzanwendung. Von Alexander Heinbach. (Separatabdruck der „Österr. Schulzeitung“. 1892).

Unsere Volkstrachten. Von Pfarrer Hansjakob. (Freiburg im Breisgau. Herder'sche Verlagshandlung.)

Brot! Ein Büchlein für alle, die Brot essen von Dr. Karl Schmidt. (Leipzig. Wilhelm Friedrich. 1893.)

Der Bauer und sein Getreide. Von V. Till. (Graz. Robert Withalm & Co. 1892.)

Die Fortschritte der öffentlichen Gesundheitspflege. Organ für die praktischen Interessen der Ingenieure, Architekten, Verwaltungsbeamten und Fabrikbesitzer. Unter Mitwirkung von Ärzten und Technikern, herausgegeben von Dr. med. Wilhelm Hanauen. (Frankfurt a. M.)

Katechismus der Wäschebehandlung. Praktischer Rathgeber für Frauen und Töchter, zur rationellen Behandlung aller Wäschegegenstände in Leinwand, Baumwolle, Wolle und Seide, nebst Fleckenreinigung. Von H. Schlichting. (A. Hartleben. Wien.)

Cholera, Brechdurchfall und ihre verwandten Krankheiten. Schutzmaßregeln und hygienische rationelle Behandlung. Von Dr. G. F. Wachsmuth. (Leipzig. H. Hartung & Sohn.)

Kalender in durchgehends hübscher und wirklich überraschend schöner Ausstattung liegen uns in allen möglichen Formen aus der Verlagsbuchhandlung „Leykam“ in Graz vor. Da ist vor allem ein „Block-Kalender“ zu erwähnen, der mit seinem farbigen Hintergrundbilde jeder Zimmerwand zur Zierde gereichen wird. Der „Wochen-Notiz-Block-Kalender“, gleichfalls äußerst geschmackvoll ausgestattet, mit seinen Vormerkblättern, der Notizraum für jeden Tag des Jahres auf bestem Schreibpapier und außer dem vollständigen Kalendarium für Katholiken und Protestanten, die Ziehungen aller österreichisch-ungarischen Lotterieeffecten, die Coupons-, Stempel-, Post- und Telegraphen-Tarife enthaltend (sowohl zum Aufhängen als Aufstellen gerichtet) ist für jeden Schreibtisch ebenso praktisch als zierlich. Der „Grazer Taschenkalender“ ist ein nettes kleines Büchelchen im Futteral einfach ausgestattet, aber sehr bequem. „Leykams eleganter Taschenkalender“ ist ein wirklich vornehm ausgestattetes Notizbuch in Goldschnitt mit reichlichem Inhalte. Der „Brieftaschen-Kalender“, der auf einem einfachen Blatt Papier das vollständige Kalendarium, die Stempelscalen und das Verzeichnis der Ziehungen bietet, der große und der kleine Wandkalender, sowie der zum Aufstellen hergerichtete „Leykams Blattkalender“, der besonders hübsch aussieht und der wie ein Täschchen schließende „Grazer Taschenkalender“ verdienen weiteste Verbreitung. Wunderschön sind auch die „Portemonnaie-Kalender“, welche mit gut ausgeführten Photographien versehen und mit Goldschnitt ausgestattet sind. Dieses elegante Kalenderchen liegt uns nett broschiert und in schwarzem Ledereinband mit Goldschriftaufdruck und in Bronzeeinband vor. Kurzum, die Kalender der Firma „Leykam“, Graz, können wärmstens empfohlen werden.

V.

Postkarten des „Heimgarten“.

* Ich bin schwer leidend. Daher bitte ich meine Correspondenten, mit mir Geduld und Nachsicht zu haben. Ich kann die Zuschriften, so lieb sie auch sind, so von Herzen sie mich freuen, vorläufig nicht alle beantworten. Ich kann keine Manuscripte annehmen, um sie zu prüfen; ich kann keine Albums, keine Fächer annehmen, um etwas hinein- oder hinaufzuschreiben; selbst anonyme Briefe kann ich nicht berücksichtigen, die sonst als Heiterkeitserreger stets so willkommen gewesen sind. Ist erst die Gesundheit zurückgekehrt, dann will ich auf derlei Späßchen recht gerne wieder eingehen. Rosegger.

Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger. — Druckerei „Leykam“ in Graz.

„Sicher nicht, aber Diana ist nicht nur stark, sondern auch eine feine Menschenkennerin, sie duldet Liebkosungen nur von auserwählten Händen", versetzte der Fremde wieder mit dem rasch schwindenden, sonnigen Lächeln.

Auch die rosigen Wangen des jungen Mädchens zeigten zwei wunderschöne Grübchen um den lachelnden Mund, während es in ihren schwarzblauen Augeen verständnisvoll aufleuchtete.

„Der Besitzer des Castells, der Herr Graf wird sehr bedauern, seinen Gast nicht persönlich empfangen zu können", sagte die Kleine schalkhaft. „Er ist nämlich noch gar nicht angekommen, es müsste denn sein, dass ich die Ehre hätte, unseren neuen Herrn selbst zu bewirten", fügte sie mit allerliebstem Knixe hinzu.

Der Fremde lüftete einfach den Hut.

„Und wem verdanke ich so freundliche Bewirtung?" fragte er dann.

„Ich heiße Carlotta, Herr Graf, Carlotta Menotti, und helfe meiner Mutter den Haushalt besorgen", lautete des Mädchens Bescheid.

Das Erscheinen einer dritten Person unterbrach das Gespräch.

Es war eine stattliche Frau, welche im landesüblichen Sonntagsputze mit dem Gebetbuch in der Hand von der Straße hergekommen war, und jetzt mit einem halbscheuen, halb verwunderten Blicke auf dem Gast dem Hause zuschritt.

Obschon den Jahren nach nicht alt, hatten die gelbbraunen Züge des Weibes jenes verwitterte Aussehen, das bei den italienischen Frauen aus dem Volke der kurzen Jugendblüte zu folgen pflegt, das aber in diesem Gesichte mit den stechenden, schwarzen Feueraugen, den zusammengekniffenen Lippen und dem harten Ausdrucke noch widerwärtiger erschien.

„Der gnädige Herr Graf — Padrona Ghita, meine Mutter", sagte Carlotta, den fragenden Blick der letzteren beantwortend.

Der Graf erwiderte den tiefen Knix der Frau mit einem kurzen Nicken, Diana mit einem zähnefletschenden Knurren, das die Vorstellung rasch beendete.

„Das kann doch nicht Ihre rechte Mutter sein, Carlotta", sagte der Graf, ohne den empfangenen übeln Eindruck zu verbergen.

„In der That nicht, Herr Graf", antwortete das Mädchen mit betroffenem Aufblicke. „Padrona Ghita ist eine entfernte Verwandte meiner Mutter, nach deren frühem Tode sie bei meinem Vater, welcher hier als Schullehrer wirkte, die Pflichten der Hausfrau übernahm."

„So so, also die Tochter eines Schullehrers, nun begreife ich", versetzte der Graf, indem er sich erhob.

„Schönen Dank, Signorina", sagte er, dem erröthenden Mädchen die Hand reichend. „Ich betrachte es als ein gutes Omen, bei meiner Ankunft Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben, und sollten Sie je eines Schutzes bedürfen, so bitte ich Sie, sich eines Mannes zu erinnern, der zwar die Menschen im allgemeinen nicht sehr liebt, die Ausnahmen aber um so höher zu schätzen weiß."

Mit diesen seltsamen Worten entfernte sich der Graf raschen Schrittes, während Diana noch ein Stück Käse von Carlottas Hand als Wegzehrung dankbar in Empfang nahm.

Von der außergewöhnlichen Begegnung erregt, folgte Carlotta dem Wanderer mit sinnendem Blicke, als dicht neben ihr eine Stimme sagte: „Eh, eh, Carla, der Fremde scheint dir ja besonders gut zu gefallen?"

„So ist es, Cecco, hast du dagegen etwas einzuwenden?"

„Nein, vorausgesetzt, dass er nicht wieder kommt."

„Das kann ich nicht versprechen, Cecco, denn dass du es nur weißt, der Fremde ist der neue Besitzer des Castells, Herr Graf della Torrente."

Cecco, ein bildhübscher Bursche mit

tagsgottesdienstes kündenden Glockenspiele in so ergreifendem Gegensatze stand, um sich seiner vierfüßigen Begleiterin, einer mächtigen grauen Dogge, zuzuwenden, welche scheinbar dieselben Betrachtungen wie ihr Herr angestellt hatte.

„Hm, Diana, es scheint dir auch nicht recht zu gefallen hier", sagte er, wie als Antwort auf die Frage in den klugen Augen des Thieres. „Na, sei unbesorgt, ist dein Herr auch zum armen Manne geworden, dir soll es deshalb nicht schlimmer ergehen."

Damit schritt der Fremde weiter, wobei seine Züge, welche sich der Dogge gegenüber erhellt hatten, wieder den früheren finster trüben Ausdruck annahmen, der mit der herben Falte um die von blondem Vollbart umkräuselten Lippen ein fast feindseliges Gepräge bildete.

Das Äußere des Mannes, welcher sich selbst als verarmt bekannte, zeigte gleichwohl nichts, was sonst Mangel, Sorge und Kummer anzudeuten pflegt. Ja die jugendlich elastische, mittelgroße, schlanke Gestalt, mit den schönen blühenden Zügen eines Dreißigers, die elegante graue Reisekleidung, der feine Strohhut auf dem blondgelockten Scheitel, die blendend weiße Wäsche, die behandschuhten kleinen Hände schienen im Gegentheile einen jener lebensfrohen Weltbummler zu verrathen, welche, von des Daseins Ernst unberührt, nur ihrer Laune und dem Hange nach Lebensgenuss jeder Art zu fröhnen gewohnt sind.

Nach wenigen Minuten hielt der Wanderer abermals an, von dem ersten freundlichen Bilde auf seinem Wege gefesselt.

Kaum zwanzig Schritte von diesem entfernt, zeigte sich ein Anwesen, bestehend aus einem Hause mit von Epheu übergrüntem Gemäuer, und einem Gärtchen, dessen zierliche Anordnung und sorgfältige Instandhaltung fleißige Pflege und guten Geschmack in gleicher Weise verriethen. Das Anziehendste des Ganzen aber war ein junges Mädchen, das an der Gartenthüre stand, und nach der entgegengesetzten Richtung der Straße spähte, so dass es den Fremden erst bemerkte, als dieser schon dicht vor der Pforte stand.

„Bin ich auf dem rechten Wege zum Castell Sta. Croce, Signorina?" fragte er das betretene Mädchen mit höflichem Gruße.

„Gewiss, Signor", erwiderte das Mädchen, beim Anblicke des jungen, hübschen Mannes lächelnd. „Doch zieht er sich noch eine gute halbe Stunde hin, und der Tag wird heiß. Ist Signor eine Erfrischung gefällig? Wir haben zwar nicht mehr zu bieten wie Landwein nebst Brot und Käse, doch vielleicht nimmt Signor damit vorlieb, um ein wenig auszuruhen."

Das Mädchen sprach dies mit silberheller Stimme, einfach, und doch mit Worten, wie sie im Volke nicht allgemein üblich waren.

Der Fremde zögerte. Diana aber nahm die Einladung für sich und ihren Herrn bereitwillig an, indem sie ihren Durst an dem kleinen Wasserbecken eines lebenden Brunnens löschte, worauf auch letzterer an dem im Gärtchen aufgestellten Tische platznahm.

Leichtfüßig eilte Carlotta ins Haus, um binnen wenigen Minuten mit dem einfachen Imbiss wiederzukehren, wobei des Fremden Blick mit sichtlichem Interesse den anmuthigen Bewegungen des reizenden Mädchens folgte. Doch lag auch jetzt in dem Ausdrucke seiner Miene weniger das Wohlgefallen an der jugendlich frischen Erscheinung wie der düstere Schatten einer traurigen Erinnerung.

„Was für ein prächtiges Thier!" sagte das Mädchen bewundernd, indem es das Sammtfell des Kopfes streichelte, welchen Diana auf die Tischplatte gelegt hatte, um mit dem duftenden Ziegenkäse zu liebäugeln. „Unter solcher Begleitung hat man wohl keinen Angriff zu fürchten?"

lichkeit kaum zu wünschen übrig ließ. Außerdem verriethen die grün schillernden Äuglein ebensoviel Verschlagenheit, wie die wulstigen Lippen mit dem Doppelkinn darunter rohe Sinnlichkeit, daher auch die feine „Herrentracht“ die unangenehme Erscheinung des Menschen nicht annehmlicher machte.

„Schönsten guten Morgen, Signorina Carlotta“, rief Ambrosio Viscontini, schon von weitem den Hut schwenkend. „Immer frisch und duftig wie ein eben gereifter Pfirsich“, fügte er hinzu, beide Hände Carlottas mit seinen plumpen, von kostbaren Ringen strotzenden Fäusten umschließend. „He, he, meinen schönsten Ring gäbe ich darum, einmal in diese Pfirsichwangen beißen zu können — he he, keine Furcht, Signorina, meinte es nur allegorisch, wäre mit einem Küsschen ganz zufrieden. — Ah guten Morgen, Padrona, gut geschlafen hoffentlich?“ wandte sich Ambrosio an die aus dem Hause tretende Frau Ghita.

„Danke, Padrone Ambrosio, wie ein Murmelthierchen. Ein Glas Wein für unseren lieben Gast, Carlotta!“

Froh des Befehles eilte Carlotta in das Haus, worauf Ambrosio alsbald im vertraulichen Flüstertone fortfuhr: „Hoffentlich ist das, was ich heute Nacht hieher schaffen ließ, wohl geborgen, Ghita.“

„Alles in Ordnung, Ambrosio“, erwiderte diese ebenso. „Es kostete allerdings einige Zeit und Mühe, so viele Kisten auf einmal unterzubringen, und ganz ohne Gepolter gieng es dabei nicht ab. Zum Glücke hat Carla einen so gesunden Schlaf, dass sie die Posaunen des Weltgerichtes überhören würde.“

„Schön, aber bei Tag ist sie um so munterer, und läßt sich von Cecco den Hof machen. Der Bursche ist verliebt und eifersüchtig, ein Eifersüchtiger aber hat bekanntlich hundert Augen. Es muss ein Ende nehmen, Ghita.“

„Das soll es auch, Ambrosio. Mein Plänchen ist fertig. Wie du weißt, hat meine Schwägerin in schwerer Krankheit ihre einzige Tochter Carla für den Fall der Genesung dem lieben Gott geweiht.“

„Ja, dieser Fall trat jedoch leider nicht ein, da sie erst nach Jahresfrist starb.“

„Aber an einer anderen Krankheit, Ambrosio, und deshalb ist das Gelübde giltig.“

„Hm, hm, Ghita, die Leute munkelten damals allerlei von dieser anderen Krankheit“, bemerkte Ambrosio mit einem scharfen Blick der listigen Äuglein, welchen Ghita mit einer hässlichen Grimasse beantwortete.

„Welchem Gemunkel du hoffentlich keinen Glauben schenktest“, sagte sie mit einem scheuen Blick nach dem Hause.

„Dem ich keinen Glauben schenke, solange es mir beliebt, und darum soll Carla nur dann ins Kloster, wenn sie sich weigert, mein Weib zu werden, verstanden?“

Die großen funkelnden Augen des Weibes und die grünlich schillernden des Mannes kreuzten sich einen Moment mit ihren Blicken, wie die Schwerter zweier ebenbürtiger Fechter, ehe Ghita erwiderte: „Gut, obschon es eine Thorheit ist, magst du deinen Willen haben, vorausgesetzt, dass mein Oheim, der Prior zu Cherso, mit dem ich darüber gesprochen, damit einverstanden ist.“

„Das wird sich finden, Ghita.“

„Wohl, es handelt sich also nur noch darum, das hoffärtige Ding unter irgend einem Vorwande hinüber zu bringen, das übrige —“

„Still!“ gebot Ambrosio, da Carlotta mit Wein und Imbiss aus dem Hause trat.

Aber das Auseinanderfahren der beiden Verschworenen war doch schon bemerkt worden, und bestärkte im Hinblick auf Ceccos Warnung in des Mädchens bisher argloser Seele den Verdacht, dass ihr in der That Gefahr drohe, welche um so beunruhigender

schwarzen Ringellocken unter der rothen Mütze, und blitzenden Augen im sonnengebräunten Gesichte, that einen leisen Pfiff, um seine Überraschung auszudrücken, und wandte sich dann der Straße zu, auf welcher eben ein eleganter, mit vier Postpferden bespannter Reisewagen ohne Insassen heranrollte.

„Ostia, dann ist dies wohl die Fahrgelegenheit des Herrn Grafen. Sollte mich doch wundern, wenn es der feine Herr auf dem alten Rabenneste lange aushielte“, bemerkte Cecco, um dann mit einem musternden Blick auf Carlotta hinzuzufügen: „Diavolo! Wie fein du heute aussiehst, Carla, wie aus dem Ei geschält! Man könnte fast glauben, dass du den Herrn Grafen erwartetest.“

Die Bewunderung des Burschen war gewiss ebenso aufrichtig, wie die Eifersucht, welche aus seinen Worten sprach, und erstere wenigstens nicht unbegründet. War auch Carlottas Kleidung von der üblichen Tracht der Landmädchen wenig abweichend, so sah das reizende Mädchen infolge des feinen Geschmackes in der Zusammenstellung der Farben wie der Art des Tragens so vornehm aus, dass Cecco in seiner weiten Fischerhose von blauem grobem Wollstoffe in den plumpen Holzschuhen an den Füßen daneben recht ärmlich erschien.

Carlotta lachte belustigt auf.

„Wie thöricht du sprichst, Cecco. Bin ich nicht jeden Sonntag so gekleidet — und immer nur für dich und Padre Agostino?“

„O spotte nicht, Carla, der Gedanke schon, dass ein anderer dich gewinnen könnte, macht mich rasend.“

„Wer denn, Cecco? Doch nicht Signor Ambrosio Viscontini?“ fragte Carlotta noch immer lachend.

„Gerade er“, versetzte Cecco, und flüsternd fügte er hinzu: „Hörtest du heute Nacht keinen Rumor im Hause?“

„Rumor? Nicht, dass ich wüsste. Ah doch, jetzt erinnere ich mich, dass Mutter Ghita um Mitternacht Licht machte und ihre Schlafkammer verließ. Sie muss etwas gehört und nachgesehen haben, was es sei. Aber was meinst du damit, Cecco, und was soll Ambrosio Viscontini damit zu thun haben?“

„Noch kann ich dir nichts Bestimmtes sagen, aber — ah dort kommt er selbst des Weges! Seine Nase leuchtet so roth wie die Nelke in seinem Knopfloche — Addio, Carla, und sei vorsichtig!“

„Was er nur hat? Ich glaube, er sieht Gespenster bei hellichtem Tage“, murmelte Carlotta kopfschüttelnd, als der Bursche hinter der dichten Dornenhecke des Gärtchens verschwunden war.

Gleichwohl war die Warnung des hübschen Jungen nicht ohne Eindruck geblieben. Cecco war als Nachbarskind ihr Spielgenosse gewesen, mit dem sie am Strande Häuschen gebaut und Muscheln gesammelt, der sie aber auch gegen die Neckereien der ungezogenen Fischerjungen vertheidigt und bei plötzlich hereinbrechenden Stürmen, wie sie im Quarnero so häufig sind, sorgsam wie eine Mutter in seinen Armen heimgetragen hatte.

Cecco war blutarmer Leute Sohn, und betrieb jetzt im Dienste des reichen Viscontini das wenig einträgliche Fischerhandwerk, das Verhältnis zwischen ihm und Carlotta aber war dasselbe geblieben; und so viele Bewerber sich ihr auch schon genähert hatten, so wusste sie doch genau, dass Cecco ihr bester, treuester Freund geblieben, daher sie dem Besuche des Mannes mit der rothen Nase im Gesichte und der Nelke im Knopfloch zum erstenmal mit misstrauischem Unbehagen entgegensah.

Viscontini war das gerade Gegentheil Ceccos. Wie dieser hübsch von Gesicht, schlank und geschmeidig, trug die vierschrötige Gestalt des reichen Fischhändlers und Possidente (Landbesitzer) einen Kopf auf den breiten Schultern, der an abschreckender Häss-

derlei prosaische Dinge einen Idealisten, der seinen Hunger an der Tafel Apollos, seinen Durst mit dem Wassergehalt seiner Gedichte stillt, und überdies an Signora Barbara einen Schatz von einer Hauswirtin besitzt, welche jeden Soldo dreimal besieht, ehe sie Abschied von ihm nimmt —“

„Ha, du gottloser Schelm von einem Quacksalber!“ brummte der Apotheker, welcher durch das Aufblasen der Papierdüten für die Pulver an längerer Rede gehindert war.

„Wir anderen aber, die sozusagen von der Hand in den Mund leben, und den Lilien am Felde gleichen, welche — hm — ohne des Himmels Thau —“

„O, o, o!“ rief jetzt der Apotheker, die fertigen Papierhülsen zur Seite werfend. „Dein Gleichnis ist schlecht gewählt, Filippo Forestiere! Ich wenigstens sah noch keine Lilie, welcher vom Himmelsthau ein so stattliches Bäuchlein gewachsen wäre; nein, Doctor, da läge doch ein gewisses Pelzthier weit näher, das den ganzen Winter von dem eigenen Fette zehrt, und —“

„Ha ha ha, seht doch den neidischen, giftgeschwängerten Pillendreher, der —“

„Friede, Ihr Herren!“ unterbrach jetzt der Pfarrer den Wortwechsel, indem er mit mildem Lächeln die Hand beschwörend erhob. Unser guter Doctor hat diesmal leider recht, Freund Giustini. Das Elend ist da, daher ich Euch folgenden Vorschlag mache: Die Gewinnste unserer Tarokpartien sind zwar nicht beträchtlich, indessen die ganze Woche über zusammengelegt, werden sie doch ein hübsches Scherflein für die Armen bilden — meint Ihr nicht?“

„Gewiss, Padre Agostino, namentlich wenn wir doppelt so hoch spielen wie sonst, und damit wollen wir gleich in Ihrem Hause beginnen“, rief der Doctor bereitwillig.

„So soll es sein, nur — der Pfarrer rückte sein Käppchen etwas verlegen auf dem grauen Scheitel hin und her — „mit der Bewirtung wird es heute schlecht aussehen, da —“

„Da Padre Agostino in seinem grenzenlosen Leichtsinn wieder einmal sämmtliche Vorräthe des Hauses verschenkte“, ergänzte der Doctor heiter, „was übrigens die arme Donna Portiuncula in ihrer gerechten Entrüstung jedem erzählt, der es wissen will.“

„Na, na, Doktor. Jeder kehre vor seiner eigenen Thüre. Auch Signora Benevenuta weiß über ihren Herrn Bruder ein Lied von ähnlicher Verschwendung zu singen.“

„Per la morte di Dio!“ fiel jetzt der Apotheker ein, indem er ärgerlich mit der Hand über den kahlen Scheitel fuhr, auf dem die letzten Härchen vom Hinterhaupte mit Gummi festgeklebt waren. „Mir ist fast zu Muthe, wie dem linken Schächer auf Golgatha. Bin ich vielleicht ein herzloser Geizhals? Sage es, Filippo Forestiere, wenn du das denkst, dann scheiden sich unsere Wege für alle Ewigkeit! Doch nein, du sollst solches so wenig denken, wie unser verehrter Freund P. Agostino, denn von heute an will ich jedes Recept, auf dem das Wort „franco“ von deiner Hand geschrieben steht, kostenfrei expedieren, so wahr ich —“

„So wahr du ein herzensguter Mensch bist, trotz aller poetischen Missethaten“, versetzte der Doctor, des Freundes Hand drückend.

„Birbante! Gedenke du nur selbst an die zahllosen Opfer deiner Schlemmerei.“

„Daran denke ich eben jetzt“, meinte Dr. Forestiere lachend, „und darum keine Sorge, geistlicher Herr, bezüglich der Bewirtung. Für einen Risotto wird Donna Portiuncula noch Rath wissen, für die dazugehörigen Wachteln will ich Sorge tragen.“

„Und ich für ein paar Flaschen alten Weines“, setzte der Apotheker eifersüchtig hinzu.

erschien, als sie deren Natur nicht zu ahnen vermochte.

II.

Den Glanzpunkt von Sta. Croce, wenn von einem solchen bei dem allgemeinen Verfalle überhaupt die Rede sein konnte, bildete der kleine Marktplatz, auf welchem eine alte gothische Kirche mit Pfarrhaus, ein Rathhaus mit zierlichen Bogengängen, das Schulgebäude, die Apotheke, und ein lebender, mit einem kopflosen Neptun, geschmückter Brunnen an die vergangene Blütezeit des Ortes gemahnten.

Auf den Bänken unter den Arcaden saßen jeden Sonntag nach dem Gottesdienste Männlein und Weiblein beisammen, um durch Mittheilung aller Tagesereignisse, unter welchen oft der Tod einer Lieblingskatze den Gipfel des Sensationellen bildete, den Mangel eines Localblattes zu ersetzen.

Im Gegensatze zu dieser Volksversammlung, welche Angesichts des blauen oder grauen Himmels nicht selten auch über schuldige und unschuldige Mitmenschen Gericht hielt, tagten zur selben Zeit die wenigen Honoratioren des Ortes in dem stets kühlen Raume der Apotheke, welche wie die Arcaden den Gerichtssaal, das Café vertreten musste.

Zu diesen Bevorzugten gehörten der Apotheker selbst, dann der Pfarrer, der Doctor, der Schulmeister und der Sindaco, von welchen sich jedoch meist nur die drei Erstgenannten einfanden, da der Schulmeister durch die Sorge um seine vielköpfige Familie, der Sindaco aber durch seine Amtsgeschäfte zur gegebenen Stunde aus Haus gebunden waren.

Die drei Herren waren übrigens nicht nur durch den höheren Bildungsgrad, sondern auch durch das gemeinsame Geschick auf einander angewiesen, als Junggesellen unter dem Regimente ihrer selbstgewählten Hauswirtinnen, wie die Leute zu sagen wussten, nicht auf Rosen gebettet zu sein.

Auch an dem Tage, da Graf della Torrente sein neues Heim bezog, hatte der Apotheker, welcher infolge des geringen Absatzes an Medicamenten zugleich den Tabakverschleiß nebst Krämerei betrieb, wie sonst zwei Gläschen mit magenstärkendem Liqueur eigener Erzeugung für seine Gäste gefüllt, und setzte dann seine Beschäftigung, eine Mischung von Chinin und Zucker in zwölf gleiche Theile zu sondern, fort, während ein halb ungläubiges, halb spöttisches Lächeln seinen Mund umspielte.

Das Lächeln galt dem Doctor, welcher seine Rede mit südlicher Lebhaftigkeit durch blitzartige Hand- und Armbewegungen ergänzte, während der Pfarrer als aufmerksamer Zuhörer bedächtig an seinem Gläschen nippte.

Apotheker und Doctor waren dicke Freunde, so ungleich sie auch in ihrem äußeren wie inneren Wesen einander waren. Denn während der Apotheker, ein kleines dürres Männlein, sich außerordentlicher Genügsamkeit im Punkte Essens und Trinkens beflisse, seine Mußestunden aber in den höchsten Regionen dichterischer Begeisterung verbrachte, kannte der wohlbeleibte Doctor kein größeres Vergnügen wie die Jagd, und das Verspeisen der Beute in möglichst leckerer Zubereitung. Indessen wie gesagt, solche Verschiedenheit that der Freundschaft eben so wenig Eintrag, wie die beständigen gegenseitigen Neckereien, welche vielmehr ein weiteres Band der Zusammengehörigkeit bildete, da einer des anderen bedurfte, um, wie der Apotheker poetisch bemerkte, des Witzes holde Blüten frisch zu erhalten.

„Du lächelst, Ungläubiger?“ rief der Doctor hitzig. „Ich aber sage dir, Bartolo Giustini, dass das Elend greifbar vorhanden ist, dass Fälle von Pellagra,*) ja von Hungertyphus vorkommen. Freilich, was kümmern

*) Ein flechtenartiger Hautausschlag, welcher in Italien infolge mangelhafter Nahrung nicht selten epidemisch auftritt.

Der Raum, dessen Wandung mit alten verschlissenen Tapeten, dessen Mosaikboden gleichfalls mit Teppichen bedeckt war, enthielt außer verstaubten Büchern und Pergamenten auf uralten Eichenschränken nur einen großen Schreibtisch in kunstvoller Holzschnitzerei und einigen hochlehnigen Stühlen gleicher Arbeit, als einzigen Schmuck aber das Brustbild einer Dame, das mit schwarzem Flore umhüllt, ober dem Schreibtische prangte.

Mit der kühlen Miene eines Mannes, der sich der unabweislichen Forderung gesellschaftlicher Höflichkeitsform fügt, trat der Graf seinem Besuche entgegen und erwiderte dessen herzliche Begrüßung nur mit einer stummen Einladung, auf einem der Stühle unweit des Schreibtisches Platz zu nehmen.

Sich dem Gaste gegenüber setzend, fragte er dann ohne Übergang nach der Ursache des sichtlichen Verfalles einer Ortschaft, deren Bewohner, wie er gehört, einst zu den wohlhabendsten der Insel zählten, worauf er P. Agostinos Bericht mit der gleichen kühlen Miene entgegennahm, so sehr derselbe auch das Mitgefühl herausforderte.

Nicht eigene Schuld der Bewohner von Sta. Croce hatte den Ruin ihres Wohlstandes veranlasst, sondern ein Naturereignis, das hintanzuhalten oder auch nur in seiner Wirkung abzuschwächen nicht in der Macht menschlicher Kräfte lag: ein Erdbeben und infolge dessen ein kolossaler Felsenabsturz, welcher in wenigen Secunden die schiffbare Bucht zu einer klippenreichen, nur für leichte Flachboote fahrbaren Brandung umgestaltete, und Handel und Wandel der gewerbfleißigen Bewohner mit einem Schlage vernichtete.

Dreißig Jahre waren seither verflossen. Die rührigsten, wohlhabendsten Männer waren mit ihren Familien ausgewandert, um anderwärts ihr Glück zu versuchen, die Zurückgebliebenen aber wandten sich ganz dem Acker- und Weinbaue zu und brachten sich redlich durch, bis unter Misswachs und Dürre einerseits, Reblaus und Peronospora andererseits, auch diese Erwerbsquellen allmählich immer spärlicher flossen.

„Nebst meiner Pflicht als geistlicher Hirte der Gemeinde, den neuen Schlossherrn von Sta. Croce zu begrüßen", so schloss P. Agostino seinen Bericht, der nur bisweilen durch das eigenthümlich klägliche Heulen und Wimmern des zunehmenden Borasturmes unterbrochen worden war, „führte mich denn auch der Wunsch hieher, ein Wort der Fürsprache bezüglich der Nothleidenden des Bezirkes anzubringen. Dürre und Peronospora thaten gerade dieses Jahr ihr Schlimmstes, und nach Aussage des Doctors haben sich schon die beiden schrecklichsten Folgen des Nothstandes: Pellagra und Hungertyphus gezeigt. Ich will nicht zudringlich erscheinen, Herr Graf, bin ich doch überzeugt, dass persönliche Überzeugung mehr wirken wird, wie meine —"

Eine ungeduldig abwehrende Handbewegung des Zuhörers unterbrach den geistlichen Redner.

„Durch meinen Diener Giuseppe hörte ich schon mehr als genug davon, geehrter Herr Pfarrer", versetzte der Graf in fast barschem Tone. „In Rom, Paris und London ist das Elend nicht geringer, nur macht man dort weniger Aufhebens davon. Übrigens bemerke ich nur noch, dass ich nicht hieher kam, um mit Menschen, seien sie nun arm oder reich — zu verkehren, sondern um Ruhe vor ihnen zu haben, und dass ich deshalb auch von meinen Colonen (Grundpächter) nur das eine verlangen werde, nichts von ihnen sehen und hören zu müssen."

Mit diesen Worten schritt der junge Mann rasch zum Schreibpulte, entnahm demselben einige Banknoten und übergab sie P. Agostino in der hastigen Art, womit man ein lästiges

„Bravo, Giustini. Aber Diavolo, da muss ich mich sputen", fuhr der Doctor mit einem besorgten Blick durch die Glasthüre der Apotheke fort. „Das Wetter hat umgeschlagen, Frau Bora kehrt mit ihren Besen die Wolken zusammen — also auf Wiedersehen heute abend!"

„Auch ich muss gehen", sagte der Pfarrer, Giustini die Hand reichend. „Will doch sehen, ob der Herr Graf wirklich eingetroffen ist, wie sein Diener Giuseppe erwartete."

„Glücklichen Weg, geistlicher Herr, und meinen Respect für Donna Portiuncula, hoffentlich wird ihr der heutige Wein besser munden, wie die letzte Tinctur aus meiner lateinischen Küche", versetzte der Apotheker lachend.

Der Pfarrer aber drohte lächelnd mit dem Finger.

„Mit Frauen ist nicht gut scherzen, Apothekerchen. Portiuncula behauptet, Sie und der Doctor hätten sie mit dem bitteren Höllentranke aus der Welt schaffen wollen, und brütet Rache."

„O, o, das ist schlimm, doch wir wollen die Dame heute noch versöhnen — nochmals glücklichen Weg! Wahrhaftig, der brave Mann scheint keine Galle zu besitzen", murmelte der Apotheker, dem über den Platz schreitenden Pfarrer nachblickend. „Per Dio! meine Schwester Barbara ist auch kein Engel, aber mit dieser Portiuncula hielt' ich es nicht drei Tage lang aus."

P. Agostino oder „nostro padre Agostino", wie er vom Volke allgemein benannt wurde, besaß in der That einen Langmuth, der sich nur aus der seltenen Herzensgüte des Mannes im Vereine mit jener duldsamen Lebensweisheit erklären ließ, welche einem Sokrates die Gesellschaft einer Xantippe erträglich machte.

Diese Eigenschaften aber waren es auch, welche dem greisen Priester die Liebe und Verehrung seiner Gemeinde in seltenem Maße erworben hatten, und wie die hohe, etwas vorgebeugte Gestalt an den Arcaden vorüberschritt, erhoben sich Männer und Frauen grüßend von den Steinbänken, während die Kinder sich an ihn herandrängten, um die Hände oder das schwarze talarartige Kleid zu küssen, das die Priester in Italien zu tragen pflegen.

Eine oder die andere der Frauen wollte die Begegnung mit dem geistlichen Herrn auch gleich zu allerlei Rathseinholungen ausnützen, ein tüchtiger Borastoß vereitelte jedoch das Vorhaben, indem er alt und jung in einen erstickenden Staubwirbel hüllte, und namentlich Frauen und Mädchen in ihren Röcken gleich kleinen Segelbooten vor sich hertrieb.

Ähnlich befördert, hatte P. Agostino bald den Strand, dem der Weg zum Castell folgte, und nach Verlauf einer Viertelstunde dieses selbst, oder richtiger die Eingangspforte erreicht, welche nach Art alter Befestigungskunst durch einen gewölbten Verbindungsgang mit dem Castellthore in Verbindung stand.

Das alte Bauwerk, dessen Errichtung den hier vor Jahrhunderten herrschenden Corsaren zugeschrieben wird, sah finster und verwittert, wie es der frühere, durch den allgemeinen Niedergang verarmte Eigenthümer verlassen, von der Höhe herab, und was des Nachfolgers Factotum Giuseppe auch in letzter Zeit für die Bequemlichkeit seines Herrn gethan haben mochte, das Äußere war wie immer wenig einladend.

Auch der Empfang, welcher dem Pfarrer von Seite des Grafen della Torrente zutheil wurde, konnte kaum freundlich genannt werden. Von Giuseppe ehrerbietig über einen finsteren, mit dicken, das Geräusch der Schritte dämpfenden Laufteppichen bedeckten Corridor in ein Gemach geleitet, das, wie seine runde Form verrieth, im besterhaltenen Theile des Castells, einem massiven Thurme, lag, fand er den Grafen in einer der tiefen Fensternischen in einem Buche lesend.

dürfnisse und Gewohnheiten des im Punkte Wohnungscomfort höchst genügsamen Italieners.

So saßen denn am Abende desselben Sonntags die beiden Freunde und Tarokpartner des Pfarrers ganz vergnügt bei einer Tasse Mokka, andächtig dem Berichte ihres Wirtes über den Besuch im Castell, wie über das darauffolgende Abenteuer horchend.

Als P. Agostino an der Seite des Grafen della Torrente die Bucht erreicht hatte, waren schon viele Leute daselbst versammelt, welche mit südlicher Lebhaftigkeit über die gefahrvolle Lage des für scharfe Augen deutlich wahrnehmbaren Fahrzeuges, eines zweimastigen Segelschiffes, sprachen.

Gleichwohl rührte sich keine Hand, als der Graf mit dem Pfarrer das am Strande liegende Rettungsboot bestieg, und die Leute zur Hilfeleistung aufforderte.

„Gibt es denn keinen einzigen muthigen Mann unter euch feigen Memmen?“ rief er mit flammenden Augen.

Aber auch jetzt war es nur Cecco, der beherzt in das Boot sprang und mit kräftiger Hand das Steuerruder ergriff, während der Graf selbst und P. Agostino die Riemen (Ruder) handhabten.

Bald zeigte es sich, dass die Leute guten Grund für ihr Thun gehabt, da das Boot leck war und kaum eine Mehrbelastung ertragen hätte.

Unter solchen Umständen war es ein Glück zu nennen, dass das auf einer scharfen Klippe sitzende, halb geborstene Schiff bereits verlassen war, und es nichts mehr zu retten gab, wie ein kleines, mit den Wellen ringendes Hündchen, das von Diana an den langen Seidenhaaren erfasst und in Sicherheit gebracht ward.

„Ein seltsamer Kauz das, welcher vorgibt, die Menschen zu verachten, und doch sein Leben für deren Rettung einsetzt“, versetzte Dr. Forestiere, mit einem sinnenden Blicke auf Genovefa im Kerker, deren Geschichte durch eine Reihe alter Kupferstiche in schwarzen Rähmchen versinnbildlicht, den einzigen Schmuck des aufs einfachste ausgestatteten Raumes bildete.

„Ja, und welcher Cecco mit einem Goldstücke belohnte, die Hunderetterin Diana aber für ihre Heldenthat vor allen Leuten umarmte und küsste“, fügte der Apotheker hinzu, welcher dies aus Ceccos Munde selbst erfahren hatte, während er ein stärkend Tränklein für dessen betagte Quartierfrau mischte.

„Ja, ja, seltsam waren sie alle, die della Torrente, meist aber in weit schlimmerem Sinne, wie dies bei dem gegenwärtigen Besitzer der Fall zu sein scheint“, versetzte P. Agostino nachdenklich, nachdem er einen Augenblick dem Geheule des Sturmes gelauscht hatte, der die Zweige einer uralten Linde ungestüm an die Fenster schleuderte.

„Ah, Padre Agostino, Sie wissen also Genaueres über die gräfliche Familie, haben wohl den alten Revolutionär persönlich gekannt?“ fragte der Doctor neugierig, während er zwei Finger seiner Rechten in die dargebotene Dose seines Freundes Giustini tauchte.

„Ob ich ihn gekannt? Leider nur zu gut“, entfuhr es den Lippen des Priesters. Indessen diese Bekanntschaft gehört nicht hieher“, fuhr er, mit der weißen Hand, wie um trübe Gedanken zu verscheuchen, über die Stirne streichend, fort. „Also nur soviel, als sich ohne Indiscretion sagen läst, um einen Schlüssel zu dem seltsamen Wesen unseres neuen Castellherrn zu finden.“ — „Wir wollen auch dafür dankbar sein“ bemerkte Giustini, seine Prise mit gebürender Andacht zur Nase führend. „Die della Torrente sind jedenfalls interessante Leute. Erinnere ich mich doch, als junger Mensch den Namen zur Revolutionszeit 1848—49 in den damaligen

Geschäft so kurz wie möglich abzuthun wünscht.

„Dies für Ihre Armen mit der Bitte, dass der Name des Gebers ungenannt bleibe — die Gabe ist ja doch die Hauptsache“, sagte er stehen bleibend, zum Zeichen, dass er die Unterredung für beendet ansehe.

„Nicht so ganz, Herr Graf“, erwiderte P. Agostino, sich ebenfalls erhebend. „Die Persönlichkeit des Gebers kann ebenso wie die Art des Gebens den Wert der Gabe verdoppeln, kann Liebe und Dankbarkeit —“

„Nichts mehr davon, Herr Pfarrer, fiel Graf della Torrente ungeduldig ein. „Liebe und Dankbarkeit sind fast immer falsche Münzen, deren hohler Klang nur den Unkundigen täuschen können, mir aber —“

Des Grafen Rede wurde diesmal von einem dumpfen Knall unterbrochen, welcher von der See wie fernes Donnergerolle in das Gemach drang.

„Ein Nothschuss vom Bord eines gefährdeten Schiffes“, sagte P. Agostino, des Grafen fragenden Blick beantwortend. „Es ist eben nichts Seltenes, dass namentlich fremde Schiffe, vom Borasturme überrascht, an den Klippen zerschellen.“

Schon riss der Graf das Fenster auf, und legte ein Fernrohr in die am Fensterkreuze angebrachte Schraube.

„Steht ein Rettungsboot zur Verfügung?“ fragte er, durch das Glas blickend.

„Ja, aber der Zustand desselben dürfte kaum Vertrauen erweckend sein. Es fehlt eben jetzt an Geld selbst für die nothwendigsten Dinge“, lautete des Pfarrers Antwort.

„Es muss dennoch versucht werden“, murmelte der Graf, das Fenster schließend, das der Wind in Stücke zu reißen drohte.

Dann zog er die Klingelschnur, worauf Giuseppe in Begleitung der Dogge eintrat, welche ihren Herrn freudig bellend umkreiste.

„Meinen Wettermantel!“ befahl der junge Mann. „Sie, Herr Pfarrer, werden am besten thun, hier das Ende des Sturmes abzuwarten.“

„Verzeihung, Herr Graf, aber ich bin gewohnt, unter allen Umständen meine Pflicht zu thun“, versetzte P. Agostino ruhig.

„Und die wäre?“

„Dahin zu eilen, wo Menschen der Hilfe und des Trostes bedürfen.“

Die Blicke der beiden Männer trafen sich, mit muthigem Aufleuchten in den milden Augen des Priesters, mit dem Ausdruck der Überraschung in jenen des Grafen.

„Gut denn, so gehen wir zusammen“, sagte dieser, in unwillkürlicher Bewegung die Hand des alten Herrn drückend.

Ein zweiter und dritter Nothschuss war mittlerweile dem ersten gefolgt, es war keine Zeit zu verlieren.

Vom gleichen Eifer beseelt, eilte das ungleiche Paar der Bucht zu, während Giuseppe kopfschüttelnd nachblickte. In den gutmüthigen Zügen des alten Mannes malte sich die zärtliche Besorgnis einer Mutter für ihr geliebtes Kind, und fromm die Hände faltend, sprach er leise vor sich hin: „Immer derselbe Hitzkopf im Guten wie im Schlimmen — Gott sei ihm gnädig!“

III.

Das Pfarrhaus von Sta. Croce unterschied sich weder in seinem Aussehen noch in seiner inneren Anordnung von den Häusern der wohlhabenderen Ortsinsassen.

Im Flur des Erdgeschosses der übliche große Mittelraum mit Backstein-Estrich als Eingang, Versammlungsort und Küche zugleich, zur Rechten eine Vorrathskammer, zur Linken eine Gesindestube, und drei mäßig große Wohnräume im ersten Stockwerke, das war alles, und doch vollkommen ausreichend für die Be-

Sünden seiner Väter büßen, oder um mit Darwin zu sprechen —"

„Holla, Doctorchen, da galoppierst du schon wieder lustig auf deinem Steckenpferde! Warte doch; ich denke, jung, reich und schön zu sein, ist gerade keine schwere Buße. Nein, Filippo Forestiere, Darwins Vererbungstheorie in allen Ehren, aber bei dem jungen Grafen muss noch etwas anderes dahinter stecken, da wette ich darauf."

„Sie dürften recht haben, Freund Giustini, aber das ist Familiengeheimnis, und wird es —"

P. Agostino wurde hier durch Frau Portiuncula unterbrochen, welche mit einem „Buona sera, Signori!" auf den Lippen und einem weißen Tafeltuche auf den Armen, eintrat, um den Tisch für den Abendimbiss zu decken.

Frau Portiuncula war groß und sehr mager von Gestalt, ein faltenreicher grauer Rock hieng an ihren Hüften wie an einem Kleiderstock, ihre langen Arme glichen mit den weiten Ärmeln Windmühlflügeln, das Bemerkenswerteste an ihr aber war das Gesicht mit stark gebogener langer Nase, schmalen, eigekniffenen Lippen und großen Rundaugen, welcher Verein von Schönheiten unter einer aufgebauschten, weißen Haube der würdigen Dame außerordentliche Ähnlichkeit mit einer Ohreneule verlieh.

„Na, ich hoffe mit meinen Wachtelchen Ehre einzulegen. Sie sind fett wie gemästet und fielen unter zwei Meisterschüssen schwer wie Blei zu Boden", sagte der Doctor, der sich gerne als Nimrod aufspielte, indem er in freudiger Erwartung die Hände rieb.

„Du streutest wohl vorher Salz auf ihre Schwänzchen", spottete Giustini.

„Nein, ich verklebte ihre Federn mit Gummi, das hält besser", erwiderte der Meisterschütze boshaft.

Aber schon erschien Portiuncula zum zweitenmal, und der Anblick der appetitlich duftenden Gerichte wirkte auf die Gemüther der Freunde wie Öl auf die Wogen des Meeres.

Nachdem Portiuncula wieder verschwunden, bedienten sich die Herren mit dem Behagen von Menschen, welche bei aller Mäßigkeit den Genuss eines guten Bissens nach Gebür zu würdigen wissen.

„Per la morte di Dio!" rief plötzlich der Apotheker, „wenn dieser Risotto nicht mit asa foetida statt mit Parmesankäse bereitet ist, will ich ein Schelm heißen! Freund Forestiere, das ist die Strafe für dein unseliges Recept!"

„O, Freund Giustini, ein Unglück kommt selten allein!" fügte der Doctor wehmüthig hinzu. „Meine schönen Vögelchen schmecken gesalzen und gepfeffert wie marinierte Heringe!"

„O Bosheit, dein Name ist —"

„Stille!" gebot der Doctor. Ich höre das Klappern von Pantoffeln. Folge meinem Beispiele und iss, als wäre deine Teufelstinktur eitel Ambrosia, und auch Sie, geistlicher Herr, dürfen furchtlos essen. Asa foetida ist ein nervenberuhigendes appetitreizendes Gewürz. So wenigstens behaupten die Orientalen — also drauf und dran!"

„Ist etwas gefällig?" fragte jetzt Frau Portiuncula mit schadenfroh funkelnden Augen und spöttischem Knix.

„Nicht dass ich wüsste, Donna Portiuncula", nahm der Doctor mit vollem Munde das Wort. „Es freut mich jedoch, Ihnen mein Compliment über Ihre Kochkunst zu sagen. Wahrhaftig, nie in meinem Leben aß ich würzigeren Risotto oder pikantere Wachteln. Meine Schwester wird entzückt sein, wenn Sie die Güte haben, ihr die Recepte mitzutheilen. Auf Ihre Gesundheit, Signora Portiuncula!"

Während der Doctor sein Glas leerte, starrte Portiuncula, sprachlos vor Erstaunen, ihn und seine Tischgenossen der Reihe nach an. Sie hatte heftige Vorwürfe erwartet und sich mit einer kräftigen Philippika als Entgegnung gerüstet. In der Wuth

Zeitungsblättern häufig genug gelesen zu haben. Die Organe der Umsturzpartei feierten jenen Grafen Giovanni als Helden und Märtyrer, die gegnerischen schilderten ihn als ein blutdürstiges, jeder Schandthat fähiges Ungeheuer. Na, ich verstand damals nichts davon, und weiß heute noch nicht, wer von beiden Parteien recht hatte."

„Nun, zieht man die Übertreibungen der Parteileidenschaft ab, so liegt in beiden Urtheilen Wahres", nahm P. Agostini wieder das Wort. Übrigens findet auch dieser Charakter nur in der Geschichte des ganzen Geschlechtes den richtigen Maßstab zu seiner Beurtheilung. Schon zur Zeit der blutigen Kämpfe zwischen Guelfen und Ghibellinen thaten sich die Torrente als wüthende Gegner der deutschen Kaiser durch tollkühne Verwegenheit wie durch Rücksichtslosigkeit, um nicht zu sagen Grausamkeit in der Wahl der Mittel zur Bekämpfung ihrer Parteifeinde hervor, und diese beiden Eigenschaften scheinen sich von Generation zu Generation vererbt zu haben. Graf Giovanni schwärmte, wie viele seiner Standesgenossen, für eine aristokratische Republik nach dem Muster Venedigs, unter Oberhoheit des Papstes, und dieses Ziel vor Augen, scheute er in der That weder Verrath noch Mord, wie sich dies aus dem später gegen ihn durchgeführten Gerichtsverfahren ergab. Schlimmer noch war es aber, dass Graf Giovanni die leidenschaftliche Wildheit und Rücksichtslosigkeit des politischen Parteigängers auch in seinem Privatleben bethätigte, und damit unseliges Unheil für sich und andere anrichtete."

„Brrr! Ein unheimlicher Mensch, dieser Graf Giovanni sammt seiner Sippe", bemerkte Dr. Forestiere, einen Schluck Mokka zur Stärkung schlürfend.

„Aber ein prächtiger Stoff für ein Epos à la Tasso", fügte der Apotheker hinzu.

„Unglücksmensch! Hast du nicht genug an dem Gifte in deiner Bude, willst du auch unschuldiges Papier damit besudeln?"

„Eh, eh, Forestiere, willst du Tasso etwa einen Sudler heißen?"

„Nein, Giustini, denn Tasso war ein lorbeergekrönter Dichter, während dein Lorbeer im Kräuterkasten liegt, wo er ruhen möge in alle Ewigkeit!"

Der Apotheker fuhr erregt mit der Hand über die Gummifrisur, aber der Doctor schnitt eine weitere Entgegnung gewandt mit einem „Silentium!" ab, worauf P. Agostino lächelnd fortfuhr:

„Die Entführung der Tochter eines politischen Gegners und einflussreichen Mitgliedes der römischen Aristokratie war die erste That dieser Art. Er floh mit ihr nach Deutschland, wo er sich von dem Reste seines bedeutenden Vermögens ein Gut am Rhein kaufte. Die zarte junge Südländerin vertrug jedoch das nördliche Klima nicht lange, und als sie, mit dem Vater versöhnt, in die Heimat zurückkehrte, war ihr Brustleiden schon zu weit vorgeschritten, um noch Heilung zu finden. Sie hinterließ einen Sohn, Graf Giovanni aber vermählte sich nach Jahresfrist mit einer jungen Deutschen aus adeliger, aber verarmter Familie, wobei es abermals nicht ohne Gewaltthat abgieng, da das Mädchen von Seite ihrer Verwandten zu der ihr verhassten Verbindung gezwungen worden sein soll. Wenigstens erklärte man sich daraus die an Raserei grenzende Eifersucht, mit welcher Graf Giovanni die engelschöne Frau bis zu ihrem Tode quälte. Sie starb, nachdem sie einem Knaben das Leben gegeben, und dieser Knabe ist Francesco Graf della Torrente, der gegenwärtige Castellherr von Sta. Croce."

„Per Dio, bei solcher Abstammung sind Absonderlichkeiten des Charakters nicht nur begreiflich, sondern geradezu unvermeidlich", sagte der Doctor. „Armer junger Mann! Er muss die

gangenheit vertieft, an seinem Platze stand, als sich schon die Schleier der Dämmerung auf Land und Meer herabsenkten, und die heimgekehrten Fischerboote, von ihrer Bemannung verlassen, am öden Strande lagen.

Schon wandte er sich zum Rückwege, als sein Blick durch einen ungewöhnlichen Vorgang am Ufer der Bucht gefesselt wurde.

Eine leichte Barke wurde in die Brandung geschoben, zwei Frauen bestiegen das Fahrzeug, worauf ein Mann ein kleines Segel hisste, das sich bald in der frischen Abendbrise blähte.

Der Beobachter richtete sein Fernrohr auf das Boot und bemerkte, dass eine schlanke Frauengestalt vom Arme der Gefährtin umschlungen wurde, als gelte es, sie vor dem Hinausstürzen zu bewahren. In dem Augenblicke jedoch, da sich die Barke in Bewegung setzte, riss sich die zarte Gestalt aus der Umklammerung los, erreichte im Sprunge die nächste Klippe, und eilte flüchtigen Fußes, gleich einer Gemse, von Stein zu Stein hüpfend, dem Strande zu.

Die nächste Folge des Fluchtversuches war, dass die etwas unbehilfliche Gefährtin der Füchtigen das Gleichgewicht verlor und bis zu den Hüften in die salzige Flut versank, der Mann aber das Segel losließ, und ohne sich um die umkippende Barke und die nach Hilfe schreiende Frauensperson zu kümmern, der Entflohenen nacheilte.

Der plumpe dicke Mann war jedoch wenig für sein Vorhaben geeignet, und ehe er sein Gewicht durch die Brandung getragen, hatte das flüchtende Mädchen, das der Graf längst als seine freundliche Wirtin Carlotta erkannt, nach kurzem Besinnen den Weg zur Castellpforte eingeschlagen.

Aber auch der Graf hatte seinen Posten verlassen und trat hilfebereit dem geängstigten Kinde entgegen.

Mit einem Freudenschreie eilte Carlotta auf ihn zu und warf sich erschöpft von Schmerz und Angst auf die Knie.

„O, haben Sie Erbarmen, Herr Graf, mit einem unglücklichen, hilflosen Mädchen, mit dem man das Schlimmste vor hat!“ schluchzte sie, mit rührendem Vertrauen die Arme hilfeflehend zu dem jungen Manne emporstreckend.

„Glauben Sie dem thörichten Kinde nicht, Herr Graf!“ schrie jetzt der heraukeuchende Ambrosio Viscontini. „Ich und Padrona Ghita haben nichts anderes im Sinne, wie das unerfahrene Ding den Verführungskünsten eines zudringlichen, bettelhaften Liebewerbers zu entziehen. Es ist ein gottgefälliges Werk, und niemand hat ein Recht, uns daran zu hindern.“

Damit ergriff Ambrosio den Arm Carlottas, aber im selben Augenblicke stürzte sich Diana, welche den Vorgang mit ihren klugen Augen verfolgt hatte, auf den Angreifer, und so wuchtig war der Anprall des mächtigen Thieres, dass Ambrosio wie ein gefällter Klotz nach rückwärts zu Boden stürzte.

Ein Pfiff ertönte, auf welchen Diana gehorsam von ihrem Opfer abließ, als sich dieses aber fluchend erhoben hatte, war die Eisenpforte geschlossen, und alle Verwünschungen, Flüche und Racheschwüre verhallten wirkungslos, ohne andere Erwiderung, als das Knarren der verrosteten Windfahne auf dem Castellthurme, und die unheimlichen Klagetöne einiger Käuzchen, welche unhörbaren Fluges ihre Beute verfolgten.

(Fortsetzung folgt.)

über den vereitelten Triumph versagte jedoch Gedächtnis wie Zungenfertigkeit, und mit einem heiseren „Wohl bekomm's!“ klapperte die Dame eiligst zur Thüre hinaus.

Giustini und Forestiere ließen nun ihrer Heiterkeit freien Lauf, und auch P. Agostino lächelte über die gelungene Schelmerei des Doctors. Dieser aber sagte dann mit einem komisch trüben Blicke auf die vollen Schüsseln: Wir hätten eigentlich mehr Ursache zu weinen als zu lachen, denn wie sollen wir Armen unseren Hunger stillen?“

„Aber Filippo, warum isst du nicht? Asa foetida ist ja ein köstliches Gewürz!“

„Ja, Bartolo, für Türken und Chinesen nämlich, aber —“

„Getrost, Doctorchen, wenn die Noth am größten, ist Hilfe am nächsten“, fiel jetzt der Pfarrer ein, welcher unterdessen aus einem versperrten Wandspinde Käse und Butter herbeigeholt hatte. „Hier meine Reserve für ähnliche Fälle. Und nun, meine Freunde, lasst uns die Heimsuchung als Strafe unserer culinarischen Begehrlichkeit hinnehmen, und nach fröhlichem Mahle unserer Armen gedenken, im Sinne des Dichters, der da sprach: «Wer nie sein Brot in Thränen aß, der kennt euch nicht ihr himmlischen Mächte!»

Drei Wochen schon bewohnte Graf Torrente das Castell, ohne dass ihn ein menschliches Auge außerhalb der alten Ringmauern, welche die verwahrlosten Garten-, Baum- und Rebenanlagen umgaben, gesehen hätte.

Wie in allen kleinen Ortschaften, machte diese Zurückgezogenheit, welche man als ein Zeichen adeligen Hochmuths betrachtete, auf die neugierigen Bewohner einen höchst ungünstigen Eindruck, zumal der Graf auch dem sonntägigen Gottesdienste fernblieb, was ihm namentlich von den Frauen als ein kaum verzeihliches Verbrechen angerechnet wurde.

Der junge Einsiedler erfuhr selbstverständlich nichts von dieser Stimmung, und würde auch nichts darauf gegeben haben, wenn es Giuseppe, dem so manches davon zu Ohren kam, gewagt hätte, seinem Herrn darüber zu berichten.

Übrigens war Graf Francesco, obschon er sich weder um die eigene Landwirtschaft, noch um jene seiner Colonen kümmerte, kein müßiger Träumer, wie man allgemein annahm. Schon mit frühestem Morgen durchstrich er, von Diana und ihrem geretteten kleinen Freunde begleitet, die zur Wildnis gewordenen Anlagen, um Hasen, Rebhühner und anderes Wildgeflügel zu erlegen, welche Jagdbeute nebst den von Giuseppe herbeigeschafften Lebensmitteln den Hauptbestandtheil seiner einfachen, von der treuen Lebensgefährtin des Dieners zubereiteten Mahlzeiten bildete.

Die weiteren Tagesstunden waren dem Lesen wissenschaftlicher Werke, oder dem Ordnen einer ziemlich bedeutenden Sammlung von Pflanzen, Gesteinen und niederen Thierarten gewidmet, welche bald nach des Grafen Ankunft, in Kisten wohlverpackt, eingetroffen waren.

Erst des Abends gönnte sich der junge Gelehrte Rast und Ruhe, indem er von einem an der schon erwähnten Außenpforte angebrachten Auslugthürmchen, ungesehen hinausblickte in die weite Ferne, hinweg über die klippenreiche, von heimkehrenden Fischerbooten belebte Bucht, hinweg über das Meer, das unter den Strahlen der niedergehenden Sonne in seiner Purpurfarbe einer ungeheueren Blutlache glich, bis an die äußerste Grenze des Himmelsgewölbes, wo Luft und Wasser in einander fließend, sich scheinbar zur Grenzenlosigkeit weiteten, dem richtigen Hintergrunde, für das Spiel trüber Gedanken und Erinnerungen.

An einem solchen Abend war es, dass er, ganz in Bilder der Ver-

ein hervorragender Bürger, der als „Kentuck“ bekannt war, indem er einen Herumlungernden anredete. „Geh 'nein und sieh, was du thun kannst. Du hast ja Erfahrung in solchen Sachen.“

Vielleicht war es keine unpassende Wahl. Stumpy war in anderen Breiten angeblich das Haupt zweier Familien gewesen: jedenfalls waren es einige in derartigen Geschichten gegen die Form des Gesetzes begangene Verstöße, denen das Brüllerlager — ein Asyl für Flüchtlinge — seine Gesellschaft verdankte. Die Menge billigte die Wahl, und Stumpy war weise genug, sich der Mehrheit zu fügen. Die Thür schloss sich hinter der improvisierten Wundärztin und Hebamme, und das Brüllerlager ließ sich draußen nieder, rauchte seine Pfeife und erwartete den Ausgang.

Die Versammlung zählte gegen hundert Mann. Einer oder der andere von diesen waren wirklich dem Arme der Gerechtigkeit entflohen, einige waren Verbrecher und alle waren tollkühne Abenteurer. Äußerlich ließ kein Zeichen ihr vergangenes Leben und ihren Charakter erkennen. Der größte Spitzbube hatte ein Raphaelsantlitz mit einer Fülle blonden Haares: Oakhurst, ein Spieler, hatte die melancholische Miene und geistige Zerstreutheit eines Hamlet; der kaltblütigste und muthigste Kerl war kaum mehr als fünf Fuß hoch, hatte eine weiche Stimme und ein verlegenes, furchtsames Benehmen. Der Ausdruck „Raufbolde“, den man auf sie anwendete, war mehr eine Auszeichnung als eine Definition. An kleineren Einzelheiten, wie Fingern, Zehen, Ohren u. s. w., mochte dem Lager manches fehlen, aber diese leichten Mängel thaten ihrer Stärke im ganzen keinen Abbruch. Der stärkste Mann hatte nur drei Finger an der rechten Hand; der beste Schütze hatte nur ein Auge.

Das war das physische Aussehen der Männer, die um die Hütte zerstreut waren. Das Lager lag in einem dreieckigen Thale, zwischen zwei Hügeln und einem Flusse. Der einzige Ausgang war ein steiler Pfad über die Kuppe des Hügels, welches der Hütte gegenüber lag, augenblicklich erleuchtet von dem aufgehenden Monde. Das leidende Weib konnte ihn von ihrer rauhen Lagerstätte aus sehen, konnte sehen, wie er sich einem Silberfaden gleich emporschlängelte, bis er sich oben in den Sternen verlor.

Ein Feuer von dürren Kieferzweigen verhalf der Versammlung zur Gemüthlichkeit. Nach und nach kehrte der natürliche Leichtsinn des Brüllerlagers zurück. Wetten in Bezug auf den Ausgang der Sache wurden reichlich angeboten und angenommen: drei gegen fünf, dass Sally durchkommen werde; selbst dass das Kind am Leben bleiben werde; Nebenwetten in betreff des Geschlechtes und Aussehens des ankommenden Fremdlings. Inmitten einer erregten Discussion ertönte ein Ausruf von denen, die der Thür am nächsten waren, und das Lager hielt inne, um zu lauschen. Über dem Rauschen und Ächzen der Fichten, dem schnellen Brausen des Flusses und dem Knistern des Feuers wurde ein scharfes, klagendes Geschrei hörbar, — ein Geschrei, unähnlich allem, was man vorher im Lager gehört hatte. Die Fichten ließen ihr Ächzen sein, der Fluss hörte auf zu rauschen und das Feuer zu knistern. Es schien, als ob die Natur verstummte, um ebenfalls zu lauschen.

Das Lager sprang auf die Füße wie ein Mann! Es wurde vorgeschlagen, eine Tonne Pulver in die Luft zu sprengen, aber in Erwägung der Lage der Mutter behielten bessere Rathschläge die Oberhand, und nur einige Revolver wurden abgefeuert; denn, sei es nun infolge der rohen Arzneikunde des Lagers, sei es aus einem anderen Grunde: mit Cherokesen-Sally gieng es schnell bergab.

Das Glück des Brüllerlagers.

Eine Geschichte aus dem wilden Westen. Von Bret Harte.*)

Es gab eine Bewegung im Brüllerlager. Eine Schlägerei konnte es nicht sein; denn 1850 war so etwas nicht neu genug, um die ganze Niederlassung zusammenzutrommeln. Nicht nur die Gräben und Goldwäschereien waren verlassen, auch „Tuttles Schenkwirtschaft" hatte ihre Spieler beigesteuert, welche an dem Tage, wo French Pete und Kanaka Joe einander über dem Schenktisch im Vorderzimmer erschossen, ruhig ihr Spiel fortsetzten. Das ganze Lager war vor einer rohen Hütte am äußeren Rande der Lichtung versammelt. Die Unterhaltung wurde mit gedämpfter Stimme geführt, aber der Name einer Frau wurde häufig wiederholt. Es war ein Name, der in dem Lager bekannt genug war: „Cherokesen-Sally".

Je weniger wir von ihr sagen, desto besser vielleicht. Sie war ein rohes und, wir fürchten, sehr sündiges Frauenzimmer. Aber zu jener Zeit war sie das einzige weibliche Wesen im Brüllerlager und lag gerade jetzt in den äußersten Schmerzen darnieder, wo sie des Beistands ihres eigenen Geschlechts am meisten bedurft hätte. So liederlich, verworfen und unverbesserlich sie war, erduldete sie doch ein Märtyrerthum, das schon schwer genug zu tragen ist, wenn es von mitleidiger Frauenhand verschleiert wird, das aber jetzt in ihrer Verlassenheit schrecklich war. Der Erbfluch hatte sie in jener ursprünglichen Einsamkeit getroffen, welche die Strafe der ersten Übertretung so furchtbar gemacht haben muss. Es war vielleicht ein Theil der Sühne für ihre Sünde, dass sie in dem Augenblick, wo sie der instinctiven Zärtlichkeit und Sorge ihres Geschlechts am meisten bedurfte, nur den halb verächtlichen Gesichtern ihrer männlichen Gefährten begegnete. Doch waren einzelne von den Zuschauern, glaube ich, von ihren Leiden gerührt. Sandy Tipton dachte, es sei doch „arg für Sally", und bei der Betrachtung ihrer Lage vergaß er einen Augenblick ganz, dass er ein Ass und die beiden höchsten Trümpfe in seinem Ärmel hatte.

Man wird in der That begreifen, dass die Situation neu war. Todesfälle waren im Brüllerlager durchaus nicht ungewöhnlich, aber eine Geburt, das war etwas Neues. Schon mancher war nachdrücklich, endgiltig und ohne Hoffnung auf Rückkehr aus dem Lager entfernt worden, aber dies war das erstemal, dass jemand ab initio eingeführt wurde. Daher die Aufregung.

„Geh du 'nein, Stumpy", sagte

*) Aus „Argonauten-Geschichten" von Bret Harte. Deutsch von Johannes Hoops. (Otto Hendel. Halle a. d. S.)

drein. Etwas wie Erröthen versuchte sich auf seiner wettergebräunten Wange zu behaupten.

„Die verfluchte kleine Kröte!" sagte er, indem er seinen Finger freimachte, mit mehr Zärtlichkeit und Sorgfalt, als man ihm vielleicht zugetraut hätte. Er hielt den Finger ein wenig von den anderen entfernt, während er hinausgieng, und prüfte ihn neugierig. Die Prüfung rief dieselbe originelle Bemerkung hinsichtlich des Kindes hervor. Es schien ihm in der That Vergnügen zu machen, es zu wiederholen. „Er krabbelte an meinem Finger", bemerkte er zu Tipton, indem er das Glied in die Höhe hielt, „die verfluchte kleine Kröte!"

Es war vier Uhr, als das Lager sich endlich zur Ruhe begab. Ein Licht brannte in der Hütte, wo die Wächter saßen; denn Stumpy gieng jene Nacht nicht zu Bette. Kentuck ebensowenig. Er trank sehr reichlich und erzählte mit großem Behagen von seinem Erlebnis, wobei er unabänderlich mit seiner charakteristischen Verfluchung des Ankömmlings schloss. Es schien ihn von jedem ungerechten Verdacht der Empfindsamkeit zu befreien, und Kentuck hatte die Schwächen des edleren Geschlechts. Als alle anderen sich zu Bett begeben hatten, gieng er hinunter an den Fluss und pfiff nachdenklich vor sich hin. Dann gieng er die Schlucht aufwärts, an der Hütte vorbei, mit absichtlicher Gleichgiltigkeit beständig vor sich hin pfeifend. Bei einem großen Rothholzbaum machte er Halt, verfolgte denselben Weg zurück und gieng wieder an der Hütte vorbei. Auf dem halben Wege abwärts zum Ufer des Flusses hielt er wieder ein und kehrte dann um und klopfte an die Thür. Stumpy öffnete.

„Wie geht's?" fragte Kentuck, indem er an Stumpy vorbei nach der Lichterschachtel blickte.

„Alles ruhig", erwiderte Stumpy.

„Nichts los?"

„Nichts."

Es entstand eine Pause, eine Verlegenheitspause, — Stumpy hielt noch immer die Thür in der Hand. Dann nahm Kentuck seine Zuflucht zu seinem Finger, welchen er Stumpy hinhielt. „Krabbelte dran, — verfluchte kleine Kröte", sagte er und zog sich zurück.

Am nächsten Tage wurde Cherokesen-Sally bestattet, so gut oder schlecht, wie das Brüllerlager es leisten konnte. Nachdem ihr Körper dem Abhang des Hügels anvertraut war, fand in aller Form eine Versammlung des Lagers statt, um zu berathen, was man mit ihrem Kinde anfangen solle. Ein Vorschlag, es zu adoptieren, wurde einstimmig und mit Begeisterung angenommen. Aber über die thunlichste Art und Weise, wie für seine Bedürfnisse zu sorgen sei, entstand sofort eine erregte Debatte. Bemerkenswert war, dass aus der Verhandlung alle jene heftigen persönlichen Ausfälle fern blieben, mit denen die Debatten im Brüllerlager gewöhnlich geführt wurden. Tipton schlug vor, man solle das Kind nach Red-Dog senden (eine Entfernung von vierzig Meilen), wo weibliche Pflege beschafft werden könne. Aber der unglückliche Vorschlag begegnete einer heftigen und einstimmigen Opposition. Es war klar, dass an keinen Plan, der eine Trennung von ihrer neuen Erwerbung zur Folge haben musste, auch nur einen Augenblick gedacht werden könne.

„Außerdem", sagte Tom Ryder, „die Kerls in Red-Dog würden es vertauschen und uns irgend ein anderes zuschieben."

Ein Misstrauen in die Ehrlichkeit anderer Lager herrschte im Brüllerlager wie an anderen Plätzen.

Gegen die Einführung einer weiblichen Amme in das Lager hatte man auch genug einzuwenden. Es wurde geltend gemacht, dass kein anständiges

Nach einer Stunde hatte sie, wenn man so sagen darf, jenen rauhen Pfad dort drüben erklommen, der hinauf zu den Sternen führt, und so das Brüllerlager mit seiner Sünde und Schande für immer verlassen. Ich glaube nicht, dass diese Kunde die Leute sehr bekümmerte, außer, wenn man überlegte, was nun aus dem Kinde werden solle. „Kann es jetzt am Leben bleiben?“ wurde Stumpy gefragt. Die Antwort war unbestimmt. Das einzige andere Geschöpf von Cherokesen-Sallys Geschlecht und mütterlichem Zustande in der Ansiedelung war eine Eselin. Man war einigermaßen zweifelhaft, ob es gehen würde, aber der Versuch wurde gemacht. Es war weniger problematisch als die Behandlung von Romulus und Remus im Alterthum, aber augenscheinlich ebenso erfolgreich.

Als diese Einzelheiten erledigt waren, worüber eine weitere Stunde verstrich, wurde die Thür geöffnet, und die neugierige Schar der Männer, die sich bereits in langer Reihe aufgestellt hatten, zog im Gänsemarsch hinein. Neben der niedrigen Pritsche oder Bank, auf welcher die Gestalt der Mutter sich unter den Decken in scharfen Umrissen abhob, stand ein Tisch aus Tannenholz. Auf diesen war eine Lichterschachtel gestellt, und darin, in grell rothen Flanell gewickelt, lag der jüngste Ankömmling des Brüllerlagers. Neben die Lichterschachtel war ein Hut gestellt. Sein Zweck war bald erklärt. „Die Herren“, sagte Stumpy mit einer eigenartigen Mischung von Würde und amtlicher Selbstgefälligkeit, „die Herren wollen, bitte, eintreten durch die Vorderthür, am Tische vorbeigehen und durch die Hinterthür wieder hinaustreten. Diejenigen, welche irgend etwas zum Besten des Waisenkindes zu stiften wünschen, werden einen Hut zur Hand finden.“

Der erste Mann trat ein mit dem Hut auf dem Kopfe; er nahm ihn jedoch ab, als er um sich blickte, und gab so unbewusst dem Nächsten ein Beispiel. In solchen Gemeinden wirken gute wie schlechte Handlungen ansteckend. Während die Procession hereinmarschierte, wurden Bemerkungen laut, — Urtheile, die vielleicht mehr an Stumpy in seiner Eigenschaft als Aussteller gerichtet waren. — „Das ist er?“ — „Kolossal kleines Exemplar!“ — „Sieht ja kaum aus wie ein Menschenkind.“ — „Ist ja nicht größer als 'ne Derringer-Pistole.“ *)

Die Geschenke waren ebenso charakteristisch; eine silberne Tabaksdose, eine Dublone, ein Schiffsrevolver mit silbernem Beschlage, eine kleine Quantität Goldstaub, ein sehr schön verbrämtes Damentaschentuch (von Oakhurst, dem Spieler), eine Diamant-Busennadel, ein Diamantring (veranlasst durch die Nadel, mit der Bemerkung des Gebers, dass er „die Nadel sah und zwei Diamanten mehr bot“), eine Schleuder, eine Bibel (Geber nicht zu entdecken), ein goldener Sporn, ein silberner Theelöffel (die Anfangsbuchstaben darauf, muss ich leider sagen, waren nicht die des Gebers), eine Chirurgenschere, eine Lanzette, eine Fünfpfundnote der Bank von England und gegen zweihundert Dollars in kleiner Gold- und Silbermünze.

Während dieser Vorgänge beobachtete Stumpy ein Stillschweigen, so regungslos, wie die Todte zu seiner Linken, einen Ernst, so undurchdringlich wie der des Neugeborenen zu seiner Rechten. Nur ein Vorfall unterbrach die Eintönigkeit der sonderbaren Procession. Als Kentuck sich halb neugierig über die Lichterschachtel beugte, wandte das Kind sich um, griff in einem krampfhaften Schmerzanfalle nach seinem tappenden Finger und hielt ihn einen Augenblick fest. Kentuck schaute närrisch und verlegen

*) Kurzläufige Pistole mit großem Kaliber, so genannt nach dem Erfinder.

und das Kind auf einem possenhaften Altar niedergesetzt war, trat Stumpy vor die erwartungsvolle Menge.

„Es ist nicht meine Art, Spielverderber zu sein, Jungens“, sagte der kleine Mann energisch, indem er die Gesichter um sich her fixierte; „aber es kommt mir so vor, als ob dies denn doch nicht ganz in der Ordnung wäre. Es heißt doch etwas unehrenhaft gespielt, mit dem Baby da Unsinn zu treiben, den es nicht versteht. Und wenn jemand von den Anwesenden Pathe sein soll, so möchte ich doch sehen, wer bessere Ansprüche darauf hat als ich.“

Stillschweigen folgte auf Stumpys Rede. Zur Ehre aller Humoristen sei es gesagt, der erste, der die Berechtigung der Worte anerkannte, war der Satiriker, der so um seinen Spass gebracht war.

„Aber“, sagte Stumpy schnell, seinen Vortheil wahrnehmend, „wir sind hier wegen einer Taufe, und die wollen wir haben. Ich gebe dir hiemit den Namen Thomas Glück den Gesetzen der Vereinigten Staaten und des Staates Californien gemäß, so wahr mir Gott helfe.“

Es war das erstemal, dass der Name der Gottheit anders als in profanierender Weise im Lager genannt wurde. Die Form der Taufe war vielleicht noch lächerlicher, als der Satiriker sie sich ausgedacht hatte; aber, seltsam genug, niemand bemerkte es, und niemand lachte. „Tommy“ wurde ebenso ernsthaft getauft, wie er unter einem christlichen Dache hätte getauft werden können, und in ebenso orthodoxer Weise schrie er und wurde er gestillt.

Und so begann im Brüllerlager das Werk der Wiedergeburt. Fast unmerklich kam in der Niederlassung eine Umwandlung zustande. Die für „Tommy Glück“ — oder „das Glück“, wie er häufiger genannt wurde — bestimmte Hütte zeigte zuerst Zeichen von Verbesserung. Sie wurde gewissenhaft rein und weiß gewaschen gehalten. Dann wurde sie gedielt, ausgeputzt und tapeziert. Die Wiege aus Rosenholz — achtzig Meilen weit per Maulthier hergeschafft — hatte, wie Stumpy sich auszudrücken pflegte, „den übrigen Möbeln sozusagen das Leben geraubt“. So wurde die Erneuerung der Hütte eine Nothwendigkeit.

Die Leute, welche gewohnt waren, bei Stumpy vorzusprechen, um zu sehen, was das Glück mache, schienen die Veränderung zu würdigen, und, um concurrieren zu können, raffte sich Tuttles Schenkwirtschaft, das rivalisierende Etablissement, auf und importierte einen Teppich und einige Spiegel. Die tadelnden Bilder, welche die letzteren von dem Aussehen des Brüllerlagers entwarfen, trugen dazu bei, strengere Gewohnheiten in Bezug auf körperliche Reinlichkeit zu erzeugen. Stumpy legte nun denen, welche nach der Ehre und dem Vorrechte strebten, „das Glück“ in den Händen zu halten, eine Art Quarantäne auf. Es war eine grausame Strafe für Kentuck — welcher in der Sorglosigkeit einer groß angelegten Natur und nach den Gewohnheiten des Grenzlebens begonnen hatte, alle Kleider als eine zweite Haut anzusehen, welche, wie die einer Schlange, nur durch Verfall sich abschäle — aus gewissen Vernunftgründen von diesem Vorrechte ausgeschlossen zu sein. Aber so stark war die geheime Wirkung der Neuerung, dass er von nun an regelmäßig jeden Nachmittag in einem reinen Hemde und mit einem Gesichte erschien, das noch von seinen Waschungen glänzte.

Auch die Gesetze der sittlichen und socialen Gesundheitslehre wurden nicht vernachlässigt. Tommy, von dem man voraussetzte, dass er sein ganzes Dasein in einem beständigen Bedürfnis nach Ruhe verbrächte, durfte nicht durch Lärm gestört werden. Das Geschrei und Gejohle, welches dem

Weib sich bestimmen lassen würde, im Brüllerlager ihren Wohnsitz zu nehmen, und der Sprecher betonte nachdrücklich, dass sie „von der anderen Sorte keine wieder haben wollten“.

Diese unzarte Anspielung auf die verstorbene Mutter, so roh sie auch erscheinen mag, war das erste Aufflammen des Anstandsgefühls, — das erste Anzeichen der Wiedergeburt des Lagers.

Stumpy enthielt sich aller Vorschläge. Vielleicht hielt ihn ein gewisses Zartgefühl ab, sich in die Wahl eines Nachfolgers im Amte einzumischen. Aber als er gefragt wurde, versicherte er mit Entschiedenheit, dass er und „Jinny“, das vorhin erwähnte Säugethier, es schon fertig kriegen würden, das Kind zu ernähren. Es lag in diesem Plane etwas Originelles, Selbständiges und Heroisches, was dem Lager gefiel. Stumpy wurde beibehalten. Gewisse Gegenstände ließ man aus Sacramento holen. „Hörst du“, sagte der Schatzmeister, als er dem Expressboten einen Beutel mit Goldstaub in die Hand drückte, das Beste, was du kriegen kannst — Spitzen, weißt du, und Filigranarbeit und Krausen — ganz gleich, was es kostet!“

Seltsam genug, das Kind gedieh. Vielleicht bot das stärkende Klima des Berglagers Ersatz für materielle Mängel. Die Natur nahm den Findling an ihre breite Brust. In jener seltsamen Atmosphäre der Vorberge der Sierra, in jener Luft, die gewürzt ist mit balsamischem Dufte, jenem ätherischen Labsal, das zugleich kräftigt und erheitert, da mag er Speise und Nahrung gefunden haben, oder ein feiner chemischer Process stattgehabt haben, durch welchen Eselsmilch in Kalk und Phosphor verwandelt wurde. Stumpy neigte zu der Ansicht, dass es das letztere und gute Pflege gethan habe. „Ich und die Eselin da,“ pflegte er zu sagen, „sind ihm Vater und Mutter gewesen. Und du“, fügte er hinzu, indem er das hilflose Bündel vor sich anredete, „dass du uns niemals verleugnest!“

Um die Zeit, da er einen Monat alt war, machte sich die Nothwendigkeit geltend, ihm einen Namen zu geben. Er war meist bekannt gewesen als „das Zicklein“, „Stumpys Junge“, „der Präriewolf“ (eine Anspielung auf seine kräftige Stimme), und selbst unter Kentucks Kosenamen „die verdammte kleine Kröte“. Aber man fühlte, dass diese Benennungen zu unbestimmt und ungenügend seien, und schließlich wurden sie unter einem anderen Einflusse aufgegeben. Spieler und Abenteurer sind gewöhnlich abergläubisch, und Oakhurst erklärte eines Tages, das Kind habe „das Glück“ ins Brüllerlager gebracht. Thatsächlich waren sie in letzter Zeit erfolgreich gewesen. „Glück“ war daher der Name, auf den man sich einigte, mit dem Vornamen Tommy, der größeren Bequemlichkeit wegen. Auf die Mutter wurde nicht angespielt, und der Vater war unbekannt.

„'s ist besser“, sagte der philosophische Oakhurst, „eine ganz neue Runde zu beginnen. Nennt ihn Glück und lasst ihn unter den gleichen Bedingungen, wie andere Menschen, seinen Lauf antreten.“

Es wurde nun ein Tag für die Taufe festgesetzt. Was mit dieser Ceremonie gemeint war, das kann der Leser, der etwa schon eine Idee von der gleichgiltigen Pietätlosigkeit des Brüllerlagers gewonnen hat, sich selbst vorstellen. Ceremonienmeister war ein gewisser „Boston“, ein bekannter Possenreißer, und die Gelegenheit schien den größten Ulk zu versprechen. Dieser geniale Satiriker hatte zwei Tage auf die Vorbereitung einer Parodie der kirchlichen Feier mit beißenden localen Anspielungen verwandt. Der Chor war gehörig eingeübt, und Sandy Tipton sollte Gevatter stehen.

Aber als die Procession mit Musik und Fahnen nach dem Hain gezogen

seinen „Corral“ — eine Hecke von kreuzweis gesteckten Fichtenzweigen, die sein Bett umgab — hinausgekrochen war, über die Bank mit dem Kopfe zuerst in die weiche Erde fiel und, seine rothen Beinchen in die Luft streckend, mindestens fünf Minuten mit unerschütterlichem Ernste in dieser Stellung verharrte. Er wurde, ohne dass er murrte, wieder herausgezogen.

Ich weiß nicht, ob ich die vielfachen anderen Beispiele seiner Klugheit auch noch berichten soll, die unglücklicherweise nur auf den Aussagen vorurtheilsvoller Freunde beruhen. Einige derselben waren nicht ohne einen Anflug von Aberglauben.

„Ich komme gerade das Ufer herauf gekrochen“, sagte Kentuck eines Tages im Zustande athemloser Erregtheit, „und hol' mich der Teufel, wenn er nicht mit einem Häher schwätzte, der auf seinem Schoße saß. Da waren sie, so frei und vertraulich, wie nur was sein kann, und schwätzten gegeneinander an, grad' wie zwei Sheery-bumms.*)

Was er auch immer trieb: mochte er so über die Tannenzweige dahinkriechen oder nachlässig auf dem Rücken liegen und nach den Blättern über ihm hinaufblinzeln — ihm zuliebe sangen die Vögel, schwatzten die Eichhörnchen, blühten die Blumen. Die Natur war seine Amme und Spielkameradin. Für ihn ließ sie durch das Laubwerk die goldenen Pfeile des Sonnenlichtes schlüpfen, die gerade in den Bereich seiner Hände fielen; sie sandte wandernde Lüftchen, gewürzt mit dem balsamischen Dufte von Lorbeer und harzigem Gummi, aus, um ihn zu besuchen; ihm nickten die hohen Rothholzbäume vertraut und schläfrig zu, und die Hummeln summten und die Saatkrähen krächzten eine einschläfernde Begleitung dazu.

Das war der goldene Sommer des Brüllerlagers. Es waren gesegnete Zeiten, und das Glück war ihnen hold. Die Goldfelder hatten enorm viel abgeworfen. Das Lager war eifersüchtig auf seine Vorrechte und blickte argwöhnisch auf Fremde. Einwanderung wurde nicht ermuthigt, und um ihre Abschließung noch vollständiger zu machen, erwarben sie für das Land auf beiden Seiten der Gebirgsmauer, welche das Lager umgab, in aller Form das Vorkaufsrecht. Dieser Umstand, sowie ihr Ruf als außerordentlich geschickte Revolverschützen erhielten die Abgeschlossenheit des Brüllerlagers unverletzt. Der Expressbote — ihr einziges Verbindungsglied mit der umgebenden Welt — erzählte zuweilen wunderbare Geschichten von dem Lager.

Einmal sagte er: „Die Brüller da oben haben eine Straße, vor der sich alle Straßen in Red-Dog verkriechen müssten. Sie haben Weinberge und Blumen um ihre Häuser, und sie waschen sich täglich zweimal. Aber sie sind furchtbar grob gegen Fremde und beten einen indianischen Säugling an.“

Mit dem Wohlergehen des Lagers stellte sich der Wunsch nach weiteren Verbesserungen ein. Es wurde vorgeschlagen, im folgenden Frühjahre ein Hotel zu bauen und ein paar anständige Familien einzuladen, dort zu wohnen, um „des Glückes“ willen, das vielleicht durch weibliche Gesellschaft etwas profitieren könnte. Das Opfer, welches dies Zugeständnis an das andere Geschlecht diesen Männern kostete, die in Bezug auf Tugendhaftigkeit und Nützlichkeit desselben im allgemeinen schrecklich ungläubig waren, lässt sich nur durch ihre Liebe zu Tommy erklären. Einige wenige freilich beharrten noch auf ihrem Standpunkte. Aber der Beschluss konnte erst binnen drei Monaten zur Ausführung gebracht werden, und so gab die Minorität gutmüthig nach in der Hoffnung, dass bis dahin irgend etwas

*) Er meint Cherubim.

Lager seinen unglücklichen Namen eingebracht hatte, war in Hörweite von Stumpys Hause nicht gestattet. Die Leute unterhielten sich flüsternd oder rauchten mit indianischem Ernste. Profane Redensarten wurden in diesem geheiligten Bereiche stillschweigend unterdrückt, und eine beliebte Art von Ausrufen, wie „verdammtes Glück!“ oder „verfluchtes Glück!“ wurde im ganzen Lager aufgegeben, weil darin nunmehr eine persönliche Beziehung lag.

Vocalmusik war nicht untersagt, da man annahm, dass sie eine besänftigende, beruhigende Wirkung habe, und ein Lied, das von „Marine-Jack“, einem englischen Matrosen aus Ihrer Majestät australischen Colonien, gesungen wurde, war sogar sehr beliebt als Schlummerlied. Es war eine schwermüthige Erzählung von den Heldenthaten der „Arethusa, vierundsiebzig Kanonen stark“, in verschleiertem Moll, das am Ende jedes Verses in den langgezogenen, hinsterbenden Kehrreim ausklang: „Am Bo—o—o-rd der Arethusa.“ Es war ein schöner Anblick, Jack zu sehen, wie er „das Glück“ auf den Armen hielt, es von einer Seite zur anderen wiegte, gleichsam der Bewegung des Schiffes folgend, und dabei sein Schifferlied lullte. Sei es nun durch Jacks besondere Art zu wiegen, sei es infolge der Länge seines Liedes — es enthielt neunzig Stanzen und wurde mit gewissenhafter Überlegung bis zu dem traurigen Ende durchgesungen — das Schlummerlied hatte gewöhnlich die gewünschte Wirkung. Zu solchen Zeiten pflegten die Leute im sanften Zwielichte des Sommerabends der Länge nach unter den Bäumen zu liegen, ihre Pfeife zu rauchen und die melodischen Töne einzusaugen. Eine unklare Empfindung von ländlich friedlicher Glückseligkeit durchzog das Lager.

„So'n Ding wie das“, sagte der Cockney*) Simons, indem er sich nachdenklich auf seinen Ellbogen stützte, „ist himmlisch“.

An den langen Sommertagen wurde das Glück gewöhnlich nach der Schlucht getragen, wo der Goldschatz des Brüllerlagers gewonnen wurde. Auf einer Decke, die über Fichtenzweige gebreitet war, pflegte es dort zu liegen, während die Leute unten in den Gräben arbeiteten. Später machte man einen rohen Versuch, seine Laube mit Blumen und süß duftenden Sträuchern zu schmücken, und gewöhnlich brachte jemand ihm einen Strauß von wildem Geißblatt, Azaleen oder den bunten Blumen der Mariposen. Die Leute waren plötzlich zu der Erkenntnis gekommen, dass Schönheit und Bedeutung in diesen Kleinigkeiten liege, die sie so lange achtlos unter die Füße getreten hatten. Eine Flocke glitzernder Mica**), ein Bruchstück bunten Quarzes, ein glänzender Kiesel vom Bette des Flusses, wurde jetzt schön in ihren derartig geklärten und geschärften Augen und allemal für „das Glück“ beiseite gelegt. Es war wunderbar, wie viele Schätze die Wälder und Abhänge der Berge boten, die „für Tommy passten“.

Umgeben von Spielzeug, wie es außerhalb des Märchenlandes nimmer zuvor ein Kind besaß, konnte Tommy wohl zufrieden sein. Er schien in der That sorgenlos glücklich, wenngleich ein kindlicher Ernst auf ihm ruhte und ein beschauliches Leuchten in seinen runden grauen Augen lag, das Stumpy bisweilen beunruhigte. Er war immer folgsam und ruhig, und es wird berichtet, dass er einmal, als er über

*) Cockney in verächtlichem Sinne von dem eingebornen Londoner Pöbel gebraucht, besonders mit Bezug auf die schlechte Aussprache.

**) Glitzerndes Mineral, das sich in elastische Platten von äußerster Dünne spalten lässt.

Der Kickel.

Eine Erzählung aus der Waldheimat. Von P. K. Rosegger.

Das Herumzigeunern wär' halt deine Sach', gelt Peterl? Daheim, alleweil daheim ist's nicht lustig. Alleweil aus dem grünglasierten Töpflein Milch trinken und alleweil von der Mutter mit einem nassen Lappen über das Gesicht gewaschen werden und alleweil im weißen Schubbettchen neben dem Ofen schlafen ist nicht lustig. Man will doch einmal auch sein Mittagsmahl vom Heidelbeerkraut pflücken und aus dem Bache trinken; man will sich doch auch einmal auf dem Erdboden wälzen und im weichen Schlamme umherpatschen; man will doch auch einmal in einer alten Heuhütte schlafen, während draußen in der fremden Schlucht ein fremdes Wasser rauscht und des Morgens, wenn man aufwacht, ganz fremde Bäume in der rothen Sonne stehen und fremde Leute auf der Wiese das nasse Gras mähen.

Und ob man das will! Und ob's der Vater verbietet! — „Die Kinder gehören heim! Und nach der Schule wirst du den geraden Weg heimwärts wohl finden!" — Den geraden Weg! Einen solchen gibt's gar nicht im Gebirge — besonders wenn der Zutrum Simmerl in der Schule ist und wenn der Zutrum Simmerl sagt: Peterl, geh mit mir, bei mir daheim im Zutrumhaus gibt's allerhand Kurzweil: Einen weißgefleckten Kettenhund, der Junge hat, Kirschbäume, die alle roth und schwarz sind, hinter dem Haus eine Köhlerhütte mit Stroh, auf der man liegen kann, und in der Schlucht der Trabach, aus dem man die Forellen und die Krebse mit der Hand fängt, damit sie nachher die Mutter braten und kochen kann.

Die Zutrumleute waren weitläufige Vettern und Muhmen von uns gewesen und wenn der junge Vetter Simmerl sagt: Geh mit! — na da geht man freilich mit. Es war eine ganze Stunde weit von meinem Elternhause bis dahin, und wenn die Schule, wo wir zusammenkammen aus Alpel und aus dem Trabachgraben, auch in der Mitte lag, so wurde mir auf dem Wege zum Zutrum doch die Welt von Schritt zu Schritt fremder. Und als die Sonne niedersank über den schwarzen Sattel des bewaldeten Gölk und die Ahorne sehr lange Schatten warfen über die frischgemähte Matte hin, da ward mir unheimlich. Das Heu duftete, die Grillen zirpten, die Frösche quackten wie daheim, sonst alles anders, die Berge viel steiler, der Graben viel tiefer. Enge ward es mir. Endlich sahen wir hinab auf die grauen Schindeldächer des Gehöftes, aus dessen weißgetünchtem Schornsteine

eintreten werde, was den Plan vereiteln würde. Und das trat ein.

An den Winter von 1851 wird man in den Vorbergen noch lange denken. Der Schnee lag tief auf den Sierras, und jeder Gebirgsbach wurde ein Fluſs und jeder Fluſs ein See. Alle Schluchten nnd Hohlwege wurden in tobende Wasserläufe verwandelt, die von den Bergabhängen herunterbrachen, riesenhafte Bäume mit sich abwärts rissen und Geröll und Trümmer rings über die Ebene verstreuten. Red-Dog war schon zweimal unter Wasser gewesen, und das Brüllerlager war bereits gewarnt.

„Das Wasser bringt uns das Gold in die Schluchten", sagte Stumpy. „Es ist schon einmal hier gewesen und wird wiederkommen."

Und in derselben Nacht brach plötzlich die Nordgabel über ihre Ufer und fegte hinauf in das dreieckige Thal des Brüllerlagers.

In dem Wirrwarr von rauschendem Wasser, zerschmetterten Bäumen und krachendem Bauholz, und in der Finsternis, welche mit dem Wasser daher zu strömen und das schöne Thal zu vertilgen schien, konnte nur wenig gethan werden, um die zerstreut wohnenden Leute des Lagers zu versammeln. Als der Morgen anbrach, war Stumpys Hütte, die dem Fluſsufer zunächst stand, fortgeschwemmt. Weiter aufwärts in der Schlucht fanden sie die Leiche ihres unglücklichen Besitzers; aber der Stolz, die Hoffnung, die Freude, das Glück des Brüllerlagers war verschwunden. Sie kehrten schon traurigen Herzens um, als ein Ruf vom Ufer her sie zurückrief.

Es war ein Rettungsbot, das den Fluſs herauf gerudert kam. Sie hätten, sagten sie, einen Mann mit einem Kinde aufgefischt, fast ganz erschöpft, etwa zwei Meilen unterhalb. Ob jemand sie kenne, und ob sie hierher gehörten.

Es bedurfte nur eines Blickes, um ihnen zu zeigen, daſs Kentuck da vor ihnen lag, grausam zerschmettert und verwundet, aber das Glück des Brüllerlagers noch in den Armen haltend. Als sie sich über das seltsam verbundene Paar beugten, sahen sie, daſs das Kind schon kalt war und sein Puls aufgehört hatte zu schlagen.

„Es ist todt", sagte einer.

Kentuck öffnete die Augen. „Todt!" wiederholte er mit schwacher Stimme.

„Ja, mein Junge, und du bist auch am Sterben."

Ein Lächeln erleuchtete die Augen des verscheidenden Kentuck.

„Am Sterben", wiederholte er, „er nimmt mich mit sich, — sag den Jungens, ich habe das Glück jetzt bei mir."

Und der starke Mann, sich anklammernd an das schwache Kind, wie ein Ertrinkender sich wohl an einen Strohhalm anklammern soll, trieb hinaus auf jenen düsteren Fluſs, der ewig dem unbekannten Meere zuströmt.

Rosen pflanzt man nicht auf Herzen.

Ach, du klagst, daſs deine Schöne
Nicht dein Herz auf Rosen bette,
Sondern statt mit Blumen Kette
Es mit spitzen Dornen kröne.

Nur Geduld, einst wird sie kosen
Deinen Strauß bei Grabeskerzen,
Rosen pflanzt man nicht auf Herzen,
Nur auf Erde pflanzt man Rosen.

R.

---

ken aufsteigen ließen, setzten sich an den einen Tisch etwa zwölf Bursche, ältere Männer, junge Dirnen und betagte Weibsbilder. Am anderen Tische, schier in der Ecke, nahm der Hausvater platz, ein dicker, behäbiger, gemüthlicher Mann mit glattrasiertem Gesichte und einem Doppelkinn; dann kamen seine Kinder, von der erwachsenen fröhlichen Lennerl bis herab zum Simmerl und noch tiefer herab zu zwei schier ganz kleinen Kindlein, die von der Magd mit einem Löffel Milchsuppe in den Mund gegossen bekamen. Neben dem Simmerl durfte ich sitzen, und weil der Weg in die gemeinsame Schüssel etwas weit war, so hatten wir zwei zusammen ein Extraschüsslein bekommen, aus welchem wir die Brocken löffelten. Es war Weißbrot, wie es bei mir daheim nicht immer angetroffen werden konnte. Die Hausmutter gieng zu und ab, um die Tische zu versehen, und immer auf kurze Zeit setzte sie sich zu uns, um etliche Bissen, gleichsam im Vorübergehen, zu erhaschen. Ja ja, das gieng meiner Mutter daheim auch so. Wer kocht, der braucht nichts zu essen, sagen aberwitzige Leute.

Immer wieder musste ich an Daheim denken, wo sie ja jetzt auf mich warten werden mit dem Abendessen und muthmaßen, warum er denn nicht heimkommt, der Bub, und wo er denn sein mag, der Bub? Bis es vielleicht einem oder dem anderen einfällt: Der ist heilig mit seinem Schulkameraden zum Zutrum gegangen.

Nach der Milchsuppe kam eine Schüssel voll Salat in Essig. Das war mir schon wieder einmal was Neues; bei mir daheim gab's nur Salat in Buttermilch, welche ja auch nass und säuerlich ist, folglich den kostspieligen Essig ganz leicht ersetzen kann. Wir daheim aßen das Grünzeug mit dem Löffel, hier that man's mit der Gabel. Ich stach mich mit solchem Werkzeuge ein parmal in den Mund, durfte aber nicht mucksen, während daheim bei derlei Ereignis gewiss ein helles Zetergeschrei gemacht worden wäre.

Nach dem Salate kam erst die allergrößte Schüssel; diese enthielt gekochte Kirschen in der eigenen Suppe. Da durfte ich wohl wieder den Löffel nehmen, wäre er nur recht groß gewesen! Denn diese schwarze Kirschensuppe war sehr köstlich! Aber Umstände machten die Leute. Die Kerne quetschten sie im Munde heraus und gaben sie wieder zurück auf einen Teller oder in die hohle Faust. Wir daheim aßen die Kerne mitsammt den Kirschen.

Was bei Tische etwa gesprochen worden, das weiß ich nicht, ist mir gewiss auch ganz gleichgiltig gewesen, weil das Gespräch nichts zum essen ist. Dass sie beim „Leutetisch" drüben lauter und fröhlicher waren, als wir herüben beim Hausvatertisch, kam davon, weil unter ihnen ein alter Mensch war, der in ernsthaftester Weise die wunderlichsten Reden that, worüber die anderen lachten, bis aber eine Magd sagte:

„Na, den Nickel sollt' man nicht so auslachen. Das ist nicht recht, den Nickel so auslachen!"

„Wer lacht ihn denn aus?" lachte ein Knecht, „wir lachen halt, weil's uns gefallt."

Das muss ich doch herübergehört haben, denn sonst könnte ich's nicht wissen. Nun weiß ich aber auch, dass der alte Nickel plötzlich von seinem Sitze emporschnellte und mit weitschwingendem Arme, an welchem das Hemd flatterte, an die gegenüberstehende Stubenthür einen Kirschkern warf, der dann wieder mitten in die Stube zurücksprang. Dabei sagte er „Puff!" und lachte kreischend auf. Und das that er mehrmals, wozu die anderen sagten: Es sei schon recht, er solle in die Thür nur ein Loch werfen, damit man in die Küche hinausgucken könne, ob am Herde heute auch noch Sterz gekocht werde. Jetzt hob der Nickel

leichter Rauch aufstieg. Und es war schon die Abenddämmerung und zwischen hohen Fichten her kam der mir so wohlbekannte heimliche Geruch eines Kohlenmeilers. Unterwegs hatten wir bei Ameishaufen, Fuchslöchern, Zaunstiegeln, Brünnlein und Tümpeln mancherlei Aufenthalt genommen, aber jetzt beschleunigte sich der Simmerl. Ich aber wollte nicht mit, wollte umkehren. Das erstemal in meinem Leben sollte ich in ein fremdes Haus einkehren — mir gebrach der Muth. Aber der Simmerl packte mich frisch am Arme, und hinab mit mir in den Hof und hinein bei der großen schönen Thür in das Haus. Im Vorhause ein kühler, obstelnder Duft; die Küche gemauert, mit fast weißen Wänden wie im Wirtshaus. Am offenen Herdfeuer wirtschafteten bei Kesseln und Töpfen Weibsleute herum, und zu einer derselben, die ein blasses, schönes, gütiges Gesicht hatte, trat der Simmerl hin, gab ihr die Hand und sagte: „Grüß Euch Gott, Mutter!“ Das erstemal war's in diesem Hause, dass ich hörte, wie Kinder beim Fortgehen und Ankommen ihre Eltern ehrerbietig grüßen, als giengen sie in ein fernes Landes oder kehrten von einem solchen zurück. In unserer Gegend daheim liefen wir davon, wie das Kalb vom Stalle, höchstens dass ich des Morgens beim Schulgehen sagte: „Jetzt geh' ich“, und die Mutter antwortete: „Ja, so geh nur in Gottesnam!“ Es war auch etwas, allein so herzlich und feierlich war's doch nicht, wie wenn die Zutrum-Kinder „Grüß Euch Gott“ oder „Behüt' Euch Gott!“ sagten und den Eltern die Hand gaben. Kurz, mir kam dieser Eintritt in das Zutrumhaus geradezu erhaben vor.

„Und das ist mein Schulkamerad, der Kluppenegger Peterl!“ Also stellte mich der Simmerl seiner Mutter vor.

„Schau, das ist brav!“ sagte sie, wischte an ihrer blauen Schürze die rechte Hand ab und reichte sie mir. Ich war nicht ganz sicher, ob auch mein Patschel hingehalten werden sollte, zögerte, that es aber endlich doch.

„Mutter!“ rief der Simmerl, „wir laufen zum Bach hinab.“

„Nicht zu weit, es wird bald zum Nachtmahl sein.“

Da waren wir wieder im Freien und das war ja ganz glatt abgegangen. Zum Bache kamen wir an demselben Abende nicht mehr, denn es war der weißfleckige Kettenhund mit den Jungen! Die letzteren waren in einem bunten Häuflein beisammen, in dem es sich ununterbrochen regte und kreisete, bis sich manchmal ein Thierlein, kaum größer wie eine Ratte, loslöste, und täppisch hinkugelte. An diesen Dingern war schier alles Kopf, und am Kopfe wieder schier alles Schnauze und die Schnauze wuzelte sich den Zitzen zu, welche die alte Weißgefleckte zur Verfügung stellte. Das alles, und dann das besorgliche Knurren der Alten und das ängstliche Winseln der Jungen und der mürfelnde Geruch, welcher aus dem Hundelager herkam, betäubte mich beinahe vor lauter Wonne.

„Beißt sie?“ fragte ich den Simmerl, indem ich die Hündin streicheln wollte.

„Jetzt nicht, darum haben wir ihr auch die Kette abgenommen. Mein Vater sagt: Jetzt hat sie keinen Feind, jetzt ist sie ganz Mutter. Aber wie er ein Junges hat aufheben wollen, hat sie ihn doch in die Finger geschnappt.“

„Habt ihr eine Kirche?“ fragte ich, denn es läutete ein Glöcklein.

Da lachte der Simmerl, denn es war die Hausglocke und sie rief zum Nachtmahle.

In der Stube, welche schon sehr dämmerig war, standen zwei große viereckige Tische. Als das Tischgebet gemeinsam und laut gebetet war und die sehr großen Suppenschüsseln ihre warmen duftigen Wol-

Am nächsten Morgen waren wir durch eine helle Stimme: „Schulbuben! Es ist Zeit!" geweckt worden. Vor dem herzförmigen Fenstergitter fächelte ein Zweig des Hollunderstrauches, dazwischen schien hell und grell die Sonne herein auf unsere schneeweißen Betten, und draußen plätscherte der Hausbrunnen. Ich hätte mich mit dem Simmerl gleichzeitig anziehen sollen, schämte mich aber, meine Beine aus der Decke hervorzuziehen. Mit einem langen Arm zog ich von der Bank die Hose ins Bett und streifte sie mit anerkennenswerter Geschicklichkeit unter der Decke an die Glieder. Dann hinaus zum Brunnen.

Nach dem Waschen das Morgengebet. Der Simmerl wollte in Rücksicht auf seinen Gast darüber hinausgehen, indem er vorgab, mich noch schnell in den Stall zum Schimmel führen zu müssen, allein seine Mutter sagte: „Schimmel wird er sein Lebtag noch genug sehen. Den heiligen Geist braucht ihr in der Schul. Das Morgengebet beten! Kniet nur gleich nieder allzwei!" Vor dem Tische knieten wir uns auf die Bank, beteten jeder für sich ein paar Vaterunser, wobei mir einfiel: Bei uns daheim ist's nicht so streng. Zwar sagt auch die Mutter, man müsse beten, commandiert einen aber nicht schnurstracks auf die Bank. — Nun sollte ich auch sehen, was das Beten ausmacht. Kaum hatten wir unsere Ellbogen von der Tischplatte gehoben, ward diese mit einem weißen Tuche gedeckt, mit weißen Schalen bestellt, mit Weißbrot belegt und in die Schalen ward aus dem Rohr einer glänzenden Zinnkanne eine braune Suppe gegossen. Bei uns daheim war das just umgekehrt, alles andere braun, die Suppe aber weiß. Hier gab's zum Frühstück keine Milchsuppe, sondern Kaffee. Ich hatte schon von ihm gehört; die herrischen Leute essen Kaffee, aber ein alter Kohlenbrenner hatte gesagt: „Meine lieben Leut, ich bin sicherlich schwarz! Schaut mich an, ob ich schwarz bin! Aber so schwarz und so schlecht bin ich nicht, wie die schwarze Suppe aus dem Mohrenland. Die hat der Teufel aufgebracht und der Bauersmensch wird hin, wenn er Kaffee isst!" — Ich weiß nicht, ob der Kohlenbrenner es wusste, wie weise er gesprochen hatte; ich weiß auch nicht, ob man ihm geglaubt hat; ich weiß nur, dass alles leckerig war nach Kaffee und dass ich es nun schon nicht erwarten konnte, mit dem Löffel in die schwarze Suppe zu fahren. — Uuuh! — das ist nicht gut, das ist gallbitter! Den hat freilich der Teuxel aufgebracht! „Du hast ja keinen Zucker hineingethan!" lachte der Simmerl und warf mir aus einer Tasse etliche Brocken in meine Schale. — Nun war's ein bisschen anders. Der Simmerl sah mich an und schmunzelte. Ich werde darnach dreingeguckt haben.

Nach dem Frühstück den Zutrumleuten „Behüt Gott" sagen und fort in die Schule. Ich war ganz muthig geworden und hielt zu Dank und Abschied meine rechte Hand hin wie ein erwachsener ordentlicher Mensch, und da fiel es mir ein: Wie leicht doch das Bravsein geht, wenn man nicht daheim ist!

Als wir die Bergwiese hinangiengen, war dort der alte Rickel zu sehen, der mit einer Holzgabel Heuhaufen auseinander streute, damit es in der neuen Sonne noch besser trocknen konnte. Heute sah ich erst, dass er sehr kümmerlich war. Mitten am Leibe abgebogen, fast geknickt, mit jedem Schritte hinkend, schwankend. Die Knielederhose war gewiss auch einmal von Leder gewesen, jetzt hatte sie gar viele Flicken aus anderem Stoff, mit groben, unbehilflichen Nähten angeheftet. Die Füße und die sehr braunen und hageren Unterschenkel waren nackt. Brust und Arme wurden von einem braunen Rupfenhemde bedeckt; Der alte Filz-

seinen anderen Arm und „Puff“ schleuderte er die handvoll Kerne auf einmal an die Thür, dass es knatterte wie bei einem Hagelwetter. Dabei verzerrte der Alte sein runzeliges Gesicht und stieß einen zornigen Fluch aus. Nun stand an unserem Tische der Hausvater auf, gieng zum tobenden Alten und sagte begütigend: „Na, na, Kickel, nur nicht so arg. In der Stube so viele Kirschbäume säen! Es wachst ja doch keiner. Sei gescheit, Kickel!“

Bei mir daheim würde der Vater anders geredet haben, wenn so ein Übermuth die Stube mit Kirschkernen vollgeworfen hätte.

Nun stellte sich der alte Knecht vor den Hausvater, faltete die Hände und rief mit einer von Angst stöhnenden Stimme: „Zutrum, Zutrum! Ich weiß mir nicht zu helfen. Er meldet sich halt schon wieder!“

„Michel! Natzel!“ sagte der Hausvater zu zwei anderen Knechten, „bringt den Kickel in sein Bett. Es ist für ihn Zeit zum Schlafengehen.“

Dann haben sie den Kickel hinausgeführt.

Jetzt, was soll das bedeuten?

„Und es ist auch für die Kinder Zeit zum Schlafengehen“, setzte der Hausvater bei. „Der Kluppeneggerbub soll im Oberstübel schlafen.“

Die Enttäuschung war arg. Da hatte ich gedacht, der Simmerl und ich würden nebenander auf einem Stadl im Heu liegen dürfen, eigentlich der Hauptgrund, weshalb ich mitgegangen war in dieses fremde Haus. Nach dem Maße des Schmerzes darüber, dass es mit dem Heu nichts war und dass ich ganz allein sollte schlafen müssen in einer finsteren Kammer, werden mir wohl die Thränen in die Augen getreten sein. Bemerkt muss die Hausmutter so etwas haben, weil sie sagte: „Er kann ja auch im Stübel beim Simmerl schlafen, ein Bett steht leer.“

„Auch recht. Aber nicht zu lang schwatzen, Buben!“ Also der Hausvater. Darauf gieng der Simmerl zu seinen Eltern, küsste ihnen die Hand und sagte: „Gute Nacht!“ — Diese Art gefiel mir über die Maßen und ich beschloss, sie auch bei mir daheim einzuführen. Dazugekommen bin ich zwar nicht; ich hatte mich bei meinen Eltern stets geschämt, ganz schlimm zu sein, aber ich hatte mich immer auch geschämt, ganz brav zu sein; besonders gewisse Förmlichkeiten, so gut sie mir auch gefielen, widerstrebten mir, wenn ich sie selbst ausführen sollte.

Aus dem Befehle, „nicht zu lange zu schwatzen“, schloss ich, dass wir überhaupt schwatzen durften, und als wir jeder in seinem Bettchen lagen, das Licht ausgelöscht hatten, so dass nichts mehr zu sehen war, als die zwei blassen viereckigen Fenster, fragte ich den Simmerl: „Ja, was hat er denn gehabt, dieser Mensch, der Kickel?“

„Kirschkern“, antwortete der Junge.

„Warum er so wild worden ist?“

„Ja, der Kickel!“ sagte mein Kamerad. „Weißt du's nicht, dass er zehn Jahre eingesperrt ist gewesen? Im vorigen Jahr haben sie ihn ausgelassen.“

„Warum?“

„Weil der Kaiser geheiratet hat.“

„Deswegen haben sie ihn eingesperrt?“

„Nein, deswegen haben sie ihn ausgelassen.“

„Aber Jesses, warum sie ihn eingesperrt haben, möchte ich wissen!“ Also mein Schrei.

„Wenn du so schreist, wird der Vater kommen mit dem Karabatschel. — Seinen Buben hat er umgebracht.“

Es war grauenhaft. Jetzt wusste ich nicht, hatte der Kickel seinen Buben umgebracht, oder der Zutrum. Wagte aber nicht mehr zu fragen, und wie ich später doch noch einmal versuchte, gab der Simmerl keine Antwort mehr, er war eingeschlafen.

Die Gefahr war gänzlich vorüber. Draußen im Walde fragte ich meinen Vater, ob er des Zutrum alten Knecht Kickel kenne und was es denn sei mit ihm?

„Jetzt ist keine Zeit zum Schwatzen, jetzt heißt's Holzklauben", das war seine Antwort.

Etliche Wochen später war ich mit meinem Vater auf der Ochsenhalde. Es war schon Feierabend, die Ochsen, welche tagsüber an den Pflug gespannt gewesen, bohrten noch ihre Schnauzen in das Futter und grasten emsig. Wir standen daneben und warteten, bis sie satt waren. — Jetzt wäre doch eine Zeit zum Schwatzen, fiel es mir ein und ich fragte wieder nach dem Kickel.

„Kind, lass den Kickel gehen", entgegnete mein Vater, „dir thut er nichts und uns behüt' unser Herrgott vor aller Verirrung. — Siehst du, die Schmelchen (Rispengras) wollen sie nicht fressen, der Hunger wird nicht mehr gar groß sein."

Bald darauf führten wir die Ochsen in den Hof. Jetzt war nichts weiter und es vergiengen viele Jahre. Wenn ich in dieser Zeit gestorben wär', so hättet ihr, meine Leser, vom Kickel kaum je etwas erfahren. Hingegen wuchs ich aber heran zu einem zwar dünnen, aber leidlich schlanken Burschen, zu schmal für einen Bauern, aber lang genug für einen Stadtherrn — nun ihr wisst es ja.

Und einmal zur Sommerszeit, als ich das weltferne Alpel wieder besuchen wollte, holte ich unterwegs im Walde einen Bauernburschen ein. Ein junger, hübscher, aber ernsthafter Mensch im Sonntagsgewand, obschon Werktag war. Das fiel mir auf. Er hatte eine stramme Haltung, setzte beim Gehen die Beine leicht und gleichmäßig aus, so dass ich dachte: Der ist Soldat gewesen oder noch einer. Auch seine röthlichblonden Haare waren derart kurz geschnitten und hinten rasiert, so dass der runde frischgefärbte Nacken ein paar Zoll glatt war bis zum Hemdkragen hinab. Das längliche Gesicht mit der etwas dünn gerathenen Nase, dem falben ganz leichten Schnurrbärtchen und den offenen, meergrauen Augen ließen vermuthen, dass es nicht einer der tölpelhaften und einfältigen war. Damals hatte ich auf solchen Straßen noch ebenso gern Weggenossen, als ich heute allein gehe. Also versuchte ich es mit ihm. Meine Frage, wohin er gehe? Er gehe heim auf seinen Holzschlag im Fischbacherwald. Wo er gewesen? In Krieglach, auf dem Friedhof. Was so ein lebfrischer Bursche auf dem Friedhof mache?

„Nu, wie's halt schon manchmal ist", antwortete er. „Dem alten Kickel hat's gegolten."

Dem alten Kickel! Den Namen hatte ich schon nennen gehört. Ja so, das war doch der alte Knecht beim Zutrum gewesen, welcher —

„Wir wollen miteinandergehen, dass es kurzweiliger ist. Ich bin der Kluppenegger Peter." Das war meine Einleitung.

„Kenn' Sie eh", war seine Antwort. „Hab' Sie auch in Graz oft begegnet, wie ich bei den Belgiern war, Sie haben mich aber nicht erkannt."

„Und warum hast du dich nicht zu erkennen gegeben, wenn du einer von daheim bist?"

„Ich habe Sie wohl einmal wollen anreden, aber dann gedacht, ein gemeiner Soldat, wer weiß, ob's ihm angenehm wäre."

„Natürlich! Du ein gemeiner Soldat, ich gar nichts."

„Ah, das nicht", meinte er, „Sie sind schon wer. Ich weiß es wohl."

„Also den Kickel habt ihr heute begraben. Und wo sind denn die anderen?"

„Die paar Leute sind schon voraus. Ihrer viele sind nicht mitgegangen. Er war ein armer Einleger."

hut saß wie ein umgestülpter löcheriger Kessel auf dem kleinen grauen Kopfe, doch war er mit einer hoch in die Luft stehenden Geierfeder geschmückt. Die Knie, die Ellbogen, die Finger — das war alles so scharfeckig, dass man glaubte, sein Lebtag bringe der Alte nichts mehr ins Gerade und er war wie ein verknorpelter Zirnstrauch auf der hohen Alm, wo der Sturmwind alles verkrüppelt. Als er uns gesehen hatte, rückte er manierlich den Hut, dann arbeitete er weiter.

„Du“, fragte ich nun meinen Schulkameraden. „Was ist's denn mit dem Kickel?“

„Wenn wir weiter oben sind, erzähl' ich dir's“, antwortete der Simmerl.

Und als wir in den Wald hineinkamen, wo der Boden flacher ward, legte er seinen Arm in den meinen und sagte:

„Er hat einen Sohn gehabt und den hat er todtgeschossen.“

„Unversehens? Zufleiß?“ fragte ich sehr erschrocken.

„Zufleiß, ganz zufleiß!“

„Was hat er denn aber angestellt, der Sohn?“

„Gar nichts. Ganz ein braver Mensch ist er gewesen, sagt mein Vater.“

„Gott ja! Und hat er ihn denn so schreckbar gehasst, den Sohn?“

„So viel lieb soll er ihn gehabt haben, den Sohn, viel zu viel lieb.“

„Und deswegen niedergeschossen?“

„Ja, das weiß ich selber nicht, wie es gewesen ist“, gab der Simmerl zu.

„So ist der Kickel halt wahnsinnig“, hierauf ich.

„Wahnsinnig nicht. Aber ein bissel verrückt wohl, ein bissel verrückt sein Lebtag, und die Leute sagen, man kann sich 's nicht denken, weil er sonst so gescheit ist gewesen und ein tüchtiger Jäger im Kaiserlichen drüben, und auch gut gelehrt. Aber die vielen Bücher, die er gelesen hat, sollen ihn zum Narren gemacht haben, sagen die Leute.“

Ich beschleunigte meine Schritte.

„Was laufst denn so, Peter?“

„Wenn er uns nachkommt!“

„Oh, der Kickel thut uns nichts. Die Leute sagen, er hätte auch seinen Sohn nicht umgebracht, wenn er ihn nicht so gern gehabt hätt'.“

„Du Simmerl, wenn er uns auch gern hat!“

„So viel nicht, wie seinen Sohn.“

„Du Simmerl, das verstehe ich aber nicht.“

„Ich will den Vater einmal fragen, wie es lauter gewesen ist.“

Und nichts weiter. Am selbigen Tage war ich in der Schule nicht viel nutze. Wenn das so ist! Mein Vater soll mich ja auch gern haben. Er selber hat mir's zwar nie gesagt, aber die Mutter hat mir's gesagt. Wenn es so ist, da getraut man sich gar nicht mehr zu Leuten, die einen gerne haben. „Und was hat denn der Peterl“, fragte der Schulmeister, „dass er heute so zerstreut ist?“

Am Nachmittage war ich endlich wieder bei meinen Elternhause. Hinter den Fichten stand ich eine Weile fest in den Sandboden gebohrt — und was wird jetzt werden? — Mein Vater kam mit einem klappernden Schubkarren heran.

„Geh hinein essen“, rief er mir zu, „nachher komm hinaus in den Wald, wir müssen Brennholz klauben.“

„Hast in der vorigen Nacht beim Zutrum geschlafen?“ fragte meine Mutter, als sie mir das für mich aufbewahrte Mittagsbrot vorsetzte.

„Mutter, der Simmerl hat mich nicht auslassen wollen, bis ich mit ihm gegangen bin.“

„Ist ja recht, Kind. Die Zutrumbäuerin hat sich letztlich schon bei deinem Vater beklagt, dass du dich denn gar nicht anmelden wolltest bei deinen Vettern und Muhmen. Meine Mutter und der Zutrumbäuerin ihre Mutter sind Schwestern gewesen.“

bauen. Er ließ ihn unterrichten, er wollte ihn, als der Junge zwölf Jahre alt geworden war, nach Wien schicken in ein Institut, aber Oswald blieb lieber in seinen heimatlichen Bergen und der Jäger brachte es nicht übers Herz, den Knaben fortzuzwingen. Wenige Jahre später trieb er für ihn eine Schreiberstelle im kaiserlichen Forstamte zu Neuberg auf, und noch ein paar Jahre später gab es Hochzeit. Ein holdes Bürgerskind aus Mürzzuschlag war Oswalds Erwählte. Die Liebesgeschichte unterschied sich wahrscheinlich nicht von anderen, und auch die weiteren Verhältnisse blieben auf der gewöhnlichen Bahn. Oswald wurde Holzmeister in den Hochschlägen hinter Mürzsteg und bewohnte mit seinem Weibchen ein Berghaus an der Hohen Veitsch. Nach kaum einem Jahre war natürlich der „kleine Bub“ da und jetzt konnte Oswald zu seinem Vater sagen: „Ich kann mir's nicht besser wünschen, meine Sorge ist, dass es nicht schlechter wird!“ Denn er muss ein noch viel zufriedenerer Mensch gewesen sein, als sein Vater und von ihm hat's kein Mensch gehört, wie er's mit der Religion gehalten. Sein Weib hat mir, fügte mein Bursche bei, später oft erzählt, wie er sie um den Hals genommen hätte und gesagt: Gott sei Lob und Dank, dass ich dich hab'! So muss er doch was geglaubt haben. Und sein Vater, der Kickel, ist halt im Glück geschwommen darüber, dass es seinem Oswald so gut geht.

Der Kickel-Jäger hat in einem alten abgestifteten Bauernhause gewohnt, in der einzigen Stube, die noch bewohnbar war, und er hat zur selben Zeit an einer Fußwunde gelitten, die er sich durch einen Sprung vom Felsen zugezogen, und hat monatelang nicht in's Revier gehen können. Wenn Oswald in den Sonntagen vom Thale nach seinem Berghause hinaufstieg, führte der Weg ihn da vorbei und er sprach bei seinem Vater zu, um ihn zu fragen, wie es mit dem kranken Bein gehe und um ihm eines und das andere zu bringen und mit ihm von seinem Weibe und von seinem lieben Knaben zu plaudern. Auch diesen Knaben brachte er manchmal mit und da machte der Kickel-Jäger seine Kasten und Laden auf und lud Sohn und Enkel ein, alles was ihnen gefiele, mit sich zu nehmen. „Nehmt nur, nehmt“, soll er stets gesagt haben. „Es ist ja eh nichts. Das bissel Freud' auf der Welt, ich hab' sie genossen, sonst ist ja eh nichts. Wenn's schlimm wird — abzwicken.“

Dann ist jener Sonntag gekommen. Im August war's, am Morgen schon so heiß, dass der junge Holzmeister Oswald auf dem Weg in die Kirche bei seinem Vater zusprach um einen Trunk Wasser. „Wenn ich nachmittags zurückkomme“, soll er zum Vater gesagt haben, „zahl' ich dir den Brunnen mit Johannessegen ab.“ Damit hatte er gemeint, er wolle Wein mitbringen. Den solle er nur dem Weibel und dem Bübel hinauftragen, hatte der Alte geantwortet. Aber denen fehle ohnehin nichts; das Weibel singe schon seit aller Morgenfrüh wie eine Lerche, und der kleine Anderl habe mitten im Schlaf aufgelacht, als er, der Oswald, ihm beim Fortgehen den Kuss gegeben.

„Schwerenöther, du!“ hatte der Kickel-Jäger noch gesagt und seinem Sohn auf die Achsel geklopft — und dann „Auf Wiedersehen am Nachmittag!“

Um die Mittagszeit stieg über dem Hochschwabgebirge ein Gewitter auf; es regnete nicht viel, aber ein paarmal tüchtig gekracht soll's haben. Eine Stunde später kam vom Berge herab ein Holzknecht, der rief zum offenen Fenster herein: „Kickel-Jäger, wenn du den Rauch sehen willst, so schau hinauf!“

„Was hast denn? Was schreist denn so?“ fragte der Kickel, der ganz allein zuhause gewesen ist.

„Du bist gewiss ein Träger gewesen?“

„Nein“, sagte er, „ich bin nur so hinten nachgelaufen. Nicht einmal gebetet ist worden, weil sie gesagt haben, er wär' eh ein Heide gewesen. Ich habe mir gedacht, schlechter wie die meisten Leute war er auch nicht. Dass er halt Unglück hat gehabt. Es wird ihm wohl so aufgesetzt gewesen sein. In Gottesnamen, jetzt hat er Ruh'.“

„Was für ein Unglück soll er denn gehabt haben?“ war meine Frage; endlich glaubte ich nahe daran zu sein, die alte, nun wieder erwachte Neugierde zu befriedigen.

„Sie werden eh gehört haben von der Geschicht'“, sagte der Weggenosse.

„Ja, läuten gehört, aber nie gewusst von woher, weißt du was Genaues?“

„Wissen thu' ich's schon“, meinte er.

Also hatte ich ihn so weit gebracht, dass er anfieng, mir alles zu erzählen. Es sind seither wieder viele Jahre her, allein solche Sachen vergisst man nicht, und ich will die Geschichte vom Kickel jetzt mittheilen.

Der Isidor Kickel war der einzige Sohn eines Gutsverwalters auf dem Fürst Schwarzenbergischen Schlosse zu Murau gewesen. Er sollte studieren, wollte auch, sprang aber aus im siebenten Jahre, als er den Jahrgang hätte wiederholen sollen. Hernach versuchte er es mit einer Landwirtschaftsschule, lernte Waldcultur und wollte Förster werden. Brachte es aber nur bis zu einem Forstgehilfen oder Jäger, als welcher er angestellt wurde in den kaiserlichen Waldungen bei Neuberg. Er hätte vielleicht doch Gelehrter werden sollen, denn es war so etwas Grüblerisches in ihm und er las viel in Büchern zu seiner freien Zeit. Viel zu viel in Büchern. Auch führte er manchmal solche Reden und hielt sich von der Kirche fern, dass die Leute sagten, der Jäger-Kickel wäre vom christlichen Glauben abgefallen. Heute geschieht das oft, setzte mein Wegkamerad bei. Dazumal ist es was Neues gewesen. Man weiß das nicht, wie er's inwendig mit sich gehalten hat; ganz in Ordnung, sagen die Leute, wird's wohl nicht gewesen sein. Aber sonst kein schlechter Mensch. Einmal, wie er doch bei einem Feste in der Kirche ist, nimmt er Geld aus dem Sack und will's dem Klingelbeutelmann geben, aber der geht an ihm vorbei, gleichsam: Du Unchrist, dein Geld ist mir zu schlecht. Darauf hat der Kickel die Münze einem armen alten Weibel geschenkt, dem war sie nicht zu schlecht und die Leute haben brav gelacht. Einmal hat sich in die Kirche hinein eine Schwalbe verflogen und nicht mehr herausgefunden, weil die Fenster ein Drahtgitter haben und die Thür ganz hinten ist. Und abfangen hat man sie auch nicht können. Da geht der Kickel jeden Tag in die Kirche und der Meßner hat gemeint, er bekehrt sich. Der Kickel hat aber nur Vogelfutter hineingetragen, dass die Schwalbe nicht verhungert ist. Und mit der Bekehrung war's halt wieder nichts. Die Leute haben ihn trotzdem gern gehabt und kein Mensch hat ihm was Schlechtes können nachsagen. — Dann hat er eine Lehrerstochter aus der Veitsch geheiratet, sieben Kinder bekommen, wovon er in früher Zeit sechs durch den Tod verlor, drei auf einmal und sein Weib dazu bei einer Seuche. Nur ein einziges Kind war ihm geblieben, ein Knabe, Oswald geheißen. Man kann oft erfahren, dass Leute, die an ein jenseitiges Leben nicht glauben können, in diesem um so lebensdurstiger und liebesinniger sind. Beim Kickel war es fast auch so. Seine Liebe zum einzigen Kinde ward zur schweren berückenden Leidenschaft, und alles, alles, was in seiner Macht stand, bot er auf, um dem jungen, hübschen, heiteren Oswald ein gutes und schönes Leben zu

tochter und euer Enkel, der Anderl, sie leben noch und es geht ihnen gut."

„Und was hat er darauf gesagt?"

„So? hat er gesagt, die leben noch? Und mir hat immer geträumt, sie wären alle todt, alle! — Gott, was die jungen Leute für Geschichten machen! Und er hat wieder gelacht."

„Also irre!"

„Es wird so gewesen sein", sagte mein Bursche. „Er hat dann noch eine Weile als Bauernknecht sein Brot gesucht, später, wie er's schon nimmer dermachen hat können, ist er in die Einlege gekommen. Die meiste Zeit hat man ihm nichts angemerkt, aber manchmal doch, manchmal doch!"

„Du hast ihn wohl näher gekannt", fragte ich den Burschen.

„Na freilich", war seine Antwort, „er ist ja mein Großvater gewesen."

Lass dich nicht irren, deutsches Volk.

Von Robert Hamerling.

Man mag von der Kundgebung, welche eine Gruppe Gelehrter und Schriftsteller gegen die Bestrebungen des deutschen Sprachvereins erlassen hat, denken was man will, so viel wird jeder Unbefangene zugeben, dass sie in einem bedauerlichen Tone gelehrten Hochmuths geschrieben ist. Die Anführung aus Jakob Grimm, mit welcher die Männer des deutschen Sprachvereins als solche bezeichnet worden, die „in der Oberfläche der Sprache herumreiten und wühlen", kann wohl nur aus der Feder eines sogenannten „Germanisten" stammen, der die Kundgebung verfasst, vielleicht auch angeregt und die Mitunterzeichner geworben hat. Dieser Umstand ist nicht ohne Bedeutsamkeit.

Wir lassen uns nicht meistern, uns keinen Zwang auflegen, sagen die Unterzeichner; denn die „führenden Schriftsteller der Nation" (darunter hat man sich ohne Zweifel vor allen — die Herren selbst zu denken) „wählen ihre Worte mit Bedacht". — Du lieber Himmel! Soll es uns wirklich vollauf genügen, wenn ein paar Dutzend „führende Schriftsteller" ihre Worte „mit Bedacht wählen" und wir uns nicht weiter darum kümmern, dass hundertausend andere Deutsche ihre Worte — nicht „mit Bedacht" wählen?

Und wo liegt der Zwang, den der deutsche Sprachverein ausübt? Seine stets betonte, weiteren Kreisen gegenüber einzige Forderung: „Gebrauche kein Fremdwort, wo ein gleichwertiges deutsches Wort zur Verfügung steht!" scheidet alles Gerede von Pedanterie und von einem Vernichtungskriege gegen sämmtliche Aneignungen aus fremden Sprachen kurzweg ab. Aber der Verein will von staatswegen Einfluss auf die Schule gewinnen! Der Staat selbst — kann er deutsche Männer zur unfreiwilligen Annahme von sprachlichen Neuerungen wirklich zwingen? Selbst wenn ein Berliner

*) Im Nachlasse vorgefunden. Die Red.

„Das Berghaus brennt. Der Blitz hat eingeschlagen.“

„Was sagst, Holzknecht?“

„Der Holzmeister, wenn er heimkommt, findet nichts mehr. ’s ist alles dahin.“

„Das Weib? das Kind?“

„’s ist alles dahin. Wenn euer Sohn heimgeht, so bereitet ihn vor. Ich muss ins Niederalpel.“ Das hat der Holzknecht gesagt — und davon ist er.

Ich kann es nicht wiedergeben, wie mein Weggenosse es erzählt hat, gerade wie ein Messer ins Herz ist es mir gegangen. Aber der Bursche blieb ganz ruhig und erzählte weiter.

Was der Kickel-Jäger sich jetzt auf diese Botschaft gedacht hat, das weiß man nicht. Zuerst hat er hinaufwollen gegen die Höhe, wo der schwarze Rauch das ganze Firmament finster macht. Hat aber nicht weiter können, des kranken Fußes wegen. „Sein Weib und sein Kind! — Sein Weib und sein Kind! — Sein Weib und sein Kind!“ Allerweil nur das. „Abzwicken!“ Der Kickel ist in die Stube hinein und hat zum Fenster herausgelauert: Jetzt kommt er und jetzt kommt er! Und hat das Schussgewehr von der Wand genommen und ist mitten in der Stube gestanden und schaut durchs Fenster hin auf den Weg hinaus. Endlich ist er dahergegangen, der Oswald, aus dem grünen Wald hervor und hat nicht aufgeschaut und weiß noch von nichts, und ist so frisch und munter dahergegangen und dem Haus zu, wo der Vater wohnt. Und da hat der Kickel-Jäger durchs Fenster hinausgezielt und hat ihn niedergeschossen.“

„Jesus Christus!“ rief ich. „Wahnsinnig ist er geworden!“

„Man kann das auch nicht sagen“, entgegnete der Bursche. „Wie seine alte Wirtschafterin heimkommt, hat er sie gleich um einen Wagen geschickt, ist zum Gericht gefahren, und beim Verhör hat er ausgesagt: Er hätt’s nicht übers Herz bringen mögen, dass sein Oswald das Unglück erfährt und erlebt und er hätte sich gedacht: Weißt von nichts, brauchst von nichts zu wissen. Das dumme Nachleiden viele Jahr und Tag ist nicht vonnöthen. Ein jäher Tod, und du bist ihnen nach, und du bist von allem ledig, und ich, dein Vater, kann dir nichts mehr Gutes thun als das. — «Getroffen», sagte er, «habe ich nicht schlecht, und jetzt, meine lieben Herren, macht, dass auch ich fertig werde.» — Ich glaube fünfzehn Jahre haben sie ihm gegeben, aber wie im Jahre vierundfünfzig die Kaiserhochzeit war, haben sie ihm den Rest nachgesehen.“

Nachdenklich gieng ich den Waldweg entlang und sagte: „Es ist fast nicht zu glauben.“

„Das Beste war nur“, fuhr mein Begleiter fort, „dass sie ihn zur Stunde abgeholt und nach Leoben geführt haben. Das Allerschrecklichste hätte er sonst noch selber erlebt.“

„Jener Holzknecht, was er gesagt — am Ende war’s gar nicht wahr?“ mit stockendem Athem fragte ich es.

„Ins Berghaus hat freilich der Blitz eingeschlagen, ist auch niedergebrannt, aber der Familie des Oswald ist nichts geschehen.“ — — — — — — — — — — — — — — — —

Furchtbar ist mancher Menschen Geschick!

Wir sind eine Weile nebeneinander hingegangen, keiner hat ein Wort gesagt.

Endlich blieb ich stehen und fragte: „Wann hat er’s erfahren?“

„Als er nach neun ein halb Jahren wieder frei geworden ist und heimkommt und alleweil so in die Luft hinauslacht, da habe ich ihm’s selber gesagt.“

„Wie hast du ihm’s gesagt?“

„Kickel Vater, Euere Schwieger-

in Umlauf gesetzte Wort einer Censur von Tausenden gebildeter Deutscher, und wem es nicht gefällt, der gebraucht es eben nicht. Der Kampf ums Dasein wird auch hier, wie überall, schließlich zu Gunsten des Zweckmäßigen, des Vernünftigen sich entscheiden.

Weit entfernt, die Angst vor deutschen „Reichssprachämtern" und „Reichssprachmeistern" zu theilen, würde ich es vielmehr als eine der schönsten patriotischen Thaten der deutschen Reichsregierung betrachten, wenn sie durch eine erlesene Anzahl von Sprachgelehrten, von „sach- und sprachkundigen Männern", wie die, welche nach der Ansicht jener Herren „Einzelgebiete der Kanzlei- und Militärsprache" „vorsichtig" reinigen sollen, ein Büchlein herstellen ließe, welches den Trägen aller Stände die Mühe ersparte, sich die unzähligen Fremdwörter in gutes Deutsch zurück zu übersetzen. Für Hintanhaltung des „Sprachwidrigen" würde die „Sach- und Sprachkunde" der zu dem Geschäfte Berufenen bürgen. Und von Zwang könnte auch dabei noch immer nicht die Rede sein, so lange die Regierung nicht Geld- und Arreststrafen auf die Übertretung der Gesetze deutscher „Reichssprachmeister" setzt.

Jedem, der da fürchtet, er könne mit einem deutschen Worte nicht genau genug den Sinn ausdrücken, den er beabsichtigt, rufe ich zu: Gebrauche nur beherzt das deutsche Wort in dem Sinne, den du beabsichtigst und es wird in diesem Sinne verstanden werden! Nach kurzer Zeit des Gebrauchs wird das deutsche Wort dir so lieb und so ganz genügen, dass es dir nicht mehr im Traume einfällt, auf das Fremdwort zurückzugreifen!

„Wir stehen in dieser Frage da, wo unsere Classiker standen!" erklären die Unterzeichner der Kundgebung. Nun, als unsere Classiker auftraten, da war die gröbste Arbeit zur Ausmistung des Augiasstalles deutscher Sprache eben gethan; dass für alle Folgezeit nichts weiter zu thun übrig blieb, würde Goethe und Schiller selbst schwerlich behauptet haben. Und wenn Goethe einmal den Ausdruck „perstringieren" gebrauchte, so wird die Rücksicht auf den großen Classiker keinen rechten deutschen Mann der Gegenwart hindern, dies Fremdwort über Bord zu werfen und „durchhecheln" dafür zu setzen.

Lass dich nicht irre machen, deutsches Volk, durch den hohen Ton, mit welchem eine Gruppe „Germanisten", deutscher Professoren und Prediger die Männer abkanzelt, die bei ihren Bestrebungen guter Absichten sich bewusst sind. Deutsche Art ist's eben, gegen gemeinnützige nationale Bestrebungen die Sondergelüste des immer stark ausgeprägten Persönlichkeitsgefühles hervorzukehren. Lass dich nicht abschrecken, deutsches Volk, das Reinigungswerk deiner Sprache selbst in die Hand zu nehmen, wenn „Gelehrte" und „führende Schriftsteller" dich dabei im Stiche lassen. Lass dir nicht einreden, es dürfe nichts geschehen, weil auch einmal etwas Übereifriges oder Ungeschicktes dazwischen laufen könnte. Mangelhaftes wird Besserem weichen, das Gute sich behaupten, uns und den Enkeln zu bleibendem Gewinne!

Knabe in der Schule verhalten würde, „Stock“ oder „Stockwerk“ statt „Etage“ zu sagen und zu schreiben, so würde dieser Zwang für ihn doch nur so lange dauern, als er die Schule besucht; wer kann und wird ihn im entferntesten hindern, sobald er Schriftsteller, Germanist oder Hofprediger geworden, wieder nach Herzenslust „Etage“ zu sagen und zu schreiben? Sogar, wenn ihm eine der nach dem Urtheile jener Herren so schrecklichen Wortneubildungen aufgedrängt worden wäre, könnte er sie beim Austritte aus der Schule ungestraft wieder abthun, wie man vieles abthut, was man in der Schule gelernt hat. Und schließlich ist die Voraussetzung, eine Reichsregierung werde Ungereimtem, geradezu Sinn- und Sprachwidrigem Eingang in die Schule verstatten, überhaupt in solchen Dingen ohne Einvernehmen mit berufenen, sachkundigen Männern vorgehen, eine unseres Bedünkens durchaus unbegründete.

„Die Regierungen mögen“, sagen die Herren, „von sich und sprachkundigen Männern berathen, auf Einzelgebieten der Kanzleisprache und des militärischen Wortschatzes Wandel schaffen“. Aufrichtig gesagt, das ist zu wenig und nicht der Rede wert. Ich begreife nicht, warum nicht dieselbe Regierung, von denselben „fach- und sprachkundigen Männern berathen“, ihre Fürsorge und Mithilfe auch auf andere Einzelgebiete der Sprache sollte ausdehnen dürfen?

Kürzlich las ich in einem Blatte: „die Nachricht von .... ist nun decidiert dementiert worden.“ — Nicht einmal der scheußliche Missklang hat hier den Schreiber veranlassen können, an die Stelle des geliebten Fremdwortes „decidiert“ das deutsche Wort „entschieden“ zu setzen! — „Gestern früh“, hieß es in demselben Blatte, „wurde ein junger Mann erschossen im Walde von X. aufgefunden. Die Identität des Unglücklichen wurde bisher nicht agnosciert.“ — Die Identität des Erschossenen? Identität mit wem? Mit sich selber? Man sieht, jeder Unsinn ist erlaubt, wenn ihn ein klingendes Fremdwort deckt! „Der Abgeordnete bekam auf seinen Vorwurf von Herrn X. eine köstliche „Risposte!“ — „Risposte!“ Gerechter Himmel, sind solche Dinge wirklich möglich? Ach sie sind es, und keineswegs bloß ausnahmsweise. Unsere Presse wimmelt davon. Und die Fremdwörterfrage wäre nicht dringlich? Diese immer steigende Hochflut barbarischer Sprachmengerei schafft eine Lage, welche uns zum Spotte des Auslandes macht, und welcher abgeholfen werden muss! Wenn die besagten Herren andeuten, „allzu verschwenderischem“ Gebrauch der Fremdwörter wollten sie just auch nicht das Wort geredet haben, so sinkt der Wert dieses Zugeständnisses tief unter Null herab, wenn sie unter einem behaupten, die Hochflut der Sprachmengerei verlaufe sich in Deutschland immer wieder von selbst, und überdies sich herausnehmen, diejenigen zu verunglimpfen, welche, indem sie sich mit einer angeblich so unbedeutenden Sache wie die Fremdwörterfrage, befassen, „in der Oberfläche der Sprache herumreiten und wühlen.“

Aber die Herren beklagen sich auch über „Schnellprägung“ von oft sprachwidrigen neuen deutschen Ausdrücken. Ei, wenn ihr dieses oder jenes neu geprägte Wort schlecht findet, so macht uns ein besseres; wir werden es mit Dank annehmen! Bei keinem der bisherigen Reinigungsversuche deutscher Sprache hat es an einzelnen verunglückten Nachbildungen gefehlt; sie sind verschollen und vergessen. So wird auch jetzt nur das Gute und Brauchbare sich behaupten. Abgesehen davon, dass die Zahl wirklicher Neubildungen doch nur eine beschränkte bleiben dürfte, untersteht jedes neu

13. October 1794 zu Graz geboren als der Sohn eines Verwalters des Dominiums Neuhof, der aber selbst Besitzer der Herrschaft Rothenthurn bei Judenburg und des Gutes Rosenegg in Geidorf war. Schon in früher Jugend bekundete sich Anselm's vorzügliches Talent für Musik, und erhielt er denn auch Unterricht im Gesange und Clavierspiele vom damaligen Domorganisten Matthäus Gell. 1802, also im Alter von acht Jahren, trat Anselm öffentlich im Redoutensaale auf und trug mit großer Sicherheit und Geläufigkeit ein Mozart'sches Concert vor. Bald darauf unternahm er mit dem berühmten Declamator Baron Südow eine kleine Kunstreise nach Triest und Klagenfurt, wo er Tonstücke von Mozart, Beethoven, Hummel und Ries vortrug und lebhaftesten Beifall erntete.

Anselm Hüttenbrenner besuchte das Gymnasium und absolvierte die philosophische Facultät. Um einem Wunsche seiner Eltern zu entsprechen, wollte er Priester werden und trat im Jahre 1811 als Novize in das berühmte Cisterzienserstift Rein ein. Er trug bereits zweieinhalb Jahre das Kleid seines Ordens, hielt sogar eine Probepredigt, verließ aber dann das Kloster, in dessen Abgeschiedenheit er besondere Muße für seine musikalische Entwickelung zu finden gehofft hatte; er war zum Bewusstsein gekommen, dass natürliche Anlage und innere Neigung ihm einen anderen Beruf als den priesterlichen vorzeichneten. So begab sich denn Hüttenbrenner nach Wien, studierte dort die Rechte und trat dann in die militärische Gerichtspraxis; diese Laufbahn beim Auditoriate musste er aber 1820, nachdem sein Vater gestorben, wieder aufgeben, um als der älteste von sieben Kindern die als Erbschaft hinterlassenen Güter zu übernehmen. Also kehrte Hüttenbrenner nach Graz zurück und verehelichte sich mit Elise, der Tochter des kaiserlich russischen Staatsrathes Alois von Pichler. Im Gutsgebäude Rosenegg in Geidorf richtete sich das junge Ehepaar nun häuslich ein, und eine zahlreiche Nachkommenschaft, drei Söhne und sechs Töchter, erwuchs ihm in der Zeit von siebenundzwanzig Jahren glücklichsten Ehelebens. Nachdem er 1832 und 1835 dann die väterlichen Güter verkauft hatte, erwarb Hüttenbrenner sich 1839 ein eben erst erbautes Haus sammt Garten in der Laimburggasse und übersiedelte nun mit seiner Familie hieher. 1852 verließ Hüttenbrenner seine Vaterstadt Graz und zog nach Radkersburg, dann nach Marburg. Zu Beginn der Sechzigerjahre übersiedelte er nach Ober-Andritz und wohnte hier erst im sogenannten Straßerhofe, dann aber im Hause seines Schwiegersohnes, des jetzigen Reichsraths- und Landtags-Abgeordneten Mathias Kaltenegger. Daselbst schloss er am 7. Juni 1868 seine Augen für immer.

Der Aufenthalt in der kunstsinnigen Residenz bot Anselm Hüttenbrenner vielseitige Anregung. Auf Verwendung des Grafen Moriz von Fries erhielt Hüttenbrenner vom k. k. Hofcapellmeister Salieri Unterricht in der Lehre des Tonsatzes, und früher versuchte sich der aufstrebende junge Mann selbst im Componieren. Mit größter Hingabe pflegte er die edle Musik und wurde einer der fruchtbarsten Tondichter. Hüttenbrenner componierte 4 Opern und 25 Ouverturen zu den eigenen Opern und zu Tragödien von Schiller und anderen Dichtern, mehrere Chöre, 9 Messen und 3 Requiems, viele Trauermärsche, über 250 Lieder, 300 Männer-Quartette und Chöre, mehrere Sonaten, 20 sogenannte Geisterscenen, 23 Fugen für das Clavier, 2 Violin-Quartette, ein Streich-Quartett, ein Duo für Pianoforte und Cello, ein Concertino, eine Concertpolonaise, eine Festcantate, und endlich noch viele Variationen, Souvenirs, Rondeaus, Adagios und Andantes für Pianoforte zu vier

Meister Anselm Hüttenbrenner.*)

Lebensskizze eines steirischen Tondichters. Von Hans von der Sann.

Auf dem Friedhofe zu St. Veit, von dem man einen ungemein lieblichen Ausblick auf die Landeshauptstadt Graz genießt, ruht einer der besten Söhne unserer grünen Mark. Eine einfache, epheuumrankte Steinpyramide sagt uns, dass hier, angesichts seiner Vaterstadt, der vieljährigen Stätte seines rastlosen, musikalischen Schaffens, der steirische Tondichter Anselm Hüttenbrenner dem jüngsten Tage entgegenschlummert.

Wie viele wohl kennen heutzutage Anselm Hüttenbrenner? Wie viele wissen überhaupt was von seinen Schöpfungen? Das berüchtigte „nemo propheta in patria“, das namentlich unserer Zeit den Stempel der Undankbarkeit aufgedrückt, bewahrheitete sich auch, zu unserer Betrübnis sei es geklagt, an Anselm Hüttenbrenner! Gar vieles Treffliche hatte dieser Meister geschaffen, gar viel und verdienstvollst hatte er gewirkt inmitten und zum Wohle seiner Mitbürger, aber nicht hatte er es verstanden und es auch nicht gewollt, aus sich selbst etwas zu machen. Und daher sollte auch sein Name, sollten seine Werke der Vergessenheit anheimfallen! Sollten!! Ein großer, sich selbst überschätzender Theil der Mitwelt, eine zum Theil unwissende, gedankenlose Nachwelt schienen es zu erleichtern, dass der berühmte Meister und Tondichter, dessen Genie seinen Zeitgenossen so viele Stunden reinster Freude, reichlichsten Genusses bereitet hatte, dem Fluche des Vergessenwerdens verfalle.

Und doch soll, darf dies nicht geschehen! Des grünen Steirerlandes getreue Söhne, in denen noch der gute, alte Geist und Sinn lebt, werden es nicht zugeben, dass unserer Mark der Vorwurf gemacht würde, man habe ihrer Besten vergessen. Ein Volk, das seine Vergangenheit, seine großen Söhne nicht ehrt, sie vergisst, ist derselben nicht wert!

Noch lebenden Mitbürgern des Meisters Thun und Schaffen zurückzurufen ins Gedächtnis, dem jüngeren Nachwuchse zu zeigen, wer und von welcher Art Anselm Hüttenbrenner gewesen, soll denn auch der Zweck nachfolgender Zeilen sein. Der „Heimgarten“ soll auch hier berufen sein, seine Stimme zu erheben und den Bewohnern des Landes nahezulegen, dass sie eine Ehrenpflicht zu erfüllen haben an unserem großen, eine Zeit lang vergessenen Tondichter.

Anselm Hüttenbrenner war am

*) Der 13. Oktober 1894 ist der hundertjährige Geburtstag Anselm Hüttenbrenners. Aus diesem Anlasse wird auch eine von kundiger und berufener Feder verfasste ausführliche Beschreibung des Lebens und Wirkens dieses Meisters, den die Steiermark mit Recht zu den besten und größten ihrer Söhne zählt, im Druck erscheinen.

den harten Schlag verkünden, den er eben der Kunstwelt schlug. Bei Eintritt der traurigen Katastrophe weilten nur Hüttenbrenner und Frau van Beethoven, Gemahlin des Meisters Bruders Johann, am Sterbebette. Unserem Hüttenbrenner war es nun vergönnt, dem Unsterblichen die Augen zuzudrücken, und er that dies mit der Pietät eines Sohnes. Lebenslang blieb ihm dieser Moment eine heilige Erinnerung, und das theuerste theuerer Gedenkzeichen war ihm eine graue Locke, die er dem Haupte des dahingegangenen hohen Meisters entnehmen durfte. Diese Haarlocke Beethovens, sowie ein Stammbuch Anselm Hüttenbrenners, hochinteressant und wertvoll wegen der darin enthaltenen Einzeichnungen großer Berühmtheiten, gelangte später in den Besitz seines Schwiegersohnes, Herrn Reichsraths- und Landtags-Abgeordneten Mathias Kaltenegger, der beide Reliquien in richtiger und anerkennenswerter Pietät für Hüttenbrenner Sr. Excellenz dem Herrn Landeshauptmann Graf Wurmbrand für das Landesmuseum „Joanneum" übergab.

Hüttenbrenner war nicht nur selbst ein ausgezeichneter Musiker, sondern auch, wie „Die neue Sängerhalle" berichtet, einer der redlichsten und competentesten Kunstkritiker. Seine freie Phantasie auf dem Piano war geradezu classisch und ist von keinem Pianofortespieler jemals übertroffen worden. Der steirische Liederdichter Jakob Eduard Schmölzer sagt diesbezüglich: „Ich habe auf meinen musikalischen Wanderungen viel Hohes und Großes gehört und kennen gelernt, außer Hummel und Hüttenbrenner gab es aber keine so klaren, gediegenen, meisterhaften und genialen Improvisatoren! Wenn so Hüttenbrenner im Halbdunkel am Clavier saß, da entlockte er dem Instrumente ein Meer von Tönen und Gedanken, bei dem man nur bedauern musste, dass diese Phantasien nicht in Noten festgehalten wurden. „Keine Phantasie war der anderen ähnlich, in jeder war ein eigener Geist und Stil. Wahrhaftig, Beethoven rauschte da durch die Tasten!"

Der Aufenthalt in Wien bot Anselm Hüttenbrenner viel geistige Anregung. Hier schloss sich sein jugendlicher Kunstgenosse Franz Schubert als Freund mit aller Wärme an ihn. Gyrowetz, Sechter, Aßmayer u. a. eiferten ihn im häufigen geselligen Verkehre durch Wort und Beispiel zu eigenem, rüstigen Wirken an. Aber auch des Umganges lieber Verwandten und Jugendgefährten aus der Heimat genoss Hüttenbrenner, wie Karl Gottfried Ritter von Leitner erzählt, in Wien. Sein Bruder Josef, nachmals Adjunct im Staatsministerium, stand zur selben Zeit schon in ämtlicher Praxis bei einer Hofstelle. Sein jüngster Bruder Heinrich, später Professor des römischen und Kirchenrechtes in Graz, besuchte damals die Wiener Alma mater, that sich aber schon damals als belletristischer und recensierender Schriftsteller hervor. Auch mit dem steirischen Dichter Karl Schröckinger verbrachte Hüttenbrenner manche Stunde, doch dauerte leider dieses freundschaftliche Verhältnis nicht lange, da es bald der Tod wieder löste.

Über die freundschaftlichen Beziehungen Hüttenbrenners zu Franz Schubert geben uns des ersteren handschriftlichen Aufzeichnungen „Bruchstücke aus dem Leben des Liedercomponisten Franz Schubert" Aufschluss. Dieses wertvolle Schriftstück wurde dem Schreiber dieses von dem Sohne des Meisters, Herrn k. k. Bezirksrichter Felix Hüttenbrenner im Originale und in selbst besorgter Abschrift zur Verfügung gestellt. Da diese Aufzeichnungen das weitgehendste Interesse erregen dürfen, so soll daraus mitgetheilt werden, was auf die persönlichen Beziehungen beider berühmten Männer Bezug hat.

Händen u. s. w. Über den Wert der Hüttenbrenner'schen Tondichtungen, von denen viele der musikalischen Welt unbekannt geblieben sind, äußerten sich bei gelegentlichen Aufführungen berufene Musikreferenten und Zeitungen aufs schmeichelhafteste. So schrieb die „Wiener Zeitung": „Die Kunstgeschichte bewahrt Hüttenbrenners Namen dankbar. Er zählt zu den Tonmeistern ersten Ranges; er mahnt in seinen Kirchenwerken an Cherubinis Höhe." Ein anderesmal schrieb die „Wiener Zeitung" über Hüttenbrenners Ouverturen und sein großes Requiem: „In diesen Meisterwerken weht der erhabene Stil Beethovens." Von vielen Werken Hüttenbrenners, seinen Requiems, Messen, Symphonien, Gesängen, sowie seiner „Nächtlichen Heerschau" und der Oper „Leonore" sagte noch die „Allgem. Theaterzeitung", dass sie Compositionen seien, „würdig, der Vergänglichkeit entrissen, würdig, den Tonschöpfungen seiner hohen Vorbilder und Meister, Salieri und Beethoven, angereiht zu werden."

Hüttenbrenners romantische Oper „Leonore", deren Text nach der bekannten Ballade Bürgers von unserem Karl Gottfried Ritter von Leitner gedichtet worden, wurde mehrmals mit dem rauschendsten Jubel aufgenommen. Schon bei der erstmaligen Aufführung in Graz fand dieselbe seitens des überfüllten Hauses stürmischen Beifall. Dem Tondichter wurden Ehrenkränze zugeworfen und ihm einer derselben, ein Lorbeerkranz, von der Darstellerin der Titelrolle aufs Haupt gesetzt. Auch erschien über diese Oper eine äußerst schmeichelhafte Recension in der „Theaterzeitung", worin es unter anderem hieß: „Was der Musik dieser Oper einen bleibenden, ja einen classischen Wert verleihen dürfte, ist ihre Eigenthümlichkeit, ihr Reichthum an neuen Melodien, welche in Mozart'scher Lieblichkeit, Innigkeit und Klarheit dahingleiten, gepaart mit der Kraft und dem Ernste einer tiefgedachten Harmonie. Sie ist echt deutsch." Und weiters sagt dann der Referent, dass, gäbe es eine Seelenwanderung, man glauben dürfte, ein Geistesfunke des erhabenen Beethoven sei von dem ersten Momente an, wo es unserem Tondichter beschieden war, ihm die Augen zuzudrücken, in die Seele seines Jüngers und Bewunderers übergegangen.

Anselm Hüttenbrenner hatte Beethoven kennen gelernt, als er in Wien bei Salieri Unterricht nahm. Der große Meister, obwohl er sonst große Abgeschlossenheit an den Tag legte, erkannte des jungen steirischen Musikers schöne Begabung, zog ihn in seine Nähe und würdigte selbst dessen erste Compositionsversuche einer kritischen Durchsicht. Bei einer solchen Gelegenheit war es auch, dass Beethoven seine Rechte auf die Achsel des schüchternen Kunstjüngers legte und dabei sagte: „Fahren Sie so fort, Anselm Sie haben meinen Geist, und der Franz (damit war Schubert gemeint) meine Seele." Seither blieb der erhabene Meister in steten freundschaftlichen Beziehungen zu Hüttenbrenner, und diese dauerten an bis zum Tode Beethovens. Als Hüttenbrenner von der gefährlichen Erkrankung des hohen Meisters und Freundes Kenntnis erhalten, eilte er sofort von Graz nach Wien an das Krankenlager des Hochverehrten, Bewunderten. Am 26. März 1827, zwischen der fünften und sechsten Nachmittagsstunde, hauchte Ludwig van Beethoven seine erhabene Seele aus. Am Himmel hatte sich ein gewaltiges Gewitter zusammengezogen, das sich gerade im Augenblicke des Hinscheidens des Meisters unter riesigem Schneegestöber, Hagel und krachenden Donnerschlägen entlud; durch diese in so früher Jahreszeit seltene Naturerscheinung wollte gleichsam der Himmel der Welt, welche Beethoven während seines langen Leidens fast vergessen zu haben schien, selbst mit seinen gigantischen Pauken,

ihm componierte Operette zum erstenmale aufgeführt wurde, mit Hüttenbrenner auf der letzten Galerie saß und das Publicum alle Nummern mit Jubel und größtem Beifalle aufnahm, wurde Schubert stürmisch gerufen. Er wollte jedoch nicht auf die Bühne hinabgehen, da er nur einen alten Caputrock anhatte. Hüttenbrenner zog eiligst seinen Frack aus und bestürmte Schubert, denselben anzuziehen und vor das Publicum zu treten; doch dazu war der berühmte Liedermeister zu scheu und unentschlossen. Da das Hervorrufen kein Ende nehmen wollte, meldete der Regisseur, Schubert sei im Hause nicht anwesend. Lächelnd hörte der Componist dies an und zog dann Hüttenbrenner mit sich in ein Gasthaus in der Singerstraße, wo beide bei einigen Gläsern edlen Rebensaftes das glückliche Debut der Operette feierten.

Schubert und Hüttenbrenner führten sich gegenseitig in die besten Kreise ein. Sang Schubert in einem solchen musikalischen Zirkel seine Lieder, so begleitete er sie gewöhnlich selbst am Clavier; sangen andere, so accompagnierte meistens Hüttenbrenner, Schubert aber setzte sich in einen Winkel des Salons oder gar in ein Nebenzimmmer und hörte zu. Eines Abends, als ihm viele Schmeicheleien aus schönem Munde gesagt wurden, lispelte er Hüttenbrenner ins Ohr: „Du, diese Frauenzimmer sind mir zuwider mit ihren Artigkeiten. Sie verstehen von der Musik nichts und was sie mir sagen, geht ihnen nicht vom Herzen. Geh, Anselm, da und bring mir heimlich ein Glasel Wein!“

Als Hüttenbrenner beim Buchhändler Geistinger am Kohlmarkt wohnte, wo ihn Schubert oft besuchte und auch bei ihm übernachtete, bat ersterer seinen Freund, für ihn die gemüthlichen Trauerwalzer, welche man eine zeitlang Beethoven zuschrieb, zu Papier zu bringen, weil so viele von einander abweichende Abschriften hievon existierten. Schubert that es und schrieb auf den Rand des Notenblattes: „Aufgeschrieben für mein Kaffee-, Wein- und Punsch-Brüderl Anselm Hüttenbrenner, Compositeur. Wien den 14. März im Jahre des Herrn 1818 in seiner höchst eigenen Behausung monatlich dreißig Gulden W. W.“

Schubert dedicierte Hüttenbrenner auch eine Sonate in Cis-dur, die aber so schwierig gesetzt war, dass er sie selbst ohne Anstoß nicht spielen konnte; auch fand sich für selbe kein Verleger, da niemand „eine so abschreckend schwere Composition“ sich zu veröffentlichen getraute, und sie nur geringen Absatz zu gewärtigen hatte. —

Wie innig Hüttenbrenner an Schubert hieng, mag folgende Episode beweisen. Am 7. März 1821 wurde Schuberts „Erlkönig“ zum erstenmale, und zwar in einer im k. k. Hoftheater veranstalteten großen musikalischen Akademie vorgetragen. Der Hofopernsänger Vogl sang, hiebei von Hüttenbrenner auf dem Clavier begleitet, diese Composition mit solcher Gediegenheit und Begeisterung, dass das Lied wiederholt werden musste. Später vertonte Hüttenbrenner selbst den „Erlkönig“ und zeigte das Manuskript Schubert. Dieser prüfte das Lied und sagte darauf zu Hüttenbrenner: „Anselm, gib du deinen Erlkönig heraus, ich ziehe meinen zurück!“ Hüttenbrenner entgegnete: „Franz, so lange ich lebe, bekommt meinen Erlkönig kein Mensch zu Gesichte!“ Und der Meister hielt Wort. Keine Menschenseele ahnte was davon. Erst nach dem Tode Schuberts, im Jahre 1829 zog Hüttenbrenner seinen Erlkönig wieder hervor und brachte ihn neuerdings zu Papier und 1832 schrieb er das Lied nochmals nieder, das Original aber vernichtete er. Und wirklich hatte noch niemand dieses herrliche Lied zu Lebzeiten des Meisters zu Gesichte bekommen, wie es überhaupt noch nie öffentlich vorgetragen wurde.

Hüttenbrenner lernte Schubert bei Salieri kennen, bei dem sie wöchentlich zwei- bis dreimal zusammenkamen. Sie besuchten sich nun gegenseitig sehr häufig, gewannen einander lieb und wurden intime Freunde, ja Brüder. Als Hüttenbrenner Schubert das erstemal besuchte, es war in strenger Winterszeit, fand er ihn in einem halbdunkeln, feuchten und ungeheizten Kämmerlein, gehüllt in einen alten, fadenscheinigen Schlafrock, frierend und dabei componierend.

Hüttenbrenner und seine Brüder, welche sich in glücklicheren Verhältnissen als ihr Freund befanden, standen Schubert redlich zur Seite. Viele Lieder Schuberts, so der „Erlkönig“, „Gretchen am Spinnrad“, u. a. waren schon einige Jahre hindurch unter seinen Freunden bekannt und verbreitet, ehe eines derselben im Stiche erschienen war. Es wollte sich aber kein Verleger dazu finden, auch wenn sie Schubert ohne Honorar hergegeben hätte. Da ließ Hüttenbrenners Bruder Josef mehrere Lieder auf eigene Kosten stechen und bei Diabelli erscheinen; sie fanden guten Absatz, und was nach Abzug der Auflagskosten erübrigte, wurde dem zumeist geldlosen Liedercomponisten eingehändigt, der nun endlich einen kleinen Lohn für seine Mühen erntete. Als nun Diabelli sah, dass nach Schuberts Liedern eine stets größere Nachfrage entstand, bot er dem immer beliebter werdenden Tondichter für jedes Heft zweihundert Gulden W. W. an, wodurch Schuberts beschränkter Lage ein Ende gemacht und er in den Stand gesetzt wurde, sich sorgenlos der hehren Tondichtung widmen zu können.

Noch in einer anderen Weise nahm sich unseres Meisters Bruder Josef um Schubert an. Letzterer war nämlich auf seine Manuskripte wenig achtsam. Er trug den guten Freunden, die zu ihm kamen, seine neuen Lieder vor. Gefielen diese ihnen, so nahmen sie gerne die Hefte und Notenblätter mit sich fort und versprachen, selbe bald wieder zu bringen. Dies geschah aber nur selten, und so wusste oft Schubert nicht, wer dieses oder jenes Lied fortgetragen habe. Da entschloss sich nun Hüttenbrenner Josef, der mit Schubert im selben Hause wohnte, alle die zerstreuten Compositionen zu sammeln, was ihm auch nach vielen Nachforschungen gelang. Über zweihundert Lieder rettete er auf diese Weise, und Schubert übergab ihm nun hocherfreut alle seine Tondichtungen in Verwahrung.

Alle Donnerstage trafen Hüttenbrenner, Schubert, Aßmayer und Mozzatti bei letzterem abends zusammen, wo sie die von ihnen componierten Männer-Quartette, dann aber auch solche von C. M. von Weber und Konradin Kreutzer sangen. Mit Schubert kam Hüttenbrenner sonst gewöhnlich im Gasthause zur „schwarzen Katze“ in der Annenstraße oder bei der Schnecke zusammen, wo ersterer gewöhnlich bayrisches Bier trank und viel dazu rauchte; waren die beiden aber mehr bei Cassa, so wurde Wein und bei besonders günstigen Umständen auch Punsch in der Weihburggasse getrunken. Eines Abends lud Hüttenbrenner Schubert zu sich, um mit ihm einige Flaschen rothen Wein zu trinken, den er von einer vornehmen Familie für mehrmaliges Accompagnieren erhalten. Nachdem der edle Szexarder bis auf den letzten Tropfen getrunken worden, setzte sich Schubert an Hüttenbrenners Pult und componierte das schöne Lied „Die Forelle“. Damit fertig, ergriff er, schon schlaftrunken, anstatt Streusand das Tintenfass und begoss damit das Notenblatt, darauf er dann eine Entschuldigung schrieb.

Schubert war kein Freund von vielem Toilettemachen, denn ehe er sich dazu bequemte, schlug er lieber Einladungen aus den besten Gesellschaftskreisen aus. Als er einst im Kärnthnerthor-Theater, in welchem eine von

von Sprichwörtern ein und diese vertonte er dann in Gedanken. Einst begegnete ihm Schmölzer, als Hüttenbrenner sang und dazu agierte. Schmölzer grüßte ihn: „Guten Abend, Meister!" Da lächelte Hüttenbrenner und sagte: „Halt, das passt mir gerade. Ich wollte in einen Chor, den ich soeben in Gedanken componierte, eine Abwechslung bringen — das „guten Abend" gibt mir den Fingerzeug — etwas Ruhe — dann kann's wieder fortgehen!" Es war der humoristische Chor: „Es ist noch kein Gelehrter vom Himmel gefallen." Und solche Chöre hatte der Meister gar viele componiert; sie mögen ihr Dasein zumeist wohl jenen Zufälligkeiten und Eindrücken verdankt haben, welche bei begabten Menschen sich so leicht geltend machen. „Man kann sich — sagt Jakob Eduard Schmölzer — kaum etwas Köstlicheres in diesem Genre des Männergesanges denken, als diese echt humoristischen Chöre, die bei guter Ausführung durchweg gefallen müssen. Das ist Musik, das ist geistige Durcharbeitung, und wenn auch die Sprichwörter ohne allen weiteren Wortschwall allein erklingen, so werden die meist kurz gehaltenen Chöre nie langweilig oder gar trivial, wie es meistens in den neuen, modernen komischen Chören der Fall ist."

Seines Gönners und Freundes Beethoven Hingang hatte Anselm Hüttenbrenner so erschütttert, auf ihn einen so tiefen und bleibenden Eindruck gemacht, dass der Meister mehrere Jahre hindurch nur Kirchenwerke componierte. Zu den hervorragendsten dieser seiner Schöpfungen zählen vor allem seine Requiems. Eines derselben, das erste, schrieb Hüttenbrenner schon 1825. Als er eifrig an diesem Werke arbeitete, sagte die damals schon leidende Mutter des Tondichters: „Aber, lieber Anselm, schreibe doch nicht so spät in die Nacht hinein und verdirb dir nicht so die Augen! Es ist gerade, als ob du das Requiem für mich schriebest!" Nachdem Hüttenbrenner das Requiem eben vollendet hatte, traf aus Wien die Nachricht ein, dass Salieri gestorben sei. Der Meister bestimmte sein neues Tonwerk zur Todtenfeier seines berühmten Lehrers, und es kam auch bei dieser am 16. Juni 1825 zur ersten Aufführung. Aber unmittelbar des Tages vorher war auch Hüttenbrenners Mutter, wie sie es geahnt hatte, aus diesem Leben geschieden, und so wurde denn dieses hehre Tonwerk ihres Sohnes wirklich bei dem für sie veranstalteten Seelenamte zum zweitenmale gegeben. Zwei Jahre darauf wurde es zur Todtenfeier Beethovens und später zu jener des Kaisers Franz I. zu Graz gegeben; auch zur Todtenfeier Schuberts wurde dieses so erschütternde und mächtig ergreifende Tonwerk in Wien, und zwar von mehr als hundert Musikern, zur Aufführung gebracht.

Ein zweites Requiem entstand im Jahre 1832, und im Jahre 1840 schrieb er ein drittes. Hüttenbrenner schrieb es für sein eigenes Seelenamt bei tiefer Erregung in sehr kurzer Zeit. Es wurde nur einmal, am 2. März 1842, dem Gedächtnistage Kaisers Franz I., in der Domkirche zu Graz aufgeführt. Alle Singstimmen waren vierfach und ausgezeichnet besetzt und der Musikchor fasste kaum alle mitwirkenden Musiker, die zu den vorzüglichsten der Stadt zählten. Durch ein Fußleiden an das Bett gefesselt, konnte Hüttenbrenner weder der Probe noch der Aufführung selbst beiwohnen. Allgemein wurde dieses Tonwerk in Bezug auf Melodie und Effect seinem ersten Requiem vorgezogen. Seither wurde diese Schöpfung niemals mehr aufgeführt; der Meister gestattete die Wiedervorführung desselben, eingedenk seiner ursprünglichen Bestimmung, nicht wieder.

Anselm Hüttenbrenner erfreute sich der Freundschaft vieler ausgezeichneter Männer, darunter auch der heimischen

Schuberts Tod am 19. November 1828 übte auf Hüttenbrenner einen tiefernsten, nachhaltigen Eindruck aus.

Schon 1825 war Hüttenbrenner zum Director des steiermärkischen Musikvereines gewählt worden und bekleidete er diese Ehrenstelle viele Jahre. In dieser Eigenschaft wendete er sein Augenmerk vorzüglich den Gesangs- und Instrumentalschulen des Vereines zu. Gar vielen seiner Zöglinge griff er unter die Arme, unterwies sie in der Musik und unterstützte sie. In den Jahren 1829 bis 1831 besuchte auch Jakob Eduard Schmölzer Hüttenbrenner in seiner Behausung in Geidorf, der ihm Unterricht im Generalbasse und in der Harmonielehre ertheilte. Als Schmölzer den Meister einst fragte, was er für die Stunde zu zahlen habe, klopfte ihm Hüttenbrenner auf die Schultern und sagte: „Lernen Sie nur fleißig, befolgen Sie meine Lehren und schreiben Sie viel, denn ohne Übung kommen Sie nicht weiter; mir haben Sie nichts zu zahlen. Kommen Sie, wann Sie können!“

Als Hüttenbrenner eines Tages Schmölzer die Wirkung der sogenannten „weiten Harmonie“ erklärte, versuchte dieser selbe auch allsogleich anzuwenden, indem er die Begleitung zu einem seiner Flötenconcerte schrieb, das er im Musikvereine unter Hüttenbrenner vortragen sollte. Aber wie wandte Schmölzer diese weite Harmonie an! Er setzte die Trompeten ungemein in die Höhe, die Clarinetten tief, die Oboes in die Mitte. Als Schmölzer mit dieser Instrumentation in den Rittersaal zur Probe kam, schlugen die Musiker die Hände über dem Kopfe zusammen über diesen musikalischen Gallimatthias. Alles lachte, Schmölzer gleichfalls, nur Hüttenbrenner blieb ernst, prüfte das Concertstück und sagte dann: „Meine Herren, seien Sie nicht ungerecht! Es handelt sich hier nur um eine unrichtige Malerei, doch die Zeichnung ist gut!“ Sprach es, nahm einen Stift und verbesserte die Trompetenstimmen. Des anderen Tages fand das Concert statt und Schmölzers Composition erntete vielen Beifall. So rettete Hüttenbrenner die Arbeit des Schülers.

Auf Schmölzer machte des Meisters Handlungsweise einen nachhaltigen Eindruck, und fast kleinmüthig fragte er ihn eines Tages, wie lange er denn lernen und schreiben müsste, bis er alles schreiben könne, wie er es sich denke, und bis wann er überhaupt etwas Fertiges schreiben könne? Hüttenbrenner antwortete: „Zwanzig Jahre!“ Als dann der Meister im Jahre 1852 seinen Schüler in Radkersburg besuchte, fragte er Schmölzer: „Nun, habe ich recht wegen der zwanzig Jahre?“

Als Hüttenbrenner einst eine Concert-Ouverture Schmölzers hörte, gieng er auf den Componisten zu, drückte ihm die Hand und sagte: „Sie hätten mir keinen schöneren Lohn für die Ihnen gegebenen Generalbassstunden geben können, als die Ouverture. Ich gratuliere Ihnen!“ Überhaupt fand Schmölzer Hüttenbrenner zu jeder Zeit bereit, ihm mit Rath und That an die Hand zu gehen; auch besprach der Meister als damaliger Musikreferent der „Grazer Zeitung“ seinen Schüler als Flötist und Compositeur stets wohlwollend, gerecht und aneifernd.

Im Jahre 1846 kam Schmölzer wieder nach Graz und verkehrte nun viel mit seinem verehrten Meister. In ihm fand er zur Zeit der allgemeinen Erhebung einen verständigen und richtigen Beurtheiler der Zeitströmung.

Um diese Zeit sprach Hüttenbrenner fast täglich beim „Löwenwirt“ in Waltendorf zu, wo er mit einigen Freunden sich angenehm unterhielt. Damals entstand auch der ungemein ansprechende Chor „Das Mailüfterl“, der so oft und gerne gesungen wurde. Auf dem Heimwege von Waltendorf fielen dem Tondichter eine Menge

Officiere in Wien garnisonierten, verbrachte Hüttenbrenner ein Jahr in der Reichshauptstadt, dem Schauplatze seiner ersten jugendlichen Bestrebungen und Erfolge in der Kunst. Als aber seine Söhne 1859 abermals in das Feld marschierten, zog es unseren Meister wieder in die Heimat, in seine Vaterstadt. Nach der unglücklichen Schlacht bei Magenta, welche beide Söhne mitfochten, betrauerte Hüttenbrenner lange Wochen den Tod seines Sohnes Peter. Dieser war schwer verwundet worden und hatte drei Tage auf dem Schlachtfelde gelegen, gerieth in Gefangenschaft und wurde in den Dienstlisten als geblieben angeführt. Sein älterer Sohn focht auch in der Schlacht bei Solferino mit. Der jüngste der Söhne, Felix, wandte sich der gerichtlichen Praxis zu.

Nach dem Kriege im Jahre 1859 brachten Hüttenbrenners Söhne und Töchter gemeinschaftlich eine ländliche Besitzung in Ober-Andritz, den Straßerhof an sich, und nun nahm der Meister den Aufenthalt bei seinen Kindern, welche ihrem Vater in ehrfurchtsvoller Liebe zugethan waren. Hier im Thale der Andritz, in diesem schönsten Theile des Grazer Feldes, fühlte sich Hüttenbrenner bald heimisch. Nach dem Wiederverkaufe des Straßerhofes übersiedelte er zu seinem Eidam, dem Gemahl seiner jüngsten Tochter Angelika, dem jetzigen Herrn Reichsraths- und Landtags-Abgeordneten Mathias Kaltenegger.

Über die letzten Lebensjahre unseres betagten Tondichters brachte Karl Gottfried Ritter von Leitner eine ausführlichere Beschreibung, der hier Folgendes entnommen werden soll: Hüttenbrenner wohnte hier, wie ehemals in seinem eigenen Hause, im Erdgeschoße, weil ihm bei dem vorgerückten Alter das Ersteigen einer Treppe schon zu beschwerlich geworden war. Er hatte ein einziges Stübchen, darin er ganz allein waltete, da er seine wenigen Bedürfnisse selbst zu besorgen liebte. Mäßig in jeder Beziehung, fühlte er wie alle, die durch geistige Thätigkeit ihre Nerven stark in Anspruch genommen hatten, ein größeres Bedürfnis nach Schlaf. So kam es, dass Hüttenbrenner schon, ehe noch die Sonne untergegangen war, sein Nachtlager suchte. Dafür aber war er auch schon bei Tagesgrauen, im Sommer häufig schon um vier Uhr außer Bette, und wanderte dann nach der Bestellung seines kleinen Hauses allein in das Freie. Überhaupt war es seine Gewohnheit, tagsüber, angethan mit einem grün ausgeschlagenen Steirerrocke und einem grünen Steirerhute, langsam durch Dorf und Feld, Wiese und Wald umher zu schlendern und mit den ihm Begegnenden oder auf dem Felde Arbeitenden freundliche Gespräche anzuknüpfen. Manchmal bemerkten seine Angehörigen, dass er eifrig schrieb, aber niemand konnte erfahren, was seine Feder so angelegentlich beschäftigte. Im dreiundsiebzigsten Lebensjahre begann er noch eine Messe zu componieren, doch blieb dieselbe nur ein Bruchstück.

Immer mehr und mehr fühlte Hüttenbrenner in sich den Drang, sich ganz auf sich selbst zurückzuziehen. In dieser seiner selbst gewählten Lebensweise, die freilich auch von manchen Eigenthümlichkeiten begleitet war, durfte er nicht einmal von seinen nächsten Angehörigen gestört werden. Er mied in den letzteren Jahren den Verkehr mit seinen Bekannten und wich selbst oft seinen vertrauteren Freunden, wenn es möglich war, aus. Überraschte man ihn dennoch in seiner Zurückgezogenheit, so war er anfänglich etwas zurückhaltend, wie geniert, und im Gespräch ziemlich einsilbig. Von Musik durfte man ihm schon gar nicht sprechen, wollte man ihn nicht in Unmuth und Aufregung versetzen; dagegen, wenn sich das Gespräch um ernste Gegenstände, etwa politische Zeitereignisse

Dichter Karl Gottfried Ritter von Leitner und des unter dem Pseudonym Hilarius bestbekannten Freiherrn von Rast. Von beiden setzte Hüttenbrenner zahlreiche Gedichte in Musik.

Vom Jahre 1855 angefangen verlor Hüttenbrenner seine frühere Lust und Freude an der Musik, er zog sich immer mehr und mehr zurück. Als ihm einmal darüber Schmölzer seine Verwunderung aussprach, dass man von seinen Werken gar nichts mehr höre, und warum er denn sein Pfund vergrabe, sagte er: „Ach, lassens mich aus . . . .! Die Leute glauben, ich soll um die Gunst jetzt betteln, dass sie von mir etwas aufführen." Hüttenbrenner war offenbar tief gekränkt und hielt deshalb mit seinen Werken mehr denn je zurück. Es war aber auch für den Meister eine entwürdigende Zumuthung, seine Werke früher musikalisch censurieren zu lassen und gewissermaßen die Aufführung als Gnade hinzunehmen. Also wurde der von den besten Musikern Deutschlands hochverehrte und hochgeachtete Tonmeister, der „Beethoven ebenbürtige Geist, der Confrater Franz Schuberts —" in seiner Heimat ignoriert. Infolgedessen wurde auch Hüttenbrenner immer mehr und mehr seinem eigentlichen Wirkungskreise fremd, bis er in völlige Apathie versank.

Wohl fehlte es ihm in früheren Jahren auch in der Heimat und im Vaterlande nicht an Ehrenbezeigungen, selbst das Ausland erwies ihm solche. 1830 wurde Hüttenbrenner vom Musik-Vereine des Herzogthums Kärnten und dem von Warasdin zum Ehrenmitgliede ernannt, ebenso 1835 von der philharmonischen Gesellschaft in Laibach und 1842 vom Ischler Musikvereine, nachdem zwei Jahre vorher, 1840, der deutsche Nationalverein für Musik und Wissenschaft mittelst vom Präsidenten Dr. Louis Spohr selbst unterzeichneten Diplome unseren heimischen Tondichter durch die Ernennung zum Ehrenmitgliede ausgezeichnet hatte. Die gleiche Ehre erwiesen ihm auch 1843 der Musikverein zu Marburg und 1849 der Grazer Männergesangverein.

Auch sonst berief ihn das Vertrauen seiner Mitbürger auf angesehene Ehrenposten. So wählte ihn ungefähr 1832 das uniformierte Bürgercorps in Graz zum Musikinspector und Oberlieutenant im Stabe, in welcher Eigenschaft er durch sorgfältige Proben, gute Wahl der Tonstücke, eigene Marschcompositionen und ähnliche Einflussnahme das Gedeihen der Kapelle, an deren Spitze er selbst bei feierlichen Gelegenheiten ausrückte, zu fördern suchte. 1834 bis 1852 versah Hüttenbrenner mit der regsten Thätigkeit auch die Ehrenämter eines Directions-Mitgliedes des Curatoriums und des beständigen Ausschusses der steiermärkischen Sparcasse, an deren Gründung er sich schon anfänglich durch die Widmung eines Wohlthäterbeitrages betheiligt hatte.

So hatte also Hüttenbrenner nach besten Kräften in seiner Vaterstadt Graz gewirkt. Wie wenig hätte es bedurft, den Lebensabend des Meisters zu verschönern, und wie viel hat man diesfalls zu thun — unterlassen! Man hatte ihn einfach nicht mehr verstanden, ihn vielleicht auch nicht verstehen wollen. Kommt doch solches auch heutzutage vor, wo Fremdlinge sich anmaßen, eine tonangebende Rolle zu spielen, und die maßgebenden Kreise solches gestatten, ja noch dazu fördern, während die heimischen Landessöhne einfach beiseite geschoben werden!

Das Jahr 1848 schlug unserem Meister eine schwere Wunde, er verlor damals, und zwar im Herbste, seine vortreffliche Gattin, mit der er siebenundzwanzig Jahre in glücklichster Ehe gelebt hatte, durch den Tod. Um diese Zeit befanden sich zwei seiner Söhne, Peter und Paul, bei der Armee in Italien und nahmen Theil an den Siegesschlagen desselben. Als 1858 dieselben als

erlittenen großen Verlustes. Der Grazer Männer-Gesangsverein, der akademische Gesangsverein von Graz und die Andritzer Liedertafel erschienen mit umflorten Fahnen, um dem dahingeschiedenen Tondichter das letzte Geleite zu geben. Die Musikkapelle des Grazer uniformierten Bürgercorps, an deren Spitze der Verstorbene einst so oft ausgerückt, spielte erschütternde Trauermärsche, während der von einer außerordentlich zahlreichen Menge, darunter vielen berühmten Persönlichkeiten, begleitete Leichenzug nach dem Friedhofe zu St. Veit sich bewegte, wo der dahingegange Meister in dem von ihm eigens bestimmten Grabe zur ewigen Ruhe bestattet wurde.

Anselm Hüttenbrenner war ein schöpferisches Talent von seltenem Reichthume. Noch leben manche, die Hüttenbrenner kannten, liebten und ehrten, die es zu würdigen wussten, dass der Meister nicht durch Bücklinge sich die Gunst der Menge, nicht die einflussreicher Männer erringen wollte. Er war sich seines Wertes selbst bewusst, wie jeder echte Mann; seine Tonschöpfungen wurden vielfach und maßgebenderseits jenen von Männern verglichen, welche die ersten seiner Kunst in seiner Zeit und in seinem Volke waren. Von Hüttenbrenner galt daher auch des Dichters Wort: „Wer den Besten seiner Zeit genug gethan, der hat gelebt für alle Zeiten.“

Über dem schlichten Grabeshügel, der die irdischen Überreste unseres heimischen Tondichters birgt, zeigt sich uns das edle Lichtbild seines geistigen Wesens, immer klarer sehen wir es aufsteigen und im milden Ernste hinwandeln durch die kommenden Tage.

Die Muse der Geschichte hat in die Erinnerungsbücher der Tonkunst und zumal in jene unseres Vaterlandes des Meisters hochachtbaren Künstlernamen auf einem Ehrenblatte eingezeichnet für immerdar. Der Gegenwart und Zukunft bleibt es vorbehalten, wieder gut zu machen, was die Vergangenheit verschuldet hat an unserem vor einem Vierteljahrhundert dahingegangenen hervorragenden Landsmann.

Einem Realisten.

Du schilderst mit schwarzen Farben
Der Menschen ganzes Geschlecht,
Die Welt ist ein Lügengebäude,
Wo Unrecht wird zum Recht?

Von Treue will man nichts wissen,
Vertrauen ist nur ein Wahn.
Die Menschen sind schlau und betrügen,
Dass keinem man glauben kann!

Nun, Freund, nur eine Frage!
„Wenn alles Lüge ist,
Weshalb denn soll man glauben,
Dass du — kein Lügner bist?!“ . . . .

Franz Wolff, Gedichte.

---

und freisinnige Reformbestrebungen drehte, konnte sich Hüttenbrenner etwas erwärmen und legte dann eine regere Theilnahme an den Tag.

Alle Bemühungen, selbst die seines von ihm hochgeachteten Schülers Jakob Eduard Schmölzer, Hüttenbrenner nochmals zu einem musikalischen Wirken aufzurütteln, blieben fruchtlos. Monate lang rührte er keine Taste seines Pianoforte an. an. Nur in höchst seltenen Fällen, wenn er genau wusste, dass alle seine Angehörigen vom Hause abwesend seien, und er also im selben ganz allein war, setzte er sich an das Clavier und ergieng sich dann in wundervollen Phantasien; bemerkte er aber nur von ferne das Herannahen von Zuhörern, so brach er sein Spiel sofort ab, und niemand vermochte ihn mehr dazu, auch nur einen Ton anzuschlagen. Hätte — sagt Ritter von Leitner — ein seelenkundiger Freund diese geheimen Träumereien belauschen können, er würde vielleicht daraus manchen rührenden Klagelaut aus der inneren Leidensgeschichte einer tief angelegten, aber so wenig verstandenen Künstlernatur vernommen haben.

Hüttenbrenner behielt äußerlich bis in letzter Zeit das Aussehen eines lebensfrischen Greises bei, jedoch wurden seine Spaziergänge infolge allmählich zunehmender Schwäche immer kürzer und beschränkten sich zuletzt nur auf Ober-Andritz und dessen nächste Umgebung. Anfangs Mai 1868 raffte sich der Meister, jede Begleitung freundlich ablehnend, auf, sich in gewohnter Weise wie einstmals zu Fuß nach der Stadt zu begeben, um einige kleine Geschäfte, wie er es stets zu thun pflegte, selbst zu besorgen. Sein Mittagmahl nahm er in einem Gasthause ein, wo er zufällig einen alten Schulfreund und getreuen Verehrer, den ehemaligen Gubernialbeamten Josef Deibl traf. Diesem theilte Hüttenbrenner mit, dass er zu diesem Gange von Andritz nach Graz volle drei Stunden gebraucht habe, und er glaube, dass es wohl das letztemal gewesen sei, dass er seine Vaterstadt gesehen habe. Und so war es auch! Hüttenbrenner musste sich zur Heimkehr einer Mietkutsche bedienen. Nach seiner Nachhausekunft fühlte er sich sehr ermüdet, und von dieser Stunde an begann er zu kränkeln. Es stellte sich ein schmerzhaftes Unterleibsleiden ein, und des Meisters Kräfte nahmen rasch ab; später drängte sich das Blut dem Haupte zu, und ein schleichender Kopftyphus ließ bald das Äußerste befürchten. Von seinen Angehörigen wurde der Kranke mit aufopfernder Sorgfalt gepflegt und es brauchte ihrerseits viele Mühe, dass der schwerkranke Tondichter sich den Besuch eines theilnehmend herbeigeeilten, seinem Hause längst befreundeten Arztes gefallen ließ.

Mehrere Wochen litt Hüttenbrenner Nacht für Nacht an Schlaflosigkeit und duldete so die peinlichsten Schmerzen. Eine Erleichterung war es ihm, wenn ihn seine getreuen Pfleger liebevoll in den Obstgarten hinaustrugen und ihm hier am Ufer der vorüberrauschenden Andritz im Schatten der Bäume ein bequemes Lager zurecht richteten. Hier verblieb er tagsüber, und gegen Abend brachte man ihn wieder in sein Stübchen zurück. In den ersten Tagen des Juni vermochte er aber auch diese Erleichterung nicht mehr zu ertragen, und am fünften Juni um sieben Uhr morgens, nachdem er die Tröstungen der heiligen Religion empfangen hatte, verschied Anselm Hüttenbrenner sanft in den Armen seiner Kinder.

Der Tod, den er in stummer Resignation erwartete, er befreite den greisen Tonmeister nicht nur von seiner Pein, er löste auch harmonisch auf all die herben Dissonanzen, die sein Gemüth so sehr verstimmt hatten.

Als die Trauerkunde erscholl: „Anselm Hüttenbrenner ist gestorben“, da ward man sich wohl bewusst des

Thür geht's kalt herein, geht's „frisch" herein, wie sie sagen, gut, so setzt man sich an den geschützteren Tisch oder hinter den Ofen. Sobald das Feuer niedergebrannt ist, hört der Rauch auf, die Thür kann geschlossen werden und nun wird's warm. Wisset ihr, was das ist, die Herdglut? Wenn Holz verbrennt, so gibt's Asche; es gehört eine besondere Geschicklichkeit dazu, eine Glut zu machen, die rauchlos, roth leuchtend und rein viele Stunden lang glost. Die Hausmutter versteht sie zu richten und zu hüten, aber auch auszunützen. Entweder sie brät in der Herdglut Erdäpfel, Rüben oder Obst als besonderen Leckerbissen, oder Kukuruzzapfen, oder gar Forellen. Oder sie stellt eine Pfanne darüber und schmorrt Nocken oder Schmalzmus oder Sterz, und der wohlige Duft durchzieht die Stube, den gesunden Appetit so recht auffrischend, der bald befriedigt werden soll.

Neben dem Tische steht ein Gestell mit einem eisernen Zwickhaken, in welchen der brennende Kienspan gezwickt wird. Diese Kienspanflamme gibt dem Tische und Umgebung ihr rothes, warmes, freundliches Licht. Manchmal muss sie geputzt werden, des weiteren brennt sie ruhig den Span entlang. Die Kohle des Spans gibt allerhand Anregung; ringelt sie sich, so steht für jemanden im Hause Verdruss bevor, zwieselt sie sich, so steigt noch am selben Tage ein Fremder zur Thür herein; streut man Salz in den Zwiesel, so muss der Eintretende sich am Rücken kratzen. Knistert die Kohle oder pfeift sie gar, so rufen arme Seelen im Fegefeuer um Hilfe. Springt die Kohle plötzlich von der Flamme ab, so macht irgend ein Verlobter oder eine Verlobte im Hause einen „Seitensprung". Häufig geben solche Zufälligkeiten dem Gespräche der Anwesenden Wendung, Gehalt und Witz.

Der Hausvater deckt den Tisch und macht Brotschnitten für die Suppe. Die Knechte sitzen an den Bänken herum, richten ihre Pfeifen oder bereiten die Arbeit vor, die nach dem Nachtmahle zu verrichten ist. Die Mägde haben noch über und über zu thun am Herde oder im Stalle. Unter der Bank hockt die Katze und spinnt, oder der Hund, und knurrt manchmal ein wenig, damit man seiner nicht vergesse, wenn die Suppe fertig ist. In der Nische unter dem Herde oder hinter demselben, oder oben auf der russigen Asen hocken die Hühner.

Nun kommt die dampfende Suppenschüssel, das laute gemeinsame Gebet, dann setzen sich alle zusammen um den großen Tisch, der Hausvater, die Kinder, das Gesinde, endlich hat auch die Hausmutter Zeit. Die Hausmutter hat vor lauter Thätigkeit und Umschau selten für etwas Zeit, am wenigsten fürs Essen; sie braucht auch fast nichts, sie lebt vom Kochen.

Das Essen geht langsam und mit einer gewissen Feierlichkeit vor sich, obzwar der Jungknecht manchmal ein vorwitziges Spässchen lispelt und die Jungmagd ein wenig kichert. Gesprochen wird übrigens beim Essen nicht viel. Jeder schaut gelassen auf seinen Vortheil in der Schüssel. Die Kinder schweigen ganz; ältere Dienstboten, wenn sie schon länger im Hause sind, behandeln den Hausvater und die Hausmutter [illegible] ihresgleichen und werden auch wieder so behandelt. Es gibt nicht viel Unterthänigkeit, und doch herrscht durchwegs patriarchalischer Geist und patriarchalische Zucht.

Nach dem Nachtmahle ist es etwa acht Uhr geworden. Der Hausvater bleibt am Tische sitzen. Vielleicht auch untersucht er ein oder das andere Fenster, ob irgendwo kalte Luft hereinbläst. In diesem Falle schließt er den Schuber sorgfältiger oder verstopft mit dem Messer ein loses Spaltchen mit Moos oder Werg, wie ja überhaupt alle Fugen mit derlei wohl versehen sind.

Winterabende im Gebirgsbauernhause.

Vor einiger Zeit las ich einen sogenannten culturhistorischen Aufsatz, in welchem dargethan wird, dass vor ein paar hundert Jahren noch an den Winterabenden die Deutschen in ihren Wohnungen sich vor Kälte nicht zu schützen wussten, dass es an solchen Abenden sehr öde und ungemüthlich gewesen sei und dass man sich nur im geschützteren Bette einigermaßen zu trösten gesucht habe. Das ist ein recht verständiger Culturforscher, der so schreibt! Vielleicht, dass uns moderne Pfründner gefröstelt hätte bei den offenen Kaminen und knisternden Herdfeuern der Vorfahren, sie selbst sind aus Wärmebedürfnis keine Nesthocker gewesen. Ich behaupte, dass selbst vor tausend Jahren, als noch keine Fußdiele und kein Fensterglas und kein Federbett war, die Germanen weniger gefroren haben, als wir verweichlichten blutleeren Schemen einer Cultur, welche die Menschenwohnungen zu Treibhäusern gemacht hat mit 15 Grad Wärme im Stiegenhaus wie im Boudoir.

Seine Bedürfnisse zu decken, das hat der Mensch zu allen Zeiten verstanden. Hat er sich gegen rauhe Luft weniger sorgfältig abgeschlossen als heute, so ist er gegen sie eben weniger empfindlich gewesen.

Ich bin noch nicht zweihundert Jahre alt, habe auch nichts aus Büchern, und doch kann ich vielleicht annähernd angeben, wie unsere Vorfahren gewohnt haben und auch, wie sie ihre Winterabende zuzubringen pflegten. Ich bin in meiner Jugend in vielen oberländischen Bauernhäusern gewesen, die mehrere hundert Jahre alt waren, und die Leute, die darin wohnten, und ihre Verhältnisse hatten sich seit Jahrhunderten auch nicht viel verändert.

Es gab nicht leicht etwas Gemüthlicheres, als einen Winterabend in einem alten großen Gebirgsbauernhause. Draußen das Stürmen und Stöbern, dass die Dachlatten klappern, oder die eisige Kälte, dass der Schnee winselt unter den Tritten des letzten Heimkehrenden. Das Haus ist noch eines jener alten Art, in welcher Wohnstube, Gesindestube und Küche ein einziger ungetheilter Raum sind. Auf dem großen Kochherde knattert das offene Feuer, um welches die Töpfe des zu bereitenden Abendmahles stehen: die siedende Milchsuppe, die kochenden Erdäpfel, das brodelnde Speckkraut. Der höhere Theil der Stube ist erfüllt von grauem Rauche, der sachte durch den Rauchkamin, oder zur offenen Thür hinaussteigt. Die Stube hat förmlich ihren Wolkenhimmel und wenn der lange Hans von der Bank aufsteht, so ragt sein Haupt in die Wolken hinein, wovon er aber weiter kein Aufhebens macht. „Das Fleisch muss geselcht werden, wenn es aushalten soll.“ Zur offenen

lichkeit freien Lauf, und gerade die Winterabende waren eine Pflegestätte der letzteren. Von dorther wird ein beträchtlicher Theil des deutschen Märchens und Schwankes, des deutschen Volksliedes und des deutschen Spieles kommen, denn das Volk, wenn es den ganzen Tag schwer gearbeitet hat, wird des Abends erst zum Dichter, Sänger und Schalk.

Heute haben die Bauern zwar modern gebaute Häuser mit großen Fenstern, mit Federbetten, Wandspiegeln und anderer Herrlichkeit, aber die Behaglichkeit und Gemüthlichkeit wohnt nicht mehr drin. Heute haben sie ihre Sparherde, sparen aber nicht mehr; heute haben sie ihre Sophas, liegen darauf, aber nicht so gut, als einst auf der Holzbank; heute haben sie den künstlichen Fensterverschluss von Watte, der Meter zu sechs Kreuzer, und doch ist's windig, überall windig. Heute ist's aus mit jenen freundlichen Winterabenden im Gebirge.

Es hat ausnahmsweise ja auch einst in manchem Bauernhause Gift und Gall gesetzt, Streit und Hader und anderen Tort, und einzelne ungemüthliche Gesellen hat's immer und überall gegeben. Im allgemeinen waren die Abende so, wie sie oben geschildert sind. Und einer, der einen Theil seines Lebens in der Bauernschaft zugebracht hat, der vergisst die idyllischen Stunden nicht wieder, er sucht sie in anderen Kreisen vergebens.

Und so ähnlich, wie unser altes Bauernthum gelebt, werden es auch die Vorfahren vor ein paar hundert Jahren gethan haben, in der Bauernstube wie im Bürgerhause, damals war der Unterschied zwischen beiden nicht so groß. Sofern sie von äußeren menschlichen Feinden nicht bedroht gewesen, die innere Unbehaglichkeit und Ungemüthlichkeit wird ihnen nichts angehabt haben. Die Alten haben es viel besser als wir windigen Heimatlosen verstanden, sich im engen Kreise des Hauses wohl zu fühlen, ihnen ist bei ihrer rauchenden Herthaflamme wärmer und traulicher gewesen, als uns bei den schwedischen Öfen und dem „Elektrischen", wo wir aus Missmuth und Langeweile vergehen, oder um schweres Geld uns Unterhaltungen schaffen, die uns erst recht verstimmen und unzufrieden machen. Wenn aber wir unzufrieden sind, so müssen wir darum nicht annehmen, dass es auch die Alten gewesen. Sind wir schon klüger als sie, so waren sie doch weiser als wir. R.

In Friedl sei Bigoutigkeit.

Bin ih in Glück oda Nouth,
Ih brauch an Gout.
Gehts ma recht guat,
Sa is ma z Muat,
Ih möicht n loubn und preisn,
Und Ehr erweisn.
Gehts ma schlecht,
Sa is s ma recht,
Wan ih Oan hon,
Dem ih d Schuld gäibn kon. R.

Die Knechte holen sich von der Asen die gebähten Kienscheiter, um davon die Leuchtspäne zu klieben, die dann in Buschen zusammengebunden und auf dem Dachbodon aufbewahrt werden, bis sie durch das Abliegen die richtige Eigenschaft bekommen zu einem schönen, behaglichen Spanlichte für den nächsten Winter.

Die Mägde holen ihre Spinnräder hervor, auch die Hausmutter das ihre, und also ist in der warmen Stube jene behagliche Thätigkeit, die weitaus süßer und erfrischender ist, als das Faulenzen. Da unter den Bewohnern des Hauses zumeist ein gutes Einvernehmen herrscht, so kommen sie nun ins Plaudern und Fabulieren, dass es eine Freude ist. Die Männer wissen Märchen, Schwänke, Räuber- und Geistergeschichten, bei denen sich die Weiber so stellen, als ob ihnen das „Gruseln" käme, was aber nicht wahr ist, weil sie solcherlei längst gewohnt sind und nicht mehr dran glauben. Diese Dirndln haben mehr Courage, als sie scheinen lassen wollen; wenn sie manchmal wo noch so zimperlich thun, sie fürchten sich nicht so leicht vor etwas und wissen sich schon zu helfen. Die Buben thun auch gerne „Rathseln" aufgeben, es wird ihnen aber jedes aufgelöst und sie bekommen dann von den Dirndln etwelche zurück, die sie nicht auflösen können, so dass sie die Gefoppten sind.

Nun heben die Weibsleut noch etwas anderes an, sie wissen schöne Lieder, sie haben gute Stimmen, sie „können fein zusammen", so wird gesungen. Der Josel mag mit seinem „Stinktiegel" noch so dampfen neben der Kathel, ihr verschlägt's die Stimme nicht; ihre Kehle ist fest und tüchtig wie eine Trompetenmuschel und gar nicht zu verderben.

Wäre nun das Plaudern, Erzählen und Singen erschöpft und die Schlafenszeit noch nicht da, so gäbe es noch anderes: Gesellschaftsspiele, Scherze und Possen. In Spinnstuben und Heimgärten kommen gesellige Nachbarsleute zusammen, aber auch, wo das nicht der Fall ist, haben die Bewohner eines Bauernhauses an Unterhaltung und Ergötzlichkeit keinen Mangel.

Und wenn erst der Hiesel anrückt mit der Zither, oder der Seppel mit der „Maulwetzen", oder der Michel mit der „Dudelpfeifen", oder der Wastel mit dem „Hackbrettel", oder der Thomerl mit der „Klampfen", oder der Jocherl mit der „Maultrommel" (im Bauernhause steckt in jeder Fuge Musik, abgesehen von der, die der Wind macht, wenn er etwa doch durchpfeift), und jetzt wird's lustig und es will viel sagen, wenn die jungen Füße nicht rebellisch werden. — Nein, an Langweile verkommen sie nicht.

Endlich ruft der Schlag der neunten oder zehnten Stunde zur Ruhe. Was nicht in der Stube schläft, das sucht seine Betten in anderen Kammern, im Stalle, auf dem Heuboden. Das Spanlicht in der Stube wird ausgelöscht, nur die Herdglut glost noch fort über Mitternacht hinaus, ja manchmal sogar bis zum Morgen, wo dann die Hausmutter daran ihr frisches Feuer entfacht für einen neuen Tag und ein neues Mahl.

Langschläfer sind die Bauern nicht, was thäten sie, wenn sie den Abend nicht zu nutzen, nicht angenehm zu machen wüssten!

Allerdings hat diese Schilderung die gute alte Zeit im Auge. Sosehr man die „gute alte Zeit" bestreiten will, der Bauer h a t t e eine! Vor wenigen Jahrzehnten noch gieng es ihm unvergleichlich besser als heute, und die alten, stattlichen, wohleingerichteten Bauernhöfe zeigen, dass der Bauer einmal „jemand" war! Und als es ihm noch gut oder wenigstens erträglich gieng, da war er eben auch bei guter Laune, ließ seiner Gemüth-

unziert werden, das kommt von jenem steirischen Fehler der Saumseligkeit, ist aber kein Unglück.

Ich komme wieder auf meine Schwäche, auf dieses merkwürdige Graz. Eine Stadt und doch keine Stadt. Ein Curort, eine Schlaraffeninsel (sic!). Ich war eben dort, als man in Graz sich unangenehm berührt fühlte von einer englischen Stimme in der «Times»: «Graz habe weder eine ausnehmend schöne Landschaft, noch sei die Stadt selbst besonders schön, noch berge es wesentliche Kunstschätze, und darum kämen die Engländer nicht hin.» — Lieber Himmel, besteht das höchste Ziel der Städte gerade darin, dass die Engländer hinkommen? Und will denn Graz concurrieren an landschaftlicher Großartigkeit mit Luzern, an Prunkhaftigkeit der Gebäude mit Wien, an Kunstschätzen mit Florenz?

Graz hat etwas ganz anderes, was Luzern, Wien und Florenz zusammen nicht haben. Was das ist? Das lässt sich nicht so hinsagen und weiterschreiben und in Bildern wiedergeben. Selbst dem, der hinkommt, fällt es nicht gleich am ersten oder zweiten Tage auf; das schmeichelt sich beinahe heimtückisch ein. Am dritten Tage geht der Fremde noch leicht fort, nach einer Woche mit einigem Widerstreben, wer aber ein Jahr dort ist, der muss dort bleiben, er ist an den Boden gewachsen. Die landschaftliche Natur von Graz ist nicht aus Stein und nicht aus Wasser, sie ist gerade so, dass es den Menschen freut, darin zu leben. Das außerordentliche Wachsthum dieser Stadt wird bestaunt, weil nicht verstanden. Mich wundert es nicht. Sie können mir glauben, ich habe die schönsten Städte gesehen und die wundervollsten Gegenden, aber wenn es dazu kommt, dass ich meinem angestrengten Leben einen Nachsommer gönnen kann, so wähle ich mir zum Ruheort Euer Pensionopolis. Wollt Ihr große Kunstschätze dort haben? Wollt Ihr, dass die Fremden, wie man sagt, einander die Thüre in die Hand geben? Vom Kommen und Gehen lebt keine große Stadt, sie lebt vom Bleiben. Und dass in einer Stadt, wo sich einmalhundertzwanzigtausend Einwohner rege umhertummeln, der Zustand von fast ländlicher Ruhe und Frische herrscht, ist das nicht ein Vorzug, der mehr bedeutet als ein Eiffelthurm oder ein Vierwaldstättersee?

Wenn ich nun auch über das Land Steiermark etwas sage, so ist's natürlich der Erzberg, der dem praktischen Amerikaner vor allem einfällt. Ein großer mächtiger Berg einzig aus Spateisenstein! Ist das von den sogenannten Weltwundern nicht das achte? Nein, das erste. Die hochausgebildete Eisenindustrie, die Salinen zu Aussee, die Holzflöße und Rechen an der Enns, die Wildhegungen in den großen Waldcomplexen und Gemsgebirgen und vielerlei anderes können wir Fremde vielleicht richtiger auf ihren kolossalen Wert schätzen, als der Einheimische. Und wenn nun der Protestant, der «gemüthskühle» Amerikaner von Mariazell spricht! Das ist ja ein Unicum, dieses Mariazell, eine Perle in kostbarer Schale, in der That, ein Wunderort. Ich erlebte dort einen achten September, einen Marientag. Der erste Eindruck war der eines completen Götzendienstes, aber endlich ist man auch selbst ein Mensch und wen das Weinen und Beten und Büßen der Kummervollen nicht rührt, und wer es nicht mit ansieht, wie sie aufgerichtet werden, mit dem schließe ich nicht Freundschaft. Was ist das modernzelotische Lourdes gegen diese uralte Glaubensstätte! Auf das äußerste missfallen zwar hat mir in Mariazell . . . (Der Mann hat

Was ein Amerikaner über Steiermark sagt.

Von einem wohlhabenden Bürger aus Philadelphia, der vor neunundzwanzig Jahren als junger Mann aus einer kleinen norddeutschen Stadt nach Amerika ausgewandert war, und seither seine Beziehungen mit Europa nicht abgebrochen hat, liegt uns ein Brief vor, mit der dankenswerten Erlaubnis, ihn im „Heimgarten" veröffentlichen zu dürfen. Dieser Brief ist an einen steirischen Großindustriellen gerichtet und redet von unserer Steiermark in einer Art, die uns interessieren muss. Mit Weglassung einiger privater Stellen sei das Schreiben hier mitgetheilt.

„Ja, man kann alt werden, bis man auf den richtigen Geschmack kommt. Ich hatte mir's, wie viele andere in diesem Lande, so eingerichtet, dass ich von drei zu drei Jahren eine Reise machen konnte. So war ich einmal in der Schweiz, einmal in England und Schottland, zweimal in Norwegen, einmal selbst im Kaukasus, zweimal in Italien und endlich auch zweimal in Steiermark. In das letztgenannte Land kam ich, wie Sie wissen, fast zufällig, indem ich auf der Fahrt von Venedig nach Wien in der kleinen Alpenstadt Mürzzuschlag wegen eines plötzlichen Unwohlseins ausgeladen wurde. Ich war an jenem Tage in einer gelinden Verzweiflung, heute danke ich dem Zufalle, dass er es so gefügt hat. Nicht weniger als drei Wochen lang bin ich in dem reizenden Orte sitzen geblieben, theils um von der Reise mich zu erholen, theils um Ausflüge zu machen in jenen grünen Bergen. Die Folge davon war, dass ich drei Jahre später von Philadelphia auf dem kürzesten Wege nach Steiermark reiste, um einen ganzen Sommer daselbst zuzubringen. Ich will nicht davon sprechen, was Ihrer Zuvorkommenheit zu verdanken ist .... Fast dünkt es mich, die Steirer sind mir alle gute Freunde geworden, wenigstens ich ihnen einer. Eine solche Bevölkerung kann man suchen in der Welt, sie ist das, was man in bestem Sinne «liebenswürdig» nennt. Dass Ihre Landsleute in Heranziehung vom Fremden nicht rühriger sind, ist ein Fehler von ihnen, oder wie einer Ihrer Dichter sagt, ein Eigennutz, «sie wollen alles selber genießen und mögen Fremde ungern theilnehmen lassen». Fast schien es mir manchmal so, aber für meine Person war es mir so gerade recht. Das ist ja auch angenehm, dass in Steiermark das alte gute Wirtshaus noch steht, wo die Passagierzimmer und die Passagiere nicht numeriert sind; wo die biederen Wirtsleute sich noch theilnehmend zum Fremdling setzen mit der Frage: woher und wohin und wie bekommt's? Und dass die Landwege und schönsten Punkte noch nicht durch städtische Salontiroler und raisonnierende Stadtdamen in Seidenschleppen ver-

Soll die Presse für den Krieg oder für den Frieden sein?

Von A. Berger.

Die Großmächte rüsten, rüsten — und dazu ist ihnen allen wiederum eine Großmacht behilflich, die gegen das Friedensbedürfnis aller Nationen unaufhörlich mit dem schweren Geschütze der Krieg-In-Sicht-Artikel und mit dem Schnellfeuer nie endender Berichte über Heeresvermehrung, Garnisonsverlegung u. s. w. bei den „revanchelustigen" oder „kriegerischen" Nachbarn zu Felde zieht. Die Presse ist es, von der die breite Masse ihre politische Meinung empfängt; die letztere bildet sich ohne Anregung eine solche nicht, weil sich ihre eigenen Ideen immer auf einen engen Kreis persönlicher Interessen beschränken. Die Presse macht Meinungen, ruft in tausenden von Gehirnen Anschauungen hervor, die vorher dort ganz unbekannt waren, und alles dies mit dem höchst einfachen Mittel, unaufhörlich zu wiederholen — natürlich mit Abwechslung in der Form — was sie geglaubt zu haben wünscht. Man denke nur an die beständige, tägliche Wiederholung derselben Gedanken in der Wahlcampagne; diese Wiederholung erfüllt den Zweck, dem Publicum – wie Nietzsche sich ausdrücken würde – ein Gedächtnis zu machen!

Eine jener unaufhörlich wiederholten Zeitungsbehauptungen *) ist es nun, dass Deutschland rüsten müsse, weil Frankreich rüstet, und dass Frankreich rüsten müsse, weil Deutschland rüstet, und dass ein „Kriegsausbruch" nicht mehr zu den Unmöglichkeiten gehöre, seit hier oder da einige angeheiterte Officiere zweier Nationen beim Sect recht überflüssige Phrasen in die Welt gesetzt haben. Und so weiter mit Variationen.

Alle Verfasser derartiger Beunruhigungsartikel vermeiden sorglich, die Frage zu erörtern, was denn in zehn und zwanzig Jahren werden soll, wenn bis dahin munter weiter gerüstet wird. Sie verschweigen, dass kein Staat dann noch imstande sein kann, den Preis der ungeheueren Rüstungen zu bezahlen, sie verschweigen, dass dann aus Mangel an „Menschenmaterial" jedem, jedem, der nur halbwegs eine Waffe zu tragen vermag, der Kriegsdienst aufgezwungen werden wird — und sie verschweigen endlich und hauptsächlich, dass nach all' diesen furchtbaren Opfern der Zustand Europas dann noch ein schrecklicherer als jetzt sein muss: dass nämlich das zwanzigste Jahrhundert die Kriegsfurcht bis zum Wahnsinn gesteigert, Handel und Wandel gelähmt, die Völker unter erdrückenden Lasten gebeugt sehen wird.

*) Zahlreiche bedeutende Blätter bilden, was hier mit wärmstem Danke anerkannt werden soll, eine glänzende Ausnahme von der Regel und unterstützen auf das lebhafteste unsere Bestrebungen. D. B.

mit dem Satze, den wir unterdrücken, nur theilweise recht.)

Steirische Schilderer sprechen häufig von Waldland. Man weiß nicht recht, wie ein Land mit tausendjähriger Geschichte noch Waldland sein kann. Und es ist doch so, kein Land in den Alpen hat so viel Wald und cultivierten Wald als Steiermark. Die Epoche der Steinberge und der Eisfelder steht Euch noch bevor. In der Gegenwart ist es gut spazieren gehen im Lande Steier, man kann überall hinauf und hinab, es hindern auch nicht Sümpfe und Seen, und doch klares herrliches Wasser genug. Es ist eigentlich ein stilvolles Land.

Was die Cultur anbelangt, kommt es der Steiermark zustatten, dass der von Westen kommende Fremde dieses Land sehr nach Osten verlegt. Ein altes Hinterland von Österreich (sic!), was wird zu erwarten sein? Und wenn man hinkommt, überraschen die schönen Kunststraßen, die zahlreichen Eisenbahnen, die nach allen Seiten, durch Ebenen und Gebirgsthäler das Land durchziehen, die ausgebreitete Industrie, die blühenden Ortschaften, in welchen ein wohlgegründetes Bürgerthum wohnt. Sinn für Selbständigkeit, hervorragende Politiker, aufstrebende Künstler, renommierte Literaten, endlich die Einführung neuester Fortschritte der Technik u. s. w. sind Erscheinungen, die eher an ein Vorland erinnern, als an ein Hinterland. Aufgefallen ist es mir, dass in Steiermark die Aristokratie völlig zurücktritt, der Amerikaner hat dafür in Europa ein Auge. Auch der Katholizismus ist nicht so aufdringlich, wie in Tirol und was ich früher von Mariazell gesagt habe, das bezieht sich weniger auf die Steirer, als auf die Slaven und Ungarn, die sich dort einfinden. Und doch dünkt mich, die Steirer seien ein frommes Volk, ganz unbewusst. Ich habe dort mit Leuten verkehrt, auf die sich recht gut das Epigramm anwenden ließe: „So wahr Gott lebt, ich bin Atheist!“ Ich möchte nicht, wie es eine Ihrer Zeitungen gethan hat, von steirischer Rechtlichkeit sprechen, sowenig wie von deutscher Treue, denn diese Tugenden müssen uns allen eigen sein; allein dass ich an der Mur nicht so über den Löffel balbiert wurde, wie an der Donau oder an der Aar, das sage ich gerne, ohne damit ein Lob verbinden zu wollen.

Ihr Bauernstand, soviel ich ihn auf flüchtigen Zügen kennen gelernt, erinnert mich in manchem an unsere Farmer, aber das nicht in bestem Sinne; der alte Bauernstand ist zu conservativ, der neue zu modern. Mir fiel aber die nachgiebige Gutmüthigkeit und ein gewisser Fatalismus auf, der nicht viel hoffen lässt.

Das alles schreibe ich, als wäre Ihnen damit etwas Neues gesagt, man schüttet eben einmal sein Herz aus. Ich habe die Absicht, in der New-Yorker Staatszeitung mich noch gründlicher auszusprechen über Ihr Land, das mir denn einmal sympathisch geworden ist. Sie werden es begreiflich finden, dass der Deutsche hier gerne die Gelegenheit benutzt, um Vorzüge des lieben alten Europa ans Licht zustellen. Hier sind wir ganz Geschäft und kümmern uns nicht viel um anderes, aber der *alten* Erde vergessen wir doch nicht so leicht, und an sie denken wir, wenn es uns nach Genuss oder Ruhe verlangt.

Grüßen Sie den „Elefanten“ in Graz, den jungen Wirt „zur Post“ in Mürzzuschlag, ebenso die „Frau Mutter“ und alle Bekannten, mit denen mich Erinnerungen an gute Stunden verbinden. In drei Jahren auf Wiedersehen!

P. J. Paek.

Philadelphia, 27. October 1892.“

lichem, so ist es auf jedem Gebiete; die Beweise aus der Welt der Thatsachen liegen gerade in jüngster Zeit so nahe! Wird es nun den Völkern einmal bewusst werden, wie wenig die Presse an der Führerschaft in allen wirklich befreienden Bewegungen betheiligt ist, so werden sie nicht zögern, die Macht, die sie allein gegeben haben, zu nehmen. Es geht nicht mehr, wie es bis heute geschehen ist, dass sich die Presse auf den Gegenwartspunkt stellt und weder vorwärts noch rückwärts blickt. Wir sind im Halbdunkel, aber wir können nicht — und viele wollen auch nicht — im Halbdunkel bleiben; jetzt kann es nur ganz hell oder ganz dunkel auf der Welt werden. Da nützt es nichts, wie es die Gepflogenheit vieler Tagesblätter ist, gleichmüthig die Vorgänge aus dem Halbdunkel zu registrieren; nein, hingedeutet werden muss beständig auf die Gefahr, dass wir in die tiefste Barbarei zurückfallen, hingewiesen werden muss immer auf den Weg, der zum hellen Lichte führt. Denn ohne Zweifel würde es uns in das tiefste Dunkel führen, wenn der nächste europäische Krieg, dessen Heranschleichen tagtäglich Angstrufe verkündigen, zur fürchterlichen Wirklichkeit würde. Er würde andere schrecklichere Kriege nach sich ziehen, und diese könnten unter Trümmern und Leichen die europäischen Errungenschaften vieler Jahrhunderte begraben.

Die drohende Entthronung der Presse wird man sich in der Weise vorzustellen haben, dass die Zeitungen ihre heutige Macht, Meinungen zu erwecken, verlieren und zu bloßen Nachrichtenvermittelungen herabsinken. Um Irrungen zu vermeiden, sei auf das ausdrücklichste betont, dass die Führerschaft der Presse nicht etwa in der Auffindung neuer Geisteswerte und sittlicher Ideale bestehen soll. Vielmehr erscheint es als Pflicht der Pressleiter, die von den führenden Geistern erschlossenen sittlichen und geistigen Werte für die große Menge auszumünzen und die Ideen, deren Thatwerdung die Höherbildung der Menschheit bedeutet, in alle Canäle des geistigen Lebens zu leiten. Das kann ja die Presse einzig und allein. Bücher lesen hauptsächlich Glückliche, die Muße dazu haben, und werden in den breiten Schichten ausnahmsweise Bücher gelesen, dann sind es gewöhnlich solche, die besser nie gedruckt worden wären. Naturgemäß wenden sich Werke mit höherem Ideengehalte an die Gebildeteren; fällt aber ausnahmsweise einem schlichten Taglöhner ein solches Werk in die Hand, so besteht es für den Lesenden aus unbeseelten Lettern, da die Voraussetzungen des Autors bezüglich der Vorbildung seines Publicums nicht zutreffen. Millionen, viele Millionen Menschen bekommen keine anderen gedruckten Worte, als die ihrer Zeitungen vor Augen und andererseits liest fast jeder Bewohner der Culturstaaten Zeitungen.

Eine jede Zeitung eines jeden Landes erhebt ja den Anspruch, wahrhaft patriotisch zu sein. Nun wohl: der wahre Patriotismus gebietet das kräftigste Eintreten für den Weltfrieden, denn heute brächte jedem Staate selbst der Sieg nur Nachtheile; selbst eine eroberte Provinz — und was könnte der Chauvinismus mehr wollen? — wäre nur eine Quelle dauernden Unbehagens für das Staatsganze.

Endlich wird die Presse auch einsehen müssen, dass die Summe aller politischen Errungenschaften des ganzen Jahrhunderts noch keinen vollen Gegenwert für den Militarismus dieses Jahrhunderts bietet, und dass wir somit seit hundert Jahren immer so viele Schritte rückwärts auf der einen Seite, wie vorwärts auf der anderen Seite gethan haben. Wir sind nicht ganz Barbaren, aber wir sind auch nicht ganz civilisiert; in mancher Beziehung dies, in mancher Beziehung jenes, fühlen wir uns unglücklich in diesem lächerlichen Zustande der Halbheit.

Ja, wenn die Zeitungen aller Länder das sagen, wenn sie ihren vertrauenden Lesern darstellen würden, wie jede Militärlast nur neue Militärlasten heraufbeschwört und dabei die Kriegsmöglichkeit vermehrt, wenn sie, in einem Wort, mit fester Hand den schützenden Mantel gewohnheitsmäßiger Liebe von dem elenden Parabellum-System reißen wollten, — dann würden sie ein Licht in der Welt anzünden, das die Köpfe hell und die Herzen warm macht. Denn in diesen Herzen leben ja nicht mehr die Todtschlagsideale einer überwundenen Epoche; sobald nur der Weg zum Frieden, der gangbare Weg der allgemeinen Abrüstung und der Schiedsgerichte jedem Auge klar erkennbar gemacht wird, kann mit allgewaltiger Macht das bisher stille Friedenssehnen der Menschheit sich laut kundgeben und der Einheitsgedanke des Menschengeschlechts seinen edelsten Ausdruck in dem Völkerrufe: „Die Waffen nieder!“ finden.

Von vor kurzem noch unerreichten, hochragenden Gipfeln menschlicher Vervollkommnung rufen einzelne muthige Führer den Massen, rufen thatkräftige Geister ihren Hintersassen ein ermuthigendes: „Uns nach!“ zu. Will die Presse die letzte sein auf der Bergwanderung, will sie schließlich ganz unten bei denen stehen, die nur nachdrängen, um nicht allein im tiefen Thale zu bleiben? Sollte sie nicht vielmehr vorn sein bei den Geisteshelden und mit ihnen sich mühen, die großen Steine fortzuwälzen, die den Aufstieg erschweren wollen, zuweilen selbst zu hindern drohen?

Es mag das Wort von den „Hintersassen“ hart und überlebt erscheinen, aber es bringt dem Verständnisse näher, durch welche Leistungen heute eine aristokratische Stellung errungen, durch welche Unterlassungen eine solche verloren wird. Wer vordem, zur Zeit der Todtschlagsideale, auf schnellem Rosse, das starke Schwert in der nervigen Faust, den Streitern den Weg bahnte, wer ihr Vorstreiter war im Kampf, der war auch der Edle, der Geehrte, von dem die anderen das eroberte und beschirmte Land zu Lehen nahmen. Und heute, im Ringen um höhere Ziele, da ist der Edle, der Aristokrat, der im Geisteskampfe den Mitlebenden kühn voranschreitet, der mit der stolzen Kraft seines Geistes die feindlichen Mauern, die von dem ersehnten Land der höheren Vervollkommnung trennen, niederreißt. Die anderen aber, denen es vergönnt ist, die oft unter heißen Schmerzen eroberten moralischen und sittlichen Werte in Besitz zu nehmen, sie beugen sich huldigend vor dem Führer, machen sich zinspflichtig mit Dank und Ehren und manchesmal mit ruhmvoller Verewigung ihrer Dankesrente in dem Buche der Weltgeschichte. Wenn nun auch, trotz der hohen Geltung des Gegensatzes, in dem Begriffe des Hintersassen nichts Entehrendes mehr liegt (weil nichts Unfreies, sind doch die heutigen, hier gemeinten Kämpfe nur solche um Befreiung der anderen, während frühere Kämpfe stets die Knechtung der anderen zur Folge hatten), so muss man doch fragen: ist es wirklich denkbar, dass die Leiter der Presse, mit so großer Macht ausgerüstet, zu den geistigen Hintersassen gehören wollen? Ist es denkbar, dass sie darauf verzichten wollen, an der geistigen Führerschaft, die heute allein Ehre, Ansehen und — Macht verleiht, theilzunehmen?

Ja, es ist für die Presse geradezu eine Frage der Erhaltung ihrer Macht, denn alle Macht ist nur unter der ausdrücklichen oder stillschweigenden Voraussetzung der Führerschaft gewährt. Gelangt es in irgend einem Falle zum Bewusstsein der Massen, dass die Machthaber die Führung aus Lässigkeit oder Verblendung verloren haben, so wird immer die Strafe der Rechtentziehung folgen. So ist es auf politischem, so ist es auch auf kirch-

wenig auf Krieg sinnen, wie wir. Sie rüsten nur, weil wir rüsten, und wir rüsten, weil sie rüsten — ein Spiel, das künftigen Geschichtsschreibern das Recht gibt, die heutigen Menschen als Abderiten zu betrachten.

Es eröffnet sich hier eine große und schöne Aufgabe für die Journalisten aller Länder, die zu den Friedensfreunden zählen — eine Aufgabe, deren Lösung gar nicht so schwer ist, wie sie auf den ersten Blick wohl scheinen mag. Leicht ist es immer für den Schriftmenschen, sein Publikum zu fesseln, wenn er für die leuchtende Idee des Menschheitsfortschrittes eintritt; da wird ihm das nie fehlen, was auf leichten Schwingen ihn und mit ihm seine Leser zu den höchsten Höhen führt: die echte Begeisterung, die aus der glutheißen Liebe zur Menschheit entspringt.

Es ist ja so oft der Vorwurf gegen uns erhoben worden, dass wir nur mit Worten für unsere Sache streiten, und die Friedensgegner und die Lauen und Halben haben viel darüber gelacht, dass wir mit Worten den Krieg besiegen wollen. Aber auch Worte können Thaten sein, namentlich gedruckte Worte, wenn sie an die breiten Massen sich wenden. Wenn wir erst die Presse für uns gewonnen haben, die Presse, die tagtäglich zum Volke reden kann und dadurch Anschauungen hervorruft und Meinungen bildet, dann haben wir eine That vollbracht, welche uns der Erfüllung unserer Friedenswünsche auf völlig sicherem Wege entgegenführt.

Bete für mich!

Um das Kirchlein dort am Berge
Fließt das gold'ne Abendlicht,
Das der Jungfrau, die dort betet,
Rosen in die Locken flicht. —
Bitt' für mich in heil'ger Stille,
Süßes Lieb, wenn ich dir fern;
Schöner Lippen frommes Flehen
Hört der Herr ja doppelt gern!

Jos. Steizhamer.

Zutreffend urtheilt H. A. Taine: „Die Wehrpflicht spielt im modernen politischen Leben die Rolle eines Lösegeldes und einer Gegenleistung für die politschen Rechte; der Bürger kann beides gegen einander abwiegen. In die eine Wagschale legt er seine Souveränetät, das heißt im Grunde genommen das Recht, in jedem vierten Jahre unter zehntausend Stimmen eine abzugeben, um — falls er nicht gerade für den durchfallenden Bewerber stimmt — einen von den sechshundertfünfzig Abgeordneten zu wählen. Auf die andere Wagschale wirft er seine wirklichen greifbaren Lasten, drei bis fünf Jahre Kasernenleben, dann die häufigen Waffenübungen, endlich Jahrzehnte lang bei jedem Kriegsgerüchte die angstvolle Erwartung des Einrückungsbefehles, der ihm die Flinte in die Hand drücken soll, damit er tödte oder getödtet werde. Wahrscheinlich wird er bald finden, dass die beiden Wagschalen einander nicht das Gleichgewicht halten . . .“

Nun bliebe noch die Frage zu erörtern: „Durch welche Mittel kann die Presse veranlasst werden, ihre Pflicht zu erfüllen, das heißt hier, in wirksamer Weise für die Friedensidee einzutreten?“

Da bin ich nicht der Meinung, dass, wie in einer jüngst erschienenen und besprochenen Brochüre vorgeschlagen wird, durch einen Congress aller europäischen Vertreter der Presse das Ziel erreicht werden könnte. Vielmehr sollten wir die Friedensidee auf demselben Wege in die Redactionszimmer bringen, auf dem bisher die wuthschnaubenden Kriegsartikel hineingelangt sind. Letztere schreibt ja in den allermeisten Fällen — nur die größten Zeitungen bilden Ausnahmen — der in der Regel hervorragend friedliche Schriftleiter nicht selbst, sondern er entnimmt sie einer sogenannten „Correspondenz“, die ihm täglich, einmal oder dreimal wöchentlich die schönsten und gruseligsten Leitartikel über „Die politische Lage Europas“ oder „Die Rüstung Frankreichs“ u. s. w. für einen mäßigen Preis zum Abdrucke bietet. Der Correspondenzunternehmer malt Schlachtenbilder, weil sich auf diese Weise seine Auslassungen ohne weitere Mühe recht „interessant“ gestalten lassen, und „interessant“ muss ein Leitartikel sein — das ist die erste Bedingung des Schriftleiters wie des Publicums. Daraus folgt, dass wir, die Friedensfreunde, den Redacteuren „Correspondenzen“ darbieten müssen, welche die großen internationalen Fragen in fesselndster Weise von unserem Standpunkte aus beleuchten. Die Redacteure, die ja zumeist — wie vorhin schon betont — keine Kriegswütheriche sind, werden sehr gerne die friedensfreundlichen Leitartikel und Notizen aufnehmen, wenn sie nur „interessant“ sind.

Wie gäbe es z. B. doch dem Volke Anlass zu ernstem Nachdenken, wenn es in seinen Blättern, die — aus der „Correspondenz“ entnommene — Nachricht fände, dass die Kriege der letzten sechsunddreißig Jahre zwei und ein Viertel Millionen Menschen das blühende Leben geraubt und achtzig Milliarden Francs gekostet haben! Wie würde es unsere heilige Sache fördern, wenn der schlichte Mann, der heute denkt, der gewohnte, bewaffnete Friede sei immer gewesen und müsse — nach seiner Logik — deshalb auch in Zukunft sein, belehrt wird, dass das Parabellum-System nur eine „Errungenschaft“ unseres Jahrhunderts ist, durch Napoleons I. „Willen zur Macht“ ins Dasein gerufen, dies aber durch unseren „Willen zum Frieden“ wieder aus der Welt verschwinden kann. Wie würde es vielen die Augen öffnen, wenn sie zum erstenmale vernehmen, dass die „Erbfeinde“ da drüben jenseits der Grenzpfähle die friedlichsten Menschen von der Welt sind, und, mit Ausnahme einiger hirnverbrannter Revanchards, die man zählen kann, so

sei Nasen net g'fall'n. Dö punkaten*) Nasen, dös san schon dö Wahr'n. So a Nas'n schaut aus, als ob s' net fünfe zähl'n kunnt', derweil hat s' Haar auf dö Zähn und faustdick hinter dö Ohr'n! — D' Haar kunnt i m'r ausrauf'n, wann i denk, wie dir der Lampl-Wirt nachg'stiegen is — was dös für a Wirtschaft war; alle Wochen zwa Säu, drei Eimer Bier über d'Gassen und zehn Eimer im Local — aber na, a Biamter hat's sein müassen! Jetzt bist a Frau Biamtin, kannst was aberbeißen von dein' Titel. Net amol mit'n Wirtschaftsgeld kannst auskommen. A jede Schustersfrau lacht di aus. Wannst d'r net deine Klad'ln selber z'sammflicken thätst von dö alten Fetzen, dö du no von z'haus mitbracht hast, so könnt'st wie a Taglöhnerin umgehn. Was, zum Namenstag hast a Klad kriagt? — Na, das is aber a was! Is dös net sei Pflicht und Schuldigkeit? Glaubst, mir thuat net 's Herz weh', wann i di neb'n dö anderen Frau'n siech? Dö Fleischhackerin von Zwölfer-Haus war a Dienstbot; schau' s' an, wie s' dahersteigt; dö hat mehr Staner auf ihr wie a Ziegelwag'n. Wie nothwendi hätt'n m'r den Sommer a Landluft braucht — alle zwa — (sie versucht, hektisch zu hüsteln), aber wann der Mann dö Nächt' mit lustige Brüderln verjubelt, hernach wird a'm freili 's Trum z'kurz. Wann's nur immer lustige Brüderln wär'n; aber, i fürcht' allerweil — i fürcht' allerweil, dass lustige Schwesterln im Spiel san. — Na, weg'n den brauchst ja net glei z'wana: es kann ja a net sein. Aber Beispiel' hat ma ja gnua. I kann m'r net helfen, aber i siech ganz schwarz in die Zukunft. Und der Gedanken, dass mei anzig's Kind in Noth und Elend z' Grund gehen soll, lasst mi ka Stund ruhig schlafen. Aha, jetzt hör' i sein Tritt; o, den Tritt kenn' i; i könnt' eahm's auf a halb's Seid'l ausrechnen, was er trunken hat. Aber jetzt geh i; sunst haßt's glei wieder, i hab' di g'hußt. Gott is mein Zeuge, dass i jeden Verdruss aus'n Weg geh. Aber 's böse G'wissen lasst ihm ka Ruah. Er waß, dass das Mutter-Aug' mehr siecht, als sei unglückliche Frau. Guate Nacht, mei Kind, mei arms, verkaufts und verrathens Kind!" —

Sie schlüpft in dem Augenblick hinaus, als Herr Tauber die Thüre öffnet. Er trifft sein Weibchen in Thränen aufgelöst. Gardinenpredigt und Litanei bis vier Uhr morgens. Das war **seine** Schwiegermutter! —

Ihre Schwiegermutter! Mittag ein Uhr. Sie sitzen beim Speisen. Die Knödel sind speckig. Ihre Schwiegermutter verwandelt den Speckknödel mit großer Gewandtheit in einen Erisapfel. Die dramatische Spannung ist bis zu jenen Punkt gediehen, wo die Frau hinausstürzt, um ihren Thränen freien Lauf zu lassen.

„Das hat aber Ans davon, wann er der Mutter net folgt. Dö Liab'! ja dö Liab! Wann m'r Aner mit der Liab kummt, da hab' i schon g'fressen. Dö Liab dauert höchstens sechs Wochen. Aber guate Knödeln braucht ma sei ganz' Leben. Herentgegen d'rum war i ja nia einverstanden mit der Heirat. Das kommt aber davon, wann a junger Bua mit fünfunddreißig Jahr'n schon heiraten will. Was sagst d'? Dein Vater hat mit dreiundzwanzig Jahr g'heirat? Du wirst doch net dö damalige Zeit mit der heutigen Zeit vergleichen woll'n? Damals war dös was ganz anders. Damals war'n dö Madeln a viel anspruchsloser wia jetzt. Gott sei Dank, i kann mit ruhigem Gewissen sterb'n; denn i hab' mein' Mann g'heirat', weil er ohne meiner z'Grund gangen war', der arme Hascher. Und dös können m'r amal meine Kinder net ins Grab nachsag'n, dass i kane Knödeln hab' kochen können. Freili hab i net Französisch

---

*) klobig.

Aus dem Wiener Volksleben.

Von Vincenz Chiavacci. *)

Gehupft wie gesprungen!

Allen guten Schwiegermüttern Gruß und Heil! Segen auf ihr Haupt; Friede und Eintracht dem Hause, das sich rühmen kann, eine solche zu besitzen! Ich bin also nicht voreingenommen und wäre wohl früher zu den „Müttern“ eingegangen, ohne das leidige Thema der Schwiegermütter berührt zu haben, wenn nicht — eine Dame direct an mich das Verlangen gestellt hätte, endlich einmal psychologisch und physiologisch, vom moralisch-ethischen und vom social-politischen Standpunkte und mit allem Aufgebote einer unwiderstehlichen Dialectik die Frage zu entscheiden, welche Spielart von Schwiegermüttern die harmlosere ist: Seine Schwiegermutter oder Ihre Schwiegermutter!

Ihr Wunsch ist uns Befehl. Wohlan! Schwiegermutter, erscheine! Aha, es ist „Seine“.

Horch, die Geisterstunde! Frau Tauber schlummert sanft in ihrem zweispännigen Bette, obwohl es bis zur Stunde noch einspännig ist. Die Thüre öffnet sich und mit schlürfenden Schritten tritt eine Gestalt, in weiße Laken gehüllt, in der Hand eine Kerze. Hekuba, die schlotterichte Königin! Nein, seine Schwiegermutter! Sie setzt sich an den Rand des Bettes, weckt ihre Tochter aus dem süßen Schlummer und beginnt:

„Jetzt is' derweil Ans in der Nacht. So geht das a paarmal in der Wochen. Und da kannst du dabei ruhig schlafen? I begreif' di net. I war do g'wiss a geduldiges und sanftes Weib (sie versucht die Miene eines Zickleins zu machen), aber mit sowas hätt' m'r dei Vater net kommen därfen. Da hätt' i mi meiner Seel' scheiden lassen. Aber du hast recht: du hast es ja gar nimmer notwendi; du bist ja eigentli so schon g'schieden. Z'Mittag kommt er's zehntemal net z'haus', weil er in Bureau z'thuan hat — i hab' ihm's no nia 'glaubt, i net — und bei der Nacht siechst'n a net früher, als bis dö liabe Sunn' bei'n Fenster 'reinscheint. — Was, das kommt selten vor? Dös sagst a nur du, weilst a guater Patsch bist, der si all's g'fall'n laßt und selig is, wann der falsche Siebenzehner a paar freundliche Wort' mit dir red't; is schad', dass i m'rs net aufg'schrieb'n hab'. I hab' m'r in Anfang Stricheln in mei Betbüach'l g'macht, so oft er ausblieb'n is. Aber mir is ums Betbüach'l lad; dö erste Seit'n hat schon ausg'schaut wie a Weingarten, wo dö Reblaus drüber kommen is. Aber du hast m'r ja net g'folgt. Mir hat glei 's erstemal, wie er kommen is,

*) Entnommen dem köstlichen Buche: „Kleinbürger von Groß-Wien“. Ernstes und Heiteres aus dem Wiener Volksleben von Chiavacci. Stuttgart. A. Bonz & Comp. 1893.

Dös Zimmerputzen, dö ganze Wäsch waschen, während'n Kochen, vier Betten aufbetten, in Kindern dö Haar machen und dö ganze Zeit dö Knauferei hör'n müaſſ'n: «Aber tummel di, tummel di, Reſi, was du umalaunlſt in ganzen Tag, nix geht vorwärts, da bind' i mir a Hand am Buckel und trau mir früher ferti z'ſein wia du» — mei Gnädige is nämli ſo viel fleißi — mit'n Maul. Derweil ſitzt ſ' in ganzen Tag auf der Sofa, thuat ſie Karten aufſchlag'n oder in Budaſchl, den knauferten Miſtviech, der döſelbe Stimm' wia's Frauerl hat, auf der Schoß halten. Und wann man ſie dö ganze Wochen g'rackert hat, daſs ma ka Glied rüahr'n kann, geht an an' Sunntag jedesmal weg'n an Ausgang der Diſchpatat an. Sie is Ihna nämli ſo viel neidi; ſie vergunnt Ihna net 's Weiße in dö Aug'n. Weil ſ' waß, daſs mei Ferdl a feſcher Bua is, der da is bei'n Daſein, während daſs der ihrige a lamlackerte Letfeig'n is, möcht's, daſs i a an an Sunntag z'haus hocken bleib'. Aber da wird nix d'raus. Mei Ausgang is mir ſo heilig wie in Hausherrn der Zins. Jetzt will ſ' gar, daſs i ſchon vor Thorſperr'n z'haus kumma ſoll, wo erſcht dö größte Hetz angeht. Da hat's neuli weiter kan Haſat geb'n; mir war'n bald raffert word'n mitanand. I hab's Maul g'halten, weil ma dera mit der Goſch'n do net aufkommt und hab' m'r denkt: Na wart', du kommſt m'r g'rad z'recht. Auf dös Mittageſſen g'freu' di. 's erſte war, wia i in d'Kuchel kumma bin, daſs i ihrer Kaffeeſchal'n von der Stellage abag'holfen hab'. Auf dö war's immer ſo viel hakli. Sie muaſs von an' ehemaligen G'ſchwuf'n g'weſen ſein, denn es is a Vers d'rauf g'ſtanden: «Man ſieht ſich, lernt ſich kennen; man liebt ſich, muſs ſich trennen.» Bumſti war's in tauſend Scherb'n z'brochen und mei Gnädige is glei außag'ſchoſſen wie a Kreuzſpinnerin auf a Fliag'n. Dös hat's am meiſten 'gift, daſs i g'ſagt hab', dö Schal'n is ſelber von der Stellaſch aberg'fall'n. Aber je mehr ſ' g'ſprungen is, deſto öfter hab' i 's wiederholt: «Dö Schal'n is freiwillig von der Stellaſch' aberg'fall'n.»"

A Straf' muaſs ſein, hab' i mir denkt; man kann ihna do net alles angehn laſſen, den Herrenleut'n; ſunſt war's ja gar net zum aushalten. Wia kann denn da an' Eſſen guat ausfall'n, wann ma an' Kummer in Herzen hat und wann an dö Frau amal dös und amal das ſchafft. Alle Aug'nblick muſs ma von Herd wegrennen. Was müſst ma denn da für a Gedächtnis hab'n, wenn man ſi' merket, wie oft ma d'Supp'n ſchon g'ſalzen hat. Da ſchafft ſ' an', ma ſoll dö Lampen putzen; nachher is' ihr net recht, daſs dö Mehlſpeiſ' nach Petroleum riacht. Sö glaub'n gar net, wia hakli dö Frau is. Da ſteigt m'r jedesmal der Bizl, wann i ſ' ſo umaklaub'n ſiech. I waß net, was ſ' immer ſuacht! Fuchti war i, ſo hab' i m'r halt denkt: Wart, daſs d' net umaſunſt ſuachſt, heut ſollſt alles in der Suppen finden, was dei Herz verlangt. A ganz' Aquarium hab' i in dö Supp'n einithan; dös Gezeter hätt'n S' Ihna hör'n ſoll'n; der Herr hat ihr bei dö Ausgrabungen g'holfen und dabei hab'n ſ' in aner Tour über mi g'ſchimpft; i hätt' mi zwuzeln können vor Lachen. Und bei all dem hab'n ſ' net amal den vierten Theil g'funden. Neidi war i ihna net um dös Eſſen. I hab' m'r ſchon am Vormittag à conta deſſen an' Eierſpeiſ' g'macht. Nachmittag ſan Leut' kumma, darunter der feſche Lieutenant, auf den dö Frau an' Aug g'worfen hat. Er halt ſ' aber nur für an' Narr'n; i' bitt Ihna, a ſo a G'ſpenſt! Wann S' dö Baner auslöſen, bleibt Ihna ka Kilo Fleiſch auf der Wag'! Muaſs i net no an' Kaffee a machen? Und unten geht der Ferdl ſchon ganz wünig auf und

können und mein Lebtag kan Syphon von Beethoven g'hört, viel weniger am Klawier spiel'n könna, dafür hab' i m'r meine Klad'ln selber g'macht und dö Kindswäsch und all's, und in meiner Wohnung hat's immer ausg'schaut, wia in aner Kirch'n; frag nur dö Madam' Stöhr; dö hat immer g'sagt: Na, hat's g'sagt, Madam' Wimmer, wia ma dös all's mit zwa Händ machen kann, und mit so klane Handerln a no, das kann i net begreif'n. I hab freili a nix mit'bracht ins Haus, wia an' Kasten, a Bett und an' Tisch; aber dafür hab' i a nix g'wusst von an Luxus und G'schichten und Sachen, wia dö Madln von heutigstags. — Was, an Hals voll Perl'n hab i g'habt? Na ja, das war aber a 's anzige. Damals hat a jed's Perl'n 'trag'n. Herentgeg'n hab i a ausg'schaut, wie a Fürschtin, wann i meine Perl'n umg'habt hab'. Währenddem heutzutags kannst d' auf dö modernen Weiberln an ganz'n Juwelierladen 'naufhäng'n, so schau'n s' nix gleich. — I red' nix, denn i will zwischen Eh'leut' kan' Unfrieden stiften. G'scheg'n is g'scheg'n. Aber a arms Madl heirat'n, wo du so nothwendi a paar tausend Guld'n in G'schäft 'braucht häst, und a Madl, dö nix is und nix kann — dös hätt i m'r in Schlaf net einfall'n lassen. I will gar net sag'n, dass d' an dein' alte Muatta hätt'st denk'n sall'n, dö in ihr'n Leb'n schon gnua Kummer und Sorg'n ausg'stand'n hat, aber selber häst so g'scheit sein können. Alle Augenblick is s' krank. Amal fehlt ihr dös, amal das. Statt dass si mi pflegt, kann i alle Augenblick Kranken warten. Amal hat s' es in Mag'n, nachdem in der Yarn*); dann hat s' es wieder „mit Krenn"; wia i jung war, hab' i gar net g'wusst, dass 's so viel Krankheiten gibt. A Mensch, der sein' Glück so im Weg steht! Dö Selcherische hätt d'r glei 's halbe Haus verschrieb'n, wannst es g'nommen häst. Weil s' vielleicht a Witib is, hast d'rs überlegt. Als ob du a so a jung's Bürscherl wärst. Mit fünfunddreißig Jahr könnt' ma' scho über dö erschten Dummheit'n 'naus sein. Freili', Clavierspiel'n hat s' net können, aber speckige Knödln hätt'n eure Eh' net trüabt; da trauet i mi dö Garantie z'übernehmen. Mi geht's nix an; du hast d'r dö Suppen einbrockt, muasst es a auseſſen. Meine Täg' san eh' zählt. Dös unordentliche Leb'n bringt mi um a paar Jahrl'n früher unter d'Erd'. — Red'n m'r nix, i hör' s' kommen. Nur kan Verdruß. Wann i nur a Wort red', macht s' glei' dö Thränenpip'n auf und 's zärtliche Manderl gibt ihr dann recht. I schluck halt all's 'nunter, so lang's geht. Lang wird's so nimmer dauern."

Das ist ihre Schwiegermutter!

Seine Schwiegermutter, ihre Schwiegermutter, gehupft wie gesprungen.

Die guten natürlich immer ausgenommen.

*) Achsel.

Auch ein Standpunkt.

Die Zeilinger Resi und die Hanisch Marie schütten dreimal täglich einander ihre Herzen aus: In der Früh bei der Milchfrau, nachmittag beim Bäcker und abends im Wirtshaus. Dass mit diesen Ergießungen all der verhaltene Groll und Unmuth von Herz und Leber geschwemmt wird, welchen das Benehmen ihrer Herrenleute dort angesammelt, ist selbstverständlich.

„Sie haben 's ja eh guat", sagte die Zeilinger Resi gestern früh bei der Milchfrau. „Sie haben keine Kinder, der Bursch putzt Ihna dö Stiefeln und tragt's Holz, und zu der Wäsch haben S' a Aushilf! Was soll denn i aber sagen? —

„Ah nix", antwortete Lisi, „stell'n S'Jhnen vor, jetzt gibt der Bäck' nur mehr fünf Semmel um a Sechserl."

„No, war' net aus", erwiderte die Mutter und ließ die Kaffeemühle in den Schoß sinken. „Du wirst halt schlecht g'hört hab'n. Mir nehmen do schon zwölf Jahr das Gebäck bei ihm. Bei aner alten Kundschaft wird er do a Ausnahm' machen."

„Dös hab' i a 'glaubt; er därf aber net; denn die Draufgab' is abg'schafft word'n und da hat a jeder sein Wort geb'n müssen, dass das pünktli eing'halten wird."

„Na freili, bei so was san s' glei da mit'n Wort geb'n, wann's aus an' andern sein' Beutel geht. Mir gäbeten a unser Wort, dass m'r für d'Semmel nur an' Kreuzer zahl'n, wann's uns was nutzet. Jetzt was thuan wir denn da? Jessas, dös reißt m'r wieder a schöns Loch in Sack. Zwa Semmeln mehr alle Tag, das macht glei an' Guld'n zwanz'g Kreuzer in Monat. Dös geht net, dös geht net. J därf in Guld'n drahn und wenden, wie i mag, es kummen halt nia mehr als hundert Kreuzer heraus. Und i hab' a so a Freud' g'habt, wie m'r der Zimmerherr g'sagt hat, er nimmt's Fruahstuck bei uns. Jetzt is der Profit schon bein Teuxel. M'r brauchten schon so nothwendig a Leinwand auf Leintücher; denn da können schon neun Katzen ka Maus fangen. Jetzt trau' i m'r aber beim Leinwandmann nix z'nehmen. Jn Vatern därf i a net kumma; der waß so net, wo ihm der Kopf steht. Na, so was! Es muss halt alleweil was sein, was in Himmel halt', dass er net aberfallt. Na, wann i denk', wos i mir als klans Madel mit aner klan' Gschradi um an' halb'n Kreuzer in Mag'n an'pampft hab' und jetzt muass ma zwa Kreuzer für so a Semmerl zahl'n, net größer, als a Gilettknopf. 's Herz thuat m'r weh', aber machts, was 's wollts, Kinder, i kann net mehr derschwingen; mir müassen mit fünf Semmeln draus kumma."

Jetzt saßen sie alle bei der Jause, die sonst in fröhlicher Stimmung verzehrt wurde, und ließen die Köpfe hängen. Die Mutter gab jedem eine Semmel, wie früher. Die Esslust war so groß, dass die Kinder gar nicht merkten, dass die Mutter leer ausgegangen.

Die Lisi rührte nachdenklich mit ihrem Löffel im Kaffee herum, kostete und schob dann ihre Semmel zur Mutter hinüber.

„J waß' net, i hab' heut kan' Appetit", fügte sie als Erklärung hinzu, „dös Kraut macht so satt."

„Jss du dei Semmel und kümmer di net um andre", sagte die Mutter mit erkünstelter Kälte.

„Wann i aber kan' Hunger hab'", entgegnete die Lisi.

„Mach mi net schiach", sagte die Mutter und schob ihr wieder die Semmel hin. „J kriag so immer Magendrucken drauf, wann i a Semmel iß."

„Also i d' Hälfte und du d' Hälfte", erwiderte die Lisi, und dieser Vermittlungsvorschlag wurde nach einigem Widerstreben angenommen.

Franzl hatte seine Semmel bereits angebrochen und ein Glied in den Kaffee eingebrockt. Jetzt drehte er den Rest zwischen den Fingern und schaute dabei immer auf Mutter und Schwester. Allmählich füllten sich seine großen Augen mit Thränen, und als ihn die Mutter um die Ursache fragte, fieng er laut zu schluchzen an. „Ös müasst's von mir a a Gliedl nehmen", heulte er und gab sich nicht eher zufrieden, bis Mutter und Schwester ein Stückchen von seiner Semmel genommen. Dann erst aß er den Kaffee mit gewohntem Appetit. Nach einer halben Stunde zupfte er seine Mutter wieder an der Schürze und sagte in weinerlichem Tone:

„Muatta, i hab' an Hunger!"

ab und pfeift Fei'rabend: Tätatra—Tatatra—Tatatra—ta. Js's da a Wunder, wann a'm dö Milli übergeht? Endli bin i firti. J nimm' 's Kaffeeg'schirr außa; stell' 's Obers und in Kaffee auf dö Tass'n; da kummt der Lieutenant, dös Springinkerl, der in an' furt mit mir speanzelt, weil er an sein G'schmack hat — mir macht's a Hetz', weil i siech, wie si mei Gnädige gift'. Der Lieutenant siecht mi alsdann, wie i mit'n Kaffeeg'schirr anpackt bin, und denkt si: Jetzt is dö Gelegenheit günsti, nimmt mi um d'Mitten und will mir a Buß'l aufipapp'n. Na, du kummst m'r g'rad z'recht, denk' i mir, schrei: „Auslass'n!“ Weil er aber ka Ruah gibt, mach' i an' Kihrer, dass dö Gnädige hört und siecht, weg'n wem der Lieutenant eigentlich herkummt, und lass dö ganze Kramuri fall'n. Der Lieutenant macht a dumms G'sicht, dö Scherb'n than in der Milli am Bod'n Schinakerl fahr'n und mei Frau steht unter der Thür, und wirft m'r an' Blick zua, dass ma damit alle Katz'n in der Wean vergiften kunnt'! Sie haßt mi an' Trampel, i sag, i gleich mi net amal mit ihr, weil i zu viel Büldung g'lernt hab', um auf so g'meine Sprichwörter an' Antwort z'geb'n. Sie sagt, i kann meine vierzehn Täg' machen. J sag', i geh glei, ziag' mi an und geh' mit'n Ferdl in Prater. Können S' Jhna denken, wie mi dös 'kränkt hat.

Wie i beim Thor draußt war, hab' i schon nix mehr g'wusst von der ganzen G'schicht. So guat hab i mi schon lang net unterhalten, wia an den Sunntag; denn das Bewusstsein, dass i in Recht bin, hat mei G'müat erheitert. Dösmal gibst aber net nach, hab' i m'r denkt; dösmal muass sie d'r kummen; sunst verdirbt ma nur aner andern in Platz. Bis Ans hab' i s' dunsten lassen; nachdem bin i z'haus kumma. Hab' i aber a Nasen g'habt! Dö ganze Nacht hat mei Frau in Magenkrampf g'habt. Da hätt' i könna dö ganze Nacht Tücher aufwarma und Kamill'nthee kochen. Der Herr is zu so was net; der hat si schreckli ung'schickt g'stellt. Js m'r do liaba, i hab' 'tanzt, als dass i Tüacher aufwarm'! — Jn andern Tag war all's wieder guat. Ma därf nur net immer nachgeb'n. Jetzt muass i aber gehn, sonst hat s' glei wieder was z'brummen, wann i a Secunden länger ausbleib'.“

Die sechste Semmel.

„Muatta!“ — „Na, was penzt denn in an'fort?“ — „Muatta, i hab' an Hunger!“ sagte der kleine Franzl mit weinerlicher Stimme. „Jss a Salz, so dürst' di!“ antwortete die Mutter in scherzhaftem Tone. „Der Bua is net zum dersättigen“, wendete sie sich an die Lisi, ihre Älteste. „Jetzt is' noch kane zwa Stund', dass er z'mittag 'gessen hat und vormittag hab' i eahm an Reank'n Brot abg'schnitten, so groß wia dö Schuahsohlen von großen Christoph.“ — „Mein Gott, 's Kind wachst halt“, sagte die Lisi, die Protectorin ihres Brüderchens, „und wann ma in ganzen Tag umspringt, könnt' ma Kieselstaner essen vor lauter Appetit. Es is eh schon glei drei Uhr, da geh' i halt um d'Jausensemmeln, dass m'r unser G'schlader kriag'n. Komm mit, Franzerl, zum Bäcken.“

„J geh' a mit“, rief die Kathi, ein neunjähriges Mädchen, „beim Bäcken, da riacht's immer so guat nach frische Achthalbe-Labeln und Kipfeln.“

Die drei Geschwister giengen zum Bäcker, indes die Mutter den Herd heizte und in ein kleines Blechgefäß Kaffee füllte, denselben in die Mühle schüttete und mahlte.

Nach einer kleinen Weile kehrten die Kinder mit langen Gesichtern zurück.

„Na, was is' denn, hast am End 's Geld verloren?“ fragte die Mutter erschrocken.

den schwer Kranken in jeder Weise hilfreich bei, wachte Tag und Nacht bei ihnen und sorgte auch für die Kinder, für deren Nahrung und Reinigung. Nachdem er so zwei Tage und zwei Nächte ohne Ablösung diesen schweren Dienst versehen hatte, erlag die Mutter ihrem Leiden; der Vater dagegen war in der Besserung und fand nun endlich mit seinen Kindern Aufnahme in der Cholerabaracke.

Dann aber versagte auch dem opfermuthigen Ahrendt die Kraft. Solange er in der überanspannenden Erregung war, merkte er die Ermüdung nicht; nun fieng er wohl an zu erschlaffen und leistete dadurch den Ansteckungseinflüssen weniger Widerstand. Nachdem er noch die Leiche der Frau zu Grabe geleitet hatte, musste auch er sich niederlegen, ebenfalls an der Seuche erkrankt. Zwei Ärzte waren jetzt zur Hilfe gekommen und boten alles auf, um den Edelmüthigen am Leben zu erhalten; aber vergebens, sie konnten ihn nicht retten, er erlag der bösartigen Krankheit — ein Opfer seiner edlen That.

„Für andere alles, für sich nichts!“ Das hatte er schon bei früheren Krankheitsfällen bewiesen. Diese Gesinnung bekundete er auch noch in dieser Krankheit, indem er die Ärzte bat, niemanden zur Pflege zu ihm zu schicken, damit die gräßliche Seuche nicht noch weitere Opfer dort fordere; und sie hat thatsächlich in jener Umgegend nicht viel weiter um sich gegriffen.

Ein sparsamer Verschwender.

Thatsache aus unseren Tagen.

In einem wohlhabenden Hause zu München waren zwei Brüder, die nach dem Tode ihres Vaters das Vermögen unter sich vertheilt hatten zu gleichen Theilen. Jeder bekam hunderttausend Mark. Der ältere führte mit seiner Erbschaft das Geschäft, eine Fabrik, weiter, der jüngere war durchaus ideal angelegt, hatte studiert und sich dem Gelehrtenstande gewidmet. Dieser lebte nach Art deutscher Gelehrter sehr einfach, kümmerte sich nur um seine Philosophen und ließ im übrigen die ganze Welt weit links liegen, wo sie auch liegen blieb und ihn weiter nicht genierte.

Als etwa zwanzig Jahre nach Theilung der Erbschaft um waren, kam der Gelehrte zu seinem Bruder, dem Fabrikanten, und theilte ihm mit, dass er in der Patsche sitze.

„Was heißt das?“ fragte der Fabrikant.

„Bruderherz, ich habe kein Geld“, sagte der Gelehrte.

„Wieso? Du hast ja deine hunderttausend Mark bekommen.“

„Bruderherz, die habe ich verbraucht.“

„Bist du ein Verschwender?“

„Bruderherz, ich habe sehr sparsam gelebt.“

„Hast du gespielt?“

„Bruderherz, was denkst du von mir?“

„Nun also wie? Du machst, soviel ich weiß, auch keine größeren Reisen. Mit Weibsbildern wirst du am Ende doch nicht . . .?“

„Bruderherz, halt' ein, du thust mir schrecklich weh“, rief der Gelehrte, „ich habe hausgehalten und anständig bürgerlich gelebt, ich habe jährlich nicht mehr gebraucht als fünftausend Mark, und da ist die Anschaffung wertvoller Bücher schon dabei, und die kleinen Reisen sind dabei, und die Beiträge an wissenschaftliche Vereine. Man verplempert fünftausend Mark im Jahre, man verplempert sie!“

„Gut, so musst du noch das ganze Capital haben, die hunderttausend Mark?“

Der Gelehrte schaute den Fabrikanten groß an. — Ist er denn nicht recht bei Trost! dachte er, Geschäftsleute können ja doch sonst rechnen.

„Aber Bruderherz“, sagte er, „so rechne doch einmal nach. Hunderttausend habe ich bekommen, jedes Jahr fünf-

Kleine Laube.

Mensch.

Sah da steh'n in einem Buch,
Zwischen andern hübschen Worten,
Auch den schönen Bibelspruch:
Sieh! und er ist Mensch geworden.

Und ich gieng den Spuren nach,
Die der Menschgeword'ne wandelt,
Was er that, und was er sprach;
Und wie er als Mensch gehandelt.

Friede athmet jedes Wort,
Das er uns ins Herz geschrieben,
Tief im Innern tönt es fort:
Deinen Nächsten sollst du lieben.

Seine Lehren gut und wahr,
Zeigen uns sein göttlich Wesen,
Seine Thaten rein und klar,
Wie als Mensch er „Mensch" gewesen.

Und bis wir, wie er's gelehrt,
Menschlich handeln allerorten,
Sind auch wir den Namen wert,
Dann erst sind wir Mensch geworden.

Pfeiler.

Ein Held, ohne Krieger gewesen zu sein.

Schwere Zeiten sind besonders geeignet, die wahre Größe, der das Menschenherz fähig ist, zum Ausdrucke zu bringen. Groß ist, wer sich überwindet, wer seinen Stolz, seinen Hass, seinen Eigennutz zu gunsten edlerer, reinerer, glückseligerer Gefühle aufgibt; am größten aber zeigt sich, der sich in selbstloser Liebe um anderer willen vergisst, wenn er mit solcher Selbstaufopferung nicht seine älteren Pflichten gegen noch andere Menschen preisgibt. Beispiele solcher hochherzigen Selbsthingabe für andere haben sich auch mehrfach bei der jüngst Hamburg verheerenden Seuche gezeigt. Einige derselben sind durch die Tagesblätter verbreitet worden. Eins davon mag auch hier erwähnt werden.

In einer Familie auf dem Lande in der Elbegegend oberhalb Hamburgs war die Cholera ausgebrochen. Vater und Mutter lagen krank in einem Raume, in dem sich außer ihnen noch vier unerwachsene Kinder aufhalten mussten; ein anderes Zimmer stand nicht zur Verfügung, und die anderen Einwohner des Dorfes wollten die Kinder nicht bei sich aufnehmen aus Furcht, ihre eigenen Familien anzustecken; die nöthigen Pfleger für die Kranken und für die hilflosen Kinder waren nicht zu beschaffen; nur wenige Kilometer weit entfernt war eine Cholerabaracke (in Neuengamme), aber auch dort war augenblicklich keine Hilfe zu erlangen.

Da erbot sich der fünfundzwanzigjährige Lehrer Ahrendt, die Pflege der Familie allein zu übernehmen. Er stand

Dichterlos.

Soll segnen einen Dichter alles Zeitliche
Und richtig schätzen seines Geistes Gaben,
Muss erst geschehen sein das Unvermeidliche
Und er — das Zeitliche gesegnet haben.

Gegenseitig.

In seinem Liebesleid
Hat oft zur Flöte er gegriffen;
Doch auch die holde Maid,
Sie hat dem Jüngling was — gepfiffen.

Knickerart.

Ein Knicker drückt die Leute dreist
In allen Stücken;
Doch soll er spenden, wird er meist
Sich selber drücken.

Weltgeschichte.

Die Geschichte dieser Welt
Wird und kann nicht jeder lieben;
Ist ja doch, was sie enthält,
Meist mit Menschenblut geschrieben.

Wiederkehr dieses Lebens!

Der moderne deutsche Denker Friedrich Nietzsche hat einmal den Ausspruch gethan: „Wie, wenn dir eines Tages oder Nachts ein Dämon in deine einsamste Einsamkeit nachschliche und dir sagte: Dieses Leben, wie du es jetzt lebst und gelebt hast, wirst du noch einmal und noch unzähligemale leben müssen; und es wird nichts Neues daran sein, sondern jeder Schmerz und jede Lust und jeder Gedanke und Seufzer und alles unsäglich Kleine und Große deines Lebens muss dir wiederkommen und alles in derselben Reihe und Folge — — — — Würdest du dich nicht niederwerfen und mit den Zähnen knirschen und den Dämon verfluchen, der so redete? Oder hast du einmal einen ungeheueren Augenblick erlebt, wo du ihm antworten würdest: Nie hörte ich Göttlicheres!“ — Ich würde bei einer solchen Offenbarung jubeln und jauchzen, wie noch nie jemand gejubelt und gejauchzt hat unter dem himmlischen Tage. Mein ganzes Leben, auch die Zeit des Leidens, ist eine Reihe solcher „ungeheuerer Augenblicke“, dass ich stets bei obiger Verheißung der Wiederkehr dieses Lebens ausrufen würde: „Göttlicheres habe ich nie gehört!“

Rosegger.

Die Müllerknechte!

Sagt einer heut auf hohem Rednerpult
Mit etwas Zungenkunst und Spiegelfechten:
„Die Müllerknechte sind an allem schuld,
An allem Schädlichen und allem Schlechten“,
Und wiederholt im Lande weit und breit
Den gleichen Satz mit kühler Überlegung,
Dann haben wir in äußerst kurzer Zeit
Die große Anti-Müllerknecht-Bewegung.

Ludwig Fulda.

Was Friedrich Schlögl den Bücherausleihern zu sagen hat!

Zu des jüngst verstorbenen Wiener Schriftstellers Schlögls besten Freunden gehörte, wie die „Deutsche Zeitung“ mittheilt, auch ein Neffe Grillparzers, Herr C. R. v. P., welcher selbst eine Reihe anmuthiger Novellen geschrieben hatte. Beide suchten in ihren dienstfreien Stunden emsig um „Raimundiana“ und „Nestroyana“. Gelang es einem oder dem anderen, eine Novität oder eigentlich Antiquität in diesem Genre zu entdecken, so beeilten sie sich, den Fund einander mitzutheilen. Herr v. P. hatte nun das „curiose Buch“ noch nicht gelesen, das bekanntlich eine interessante Zusammenstellung aller möglichen Sammelsexe der Residenz enthält und bat den „alten Fritz“ um Zusendung desselben. Dieser schlug die Erfüllung der Bitte mit den Worten: „Ist in jeder Buchhandlung um einen Gulden fünfzig Kreuzer zu haben“ rundwegs ab. Tags darauf lag dennoch das herzige Büchlein auf dem Nachtkäst-

tausend — in zwanzig Jahren ist es alle. Ist es alle, nach Adam Riese."

Jetzt schlug der Fabrikant freilich die Hände zusammen: „Und du hast das Geld nicht auf Zinsen angelegt? Du hast es nicht verzinst auf fünf Procente und von den Zinsen, die gerade jährlich fünftausend Mark ausmachen, gelebt und das Capital erspart?"

„Bruderherz!"

„Schafskopf!"

„Bruderherz, ja kann man denn das?" —

Die Geschichte ist wahr. Und es ist möglich, dass es heutzutage noch Leute gibt, die nicht wissen, dass Bargeld wächst. Vielleicht hätte man diese Unwissenheit bei den Hirten im Hochgebirge gesucht. Nein, wenn es vorkommt, so kommt es bei dem vor, der alles weiß, beim deutschen Gelehrten. Aber auch bei diesem höchst selten. Denn nun weiß es ja endlich auch unser Münchner. Er lebt von den Zinsen eines kleineren Kapitals, das ihm sein Bruderherz nachträglich geschenkt hat. Geschenkt, aber nicht in die Hand gegeben, aus Besorgnis, der Gelehrte möchte es wieder sorgfältig in seinem Kasten bewahren, denn er ist sehr haushälterisch und sparsam.

M.

Ein- und Ausfälle.

Von Adolf Frankl.

Beschränkung und Beschränktheit.

In der Beschränkung zeige sich zwar
Gar oft das Können großer Geister;
Nur halt' sich ein beschränkter Mann
Nicht auch für einen großen Meister.

Narren und Weise.

Willst du auf des Lebens Karren
Fröhlich durch das Dasein reisen,
Schilt nicht jedes Wort der Narren,
Lob nicht jede That der Weisen.
Denn man hört mit Recht oft preisen
Narrenwort als echte Wahrheit,
Und man sagt von manchem Weisen,
Dass sein Handeln streift an Narrheit.

Redewuth.

Was mancher Mann zusammenspricht,
Das grenzet schon an Frevel;
Da ist das Reden Silber nicht,
Da ist es nur mehr — Schwefel.

Das schönste Glück.

Nicht jenem lacht das schönste Glück,
Der all sein Glück verdankt dem Glücke;
Nein, jenem der zum höchsten Glück
Mit eigner Hand sich schlug die Brücke.

Glücksschmiede.

Ihr Glück zu schmieden sind bemüht
Die Thoren wie die Weisen;
Doch wessen Herz für Schlechtes glüht,
Der hämmert — kaltes Eisen.

Extrem.

Als er jünger war an Jahren,
Nahm er alle Welt in Schutz,
Seit viel Übles er erfahren,
Ist die ganze Welt nichts — nutz.

Das billigste Almosen.

Man ist nicht schnell zur Hand mit Geld,
Noch weniger mit einer That;
Doch gerne bietet alle Welt
Den Armen einen — „guten Rath".

Die Wahrheit im Weine.

„Die Wahrheit liegt im Weine!"
Das Sprüchlein scheint zu hinken;
Denn wär' es so, ich meine,
Man möchte ihn minder trinken.

Mädchen.

Mit vollstem Rechte werden oft
Sie „Flammen" auch genannt;
Denn mancher hat schon unverhofft
Sich arg daran verbrannt.

gugg in d Sun, beidelt in Koupf, draht sih um und draht sih nouhamol um und gugg wieder in d Sunn.

„Du Olti“, sogg er za sein Weib, „wos moanst dan, kunt ih nit an Regnschirm mitnehma?“

„Wiast willst, Hiasl“, moant sie.

„Mih deucht, as wird nit ausholtn, heint. Sou viel demi. Und de Fluign! Wird hasn nit schlecht sei, wan ih n mit nim.“

„Host recht, nim an mit.“

„Oba Teixl, da Steckn war ma zan Gehn kamoude. Wans eppa douh schön bleibb, is da Regnschirm ungschickt, vagisst ah leicht darauf und losstn wou loan. Dass s douh nit eppa gscheita war, i nahm in Steckn und loss n Schirm do.“

„Sa lossn do“, sogg sie.

„Oba wonns regugg! Afn gonzn Weg üba d Olm ka Doch, ih wurd waschlnoß. Für a Fürsorg kunt ih n lacht douh mitnehmen, in Schirm!“

„Nau, nim an mit.“

Da Hiasl draht sih wieder amol um und um und schaut.

„War ober ah nit unmigla, dass s ausholdad!“ sogg er. „As ziacht a Lüftl. Onständiga war er ma holt viel, ban Bergsteign, da Steckn. Möchts douh frei wogn, dass ih n do lossad, in Regnschirm.“

„Jo, lossn do“, moant sie.

Er schaut ins Gebirg eini, wo s milchweiß Gewölk steht: „Auffsteign thuats saggerasch. Und d Sun blegazt säidi her! Scha frei z'demi blegazt ma d Sun! As kimbb wos, heint! — Wan ih n douh mitnahmad!“

„Sa nim an mit.“

„Wos hoaßt dos: Nim an mit, loßn do! Nim an mit, lossn do!“ fohrt er sei Weib on. „Dås Umziachn, amol sou, amol sou, kon ih nit leidn. Dass s gor sa wonkelmüati mögn sei, d Weibaleut!“ *)

Bücher.

Hamerling als Erzieher. Von Dr. Bruno Bruckner. (Hamburg. Hamerling-verlag.)

Bruno Bruckner ist der Sohn des Jugendfreundes Hamerlings, wir haben also ein besonderes Interesse, seine Meinung über den großen Dichter zu hören. Wieder einmal ein liebevolles, begeistertes Urtheil über ihn, das thut wohl. Das Büchlein erinnert nach Form und Tendenz überaus an „Rembrandt als Erzieher“, damit sind seine Vorzüge und Schwächen angedeutet. Der Verfasser ist sehr belesen und bringt eine Unmenge von Citaten, er ist ein Anbeter Bismarcks und ein freimüthiger Geringschätzer des Gelehrtenthums. Sein Um und Auf ist der deutsche Nationalismus, und so sieht er auch unseren Dichter vorwiegend nur von diesem Standpunkte aus. Die Würdigung und Charakterisierung ist gewissenhaft, geistreich, und zumeist auch richtig. Kopfzerbrechen macht es dem Verfasser, wie der große Dichter mit Rosegger so langjährig und innig befreundet sein konnte. Der sonst so nachdenkliche Herausgeber dieser Citate hat vergessen, dass es für wahre Freundschaft auch noch andere und tiefere Gründe gibt, als den, literarischer Gleichzügigkeit. R.

Cäsars Säule. Ein Roman aus dem zwanzigsten Jahrhundert von Dr. Edmund Boisgilbert. Deutsch von B. Katscher. (Klagenfurt. F. v. Kleinmayr.)

In der Literatur mehren sich die Zeichen. Die Dichter blicken nicht mehr nach rückwärts, sondern nach vorwärts, werden Propheten von ungeheuerlichen Ereignissen, die uns bevorstehen. „Cäsars Säule“, das ist ein aus einer Viertelmillion Leichen aufgebautes Monument der Brüderschaft der Vernichtung, zur Erinnerung an den Tod und das Begräbnis der modernen Cultur. R.

Kleinbürger von Groß-Wien. Ernstes und Heiteres aus dem Wiener Volksleben. Von Vincenz Chiavacci. (Stuttgart. A. Bonz & Co.)

Wenn für den Dichter und Schilderer schon ein einziger Mensch unerschöpflich ist, wie erst eine Millionenstadt! Und so erklärt es sich, dass im Wiener Volksthume, trotz

---

*) Erklärung: demi: schwül; Fluign: Fliegen; loan: lehnen; lacht: vielleicht; blegazt: blitzt, sticht; säidi: übertragen von sättigend, in Überfülle.

chen des Freundes. Dasselbe enthielt aber ein Blatt mit „Verhaltungsmaßregeln bei ausgeliehenen Büchern", welche übrigens, den scherzhaften Theil abgerechnet, nicht genug beherzigt werden können. Sie lauten:

1. Bücher von weniger als zweihundert Seiten sind binnen acht Tagen dem Eigenthümer zurückzustellen.

2. Der schuldige Dank ist speciell auszudrücken.

3. Eselsohren in das Buch zu machen, ist untersagt.

4. Die Finger beim Umblättern zu befeuchten, ist eines denkenden Menschen unwürdig.

5. Kritzeleien werden verbeten, ebenso Bleistiftstriche, Frage- und Ausrufungszeichen oder missgünstige Bemerkungen an den Rändern, wie etwa „Gar dumm!" „Alter Spass!" und dergleichen.

6. Blätter herauszureißen, kann unter keiner Bedingung gestattet werden.

7. Wurst oder Käse auf dem aufgeschlagenen Buche zu zerschneiden, ist nicht anzuempfehlen.

8. Desgleichen eine Oellampe über das Buch auszuschütten.

9. Kindern sollen ausgeliehene Bücher zum Spielen nie gegeben werden.

10. Bei Rückstellung des Buches ist es räthlich, den Eigenthümer auf eine Flasche Wein — Novellen werden nicht in Tausch genommen — einzuladen und sich über den Inhalt des Werkes — selbstverständlich lobend — auszusprechen.

11. Ist das Buch käuflich, d. h. in den Buchhandlungen zu haben, so soll es angekauft werden.

12. In letzterem Sinne soll auch in weiteren Kreisen agitiert werden.

Es wird ersucht, sich an obige Bedingungen zu halten.

Ergebenst

Friedrich Schlögl m. p.,
der vielfach Gewitzigte.

Eine Künstlerin, die nicht wohlthätig sein will.

Die berühmte Schauspielerin Duse wurde auf ihrem Gastspiele in Wien eines Tages eingeladen, eine Wohlthätigkeitsvorstellung zu geben. Die Künstlerin gab dem Einladenden folgende Antwort:

„Ich bin zu arm dazu, ich kann nicht einen ganzen Abend verschenken. Und mit dem Gelde würde ich einen Theil meines Lebens weggeben, denn ich opfere an jedem Abende ein Stück meiner Gesundheit.

Ihre Gesellschaft hat einen großen Fehler, sie betrachtet den Künstler nicht als Menschen. Sie muthet uns eine Ausnahmsstellung zu. Rechnen Sie die künstlerische Arbeit und den Ertrag eines Schauspielabends. Wie viele wohlhabende Leute, die von den Zinsen ihres sicheren Capitals zehren, werden sich entschließen, einen Betrag zu opfern, der dem Ertrage eines Theaterabends gleicht, oder den Theil des Capitals herzugeben, der dem Zinsenerträgnis dieses Abends entspricht? Und wir Künstler greifen ja beständig unser Capital an. Unsere Erfolge sind momentaner Natur.

— Und dann: Unsere Arbeit ist nicht wie die Euere. Wie quält uns die Angst vor jedem Auftreten, wie sind wir vom Glücke abhängig, wie nagt an jedem Abende der Zweifel an uns, ob wir auch gefallen werden!"

Es gibt Persönlichkeiten und Vereine, die sehr gerne wohlthätig sind — auf Kosten anderer. Vielleicht interessiert sie dieser Ausspruch der großen Künstlerin.

Da Regnschirm.

A kloans Bildl aus da Hüttn.

Da Sama Hiasl hot an Weg über d Olm. Wiar er auffi geht ba da Thür, steht er afn Stiagerl a weil still und schaut um und um. Gugg ins Gebirg eini, gugg af die Bam hin,

auch diese Welle, wie so viele andere verrinnen wird, ohne dem darbenden Theile der Menschheit zum Heil geworden zu sein.

Armin.

Führer durch Neuberg und Umgebung. (Wien. Leo Woerl.)

Ein Handbüchlein, welches knapp und klar das wichtigste von Neuberg und Umgebung beschreibt und besonders den großen Naturschönheiten dieser Gegend gerecht wird. Der Neuberger Sommerfrischler, wie der Tourist wird dieses Büchlein zu schätzen wissen. Unter dem mancherlei neuen, was das Schriftchen mittheilt, überrascht uns die Nachricht, dass das ganze Gebiet der Schneealpe, der Lachalpe, des Nasskör u. s. w. in der Zeit vom 20. September bis Mitte October nicht begangen werden darf!! — Die zahlreichen Bilder des Werkchens (das überaus reizende Titelbild ist von A. Schmidhammer) sind so fein und nett ausgeführt, wie man es heute in Touristenwerken nur noch ausnahmsweise antrifft.

M.

Reise durch Montenegro, nebst Bemerkungen über Land und Leute. Von Dr. Kurt Hassert. Mit Abbildungen nach den Aufnahmen des Verfassers und einer Karte. (Wien. A. Hartleben.)

Da unten im Süden haben wir Österreicher einen Nachbar, der von der Cultur noch fast unberührt in einem wilden, karstgebirgigen Lande wohnt. Montenegro. Wer aber begierig darauf ist, wie die Leute dort geartet sind und was sie treiben, der lese einmal dieses Reisewerk. Der Verfasser hat das Fürstenthum in den schwarzen Bergen nach allen Richtungen durchwandert, sich an allen größeren Orten aufgehalten, mit allen Schichten des Volkes verkehrt und seine Schilderung ist in hohem Grade interessant. Die Ausstattung des Buches ist fein, nur können wir uns mit den lateinischen Lettern nicht befreunden. Besonders auf geleimtem Papier stehen diese Buchstaben so dünn und schwindsüchtig da, dass sie dem Auge schaden. Warum in deutscher Sprache nicht auch die deutschen, markigen und charakteristischen Buchstaben?

M.

Berliner Polizei und Verbrecherthum. Von Paul Lindenberg. (Leipzig. Phil. Reclam.)

Großstädte sind die fruchtbarsten Brutstätten für Laster und Verbrechen. Wie es in diesen Sachen da draußen in Berlin zugeht, und wie die ordentlichen Leute sich vor den Spitzbuben zu schützen suchen, auch wie es den Schelmen, die erwischt werden, geht, das erzählt uns dieses Büchlein. Wer sich einmal ein paar Ständlein mit der sauberen Gesellschaft befassen mag, der soll's nur thun, er wird was lernen. Braucht aber das Gelernte nicht selber praktisch auszuüben, denn — es kommt nichts rechtes dabei heraus. Geköpft kann man werden. Die Preußen verehren ihren Mördern keine hanfenen Cravaten, sie hacken ihnen kurzweg den Kopf ab.

M.

Ausgewählte dramatische Werke. Von Franz Nissel. (Stuttgart. J. G. Cotta.)

Dieses Buch mit seinem interessanten Vorworte enthält die Stücke „Perseus von Macedonien“, „Heinrich der Löwe“, „Agnes von Meran“ und „Ein Nachtlager Corvins“. Der „Heimgarten“ kommt auf die bedeutende Erscheinung noch näher zurück.

R.

Im Jahrhundert Grillparzers. Literatur und Lebensbilder aus Österreich. Von Adam Müller-Guttenbrunn. (Wien. Kirchner & Schmidt.)

Eine Sammlung von Aufsätzen, respective Nekrologen über verstorbene Dichter Österreichs in der bekannten geistvollen und instructiven Art des Verfassers. So viel z. B. über Grillparzer, Bauernfeld, Hamerling, Anzengruber u. s. w. schon geschrieben worden ist, wird uns die Beleuchtung vom Standpunkte eines von Schlagwörtern unbeeinflussten selbständigen Geistes doch immerhin interessieren.

M.

Für die Jugend des Volkes. Herausgegeben von den Volksschullehrern F. Mariner und F. Martin. (Mödling 1892.)

Diese von uns wiederholt gewürdigte vortreffliche Monatsschrift ist nun als vollständiger Jahrgang in einem geschmackvollen Bande erschienen.

V.

Die Redaction des „Illustrierten Österreichischen Volkskalenders“, der mit 1893 seinen neunundvierzigsten Jahrgang begeht, hat Frau Baronin Suttner übernommen. Die Bedenken darüber, dass eine Aristokratin einen Volkskalender herausgibt, schweigen hier ganz, denn wir wissen,

der unzähligen Schilderer desselben, immer noch neue Seiten aufgedeckt, neue Züge gefunden werden. Chiavacci ist ein unermüdlicher Schatzgräber, der aus dem Steinhaufen von Wien schon manchen Edelstein hervorgeholt und schön geschliffen hat. Diese neue Sammlung von ernsten und heiteren Bildern birgt Juwele; viele der Stücke frappieren durch ihre Lebenswahrheit, andere durch ihre Sonderart, wie z. B. die Geschichte „Wiedergeboren". Anderes ist freilich in der Verwandtschaft mit der „Frau Sopherl", eng lokal und bezieht sich mehr auf den Tag, das mag vielleicht für weitere Kreise das Interesse verringern, aber nicht den Wert an sich. Im Ganzen haben wir es mit liebenswürdigen Genrebildern zu thun, wovon aber manches nicht ganz so harmlos ist, als es sich gibt. Und recht so! wer es mit Elementen der Großstadt zu thun hat, der soll es bei der Idylle allein nicht bewenden lassen. Alle Linien dürfen nicht horizontal gehen, wie die Kanäle, manche muss auch vertikal stehen, wie der Stefansthurm — nach aufwärts weisend.

R.

Welke Blätter. Novellen von **Franz Wolff.** Mit Randzeichnungen von L. Burger. (Leipzig. Oswald Mutze.)

Fünf hübsch und zart geschriebene Novellen, die von Beschaulichkeit und Naturandacht zeugen, vielleicht sogar ein wenig nach Adalbert Stifters Art. Manchem von heute behagt das nicht, aber es sind doch die alten Werte der Poesie, die auch noch an der Schwelle des zwanzigsten Jahrhunderts Geltung haben.

M.

Die Zukunft der Deutsch-Österreicher. Eine statistisch volkswirtschaftliche Studie von Dr. **Michael Hainisch.** (Wien. Franz Deuticke.)

Wie schon der Titel sagt, nicht politisch, sondern volkswirtschaftlich ist der Standpunkt dieser gelehrten Schrift. Sie bietet ein dankenswertes Bild des wirtschaftlichen Zustandes der deutschen Bevölkerung in Österreich. Die dadurch eröffneten Aussichten für die Zukunft sind nicht tröstlich. Aus der Abhandlung über den Bauernstand kann der Schluss gezogen werden, dass es mit dem conservativen, patriarchalischen Bauernthume aus ist. Der Großgrundbesitz verlegt sich auf die Viehzucht, führt, wo Arbeitskräfte nöthig sind, die Maschine ein, der Mittel- und Kleinbauer wird Knecht, der Knecht Taglöhner, der Taglöhner endlich geht in die Fabrik. Und die Industrie soll herrschen. Mit all dem könnte man einverstanden sein, wenn es sich nicht um die Behaglichkeit, Zufriedenheit und naive frohe Lebensanschauung handelte, Dinge, die mit dem alten Bauernthume zugrunde gehen. Der Luxus des Modernen ersetzt das nie und nimmer. Und durch den Untergang des gegenwärtigen Bauernstandes wird kein anderer Stand gewinnen, aber mancher verlieren! Ist die Wendung unvermeidlich, lässt sie sich durch Menschenthat nicht aufhalten, so geschehe sie; aber sich darüber zu freuen, ist keine Ursache vorhanden.

R.

Brot. Ein Büchlein für alle, die Brot essen. Von Dr. **Karl Schmidt.** (Leipzig. Wilh. Friedrich.)

In überzeugendster Weise, unter Vorführung der grellsten, leider der Wirklichkeit entsprechenden Bilder schildert der volksfreundliche Verfasser Schritt vor Schritt die Entwickelung des Broterwerbes vom grauen Alterthume bis auf die Jetztzeit und geißelt in derben, aber gerechten Streichen die gegenwärtige Wirtschaftsordnung. Vollkommen gelingt ihm, wie das Vorwort verspricht, die schwierige Aufgabe, die Brotfrage gemeinfasslich darzustellen. In der den ersten Theil des Buches ausfüllenden culturhistorischer Skizze bezeichnet der Verfasser die Grundursachen all des drückenden Elends, das heute das Gros der Erdbevölkerung knechtet, er legt klar, dass zwar „die Bedingungen und Formen des Broterwerbes sich fortwährend umgestaltet haben, dass aber eines, trotz dem Wechsel der Form, im wesentlichen bis heute geblieben ist: die „rechtskräftige Ausnützung des Schwachen durch den Starken". Die späteren Theile, die Schilderung der gegenwärtigen Verhältnisse nebst Anführung der Mittel zur Umformung derselben, enthalten eine derartige Menge gleichwertiger Wahrsätze, dass es unmöglich ist, einige davon namhaft zu machen, ohne dadurch die anderen ungerechterweise hintanzusetzen. Es genüge, die Namen der reformbeflissenen Volksfreunde Schippel, Stamm, George, Flürscheim und Jertka, auf deren Ausführungen sich der Verfasser stützt, zu verrathen, um die Tendenz des Buches zu bezeichnen. Im übrigen muss auf das Studium des Buches selbst, das insbesondere Volksvertretern dringend empfohlen zu werden verdient, verwiesen werden. Soll ich noch mein subjectives Urtheil beifügen, so behaupte ich unumwunden: das Buch verdiente der Anstoß zu den segenvollsten Umwälzungen zu werden, und mit Unmuth denke ich daran, dass

eine urgesunde Natürlichkeit gehört zu ihren schönsten Vorzügen. V.

Schlaraffia politica. Geschichte der Dichtungen vom besten Staate. (Leipzig. Fr. W. Grunow.)

Der Zweck des Buches ist, zu zeigen, dass Luftschlösser wie die, nach denen jetzt die Socialdemokraten jagen, in allen Zeitaltern und Jahrhunderten den Menschen vorgegaukelt worden sind. Immer wieder tritt das Wahnbild des communistischen Staates auf, mit dem das goldene Zeitalter herbeigeführt werden soll, das die Menschheit aus dem Unzulänglichen der realen Welt zu ungetrübtem, glückseligem Dasein führt, und immer wieder erweist es sich als ein Traum, immer wieder führt der Versuch der Verwirklichung dieses Traumes zu der grausamsten Enttäuschung und zum erschütternden Verderben der Schwärmer, die ihn wagen. So heißt es in der Ankündigung des Buches. Manchmal kommt's heraus, als ob der Verfasser allen Idealismus verachte und gar nicht glaube, dass der menschliche Staat sich weiter entwickeln könne. Also sind die Zustände nicht zu verbessern, also muss es so bleiben wie es ist, jeder ist ein Narr, der Pläne und Versuche zur Befreiung der Verfahrenheit macht! Ein Mensch, dem es recht ist, wie es ist, der muss mit Glücksgütern reich versehen sein und er muss ein ledernes Herz haben. „Mir geht's gut, den anderen mag es schlecht gehen, das ist so der Lauf der Welt und der Mensch ist und bleibt ein Thier, dem nicht zu helfen ist.“ Manchmal klingt in dem sonst so tüchtigen Buche dieser Ton durch. Wenn wir aber einmal so weit sind, dann können wir zusperren. M.

Geschichtsphilosophische Gedanken. Ein Leitfaden durch die Widersprüche des Lebens. Von Karl Jentsch. Leipzig. Verlag von Fr. Wilhelm Grunow.

Wenn schon die einzelnen, in den „Grenzboten“ veröffentlichten Aufsätze allgemeines Interesse wachriefen, umsomehr darf man es von der einheitlichen Zusammenstellung derselben in vorliegender Buchform voraussetzen. Ein Werk, wie dieses, welches die verschiedenen Gebiete des Lebens streift, verschiedene Epochen cultureller Entwickelung Revue passieren läſst und auf die tiefsten Räthselfragen des irdischen Daseins eingeht, kann unmöglich in dem knappen Raume einer gewöhnlichen Buchbesprechung gebürend gewürdigt werden. Man sieht sich beim Lesen desselben entweder wiederholt genöthigt, den Faden in gegebener Richtung weiterzuspinnen, oder auch abwehrend in anderer Form zu verweben. Wer immer diese ideenreiche, hin und wieder von überraschenden Gedankenblitzen durchzuckten zweiundzwanzig Capitel des vierhundertsechsundsechzig Seiten umfassenden Buches durchstudiert (durchstudiert! weil sie keine Nachtisch- und Einschläferungslectüre bilden), wird die Überzeugung gewinnen, dass der Verfasser ein Geschichtsphilosoph ist, dem nicht nur die geschichtlichen Thatsachen und philosophischen Systeme geläufig sind, sondern der auch mit consequenter Logik zu zeigen sich bemüht: wie jedes Ding in der Welt seine — zwei Seiten habe. Was in dem Buche vor allem wohlthuend berührt, ist die (menschenmögliche) Objectivität, mit der alles nach Licht und Schatten abgewogen wird. Karl Jentsch ist kein Parteihistoriker und Classenphilosoph; er steht als Verfasser dieses Buches außerhalb der menschlichen Gesellschaft, wie etwa ein erfahrener Greis der bunten Kinderlust, wie auch dem Hasten und Jagen der Menge von höherer Warte aus zuschaut. Nur äußerst selten tritt eine subjective Bemerkung hervor. Eine bestimmte Antwort auf das große Sphinxräthsel vermag auch dieser Geschichtsphilosoph nicht zu geben — aber aus vielerlei Gründen ist ihm klar: dass unsere Welt wie einen Urheber überhaupt, so auch — trotz der tausend Widersprüche! — einen vernünftigen Zweck haben müsse. Der Atheismus und Materi haben moderner Naturwissenschaften erfährt stellenweise eine sarkastische Abfertigung. Die zahlreich eingestreuten socialpolitischen Schlaglichter werfen lange und düstere Kernschatten an der Maßtafel unserer Zeit. — Das Buch ist ausgezeichnet durch glänzende Stilistik und grammatikalisch mustergiltige Schreibweise, die allerdings den Zeitungsdeutschen für den ersten Augenblick in einzelnen Formenbildungen verblüffen dürfte. Wir empfehlen somit das hochinteressante Werk allen gebildeten, ernst denkenden, nach Wahrheit strebenden und um das Wohl der Menschheit besorgten Männern und Führern unseres Volkes.

Philo vom Walde.

Reise durch Italien nach Ägypten und Palästina. Von P. Cölestin M. Schachinger. Mit fünfundvierzig Abbildungen. (A. Hartleben. Wien.)

Da es dem Verfasser zunächst darum zu thun war, seine eigenen Erlebnisse zu erzählen, so darf der Leser kein wissenschaftlich aufgebautes Werk erwarten; es sind persönliche Eindrücke und Anschauungen, die er mittheilt; doch hat er wohl im alle

was Baronin Suttner für das Volk bedeutet. Wir freuen uns darüber, dass die geniale Humanistin hier ein geeignetes Organ gefunden hat, ihr Werk, die Friedensbewegung, in weitesten Kreisen populär zu machen. R.

Meyers Kleines Conversations-Lexikon. Bibliographisches Institut. Leipzig. Zweiter Band. Fünfte Auflage.

Der Inhalt der vorliegenden Bände läßst bereits deutlich erkennen, dass sich der „Kleine Meyer" in seiner neuen Auflage weit mehr noch wie bisher als ein unentbehrliches, nie versagendes Auskunftsmittel für alle das tägliche Leben berührende Fragen bewähren wird. Und wer möchte heute wohl von sich behaupten wollen, dass er eines solchen Nachschlagebuches nicht bedürfe? Ein Compendium des allgemeinen Wissens, ist Meyers Kleines Conversations-Lexikon; ein literarisches Werk, in welchem in knappster Form die Quintessenz menschlicher Gelehrsamkeit gesammelt und zum Abdruck gebracht ist. Über hundert Karten, Bildertafeln und Beilagen in Holzschnitt, Kupferstich und Chromodruck vermitteln die Anschaulichkeit, erleichtern und erhöhen das Verständnis für besonders wichtige Textstellen in wirksamster Weise. V.

Meyers Kleiner Handatlas in hundert Kartenblättern und neun Textbeilagen (Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.)

Endlich einmal ein „Hand"-Atlas, von dem man mit Fug und Recht sagen kann: „Das ist, was ich brauche!" der in Wirklichkeit das hält, was sein Titel verspricht. Meyers Kleiner Hand-Atlas ist ein mit großem Fleiße durchgearbeitetes geographisches Hilfsmittel im handlichsten Buchformat. Ein Seitenstück zu „Meyers Kleinem Conversations-Lexikon", umschließt dieser Atlas alle diejenigen Dinge, welche zur Zeit das geographische Interesse des Publicums erregen. Das neue Kartenwerk ist berechnet für den Geschäftsmann, den Beamten, den Gewerbetreibenden, den Zeitungsleser, kurz für alle diejenigen, die für jede in Betracht kommende geographische Frage ein übersichtliches, zuverlässiges, auf der Höhe der heutigen Erdbeschreibung gehaltenes Kartenmaterial stets und bequem zur Hand haben wollen. V.

Das Schneeschuhlaufen und seine Verwendung für Jagd, Sport und Verkehr. Herausgegeben von der Redaction des „Tourist". (W. H. Kühl, Berlin. Mit vierzehn Illustrationen.)

Die große Verbreitung des Schneeschuhlaufens in Deutschland, Österreich-Ungarn und der Schweiz während der jüngsten Jahre hat veranlasst, die vorliegende Broschüre herauszugeben, die die praktische Verwendung der Schneeschuhe nachweist und über die volkswirtschaftlich-gemeinnützige Bedeutung des Schneeschuhes Aufschluss gibt. Die Illustrationen unterstützen wesentlich das leichtere Verständnis. V.

Marie von Ebner-Eschenbachs „Gesammelte Schriften". Mit dem Porträt der Verfasserin. Sechs Bände. (Berlin. Gebrüder Paetel.)

An unserer modernen Literatur haben die Frauen regen Antheil; von ihnen verdient Marie von Ebner-Eschenbach hauptsächlichstes Interesse. — In keinerlei Manier befangen, hat diese geniale Dichterin sich zu einer seltenen Meisterschaft in der tragischen Epik wie in der humoristischen Erzählung erhoben und mit gleicher Sicherheit die tiefsten seelischen Probleme wie fesselnde gesellschaftliche Fragen bewältigt. Hoch und niedrig, Land wie Stadt betrachtet sie mit unbeirrbarem und dabei stets verständnisinnigem Auge; überall schließen reife Beobachtung und edle Humanität einen Bund, der wohl hin und wieder das Treiben der Gesellschaft mit satirischen Funken umsprüht. In welchem Werke wir auch Marie von Ebner-Eschenbach begegnen mögen, stets fesselt uns die reichste Lebenserfahrung, immer bewegt uns eine bezaubernde Gemüthstiefe, mag uns die Dichterin in die adeligen Schlösser und Dörfer Böhmens oder Mährens, mag sie uns in die Salons oder armseligen Dachwohnungen der Millionenstadt führen! Stets erscheint uns die Erzählerin menschlich nahe aus ihren Gebilden. Diese von keinem Hauch der Blasiertheit angekränkelte Dichterin aus gräflichem Geschlecht weiß, wie es im aristokratischen Palaste und in der Proletarierhütte, im Köpfchen der Comtesse und in der Seele der schlichtesten Magd aussieht; nie schreckt sie dabei vor tragischen, aus den Tiefen des Gemüths erwachsenden Conflicten zurück, sucht aber meist durch einen bald weichmüthigeren, bald herzhaft kernigen Humor dem ernsteren Gemälde freundlichere, sonnigere Lichter aufzusetzen, ganz abgesehen von der Kunst einer wahrhaft vornehmen Darstellung, einer reinen, wohlklingenden Sprache! Die Wahrhaftigkeit tritt aus all ihren Gaben mit vollendeter Kraft hervor;

Krieg und Frieden. Von Leo N. Tolstoi. (Berlin. Richard Wilhelmi.)

Drei Novellen. Von E. v. Breitenbach. (Guben. Sallis'scher Verlag.)

Marine-Novellen. Von Johannes Wilda. (Schleswig. Druck und Verlag von Julius Bergas.)

Verschiedene Geschichten. Von Kunigunde Ausion-Hasatty. (Wien. Verlag von Huber & Lahme.

Der Schatz und anderes. Gesammelte Schriften von Heinrich Seidel. Zehnter Band. (Leipzig. A. G. Liebeskind.)

Der Bauernjörg. Ein Sang aus Oberschwaben. Von Eggert. (Stuttgart. Josef Roth'sche Verlagshandlung.)

Ludwig Uhlands Gedichte. Mit Holzschnitten nach Zeichnungen von Arndt, Closs, Koch, Makart u. a. (Stuttgart. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlg.)

Neue Gedichte. Von Angelika von Hörmannn. (Leipzig. Verlag von A. G. Liebeskind.)

Der Jungfrau Leben, Lieben und Leiden. Ein Buch der Weisheit und der Erfahrung für Deutschlands Jungfrauen und Mütter. Von Georg Holtzhey. Metrisch bearbeitet und herausgegeben von Prof. Dr. Conrad Beyer. (Bremen. M. Heinsius Nachfolger.)

Vom Lebenswege. Gedichte von Franz Hoffmann. (Leipzig. Verlag von A. G. Liebeskind.)

Gedichte. Von Richard Specht. (München. Seitz & Schauer.)

Heidekraut. Gedichte von E. Fahrow. (Dresden. Verlag der Dresdener Wochenblätter.)

Lieder aus der Dresdner Heide. Von W. Foerster. (Langebrück-Dresdener Heide. Selbstverlag des Verfassers. Druckerei Glöss. Dresden.)

Autographen und Erinnerungen. Herausgegeben von Thekla von Schober. (Geb. von Gumpert. Bremen. C. E. Müller.)

Wiedergeburt in der Musik. Von Heinrich Pudor. (Dresden. Dresdner Wochenblätter.)

Auch ein heiliger Rock. Vernunft, Geschmack und Gewissen im Kampfe gegen die Mode. Von Johannes Guttzeit. Herausgegeben und bevorwortet von Heinrich Scham. (Dresden. Dresdener Wochenblätter.)

Die Zukunft der deutschen Literatur. Ein Urtheil unserer Dichter und Denker. Herausgegeben von Curt Grottewitz. (Berlin. Max Hochsprung.)

Mark Twains Leben. (Stuttgart. R. Lutz.)

Das Reich der Habsburger. Rechtmäßige deutsche Übersetzung von O. Th. Alexander. (Berlin. Verlag von Karl Ulrich u. C.)

Geschichtsbilder aus den Kronländern Österreich-Ungarns. Von Dr. F. J. Proschko. (Linz a. D. Ebenhöch'sche Verlagshandlung.)

Wanderungen durch das Küstenland. Von Johann Sima. (Wien. Verlag von A. Pichlers Witw. & Sohn.)

Rom und römisches Leben im Alterthume. Von Hermann Bender. (Tübingen. Laupp'sche Buchhandlung.)

Die Westfahrt des Columbus. Ein Beitrag zum vierhundertjährigen Gedenktage der Entdeckung Amerikas. Von Professor Adolf Waneck. (Mähr.-Ostrau.)

Buddhistischer Katechismus zur Einführung in die Lehre des Buddha Gótamo. Nach den heiligen Schriften der südlichen Buddhisten zum Gebrauche für Europäer zusammengestellt und mit Anmerkungen versehen von Subhadra Bhikschu. (Braunschweig. C. A. Schwetschke & Sohn.)

Drei Wochen am Gardasee. Von Helene Stökl. (Teschen und Wien. Verlag Prochaska.)

Die Bhagavad Gita, das Lied von der Gottheit oder die Lehre vom göttlichen Sein. In verständlicher Form ins Deutsche übertragen und mit erläuternden Anmerkungen und ausgewählten correspondierenden Stellen hervorragender deutscher Mystiker versehen, von Dr. Franz Hartmann. (Braunschweig. C. A. Schwetschke & Sohn.)

Die Judenfrage. Von Dr. Leopold Caro. (Leipzig. Verlag von Grunow.)

Englische Gesprächs- und Wiederholungsgrammatik. Vollkommene Schulung im Englischen auch ohne Lehrer in einundzwanzig Gesprächen mit dem Schüler. Von Wilhelm Dunker und Dr. M. Bell. (Stettin. Herrcke & Lebeling. 1892).

gemeinen richtig gesehen und beobachtet, so dass das Buch auch für solche, die eine Fahrt nach jenen Ländern machen wollen, ein treuer und verlässlicher Wegweiser sein wird und geeignet sein dürfte, selbst ein specielles Reisehandbuch überflüssig zu machen. V.

Die Hausfrau. Von Henriette Davidis. Fünfzehnte, durchaus verbesserte Auflage. Bearbeitet und herausgegeben von Emma Heine. (Leipzig. Eugen Trautwetter.)

Eine praktische Anleitung zur selbständigen und sparsamen Führung von Stadt- und Landhaushaltungen. Die auf eine reiche Lebenserfahrung gegründete Unterweisung, welche die Verfasserin gibt, beschränkt sich nicht auf die nüchterne Praxis der Hauswirtschaft, sie geht auch ein auf die sittlichen Bedingungen, auf denen das Glück des Hauses und der Familie sich aufbaut. V.

Lieben und Streben. Gedichte von Hermann Cl. Kosel. (Wüstegiersdorf, Provinz Schlesien. Druck und Verlag von Heinrich Marx.)

Wer des Liebens Leiden und Freuden in lieblichen Versen verkörpert sehen will, suche sie in obbenanntem, der vieledlen und hochherzigen Frau Johanna Suida, geb. Edle von Schroll, verehrungswürdig zugeeignetem Büchlein. Der Dichter gesteht selbst:

Es gaukeln so selige Lieder
Durch meine Sinne
Und immer nur singen sie wieder
Von Minne!

Armin.

Diätetik und Lebensregeln für geistig Beschäftigte. Von Dr. J. K. Becher. (Leipzig. Karl Fr. Pfau.)

Das obige Büchelchen bildet einen vortrefflichen Berather für alle jene Leute, die „nervös" geworden sind, die schlecht schlafen und keinen Appetit haben, die leicht zerstreut und müde werden, die — und das ist das schlimmste — merken, dass ihre Arbeitskraft abnimmt. V.

Dem „Heimgarten" ferner zugegangen:

Die Fromme'schen Kalender. Aus dem Verlage von Carl Fromme in Wien geht eine reichhaltige Sammlung von Kalendern hervor. — Da ist als erster zu nennen „Vogls Volkskalender", der sich schon eines neunundvierzigjährigen Bestehens erfreut. Dies ist gewiss der deutlichste Beweis seiner Beliebtheit, und wir freuen uns, ihn im nächsten Jahre als fünfzigjährigen Jubilar begrüßen zu dürfen. Der „Wiener Auskunfts-Kalender" ist als ein unentbehrliches Nachschlage- und Vormerkbuch für Geschäft und Haus und die Ämter zu bezeichnen. — „Neuester Sechzehn Kreuzer Schreib-Kalender". Dieser Kalender ist so recht für die große Anzahl derer geschaffen, die nur einen Kalender mit dem nothwendigsten Anhang gebrauchen. — „Täglicher Einschreib-Kalender" für Comptoir, Geschäft und Haus. — „Unterlage-Kalender". — Ferner: Buchführungs-, Clerus-, Feuerwehr-, Forst-, Handels- und Börsen-, Juristen-, Landmann-, Landwirtschafts-, Medicinal-, Montan-, Musik-, Pharmazeuten- und Professoren-Kalender. — Zum erstenmale erscheint auch der „Kalender für den k. und k. Einjährig-Freiwilligen" der Infanterie, Jägertruppe, und Cavallerie. Durch Schaffung dieses Kalenders hat die Verlagsfirma gewiss einem längst empfundenen Bedürfnis Rechnung getragen. — Eleganter Welt-Notiz-Kalender, Kalender unserer lieben Frauen und Töchter, Stephanie-Kalender, Edelweiß-Kalender, Wiener Stadt- und Eleganter Blatt-Kalender. Frommes Block-, Taschen-, Notiz- und Wand-Kalender. Also nur auswählen nach Bedarf! Den Kalender fürs neue Jahr gekauft, den Glückwunsch dazu geschenkt! M.

Gottfried Kellers nachgelassene Schriften und Dichtungen. (Berlin. Wilhelm Hertz. 1893.)

Die Geschichte meines Lebens. Vom Kind bis zum Manne. Von Georg Ebers. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Die Tiefsinnigen. Roman von Bertha v. Suttner. (Dresden. E. Pierson. 1893.)

Vom kleinen Rudi. Von Balduin Groller. (Dresden. E. Pierson. 1893.)

Psyche. Sensitive Novellen von H. Pohlidal. (Dresden. E. Pierson.)

Touristen-Novellen. Von J. V. Widmann. (Stuttgart. Verlag der Cotta'schen Buchhandlung.)

Aus den Vorbergen. Von Paul Heyse. (Berlin. Wilhelm Hertz.)

Ein unbeschriebenes Blatt. Von Paul Heyse. (Berlin. Wilhelm Hertz.)

Heimgarten

5. Heft. Februar 1893. XVII. Jahrg.

Carlotta.

Novelle von Ferdinand Schifkorn.

(Fortsetzung.)

IV.

Andern Tages lag Frau Ghita infolge des kalten Bades sterbenskrank zu Bette, was sie jedoch nicht hinderte, den zahlreichen, auf Ambrosios Veranlassung herbeieilenden Besucherinnen, das stattgehabte Ereignis mit unglaublicher Zungenfertigkeit und noch unglaublicheren Ausschmückungen wieder und wieder zu erzählen.

Wie nach dem alten Sprichworte der Appetit mit dem Essen kommt, so förderte bei Frau Ghita das Erzählen die Lust zum lügen. Zu Beginn ihrer Mittheilungen war Carlotta nur ein unverständiges Mädchen, das die Ehre, Frau eines Mannes wie Ambrosio Viscontini zu werden, nicht zu schätzen wusste, der Graf ein bethörter, unbesonnener junger Herr. Nach der letzten Variante aber war Carlotta schon zur hinterlistigen, tückischen Dirne geworden, welche durch ihren Sprung aus der Barke das Leben ihrer Wohlthäterin und zärtlichen Ziehmutter absichtlich gefährdet habe, die Flucht und das merkwürdige Zusammentreffen mit dem Grafen aber war das abgekartete unlautere Spiel des sittenlosen Mädchens mit dem vornehmen Wüstling.

Frau Ghita war zwar weder geliebt noch geachtet, da die Menschen im allgemeinen aber stets lieber Schlimmes wie Gutes von ihrem lieben Nächsten glauben, so schoss die ausgestreute böse Saat nur zu üppig in die Halme.

Bei der nächsten sonntäglichen Volksversammlung unter den Arkaden

Karte von Steiermark und Krain. (Wien. A. Hartleben.)

Anleitung zum Modellieren. Mit einundvierzig Illustrationen von H. Bouffier. (Leipzig. Moriz Ruhl.)

Allerlei Süßigkeiten. Zweihundertundzwanzig bewährte Recepte für Puddings, süße Speisen, Kaffee-, Thee- und Obstkuchen, Torten, kleinem Backwerk u. s. w. von Johanna Titus. (Leipzig. Eugen Twietmeyer.)

Cotta'scher Musen-Almanach für das Jahr 1893. Von Otto Braun. (Stuttgart. Cotta'sche Buchhandlung.)

Postkarten des „Heimgarten".

* Unsere Ansicht, dass es auf dem Grazer Schlossberge nicht so bleiben könne, wie es jetzt ist, gewinnt immer mehr Verbreitung. Ein neuer Vorschlag geht dahin, auf dem Schlossberg, ohne Beeinträchtigung der Aussicht und des landschaftlichen Charakters, ein Pantheon zu errichten, in welchem verdienstvolle Steirer in Monumenten verewigt werden sollen. Diese Idee ist classisch im wahren Sinne des Wortes und hat unseren vollsten Beifall.

* Mehrere Wiener Lehrer bedauern die Heimgartennotiz betreffs der „Grundzüge deutscher Poetik" von Sommert (S. 160); wir bedauern die Ursache zu derselben. Zugegeben, dass die Vorzüge des genannten Lehrbuches die Fehler weitaus überwiegen, muss uns doch das Recht gewahrt bleiben, absolute Unrichtigkeiten, die sich bis in die vierte Auflage fortzeugen, endlich zu rügen.

A. L., Marburg: Die Notiz, dass zum lustigen Rudolf Wagner'schen Musikstück „Neuester Bauernkalender" Rosegger den Text geschrieben hätte, ist ein Irrthum.

J. L., Wels: Der Artikel: „Eine Bitte an den Clerus" ist im „Heimgarten", Jahrgang XV Seite 282 erschienen. Neuerdings wurde dieser Aufsatz, wesentlich erweitert, abgedruckt in Roseggers Werke: „Allerlei Menschliches." (Wien 1892.)

* Sie irren. Wenn die Zeitung die Schöpferin der öffentlichen Kritik, eine Kritik nicht vertrüge, wer sollte sie dann sonst vertragen? Wir haben schärfere Kritiken, selbst solche, die persönlich wehe thaten, schweigend erduldet. Wir kennen manchen Journalisten, der bestrebt ist, den von uns angedeuteten fast allgemeinen Fehlern der Zeitung abzuhelfen. Der zweite Artikel über die Reform der Zeitung wird gelegentlich erscheinen. Hoffentlich wird er ebenso unbefangen aufgenommen werden, als der erste.

* Wir glauben auch, dass Steiermark in sogenannten Reclamebildern mit anderen Alpenländern nicht leicht concurrieren kann. Sowie pittoreske Landschaften auf dem Bilde sich oft malerischer ausnehmen, als in Wirklichkeit, ebenso können liebliche, stimmungsvolle, bleibend fesselnde Landschaften durch kein Bild genügend dargestellt werden. Man wird also nicht sagen, die landschaftlichen Schönheiten der Steiermark sind zu unbedeutend, um in Reclamebildern dargestellt zu werden, sondern: sie sind zu groß, um im Bilde wiedergegeben werden zu können. Wozu übrigens das gar so marktschreierische Anpreisen in Bahnhofsälen, Wirtshäusern und an Straßenecken? Wir verkaufen unser Land nicht.

* Die Kritiker vermissen in fast allen neuen Theaterstücken jenen dramatischen Aufbau, der nöthig wäre, um sie ordentlich — niederreißen zu können. — Der jüdische Recensent findet im Theaterstück stets zu wenig „Handlung".

Frau B. L., Budapest. Aus „Verehrung" für mich schicken Sie mir Ihren Fächer, dass ich ihn bei der Post auslöse, meinen Namen darauf schreibe, sorgfältig wieder verpacke und Ihnen recommandiert zurückschicke. Aber Geschätzteste, so viel Ehre bin ich ja gar nicht wert. R.

„Deutsche Frau." Ihr „goldener Mittelweg" in der Frauenfrage ist etwas anderes, als das Programm der Frau Kettler. Frauen nach dem Muster der Frau Kettler mag man nicht.

K. E. G., Köflach: Wollen sehen.

* Unverlangt eingesandte Manuscripte werden nicht zurückgeschickt. Die etwa zu diesem Zwecke beigelegten Marken werden mitverbrannt. Alle Dilettanten männlichen und weiblichen Geschlechtes seien um Lebens und Sterbens willen gebeten, uns gnädigst zu verschonen!

Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.

vom Castell aus in Bewegung gesetzten Mechanismus der äußeren Pforte Einlass gefunden, Carlotta selbst die erste Person war, welche ihm auf dem freien Platze vor dem Castell entgegentrat. Sie hatte unweit in den verwilderten Anlagen desselben gearbeitet, wie die hochgerötheten Wangen und mit Erde bedeckten Händchen zeigten, und empfieng den geliebten Lehrer mit der freudigen Erregung einer dankbaren Schülerin.

„Kind, Kind, weißt du auch, dass du uns eine recht böse Geschichte angerichtet?“ sagte P. Agostino, mit väterlicher Liebkosung den Scheitel des jungen Mädchens berühend.

„Eine böse Geschichte?“ wiederholte Carlotta betreten. „Mein Gott, hochwürdiger Herr, konnte ich denn anders? O wenn Sie wüssten —“

„Ich weiß, ich weiß, mein Kind, aber die Leute beurtheilen die Sache eben anders.“

„Ich begreife nicht, hochwürdiger Herr“, meinte Carlotta verwundert.

„Was geht es die Leute an, dass ich hieher geflüchtet. Brachte ich doch auch ehedem ganze Tage, ja bei stürmischem Wetter auch Nächte hier zu, um den beiden ältesten Mädchen des vorigen Besitzers Gesellschaft zu leisten.“

„Hm, ja. Aber — du vergisst, Kindchen, dass der vorige Besitzer ein alter Witwer, der jetzige dagegen ein noch sehr junger Mann ist —“

„O wenn es das ist“, fiel Carlotta mit heiterem Lächeln ein, „dann dürfen die Leute ohne Sorge sein. Der Herr Graf kümmert sich gar nicht um mich, ja ich glaube, er weiß kaum, dass ich noch im Hause bin. Ich stehe unter dem Schutze der guten Burgunda, der ich in der Hauswirtschaft helfe, was der armen hochbetagten Frau weit nothwendiger ist, wie meiner Ziehmutter, zu welcher ich übrigens doch nie mehr zurückkehren kann.“

Die kindliche Unbefangenheit, mit der Carlotta dies sprach, nahm P. Agostino eine Bergeslast von der Brust, da sie seine eigene Überzeugung auf das unwiderleglichste bestätigte.

„Nun, nun Kind, wir wollen ja sehen, was sich machen lässt“, sagte er freudigen Herzens, um dann nach Carlottas Weisung einen hallenartigen Raum zu betreten, wo er den Grafen mit der Aufstellung seiner Sammlungen beschäftigt fand.

Er wurde entschieden freundlicher empfangen, als das erstemal, und als er nach gegenseitiger Begrüßung seinen Blick mit Interesse auf die verschiedenen Wandschränke heftete, durch deren Glastafeln die Schätze dreier Naturreiche sichtbar waren, fragte der Graf in artigem Tone: „Sie sind wohl selbst Kenner, geistlicher Herr?“

„Nur insoweit, als ich durch einen verstorbenen Freund in die Naturwissenschaft eingeführt wurde“, erwiderte P. Agostino bescheiden. Ich selbst fand nicht Zeit, mich eingehend damit zu befassen, da sich meine Neigung von Jugend auf mehr den philosophischen und historischen Disciplinen zuwandte.“

Graf Francesco blickte überrascht auf. Er hatte bei dem einfachen Landpfarrer dergleichen Liebhaberei nicht erwartet.

„Ja, ja, jede Wissenschaft hat ihre fesselnden Reize“, sagte er dann nachdenklich. Wer aber war der Naturforscher, welchen Sie ihren Freund genannt?“

„Der frühere Ortsschullehrer, und Vater Carlottas, Herr Graf, desselben Mädchens, um dessen willen ich heute Ihre Zeit in Anspruch nehme“, erwiderte P. Agostino, den günstigen Anlass benützend, um die ihm so sehr am Herzen liegende Angelegenheit zur Austragung zu bringen.

„Umso besser. Das arme Kind dauert mich, und was in meiner Macht steht, dessen Lage zu erleichtern, soll gerne geschehen.“

Der warme Ton dieser Worte sagte P. Agostino, dass der Graf seinen Schützling doch nicht so ganz

summte und surrte es wie um einen aufgestörten Bienenstock. Der in Sta. Croce bisher unerhörte Fall wurde um so schonungsloser beurtheilt, als Carlotta, seit sie zur Jungfrau erwachsen, diesen Versammlungen aus guten Gründen fern geblieben war, und der Graf nach wie vor in einer Abgeschlossenheit verharrte, welche für neugierige Augen völlig unzugänglich blieb.

Die drei Damen: Barbara, Benevenuta und Portiuncula, welche des Doctors Witz, als die grausamen Parzen von Sta. Croce bezeichnete, waren namentlich über letzteren Umstand auf das äußerste empört, und als schließlich das Gerücht auftauchte, dass der Graf ein Deutscher, somit auch ein Ketzer sei, Carlotta daher Gefahr laufe, mit Leib und Seele dem Satan zu verfallen, thaten sie ihr bestes, um das Feuer des Fanatismus der sonst so harmlosen Sta. Crocianer zu wilder Lohe anzufachen.

Um der Wahrheit die Ehre zu geben, muss erwähnt werden, dass es auch in Sta. Croce vernünftige und besonnene Leute gab, deren Urtheil nicht mit dem der gedankenlosen, leicht lenkbaren Mehrheit übereinstimmte; da sich dieselben aber naturgemäß den fanatisierten Schreiern gegenüber passiv verhielten, so glichen Dr. Forestiere und sein Freund Giustini, den einzigen, welche dem Unverstande der Leute muthig entgegentraten, den Predigern in der Wüste, deren Worte ungehört verhallen.

An einem heißen Augusttage schritt P. Agostino zum zweitenmal seit der Ankunft des Grafen den zum Castell führenden Strandweg entlang.

Dem milden, duldsamen Wesen des würdigen Priesters waren die aufgeregte Stimmung und drohende Haltung eines großen Theiles seiner Gemeinde um so peinlicher, als er zwar von der Grundlosigkeit derselben überzeugt war, ohne jedoch Beweise für diese Überzeugung erbringen zu können.

Der Schein sprach einmal gegen Carlotta und den Grafen, und selbst Cecco, mit dem er darüber gesprochen, konnte sich, obgleich er die Beweggründe des geliebten Mädchens errieth, doch eines eifersüchtigen Argwohnes nicht entschlagen. Warum hatte sie sich nicht ihm, ihrem bewährten Freunde anvertraut? Er hätte sie beschützt, und diesem Ambrosio ein- für allemal die Wege gewiesen.

Dass er darüber zum brotlosen Bettler geworden, und sein Schutz nicht für die Dauer gewesen wäre, daran dachte der Heißblütige nicht.

Andererseits ließ auch Frau Portiuncula eine so günstige Gelegenheit, ihrem alten Grolle gegen Carlotta Ausdruck zu leihen, nicht unbenützt.

Das junge Mädchen erfreute sich nämlich als einziges Kind des früheren Schulmeisters, eines Südtirolers, welcher als wissenschaftlich gebildeter, geistig hochstrebender Mann, mit P. Agostino in engstem, freundschaftlichem Verkehre gestanden, der besonderen Gunst des Pfarrherrn, und hatte dadurch in dem gallsüchtigen Herzen Portiunculas eine Fülle von Neid und Eifersucht angehäuft.

Das durch geistige Bildung verfeinerte Wesen Carlottas gab jetzt willkommenen Anlass zu Beschuldigungen und Andeutungen über die Folgen verkehrter, unverständiger Erziehung, deren giftige Bosheit des alten Herrn philosophische Geduld auf die härteste Probe stellte. Und als schließlich auch Ambrosia und Frau Ghita mit ähnlichen Klagen, wie mit der Drohung einer gerichtlichen Anzeige im Pfarrhofe erschienen, glaubte P. Agostino im Interesse Carlottas selbst, wie des allgemeinen Friedens, den Versuch einer gütlichen Beilegung des Streitfalles nicht länger unterlassen zu dürfen.

Ein günstiger Zufall fügte es, dass, nachdem der Pfarrer durch den

theilte, die mir im Verkehre mit einzelnen Personen wurden."

„Und dann?"

„Als Seelenhirte, frei von selbstsüchtigen Wünschen und Begierden, erkannte ich meinen Irrthum, lernte ich dieses Volk mit all seinen Fehlern schätzen und lieben."

„Hm, dem Seelenhirten mag ja ein Volk in seiner fanatischen Frömmigkeit immerhin liebenswürdig erscheinen, mir —"

„Auch Sie irren, Herr Graf, wie ich einst irrte", fiel P. Agostino lebhaft ein. „Gott weiß, dass ich mich redlich bemühte, den Auswüchsen frommer Gläubigkeit entgegenzutreten. Allein jedes Volk ist in geistiger Beziehung gleich dem einzelnen Menschen, das Product seiner Abstammung, der Tradition, Erziehung und Umgebung, und deshalb in seiner Eigenart ebenso beharrlich, wie ein Baum, der seit seinem Bestehen in demselben Grund und Boden wurzelt. Abstammung, Erziehung und Umgebung haben in den Großstädten jenen mit Lastern aller Art behafteten Pöbel großgezogen, welcher die Geißel der menschlichen Gesellschaft zu werden droht, auf welche Ihre Anschuldigungen — wenigstens theilweise — passen mögen, himmelweit verschieden von diesen modernen Himmelsstürmern aber sind die Bewohner des Flachlandes, insbesonders die unserer weltentlegenen Insel, wo zwar Bosheit und Verruchtheit nicht unbekannt, aber doch nur ausnahmsweise zu finden sind."

„Ja, Ihre Meinung stimmt mit jener meines alten Giuseppe überein, welcher seine Jugendzeit hier verbrachte. Wozu aber dann die Warnung?"

„Weil, wie gesagt, Naturkinder unter Umständen auch gefährlich werden können. Noth und Elend, in den Großstädten häufig genug selbst verschuldet, treiben auch die genügsamsten Menschen leicht zur Verzweiflung. In welchem Grade aber die Tugend der Genügsamkeit unseren Insulanern eigen ist, erkennt man erst, wenn man gesehen, wie diese armen Menschen Tag für Tag nach schwerer Arbeit vor den Thüren ihrer Häuschen lachend und scherzend ihre Hauptmahlzeit, bestehend aus einem Schüsselchen Minestra*) verzehren, des Abends den knurrenden Magen mit einigen Feigen, Melonenschnitten oder gerösteten Kastanien beruhigen; wenn aber, wie jetzt, die Natur auch diesen kärglichen Unterhalt schmälert, dann wird man überdies den stoischen Gleichmuth dieser Leute im Ertragen harter Entbehrungen, den Opfermuth, wie die Zärtlichkeit der Eltern gegenüber ihren Kindern, die Bereitwilligkeit aller, sich gegenseitig beizustehen, anerkennen und bewundern müssen."

„Das ist ja recht erfreulich, aufrichtig gestanden, habe ich jedoch nicht die geringste Lust, persönlich die Liebenswürdigkeit von Leuten zu bewundern, unter welchen Carlotta auch nicht einen Beschützer gefunden", versetzte der Graf mit dem gewohnten herben Zug um die Lippen. „Um so interessanter wäre mir dagegen die Kenntnis jener Ereignisse, welche einen Mann von so milder Denkungsart dem Weltleben entfremdete. Verzeihen Sie, hochwürdiger Herr, wenn ich damit ein schmerzliches Geheimnis berührte", fuhr der Sprecher wärmer fort, „nicht Neugierde, sondern wirkliche Theilnahme ist es, welche diesen Wunsch erzeugte."

P. Agostino fuhr mit der schmalen weißen Hand über die Stirne, und richtete den gedankenschweren Blick durch das offene Fenster in die Weite, wo leichte Fischerbarken mit geschwellten Segeln gleich zierlichen Möven über die spiegelglatte See dahinzogen.

„Für die große kalte Welt mag mein Lebensgeschick Geheimnis bleiben", versetzte P. Agostino dann, „einem

*) Nationale Speise, aus Reis und Hülsenfrüchten bereitet.

vergessen habe. Sein Bericht über die Sachlage fiel um so rückhaltloser aus, wobei als deren dunkelster Punkt der gefährdete Ruf Carlottas gebürende Betonung fand.

Als er jedoch geendet, hatte sich des Grafen Miene derart verfinstert, dass P. Agostino betroffen die schönen jugendlichen Züge betrachtete, aus welchen sich der innere Sturm deutlich wie in einem Spiegel ablesen ließ.

„Wenn ich Sie recht verstanden, hochwürdiger Herr“, begann der Graf Francesco, indem er sich mit verschränkten Armen auf seinen Sitz zurücklehnte, „so wird mir eines unsäglich albernen Geschwätzes wegen zugemuthet, ein braves Mädchen, das sich meinem Schutze anvertraut, der Obsorge desselben Sindaco zu überlassen, der als gesetzlicher Vormund nicht das Geringste that, sein Mündel vor der Vergewaltigung einer eigennützigen, habgierigen Verwandten zu bewahren. Dass solche Zumuthung aber durch Ihre Vermittlung an mich gestellt wird, ist um so bedauerlicher, als mein Entschluss unerschütterlich feststeht. Carlotta wird mein Haus nur aus eigenem Antriebe verlassen, es müsste denn sein, dass ihre Auslieferung von der zuständigen Behörde verlangt würde. Aber selbst in diesem Falle werde ich Sorge tragen, dass ihre persönliche Freiheit vor den Anschlägen gewissenloser Personen gesichert bleibe.“

Der junge Mann hatte mit vornehmer Ruhe, doch blitzenden Auges gesprochen, während sich um Mund und Kinn ein Zug unbeugsamer Entschlossenheit zeigte, der P. Agostino wieder um viele Jahrzehnte in die eigene Jugendzeit zurück versetzte.

„Ihre Antwort, Herr Graf, kann mich eigentlich nicht überraschen“, sagte er, dieser Erinnerung nachhängend. „Gehört doch das Geschlecht der della Torrente nicht zu denen, deren Wille sich Erwägungen oder Hindernissen gegenüber beugte.“

„Ah, Sie kannten meinen Vater?“ fragte Graf Francesco mit forschendem Aufblicke.

„Allerdings, doch nur als Jüngling, und das ist lange, recht lange her. Übrigens will ich gerne zugestehen“, fuhr P. Agostino mit einem Seufzer fort, „dass diesmal die Unbeugsamkeit gleichsam eine ritterliche Pflicht geworden, daher auch ich meiner Pflicht als Friedensapostel damit nachkommen will, dass ich zum Schlusse die etwaigen Folgen ihres Entschlusses berühre.“

„Ein Sturm im Glas Wasser“, meinte der Graf achselzuckend.

„Vielleicht. Indessen so harmlos das Völkchen von Sta. Croce im allgemeinen ist, auch in seinen Adern rollt das heiße wälsche Blut, das sich nur allzuleicht zu Unbesonnenheiten hinreißen läßt.“

Um Graf Francescos Lippen zuckte ein verächtliches Lächeln.

„Ich verstehe vollkommen, geistlicher Herr“, versetzte er merklich kühler. „Wir haben es hier in Sta. Croce mit derselben liebenswürdigen Anhäufung von Lüge, Bosheit, Narretei, Gemeinheit, Unverstand und Niedertracht zu thun, die sich menschliche Gesellschaft nennt, deren nähere Bekanntschaft nur Ekel, tiefste Verachtung und die Sehnsucht, ihr so weit als möglich fern zu bleiben, erregen kann!“

P. Agostino ließ das graue Haupt nachdenklich auf die Brust herabsinken, und sagte dann mit mildem Lächeln: „Es ist traurig, einen Mann in Ihren Jahren so sprechen zu hören, mir aber umso begreiflicher, als ich in demselben Alter ähnlich dachte und sprach, vielleicht auch aus ähnlichen Gründen der Welt entsagte, um Priester zu werden.“

„Wie, geistlicher Herr, auch Sie ein Menschenverächter?“ rief der Graf überrascht.

„Gewesen, Herr Graf, solange ich die Menschen nur vom egoistischen Standpunkte, das heißt nach den Eindrücken und Erfahrungen beur=

wenigstens eine Aufklärung des mir noch immer unglaublichen Treubruches zu erhalten.

Giovanni war jedoch nicht mehr in Triest, von meinen Kameraden erfuhr ich, dass Floras Vater mit dieser und meinem Freunde eine Reise in die Schweiz unternommen habe.

Jetzt erst fiel die Binde von meinen Augen, wusste ich, dass ich von den mir theuersten Menschen verrathen worden war.

Ich übergehe die nächsten fünf Jahre. Weltüberdrüssig war ich, nach Quittierung meiner Charge, Priester geworden, und glaubte die Vergangenheit verwunden und vergessen zu haben, als ein Zufall mich meines Irrthums überwies. Als Aushilfspriester der Görzer Diöcese saß ich eines Tages im Beichtstuhle, als eine junge, elegant gekleidete Dame an meiner Seite niederkniete, in dem Augenblicke aber, da sie das übliche Gebet zu sprechen begann, einen leisen Schrei ausstieß und halbohnmächtig zu Boden sank. In der späten Abendstunde war die Kirche glücklicherweise menschenleer, daher sowohl Flora wie auch ich Zeit gewannen, uns von der furchtbaren Erschütterung dieses Wiedersehens zu erholen. Ohne ein Wort weiter zu sprechen, erhob sich dann die unglückliche Frau, bleich wie der Tod, und verließ mit einem langen, unbeschreiblich traurigen Blick wankenden Schrittes das Gotteshaus.

Andern Tages erhielt ich ein Schreiben von ihrer Hand, dessen Inhalt die scheinbar erloschene Glut in meinem Herzen aufs neue zu lodernder Flamme entfachte.

Auch Flora hatte schweres Missgeschick erlebt. Die Handelskrise nach den Revolutionsjahren hatte auch ihren Vater in den alles verschlingenden Wirbel der Zahlungseinstellungen hinabgezogen, worauf Cavalier Giovanni, dessen Güter gleichzeitig von der italienischen Regierung mit Beschlag belegt worden waren, von der geplanten Vermählung mit Flora Abstand nahm, um bald darauf eine vornehme römische Dame heimzuführen. Vom Vater gedrängt, reichte auch Flora einem schon ergrauten Manne die Hand, dessen Reichthum den Bankerott der väterlichen Firma hintanhalten sollte. Das Fehlschlagen dieser letzten Berechnung, welcher auch das Vermögen des Schwiegersohnes zum Opfer fiel, brach die Lebenskraft des unglücklichen Kaufherrn, und kaum nach Jahresfrist senkte man auch Floras Gatten in die kühle Erde.

Zum Schlusse aber gestand die Briefschreiberin, dass sie nie aufgehört habe, mich zu lieben, und erbat meine Verzeihung, dass sie nicht den Muth gefunden, äußerem Zwange zu widerstehen, darüber aber mein und ihr Lebensglück preisgegeben habe.

Ich war damals in Ihrem Alter, Herr Graf, hatte an dem Freudenbecher des Lebens kaum genippt, und Flora war schön, ja schöner wie sie einst als Mädchen gewesen", schloss P. Agostino seine Erzählung. „Sie werden daher begreifen, dass die Versuchung, alle Fesseln zu zerreißen, und mit dem herrlichen Weibe in irgend einem stillen verborgenen Erdwinkel zu flüchten, mit überwältigender Macht auf mich eindrang. Tage, Nächte verbrachte ich im qualvollen Ringen mit mir selbst, bis ein Zufall mir verrieth, dass Floras Lebenswandel keineswegs tadellos — doch genug! Ich floh, aber allein, als Priester auf diese Insel, und fand hier nicht das einst erträumte Glück, doch wertvolleres wie dies: den Seelenfrieden, das höchste Gut des Menschen."

Graf Francesco hatte längst die Cigarette weggeworfen, um mit ungetheilter Spannung den Worten des Erzählers zu lauschen, schließlich aber in tiefer Erregung das Gesicht zu verhüllen.

Erst als P. Agostino geendet, ließ er die Hände wieder sinken, und sagte mit schmerzlichem Zucken in den bleichen

Schicksalsgenossen sei es um so lieber anvertraut, als ihm dessen Enthüllung vielleicht nützlich werden kann. Übrigens ist meine Geschichte, lässt man die sie begleitenden seelischen Leiden, die Herzensstürme und Kämpfe in der Brust eines an Gott und den Menschen Verzweifelnden hinweg, bald erzählt."

„Kaum achtzehnjährig, trieb mich jugendliche Abenteurerlust, wie so viele meiner Universitätscollegen, aus den Armen der Alma mater zu Graz in die Reihen der österreichischen Armee, welcher mein Vater als Auditor angehört hatte", begann P. Agostino, während Graf Francesco mechanisch eine Cigarette drehte. „Das Glück begünstigte mich; ich wurde im Verlaufe der beiden Feldzüge Oberlieutenant, daher ich den glorreichen Fahnen meines Regimentes auch dann treu blieb, als dasselbe als Friedensgarnison die schöne Handelsstadt an der Adria bezog. Damals schien mir das Leben ein einziger Freudenbecher, der mich geradezu berauschte, als ich ein Mädchen kennen lernte, dessen Liebreiz mein Herz im Sturme gewann. Flora war die Tochter eines der reichsten Triester Handelsherren. Ein wenig stolz, vielleicht auch etwas kokett, aber von so hinreißender Liebenswürdigkeit, dass ich die wenigen Monate, während welcher ich von ihrer Huld beglückt, in ihrer Nähe weilen durfte, in einem Wonnetaumel lebte, wie er eben nur der unerfahrenen Jugend beschieden ist. Flora war der Abgott ihres Vaters, und zweifelte deshalb keinen Augenbick an dessen Einwilligung zu unserem Bunde, um jedoch ganz sicher zu gehen, beschlossen wir, meine binnen kurzem zu gewärtigende Beförderung zum Hauptmann abzuwarten, ein Entschluss, welcher uns umsoweniger Überwindung kostete, als wir uns in unserem Verkehre nur geringen Zwang aufzuerlegen hatten. Zu jener Zeit war es, dass ich die Bekanntschaft eines jungen italienischen Cavaliers machte, welcher als politischer Gegner des Königthums sein Vaterland verlassen und in Triest Aufenthalt genommen hatte.

Da Cavalier Giovanni als ehemaliger Officier mit Vorliebe in militärischen Kreisen verkehrte, trafen wir sehr häufig an öffentlichen Orten zusammen, woraus sich schließlich eine innige Freundschaft zwischen uns entspann. Es verstand sich von selbst, dass ich den Freund in das Haus meiner Verlobten einführte, und wie von Blindheit geschlagen, trug ich durch mein enthusiastisches Lob nicht wenig dazu bei, dass Giovanni hier der Löwe des Tages wurde, trat ich ohne Neid vor dem mit allen Vorzügen des Geistes und Leibes begabten Freunde in den Hintergrund zurück. Ja, mein Glück schien mir durch Floras Gegenliebe so felsenfest begründet, dass ich leichten Herzens von der Geliebten Abschied nahm, als ich, zum Führer einer Rekrutenabtheilung bestimmt, nach der österreichischen Kaiserstadt reiste.

Meine Abwesenheit dauerte infolge der damals noch sehr mangelhaften Verkehrsmittel ziemlich lange, welcher Übelstand auch den Briefwechsel noch sehr beschränkte. Ich wunderte mich daher kaum, dass meine ersten Briefe wochenlang unbeantwortet blieben. Umso vernichtender aber traf mich der Schlag, den ich durch den Inhalt der endlich eingetroffenen Antwort empfieng. In kurzen, kühlen Worten benachrichtigte mich Flora, dass ihr Vater, dem meine Briefe in die Hände, gerathen seien, eine eheliche Verbindung mit dem «österreichischen Officier» für unmöglich erklärt habe, ihr als gehorsame Tochter daher keine Wahl bleibe, als mich, so schmerzlich ihr dies auch falle, des gegebenen Wortes zu entbinden.

In einem unbeschreiblichen Gemüthszustande, schwankend zwischen Betäubung und Raserei, kehrte ich nach Triest zurück, und eilte in die Wohnung meines Freundes, um

hinter dem Gerede steckt," meinte er dann verlegen zögernd. „Ein junger, vornehmer Herr, wie der Graf —"

„Ist lange nicht so närrisch wie du", fiel Carlotta energisch ein. „Übrigens kann ich dir zum Troste sagen, dass unser armer Castellherr an einem Herzenskummer genug zu tragen hat."

„So, und woher weißt du das?" fragte Cecco rasch.

„Vom alten Giuseppe. Außerdem verräth der Arme genugsam, wie es um ihn steht, durch das trübe Wesen, mit dem er in den alten verwitterten Mauern, im verwüsteten Garten umhergeht, die Stirne in düstere Falten gezogen, das Auge zu Boden gesenkt, als suche er etwas, dessen Verlust unersetzlich — armer junger Herr!"

„Ah, du hast wohl sehr großes Mitleid mit ihm?" forschte Cecco mit vor Eifersucht funkelnden Augen.

„Geh, du bist unverbesserlich!" schmollte das Mädchen, sich zum Gehen anschickend.

Auf ein reuevolles „Vergib, Carlotta!" blieb sie aber doch, was Cecco sogleich benützte, um einen Antrag vorzubringen, in dem ohne Zweifel die „höchst wichtige Mitttheilung" des jungen Fischers bestand.

„Sieh, Carlotta, ich weiß ein Mittel, um all dem häslichen Gerede ein Ende zu machen", sagte er dringenden Tones. „In Veglia lebt mir eine arme, aber treffliche Muhme, die dich mit Freuden in ihr kleines Witwenhäuschen am Strande aufnehmen würde, und wo du verborgen und sicher vor allen Verfolgungen weilen könntest. Dahin lass uns fliehen, und du sollst sehen, dass es dir an nichts fehlen wird, solange ich Ruder und Netz handhaben kann."

Carlottas Miene war sehr nachdenklich geworden. Die tiefe Neigung des Jugendgespielen rührte ihr weiches Herz, gleichwohl sagte ihr der ruhige Schlag dieses Herzens auch jetzt, dass sie die leidenschaftliche Liebe, welche aus Ceccos Worten und Augen zu ihr sprach, nicht erwidern konnte. Nein, es war wirklich nicht möglich — armer Cecco — aber wie es ihm nur sagen, ohne ihm allzu wehe zu thun?

Ein grell leuchtender Blitzstrahl, ein betäubender Donnerschlag, und gleich darauf der schrille Aufschrei einer weiblichen Stimme enthoben Carlotte diesmal der peinlichen Aufgabe.

„Madonna, das gibt ein Unglück, Ambrosio!" sagte die kreischende Stimme Ghitas. „Sieh nur das graugelbe Gewölk, das sind Hagelwolken — alle Heiligen seien uns gnädig!"

„Unsinn", fiel die knarrende Stimme Ambrosios ein. Ich wollte, es schlüge alles zu Brei, dass die Kerle sammt ihrer Brut nichts mehr zu nagen und zu beißen hätten. Ha, ha, wir haben unser Schäfchen im Trockenen, die Hungerleider aber gehen dann für ein paar Fischlein in die Hölle, und der stolze Herr da oben mag dann zusehen, wie er seine gräfliche Haut in Sicherheit bringt — Ostia! ich rühre keinen Finger, wenn's ihm ans Leben geht!"

Die Stimmen, welche sich vom Strande her genähert, entfernten sich in der Richtung nach der Ortschaft. und jetzt trat auch Carlotta und Cecco wieder vor die Pforte, hinter welche sie sich zuückgezogen hatten.

„Um Gott, was mag der schreckliche Mensch vorhaben? verstehst du etwas davon?" fragte Carlotta, bleich vor Schrecken.

„Gutes sicherlich nicht", versetzte Cecco kopfschüttelnd. „Aber er mag sich nur in Acht nehmen. Ich weiß mehr von seinem Treiben als er ahnt, und beim Himmel —"

Ein noch stärkerer Donnerschlag verschlang das weitere, und als gleichzeitig ein heftiger Windstoß schwere Regentropfen mit riesigen Staubmassen vor sich hertrieb, zwang Car-

Zügen: „O, es ist ein hartes Gesetz, das die Sünden der Väter an Kindern und Kindeskindern bestraft."

„Und doch ein nothwendiges Naturgesetz für das allgemeine Wohl. Denn nicht Sünden allein, auch edles Thun und Wirken der Vorfahren kommt späteren Geschlechtern zu statten, ein Ansporn zum guten, wie jene andere Folge eine Warnung vor Bösem", bemerkte der Pfarrherr.

„Sie mögen recht haben, hochwürdiger Herr", versetzte der Graf.

„Jetzt aber kommen Sie mit mir, auf dass ich Ihre für mich so bedeutungsvolle Mittheilung ergänze."

Damit nahm er den Arm des Geistlichen und führte ihn in sein Arbeitszimmer vor das ober dem Schreibtische hängende Gemälde, worauf er, dessen Florhülle entfernend, mit leiser, bewegter Stimme sagte: „Es ist die eheliche Tochter derselben Frau, die Sie so heiß geliebt. Mein Vater nahm das Kind nach dem Tode der gänzlich verarmten Mutter in sein Haus. Das weitere werden Ihnen diese Blätter sagen" fügte er hinzu, indem er dem versperrten Schreibpulte ein Heftchen entnahm. Ihr Inhalt mag zur Rechtfertigung meines Thuns und Lassens gegenüber den wenigen Personen, die mir nahe stehen, im Falle meines Todes dienen."

Keines Wortes mächtig, empfieng P. Agostino die Blätter, drückte des Grafen dargebotene Hand, und verließ still und in sich gekehrt den jungen Castellherrn, mit dessen Geschicke sich die Fäden seiner eigenen Lebensgeschichte in so überraschender Weise verketteten.

V.

Kaum eine halbe Stunde nach der Unterredung P. Agostinos mit dem Grafen verfinsterte sich der Himmel unter dunkeln Wolkenmassen, deren elektrische Ladung von Zeit zu Zeit in feurigen Schlangenwindungen die verdüsterte Erdfläche erhellte.

Dabei regte sich kein Lüftchen, lastete die schwüle Atmosphäre schwer wie Blei auf Menschen und Thieren. Mit tief gesenkten Köpfen eilten Schafe und Ziegen von der fast verdorrten Weide den Ställen zu, ängstlich flatterten die Möven über die grollende Brandung der Bucht, und selbst von Bäumen und Sträuchern hieng das schmückende Blattwerk matt und welk hernieder.

Nur das junge Menschenpaar, das sich an der äußeren Castellpforte zusammengefunden, ließ sich durch alle diese Zeichen in seiner lebhaften Unterhaltung nicht beirren.

Es waren Carlotta und Cecco, welch letzterer durch vieles Bitten und Betteln den alten Giuseppe bewogen hatte, dem geliebten Mädchen ein Briefchen zuzustecken, in dem mit recht unbeholfenen Schriftzeichen Ort und Stunde eines Stelldicheins behufs „höchst wichtiger Mittheilung" angegeben war.

Cecco war ein herzensguter Bursche, von dem zarten Gemüthsleben eines Mädchens wie Carlotta hatte er jedoch so wenig Ahnung, dass er in seinem Ingrimme das, was P. Agostino nur angedeutet, mit der derben, unfläthigen Worten der Leute wiedergab, ohne zu bemerken, dass dabei das Lächeln seiner Zuhörerin einem herben, entschlossenen Zuge um den rosigen Mund wich.

„Gut, Cecco", sagte sie mit zusammengezogenen Augenbrauen, „wenn die Leute so schlecht von mir denken, so habe ich einen Grund mehr, ihnen fern zu bleiben. Und was dich anbelangt, so wirst du am besten thun, meinem Beispiele zu folgen."

Betroffen von dieser unerwarteten Wirkung seiner Worte, blickte Cecco mit verdutzter Miene in das zorngeröthete Gesichtchen, das ihm mit den blitzenden Augen lieblicher denn je erschien.

„Hm, Carlotta, wenn man nur wüsste, dass nicht doch etwas Wahres

und Ceccos beendet, gleichzeitig aber trat auch Portiuncula klappernd in die Stube.

Die dürre Frauengestalt mit den zerzausten grauen Haarsträhnen im Nacken, mit den funkelnden Augen in den verrunzelten gelben Zügen war eben nicht lieblich anzuschauen, und als sie, nach dem Himmel deutend, mit ihrer gellenden Stimme vom Strafgerichte Gottes sprach, das über die Gottlosen hereinbreche, wie es einst über Sodoma und Gomorrha hereingebrochen, da konnte der Doctor seiner Spottlust nicht mehr Herr werden.

„Ah Padrona Portiuncula, es ist sehr hübsch von Ihnen, uns zu warnen“, sagte er mit einer tiefen Verbeugung, „denn unsere Regenschirme da dürften in der That nur schwachen Schutz gegen Pech und Schwefel bieten. Indessen irre ich mich nicht, so war die Sache auch für eine gewisse Padrona Lot verhängnisvoll, da sie ihrer allzugroßen Wissbegierde wegen in eine Salzsäule verwandelt wurde, und würde ich es lebhaft bedauern, wenn dieser unangenehme chemische Process mit allen weiblichen Wissbegierigen von Santa Croce —“

Das Unwetter mit seinem Sturmgeheule und Donnergetöse hemmte auch jetzt die Fortsetzung zum Glück für den Doctor, da mit Portiuncula, welche soeben an der Thüre eifrig gehorcht hatte, heute durchaus nicht zu scherzen war, wie die mit den elektrischen Strahlen wetteifernden Blitze ihrer Augen und die katzenartig gekrümmten Finger mit den spitzen Nägeln hinreichend bewiesen.

„Geht, meine Freunde, solange es noch thunlich ist“, versetzte der Pfarrherr, der die gefährlichen Anzeichen kannte, beschwichtigend.

„Euere Hausfrauen werden nach Euch bangen, und was Euere Besorgnisse anbelangt, so seid guten Muthes. Morgen ist Sonntag und somit Gelegenheit gegeben, die aufgeregten Gemüthswogen mit dem Öl des Gotteswortes zu beruhigen.“

Damit geleitete er die Herren bis zur Straße, in deren Staubwirbel sie alsbald verschwanden. Die Hoffnung aber, den Sturm im Innern seines Hauses durch sein Eingreifen beschwichtigt zu haben, erwies sich als eitel Täuschung.

In seine Stube zurückgekehrt, fand er Portiuncula noch in derselben kriegerischen Haltung, und als er achtlos mit gewohntem Gleichmuthe in dem Sorgenstuhl vor dem Schreibtische platzgenommen, begann die ergrimmte Dame mit in den Hüften eingestemmten Armen ihrem Dienstherrn einen Text zu lesen, der keinem Evangelium entnommen war.

Sie habe bisher gemeint, in einem von Gottes Geiste erfüllten Hause zu weilen — dies war ungefähr der Sinn ihrer mit kanonischen und unkanonischen Kraftsprüchen reich versetzten Rede — nun aber erkenne sie mit Schrecken ihren Irrthum. Gottlose Religionsspötter seien die besten Freunde des Hauses, und da sei es kein Wunder, dass der Diener des Herrn selbst weder den Muth noch den Willen habe, Ketzern und leichtsinnigen Dirnen entgegenzutreten, und die ihm anvertraute Gemeinde vor den Krallen des Teufels zu bewahren. Unter solchen Umständen aber könne sie es vor Gott und ihrem Gewissen nicht verantworten, noch länger in einem Hause zu bleiben, in dem der Geist des Unglaubens aus- und eingehe, und den Zorn des Himmels herabrufe.

P. Agostino hatte den wasserfallartigen Redefluss wie immer mit philosophischer Ruhe über sich ergehen lassen. Als Portiuncula aber erschöpft inne hielt, erhob er sich mit ungewöhnlichem Ernste, und die Miene wie das Auge des sonst so sanftmüthigen Mannes zeigten einen Ausdruck von Strenge, der die zungenfertige Predi-

lotta den Jugendgenossen zum Heimgehen, indem sie ihn sanft auf die Straße drängte, und nach freundlichem Gruße die Eisenpforte hinter sich verschloss. Ärgerlich blickte dieser jetzt zum Himmel empor, und was er da sah, bewog den wetterkundigen Seemann auch seinerseits, die Füße in schleunige Bewegung zu setzen. —

Als P. Agostino heimkam, fand er schon den Sindaco nebst den beiden Freunden Giustini und Forestiere seiner harrend, und vor Begierde brennend, das Resultat des vom geistlichen Herrn unternommenen Friedenswerkes zu erfahren.

„Wie ich es vorhergesagt, ist der Graf unerschütterlich," sagte dieser, die Herren begrüßend. „Carlotta aber fühlt sich unter Burgundas Schutz so wohl, dass sie nicht die geringste Lust bezeigt, das gefundene Asyl aufzugeben."

Der Sindaco, ein behäbiger Landwirt, war von der Botschaft, welche ihn der Last, ein junges Mädchen in seinem Hause zu behüten, enthob, höchlich befriedigt, und gieng mit höflichem Gruße und besorgtem Blicke nach dem Himmel von dannen.

„Also doch eine Liebschaft!" platzte jetzt der Apotheker heraus. „Weiß Gott, die Weiber wittern dergleichen schneller heraus, wie Mäuse den Speck."

„Diesmal war die Witterung falsch, Freund Giustini", versetzte P. Agostino ruhig. „Für Carlottas Unschuld lege ich meine Hand ins Feuer, und was den Grafen anbelangt, — nun ich habe kein Recht, fremde Geheimnisse zu verrathen, nach dem aber, was ich jetzt von ihm weiß, halte ich ihn für einen Ehrenmann durch und durch."

„Alles schön und gut, verehrter Freund", nahm jetzt der Doctor das Wort, in dessen Gesichte sich heute ein seltsam gemischter Ausdruck von Besorgnis, Ärger und Schelmerei zeigte. „Wir glauben Ihnen ja gerne aufs Wort, aber die böse Welt denkt eben anders, und das ist in diesem Falle für uns, das heißt namentlich für meinen Freund Giustini, höchst unangenehm."

„O, Doctor, bleibe nur bei der eigenen Stange, ich —"

„Wie Sie wissen, ist er zwar, abgesehen von seiner Vorliebe für hinkende Versfüße, ein guter Mensch", fuhr der Doctor unbeirrt fort, „auch ist ihm die Sparsamkeit seiner Schwester Barbara oft ein Dorn im Auge, indessen findet er es doch höchst angenehm, Silber und Goldstücke in hübschen Röllchen —"

„Birbante, was schwatzest du von Gold, das für einen armen Teufel von Dorfkrämer Chimäre ist!"

„Silber und Goldstücke in hübschen Röllchen zusammenzulegen", fuhr der Doctor fort. „Nun können Sie sich seinen Schrecken denken, als ihm Frau Barbara gestern rundweg erklärte, dass sie an einem Orte nicht länger bleibe, wo man es duldet, dass ein Ketzer mit Hilfe des Satans rechtgläubige Seelen ins Verderben führe. Was nun thun, um sich ein solche Perle von Schwester und Hausfrau zu erhalten? — das ist die Frage."

„Na, Freund Forestiere, du kehrtest vor meiner Thüre, nun ist's an mir, dir denselben Gefallen zu erweisen", begann jetzt der Apotheker, indem er die Härchen seiner Gummifrisur liebkosend befühlte. „Sehen Sie, hochwürdiger Herr, der dicke Mensch da ist, abgesehen von seinem Leckermaule und seiner Mordgier, kein übler Geselle, und hätte er Frau Benvenuta zum Lohne für die guten Bissen, die sie wie keine andere zu bereiten versteht, zu seiner Ehefrau gemacht, so steckte er jetzt nicht in der Klemme. Denn diese Perle von Köchin und Schwägerin gab heute Morgens ganz dieselbe Erklärung wie Frau Barbara, so genau, dass man fast vermuthen könnte —"

Giustinis Rede wurde hier von demselben Donnerschlage unterbrochen, welcher die Unterhaltung Carlottas

und während Frau Portiuncula in Todesangst vor geweihten brennenden Kerzen kniend, mit dem Rosenkranze in den zitternden Händen, die von Kindheit auf eingelernten Gebetformeln ableierte, las ihr Dienstherr in stoischer Ruhe die Geschichte eines Mannes, in dessen Dasein der Sturm menschlicher Leidenschaften mit der gleich verheerenden Wirkung der jetzt entfesselten Elemente eingegriffen hatte.

VI.

„Als früheste Erinnerung an meine Kindheit", also begannen die Aufzeichnungen des Grafen Francesco della Torrente, „schwebt das Bild eines lichten Engels vor meinen Augen, dessen süße Stimme mich in den Schlummer wiegte, dessen zärtlicher Kuss mich des Morgens weckte, zu dessen Füßen ich meine ersten Spiele spielte.

Jahre später erst erfuhr ich von meiner guten Amme Burgunda, dass diese Lichtgestalt meine Mutter gewesen sei, und nicht nur dem äußeren, sondern auch dem inneren Wesen nach den Namen eines Engels verdient habe.

Meines Vaters dagegen erinnere ich mich nur als eines finsteren Mannes, der mich weder eines freundlichen Wortes noch Blickes würdigte, dem ich als Knabe nur mit Zittern und Zagen zu nahen wagte. In meinen Jünglingsjahren aber, nachdem ich aus den Mittheilungen Burgundas und anderer Personen Näheres über die Vergangenheit erfahren, und zufällig Einblick in die Familienchronik unseres Hauses gewonnen hatte, wandelte sich dieses Furchtgefühl in Trotz, ja in ein Gefühl der Abneigung, das ich nur mit Mühe verbarg.

Jenen Mittheilungen zufolge konnte ich kaum zweifeln, dass der mir von Kindheit auf bewiesene Widerwille des Vaters dem Bewusstsein einer schweren Schuld gegenüber meiner deutschen Mutter zuzuschreiben war, der Inhalt unserer Familienchronik aber bestärkte mich in dieser Überzeugung.

Zügelloser Ehrgeiz, maßlose Leidenschaftlichkeit im Hasse, wie in der Liebe verriethen sich auf jeder Seite dieser vergilbten Blätter in blutigen Zügen, und erregten in mir ein wahres Grauen vor dem Geschlechte, dessen unheilvolles Erbe ich in dem ungestümen Pulsschlage meiner Adern zu erkennen glaubte.

Die Verbitterung meines Herzens wurde durch die bei jeder Gelegenheit zutage tretende Vorliebe meines Vaters für den älteren Halbbruder Federigo vermehrt, dessen im Gegensatze zu meiner offenen Art geschmeidiges, aber verschlossenes Wesen jedem Conflicte aus dem Wege zu gehen und mit jedermann gütlich auszukommen wusste.

Bei alledem kann ich nicht sagen, dass meine Jugend eine freudlose gewesen wäre.

Mein Bruder und ich wurden von einem tüchtigen deutschen Hofmeister in den Gymnasialfächern unterrichtet, in den zahlreichen Mußestunden aber trieben wir theils unter der Anleitung unseres Lehrers, theils auf eigene Faust ritterliche Künste und Sport aller Art, wozu die herrliche Lage des väterlichen Schlosses am Rhein, der weitläufige Park, die wildreichen Forste vollauf Gelegenheit gaben. Diese Übungen waren namentlich für mich eine unerschöpfliche Quelle des Vergnügens, da meine Körperkraft und Gewandtheit alle Schwierigkeiten mit Leichtigkeit überwanden, während meinem schwächlicheren Bruder nicht nur die körperliche Anlage, sondern mehr noch der für jeden Sport unentbehrliche Muth mangelte.

Ich erwähne diese scheinbare Nebensächlichkeit meines Jugendlebens aus dem Grunde, weil namentlich meine ungewöhnliche Fertigkeit als Schwimmer auf die spätere Entwickelung der

gerin seiner Seltenheit wegen gänzlich verblüffte.

„Sie haben meinem Vorgänger und mir viele Jahre treu gedient, Frau Portiuncula“, erwiderte der Pfarrherr, ohne seine Stimme mehr zu erheben, als das Toben des Gewitters erforderte. „Diese Erwägung war es, welche mich manche Überhebung ihrerseits schweigend hinnehmen ließ. Allein auch meine Nachsicht hat ihre Grenzen; sie endet nemlich, wo es sich nicht mehr um mein Thun und Lassen als Privatmann, sondern um jenes des Seelsorgers handelt. Darüber, gute Frau, steht Ihnen kein Urtheil zu, auch dann nicht, wenn es eben so gerecht und vernünftig wäre, wie es thöricht und böswillig ist. Außerdem ersah ich leider, dass Sie den Geist des Aufruhres nicht nur hier, sondern auch anderwärts wachgerufen, was ich ebensowenig dulden kann und darf. Und so thun Sie denn nach Ihrem eigenen Willen, ich — halte Sie nicht zurück.“

Als hätte der Blitz vor ihren Augen in den Boden geschlagen, so betäubt, vernichtet starrte sie in das ernste Gesicht des geistlichen Herrn, dem sie sich unentbehrlich dünkte, dessen Güte sie deshalb in so maßloser Weise missbraucht hatte. Noch glaubte sie das letzte Wort nicht gesprochen, als aber die strenge Miene unveränderlich blieb, auch kein mildernder Nachsatz den entscheidenden Worten folgte, da schlug sie plötzlich die Hände zusammen, und rief aufschluchzend, mit himmelswärts gerichtetem Blicke: „Also wirklich schmählich aus dem Hause gejagt, eines ruchlosen Ketzers und seiner Dirne wegen? O das ist entsetzlich! Fluch, ewiger Fluch Ihnen und allen, die —“

Wem die weiteren Flüche der Ergrimmten zugedacht waren, blieb unausgesprochen, da das Gewitter jetzt mit einer Heftigkeit losbrach, wie dies selbst an jenem sturmumbrausten Küstenstriche selten der Fall ist.

Kreuze schlagend verließ Portiuncula das Gemach, worauf P. Agostino mit den seufzend gemurmelten Worten des Märtyrers von Konstanz „Sancta Simplicitas“ an das Fenster trat, an dessen Scheiben der Sturmwind rüttelte, und schwere Schloßen prasselten.

„Und doch, wer kann es diesen armen Menschen verdenken, dass sie irre werden an dem allgütigen Schöpfer der Natur, wenn diese in scheinbar widersinniger Raserei vernichtet, was sie selbst geschaffen?“ fuhr er in seinem leisen Selbstgespräche fort. „Haben doch die scharfsinnigsten Denker die Lösung des räthselhaften Gesetzes vergeblich gesucht, das dem Werden das Vergehen, dem Erstehen die Vernichtung, dem Schönen und Guten das Hässliche und Böse entgegensetzt. Kein Licht ohne Schatten, sagen die einen, an der Ergründung verzweifelnd, die anderen weisen auf den höllischen Geist der Verneinung, der den Keim des Verderbens gelegt, dessen Walten im Wassertropfen, wie im Weltall, im schmerzgekrümmten Wurm, wie in der schuldbeladenen Menschenseele zu erkennen sei. Und das arme Volk freut sich dieser Lehre, da sie ihm einen Popanz bietet, welchem es die eigene Thorheit in die Schuhe schieben kann, der ihm die schwere Arbeit des Denkens erspart — Sancta simplicitas!“

Damit war für P. Agostino die häusliche Angelegenheit abgethan, und seine Gedanken wandten sich wieder der Vergangenheit zu, die durch das Bildnis ober dem Schreibtische des Castellherrn mit der Gegenwart in neuen, bedeutsamen Zusammenhange erschien.

Mit einem Gefühle des Bangens legte er die vom Grafen erhaltenen Blätter vor sich hin, und ließ seinen Blick nachdenklich auf den kräftigen Schriftzügen ruhen. Nach wenigen Augenblicken aber war seine Aufmerksamkeit unwiderstehlich angezogen,

erwies, doch schrieb ich dies der alten Abneigung wider mich zu, in welcher Annahme mich ein Vorfall jener Zeit bestärkte. Flora äußerte nämlich bei Tische den Wunsch, von mir Unterricht in der deutschen Sprache zu nehmen, da ihr Vater aus deutscher Familie stamme, und die deutsche Literatur, wie sie gehört, so viel des Schönen biete. Da geschah es zum erstenmale, dass der alte Mann seinen Liebling fast hart anließ.

„Unsinn, Kind“, sagte er rauh und mit zornfunkelndem Blicke. „Die Deutschen sind entweder Träumer oder Barbaren, und den Menschen entspricht die Literatur. Es ist schon traurig genug, dass wir gezwungen sind, in diesem barbarischen Lande zu leben, aber diese Nothwendigkeit wird in Bälde behoben sein, dann kehren wir in unsere sonnige Heimat zurück, wo du den fischblütigen Tropfen in deinen Adern bald überwinden wirst.

Flora schwieg verschüchtert, während mein Bruder ein befriedigtes Lächeln zeigte, das mir mit einemmale auch den nationalen Gegensatz zwischen uns zum Bewusstsein brachte. Federigo, von einer italienischen Mutter geboren und bis zu seinem Knabenalter in Italien aufgewachsen, war durch und durch Italiener, wie er denn auch die deutsche Sprache nur nothgedrungen insoweit erlernt hatte, als es seine Studien erforderten. Mein erstes kindliches Lallen dagegen war deutsch, und meine deutsche Amme Burgunda, deren Pflege ich bis zu meinem siebenten Jahre anheimgegeben blieb, sorgte dafür, dass ich die Sprache meiner Mutter früher und besser kennen lernte, wie die meines Vaters.

Ich übergehe die nächsten Jahre, da sie für mein ferneres Schicksal weder Entscheidendes noch besonders Erwähnenswertes brachten.

Federigo hatte nach vollendeten Studien Reisen nach Frankreich und Italien unternommen, während meiner Ferienzeit aber selbe stets unterbrochen, nur um mir durch seine Anwesenheit, wie ich zu bemerken glaubte, jede Gelegenheit zu vertraulichem Beisammensein mit dem geliebten Mädchen zu nehmen.

Es mochte dies auf Befehl meines Vaters geschehen, die sarkastische, erkältende Art Federigos aber gestaltete den Verkehr mit Flora immer förmlicher und zurückhaltender, so dass ich schließlich, um dem peinlichen Zwange zu entgehen, nicht selten auf die Gesellschaft des theuren Mädchens ganz verzichtete.

So warf ich eines Tages die Flinte über die Schultern, beauftragte Giuseppe, meinen Bruder zu benachrichtigen, dass ich erst abends heimkommen würde, und schlenderte in den Wald, nicht um zu jagen, sondern um stundenlang im Schatten eines Baumes auf dem Moose zu liegen, und den denkbar düstersten Gedanken nachzuhängen.

Völliger Neuling im Umgange mit dem weiblichen Geschlechte, glaubte ich aus dem zunehmend scheuen Benehmen Floras mir gegenüber den ungünstigsten Schluss für meine Hoffnungen ziehen zu müssen, infolge dessen ich mich grenzenlos unglücklich fühlte. Das Ende all meines Grübelns aber war der Entschluss, wenigstens Gewissheit über mein Schicksal zu erlangen, und wenn sich dieses zu meinen Ungunsten entschied, die Heimat zu verlassen.

Ein scharfer Nordwest, der sich gegen Abend als Vorbote des nahenden Winters erhob, mahnte mich zur Heimkehr. Den wenig begangenen aber kürzesten Weg oder vielmehr Pfad einschlagend, schritt ich längs dem sogenannten Niederwaldwasser, einem kleinen Waldsee, den ich mit Flora und Federigo häufig zu Kahnfahrten benützte, als ich plötzlich lautes Hilfegeschrei, untermischt mit silberhellem Lachen, vom See her vernahm.

Rasch durchdrang ich das Ufergebüsch, und übersah nun mit einem Blicke die Scene, welche scheinbar

Ereignisse entscheidenden Einfluss übten.

Ich war im Begriffe, die Universität zu Bonn, wo mein Bruder Federigo schon zwei Jahre juristischen Studien oblag, zu beziehen, als die Ankunft eines kleinen, fünfzehnjährigen Mädchens auf dem Schlosse nicht nur für mein Fühlen und Denken, sondern auch für mein ganzes ferneres Leben zum Wendepunkte wurde.

Es wäre vergebliche Mühe, den Reiz dieser kindlichen Erscheinung mit Worten auch nur annähernd schildern zu wollen. Denn so lieblich auch die reinen, von wunderbaren dunkelblauen Augen belebten, von üppigen goldblonden Haarwellen umrahmten Züge waren, so elfenhaft duftig die zierliche Mädchengestalt erschien, der Zauber, der mich vom ersten Augenblicke unseres Zusammentreffens gefangen nahm, lag nicht in der seltenen Schönheit Floras, sondern in der unbeschreiblichen Anmuth und kindlichen Unbefangenheit ihres ganzen Wesens, Eigenschaften, die in Gang und Haltung, im Tragen ihres Köpfchens, in Blick und Stimme, vor allem in dem silberhellen, unwiderstehlich ansteckenden Lachen in bestrickender Weise zutage traten.

Mein Vater hatte die junge Dame morgens zu Wagen von der Bahnstation abgeholt, und mir ohne ein Wort der Erklärung als Fräulein Flora Ritter vorgestellt. Abends aber standen wir schon auf geschwisterlichem Fuße und wusste ich, dass die Angekommene als arme Waise die Tage ihrer Kindheit in sehr beschränkten Verhältnissen verlebt hatte, nach dem Tode der Mutter aber von ihrem Wohlthäter — so nannte sie meinen Vater — in ein klösterliches Pensionat gebracht worden war.

Da mein Bruder Federigo nach Bonn vorausgegangen war, erfreute ich mich volle vierzehn Tage eines ungestörten Umganges mit dem reizenden Mädchen, Tage, deren reines, ungetrübtes Glück mir heute der paradiesische Traum des ersten Menschenpaares vor dem Sündenfalle erscheint.

Der ernste Reisebefehl meines Vaters beendete denselben, und bedenke ich die gereizte ironische Art, mit welcher mich der alte Herr verabschiedete, so muss ich wohl annehmen, dass schon damals der Plan in seiner Seele entstand, dessen Ausführung mich später so unsäglich elend machte.

Flora war in der letzten Stunde unseres Beisammenseins sichtlich bewegt, woran der Gedanke, zehn Monate lang mit dem alten finsteren Manne allein zu verleben, wohl den meisten Antheil haben mochte, da sie doch noch zu sehr Kind war, um den tiefen Eindruck zu ahnen, welcher ihre süße Erscheinung auf mich gemacht hatte.

Aber schon in der nächsten Ferialzeit, die Federigo und ich in der Heimat verbrachten, trat in unserem Verhältnisse zu einander eine bedeutende Veränderung ein. Flora war in der kurzen Zeit zur herrlichen Jungfrau erblüht, und obschon *ihr* der Reiz kindlicher Unschuld nicht abhanden gekommen, mit *meiner* Unbefangenheit war es vorbei. Die Liebe zog mit Allgewalt in meine Seele ein, eine Liebe noch ohne Wünsche zwar, doch so tief und leidenschaftlich, dass sie mich, ehe ich es merkte, ganz und gar beherrschte.

Erst die Neckereien meines Bruders, welcher beim ersten Anblicke Floras von deren Schönheit sichtlich betroffen war, aber bald seine gewöhnliche kalte Ruhe wieder gewonnen hatte, belehrten mich über den Zustand meines Herzens. Doch änderten seine Scherze ebenso wenig daran, wie seine Warnungen vor dem Vater, dessen Einwilligung zur Verbindung mit einem armen bürgerlichen Mädchen seiner Meinung nach nie und nimmer zu erwarten stand.

Allerdings bemerkte ich oft genug, mit welcher Feindseligkeit der väterliche Blick auf mir ruhte, wenn ich mich im Dienste Floras allzu eifrig

die geringschätzende Behandlung unterdrücken, mit welcher Flora ihn für sein unmännliches Benehmen strafte.

Mein Vater hatte um diese Zeit eine seiner Reisen unternommen, deren Ziel, Zweck und Dauer, für mich wenigstens, stets mit dem Schleier des Geheimnisses umhüllt blieb. Mein Bruder wusste jedenfalls mehr davon, mir wurde die Aufklärung erst in Paris und Rom, wo man meinen Vater in gewissen Kreisen sehr genau kannte und, wie ich hinzufügen muss, auch schätzte und achtete. Getreu den Traditionen unseres Hauses hasste mein Vater als Republikaner nicht nur das junge heimische Königthum, sondern mehr noch die Deutschen, als Nation sowohl, wie als Träger und Stützen des monarchischen Princips. Dieses Deutschthum mit Hilfe Frankreichs politisch zu vernichten, war die Hoffnung der republikanischen Parteien Italiens wie Frankreichs, mein Vater aber zählte zu jenen Männern, welche die Verbindungsfäden zwischen beiden erhielten, deren Pläne durch Geldmittel und Einfluss zu fördern suchten.

Drei Tage nach dem Abenteuer auf dem See kam mein Vater, unerwartet wie immer, in ungewöhnlich heiterer Stimmung heim. Bei Tische zeigte er sich sogar gesprächig, und deutete in geheimnisvoller Weise an, dass sich Ereignisse vorbereiten, deren Tragweite die Welt bald in Erstaunen setzen werde.

Tags darauf ließ er mich zu sich berufen, um mir zu eröffnen, dass die Verhältnisse die Anwesenheit einer Vertrauensperson in Paris unbedingt erheischten, wozu er mich ausersehen habe. So schmeichelhaft die Sache für mich schien, so war ich doch erfahren genug, um zu vermuthen, dass Federigo geplaudert habe, dass der Wunsch, mich von Flora zu trennen, der eigentliche Grund dieser Eröffnung war. Um hierüber ins Klare zu kommen, benützte ich die Gelegenheit, indem ich mein Verhältnis zu Flora bekannte, und kurzweg die Hand des geliebten Mädchens erbat.

Ich hatte mich im voraus auf einen heftigen Zornesausbruch gefasst gemacht, war daher sehr erstaunt, als der alte Herr mit ironischer Miene, aber ohne jede Heftigkeit, erwiderte, er werde meinen Wünschen nicht entgegentreten, falls sowohl Flora als ich nach zweijähriger Trennung noch dieselbe Gesinnung wie heute hegten.

Die Erfüllung meiner Wünsche hieng also nur noch von dem Bestehen einer Prüfungszeit ab, und dieses Ergebnis war so unerwartet günstig, dass Flora und ich überglücklich von einander Abschied nahmen.

Wenige Tage darauf kam ich in der Hauptstadt Frankreichs an. Giuseppe war mir als Begleiter beigegeben, Burgunda, seit Jahresfrist seine Frau, in ihre schwäbische Heimat entlassen worden, ohne Zweifel aus dem Grunde, jeden weiteren vertraulicheren Briefwechsel zwischen mir und Flora abzuschneiden. Doch was lag daran? Waren wir uns doch gegenseitig so sicher, als hätte schon des Priesters Segen unseren Bund geweiht.

Mit zahlreichen Empfehlungsbriefen versehen, fand ich in den angesehensten Familien der Adels-, Diplomaten- und Finanzkreise überaus gute Aufnahme. Der Glücksstern des dritten Napoleon stand eben im Zenith seiner meteorartigen Bahn, überflutet von seinem Lichte strahlte die «Gesellschaft» von Paris in einem Glanze, wohl geeignet, jugendliche Augen zu blenden, unerfahrene Thoren in den unter solchem Glanze verborgenen Lasterpfuhl hinabzureißen. Das Bild Floras im Herzen bewahrte mich vor diesem Geschicke. Ja, der moralische Schmutz der dem Hofe nahestehenden so vornehmen Kreise erregte entschiedenen Widerwillen in mir, der sich zur Empörung und zum Ekel steigerte, als der Krieg gegen Deutschland unvermeidlich geworden.

komisch, in der That aber für die betheiligten Personen recht gefährlich war. In der Mitte des Sees auf den ziemlich hochgehenden Wogen schaukelte sich der kleine Kahn, in dem sich nur Flora befand, während Federigo, bis zum Halse im Wasser plätschernd, vergebliche Versuche, wieder in das Fahrzeug zu gelangen, anstellte, und dabei aus Leibeskräften um Hilfe rief. Mit der zunehmenden Angst aber wurden seine Anstrengungen so krampfhaft und unbedacht, dass der Kahn sich bedenklich mit Wasser füllte.

Auch Flora erkannte jetzt die Gefahr, und vereinigte ihre Hilferufe mit denen Federigos, es war keine Zeit zu verlieren. Während ich mich meiner beengenden Oberkleider entledigte, gebot ich Federigo mit lauter befehlender Stimme, sich ruhig zu verhalten, warf mich dann in die Wellen, nahm das schon ziemlich weit vom Kahne treibende Ruder an mich, schwang mich in das Fahrzeug, und ruderte dasselbe, nachdem ich auch dem vor Angst und Kälte zitternden Bruder hineingeholfen, mit kräftigen Schlägen an das Ufer.

Für mich, der ich als Schwimmer mit den Wellen des Rheines zu spielen gewohnt war, auch zu meinen Ruderübungen mit Vorliebe stürmisches Wetter wählte, war das Rettungswerk kein Heldenstück. Floras staunender, ja bewundernder Blick aber sagte mir zu meiner freudigen Genugthuung, dass sie es als eine vollwichtige Mannesthat betrachtete, die mich hoch über Federigo erhob, der sich so gerne auf den Erfahrenen, Gereiften hinausspielte, jetzt aber während ich mich ankleidete, Flora ohne weiteres im Stiche ließ, um sich, wie er sagte, vor lebensgefährlicher Erkältung zu bewahren.

Langsam folgten wir. Es war dunkel geworden. Die Gestirne flimmerten im hellsten Glanze über uns, aus Feldern und Wiesen mischte sich das Nachtconcert der Heimchen in das Brausen des Windes, mit Entzücken fühlte ich den Druck des weichen Armes, der in dem meinen ruhte, lauschte ich wie bezaubert dem erklärenden Berichte Floras, wie mein Bruder sie zu einer Kahnfahrt beredet, im Eifer des von ihm leidenschaftlich betriebenen Fischfanges anfänglich des Windes nicht geachtet habe, wie dann seinen ungeübten Händen das Ruder entfallen, er selbst aber im Haschen darnach ins Wasser gestürzt sei. Ein schelmisches Lachen begleitete diese Worte, plötzlich aber schauerte sie zusammen und sagte leise: „Wahrhaftig, Francesco, ich glaube, ohne Ihre Hilfeleistung lägen Ihr Bruder und ich jetzt in den Wellen begraben, still und stumm für immer!“

„Und ich dazu“, versetzte ich bebend vor innerer Erregung. „Denn bei Gott, Flora, das Leben ohne Sie wäre mir zur unerträglichen Last geworden!“

Floras Arm zitterte auf dem meinen, aber das Eis war einmal gebrochen, und alles, was sich seit Jahren in meinem Herzen an heißer Liebe und Verehrung aufgespeichert, flutete nun in Worten unaufhaltsam über meine Lippen. Doch genug, diese Blätter sollen keine alltägliche Liebesgeschichte erzählen. Glücklich derjenige, welcher die Wonne eines ersten gegenseitigen Herzensergusses, eines ersten Kusses von reinen keuschen Mädchenlippen genossen, noch glücklicher vielleicht der, welcher sie kennen zu lernen niemals Gelegenheit hat!

Als wir andern Tages mit Federigo zusammentrafen, belehrte ihn ein Blick in unsere glückstrahlenden Mienen über das nach seiner eiligen Flucht Vorgefallene. Wie immer, verschwieg er auch diesmal seine Meinung darüber, allein so sehr er sich auch bemühte, seine Gedanken zu verbergen, das kleine Abenteuer ins Lächerliche zu ziehen, er vermochte weder seinen Verdruss über unsere Einigung, noch weniger aber die Verbitterung über

im goldstrotzenden Messkleide im Weihrauche am Altare stehen. Voll Inbrunst betete sie dann: „O, liebe Himmelsmutter, du Gnadenreiche, gelt, du hättest selbst a Freud', wenn mein Andreasl a Geistlich' wird. Und du wirst mir schon beistehen, dass er einer wird, weil ihn der liebe Gott auch schon so viel gescheit hat werden lassen."

Inzwischen scheuerte Andreasl eine Hose nach der anderen durch, und die Mutter nähte einen Flecken nach dem anderen auf die schadhafte Stelle. Er nahm zu an Alter und Weisheit, und kaum aus dem zweiten Schuljahre heraus, war er schon einer der besten Ministranten in der großen Dorfkirche und rückte vom einfachen Messbuben bis zum rechten „Leuchtertrager" und endlich gar zum „Rauchfass" vor. Zum „Weihrauchschiffl", die höchste Stelle der Ministrantenlaufbahn, brachte er es nicht, denn das musste schon ein Großbauernbursche sein, und wenn es auch noch so ein dummer Kerl war. „Wem Gott ein Amt gibt, gibt er auch Verstand", sagte der rothnasige Meßner.

Und endlich war er aus der Schule heraus, und nun konnte seine Mutter den Plan nicht mehr verschweigen, denn der Andreasl gieng schon den ganzen Sommer zum hochwürdigen Herrn Pfarrer „in die Vorbereitung".

Der Andreasl sollte aufs Gymnasium in die Stadt.

Der Bürgermeister fragte den Buben einmal: „Was g'studierst denn, Andreasl, in der Stadt?" Da antwortete er stolz: „Af Geistlich." Und so kam der Herbst; die Mutter mit Thränen in den Augen, richtete die wenige Ausstattung des kleinen Studenten zusammen und packte die Geschichte in einen Zegger fein säuberlich ein. Auch für den Magen sorgte sie, wenigstens für die erste Zeit. Dann nahm sie auf dem Stellwagen zwei Plätze. Einen für sich, im billigen hinteren Raume, und für den Jungen auf dem Dache, für wenige Kreuzer. Und da hockte nun der zukünftige Herr Pfarrer oder gar Bischof hoch oben auf dem Wagen zwischen Koffern und Fleischkörben und sonstiger Fracht.

Der Abschied von seiner Heimat war ihm nicht gerade schwer geworden, wenigstens nicht von den Menschen. Der Herr Pfarrer hatte ihm ein schönes Gebetbuch geschenkt und der Bürgermeister ein „Guldenstückl", welches er in seiner Westentasche trug und in der Stunde wenigstens fünfzigmal befühlte, ob es noch vorhanden sei. Wenn er Trennungsschmerz empfand, so war es um die schönen Kirschbäume, um den prächtigen Himbeerenplatz und um den schönen Wald.

Aber etwas verdross ihn sehr. Der Nachbar der Kleinhäuslerin war ein Großbauer im vollsten Sinne des Wortes. Ein großes Haus, eine mächtige Scheune, ausgedehnte Felder und eine gefüllte Brieftasche. Aber alles zusammen war nicht so groß wie sein Dünkel und sein Bauernstolz. Der hatte zu seiner Mutter einmal gesagt: „Recht hast, Nachbarin, dass' den Buben zur Studi in die Stadt gibst, Großbauer kann er doch seiner Lebtag' keiner werden."

Der Andreasl hatte sich unter einem g'studierten Herrn schon etwas viel größeres vorgestellt, als einen Großbauer. Und wie er bereit war zur Abfahrt, kam des Bauern einziges Töchterlein, die kleine Rosa, aus dem Hause, küsste dem Buben die Hand und lachte spöttisch: „Empfehl' mich halt recht schön, hochwürdiger Herr." Das gieng ihm gewaltig im Kopfe herum. Plötzlich wandte er sich auf seinem luftigen Sitze zurück und rief laut in der Richtung seiner Heimat zu: „Wart lei, wenn i einmal Pfarrer bin, werd ich dir im Beichtstuhl schon 's G'sims abkehren und dein Mäd'l muss mir alle zwei Hände küssen, sonst sprech' i sie nit los zu Ostern,

Was in dieser vielbewunderten, vielgepriesenen, «feinen Pariser Gesellschaft» an Selbstüberhebung, Rohheit und Unwissenheit geleistet wurde, wäre unglaublich, hätten sich diese Leistungen nicht in den französischen Journalen für die Nachwelt verewigt. Der tollwüthige Deutschenhass gedieh hier zu solcher Üppigkeit, dass die Herolde der öffentlichen Meinung sich schon im voraus an der Schmach ergötzten, welche deutsche Frauen von der ritterlichen Behandlung der siegreichen fränkischen Rothhosen zu erwarten hatten!

Solch cynische Gemeinheit, von der großen Nation mit Jubel aufgenommen, brachte den Tropfen deutschen Blutes in meinen Adern in so kräftige Wallung, dass ich vierzehn Tage nach der Kriegserklärung als Freiwilliger in einem jener Uhlanenregimenter am Rhein stand, deren Thaten später so viel Furcht und Schrecken in Frankreich hervorriefen.

Meine militärischen Erlebnisse gehören nicht hieher, doch kann ich nicht unerwähnt lassen, dass ich die Zeit, welche in den Reihen jener tapferen und nicht selten wirklich gebildeten Männer zu verbringen mir gegönnt war, zu den schönsten Erinnerungen meines Lebens zähle.

Ich hatte das Glück, die Mehrzahl jener Siege miterkämpfen zu dürfen, deren Tragweite die Welt nach den Worten meines Vaters wirklich in Erstaunen setzte; vor Paris jedoch endete meine kriegerische Laufbahn, gelegentlich eines nächtlichen Ausfalles von Seite der Belagerten durch eine Kopfwunde, infolge welcher ich besinnungslos vom Pferde stürzte, um erst in einem Pariser Lazarethe wieder zum Leben zu erwachen.

(Fortsetzung folgt.)

's Bett'lstudentl.

Eine Geschichte aus Tirol. Von **Karl Wolf.***)

Der Andreasl war halt schon ein recht gescheites Buberl. Schon in seinem vierten Jahre antwortete er auf die Frage: „Andreasl, wer hat dich denn erschaffen?“ mit großer Sicherheit: „Gott Vater.“ Und als er mit dem A-B-C-Speckschwartl zur Schule trollte, brachte er schon einen gewissen Fundus von Gelehrsamkeit mit. Er kannte den „Glauben Gottes“ auswendig und im „Vater unser“ konnte er mitten im Gsatzl weiter fahren, wenn man ihm ein Schlagwort angab. Auch als zukünftiger Rechenkünstler zeigte er große Anlage. Er zählte schon bis zwanzig, nur sagte er statt eilf immer einzehn und statt zwölf zweizehn.

Seine Mutter, eine einfache und schlichte Häuslerin, hatte mit dem Buben schon recht eine große Freude, seine Zukunft zu gestalten war ihr eine Lebensaufgabe, welche sie mit jener zähen Ausdauer verfolgte, wie sie nur eine Mutter für das Lebensglück ihres Kindes haben kann: der Andreasl sollte ein geistlicher Herr werden, und wenn sie an Sonntagen in der Kirche an ihrem Platze kniete, so sah sie schon im Geiste den Buben

---

*) Aus dessen „Geschichten aus Tirol“. Innsbruck. A. Edlinger. 1892.

schrieb hinein: „In die Gewölben auf Nr. 235 monatli einige Sechser bei an schreieten Herrn.“

So zog nun die Mutter mit ihrem Buben von Haus zu Haus, dort liebenswürdig aufgenommen und da mit groben Worten abgewiesen, und endlich brachte sie die sieben Tage zusammen; zwei davon bei den Kapuzinern. Am Sonntag gelang es ihr, den Jungen bei einem reichen Bauern „unterm Berg“ unterzubringen. Derselbe meinte gutmüthig: „Mussst di halt eini zwängen zwischen die Knecht' und nit viel reden, sonst kimmst allerweil zu kurz bei der Kost.“

Der Andreasl war ein aufgeweckter Bursche und einer der fleißigsten seiner Classe. Er wohnte bei einer sogenannten Studentenmutter in einer großen Stube mit noch fünf anderen angehenden Gelehrten zusammen und theilte jeden Morgen seinen Kaffee, den ihm die sorgliche Mutter um vier Kreuzer die Portion ausgemacht hatte, mit einem noch Ärmeren, der sonst nüchtern hätte in die Schule müssen.

Stolz wanderte der junge Student zur Schule, seine Kameraden mit dem üblichen „Servus“ begrüßend. Wenn er „zur Kost“ in ein Haus kam, stellte er sich bescheiden neben der Thür auf und nahm erst am Tisch Platz, wenn sich die Hausleute alle gesetzt hatten. Dann benützte er nur die äußerste Kante des Stuhles und saß weit ab vom Tische. Sorgfältig strich er seinen Löffel am Tellerrande ab, damit er sich nicht seinen Anzug „vertartschte“ und sagte jedesmal, wenn ihm die Hausmutter vorlegte: „Deo gratias.“

Einmal foppte ihn der Lehrling eines Schneiders, bei dem er „zur Kost“ war und meinte, er lerne das Knödelessen besser als Latein. Da antwortete er: „Sell ist auch eine nützliche Sach', das Knödelessen, aber deswegen braucht man die Grammatik nicht zu vergessen.“

„Bei a und e in prima hat
Das genus femininum statt,
Die übrigen auf as und es
Bezeichnen etwas Männliches.“

Und dann:

„Der Vocativ auf us hat e,
Als: here, coque, Domine;
Bei deus, Gott, wird us allein,
Von meus mi zu setzen sein.“

So viel Wissenschaft imponierte dem Schneider nicht wenig.

* * *

So verstrichen nun das erste und endlich auch mehrere Jahre. Die Rockärmel waren schon längst herausgelassen, der „wollene Würger“ verschwunden und aus dem Andreasl war ein anderer geworden. In einem Bürgerhause, in welchem er Nachstunden ertheilte, wurde er sogar Herr Andreas genannt. Von den Professoren wurde der ungemein fleißige Schüler in jeder Weise unterstützt, und ein ansehnliches Stipendium half ihm und seiner guten Mutter über die schwersten Sorgen fort.

Andreas hatte den siebenten Curs mit Auszeichnung vollendet und nun sollte das letzte Jahr seiner Gymnasial-Laufbahn kommen. Er war wieder für die Sommermonate im kleinen traulichen Häuschen seiner Mutter eingezogen und trieb sich, im Vollgenuss der schönen Freiheit, in Feld und Wald umher. Der Nachbar Großbauer sah oft schmunzelnd dem Jungen nach und meinte: „Schad' um den Buben, war' ein verteufelter Bauer worden. Na, ist für ein Pfarrer auch nicht schlecht, a feste Faust, auf die Kanzel eini zu hauen, wenn sie unten alle einschlafen, die Lörl und die Pfott'n.“

Eines schönen Nachmittags hatte er einen sonnigen Hügel bestiegen. Dort sah man weit hinaus in das Land, auf die üppigen Felder, den mit Weidenstöcken eingefassten Fluss bis hinauf zu den fernen Mahdern und darüber die zackigen Berge

oder gib ihr zur Buß' die Kron' Christi auf und noch fünfmal den Glauben."

Und so fuhren Mutter und Sohn durch das große Thor zur Stadt hinein. Der Sohn mit freudigem Herzen — er hatte Kirschbäume und Großbauern schon längst vergessen — die Mutter voll Sorgen. Die Woche hat sieben Tage, und für ihr Kind brauchte sie nun sieben Koststellen, welche aber erbettelt werden müssen. Gleich am anderen Tage, nachdem sie in der Pfarrkirche ihre Andacht verrichtet hatte, begann sie den sauern Gang. Doppelt sauer, weil sie nicht gerade arm war. In ihrem Häuschen war der Tisch immer gedeckt und man kannte wohl den gesunden Appetit, nicht aber den Hunger. Aber bares Geld hatte sie nicht und darum musste die Kost erbettelt werden. Die gute Frau hatte sich die Sache in ihrer Sorge viel schwerer vorgestellt. Die Städter haben gute Herzen, und wenn sie auch am Abend keine Rosenkränze zum Fenster hinaus leiern, so haben sie doch manchen tüchtigen und nun berühmten Mann gern und freundlich durch die Gymnasialjahre durchgefüttert. So wanderte sie mit ihrem Andreasl von Haus zu Haus. Der Junge war fein ausstaffiert. Das Lodenröcklein reichte bis an die Knie und die Ärmel waren zweimal umgeschlagen, denn dasselbe war für das ganze Untergymnasium berechnet. Unter dem saubern Hemdkragen war ein dicker roth-grün gewirkter „Würger" geschlungen und die Weste oben mit einem Doppelknopfe zusammengehalten. Das dünne Höschen reichte kaum bis an die Knöchel und die Füße staken in Schuhen, die in ihrer Länge in keinem Verhältnis zur Größe des Trägers standen. Den Hut hielt er bei jeder Vorstellung mit beiden Händen so, dass er fast das halbe Gesicht verdeckte. Es war dies eigentlich ein Betrug, von der sorgenden Mutter ersonnen, „denn der Bub", sagte sie, „schaut so gesund aus, dass sich die Leute fürchten könnten, er braucht zu viel Kost."

„I thät' halt recht schön bitten, um einen Kosttag für mein' Andreasl. Er ist so viel ein g'scheiter Bub, meint der Herr Pfarrer, er muss auf die G'studi." So begann die Mutter im ersten Hause.

„Freili' auf di G'studi muss der Bub, und ein Pfaff werden, weil wir früher nit g'nug haben von dem Volk", donnerte ihr der Hausherr entgegen. „Schuster oder Schneider wär' nützlicher für den Buben. Aber auf die G'studi müssen sie alle, die Vintschger, und wenn einer dann so a Pfaff wird oder ein Advocat, so kennt er die Leute nimmer, vor pur lauter Stolz, die ihn aufgefüttert haben."

Erschrocken schlich die arme Frau die Stiege hinunter. „O mei", sagte sie, „sell ist a Liberaler; na weiter so schiech reden." Der Andreasl aber sagte: „Sell ist frei schad', dass da nix g'wesen ist, in der Kuchel haben sie Küchel bachen, i hab's g'rochen."

Der Mann war aber nur böse gewesen, weil ihm der Metzger gerade das Monatsbüchel gebracht hatte. Und das ist freilich ein ungünstiger Moment, für ein Studentlein um die Kost zu bitten.

Als die Mutter mit dem Buben unten vor dem Hause stand, öffnete sich oben ein Fenster und der Herr schrie herunter: „Sie, da unten! Der Bub soll nur alle Monat um a nettlene Sechserln kommen, i will nit schuld sein, dass er am End nit Papst wird."

„O frei vergelt's Gott, alleweil treu und fleißig", dankte die freudig erschrockene Frau. „Viel tausendmal vergelt's Gott in Himmel ai tausendmal. Siegst, Andreasl, 's ist döcht kein Liberaler." Der Andreas aber zog ein kleines Büchel heraus, es hatte beim Kramer fünf Kreuzer gekostet, leckte seinen Kreuzerbleistift ab und

„Ja, gewachsen bist, sell muſs dir der Neid lassen. Werd' i halt schon müssen Rosa zu dir sagen und leicht gar Sie."

Unwillig wandte sich das Mädchen ab. „Thu' mi nit tratz'n, Andreas", sagte sie, „du weißt gut genug, was Brauch ist."

„Ja, i mein nur", antwortete der Bursche, „'s könnt oft sein, daſs d' mir nochmal die Hand küſst, weißt, wie damals, wie i zur G'studi in die Stadt zogen bin."

„Geh' Andreas, vergiſs die dumme G'schicht", sagte das Mädchen so lieb und traut, daſs ihm förmlich warm ums Herz wurde.

„Weißt", sagte er, „i saget halt so viel lieber Rosele zu dir, 's klingt feiner und besser."

„So sag's lei", antwortete das Mädchen schnell, wurde aber nun recht verlegen.

Andreas stand auf und setzte sich neben sie auf den Stein, legte den Arm um ihre Hüfte und sagte: „Also, mein liebes Rosele, sein wir wieder gut und fein miteinander", und wie er das so sagte, zog er das Mädchen an sich.

Lange schwiegen beide. Den jungen Menschen überkam ein Gefühl so voller Wonne, so seligen Glückes und er wuſste nicht wie und warum. Das war ja nicht mehr dieselbe Sonne, die da glänzte in aller Pracht über Wald und Flur, das war ja nicht mehr derselbe Klang der Glocken aus der Kirche unten im Thale, das war ja nicht mehr Windesrauschen durch den Wald und Vögelzwitschern, das war ja Orgelton und Sang der Engel. Überwältigt von dem Gefühle zog er das Mädchen inniger an sich und wiederholte leise: „Liebes, liebes Rosele!" In diesem einen Ausrufe lag die ganze Innigkeit seiner erst erwachten Liebe. Das Mädchen aber lehnte den Kopf an seine Schulter und weinte bitterlich. In ihrem Herzen war die Liebe schon lange erwacht, heute trug sie sie zu Grabe, denn Andreas muſste ja Geistlich' werden . . .

Vielemale hatten sich die jungen Leute noch oben getroffen auf dem sonnigen Hügel und der Andreas hatte sein Rosele recht gut zu trösten verstanden.

„Weißt", so sagte er, „i fühl' keinen Beruf in mir zum geistlichen G'studi, man kann schon auch was anderes werden."

„Ja mei, was denn", klagte das Mädchen kleinlaut.

„Ein Doctor, schau", antwortete Andreas.

„Mei, sell kannst in der Stadt unten nit lernen, zelm muſst auf eine andere Schul'."

„Sell muſs i als Geistlich' auch."

„Geh', kannst 's Meſslesen nit unten lernen auf'n Gymnasium."

„Mei", unterbrach sie sich selbst, „bin i döcht talkelt! Muſst ja zur Weich auf Trient zum Bischof."

„Aber gelt, a Doctor wenn d' wirst, zelm kannst schon heiraten. Oder wenn d' Richter wirst. Ja Richter muſst werden, sonst ist mein Vater nit einverstanden, weil er sich immer mehr dünkt, als alle anderen. Lei vor'n Richter fürcht er sich, weil ihm derselbe immerling 's G'sims abkehrt, wenn er grob werden will auf G'richt. Gelt, Andreasl, auf Richter studierst."

Lächelnd hörte Andreas dem Mädchen zu. Er machte Pläne und baute Luftschlösser für die Zukunft und war voll Zuversicht in seiner Liebe.

Und wieder verrann ein Jahr. Andreas hatte die Abgangsprüfung gemacht und sollte nun zur Standeswahl schreiten. Die Herren Professoren nahmen die Theologie als selbstverständlich an. Andreas aber bat um Aufschub, er müsse erst mit sich einig werden. Und so zog er wieder in seine Heimat.. Unweit des Dorfes zweigt der Weg ab und den schlug

und schneeglänzenden Firnen. Vorne am abschüssigen Rande hockte ein Mädchen auf einem Felsblocke und flocht emsig Strohbänder zu einem Sommerhute. Als sie Andreas herankommen sah, zog sie hocherröthend ihr Kopftuch tiefer in die Stirne. Es war des Großbauern Rosa. Ein hübsches Mädchen, ja, wie der reiche Müllersohn, der ihr auf allen Wegen und Stegen nachstellte, sagte, weitaus die schönste im Thale. Ihre tiefschwarzen Haare waren in zwei Zöpfe geflochten um den Kopf gelegt und so sahen sie aus, wie eine Krone. Im runden Gesichtchen steckte ein hübsches Stumpfnäschen und die Augen konnten funkeln, wie die einer Katze im Finstern.

Wie es schon in der Welt oft so kommt! Als er damals als junger angehender Schüler des Gymnasiums in die Stadt zog, hatte sie ihn verspottet und der gekränkte Knabe hatte es nicht vergessen. Er mied das Mädchen von der Stunde an, trotzdem sie von Jahr zu Jahr hübscher und netter wurde. Aber auch Andreas war ein netter Bursche und die Dorfschönen guckten ihm gerne nach oder machten sich am Wege etwas zu schaffen, wenn er daherkam.

Die Rosa aber verliebte sich in den Burschen sterblich. Erst so, wie eben ein junges Mädchen lieben kann. „Wenn i so eine reiche, reiche Gräfin wär' und ein G'schloss hätt' mit viele, viele Fenster und ein Stall voller Ross', und der Andreasl wär' so der Schlosshirt, dann thät' i hinunter reiten auf die Weid' ganz in einem seidenen Gewand und einen Hut auf mit so langen Federn hinten abi. Dann saget i zum Hirt, halt zum Andreasl, komm' einmal her, schöner Bub und lass di fragen, ob du nit mein Graf sein möchtest. Und dann müsset er hinten auffitzen auf'n Ross, i nehmet schon immerling so große Rösser, und dann thäten wir zum G'schloss hinreiten. Da müsseten sie dann Musik aufmachen und Bratler richten und halt Hochzeit müsset sein."

So schmückte sich das Kind in seinem ersten Jahre der Liebe das Leben aus.

Später wurde sie praktischer und es wäre ihr schon viel lieber gewesen, der Andreas wäre so ein tüchtiger Bauernjunge. Nicht gerade ein Kleinhäusler, sondern schon a besserer Bauernbub. Es wollte ihr nicht aus dem Sinn, dass ihr Herzerwählter ein Geistlicher werden sollte. Ihre ganze Sehnsucht war nun dahin gerichtet, einmal, ach nur ein kurzes einzigesmal mit ihm sprechen zu können. Da musste er es dann ja begreifen, dass sie ihn liebte, so recht von ganzem Herzen liebte, und dass er nicht Geistlicher werden dürfe, schon um dieser Liebe willen. Und nun war dieser so lang ersehnte Augenblick gekommen. Nun konnte sie mit Andreas allein sprechen und jetzt überkam sie eine Furcht, eine Angst, die sie erzittern machte.

Andreas aber guckte in der Stadt wie auf dem Lande den Mädchen ganz frischweg ins Gesicht und fand diese Schöpfung des lieben Gottes ganz herrlich und prächtig. Das Diandl, wie es so dasaß, auf dem sonnigen Hügel, gefiel ihm nicht schlecht, und ohne viel Umstände zu machen, setzte er sich neben sie ins Moos. Das Mädchen wurde womöglich noch verlegener und flocht emsig an seinem Strohbande.

„Schau, schau", so sagte er, „ist denn das nicht des Großbauern Rosele?"

„Freili'", antwortete das Mädchen, „Rosa, so thu i schon heißen und Rosele haben sie mi immerling g'rufen, wie i noch mit'n Schulbeut'l durchs Dorf g'rennt bin. Seither bin i freili' schon etwas gewachsen."

Der Student blickte nun auf und bemerkte auch, dass schon ein ausgewachsenes und dazu noch ein hübsch ausgewachsenes Mädchen vor ihm auf dem moosigen Steine hockte.

betteln gegangen, von Haus zu Haus, um die Kost für'n Buab'm zur G'studi, und kein Stückerle Fleisch hab' i mehr gekauft und alles g'spart, lei für ihn, dass er kunt Geistli' werden. O geh, liebe Himmelsmutter, unsere liebe Frau, i bitt' di halt schon recht schön und inständig, lass mein Andreasl an Geistli werd'n. J bitt' di schon recht schön, du bringst's ja zuweg, wenn du lei willst, und nimm ihm die Lieb aus 'n Herz zur Rosele. Er werd döcht lei immerling als der Bettelbub ang'schaut von die Leut und als Geistli' ist ihm die Ehr' sicher auf Erden und der Himmel."

„Und schau, wenn i die ganze Nacht da auf die Knie herumrefen müßt, i gib nit nach, du mußt mir helfen, o du gnadenreiche Jungfrau und Gottesmutter. Oder soll i auf Laas gehen, zur Lourdesser Mutter, oder auf Weißenstein, oder auf Riffian? Gelt, die Einsiedlermutter war dir vielleicht recht? Gern geh' i blekfußet, mitten im Winter, wenn du mir lei helfen thust."

Da öffnete sich die Kammerthür und leichenblass zwar, aber festen Schrittes, trat Andreas ein. „Mutterle", sagte er, „zum letztenmal über Sommer müßt's mi behalten, gelt? Im Herbst geh' i nach Trient in's geistliche Seminarium." Nun sank er aber in die Knie, legte seinen Kopf in der Mutter Schoß und weinte bitterlich — das Sterbelied seiner ersten und einzigen Liebe.

* * *

Viele Jahre waren verronnen und das Dorf hatte festlichen Schmuck angelegt. Vom Thurme wehten die Fahnen, an der Straße stand ein mächtiger Bogen mit einem mächtigen „Sei gegrüßt unser Hirte". Die Schulmädchen liefen mit eingedrehten Haaren herum und die Knaben hatten Nachmittag frei bekommen, denn in der Schule war Musikprobe, und die Musikanten wässerten die eingerosteten Klappen ihrer Instrumente ein. Der Bürgermeister fluchte und wetterte in der kühlen Hinterkammer seines Hauses, denn der Schulmeister hatte ihm eine gar zu „talkete" Rede zusammengereimt für die morgige Ankunft des neuen Herrn Pfarrers.

„Allerhochwürdigster und hochzuverehrtester Herr Seelsorger", so fieng sie an, die Rede, und den Eingang brachte er nicht zusammen, „um alle Kreuz Teufels" — oho, fluchen wollte er denn doch nicht beim „Red' g'studieren für'n neuen Pfarrer". Die Wirtin hatte einen Massenmord unter den Hühnern veranstaltet und der Wirt hielt Musterung über die Weine im Keller. Die Widenhäuserin war „firig wie a Hummel", denn die Zimmerböden waren ihr zu wenig weiß geworden, und der Meßner putzte mit dem Thurmknechte zusammen die messingnen Leuchter hinter der Kirche.

Vor der Thüre des kleinen Häuschens aber saß ein altes, wackeliges Mütterchen und streichelte einem freundlich aussehenden geistlichen Herrn die Hand und sagte mit vor Freude bebender Stimme ein- über das anderemal: „Mei na, die Freud', mein geistlicher Herr Sohn, der hochwürdige Herr Pfarrer, der neue, ist kemmen! Mei na, so a Freud'!"

Auf Seitenwegen war der neue Pfarrer in das Dorf geschlichen, zum Häuschen seiner lieben, alten Mutter. Wenn in seinem Herzen noch vielleicht ein kleiner Stachel des Schmerzes geblieben wäre, die Freude der alten Mutter sollte ihn herausweisen. Die Freude der alten Mutter sollte den letzten Gedanken an seine Jugendliebe verwischen.

Und so geschah es.

Als es Abend wurde, machte der neue Pfarrer sogar einen Besuch beim reichen Müller. Als er zum Hause hinkam, vernahm er heftiges Schelten und Gezänke aus den Fenstern der Wohnstube.

Andreas ein, denn oben auf dem Hügel, das wusste er ja, harrte seiner das Rosele. Schnellen Schrittes stieg er die Anhöhe hinan, aber eine dunkle Ahnung bedrückte sein Herz. Rosa saß auch richtig wieder auf dem bemoosten Steine, aber ihre Augen waren roth geweint und ihr Gesicht blass. Stumm reichte sie ihm die Hand, und überwältigt von Schmerz senkte sie ihre Stirne darauf und weinte bitterlich. So weint nur Jugend um verlorene Liebe.

Andreas war ganz außer Fassung, sein Herz krampfte sich zusammen. Aber endlich frug er doch mit heiserer Stimme, warum seine Rosa weine. Ach, er wusste es ja schon vorher, dass er mit seiner Lieb' brechen müsse. Und seine ganze Hoffnung war nur auf die treue Liebe seines Mädchens gesetzt gewesen. In ihr wollte er die Kraft finden, für den so unendlich schweren Schritt, seiner armen Mutter die betrübende Mittheilung zu machen, dass er nicht Geistlicher werden wolle. Und nun sollte er auch diesen Halt verlieren.

„Gestern hab' i Handschlag g'macht mit'n Müller, und in drei Wochen ist Hochzeit."

„Rosa!" So schrie der junge Mann auf. In diesem Schrei war alles Weh', aller Schmerz zusammengenommen. In diesem Schrei war eine solche Fülle von Schreck und Vorwurf enthalten, dass das Mädchen förmlich zusammenzuckte.

„I hab' halt nit anders können, Andreas; alle sein sie über mi g'wesen. Der Vater, deine Mutter, alle, alle! Allein und verlassen bin i dagestanden. Auf die Knie hab' i den Vater um Gnad' gebettelt und bin ihm nachgerutscht von der Stub' in die Kammer, auf'n Gang unter alle Leut'. Mit einer Maulschell' hat er mir geantwortet. Und dann ist der Herr Pfarrer gekommen und hat mir vorgehalten, ob i mi denn nit vor der Sünd fürcht', di vom geistlichen Stand abwendig zu machen, ob i mi denn nit vor der Sünd' fürcht', einer armen Mutter die ganze Lebensfreud' zu nehmen. Und da hab' ich halt ja gesagt und Amen."

Andreas sagte kein Wort, keine Silbe. Drüben über den Bergen gieng der Mond auf. Schau, so dachte er, wie lange er braucht, bis er heroben ist. Und jetzt scheint er über die Kalbalm — und jetzt hat er's Holz erreicht — bald kömmt er zü die Glanerhöf herunter und da glitzern die kleinen Fensterln in den Hütten. Schau, jetzt ist er schon im Thale, der Mondschein, tief unten im Thale. —

Er erhob sich und suchte den ganzen Himmel ab, ohne dass er bemerkt hatte, wie Rosa schon lange vorher seine Hand geküsst und dann still davongegangen war. „Wo ist er denn, der Abendstern", sagte er laut. Er erschrak über den sonderbaren, trockenen Klang seiner Stimme. „Der ist ja untergegangen!"

Unten am Kammerfenster der kleinen Hütte stand Andreas mit gefalteten Händen, die bitteren Thränen tropften ihm von den Wangen und aufmerksam lauschte er auf die Worte, mit welchen seine Mutter drinnen vor dem Marienbilde betete: „Gelt, liebe Himmelsmutter, dein Herz war von sieben Schwertern durchbohrt, wie du unterm Kreuze gestanden bist und du weißt, was ein Mutterherz leiden kann. Schau, mein ganzes, langes Leben hab' ich gerackert und gespart, und nur für mein Kind denkt. In der Wieg' wie's gelegen ist, hab i mi kaum zu schlafen traut, dass es nur kein Mangel an Pfleg' hat, und wie's zum erstenmale allein aufgestanden ist, an der offenen Kastenschublad', hab' i dir a halbpfündige Kerz' geopfert. Und von der Zeit ab, wo's laufen hat können, hab' i kein Kaffee mehr getrunken und hab' das ersparte Geld zusammengethan, wie ein Hamster 's Korn. Und in der Stadt bin i

Mein Großvater.

Eine Erinnerung an die Vorzeiten in der Waldheimat. Von P. K. Rosegger.

Bauerngeschlechter werden nur in Kirchenbüchern verbucht. Das Kirchenbuch zu Krieglach, wie es heute vorliegt, beginnt im siebzehnten Jahrhunderte mit dem Jahre 1672. Die früheren Urkunden sind wahrscheinlich bei den Einfällen der Ungarn und Türken zu Grunde gegangen. Zu Beginn des Pfarrbuches gab es in der Pfarre schon Leute, die sich Roßegger schreiben ließen. Sie waren Bauern, aber ob sie in der Gegend damals schon altgesessen waren, oder eingewandert und woher, das ist nicht bekannt. In Kärnten steht noch heute eine Schlossruine, Roßegg oder Rosegg genannt; man könnte also, wenn man hoffärtig sein wollte, sagen, die Roßegger wären ein altes Rittergeschlecht und obiges Schloss sei ihr Stammsitz. — Bei Bruck an der Mur in Steiermark steht ein schöner Berg, der auf seiner Höhe grüne Almen hat und einst viele Sennhütten gehabt haben soll. Dieser Berg heißt das Roßegg. Man könnte also, wenn man demüthig sein wollte, auch sagen, die Roßegger stammten von diesen Almen, wo sie einst Hirten gewesen, Kühe gemolken und Jodler gesungen hätten. — In der nächsten Nachbarschaft der Krieglacher Berggemeinde Alpel, in der Pfarre Sanct Kathrein am Hauenstein, der Gegend, die einst von Einwanderern aus dem Schwabenlande bevölkert worden sein soll, steht seit unvordenklichen Zeiten ein großer Bauernhof, von jeher insgemein „beim Roßegger" genannt, trotzdem die Besitzer des Hofes nun schon lange anders heißen. Das Wahrscheinlichste wird sein, dass dieser alte Bauernhof das Stammhaus der Roßegger ist. Diese sind ein sehr weitverzweigtes Geschlecht geworden; in Sanct Kathrein, in Alpel, in Krieglach, in Fischbach, in Stanz, in Kindberg, in Langenwang u. s. w. gibt es heute viele Familien Roßegger, deren Verwandtschaft miteinander gar nicht mehr nachweisbar ist. Zumeist sind es strebsame Bauersleute. Ein Rupert Roßegger ist Priester gewesen, hat große Reisen gemacht, darüber geschrieben und auch schöne Gedichte verfasst.

Der Bauernhof in Alpel, der zum untern Kluppenegger heißt und in welchem ich geboren worden bin, gehörte zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts einem Manne, genannt der Anderl (Andreas) im Kluppenegg. Das soll ein wohlhabender Mann gewesen sein und in der Tradition der Familie wird er noch heute der „reiche Kluppenegger" geheißen. Er hat ein Pferd besessen, mit welchem er für die Gemeinde Alpel den Saumverkehr mit dem Mürzthale (Fahrweg hat's damals noch keinen gegeben) versorgt haben dürfte.

Der Anderl im Kluppenegg war

„Verjagen thu i di, du Schandkerl, aus dem Haus, du nichtsnutziger Faulrian, du! Zum Fressen setzt er sich am Tisch zuwi und sonst ist er eh nix nutz, der Esel! 's Maul halt', oder i wirf dir di Salatschüssel an' Schädel, wenn sie mi nit g'reuen thät um di, denn wert bist sie nit, du Hallodri!"

„Was!" so schrie nun eine männliche Stimme, „außiwerfen willst mi, du z'nichts Mensch! Meinst, weil i dir's Haus verschrieben hab', kannst so umspringen mit mir. Schön thun soll i dir und du rennst Mittags no ungewaschener und ungekampelter im Haus ummer, mit Löcher in die Strümpf und abgehatschte Schuh, du Schwein du, pfui Teufel! Die schöne Müllerin hin und die schöne Müllerin her willst genennt sein, von deine Maulaffen. Sollen lei mal eini schauen in dein' Schlafstub', dann vergeht ihnen schon der Glust! Schlampen schiecher!"

„Wenn d' nit glei aufhörst, wirf i di außi", schrie nun wieder die weibliche Stimme. „Z'wegen deiner lass i mi g'rad' g'nug schön hoaß'n, so viel mi 's freut, bis i g'nug hab', du — du — du Kerl du!"

Dann schlug eine Thüre zu, dass das Haus erzitterte. Der Pfarrer aber drehte sich um und aus dem tiefsten Innern seines Herzens kam ein Deo gratias der Dankbarkeit hervor.

Am andern Tage läuteten die Glocken und die Pöller knallten. Die Musik spielte einen lustigen Marsch und die Schulmädchen standen da mit gelockten Haaren, wie die Schäfchen. Der Bürgermeister blieb richtig mitten in der Rede stecken, sonst aber nahm alles seinen herkömmlichen Gang. Und als dann der Pfarrer das Hochamt sang, flüsterte ein glückliches altes Mütterchen: „Na weiter, so a Freud', so a Freud'! Meine liebe, liebe Himmelsmutter, wie bist du fein und brav g'west. Mein hochwürdigster Herr Sohn ist gar Pfarrer bei uns. Mei, so a große Kerz' gibt's nit, wie i opfern möcht'; o baleib, sell gibt's nit!"

In einem alten Hausarzneibuche steht mit nun freilich verblasster Tinte schlicht und schlecht geschrieben: „Groß Frauentag, 1790. Ich, Joseph Roßegger, habe am Heutigen den Erstgepornen Suhn Ignatzius bekemen. Empfelche das klein Kind unser Lieben Frau.“

Vom Seppel erzählt man auch, dass er schon in seiner Jugend graue Haare bekommen hätte. Er sei nämlich während eines schweren Nachtgewitters auf einer hohen Tanne von wüthenden Wölfen belagert worden und habe unbeschreibliche Todesangst ausgestanden.

Der Seppel soll eine Alm gepachtet und sich nebst Ackerbau und Holzwirtschaft viel mit Viehzucht befasst haben. Er hatte zeitweilig acht Knechte und ebensoviele Dirnen gehabt, zu denen nachher noch die eigenen Kinder kamen.

Die Söhne hießen Ignatz, Michel, Martin, Simon, Baldhauser, Jakob. Von diesen Brüdern ist die große Verträglichkeit und Einigkeit in der ganzen Gegend sprichwörtlich geworden. In jeder Arbeit halfen sie einander und wo an Sonntagen einer der „Kluppenegger-Buben“ war, da sah man die anderen auch. Keiner ließ über die anderen ein böses Wort aufkommen, jeder stand für alle ein. Wenn es um einen Bruder gieng, so hob selbst der Friedfertigste, der Ignatz, seinen Arm. Wer einen dieser Burschen überwinden wollte, der musste alle sechs überwinden und der, für den einer derselben eintrat, hatte sechs gute Kameraden.

Mehrere dieser Brüder kauften sich später Bauerngüter im untern Mürzthale oder erheirateten sich solche. Dadurch entkamen sie der Militärpflicht. Soldat ist nur einer gewesen, derselbe starb zu Preßburg an Heimweh. Der Baldhauser, welcher die Soldatenlänge nicht hatte, brauchte sich um einen Besitz nicht zu bemühen, er blieb im heimatlichen Hofe als Knecht.

Der Josef erreichte ein hohes Alter. Auf einem Besuche bei einem seiner verheirateten Söhne im Mürzthale ist er fast plötzlich, über Nacht, gestorben. Bevor er zu jenem Besuche fortgieng, soll er gebeugt und auf seinen Stock gestützt, hastig dreimal um den Kluppeneggerhof herumgegangen sein und dabei mehrmals gesagt haben: „Nicht geboren, nicht gestorben, und doch gelebt!“ Als er hierauf nicht mehr heimgekommen war, hat man das so gedeutet, als hätte er sagen wollen: In diesem Hause bin ich nicht geboren und werde darin nicht sterben, und habe doch darin gelebt.

Zur selben Zeit war schon sein Sohn Ignatz (geboren 1790) Besitzer des Kluppeneggerhofes.

Er heiratete eine Tochter aus dem Peterbauernhofe, namens Magdalena Bruggraber.*) Diese Magdalena hatte auch mehrere Brüder, wovon einer sich das nachbarliche Grabenbauernhaus erwarb; sein Bruder Martin war bei ihm Knecht. Seit jeher waren diese beiden ein paar gute Genossen gewesen zu den Kluppenegger-Söhnen; jetzt in Verwandtschaft getreten, standen sie noch fester zu ihnen. Und doch ist es einmal anders geworden, wir werden das später erfahren.

Der Ignatz Roßegger soll ein schöner stattlicher Mann gewesen sein, Sonntags in schmucker Steirertracht, wie sie damals der Erzherzog Johann wieder zu Ehren gebracht hatte, ins Pfarrdorf gekommen sein und gerne gesungen haben. Dem „Natzl in Kluppenegg“ seine helle Stimme war in der ganzen Gegend bekannt und keinen Tag gab Gott vom Himmel, ohne dass man den „Natzl“ jauchzen

*) In meiner „Waldheimat“, wo überhaupt manches mit kleinen Umschreibungen und im poetischen Röcklein dargestellt werden musste, ist die Magdalena „das Heidemädchen“ genannt worden.
Der Verfasser.

einmal beim „Graßschnatten“ vom Baum herabgefallen und hatte einen hinkenden Fuß davongetragen. So soll er des Sonntags auf seinem Rösslein in die Kirche geritten sein, auch beim Wirtshause sich den Krug Wein aufs Rosslein haben reichen lassen und bei den Leuten ein großes Ansehen gehabt haben.

Dieser Anderl hat wahrscheinlich auch das stattliche Haus gebaut, welches auf seinem Trambaume die Jahreszahl 1744 führt und dessen Zimmerholz an vielen Stellen heute noch hart wie Stein ist, weil man zu jener Zeit das Bauholz aus reifen Waldungen genommen hat. Der Anderl hatte einen Bruder bei sich in der Einwohne, der Zimmermann war. Zur Zeit gehörten zum Hofe zwei „Gasthäuseln“; in dem einen, das gleich oberhalb des Gehöftes stand, wohnte ein Schneider, in dem andern, das tief unten an der steilen Berglehne war, wohnte ein Schuster; der Anderl selbst verstand die Weberei, die Lodenwalcherei und die Hautgerberei, also hatte er die wichtigsten Gewerbe beisammen und konnte den Nachbarn damit aushelfen. Auch hatte er unten im Graben eine zweiläufige Getreidemühle gebaut und gleich in demselben Gebäude eine Leinölpresse. Der Anderl soll fast Tag und Nacht gearbeitet haben, sich ausgeruht nur auf dem Pferde. Von einem Kluppenegger geht die Sage, dass er eines Tages auf dem Pferde sitzend todt nachhause gekommen sei; ob das von dem Anderl gilt oder von einem noch älteren, das kann ich nicht berichten.

Der Anderl hat nur ein einziges Kind gehabt, eine Tochter. Das soll eine gar stolze Jungfrau gewesen sein und viele Freier abgewiesen haben. Unter anderen warb ein Schichtenmeister aus Kindberg um sie, den nahm sie an und wie man sagt vorwiegend deshalb, weil er Soldat gewesen und vor der Kaiserburg zu Wien bei der Maria Theresia Wache gestanden wäre. Als es aber nach dem Tode des Anderl zur Heirat kommen sollte und das Bargeld nicht vorhanden war, das er als Nachlass von ihrem Vater erwartet, trat der Schichtenmeister zurück. Diesen Umstand nahm ein Sohn aus dem Riegelbauernhofe in Alpel wahr.

Das Riegelbauernhaus ist das zuhöchst gelegene in Alpel und von ihm aus sieht man über die Engthäler des Alpels hinweg in der Ferne viele hohe Berge. Man pflegte in alten Zeiten die Höfe hoch hinauf zu bauen, so hoch, dass man oft nicht einmal einen Brunnen hatte, eben wie auch bei diesem Riegelbauernhause, wo man jeden Tropfen Wasser unten an der steilen Berglehne holen musste. Das Gebäude der Riegelbauern steht heute noch, obzwar gänzlich unbewohnt. In diesem Hause tauchten die Roßegger auf. Es sollen zu jener Zeit viele Buben gewesen sein und einer davon, der Josef, gieng zur Kluppenegger-Tochter herüber und sagte: sei sie auch ohne Geld, obschon es beim reichen Kluppenegger heiße, so nehme er sie doch, wenn es ihr recht wäre. Also hat die Kluppenegger-Tochter vom Riegelbauernhofe her den Josef Roßegger geheiratet, welcher geboren worden war am 16. März 1743.

Der Josef soll ein kleines, rühriges Männlein gewesen sein, auf seinen kurzen, rundlichen Beinen niedrige Bundschuhe, grüne Strümpfe und eine Knielederhose getragen haben, auf dem Haupte einen breitkrempigen Filzhut, unter welchem lange graue Locken bis zu den Achseln herabreichten. Ein kleines hageres Gesicht, stets wohl rasiert, graue lebhafte Äuglein und im Munde allzeit ein harmloses Spässlein, so dass es immer zu lachen gab, wo der „Seppel“ dabei war.

Der Seppel hat auch die Kunst zu lesen und zu schreiben verstanden.

engen wasserdurchrauschten Berggräben nachhause. Zuhause getraute er sich nicht aufzuzeigen, weil er fürchtete, die Mutter könne den Vater, wenn er nachkäme, noch ärger hernehmen, dass er das Kind so allein hätte fortgehen lassen durch die großen Waldungen, wo man noch dazu von Wölfen hörte.

Der Knabe blieb also im Schachen hinter dem Hause stehen, bis der Vater nachkommen würde. Die Schatten der Schachenbäume wurden länger und vergiengen endlich, ein Gewitter stieg auf und gieng nieder, vom Riegelbauernwalde war es manchmal wie das Geheul eines wilden Hundes, der Knabe stand im Schachen und wartete auf den Vater. Der Vater begleitete aber an diesem Tage seinen Nachbar und Gevatter Grabler bis zu seinem Hause, kam daher auf einem andern Wege heim und konnte der Magdalena Frage nach dem Knaben Lorenz nicht beantworten. Der Lorenz war im Wirtshause ja längst vor ihm heimgegangen und war jetzt nicht da. Der Schreck des Ignatz war so groß, dass er zur Stunde ein heiliges Fürnehmen that, wenn der Knabe glücklich wieder gefunden werde, so betrete er sein Lebtag kein Wirtshaus mehr, außer es sei auf einer Wallfahrt oder sonst auf einer Reise, oder es sei bei seiner goldenen Hochzeit mit der Eheliebsten Magdalena.

Bei der Eheliebsten Magdalena würde zu solcher Stunde diese Wendung nicht viel gefruchtet haben, wenn der Knabe nicht jetzt zur Thür hereingegangen wäre.

Das Gelöbnis soll der Ignatz leidlich gehalten haben, obwohl durch einen seltsamen Zufall eine neue Versuchung herantrat, mit einem guten Kruge sich manchmal gütlich zu thun.

Eines Tages, als sein Kind Jakob gestorben war, und als er, um beim fernen Pfarramte die Leiche anzeigen zu gehen, aus seinem Gewandkasten ein Linnenhemde herausnehmen wollte, wie solche von seiner Mutter noch eigenhändig gesponnen und genäht im Vorrathe waren, fiel es ihm auf, dass der Kasten einen so dicken Sohlboden hatte. Durch Klopfen kam er darauf, dass dieser Boden hohl war, durch Umhertasten bemerkte er an der innern Ecke ein Schnürchen. Er zog an und da hob sich ganz leicht ein Deckel und ließ ihn hineinsehen auf sieben vollgepfropfte Säcklein, die zwischen dem Doppelboden verborgen gewesen waren. Aus alten Hosen getrennte Säcke waren es, mit Schuhriemen zugebunden, und ihr Inhalt Silbergeld, lauteres Silbergeld.

Der Ignatz erzählte von diesem Funde seinem Weibe und seinen Brüdern. Während in der Stube noch das Leichlein lag, setzten sie sich auf dem Küchenherde zusammen und untersuchten das Geld; es war keine landläufige Münze darunter, lauter alte „Thaler“, manche gar unregelmäßig, fast eckig in der Form, mit fremdartiger Prägung, theils abgegriffen und schwarz, aber von so hellem Klange, dass die Ohren gellten.

Nun riethen sie hin und her, von wem wohl der Schatz stammen konnte, und da fiel es dem Ignatz ein, dass er von ihrem Großvater, dem Anderl im Kluppenegg herrühren dürfte, der als reich bekannt gewesen, von dem aber nach seinem Tode kein Baargeld gefunden worden war. Die acht Brüder beschlossen also, das Silbergeld unter sich zu theilen. Jeder soll an siebzig Gulden bekommen haben, der Ignatz um einen Theil mehr, und das war zum Finderlohn. Weiter hatten sie keinem Menschen von dem Funde gesagt, sollen aber ihre liebe Noth gehabt haben mit einzelnen der alten, unbekannten Münzen, um sie an den Mann zu bringen. Der Betrag war für die damalige Zeit ein bedeutender, doch

hörte auf der Weiden oder in den Wäldern von Alpel. Im Gegensatz zu seinem Vater trug er kurzgeschnittenes Hauptthaar, ließ aber seinen blonden Schnurrbart stehen. Die Herrschaft (das Grafenamt Stubenberg) sah es damals nicht gerne, wenn die Leute ihren Bart stehen ließen, das war revolutionär, aber den harmlosen lustigen Natzl hat sie deshalb nie zur Verantwortung gezogen.

Den Ignatz soll nie jemand trotzig oder zornig gesehen haben, mit jedermann war er gemüthlich und verträglich; die Alpelbauern sagten viel später noch, einen besseren Nachbar kann sich kein Mensch wünschen, als es der Natzl gewesen ist. Weitberufen war er als Kinderfreund und wo ihm auf Wegen und Stegen ein Kind begegnete, da that er sein rothes Lederbeutelchen auf und schenkte ihm einen Kreuzer. Auch selbst war er mit Kindern reich gesegnet, sieben Söhne, Lorenz, Franziscus, Sebastian, Thomas, Anton, Jakob, noch einmal Franziscus, zwei Töchter, Margaretha und Katharina, wurden ihm rasch nacheinander geboren; mehrere starben in früher Kindheit, die übrigen wuchsen auf unter den strengeren Züchten der Mutter Magdalena. Der Ignatz hatte sich aber, wahrscheinlich aus Ursache seiner Leutseligkeit, einen großen Fehler angelebt. Er saß gerne in den Wirtshäusern. Wenn er auch nicht viel trank, so trank er doch wenig, wenn er auch nicht um Hohes Karten spielte, so spielte er doch um Geringes, wenn er auch nicht schweren Tabak rauchte, so rauchte er doch leichten, und wenn er auch nicht Schulden machte, so ward sein kirschrother Geldbeutel zum mindesten immer um Einiges leichter. Die Woche über arbeitete er fleißig, des Sonntags aber, wenn er in die Kirche gieng, da kam er nie zum Mittagsessen nachhause, wie es sonst der Brauch, da setzte er sich in ein Wirtshaus, ließ sich's wohl geschehen, jodelte ein wenig, spielte ein wenig, war stets heiter, und erst wenn es finster wurde, gieng er den weiten Weg ruhig nach Hause.

Seine Magdalena muss ein scharfes Weib gewesen sein. So spät er auch kommen mochte, immer hat sie ihn wachend und gerüstet erwartet. Das soll dann stets ein Wetter gewesen sein, dass das ganze Haus erbebt hat, erbebt mitsammt den Kindern, die es nicht begreifen konnten, wie Mutter wegen seines Nachtheimkommens so herb sein konnte, da er ja doch heimgekommen war. Er soll die heftigsten Vorwürfe ruhig und schweigend über sich ergehen lassen und nur immer die Kinder beschwichtigt haben, die sie durch ihr Lärmen aus dem Schlafe geschreckt.

Manchmal nahm er auch einen oder den andern seiner Knaben mit in die Kirche, was den Kleinen allemal ein Feststag war. Nur der Knabe Lorenz, so lieb er sonst seinen Vater hatte, wollte bald nicht mitgehen, denn der bekam Heimweh, wenn er den ganzen Sonntag nachmittag neben ihm im Wirtshause sitzen musste. Er durfte bei diesem Sitzen zwar sein grünes Filzhütlein mit der Hahnenfeder aufbehalten, er bekam von der Wirtin sogar Zucker in den gewässerten Wein geworfen, aber trotzdem war es unter den rauchenden, lärmenden Bauern unsäglich öde, und wenn er seinen Vater bat, nachhause zu gehen, antwortete dieser immer: „Gleich, gleich, Bübel, ich geh schon, nur mein Lackerl Wein trink' ich früher aus." Der Knabe durfte ja auch mittrinken, und so richtete er es mehrmals ein, dass er während des Trinkens scheinbar ungeschickterweise den Wein heimlich vergoss, aus Sorge, dass der Vater zuviel trinke. Aber als der Krug leer war, ließ ihn der Ignatz wieder füllen, da hielt es der kleine Lorenz einmal nicht länger aus, stahl sich heimlich davon, gieng durch die finsteren Wälder und

lich angelegt; wo es lärmende Leute gab, da war er nicht gern; die Wirtshäuser waren ihm ein Graus und da hatte er gehört, auf Kirchweihen gäbe es noch mehr Wirtshäuser als sonstwo; also bliebe er lieber daheim. Seine Mutter rief: „Der Junge ist gescheiter wie der Alte und weiß, dass man Kinder nicht auf Kirchweihen mitnimmt. Bliebest auch du daheim, Natzl, morgen thät's dir gewiss nicht leid sein."

Der Ignatz zog aber sein schönes Gewand an und gieng mit seinem Bruder Baldhauser nach Fischbach. Als sie hinkamen, war der Marktplatz schon voller Buden, Leute und Gesurre; Leutedunst, Tabakrauch, Methgeruch, alles durcheinander, aus den Wirtshäusern fröhlicher Lärm, und der Baldhauser wollte gleich zum Bauernhoferwirt hinein. Der Ignatz sagte, sie thäten zuerst doch lieber ein bissel in die Kirche schauen, weil sie gerade zum Hochamt läuteten, und nachher standen sie eine Stunde lang eingekeilt in der Menge und der Baldhauser war sehr ungeduldig und dachte nach, wie er mit dem Grabenbauer zusammenkommen würde.

Nach dem Gottesdienste kauften sie auf dem Markte Schuhnägel, Pfeifenzugehör mit Tabak, und der Ignatz weißbestriemte Lebzeltherzen für die Kinder daheim und ein großes Lebkuchenstück mit Mandeln gefüllt für seine Magdalena. Das band er in ein blaues Sacktuch zusammen und dann giengen sie gleich zum Neuwirt. Dort waren lauter lustige Leute und der Ignatz hub bald an zu singen. Dem Baldhauser ließ es aber keine Ruhe, er meinte, auch den übrigen Wirten müsse man ein Seitel abkaufen, sonst könnte es sie verdrießen, und sie giengen nachher zum Tafernwirt, und zum Krammerwirt und zu anderen. Aber nirgends traf er den Grabenbauer und die Dirn. Beim Krammerwirt war es ihm vorgekommen, als huschten sie zur hintern Thür hinaus, während er mit seinem Bruder zur vordern hereingieng.

Am Nachmittage wurde es in einzelnen Wirtshäusern schon unheimlich laut und aus dem wirren Geschrei gellte manchmal ein rohes Fluchwort auf. Vor dem Bauernhofer Wirtshause balgten sich ihrer ein halb Dutzend betrunkener Bursche auf der Gasse, mit Fensterrahmen hieben sie aufeinander los, die sie drinnen ausgebrochen hatten. Beim Krammerwirt soll zwischen Holzknechten und Schustergesellen ein solches Schlagen losgegangen sein, dass das Blut zu den Thürstufen herabtröpfelte. Solange noch gesungen worden, hatte der Ignatz frisch und klingend mitgethan, hatte zu zweien oder dreien den Arm um den Nacken des andern gelegt und den Kameraden froh in die Augen schauend sinnige oder kecke Lieder angestimmt. Als es nun überall ins Stänkern und Schimpfen und Schreien und Raufen ausartete, wollte er heimgehen. Da es gegen Abend war und der Baldhauser seinen Grabenbauer immer noch nicht gefunden hatte, sagte er zum Bruder: „Das ist eine lausige Kirchweih!" und machte sich missmuthig auf den Heimweg. Der Ignatz gieng fröhlich mit ihm.

Nach einer Stunde kamen sie hinauf zu den Almhöhen, wo die Halterhütte stand. Der Weg gieng hier oben eben und glatt durch jungen, dichten Lärchenwald, es ward schon dunkel.

„Da gibt's auch noch Leute", sagte der Ignatz plötzlich, denn auf einem Rasenplatze saßen ihrer etliche Männer und ein Weibsbild. Es waren ja seine zwei Schwäger, der Grabenbauer und dessen Bruder, der Mirtel, und es war ein Riegelbauernknecht und der Holzknecht Caspar; das Weibsbild war die Heidenbauerndirn.

Der Baldhauser stand einen Augenblick still und stutzte. Dann trat er vor die Dirn und sagte:

keinem der „Kluppenegger-Buben“ hatte man es angemerkt, dass sie einen Reichthum besaßen. Der Ignatz mag zu Ehren der alten Schimmeln wohl einmal einen Krug getrunken haben, ohne dass die Magdalena erheblichen Einspruch that, im ganzen mied er die Wirtshäuser. Vorübergehen konnte er zwar an keinem, und so blieb er ihnen fern, indem er an Sonn- und Feiertagen nur gar selten in die Kirche gieng, sondern seinen Rosenkranz zuhause betete und dann vor dem Hause seine Jodler sang hin über die grünen Höhen, so dass die Magdalena erst jetzt eine Freude hatte an ihrem braven und lustigen Mann.

Da kam jene Kirchweih zu Fischbach. Dieser Ort ist von Alpel durch den hohen Gebirgszug der Fischbacheralpen mit dem Teufelsstein getrennt. Aber man gieng an Festtagen gern über dieses waldige Gebirge, weil es in Fischbach sehr lustige und kecke Leute gab, weil in den dortigen Wirtshäusern damals noch keine ständige Polizei war, wie etwa im Mürzthale, und weil es daher dort sehr ungezwungen hergieng. Besonders die Fischbacher Herbst-Kirchweih war weitum berüchtigt, und wenn irgendwo Bauernburschen miteinander einen unausgetragenen Handel hatten, so stellten sie sich bei der Kirchweih ein, wo es dann fast allemal zu einem blutigen Raufen kam. Ignatz' Bruder Baldhauser war dem Raufen nicht abgeneigt. Manchmal, wenn er des Morgens die damals übliche, schön geformte und mit weißen Nähten gezierte Lederscheide mit Pfeifenstierer, Gabel und dem großen Messer in den Hosensack schob, soll er gesagt haben: Man weiß nicht, wozu man's brauchen kann. Bei den Weibsbildern scheint der Baldhauser auch nicht blöde gewesen zu sein, denn er wählte sich allemal eine solche aus, die auch anderen Burschen gefiel und so kam es vor, dass das Recht des Stärkern entschied. Der Baldhauser war ein mehr kleiner, untersetzter Mann, sonst sehr bedächtig und langsam in seinen Bewegungen, beim Ringen aber der flinkeste und abgefeimteste, der seinen Gegner fast allemal so bettete, wie er nicht gebettet sein wollte. Wer es also mit dem „Hausel“ zu thun hatte, der trachtete erstens ihm in Abwesenheit seiner Brüder beizukommen, was schon leicht war, da die meisten derselben in eine fremde Gegend fortgeheiratet hatten. Trotzdem pflegte ein Gegner des Baldhauser sich um Genossen zu schauen, und wenn ihrer drei oder vier gegen ihn waren, da geschah es wohl manchmal, aber durchaus nicht immer, dass er wesentliche Merkmale heimbrachte, worauf die Schwägerin Magdalena freilich allemal die Bemerkung that: „All zwei Füß' hätten sie dir abschlagen sollen, das wär' dir gesund, du Raufbär!“

Solcher Meinung war der Baldhauser zwar nicht. Da kam nun wieder einmal die Fischbacher Herbstkirchweih und er hatte wieder einmal eine Liebste, auf welche das Eigenthumsrecht aber der Grabenbauer gelegt haben wollte. Dem Grabenbauer hatte er schon früher einmal Post geschickt: „Du! wenn du noch länger gesunde Knochen haben willst, so lass die Dirn!“ und trotzdem hörte er nun, der Grabenbauer führe dieselbige zur Kirchweih, habe aber gleichzeitig auch etliche Kameraden bestellt. Da wusste er freilich, der Baldhauser, dass zwischen ihm und den Grabenbauernleuten der Friede gebrochen war und was er zu thun hatte bei dieser Kirchweih zu Fischbach. Sein Bruder, der Ignatz, wusste nichts davon, der Baldhauser sagte ihm auch nichts, lud ihn nur ein, mit ihm über das Gebirge zu gehen nach Fischbach zu dem lustigen Feste, wo getanzt und gesungen würde über die Maßen. Der Ignatz fand sich gern bereit und wollte auch seinen Knaben Lorenz mitnehmen. Dieser war von Natur aus zart und beschau-

und bevor sie den Verletzten noch zu Bette brachte, hielt sie Gericht über den Baldhauser. Eine solche Wucht der wildesten Vorwürfe soll in dem Hause nicht erhört worden sein, als die Magdalena jetzt dem Schwager Baldhauser machte, der ihren Mann mit auf die Kirchweih gelockt, um ihn dort von Raufgesellen erschlagen zu lassen. Zuerst hatte der Baldhauser sich vertheidigen wollen, sich rechtfertigen und wehren, aber ihre Zornes- und Gefühlsausbrüche wurden so gewaltig, dass er schwieg und anhub zu weinen. Die Kinder waren aufgewacht und jammerten, der Kettenhund winselte, die Hühner flatterten von ihren Stangen und gackerten, das Gesinde war herbeigekommen und umstand erschrocken die Gruppe, wie die Bäuerin Magdalena rasend vor Wuth und Schmerz ihr Gewand zerriss und die Fetzen hinschleuderte auf den Baldhauser, der wimmernd vor ihr auf den Knien lag.

Als endlich in ihrem Gemüthe die Erschöpfung und Dumpfheit eingetreten war, wendete sie sich an den Ignatz, der in völliger Ohnmacht dahinlag, brachte ihn auf seine Liegerstatt, flößte ihm warme Milch ein und saß bei ihm die ganze Nacht, die Hände auf dem Schoß gefaltet. Als die Morgenröthe zu dem Fenster hereinkam und die Ofenmauer matt anglühte, schlug der Ignatz einmal die Augen auf und blickte um sich. Magdalena legte ihre Hand auf seine feuchte Stirn und sagte mit einem Ton unendlicher Milde: „Ist dir besser, mein Natz?"

Er tastete nach ihrer Hand: „Es wird schon wieder gut, Magdalena, es wird schon wieder gut."

Der Baldhauser hat noch in derselben Nacht seine Sachen zusammengepackt und ist fortgegangen, höher hinauf ins Gebirge zu den Holzknechten.

Und nun sind die stillen betrübten Tage gekommen. Allerlei Hausmittel hatten sie angewendet, der Kranke musste Gemswurzeln kauen, Hundsfett essen, sich „ziehende Pflaster" auf die Brust legen lassen und sonst allerlei. Er saß wohl in der Stube auf der Ofenbank, oder er gieng draußen im Hofe langsam herum, um sich immer wieder irgendwo niederzusetzen. Bei den Kindern war er gerne, sah ihnen zu bei ihren Spielen mit Steinchen und Fichtenzapfen, redete aber wenig mit ihnen, kam allemal bald nur so ins dumpfe Hinschauen und Hinträumen. Einen schweren Athem hatte er und musste viel husten. Manchmal kam Blut aus der Brust, aber nur in wenigen Tropfen.

So währte es mehrere Monate. Eines Sonntags am Nachmittage, als der Ignatz neben dem warmen Ofen saß und doch fröstelte, kam die Magdalena herein und berichtete, dass ihr Bruder, der Grabenbauer-Mirtel, in der Küche draußen sei und die einfältige Frage gethan habe, ob er hereingehen dürfe. Sie habe ihm geantwortet, das stehe doch jedem Bekannten frei, geschweige erst einem Schwager. Der Mirtel habe aber gebeten, sie möchte doch anfragen beim Natz, ob er auf ein Wort zu ihm hereinkommen dürfe.

„Ich weiß es wohl, warum er fragt", entgegnete der Ignatz; Magdalena konnte es aber nicht wissen, weil es ihr nicht gesagt worden war, dass gerade der Mirtel ihn so schwer verletzt hatte.

„Er kann schon hereinkommen", antwortetete der Ignatz nun heiser und kurzathmig, „und du musst so gut sein und noch ein paar Scheiter in den Ofen stecken." Denn er wollte sie draußen beschäftigen, während der Mirtel bei ihm in der Stube war.

Dieser trat denn ein, schaute beklommen in der dumpfigen Stube umher und sah ihn nicht gleich. Erst als er aus dem Ofenwinkel ein Husten hörte, trat er dorthin, blieb stehen

„Was machst denn du da? Du gehörst da nicht her!“

„Hausel, wenn's dir nicht recht ist!“ versetzte der Grabenbauer fast leise, ballte die Fäuste und erhob sich.

„Mit so Wegelagerer-Lumpen nehm' ich's auf“, sagte der Baldhauser trotzig.

„Lass sie gehen, Hausel“, mahnte der Ignatz und suchte den Bruder mitfortzuzerren. Das war schon zu spät, sie geriethen zusammen; zuerst ihrer zwei, der Grabenbauer und der Mirtel waren über den Baldhauser hergefallen; als dieser aber den einen arg nach rückwärts bog, dem andern ein Bein schlug, sprangen auch die beiden anderen bei. Als der Ignatz sah, dass vier starke Männer über seinen Bruder her waren, da griff er auch zu. Die Dirn kreischte und rief alle Heiligen an. Wortlos rangen die Männer in einem Knäuel, sie schnoben, unter ihren Füßen dröhnte der Boden. Der Grabenbauer hatte die Finger der einen Hand an Baldhausers Kehle gesetzt, mit der andern wollte er sein Messer ziehen; in dem Augenblicke flog er von Ignatz geschleudert auf den Rasen hin. Fast gleichzeitig stürzte auch der Ignatz und jetzt sprang ihm der Mirtel mit beiden Füßen auf die Brust. Da der Ignatz unbeweglich liegen blieb, so stieß der Mirtel einen grausigen Fluch aus und versetzte ihm mit schwerem Stiefel noch einen heftigen Fußtritt auf das krachende Brustblatt. — Der Baldhauser riss los, fasste die Dirn und raste mit ihr davon.

Weit unten in der Köhlerhütte verbarg er sie und verbot ihr einen Laut zu thun; er lugte zum Fensterlein hinaus, wie der Holzknecht Caspar und der Riegelbauernknecht und endlich auch der Mirtel mit dem Grabenbauer vorbeigiengen. Sein Bruder Ignatz aber kam nicht. Als er auf diesen vergebens gewartet hatte, ließ er das Weibsbild im Stich und gieng den Weg zurück hinauf bis zur Höhe. Es war schon beinahe finster. Der Ignatz saß auf einem Baumstock.

„Was hast denn, dass du nicht nachkommst?“ fragte ihn der Baldhauser.

„Der Mirtel hat mich so getreten!“ antwortete der Ignatz, sonst sagte er nichts.

„Kannst nicht gehen, Bruder? Komm, ich werde dich führen.“

Der Ignatz deutete mit der Hand, der Baldhauser solle nur seines Weges gehen, er werde schon nachkommen.

Das that der Baldhauser freilich nicht, er blieb bei dem Bruder, er suchte eine Quelle und brachte im Hute Wasser, den Verletzten zu laben. Dann stand der Ignatz auf, stützte sich an den Baldhauser und sie huben an zu gehen.

Oft, wie oft musste er rasten unterwegs und da sprach er einmal zum Baldhauser: „Bruder, daheim wollen wir nichts sagen davon, dass wir's mit den Schwägern haben gehabt. Es ist eine Schande.“

Um Mitternacht erst sollen sie nachhause gekommen sein und der Baldhauser erschrak fast zu Tode, als er nun beim Kienspanlicht sah, wie blass der Ignatz war, wie matt und stier sein Auge, und wie an den Mundwinkeln Blutkrusten klebten. Er gab ihm wieder Wasser zu trinken, und suchte in dem Küchenkastel nach einem Balsam. — Der Magdalena fiel es schon auf, was sie denn in der Küche herumzuthun hatten, sie eilte hinaus und erfuhr es nun, gerauft wäre worden und den Natzl hätt's ein bissel getroffen, aber die anderen hätten auch ihr Theil bekommen!

Als die Magdalena ihren Mann ansah, wie er halb auf die Bank hingesunken dalehnte, sagte sie scheinbar sehr ruhig: „Nau, der hat genug.“

Mit keinem Worte hatte sie gefragt, wie das gekommen war, sie ahnte es gleich, die Ursache wäre der Schwager

nicht", sagte er noch, „ich muss zu heiß getrunken haben . . ". Und sank auch schon zu Boden.

Die Weibsleute, die beim Spinnen waren, sprangen herbei und riefen, was denn das wäre! Er antwortete nicht mehr. Sie legten ihn ins Bett und huben an zu beten, und die Magdalena wurde nicht müde, ihn mit allen Mitteln, die ihr einfielen, wieder zum Bewusstsein zu erwecken. Er holte wohl Athem, manchmal stöhnte er, machte die Augen auf, aber man wusste nicht, ob er jemanden erkannte. Der Lorenz, damals vierzehn Jahre alt, gieng noch am stöbernden Abende fort nach Sanct Kathrein, um den Geistlichen zu holen. Er soll, wie später erzählt wurde, den fast drei Stunden langen Weg hin und her in nicht ganz zwei Stunden zurückgelegt haben. Er kam ganz unmenschlich schnaufend zurück, aber ohne Priester. Der Pfarrer von Kathrein war selber krank. So müsse eilends jemand nach Krieglach. Wieder erbot sich der Lorenz, er sei gar nicht müde, und so schnell wie er bringe den Geistlichen keiner.

Krieglach ist weit, erst gegen Morgen kam der Junge zurück, wieder allein und ganz trostlos; der Pfarrer sei nach Graz gereist und der Kaplan auf einem andern Versehgange in die hintere Massing, von welchem er erst Mittags zurückkehren könne. Dann komme er nach.

„So kann er auch das nicht haben!" jammerten alle. Es hätte sich ja doch nur mehr um die letzte Ölung gehandelt. Der Lorenz fand seinen Vater bewegungslos daliegen und schlummern. Das sei das allerbeste, meinte die Mutter, und er, der Knabe, solle sich nun auch niederlegen, sonst werde er leicht ebenfalls krank. Denn die Aufregung, die in dem Jungen war um den geliebten Vater, konnte ihr nicht verborgen bleiben. Er legte sich in der Küche hin auf die Bank, und schlief ein paar Stunden fest. Eine eigenthümliche Unruhe, die sich im Hause erhoben hatte, weckte ihn auf. Hastig, aber leise auftretend, einen Augenblick unter Flüstern beieinander stehen bleibend und dann weiterhuschend, waberten die Leute thüraus und ein und in der Stube war ein Murmeln, als ob jemand bete. Der Lorenz sprang auf und fragte nach dem Vater.

„Er ist ein wenig schlechter geworden", berichtete eine Magd, setzte aber, da der Junge vor Schreck aufstöhnte, bei: „Wird doch wohl wieder besser werden. Er ist gleichwohl noch so jung."

Als der Lorenz in die Stube kam, knieten sie betend und schluchzend um das Bett herum; der Vater lag ruhig da, zwischen den aneinandergelegten Händen stand eine rothe, brennende Kerze.

Es war schon vorbei.

— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —

Ignatz Roßegger ist nur neununddreißig Jahre und zehn Monate alt geworden. Er starb am 4. December 1829. Die Trauer um ihn war eine sehr große und allgemeine. Während er aufgebahrt lag, konnte das Haus die Leute kaum fassen, die zu der nächtlichen Leichwache erschienen waren. Auch alle Freunde und Verwandten waren da, vor allen der Baldhauser, der Grabenbauer und der Mirtel. Sie standen zusammen und gelobten, die Witwe Magdalena, auf der nun so große Sorgen lagen, nicht zu verlassen. Die Kinder lagen verweint, im Schlafe noch schluchzend, in ihren Bettlein oder standen und lehnten unter den Leuten so herum, wie arme Waiselein. Der Knabe Lorenz stand fast immer auf einem Flecke neben der Stubenthür und sah auf alles, was jetzt war und im Hause vorgieng, mit großen Augen hin. Er konnte es nicht fassen, was geschehen war,

vor dem Kranken und konnte kein Wort sagen. Der Ignatz sagte auch nichts, sondern hob langsam seine rechte Hand und hielt sie ihm hin. Unsicher reichte der Mirtel die seine und sprach: „Natz! Keine ruhige Stund' hab' ich mehr gehabt seit der Kirchweih. Dass mir solches hat müssen aufgesetzt sein. Wo du mir alleweil frei der liebeste Kamerad bist gewesen . . . .“ Er wendete sich ab und gieng einige Schritte gegen ein Fenster hin, als wolle er hinausschauen. Und mit dem Ärmling fuhr er sich übers Gesicht.

„Mirtel!“ sagte der Ignatz leise, „geh her. Geh her zu mir. — Dir ist's aufgesetzt gewesen und mir ist's aufgesetzt gewesen. Wer kann dafür. Braucht's auch weiter niemand zu wissen, wie es ist hergegangen. Es wird ja schon besser. Und will auch einmal zum Arzte schicken, dass er ein wenig nachhilft. — Wie geht's denn dir, Mirtel?“

„Und du hast mir nichts für ungut, Natzl? Gewiss nicht?“

Der Ignatz machte mit der flachen Hand eine Bewegung in die Luft hinein, gleichsam als wollte er sagen: Lass es gut sein, Mirtel, es zahlt sich nicht aus. Ein sehr heftiger Hustenanfall verhinderte ein weiteres Gespräch. Als der Mirtel wieder in die Küche hinaustrat, sagte er zu der Magdalena: „'s ist wohl ein herzensguter Mensch!“

„Wie findest ihn denn, Bruder?“

Ein Trostwort wollte er sagen, es verschlug ihm die Rede.

„Mir gefällt er halt wohl gar nicht“, meinte sie, „und morgen will ich doch endlich zum Bader schicken nach Strallegg. Sie sagen, für die auszehrende Kranheit wäre der soviel gut.“

Der Mirtel ist davongegangen — halb verloren. Dass es so sollte stehen mit dem Ignatz, hätte er nicht gedacht. Die Magdalena hat ihm von der Thür aus eine Weile nachgeschaut. Das war ihr nicht recht vorgekommen jetzt, mit dem Mirtel!

Am nächsten Frühmorgen gieng vom Kluppeneggerhofe ein alter Knecht nach Strallegg. Er hatte Geld mitbekommen für den Arzt, gedachte es aber dem Bauer zu ersparen. Wenn er sagt, dass der reiche Bauer krank ist, da wird sich der Arzt hoch lohnen lassen. Als der alte Knecht daher vor dem Arzte stand, that er sehr erschöpft und kurzathmig und hüstelte und sagte, ihn hätt's arg auf der Brust. Ein böser Stier habe ihn gestoßen vor drei Monaten, und seither nehme er an Fleisch und Kräften ab, er glaube, die Auszehrung werde es sein, er sei ein armer Dienstbot' und thäte halt gar schön bitten um einen guten Rath.

Der Arzt sagte: „Musst halt recht Milch trinken und immer einmal ein Stückel Fleisch essen, und wenn dich der Husten anpackt, so trink' eine Schale Kramperlmoosthee, aber so heiß, als du's derleiden kannst.“

Was der Rath thäte kosten?

Der koste nichts. Also eilte der Knecht heim und sein erstes Wort war, er habe dem Ignatz das Geld erspart und doch einen guten Rath mitgebracht. Fleisch und Milch. Und gegen den Husten Kramperlmoosthee trinken, so heiß, als er's derleiden kunnt.

Eine Nachbarin hatte den Thee vorräthig, er war zwar sehr bitter zu trinken, aber er wärmte Brust und Magen und der Ignatz schöpfte aus diesem Mittel neue Hoffnung.

Zu Anfang des Adventes war's, wenige Wochen vor Weihnachten, als der Husten mit erneuter Heftigkeit auftrat. Ließ der Ignatz sich wieder einmal den heißen Thee richten, trank ihn rasch aus und wankte dann ins Freie. Nach einer kleinen Weile kam er wieder in die Stube zurück, ganz verändert und taumelnd. „Ich weiß

die an ihrem Scheitel schon rissig und zackig war, und an welcher die weißgrauen Flechten wucherten. Da gieng am nahen Wege ein Mann mit grauen Bartstoppeln, in Kniehose und mit einer schwarzen Zipfelmütze vorbei. Ich erkannte ihn und rief: „Ahnl, Ahnl, der Vetter Mirtel!" Da gab die Großmutter mir mit der Faust einen Stoß, dass ich hintaumelte, und sprach klingend hart: „Still sei! Der Mensch geht dich nichts an!"

Diese Worte habe ich erst verstanden viele Jahre später, als ich selber schon reich an Jahren und erfahren war und als mein Vater Lorenz mir eines Tages unter einem wuchtigen Eschbaume sitzend die Geschichte von meinem Großvater Ignatz erzählt hatte.

„Menschliches, Allzumenschliches."

In der Oase dort am Quellenrande
Erschöpft, ermattet sank Ben Achmet hin,
Mit wundem Fuß vom trock'nen Wüstensande,
Den glühend heiß der Sonne Strahl beschien.
Es trieb ihn über Meere, durch die Lande
Der ganzen Menschheit wollte er entflieh'n,
Um mit sich selbst allein zu überwinden,
Und konnt' er's nicht: einsam den Tod zu finden.

Und düst'ren Blicks ließ er sein ganzes Leben
An seinem inn'ren Aug' vorübergehn.
Wem galt des Jünglings erstes heil'ges Streben,
Was hatte er zuerst als höchstes Ziel erseh'n?
Die Freundschaft war's, der er sich hingegeben,
Die keine Macht im Herzen konnt' verwehn.
Weil er sich selbst nur treu und wahr gefunden,
Glaubt' er den Freund auch ewig sich verbunden.

Die Freundschaft, die begeistert er gepriesen,
Als unsrer Seelen sittlichsten Gehalt,
Die schwärmend er zum Ideal erkiesen
Und leuchtend mit der Jugend Glut gemalt,
Die hatte rasch als trüg'risch sich erwiesen,
Wo es des Freundes eig'nen Vortheil galt.
Und weinend musste es sein Auge schauen,
Wie schnell der Wahn entschwand und das Vertrauen.

Doch sieh! Da zieht auf schimmernd gold'nen Schwingen
Ihm eine Tröst'rin in die wunde Brust,
Ihm ist, als müsst' ihm jedes Werk gelingen,
Er wird sich jubelnd seiner Kraft bewusst;
Sein ganzes Sein fühlt mächtig er durchdringen,
Ein heißes Glück voll nie geahnter Lust,
Und auf schreit er zum Himmel im Entzücken:
„Nur Liebe, Liebe nur kann uns beglücken!"

und später in seinem Leben that er noch oft den Ausspruch: „Dazumal, wie mein Vater gestorben, das ist mein härtester Tag gewesen."

Magdalena trug zur Zeit ein Kind unter dem Herzen. In allem Gewirre stand allein sie aufrecht und ruhig, fast finster da. Sie redete nur mit wenigen wenige Worte; wenn man weinend sie tröstete, so schwieg sie, hatte ein ganz trockenes Auge und ihr blasses Antlitz zeigte einen herben Ausdruck. Sie versorgte das Haus und that ihre Verrichtungen wie jeden Tag; manchmal hielt sie inne, als wäre ihr Leib erstarrt, und schaute vor sich hin. Dann arbeitete sie wieder. Als in der letzten Nacht der Leichenwache das Todtenmahl aufgetragen wurde und die Leute in der Stube halblaut murmelnd bei den Tischen zusammensaßen unter dem matten Scheine eines Talglichtes; als zur offenen Stubenthür vom Vorhause, wo die Bahre stand, das Öllichtlein hereinflimmerte; als drei Männer die Leiche hoben und in den Sarg aus weißem Fichtenholze legten, als die Magdalena hin- und hergieng, um noch das letzte für den Kirchgang zum Begräbnisse zu ordnen, blieb sie auf einmal vor dem Sarge stehen, schaute auf den Todten und rief mit heller Stimme: „Einzig das möcht' ich wissen, wer ihn erschlagen hat auf der Fischbacheralm!"

Den Leuten gieng der Ruf durch Mark und Bein. Der Mirtel legte seinen Löffel weg. — Gar bange still war's in der Stube, allmählich begannen aber einige zu flüstern: „Es werden ihrer heute wohl da sein, die davon wissen." Weiter sagten sie nichts.

Als der Ignatz begraben war, gieng die Magdalena heim auf den einsamen Hof und hub mit ihren Kindern und mit ihrem Gesinde an zu wirtschaften. Ihre Verwandten boten ihr manche Zuhilfe und manchen Rath; wenn aber ihre Brüder kamen, der Grabenbauer, der Mirtel, oder der Schwager Baldhauser, da sagte sie kurz und herb, sie brauche nichts.

Vierzehn Jahre lang hatte sie fest und zielbewusst die Herrschaft geführt auf dem Kluppeneggerhofe, sie war strenge, arbeitsam, sparsam, und hob das Haus zu neuer Wohlhabenheit. Endlich war der Lorenz, der älteste, so weit, dass er sich wagen wollte, der alternden Mutter die Last abzunehmen. Eine junge Dienstmagd war im Hause, ein armes Dirndel, dessen Mutter mit Kohlenbrennen den dürftigen Unterhalt erwarb. Das Dirndel hieß Maria.

Diese Dienstmagd fieng der Lorenz sachte an, gern zu haben. Die Leute redeten hin und her, dass sie so arm sei, von so geringem Stamme, dass er vermöge seiner Person, seines Hofes und seines Ansehens wohl eine andere Wahl hätte treffen können. Die Mutter Magdalena sagte nichts als das: Wenn sie von einander nicht lassen könnten, so müsse geheiratet werden! — Und also hat der Lorenz Roßegger die Maria geheiratet. Das war im Jahre 1842, dreizehn Monate vor meiner Geburt.

Der Lorenz war ein Mensch ohne Anmaßung und Hochmuth, doch in wirtschaftlichen Dingen hatte er seinen eigenen Kopf. Von der sanftmüthigen Maria steht zu vermuthen, dass sie der Schwiegermutter die Herrschaft im Hause nicht streitig gemacht hat. Gegen ihre Enkel, deren zwei hat sie erlebt, war die Magdalena voll von einer Zärtlichkeit, der man sie kaum für fähig gehalten hätte.

Nur einmal habe ich das kleine, schon tiefgebückte Weiblein herb und unheimlich gesehen. Das war wenige Monate vor ihrem im Jahre 1847 erfolgten Tode. Ich stand mit ihr vor dem Hause an der alten Thorsäule,

Es glich der Alte einem Heil'genbilde,
Das aus dem Rahmen lebend tritt hervor.
„Was führt dich her, mein Sohn?“ sprach er mit Milde;
Und dieser sprang erschrocken rasch empor.
Abwehrend streckt der Greis gleich einem Schilde
Die beiden Hände gegen Achmet vor:
„Lass dich, mein Sohn, mein Wesen nicht verdrießen,
Und zög're nicht, dein Herz mir aufzuschließen.“

Und Achmet schildert ihm nun seine Qualen,
Er schildert ihm auch seines Strebens Frucht,
Wie er getäuscht in allen Idealen
Der Welt und aller Wissenschaft geflucht.
Da sieht er hell des Alten Aug' erstrahlen,
Und die so lang er fieberhaft gesucht,
Ertönen hört er sie in dieser Stunde:
Die Wahrheit aus des Philosophen Munde.

Ben Achmet lauscht und möcht' noch weiter lauschen,
Da schon der Greis verstummend inne hält;
Er hört der Wahrheit mächtig' Flügelrauschen,
Dass es wie Schuppen ihm vom Auge fällt,
Sein ganzes Denken muss er nun vertauschen,
Das in dem Wort des Alten ist zerschellt.
Der wehrt ihn ab, doch kann er ihm's nicht wehren,
Dass er ihn muss wie einen Gott verehren.

Er fühlt sich frei — er fühlt sich ganz genesen,
Nun er des Weisen Rede hat gehört —
Die ganze Menschheit will er nun erlösen
Mit jener Worte ungeheurem Wert.
Und vor dem Greis, der Retter ihm gewesen,
Da stürzt er hin, indem er ihn beschwört:
„O komm mit mir und hilf der Welt zur Klarheit,
Du, Weiser, du allein kennst sie — die Wahrheit.“

Umarmen will den Greis er in Extase,
Der seine Fassung plötzlich ganz verliert.
„Siehst du denn nicht, dass ich vom feinsten Glase“,
Ruft er in Angst zu Thränen fast gerührt,
„Und dass ich platze wie die Seifenblase,
Wenn meinen Leib man leise nur berührt?“ —
Ben Achmet fühlt in sich das Blut erstarren:
Im Weisesten erkennt er — einen Narren.

Jenny von Reuß-Hoernes.

Doch kennt ihr sie, die unheilschwere Stunde,
Wo alles über uns zusammenbricht,
Wo uns're Brust nur eine blut'ge Wunde,
Wo dunkel uns erscheint der Sonne Licht,
Und unser Mund von uns'rem Liebesbunde
Nur mit Enttäuschung und mit Ekel spricht?
Die Stunde kam — und nieder sank in Trümmer
Ben Achmets Göttin in den Staub für immer.

Will gänzlich sich des Glückes Baum entlauben,
So holt der Mensch sich Trost bei seinem Gott —
Wer wollte ihm die fromme Hoffnung rauben,
Die ihn noch schützt vor selbstgegebnem Tod?
Ben Achmets Herz auch suchte nach dem Glauben,
Der seiner Seele sanfte Heilung bot.
Und grübelnd prüfte er die Religionen,
In welcher wohl der Friede möchte wohnen.

Nicht war's der Islam, der mit scharfem Schwerte
Die blut'ge Straße zog mit Kriegesmacht,
Und wild fanatisch alles rings verheerte,
Was sein Bekenntnis ihm nicht dargebracht,
Mit höchstem Ruhme jene nur verklärte,
Die kämpfend fielen in der Glaubensschlacht.
Ben Achmet schien's, des Glaubens schönste Blume
Erschlösse sich uns nur im Christenthume.

Der Thor! Bald sollte ihm sich's offenbaren,
Wie hier die Zwietracht oft das Scepter schwang,
Wie oft sich unter geistlichen Talaren
Ein Herz zu frömmeln und zu heucheln zwang,
Und statt nur unser Seelenheil zu wahren,
Die Kirche nach der Weltenherrschaft rang. —
„Dies ist", rief Achmet, „Gottes Reich auf Erden?
Nein, hier kann Trost und Wahrheit mir nicht werden!

Nun auch der Traum des Glaubens mir zerronnen,
Bleibt mir nur eins: zu tauchen meinen Geist
Nun in des Wissens tiefen, reichen Bronnen,
Zu dem der Forscher uns die Pfade weist." —
Was Jahr um Jahr uns Menschengeist gewonnen,
Was unser Mund als höchstes Wissen preist,
Das machte forschend Achmet sich zu eigen,
Das sollte ihm den Weg zur Wahrheit zeigen.

Doch was Gelehrte zunftstolz auch verkünden,
Er sah, wie breit des Wissens Lücke klafft.
Der Dinge letzte sucht' er zu ergründen,
Die uns gelehrt noch keine Wissenschaft;
Den Urquell alles Lebens wollt' er finden,
Belauschen der Natur geheimste Kraft.
Und alle Weisen frug er ungeduldig —
Doch diese blieben ihm die Antwort schuldig.

Da floh Ben Achmet aus der Menschen Mitte
Bis in der Wüste tiefste Einsamkeit,
Und zur Oase lenkt' er seine Schritte,
Wo ihm die Palme süßen Schatten beut,
Sich weicher Rasen schmiegt an seine Tritte
Und frisches Grün das müde Aug' erfreut.
Dort lag er einsam träumend an der Quelle,
Da nahte langsam sich ein Greis der Stelle.

„Da man in unserer rasch lebenden, ja wie vor einem drohenden Verhängnisse wüst dahinhastenden Zeit Dichter, die immer nur nach großen Pausen ernst blickend emportauchen, nicht, mit außerordentlicher Leichtigkeit producierend, Stück um Stück auf das Theater werfen, sich auch sonst in literarischen und gesellschaftlichen Kreisen nicht fortwährend bemerkbar machen, nur allzuleicht ganz aus den Augen verliert — besonders wenn neue Richtungen und Strömungen wie Sturmfluten hereingebrochen sind, zeitweilig alles aus dem Wege drängend, was nicht von ihnen getragen wird, so sah ich trüben Auges, alternd und mit immer mehr hinschwindender Gesundheit, schon einer neuen, vielleicht endgiltigen Verschollenheit entgegen.“

Allerdings brachten die letzten Jahre manchen Lichtstrahl in das Leben des einsamen Dichters; so votierte ihm aus Anlass der Säcularfeier von Grillparzers Geburtstag der Gemeinderath seiner Vaterstadt Wien ein Ehrengeschenk, ernannte die Grillparzergesellschaft ihn zu ihrem Ehrenmitgliede, wurden ihm endlich an seinem sechzigsten Geburtstage Kundgebungen der Anerkennung und Sympathie von nah und fern zutheil, so dass die Resignation des Dichters auf die längstverdiente und bis zuletzt vorenthaltene Geltung doch nicht gerechtfertigt erschien, und sein Herz wieder der Hoffnung Raum gab, dass er durch die Veröffentlichung seiner Werke in einer Gesammtausgabe die noch entbehrte volle Würdigung und Genugthuung finden werde. Eine Gesammtausgabe wäre, meint der Dichter, derzeit noch auf zu große Hindernisse gestoßen und so bietet er dem Leser vorerst eine Auswahl seiner Dramen, fest entschlossen, den vier in diesem Bande vereinigten Bühnenwerken in nicht zu ferner Zeit auch seine übrigen dramatischen Dichtungen folgen zu lassen.

Da man den Dichter nur in seinen Werken ehrt, so ist es am deutschen Volke, Nissels Werke seinem geistigen Besitzstande einzuverleiben, so ist es eine Ehrenpflicht der deutschen Bühnenvorstände, dem Dramatiker durch die Wiederaufführung von Dramen gerecht zu werden, die unter Laubes, Dingelstedts und Wilbrandts Direction die Scene mit gewaltigem dramatischen Leben zu erfüllen vermochten. Wenn ein weltweiter Blick, die Größe der Anschauung, Kenntnis des Menschenherzens in seinen geheimsten Regungen, die mächtig gestaltende Phantasie, Glut der Empfindung, milde abgeklärte Lebensweisheit endlich einem Kunstwerke unvergänglichen Wert verleihen, so werden Nissels Dramen, obgleich aus Sturm und Drang unseres Zeitalters geboren, doch losgelöst von den flüchtigen Strömungen des Tages, erhaben über kleinliches Parteigezänke im besten Sinne des Wortes modern und zeitgemäß bleiben. Obgleich er niemals in die Arena des Tages gestiegen und sich zu keiner andern Partei als jener des einfach Wahren, Großen und Guten bekennt, ist er doch kerndeutsch in seinem innersten Nerv, ein nationaler Dichter, nicht von der Partei, der Clique oder des Salons, sondern des deutschen Genius Gnaden, dessen Namen sein Volk noch in Ehren halten wird, wenn über dem wüsten Parteihader des Alltags längst wohlthätiges Gras gewachsen ist. Und so sei es denn einmal ehrlich herausgesagt, dass wir an Franz Nissel den bedeutendsten dramatischen Dichter der Gegenwart besitzen, dessen Ruhm in einem Menschenalter voll heißen Ringens und Vollbringens herangereift nun seinen Wipfel auf einsamer Höhe wiegt, während er seine Wurzeln hinab in den tiefsten Schacht der Volksseele senkt. Dies über die Gesammterscheinung des Dichters, über welche nun, da der Bann einmal gebrochen, sich volles Licht zu verbreiten beginnt.

Franz Nissel.

Ausgewählte dramatische Werke.

Stuttgart 1892. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Es ist merkwürdig, wie sorgsam die geschwätzige tausendzüngige Fama mitunter ein Geheimnis zu hüten weiß. Seit einem vollen Menschenalter ist es den Eingeweihten ein offenkundiges Geheimnis, dass Franz Nissel, der preisgekrönte Dichter der „Agnes von Meran", der Schöpfer eines „Perseus von Macedonien", — „Heinrich der Löwe", — der „Zauberin am Stein" und anderer dramatischer Werke, nicht nur einer der bedeutendsten deutschen Poeten überhaupt, sondern auch wie kein anderer berufen sei, in der historischen Tragödie und im höheren Drama das Erbe Grillparzers in Österreich anzutreten. Ja, wie sorgfältig hat die Fama dieses Geheimnis gehütet, wie erfolgreich unserer jüngeren und jüngsten Generation die Bedeutung, das Verdienst, ja selbst die Existenz eines Dichters verschwiegen, der anderswo längst als poëta laureatus im Sonnenscheine der öffentlichen Gunst sich des wohlverdienten Kranzes erfreut hätte.

In vornehmer Zurückgezogenheit, jedem Coteriewesen abhold, konnte der Dichter den Tag erwarten, der über sein gesammtes Leben, Dichten und Schaffen, volles Licht ausgießen, die einzelnen Strahlen seiner Werke in einem Brennpunkte vereinigen und dem deutschen Volke über den Wert eines der bedeutendsten Dichter der Gegenwart einmal die Augen öffnen werde. Ein erster Schritt hierzu ist gethan, indem Cotta's Verlagsbuchhandlung uns eine Auswahl der Dramen Nissels in einem stattlichen Bande geboten hat. Im Vorworte verbreitet der Dichter sich selbst über die Geschichte seines Lebens, Schaffens und Leidens, seiner großen Erfolge und bittersten Resignation in Blättern, die niemand ohne tiefe Bewegung lesen kann. Ist es denn nicht beispiellos, dass nach Triumphen, wie der damals noch jugendliche Dichter sie auf der ersten deutschen Bühne mit der Aufführung seiner Schauspiele: „Ein Wohlthäter" und „Heinrich der Löwe", des Trauerspieles „Perseus von Macedonien" noch unter Laubes Direction feierte, dass nach der Auszeichnung seiner Tragödie „Agnes von Meran" mit dem Schillerpreise, dass schließlich nach dem durchschlagenden und anhaltenden Bühnenerfolge seines Volksdramas „Die Zauberin am Stein" Franz Nissel, wie er im Vorworte selbst schreibt, von Zeit zu Zeit in fast völlige Vergessenheit und Verschollenheit gerathen konnte! Es ist an uns, das schreiende Unrecht zu sühnen, welches unser Dichter von Seite seiner Zeitgenossen erlitten hat, ein Unrecht, das er in seiner milden Weise im Vorworte zu deuten sucht, wie folgt:

Willst du aus den zertheilten Kräften schaffen,
Und erst durch sie ein Volk. — O Friedrich, denk:
Kurz ist das Leben eines Mannes — und Vergänglich eines Hauses Glanz. Eh' dein Geschlecht, was du begonnen hast, vollendet,
Kann es versinken in die ew'ge Nacht —
Und was du heute schufst, allein nur bleiben:
Zerstücklung, Trennung, Zwietracht, Eifersucht.
Ein Volk ins Leben rufen wollte ich —
Denn Völker bleiben, wenn Geschlechter gehen.
O Friedrich! Friedrich! lass mein Werk bestehen.
Gib meinem Todfeind, was ich mir bestimmt —
Dass er's vollende, — doch zerstör' es nicht."

Und wie offenbart sich der höhere Staatsgedanke, die welthistorische Nothwendigkeit in den Worten des Kaisers Friedrich:

„Ein Mann soll stehen groß und allgewaltig!
Und neben ihm sei keiner, der ihm gleich.
Ein Geist soll walten, ein Gedanke lenken,
Ein Wille sei Gesetz! So werde aus
Zertheilten Kräften eines Volkes Kraft.
Von dir einst, Heinrich, soll die Nachwelt sagen:
Nach dir erstand kein deutscher Fürst so mächtig,
Zu wagen eines deutschen Kaisers Zorn. —"

Fürwahr, in keiner Periode deutscher Geschichte hat es an Parallelen zu diesem Kampfe des löwenmuthigen Welfen mit seinem Kaiser gefehlt, dies erschütternde Schauspiel ist daher auch noch in unseren Tagen durchaus zeitgemäß. „Die Sprache des Dramas ist edel, würdig, und poetisch schön, der Dialog ist lebendig und stets gehaltreich. Die Handlung entwickelt sich klar und bestimmt; die Motive sind vortrefflich erdacht und aus den Charakteren entnommen, die der Dichter mit großer Wahrheit und Schärfe zeichnet. Außer den beiden Helden sind die Frauen derselben mit besonderer Liebe und dem schönstem Erfolge geschildert, und wie glücklich der Dichter seine Personen zu individualisieren versteht, erhellt ganz besonders aus den Gestalten des Herzogs Welf und des Johannes von Truchsess, dieses bis zum Tode getreuen Freundes des Löwen." So Heinrich Kurz.

Ein hohes Lied der Liebe und Treue, eine Tragödie der Ehe ist uns trotz seiner Voraussetzung des mittelalterlichen Kampfes der Staatsgewalt mit der Obermacht der Kirche, trotz Bann und Interdict, das mit dem Schillerpreise gekrönte Trauerspiel „Agnes von Meran". Was von Glut, Schmelz und Innigkeit der Empfindung in der Seele des Dichters lag, hier hat es seinen tiefsten, rührendsten und erschütterndsten Ausdruck gefunden. Der Dichter selbst nennt „Agnes von Meran" sein bedeutendstes, tiefstes und, wie er glaubt, auch wirkungsvollstes Werk, das, der Empfehlung durch den Schillerpreis zum Trotz, bei den großen und ersten deutschen Theatern keinen Eingang gefunden hat. Vielleicht ist nun, nach lang beendetem „Culturkampfe" der Zeitpunkt zur Aufführung dieses Dramas gekommen, dessen echt menschlicher Gehalt, der Gegensatz einer kalten Verstandesehe zu einer Heirat aus Liebe und der durch die Menschensatzungen bedingte, unlösbare Conflict doch ewig zeitgemäß bleibt. Die beiden Frauengestalten der „Agnes von Meran" und „Ingeburg von Dänemark" suchen in der neueren dramatischen Literatur ihresgleichen vergebens. Die von unvergänglichem Liebreize umflossene, im Glücke der Jugend, Schönheit und Liebe strahlende Agnes und die düstere, schwergekränkte Ingeburg mit dem erstorbenen Herzen sind für die Darstellung Aufgaben der höchsten Kunst und schwerlich besitzen, vom Burgtheater abgesehen, andere deutsche Bühnen die Mittel, uns Nissels gewaltiges Drama in solcher Vollendung vorzuführen, dass sich das Bild auf den Brettern voll und rein mit dem Idealbilde decke, welches der mit Phantasie begabte Leser von der herr-

Der uns vorliegende Band der „Ausgewählten dramatischen Werke“ Nissels enthält die Dramen „Perseus von Macedonien“, — „Heinrich der Löwe“ — „Agnes von Meran“ und das historische Lustspiel „Ein Nachtlager Corvins“. Das Trauerspiel „Perseus“, obgleich ein Jugendwerk, 1862 im Burgtheater aufgeführt, zeigte bereits die Löwenklaue des Tragikers, war nach der Großartigkeit der Idee, der unerbitterlichen Nothwendigkeit der Katastrophe, der folgerichtigen Auffassung und Führung der Charaktere, dem großen Gedankenreichthum, der gewaltigen und ergreifenden Sprache, eine dramatische Großthat, die denn auch bei der ersten Aufführung einen Beifallssturm entfesselte, wie ihn die Räume des alten, ehrwürdigen, vom Erdboden verschwundenen Musentempels nicht allzu oft erlebt haben. Aller Hass und Ingrimm einer unterjochten Welt bäumt sich in Perseus gegen das stolze, falsche, übermüthige und tyrannische Rom auf. Wie stehen sich der gigantische Trotz des sterbenden Hellenenthums in Perseus und die Seele des Römerthums in Aurelia verkörpert gegenüber! Vergebens opfert Perseus seinen Bruder Demetrius, der in Rom zum Verräther am eigenen Volksthume geworden, seiner Rache; vergebens führt er die Volkskraft zum Verzweiflungskampfe wider die Römer ins Feld, das Verhängnis nimmt seinen ehernen Gang, lebend fällt Perseus in die Hände der Feinde. Stolz verschmäht der Besiegte den Dolch, den ihm die von seiner Größe bezwungene Aurelia aufdringt, damit er den namenlosen Qualen, die seiner in Rom harren, entfliehe.

„Was ich verbrach, ich will es furchtbar sühnen,
Des Leidens Becher leeren bis zum Grund . .
So kämpf' ich gegen Rom auch noch in Fesseln
Und siege durch der Seele hohen Muth.
Und alles Unrecht meines Lebens wälz' ich
Und meines Endes ganze Schmach auf Rom,
Das also den Gefesselten misshandelt
Und so den Abscheu einer Welt verdient.“

Fühlen wir uns durch die antike Größe eines Perseus, einer Aurelia, wie durch einen Hauch aus den Katakomben fremdartig angeweht, so versetzt uns das historische Schauspiel „Heinrich der Löwe“ auf nationalen vaterländischen Boden und stellt uns, mit Verlaub zu sagen, auf die eigenen Füße. Die deutsche Selbstherrlichkeit und Unbotmäßigkeit, die Unfähigkeit, die eigene noch so berechtigte Idee dem Wohle des Ganzen unterzuordnen, haben in keinem neueren Werke einen so beredten Ausdruck gefunden, wie in diesem Drama aus der Hohenstaufenzeit, welches daher trotz dem Wandel der Zeiten, da uns die Heinriche nun einmal im Blute liegen, zeitgemäß wie kein anderes ist. So schrieb bereits Heinrich Kurz in seiner „Geschichte der neuesten deutschen Literatur“ über Nissels „Heinrich der Löwe“ als eine der gelungensten Bearbeitungen des schönen Stoffes: „Nissel hat es verstanden, die beiden großartigen Gestalten Friedrich Barbarossa und Heinrich, den Löwen, einander in solcher Weise entgegenzustellen, dass ihre ganze Größe und Bedeutung zur Erscheinung gelangt, und insbesondere ist es ihm gelungen, das Interesse für den Welfen Heinrich, trotz seiner Schuld gegen den Kaiser, zu gewinnen, weil er ihm Absichten beilegt, die er vielleicht in Wirklichkeit nicht hatte, aber gar wohl hätte haben können. „Du vernichtest, was ich schon gethan“, ruft er dem Kaiser zu, als dieser seine sämmtlichen Besitzungen bis auf Braunschweig und Lüneburg an andere Fürsten vertheilt:

„Ein großes Ganze aus Zerstückelung, Trennung,
Die wie die Pest durch alle Gauen zieht,
Hab' ich gerettet und erhalten — ich
Allein der letzte. Du mit einem Schlag
Zerschlägst auch dies, der Zukunft einz'gen Hort,
Ich seh', wohin du willst. Die Kaisermacht

Die Ära der Hausknechte.

Von August Kruhl.

Viel umstritten ist die Frage, welch' eine „Ära" wir eigentlich haben. Der eine nannte sie die Blut- und Eisen-Ära, der andere die Ära der Baumwolle, des Papiers, des Schwindels, die Ära der Gussstahlkanonen und Panzerschiffe, und wieder andere nennen sie die Ära der Erfindungen, der Patente, die des Reisens, der Ferienkolonien, die Ära der Romane oder der Drahtseilbahnen und der künstlichen Flaschenverschlüsse; die Ära der Stiftungsfeste, der Gummiwäsche, die des Colonialfiebers oder der Influenza, — wie wäre es einmal mit der „Ära der Hausknechte"?

Ich gieng vor einigen Jahren durch eine nicht eben luxuriöse Mittelstadt Deutschlands, die ich in meinen Wanderjahren noch als geschlossene Stadt mit Mauern, Wallgräben und Wartthürmen gekannt hatte. Ein dort sesshafter Freund begleitete mich. Wie so anders geworden war das alles! Die Mauern fort, an deren Stelle hübsche elegante Häuser mit Vorgärten, Häuser, an deren jedem einzelnen man interessante Studien bezüglich ihres Baustyles machen konnte. Die inneren Straßen der Stadt waren verlängert, durchgebrochen durch die früheren Mauern, und statt der früheren Wallgräben, in denen Frösche quakten, waren elegante Promenaden angelegt. Die früheren, hervorragenden Häuser der inneren Stadt waren dazumal, als ich in Arbeit daselbst stand, in alten Familien, und selten oder nie täuschte man sich, wenn man sich den Besitzer solcher meist alten Patrizierhäuser als einen ehrbarwürdigen Mann vorstellte, der seinem ganzen Äußern nach eben niemand anderes sein konnte, als der Besitzer solchen ehrwürdig-behäbigen Hauses. Der Baustil der Häuser der inneren Stadt war derjenige des späteren Mittelalters: Holzbauten mit allerhand Schnitzereien an den Balkons und Balkonköpfen und Firsten.

Nun die neuangelegten Straßen, die Villen, die anmuthigen kleinen Gartenhäuser, deren jedes einzelne gleich einem irdischen Paradies zu betrachten und zu ersehnen war. „Wer wohnt hier, hier in diesem reizenden, wundervollen, von außen schon mit allem Glanze der Neuzeit ausgestatteten Gebäude" — so frug ich meinen Führer und konnte des Fragens nicht müde werden, denn immer interessantere Villen kamen und immer reizendere Gärten, und in jedem vermuthete ich zum mindesten einen Landgerichtsdirector, ehemaligen Regierungsrath, General oder Oberst z. D., einen sich zur Ruhe begebenen Bankier, Verlagsbuchhändler, Großkaufmann oder dergleichen anzutreffen, vielleicht auch einmal einen nach der Stadt gezogenen

lichen Dichtung empfängt. Seit Grillparzers Hero hat die deutsche Bühne keine rührendere Huldgestalt gesehen als Nissels „Agnes von Meran“, wie sie, jedem Zuschauer unvergesslich, den Wienern bei der Erstaufführung in Laubes Stadtheater entgegengetreten ist. Leider war der Zeitpunkt, wie der Dichter klagt, hiefür nicht glücklich gewählt. —

Eine Anekdote aus dem Leben des ungarischen Nationalhelden, des Königs Mathias Corvinus, bot unsererm Dichter den Stoff zum Lustspiele: „Ein Nachtlager Corvins“. Der junge, feurige, von der Nation vergötterte, den Feinden wie den Frauen unwiderstehliche königliche Held sagt sich bei seinem getreuen, in Kampf, Sieg und Ehre ergrauten Burghüter von Pressburg, Niklas Banffy, zum Besuch an. Abgöttisch wie seinen König, dem er das Leben gerettet, liebt Banffy aber auch sein junges, schmuckes Ehgemahl und bewacht es mit Argusaugen. Was Wunder, wenn er, der gefährlichen Situation misstrauend, die schöne Etelka in der Verkleidung einer Magd den Blicken des Königs auf einer einsamen Donauinsel verbirgt, dadurch aber gerade das Unheil, dem er entgehen wollte, heraufbeschwört. Wie er sich mehr und mehr im eigenen Netze verstrickt und den Edelmuth seines königlichen Freundes auf die härteste Probe stellt, dies bildet den Inhalt eines in wahrhaft classischem Stile gehaltenen Charakterlustspieles, das, den guten Willen unserer Bühnenleiter vorausgesetzt, das Repertoire dauernd bereichern wird. Der herzerfrischende Humor, mit welchem der Dichter die Gestalten seines Lustspieles erfüllt hat, ist uns, wenn es dessen bedurft hätte, der vollgiltige Beweis seiner trotz aller Enttäuschungen noch ungebrochenen Dichterkraft, die uns, sobald einmal der Sonnenschein der öffentlichen Gunst auf sein Leben und Schaffen fällt, noch manche dramatische Großthat erwarten läßt.

Nissels Lebenslauf erzählt die Geschichte der deutschen Literatur. Den Steiermärker wird es interessieren zu erfahren, dass der Dichter seinen Aufenthalt wiederholt auch in Steiermark genommen, und die Tochter eines in unserem Lande erbgesessenen freiherrlichen Geschlechtes heimgeführt hat, welche, eine hochbegabte, geniale Natur, ihm nach kurzem Eheglücke leider entrissen wurde.

Wir schließen diesen Beitrag zur Würdigung unseres Dichters mit dessen eigenen Worten: „Und so sende ich sie denn hinaus, diese Werke, noch einmal zu kämpfen, für sich und ihren Dichter. Er selbst, leider nie eine Kampfnatur, kann nicht mehr hinaus in die Welt; ihn fesseln nun wohl Alter und Krankheit fort an seine stille Klause, bis die noch stillere, engste ihn auf immer umschließen wird. Für sein Glück ist es zu spät — nicht für seine Geltung.“

Friedrich Marx.

lich, human, nachsichtsvoll, hat Hypotheken auf Rittergütern, steht auf dem Punkte, ein solches sich zu erwerben — horrend sage ich Ihnen, was der Mann als ehemaliger Hausknecht für einen Einfluss hier gewonnen hat.“ —

„Wundervolle Villa — einzig im Arrangement des Gartens; hier wohnt ein Künstler, ein Maler, Bildhauer, Schriftsteller, jedenfalls ein Mäcen der Kunst.“

„Nicht ganz“ — belehrte mich mein Führer — „eigenthümliche Geschichte das. Ja, etwas von Kunst hängt damit zusammen. Witwe, die Besitzerin. War in der Jugend Ballerina, weite Reisen gemacht: Kunst- und andere Reisen. Wusste in Amerika einem Hotelier, bei dem sie tief in Schulden stak, das Herz zu berücken — geheiratet, Mann gestorben, beerbt — wieder flottes Leben angefangen, so hat sich nach und nach der Geschmack herausgebildet, auch der Kunstgeschmack. Grundlage: immer der ehemalige Hausknecht; sonst vielleicht Rettigfrau, Kränzewinderin, Semmelträgerin — was weiß ich!“

Wir waren so nach und nach um die Stadt herumgekommen, und wo ich frug, bei einer offenen Veranda mit herausblitzendem Prunk, herausschallenden Flügeltönen und vorfahrenden Karossen, da hatte das Ding immer so eine eigene Bewandtnis. Da hatte sich ein Confectionär zur Ruhe gesetzt, der ehedem Laufbursche, also nur angehender Hausknecht war, dort wohnte hinter Spiegelscheiben ein ehemaliger Rossschlächter; jene ausgedehnte Besitzung gehörte einem ehemaligen Altkrämer, der selbst jahrelang mit der Karre durch die Straßen von Stadt und Dorf nach altem Eisen und nach Hadern gefahren war; und die drei aneinander hängenden großen Mietshäuser gehörten einem Manne zweifelhafter Herkunft, der ehedem in den Kutscher- und Haushälterstuben die etwas prekären oder auch pikanten Bestellungen zu vermitteln hatte.

Immer hinten herum der Hausknecht. Ich war meinem Führer sehr dankbar für seine Aufmerksamkeit und seine Auskünfte. Wird wohl ein bisschen übertrieben sein, die Geschichte. Ich war dabei aber selbst aufmerksamer auf vielerlei Lebensbeziehungen geworden, und als ich eines schönen Tages einmal in Baden-Baden den Bahnhof verließ — Himmel, diese Menge Hausknechte! Wie in eine Pappelallee sah ich hinein und hatte wohl oder übel durch dieselbe hindurchzugehen, wobei ich bei der Länge dieser lebendigen Allee, die Bemerkung machte wie bei allen Alleen, dass die hintersten Bäume gerade so groß oder noch größer waren, wie die vorderen. Optische Täuschung, auch bei einer solchen Allee von Hausknechten. Nebenher bemerkt, erregte ich auch nicht eines einzigen Hausknechtes Aufmerksamkeit; ihr weltmännischer oder auch feldherrlich-beobachtender Blick vermisste an mir auch das mindeste Reisegepäck und schon dieserhalb war ich für sie ein Aufgegebener, ein Verlorener. Ich sah später ganz dieselben Erscheinungen in Zürich, in Brüssel, in den Hauptstädten Deutschlands, den Weltbadeplätzen — alle Hausknechte, es mit der großen, der feinen Welt zu thun habend, deren Wünsche erwartend und belauschend, noch lieber ausführend. Bei den unteren Extremitäten fängt der, meist der slavischen Race entstammende Hausknecht an, beim Stiefelputzen. Aber nicht lange. Seine Begehrlichkeit, sein Einfluss steigen bald höher und höher, und wenn er eine zeitlang Hosen und Röcke geklopft, und Taschen visitiert, dann drängt er sich als „Oberkellner“ an des Menschen Herz. Der Oberkellner weiß alles. Er weiß und kennt alle Liebschaften der einheimischen und fremden Herren „seines“ Hotels; er kennt deren Begehrlichkeiten, Vermögensverhältnisse, Schulden, Krankheiten, deren Schneider und Cigarrenlieferanten, deren politische Gesinnung,

ehemaligen Rittergutsbesitzer oder auch eine mehrvermögliche Dame und Witwe aus den höheren Ständen, wie solche in ihren späteren Jahren so gern nach einer Mittel- oder Kleinstadt ziehen.

Nichts von alledem. Mein Führer war in alle die Geheimnisse des mittelstädtischen Lebens mehr eingeweiht, so dass er mir über alle Verhältnisse besser Aufschluss geben konnte.

„Wenn ich Ihnen" — so begann er — „wenn ich Ihnen über alle die ohne Zweifel prächtigen Villen und über die sonst hervorragenden Häuser in der Umgebung unserer Stadt ausreichend Rechenschaft geben soll, über die Entstehung vieler der wirklichen Kunstbauten, da würden Sie zum mindesten ein etwas ungläubiges Gesicht machen. Sehen Sie dort z. B. das prächtige Gartenhaus im griechischen Stile? Dem Besitzer habe ich in meinen jungen Jahren öfters ein Trinkgeld gereicht, und wie schmunzelnd hat der Mann den Groschen in die Tasche gesteckt. Der Mann war durch Jahre Hausknecht in einem Vorstadtgasthaus, pachtete dann in einem größeren Hotel die Kutscherstube, nach zehn Jahren das Hotel selbst, kaufte es in weiteren fünf Jahren, dann ward sein Besitzthum in ein Actienhotel umgewandelt und er selbst baute sich hier diese Villa."

„Mag sein; so was mag hin und wieder 'mal vorkommen. Wer's Glück hat! Aber dergleichen kommt sehr vereinzelt nur vor."

„Vereinzelt?" sagte mein Führer. „Was Sie für Ansichten haben. Sind wohl wenig in die Welt hinausgekommen? Unsere besten und frequentesten Hotels — und Sie wissen ja, dass wir wegen der Nähe des Harzes tüchtige und gesuchte Hotels haben — unsere frequentiertesten Hotels werden besessen oder geleitet von? — von ehemaligen Hausknechten, deren Ursprung wer weiß wie tief hinten in Polen, Ostpreußen, in Galizien oder noch weiter nach Osten hin sich verliert. Die Namen schon müssen Ihnen das verrathen: Adamczik, Paullauke, Groschowski, Jabuczky, Walczek u. s. w. — Nun bedenken oder ermessen Sie, welch ungeheueren Einfluss schon jeder dieser Herren Hotelbesitzer auf das große und sogar meist auf das feinere Publicum der Stadt selbst und auf das große bewegliche Reisepublicum hat; wie bei den Festessen, Kaisergeburtstagen, Familiendiners, Hochzeiten, Bällen, Soireen, Concertabenden auch der gebildetste und feinste Mann und die sonst unzugängliche und feine Dame Hilfe und Schutz und Unterstützung bei einem solchen Adamczik, Groschowski oder Walczek zu suchen hat; wie solch ein Mann gleich einem Befehlshaber jedem seiner Gäste den ihm gebürenden Platz anzuweisen, Wünsche und Bitten zu erfüllen, in der Noth — der Mensch kann ja auch einmal zufällig zuhause sein Portemonnaie liegen lassen und sei er Professor, Ingenieur, Regierungsrath — in der Noth also auch einmal seinen Gästen mit bar Geld beizuspringen hat; bedenken Sie ferner, wie ein solcher Mann seines Besitzes und seiner Stellung halber im Gemeinderath sitzt, wie er viele öffentliche Ämter und Ehrenämter bekleidet, und dann ermessen Sie, wenn Sie wollen, den mindestens nicht zu unterschätzenden, öfter aber sehr umfangreichen Einfluss solcher — ehemaliger Hausknechte!"

Gewiss, das mag, das kann vorkommen, aber nur immer vereinzelt, war meine abermalige Antwort.

„Vereinzelt! Das ist mir zum Lachen. Ich könnte Ihnen einen dieser ehemaligen Hausknechte namhaft machen, der regiert mit seinem Einfluss, worunter ich auch sein Geld verstehe, einen Umkreis von mindestens zwei bis drei Meilen. Hat alle Rittergutsbesitzer an der Hand; bei ihm tagt der landwirtschaftliche Verein, er spielt neben seiner Beschäftigung als Wirt auch den Banquier, ist vertrau-

Was der liebe Herrgott für Kostgeher hat.

Unser Herrgott hat allerhand Kostgeher und wenn er, wie sein angebliches Ebenbild, der Mensch, lachen und weinen kann, so wird er's über sein Geschöpf thun, aber als alter Philosoph ersteres öfter als letzteres. Die Dichter, scheint es, sind noch die klügeren, solange sie — dichten; im Leben unterscheiden sie sich wenig von den anderen. Ein Dichter hat behauptet, dass die Welt ein Narrenhaus sei, und ich glaube, etwas Wahreres ist noch nie gesagt worden. Und wenn der „vernünftige" Mensch noch seine besonderen Miniaturnarrenhäuser baut für Narren, die sich einbilden, zwei Köpfe zu haben, oder der König von Spanien zu sein, oder den Stein der Weisen zu besitzen, so ist das sehr drollig, denn er, der „Vernünftige", treibt es ja gerade so und jeder treibt es so, der eine mehr, der andere weniger auffallend. Wer nach einem Besuche im Irrenhause wieder die freiumherlaufenden Leute beobachtet, der wird sich darüber klar, dass der Unterschied gar nicht groß ist. Und endlich ist das ja kein Unglück. Der Narr hat etwas Seliges, Erhabenes; lächerlich und verächtlich ist nur der Thor, und der kommt bekanntlich unter den gescheitesten Leuten vor.

Die menschliche Narrheit lernt der kennen, welcher viel mit unterschiedlichen Leuten zu thun hat, oder bei dem die verschiedensten Geistesrichtungen und Bestrebungen in ihren hervorragenden Vertretern zusammenlaufen. Jeder dieser Vertreter für sich schaut ganz klug aus, spricht auch darnach und ist überzeugt, dass in ihm alle Weisheit und alle Rettung der Welt liegt, falls ihm die Menschen nur folgen wollten. Erst die unendliche Verschiedenheit dieser zahllosen klugen Köpfe, erst der Umstand, dass sie sich gegenseitig zumeist leidenschaftlich bekämpfen und verneinen, bringt den Beobachter auf den Gedanken, dass da etwas nicht richtig sein müsse, und er greift sich zuvörderst an seine eigene Stirn.

Als Schriftleiter einer Zeitschrift zähle auch ich mich zu jenen einzelnen, um die sie mit ihren Ideen und Bestrebungen zusammenkommen, die Gesellschaftsretter, die Weltverbesserer, die Menschenerlöser, die Leute mit zwei und mehr Köpfen, die Könige von Spanien, die Besitzer des Steines der Weisen. Während meiner nun siebzehnjährigen Amtsthätigkeit habe ich prächtige Exemplare kennen gelernt, wovon hier einige vorgeführt werden sollen.

Die politischen und socialreformatorischen Don Quixotes müssen aus Raummangel wegbleiben, es wären ihrer zu viele, sie sind auch nicht besonders interessant, bis etwa auf ein paar Utopisten, welche wenigstens noch eine Idee haben. Solche Utopisten und Idealisten haben noch ein Herz im Leibe, sie sind nicht zufrieden mit

die Wäscherin derselben, und kennt aller Herkommen, auch das intime. Der Oberkellner, respective der ehemalige Hausknecht, weiß, wie Wahlen gemacht werden, wie und wo Ministersessel, zum mindesten einflussreiche Ämter, Patronate u. a. zu vergeben sind; er kennt seiner Gäste Hühneraugen und die hundertfältigen Bedarfsartikel der Damen; kennt diese, und sei die Stadt noch so groß, auch alle persönlich, und weiß deren Launen und Angewohnheiten und sonstiges richtig zu taxieren — — was solch ein ehemaliger chargierter Hausknecht nicht alles weiß!

Ist wo ein Volksfest mit herzugeströmten Menschenscharen, und keine Seele mehr im Gasthaus unterzubringen, — sei getrost! wende dich mit einer nicht misszuverstehenden Bewegung an den Hausknecht, und du wirst über Nacht geborgen sein. Ist irgend in einer fremden Stadt eine Calamität über dich gekommen, unentwirrbar, peinlich, — suche dir einen Hausknecht, möglichst slavischer Abstammung, und alles verläuft schön glatt: für ein paar Kreuzer ist solcher durchs Feuer zu jagen. Wo ich jetzt, nach vielgesammelten Kenntnissen, nur hinblicke, wimmelt alles voller Hausknechte; vordem, ehe mich mein Freund in der Stadt Mitteldeutschlands darauf aufmerksam machte, konnte ich mir den ungeahnten, den großartigen Einfluss dieser hervorragenden Species der menschlichen Gesellschaft nicht begreiflich machen. Ich Armer! Ich Unwissender! Der Einfluss des Hausknechtes ist zu finden und zu spüren in jeder zu besichtigenden Burgruine, im tiefsten Keller, wie auf den höchsten Höhen unserer Gebirge. Er ist der gleiche in San Francisco, in Cincinnati, in Petersburg, auf Ceylon wie in Überlingen am Bodensee, und in Tierschtiegel im Großherzogthume Posen. „Hätte ich Flügel der Morgenröthe und bliebe am äußersten Meere, so würde mich doch deine Hand daselbst führen und deine Rechte mich halten.“ Jetzt weiß ich, dass in fast allen Groß-, in den Mittel- und Kleinstädten, dass überall und nirgends ehemalige Hausknechte die Vorsteher des Gemeinderathes, der Stadvertretungen, dass sie Armenpfleger, Schiedsrichter, Bezirksvorsteher, Geschworene und Schöffen bei den Gerichten, dass sie in wichtigen Dingen Deputierte an die Regierung sind, und dass das Volk sich auch anschickt, die hervorragendsten davon, die Brauereibesitzer, die Spritfabrikanten, die Directoren und Inhaber von Actienhotels in die Parlamente zu schicken. Verlangen wir noch mehr der Beweise vom Vorhandensein einer „Ära der Hausknechte“?

Tantalus.

Im Fieberdurst lechz' ich mit trock'ner Lippe
Unstillbar nach einem Tropfen der Pippe,
Ein Freund erhebt den Becher schäumend voll,
Und trinkt auf mein Wohl.

M.

Da ist einer, der von der Versorgung der bäuerlichen Einleger eine bessere Zukunft des Volkes und Rettung des Staates erwartet.

Da ist einer, der diese bessere Zukunft durch recht zahlreiche Aussichtswarten zu erreichen hofft.

Da ist einer, der in der Hausse von Börsenpapieren die Blüte des Nationalwohlstandes erblickt.

Da ist einer, der mit Äpfeln und Schrotbrot die Menschheit ernähren und das Elend aus der Welt schaffen will.

Da ist einer, der das Volk durch Lectüre erziehen kann.

Da ist einer, der nur in der Pflege der Kraftmeierei die Wiedergeburt des Menschengeschlechtes erblickt. U. s. w.

Jeder ist von der Vortrefflichkeit und Durchführbarkeit seiner Sache so vollkommen durchdrungen, dass er für nicht anderes Auge, Ohr und Sinn hat, als für seine Idee. Und es wird wohl so sein müssen, nur die Concentration, der Glaube, die Begeisterung führt's durch, was durchführbar ist. Das Närrische liegt auch nicht in der Bestrebung als solcher, es liegt vielmehr in der Einfalt derselben, in dem für den Unbefangenen offen daliegenden Irrthume, wenn sie meinen, just ihr Mittel sei das einzige, wahre, allgemein rettende.

Eines Tages kam einer zu mir, um den „Heimgarten“ zu gewinnen zum Behufe der Abschaffung alles Ölfarbenanstriches; der Ölfarbenanstrich schien ihm als das Urbild aller Unnatur und die Ursache aller Gesundheitsschäden.

Ein anderer wollte allen Ernstes aus Menschenliebe einen Verein bilden, dessen Mitglieder die Aufgabe hätten, in allen Wohnungen die Glasfenster einzuwerfen, damit genügend frische Luft in die Räume dringen könne.

Ein anderer gieng hausieren mit der Mahnung, alles Trinkwasser zu kochen, bevor es genossen werde, und schlug dazu für die Städte communale Kochereien vor.

Ein anderer lud mich ein in den Verwaltungsrath für eine zu gründende Actiengesellschaft, welche die Aufgabe hätte, aus dem im Herbste fallenden Laube die Nahrungsstoffe zu ziehen; er versprach sich durch das Verfahren eine billige und wohlschmeckende Nahrung für das Volk.

Ein anderer kam und demonstrierte mir auf Grund der Wissenschaft, dass der Mensch mit einer täglichen Nahrung von fünf Ackerbohnen und einem Glase Wasser sehr gut leben und gedeihen könne. Auf das beredteste stellte er dar, wie viele Arbeit, Mühe und Elend damit erspart beiben würde. Ich äußerte nur meinen Zweifel darüber, ob endlich wohl die fünf täglichen Ackerbohnen gebaut werden würden.

Ein anderer sah einen großen socialen Krebsschaden in der Grußform des Hutabnehmens, er plante gegen diese Unsitte eine Empörung, bereit in derselben heldenmüthig zu fallen, um der großen Sache zu dienen. Es band aber niemand mit ihm an.

Ein anderer kam eines Tages in meine Stube mit dem Schrei: „Was sagen Sie zu unserem Parlamente? Sie zanken, wie die Bettelleute. Das kann, das darf nicht so fortgehen. Machen Sie doch in Ihrem Blatte den Vorschlag, dass jedes neugewählte Parlamentsmitglied die Statuten in die Hand bekomme, wie es sich zu halten, wie zu reden, wie zu stimmen habe, damit doch wenigstens in der Gesetzgebung eine Einigkeit erzielt werde.“

Ein anderer verlangte im Namen der leidenden Menschheit, dass den Eisenbahnzügen an Ortschaften, in welchem es Krankenhäuser gibt, das Pfeifen verboten werde.

ihrem persönlichen Wohlbefinden, sie möchten, dass es auch anderen gut gehe, sie glauben das Universalmittel dazu zu haben und also kommen sie, unbekümmert um Hohn und Spott, der sie verfolgt, und wollen ihre Ideen und Vorschläge an Mann bringen und verbreiten.

Da ist zum Beispiel einer, der in der Erhaltung des alten Bauernstandes die Rettung der Gesellschaft erblickt.

Da ist einer, der in der ausschließlichen Pflanzenkost die Wiedergenesung der Menschheit sieht. Einem zweiten ist die Pflanzenkost als solche noch nicht naturgemäß genug, außer sie wird ganz roh und ungekocht verzehrt.

Da ist einer, der erlaubt den Leuten alle Genüsse, nur Alkohol, Kaffee, Thee will er als die Erbfeinde des Menschen gänzlich ausgerottet wissen.

Da ist einer, der sieht das Heil des Menschengeschlechtes nur in der Wollkleidung.

Da ist einer, der weiß, dass der Urquell aller Gesundheit im Barfußgehen liegt.

Da ist einer, der den Kern aller Gesittung nur im Schutze der Thiere sieht.

Da ist einer, der die menschliche Cultur der Zukunft nur von Kunstdünger abhängig macht.

Da ist einer, der die Hosen abschaffen will und den Höhepunkt aller menschlichen Vollendung in einem hemdartigen Kuttenkleide sieht.

Da kam einer mit dem Begehren, das moderne Schriftthum möchte doch mehr für die freie Liebe thun.

Noch am selben Tage erschien ein anderer mit der Forderung, die Liebe, die eheliche wie die freie, als die Ursache alles Unglückes ganz abzubringen.

Da ist einer, der nichts weiter für nöthig hält, als dass die Nächstenliebe einfach durch ein im Reichsrath aufgestelltes Gesetz proklamiert werde. Zum Behufe der Durchführung dieser einfachen Maßregel war er bei allen möglichen Autoritäten, wollte sogar zu Kaiser und Papst gehen und fand es unbegreiflich, dass man nicht einsehen wollte, dass jeder seinen Nächsten wie sich selbst lieben würde, wenn das gesetzlich vorgeschrieben wäre, weil einer ja im Übertretungsfalle eingesperrt werden müsste. Dieser wunderliche Schwärmer ist aber nicht im großen Narrenhause gestorben, sondern im Irrenhause.

Da ist einer, der durch Abschaffung der Kriege das paradiesische Glück auf Erden herstellen will.

Da ist einer, der durch fortwährende Desinfiscirung mit Carbolsäure alle Krankheiten aus der Welt schaffen will.

Da ist einer, der mit der Volksschule alles retten, und daneben ein anderer, der mit ausschließlichem Katechismusunterricht die Leute religiös und sittlich machen will.

Da ist einer, der die Menschen durch Wort und Lehre bessern zu können glaubt.

Da ist einer, der im Volapük die Einigung der Völker erblickt.

Da ist einer, der in Richard Wagner den Inbegriff aller Kunst und Weisheit sieht.

Da ist einer, der dem Turnen die Kraft zuschreibt, den menschlichen Körper vollkommen auszubilden und vor Krankheit zu schützen.

Da ist einer, der im schnellsten Ritte auf Ross oder Zweirad das höchste Ideal der Welt erblickt.

Da ist einer, bei dem der Mensch nicht etwa beim Baron, sondern auf der Bergeshöhe von achttausend Fuß beginnt.

Da ist einer, der die Grundbedingung zum Volkswohlstande nicht etwa in Arbeitsamkeit und Sparsamkeit, sondern lediglich nur in — einem großen Fremdenverkehre sieht.

Das Urtheil eines Engländers über uns.

Sidney Whitman: „Das Reich der Habsburger.“ Ins Deutsche übersetzt von O. Th. Alexander. (Berlin. Carl Ulrich & Co.)

Da hat ein englischer Schriftsteller ein Werk verfasst, in welchem er seinen Landsleuten den österreichisch-ungarischen Staat, oder vielmehr die Bürger dieses Staates beschreibt. Wir sind natürlich neugierig zu hören, welchen Eindruck wir auf den Fremden gemacht haben und was er über uns zu sagen weiß. Manchmal ist es ja, dass ein Außenstehender uns viel genauer erkennen und viel richtiger schätzen kann, als wir uns selbst, die wir durch Eigenliebe und Leidenschaft so leicht blind gemacht sind. Dass es in einer solchen Schrift Ungenauigkeiten, wenn nicht gar Unrichtigkeiten geben wird, über die man sich ärgern muss, konnten wir auch voraus wissen; unser unvergleichlich vielgestaltiger Volkscharakter ist überhaupt schwer zu fassen und zu schildern, und das umsomehr für einen Schilderer, der doch nicht in allen Einzelheiten mit ihm vertraut sein kann.

Und wahrlich, wir gerathen beim Lesen des Buches „Das Reich der Habsburger“ in einen heftigen Zorn. Aber nicht, weil es etwa unrichtig ist, was da gesagt wird, sondern vielmehr, weil es in der Hauptsache richtig ist, weil die Schwächen und Fehler und Laster, die uns freimüthig vor aller Welt, freilich manchmal in etwas bizarrer Weise vorgehalten werden, wirklich vorhanden sind. Scham und Zorn ergreift uns über uns selber, wenn wir da lesen müssen, dass z. B. die Deutschen in Österreich zu untüchtig, zu disciplinlos, untereinander zu zänkisch, zu wenig opferwillig sind, um den Kampf mit den übrigen Nationalitäten des Reiches siegreich bestehen zu können. Wenn wir lesen müssen, dass Adel und Priesterschaft dem deutschen Gedanken gänzlich abhold sind, dass deutsch geborne Priester nicht bloß selbst undeutsch sind, sondern auch die Slaven in der Stärkung ihrer Nation unterstützen und sie gegen die Deutschen aufhetzen; wenn wir lesen, dass die Czechen und Ungarn uns Deutsche an politischen Tugenden weit übertreffen; wenn wir lesen, dass wir an Ernst, Zähigkeit und Beständigkeit, an Arbeitslust und Sparsamkeit hinter anderen Völkern zurückstehen, dass wir fahrlässig, leichtfertig und genusssüchtig wären, und dass deshalb und gerade deshalb das Judenthum eine Herrschaft über uns gewinnen konnte, deren Folgen gar nicht abzusehen sind! Der „Heimgarten“ hat dieselben Fehler oft gerügt und man hat ihn deshalb undeutsch und judenliberal genannt. Wer aber ist der Freund, der uns fortwährend umkriecht und umschmeichelt, oder der

Ein anderer wies mit großem Scharfsinne nach, dass die vielen Kinderwägelchen im Grazer Stadtparke der Ruin von Graz werden würden, weil diese lästige Staffage alle Pensionisten vertreibe. Ich erlaubte mir die Frage, was dem Stadtparke zur größeren Zierde sei, ein frisches Kindergesichtel, oder der Knasterbart eines alten Pensionisten. Da gieng er entrüstet davon.

Ein anderer wollte in Steiermark allen Ackerbau, Obstbau, alle Holzwirtschaft abbringen, und eine ungeheuere Käserei einführen. Noch ein anderer wollte auch von der Käserei nichts wissen und aus ganz Steiermark ein großes Jagdgebiet machen.

Ein anderer wollte von mir ein „Memorandum“ geschrieben haben an den Fürsten Bismarck, dass er zum Wohle der Menschheit die großen Städte vom Erdboden vertilge. Ein anderer verlangte in einem schwungvoll geschriebenen Aufsatze gänzliche Steuerfreiheit der Stadthäuser, damit zum Wohle der Menschheit die Städte sich entwickeln könnten.

Ein anderer beschloss, sein Leben und Wirken dafür einzusetzen, dass jeder bei frischer That betretene Tabakraucher sofort in den Kerker geworfen werde.

Ein anderer petitionierte bei verschiedenen Behörden und Zeitungsredactionen für die Ausrottung der Hunde. Wieder ein anderer wollte an den Hunden nur die Beißkörbe ausgerottet wissen.

Ein anderer trat eines Tages mit voller Würde ein, um mir einen Aufsatz für Züchtung des Ungeziefers zu übergeben; erfolgreicher, so behauptete er, könne dem menschlichen Hange zur Faulheit nicht entgegengearbeitet werden, als durch Verbreitung des Ungeziefers, das Gott eben zu dem Zwecke erschaffen habe.

Das sind einige Exemplare dieser Gattung, man könnte sie verzehnfachen. Dann soll man aber ja nicht mehr drauf hinblicken, sonst möchte es einem leicht ergehen, wie dem Helden im „Müller und sein Kind“, der in der langen Reihe der Gespenster schließlich — sich selber erblickt.

R.

Genie.

Manches Genie
Ist vernünftig nie,
Immer Genie.
In Geistesbeschwerden
Rufts ach und weh aus,
Fühlt sich fremd auf Erden
Und daheim — im Kaffeehaus.

M.

danken. Denn die Österreicher haben, trotz ihres römisch-katholischen Bekenntnisses, sich des großen Dr. Martin Luthers Vorschrift praktischer Weltweisheit angenommen und handeln auch danach:

„Wer nicht liebt Weib, Wein und Gesang,
Der bleibt ein Narr sein Leben lang."

In Österreich würde der es doppelt sein, der nicht die Frauen verehrte.

So ist die Frau in Österreich der Mittelpunkt, der Punkt, um den sich das gesellschaftliche Leben aller Stände dreht. Trotzdem sucht sie keinen Einfluss auf die Politik zu gewinnen. Nur unter dem ungarischen Adel findet man „die für Politik begeisterten Frauen", jedoch nur als Parteigenossinnen ihrer Gatten, und weil sie eine kräftige, hochsinnige Vaterlandsliebe beseelt. Aber nach jener Mitbetheiligung an der Politik, deren Endziel die vollständige Ungebundenheit der Frau selbst ist, trägt die Österreicherin kein Verlangen. Sie will für sich kein Wahlrecht. Die Österreicher selbst sagen, dass die Frauen anderer Länder politischen Einfluss nur darum zu gewinnen suchen, weil sie die weiblichen Reize nicht mehr besitzen, die ihre eigenen Frauen so verführerisch machen. Es ist auch ein seltsamer Zufall, dass jener Frauentypus mit strengen Zügen und eckigen Formen, den wir gewöhnlich mit den weiblichen Agitatoren für Aufhebung gewisser Verfassungsparagraphen, und für die Einführung vieler ungewisser anderen in unseren Gedanken verbinden, in Österreich durchaus unbekannt ist.

Es wäre aber ein großer Irrthum, aus dem Fehlen solcher Frauen, die für sich selbst Ansprüche erheben, nun den Schluss zu ziehen, dass die Frau im Reiche der Habsburger ein unterdrücktes Geschöpf sei. Wer das glaubt, mag sich schleunigst vom Gegentheil überzeugen, und dabei wird er vielleicht an seiner eigenen Person die bezaubernde Macht kennen lernen, welche die österreichische Frau durch den bloßen Einfluss ihrer weiblichen Anziehungskraft auf die Männer ausübt.

Mit Hilfe der Reize, mit denen die Natur sie so reichlich ausgestattet hat, herrscht die Frau in Österreich. War nicht der größte Herrscher, den die Österreicher je besaßen, die Kaiserin-Königin Maria Theresia, die typische österreichische Frau echtester Art?

Alle Reisewerke über Österreich sind voll von Bewunderung über seine Frauen, nicht nur wegen ihrer Anmuth und der Schönheit ihrer Züge, sondern auch wegen ihres schönen, wohlproportionierten Wuchses. Und das ist umso auffälliger, wenn wir bedenken, dass die österreichischen Männer, von allen möglichen Ausnahmen abgesehen, im allgemeinen der körperlichen Schönheit der Frauen nicht gleichkommen. Wenn wir uns in Deutschland gelegentlich wundern, wie so nichtssagende und hausbackene Frauen die Mütter schöner kräftiger Männer werden, so muss es uns in Österreich überraschen, dass so reizende Frauen die Mütter unscheinbarer Männer sein sollen. Stehen wir hier nicht vielleicht vor einem Räthsel der Natur, insofern als ein wegen seines leidenschaftlichen Lebensgenusses bekanntes Volk entzückende Frauen hervorbringt, während in der Werkstätte der Natur eine rauhere Atmosphäre moralischer Strenge erforderlich ist, um einen kraftvollen Männertypus besserer Art zu erzeugen?

Es überrascht uns nicht, dass trotz aller aristokratischen Standesvorurtheile vielleicht in keinem Lande mehr romantische Liebesheiraten zwischen den Höchst- und den Niedrigststehenden stattgefunden haben, als in Österreich. Die vielen Beispiele hiervon in der habsburgischen Familie sind allbekannt. War da nicht einmal, und es ist noch gar nicht solange her, ein Erzherzog, der die Tochter eines Chausseegeld-

uns mit Aufopferung persönlicher Vortheile die herben Wahrheiten sagt?

Ein solcher wirklicher Freund unseres Volkes ist auch der Engländer Sidney Whitman, und wie lieb er uns im Grunde des Herzens hat, das offenbart die andere Seite seines Werkes. Die Liebenswürdigkeit, Natürlichkeit, Lebensfreudigkeit, Redlichkeit, Treue und andere Tugenden der österreichisch-ungarischen Völkerschaften werden wohl kaum je wärmer, ja begeisterter geschildert worden sein, als es in diesem Buche geschieht. Und so viel Ärger, Scham und Zorn uns während des Lesens beschleicht, schließlich, wenn wir das Buch beiseite legen, ist uns Österreich-Ungarn's Bewohnerschaft lieber, als ehe wir das Buch zur Hand genommen. Die Engländer, die Preußen flößen dem Autor mehr Respect ein, als die Österreicher, aber im Herzen hält er es ein wenig mit uns, das merkt man auf jeder Seite.

Übrigens ist das Buch von Übertreibungen nicht frei; wo es lobt, dort ertragen wir sie, wo es aber in übertriebener Weise tadelt, dort fühlen wir das Unrecht. Im ganzen hätte ich einem Briten nie zugetraut, dass er so fast leidenschaftlich warm zu schreiben weiß, wie wir es an diesem Buche sehen, dessen deutsche Übersetzung dem Originale gerecht wird. Es ist ein interessantes Buch voller origineller Gedanken und mit einer erstaunlichen Menge von Anekdoten. Die Idylle der Vergangenheit und die Zustände der neuesten Zeit in einander vermengt geben ein Bild, das manchmal wirklich fast an Caricatur erinnert, aber fragen wir uns nur ehrlich, was diese Zustände in Wirklichkeit sind?

Der Engländer schildert die Deutschen, die Czechen, die Ungarn, die Juden, er schildert die Priester, den Adel, den Mittelstand, den Bauern, die Armen.

Die schönsten Capitel des Buches, das in geistvollem Plaudertone geschrieben ist, sind die „Wiener“, die „Frauen“, und vollends der „Kaiser“. Als Hauptmerkmal aller Österreicher und Ungarn zeigt der Verfasser die Liebe zu ihrem Fürsten. Dieses patriarchalische Verhältnis und die Persönlichkeit unseres Kaisers ist wahrhaft schön und herzerwärmend geschildert. Unseren schönen, sittigen Frauen lässt der Autor volle Gerechtigkeit widerfahren, und wenn er hie und da die Artigkeiten sogar ein wenig übertreibt, so entschuldigt's der Gegenstand.

Ein bisschen wollen wir ihm doch zuhören, was er seinen Landsleuten an der Themse von unserem schönen Geschlechte erzählt:

Ein ungarischer König, Matthias Corvinus, welcher im fünfzehnten Jahrhundert lebte, soll Österreich den Rath ertheilt haben: „Andere Krieg führen zu lassen, sein Glück aber in Ehebünden zu suchen.“

Und die Herrscher von Österreich haben den Wink verstanden, und während ihrer ganzen Familiengeschichte in diesem Sinne gehandelt; denn die beständige Erweiterung ihrer Besitzungen war fast immer eine Folge kluger Heiraten. Kein Wunder, dass die Worte: „Doch du, o glückliches Österreich, freie“ im Laufe der Zeit eine nationale Bedeutung im Reiche der Habsburger bekommen haben. Und ganz abgesehen von ihrer nützlichen Anwendung in der Politik, liegt in diesen Worten auch ein bezeichnender Hinweis auf die große Rolle, welche holde Frauen stets in Österreich gespielt haben.

Es ist wohl kaum zu viel behauptet, wenn man sagt, dass die Österreicher sowohl wie die Ungarn von heute ihre gesellschaftlichen Vorzüge, den Reiz ihrer Lebensgewohnheiten — ja, wir fürchten, auch ihre Vergnügungssucht und ihre Neigung, der Arbeit gern aus dem Wege zu gehen — großentheils dem verführerischen Einfluss ihrer Frauen ver-

Was in Österreich von häuslicher Zucht existiert, ist meist ein Verdienst der Mutter. Sie besitzt aber nicht die festere Natur, durch welche die rechte französische Mutter sich oft zur leitenden Kraft in allen geistigen und intellectuellen Angelegenheiten ihrer Familie erhebt. Die österreichische Hauszucht hat mehr die anschmiegende Art des Epheus: ihre Wurzeln ruhen mehr im Herzen als im Kopf. Die Gutherzigkeit macht die Hausfrau zu nachsichtig. Eine österreichische Mutter kann ihren Söhnen selten eine Bitte abschlagen. So sind die Frauen theilweise verantwortlich zu machen für die Schlaffheit, welche den österreichischen Männern während ihres ganzen Lebens anhaftet.

Manche Leute vertreten die Ansicht, dass die häuslichen Tugenden der Frauen, wie wünschenswert sie auch sind, nur Mittel zu einem Zwecke seien, und dass die Plackerei in der Wirtschaft eine Frau für die Würden des Empfangszimmers ungeeignet mache. Eine genauere Bekanntschaft mit den österreichischen Frauen würde das Irrthümliche dieser Ansicht bald erweisen. Denn nächst der Französin vereinigt vielleicht niemand so gut häusliche Tugenden mit dem Benehmen und der Gewandtheit einer modernen „Lady“ wie die österreichischen Frauen. Die polnische Dame bildet vielleicht die einzige Ausnahme von dieser Regel. Sie erbt bisweilen die sprichwörtliche Nachlässigkeit ihres Volkes: die polnische Wirtschaft.

Auch die höchststehenden Damen des Landes halten es nicht für unter ihrer Würde, selbst nach dem Markte zu gehen und die Einzelheiten im Haushalte zu überwachen. Die stolzeste Gräfin hält es für selbstverständlich, bei Tagesanbruch aufzustehen (?) und darauf zu sehen, dass ihr Mann richtig und pünktlich sein Frühstück bekommt, ehe er zur Jagd aufbricht. Sie setzt ihren Stolz darein.

Die österreichische Dame mag im Durchschnitte nicht ganz das kräftig entwickelte Gefühl für Ordnung und Zucht besitzen, welches ihre deutsche Schwester auszeichnet, aber ihre Fehler ermangeln nicht der ausgleichenden Vorzüge. Ihr künstlerischer Geschmack gibt ihrem Heim einen besonderen Reiz, und vor allem hat sie als Hausfrau im allgemeinen nur wenige, die ihr den Rang streitig machen.

Ihre Überlegenheit in diesem Punkte offenbart sich dem flüchtigsten Beobachter; denn sie erstreckt sich auf die Frauen aller Stände. Und einen schlagenden Beweis hiefür fühlt jeder, der die österreichische Grenze überschritten hat. Wie unbedeutend der Gasthof auch sein mag, der Kaffee ist vorzüglich, weil die Frauen darauf sehen, dass er vorzüglich ist; sie sehen selbst danach und setzen ihren Stolz darein, es zu thun.

Die Wirtschaftlichkeit und andere gute Eigenschaften der österreichischen Frauen können namentlich unter dem Bauernstande und den Arbeiterclassen etwas erzählen. Österreich ist eines von denjenigen katholischen Ländern, welche am wenigsten des Sirenenzaubers der Heilsposaune bedürfen. Denn Trunksucht ist unter den Frauen Österreich-Ungarns nicht zu finden!

Die Wichtigkeit dieser Thatsache wird uns erst klar, wenn wir uns vergegenwärtigen, dass in der einen Stadt Glasgow allein im Jahre 1891 elftausend Frauen auf öffentlichen Plätzen und in den Straßen wegen Trunkenheit und ungebürlichen Betragens festgenommen wurden.

Die Frau ist eine kräftige Stütze des Bauern- und Arbeiterstandes. Sie bildet das Rückgrat in deren socialem Leben, das sie aufrecht hält; sie verscheucht die Entartung, welche Fabrikarbeit und Armut mehr oder weniger überall mit sich bringen.

Die ungeheuere Wichtigkeit des geselligen Lebens in den unteren Ständen Österreichs, mögen sie nun von der Industrie oder vom Ackerbaue

einehmers heimführte? (?) Er sah im Vorüberfahren ihr hübsches Gesichtchen hervorlugen, kam zurück und — heiratete sie. Unter der österreichischen Aristokratie ist die Zahl solcher ehelicher Verbindungen Legion; während im republikanischen, aber in gesellschaftlichen Beziehungen hochconservativen Frankreich so etwas wie die Heirat einer Schauspielerin und eines Aristokraten beinahe unerhört ist. In Österreich aber wurde die berühmte Tänzerin Taglioni eine Fürstin Windischgrätz; die Tragödin Charlotte Wolter ist seit langem eine Gräfin O'Sullivan; die Fürstin Lori Schwarzenberg war ursprünglich eine Sängerin, Namens Sophie Löwe; die Schauspielerin Marie Marberg ist jetzt eine Gräfin Westphal; die Gräfin Schönfeld ist die Tochter einer Schauspielerin. Ein Fürst Liechtenstein ist mit einer bezaubernden Witwe bescheidener Herkunft vermählt. Die verstorbene Fürstin Batthyany war die Tochter eines jüdischen Bankiers. Die schönen Frauen aus dem Volke genießen stets die berechtigte Huldigung seitens des österreichischen Adels, und keines Volkes Frauen sind fähiger, diese herauszufordern.

Selbst wenn sie zu Verirrungen neigt, ist die österreichische Frau selten käuflich. Dass sie von der sclavischen Verehrung des Reichthums und höheren Ranges sich frei hält, darin liegt eine der Ursachen des ruhigen, zufriedenen gesellschaftlichen Lebens, das in Österreich so weit verbreitet ist. Das verhindert es auch, dass jene hässliche, nicht auszurottende Ausschließung und Verachtung der Armut sich ausbreitet, welche die directe Folge widriger Lebenslagen ist und welche an so vielen Orten so sehr zur Verhärtung weiblicher Herzen beiträgt.

In allen Kreisen der österreichischen Gesellschaft lässt sich eine Summe häuslichen Glückes finden, vielleicht mehr als überall sonst. Und es unterliegt für uns keinem Zweifel, dass dies fast ausschließlich den ausgezeichneten Eigenschaften der österreichischen Frauen zuzuschreiben ist. Nicht dass verheiratete Männer hier „besser“ seien als an anderen Orten: vielleicht ist eher das Gegentheil der Fall; denn in manchen Beziehungen mögen sie, nach unserem Maße gemessen, geradezu „leichtfertig“ sein. Man flüstert sich sogar zu, dass sie sich bezüglich des siebenten (?) Gebotes keiner puritanischen Unschuld befleißigen; dass sie mehr den Vergnügungen nachgehen und leichtherziger seien, als mit gehöriger Rücksicht auf ihre höheren geistigen Interessen vereinbar ist. Sie machen diese Fehler aber dadurch wieder gut — soweit das den schwachen Menschen möglich ist — dass sie im allgemeinen ein einfaches, von jedem äußeren Zauber freies und ungekünsteltes Leben führen.

So ist die österreichische Frau auch weit mehr eine Genossin ihres Mannes, als dies in Deutschland zutrifft. Ihre Lebhaftigkeit und ihr heiteres Temperament bringen Sonnenschein mit ins Haus. Sie wie ihr Gatte sind im höheren Maße frei von jener kleinlichen, zänkischen Neigung, die nur zu oft „das verhängnisvolle Erbe“ des aus härterem Stoffe geformten Deutschen zu sein scheint. Ferner besteht in der Regel kein so großer Unterschied zwischen der geistigen Bildung des Mannes und der Frau wie in Deutschland. Die Geschmacksrichtung beider ist froher, heiterer, vergnüglicher und so, dass sie dieselben öfter gemeinsam verfolgen können. Der Österreicher selbst besitzt nicht im gleichen Grade den etwas strengen Sinn für häusliche Anhänglichkeit und Zucht, der in Deutschland überall so stark hervortritt, auch nicht die gutmüthige Uneigennützigkeit des häuslich veranlagten Engländers. Österreichische Gatten nehmen es oft mit den Pflichten des Ehelebens zu leicht, namentlich überwachen sie nicht genügend die Erziehung ihrer Kinder.

Wie ich Großhändler werden wollte.

Jugenderinnerung von **Ferdinand Pfeiler**.

Lieber Sohn! Ich brauche nothwendig Geld und wollte dich deshalb bitten, ob du mir nicht mit wenigen Gulden aushelfen könntest.

So beiläufig lautete der Anfang bei den meisten Briefen, die ich in der Fremde von meiner Mutter erhielt. Ja, sie war arm. Die mit Stroh gedeckte Hütte hatte sie sammt einem kleinen Grundstücke meiner Schwester als Heiratsgut übergeben und außer einem kleinen Kämmerlein, das sie sich zum Wohnen ausbedungen hatte, verblieb ihr nur mehr ein halbes Joch Acker und ein Stück Weingarten zum Nutzgenusse; der Weingarten bis zu meiner erfolgten Großjährigkeit, der Acker jedoch so lange sie leben sollte. Die letzten zwölf Jahre vor ihrem Tode hatte sie bereits krank im Bette zugebracht, deshalb musste sie zu allen Arbeiten fremde Hände in Anspruch nehmen und bezahlen. Einmal schrieb sie, sie brauche das Geld für den Fuhrmann, der ihr den Dünger auf das Feld geschafft, ein zweitesmal für die Leute, die den Weingarten bearbeiteten, dann musste sie wieder neue Weinstecken kaufen, und so fort. Obwohl ich mir oft dachte, nun müsste schon jeder Weinstock wenigstens fünf Stecken haben, sandte ich ihr doch das Geld stets sehr gerne; das heißt, wenn ich es hatte. Ich verdiente mir mit Nadel und Fingerhut wöchentlich bloß drei Gulden und fünfzig Kreuzer, und hielt etwas auf gute Kleidung.

Eines Tages, es war im Hochsommer, schrieb sie mir, ich möge sogleich nachhause kommen, sie wolle sterben. Obwohl ich bei dem Zustande meiner Mutter stündlich auf deren Ableben hätte gefasst sein können, erschrak ich doch sosehr, dass ich von der Suppe, die mir die Frau Meisterin noch vor meiner Abreise anbot, keinen Löffel voll in den Mund brachte, so zitterte ich. Ich machte mich also auf den Weg zum Bahnhofe und nach zweieinhalbstündiger Fahrt saß ich vor dem Bette der Mutter; „ich fand sie wie sonst; trotz ihrer langjährigen Krankheit war sie stets bei guter Laune. „Weißt!“ sagte sie; „ich werde vielleicht nicht gerade jetzt gleich sterben, aber ein anderesmal könnte es ganz unverhofft geschehen, ich bin alt genug dazu; auch fühle ich, dass ich täglich schwächer werde und da wollte ich meine beiden Kinder noch einmal beisammen sehen.“

Und so saßen wir, ich und meine Schwester, lange Zeit vor dem Bette und hörten auf der Mutter Ermahnungen und Rathschläge, die sie uns, gestützt auf ihre Erfahrungen, ertheilte. Zum Schlusse kniete sie sich im Bette auf, langte nach der Zimmerdecke und zog unter einem Querbalken ein Paket hervor, das sie dann auf der

abhängen, kann nur der würdigen, der es beobachtet und Vergleiche dazu zieht.

Während der Arbeiterstand, welcher in den Städten wohnt, mehr und mehr demjenigen der Industriestaaten ähnlich wird — wo die Männer die Schnapsläden aufsuchen, die Frauen aber zur niedrigen Plackerei verurtheilt sind, — bleiben die Lebensbedingungen auf dem Lande noch einfach, und der gesellige Einfluss der Frau wird sichtbarer. Die Frau des einfachsten Arbeiters weiß ihrer Familie ein gut bereitetes Mahl vorzusetzen. In Industriebezirken sieht man die Frauen oft geschäftig die Landstraßen entlang gehen: sie gehen entweder selbst „auf Arbeit“ oder bringen ihren Männern das Mittagessen. In der Regel sehen sie peinlich sauber aus, mit dem in kleidsamer Weise um den Kopf gebundenen leuchtenden rothen oder blauen Tuche. Ihre Wohnungen sind im allgemeinen wunderbar rein und nett. Und sonderbar, nie tragen diese Töchter der unteren Stände — namentlich wenn sie aus einer Bauernfamilie stammen, wo man zeitlebens barfuß geht — das geringste Stück abgelegter Kleider der besseren Stände. Sie würden sich schämen, das zu thun.

Und abends, wenn die Arbeit gethan ist, oder an allgemeinen Feiertagen (und deren gibt es nur zu viele) theilen die Frauen stets die Erholungen und Vergnügungen der Männer.

Im Winter haben die Arbeiter auf dem Lande ihr Tanzvergnügen, und es würde viele überraschen, wenn sie einigen derselben beiwohnen könnten. Wer aus Erfahrung spricht, kann bezeugen, dass er angenehme Stunden dabei verlebt hat. Wir haben in der That bei solchen Gelegenheiten mehr weibliche Schönheit, mehr natürliche Anmuth im Benehmen gesehen, als anderwärts, als selbst da, wo die decolletierten Damen Diamanten in solcher Menge trugen, dass man damit einen gefangenen König hätte auslösen können. Was aber noch sonderbarer ist, wir haben bei solchen festlichen Vereinigungen niemals einen einzigen Fall von unschicklichem Betragen oder sinnloser Trunkenheit gesehen. Die das möglich machen, sind die österreichischen Frauen.

Also der Engländer. — Dieses Frauenlob versöhnt uns zum Theil mit dem Tadel, den er für die Männer hat. Wie wäre es aber, wenn wir dem Englishman einen Streich spielten und seinen Tadel — mit der Zeit unrichtig machten!

Vergessen darf bei Würdigung dieses Werkes der deutsche Übersetzer nicht werden. Wir bewundern fürs erste die geschickte Übertragung österreichischer Eigenheiten und Sprachformen ins Englische und nicht minder bewundern wir, dass dieselben ins Deutsche übersetzt haarscharf richtig wieder gebracht werden. Es muss wohl auch der Übersetzer speciell Studien in Österreich gemacht haben, dazu kommt ihm noch ein frischer, höchst lebendiger Stil zustatten, dessen Verdienst er mit dem Autor redlich theilen darf.

M.

eine größere Gesellschaft beisammen saß; um mich jedoch nicht aufzudrängen, frug ich stets bescheiden, ob für mich noch ein Plätzchen frei sei. Ich sprach dann sehr wenig, und was ich in die Lage kam zu sprechen, überlegte ich früher Wort für Wort, um mich nicht etwa lächerlich zu machen. Ich bestellte mir beim Kellner dasselbe, was die meisten der beim Tische Anwesenden gegessen oder getrunken hatten, und es war gut; solange, bis ich im Laufe des Gespräches, das sich um den Handwerkerstand drehte, auf die directe Frage eines Gastes gestehen musste, ich sei ein Schneider. Kühler und kühler wurde es dann um mich her, und ich erkannte, die Gesellschaft missachtete an mir nicht den Menschen, sondern den Schneider. Schöne Kleider trug ich, Cylinder und Handschuhe, damit der zerstochene Zeigefinger an der linken Hand mich nicht verrathe, und manches hübsche Mädchenauge gönnte mir hie und da verstohlen einen Blick; doch sobald sie erfuhren, ich sei ein Schneider, ließen sie mich unbeachtet, und der schwärzeste Hufschmied schien ihnen lieber zu sein. Und jetzt! ja jetzt könnte es auf einmal anders werden. Aber was anfangen! was! Da wurde ich durch ein Klopfen an der Hausthüre in meinem Gedankengange unterbrochen. Meine Schwester öffnete und ich hörte, wie eine fremde weibliche Stimme frug, ob hier Eier zu haben wären. Auch ein Handel, dachte ich; und mit beiden Füßen zugleich sprang ich aus dem Bette. Ein Weiblein kam in die Stube, und meine Schwester brachte eine Schüssel mit Eiern vollgefüllt und zählte dieselben der Händlerin in den Korb. Siebenundzwanzig Stück waren es, und meine Schwester bekam dafür dreißig Kreuzer. Was die Händlerin mit den Eiern mache? frug ich. Der Großhändler holt sie wöchentlich einmal ab und führt sie in die Hauptstadt, war ihre Antwort. Was sie für das Einsammeln bekomme? meinte ich, fünf Kreuzer vom Gulden sagte sie. Sehr wenig, dachte ich; und fasste nun im Stillen den Entschluss, selbst Großhändler zu werden, denn in der Stadt sah ich auf dem schwarzen Brette vor den Mehlhandlungen nie mehr als vier Stück Eier um elf Kreuzer angeschrieben; also bereits die Hälfte weniger, da könnte ich in einigen Jahren ein reicher Mann sein, und was das beste dabei wäre, niemand würde mich mehr einen Schneider schimpfen. Nun frug ich das Weib noch, ob sie nicht geneigt wäre für mich die Eier zu sammeln, wenn ich ihr per Gulden um einen Kreuzer mehr verdienen lasse als der Händler? Sie sah mich zuerst groß an, gab dann jedoch ihre Zusage; nur müsste ich ihr, wie sie sagte, stets einige Gulden Vorschuss geben, da sie zum Einkaufen kein Geld besitze, was ich ihr versprach; nur möge sie sich noch einige Tage gedulden. Die Brust geschwellt in allerlei Hoffnungen für die Zukunft, machte ich nun einen Spaziergang durch das Dorf, und am liebsten hätte ich nun mit jedem Weiblein, das mir in den Weg kam, ein Gespräch angefangen über die Fruchtbarkeit der Hühner, und die Verwendbarkeit der Eier. Ich wurde jedoch daran gehindert; denn kaum aus dem Hause getreten, traf ich mit meinem ehemaligen Oberlehrer zusammen, der mich schon drei Jahre nicht gesehen hatte, und der nun über meinen jungen Schnurrbart staunte. Wohl deshalb, weil derselbe, im Gegensatze zu dem Schnurrbarte meiner Mutter (mein Vater hat nie einen getragen), der, wenn sie ihn nicht monatlich einmal weggeschnitten hätte, wohl auch so schütter, jedoch länger und kohlschwarz geworden wäre, sich erlaubte, ins Röthliche zu spielen. Er frug mich, wie es mir gehe, was man in der Stadt für eine Hose Macherlohn zahle, was ich von der eben herausgekommenen Geschäftsfreiheit halte u. s. w., nur von Eiern sprach

Bettdecke enthüllte. Es kam eine alte Brieftasche zum Vorscheine, die sie mir mit den Worten einhändigte: „Schau, Fredl! was darin ist, gehört alles dein.“ Nur langsam öffnete ich, denn ich fürchtete, etwa unbezahlte Rechnungen für bezogene Weinstecken zu finden. Doch siehe da, es war wirkliches Geld, und ich begann zu zählen. Ich zählte hundert, ich zählte zweihundert, Herr des Himmels! so viel Geld hatte ich noch nie auf einem Haufen beisammen gesehen; ich zählte weiter, und als die Brieftasche leer war, lagen zweihundertfünfzig Gulden vor mir. Sprachlos starrte ich die Mutter an. Wo sie es her habe? Ja siehst du, sagte sie schmunzelnd; du schicktest mir oft einige Gulden, wenn ich darum schrieb, ich brauchte sie jedoch nicht; denn meine Bedürfnisse sind sehr gering. Ich glaube, so wie meine Hand, ist auch schon mein Magen zusammengeschrumpft, und da brauchte ich bei dem Ertrage der beiden Grundstücke nicht Noth zu leiden. Warum ich dir dann immer um Geld geschrieben habe, wirst du fragen? Ja, ich dachte mir, du gibst es auf unnöthige Sachen aus, ich dagegen kann es dir aufbewahren, bis du vernünftiger bist, und Geld überhaupt zu schätzen weißt. Und so habe ich dir für dein Geld stets meinen jungen Wein nicht verkauft und gewartet, bis er älter und theuerer wurde; und erst dann habe ich denselben an jemanden anderen abgegeben und so sind deine Ersparnisse auf diese Summe angewachsen. Ich glaube, dass du mit deinem Verwalter zufrieden bist.“

Ich konnte der Mutter nicht genug danken; nur wusste ich nicht, was ich nun mit dem vielen Gelde anfangen sollte. Die ganze Nacht konnte ich vor Aufregung nicht schlafen, und als es Tag wurde, schmerzte mich der Kopf von dem vielen Denken, und doch war ich mit mir noch immer nicht im Reinen, was ich mit dem Gelde machen sollte. Zur Nadel zurückkehren? es schien mir jetzt lächerlich, eine geschlagene Woche, täglich vierzehn Stunden zu arbeiten für drei Gulden und fünfzig Kreuzer. Ja einen Handel, wenn ich beginnen könnte, so zum Beispiel wie der Greißler in der Stadt, der im selben Hause, wo mein Meister wohnte, und gleich neben dem Hausthore sein Gewölb hatte, und der, sobald er mit seinem Hunde, der das beladene Wägelchen zog, vom Markte zurückkam, nichts mehr arbeitete, sondern nur so im Gewölbe hin- und hergieng, um mit den einkaufenden Mädeln zu schäkern; der einen die pfirsichrothe Wange streichelnd, der Anderen wieder etwas Liebes ins Ohr wispelnd; während seine bessere Hälfte die gewünschten Sachen, von den Augen der Käuferin unbewacht, derselben in den Korb wog. Und wie schön beleibt er nur war! Ich beneidete ihn oft, wenn er so mit seinem Bäuchlein auf einem Sessel vor der Ladenthüre saß und durch Glasaugen die Zeitung las. Er musste wenigstens neunzig Kilo wiegen, wogegen ich es nie höher brachte, als auf fünfzig Kilo im Sommer, und auf einundfünfzig im Winter. So einen Mann wagt man gewiss nicht überall so zu hänseln, wie einen Schneider. Ja, das Gehänseltwerden verleidete mir mein gelerntes Handwerk. Warum ein Schneider gehänselt wird? Ich dachte viel darüber nach, doch weiß ich es heute noch nicht. Was gab ich mir oft für Mühe, unter anderen Handwerkern meinen Mann zu stellen. Ich borgte mir vom Greißler jeden Sonntag die ganzen Zeitungen der abgelaufenen Woche aus, las zuerst den Leitartikel, dann die Rubriken über Kunst und Literatur, zuletzt die Neuigkeiten von der ganzen Woche; und so gerüstet gieng ich aus, um in einem besseren Gasthause mein Sonntagsnachtmahl einzunehmen. Ich suchte mir einen Tisch aus, bei dem schon

desselben schrieb mir, ich möge mich sofort persönlich wegen Abschluss eines Contractes bei ihm vorstellen, und die nöthige Caution von hundertfünfzig Gulden zur Sicherstellung der Lieferung von wöchentlich um fünfzig Gulden Eier sogleich mitbringen. Die Abendpost brachte wieder einen Haufen Briefe, und so gieng es einige Tage fort. Der Briefträger erzählte überall im Orte, dass ich täglich allein mehr Briefe bekomme, als das ganze Dorf zusammen in einer Woche, und dass ich irgendwo ein großes Eiermagazin hätte. Der Pfarrer beglückwünschte mich im Vorbeigehen ob des großen Glückes, das ich in der Welt gefunden, das ich mir, wie er meinte, schon durch meinen fleißigen Besuch der Christenlehre reichlich verdient hätte. Und ich las die Briefe einen nach dem anderen, nahm mir weder zum Essen noch zum Schlafen Zeit, und meine Mutter schlug im Bette die Hände über dem Kopfe zusammen, indem sie ein- über das anderemal rief: „Bub! Bub! was hast du angefangen!“ Ach, ihr that schon leid um das viele Geld, das der Briefträger bekam, für jeden Brief zwei Kreuzer. Dazu kam noch eines Mittags unsere Nachbarin, jedenfalls irrig berichtet, und bat mich, ihr nur vier Stück Eier borgen zu wollen, ihr Mann kommt um zwölf Uhr vom Dreschen, und sie hat nicht mehr Zeit, etwas anderes als eine Eierspeise zu kochen; ihre Hühner sitzen wohl schon am Neste, haben jedoch noch nicht gelegt. Herr des Himmels! Alles wollte nun Eier und wieder Eier, und ich hatte selbst nicht ein einziges.

Es war Donnerstag, zum Einkaufe für diese Woche also zu spät; und so fürchtete ich mich vor dem kommenden Samstag. Ich zitterte vor Aufregung und wagte mich nicht mehr auf die Gasse; und als am Abende wieder Briefe für mich ankamen, schob ich dieselben uneröffnet in meine Reisetasche, sagte der Mutter Lebewohl, indem ich ihr das Geld noch einmal zurückgab, und entfloh aus dem Dorfe, um nur so bald wie möglich wieder zu meinem guten Meister zu gelangen. Als ich dann mit der Eisenbahn gegen die Hauptstadt dahin rollte, kam ich mir vor wie ein Verbrecher und fürchtete stets, von einem der Mitreisenden als der flüchtige Eierlieferant erkannt zu werden; ich sagte deshalb gleich zu jedem, dass ich bloß ein Schneider sei. Und erst in der Stadt. Bei jedem Greißler oder Mehlmesserladen, an dem ich mit dem Stellwagen vorüber musste, drückte ich mich in die Wagenecke zurück, um nur ja nicht gesehen zu werden; denn ich glaubte, man müsste es mir an dem Gesichte ansehen, dass ich derjenige sei, der am nächsten Samstag die Eier bringen sollte.

Ganz gebrochen langte ich beim Meister an, und sechs Wochen wagte ich mich nicht aus dem Hause. Monatelang nähte ich dann noch, wieder um drei Gulden fünfzig Kreuzer per Woche, darauf los, als ob ich nie Großhändler hätte werden wollen. Erst viel später gelang es mir, die Nadel beiseite legen zu können. Aber Großhändler bin ich doch nicht geworden, aus Furcht, der Reichthum könnte mir das Leben ungemüthlich machen.

er kein Wort. Dagegen meinte er, als ich bei einem Hausthore, wo innerhalb desselben die Hühner lustig gackerten, stehen blieb und horchte: Ja ja, wenn man einige Jahre in der Hauptstadt zubringt, interessiert einen am Lande sogar auch das Gackern der Hühner. Ach, der gute Mann wusste ja nicht, mit welchen Plänen ich mich trug. Beim Gemeindehause, wo er heute, weil der Tag zum Steuereinkassieren war, zwei Stunden als Gemeindeschreiber fungierte, trennten wir uns, und ich konnte nun an meinen Plänen ungehindert weiterspinnen, die ich, als ich von meinem Spaziergang nachhause kam, der Mutter enthüllte.

In einer billigen Gegend, natürlich wo noch keine Eisenbahn hingeht, wollte ich zehn solche Weiber zum Einsammeln aufnehmen und entsprechend vertheilen. Wöchentlich einmal fahre ich mit einem leichten Wagen, den ich mir sogleich anschaffen wollte, dahin, und hole die Eier in Kisten gut verpackt ab, und führe sie in die Stadt. Zwei Tage rechnete ich auf den Hinweg, einen zum Einsammeln, zwei Tage für den Rückweg, und einen Tag zum Zustellen der Ware in der Stadt; bleibt mir immer noch der Sonntag frei. Um hundert Gulden kaufe ich wöchentlich ein, und um zweihundert Gulden verkaufe ich. Für mich, das Pferd und die sammelnden Weiber rechnete ich die Kosten auf vierzig Gulden per Woche, also bleiben immerhin noch reiner Verdienst wöchentlich sechzig Gulden. Was die Mutter dazu meint? frug ich! „Herr des Himmels!“ rief sie aus, „Bub! ich fürchte, ich habe dir das Geld in einer unglückseligen Stunde übergeben; wenn es hin wäre! Wer würde dir jede Woche so viele Eier abkaufen? Gesetzt den Fall, du bringst so viele zusammen.“ Da müsste man sich halt noch genauer erkundigen, erwiderte ich; und da soeben vor dem Hause ein Rastelbinder sein „Flicka loß!“ ertönen ließ, rief ich denselben gleich in die Stube, um von diesem, der doch als weitgereister Man gilt, in solcher Angelegenheit etwas zu erfahren. Auf meine Frage erzählte mir nun derselbe, dass bei ihm zuhause wohl großer Geldmangel sei, Eier jedoch im Überflusse vorhanden wären; so zwar, dass die Leute froh sind, wenn sie für neun bis zehn Stück Eier zehn Kreuzer bekommen. Also der Einkauf schien mir gesichert. „Aber der Verkauf?“ meinte die Mutter. „Nun“, sagte ich, „da käme es nur auf einen Versuch an. Weißt! ich gebe es in die Zeitung, nur um zu sehen, ob sich jemand meldet!“ Und noch am selben Nachmittage sandte ich eine Annonce an die Zeitungsadministration ab mit folgendem Wortlaute:

„Frische Eier!

Nach dem nachweisbar billigsten Marktpreise stets per Gulden um fünf Stück mehr. Bestellungen von zehn Gulden aufwärts werden jeden Samstag frei ins Haus gestellt. Aufträge sind zu richten an N. N., Großhändler in S.“

Schon am Morgen des dritten Tages nach Absendung der Annonce langten aus der Hauptstadt etwa zwanzig Briefe an mich ein. Ich öffnete den erstbesten, und siehe da: ein Mehlmesser schrieb mir, ich möge ihm am nächsten Samstag von meinen in der Zeitung offerierten Eiern vorläufig um dreißig Gulden bringen. Ich öffnete den zweiten Brief, er war von einem Greißler, der um vierzig Gulden haben wollte. Im dritten Briefe wollte ein Kaufmann fürs erstemal um zwanzig Gulden; wenn die Eier wirklich frisch sind, versprach er, jede Woche um dreißig Gulden zu nehmen, natürlich, stets per Gulden um fünf Stück mehr als der billigste Marktpreis. Ein Brief war darunter von einem Hausfrauenvereine, der zu jener Zeit schon über tausend Mitglieder zählte, und der Geschäftsleiter

als die Worte des verachteten Weibes. Und als nach diesem schon viele Jahre vergangen waren, als ihr schon Muth und Vertrauen gewachsen war, als sie in meiner sicheren Gattenliebe und Ehrbezeugung ruhen konnte, war sie noch demüthig wie eine Braut und aufmerksam wie eine Magd — es war ihr Wesen so — und deshalb musste geschehen, was geschah. — — Es ragten in der Gegend viele Schneeberge und blaue Spitzen, hinter unserem Hause rauschten Bergeswässer und standen Wälder, in denen oft monatelang niemand gieng. Alles dieses zu durchforschen, lockte mich die Lust, und einmal that ich die Bitte, sie möge mich doch zuweilen begleiten, wann ich etwa seltene Alpenblumen suchen gienge, oder einen Baum, ein Wasser, einen Felsen zeichnete, wie ich es damals zu lernen anfieng und häufig ausübte. Nach ihrer Art sagte sie es bereitwillig zu — und nun gieng sie oft zwischen thurmhohen Tannen und brausenden Bächen, oder über harte Felsen mit mir, und sie war noch schöner und blühender neben den Bergen, als sie zuhause war. Wenn ich dann zeichnete, saß sie hinter mir, schlug Nüsse auf oder ordnete die gesammelten Waldblumen zu einem Strauße, oder plauderte mit ihrem Hündchen, das ebenfalls unser steter Begleiter war, und von ihr an schwierigen Stellen sogar getragen wurde, oder sie legte aus meinem Wandersacke unser Nachmittagbrot zurechte; — oft saß sie neben mir und fragte, wie dieser und jener Stein heiße und warum diese und jene Blume nur immer im Schatten wachse. So wurde in den Wochen, was anfangs nur Gefälligkeit gegen mich war, ihre Lust und ihre Freude — sie wurde sogar stärker; denn wie die Sonne des Waldes die Blumen, Beeren und die Früchte reift, that sie es auch mit ihr, dass ihr die Lippen und Wangen glühten, wie an einem Kinde, und dass sie mir mit den schweren Alpenschuhen, die ich ihr hatte machen lassen, auf hohe Berge folgen konnte, bis an den Rand des Eises gelangte und mit Entzücken in die Länder hinaus sah, wo die Menschen ihre Werke treiben, davon kein Merkmal zu uns heraufkam. Ich hatte meine hohe Freude daran — und sie hatte ihre Freude daran.

Es musste wohl so sein, damit sich alles erfüllte. — — Kennt ihr das, was man in hohen Bergen eine Holzriese nennt? — Ihr werdet es kaum kennen, da man sie hier nicht braucht, weil nur breite sanfte Waldbiegungen sind. Es ist eine aus Bäumen gezimmerte Rinne, in der man das geschlagene Holz oft mit Wasser, oft trocken fortleitet. Zuweilen gehen sie an der Erde befestigt über die Berge ab, zuweilen sind sie wie Brücken über Thäler und Spalten gespannt und man kann sie nach Gefallen mit dem rieselnden Schneewasser anfüllen, dass die Blöcke weiter geschoben werden. — An einem sehr schönen Septembertage bat mich mein Weib, ich möchte sie doch auch wieder mit auf die Berge nehmen; denn sie hatte mir endlich ein Kind geboren, ein Töchterlein, und war drei Jahre bei demselben zuhause geblieben. Ich gewährte ihr freudig den Wunsch, sie rüstete sich, und wir waren desselben Tages so hoch gewesen, dass sie mir einige Stämmchen Edelweiß pflücken und auf den Hut stecken konnte. Im Nachhausegehen verirrten wir uns ein wenig; denn die Ähnlichkeit der Wände und Spalten hatte uns getäuscht. Wir stiegen in dem Gerölle eines ganz fremden Sandstromes nieder, ob er uns etwa in das Thal abführe, oder ob er jäh an einer Wand aufhöre und uns stehen lasse. Das letztere geschah auch; denn als wir um einen Felsen herum wendeten, sahen wir es plötzlich vor unseren Augen luftig blauen; der Weg riss ab, und gegenüber glänzte matt röthlich eine Kalkwand, auf welche die Strahlen

Das Weib des Obristen.

Aus der Mappe meines Urgroßvaters. Von **Adalbert Stifter.***)

Ich rede von einem Menschen, der der erste war, der gesagt hat, dass ich ein gutes Herz habe, und ich habe versprochen, dass ich Euch von ihm erzählen werde, damit Ihr seht, wie sehr es mich freute. Der Mensch hat mit mir in einem Thale gelebt, es war ein Weib — mein eignes Weib ist es gewesen — und von ihm möchte ich Euch etwas sagen, wenn ihr nämlich nicht müde werdet, mich anzuhören. Ich weiß es nicht, war sie besser oder schlechter, als tausend andere ihres Geschlechtes — ich habe die anderen zu wenig gekannt — aber einen Vorzug hatte sie vor allen, die da leben, und dieser war, dass ich sie sehr geliebt habe. Oft war es mir, als sei ihr Leib meiner, als sei ihr Herz und ihr Blut das meinige, und als sei sie mir statt aller Wesen in der Welt. Ich hatte sie am Rheine kennen gelernt, wo sie von Verwandten hart gehalten wurde. Da ich eingerichtet war, holte ich sie herüber. Sie hatte mich nicht geliebt, aber sie war mitgegangen. Da sie am Vermählungstage unter ihren Angehörigen als verzagende Braut stand, sah sie nach meinen Augen, als wenn sie darin Treuherzigkeit suchte. Ich habe sie in mein Haus geführt, und habe sie an der Schwelle desselben geküsst, was sie nicht erwiderte. Da ich sie in der Stube auf meinem Stuhle sitzen sah, noch den Hut auf dem Haupte, und die Oberkleider an, nahm ich mir vor, dass ich sie ehren und schonen werde, wie es mein Herz vermag. Ich rührte nun ihre Hand nicht an, ich ließ sie in dem Hause gehen, und lebte wie ein Bruder neben ihr. Da sie allgemach sah, dass sie hier walten dürfe, dass sie stellen dürfe, wie sie wolle, und dass niemand etwas dagegen sage, dass sie, wenn ich von der Jagd nachhause kam — denn ich gieng damals noch zuweilen — fragte, wie dieses und jenes stehe, und wie sie es machen solle, sah ich, dass die Pflanze des Vertrauens wuchs, — und daneben auch noch eine andere; — denn ihre Augen glänzten voll Zufriedenheit — und so gieng ihre Seele verloren, bis sie sonst nirgends war, als in mir. Es ist nur ein verachtet Weib gewesen, das die Worte gesagt hat: „Wie dank' ich Gott, dass du so gut, so gar so gut bist", — und kein Lob meiner Obern, keine Freude des Sieges ist früher so in mein Herz gegangen,

*) Leipzig. L. F. Amelang.

auch vor seinen Blicken, und wäre gleicherweise hinabgefallen, wenn er mir nicht einen Stoß gegeben hätte, durch den ich die noch wenigen Schritte vorwärtstaumelte, die von der Riese übrig waren, und an ihrem Ende unter dem vielen Holze niederstürzte, das dort lag, und das man an dem Tage herübergeleitet hatte. — Als ich aus meiner Ohnmacht wieder erwachte, verlangte ich heftig, in den Abgrund niederzusteigen; denn ich konnte sie mir nicht todt denken, und dachte: wer weiß — etwa ist ihr das Bewusstsein wieder gekommen, sie liegt unten und beginnt jetzt erst zu sterben. Allein es war indessen schon ganz Nacht geworden, ich fand mich an einem großen Feuer liegen, und einige Holzknechte standen und saßen umher. Andere waren auch fortgegangen. Durch mein Flehen und meine Versprechungen, noch mehr aber, weil ich allein in der Finsternis hinabzuklettern anhub, ließen sie sich bewegen, einen Versuch zu machen, ob man über die Wand hinabgelangen könne. Es waren auch von anderen Orten Holzarbeiter herbeigekommen, weil die Stelle ein Zusammenkunftsplatz war, und sie saßen an dem Feuer, wärmten sich, und hörten an, was geschehen war. Der eine erinnerte sich dieses, der andere eines andern Weges, auf dem es möglich sein müsse — aber es war immer umsonst, und die ganze Nacht vergieng unter fruchtlosen Bemühungen. Endlich, da ich tausendmal zu dem Himmel geschaut hatte, erblassten die fürchterlichen Sterne, und das schwache Grau des Morgens war in der Luft. Nun, da wir besser sahen, gelang es wirklich, mit Hilfe von Stricken und Stangen, bis auf den Grund hinabzukommen. Allein wir fanden die Gegend nicht, und erst, als die Sonne schon fast hoch in das Thal herein schien, entdeckten wir sie. Es lag ein Häufchen weißer Kleider neben einem Wacholderstrauche, und darunter die zerschmetterten Glieder. — Es war nicht möglich: von dieser Höhe kann kein Mensch herunterfallen, und nur einen Hauch des Lebens behalten. Kaum so dünn, wie ein Strohhalm anzusehen, schwebte die Riese weit über uns. — Wir giengen näher, und denkt Euch — auf den Kleidern saß das Hündlein, und war lebend und fast unversehrt. Das Weib hat es vielleicht während des Falles emporgehalten, und so gerettet. Aber es musste über die Nacht wahnsinnig geworden sein; denn es schaute mit angstvollen Augen umher, und biss gegen mich, da ich zu den Kleidern wollte. Weil ich schnell mein Weib haben musste, gab ich zu, obwohl ich mir das Thierchen hatte aufsparen wollen, dass es einer der Knechte mit der Büchse, die sie zuweilen tragen, erschieße. Er hielt schräge hin, damit er die Leiche nicht treffe — und das Hündlein fiel herab, kaum dass es noch ein Füßlein rührte. — Ich beugte mich nun nieder, und riss das weiße Mieder auf, das sie anhatte: aber die Schulter war schon kalt, und die Brust war so kalt, wie Eis. — — O Herr! das könnt Ihr nicht ermessen — nein Ihr wisset es jetzt noch nicht, wie es ist, wenn der Leib, der solange das Eigenthum Eures guten Herzens gewesen ist, noch die Kleider anhat, die Ihr am Morgen selber darreichen halfet, und jetzt todt ist, und nichts mehr kann als in Unschuld bitten, dass Ihr ihn begrabet.

So ist es auch geschehen. Wo der Bach seinen schmalen Ausgang hat, ließ ich sie aus dem Thale bringen, und kam gegen Mittag in mein Haus. Der Ruf hatte das Unglück schon ausgebreitet. Mehrere Menschen standen auf meiner Gasse, und gute Freunde wollten mich in einen Wagen thun und fortführen, bis alles vorüber wäre. Ich aber meinte, dass dieses gegen die eheliche Treue sei, und blieb bei ihr. Bloß da die Frauen kamen, sie zu waschen und umzukleiden, gieng ich an der Gesindestube vorbei zurück in das Stüblein

der schon tief stehenden Sonne gerichtet waren: — aber auch eine solche Riese, wie ich früher sagte, gieng von unserem Stande gegen die Wand hinüber. Ich erschrak ein wenig und sah nach meiner Begleiterin um, aber diese war sehr fröhlich über die gefundene Verbindung, und wir giengen daran zu untersuchen, ob die Riese in einem guten Stande sei, und zwei Menschen zu tragen vermöge. Dass sie erst kürzlich gebraucht wurde, zeigten da, wo sie an den Felsen angeschaftet war, deutliche Spuren geschlagenen und abgegleiteten Holzes; denn ihre Höhlung war frisch wund gerieben, auch lagen noch die Blöcke und Stangen umher, womit man die Stämme zuzuwälzen gewohnt ist, und die Fußtritte, die uns eigentlich in dem Bette des Gerölles niedergelockt hatten, schienen von derselben Handlung herzurühren. In dem Augenblicke des Überlegens hörten wir es aus einem Seitengraben, dessen Dasein wir früher gar nicht bemerkt hatten, knistern und brechen, als ob es Tritte wären, — und wirklich kam nach einigen Secunden ein Mann heraus, den der erste Anblick sogleich für einen Holzarbeiter erkennen ließ, wie sie im Gebirge ihr mühsames Werk treiben. Er trug einen ledernen Sack und eine eiserne Kochschüssel; in der Hand hatte er die abgethanen Steigeisen und den Gebirgsstock, der langschaftig ist und vorne eine eiserne Spitze und einen Widerhaken hat. Er erschrak, da er uns sah, weil er hier keine Menschen zu finden gehofft hatte. Ich aber sagte ihm, dass wir uns verirrt hätten, und dass wir sehr gerne wissen möchten, ob die Riese gangbar wäre und zweien Menschen als Steg dienen könnte. — „Freilich kann sie dienen", antwortete er, „vor einem Augenblicke sind alle meine Kameraden hinüber gegangen, fünf an der Zahl: ich musste nur umkehren, weil ich die Schüssel am Feuerplatze vergessen hatte. Sie warten an der Wand auf mich. Ihr werdet es gleich hören." — Nach diesen Worten that er einen Ruf mit der Stimme des Gebirgsjauchzens, dass es in allen Spalten klang: von drüben antworteten sie, dass es ebenfalls klang. Es war fast schön, da auch der Abend rings um uns herum war. Ich schlug nun vor, dass wir jetzt alle drei miteinander über die Riese gehen könnten. Er willigte ein, und sagte, dass wir die Frau in die Mitte nehmen sollten. Er richtete den Alpenstock so, dass ich ihn vorne und er hinten nahm, damit sich die Frau daran wie an einem Geländer festhalte. Das Hündchen hatte sie sich nicht nehmen lassen selber zu tragen. So giengen wir auf die Brücke, die in der Abenddämmerung wie eine gezogene Linie war. Ich hörte, da wir auf dem Holze giengen, nur seine Tritte mit den schwerbeschlagenen Schuhen, die ihrigen aber nicht. Als wir noch ein Kleines von dem Ende der Riese waren, sagte der Holzknecht leise: „Sitzt nieder", — auch empfand ich, dass der Stock in meiner Hand leichter werde, — ich schaute plötzlich um — und denkt euch: ich sah nur ihn allein. Es kam mir ein schrecklicher Gedanke, aber ich wusste nichts weiter, meine Füße hörten in dem Augenblicke auf, den Boden zu empfinden, die Tannen wogten wie Kerzen an einem Hängeleuchter auf und nieder — dann wusste ich nichts mehr. — —

Sie lag unten zerschmettert. Still sich opfernd, wie es ihre Gewohnheit war, ohne einen Laut, um mich nicht in Gefahr zu bringen, war sie hinabgestürzt. Nicht einmal der Holzknecht hatte ihren Zustand errathen, bis sie das Geländer ausließ, das wir ihr gemacht hatten, und mit der Hand in der Luft zu greifen anfieng. Da rief er ihr zu, sie solle sich setzen — aber es war zu spät. Wie ein weißes Tuch, sagte er, war es an seinen Augen vorübergegangen, und dann habe er nur mich allein gesehen. Ich wankte

rannen durch die Thäler hinaus — — nur dass sie allein dahin war, wie der Verlust einer goldenen Mücke. — Und wie ich in jener Zeit mit Gott haderte, hatte ich gar nichts, als dass ich mir fest dachte, ich wolle so gut werden, wie sie, und wolle thun, wie sie thäte, wenn sie noch lebte. Seht, Herr, ich habe mir damals eingebildet, Gott brauche einen Engel im Himmel und einen guten Menschen auf Erden: deshalb musste sie sterben. — Ich ließ einen weißen Marmorstein auf ihr Grab setzen, auf dem ihr Name, der Tag ihrer Geburt und ihr Alter stand.

Dann blieb ich noch eine lange Zeit in der Gegend: aber als die Berge nicht zu mir reden wollten, und die Pfade um die Wiesenanhöhen so leer waren, so nahm ich mein Kind, und gieng mit ihm fort in die Welt.

Mädchenklage.

Er hat verlassen diese Stätte,
Er hat sein Herz mir abgewendet.
O dass ich lieber nie ihm hätte
Ein Zeichen meiner Lieb' gesendet.

Er hat sein Herz mir abgewendet,
Das mir der Himmel war auf Erden;
Wiewohl ein Zeichen ich gesendet,
Auf dass wir beide glücklich werden.

Das mir der Himmel war auf Erden,
Verloren ist es mir auf immer.
Auf dass wir beide glücklich werden,
Will sehen ich den Liebsten nimmer.

Ist mir verloren nun auf immer,
Was meiner Seele gab den Frieden,
So will ich seh'n den Liebsten nimmer,
Solang ich weile noch hienieden.

Was meiner Seele gab den Frieden,
Das kann mein Herz nicht hassen lernen —
Ich werde nimmermehr hienieden
Der Falschheit zeih'n den falschen Fernen.

Kann ihn mein Herz nicht hassen lernen,
Soll gönnen es das Glück dem Theuern,
Jedoch die Liebe zu dem Fernen,
Die Liebe soll es nicht erneuern!

Ottilie Bibus.

gegen den Garten, wo mein Kind war. Ich nahm mein Mädchen bei der Hand, führte es durch den hintern Gang auf die Gasse, that es in den Wagen, den die Freunde herbeigeschafft hatten, und ließ es zu einer entfernten Bekannten führen, damit das Kind nicht sähe, was hier geschieht, und sich einmal daran erinnere.

Als sie mich riefen, gieng ich wieder hinvor in das Zimmer, wo die Menschen waren, und setzte mich nieder. Sie lag in dem weißen Gewande, das sie sonst hatte, auf ihrem Bette, und der Schreiner legte seinen schwarzen Zollstab zusammen, und gieng hinaus. Gegen Abend kam der Sarg, der sonderbarerweise in dem rechten Maße schon fertig gewesen war, und man legte sie hinein, wo sie lang und schmal ruhen blieb. Als nach und nach die Neugierigen und die anderen fortgegangen waren, und ich fast allein blieb, gieng ich hin, faltete ihr die Hände anders, als es die Frauen gethan hatten, und gab ihr ein Kreuz. Ich legte auch noch von ihren Blumen, die noch da standen, etwas um das reine unbewegliche Haupt. Dann setzte ich mich nieder und blieb sitzen, wie Stund' an Stund' vergieng. Damals dachte ich oft an das Volk der Egypter, dass sie ihre Todten einbalsamierten, und warum sie es gethan. Ich habe in ihrem Zimmer keine Wachslichter anzünden und keine schwarzen Tücher spannen lassen, sondern ich hatte die Fenster geöffnet, dass die freie Luft herein sah. An dem ersten Abende waren an dem Himmel draußen viele rothe Lämmerwolken gewesen, dass im Zimmer lauter rothe sanfte Rosen schienen; und nachts, wenn die Lampe brannte, waren weiße auf ihren Geräthen, und auf ihren Kleidern — — und wenn sie in dem Nebenzimmer draußen stille waren und beteten, weil sie die Leiche fürchteten, rückte ich ihr das Hauptkissen, weil das Angesicht schief zu sinken begann. — Am zweiten Morgen wurde sie begraben. Es kamen die Träger, und ich gieng mit ihnen. Auf dem Kirchhofe standen viele Leute, und der Pfarrer hielt eine Rede. Dann thaten sie sie in die Erde, und warfen die Schollen auf sie. Als alles vorüber war, und drüben jenseits der Häuser die alten Wälder standen, und eine fremde leere Luft über sie floss, versuchte ich nachhause zu gehen. Auf den Feldern gegen die Haselbestände hinauf ackerten sie, und säeten das Wintergetreide in die Erde. Ich gieng durch den Garten, wo die Herbstblätter abfielen, in das sehr stille Haus. In der Stube standen noch die Sessel in derselben Ordnung, wie sie den Sarg getragen hatten, aber sie war nicht darauf. Ich setzte mich in einer Ecke nieder und blieb sitzen. An dem Fenster stand noch ihr Arbeitstischchen, und die Laden unserer Kästen machte ich nicht auf. Wie viele Afterdinge, dachte ich, wird die Welt nun noch auf meine Augen laden, nur sie allein, sie allein nicht mehr. — Und wie es lange, lange so still war, und die Dienstboten aus Ehrfurcht draußen nur flüsterten, that sich ungeschickt die Thüre auf, und mein Töchterlein gieng herein, das schon vor einer Stunde zurückgekommen war und sich nicht aus ihrem Stüblein getraut hatte. Auf ihrem Munde war die Knospe der Rose, die sie eben begraben hatten, und in dem Haupte trug sie die Augen der Mutter. Und wie sie schüchtern vorwärts gieng und mich so sitzen sah, fragte sie: „Wo ist Mutter?“ Ich sagte, die Mutter sei heute früh zu ihrem Vater gegangen, und werde recht lange, lange nicht zurückkommen. Da sie sich auf das Wort beherrschen wollte, wie sie gewöhnt worden war, und sich aber doch auf dem Gesichtchen die schwachen Linien des Weinens zusammenzogen, da riss ich sie an mich, und weinte mich selber recht zutode. —

Dann schien die Sonne, wie alle Tage, es wuchs das Getreide, das sie im Herbste angebaut hatten, die Bäche

Geist nur schwer losreißen kann von der verbrauchten Hülle. Die Umstehenden haben dann oft den Eindruck, dass der Sterbende schwer leiden müsse. Ich möchte nun aber die Überzeugung aussprechen, dass dies — wenigstens in vielen Fällen — ein Irrthum ist: dass die krampfhaften Bewegungen nicht ein Zeichen physischen Schmerzes sind, sondern nur ein Spiel der erschlafften Muskeln, über welche die Seele die Herrschaft verloren hat, und dass der Schmerz, den vielleicht das körperliche Leiden bedingt, oft gar nicht mehr bis zum Hirnbewusstsein dringen kann, also auch nicht mehr als Schmerz empfunden wird. „Lasst mich doch, es ist ja so schön hier", sagte eine Sterbende, als man sich bemühen wollte, ihren ganz zusammengesunkenen Körper in eine bequemere Lage zu bringen. Offenbar war sie, ihrer Umgebung vollständig entrückt, in einer Traumwelt, in der sie sich sehr wohl fühlte. Ohne diese Worte: „Es ist ja so schön hier", fast die einzigen, die sie in den letzten Stunden vor ihrem Abscheiden sprach, würde ich den schmerzlichen Eindruck behalten haben, dass ihr Ende sehr qualvoll gewesen sei.

So sollte man nun recht vorsichtig sein, Sterbende nicht aus ihrer Traumwelt aufzuschrecken. Auch wenn man ihnen in wohlmeinender Absicht noch Stärkungsmittel aufnöthigt, selbst wenn sie solche unwillig zurückweisen, weil sie keine Erquickung mehr sind, so handelt man oft weniger wohlthätig als grausam. Und man sollte sich stets erinnern, dass das Gehör sehr lange intact bleibt, und darum seine Gefühle beherrschen und seinen Schmerz nicht laut werden lassen; auch dann nicht, wenn mit dem letzten Seufzer anscheinend das Leben erloschen ist. Wer kann es wissen, ob sich der scheidende Geist schon ganz vom Körper losgelöst hat, und ob er noch Wahrnehmungsfähigkeit besitzt für seine Umgebung in der sinnlichen Welt! Doch noch weitere Erwägungen hierüber würden in das Gebiet des Spiritismus führen, das ich hier nicht berühren möchte.

Soll man aber, wenn der Tod mit Sicherheit zu erwarten ist, dem Kranken sagen, dass er sterben muss? Diese Frage habe ich schon öfters aufwerfen hören. Die Orthodoxen glauben dem Sterbenden, seines Seelenheiles wegen, die Wahrheit schuldig zu sein. Ich meine nun, wenn er die Wahrheit zu wissen wünscht, so soll man sie ihm natürlich nicht vorenthalten*), wenn er sich aber davor fürchtet, sie zu hören, und seine ganze Hoffnung noch an das Leben klammert, warum soll man dann so grausam sein, die Illusion zu zerstören und ihm den Todeskampf dadurch erschweren?! Was soll ihm in den letzten Augenblicken, wo vielleicht das Bewusstsein schon umnebelt ist, eine Vorbereitung auf den Tod nützen, wenn nicht sein Leben schon eine solche Vorbereitung war?

Ein junges Mädchen, das an der Schwindsucht litt, aber, wie es bei dieser Krankheit öfter vorkommt, keine Ahnung von der Lebensgefährlichkeit ihres Leidens hatte, auch dann noch nicht, als sie sich schon im letzten Stadium desselben befand, wurde in eine geradezu furchtbare Todesangst versetzt. Die orthodoxe Mutter hielt es für ihre Pflicht, die Tochter von ihrem Zustande in Kenntnis zu setzen. Ganz verzweifelt und wie Schutz suchend warf sich das arme Kind, das noch mit allen Fasern seines Seins am Leben hieng, in die Arme des Vaters, der es nicht unterlassen konnte, ihm noch Hoffnung auf Genesung zuzusprechen. Die religiösen Trostgründe der Mutter konnten es nicht beruhigen und mit dem unabwendbaren Schicksale versöhnen.

Im Gegensatze hierzu gedenke ich noch mit Rührung eines lieben kleinen kranken Knaben, der im Krankenhause mein Pflegling war, und dessen heiteres, sonniges Gemüth mich selbst oft durchwärmt und erfreut hatte. Der vierjährige

*) Und selbst bei solchen ist es nicht immer rathsam, die nackte Wahrheit zu sagen. Im Vorhinein weiß es keiner, wie er die Gewissheit, in kürzester Zeit sterben zu müssen, ertragen wird. **Die Red. d. H.**

Kleine Laube.

Mein tapferes Weib.

Ein Lied aus schweren Tagen,
Wer wüsst' es nicht zu singen,
Ich stammle meins mit Zagen,
Denn kaum kann es gelingen,
Die dumpfen wochenlangen,
Die schattendüstren Qualen,
Ein Meer von Noth und Bangen
Zu gießen in enge Schalen.
Mir deckt' den Kern des Ganzen
Ein heit'res Traumgesicht,
Ich sah die Engel tanzen
Im rosigen Himmelslicht,
Ich hörte sie auch singen,
Sie sangen so süß und fein,
Das Schönst' von allen Dingen,
Im Himmelreich zu sein. —
Am Krankenbette unten
Die Ärzte saßen schweigend,
Die Hausgenossen stunden
Ringsum, die Köpfe neigend,
Die Kinder leise weinen,
Ich sollte es nicht hören,
Wie brannten heiß im meinen
Gemüth die heißen Zähren!

Nur eine der Gestalten
Stand aufrecht, ungebeugt,
Im zielbewussten Walten;
Das Haupt zu mir geneigt,
Bot sie trotz eig'ner Schmerzen
Mit ihres Blickes Gabe
Dem kranken, wehen Herzen
Die allerbeste Labe.
Und mit geschickten Händen
Wusst' sie ohn' Ruh und Hasten
Den kranken Leib zu wenden
Zum sanften bess'ren Rasten.
In meiner Leiden Kette,
Voll edler Frauenhuld
Saß sie am Krankenbette
Mit Sanftmuth und Geduld.
Und wenn ich wollt' verzagen,
Ihr zuversichtlich Wesen
Hat mich emporgetragen
Zum Hoffen und Genesen.
Des Hauses starke Säule,
Des Herzens frohes Leben
Hast du, wenn dir zum Heile
Ein tapf'res Weib gegeben.

Rosegger.

Gedanken über das Sterben.

Von Helene von Stedern.

„Sterben ist nicht Tod, sondern Übergang zum Leben“, las ich einst auf einem Grabsteine. Seitdem stand ich an manchem Krankenlager, das zum Todtenbett wurde, und oft sind mir jene tröstlichen Worte eingefallen. Während meines Aufenthaltes in einem Diaconissenhause, in dem gerade Unheilbare Aufnahme fanden, und später, als ich den Beruf einer freiwilligen Krankenpflegerin ausübte, wurde mir häufig Gelegenheit geboten, Sterbende zu beobachten.

Ist nun Sterben wirklich etwas so Schreckliches, und die Furcht, welche die meisten Menschen davor hegen, gerechtfertigt? — Für denjenigen, der sein irdisches Leben nur als eine kurze Periode seiner ewigen Existenz betrachtet, der im Tode nicht Vernichtung, sondern nur Veränderung, und zwar Veränderung zum Besseren sieht — eine Rückkehr zu seiner eigentlichen Heimat, zur transscendentalen Welt — kann der leibliche Tod gewiss keine Schrecken haben. Er wird sich wohl sogar darnach sehnen, wenn er ein Abnehmen seiner geistigen und körperlichen Kräfte fühlt. Aber er fürchtet vielleicht den Übergang, den Zustand der Agonie, wo das Werkzeug zu versagen beginnt, die Körperfunctionen stocken und sich der

der Tod nicht Stillstand, sondern — nach dem allgemeinen Gesetze der Evolution, das, wie in der natürlichen, so auch in der geistigen Welt gelten muss — Weiterentwickelung ist, habe ich freudigen Muthes den Wanderstab wieder aufgenommen zur Pilgerfahrt in dieser räumlich sinnlichen Welt. Bleiben auch viele Anlagen jetzt noch unentwickelt und erreicht wohl fast niemand das Ziel, das er sich gesteckt hat, so erscheint doch die Fahrt nicht ziel- und planlos, wenn wir sie mit diesem Leben nicht als beendet betrachten. „Ist nicht die ganze Ewigkeit mein!“ ruft Lessing aus.

Dann ist auch der Tod für uns nicht das häsliche Gerippe mit der Sense, sondern der freundliche Genius, der uns einst auf dem dornenvollen, dunkeln Pfade, den man den Lebensweg nennt, die Hand entgegenstrecken wird, um uns hinauf zu führen zu lichteren Höhen. „Sphinx.“

In der Mordau.

Eine Hochlandssage von Arthur Achleitner.

Der Schöpfer der Welt muss selbst erkannt haben, wie trefflich ihm die Schaffung des oberbayerischen Schmuckkästleins, des Berchtesgadener Landls gelungen ist, und darum war er sicher auch darauf bedacht, dies Kleinod alpiner und landschaftlicher Reize zu schützen. Darum lagerte er gegen Norden, Westen und Süden gewaltige Bergmassive zum Schutz gegen Wind und Sturm und nur nach dem Osten dachen sich die Gebirge ab, um fröhlich wärmenden Sonnenschein herein zu lassen. Dem eisigen Nordsturm stellt sich der wuchtig aufragende Koloss des sagenreichen Unterberges entgegen, ihm reiht sich nachbarlich, getrennt durch den muntern Bergbach, die Bischofswieser Ache, das brüchige Lattengebirg mit dem Dreichelkopf und Hochschlegel an, und gegen Westen lagert sich in wildschönen Formen der Gebirgsstock der Reuteralpe vor, dessen Spitzennamen schon errathen lassen, wie eigenartig dieses Gebirg sich gestaltet, so der an Gemsen so reiche Eisberg, der Edelweißlahner, das Wagendrischelhorn und die südlichen wuchtigen Ausläufer, das gigantische Mühlsturzhorn mit dem Grundübel, dessen Nachbar jenseits des einsamen Hintersees, der Hochkalter mit dem Blaueis starre Wache hält.

Den bescheidensten Rang inmitten dieser entzückenden Hochgebirgswelt nimmt das waldgekrönte Lattengebirg ein, ein Meer von Schutt, der von ernsten dunkeln Tannen überwuchert ist. Ein düsteres Stück Bergwelt, deren Eingang im südöstlichen Theil ernst genug der „Todte Mann“ bewacht. Die Thalsenkung zwischen dem westlichen Höhenzug und der Pfaffenscheide gibt gesuchten Weidegrund, doch fröhlich stimmt dies Thal schon des grausigen Namens wegen nicht, denn der Grund heißt die Mordau, und die am Rücken des Sonnbühl gelegenen Sennhütten heißen die Mordau-Almen. Und diesen schaurigen Namen erhielt das Hochthal vor vielen hundert Jahren durch schnöden Verrath und eine schreckliche Mordthat.

Der „Auswärts“ war auch endlich ins Ramsauer Thal gekommen, es grünte wieder Flur und Halde, der warme Sonnerschein vertrieb den hartnäckigen Schnee von den Gipfeln, dass er flüchten musste zu den vergletscherten Ruheplätzen. Und wenn's dann im Thal zu warm wird, dann geht's gen die Alm, die Kaser (Sennhütten) werden bezogen, das fröhliche Almenleben beginnt.

Frisch auffi auf d' Alm,
Frisch eini ins G'wänd,
Aft'n, dass mi mei Dirndl
Am Juchiz'n kennt!

In die Berg bin i' gern,
Da freut si mei' G'müath,
Wo der Almenrausch wachst
Und der Enzian blüath.

Der „Auswehrer“ [1]) ist schon oben auf dem Kaser, um auszubessern, was der lange grimme Winter Schaden verursachte an der Hütte, am Schindeldach, an Gattern und Thüren. In der

[1]) Viehhüter, der während der Almzeit fremdes Vieh von den eigenen Weidegründen abzuwehren, zu vertreiben hat.

kleine Richard war das glücklichste Kind, das ich jemals kennen gelernt hatte, obwohl ihn ein langwieriges Leiden schon seit Monaten an das Krankenhaus gefesselt hielt. Aber für ihn war die ganze Welt und auch das Krankenzimmer nur Sonnenschein, und er besaß eine merkwürdige Gabe, alles von der besten Seite zu betrachten. Seine Träume, die oft zu Visionen wurden, waren immer schön, und mit strahlendem Gesichte theilte er sie mir gewöhnlich morgens mit. Oft sah er an den Betten der kranken kleinen Leidensgefährten liebliche Engelsgestalten sitzen. Einmal aber sah er mich ganz besonders strahlend an mit den großen dunkeln Augen. „Was macht dich denn so glücklich, mein Liebling?" fragte ich verwundert, da der Zustand seiner Krankheit diese freudige Erregung durchaus nicht rechtfertigte. „Ich dachte nur eben", erwiderte er mir, „dass ich nun doch wohl bald sterben werde, und dass es dann so wunderschön sein wird, immer bei den Engeln zu sein." — Könnte doch ein jeder dem Tode so heiter und furchtlos in das Angesicht schauen!

Aber warum wird auch der Tod oft in so düsterer Weise versinnbildlicht? Wie abschreckend ist das Gerippe mit der Sense! Wie viel schöner der sanfte Genius der Griechen, der sich auf die umgestürzte Fackel stützt.

In fremden Städten und Ländern durchwandere ich immer gern die Friedhöfe. Die verschiedenen Grabschriften geben Veranlassung, darüber zu sinnen, welchen Begriff sich wohl die Menschen im allgemeinen von dem Tode machen. Besonders schön erschien mir immer der Spruch: „Leben wir, so leben wir dem Herrn, sterben wir, so sterben wir dem Herrn; darum wir leben oder sterben, so sind wir des Herrn." Dieses vollkommene Sich-geborgen-fühlen ist doch ein Glück, das im Leben und Sterben Frieden geben kann. Aber welch seltsame Sprüchlein und Verslein findet man oft, bei denen man wirklich nicht weiß, was man sich eigentlich denken soll. Auch das gebräuchliche: „Ruhe sanft!" ist mir immer recht sonderbar vorgekommen. Was soll denn sanft ruhen? Den Geist, der den todten Körper einst belebte, suchen wir doch nicht da unter der Erde; und der Körper? Nun, der erfüllt auch seine Bestimmung im ewigen Kreislaufe der Dinge, indem sich seine organischen Bestandtheile in unorganische verwandeln, um dann wieder zu organischen zu werden. Stillstand und Ruhe gibt es eben nicht in der Natur. Diese vielerwähnte und gepriesene Grabesruhe ist mir immer recht unsympathisch und unverständlich gewesen.

Nachdenklich stand ich schon vor den Gräbern, als ich noch ein recht kleines Mädchen war, und zermarterte mein kindliches Hirn mit metaphysischen Fragen. „Da unter der Erde schlafen die Menschen, die gestorben sind", hatte man mir gesagt; aber man sagte auch wieder: „Die Gestorbenen sind im Himmel beim lieben Gott." Wie ließ sich das nun vereinigen? Sie sollten doch erst, wie man mich ebenfalls belehrt hatte, am jüngsten Tage auferstehen. In der Confirmationsstunde hoffte ich Aufschluss zu finden. Da sprach nun der Pfarrer von einem Zwischenzustande, von einem Todtenreiche, in dem die Seelen aufbewahrt würden bis zur Auferstehung des Fleisches. Diese schattenhafte Existenz erschien mir recht farb- und reizlos, aber ich zweifelte nicht an dem, was mir von solcher Autorität gesagt wurde. Erst später, als ich zum selbständigen Denken erwachte, kamen quälende Zweifel; und wenn im Baue, den der kirchliche Dogmatismus errichtet hat, erst ein Stein zu wanken beginnt, da stürzt leicht das ganze Gebäude ein. Was ist Wahrheit? fragte ich verzweifelt in mancher bangen Stunde, und fand keine Antwort darauf. Der Schleier der Maya wollte sich nicht lüften. Recht verzagt und wandermüde schritt ich damals durch das Leben und dachte mit Resignation an den Tod, als an ein unvermeidliches Übel.

Erst nachdem ich mich zu der Weltanschauung durchgerungen hatte, dass

Wetterpropheten der Almen, die Ziegen, aufwärts geklettert, bei gutem Wetter meiden sie Stall und Alm, die sie sonst aufsuchen, wenn noch kein Wölkchen am Himmel das drohende Unwetter kündet und damit Sturm prophezeien.

Einen richtigen Jägersmann darf die Sonne nicht im Bett überraschen. Früh, lang vor Tagesanbruch, ist der Jäger Xaver in sein Revier, und seine Schritte lenken sich wie schon so oft am frühesten Morgen zur Sonnlichter Alm, wo's Kathei seiner harrt und wild vor Leidenschaft sich an seine Brust wirft. Ihn, den Jäger, liebt sie mit aller Glut ihres liebebedürfenden Herzens, die Neigung zum Lenz ist keine wahre Liebe, aus Tändelei, um langweilige Stunden auszufüllen. Freilich kann es einer arbeitenden Senndrin nie langweilig werden, weil die Arbeit von Sonnenaufgang bis in die späte Nacht nie endet auf der Alm, aber 's Kathei hat die Mannsbilder im Kopf, und ist ein Frauenzimmer einmal so weit, dann hört das Arbeiten auf und die Langweile ist da, bis gehalst werden kann.

Noch jedesmal hat 's Kathei den Lenzl zur rechten Zeit weitergebracht, so dass der Jäger am frühen Morgen die Hütte ohne Nebenbuhler fand. In der heutigen Wetternacht dachte 's Kathei, es sei am vernünftigsten, den lästigen ausdauernden Burschen, der noch dazu tropfnass ist, gar nicht hereinzulassen, weil er ja doch nicht vor Tagesanbruch weiter gehen wird. Richtig blieb die Hütte zu, und weitere Gedanken machte sich 's Kathei nicht. Der Lenz wird schon thalwärts gehen, wenn er auf der Alm kein Gehör findet. Kathei hat den Jäger in die Hütte gezogen, der aufquirlende Rauch lässt errathen, dass sie für den Herzallerliebsten eben kocht.

Mit wahrem Entsetzen hat der im Heu versteckte Lenz die Begrüßung des Paares wahrgenommen, wie er eben im Begriff war, den Heustadel zu verlassen. Heiß drängt sich ihm das gährende Blut zum Kopf, wahnsinniger Schmerz durchbohrt seine Brust, quälende Eifersucht, glühender Hass gegen die treulose Senndrin und ihren Buhlen erfasst ihn, sterben müssen beide, Rache will er haben für seine betrogene Liebe. Und mit gezücktem Messer überfällt der Rasende das ahnungslose Pärchen im Kaser, seinem Mordstahl fällt zuerst der Jäger, dann die Senndrin zum Opfer. Dann aber erfasste Verzweiflung den Mörder und trieb ihn zum Sprung in den Abgrund. — Von jener Stunde an erhielt das Sonnbichler Thal den Namen Mordau, der dem Thal und der Alm geblieben ist bis auf den heutigen Tag.

So hat sich die Sage fortgeerbt von Geschlecht zu Geschlecht, und alte Ramsauer bestreiten entschieden die andere Version, die in Schöppners bayerischem Sagenbuch Eingang gefunden hat und dahin lautet, dass die Senndrin den Jäger um Rath angieng, wie sie sich den Lenz vom Hals schaffen könnte. Der Jäger rieth, ihn zum Edelweißbrocken auf den hohen Göll zu schicken. Wohl schauderte Kathei, aber sie gieng auf den teuflischen Plan ein und forderte die schönsten Edelweißsterne als Zeichen seiner treuen Liebe. Eines Tages kam Lenzl athemlos auf die Alm gerannt, um Kathei zu schützen, denn Herzog Friedrichs von Bayern Kriegsvolk sei ins Berchtesgadenerland eingedrungen, um Rache zu nehmen an Propst Ulrich, der den Herzog schwer beleidigt. Kathei lachte den treubesorgten Lenz aus und schickte ihn auf den Göll um Edelweiß. Während Lenz auf schwindelndem Pfad emporklomm, um die Edelblume zu erreichen, und fehltretend in die Tiefe stürzte, im Abgrund zerschellend, koste die Senndrinn mit dem Jäger. Die Nacht brach an. Von dem Lichtschein der Alm verlockt, gieng eine Kriegsschar des Herzogs Friedrich von der Straße ab den Hütten zu, die Kriegsknechte stießen das Pärchen nieder und labten sich dann im Milchkammerl des Kasers. Sterbend erinnerte sich Kathei, dass Lenz sie warnen wollte, und reuig erkannte sie des Himmels Rache.

Kraxen (Rückenkorb) hat er den allernöthigsten Proviant, Mehl, Salz und Brot nebst etwas Schmalz für die ersten Tage, sowie die Mischstotzen und Holzrainen zur Hütte getragen, und wie er wieder herunten dem Bauer meldet, dass alles gerichtet sei, dann beginnt die Almfahrt und mit lustigem Schellengeklingel zieht die Herde in die freie Natur.

Auch die Sonnbichler Alm hat eine Sennerin, die schöne Kathi ist wieder heroben, das sauberste Dirndl der ganzen Ramsau, und das will was heißen, denn da gibt's schöne Madeln grad genug in ihrer schmucken Tracht. Wo's Kathei erscheint, verdrehen die Burschen die Augen wie der balzende Auerhahn und gleich darauf schnackeln sie, weil einem die Zunge wässerig wird bei dem Anblick dieses Prachtgeschöpfes. Nussbraune Haare in langen Flechten, blaue Augen wie Vergissmeinnicht am Bachesrand, gewachsen grad, nobel, tannenschlank und ein schönes volles Herz dabei. Warum nur grad dies Dirndl so zum dreinbeißen sauber und nett ist?

Natürlich probiert es jeder Ramsauer, der gerade Glieder hat und über zwanzig Jahre alt ist, bei'm Kathei anzukommen, aber 's Almfensterl blieb zu, bis der Lenz vom Fentenbauern kam und nach alter Sitte den Ramsauer Fensterspruch hersagte:

Kimm i her von Sommer und Winter,
Gaßelbua bin i sakrisch a flinker
Wia da sellerer Schinder.
Da sellerer Schinder bin i net,
I bin a Sohn von Oberboarn.
Hat mi mein Vater verjagt,
Weil i a recht a schlechte Votz'n [1]) hon g'habt.
Er hat mi schlecht 'köst [2])
Und schlecht g'wandt [3])
Und z'letzt hat er mi gar verjagt
Mit mein' z'rissnen G'schlamp [4])
That i mi da a wenig
Hin und her loat'n
Und zu dir, Dirndl, aufs Fensterbrettl einibroaten.
Wia i aber zu dir bin kemma, [5])
Thua i mi glei' auskenna.
Than d' Henna Tobakbrenna
Und i und da Hahn kenntn [6]) aa-r-a Pfeifel an.
He, sagt er: Sacrawalt's Dirndl
Schlafst oder bist munter,
Oder liegst 'leicht unterm Bett drunter? [7])

Und sie lag nicht unterm und nicht im Bett, die saubere Senn'drin, sondern hinterm Fensterl hat's Kathei gewartet mit pumperndem Herzerl, bis der Lenzl gekommen ist. Jetzt fliegt 's Fensterl auf, der rechte Bua ist da.

Draußen begossen vom Silberlicht des Mondes ruht friedlich das schmale Hochthal; ab und zu die nächtliche Ruhe unterbrochen durch das Geschepper der Blechglocke eines Rindes, das seine Lagerstätte wechselt. Das Geflüster des glücklich liebenden Paares nimmt der leise Bergwind mit auf die Höhe des tannigen Lattengebirges.

Das Blei eines Kammerfensterls zieht an wie Magnet das Eisen, und wer einmal ein offenes Fensterl gefunden, kommt immer wieder. Aber seltsam! Dem schönen Kathei scheinen die häufigen Besuche lästig zu werden, das Dirndl wurde kühler gegen den treuherzigen Lenz, das Geflüster immer spärlicher und kürzer, und just in einer Nacht, wo das Unwetter jeden andern Burschen abgehalten hätte, den beschwerlichen nächtlichen Marsch gen die Alm anzutreten, der Lenz aber dennoch aufwärts stieg und ein trockenes Platzl am Herdfeuer dringend benöthigt hätte, weil er bis auf die Haut nass war, da blieb 's Fensterl zu, und fest verschlossen war die Kaserthür. Vergeblich das zärtliche Bitten, das energische Pochen, umsonst das Fluchen des durchnässten Burschen. Er kroch nass und frierend ins Heu des nächsten Schobers, dort den Rest der Sturmesnacht zu verbringen.

Heiter wie immer kletterte Frau Sonne über die Wände des hohen Göll, die Bergspitzen zu küssen und kosen; ein herrlicher Morgen folgte der Wetternacht, Millionen Perlen und Diamanten funkelten auf den kurzen Halmen des thaufrischen Berggrases. Munter sind die

[1]) Mundwerk; [2]) verköstigt, genährt; [3]) gekleidet; [4]) Kleidungslumpen; [5]) gekommen; [6]) zünden; [7]) Die Schlusszeile des Originalspruches lässt sich nicht wiedergeben und ist ein ähnlich klingender Reim unterschoben.

ein Stück Brot verehrt, aber sein Instrument ist ihr zu grob und der Spielmann nicht fein genug. Sie legt das Brot wieder in den Korb zurück.

„Schön ist's nicht?“ sagt der Tattel etwas schief, „man muss halt die Ohren nicht so in den Trichter hineinstecken! — freilich auch die richtige Begleitung gehört dazu, eine Clarinette, eine Geige, eine Orgel, oder so was! Da ist's schön!“

Die Dreifältige thut einen Schrei: „Marand Josef! jetzt sagt der, die Geige und die Orgel wär' der Dutten ihre Begleitung!“

„Du schöne, liebe und gescheite Dirn!“ spricht der Tattel feierlich, denn der Apfelwein ist in der That ausgezeichnet, „weil du schon so fein bist, so kannst es ja auch umgekehrt nehmen. Die Pumpern als Begleiterin, auch gut, sie wird desweg nicht weinend werden! Gar musst sie aber nicht verachten; von weitem ist sie schön zu hören, von weitem! Im Wald und auf der Haide!“

„Das glaub ich schon“, bemerkt die Einfältige, „je weiter weg, je schöner. — Ich aber, mein lieber Duttenblaser-Tattel, ich weiß einen jungen Spielmann, der blast auch was und bei dem heißt's: Je näher, je schöner!“

„Ich glaub dir's!“ lacht der Alte, „ich glaub dir's! Der wird eine Maultrommel haben.“

O Tattel! gar nichts hat er, derselbe junge Spielmann, und kein Instrument kann er blasen und keins streichen und keins tasten. Er geht nur her und bläst ihr ins Ohr: „Du herzlieber Schatz!“ Das ist den Weibsleuten die schönste Musik. Eine solche Musik trägt sogar dem alten Spielmann einen Krug Apfelmost — dem jungen trägt sie mehr.

Rosegger.

Bücher.

Aus den Vorbergen. Novellen von Paul Heyse. (Berlin. Wilhelm Hertz. 1893.)

Neue Novellen von Heyse legt man nicht so leichthin zur Seite, dieser Erzähler weiß — so viel er auch schon erzählt hat — immer noch etwas Neues. Mit den Vorbergen meint er das bayerische Mittelgebirge zwischen dem Flachlande und den Alpen. Die vier in dem Buche enthaltenen Novellen handeln von Liebe; es gibt zwar auch noch andere interessante Stoffe, aber die Liebe geht dem alten Meister nicht aus dem Kopfe. Drei der Novellen sind Dorfgeschichten, denen man in den Hauptgestalten bloß ein bisschen mehr Erdgeruch wünschen möchte. Die Frauengestalten sind rührend ideal. Die Stadtnovelle „Das Marienkind“ kann mir nicht gefallen, da finde ich sogar Lücken in der psychologischen Entwickelung, ein Vorwurf, den man sonst gerade Paul Heyse am wenigsten machen darf. Am höchsten stelle ich in dieser Sammlung die Novelle „Xaverl“, eine eigenthümliche Geschichte, und doch so glaubhaft, so realistisch dargestellt und so idealistisch schön dabei, dass man sagen muss, Paul Heyse ist jung geblieben. R.

Touristennovellen. Von J. W. Widmann. (Stuttgart. J. G. Cotta'sche Verlagshandlung 1892.)

Wenn wir wahrnehmen, dass die süddeutsche und die norddeutsche Literatur sich sehr wesentlich von einander unterscheiden, so muss man daraus nicht eine Getrenntheit des Volkscharakters, sondern vielmehr die Zusammengehörigkeit sehen. Der Norden und der Süden ersetzen sich in der Dichtung, was der eine nicht hat, hat der andere. Im Norden jetzt moderner Naturalismus und Verstandespoesie, im Süden lebensfrohe, vollblütige, naive Dichtung. Im Norden wird gegenwärtig die erzählende Literatur leider viel von Frauen verwässert, in den südlichen Producten gibt's mehr Kraft und Saft. Zwischen Wien und Bern gedeihen ganz andere Dichtungen, als zwischen Breslau und Bremen. Mir ist das südliche Gewächs lieber. Brav sind die deutschen Schweizer. Den Gottfried Keller und den Ferdinand Mayer und den Otto Suttermeister und andere vergessen wir ihnen nicht. Unter den neueren ist es J. V. Wittmann, der unsere besondere Beachtung erweckt. Seine „Spaziergänge in den Alpen“ sind in diesen Blättern bereits gewürdigt worden. Seine „Touristischen Novellen“ stellen sich schon vermöge ihrer Gattung höher, als eine, wenn auch noch so geistreiche Reisebeschreibung; es sind aber nicht bloß Novellen, es sind gute Novellen, und nicht landläufig oder banal. Stark ist Widmanns Talent und vielseitig. Soll man mehr bewundern die Schalkheit von „Doctor Seybolds Ferienreise“, vom „Helden des Eiger“, vom „Wunder des heiligen Liszt“, oder den herzbeklemmenden, durch hohe Spannung gesteigerten Ernst der „Verkehrten Zeit von Mantua“? In Bezug auf den kecken Humor möchte ich die

Der „Duttenblaser-Tattel“.

Ein Bildchen aus dem Volksleben.

O je! Nur zwei Dirnen sind daheim! da läſst sich nichts verdienen. Wo nicht ein Sie und ein Er beisammen sind, da wollen sie nicht tanzen, die Saggra! — Man muſs just kein Gedankenleser sein, um diese Gedanken zu errathen, die der „Duttenblaser-Tattel“ hegt, als er ins Haus tritt. Und bei den zwei Dirnen brauchen wir uns mit dem Gedankenerrathen schon gar nicht zu strapazieren, denn die Weibsleute schreien ihre Gedanken gleich im ersten Augenblicke des Entstehens in die freie Luft heraus. „Jesses, Jesses!“ rufen sie fast gleichzeitig, „der Duttenblaser-Tattel ist da und kein Mannsbild zum Tanzen im Haus! Ist das ein Unglück!“

„Laſst's gut sein“, tröstete der Ankömmling, „bei der Blechpumpen allein tanzt sich's eh nicht gut. Die anderen mit den Pfeifen und Geigen kommen erst nach, und ich möcht' halt gern ein Krug Bier haben.“

„Bei uns ist kein Wirtshaus“, antwortet die eine. „Wenn kein Tänzer vorhanden ist, braucht man auch den Spielmann nicht.“

„Gute und fromme Dirn!“ sagt der Tattel, „so bring' mir von unsers Herrgotts Keller einen Tropfen herein. Weil ich Durst hab'!“

Der Dirn will die Anrede nicht recht gefallen, daher versetzt sie: „Wer Wasser trinken will, der braucht in kein Haus zu gehen, der Brunnen ist eh draußen auf der Gassen.“

Nun thut der Spielmann langsam seine „Blechdutten“ von der Achsel, lehnt sie an die Ecke hin, halst sich die Ledertasche ab, hängt sie an die Stuhllehne, setzt sich gemächlich nieder, stützt seine Arme auf den rothen Regenschirm, nimmt eine ehrerbietige Miene an und sagt: „Du gute, fromme und schöne Dirn! Muſst nicht bös' sein, wenn ich ein bissel will rasten.“

Jetzt sind in der einen richtig drei Dirnen beisammen; die „gute“ Dirn macht ein verdrießliches Gesicht, die „fromme“ Dirn holt ihm kein Wasser, die „schöne“ Dirn aber geht in den Keller und bringt einen Krug Apfelwein.

Während die Eine so dreifältig handelt, stellt sich die andere einfältig und thut an der Blechdutten herum in der Absicht, ihr eine schöne Musik zu entlocken. Sie tastet an den Klappen — das klappert, aber weiter nichts; sie bläst in das Mundstück — das pfaucht, aber weiter nichts; sie schleudert das Ungeheuer in den Winkel zurück — das schrillt, aber weiter nichts.

„O du Lapp!“ sagt nun der Tattel zur Einfältigen, nachdem er von der Gabe der Dreifältigen den ersten Trunk gethan und sich mit der hohlen Hand sittiglich den Mund gewischt hat, „o Lapperl, du! Es ist ein altes Sprichwort: Was dich nicht brennt, das sollst du nicht blasen. Die Dutten brennt dich nicht, du bist sicherlich ein guter Mensch, aber ein schlechter Musikant.“

Die eine — die Dreifältige nämlich — muſs schon lachen, daſs die andere nicht einmal einen Ton herausgebracht hat; das möcht sie doch wissen! Und während diese andere dem Instrumente ins Loch guckt, und gerade dort, wo es am allergrößten ist, versucht die eine es mit dem Musizieren. Sie bläst nun ebenfalls in das Mundstück — das pfaucht und sonst nichts.

„Du schöne und liebe Dirn!“ sagt der Tattel zu dieser, denn der Apfelwein ist ganz vortrefflich, „das Blasen allein hilft halt nur beim heißen Brei. In die Blechdutten, wenn sie sich melden soll, muſst ein prrr hineinmachen.“

Macht die Dreifältige ein kräftiges prrr hinein, und da schmettert's zum Trichter heraus, daſs die Einfältige einen Schrei thut und die Ohren zuhält.

Der Tattel lacht sie aus.

„Kunst ist es just keine“, meint die Dreifältige.

„Und just schön ist es auch nicht“, sagt die Einfältige. Diese hätte dem Spielmann zu seinem Apfelwein gern

Heimgarten

6. Heft. März 1893. XVII. Jahrg.

O sonniger Süden!

Vergib, o sonniger Süden,
Dass ich dich nicht kann lieben,
Dass ich dich gar muss meiden,
Meine Wünsche, meine Freuden
Steh'n auf dunklem Grund geschrieben.
Meine blassen Thaten
Leuchten nur in nordischem Schatten.
In Sturmessausen
Und Wälderbrausen,
In Schnee und Eiseskern,
In düsteren Nebeln
Glänzt mein Stern.
Du, o Süden,
Mit deines Lichtes Grelle,
Versengst mir die Seele.
Deine kahlen Berge und Schluchten,
Deine schattenlosen Buchten,
Deine heißen Terrassen
Und staubigen Straßen,
Deine gekochten Lüfte,
Deine einschläfernden Düfte,
Und übelriechenden Dünste,
Deiner schmutzigen Gassen
Lautes Sichgehenlassen,
Deiner Wirte Kniffe und Künste,
Zu saugen aus Fremden das Mark —
Es macht mich nicht stark.
Wie soll in so weltfremdem Wesen
Der Sohn des stillen Waldes genesen?
Dazu des Meeres unendliche Weite,
Die Länder der Erde all bespülend,
Die Sehnsucht weckend und nicht erfüllend.
So muss man am fremden Eiland kleben
Wie ein Verbannter und thatlos leben.
O sonniger Süden
Mit deinen Rosen, mit deinen Maien!
Weltumworbenes Paradies,
Ich will dich benedeien;
Wär'st du meiner Kindheit
Trautsame Heimat,
Wie wollt' ich in Treuen
Selig mich freuen.
Doch ich bin Germane,
Die sonnige Glut,
Der süße südliche Seim
Zersetzt mir das Blut.
Meines Glückes Kern und Keim
Ist deutscher Wald
Und mein Paradies heißt Nebelheim.

R.

Palme dem „Helden des Eiger" reichen. Es geht gegen Ende dieser Erzählung zwar ein wenig verfänglich her, aber unter Brüdern macht das nichts, und Schwestern brauchen sich nicht dafür zu interessieren.
M.

Neue Gedichte. Von Angelika von Hörmann. (Leipzig. Verlag von A. G. Liebeskind. 1893.)

Liegt das Büchlein, enthaltend eine große Zahl gemüthvoller Gedichte, in entsprechender Ausstattung im Boudoir einer Dame, so spricht dies deutlicher vom wohlgebildeten Geschmacke derselben, als die reichste, gewählteste Garderobe. In den Abtheilungen „Wanderstrauß", „Mädchenlieder", „Tagebuchblätter", „Jahreszeiten", „Herz und Welt", „Ghaselen und Sonette" und „Vermischte Gedichte" gibt die begabte Dichterin den reinsten Mädchen-, Frauen- und Muttergefühlen innig poetischen Ausdruck. Wie die schönste, aber leider immer seltener werdende Tugend des Weibes „Bescheidenheit" im besprochenen Buche zum Bilde wird, mag folgende Probe zeigen:

Was ihm an mir gefallen mag?
Zur Kammer schleich' ich oft im Tag,
Schieb' vor die Thür' den Riegel,
Und schau' in meinen Spiegel.

Warum erwählt er nicht die Ros'?
Bin eine schlichte Blume bloß,
Und nimmer will's mir glücken,
Mich also hold zu schmücken.

Doch eine Zier ist mein fürwahr!
Die schönste wär' ich aus der Schaar,
Stünd' all mein treues Lieben
Im Antlitz mir geschrieben.
Armin.

Von der Flut überholt. Sprachgemälde von Julius Gall(en). Zweite Auflage. (München. Verlag „Gegen den Strom" J. Gallenkamp. 1893.)

Die lebhafte Schilderung eines Beutezuges der Bewohner eines Pfahldorfes auf der zur Ebbezeit zurückgelassenen Sandfläche an der Westküste Britanniens hinterläßt uns thatsächlich den Eindruck, als hätten wir ein naturgetreues Gemälde betrachtet. Der trübgesinnte Telemach, welcher auf der Suche der ihm geraubten Nausikaa in das Pfahldorf gelangt war, ist das tragische, der Knabe Krossian, auf einem Ziegenbocke reitend, das heitere Moment des Gemäldes. — Vom Verfasser gewiss nicht beabsichtigte Heiterkeit erregt die Entdeckung, dass die Pfahldörfler mit glattgeschliffener Steinart bewehrt ausziehen, während die Rosse mit erz beschlagenen Hufen Funken aus dem Boden stampfen.
Armin.

Der Bauernjörg. Ein Sang aus Oberschwaben von Eduard Eggert. (Stuttgart. J. Roth'sche Verlagshandlung. 1893.)

Zehn in Reimpaaren von vier Hebungen gefasste Gesänge erzählen uns Herrn Jörg Truchsess' Heimkehr aus der Absberger Fehde und dessen spätere Abenteuer anläßlich der Bauernaufstände im sechzehnten Jahrhunderte. Die Weise ist lebhaft und bilderreich, in den einzelnen Begebenheiten klar, im Zusammenhange etwas schwer fasslich. Ob packender Schilderung besonders hervorgehoben zu werden verdient der achte Gesang „Der Gefangene".
Armin.

Heidekraut. Gedichte und Gedanken von E. Jahrow. (Dresden. Verlag der Dresdener Wochenblätter. 1893.)

So wie uns die lieblichen Blüten des Heidekrautes am Waldrande anmuthen, so thun es auch die gefühlsinnigen Gedichte des gleichnamigen Büchleins. Die Lieder des ersten Theiles geben dem Herzen Gefühle, die Sprüche des anderen Theiles dem Kopfe Gedanken. Beide erquicken.
Armin.

Die neuen Serien der „**Bibliothek der Gesammt-Literatur des In- und Auslandes**", (Otto Hendel in Halle a. d. S.) enthalten: Übersetzung des Darwin'schen Werkes: „Die Entstehung der Arten", deutsch von Georg Gärtner. Die „Mitzschke'sche Übersetzung' des Froschmäusekrieges". Ein weiteres Stück der Hirt'schen Schopenhauer-Ausgabe, und zwar IV. der Parerga und Paralipomena. Bauernfelds Übersetzung von Charles Dickens, „Leben und Abenteuer Nicholas Nicklebys". Rudolf Töpffers Erzählung „Rosa und Gertrud", „Das Schweizerland im Liede" von Heinrich Bothmer.

Jung-Kärnten, also betitelt sich ein in Klagenfurt zweimal monatlich erscheinendes, belletristisches Blatt, das von Anton Gitschthaler herausgegeben und redigiert, den erstrebenswerten Zweck verfolgt, die schöngeistigen Elemente des Kärtner Landes zu einen und die ursprüngliche Landespoesie treu zu pflegen. Die erste Nummer des Blattes enthält u. a. einige hübsche Gedichte und zwei Erzählungen des Herausgebers, die ein förderswertes Talent verrathen, das auf dem Wege gründlicher Durchbildung und strenger Selbstzucht zu respectabler Höhe gebracht werden könnte.
F. St.

Postkarten des „Heimgarten".

* Rosegger hat eine schwere Krankheit überstanden, es ist für längere Zeit die größte Schonung geboten. Dessen Beiträge sind wir in der Lage, aus vorhandenem Vorrathe zu bestreiten.
Der Verlag.

Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.

berischen Barbarenfäusten die angemaßte Siegespalme zu entreißen.

Zum Schlusse muss ich dich vor jedem Annäherungsversuche warnen, da ein solcher nicht nur für dich, sondern auch für den schwer gereizten Vater und eine dritte Person verhängnisvoll werden könnte. Dein aufrichtiger Bruder."

Diesem Schreiben lag eine Verlobungsanzeige meines Vaters mit Flora in üblicher Form bei, ein Document, das allerdings jeden Commentar überflüssig machte.

Wie ich die nächsten Wochen verbrachte, weiß ich nicht zu sagen, da ich von dem erhaltenen Schlage betäubt, stumpfsinnig und theilnahmslos mit mir geschehen ließ, was mein treuer Giuseppe in meinem Interesse anordnete. Er war es, der mich nach dem Abzuge der deutschen Truppen in eine Privatwohnung schaffte, und für meine weitere Pflege sorgte.

Gleichwohl wäre ich wahrscheinlich einem geistigen Marasmus verfallen, hätte nicht ein Anstoß von außen meine Willens- und Thatkraft neuerdings belebt. Eines Tages nämlich stürmte ein Haufe von betrunkenen Communards mit dem Gebrülle: „Tod den Verräthern, Tod den Deutschen!" in mein Zimmer. Längst mit Selbstmordgedanken umgehend, hielt ich den Eindringlingen die Mündung des vor mir liegenden Revolvers entgegen, was sie sofort in respectvoller Entfernung erhielt. Der herbeieilende Giuseppe aber that das Seinige, um den beutegierigen Burschen ein Missverständnis glaubhaft zu machen.

Einmal dem lethargischen Zustande entrissen, sandte ich nunmehr dem langjährigen Anwalte unserer Familie meine Adresse mit dem Bemerken, dass ich nach Erhalt meines Erbes für immer meinen Aufenthalt in Amerika zu nehmen gedenke.

In der That betrat ich vier Wochen später den Boden der großen amerikanischen Republik, doch nur, um ihn nach wenigen Monaten um eine Enttäuschung reicher wieder zu verlassen. Wenn irgendwo in der civilisierten Welt, so ist hier, wo die Männer jeden Standes kein anderes Lebensziel kennen, als möglichst rasch reich zu werden, die Weiber, sich möglichst rasch von einem reich Gewordenen versorgen zu lassen — das Wort zutreffend, das den Menschen als mehr oder minder vernunftbegabtes Thier bezeichnet.

Auf meiner Rückreise über Spanien und Süditalien nach Rom zeigte sich mir allenthalben das alte bekannte Bild von Beraubten, die nach Brot schreien, und von Räubern, welche die den Hungernden abgenommene Beute verprassen.

Mit dem Vorsatze in Rom angekommen, im Genussleben der Weltstadt zu vergessen oder unterzugehen, ergriff mich jedoch bald derselbe Ekel vor der übertünchten Gesinnungs- und Sittenlosigkeit, der mich aus Paris vertrieben. Weitere Reiseunternehmungen gestattete mein stark zusammengeschmolzenes Vermögen nicht, daher ich abermals Giuseppe für mich sorgen ließ.

Der getreue, umsichtige Alte, welcher mittlerweile seine verlassene Burgunda aus dem Norden hatte nach Rom nachkommen lassen, war mit meiner Erlaubnis in seine Heimat nach Cherso zu Besuch gegangen, von dort aber mit einem Zeitungsblatte zurückgekehrt, in dem der alte Korsarenbesitz bei Sta. Croce zu äußerst billigem Preise zum Verkaufe ausgeboten wurde.

Ich besann mich nicht lange, und schloss den Handel durch Giuseppe ab. Später erst entsann ich mich einer Jugenderinnerung Floras, der zufolge eine Schwester ihrer Mutter in Santa Croce gelebt habe. Indessen, da Giuseppes Nachforschungen nach dieser Tante Floras erfolglos blieben, dürfte sich diese Erinnerung wahrscheinlich auf ein anderes Sta. Croce beziehen,

Carlotta.

Novelle von **Ferdinand Schifkorn.**

(Fortsetzung.)

Eine feindliche Kugel hatte die Hirnschale gestreift, eine Verwundung, die zwar nicht lebensgefährlich, doch sehr schmerzlich war, und langsam heilte. Die Behandlung von Seite der Ärzte und dienenden Schwestern war nicht liebevoll, aber doch anständig, wogegen die wenigen anwesenden Deutschen bezüglich ihrer französischen Leidensgenossen um so traurigere Erfahrungen machten. Während es in den deutschen Spitälern niemandem beifiel, französische Verwundete mit einem Worte zu kränken, bedurften wir unseres ganzen Vorrathes von Langmuth und Selbstbeherrschung, um die maßlos frechen Bemerkungen unserer fränkischen Genossen, allerdings meist uniformirter Pariser Pöbel, zu ertragen.

Mit dem Einzuge der deutschen Armee in Paris nahm auch diese Geduldprüfung ein Ende. In sehr netten Räumen untergebracht, sahen wir unter der Behandlung deutscher Ärzte unserer Genesung entgegen, und erhielten endlich auch wieder Briefschaften aus der Heimat, welche auf die meisten Empfänger als echter Wunderbalsam wirkten.

Mir wurde es nicht so gut. Die Antwort auf eine vor Monaten geschriebene Mittheilung meines Entschlusses kam von Federigo, und lautete folgendermaßen:

„Lieber Bruder! Du weißt, dass ich kein Freund vieler Worte bin, da sie die Thatsachen doch nicht ändern können. Thatsache aber ist es, dass dein Übertritt zur deutschen Armee den Vater in grenzenlosen Zorn versetzte, den ich vergebens zu besänftigen suchte. Er befahl mir, dir bekannt zu geben, dass er einen Menschen, welcher die heiligsten Interessen seines Vaterlandes verräth, nicht mehr als Sohn betrachte, daher du auch nichts mehr von ihm erwarten darfst. Das dir mit dem Eintritte der Großjährigkeit zugefallene mütterliche Vermögen wird dir nach Mittheilung deiner Adresse an unsern Rechtsanwalt, durch dessen Vermittlung zukommen. Die beiliegende Karte wird dich von einem andern wichtigen Familienereignisse unterrichten, aus dem du zugleich ersehen magst, dass Flora nicht wie du meintest, eine sentimentale Träumerin, sondern ein kluges Mädchen ist, das seinen Vortheil zu wahren weiß. Wie sie mir sagte, wurde ihr Entschluss durch deine unzeitige Teutomanie wesentlich gefördert. Dass sich diese recht unzeitgemäß bei dir einstellte, wird dir binnen kurzem noch klarer werden. Das stolze Frankreich ist noch lange nicht besiegt, und schon reichen sich die beiden größten Patrioten der Schwesternationen, Garibaldi und Gambetta, die Hände, um den räu=

Zorn nun auch diejenigen getroffen, die es ruhig mit ansahen, wie des Satans Knecht fromme Christenseelen in seine höllischen Fallstricke locke, gab eigentlich nur den beredten Ausdruck dessen, was alle Anwesenden dachten und fühlten, und als der Redner hinzusetzte, dass er um des allgemeinen Wohles Willen bereit sei, mit Hilfe entschlossener Männer den Himmel zu versöhnen, ertönte von allen Seiten stürmische Zustimmung. Der Schlusssatz aber, in dem er feierlich versicherte, dass niemand von denen, die sich dem heiligen Werke widmeten, mit Weib und Kind darben solle, verlieh seinen Worten erst den richtigen Nachdruck.

Brot! Brot um jeden Preis! war ja das glühende Verlangen jedes Einzelnen der Versammlung, und selbst die Besonnensten und Friedlichsten vermochten solcher Verlockung nicht zu widerstehen.

Eine Stunde später hatte ein Haufe von mehr als hundert Männern, mit Weibern und Kindern im Gefolge, unter Ambrosios Führung die äußere Castellpforte erreicht, welche jedoch allen Stößen und Schlägen hartnäckig widerstand.

Ambrosio Viscontini wühlte unschlüssig in seinem struppigen Rothhaar.

Der passive Widerstand sagte ihm, dass er weiter gehen müsse, um die günstige Gelegenheit nicht unbenützt zu versäumen. Seiner niedrigen Gesinnung entsprechend, zweifelte er nicht im mindesten, dass der Graf dem jungen schönen Mädchen seinen Schutz nur aus eigennützigen Gründen angedeihen lasse, und Grimm und Eifersucht überwanden alle weiteren Bedenken des sonst so vorsichtigen Mannes.

Die Umfassungsmauern, welche die gangbare Seite der vom Castell gekrönten Anhöhe umgab — die andere Seite war durch schroffe Felsenwände geschützt — bot in ihrem jetzigen Zustande kein wesentliches Hindernis, und auf Ambrosios Aufforderung stürmten die Männer in ungeordneten Reihen die verwüsteten Anlagen der Berglehne aufwärts, wobei sie zur Erhöhung des beabsichtigten Eindruckes wie des eigenen Muthes ein furchtbares Geschrei erhoben.

Auch die Drohrufe „Nieder mit dem Ketzer!“ wurden umso häufiger und lauter, je unbehinderter die Sturmcolonne vorwärts kam, und verstummten erst vor den Castellmauern, welche dem Siegeslauf Halt geboten. Hier war abermals guter Rath theuer, da Thor, Kellerlucken und erreichbare Fenster mit demselben soliden Materiale wie die äußere Pforte versehen waren, und ebenso wie die Steinmauern auch einem Sturmbocke erfolgreichen Widerstand geleistet hätten.

Einmal im Zuge, war aber Ambrosio nicht geneigt, auf halbem Wege stehen zu bleiben, zumal das friedfertige Verhalten der Castellbewohner auch seinen Unternehmungseifer gesteigert hatte.

Auf seinen Befehl wurden Leitern herbeigeschafft, und an die Fenster des ersten Stockwerkes, welche nur mit Holzläden verwahrt waren, angelehnt. In dem Augenblicke jedoch, da die Stürmenden sich ihrem Ziele näherten, krachten in rascher Folge einige Flintenschüsse, deren Ladung an ihren Köpfen in gefährlichster Nähe vorüberpfiff.

Damit war aber auch der Sturmeifer der Männer abgekühlt. Gerade die tollsten, fanatischesten Schreier waren die ersten, welche kopfüber von den Leitern sprangen, und sich in raschester Gangart außer Schussweite begaben.

Die Beherzteren aber, meist gediente Matrosen, welche unter dem Befehle ihrer Officiere oft genug dem Tode ins Auge geschaut hatten, waren, ganz abgesehen davon, dass sie in der großen Welt über Ketzerei und Ketzer vernünftiger denken gelernt, umso weniger geneigt ihre Haut für einen Ambrosio Viscontini zu Markte zu tragen.

deren es ja in Istrien und dessen Nachbarschaft viele gibt.

So bin ich denn am Schlussspunkte meines Lebens angelangt, jung an Jahren, ein Greis an bitterer Erfahrung und Menschenkenntnis. Müde gehetzt, überdrüssig des zwecklosen Hastens und Strebens, hoffe und verlange ich nichts mehr vom Geschicke und den Menschen, wie die Ruhe eines Lebendig-Todten.

Bisweilen zwar überkommt mich noch ein Zweifel, ob ich auch recht gethan, meinem Glücke ohne Kampf zu entsagen. Indessen was konnte mir Flora nach solchem Treubruche noch sein?

Und dann ich bin ein Torrente, das heißt ein Mensch, der gereizt, in den Zustand sinnloser, unzähmbarer Wuth des verwundeten andalusischen Stieres geräth, blutlechzend, vernichtend, was ihm im Wege liegt — nein, besser schweigen, entsagen und — verachten!“

VII.

Ambrosio Viscontinis Wunsch war nur zu vollständig erfüllt worden. Die geringen Erntehoffnungen, welche Peronospora und Dürre übrig gelassen, waren dem Hagel zum Opfer gefallen. Die Feldfrüchte waren wie mit Keulen in die Erde gestampft, Rebengelände, Obst- und Maulbeerbäume zeigten im sommerlichen Sonnenglanze ein trauriges Bild des Winters.

In stummer Verzweiflung oder mit herzzerreißendem Jammer betrachteten die Bewohner von Santa Croce die Verwüstung. Das grinsende Gerippe des Hungertodes stand vor ihren Augen, erbarmungslos, unvermeidlich, denn woher sollte in dem armen, schwer betroffenen Lande Hilfe kommen für so viele?

Da tönte das harmonische Gebimmel des Glockenspieles vom Kirchthurme herab, und erinnerte die Verzweifelten an den, der allein helfen konnte in solcher Noth. Zahlreicher wie sonst füllte das fromme Volk alle Räume des kleinen Gotteshauses, sehnsüchtig des ehrwürdigen Priesters harrend, dessen mildes Wort sie in so mancher Trübsal schon getröstet.

Zu ihrer Bestürzung blieben aber gerade heute die Kerzen am Hochaltare unangezündet, ließ die Orgel keinen Ton vernehmen, und war auch des Küsters Gesicht mit der weinrothen Nase nirgends zu erblicken.

Bängliches Geflüster gieng von Ohr zu Ohr, bis endlich der Schullehrer auf der Kanzel erschien, um der versammelten Gemeinde die betrübende Nachricht mitzutheilen, dass ihr Seelenhirt in der Nacht nach dem Gewitter zu dem schwer erkrankten Pfarrherrn des Nachbarortes berufen worden sei, und wahrscheinlich erst nach einigen Tagen zurückkehren werde. Dem armen Manne flossen dabei die Thränen über die bleichen eingefallenen Wangen, da ihn die Abwesenheit P. Agostinos der letzten Hoffnung beraubte, seine zahlreiche Familie in den nächsten Tagen sättigen zu können.

Mit dumpfem Schweigen verließen die schwer bedrängten Menschen das Gotteshaus, um ihre Schritte mechanisch nach dem Marktplatze zu lenken, wo diejenigen, welche schon Kenntnis von der Abwesenheit des Pfarrers erlangt hatten, unter ihnen Ambrosio und Ghita, in eifrigem Gespräche die Köpfe zusammensteckten. Und jetzt wurde all das, was schon seit Carlottas Flucht in das Castell die Gemüther erregt hatte, in vermehrter und verbesserter Auflage unter die Leute gebracht.

Verwünschungen, Flüche, geballte Fäuste waren die natürliche Folge, daher es Ambrosio Viscontini, als er nun von einer der Steinbänke unter den Arkaden die Menge anredete, nicht schwer wurde, dieselbe für seine Absichten zu bereden.

Der Hinweis, dass mit dem „gottverfluchten Ketzer“ das Unglück ins Land gekommen, und dass des Himmels

man von mir nichts, am wenigstens, dass ich meine Schutzbefohlene preisgebe. Im Gegentheile, jetzt halte ich Sie erst recht fest, auch gegen Ihren Willen — also nichts mehr davon!"

„Aber mein Gott, Herr Graf, wovon sollen wir leben?" rief Carlotta ermuthigt zwar, doch noch immer beklommenen Herzens. „Frau Burgunda ringt jammernd die Hände, da heute das letzte Stäubchen Mehl zur Polenta aufgegangen, und gestern das letzte Huhn am Spieße stak. Auch das bisschen Gemüse ist vom Hagel vernichtet, kein Gebäck, noch sonst etwas Essbares im Hause — ach Herr Graf, was soll daraus werden?"

Aber auch dieser Jammer des besorgten Mädchens erzweckte bei dem jungen Manne nur ein erneutes Lächeln. Ja, für den im Überflusse Aufgewachsenen hatte die drastische Nothlage etwas so Komisches, Erheiterndes, dass er seit langer Zeit wieder etwas von seinem früheren Übermuthe in sich verspürte.

„Ja, Signorina Carlotta, da sind wir allerdings in eine nette Klemme gerathen", meinte er nachsinnend. „Die Sache ist mir übrigens um so überraschender, als ich mich erinnere, dass der Rechtsanwalt in dem Kaufvertrage bedeutende Vorräthe an Mehl, Hülsenfrüchten, Kartoffeln, Schinken und anderen Dingen in Rechnung brachte. Nun, der gute Mann mag für seinen Sack gesorgt haben. Was aber sonst? Mit dem Wilde ist es nichts. Was der Hagel nicht verjagte, das vertrieben die tollen Bursche mit ihrem Geschrei. Hm, es wird nichts übrig bleiben, wie unsere Milchspenderin abzuschlachten, für die wir ja bald kein Futter haben werden."

„Ach, die arme Bläss!" seufzte Carlotta. „Und wer sollte sie schlachten? Giuseppe ist viel zu schwach dazu."

„Richtig, indessen gibt es ein einfaches Auskunftsmittel. Ich werde sie erschießen, da leidet sie am wenigsten, und das Weitere ist keine Herkulesarbeit mehr."

Damit schritt der Graf zu einem der Wandschränke um sein Jagdgewehr, als Carlotta plötzlich mit einem „O bitte, bitte, um einen kleinen Aufschub!" dazwischen trat.

„Sie sprachen von Vorräthen, die sich hier im Castell befinden sollten", sagte sie, des Grafen fragenden Blick beantwortend. „Ich kenne sämmtliche Kellerräume, wo ich mit den Töchtern des früheren Castellbesitzers so oft Versteckens gespielt, und sind jene Schätze überhaupt vorhanden, so sollen sie gefunden, und die arme Bläss vom vorzeitigen Tode gerettet werden."

Wenige Minuten später durchschritt das junge Mädchen die dunkeln, labyrinthartig angelegten Kellerräume in Begleitung Mutter Burgundas, welche versicherte, alles durchsucht, aber weder einen besonderen Felsenkeller, noch Vorräthe entdeckt zu haben. Carlotta eilte indes unbeirrt vorwärts, um mit einemmale vor einer kaum bemerkbaren verschlossenen Thüre mit dem Rufe „Da ist es!" stehen zu bleiben, und den mitgebrachten Schlüsselbund zu prüfen. Bald fand sich auch der richtige Schlüssel, die Thüre knarrte in den verrosteten Angeln, und ein „Ah!" des Erstaunens und Entzückens entfuhr den beiden Frauen beim Anblicke der hier angehäuften Schätze.

Der dem harten Felsgestein abgerungene kleine Raum, welchen man seiner besonders trockenen, kühlen Luftbeschaffenheit wegen als Vorrathskammer erwählt hatte, war mit zur längeren Aufbewahrung geeigneten Lebensmitteln vollgepfropft, so dass selbst eine Reihe von Weinfässern als Träger von Getreide und Mehlsäcken diente, und die Wände von Speckseiten und Rauchfleisch starrten.

Carlotta lachte vor Vergnügen bei dem Gedanken, dass ihr großmüthiger Beschützer wie die arme Bläss vor allen weiteren Entbehrungen bewahrt seien, und Mutter Burgunda,

So sah sich denn der Anführer zum Rückzuge genöthigt, ohne jedoch sein Vorhaben als gänzlich vereitelt zu betrachten.

Die Thatsache, dass Giuseppe den Mundvorrath allwöchentlich zweimal für die Castellbewohner auf den Rücken eines kleinen Esels — nebst einer Kuh der ganze herrschaftliche Viehbestand — herbeischaffte, legte den Gedanken nahe, dass es ein weit ungefährlicheres, wirksameres Mittel gäbe, den Grafen und seinen Schützling „mürbe“ zu machen. Als daher die Zurückgeschlagenen am Fuße der Anhöhe von den Weibern, welche in ihrem blinden Fanatismus das eigentlich treibende Element bildeten, recht unfreundlich empfangen wurden, brachte er sogleich seinen neuen Plan in Vorschlag, mit dem Zusatze, dass sie zur Ausführung desselben weiter nichts zu thun hätten, als sich längs der Ringmauer zu lagern und die Lebensmittel zu erwarten, die er vorsorglich für seine getreuen Gesinnungsgenossen bestimmt habe.

Sehr zur Unzeit erschienen in diesem Augenblicke Dr. Forestiere mit seinem Freunde Giustini und dem Sindaco, um die Leute von ihrem thörichten Beginnen abzubringen. So geachtet und beliebt namentlich der Doctor in der Gemeinde war, als er auf die Frage der Weiber, ob er auch imstande sei, sie und die Ihrigen zu verköstigen, verlegen den Kopf schüttelte, blieben alle Mahnworte in den Wind gesprochen.

Schlimmer ergieng es dem Sindaco, welcher sich im Gefühle seiner Amtswürde zur Drohung einer Anzeige an die Behörde ermannte. Als Erwiderung nahmen ihn einige handfeste Männer in die Mitte, und brachten ihn trotz aller Proteste in den Gemeindearrest, wo er, wohl verwahrt und bewacht, in den nächsten achtundvierzig Stunden reichlich Gelegenheit hatte, über die Annehmlichkeiten eines Gemeinde-Ehrenamtes Betrachtungen anzustellen.

Am dritten Tage der Castellbelagerung betrat Carlotta gegen die Mittagsstunde den Raum, in dem sich Graf Francesco unbekümmert um die ganze Außenwelt mit der Zusammenstellung eines Katalogs seiner Sammlungen beschäftigte.

Es war das erstemal, dass Carlotta ihren Beschützer in seinen Wohnräumen aufsuchte, daher der junge Gelehrte verwundert aufblickte, dann aber rasch auf das Mädchen zuschritt, und im Tone herzlicher Theilnahme fragte: „Was ist geschehen, Kind? Ich hoffe nicht, dass man Sie in meinem Hause gekränkt!“

Das rosige Gesichtchen Carlottas war in der That so bleich, die großen Augen blickten so trüb und thränenschwer, dass bei einem sonst so heiteren, muthigen Mädchen nur eine tiefe Gemüthserregung als Ursache angenommen werden konnte.

„Nicht doch, Herr Graf“, sagte sie mit wehmüthig zuckenden Lippen. „Burgunda behandelt mich wie eine Tochter, und Giuseppe vermag keiner Fliege, geschweige denn seinem Herzblättchen wehe zu thun. Aber ich kann nicht länger ansehen, dass Ihr Leben meinetwegen gefährdet wird, bitte daher die Stifterin allen Unheils ihrem Geschicke zu überlassen, um weiteres Unglück zu verhüten.“

Obschon von der Opferwilligkeit des schutzlosen Mädchens gerührt, konnte sich der Graf eines Lächelns über diese tragische Auffassung der Sachlage nicht erwehren.

„Mein armes Kind“, versetzte er, Carlottens Hand erfassend, „was sprechen Sie da von Lebensgefahr für mich, und drohendem Unglücke? Jener Ambrosio Viscontini mag ein tückischer Geselle sein, aber die anderen? Lieber Gott, Hunger thut weh, und hätte ich gewusst, was mir Giuseppe seither von den Verheerungen des Gewitters erzählt, es wäre anders gekommen. Nun aber seien Sie guten Muthes, Signorina, erzwingen wird

Richtung nach dem Castell entfernt hätten.

Die Damen des Richtercollegiums sahen sich betreten an. Wie es in Sta. Croce weder Eisenbahn noch Telegraphenamt gab, so waren hier auch Gendarmen lediglich eine sporadische Erscheinung, indem nur allmonatlich einer dieser gefürchteten Diener des Gesetzes in das stille Nestlein kam. Nicht um nach Dieben oder sonstigen Übelthätern zu fahnden, sondern um beim Apotheker ein Gläschen Acqua vita zu verkosten, aus dessen ehrlichem Geschmack sich die Überzeugung von selbst ergab, dass man es mit keiner geschmuggelten Ware zu thun habe.

Da dieser Besuch, wie Barbara wusste, erst vor wenigen Tagen stattgefunden hatte, war das Erscheinen von drei Gendarmen um so auffallender, daher Peppa beauftragt wurde, der bewaffneten Macht unbemerkt zu folgen, um über die weiteren Schritte derselben Kunde zu bringen.

Das Mädchen verschwand, den drei Damen aber mundete plötzlich weder Mandelkuchen noch Liqueur; die Siegeszuversicht war einer nachdenklichen Stimmung gewichen. Man sprach von anderen Dingen, allein der gewohnte Redefluss wollte sich nicht mehr einstellen, selbst das interessante Thema über die unerträglichen Eigenheiten und Launen der Herren der Schöpfung verfieng nicht mehr.

So vergieng eine bange Stunde, und als Peppa endlich kam, war sie so athemlos und bestürzt, dass sie erst mit den Tafelresten gestärkt werden musste, ehe sie ihren Bericht erstatten konnte. Der war aber auch darnach, um selbst die stärksten Nerven zu erschüttern.

An der Spitze von hundert tapferen Männern sei Ambrosio ohne weiteres verhaftet und gleich einem Verbrecher mit Handschellen gefesselt, zur Behausung der Frau Ghita geführt worden, wo in Gegenwart des heimtückischen Cecco ein kurzes Verhör angestellt wurde. Die arme Frau Ghita sei dabei von einer Ohnmacht in die andere gefallen, was die herzlosen Gendarmen jedoch nicht hinderte, sie ebenfalls in Haft zu nehmen. Was weiter geschehen, wisse sie nicht, so viel sei jedoch gewiß, dass jener Cecco, um Carlottens Auslieferung zu verhindern, den edeln Ambrosio wie einst Judas seinen Herrn und Meister verrathen habe.

Minutenlanges tiefes Schweigen folgte der Erzählung Peppas. Betäubt, rathlos, hilfeflehend sahen sich die Parzen einander an. Es unterlag keinem Zweifel, dass Ambrosio und Ghita als die Urheber der meuterischen Bewegung verhaftet wurden, und ebenso zweifellos war es, dass diese die Schuld auf andere Anstifterinnen zu wälzen suchen würden. Solche Erwägung aber führte eine Reihe der furchtbarsten Folgen vor die Augen der Schuldbewussten. Verhaftung, Gefängnis, Untersuchung, Verurtheilung — entsetzlich!

Barbara war die erste, welche wieder einige Fassung gewann. „Bruder Bartolo muss helfen, seine Pflicht ist es, die Schwester vor Unbill zu schützen", sagte sie entschieden, indem sie sich erhob, und so eilig die Flucht ergriff, dass sie den Dank für die genossene Gastfreundschaft sammt ihren auf dem Tische liegenden Brillen vergaß. „Barbara hat recht", bemerkte Frau Benevenuta, durch das resolute Beispiel ermuthigt. „Unter solchen Umständen ist der Mann Herr und Beschützer des Hauses, und so zahlreich auch die Fehler meines Schwagers sein mögen — er ist ein Ehrenmann!"

Damit gieng auch sie, und ließ Portiuncula in einer Stimmung zurück, die jeder Beschreibung spottet.

In der Stunde der Noth dachten diese lieben Freundinnen nur an sich, um sie kümmerten sie sich nicht weiter. Sie war allein, schutzlos, und jeden Augenblick konnten die Schergen kommen, um sie, die mit Ambrosio und Ghita, den Plan zum „gott-

welche trotz ihrer Gutmüthigkeit die heißblütigen Landsleute ihres alten Ehegesponsen Giuseppe in die tiefste Hölle verwünscht hatte, meinte schließlich schmunzelnd, nun wäre es ihr ganz recht, wenn sich die armen Leute auf Kosten des Geizhalses Ambrosio gütlich thäten bis zum jüngsten Tage.

Zur selben Zeit, da sich solches im Castelle zutrug, saßen die drei Parzen von Sta. Croce in der Stube Frau Portiunculas beim Mittagstische, welcher von der sonst äußerst sparsamen Wirtin diesmal mit besonderem Aufwande bedacht worden war.

Allerdings galt es, den großen Sieg des „Ewig Weiblichen“ über männliche Vernunft und Willenskraft zu feiern, womit die heutige Verschwendung entschuldigt war. Erwartete man doch von Stunde zu Stunde die Früchte dieses Sieges, da die Verhältnisse der Castellbewohner dem engen Damenkreise ebenso genau bekannt waren, wie dem Führer der Belagerungstruppen.

Was die Persönlichkeit der beiden Gäste Frau Portiunculas anbelangt, so durfte sich Fräulein Barbara Giustini bezüglich Hagerkeit, Häſslichkeit und Altersreife kühn an die Seite ihrer Freundin stellen, wogegen Frau Benevenuta, die Schwägerin des Doctors, mit ihren vierzig Jahren und ihrer rundlichen Gestalt nur durch einen bitterbösen Zug um die vollen Lippen an die antiken Schicksalsgötter erinnerte. Und auch dieser menschenfeindliche Zug in dem noch blühenden Antlitze der Dame, war, wie man in Sta. Croce zu sagen wuſste, auf Rechnung des Doctors zu setzen, insoferne dieser in unbegreiflicher Verstocktheit das freie Junggesellenleben dem süßen Ehejoche vorzog.

„Wissen Sie auch, liebe Portiuncula, daſs mir mein Gewissen Vorwürfe macht, hier zu schwelgen, während unser guter Graf und seine holde Carlotta von Liebe und Wurzeln leben müssen, wenn sie solche finden?“ bemerkte Fräulein Barbara, indem sie vergnüglich an einem Stücke Mandelkuchen knupperte.

„Gott, weiß es, daſs auch mein Herz blutet“, versetzte Portiuncula mit frommem Aufblicke zur Zimmerdecke, doch tröstet mich der Gedanke, daſs die Heimsuchung zwei Verirrte auf den Weg des Heiles zurückführen werde.“

Frau Benevenuta nickte zustimmend mit dem Kopfe, während sie an einem mit süßen Liqueur gefüllten Gläschen nippte. „Mir aus der Seele gesprochen“, sagte sie dann. „Hoffentlich wird unser frommer, wackerer Ambrosio als Gatte Carlottas Sorge tragen, daſs das verirrte Schäfchen auch auf dem rechten Wege bleibe.“

„Gewiſs“, versetzte Barbara. „Es fragt sich nur noch, was wir bezüglich des jungen Grafen beschließen?“

„Je nun, wenn unsere liebe Freundin Portiuncula einverstanden ist, so meine ich, man könnte eben seiner Jugend wegen ein wenig durch die Finger sehen“, bemerkte Frau Benevenuta wohlwollend.

Portiuncula hob den langen, spindeldürren Zeigefinger, wie um das scharfe Schwert der Gerechtigkeit zu versinnbildlichen, ehe sie die gewichtigen Worte sprach: „Nur unter der Bedingung, daſs er durch ein gottesfürchtiges Betragen, vor allem durch regelmäßigen Besuch des Gottesdienstes, Beweise aufrichtiger Reue und Besserung gibt, sonst —“

Zu welcher Strafe der arme Graf von dem schrecklichen Tribunal „sonst“ verurtheilt werden sollte, blieb unausgesprochen, da in diesem Augenblicke Peppa, die Kuhdirne, in ihren Mußestunden auch Küchen- und Stubenmädchen des Pfarrhauses, mit der Meldung ins Zimmer stürzte, es seien drei Gendarmen dagewesen, welche nach dem Pfarrherrn und dem Sindaco gefragt, und sich dann in der

erstemal, dass nicht das mild-tröstende, sondern das streng richtende Gotteswort von seinen Lippen floss.

Von dem göttlichen Gebote, die Grundlage allen Christenthums „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst“, ausgehend, erzählte er dann die Geschichte eines jungen Helden, welcher, nachdem er für sein zweites deutsches Vaterland gekämpft und geblutet, von schweren Schicksalsschlägen betroffen, in die Einsamkeit eines stillen Erdenwinkels gekommen war, um seinen wissenschaftlichen Studien zu leben, fest überzeugt, von Seite seiner Landsleute und Glaubensgenossen wenigstens unbehelligt zu bleiben, zumal er die Nothleidenden unter ihnen, wenn auch ungenannt, mit Wohlthaten überhäufte.

Der Italiener, auf so tiefer Culturstufe er auch stehen mag, ist im allgemeinen intelligent und rasch auffassend, daher auch die Zuhörer P. Agostinos über Zweck und Deutung seiner Erzählung keinen Augenblick im Unklaren blieben. Als sie nun erfuhren, dass dieser vermeintliche Ketzer ihr Glaubensgenosse sei, dessen milde Gaben durch Vermittlung des Pfarrherrn so manchen unter ihnen von den bittersten Entbehrungen bewahrt hatte, ließen sie beschämt, zerknirscht die Köpfe hängen, Schafen ähnlich, welche geduldig den herannahenden Platzregen erwarten.

Und dieser blieb ihnen nicht erspart. Das ganze Sündenregister von den ersten Verläumdungen boshafter Zungen an, mit ihren hässlichen Folgen von Irrwahn und Aberglauben bis zu dem thätlichen Angriffe unter Führung eines Verworfenen auf Leben und Eigenthum ihres Wohlthäters — prasselten unter rhetorischem Blitz und Donner auf die Reuigen nieder.

Die Wirkung solchen Strafgerichtes aber zeigte sich schon anderen Tages, indem die sechs Ortsältesten, mit dem Sindaco an der Spitze, sich in das Castell begaben, und dem Grafen feierliche Abbitte leisteten.

Die treuherzige Art, mit der dies geschah, wie der Umstand, dass der Sindaco als warmer Fürsprecher derselben Leute auftrat, welche ihm so übel mitgespielt, belustigte den jungen Mann, während der Vergleich mit den Folgen, welche ähnliche Vorgänge unter seinen vornehmen Standesgenossen nach sich gezogen hätten, ihn sehr zu Gunsten dieses leicht bewegten, im Grunde aber doch gutherzigen und harmlosen Völkchens stimmten.

Als daher nach dem Abzuge der Ortsältesten auch die Honoratioren mit P. Agostino erschienen, um dem Castellherrn ihr Bedauern über das Geschehene auszudrücken, reichte Graf Francesco jedem einzelnen die Hand, mit der Versicherung, dass es ihn herzlich freue, bei dieser Gelegenheit die Freunde und Gesinnungsgenossen des würdigen Gemeindeseelsorgers kennen zu lernen, und knüpfte in herzlichen Worten die Bitte daran, ihn durch Rath und That hinsichtlich der Mittel und Wege zur Linderung des allgemeinen Nothstandes unterstützen zu wollen.

Noch vollständiger wurde der Umschwung der öffentlichen Meinung, als in den nächsten Tagen Giuseppe und Cecco mit dem Sindaco und dem schwer pepackten Castellesel vor den Thüren der bedrängtesten Familien anhielten, um reichliche Gaben aus den von Carlotta entdeckten Vorräthen zu vertheilen.

Unter Dankesthränen erflehten die Frauen des Himmels Segen auf des Mannes Haupt herab, welchen sie vor kurzem noch verwünscht, womit auch der in letzter Zeit durch das Treiben und Drängen der fanatisierten Weiber bedenklich gestörte Hausfrieden hergestellt war.

In dieser Beziehung durften sich auch die Freunde des Pfarrherrn beglückwünschen, zumal, als eine Woche später zum Schrecken des gestrengen Frauencollegiums eine gerichtliche Commission erschien, welche nach

gefälligen" Werke ausgesonnen, wie eine Verbrecherin hinter Schloss und Riegel zu sperren. Und käme er jetzt in dieser Stunde heim, würde er für sie eintreten, die ihn so schwer beleidigt, sich von ihm losgesagt? O doch, doch, sie kannte ja seine unerschöpfliche Güte, und in dieser Stunde der Erkenntnis fühlte sie auch zum erstenmale den ganzen Wert des Mannes, gegen den sie sich so schwer versündigt, gelobte sie sich unter Schluchzen und Beten, ihn nie kränken, sondern hochachten zu wollen wie einen Heiligen!

VIII.

P. Agostino, welcher noch an demselben Tage heimkam, ohne Ahnung von all den Ereignissen, die sich während seiner Abwesenheit zugetragen, war nicht wenig erstaunt, seine mürrische, widerhaarige, streitsüchtige Hausgenossin in eine reuige, zerknirschte und demüthige Magd des Herrn verwandelt zu finden.

Nach vollständigem Bekenntnisse ihrer Schuld und ausführlicher Darlegung der Geschehnisse von Seite Portiunculas begab sich der geistliche Herr sofort zu dem von den Gendarmen befreiten Sindaco, und in dessen Begleitung ins Castell.

Der Gemeindevorsteher überraschte den Pfarrherrn mit einer ganz unerwarteten Ergänzung oder vielmehr Berichtigung des ihm schon Bekannten.

Der Verdacht, welchen Cecco schon längere Zeit bezüglich des Treibens seines Brotherrn Ambrosio gehegt, war durch schärfere Beobachtung zur Gewissheit geworden, daher er an demselben Abende, da der von Leidenschaft und Rachgier verblendete Mann seine feindselige Unternehmung gegen die Castellbewohner ins Werk setzte, in seinem kleinen Fischerboote nach dem nächsten Gendarmerieposten fuhr, und dort seine Wahrnehmungen zur Anzeige brachte.

Die Bestimmtheit von Ceccos Angaben überwand den Unglauben des Postencommandanten, der Umstand aber, dass Ambrosio als Anführer eines Volksaufstandes am Thatorte betreten wurde, veranlasste ein umso energischeres Einschreiten. Schon eine oberflächliche Hausdurchsuchung ergab die zweifellose Thatsache, dass der habsüchtige Geizhals im Einverständnisse mit Frau Ghita seit Jahren einen schwunghaften Handel mit Schmuggelwaren getrieben habe, welche Entdeckung die Verhaftung der Verbündeten als natürliche Folge nach sich zog.

Nach diesen, den menschenfreundlichen Seelenhirten schmerzlich berührenden Enthüllungen war P. Agostino von dem Empfange im Castelle umso angenehmer überrascht.

Von einer Steigerung menschenfeindlicher Stimmung, welche er bei dem Grafen nach diesen Ereignissen befürchtet hatte, war keine Rede. Im Gegentheile schien der „Sturm im Glas Wasser" den jungen Mann aus seiner Erschlaffung aufgerüttelt, die entschlummerten heiteren Lebensgeister wieder geweckt zu haben.

Der Krieger, dessen Gedächtnis noch die heißen Schlachten auf dem Boden Frankreichs im lebhaften Gedenken bewahrte, fühlte nur das Komische des unblutigen Kampfes mit Ambrosios Sturmcolonnen heraus, scherzte über die Beschwerden der dreitägigen Belagerung, welche der armen Bläss beinahe das Leben gekostet hätte, und erkundigte sich schließlich mit sichtlicher Theilnahme nach dem gegenwärtigen Stande der Dinge in der Gemeinde.

Auf dem Rückwege bemerkte P. Agostino in den dunkelnden Anlagen, von Diana begleitet, Carlotta und Cecco, was ihn mit dem tröstlichen Gedanken erfüllte, dass die böse Absicht nicht nur Schlimmes, sondern auch Gutes bewirkt hatte.

Als ein anderer betrat der milde Priester am darauffolgenden Tage die Kanzel, um welche sich die Gemeinde infolge des vom Küster besorgten Aufrufes versammelt hatte. Es war das

stets Schicklichkeit und feineren Anstand bewahrt.

Dieser gleichsam angeborene Tact des Benehmens berührte den Grafen äußerst wohlthuend, machte ihn auch für die heiteren Neckereien und Scherze empfänglich, welche von des Doctors trefflicher Laune Zeugnis gaben. Während der Feinschmecker sich Sardinen und Caviar, Hasenbraten mit Aalsalat, Hühnerrisotto mit Parmesankäse munden ließ, schilderte er die spartanische Lebensweise seines Freundes Giustini, wie die stoische Geduld P. Agostinos für die Launen Frau Portiunculas in so drastisch-komischer Weise, dass Graf Francesco seit langer Zeit wieder einmal ein herzliches Lachen fand, in das die Geneckten um so fröhlicher einstimmten.

Die Entgegnungen Giustinis wendeten das Gespräch dann auf das alte Thema von Materialismus und Idealismus, und als mit dem Dessert der Falerner in den Gläsern blinkte, kam das noch ältere von der Liebe zur Geltung. Dr. Forestiere behauptete kühn, dieselbe sei eigentlich nur eine Herzkrankheit, die man wie jede andere durch Beseitigung der Erkrankungsursache, im gegebenen Falle durch schleunige Entfernung von dem betreffenden Gegenstande, oder nach neuerem Heilverfahren durch Einimpfung des entsprechenden Giftstoffes, das heißt dadurch heilen könne, dass man die gefährliche Stoffträgerin einfach heirathe.

„Mein lieber Freund, du bist ein erfahrener geistreicher Arzt, von der Liebe aber verstehst du so wenig, wie der Blinde vom Reize der Farben, oder der Taube von der Harmonie der Töne."

„Oho, nur gemach, auch ich habe gelebt und geliebt, wie es im Liede heißt."

„Ja, du hast gelebt und geliebt wie ein echter Epikuräer, die wahre Liebe aber gleicht dem Dufte dieses edlen Weines — sie sättigt nicht, sie begeistert nur für alles Hohe und Reine."

„Zum Beispiele für eine hundertstrophige Ode, nach dem Muster. —"

„Ruhig, Freund Forestiere. Es gibt Gefühle, die so heilig sind, dass jeder Scherz darüber zur Blasphemie wird — das Gefühl wahrer Liebe gehört zu diesen."

Die Sprache des kleinen Mannes war so ungewöhnlich ernst und entschieden, dass der Doctor ihn mit einem Stück Gorgonzolakäse auf der Gabel ganz verwundert anblickte.

„Hm, Giustini, man könnte fast glauben, dass du aus Erfahrung sprichst, obschon du nie einer solchen erwähntest."

„Weil ich keine Lust hatte, ausgelacht zu werden, und weil ich bei dir dasselbe Verständnis gefunden hätte, wie etwa bei Schwester Barbara für die Geheimnisse der Chemie."

„Keine Übertreibungen, Giustini, sondern heraus mit deiner Geschichte! Draußen heult der Sturm in allen Tonarten, Liebesgeschichten und Wind aber hören sich am besten innerhalb dicker Mauern, bei einem Glase guten Weines."

Die ermuthigend fragenden Blicke seitens des Grafen und P. Agostinos, auch der durch das ungewohnt üppige Mahl angeregte Mittheilungsdrang kamen des Doctors Neugierde zuhilfe. Nachdenklich auf seinem Stuhle zurückgelehnt, begann der Apotheker nach mehrmaliger Liebkosung der Gummifrisur: „Ich glaube, dass mich Mutter Natur nicht zum Dienste Amors geschaffen hat. Indessen in der Jugend ist man immer Optimist, daher ich, als mich der Pfeil des schelmischen Gottes traf, allen Ernstes durch den Zauber meiner Persönlichkeit Gegenliebe erringen zu können glaubte. Sieh mich nicht so beleidigend an, Freund Doctor. Ich hatte damals reichliches Haar, das ich täglich à la Titus kräuseln ließ —"

scharfem Kreuzverhöre mit den Tumultanten auch die Urheberinnen der gesetzwidrigen Vorkommnisse zur Vernehmung citierte.

Nie waren die Damen so hingebungsvoll in ihrem ganzen Wesen, so verständnisvoll für die Wünsche ihrer Haus- und Schutzherren, wie zu jener Zeit, da ihnen vom Richterstuhle herab, zwar kein Todesurtheil, aber ein Verweis zuerkannt wurde, der ihrer Hoffart und Eitelkeit moralisch den Todesstoß versetzte.

Also endete die einzige Revolution, über welche die Chronik von Sta. Croce zu berichten weiß.

Der Spätherbst war ins Land gekommen sammt seinem trübseligen Gefolge: den Spinnfäden auf den Fluren, den welken Blättern auf Bäumen und Sträuchern, den krächzenden Dohlenscharen unter dem grauen Himmel, den gefährlichen Äquinoctialstürmen, welche die Meereswogen peitschten, bis sie gleich wilden Rossen ihre Last abschüttelten, Fischern und Seeleuten zum Verderben.

Solch ein stürmischer Abend war es, an dem im Castell von Sta. Croce ein kleines Erntefest gefeiert wurde.

Mehr um den darbenden Leuten Verdienst zu schaffen, wie des eigenen Nutzens wegen, hatte der Graf die verwüsteten Anlagen, Rebengelände und Felder bearbeiten, und mit der vorgeschrittenen Jahreszeit entsprechenden Samen bestellen lassen, dessen letzte Früchte nunmehr eingeheimst waren.

Carlotta, als Besitzerin einer kleinen Feldwirtschaft, hatte ihn hiebei mit ihrer Erfahrung eifrig unterstützt, und allgemach fasste der junge Naturforscher auch an dem Gedeihen lebender Pflanzen einiges Interesse, wurde er ohne es selbst zu merken, der neuen nützlichen Thätigkeit froh.

So gieng er denn auch auf Carlottas Anregung, die fleißigen Arbeiter mit ihren Familien durch festliche Bewirtung zu lohnen, bereitwillig ein, ließ es sogar geschehen, dass dieselbe ihren geliebten Lehrer mit dessen Freunden in seinem Namen zu dem kleinen Feste lud.

Ja, nachdem Carlotta, von Cecco unterstützt, jedem der Gäste sein reichhaltiges Maß von Minestra *), Rauchfleisch nebst Käse und Landwein verabreicht, überwand er endlich auch die Scheu, den Leuten persönlich näher zu treten. Und als nun bei seinem Erscheinen die Männer ehrfurchtsvoll die Mützen zogen, die Frauen ihre tiefsten Knixe machten, ein brausendes „Evviva!“ aus hundert Kehlen die Luft erschütterte, fühlte der junge Menschenverächter in der Tiefe seines Herzens eine unbekannte Regung, halb Befriedigung, halb Rührung, welche ihm das eigene Leben nicht mehr so nutz- und wertlos wie bisher erscheinen ließ.

In solcher Stimmung kehrte er in das Speisezimmer zurück, wo P. Agostino mit Dr. Forestiere und dem Apotheker seiner harrten, während Giuseppe im schwarzen Fracke mit weißer Halsbinde und Handschuhen die Suppenterrine auf den Tisch setzte, bei deren köstlichem Krebsendufte des guten Doctors Nasenflügel sich weiteten, wie die eines edlen Vorstehhundes bei der Witterung des Wildes.

Aber auch P. Agostino und der Apotheker waren durch die festlich gedeckte Tafel mit dem weißen Damastlinnen, dem schimmernden Silbergeschirr und den mit funkelndem Falerner gefüllten Flaschen in jene behagliche Stimmung versetzt, welche für den Genuss der Tafelfreuden die richtige Vorbereitung bildet.

Es ist ein Vorzug des Italieners auch im Mittelstande, dass er, wie bei allen Gelegenheiten, auch bei Tische trotz aller Würdigung des Gebotenen

*) Nationalspeise, aus Reis und Hülsenfrüchten bestehend.

zu wollen, im Munde eines Wahnwitzigen immerhin ernst zu nehmen war. Dann ergriff sie meine Hand, führte mich zu ihrem Lieblingsplätzchen am Nähtische, ließ mich platznehmen, und setzte sich mir gegenüber, alles mit der sanften, liebevollen Freundlichkeit, die den Grundzug ihres Wesens bildete.

Gerade das war es aber, was mich zur Besinnung brachte; ja dieser engelhaften Sanftmuth gegenüber schämte ich mich meiner knabenhaften Raserei, und erwartete ergebungsvoll die verdiente Strafpredigt. Allein sie kam nicht. Diese deutsche Frau spielte keine Komödie, war weder entrüstet noch geschmeichelt, sie bedauerte nur mit herzlichen Worten, dass ich ein so heiliges Gefühl, wie es die Liebe sei, einem Wesen zugewandt, dessen Herz schon gewählt, das mir daher nichts bieten könne und dürfe, wie die Liebe einer Schwester. Genug, Worte vermögen ja doch nicht die Wirkung zu erklären, welche die echte, reine Weiblichkeit in der holden Verkörperung dieses Wesens auf mich übte."

„Hm, hm, auch ein Heilverfahren, aber —"

„Kein Hm und kein Aber, wenn ich bitten darf, Freund Forestiere. Ich sprach von einer Todten, die ich wie eine Heilige verehrte und bis zu meiner letzten Stunde verehren werde."

Sowenig das Äußere des kleinen Mannes tragischem Eindrucke günstig war, die tiefe Bewegung, die sein Auge feuchtete, ergriff schließlich auch den Doctor, welcher, obschon ein loser Vogel, doch edel genug dachte und fühlte, um Herzenswärme und Gemüthstiefe zu würdigen.

„Diese Frau war die Gattin des Schullehrers Menotti, Carlotta aber ist deren Tochter — nicht so?" fragte Graf Francesco nach kurzer Pause.

„So ist es, Herr Graf", bestätigte Giustini. „Und wenn die Gerüchte nicht logen, welche damals über ihren vorzeitigen Tod im Umlaufe waren, so nahm die Verewigte ein Geheimnis mit ins Grab, das wohl niemehr aufgeklärt werden dürfte."

Minutenlanges Schweigen folgte diesen Worten.

Der Graf gedachte des ober seinem Schreibtische befindlichen Bildnisses, dessen Ähnlichkeit mit Carlotta ihn schon bei der ersten Begegnung mit dem jungen Mädchen wohlthuend berührt hatte. Waren es doch dieselben sanften süßen Züge, belebt von kindlicher Schalkhaftigkeit, wie des Himmels Wolkenflor vom Schimmer heiteren Sonnenlichtes.

Dem Pfarrherrn dagegen war infolge der letzten Worte des Apothekers das Bild eines alten Mannes vor die Augen getreten, der auf seinem Sterbelager ächzend und stöhnend von einem schweren Verbrechen stammelte, dessen Anzeige seine Pflicht gewesen wäre, der aber ins Land ewigen Schweigens abberufen wurde, ohne ein vollständiges Bekenntnis abgelegt zu haben.

Auch Dr. Forestiere, welcher seine Praxis erst nach jenem Todesfalle in Sta. Croce auszuüben begonnen hatte, aus dem schriftlichen Nachlasse seines Vorgängers aber ziemlich genau über dessen Charakter und Verhältnisse unterrichtet war, hatte, durch Giustinis Mittheilung angeregt, betreff des ihm zu Ohren gekommenen düsteren Gerüchtes einen mit jenen Verhältnissen zusammenhängenden Verdacht geschöpft. In dem Augenblicke jedoch, da er demselben Worte leihen wollte, trat der alte Giuseppe eilfertig in das Gemach, um seinem Herrn die Meldung zu erstatten, dass von der See her Nothsignale tönten, Cecco auch schon zu dem, vom Grafen angeschafften neuen Rettungsboote hinabgeeilt sei.

Diana war mit dem Alten gekommen und sprang freudig bellend an ihrem Herrn empor, als wüsste sie, dass es auch für sie zu thun gebe. Eine Minute später war der

„Kein Wunder, daſs es ausfiel“, brummte der Doctor dazwischen.

„Auch bezüglich der Kleidung hielt ich viel auf mich, kurz bei den Damen meiner Bekanntschaft galt ich als ein netter Junge.“

„Nähmamsells natürlich.“

„Leider war die junge Dame, deren Schönheit mich bestrickte, nicht derselben Meinung“, fuhr Giustini unbeirrt fort, „sondern zog mir einen jungen Gelehrten vor, welcher, wie ich später erfuhr, auf unserer Insel daheim, sich damals naturwissenschaftlicher Studien wegen in Triest aufhielt. Auch ich war zu jener Zeit in einer dortigen Apotheke als Gehilfe thätig, und hatte Fräulein Dora Ritter gelegentlich ihrer Einkäufe von Toiletteartikeln kennen gelernt.“

„Ritter, sagten Sie?“ unterbrach hier P. Agostino den Erzähler, einen Blick der Überraschung mit dem Grafen wechselnd, während der Doctor etwas von „Pomade-Bekanntschaft“ murmelte.

„Allerdings. Dora Ritter, Schwester eines bedeutend älteren, unverheirateten, reichen Getreidehändlers in Görz, der im Interesse seines ausgedehnten Geschäftes auch in Triest eine ständige Wohnung inne hatte. Von dem hinreißenden Liebreize des Mädchens schweige ich, genug, ich liebte, und gestützt auf die meiner Einbildung nach besonders freundliche Art des Verkehres mit mir, legte ich als ehrlicher Junge in einem schwungvollen Schreiben mein Herz zu ihren Füßen, mit dem Bemerken, daſs ich demnächst die Apotheke meines betagten Vaters übernehmen werde, daher auch eine Familie anständig zu ernähren in der Lage sei.“

„Also Heilverfahren Numero zwei“, meinte der Doctor.

„Ja, Freund Forestiere, das aber nicht immer so leicht anzuwenden ist, wie du meinst, denn die Antwort auf mein Schreiben war ein Korb in liebenswürdigster, schonendster Form, aber doch ein Korb. Nun, ich hatte mir für diesen Fall vorgenommen, meinem freudelosen Dasein ein Ende zu machen, doch wurde der Entschluſs durch den Tod meines Vaters, die Übernahme des damals noch blühenden Apothekergeschäftes, zumeist aber durch den Umstand in den Hintergrund gedrängt, daſs ich im grenzenlosen Schmerze plötzlich die poetische Ader in mir entdeckte.“

„Ja, ja, ein Unglück kommt nie allein“, murmelte der unverbesserliche Spötter.

„Ob ich schließlich meinen Liebesharm überwunden, die Unvergleichliche vergessen hätte, weiß ich nicht zu sagen, denn schon ein Jahr später trat sie mir wieder entgegen, schöner, entzückender wie ehedem, aber — als Gattin eines andern! Was damals in mir vorgieng, begreife ich heute selbst nicht mehr. Ich gerieth in eine Art Liebesraserei, gegen welche Gründe der Vernunft und Moral umso wirkungsloser blieben, als dieselben durch den fast täglichen Verkehr mit der Herrlichen genährt wurde.

Der junge Gelehrte, welcher Dora gegen den Willen des geldstolzen Bruders heimgeführt hatte, betrieb zur Vermehrung seines Einkommens, wie zur Vervollständigung seiner Sammlungen das Präparieren von Thieren, wozu er die nöthigen Chemikalien von mir bezog, mich auch in sein Haus einführte, was mir bewies, daſs Dora ihm gegenüber meines Antrages keine Erwähnung gethan. In meiner Tollheit glaubte ich aber diesen Umstand zu meinen Gunsten deuten zu dürfen, und benützte eine Stunde des Alleinseins, um, meiner Sinne nicht mehr mächtig, meine wahnsinnige Liebe in einer Flut wirrer, zusammenhangloser Worte und Phrasen zu gestehen.“

„Delirium acutum“, brummte der Doctor vor sich hin.

„Die edle Frau mochte meinen Zustand längst erkannt haben, denn sie schien nicht überrascht, doch war sie sehr bleich geworden, da die Versicherung, ohne ihre Gegenliebe sterben

Die verhängnisvolle Thatsache, dass er nur wenige Minuten zur Rettung dieses theueren Lebens zu spät gekommen war, hatte allen Groll in seinem Herzen gelöscht. In diesen noch im Tode engelhaft süßen Zügen sah er jetzt nicht die Gattin seines Vaters, sondern die holde Gefährtin seiner Jugend, das schuldlose, reine Mädchen, dessen keusche Lippen seine ersten Küsse erwidert, dessen Liebe ihn vor den schlimmsten Verirrungen des Lebens bewahrt hatte.

Von Stunde zu Stunde war Giuseppe erschienen, um etwaige Befehle seines Herrn entgegenzunehmen. Dem treuen Alten rollten die Thränen über die runzeligen Wangen ob des trostlosen Jammers, und kopfschüttelnd entfernte er sich, um überall zur Hand zu sein, wo man seiner bedurfte.

Auch die übrigen Castellbewohner, vor allen aber Dr. Forestiere, P. Agostino und der Apotheker hatten vollauf zu thun, um die Zahl erschöpfter, zum Theile auch verwundeter Schiffbrüchiger, nach dem Wunsche des Grafen Francesco in den halbwegs bewohnbaren Räumen des alten Gebäudes unterzubringen, und mit dem Nöthigsten zu versorgen.

Es waren Passagiere und Matrosen des San Marco, eines der kleinen Dampfer, welche die Verbindung zwischen Venedig und der adriatischen Inselgruppe vermitteln. Nachdem das Schiff vom Orkan auf ein Riff geschleudert und leck geworden, hatte der Kapitän die Boote aussetzen lassen, doch vermochte keines der Brandung zu widerstehen. Die Männer retteten sich zum Theile, indem sie sich mit Verzweiflung an hervorragende Klippfelsen klammerten, Frauen und Kinder aber schienen rettungslos verloren.

Es war der Augenblick, welcher Hilfe brachte. Schon waren mehrere der mit den Wellen Ringenden mittels zugeworfener Seile im Boote geborgen, als ein Schrei aus weiblicher Kehle ertönte, dessen Klang Graf Francesco aus tausend Stimmen heraus erkannt hätte; in wahrer Todesqual, mit stockendem Athem suchte sein Auge die Finsternis zu durchdringen, — da tauchte eine helle Gestalt aus dem dunkeln Wogenschwall auf, und im nächsten Augenblicke hatte Diana deren Kleider mit den Zähnen erfasst. Mit Hilfe des gewaltigen Thieres gelang es, den leblosen Körper ins Boot zu schaffen, wo der Graf beim Scheine der Signallaterne sich überzeugte, dass ihn sein Gehör nicht getäuscht hatte.

Vergebens rief er den Namen der noch immer Heißgeliebten, vergebens rieb er die Schläfen mit stärkender Essenz, suchte er ihren Athem mit dem seinen zu beleben; wie Dr. Forestiere später constatierte, hatte dieses junge, blühende Dasein nicht im Kampfe mit dem tosenden Elemente, sondern durch einen Herzschlag infolge des Schreckens geendet.

Unter den Verwundeten, welche später von Cecco und seinen Leuten gerettet wurden, befand sich auch Graf Federigo della Torrente. Die Kopfwunde, welche er beim Umkippen des Bootes erhalten, war äußerlich nicht gefährlich, hatte aber allem Anscheine nach eine Gehirnerschütterung bewirkt, infolge deren er, nachdem man ihn aus seiner gefährlichen Lage auf einem der Riffe befreit, das Bewusstsein verlor, um in einen Zustand schlafähnlicher Betäubung zu verfallen.

Es war gegen drei Uhr morgens, als Graf Francesco durch ein schlürfendes Geräusch aus dem dumpfen schmerzlichen Hinbrüten an der geliebten Leiche erwachte. Mechanisch wandte er sich der Richtung des Geräusches zu, und sah nun eine Gestalt auf der Schwelle stehen, deren Aussehen einen minderbeherzten Mann wohl in Furcht und Schrecken versetzt hätte.

Halb bekleidet, eine blutige Binde um die Stirne geschlungen, die eine Hand unter dem Hemde an der Brust verborgen, die andere krampfhaft ge-

Graf zur gefahrvollen Seefahrt gerüstet, und eilte, von seinen Gästen begleitet, zum Strande.

Es war eine finstere Nacht. Dunkles Gewölke zog über den Nachthimmel, ungeheuere gespenstige Schatten auf die Erde werfend; schneidig kalt zerrte der Herbststurm an den Kleidern der schweigend schreitenden Männer, pfiff und pfauchte um Felsen und Klippen der Bucht wie ergrimmt, dass das uralte Gestein seiner Wuth Jahrhunderte hindurch trotzte. Über die Bucht hinaus bot sich dem Auge ein grenzenloses Meer von Finsternis, aus dem zwei blutrothe Lichter gleich Feueraugen eines sagenhaften Seeungeheuers grell und unheimlich den Nahenden entgegenflammten.

Es waren Signallaternen eines Schiffes, das dem Anscheine nach unweit der Bucht auf einem Felsenriffe festsaß, wo schon so manches Menschenleben in der wilden Brandung geendet hatte.

Cecco stand schon mit vier kräftigen Ruderern im Rettungsboote, zwanzig andere erboten sich, den Grafen zu begleiten. Um das Fahrzeug nicht unnöthig zu belasten, wurde das Anerbieten ohne Ausnahme zurückgewiesen, blieben auch P. Agostino mit seinen Freunden am Strande zurück, wo sich ihnen in den Vorbereitungen für den Empfang der Schiffbrüchigen ein nicht minder nützliches Feld der Thätigkeit bot.

Nach wenigen Ruderschlägen verschwand das Boot, von den Segenswünschen der Zurückbleibenden begleitet in der grausigen Dunkelheit. Im Auslugthürmchen der Castellpforte aber stand ein bleiches, bangendes Mädchen, heiße Gebete zum Himmel sendend für das Leben der muthigen Männer, welche, eines edeln Werkes der Nächstenliebe willen, eigener Todesgefahr entgegengiengen.

Carlotta hatte des Grafen Einladung, an der Festtafel zu erscheinen, bescheiden abgelehnt, unter dem Vorwande, Mutter Burgunda könne mit der Bewirtung so vieler Gäste ohne ihre Beihilfe nicht zustande kommen, in Wahrheit aber, um Cecco, welcher ihr und den Grafen einen so wesentlichen Dienst geleistet, nicht zu kränken. Auch jetzt gedachte sie in ihrer Angst des treuen Jugendgespielen; dann aber trat neben dem jungen Fischer eine andere Gestalt vor ihren gequälten Geist, das Ideal ritterlicher Männlichkeit, zu dem sie bisher nicht anders wie zu einem Halbgott aufzuschauen gewagt hatte. Der Gedanke, diesen Mann vielleicht nur als Leiche wiederzusehen, durchbrach jetzt die scheidende Schranke, und wie geblendet vom erhellenden Blitzstrahle sank sie, das Antlitz in die Hände bergend, überwältigt vom ersten tiefen Seelenschmerze schluchzend in die Knie.

IX.

War dieses herrliche Weib, das da schlummernd auf schwarzer Bahre lag, vollendet schön wie ein Marmorgebilde aus Meisterhand — wirklich eine Leiche? Sollten sich diese holden Lippen niemals wieder dem bezaubernden Silbertone der Sprache öffnen, diese Augensterne niemals das Licht der Sonne widerstrahlen, diese Göttergestalt für immer starr und leblos grausamer Vernichtung anheimfallen?

Graf Francesco, welcher seit Stunden allein in der halbverfallenen Schlosskapelle weilte, wohin man die leblose Hülle der schönen Frau gebracht hatte, konnte den Gedanken nicht fassen, dass so viel Liebreiz und jugendliche Lebensfülle binnen wenigen Minuten erstorben sein sollte. Immer wieder suchte er die kalten wachsbleichen Hände mit seinem Hauche zu beleben, legte er das Ohr an die Brust der Todten, in der Hoffnung, eine Spur wiederkehrenden Lebens zu erlauschen, und als alle Mühen vergeblich blieben, sank er erschöpft an der Bahre nieder, um sich stummem, unsäglichem Schmerze hinzugeben.

Aber auch die Selbstbeherrschung Francescos hatte damit ihr Ende erreicht, das heiße Blut der Torrente trat in den geschwellten Stirnadern zutage, ein blutiger Schleier legte sich vor seine Augen, und nicht mehr den Bruder, sondern nur den heimtückischen Räuber seines Lebensglückes vor sich sehend, umklammerte er den tollwüthigen Gegner mit so gewaltiger Kraft, dass dieser, nachdem er keuchend und ächzend vergeblich den umklammerten Arm zu einem zweiten Dolchstoße frei zu machen versucht, plötzlich die Waffe fallen ließ und schlaff in die Knie sank.

Mit dem Aufhören des Widerstandes aber gewann auch die edlere Natur des jungen Grafen die Oberhand.

Während des Ringens waren die Brüder der Bahre so nahe gekommen, dass sie nur eine Spanne noch von der Entseelten trennte. Da trat Francesco zurück und sagte, auf die engelschöne Leiche weisend, leise: „Unglücklicher! Wenn noch ein Funke menschlichen Gefühles in deiner Seele lebt, so erflehe die Verzeihung dieser Heiligen, welche du mit deinen Verleumdungen noch im Tode beschimpfest!“

Und vor der Majestät des Todes, vor dem ergreifenden Anblicke der sanften, stillen Dulderin wich der Fieberparoxismus von dem Kranken. Mit vor Entsetzen weit geöffneten Augen starrte er in die wachsbleichen Züge, zitternd berührte er die eisig kalten Hände, dann murmelte er schaudernd: „Todt — wirklich todt!“

Eine Pause trat ein, während welcher sich Francesco mit Diana beschäftigte. Aber das treue Thier fühlte die liebkosende Hand nicht mehr, der Stoß war meisterhaft sicher geführt worden.

In der Seele des Unglücklichen, der nun mit gefalteten Händen an der Bahre kniete, vollzog sich infolge der moralischen wie körperlichen Erschütterung in den wenigen Minuten des Schweigens, das nur von den Klagetönen des Sturmes oder vom Knistern der brennenden Wachskerzen ausgefüllt wurde, eine jener Wandlungen, durch welche einst ein nicht minder schuldbeladener Mann zum Gründer des mächtigsten Mönchsordens der Christenheit wurde.

„Und sie war keine Lügnerin, sagst du?“ wandte er sich mit tonloser Stimme an den Bruder. „Sie spielte nicht die Tugendsame, wusste nichts von deinem Hiersein, und jene Tante war kein bloßer Vorwand?“

„Sie wusste so wenig von meinem Aufenthalte, wie du, die Schwester ihrer Mutter aber lebte und starb hier in den Armen eines geliebten edeln Gatten.“

Mit schmerzlichem Stöhnen ließ Federigo das Haupt auf die Brust niedersinken. Plötzlich jedoch erhob er sich, und riss mit den Worten: „O dann Fluch ihrem Mörder!“ den Verband von der Stirne, dass helles Blut auf Hals und Schulter rieselte.

Von tiefem Mitleide ergriffen, umschlang Francesco den Taumelnden jetzt abermals mit starken Armen, und trug ihn in das dem Verwundeten eingeräumte Gemach, wo er den bestürzten Doctor traf, der eben eingetreten war, um nochmals nach dem Kranken zu sehen.

(Schluss folgt.)

ballt, betrachtete ein Mann mit vorgebeugtem Oberleibe, in der sprungfertigen Haltung des Tigers, der sich auf seine Beute stürzen will, abwechselnd den Grafen und die Leiche mit dem tückischen grausamen Blicke desselben Raubthieres, während die schmalen, blutlosen Lippen ein grauenhaftes Kichern hervorstießen.

„Du Federigo?“ fragte Graf Francesco im Tone aufrichtigen Mitleides. „Was suchst du hier? Geh' zu Bette, deine Wunde erfordert Ruhe, und auch die Ruhe der Todten soll man nicht stören.“

„Der Todten?“ wiederholte der Angeredete sich aufrichtend mit ungläubigem Grinsen. „Du glaubst also daran? Ha, ha, ich aber wette, sie stellt sich nur so, denn alles, was die Weiber thun, ist Verstellung, Lüge was sie sagen. Lüge war's, als sie mich glauben ließ, sie habe dich vergessen, Lüge, als sie mir am Altare Treue schwur, Lüge ihr Vorgeben, hier eine Tante besuchen zu wollen —“

„Unsinniger, von wem sprichst du?“ rief Francesco, nicht wissend, was von den Worten des offenbar Geistesgestörten zu halten war.

„Von dieser da“, versetzte Federigo, mit grimmigem Hohn auf die Leiche deutend. „Von dieser, die, vor Gott und den Menschen mir angetraut, mich hieherlockte, sich meinen Armen entriss, als sie deine Stimme vernahm —“

„Unseliger, Flora dein Weib?“ unterbrach Francesco in namenloser Bestürzung den Bruder. „Und jene Verlobungskarte?“ fügte er athemlos vor Aufregung hinzu.

„Verlobungskarte?“ wiederholte Federigo nachsinnend. „Ach ja, ha, ha — ein gelungener Scherz, wahrhaftig! Ich ließ hundert Stück von den Dingern anfertigen, neunundneunzig wanderten ins Feuer, das hundertste nach Paris, um dir die Lust zur Heimkehr zu nehmen.“

„Elender!“ knirschte Francesco, kaum mehr imstande sein kochendes Blut im Zaume zu halten. „Wo aber ist der Vater? Hast du auch ihn belogen und betrogen?“

„Hm, nicht das ich wüsste. Es war auch gar nicht nöthig. Er hasste den Verräther seines Volkes auch ohne mein Hinzuthun genügend. Flora sollte um keinen Preis dein werden. Und als die Vernichtung all seiner hochfliegenden politischen Pläne durch die Unterjochung Frankreichs seine Lebenskraft gebrochen hatte, beredete er deinen schönen Schatz, sich mir an seinem Sterbelager durch des Priesters Segen zu eigen zu geben. Ha, ha, es war eine lustige Hochzeit, kann ich dir sagen. Ein Mann, der sich seit Jahren in wahnsinniger Leidenschaft verzehrte, und ein Weib, das diesen Mann verachtete, weil er keine schöne Larve trug, und nicht gleich einem wohldressierten Pudel Ertrinkende aus dem Wasser zu apportieren verstand — ha, ha!“

Der Verwundete hatte dies mit wenigstens theilweise erwachtem Bewusstsein und Verständnis gesprochen, mit den letzten Worten jedoch erlosch das aufflackernde Licht der Vernunft, das Auge zeigte wieder den Ausdruck tückischer Wildheit, die Gestalt nahm wieder die sprungfertige Haltung an.

„Aber beim Teufel, das soll nun anders werden!“ rief er mit heiserer Stimme. „Gib Raum, dass ich der Komödie ein Ende mache! Sie ist mein, und alle List der Hölle soll mir mein Eigenthum nicht entreißen!“

Damit stürzte der Wahnwitzige auf die Bahre zu, als sich ihm ein unerwartetes Hindernis in den Weg stellte. Diana, welche dem verdächtigen Fremden unbemerkt gefolgt war, sprang zähnefletschend an dem Wüthenden empor, im nächsten Augenblicke jedoch blitzte ein Dolch in dessen Faust, ein schmerzlicher Klagelaut folgte, dann brach das treue Thier zusammen, das den tödtlichen Stoß von seinem Herrn abgewendet hatte.

Plötzlich hielt sie in ihrem Salzreiben ein und horchte. Draußen war ein Wagen des Weges herangerollt und der hielt nun vor dem Hause still. Was kann denn das sein? Sollte es dem Bräutigam zu langweilig geworden sein bei der Hochzeit? — Ein einspänniges Steirerwägelein, auf dem Bock der alte Rucker-Ferdl mit dem kleinen braunen Gesicht und dem schneeweißen Schnurrbart drin. Hinter ihm Bündelwerk und der Holzknecht Veitl. Alle vierzehn Nothhelfer, der Veitl! der ihr schon dreimal die Lieb' hat abbetteln wollen, und den sie ebenso oft kalt hat ablaufen lassen. Ein sauberer Bursche, wie er jetzt aus dem Wagen sprang, sauberer schon, wie der Schwester ihr Bräutigam. Das schwarze Bärtlein in seinem Gesicht ist zwar nicht groß, man sieht es aber schon. Im Sonntagsgewand stolziert er, und es ist doch Montag. Mit einem Stock geht er und hat doch so junge Füße; gar ernsthaft thut er, wo er sonst doch ein so lustiges Blut ist. Was das heißen soll? Jetzt geht er an die Hausthür, dreht an der Klinkel — ist aber zugesperrt.

„Ist niemand daheim?“ ruft er. Gott, was der heute für eine heisere Stimme hat! „Ist niemand daheim?“ schreit er, das klingt schon heller, und lebhaft klappert die Klinkel. Die Hanerle schießt lautlos in der Stube hin und her und reibt die Fäuste ineinander. Er will herein. Was soll sie thun? Macht sie auf, so bleibt er nicht draußen; und läſst sie zugesperrt, so kann er nicht herein!

„Oder fürchtest du dich vor mir?“ rief draußen der Bursche. — Was hat er gesagt? — Jetzt zeigte sie sich am Fenster: „Fürchten? ha ha, da müſstest du ein anderer sein, oder ich eine andere!“

„Nun, so riegle auf, Hanerle. Es ist was Wichtiges und soll das letztemal sein, daſs ich dir Umständ' mach'!“

So feierlich! — Sie gieng zur Thüre und schob den schweren Holzriegel zurück, damit er sehe, daſs sie sich nicht fürchte. Der Veitl, den braunen Lodenhut in die Stirn gedrückt, trat über die Schwelle, gieng an ihr vorbei in die Stube, als wäre er des Hauses Herr und sie die Magd. Das wollte sie doch sehen, von woher dieser Mensch heute seine Keckheit hat! Sie gieng ihm nach, mitten in der großen Stube stand sie mit fest gestemmten Armen still und sagte: „Nu, was verschafft mir die Ehr'?“

„Hanerle!“ sprach er, seine Stimme war unsicher, in seinem jungen Gesichte zuckten die Muskeln. „Ein Behüt' Gott will ich dir noch sagen . . . weil ich fortgeh'!“

„Ja ja, die Thür steht eh noch offen“, war ihre Antwort.

„Du kannst wohl froh sein, Hanerle. Nachher hast vor mir Ruh' — dein Lebtag lang.“

Sie horchte ein wenig auf.

„Der Rucker-Ferdl fährt mich nach Thalham auf den Bahnhof“, fuhr er stockend fort. „Ich gehe nach Amerika.“

Sie ein Weilchen ganz still, dann: „So — nach Amerika gehst. Da hinüber soll der Weg so viel naſs sein.“

„Wirst gehört haben, daſs von Babelbach und Sanct Georgen eine Auswanderergesellschaft nach Amerika geht, da mach' ich halt mit.“

„Wer hält dich denn zehrungsfrei unterwegs?“ Wie sie das sagte, es war weder Neugierde, noch Theilnahme, es war Spott.

Er antwortete ruhig: „Am Samstag habe ich beim Gericht meine kleine Erbschaft von Vatersseiten bekommen. Herüben kleckt's nicht viel, will ich's halt drüben damit probieren.“

Strich die Hanerle ein wenig so an der Wand hin, als wollte sie zum Fenster hinausgucken. „Na, hast recht. Geh nur. In Amerika kriegt

Jung Hanerle die Trutzige.

Eine Geschichte aus Steiermark. Von P. K. Rosegger.

Zwischen Wald und Weide stand der Wiesmeierhof, wie er heute noch steht. Jung Hanerle war ganz allein daheim, sie und die große graue Katze. Alles andere war ausgegangen, ausgeflogen, ausgefahren. Die Leute waren bei der Hochzeit im Dorfe. Jung Hanerle sollte zwar auch dabei sein, gehörte ja doch dazu, wenn ihre Schwester getraut ward, aber sie hatte mit der flachen Hand in die Luft hineingeschlagen und gesagt, bei so Dummheiten wolle sie nicht dabei sein. Jung Hanerle hätte ihn ja selber haben können, den Bräutigam, aber die Mannsbilder waren ihr unsäglich zuwider! Und doch würde sie ihn genommen haben, wenn sie hätte ahnen können, dass ihn sonst die Schwester nimmt — diese falsche Creatur! — Bei solcher Hochzeit wollte sie nicht dabei sein, da blieb sie hundertmal lieber daheim bei der grauen Katz'.

Was gibst mir, neugieriger Leser, wenn ich dir Jung Hanerle beschreibe? Das Mädel ist so schön, dass ein gewöhnliches Trinkgeld nicht kleckt! Der Luger-Steff wollte Haus und Hof dafür geben, hat's aber nicht bekommen. Der Petschen-Anderl gab seine Ehre dafür, indem er eine Verlobte im Stiche ließ, der Hanerle wegen, hat sie aber nicht bekommen Dem Holzknecht Veitl kostet sie vorläufig das ganze Lebensglück, und doch hat er sie nicht bekommen. Sie hatte seidenweiches Haar von röthlicher Farbe, das spielte allerhand Ringlein über die Stirn herab, allerhand Schlänglein über den runden Nacken hinunter. Solche Haarschlänglein sind das gefährlichste Reptil! Von dieser Species war auch die Schlange im Paradiese. — Noch bedenklicher waren die von langen, leicht aufgeschweiften Wimpern eingefriedeten meergrünen Äuglein; jeden, den sie damit anblinzelte, juckte es bis ins Mark hinein. Zum Glücke blinzelte sie selten. Und das feingebaute, etwas ins Längliche gezogene Näschen. welch ein unwiderstehlicher Wegweiser hinab zum rothen Lippenpaar! Diesen ganz einzigen Mund näher zu beschreiben ist gesetzlich verboten, weil schon mancher, der ihn zwar gesehen, aber nicht küssen durfte, daran verrückt worden ist. Besagten Mund sprechen zu hören, war weniger gefährlich, wie wir noch sehen werden.

Dieses Dirndl nun war im Wiesmeierhof allein zuhause. Mit einem Reibeisen schabte sie von dem Salzstocke das Salz für die Mittagssuppe. Die Graue strich weichmütig auf dem Tische um und legte im Vorüberschleichen manchmal den langen Schweif an die hochgeröthete Wange der Maid. Hanerle war recht verdrießlich, doch dieses Schmeicheln und Streicheln der Grauen that ihr fast wohl.

„Spott und nichts als Spott!“ brauste er auf. „Dirn, ich sag dir's, du wirst mich einmal mit blutigen Fingern aus der Erden graben wollen, aber —“

„Nun? Verschlagt's dir endlich die Red'!“

„Aber ich werd' nicht drinnen sein!“ rief er aus.

„Na, so mach!“ schrie jetzt draußen der Rucker-Ferdl auf dem Wagen, denn das Pferd strampfte unruhig mit den Vorderbeinen, „schau, dass du fertig wirst, Veitl, die Kathrin wird dir was pfeifen, wenn sie so lang' warten soll!“

„Hörst es?“ fragte der Bursche das Mädchen, dabei steckte er die Pistole in den Sack und sein Gesicht veränderte sich von der länglich gezogenen Betrübnis zu einem breitgezogenen Lächeln. Das war ihr gleich nicht geheuer. Er bog seine Knie krumm, streckte seinen Kopf vor: „Ja, Hanerle! Und hast du auch das geglaubt? Hast du denn wirklich geglaubt, dass einer wegen deiner nach Amerika gehen oder sich todtschießen wird? Du bist ein kindisches Mädel!“

Sie bäumte sich auf und war sprachlos.

„O nein, Schatzerl“, fuhr er fort, „nicht übers Wasser und nicht unter die Erde. Ich gehe noch viel weiter fort von dir. Nach Amerika könntest du mir leicht nachkommen, aufs Grab könntest du mir Blumen legen und Weihwasser gießen und sagen: 's ist meines Liebsten Ruhestatt. O nein, Kindlein, so leicht sollst du mich nicht haben. Ins Land, wohin ich jetzt fahre, sind alle und alle Brücken abgebrochen zwischen mir und dir. Ich gehe in den heiligen Ehestand und der Rucker-Ferdl fahrt mich eben nach Thalham zum Lindenwirt, wo die schöne Kellnerin ist, die Kathrin. Wir haben heut' miteinand' das Versprechen, und so bin ich unterwegs da bei dir zugekehrt auf ein Behüt' Gott und nichts für ungut. Und jetzt geh' ich.“

„Verdammter Köter!“ fuhr die Hanerle in diesem Augenblicke kreischend auf und schleuderte das Reibeisen hin gegen die Ofenbank nach der schnurrenden Katze. Diese sprang mit zwei großen Sätzen hinter den Ofen hinauf und trat einen alten Topf herab, dass er in Scherben borst. Aus dem dunkeln Winkel funkelten ihre grünen Augen.

Der Veitl gieng recht behaglich zur Thüre hinaus. Die Hanerle rief ihm mit gellendem Lachen nach, was das für ein Mann sei, der sich vor einer alten Katz' fürchte? Ob er ihr denn nicht die Gutheit erweisen wolle, das verrückte Vieh vom Ofen zu fangen, bevor es das ganze Geschirr in Scherben stürze? — Auf diesen Leim gieng der Vogel. Er kehrte um und nun begannen beide nach der Katze zu jagen. Diese sprang vom Ofen auf die Wandstelle, trat dort einen blechernen Kerzenleuchter herab, sprang auf den Tisch mitten in das stäubende Salz, und nun wurde sie erst wild, sie nieste, sie schnurrte, sie kreischte, sie sprang von Bank zu Bank, von Wand zu Wand, unterwegs allerhand Sachen zu Boden stürzend — endlich flüchtete sie vor den ausgestreckten Armen des Burschen und vor dem greulich drohenden Besen des Dirndls hinter einen großen Schrank. Jetzt war nichts zu machen. Und weil nichts zu machen war, lehnte die Hanerle den Besen an die Wand, wendete sich in den Winkel und hub sachte an zu schluchzen.

Ob sie sich weh gethan habe? fragte der Veitl.

Sie schluchzte erbärmlich, war keines Wortes mächtig; endlich begann sie zu lallen und zu klagen über die Falschheit der Männer. Wenn eine in Züchten und Ehren zurückhaltend sei, und den Verlockungen des Liebsten nicht auf der Stelle Gehör gebe, gleich laufe der zu einer andern und

man ja alles zu kaufen, wie man hört — auch Leut' — wer umsonst keine bekommt."

„Sclaven halt ich mir nicht", antwortete er, ohne den argen Hohn weiter zu beachten. „Wie es mir wird gehen, das weiß ich freilich nicht. Hart wird es schon sein für unsereinen, und anfangs schon gar. Es gehen viel' zugrunde."

„Wird dir gewiss recht gut gehen. Ich wünsch' dies!" Also sie; die Worte waren kalt und schrill wie Eiszapfen, die von den Dachtraufen fallen.

„Weiß nicht, wie das ist", sagte der Bursche und that bei seinen Fingernägeln um, als wollte er nachsehen, ob sie wohl in Ordnung wären. „Ich hab' kein' Vater und Mutter, kein Geschwister und nichts mehr daheim, und — geh doch hart fort. Recht hart. Wenn ein Mensch wär', der mir zum letzten Abschied ein treuherziges Behüt' Gott thät sagen und ein gutes Wort, und dass ich den ersten Tag, wenn ich fortgeh', nicht auch schon vergessen bin."

„Wer so weit fortgeht, der muss es freilich auch leiden, wenn er vergessen wird!" lachte sie auf, verzog aber dabei keine Miene.

„Und sonst sagst du mir gar nichts?"

„Ja, also behüt' Gott, sag' ich!" —

Jetzt schwieg der Veitl, auf der Ofenbank schnurrte etwas und das war die graue Katze.

Der Bursche stellte sich dem Dirndl um einen Schritt näher, bohrte seinen Blick gleichsam in ihr Gesicht, und was er nun sprach, das sagte er leise, aber sehr deutlich: „Du glaubst es, dass ich nach Amerika geh'? Du glaubst es wirklich? Und dass ich drüben ohne deiner anfangen werde, wie ich herüben aufgehört hab'? Und dass es sich nur um den Katzensprung übers Wasser handelt? — Dass ich dir's nur sag', Hanerle, ich gehe nicht nach Amerika, ich gehe viel weiter fort."

„Uh, noch weiter! Wohin denn lauter?"

„Ich will dir meinen Reisepass gleich zeigen", versetzte er, langte in den innern Rocksack, wo andere Leute ihre Brieftasche oder ihr Gebetbuch haben, und zog eine Pistole heraus.

In einer schier lustigen Weise schlug das Dirndl die Hände zusammen: „Unter die Banditen willst?"

„Hanerle", sagte er und hielt die Waffe mit beiden Händen prüfend und wiegend so vor sich hin. „Am letzten Sonntag, wie du mir dieselbig' Antwort hast geben, dass — nein, ich mag's gar nicht sagen —"

„Ja, ja, ich weiß es schon, strapazier dich nicht."

„Darauf bin ich schnurgerade in den Markt hinab und hab' mir dieses Pfeiferl 'kauft. Du willst mich lebendiger nicht, vielleicht magst mich todter."

„Aber Bürschel!" sagte sie mit einer Miene von Überraschung, der man leicht anmerkte, dass sie eine gemachte war, „du wirst dich doch nicht da vor meiner über den Haufen schießen wollen?"

„Schau dir die Komödie nur an", versetzte er mit einer unendlichen Bitterkeit, „ich glaube nicht, dass dir den Gefallen sobald wieder einer thun wird. Kannst dir nachher doch was zugut thun dein Lebtag lang: meinetwegen hat sich einmal einer erschossen."

„Versteht sich, als ob das was Besonderes wär'! Wenn das Mannsbild nicht einmal so viel Kurasch hätt', sich das Kügerl in den Leib zu schnellen, dann wär's eh kein Mannsbild mehr."

„Hanerle", sprach er mit leise zitternder Stimme, „wirst mir eine Handvoll Erden nachwerfen ins Grab?"

„Im Grab hast eh Erden genug", gab sie zurück.

glaubt man wahrscheinlich nicht und dass sie lebendig in den Himmel fahren wird, glaubt man noch weniger. Das Gerücht vom Heiraten wäre schon recht, aber wenn's dann nicht dazu kommt, ist's für ein Dirndl umso schlimmer. Womit soll sie denn locken?

Eines Tages ist in der Gegend große Neuigkeit. Dem Kaplan von Sanct Georgen ist sie vertraut worden und der predigte sie von der Kanzel herab zum guten Beispiel: Die Wiesmeier-Tochter geht ins Kloster.

„Um so was ist's schade!“ meinten einige Mannsleut', die nur ihr arg schönes Lärvchen kannten. Allein, als Jung Hanerle nachher auf dem Kirchwege wieder dem Holzknecht Veitl begegnete, sah sie zwar nicht, was er für ein Gesicht machte, denn sie schlug ihr Auge zu Boden, hörte aber, was er pfiff. Er pfiff das schöne Lied: „Z' Lauterbach hab' ich mein' Strumpf verlor'n.“

Nun war's in einer der nächsten Nächte, als es in der Holzknechthütte des Dreibrunnbergforstes still geworden und die Holzleute der Reihe nach auf ihren Strohpolstern lagen, dass der Veitl aus dem Schlafe redete. „Das Unband hat recht“, lallte er, „ins Kloster, dort braucht sie's nicht, was sie nicht hat.“

„Von der Wiesmeier'schen phantasiert er“, flüstert einer der Nachbarn zum andern. „Pass auf, Freunderl, zwischen diesen zweien gibt's was.“

„Ja, weil sie sich spinnenfeind sind“, versetzte der andere.

„Ah, ganz natürlich!“ spottete der eine.

„Die möchten einander am liebsten auffressen, mein Lieber!“

„Das lass ich gelten, aber anders, als wie du meinst.“

„— Für dort hat sie, was sie braucht. Den Kieselstein“, lallte der Schlafende.

Bald darauf allseitiges Schnarchen in der Hütte. —

So war der Sommer vergangen und der Winter gekommen. Der ganze steile Berghang hinter der Hütte hinauf war abgeholzt, auf der weiten Schneefläche lag blendender Sonnenschein und die Knechte waren munter beschäftigt, die gefällten und entästeten Blöcke in Haufen zusammen zu schleifen und dann in das Thal zu schaffen, wo die Kohlenmeiler standen. Die Holzknechthütte stand unter dem Schutze eines Waldschachens von uralten, wuchtigen Bäumen. Wenn dann die Holzknechte des Abends in der rußigen, rauchigen und doch so traulichen Hütte ihre fetten Mehlnocken kochten und verzehrten, wenn sie Tabak rauchten oder die aus Verstecken hervorgeholten Stutzen von Staub und Rost reinigten, da gab es allerhand Gespräche über Wald, der geschlagen worden war oder geschlagen werden sollte; über Rehe, die auf Schleichwegen erschossen worden waren oder erschossen werden konnten; über Bauernknechte, die bei der letzten Kirchweihe geprügelt worden waren oder bei der nächsten geprügelt werden müssten; über feine Dirndlein, die schon geliebt worden waren oder demnächst geliebt werden würden. Der Veitl prahlte sich laut, daß er deren zwei oder drei habe und überhaupt so viele haben könne, als er wolle. Das war sonst nicht seine Art; der Meisterknecht, ein kluger alter Bursche, schüttelte auch darüber den Kopf und dachte: den peinigt die Wiesmeier'sche!

Solches schien zwar anders zu sein, denn eines Tages, als die Neuigkeit umgieng, Wiesmeiers Jung Hanerle wäre schwer erkrankt, fragte der Veitl gar nicht weiter nach Art der Krankheit, sondern trillerte einen alten Ländler. — Er denkt gar nicht an sie.

— Ich denk' gar nicht an sie! sagte er zu sich selber und sagte es zu jeder Stunde, Tag und Nacht. Da wird es wohl doch wahr sein, daß er nicht an sie denkt.

Jung Hanerle lag im Bette, von

benutze die gute Ausrede für seine Treulosigkeit.

Der Veitl stand mitten in der Stube und warf ihr das Wort hin: „So? Aus lauter Züchten bist so hart gewesen auf mich! Hättest mich nach Amerika auswandern lassen aus lauter Züchten, hättest mich in Verzweiflung einen Selbstmord begehen lassen aus lauter Züchten und Ehren! Und zuletzt, Hanerle, zuletzt nimmst mich doch?“

„Freilich!“ schrie sie und wollte auf ihn zueilen.

Er trat einen Schritt zurück: „Aber ich nehm' dich nicht.“

Gieng zur Thür hinaus, sprang in den Wagen und fuhr davon, die Richtung gen Thalham.

* * *

Ein qualvoller Tag war das für Jung Hanerle. Und qualvoll war der Abend, als die Schwester heimkam mit ihrem jungen Manne. Der Maid Herz und Sinn war zu Thalham beim Lindenwirt. Dort war ihre Hölle, und doch konnte sie ihre Gedanken und Vorstellungen nicht losreißen von dem Lindenwirtshause, wo nach ihrer Meinung der dümmste der Männer und die schlechteste der Frauenzimmer Verlobung feierten.

Der dümmste der Männer war nicht bis Thalham gefahren. Eine Stunde davon, bei der Waldenbühler Gewerkschaft, war er abgestiegen und hatte dem Rucker-Ferdl lachend einen schönen Dank gesagt. Der Ferdl hatte vom Holzknechte einen andern Fahrlohn auch nicht erwartet und fuhr mit seinem Wollenbündel lustig weiter nach Thalham zum Weber.

Der Veitl sprach in der Gewerkschaft um Arbeit zu, die er auch fand im dazu gehörigen schlagbaren Dreibrunnbergforst. Er stand als Holzknecht ein für Jahr und Tag. Und Amerika? Ha, wer wird nach Amerika gehen, wenn's daheim zu roden gibt! Und die Pistole? Ha, wer wird das Bleikügelchen sich in den Leib sprengen, wenn so viele Rehlein umlaufen im grünen Wald! Und heiraten? Ha, ha, ha, wer wird's einer einzigen so gut meinen, wenn darob zehn andere Dirnlein arg bös' werden! Wir bleiben unser's selber. — Der Waldberg ist steil, die Bäume sind hart, aber unser Holzknecht ist frisch und stark. Bei der Wochenarbeit freut er sich auf die Lustbarkeit am Sonntag, und bei der Lustbarkeit freut er sich wieder auf die Arbeit. Im Winter freut er sich auf den Sommer, wenn die Bäume leichter zu schlagen sind; im Sommer freut er sich auf den Winter, wenn die Blöcke auf Riesen und Schlitten leichter zu Thal zu bringen sind. Und Jung Hanerle ist ein Unband, an das er nicht mehr denkt.

Aber Jung Hanerle ist auch ein Weib und viel sinnt sie darüber nach, wie sie den ihr entkommenen Burschen wieder in ihre Gewalt bekommen könnte. Dass es mit des Lindenwirts Kellnerin nichts geworden, war ihr wohl ein rechter Trost; aber dass auf dem Kirchwege nun der Veitl gar gleichgiltig an ihr — der Hanerle — vorbeigieng, als wäre sie eine Wegsäule, das bekümmerte sie schwer. Ja, vor der Wegsäule rückte er fromm sein grünes Hütlein, vor ihr rückte er gar nichts, that, als wäre sie Luft und nicht einmal eine frische, denn er schnupperte mit der Nase, wenn er an ihr vorbeikam.

Dass der Veitl gar so stolz und wegwerfend that, war ihr übrigens ein tröstliches Zeichen: ganz gleichgiltig ist sie ihm nicht; liebt er sie schon nicht mehr, so hasst er sie doch wenigstens, und das ist immerhin etwas .... Jung Hanerle kennt sich aus.

Übrigens, wenn er falsch war, so kann sie auch falsch sein. Dass sie nach Amerika reisen will, kann sie freilich nicht aussprengen. Dass sie sich mit einer Pistole erschießen wird,

der Schwester, die nun einen Mann hatte, und gerade so wie der Kirschbaumzweig vor zwei Jahren bei einer anderen Schwester, die in dem darauffolgenden Sommer gestorben war.

In der Nacht, welche dem heiligen Abende vorausgieng, huben unten im Dorfe die Glocken an zu läuten. Die Hanerle ward unruhig, stand vom Bette auf, hüllte sich in einen Lodenmantel und gieng hinaus. Auch andere kamen hervor und horchten auf das Läuten. Sie glaubten anfangs, der Meßner habe sich um vierundzwanzig Stunden geirrt und läute schon zur Christmette. Bald merkten sie es, dass die Glocken um Hilfe riefen. Weitum in der Gegend stieg keine Feuersäule auf, am Himmel kein Flammenroth. Und doch verkündete das oft kurz unterbrochene und dann wieder schrill einsetzende Geläute ein großes Unglück. Jemand wollte aus der Ferne ein Donnern gehört haben. Mitten im Winter ein Gewitter?

Die Gegend wurde lebendig, die Leute kamen immer zahlreicher aus den Häusern hervor, riefen einander laut zu, redeten leise aber aufgeregt und muthmaßten allerlei. Endlich sauste ein Schlitten daher, dessen Insasse schrie kurz und scharf heraus: „Vom Dreibrunnberg ist eine Schneelahn (Lawine) niedergegangen, hat die Hütte verschüttet mitsammt den Holzknechten!“ Und rasch glitt er davon, um die Botschaft weiterzutragen.

Nun war alles auf gegen den Dreibrunnberg. Mit Spaten und Schaufeln und Axten und Stangen und Krampen, zu Fuß und auf Schlitten eilten sie dahin über die blasse Schneelandschaft. Der Vollmondschein war durch eine leichte Wolkenschicht gedämpft, und doch war es so hell, dass die Laternen, welche vom heftigen Föhn ausgelöscht worden, nicht wieder angezündet werden mussten. Der Wiesmeier hatte an den großen Waldschlitten zwei Pferde gespannt, um also seine sieben Knechte zur Unglücksstelle zu befördern. Auch ein in den Lodenmantel eingemummter Halterjunge hatte sich auf den Schlitten geschwungen.

Sie kamen an den Dreibrunnberg, sie stiegen aus, um den Hang hinaufzusteigen zum Waldschachen. Aber den Waldschachen fanden sie nicht. Ein kahler, ruppiger Schneehügel war da, hoch wie ein Kirchthurm und weit ausgeböscht ins wirre, wüste Trümmerwerk des Gehölzes hinein. An diesem Hügel arbeiteten bei rothem Fackelschein schon Männer, der Stelle zustrebend und grabend, wo die Hütte gestanden war. Vorne auf dem Platze, in Schnee gebettet, lehnten zwei der Holzknechte, welche in der verschütteten Hütte gewohnt hatten. Sie wurden mit Schnee gelabt und als sie aus der Ohnmacht erwachten, schauten sie sehr betroffen um sich, wussten nicht, wo sie waren, und erzählten nachher von einem schaudervollen Sausen und Brausen und von einem Erdbeben, welches alles verschlungen habe. Sie, die beiden, hätten noch einen Sprung gemacht zur Thüre hinaus, da diese sich unter Krachen schon zu verschieben begann, wären dann in die Lüfte geschleudert worden — und weiter wüssten sie selber nichts. — Und die anderen? die Kameraden? — Ja, die seien wohl auch aufgesprungen, hätten aber wahrscheinlich den Ausweg nicht mehr gefunden.

„Veitl!“ Das war jetzt ein gellender Schrei, wer ihn ausgestoßen, wusste man nicht. Der Halterjunge vom Wiesmeierhof hatte einen Eisenkrampen ergriffen und grub an Seite der übrigen mit größtem Eifer drauf los. Eine gesegnete Arbeit war's. Fünf Männer gruben sie aus dem Schnee; einer derselben war schwer, zwei waren leicht verwundet, die übrigen zwei unverletzt, nur betäubt. Der Halterjunge riss jeden empor, dass er ihm ins Gesicht sähe und setzte dann mit dem Krampen seine Arbeit fort.

ihren Angehörigen umsorgt, und wimmerte vor Schmerz und schüttelte sich im Fieber und phantasierte im Schlaf. Der Arzt fühlte ihr den Puls, untersuchte ihre Lunge, ihre Leber, ihr Herz und wusste sich keinen Rath. Es war eine höchst unheimliche Krankheit! Der Puls gieng ruhig, das Herz pochte gleichmäßig, die Körperwärme war eine gewöhnliche, und doch der kurze, zuckende Athem, und doch der Schmerz in der Brust und doch das Dahinliegen, das Wimmern und Irrereden im Halbschlummer! Die Schwerkranke verlangte den Geistlichen; der Arzt meinte, damit hätte es noch gute Weile; die Kranke verlangte, man solle in der ganzen Gegend für sie beten lassen; der Arzt meinte, das Beten schade niemals. In den Augenblicken, wo Hanerle sich allein sah, athmete sie auf und konnte ein wenig ausrasten von ihrer schweren Krankheit. — Nun wird er doch kommen! murmelte sie, er wird ja hören von meiner Krankheit und wird doch kommen und mich besuchen und mich um Verzeihung bitten . . .

Aber er kam nicht. — Ja doch, er kam, er gieng die Straße daher, er gieng am Wiesmeierhofe vorüber, allein er blickte nicht auf zu ihrem Fenster, denn er unterhielt sich mit einem Nachbarsdirndl, in dessen Finger der linken Hand er die seinen der rechten eingehäkelt hatte. So trotteten sie dahin, schäkernd, lachend — und Jung Hanerle sah es und hörte es. Da ward ihr namenlos schlecht, Hören und Sehen vergieng ihr, sie sank um, schlug ihr Haupt hart an die Wand und als der Arzt wiederkam, fand er zu seiner Beruhigung an ihr einen fliegenden Puls, eine heftige Glut, ein tobendes Herz — kurz das schönste Fieber.

Das dauerte ein Weilchen so, aber nun war es der Hanerle wieder nicht recht. Ihr Vater, der Wiesmeier, that zwar nicht viel desgleichen, denn auch er war ein harter Kopf. Allein sie merkte es wohl, daß er sich heimlich um sie grämte. Die Wiesmeierin war schon seit einer Weile todt, die eine Tochter war mit ihrem Manne nach Sankt Leonhard gezogen, so blieb ihm, dem Vater, nur noch die Hanerle. Da nahm sich diese oft vor, sie wolle sich alle Dummheiten aus dem Kopf schlagen und nur für ihren Vater leben — allein die „Dummheiten“ sassen fester, als ein Mensch glauben mag. Manchmal kommt dem Menschen vor, sie seien ganz in seiner Gewalt, in seinem Belieben, er spiele nur so mit ihnen zum Zeitvertreib und könne sie ablegen, wann er wolle. Und wenn er sie eines Tages tapfer von sich werfen will, da merkt er, dass er's nicht kann, dass er von der Leidenschaft umsponnen, gefesselt ist und dass sie mit dem Menschen spielt, anstatt er mit ihr. Gerade so gieng es auch Jung Hanerle, welche dem alternden Vater leben und den jungen Holzknecht vergessen wollte, während sie doch beinahe das Umgekehrte that. Zum Weinen war ihr oft, wenn sie sah, wie wenig sie ihrem Vater sein konnte, und doch sagte sie ihm nie ein Wort der Liebe — er that's ja auch nicht. Weil aber ihr Herz Nahrung haben wollte, und weil der Holzknecht so gar nicht fort wollte aus der Erinnerung, so nahm sie sich vor, diesen Menschen recht gründlich zu hassen. Es würde schon einmal Gelegenheit sein, ihm etwas anzuthun, etwas recht Arges!

Gegen Weihnachten gieng es und alles rüstete sich zum heiligen Feste. Laue Lüfte wehten von den Bergen her, als ob Frühling käme. Jung Hanerle hatte am Barbaratage vom spröde gefrorenen, mit Schnee bedeckten Kirschbaum, der hinter dem Hause stand, einen Zweig gebrochen, ihn in ein Wasserglas gesteckt und so an ihr Bett gestellt. Bevor noch der heilige Abend kam, hatte dieser Zweig zwei schöne, zarte Blüten getrieben, gerade so wie jener vor einem Jahre bei

zerrissen, geknickt, gespalten, ragten theils nur in splitterzackigen Strünken aus den Schneemassen hervor. — Was wird's mit meinen sieben Kameraden sein? dachte der Veitl und war unentschlossen, ob er um Leute gehen oder gleich selbst an der Stelle Hand anlegen sollte. Da hub es an zu donnern, hoch oben am Berghange wurde es lebendig — der Veitl lief in großen Sätzen quer seitab und bald war Baum und Busch eingehüllt von einer ungeheueren Schneestaubwolke. Den Holzknecht hatte eine unsichtbare Macht in einen Wacholderstrauch geschleudert, aus welchem er nach einiger Zeit langsam wieder aufstand, um zu trachten, dass er weiter kam. — Mir scheint, sagte er zu sich selber, der Herrgott fegt heute die Welt aus und unsereiner steht ihm überall im Wege um.

Als er im sicheren Thale auf der glattbeschlitteten Straße dahingieng, hörte er zur Rechten und zur Linken von den Bergen her das hohle Sausen niedergehender Lahnen; von manchen, die in fernen Seitenthälern abfuhren, dröhnte in den Wäldern nur der Widerhall. Unterwegs fand der Holzknecht auch zwei seiner Kameraden, und er sah und hörte, dass alles gut war. —

Wohin wandert jetzt der Veitl? Daran hatte er selbst nicht gedacht — die Füße wussten es besser.

Im Wiesmeierhof war alles beschäftigt mit Vorbereitungen zum Christfeste; im Ofen buk es, auf dem Herde briet es, in den Stuben scheuerte es, in den Ställen legten Knechte dem Viehe frische Streu. Der Wiesmeier selbst schritt schon im Feiertagsgewande umher, um überall nach dem Rechten zu sehen. Der Holzknecht Veitl, welcher in den Hof trat, wich dem Bauer ein wenig aus, hingegen fragte er eine alte Magd, die im Vorhause den Fußboden wusch, nach Jung Hanerle.

„Hanerle? Die wird halt in ihrer Kammer sein", war die kurze Antwort, die übrigens dem Fragesteller vollkommen genügte. Denn ihre Kammer wusste er zu finden. Heute klopfte er nicht erst artig an, hatte auch keine Ursache, die Klinkel so leise als möglich zu drücken. Schier herrisch trat er ein und fest trat er auf. Sie saß vollständig angekleidet und mit feuchten Schuhen an den Füßen bei ihrem Bette, sie war eben damit beschäftigt gewesen, die ineinandergeklammerten Hände in dem Schoße, vor sich hinzustarren. Jetzt sprang sie auf und machte sich eifrig mit ihrem Gewande zu thun.

Schweigend trat der Bursche zu ihr hin, um mit beiden Händen ihre Rechte zu ergreifen. Sie zog ihre Hand zurück und blickte ihn mit kaltem Erstaunen an.

Er stutzte und sprach: „Nun, Hanerle!"

„Nun!" sagte auch sie mit einem überaus harten Blicke. Was soll das bedeuten? Was hast du hier zu suchen? so fragte dieser Blick. Der Bursche wagte rasch ein zweites, er wollte seinen Arm um ihren Nacken legen und einen Kuss drücken auf ihren Mund. Sie stieß ihn heftig zurück.

Einen Augenblick starr stand er vor ihr. Dann sprach er die Worte: „Was soll das sein? Du grabst mich mit eigener Lebensgefahr aus der Lahn, und jetzt —"

„Ich dich aus der Lahn graben!" lachte sie grell auf. „Das kunnt mir nicht im Traum einfallen."

„Ich hab' dich gesehen, du bist bei mir geblieben, wie sie mich all' verlassen haben, du hast mich gerettet!"

„Und wenn's wär'!" entgegnete sie. „Was gieng' dich das weiter an! Ich hätt' nur meine Christenpflicht gethan und einem Zigeuner gerad' so gern, oder lieber, herausgeholfen. Darauf bilde dir nichts ein!"

Scheinbar bewegungslos stand der

„Aber es ist ja niemand mehr drin!“ rief ihm ein schwarzer Kohlenbrenner zu. Der Junge, immer den Lodenmantel fest um sich gebunden, grub und grub.

Einer der Männer rieth, dass — nachdem die Rettung geglückt — man sich eilig entferne, denn oben am Berghange sei es unruhig und bald werde eine zweite Lahn niedergehen.

„Veitl!“ stöhnte der Junge.

„Ist ja schon voraus“, versetzte ein Holzknecht.

„Und ist er noch drin, so gnad' ihm Gott!“ sagte ein zweiter. „Dann werden wir ihn ja wohl einmal finden. Jetzt heißt's auf sich selber denken.“

Die Fackel war ausgelöscht worden, die Männer verzogen sich, zwei Holzknechte trugen auf einer Bahre den schwer verletzten Kameraden. Über der ungeheueren Schneewucht war die stille dunkle Nacht, nur von dem Scharren und Graben des einen Krampens belebt. Denn der Halterjunge war geblieben, arbeitete unaufhörlich und grub sich in die Massen des Schnees.

Zwischen Balken und Baumstämmen eingeklemmt und gleichzeitig geschützt lag der Holzknecht Veitl lebendig begraben unter der Lawine. Eine Weile mochte er nichts von sich gewusst haben, dann erwachte er, fühlte seine Lage und sein erster Gedanke war: Von einer Schneelahn verschüttet! Er hörte Männerstimmen, hörte Schaufeln und Graben, er wollte rufen, es versagte ihm die Stimme. Allmählich aber ward es stille. — Na, gute Nacht! dachte der Bursche, jetzt wird gestorben. Aber langweilig hergehen wird's. Das Erfrieren und Verhungern geht schwer im Schnee, das Verdursten gar nicht. So höllisch eingeklemmt sein! Nicht einmal in den Hosensack kann ich mit der Hand ums Messer. Ein Aderl aufmachen, und gleich wär's vorbei. Ah nein, wer weiß, ob's ihm recht wär', dem da oben, er hat's nicht gern, wenn sich der Mensch selber abthut. Und jetzt muss ich mich gut mit ihm stellen. — Schad' ums Mädel, dass ich's nicht hab' haben können. — Ich will ein paar Vaterunser beten .... Das waren so die Gedanken des jungen Holzknechtes, der unter Schnee und Trümmern verzwängt lag. — Da hörte er knistern und graben. Er versuchte es nochmals mit dem Schreien. Jesus Maria, war das eine unheimliche Stimme! Vor seinem eigenen Schrei graute ihm. Das Graben wurde noch lebhafter und kam näher. Plötzlich fiel die Wand wie ein Vorhang nieder. Eine wunderbare Dämmerung war vorhanden, in derselben standen Schneelasten, Bäume und ein Mensch, der jetzt mit dem Krampen einen Balken locker riss und so den eingeklemmten Menschen befreite. Zwei Arme zerrten ihn aus dem Gewirre und als er frei war, ganz frei und aufrecht unter freiem Himmel stand, da warf der Retter sein Werkzeug hin und lief davon. — Das nächtige Dämmerlicht war hell genug gewesen, der Veitl hatte dem Burschen ins Gesicht gesehen, hatte gut gesehen, hatte mehr gesehen, als er in seinem Leben je zu sehen verhoffen konnte ....

Das Unband war's gewesen. — Natürlich nur ihr Geist, denn sie selber ist ja krank. Übrigens, gar so natürlich ist es doch wieder nicht, wenn der Leib in Ohnmächten dahinliegt und der Geist thut mit einem Eisenkrampen verschüttete Holzknechte ausgraben ....

Der Himmel wurde immer heller, die Wipfel der wenigen noch ruppig aufragenden Tannen standen nicht mehr schwarz drin, sondern grünten sich. Ein Spätzlein zwitscherte. Der Veitl stand so herum und betrachtete den Platz. Ein paar Dachbretter lagen im Schnee, eines mitsammt der Firstlatte hieng hoch am arg zerzausten Baumast. Sonst von der Hütte keine Spur. Die Schachenbäume waren

Aus dem Skizzenbuche eines Wanderers.

Erzählung nach dem Leben. Von **E. Salburg.**

Es war am Kirchtag, dem größten und lautesten Feste des ganzen Jahres, in dem Gebirgsdorfe. Langsam gieng ich die Straße entlang, die einförmige Landstraße, zu deren beiden Seiten Häuser und Hütten hinter dürftigen Obstbäumen lagen. Rund umher dann die herbstlich angehauchten Felder und weit hinaus, sanft abgegrenzt, die schönen freien Linien des Gebirges, tiefblau der zarte Himmel über ihm. Tief und unerschöpflich süß ist der reine Zauber eines Landschaftsbildes, selig der Blick in das herrliche Antlitz der Natur. Und doch für mich nicht das Höchste. Ein weitgereister Mann, bin ich umhergezogen in Nord und Süd und hab' vieles geseh'n, was sie das Herrlichste nennen. Zwei Bücher hab' ich mir angelegt, das Buch der Natur und das Buch der Menschheit. Im ersten da reiht sich Bild an Bild, rasch, fast fiebernd hingeworfen, im Rausche ungetrübter feuriger Bewunderung, und doch fast immer nur von einem stets wiederkehrenden Gedanken beseelt. Da breitet die Wüste ihre weiten, farblosen Schwingen aus, künstlerisch hehr, ein Bild unermesslicher Sehnsucht, ewigen Wanderns und Suchens, ewigen Trauerns. Da schimmern die Gletscherhöhen magisch, fast geisterhaft und weisen wieder ins Unendliche, Ferne. In der Alhambra flüstern und seufzen die Brunnen, leise rauscht es, sehnsüchtig, an den Ufern des Nil, Bild um Bild, zaubert ein gleiches Ahnen unermessener Größe in die Seele, eine gleiche in ihrer Reinheit schwermüthige Freude, dass alles so viel verspricht und doch unveränderlich in dieselben Grenzen gebannt bleibt, durch alle Zeiten. Und da, wie ich im Buche blättere, über jedem Bilde ein Hauch gleichen Empfindens liegt, so verschwimmt mir eines ins andere. Ich lege es beiseite und greife nach dem „Buche der Menschheit", das ich mir im Laufe der Jahre angelegt. Seltsam! wie lebensvoll weht es mir daraus entgegen. Die Seiten knistern, als lebten sie auf von einem Herzschlage beseelt; ist's der meine? ist's der, jener Wesen, deren Antlitz mich im Laufe der Wanderschaft angezogen, dass ich ihrem innersten Sein nachforschte?

Mancherlei Köpfe und Gestalten seh ich da vor mir, nicht mit der

Veitl da, aber jedes Äderchen an ihm tobte, blass bis an die Lippen ward sein Gesicht, um einen Kopf höher wuchs seine Gestalt.

„Hana!" rief er plötzlich gellend aus, „kannst denn du kein Mensch sein? — Unband! mein Weib musst du werden!" Wüthend stürzte er auf sie hin, riss sie an seine Brust, mit ehernen Armen hielt er sie fest und bedeckte ihr Angesicht mit wilden Küssen.

In so glühendem Zorne hat noch keiner gefreit, so rasend hat noch keiner seine Braut geküsst, als es jetzt der Holzknecht Veitl gethan.

Und Jung Hanerle? Als sie seine unbändige Kraft empfunden, hat sie sich nicht mehr gewehrt. Wie schmelzendes Wachs am glühenden Eisen, so sank sie hin, sank vor ihm aufs Knie, hielt mit beiden Armen sein Haupt fest an dem ihren, dass sie seine Glut erwidern konnte. Und als ihm schon die Sinne vergiengen, küsste sie noch heftig seine Lippen, seine Augen, sogar den Scheitel seines Hauptes, und konnte nicht aufhören.

So fand sie der Wiesmeier. Erst als dieser seine Tochter losriss aus den Armen des Burschen, kam sie zu sich. Einen Schrei stieß sie aus, verdeckte ihr Gesicht mit den Händen und schluchzte laut — zu Tode wollte sie sich schämen, dass es so plötzlich über sie gekommen war. Dass sie sich zu gleicher Zeit unaussprechlich elend und unaussprechlich selig fühlte, versteht sich von selbst. — Mit einem kurzen herben Worte wies der Bauer den Holzknecht zur Thüre hinaus; ohne ein Wort zu sagen, gieng der Veitl davon. Und Jung Hanerle? Sie stand stramm da, ballte die Fäuste und blickte finster auf ihren Vater.

Dieser that den Mund auf: „Es geht ja recht lustig her bei dir in der Kammer!"

Sie gab ihm keine Antwort. Sie wendete sich, gieng zur Thüre hinaus und dem Holzknechte nach.

Dann haben sie geheiratet. Vor der Hochzeit gab es noch manchen Sturm. Und nach derselben? Das geht uns nichts mehr an.

Als der Veitl und die Hanerle nach fünfundzwanzig Jahren in einem Kreise von prächtigen Kindern — auch ein Enkel war schon dabei — die silberne Hochzeit begiengen, es war erst vor kurzer Zeit, da vertraute der Bräutigam dem Brautführer das Folgende an: „Meine Hanerle, das ist eine! So schwer die zu kriegen war, so leicht ist sie zu behalten. Ein braveres Eheweib kannst nimmer finden, aber wenn ich sagen wollt', sie hätt' mir auch nur ein einzigmal mit einem einzigen Worte gestanden, dass sie mich gern' hat — so müsst ich lügen. Das ist eine!"

Der Brautführer trank auf ihr Wohl. Dann gieng er heim und schrieb auf diese Blätter die Geschichte von Jung Hanerle der Trutzigen.

Glücks-Schmiede.

Ihr Glück zu schmieden sind bemüht
Die Thoren wie die Weisen;
Doch wessen Herz für Schlechtes glüht,
Der hämmert — kaltes Eisen.

L. Frankl.

heit, Licht und Schatten. An ihren Gliedern schien alles Kraft, jede Sehne gespannt, jede Muskel erprobt in schwerer Mühsal.

Die Glocken waren verklungen, sie grub und hackte immer noch, da kam von der anderen Seite ein Mann und trat in den Garten. Ein großer, wüster Gesell mit rohem Wesen, die Kinder glichen ihm unverkennbar. Er war nicht ganz nüchtern und rief sie heftig an. Sie sah auf mit großen gleichgiltigen Augen, die gleichsam über ihn hinwegschauten. Ihr Blick machte auf ihn unwillkürlich Eindruck. Verstummend schlich er ins Haus. Mit einem Antlitz, das wie aus Stein gemeißelt war, sah sie ihm nach. Ich erschrak fast vor der Härte dieses Gesichtes, da ertönten Kinderstimmen, die kleine Schar flog, ohne meiner zu achten, an mir vorbei, auf sie zu, mit zerzaustem Haar, die sorglich gesteiften, mit so vieler Mühe genähten Kleider beschmutzt und zerknittert, beim Kirchweihvergnügen. Kein vergnüglicher Anblick für ein überbürdetes Geschöpf. Und wie sie lächelte, diese Frau! Wie sie in scheuer, fast ungelenker Liebkosung, als begehe sie ein Unrecht, die Kinder zu sich heranzog, bis ihre Augen leuchteten gleich einem stahlfarbenen Winterhimmel, dessen Wolken die Sonne theilt! Wie sie lächelte! Ich war geblendet von der Weichheit dieser Züge. Die Stimme des Mannes erscholl — die Sonne erlosch — sie giengen ins Haus. Und ich gieng, die Geschichte dieses Weibes zu erforschen. Wie ich sie vernommen, schreibe ich sie nieder und denke dabei an das wundersame Gesicht, das ich nie vergessen werde.

Clara war armer Eltern Kind, früh verwaist, eine Taglöhnerin. Ihre Schönheit war so seltener Art, dass man von ihr im Lande sprach, ihr Wesen erschien weder hochfahrend noch entgegenkommend, sie gieng verschlossen ihres Weges. Hubert Zeiringer, des reichsten Bauern Sohn in der ganzen Gegend, entbrannte in leidenschaftlicher Liebe zu dem Mädchen. Er war ein hübscher Bursche, aber leichtsinnig und charakterlos, man konnte über ihn kein rechtes Urtheil fällen. Minderjährig wie er war, bewarb er sich, seinen Vater fürchtend, heimlich um Clara. Ihr stolzes Wesen, das doch die Macht einer tieferen Empfindung nicht ganz verbergen konnte, brachte ihn so weit, dass er schwur, sie zum Weibe zu nehmen. Nur möge sie Geduld haben und verschwiegen sein. Das Mädchen liebte den Burschen inniger und wahrer, als es geliebt wurde. Aber da offenbarte sich zum erstenmale die durchaus edle, sittlich ernste Veranlagung dieser Frauennatur. Offen und streng theilte sie ihm mit, dass Betrug ihre Sache nicht sei und dass sie kein Kind von seinen Pflichten gegen die Eltern abzöge. Keine andere, nicht die beste hätte gethan wie sie. Ungewiss, ob sie es sich nicht mit dem Heißgeliebten auf immer verderbe, aber ohne zu zögern, gieng sie hin, trat vor den alten Zeiringer und gestand ihm alles, ihre Liebe, ihre große Armut und untergeordnete Stellung und fragte, ob sie das Versprechen seines Sohnes annehmen dürfe. Da ereignete sich etwas Seltsames, im Bauernstande doppelt Ungewöhnliches; über Selbstsucht und Kleinlichkeit siegte die einfache Seelenhoheit eines Weibes. Der alter Bauer starrte wie gebannt auf das Mädchen, das ihm so viel heimlichen Schaden hätte zufügen und das Glück seines Hauses in dem einzigen charakterlosen Sohne, den er wohl kannte, hätte untergraben können, das gefasst sein musste, von ihm mit Schimpf und Schande fortgejagt zu werden und trotzdem da stand und mit rückhaltloser Offenheit seinen Vortheil, seine Zukunft preisgab. Hubert war ein schwankes Rohr und dies, nur dies, so erkannte selbst der rauhe Mann, das einzige Weib, welches ihm ein Halt sein konnte. Er nahm Claras

kühnen Sicherheit der Landschaftsbilder gezeichnet; nein, von der zagenden Hand des Grüblers hingeworfen, der unsicher dem großen, ewig wechselvollen Räthsel menschlichen Charakters nachspürt. Das ist mein Lieblingsbuch, mir das Höchste, das Buch, drin jede Seite ein Menschenangesicht. Da gibt es keine Einförmigkeit, kein starres Erlahmen im glühenden Farbenwechsel, stürmend und irrend von der Tiefe empor zur strahlendsten Höhe entrollt sich Leben um Leben, wie's dem zu erforschen vergönnt ist, der mit offenen Augen die weite Welt durchstreift.

Da, auf dem letzten Blatte — eine Frauengestalt, an die Thüre der elendesten Hütte gelehnt, den Kopf lässig halb in das Laubwerk der Reben gedrückt, einen seltsamen Kopf. Elende Kleider hängen lose um die hochgewachsene Gestalt, die arbeitsharte Hand hält einen Spaten. Und rund umher der kleine, trostlose Krautgarten, wie man ihn hier zu Lande bei jeder ärmlichen Hütte sieht, mit kümmerlichen Bohnenranken und späten Sonnenblumen. An seinem Pförtchen eine Kinderschar, wohl sechs kleine Gestalten, zum Kirchgang festlich herausgeputzt, in wunderlichem Contrast zu dem seltsam unsonntäglichen Weibe. Das Bild ist mit Sorgfalt gezeichnet. Flüchtige Farbenstriche markieren die leuchtenden Kleider der Kleinen, das Grün des Laubes unter dem Himmelsblau und diesen Frauenkopf mit den festen, starken Zügen und dem unnennbaren Ausdrucke um Mund und Augen.

Ich habe nur Menschen gezeichnet, deren Geschichte ich kannte. Diese hier — wie war es nur? Da kehrt mir Erinnerung zurück! wo ich begann. Kirchweihtag im Gebirge! Ja da hab' ich dieses Weib gesehen, so, gerade so, wie ich es hier gezeichnet und seiner Geschichte nachgeforscht. Die will ich erzählen.

Aber zuerst muss ich noch sagen, wie ich sie fand, als ich damals die Straße hinaufgieng und auf die Gebirge blickte. Ich that das nur so beharrlich, weil ich so gar keine Menschen geseh'n, deren Anblick mich fesselte. Unter dem Landvolke, das lärmend und geschmückt an mir vorbeiströmte, fand sich, — seltener Fall! kein Gesicht, das mich anzog, wie ich es bis jetzt fast noch überall gefunden. Und so wandte ich meine Gedanken der zweiten Freundin, der herrlichen Natur zu. Ich betrat einen Wiesenweg, und nachdem ich eine Weile zwischen den Feldern dahingegangen, sah ich dieses Haus vor mir, ein baufälliges kleines Gehöft, wüst und finster, um das erst vor kurzem gepflanzter Wein seine Ranken schlang, als wolle er die Schäden verbergen. Ringsum der Garten, wie ich ihn geschildert, und im Rahmen der Thüre jenes Weib, auf dem mein Auge wie gebannt haften blieb.

Es sah den Kindern nach, die sorglos an mir vorbei zur Kirche rannten, ich selbst stand hinter den Bohnenstauden verborgen. Keines der Kleinen glich ihr, sie hatten alle runde, etwas stumpfe Gesichter, von weißblondem Haar umrahmt. Als ihre Schritte verklungen waren, nahm die Zurückbleibende ihre Arbeit mit dem Spaten wieder auf, ohne auszusetzen, gleichmäßig und scharf handhabte sie das Gartenwerkzeug, während die Sonntagsglocken feierlich durch die klare Luft herüberklangen. Und ich sah sie an. Sie war noch jung, vielleicht dreißig Jahre alt, über die strenge und edle Schönheit ihrer Züge mussten Sorge und Arbeit, vielleicht noch mehr, gleich Wetterstürmen gezogen sein. Als das Kopftuch zur Erde glitt, schimmerten dunkle Flechten im Sonnenlichte, dunkel und streng auch wölbten sich die Brauen über den grauen Augen. Um den Mund lag ein seltsamer Zug. Es war, wenn man so sagen könnte, als stritten dort ewig Härte und innige Weich-

was ihm niemand verargte. Doch nahm ihn keine.

Da trat eines Tages Clara bei ihm ein; er schrak fast zurück vor der großen, schönen Frauengestalt, die so oft achtlos an ihm vorübergegangen. Sie trug ein Buch in der Hand.

„Ihr sucht ein Weib“, sagte sie langsam. Es klang eigenthümlich von den Wänden der Werkstatt wieder. „Ich habe fünfhundert Gulden erspart, da habt Ihr sie für die Kinder, nehmt mich zum Weibe“, es war die seltsamste Werbung, die wohl je gesprochen wurde.

Der Schmied ließ den Hammer fallen, er nahm das Sparcassebuch nicht, das sie ihm hinhielt. Sein blödes Auge haftete wie erstarrt an dem blassen Gesichte der Sprecherin; die Flammen der Esse schlugen hoch auf und beleuchteten magisch die düstere Erscheinung.

„Ihr wolltet“, stieß er dumpf hervor. Seine Hand haschte nach der ihren. Sie legte das Buch hinein und trat zurück ins Dunkel. Ihre Stimme klang tief und verschleiert. „Um der Kinder, um ihres Elends willen.“

Das Unerhörte, sie führte es durch. Sie ward das Weib des wüsten Trunkenboldes, die Sclavin der häſslichen, verwilderten Waisenkinder, die wirkliche Mutter hätte sich nicht geopfert, wie sie.

Der Schmied war unverbesserlich. Als seine rohe Natur zu empfinden begann, wie unerreichbar dieses Geschöpf über ihm stand, kam auch über ihn jene dumpfe Gereiztheit, die Hubert Zeiringer empfunden. Nach wie vor verschwendete er das Geld, war roh und trunken, ja ließ sich selbst zu Thätlichkeiten hinreißen. Clara blieb unbewegt. Als er sah, daſs nichts sie berührte, weil ihre ganze Seele in den Kindern aufgieng, nahm seine grenzenlose Niedrigkeit diese selbst als Waffe gegen sie. Er quälte die Kleinen, er entzog sie ihr, und es kam wirklich ein Tag, wo das Menschliche in ihr die Oberhand gewann und sie es nicht mehr tragen zu können glaubte.

Nach einem Auftritte so voll anwidernder Herzlosigkeit, daſs er nicht zu schildern ist, verließ sie wortlos das Haus. Sie ging fort über die steinigen Bergwege die ganze lange Sommernacht hindurch, gerade vor sich hinblickend, thränen- und klagelos. Hoch oben im Gebirge wohnte eine alte Frau, die einst gut zu ihr gewesen. Bei der kehrte sie ein. Dort saß sie am Tische, drei Tage und drei Nächte lang und blieb stumm auf alles Zureden und Bitten. Daß sie zurückkehren müsse, begriff sie nicht, aber — sie kehrte doch zurück. Nicht aus Angst, nicht aus Pflichtgefühl, nicht auf die Bitten des zu Todte erschreckten, reuigen Mannes, der ihr Boten um Boten schickte.

Aus Liebe. Aus Liebe zu den fremden, verwahrlosten, reizlosen Kindern. Eine so unermess'ne Weichheit ruhte in den Tiefen dieses unergründlichen Gemüthes. Und wie sie es that! Als es hieß, ihr Mann komme sie um Verzeihung zu bitten, stand sie auf und verließ die Hütte. Während er über das Gebirge herüberkam, gieng sie auf der Landstraße zurück, sechs Stunden weit, und trat in's Haus an die Betten der Kinder. Dort saß sie die Nacht hindurch. So fand er sie am nächsten Morgen, als er verstört hereinstürmte. Sie trat ihm entgegen, als sei nichts geschehen. Kaum ein Wort fiel, nur ihre Blicke kreuzten sich. Stumm gieng er von dannen. Er hatte verstehen und fürchten gelernt.

Das war der letzte Sturm ihrer Ehe. Wohl besserte sich ihr Mann nicht im wesentlichen und noch manche Roheit seines Gemüthes wurde offenbar, aber die Kinder ließ er ihr unbestritten, und seine Hand erhob er nicht mehr gegen sie. — —

Das ist die Geschichte eines flüchtig

Hand und legte sie in die seines Sohnes. Und es war ein Aufsehen im ganzen Lande. Der junge Zeiringer war zuerst geblendet, dann fast enttäuscht. Es reizte ihn, dass das Mädchen erreicht, was er nicht zu hoffen gewagt, seine Leidenschaft wuchs, aber zu ihr gesellte sich das Verlangen, seiner Braut zu beweisen, dass er selbständig geblieben, und sie nicht scheue. Es kam die Zeit der Trennung, er musste seine Militärjahre in der Stadt abdienen. Das Herz von stürmischen Gefühlen bewegt, schied er von der Treuen, deren ganze Seele mit ihm zog.

Als er wiederkehrte, war er fast ein anderer geworden, ein Mann, der noch die ungezügelten Eigenschaften des Knaben nicht abgestreift, heftiger, glühender in seiner Liebe, trotziger gegen jeden Zwang. Clara trat ihm unverändert entgegen. Und nun kam das Unheil über den reichen Bauernhof. Der alte Zeiringer führte eine strenge, fast karge Wirtschaft und forderte Unterordnung von Kind und Gesinde. Der Junge hatte Selbstständigkeit gelernt, und hasste die Beschränkung, er wollte sich als reicher Bauer zeigen. Je mehr dies der Alte entdeckte, je knapper hielt er ihn, auch die Hochzeit schob er noch stets hinaus. Da begann Hubert lustige Gesellschaft zu suchen, mehr aus Trotz, als aus Freude daran: er verwickelte sich in mancherlei Geschichten unguter Art, machte Schulden, und endlich, da der Alte hart und härter, ihn schlimmer als einen Knecht behandelte, kam's endlich zu etwas, das traurig zu erzählen ist. Es ward im Augenblicke der That niedergeschlagen und wenig besprochen, aber blieb doch Wahrheit. Sei's durch schlechten Umgang verblendet, sei es um aus Trotz zu nehmen, was ihm gebürte, der Sohn bestahl seinen Vater.

Die Summe war nicht groß, und nur wenige wussten um die Sache. Aber der Bauer ward über Nacht schneeweiß. Er starb bald nach der schlimmen Geschichte.

Und nun ereignete es sich, dass der junge, reiche, vielbegehrte Freier in Claras elende Stube trat, um sich endlich sein Weib heimzuholen. Jenen Fehltritt hatte er bereuend zu den Sünden der Jugend gerechnet und wollte ein neues Leben beginnen. Es war ja kaum laut geworden, was er gethan. Vor der armen Arbeiterin lag die Zukunft wie ein Märchen, ein Leben reich, schön und frei, an der Seite des Geliebten. Und — sie wies dies Leben von sich. Um jener *einen* Sünde willen war ihre Liebe gestorben, und jener über alles geliebte Mann für sie wertlos geworden. Unbewegt wandte sie sich von ihm. Er demüthigte sich bis aufs äußerste vor ihr, er raste, weinte und bat, sie blieb eisig kalt. Es lag etwas Unheimliches in der Härte dieser bis zur Furchtbarkeit rechtlichen Natur, für die jeder, der fehlte, ein Todter war.

Sie schieden, und als er bald in finsterem Zorne eine andere heimführte, sagten die meisten, er habe Clara verlassen. Sie hörte es schweigend an.

Jahre verflossen, sie lebte fort, mühselig und ganz allein, keiner, der um sie warb, fand Erhörung. Da starb im Dorfe des Schmiedes Weib und ließ den Mann, einen rohen, wüsten Gesellen, der dem Spiele und Trunke ergeben war, mit sechs kleinen Kindern zurück. Es war ein beispielloser Jammer, dem niemand abhelfen wollte, aus Furcht, sich mit den Kindern zu belasten. Der Schmied gieng des Morgens fort an seine Arbeit, die Kinder, von denen das älteste kaum neun Jahre zählte, blieben sich selbst überlassen, ohne Wartung und Aufsicht, selbst ohne genügende Nahrung, denn der Vater vertrank seinen Wochenlohn zum größten Theile. Ehe das Trauerjahr um war, suchte er aufs neue ein Weib zu nehmen,

hatte er überhaupt nicht die beste Meinung. Auch von den anderen Großstädten hatte er nur eine vage Vorstellung, — sein Interesse beschränkte sich auf die Vorkommnisse der Stadt, in welcher er lebte, auf die Beurtheilung von Pferdebahn und Gemeinderath — höchstens, dass er über eine neue Operette loszog, die er niemals gesehen hatte. Auch die Kunst beunruhigte den guten Mann nicht und sein harmloses Gemüth stand der alten und neuen Richtung ganz objectiv oder besser gesagt, passiv gegenüber. Nur die Musik, diese barmherzige Schwester unter den Musen, neigte sich auch ihm ein wenig liebevoll zu und verschämt gestand er mir den Besitz eines alten Flügels, der zwar nicht modern gestutzt und etwas ausgespielt war, aber der ihm dennoch seit Jahren ein lieber Kamerad sei! Und als er mir das sagte, da gewann sein ausdrucksloses Gesicht einen Schimmer von innerster Zufriedenheit und die mageren Hände ließen die Serviette los und trommelten auf dem weißen Tischtuche ungelenk hin und her, als ob der Alte es nicht erwarten könnte, wieder vor seinen vergilbten Noten zu sitzen, unter welchen ich etwas Mozart und sehr viel Jungmann und Kafka vermuthete.....

„Ja, ja mein Clavier", wiederholte er immer wieder, — „von dem möcht' ich mich nicht mehr trennen! Und meine Zimmerfrau, — na — sie hat sonst allerlei unangenehme Eigenschaften, — aber das ist wahr, mein Clavier respectiert sie, als ob's ihr eigenes wäre! So oft ich nachhause komme, steht der Flügel offen, ganz ordentlich abgestaubt, und neulich hat sie ihn sogar stimmen lassen, — obwohl das gar nicht nöthig gewesen wäre für mein Geklimper, — aber die Frau Schneditz hat halt eine Schwäche dafür — ja, ich bin eigentlich recht zufrieden dort, habe mein separiertes Zimmer, kann gehen und kommen wann ich will und brauche nie mehr auszuziehen, als bis ich einmal sterbe .... Ihre Kinder, die damals klein waren, sind jetzt versorgt, der Sohn ist Kaufmann und die Tochter geht zur Oper —" Mitten in seinem Geplauder erschrak der alte Herr nicht wenig, als er plötzlich bemerkte, dass es Mitternacht sei, und ich musste lächelnd denken, dass das separierte Zimmer immerhin einer gewissen Controle unterworfen sei und des Herrn Major-Auditors Freiheit vielleicht auf recht schwachen Füßen stehe!

Als er sich empfahl und ich seine originelle Gestalt mit ängstlicher Eile dem Ausgang zustreben sah, dachte ich nicht, dass ich in den nächsten Monaten folgendes tragikomisches Histörchen über ihn hören würde.

Der k. u. k. Major-Auditor Alfred Meyer kam eines Mittags, etwas unbefriedigt von dem genossenen Kalbsbraten, aus seinem Restaurant, gieng in das gegenüber liegende Café, trank einen kleinen Schwarzen und ließ sich mit einem Bekannten, dem pensionierten Steueramts-Controlor Wandruscheck in ein sinniges Gespräch über das Kleinwerden der Kaisersemmeln ein. Plötzlich sagte der Controlor: „Ich höre ja, dass Ihre Quartierfrau übersiedelt, — da heißt's also wieder Wohnung suchen, nicht wahr, Herr Auditor?" — „Gott bewahre, es war wohl einmal flüchtig die Rede davon, dass ihr Bruder sie bei sich haben wolle, ich glaube in Görz, — aber das ist längst wieder eingeschlafen! Nein, nein, ich rühre mich nicht mehr aus meinem Zimmer, bis sie mich zum Friedhof abholen!" — „Na, da haben wir noch Zeit bis dahin", lachte der vierundsiebzigjährige Controlor und der Auditor, der sechsundsiebzig alt war, schüttelte ihm die Hand auf dauerndes Einverständnis. Dann trat er den Heimweg an, zündete sich eine frischgekaufte Cuba an, und erstand ein Veilchensträußchen um zehn Kreuzer, das er seiner Zimmerfrau auf

hingeworfenen Bildes aus dem Skizzenbuche eines Wanderers; die Geschichte einer starken, kühnen, im Innersten gesunden Menschenseele, die sich im engsten Wirkungskreis, aus sich selbst in ursprünglicher Natürlichkeit entfaltet. Ein unbeugsames Weib, das nicht frühe ins Grab sinkt, das aufrecht steht und alt wird, bis sein Haar blütenrein ist, wie sein Empfinden es stets gewesen. Es säet nur und erntet nie.

Die Kinder werden groß und zieh'n hinaus, lassen und vergessen sie, ohne Dank, ohne Verpflichtung, es ist ja die eigene Mutter nicht. Die übrige Welt, ihre kleine elende Welt, hat die Härte ihres Wesens verhöhnt und seine Weichheit missverstanden, ihr Tod wird für keinen ein tiefempfundener Verlust sein. Sie selbst hat für ihr eigenes Glück und Weh nie Mitleid, noch Rücksicht gehabt, sich nie um einen Wunsch, nur stets um eine eiserne Pflicht befragt.

Unermesslich ist die Niedrigkeit, aber noch tausendmal unermesslicher die Größe eines Menschenherzens.

Ihr Zimmerherr.

Ein Genrebild von **Sophie von Khuenberg**.

Als ich den k. u. k. Major-Auditor in Pension, Alfred Meyer, zum erstenmale sah, konnte ich mich eines heimlichen Lachens nicht erwehren. Es war in dem überfüllten Restaurant einer österreichischen Stadt, nach Schluss der Theater. Aus Platzmangel occupierten wir den Stammtisch des alten Herrn, der etwas verblüfft hinter seiner runden Hornbrille auf die fremden Eindringlinge starrte, sich aber bald beruhigte und mir zwischen Kalbsbraten und Giardinetto allerlei aus seinem einfachen Leben mittheilte. Er war klein und schmächtig, unter der etwas verschobenen braunrothen Perrücke sah ein drolliges, verrunzeltes Gesicht zu mir empor, dessen Kinn noch tief in Vatermördern von Anno dazumal steckte. Um den Hals hatte er mehrmals die schmale, schwarzseidene Binde geschlungen, der ganze Mensch sah aus, als ob er einem Genrebildchen der Dreißigerjahre entsprungen wäre. Er war das echte Prototyp eines kleinen österreichischen Staatsbeamten der alten Schule. Er betonte den Mangel seiner besseren Hälfte mit einem gewissen Stolz, als ob er damit seine totale Unabhängigkeit und Freiheit andeuten wolle. „Ja wissen Sie“, sagte er mit einem leichten Anfluge von Dialect, „da ist man halt so gar nicht geniert, hat keinen Ärger, keine Familiensorgen, — ich wohn' bei einer Witwe, seit ich hier bin, also schon acht Jahre lang! früher hab' ich in Linz gelebt, — Sie, das ist auch eine schöne Stadt! Und in meinem dortigen Stammgasthaus, da hab' ich einen jungen Menschen gekannt, er war Commis, — ah, der hat das Pfeifen verstanden, das war großartig! Viel besser, wie der Kunstpfeifer aus Wien, der sich neulich hier produciert hat“ .... Von Wien

Hier entfiel der angehenden Opernsängerin das unvorsichtige Geständnis: „Gott! jetzt kann ich acht Tage lang nicht Clavier spielen!“ Da dämmerte in dem alten Herrn eine flüchtige Ahnung auf, dass man sich von seinem Flügel nicht trennen wolle, — aber er verschluckte die unangenehme Erkenntnis, — schließlich braucht er ja in Triest nicht zu bleiben, wenn's ihm nicht gefällt, er hat noch Kraft genug zum Reisen, und sein kleines Capital reicht auch noch aus.

Thatsächlich soll es ihm in Triest recht gut gefallen haben, denn er kam nicht wieder zurück. Wenn die Fama nicht lügt, so hat die fürsorgliche, resolute Witwe Schneditz ihren guten alten Zimmerherrn sogar zu dem späten und etwas fraglichen Glücke gezwungen, ihr zweiter und letzter Gatte zu werden.......

Aus den Todtentänzen.

Von **Adolf Pichler**.

Der Doctor.

Unentfliehbar mäht der Typhus
Durch die Thäler, auf den Bergen,
Wo die Leichen unterbringen?
Droht doch Mangel schon an Särgen.

Auch der Doctor jung und kräftig —
Feig beginnt er jetzt zu zagen:
„Geht es fort wie heute, wird man
Mich auch bald zu Grabe tragen!“ —

So fasst er die Feder langsam,
Um sein Testament zu machen,
Da ruft's aus dem Todtenkopf dort
Auf dem Schrank mit giftigen Sachen:

„Ruhig, Doctor! ich vermag kaum
Auf den Freithof sie zu treiben,
Darum lieber Bruder sollst du
Hilfreich mir Recepte schreiben!

Statt dem Stundenglase brauchst du
Nur der Kranken Puls zu zählen,
Statt der Hippe magst du Tränklein,
Salben oder Pulver wählen.

So! nun bist du ausgestattet,
Morgen kannst zur Arbeit gehen!“ —
Und Gelächter schallt vom Kopfe,
Wo die giftigen Sachen stehen.

den Jausentisch legen wollte. Du lieber Gott, so eine arme Witwe will auch zuweilen ein wenig aufmerksam behandelt sein. Die Frühlingssonne wärmte ihm durch den dicken Paletot hindurch das erstarrte Herz und er dachte im Weiterschlendern, dass er eigentlich ein recht ruhiges, sorgenfreies Leben habe. Das Klima thut ihm gut, in sein Zimmer hat er sich so recht behaglich eingelebt, — na, wenn er jetzt nachhause kommt, wird er sich gleich über die Glocken von Corneville machen, die hat ihm die Freundin seiner Mietfrau neulich geliehen..... er freut sich ordentlich auf diesen langen, stillen Nachmittag vor seinem alten Flügel.

Er hat die Alleen durchwandert und biegt in die kleine Seitenstraße ein; noch sechs Schritte, und er ist zuhause. Ah was ist denn das? Vor dem Thore steht ein großer Möbelwagen und vier Männer schleppen sich gerade an einer riesigen Clavierkiste die Treppe hinunter. Neugierig wendet er sich an einen seitwärts stehenden Träger, der sich den Schweiß von der Stirne wischt: „Ich bitt' Sie, wer übersiedelt denn da?“ „Vom zweiten Stock“, ist die kurze Antwort. So so, denkt der Auditor, also unsere Nachbarn, die sind doch erst eingezogen, sonderbar. „Herrgott die Schweren von dem alten Klimperkasten“, ruft einer der Männer. „Gehört das Clavier auch dazu“, fragt der alte Herr und blickt bedauernd auf das hölzerne Ungethüm, das die Männer keuchend niederstellen. „Natürlich, das gehört ja in Zimmerherrn, in Auditor Meyer“.... Der alte Herr ist nahe daran umzusinken, Stock und Veilchenstrauß kollern zu seinen Füßen herab und auf dem Kopfe, der einen plötzlichen Ruck macht, aber dennoch von dem hohen Stehkragen festgehalten wird, balanciert der Cylinder ängstlich über der rothbraunen Perücke. Die Männer springen ihm bei und der alte Herr, der offenbar etwas über den Durst getrunken hat, hat sich nach einer Weile so weit erholt, dass er die Stufen langsam, mit etwas zitternden Knien hinansteigen kann. Die Thür des separierten Zimmers steht weit offen und der Entsetzte sieht auf ein Chaos von gepackten Koffern, Kisten, Papier, Fetzen, Heu und Trägergurten. Die Wände sind leer, ein einziger Sessel steht noch an der Wand, wo sein Clavier — eine neue Ohnmacht droht dem armen Alten. Aber da ist auch schon die fürsorgliche Frau Schnedітz zur Hand und indem sie den Erzürnten, Fassungslosen gewaltsam in ihr Zimmer zerrt und auf das schon in weiße Tücher gewickelte Sopha niederzwingt, hält sie ihm eine feierliche Rede voll überzeugender Sorgfalt, die in den unsterblichen Worten gipfelt: „Wissen Sie, Herr Major-Auditor, ich hab' mir gedacht, wenn ich Sie f r a g', so sagens n e i n, und drum hab' ich Sie lieber n i c h t gfragt, denn wir sind schon so lang beisammen, dass wir uns wegen dem bissel Übersiedeln nicht zu trennen brauchen! Ob's in Triest wohnen, oder hier, das bleibt sich ja gleich, bei mir sind Sie wenigstens gut aufgehoben und Sie kriegen wieder Ihr schönes Zimmer und können Clavier spielen, so viel Sie wollen, und es wird Ihnen sicher gut gefallen in Triest und wenigstens bleiben wir beisammen, — denn sehen Sie Herr von Meyer — ohne Sie könnt' ich gar nicht mehr leben!“....

Frau Schneditz war trotz ihrer dreiundfünfzig Jahre noch immer eine ganz frische, nette Frau und resolut war sie auch, das war unleugbar; — also blieb dem alten Herrn nichts anderes übrig, als mit sauersüßer Miene für diese weitgehendste Sorgfalt und Anhänglichkeit zu danken, für welche Erkenntnis er zur Belohnung Mutter und Tochter abends ins Restaurant führen durfte, da man daheim nichts mehr kochen konnte. Bei dem zweiten Glas

jüdischen, sich sagen läßt. Viele tausende sind von diesen alten Namen erhalten, die als Familiennamen, zum Theil aber auch noch als Vornamen fortleben. Dergleichen sind Wieland, Wigand, Gerhard, Meinhart, Rüdiger, Siegfrid, Ludwig, Gebhard, Dietrich, Eckart.

Eine häufig bei solchen alten Namen vorgenommene Abkürzung, die ursprünglich einen vertraulichen, scherzhaften Charakter hatte, bestand darin, dass man die Endsilbe des Namens kurzweg durch ein der vorhergehenden Silbe angehängtes z ersetzte. So wurde Fritz aus Friedrich, Pertz aus Bernhard, Kunz oder Conz aus Conrad, Götz aus Gottfried, Heinz aus Heinrich, Dietz aus Dietrich, Utz aus Ulrich, Bartsch aus Barthold u. s. w.

Viele Familien entlehnten den Namen ihrem Grundbesitze oder dem Orte ihrer Herkunft. Mit Unrecht wird dabei das Wörtchen von als Bezeichnung und Vorrecht des Adels angesehen. Im Gegentheile ist dieses Wörtchen in Verbindung mit adeligen Namen oft ganz unpassend und lächerlich. Von Grote oder von Klencke ist nicht besser, als wenn man sich vom Papier oder vom Federmesser schreiben wollte, weshalb auch die Freiherren Klencke, Grote, Knigge, Riedesel 2c. in der Regel streng darauf gehalten, sich selbst nicht von Knigge, von Grote 2c. zu schreiben. Es gibt bürgerliche Geschlechter, die sich vom Hof, von der Au, von der Heide, vom Berg 2c. nennen; nicht ganz selten findet sich statt des von auch ein anderes Vorwort; Beispiele davon sind: Am Berg, am Ende, am Thor, im Thurm, aus der Mühle, auf der Mauer, im Grund, über Acker, über Wasser, zu Rhein, zum Steg, beim Born, unter den Weiden.

Häufig sind die von Volksstämmen hergenommenen Geschlechtsnamen. Ein Frank, ein Schwab, ein Baier, ein Schweizer, ein Böhm, ein Meißner ist überall zu finden. Auch die Weltgegenden haben mit zahlreichen Nordmanns, Westermanns, Ostermanns und Südermanns ihr Contingent geliefert.

Geradezu unzählig sind die Namen, die sich von Gewerben, Ständen, Beschäftigungen herschreiben; nur verbirgt sich auch hier oft die ursprüngliche Bedeutung hinter einer Dialectform. So dürften wenige wissen, dass Schrader und Schröder niederdeutsche Bezeichnungen für „Schneider" sind. Gaßner oder Geßner versteht man nur in der Schweiz: es bedeutet einen Ziegenhirten. Im übrigen gehören in diese Kategorie die weitaus frequentesten und bekanntesten Namen. Wer könnte Herrn Mayer nennen, ohne dass er gefragt würde: „welcher Mayer?" Wessen bester Freund hieße nicht Schmidt? Wer trifft im Café oder Gasthause nicht täglich mit den Herren Müller, Bauer, Becker und Weber zusammen? Wer hat nicht mit Schneider und Fischer auf der Universität studiert? Und welcher Norddeutsche kann Herrn Schulze entrinnen? — Dazu kommen noch lange Reihen von Zusammensetzungen, wie Neumayer, Hofmayer, Piepmayer (unser ernster Gewährsmann verzeichnet sogar einen D . . . . mayer) — Kaltschmidt, Pfannschmidt Gutschmidt, Pfusterschmidt 2c. Einem der seltsamsten deutschen Familiennamen begegneten wir erst in diesen Tagen: er heißt Leichnamschneider.

Es ist seltsam, dass auch der Teufel bei der Bildung von Familiennamen nicht aus dem Spiele blieb. Zuweilen schmuggelt er sich als Voland oder Valand ein, viel öfter aber tritt er in der ursprünglichen, volksthümlichen Form seines Namens auf. Im fünfzehnten Jahrhundert gab es sogar eine Familie, die den Namen Teufelskind führte. Noch auffallender nennt ein schlesisches, in und um Großglogau angesessenes Adelsgeschlecht sich Pförtner von der Hölle. Es gab auch ein adeliges

Deutsche Familiennamen.

Von **Robert Hamerling.***)

Es ist zu verwundern, dass deutsche Gelehrsamkeit noch kein Lexikon der deutschen Familiennamen, auf wissenschaftlicher Grundlage, mit etymologisch-sprachlichen Erklärungen und genealogisch-historischen Angaben zutage gefördert hat. Wie dankbar der Stoff wäre, beweist der Versuch, den der sprachgelehrte Dr. A. F. C. Vilmar in kleinerem Maßstabe mit einem Werkchen gemacht, das er „Deutsches Namenbüchlein" überschrieben und das bei Völker in Frankfurt a. M. erschien.

Die nächste Quelle der deutschen Familiennamen waren die Taufnamen; nur erlitten diese vielfache Umgestaltungen, aus denen oft nur noch der Sprachforscher sie herauserkennt. Merkwürdig ist, dass im Hochdeutschen gern die Endsilbe des Taufnamens, im Niederdeutschen aber die Anfangssilbe desselben weggelassen oder verkürzt wurde. Aus Mathias, Andreas, Ambrosius, Jakob machte der Hochdeutsche Mathes, Enders, Ambrosch, Jäckel; der Niederdeutsche Thies, Dreves, Brose, Köpke. Borries ist aus Liborius, Plönnies aus Apollonius, Lips oder Lepsius aus Philipp, Niels aus Antonius entstanden. Kerst ist soviel als Christian und Kersting ist Christians Sohn, denn die Endsilbe ing bezeichnet immer einen Nachkömmling. Oft wurde die Abstammung auch durch lateinische Genitive ausgedrückt. So entstanden Nicolai, Ägydi, Georgi, Jacobi, Caspari, Zachariae, Michaelis, Ernesti, Ruperti, Wilhelmi, Ulrici, Conradi etc. Daneben stehen vereinzelt deutsche Genitive, wie Peters. Aus Johannes sind mehr als hundert Familiennamen gebildet worden; namentlich treten die Verkürzungen Hans, Henne und Jan in zahlreichen Bildungen auf. Junghans, Langhans, Schmitthenne, Weberhenne, Jähns, Henskeu sind ein paar Proben dieser Formen.

Die aus heimischen, altdeutschen Namen gebildeten Familiennamen sind die ältesten überhaupt, und reichen zum allergrößten Theile nicht allein in die Zeit vor Karl den Großen, also vor Anfang des Christenthums, sondern in die Zeit der Völkerwanderung, manche auch noch höher hinauf zurück, und sind mithin schon eintausendfünfhundert bis eintausendneunhundert Jahre lang im lebendigen Gebrauche, was von den Namen keines anderen Volkes, mit Ausnahme des

*) Aus dem Nachlasse.

Geschlechtsnamen bereichern. Es gibt da viele Hüte: Schönhut, Weißhut rc.; ebensoviele Hosen, z. B. Lederhose (später zusammengezogen in Lerse), Schlaphose, Lumphose—drei Familiennamen, in welchen sich die unsinnige Verschwendungskraft der Pluderhosen des sechzehnten Jahrhunderts verewigte, gegen welche Andrea Musculus im Jahre 1556 in gerechter Entrüstung seinen „Hosenteufel" schrieb; ferner Leinhose, Mehlhose (Spottname der Müller), Kurzhose rc. Die Schuhe fehlen nicht; wir haben einen Bundschuh, einen Holzschuh, einen Hornschuh, einen Kapschuh; auch von Röcken und Mäntlein ist der Vorrath nicht gering. Wir erinnern an Leibrock, Kurzrock, Blaurock, Langenmantel, Weißmantel. Hier ist noch des Namens Riedel zu gedenken, der einen Schnürriemen bedeutet, mit welchem man ehedem, bevor Knöpfe in Gebrauch kamen, sämmtliche Kleider zusammenhielt.

Wir wollen den Leser nicht noch mit der Kategorie der Naturerscheinungen und Naturkörper ermüden, die vermuthlich in der Regel durch die Leichtigkeit, mit welcher sie sich zu figürlicher Charakteristik darboten, auf dem Gebiete der Familiennamen Boden gewannen. Brausewetter und Sausewind mag zuerst einen heftigen, ungestümen Menschen, Schneidewind einen Landstreicher bezeichnet haben. Wir wenden uns zu der interessanten Classe jener Namensbildungen, die aus befehlenden Sätzen entstanden, und die man als Imperativ-Namen bezeichnen könnte. Da gibt es viel Wunderliches. Wir finden z. B. einen Bitdendüvel (beiß den Teufel) einen Fressenteufel (friß den Teufel), einen Bachenschwanz (wach den Schwanz, d. h. bewege den Schwanz, man vergleiche das englische wag), ursprünglich ein Vogelname, die hochdeutsche Form für das niederdeutsche Bachstert, woraus „Bachstelze" geworden; hieher gehört auch der bekannte seltsame Name Gripenkerl, der so viel besagt als „greif den Kerl". Nicht übel sind auch Guckemus (Guck ins Mus), Huschenbett (Husch ins Bett), Schlickenprein (Schluck den Brein), Suppus (Sauf aus). Häufig sind die Imperative von den Zeitwörtern Hassen, Heben und Hauen; wie Haßenpflug (Haß den Pflug), Hebenstreit (Erhebe den Streit), Hauto (hau zu!). Leckleder war anfänglich ein Spottname des Schusters (leck das Leder). Merkwürdig ist Schüttespeer, das ganz dem englischen Shakespeare entspricht: es war der Name eines hessischen Adelsgeschlechtes. und verwandelte sich später in Schutzsper, zuletzt in Schutzbar. Streckfuß bezeichnete ehemals einen Gehenkten. Störtebecker (stürz den Becher) war der Name eines berühmten Seeräubers. Thunichtgut hieß von Hause aus ein bekannter österreichischer Minister, nachdem er aber Carriére gemacht, verwandelte er sich in einen Thugut.

Schließlich ist nur noch der Namen zu gedenken, die aus fremden Sprachen genommen sind. Es kommt da hauptsächlich Slavisches und Lateinisches in Betracht. Ersteres charakterisieren die Ausgänge auf itz, itsch, etsch u. dgl. Wir erwähnen, dass Opitz einen Affen bedeutet, Nimbsch einen Deutschen, Kretschmor oder Kretschmann einen Kneipenwirt, Lommatsch einen Bengel, ungeschlachteten Menschen (in Czechien soll es ein Schimpfwort für die Nation der „Denker" sein). Lessing einen Waldmann, Leisewitz einen Waldsohn; Kosegarten, so deutsch es klingt, soll so viel als „Ziegenburg" bedeuten.

Der Name Vogt klingt ebenfalls gar nicht fremdländisch, ist aber doch eine Abkürzung des lateinischen advocatus. Nicht unbeträchtlich ist die Zahl der latinisierten Namen, die sich aus früheren Jahrhunderten in die Gegenwart fortgeerbt haben. Molitor, Pistor oder Pfister, Mylius, Sarto-

Geschlecht „In der Hölle“, das jetzt ausgestorben ist.

Eigenschaftswörter sind als Geschlechtsnamen viel gebraucht. Man sagte aber ursprünglich nicht Ludwig Weiß, sondern Ludwig der Weiße, nicht Friedrich Lang, sondern Friedrich der Lange u. s. w.; woher es kommt, dass von solchen Namen jetzt zwei Formen: Weiß und Weiße, Lang und Lange gebräuchlich sind. Als Curiosa verdienen hier genannt zu werden die Namen: Dumm, Forneseist, Schmutziger, Ungerathen, Ungeheuer. Zuweilen erscheint auch das abstrakte Hauptwort; es gibt Personen, welche Heldenmuth, Schönheit, Weisheit, Schönewerk u. dgl. heißen.

Die Zahlwörter sind vertreten durch Einschütz, Zweifleisch, Dreischock, Vierthaler, Fünfkirchen, Sechsheller, Siebenkees, Neunheller, Zehnmark, Dreißigmark, Hundertmark, Dusendtüfel (Tausend Teufel).

Wir lassen das reiche Detail beiseite, das die von Werkzeugen und Geräthen genommenen Familiennamen — unter denen namentlich die Composita von Hammer, Nagel, Eisen, zahlreich sind — darbieten, und wenden uns zu den bedeutenden Anlehen, die der namensuchende Mensch bei Thiergeschlechten aller Art, bei Vögeln, vierfüßigen Thieren, Fischen, Reptilien u. s. w. gemacht hat. Ganz besonders häufig ist der Wolf, der Fuchs, der Löwe, vor allen aber der Hase in Anspruch genommen worden, und zwar nicht bloß in Deutschland, sondern im ganzen westlichen Europa. Es findet sich auch der Bock, das Lamm (Lembke), und das ursprünglich slavische Wort Schöps, das man im westlichen Deutschland als Schimpfwort braucht, war ehedem in Schlesien als Familienname häufig, das Rind ist in angesehenen Familien zu Ehren gekommen als Ochs, Osse, Ossius, Ochsenius, Ochsenbein, Kuh, Kuhsittich (verschönert statt Kuhschweif). Die Rindsmaul waren österreichische Grafen. Das Kalb ist allein, wie in Zusammensetzungen nicht selten. Vom Hasen erwähnen wir: Hasenbein, Hasenfuß, Hasenöhrl, Hasenclever, Hasenzagel, Hasenschart; vom Schwein: Schweinshaupt, Schweinsfuß, Schweinsbraten, Eberschwein (Eberwein), Meerschwein; vom Esel: Riedesel (Reitesel), Frumesel, Eselgrot (Eselrücken), Eselkopf, Eselmayer. Affe, Bär, Roß, Hahn, Henne, Gans, Adler, Falke sind ebenfalls stark ausgebeutet worden. Der Vogel erscheint einfach und in Zusammensetzungen häufig, aber auch Theile von ihm, wie z. B. Schnabel, Flügel; von den Wasserthieren gehört hieher der Hecht und der Krebs. Kaum weniger ergiebig erwies sich das Pflanzenreich. Unzählig sind die Zusammensetzungen mit Baum, Busch, Holz, wie Birnbaum, Nussbaum, Grünbaum, Busenbaum, Hanebaum &c., Krumbholz, Buchholz, Eichholz; kaum minder häufig die mit Zweig, Laub und Korn, wie Rosenzweig, Mayenzweig, Röschlaub, Hartlaub, Hauslaub, Haberkorn, Gerstenkorn, Pfefferkorn.

Es gibt kaum einen Menschen, der schlechtweg Mensch heißt, wohl aber manchen Mann, und die Glieder des Menschen mussten oft genug zur Namengebung herhalten. Das ehrwürdige Haupt erscheint in Weißhaupt, Schönhaupt, Breithaupt, Rothhaupt, Goldenhaupt u. s. w., daneben auch in Großschedel, Dirschedel, Starrschedel. Ein Thumshirn (dummes Hirn, Dummkopf) hat als sächsisch-ernestinischer Gesandter den westphälischen Frieden mitunterhandelt. Das Haar finden wir in Krumbhaar, Gelhaar, Weißhaar, Straubhaar &c., daneben in Zopf und Zöpfel; den Bart in Weißbart, Rothbart, Spitzbart, Isenbart, Rauschbart &c., endlich das Bein oder den Fuß in Streckfuß, Rauhfuß, Stolterfot, Klinckerfues, Schmalfuß, Dollfuß, Schönbein, Langbein u. s. w. Gar nicht selten mussten auch Kleidungsstücke das Inventar der

außerordentliche Erhöhung des Güterverkehrs durch die Beförderung der Ernteerträgnisse, wie Getreide, Kartoffeln und Rüben und durch die Anfuhr des winterlichen Brennmaterials, dagegen erfolgt jetzt eine Abschwächung des Personenverkehrs, da nur noch die Geschäftsreisenden und Leute in dringenden Angelegenheiten die Eisenbahn frequentieren. Laut Beschlusses der internationalen Fahrplan-Conferenz ist in den europäischen Ländern der Anfang der sommerlichen Betriebsperiode auf den ersten Mai, der der winterlichen auf den ersten October festgesetzt worden, nachdem bis vor kurzem über die Anfangstermine verschiedenartige Auffassungen geherrscht hatten.

Zweimal jährlich also muss jede Eisenbahnverwaltung sich mit der Regulierung ihrer Fahrpläne beschäftigen, und diese Arbeit erfordert monatelange Vorbereitung und die Mitarbeit sehr zahlreicher Factoren. Außer anderen allgemeinen Gesichtspunkten lassen sich drei hauptsächliche Gruppen von Fahrplänen für Personenzüge unterscheiden: Für den Verkehr auf kurzen Linien und mit Nachbarstationen, also der sogenannte Nahverkehr, dann der Fernverkehr, der die Verbindung großer Städte besorgt und endlich der internationale Verkehr, welcher die Verbindung von Staaten und Völkern aufrecht zu erhalten und zu fördern hat. Für die Beurtheilung jeder dieser Verkehrsarten sind durchaus verschiedene Gesichtspunkte maßgebend, und nicht immer ist es beim besten Willen möglich, sofort bei Aufstellung der ersten Fahrpläne das Richtige zu treffen, gewöhnlich erreicht man vielmehr allgemein befriedigende Resultate erst nach längerem Experimentieren.

Beschäftigen wir uns vorerst mit den Fahrplänen für den Nahverkehr. Handelt es sich um eine Verbindung einer sehr großen Stadt mit ihrer nächsten Umgebung, so sind alle socialen Verhältnisse der Bewohnerschaft sorgfältig vor Aufstellung des Fahrplanes zu erwägen. Wichtig ist möglichst oftmalige tägliche Verbindung zwischen Hauptstadt und Vororten, dann aber auch das Vorhandensein von sehr frühen Morgenzügen nach der Hauptstadt und sehr späten Abendzügen von der Hauptstadt. Hier sind zu berücksichtigen: die Verhältnisse der Beamten, Arbeiter, Geschäftsleute, die ihre Wohnung im Vororte und ihre Arbeitsstelle im Hauptorte haben, der Schüler, die im Hauptorte die Anstalten besuchen, der Leute, die im Hauptorte Kirchen, Theater, Gesellschaften, Museen, Vergnügungen besuchen wollen, der Leute, die an Sonn- und Feiertagen, von dem Hauptorte her zu ihrer Erholung nach den Vororten fahren wollen. Schon bei dieser kurzen Aufzählung sieht man die Fülle der verschiedenen Interessen, die hier berücksichtigt werden müssen, und nur beständige Beobachtung, nicht nur nach der Zahl der Passagiere, sondern auch nach Tageszeit und Stunde ermöglicht einen wirklichen Einblick in die Bedürfnisse dieses Specialverkehrs. Von Wert sind ja auch die Petitionen, Beschwerden und Reclamationen, die von den Passagieren an die Direction kommen, sehr oft stehen sich aber in diesen Klagen und Zuschriften durchaus entgegengesetzte Meinungen und Vorschläge unvereinbar gegenüber. Hier heißt es ununterbrochen experimentieren und beobachten, und nur sehr schwer wird man sich zu einer Änderung des Fahrplanes entschließen, wenn es sich nicht um eine Vermehrung der Züge handeln sollte.

Bei dem Nahverkehre, der innerhalb eines Regierungsbezirkes die verschiedenen Ortschaften miteinander verbindet, muss wieder darauf Rücksicht genommen werden, dass die Stationen in kleineren Orten zum Wahrnehmen gerichtlicher Termine und sonstiger Geschäfte bei Behörden, zum Besuche von Märkten, Schulen u. s. w. Zug-

rius, Xylander gehören zu den bekannteren. Avenarius ist auf einen Habermann zurückzuführen. Den lateinischen Namen des Geißblattes, Lonicera, sind gewiss viele geneigt für ein aus dem classischen Alterthum überliefertes Wort zu halten; die Pflanze ist aber nach dem Professor Adam Lonizerus in Marburg genannt, der mit seinem ehrlichen deutschen Namen Lonzer hieß. Die mittelalterlichen Literaten hielten viel auf gelehrte Namen, und wenn sie sich schon einen griechischen oder lateinischen beilegten, so griffen sie lieber gleich nach den schönsten und wohlklingendsten. Helius Eobanus Hessus — so zu heißen, das musste freilich ein erhebendes Gefühl sein. Oft wurde der deutsche Name nicht eigentlich ins Lateinische oder Griechische übertragen, sondern diente nur als Motiv für irgend eine schön und gelehrt klingende Wortbildung. Eine Familie z. B., welche Eimer hieß, nannte sich Enhimerus; andere, welche Hose hießen, verwandelten sich in Osius, Osenius, Osiander. „Manche" (sagt unser Gewährsmann) „kehrten von dem Pistorius, Sartorius, Planstrarius ihrer Väter zu dem Becker, Schneider, Wagner ihrer Großväter zurück; andere aber, und zwar die meisten, behielten die bunten lateinischen und griechischen Namen bei; so hat der Schreiber dieses einen Holzhauer gekannt, der Xylander hieß, und der Marburger Postmeister mit dem langen griechischen Namen Mesomylius merkte nicht, dass er das Gesangbuch in der Kirche verkehrt hielt, denn er hatte weder griechisch, noch deutsch lesen gelernt."

Wie die Fahrpläne entstehen.

Skizze aus dem modernen Verkehrsleben. Von **A. Oskar Klaußmann.**

Zu den wichtigsten öffentlichen „Documenten" der modernen Zeit gehören die Fahrpläne der Eisenbahnen, welche Regulatoren für alle engeren und weiteren Kreise des allgemeinen Lebens und Treibens geworden sind. Trotzdem gibt es gewiss nur sehr wenig Leser und Leserinnen, für welche die Fahrpläne nicht höchst unbequeme Dinge wären, die man nur zur Hand nimmt, wenn dies nicht mehr anders zu umgehen ist, und denen man gewöhnlich nur Kopfzerbrechen und Ärger verdankt, besonders wenn man sie nicht genau genug studiert hat. Und doch sind die Fahrpläne höchst interessante Dinge und wichtige dazu. Vielleicht treten Leserinnen und Leser zu diesen Zahlenungeheuern in angenehmere und verständnisinnigere Beziehung, wenn wir sie einmal einen Blick hinter die Coulissen der Fahrpläne thun lassen und ihnen zeigen, wie diese Pläne überhaupt entstehen und welch vielseitige Gesichtspunkte bei ihrer Aufstellung beobachtet werden müssen.

Zweimal jährlich werden in den Hauptculturstaaten neue Fahrpläne aufgestellt, weil die Praxis ergab, dass sich jährlich zwei verschiedene Betriebs- und Verkehrsperioden scharf unterscheiden lassen. Die warme Jahreszeit bringt die Schar der Vergnügungsreisenden und eine Verminderung des Güterverkehrs, weil in den Sommermonaten die Geschäfte weniger flott gehen. Der Herbst aber bringt eine

monatelang und verursachen eine staunenswerte Arbeit schon durch die unumgänglich nothwendige Correspondenz. Man beginnt gewöhnlich mit Gruppenconferenzen, geht dann zur Haupt-, und schließlich zur Generalconferenz über. Es liegt in der Natur der Sache, dass die so mühsam und nach so langen Berathungen hergestellten Fahrpläne ohne zwingenden Grund nicht so leicht geändert werden. Dann liegt es aber im hohen Interesse des großen Verkehrs, des Handels und Wandels, dass in diesen Fahrplänen eine gewisse Stabilität und dadurch auch Sicherheit herrscht. Eine Änderung der Fahrpläne ruft immer Unruhe, Unsicherheit und Aufregung im Publicum hervor, und doch stellen sich solche Änderungen immer wieder als nothwendig heraus. Aber selbst eine Kleinigkeit, wie das Auslassen einer Station oder die Einfügung einer neuen in diese Art von Fahrplänen ruft für die Eisenbahnverwaltungen wochenlange Arbeit hervor und zeitigt große Actenstücke.

Wir kommen nunmehr zu dem größten Verkehre, dem internationalen. Von Paris nach Constantinopel, von Hamburg nach Rom, von Petersburg nach Nizza gehen solche internationale Linien, die oft tausende von Kilometern lang sind. Nur die entgegenkommende Art und Weise, in welcher sich sämmtliche europäischen Culturstaaten der internationalen Fahrplan-Conferenz angeschlossen, ermöglichte hier Verkehrsleistungen, die wahrhaft staunenswert sind. Die internationale Fahrplan-Conferenz tritt zweimal jährlich zur Berathung des Sommer- oder Winterfahrplans zusammen, und zwar immer abwechselnd in einer der Hauptstädte. Der nächste Conferenzort wird jedesmal in der vorhergehenden Sitzung bestimmt und die Haupteisenbahnverwaltung dieses Ortes hat dann die Vorarbeiten zu treffen und die Einladungen zu erlassen. Um Weiterungen zu vermeiden, ladet man gleich die Vertreter der Regierungen der betheiligten Staaten ein, damit nicht gegen die beschlossenen Fahrpläne später von dieser Seite Einwendungen gemacht werden und nachdem erst die Nachbarbahnen und Nachbarländer die ersten Gruppenberathungen gepflogen haben, tritt man zu einer Reihe von Generalconferenzen zusammen. Dann gehen die Fahrpläne an die Regierungsbehörden der betreffenden Staaten und acht Wochen vor der Einführung tauschen die betreffenden Eisenbahnverwaltungen die ersten Entwürfe aus, an denen noch vier Wochen lang Änderungen und Verbesserungen vorgenommen werden können. Drei Wochen vor der Einführung erfolgt der Austausch der definitiven, unabänderlichen Fahrpläne. Dass man an diesen Plänen auch nur ändert, wenn neue Linien eine Verbesserung der bisherigen Pläne gestatten, ist wohl selbstverständlich.

Eines wichtigen Beschlusses der internationalen Eisenbahnconferenz, gefasst in Berlin am 17. Jänner 1891, muss hier noch gedacht werden, nämlich der Einführung der mitteleuropäischen Zeit in dem Fahrplanverkehre, der in diesem Sommer zum erstemale angewendet wird. Die Zeitdifferenzen, die sich bei dem geographischen Längenunterschiede der verschiedenen Stationen ergaben, führten zu allerlei Unbequemlichkeiten. Man half sich dadurch, dass man für den Nahverkehr die Fahrpläne nach „Ortszeit“ einrichtete, für den Fern- und internationalen Verkehr aber kam man damit nicht aus. Es rechnete aber jeder Staat nicht nur nach eigener „Zeit“, sondern sogar die verschiedenen Reichsländer und Provinzen nach verschiedenen Längengraden, z. B. Preußen nach Berliner, Baden nach Karlsruher, Württemberg nach Stuttgarter Zeit, Österreich nach Prager, Ungarn und Galizien nach Budapester Zeit. Besonders bei den internationalen Anschlüssen und bei dem Übergange aus einem Lande in das andere verursachte die Umrechnung

verbindungen erhalten, welche die Abfahrt in den Morgenstunden und die Rückkehr in den Nachmittagsstunden gestatten. Große Rücksicht ist darauf zu nehmen, ob die Gegend Industrie hat oder mehr Ackerbau pflegt; hier hat aber schon, in Deutschland wenigstens, der Bezirkseisenbahnrath mitzureden, der durch Wahl von Mitgliedern der Handelskammern, der landwirtschaftlichen und industriellen Vereine des Bezirkes gebildet wird. Der Eisenbahnrath hat das Recht, Einspruch gegen den Fahrplan zu erheben und selbst Vorschläge zu machen; der so revidierte Fahrplan geht dann bei den Staatsbahnen an das Eisenbahn-Ministerium, bei den Privatbahnen an den Handelsminister oder an die sogenannten Eisenbahn-Commissariate. Auch hier prüft man den Fahrplan nochmals, man zieht noch Vorschläge von Privaten und Vereinen, Beschwerden und Reclamationen in Betracht und sendet eventuell den Plan zur Änderung an die aufstellende Direction zurück. Vierzehn Tage vor Einführung muss aber in Deutschland gesetzlich ein neuer Fahrplan nicht nur unveränderlich feststehen, sondern er muss auch durch Zeitungen, Anschläge und Aushänge dem Publicum in allen Details zur Kenntnis gebracht werden, und die Überwachung dieser Publicationen steht dem Reichseisenbahnamte zu. Schon bei dem Nahverkehre aber hat die Postbehörde ein wichtiges Wort wegen ihres Verkehrs bei der Aufstellung des Fahrplanes mitzureden, ebenso die Steuer- und Zollbehörde, und jedem dieser Interessenten steht es zu, bei der Aufstellung des Fahrplanes Widerspruch zu erheben und Abänderungen zu verlangen. Indessen handelt es sich bei diesen Plänen immer nur um e i n e Direction und deren Wirkungskreis.

Viel complicierter wird die Sache schon beim Fernverkehre, bei welchem verschiedene Eisenbahnbehörden, ja in Deutschland meist verschiedene Reichsländer betheiligt sind. Der Fernverkehr soll die möglichst rasche Verbindung weit auseinander liegender großer Städte vermitteln, man muss also Züge gehen lassen, die selten anhalten, eine große Fahrgeschwindigkeit haben und die so geschickt gelegt sind, dass der Reisende nicht zu viel Zeit verliert. Im Sommer lässt man wegen der Vergnügungsreisenden, die sich die Gegend ansehen wollen, die Hauptschnellzüge am Tage gehen, im Winter legt man diese Züge in die Nacht, da für den Geschäftsreisenden Zeit Geld ist. Die Züge gehen dann in später Abendstunde ab und kommen in den Morgenstunden an, so dass gar keine Geschäftszeit verloren geht. Mit der einfachen Vorschrift einer bestimmten Fahrgeschwindigkeit für diese Züge ist aber hier nichts geholfen. Man muss die Auskreuzungen, die Anschlüsse, die Übergänge der Reisenden auf den Zwischenstationen in Betracht ziehen, es muss mit der Zeit gerechnet werden, die in den Stationen für die Aufnahme der Post, von Wagen, von Eilgut gebraucht wird. Man muss nicht vergessen, dass auf eingeleisigen Strecken der richtige Zeitpunkt für die Begegnung mit entgegenkommenden Zügen, oder solchen, die überholt werden, gefunden werden muss, dass auf gutem Oberbaue und glatter Strecke mit weit größerer Geschwindigkeit gefahren werden kann, als auf alten Strecken, mit vielen Curven, Tunnels, Viaducten und Brücken, man muss an den Wechsel der Maschinen und des Personals denken, den Reisenden Gelegenheit zu einer größeren „Ess-Station“ geben, besonders wenn kein Restaurationswagen im Zuge geht; dann kommen ferner noch in Betracht die Einsprüche der Bezirkseisenbahnräthe, der Landeseisenbahnräthe, der Ministerien, der Post, der Steuerbehörde und zuletzt des Reichseisenbahnamtes, dem der Fahrplan schließlich zur Genehmigung unterbreitet werden muss. Die Conferenzen wegen dieser Fahrplane dauern

Das Gouvernantenthum.

Ein Missstand unserer modernen Erziehungsweise. Von **Clara Stockinger.**

> Geh' fleißig um mit deinen Kindern! Habe sie Tag und Nacht um dich und liebe sie; und lass dich lieben einzig schöne Jahre.
> Leop. Schefer.

Es hat in jüngster Zeit in bedauerlicher Weise überhandgenommen, dass die Mütter, um sich der Mühen, zu welchen sie als solche berufen sind, und welche für eine edelsinnige Frau keine Mühen sind, zu entledigen, diese und ihre, ihren Kindern gegenüber damit verbundenen Pflichten in die Hände Fremder legen, welche oft nicht die geringsten Anlagen zu Erzieherinnen im wahren Sinne des Wortes haben.

Wie manche Frau bedauert „obligaterweise" die armen Waisen, welche das größte Glück des Kindes, eine liebevolle Mutter zu haben, entbehren müssen und — hat das Herz, ihrem eigenen Kinde die Mutter zu nehmen.

Ich sah es in unserer „guten Gesellschaft" nicht nur einmal, dass man die Kinder von frühester Zeit an bis zu ihrem Eintritte in die „Welt", das heißt bis zu jenem „glorreichen" Augenblicke, wo man mit dem verblüffend „gelungenen" Resultate dieser „vortrefflichen" Erziehung — die ja so viel schweres Geld gekostet hatte — Staat machen kann, in fernen Gemächern der Aufsicht von Bonnen und Gouvernanten überließ, indes die „Frau Mama" — eben eine „Mama" und keine Mutter in ihrem Boudoir, kokett auf die chaise longue hingestreckt, Rousseaus „Émile" oder Pestalozzis „Linhard und Gertrud" durchblätterte, wenn sie es nicht vorzog, den neuesten pikanten Pariser „Sitten"-Roman zu lesen.

Des Morgens und Abends kommt „Mama" zehn Minuten herüber, die Kinder gehen ihr fein sittsam entgegen, — sie eilen nicht etwa jubelnd auf sie zu, wie es solche thun würden, welche eine „Mutter" haben, das wäre zu ungestüm und zeigte nichts von „guter Sitte" — sie sind artig und ruhig, diese Kinder, fast möchte der Unbefangene glauben, etwas Fremdes, Kaltes sei plötzlich in ihre Mitte getreten, aber er irrt sich wohl, denn „Mama" ist ja so gut, sie bringt fast immer Bonbons und Zuckerwerk oder gar die lustigen Witzblätter mit all den unbegreiflichen Bildern, worüber die Großen so lachen.

Manchesmal, wenn „drüben" große Gesellschaft ist, dürfen die kleinen Halbverwaisten auch hinüber. Freilich nur für wenige Minuten, aber sie werden dazu so hübsch „hergerichtet", wie es eben für „solche" Kinder passt. In Kleidchen von kostbaren Spitzen und Stickereien gehüllt, mit hellfarbigen

der Zeitdifferenz in den Fahrplänen nicht nur mehr Mühe, sondern auch verhängnisvolle Irrthümer für die Sicherheit des Betriebes. Man muſste auf eine Änderung denken und die Theoretiker unter unseren Astronomen empfahlen die Einführung einer „Weltzeit", die jedenfalls in der Praxis sich nicht bewährt hätte. Ganz ungeheuerliche Verwirrung wäre z. B. ganz gewiſs entstanden, wenn in manchen europäischen Orten die Stadtuhren und die Bahnhofsuhr um drei Stunden differiert hätten, und für den Betrieb wären durch diese Zeitanwendung die verhängnisvollen Irrthümer noch gewachsen. Man entschloſs sich nun auf jener Conferenz für die Anwendung der „Zonenzeit" und für Deutschland, Österreich-Ungarn, Dänemark, Schweden und Norwegen, Schweiz und Italien wurde die „mitteleuropäische Zeit", das heiſst die Berechnung nach dem fünfzehnten Grade östlicher Länge von Greenwich eingeführt. Wie ein Blick auf jede einfache Karte lehrt, geht dieser Grad in der That genau senkrecht durch Mitteleuropa.

Was wir dem Leser aber hier von den Fahrplänen erzählten, bezog sich nur auf diejenigen, die für den Gebrauch des Publicums bestimmt sind. Es gibt aber außer diesen noch sogenannte Betriebsfahrpläne für den Personenverkehr, für den Güterverkehr und für den Fall einer Mobilmachung.

Die Betriebsfahrpläne werden für jeden einzelnen Personenzug in übersichtlicher Form in einer sogenannten „Fahrordnungstabelle" ausgegeben und bilden die Richtschnur für das Stationspersonal, den Zug- und den Locomotivführer. Die Fahrordnungstabelle jedes Zuges enthält die Bezeichnung des Zuges (Schnellzug, Personenzug, gemischter Zug, Militärzug), ferner die Namen sämmtlicher Stationen von der Abgangs- bis zur Endstation. Sie enthält die Entfernung der Stationen unter einander, einzeln und zusammen, die regelmäßigen Fahrzeiten zwischen zwei Stationen, die Ankunft, den Aufenthalt, die Abfahrt für jede Station, das Zusammentreffen mit anderen Zügen derselben Strecke, die sogenannten kürzesten Fahrzeiten zwischen je zwei Stationen, welche nur in Verspätungsfällen angewendet werden dürfen, außerdem Bemerkungen über Doppelgeleise, Auskreuzungen, Zuganschlüsse, Aussetzen und Einnehmen von Wagen in den Zug u. s. w.

Die Fahrpläne für die Güterzüge theilen sich ebenfalls in den Local- und den Durchgangsverkehr, außerdem unterscheidet man „regelmäßige" Züge für den täglichen Verkehr und „Erfordernis- und Hilfszüge", die man nur abgehen läſst, wenn ein besonders starker Andrang von Frachten dies erfordert. Eine genauere Kenntnis dieser Fahrpläne hat nur für Spediteure und verfrachtende Kaufleute Interesse.

Von großer, allgemeiner Wichtigkeit sind aber jedenfalls die für den Fall eines Krieges zur Anwendung gelangenden „Kriegsfahrordnungen", die gerade in Deutschland, ausgearbeitet bis in das kleinste Detail, überall bereitliegen und welche für alle Eventualitäten und die verschiedensten Kriegsschauplätze berechnet sind. Kommt heute plötzlich eine Kriegserklärung, so wird höchst wahrscheinlich für einige Tage jeder andere Eisenbahnverkehr vollständig gesperrt und nur noch der Transport für Kriegszwecke durchgeführt. Die genauen Fahrpläne liegen bei den verschiedenen Directionen, in persönlicher Verwahrung einzelner Mitglieder dieser Körperschaften. Natürlich ist der Inhalt dieser Fahrpläne das strengste Amtsgeheimnis, und erst auf die telegraphische Mobilmachungsordre hin werden sie schleunigst vervielfältigt und an die Beamten vom äußeren Dienste vertheilt.

Möge uns der Himmel vor der Anwendung dieser Sorte von Fahrplänen gnädiglichst bewahren!

(Schorers Familienblatt.)

und zu rechnen oder auch nur den geringsten Begriff hätten vom materiellen Werte all der nöthigsten und unnöthigsten Dinge, welcher sie bedürfen.

„Man hat es ja auch, Gott sei Dank, nicht nöthig;" dazu sind ja andere da, eben die bezahlten Fremden, und woher der Vater oder Gatte all die Summen, welche die also in ihnen großgezogenen Ansprüche verschlingen, nimmt, über das nachzudenken haben sie sich nie bemüht. Ereignet sich irgend ein Knalleffect in der Familie einer „guten Freundin" oder gar in der eigenen, dass sich ein Bankdirector oder ein Großindustrieller eine Kugel durch den Kopf jagt, so sucht man zu vergessen, es mit den „schlechten Zeiten" zu entschuldigen, und betrifft es einen näher — so stehen die Trauerkleider so interessant.

Die Liebe zur Kunst, deren reine Freuden dem besseren Menschen oftmals Trost und Erhebung gewähren, äußert sich bei ihnen in marterndem Dilettieren und der fanatischen Begeisterung für hübsche Operettentenore und die Heldendarsteller des Schauspielhauses, die sentimentale Schwärmerei für die neueste mondsüchtige Lyrik soll aber wohl die „Pflege des Gemüthes" bedeuten. Es entspricht dies der ganzen Richtung einer solchen Erziehung, die nur lehrt gut, edel, klug, schön zu s c h e i n e n und nicht zu s e i n.

Indem wir das Geschick der Töchter verfolgten, sind wir aber im Kreislaufe wieder bei den Müttern eines künftigen Geschlechtes angelangt, und da sind die Aussichten wahrlich noch unerquicklichere.

Nicht anders bei den Söhnen der Leute dieses reichen Müßigganges, welche aus nothdürftiger Absolvierung einiger Gymnasialclassen nichts gewonnen haben, was sie mehr anzuziehen vermöchte als das Corps de ballet, der Rennsport und das Macao. Sie gehen, früh verdorben, von dem Grundsatze aus, in kürzester Zeit möglichst viel zu „genießen". Ein eventueller Beruf, welchen sie „weil man doch etwas vorstellen muss", trotzdem sie einen reichen Vater haben, ergriffen, wird als eine ermüdende Last missmuthig nebenher erfüllt — so jagen sie dem Abgrunde zu, um in vielen Fällen, von allem übersättigt, im moralischen Katzenjammer zur Pistole zu greifen.

Nur in seltenen Fällen gehen heute aus jenen Kreisen der sogenannten „besten Gesellschaft" treffliche Männer, selbständige, bahnbrechende Geister, schlichte und brave Frauen — kurz Charaktere hervor. Und w e n n, dann waren gewiss ihre Mütter Ausnahmen, welche die Regel bestätigen.

Mögen diese Perspectiven nicht als unnütze Abschweifung von der Erörterung des Themas erscheinen, drängen sie sich doch unwillkürlich auf als die unausbleiblichen Folgen einer Erziehungsweise, welche nicht die Individualität des Einzelnen ins Auge fasst, sondern bloß oberflächlich nach Schablonen vorgeht, wie diejenige fremder Personen es zumeist ist, — als die Früchte des Gouvernantenthums.

Leider ist diese Art der Erziehung nicht ein Privilegium der „vornehmen", das heißt, der begüterten Classen, sie hat sich schon in Kreise ausgebreitet, in welchen bis vor nicht langer Zeit noch echter innerer Wert und gediegene Einfachheit geschätzt wurden.

Es ist heute bereits „Mode" geworden — und wie gering ist die Zahl derjenigen, denen dies Wörtchen nicht imponirte — eine Gouvernante zu halten, den Geist und das Gemüth seiner Kinder, in dem allen Eindrücken empfänglichsten Alter, Personen anzuvertrauen, um deren Charaktere und seelische Eigenschaften man sich nicht näher bekümmert, sobald sie — und wenn dies auch nur immer genügend der Fall wäre — diese oder jene Fertigkeiten und Kenntnisse besitzen,

Maschen geputzt — „Mama“ will ja doch ihren guten Geschmack zeigen — so werden diese, früh zur Eitelkeit und Gefallsucht angehaltenen Puppen der Gesellschaft „vorgeführt“, von welcher sie alsdann pflichtschuldigst bewundert und angestaunt werden. Alle sind in ihrem Entzücken über den „Chic“, die „seltenen Geistesgaben“ und die „reizenden Manieren“ einig, und das Ende vom Liede ist stets, dass niemand unter dem Monde wohlerzogenere, bessere und schönere Kinder habe als Frau Y. Kurz, Frau Y sei eine beneidenswerte Mutter. „Beneidenswert!“ Welch berauschendes Wort! Und wie billig, wenn man es mit den Verdiensten und Mühen einer anderen für Geld erkaufen kann.

Und es ist noch der beste Fall, welcher leider sehr selten vorkommt, wenn sich eine Fremde findet, welche sich diese Mühen wirklich in der Weise nimmt, wie es eigentlich nur die Mutterliebe vermag.

Diese Fremde mag das beste, aufopferndste Geschöpf sein, sie ist eben doch nicht die Mutter, und wenn gleich sie selbst die Liebe und Geduld, die hiezu unbedingt nöthig ist, hätte, so ist sie doch für die Kinder nicht die Mutter. Ich sagte, dieser beste Fall kommt selten, ja er kommt unter zehn bis zwanzig Fällen kaum einmal vor, denn die wenigsten haben so viel Pflichtgefühl, Ehrlichkeit und Gewissen, diesen ihren Stand anders denn als Broterwerb für ihre Zwecke aufzufassen.

Oftmals liebt das Kind die Fremde mehr als seine Mutter, ja es liebt überhaupt leicht etwas mehr als diese, es liebt vor allem sich am meisten, wie ich es durch vielfache Beobachtungen erfahren habe. Älter werdend liebt es niemanden, ja es kennt das warme Gefühl der Hingabe seines Herzens gar nicht, und so entstehen jene kaltherzigen, eigensüchtigen Menschen, welche nichts kennen als ihr „Ich“, welche sich für kein zweites Wesen zu erwärmen, für keine edlere Idee zu begeistern vermögen, arme, selbst glücklose Rechenmaschinen und Geldsäcke.

Und der Geist? — Der geht gleich dem Herzen leer aus. Es wird ihm von dem sogenannten „Wissenswürdigsten“ eingepaukt, soviel er in den wenigen Jahren, welche der Jugenderziehung bleiben, aufnehmen kann, um so von allem doch wenigstens die beiläufigen „Schlagworte“ zu wissen, raffiniert genug, um sich später durch dieselben, ohne sich näher einzulassen, den Anschein tiefen, umfassenden Wissens zu geben. Unsere Generation hat darin einen eigenen „Chic“ und ein besonderes Talent.

Dies gilt von Mädchen wie von den meisten Jünglingen, bei welch letzteren nur in den seltensten Fällen ein vernünftiger Vater das Gleichgewicht wieder herstellt.

„Wehe den reich Geborenen!“ Die Mädchen, welche noch weit weniger Zeit haben, da sie ja baldigst auf den weißen Sclavenmarkt der Brautschau geführt werden, kommen am allermeisten zu kurz. Man pfropft ihnen die größtmöglichsten Quantitäten „höherer Töchterschulenweisheit“ hinein, welche sie — fast möchte man sagen zum Glücke — so ziemlich wieder vergessen, lehrt sie leere Formeln, besonders aus dem Bereiche des sogenannten „guten Tones“ nachbeten und führt sie zeitlich in die Finessen der Koketterie ein. Diese jungen Damen werden allzeit wissen, wie man sich bei der Quadrille mit Excellenz X oder als Tischnachbarin des Ministers Z, aber nie wie man sich in Situationen benimmt, über welche ihr Brevier nichts enthält, oder die am Ende gar an das Herz und die Menschlichkeit appellieren, geschweige denn, dass sie auch nur irgend eine Beschäftigung erlernt hätten, welche den Händen der dereinstigen, wenn auch noch so begüterten Hausfrau so wohlgeziemt, dass sie es vermöchten hauszuhalten

Volk und Heimat.

Gedichte eines krainischen Deutschen. Besprochen von **Dr. Emil Ertl.**

Die großen Leidenschaften, die guten wie die schlimmen, sind nicht gerade unveränderlich, oder gar „ewig", wie eine beliebte Übertreibung behauptet, aber es wohnt ihnen eine gewisse Beharrlichkeit inne, derzufolge die Entwickelung, die sie seit Urzeiten durchgemacht haben, oft nicht bedeutender erscheint, als etwa die Abänderung, welche der menschliche Körper in der gleichen Zeit erfahren haben soll. Wenn es nun zweifelhaft ist, ob der Schädel des homo sapiens von Homer bis auf unsere Tage wirklich größer geworden ist, wovon viele eher das Gegentheil anzunehmen geneigt sind, so steht doch fest, dass die äußere Hülle, die Toilette des Menschen, sich seither außerordentlich verändert hat. Sie gehört nicht in das Bereich des „rein Menschlichen" und ist deshalb der Mode unterworfen. Auf dem Gebiete des Seelenlebens fehlt es auch ihr nicht an einem Widerspiel: Es gibt Gedanken, die in Mäntelchen aus starrer Seide einherstolzieren, Gedanken im antiken Kleid und im Frack, Gefühle von germanischer Bärtigkeit und wohlrasierte Gefühle, denen ein Zöpfchen im Nacken hängt. Oder, weil wir von Gedanken und Gefühlen sprechen wollen, die nach künstlerischem Ausdruck ringen: Es gibt deren, die so sehr in ihrer Zeit beschränkt und befangen sind, dass sie aus der Mode kommen, wie die Kleider; und von all den zahlreichen rasch welkenden Blüten im weiten Garten der Dichtkunst ist vielleicht keine vergänglicher, als das Tendenzgedicht, das politische Lied. Es gehört zu den allergrößten Seltenheiten, wenn ein solches Gedicht nicht den Parteimann dieser oder jener Färbung begeistert oder zum Widerspruch reizt, sondern den über allen Parteien stehenden „nackten Menschenkerl" in uns so mächtig berührt, dass der künstlerische Genuss, der uns zuteil wird, dadurch, dass unser politisches Glaubensbekenntnis mit dem des Dichters zufällig übereinstimmt, ebensowenig wesentlich erhöht, als durch das Gegentheil wesentlich vermindert werden kann. Unter den nationalen und politischen Sängen, die Franz G o l t s c h kürzlich unter dem Titel „V o l k u n d H e i m a t" im Verlag von Breitkopf und Härtel in Leipzig hat erscheinen lassen, befinden sich mehrere, welchen diese seltene hinreißende Kraft in so hohem Maße innewohnt, dass das bescheidene, kaum fünfzig Seiten umfassende Bändchen, trotz einiger mit unterlaufenden schwächeren Stücke, als eine der schwerwiegendsten Gaben bezeichnet werden darf, die seit langem in Deutsch-Österreich auf den Altar der Volks- und Heimatsliebe niedergelegt worden sind.

In den „Fliegenden Blättern" hat

Personen, welche oftmals zu unwürdig und überspannt sind, als dass ein vernünftiger Mann sie zur Mutter seiner Kinder wählen würde. Ihnen schenkt man aber das Vertrauen, und jede einfache Bürgersfrau, jede bescheidene Kaufmannsgattin nimmt heute, soferne ihre Mittel es nur halbwegs gestatten, eine Gouvernante ins Haus; ein Wesen, das, weil es zum Ergreifen eines Berufes gezwungen ist und es noch ein bisschen Schulweisheit im Kopfe hat, zu wenig zur Lehrerin, zu viel zur Magd, Erzieherin geworden ist, — wie eine andere, welche vielleicht weniger „gelernt" hat, Telegraphistin oder Näherin wird, ein Geschöpf, das die ihm dadurch gestellten Aufgaben zumeist — und warum es gleich steinigen, da es keine Engel gibt? — nur als Erwerbszweck auffasst und kein Verständnis haben kann, für die tiefer liegenden Freuden derselben, welche sich nur der Mutter offenbaren.

So reich an üblen Folgen für den einen Theil, die verblendeten Eltern und benachtheiligten Kinder, so unerquicklich ist diese Sache für die in diese Zwitterlage gebrachten Erzieherinnen selbst. Es wird so viel von „idealem Berufe" gefaselt und damit auf diese gewiesen. Der Lehrerberuf im höheren und streng abgegrenzten Sinne ist gewiss ideal schön — derjenige der Erzieherinnen ist es aber wahrlich nicht. Oder kann etwas Widernatürliches, auf den Kopf Gestelltes schön sein? Eine der größten Verschrobenheiten unserer Zeit ist aber diese Verrückung des natürlichen Standpunktes für beide Theile: eine Mutter entzieht sich ihrem Pflichtenkreise und eine Fremde, die keine Mutter ist, welche Tausenderlei ohne Verständnis, ohne Empfindung und Geduld gegenübersteht, soll eine Mutter ersetzen.

Muss sie nicht immer, selbst in dem Falle, wo sie die ihrer Leitung anvertrauten Kinder wirklich lieben gelernt hat und diese zärtlich an ihr hängen — ja dann umsomehr — fühlen, dass sie eine Fremde sei? Und — um gerecht zu sein — dieser Beruf ist der dornenvollste in mancher Beziehung.

Ich kann mich nicht über die einfache Logik erheben, dass jede Mutter, auch wenn sie nicht sehr unterrichtet ist, (für diesen Fall halte sie eben Lehrkräfte), die berufenste und erfolgreichste Erzieherin ihrer Kinder ist und glücklich sein sollte, wenn es ihre Verhältnisse gestatten, dies selbst zu sein, im Gegensatze zu Geschäftsfrauen und der armen Arbeiterin, welche ihre Kinder anderen überlassen müssen. Sollte es des scheinbar trivialen Hinweises bedürfen, dass jedes Thier sein Junges vor fremder Berührung zu schützen sucht und es nur allein großziehen will, und dass nur unser so wunderlich weit entwickeltes Geschlecht das Natürliche verkehrt.

Gleichgewicht.

Der Vater erwerben
Und sterben,
Der Sohn erben
Und verderben. H.

müssen mit Anerkennung genannt werden. In allen diesen Stücken finden wir dieselbe Echtheit und Ehrlichkeit des nationalen Fühlens, dieselbe bewunderswerte Unmittelbarkeit, mit der es den angemessensten Ausdruck durch die Sprache findet, ohne ihn gesucht zu haben. Franz Goltsch gehört allem Anscheine nach zu jenen sonderbaren Schwärmern, die in der Regel nur dann dichten, wenn es ihnen danach ums Herz ist. Schon der geringe Umfang der Sammlung „Volk und Heimat“ weist darauf hin. Und diese Selbstbeschränkung wirft ein gutes Licht auf den charaktervollen Ernst, mit dem er an seine Aufgabe geht. Es ist keine moderne Erfolgjägerei und Versmacherei in dem Büchlein. Wenigstens in keinem jener Gedichte, in denen er die schmerzende Wunde seiner Seele berührt, den Widerspruch zwischen Volks- und Heimatsliebe, welchen die politischen Verhältnisse seines engeren Vaterlandes in ihm wachrufen.

Dagegen beraubt sich der Dichter überall da seiner besten Kraft, wo er aufhört deutscher Krainer zu sein und als Deutscher schlechthin spricht, das heißt wo er das Gebiet des eigenartig Empfundenen verläſst und sein jugendmuthiges Röſslein auf den Gemeinplätzen der Deutschthümelei grasen läſst. Das Commerslied mit dem wiederkehrenden Endverse „An der Donau und am Rhein!“ mag recht sangbar sein; der Kehrreim „Frisch und fromm und froh und frei!“ im „Wanderlied deutscher Turner“ manches Jünglingsherz im geselligen Vereine höher schlagen machen: der gereifte Leser, dessen Begeisterung nicht durch Genuſs des nöthigen „Stoffes“ gehoben ist, findet dabei seine Rechnung nicht. Dasselbe gilt von dem Kampfliede „Wider Frankreich“ mit dem säbelrasselnden Endreim „Und ihr wurdet geschlagen, geschlagen!“ Diese Sachen sind ja ganz vorzüglich gemacht, aber sie sind gemacht, und andere haben sie auch gemacht. Erlebtes ist nichts darin, nur Anempfundenes. Und so herrlich die Sprache auch hinrollt, die wohlfeilen Drohungen gegen Frankreich kommen einem ein wenig — bramarbasisch vor im Munde des krainischen Deutschen, der doch wohl anno siebenzig nicht mit dabei gewesen ist.

Freilich überragen auch diese Gedichte das Mittelmaß ähnlicher Erzeugnisse um ein gutes Stück; freilich werden sie von einem ziemlich weit verbreiteten Geschmack gefordert; freilich sind sie auf den Gesang berechnet; und um dieser Gründe willen mag man sie immerhin als gute Füllsel gelten lassen, die in mancher andern Sammlung zu Paradestücken geworden wären. Aber dem hohlen Teutonismus sollte ein Franz Goltsch doch nicht huldigen, wie er es in dem Abriſs deutscher Kriegsgeschichte thut, welcher „Die Waffen hoch!“ überschrieben ist. Der nächste Krieg, vor dem unser christlicher Gott uns noch recht lange bewahren möge, dürfte mit seinem Artillerie-Fernkampf und seinem höllischen Bleihagel aus hunderttausenden von Repetiergewehren einen so ausgesprochen modernen Charakter haben, daſs man sich kaum eines Lächelns erwehren kann, wenn man die Aufforderung an Wodan liest, zu diesem Anlasse von Walhall herniederzufahren „auf weißem Roſs, an seiner Asen Spitze“ ... Das ist nun freilich symbolisch zu nehmen; aber was soll uns schließlich dieses ewige alte Eisen, Brünne, Helm und Speer, was der Ausdruck aufrichtigen Bedauerns, daſs der alte Germanengott abgesetzt ist? Was sollen uns schließlich diese tendenziösen fünffüßigen Jamben, welche die Taube des Heiligen Geistes durch die Raben Hugin und Munin verdrängen möchten?

Zum Glück gehört es zu den vereinzelten Ausnahmen, wenn unser krainischer Deutscher in germanischen

vor vielen Jahren einmal ein Witz gestanden, der nicht nur komisch, sondern auch tiefsinnig ist: „Hör' auf zu heulen, Junge!" — „Ich kann nicht anders, es heult von selber!" — Mit einer ähnlichen Wendung möchte man, wenn man die Gedichte von Goltsch durchblättert, hie und da ausrufen: „Es dichtet von selber!" Wo wäre berechnende Absicht imstande, einen Gedanken so frei und ungezwungen in die knappste und künstlerischeste Form zu gießen, wie es in dem prächtigen Sonett „Deutsche in Krain" geschehen ist!

Es gibt ein Weh, so tief, so herb, so groß,
Dass and're Schmerzen all davor erblassen,
Und soll ich es in Menschenworte fassen,
So ist's ein einzig Wörtlein: Heimatlos!

Ich kenn' es wohl. Seit mich der Mutter Schoß
Dem Leben gab, hat es mich nie verlassen,
Wohin ich zog, es zog mit mir die Straßen,
Dem Jugendlenz ein düsterer Genoss.

Mit Wehmuth denk' ich d'ran, dass er so schön,
Umsäumt von Weingeländ' und Alpenhöh'n,
Der Erdenfleck, auf dem ich ward geboren.

Doch wer zum deutschen Volke sich bekannt,
Ein Fremdling wird er dort mit Hohn genannt,
Und um sein Volk hat er sein Heim verloren!

Die trennende Unterscheidung zwischen „Inhalt" und „Form" scheint einem solchen Gedichte gegenüber fast zur müßigen Abstraction herabzusinken. Es ist nicht anders denkbar, als dass beides zugleich empfangen und zugleich geboren worden ist.

„Gedichte eines krainischen Deutschen" hat Goltsch seine Sammlung „Volk und Heimat" genannt. Diese genau umschriebene Stellung dem großen deutschen Volke gegenüber gibt dem Büchlein etwas Individuelles. Eine gemeinsame Grundempfindung von zarter Melancholie zieht wie Herbstwindhauch durch seine Blätter: Die Todesahnung des verlorenen Postens, der, „von Wenden zwanzigfach umlagert", ausharrt bis zum letzten Athemzuge.

Im Wendenland ein Fähnlein stand, dem deutschen Volk zur Wehr und Wacht,
Das hat im Feld der Feind umstellt mit hundertfacher Übermacht.
Und abgetrennt von seinem Volk, bedrängt, von Bruderhilfe fern,
Wehrt sich's mit der Verzweiflung Muth, Doch ohne Glück und ohne Stern!

Die Kraft des Tones in diesem Gedicht („Vision") sucht ihresgleichen. Es wendet das Wort des Nibelungenliedes „Führwahr, ihr sitzet allzulang!" das Dankwart den mit Etzel tafelnden Burgundenkönigen zuruft, in glücklichster Weise auf unsere nationalen Verhältnisse an. Nicht minder glücklich ist die bezaubernde Schilderung des Landes Krain, in die es ausklingt. Seine politische Seite zu berühren und vielleicht zu vertheidigen, vielleicht zu bekämpfen, liegt hier nicht der geringste Anlass vor; wie denn überhaupt die „Gedichte eines krainischen Deutschen" einer eingehenden Betrachtung nicht für wert gehalten werden könnten, ließe sich der künstlerische Inhalt der darin enthaltenen Perlen nicht abgetrennt von der Parteirichtung würdigen, der ihr Verfasser etwa angehört.

In dem schwermüthigen und doch mannhaften, liederartig einsetzenden Gedichte „Nun zieht der Lenz mit Duft und Glanze" ... kommt die Heimatsliebe zu ergreifendem Ausdruck. Die nationale Bedrängnis vielleicht am packendsten in dem prachtvollen Sonett, welches den sterbenden Roland, der hilfesuchend in sein Horn stößt, zum Sinnbild nimmt für die gefährdete Lage der Deutschen in Krain:

Gebt mir ein Horn, ein Horn wie Olifant!
Ich möchte weithin übers deutsche Land
Metall'ne Hilferufe schmetternd senden!

Wir steh'n vereinsamt in dem Völkerstreit,
Vom deutschen Bruderstamm so weit, so weit,
Und zwanzigfach umlagern uns die Wenden.

Auch das formschöne Gedicht „Verlor'nes Land" und das zweite Sonett „Die Alten und die Jungen"

Ein müßiges Gespräch.

Hinz. Ja, ja, bevor man gegen das Menschenschlachten im Kriege auftritt, müsste man gegen das Thierschlachten im Frieden auftreten.

Peter. Steht uns der Mensch nicht näher als das Thier?

Hinz. Allerdings, aber durch die Grausamkeit gegen Thiere kommt man zur Grausamkeit gegen die Menschen. „Nur im Thierschutz kannst dich üben, wie du Menschen sollest lieben.“

Peter. Da hast du recht. Und ich bin nur froh, dass du die Grausamkeit der Kriege gegen Thiere und Menschen einsiehst.

Hinz. Die Kriege selbst sind keine Grausamkeit, sondern eine Naturnothwendigkeit, sie befördern viele Tugenden.

Peter. Zum Beispiel?

Hinz. Zum Beispiel den Muth, die Selbstlosigkeit, den Ehrgeiz, den Patriotismus.

Peter. Und befördern auch viele Laster.

Hinz. Zum Beispiel?

Peter. Zum Beispiel die Rohheit, die Tücke, den Hass, die Raubgier, die Mordlust.

Hinz. Kriege sind nöthig zur Entwickelung und Kräftigung der Nation, zur Schwächung, oder wenn es sein muss, zur Austilgung feindlicher Rassen.

Peter. Ist zum Schutze des Menschen nicht auch der Krieg gegen wilde Thiere nöthig?

Hinz. Die wilden Thiere sind in unseren Ländern leider längst ausgerottet, sie sind getödtet oder sie sind künstlich krank gemacht worden.

Peter. Wieso?

Hinz. Man hat sie degeneriert. Zahme Thiere sind nichts anderes, als degenerierte Thiere. Um sie verzehren zu können, macht man sie fett, Fettsucht ist eine Krankheit. Man sollte die armen Thiere wieder frei lassen, der Natur zurückgeben.

Peter. Warum thun dir denn die Thiere so leid?

Hinz. Weil sie Geschöpfe Gottes sind wie wir. Weil sie das Recht zu leben haben wie wir, weil sie Schmerz empfinden wie wir.

Peter. Freund, ich umarme dich, du sprichst mir aus der Seele. — Aber ich möchte auch ein gutes Verhältnis wünschen mit fremden Völkerschaften.

Hinz. Mit Heiden und Juden?

Peter. Auch mit diesen.

Hinz. Warum?

Peter. Weil sie Geschöpfe Gottes sind wie wir. Weil sie das Recht zu leben haben wie wir. Weil sie Schmerz empfinden wie wir.

Hinz. Kosmopolitische Leimsiederei! Wohin käme da die eigene Nation?

Modekleidern nach Dahn'schem Zuschnitt einhergeht. Gerade dadurch, dass er mit feinem Ohr sich selbst behorchte und das von Jugend auf Erlebte wiederklingen ließ, ist es ihm geglückt, dem Acker der nationalen Dichtung, der durch Raubbau auf Kneiplieder nachgerade erschöpft schien, unerwartet köstliche Früchte abzugewinnen. Hoffentlich gelingt es ihm, den einfachen, bald erhabenen, bald rührenden Seelenton, der ihm in der Regel zu Gebote steht, und der immer und überall verstanden wird, weiter auszubilden, hingegen von jeder klingenden Phrase, die zwar gelegentlich mit lauten „Prosit"-Rufen aufgenommen werden mag, aber dennoch von heute auf morgen geradezu ungenießbar werden kann, mehr und mehr sich frei zu machen. Dann haben wir, wenn die Zeichen nicht trügen, von dem jungen, hochbegabten Lyriker noch Bedeutendes zu erwarten.

Welch selten schöne Töne er seiner Leier abzuschmeicheln vermag, wenn er seine Sonder- und Eigenart festhält, sei nochmals nachgewiesen durch eines seiner ergreifendsten Gedichte, welches die Sammlung „Volk und Heimat" würdig abschließt.

Letzter Wunsch.

Wenn einst dies Herz, so jung und heiß und wild,
Die Sonne grüßt mit letzten, müden Schlägen,
Wenn alle Schmerzen, die es trug, gestillt,
Sei ihm der eine, letzte Wunsch erfüllt:
Ihr sollt den Leib in deutsche Erde legen!

Ihr ahnt nicht, wie ich's bitter oft empfand,
Dass mir nicht ward der deutschen Heimat Segen!
Nicht in die Scholl', wo meine Wiege stand,
Wo mir in Groll und Kampf die Jugend schwand,
In deutsche Erde sollt ihr einst mich legen!

Ich sah mit Augen meines Volkes Leid,
Und selbst hab' ich gelitten seinetwegen.
Für seine Rechte stand ich treu im Streit
Und hielt sein Banner hoch in schwerer Zeit,
Drum sollt ihr mich in deutsche Erde legen!

Ich kämpf' um dich, solang' ich Athem hab',
Mein Krain, und will dich treu im Herzen hegen;
Doch Friede mag mir werden einst im Grab,
Der Friede, den das Leben mir nie gab,
Drum sollt ihr mich in deutsche Erde legen!

Hier ist es wieder ein ganz bestimmter, nicht irgend ein Deutscher, der spricht. Die Kunst muss sich vor dem Zerflattern in Allgemeinheiten hüten: das Individuelle ist ihre Voraussetzung. Auch die Lyrik darf nicht zeit- und ortlos im Reiche der Ideen schwimmen. Unbeschadet ihrer Innerlichkeit muss man ihr die Kanten und Ecken der Wirklichkeit anmerken. Denn diese sind es, die, nach Goethes Ausspruch, jedes gute Gedicht zu einem Gelegenheitsgedicht machen.

tüchtig; der Welthass macht ungerecht; die Ungerechtigkeit führt zum Elende. Anstatt hochherziger Ergebung ist bitterer Stumpfsinn da oder die Verzweiflung. So degeneriert der Mensch durch die Übercultur.

Hinz. Nun also! Darum Rückkehr zur Natur.

Peter: Rückkehr zur Natur, wie du sie nennst, abgesehen davon, dass sie nicht möglich ist, würde zur grenzenlosen Selbstsucht führen, zu jenem Zustande unverschämter Selbstsucht, deren Gesetzlosigkeit in dem einen Gesetze besteht, einander aufzufressen. Der Weg, den du weisest, führt zur Barbarei, sein Ziel ist die Bestie.

Hinz. Was willst du also?

Peter. Weder Roheit noch Übercultur. Ich verlange nichts, als die Menschheit so gebildet zu sehen, dass sie weiß, was ihr gut thut.

Hinz. Das ist viel verlangt.

Peter. Heute weiß sie nur, was ihr nicht gut thut. Das wäre nun schon etwas, allein sie zieht nicht viel Lehre daraus. Sie treibt genau das, was ihr nicht gut thut. Und es wird ihr sogar immer schwerer, das Gute zu verhindern, weil die natürliche Entwickelung der Menschheit — fast unwillkürlich, möchte ich sagen — ihr zu viele Mittel zum Besserwerden in die Hand gibt. Bei dem sich so ungeheuer gesteigerten Weltverkehre ist es nicht leicht, die Nationen von einander abzusperren; bei der Interessengemeinschaft der Völker in den wichtigsten Dingen ist es schwer, die Leute für Kriege zu begeistern. Bei der zunehmenden Erkenntnis, dass der Schwerpunkt der Religion in einem sittlichen, opferwilligen, gottfreudigen Lebenswandel liegt, ist es kein Geringes, das unduldsame Dogma und den Glauben an die Seligmachung bestimmter Cultusformen zu conservieren. Trotzdem sucht man festzuhalten an jenen alten Zuständen und Einrichtungen, unter welchen das Menschengeschlecht seit jeher so unsäglich viel gelitten hat.

Hinz. Nun, was ist da zu machen?

Peter. Nicht mitthun. So viel als möglich sich losmachen von dem thörichten Treiben, sich in die Welt der Ideale zurückziehen, in die Einsamkeit —

Hinz. In die Wildnis, wo die Bestien sind und wo man leicht selbst wieder eine wird?!

Peter. Ja, der Weg ist schmal und den Menschen ergeht's wunderlich. Wie Betrunkene taumeln sie — der eine zu sehr nach rechts, der andere zu sehr nach links.

Hinz. Gerade aus!

Peter. Gerade aus geht der Nüchterne. Und nicht eine phantastische Vorstellung ist es, sondern eine nüchterne Erkenntnis, dass uns allen und jedem Einzelnen die Erfüllung des Sittengesetzes besser bekommt, als die Auflehnung gegen dasselbe. Also fällt die Tugend in der That mit dem Eigenwohle zusammen. Eine Welt mit solcher Einrichtung ist die schlechteste nicht. — „Und im Thierschutz kannst dich üben, wie du Menschen sollest lieben.“

Peter. Freund, du liebst die Thiere, weil du dich der Zusammengehörigkeit mit aller Creatur bewusst bist, oder dieselbe unwillkürlich empfindest. Du gestehst diese Zusammengehörigkeit ein, warum leugnest du die Zusammengehörigkeit der Menschen?

Hinz. Aber, wer wird diese leugnen?

Peter. Nicht also? Warum willst du aber die Menschen nach Nationalitäten strenge gesondert von einander trennen?

Hinz. Weil sie nicht zusammentaugen.

Peter. Taugen Menschen und Thiere zusammen?

Hinz. Hast du mit deinen Hausthieren je einen Streit? Benachtheilen sie dich? Betrügen, bedrohen sie dich?

Peter. Aber das sind ja nur die degenerierten, kranken Thiere. Solange sie gesund, das heißt wild waren, haben sie uns benachtheilt und bedroht.

Hinz. Wie uns die wilden und halbwilden Völker bedrohen.

Peter. Wäre da nicht etwa auch an ein Zahmmachen, will sagen an eine Cultivierung und Bildung zu denken?

Hinz. Dazu müsste man sie erst erobert haben.

Peter. Gäbe es nicht auch andere Mittel, ihnen allmählich eine Verfeinerung und Gesittung beizubringen.

Hinz. Ein Beispiel!

Peter. Durch Missionen, durch Verkehrsverbindungen, durch Austausch von Producten.

Hinz. Durch Handelsschaften! Oh! Oh! Ich glaube, du willst den Juden an Stelle des Krieges setzen!

Peter. Gott bewahre! Es können Handel und Verkehr auch die Engländer oder die Chinesen besorgen.

Hinz. Der Handel ist ein Unglück! Der Handel schafft Bedürfnisse, Luxus, Verweichlichung, Sittenlosigkeit — Degeneration. Wir sind schon degeneriert.

Peter. Aber wie kommt es, dass der zahme, verweichlichte Mensch das wilde Thier besiegt hat?

Hinz. Weil damals auch der Mensch noch halbwild war, ein Jäger mit der Mordwaffe.

Peter. Und wie kommt es, dass zahme verweichlichte Völker die wilden Stämme fremder Welttheile besiegt haben?

Hinz. Weil auch die angreifenden Völker noch halbwild waren, Horden mit Mordwaffen.

Peter. Wir kommen uns näher, Freund! Ich verstehe dich schon.

Hinz. Gott sei Dank!

Peter. Du willst nicht, dass das Thier zahm werde wie der Mensch, sondern du willst, dass der Mensch wild werde wie das Thier.

Hinz. Nein, das nicht. Eigentlich ja, gewissermaßen. — Du bist doch damit einverstanden?

Peter. Ja freilich. Eigentlich nein, gewissermaßen. Deine Philosophie ist mir zu gottlos, du leugnest alle Entwickelungsfähigkeit. Entwickelung, Sittigung zum Ziele eines geselligen Zusammenlebens, eines gemeinsamen Anstrebens gemeinsamer Interessen nennst du Krankwerden, Degeneration.

Hinz. Hast du nicht auch schon oft gegen die Übercultur geeifert?

Peter. Das habe ich. Man cultiviert zu sehr den Verstand, aber zu wenig die Vernunft. Man cultiviert zu sehr die Sinnlichkeit, aber zu wenig die Genussfähigkeit. Man cultiviert zu sehr die Herzlosigkeit und zu wenig das Gemüth. Daraus entsteht Unklugheit im Handeln, sinnliches Haschen und Genießen ohne Befriedigung. Daraus entsteht der Zwiespalt mit sich selbst, der Zerfall mit der Welt, das Auslöschen aller Lebensfreude. Die Unlust macht un-

Kameraden, ihn dieser verderblichen Richtung zu entreißen und dem Ideale der Jugend wieder zuzuführen.

Die erste Prüfung auf zehn Krügeln des Abends ward verhältnismäßig glänzend bestanden, die zweite auf fünfzehn krönte sich mit einem colossalen Kater. Als hernach im Laufe der Vervollkommnung der junge Mann daran gieng, sich auf zwanzig zu aichen, ward der Magen um manchen guten Bissen betrogen, doch opferte er ihn willig dem guten Zwecke. Von zwanzig bis dreiundzwanzig gab es ganz unheimliche Katzenjämmer und der Bierometer sank mehrmal zurück und sogar unter zehn herab. Allein Dagobert verlor den Muth nicht, und eines Tages, es war der Hochzeitspolterabend einer Cousine, strengte der brave Neffe seine Kraft bis aufs äußerste an, und siehe — das vierundzwanzigste stand. Der Kater dauerte drei Tage und Nächte, während desselben soll Dagobert sogar schwach geworden sein und sich geschworen haben, die ruhmreiche Laufbahn zu verlassen. Am vierten Tage soff er wieder.

Wo die Stärke seines Wesens lag, stand nun fest. Sein Leben und Streben war das Bier. Alle Interessen von Oberabelsberg erblassten vor dem einen: Wo gibt's das beste Bier? Wann wird neu angezapft? Gelegenheiten zu großen Gelagen gab es stets: Frühschoppen, Eilfuhrmesse, Samstagskneipen, Ankunftsfeste, Valete, Geburts- und Namenstage, Gauverbandscommerse, Fahnenweihen u. s. w. Jeden Tag war ein anderer hochwichtiger Anlass zum Biervertilgen. Und war ganz ausnahmsweise einmal kein Anlass, so war diese Ausnahme Anlass genug zu einer grandiosen Kneipe. — Wenn tagsüber sich ein respectabler Durst heranwuchs, so empfand Dagobert sogar eine sittliche Größe in seinem Thun, denn der Mensch muss naturgemäß leben, folglich trinken, wenn er Durst hat. Allerdings hält der natürliche Durst über das dritte, höchstens vierte Krügel hinaus selten vor; dann musste ein künstlicher erzeugt werden, etwa durch Häringe, Schinken oder durch Rauchen. Von den ersteren Krügeln wurde jedes mit je einem Zuge geleert, später mit zwei Zügen („Vergnügungszüge" nannte sie der witzige Dagobert). Ein Glas auf drei Züge zeugte schon von Erschöpfung. Vom zehnten Krügel an ward nichts mehr motivirt, ward nichts mehr getrunken, sondern bloß gesoffen.

Die Unterhaltung der Trinker verflachte sich nicht etwa über Welt, Politik, Neuigkeiten, Stadtereignisse oder Sonstiges, womit genügsame Wirtshausgeister sich die Zeit zu vertreiben suchen, nein, sie concentrirten ihre ganze Gegenwart auf das Bier. Dagobert hatte sich am Henkel seines Stammglases ein Schiefertäfelchen hängen lassen, worauf er den vertilgten Krügeln mit Strichelchen gleichsam eine Grabschrift stiftete. Jemehr Strichelchen, desto höher stieg die Weihe des Abends. Dagobert setzte das Glas nie an die Lippen, was sage ich, an die Gurgel, ohne es einem Zechgenossen zu widmen: „Die Blume!", „Prosit!", „Meinen Halben!", „Ex!" Da thaten sie alle Bescheid, und bald darauf hebt ein anderer seinen „Mörser", „kommt nach" — und alle wieder mit ihm. Ist ein Glas leer: „Marianka!" oder man sagt gar nichts, hebt das leere nur so ein wenig über die Achsel und die Kellnerin weiß genug. „Mir auch ein Frisches!", „Mir ebenfalls!", „Mir gleichfalls!" Rasch die Reste ausgetrunken. „Frisches, frisches!" Dann werden Biergeschichten erzählt, Trinkanekdoten aufgetischt, Katerschwänke zum besten gegeben, und dabei wird immer frisch begossen. Es ist ein herrliches Leben!

Manchmal geschieht es, dass doch einer das Gespräch auf die neuzueröffnende Eisenbahn lenkt, oder auf

Der Biersimpel.

Ein Bild zur Erbauung aus Oberabelsberg.

Im Wirtshause zu Oberabelsberg lebt ein merkwürdiger Mann. Dieser Mann kann auf einen Sitze vierundzwanzig Krügel Bier vertilgen. Sonst kann er nichts. Als ob das nicht genug wäre! Nicht mehr als genug! Als ob ihm das im Menschengeschlechte so leicht jemand nachmachen könnte!

Der Mann ist heute dreißig Jahre alt — und eben aus Anlass dieses Jubiläums wird vorstehendes biographisches Charakterbild verfasst, und aus Anlass desselben wird ein frisches Fass angeschlagen. Der Jubilar genießt bei einem großen Theile seiner Zeitgenossen die höchste Verehrung, er freut sich derselben und ist ihrer wert; und doch nagt insgeheim in seinem Gemüthe ein Wurm. Er hat einen gekannt, der es für den Sitz auf ein viertelhundert Krügeln gebracht. Wiederholt versuchte er es, dieses höchste ihm bekannte Ziel zu erreichen, allein das fünfundzwanzigste Glas kam auffallend rasch zurück. Es wartete nicht erst auf die Empörung der übrigen, die nach wenigen Stunden erfolgte und stets mit einem heftigen Leidenschaftsausbruche endigte. Zwei Dutzend, das schien vorläufig der Höhepunkt seiner irdischen Erfolge zu sein.

Das kostete Anstrengung genug, es soweit zu bringen. Entsprossen war Dagobert Blunzer einer simplen Familie, in welcher gelegentlich nur ein bis zwei Schöpplein getrunken zu werden pflegte. In dem jungen Dagobert aber äußerte sich schon früh ein großes Talent — er hatte einen guten Magen. Zwei Ammen soll er jeden Tag bis zur Nagelprobe ausgetrunken haben. Später verfiel er der Erziehungsmethode eines unvernünftigen Vaters; wenn er Durst hatte, bekam er Wasser. Dem widerstrebte seine gesunde Natur und kein Wunder, dass Dagobert sich der studentischen Laufbahn widmete. Doch auch hier lief er Gefahr, verdorben zu werden. Theoretisch wählte er die Philosophie, allein der Umgang mit einem Literaturprofessor und mit einem jungen Musiker war Ursache, dass er eine gewisse Neigung für Kunst und Schriftthum gewann, und so manche Stunde mit solchen Dingen vertrödelte, während seine Collegen in der Kneipe thätig waren. Noch rechtzeitig gelang es seinen

Der Onkel, der Geldfuchs, macht's erst gut, der meint, es wäre sehr wünschenswert, wenn Dagobert sich endlich einem nährenden Berufe zuwenden wollte. Ist der Alte verrückt? Was versteht denn dieser Herr unter nährendem Berufe, wenn das Biertrinken keiner ist? Hat der Banause denn keine blasse Idee davon, dass sein Neffe ein Märtyrer der Menschheit ist? In der Schlichtheit seiner Größe ist er sich dessen zwar nicht bewusst, aber doch thatsächlich! die Menschheit muss ihre Talente nach allen Seiten hin ausbilden, sie muss wissen, was sie zu leisten vermag. Welch ein Sieg, wenn endlich festgestellt werden kann, auf welchen äußersten Grad die schöne Männlichkeit des Individuums hinaufgetrieben werden kann, mit anderen Worten, wie viel Bier zu vertragen der echte Mann imstande ist. Ganz und voll ein Mann zu sein! Prosit!

Wenn der wackere Dagobert es eines Tages dahingebracht haben wird, dass auch das fünfundzwanzigste Krügel „steht", dann feiern wir ein Jubiläum, bei welchem der Versuch gemacht werden soll mit — dem sechsundzwanzigsten. — Prosit! Einen Ganzen! Ex! R.

Betbrüada.

'S Gebet in Ehrn! — Da Peter owa,
Der hot ouft seini Schwächn,
Ma muass n nit gleih heili sprechn.

Da reichi Hons, af ormi Leut,
Do is er wul ka Guata.
Oba fleißi betn thuat a.

Da Knecht ban groß'n Kirchnwirt,
Der stiehlt in Roussn s Fuada.
Oba fleißi betn thuat a.

Da Hiasl lüagg und schüagg, ma moant,
Da Deixl wa sei Bruada.
Oba fleißi betn thuat a.

Da Michel hot drei Weiba ghobb
Za gleicha Zeit, däs Luada!
Oba fleißi betn thuat a.

Da süaßi Fronz, a gschmierta Ding,
Der prügelt gor sei Muada.
Oba fleißi betn thuat a. R.

die Choleragefahr, oder auf eine italienische Reise, oder auf ein neues auffsehenerregendes Buch, aber stets plötzlich fährt Dagobert mit seinem Glase drein, rempelt es an die übrigen: „Prosit!“ — Gegossen wird und das öde Gespräch ist zerrissen. Dagobert betheiligt sich an keinerlei profanem Discurs, oder nur mit halben gelangweilt hingeworfenen Bemerkungen; sobald sich etwas zu vertiefen droht, eine ernstere Wendung nehmen will — „Prosit meine Herren! Die Blume!“ Angestoßen und in den Schlund gegossen. Nicht fünf Minuten lang gibt er Ruhe, der Dagobert Blunzer, nicht einen Zug thut er, ohne den ganzen Tisch davon gnädigst in Kenntnis zu setzen. Er sinnt nur nach guter Gelegenheit zu trinken. Fällt das Wort: Bismarck — „Prosit, Bismarck!“ oder: Marianka — „Prosit, Marianka!“ oder: Bodenstedt — „Prosit, Mirza Schaffy!“ oder: Onkel — „Prosit, Goldfuchs!“ oder: Ocean — „Prosit, Walfisch, strammer Junge! wacker!“ Und getrunken wird auf alles. Auch hat man schöne Gesänge, deren Refrain stets im Trinken endet; hat geistvolle Spiele, deren Gewinner das Glas leeren muss, und deren Verlierer auch das Glas leeren muss; hat endlich schneidige Wetten, bei welchen der, so innerhalb einer Stunde nicht zehn Krügel Bier vertilgen kann, ein Fass zahlen muss, das dann gemeinsam getrunken wird und bei welchem dem Verlierer Gelegenheit geboten ist, seine ungenügende Fertigkeit zu vervollkommnen.

Dem Neuling, der sich vorzeitig einen Kater angetrunken, wird gerathen, den Kater im Bier zu ertränken, das heißt in der profanen Sprache, sich wieder nüchtern zu saufen. Es soll ja schon geglückt sein. Wohlgeschulte Trinker verfügen über mannigfache Mittel, den Teufel durch Belzebub auszutreiben und den noch nachzugießenden Krügeln wieder Raum zu verschaffen. Ein ordentlich eingerichteter Magen hat einen Eingang und zwei Ausgänge, also dass der Möglichkeit zu platzen gründlich vorgebeugt ist.

Dagobert war einmal recht schlank gewesen, „jetzt sieht er besser aus!“ Ein Gesicht wie „ein Blasengel“, eine Nase wie ein rother Kartoffel und die lieblichsten Triefäugelein dazu. Es hat ja viel Nährwert, das Bier! Seine Genossen nennen ihn ein Spundloch, ein Bierfass! Er lächelt dazu, schweigt bescheiden. Es braucht viel, bis man's zu Ehrentiteln bringt!

Bigott, den Herrn Dagobert möchte ich zum Freunde haben! Welch ein gemüthliches Haus! Und wie anregend, wie frisch in seinem Gemüthe, wie gründlich in seinem Denken, wie viel Interesse für die Fragen der Zeit! Das alte Sumpfthier!

Ein vorlauter Mensch zu Abelsberg that einmal den pathetischen Ausruf: Und deshalb so viele Jahre lang Latein und Griechisch studiert. und höhere Mathematik und Geschichte und die Weltliteratur und alle Philosophen, um nun als Biersimpel täglich vierundzwanzig Krügel in den Bauch zu schütten? — Dieser Ausspruch ist zum mindesten sehr übertrieben. Erstens hat der Mann nie studiert, sondern sich bloß nothdürftig für die Prüfungen hergerichtet, und zweitens vertilgt er schon darum nicht täglich vierundzwanzig Krügel, weil zwischen zwei solchen Biertagen allemal ein Katzenjammertag liegt. Und Simpel?! Wer ist denn ein Simpel? Was heißt denn ein Simpel? Simpel heißt: Einfaltspinsel. Und ist das ein Einfältiger, der das Bier vierundzwanzigfältig nimmt? Vielmehr der ist ein Einfältiger, welcher ein Krügel trinkt, wie der bedauernswürdige Schullehrer von Abelsberg, der die famose Lehre aufgestellt: Ein normaler Mensch, der drei Krügel Bier trinkt, trinkt schon eins über den Durst! Und solche Leute wollen da mitreden!

Ein Gelehrten- und Dichterleben.

Georg Ebers, die Geschichte meines Lebens. Vom Kinde bis zum Manne. Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart. 1892. 512 Seiten.

Der Dichter und Gelehrte Ebers ist gewiss vielen unserer Leser bekannt durch seine geschichtlichen Romane, deren Schauplatz meistens Ägypten ist. Der Geschichtskenner findet darin manches, was das gewöhnliche Lesefutter unserer Leihbibliotheken nicht bietet. Sein erster Roman „Die ägyptische Königstochter“ ist sehr lesenswert wegen der Beziehungen Ägyptens mit den Griechen und Persern und selbst mit Palästina. Also ein Beitrag zur Religions- und Culturgeschichte der vier wichtigsten Völker der alten Welt. Ägypter und Hebräer sind mehr Gegenstand des „Josua“, den man eine alttestamentliche Sagendichtung in Prosa nennen könnte. Andere Romane von Ebers sind oft zu breit gehalten wegen der vielen Gespräche und der dürftigen Handlung. Die Perle von allen ist jedenfalls „Homo sum“, in dem Ebers ein Einsiedlerleben schildert aus der Zeit des beginnenden Christenthums.

Die oben angezeigte Selbstbiographie von Ebers ist für die Mehrzahl der Leser etwas zu weitläufig ausgefallen. Ein besonderes Interesse bietet sie für Schulmänner und Erzieherinnen.

Ebers ist geboren zu Berlin 1837. Seine Eltern waren sehr wohlhabend. Viel erzählt er von Humboldt, Friedrich Wilhelm IV. und den Brüdern Grimm. Sehr ansprechend sind die Charakterschilderungen von Personen, die auf Ebers' Leben und Streben bestimmend eingewirkt haben. Eingehend sind die Berliner Revolutionstage behandelt und das Leben und Treiben in der Fröbel'schen Erziehungsanstalt Keilhau bei Rudolstadt, in die Ebers nach den Märztagen 1848 aufgenommen wurde. Der Stifter der Anstalt, Friedrich Fröbel, hatte den Grundsatz: „Unsere Erziehung knüpft den Unterricht an die den Zöglingen umgebende Außenwelt.“ Was hätte er wohl zu sogenannten Kindergärten gesagt, die zumeist nur Kinderstuben sind? Die erzieherischen Talente, die das Weib sicherlich besitzt, wollte Fröbel auch für den öffentlichen Unterricht verwerten. Was Frau hieß, sollte zur Erzieherin herangebildet und die Stätte, an der die Kinder den ersten Unterricht erhielten, der Familienstube möglichst gleich gemacht werden. Der Unterricht, die Thätigkeit und die Bewegungen des Kindes dürfen nur an diejenigen Dinge anknüpfen, die es am lebhaftesten interessieren. Dabei sollte es fortwährend zu einer seiner Intelligenz angemessenen schöpferischen Beschäftigung angehalten werden. Eigentlich sollte ein Gärtchen zu jedem Kindergarten gehören, um darin die Entwickelung der Pflanzen zu beobachten. Durch die Betrachtung der Wolken am Himmel wollte Fröbel die kindliche Intelligenz auf Flüsse und Meere und den Kreislauf der Feuchtigkeit führen. Im Herbste ließ sich an die Verpuppung der Insekten die Betrachtung ihrer Daseinsstationen anknüpfen. Daneben lernt das Kind spielen, gehorchen und sich den Anforderungen der eigentlichen Schule fügen und wird sichergestellt vor den oft verkehrten Anforderungen unverständiger Mütter oder Wärterinnen. Diese letzteren schaden am meisten durch ihren commandierenden Ton und durch die fade Französelei in der Unterhaltung, die vornehmelnde Eltern oft wünschen für ihre Putzdocken.

Lange verweilt Ebers bei dem Einflusse, den die Gehilfen Fröbels auf ihn ausübten. Nach Erlangung des Reifezeugnisses in Quedlinburg gieng der Verfasser nach Göttingen, aber das tolle Studentenleben bekam ihm sehr schlecht, so dass er Jahre lang kränkelte. Während dieser Zeit machte er Bekanntschaft mit Werken über Ägypten, und diese Beschäftigung entsprach seinen Neigungen. Durch Jakob Grimm ermuntert, lernte er semitisch, und die Alterthumsforscher Lepsius und Brugsch standen ihm zur Seite. Im Jahre 1861 begann er seinen ersten Roman „Eine ägyptische Königstochter“, damit schließt seine Jugendgeschichte; der zweite Theil wird dann die Zeit seiner weiten Wanderungen enthalten. Vernaleken.

Kleine Laube.

Sprüche.

Von Friedrich von Hausegger.

Du hast gewagt
Das Gute zu begeifern,
Ich seh', dir ist versagt,
Dem Guten nachzueifern.

Nie ist uns erschienen
Sträflicher anderer Gebaren
Als, wenn wir an ihnen
Un'sre Fehler gewahren.

Die Kunst gedenkst du zu wählen,
Vergebens um ihre Gunst
Wirst du dich müh'n und quälen,
Hat dich nicht gewählt die Kunst.

Bemühst dich umsonst, zu ergründen,
Was jedem wohlgefällt,
Dich selber musst du finden,
Willst du gewinnen die Welt.

Gleich des Diamanten Art
Kenn' ich nur das eine:
Weibes Kopf nur ist so hart,
Weibes Herz so reine.

Ein Mittel nur gibt's, nicht zu deuten
Zu schlecht ihr Gebaren den Leuten:
Ihnen nicht zuzumuthen
Zuviel des Guten.

Pflüg' und säe und sei nicht bange,
Der Esser läßt nicht warten lange.

Nicht kann dir Freude bereiten
Die schönste Melodie,
Spielst du sie
Auf verstimmten Saiten.

Willst du was gelten,
So musst du schelten,
Willst du was sein,
So schweige fein.

Es gibt wohl keine schön're Kunde
Als der eig'ne Gedanke aus fremden Munde.

Ist's ein and'res, ob das Dumme
Gethan des einzelnen Geist,
Oder ob es gleich in Summe
Weltgeschichte heißt?

Das sei euch geoffenbart,
Die stets ihr zu tadeln wisst!
Des Selbstlobes schlechteste Art
Das Tadeln anderer ist.

Der Humorist.

Mit ernsten Mienen lachen,
Das kann nicht jeder machen,
In tiefster Seele nur einen
Das Lachen sich und das Weinen,
Und wer es vermag, zu erzählen,
Was tief in heitren und tristen
Gedanken bewegt die Seelen,
Den nennt man einen Humoristen.

Dem Tondichter.

Willst du Worte, die befreien, finden,
Musst du den Befreiungsdrang empfinden,
Musst sie, bis sie frei erscheinen, künden,
Und sie, dass sie frei sich dünken, binden.
In der Form nur kündet sich das Schöne,
Und, dass voll es sich mit ihr versöhne,
Frei'ste Form der Dichtung Sprache kröne;
Löse Wortes Starrheit auf in Töne.

Jüngst erst wagte es ein Frecher,
Als verhängt sich ihre Schleppe,
Fasst die Fürstin kühn beim Arme,
Da sie strauchelt auf der Treppe.

Freilich büßte er die Kühnheit
Auch mit seinem jungen Leben —
Spöttisch wölbt sich ihre Lippe
Und die feinen Nüstern beben:

„Nie soll sich ein Niederer rühmen,
Dass berührt er diese Glieder",
Ruft sie stolz — da stürzt nach rückwärts
Eine Girandole nieder.

Und erschreckt will sie enteilen,
Doch ihr Kleid wird festgehalten
Von dem Leuchter, und die Flamme
Züngelt an den luft'gen Falten.

Sie zerreißt die prächt'gen Spitzen,
Ihre Schleppe rasch befreiend,
Stürzt hinaus aus dem Gemache,
Angsterfüllt nach Hilfe schreiend.

Schrecklich schön im Flammenmantel
War die Fürstin anzuschauen,
Scheu zur Seite weicht der Diener,
Und der Zofen Tross mit Grauen.

Keiner wagt's, sie anzutasten —
Durch die Gänge, durch die Thüren
Flieht sie zu des Schlosses Pforten,
Wo die Wachen präsentieren.

Ja, die Wachen präsentieren
Vor der Fürstin, die in Flammen,
Bettlergleich im Staub der Straße
Ächzend, sterbend bricht zusammen.

Jenny von Reuß-Hoernes.

Quisisana.

Ein stiller Raum, ein trautes Stübchen ist es
Von Lampenlicht und Blumenduft durchflossen;
Dem Lärm des Stadtgetriebes wohl verschlossen,
Beseligender Friede nur durchgießt es.

Ein wundersames Märchenglück erschließt es,
Es leuchtet hier auf jedem Stück ergossen;
Aus warmem Ofen plaudert's unverdrossen,
In jeder Ecke lauscht und winkt und sprießt es.
Was sonst die Welt an Ruhm mir gibt und Helle,
Ich leg' es hin an dieses Zaubers Schwelle.
Wird einst ein Glück mir noch so unermessen —

Das Stübchen kann ich darob nicht vergessen.
Denn was mein Herz in diesem Raum gefunden,
Mein Quisisana ist es, mein Gesunden!

Ottilie Bibus.

Glaube.

Der Herbstwind braust im Forste kalt
Und fegt die Blätter fort.
Ein Mütterchen, gebeugt und alt,
Sucht dürre Reiser dort.

Sie stöhnt und ächzet oft und laut,
Ihr Mühsal nie vergeht,
Als einmal sie ein Bild erschaut,
Das tief im Walde steht.

Frau Venus mit dem Knaben hold
Erglänzt im Laubgezelt:
Der heitern Liebe schöner Sold,
Der lustentzückten Welt.

Geborsten ist der Marmelstein,
Das Kind der Waffen bar,
Und bietet nur mehr noch den Schein
Von alter Schöne dar.

Mit Epheu ist es dicht umrankt,
Was ihm zum Schutz gedieh.
Das Mütterchen zum Bilde wankt
Und sinket in die Knie:

„Maria, Mutter Gottes blick
Herab auf meine Noth!
O walte gnädig mein Geschick,
Wend' ab, was mich bedroht!"

Sie betet lang im Wald allein
Und spricht ihr Herzleid aus
Und küsst mit Inbrunst dann den Stein
Und geht getrost nachhaus!

Ludwig Brunner.

Das Stiefkind.

„O guter Vater mein,
Die Mutter wird stets schlimmer,
Läßt abends oft allein
Mich hier im dunklen Zimmer! —"
«Schlaf' ein, mein Kind, schlaf' ein! —»

Wanst kronk bist, mei Du!*)

Wanst kronk bist, mei Du,
Wird da zlong schon a Stund,
Do bamst dih hölltrutzi
Und schreist nochn Gsund.
Zerst auwazt und fluachst,
Aft findlst und ruachst.
Und wan s groubi Trutzn
Scha go nix will nutzn,
Aft häibst on zan betn,
Du mei, ih woaß s eh,
Und häibst on zan woana,
Jo, s Leidn thuat holt weh.
No kemens dih tröstn,
Und helfn kon koana;
Wanst sot bist von betn
Und müad bist von woana,
Aft mochst nouh an Heschaza,
Leidst und bist still,
Und sogst „Wia Goud will!“ R.

*) Erklärung: der Gsund, statt: die Gesundheit; auwazn: auweh schreien; findln: das leise und gleichmäßige Wimmern des Schwerkranken im Halbschlafe; ruachn: sich sehnen; Heschaza: schwerer Seufzer.

Ein Schlaumeier.

In der Nähe der Residenz liegt am Kreuzungspunkte von vier Straßen die Restauration und Sommerwirtschaft zur „Rose“. In früheren Jahren ziemlich frequent, war sie vergangenen Sommer aber so schlecht besucht, dass der Wirt fast verzweifeln wollte. Am meisten aber ärgerten ihn die Radfahrer. Auch das schlechteste Wetter hielt sie nicht ab, ihrem schönen und gesunden Vergnügen nachzugehen, aber leider segelten sie regelmäßig an der „Rose“ vorbei, trotz der verlockendsten Inschriften, die der Wirt an seinen Localen anbringen ließ, als da sind: „Gedeckte Kegelbahn, Sommerlocale geheizt, echtes Münchner Hofbräu“ u. dgl.

„Am meisten ärgert es mich“, sagte er eines schönen Morgens zu seinem Hausknecht, als wieder zehn bis zwölf Radler vorbeischnurrten, „dass die Kerle nicht einkehren, und alle haben doch mehr oder weniger Geld.“ – „Die wollt ich schon hereinbringen, nix leichter als dies.“ — „Aber wie? Man kann doch die Leute nicht zwingen.“ „Na“, sagte der alte Andres, der aus jenen alten Zeiten stammte wo die Fuhrwerke noch die Straßen belebten, — „wissen's wie's Ihr Vater selig g'macht hat, als es ihm g'rad so gangen ist mit den vielverzehrenden Fuhrleuten? An alten Wagen hat er kauft, mit 'r Placken d'rüber und hat ihn vor's Haus g'stellt, sag' Ihne, do hat einer nach em andern still g'halten und sein schön's Geld verzehrt, und Ihr Vater hat durch gute Bewirtung dafür gesorgt, dass keiner mehr ausblieben ist. Machen Sie's nur auch so, ein alt's Radl läst sich ja leicht auftreiben, dös lehnens an's Haus, und ich wett darauf — sie kommen.“ Am andern Tag schon lehnte an der „Rose“ ein ausrangiertes Zweirad — auf dem Fenstersimse lag eine „Radlermütze“ sehr auffallend placiert — und bald darauf kam ein Radler, fragend, wo der College sei, dessen Rad hier lehne?“ — „Der ist oben, kommt bald 'runter.“ „Ein Schöpplein“, rief er. — Bald kam ein zweiter. So gieng es fort jeden Tag. Die Prophezeiung des Hausknechtes hatte sich erfüllt.

Poetenwinkel.

Romanze.

Im Gemach, im Königsschlosse
Vor dem Spiegel sich zu schauen
Steht die Fürstin als die Schönste
Von Hispaniens schönen Frauen.

Ihres Busens Marmorweiße
Gleißt aus altersgelben Spitzen,
Die bis auf den Boden rieseln,
Und die Diamanten blitzen.

Mehr noch blitzt ihr schwarzes Auge,
Das die Neider sieht erblassen
Ob der Schönheit, und die schönsten
Ihrer Damen sind entlassen.

Damen nur vom höchsten Adel
Durften ihr das Mieder schnüren,
And'ren war's bei Todesstrafe
Untersagt, sie zu berühren.

ʼs erste und ʼs letzte Busserl.

Zwoa Äugerln hell, a Herzerl frisch
Hat s Dianderl ghabt beim See;
Die Wangerln roth, die Zahnerln weiß,
Grad wie a neucha Schnee.
Dem Dianderl war a Bua so guat,
Als war's sein Lebensstern;
Doch s Dianderl thuat grad mit den Buam,
Als hätt's n gar nit gern.
Doch oamal war's im schönen Mai,
Wo d Bleamaln neu auflebn,
Da hat's n an ihr Herzl druckt
Und — s ersti Busserl gebn.

Der Bua war brav, und treu und guat;
Das hat das Dianderl gfreut;
Und dass 's eahm hat ihr Herzerl gschenkt,
Hat's später nia bereut.
Der Bua war schir oft narisch wordn,
So hat er 's Dianderl gliabt;
Am Händen hätt er 's tragen mögn
Und nia hat er 's betrüabt.
Der Sommer is ins Land eingruckt,
Und — wia's schon geht im Lebn,
So habn sih die zwoa jungen Leut
Noch manches Busserl gebn.

Das Glück, das is gar selten treu,
So mancher hat's probiert;
Und so war's a den Buam net treu.
Er hat's sein Lebtag gspürt.
Auf amol wird eahm s Dianderl krank,
Und wird eahm nimma gsund;
Und is a gstorbn, da moant der Bua:
War's a sein letzte Stund.
Er steht bei ihren Todenbett
Und wias 's in Sarg neinhebn,
Da hat er gwoant, ihr druckt die Hand
Und — s letzte Busserl gebn.

Hans Ludwig.

Der Fasttag.

Die Bäu'rin tritt zu ihrem Mann,
Grad in der heiligen Wochen,
Und fragt ganz in der Still': „Was soll
I dir denn morgen kochen?"

Der Bauer schaut's großmächtig an:
«Thua mi nur net daschrecken,
Du woaßt ja do, dass mir sunst nix,
Als wia dö Knödeln schmecken.»

„No ja", sagt sie, „das woaß i schon,
Därfst aber net vergessen,
Dass morgn a großer Fasttag is,
Da sollst net so viel essen."

«Wia viel han i denn gwöhnli sunst?»
Thuat drauf der Bauer fragen.
„No, Stücka Vierzehni", sagt sie,
„Thuast alleweil vertragen."

Nach einer Weil' der Bauer sagt:
«Hast recht, es ist so besser;
Mach däsmal halt nur dreizehni,
Aber — machs a bissel größer!»

Richard Kraftel.

Lustige Zeitung.

Glücklich wiedervereint. „Wie seid ihr nur dazu gekommen, deine Frau und du, dass ihr euch nach so viel Jahren der Trennung wieder vereinigt habt?" — „Na, siehst du, mittlerweile hat sie mich so schlecht gemacht und ich hab' sie so schlecht gemacht, dass uns kein anderer haben wollte."

Gemüthlich. Gläubiger: „Wissen Sie auch, dass ich jetzt schon fast ein halbes Jahr tagtäglich zu Ihnen komme?" — Student: „Richtig! Na, alter Junge, wollen „du" zu einander sagen!"

Ein schlechter Junge. „Wart', ich sag's deiner Mama, was du für ein schlechter Junge bist! Spielst Murmeln um Geld!" — „Na, du vielleicht nicht?" — „Ja, aber du gewinnst!"

Billiges Verlangen. Sergeant (als ihn ein Rekrut beim Abspringen vom Reck auf den Fuß tritt): „Donnerwetter! . . . es ist ja gewiss gut für Sie, Schulze, wenn Sie in meine Fußtapfen treten wollen — aber warten Sie wenigstens, bis ich selber raus bin!"

Unverbesserlich. „Nun, Sepp, jetzt wilderst du wohl nicht mehr, seit du Jagdg'hilf' bist?" — „O na! Jetzt fisch' i' da drüben im See — dees is aa verboten!"

Schnellfertig. „. . Kein Scherz, Fräulein Irma; aus Liebe zu mir sind bereits zwei Mädchen wahnsinnig

„Der Mutter Hand ist kalt! —"
«Einst war sie warm und linde,
Da sie gestreichelt fein
Die Wangen ihrem Kinde.
Schlaf' ein, mein Kind, schlaf' ein! —»

„Die Mutter küsst mich nicht! —"
«Sie gab dir Küsse, warme,
Als du, noch zart und klein,
Geträumt in ihrem Arme.
Schlaf' ein, mein Kind, schlaf' ein! —»

„Der Mutter Blick ist streng,
Der einst gelacht so milde! —"
«Ist alles Trug und Schein
Von eines Traumes Bilde.
Schlaf' ein, mein Kind, schlaf' ein! —»

„O sag' mir, Vater mein,
Liebt mich denn Mutter nimmer?!"
«O sieh, wie licht, wie rein
Des Abendsternes Schimmer!
Schlaf' ein, mein Kind, schlaf' ein! —

Dann wird die Mutter gleich
Nach ihrem Kinde fragen,
Dich lieben, herzen fein,
Wie einst in schön'ren Tagen.
Schlaf' ein, mein Kind, schlaf' ein! —»

G. Del-Pero.

Zuflucht.

Daheim in Stubenenge
Mein Athem wird zu klein,
Da draußen Luft in Menge,
Da wird mir besser sein.

Was Murmelbächlein leise
Geheimnisvoll erzählt,
Klein Vögleins Liedesweise,
Das ist's, was mir gefällt.

Im Blau die Wolken wallen,
Sie schauen nieder still,
Von meinen Lieben — allen
Sie bringen Grüße viel.

Und all die Stunden wieder
Der Jugend Fröhlichkeit —
Und all die hellen Lieder
Sind da aus alter Zeit.

Im dunklen, duft'gen Schatten,
Auf Mooses reichem Pfühl —
Wie wohl thut da dem Matten
Ein Ruheplätzchen kühl.

Im grünen Tann dem Rauschen
Durch hohe Wipfel hin —
Dem will ich wieder lauschen
Mit süßberauschtem Sinn.

Zu ihr — zur Freundin gehen —
Will ich — hinaus zu ihr!
Such' Lind'rung all der Wehen
Waldeinsamkeit bei dir!

Groder.

Der Tod und der Poet.

„Wer stört in stiller Mitternacht,
Wer pocht, wer kommt herein zu mir?"
«Ich bin's, der Tod, der immer wacht,
Ich bin dein Freund, bring' Ruhe dir!»
„Ach viel zu früh noch! Frist mir schenk!
Wo anders hin die Schritte lenk'!

So manche laufen da herum,
Verwirrt, voll Unruh, voll Verdruss,
Von denen keiner weiß — wie dumm
Er ist — und was er soll und muss;
Die führe ab du — sanft und lind,
Dass sie uns nicht im Wege sind!

Ich hab' nicht Gold, ich hab' nicht Rang,
Doch alles mir so gut gefällt,
Es braust mein Blut in süßem Drang,
O schön, wie schön ist diese Welt.
Geh' — lass' mir Sonn- und Mondenschein
Und all die lieben Sternelein!

Mich freut die Au, der Vöglein Lied,
Das lust'ge Bächlein silberhell,
Die Wolkenschar, die oben zieht,
In dunkler Schlucht der Felsenquell —
Und was in Luft da summt und singt,
Mit Wonne mir die Brust durchklingt.

Such' nur — es find't sich nicht gleich wer,
Der alles das — wie ich — verehrt;
O durch den Wald das Rauschen hehr
Allein schon ist ein Leben wert.
Du lachst? Ei, trockener Patron!
Du lachst! Verstehst ja nichts davon!

Was mich erhebt, was mich entzückt
Das kündet jedem gern mein Wort;
Soll jeder sein, wie ich, beglückt,
Sei jedem Erde, Freudenort;
Was mir aus frohem Innern strahlt,
Das draußen sich grüngoldig malt.

Will schaffen, nützen noch, nicht Ruh,
Drum schenk' mir einige Dutzend Jahr'!"
Der Tod drauf sprach: «So zapple du,
Bis matt dein Herz und weiß dein Haar.
Doch denk' der Stund, vergiss sie nicht —
Und mach' auf mich auch ein Gedicht!"»

Groder.

— „Ach, ich versichere Ihnen, Herr Kanzleirath, eine solche Angst wie gestern habe ich in meinem ganzen Leben nicht gehabt! — Außer der officiellen Angst wegen der Acten, hatte ich auch noch eine besondere Privatangst, da meine Frau mit den Kindern sich bei der Landpartie nach Sonnenberg betheiligt hatte."

Nachts erhebt sich der kleine Hans in seinem Bette: „Mama! Ich bin so durstig!" — „Ach Kind, sei still und schlaf — du bist gar nicht durstig!" — Hans (nach einer Pause): „Aber, Mama, ich muss ein Glas Wasser haben — ich bin so durstig!" — „Wenn du nicht gleich einschläfst, komme ich mit der Ruthe!" — Darauf der Kleine: „Ach bitte, Mama, wenn du aufstehst, um mich zu hauen, bring mir doch gleich ein bisschen Wasser mit."

Sicheres Mittel. Der alte Goldstein: „Geld kann ich Ihnen nicht mehr borgen, Herr Baron. Aber ä Mittel wär ich Ihnen sagen, wie Sie können wieder kommen auf de Beine — verkaufen Sie Wagen und Pferde!"

Der Generallieutenant Graf Coutard war zum Großkreuz der Ehrenlegion ernannt und erschien am Hofe, wo ihm von allen Seiten Glückwünsche ausgesprochen wurden. Er verneigte sich artig und sagte: „Mein Vater ist nur ein armer Handwerker gewesen." Einer der Höflinge wehrte herablassend ab mit den Worten: „Aber es ist ja nicht nöthig, lieber Graf, dass Sie Ihre Abkunft uns mittheilen . . ." „Herr!" rief da Coutard beleidigt und sich hochaufrichtend aus: „Sie glauben wohl, es geschehe aus Bescheidenheit? . . . Ich bin stolz darauf!"

Eine zarte Seele. Während einer kleinen Theegesellschaft wird das Localblatt gebracht, und der Sohn des Hauses liest auf allgemeinen Wunsch die neuesten Neuigkeiten vor, unter anderen folgende: „Gestern nachmittag wurde der Laufbursche des Kaufmanns Scholte im Hofe des Hauses Marienstraße Nr. 6 so von dem zufällig befreiten Kettenhunde am linken Oberschenkel zerfleischt, dass die Überführung des Schwerverletzten nach der königlichen Klinik angeordnet werden musste." – „Ach, das arme Thier!" flötet mitleidig ein älteres Fräulein. „Thier!?" rauscht staunendes Echo aus dem Kreise. „Nun ja", seufzt die holde Dame, „das hat doch gewiss deshalb furchtbare Prügel gekriegt!"

Alexander Dumas' Sohn speiste eines Tages in Marseille bei dem Doctor Gistal, einem der angesehensten und gepriesensten Ärzte der Stadt. Als das Essen eingenommen war und man in den Salon gieng, um dort Kaffee zu trinken, sagte Gistal zu seinem berühmten Gast: „Lieber Dumas — ich weiß, Sie improvisieren reizend — beglücken Sie mich mit vier Zeilen — hier, in diesem Album!" — „Gern", erwiderte der Dichter. Er nahm seinen Bleistift zur Hand und schrieb:

„Seit unser Stolz, Doctor Gistal,
Das Wohl der guten Stadt bewacht,
Hat man zerstört das Hospital —"

„Schmeichler!" unterbrach ihn der Arzt, der lächelnd über seine Schulter sah. Doch Dumas schrieb weiter:

„Und einen Kirchhof d'raus gemacht."

Von Junggesellen, den armen Schelmen.

Nicht wahr, liebe Leserinnen? Nun ich meine es ja auch. Lassen wir sie nur zappeln, es geschieht ihnen schon recht. Doch ein wenig beobachten wollen wir die Schelme, wie sie es treiben, bis sie am Ende sind.

In einer lehrreichen Schrift heißt es:

„Bis zum fünfundvierzigsten Jahre sind die Hagestolze – man hofft da immer noch, sie würden sich in später Liebe irgend einem weiblichen Wesen dauernd anschließen — ganz erträgliche Mitglieder der Gesellschaft, von dem fünfzigsten Jahre ab macht sich dann allmählich der Fluch des Cölibats geltend. Bis dahin haben sie außer

geworden – und Sie sollten mich wirklich nicht lieben können?“ — „Nein, Herr Lieutenant!“ – – „Also schon drittes wahnsinniges Mädchen!“

Wirksamkeit des Annoncierens. Erster Juwelier: „Ich habe die sichersten Beweise, dass man durch Anzeigen sehr schnell Resultate erzielt!“ — Zweiter Juwelier: „So? Haben Sie einen besonderen Fall!“ — Erster Juwelier: „Ja. Vorgestern annoncierte ich, dass ich für mein Geschäft einen Nachtwächter suche, und noch in derselben Nacht wurde in meinem Laden eingebrochen.“

Von der Großmuth des Kapellmeisters Himmel folgende Geschichte. Himmel pflegte zu einer bestimmten Stunde des Vormittags sein Gläschen Wein in einer beliebten Wirtschaft zu trinken, wo er eine große Gesellschaft, die heitere Unterhaltung liebte, an sich zu fesseln verstand. Dem Wirte war der regelmäßig große Besuch sehr angenehm, weniger aber gefiel ihm, dass der Kapellmeister nie wie die anderen Gäste bezahlte, sondern, ohne nach der Zeche zu fragen, sein Local verließ. Als nun einmal Himmel mit dem Wirte allein war, drückte ihm dieser ein Papier in die Hand, auf welches die Summe aller Zechen seines treuen Gastes von ziemlich langer Zeit her nach Zeit- und Flüssigkeitsmaß berechnet war. Der Kapellmeister steckt den Zettel ein und empfiehlt sich. Andern Tages stellen sich die gewöhnlichen Gäste ein und fragen: „Ist denn der Kapellmeister noch nicht da?“ Himmel aber kommt nicht, die Unterhaltung lahmt, der Wein mundet nicht wie sonst. Auch die nächsten Tage bleibt der Vermisste fort; seine Kneipgenossen erscheinen auch nicht mehr; der Wirt erfährt, dass sein Schuldner jetzt anderswo seinen Wein trinkt, und dass die lieben Gäste ihm nachgezogen sind. Der Wirt macht gute Miene zum bösen Spiel. Er schreibt seine Rechnung auf zwei Zettel, die eine Hälfte davon auf den einen, die zweite auf den andern, und geht damit bei früher Stunde zu Himmel, der gerade bei guter Laune ist. „Herr Kapellmeister“, sagt er, „es sollte mir leid thun, wenn ich Sie neulich durch meine pedantische Ordnungsliebe beleidigt und von meinem Hause entfernt hätte. Da sehen Sie, wie ich es mit Ihrer Rechnung gemacht habe. Die eine Hälfte behalte ich und zerreiße sie; damit ist sie also abgethan. Die andere nehmen Sie gefälligst in Empfang.“ — „Wie?“ fragte der Kapellmeister. „Ich sollte mich von Ihnen an Großmuth übertreffen lassen? Sehen Sie hier, ich nehme die andere Hälfte der Rechnung und zerreiße sie auch!“ — Der verblüffte Wirt meinte: „Ach — kommen Sie man nur wieder, wo möglich noch heute. Ohne Ihren Wunsch sollen Sie durch mich nicht mehr mit Rechnungen gequält werden.“ — Der Kapellmeister kam, die ganze frühere Gesellschaft zog ihm wieder nach und der Wirt bedauerte seine Großmuth nicht; Himmel aber vergaß seinerseits nie wieder, seine Zeche sofort zu begleichen.

Zur Nachachtung. Herr Commerzienrath Eilig hatte die Gewohnheit, augenblickliche Einfälle, um sie festzuhalten, auf den Manschetten zu vermerken. Eines Tages erinnert er sich an das nahe Geburtsfest seiner Gattin und schreibt: „Geburtstag meiner Frau — was diesmal geben?“ Am andern Morgen, als er die Notizen des vorigen Tages überfliegt, liest er darunter: „Nichts persönlich kaufen, treffe Geschmack nie — anständigen Credit auf Casse eröffnen!“

Ein Vorzug. Mutter: „Karl, wie kannst du nur so ungezogen gegen Deine Schwester sein!“ — Karl: „Ja, Mama, der Else, der giebst du natürlich immer recht, weil sie geläufiger weinen kann, als ich.“

Ein Beamtengemüth. „Nun, Herr Registrator, Sie mögen auch gestern nachmittag während des furchtbaren Gewitters eine schöne Angst ausgestanden haben in Ihrer hochgelegenen Registratur!“

Setzt man sein Leben aufs Spiel,
Um es zu erhalten.
Doch ist es verdorben,
So ist's nicht verloren,
In Hoffnung gestorben
Heißt wieder geboren. R.

Bücher.

Gottfried Kellers Nachgelassene Schriften und Dichtungen. (Berlin. Wilhelm Hertz. 1893.)

Dieser von Professor Dr. J. Baechtold in Zürich herausgegebene Nachlass wird sich in der Kellergemeinde großen Beifalls erfreuen; neue Freunde führt er dem Dichter trotz seiner mancherlei dichterischen Schätze kaum zu. Es müsste denn sein, dass der hier auftretende Kritiker Keller Achtung und Bewunderung erregte. Das wäre ganz in Ordnung. Man lese nur einmal die kritischen Aufsätze des berühmten Erzählers über Jeremias Gotthelf. So sollte man allerorts, wo geistige Mittel dazu vorhanden sind, kritisieren — so kenntnisreich, so objectiv, so klipp und klapp, so strenge und so wohlwollend. So erscheinen die vor 40 Jahren geschriebenen Aufsätze im Vergleiche zur modernen Kritik. Und doch hat Gottfried Keller später diese literarische Arbeit „unüberlegt und flüchtig" genannt. Da sieht man, wie ernst und gewissenhaft es manche Leute nehmen, wenn sie über das Werk eines andern urtheilen sollen. M.

Wilde Kirschen. Erzählungen aus dem Schwarzwalde von Heinrich Hansjakob. Dritte, verbesserte und erweiterte Auflage. (Heidelberg. 1893.)

Erwähnenswert ist, was der Verfasser selbst über dieses Buch im Vorworte sagt:

„Jeder Mensch ist ein Original aus Gottes Hand. Je mehr er cultiviert und gebildet wird, umso stärker verblasst die Originalität. Je blasirter und unnatürlicher diese Bildung, umso rascher geht's mit dem Original-Menschen zu Ende. Darum muss man die Originale dort suchen, wo die moderne Bildung noch nicht daheim ist, in jenem großen Meere der Menschheit, das wir Volk nennen, da schwimmen sie noch herum.

Gar treffend sagt Freiherr L. von Stolberg: «Man muss den Menschen im Volke suchen, und Diogenes hätte seine Laterne sparen können, wenn er nicht in den Straßen Athens auf der Suche herumgetappt wäre.» Wer sie noch fangen will, diese Originale, hat aber Eile, denn bereits bringt das «Süßwasser» der heutigen Cultur in alle Schichten des Volkslebens, die Original-Menschen sind am Aussterben. Wie die Cultur jedes Volk, das in die Geschichte tritt, aussaugt, ruiniert und dann wegwirft, so macht sie es auch mit den einzelnen Original-Menschen.

Ich bin in meiner Jugendzeit noch unter einer Menge von Originalen als kleiner Weißfisch herumgeschwommen und will, alt geworden, eine Anzahl von ihnen im folgenden Buche ans Land ziehen, nicht, weil ich mir einbilde, damit der Welt einen Dienst zu leisten, sondern weil ich eine Freude habe an den ehemaligen Naturmenschen, und weil es mir ein wahrer Genuss ist, sie aus meinen Erinnerungen herauszufischen.

Ich habe es dabei vorzugsweise auf eine besondere Art von Originalen abgesehen, auf die Kleinbürger und die Handwerksleute in den Landstädtchen. Sie unterscheiden sich vom Bauern-Original lediglich dadurch, dass sie mit ihrer den Bauer nicht überragenden Volksschul-Bildung in der Welt draußen waren. Die Wanderschaft hat ihre geistige „Bildung" nicht alterirt, nur ihr Handwerk ausgebildet und an ihre Originalität einige Schnörkel und Arabesken gezeichnet, durch welche dieselbe nur mehr illustriert wird.

„Wilde Kirschen" nenne ich meine Leute, weil die Original-Kirsche, wie der liebe Gott sie bei uns wachsen läßt, die „wilde" ist. Sie hat keine Cultur, ist nicht „gezweigt" und veredelt, enthält aber weit mehr Geist und Schärfe, als ihre cultivierte Schwester. Gerade so die Natur-Menschen.

Ich bemerke noch ausdrücklich, dass ich meine Originale streng nach der Natur und dem wirklichen Leben gezeichnet habe. Auerbachs und Roseggers Volksgestalten, so wunderbar poetisch sie auch sind, haben mir zu viel von der Phantasie der beiden Dichter. Unsereiner ist ein armseliger Stümper diesen genialen Poeten gegenüber; ich könnte nicht so schreiben, ich will es aber auch nicht.*) Ich lasse meine Kinzigthäler aufmarschieren, wie sie „leibten und lebten". Das allein hat nach meiner Ansicht für die Kenntnis der Menschennatur, wie sie im Volke auftritt, einigen Wert.

Es sind keine edlen und großen Charaktere. Die sind überhaupt selten im Leben. Es sind Menschen mit allen Fehlern,

*) Der Verfasser der „Wilden Kirschen" braucht sich nicht hinter dem Baume zu verstecken. Er hat Sachen geschrieben die man dreist zu dem Besten der deutschen Landgeschichtenliteratur zählen darf. Dass er nicht, wie die von ihm genannten Autoren, seine persönliche Art, seine Individualität hineinlegt, sondern genau „nach dem wirklichen Leben" zeichnet, wird besonders in unserer dem „Naturalismus" zuneigenden Richtung als Vorzug empfunden werden. R.

ihrem Berufe noch allerhand schöngeistige Interessen, spielen Cello, treiben Blumenzucht, sind rührige Mitglieder des Verschönerungsvereines oder schreiben honorarfreie Novellen und patriotische Gedichte, sind gern gesehene Gäste am Stammtisch und in der „Erholung“ und trinken noch nicht mehr, als sie vertragen können; Manche orientieren sich sogar während des lieben langen Tages im Conversationslexikon über das, was sie ihren Bekannten abends in der Kneipe erzählen wollen, einige haben stets die Tasche voll drolliger Geschichten und verstehen es zuweilen mit leidlichem Anstand, pikant zu sein. Ihr Gesundheitszustand lässt in diesem Stadium noch nicht viel zu wünschen übrig; sind sie von Natur lebhaft, so werden sie hager, huldigen sie dem Phlegma, so werden sie beleibt: das Essen schmeckt beiden noch ausgezeichnet. Sobald sie jedoch die Fünfzig überschreiten, treten die typischen Symptome des Hagenstolzenthums immer mehr zum Vorschein. Sie klammern sich noch einmal ganz krampfhaft an die Genüsse dieses Lebens, legen eine kurze Zeit noch einmal besonderen Wert auf ihre äußerliche Erscheinung, um dann auch in dieser Hinsicht lässig zu werden. Dann naht die böse Zeit der Selbstbetrachtungen, sie reden auf ihrer Bude und sogar auf der Straße mit sich selber, machen sich in besonders ärgerlichen Augenblicken, die jetzt immer häufiger werden, bereits Vorwürfe, dass sie ihr Geschick nicht wie die übrigen, die auch wussten, was sie thaten, an ein weibliches Wesen geknüpft haben. In Augenblicken nervöser Gereiztheit wandeln sogar ihre einstmals in Aussicht genommenen Bräute an ihrem geistigen Auge vorüber: diese hätte ihn gewiss ganz gern genommen, es war ein so herziges, gutes Ding, und jene hätte er am Ende auch haben können, die Kleine, mit den großen blauen Augen, wenn er nur muthig zugegriffen hätte. Mit dem Ende der Fünfziger erfasst sie langsam, aber sicher jener undefinierbare, die Gesundheit stetig unterwühlende Ekel, den sie anfangs ängstlich vor der Welt verbergen, der dann aber bei jeder Gelegenheit wider ihren Willen zur Geltung kommt, sie sind dann herrliche Objecte neurasthenischer Pathologie. Eine Zeit lang, wenn auch schon der Stammtisch längst keinen Reiz mehr für sie hat und sie vom leichten Mosel zu schweren Marken und zum Cognac übergehen, versuchen sie vergebens, durch forcirtes Kartenspiel sich die innere Öde wegzutäuschen. Manche fangen auch an, sich in diesem Stadium für die Kinder ihrer Bekannten zu interessieren, sie „werden Onkel“, während früher Kinder für sie ein Greuel waren. Ihre sämmtlichen Lebensgrundsätze gerathen eben ins Schwanken. Als Gesellschafter werden sie dann entweder langweilig oder arten in unangenehme Rechthaber aus. In dieser Periode glauben sie auch mit einemmal alle möglichen Krankheiten zu haben, welchen sie durch Geheimmittel beizukommen suchen. Ihre Klage über die Jämmerlichkeit dieser Welt wird bei ihnen ein stehendes Capitel. Immer deutlicher wird es ihnen klar, dass ihr Leben verfehlt, ihre Zukunft hoffnungslos ist. Sie verfallen endlich der Einsamkeit und haben weder den Willen noch die Kraft, sich von Zeit zu Zeit noch einmal aufzurütteln. Schlaflose Nächte, — Gewissensbisse — Groll, Ekel am Leben, Furcht vor dem Tode, das ist das Ende.“

Und recht geschieht ihnen. Warum wählen sie sich auf des Lebens gefährlichen Pfaden keinen Engel!

Warum? Weil mancher fürchtet, er könnte einen solchen „Engel“ erwischen — einen mit Gänsefüßchen.

Wiederholung des Lebens.

An Rosegger in Bezug auf Seite 311 des „Heimgarten“:

„Auf die Wiederholung des Lebens
Wartest du vergebens,
Darum sollst auf dein Originalleben
Besser acht geben!

Wr.-Neustadt. H. St.“

In allem Streben und Ziel,
In allen Mühen und Walten

vermögen. Zu den besten all der guten Gedichte zähle ich: „Abend“, „Wir Beide“, „Und als wir schieden“, „Gewitterstimmung“, „Wie damals“ und „Clara“. Ein sicheres Formgefühl glättet die Gedanken zu wohlklingenden Rhythmen, ohne sie in Reimgeklingel aufzulösen. Es sind schöne, ernste, reife Gedichte. Aber der Dichter ist so jung noch! Fühlt er wahrhaft seinen Jahren voraus, oder träumt er sich mit einer gewissen Absicht um ein paar Decennien weiter?

Vielleicht erklärt er uns dies Räthsel in einem nächsten Buche; vorläufig sei dies eine empfohlen.

S. v. K.

In Gängen und Höfen. Eine Hamburger Erzählung von J. Loewenberg. (Hamburg. 1893. Verlag von A. Goldschmidt.)

Wie der Verfasser in seiner Vorrede berichtet, ist sein Werk schon vor mehreren Jahren geschrieben worden, doch wurde die Herausgabe durch äußerliche Gründe verhindert. Nach den traurigen Ereignissen der letzten Zeit hält es jedoch der Verfasser geradezu für Pflicht, dasselbe zu veröffentlichen. Er bringt in seinem Buche, das mehr schildernd als erzählend gehalten ist, die traurigen wohnlichen Verhältnisse zur Anschauung, unter welchen die arbeitende Classe Hamburgs leidet. Er illustriert in ergreifenden Zügen die vielen eklen Laster, die in den elenden Zuständen ihren Ursprung haben und überläſst zum Schlusse der Phantasie des Lesers sich auszumalen, wie leicht todtbringende Seuchen in solchen Herden fußfassen können und wie fürchterlich sie dann in den ärmeren Schichten zu wüthen vermögen. Die Schicksale zweier Arbeiterfamilien zeigen, dass Gegenmittel nur ausreichend werden, wenn sie sowohl im Volke, als auch auf dasselbe angewendet werden. Sittliche Freiheit der niederen Bewohner und Verbesserung ihrer äußeren Verhältnisse sind die Hebel, vermittels welcher den Verfallenen noch Hilfe gebracht werden kann.

Das sehr lesenswerte Buch ist hübsch ausgestattet.

Armin.

Im Fluge. Neue Geschichten von Karl Strobl. (Leipzig. 1893. Literarische Anstalt Aug. Schulze. Filiale Wien, I. Franzensring 16)

In einem schön ausgestatteten Buche verräth uns der in seiner Vaterstadt Wien durch seine literarischen Arbeiten schon beliebt gewordene jugendliche Dichter die Gabe lebhafter Schilderung, inniges Verständnis von Naturschönheit, wahre, natürliche Religiosität und tiefe Kenntnis seelischer Regungen. In der sechsten und letzten der durchweg ansprechenden Sammlung macht sich auch das Talent geltend, eine humoristische Wendung trefflich darzustellen. Der Titel des Buches „Im Fluge“ erklärt sich nicht; die Stoffe sind voll erfasst und in befriedigender Ausführlichkeit ausgebeutet.

Armin.

Aus meinem Liederbuch. Von Karl Henckell. (München. Dr. E. Albert & Comp.)

Ich sage sogleich, dass es in dieser Sammlung viele ganz unbedeutende Gedichte gibt. Und nun darf ich's mit Freude künden, dass sie auch reich ist an natursinnigen, gemüthsinnigen Liedern, darunter einige, welche zu den allerschönsten der modernen Lyrik gezählt werden müssen. Die Liebeslieder erfreuen sich einer gesunden Sinnlichkeit. Am stärksten frappiert mich das frischkecke Gedicht: „Mein Lied“, welches als Programmgedicht gelten will und hier Raum finden soll.

Mein Lied.

Ich bin kein gotterkorener,
Kein himmlischer Prophet,
Ich bin ein staubgeborener,
Ein irdischer Poet.
All meines Geistes Glut
Ist Menschenhirn und -Blut,
In meiner Mutter Schoß
Keimt auf mein Dichterlos:
Ich bin kein Sterngesendeter,
Kein Engel aus der Höh',
Ich bin ein Unvollendeter
In Wonnen und im Weh.

Vom Vater trotzig-schweigender,
Von Mama weicher Sinn,
Vom Ahnen liedergeigender
Poet ich worden bin.
Beim ersten Liebeshauch
Tönte die Seele auch,
Leicht aus dem Kopfe schwang
Sich eig'ner Rhythmen Klang;
Ach, in der Heimat brausenden
Eichwäldern irrt' ich gern,
Im Föhrenhain, dem sausenden,
Träumt' ich von Glück und Stern.

Ich bin ein schwertgegürteter
Vorkämpfer in der Schlacht,
Ich bin ein zartbemyrtheter
Spielmann auf stiller Wacht.
Protzt die Verlogenheit,
Bin ich zum Hieb bereit,

die dem Menschsein anhängen, aber es sind keine übertünchten Gräber, keine blasierten Culturmenschen.

Ich lasse sie in verschiedenen Lebenslagen auftreten, um zu zeigen, dass überall im Volksleben Natur und Poesie zu finden sind.

So möge denn dies Buch ein weiterer Beitrag sein zur Kenntnis des Volks- und Menschenlebens auf deutscher Erde. Und wenn ein oder der andere Leser in demselben Tadelnswertes findet, so möge er bedenken, dass der Verfasser in mancher Hinsicht eben auch zu den „wilden Kirschen" gehört.

Schloß Kostenitz. Novelle von Ferdinand von Saar. (Heidelberg. Georg Weiß. 1893.)

Wir freuen uns in diesem neuen, ganz merkwürdigen Büchlein besonders wieder der großen psychologischen Feinheiten und der echt künstlerischen Form, Vorzüge, die eigentlich bei Meister Saar selbstverständlich sind. Weil wir in der Epoche literarischer Verwilderung leben, muss man solche Kleinode besonders achten. M.

Kunstgeschichtliche Charakterbilder aus Österreich-Ungarn. Unter Mitwirkung von Moriz Hoernes, Robert Ritter von Schneider, Josef Strzygowski, Josef Neuwirth, Heinrich Zimmermann, Alfred Nossig herausgegeben von Albert Ilg. Mit 102 Originalzeichnungen (2 Radierungen, 3 Heliogravuren und 99 Textabbildungen). Verlag von F. Tempsky in Wien und Prag.

Das vorliegende Buch hat die Aufgabe, den Leser auf das noch wenig geschilderte Gebiet der kunstgeschichtlichen Entwickelung in Österreich-Ungarn zu geleiten. Das hier Gebotene soll eine Lectüre sein, durch welche sich ein ziemlich reiches Gesammtbild vom Werdegange der bildenden Künste auf dem Boden unseres Heimatlandes eröffnet, angefangen von jenen frühesten Epochen, in welchen wir die ersten Spuren künstlerischen Schaffens bei einem unbekannten Menschengeschlechte begegnen, eine Culturthätigkeit primitiver Art, von der uns heute nur Funde im Schlamme unserer Seen Kunde überliefern. Die Schilderung tritt dann in das klarere Licht des geschichtlichen Zeitalters ein und berichtet uns von der Herrlichkeit römischer Architektur im Süden Österreichs, erzählt von der wachsenden Cultur des Christenthums, durchschreitet die weiten Zeiträume des Mittelalters, der Renaissance-, Barock- und Rococozeit und schließt mit einem Bilde des mächtigen Aufschwunges der Kunst unserer Tage, in welchen Österreich, besonders auf dem Gebiete der Architektur, unter dem kunstfreundlichen Mäcenatenthume unseres erhabenen Monarchen eine der ersten Stellen unter denjenigen Ländern eingenommen hat, welche sich großer kunstgeschichtlicher Bedeutung rühmen können.

Sein Inhalt will aber den Gegenstand nicht erschöpfen und lückenlos dem Studium entgegenbringen, sondern es sollen in diesen Blättern, wie schon der Titel „Charakterbilder" andeutet, bloß einzelne besonders hervorragende und interessante, oder gerade für Österreich-Ungarn bezeichnende Erscheinungen des Kunstlebens aus der langen Reihe der Jahrhunderte herausgegriffen und abgeschlossen geschildert werden.

Diese Worte leiten das Werk ein, auf welches wir noch zu sprechen kommen dürften. V.

Rom und römisches Leben im Alterthum. Geschildert von Hermann Bender. (Tübingen. Laupp'sche Buchhandlung. 1893.)

Gediegen im Texte, glänzend in der Ausstattung, ein vornehmes Werk durch und durch — besser läßt sich dieses schöne, reichillustrierte Buch, welches auch in Lieferungen erscheint, nicht bezeichnen.

M.

Gedichte von Richard Specht. (München. Verlag von Seitz und Schauer. 1893.)

Gedichte! Wer liest heute Gedichte?! Und dennoch werden unter den hunderttausend von Liedern tausend gut geschrieben. Es wird auch wieder die Zeit kommen, wo man, romanmüde, den unvergleichlichen Wert eines echten Gedichtes erkennen und seinem Zauber gerne sich hingeben wird. Die literarischen Feinschmecker thun es heute schon, und da ihrer immerhin eine ganz schöne Zahl ist, so wagen sich die Dichter wieder mit Gedichten hervor, und sie thun recht daran.

Richard Specht ist einer von der jungen Naturalisten-Schule zu Wien, die Ibsens Banner tragen und bei Gerhardt Hauptmanns ergreifendem Schauspiele „Die Weber" in Extase gerathen.

Seine Gedichte sind realistisch, aber trotzdem von einem gewissen keuschen Schimmer überflossen und deshalb singen sie sich melodisch und überzeugend ins Herz. Der junge Dichter theilt das Buch in „Frauenbilder", „Stimmungen" und „Buch des Zweifels". Unter den „Stimmungen" finde ich die besten seiner Lieder, und das gilt mir als ein gutes Zeichen. Denn Stimmung ist etwas so Unfassbares, dass nur kluge Dichterhände es zu fassen und zu halten

Die Scham ist ein Zeugnis der Zeugekraft. Wer sich schämt, der hat ein Zartes zu hüten. Schamlosigkeit ist das Merkmal der Unfruchtbaren.

Dass du anderer Menschen Thun nur aus der Niedertracht begreifest, ist ein Zeugnis, dass du selber niederträchtig bist."

So viele der Proben. —

Jeder danke Gott, der solche Gedanken hat, doch braucht er sich darum noch lange nicht einzubilden, dass er der neue Messias sei. Es wäre ja der alte noch ganz gut, wenn wir ihn nur beachten wollten.

M.

Auferstanden. Drama in einem Vorspiele und drei Acten von Louise Sigert. (Wien. M. Breitenstein.)

Die Heldin des Stückes, Lydia Günster, gehört zu jener Classe armer Mädchen, deren Geist und Bildung weit über ihren socialen Verhältnissen stehen, und die deshalb viel größere Ansprüche an das Leben stellen, als dasselbe ihnen zu bieten vermag. Als Waffen gegen das Leben haben sie nur trügerische Ideale anstatt Erkenntnis. Die Verfasserin gestaltet den Moment dieser Erkenntnis, der die Heldin der rauhen Wirklichkeit gegenüberstellt, und deren aussichtlosen Kampf mit sich selbst und der Welt zu einem tragischen Conflicte. V.

Zur Feier des fünfundzwanzigjährigen Bestandes der selbständigen Gemeindesatzungen von Cilli (1892) hat Gerhard Ramberg eine **Festschrift** herausgegeben, die der schönen Stadt an der Sann wahrhaft zur Ehre gereicht. Die heimischen Geister und Talente haben sich in dieser stattlichen und prachtvoll ausgestatteten Schrift ein ganz vornehmes und doch echt volksthümliches Stelldichein gegeben, wir finden die besten Namen des Landes, die in Wort und Bild und im Liede ihr Scherflein beitrugen zur Huldigung des alten, so schön aufblühenden Celeja. Dem Freunde der Heimat, und wer wäre das nicht! sei dieses Festbuch, welches im Verlage der „Deutschen Wacht" in Cilli erschienen ist, aufs Wärmste empfohlen. R.

Kowys humoristische Vortragsabende. Eine Sammlung von Original-Declamationen und Schilderungen aus dem Wiener Volksleben. Neue Folge von „Kowys humoristische Vorträge". (C. Daberkows Verlag in Wien.)

Ein ganz prächtiges Büchlein zum anmuthigem Zeitvertreibe. Manchmal greift es sogar tiefer, und Humor ist mit Weisheit gemischt. M.

Meyers Großes Conversations-Lexikon in neuer, fünfter Auflage. Ein Ereignis von Bedeutung für die gebildete Welt deutsch sprechender Zunge wird das begonnene Jahr zu verzeichnen haben. Wie uns die Verlagshandlung des Bibliographischen Institutes in Leipzig und Wien soeben mittheilt, beginnt dieselbe mit der Veröffentlichung einer auf das sorgfältigste vorbereiteten neuen, fünften Auflage der großen Ausgabe von Meyers Konversations-Lexikon. Meyers Conversations-Lexikon ist als Denkstein unserer heutigen Cultur- und Bildungszustände mit unserm Geistesleben aufs innigste verbunden. Jedes Neuerscheinen dieses Musterwerkes muss daher die weitesten Kreise ziehen.

Ein ungefähres Bild von den Leistungen, welche man in der gänzlich neubearbeiteten und vermehrten fünften Auflage von Meyers Conversations-Lexikon erwarten darf, entwirft bereits der vor uns liegende Prospect. Danach wird die neue Auflage auf nahezu 17.500 Seiten Text mehr als 100.000 Artikel umfassen und nicht weniger als 10.000 Abbildungen, Karten und Pläne im Text und auf 950 Tafeln, darunter 150 Chromotafeln und 260 Kartenbeilagen, versehen sein.

Wir werden auf dieses große Unternehmen noch manchmal zu sprechen kommen.

V.

Das Buch der Familienspiele. Sammlung der am meisten in Übung stehenden Ball-, Fang-, Lauf-, Wurf-, Kegel-, Kugel-, Brett-, Vexier-, Gesellschafts-, Karten- und Würfel-Spiele. Mit Angabe ihrer Usancen und Gesetze, zahlreichen Illustrationen und erläuternden Beispielen. Von S. Ulmann. (A. Hartleben. Wien.)

Das Werk erörtert die allerorten in Gebrauch stehenden Spiele (mit Ausschluss derjenigen, die als Sport betrieben werden, wie der mimischen und plastischen Darstellungen und der verschiedenen Räthsel, Logogryphe rc. rc.) in der Weise, dass deren Grundzüge, Usancen und Gesetze eingehend dargelegt erscheinen, von einer theoretischen Anleitung zu ihrer Erlernung jedoch ganz abgesehen wird.

V.

Kochbuch für Unerfahrene. Von Christine Thaler. (A. Hartleben. Wien.)

Mit Hilfe dieses „Kochbuches für Un-

Lieb' ich ein süßes Kind,
Wind' ich ein Angebind;
Kein Wahn von himmlisch blinkender
Unsterblichkeit mich narrt,
Ich bin ein zukunftwinkender
Poet der Gegenwart.

Bergfeuer. Evangelische Erzählungen. Von M. G. Conrad. (Dr. E. Albert & Co., München.)

„Mit kühnem Muthe greift der Verfasser hinein in die durch tausendjährige Traditionen geheiligte Legendensammlung des «Buches der Bücher». Das Leben und den Geist jenes Nazareners, der eine neue Welt erschuf, will er uns menschlich näher bringen. Er will den Sohn Gottes auf das Piedestahl der Menschheit stellen." Man dürfte doch gespannt darauf sein, was die clericale Kritik zu diesem Buche sagt; sie, die außer Rand und Band kommt, wenn ein weltlicher Poet sich mit religiösen Stoffen gläubig befasst. Hier wird sie anders bedient! — Wir nehmen einstweilen zur Absicht dieses Büchleins nicht Stellung, constatieren nur die wunderliche Thatsache, dass einer der wüthigsten Naturalisten sich an den denkbar idealsten Stoff machte. Aber ein Zeichen der Zeit ist es, dass sogar die Profansten der Profanen sich auf die Suche machen nach dem Heilande. M.

Moderner Musen-Almanach auf das Jahr 1893. Herausgegeben von Otto Julius Bierbaum. (München. D. E. Albert & Co.)

Das ist der Kalender der Modernen, auch die Jungdeutschen, die „Naturalisten", die bösen Buben sind dabei. Ich habe das umfangreiche Buch nicht ganz durchgelesen, so viel aber fand ich: Zuckerwasserpoesie ist es nicht. Manches ist verrückt und cynisch, manches ist toll und läppisch, manches ist bedeutend. Im ganzen ein formflüchtiges Sichgehenlassen, den Genialen bekommt es wohl, sie entfalten sich frei und stark; aber die schnöden Dichterlinge, die auf die Form verzichten, sind ganz ungenießbar. Die Sammlung zeigt, dass es auch unter den Jungen Talente und Stümper gibt und dass das „moderne" Genie ebenso Originelles schafft, als es das Genie zu aller Zeit gethan.

Der Almanach enthält auch von modernen Malern Bilder, die zumeist sehr hässliche Gegenstände darstellen. Man sieht das Bestreben, der Schönheit aus dem Wege zu gehen und sich der „Wahrheit" um jeden Preis an den Hals zu werfen. M.

Nackende Menschen. Jauchzen der Zukunft. Von Heinrich Scham. (Dresden, Dresdner Wochenblätter. 1893.)

Der Verfasser dieses drolligen Büchleins ist wahrscheinlich ein guter Mensch, aber gewiss ein schlechter Prophet, er behauptet allen Ernstes und mit schreckbar würdevoller Miene, dass nach fünfundzwanzig Jahren alle Menschen in Europa nackend gehen werden. Er selbst gehe heute schon so, sagt er. Der Mann lebt in Dresden. M.

Blätter der Erkenntnis. (Leipzig. Peter Hobbing. 1893.)

In Anbetracht der zersetzenden Bücher und Schriften, die mir fast täglich aus Norddeutschland zugehen, und die mitunter sehr ekelhaft sind, thut mir dieses Büchlein äußerst wohl. Es vertritt in manchmal allerdings ziemlich hochtrabender Form noch das Positive, es glaubt noch an ein Bestehen und Besserwerden. Viele Aussprüche sind echter Weisheit voll, z. B.:

„Die Glücksjäger haben das Glück verscheucht, denn es ist scheu gleich jungen Rehen.

Die beste Tugend ist: immer ein Gebender zu sein; die beste Tugend ist: zuerst an and're zu denken und dann an sich.

Aber nur der Fruchtbare kann geben; nur der Fruchtbare kann tugendhaft sein; nur der Fruchtbare kennt das Glück.

Die Habsucht ist die Furcht vor der eigenen Erbärmlichkeit.

Nur wer Kraft hat zu schaffen und zu zeugen, der kann ein Gebender, ein Tugendhafter, ein Glücklicher sein.

Besitzen sollt ihr, denn wer sitzen will, muss einen Sitz haben, und ihr sollt sesshaft sein!

Wer Land besitzet und es bebauet, der hat keinen Reichthum, sondern ein Erbe der Pflicht und der Arbeit.

Es gibt einen großen Glücksfresser, der heißet Neid! Gönn' ihm keinen Raum in deinem Herzen; er frisst mit der andern Glück auch dein eigenes.

Hüte das Glück deines Nachbars wie ein frisches Ei; wenn du es zertrittst, wird es eine Schlange gebären, die das Glück deiner Kinder frisst.

Wer nur eine Kunst kann, der kann auch diese noch schlecht; denn nur die Kunst, die das All überschaut, ist die wahre Kunst.

Suchest du einen Lehrer für deine Knaben, so frage ihn nicht: was weißt du? sondern: was kannst du?

Von Kalau bis Säkkingen. Ein gemüthliches Kreuz und Quer von Ludwig Hevesi. (Stuttgart. Adolf Bonz & Comp. 1893.)

Simson und Delila. Tragödie in fünf Acten von Fritz Lemmermayr. (Leipzig. Literarische Verlagsanstalt. 1893.)

Voltaire und Lessing. Lustspiel in fünf Aufzügen von Eugen Raaben. (Wien. Karl Konegen. 1893.)

Mozart. Festspiel zur hundertjährigen Todtenfeier. Im Auftrage der Stadt Wien geschrieben von Wilh. von Wartenegg. (Wien. Karl Konegen. 1893.)

Sanct Georg. Epische Dichtung von Lud. Brunner. (Großenhain. Baumert & Ronge. 1893.)

Golgatha. Eine moderne Höllenfahrt Von M. Weißenfels. (Zürich. Verlagsmagazin [J. Schabetitz]. 1893.)

Mattgold. Neue Dichtungen von Maurice Reinhold von Stern. (Zürich. Verlag von Sterns „Literarischem Bulletin der Schweiz". 1893.)

Aus tiefstem Herzen. Gedichte von Karl Bienenstein. (Dresden und Leipzig. E. Piersons Verlag.)

Gedichte von Konrad Rose. (Leipzig. Wilhelm Friedrich. 1893.)

Lieder der Waldfrau. Von Heriberta von Poschinger (Heinz Osser). Mit einer Illustration nach einer Originalzeichnung von G. Eckell. (Dr. E. Albert & Comp. in München.)

Gedichte von Friedrich Adler. (Berlin. F. Fontane & Comp. 1893.)

Schwanenlieder. Gedichte von Wilh. Ressel. (Verlag Moritz Rätze, Dresden.)

Leben und leben lassen. Ein Liederbuch von Rudolf Presber. Frankfurt a. M. C. Koenitzer. 1893.)

Gedichte in steirischer Mundart von Hans Fraungruber. (Wien, A. Hartleben. 1893.)

Nicht rasten und nicht rosten. Jahrbuch des Scheffelbundes für 1893. Herausgegeben von Josef Stöckle. (Stuttgart. Adolf Bonz & Comp. 1893.)

Lauterburgs **Illustrierter Abreißkalender 1893,** mit 365 Schweizerbildern mit geschichtlichen und geographischen Notizen. Herausgegeben von E. Lauterburg, Maler, Bern.

Illustrierte Musikgeschichte von A. Svoboda. Mit Abbildungen von Max Freih. von Branca. II. Band. Lieferung I. (Stuttgart. Verlag Grüninger.)

Die Juden und die deutsche Kriminalstatistik. Von W. Giese. (Leipzig. Fr. W. Grunow. 1893.)

Was soll man der Jugend zu lesen geben? Von W. Schirmer. (Ed. Lintz, Düsseldorf.)

Der Verbildungs-Spiegel. Untersuchungen über unsere moralischen Krankheiten. Eine Vorschule der Wiedergeburt von Johannes Guttzeit. (Großenhain. Baumert & Ronge. 1893.)

Hebels **Rheinländischer Hausfreund** für das Jahr 1893. (Druck und Verlag von J. Lang in Tauberbischofsheim.)

Badischer Landeskalender. Mit lehrreichen Erzählungen, lustigen Schwänken und vielen Bildern für das Jahr 1893. (Druck und Verlag von J. Lang. Tauberbischofsheim.)

Praktisches Obstbüchlein. Ein Leitfaden für den Unterricht im Obstbau. Von E. Gang. (Weimar. Hermann Böhlau.)

Die Arbeiterfrage und die Arbeiter-Versicherungsgesetze. Von einem Arbeiterfreunde. (Pilsen. Karl Maaschs Buchhandlung A. H. Bayer.)

Der Volks-Advocat. Von Dr. Wilibald Müller. (Teschen. Karl Prochaska.)

Kinder-Schutz und Pflege im frühen Lebensalter. Ärztliche Rathschläge von Dr. S. Kohn. (Wien. Max Werlin. 1893.)

Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie. Unter Mitwirkung von Max Heinze und Alois Riehl, herausgegeben von Richard Avenarius. (Leipzig. O. R. Reisland.)

Innere Schleimhaut-Massage und Pinselungen. Erwiderung auf Prof. O. Chiaris Angriff von Dr. Karl Laker. (Wien.)

Jugendfreund. Illustrierte Wochenschrift zur Belehrung und Unterhaltung für die Jugend von zehn bis sechzehn Jahren. (Breslau. Franz Goerlich.)

Das Land. Zeitschrift für die socialen und volksthümlichen Angelegenheiten auf dem Lande. Herausgegeben von Heinrich Sohnrey. (Trowitzsch & Sohn. Berlin.)

Postkarten des „Heimgarten".

W. M. Bruck. Dass nun auch bei bürgerlichen Ballfesten in den Zeitungen genau beschrieben wird, was die Frauen

erfahrene", dessen Inhalt seinem Titel vollkommen entspricht, wird auch jene Frau, die sich bisher noch gar nicht mit der edlen Kochkunst beschäftigte, in kurzer Zeit die Fähigkeit erlangen, ein schmackhaftes und gesundes Essen ohne übetriebenen Aufwand zu bereiten. Das Buch enthält Speisezettel für einen Monat jeder Jahreszeit, außerdem mehrere Menus für Festtage, die auf feinen Geschmack berechnet sind, ohne die Verhältnisse des Mittelstandes zu übersteigen. In dem Abschnitte: „Der Weinkeller" findet sich eine Anleitung für das Abziehen des Weines aus dem Fasse in Flaschen, welche an Genauigkeit nichts zu wünschen übrig läßt und die Hilfe eines Küfers vollständig überflüssig macht. Ein eigenes Capitel handelt von der Kücheneinrichtung und von den Vorräthen, welche für die Speisekammer eines bürgerlichen Haushaltes angeschafft werden sollen.

V.

Mit der soeben erschienenen Serie ist die **Bibliothek der Gesammtliteratur**, Verlag von Otto Hendel, Halle (a. S.), in den achten Jahrgang ihres Bestehens getreten; der Erfolg ist nicht ausgeblieben. Überall findet man jetzt die eleganten Bände dieser Sammlung in einfachem aber elegantem Leinenbande, die zu Geschenken geeignet sind. Die letzte Serie enthält: Die Waffen nieder! Drama in drei Acten nach Bertha von Suttner von Karl Pauli. Baumeister Solneß. Drama in drei Acten von Henrik Ibsen, deutsch von Dr. Paul Hermann. Gedichte von Ludwig Uhland. Herzog Ernst von Schwaben. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Ludwig Uhland. Laienbrevier von Leopold Schefer. Parerga und Paralipomena von Arthur Schopenhauer, herausgegeben von Dr. Hermann Hirt. V.

Laienbrevier von Leopold Schefer. (Otto Hendel, Halle a. S.)

Schefers Laienbrevier gehört zu jenen Werken, die, unberührt durch die wechselnden Strömungen des literarischen Lebens, stets eine kleine Gemeinde treuer Verehrer um sich versammelt halten. Das Buch kann nicht veralten, ebensowenig wie das Glaubensbekenntnis veralten wird, das es enthält: das Bekenntnis, dass jede Erscheinung der sichtbaren und geistigen Welt die That eines höheren Wesens ist.

V.

Aus deutschen Bergen. Blätter für Reise- und Heimatskunde. Illustrierte Monatsschrift für Gebirgs- und Verschönerungsvereine. (Aussig. F. W. Krondorf.)

Die ersten Hefte des achten Jahrganges liegen uns vor. Sie enthalten hübsche Sachen vorwiegend aus den böhmischen und sächsischen Bergen, aber nicht einen Aufsatz, der sich auf die Alpen bezöge. Gehört Obersteiermark, Salzburg, Kärnten, Tirol und die Schweiz nicht größtentheils auch sozusagen zu den deutschen Bergen?

M.

Die humoristische Wochenschrift „**Steirerseppel**", herausgegeben von Eugen Spork, ist ein höchst anständiges Witzblatt und allen Freunden harmlosen Humors bestens zu empfehlen.

R.

Die gemeinnützige Monatsschrift „**Nordwest**", 1877 durch August und Mathilde Lammers in Bremen begründet, ist mit Jänner 1893 an Dr. Wilhelm Bode in Hermsdorf bei Dresden übergegangen.

Dem „Heimgarten" ferner zugegangen:

Der Klosterjäger. Roman aus dem vierzehnten Jahrhunderte von Ludwig Ganghofer. (Stuttgart. Adolf Bonz & Comp. 1893.)

Novellen von Ferdinand Kürnberger. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt. 1893.)

Sonderbare Schwärmer. Roman von Max Kretzer. Zweite Auflage. (Großenhain. Baumert & Ronge. 1892.)

Kinder der Sünde. Zwei Geschichten aus den Tiroler Bergen von Julius Syentscheck. (Dresden und Leipzig. E. Pierson.)

Kleine Geschichten. Von Eugen Raaben. (Wien. H. G. L. Weichelt.)

„**Der Weihnachtsmann.**" Eine Novelle von Nina Musil Peterkau. (Dresden-N., W. Ulrichs Verlag.)

Ich weiß es nicht. Die Geschichte einer Jugend. Von Karl Busse. (Großheim und Leipzig. Baumert & Ronge. 1892.)

Wie ein Tiroler Büblein deutschnational wurde. Die Geschichte eines Kindes. Nach Aufzeichnungen eines Freundes. (Wolfenbüttel. Julius Zweßler. 1893.)

Lieder aus Lug' ins Land. Von Heinrich Pudor. (Dresden. Dresdner Wochenblätter. 1892.)

Heimgarten

7. Heft. April 1893. XVII. Jahrg.

's böse Kaderl.

Eine Geschichte aus den Alpen. Von P. K. Rosegger.

Eine um die andere Maß Wein musste das Kaderl aus dem Wirtshause holen, und wenn sie dann in der Stube hinter den beiden Trinkern ein Eichtl stehen bleiben wollte, befahl der Bauer: sie sollt' hinausgehen in die Küche, dass das Feuer nicht Schaden thue! — Und das Feuer brannte gar nicht mehr, an der verglosenden Glut hätte man kaum noch einen Erdapfel braten können! Und sie soll achtgeben auf das Feuer! Und drinnen hatten die zwei Männer so vertrackte Heimlichkeiten, und der eine war ein wildfremder Mensch, und dabei tranken sie Wein und dabei war der Bauer so erhitzt und aufgeregt — und das alles kam dem Kaderl, der kleinen, alten, buckeligen, hinkenden und doch rührigen Magd, dem einzigen Dienstboten, der noch im Hause war — gar so verdächtig vor. Wenn nur die Bäuerin schon daheim wäre! Sie richtet ja eh nichts aus. Wenn das viele Beten und Kirchengehen was nützen thät, müssten die Lughütterleute schon lange das Geld buttenweise haben. Also dachte das Kaderl, das also ja eine ganz bösartige Person sein muss. — Die Lughütterin war nämlich mit ihren zwei kleinen Dirndeln nach Sanct Thomas gegangen, hinauf zur Wallfahrtskirche im Gebirge. Sie war schon bei vielen Gnadenorten gewesen, um bessere Zeiten zu erbitten, denn es war nimmer zum Aushalten. Das Vieh, das Holz keinen Wert, für den Feldbau kein Dienstbote zu haben; Missjahre und hohe Steuern. Und die Gläubiger werden kotzengrob und schelten das Haus voll an und über-

für Kleider am Leibe hatten, gefällt uns schon gar wieder sehr gut. Das ist die richtige Art, die Leute immer mehr in den Kleiderluxus hineinzuhetzen, und wohin das führt, das werden wir schon sehen.

K. L., Judenburg. Über die Robot hat Dr. A. Mell eine fleißige und gelehrte Arbeit geliefert. Siehe „Mittheilungen des historischen Vereines für Steiermark", Jahrgang 1892.

J. S. A., Wien. Jene Nachricht über den „durchschlagenden Erfolg" der neuen Kienzl'schen Oper „Heilmar der Narr" in Graz sagte eher zu wenig als zu viel. Es war ein großer, nachhaltiger Erfolg, den nicht einmal ein negativer Localpatriotismus bestreitet. Nicht bloß das Publicum, auch die Kritik rühmte mit begeisterten Worten die Vorzüge der Oper, die — sowohl was Text als auch was Musik anbelangt — an Poesie ihres gleichen sucht.

* Georg Schönerer schickt uns ein Circular, in welchem er sich bitter beklagt darüber, dass die Wiener Antisemitenzeitung, genannt „Deutsches Volksblatt" ihn unflätig beschimpfe. Wenn alle Arier, welche von Antisemitenblättern (die „Unverfälschten" nicht ausgenommen) unflätig beschimpft werden, Circulare ausschicken wollten, die Circulare würden die Sonne verdecken.

* Das ländliche Genrebild „Auf der Jagd" von Friedrich Fels (wir glauben nicht an diesen Fels, rathen dreist auf den lieben Doctor Franz Feill) darf als vorzügliches Beispiel der Gattung gelten. Es ist ungesucht, natürlich, erster Vorzug; harmlos, zweiter Vorzug; lustig, dritter Vorzug, und grundgemüthlich, was alle Vorzüge zusammen bedeutet. Die heitere Musik von Franz Blümel, mit nur theilweiser Benützung steirischer Volkslieder, gibt dem Stückchen Flügel, so dass nicht zu wundern wäre, wenn es eines Tages auf und über den Semmering flöge ins Karltheater oder ins Josefstädtertheater oder in das an der Wien. Die Wiener haben ja gerne solche Sachen, und besonders die Leute vom Touristenclub müssten sich bei diesem Genrebild aus den Alpen prächtig unterhalten. Nur darf nicht einen Augenblick vergessen werden, dass es kein dramatisches Stück sein will, sondern nur ein Genrebild.

* Den Friedensfreunden ist der Vorschlag gemacht worden, dass zum nächsten Friedenscongresse, um das Interesse des Publicums und der Presse dafür zu erwecken, die Theilnehmer zum Orte des Congresses — D i s t a n z l a u f e n sollen.

A. Z. W., Graz. Das formvollendete Gedicht „Die Hahnenbalz" wäre dankbarst angenommen, wenn wir uns mit der Vorstellung vertraut machen könnten, wie das Thier gerade mitten in wonniger Liebessehnsucht den seligen Tod durch die Kugel stirbt. Uns wenigstens wäre ein solches Geschick höchst unangenehm. Selbst der sentimentalste Vogel zieht eine compakte Liebe vor, dem „seligen Sterben im Morgenroth". — Um einige der schlagendsten Aphorismen wird gebeten.

* Der „Heimgarten" hat im Jahre 1885 (IX. Jahrgang, Seite 149) eine organische Pflege des Volksliedes in den Städten angeregt. Seither hat dieser Wunsch eine schöne Erfüllung gefunden. In Wien hat Professor Pommer, der sich auch in anderer Art für das Volkslied verdient gemacht, einen Verein für Volksliederabende gegründet; solche Abende werden dort in verschiedenen Bezirken mustergiltig abgehalten und finden im Volke begeisterten Beifall.

* Die Freunde des jüngst verstorbenen Wiener Schriftstellers Friedrich Schlögl wollen dem Verewigten ein einfaches, würdiges Grabmal setzen. Wer dazu sein Scherflein beitragen will, der sende es an Herrn Alois Weiß, Wien I. Getreidemarkt 16.

* Bitten uns unverlangte Manuskripte nicht zu schicken.

D a n k.

Während meiner schweren Krankheit sind mir aus aller Welt so zahlreiche und große Beweise der Theilnahme zugegangen, dass es mir ganz unmöglich wäre, jedem besonders gebürend zu danken. Wie haben mich diese Zeichen des Wohlwollens und Mitfühlens getröstet und ermuthigt! Da bin ich wieder inne geworden, was Gemeinsamkeit und Theilnahme bedeutet: Man fühlt sich einer tückischen Macht gegenüber nicht mehr allein und ich glaube fast, dass die treuen Wünsche so vieler dazu beigetragen haben, mein Geschick zu versöhnen. Die Genesung ist zwar noch nicht völlig eingetreten. Es wäre eine Vermessenheit von mir, zu sagen: „ich werde wieder gesund", und es wäre eine, zu sagen: „ich werde nicht wieder gesund". Bin für beide Möglichkeiten bereit. Jetzt verlangt es mich, allen, allen, die in meiner langen Leidenszeit so liebreich meiner gedacht haben, aus ganzem Herzen zu danken.

G r a z, im Februar 1893.

P. K. R o s e g g e r.

Für die Redaction verantwortlich **P. K. Rosegger.** — Druckerei „Leykam" in Graz.

dacht", antwortete er, „du und die Kinder bleiben derweil da. Ich schau' euch um einen Platz oben im Schöderwaldschlag. Dort brauchen sie jetzt Leut' zum Bäumelsetzen. Mit dem Förster bin ich bekannt, der nimmt euch schon auf. Die Mädel können Geißhalten und Schwämmbrocken oder was immer. Geht euch weit besser als auf dieser Jammerhütten, wo sie uns doch fortjagen, wenn wir nit selber gehen."

Das Weib hub an zu weinen. „Dass alles Arbeiten und Plagen und Sparen und Beten nichts hilft!" schluchzte sie. „Und dass wir jetzt so auseinander sollten müssen, als ob wir niemals zusammengehört hätten!"

„Geh, mach' kein Wasser, Alte", so tröstete er. „Ich geh' ja nur voraus und siedle mich drenten an und wenn alles hergerichtet ist, nachher hol' ich euch hinüber. Na freilich, Liesel, allein lass' ich euch nit und wenn's uns gut geht, da müssen wir alle beisammen sein."

„Aber Michel, warum können wir denn nit gleich mit. Wenn's uns schlecht geht, sollten wir ja auch einander nit verlassen."

„Da hast schon recht, Weib, ganz recht hast", entgegnete der Lughütter. „Aber denk' an den weiten Weg. Drei Wochen. Und an die große Wasserlacken unterwegen, eine höllisch große Lacken. Das thäten die Kinder jetzt nit aushalten. Und schon gar drenten, man kann doch nit wissen, was anfangs zu übertauchen ist, das möcht' ich euch ersparen. Aufs Jahr sind die Mädeln schon wieder um so viel stärker, alsdann kommt's nach."

Das ist besprochen worden und wohl noch mehr, die Liesel hat sich beruhigt und mit allem einverstanden erklärt. Das Kaderl, die böse Person, hat gehorcht.

An demselben Abende noch spät hat der Lughütter in der stillen Stube noch einmal sein Bargeld gezählt, von dem die Gläubiger nichts wussten. Es waren zweihundertunddreißig Gulden, nach dem Ausspruche des freundlichen fremden Herrn reichlich genug zum Auswandern. Dann hat er das Ledertäschchen zugethan und es sorgfältig versteckt in der Spalte zwischen Wand und Winkelkastel, dass es niemand findet. — Und das Kaderl, die böse Person, hat durch die Thürspalte gelugt und alles gesehen. — Jetzt, wenn das Kaderl den Bauern belauert, so wollen wir das Kaderl belauern, und da merken wir wie sie denkt: Na, wart Micherl, Weib und Kind im Stiche lassen und so davonlaufen, das werden wir dir schon vertreiben!

Nie in seinem Leben hatte der Lughütter so viel Muth und Thatkraft entwickelt, als in den Tagen, die nun kamen. Zuerst that er natürlich das Wichtigste und machte sich von Weib und Kind los; oben im Schöderwald fanden sie einen sehr sorglosen Platz, denn sie hatten gar nichts, als die arbeitenden Hände und die dienstlaufbereiten Füße; und das Bäumchensetzen und das Ziegenhüten brachte das Nothwendigste ein. Es konnte ja nicht lange dauern. „Wir wollen gar nicht Abschied nehmen", hatte der Michel gesagt, „wir sehen uns ja, ehe ich mich von heute an das drittemal rasiere." Er rasierte sich nämlich alle Vierteljahre einmal. In Wahrheit war ihm das Abschiednehmen darum zuwider, weil er der Unterthänigkeit seines Herzens nicht sicher war. Das Herz aber hat zu gehorchen, wenn der Kopf befiehlt. Die Kinder erinnerten ihn nochmals, ja gewiss den versprochenen Affen zu fangen, das Weib weinte ein bisschen in die Schürze — und die Sache war abgethan. Auf Wiedersehen in Amerika! — Noch musste er etliche Tage in seinem Hause zubringen, aber vor den Nachbarn that er nichts desgleichen, was er vorhatte.

Der Heimatschein wurde beim Amt unter dem Vorwande geholt, der Lughütter wolle eine große Wallfahrt

geben schon alles dem Notar. Und das Steueramt hat schon petschieren lassen, das Kornkammerl ist verpetschiert, das Fleischkastel ist verpetschiert, die Flachstruhen ist verpetschiert und den Kuhstall hätten sie auch verpetschiert, wenn dann die Vieher drin nicht hätten verhungern müssen. Füttern dürfen wir's noch alle Tage, die Kühe und Schweine, die gar nicht mehr uns gehören. Nichts ist mehr da, und es ist rein zum Davonlaufen. Und da hatte die Lughütterin noch das Vertrauen zum heiligen Thomas. — Er ist zwar einmal stark ungläubig gewesen, „aber uns wird er's doch glauben!“ sagte das Weib zu den kleinen Dirnlein, schaut's nur zum Beten, Kinder!“

Als die Kirchfahrterinnen nachhause kamen, war der Fremde schon fort. Der Lughütter war immer noch erhitzt. „Liesel“, sagte er gleich zu seiner Ehewirtin, „leg' ab und komm' mit ins Stübel, ich hab' dir allerhand zu erzählen.“

Ja, und nachher hat er ihr's mitgetheilt. — Auswandern will er! Nach Amerika auswandern!

Sie schrie nicht auf, war ganz ruhig. Es ist ihr ja nichts Neues. Vom Auswandern war schon oft die Rede gewesen, und drüben im Salzburgischen hat sich eine ganze Gesellschaft zusammengethan, die nach Amerika auswandert. Lauter Bauern und Handwerker.

„Und da thu' ich mit“, sagte der Lughütter. „Alles lass' ich liegen und stehen und geh' fort. Gehört eh nichts mehr mein, nachher sollen sie machen mit dem Krempel, was sie wollen. Bin just froh, dass die zweihundert Gulden, die ich für das letzte Paar Ochsen eingenommen, noch im Sack sind. Die langen gerade aus als Wegzehrung. Wenn auch die Fahrt umsonst ist, ohne Geld gehts doch nit.“

„Jessas!“ rief sie, „ist es denn so weit hinein ins Amerika?“

„So weit, dass die dasige Elendlichkeit gar nicht mehr nach kann.“

„Und kann's dich nit anschmieren, dass es am End' dort noch schlechter ist, wie da?“ so ihr Bedenken.

Er schaute sie groß an und sagte: „Weib, du bist dumm. Neue Sachen sind alleweil besser, wie alte, warum soll just die neue Welt schlechter sein wie die alte. Tausendmal besser. Dort gibt's keine Polizei und keine Soldatenpflicht und thun kann der Mensch, was er will. Die größten Bauerngründe kriegst umsonst, und keine Steuern, meine Liebe, keine Steuern! Im Gegentheil, wenn du fleißig bist, so kriegst von der Regierung noch was zurück. Und der Boden ist so fruchtbar, dass du nichts zu düngen und nichts zu ackern brauchst. Das Samel nur hinstreuen auf die Erden, und in paar Monaten ist das Korn zeitig, und was für ein Korn! Ja, meine Liebe, der Boden ist dort ein bissel anders wie da, dort ist er ausgerastet, bei uns wird er schon seit tausend Jahren strapaziert. Ist bei den Leuten auch nit anders, ein Ausgerasteter leistet mehr, als ein Abgerackerter. Und dort, dieweil das Korn wachst, gehst zum Berg hin und thust Gold graben. Ja, mein du, dort grabst dir die Ducaten nur so aus der Erden, wie da herüben die Erdäpfel!“

Jetzt hub das Weib freilich an zu stutzen und zu staunen. „Ja, woher“, so fragte sie, „woher, Michel, weißt du denn das alles?“

„Ein Herr ist da gewesen“, sagte der Lughütter, „der hat mir alles erzählt. Er ist selber drüben gewesen; wie's mir vorkommt, hat er viel Geld. Der will mir an die Hand gehen mit Rath und That. Ein guter Herr. Er reist mit den Salzburgern hinüber und weist sie überall, so ein Herr kennt sich aus. Sie gehen schon in acht Tagen, und da thu' ich mit.“

That das Weib die Frage: „Du thust mit! Das sagst du gleich so? Und was soll denn mit uns geschehen?“

„Hab' mir's auch schon ausge-

Zu Sanct Johann im Pongau war an dem bestimmten Tage die Zusammenkunft der Auswanderer. Es kamen ihrer mit Bündeln und Körben und Holztrüheln und Hausgeräthen von allen Seiten herbei, denn die Zeiten waren oben und unten schlecht. Es waren schon zwei Wirtshäuser voll, auch Weiber und Kinder darunter. Der Agent war bereits da, der Reisemarschall, und den umschwärmten sie mit Fragen und Anliegen aller Art; auf manchem Gesichte leuchtete eitel Hoffnung, auf manch anderem dumpfe Ergebung in das, was nun werden sollte. Ein anwesender Eisenbahner hätte die Gemüthlichkeit bald verdorben. Der war schon einmal drüben gewesen und erzählte, dass er in Amerika Ratten gegessen habe, die ihm schier besser geschmeckt, als daheim die Kohlrüben und die Erbsen. Der Agent rief von seinem Tische her dazwischen, sie sollten lieber singen, als einem müßigen Schwätzer zuhören, da stimmten ihrer zwei folgendes Lied an:

„Die Zeit und Stunde ist schon da,
Wir reisen nach Amerika,
Der Wagen steht schon vor der Thür,
Mit Weib und Kind, da reisen wir,
Da trinken wir Champagnerwein,
Das soll zur G'sundheit tauglich sein,
Wir fürchten keinen Meeresfall,
Wir denken, Gott ist überall!
Und sind wir in Amerika,
So rufen wir Victoria!
Und finden wir dort unser Glück,
So denken wir nicht mehr zurück."

Jetzt kam auch unser Michel. Er setzte sich, als ob nichts wäre, mitten unter die anderen an den Wirtshaustisch hin, denn es war noch Zeit. Es musste der Eisenbahnzug erwartet werden, der sie alle davontragen solle. Der Agent musterte noch einmal seine Gesellschaft und fragte laut, ob jeder wohl auch das nöthige Geld bei sich habe. Alle sagten ja, nur der Michel machte ein solches Gesicht, dass der Herr ihn ein zweitesmal fragte. Die Sache war sehr bald entschieden, der Lughütter hatte kein Geld, — also zurückbleiben. Trotz aller Bitten und Versicherungen, dass er es ja drüben vom Ersparten getreulich abzahlen werde, entschied der Agent kurz und scharf: ohne Geld nehme er keinen mit.

Der Michel weinte wie ein Kind, das gab aber nichts aus, der Herr, welcher damals im Lughütterhause so gütig gewesen war, blieb hart wie Quarz. Der Knappensepp aus Rauris, ein früherer Schulkamerad des Michel, hatte Erbarmen, aber Geld leistete auch der nicht, sondern nur das Versprechen, er werde dem Lughütter von drüben fleißig schreiben und ihm alles berichten und alles für ihn vorbereiten, bis er nachkommen könne.

Der Eisenbahnzug dröhnte heran, beim Einsteigen vergaß jeder und jede, sich niederzuwerfen auf den Erdboden der Heimat, um ihm zu danken .... Der Zug rollte davon und allein zurückblieb der Michel. Knirschend stampfte er die Scholle, an die er nun doch gefesselt blieb und neunfach verfluchte er den Dieb, der ihm mit dem Geld die neue Welt gestohlen hatte, in die unterste Hölle. Wir sollen es ja noch erfahren, ob diese kräftigen Flüche etwas ausgerichtet haben.

Ganz dumpfig im Kopf und träge an den Füßen gieng der Michel wieder ins Steirische zurück, aber nicht mehr zu dem Lughütterhofe, sondern in den Schöderwald hinauf zu Weib und Kind. Als er sie sah, lachte er wie ein Verzweifelter: „So, jetzt bin ich schon wieder da von Amerika, jetzt hab' ich das Amerika schon im Sack. Saggerischer Hölldeuxel, verschwefelter!"

Als das Weib Näheres erfahren, sagte sie: „Na, Unglück ist's ja auch keines. Bleibst halt da und stehst in Arbeit oben im Schüttwaldschlag, der Förster nimmt Holzknechte auf, weil sie roden; wir gehen nachher ja auch in den Schüttwaldschlag, wenn das Bäumelsetzen fertig ist. So gut

nach Luschari machen, und da sei es immer gut, den Schutzengel in der Tasche zu haben. Manchmal, wenn er in der Stube allein war, griff er in die Spalte zwischen Wand und Winkelkastel, gleichsam um sich nach dem Befinden seines Reisegeldes zu erkundigen.

Das alte Kaderl war noch im Hause und regierte in ihrem vielbeflickten Kittlein herum, wie sie es seit siebenunddreißig Jahren, als sie im Lughütterhöfel war, gewohnt worden. Sie rieb den Fußboden, gleichwohl ihn niemand mehr schmutzig machte, sie scheuerte täglich das Kindergeschirr ab, obzwar es nicht mehr gebraucht wurde, sie besorgte den Stall und sie molk die Kühe. „Schade“, sagte sie einmal zu der Braunen, „dass sie nit auch das Kuheuter zupetschiert haben, so kunnt der Bauer jetzt zu den Mahlzeiten frisch Wasser schlempern. Die Bäuerin ist halt schon wieder kirchfahrten aus. Wenn der Segen Gottes auf einmal kommt, den sie seit Jahren zusammenbetet, nacher druckt er's Dach ein!“ — Weil's eine böse Person ist, das Kaderl.

Endlich war der Tag gekommen. Ein gewöhnlicher Werktag, aber am Vorabende hatte sich der Bauer rasiert und jetzt in der Frühe zog er das Sonntagsgewand an. Auch ein kleines Bündel machte er sich zurecht, nichts Auffallendes, und ganz heimlich wollte er fort. Dem Gemeindevorstand, den Gläubigern, wer weiß, ob's ihnen recht wäre! Noch ums Haus gieng er einmal herum, dieweilen die Hausthür sperrangelweit offen blieb, in den Stall gieng er hinein zu den Rindern. Von jemandem musste er doch Abschied geben, es war ihm ein Bedürfnis. Dann trat er in die Stube und bald darauf that er drinnen einen gellenden Schrei.

„Mein Geld, wo ist mein Geld?“ schrie er und riss das Winkelkastel von der Ecke, dass die Spinnweben flogen.

Das Kaderl stürzte herbei, vernahm, dass der Bauer bestohlen worden sei und war sprachlos vor Schreck. — Man kann es sich denken, was das jetzt für ein Wetter gab. Nein, man kann es sich nicht denken, was das jetzt für ein Wetter gab. Diebe! Der Lughütter konnte, durfte nicht einmal zum Amte gehen, um die Verfolgung der Diebe zu verlangen, denn dort hatte er erst vor kurzem der Schulden wegen angegeben, dass er keinen Kreuzer Geld besitze. Wie konnte es ihm also gestohlen worden sein?

Das Kaderl that die ganze Zeit nichts, als über dem Magen die Hände zu falten und sprachlos zu sein. So vernichtet war sie von dem Schlage, der ihren Bauer getroffen. Er hatte ihr sogar mitgetheilt, wie viel es war, worauf das Kaderle anfieng, ihn mit der Geschichte von der heiligen Rosalia zu trösten. Diese trug einst heimlich und verbotenerweise Nahrung zu den Gefangenen; als sie aber vom Gefängniswächter angehalten und befragt wurde, was sie in dem verdeckten Korb trage, sagte sie: Rosen. Als er den Korb öffnete, waren es wirklich Rosen, so dass ihre Lüge durch Gottes Fügung zur Wahrheit wurde. — „Und schau, Bauer“, so schloss das Kaderl die Geschichte, „und so ist auch deine Lüge, dass du kein Geld hättest, durch Gottes Fügung zur Wahrheit geworden.“

„Geh' zum Kuckuck mit deiner Christenlehr'!“ donnerte ihr der Bauer zu, dann gieng er davon. — —

Er musste zum Kuckuck gegangen sein, weil er nicht mehr zurückkam. Aber die Gläubiger kamen sachte gegangen oder hochmüthig gefahren und nahmen, was sie fanden. Das Haus nahmen sie, den Grund nahmen sie, die Fahrnisse nahmen sie, alles nahmen sie, und das Kaderl nahmen sie nicht. Das Kaderl allein blieb übrig vom ganzen Lughütterhöfel, dachlos und herrenlos — und im Busen ein schwarzes Herz.

Westen geschleppt worden in die kalifornischen Bergwerke, wo keiner lange lebe. Andere seien in den Urwäldern verkommen, verhungert oder von wilden Thieren zerrissen worden; in Amerika kümmere sich kein Staat und keine Katz um den einzelnen. Jeder könne zu Grunde gehen wie er wolle, das sei eben die Freiheit. Der Müllerssohn aus Lend sei wieder zurückgekommen, weil er sich vorsichtshalber so viel Geld in den Brustlatz genäht hatte, dass er heimreisen konnte, der habe nur das eine Wort gesagt: „Mag es sein, wie es will, jetzt gefällt's mir in unserem Salzburgerlandel."

Dem Holzknecht war mittlerweile die Auswanderungslust vergangen. Er und sein Weib hatten angefangen, das Struppwerk um das Häusel auszurotten und Gemüse zu bauen. Der Kohl, die Erdäpfel, selbst das bisschen Korn und Gerste wuchsen vortrefflich an der sonnigen Lehne. Der Boden war ja ausgerastet, wie ein Knecht am Osterdienstag. Das Wieslein gab fettes Futter für zwei Kühe. Auch einen guten Brunnen hatte der Michel aufgefangen und das Häusel selbst war in besseren Zustand gesetzt worden. Die zwei Dirnlein arbeiteten schon wacker mit und das Ganze war ein junges aufblühendes Anwesen.

Mittlerweile war auch ein kleiner männlicher Stammhalter erschienen und da sagte der Michel das erstemal: „Wenn ich Geld hätte, ich wüsste schon, was ich thät'. Wenn ich nur ein paar hundert Gulden hätte! Ich thät' mir das Anwesen ganz zu eigen kaufen; jetzt, da die Waldungen überhaupt verkauft werden und zerstückelt, wäre es wohlfeil zu haben."

Das sagte er nun oft, sagte es am Werktag bei der Arbeit, am Sonntag auf dem Kirchweg, aber es half nicht viel, der Arbeitslohn gieng auf die Verbesserungen fast dran und es war keine große Hoffnung vorhanden, dass der Michel je einmal Eigenthümer des Gütels werden könnte. — Nun so wollte er halt in Gottesnamen den geringen Pacht zahlen und arbeiten und sparen nach Möglichkeit.

Sieben Jahre waren so dahingegangen im Schüttwalde, da torkelte eines Sonntags Nachmittags zur Thür ein alter Bekannter herein. Das Kaderl. Es war noch kleiner und noch buckeliger und noch runzeliger geworden, als es einst gewesen, und das Gewandel war sehr einfältig, aber einen Regenschirm hatte es bei sich, der so groß und so kirschroth war und einen so glänzenden Messingbeschlag hatte an der Handhabe, dass man an diesem Regenschirm die ganze Wohlständigkeit der alten Magd erkennen konnte. Sie machte gleich ein lachendes Gesicht, als sie die Familie so schön beisammen sah, und der Michel meinte, das wäre was Seltsames, dass sich das Kaderl einmal anschauen lasse.

„Ja, muss doch einmal schauen wie es euch geht, da heroben", sagte sie.

„Mein, wie wird's uns gehen. Soweit nit schlecht. Geld kunnten wir brauchen. Setz' dich nieder, Kaderl."

„Vergelt's Gott", antwortete sie, „Geld, meinst, Bauer. Wenn sonst nichts fehlt, Geld kannst schon haben."

„Oh!" lachte der Michel auf, „Geld ist am allerschwersten zu haben."

„Da hast gleich eine Handvoll", sagte die alte Magd und hielt mit rascher Bewegung ein Sparcassebüchel hin. „Das ist dein, Bauer."

„Wie so denn? hab' nichts liegen drin."

„Musst doch. Seit sieben Jahren ist's gewachsen, macht über dreihundert Gulden. Und auf deinen Namen ist's geschrieben: Michael Hubinger. Schau nur. Hubinger lasst du dich ja schreiben. Schau nur, es hat seine Richtigkeit."

„Das versteh' ich nit", meinte der Michel, „und wie kommst denn du zu diesem Büchel?"

„Gefunden hab' ich's, auf der Stra-

wie auf dem Lughütterhöfel geht's uns auch im Holzschlag und sind keinem Menschen nichts schuldig, das ist auch was wert. Und Sonntags kannst dir dein Krügel gunnen und so thun wir fort und denken halt, wir wären in Amerika."

Prächtig verstand sie es, ihn zu beruhigen. Ja, er nahm sich heilig und tapfer vor, in diesem Waldlande so lange zu bleiben und zu arbeiten, bis er das nöthige Geld habe zur Überfahrt.

Im Schüttwaldschlag stand er als Holzknecht ein; wohnen musste er mit anderen Holzknechten in der gemeinsamen Baracke, während seine Familie bei einer alten Kohlenbrennerin sich eingeheimt hatte und von dort aus in die Arbeit gieng: Rinden schichten, Äste kleinhacken, Beeren sammeln, Ziegen hüten. Nicht allein das Feld, auch der Wald nährt seine Leute. Diese Waldarbeit währte Jahre lang, der Waldherr wollte alles reife Holz herausschlagen, um den Boden dann wahrscheinlich zu verkaufen. Und so erwarben sich auch unsere Lughütterleute Tag für Tag ihren Unterhalt. Später gestattete es der Förster, dass unser Michel ein halbverfallenes Jägerhäusel beziehen und seine Familie zu sich nehmen durfte. Dieses Häusel stand an einer sachten Berglehne, mitten in einer Wildnis von Haselnuss-, Erd- und Brombeerstrüppen; auch Nattern, Füchse und Marder und anderes Gethier gab es, so dass das Weib einmal sagte: „Schau, Michel, da hast du ja dein Amerika!"

Aus Amerika war inzwischen ein Brief gekommen vom Knappensepp. Der Brief war vom Mississippi bis zum Lughütterhöfel drei Wochen gegangen und vom Lughütterhöfel bis zum Schüttwaldschlag noch länger, weil die Post den Aufenthalt des Empfängers erst suchen musste. Der Brief erzählte, dass der Knappensepp bei einer Regulierung des Mississippistromes arbeite und der Sepp schilderte die Größe des Stromes mit so selbstgefälligen Worten, als ob er ihn selber gemacht hätte. Und dass in der neuen Welt überhaupt alles so großartig sei. Am Mississippi gäbe es viel Arbeit, viel Geld und viel Fieber. Und der Michel solle nur nachkommen. — Der konnte aber noch nicht, doch steigerte er seine Erwerbsthätigkeit und seine Sparsamkeit, damit die Reise bald möglich werde. — Nach einem halben Jahre kam ein zweiter Brief, der sprach wenig mehr von der Großartigkeit, von Arbeit und Geld, sondern nur vom Fieber. Der Sepp lag in einer schlechten feuchten Lehmhütte und siechte. Der halbe Theil der salzburgischen Auswanderer, so schrieb er, sei schon zu Grunde gegangen, von der anderen Hälfte hätten sich die meisten verlaufen, dass er nichts von ihnen wisse; nur ein paar führten als Ansiedler ein halbwegs erträgliches Leben; einer aber, der Franz Schackel aus Radstadt, habe einen Häutehandel angefangen und sei daran, ein reicher Mann zu werden. Aber je reicher er werde, desto hartherziger; anfangs, als er monatlich nur hundert Dollars eingenommen, habe er ihn, den Sepp, unterstützt, jetzt, weil er tausend Dollars einnehme, heiße es, jeder Mensch müsse auf sich selber schauen. Die Gelegenheit hinüber zu kommen werde zwar noch immer billiger, doch der Michel solle einstweilen noch daheim bleiben und weiteres abwarten; er, der Sepp, hätte schon Reue und wolle niemanden verführen.

Dann kam kein Brief mehr und nach zwei oder drei Jahren hörte es der Michel von einem pongauischen Sauschneider, der in die Gegend kam, dass der Knappensepp in Amerika gestorben sei und dass man auch von den übrigen Auswanderern nichts Erfreuliches höre. Manche wären — so hätte einer an den Wirt in Sanct Johann geschrieben — in schlimme Hände gerathen und noch weiter gegen

stande der Erschöpfung befand, wie er nach schweren Krisen einzutreten pflegt.

Dass diese Krise nach einem Gehirnfieber gefährlichster Art günstig verlief, hatte Graf Francesco nach dem Ausspruche des Dr. Forestiere theils seiner ungeschwächten, kräftigen Natur, noch mehr aber der unermüdlichen sorgfältigen Pflege zu danken, welche Carlotta, unterstützt von Giuseppe und Cecco, dem Kranken widmete.

Damit waren sechs lange bange Wochen verflossen, während welcher der Graf nicht die geringste Theilnahme für das, was mit ihm und um ihm geschah, zeigte. Sein ganzes Leben concentrierte sich auf die Ereignisse der letzten acht Tage vor seiner Erkrankung, deren furchtbarer Eindruck auf sein Gemüthsleben sich während seines traumhaften Zustandes in mehr oder minder zusammenhängenden Worten kundgab.

Jene furchtbare Sturmnacht mit ihren grauenhaften Folgen, die Enthüllungen des Bruders, und die Beisetzung der Leiche Floras auf dem Ortsfriedhofe hatten die reizbaren Nerven auf das äußerste erschüttert. Dazu kam ein Ausbruch der Tobsucht bei Federigo, in einem Grade, welcher an den entsetzlichen Zustand jener Unglücklichen früherer Jahrhunderte gemahnte, deren geistige Umnachtung dem finstern Wahnglauben als unmittelbares Satanswerk galt.

Federigo hatte sich stets als Freigeist gerühmt, doch beruhte seine diesbezügliche Überzeugung weder auf philosophischen oder überhaupt wissenschaftlichen Gründen, sondern lediglich auf der angenehmen Negation moralischer Verantwortlichkeit und irgend welcher Verpflichtung gegenüber der Menschheit oder einer höheren Macht.

Unter dem wuchtigen Schicksalsschlag, welcher ihm das mit dem Aufwande der verwerflichsten Mittel erreichte Ziel für immer entrückte, brach das System schrankenlosen Ichthums haltlos zusammen. In den Delirien des Wahnsinns schrie dann der von Höllenpein Gefolterte laut auf und wüthete, insoweit es die ihn bändigende Zwangsjacke gestattete, mit Händen und Füßen bis zur gänzlichen Erschöpfung seiner Körperkraft.

Selbst schlaflos, saß Graf Francesco in solchen Nächten stundenlang an dem Lager des Bruders, vor den Abgründen schaudernd, in deren Tiefe ihn die Selbstqual des Irrsinnigen blicken ließ, aber auch mit ihm gequält durch den wühlenden Stachel des Vorwurfes, dass ein großer Theil der Schuld an Floras traurigem Geschicke auch ihn treffe. Nicht die heuchlerische Warnung des Bruders hatte ihn, wie er sich gestehen musste, in die Ferne getrieben, sondern beleidigter Stolz, verletzte Eitelkeit, und jener angeerbte wilde Trotz der Torrente, der gütliche Wege verschmäht, weil er nicht verzeihen konnte noch wollte.

Verlassen, belogen und betrogen, war das geliebte Mädchen die Beute eines Unwürdigen geworden. Der Gedanke, was Flora gelitten haben musste, ehe sie sich das Jawort abzwingen ließ, peinigte ihn unsäglich, und das grausige Bild, wie sich das edle Weib den schützenden Armen des Gatten entriss, um in der tosenden Flut den Tod zu suchen, stand Tag und Nacht vor seinen Augen.

Weder die Beruhigungsmittel des Doctors, noch die milden Tröstungen des P. Agostino vermochten etwas dagegen. Ruhelos durchwachte der Selbstquäler die Nächte, niemand um sich duldend, bei jedem Wetter, am liebsten bei Sturm und Regen das Schloss verlassend, um am Strande den geheimnisvollen, bald grollenden, bald klagenden Naturlauten zu lauschen, oder laute Selbstgespräche zu führen.

Nach einer solchen Nacht fanden ihn Giuseppe und Cecco, die ihn nie lange außer Augen ließen, zwischen den Klippen, bewusstlos, bis zum

ßen gefunden", sagte sie „und ich hab' mir schon gedacht, ob's nit etwan der Dieb verloren hat vor sieben Jahren — und ein anderer hat's gefunden und für dich in die Sparcasse gelegt. Stimmen thät's."

Der Michel starrte in das Büchel, auf seinen Namen, auf die Ziffern. Und endlich starrte er auch auf die alte Magd.

„Katherl", sagte er, „so dumm bin ich nit! Jetzt weiß ich's, wer's gethan hat und wen man einsperren soll, jetzt weiß ich's!" — Dann nahm er sie mit beiden Händen bei den ihren: „Kaderl! Du hast es doch gut gemacht, vergelt dir's Gott!"

Sie gestand es zwar nicht ein, sie schwieg und blinzelte mit den Augen. Die Bäuerin fiel ihr um den Hals: „Hättest du das nit gethan, wir wären allmiteinand verdorben: er drenten und ich mit den Kindern herenten. Jetzt können wir uns das Gütel kaufen. Und mein Beten hat doch was geholfen." —

Also war es, dass der Michel Lughütter herüben in der alten Welt gethan hat, was andere drüben in der neuen thun: eine Wildnis roden, durch Fleiß und Arbeit sich ein neues Heim gründen, wenn das alte verloren ist. Er hat das Gütel gekauft, es ist schuldenfrei, hat wenig Steuerlast und schon gedeiht darauf, was sie brauchen. Die Lust und Freude ist wieder da, das sichere Gefühl der Heimständigkeit ist auch wieder da. Und weil das neue Heim nun gar keine Hütte mehr ist, sondern fast ein stattliches Haus geworden, so nennt es der Besitzer nicht beim Lughütter, sondern beim Lughauser. Und beim Lughauser waltet als Großmagd das kleine, schlaue, treue — böse Kaderl.

Carlotta.

Novelle von **Ferdinand Schifkorn**.

(Schluss.)

Der Winter hatte auch im Süden seinen Einzug gehalten. Doch war es nicht der lustige Winterkönig des Nordens, der die von Frost starrende Erde mit weicher Silberdecke umhüllt, fröhlichen Kinderscharen unschädliche Wurfgeschosse liefert, Flüsse und Seen zum Tummelplatze eisbeschuhter rosenwangiger Jungfrauen und ihrer ritterlichen Cavaliere gestaltet.

Trübselig und verdrossen peitschte er die nackte Erde mit feinen kalten Regenschauern, reihte auf Wegen und Stegen Pfütze an Pfütze, und bannte jung und alt an das häusliche Herdfeuer, auf dem kärgliches Knüppelholz, mehr Rauch als Wärme erzeugend, brannte.

In dem von Wind und Wetter best geschützten Raume des Castells saß Carlotta an dem Krankenlager des Grafen Francesco. Mit einer Näharbeit beschäftigt, warf das junge Mädchen von Zeit zu Zeit einen besorgten Blick auf das bleiche Antlitz des Leidenden, welcher mit geschlossenen Augen sich in jenem traumhaften Zu-

wandeln darf, soll aus uns ein Paar werden — hier meine Hand darauf!“

Cecco, lange schon von pessimistischer Zweifelsucht befallen, war von seinem Erfolg derart überrascht, dass er wie ein rechter Taddermann — so nannte er sich später selbst — dastand, welchen Augenblick Carlotta benützte, um, den Finger auf den Mund legend, zum Krankenbette zurückzukehren, von wo sich ein leises Geräusch hatte hören lassen.

Der junge Seemann aber dachte bezüglich des Brautkusses „aufgeschoben ist nicht aufgehoben“, und eilte zur Thüre hinaus, um sein überschwengliches Glücksgefühl womöglich einer Menschenseele mitzutheilen. Und Mutter Burgunda hatte das Missgeschick dem Glücklichen zu begegnen und mit einer so stürmischen Umarmung bedacht zu werden, dass ihr die Haube vom Kopfe, und der Teller mit Kaffeegebäck aus der Hand fiel.

„Herrje, dass man in seinen alten Tagen sowas erleben muss!“ rief die würdige Dame, Cecco verwundert nachblickend, der gleich dem Sturmwind durch das alte Haus fuhr. „Na, es wird wohl einer anderen vermeint gewesen sein“, meinte sie dann schmunzelnd, indem sie Haube, Scherben und Gebäck in ihre Schürze sammelte, „und so mag's hingehen für dermalen — mein alter Giuseppe braucht ja nichts davon zu wissen.“

„Wie gütig Sie sind! Wie kann ich Ihnen je vergelten, was Sie für mich gethan!“ sagte der Kranke leise, als sich Carlotta über ihn beugte, um seine Wünsche zu erfahren.

„O sprechen Sie nicht von Dank, Herr Graf, ich that ja nur meine Pflicht, und bleibe zeitlebens Ihre Schuldnerin.“

„Meine Schuldnerin? Weil ich den verirrten Sonnenstrahl festhielt in dem alten finsteren Hause? Den Sonnenstrahl, der in all der Zeit her zum einzigen Lichtpunkte eines trostlos dunkeln Daseins wurde! Doch sagen Sie, Carlotta, war nicht Cecco hier?“

„Allerdings — soll ich — ihn rufen?“ stammelte die Gefragte in lieblichster Verwirrung.

„Nicht doch — später. Auch ihm bin ich verpflichtet. Hm, ein Mann mit dem Muthe eines Löwen, mit dem besten Herzen, das je unter schlichter Schifferjacke schlug, wird wohl bald ein schmuckes Liebchen heimführen — nicht so? — Ei natürlich, und da muss Rath geschaffen werden für ein geeigneteres Nestchen. Der Pachtvertrag mit dem vorigen Castellherrn betreff des Fischereirechtes in der Bucht ist jedenfalls hinfällig, das wäre etwas für Cecco. Giuseppe mag den Sindaco zu mir bitten, damit die Sache abgemacht wird. Doch nicht heute — ich bin noch recht müde, will wieder schlafen.“

Damit schloss der Kranke die Augen, und bald verriethen seine regelmäßigen Athemzüge, dass der geschwächte Körper nach der kurzen Anstrengung der Ruhe bedurfte.

Wie schön und edel geschnitten die Züge des Schlummernden trotz Blässe und Abmagerung waren! Diese weiße, von blondem Lockenhaar umrahmte geistvolle Stirne mit den Lippen berühren, das wehmüthige Lächeln, mit dem er gesprochen, zu heiterem Lachen wandeln zu dürfen — o beneidenswertes Loos!

Erschreckend vor dem unwillkürlichen Gedanken barg Carlotta das Gesicht in die Hände, zwischen deren Fingern unaufhaltsam Thräne um Thräne hervorquoll. O, es war kein Zweifel mehr. Der Kranke hatte den Inhalt ihres Gespräches mit Cecco erlauscht oder errathen, die großmüthige Versorgung Ceccos war ihr Brautgeschenk — der Thränenstrom aber war nicht der Ausfluss des Dankes, sondern des bittersten Wehgefühles eines entsagenden Frauenherzens!

halben Körper von der steigenden Flut bespült.

Während Graf Francesco im Nervenfieber lag, genaß Federigo von seiner Wunde, und besserte sich auch sein geistiger Zustand so weit, dass Dr. Forestiere keinen Anlass fand, ihn noch länger als Geistesgestörten zu behandeln. Zwar blieb der Genesene finster, wortkarg, theilnamslos, und selbst die Nachricht von der Erkrankung des Bruders schien keinen besonderen Eindruck auf ihn hervorzurufen. Die wenigen Worte aber, welche er sprach, bewiesen die wieder erlangte Zurechnungsfähigkeit. So ließ man ihn denn kommen und gehen wie er wollte, und als er eines Tages verschwand, ohne wiederzukehren, war man froh, den unheimlichen Gast los zu sein.

Carlotta kannte nur einen Theil der Ereignisse, welche der Erkrankung des Grafen Francesco vorausgegangen, doch genügte das, was sie erfahren, vollkommen, in ihrem warmen Herzen ein Mitgefühl zu erregen, das ihr jede nicht in seinem Dienste verbrachte Stunde als Pflichtverletzung erscheinen ließ, für Cecco aber eine harte Geduldsprobe herbeiführte.

Der feurige Bursche, der während dieser ganzen Leidenszeit nur ab und zu einen flüchtigen Blick von Carlotta erhaschte, verzehrte sich von Sehnsucht nach den Plauderstündchen von ehedem, ohne ein Wort des Tadels oder Vorwurfes zu wagen. Hatte ihm doch der Graf nebst dem Vertrauensposten eines Commandanten des Rettungsbootes auch das Recht des Fischfanges in der Bucht auf eigene Rechnung zugestanden, wie durfte er über die sorgfältige Pflege, die dem großmüthigen Manne zutheil wurde, murren?

Um so erstaunter war Carlotta, als Cecco ihr nach leisem Klopfen ernst und feierlich mit der gepressten Tones vorgebrachten Bitte entgegentrat, ihm eine kurze Unterredung zu gewähren.

„Wie der Herr Doctor meint, ist die schlimmste Gefahr für den Kranken vorüber“, begann er, nachdem ihn Carlotta in die vom Krankenlager entfernteste Fensternische geführt. „Und da brachte ich die schönsten Fische vom letzten Fang in die Küche, denn nun wird sich wohl auch der Appetit wieder gehörig einstellen, na“ — Cecco drehte verlegen die rothe Schiffermütze in den Händen — „da dacht' ich, fragst bei dieser Gelegenheit einmal an, was du zu erwarten hast. Denn, siehst du Carlotta, so kann es nicht fortgehen“, fuhr er entschlossener fort, „die Ungewissheit ertrage ich nicht länger, und kannst oder willst du nicht mein werden, so nehme ich Dienste auf einem Kriegsschiffe und fahre in die weite Welt hinaus.“

„Cecco, das wirst du nicht thun“, sagte Carlotta sanft mit niedergeschlagenen Augen. „Man hat dich ja als einzigen Sohn einer armen Witwe freigegeben.“

„Ja, das hat man. Aber das arme Mütterlein ist unter der Erde, und ihr einziger Sohn steht allein. Siehst du, was da in mir vorgeht“ — Cecco schlug an seine breite Brust — kann ich nicht sagen, ich bin eben zu dumm dazu. Ja, ich weiß, dass ich, der unwissende, ungeschlachte Fischer ein so feines gelehrtes Mädel gar nicht verdiene. Aber ich weiß auch, dass ich, wärest du mein, zeitlebens, soweit es in der Macht eines armen Schluckers liegt, jeden deiner Wünsche mit Freuden erfüllen würde.“

Ceccos Stimme zitterte bei den letzten Worten vor innerer Aufregung, welcher Ausdruck zu geben sein Wortschatz zu arm war.

Carlotta war tief gerührt. Sie wusste, dass sein Lebensglück von ihrem Jaworte abhieng. Weshalb zaudern? Was wollte sie noch Besseres?

„Ich glaube dir, Cecco“, sagte sie in möglichst festem Tone. „Habe nur noch ein wenig Geduld. Sobald unser guter Herr wieder unter Gottes Sonne

dann stehen wir gleich kleinen Kindern macht- und verständnislos vor dem großen Räthsel, dessen Unerforschlichkeit schon den großen Philosophen des Alterthums den Ausspruch abzwang, dass unsere ganze Weisheit in der Erkenntnis, nichts zu wissen, bestehe. Tragödie des Zufalles nennen sie dieses Walten, indessen diese Bezeichnung scheint mir gerade hier, wo ein Verbrechen nach zwanzig Jahren durch die Thäter selbst mit allen Nebenumständen aufgedeckt wird, wenig passend."

„Gut, sagen wir also Tragödie des Schicksals", meinte der Doctor, der sich gerne als Materialist und Freigeist gab.

„Das lässt sich schon besser hören, mein lieber ungläubiger Thomas", versetzte P. Agostino mit seinem milden Lächeln. „Hier treffen sich unsere Wege. Wissen Sie doch so gut wie ich, dass das Gesetz für diese Art Tragödie in der Tiefe der Menschenbrust, wenn auch unfassbar für das Messer des Anatomen liegt, auch werden Sie zugeben, dass ein Gesetz ohne Gesetzgeber nicht wohl denkbar —"

Dr. Forestiere wollte eben gegen diese rasche Schlussfolgerung Protest einlegen, als das Gespräch durch den Eintritt des Sindaco unterbrochen wurde, dessen gutmüthige Züge schon durch die feierlich ernste Amtsmiene eine wichtige Nachricht verriethen.

In der That übergab er, nachdem er den ihm angebotenen Platz eingenommen hatte, dem Pfarrherrn eine amtliche Zuschrift, mit welcher die Chersoner Gerichtsbehörde dem Vorstand der Gemeinde Sta. Croce die Entweichung des inhaftiert gewesenen Ambrosio Viscontini mit der Aufforderung anzeigte, die geeigneten Maßregeln zu dessen Wiedereinbringung im „Betretungsfalle" vorzukehren.

„Eine schlimme Neuigkeit, Sindaco", sagte P. Agostino, indem er das Schriftstück dem Doctor reichte.

„Leider, leider, hochwürdiger Herr", meinte der würdige Vorsteher seufzend. „Und das ist noch nicht alles. Weiß Gott, ich kenne meine Vaterstadt nicht mehr. Ehemals konnte man viele Jahre lang essen, trinken und schlafen ohne andere Beunruhigung, als die, welche die Witterung uns Landwirten schafft; jetzt aber ist es, als hätte es der Gotttseibeiuns eigens darauf abgesehen, uns Sta. Crocianern das Leben zu verbittern."

„Nun, nun, Sindaco, auch das wird vorübergehen", tröstete P. Agostino, „doch welche Neuigkeit habt Ihr noch erfahren?"

„Ei nun, der Gerichtsbote wusste zu erzählen, dass sich Frau Ghita in derselben Nacht, welche Ambrosio zu seiner Flucht benützte, mit Arsenik, das sie in ihrem Haare verborgen hatte, vergiftet habe — es ist entsetzlich, eine so fromme, gottesfürchtige Frau! Wem soll man da noch trauen?"

„Am wenigsten dem Pharisäer, der vor aller Leute Augen demüthig an die Brust schlägt, den armen Zöllner aber verachtet", bemerkte P. Agostino mit bedeutsamem Blick auf den Doctor, welcher für diese überraschende Entwickelung der „Schicksalstragödie" nur ein etwas kleinlautes „hm, hm" und „so, so" hatte, sich dann aber um so lebhafter der Thüre zuwandte, auf deren Schwelle Cecco erschien.

Ei, Sior*) Cecco, Ihr kommt vom Castell, hoffentlich kein Krankheitsfall, wie?"

„Doch, Herr Doctor, der alte Giuseppe bittet um einen Besuch; er leidet wieder an Seitenschmerzen", erwiderte der neue Fischereipächter, dessen Äußeres sich durch die feine städtische Kleidung auffallend verändert hatte.

„Doch nichts Gefährliches, Doctor?" fragte P. Agostino.

„Nein, nur ein Anfall des Hüftwehes der Alten! schmerzhaft zwar, doch nicht gefahrdrohend für die eifer-

*) Abkürzung von Signore, Herr.

X.

„Das ist eine böse Diagnose, lieber Doctor, Portiuncula dauernd bettlägerig, sie, die keine fünf Minuten auf einem Platze aushält, arme Frau!" sagte P. Agostino kummervoll zu Dr. Forestiere, der eben aus dem Schlafzimmer Portiunculas kam, wo diese, wie sie sagte, an allen Gliedern wie gerädert lag.

„Und was denken Sie von einer Badecur, Doctor?" fuhr der Pfarrherr fort.

„Badecur, verehrter Freund? Hm, das wäre allerdings das richtigste, aber bedachten Sie auch die Kosten? Frau Portiuncula könnte nur in Begleitung einer verläſslichen Person davon Gebrauch machen."

„Nun, das würde sich finden, und was die Kosten anbelangt" — der alte Herr blickte lächelnd nach dem Fenster, in das die Frühlingssonne verheißungsvoll hereinlachte — „Portiuncula und der hundertjährige Kalender versprechen ein gesegnetes Jahr, da kann es nicht fehlen. Aber was haben Sie, Freund? Ist Ihnen auf Ihrer Reise etwas zugestoßen?"

Die Frage galt der ungemein gedankenschweren Miene, mit welcher der sonst so heitere Mann dem Pfarrherrn gegenüber saß, die seinem rosigen Gesichte einen beklemmenden Ausdruck von Kummer verlieh.

„Auf der Reise? Nein, die verlief so glatt, wie auf holperiger Straße möglich, welche der seit jener Sturmnacht wasserscheue Giustini dem Seewege vorzog. Aber ein seltsames Zusammentreffen von Umständen gibt mir zu denken, macht mich namentlich für meinen armen Freund besorgt. Wie Sie wissen," fuhr Dr. Forestiere auf den fragenden Blick des Pfarrherrn fort, „wurden Giustini und ich zur Zeugenvernehmung nach Cherso berufen. Die Vorladung für eine bedeutungslose Form nehmend, waren wir nicht wenig betroffen, als wir vernahmen, daſs es sich um unsere Zeugenaussage bezüglich eines greulichen Verbrechens handle. Ambrosio hatte nämlich in der Hoffnung, durch Geständnisse ein milderndes Urtheil zu erzwecken, seine Genossin des Mordes an ihrer Schwägerin, der Mutter Carlottas beschuldigt, wogegen Frau Ghita, die Thatsache zugebend, die Urheberschaft auf Ambrosio zurückwälzte, mit der schwerwiegenden Angabe, daſs er es gewesen, der ihr das Gift, ein bedeutendes Quantum Arsenik, geliefert, sie auch über dessen Anwendung belehrt habe.

Doch nicht genug an dem. Giustini, welcher sich genau erinnert, daſs zu jener Zeit Arsenik aus seiner Apotheke abhanden kam, betrachtet sich als Mitschuldigen an dem Tode der verehrten Frau, weil er es im Drange der Geschäfte unterlassen hatte, den gefährlichen Stoff unter die vorschriftsmäßige Sperre zu legen. Um aber die Tragödie des Zufalls noch eindringlicher zu gestalten, entdeckte ich gestern nach meiner Heimkunft in meines Vorfahrers Receptenbuch, das ich seines veralteten Inhaltes halber bisher nicht beachtet hatte, einen vergilbten Zettel, dessen Inhalt zufolge der Mann bei dem Todesfalle von Carlottas Mutter Verdacht geschöpft, sich jedoch infolge finanzieller Bedrängnis zur Annahme eines bedeutenden Schweigegeldes herbeigelassen habe."

P. Agostino nickte ernst mit dem grauen Haupte. Das Bild des von Gewissensangst gepeinigten Sterbenden stand wieder vor seinem Geiste.

„Es ist doch immer die alte Geschichte, werter Freund", sagte er nach einer Pause. „Im gewohnten Alltagsleben dünken wir uns im Vollbesitze unserer Schulweisheit so erhaben und gottähnlich, als hätten wir der Schöpfung sämmtliche Geheimnisse schwarz auf weiß in der Tasche; tritt uns aber das Walten einer unsichtbaren Macht in außergewöhnlicher erschütternden Allgewalt entgegen,

ein so treffliches Heilmittel ersonnen hatte.

Im Castell war nach der winterlichen Stille während der Krankheitsdauer des Grafen neues reges Leben eingezogen. Die Gefahr, nach der körperlichen Genesung in den früheren lethargischen Zustand zu verfallen, wie Giuseppe zufolge seiner Pariser Erfahrungen für seinen Herrn befürchtet hatte, wurde diesmal durch einen nicht minder wirksamen Zwang beseitigt.

Des Rechnens ungewohnt, hatte Graf Francesco bezüglich der Unterstützung der hungernden Colonen seiner Großmuth so wenig Schranken angelegt, dass zu Ende des Winters die von Carlotta aufgefundenen Vorräthe sowohl, wie seine baren Geldmittel völliger Erschöpfung nahe waren. Diese traurige Thatsache war dem Grafen so unvermittelt zur Erkenntnis gekommen, dass sie anfangs geradezu niederschmetternd auf ihn wirkte. Nach seiner Genesung wieder ganz in seine Bücher oder in seine trüben Gedanken und Erinnerungen versenkt, hatte er Giuseppe einfach den Befehl gegeben, die armen Colonen mit dem nöthigen Saatgute zu betheilen, und Carlotta, als diese ihm eines Tages die Nothwendigkeit eines Ersatzes für den eigenen Bedarf darlegte, gebeten, die hiezu nöthige Summe der ihr schon bekannten Cassette zu entnehmen.

Das junge Mädchen, welches seit der Erkrankung des Castellherrn die ganze Haushaltung geführt, von dessen Vermögensverhältnissen aber keine Ahnung hatte, kam etwas befangen mit der Nachricht zurück, dass der Inhalt der Cassette kaum für den nächsten dringenden Bedarf ausreiche.

Erstaunt strich der Graf mit der Hand über die Stirne, wie um das Räthsel dieser Thatsache leichter zu lösen. „Hm, seltsam“, sagte er dann, ist mir doch, als hätte ich noch vor kurzem eine hübsche Summe darin gehabt.“

„Das ist auch richtig, die Mineralien aber, welche Herr Graf zur Ergänzung Ihrer Sammlungen kommen ließen, kosteten viel Geld, da sich einige seltene Petrefakte und wertvolle Edelsteine darunter befinden.

„In der That, Sie haben recht, die Sendung kostete bei dreitausend Gulden — was fangen wir jetzt nur an? Ich verstehe, wie ich zu meiner Schande gestehen muss, blutwenig von Geldgeschäften, und auch der alte Giuseppe war nie ein großer Rechenmeister. Allerdings besitze ich noch ein kleines Capital, das ich als Nothpfennig in Wertpapieren anlegte, was aber dann, wenn auch das verbraucht ist?“

Carlotta musste denn doch lächeln über den „Großgrundbesitzer“, der so vielen anderen geholfen, sich selbst aber nicht zu helfen wusste. Dann hielt sie einen kleinen Vortrag über praktische Landwirtschaft, dem der junge Cavalier mit aller Aufmerksamkeit lauschte. Was im vergangenen Herbste in dieser Beziehung geschehen, sei nur Stückwerk und Nothbehelf gewesen. Jetzt müsse man ernstlich ans Werk gehen. Vor allem seien ein angemessener Viehstand nebst den nöthigen Ackergeräthschaften zu beschaffen, dann aber sämmtliche seit Jahren verwahrlosten Felder, Wiesen und Rebengärten durch Düngung und Bearbeitung ertragsfähig zu machen. Allerdings koste das auch viel Geld. Da ihr jedoch infolge Beschlagnahme sämmtlicher Habe Frau Ghitas vom Gerichte eine ziemlich bedeutende Summe als väterliches, von der habsüchtigen Frau verheimlichtes Erbe eingehändigt worden sei, falle auch die finanzielle Schwierigkeit hinweg.

„Wie, Fräulein Carlotta“, fiel jetzt der Graf bestürzt ein, ich soll nebst alledem, was ich Ihnen schon verdanke, auch noch ein Geldanlehen von Ihnen annehmen?“

nen Knochen eines Mannes wie Giuseppe."

„Ihr meint also, Sior Cecco, dass Euere Leute den aus dem Gefängnisse Entwichenen für den Fall, dass er sich hier sehen ließe, dingfest machen würden?" nahm der Sindaco nach einem kurzen, leise geführten Gespräch mit dem jungen Pächter das Wort.

Ceccos ganzes Auftreten bewies, dass sich in den letzten drei Monaten nicht nur sein Äußeres stark verändert hatte. Von der fröhlichen Sorglosigkeit des armen Fischers war kaum eine Spur mehr zu entdecken. Dagegen zeigte der Brotherr zahlreicher früherer Genossen ein sehr kräftiges Selbstgefühl. das gegen seine frühere Bescheidenheit einen grellen Abstand bildete.

„Ja, so meine ich, Sior Sindaco, und Ihr könnt Euch auf meine Leute so gut verlassen, als wären sie kaiserliche Gendarmen", sagte er entschiedenen Tones. „Sollte der Ausreißer aber mir selbst begegnen, dann mag er sich hüten, denn bei Gott, ich würde kürzeren Process mit dem Schurken machen, wie die Herren Richter in der Stadt!"

Das wilde Feuer in den Augen Ceccos wie der gleichzeitige Griff seiner Faust an die Stelle, wo sonst der Seemann im Gürtel das Messer birgt, ergänzten die Worte in nicht misszuverstehender Weise.

„Seid nicht vorschnell", warnte P. Agostino. „Bedenkt die Worte der heiligen Schrift: «Richtet nicht, auf dass Ihr nicht gerichtet werdet!»"

„Ich denke, hochwürdiger Herr, dass Ambrosio längst gerichtet ist", versetzte Cecco finsteren Blickes. „Wer ihn kennt wie ich ihn kenne, weiß, dass er nur ausgebrochen, um neues Unheil anzustiften, das aber soll ihm nicht gelingen, wenn ich's hindern kann!"

„Ein wahrer Feuerbrand, dieser Cecco", sagte Dr. Forestiere, Hut und Stock ergreifend, nachdem ersterer nebst dem Sindaco das Gemach mit dem Versprechen verlassen hatte, Carlotta gegenüber die traurige Angelegenheit mit keinem Worte zu erwähnen.

„Ja, Gott gebe nur, dass ihn sein heißes Blut nicht zu einer verhängnisvollen Unbesonnenheit hinreißt — doch warten Sie, Doctor, ich begleite Sie ein Stück Weges, um unseren Freund Giustini zu besuchen."

„Sie kommen damit meiner Bitte zuvor, geistlicher Herr", sagte Dr. Forestiere, mit diesem den Pfarrhof verlassend. „Meine Vernunftgründe wollten bei dem trübsinnigen Manne nicht verfangen. Vergeblich stellte ich ihm vor, dass ein Mann, wie Ambrosio, wenn er sich wirklich an dem Morde betheiligte, was keineswegs erwiesen ist, sich das nöthige Gift ohne die geringste Schwierigkeit verschaffen konnte, außerdem aber der Tod der Leidenden nur um einige Wochen beschleunigt worden sei, wie dies aus den Aufzeichnungen des behandelnden Arztes hervorgehe, der in seinem ganzen Wesen Erschütterte lässt sich von der vorgefassten Meinung nicht abbringen. Was aber das schlimmste ist, in dem gegenwärtigen Zustande scheint ihm sein bestes Trostmittel, die poetische Ader, plötzlich versiegt zu sein, und sowenig dabei die Dichtkunst verliert, für den armen Gemüthskranken könnte solcher Abortus verhängnisvoll werden. Ja, wahrhaftig, wenn auch Ihr geistlicher Zuspruch fruchtlos bleibt, dann weiß ich nur noch ein Rettungsmittel für ihn —"

„Und das wäre?"

„Dass ich heirate!" platzte der Doctor nach kurzem Besinnen heraus. „Der Versuchung, ein Hochzeitscarmen zu verfassen, vermag Freund Giustini nicht zu widerstehen, und dann ist dem Armen geholfen!"

Mit verlegenem Lachen eilte der behäbige Lebemann davon, welcher für zwei grundverschiedene Krankheiten

bei allem Reichthum und Überflusse so unendlich arm erschien.

Wie hell und freudig strahlte dagegen ihr Auge, wenn sie auf des Grafen Bitte von ihrem eigenen Elternhause erzählte! Die Beschränktheit der Wohnräume wie des ganzen Hauswesens die Mühen und Sorgen im Gefolge spärlicher Geldmittel wurden durch ihre liebevolle Schilderung mit einem Nimbus von Poesie umkleidet, der die theuern Dahingeschiedenen in der hingebenden opferwilligen Liebe zu einander mit einem Schimmer der Verklärung umgab.

Welch tiefen Eindruck solche Schilderungen auf den Zuhörer übten, war sich dieser selbst kaum bewusst. Dem Bilde Floras gegenüber drängte sich jedoch immer häufiger die Frage auf, wie dieses hinreißend liebliche Geschöpf mit dem gleich einem heiteren Frühlingsmorgen lachenden Augen, mit den Schelmengrübchen in den rosigen Wangen, das schaudernd von dem ärmlichen Dasein an der Seite der Mutter, mit Entzücken dagegen von der Herrlichkeit des Pariser Lebens sprach, wie dieses Weltkind das Leben als Gattin des verarmten Castellherrn von Santa Croce ertragen hätte.

Und immer entschiedener musste er sich sagen, dass die Geliebte seiner Jugendzeit in solchem Falle gleich einer zarten, aus üppigem Treibhausboden in karges Erdreich versetzte Blume unfehlbar dahingewelkt wäre.

Nach solchen Betrachtungen beschlich den Einsamen, Freudlosen schmerzliche Sehnsucht nach dem friedlich stillen Glücke am häuslichen Herde, wie es Carlotta geschildert, und wie ein Blitzstrahl berührte ihn dann der Gedanke, dass dieses Glück nicht ihm, sondern — einem Cecco bestimmt war, der doch nie den Wert des Schatzes würdigen konnte, den ihm das Geschick in den Schoß gelegt!

Und darin hatte er nicht unrecht. Schlimmer aber war es noch, dass Cecco diesen wenigstens dunkel gefühlten Wert, dem gegenüber er sich früher Carlotta freudig untergeordnet hatte, jetzt als eine Last fühlte, deren Druck er durch anmaßendes oder störrisches Benehmen zu verringern glaubte. Diese Änderung seines Verhaltens war indessen nicht allein der Verbesserung seiner Lebensstellung zuzuschreiben, wie Graf Francesco annahm, sondern weit mehr noch der Eifersucht, welche die reine Flamme der Liebe in seinem Herzen zu überwältigen drohte.

Der häufigere, vertraulichere Verkehr, wie er sich zufolge erkannter geistiger Ebenbürtigkeit zwischen dem Genesenen und seiner Pflegerin entwickelt hatte, schürte Ceccos Grimm um so nachhaltiger, als er dieses Gefühl seinem Wohlthäter gegenüber in sich verbergen musste.

Zwar hatte er wiederholt den Entschluss gefasst, die empfangenen Wohlthaten dem Grafen vor die Füße zu werfen, um dem gefährlichen Nebenbuhler als freier Mann entgegentreten zu können. Allein zur Ausführung solch heroischen Entschlusses kam es nicht. Zu lange schon hatte er die Annehmlichkeiten bevorzugter Stellung, reichlichen Gelderwerbes gekostet, dem Gedanken, mit Carlotta ein Leben des Überflusses zu genießen, nachgehangen.

Carlotta, die einzige, deren weiblicher Scharfsinn den Grund der bitteren Stimmung Ceccos erkannte, und unter diesen Verhältnissen unsäglich litt, fand auch den einzig richtigen Weg zu deren Lösung, indem sie den Hochzeitstag bestimmte, womit auch die Umsiedlung in das väterliche Haus stattfinden sollte.

Dass diese Lösung sich ganz anders, als wie sie beabsichtigt, gestalten würde, ahnte, konnte sie nicht ahnen. Es war eben, wie der gute Dr. Forestiere später behauptete, eine jener unbegreiflichen Fügungen der „Schicksalstragödie", deren Macht sich kein Sterblicher zu entziehen vermag.

Carlotta aber behauptete kühn, dass eine solche Capitalsanlage nur zu ihrem Vortheile gereiche, und wusste dies so überzeugend darzustellen, dass sich der Graf schließlich auch in diesem Punkte dem Willen seines Schutzengels, wie er das junge Mädchen mit Recht nannte, ergab.

Dass die Ausführung des Vorschlages von Seite der jungen Landwirtin nicht nur viel Geld, sondern auch bedeutende Arbeitskraft und Ausdauer erfordere, war dem Castellherrn schon nach wenigen Wochen klar. Indessen, einmal dem trübsinnigen Dahinleben entrissen, widmete er sich der neuen Aufgabe mit der ganzen Thatkraft seines feurigen Temperamentes, zumal ihn Carlottas Beispiel und aufmunterndes Lächeln als wirksamster Sporn zur Seite stand.

Der Segen der Arbeit machte sich auch mit jedem Tage fühlbarer. Hunger, Durst und Schlafbedürfnis lohnten nebst dem Erfolg den vergossenen Schweiß, und zuweilen überkam den Rastlosen ein Gefühl der Zufriedenheit, wie er es bisher nicht gekannt.

Dennoch gab es auch jetzt noch Stunden und Tage, während welcher sich dieses Gefühl in das Gegentheil wandelte. Das war namentlich zur Zeit der Gewitterstürme und Regentage der Fall, welche die Feldarbeit unterbrachen, dem Grafen Gelegenheit gaben, stundenlang an seinem Schreibtische zu sitzen und Floras Bild zu betrachten, das auf dem ersten Blick so viel Ähnlichkeit mit Carlotta, aber auch so manche charakteristische Verschiedenheit aufwies.

Das Verständnis für letztere war dem Grafen erst durch die nähere Bekanntschaft mit seiner Pflegerin geworden. Schon gelegentlich des ersten Besuches seiner Sammlung, welche er zu seiner großen Überraschung im Zustande bester Ordnung und Reinlichkeit gefunden, hatte er erfahren, dass Carlotta von frühester Kindheit auf dem gelehrten Vater als Famulus zur Seite gestanden, und sowohl bei der Aufstellung wie bei der wissenschaftlichen Bezeichnung und Anfertigung von Verzeichnissen thätige Mitarbeiterin gewesen sei. Im Laufe des darauf folgenden und späterer Gespräche zeigte es sich überdies, dass das junge Mädchen unter der trefflichen väterlichen Leitung, wie durch den Unterricht P. Agostinos auch auf andern Gebieten des Wissens eine Fülle von Kenntnissen erworben hatte, welche der gelehrigen Schülerin selbst bedeutungslos schienen, ihn aber in Erstaunen versetzten.

Ja, und das war es, was den Zügen Carlottas einen Ausdruck von weit tieferer Bedeutung verlieh, als in dem reizenden Gesichtchen Floras, welche nur mit den oberflächlich erlernten Künsten und Fertigkeiten zu glänzen verstand, wie sie in französischen Klosterinstituten gelehrt werden, sonst aber erschrecklich unwissend war.

Neben diesem Ausdrucke geistiger Bedeutung sprach aber aus dem seelenvollen Blicke Carlottas noch ein anderes, das er in den lachenden Kinderaugen des Bildnisses vergebens suchte. Es war das zarte, tief innerliche Gemüthsleben, das sich in dem ganzen Wesen des seltenen Mädchens verrieth. Durch Veranlagung und Erziehung äußerem Glanze und Prunke, wie den Vergnügungen der großen Welt abhold, beurtheilte Carlotta auch Menschen und Dinge nur nach ihrem inneren Werte.

So lauschte sie auch seinen Erzählungen von Paris, Madrid, Rom nur so lange mit voller Aufmerksamkeit, als sie seine eigenen Erlebnisse oder fremde Sitten und Gebräuche zum Gegenstande hatten, sprach er aber von seinem Jugendleben, seinem Verhältnisse zu Vater und Bruder, dann ruhte ihr Blick mit dem Ausdrucke innigsten Mitleides auf dem Erzähler, der ihr

dass ich auf den Ertrag dieses Gutes nicht mehr angewiesen bin, sondern Sie bitten darf, darüber bis zu meiner Wiederkehr ganz nach Ihrem Ermessen zu verfügen.

„Und wann, Herr Graf, steht diese Rückkehr bevor?“ fragte Carlotta mit fast tonloser Stimme.

Auch der Castellherr sah jetzt scheu zu Boden, indem er zögernd erwiderte: „Ich weiß es nicht genau zu sagen — die Übernahme des väterlichen Gutes am Rhein — doch nein“, unterbrach er sich plötzlich, erhobenen Hauptes näher tretend.

„Ich verstehe nicht zu lügen, und weshalb sollte ich auch? Nein, Carlotta, ich gehe, weil ich gehen muss. Sie werden binnen kurzem die Gattin eines andern — eines braven jungen Mannes — mögen Sie an seiner Seite das Glück so reichlich finden, wie Sie es verdienen. Ich aber scheide, um nicht eher wiederzukehren, als bis ich ohne Gefahr für mich selbst dem Sonnenstrahle nahen darf, der mein dunkles Leben so freundlich erhellte — Gott segne Sie!“

Der Graf hatte bei diesen Worten Carlottas bebende Hand ergriffen, und nicht mehr Herr seiner tiefen Bewegung, zum erstenmale an seine Lippen geführt. Dann wandte er sich rasch ab und eilte aus dem Gemache, in dem jetzt das wie vom Blitze berührte Mädchen mit dem Ausrufe: „Allbarmherziger — er — er liebt mich!“ die thränenüberströmten Augen in das Gewebe des Brautkleides barg. —

Am selben Abende saß Dr. Forestiere dem großen Krankenstuhle gegenüber, welchen Portiuncula seit einigen Tagen gegen ihr Schmerzenslager vertauscht hatte.

„Nun, nun, Frau Portiuncula, es geht ja, ich bin ganz zufrieden mit Ihnen“, sagte der Arzt, nachdem er den Puls der Kranken befühlt.

„Ach ja, bester Herr Doctor, seitdem die Schmerzen nachgelassen, fühle ich mich wie neugeboren“, versetzte diese mit einem zärtlichen Blicke auf den Mann, dessen rosige Miene und Laune an und für sich schon belebend wirkte.

„Na, da sehen Sie, dass wir Heilkünstler und Giftmischer doch auch etwas taugen, und nicht so schlimm sind, wie Sie meinten.“

„O, Madonna, möge meine Zunge verdorren, wenn sie je wieder etwas Böses über die guten Herren sagt! Ach, wüsste ich nur, womit ich meinem lieben braven Doctor danken könnte!“

„Damit, dass Sie dem nächsten Risotto, welchen Sie wieder für mich bereiten, keine assa foedita beimischen.“

„Gott verzeihe mir die Sünde!“ seufzte Portiuncula, die Hände faltend. „Aber der nächste Risotto, den mich die Gnade Gottes für meinen Retter bereiten läßt, soll so gut werden, dass die Engeln im Himmel, wenn sie davon kosteten, mit den Zünglein schnalzen würden!“

„Ein treffliches Gelübde, Frau Portiuncula, und damit sie es recht bald erfüllen können, sollen sie in den nächsten Tagen nach Lussin piccolo zum Gebrauche des dortigen Seebades. Meine Frau Schwägerin, welche seit den fatalen Ereignissen — na, wir wollen nicht weiter davon sprechen — über Nervenschwäche klagt, werden die Bäder ebenfalls gut thun — und somit für heute Gott befohlen, Frau Portiuncula!“

Dr. Forestiere eilte davon, um sich den überschwänglichen Danksagungen der Dame zu entziehen, deren Zürnen und Wohlwollen sich in gleich unbändigen Wortkatarakten zu ergießen pflegte.

Nur wenige Schritte vor seinem Hause kam ihm ein Bote entgegen, durch welchen Graf Francesco des Doctors schleunigen Besuch erbat.

„Ein Unglück geschehen?“ fragte dieser.

XI.

Ein stürmischer Sommerregen klatschte vom trüben Himmel nieder, nach Ceccos Ansicht das richtige Wetter für einen hungernden Wolf, auf Beute auszugehen, daher er schon mit frühem Morgen zur Bucht hinabgegangen war, um auf seinem leichten Flachboote die Klippen zu durchstöbern. Die Feldarbeiter waren in der großen Tenne beschäftigt, wo das erste eingebrachte Getreide mittels einer neuen Maschine unter Aufsicht des alten, wieder rüstigen Giuseppe ausgedroschen wurde.

Graf Francesco hatte sich in sein Arbeitszimmer zurückgezogen, um Briefe zu beantworten, während Carlotta die seltene Muße benützte, an ihrem Brautkleide zu arbeiten.

Das Stübchen, das sich das junge Mädchen zur Wohnung auserwählt, war der kleinste Raum des ganzen Castells, gerade groß genug, um die Möbel aus ihrer früheren Stube im Elternhause unterzubringen. Die weißen, spitzenbesetzten Vorhänge an den Fenstern, wie der zwitschernde Kanarienvogel ober dem Nähtischchen in der tiefen Fensternische vervollständigten für die Bewohnerin die freundliche Illusion, als befinde sie sich noch in dem traulichen Heim, an das sich ihre schönsten Erinnerungen knüpften.

Auch jetzt, während ihre Hände mit dem Faltenwurfe des einfachen weißen Stoffes auf ihrem Schoße beschäftigt waren, weilte ihr Geist in jenen Räumen, drängte sich ihr die Frage auf, ob wohl auch die theuern Verblichenen ihre Verbindung mit Cecco gutheißen würden?

Dann vergaß sie die Arbeit auf ihrem Schoße, und versank, während sie mechanisch auf das eintönige Geräusch des aus den alten Drachenköpfen der Dachrinnen plätschernden Gewässers, auf das Ächzen der rostigen Windfahne auf dem Thurme horchte, in tiefes Nachsinnen. Die edle, ehrfurchtgebietende Gestalt des Mannes, zu welchem ihre Mutter mit so inniger Verehrung aufgesehen, stand vor ihrer bangenden Seele und schien sie vor einem Bunde zu warnen, der so wenig Gewähr für dauerndes Glück versprach.

Plötzlich fuhr sie erschreckt auf. Ein elastischer Mannesschritt, der sich noch nie in diese abgelegene Örtlichkeit verirrt hatte, ließ sie mit banger Scheu nach der Thüre blicken, auf deren Schwelle eben die ritterliche Gestalt des Grafen Francesco erschien.

Die schönen Züge des Castellherrn waren ungewöhnlich bleich, als er sich rasch dem Mädchen näherte, und mit leicht bebender Stimme das Wort ergriff, ehe sie eine Frage zu stammeln vermochte.

„Ich komme, um Abschied zu nehmen, Fräulein Carlotta, Ihnen nochmals zu danken, ehe ich dieses Haus verlasse, das mir durch Sie wert geworden."

„Wie, Herr Graf, Sie wollen Ihr Werk halb vollendet unterbrechen, um — verzeihen Sie, ich habe allerdings nicht das Recht —"

„Doch, doch, Fräulein", fiel Graf Francesco lebhaft in die stockende Rede des Mädchens, das überrascht, verwirrt und erröthend vor ihm stand. „Sie haben vielmehr das vollste Recht, meine Vermögensgebarung zu überwachen. Seit gestern haben sich jedoch die Verhältnisse derart geändert, dass auch Sie mein Vorhaben billigen werden. Durch ein Schreiben meines Anwaltes benachrichtigt, dass mein Bruder Federigo in den Orden der Karthäuser getreten, nachdem er über sein ganzes Vermögen mit Ausnahme eines bedeutenden Legates für sein Kloster zu meinen Gunsten verfügte, bin ich zum wohlhabenden Manne geworden. Sie beglückwünschen mich nicht", fuhr der Graf fort, da Carlotta noch immer schwieg, „nun das ist begreiflich, da der Reichthum in Ihren Augen gar wenig gilt; indessen hat er für mich immerhin die Folge,

fand sie den Schwerverletzten auf dem Lager des Castellherrn gebettet, schwer athmend, bleich, mit geschlossenen Augen, der ernste Blick Dr. Forestieres aber sagte ihr, dass die Hoffnung, das Leben des Verwundeten zu erhalten, aufgegeben sei.

Auf seine Körperkraft und Gewandtheit vertrauend, war Cecco auf die Nachricht, dass Ambrosio abermals in den Klippen gesehen wurde, von dem ungestümen Drange, den Verhassten in seine Gewalt zu bringen, ohne die nöthige Vorsicht in das Labyrinth der umbrandeten Felsentrümmer vorgedrungen, deren geheime Schlupfwinkel dem alten Schmuggler zum Verstecke dienten. Rücklings angefallen, war er dann nach kurzer Gegenwehr in seinem Boote zusamgestürzt, und von den ihn suchenden Fischern ans Land gebracht worden.

Von seinem Gegner zeigte sich keine Spur. Nach mehreren Tagen fand man in ziemlich weiter Entfernung von dem Kampfplatze einen von der Flut ans Ufer gespülten Leichnam, welcher durch Ceccos bis zum Hefte in die Brust begrabenen Dolchmesser zweifellos als der Ambrosios gekennzeichnet war.

Graf Francesco und der Doctor hatten sich zurückgezogen, um die Verlobten in der feierlichen Stunde eines Abschiedes für die Ewigkeit allein zu lassen.

„Cecco, ich bin es, deine Braut!“ sagte Carlotta mit sanft zärtlicher Stimme, indem sie sich erschüttert über den Verwundeten beugte, dessen verschleierter Blick verständnislos auf ihren Zügen ruhte.

Und als ob dieser Anblick das fliehende Leben noch einmal zurückriefe, klärte sich das Auge des Sterbenden, trat ein wehmüthiges Lächeln auf die blassen Lippen. „Gott sei Dank, dass ich dich noch einmal sehen, deine Verzeihung mit hinüber nehmen darf“, sagte er mit kaum hörbarer Stimme.

„Meine Verzeihung, Cecco?“

„Ja, Carlotta. Siehst du, im Tode sieht man schärfer wie im Leben — es war thöricht und schlecht von mir, dich an mich zu ketten, obschon ich wusste, dass dein Herz nicht —“

„Stille, stille, Cecco! Was sprichst du da? Du wirst nicht sterben, unter meiner Pflege wirst du genesen, und dann“ —

„Nicht doch, der Tod sitzt mir auf der Zunge, — lebe wohl, Carlotta — lass mich sterben — in deinen Armen!“

Carlotta umschlang den Jugendgespielen, der sie so oft in seinen Armen getragen, und legte sein Haupt sanft an ihre Brust.

„Richtet nicht, — auf dass ihr —“ hauchten seine Lippen, dann schloss er mit einem letzten Dankesblicke für Carlotta die Augen, der Athem stockte — eine befreite Menschenseele entschwebte ihrer Erdenhülle.

Am Tage nach der Beerdigungsfeier des Gemordeten verließ Graf Francesco das Castell, ohne sich von Carlotta nochmals verabschiedet zu haben. Nicht nach Deutschland führte ihn jedoch sein Weg, sondern wie er P. Agostino mittheilte, nach Frankreich, um seinen Bruder im Kloster der Karthäuser zu Chartreuse aufzusuchen.

Fast gleichzeitig verließ auch Carlotta ihr bisheriges Asyl, um während der Abwesenheit Portiunculas die Haushaltung ihres väterlichen Lehrers zu führen, ein Amt, das ihr auch noch nach der Rückkehr der alten Dienerin überlassen blieb. Die Genesene war zwar von ihren Schmerzen befreit, musste aber wegen andauernder Schwäche jeder Thätigkeit entsagen und in Geduld hinnehmen, dass ihr Hass von der vermeintlichen Feindin mit Liebeswerken vergolten wurde.

Tage stiller Trauer und Einsamkeit folgten, nur durch die Hochzeitsfeier des Doctors mit Frau Benevenuta unterbrochen, bei welcher Gelegenheit sein Freund Giustini in der

„Weiß nicht, kann wohl sein. Der Herr Graf kam vom Strande, wo viele Leute zusammenliefen.“

„Gut, gut, ich komme schon.“

Dem Doctor kam die Botschaft allerdings recht ungelegen, da sie ihn des gemüthlichen Plauderstündchens beim Abendimbiss beraubte, das die Dame als erklärte Braut besonders anziehend zu beleben wusste. Indessen der Beruf fand den behäbigen Lebemann stets opferbereit, daher er auch jetzt, nachdem er seine Instrumente zu sich gesteckt und einen Kuss von der hübschen Frau als Stärkung auf den Weg erhalten hatte, mit der gewöhnlichen, für seine Leibesstärke erstaunlichen Behendigkeit dem Boten folgte.

Eine Viertelstunde später trat auch Carlotta aus dem Pfarrhause. Der Landessitte gemäß mit einem schwarzen, bis zu den Hüften reichenden Spitzenschleier verhüllt, schritt sie längs dem dunkelnden Strande dem Castelle zu.

Es regnete und stürmte nicht mehr, nur die See grollte noch, und riesige Nebelgestalten entstiegen der Tiefe, als schwebten Geister der Unterwelt zum Himmel empor. Aus der Ferne tönte schwermüthiger Sang heimziehender Schiffer, von dem misstönenden Gekreische der Möven begleitet. Dunkel waren Land und See, nur von der Bucht her blinkten die weißen Klippen, vom nie rastenden Wogengischt umrauscht.

Traurig düster wie die Nachtlandschaft war auch die Seelenstimmung der einsamen Wandlerin. Der Entschluss, ihre geheime Liebe zum Opfer zu bringen, dem Jugendgenossen das gegebene Versprechen zu halten, war durch die Erkenntnis erschüttert, dass damit nicht nur das eigene, sondern auch das Lebensglück des Mannes zerstört werde, der ihr theurer war wie das Leben selbst. Irre an sich und ihrem Urtheil, hatte sie zu dem greisen Lehrer, dem Freunde ihres Vaters, Zuflucht genommen, ihm ihr banges Herz eröffnet bis auf jene geheime Kammer, welche ihre jungfräuliche Liebe für den ritterlichen Beschützer barg.

Dem erfahrenen Menschenkenner gegenüber bedurfte es jedoch weiterer Geständnisse nicht, um auch dieses zarte Geheimnis zu errathen. Umsomehr betrübte es ihn, seinem Liebling keinen freundlich erlösenden Ausweg weisen zu können. Kannte er doch den leidenschaftlichen Charakter Ceccos zu genau, um nicht zu befürchten, dass jedes in seinen Weg gelegte Hindernis für ihn und andere verderblich werden müsse, dass in diesem Falle der dornenvolle Pfad der Pflicht nicht zu umgehen sei.

„Wer seine Pflicht thut, kann nie ganz unglücklich sein, und andere beglücken, ist an sich schon Glück!“ Dies waren die letzten Worte des Greises.

Und Carlotta sprach sie immer wieder vor sich hin, um den Sturm zu beschwichtigen, der sich in ihrem jungen Herzen gegen die Weisheit des alten Mannes auflehnend erhob.

Am Ziele ihres Weges fand sie die äußere Castellpforte zu ihrem Erstaunen weit geöffnet und auf dem freien Platze vor der zweiten Pforte eine zahlreiche Versammlung von Männern und Weibern, welche den Namen Ambrosio unter allerlei Verwünschungen im Munde führten, bei ihrer Annäherung aber verstummend und scheu zur Seite wichen.

Angstergriffen presste Carlotta die pochende Hand aufs Herz, und schritt, ohne eine Frage zu wagen, in die mit Windlichtern beleuchtete Vorhalle, wo ihr Graf Francesco bleich und ernst entgegentrat.

„Fassen Sie sich, Fräulein“, sagte er, ohne den Freudenstrahl im Auge des beklommenen Mädchens zu bemerken, „es ist ein Unglück geschehen, doch kann das Äußerste vielleicht noch abgewendet werden.“

Carlotta wusste jetzt, dass das Geschehene nur Cecco betreffen konnte. Auf den Arm des Grafen gestützt,

„Mir ist, als würde ich auch eine Wüste lieb gewinnen, wäre sie die Wiege deiner Jugendjahre“, sagte die Dame, sich innig an den Gatten schmiegend. „Dennoch habe ich Unersättliche eine Bitte auf dem Herzen, die —“

„Die im voraus gewährt ist“, ergänzte jener rasch.

„Danke. Ich benützte also die Morgenstunde zur Besichtigung der Räume dieses unseres Heimes, und fand alles gar kostbar und prächtig, wie geschaffen für eine Prinzessin, aber —“

„Nun?“

„Aber deine Carlotta ist eben keine Prinzessin, sondern eine Art von Aschenbrödel, die sich in diesen Riesensälen mit ihren himmelhohen Spiegeln und vergoldeten Möbeln so unheimlich und bedrückt fühlt, als sei dies alles nur eitel Blendwerk und Zauberspuk — nein, du Lieber, für die Tochter des Schullehrers von Sta. Croce ist das nichts. Mit deiner Erlaubnis werde ich mir daher ein paar Stuben mit dem alten Geräthe meiner theuern Mutter einrichten, wo es sich dann auch in den langen Wintern dieses Landes traulich und heimisch hausen läſst.“

„Wohl, mein herzliebes Aschenbrödel, dein Wunsch sei erfüllt, doch habe auch ich eine Bitte anzufügen. Die Bitte nämlich, daſs ich mir dicht an deinem, mit dem deutschen Hausrath deiner lieben Mutter ausgestatteten Stuben auch für mich ähnliche einrichten darf. Den langen Winter aber sollst du nicht zu fürchten haben, da wir die schlimmsten Monate des Jahres in deiner Heimat zubringen wollen.“

„O, du Guter, du wolltest mir zuliebe in dem halbverfallenen finsteren Corsarenthurme weilen, der so traurige Erinnerungen —“

„Nicht im Castelle wollen wir hausen“, fiel der Graf lebhaft ein, „sondern in deinem Vaterhause, und auch dort nicht bloß dir, sondern auch unserem alten edeln Freunde P. Agostino zulieb, dem allein wir unser Glück verdanken.“

„Ihm allein?“ fragte die junge Frau verwundert. „Es war also nicht die geheime Sehnsucht nach deinem Sonnenstrahle, die dich wieder zu mir führte?“ fügte sie mit scherzendem Vorwurfe hinzu.

„Nein, du kleine Eitelkeit. Aus deinem tiefen Schmerze um den Jugendgeliebten schloſs ich, daſs ich dir trotz aller mir bezeigten Theilnahme doch nie mehr war als ein Gegenstand des Mitleids. Und siehst du, auch ich bin eitel, und vertrug den Gedanken nicht, deinen Besitz nur einer solchen Regung deines Herzens verdanken zu sollen.“

„O Francesco, wenn du wüſstest, was ich gelitten!“

„Jetzt weiß ich es, du Theuere, damals aber wallte das unselige heiße Blut der Torrente nochmals in mir auf. Dem Geschicke zu trotzen, das mir das höchste Glück zu versagen schien, wollte ich auch alle anderen Gaben von mir werfen, nichts besitzen, um nichts verlieren zu können, nichts mehr hoffen, um nichts mehr zu fürchten, kurz, mich in demselben Kloster begraben, wo mein unglücklicher Bruder die schwere Schuld seines Lebens büßt.“

„Entsetzlich!“ flüsterte Carlotta, in sich zusammenschauernd.

„Da erhielt ich von unserem greisen Freunde, dem ich meinen Entschluſs mitgetheilt, ein Schreiben, das mich dem Leben wiedergab. In gewohnter milder Weise sprach er seine Meinung dahin aus, daſs die Selbstkasteiung des Karthäusers als letztes Sühnemittel gewiſs nicht verwerflich, mir aber nicht Buße, sondern Selbstbeherrschung und Werkthätigkeit zu meinem wie zum Besten anderer Noth thue. Und dann hielt er mir das Beispiel eines zarten Wesens vor Augen, das, ohne dem Geschicke zu grollen,

That durch ein umfangreiches Festcarmen den Beweis lieferte, dass er die verlorene poetische Ader wieder gefunden.

In den ersten Monaten ihres Aufenthaltes im Pfarrhause erschrak Carlotta, so oft ein Wagen auf der Straße anhielt, oder der Tritt eines Fremden sich vernehmbar machte. Als sich aber dieser halb bange, halb freudige Schreck stets gegenstandslos erwies, als auch der Winter ohne die geringste Kunde von dem Verschollenen kam und gieng, da pochte ihr junges Herz immer ruhiger und hoffnungsloser, waltete sie endlich in stiller Ergebung ihres Amtes.

Bisweilen nur, wenn sie in einsamen Stunden die Erinnerung an Vergangenes wie ein schöner Traum überkam, drängte sich noch eine verstohlene Thräne in das helle Auge, entfloh den wehmüthig zuckenden Lippen das Schmerzenswort: „Vergessen!"

Schluss.

„Sei mir gegrüßt, Vater Rhein, du ewig junger, rebenbekränzter deutscher Strom! Wohl hast du oft Umstrittener, Blut und Leben viel Tausender deiner Kinder gekostet. Du aber spendest dagegen in unerschöpflicher Fülle neues Leben, frisches Blut, und gälte es heute wieder, dich vor frecher Räuberhand zu schützen, bei Gott, des Lebens höchstes Glück, ich setzte es nochmals freudig ein für dich, du alter treuer Hort des deutschen Volkes!"

Also sprach ein junger blühender Mann, der trunkenen Blickes von dem hohen Standpunkte eines altersgrauen Schlosssöllers die zu seinen Füßen ausgebreitete Sommerlandschaft schaute.

Noch lag ein zartduftiger Morgenschleier auf den höheren Geländen, manch köstlichen Reiz verbergend, doch die neugierigen Sonnenstrahlen beseitigten Hülle um Hülle, bis sich die ganze Pracht des Bildes mit seinen waldumrauschten Bergen, seinen grünen Rebenhügeln, mit all den in der klaren Flut des Stromes sich spiegelnden Ruinen, Schlössern und Klöstern, mit den sich wie schämig versteckenden Dörflein und Städtlein dem Beschauer zeigte.

„Mit wem hält mein theurer Herr und Gebieter hier Zwiesprache? Doch nicht mit der gefährlichen Loreley, die da kämmt ihr goldenes Haar mit goldenem Kamme, und ein Lied singt von wunderbarer Melodei?" fragte in fremd klingendem, doch äußerst wohllautendem Deutsch eine reizende Dame, welche unbemerkt aus dem Innern des Schlosses auf den Altan getreten war, und den Arm traulich um die Schultern des monologisierenden Träumers legte.

Dieser bedeckte die schöne kleine Hand mit zärtlichen Küssen, ehe er lächelnd erwiderte: „Nicht doch, der bösen Nixe Kämmen und Singen ist dem Glücklichen gegenüber, der sich des Lebens Sonnenstrahl für immer eingefangen, vergebliche Mühe. Meine Worte aber galten dem alten Flussgotte da unten, der in alter Sagenzeit den Nibelungenschatz, noch heute aber deutsche Kraft und Treue hütet zum eigenen Schutze. Und nun, sieh selbst mein Lieb, ob ich dir zuviel gesagt von dem Paradiese, das der Alte um sich geschaffen."

Die schöne Frau ließ den bewundernden Blick des tiefblauen Auges sinnend über Berg und Thal und über den jetzt im vollen Sonnenlichte goldig flammenden, von Schiffen und Booten belebten Strom schweifen.

„Nein, du sagtest nicht zu viel, Lieber", sagte sie dann. „Soviel des Schönen wir auch auf unserer Reise gesehen, dieser Erdenfleck ist unvergleichlich, und läßt mich deine Vorliebe für dein zweites Vaterland gar wohl begreifen."

„Und wird auch meine holde Blüte des Südens es lieb gewinnen?"

Eine Erinnerung an Vacano.

Mitgetheilt von **Paul Andow.**

Die „Sphinx", Zeitschrift für Geistes- und Seelenleben in Braunschweig, veröffentlicht unter anderem stets Interessanten eine Erzählung, welche höchst seltsam und doch in gewisser Beziehung glaubhaft ist. Wir sind in der Lage, die Geschichte mitzutheilen.

Paul Andow schreibt:

„Donnerstag den 10. Juni 1892 brachten die Zeitungen die Nachricht von dem «gestern» erfolgten Tode Emil Mario Vacanos. Geboren zu Schönberg in Mähren, ein vielgelesener Autor 2c. 2c., wie so die Schablone der Nekrologie schnörkelt und nachpinselt. Meine Aufgabe hier ist es aber nicht, einen literarhistorischen Nachruf des Verstorbenen hinzustellen; ich habe nur das Jugendbild des Dichters vom Standpunkt des Übersinnlichen aus zu skizzieren, und zwar nach den Mittheilungen einer Schriftstellerin, welche merkwürdige Dinge durch diesen damals noch blutjungen Dichter erlebt hat.

Lassen wir die Dame selbst sprechen, und zwar mittelst ihrer vertraulichen Mittheilungen an mich, an denen ich formell wenig zu ändern oder auszulassen hatte, und die ich, getreu nach dem Originalmanuscripte hier wiedergebe.

„Ich lernte Emil Mario Vacano kennen, ehe ich ihn kannte. Dieser Ausspruch möchte, einem Dichter gegenüber angewendet, nicht so unmöglich klingen, aber mit meinem Bekanntwerden mit dem seelenguten „Miltschi" hatte es eine andere, eigenartige Bewandtnis. Ich war ja damals eine einfache, vielgeplagte Hausfrau, Gattin und Mutter. Wo hätte ich wohl von dem jungen, nur erst in gewissen Kreisen bekannten Dichter gehört, wie wäre eines seiner ersten in Berlin gedruckten Bücher nach Mähren in meine laute, sonnige Kinderstube gedrungen?

Wohl aber geschah etwas anderes, alltägliches — modernes. Mein Eheglück begann zu wanken, mein Lebensschifflein wurde leck und hatte Wasser gefasst — es war im Sinken.

Es ist hier nicht der Ort, zu schildern, wie ich litt, sondern, welche Folgen der Zusammenbruch meines Glückes auf meinen seelischen Organismus ausgeübt hat, und wie dieser mir auf dem Wege des Unbewussten die Individualität Vacano's vorausgemeldet hat. Ich wurde von theilweisem Autosomnambulismus befallen, als was ich meine Seelenvorkommnisse und Zustände später erkennen musste.

Es war im zeitigen Frühling 1865 zu Olmütz in Mähren, wo ich, nachdem ich meine Kinder zur Ruhe gebracht hatte, mich allabendlich dem ausschweifendsten Schmerze hingab. Tagsüber dem kleinen Hauswesen mit peinlichster Sorgfalt vorstehend,

des Undankbaren, der es vergessen, in treuer Liebe gedenke, ja um ihm wenigstens geistig nahe zu sein, in jeder freien Stunde die deutschen Werke lese, die er als Andenken —"

„O, o, also verrathen und verkauft!" rief Carlotta unter Thränen lächelnd.

„Ja, verrathen und verkauft um den Preis der Liebe", versetzte Graf Francesco, sein junges schönes Weib innig an die Brust drückend.

„Und siehst du, in jener Stunde, da wir das kleine Gotteshaus von Sta. Croce als Mann und Weib verließen, gab ich dem greisen Freunde und Priester mein Wort, mich nie wieder von dem wilden Blute in meinen Adern fortreißen zu lassen, ein Versprechen, dessen Erfüllung mir an deiner Seite nicht schwer werden wird — oder doch?"

„Wer weiß?" scherzte Carlotta mit ihrem sinnigen Lächeln. „Doch sag', ist dieses Blut wirklich so gefährlich?"

Graf Francesco blickte nachdenklich vor sich hin. „Doch, doch", sagte er ernst. „In seiner plötzlichen Aufwallung gleicht es dem Lavastrome unserer Feuerberge, und hat wie diese des Unheils genug angerichtet.

Indessen sei getrost, mein armes holdes Lieb, Mangel an Zucht und Erziehung mögen wohl viel zu dessen Zügellosigkeit beigetragen haben. Das aber soll, wenn das Geschick uns zu Stammeltern eines neuen Geschlechtes bestimmt, anders werden. Der Tropfen mildernden Blutes, der als Erbe deutscher Mütter in unseren Adern rollt, soll gehegt und gepflegt in den künftigen Trägern unseres Namens, zum kräftigen Strome werden, auf dass sie als deutsche Männer an ihrem Vaterlande sühnen, was ihre Vorfahren an ihm verschuldet."

„Das walte Gott!" flüsterte die junge Frau mit zärtlich vertrauendem Aufblicke zu dem letzten Stammhalter der Grafen della Torrente.

Lass' es sein!

Feinde zu verderben
Ist ein froher Ritt;
Um das Bräutchen werben
Ist ein banger Schritt;
Sterben, sterben, sterben
Ist ein' bitt're Freud';
Erben, erben, erben
Ist ein süßes Leid.
Süßes Leid, ich mag dich nicht,
Bitt're Freud, ich klag' dich nicht,
Banger Schritt ich wag' dich nicht,
Mit Menschenbrüdern schlag' dich nicht.

M.

und ich war wieder normal, beruhigt, wohlauf. Ich pflegte dann zu speisen und zu Bette zu gehen.

So gieng's durch zehn Tage. Alle Tage ein Gedicht unter denselben Umständen erschienen und verschwunden.

Ich hielt meine übersinnlichen Erlebnisse damals und lange Zeit darnach geheim, in dem richtigen Instincte, dass mich niemand verstehen würde.

Äußerlich hatte sich manches in meiner Ehe gebessert, ich besuchte wieder Gesellschaften, die mir, der von Seelenwundern Erfüllten, entsetzlich langweilig, schal und nichtig dünkten.

Da kam plötzlich unsere Übersiedlung nach Brünn in Mähren und mein Gemahl kam in den ersten Tagen unseres Aufenthaltes alldort einmal sehr heiter nachhause, und schilderte mir seine angenehme Begegnung mit Emil Vacano.

«Und denke dir, Laura», schloss er seine Rede, „dieser vortreffliche junge Mann ist noch dazu ein entfernter angeheirateter Verwandter von mir, eine Art Cousin. Er freut sich sehr, auch dich kennen zu lernen, hat mir hier ein Billet für dich mitgegeben, er wird sich dir morgen vorstellen." Sprach's und reichte mir ein Briefchen, dessen Adresse schon mir das Herzblut vor Schrecken stocken machte. Es war dieselbe Schrift, in welcher jene seltsam geheimnisvoll in rother Luft von mir erschienenen Gedichte geschrieben waren!

Es ist mir heute, bei meinem kritischen und so sensitiven Forschertalent, kaum verständlich, wie ich damals über diese wichtige, übersinnliche Thatsache hinweggekommen bin, ohne was ich dachte und empfand auszusprechen. Viel mag wohl die Furcht dazu beigetragen haben, von meiner Umgebung oder von meinen Freunden, denen ich mich etwa hätte anvertrauen können, für verrückt gehalten zu werden, dass ich imstande war, über das Erlebte zu schweigen. Ich schwieg also, aber der gute, ahnungslose Miltschi, den die oft so gnädige Natur mir in meinem Trance zu Olmütz voraus angekündigt hatte, wurde wirklich mein Arzt, wider sein Wissen und ohne seinen Willen. Er wurde mein Arzt, wenn auch auf großen Umwegen, denn er war der erste Mann von der Feder, mit dem ich gesellschaftlich und familiär verkehrte, und er behauptete, dass in mir poetisches Talent stecke.

Tief verwundet ins Mark getroffen durch mein erschüttertes Lebensglück, — was wäre aus mir, dem blutjungen, leidenschaftlichen, phantasiereichen Weibe geworden, wenn in mir nicht der Gedanke an die Poesie lebendig geworden wäre? Ich hätte gewiss bald sterben oder elend verderben müssen.

So aber schickte Gott einen seiner Boten auf Erden, einen Dichter zu mir. Miltschi, mit dem ich bei uns und in seinem Familienkreise nun öfter und bald auch täglich verkehren konnte, weckte durch seinen reichen Geist, durch seine feine Bildung, durch seine vielen Kenntnisse, vor allem aber durch sein „liebes Herz", die magischen Kräfte meiner Phantasie. Ein Bewunderer alles Schönen, Guten, Besonderen, liebte Miltschi uns beide, meinen Mann und mich. Er liebte unsere herzigen Kinder, er hätte — oberflächlich wenigstens — unsere zerbrochene Pflichtkette wieder zusammen zu fügen vermocht, wenn er, der junge Adept, nur zu oft selbst Medium, es verstanden hätte, die geheimnisvollen Gewalten, welche nun um uns alle aufstiegen, zu bannen, zu bewältigen und auszunützen. Nur ein Fachmann kann es verstehen, welche Gefahren für uns alle hier erwuchsen.

Mein Schmerz wandelte sich zuerst in Verklärung und — waren die Gedichte in der rothen Lichtflut zu Olmütz der erste, elementare, vollkom-

schluckte ich meine Thränen hinunter, um ihnen, sobald die Kinder schliefen, die Hausmagd sich zur Ruhe legte und ich im Hause allein war, den freiesten Lauf zu lassen. Ich bekam jeden Abend Schluchzkrämpfe, so dass ich Krämpfe in den Armen fühlte und meine Daumen sich in die unwillkürlich festgeballten Fäuste hineinzogen. Ich wäre sicherlich mit der Zeit in Starrkrampf verfallen, wenn nicht die herrliche Naturgewalt des Somnambulismus heilsam über meinen Organismus hereingebrochen wäre.

Eines Abends, anstatt Armkrämpfe zu bekommen, erblicke ich das ganze Zimmer, in welchem ich mich befand, blut- und glutrot, wie ein lodern des Feuer, vielmehr erfüllte ein Meer, ein Nebel, ein Fluidum, flammend das Zimmer, derart, dass ich weder die brennende Lampe, noch die Einrichtung, noch meine Hand, Kleider und Füße sehen konnte — kurz, dass ich außer dem leuchtenden Roth um, über und unter mir, nichts sah.

Wie ich so um mich blicke, mit meinen Augen die undurchblickbare rothe Luft zu durchschauen trachte, erhebt sich in der Höhe vor mir, etwa in Manneshöhe, mir gegenüber eine schwarze, eigenthümlich geformte Schrift in deutschen Lettern, in Versreihen, in einer fremden, deutlichen und charakteristischen Handschrift. — Unwillkürlich las ich — und fand Gedichte, Gedichte, welche mein eigen Empfundenes und Erlebtes in ungereimter und auch in gereimter Form brachten. Das erste war:

Erinnerung.

Könnt' ich in meinem Schmerz
Einmal vergessen dich!
Ich seh' in hellem Licht
Dein Bild vor mir erscheinen.
Du liebst, du liebtest mich.
Du konntest mir entsagen. —
O theile ich dein Los!
Ich wollte dich besitzen
Um jeden Preis auf ewig —
Das Schicksal griff ins Rad —
Es hat mich auch zermalmt.

Ich war freudig erstaunt über das seltsame Phänomen und wunderte mich sehr darüber, meine poetisch verdolmetschte Herzensgeschichte vorgezeigt bekommen zu haben, aber — ich konnte die Vision nicht wegbekommen. Ich sah nichts als die undurchdringliche Röthe um mich herum, und das Gedicht in seiner zierlich kräftigen deutlichen Schrift rührte sich nicht von der Stelle. Was thun, um wieder zu sehen? Das zu sehen, was wirklich ist, das Zimmer, die Kinder, das Licht, mich selbst?

Da kam mir ein Gedanke. Den Bleistift suchen, nieder- und abschreiben, was da oben steht. Ein tappender Griff nach dem Schreibtische, Papier, Bleistift, und ich begann, so gut es gieng, ohne Hand, Papier und Schrift zu sehen, das über und vor mir in der Luft stehende Gedicht abzuschreiben.

Und in dem Maße, als ich die Buchstaben, Worte und Zeilen abschrieb, verschwanden diese in der rothen Luft, und mit dem letzten Schriftzug des Gedichtes war auch der rothe Nebel fort, das Zimmer war wieder da, die schlafenden Kinder, ich selbst, und hätte ich nun auch denken wollen, alles sei nur ein Traum gewesen — das Gedicht lag vor mir — ein Zeuge aus dem Jenseits, aus der vierten Dimension, aus dem Eden dieser Welt, in welches uns nur so außerordentlich selten zu blicken erlaubt ist.

So kamen allabendlich die Schluchzkrämpfe wieder, denn der heftige Schmerz um das verlorene Lebensglück war selbst durch dieses Wunder nicht sogleich getilgt, durch das Wunder, welches allabendlich wiederkehrte und jedesmal so lange währte, bis das in der Luft stehende Gedicht abgeschrieben war. Wenn ich die Abschrift des täglich erscheinenden Gedichtes, welches immer ein anderes, aber auf meine Leidensgeschichte bezügliches war, vollendet hatte, verschwand es jedesmal sammt der rothen, das Zimmer erfüllenden Luft,

weder die Vorbildung zur Schriftstellerei, noch je, außer einigen Briefen, Übung im Schreiben gehabt.

Meine guten Eltern, die damals noch lebten, waren durch mein potenziertes Temperament, durch meinen fast erschreckenden Geistreichthum beängstigt, fürchteten Auffälligkeiten und baten Mama Bacano, mit mir nach Lettowitz in Mähren, wo sich eine entfernte Verwandtschaft vorfand, zum andauernden Aufenthalt in frischer, guter Landluft zu fahren.

Mit Jubel nahm ich diesen Vorschlag an, und schon der Abendzug brachte uns nach dem hübschen Flecken Lettowitz, wo wir in einer sehr poetisch anmuthenden Mühle aufgenommen wurden. Ich war so aufgeregt von den landschaftlichen Eindrücken, von der Freude, mit Mama Bacano allein zu sein, von der Hoffnung, Emil in dem Paradiese, als was mir dieses Stück Erde damals erschien, bald zu sehen, dass ich nicht schlafen konnte.

Ich lag die ganze Nacht halbwachend, traumwachend. In einer lichten, sehr fein polierten Chiffoniere meines Schlafzimmers sah ich beim Vollmondschein deutlich und hell ein Todtenbett, Miltschi als Leichnam darauf liegen. Ich wusste, er sei todt, hatte aber das bestimmte Gefühl, dass er noch lebe. Ich erzählte der guten Mama auf ihre Frage, warum ich nicht schlafe, von dieser nicht wegzubringenden Vision und bat, selbst hinzusehen, ob sie das schreckliche Bild sähe. Sie sah aber nichts, und gläubig, wie sie war, betete sie, und wir beteten zusammen.

So sah ich das Bild durch einige Nächte und endlich, wohl erst auf die Nachricht hin, dass Emil nach Lettowitz kommen werde, verschwand der Leichnam, aber nur, um einem schwarzen Grabobelisk mit goldenen Verzierungen platzzumachen. Dieser Obelisk blieb stereotyp jetzt als Visionsbild im Spiegel der polierten Chiffonierethür, so oft ich mich schlafen legte und im Mondschein hinsah.

Der Tag der Ankunft meines Adepten brach an. Ein herrlicher Junimorgen. Die Glockentöne vom Dorfkirchlein her, Sonnenlicht, Vogeljubellieder, das zitternde, elektrisierende und doch wieder so einschläfernde Geklapper von allerlei Mühlrädern. Dazu der lichte Mehlstaub auf den Gesichtern der Arbeiter, der jeder Physiognomie einen Hauch des feineren, zarteren gab. Der frische, herbe Mehlgeruch, die vielen blühenden Blumen im Garten und auf den Wiesen, die festlich hergerichteten Sträuße auf dem Kaffeetisch, die Koch-, Back- und Bratarbeit in der Küche, für den lieben, zu erwartenden Gast!

Ich war im Trance vor Vergnügen, vor Freude, vor Glück. Was uns heute die Wiener Mode so sehr anpreist, dass wir uns auf dem Lande in Bauernkostüme kleiden sollen — ich that es im Überschwang meiner Lebenslust. Ich litt keinen Widerspruch Mamas, noch der jungen, herzensguten Müllerin, und wählte aus ihrer bäuerlichen Garderobe Rock, Mieder, Schürze und stellte mir ein Kostüm zusammen. Seltsamerweise kam blau und lila vorherrschend bei diesem Anzug vor, und ich höre noch heute Emils Ausspruch dieser damals unmodernen Farbenzusammenstellung gegenüber: „Auf dir erfindet sich die Harmonie der Farben.“ Ich trug Rosen im Haar, welches ich mit spanischen Goldkämmchen zu beiden Seiten hinaufgesteckt hatte und welches über dem Scheitel in zwei Lockenthürmchen hinaufstieg, die wir humoristisch Hörnchen nannten. Und — als die Glocke der Uhr schlug — ihm entgegen.

Wie heute seh' ich's noch. Ich war immer kurzsichtig, bin es noch, damals aber sah ich sonnenhell und klar. Gegenüber der Mühle, recht weit, war der Bahnhof, Wiesen, Bäche und viel weidendes Vieh dazwischen. Ich hatte

men unbewusste Ausbruch meines poetischen Talents, welches mir auf Emils Anregung später zum Bewusstsein kommen sollte — begeistert durch Miltschis schriftstellerische Arbeiten, begann ich nun, poetische Versuche in Prosa zu entwerfen. Aber unreif, wie mein Wesen noch war, beeinflusst durch die dunkle Phantastik, wie sie durch Emils erste Arbeiten geht, vermochte ich meiner seelischen Schaffenskraft nicht zu gebieten und anstatt in Kunstform auf dem Papiere zu schaffen, artete die poetische Gewalt in mir ins Visionäre und ins Hallucinative aus.

Zur gesteigerten Aufregung meines sensitiven Nervensystems und meiner überreichen Phantasie trug dazu damals der Umstand bei, dass der von ihm sehr geliebte Bruder meines Gemahls in unserem Hause hilflos hinsterbend dalag.

Nach seinem Tode sah ich denselben als Doppelgänger unter den Fenstern vorübergehen.

Als die schrecklichen Sterbegedanken nach dem Tode meines Schwagers ein wenig vorüber waren, heiterte sich meine Seele im täglichen Beisammensein mit Emils Mutter und mit ihm zu einer oft ans Unheimliche grenzenden Freude und Heiterkeit aus. Seine Mutter, eine wunderschöne blonde Matrone, weißrosig im Gesichte wie ein Mädchen, mit jenen großen, grünen Sonnenaugen, welche des Dichters Emilien und Marien so oft in seinen ersten Romanen haben und die er auch selbst, der das leibhafte Abbild seiner Mutter war, besaß, hatte mich sehr gerne, und ich betete sie mit meinem nach durchgeistigter Liebe verschmachtenden Herzen geradezu an.

Morgens um neun Uhr war ich immer schon in der Fröhlichergasse, wo Vacanos wohnten. Da saßen wir drei um den Sophatisch und dachten. Emil und ich, wir konnten oft vor Gefühlsüberschwang und Gedankenandrang nicht sprechen. Alles wurde zum Symbol, zur Idee, zum Gedicht. Wir schrieben, die Zettelchen flogen nur über den glatten Tisch hin und her, wir lasen, jubelten, lachten, berichtigten, scherzten und knabberten an den Leckerbissen, welche uns Mama brachte.

Mittags war ich wieder zuhause, nachmittags gab's Partien ins Freie, bei trübem Wetter saßen wir daheim, bei uns oder bei Vacanos. Noch denke ich des Abends, wo ich neben meinem Gemahl auf dem Sopha saß, Emil vor uns auf einem Schemelchen uns bewundernd. Auf einmal sprang er auf und rief, im Zimmer hin- und herlaufend, händeringend: «Ich werde verrückt, ich werde verrückt!»

Auf unsere halb erschrockenen, halb scherzhaften Fragen, warum, antwortete er: «Weil ich nicht weiß, wen von euch zweien ich lieber habe; ich habe euch beide so lieb, so lieb! Ich möchte mit euch zusammen sein, ewig!» —

Und er hatte auch den heißen Wunsch, uns beisammen zu erhalten, aber es gieng nicht. Ich war kein sanftes, duldsames Weib, konnte es damals, hin- und hergerissen von Leidenschaftlichkeit und gefährlichem Phantasiereichthum, nicht sein ohne hypnotische Hilfe. Damals kannte man keinen Hypnotismus, man nannte das magische Seelenphänomen zwischen zwei Menschen «Magnetisieren» und hatte mit voller Berechtigung eine große Furcht davor. So auch E. M. Vacano damals im Jahre 1865.

Ich aber wurde immer heiterer, geistreicher, gesünder; ich gieng nicht mehr, ich flog, ich berührte die Erde kaum (kann mir demnach das Aufschweben Somnambuler vorstellen); ich, sonst Stümperin auf dem Claviere, spielte sehr gut und mit leidenschaftlichem Vortrag; ich entwarf Prosa und Poesie, freilich letzteres nicht in druckreifer Form — ich hatte ja

machen, oder irgend eine Mission hienieden zu erfüllen haben. So die alte, stattliche, ungebildete und doch wunderbar verständnisinnige religiöse Müllerin, die ein Jahr darauf mit dem Muthe und der Kraft einer Seligen starb; mancher schien mir noch viele Thierseelen im Leibe zu tragen, oder gar erst der Thierincarnation selbst entsprungen zu sein. Manchem blickte geradezu Satan aus den Augen — mit Grauen wich ich solchen aus, oder sprach einer zu mir, redete ich ihn mit heiligen Legenden und Worten der Schrift an.

Dieses priesterhafte Reden und Gleichnis predigen ergriff die Hausgenossen und alle Landleute, die mir begegneten. Wenn ich durch Felder und Wiesen gieng, immer mit der braven Frau Caroline, der alten Müllerin, da knieten die Landleute am Wege vor mir nieder, oder sie warfen Rechen und Sichel weg beim Heumachen, bekreuzten sich und riefen: „Svata ide, svata ide!“ *)

Ich, in meiner stereotypen, poetisch-ekstatischen Krise, nahm diese naive Huldigung des wundergläubigen Landvolks nicht übel. War mir doch letzterer Zeit namentlich Emils Wesen so christusartig erschienen, dass ich sogar den schief von der Achsel bis zur Hüfte gehenden Staubstreifen an Emils Alltagsröckchen, welches er im Kleiderkasten vergessen hatte, für ein Zeichen der Gnade nahm. Hat nicht Christus auf dem Kalvarienberge sein Kreuz hinaufgetragen? War Emil nicht vielleicht das erwählte Medium, in welches er sich mir, seiner niedersten Magd, jetzt manifestiert hatte?

Es war jenes Moment über mich gekommen, welches über alle echten Somnambulen kommt: die religiöse Ekstase. Ich lebte in Seelenwundern und erwartete immer neue Wunder. Nachts im Windeswehen hörte ich die Riesenschritte Gabriels des Meilenlangen in den Wolken, ich erwartete Aufträge und Botschaften zur Beseitigung aller Übel der Welt, zur wirklichen Erlösung der Menschen vom Tode.

Im katholischen Glauben als Kind erzogen, kehrte mir alles, was mir in der Kindheit heiliges Gesetz war, jetzt durch den gläubig katholischen Miltschi wieder. Aber der Dichterin, der damals noch embryonisch schlummernden, und doch von lebenskräftig pulsendem Forschergeist beseelten, behagte schon damals nicht der Mythos von dem formlosen, bloß gedachten „Himmel“. Mein tiefinnen gesunder Lebensdrang zwang meiner Phantasie die Hypothese von der Seelenwiederkehr auf.

Mama Vacano war fortgezogen, mich der Frau Caroline überlassend, sie war zu Emil nach Brünn zurückgekehrt, und da sie sowie meine Eltern (vielleicht auch Emil selbst), ihn für die Ursache meiner Krankheit hielten, so erhielt ich keine Nachricht von ihm oder über ihn, ich wusste nicht, ob er gesund war oder auch nur lebte. So begann der Gedanke an den Tod, den ich damals licht und klar nur als ein Moment des Lebens, auch des individuellen, erblickte, meinen Geist zu beschäftigen. Namentlich begeisterte mich der Gedanke an die Wiederverkörperung auf das gläubigste, und da Emil in einem Roman einst die Geschichte einer Seele erzählt hatte, beschäftigte ich mich lebhaft mit dieser Unsterblichkeitshypothese.

Merkwürdig war es, dass mich damals Menschen und Thiere auffallend liebten. Vielleicht weil ich sanft und gut war. Blass war ich wie eine Theerose, und neun Tage lang war meine linke Hand, namentlich wenn ich Rosenzweige in ihr fest hielt, so dass die Stacheln ins Fleisch drangen, eiskalt und todenweiß. Die Stacheln fühlte ich nicht, es floss auch kein Blut. Ich glaube demnach gerne, dass Somnambulen gestochen und geschnitten werden können, ohne es zu spüren.

*) Die Heilige geht, die Heilige geht!

meine Freude, Emil zu necken, denn die Wege vom Bahnhof zur Mühle giengen rechts und links in weitem Bogen und er wusste nicht, welchen er einschlagen sollte. Mit einer Schar weißer Tauben zugleich war er im Portale erschienen. Ich lief bald links eine Strecke, bald rechts eine Strecke, so dass auch er, immer von den Tauben über seinem Haupte begleitet, bald nach rechts, bald nach links lief, ohne mir näher zu kommen. Endlich blieb er im Laufe nach links, die Tauben flogen zum Bahnhof zurück und er gelangte seitlings zur Mühle.

Da war er nun, der liebe, goldene Miltschi, mit seinem rothgoldigen Lockenkopf und seinen nixengrünen Engelsaugen, die unter den dunklen Augenbrauen und den langen dichten Wimpern so fascinierend schauen konnten.

Eine jubeltolle Mahlzeit ohne Wein und Bier; aber nektarrauschig waren wir beide. Kein Blumencorso bietet solchen Blumenregen, wie wir ihn für einander hatten. Wir tanzten, hüpften, jauchzten, wie vor Freude halb besessene Kinder.

Der klugen, besonnenen Mama war aber dieser schrankenlose Jubel unheimlich, vielleicht nicht mit Unrecht. Ungeregelter Somnambulismus kann ja leicht zum Überschnappen führen. Sie zog Emil fort, in eine Ecke des Zimmers, und beredete ihn zur Abreise. Da sah ich, was eine Mutter über ihren Sohn vermag. Er wurde ernst, kehrte in sich zurück und kam auf mich zu — um wieder abzureisen. Ich schrie auf und wollte ihn nicht fortlassen.

Da — er hatte öfters vorher und nur völlig objectiv vom Magnetisieren gesprochen, wer von übersinnlicher Anlage ist, denkt, liest darüber und beschäftigt sich ja mit derlei — da spreizte er seine zehn Finger gegen mich aus und hielt sie einige Secunden über meiner Brust.

Ich erstarrte, er gieng, und ich sank aufs nahe stehende Sofa.

Von diesem Augenblick war eine sonderbare Veränderung mit mir vorgegangen. Ich fühlte eine Schwere in meinen Gliedern, ich war wie mit Blei gefüllt. Meine Heiterkeit war verschwunden und hatte einer ernsten, philosophierenden, religiösweihevollen Stimmung platzgemacht. Mein Schritt war langsam und schwer, ich konnte keine Stunde auf sein, ohne dazwischen von einer Schläfrigkeit befallen zu werden, die mich wo ich gieng oder stand und saß, hinsinken und tief und überaus fest einschlafen ließ. Wenn ich erwachte, hatte ich das Gefühl, aus einer andern Welt gekommen, und endlose Zeiträume fortgewesen zu sein. Auf meine jedesmalige Frage, wie lang ich geschlafen habe, nannte man mir immer nur Minuten.

So schleppte ich mich dahin, durch neun Tage, mied nach Möglichkeit Speise und Trank, kränzte mich täglich mit frischen Rosen, dachte und träumte die Lösung des Welträthsels, religiöse Gedanken erfüllten meine Phantasie. Emil musste, von seiner frommgläubigen Mutter beeinflusst, mir ähnliche Gedanken suggeriert haben, welche dann mit meinem in mir schlummernden dichterischen Talente zugleich in lebhaftester Weise meine Phantasie zu beschäftigen begannen.

Alles, was ich von Kindheit auf aus der Bibel und aus dem Katechismus gelernt hatte, wucherte poetisch als Vision in und außer mir auf. Die Welt war mir zum Paradiese geworden — der herrliche Sonnenschein und die blendende Junipracht der Landschaft trugen das ihre dazu bei. Ich sah die Menschen, verwunschene Geister, um mich herumwandeln; ich hatte damals die eigenthümliche Sehergabe, auf jedem Antlitz zu erkennen, ob es eine lichte, seraphische, oder eine dunkle, dämonische Seele verberge. Manchen sah ich es an, dass sie, öfters wiedergeboren, nur mehr eine Läuterungsincarnation durchzu-

Katzenjammer auszuschluchzen, der mich jetzt befiel. . . . . .

Da saß ich nun wieder zuhause mit meinem Bübchen, welches mein einziger Trost war. Mein Gemahl war in ein Nest nach Mähren versetzt worden und schrieb verzweifelte Briefe der Vereinsamung. Er bat mich um sein Kind, das ja das meine war. Ich hätte mit meinem Knaben zu meinem Gemahl eilen sollen, aber ich vermochte mich nicht zu opfern. Er hatte mir das Ideal der Ehe verletzt und — es ist vielleicht eine Sünde gewesen, aber es war eine germanische Sünde — ich konnte in einem ideallosen Leben kein Leben mehr finden. So verweigerte ich ihm das Kind. Emil, der mich bisher nicht einmal brieflich aufgesucht hatte, sandte einmal um den Knaben, den er wiederzusehen wünschte. Ahnungslos schickte ich ihm das Kind — es war ja so herzig und geistreich, dass es sehr oft von Bekannten zu Besuch ausgebeten wurde — und er fuhr mit dem Jungen nach Mähren.

Diese Handlungsweise illustriert Emils damaligen Ausruf: „Ich werde verrückt, denn ich weiß nicht, wen von euch beiden ich mehr liebe, dich oder deinen Mann.“ Wie konnte er mir, dem unglücklichen Weibe, welches den heißgeliebten Gatten verloren hat, auch noch das Kind rauben helfen? Emil Vacano hat nicht umsonst Vampyre gedichtet, denn er hatte zwei Seelen in sich, eine männliche und eine weibliche, daher sein Eingriff in mein Mutterrecht, dem Freund zuliebe.

Ich setzte mich auf und fuhr zu meinem Mann, fand ihn nicht zuhause und entführte ihm meinen Knaben, indem ich ihm die Nachricht davon zurückließ, was ich gethan hatte.

Da hatte ich aber gesehen, wie inzwischen der übersinnliche Rapport Emils mit mir auch bei ihm seine Wirkung gethan hatte. In Lettowitz hatte ich sein Gesicht in jedem glänzenden Gegenstand, groß oder klein, in Flaschen, Gläsern, auf Porzellantassen, Tellern und Vasen, sogar auf Knöpfen, licht und hell und in Farben, wie lebend und stets nach mir blickend, gesehen; einmal nachmittags saß er sogar plötzlich in Lebensgröße als Doppelgänger neben mir auf dem Sessel und blickte mich unsagbar lieb und eindringlich an, worauf ich ihm mit der Hand durch den Ätherleib fuhr und leise bat: „Verschwinde, du bist mir unheimlich, du bist's ja ohnedies nicht, du sonniges Gespenst —“ worauf das herrliche, wie aus Regenbogenlicht gewobene Bild zerfloss.

Hier in Emils Stube, wo er mit meinem Gemahl hauste, prangte überall mein Bild, von seiner Künstlerhand gezeichnet und gemalt, in der weißgetünchten Bauernstube. Auf jeder Wand, in jedem Papierkästchen, auf den Fensterrahmen, auf Schachteln und Cassetten, auf jedem Papierschnitzel, sogar auf Wäschesorten und Manschetten, in Heften und Büchern. Und dennoch hatte er mir mein Kind rauben können!

Seitdem waren zwei Jahre verflossen. Mein Knabe war jetzt von rechtswegen bei meinem Manne, dem ich nicht mehr zu folgen vermochte, und ich war wieder einmal dort, um das Kind zu sehen. Kam und erblickte auf seinem Schreibtische einen Brief von Emil, der ihn bittet, in meine Ehescheidung zu willigen. Er freite bei meinem Manne um mich. Als die Sache zur Sprache kam, hielt sich mein Mann vor Lachen die Seiten. Er meinte: Emil sei kein Mann, um ein Weib zu beglücken.

Mir war's gleichgiltig, denn ich war vollkommen ruhig und nüchtern geworden. Als Emil mich ein halbes Jahr darauf besuchte, erschien er mir so ganz anders, so fremd, so wirkungslos in übersinnlicher Beziehung auf mich, dass von einer Seelenanregung oder gar Aufregung bei mir keine Rede war.

Seither sind viele Jahre verflossen.

Die Hunde liefen mir nach, Geflügel kam mir zu und vor allem gesellte sich mir ein kleiner schwarzer Bock zu, der große, grüne Augen hatte, mit denen er mich immerfort ansah, während er unaufhörlich bemüht war, meine Hände und womöglich mein Gesicht zu lecken.

Da kam mir's lebhaft vor, dass eine Seelenwanderung kein Unsinn sei. Woher hat so ein Thier die Zuneigung zum Menschen in so hohem Grade? Das war doch nicht Fraß- und Schnappzweck des Thieres; ich hatte einen Widerwillen gegen Speisen, fütterte also auch das Thier nicht. Die Liebe dieses Vierfüßlers war demnach uneigennützig! Wenn ich auf der Weide Kühe sah, konnte ich mich an den ungeschickten plumpen Gesichtern nicht sattsehen, deren jedes mir eine Strafincarnation vorzuzeigen schien.

Meine schönste, süßeste Freude waren die Blumen. Da fand ich in jeder eine Sage, eine Legende, ein Symbol. Ich war immer umringt von einer ländlichen Zuhörerschaft und zerpflückte manche Blume, wie die Kornrade, deren jedes Fäserchen ich als ein Modell eines Werkzeuges zur Kreuzigung Christi erklärte; der Kelch der Blume selbst erschien mir in seinen zwei Farben als der weingefüllte Kelch des letzten Abendmahls. Die Kornblumen (Cyanen) mit ihren blauen, in der Sonne fast durchsichtigen Strahlen waren mir ein Bild der Aureole ums sterbende Christushaupt.

So giengen meine Phantasien und Spaziergänge fort, Tag um Tag. Die Landärzte, Ordenspriester im nahen Klosterspitale, erklärten meinen Zustand für hochgradige Hysterie, aber für ungefährlich. Ich aber verlangte plötzlich nach Bad Engelsruh geführt zu werden, und behauptete, dass ich dort genesen werde. Schon der Name des Badeörtchens that mir wohl und übte eine wohlthätige Wirkung auf mich aus. Man wollte mich aber nicht vom Hause fortlassen, man fürchtete die Anstrengung des Gehens für mich (und fahren wollte ich nicht), denn ich hatte volle drei Tage gar nichts gegessen, nur etwas Wasser getrunken; als ich aber versprach, nach dem Bade zu essen, ließ man mich ziehen.

Verklärt und voll seligen Behagens, wandelte ich mit meinem süßen kleinen Söhnchen durch die welligen Kornfelder, über Raine und Wiesen, durch Dornrosenlauben und schattige Baumgruppen. Engelsruh liegt mitten im Walde, damals verwildert, halb verfallen, aber reizend.

Mein Bübchen hüpfte immer um mich her, und damals erkannte ich das erstemal deutlich die Gewalt des Gedankenlesens. Was ich just dachte, davon begann das Kind zu plaudern. Ich dachte, um ein Beispiel zu geben, an die blaue Schleife, die ich Emil zum Abschied gegeben hatte, sogleich fragte das Kind: „Mutter, wohin führt der Weg? Nach Schleife?“ Und es war nie die Rede gewesen von einem Ort, der etwa Schleife geheißen hätte, noch gab es eine „Schleife“.

Ich nahm in Engelsruh ein Wannenbad, lau und von einer ganzen Rosenseife durchtränkt, welche ich in meinen Händen zerrieben hatte. Dreimal tauchte ich meinen Kopf unter das Wasser und, siehe da — wie mit einem stummen Knall, mit einem Ruck, war alles in meinem Kopfe anders.

Nicht mehr Paradies und ewiges Leben, nicht mehr Wiedergeburt und Unsterblichkeit, kein gelöstes Welträthsel mehr, Emil nicht Christus, ich keine Auserwählte, um den Menschen Erlösung zu bringen durch Verkündigung der individuellen Unsterblichkeit, sondern der nüchtern erbarmenlose Alltag, ich eine verzweifelnde, alles Hoffens, alles Glückes beraubte Frau, lächerlich durch ihre Ekstase, vielleicht blamiert durch alles Geschehene, dem Gerede der Welt ausgesetzt. O, nur fort, nachhause, um allein, in tiefster Einsamkeit den schrecklichen, seelischen

Grüne Ostern und fröhliche Leute.

Ein Osterbild vom Lande und eine Ostermahnung. Von **Heinrich Sohnrey.**

Nun wieder die grünen Ostern nahen, denke ich an mein fernes Heimatsdorf, in anmuthiger Verborgenheit gelegen im südhannoverschen Berglande. Ich leihe mir die goldenen Flügel der Erinnerung und fliege fort über Berge und Thäler, über Flüsse und Fluren; ich komme an ein Zauberschloss, die Thore springen auf, und ich schreite hindurch — und ein bescheidenes, aber wundersam herziges Wesen empfängt mich, lacht mich an und führt mich, mit silberheller Stimme redend, an der Hand. Es ist meine Jugend. Und wir gehen vorüber an blanken Bauernhäusern und dürftigen Taglöhnerwohnungen, und die Fenster blinken, und hinter ihnen gucken freundliche Gesichter heraus, und auf den Steinwegen, die zur Hausthüre führen, und auf der Schwelle der Hausthüre sitzen liebe alte Bekannte. „Riekesbetens Hannepah“, „Frohnens Tanten“, „Bormanns Nore“, „Hinderdörs Lottchen“, die alte „Berglingsche“, die Friedesinchenpate aus dem Lindenhause — und dort „Wulwes Kunrad“, „Lindenhanfrieder“, „Mosebachs Bäuermann“, „Kaprol Ilse“, „de drüge Snegger“, der „Basseheinrich“ — und wie die lieben alten Prachtgestalten noch weiter heißen. Da sitzen sie und erzählen und lachen in den wonnigen Ostersonntag hinein.

Und ich wandere von Haus zu Haus grüßend, durchs traute Dorf — und auf einmal sehe ich mich auf dem großen grünen Wiesenplan, der schimmernd in bunter Pracht, lachend aus Millionen „Maßliebchenaugen“, zwischen den knospenden Hecken oberhalb des Dorfes sich ausbreitet.

Die liebe Ostersonne steht hoch am westlichen Himmel, ein mildwarmer Glanz erfüllt die Luft, ein zartgewürzter Hauch geht durch die Hecken, in denen die Blütenlämmerchen, die besondere Freude der Kinder, sich leise bewegen.

Und Scharen um Scharen kommen vom Dorfe herauf, die ersten eilend und springend, die anderen mit gleichmäßigen Schritten, die letzteren langsam und „stuppelnd“. Es sind die Kinder des Dorfes, es sind Jünglinge und Jungfrauen, es sind die Väter, die Großväter, die Urgroßväter, es sind die Mütter, die Großmütter, die Urgroßmütter — es ist das ganze Dorf, soweit es Beine hat.

Und wessen Beine schwach und

Wir haben einander nicht mehr wiedergesehen, wohl aber von Zeit zu Zeit, und dann manchmal Briefe gewechselt. Wo einmal ein so starker magischer Rapport geherrscht hat, kann niemals die geistige Sympathie ganz vergehen. So erwachte immer wieder das Erinnern, das gegenseitige Wohlwollen, ein Sichverstehen, wie es eben nur unter höheren Menschen vorkommen kann.

Als Emils Vater starb — ich glaube es war in den Siebziger-Jahren — hatte ich, noch dazu im Beisein zweier meiner Kinder und einer fremden Dame, eine auffallende Anmeldung. Als seine Mutter starb, nichts mehr, und als er starb, nur in derselbigen Nacht den grauenvollen Traum, dass ein Todter auf einer Bahre, mit dunklem Wachstuch bedeckt, an mir vorübergetragen ward.

Als ich den 10. Juni im Abendblatt des Wiener Fremdenblattes von seinem Tode las, musste ich erschüttert ausrufen: „Emil, Emil, also auch du hast es getroffen, das Ungeheuere, Unbegreifliche, Unabwendbare!" Und es drang in mich und es zwang mich, diese meine Erinnerungen an E. M. Vacano niederzuschreiben.

Mag die Welt ihn beurtheilen, wie es ihr beliebt: Emil Mario Vacano war eine edle, reine, stark zum Übersinnlichen veranlagte Natur. Irrthümer mochte er begangen haben, wie jeder Sterbliche, aber das Gemeine war ihm fremd und er dürstete nach Gott und dem ewigen Licht.

Möchte man auf seinen Grabstein sein tiefempfundenes Wort setzen: „Das Gottähnlichste am Menschen ist die Treue!"

Osterglaube.

„Freund, wohin mit der Pistole?
Lass den Frevel! Gib sie her!"

«Ach, dies Leid und sachte Welken,
Bruder, ich ertrag's nicht mehr.»

„Nimm geduldig Noth und Sterben,
's gibt ein fröhlich Aufersteh'n!"

«Eben weil ein Morgen taget,
Will ich zeitlich schlafen gehn.»

„Gehst du vor der Zeit zur Ruhe,
Wirst du nimmermehr geweckt."

«Nun, so will ich schweigend warten
Bis aufs Ziel, das Gott mir steckt.»

„Was der Schöpfer mit dir vorhat,
Klar wird es nach kurzer Ruh'.
Ewigen und ungeahnten
Seligkeiten reifest du."

P. K. Rosegger.

und damit das Zeichen zur Pause geben.

Und jetzt die Pause. Die einzelnen Kreise lösen sich auf und die Männer und Frauen bilden je für sich regelmäßige Reihen, damit beim Credenzen des Trunkes keiner übergangen werden kann.

Mit fröhlichem Dank nehmen die Frauen das Krüglein entgegen, und unter großer Ausgelassenheit, unter weithin tönendem Scherzen und Lachen wandert das kleine „Stutzglas" von Hand zu Hand. Aber es ist, als hätte die Lustigkeit noch einen besondern Grund.

Seht doch die Männer! Da sitzen sie, gesticulieren mit den Armen, drehen die Köpfe nach der linken Seite, nach der rechten Seite und wieder nach links und wieder nach rechts — und plötzlich weisen und drohen alle nach den Frauen hinüber, während zugleich einige beordert werden, unter ihnen eine Visitation zu halten.

Sieh, sieh, nun wird es klar, welch einen besondern Grund die Lustigkeit hatte. Während man das liebevoll credenzte Krüglein in Empfang nahm, war Bormanns Nore, die immer einen Schelm im Nacken hatte, heimlich zu der ahnungslosen Korbflasche geschlichen und mit ihr ebenso heimlich unter die Freundinnen zurückgekehrt, wo man den Raub mit aller Sorgsamkeit unter sich verbarg.

Nun beginnt die Visitation, wobei man die Flasche unter den ungezählten Schürzen so geschickt zu dirigieren versteht, dass die Burschen und Männer keine geringe Mühe haben, ihrer nur einmal ansichtig, geschweige denn habhaft zu werden; doch scheint sie diese Mühe durchaus nicht zu verdrießen, bietet sie doch reiche Gelegenheit zu allerlei reizvollen Liebesattaquen.

Endlich legt sich der Jubel; der kostbare Raub ist glücklich erwischt und nun auch gar bald seiner natürlichen Bestimmung zugeführt.

Dann beginnt das lustvolle Spiel auf allen Seiten von neuem und dauert, bis — das liebe Vieh zur Tränke geführt werden muss. Und das geschieht heute zeitiger als an anderen Feiertagen, denn mit Anbruch der Dämmerung will jeder möglichst schon auf dem „Göttgerberge" (Göttinger oder Götterberge?) sein, um das „Poschefeuer" mit anzusehen. Zum geruhigen Abendessen in der Stube bleibt da freilich keine Zeit; man nimmt sich seine bunten „Poscheier" mit, und wer den Liebsten erhoffte droben auf dem Berge oder doch sonst Verwandten und Bekannten eine Osterfreude machen will, der hat noch zwei- oder dreimal mehr ins Nest gegriffen. —

In der Bethätigung der uralten, seltsamen Bräuche ist endlich das „Poschefeuer" zu einem großen Kohlenhaufen niedergebrannt; die Eltern, zumeist schwer beladen mit kleiner Menschenfracht, treten in der jäh hereingefallenen Dunkelheit langsam den Heimweg an; das Jungvolk kann sich schwerer trennen und seine schmetternden Lieder, in das sich freilich manchmal ein weibliches Aufkreischen mischt, tönen noch eine Weile fort.

Am zweiten Osternachmittag finden wir jung und alt wieder auf der Wiese, und am dritten Osternachmittage, dem allerdings ein Morgen leichter Arbeit vorangeht, gleichermaßen.

Aber das Ende erweckt die Volkslust noch einmal in seiner ganzen Größe und Eigenartigkeit. Ein Spieltrupp hat gerade begonnen, dem angeführten Liede gemäß als Jäger durch den Busch zu „krupen" (kriechen), als plötzlich „Hinderdörs Lottchen" und „Bormanns Nore" sich an die Spitze des langen Zuges stellen, worauf die Spielenden von allen Seiten herzueilen und, indem einer die Hand des andern erfasst, eine einzige, schier unendlich lange Kette bilden, die nun von Hinderdörs Lottchen und Bor-

müde sind vor Alter, oder wer sonst das Geruhsame vorzieht, als besonders die guten behäbigen Mütter, der setzt sich auf den sonnenwarmen Rasenhügel am Raine neben der Hecke und weidet seine Augen und labt seine Ohren an dem herrlichen Osterbilde, das auf dem weiten Wiesenplan auf und ab sich entfaltet: Rüstige Greise schlagen den Ball und gesetzte Männer laufen mit kecken Jünglingen ums Ziel. Die Alten mit den Jungen und die Jungen mit den Alten und einerlei ob Herr, ob Knecht. So ist es Osterbrauch. — Andere vergnügen sich mit dem „Pohllapen“ (Pfahllaufen). Zwei Parteien bilden sich; ein Pfahl wird in die Erde geschlagen und ein langes Seil an demselben dicht über der Erde festgeknüpft. Nun gilt die Wette: Die Pfahlpartei wählt einen Läufer, der in der menschenmöglichst kürzesten Zeit das Seil um den Pfahl zu laufen hat, während die andere Partei ihren besten Läufer nach einem bestimmten, etwa eine halbe Stunde entfernten Punkte des Hohenhagens sendet, wohin die Seilpartei ihre Zeugen bereits vorausgeschickt hat. Kommt der Läufer vom Hohenhagen nun zurück, ehe das Seil zu Ende gelaufen ist, so muss die Seilpartei den Ostertrunk bezahlen, und umgekehrt. Natürlich lockt dies Wettspiel zahlreiche Zuschauer an, die den Ausfall mit größter Spannung verfolgen.

Die Jungfrauen mit ihren Liebsten (auch manchen Nichtgeliebten) ergötzen sich unterdessen an den lustigen Singspielen.

Über die ganze Wiesenbreite hin wirbeln die Kreise, hüpfen die langen bunten Reihen, laufen die Scharen. Kein Spiel, ja, keine Bewegung, die nicht durch ein lustiges, wenn auch oft sehr mysteriöses Liedchen begleitet wurde, oder zu dem nicht ein jauchzender Ruf ertönte, wie:

„Miene Mutter hät esegt, eck soll deck sau'n dick, dick, dick Brat geben!“
(„Meine Mutter hat gesagt, ich sollte dir so 'n dick, dick, dick Brot geben.)

oder:

„Süh deck nech ümme, dei Puck dei kümmt,
Süh deck wohl vor, hei fleit 'r herdor.“
(Sieh dich nicht um, der Bock der kömmt,
Sieh dich wohl vor, er schlägt hindurch.)

oder:

„Krup (kriech') Jäger durch den Busch,
Wir woll'n ein Hirschlein jagen.“

oder:

„Wir wollen nun haben die erste Tochter,
Juchheissasa, Pilatus.“
„Was wollt ihr mit der ersten Tochter?
Juchheissasa, Pilatus.“
„Wir wollen sie in das Kloster haben!
Juchheissasa, Pilatus.“
„In was für 'n Kloster soll sie denn?
Juchheissasa, Pilatus.“
„Ins Rosenmarienkloster soll sie dann,
Juchheissasa, Pilatus.“
„So nehmt nun hin die erste Tochter.
Juchheissasa, Pilatus.“

u. s. w.

Inzwischen ist natürlich den Männern und Burschen der Gaumen trocken geworden — man legt „'ne Kleinigkeit“ zusammen, d. h. auf jeden Kopf einen halben, wenn's hoch kommt, einen ganzen Mariengroschen oder acht Pfennig und sendet mit dem Ergebnis den Eilfertigsten zum Kruge. Wenige Minuten vergehen, und der Gesandte kommt zurück mit einer dickbauchigen Korbflasche im Arm, gefüllt mit dem lautersten „Worte Gottes“, wie man etwas ungeziemend den im Dorfe selbst gebrannten Kornbranntwein nennt. Man hat aber selbstverständlich auch an die „Fröuensleue“ (Frauensleute) gedacht und für sie gleichzeitig ein Krüglein des süßen braunen Kirsches mitbringen lassen.

Die dicke Flasche und der schmale Krug werden an die Hecke gestellt, bis die noch wirbelnden Spiele beendet sind, oder vielmehr bis die Alten sich den Schweiß von der Stirne trocknen

wenigstens einen greifbaren Grund anführen: Weil man heute für die Osterspiele keinen Platz mehr hat! Weil die Regierung des Landes für die Eigenthümlichkeiten des Volkslebens — es muss einmal rückhaltlos ausgesprochen werden — kein Verständnis besitzt, durch die Feldmarksverkoppelungen alle Gemeinheiten aufheben ließ und dabei selbst den altherkömmlichen Gemeindeanger und Osterfeuerhügel nicht schonte. Beide wurden bonitiert, vermessen und zu diesem oder jenem Privatbesitz geschlagen; der mit der Verkoppelung mächtig belebte Bauernegoismus läſst es aber nicht zu, dass der alten Sitte etwa ein freiwilliges Zugeständnis gemacht würde, trotzdem mancher aus seiner Erfahrung behaupten kann, dass ehemals nach den Fußstapfen der fröhlichen Leute ein viel dichteres und längeres Gras gewachsen ist als jetzt.

In besonders frischer Erinnerung steht mir neben meinem eigentlichen Heimatsdorfe ein Dörflein, östlich am Sollinger Wald gelegen. Dasselbe besaß einen herrlichen Gemeindeanger, der von den Bauern gemeinsam gehegt und gepflegt, gemeinsam gehütet und geerntet wurde und auf dem sie ihre Sommerfeste feierten und auf dem das Jungvolk sich noch vor wenigen Jahren an seinen altererbten Osterspielen vergnügte. Da kam der Geometer mit seinen Leuten ins Dorf, und es dauerte nahezu drei Jahre, da hatten sie alles nivelliert und auf den Kopf gestellt, und die Bauern mussten Geld schwitzen wie noch nie in ihrem Leben. Und dann bekam jeder einen Fetzen von dem Gemeindeanger zugetheilt, und mit ungestümer Gier wurde der Rasen umbrochen, und auf einmal waren lauter — Kohlköpfe da, wo vordem die fröhlichen Leute gesungen und gesprungen hatten. Am nächsten Osterfeste gieng ich wehmüthigen Sinnes durch das Dorf und sah hier eine Schar und dort eine Schar von Jungfrauen still unter einem Holzschoppen sitzen; aus den Wirtsstuben aber, die gedrängt voll saßen, tönte es unter krachenden Faustschlägen: „Kreuz ist Trumpf!" — — —

Aber die Erkenntnis beginnt zu dämmern. In allen größeren Städten sind in dieser Zeit einsichtige Pädagogen und Freunde eines gesunden Volksthums zusammengetreten, um Vereine zu gründen zur Förderung und Pflege von Jugend- und Volksspielen. In einem zu diesem Zwecke erlassenen Aufruf, der von Professoren, Redacteuren, Gerichtsräthen, Rechtsanwälten, Reichstagsabgeordneten, Lehrern u. a. unterschrieben ist, lese ich:

„Dass noch weit mehr als die Jugendspiele unsere alten deutschen Volksspiele in Abgang gekommen sind, ist eine ebenso bedauerliche Thatsache. Wenn einst kein Volksfest denkbar war ohne Armbrustschießen, Ballspiel oder Reigen, so findet sich heutzutage von schöner und gesunder Bethätigung festlicher Freude kaum eine Spur mehr. Wir haben keine wahren Volksfeste mehr, weil wir keine Volksspiele mehr haben. In den Spielen der Jugend haben sich eben, oft im Kampfe mit der Macht der Polizei, die letzten Reste der Volksspiele erhalten."

Das sind Worte rechter Erkenntnis, die ermuntern müssen, wenngleich sich nicht verschweigen läſst, dass diese Vereinsthätigkeit, wie sie hie und da in den Städten zutage getreten ist, große Hoffnungen nicht nähren kann. Solange man den breiten Volkskreisen nicht nahe zu kommen versteht, wird man schwerlich eine wirkliche Förderung des eigentlichen Volksspieles und des wahren Volksthums versprechen können; doch will ich gern von einer gesunden Entwickelung der jungen Idee eine allgemeinere und tiefere Wirkung erhoffen

Allein das war es nicht, womit ich diesen Osterartikel schließen wollte. Dadurch sollte zuletzt nur documentiert werden, wie man auch hier wieder

manns Nore unter weithinhallendem Jauchzen und Singen durchs ganze Dorf gezogen wird, Straße auf, Straße ab, über Hecken und Zäune, ja selbst durch manches Haus, dessen Thür unvorsichtigerweise offen gelassen wurde — kurzum, wie's den beiden Führerinnen je im Augenblick einfällt, so muss die Kette wandern. „Jetzt nah 'n Howe!“ (nach dem Hofe) heißt's auf einmal, und wenige Minuten später zieht sich die klingende Kette um das hohe Schloss herum — und der Herr Baron und die Frau Baronin und die jungen Barone und die gnädigen Fräulein und die Kammerzofen, Köchinnen und Bedienten stehen droben hinter den blinkenden Fenstern und lächeln dem Dorfe huldvoll zu. —

Nun ist es Abend — und alles eilt zu seiner Hantierung.

Eine Stunde und länger ist vergangen; die „Tröppe“ der Jugend sammeln sich noch einmal; man geht durch die Straßen oder setzt sich auf dem Tie zusammen, und durchs Dorf hallen die uralten sinnigen Volksweisen vom Lieben und Leiden, Scheiden und Meiden. Da bläst das Nachthorn — und plötzlich sind alle Weisen verstummt. — Am andern Morgen in der ersten Frühe finden wir die osterfröhlichen Scharen draußen auf dem Felde, fleißig hantierend mit Hacken, Spaten und Pflug. —

* * *

Und warum drängt es mich, dieses kleine heimatliche Osterbild vor so vielen Lesern zu entrollen und selbst bei denjenigen auf freundliches Interesse zu hoffen, denen doch weit interessantere und pikantere Unterhaltungsstoffe zu Gebote stehen? Weil ich nur ein Beispiel geben wollte, um daran den Verfall unseres alten Volksthums darzuthun, weil ich aber gleichzeitig auch meine Stimme zu Gunsten dieses alten Volksthums erheben will.

Das Osterleben, wie ich es hier, getreu meinen Erinnerungen, zu Papier gebracht habe — heute finden wir es nicht mehr.

Grüne Ostern und fröhliche Leute!

Ja, heute mögen die Ostern noch so grün sein, die fröhlichen Leute sieht man im Grünen nicht mehr.

Spielen thun sie heute freilich auch, heißt das die Burschen und Männer, aber nicht auf der Wiese draußen über dem Dorfe, sondern in den dumpfen Stuben der Wirtshäuser.

Und diese herztraurige Wahrnehmung habe ich, eh' ich vor zwei Jahren nach dem Süden zog, fast überall auf dem Lande gemacht.

Und wenn ich so manche andere Wandlung hinzunehme, so muss ich von Herzen klagen: Es ist gar öde geworden auf unseren Dörfern! — Und dass ich's nur ganz unvermittelt ausspreche: der so schwerbedenkliche allgemeine Zug vom Lande nach den Städten hat auch in dieser gesellschaftlichen Öde eine wesentliche Ursache, worauf freilich noch kein Socialpolitiker gekommen ist, denn für sie gibt's in der Regel nur rein materielle Ursachen.

Aber woher denn dieser beklagenswerte Gegensatz zwischen einst und jetzt? Etwa daher, weil die alten Prachtgestalten, von denen ich erzählte, längst unter dem grünen Kirchhofsrasen schlummern? Etwa daher, weil der sogenannte „moderne Zeitgeist“ der jüngern Generation den Sinn geraubt für die sinnigen alten, das Dorfleben so poesievoll und wonnereich gestaltenden Sitten und Bräuche? Nun, so sagt man und thut die Sache damit ab, sofern sich überhaupt jemand findet, der sich einmal um dergleichen kümmert. Ich kann und will mich aber nicht mit der landläufigen Phrase begnügen, sondern will für die Ursache des Gegensatzes zwischen einst und jetzt, soweit sie die gekennzeichnete Richtung betrifft, mit dürren Worten

gehen haufenweise davon. Warum? Weil es ihnen am allerschlechtesten geht. Wer den gesprochenen und geschriebenen Schilderungen des Bauernelends nicht glaubt, der sehe die Thatsache, wie sie auswandern, auswandern, auswandern, dem wahrscheinlichen Untergange entgegensehend, um wie sie glauben und fühlen, dem sicheren zu entfliehen.

Auch in Obersteier hört man immer häufiger und häufiger vom Auswandern sprechen, und das will bei den heimatliebenden Menschen viel sagen. In früheren Jahren war es mehr aus Spass, wenn im Wirtshause einer ausrief: „Werden halt übri schiffen auch, ins Amerika. Goldgraben.“

„Goldgraben oder Erdäpfelgraben, ist mir schon alles eins, wenn ich nur von diesem Frettwinkel fortkomm'.“ Das ist heute darauf die Entgegnung. Es ist kein Spass mehr.

Sie wissen nicht, was sie sagen, sie ahnen nicht, was sie thun, wenn sie anfangen sich loszuankern von der Heimat. Der Staat macht ein saures Gesicht dazu, doch schließlich wird man ja noch froh sein müssen, wenn sie auswandern: auf dem Lande ist kein Platz für sie, da soll ja alles Großgrundbesitz und als solcher womöglich Wald und Jagdrevier werden. In den Fabriken ist auch kein Platz für sie, weil man dort die schon vorhandenen Arbeiter kaum zu beschäftigen weiß, so dass jeder täglich nur wenige Stunden Arbeit verrichten will, damit sie für alle reiche. In den Städten ist endlich erst recht kein Platz für sie, weil dort ohnehin alle passenden Stellen besetzt sind und ein großes Proletariat vorhanden ist, vor dem sich die Besitzenden fürchten. Wohin mit den Leuten? Dorthin, wo Boden für Thätigkeit ist und eine, wenn auch noch so zweifelhafte Möglichkeit, von Arbeit anständig leben zu können oder gar wohlhabend zu werden.

Wenn nun der Staat mit wohlwollender Miene zu den verzweifelten Leuten sagt: Wandert nicht aus, dort in der Ferne werdet ihr Sclaven, werdet das Spielzeug gewinnsüchtiger Agenten, sterbet am Fieber u. s. w., so können die Leute antworten: Wird es uns daheim besser ergehen? Sind wir jetzt nicht auch daheim der Gewinnsucht anderer ausgesetzt, droht uns nicht auch hier die Leibeigenschaft? Und ob wir am Fieber sterben oder anderswie zu Grunde gehen, das ist alles eins. Willst du, dass wir dableiben, so mache, dass wir da auch leben können, gib uns Arbeit, die Früchte bringt, sichere uns ein Bestehen, in welchem wir mit Fleiß und Ausdauer es auch zu was bringen können.

Leute, die dem Staat ihre Pflicht erfüllt haben, mit Gewalt zurückhalten! Mit welchem Rechte? Es sind freie Menschen. Wenn die Zustände daheim nicht so sind, dass sie freiwillig bleiben, dann ist kein Rath. — Es mögen die Auswanderungslustigen wohl auch theilweise selbst schuld sein an ihrem wirtschaftlichen Ruin, oder sie lassen sich bethören von Vorspiegelungen, von Gier nach Neuem, Fremdem, es hat sie der Zeitgeist erfasst: die Ruhelosigkeit, die Gewinnsucht — sie werden es büßen. Aber zum anderen Theile ist an dieser Erscheinung gewiss auch wer anderer schuld, und dieser andere möge sich besinnen!

Der deutsche Schulverein sucht ihnen da unten das Deutschthum zu wahren, es ist schön, aber bevor die Leute deutsch sein können, wollen sie erst leben. Der Verein „Südmark“ sucht sie wirtschaftlich zu stärken, es ist schön, aber ein Verein ist zu schwach, um die elementar auftretende Noth zu dämmen. Wenn überhaupt einer helfen kann, so ist's der Staat. — Selbsthilfe? Auswandern, eine andere Selbsthilfe kennen sie nicht.

Ja, wenn die Armen wüssten,

alles für die Stadt thut und nichts fürs Land. Das ist ja leider Gottes die Regel so und wir haben darin, wie schon ausgesprochen wurde, die immaterielle Ursache des Zuges vom Lande. Schließen will ich diesen Osterartikel mit der Mahnung: Ihr, die ihr's wohlmeint mit dem deutschen Volksthume, — die ihr die Macht und die Mittel habt, Gutes zu schaffen, — denket auch ans deutsche Dorf und helfet sein zerstörtes Volksthum wiederbringen! Viel, gar viel könnt ihr schon thun, wenn ihr nur schonet, was noch zu schonen ist und euere liebevolle Achtung davor bezeugt. — Denket an das echte deutsche Volksthum auf dem Lande! Schafft wieder fröhliche Leute, so will ich Gott bitten um grüne Ostern!

Auswandern?

Eine brennende Frage für die Ziehenden und Bleibenden.

In einer Gesellschaft von reichen Stadtleuten hörte ich vor kurzem die folgenden Aussprüche: „Dass es jetzt den Bauern so schlecht gehe, ist gar nicht wahr. Den Bauern und Arbeitern ist es nie so gut ergangen als heute; man sehe nur, wie sie wohnen, was sie für Luxus haben im Verhältnisse zu früheren Zeiten. In den meisten Bauernhöfen und fast in jeder Arbeiterwohnung findet man einen Sparherd, einen Wandspiegel, ein Sopha!"

So ist's, sie wohnen manchmal recht hübsch, aber die Häuser, in denen sie wohnen, gehören nicht ihnen. Und nun wissen wir's, der Wohlstand und das Glück besteht in einem Sparherde, in einem Wandspiegel und in einem Sopha. Doch ist's eine kleine Frage, ob der Sparherd sparen hilft, der Wandspiegel dem Beschauer ein zufriedenes Gesicht zeigt und das Sopha Behaglichkeit macht. Wer Schulden hat, für den ist es schwer zu sparen, wem's schlecht geht, der macht ein saures Gesicht, wer unzufrieden und ohne Behaglichkeit ist, der geht endlich davon, trotz des Sophas, er muss davongehen, weil er auf dem Sparherd nichts mehr zu kochen hat und auf dem Sopha vor Sorge keinen Schlaf findet.

Ich habe einmal gesagt, die Bauern werden rutschend, sie rutschen in die Fabriken, in die Werke, in die Städte. Nun zeigt es sich, dass sie noch weiter rutschen, gar nach Südamerika. Man wundert sich über die Mengen von Auswanderern in Untersteier, Kärnten und Krain. Wer das wirtschaftliche Elend unserer bäuerlichen Bevölkerung kennt, der wird sich nicht darüber wundern, dass die Leute aus solchen Zuständen in ein unbekanntes Schicksal springen. Sie meinen nichts mehr verlieren zu können; so oft und eindringlich man ihnen die amerikanische Noth auch schildern mag, sie lassen es darauf ankommen, sie wagen es und wandern aus.

Gibt das nicht zu denken? Auch die Bürger klagen über schlechte Zeiten, doch warum hört man nichts davon, dass Bürger scharenweise auswandern? Die Arbeiter sind ganz und gar unzufrieden, weshalb wandern diese nicht in solchen Massen aus? Gerade die Bauern, sonst die festständigsten,

wie sie erst jetzt wissen — so glücklich! Mancher sinnt nun Tag und Nacht, wie er wieder zurückkönnte, aber er ist ärmer als je und es gibt keine Agenten in Amerika, welche Auswanderer nach Europa befördern. Der erste Brief, den sie an ihre Bekannten und Verwandten heimschrieben, ist stets voll der Hoffnung und des Lobes über ihr neues Land, denn sie wollen auch die Kameraden drüben haben, um leichter vorwärts kommen zu können. Nach Monaten der zweite Brief ist kleinlaut und verzagt, nach längerer Zeit ein Schreiben über Krankheit und Elend — dann nichts mehr.

Einem oder dem anderen kann's ja glücken, aber die meisten der Auswanderer nach dem südlichen Amerika gehen elendlich zugrunde.

In einer Gegend des Böhmerlandes, wo heute große und reiche Fabriken stehen, lebte früher ein armes, aber genügsames und zufriedenes Volk. Es wurde verdrängt, viele wanderten aus nach Amerika. Von einem solchen Auswanderer liegt mir ein Brief vor aus Neu-Granada. Da heißt es unter anderem, dass der Schreiber in einer Baracke aus paar Brettern und Struppwerk auf welkem Grase liege. Diese Hütte heiße man dort das Spital. Links und rechts Fieberkranke, Sterbende. Ums Lager Nattern, Kröten, Ratten und anderes Ungeziefer. Zum Tranke gelbes, stinkendes Wasser. Und weiter: „So viel ich Haare auf dem Kopfe habe, gereut es mich, dass ich mein Vaterland verlassen habe. Dort wäre mir jetzt keine Arbeit zu schlecht, kein Brot zu hart. Noch ein junges Blut und muss schon sterben. Und bete noch alle Tage, dass ich bald sterben kann, denn was das für ein Leben ist in diesem Land — o Gott! Wenn's nur alle wüssten drüben und dass sich keiner mehr verleiten ließe! Mein Geld ist im ersten halben Jahr schon hin gewesen, jetzt lebe ich nur von der Barmherzigkeit eines alten Holzhändlers, der hier Priesterstelle vertritt, obschon er von Haus aus Gerbermeister ist. Seinen Segen werde ich wohl haben, wenn ich abfahre, sonst aber ohne alle Umstände in die Grube."

Bleibe im Land und nähre dich redlich! Welch schönes Sprichwort, aber es gehören zwei dazu, um es zu erfüllen: einer, der im Lande bleibt und einer, der es möglich macht, dass er sich redlich nähre. Ach könnte ich beide beschwören, den Auswanderungslustigen: Bleibe daheim! Den Staat: Wende es nach allen Kräften, dass die Leute wieder zu sich kommen können, dass sie wieder leben können auf ihren Bauerngründen. Es sind nicht Abenteurer, die da fortziehen, es sind tüchtige Arbeiter, meist fleißige häusliche Menschen, von solchen, die deinen Grundstock, deine Macht, deinen Reichthum ausmachen. Viel wirst du dir kosten lassen müssen, um den Bauernstand wieder aufzurichten, Gesetze wirst du ändern, ganze Stände und Classen verschieben, einen großen Theil der Volkswirtschaft umkehren müssen, um den Bauernstand zu retten; nicht leicht wird's dir ankommen, aber wenn du der sein willst, der du bist und bleiben willst, weil du im Grunde und für die Dauer nichts anderes sein kannst — ein Rohstoffstaat, ein Agriculturstaat, so muss es geschehen. Von der Industrie kann kein Mensch und kein Staat leben, sie erzeugt nichts, sie arbeitet nur um, sie verfeinert, verbessert, verschlechtert auch, sie beschäftigt und ernährt eine gewisse Anzahl Leute, bringt Geld in Umlauf, und ziert das Leben mit einer Menge schöner Dinge. Aber nähren kann sie nicht. Ein Industriestaat verhungerte in wenigen Wochen, wenn es keine ackerbautreibenden Staaten gäbe. Heute will alles Industrie und Handel sein, und darum gehts schief.

Weil der ackerbautreibende Staat kein ackerbautreibender Staat mehr sein will, so ist es freilich kein

wie falsch diese Selbsthilfe ist, wie schrecklich gefahrvoll! Auch Selbstmord ist Selbsthilfe, und die Auswanderung eines mittellosen, vielleicht auch unkräftigen Menschen ist dem Selbstmorde aufs Haar ähnlich. Am Stricke sterben, oder an der Täuschung, oder meuchlings an der Lüge, hin ist hin. — „Der Kaiser von Österreich wünscht das Auswandern!“ Diese freche Lüge gaunerhafter Agenten ist der Haken an der langen Lügenkette, an welcher die Armen hinübergezogen werden in die Sclaverei.

Das Herz thut mir weh, wenn ich meinen auswandernden Landsleuten nachdenke. Nachdem sie mit erhitzter Phantasie den Rest ihrer Habe zusammengerafft haben oder bettelarm fortgezogen sind von der Väter Scholle, nachdem die bittere Abschiedsthräne getrocknet ist, wird ihr Herz wohlgemuth. Einem neuen Leben geht's zu in einer neuen Welt! Sie kommen an die Hafenstadt, sie sehen das Meer, höher steigt ihr Muth trotz mancherlei Plackereien, und mit Freuden verlassen sie den europäischen Boden. Aber ich habe in Bremerhafen einmal einen heimkehrenden Auswanderer gesehen, der sprang von der Schiffsbrücke aufs Land, mit ausgebreiteten Armen warf er sich zu Boden und küsste weinend die heimatliche deutsche Erde. Das war der wenigen Glücklichen einer; die meisten kommen nicht mehr zurück, so gerne sie auch möchten. Aber an derlei denkt jetzt keiner, flott gleitet das Schiff hinaus. Die Passagiere sind auf dem Zwischendeck zusammengepfropft wie Schweine in einem ungarischen Kobelwagen, und bald wird das Schiff ein schwimmendes Spital ekelhaftester Art. Während den Miseren der Seekrankheit will keiner und keine etwas anderes, als nur sterben. Endlich ist sie überwunden und auf hoher See erinnert sich mancher nun der Heimat, die ach wie weit schon ist. Etwas wie Bedenken, wie Reue steigt auf, aber noch richtet sich der Blick nach vorwärts, hoffend auf die neue Welt. Die Beschwerden und Widerwärtigkeiten der wochenlangen Seereise sind nicht zu beschreiben, aber sie werden ertragen, etwa wie man die Todeskrankheit und das Sterben erduldet, wenn man von dieser Welt in eine andere geht. Endlich gelandet, erfahren die Unglücklichen sachte, dass der Agenten Lockgesang ein falscher gewesen, dass sie nach dem Absterben von der alten Welt nicht in den Himmel, sondern in die Hölle gekommen sind. Haben sie kein Geld, so werden sie wie Viehherden gezählt, getrieben, eingesperrt und verschachert. Unerfahren, kenntnislos, abgespannt, müssen sie sich allem fügen, was die Agenten über sie verhängen; in dumpfe Bergwerke werden sie geführt, oder auf stickend heiße Plantagen, oder auf sumpfige Niederungen oder in unbezähmbare Urwälder. Da sollen sie nun kaufen oder werden gekauft und das gepriesene neue Leben beginnt. Wer schildert die Mühen, Entbehrungen, Krankheiten und das Zugrundegehen! Im heftig wechselnden Klima — jetzt heiß zum Wahnsinnigwerden, jetzt frostig zum Zähneklappern — in giftigen Fieberdünsten, ohne Haus und Herd! Man will ein Dach, einen Rock, einen Schuh, einen eisernen Nagel, aber es ist kein Zimmermann, kein Schneider, kein Schuster, kein Schmied vorhanden. Schlangen züngeln im langen Grase, bösartige Mücken umschwirren stechend das Haupt, reißende Thiere drohen von allen Seiten, der Einwanderer weiß sich nicht zu helfen. Man erkrankt, aber es ist kein Arzt, man ist sterbend, aber es ist kein Priester — Wüste, Wüste, alles weltfremde Wüste! — Was sie da leiden, 's hat's noch keiner genügend können aussprechen Zwei Gefühle besonders zerfleischen das Herz, Zorn und Rache gegen die lügnerischen Verlocker und Agenten, Heimweh, unendliches Heimweh nach dem trauten Dorfe in Österreich, wo sie so arm waren und —

Doch sieh! Welch' edler Sprosse
Zum Ritter sich gesellt,
Als schützender Genosse
Aus einer besser'n Welt?

Der Schild in seiner Linken
Zeigt keines Wappens Zier, —
Das Schwert ein schneidig Blinken,
Geschlossen das Visier.

Leicht fängt er mit dem Schilde
Des Feindes Speere auf, —
Statt einem Wappenbilde
Viel Pfeile haften drauf.

„Wer bist du, edler Sprosse?"
Spricht ihn der Ritter an,
Doch schweigend der Genosse
Zeigt ihm der Türken Nah'n.

„Soll man dich nicht erkennen,
Du Held aus fernem Land, —
Will ich dich Schutzgeist nennen,
Vom Himmel mir gesandt!"

Doch ach! Es kam geflogen
Ein Speer, durch Türkenhand
In weitem, mächt'gen Bogen,
Dem Jüngling zugesandt.

„Befehle deine Seele
In Gottes treue Hut!"
Durchbohrt ist seine Kehle,
Es strömt des Jünglings Blut.

Der Ritter zum Genossen
Eilt hin in raschem Lauf.
Umschwirrt von den Geschossen
Fängt er den Jüngling auf.

Er bettet ihn zur Erde
Und öffnet das Visier, —
Da zeigt sich der Gefährte
In blonder Lockenzier.

Der Ritter sieht mit Grauen
Ins theu're Angesicht
Der lieblichsten der Frauen,
Die seines Lebens Licht.

Ihn Todesschauer packen,
Sieht Leichen rings umher,
Schon dringt in seinen Nacken
Ein Janitscharenspeer.

Er hält die Braut umschlungen,
Die er nur kurz beweint,
Auch er hat ausgerungen,
Der Tod hat sie vereint.

Der Sturm ist abgeschlagen,
Es flieht der Türken Heer,
Viel todte Helden lagen
Am Leichenfeld umher.

Doch nicht umsonst geronnen
Ist dieses edle Blut, —
An Segen reich und Wonnen
Die Mark in Frieden ruht.

Wunder, dass der Bauer kein Bauer mehr bleiben will. Soll sich das wenden, so muss zuerst der Staat umkehren und sich erinnern, dass es seine Aufgabe ist, auf seinem möglichst fruchtbaren Grund möglichst viele Menschen leben und gedeihen zu lassen. Nicht hier die großen, üppigen, blasierten Städte, da den Haufen von Fabriken mit ihren drohenden Arbeitermassen, und dort weites menschenleeres Land, bestanden von Wald, bevölkert von Jagdwild. In einem sehr großen Theile unseres Vaterlandes aber ist es so!

Neben dem Ackerbau besteht in Steiermark naturgemäß die Eisenproduction: eine gesunde Eisenindustrie wird den Bauernstand nicht umbringen. Im weiteren ist dringend zu verlangen, dass bei uns die Landwirtschaft obenan stehe, nicht etwa, um mit fremden fruchtbaren Ländern zu concurrieren, sondern um eine heimische Bevölkerung zu ernähren, dass sie nicht gezwungen sei, auszuwandern.

Denn eine Erscheinung, dass die Leute aus ihrem angestammten Lande auswandern müssen, um unter Noth und unendlichen Gefahren fremde Wildnisse urbar zu machen, während ihr bisher fruchttragender Heimatsboden zur Wildnis wird, ist ein so unerhörtes Zeichen der Zeit, dass uns davor angst und bange werden muss.

R.

Die Heldin von Radkersburg.

Von Ferdinand Ebhardt.

Hörst du die Glocken wimmern
Zu Radkersburg vom Thurm?
Glutroth die Wolken schimmern,
Die Türken nah'n zum Sturm. –

Geschändet werden Weiber,
Verheert das Vaterland, —
Und über todte Leiber
Wälzt sich der Dörfer Brand. —

Ihr Männer greift zum Schwerte!
Eilt hurtig auf den Wall!
Zum Schutz der heim'schen Erde,
Zu Trutz des Feindes Schwall!

Die Mutter schmiegt zum Herzen
Den Sohn zum letztenmal,
Die Frau in tiefsten Schmerzen
Nimmt Abschied vom Gemahl. —

Es schlägt die Trennungsstunde
Dem Ritter und der Braut,
Die sich noch kaum gefunden, —
Wie düst'rer Grabeslaut.

Schon steht am Walle droben,
Der Ritter fest wie Erz,
Jetzt gilt es zu erproben
Sein felsenfestes Herz.

Die Türken vorwärts dringen,
Ihr Allah-Ruf erschallt, —
Zurück durch Schwerterklingen
„Ave Marie!“ es hallt. —

Bald sinkt vor deutschen Streichen
Der Janitscharen Muth,
Es thürmen sich die Leichen,
Der Graben raucht vor Blut.

Da wogt gleich Sturmeswettern
Der Türken Flut heran, —
Auf hundert Leitern klettern
Zum Wall sie Mann an Mann.

Es fliegt ein Wald von Pfeilen
Zur Mauer hoch hinauf,
Die Christen soll ereilen
Der Tod in raschem Lauf.

verkündigen (Psalm 50); die Himmel sind deiner Hände Werk (102). Auch bei deutschen Dichtern. Im „Vaterunser" steht freilich im Himmel als Gegensatz zur Erde; es ist aber die Übersetzung ganz unrichtig, denn im griechischen Urtext heißt es „der du bist in den Himmeln" (uranois), nicht im Himmel, und selbst in der Vulgata steht: in coelis, und dies hat Veranlassung gegeben zu dem Volksglauben, als ob der Himmel ein bestimmter, abgeschlossener Raum wäre.

Himmel in dem Sinne als Himmelsgewölbe wird im Sprachgebrauche immer der Erde entgegengesetzt und der Himmel gilt als gewölbte Decke oder Zelt. Es können eben nicht alle Menschen Astronomie studieren, wie denn überhaupt die Naturwissenschaften viele alte Vorstellungen zerstört haben, wenigstens bei solchen, die Gelegenheit hatten, eine gute Schule zu besuchen. Beim Volke finden wir noch häufig ganz kindliche und naive Vorstellungen. So berichtet z. B. A. Baumgarten aus dem Traunviertel (Oberösterreich): „Den Himmel stellt man sich als eine ungeheuere Hohlkugel vor und die Sterne als Lichtlein, welche abends von den Seligen angezündet werden."

Anklingend an die vorhin erwähnte Walkürensage ist der allgemeine Glaube der Bewohner des österreichischen Hochgebirges, dass die Seelen der Gerechten durch ihren Schutzengel über einen Regenbogen in den Himmel geleitet werden (Fr. Ziska, österr. Volksmärchen 110). In der deutschen Mythe heißt der Regenbogen (Bifröst, d. h. Wegstrecke) auch Himmelring, weil er Himmel und Erde verbindet; auf ihm steigen die Gestorbenen zum Himmel empor und die Engel zur Erde hernieder.

Himmel als Aufenthalt der Götter oder des Gottes ist in den religiösen Vorstellungen der Naturvölker allgemein, ebenso als Wohnung der Seligen nach dem Tode, im Gegensatze zu einer Hölle als Ort der Verdammten. Das Wort Himmel wird aber auch gebraucht für die im Himmel wohnende Gottheit, deren Namen oft zu nennen man sich scheuet. Dies hat schon Tacitus von den Deutschen berichtet in der Germania, indem er sagt: „Götter in Menschengestalt darzustellen entspricht nicht der germanischen Anschauung von der Erhabenheit himmlischer Wesen. Wälder und Haine sind ihre Tempel und in die Namen ihrer Götter hüllt sich jene geheimnisvolle Macht, die sie einzig in frommer Ehrfurcht sich vorstellen (secretum illud, quod sola reverentia vident)." Einen ähnlichen Gedanken spricht Goethe aus, indem er sagt: „Wenn der uralte heilige Vater mit gelassener Hand aus rollenden Wolken segnende Blitze über die Erde säet, küss' ich den letzten Saum seines Kleides, kindliche Schauer treu in der Brust." Also auch hier ist er als Vater gedacht, dessen Kinder wir sind. Ein anderesmal (bei Eckermann III) spricht Goethe gegen den Missbrauch des göttlichen Namens. „Die Leute, sagt er, behandeln ihn, als wäre das unbegreifliche, gar nicht auszudenkende göttliche Wesen nicht viel mehr als ihresgleichen. Sie würden sonst nicht sagen: der Herr Gott, der gute Gott. Er wird ihnen, die ihn täglich im Munde führen, zu einer Phrase, zu einem bloßen Namen, wobei sie sich gar nichts denken. Wären sie aber durchdrungen von seiner Größe, sie würden verstummen und ihn vor Verehrung nicht nennen mögen." Sein Reich ist in uns und außer uns, überall.

Dies führt uns zu dem bekannten Ausdrucke: Himmelreich. Im Evangelium nach Matthäus finden wir diese Zusammensetzung, und jedem Denkenden wird die Bedeutung im Zusammenhange klar. Z. B. bei Matth. 3, 2, predigt Johannes in der Wüste: „Thuet Buße, denn das Himmelreich ist herbeigekommen." Dadurch bereitete der Täufer Johannes als Vorläufer

Der Himmel und das Himmelreich.

Von Theodor Vernaleken.

Man spricht oft vom Himmel und gebraucht viele Ausdrücke, die mit diesem Worte zusammengesetzt sind, z. B. Himmelreich, Himmelsgewölbe, Himmelbett, himmelblau, Himmelfahrt, Himmelschlüssel, himmelweit und viele andere. Wir wollen diesen bedeutsamen Grundbegriff Himmel nicht vom kirchlichen, sondern mehr vom sprachlichen und besonders vom culturgeschichtlichen Standpunkte aus näher betrachten, und stellen voran die germanischen und biblischen Vorstellungen. Beide sind schwer zu trennen, denn es ist dabei wohl zu beachten, dass die Anschauungen der Germanen, also auch der Deutschen, in heidnischer Zeit zwar selbständig gewesen sind, aber später, im Mittelalter, von dem alten und neuen Testamente vermittelst kirchlicher Auffassung sehr beeinflusst wurden.

Das Wort Himmel findet sich in den meisten germanischen Sprachen und bedeutet soviel als Decke oder Dach der Erde. Nur im Altsächsischen und noch heute in Niederdeutschland und England wird das Wort Heven gebraucht, d. h. der Halter, Umschließer der Erde. Die alte Vorstellung von mehreren Himmeln (Gebieten, Sphären) lebte im deutschen Mittelalter lange fort. Den obersten Himmel hielt man für die Wohnung der Gottheit.

Wie die heidnischen Germanen neun Welten unterschieden: drei über der Erde (Asenheim 2c.), drei auf der Erde (Mitgard 2c.) und drei unter der Erde (Nifel- oder Helheim 2c.), so auch zwölf Himmelsburgen, in denen die Götter rathen und richten. Odin, als kriegerischer Heldengeist, versammelt in seinem Himmelssaale, in Walhall, alle die in der Schlacht gefallen sind, und die ausgewählt waren von Jungfrauen, die man Walküren nannte.

Die jüdische Vorstellung von mehreren Himmeln finden wir noch bei Paulus (2 Korinth. 12, 2.): „Ich weiß einen Menschen, der in Christus lebt, der wurde entrückt bis in den dritten Himmel“ (ins Paradies). Die Juden unterschieden sieben Himmel, von denen der Schoß Abrahams und das obere Paradies als Sitz Gottes der höchste ist. Der siebente Himmel hat noch heute im Volksmunde seine Geltung, wenn man sagt, dieser oder jener habe sich in seiner Freude und Lust bis in den siebenten Himmel hinaufgeschwungen.*)

Im biblischen Sprachgebrauche finden wir überhaupt die Mehrzahl, z. B. die Himmel werden seine Gerechtigkeit

*) Z. B. bei Ebers „Die Gred“ 1, 148.

pfängt, und vielleicht auch in der Erinnerung an eigene Erlebnisse, schließt der Dichter mit dem ganzen Werke:

„Das Ewig-Weibliche zieht uns hinan.“

Ist das Ideal auf Erden auch nicht erreicht, dort im Himmel wird es Ereignis, geht in Erfüllung und wird Wirklichkeit in ewiger Liebe. Dadurch wird Faust gerettet aus dem unbefriedigten Zustande des Grübelns, wie es der Engel vorher schon angedeutet:

„Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen;
Und hat an ihm die Liebe gar von oben theilgenommen,
Begegnet ihm die selige Schar mit herzlichem Willkommen.“

Poesie und Religion feiern hier gewissermaßen eine Vermählung. In Riemers „Mittheilungen“ hat Goethe selbst bekannt, dass er das Ideale nie anders als unter der Form der reinen, vollkommenen Weiblichkeit habe begreifen können, und darum wird ihr hier am Schlusse seiner größten Dichtung noch ein ganz besonderes Gewicht beigelegt. Man ziehe ferner in Betracht die schönen weiblichen Charaktere in Goethes dramatischen Dichtungen und den Ausspruch: „Willst du wissen, was sich schickt, so frage nur bei edeln Frauen an.“

Schnurgerade Gegensätze bleiben natürlich auch hier nicht aus, Gegensätze, die so groß sind wie Himmel und Hölle.

Künstlerisches Schaffen.

Was will es? Was muss es?

Von Friedrich v. Hausegger.*)

Jeder echte Künstler ist seinem innersten Wesen nach Idealist, jedes Kunstwerk ein lebendiges Zeugnis für den Idealismus. Es gibt daher keine idealistische Richtung in der Kunst, etwa als Gegensatz zu einer realistischen oder naturalistischen. Diese Begriffsunterscheidungen berühren den Kern der Kunst nicht. Sie sind äußeren Merkmalen entlehnt, und dürfen ja, so lange dies festgehalten wird, gelten. Trotz des materialistischen Zuges unserer Zeit hat man sich doch noch nicht entschließen können, etwa von einer materialistischen Richtung der Kunst zu reden. Man scheut den so nahe liegenden Ausdruck, man wagt es nicht, dem Idealismus auf dem Gebiete der Kunst einen Begriff gegenüber zu stellen, welcher vollständig ausschließender Natur wäre. Eine leise Ahnung mahnt, dass mit dem letzten Reste idealistischen Wesens auch der letzte Rest dessen, was den Charakter der Kunst ausmacht, verbannt sein würde. So hat man an die Stelle des naheliegenden Materialismus in das System, das sich mit der Gliederung der Kunsterscheinungen nach Gruppen befasst, welche der Gruppierung der Erscheinungen des

*) Demnächst erscheint von Hausegger ein philosophisches Werk: „Das Jenseits des Künstlers“. Aus demselben hat der Verfasser den vorstehenden zusammenfassenden Abschnitt auf unser Ersuchen uns freundlichst zum Abdrucke überlassen. D. Red.

den Weg des Herrn, der zur höchsten Glückseligkeit führen könne.

Nach dem griechischen Urtexte sollte es eigentlich heißen: Königthum (basileia) der Himmel. Die Vulgata übersetzt: regnum coelorum und dadurch gieng das Wort Reich ins Deutsche über; und der Himmel wurde als Reich, als Herrschaft Gottes gedacht. In übertragener Bedeutung gilt Himmelreich als kindliche Gesinnung und Herzensreinheit, sowie auch als Zustand der höchsten Befriedigung, wie man denn sprichwörtlich sagt: des Menschen Wille ist sein Himmelreich. Der Ausdruck „Reich Gottes" bezieht sich auf das messianische Reich, weil es nach dem Alten Testamente ein Königthum Gottes auf Erden sein sollte im Gegensatze zu den Weltreichen (vgl. Daniel 7). Jesus selbst erklärt das Wort Himmelreich durch Gleichnisse bei Matth. 13. In dieser Rede sagt Jesus das in echt morgenländischer Lehrform, was in keinem Lande gern gehört wird: Wer Ohren hat zu hören, der höre! Wenn er das Himmelreich mit einem Schatze vergleicht, der in einem Acker verborgen war und den ein Mann kaufte, nachdem er all das Seinige verkauft hatte, so gibt er ein Bild von dem unschätzbaren Werte des Himmelreiches, gegenüber der Hetzjagd nach weltlichen Schätzen. Schon damals wunderten sich die Juden über solche Lehren und sprachen: „Woher kommt diesem solche Weisheit? Ist er nicht eines Zimmermanns Sohn? Heißt nicht seine Mutter Maria? und seine Brüder Jakobus und Josef und Simon und Judas?" (Matth. 13, 54 fg.)

In einer ganz eigenthümlichen Beleuchtung steht das himmlische Reich, wenn man das Ende der Faustdichtung von Goethe liest. Selbst strenge Theologen werden wohl nicht viel gegen diese poetische Darstellung einzuwenden haben. Der Schluss dieser großartigen Dichtung, welche die tiefsten Wahrheiten und die herrlichsten Bilder enthält und die ihn sechzig Jahre lang innerlich erregte, hat schon verschiedene Deutungen erfahren. Nach meiner Auffassung ist der Faust eine religiöse Dichtung; ihr Gegenstand ist die Schuld und Läuterung eines Menschen, den der Weltgenuss lockt und fortreißt, aber nie befriedigt. Das Leben ist eine Prüfung, die durch fortschreitende Läuterung bestanden wird. Diesen Grundgedanken hat Goethe der Dichtung endgültig gegeben. Er lässt seinen Helden eine Höhe erreichen, wo Weltgenuss und Weltelend ihm nichts mehr anhaben können.

Wie der arme Lazarus (Lukas 16, 22) von den Engeln getragen ward in Abrahams Schoß, also in eine beglückende Gemeinschaft, so wird auch Fausts Unsterbliches von den Engeln entführt. Dann heißt es im geheimnisvollen Chor:

„Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis." So wird der Zustand der seligen Geister geschildert, welche die ewige Wahrheit von Angesicht zu Angesicht schauen. Der Dichter sagt also: Was in der Zeit geschieht und was wir durch die Sinne wahrnehmen, das kennen wir nur im Gleichnis. Dann heißt es weiter:

„Das Unzulängliche — hier wird's Ereignis." Der berühmte Physiologe Helmholtz sagte in einer Rede: Alle Kenntnis der Naturgesetze ist inductiv (d. h. aus Erfahrungen folgernd), keine Induction (d. h. Schlussfolgerung) ist je absolut fertig. Wir fühlen unsere Unzulänglichkeit zu tieferem Eindringen in einer Art von Angst. Das eintretende Ereignis erst berechtigt die Ergebnisse irdischen Denkens.

„Das Unbeschreibliche — hier ist es gethan." D. h. das was nicht in Worte zu fassen ist, kennen wir nur in der Form der künstlichen Darstellung, nur im Bilde. Für die Seligen wird es Wirklichkeit.

Im Gedanken an Fausts Gretchen, die als Büßerin den Ankömmling em-

einer Entschiedenheit kundgegeben hat, wie dies kaum je bei einer andern im gleichen Maße der Fall war. Und diese Persönlichkeit hat ihren siegreichen Einzug in die materialistische Welt gehalten, ohne dass die herrschenden Ansichten der Tiefe und Macht ihres Eindruckes Abbruch gethan hätten. Es wird schwer fallen, R. Wagner in der Geschichte der Zeitideen eine andere als eine ihnen gegensätzliche Stellung einzuräumen. Selbst das Nationalgefühl ließe sich nicht ins Treffen führen. Was sich in R. Wagners Schaffen als Nationalgefühl wirksam zeigt, fällt mit den Formen, in welche sich das hüllt, was man gemeinhin Nationalgefühl nennt, nicht immer zusammen. Ich würde aber den hier vertretenen Grundanschauungen widersprechen, wenn ich darin, dass R. Wagners Künstlerindividualität der Kategorie „Idealist" eingereiht werden muss, einen besonderen Vorzug seines Kunstschaffens erblicken würde. Dieses ist in seinem Werte von der Möglichkeit der Einreihung in Kategorien dieser Art unabhängig. Der Idealismus, welcher unserer Anschauung vom Wesen der Kunst entspricht, wird durch Gliederungen in einem Systeme nicht berührt und ist von Doctrinen, welche sich auf Erscheinungsformen beziehen, unabhängig.

Der Künster, werde er nun Idealist, Realist oder Naturalist genannt, muss, wenn sein Werk nicht alsbald als Täuschung erkannt werden soll, das Wesentliche aus eigenem Fonde geben. Er kann es weder der Gedankenwelt des Verstandes, noch der Natur, das heißt jenen Vorstellungsbereichen, welche sich als ihn afficierende Mächte darstellen, entlehnen. Freilich, Gedankenwelt und Natur, sie sind nicht ausgeschlossen von der Schaffensthätigkeit des Künstlers; ihnen ist vielmehr eine sehr bedeutungsvolle Rolle darin zugetheilt, aber nur insoferne, als sie den Anstoß zur Erweckung dieser Schaffensthätigkeit geben und ihr die Richtung, nach welcher hin sie sich entfaltet, verleihen. Beide stehen, wie dargelegt worden ist, zu dieser Schaffensthätigkeit im Verhältnisse von Geistesreizen und physischen Reizen zur Traumthätigkeit. Wie diese in ihrem Wesen nichts anderes ist, mag sie ihre Anstöße aus dem Leben des Geistes oder aus der Außenwelt empfangen, so bedingt es keine wesentliche Unterscheidung im Vorgange des Kunstschaffens, ob der Anstoß dazu aus der Ideenwelt des Geistes oder aus der Erscheinungswelt der Natur erfolgt ist. Die großartigsten Ideen machen, so lange sie dem combinierenden Verstande angehören, noch keinen Künstler, der scheinbar unbedeutendste Natureindruck schließt die Verwertung für das Kunstschaffen nicht aus. Der künstlerische Genius kann sich im kleinsten Gegenstande äußern, während er sich einem weltumspannenden Plane entziehen kann.

Wir sind damit an dem Punkte angelangt, der vielbesprochenen Frage über die Bedeutung und den Wert des sogenannten Naturalismus in der Kunst näher zu treten. Im Verhältnisse des Menschen zur Natur wird man zu unterscheiden haben zwischen dem, welchen es seiner Anlage nach dazu drängt, von der Natur Eindrücke zu empfangen, und jenem, der erst gleichsam des Entgegenkommens der Natur bedarf, um etwas an ihr zu sehen. Der erstere nimmt mit Durst auf, was die Natur ihm bietet, er stürmt ihr entgegen, weil sein gestaltungsbedürftiges Auge ihn dazu zwingt, er erfüllt dieses mit Einzelheiten, welche dem trägen Blicke des letzteren deshalb entzogen bleiben, weil er damit nichts anzufangen wüsste. Jenem bietet sich die Natur willig dar, weil sie sich in ihm belebt und verjüngt findet, diesem wird sie einen kargen Ersatz für das gewähren, was er in der eigenen Brust vermisst. Verschiedenartige Bedürfnisse leiten den einen und den anderen, wenn sie sich in die

Zeitlebens entsprechen, den Naturalismus eingefügt. Die Begünstigung der einen oder der anderen Richtung hat zu Parteiungen und Streitigkeiten Anlass gegeben, welchen, so lange sie das umfassen, was innerhalb des bewussten Wollens oder Könnens des Künstlers liegt, ihre Bedeutung für das Kunstleben nicht abgesprochen werden soll. Das innerste Wesen des künstlerischen Schaffens aber ist ihrem Einflusse entzogen; auf der Arena dieser Kämpfe spielt es keine Rolle.

Weder der „Idealist“, noch der „Realist“, noch der „Naturalist“ vermag ohne dem göttlichen Funken in der Brust als Künstler zu bestehen. Nicht die Billigung der Clique, noch der augenblickliche Erfolg, noch der Zeitgeist vermögen den einen oder den andern dazu zu machen. Der Genius entfaltet sich, unbekümmert um solche Richtungen, wenngleich dieselben das, was der künstlerischen Absicht zugänglich ist, beeinflussen können. Meist sind es die kleineren Geister, welche derlei Richtungen bestimmen, beziehungsweise durch sie bestimmt werden, oder wie man auch zu sagen pflegt, Schule machen. Je mehr ihnen der mächtige Impuls von innen fehlt, desto mehr gewinnt bei ihnen das der Absicht Zugängliche, desto größer ist das Bedürfnis, an die Stelle der zwingenden Macht, welche der Genius übt, andere Potenzen sich dienstbar zu machen, um mit ihrer Hilfe zu Einfluss und Wirkung zu gelangen. Ideen, Geschmacksrichtungen, Vorurtheile, augenblickliche Wünsche werden in Mitleidenschaft gezogen, was sich auf anderen Gebieten als bewegend erprobt hat, herbeigerufen, Stichworte der Gegenwart erlauscht, der Nothschrei der Zeit in Action gesetzt und so aus den verschiedenartigsten Elementen ein Sturm auf das Gemüth organisiert, welcher über den Mangel jener Aufregung hinwegtäuschen soll, die nur der wahren Productivität entspringen kann. Das Gemüth lässt sich aber nicht lange täuschen. Es ist das Los jeder Schule, unterzugehen; der Genius ist unvergänglich, welcher Richtung auch die Formen seiner Erscheinung zugetheilt werden mögen und je größer er ist, desto schwieriger wird es sein, ihn einer Richtung unterzuordnen. In unvergänglicher Frische sprudelt die Quelle echter Productivität in den Dichtungen eines Homer, Äschylos, Sophokles, in den Skulpturen eines Phidias und Polyklet, in den Epen eines Wolfram von Eschenbach, Gottfried von Straßburg, in den Bilderwerken der großen Maler des sechzehnten Jahrhunderts, in den Dramen Shakespeares, in den Tonwerken J. S. Bachs, Mozarts, Beethovens; in den Dichtungen Schillers und Goethes; keiner Zeitbestrebung noch ist es gelungen, die einen oder die anderen ihrer Wirkung zu berauben. Der Glaube an Homer war stärker, als die Wissenschaft, welche seine Nichtexistenz beweisen wollte. Jahrtausende konnten dem Hauche seines Schaffens die Wärme nicht rauben, in welcher sich, den scharfsinnigsten Argumenten des kritischen Verstandes zum Trotz, seine Persönlichkeit zu erkennen gibt. Shakespeare lebt in ungeschwächter Kraft in uns, nachdem seine Könige für uns längst todt, die von ihm dargestellten Kämpfe uns längst gleichgiltig geworden sind. Und auch mit Goethe hat es kein Ende und werden ihm Nekrologe von dem Katheder aus ein solches auch nicht bereiten. Der Genius ist das einzig Dauernde im Gewirre der Meinungen und Bestrebungen, welche, sei es in welcher Form immer, den Absichten des rechnenden und begehrenden Menschen dienen. Unser Zeitalter wird, von den einen mit Genugthuung, von den anderen mit Besorgnis, als das des Materialismus bezeichnet. Dennoch ist ihm eine Künstlerpersönlichkeit entsprungen, deren idealistische Lebensanschauung sich auf allen Gebieten mit

dessen Ruhm als Künstler zu vermehren. Zola verdankt seine Bedeutung nicht den Straßen, Schänken und Schaubuden, welche er durchforscht. Eine Kunstrichtung, deren Streben einzig auf Nachahmung der Natur, wie sie sich äußerlich darstellt, gerichtet wäre, fiele außer die Sphäre dessen, was wir als Kunst anerkennen. „Das Wirkliche nachahmend wiederbringen, heißt nicht die Natur darstellen“, sagt Schiller (Über den Gebrauch des Chores in der Tragödie) und man braucht nicht soweit zu gehen, wie die Thebaner, welche einen Dramatiker verbannten, weil er einen Stoff aus der Gegenwart gewählt hatte, um des Dichters Worten zuzustimmen:

Was sich nie und nirgends hat begeben,
Das allein veraltet nie.

Damit will aber, wie gesagt, dem Streben, sich wieder an die Natur und das Leben zu wenden, nicht der Stab gebrochen sein. Ist es doch kaum denkbar, dass ein inniges Versenken in die Erscheinungen der Natur und des Lebens, an welchem Absichten des Erkennens oder Begehrens nicht theil haben, nicht bis zu einem gewissen Grade auf die Productionskraft wirken müsste. Dann ist aber nicht die Thätigkeit des Nachahmens, sondern eben dieses Maß mitgehender Productionsthätigkeit dasjenige, was dem Werke seinen Kunstwert verleiht. Das rechnende „Ich“, welches in der äußeren Nachahmungsthätigkeit in den Vordergrund tritt, hat mit dem schaffenden „Ich“ nichts gemein, schließt es vielmehr, gleich dem begehrenden „Ich“ aus.

Das rechnende „Ich“ hat daher auch, soferne es sich darum handelt, die Natur eines Eindruckes als eines künstlerischen zu erkennen, keine maßgebende Stimme. Dem eigentlichen Wesen des Kunstwerkes kann es nicht beikommen; das Gegenständliche desselben muss es erst aus anderer Hand erhalten haben, um es seiner Thätigkeit des Eingliederns, Vergleichens und Bewertens unterziehen zu können. Der zergliedernde Verstand steht dem Kunstwerke wie einem Naturobjecte gegenüber, welches er beobachten und seinen Zwecken unterthan machen, niemals aber hervorbringen oder in seinem inneren Wesen erfassen kann. Damit wird das Verhältnis der Kritik dem Kunstwerke gegenüber klargestellt.

Wo das Kunstwerk sich in seiner Sprache geäußert hat und verstanden worden ist, bedarf es keiner Kritik, auf seine Bedeutung hinzuweisen. Der Verkehr zwischen dem Künstler und dem Kunstgenießenden kann auf dem Umwege einer Verstandesoperation nicht hergestellt werden. Eine solche muss das, worauf es wesentlich ankommt, schon vorfinden, nämlich den Kunsteindruck; ihn zu construieren vermag sie nicht. Allerdings fällt der Kritik im Verkehre zwischen Künstler und Kunstgenießenden eine wichtige Aufgabe zu, die nämlich, Hindernisse wegzuräumen, welche einer echten und vollen Kunstauffassung entgegenstehen. Die Vorgänge, welche sich, abseits von den Einwirkungen des Tageslebens, in den Tiefen der Seele ereignen, können einer Beihilfe bedürfen, um zur Verwertung zu gelangen. Diese kann die auf sie gelenkte Aufmerksamkeit schaffen, welche bewussten Willensacten zugänglich ist. Ein Wink, ein Fingerzeig, ein Ausruf genügen oft, Schönheiten eines Kunstwerkes zu erschließen, welche sonst dem abgeirrten Geiste gegenüber stumm geblieben wären. Ein Bild, an dem ich oft blind vorübergegangen, ein Tonstück, welches wiederholt spurlos an mir vorbeigerauscht ist; im Augenblicke der in mir durch irgend einen Umstand erweckten Empfänglichkeit offenbaren sie mir ihren Wert, und ich kann nun gar nicht begreifen, wie es möglich gewesen sei, das nicht schon früher in ihnen zu entdecken, was mich nun in so unwiderstehlicher Weise überwältigt. Die

sogenannte Wirklichkeit, sei es im Leben oder in der Natur, wenden. Der eine fühlt sich gedrängt, in ihren Formen zu geben, was ihn erfüllt, der andere, ihren Formen zu entlehnen, was ihm gebricht.

Erblickt man also das Kennzeichnende der sogenannten naturalistischen Richtung darin, dass sie bestrebt ist, die Wirklichkeit mit peinlichster Treue wiederzugeben, so wird damit, wie man sieht, dasjenige umgangen, was ihren Hervorbringungen erst den Charakter der Kunst verleihen müsste. Der Eintheilungsgrund, welcher damit geschaffen ist, berührt das gar nicht, worauf es eigentlich beim künstlerischen Schaffen ankommt. Der Kunststrebende wird nicht mehr und nicht weniger zum echten Künstler, mag er sich mit der Geschichte, mit der Mythe, mit dem gesellschaftlichen Leben und den Fragen der Zeit, mit Gebilden seiner geistigen Thätigkeit oder mit Erscheinungen der Natur, mit Masseneindrücken oder Einzelheiten befassen. Immer wird es sich nur um das handeln, was in ihm lebendig geworden ist und nun, als Ausfluss seines Wesens nach Gestaltung ringt. Freilich, wer überhaupt verlernt hat, sein schaffendes „Ich“ laut werden zu lassen in der Fülle der Eindrücke, welche die Welt bietet, wird, wenn er sich wiederfinden will, nichts besseres thun können, als sich diesen Eindrücken mit größter Unbefangenheit und ohne jede Voreingenommenheit hinzugeben, er wird sich bestreben müssen, zu sehen, um durch das Sehen wieder zum Schauen zu gelangen. Er wird verlernen müssen, das Leben von Gesichtspunkten aus zu betrachten, welche sich aus Bestrebungen und Regungen ergeben, die dem künstlerischen Schaffen widerstreben. Wenn in einer von Tendenzen, Projecten, Parteileidenschaften erfüllten Zeit wieder das Bedürfnis auftaucht, die Natur in ihrer Unschuld zu belauschen und sie ohne jede Absicht auf sich wirken zu lassen, so kann dies gewiss von günstigen Folgen für die Neuerweckung künstlerischer Productionskraft sein. Es kommt aber dann nicht darauf an, der Natur äußerlich etwas abzugewinnen, sondern dem eigenen Auge wieder neue Kraft zu verleihen. Es gilt nicht, wieder, wie der gewöhnliche Ausdruck lautet, zur Natur zurückzukehren, sondern vielmehr sich in einer von Zwecken ungetrübten Betrachtung wieder selbst zu finden. Soll mit den sogenannten realistischen oder naturalistischen Richtungen dies bezweckt werden, so dürfen sie als wohlthätige Reaction gegen die Einmischungen des rechnenden und des begehrenden „Ich“ auf dem Gebiete der Kunst begrüßt werden. Nur möge man nicht glauben, dass einem blöden Auge Leben und Natur etwas zu erschließen vermöchten, was es erst selbst hervorbringen müsste, wenn es einen Wert für das künstlerische Schaffen haben soll. Auch der Naturalist, und mag er noch so emsig den Einzelheiten der sogenannten Wirklichkeit nachspüren, um sein Werk mit ihnen auszustatten, wird diese Einzelheiten mit künstlerischem Auge schauen müssen. Er wird sich zu ihrer künstlerischen Production innerlich gedrängt fühlen müssen, sie werden in ihm zum agens movens werden müssen, das zur Entäußerung drängt, wenn sie Elemente künstlerischen Schaffens werden sollen. Nie werden sich todte Einzelheiten zu einem lebendigen Ganzen zusammenschließen. Die Genauigkeit allein, mit welcher Balthasar Denner in den von ihm abgebildeten Köpfen alle Einzelheiten wiedergab, hätte ihn noch nicht zum Künstler gemacht und der Steinmetz, welcher seine Abbildung des Kaiser Rudolf deshalb ummodelte, weil er entdeckt hatte, dass dieselbe um eine Runzel weniger habe, als das Urbild, hat seinem Werke damit keinen größeren Kunstwert verliehen. Der naturtreue Pförtner, welchen der Maler Wiertz an den Eingang seines Ateliers gemalt hatte, konnte nichts beitragen,

Ein junger steirischer Dichter.

Die Steiermark darf sich nicht mehr beklagen, dass sie der Minne entbehre. Seit vor einigen zwanzig Jahren einer den Versuch auf Zither und Hackbrett gemacht hat, singt und klingt es fort zum Lob und Preise der schönen Styria. In ihrer eigenen Sprache bringt man ihr und ihres Volkes Lied dar, und hierin ist sie umworbener und gefeierter als Kärnten, Salzburg, ja sogar als Tirol. Frohen Herzens hält der Zither- und Hackbrettmann Umschau unter seinen Sangesgenossen in steirischer Mundart. Da ist Karl Morre, Hans Grasberger, Franz X. Freiheim, Anna Werchota, Johann Kain der Ausseer Bauernwirt, und nun noch ein zweiter Ausseer, der junge und frische Dichter Hans Fraungruber.

Von diesem letzteren liegt vor mir gar ein feines Büchlein: Gedichte in steirischer Mundart. (A. Hartleben. Wien.) „Er hat's nicht mehr ausgehalten, er hat's dichten müssen", und man merkt es den Liedern leicht an, dass sie Naturproducte sind. Der Verfasser lebt nun zwar in der Großstadt und hat den ernsten Beruf des Lehrers, aber das verkümmert ihm die poetische Ader nicht. Das Wort vom „feuchten Erdgeruch" ist auch schon abgebraucht, aber es passt doch zu gut auf Fraungrubers Gedichte, als dass ich's unausgesprochen lassen möchte. Ein wenig hat es dem jungen Sänger sein großer Nachbar angethan, der Piesenhamer Franzl; ohne solche Vorbilder wäre manches Liedel anders ausgefallen, vielleicht weniger gut, vielleicht auch besser. Mundlichkeit und Sangbarkeit, das ist einer der Vorzüge dieser Lieder, Heißherzigkeit für Heimat und Liebe, das ist der zweite, und Begeisterung für alles Echte und Rechte, das ist der dritte. Und auch der Humor fehlt nicht. Dabei ein in Lust und Leid stetig zitterndes Gemüth, eine beschauliche Seele — kurz, ein poetischer Charakter. Zur Erhärtung dieses Ausspruches weise ich nur auf die schönen Gedichte: „Die Liab in Schnee", „Denk ih an dih", „Mei Muatasprach", „'s Kiderl", „Ewiga Sumer", „d'Hoamat in Ehrn!" „Guati Nacht", „Ledi und loadi", „A weng was", „Kimt alls auf d'Gwohnheit an", u. s. w. Zur Probe seien die folgenden Stücke hergesetzt:

Oan Mann — oan Wort.

So is und so stehts,
Wie ih's antreib, so gehts,
Wia ih gsagt han, so bleibts,
Wia ih's gehn hoaß, so treibts.
Denn her is nit weit
Mit die wendischen*) Leut,
Dö hüa schrein, bald's lacht,
Aber hott fahrn, bald's kracht.
Und sel mirk dr, mein Bua:
Wia du gsagt hast, so thua —
Oan Wort und oan Mann!
Und hiaz geh und spann an.

*) wetterwendischen.

Weckung dieser Empfänglichkeit besteht in der dem Kunsteindrucke (nicht etwa anderen mit dem Kunstwerke äußerlich verbundenen Erscheinungen) nun zugewendeten Aufmerksamkeit.

Die Kritik, welche auf diese Weise den Weg zum Verständnisse des Kunstwerkes bahnen will, muss daher vor allem den Kunsteindruck selbst empfangen haben. Vom Kritiker muss also als erstes Erfordernis zur Berechtigung seiner Amtsführung verlangt werden, dass er fähig sei, Kunsteindrücke zu empfangen, und zwar fähiger als andere, welche er belehren will, das heißt, dass er leichter als ein anderer, vermöge, dasjenige zu beseitigen, was sich der Richtung der Aufmerksamkeit auf den wachgewordenen Kunsteindruck hindernd oder störend entgegenstellen kann. Erfahrung und Bildung unterstützen ihn dabei, wenn sie entsprechend angewendet werden; leider können sie auch die Quelle von Vorurtheilen sein, welche sich an die Stelle richtigen Kunstempfindens eindrängen und ihm gerade jene inneren Vorgänge verschließen, aus welchen er einzig ein richtiges Verständnis zu schöpfen vermöchte. Kenntnisse und Fertigkeiten beanspruchen in dem Maße, als sie umfassender sind und sich einer größeren allgemeinen Anerkennung erfreuen, eine höhere Wertschätzung. Damit ist die Gefahr verbunden, diesen dem rechnenden „Ich“ angehörigen Wert jenem unterzuschieben, welchen uns in ganz anderer Art und aus ganz anderen Ursprüngen der Kunsteindruck bieten will. Wir erleben daher nur zu oft das Schauspiel, dass gerade hervorragende Männer der Wissenschaft und des Faches sich am wenigsten geeignet zeigen, den Genius in seinem unmittelbaren Wirken zu erfassen. Ehe noch der Eindruck da ist, hat sich schon die Aufmerksamkeit jenen lieb gewordenen Werten zugewendet, welche sich im Vorrathe und in der Thätigkeit des rechnenden „Ich“ finden, um sie als Maßstab für das nun nur äußerlich Empfangene zu verwenden. So bleibt die dem Gewohnten gegenüber sicher abwägende Kritik oft gerade dort ihre Beihilfe schuldig, wo sie mit ihrem eigentlichen Berufe einsetzen müsste, wo sie die Pflicht hätte, dem Genius die Bahnen zu ebnen.

Das transcendente „Ich“, von dem der Philosoph träumt, und dem der Mystiker grübelnd nachspürt: im Künstler wird es lebendig. In ihm tritt es fördernd und mahnend mitten in unser Leben, jedem verständlich, der zu schauen vermag, der Urgrund alles Denkens, wenngleich losgelöst von all den Zwecken und Absichten, welche dem Denken im Kopfe des Individuums Richtung und Wirksamkeit geben, die Quelle aller Sittlichkeit, wenngleich frei von all den Reizungen, Strebungen und Bedürfnissen, welchen das Gesetz der Moral Schranken ziehen muss, tief hinabreichend zu den Wurzeln alles Daseins und wieder zusammenfallend mit dem „Ich“, das sich sorgt und quält in Sehnsucht nach einem besseren Dasein, welches es nun, in den Augenblicken der Erhebung, die ihm so gewährt werden, schon hier vorbereitet findet. Uns zu erlösen aus der Enge des Daseins, dem irdischen Auge den befreienden Blick in die Weiten unendlichen Werdens und Wirkens zu gewähren, das ist der erhabene Beruf der Kunst.

Ausweg.

Zum reichen Moarbaurn
Kimt dr Franzl und klagt,
Dass 'n d' Liab zu dr Kathl
So unsinni plagt.

„Halt ja", moant dr Baur,
„Däs glaub ih dr gern,
Aber sag ma nr, Franzl,
Was soll denn draus werdn?

I woaß, du hast nix,
Man lebt nit von dr Liab,
Und a Geld kriagt die Kathl
Erst dann, bald ih stiarb."

„Dösstwegn", lacht da Bua,
„Hats mit n Sterben kan Eil,
Gebts mr 's Dirndl — und 's Geld
No, däs leichts*) mr derweil!"

Ich glaube, das genügt, um meine Landsleute zu veranlassen, die Sammlung sich näher anzuschauen. Die Mundart ist in dieser Behandlung, wie man sieht, kinderleicht zu lesen, und wenn das Büchlein eine Reise macht nach dem Norden und Westen hinaus, nach Siebenbürgen hinab oder gar übers Meer — wo es Deutsche gibt, wird es Freunde finden.

R.

*) leihet.

Wie sich ein gallichter Kritiker blamieren kann.

In einer eben erst erschienenen Erzählung: „Heimlicher Reichthum" von Ferdinand Kürnberger *) macht der Verfasser uns eine sehr wichtige Mittheilung. — Robert Hamerling ist kein Dichter. — Man muss alt werden, viel zusammenlesen, bis man endlich doch ganz zufällig auf die Wahrheit kommt. Wäre mir dieses neue Novellenbüchlein von Kürnberger nicht in die Hände gefallen, ich würde wahrscheinlich bis ans Lebensende befangen geblieben sein in dem Wahne, dass der Verfasser des „Ahasver in Rom" ein großer Dichter gewesen. Nun weiß ich's besser. Mein nicht genug zu verehrender Aufklärer und Lehrer Ferdinand Kürnberger sagt es sehr deutlich. Er spricht in genannter Erzählung (Seite 39—42) vom Ewigen Juden in Hamerlings „Ahasverus in Rom".

*) Novellen. Stuttgart, deutsche Verlagsanstalt. 1893. Wir kommen auf das Buch an anderer Stelle zurück. Die Red.

„Ich krümme ihm", sagt der stets überaus wohlwollende Kürnberger, „ich krümme ihm (dem Hamerling'schen Ahasver) kein Haar seines eisgrauen Schädels. Nur wundere ich mich, warum er überhaupt schon so eisgrau ist. Beim Tode Christi kann er noch ein junger Mann gewesen sein, denn die Legende zwingt nicht mit der leisesten Spur, schon sein damaliges Alter als hoch anzusehen. Hab' ich aber das Recht und die freie Hand, ihn bei der Kreuzigung Christi für jung zu halten, so war er dreißig Jahre später, nämlich in den Tagen des Nero, noch ein rüstiger und lebenslustiger Fünfziger. Und darum Räuber und Mörder? Und darum schon jetzt dieses urgreise Todesgestöhn?

Ich habe diese Gedankenlosigkeit des Verfassers und all seiner Leser nie genug anstaunen können. Das Gedicht dichtet auf einen Begriff

Der Zwiespalt.

Die Muata sagt: Heirat!
Dr Vota: Lafs bleibn!
Hiaz was soll ih lassen,
Was soll ih betreibn?

Frag ih an ban an Ehman,
Schreit r: Thua's nit um alls!
Und frag ih a Dirndl,
Fallts mr glei um 'n Hals.

Da han ih oft ghört,
In an Zwiespalt is guat,
Wann mr ehnta wia's Herz
'n Vastand fragen thuat.

Und dr Ganzg'scheidti moant:
Da gibts gar nixi z'sagn,
Wer af's Heiraten denkt —
Hat koan Verstand mehr zum fragn.

Brennende Liab.

Was hast denn, mein Regerl,
Was is dir denn gschechen?
So tramhapert*) han ih
Dih ehnta nia gsechen.
Was launst denn und woanst denn
Von fruah an bis spat?
Is schad um dih, Dirndl,
Is schad!

Die Äugerln glosen
Wia ahg'schreckti Kohlen,
Die blüahrothen Wangerl,
Wer hat dr dö gstohlen?
Oder is, dafs 's heunt nachten
Der Reif dadruckt hat?
Is schad um dih, Dirndl,
Is schad!

A gar z'hoaßer Summer
Vadörrt leicht die Bliah,
Und a gar z'hoaßi Liab,
Mein arms Regerl grath nia.
A Kranzl greant neama,
Was d' Hitz vabrennt hat —
Is schad um dih, Dirndl,
Is schad!

Leichtsinn.

Imma und immramal
Kimmt mr in Sinn,
Zwö dafs ih dena
Af d' Welt kema bin?

*) träumerisch.

Arm wia Kirchamaus,
Zur Arbat nix nutz,
Und dena a glüahrads Bluat,
A Schädl voll Trutz!

D' Hacken, dö is mr z' schwar,
D' Sengsen is z' leicht,
Am Feld is mr z' trucken,
In Wald wiedr z' feucht.

Han ih amal a Geld,
Kollert's und fliagt's,
Wohin woaß dr Teuxl,
Ka Mensch nit dasiagt's.

Han ih a Dirndl wo,
G'freuts mih nit lang,
Gfallt mr af oanmal
An andera Gang.

Lafs mr's halt renna,
Gehts grad oder krump,
Ih siag schon, i bleib schon
Mei Lebta a Lump!

's gscheiti Büabl.

„Wen ghörst denn du, Büabl?"
«Mein Vatern ghör ih!»
„Und wia hoaßen s' dein Vatern?"
«Den hoaßen s' wia mih.»
„No, wia schrein s' dr zun Essen,
An Nam hast ja doh?"
«Da schrein se mir gar nit,
Da kim ih a so —.»

Ehstandsg'läut.

Zwoa Glocken, dö läuten
Schön furt in oan Gang,
Nur ih und mein Weiberl
Mir stimmen nit z'sam.

Oan Leib und oan Seel san
A christlichs Ehpaar,
Nur ih und mei Weiberl
San allemal zwoa.

Bin ih teuxelswild,
Is sie süaß wia a Meth,
Und kimmt mir nachher d' Liab,
Will just sie wiedr net.

Zwö hast mih aft g'heirat,
Du Zwiderling, han?
Selm*) han ih ah ja gsagt —
Häst dortmals gschrian — na!

*) Damals.

Ja, so etwas sollte einem halt gesagt werden! Wenn man weiß, dass Hamerlings Ahasver der Brudermörder Kain ist, Adam und Evas Sohn, dann wundert man sich nicht mehr allzusehr, dass er zu den Zeiten der Römer schon weißes Haar hatte.

Was nun die Mutter Neros anbelangt, meint Kürnberger, hätte der „Dichter" vor der badenden Agrippina ein wenig die Zunge herausstrecken sollen, weil sie schon so alt und noch so kokett sei. Nun, das Zungeherausstrecken hat Hamerling stets anderen überlassen, die dazu ein - größeres Talent haben. In seinem Werke war ihm darum zu thun, objectiv durch Neros Haus ein Bild zu geben von der morschenden Menschheit zur Zeit. als Ahasver ihr naht mit seiner Todessehnsucht. — So weit kam unser Kritiker, und nicht weiter. Ja, man kann ein sehr geistreicher Novellist sein und doch nicht die Eignung besitzen, einen großen Dichtergedanken aufzufassen.

Wäre es denn nöthig gewesen für den geschätzten Erzähler, sich zu blamieren? Da springt er ohne Anlass ganz plötzlich aus der sonst so hübschen Erzählung heraus und fällt wüthend her über Hamerling.

Er hat es aber so ungeschickt gemacht, dass alle Welt nun klar sieht, erstens, wie Kürnberger den „Ahasver in Rom", über den er so großsprecherisch Gericht hält, gar nicht ganz gelesen hat, und zweitens, wie er den symbolischen Sinn der Ewigenjudensage überhaupt nicht verstand.

Kürnberger ist todt; sein neu erschienenes Buch als solches hätte mich zwar berechtigt, aber nicht bewogen, diese Sache öffentlich zu berühren, mit dem Ruhenden ruhe auch sein Fehler. Allein Kürnberger war ein Typus der geflissentlichen Hamerling-Nörgler und Gegner, deren es von jenem Wiener Journalisten an bis zu jenem ästhetischen Berliner Professor hinauf manche gibt. Jener Wiener Journalist behauptete gelegentlich, ein mittelmäßiger Gymnasialschüler verstehe mehr von den alten Griechen, als der Dichter der „Aspasia". Und jener Berliner Professor hat verlauten lassen, dass Hamerlings Werke keine weitere Bedeutung haben, weil er diesen Dichter „nicht mag".

Ich vermuthe stark, diese Herren machen es so wie der selige Kürnberger, anstatt den Dichter zu lesen, kritisieren — nein, schmähen sie ihn.

R.

Umgekehrt ist auch gefahren.

Den Menschen lieben, sein Laster hassen,
Das hat uns Christus sagen lassen.
Heut' ists verkehrt in der christlichen Welt:
Man hasset den Juden und liebet sein Geld. M.

drauf los, der noch gar nicht da ist, der einstweilen noch Phrase ist. Als ob man bloß Ahasverus zu heißen brauchte, um schon die geborene Phrase des Alters zu sein. Ich reite in den siebenjährigen Krieg, sagte Friedrich der Große, und ebenso Drolliges sagt buchstäblich dieses pathetische Gedicht. Der ewige Jude kann noch gar nicht wissen, dass er der ewige Jude ist und dass Christi Fluch sich bereits zu erfüllen anfängt. In den Tagen Neros würde ihn noch kein Minister in den Ruhestand versetzen, wenn der Schuster General oder Professor wäre."

„Hier hätte Heine oder überhaupt ein Dichter", heißt es später bei Erwähnung der badenden Agrippina, „die Tonart geändert".

Oder überhaupt ein Dichter!

Also läst Ferdinand Kürnberger seinen Helden Landolin sprechen. Dieser Landolin ist überhaupt ein Muster von Vorzügen und Weisheit, und jeder Zeile merkt man an, dass der Verfasser sich mit ihm identificiert. Bei dem Charakter des Autors und der Novelle ist mit Sicherheit anzunehmen, dass Landolin und Kürnberger gleicher Meinung sind.

Und ich bin nun paff. Selber möcht' ich mich beim Schopf nehmen als einen der gedankenlosen Leser des „Ahasver in Rom". Wie kann man solche Schnitzer ganz und gar übersehen? Steht es doch in jedem Schul-Geschichtsbüchel, dass Nero in den Jahren 54—68 nach Christi Geburt römischer Kaiser war, mit welchem dann Hamerling den uralten Ahasver verkehrten läst. Der uralte weißkopfige Ahasver! Der's überall umhersagt, er sei der ewige Jude, da er doch schlimmstenfalls nur achtzig Jahre alt sein, und jeden Tag sterben kann, so gut wie jeder andere. Der Prahlhans! — Da sieht man wieder einmal, wie kopflos und unwissend die Dichter sind, oder sollten sie ihre Leser nur foppen wollen? Solche Dinge müssen enthüllt werden, und dafür ist der Meister Kritiker da.

Unserem geschätzten Meister Kürnberger ist aber bei seiner strengen Kritik und wichtigen Enthüllung das kleine Malheuer passiert, dass er es unwillkürlich verräth, Hamerlings Werk gar nicht gelesen zu haben. Angefangen zu lesen hat er, das geht ganz klar aus seiner Kritik hervor, allzufrüh jedoch scheint ihm die vorgefasste Meinung und Antipathie gegen den Dichter übermannt zu haben, also dass er dachte: Anstatt dieses Buch zu lesen, will ich es lieber kritisieren. Das ist auch ein Standpunkt, und sogar ein nicht mehr ungewöhnlicher. Zwar hätte es dem Kritiker im ersten Gesange, den er offenbar las, auffallen können, dass Ahasver bald der gebückte Greis war, bald jedoch wieder in hoher titanischer Gestalt dastand — was auf keinen gewöhnlichen Schuster schließen läst. Vielleicht wäre dem Kritiker zufällig die Ahnung gekommen, wo der Dichter hinauswill. Sollte Landolin-Kürnberger von einer Symbolik nie etwas gehört haben?

Doch weiter. Hätte der schneidige Ferdinand von „Ahasver in Rom" den letzten Gesang gelesen, in welchem der Dichtung Höhepunkt und Deutung liegt, er würde auch auf folgende Verse gestoßen sein:

„Der Jude von Jerusalem; er ist
Nur eine von den wechselnden Gestalten,
Womit ich folge den Jahrtausenden."
„Ich bin (läst der Dichter den Ahasver sagen) der Erstgeborne
Der Ungebornen, der Erschaff'nen — bin
Der erste Spross des ersten Paars. Ich war
Das erste Menschenkind — und ward der erste
Rebell — mit mir begann die Weltgeschichte,
Ich schrieb ihr erstes Blatt mit blut'gem Griffel.
Ich war's, der in die Welt den Tod gebracht.
Den unbekannten, ungeahnten Tod:
Ich schlug für ihn ein Thor durch's Herz des Bruders,
Da brach er ein und wüthet seitdem fort,
Und jedes Kind des Lebens ist sein Sclav'.
Und weil ich in die Welt den Tod gebracht,
Verschont er mich dafür — zum Dank, zur Straf."

renheit, der ich eine weit größere Erfahrung in liechtensteinschen Dingen verdanke, als Ragazer Curgäste sie zu erlangen pflegen.

Warum ich aber nach Liechtenstein gieng, das ist sehr einfach. Ich habe mich im Laufe der Jahre wiederholt überzeugt, dass der Tourist den irdischen Kleinstaaten gegenüber das schöne Wort „Lasset die Kleinen zu mir kommen“ immer vergebens anwendet. Wie seinerzeit Monaco und San Marino, so wartete auch Liechtenstein ganz ruhig, bis ich zu ihm käme. Der Weg macht keine erheblichen Schwierigkeiten. Von der Station Buchs geht er pfeilgerade nach Schaan, wobei er mit einer festen, gedeckten Holzbrücke den Rhein übersetzt. Er bietet nur zwei wesentliche Hindernisse, nämlich vor der Brücke das eidgenössische Zollhaus und hinter das Brücke das fürstliche, welches zugleich das österreichische ist. Beide sind an den Wänden mit der landesüblichen Panzerung aus ganz kleinen Schindeln versehen und erscheinen daher wie mit einer Fischhaut überzogen.

Was nun den eidgenössischen Zollwächter betrifft, jagte er mir einen großen Schrecken ein, denn mit einer starren Amtsmiene kam er stracks auf mich los und sagte mit finster gerunzelter Stirne . . . nichts als das Folgende: „Ich glaub', 'sch Wetter wird sich heut' auch nit halte.“ Ich stimmte ihm bereitwillig zu und gieng über die Brücke. In der Regel besteht das eidgenössische Zollverfahren aus einer ähnlichen Bemerkung des amtlichen Organs, ohne dass darum die Finanzen der Eidgenossenschaft sonderlich zerrüttet wären.

Eine ganz entgegengesetzte Zollpolitik herrscht auf der fürstlichen Seite des Rheins. Als ich vor einer hochragenden Tafel stehen blieb, auf welcher in halberloschenen Farben die Reichswappen Österreichs und Liechtensteins zu sehen sind und darunter die bedeutsamen Worte: k. k. österreichisches und fürstlich Liechtenstein'sches Nebenzollamt II. Classe in Schaan“, da trat auch schon der entsprechende Nebenzollwächter II. Classe aus dem Hause. Mit freundlichem Schmunzeln betrachtete er mich, er hatte offenbar seine Freude an mir. Ich bemühte mich, ebenso freundlich zurückzuschmunzeln und wollte vorbeischreiten, denn nicht entfernt fiel es mir ein, dass ich von diesem lieben Menschen sollte Zollbeschwerden zu erdulden haben, nachdem mir selbst der Bärbeiß drüben keine zugefügt hatte. Da zeigte sich aber klar, dass ich von Zollpolitik rein gar nichts verstehe. Jener freundliche Schmunzler hielt mich nämlich zurück und fragte, was ich in meiner kleinen Tageshandtasche hätte. „Nichts, als die nöthigsten Toilettebehelfe“, entgegnete ich. „Na, so machen S' nur auf“, fuhr er fort in einem Tone höflicher Entschiedenheit, der mich sofort gehorchen ließ. Als ihm die Gegenstände in die Augen fielen, welche den Inhalt solcher Handtaschen zu bilden pflegen, flog ein Schimmer des Triumphgefühls über sein Gesicht. „Aha, Muschter!“ rief er und schwang siegesfroh meine große Kopfbürste. Darauf war ich nicht gefasst gewesen. Sein Einfall war nicht übel, denn gewiss kann jedes einzelne Ding als ein „Muschter“ seiner Gattung betrachtet werden. Glücklicherweise befanden sich die vermeintlichen Muster keineswegs mehr in musterhaftem Zustande und ich unternahm es daher, ihm den Unterschied zwischen Muster und Muster klarzumachen. Die Verhandlung dauerte ziemlich lange und während derselben hatte der finstere eidgenössische College, der vom andern Rheinufer aus das Ganze mitangesehen, sich nach und nach über die Brücke herübergemacht. Die Verhandlung über meine Seife und Pantoffeln wurde dadurch eine internationale, an der sich drei Mächte, Österreich, Liechtenstein und die Schweiz betheiligten. Das Votum der letzteren entschied die Sache zu meinen Gunsten; meine

Das Reich Liechtenstein.

(Ein Reisebild von Ludwig Hevesi.*)

Wenn man vom Bodensee mit der Eisenbahn südwärts gen Ragaz fährt, erblickt man um eine gewisse Stunde, welche je nach dem Zuge, den man benutzt, wechselt, links jenseits des Rheins einen schönen, langrückigen, vielzackigen Berg, der über siebentausend Fuß hoch emporstrebt. Die in dieser Gegend recht gemüthliche Geographie nennt ihn „Die drei Schwestern", zu welchem Namen sich der scharfsinnige Leser immerhin eine schöne alte, etwas blutige Sage hinzudenken mag. Zwischen Fluß und Berg liegt eine kleine Ebene. Sie ist geformt wie ein Lindenblatt, und gleich Rippen dieses Blattes laufen die weißen Wege dahin und dorthin querfeldein, mitten durch die Hautrippe, will sagen: die Landstraße. Die eine Hälfte des Blattes schweift sich stark empor, das ist, wo die Ebene zu waldigen Vorhügeln der „Drei Schwestern" anschwillt. Diese grüne Schleppe des Kleides der „Drei Schwestern" ist das berühmte Fürstenthum Liechtenstein, an dem die meisten Eisenbahnfahrer, die nach Graubünden ziehen, mit einem flüchtigen Blick vorübereilen. Höchstens machen sie noch die Bemerkung, der weiße Fleck dort am Fuße des Gebirges sei „also" Schloss Vaduz — welches „also" gewissermaßen die glücklich erfolgte Befriedigung der nebenbei gehegten Erwartung ausdrückt, man werde hier irgendwo das curiose Ding zu Gesichte kriegen.

Das unterlebensgroße Fürstenthum ist leicht zu erreichen, denn etwas unterhalb der Stelle, wo der Stiel des obgedachten Lindenblattes sich ansetzt, geht von Feldkirch her die Vorarlberger Eisenbahn hindurch, um bei Buchs in die Graubündner Bahnlinie zu münden. Das Fürstenthum erfreut sich also einer Eisenbahn, die beinahe eine Viertelstunde lang und nicht einmal schmalspurig ist, was man doch zu erwarten geneigt wäre. Auf dieser Strecke besteht die Station Schaan-Vaduz, d. h. es befindet sich daselbst das Dorf Schaan, von dem aus man sich ebensogut nach Vaduz, wie nach jedem anderen Punkte des Reiches begeben kann. Die meisten der wenigen Besucher des Landes sind Badegäste aus dem nahen Ragaz, welche von der schweizerischen Station Sefelen in einer halben Stunde nach Vaduz gehen. Ich gieng von Buchs in der dreifachen Zeit dahin, eine Unerfah-

*) Entnommen dem neuen Buche: „Von Kalau bis Sekkingen". Gemüthliche Kreuz- und Querzüge von Ludwig Hevesi. Dort unter dem Titel: „Ein Gang nach Liechtenstein".

in ein paar Stunden hatte ich so ziemlich jeden Einwohner gesehen und jeder hatte mich herzlich begrüßt — da wusste ich allerdings, dass es mehr Leute gibt zwischen dem Rhein und den „drei Schwestern“, als meine Schulweisheit sich träumen ließ.

Auf den Feldern wurde fleißig gearbeitet. Der Mais stand stellenweise recht schön und in großen Tafeln, es duftete überall von frisch gemähtem Heu und eine gescheckte Hündin wollte mich durchaus beißen. Sie hieß „Diana“ und ihr Besitzer entschuldigte sich bei mir sehr angelegentlich, das Thier hätte mich für einen Schweizer gehalten und die möge es nicht recht leiden seit der Geschichte mit den beiden Brücken.

Rechts hin, weit im Innern des Landes, wohl an eintausendfünfhundert Schritt von mir, sah ich die Gegend mit recht dichtem Rauch bedeckt. Ich hielt das anfangs für Höhenrauch und vermuthete, es habe auch Liechtenstein, sowie Deutschland, sein „Muffrika“, dessen Moore jährlich abgebrannt werden und dann mit ihrem von den Gelehrten solange verkannten Rauche halbe Länder überziehen. Auf meine Frage erfuhr ich jedoch, das seien nur „die Juden“. Es befindet sich nämlich an jener räucherigen Stelle eine Spinnerei mit großem Schlot, welche von einer Firma Rosenthal betrieben wird. Eine zweite Spinnerei, höher am Gebirge, wurde früher von einem Schweizer geführt, sie ist aber schon seit einigen Jahren außer Betrieb; denn auch Liechtenstein hat seinen kleinen Krach gehabt.

Ich kam nun an einen Wegweiser in roth und blau, den Landesfarben. Er zeigte nach drei verschiedenen Richtungen, nach Feldkirch, Bendern und Buchs; in einem so kleinen Lande muss eben ein Wegweiser immer ins Ausland weisen. Dann gieng's nach Schaan hinein, einem kleinen Markte, der ebenso schweizerisch und vorarlbergisch aussieht, als liechtensteinisch. Auf der Terrasse des Gasthofes waren mehrere Herren und Damen versammelt, etliche davon in amtlicher Uniform. Sie geriethen in Aufruhr, als sie den Fremden sahen, der zu Fuß mit einer so kleinen Handtasche daherkam; sie bogen sich weit über die Brüstung, um dem raren Vogel nachzusehen, den sie vielleicht für einen Spion hielten.

Hier nun macht die Straße, vermuthlich um fremdes Gebiet zu achten, ein Knie und biegt nach Süden ab, in die Längenrichtung des Reiches. Ich hatte noch volle drei Viertelstunden bis Vaduz, denn — Spass beiseite — ein paar Meilen weit kann man auf diesem Daumennagel, der ein Land heißt, immerhin laufen und von seinem Nordpol bis zu seinem Südpol sind es reichlich sechs Stunden. Ich überschritt unterwegs mehrere lustige Bäche, aus deren einem ich abends Forellen speisen sollte, und ein einsamer Telegraphendraht war mein Begleiter. Vaduz selbst wollte sich nirgends zeigen, es duckt sich so tief in allerlei dichtes Grün, dass man selbst von der Eisenbahn aus nur etliche Dächer wahrnimmt, Schloss und Kirche natürlich abgerechnet. In tröstlicher Weise dagegen mehrten sich die Bürgschaften dafür, dass in Vaduz für den Durst trefflich gesorgt sei. Ich gelangte in eine Art Weinregion, und linker Hand insbesondere entwickelte sich ein prächtiger Weingarten, den eine lange, feste Mauer umfasst; er gehörte dem Fürsten.

Zuletzt war der Ort doch erreicht und als eines der ersten Häuser trat mir stattlich der Gasthof „zum goldenen Löwen“ entgegen. Wer könnte an einem „goldenen Löwen“ vorbeigehen? Ich traf es gut darin; die schönen Forellen und der gesunde, selbstgekelterte Vaduzer Rothwein, der seinen Tugenden nach nördlich an den Tiroler, südlich an den Veltliner grenzt, seien dem Leser, der zufällig nach Liechtenstein gerathen sollte, bestens empfohlen.

„Muschter“ durften ungehindert passieren.

Wie zwischen Buchs und Schaan, so verbindet auch zwischen Sefelen und Vaduz eine Holzbrücke das Fürstentum mit der Eidgenossenschaft. Seit etwa zehn Jahren erst; früher geschah die Verbindung durch Schiffe. Zwischen beiden setzt die eiserne Gitterbrücke der Eisenbahn mit Hilfe eines Mittelpfeilers über den Fluss. Die Kosten der Holzbrücken wurden zu einem Drittel von den schweizerischen, zu zwei Dritteln von den liechtenstein'schen Gemeinden bestritten; im Fürstenthum herrscht noch jetzt eine gewisse Gereiztheit darüber, dass die Schweizer sich zu keinem christlicheren Verhältnis herbeilassen wollten. Überhaupt hat der kleine Staat, obgleich ihm die Weisheit seines Fürsten alle Ausgaben für Kriegswesen und andere unnöthige Dinge vom Halse geschafft, nicht wenig für seine Existenz aufzuwenden. Lebt er doch in fortwährendem Kriege mit dem Rhein, der, aus den Eisschluchten des Rheinwaldthales hervorbrausend, trotz seiner Jugend schon in mächtiger Breite dem Bodensee zueilt. Nur die starken steinernen Dämme, auf deren Erhaltung ein großer Theil der Jahreseinkünfte des Fürstenthums verwendet wird, hindern es, dass er binnen wenigen Jahren den ganzen Staat in eine wüste Schutt- und Geröllhalde verwandle. Die vielen Kiesflächen, Lachen und Tümpel des Überschwemmungsgebietes, das man ihm wenigstens für seine dringendsten Tollheiten freiwillig überlassen hat, geben einen Begriff davon, wie andernfalls das ganze Land aussehen müsste. Außer diesem einen Kriegszustand hat aber das Fürstenthum (bekanntlich oder nicht) auch noch einen andern. Im Jahre 1866 gieng es mit Österreich gegen Preußen und als der Friede geschlossen wurde, dachte niemand an die kleine Macht, welche da unten zwischen Vorarlberg und der Schweiz eingekeilt, ordentlich unangreifbar ist. Die Liechtensteiner sagten auch kein Wort, ihre geographische Lage erlaubte ihnen ja, mit den meisten Staaten der Welt in ewigem Kriege zu leben. Die Mauern ihres Landes sind Österreich und die Schweiz und die schießt selbst Krupp nicht durch. Es ist daher auch gar nicht zu wundern, dass Liechtenstein den Krieg gegen das siegreiche Preußen-Deutschland sehr bequem erträgt. Früher, als es noch dem deutschen Bunde angehörte und daher auf dauerhaften Frieden rechnen konnte, hatte es eine Armee von hundert Mann zu ernähren; seitdem es aber ganz allein in der Welt steht und sich im offenen Kriege mit der größten Militärmacht des Erdballes befindet, braucht es keinen Mann mehr zu halten. Ich muss gestehen, dass ich eine solche Politik nicht übel finde. Man muss freilich auch in Betracht ziehen, dass seit der allgemeinen Verwendung von weittragenden Geschützen die Sicherheit des Ländchens sich bedeutend gehoben hat. Nicht etwa, als ob es selbst irgend welche Geschütze besäße, wohl aber weil, von welcher Seite auch in Zukunft geschossen werden sollte, die Kugeln im weiten Bogen unschädlich über das ganze Land hinwegfliegen müssen. Ja, wenn man heute noch ungezogene Vorderlader benützte, das wäre ein anderes.

Als ich über die Brücke gieng, legte sich mir übrigens eine schwere Besorgnis nahe. Es kam mir ein breiter Heuwagen entgegen, auf dessen Hochplateau ein großer Theil der Bevölkerung saß, zwei Männer, drei Frauen, etliche Kinder. Wie? dachte ich bei mir, wenn nun zufällig auch noch über die andere Brücke ein gleich stark besetzter Heuwagen fahren sollte, da finde ich ja im Lande Liechtenstein niemanden zuhause. So unrichtige Begriffe hegte ich damals über die Zahl der Einwohner. Als ich dann in den nächsten paar Stunden achttausend zweihundert sechsunddreißig mal guten Abend sagen musste — denn

auch nicht gerade beeilt, auf dem fürstlichen Gebiete vorzudringen. Das dürfte sogar in den nächsten Jahren noch etwas langsamer gehen, weil jetzt so große Quantitäten von Fortschritt nach dem Osten werden ausgeführt werden müssen, dass für dieses unscheinbare Bröckchen Westen schwerlich etwas verfügbar bleiben kann. Ist es doch die reine Wahrheit, wenn ich sage, dass das Fürstenthum Liechtenstein bis vor ganz kurzem ebensowenig als die Republik San Marino einen Photographen unter seinen Bürgern gezählt hat. Wie? denkt sich da wohl der gebildete und wiederholt in verschiedenen Formaten und Stellungen photographierte Großstaatler, kann man denn auch unphotographiert leben? Der gesittete Mensch lässt sich mindestens jedes dritte Jahr photographieren und impfen, das gehört zur Gesundheitspflege. Die zeitweilig durchreisenden ausländischen Lichtbildner konnten dem Übel natürlich nur in geringem Maße abhelfen, insbesondere musste jedes plötzlich erwachende gebieterische Bedürfnis nach einem in effigie genommenen Silberbad ungestillt bleiben. Da raffte sich kürzlich ein Mann von Vaduz, seines Zeichens . . . sagen wir Bindermeister, auf, um dieser Noth seiner Mitbürger ein Ende zu machen. Er gieng ins Ausland und drang da mit spürkräftigem Geist in einen Theil der Geheimnisse der Lichtmalerei ein. Er flog als Binder über den Rhein und kam als Photograph wieder heim. Seine Bilder sollen sich durch große Ähnlichkeit auszeichnen, nur sind sie leider nicht immer gerade der Person ähnlich, welche der Aufnahme gesessen. Vorzüglich gelingt ihm die Darstellung milder, gutmüthiger Charaktere, denn es fehlt seinen Bildern an jeglicher Schärfe. Ihre Treue dagegen ist so groß, dass sie ihre Originale nicht überleben können; ehe noch diese verbleichen, gehören jene schon längst zu den Verblichenen.

Weniger wichtig für die Wohlfahrt der Einwohner ist es jedenfalls, dass das Land sich bereits einer Verfassung, natürlich einer liberalen, erfreut. Das Parlament besteht aus fünfzehn Mitgliedern; das ist nicht wenig, wenn man bedenkt, dass das große Welt-Rom zu einer gewissen Zeit nur ein Decemvirat, ein Zehnmännerthum besaß. Drei von den Fünfzehn wählt der Fürst selbst, sowie also irgend ein anderer Fürst sich als den ersten Beamten, oder den ersten Cavalier u. s. w. des Landes bezeichnet, könnte der Fürst von Liechtenstein sich den ersten Wähler seines Reiches nennen. Die politische Form dieser Versammlung ist jedenfalls eine sehr originelle. Sie beruht durchaus nicht, wie sie selbst vielleicht glaubt, auf dem Einkammersystem; es ist vielmehr ein förmliches, obgleich nicht eingestandenes Herrenhaus vorhanden, das aus drei Mitgliedern, eben den vom Fürsten gewählten, besteht und einen integrierenden Bestandtheil des Abgeordnetenhauses bildet. Es war leider nicht möglich, die Kammer einzuberufen, und mir das Arbeiten der Maschine zu zeigen, denn die Heuernte nahm eben alle parlamentarischen Kräfte in Anspruch.

Der Umstand, dass ich in Vaduz sechs Häuser im Bau begriffen sah, spricht für einen gewissen volkswirtschaftlichen Aufschwung unter diesem Regiment, und da sich andererseits die Staatsschuld erst auf etwa einhundertsiebzigtausend Gulden beläuft, so wird die Zinsenlast die Steuerzahler auch nicht so bald erdrücken. Das einzige, was das fürstentreue Volk im stillen kränkt, ist, dass der Fürst es so selten besucht. Seit dem Jahre 1866 ist er nicht in seinem Lande gewesen, seine Unterthanen aber wollen ganz genau wissen, dass er seitdem wiederholt mit der Eisenbahn vorübergefahren sei, auch das nur auf der Schweizer Seite, jenseits des Rheins, nicht einmal quer durch jenes oberste Zipfelchen seines Landes. Da seufzen sie denn so für

Ich konnte nicht umhin, noch denselben Abend, im Grau der Dämmerung, Vaduz abzulaufen. Ich verzeichne vorderhand eine lange, dörfliche Hauptstraße, zwar nicht beleckt von der Zunge des Pflasterermeisters und des Directors einer Gasgesellschaft, aber zum Theil mit ganz stattlichen Gebäuden besetzt. Sie senkt sich ein weniges gegen den Fuß der steilen Felsen hin, auf denen das fürstliche Schloss steht, und führt an dem schier festungsmäßigen Hause des Regierungschefs oder Landesverwesers (derzeit eines geborenen Wieners) vorbei zur Kirche. Diese ist neu, in gothischem Stil erbaut, mit gemalten Fenstern geschmückt und darf füglich ein reizender Bau genannt werden. Entworfen ist sie von einem Wiener Architekten, der seit dem Bau jeden Sommer im liebgewonnenen Vaduz verbringt. Die Baukosten hat zum großen Theil der Fürst bestritten. Die Straße schien mir sehr gemüthlich. Das herrschende Fuhrwerk war, damals wenigstens, der Heuwagen. Auf den Bänken vor den Hausthüren saßen die guten Leutchen von Vaduz beisammen und sahen mir erstaunt nach, wehrten auch wohlwollend ihren Hofhunden, welche meinen Einfall nicht ruhig hinnehmen wollten, an ihrer Spitze der Hund des Landeschefs, ein Thier von wahrhaft großstaatlichen Dimensionen. In einem Laden hatte ich das patriotische Vergnügen, österreichische Cigarren mit österreichischem Gelde bezahlen zu dürfen, denn unser Monopol ist auch das Rauchgesetz für Liechtenstein und unser Silbergulden läuft in dem glücklichen Ländchen als Hauptmünze um, gerade wie unser Maria Theresienthaler bei den Negern Mittelafrikas. Es werden übrigens auch die bekannten Eigenschaften unseres Papierguldens im Fürstentum durchaus nicht unterschätzt.

Als ich in den Gasthof zurückkehrte, fand ich noch einen Fremden vor, der aber ohne jegliche wissenschaftliche Vorbereitung ins Land gekommen schien. Als er nämlich über sein Weinglas hinweg zum Fenster hinaussah, erblickte er zufällig das über der Stadt schwebende Schloss, das nur noch mit seinen weißgetünchten Theilen und deren schwarzen Fensterlücken durch die ergraute Luft herniederwinkte. Überrascht fragte er mich, den er für einen Eingeborenen halten mochte: „Was ist denn das da droben? Ist das ein Zuchthaus?“ Die schmucklose, fensterreiche, weiße Stirnmauer mag ihm den naiven Einfall geweckt haben, den zu berichtigen ich, auf mein halbstündiges Studium des Landes gestützt, natürlich nicht säumte. Du lieber Himmel, was sollte denn auch ein Zuchthaus in Liechtenstein? In diesem ruhigen Ländchen kommen keine Verbrechen vor, höchstens werden jeden Tag ein paar orthographische Fehler begangen in der Schule, deren Strafcodex auf der Fläche eines Lineals Platz hat. Als ich aber einem neu gewonnenen Bekannten gegenüber die Vermuthung wagte, es gebe wohl gar keine Verbrecher in diesem Lande, da wies er einen so geringschätzigen Verdacht mit patriotischem Stolze zurück, indem er mir mittheilte, es habe vor einigen Jahren erst im Gebirg oben ein Mann den andern todtgeschlagen. „Allerdings“, fügte er zögernd und etwas kleinlaut hinzu, „waren beide Österreicher.“ Zwei Justizbeamte kamen damals aus Feldkirch herüber, um angesichts dieses seltenen Falles die fürstliche Criminaljustiz zu verstärken.

Unter solchen Verhältnissen wäre das Leben der Gerichtsreporter liechtensteinischer Zeitungen ein sehr einförmiges, wenn es da überhaupt Zeitungen gäbe. Nein, die periodische Presse wird durch das Ausland besorgt. Der Herr Landesverweser z. B. hält die „Neue freie Presse“, mehrere Personen im Lande halten die „Augsburger Abendzeitung“ und einer der Herren Ärzte die „Allgemeine“.

Dem Fortschritt steht also das Ländchen gewiss offen, wenn er sich

Gebirge hinübergeschwungen hat gegen das Vorarlberg'sche hin. Dort ist reine Alpenlandschaft, mit Matten und ein paar Sennhütten; dort wohnen die Hinterwäldler von Liechtenstein.

Wie ein silbergrauer Strich mitten durch das breite Thal zieht der Rhein, schnurgerade von Süd nach Nord. In seinem steinernen Bette eingedämmt, steht er stellenweise höher als die Thalsohle. Und von Jahr zu Jahr wird sein Wasserstand höher, denn er breitet immer neues Geröll über den Grund seines Rinnsals. Jenseits ragen die schroffen Kalkhäupter der Appenzeller Berge auf, in abenteuerlichen Formen, bald als Kanzel, bald als Ambos gestaltet, oder gar wie mit Schießscharten durchlöchert, dass der blanke Himmel mitten durch die starren Felszacken guckt. Drüben bei Buchs winkt das imposante Schloss Werdenberg, weiter rheinaufwärts steht auf jähem Felsvorsprung die wetterbraune Ruine Wartau wie ein Verzweifelter in Selbstmordgedanken. Ihr gegenüber diesseits hacken sich die seltsamen Abhänge des Fläscherberges senkrecht ab hinter dem nichts Geringeres als eine eidgenössische Festung, Luziensteig, eingesenkt ist. Dort macht das Rheinthal die Biegung gegen Ragaz hin, um ein neues prächtiges Landschaftsbild zu beginnen.

Es ist still hier oben und freundlich. Nur das laute Treiben einiger Kinder, die dem alten Schlosshund das Leben sauer machen, weckt die verschlafenen Echos des Heidenthurmes. Und in der Schweiz und in Österreich drüben pfeifen die Locomotiven; sie pfeifen entschieden denselben Dialect.

Gäistern gor spot af d Nocht.

Gäistern gor spot af d Nocht
Hon ih's douh endla gwogt,
Du host nouh trutzt.
Hon ba dein Fensterl klouft,
Hon da a Stund long glouckt,
Hot mi nix gnutzt.

Hon wieda fuat müan gehn,
Bleib ba da Kuadirn stehn
Vor ihrer Thür.
De is gleih aufgong lind,
Ih aus n koltn Wind
Eini zan ihr.

Heind spoutts mih aus und locht,
Weils mih zan Foll hot brocht,
Long hots scha plongg.
Dass ih mit dir gehn mecht
War ihr scha long nit recht,
Drum hots mih gfongg.

Ih bin hiaz gonz vazogg,
Wanst nur a Wort häst gsogg
War ih ba dir.
Dass ih da brouchn hät,
Wos ih vasprouchn hät,
Holtst ma heint für.

R.

sich, wie schön es wäre, wenn ihr Fürst unter ihnen wohnte in einem schönen Residenzschloss, mit einem glänzenden Hofstaat, durch den die Bevölkerung der Hauptstadt, jetzt kaum tausend Seelen, sofort auf das Doppelte gebracht würde. Vaduz würde dann Großstadt und Liechtenstein eine Macht, ein kleines Österreich. Man könnte sogar Einrichtungen nach dem größten Schnitt daselbst einführen, z. B. den Dualismus, diese natürlichste Staatsform des Ländchens, das ja aus der Herrschaft Vaduz und der Grafschaft Schellenberg besteht. Und die hundert oder mehr Quadratmeilen, welche die Güter des Landesherrn in Österreich ausmachen, würden dem Lande als Colonien angehören. . . . Schöne Träume, welche, wie anderwärts, leider nur Schäume sind. Einstweilen sah ich das fürstliche Schloss zu Eisgrub, im Stahlstich, dauerhaft eingerahmt, an einer Wand meiner Stube hängen; der verblümte Ausdruck einer stummen Sehnsucht.

Das alte Schloss, welches über Vaduz aufragt, ist zu keiner Residenz mehr geeignet. Selbst ein Raubritter von heute verlangt mehr Bequemlichkeit und Repräsentationsraum. Zwar, in einem gewissen Stande ist ein Theil des Baues immerhin erhalten, denn etliche Zimmer vornhinaus, zu denen aus dem Schlosshofe ein Dutzend neue Steinstufen hinanführen, sind einer Weinwirtschaft eingeräumt und auf der andern Seite des Schlosshofes, wo in der Höhe eine luftige Holzgalerie umläuft, wohnt der landesherrliche Forstmeister, dem die Wälder des Fürstentums und die auf den „drei Schwestern" hausenden Gemsen unterstehen. Der fürstliche Wein ist vorzüglich, und an Sonntagen belebt sich das Schloss mit Weinfreunden von nah und fern. Aus der Schweiz und aus Österreich sogar kommt dann viel durstiges Volk herein und es gibt ordentlich ein Volksfest auf dem Schlosse. Ein vortrefflicher Fahrweg führt von Vaduz hinauf, hinunter aber mag man dann auf der andern Seite steigen, wo ein reizender Saum- und Treppenpfad voll lauschiger Waldwinkel durch grünes Buchendickicht die steile Felsschlucht hinabklettert. Die meisten Leute jedoch sollen es vorziehen, auch für den Abstieg die breite Fahrstraße zu benützen, denn die Weingeister von Vaduz sind nicht die verlässlichsten Führer über abgrundsteile Felspfade.

Was aber an dem Schlosse nicht mit modernen Fensterscheiben und kalkweißer Tünche verneuert ist, das gibt noch immer eine kerngesunde, wetterfeste Ruine. Da steht vor allem der kolossale Rundbau des „Heidenthurmes", eine wahre Festungsbastion. Die alten Römer sollen ihn gebaut haben, als sie das Fürstenthum Liechtenstein erobert hatten, hoffentlich nach tapferer Gegenwehr der fürstlichen Armee. Aus wilden Quaderblöcken ist er aufgebaut, die das Rauhe trotzig nach außen kehren, noch jetzt, wo die uralten, wilden Weinstöcke baumdick an ihm hinangeklettert sind und mit ihrem idyllischen Grün in alle Schießscharten und niedrigen Casemattenfenster hineinwuchern. Die wilde Rebe hat ihn erstürmt, den alten Heidenthurm, seitdem herrscht drinnen ihre zahme Schwester, und Gott Bacchus ist Fürst auf Liechtenstein. Die anderen Thürme und Geschoße sind weniger mächtig; sie sind halbzerstört und ganz ausgeräumt und gleichen riesigen Taubenschlägen für Fledermäuse.

Der Blick hinab von der Brustwehr des Hofes oder aus den Fenstern ist sehr schön. Das kleine Vaduz entwickelt sich unvermuthet, dass es beinahe etwas wie Ausdehnung gewinnt, denn nach mehreren Richtungen bohrt es sich mit schmalen, krummen Gässchen in die grünen Weinhalden hinein. Weiterhin überblickt man das ganze Fürstenthum, mit Ausnahme des wilden Saminathales, das sich übers

„O schütze mich, Allmächtiger", schreit sie,
„Dass dein Altar nicht wird entehrt,
Dass ich dies Weib hier nicht ermorde,
Das mir mein Lieben hat zerstört!"

Doch Margarita spricht voll Gleichmuth:
„Gern linderte ich deine Noth,
Doch traf Albertos Klinge sicher —
Antonio ist nun leider todt."

Und Dunkel wird's vor Lauras Augen —
Die Glocke tönt — sie hört es nicht,
Sie sieht aus blut'gem Nebel tauchen
Nur Margaritas Angesicht.

Verzweiflung packt sie — wildes Wüthen;
Sie reißt empor das Kreuz vom Stein,
Sie stürmt herab die niederen Stufen
Und dringt auf Margarita ein.

„Du hast mich um mein Glück bestohlen
Und schaust nun kalt und lächelnd zu,
Du hast den Liebsten mir gemordet,
Elendes Weib, nun stirb auch du!"

Sie hebt das Kreuz — ein kurzes Ringen —
Zerschmettert ist des Mädchens Haupt,
Zerschmettert liegt das Kreuz am Boden,
Das vom Altare sie geraubt.

Und auf die Knie stürzt sie nieder,
Und beten will die Mörderin,
Da fühlt sie ihre Sinne schwinden
Und auf die Leiche sinkt sie hin.

Ein Sonnenstrahl dringt durch die Scheiben
Und webt ein zitternd Goldgespinst,
Die Klosterglocken tönen friedlich
Und laden ein zum Gottesdienst.

Jenny von Reuß-Hoernes.

Eine Audienz beim heiligen Vater.

Pater Cölestin Schachinger erzählt in seinem Reisewerke (siehe „Heimgarten" Seite 557) einen Empfang bei Leo XIII. Wer es wissen will, wie es bei einem solchen Empfange herzugehen pflegt — und viele sind darnach neugierig — der lese die folgende Schilderung.

Einer der freudenvollsten Tage während meines Aufenthaltes in Rom war die Audienz beim heiligen Vater, deren ich am 11. Jänner 1891 gewürdigt wurde. Am Abende des 10. Jänner — ich war eben vom Capitolium zurückgekehrt, wo sich meine Phantasie lebhaft mit den alten Gänsen beschäftigt hatte, die einst Rom gerettet haben — erhielt ich ein Schreiben der Anticamera Pontificia, worin mir mitgetheilt wurde, dass in Erledigung eines von unserem Ordens-General eingereichten Gesuches mir die Erlaubnis ertheilt werde, am folgenden Tage — Sonntag 11. Jänner — um acht Uhr morgens dem Messopfer Sr. Heiligkeit in allerhöchst dessen Privatkapelle beizuwohnen. Ich begab mich zur festgesetzten Stunde in den Vatican, und traf dort bereits gegen dreißig Personen, die im Vorsaale warteten. Die Damen, etwa die Hälfte der Anwesenden, waren, laut den auf der Zuschrift angegebenen Vorschriften, in schwarzer Kleidung, den Kopf mit schwarzem Schleier überdeckt, die Herren erschienen im schwarzen Salonanzuge.

Etwas vor acht Uhr wurden wir aus dem Wartesaal in ein nebengelegenes Zimmer geführt und erhielten dort unsere Plätze angewiesen. Die drei Geistlichen — ein Professor aus Amerika, ein Pfarrer aus Frankreich und ich — wurden zu hinterst angesetzt. Die übrigen, dem Laienstande Angehörigen empfiengen sämmtlich während des Messopfers die Communion aus der Hand Sr. Heiligkeit.

Um acht Uhr erschien der heilige Vater, angethan in weißem Talar mit weißseidenem Cingulum, das mit Goldfransen besetzt ist, das Haupt mit einem kleinen weißseidenen Käppchen bedeckt, und besprengte die Anwesenden mit Weihwasser. Hierauf kniete er neben den Altar, der in einem kleinen Vorraum vor unserem Saale aufgerichtet ist und von diesem durch eine Thüre abgeschlossen werden kann, auf einem Betschemel nieder, um die Vorbereitungsgebete zu sprechen. Ich musterte inzwischen die Umgebung des heiligen Vaters. Die päpstlichen Hausdiener, die uns an den Eingangsthüren

Kleine Laube.

In der Krypta.

Still ist's und düster in der Krypta;
Der ew'gen Ampel mattes Licht
Vermählt sich mit dem Strahl des Tages,
Der karg durchs kleine Fenster bricht.

Vor dem Altar im Kirchenstuhle,
Scheinbar versenkt in Frömmigkeit,
Kniet eine schöne junge Nonne,
Gehüllt ins graue Ordenskleid.

Doch schweift ihr Auge oft ins Leere
Und zornig fast die Lippe bebt,
Wenn schmerzvoll sie mit bitt'rem Vorwurf
Zum Kreuze ihren Blick erhebt.

War sie's denn noch, die so ergeben
Sich in die Klosterregel zwang.
Sie, deren Reiz man einst gehuldigt,
Um deren Gunst man einstens rang?

Wie war sie schön und vielumworben,
Wie flog das Glück ihr in den Schoß —
Da brach Antonio ihr die Treue,
Den sie geliebt so namenlos.

Wie hatte sie gewünscht zu sterben
Und ihrem Schicksal oft geflucht,
Bis hinter stillen Klostermauern
Sie Heilung für ihr Leid gesucht!

Da plötzlich schreckt aus trüben Sinnen
Sie einer Schwester Tritt empor.
„Willst Laura, du denn ewig beten?"
Tönt's höhnisch fragend ihr ins Ohr.

„Zu lang ist's schon, dass dieser Kerker
Das Leben mir zur Hölle macht,
Längst hat die Welt ja schon vergessen,
Was mich an diesen Ort gebracht.

Albertos schwärmerische Liebe
Begann schon lästig mir zu sein,
Drum wollt' ich ihm durch einen andern
Bereiten Qual und Herzenspein.

Nicht lange brauchte ich zu warten,
Bis den zu finden mir's gelang;
Es war ein junger Mann aus Brescia,
Den ich in mein Gefolge zwang.

Wenn sich zwei Nebenbuhler schlagen,
Trifft wohl das Mädchen dann die Schuld?
Gespielt hab' ich mit allen beiden,
Doch keinem schenkt' ich meine Huld!"

Von banger Ahnung angetrieben,
Fasst Laura Margaritas Hand,
Frägt athemlos nach Ort und Zeitpunkt
Und zittert, als ihr's wird bekannt.

„Des andern Namen sag' — den Namen!"
Ruft sie in halbersticktem Ton —
„Antonio hieß der arme Knabe
Und war del' Rocca's einz'ger Sohn."

Ein Schrei ringt sich von Lauras Munde,
Sie springt empor in wilder Hast
Und flieht hinauf zu dem Altare,
Wo bebend sie das Kreuz umfasst.

treppe vor dem St. Petersdome stehen, um Gedanken und Gefühle auszutauschen. Erst nachdem das Gemüth sich etwas beruhigt hatte, begab ich mich in das Innere des herrlichen Gotteshauses, um dort Gott im heiligen Messopfer den schuldigen Dank zu sagen.

Geistliches Königthum.

Zur Zeit als der Papst in Rom noch weltlicher Herrscher war, ist er lange nicht so allgemein geachtet und verehrt worden, als heutzutage. Bei jedem Anlasse senden ihm die Mächtigen der Erde, auch die nichtkatholischen, ihre Gratulation und alles schaut und horcht nach Rom hin, was der Papst spricht. Seitdem er mehr losgelöst ist von irdischem Tand, strahlt er erst wahrlich in der Herrlichkeit des Statthalters Gottes. Alles denkbar Gute dem heiligen Vater! Doch ist es der christlichen Idee angemessen, dass sein geistliches Königthum nicht durch ein weltliches profaniert werde. Von dem Augenblicke an, als Seine Heiligkeit wieder ein weltlicher Fürst ist, sinken ihm die Sympathien der Fürsten und Völker.

M.

Staatsventilation.

Der uneingeschränkte Parlamentarismus ist vielleicht gar nicht nöthig, es kann sich bei positiven Anträgen und Gesetzentwürfen die Volksvertretung durch bloße Abstimmung vollkommen genügen. Die uneingeschränkte Redefreiheit im Parlamente hat aber einen besonderen Zweck, der vielleicht den Wenigsten bewusst ist, sie dient als Ventil für die Unzufriedenheit im Lande. Wo Luft auspfeift, da kann's nicht explodieren, wo man spricht, da handelt man nicht, und jemehr gegreint wird, desto weniger droht die Revolution. Das Klagen von Nöthen, das Aussprechen von Wünschen, endlich das göttliche Schimpfen ist eine Entlastung von Unmuth und Zorn und stumpft allmählich die Gemüther ab. Wer viel greint, der leistet wenig, wird also nicht gefährlich, so ist es beim einzelnen, so ist es in der Gesammtheit. — Also lasset sie hübsch unverstopft, die hohe Staatsventilation!

M.

Schulmeister aus Commisstuch.

In Norddeutschland scheint man mit den bestehenden Zuständen recht unzufrieden zu sein, weil in der Presse oft gar so wunderliche Reformvorschläge zutage treten. Einer dieser Vorschläge, welcher eine Partei hinter sich zu haben scheint, führt das Verlangen, dass in Zukunft die Volksschullehrer aus dem — Soldatenstande bezogen werden sollen. Die ausgedienten Corporäle und Feldwebels sollen Schulmeister werden. Wenn schon der preußische Civil-Schulmeister, wie Bismarck sagte, die Schlachten gewonnen hat, was wird erst der preußische Soldaten-Schulmeister zuwege bringen? — In Österreich war es noch in den Vierziger-Jahren sehr gebräuchlich, dass ausgediente Soldaten, anstatt von milden Gaben zu leben, ihr Brot in kleinen Landgemeinden als Schulmeister suchten. Ein aus dieser Einrichtung erwachsenes besonderes Schlachtenglück ist nicht nachweisbar.

R.

Ein neues Buch von Kürnberger.

Novellen von Ferdinand Kürnberger, aus dem Nachlasse des Dichters. Herausgegeben von Wilhelm Lauser. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Man erlebt manche Freude, für die einer nicht weiß, wem man danken soll. So geht's mir mit dem neuen Novellenbuch von Kürnberger; der es schrieb, ist in Mödling etwas tief unter dem Grase. Andererseits habe ich was gegen den Mann, er knurrte mir zuviel und kratzte zu oft umher. Aber wenn der literarische Schaffensgeist über ihn kam, da ward er ein

empfiengen und durch die verschiedenen Corridore und Säle an unseren Bestimmungsort geleiteten, tragen scharlachrothe Strümpfe, ebensolche Kniehosen und Blousen aus gepresstem Sammt. Die Hausgeistlichkeit, die dem heiligen Vater beim An- und Auskleiden zur heiligen Messe, sowie während derselben assistiert, ist mit veilchenblauen Talaren und einfachen Rochetten bekleidet. Die an den Thoren Wache habenden Schweizergardisten haben weite Pluderhosen, welche der Länge nach orangengelb und schwarz gebändert sind, und lange aschgraue Blousen. Der uns angewiesene Saal ist roth drapiert und auch der den ganzen Raum überspannende Teppich ist von bordeaurother Farbe. In einem offenen Kamin flackern einige Stücklein Holz, die den Raum leicht erwärmen.

Das heilige Messopfer begann eine Viertelstunde nach acht Uhr und dauerte, da das Spenden der heiligen Communion an siebenundzwanzig Personen ziemlich viel Zeit in Anspruch nahm, bis gegen neun Uhr.

Der Papst, einst eine hohe, starke Gestalt, lässt jetzt Kopf und Schulter stark nach vorne neigen, doch ist er in seinen Bewegungen frisch und fest. Der Kopf sinkt beständig, um in kurzen Pausen mit scharfem Ruck gehoben zu werden. Aber auch ein leichtes Zittern desselben konnte ich wahrnehmen. Es lasten eben schon achtzig und mehrere Jahre auf der Greisengestalt! Das Antlitz des heiligen Vaters ist sehr milde und freundlich, der Gesichtsausdruck von großer Anmuth und Lieblichkeit. Die hohe Stirne und die scharf markierten Gesichtsknochen verleihen ihm den Ausdruck eines hohen Geistesschwunges, aber sie bewirken auch, dass sich die Anmuth der Gesichtszüge des heiligen Vaters in Abbildungen nicht wiedergeben lässt. Es kommt in diesen durchweg mehr der stramme Ernst als die freundliche Liebenswürdigkeit zum Vorschein. Die Unterlippe ist leicht gespalten und das Kinn mit einem Grübchen versehen.

Die einzelnen Orationen der heiligen Messe betete Se. Heiligkeit mit rührender Andacht, jedes Wort so laut sprechend, dass wir auch ganz rückwärts im Saale alles deutlich verstehen konnten. Die drei Ave Maria am Schlusse der heiligen Messe, die er nach italienischem Gebrauche lateinisch, u. zw. mit uns alternierend recitierte, sowie die beiden Gebete danach, bekanntlich von ihm selbst verfasst und für den ganzen katholischen Erdkreis angeordnet, um von Gottes Gnade die Freiheit der Kirche und die Ausrottung der Irrthümer und Laster zu erbitten, sprach er mit fast weinerlicher Stimme, jedes Wort, ja jede Silbe langsam aussprechend und mit Inbrunst betonend.

Nachdem Se. Heiligkeit die kirchlichen Gewänder abgelegt hatte, brachte auf demselben Altare ein Hauskaplan das heilige Messopfer dar, welchem höchstselbe kniend anwohnte.

Nach Beendigung der Messe wurde unter dem Altare, an der Epistelseite desselben, ein Armstuhl aufgestellt, in welchen Se. Heiligkeit sich niederließ, die Anwesenden der Reihe nach empfieng und mit jedem einzelnen in freundlichster Weise — je nach Bedarf in italienischer, französischer oder lateinischer Sprache — conversierte. Als ich vorgestellt wurde mit dem Bemerken, dass ich nach Jerusalem reise, bemerkte Se. Heiligkeit in lateinischer Sprache: „Da wirst du es gut haben. Ihr Österreicher habt ja ein prächtiges Hospiz dortselbst.“ Des weiteren erkundigte sich der heilige Vater nach meinen speciellen Wünschen und als ich um seinen Segen bat, entgegnete er liebreich lächelnd: „Recht gerne geben wir dir, geliebter Sohn, unseren Segen“, wobei er mit dem Daumen das Kreuzzeichen auf meine Stirn machte, „und erlauben dir, dass du selben allen Getreuen mittheilst, für die du gebeten hast . . .“

Es war nahezu zehn Uhr geworden, als wir, hochbeglückt durch die besondere Gnade, der uns das Oberhaupt der katholischen Kirche gewürdigt hatte, die inneren Gemächer des Vatican verließen und noch geraume Zeit blieb ich mit einigen Theilnehmern an der Audienz auf der Frei-

sehr empfohlene Objectivität verzichtet unser Erzähler, er ist parteiisch und man merkt es sogleich, mit welchen der handelnden Personen er es hält. Kürnberger als Recensent würde das vielleicht getadelt haben, ich thue es nicht, weil ich glaube, dass in der Subjectivität, im Ausdrucke einer starken Persönlichkeit die Kraft und Wirkung liegt.

Noch muss gesagt werden, dass dieser Erzähler in allen Kreisen, in die er den Leser führt, zuhause ist, in der Schulstube wie im Comptoir, in der Hütte wie im Salon, im Hochgebirge wie in der Seestadt weiß er guten Bescheid; so ist wohl auch anzunehmen, dass seine manchmal etwas wunderlich scheinenden Offenbarungen aus Menschenherzen richtig sein werden. Mit Sicherheit kann das nicht so leicht festgestellt werden.

Dem Herausgeber dieses Buches muss man dankbar sein. Sollte sich im Nachlasse Kürnbergers noch weiteres vorfinden? Heraus damit! R.

Eine Sprachdummheit?

Seit langem wird meine schriftstellerische Seele gepeinigt von einem schweren Zwiespalt. Wie sagt man in einem Falle, wenn mehrere Personen an einer Sache Antheil nehmen? Theilen sich in einer Schule die Lehrer in die Aufgabe, die Schüler zu unterrichten, oder theilen sie die Aufgabe unter sich? — Theilen sich mehrere Fürsten in ein erobertes Land, oder theilen sie das eroberte Land unter sich? — Theilt eine Actiengesellschaft sich in den Gewinn, oder theilt sie den Gewinn unter sich?

Ich theile, heißt ja doch, ich zerlege etwas in mehrere Theile. Sie theilen sich, heißt also, sie zerlegen sich selbst in mehrere Theile. In den obigen Fällen soll aber nicht der Lehrkörper getheilt werden, sondern die Aufgabe; sollen nicht die Fürsten getheilt werden, sondern das eroberte Land; soll nicht die Actiengesellschaft getheilt werden, sondern der Gewinn.

Die Fürsten theilen sich in das eroberte Land, sagt nach meiner Meinung etwas ganz anderes, als: die Fürsten theilen das eroberte Land unter sich.

Ich hatte immer erwartet, der verehrte Herr Schulmeister Wustmann würde auch über dieses Theilen in einmal mit der Ruthe kommen; nun lese ich aber in den von ihm redigierten „Grenzboten", gelegentlich einer Besprechung des Panama-Processes: „Sie (die französischen Staatsmänner) zogen das Leichtere und Vortheilhaftere vor und theilten sich mit den Finanzmännern in die Beute.

Diese Sprachform ist häslich, manchmal unsinnig, ganz gegen das Sprachgefühl des Volkes. Und selbst wenn sie von Classikern angewendet wurde: volksthümlich ist sie nie geworden. Ich behaupte dreist, diese Form ist zu vermeiden und wenn Sprachgelehrte mich solcher Ketzerei wegen verurtheilen, so werde ich doch unschuldiger sein, als jene es sind, die sich in die Beute getheilt haben. M.

Was bedeutet das Wort „Heimgarten"?

Zunächst Gemeindegarten, der vor einem Heim gelegen ist, auf dem sich die Gemeindeglieder zu Spiel, Unterhaltung und Zwiesprache einzufinden pflegen, ähnlich dem römischen Forum, wo das Volk sich versammelte, besonders für Gerichte und Märkte. In oberdeutschen Landen bedeutet Heimgarten: Trauliche Zusammenkunft, Plauderei, Unterhaltung; in Bayern: Haimgart; kärntnerisch: Haingart oder Hangart. Das Wort wird auch für Kosen, Zusammensein von Liebenden gebraucht. Im dreizehnten Jahrhundert war Bruder Berthold von Regensburg ein gar zu gestrenger Prediger. Er meinte: „Wenn du zum Tanze und

prächtiger Kerl. Was wäre es denn, wenn ich sagte: Ferdinand Kürnberger ist der österreichische Gottfried Keller? Was könnte mir denn geschehen? Seht euch um, ob ein dem berühmten Schweizer ähnlicher sonst irgendwo vorhanden ist! Könnte diese fünf Geschichten vorerwähnter Sammlung nicht ebensogut Keller geschrieben haben? Und man würde ihn noch darob loben und sagen: Das ist wieder echt Gottfried Kellerisch. – Thorheit! Beim Recensieren das Vergleichen und beständige Vergleichen ist eine Unsitte. Kürnberger steht als Erzähler ganz auf eigenem Fuße und steht sehr fest. Jede dieser neuen Geschichten ist was bebesonderes und den möchte ich sehen, der das gerade so könnte. Um nicht in den Geruch eines Reclamemachers zu kommen — Kürnberger hat solche Leute ja auch nicht leiden können, am wenigsten bei anderen — muss ich aber gleich sagen, dass die Sachen ihre großen Fehler haben, z. B. die Novelle „Heimlicher Reichthum", abgesehen von einem Fehltritte in dieser Novelle, den wir an anderer Stelle rügen. Wenn man sie eine Anekdotensammlung hieße, so wäre das um ein paar Grade zu streng gesagt, aber etwas Wahres wäre dran. Freilich sind es gar nette Geschichtchen, die da der Held Landolin von sich selbst erzählt, so nett und wunderlich, dass man den Mann für einen Aufschneider halten könnte. Aber das macht nichts, derlei muss man dem Dichter schon zugute halten; nur der Schluss dieser Erzählung ist sehr enttäuschend. Eine unklar erzählte und unglaubliche Katzengeschichte will die Novelle begründen und krönen und damit ist es nichts. —

Die kleine Geschichte: „Schulmädchen und Hausfrau", als die erste des Buches, fesselt und frappiert durch ihre Katastrophe. — In der That meisterhaft ist die Novelle: „Das Duell ohne Waffen." Es ist das eine Dorfgeschichte aus der Schweiz, in welcher ein bäuerlicher Mann seinen städtischen Nebenbuhler, um ihn aus dem Wege zu schaffen, hinauf in die Gefahren der wilden Gletscherwelt führt, mit Preisgebung seines eigenen Lebens. Der Nebenbuhler geht denn auch glücklich zugrunde und der Mörder heiratet seinen Schatz. Ein Sentimentaler hätte das wahrscheinlich anders gemacht, denn der junge, heitere Nebenbuhler ist nicht darnach, dass man sich an seinem Tode besonders freuen könnte. So bleibt auch die Freude an dem Glücke des andern aus. Dass es ein „Duell" gewesen sein soll, besagt nichts, da hätte es der Nebenbuhler wissen müssen. Aber er gieng arglos drein und sein Tod war ein Meuchelmord. Doch es wird schon klug sein, wie es ist; Leben, Zufall, Schicksal sind nicht gerecht, warum soll es der Dichter immer sein?

Die Krone der Sammlung aber, und gewiss eine der merkwürdigsten Novellen unserer Tage ist „Der schützende Schutzgenosse". Von dieser darf man weiter nichts verrathen, als etwa, dass der Triester Kaufmann Herr Mörner nach Odessa reist, um Geld einzucassieren und einen Burschen mitnimmt, mit dem es ganz aus der Weise ist. Ich glaube den Freunden und Freundinnen seltsamer Novellen diese Geschichte recht sehr anrathen zu sollen; mir wurde beim Lesen derselben heiß im Kopf und warm ums Herz, und wenn Fehler darin vorkommen — ich habe sie wahrlich nicht gesehen, oder würde der Vorzüge wegen nicht auf sie hinweisen. Denn ich lese eigentlich nicht, um zu kritisieren, sondern um zu genießen, und für jeden Genuss sagt man bei uns daheim: Vergelt's Gott! — Den Schluss der Sammlung bildet die Kleinigkeit, wie ein poetisches, höchst ästhetisch erzogenes Fräulein sich in einen starken Esser verliebt. Ein Gedanke, der nicht ohne ist!

Von Kürnbergers Schriften wird sonst gesagt, dass sie ihrer Herbheit, scharfen Logik, spitzen Geistreichigkeit und mangels an Gemüthlichkeit wegen, mehr für Männer als für Frauen passten. In diesem Buche kommen wahrlich auch die Frauen nicht zu kurz, selbst die Logik wird manchmal aufs Spiel gesetzt zu gunsten des Effects, und gut ist's, Hauptsache bleibt die Wirkung. Auch auf die von Classikern so

an Ihrer Stelle wäre, so würde ich, unter allen Umständen, nichts anderes thun, als etwa sagen: Ich bin überzeugt, Mr. Sheridan, dass Sie nicht die Absicht hatten, mir Schaden zuzufügen, und da Sie sehr ermüdet und hungrig zu sein scheinen, erlaube ich mir, Ihnen einige Erfrischungen in meinem Hause anzubieten."

Der Gutsbesitzer war nicht wenig betroffen über diese Nonchalance, gieng aber, wie sich von selbst versteht, am Ende lachend auf Sheridans Anspielung ein. Nachdem er sich auf dem Gute mit einem tüchtigen Imbiss erquickt und tausendmal so viele schöne Sachen gesagt als gegessen hatte, machte Tom, welcher Frau und Töchter seines Wirtes durch seinen goldenen Humor ganz bezaubert und aller Herzen gewonnen hatte, sich auf den Heimweg mit dem Versprechen, sobald als möglich seinen Besuch zu erneuern.

Auf dem Rückwege kam Tom an einem Pachthofe vorüber, vor welchem ein schöner Anger und in diesem ein spiegelglatter Teich war; auf dem Teiche aber schwammen, plätscherten und schnatterten unzählige Enten und Gänse, während am Rande desselben, zwischen den Weidenbüschen eine lärmende Schar stattlicher Hähne und munterer Hennen krähend und gackernd ihr Futter suchten; — unter dem Thore der Scheune aber, die zwischen zwei niedlichen epheuumrankten Hütten stand, lehnte der Pächter, sein Pfeifchen rauchend und von des Tages Last und Mühen sich erholend. — Tom schämte sich einigermaßen, mit leerer Tasche nachhause zu kommen, und dachte, da ihm nun doch einmal das edlere Wildbret entgangen sei, es möchte kein übler Spass sein, sein eigenes Missgeschick ins Lächerliche zu ziehen und das edlere Wildgeflügel durch eine reichere Beute von zahmen zu ersetzen. Gedacht, gethan! nach dem bunten Gewimmel auf dem Teiche zu urtheilen, litt der Pächter wohl keinen Mangel an Geflügel und war gewiss gerne erbötig, gegen Geld und gute Worte ein kleines Volk seiner Hühner und Enten abzutreten; Tom gieng also mit ausgezeichneter Höflichkeit auf ihn zu und machte ihm seine Propositionen.

„Guter Freund!" sagte Tom, „ich will Euch ein Anerbieten machen; ich bin den ganzen lieben Tag herumgestrichen durch Dick und Dünn, ein paar Hühner oder Hasen zu jagen, aber keine Feder ist mir zu Gesicht gekommen, und ich habe kein Körnchen Pulver verschossen; nun sind meine beiden Flintenläufe noch geladen, und ich möchte denn doch auch etwas nachhause bringen. Was muss ich Euch geben, wenn ich von hier aus meine beiden Läufe auf jene Hühner und Enten abschießen und das Geflügel, was ich erlege, behalten darf?"

„Was für Schrot haben Sie geladen, Sir?" fragte der Pächter.

„Ein ganz leichtes!" versetzte Sheridan, „kleines Hühnerschrot".

„Und Sie wollen alles behalten, was Sie treffen, nicht wahr?"

„Ei freilich", meinte Tom, „sonst schösse ich nach Heimchen oder Schmetterlingen."

„Hm!" meinte der Pächter, „wenn Sie mir eine halbe Guinee*) geben würden . . . ."

„Bah, das ist zu viel!" entgegnete Tom; „seht, Landsmann! ich gebe Euch dieses Siebenschillingstück, zufällig all mein Geld, was ich noch bei mir habe! Damit, denk' ich, könnt Ihr auch zufrieden sein".

„Meinetwegen denn, gebt es her!" sagte der Pächter. Tom gab ihm das Geld und der Contract ward somit vollzogen, dann stellte er sich gerade unter das Thor der Scheune und schoss gemächlich einen Lauf um den anderen in die zappelnde und schreiende Masse hinein, dass ein unerhörtes und betäubendes Geschrei und Schnattern und Krähen und Gackern unter dem aufgeschreckten Vieh entstand. Zufrieden mit seinem Erfolg, lief Tom herzu, hob erst eine Henne, dann ein Küchlein, dann etliche Hähne auf, fischte ein paar feiste Enten aus dem Weiher, und so fort, bis er seine Tasche

*) Etwa sieben Gulden.

zu dem Haimgarten gehst, so verwickelst du dich leicht in dem Stricke des «tiuvels»". In dem neuen Roman von Ganghofer „Der Klosterjäger", werden mit Recht bei der Beschreibung des stillen Waldlebens in den bayerischen Bergen viele sehr bezeichnende Volksausdrücke gebraucht. So spricht z. B. das Mädchen Gittli: „Wie thät ich mir denn einfallen lassen, dass ich heimgarten wollt' mit so einem geistlichen Herrn!" Hier wird das Wort also auch als Zeitwort gebraucht. So auch (S. 310): „So setz' dich doch ein' Weil'! Ich bin ja ganz allein, wir wollen ein wenig heimgarten." Auf S. 276 wieder als Hauptwort: „Ich hol' dir eine Zehrung; dann halten wir einen lustigen Haimgart." Unsere heimische Monatsschrift dieses Namens hat uns seit Jahren eine Zehrung ganz anderer Art geboten. Ernst und Scherz sind immer hier im Bunde.

Vernaleken.

Ein Jagdabenteuer.

Tom Sheridan *) hielt sich einst bei Lord Craven zu Benham auf, der Freuden des Landlebens auf dessen herrlichem Landgute recht nach Wunsch zu genießen. Den langweiligen Gesellschaften und dem lästigen Ceremoniell zu entgehen, machte er hie und da Jagdausflüge in die benachbarten Forste und Moorgründe. So war er auch eines Tages zu Fuße mit Flinte und Hund ausgezogen ohne Begleiter, ohne Förster. Die Jagd war schlecht, der scheuen Vögel nur wenige, und Sheridan zog lange auf der Birsch umher, bis er endlich, ohne es zu wissen, das Gebiet eines benachbarten Gutsbesitzers betreten hatte. Bald darauf sah er einen runden, wohlbeleibten, gemüthlich aussehenden Herrn mit seinem Diener, beide zu Schutz und Trutz gerüstet, in voller Eile auf sich zukommen; Tom blieb stehen und wartete auf das Nahen des Feindes.

„Halloh, Sir!" rief der Edelmann ihm zu, als sie sich etwa auf Flintenschussweite nahe gekommen waren, „was machen Sie hier, Sir? wie?"

„Ich jage, wie Sie sehen, Sir", versetzte Tom ganz naiv.

„Wissen Sie auch wo Sie sind, Sir?" fuhr der andere fort.

„Hier bin ich, Sir!" gab Sheridan zur Antwort.

„Hier, Sir?" rief der Edelmann, ernstlich böse werdend, „wissen Sie wohl auch, was hier ist? das ist mein Besitzthum hier, Sir, was zum Henker denken Sie davon?"

„Ei nun, was ich denke, Sir?" entgegnete Sheridan, „was Ihre Lebensart anbelangt, Sir, so denke ich, dass sie nicht die beste ist."

„Ich verbitte mir allen Spaß, Sir", schrie der Edelmann, „bei Gott, Sir, ich liebe solchen Spaß nicht; was thun Sie hier? wer sind Sie? was sind Sie?"

„Ich heiße Sheridan, Sir", gab Tom zurück, „halte mich dermalen bei Lord Craven auf, gieng heute früh auf die Jagd, schoss aber nichts und bemerkte nicht, dass ich mich verirrt."

„Sheridan?" fragte der Edelmann, etwas ruhiger werdend, „Sie sind bei Lord Craven, so? — Ich bedaure in der That, Sir, dies nicht gewusst zu haben — ich — ich bitte sehr ...."

„Lassen Sie das, Sir!" sagte Tom, „Sie sind in Ihrem Recht, aber Sie hätten nicht nöthig gehabt, in Harnisch zu kommen."

„Nicht in Harnisch, Mr. Sheridan?" rief der Edelmann, „Sie wissen nicht, Herr, wieviel Geld und Mühe und Ärger mich diese Einfriedungen gekostet haben und noch kosten; Sie haben gut reden, aber wenn Sie an meiner Stelle wären, so möchte ich wohl wissen, was Sie bei einer solchen Veranlassung thun würden."

„Ei, Sir, das sollen Sie gleich erfahren!" rief Tom lächelnd; „wenn ich

*) Englischer Dichter und Staatsmann (1751—1816).

nahmadn, sa möchtn sie sih doh nit scheniern und möchtn wieda zuasprechn in Pforrhof.

Richti, in a Wochn drauf kemman die Studentn wieda zrugg und kehrn ein in Pforhof, wo s eahna s erstmol sa guat gongan is. Do ruaft eahna da Pforer schon entgegn: „Seids scha wieda do, ös Spitzbuabn! Mein Stiefelknecht hobbs ma vasteckt! An iads Winkl hobn mar ohgsuacht, ih und die Köchin, schier s gonzi Haus hobn mar übadraht — gfundn hobn an nit! Wou hobb's n dann?“ R.

Eigensinn.

Es is mancher Mensch
Recht a plangiger*) Gsell,
Und wann eahm was gfallt,
Muass r's habn af dr Stell.

Und kann r's nit kriagn,
Nachher bild r sih ein,
Er hätt af dr Welt
's allertraurigste Sein.

A Gsicht voller Essi
Und 's Herz voller Gall,
Fahrt er um in dr Welt,
Wia d' lebendigi Qual.

Und kriagn muss er d' Sach,
Wenns a noh soviel kost,
Nachher schmeißt r's in Mist,
Bis vafäult und varost.

Hans Fraungruber.

Bücher.

Baumeister Solneß. Schauspiel in drei Acten von Henrik Ibsen. Deutsch von Paul Herrmann. (Halle a. d. S. Otto Hendel.)

Wer von „Hedda Gabler“ empört war, der lese auch dieses Werk, und er wird theilweise versöhnt werden. Hilda Wangel könnte das Schauspiel heißen, und diese Hilda Wangel ist auch eine Art Hedda Gabler, aber eine weit anständigere und verständigere als die echte. Auch diese Hilda schickt den Mann ihres Herzens in Todesgefahr, doch aus ganz anderen Gründen, als jene Hedda. Solneß der Baumeister, den sie in die Gefahr schickt, ist ein so vollendeter Egoist, wie ihn nur ein Henrik Ibsen schildern kann; über Menschenglück schreitet er wie über eine Blumenflur munter hinweg, um sein Ziel zu erreichen, das er freilich trotzdem nicht erreicht — wie das schon geht. Doch wir dürfen uns, da er vom Thurme stürzt, denken, er habe freiwillig gesühnt, und das versöhnt. Hat's zum Theile nicht auch Hilda so gemeint? Genau weiß man's nicht, denn Ibsen orakelt zu viel. Die dritte echt Ibsen'sche Figur in dem Schauspiele ist Frau Solneß, welche viele Jahre lang ein Brandunglück beweint, aber nicht weil in demselben ihr Heimatshaus und durch dasselbe ihre zwei Kinder zugrunde giengen, sondern weil in dem Hause zwei Kinderpuppen mitverbrannten, mit denen sie als Eheweib heimlich noch gespielt hatte. Übrigens ist dieses Unding eine brave Frau, die stets ihre Pflicht erfüllt.

Immerhin gehört „Baumeister Solneß“ noch zu den verständlicheren Dramen Ibsens; man ist eben bei diesem Dichter schon so leicht zufriedengestellt, und ein Genie darf größere Fehler machen, als etwa ein Talent, oder gar ein Dilettant. Wehe, wenn der letztere solche Stoffe behandelte! R.

Reise durch Italien, nach Ägypten und Palästina. Von P. Cölestin M. Schachinger. (Wien. A. Hartleben.)

Seit der „Reise einer Wienerin ins heilige Land“ habe ich viele Beschreibungen von Reisen nach den geheiligten Stätten des Morgenlandes gelesen, doch kaum eine mit dem großen Interesse, wie diese Schrift. Es sei kein wissenschaftlich aufgebautes Werk, meint der Verfasser, es seien nur persönliche Eindrücke, die er mitzutheilen habe. Und ich muss dazusetzen, dass ich durch kein wissenschaftliches Werk und durch keine objective Darstellung je so klar gesehen habe, als durch die schlichte, sachliche und unmittelbare Darstellungsweise dieses Reisenden. Er hat unterwegs weniger ins Buch, als ins Volk und in die Gegend geschaut, das merkt man sogleich, und er hat mit klarem Sinn und verständigem Herzen geschaut. Über die ewige Stadt und das heilige Land höre ich gern den Eindruck und die Meinung der Priester, obzwar diese mitunter arg frömmeln und dogmatisieren und Rippenstöße austheilen gegen Andersgeborne und Andersbeschaffene. Derlei kommt bei unserem Verfasser nicht vor. Voll kindlicher Frömmigkeit wandelt er auf geweihtem Boden, und hat dabei ein offenes Auge für interessante Weltsachen und ist ein liebenswürdiger Gesellschafter sowohl für die Mitreisenden als auch für den Leser.

*) lüsterner.

mit acht Stücken prächtigen Geflügels strotzend vollgestopft hatte.

„Ein paar recht brave Schüsse, Sir!“ meinte der Pächter herzutretend.

„O ja“, sagte Tom, „acht Hühner und Enten sind mehr als ich eigentlich erhandelt habe — sie sind, mein' ich, etwas mehr wert als sieben Schilling und Ihr werdet Euch wohl in Eurer Rechnung gestoßen haben, alter Junge!“

„I freilich!“ erwiderte der Pächter, sich hinterm Ohre kratzend; „sie sind freilich mehr wert, aber was geht das mich an? sie gehören ja nicht mir!“

„Damals“, pflegte Tom Sheridan zu sagen, wenn er jemandem diese Geschichte erzählte, „sah ich mich zum erstenmal in meinem Leben überlistet und war nicht wenig betroffen, so daſs ich meinen Muth mit beiden Händen faſste und mich so schnell wie möglich davon machte aus Furcht, daſs der eigentliche Eigenthümer meiner Jagdbeute erscheinen und mich noch etwas kräftiger und empfindlicher schröpfen werde, als der verdammte kaltblütige Pächter!“ —

Spruch.

Wer den Blick nach oben lenkt,
Sieht die Adler fliegen;
Wer das Aug' zu Boden senkt,
Sieht den Pfennig liegen,
Wer die rechte Mitte hält,
Schaut das Beste dieser Welt:
Schöne Frauenangesichter. —
Also spricht ein weiser Dichter.

Rudolf Baumbach.*)

*) Scheffeljahrbuch 1893. A. Bonzale & Comp. Stuttgart.

Da Stiefelknecht.

A Schwankl in da steirischn Gmoansproch.

Drei lustigi Grazer Studentn! Ah, dos kon nit zwida wern, lustigi Leut hot mar ollaweil gern, und mir hot däs Gschichtl a gmüathlicha Klostabruada dazählt. Nau olsa, drei lustigi Grazer Studentn, va der Gottung, wo ma noh wos studiern muaß — olsa eigentli koani wirklichn Studentn — sein af Vacanzn amol übers Lond groast. Va hoam wek hobns Geld ghobb, in erstn Tog seins in an nobln Hotel üba Nocht bliebn, in zweitn in an Gosthof und in drittn in an Wirtshaus. Wias ober in viertn Obnd in a Gebirgsdorf kemen, seins ah schon in Wirtshaus ausgwichn und hobn an Pforhof nochgfrogg. Vula Schwänk seins gwen und va lauta Bummelwitzigkeit hobns überoll, wo s hinkemma sein, wos ongstellt. In Hotel hobns z morgns, ehs ohgfohrn sein, s Bett afn Woschtisch gstellt. In Gosthof hobns recht a grossi Kaffeescholn untern Bett aussazogn, mittn in Zimma hergsetzt und zwoa Kirznliachta dazua gstellt. In Wirtshaus hobns da Frau Wirtin hintn ban Fürtabandl an Bortwisch onghenkt. Däs hobn die drei Burschn für an großn Gspoas gholtn. Wias oba hiaz in Pforhof einigehn und um a Nochthiaber onholtn, seins gonz dusum (duckmauserisch) und deamüati gwen, und da Pforer, selber a herzfrischa gmüatlicha Herr, hot eahnas glei ghoaßn — se kuntn dobleibn. A guats Nochtmohl hot er eahner austischt; die Köchn, a gråmsti (aufgeweckte) Person, hot sih nit spottn lossn. Wochsandi Leut thoan gern essn und roasendi Gselln sein dursti. — Se thatn jo eh ah af Geistli studiern olli drei? frogg da Pforer. Na freili, wos denn, däs is gwiss! — Recht hätns, gang an Geistlar ah nix oh, d Hauptsoch war, nur sein Ombb fleißi varichtn. — Niaßn muaſs oanner und die Köchin sogg: Helf uns God, wohr is s! –

In ondern Morgn, ehs die drei wieder ohroasn, follt eahna richti a Spitzbüaberei ein und daweil die zwee mitn Pforrer ban Kaffee sitzn, schleicht da dritti ins ondri Zimmer und buxiert n Stiefelknecht in Pforrer sei Bett eini unta die Deckn.

Astn wias fuatgehn, schenkt da Pforrer an iadn noh an Zwoanzger af a Glasl Wein untawegn und lodt s ein, af da Hoamroas, wan s in sebin Weg zrugg

er doch unwillkürlich die Achseln, wenn beispielsweise folgenden Zeilen ein besonderes Blatt eines Buches gewidmet ist:

Bohnenblüte rothe
Weiße Zuckerschote,
Blau Vergissmeinnicht,
Liebste, ich vergess dich nicht!

oder

Es kommt der West
Und bläst die Backen auf,
Und weht die Winde
Hin über die Wellen des Meeres.

Im folgenden Gedichtchen überrascht die Schlussfolgerung:

Ich gieng am Wege,
Da springt mir ein Böckchen,
Ich gieng am Stege,
Da grüßt mich Maiglöckchen,
Ich gieng zum Walde,
Da grüßt mich Maßliebchen.
Ich gieng zur Halde,
Da grüßt mich mein Liebchen.
Blumen über Blumen
Allüberall!

Dieser Lese entspricht das Ganze.

Armin.

Handbuch der deutschen Tracht. Von Fr. Hottenroth. (Stuttgart. A. Weise.)

Das Werk, von dem die erste Lieferung vorliegt, will all jene Trachten darstellen, die in unserem deutschen Vaterlande von der geschichtlichen Frühzeit bis auf unsere Tage aufgekommen und wieder abgekommen sind. Dieser Aufgabe in Wort und Bild vollkommen gerecht zu werden ist ein schweres Stück, doch nach dem vorliegenden dürfen wir erwarten, dass das interessante Werk gelingen wird. M.

„Berlin als Kleinstadt.“ Von Paul Lindenberg. (Berlin. Trowitzsch & Sohn.)

Der Verfasser ergreift hier in freimüthiger Offenheit das Wort, um Berlin und den Berlinern auszusprechen, was die „Weltstadt in des Sinnes bester Bedeutung“ von ihnen noch fordert. In fesselnder Weise behandelt Paul Lindenberg den Chauvinismus in Berlin, allerhand gesellschaftliche Krähwinkeleien und Rücksichtslosigkeiten der Berliner Einwohnerschaft, das Verhalten der Beamten, zumal der Schutzleute, Missstände im Wirtshaus- und Geschäftsleben, die Mängel des Verkehrswesens u. s. w., und greift endlich den Berliner Magistrat wegen seines geringen Interesses für Wissenschaften, Künste und Literatur scharf an. Mit Ausnahme der Siegesdenkmäler strengt sich Frau Germania für Kunst und Literatur überhaupt nicht an; hierin könnte sie sich an der Austria ein Beispiel nehmen. V.

Die Frauen und die Häuslichkeit. Von A. J. Endris. (Trier. Paulinus-Druckerei. 1893.)

Der Autor bietet in vorliegendem Werke eine so recht geistig durchdachte, in religiösem Sinne geschriebene und den heutigen Verhältnissen angepasste Arbeit über Charakter und Eigenschaften der Frauen im allgemeinen, sowie deren Stellung zur Kirche, Familie und zum Staat. In mancher Beziehung kann das Werkchen als Gegenschrift auf das Bebel'sche Buch: „Die Frauen und der Sozialismus“ betrachtet werden. V.

Neue Fliegende. Die schon seit zwanzig Jahren in Wien, Spitzers Verlag, erscheinende humoristische Zeitschrift hat sich im Laufe der Zeit in Text und Bild so sehr vervollkommnet, dass sie nun schon fast daran denken darf, den Wettstreit mit den „Münchner Fliegenden“ aufzunehmen. Deshalb versagen wir ihr unsere Anerkennung nicht und in Daberkows „lustigem Verlage“, der sie nun vertreibt, werden diese humoristischen Blätter unsere Empfehlung rechtfertigen. M.

Dem „Heimgarten“ ferner zugegangen:

Im Schneckenhause. Volksroman von Josef Wichner. (Wien. Heinrich Kirsch. 1893.)

Bellicosus. Roman aus der Geschichte Österreichs von Victor Wodiczka. (Dresden. E. Pierson. 1893.)

Der Sprung auf die Klippe. Roman von Bianca Bobertag. (Dresden. E. Pierson. 1893.)

Das Modell und andere Novellen. Von George May. (Dresden. Pierson. 1893.)

Bergfahrt. Erzählende Dichtung aus dem Erzgebirge. Von Otto Trautmann. (Dresden. E. Pierson. 1892.)

Ausgewählte Schriften. Von Karl Maria von Weber. Herausgegeben von Rudolf Kleinecke. (Leipzig. Philipp Reclam jun.)

Thüringer Dorfgeschichten. Novellen von Rudolf Braune. (Leipzig. Friedrich Schneider. 1893.)

Familie Klinger. Volksstück in vier Acten von Wolfgang Rick. (Wien. M. Breitenstein. 1893.)

Der Verfasser — ein höherer Landgeistlicher aus Niederösterreich, der bestbekannte Bienenfreund und Herausgeber der „Österreichischen Bienenzeitung“, Pater Schachinger — reiste über Salzburg und Tirol nach Italien, von dort nach Egypten, Palästina und über Constantinopel zurück. Der nördlichste Punkt seiner Reise war Linz, der westlichste Genua, der südlichste die Nilinsel Philae in Nubien und der östlichste Damaskus. Die Reise fand statt vom 9. December 1890 bis 28. April 1891. Der Aufenthalt in den Hauptorten war stets ein längerer und wir werden von dem Wichtigsten und Auffallendsten auf die anmuthigste Weise unterrichtet. Gegen Ende der Reise hat die türkische Wirtschaft den Verfasser unwirsch gemacht, er hub an, mehr und mehr ununterbrochen der Heimat zuzueilen. Seine Orientfahrt wird vielen zunutze werden. R.

Von Kalau bis Säkkingen. Ein gemüthliches Kreuz und Quer. Von Ludwig Hevesi. (Stuttgart. Adolf Bonz & Comp. 1893.)

Es werden doch noch nette Sachen geschrieben trotz der beständigen Raunzerei über den Verfall der Literatur. Wenn auf dem Titelblatte dieses Buches der Name Heinrich Heine stünde, ja dann! Mir ist aber der Name Ludwig Hevesi auch recht, sogar lieber als jener Heinrich, der mich so oft schrecklich geärgert hat, während ich diesem Ludwig nur angenehme Stunden verdanke. Das vorliegende witzige und anregende Plauderbüchlein las ich als Reconvalescent, es hat mich wesentlicher erfrischt und gestärkt, als der vom Arzt verordnete Malaga und Portwein. Ich wüsste den Plauderer Hevesi mit keinem andern zu vergleichen, ich wüsste kein Buch, in welchem Witz, Satire, Gemüthlichkeit und Unterricht so gelungen miteinander vermischt wären als hier. Allerdings gibt es hie und da eine Wendung, die sich nicht ganz freiwillig ergeben haben mochte, aber auch gibt es Einfälle, die früher noch keinem Menschen eingefallen sind. Reiseberichte und Ortsbeschreibungen sind es eigentlich, aber wer sich von dieser zu Tode gesündigten Gattung abschrecken ließe, der würde hier mehr versäumen, als Reiseberichte und Ortsbeschreibungen. Mir am liebsten sind die Abschnitte „Eine Reise nach Kalau“, „Tiefurt“, „Die Entdeckung der Donauquellen“, „Ein Gang nach Liechtenstein“ und „Scheffelland“ — wahre Meisterstücke humoristischer Plauderei. Eines dieser Stücke will ich im „Heimgarten“ abdrucken, denn wenn ich was Gutes habe, verlangt's mich manchmal, auch meine Leser daran theilnehmen zu lassen. R.

Spreewald-Geschichten. Ernstes und Heiteres aus dem Spreewaldleben. Von Max Bittrich. (Leipzig. Verlag von Victor Ottmann.)

In anspruchloser, fast kindlicher Weise erzählt uns der Verfasser in einer längeren und fünf kürzeren Geschichten harmlose Jugenderlebnisse oder heimische Sagen. Herz und Gemüth, die in den Erzählungen liegen, sprechen mehr an, als der Scherz, der sich in manche hineinzulegen versucht. Armin.

Reisende Musikerinnen. Tagebuchblätter. Herausgegeben von Max Delia. (Wien. Hartleben.)

„Das originelle Buch schildert die Reiseeindrücke zweier einfacher Frauen aus Sonnenberg in Böhmen, welche als Musikerinnen jahrelang einen großen Theil der Welt gesehen und darüber in theilweise rührend naiver Weise ein Tagebuch geführt haben. Die beiden Frauen, denen eine höhere Schulbildung mangelt, sind wie Kinder an den Wundern der alten Welt vorübergegangen; aber sie haben auch nichts Bedeutendes gesehen, was nicht ihr zartes Gemüth erbeben gemacht. Und rührend ist es dabei, wie ihnen bei aller Empfänglichkeit für die Herrlichkeiten der fremden Länder doch das Bild ihrer armen Gebirgsheimat nicht aus dem Herzen schwindet, wie sich ihnen überall Vergleiche mit ihr und Erinnerungen an sie aufdrängen. Von diesem Standpunkte aus könnten ihre Aufzeichnungen fast, wie die Odyssee Homers, ein Lied des Heimwehs genannt werden.“ So der Herausgeber im Vorworte, und das trifft zu. Wir hätten nur von dem eigentlichen Wesen des wandernden Volkssängerthums gerne mehr erfahren, doch hierüber sind im Büchlein die Mittheilungen etwas karg. M.

Lieder aus Lug ins Land. Von Heinrich Pudor. (Dresden 1892.)

In hübscher Ausstattung enthält das Buch eine reiche Sammlung lyrischer Gedichte verschiedensten, aber mitunter kaum aufzufindenden Gehaltes. Wenn auch ein Kenner ein Gedicht nicht nach Zeilen schätzt, sondern oft genug erfährt, dass wenige Zeilen häufig eines großen Raumes eher wert sind, als manch langathmige Dichtung die vielen Blätter, die es bedeckt, so zuckt

Heimgarten

8. Heft. Mai 1893. XVII. Jahrg.

Das neue Piderl.

Ein kleiner Schelmenroman. Von **Hans Malser.**

Im Richterbaumhofe war eine so tiefe Trauer, als hätten sie erst an diesem Morgen ein Todtes aus dem Hause getragen und als stünden in der Kammer die Schrägen noch, auf denen die Bahre geruht hatte.

Es war daher etwas unzeitlich, daß ein sehr frischer und lachender junger Mensch ins Haus trat, der einen schrecklich breiten Sammthut auf dem Haupte trug und einen zierlich geschnittenen blonden Spitzbart gehabt haben würde — wenn er überhaupt schon einen Bart gehabt hätte. Ein junger Maler war's, ein wildfremder Mensch, und der hatte gleich zwei Anliegen auf einmal. Erstens wollte er im Richterbaumhofe über Nacht bleiben, zweitens wollte er in demselben alle miteinander abconterfeien. Die stattliche Hausfrau mit den hochbauschigen Spenserachseln und dem glattgescheitelten Haar, auch mit dem breiten Sammtband um die Stirn und den großen hellen Augen, in denen nach des Malers Ausspruch ein ganzes Osterfeuer von Liebreiz und Gutherzigkeit leuchte — das gibt ein Bild, wie in der ganzen Welt und selbst in Italien seinesgleichen nicht ist! Dann der Hausvater! Das müsste schon ein arger Stümper sein, der aus diesem viereckigen Haupte mit dem feinrasierten Gesichte und der wohlgeformten Adlernase nicht einen wahrhaftigen Kaiser Josef-Kopf herauspinsle. Ein Charakterkopf, wie man ihn sobald nicht wieder finde. Und Charakterköpfe

Postkarten des „Heimgarten“.

O. K. M., Graz. Wie schwer das deutsche Publicum für die Literatur zu haben ist, wie unwillig es ihr folgt und dass dem Leser vom Autor nachgerade Gewalt angethan werden muss, das beweisen die Ausdrücke für die Wirkung eines Buches. Das Werk muss fesseln, ergreifen, packen, erschüttern, also gewaltsam in die Existenz des Lesers eingreifen. Ihre gewässerte Zuckermilch thut das durchaus nicht. Mit einem „erschütternden“ Stoff allein wäre es nicht gethan, es müsste auch eine packende Form sein; dazu gehört aber mehr, als guter Wille und Honorarbedürftigkeit.

* Die Stadtverordnung zu Düsseldorf hat für ein geplantes Heine-Denkmal daselbst den Platz verweigert. Die deutsche Studentenschaft der Wiener Hochschulen sandte deswegen an das Düsseldorfer Stadtverordnetencollegium eine Beifallskundgebung, in welcher es heißt, dass nur große Männer, in welchen der Geist ihres Volkes veredelten Ausdruck gefunden, Männer, die den idealen Besitzstand ihres Volkes vermehrt haben, die dem Volke ein Wegweiser zur sittlichen Größe gewesen sind, durch Denkmäler geehrt werden sollen. — Wir sind auch der Meinung, dass zu solch großen Männern Heinrich Heine nicht gehört. Die deutschen Studenten der Wiener Hochschulen könnten ihrer Kundgebung nun auch eine positive Bedeutung geben, wenn sie zu Gunsten eines Denkmals, das wir Robert Hamerling errichten sollen, thatkräftig mitwirken wollten. Denn Hamerling ist ein Dichter, der den idealen Besitzstand des deutschen Volkes thatsächlich vermehrt hat, und Graz, wo er gelebt, gewirkt hat und gestorben ist, wird für das Denkmal den Platz nicht verweigern.

M. L., Leipzig. Ihnen fällt es seit zwanzig Jahren auf, dass mit dem Steigen der Curse der Buchhandel sinkt. Für diese Annahme kann eine Theorie aufgestellt werden, die zwar nicht richtig zu sein braucht, eben weil sie Theorie ist. Wenn die Leute viel Geld haben, so verschaffen sie sich kostspieligere Vergnügungen und haben nicht Zeit zum Lesen. Bücher kauft man nur, wenn das Geld für nichts anderes mehr reicht.

W. Z., Dresden. Natürlich! Man spricht immer nur von Juden, Christen, Deutschen, Franzosen, Russen, Conservativen, Liberalen, Socialisten u. s. w. Warum spricht man denn nie mehr von Menschen? — Menschen? — Die sind heutzutage ein überwundener Standpunkt.

* Die sogenannten meteorologischen Berichte in den Zeitungen sind ohne Glück und Stern. Wenn die unrichtigen Prophezeiungen über siebzig Percent betragen, dann ist diese Wissenschaft noch nicht genug vorgeschritten, um sich öffentlich zu produzieren. Hingegen empfiehlt es sich, in den Zeitungen regelmäßigen Tagesbericht zu bringen von der thatsächlichen Witterung an verschiedengelegenen Punkten des Landes. Das unterrichtet über den wirklichen Lauf der Witterung und verbucht diese für spätere Zeiten, was von Wichtigkeit ist. Wollte man heute wissen, was z. B. am Pfingstsonntag 1890 in Graz für ein Wetter war, so können sich die ältesten Leute nicht daran erinnern und nirgends ist es — trotz aller Schreibseligkeit — aufgeschrieben worden.

W. A. R., Frankfurt. Worte des Herzens gehen immer wieder zu Herzen! Innigen Dank.

* Die alpine Gesellschaft „d'Stuhlecker“ in Wien werden auf unserem schönen steirischen Berge Stuhleck das vor einiger Zeit durch einen Irrsinnigen angezündete und zerstörte Schutzhaus wieder aufbauen. Die Mittel hiezu müssen durch eine Sammlung aufgebracht werden. Wer zu dem touristischen Zwecke sein Scherflein beitragen will, der sende es an den Obmann der „Stuhlecker“ Herrn R. Schober, Wien, Stefansplatz 8. Ist das Münzlein noch so klein, es wird willkommen sein.

R. K., Budapest. Falls die gute Humoreske nicht zu umfangreich: willkommen.

„Grazer Volksblatt.“ Wer glaubt oder glauben machen will, dass ich ein Leibdiener der goldenen Internationale sei, der ist ein Dummkopf oder ein Verleumder. Wenn der Verein zur Abwehr des Antisemitismus nebst anderen achtenswerten Männern auch mich (allerdings ohne mein Wissen und gegen meinen Willen) zum Ehrenmitgliede ernannt hat, so geschah es wahrscheinlich, weil ich nicht hetze. — Hetzen ist pfui, mein liebes „Volksblatt“. Wären nur alle so ablehnend gegen die goldene Internationale, als ich es bin, wir richteten mehr aus als mit Schimpfen und Hetzen. Das kannst du dir merken.

Rosegger.

* Bitten unverlangte Manuscripte nicht zu schicken.

Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger. — Druckerei „Leykam“ in Graz.

Gulden kostet der goldene Rahmen, in den es hineingehört, aber gemalt wird's umsonst — nur um den Löffel Suppe und ums Sonnenlicht. Wenn das Euere Tochter ist, so gebt acht! Ich sag' es Euch! Ich verliebe mich in sie und dann müsst Ihr uns heiraten lassen. Herrgott, ist das ein schönes Mädel!"

„Wenn S' mir nach diesem Blatt ein halbwegs richtiges Bildnis malen, vielleicht doch ein Eichtl größer wie das —"

„Es wird lebensgroß, es wird zum Sprechen, es wird, wenn's fertig ist, aus dem Rahmen springen — dem Vater an den Hals — dem Maler an den Hals und so weiter!"

„So will ich Ihnen nicht zu sparsam sein. Aber die Späße sind nicht nöthig, Herr Maler. Wir haben viel Leides . . ."

So traurig war das letzte gesagt, dass auch der junge Mann ernsthaft wurde und es nicht an der Zeit fand, weiter zu forschen, wieso und weshalb. In einer guten Lichtecke der großen Stube richtete er sich das Atelier ein, stellte aus zusammenfügbaren Latten die Staffelei auf, legte Pinsel, Farbenkasten und Palette aus, lehnte die große, in Rahmen gespannte Leinwandtafel zurecht und machte sich an die Arbeit. Dass der kleine Erzengel Gabriel neben ihm stand mit der löblichen Absicht, mitzuhelfen, und dass er, weil der Mann sich durchaus nicht helfen ließ, den Finger im Munde dastand und zuschaute, das versteht sich. — Soll ja die Liderl werden, die eine Heilige worden ist, und kann man nachher das Bild von der heiligen Liderl gleich in die Kirche hineinhängen. — Gott, jetzt hebt er kohlschwarz an! Und die Liderl ist so schön roth gewesen.

— — —

Der Richterbaum war an demselben Tag nach der Messe in den Pfarrhof hineingegangen. Der Pfarrer war ein rasches Greislein. Sein großer runder Kopf hatte nur rückwärts einiges Haar, aber das war noch fast schwarz. Alles andere, bis weit hinter den Scheitel hinüber, war Stirn. Im rundlichen Gesicht zuckten allerlei lustige Geisterlein und in allen Gliedern war's noch lebendig. Jetzt saß er auf einem Dreifuß, wie ihn die Schuster haben, saß in blanken Hemdärmeln und kratzte sich just den Bart von der Haut. Da herum, wo man's nicht mag, da wachst's noch, das dumme Haar; oben auf der Kuppel sollt's wachsen, da hätt's Platz genug.

„Franz, bist du's?" fragte er, ohne aufzuschauen, nach der Thür hin.

Der Richterbaum redete nicht viel, schritt nur so etwas träge durch die Stube und setzte sich neben dem Tisch in einen großen Ledersessel.

„Bin schon fertig!" schrie der Pfarrer mit hellem Stimmlein herüber, hatte aber nur erst den einen Backen gemäht. „Kannst mir nachher gleich den Kaffee trinken helfen."

„Na, Pfarrer, deswegen bin ich nicht hereingegangen", entgegnete der Bauer. Obzwar der geistliche Herr sein Oheim war, seines seligen Vaters Bruder, so beobachtete er doch gegen ihn stets eine gewisse Höflichkeit und zurückhaltende Bescheidenheit, weil er mit solchen Tugenden bei solchen Herren immer besser fuhr, als andere, die ihre Wägen nicht einölten.

„Bin schon fertig!" versicherte der Pfarrer wieder, strich den Seifenschaum vom Messer und sprang vom Dreifuß auf. Wie flink er aufsprang! Und wie breit und klein er dastand! Nicht größer als der Richterbaum nun, da er im Leder saß. Die kurzen Beine waren es, die ihn so tief unten ließen, und just von diesen kurzen Beinen wird erzählt, dass sie ihn in die Höhe gebracht hätten. Voreinst, als der kleine Johannes

müsse man besonders heutzutage, wo die meisten Leute charakterlos sind, auf der Leinwand verewigen für Kinder und Kindeskinder und dass nach so viel hundert Jahren der Urahn noch an der Wand hänge im Richterbaumhof. Endlich das Bübel! Bei dem ist unserem Herrgott der Erzengel Gabriel zum Muster gestanden — so wird's wahrhaftig sein und der Junge muss auch in den Rahmen. Es thut ja nicht weh. Und kosten thut's für die Person, wenn's gut ist, einen halben Hunderter, und wenn's nicht gut ist, ein freundliches: „Pfuscher, schau dass du weiter kommst."

Mit ähnlichen Vorstellungen führte der junge Maler sich im Hause ein, und den Träger, der ihm einen großen braunen Kasten nachgeschleppt hatte, hieß er im Vorhause gleich ablasten, entlohnte und entließ ihn.

Der Richterbaum und sein Weib waren völlig sprachlos über den so jäh dahergeschneiten Gesellen und sie wussten nicht, was sie mit ihm machen sollten. Die Tageszeit war aber so, dass bereits das Herdfeuer einen Schein warf auf die Wände der Küche. Also über die Nacht soll er dableiben. Der kleine Erzengel Gabriel umlauerte und umlugte den braunen Kasten, der Maler kam seiner Neugierde gleich auf ganzem Wege entgegen, öffnete das Geheimnis, that Leinwandtafeln, Pinsel, Ölfläschchen, Farbentiegel und derlei wunderbare Sachen, desgleichen noch nicht gesehen worden, heraus auf die Wandbank. Nach einer Viertelstunde waren der Maler und der Knabe die besten Freunde und beim Nachtmahls-Tische saßen sie bereits so eng neben einander, dass dazwischen kein Mäuslein hätte sitzen können, um etwa das junge Freundschaftsband zu zernagen. Beim Essen wurde aber wenig gesprochen, die Hausleute waren gar betrübt.

Am nächsten Morgen, als der Bauer nach der Brennsuppe der Meinung war, nun werde der fremde Passierer schön Dank sagen und seine Kraxe auf den Buckel nehmen und weiter passieren, stützte sich der Mensch vornüber mit den Ellbogen auf die Stuhllehne und sprach: „Nun also, Vater, welches wird zuerst sitzen?"

„Ah, das nicht", antwortete der Richterbaum kopfschüttelnd, „aufmalen lassen wir uns nicht. Keines nicht. Ah Narr! Das ist nichts für unsereins, das ist für die hohen Herrschaften. Fragen Sie einmal da oben im Thalheimer Schloss an; der Herr Baron passt besser in einen goldenen Rahmen, als ein Bauersmensch, und zahlt auch besser."

„Vom Baron komme ich ja eben; zweimal hat er sich ins Öl gethan, einmal für seinen Ahnensaal und einmal für seine verheiratete Tochter."

Sehr gut war es, dass der Maler solches antworten konnte, denn nun besann sich der Richterbaum.

„Wenn S' um paar Tage früher gekommen wären", sagte er leise und zögernd. „Was kosten wollt' ich mir lassen, wenn ich sie daheim hätt', und wäre es auch nur in einem Bildnis. — Meine Liderl kommt mir nimmer." Das letzte Wort sprach er nicht zum Maler, sondern zum großen Ofen, der ihn mit seinen grünen Kachelaugen verständnisvoll und traurig anblickte.

Fragte nun der Maler: „Ist Euch wer gestorben, Vater?"

Der Bauer gieng zum Winkelkastel, that ein Gebetbuch hervor und aus diesem zog er eine kleine Photographie. Ein herziges Dirndel bis über die Brust hinab. Die großen kirschrunden Augen im eirunden Gesichtlein schauten schnurgerade auf den Maler. Dem schien der Blick zu taugen, er hielt eine Weile still, endlich sagte er die Worte: „Vater, so was läst sich sehen. Dreihundert

Kloster. Ob dir das junge Blut denn nicht thät erbarmen? Hab' ich dich gefragt — weißt es noch, draußen bei dem Kirchhofthor sind wir gestanden. Aber du: das Himmelreich leidet Gewalt, die Welt ist voller Gefahr und glücklich jeder, der sein Kind in heilige Hut geben kann. So hast du gesagt, weißt es noch? Und so hat auch der Missionspater gepredigt. Das Dirndl weiß noch nichts und sagt's nach und denkt: Im Kloster ist alleweil Sonntag, das Beten wird mich nicht umbringen, singen ist eh meine größte Freude und das geistliche Gewand wird mir so sauber stehen, wie der heiligen Elisabeth. Und nach diesem Sonntagsleben kommt die ewige Seligkeit mit den lieben Engelein, mit denen tanze ich mich nachher erst aus. Gewiss auch noch, dass sie sich so gedacht hat! Weibsbilder muss man kennen. — Und warum soll so ein junges Ding auch gescheiter sein wie die Alten! — Jetzt habe ich sie mit deinem Willen hineingeführt und jetzt ist's geschehen und weiß ich nicht, was zu machen ist."

Der Richterbaum rang verzweiflungsvoll die Hände: „Mein lieber Pfarrer! Und du redest so? — Und du redest so! — Nachher weiß ich nicht, was ich thu. Um deinen Trost bin ich hergegangen."

„Na, Franz, trinke jetzt deinen Kaffee", sprach der Pfarrer, „auch ein Schwarzer, der das Trösten versteht. Du bist nüchtern und hast nicht ausgeschlafen, da schaut alles noch wüster aus. So schlimm ist's ja doch nicht. So schlimm ist's noch lange nicht, mein Lieber, als wenn sie dir das Dirndl in der schmalen Truhen hätten hinausgetragen. — Ein paar Tage lasst jetzt vergehen, vielleicht kommst du doch wieder auf deine alten Gedanken. Musst erst auch einen Brief von ihr abwarten. Nur nicht gleich so kreuzelend verzagt sein. Unser Herrgott lebt ja auch noch ein bissel. Geh, Franzel, sei gescheit. Ein Lackel wie du und so flennen da! Geh, trink!"

Auf so viel Zureden trank er denn und da wurde es besser.

„Lachen wirst auch noch, Pfarrer", sagte er und lachte selber ganz ungefüg auf. „Ich lass mir schon eine neue machen."

„Und da haben wir noch einen Schwarzen!" rief der Pfarrer, seinem Gaste die Schnupftabakdose hinhaltend.

Während der Richterbaum die Prise zwischen den Fingern hielt, theilte er dem geweihten Oheime mit, was bei ihm zuhause vorgieng, dass ein fremder Mensch gekommen sei, der sich erbötig gemacht habe, mit Pinsel und Farben die Liderl neuerdings zuwegezubringen.

„Na schau, da hat dir der liebe Gott gleich einen kleinen Trost geschickt. Er macht's immer so. Wird gewiss nicht der einzige sein, wart nur. Und wenn das Bild fertig ist, will ich mir's doch einmal ansehen."

„Bitt dich gar schön, Pfarrer, komm bald hinab zu uns. Seit sie fort, ist's bei uns wie in einer Todtenkammer, richtig wahr. Jetzt sehen wir's erst, was das für ein Quecksilbertropfen ist gewesen, ja, Narr! — Mein Weib hat wohl auch ein Gotteswörtel vonnöthen in dieser harten Zeit. Ich bin so, dass ich mich ausreden kann, meine Alte druckt alles hinunter, höchstens dass sie sagt, wir hätten eh noch den Buben, und die Liderl thät im Kloster glückselig sein, wie eine heilige Braut Gottes. Aber sie glaubt's selber nit, was sie so sagt, Pfarrer, sie glaubt's nit!"

„Na, ich glaub's, dass sie's nicht glaubt", sagte der Pfarrer, dem Bauer auf den Arm klopfend, weil die Achsel zu hoch oben war. „Und jetzt geh heim, in Gottesnamen, ich will schon nachkommen. In Ewigkeit Amen. Oha!"

noch in der Dorfschule gesessen, oben in Sanct Barbara, und eines Tages der Bischof zur Firmung gekommen war und auch die Schule besucht hatte, fiel es Seiner Gnaden auf, dass bei seinem Eintritte ein einziger Schulknabe sich nicht erhob wie die anderen. „Na, Junge!“ rief er ihm zu, „willst du nicht auch ein bisschen aufstehen?“ — „Aber ich steh ja schon!“ rief der Kleine, und so war es auch. Weil der Bischof lachte, so hub nun der Lehrer an, ihn zu loben und dass der Knab das oben habe, was ihm unten abgehe. Davon überzeugte sich der Kirchenfürst, das Bauernbüblein Johannes antwortete fix und fein und redete wie der zwölfjährige Jesus im Tempel, da wurde es schließlich befragt, des Studierens wegen, auf Geistlich — ob es keine Lust habe? Nun da war der Johannes gleich auf der richtigen Straße, die ihn dreißig Jahre später in diesen Dorf-Pfarrhof führte, wo er eben jetzt auf dem Dreifuß seine Backen blankgekratzt hatte.

Nun war auch die Beschließerin gekommen, hatte Bücher, Cruzifix und die Tabaksdose vom Tisch geräumt, ein schneeweißes Tuch aufgedeckt und das Frühstück gebracht. Als sie wieder draußen war, leitete der Pfarrer den braunen dampfenden Brunnen zuerst in des Gastes Schale: „Greif zu, solange er heiß ist. Beim Beten wird's wohl in der Brust warm, aber im Magen kalt, gelt?“

Der Richterbaum hatte mit seiner dicken Hand schon eine Weile den belederten Sesselarm heftig geknetet, dabei war ihm der Kopf ruckweise immer tiefer und tiefer nach vorwärts gesunken; jählings verbarg er das Gesicht mit den Fäusten und hub laut an zu brüllen.

Der Pfarrer, arg erschrocken, stand wie festgenagelt. „Um des Himmelswillen!“ sagte er dann, „was ist denn geschehen?“

Gute fünf Minuten lang konnte der Bauer gar nicht reden, allmählich ermannte er sich doch so weit, dass er, aber stets von Schluchzen unterbrochen und gestoßen, sprechen konnte.

„Die Liderl!“ stieß er hervor, „meine Liderl! — hätt's nit geglaubt, dass sie mir — so hart sollt' abgehen. — Wie wenn sie mir's in der — schmalen Truhen hätten fortgetragen, just so ist's mir und nit anders. — Unser Herrgott weiß es, mitten in der Nacht — hab' ich gemeint, ich müsst auf — und ihr nach. Und hat mir mein Weib ein Wort gesagt, das brennt wie Feuerbrand, just so, — das wird mir noch 's Leben abbrennen. Dass die Liderl so ungern von heim fortgegangen wär', hat mir mein Weib erzählt, so blutsleidig ungern! Und mir hat das schlechte Mädel nichts merken lassen, und hat alleweil nur gelacht, und Gott zulieb und — mir zulieb — das ist ihre Red gewesen und nichts weiter. Und jetzt stirbt sie hin im fremden kalten Haus! Ja, ja, Pfarrer, sie stirbt hin, wie ich daheim! Ich weiß es ganz gewiss, und das ist mein ewiges Verderben und ich weiß mir nit zu helfen . . .“

Wieder in lautes Weinen waren die Worte des Mannes übergegangen. Nun aber stellte sich das alte Herrlein mit verschränkten Armen gerade zwei Schritte weit vor ihn hin und wartete, bis das Schluchzen nachgelassen hatte und der Mann wie gebrochen im Lehnsessel kauerte. Da sagte er:

„Franz du bist ein Tschappel. — Wie lange ist's denn her? Drei Jahre ist's her seit der Mission. Seit dieser Zeit ist keine gottseinzige Woche verstrichen, dass du nicht wärst in den Pfarrhof gekommen und ich soll um des Himmelswillen Anstalt machen, dass sie ins Kloster käme. Dich und mich und alle hast abgequält damit: Das Dirndl müsst' ins

Als sie beim Zeuge den Maler sah, schlug sie die Thüre wieder zu.

Der Richterbaum, als er inne ward, dass der Maler schier gerade so die Zither spielte, wie das verwirtschaftete Töchterlein, und genau dieselben lustigen Stückeln, wurde von neuem aufgebracht. Das ist ja gerade, als ob's ihm zu Fleiß geschähe und als ob ihm der Maler ein Ersatz sein sollte! Na, den kunnt man brauchen! — Am folgenden Abend aber, als der Bauer vor dem Suppenessen sich ein wenig auf die Ofenbank gelegt hatte und wie er glaubte, der Maler der Dämmerung wegen ohnehin nicht mehr arbeiten könne, bat er ihn, dass er ein bissel klimpere.

Dem war aber — wie wir wissen — durchaus nicht so, als ob der Maler von Sonnenaufgang bis zur Abenddämmerung pinselte. Am nächsten Tage lud er die Hausmutter ein, dass sie ihm sitze. — „Ich? Mich aufmalen lassen? Da werden sie mich wohl eher auf den Fraidhof tragen!“ So ihre Antwort. Der Hausvater entgegnete auf die Einladung: „Wenn das Liderl fertig ist, nachher werden wir sehen.“ Was also wollte der Maler machen? Einen fast heftigen Anlauf nahm er, das Porträt der abwesenden Haustochter vorwärts zu bringen. Hundertmal verglich er jeden seiner Striche mit denen auf der kleinen Photographie; jeder Schatten war an seiner Stelle und jedes Licht — aber das Bild wollte nicht lebendig werden. Es wollte nicht und es wollte nicht. War er doch sonst gewohnt, nach Photographien zu arbeiten und die Farben für dieses Bild vertraute ihm ja der kleine Erzengel Gabriel an. Das Braun der Haare, das Rosa der Wangen war dem Knaben recht; bei den Augen wusste er selber nicht ob braun, ob grau, ob blau, wusste nur, dass alle diese Versuche nicht das Rechte waren. Und beim Mund rief der Kleine immer nur: „Röther! Noch röther! Noch röther!“ Und doch hatte der Maler sein purpurnstes Purpurroth fingernageldick aufgetragen. „Noch röther!“ rief der Knirps, da warf er den Pinsel weg.

Etliche Tage nach diesen sehr wichtigen Ereignissen erhielt unser gutes altes Pfarrerlein aus der Hauptstadt ein Briefchen von Frauenhand.

„Hochwürden Herr Vetter!

Küss die Hand. In aller Geschwindigkeit und heimlich, denn die Oberin sieht's nicht gern. Ich danke schön für, dass Herr Vetter mich hergeführt haben. Mir geht es gut, aber wenn mehr gesungen und weniger gebettet thät werden, wäre gescheiter. Außer meiner sind noch zwei Novizen und eine hat einen Mundhobel und wenn wir Holztragen, da wird draußen in der Scheiterhütte fix eins getanzt. Heim schreibe ich nächstens, und derweil bitte ausrichten, die Oberin läßt sagen, der Vatter sollt am ersten Juli gleich zwei Ratten auf einmal schicken. Herr Vetter haben durchschauen lassen, mich einmal zu besuchen, bitt gar schön nicht vergessen. Burrr, die Alte kommt. Küss die Hand.

Dankschuldige

Liderl.“

Na, der Pfarrer lugte drein. — „Der sollt man doch ein paar langgeschwänzte Vieher schicken!“ brummte er. „Das Betten und den Vatter wollt ich ihr noch verzeihen, aber dass die hochwürdige Oberin statt des Termingeldes Ratten haben will und gleich zwei auf einmal! Liderl, Liderl! — Und überhaupt gefällt

Denn der Bauer war während seines frommen Grußes über die Thürschwelle gestolpert. Nun gieng er doch leidlich getröstet von hinnen. Nachhause eilte er, zu sehen, ob die neue Liderl schon fertig wäre.

— —

Sie war freilich noch lange nicht fertig. Als der Richterbaum auf der käsefarbigen Leinwand nur einige Fäden im Gevierte gezogen sah, und in schwarzen Umrissen einen ruppigen Kürbis, da gieng er brummend hinaus in die Küche und sagte zu seinem Weib: „Es wird nichts.“

Sein Weib verstand ihn, auch wenn er etwas nur halb sagte, also entgegnete sie jetzt: „Gott Lob und Dank! Ist eh ein Unsinn. Anstatt meinem lebendigen Kind ein angeschmierter Leinwandfetzen! Nit anschauen hätt' ich ihn mögen, nit anschauen! In den Ofen stecken hätt' ich ihn müssen.“

„Du Narr!“ rief der Bauer, und das war bei ihm allemal so viel wie Beistimmung. Er gieng in die Stube zurück, um dem Maler zu sagen: Der solle seine Siebensachen nur einpacken. Jetzt seien die Wege noch trocken, später könne es regnen. Aber er sagte nichts, denn als er in die Stube kam, sah er auf einer kleinen Tafel seinen leibhaftigen Knaben, den Gaberl.

Der Maler fand heute gar keine Lust an seiner Arbeit, er tändelte so herum und da hatte er nebenbei aus Zerstreuung in einer Zeit von etwa zehn Minuten das Bübel auf die Leinwand geworfen. Und das schaute jetzt mit seinen klaren Äuglein so natürlich auf den Richterbaum-Vater hin, dass es zum Lachen war! —

„Schau, schau“, sagte er schmunzelnd, „da ist auch ein Bekannter. Der geht mit uns Suppen essen.“

Das Bild meinte er, und seine Rede war ein größeres Lob, als er eigentlich sagen wollte. — Wenn das liebe Liderl auch so möcht ausfallen! — Er hat den Maler nicht fortgeschickt.

Später brachte der Knabe ein Schilfrohr, und der Maler schnitt ihm daraus eine Pfeife. Und wohin sie mit dieser Schilfrohrpfeife wieder kamen! Zuerst blies der Gaberl hinein, und was da heraustönte, das machte ihn lachen und dann konnte er nicht blasen, weil der Schnabel auseinandergieng. Nicht lange dauerte es, so wünschte der kleine Musikant, der Herr Maler solle zu seinem Blasen zitherschlagen. Meinte der Herr Maler: „Ja gern, wenn ich eine hätte.“ Hierauf der Knabe: „Wir haben eine!“ machte das Winkelkastelchen auf und that etwas Surrendes heraus auf den Tisch. Eine vollendete Zither war's mit sechsunddreißig strammgespannten Saiten.

„Wer spielt denn bei euch?“ fragte der Maler.

„Niemand“, sagte der Gaberl, „die Liderl hat gespielt, wie sie noch nit im Kloster war.“

„Was hat sie denn gespielt? Was für Stücke hat sie denn gespielt?“

„Na, halt so Jodler und Landler und Walzer und mit den Füsseln dazu gestrampft.“

„Und so was geht ins Kloster!“

„Ja, damit sie nachher vom Mund auf in den Himmel kommt.“

„Die will's aber schon gar zu gut haben — deine Schwester. — Geh, laß mal versuchen, ob ich noch was kann.“

Kaum er nach einigem Saitenstimmen angefangen hatte, einen steirischen Ländler zu spielen, schoss zur Küchenthür die Bäuerin herein, im Gesicht blass wie eine Gestorbene, denn alles Blut war ihr zum Herzen geschossen vor freudigen Schreck. Sie hatte geglaubt, das Liderl spiele.

commiſs, und weil ich meine Kunſt nicht ganz ablegen mag, ſo thue ich bei den Landleuten manchmal in der freien Zeit ein wenig herum, male, was ich finde: Bauern, Bäume, Steine, Waſſerfälle, Gemſen, Fuchſen und auch ehrwürdige Pfarrers, wenn ſie mir ſtillhalten. Desgleichen in dieſes Haus gekommen — leider! Oder vielleicht zum Glücke. Ich wäre ſonſt zu hochmüthig geworden, ich glaubte alles zu können, alles, und ſoweit zu laufen als ich wollte in der Kunſt. Jetzt habe ich mir den Schädel an die Planke gerannt — aber ordentlich."

„Meiſter", ſagte der alte Herr, „Sie kreuzigen ſich umſonſt. Das Mädel iſt überhaupt nicht zu malen. Der leibhaftige Unhold! Der Photographie merken Sie's ja an. Eine Momentaufnahme, wie man laufende Rehe photographiert, oder fliegende Vögel! Und ſo eine ſollt' dem Maler ſitzen?! Ach, Herr, unſer Liderl, das war ein luſtiges Kind."

„Verdammt, warum ſperrt ihr ſie denn ins Kloſter?"

„Ich? Ah ſo — wir", entgegnete der Pfarrer. „Nu, weil der Jeſuiter lockte und der Alte wollte, und ihr es recht war, und ich — Amen dazu geſagt habe."

„In welchem Stifte ſchmachtet ſie? Ich entführe ſie. Wahrhaftig, Pfarrer, ich hab' ein Recht dazu, eine Pflicht, ich muſs es thun, bin es meiner Kunſt ſchuldig. Auf die Leinwand muſs ſie mir, wie ſie leibt und lebt."

„Meiſter, Meiſter!" Der Alte drohte mit dem Finger und machte ein ſchiefes Geſicht.

„Natürlich, verliebt!" warf der Maler miſsmuthig hin und ſchmiſs das Reſtchen Rauchzeug in den Winkel. „Das haben Sie von der Frau Profeſſorin des Herrn Auerbach. Der Reinhardt! Gott, das wäre auch was Neues, ſich in ein Modell verlieben! Habe denn aber ich ein Modell? — Aus meiner Erinnerung muſs ich ſie malen, rein aus meiner Erinnerung — und habe ſie nie geſehen. Soll man da nicht verrückt werden?"

Nun wandte der Pfarrer ſich theilnahmsvoll zum jungen Manne: „Ich verſtehe nichts von der Sache, aber ich meine, Sie ſollten ein paar Tage ausſetzen und ein paar Nächte darüber ſchlafen."

„Was nutzt's mir?" entgegnete der Maler. „Ich werd's ja doch malen und doch fertig machen und doch verpfuſchen."

Sagte der Pfarrer lächelnd: „Freilich werden Sie das Bild malen, denn es wäre ein Wunder, wenn's ein anderer fertig machte, wie es jenem Maler zu Florenz ergieng. Kennen Sie die Geſchichte? Der ſollte für das Senarikloſter ein Muttergottesbild malen; aber als er mitten in der Arbeit war, verlor er den Muth — juſt wie Sie, und meinte, die heiligſte Jungfrau recht zu malen, das ſei keiner irdiſchen Künſtlerhand gegeben. Er verſchloſs ſich in ſeine Kammer und weinte und betete und war halb von Sinnen — gerade wie Sie! Und am nächſten Frühmorgen, wie er wieder in ſein Atelier geht und die Staffelei aufdeckt, iſt das Bildnis fertig, voll himmliſcher Schönheit — das wahrheitsgetreue Angeſicht der Mutter Gottes. Gemalt haben es die heiligen Engel."

So erzählte der kleine Pfarrer.

Der Maler ſtand auf und tauchte einen Pinſel auf die Palette. „Das will ich ſehen", ſagte er mit heiſerer Stimme, „ob's ein anderer fertig machen wird, was ich begonnen habe." Damit zog er mit bebender Hand einen brutalen kohlſchwarzen Strich quer über das Geſicht des Bildniſſes.

Der Pfarrer war vor Schreck auf die Füße geſprungen. „So, da haben wir den Thoren", ſprach er gelaſſen. „Und jetzt hat's dem armen Liderl im Kloſter gewiſs einen hölliſchen Kratzer gethan übers Geſicht, wie ein

mir dein Brief sehr gut. — Da haben wir was Rares angestellt. Ich bin auch manchmal einer!" — Den letzten Satz — muss ich bemerken — verbildlichte der alte Herr mit den zwei Zeigefingern, die er beiderseits an den Ohren aufwärts stehen ließ.

„Muss doch nachschauen gehen, was das neue Liderl macht!" Mit diesen Worten trat der kleine Pfarrer in die Stube des Richterbaumhauses.

„Sie lässt sich entschuldigen, sie ist noch bei der Toilette!" Also antwortete der Maler, der auf der Wandbank lag und eine Cigarette rauchte. Als er jedoch die würdige Standesperson erkannte, sprang er auf und warf das Rauchröllchen weg. Sonst war niemand in der Stube.

Stand der kleine Herr schon vor der Staffelei, blickte eine Weile auf das noch unvollendete Bild und sagte dann: „Es thut sich ja, es thut sich ja. Nach der Photographie ist's trefflich, ganz vortrefflich, mein Herr Meister, aber die Photographie ist nichts nutz."

„Na, da haben wir's, ich ahnte es ja!" rief der Maler, sich mit fünf Fingern in die Haare fahrend.

Der Pfarrer guckte durch die halbgeschlossene Faust auf das Werk, denn das Bild muss einen Rahmen haben. „Es ist recht gut, es ist recht gut", sagte er, „aber es wird mir nicht lebendig. Das ist halt ein Kreuz, mit Photographien arbeiten."

„Ah was Photographie! Da fehlt's!" schrie der Maler und schlug sich die flache Hand über Stirn und Augen. „Ich sehe ja nicht die Photographie, ich sehe sie selber, sie selber mit dem lachenden Gesicht, mit den springenden Augen, mit dem sprechenden Mund. Sogar die Nasenwinkel sehe ich sie zucken, so deutlich schau ich sie durch das kleine Lichtbild, aber fassen kann ich sie nicht, übertragen kann ich sie nicht. Da — da drinnen bleibt sie stecken. Verwünschte Geschichte!"

„Also Sie haben das Mädel persönlich gekannt?" fragte der Pfarrer zum Maler aufblickend, „aber setzen wir uns doch, Meister!" -- Denn beim Sitzen war er jedem körperlich ebenbürtig.

„Nie habe ich sie gesehen, Herr, oder immer. Immerwährend, und das verwirrt mich", sagte der Künstler unwirsch, aber thatsächlich froh, seine aufgelastete Stimmung einmal entladen zu können. „Bin ja doch sonst kein Stümper, so viel ich von meinen Münchner Meistern weiß. Hier bin ich mit meinem Latein zu Ende."

„Sie hausieren wohl so herum mit Ihrer Kunst?" fragte der Pfarrer, und man kannte sich nicht recht aus, war da ein wenig Ungeschicktheit oder Bosheit mit im Spiele.

„Rauchen Hochwürden?"

„Schön' Dank. Ich hab' den meinigen in der Büchsen." Damit hielt er dem Maler die geöffnete Dose hin.

„So gestatten Sie vielleicht, dass ich mir eine anbrenne", versetzte dieser.

„Sapperment, das geht höflich her!" lachte der alte Pfarrer, „na in Gottesnamen, fröhnen wir halt jeder unseren Lüsten wie wir mögen."

Er führte sich die Prise zu und der andere zündete eine neue Cigarette an.

„Ja freilich, Hochwürden, hausiere ich so ein wenig herum mit meiner Kunst", gab der Maler nun Antwort und betrachtete die Ringlein seines Rauches. „Will's Ihnen auch sagen weshalb. Ich habe vor kurzem unten in Breitenmarkt ein kleines Landgut meines verstorbenen Vaters übernommen, so eine Art von Fidei-

angelegenheit, weil der Richterbaum zum hohen Rath gehörte.

„Einen Löffel Suppe wird der Herr Vetter wohl mit uns essen“, lud der Bauer ein.

Vorwurfsvoll blickte ihn der Pfarrer an: „Ich? Suppe? Vor der Messe? — Unchrist. Aber hinsetzen kann ich mich schon, ein halb Stündel ist noch Zeit. — Sag mir, Franz, ist dein Weib schreckig?“

„Sie hat ihr Lebtag schon viel ausgehalten“, antwortete der Bauer.

„Wer Leid erträgt, muss auch Freud ertragen können“, sagte der Pfarrer, und sie giengen in die Stube.

Sie setzten sich alle zum großen Tisch im Hausaltarwinkel. Der Richterbaum, sein Weib, der kleine Gaberl und der Maler, welcher heute endlich mit dem Bilde seines Erzengels fertig werden wollte. Der Pfarrer saß am äußersten Rande. Zum Fenster schien die Morgensonne herein, just in die Milchsuppe, in welche der Bauer heute statt Schwarzbrot Weißbrot gebrockt hatte — dem Pfarrer zu Ehren, der den wackeren Essern gemüthlich zuschaute. Die Unterhaltung war schleppend, auch der Maler sprach nur wenig. Die große Leinwandtafel mit dem unfertigen Mädchenporträt stand auf der Staffelei in der halbschattigen Stube. Das verdross ihn. — Jetzt muss es überhaupt anders werden, so kann's nicht fortgehen. Schon gestern abends hatte er dem Hausvater Kost und Quartier von sechs Tagen vergüten wollen, worauf der Richterbaum sagte: „Das wär' sauber! Wo Sie uns eh den Gaberl aufgemalt haben, rechtschaffen fein, dass man ihn nur gern anschaut. Gelernt haben S' was, das sieht man. Ah, bleiben S' noch ein bissel da bei uns, es ist ja sonst gar so viel öd.“

Nun begann es den Maler neuerdings zu wurmen, dass er mit der „neuen Liderl“ so eigentlich abgeblitzt war. — Wie? Was haben denn heute seine Augen? Jetzt ist der schwarze Strich weg! Wer hat denn das gethan?

„Haben 'S es doch!“ rief der Richterbaum plötzlich ganz laut, sein voller Suppenlöffel blieb zwischen Schüssel und Mund stehen, und er starrte auf das Bild hin. „Haben 'S es doch fertig!“ denn es war vollendet. Ganz sprechend ähnlich, als ob sie leibte und lebte, so war sie auf der Leinwand. „Liderl!“

„Jesus Maria!“ kreischte das Weib auf, „was ist denn das? — Was ist denn das? — Sie dreht ja die Augen! Sie bewegt das Gesicht . . .!“

„— Guten Morgen, Vater und Mutter!“ lachte das Dirndl vom Bild heraus, zog den Kopf, den wirklichen Liderl-Kopf, durch das Loch der Leinwand zurück, sprang hervor und hieng den Eltern auch schon um dem Hals.

„Da bin ich wieder!“ rief sie hell lachend, „und ins Kloster geh ich nimmer, da drinnen ist's mir zu langweilig. Und das Jodeln und Tanzen und lauter so lustige Sachen wären Sünd. Leut', wenn da drinnen alles Sünd ist, da kommt man ja im Kloster viel gewisser in die Höll', wie heraußen! Gott, da gehe ich nimmer hinein!“

Der kleine Herr hielt dem verwirrten Maler eine spitze Schneiderscheere unter die Nase: „Jetzt schauen Sie einmal diese Beißen an, Meister, die hat Ihnen den ganzen Fleck herausgeschnitten. Ist doch ein Unzücht, so ein alter Pfarrer.“

Nun lief das Liderl wie besessen vor Lustigkeit in der Stube umher, dann blieb sie stehen vor dem Maler, schaute ihm hell und frisch in die Augen: „Sind Sie der Herr, der so schön malen kann?“ Und trillerte ihm ein Lachen ins Gesicht, wie er so herzfröhlich all sein Lebtag keins gehört hatte.

wüster Kater kratzt. Mag wohl so sein. Missverstanden haben Sie mich, Meister, ganz vertrackt missverstanden. Wenn Sie schon keinen anderen Maler darüberlassen wollen, gut; aber die heiligen Engel werden doch Erlaubnis haben!"

Der junge Meister schämte sich seines Zornes und sagte nun: „Ich will es frisch wieder anfangen. Aber vorher will ich nach Ihrem Rathe ein paar Tage vergehen lassen. Er soll mich fortjagen, der Hausherr, was ich zugesagt, werde ich doch leisten. — Wie heißt das Kloster?"

„Ja, mein Allerschätzbarster, das Kloster, das darf man Ihnen freilich nicht anvertrauen", schmunzelte der Alte, „na, packen Sie Eine!"

Auch diesmal lehnte der Maler die angebotene Prise ab. Der Pfarrer nahm Hut und Stock. „War aber nicht schön von Ihnen, dieser schwarze Verband übers Gesichtel herab. War nicht schön. Nu, nehmen Sie das Dreckerle da (auf die Photographie deutend) mit und machen Sie's ganz bei Ihrer gelegenen Zeit."

Der Maler stellte sich, als ob er die Praxis des Hinauscomplimentierens in keiner Weise verstünde. Einstweilen begann er das Bild des Knaben vollends auszuführen.

Der Pfarrer war in die Küche hinausgegangen, wo Bauer und Bäuerin auf dem Herde saßen und immer wieder Rath hielten, was denn eigentlich anzufangen sei ohne das Liderl.

Den ganzen Handel rückgängig machen! meinte der Pfarrer. Der Richterbaum machte große Augen und sah doch nicht mehr, als den kleinen Pfarrer. Rückgängig machen einen Handel, den man mit unserem Herrgott geschlossen hat?

„Eine Mustersendung verpflichtet nicht zur Abnahme", sagte das Greislein. „Das erste Klosterjahr ist ein Probejahr. Ist die Oberin mit der Novize nicht zufrieden, so kann sie sie zurückschicken, werden die Eltern klüger, will sagen, weltlicher gesinnt, so können sie sie zurücknehmen, und gereut es das Kind, so kann es selber zurückgehen."

„O mein Gott!" sagte das Weib, „die Leut', was möchten sie lachen, wenn jetzt das Dirndl wieder heimkäm', was möchten sie lachen!"

Antwortete der Pfarrer: „Das Lachen ist doch nichts Schlechtes, insonderheit, wenn man selber mitlachen kann."

„Das wohl, das wohl," meinte der Bauer. „Nachher wollt mir das Lachen schon wieder schmecken. Wenn ich nur wüsst, wie ich's sollt' angehen!"

„Es ist schon gut", sagte der Pfarrer. „Franz, morgen ist keine Messe, ich verreise zu einem Amtsbruder, übermorgen bin ich wieder da, nachher wirst merken, wie du es angehen sollst. — Zwick Eine!"

Seit zwanzig Jahren bot er dem Vetter bei jeder Gelegenheit eine Prise, und seit zwanzig Jahren nahm sie der Franz nicht ein einzigesmal. Solche Sachen da! Wozu denn die Nießerei, wenn man nachher doch allemal wieder „Helf Gott!" sagen muss. Will Gott helfen, so gibt's schon wichtigere Dinge dafür. — „Das Liderl! Wer weiß, wie es ihr geht! Schreiben thut sie auch nicht."

„Ja, um Ratten schreibt sie. Derweil aber keine Ratenzahlung leisten, ist besser", so das alte Herrlein, und trippelte vergnüglich von dannen.

— —

Paar Tage später, als die Richterbaumleute in die große Stube giengen zur Morgensuppe, trat schon der Pfarrer zur selben Stubenthür heraus. Er besprach kurz eine Gemeinde-

Auch keine Zinsen, klagen sie mich ein
Und pfänden eilig Haus und Hof sodann,
Das Feld, das Vieh, und alles was noch mein.
Es war der Tag auch angeordnet schon —
Drei Wochen waren nur mehr bis dahin —
Zur öffentlichen Licitation;
Dann konnten wir als Bettler weiterziehn.
Da saß ich denn am Abend vor dem Haus
Und dachte nach, wie's doch so seltsam sei:
Der eine lebt vergnügt in Saus und Braus,
Er isst und trinkt und leistet nichts dabei;
Der and're müht sich ab im bittern Schweiß,
Zu schaffen nur das einfach trock'ne Brot,
Und doch bei aller Müh', bei allem Fleiß
Kann er sich nicht bewahren vor der Noth.
Wie ich da so allein in Grimm und Gall'
Die Welt verfluch' und auch den Himmel schier,
Und in Verzweiflung meine Fäuste ball',
Da steht auf einmal Einer knapp vor mir:
Ein kleiner Mann mit dunklem Haar und Bart —
Er schien vom Gehen schon beträchtlich warm,
Gekleidet war er mehr nach Städter Art
Und trug 'ne schwere Tasche unterm Arm. —
Der sprach mit leiser hei'srer Stimm' mich an:
Ob ich nicht übern Berg ihn ganz allein
Ins Bairische hinüberweisen kann;
Er müsse nächsten Morgen drüben sein. —
Ich schau ihn an, als wär' er nicht gescheit,
Und sag' ihm d'rauf, ich könnt' ihn weisen schon,
Doch sei dazu just nicht die beste Zeit;
Der Weg sei steil und kommt man ab davon,
So könnt man wohl in eine Bergesschlucht
Hinunterkollern ohne Müh' und Plag,
Wo einen keine Menschenseele sucht, —
Und modern dort bis an den jüngsten Tag. —
Da blickt der Mann so eigens auf mich her,
Als wollt' er mich verspotten gar, und sagt:
Er hätt' gemeint wohl, dass ich tapf'rer wär',
Und nicht so hasenherzig und verzagt.
Das bracht mich in die Höh' — ich sah hinauf
Zum Abendhimmel, wo sich unterm Wind
Die Wolken jagten in erregtem Lauf;
Das konnt' ein Wetter bringen wohl geschwind,
Doch sei's, wie's sei — mein Bergstolz war erwacht:
„Ich führ Euch schon, wenn Euch Courag nicht fehlt", —
So sagt' ich ihm zurück mit viel Bedacht.
„Doch thu' ich's nicht umsonst — erst zeigt mir Geld!"
So sorgst du – dacht' ich – für die deinen doch
Schaffst ihnen Geld in deiner argen Noth,
Und reißt's dich etwa auch in's schwarze Loch,
So haben die doch etwas da für's Brot. —
Der andre greift in seinen Rock hinein,
Woraus ein Täschchen er zum Vorschein bringt
Und abgewendet, bei dem schwachen Schein,
Der durch des Fensters Glas ins Freie dringt,
Zieht er 'nen Fünferschein daraus hervor
Und drückt ihn mir in meine Rechte sacht:
„Seht, hier, die Hälfte geb' ich Euch bevor,
Die andre, wenn Ihr mich ans Ziel gebracht."
Ei — dacht' ich mir — das ist so übel nicht,
Das reicht doch wieder gleich für eine Zeit;
Gar sehr gewann der Fremde an Gewicht
In meinen Augen, an Bedeutsamkeit.
Ich sagt' ihm ganz respectvoll meinen Dank
Und eilte schnell ins Haus nach Rock und Hut,
Die Stallaterne putzt' ich eilig blank,
Weil's sich wohl — dacht' ich — ohne Licht nicht thut;
Dem Weibe sagt' ich schnell, was sich begab,
Die schlug die Händ' zusamm' in Angst und Schreck',
Doch als ich ihr die Fünfernote gab,
Da war die Angst zum Theil auch wieder weg.
Ich kam hinaus — der Fremde war bereit,
Er hielt auf schmaler Bank nur kurze Rast;
Ich meint', er solle ruh'n, der Weg sei weit,
Er aber drängte fort mit selt'ner Hast.
Zur Tasche griff ich; doch die ließ er nicht,
Er zog sie schier erschreckt vor mir zurück;
Wie forschend sah er mir ins Angesicht,
Es war ein eig'ner, schier besorgter Blick:
„Oho, mein Lieber, nur nicht so geschwind! —
Die trag' ich selbst!" so rief er schnell und barsch.
Ich war's zufrieden und bei scharfem Wind
Begannen wir den nachtverweg'nen Marsch.
Wir stiegen aufwärts ziemlich rasch und fest,
Und anfangs hielt der Fremde wacker Schritt,
Doch war er bald mit seiner Kraft am Rest,
Ich merkt's, er kam mit Mühe nur mehr mit.
Erst wollt' ich ihm beim Marsch behilflich sein,
Ihn stützen, als es steiler gieng zur Höh', —
Er litt es nicht und gieng für sich allein,
Begehrend, dass ich immer vorne geh';
Und als ich auch von neuem mich erbot.
Ihm abzunehmen des Gepäckes Last,
Da wich er rückwärts bleich, als wie der Tod,
Und wehrt' mich ab mit ängstlich scheuer Hast.
So dacht ich mir, du thust ja deine Pflicht,
Wenn du den Weg ihm weisest, der ihm frommt;
Begehrt er deine weit're Hilfe nicht,
So seh er selber, wie er weiter kommt.
Ich scheert' mich also nicht mehr viel um ihn
Und stieg nur gleichen Schrittes vor ihm her,
Ob ich auch stets genügend nahe bin,
Ward leicht ich inne, denn er keuchte schwer.
Wir sprachen nichts, nur unsr'er Schritte Schall
Klang dumpf und düster durch die stille Nacht,
Und zeitweis lärmt ein Stein in tiefem Fall,
Der schnell des Berges Echo wach gemacht,
Der Wind war schier vergangen ganz und gar,
Die Wolken deckten noch das Himmelszelt,
Doch schienen sie durchsichtig schon und klar,
Ein Schleier nur der schlafbefang'nen Welt;
Ich warf nur einen raschen Blick hinan,
Zu prüfen, ob das Wetter uns verschont,
Sah wieder achtsam auf den Weg sodann,
Gefahr zu meiden, wie ich's stets gewohnt.
Doch wie ich nun so schweigend nach und nach
Zur halben Höh' schon aufgeklommen bin,
Da kommt mir der Gedanke allgemach

Der junge Mann war sonst nicht gerade leicht in Verlegenheit zu bringen. Dieser Spott aber und dieses Gelächter machte ihn sprachlos. — Ist das ein Unband! — Ist das eine Hexe! Ja, da gibt es freilich kein anderes Mittel, die muss geheiratet werden.

Nun aber die glückselige Mutter: „Auf alle Mittel und Weis', ihr lieben Leut, wie kann das sein, dass ich mein Liderl wieder hab'?"

Rückte das Pfarrerlein vor, schlug sich die Faust auf die breite Brust: „Der Nonnenräuber! Da steht er! Ich! — Aus dem Kloster entführt, die ganze Nacht geflohen durch Nebel und Wind. — Mit dem Postzug angekommen. Die Oberin läst Euch grüßen und sagen, das Teuxelein stelle sie mit Dank zurück. Da habt ihr's wieder. — Und nun, Kinder zur Messe!"

— Ich merke es wohl, die schöne Leserin bleibt nicht daheim, sie geht mit zur Messe, und zwar in der Erwartung, dass nach derselben eine Verlobung stattfinden werde.

Aber, Schätzbarste, so schnell geht das nicht.

Die Versuchung.

Ein episches Gedicht von **Hans Falke.**

Was eig'nes ist's um unser Berggestein —
Da habt ihr recht; ein eig'ner Athem weht
Hier oben, wenn man einsam und allein
Im Anblick dieser Riesenferne steht!" —
So sprach zu mir der Mann mit grauem Bart,
Der mich heraufgeleitet aus dem Thal,
Als wir zur Rast uns setzten, kühl und hart,
Uns rüsteten zu einfach lecker'm Mahl. —
„Und Ihr seit wohl seid Eurer Kindheit schon
Hier oben wohl bekannt, habt oft den Weg
Ins Felsgestein gemacht, kennt jeden Ton
Der Bergwelt, jede Spalte, jeden Steg?"
Frug ich zurück und sah dem alten Mann
Ins Auge, das noch jung und feurig blitzt';
Der zog gar mächtig an der Pfeife an
Und lächelt halb geschmeichelt, halb verschmitzt:
„Ja freilich kenn' ich meine Berge wohl,
Ich sah sie ja als Kind schon um mich steh'n;
Dort unten von dem Fels 'nen halben Zoll
Dort könnt Ihr unser Häuschen stehen seh'n.
Als junger Bursche dann — jetzt ist's vorbei,
Jetzt kann ich's sagen — wollt' ich nicht versteh'n,
Warum es denn so sehr verboten sei,
Dem Wilde mit der Büchse nachzugeh'n;
Da prägt' ich mir denn gründlich jeden Stein
Und jeden Steg und jeden Felsenspalt
Und jeden Absturz ins Gedächtnis ein;
Kennt' ich sie nicht, so wär' ich längst schon kalt." —
„Und wurdet Führer dann?" — so warf ich ein,
Da schüttelt' er den Kopf mit viel Bedacht:
Ich ließ das Klettern nachher wieder sein,
Als Weib und Kinder ich ins Haus gebracht.
Da gab's zu thun — die Wirtschaft war nicht groß,
Die ich nach Recht vom Vater übernahm. —
Es gab uns oftmals einen derben Stoß,
Wenn uns der Hagel in die Felder kam.
Einmal, es mag wohl dreißig Jahre sein,
Da kam's besonders grob, und Jahr für Jahr,
Schlug's just in uns're Felder g'rad hinein;
Die Wirtschaft hätt's gekostet auf ein Haar.
Just damals auch in meiner ärgsten Noth
Macht' ich als Führer meinen ersten Gang,
Da war ich tüchtig von Gefahr bedroht,
Ich denk' an diesen Marsch mein Leben lang,
Als Handwerk treib ich's erst seit kurzer Zeit,
Seit ich dem Sohn die Wirtschaft übergab,
Damit ich, weil mich's Ackern nicht mehr freut,
Doch auch was Ordentlichs zu thuen hab'.
Gar schlimme Touren hab' ich mitgemacht,
Doch so, wie jene erste, keine mehr.
Die hätt' mich fast in Sünd und Schand gebracht,
Lasst Euch die Sache nur erzählen, Herr:
Es war im Herbst, gerad' im selben Jahr,
Als uns zum drittenmal das Wetter schlug,
Mit allem Vorrath war es längst schon gar,
Nur Schulden hatt' ich mehr, als wie genug;
Und weil ich die nun gar nicht zahlen kann,

Ich war nun ganz vom Drange nur erfüllt,
Den Mann zu retten aus der argen Noth,
In die ich ihn zu bringen selbst gewillt
Noch eben war, nicht scheuend Mord und Tod.
Beim Licht des Mondes, der nun hell und klar
Herunterstrahlte, macht' ich mich daran,
Die Stelle, wo er aufgefallen war,
Im Umweg zu erreichen, wenn ich kann.
Mit vieler Müh' und reichlicher Gefahr
Gelang's, ich fand ihn schier besinnungslos,
Und ganz erschrecklich zugerichtet zwar,
Doch lebend, wie ich aus dem Herzschlag schloss.
Was war zu thun? Ich konnt' ihn lassen nicht
Dahier allein, bis weit're Hilf' ich fand,
Und doch, wenn mir für zwei die Kraft gebricht,
Dann kollern wir hinunter miteinand'.
Ich wagt' es doch, die Seel' empfahl ich Gott,
Lud sanft den leise Stöhnenden mir auf,
Und bracht' ihn, wenn auch oft vom Fall bedroht,
Sammt seiner Tasche in die Höh' hinauf.
Dort freilich sank ich selbst zu Boden hin
Mit schwerem Athem, gänzlich ohne Kraft,
Der Fremde lag zur Seite mir — es schien,
Als habe ihn der Tod schon weggerafft.
Der Anblick ließ mir auch nicht lange Ruh',
Nach abwärts trieb mich inn're Ungeduld
Und mein Gewissen rief mir lärmend zu:
Du bist ja nur an seinem Unfall schuld.
So lud ich wieder auf die Doppellast; —
Die Tasche ließ ich gern am Ort zurück,
Doch hielt der Fremde krampfhaft sie umfasst,
Als wär' sie selbst von seinem Leib ein Stück.
Es war ein böser Marsch, mein bester Herr,
So schwer beladen über Stock und Stein;
Ich zwäng's ein zweitesmal wohl nimmermehr,
Doch damals — nun da musst' es eben sein.
Es war die Sühne für die böse That,
Die ich zu thuen im Begriffe war;
Und seltsam — eine überreiche Saat
Sollt die mir tragen; – unverhofft fürwahr:
Ich hatte, ohne dass ich es geahnt,
Mit meinem Fremden einen Fang gemacht;
Am nächsten Tage wurd' es mir bekannt,
Als ich den Doctor aus der Stadt gebracht.
Es stellte sich heraus in kurzer Zeit,
Dass er, den aus dem Graben ich geholt,
Ein Gauner sei, der in der Dunkelheit
Der Nacht aus unser'm Land entflieh'n gewollt.
Bei einem Goldarbeiter, weit von hier,
Hatt' er 'nen großen Diebstahl ausgeführt;
Es gieng auf hunderttausend Gulden schier
Der Wert von dem, was er mit sich geführt.
So hatt' ich also richtig doch geahnt,
Was in der Tasche drin verborgen sei; —
Und hätt' ich damals Böses nicht geplant,
Der Gauner wär' vielleicht auch jetzt noch frei.
So aber führten ihn aus meinem Haus
Bald die Gendarmen weg — und das Gericht
Das zahlte mir fünfhundert Gulden aus —
Verdient zwar – denk' ich – hatt' ich sie wohl nicht;
Doch weil es einmal ausgesprochen war,
Dass jener, der den Dieb zustande bringt,
Den Preis erhält, so konnte offenbar
Nur ich derjene sein, der ihn erringt.
Und seht, mit diesem unverhofften Geld,
Das mir vom Himmel fiel in meinen Schoß,
Hatt' ich mich wieder auf die Füß' gestellt
Und wurde langsam meiner Schulden los.
Die Wirtschaft stand bald wieder fest und gut,
Und jetzt – mein Sohn ist fast ein reicher Mann! —
So, Herr, nun habt Ihr Euch wohl ausgeruht,
Ich denk', wir treten unser'n Rückmarsch an."

Zur Beherzigung.

Ein deutscher Schuster, der gutes Leder nimmt und solid arbeitet, leistet mehr für das Deutschthum, als hundert Commersredner.

Michel Knittl.

An all mein Elend wieder in den Sinn.
Ich fang von neuem mich zu fragen an,
Warum denn mich das Unglück grad' erfasst,
Der ich doch allzeit meine Pflicht gethan,
Der Arbeit obgelegen ohne Rast.
Dann dacht' ich an den andern hinter mir:
Ob der wohl auch sich redlich abgemüht;
Weil, wie mir schien, wohl allzu reichlich schier
Der Wohlstand und das Glück ihm aufgeblüht;
Denn, dass die Tasche, die er so mit Scheu
An sich hält und so angstvoll überwacht,
Gefüllt mit lauter Kostbarkeiten sei,
Das hatt' ich mir im stillen längst gedacht;
Und in dem Täschchen, das im Rock er trägt,
Da gab's wohl viele Scheine noch zu seh'n,
Wie er mir einen auf die Hand gelegt;
Das mochte in die Hunderte wohl geh'n.
Dann stieg's mir plötzlich im Gedanken auf,
Wie gut es wär', an seinem Platz zu sein;
Da wär's wohl aus mit Pfändung und Verkauf,
Mein Grund und Boden wäre wieder mein.
Und eigentlich — es gieng ja nicht so schwer:
Ich nehm' ihm einfach seine Habe ab —
Wohl dreimal stärker bin ich, als wie er —
Und stoß ihn seitwärts in die Schlucht hinab,
Dort mag den Steinen er's erzählen dann,
An denen er den Schädel sich zerhaut;
Kein Menschenkind erfährt, was ich gethan
Und nie und nirgends wird davon was laut.
Wie ich auf den Gedanken 'kommen bin,
Ich weiß es nicht; doch war ich selbst erschreckt,
Ich wollt' ihn scheuchen schnell aus meinem Sinn,
Damit er nicht noch schlimm're gar erweckt;
Ich fing zu pfeifen an ganz heimlich still,
Nicht achtend, ob's den hinter mir verdross;
Doch wie ich auch auf andres sinnen will,
Ich werde den Gedanken nicht mehr los.
So klar und lebhaft malt' ich mir es aus,
Wie ich allmählich meine Schulden zahl'
Und langsam rein mir schaffe Hof und Haus.
Natürlich langsam, nicht mit einem mal.
Sonst kämen sie mir plötzlich auf den Grund,
Woher ich wohl das Geld zur Zahlung nehm',
Und sagt' ich auch, es sei ein reicher Fund,
's wär möglich doch, dass man dahinterkäm'.
Und wie ich dann vergröß're mit der Zeit
Die Wirtschaft — hier ein' schönen Acker kauf',
Ich hatt' im Geiste einen schon bereit —
Und dort den Wiesengrund am Berg hinauf.
Ganz wie ein Fieber hatt' es mich erfasst,
Mir war es schon, als wäre alles mein,
Der Fremde drückt' mich nur als üble Last,
Er hemmte am Besitz' mich ganz allein.
Ein wilder Hass ergriff mich gegen ihn,
Den Bergstock fasst' ich fester in die Hand,
Und seitwärts zog es meine Blicke hin; —
Ich gieng an eines steilen Abhangs Rand.
Noch stand in mir der Abscheu vor der That
Im Kampf mit Gier und Habsucht im Verein,
Da – endlich – oben – an dem höchsten Grat –
Wandt' ich mich jählings um – und stand allein.
Vor meinen Augen lag ein Nebelmeer
Wild wogend unten durch das ganze Thal,
Von frischem Wind getrieben hin und her,
Erglänzend hell im bleichen Mondesstrahl;
Und stolz und trotzig ragte d'raus hervor
Vielzackig wild-erhab'nes Felsgestein,
Ganz scharf und glänzend hob es sich empor,
Durchstrahlt von geisterhaftem, lichtem Schein;
Und d'rüber wölbte sich so rein und klar
Der Himmelsbogen, gänzlich übersät
Mit ungezählter Sterne lichter Schar,
In deren Mitte stolz der Vollmond steht.
Es war ein Anblick, wie er selten wohl
Derart dem Bergbesteiger wird zutheil,
Ein Anblick, der die Herzen demuthsvoll
Und friedlich macht, die Seelen rein und heil.
So pflanzt' er mir denn auch in meinen Sinn
Ganz eine wundersame Sanftheit ein;
Ich, der ich sonst ein rauher Bursche bin,
Verspürts so weich und mild im Herzen drein;
Ganz schändlich und verrucht kam mir jetzt vor,
Was eben ich entschlossen war zu thun;
Dass ich der Seele Seligkeit verlor,
Wenn ich es that, ward offenbar mir nun.
Wohl eine Weile stand ich dort am Fleck
Und völlig andachtsvoll ward mir zu Muth;
Dann aber fasste mich ein arger Schreck,
Dass mir zum Herzen schoss das ganze Blut:
Wo war mein Fremder? — Keinen Sterbenslaut
Hört' ich im Umkreis — alles still und todt!
Ein Käuzchen nur ward in der Ferne laut,
Ich hörte seinen dumpfen Ruf zur Noth.
Da war ich denn in meiner wilden Gier
Ganz fühllos immer weiter vorgeeilt
Und ließ den matten Fremden hinter mir,
Gott weiß, wo der nun führerlos verweilt!
Ganz wie ein Blinder war ich hergerannt
Durch Wald und Nebel, hatt' es überseh'n,
Wie langsam sich der Mond den Weg gebahnt,
Um nun so glanzvoll über mir zu steh'n;
Kein Wunder, dass ich auch des Fremden Schritt
Im Ohre nicht vermisst — ich hatte gar
Vermeint, dass meines eig'nen Fußes Tritt,
Mein eigenes Keuchen das des Fremden war.
Da hieß es eiligst auf die Suche geh'n —
Er kam vielleicht vom rechten Wege ab —
Noch blieb ich rufend eine Weile steh'n,
Dann aber eilt' ich schnellen Schritts bergab.
In kurzen Zwischenräumen hielt ich an
Und rief mit lauter Stimme in die Nacht,
Und horchte scharf, ob ich nichts hören kann;
Vergeblich — nur das Echo war erwacht.
Doch endlich drang an mein geübtes Ohr
Ein Stöhnen oder sonst ein leiser Laut —
Schnell drang ich in des Schalles Richtung vor
Durch Steingeröll und Dickicht, reich bethaut,
Und kam an eines tiefen Abgrunds Rand,
In dem mein Rufen, das ich wiederholt,
Wohl kaum vernehmbar schwache Antwort fand;
Da also war mein Fremder abgerollt.

und wie bei jenen, umspielte auch ihren weichen schönen Mund ein leises Lächeln der Selbstgefälligkeit. Die Augen, leuchtend wie die Sterne am nächtlichen Himmel, waren sehr gütig und wohlwollend, aber ihr Blick gieng so unruhig obenhin, ohne sich hingebend in die Tiefen zu versenken.

„Verantworte dich“, sagte der Herr und wiederholte die Klage der Liebe.

Da fuhr die Wohlthätigkeit auf, gekränkt bis ins Herz, und schaute zürnend auf die Liebe, aber vor dem Strahl aus diesen abgrundtiefen Wunderaugen, deren Blick starre Felsen brechen, kalten harten Stahl wie Schnee zu schmelzen vermag und steingewordene Herzen erglühen und erweichen kann, musste sie die Lider senken. Liebe ist auch Wahrheit, und die Wohlthätigkeit fühlte in diesem Augenblicke, dass ihre Seele Falten barg, die den reinen mächtigen Strahlenblick der Liebe und Wahrheit nicht vertragen konnten.

Aber dann wappnete sie sich mit dem Trotz.

„Wie, du beklagst dich?“ rief sie tief beleidigt. „Warum? Bin ich nicht unermüdlich in deinem Dienst, um alles Leid und Elend dieser Erde zu lindern? Ich kleide die Nackenden, ich speise die Hungrigen, die Obdachlosen führe ich unter das schützende Dach, an den warmen Herd. Tausende und abertausende von Menschen sind thätig in meinem Dienste. Siehe die ungezählten Kerzen, die sie heute der Armut anzünden, die reichen Gaben, mit der sie ihre Blöße decken wollen.“ —

„Das thust du und noch viel mehr“, unterbrach sie die Liebe, auf ihrem Antlitz, dessen Schöne kein Sterblicher fassen konnte, lag eine Trauer wie Wolkenschatten über der leuchtenden Gotteswelt, in ihren Augen schimmerte eine Thräne, — „aber nicht in meinem Dienste, sondern im Dienste menschlicher Eitelkeit. Nicht dir sind die Menschen unterthan, sondern sie beherrschen dich. Was eine heilige ernste Pflicht sein sollte, wird Spiel und Vergnügen. Dein Wohlthun ist Wehthun! Während du mit der einen Hand Hilfe bietest, stößest du mit der anderen den Armen tiefer in den Abgrund seines Elendes, tödtest das Gefühl der Ehre in seiner Brust, zertrittst seine Menschenwürde. Die Armen sind dir Gegenstände, an denen du wie der Professor der Anatomie dein Wirken demonstrieren kannst, aber nicht Menschen mit demselben heißen Fühlen in der Brust wie andere, wie du selber. O lass mich wieder theilhaben an deinem Wirken, lass mich dich lehren und erkennen, dass auch der Geringste Gottes Ebenbild in seiner Seele trägt, dem du nicht ins Gesicht schlagen darfst.“

„Vertheidige mich“, flehte die Wohlthätigkeit den Herrn an, empört über diesen Vorwurf der Liebe, und doch auch betroffen.

Aber der Herr schüttelte ernst das Haupt.

„Sie hat recht“, entschied er. „Lass dich von der Liebe hinabbegleiten, sie soll dir dein Thun zeigen. Du bist ehrlich und treu, wenn du jetzt auch verblendet bist, und du wirst einsehen, wo du gefehlt.“

Die Wohlthätigkeit schüttelte wohl ein wenig trotzig das Haupt. Aber die letzten Worte des Herrn waren doch ein heilendes Pflästerlein auf die Wunde ihrer Eitelkeit, und als die Liebe sie so innig umschlang, da schwand der Unmuth von ihrer Stirne und siegesfroh schwebte sie mit der Liebe erdenwärts.

Im Wintersturm, der über die nächtige Erde brauste, klingelten gar lustig die Schellen und Glöcklein ihres Gewandes.

„Wozu das?“ frug die Liebe. „Je stiller, geräuschloser wir unser Werk treiben, desto besser und segensvoller ist es.“

Da lachte die Wohlthätigkeit wieder so recht weltlich leichtsinnig und überlegen.

Liebe und Wohlthätigkeit.

Eine fürs ganze Jahr passende Weihnachtsparabel von **Anna Hartenstein.**

Die Liebe weinte vor dem Throne des Allmächtigen:

„Herr, verbannt bin ich von dem Wirken der Wohlthätigkeit, heimatlos geworden in den Herzen der Menschen. Und jetzt, wo Tausende und Abertausende von Kerzen gleich Opferflammen zum Feste der Liebe emporlohen, da stehe ich, die Liebe, eine Ausgestoßene, vor den lichtstrahlenden Räumen, in denen die Wohlthätigkeit, angethan mit meinem Mantel, das Scepter führt und die Gedankenlosigkeit, die Eitelkeit ihre Triumphe feiern und in meinem Namen Erbitterung, Hass in die Herzen säen — o hilf, Herr —“

Da ließ der Herr die Wohlthätigkeit vor seinen Thron rufen — einmal, zweimal, da sie nicht gleich kam. Natürlich — es war ja Weihnachten und da hatte die Wohlthätigkeit so unsagbar, schier zum Kopfeinstoßen viel zu thun.

Endlich kündigte ein seltsames Schellen und Klingeln ihr Nahen an.

Eilfertig kam sie, eine hohe herrliche Frauengestalt, umwallt von dem leuchtenden Purpurmantel der Liebe, den diese ihr einst selbst um die Schultern gehängt. Das blaue Gewand darunter aber war besetzt mit allerhand Glöckchen, die gar hell und fürwitzig aufdringlich klingelten, dass jeder ihr Nahen hören musste. An dem goldenen Gürtel hieng an der einen Seite gar ein Tamtam, an der anderen waren allerhand steife große Blätter, bemalt mit mächtigen schwarzen und grellrothen Buchstaben.

„Großes Wohlthätigkeitsconcert“, stand auf dem einen Blatt. Auf dem anderen: „Wohlthätigkeitsbazar — Heute abend Christbescherung für arme Kinder im Vereine Beneficia (danach ein Tänzchen)“. — „Frauenverein: Große öffentliche Christbescherung für arme Männer und Frauen“ — und so gieng es fort, endlos schier, alles Merkzettel der armen Wohlthätigkeit für das, was sie in den Tagen, da der Stern von Bethlehem seine hellen Strahlen in das Erdendunkel gießt, noch zu thun hatte.

Da war's nun nicht verwunderlich, dass in der schönen Stirn ein Fältlein des Unmuthes saß und sie ein wenig ungeduldig und bei aller Ehrerbietung vor dem Herrn auch ein wenig scharf frug:

„Herr, weshalb lassest du mich gerade jetzt rufen?“

Ein wenig ungeduldig, zerstreut war überhaupt der Ausdruck des herrlichen, edelgebildeten Antlitzes, wie bei Frauen, die gar zuviel beschäftigt und von der Wichtigkeit ihrer Person für das Weltwohl durchdrungen sind,

lassen, und jedes Kind hatte ein Stückchen Kuchen daneben liegen. Elegante Damen bewirteten die Kleinen und nöthigten zum Essen und Trinken.

„Ist das nicht ein reizender Anblick?“ frug die Wohlthätigkeit lebhaft.

Die Liebe aber deutete auf die blassen Kindergesichter.

„Kannst du das finden, siehst du nicht, dass vielen die Scham über die Schaustellung ihrer Armut in der Seele brennt und die kleinen Herzen in noch unverstandener Bitternis sich zusammenkrampfen?“

Da schwieg die Wohlthätigkeit ganz betreten.

Jetzt rief ein Herr die Kinder auf, stellte sie zu einer Doppelreihe an und zog mit ihnen in den großen Saal.

Eine Dame intonierte auf dem Flügel: „O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit“, zaghaft fielen die Kinderstimmen ein. So recht herzlich jubelnd, selig, klang die Weihnachtsjubelhymne freilich nicht, aber das war wohl nur die Scheu vor der großen Gesellschaft.

Dann sprach der Herr, der die Kinder hereingeführt, sehr schön von der Bedeutung des Weihnachtsfestes und von den guten Menschen, die ihnen, den Kindern der Armen, eine so schöne Christfeier bereitet und von dem Dank, den sie dafür den Wohlthätern schuldeten.

Die Wohlthätigkeit hatte solche Reden schon oft, unendlich oft gehört und sich darüber gefreut, heute war's ihr dabei, als stünde sie auf glühendem Eisen, und als müsse sie dem Sprecher die Hand auf den Mund legen und rufen: „O, schweige doch still von diesen Wohlthaten, du thust den jungen Herzen wehe, deine Worte sind tödtender Frost, der grausam das Gute, die Liebe in ihnen vernichtet.“

War's der unsagbar traurige Blick der Liebe, der auf ihr ruhte?

Elegante Damen führten die Kinder an ihre Plätze an der langen Tafel und zeigten ihnen die neuen Schätze.

„Ist das nicht hübsch, mein Junge, und sieh nur die Stiefel, wie gut sie noch sind. Sie sind zwar etwas groß, das schadet aber nicht, dann kannst du sie dir für nächstes Jahr aufheben.“ — Die Augen des kleinen Burschen füllten sich mit Thränen schmerzlicher Enttäuschung. Gerade jetzt brauchte er die ganzen Stiefel so nöthig, da er früh in Schnee und Kälte die Zeitungen von Haus zu Haus tragen musste.

Mit blödem Gesicht und verlegenem Lächeln, dem Zerrbild eines Lächelns, starrten die Kinder auf die Herrlichkeiten, die ihnen wenigstens Herrlichkeiten sein müssen.

„Komm“, flüsterte die hübsche junge Blondine, die ihren Kuss für die Armen um hundert Mark verkauft, ihrer Freundin zu und rümpfte das feine Näschen, „wir wollen uns zurückziehen, damit wir den Kindern nicht so nahe kommen, sie haben einen so schrecklichen Armeleutgeruch an sich, und, mein Gott, man weiß doch auch nicht, was man mit ihnen reden soll.“

Zur Thüre drängten sich jetzt die Väter und Mütter der Beschenkten herein, und die Geschenke wurden in Tücher und Körbe gepackt.

„Die Menschen sind doch schrecklich undankbar“, klagte eine Dame ihrer Nachbarin, „haben Sie den Blick gesehen, mit dem der eine Mensch, der mit dem schwarzen Bart, uns ansah, während er seinem Jungen die Geschenke zusammenpackte? Zum Fürchten.“

Die Liebe zog die Wohlthätigkeit aus dem Saale.

„Lass uns weiter sehen — kennst du diese?“

Die Wohlthätigkeit erbebte.

Vor der Thüre warteten auf die Beschenkten Gestalten, unheimlich, furchtbar, als seien sie dem tiefsten Grund der Hölle entstiegen.

Da war der giftige gelbe Neid, mit den stechenden gierigen Augen und den gekrümmten Spinnenfingern, da war der Hass mit seinem ver-

„Klappern gehört ja zum Handwerk bei den Menschenkindern. Je lustiger ihnen die Schellen um die Ohren rasseln, je lauter das Tamtam dröhnt und ihre Wohlthaten kündet, desto mehr thun sie für die Armen.“

„Du erziehst sie zu Pharisäern — mich aber kennen sie nicht“, sagte die Liebe mit einem tiefen schmerzlichen Aufseufzen.

Röthlicher Schimmer durchwob den Schneenebel, immer glühender, als sei eine große Feuersbrunst auf Erden. Aber es war nur der Widerschein der Millionen von Lichtern, der aus dem Ungethüm einer Großstadt ihnen entgegenleuchtete.

Die Wohlthätigkeit führte die Liebe zu einem großen Haus, in dessen Thoreingang die Menschen sich drängten.

„Hier will ich dir zeigen, was ich vermag“, sagte sie triumphierend.

In einem großen Saale war eine lange, lange Tafel aufgestellt und mit einem weißschimmernden Tuche überdeckt, und auf der Tafel standen drei große Christbäume, bis zum Gipfel erstrahlend im Glanze brennender Kerzen. Darunter lag es ausgebreitet wie ein ganzer Jahrmarkt. Da waren Röcke und Jacken und ganze Kleider, neue und solche auch, die schon ein wenig schäbig und abgetragen aussahen, aber das merkte man jetzt nicht und so genau darf man die Gaben der Wohlthätigkeit auch nicht immer anschauen. Und da standen Schuhe und Stiefel, lagen Schürzen, Kopfhüllen, Shawls und was weiß ich sonst noch, und darüber, gleichsam wie eine Decke, waren rothwangige Äpfel und grau genarbte Nüsse verstreut, und dazwischen lockte gar appetitlich eine Menge duftender, fein überzuckerter Stollen.

In dem Saale drängte eine große Gesellschaft, Damen in rauschender Seide mit langen Schleppen, überrieselt von Spitzen, mit lächelnden Gesichtern und blitzenden Augen, und dazwischen Herren mit Fracks und weißen Binden. Das war ein Lachen und Plaudern, ein Kokettieren und Fächerwinken. Und all das mit dem würzigen Aroma der Tannen, dem Duft der Kerzen, den weichen Wellen des Parfüms gab eine unbeschreiblich berauschende Atmosphäre von Lebensfreude und köstlichem Behagen.

„Geht's bald an?“ fragte eine reizende kleine Blondine und trippelte ungeduldig mit den zierlichen Füßchen. Sie hatte vor wenig Tagen bei einem Wohlthätigkeitsbazar einen Kuss für hundert Mark verkauft, am Tage darauf hatte der Kussverkauf wie eine kleine reizende Novellette natürlich in den Zeitungen gestanden.

„Für die Armen, das ist doch lieb“, fügte die Wohlthätigkeit hinzu, die der Liebe rasch die allerliebste Geschichte erzählte.

„Und worauf wartet sie jetzt?“ frug diese.

„O, erst auf die Bescherung für die armen Kinder, dann auf die Tafel —“, sie deutete nach dem Hintergrunde des Saales, wo eine Anzahl gedeckter Tische der Gäste harrte, „dann wird wohl auch noch getanzt.“

„Getanzt auf dem Elend“, flüsterte die Liebe.

„Geh“, entgegnete die Wohlthätigkeit mit einem kleinen unbehaglichen Lächeln. „Die Menschen wollen doch auch ein Vergnügen haben, und nun sieh.“

In einem Nebenraum saßen an langen Tafeln eine Schar Knaben und Mädchen. Sie waren alle mehr oder weniger ärmlich gekleidet, die einen sauber, zusammengeflickt, die anderen mit der ganzen Schäbigkeit und Verlotterung, die das Zeichen tiefster hoffnungslosester Armut sind. Die jungen blassen Gesichter trugen mehr oder weniger den Stempel, den das Elend aufdrückt, und die Augen blickten scheu.

In den Tassen dampfte würzige Chocolade, in die der Wirt des Etablissements sehr viel Mehl hatte rühren

keine Mutter dabei, die hätte fühlen können, wie gräſslich es ist, sein Kind dieser fürchterlichen Wohlthätigkeit aussetzen zu müssen? Vergib, mein Herzblatt, wir wollen frieren, hungern, sterben, nur nicht von der Gnade der Menschen leben."

So ergossen sich die wilden Wogen der Verzweiflung in die Seele des Kindes, und das kleine Herz krampfte sich in unsagbarem Schmerze zusammen, aber tröstend suchten die Händchen das Antlitz der Mutter zu umschränken.

Die Wohlthätigkeit aber sank, als sie das Stübchen verlassen, vor der Liebe nieder, riſs den Purpurmantel von ihren Schultern und rief weinend:

„Vergib, du Heilige, Hehre, und nimm ihn wieder, den Mantel, ich bin nicht wert, dir fürder zu dienen! Das Gute habe ich gewollt, aber gedankenlos das Böse großgezogen, den Haſs statt der Liebe genährt — verstoße mich."

Aber die Liebe zog sie empor in ihre Arme.

„Nein — denn du hast noch viel zu thun — siehe, die Wohlthätigkeit hat noch immer, ja mehr denn je, unendlich viel Arbeit auf dieser Welt, unendlich viel Thränen zu trocknen, unsägliches Elend zu mildern, aber um der A r m e n, nicht um der Wohlthäter willen. Thu' das Schellengeklingel ab, liebe Schwester, lehre die Menschen, daſs Wohlthun ein heiliges Werk, kein Vergnügen ist und sieh?" — ein göttliches Lächeln umspielte dabei die Lippen der Liebe — „ich will dir zeigen, daſs du Dienerinnen hast, die beseelt von meinem Geiste den Menschen helfen, obgleich du nichts davon ahnst und die selbst die Linke nicht wissen lassen, was ihre Rechte thut."

Und sie führte die Wohlthätigkeit in ein großes Zimmer, das mochte sonst wohl eine Schulstube sein, jetzt war es erfüllt vom geschäftigen Treiben mehrerer Frauen. Frauen — sie trugen zwar keine Trauringe, aber mütterlich gütig war der Ausdruck, der nicht mehr jugendlichen Gesichter und frauenhaft rührend das Thun ihrer Hände.

„Sie kennen das Elend", flüsterte die Liebe der Wohlthätigkeit zu, „denn täglich lesen sie's in blassen kümmerlichen Kindergesichtern, und sie kennen mich und ehren das Göttliche in jeder Menschenbrust, denn aus den Kinderaugen strahlt es ihnen entgegen — nun sieh'."

Jede war dabei, einen großen Korb zu packen, und dabei wurde eifrig geplaudert, und dazwischen wurden süße köstliche Weihnachtslieder gesummt.

„So", sagte dann eine endlich, „nun geht, und in einer Stunde, wenn ihr heimkommt, brennt auch uns der Weihnachtsbaum."

Sie hatten schwer zu tragen und die eine, der die Liebe und die Wohlthätigkeit folgten, flüsterte für sich:

„Ob ich auch alles habe? den Wein für den kranken Vater und die warmen Socken, und für die Frau den Festtagsbraten und — o Gott! wie danke ich dir! du machst mich so unaussprechlich reich, daſs ich wohlthun darf, laſs mich dieser Gnade würdig werden."

Leise huschte sie in einem Hause vier Treppen empor bis zu den Mansardenstübchen.

In der einen lag auf ärmlichem Lager ein kranker Mann. Furchtbarer als die Schmerzen in seinem Körper, wühlte die Sorge in seinem Herzen. Er schaute auf das blasse abgehärmte Gesicht der Frau, die in wahnsinniger Hast die Maschine trat — vergebens — vier hungrige Kinder vermag sie doch nicht zu nähren! Und dann gieng sein Blick über die Kinder hin. Scheu und verschüchtert saßen sie um den Tisch, die größeren schon arbeitend, die kleinen spielten mit einem abgerissenen Tannenzweiglein Weihnachtsbaum — wohl, Kinder, einen anderen

zerrten Antlitz und den unheimlich lodernden Blicken, und hier verhüllte die verzweifelte Scham ihr Haupt.

Und der Neid folgte grinsend und triumphierend einer Schar von Kindern mit ihren Müttern.

„Ihr habt natürlich wieder die besten Fetzen davongetragen“, keifte das eine Weib.

„Halts ....!“ lautete die Entgegnung. „Ihr wisst euch immer 'nanzuschmieren und das Fett abzuschöpfen. Aber natürlich, so gottsjämmerlich und scheinheilig kann kein Mensch thun, wie ihr und eure Fratzen. So ist's, das Schmieren und Kriechen im Staube von unsereinem hat die reiche Sippschaft gern. Gibst mir den rothen Unterrock für meine Kleine nicht raus, zeig' ich euch an, dass ihr ein Geschäft aus dem Bescherenlassen macht, ihr habige Gesellschaft.“

„Das ist ja schrecklich“, flüsterte die Wohlthätigkeit der Liebe zu, mit der sie das Gespräch belauscht, „Neid und Missgunst statt Liebe und Milde zu säen, bei Gott, das wollt' ich nicht.“

„Komm weiter“, drängte die Liebe.

Vor ihnen gieng der Mann mit dem schwarzen Barte, dessen Knabe auch bei der Bescherung gewesen. Der Junge trug sein Bündel, aber seine Augen hiengen gierig an dem Gesicht des Vaters. Das war entstellt von wildem Hass. Die Hände hatte der Mann in den Taschen geballt, in den Augen lohte es unheimlich auf, und die Zähne knirschten.

„Merk's, Bub'“, raunte er heiser, „und vergiss es dein Lebtag nicht. So werfen sie uns wie den Hunden ein paar elende Brocken von ihrem Überfluss zu, den unser blutiger Schweiß ihnen erst schaffen muss. Und dabei reden sie von Liebe und Barmherzigkeit“. Ein Lachen, das das Blut in den Adern frieren machte, brach über die Lippen des Mannes. „Verflucht sei ihre Wohlthätigkeit, die sie ausschreien auf den Gassen! Wohl, unseren Dank sollt ihr kennen lernen — Bub merk's! — Hass, wilder blutiger Hass sei der Dank, den du ihnen schuldest, dafür, dass sie dich heut' abend in den Staub getreten mit ihrer Wohlthätigkeit.“

„Mir graust's“, murmelte die Wohlthätigkeit entsetzt und schmiegte sich zitternd an die Liebe.

Die zog sie, ohne zu sprechen, mit sich durch Straßen und Gässchen einer schmächtigen Frauengestalt nach, die ein kleines Mädchen an der Hand führte. In einer entlegenen Straße stiegen die beiden in einem alten Hinterhause drei enge, steile, halbverfallene Treppen empor, langsam, als hiengen Centnergewichte an ihren Füßen.

Ein kleines dürftiges Gelass, in dem die peinliche Sauberkeit die herzbedrückende Armut nicht bergen konnte, empfieng sie. Während die Frau, der die Sorge und das bittere Elend aus den unheimlich großen Augen starrte, das Licht entzündete, nestelte das Kind an dem Bündelchen, in dem die bescherten Gaben waren.

„Ach Mama“, sagte die kleine müde Stimme, „es war so schrecklich, wie einen die Leute ansahen, als hätte ich etwas Böses gethan.“

Da brach die Frau plötzlich mit einem wilden Aufschluchzen neben dem Kinde in die Knie, umschlang die kleine Gestalt mit ihren Armen, und in Verzweiflung brach es von ihren Lippen:

„O Gott! Was habe ich verschuldet, dass du mich so furchtbar demüthigest! Warum muss ich den Kelch bis zur bittern Hefe trinken! O lieber sterben, als noch einmal solche Schmach erleben! Ich will arbeiten, will darben, will hungern, will mein Herzblut für dich geben, aber du mein armes Kind, du sollst nicht wieder zu dieser Schaustellung dienen! Was hast du gethan, mein Liebling, dass all die kalten Augen so neugierig, so grausam mitleidig auf dir ruhen durften! War

Wie das Volk dichtet.

Nach Adalbert Svoboda.*)

Das Volkslied ist geworden wie die Blume auf der Heide, ist gewachsen wie der Baum im Walde. Die Annahme, dass man das Alter des Volksliedes höchstens auf zwei bis drei Jahrhunderte anschlagen dürfe, ist hinfällig und haltlos. Das Volk hat sich immer den Kummer vom Herzen gesungen, hat seine Helden stets im Gesange gefeiert und seiner Liebesfreude immerdar tonlichen Ausdruck gegeben. Dass der Bau, der melodische Tongang der Lieder eine Entwickelung durchmachen musste, duldet allerdings keinen Zweifel und kann man aus der rohen Einfachheit eines Liedes gewiss auf dessen Alter zurückschließen.

Für Componisten und Dichter, für Freunde der Ton- und Dichtkunst kann es kein erquicklicheres Studium geben als jenes der nationalen Lieder; sie lassen uns gleichsam in das Herz eines Volkes blicken und die Pulsschläge desselben mitempfinden. Wie naiv auch das poetische und musikalische Schaffen eines Volkstammes sein mag, welches sich in Liedern kundgibt, es liefert gleichwohl Vorbilder und Anregungen für Poeten ebenso wie für Componisten.

Den Apoll des Volksliedes und der Volksweisen kann man sich in der That so denken, wie ihn Albrecht Dürer in einer Handzeichnung dargestellt hat. Etwas dürftig angezogen sitzt er auf einem Baumstumpf und lauscht den Tönen, welche er aus seiner vielsaitigen Viola herauszieht. Trotz der ländlichen Nachlässigkeit seiner Tracht oder eben wegen derselben fesselt dieser Jüngling, der sich schlicht und liebenswürdig gibt wie ein Volkslied.

Dass die Verbindung der Dicht- und Tonkunst für einen Volksstamm, welcher von der Cultur unberührt blieb, die einzige geistige Erholung bietet und ein Antrieb für fortgesetztes poetisches Schaffen ist, beweist Constantin Miladinow, welcher mit seinem Bruder Demeter eine Sammlung bulgarischer Volkslieder (Agram 1861) herausgegeben hat. Nach dieser Quelle kommen in Bulgarien an kleinen und großen Festtagen in Dorf und Stadt alle Mädchen in einem Garten zusammen, um beim Reigen neue Lieder zu singen. Die Vortänzerin (Tantscharka) beginnt den Tanz mit einem überkommenen oder von ihr erfundenen Liede, schließt sich dann der Kette der Tanzenden an und überlässt ihren Platz einem andern Mädchen, welches ein neues Lied zu singen beginnt. Mit Recht kann man deshalb diese Zusammenkünfte Pflegestätten der Dichtkunst nennen. Das vom Volk Gedichtete ist von der Vertonung unzertrennlich; Ton und Wort sprießen

*) Die „Illustrierte Musikgeschichte" von A. Svoboda ist es, welcher wir auszugsweise die folgenden Aufzeichnungen entnehmen. Aus dieser zum Verwundern reichen Wissensquelle schöpft mancher, der für Kunst und Musik Interesse hat. Es wird wenige Werke geben, in welchen alles, auf Musik sich beziehende Wissenswerte so sorgfältig zusammengetragen, so geschmackvoll geordnet ist, als in diesem köstlichen Buche, dessen zweiter Band eben bei Karl Grüninger in Stuttgart im Erscheinen begriffen ist.
Die Red.

Weihnachtsbaum gibt's doch nicht für euch.

Da klopfte es an die Thüre. Lauschend schauten sie empor. Sie öffnete sich wie von Geisterhand, ein großes dunkles Etwas ward hereingeschoben, dann ein Baum — ein wahrhaftiger Tannenbaum, und geheimnisvoll schließt sich die Thüre wieder.

Todtenstill ist's ein paar Augenblicke in dem kleinen Raum, dass sie das bange Klopfen ihrer Herzen hören können.

Dann bricht es los: „Was ist das?" Zaghaft schier hebt die Frau das Tuch von dem Korb, und ein Freudenschrei fliegt von ihren Lippen. Herrgott! welche Schätze, welche Reichthümer — schier unerschöpflich scheint der Korb, und alles so ganz extra für sie ausgesucht, just das, was sie so nöthig brauchen — sie eilt zur Thüre hinaus — aber draußen auf dem Flur ist's still, und niemand ist auf der Treppe zu sehen —

„Mann", ruft sie mit glücklichem Aufschluchzen, „es geschehen doch noch Wunder!"

Die Kinder aber haben das Bäumlein jubelnd zum Bette des Vaters geschafft; schmucklos, aber duftend, als habe sie eben die Axt im Walde gefällt, steht die Tanne da. Die Lichter und Süßigkeiten, die sie schmücken sollen, liegen im Korb. Das süße Recht der Eltern ist gewahrt, den Kindern selbst das Bäumlein aufputzen zu dürfen. Nur ein Band schlingt sich vom Gipfel um die grünen Äste, und die Worte stehen darauf:

„Vom Himmel hoch, da komm' ich her!"

Der Mann faltet die Hände, seine Seele betet, wie sie seit langer langer Zeit nicht mehr gebetet, eine Thräne rollt über die eingesunkenen Wangen, und die zitternden Lippen flüstern:

„So ist es doch wahr — die Liebe höret nimmer auf!"

Die Wohlthätigkeit aber sank der Liebe an die Brust.

„Jetzt verstehe ich dich, du Göttliche, dir will ich allein dienen, lehre mich und die Menschen recht wohlzuthun!"

Des Herrn Gebot.

Du sollst nicht tödten! heißt des Herrn Gebot,
Es liegt wie schwerer Fels auf meinem Weg,
Wer räumt ihn fort, dass ich durch andrer Tod
Den Grund zu meinem irdischen Glücke leg'?
Er wächst vor meinem Auge riesig an.
Du sollst nicht tödten! mahnt er dumpf und hohl.
Wie komm' ich vorwärts auf des Lebens Bahn,
Wie sieg' ich nur, wenn ich nicht tödten soll?
Du sollst nicht tödten! spricht der Herr zu mir.
So sink' ich schauernd nieder vor dem Stein,
Nicht weiter will ich, sterben will ich hier,
Und in Erfüllung des Gesetzes selig sein.

R.

dieselbe hervorgerufenen Gefühle, sich zuletzt im Dramatischen geltend macht.

Aus vielen alten Volksballaden winkt das Heidenthum mit seinen mythischen Gestalten und mit seinen Zaubereien, die sich in der Sache von anderen Wundern gar nicht unterscheiden. In einem von W. Grimm übersetzten altdänischen Heldenlied wird von einer musikalischen Elfe gesprochen, welche sich nach dem Besitze eines Jünglings sehnt und deshalb singt. Die Wirkung ihres Gesanges war groß. „Der reißende Strom stand still dabei, der gewohnt war, sonst zu rinnen; mit ihren Flossen spielten die Fischlein klein, die in den Fluten schwimmen; die Vöglein, die alle in den Lüften sind, begannen zu singen im Thale.“ Dem Gesange, welchem die ganze Natur lauscht, folgten lockende Reden der Elfe, welche den Jüngling bei sich behalten wollte. Da krähte der Hahn und der Jüngling konnte seiner Freiheit wieder froh werden.

Nicht minder alt sind Volksballaden, welche Zauberthaten schildern, in denen aus Lindwürmern, welche von Prinzessinnen auf den hässlichen Mund geküsst werden, schöne Ritter hervorkriechen, oder Raben, welche das Herzblut eines Kindes schlürfen, sich in Jünglinge verwandeln, worauf das getödtete Kind durch ein Wunder wieder auflebt. Unseren heidnischen Vorfahren galt bekanntlich die Unvergänglichkeit des Lebens für die Unsterblichkeit der Seele. In alten Volksliedern geht es überhaupt so zu wie in Märchen; in beiden wird im Interesse anständiger Sitte und menschlicher Pflicht die Naturordnung mitunter verrückt.

Ein anderes Kennmal des hohen Alters von Volksliedern ist die Rauheit der Sitten, welche darin geschildert wird. Die Helden derselben waten nur so im Blut und benehmen sich frevelhaft gegen vertrauensselige Jungfrauen, die sich übrigens energisch zu rächen verstehen.

Mit der edlen Weiblichkeit englischer Balladenladies ist es nicht weit her. Die Heldin eines Volksliedes ladet den Carl Richard ein, bei ihr zu verweilen. Der Carl entschuldigt sich, weil eine Lady „schöner als zehn“, seiner bereits harre. Die Verschmähte stößt den Beleidiger mit einem Messer nieder.

Eine andere herzpackende Ballade betrifft ein Edelfräulein, welches ihre verborgene Minne mit sieben Jahren „Lazarei“ büßen muss; sie zieht sich in eine Hütte zurück und gibt mit der Lazarusklapper kund, dass sie wie eine Aussätzige von aller Welt gemieden werden will, während sie in einem Napfe milde Gaben sammelt. „Die muss sieben Jahre Lazarus sein, die da trägt verborgenes Lieben.“ Endlich kommt der Ritter, welcher das Edelfräulein insgeheim verehrt hat, und nimmt die Märtyrerin ihrer Liebe zur Frau.

In einer alten schwedischen Ballade freit Herr Bold eine Hexe, welche auf einem Bären ritt, dem sie einen Wolf als Sattel überwarf, während ihr eine Schlange als Peitsche gut taugte. Die Kehrverse darin sind: „Dass man sich's reiflich bedächte!“ und „Herr Bold kommt gar zornig des Weges!“ Herr Bold ist ein Unhold, erschlägt sein Liebchen und kommt dafür aufs Rad.

Ein herzloses Mädchen stößt, so wird in einer anderen Ballade mitgetheilt, ihre „wie das Sonnenlicht“ schöne Schwester ins Meer, um deren Bräutigam heimzuführen. „Du vielliebe Schwester, du hilf mir ans Land und dir will ich geben meinen jungen Bräutigam.“ Die Grausame erwidert, sie werde ihn ohnehin erhalten. Die Schwester ertrinkt. Da kommt ein Spielmann des Weges; er macht aus der „schneeweißen Brust der Jungfrau“ eine „liebliche Harfe“, aus ihren kleinen Fingern Schrauben, aus ihrem goldenen Haare Saiten. Der Spielmann schlägt die Harfe bei Hofe und

aus derselben Wurzel hervor. So kommt es, dass die Volksliteratur der Bulgaren im Gedächtnisse der Mädchen und Frauen herumgetragen wird.

Der Gesang ist der treue Begleiter des Bulgaren bei allem, was er beginnt. Der makedonische Bulgare singt, wenn er im Gebirge die Herde weidet oder sie besucht, wenn er Holz fällt, wenn er auf dem Felde pflügt oder gräbt, wenn er Heu zusammenträgt, wenn er an Feiertagen mit Freunden im Schatten sitzt, oder wenn er den Reigen tanzt. Der Bulgare singt, wenn er arbeitet, wenn er von der Arbeit ausruht, wenn er sich freut, wenn er trauert, wenn er liebt und scherzt.

Alle Stände der Südslaven haben ihre Sonderlieder, auch die Räuber; bei allen wichtigen Lebensvorkommnissen wird gesungen, weil sich's in Tönen besser sagen läßt, was einem das Herz bewegt. Wie man in den Texten der serbischen und bulgarischen Lieder Nachklänge vorchristlichen Volksglaubens findet, so kann man auch im Tanze der Serben und Bulgaren Überreste des heidnischen Gottesdienstes entdecken. Der Rhythmus des gebundenen Wortes, der Töne und der körperlichen Tanzbewegung gehören da zu einem organichen Ganzen. Die südslavischen Dorfbewohner kommen an bestimmten Tagen auf Hochflächen zusammen, wo sie schweigend und ernste Miene im Gesichte — reigen. Früher galt dieser Tag als Ehrung der siegenden Frühlingssonne, jetzt soll der heilige Georg durch den Festreigen ausgezeichnet werden. Den cultlichen Tänzen folgen Gesänge und Tanzlieder.

Das Alter der Volkslieder wird auch durch den kirchlichen Eifer bewiesen, welcher sich schon im siebenten Jahrhundert n. Chr. gegen die Winnileodes oder Minnelieder gekehrt hatte.

Die Kirche eiferte gegen weltliche Lieder, theils weil sie ans Heidenthum erinnerten, theils weil sie das Natürliche dem Übernatürlichen vorzogen. Sie verpönte deshalb 744 den Vortrag von Spottliedern und verbot bekanntlich den Nonnen das Absingen von Liebesliedern. Die Nächstenliebe der Klosterfrau sollte sich nicht auf Männer beziehen. Dieser Hass gegen die sinnliche Macht der Musik hat sich bis in das Zeitalter der Reformation erhalten. Calvinistische Priester verfolgten nicht nur Volkslieder, sondern auch die Instrumentalmusik; selbst die Orgel, welche nur gottesdienstlichen Zwecken dient, wurde als „Pfeifenkasten" in Acht erklärt, weil er die Sinne reizt.

Beachtenswert ist es, dass die alten von Skalden gesungenen nordischen Balladen wie schwermüthige Kirchenweisen klingen, in welchen die Stimmung der Beklommenheit gegenüber der Größe Gottes, des gerechten und allmächtigen Strafrichters, sich ebenso offenbart, wie das Bewusstsein der eigenen Winzigkeit und Nichtigkeit. In der düsteren Grundstimmung der altnorwegischen, dänischen und schwedischen Volksweisen gibt sich auch die Schwermuth und Gedrücktheit von Volksstämmen kund, welche inmitten einer unwirtlichen Natur mit Elementen kämpfen müssen, um den Lebensunterhalt zu finden. Wehmüthig sind überhaupt alle alten Volksweisen. Die epischen Lieder, welche zuerst gesungen wurden, schildern meist nur tragische Begebenheiten. Da kann der Gesang keinen Lerchenton anstimmen. Der erzählende Ton der altnordischen Balladen wäre, nebenher sei's erwähnt, ein Vorbild für das Recitativ in einer volksthümlichen Oper.

Das Volk besingt zuerst Begebenheiten, nicht Gefühle; der Ausdruck der letzteren, das Hervortreten des lyrischen Elementes im Liede, tritt erst in der zweiten Entwickelungsphase desselben auf, während der Zusammenschluss des Epischen und Lyrischen, die Darstellung einer sich entwickelnden Handlung und der durch

Unglück, doch ich konnte nicht vor Lachen.“ In einer anderen wird ein stiller Zecher also verspottet: Schaum hat mehr das Bier im Kruge, als der Muttersohn Verstand hat, welcher hinter dem Krüglein sitzt und des Bieres Trinker ist.“ Originell ist folgender jungfräulicher Wunsch: „Näh' ein Hemd mir, Mütterchen, wohl aus lauter Feuerfunken, dass der Schlingel, der mich berührt, sich die Tatzen recht verbrenne.“

Ein zarter Einfall liegt jenem serbischen Volksliede zugrunde, in welchem ein Liebespaar eine Zusammenkunft im Garten verabredet: „Du Theuere verwandelst dich in eine Rose und ich in einen weißen Schmetterling; ich fliege dann auf die Rose zu, die Leute werden dabei gar nichts dich Bloßstellendes denken; ich aber küsse insgeheim mein Mädchen.“

Von ähnlicher poetischer Innigkeit und Lieblichkeit ist jenes Volkslied, in welchem eine Maid den Wind auszankt, weil er sie durch einen bewegten Ast einem Traume entreißt, indem sie gerade von dem Freunde geküsst wurde.

Solange die Völker ihrer Naturhörigkeit bewusst blieben, wie in vorchristlicher Zeit, hielten sie Thiere für bevorzugte Lebensgenossen, welche den Menschen in mancher Beziehung überlegen sind. Ja sie mutheten ihnen das Wissen von Zukunftsdingen zu. So fragt ein Mädchen, welchem ein serbischer Heldenjüngling sein Ross zum Führen übergeben hat, das edle Thier, ob dessen Herr schon vermählt sei. „Noch nicht!“ — erwidert das Pferd — „allein im nächsten Herbste denkt er dich heimzuführen!“ „Wenn ich wüsste, dass dies Wahrheit wäre, möchte ich meine Spangen gleich zerschmelzen und deinen Halfter dir damit beschlagen!“ — äußert das Mädchen in seinem Herzensjubel. Allerliebst ist auch jenes serbische Volkslied, in welchem ein Mädchen dem natürlichen Rechte des Herzens und Rücksichten der Scham gleichzeitig Rechnung trägt, indem es sagt: „Küsse mich, mein Geliebter, so viel du willst, nur drücke mich nicht auf die Wange, damit es meine Mutter nicht erkenne.“ — Noch zarter ist folgendes Liebesgedicht: „Küsset dir ein Lüftelein Wange oder Hände, denke, dass es Seufzer seien, die ich zu dir sende“ &c.

Und immer wieder ist es die Natur, welche all das mitempfindet, was Menschenherzen bewegt, und all den Reichthum ihrer Farben dem Volksdichter übergibt. „Dunkle Nacht, du bist voll der Wolken, du mein Herz, du bist voll des Kummers“ — heißt es in einem serbischen Volksgesange. „Finster ist der Himmel, Regenschauer niederschlagen, Kälte hübscher Mädchen, die ist schwer wohl zu ertragen.“ Wie in diesem, erscheint auch in folgenden Volksgedichten die Natur deshalb als Mutter der Poesie, weil sie den Stoff für Gleichnisse immer wieder darbietet: „Wie die helle Abendröthe möcht' ich Arme blühen, einem wollte ich nur leuchten und ihm nie verglühen.“ „Mond, ich bitte, hinter jener Wolke noch etwas zaud're, dass ich noch mit der Geliebten ein weniges hier plaud're.“

Wie infolge eines Naturzwanges sucht sich das Volk den Kummer vom Herzen wegzusingen, wie es in folgendem russischen Volksliede geschieht: „Ich gehe in die Wälder, meinen Schmerz zu tilgen; gehe zu den Flüssen, mein Leid zu ertränken, gehe in die Felder, meinen Kummer zu mäßigen, im Thale mein Leid zu enden. Im dichten Walde ist die Sehnsucht mit mir, im strömenden Fluße fließen meine Thränen, im weiten Felde sengen sie die Gräser, in den Thälern verderben sie die Blumen.“ Eine feine poetische Beziehung zwischen einem Stern und dem Herzen eines Liebenden wird in folgendem böhmischen Volksliede gefunden: „Sternchen mit dem hellen Schein, könntest du doch weinen, hättest du ein Herzelein, o du goldnes Sternchen mein, du würdest Funken weinen!“

aus der Harfe spricht die Seele der gewaltsam aus dem Leben Gedrängten. „Der Bräutigam ist mein Liebster süß! meine Schwester mich stieß in die Wellen tief.“ Die Entlarvte findet in einem brennenden Holzstoße ihren Tod.

Von hohem Alter zeugen auch jene Volkslieder, deren Helden ausziehen, um den ihnen Begegnenden Räthsel zum Auflösen vorzulegen. Der schwedische Recke Sven Svanehwit weiß es, dass die Sonne runder ist als die Erde, dass im Himmel die schönste Pforte zu sehen, dass das Eis die breitesten Brücken baut, dass die Seele geschwinder als der Lerchenfittig und der Engel weißer als der Schwan ist, reist als Eigenthümer dieser Witze herum und betheilt jene Scharfsinnigen, welche seinen Fragen standhalten, mit Goldringen.

Auch in englischen und schottischen Balladen klingt die uralte, aus dem Orient nach Europa gebrachte Sitte des Beantwortens von Räthselfragen nach. Ein Freier erhält die Hand des geliebten Mädchens nicht, wenn sein Scharfsinn nicht der Räthselfragen Meister wird. Er muss es wissen, dass die Liebe länger ist als der weiteste Weg, dass die Hölle tiefer als das Meer, der Donner lauter als das Horn, der Hunger schärfer als der Dorn und der Teufel schlimmer ist als ein böses Weib; — sonst ist sein Liebesglück dahin.

Die rohe Gesinnung, welche sich in historischen Liedern nicht selten ausspricht, wurde durch das Christenthum gemildert, das mit ewigen Strafen droht. Es spiegelt sich dies auch in Liedern, nach welchen Verächter fremder Eigenthumsrechte im Grabe keine Ruhe finden.

Die religiös angehauchten kurzen Lieder der Letten sind oft von einer bestrickenden Innigkeit und poetischen Zartheit. So heißt es in einem derselben: „Singend führt mich zum Grabe, führt nimmer mich mit Thränen, damit singend meine Seele einziehen kann beim lieben Gott.“ Mit reizender Naivetät werden irdische Gewohnheiten ins Himmelreich versetzt, wenn ein Sterbender den Wunsch ausspricht: „Vormittags führt mich zum Grabe, führt mich nicht am Nachmittage, denn nachmittags schließen Gottes Kinder zu die Himmelspforten.“ Dass auch die Religion dichterische Inspirationen anregt, beweist jenes lettische Lied, in welchem die Frage aufgeworfen wird, warum sich die Espe fortbewege und die Birke stets die Zweige rege. Aus Theilnahme für den Kreuzestod des Heilandes lautet die Antwort des lettischen Volksdichters, der auch Bäumen seine gute christliche Gesinnung zuschreibt: „Stille steht die Birke, niedersenkend ihre Äste, um den lieben Herrn will sie trauern bis zum Weltenende!“ Das ist die echte Poesie, wenn die ganze Natur Leid und Lust der Menschen mitfühlt und wenn zu jedem Lebenston sich in der Natur ein Widerklang findet.

„Birnen, Nüsse sind im Walde, aber keiner, der sie pflücke! Voller Mädchen ist das Dorf, aber keiner, der sie freie!“ Nun, vielleicht betritt das Dorf bald jener lettische Jüngling, welcher nach einem Liebchen sucht, das biegsam ist wie die Tanne, oder jener heiratsfrohe, welcher erklärt: „Nimmer nehm ein langes Weib ich, das vom Winde wird gebogen; eine kleine, starke nehm' ich und der Wind bläst darüber weg!“ Dass die Natur ein Haupt- und Grundbuch der Poesie ist, beweist jenes lettische Fräulein, welches singt: „Schmücke mich, du liebe Mutter, werd' nicht jung zum zweitenmale! Blühte je ein Apfelbäumchen zweimal weiß zur Sommerszeit?“

In den lettischen Vierzeiligen werden ebenso muntere wie ernste Gedanken ausgesprochen. So wird in einem derselben gescherzt: „Mit Hinterfüßchen schlug Häschen aus nach meinem Vater! Sehr beweint hätte ich dies

steht nun in dem Verhältnis, in welchem die Staatsverwaltung zu der Selbstverwaltung der Staatsbürger und dem Rechte der Gemeinden an der Schulverwaltung steht. Dass dieses nicht in allen Staaten weder gleichzeitig, noch gleichartig ausgebildet wurde, ist wohl nur zu natürlich. So tritt in England in dem Comittee of Education eine höchst unklare Form der obersten Staatsgewalt und ihres Einflusses auf das ganze Volksschulwesen entgegen, indem nur die Gemeinde, was der Revised Code von 1870 definitiv anerkannt hat, als Schulgemeinde (school district) die eigentlich verwaltende Gewalt durch den von ihr gewählten Schulrath (school board) ausübt, wobei allerdings gelegentlich von Enqueten, aber nie von einer organisierten Oberaufsicht über den Unterricht die Rede ist. — In Frankreich hat dagegen die Gemeinde als solche keine Gewalt über den Unterricht, sondern die Theilnahme der Selbstverwaltung ist hier nach dem Vorbild anderer Verwaltungszweige durch ein System von Conseils vertreten, die sich unmittelbar an den amtlichen Organismus anschließen und nur berathende Gewalt haben. Österreich und Deutschland zeigen darin große Übereinstimmung, dass die Gesetzgebung den Trägern der Schullasten auch einen gebürenden Einfluss auf die Schulverwaltung einzuräumen sucht. Die Schulaufsicht übt in beiden Reichen der Staat durch seine Organe aus; die Überwachungsbefugnisse der Schulbehörden fügen sich selbstverständlich in die durch die Verfassungen geschaffenen Beziehungen der Staatsverwaltung zu den höheren Verwaltungskörpern. In Österreich hat die Gemeinde den Aufwand für die sachlichen Erfordernisse, der Bezirk oder das Land die laufenden Dotationserfordernisse zu bestreiten. An der Schulverwaltung nimmt die Schulgemeinde durch den Ortsschulrath, der Schulbezirk durch den Bezirksschulrath, das Land durch den Landesschulrath theil. Die näheren Bestimmungen in Betreff der Zusammensetzung und Einrichtung dieser Schulbehörden, sowie die gegenseitige Abgrenzung des Wirkungskreises derselben trifft die Landesgesetzgebung. Die Schulaufsichtsgesetze zählen nicht nur die Überwachungsbefugnisse der Schulbehörden punktweise auf, sondern bestimmt auch die Stellung der Schulbehörden zu dem den Organen der Landesvertretung (Landesausschuss) und den autonomen Körperschaften innerhalb der Länder nach den Bestimmungen der Staatsverfassung eingeräumten Einflusse. — Das Unterrichtsministerium hält die Einheit in dieser localen Verwaltung aufrecht und übt seine Oberaufsicht durch das hochwichtige Institut der Schulinspectoren, welche sich eine genaue Kenntnis des Zustandes des Volksschulwesens in ihren Amtsbezirken zu verschaffen haben, auf dessen Verbesserung und Förderung kräftigst einzuwirken und die mittelbare und unmittelbare Förderung ihres Gedeihens sich angelegen sein zu lassen und mit aller Aufmerksamkeit zu wachen haben, dass die Schule nicht zu politischen, nationalen und confessionellen Umtrieben missbraucht werde. — Die Verschiedenheit der Organisation und ihr Charakter liegt also hauptsächlich in den Rechten, welche die Vertretung der Gemeinden auf die Schulverwaltung besitzt. In England macht sich der Einfluss der Regierung überhaupt erst dann geltend, wenn die Schule eine Unterstützung fordert. In Frankreich ist der Einfluss der Gemeinde infolge Mangels an Selbstverwaltung stets ein geringer, und das Schulwesen hat daher nur eine formale Freiheit. Die literarische Arbeit Blocks („Dict. d'instr. primaire") belehrt über die Organisation der französischen Schulverwaltung mit dem Systeme des Conseils sehr gut. Der Charakter der

Die Schulverwaltung in den hervorragendsten Culturstaaten Europas.

Von **Julius Weinhardt**, Oberlehrer (Steiermark).

Während ich ein Bild von der Entwicklung der Verwaltungsreformen auf dem Gebiete des Volksschulwesens zu entfalten versuche, wird der Charakter der Schulverwaltung in den ersten Staaten Europas zum Ausdrucke kommen. Der Volksunterricht wird Gegenstand der Staatsverwaltung, indem der Staat die Verwirklichung jener im Wesen der Schule liegenden Forderungen zum Gegenstande seiner Fürsorge aufnimmt. In allen Staaten Europas hat sich die Form der Schulverwaltung aus den Auseinandersetzungen des Staates mit den Trägern der Rechtsverhältnisse der öffentlichen Volksschule entwickelt. Es darf nicht vergessen werden, dass das gesammte europäische Bildungswesen ursprünglich durch die Kirche verwaltet wurde; die Gründungen, die Leitung und die Oberaufsicht der Schulen waren in den Händen des Clerus. Als das Volksschulwesen sich zu entwickeln begann, erwuchsen auf kirchlichem Boden Kirch- und Pfarrschulen, an die sich auf dem Lande und in kleinen Städten die Schulen der bürgerlichen Gemeinden anschlossen, welche außer Stande, die Lasten der Schulerrichtung und Schulerhaltung selbstständig zu tragen, Kirchenpatronen und Kirchengemeinden die Verwaltung überließen. Dort, wo sich das Schulwesen unter dem Schutze der Kirche entwickelt hatte, bildete sich begreiflicherweise auch der Grundsatz aus, dass die Verwaltung der inneren Angelegenheiten der Volksschulen, also die Ordnung des Unterrichtes und der Schulzucht, der Befähigung, Anstellung und Verwendung der Lehrindividuen in den Wirkungskreis der geistlichen Schulaufsicht fallen und den politischen Behörden die Sorge für die äußere Ordnung obliege, dem Staate dann nur die Oberaufsicht über das gesammte Volksschulwesen zustand. Wo aber neben den bürgerlichen Gemeinden noch communale Verbände, Schulsocietäten, Grundherren und Patrone an der Errichtung und Erhaltung der Schulen theilnahmen, wie in den evangelischen Ländern und Landestheilen, wurde auch schon früher der Grundsatz anerkannt, dass auch die Gemeinde, der die Kinder gehörten und welche die Lasten trug, an der innern und äußeren Verwaltung der Schule Antheil erhalten sollte. In dem Maße, als der Volksschulunterricht mehr und mehr eine Angelegenheit des Staates wurde, erhielt auch die Schulverwaltung eine verfassungsmäßige Ausgestaltung. — Die verfassungsmäßige Schulververwaltung be-

rationen zu sorgen; inwieferne Bezirke daran theilnehmen, bestimmt die Landesgesetzgebung; soweit die Mittel der Ortsgemeinden, beziehungsweise der Bezirke für die Bedürfnisse des Volksschulwesens nicht hinreichen, hat dieselbe das Land zu bestreiten. — Auch hier werden die Durchführungsbestimmungen der Landesgesetzgebung vorbehalten. Demgemäß regeln auch die Landesgesetze die Herstellung, Erhaltung, Einrichtung, Miete und Beheizung der Schullocalitäten und die Herstellung der Lehrerwohnungen, die Beitragspflicht für die Beschaffung der Turnplätze und Schulgärten, die Bildung eigener Landes- und Bezirksschulfonde zur Deckung des Dotationsaufwandes für das Volksschulwesen und die Art der Ausübung der Präsentationsrechte. — Sowie durch die Gesetze über die Schulaufsicht, so wurde auch durch die Gesetze über die Schulerhaltung die Obsorge für die inneren und äußeren Schulverhältnisse vollständig in den Verwaltungsorganismus des Staates eingefügt und glücklich sowohl die Einheit des Unterrichtswesens durch die Staatsverwaltung, als die Theilnahme der Bevölkerung durch die Theilnahme der Ortsgemeinden an der Schulverwaltung gesichert und durch die glückliche Lösung dieser scheinbar zuwiderlaufenden Interessen das Ziel erreicht, worauf die Unterrichtsgesetzgebung aller Culturstaaten hinzielt. — Indem das Gesetz als natürlicher Träger der Schullasten die Ortsgemeinden bezeichnete, demnach die Erhaltung der Volksschule eine Gemeindeangelegenheit wurde, war der Vielgestaltigkeit der örtlichen Bildungsinteressen Rechnung getragen, war die Gefahr einer generalisierenden schablonenhaften Behandlung der Schulangelegenheiten gebannt, war das in der Theilnahme an den Schullasten wurzelnde Interesse der Eltern für die Schule gesichert und hatten die qualitativ und quantitativ wachsenden Anforderungen an das Schulwesen in dem den heutigen wirtschaftlichen Aufgaben entsprechenden Besteuerungssystem der bürgerlichen Gemeinden die stabile Grundlage erhalten. — Damit aber auch die kleinen Gemeinden unter allen Umständen leistungsfähig bleiben, wurde eine Deckung der Mehrerfordernisse aus Landesmitteln, und wo diese nicht ausreichen sollten, eine erhebliche Beihilfe aus Staatsmitteln verbürgt, um eine Bedrückung der ärmeren Volksclassen schon durch die Bildung von Landes- und Bezirksschulfonds zur Deckung des Dotationsaufwandes, insbesondere zur Bestreitung der Lehrerbesoldung hintanzuhalten. — Ebenso ist durch die Schulaufsichtsgesetze Vorsorge getroffen, dass die Träger der Schullasten auf die Bestellung der Lehrer einen den Erhaltungskosten entsprechenden Einfluss erhalten, ohne dass der für ein gesundes Volksschulwesen erforderlichen Unabhängigkeit des Lehrstandes von allen dem Ansehen des Lehrstandes abträglichen localen Einflüssen Abbruch geschieht oder durch die Einflussnahme der Schulerhalter auf die Stellenbesetzung die staatliche Leitung und Aufsicht über die Volksschulen irgendwie beeinträchtigt wird. — Durch die gesetzlichen Vorschriften über die Lehrerbildung und durch die Regelung der Rechtsverhältnisse des Lehrerstandes sind die zur Durchführung der Gesetze und Vorschriften erforderlichen vorgebildeten Lehrkräfte in die Lage versetzt, ungehemmt in der Schulgemeinde wirken zu können und beizutragen, dass die in dem Volksschulsystem gelegenen Ideen der Volkserziehung und Volksbildung auf der Grundlage der Selbstverantwortlichkeit des einzelnen für das Geschick seines Lebens zum Durchbruch kommt. So bildet der Lehrer einen außerordentlich wichtigen Theil in der Schulverwaltung, der durch treue Pflichterfüllung und rastlose Thätigkeit an der großen Idee der Volksbildung den unmittelbarsten Antheil hat.

deutschen Schulverwaltung zeigt noch den Interessengegensatz der Gemeinde mit dem noch immer in vielen Theilen herrschenden Einflusse der Grundherrlichkeit und der Kirche; in den Städten ist die Selbstverwaltung meistens durchgedrungen, auf dem Lande mangelt sie noch. Diese ganze Bewegung kann erst ihren Abschluss erhalten, wenn die systematische Lehrerbildung durchgeführt sein wird. Interessant ist die Mannigfaltigkeit der Träger der Rechtsverhältnisse in Preußen, in welchem auf dem Lande neben den Societäten noch Patrone und kirchliche Interessenten die maßgebenden Factoren sind. Ich verweise hiebei auf Rönnes Preußisches Staatsrecht, II. Band, § 496, über die noch bestehenden „Schulpatronate" und II. Band, § 275, und auf Rößlers Sociales Verwaltungsrecht, II. Band, § 275. — Österreich bringt den Charakter der Schulverwaltung in seinen Schulgesetzen zum klarsten Ausdruck. Gleich das Gesetz vom 25. Mai 1868, durch welche grundsätzliche Bestimmungen über das Verhältnis der Schule zur Kirche erlassen werden, setzt fest: 1. Die oberste Leitung und Aufsicht über das gesammte Unterrichts- und Erziehungswesen steht dem Staate zu und wird durch die hiezu gesetzlich berufenen Organe ausgeübt; — 2. die vom Staate, von einem Lande oder von Gemeinden ganz oder theilweise gegründeten oder erhaltenen Schulen und Erziehungsanstalten sind allen Staatsbürgern ohne Unterschied des Glaubensbekenntnisses zugänglich; — 3. die Lehrämter an den öffentlichen Schulen und Erziehungsanstalten sind für alle Staatsbürger gleichmäßig zugänglich, welche ihre Befähigung hiezu in gesetzlicher Weise nachgewiesen haben; — 4. in Betreff der Zusammensetzung und Einrichtung des Landes-, Bezirks- und Ortsschulrathes, dann bezüglich der gegenseitigen Abgrenzung des Wirkungskreises derselben, sowie über die Eintheilung der Länder in Schulbezirke sind die näheren Bestimmungen durch die Landesgesetzgebung festzustellen. — Die durch dieses Reichsgesetz der Landesgesetzgebung zugewiesenen näheren Bestimmungen wurden durch Landesgesetze, betreffend die Schulaufsicht getroffen, und wurde auf diesem Wege die dem Staate zustehende oberste Leitung und Aufsicht über die Volksschulen zur praktischen Geltung gebracht. Die Systemisierung der auf Staatskosten zu besetzenden Dienstplätze bei den Landes- und Bezirksschulräthen, die Höhe der Bezüge der Landesschulinspectoren, das Ausmaß der Functionsgebüren der Mitglieder der Landesschulräthe aus dem Lehrstande, sowie der Diäten und nach Erfordernis der Reisekostenpauschalbeträge für die Bezirksschulinspectoren wurden durch die Gesetze vom 26. März 1869, vom 6. April 1872, vom 19. April 1872 und vom 30. März 1879 geregelt. — Auf dem Verordnungswege, und zwar durch die Ministerialverordnung vom 11. Juli 1869 und durch den Ministerialerlass vom 18. Mai 1869, erhielten die k. k. Landes- und Bezirksschulinspectoren eine Instruction betreffs ihrer Wirksamkeit nach den drei Richtungen der Schulvisitation, der Lehrerconferenzen und der Amtsthätigkeit in der Schulbehörde, der sie angehören. Endlich wurden durch den Erlass des Finanzministeriums vom 26. Februar 1872 die Finanzprocuraturen mit der Rechtsvertretung und Rechtsberathung der staatlichen Schulbehörden, beziehungsweise der von diesen verwalteten Volksschulfonde einschließlich der Volksschullehrer-Pensionsfonde betraut. — Das Reichsvolksschulgesetz enthält die grundsätzlichen Bestimmungen über den Aufwand des Volksschulwesens und über die Bestreitung derselben, und zwar: für die nothwendigen Volksschulen hat zunächst die Ortsgemeinde unter Aufrechthaltung zu Recht bestehender Verbindlichkeiten und Leistungen dritter Personen und Corpo-

benslustigen nach etwa fünfzig Jahren Menschen und Leben gefallen werden. Wenn es so fortgeht, wie es jetzt angefangen, so wird die Menschheit nach einem halben Jahrhundert schon ein höchst jämmerliches Geschlecht sein und gesunde Lebenslust, Freude, Gemüthlichkeit wird nur mehr in den älteren Dichterbüchern existieren, und die auf ihre Elendlichkeit und Stumpfheit noch stolzen Leute werden darüber die Nase rümpfen. Wie erst doppelt die Nase rümpfen über einen Poeten selbst, der wieder aufstünde, um fröhlich und glücklich sein zu wollen. — Gott bewahre, in solcher Zukunft komme ich lieber nicht. Ich komme lieber in der Vergangenheit —!

Ja, ja, gute Freunde, denn ich habe mir einen ganz besonderen Spass ausgedacht. Dass mein bisheriges Leben ziemlich bewegt und arbeitslustig war und dass ich jetzt schon alt bin, das wisset ihr. Nach gewöhnlicher Vorstellung geht es abwärts und in die Grube hinein, und dann ist nichts mehr, wenigstens nicht auf Erden.

Ich weiß nur, dass uns der liebe Gott einen Himmel bereitet hat. Der wird großartig schön sein. Aber ich weiß nicht wo, und ich weiß nicht was, und das ängstigt mich. Und weil der Bauer nichts isst, als das, was er schon kennt, so möchte ich auch lieber einen Himmel haben, den ich schon gewohnt bin. Und so möchte ich den lieben Gott, wenn er just einmal in guter Laune ist, um eins bitten: Willst du mir schon etwas recht Gutes thun, so gib mir mein Leben wieder, das zu Ende gehen will. Lass mich mein Leben, das ich bis nun und länger gelebt habe, lass es mich wieder leben. Nicht etwa, weil ich's besser machen möchte ein zweitesmal, sondern weil's mir gerade so gefällt wie es ist. Wenn's zu Ende ist, fange es wieder an; und allemal so um dieselbe Zeit. Gib mir's ganz genau wieder, wie es war, so als ob es photographiert und phonographiert und stenographiert wäre, mit all seinen Schauplätzen und Menschen, Freuden und Leiden, Dulden und Thaten, Tugenden und Sünden. Die Sünden vergiss mir nicht; wenn sie nicht auch ihr Gutes hätten, ließest du sie ja überhaupt kaum zu. Kurz, ich will im Duplicat des Lebens nichts vermissen davon, was schon im Original war: nicht das roth=blumige Tuch am Busen meiner Mutter, nicht mein blaues Kinderkittelchen mit den weißen Sternlein, nicht mein thönernes Milchschüsslein mit den gemalten Spiralringen, nicht ein Bein von meinem hölzernen rothbemalten Pferde, außer bis ich es selber caput mache, nicht ein Härchen von meinem ersten Bartflaum, mein Gott, an jedem dieser Härchen hieng ein Himmelreich. Alles, alles will ich wieder haben, in der genauen Reihenfolge, mit denselben Wendungen und mit derselben nächsten und weitesten Umgebung, wie es das erstemal war.

Nun mag es ja sein, dass der liebe Gott nicht anders wie ein vernünftiger Mensch antwortet: „Aber, Kind, soll ich denn deinetwegen die ganze Welt zurückschrauben um so und so viel Jahre? Soll ich alle Todten wieder aufwecken, dass sie deine Choristen seien? Soll ich den alten Zeitgeist wieder einführen, den sie unter so großen Plackereien endlich losgebracht haben? Nein, ein solcher Reactionär bin ich nicht.“

Und wenn wir zwei beide schon einmal so im gemüthlichen Gespräche wären miteinander, so würde ich nun bescheidentlich entgegnen: „Herr, wie du sprichst, das ist dein Ernst nicht. Es ist nur ein liebenswürdiger Spott auf die menschliche Klugheit. Ich weiß es wohl: du bist allmächtig, du kannst alles. Und schließlich brauchest du ja meinetwegen an der Welt nichts zu ändern, lasse alles wie es ist, aber mir gib die Vorstellung, als ob es so wäre wie es war, und ich sehe, höre, empfinde, lebe alles wieder. Nur einen einzigen Handgriff in mein

Herr Ego, der Lebenswucherer.

Eine Plauderei über alles und nichts.

Es ist eigentlich eine vertrauliche Mittheilung, ihr Freunde, die euch da gemacht wird. Wenn ich in derselben sehr gescheit philosophiere, so braucht ihr mich deshalb nicht gleich für verrückt zu halten. In müßigen Tagesstunden, wenn man unter dem gilbenden Apfelbaum sitzt, oder in schlaflosen Nächten, wo das Tiktak der Uhr gleichsam mit unaufhörlichen Schritten von einer Ewigkeit zur andern geht — da fällt einem so allerhand ein. In Spass und Ernst denkt und spinnt man es weiter und verstrickt sich sachte hinein in das Hirngespinst, dass es schließlich ist, als hätte die Seele, die arme, ein Hemd aus Spinnweben an.

Vernünftige Leute denken, wenn sie von den heutigen Sorgen einen Augenblick loskommen können, an den morgigen Tag, oder an die nächste Woche; wohl auch ich denke, aber etwas weitspuriger, an die Zukunft, an mein folgendes Leben, an die künftige Ewigkeit. Der vergangenen vergisst man, als ob sie einen nichts angienge, und doch glaube ich, dass unsere vergangene Ewigkeit in unserer zukünftigen wiederholt wird.

Denn mit dem Wahne, dass wir nur ein einziges kurzes Leben hätten, dass wir Eintagsfliegen wären, ist es nichts. So kann es gar nicht sein. Dass wir sind, ist der beste Beweis dafür, dass wir waren und sein werden, und — hört! — vielleicht ohne je geboren zu werden und zu sterben. Dass wir täglich Leute um uns geboren werden und hinsterben sehen, beweist gar nichts für eine gegentheilige Ansicht; sie kamen nach unserer Wahrnehmung einfach her und giengen wieder fort. Das werden ja wir auch wahrscheinlich so machen, obwohl ich von mir, wie schon angedeutet, nicht überzeugt bin, dass ich sterben werde; denn ich weiß und glaube als moderner Geist nur das, was ich erfahren habe. Nun bin ich aber noch niemals gestorben, erinnere mich auch an keine Zeit, wo ich nicht war; ich habe immer nur mein Sein gesehen, niemals mein Nichtsein — daraus schließe ich, dass ich immer war. Und weil ich bisher immer gewesen bin, so hoffe ich, auch in Zukunft immer zu sein. — Nicht wahr, ich bin verrückt wie ein Philosoph, oder vielmehr, ich philosophiere wie ein Verrückter.

Denkt aber einmal nach, ob nicht doch ein bisschen was an der Sache sein könnte, wenigstens so viel, dass es sich verlohnte, darüber zu plaudern. Wir haben ja wohl Zeit dazu, wir, die Bürger der Ewigkeit.

Was die Wiederkehr auf diese Erde anbelangt, so ist es zwar recht zweifelhaft, ob dem gegenwärtig Le-

fahren. Es zuckt durch die Seele wie ein Funken Erinnerung in der Asche des Vergessens. Wenn diese Erinnerung wieder aufloderte, so dass wir im folgenden Leben das vergangene ganz gleiche noch vor Augen hätten, so dass wir jeden Zahnschmerz, jeden Knochenbruch und sonstige Überraschung und Enttäuschung im vorhinein wissen müssten, das wäre freilich schrecklich, das wäre die Hölle.

Endlich reimt sich meine Wiederholung oder Ewigkeit des Lebens vielleicht auch mit der empirischen Wissenschaft. Diese weiß und bestätigt bekanntlich ja nur das, was ist, was thatsächlich ist. Nun ist die größte und sicherste Thatsache in meiner Welt — mein eigenes Leben. Das weiß ich gewiss und sonst weiß ich nichts, und darum muss es nicht sein, dass außer diesem meinem Leben und seinen Vorstellungen auch noch etwas anderes ist. Und wenn ich sehe und höre, wie andere geboren werden, Thaten verrichten, die Welt umkehren und wieder sterben, so ist es vielleicht nur mein Auge, mein Ohr, das so spielt, mein Sinn, der so empfindet, und in der That ist alles ein Phantom. Und wenn mein Weib, meine Kinder um mich sind in einem glücklichen Kreise, und wenn mein Wirken ein ersprießliches ist, und wenn mich Natur und Kunst entzücken, so sind das nichts, als gesunde Sinnesthätigkeiten, es ist die normale Function des Punktes, der Ich heißt. Wenn aber Feinde mein Haus zerstören, Freunde mich verrathen, wenn mir weh ist, wenn ich Hässliches sehe und höre, so ist das nichts, als dass meine Sinnesvorstellung hier kranke Flecken hat. — Nun habt ihr gerade genug und sagt zu einander: für so närrisch hätten wir ihn nicht gehalten. Ich hätte es füglich auch bleiben lassen können, mit der Weltweisheit vorzufahren und mich auf ihre Theorien zu berufen. „Function des Punktes, der Ich heißt! Sehr gut. Probier's nur! Wer dem Glauben, dass nur er allein existiere, nachleben wollte — da käme eine saubere Bestie heraus! Es würde genügt haben, wenn ich gesagt hätte: ich für meinen Theil glaube an einen alle Wünsche erfüllenden Gott, und, wenn es gewünscht wird, bei der Person an eine Wiederholung des irdischen Lebens, so wäre diese Privatangelegenheit abgethan gewesen. Aber ich will es verallgemeinern und da ruft mir nun mehr als die Hälfte der Menschen entrüstet entgegen: „Um Gotteswillen, nur keinen Gott! Für mein Leben gerne möchte ich auf immer todt sein!"

Dass so viele so lebensmüde sind heutzutage, ich sehe es, aber ich verstehe es nicht. Ich habe ja genau dasselbe durchzumachen wie die meisten anderen, eher Schlimmeres als Besseres, und bin doch so lebensdurstig, dass ich dieses kurze Sein auf Wucherzinsen im altrenommierten Bankhause: Ewigkeit anlegen möchte. Übrigens, es ist wahrscheinlich, dass für beide Theile gesorgt sein wird. Selbst die Kirche hat in ihrem Gebete zwei Sprüchlein, die allerdings anders verstanden sein mögen: „Das Leben, das ewige Licht leuchte ihnen!" und: „Herr, gib ihnen die ewige Ruhe!" — Steht die Wahl frei, so bitte ich ums ewige Leben. R.

Gehirn brauchst du zu machen, und ich habe meinen Theil."

Darauf wird mir der Herr wahrscheinlich auf die Achsel klopfen und sagen: „Lass das gut sein. Wie ich's zu machen habe, das weiß ich schon selber. Geh jetzt an dein Tagewerk, wir sprechen noch davon."

Ich schreibe diese Offenbarungen unter heftigem Kopfweh. Wisst ihr, was heftiges Kopfweh ist? Und nun fragt's in mir: wäre es nicht besser, nicht zu existieren, als Kopfweh zu haben? Darauf gibt eine andere Stimme Antwort: Warum ist dir Kopfweh so unangenehm? Weil du es nicht gewohnt bist, weil das gewöhnliche, das normale Sein ohne Kopfweh ist. Und mit einem Dasein, das im gewöhnlichen Zustand ohne Kopfweh ist, kann man's wohl wagen. Übrigens, wenn mir Gott aus besonderer Gefälligkeit bei der nächsten Wiederholung dieses Lebens alle Leiden und Widerwärtigkeiten herausschälen und wegräumen wollte — ich würde mich schön bedanken und sagen: Jetzt mag ich's nimmer. Aber er ist viel zu weise, um das zu thun. Kein Mensch glaubt's, wie öde, kraft- und saftlos das Leben wäre, wenn die Würze fehlte! Man sehe nur zu, gerade Leute, die am wenigsten Widerwärtigkeiten zu überwinden haben, denen es nach landläufiger Meinung am besten geht, sind die Unzufriedensten und Abgestumpftesten. Es darf mir, wenn ich wieder dran komme, zur richtigen Zeit und Stelle kein Schuhnagel fehlen, der durch die Sohle griff und mich in die Zehe stach. Es darf kein Ohrenzupfen fehlen, mit welchem der böhmische Schneidergeselle den Lehrbuben zu liebkosen pflegte. Hingegen begehre ich aber auch jeden herrlichen Weihnachtsschneesturm und jeden Maithautropfen wieder, und jede Gabel Sauerkraut, das meine Lieblingsspeise war, und jeden Mädchenkuss, der meine Lieblingsnascherei gewesen ist. Auch der schöne Anton müsste vorhanden sein, der immer trachtete, mir meine Marianna abspenstig zu machen, weil das die Sache erst ins Leckerige spielt. Dass schließlich der hübsche Karl aber die Marianna entführte und mich durch seine Kameraden ein bisschen gerben ließ, das will ich im Princip durchaus nicht missen, und freilich auch in vorhinein nicht wissen. Umgekehrt kann es ja auch vorkommen. Die Hoffnung, die liebe Hoffnung muss mein munterer Kamerad sein durch alle folgenden Leben, so wie sie es durchs gegenwärtige ist.

Ich habe früher das Wort Vorstellung fallen lassen, das machte euch stutzen. In der That, auf diesem Wege gienge es, so dass ich wenigstens hoffen könnte, meine Wiederholung des Lebens ließe sich philosophisch begründen.

Aber noch mehr. Diese Wiederholung des Lebens muss auch mit der Religion stimmen. Gott verheißt uns, natürlich nur den Guten, (zu denen ja jeder gehören will, folglich auch ich) den Himmel. Im Himmel wird jeder Wunsch des Auserwählten erfüllt — heißt es nicht so? Nun ich wünsche mir mein Krieglach-Alpel, meine Hirtenbubenzeit, meine Handwerkerschaft, meine Studentenstreiche, meine Wanderungen, mein junges Familienleben, mein Dichten und Trachten wieder — es wird gewährt sein und es wird mein Himmel sein. Und wenn das Leben dann wieder aus ist, so fangen wir vielleicht neuerdings damit an und immer so fort, wie es am Ende auch bisher immer so gewesen ist. Langweilig kann diese ewige Brodlerei schon darum nicht werden, weil man von einem- zum anderumal rein alles vergisst. Mancher behauptet freilich, er hätte Momente, in denen ihm vorkommt, als hätte er dieselben Thatsachen oder Erscheinungen schon einmal und vor unbestimmter Zeit genau so durchlebt. Und ich selber habe dergleichen schon er-

anders ist's, und ihr lasset mir die Schuhe stehen!"

Jetzt war unter den Knechten aber ein besonders vorwitziger — der Nantel. Der hatte graues Haar und sogar eine Glatze bekommen, ohne sein Lebtag irgendwo auch nur einen Fingernagel gestohlen zu haben, und der meinte, man sollt's doch darauf ankommen lassen, zu beweisen, dass der Bäuerin Wort ein rechter Aberglaube wäre. Unsereiner stehlen gehen! Das wäre so was!

„Ich rathe dir's nicht, Nantel!" sagte die Mutter noch, aber der Knecht hatte seine alten mausfarbigen Tramper schon von den Füßen und steckte diese mit Behagen in das Diebspaar. Fest und sorgfältig riemte er sie zu, dann reckte er sich aufrecht und strampfte in den Boden, gleichsam zur Proclamation der Herrschaft seiner Füße im neuen Gehäuse.

„Willst sie dir behalten, so bist schon einer!" lachte ihm der Baldhauser, der Knecht vom Ochsenstall, zu.

„Geh, Narr", antwortete der Nantel, „ich kann mir meine Schuh' gottlob noch selber kaufen, dass ich keine zu stehlen brauch', aber der Bäuerin wegen, just der Bäuerin wegen. Weil sie meint, ich wollt' gleich jetzt von der Stell' weg zum Nachbar Thommel gehen und ihm ein Schaf aus dem Stall stibitzen. Bis zum Schlafengehen behalt' ich sie an, zu Fleiß. Thut's nur den Galgen herrichten, Leut'!"

„Du Nantel, versündige dich nicht!" mahnte die Mutter, während sie in das Herdfeuer blies, um die Abendsuppe fertig zu kochen. „Wenn du nur Holz zutragst, bauen wird den Galgen der Teuxel schon selber."

Als wir uns zum Nachtmahl setzten, hatte der Nantel immer noch nichts gestohlen. Deshalb hub er an groß zu thun und sagte: „Ja Lappen! wenn jeder gleich stehlen gehen müsst, der gestohlenes Leder an hat, wie wäre es da denjenigen ergangen, die beim heiligen Crispinus haben arbeiten lassen!"

„Man weiß es auch nicht, wie es ihnen ergangen ist", meinte der vom Ochsenstall.

„Und umgekehrt, wenn keiner stiehlt, der ehrliche Stiefel an den Füßen hat," fuhr der Nantel fort, seine Gedanken auszukramen, „so hätt' der klein' Micherl nicht Korn gestohlen beim Hofbauern auf der Tenn'; der Micherl hat ja die geschenkten Schuh' vom Dorfrichter angehabt. Das wird doch ein grundredliches Leder gewesen sein! Oder nicht? Man kann's zwar nicht wissen. Nichts kann man wissen. Muss wohl seinen Grund haben, der Richter, dass er sogar Stiefel herschenkt."

„Ei, was du sagst, Nantel!" sprach der Baldhauser.

„Ich will nichts gesagt haben", fuhr der andere fort, „so ein hohes Thier wird gleich unangenehm." Denn der Richter hatte unsern Knecht einmal auf eine Woche in die Keichen stecken lassen, weil der Nantel jemanden „was geheißen" hatte.

„Man kunnt", redete er jetzt weiter, „vielleicht den da unten, den mit dem großen Kopfe, noch viel was anderes heißen, als ... na, ich will nichts gesagt haben. Umsonst thut der nicht so bigotterisch, umsonst nicht. Armenvater kunnten wir nicht bald einen besseren kriegen als den. Der sperrt die Armengelder so fest ein, dass schon gewiss kein anderer Dieb dazu kann. ..."

Jetzt war aber die Mutter da. „Du alter Nantel!" sagte sie. „Schau dich jetzt einmal an. Schau dich nur an und hör' dir zu. Fällt dir nichts auf? Du stiehlst ja schon! Ob du den Leuten Schafe stiehlst oder ihren ehrlichen Namen — gestohlen ist gestohlen. Was meinst denn, Nantel, willst die Schuhe nicht bald ausziehen?"

„... Uh Teuxel!" knurrte der Knecht in seinen grauen Bart. „Wie

Drei Paar Schuhe.

Ein Bericht aus dem Volksleben. Von P. K. Rosegger.

Das war an einem Sommernachmittag. In unserem Waldbauernhause sprach ein fremder verdächtiger Mensch zu. Er war erklecklich zerlumpt und sah aus wie ein Landstreicher. Einen knorpeligen Stock und ein kleines Handbündel hatte er bei sich, und am Arme hängend ein fast neues Paar Mannsschuhe. Er berichtete mit fast weinerlicher Stimme, dass er schon seit drei Tagen nichts Warmes in den Leib bekommen habe und bat um einen Löffel Suppe. Meine Mutter wärmte ihm Reste vom Mittagsmahle auf, und während er in der Küche auf dem Kopfe des Waschtroges saß und gierig Knödel und Kraut verschlang, machte sich die Mutter im Vorhause zu thun und redete laut mit der Kellerthür. Sie fürchtete sich nämlich vor dem Gesellen und wollte ihm glauben machen, dass im Keller unten Leute wären. Sie war aber mutterseelenallein zuhause. Das Stroh sei im Keller lassen, damit im Winter die Rüben und Erdäpfel zugedeckt werden könnten, sie wüssten ja ohnehin, wie es allemal in den Keller hineinfriere! So sprach sie scharf befehlend mit denen, die nicht da waren. Der Fremde war fertig, sagte schönen Dank, rülpste und gieng schleichend davon. Rasch verriegelte die Mutter hinter ihm das Hausthor und hielt Umschau, ob nichts fehle. Nun war es aber erstaunlich, anstatt etwas mitzunehmen, hatte der Mensch etwas da gelassen. Das fast neue Paar Schuhe, welches er über den Arm hängen gehabt, hatte er vergessen, es stand auf der Bank im Winkel, nahe dort wo er gesessen.

Am Abende kamen die Leute vom Felde heim. Die Knechte, einer um den anderen, nahmen das lederne Paar in die Hand, drehten es eine Weile so herum und beguckten es von allen Seiten. Dabei sprachen sie ihre Muthmaßungen aus, wieso und warum. Da rief die Mutter vom Herde her: „Dass mir keiner die Schuhe anlegt! — Ja, ja, ihr Tröpfe, ihr vorwitzigen! Wisset ihr's denn nicht! Habt ihr nie was gehört davon, dass einer, der Diebesschuhe an den Füßen hat, selber muss stehlen gehen?!“ Als die Knechte darob lachten, fuhr sie fort: „Und dass die Schuhe gestohlen sind, drauf kunnt ich gleich meine Hand ins Feuer legen. Vergessen! Das kann sein und kann nicht sein; ich glaub's aber nicht. Wären die Schuhe sein eigen, so hätte er's schon der Mühe wert gehalten, drum zurückzukommen. Den Standarn fürchtet er, und deswegen hat er sie dagelassen, und nicht

zog fluchend die Brautschuhe aus. Trotzdem war er in wenigen Wochen verheiratet, aber nicht mit jeder der genannten, — denn so viel Erdenglück auf einmal duldet das Gesetz nicht — sondern mit der einen, die nicht mehr länger warten konnte.

Diese zwei Paar Schuhe haben uns kein geringes Entsetzen eingejagt, und das dritte macht's nicht besser. Beim dritten gibt's nichts zu lachen, es sind die Reiseschuhe in die Ewigkeit.

Denn es geht noch ein alter Glaube um: Wenn ein hinsiechender Mensch beim Schuster sich plötzlich ein neues Paar Schuh bestellt, so ist das ein Zeichen, dass es mit ihm nicht mehr lange dauert. Wenn ein Schwerkranker verlangt, dass man ihm sein Gewand, seine Schuhe ans Bett bringe, weil er aufstehen und sich anziehen wolle, so fangen die Angehörigen schon an zu schluchzen und es kann unbedenklich der Sarg bestellt werden. Bei der Aufbahrung wird in manchen Gegenden strenge darauf geachtet, dass dem Todten Stiefel angezogen werden „zur Wander auf der langen Straßen“.

Das Herz möcht's mir im Leibe umdrehen, noch heute, wenn ich an jenes frische Dirndel denke — die kleine Rosa vom Fichtelbauernhof. Wir waren zusammen in die Schule gegangen, sie war übermüthig und herlebig wie ein Knabe. Später wurde sie sinnig, wir schrieben einander Brieflein. Ich nannte sie Rosabella, dieser Name gefiel ihr und sie unterzeichnete ihre Briefe stets auch mit „Rosabella“. Sie verstand den Sinn des Wortes nicht und sie wusste auch nicht, wie schön sie war. Unsere Briefe athmeten eitel Lebensfreude, aber von Liebe war keine Rede. Obwohl uns dieses Ding vom Hörensagen bekannt war, so dachten wir, das sei nur etwas für Märchenprinzen und Prinzessinnen. Plötzlich kam die Typhusseuche und warf meine Rosabella hin. Anfangs war sie ganz zufrieden, lag mit glühendrothem Gesichte da und schlummerte viel. Als jedoch der Fichtelbauer ihr zu verstehen gab: Ostern sei zwar noch nicht, aber die österliche Beichte könne sie schon jetzt ablegen, weil sie just Zeit dazu habe, und er lasse ihr deswegen den Geistlichen holen — da ist sie aufgefahren.

„Sterben!“ rief sie hell, „sterben soll ich? Was ist das? Bin ich denn so krank? Der kalte Todtenmann! Und ich soll mit ihm? Nein, nein, nein, ich bin noch so jung, so jung — und soll schon sterben? Geht mir weg, ich stehe auf. Ich will nicht sterben, ich will nicht! Ich will das schöne Leben genießen, das süße Leben. Mein Gewand bringt's her, ich stehe auf. Gibt so viel alte mühselige Leut', die nichts mehr haben auf der Welt, zu diesen schickt ihn, zu diesen! Ich bin so jung, so gesund, ich bitte euch um Jesu Christi willen, lasst mich leben! Bringt mir doch meine Schuhe her! Meine Schuhe! Ich will ausgehen. Krank, sagt ihr? Und bin mein Lebtag nie gesünder gewesen als jetzt, und will in den Garten hinaus. Den Rosenmarinstamm will ich ansetzen, den brauch' ich um Peter und Pauli zu meiner Hochzeit. Und tanzen will ich, und einen Mann haben und Kinder haben. Und Enkel. Hinaus in die Luft!“

Sie ließ sich nicht halten, sprang aus dem Bette, zog ihre Schuhe an und fiel zu Boden. Man legte sie wieder hin, wie ohnmächtig lag sie da. Nach einer Weile öffnete sie die Augen, lächelte und murmelte in aller Zärtlichkeit, aber mit ganz fremder Stimme: „Jetzt bist schon da um mich. Dank dir's Gott, dass du da bist. Musst aber niemandem was sagen, sonst lassen sie uns nicht miteinander gehen. Feine Tanzschuhe, die hab' ich schon, und den Rosenmarin im Haar,

aber so eine Bäurin alles ausdeuten kann! Auf die Art schaut's schier so aus, als ob ich einer wär! Du verschwameltes Zeug, du!"

Da trat zur Thür der Zimmermann Josel herein mit einem großen Stecken. Ob kein Landstreicher da gewesen wäre? Ihm habe so ein Galgenstrick ein neues Paar Schuh gestohlen. Das brachte der Zimmermann vor und wir deuteten alle miteinander schreiend und lachend auf den Nantel. Dieser riss gleich an der Tischecke die Schuhe von den Füßen und schleuderte sie über den Fußboden hin, dass sie dem Eigenthümer nur gerade munter entgegenhüpften.

Ob der Landstreicher erwischt worden ist, das weiß man leider nicht. Weil ich es aber als moralischer Erzähler nicht gestatten kann, dass der Missethäter straflos ausgeht und am Ende auch dem geehrten Leser ein Paar Stiefel stiehlt, so kann ich noch heute in einem Gehölze bei Kapfenberg den Platz zeigen, wo der Galgen gestanden ist, an welchen alle Diebe der Gegend gehangen worden sind. — Nicht ohne Beklommenheit erkundigt Ihr Euch nach dem Befinden des alten Knechtes Nantel. Dank der Nachfrage, für Entwendung des ehrlichen Namens hat's zum Glück nie Galgen gegeben. Es muss das viele Holz nicht aufzutreiben gewesen sein.

Dass gewisse Schuhe auch sonst gefährlich sein können, davon will ich sofort berichten. Denn es geht der alte Glaube um: Wenn ein lediges Dirndl die Schuhe anzieht, die einmal von einer Braut getragen worden sind, so bekommt es keinen Mann. Ich weiß wohl, dass jetzt manche junge Leserin rasch ihr Schühlein vom kleinen Füßchen streifen wird, denn man kann doch nie sicher sein, ob nicht . . . Gemach, Reizendste, so kleine Füßchen, die in deinen Schuhen drin gewesen sein könnten, gibt es ja anderwärts gar nicht. Die Barbara Dreiwangel, Töpfermeisterin zu Schramberg, hat größere gehabt. Und als sie am Abende nach ihrer Hochzeit die Brautschuhe ausgezogen und vor die Thüre gestellt hatte, kam Mathias, der Werksgeselle, und stahl sie. Wie nach einem Asyle lechzend, so ungestüm zwängte er seine Füße in die Brautschuhe, weil er gehört hatte, dass sie so verlässlich vor der heiligen Ehe schützen sollten. Denn er war in Gefahr, von jemandem geheirathet zu werden und wollte nicht.

Nun war aber ein verhängnisvoller Irrthum geschehen. Denn so wie fremde Brautschuhe ein Mädel um den Mann bringen, so haben sie beim Burschen gerade die gegentheilige Wirkung. Der Mathias hatte die Brautschuhe kaum erst kurze Zeit an, so kamen sie nach der Reihe. Die Rosenmardirn kam zuerst, sie schäkerte ein Weilchen so herum und dann fragte sie ihn, wann er denn eigentlich Ernst zu machen gedenke? — Dann kam die Erdbeer-Mirzl, die erinnerte ihn an sein Versprechen. Nach dieser kam die Juliana Krausingerin mit dem scharfen Bedeuten, sie warte nicht mehr länger und könne nicht mehr länger warten. Noch redete diese, als die Enten-Trini sich anschauen ließ und nur so viel berichtete: der Pfarrer wisse schon davon, am Samstag könne das Versprechen sein. Zur Noth gelang es dem Matthias, unter kurzer Vertröstung eine nach der anderen abzufertigen, ohne dass sie unter einander in Händel geriethen. Nun erschienen aber am Abende ein paar Väter oben genannter Dirnlein, erinnerten ihn eindringlich an seine Ehrenpflicht und sie wollten ihm zu seinem Glücke weiter nichts in den Weg legen. Das Unglück fügte es, dass die Männer zu gleicher Zeit kamen und redeten, so dass einer den anderen sah und hörte. Nur dem Werksgesellen vergieng Hören und Sehen. Während die Concurrentenväter sich schneidig zu balgen begannen, entkam er, eilte in seine Kammer und

mit ihrem Trommelschlag ein Bürger von Hallstatt während einer stürmischen Nacht vorübergehen gehört haben. Am nächsten Morgen neckte ihn der Anblick eines Schäffels, welches mit dem Boden nach oben am Brunnen vor dem Hause stand und worauf der Strahl in dumpfem, trommelschlagähnlichem Dröhnen herabfiel. Von nun an glaubte er nicht mehr an den lärmenden Zug der Untersberger und ihrer Genossen. —

Ein Wirt in Oberösterreich pflegt sich zeitweilig einen eigenthümlichen Scherz zu erlauben. Eine bewegliche Wand trennt den Schlafraum, in welchem ein Gast übernachtet, von einem anderen Raum, in welchem der Wirt allerlei sonderbares Zeug aufgestellt hat. Diese Art von Tapetenwand oder steifen Vorhang läſst er nach Mitternacht, wenn der Mond scheint, manchmal geräuschlos verschwinden. Erwacht dann der Gast für einen Augenblick, so weiß er sich nicht zu fassen. Da ist ein Zwerg mit einer ungeheuren Nase, der Schnauze eines Schwertfisches ähnlich, dort ein langer Mensch mit tellergroßen Augen, hier eine Art Geier mit einem rundlichen Thiere im Schnabel, dort ein Teufel mit ellenlangen Krallen. Des Morgens aber lacht er, wenn ihm der Gast miſsmuthig sein Abenteuer erzählt und sagt:

„Nicht wahr, so etwas habt Ihr in der Stadt nicht? Ich habe mir aber auch Mühe genug gegeben. Wo Wald abgetrieben oder eine Weide angelegt worden ist, da habe ich mir die Stümpfe ausgegraben, und wenn sie einer Figur gleichgesehen, in der Sonne getrocknet. Am liebsten sind sie mir, wenn die Wurzeln einem Gespenst oder etwas recht Gräſslichem gleichsehen. Das ist einmal meine Passion. Für den Kerl mit der langen Nase wollte mir ein Sammler eine Hose geben, die aus brasilianischer Schlangenhaut gemacht war. Ich bin aber nicht darauf eingegangen.“ —

Ein gewisser Achsinger war auf den Herzogstand zwischen Kochel- und Walchensee hinauf verbannt, wie der Kaibelplärra auf den Unnutz. Er war nämlich der Aufseher der königlichen Jagdhütte auf diesem Berge, welche jetzt in ein Unterstandshaus für Touristen verwandelt worden ist. Er muſste das Jagdhaus hüten bis spät in den December hinein, bis zu der Zeit, in welcher hochaufgethürmter Schnee ohnehin die Annäherung Unberufener zur Unmöglichkeit macht, und dann wieder von den ersten Frühlingstagen an. Damit die im Forsthaus Walchensee sahen, daſs er sich wohlbefinde, hatte er, solange der Schnee das Gebirge unwegsam machte, von Zeit zu Zeit über seiner Behausung eine Flagge aufzuziehen, welche zugleich als Signal zu verschiedenen Zwecken benützt werden konnte.

Zu gleicher Zeit lebte unten im Dorfe Walchensee ein alter Jagdgehilfe, der Schneeseppl geheißen. Gleich dem Achsinger und den Armen im Geiste, welche das Evangelium preist, hatte er eine fast rührende Unbekanntschaft mit den Dingen dieser Erde gemein — gleich ihm waren auch dem Schneeseppl die Künste des Lesens und Schreibens, die so manches Seelenheil gefährdet haben, fremd; aber in allem übrigen waren sie einander unähnlich und es bestand zwischen ihnen seit langen Jahren eine jener Feindschaften, deren Veranlassung die Feinde selbst nicht mehr wissen, die aber gleichwohl von beiden Seiten mit Beharrlichkeit genährt wurde.

Diese beiden Männer gedachte der Herr Förster in Walchensee gegen einander auszuspielen.

An einem Novembertage — Schnee hatte sich bereits über Berg und Thal gelagert — ließ der Herr Förster den Schneeseppl kommen und sagte zu ihm: „Seppl, ich habe hier ein Schreiben, welches so schleunig als möglich an den Achsinger, der auf dem Jagdhaus droben ist, abgegeben werden soll.

Herzliebster, den musst du mir nicht verderben. Gute Nacht, ich muss eilends fort, es läuten schon die Hochzeitsglocken . . ."

Ich bin hinter dem Bett gestanden und habe das alles mitangehört, und habe gesehen, wie sachte der Friede kam, wie sie einschlief zu einem festen Schlaf und vergessen hatte, die Augen zuzumachen. —

Das also ist das dritte der drei Paar Schuhe gewesen, von denen ich heute erzählen wollte.

Wenn man nun untersuchen müsste, welches von diesen drei Paar Schuhen eigentlich das beste sei! Ich glaube, es thäte uns keine Wahl weh, denn sicherlich steckt der im besten Schuh, welcher nicht mehr weiß, wo er ihn drückt.

Scherzhaftes aus dem Gebirge.

Von Heinrich Noë.

Im Kloster Tegernsee, welches jetzt dem Herzog Karl Theodor in Baiern gehört, schaltete, wie die Leute des Hochlandes erzählen, einst ein hartherziger Abt. Er war bei den Bauern verhasst, weil er eine Blutsteuer auf das Vieh einführte, welche den Frohnleuten als eine erdrückende Last erschien. Von jeder Kuh wollte er die ersten Kälber. Aber die Strafe blieb nicht aus. Bald nach seinem Tode hörte man in den weiten Gängen des Klosters eigenthümliche Töne, wie vom Blöken eines Kalbes und es dauerte nicht lange, so bemerkte man auf den Steinplatten die Hufspuren desselben unsichtbaren Thieres. Dieses konnte niemand anderer sein, als der verstorbene und verwünschte Abt. Das Gespenst erhielt den Namen „der Kaiblplärra", unter welchem es noch heute in Tegernsee bekannt ist. Es hatte allerdings die Discretion, im Kloster nicht seinen ständigen Aufenthalt zu nehmen, sondern sich zu diesem Behufe auf den steilen Ringspitz zurückzuziehen, der am Einfluss der Weißach in die südliche Seebucht fällt. Aber von Zeit zu Zeit kam der „Kaibelplärra" herab und trieb sich in den Corridoren, ja in den Zellen der gottbeflissenen Mönche herum.

Späterhin wurde der „Kaibelplärra" auf den Unnutz am Achensee verbannt.

Noch heute jedoch lässt sich eine gespenstische Stimme, in deren Inhaber sich wenig von der alten Burgen- und Klosterromantik regen mag, zeitweilig in dem Raume vernehmen, der früher als Refectorium benützt wurde. Es stehen dort noch alte Tische. Mitunter haut plötzlich eine unsichtbare Faust darauf, dass es dröhnt, und man vernimmt eine Stimme: „Himmelsakerment, is es Fress'n no nit firti?" —

Nicht selten besuchen die Zwerge vom Untersberg den Hallstätter See und ziehen in finsteren Nächten unter Trommelschlag längs seines Ufers. Vielleicht besuchen sie die anderen seltsamen und verschollenen Gestalten, die im alten Berg der Kelten schlummern. Besonders deutlich wollte sie einmal

Der Castellan sah wohl, dass es diesmal Ernst werde. Da fiel ihm in seiner höchsten Verlegenheit bei, zu sagen: „Ach was, es ist ein Ding — ich hab' ohnehin in Urfeld drunten was zu thun. Ich geh gleich mit dir und sag' dir die Antwort im Urfelder Wirtshaus!“

Der Schneeseppl meinte zwar, er selbst habe nichts in Urfeld zu schaffen, er wolle diesen Umweg nicht machen, sondern wieder den geraden Steig nach Walchensee hinuntergehen — aber der dringlichen Aufforderung seines Feindes zu widerstehen, dazu war er am Ende doch zu gutmüthig.

So wateten also die beiden durch den tiefen Schnee nach Urfeld hinunter, wo sie nach zwei Stunden völlig durchnässt ankamen.

Hier wiederholte sich das nämliche Spiel, was oben auf dem Jagdhause vorgegangen war. Der eine schob dem anderen das Aufbrechen des Siegels zu, bis sie endlich so viel Bier getrunken hatten, dass sie einstimmig erklärten, jetzt sähen sie nicht mehr.

Darauf wurde die Kellnerin mit dem wichtigen Geschäfte betraut. Diese schnitt das Schreiben mit einer Putzscheere auf und las vor, was folgt:

„Der königliche Förster bringt hiemit dem Jagdhausaufseher in Erinnerung, dass derselbe bei eintretendem bedeutendem Schneefall in den ihm bekannten Zwischenräumen die Signalflagge aufzuziehen habe!“

Der Achsinger war wie versteinert. „Herrgottsakr . . . .!“ rief er, „das hab' ich ja schon längst gewusst! Und deswegen die zwei Stunden im Schnee herunter und die drei wieder hinauf!“

„Der Förster hat dir nit geschafft, dass du heruntergehen sollst! Hätt'st du's droben gelesen — ich hab' dir's ja gesagt“, bemerkte boshaft der Schneeseppl.

„Dass euch alle miteinand der –!“

Ebenfalls nicht weit vom Walchensee war es, wo ein Forstwart, der auf seinem Fenstergesimse grüne und gelbe Kürbisse liegen hatte, von einem norddeutschen Stadtkind gefragt wurde, was das für Dinge seien.

„Dos san Gamsoar“, antwortete der Jäger, ohne eine Miene zu verziehen.

„I was, Jemseneier!? nich möglich!“ war die Antwort des Überraschten. Nach einigem Hin- und Herreden begann nun ein seltsamer Handel. Das Stadtkind wollte mit aller Gewalt eines der Jemseneier besitzen, und wäre es auch das kleinste, der Jäger aber behauptete, die Eier gehörten dem königlichen Ärar, seien alle genau abgezählt und er dürfe bei schwerer Strafe keines davon veräußern. Das alles reizte den Touristen aufs äußerste. Er drängte und drängte fort und überbot sich in Versprechungen, und so gelang es ihm endlich, eines der Eier gegen das heilige Versprechen, kein Sterbenswörtchen von der Sache verlauten zu lassen, bevor er in seiner Heimat wäre, um eine nicht unbeträchtliche Summe zu erwerben. Wie es mit dem Ausbrüten gieng, davon schweigt die Geschichte.

Mach dich auf den Weg und bring die Antwort mit!"

Der Schneeseppl wusste zwar, dass sein Feind nicht lesen und schreiben konnte, aber er hielt es nicht für seine Sache, den Herrn Förster auf diesen Bildungsmangel aufmerksam zu machen.

Der ganze Auftrag war ihm höchlich zuwider. Erstlich der unangenehme steile Anstieg durch den tiefen Neuschnee (den Walchenseer Jägern u. s. w. fällt es nicht ein, auf dem Reitweg zum Herzogstand zu gehen, sie haben einen Pfad, der von ihrem Dorf aus gradaus zum Jagdhaus ansteigt), sodann das unangenehme Zusammentreffen mit dem verhassten Achsinger — aber da war nichts zu machen, dem Herrn Förster musste gehorcht werden.

Hundertmal das Schreiben verwünschend, arbeitete er sich mit seinen Schneereifen mühsam zur Höhe.

Der Achsinger machte große Augen, als der Schneeseppl bei ihm eintrat, das versiegelte Schreiben aus seiner Joppentasche zog und erklärte, auf Antwort warten zu müssen.

„Es ist schon recht", antwortete der Castellan des Jagdhauses. „Setz dich nur eine Weile hin, Schneeseppl, ich hab' grad' noch was zu thun."

Das Schreiben lag auf dem Tische, aber der Achsinger machte sich mit dem Putzen seines Doppelgewehres zu schaffen.

Mit dem Boten redete er kein Wort. Für diesen war aber nunmehr die Zeit gekommen, am Gegner seine Bosheiten auszuüben.

Nachdem er etwa fünf Minuten gewartet hatte, ermahnte er den Castellan, nunmehr den Brief aufzubrechen, da ihm aufgetragen sei, sobald als möglich die Antwort zu bringen.

Der Achsinger hängte das Gewehr an den Nagel und machte sich ans Kochen. Alles in der Welt hätte er eher gethan, als dem Schneeseppl gegenüber eingestanden, dass er nicht lesen könne.

„Je dümmer der Mensch, desto schlauer", nämlich in boshaften Kniffen und Listigkeiten, hat man mitunter gesagt, und es ist ein wahrer Satz. In Anwendung desselben begriff der Schneeseppl die Verlegenheit des Castellans und suchte dieselbe durch unablässige Aufforderungen zu steigern.

„Mach, Achsinger, dass ich die Antwort krieg", sagte er, seinen Stuhl hin- und herrückend. „Ich muss wieder hinunter und der Weg ist schlecht in der Neuen (Neuschnee)."

Der Angeredete that, als ob er nichts hörte.

Nachdem er mit dem Kochen fertig war, lockte er seinen Hund und fieng an, in dessen Fell eine Jagd nach kleinen Thieren anzustellen.

Der Schneeseppl drängte wieder.

„Du siehst, ich habe noch zu thun", erwiderte der Castellan. „Du könntest aber wohl mittlerweile das Schreiben aufmachen und mir vorlesen!"

„Ich?" sagte der Schneeseppl mit einer abwehrenden Handbewegung — „ich rühr' kein Siegel an von einer Schrift, die einen anderen angeht. Das ist mein Geschäft nit!"

„Ich weiß gar nit, wo ich heut' meine Brillen liegen hab'", bemerkte der Castellan nach einer Weile. „Ich verantwort's und nehm's auf mich, lies mir's du vor, was der Förster will!"

„Da rühr' ich nit dran!" entgegnete der Schneeseppl.

Nachdem der Castellan sich noch verschiedenes zu schaffen gemacht und zum Schlusse auch die Wanduhr, bei welcher das noch durchaus nicht nöthig war, aufgezogen hatte, erhob sich der Schneeseppl und sagte: „Wenn du mir keine Antwort mitgibst, so ist es deine Sach — ich muss jetzt hinunter und werd's dem Förster sagen, wie's gegangen ist."

Damit ergriff der Schneeseppl seinen Bergstock und nahm die Thürklinke in die Hand.

Kunstsinn an den künstlerischen Schätzen der Residenzstadt, in den schauspielerischen Darstellungen des Burgtheaters, in classischer Musik und Literatur. Er hatte jedoch nicht die Absicht sich als praktischer Jurist zu bethätigen, lebte vielmehr in Wien später als bescheidener Hauslehrer, allerdings bei den ersten Adelsfamilien so bei den Fürsten: Schwarzenberg und Metternich, beim Grafen Colloredo 2c. Es war ihm nicht gegönnt, ein Mädchen, welches er seit seinem Jünglingsalter liebte und am Fuße des Böhmerwaldes zurückgelassen hatte, heimzuführen, aber er hatte doch noch später eine Neigung gefasst und vermählte sich mit Amalie Mohaupt im Jahre 1837 zu Wien. Sein Wunsch: eine Professorstelle an der Forstanstalt zu Mariabrunn zu erhalten, wurde vereitelt, aber bald darauf trat er, da ein zufälliges Ereignis sein poetisches Talent zutage förderte, zunächst in Zeitschriften und Almanachen als Dichter auf, und als 1844 bis 1850 seine herrlichen „Studien" in sechs Bänden erschienen waren, tönte der Ruhm seines Namens bald durch ganz Deutschland. Tief berührten und schmerzten den für sein Vaterland so warm fühlenden Dichter die Ereignisse des Jahres 1848 in Wien, so weit sie alle Schrecken des entfesselten Pöbels zeigten, er verließ im Mai desselben Jahres schmerzlich bewegten Herzens die Residenz und zog nach Linz, wo er seinen bleibenden Wohnsitz nahm. Inzwischen war die Regierung durch seine eifrige und tüchtige pädagogische Thätigkeit, so wie durch den edlen Geist, der seine Schriften auszeichnete, auf Stifter aufmerksam geworden, und der Dichter wurde 1850 als Schulrath für Oberösterreich, zunächst als Inspector der Volksschulen zu Linz angestellt, in welcher Stellung er dem Schulwesen im Lande eingehende Aufmerksamkeit zuwandte. In derselben Stadt war er ein eifriger Förderer künstlerischen Strebens und für den 1851 unter seiner Beihilfe daselbst gegründeten Kunstverein überaus thätig, wie er auch die Malerei nie ganz aufgegeben hatte. In verschiedenen Händen sind heute noch manche seiner stimmungsvollen Landschaftsbilder erhalten. Leider begann schon zu Anfang der Sechziger Jahre jenes Leberleiden, dem der rüstige Mann in der Folge erliegen sollte; er suchte Ruhe und Heilung in den schönen Waldgegenden seiner Heimat, in den sogenannten Lakerhäusern am Fuße des Dreisesselberges, zuletzt in Karlsbad. Im Jahre 1865 wurde der Dichter mit vollem Gehalte unter Verleihung des Hofrathstitels in den Ruhestand versetzt. Aber er sollte sich nicht lange dieser Ruhe erfreuen, von der er sich so manches für die weitere dichterische Thätigkeit versprach. Das unglückliche Jahr 1866 schlug dem warm patriotisch fühlenden Manne manche tiefe Wunde, sein Leiden verschlimmerte sich, und am 28. Jänner 1868 erlag er der Krankheit. Im Jahre 1883 starb auch seine Gattin. Stifter hatte noch 1853 die Erzählungen: „Bunte Steine" in zwei Bänden, 1857 die dreibändige, von echtem klassischen Schönheitsgefühle durchzogene Erzählung „Der Nachsommer", 1865 bis 1867 die historische Erzählung „Witiko" veröffentlicht, jedenfalls aber bleiben die „Studien" sein bestes und bedeutendstes Werk, eine Zierde der deuschen Dichtung in Prosa.

Dies das kurze trockene Lebensbild eines Mannes, der zu den Besten der deutschen Literatur in Österreich gehört. Man hat diesem so fein und tief angelegten Geiste durch falsche Beurtheilung seiner letzten Schriften manche Kränkung zugefügt und thatsächlich manchen Tag seines edlen Lebens verbittert. Es sind nur Wenige während seines Linzer Aufenthaltes dem Dichter näher gestanden, aber diese Wenigen sprachen stets freudig und begeistert von dem Verkehre mit dem Dichter der „Studien". Um

Zum Gedächtnisse Adalbert Stifters.

Nach bisher zumeist ungedruckten Briefen Stifters und Mittheilungen über denselben.

Von Dr. Anton Schlossar.

Im Jänner des Jahres 1868 wurde die nachfolgende Todesanzeige von Linz aus versendet:

„Es hat Gott dem Allmächtigen gefallen, meinen innigst geliebten Gatten, beziehungsweise unseren Bruder, Herrn Adalbert Stifter, k. k. Hofrath . . . (folgt der längere Titel), in ein besseres Jenseits abzuberufen. Er entschlief nach Empfang der heiligen Sterbesacramente am 28. Jänner dieses Jahres um acht Uhr morgens am Zehrfieber infolge chronischer Leberatrophie im dreiundsechzigsten Lebensjahre" u. s. w.

Diese vom 28. Jänner 1868 datierte Anzeige, erschien von Amalie Stifter, geborene Mohaupt, als Gattin, von den Brüdern: Anton, Martin, Johann Stifter, vom Stiefbruder Jakob Mayer und von der Schwester Anna, verehelichten Schopper, gefertigt und machte das deutsche Volk in Österreich und überall, wo noch der Sinn für reine und keusche Poesie lebte, mit dem Hinscheiden eines der edelsten deutschen Dichter bekannt. Aber nicht nur ein Poet war gestorben, der die unsterbliche Natur so unendlich geliebt und dieser all ihre Pracht und Schönheit, ihre Milde und ihre Gewalt abgelauscht und verherrlicht hatte wie kein zweiter, es war auch ein Mensch mit Adalbert Stifter aus der Welt geschieden, so edel, zart und innig angelegt, wie deren nur wenige auf der Welt gewandelt, ein Gemüth voll Begeisterung für die höchsten, reinsten Ideale der Kunst, ein Patriot voll der erhabensten Liebe zu seinem Monarchen, zu seinem weiteren und zu seinem engeren Vaterlande, dem prächtigen Gebiete des Böhmerwaldes, das er selbst in so meisterhafter Zeichnung mit seiner Feder berühmt gemacht hat.

Es erscheint für so manche der Jüngeren aus dem jetzigen Geschlechte nothwendig, aus des Dichters bescheidenem stillen Leben, wenn auch nur in wenigen Sätzen, das Wichtigste mitzutheilen. Adalbert Stifter wurde am 23. October 1805 zu Oberplan, am Fuße des herrlichen Böhmerwaldes, geboren, er war in seinem kleinen Heimatshause daselbst, das heute eine Marmortafel mit goldener Inschrift ziert, noch ein schlichter Hirtenknabe, zeigte aber aufkeimendes Talent und kam deshalb in das berühmte Benedictiner Stift nach Kremsmünster, wo er in der That stets als erster der Klasse glänzte. Als er im Jahre 1826 zum Studium der Rechte nach Wien zog, betrieb er daneben mit Vorliebe naturwissenschaftliche Studien, schrieb auch wohl Gedichte, malte daneben mit Geschick und Begabung und bildete seinen

Wenn nur Frieden bleibt, so können bei mir die Schäden der Revolution wieder ausgebessert werden, und wenn ich auch zu jener Liebe nicht mehr zurückkehren kann, mit der ich einst alle Menschen, selbst die geringsten umfasste, so steht doch manches Herz da, das es gut meint, es steht mancher Charakter da, der ausgehalten hat, und mancher Mensch, der rüstig zum Bau des Großen den Arm hebt, und an diese muss man umso wärmer die Seele wenden, die man nicht mehr dem All geben kann. Es ist möglich, dass in mir viele Blumen getödtet wurden, es ist aber auch möglich, dass sie vielleicht gar nie da waren." Der Dichter steht selbst der eigenen Kunst gegenüber noch zaghaft da. „Könnte ich", schreibt er ebendaselbst, „den Umgang meiner Freunde und so manches bedeutenden Mannes, besonders des edlen Grillparzer, genießen, so dürfte vielleicht manches kleine Schöne sprießen, obwohl nicht jenes Große und Begeisternde, mit dem ich mich einst im Übermuthe trug."

Nun war allerdings die äußere Stellung Stifters, seitdem er mit dem Amte des Schulrathes betraut ward, besser geworden, aber er fühlte das Drückende in sich, dass er nicht dem Schwunge seiner Phantasie und der Kunst Zeit und Kraft opfern konnte, wie er gewünscht hätte. Hier eine Stelle aus einem Briefe vom Mai 1856: „Von Kindheit an dem schaffenden oder künstlerischen Wesen hingegeben (wie gut, wie schlecht, kommt hier nicht in Betracht), rückte sich mir jedes Äußere, selbst wenn es Nothwendigkeiten des irdischen Lebens betraf, aus den Augen, dass ich es nicht sah, oft seiner nur flüchtig dachte. Dass ich dabei materiellen Schaden nahm, ist wahr, es berührte mich aber weniger, da es ein Untergeordnetes war und das Auge nur mit Sehnsucht nach anderem Gewinne strebte. Jetzt in viele Amtsgeschäfte und leider Nebengeschäfte gestellt, lebe ich in einem Gewirre wie im Traume, ich fühle mich unglücklich, meine Kräfte sträuben sich, das zu thun, wozu sie nicht sind, dies wirkt auch auf meine Gesundheit, so dass ich in den letzten zwei Jahren zweimal nervenkrank war. Jedenfalls bin ich in einem Gedränge, dass ich monatelang kaum zu einem stillen Denken über mich komme." Dennoch aber hatte den Gebeugten wieder so manches aufgerichtet und die düsteren Gedanken verscheucht. Einerseits war es die Schönheit der Natur für welche ja seine Seele so empfindlich blieb und die in der Gegend, in der er lebte, sich ihm so herrlich offenbarte, andererseits war es auch die innige Liebe zur Kunst, welche ihn über trübe Gedanken emporhob. Bewohnte er doch jetzt die Stadt, aus der er zehn Jahre vorher, als er vorübergehend daselbst geweilt, dem Freunde (August 1846) geschrieben hatte: „Mitten in der schönsten Stadt lebend, bin ich sehr heiter und froh und wünsche nichts sehnlicher, als euch beide einmal dazuhaben, um euch mehrere Spaziergänge zu führen, derlei Wien nicht hat, wenn es sich auch noch so sehr zusammennimmt. Manches ist wahrhaft himmlisch." Und hier war dem Dichter auch sein geliebter Böhmerwald nähergerückt, und Stifter machte, so oft er konnte, Gebrauch von der Gelegenheit, dessen Schönheit, die er ja oft verherrlicht, zu genießen. Viel später noch, wenige Jahre vor seinem Tode, schrieb er an den Freund Rosenberger, welcher ihm oft und gern den Aufenthalt in seinem Sommerhause in den Laкerhäusern am Fuße des Dreisesselberges gewährte: „Meine Gesundheit hat sich in dieser Zeit (während des Aufenthaltes daselbst in den Sommermonaten) außerordentlich gekräftigt, jene Luft, jenes Wasser und die Heiterkeit meines Gemüthes in der freien, weiten Umgebung, die ich so liebe, sind meine herrlichste Arznei."

seine Lebensanschauungen kennen zu lernen, muss man die drei Bände der „Briefe" Stifters, welche J. Aprent 1869 herausgegeben, gelesen haben, insbesondere jene Briefe, welche er an seinen besten Freund und zugleich Verleger seiner Werke, den Pester Buchhändler Gustav Heckenast, gerichtet; man muss die Mittheilungen kennen, welche Stifters Zeitgenossen über dessen Leben machten, man muss aber auch seine Bücher nicht bloß gelesen, sondern studiert haben, und der wahrhaft klassische Goethe'sche Zug, welcher Stifter eigen gewesen, wird dem Leser immer deutlicher aus diesen Blättern entgegentreten.

Hier sollen einige Mittheilungen über Stifter ihren Platz finden, die bisher unveröffentlicht waren, zumal schöne Worte des Dichters aus Briefen. Oben schon wurde angedeutet, wie sehr die Ereignisse des Jahres 1848 ihm ans Herz griffen, natürlich nicht die freiheitlichen Errungenschaften, sondern die Roheit, Gemeinheit und Abscheulichkeit des Pöbels, das Niederwerfen jeder gesetzlichen Ordnung, das Umstürzen jeder Sitte und die Verhöhnung des Rechtes. „Ich bin der festen Überzeugung — schreibt Stifter im Juli 1848 an seinen Freund Türk in Wien — dass die Umänderung der ersten Kammer von uns im Wege des constitutionellen Verfahrens erlangt worden wäre, denn wo der allgemeine Sinn sich so fest und entschieden darlegt, ist die Reaction ohnmächtig, ja sie ist es noch mehr gegen die gesetzliche Auftretung als gegen Sturmpetitionen, die sie gerade herbeiführen. Hätten wir auf gesetzlichem Wege gewirkt, so hätten wir diese Zerrüttung und die Nachwehen nicht. Das Vertrauen wurde beiderseits gründlich erschüttert. Der Kaiser fürchtet Zwang, das Volk Reaction." — „Verzeihe — schreibt er dem Freunde am Schlussedes Briefes — dass ich Dir wieder diese Dinge schreibe, aber sie liegen mir im Herzen, und wie unerfahren und ungeschickt ich in Staatsdingen sein mag, so liegt mir doch das Vaterland so in dem Sinn und in der Brust, dass ich oft in tiefer Nacht sinnend im Bette liege und grüble, ob so oder so oder so zu helfen wäre. Freilich ist das Ungeschick in Staatssachen an so vielen Schreiern noch himmelweit größer als das meine. Wann werden sie endlich einmal Zuhörerlos sein? Aber sie werden es gewiss." Wie weh dem zartfühlenden Dichter geschehen war und zugleich wie hart er überhaupt durch diese Periode der Wirren und Gefahren getroffen worden, zeigt noch ein längerer Brief an denselben Freund vom Mai 1850, in dem Stifter seine äußeren Verhältnisse und sein Denken und Fühlen über das traurige Jahr ausführlich darlegt. „In einer kleinen Differenz mit meinem Verleger befangen — heißt es darin — überraschte uns die Revolution, alles, was sonst wieder gut geworden wäre, alles andere auch war nun durcheinandergeworfen, meine Verhältnisse umgestürzt und die Zukunft ungewiss. So vergieng in Erwartung, was mit der Welt geschehen werde, ein düsteres Jahr. Von tiefem Schmerz beseelt, dass die Menschen, die ich so liebte, sich so wenig bewährten, verbrachte ich das Jahr unthätig; denn die Musen besuchen ein Haupt nicht, unter dem ein schwermüthiges Herz schlägt; und es war zweifelhaft, ob es in nächster Zeit überhaupt noch Musen geben werde." Schließlich war doch wieder etwas mehr Ruhe in die Brust des edlen Mannes eingezogen, und er gewann Hoffnung auf bessere Tage, freilich der trübe Schimmer, welcher seitdem auf seiner Lebensanschauung lag, war nicht mehr zu verscheuchen. Im Juli 1852 schreibt er gefasster aus Linz: „Nach langer Unterbrechung und nach beinahiger Verödung meines Gemüthes infolge der bitteren Erfahrung, dass ich fast Menschenverächter geworden bin, habe ich wieder zu arbeiten begonnen. —

fügen, welche der genannte Maler in seiner 1878 erschienenen Studie: „Die oberösterreichische Landesgalerie" veröffentlicht hat.

Besonders wendete der Dichter wahrhaften Künstlernaturen sein ganzes Interesse und seine innige Theilnahme zu. In Karl Löffler hatte er eine solche Künstlernatur gefunden, er verfolgte dessen Arbeiten mit Befriedigung, gab dessen Bildern selbst freundliche Worte der Anerkennung in die Öffentlichkeit mit. Die eigenthümliche Farbentöne jenes Künstlers gemahnten den Malerpoeten an die alten italienischen Meister, obwohl diese Technik „die Kritik herausforderte". Er schrieb im September 1864 an Löffler: „Mich macht eine «Technik, die die Kritik herausfordert», nicht irre, ich bin entzückt über das Schöne und frage nicht nach dem Wege des Entstehens, ja ich ehre den Weg, wenn es nur gewiss darauf entsteht." Verschiedene Worte milden Tadels, welchen der Künstler übrigens stets dankbar aufnahm, hatte Stifter wohl auch Löffler gegenüber, dessen Bild eines Erdbeermädchens seinerzeit in Wiener Künstlerkreisen ebenfalls hohe Beachtung fand. Im November 1864 schreibt er an den Maler in seiner überaus zarten, feinfühlenden Weise, die nie verletzen will: „Hier nur eine kleine Bemerkung. — Vorher aber muss ich sagen, dass Sie einen treueren und liebevolleren Freund als mich nicht haben, und als solcher muss ich aussprechen, dass Sie Ihre Augen vielleicht zu sehr an die alten herrlichen Bilder gewöhnt haben und dass Ihnen der bräunlich-schwarze Ton, den sie durch Alter angenommen haben, schon in Ihre neuen Farben kommt. — Die Welt soll auf Sie aufmerksam sein", schließt er dieses Schreiben, „nur verzeihen Sie einem Freunde, wenn er in einem Briefe zu Ihnen sagt: Liebchen, du hast ein ungeheueres Talent, dieses schlägt aber leichter über die Schnur als die Mittelmäßigkeit, die im Grunde keine Schnur hat, über die sie schlagen könnte." Ein anderesmal (30. December 1864) schrieb er an Löffler die ehrenden Worte: „Sie sind der dichtungsvollste Menschenmaler, den ich jetzt kenne, und einer der dichtungsvollsten überhaupt." „Alles was groß ist", bemerkt er in demselben Briefe, „fasst die Menge nicht gleich, wie wäre es denn groß, wenn es in dem Kleinen läge? Aber einzelne, höhere Menschen sind es, die von dem außerordentlichen Werke des einsamen Künstlergeistes ergriffen werden, in heiligem Feuer brennen, und an diesem Feuer die Lämpchen der anderen anzünden lassen, die bald etwas größer, bald etwas kleiner sind. So geht es immer." Löffler selbst hat übrigens auch Stifters Porträt gemalt, das dieser außerordentlich ähnlich fand und das später, nachdem der Poet schon dahingeschieden war, Johann Nepomuk Geiger, der ausgezeichnete Historienmaler, welcher auch die bekannten reizenden Vignetten zu Stifters Werken („Studien", „Nachsommer" 2c.) gezeichnet, ebenfalls als überaus gelungen anerkannte. Löffler bewahrt heute noch pietätvoll das von ihm gemalte Bild, und der Verfasser dieser Zeilen hatte Gelegenheit die ernsten Züge des Dichters bei dem Maler in diesem Bilde lebenswahr zu sehen. Ein schönes Porträt des Dichters nach dem Leben hat auch Professor Ferdinand Axmann gezeichnet und in gelungener Wiedergabe den Briefen Stifters an seinen Vater, den trefflichen Kupferstecher Johann Axmann, welche er vor kurzem herausgegeben hat, beigefügt.

An den alten Freunden aus der Jugendzeit und aus der Wiener Periode hieng Stifter mit Innigkeit und Liebe. „An und für sich", schreibt er 1862 an Josef Türk, mit dem er in freundschaftlichem Briefverkehre stand — weilt meine Erinnerung am liebsten in jener Jugendzeit, in

Jenes „Waldhaus“, die „Waldluft“ und das „Waldwasser“ haben dem Dichter über vieles hinweggeholfen und ihn körperlich und geistig gestärkt, seiner Seele ruhige und friedliche Zeiten gegeben. Im Frühjahre 1865 wurde der ausgezeichnete Arzt Professor Gustav Braun zu der Gemahlin des Herrn Erzherzogs Josef berufen, damals consultierte auch Stifter den angesehenen Gelehrten, welcher ihm rieth, in eine hochgelegene Waldgegend (Nadelwald) zu gehen und reine Luft und gutes Wasser zu genießen. „Als ich ihm von Ihnen und dem bairischen Walde sagte — schreibt Stifter im März 1865 an den Freund Rosenberger — war er freudig einverstanden. Sie können nun denken, um wie unendlich vieles meine Sehnsucht wieder stieg, in Ihr Waldhaus kommen zu dürfen, und da ich ihm davon erzählte und er sah, wie meine Seele an dieser Gegend hängt, meinte er, die Gemüthswirkung aus meiner Liebe zu diesem Aufenthalte dürfte vielleicht noch größer werden als die von Luft und Wasser.“

In den letzten Jahren seines stillen Lebens verkehrte der Dichter mit wenigen Personen, aber diesen wenigen erschloss er sein ganzes an Poesie und Begeisterung für Schönes und Edles so reiches Herz. Zu diesen gehörte der Statthaltereirath Johann Ritter von Fritsch, Stifters Amtsgenosse und dessen Gemahlin, Frau Francisca von Fritsch, welche selbst als Dichterin hervorgetreten war. Auch Besuchern, die ab und zu nach Linz kamen und dem Dichter ihre Verehrung ausdrückten, kam er liebenswürdig und freundlich entgegen. Damals zählte Stifter zu seinen Lieblingsbeschäftigungen die Pflege von Cacteen und gerade diesen bizarren Pflanzen, welche doch so wenig mit den übrigen Blumen und Pflanzen unserer Gegenden an Art und Wuchs gemein haben, wandte er seine ganze Aufmerksamkeit zu. Als der Maler Löffler im Juli 1863 in Linz weilte, schrieb er diesem eines Abends: „Heute mit Beginn der Dämmerung (zwischen sieben und acht) wird ein Nyktikalos (Nachtschöner) bei mir aufblühen. Die Cactusblume ist eine der ungewöhnlichen, sie ist schöner als die Königin der Nacht, blüht wie diese nur eine Nacht, ist groß und märchenhaft. Kommen Sie vor Beginn der Dämmerung, wenn Sie das Ding sehen wollen.“ Dem Verfasser dieser Zeilen erzählte Löffler selbst von der eigenthümlichen Gruppe, welche Stifter, Sigmund Freiherr von Handel, dessen alter Freund, der auch eingeladen war, und Löffler bei dem Aufblühen der merkwürdigen Blume gebildet haben und mit welchem hohen Interesse alle das botanische Schauspiel verfolgten.

Dass Adalbert Stifter, welcher ja stets auch selbst an der Staffelei thätig war, dem Kunstleben in der schönen Donaustadt seine ganz besondere Aufmerksamkeit zuwendete, zeigen gar zahlreiche der schon veröffentlichten Briefe von ihm. Dem oberösterreichischen Kunstvereine gehörte er wie erwähnt seit der Gründung desselben im Jahre 1851 als überaus thätiges Mitglied an, auch war er mehrere Jahre hindurch Vicepräsident jenes Vereines. Im Jahre 1854 gehörte er zu den Mitbegründern der oberösterreichischen Landesgalerie, und er war es auch, der im Auftrage jenes Kunstvereines in Wien Audienzen bei dem Kaiser Franz Josef und der Frau Erzherzogin Sophie erbat und namentlich durch die Fürsprache der letzteren, die den Dichter der „Studien“ hochschätzte, eine Anzahl von hervorragenden Gemälden aus den kaiserlichen Sammlungen für die Linzer Galerie erwirkte. Diesen Daten, welche den Mittheilungen des Secretärs jenes Kunstvereines, des Malers J. M. Kaiser (der auch Stifters „Hochwald“ so feinsinnig und naturgetreu illustrierte), zu verdanken sind, wären noch manche Mittheilungen über Stifter als Kunstfreund beizu-

nicht genügen kann.“ Stifter wischte ihr die Thränen ab, und gleich am nächsten Morgen wurde eingepackt, und ohne Abschied fuhr der Dichter sammt der Gattin nach Linz zurück, ohne weiteres darüber zu erwähnen.

Vertrauten Persönlichkeiten gegenüber sprach Stifter auch gern über seine Kunst und die Anschauungen, welche er darüber hatte, er war dann voll Begeisterung, und doch lag in seinem äußeren Wesen eine gewisse Ruhe. Mariam Tenger schilderte seine Art zu sprechen folgendermaßen: „Stifter saß so hausbacken, ich möchte sagen mit der kleinbürgerlichen oder vielleicht großbäuerlichen Art auf seinem Sessel, seine Frau und ich gegenüber. Er agierte nicht, er rührte sich kaum, er gab alles so schlicht von sich, nur die Augen, die prächtigen Augen, in die man voll Vertrauen und Verehrung blicken musste, glänzten mehr oder weniger, je nach dem Gegenstande, den er behandelte.“ In dieser Weise konnte der Dichter stundenlang fortsprechen. Es geschah auch wohl, wenn er abends bei Befreundeten den Thee nahm und im Sprechen war, dass er Thee und Essen stehen ließ, und wenn er genöthigt wurde, unmuthig bemerkte: „Stören Sie mich nicht durch dergleichen.“ — „Aber wir wollen essen, wir sind hungrig“, meinte die Hausfrau. Er darauf: „So essen Sie“, berührte aber nichts und sprach weiter fort, es war eine Freude, ihm zuzuhören.

Es ließe sich noch mancher kleine, bezeichnende Zug aus dem Leben dieses bedeutenden Mannes, manches herrliche Wort aus seinem Munde oder aus seinen noch unveröffentlichten Briefen berichten. Da hier der Raum dazu fehlt, und es mag dies an anderer Stelle geschehen. Der Verfasser dieser Zeilen hat im jüngsten Sommer um die Heimat des Dichters und alle Stätten kennen zu lernen, welche für Adalbert Stifter und dessen Dichtung von Bedeutung sind, den Böhmerwald und das Dreisessel-Gebiet durchzogen und mit wehmüthigem Gefühle in dem bescheidenen Häuschen zu Oberplan, wo Stifter geboren wurde manche Reliquie des todten Poeten betrachtet, vom Blöckenstein und vom Dreisesselberge den dunklen See und die langgezogenen waldreichen Gebirgszüge bis weit ins dämmerige Blau übersehen und ist dann zu den Lakerhäusern hinabgestiegen und zu dem „Waldhause“, welches durch den Aufenthalt des Poeten in den letzten Jahren vor seinem Tode so besondere Bedeutung erlangt hat. Dabei hat sich ihm ein Gedanke wieder und immer wieder aufgedrängt: So viele unserer berühmten und bedeutenden Männer in Österreich und Deutschland sind durch Denkmäler nach dem Tode geehrt und ausgezeichnet worden. Verdient nicht er, der herrliche Dichter der „Studien“, der edle Mensch und Patriot, den so viele tausende verehren und lieben, auch ein Standbild, auf dass die Züge des Dichters in Erz oder Marmor auf die Nachwelt kommen? Wie passend könnte sich ein solches Denkmal in der Stadt Linz erheben, an den Ufern der Donau, auf die Adalbert Stifter so gern hinausgeblickt, vor demselben Hause, in dem er so lange wohnte und starb.

Es wäre eine Ehrensache aller Verehrer echter Poesie, eine Ehrensache aller Deutschen in Österreich, diesen Gedanken zu verwirklichen, welcher hiemit angeregt und jedem Freunde echter Poesie ans Herz gelegt sei. Einen zweiten Dichter, der dem Malerpoeten Adalbert Stifter zur Seite gestellt werden kann, so wunderbar eigenartig edel und keusch, wird dieses Jahrhundert nicht mehr erschauen, möge des Dichters Gestalt in demselben für das neuanbrechende verewigt werden.

Als ich bei meiner erwähnten Wanderung im Sommer den Böhmerwald durchzog und der herrlichen Schilderungen Stifters gedachte, der in seinem „Hochwald“ die Schön-

welcher wir ein so fröhlicher Kreis beisammen waren, und da ich jetzt mehr von dem öffentlichen Leben und den Eigenschaften der Menschen erfahren habe, erkenne ich erst, dass wir im ganzen sehr rechtschaffene und ehrenwerthe junge Leute waren, von denen keiner in den Sturmtagen, die kamen, eine falsche Farbe gezeigt hat, so dass ich meine Freunde in der Erinnerung fast noch mehr liebe als einst im lustigen Beisammensein. Und wenn in meinen Schriften ein edler und idealer Kern ist, so habe ich ihn gewiss mehr von meinen Jugendfreunden in mich aufgenommen als von den verschiedenen Schulbänken geholt, auf denen ich gesessen bin, und das Gute und Liebe, welches ich von dir erfahren habe, ist gewiss nicht das letzte, das zur Gestaltung meines Wesens mitgewirkt hat."

Unter den bezeichnenden Herzens- und Seeleneigenschaften Stifters sind seine peinliche Wahrheitsliebe und seine besondere Ehrlichkeit hervorzuheben, welche Grundzüge dieses Charakters bildeten und leider so manchem unserer heutigen leichtfertigen Zeit fast lächerlich erscheinen dürften. Aber auch sie weisen nach, wie ernst der Dichter das Leben und die Reinheit des Menschengemüthes auffasste. Frau von Fritsch erzählte mir vor kurzem einige diesbezügliche bezeichnende Anekdoten. „Ich hatte", berichtet sie, „einst einen sehr dringenden Brief zu schreiben und gab dem Dienstmädchen den Auftrag, etwaige Besucher mit der Bemerkung abzuweisen, ich sei nicht daheim. Zufällig besuchte mich der Dichter damals, vernahm dies, sah mich aber durch die Glasthüre beim Schreibtische. Er trat ein und sagte unmuthig, ja böse: «Wie können Sie dem Mädchen eine Unwahrheit auftragen? Sie dürfen ja den Leuten offen sagen lassen, Sie hätten dringend zu schreiben." Als ich bemerkte, das widerspräche der üblichen Lebensart und gienge manchen Leuten gegenüber nicht an, meinte er: «Es soll auch solche Lügen nicht geben und darf bei Leuten, die ich achte und schätze, nicht vorkommen. Das musste ich Ihnen sagen, jetzt gehe ich, denn ich will Sie nicht stören, aber Sie dürfen dergleichen nicht mehr thun.» Voll Entrüstung verließ er sodann mich und das Zimmer. Ein andermal kam Frau von Fritsch aus München mit einem schönen neuen Damenhut. Frau Stifter, welche auf „Putzdinge" viel hielt, wünschte vor dem ebenfalls anwesenden Gatten ebenfalls solch einen Hut. „Nun so bestellen wir einen aus München", meinte Stifter. „Ja, aber der Zoll auf dergleichen ist sehr hoch", meinte die Frau. Die Besitzerin des Hutes erklärte: „Dem kann ja abgeholfen werden. Man zerknittert die Bänder etwas und legt etwa ein altes Futter ein. Der Hut gilt dann für gebraucht, und gebrauchte Sachen zahlen keinen Zoll." Stifter war darüber entrüstet: „So?", sagte er, „schämen Sie sich nicht, als Gattin eines Staatsbeamten so zu reden, und den Staat betrügen zu wollen?" Er war diesmal so ernstlich böse, dass er lange Zeit nicht beruhigt werden konnte. — Welches Zartgefühl der Dichter seiner geliebten Frau gegenüber entwickelte, darüber noch eine kleine Mittheilung Mariam Tengers, welche von Stifter selbst herrührt. Im Jahre 1847 war Jenny Lind in Wien, Stifter mit seiner Gattin weilte ebenfalls daselbst vorübergehend. Er hatte die nordische Nachtigall persönlich kennen gelernt und unterhielt sich gerne mit ihr. Es war geplant, sich den Genuss ihres herrlichen Gesanges noch einigemale zu verschaffen, und noch so manches in Wien „mitzumachen", worauf sich der Dichter schon recht freute. Da erwachte Stifter eines Nachts und bemerkte, dass seine Frau in Thränen aufgelöst wachte. Auf vieles Fragen brachte sie die Worte hervor: „Mein Gott, ich sehe es wohl, dass ich dir

Es ist ein eigenes Gefühl froher Sicherheit, das einen dabei beschleicht. Man ist sich bewusst, erstens, dass dieser Mann ein abstoßendes oder verletzendes Wort ebensowenig über die Lippen bringen wird, als ein süßliches; und zweitens, dass er nichts mit philisterhaftem Ernst anfassen wird, was mit Humor behandelt werden kann. Das sind beides köstliche Eigenschaften! Die letztere doppelt wertvoll in unsern Tagen, wo zwar alles Ernsthafte mit dem Leichtsinne der Seldwyler, dafür aber auch alles Spasshafte mit der hochnothpeinlichen Amtsmiene der Ruochensteiner*) angegangen zu werden pflegt.

Im „Schatz" von Seidel ist eigentlich von vier Schätzen die Rede. Von dem Schatze, den ein Ahn derer von Rephuhn auf Richenberg zur Zeit des dreißigjährigen Krieges in der Nähe des Schlosses Richenberg verscharrt haben soll, und dem der letzte, schon ziemlich herabgekommene Rephuhn, der Vater der anmuthigen Hildegard, mit Leidenschaft nachgräbt, während er Haus, Hof und Wirtschaft verlottern und verwildern lässt. Dann von dem Schatz, welchen der junge Ingenieur Wigand heimführt, der anlässlich des geplanten Eisenbahnbaues nach Richenberg gekommen ist, aber dort für alle Zeiten hängen bleibt, indem er die nunmehr verwaiste Hildegard von Rephuhn zur Gattin gewinnt. Sohn eines Landwirtes, wendet Wigand sich selbst der Landwirtschaft zu und erblickt seine Lebensaufgabe darin, das verwahrloste Gut seiner Frau mit Einsetzung seines eigenen kleinen Vermögens allmählich emporzubringen, wozu in den ersten Jahren auch die schönsten Aussichten vorhanden sind. Durch den rasch wachsenden Ertrag kühn gemacht, geht er etwas zu stürmisch ins Zeug und hält nicht die nöthigen Aushilfsgelder zurück, deren der Landwirt in Jahren der Missernte nicht entraten kann. Zwei solche Jahre hintereinander bringen ihn an den Rand des Verderbens. Als er keine Möglichkeit mehr sieht, die drohende Zahlungsunfähigkeit abzuwenden, trifft gerade sein alter Freund Radloff zu Besuch auf Schloss Richenberg ein. Und dieser Radloff, ein wohlunterrichteter Kunstforscher und Alterthumskramer, entdeckt nun den dritten Schatz, einen Schatz von geradezu märchenhafter Realisierbarkeit, der unserem Freund Wigand nicht nur rechtzeitig aus der Verlegenheit hilft, sondern ihn überdies zum reichen Manne macht: nämlich eine schwere Menge kostbarer Möbel, Vasen, Figürchen und Tassen aus der Rokokozeit, die ein längst vermoderter Rephuhn aus aller Herren Länder, zumal aus Meißen und Sèvres, zusammengeschleppt hatte, die aber die nachfolgenden Schlossherren, Wigand mitinbegriffen, nach ihrem von Jahr zu Jahr anwachsenden Wert nicht erkannten, sondern als zwecklose „Kinkerlitzchen" auf dem Dachboden verstauben ließen. — Was will man noch mehr? Das Wunderbare in der greifbaren und zeitgemäßen Gestalt eines Rokokoxeren! Wie behaglich und hübsch sich so etwas liest! In den Jahren, aus denen die rettenden Meißnerfigürchen stammen, hätte man das alles in humpelnde Hexameter gegossen und „Idylle" überschrieben.

Von Moriz von Schwind wird erzählt, dass er sein Urtheil über Karl von Piloty einmal in einem Ausspruch zusammenfasste, der die unbeeinflusste Stimmung weiter Kreise der tragischen Kunst gegenüber treffend zum Ausdruck bringt. Piloty, welcher bekanntlich seine Stoffe mit Vorliebe auf der Nachtseite des Lebens suchte, hatte Seni an der

*) Der Verfasser spielt hier offenbar auf eine der schönsten deutschen Novellen, „Dietegen" von Gottfried Keller an, die ich als noch junger Gehilfe in Deutschland draußen zum erstenmal aus dem Setzkasten zog, und die noch heute, da ich bald ein alter Knabe bin, eine Menge Leute zu ihrem eigenen Schaden nicht kennen.

Anmerkung des Setzers.

heit dieses Waldgebietes verherrlichte, da konnte ich mich nicht enthalten dem Poeten einige Strophen zu widmen, deren zwei den Aufsatz beschließen mögen:

Sei mir gegrüßt, o Dichtergemüth,
Geschaffen mit sinnigem Weben,
Das dir im tiefsten Herzen erblüht,
Hast du hier wirkendes Leben.
Du hast den Böhmerwald geschmückt,
Mit neuem poetischen Schimmer,
Und Tausende, die deine Muse entzückt,
Sie vergessen dein nie und nimmer.

Waldblumen und Zweige nicken dir zu,
Und flüsterten lieblich und leise,
Gar wohl verstanden hast alles du,
Was sie sprachen in ihrer Weise;
Du hast die Seele des Waldes erkannt,
Du hast erschlossen die Pforte
Zu seiner Schönheit, die du gebannt
In die herrlichsten Dichterworte.

Für unveröffentlichte Briefe Stifters oder über ihn sowie für Mittheilungen, welche denselben betreffen, wäre der Verfasser behufs einer eingehenden biographisch-literarhistorischen Arbeit über den Dichter, zu welcher bereits manches wertvolle Material vorliegt, dem Obiges zumeist entnommen wurde, jedermann zu großem Danke verpflichtet.

Ein norddeutscher Erzähler.

Von Emil Ertl.

Sein vor kurzem erschienenes Buch ist eigentlich ein Büchlein, eines jener appetitlich ausgestatteten Bändchen, wie sie der geschmackvolle Verlag von A. G. Liebeskind in Leipzig auf den Markt zu bringen pflegt. Es bildet den zehnten Band der gesammelten Schriften Heinrich Seidels und betitelt sich „Der Schatz und Anderes“; jedoch wollen wir das „Andere“ nur gleich links liegen lassen, um desto rascher zur Hauptsache zu gelangen, zum „Schatz“. Dieser, eine anmuthige, höchst erfreuliche Erzählung, spielt irgendwo in — Plattdeutschland, sagen wir im Mecklenburgischen, denn dort ist Heinrich Seidel zuhause, und eine Geschichte aus der Heimat hat er seine Novelle ja benannt. Ungefähr also die Gegend Fritz Reuters. Vielleicht auch hie und da ein wenig die Grundstimmung Fritz Reuters; aber gewiss keine Spur von Nachahmung. Heinrich Seidel ist der natürlichste und einfachste Erzähler, den man sich denken kann. Einer, den man nie auf einer Künstelei, bei einer Anempfindung ertappen wird. Einer, dem man es anmerkt, dass er genau so spricht, wie ihm der Schnabel gewachsen ist. Wenn ich ein neues Buch von ihm in die Hand nehme, so ist mir immer zumuthe, als klopft' es an die Thür, und ein lieber, guter Onkel träte bei mir ein, etwas behäbig und schon angegraut, einen halb wehmüthigen, halb schalkhaften Zug um den erfahrungsreichen Mund, die Augen frisch, als gehörten sie einem Jüngling. So setzt er sich zu mir und fängt zu plaudern an, während er wacker dem aufgetragenen Weine zuspricht, und das Behagen, das ihn zu erfüllen scheint, überträgt sich unwillkürlich auf den Zuhörer.

heran, der Boden erzittert, und im nächsten Augenblicke donnert es mit sausendem Rucke vorbei, eine wirbelnde Wolke von Staub und Blättern hinter sich. So schnell wie es kam, verschwindet die Rückwand des letzten Wagens in der Ferne, bald nur noch ein sanftes, verhallendes Rollen, und die Einsamkeit ist wieder da mit Vogelsang und Blätterrauschen und Schmetterlingen, die sich auf dem Bahndamme sonnen. Ich finde das groß und ergreifend."

Spricht aus diesen anschaulichen und warmempfundenen Worten vorzüglich der poetisch gestimmte Techniker, so weist der zarte Natursinn, der sich an zahlreichen anderen Stellen kundgibt, auf die in ländlicher Stille verbrachten Jugendtage des Dichters hin. Als besonders schön erscheint mir die kurze Schilderung, wie Wigand und seine Braut auf dem Wege zur Dorfkirche vom Regen überrascht werden: „Unbeachtet war an dem blauen Sommerhimmel eine Wolke aufgezogen, und kurz bevor das Brautpaar in die Kirche trat, sendete sie bei hellem Sonnenscheine ein leichtes Schauer blitzender Tropfen herab. Die Leute drängten nach und der Kirchhof blieb leer, während es noch eine kleine Weile fortregnete und die Steige sich dunkler färbten; nur die von Bäumen und Büschen beschützten Stellen blieben trocken und hell. Aus der Kirche tönte Gesang und Orgel und dann die schallende Stimme des Pastors. Der Regen vertropfte, und über dem Grabdenkmal des Herrn von Rephuhn, des letzten seines Stammes, sang ein Gartenlaubvogel in hellem Jubel auf dem wie von Thränen blitzenden Zweige einer Traueresche. In der Kirche war es stiller geworden. Dann tönte zum zweitenmale Orgel und Gesang und nach einer Weile strömten die Leute wieder hervor. Unterdessen war fast jede Spur des Regens entschwunden, gleichmäßig blau wölbte sich der Himmel und in gleicher Helle lagen die Steige im Sonnenschein; nur an dem erfrischten Blattwerke blitzte noch hier und da ein schimmernder Tropfen . . ."

Die Kunst, mit der der Dichter hier den Leser die Trauung vor der Kirche mitmachen läßt, das unbeschreibliche Etwas, das man mit einem abgebrauchten musikalischen Ausdruck Stimmung, und mit einem nicht minder abgebrauchten malerischen Ausdrucke Färbung nennt, reicht fast an die höchsten Muster auf diesem Gebiete heran, an Flaubert und Jean Paul. Anders aber steht es um die Menschenzeichnung. Hier mangelt es gewaltig an Vertiefung. Was ist z. B. der vielbeliebte Lebrecht Hühnchen, die populärste Gestalt, die Seidel geschaffen hat (in dem Buche „Jorinde und andere Geschichten"), der er die größere Hälfte seines noch im Wachsen begriffenen Ruhmes als Humorist verdankt, wenn man ihn mit älteren und lebensvolleren Typen fröhlicher Genügsamkeit vergleicht! Aber freilich sollte man nicht so unbescheiden sein. Denn gegenüber gesunden Begriffen künstlerischer Kraft und Größe stellt sich gar bald heraus, daſs nicht nur der vortreffliche Leberecht Hühnchen, dessen Bekanntschaft zu machen ich übrigens jedermann aufs wärmste empfehlen kann (und dessen ärgster Feind Heinrich Seidel selbst ist, weil er ihn in nicht endenwollenden Variationen zutode hetzt) sondern auch manche andere vielbewunderte Gestalt unserer modernen Literatur weder aus Fleisch und Blut, noch aus Erz, sondern aus — Tragant ist.

Offenbar ein Stiefbruder Leberecht Hühnchens ist der Herr Pastor Krahnstöver, der zugleich mit seiner Gattin im „Schatz" eine nicht ganz unwesentliche Rolle spielt. Er ist gewissermaßen der Brennpunkt, in dem die wärmenden Strahlen des Behagens sich sammeln; sein Haus der Ort, wo Wigand und Hildegard einander kennen und lieben lernen. Dies geschieht auf einer ganz köstlich ge-

Leiche Wallensteins, Galilei im Kerker, die Ermordung Cäsars, die Verkündigung des Todesurtheils an Maria Stuart und noch andere Tragödien dargestellt und kam jetzt mit einem neuen Bilde vor die Öffentlichkeit. „Wie gefällt es Ihnen?“ wurde Schwind gefragt. „Sehr gut gemalt“, erwiderte dieser; „aber — 's ist halt wiederum so ein Unglück! Dieses Wort drückt so ziemlich alles aus, was die Masse der Gebildeten, wenn sie nicht nachbeten wollte, über unsre größte Kunst, von Dante bis Ibsen zu sagen hätte. Ob diese Abneigung, sich tragisch durchrütteln zu lassen, gerade ein gutes Zeichen für die Tiefe unseres Kunstbegriffes ist, bleibe dahingestellt. Jedenfalls ist es verzeihlich und natürlich, in der Welt des Scheines vor allem Erholung und Aufheiterung zu suchen, und nicht jedermanns Sache, erst durch die tiefere Erkenntnis des Menschenschicksals an dieses wünschenswerte Ziel zu gelangen. Diesem Bedürfnis eines leichteren Genusses kommt Seidel in ebenso feiner als edler Weise entgegen. Dass er nicht der Mann ist, die Weltliteratur auch nur einen halben Zoll weiterzuschieben, das ist klar. Aber unter den tausenden jahraus, jahrein erscheinender Bücher, die den Stempel rascher Vergänglichkeit an der Stirne tragen, fallen die seinigen als besonders freundlich und verwendbar in die Augen. Er gehört zu den wenigen Schriftstellern, von denen man jeden Band, auch wenn man ihn vorher nicht kennt, unbedenklich hernehmen und in Gesellschaft von Frauen vorlesen mag, ohne Gefahr zu langweilen, oder aus irgend einem Grunde peinlich zu berühren. Und doch ist es nicht ausschließlich Kost für höhere Töchter, sondern befriedigt auch einen anspruchsvolleren Geschmack, vorausgesetzt, dass er nicht überreizt ist.

Den Grund für diese Thatsache suche ich in der Vereinigung eines einfachen Sinnes mit der ruhigen Besonnenheit eines Mannes, der arbeitsam mitten im Getriebe des Lebens — und nicht nur des literarischen Lebens — steht. Nichts scheint mir geeigneter, den Schlüssel zu diesem Wesen zu liefern, als die wenigen Zeilen, die ich einer Lebensskizze des Dichters entlehne. „Heinrich Seidel“, heißt es da, „ein mecklenburgischer Pastorsohn, wohnt schon seit langen Jahren in Berlin. Seines Zeichens ist er Ingenieur; die Construction der Ankunfts- und Abfahrtshalle des Anhalter Bahnhofes, einer der größten Anlagen in Deutschland, rührt von ihm her.“ — Begreiflich ist es, dass einem solchen Manne das Poetische nicht gleichbedeutend mit Romantik ist. Vielmehr weiß er das Schöne und Erhebende auch im alltäglichen Leben aufzufinden, so z. B. wenn er auf die Bemerkung Radloffs, die neue Eisenbahn „verschimpfiere“ die Gegend, seinen Wigand erwidern lässt: „Ich kann mir eine Zeit denken, wo wir noch andere Beförderungsmittel haben werden, die noch viel fürchterlicher und geräuschvoller durch die Länder sausen, als die heutigen. Glaubst du nicht, dass es dann Leute geben wird, die von dem längst verklungenen poetischen Pfiff der Locomotive schwärmen, wie heut die Mondscheinpoeten vom Posthorn? Denk' nur an die Kinder! Was spielen sie vorzugsweise? Eisenbahn. Im Zimmer bauen sie sich Züge aus Stühlen und draußen rennen sie mit großem Geschnaufe einher, pfeifen und bremsen, und läuten und halten an und rufen: Richenberg! Aussteigen! Ich für meinen Theil finde die Eisenbahn sehr poetisch. Es ergreift mich stets, wenn ich zufällig allein in meinem nahen Walde bin, und der Schnellzug durchfährt. Schon von ferne vernimmt man sein dumpfes Rollen, das schnell näher kommt und allmählich einen schmetternden Klang annimmt. Mit einemmale ist das schnaubende Ungeheuer

plötzlich einem Schlagfluss erlegen sei, und eine der Damen rief unwillkürlich: „Wie traurig!" – „Ob das nun wirklich «traurig» ist", meinte ich, „ist denn doch fraglich. Der Doctor war längst Witwer, seine Kinder sind erwachsen und bedürfen weder mehr der Erziehung, noch anderweitiger Hilfeleistungen. Ist es da mit Recht als «traurig» zu bezeichnen, dass ein schneller Tod seinem Leben ein Ende machte? Oder ist er vielmehr zu beneiden?"

„Sie müssen, wie ich glaube", nahm jetzt der Staatsrath das Wort, „die Frage dahin stellen, ob das Leben schon an sich ein Gut sei, oder ob es erst unter gewissen Voraussetzungen — z. B. wenn es ein glückliches oder wenn es zum Gedeihen oder zum Glück anderer unentbehrlich ist — ein Gut werde. Wenn wir uns für die erstere Alternative entscheiden, so werden wir in der That auch einen Todesfall wie den, von welchem wir eben reden, bedauern dürfen und bedauern müssen."

Wir acceptierten die Fragestellung, und es entspann sich eine lebhafte Debatte für und wider. Von beiden Seiten wurden mancherlei Argumente vorgebracht. Das Leben, behaupteten die einen, sei zweifellos an sich ein Gut, denn nur das Leben gebe uns die Möglichkeit, den sittlichen Aufgaben gerecht zu werden, welche Gott dem einzelnen gestellt habe. Da wir nun in keinem Lebensabschnitt und in keinem Verhältnis ohne solche Aufgaben wären, so folge schon daraus, dass wir nicht wünschen dürften, unser Leben verkürzt zu sehen. Es sei ferner zweifellos die Aufgabe jedes einzelnen, schon hier zu einer möglichst hohen Stufe sittlicher Entwickelung aufzusteigen, niemand aber werde in Abrede stellen, dass uns das nur möglich sei, wenn die in einem längeren Leben geführten Kämpfe unsere sittliche Kraft gestärkt und die während derselben gewonnenen Erfahrungen unsere Einsicht vermehrt hätten. Eben deshalb sei auch der Trieb zum Leben der stärkste in der Seele eines gesund empfindenden Menschen, und je länger der Mensch lebe, umso stärker entwickele sich dieser Trieb, so dass bekanntlich sehr alte Leute ganz besonders am Leben hiengen.

Dagegen wurde zunächst eingewendet, dass hier nicht von einem Selbstmord, sondern von einem natürlichen Tode die Rede sei, von einem Falle also, in dem Gott selbst allen sittlichen Aufgaben ein Ende gemacht habe. Es sei sodann doch mindestens fraglich, ob denn wirklich unsere sittliche Entwickelung mit dem Tode endgiltig abgeschlossen sei, und die Möglichkeit erscheine in keiner Weise ausgeschlossen, dass wir in jenem Leben vor Aufgaben gestellt würden, von denen wir Menschen uns zwar keine Vorstellung machen könnten, die aber deshalb nicht weniger ernst und bedeutend wären als die irdischen. Die Lust zum Leben endlich sei zweifellos bei den meisten Menschen einer der stärksten Triebe, aber doch keineswegs bei allen. Das würde nicht nur durch die Selbstmorde, sondern auch durch jene Lebensmüdigkeit und jenen Widerwillen gegen das Leben bewiesen, welche nur zu oft die Begleiterinnen des Talentes oder sonst höchster Begabung seien. Was sei denn die Askese, die uns doch bei allen Religionen begabter Völker in dieser oder jener Form begegne, anders als die bewusste Verneinung des Lebens bei lebendigem Leibe? Würde denn jemand von uns, so fragte man, falls es ihm freigestellt würde, sein Leben noch einmal zu beginnen, von dieser Erlaubnis Gebrauch machen?

Dieser letzte Punkt fand zumal lebhaften Widerspruch, und wir gewahrten, dass die Lust am Leben oder die Verneinung desselben nicht nur die große Menschheit, sondern auch unsern kleinen Kreis in zwei Parteien theilte.

Der Professor hatte sich an der

schilderten nächtlichen Schmetterlings-jagd, die der Pastor veranstaltet, und die jeder, der selbst einmal Käfern oder Faltern nachgestellt hat, — und wer hätte das nicht! — kaum ohne freudiges Herzklopfen wird lesen können. Krahnstöver ist nämlich ein leidenschaftlicher Verfolger dieser bunten Sommervögel, und seine prächtige Sammlung bildet den Schatz, der ihm über alles geht, den er ängstlich hütet, an dessen Vermehrung er Tag und Nacht arbeitet.

Und so wäre ich glücklich beim vierten „Schatz“ der Erzählung angelangt. Welchen wohl von den vieren die freundliche Leserin für sich erwünschen möchte? Die vergrabenen Schätze des alten Rephuhn oder die aufgespießten Schätze des Pastors? Die verstaubten Nippes und Bibelots des glücklichen Schatzfinders Radloff, oder den kusslichen Schatz, den Wigand sich errungen? — Ich wage es nicht zu entscheiden, denn Beverneſt, der alte Gärtner auf Richenberg hat Recht: „Dem einen seine Uhle is dem andern seine Nachtigahl.“

Das „Gut an sich“.

Eine Geschichte von Th. H. Pantenius.*)

Während ich in Riga lebte, hatte ich das Glück, in einem Kreise sehr bedeutender Menschen verkehren zu dürfen. Diese durch die Bande der Verwandtschaft und langjähriger Freundschaft eng verbundenen Männer und Frauen hatten, was ihnen etwa einst an conventionellem Wesen anhaftete, längst abgestreift, ein jedes gab sich wie es war und sprach wie es dachte. Da nun alle edel empfanden und klug waren, so entwickelte sich in dieser Gesellschaft fast immer eine Conversation, an welche die beiden anderen Überlebenden jetzt gewiss ebenso oft und gewiss stets mit derselben schmerzlichen Sehnsucht zurückdenken wie ich. Das einfachste alltäglichste Vorkommnis gab Anlass zu einer Bemerkung, die eine weite Perspective eröffnete. Nun stimmte man zu und führte weiter aus oder man widersprach, und ehe wir uns dessen versahen, waren wir bei den interessantesten und wichtigsten Fragen.

In diesem Kreise nun verlebte ich die letzten Stunden des Jahres 1873. Wir waren diesmal nicht, wie meist, ganz unter uns, denn unser aus Sachsen stammender Wirt hatte sein Haus heute einem an ihn empfohlenen Landsmanne, einem erst im Herbst nach Riga übergesiedelten Professor am Polytechnikum, geöffnet und ihn gebeten, den Sylvesterabend mit uns zu verleben. Dieser Professor war ein älterer Junggeselle von schweigsamem, zurückhaltendem Wesen, doch gefiel er uns gut, und wir plauderten bald, als ob er uns allen seit lange bekannt gewesen wäre. Nun erzählte der Rechtsanwalt, dass vor ein paar Stunden der Doctor so und so, einer der angesehensten Ärzte der Stadt,

*) Aus dem höchst liebenswürdigen Büchlein: „Kurländische Geschichten“ von Th. H. Pantenius. Leipzig. A. G. Liebeskind. 1892.

von eigner Hand jetzt oder eines natürlichen Todes später starb. Ich machte mich allmählich in Gedanken mit dem voraussichtlichen Hergange vertraut. Ein Schutzmann fand auf einem Patrouillengange durchs Rosenthal meine Leiche im Wasser. Man brachte eine Bahre herbei und schaffte sie in die Anatomie. Meine alte Wirtin stellte dort nach vielem Sichzieren meine Identität fest und fand in dem Vorgange eine Quelle unzähliger Berichte für die Kaffeestündchen im Kreise der Hausgenossen. Meine Geschwister tauschten unterdessen gegenseitige Condolenzbriefe aus, und die Studenten giengen schmunzelnd an den frischen Cadaver. Nach vier Wochen war es, als ob ich nie gelebt hätte.

Ganz besonders hieng ich naturgemäß diesen Gedanken im Winter nach. Kennt jemand von den Damen oder den Herren einen Leipziger Winter? Kennen Sie ihn vielleicht, Herr Doctor? Nicht? Freilich, Sie haben ja nicht auf der Landesuniversität studiert. Nun, es ist eine entsetzliche Zeit. Trübes Gewölk verhüllt wochenlang den Himmel, und Regen und Schnee, die im Niederfallen schwarze Rußflocken mit sich nehmen und die kein Frost bindet, bedecken Straßen und Plätze mit einem schmutzigen, widerwärtigen Nass. Überall athmet man eine schwere, dumpfe, nach Kohlen riechende Luft, und selbst wer die Stadt verläſst, kann nicht freudig aufathmen, denn in den Niederungen, welche sie, von träge fließenden Gewässern durchströmt, von allen Seiten umgeben, ist die Luft nicht im geringsten freier. An solchen Tagen mag es selbst dem Glücklichen schwer sein, sich schwermüthige Gedanken fernzuhalten, auf den Unglücklichen aber senkt sich die Traurigkeit mit unwiderstehlicher Gewalt herab und erdrückt ihn. Es ist kein Zufall, dass sich in Leipzig verhältnismäßig mehr Menschen das Leben nehmen als irgendwo sonst in der Welt.

Ich sagte Ihnen schon, dass ich nur zu wenigen Commilitionen flüchtige, zu keinem von ihnen intime Beziehungen hatte. Trotzdem litt ich ganz besonders während der Ferien, vielleicht freilich nur, weil dann selbst die Zerstreuung wegfiel, welche der Besuch der Collegien bot.

So war die zweite Weihnachtszeit, die ich auf der Universität verbrachte, herangekommen und vorübergegangen. Ich hatte den Weihnachtsabend allein auf meinem Zimmer verbracht, ohne Baum, ohne jede Festesfreude. Ich beschloss, diesen Abend nicht noch einmal zu erleben und mit dem Jahre auch mein Leben abzuschließen.

Bis in die Stadt Leipzig hinein erstreckt sich ein großer waldartiger Park, das bekannte Rosenthal. Dieses Rosenthal wird von zwei Flüssen, der Pleiße und der Weißen Elster, die ihrer Vereinigung zustreben, umflossen, und am Ufer der letzteren hatte ich mir ein Plätzchen ausgesucht, an dem ich sterben wollte. Die Elster wird ziemlich am Ende des Rosenthales durch ein Wehr gehemmt, und der Fluss schien mir unmittelbar vor demselben sehr tief zu sein. Ich wollte mich nun, indem ich mich über das Wasser beugte, erschießen und hoffte so unter allen Umständen ein schnelles Ende zu finden.

Am letzten Tage des Jahres kaufte ich mir am Morgen einen Revolver und ordnete mein bisschen Habe. Beides nahm vielleicht eine Stunde in Anspruch. Was aber nun mit der Zeit bis Mitternacht anfangen? denn es schien mir sinnlos, den letzten Tag meines Lebens mit Arbeiten zu verbringen. Ich beschloss schließlich, während meiner letzten Stunden zu leben wie ein Wohlhabender. Es war ja auch wirklich einerlei, ob meine fünf Geschwister sich später die dreißig Thaler, die ich besaß, theilen konnten oder nicht. Ich begab mich also in ein feines Restaurant und ließ mir dort Austern, Caviar und eine

Debatte nicht betheiligt, sondern sich darauf beschränkt, ihr aufmerksam zu folgen. Als sich nun unser Wirt mit der Frage an ihn wandte, wie er denn über diese Dinge denke, erwiderte er, indem er mit einer schnellen Kopfbewegung die Haarlocke, die ihm auf die Stirn herabgefallen war, zurückwarf: „Ich bin der Überzeugung, dass das Leben nicht nur an sich ein Gut, sondern das höchste Gut, das «Gut an sich» ist, und ich glaube Ihnen das beweisen zu können."

„Und wodurch?"

„Dadurch, dass ich Ihnen ein Erlebnis aus meinem Leben erzähle."

„Vortrefflich. Erzählen Sie!"

Unser aller Augen hafteten jetzt auf dem klugen, scharf geschnittenen Gesichte des Professors. Dieser lehnte sich in seinen Sessel zurück und erzählte, während seine schmale, weiße Rechte in seinem schwarzen, bereits von Silberfäden durchzogenen Vollbart spielte, wie folgt: „Ich bin einer armen Witwe Sohn und ich habe eine schwere Jugend hinter mir. Mein Vater, der im sächsischen Erzgebirge Förster war, wurde, als ich erst acht Jahre alt war, von einem Wilddiebe erschossen, und meine Mutter blieb mit sechs Kindern und einer Pension zurück, die viel zu gering war, um ihr auch nur die bescheidenste Existenz zu ermöglichen. Wir siedelten nun nach Dresden über, und meine Mutter vermietete möblierte Zimmer an Fremde, sie erlag aber nach einigen Jahren den Anstrengungen ihrer Arbeit, und wir Kinder wurden vertheilt. Da ich eine leidliche Stimme hatte, wurde ich in das Alumnat des Thomasgymnasiums zu Leipzig aufgenommen, und da ich ferner auf der Schule zu den besten Schülern gehörte, so verschaffte man mir nachher ein Stipendium, welches es mir ermöglichte, Mathematik zu studieren.

Nicht wenige meiner Mitalumnen fühlten sich in dieser Stellung höchst behaglich, viele andere rieb wenigstens unser Joch nicht wund, mir aber war die Abhängigkeit kaum erträglich und ich trug mich schon damals mit Selbstmordgedanken. Diese tauchten auch später auf der Universität immer wieder in mir auf und fanden einen nur zu günstigen Boden. Ich hatte meinen Kinderglauben verloren, ohne dass anderweitige, feste religiöse Anschauungen an seine Stelle getreten wären. Ich fühlte mich ferner sehr einsam und verlassen, denn mit meinen Geschwistern, die alle bedeutend älter waren als ich, hatte ich kaum irgend welche Fühlung gewonnen, und mein verschlossenes Wesen bewirkte, dass ich auch meine Commilitionen mehr abstieß als anzog. Endlich: ich war sehr arm, da mein Stipendium nur gerade hinreichte, um mir die Fristung meines Daseins zu ermöglichen. Sie werden es begreiflich finden, dass ich mir unter diesen Umständen oft die Frage vorlegte, ob es sich denn für mich der Mühe lohne, ein Leben weiter zu leben, das mir als eine schwere Last erschien. Ich war niemand unentbehrlich, ja ich durfte nicht annehmen, dass irgend jemand mich auch nur vermissen würde. Ich sah auch kein Ziel vor mir, welches mir wert zu sein schien, mit einem einsamen Leben voller Entbehrungen erkauft zu werden. Ich war nicht anmaßend genug, um anzunehmen, dass meiner Wissenschaft durch mein frühes Ende ein Verlust zugefügt würde, und wenn ich mich fragte, ob es sich lohne, ein sehr unglücklicher Student zu bleiben, um schließlich ein nicht weniger unglücklicher Gymnasiallehrer zu werden, so musste ich die Frage verneinen. Dass aber das Leben an sich kein Gut sei, war mir ganz zweifellos. Warum also ihm nicht ein Ende machen? Die kurze Todesqual stand in gar keinem Verhältnisse zu den Leiden, die mich voraussichtlich erwarteten, wenn ich am Leben blieb. Jener Sprung ins völlig Ungewisse musste ja überdies doch einmal gethan werden, einerlei, ob ich

noch einer und wieder einer — die Neujahrsglocken. Und jetzt ein anderer Ton, der zusammengesetzt ist und doch in ein einheitliches Brausen zusammenklingt — die Rufe der Leute. Es war an der Zeit. Ich ergriff meinen Revolver und erhob mich. Aber ich blieb bewegungslos stehen, denn es war mir, als ob ich auf dem Wege, den ich selbst gekommen war, einen leisen Tritt hörte. Zweifellos — es kam jemand. Ich strengte meine Augen auf das äußerste an, aber ich konnte nur die Umrisse einer menschlichen Gestalt erkennen. Diese Gestalt trat jetzt von dem Wege in das Buschwerk, welches das Ufer des Flusses umsäumte.

«Es muss sein», klang es zu mir herüber, zitternd, verzweifelt.

Ich ließ den Revolver fallen, war mit einem Satz im Gestrüpp und umfieng die Gestalt mit beiden Armen. «Was wollen Sie thun?» rief ich, und ich empfand es in diesem Augenblicke als das höchste Glück, dass ich trotz der Finsternis nicht fehlgegriffen hatte, nicht zu spät gekommen war.

Es währte eine Weile, bis der Mann in meinen Armen die Sprache wiederfand. Mein plötzliches Erscheinen hatte ihn allzusehr erschreckt. «Ach, mein lieber Herr Schutzmann», bat er endlich in kläglichem Tone, «lassen Sie doch einen alten Mann aus dem Leben gehen, der, schwach und krank, zu gar nichts mehr gut ist.»

«Schämen Sie sich, so zu reden», rief ich. «Wer darf sagen, er sei zu nichts nütze? Und nun kommen Sie, setzen Sie sich zu mir auf die Bank und erzählen Sie mir, wer Sie sind und was Sie zu dem verzweifelten Entschlusse getrieben hat.»

Wir setzten uns, und der Alte erzählte, während die Neujahrsglocken und das Toben der Übermüthigen durch den entlaubten dunklen Wald zu uns herüber klangen. Was er erzählte? Die Geschichte eines armen Mannes!

In mir aber gieng unterdessen eine Wandlung vor sich, wie ich sie noch nicht erlebt hatte. Jenes Gefühl, das mich, den Selbstmörder mit dem Revolver in der Hand, antrieb, auf den Selbstmörder am Ufer des Flusses loszustürzen und ihn zurückzureißen, war so aus meinem innersten Herzen gekommen, mit solcher Allgewalt und so zweifellos aus dem Besten in mir, dass mir mein eignes Vorhaben nicht nur wie die größte Thorheit, sondern wie ein ungeheures Verbrechen erschien. Ich suchte den Revolver auf und schleuderte ihn ins Wasser. Ich wusste jetzt, dass das Leben nicht nur ein Gut ist wie andere Güter auch, ein relatives Gut, sondern «das Gut», das «Gut an sich!»"

Der Professor schwieg. Er war, während er erzählte, sehr bleich geworden, und er fuhr sich mehrmals mit dem Tuche über die Stirn — das einst Erlebte stand offenbar auf das lebhafteste in seiner Erinnerung.

Wir blickten eine Weile schweigend vor uns hin. Dann nahm der Rechtsanwalt das Wort. „Der Satz bedarf doch einer Einschränkung", sagte er. „Das Leben ist das höchste «irdische Gut!»"

„So meinte ich es", erwiderte der Professor.

Unser Wirt blickte auf die Uhr. „Es ist zehn Minuten vor zwölf", sagte er. „Sie haben uns einen großen Dienst erwiesen, Herr Professor. Wenn wir jetzt, ehe wir in perlendem Weine das neue Jahr willkommen heißen, nach unserer Sitte die Herzen zu Gott erheben, um ihm zu danken für alles, was wir im alten erleben durften, werden wir nicht vergessen, ihm auch dafür zu danken — dass wir überhaupt leben."

Flasche vom theuersten Bordeaux geben. Die beiden erstgenannten Delicatessen schmeckten mir aber so schlecht, dass ich sie stehen lassen musste, und auch der Wein mundete mir nicht im geringsten. Also selbst diese Genüsse waren für mich keine! Ich verließ missmuthig den Keller und promenierte eine Weile auf der Grimmaischen Straße, aber die Menschen, die mir begegneten, erschienen mir so durchaus unsympathisch, dass ich es nicht lange unter ihnen aushielt und auf mein Stübchen flüchtete. O wie unerträglich war doch das Leben!

Ich brütete vor mich hin, bis die Straßenlaternen ein trübes Licht bis zu mir hinaufsandten. Ich sah nach der Uhr. Es war erst sechs! Es war unmöglich, dass ich den ganzen Abend hier verbrachte. Ich eilte hinaus und gieng ins Theater. Ich nahm auch jetzt wieder den ersten Platz. Mein Anzug, vielleicht auch mein Aussehen bewirkten, dass die eleganten Damen und Herren neben mir mich mit verwunderten und, wie es mir schien, mit verächtlichen Blicken betrachteten. Wie sollten sie nicht! Ich hatte ja nichts, was in der Welt geschätzt wird! Ich gehörte nicht in sie. Auch das Stück konnte mich nicht fesseln. Es war einer jener Schwänke, die nur dem Glücklichen ein paar fröhliche Stunden bereiten können. Mich beleidigte das ausgelassene Spiel, das hier mit den Menschen getrieben wurde, das Lachen der Zuschauer kränkte mich, ihr dummes Beifallklatschen widerte mich an, aber ich hielt bis zum Schlusse aus. Dann giengen alle diese lachlustigen Menschen auseinander, und ich war wieder allein auf den Straßen, in denen ich nun umherirrte, bis es endlich zehn schlug. Nun eilte ich nachhause, holte meine Waffe und wanderte langsam dem Rosenthale zu.

Es war ein verhältnismäßig warmer, windstiller Abend. Es regnete, aber nicht stark, und mitunter fielen auch einige große Schneeflocken. Eine Weile leuchteten mir noch Laternen, dann aber umfieng mich von allen Seiten der dunkle schweigende Wald.

Obgleich mit einem geladenen Revolver unterwegs, um mir das Leben zu nehmen, empfand ich doch ein lebhaftes Furchtgefühl. Ich war mir des Widerspruches, der in diesen beiden Thatsachen liegt, voll bewusst, aber ich wurde trotzdem ein Gefühl des Grauens nicht los, und diese Empfindung galt nicht dem sicheren Tode, dem ich entgegengieng, sondern den unbekannten Gefahren, die mich in der finstern Einsamkeit rings um mich möglicherweise umgaben.

Der Boden war durch den Regen so erweicht, dass ich kaum meine eignen Tritte hörte. Plötzlich rauschte es nicht fern von mir im Gebüsch und brach dann schnell durch die Zweige. Mir blieb das Herz stehen vor Furcht und ich fühlte, wie sich mir das Haar sträubte. Sobald ich freilich meiner aufgeregten Nerven Herr geworden war, wusste ich, worum es sich handelte. Ich hatte ein Rudel Rehe erschreckt, das zur Tränke zog.

Ich setzte meinen Weg fort und erreichte das Wehr. Ich hatte gehofft, dass das Wasser hier wie gewöhnlich so stark rauschen würde, dass der Knall des Schusses darüber kaum vernehmbar sein konnte, aber der Wasserstand war ein so hoher, dass die schwarze Flut fast geräuschlos über das Hindernis hinwegschoss.

Ich setzte mich auf eine Bank und wartete. In der Geburtsstunde des Jahres wird mit allen Glocken geläutet, und überdies ist es in Leipzig Sitte, dass die Leute in der Neujahrsnacht, wenn es zwölf Uhr schlägt, aus den Wirtshäusern ins Freie treten und das junge Jahr mit lautem Prost-Neujahr-Rufen begrüßen. Darauf rechnete ich, Glocken und Rufe mussten bis zu mir in die Einsamkeit dringen, wenn nicht aus Leipzig, so doch von einem naheliegenden Dorfe her.

Endlich ein dumpfer Klang und

Parteien, die einen Poeten oder Schriftsteller für sich allein haben wollen, oder für sich zu haben vorgeben, und ihn daraufhin begönnern — wenn sie einmal bedächten, wie sehr sie dem Manne damit schaden, schon materiell, aber noch weit mehr moralisch. Sie erklären ihn durch seine Beschlagnahme für einen, der in Politik und Tendenz macht, der nur für solche zu brauchen ist, die zur Partei gehören. Ihr Lob des Dichters wird diesem zum Verhängnisse.

Es ist kein Wunder, wenn der Poet sich gegen solche Freunde und Gönner leidenschaftlich zu verwahren sucht, wie es in genauer Erkenntnis der Dinge Hamerling gethan hat. „Wenn ich schon Dichter bin", sagte Stelzhamer einmal, als ihn die Geistlichen haben wollten, „wenn ich schon einer bin, so lasst es mich für alle sein und lasst es mich für immer sein, nicht für eine bestimmte Gruppe und nicht für eine bestimmte Zeit." — Stelzhamer war freilich nicht für alle, weil die wenigsten nur seine Mundart verstehen.

Kürnberger that einst im Freundeskreise die Bemerkung: „Wir leben in der Zeit der Zeitungen. Schreibe in Prosa oder Versen, wie du willst, aber leitartikle. Schreibe Lieder oder Dramen oder Romane, es ist gleich, nur leitartikle sie. Du wirst als Leitartikler zwar nie ein Volk um dich haben, jedoch stets eine Gemeinde." Kürnberger selbst aber leitartikelte nicht.

Ein gutes Wort wird von Rudolf Falb erzählt. Er sagte: „Kann von einem Astronomen verlangt werden, als solcher katholisch oder hebräisch oder deutschnational zu sein? In gewissem Sinne ist auch das Ideal des Dichters wie ein Sternenhimmel, wie die Sonne, die aufgeht über alle, über Gute und Böse."

Das ist natürlich nur bedingt gemeint, bezogen auf die ewigen Ideale. Nun vertritt freilich der Dichter die Sache des Menschen, seiner Kämpfe, Siege, Leiden und Seligkeiten. Er wird von Religion, Volk und Vaterland singen, wie ihm ums Herz ist, das Lied wird im Volke fruchten, aber es wird nicht vertragen von einer Partei, tendenziös mit Sonder- und Tagesfragen verquickt zu werden. Nicht als ob die Zwecke und Ziele der Partei stets verwerflich wären, aber die Partei als solche, die Partei mit ihrem eigennützigen, engherzigen, oft unlauteren Spiele entwürdigt den Dichter fast immer. Der Dichter kokettiert nicht. Sein religiöser Sang ist so wenig dem Clerus zuliebe gesungen, als sein Vaterlandslied einer politischen Fraction zuliebe. Und wenn solche Parteien sich thatsächlich des Liedes bemächtigen, dann wird es auch sicherlich missdeutet, missverstanden und compromittiert.

Allerdings gibt es Poeten, die sich eine Ehre daraus machen, nur für eine Partei zu schreiben, und in gewissem Sinne ist es das Undankbarste wahrlich nicht. Im allgemeinen aber wird es der Dichter als ein Missgeschick zu betrachten haben, wenn sich seiner eine bestimmte Partei bemächtigt, um ihn demonstrativ für ihre Zwecke auszunützen. F. L. K.

Dichter-Missgeschick.

Schlimmeres kann einem Dichter nicht leicht passieren, als wenn er von einer bestimmten Partei ins Eigenthum genommen wird. So hat mir Oskar Redwitz einmal geklagt, dass seinem Poetennamen im Lesepublicum nichts so sehr geschadet habe, als — sein Meisterwerk, die „Amaranth“, weil dasselbe ihn in den Geruch eines rein kirchlichen Dichters gebracht hätte. Heinrich Heine hat jahrzehntelang im deutschen Volke Respect genossen, als aber die Philosemiten anhuben, ihn demonstrativ zu protegieren, ward es aus mit ihm. Felix Dahn ist ein ganz trefflicher Schriftsteller, aber seitdem die Deutschnationalen ihn heilig sprachen, verengert sich sein Lesekreis. Nachdem Robert Hamerling gestorben war, riefen es die Antisemiten aus: Er gehört uns! Seine Verlagshandlung weiß ein Lied zu singen davon, in welcher Weise diese willkürliche Aneignung auf den Absatz seiner Werke gewirkt hat. Eine Sammlung für sein Denkmal, deren Aufruf nur dieses Dichters nationale Seite betonte, hat in Deutschland Fiasco gemacht. Die Deutschnationalen haben Franz Keim für den ihren erklärt, nun stutzen viele, Gegendemonstrationen zeigen sich, und dieser bedeutende Dichter hat seine liebe Noth, allgemeiner durchzudringen.

Es ist ja auch natürlich, eine einzige Partei, und sie mag noch so groß sein, ist immer nur ein kleiner Bruchtheil des Volkes. So oft die Partei einen als „ihren“ Dichter nennt, so oft sagen sich die Außenstehenden: Gehört er ihnen, so gehört er nicht uns, und es wird wohl eine aufgebauschte Parteigröße sein. Und wem die Partei zuwider ist, dem wird auch ihr Protectionskind, der Dichter, zuwider, der aber zumeist ganz unschuldig ist. Dem Dichter fällt es gar nicht ein, gerade für einen bestimmten Theil des Volkes zu dichten, er will möglichst vom ganzen Volke verstanden sein. Seine Partei ist jener ohnehin nicht allzugroße Theil des Volkes, der sich für Poesie interessiert.

Anzengruber beklagte sich einst über Parteizeitungs-Kritik wie folgt:

> „Loben die Liberalen,
> So schimpfen die Reactionären
> Und fluchen die Clericalen,
> Als ob wir der Teufel wären.
>
> Wir wollen lieber wandern
> Zu anderen, die nicht raufen
> Um uns, nicht schimpfen, loben,
> Doch uns're Bücher kaufen.“

National sein! national sein! ist jetzt ein beliebtes Schlagwort der Kritik. Zum Kuckuck, wie kommt die Politik in die Ästhetik?

Dass ein Poet, der Herz und Charakter hat, seinem Volke treu sei, dass der deutsche Dichter auch ein deutscher Mann sei, ums Himmelswillen, das ist ja doch selbstverständlich, das ist gar kein Verdienst, sondern Natur und Pflicht. Seinem Volke treu zu sein, das muss jeder können, dazu braucht er nicht erst Dichter zu sein.

Wenn es die Wortführer solcher

Wäre dem nicht so, so könnte es nicht vorkommen, dass ein solcher Laie, dem man im allgemeinen Witz nicht absprechen kann, von einem derartigen Geschichtswerke sagte, er kenne wenige Bücher, in denen so viel menschliche Thorheiten erzählt werden, als in eben diesem.

Arago hat in einem oft angeführten Epigramm gesagt, dass jemand, der mit Hilfe der Führer auf der Spitze des Montblanc ankommt, aus dieser Ankunft nichts anderes zu machen wisse, als dass er sofort wieder hinuntersteige. Dagegen erzählen uns Whymper, Güssfeldt, Weilenmann, Zsigmondy und viele andere von der erhebenden Einwirkung des „Sieges", welchen der Mensch über die widerstrebende Natur davonträgt, und feiern Thaten, die, genau betrachtet, von einer Gemse oder einer Katze flotter durchgeführt werden, wie irgend einen anderen der bekannten Triumphe des neunzehnten Jahrhunderts.

Alpinismus bedeutet, wenn man von einigen Redensarten und wortschönen Zuthaten absieht und die Sache so nimmt, wie sie sich einmal in Wirklichkeit ausgewachsen hat, nicht mehr und nicht weniger, als Bergsteigen kurzweg, Steigen als solches, Erprobung von körperlicher Leistungsfähigkeit, von Muth oder auch von Verwegenheit. Das Object, an welchem diese Eigenschaften oder Tugenden zur Geltung kommen sollen, kommt dabei verhältnismäßig sehr wenig in Betracht, und unter den verschiedenen witzigen Bemerkungen, die man darüber gemacht hat, ist die Behauptung, dass dem echten Kletterer Schornstein oder Felswand gleichbedeutend sei, nicht gerade besonders übertrieben. Wenn es sich um Hereinbeziehung des Naturgenusses handelte, so würden wir die Sportberichte, wie sie so oft in gewissen Zeitungen erscheinen, nicht mit unverkennbarer Absichtlichkeit allen Sätzen aus dem Wege gehen sehen, welche etwa als Freude oder Theilnahme an den Wundern der Alpenwelt gedeutet werden könnten. Hat doch ein englischer „alpiner" Schriftsteller selbst es ausgesprochen, dass für Alpinisten stricter Observanz ein Berg, welcher schon einmal bestiegen worden ist, nicht die geringste Anziehungskraft mehr besitze.

Wenn man die Geschichte der Bethätigungen jener Vorliebe für die Alpen, wie sie seit etwa einem halben Jahrhundert allenthalben wahrzunehmen ist, schreiben und dabei, alle Rücksicht auf wissenschaftliche, ästhetische und ähnliche Beweggründe beiseite lassend, sich nur um das Bergsteigen schlechtweg bekümmern wollte, so gelangte man zu allerlei Ergebnissen, die man auch sittengeschichtlich nicht gerade als unerheblich bezeichnen kann.

Zuvörderst würde man die Wahrnehmung machen, dass es noch vor wenigen Jahrzehnten Sportberichte in dem jetzt üblichen Stil gar nicht gab. Wer damals seine Bergreisen beschrieb, flocht mancherlei Betrachtungen über die Natur des von ihm Gesehenen ein, welche von unseren Muskelhelden als ganz überflüssige Zuthat geringschätzig zurückgewiesen werden würden. Es mag sein, dass in jenen gemüthlicheren Tagen die Schriftsteller bei ihrer Mittheilsamkeit mitunter des Guten ein wenig zu viel thaten. Wenn wir heute auch manchmal über diesen oder jenen Ausdruck von Empfindsamkeit lächeln, so war doch die naive Hingebung und Begeisterung, die man dort herausfühlt, eine Sache, die den unbefangenen Beurtheiler mehr anmuthet, als deren Gegentheil. Schließlich haben jene Schriftsteller den betreffenden Gebieten auch mehr Freunde zugewendet, als eine zehnfach größere Anzahl von Chronisten der Kletterkunst.

Bleiben wir nun bei dieser letzteren stehen, so sehen wir einen Verlauf der Dinge, wie er sich naturgemäß ergeben musste.

Zuerst wandte sich die Aufmerk-

Touristik und Bergfexerei.

Ein ziemlich scharfes, aber in vielen Fällen treffendes Wort über die moderne Touristik spricht der alpine Schriftsteller Heinrich Noë in der Monatsschrift „Vom Fels zum Meer". Den einen zur Darnachachtung, den anderen zur Ergötzung sei dessen glänzendem Aufsatze „Aus den Schweizer Alpen" folgender Auszug entnommen.

Alles findet nach und nach seine Geschichtschreibung. Die Menschen dürfen was immer ersinnen, so folgt ihnen jemand, der das erzählt, was sie gethan haben. Und nicht selten stellt sich hinter diesem Erzähler wieder ein anderer ein, der uns einen Bericht abstattet über die verschiedenartigen Schilderungen, die dem gedachten Gegenstand gewidmet waren.

Auf diese Weise ist es gekommen, dass der sogenannte Alpinismus bereits nicht nur seine Literatur, sondern auch schon seine Bibliographie hat. Vor mir liegt ein prachtvolles, in rothen Saffian gebundenes Werk in Großquart, welches ein Engländer über die „Pionniere der Alpen" geschrieben hat. Es kostet zwei und ein halbes Pfund Sterling und bietet dafür dem Leser die Bildnisse der am meisten beschäftigten Schweizer Gletscherführer, nebst deren Lebensbeschreibung.

Mancher wird über diese neue Art von Plutarch erstaunt sein. Ein nicht geringeres Erstaunen hat sich jedoch wahrscheinlich dieser wackeren Männer selbst bemächtigt, die mit ihrer Vergangenheit als ehrsame Schuster oder Tischler, Lastträger und Maulthiertreiber, Bauernknechte und Schafhirten ihr Conterfei auf einmal in Cabinetsformat zwischen den Seiten glänzenden Velinpapiers inmitten eines Prunkbuches erster Ordnung vorfinden.

Auch besitzen wir aus verschiedenen Ländern Geschichten der Bergbesteigungen, die sich auf das betreffende Land beziehen. Ein Kritiker möchte vielleicht sagen, dass die Erzählungen dieser verschiedenen Besteigungen viel zu viel Ähnlichkeit miteinander haben, als dass man, statt mit dem großen Strauße dieser Darstellungen, nicht auch mit einzelnen Blüten desselben hätte vorlieb nehmen können. Es kann in der That nicht abgeleugnet werden, dass, wenn statt des Jackl der einen Beschreibung der Seppl einer anderen, statt der nach Nord überhängenden „Schneewehte" eine nach Süd vorragende, statt der glatten Platten hier die Firnmulde dort, statt der Schneerinne über dem Kamin eine solche unter demselben, statt des Steines, der den Fuß, ein solcher der die Hand trifft, eingesetzt werden, solche Kampfberichte einander gleichen wie ein Ei dem andern.

Es müssen aber doch in dieser Sache Feinheiten sein, die sich dem rohen Laienverständnisse entziehen.

erhielt er von Whymper die Antwort: „Dies ist kein Berg.“

Es kommen da verschiedenartige Verhältnisse in Betracht und die „Arbeit“ im Felsgeklipp der Dolomiten des südöstlichen Tirol, die doch an Höhe so viel hinter mancher vereisten Zinne zurückbleiben, gilt dem Alpinisten theilweise als viel schwieriger, wie das Weiterkommen auf anderer Gebirgsgestaltung. So kommt es, dass man Führer findet, die besser mit dem Eis, und solche, welche besser mit dem Felsen umzugehen wissen. Ja man will behaupten, dass die Virtuosität in der einen Richtung die in der anderen ausschließe.

Als es auch mit präsentablen Spitzen zweiter Kategorie nach und nach auf die Neige gieng, griff man wieder auf die der ersten Rangordnung zurück, verschaffte sich aber einen Reiz der Neuheit dadurch, dass man denselben von irgend einer Seite beizukommen trachtete, welche bis dahin als unnahbar galt. Diese Versuche erinnern gewissermaßen an jene Wallfahrer, welche das Verdienst ihres frommen Ganges dadurch zu steigern trachten, dass sie sich Erbsen in die Schuhe legen, oder nach drei nach vorwärts gesetzten Schritten immer wieder zwei zurück machen. Auf diese Weise kamen allerdings Leistungen zustande, welche nicht allzuviele Nachahmer finden konnten.

Ein Feld weiterer Thätigkeit eröffnete sich durch die Schwierigkeiten, die man allmählich in den südlichen Kalkalpen, den Dolomiten von Gröden, Ampezzo und Primiero, sowie in der Rosengartengruppe kennen lernte. Hier spielen senkrechte, oft vereiste Röhren, sogenannte Kamine, kirchthurmglatte Wände, brüchiges, bröckeliges Gestein, welches weder dem Fuß noch der Hand stand hält, die Gefahr abstürzender Steintrümmer, die Nothwendigkeit, sich an Vorsprüngen, die nur zwei oder drei Finger breit sind, sogenannten Leisten oder Bändern, oder auch an überhängenden Felsen hin fortzuhelfen, eine besonders bemerkenswerte Rolle. Es ist hier eine schöne Anzahl von Möglichkeiten gegeben, zerschmettert oder erschlagen zu werden. Wer nie eine der Felsennadeln gesehen hat, um welche es sich bei solchen Klettereien handelt, der vergegenwärtige sich das stehen gebliebene Mauerwerk irgend welcher zerfallenen Burg, um das Entsprechende erhöht und vergrößert. Das Ruinenhafte vieler Gebirgsgruppen vermag in der That niemand besser im einzelnen zu würdigen, als der Alpinist. Er ist es, der sich oft an Aufgaben macht, die sich von der Erklimmung der Überreste eines Thurmes nur in ganz unwesentlichen Sachen unterscheiden. Je mehr der Gedanke, über solche Mauern hinaufzukommen, sich dem Unsinnigen nähert, desto mehr hat der Berg Anspruch auf den Namen eines „exotischen“, mit welcher Bezeichnung der neueste Alpinismus seinen technischen Wortschatz bereichert hat.

Diese moderne Schule unterscheidet sich in ihrer Wesenheit kaum von jener Arena, in welcher die famosen Brückenspringer, Distanzläufer und Hungerleider es zu Weltruf gebracht haben.

samkeit kühner Bergsteiger den glänzendsten Häuptern der Alpenwelt zu, solchen Gipfeln, welche durch ihre Höhe und das Aufsehen, welches ihre Besteigung verursachen muſste, die Unternehmungslust besonders herausforderten.

Diese Periode war das heroische, classische und legendäre Zeitalter des Alpinismus. Die ersten Besteigungen des Montblanc, die Gebrüder Meyer auf der Jungfrau, der Passeirer Jäger auf dem Ortler, die Beschreibung der Glocknerreise von Schultes, die Besteigung des Matterhorns durch Whymper und eine Reihe anderer derartiger Unternehmungen und Arbeiten sind die fundamentalen Überlieferungen, von denen jeder Alpinist etwas weiß, so wie wir alle vom Argonautenzug oder vom trojanischen Krieg gehört haben.

Es ist begreiflich, daſs dieser Ära keine besonders lange Dauer beschieden war. Nach den ersten glücklichen Besteigungen wurden solche Spitzen alsbald Gemeingut. Der Ortler beispielsweise, welcher in sechzig Jahren nach seiner ersten Besteigung nur viermal wieder erreicht worden war, bekommt jetzt an jedem schönen Sommertag Besuch. Auf dem Matterhorn, dessen erste Besteigung, über welche wir den schreckenerregenden Bericht Whympers besitzen, drei Reisenden und zwei Führern das Leben kostete, sieht man jetzt an schönen Tagen zwanzig Personen zu gleicher Zeit.

Es ist eigenthümlich, auf welche Weise in der Vorstellung das Bewuſstsein davon, daſs viele andere den gleichen Weg zurückgelegt haben, die Gefahren desselben zu vermindern scheint. Allerdings sind dieselben, und die Beschwerden dazu, vielfach nicht nur für die Einbildungskraft, sondern auch thatsächlich und greifbar, geringer geworden. Abgesehen von den Zufluchtshütten, die es jetzt allenthalben in jenen Regionen gibt, und welche es ermöglichen, den schwierigsten Theilen der Aufgabe mit gesparten Kräften zu nahen, sind hier und dort Hindernisse weggesprengt, Stangen und Ringe angebracht, Stufen gehauen und Seile gezogen worden. Dazu kommt die Technik der Führer-Industrie. Es gibt Leute, welche dank derselben auf den Berg geschafft werden, wie ein Dampfkrahn eine Kiste aus dem Schiffsraum auf den Hafendamm holt. Ein italienischer Conte bestieg das Matterhorn, indem vierzehn Führer um ihn herum einen engen Kreis bildeten, der ihn vor dem Schwindel und der Angst des Abkollerns bewahrte, während ein Mann sich hart an ihm halten muſste, um ihm die Füße auf die richtigen Stellen hinzusetzen. Die mündlichen Überlieferungen, die man in Führerkreisen sammeln kann, stehen allerdings mitunter in einem merkwürdigen Gegensatz zu dem Text der Sportberichte, die wir zu lesen bekommen. Trotz der Freigebigkeit, welcher sich Wanderer dieser Art befleißen müssen, sickert doch zeitweilig etwas von solcher Traditon durch die Druckerschwärze hindurch. Im allgemeinen aber muſs zugestanden werden, daſs die Genauigkeit solcher Berichte sich auf gleicher Stufe mit ihrer Nüchternheit hält.

Nachdem nun für die etwa hundert Leute, in deren Meinung die Alpen ausschließlich für sie da sind, im „Nehmen" der auffallendsten Gipfel, deren Anzahl keine unbeschränkte ist, nichts weiter mehr zu thun war, so begnügte man sich mit weniger auffallenden Höhen. Auch hier waren immerhin noch Lorbeeren zu pflücken, wenn man annimmt, daſs die Schwierigkeiten nicht gerade von der Höhe abhängen. Als einer der Engländer, welche damals mit Whymper das Matterhorn erstiegen, von diesem der Vorsicht halber gefragt wurde, ob er schon auf einem bedeutenden Gipfel gewesen sei, und daraufhin angab, daſs er den Montblanc bestiegen habe,

Die Gabe ohne Vergeltsgott.

Von einem Manne, der durch Wohlthun sich viele heimliche Reichthümer, heißt das, Verdienste sammelte, erzählt Ferdinand Kürnberger eine kleine Begegnung. — Ein Vergeltsgott ist eine Anweisung auf die himmlische Casse.

„Da war aber", so berichtet der Mann, „einmal ein Armer, der mir kein Vergeltsgott sagte, und dieses Vergeltsgott war mir das liebste. Ich weiß nicht, ob ich nicht abergläubisch darauf bin. Ich werde den Mann nie vergessen. Ich gieng von Stuttgart nach Degerloch hinauf. Es war im Hochsommer und um die Mittagsstunde. Die schändliche Hitze kann sich kein Mensch vorstellen. Ich weiß heute noch nicht, was mir einfiel, dass ich diesen Weg zu Fuß angetreten — ich muss sehr zerstreut gewesen sein. Auf der Mitte des Berges aber merkte ich erst, in was für ein Unglück ich mich gestürzt. Ich brannte am ganzen Leibe; ich brannte wie eine Ballettänzerin, die den Lampen zu nahe gekommen und in Flammen aufgeht. Ich blickte sehnsüchtig nach einer Feuerspritze aus.

Hättest du den alten, knöchernen Mann gesehen, der droben bei der letzten Straßencurve an der wackeligen Weinbergsplanke lehnte und keuchte! Wie sein schneeweißes Haar im Schweiß an den eingesunkenen Schläfen klebte! Wie sein Brustkasten arbeitete, sein ganzer Leib zitterte! Wie sein Auge, voll Leiden und Vorwurf, zu sagen schien: Es ist zu viel! Nie habe ich einen solchen Menschenblick gesehen. Tiefste, innigste Lebenssattheit! Ich blieb stehen und sagte: «Aber, Alterchen, was fällt Euch ein, in solcher Hitze solche Gänge zu machen!»

«Ich habe ein Haus in Stukkert», antwortete er, «da bekomme ich alle Montag einen Sechser.»

«Solche Gänge für einen Sechser!» rief ich.

«Und heute erhielt ich ihn nicht einmal», sagte der Greis. «Ich hörte eine neue, fremde Stimme im Vorzimmer, welche schalt und schnaubte; habe ich recht gehört, so zankte ein Sohn, der angekommen war, wie viel ihm sein Vater verschwende. Da retirierte ich, und 's war wohl zum letztenmal heute. Ich kann's schon nicht mehr dermachen!»

„Du begreifst, dass ich mein Portemonnaie stürzte und ihm geschwind die Hand mit den Münzen füllte. Aber nun werde ich nie vergessen, wie er das aufnahm. Wie ihm die Hand so plötzlich von Silber strotzte, da hob er sie hoch gen Himmel und redete in den Himmel auf: «Du lieber alter Gott, ich danke dir, dass du mich doch nicht ganz vergessen hast!» Das überraschte mich. Er dankte nach oben, nicht *mir* dankte er! Und so stand er und hielt eine Weile die Hand himmelan, gleichsam als wollte er droben zeigen, dass hier unten ein Auftrag von oben vollzogen worden. Es handelte alles zwischen ihm und Gott. Ich selbst war mir nichts weiter als ein Mensch, welcher Geld schenkte, ihm aber war ich ein Bote Gottes, ein Werkzeug des Himmels und sah mich auf einmal von meiner staubigen Degerlochstraße an die höchsten Mächte angeknüpft. Ich schlich mich sachte hinweg, und er sah sich auch gar nicht nach mir um, so wenig wie nach einem Raben, der ihm gesendet worden, aber indem er weiter wankte, hielt er noch lange Hand und Haupt wie ein Begeisterter nach aufwärts gerichtet. Ich habe mich an diesen seltsamen Alten noch oft erinnert und meine zuweilen, es war eine Art von Segen dabei."

Modernes Sinnen und Dichten.

Von Michi Wunderbaldinger.

Wo ist die Zeit des alten deutschen Sanges
In warmer, jugendkräft'ger Lebenslust?
Hell aus dem off'nen Dichterherzen klang es,
Aus munt'rer, freier, treuer Sängerbrust,
Das Lied, theils frisch, von heiter'n Scherzen sprühend,
Theils heiß, im Feu'r der Leidenschaft erglühend.

Wo ist die Zeit? — Wir alle sind Blasierte;
Was uns'rer Ahnen höchstes Ideal,
Was uns're Eltern einst zu Thränen rührte,

Kleine Laube.

Sinngedichte.

Vom Volksschullehrer Adolf Frankl.

Fürs Vaterland.

Wähnt nicht, fürs Vaterland zu sterben
Kann nur den Lorbeer uns erwerben;
Den größern Ruhm krönt oft das Streben,
Für unser Vaterland zu leben!

Unser Leben.

Ein großes Buch ist unser Leben,
Und jede Seite ist ein Tag;
Such' solchen Inhalt ihm zu geben,
Dass gern darin man lesen mag!

Gernegroß.

Die keinen großen Ruf genießen,
Die finden gern sich bei den Kleinsten ein;
Denn wer ein Zwerg ist unter Riesen,
Kann noch ein Riese unter Zwergen sein.

Die Zeit.

Sie heilte zwar noch alle Wunden,
Wenn nicht die Leute — früher starben;
Doch macht sie uns auch ganz gesunden,
Man fühlt doch immer noch — die Narben.

Feld der Ehre.

Mit Unrecht nennt man „Feld der Ehre"
Nur Kampfesplätze grimmer Heere;
Ein Feld der Ehr' ist jeder Acker,
Auf dem der Mensch sich mühet wacker.

Traurige Erscheinung.

Für Kinder ist ein Mutterherz
Das höchste aller Güter;
Doch leider gibt es allerwärts
„Mamas" viel mehr als — Mütter.

Hoch und höher.

Du stehst schon ziemlich hoch,
Wenn Weise Liebe zu dir fassen;
Doch höher stehst du noch,
Wenn dich die Dummen tödtlich hassen.

Hascher.

Er haschte nach allem zeitlebens,
Doch war er zu wenig „gerieben";
Drum haschte er immer vergebens
Und ist so — ein „Hascher" geblieben.

Schwelgerei.

Da lebt man hin in Saus und Braus
Bei Gerstensaft und Wein;
Gesundheit bringt man fröhlich aus
Und büßt dabei sie ein.

Schlechte Bekanntschaft.

„Erkenn' dich selbst!" so lautet eine
Der meistbekannten Weisheitsblüten;
Doch viele dürften wie ich meine,
Vor der Bekanntschaft sehr sich hüten.

Der Bauer sein eigener Kaufmann.

Naturgemäß hat es die Volkswirtschaft mit zweien zu thun: Mit dem Erzeuger und mit dem Verbraucher. Zwischen diesen beiden hat sich ein dritter gestellt: der Vermittler — der Händler. Da ist es nun so geworden, dass der Erzeuger sein Product billiger hergeben muss, als was es ihm kostet und dass es der Verbraucher theurer zahlen muss, als was es wert ist. Das macht der Händler, und der Händler wird reich. Der Händler allein wird reich. Und nur ein solcher Erzeuger kann es auch werden, der selber seine Agenten und Absatzquellensucher hat, der selber auch der Händler seiner Ware ist. In der Industrie kommt das häufig, fast regelmäßig vor, dass der Fabrikant seine Händler im Lande herumschickt, um vom Erzeuger zum Verbraucher den unmittelbaren Absatz herzustellen. Immer und überall geht das nicht, aber wo es geht, da geht es gut.

Durch die Zwischenhändler hat besonders der Bauer zu leiden, denn diese Zwischenhändler verstehen es, untereinander so zu spielen, dass sie dem Bauer die Ware so billig als möglich abdrücken und dem Verbraucher so theuer als möglich anhängen. Und in dieser Zwischenhändlerwirtschaft liegt die Hauptursache des volkswirtschaftlichen Jammers.

Da hat nun der Bauer Achaz in Steiermark den Vorschlag gemacht, die Bauern sollten es so einrichten, dass sie dem fremden Zwischenhandel entkommen und selbst ihre Erzeugnisse den Verbrauchern vermitteln. Er hat dafür einen Plan aufgestellt und nach diesem Plane, der für allgemeines Verständnis leider etwas zu ungeordnet ist, scheint die Sache möglich zu sein. In einem Lande soll eine genügende Zahl von Absatzstellen eingerichtet werden, an welche die zu diesem Zwecke geeinigten Bauern ihre Erzeugnisse selbst hinbringen, von einer zur andern und unmittelbar, oder durch ihr Amt an die Verbraucher verkaufen. Herumziehende Bauernmärkte! aber mit einer den heutigen Verhältnissen entsprechenden Organisation. Ist's nicht so zu verstehen? Der Verbraucher würde die Ware weit billiger bekommen, als bisher, und der Bauer würde weit mehr für sie einnehmen. Und die Warenfälschungen wären nicht, denn der Bauer fälscht nicht, er hat keinen Anlass und keine Gelegenheit dazu. Die Zollwirtschaft und mancherlei anderes meint Achaz, ändere sich dann auch. Ich will den Mann einladen, für dieses Blatt einen recht klaren und zusammenhängenden Überblick auf seinen Vorschlag zu schreiben. Einstweilen verweise ich auf sein Heftchen „Organisation des landwirtschaftlichen Absatzes". (Verlag von Franz Achaz in Graz.) Ja freilich, wenn es schon so ist, dass der Bauer weniger davon lebt, was er aus seinem Boden erzeugt, als davon, was er verkauft, so sollte er wenigstens die Zwischenhändler entbehren können, denn diese bauen sich Paläste, während seine Hütte zusammenfällt.

R.

Ein verzweifelter Vorschlag.

Dass es in Österreich tausende und tausende von Gläubigern abgestifteter, von Auswanderern verlassener, durch allerhand Unheil zugrunde gerichteter, brachliegender, fast nur dem Forste und dem Wilde dienender Bauerngründe gibt — wir wissen es.

Wie wär's, wenn diese Gründe der Staat ankaufte? Er könnte es schon bei der Vergantung thun, oder nachher durch Expropriation der Besitzer, die den Boden nicht landwirtschaftlich ausnützen wollen.

Was soll nun aber der Staat mit den vielen Bauerngütern anfangen, wenn er keine Kräfte hat, sie zu bearbeiten? Der Staat hat Kräfte genug. Jeder gesunde junge Mann, der nicht selbst Bauer ist, soll verpflichtet sein, nach Ablauf seiner paar Militärjahre, eine gewisse Zeit, etwa drei Jahre, als Bauernarbeiter auf den ärarischen Gründen zu dienen. Das wird ausreichen, um den

Darüber lacht man jetzt: „Sentimental!"
Nichts reizt uns mehr nun, sei es matt sei's grell —
Ein einzig Wort noch wirkt: „Originell!"

Die Zeit der zarten Lyrik ist vorüber,
Man will das Edle in dem Sein nicht schildern,
Man stürzt sich in den Koth, in Schlamm kopfüber,
Ohn' erst der Wahrheit Schrecken nur zu mildern.
Die wahre Dichtung, sie ist arg verkannt,
Sie soll nicht schön mehr sein, vielmehr pikant!

Was soll man auch von Glück und Liebe singen
In dieser trüben, schattenreichen Zeit?
Denn was kann uns das jetzt'ge Leben bringen,
Als höchstens Stunden flacher Fröhlichkeit,
Nach unbestimmtem Glück ein dumpfes Sehnen
Und banger Nächte kummervolle Thränen!

Drum will man auch die Bilder nicht verwerfen,
Die, allzutreu, der heutige Dichter malt.
Des Lebens rauhe, tiefe Spuren schärfen
Bald das Gemüth. Die schwankende Gestalt
Der heiter schönen Jugendideale
Verblasset vor der strengen Wahrheit Strahle.

Was sollt' auch nicht im Lauf der Welt verbleichen?
Die Zeit der reinen Kindheit eilt dahin,
Die schönen, sonn'gen Jugendjahre weichen,
Wir seh'n sie trüben Aug's vorüberziehn,
Mit ihnen all die gold'nen Illusionen,
Die kurz, ach nur! das Menschenherz bewohnen.

Und wie ein Greis, der nahe seinem Grabe,
Noch einmal wendet seinen müden Blick
Auf jene Zeit, als er — ein stolzer Knabe —
Viel hoffend von dem künftigen Geschick,
Mit gläub'gem Muth gestürmt vor ihm das Leben,
Bis bald erstarb im Kampf sein Jugendstreben:

So steht der Mensch nun mit gestreckten Waffen
An des Jahrhunderts Ende. Matt vergleicht er,
Was seine Ahnen einst erstrebt, geschaffen,
Wie leer das jetzt'ge Leben . . . Jäh erbleicht er,
Dann irrt er weiter, läßt vom Strom sich lenken,
Um das Gefühl des Trübsinns zu ertränken.

Ein ungedruckter Brief Hamerlings.

Wer sich für Robert Hamerlings musikalische Seite interessiert, dem sei dieser Brief mitgetheilt, welchen der Dichter an Herrn Ludwig Pollak in Wien geschrieben hat.

Hochgeehrter Freund!

Ich habe es kaum jemals so sehr bedauert, keine Gesangskraft zu meiner Verfügung zu haben, als nach der Durchsicht Ihrer letzten drei Lieder. Ich finde sie ganz besonders bedeutend, interessant und reizvoll. Seien Sie meines wärmsten Dankes für diese Spende versichert. Sie fragen in Ihrem letzten Schreiben verwundert, wie ich denn als Dilettant dazu gekommen, auch die schwierigeren Claviersachen von Schumann und anderen zu spielen? Die Lösung des Räthsels ist: ich spielte langsamer, was ich nicht schnell genug spielen konnte, und an Stellen, wo das Spiel stümperte, ergänzte der innere Sinn mit Hilfe des Auges das, was dem äußeren Gehör unzulänglich vermittelt wurde. Das Schönste und Beste mir ganz zu versagen, weil ich es mir nicht in vollendeter Weise zu Gehör bringen konnte, war für meine künstlerische Neugier und Genussgier ein Ding der Unmöglichkeit. Mir war nichts zu „schwer", als etwa die Liszt'schen Bravourstücke. Ich habe alles genossen, so gut es eben gieng und befand mich wohl dabei. Hätte ich z. B. Chopin nicht selbst gespielt und immer wieder gespielt, hätte ich ihn nur von fingerfertigen Halbvirtuosen in rapidem Tempo herunterhudeln gehört, nie hätte ich einen wahren Begriff von ihm gewonnen. Ich hatte Gelegenheit, mich zu überzeugen, dass Selbstspielen unter allen Umständen das Lehr- und Genussreichste bleibt.

Graz, 6. Febr. 88.

Mit erneutem Dank

Ihr warm ergebener

Robert Hamerling.

garantiert dafür, dass es nicht so sein wird? Jene, die durch frevelhafte Provocationen eine solche Gefahr mit heraufbeschwören — sind es nicht geradezu Hochverräther?

Überlassen wir die Kriegslust den tapferen Soldaten. Der Bürger muss einen Patriotismus haben, der auch in gewöhnlichen Zeitläuften, auch in Friedenszeit zu brauchen ist. R.

Das Ende der Wagnerei.

In der zu Leipzig erscheinenden deutschnationalen Zeitschrift: „Die Grenzboten" findet sich ein verblüffender Aufsatz über Wagners Opern. Leipzig ist die Geburtsstadt Richard Wagners — das macht den Artikel fast bedenklich interessant. Die geistige Persönlichkeit Wagners gebietet hohe Achtung; seine Musik aber ist im ganzen wohl derart, dass man sich nicht wundern kann, wenn die Leute ihrer allmählich überdrüssig werden. Denn die wenigsten besitzen — wenn sie aufrichtig sein wollen — jene starke Fähigkeit, die nöthig ist, um Wagnerische Musik zu ertragen, zu verstehen, zu genießen. Das auszusprechen ist manchem ein wahres Herzensbedürfnis. Der Aufsatz in den „Grenzboten", welchen zu widerlegen den Freunden Wagners freigestellt sei, lautet:

Das Ende der Wagnerei. Vor einigen Tagen wurden die Leipziger zur Abwechslung wieder einmal durch die Götterdämmerung beglückt. Ein Musikschreiber jammert darüber in der Tagespresse: „Die Aufführung sollte als ergreifender Hinweis auf die zehnmalige (er meint wohl: zehntmalige!) Wiederkehr jenes Tages aufzufassen sein, welcher der Welt den großen Meister des musikalischen Dramas entrissen hat. Leider wurde diese pietätvolle Absicht nur wenig von seiten unseres musikalischen Publicums unterstützt. Vielleicht hatte es seine Kunstbegeisterung am vorgestrigen Abend an der wundervollen Pudelquadrille erschöpft, so dass für die Götterdämmerung nichts übrig geblieben war. Sei es darum! Wagner wird bei der Theil(nahms!)losigkeit unseres Publicums sicher nicht kleiner, und den Schaden wird nur Leipzigs Ruf als Kunststadt zu tragen haben, wenn es sich herausstellen sollte, dass eine die Schaulust herausfordernde Aufführung mehr Anziehungskraft auszuüben vermöchte, als ernste Kunstwerke. Dann wären allerdings alle Bemühungen um die Hebung des Kunstgeschmackes und zur Erweckung des Interesses an dichterischen Meisterwerken verlorene Liebesmüh!" Dann folgt noch eine lange Jammerei über die schlechte Aufführung.

Dass es so kommen würde, haben wir in den „Grenzboten" schon vor zehn Jahren vorausgesagt. Dem musikalischen Publicum Leipzigs Vorwürfe wegen gesunkenen Kunstgeschmacks zu machen, ist entweder eine Albernheit oder eine Frechheit. In denselben Tagen, wo die Götterdämmerung vor halbleerem Hause aufgeführt wurde, wurde in einem der „Akademischen Concerte" in der Alberthalle bei vollem Hause eine Symphonie von Brahms gespielt und erregte solchen Jubel, dass ein Satz wiederholt werden musste! Auch das haben wir in den „Grenzboten" schon vor zehn Jahren vorausgesagt.

Die angeblichen Verehrer Wagners bestehen zu neunzig Procent aus ganz unmusikalischen Leuten, die in ihrem Leben nie ein Lied von Schubert oder Schumann gehört haben, die heute ebenso urtheilslos Mascagni nachlaufen, wie gestern Wagner und vorgestern – Nessler. Die übrigen zehn Procent, die musikalischen, sind entweder verrannte Fanatiker, oder sie leben von der Wagnerei, oder sie sind durch ihre Stellung zur Vorsicht genöthigt und dürfen ihre wahre Meinung nicht sagen. Nun hat doch der wirkliche Musiker vollständig genug, wenn er die Götterdämmerung einmal gehört hat. Er sagt sich beim Hinausgehen: Einmal, und nie wieder! Die anderen neunzig Procent aber haben doch die Götterdämmerung gerade genug abgesessen. Öfter als siebenmal oder elfmal kann man es doch selbst dem „begeistertsten Wagnerverehrer" nicht gut zumuthen. Wir kennen

Boden je nach örtlichen und klimatischen Verhältnissen rationell zu bearbeiten, dem Lande Eigenbaubrot zu schaffen und das Volk wieder zur Scholle zurückzulenken. Und der Staat wird sich als Bauer schon auch darum leichter thun, weil er — keine Steuer zu zahlen braucht.

Und wie gut wird es den Stadtherrlein bekommen, wenn sie nach der Disciplin und körperlichen Kräftigung des Militärdienstes ein paar Jahre Landleben und körperliche Beschäftigung haben können! Vielleicht gefällt hernach dem einen oder dem andern das Landleben nicht übel und er kauft dem Staate ein Bauerngut ab, unter der Verpflichtung, dass er es wie ein Fideicommiss für seine zu gründende Bauernfamilie behalten wird. Als solcher Feststandbauer hat er dann natürlich gewisse Staatsbegünstigungen und ist als Kernbauer wieder die verlässlichste Säule des Reiches.

Du besinnst dich, verblüffter Leser, ob dieser Vorschlag socialistisch oder conservativ, demokratisch oder aristokratisch sein soll. Der Bauerngrund als Staatseigenthum, das wird den Socialisten gefallen. Das Bauernthum wieder feständig, das kann den Conservativen recht sein. Zum Bauernstande gleichwie zur Miliz sind alle Stände verpflichtet, das dürfte den Demokraten behagen. Die Unveräußerlichkeit des Bauerngutes für die Familie hat wohl den Beifall der Aristokraten.

Ich verlange nun gerade nicht, dass auf der Stelle über diese Vorlage abgestimmt werde, bin einstweilen schon zufrieden, wenn man darüber ein wenig nachdenkt. R.

Kriegslustig!

Über mein neues Buch „Allerlei Menschliches" sind mir bisher an zweihundert Recensionen zugegangen. Zu meiner Überraschung ist diese Schrift – dieser zweite Band der berüchtigten „Bergpredigten" – fast überall mit Verständnis und wärmster Zustimmung aufgenommen worden. Nur ein Capitel steht in dem Buche, das von etlichen Zeitungen bedauert und verurtheilt wird. Es ist das Capitel, welches gegen den Krieg Stellung nimmt und für den Frieden eintritt.

Man hat zu allen Zeiten und an allen Orten den Krieg für ein Unglück und den Frieden für einen Segen gehalten. Überlegsame Menschen können nicht anders denken, Patrioten dürften es gar nicht. Gegen diese Anschauung lehnt sich heute ein Theil der Deutschen auf. Zum Glücke nur ein kleines, aber ein lärmendes Fähnlein. Wenn ich den Frieden wünsche, so geschieht das nicht im Namen einer Partei oder Gesellschaft, sondern im Namen des Vaterlandes und auch in meinem eigenen, persönlichen. Ich glaube ja auch nicht, dass es möglich sein wird, die blutigen Kriege ganz abzuschaffen; allein sie zu vermindern, das zu wünschen, dafür Mittel zu suchen, dafür zu werben und die Zuversicht zu wecken, das wird doch noch gestattet sein. Oder ist es nicht gestattet? Da sprechen und schreiben die Herren immer von den lammfrommen Deutschen und von den Revanchegelüsten der Franzosen. Wer aber sind denn jetzt die Kriegslustigen? Ein gewisses Bündlein der Deutschen thut in Wort, Schrift und Leben alles Mögliche, um die Sitten zu verrohen, das Recht zu umgehen, die Gemüther brutal zu machen, und die Kriegslust zu entfachen. Warum denn? Wenn der Krieg eine elementare Nothwendigkeit ist, wie sie sagen, dann braucht er ihre Protection nicht.

Wenn es demnächst zu einem Kriege kommt, so werden die Völker jene Schreier nach Krieg dafür verantwortlich machen. Und ich sage es ihnen schon heute ins Gesicht, dass sie mit ihrer Kriegslust beitragen zu einem unerhörten Völkermorden. Kann bei einer solchen Katastrophe nicht auch unserem Vaterlande etwas passieren? Das Deutsche Reich, kann es durch den nächsten Krieg nicht wieder von seiner Höhe gestürzt und dem Spotte der Welt preisgegeben werden? Wer

Begâhnt 'hr ondr dr Beldbuche de Rohlarusafranzen. „Wu giehst de denn hie?“ frocht se de ahle Threse. „'ch mach a Wullfohrt zom hailicha Johannes; 'ch hô 's schon lange gelôbt (Gelübde gemacht), ich gieh a mol zom hailicha Johannes bata, doss mai Môn dos o(b)schoiliche Trenka lett. Ar is grode kai Soifr, owr üwr handlsweile kömt ar zo a poorn, on do trefft har drnoch nemme haim. 's Gezenke mit'm ho ich oh sôt, etz prowier ich's amol mit'm Bâta — on dröm gieh ich zom hailicha Johannes — vllecht helft dar. —“ „Mai harze Franzn“, se(j)t' de Threse druf, „glêb mrsch ocke — dan Waig machste ömsonst, dan konst dr ock drschpôrn — dr hailicha Johannes helft dr ne: die Mônsbeldr hâla olle zosomma; sol drsch Bata wos halfa, solch mr on gieh zor Annakopalle odr zor Stiemtzr Kopalle — die ward d'ch ehndr vrstiehn — —“

Ju ju, die ahle Threse kannte de Menscha on de Hailicha.

Schpaiß um a Zahnerla.

Ofm Reichnaer Markte schtund a Pauer hendr sem Wo(j)ne on schluch's Wossr o. Wenn's em tomp giehn sol, gieht's em tomp — kemt grode ai dam Achablecke a Schandarm vrbei on nemt a Paur glei mite ofs Omt. A Schainla Schtrôfe — hieß's. Dr Paur leht's Schainla hie on noch a „Zahnerla“ (alter Papierzehner) drzu. — „Wos soll's damit?“ brommt 'n dr Omtmon o. — „Nu — ich ho drbei grode âch en — giehn lôn, on do thu 'ch n ock a glei mit bezohle“, sprecht dr Paur on macht a ganz tomp Gesechte — dar Schpaiß wor dos Zahnerla wart.

Steh af d Seitn!

Nia vawegn und ima munta!
Springg a Stoan von Berg herunta —
Willst n fonga? Willst n zwinga?
Steh af d Seitn, loß n springa!

Hät ih af den Roth vagessn,
Hät mih s Gschick scha long dastessn,
Won ih eahm in Weg wa gsprunga,
Gleih af Lebn und Tod hät grunga.

s Gschick, däs hot af neambd koan Possn,
Geht stockblind sei grodi Strossn,
Wias daherfohrt, rullts in d Weitn —
Steh af d Seitn! Steh af d Seitn!

R.

Bücher.

Im Schneckenhause. Volksroman von Josef Wichner. (Wien. Heinrich Kirsch. 1893.)

Heute bin ich höllisch wüst. Da hat einer so eine Art „Waldheimat“ geschrieben. Warum soll gerade ich keinen Autorenneid haben? Das Buch will ich vernichten. Der erste Fehler des Buches steht gleich auf dem Titelblatte. Einen „Roman“ nennt der Verfasser diese simple Beschreibung seiner Kindheit, in welcher nicht mehr und nicht weniger Romanhaftes vorgeht, als in anderer Kindheit auch. Der Roman pflegt beim Menschen erst dort anzuheben, wo dieses Büchlein aufhört. Mit dem Roman ist's also nichts, mein Herr Verfasser. Der zweite Fehler des Werkes ist — na, wo ist er denn gleich? — Ganz verhext, dass ich keinen mehr finde. Es ist alles so einfach und natürlich, so schlicht und echt, so herzig und manierlich, dass man verzweifeln möchte. Mit wüthendem Zorne muss ich's sagen: er ist ein echter Humorist! Nicht was er erzählt, ist's, sondern wie er erzählt! Das macht ihm keiner nach. Und nichts geflunkert. All die Kindeswonnigkeit, Himmelfreudigkeit, all die rührenden Bedrängnisse und Seligkeiten unverschuldeter Armut im Schneckenhause, wie das kleine Heim zu Bludenz genannt wird, die Schilderungen der Weihnachten, der Faschingstage u. s. w. sind voller Wahrheit. Diese Auswanderer nach Amerika, dieser heimkehrende Soldat, der in der dürftigen Familie immer nur gut leben und nichts arbeiten will, dieser junge Fabriksarbeiter Friedrich, der einmal strenger Vater sein will, und doch sein Lebtag ein einfältiges Kind bleibt, und vor allem diese Everl, die gottesfromme, arbeitsfrische, lebensmuthige, kampfbereite und goldherzige Everl! Das sind Bilder, die im Leben freilich vorkommen, die aber nur ein ganzer Dichter so darstellen kann, dass man sie leibhaftig zu sehen glaubt. Und dann dieser Winkelschreiber Buckel, bei dem es ist, als hätte er hinter der Achsel immer einen Kürbis unter dem Rocke; aber mit diesem Buckel hebt in der Kindergeschichte wirklich so etwas wie ein Roman an und ich habe am Ende auch mit meinem ersten

Leute, die das wirklich fertig gebracht haben. Es sind natürlich dieselben, die auch im Trompeter und in der Cavalleria rusticana gesessen haben. Sollen sie wirklich noch ein achtes- oder zwölftesmal hineingehen? Vor lauter Pietät?

Das deutsche Publicum ist nun seit Jahren von den Capellmeistern in so unverständiger Weise mit Wagner'scher Musik überfüttert worden, dass es ein wahres Wunder ist, dass sich der Überdruss nicht schon längst gezeigt hat. Vor allem hat die Militärmusik das Publicum endlos damit geödet. Wenn man sonntags bei der „Wachparade“ vorbeigieng, wo der Ladenjüngling und die Confectioneuse auf- und abwandeln, was hörte man? Wagner, Wagner, und immer wieder Wagner! Wenn die Regimentsmusik dem Herrn Major oder der Frau Oberstlieutenant zum Geburtstag das übliche Morgenständchen brachte — ich habe jahrelang in einem Officierviertel gewohnt und kenne diese Ständchen —, was hörte man? Erst einen abgehetzten Choralvers, dann aber gewiss gleich die Tannhäuser-Ouverture, man denke: früh um halb acht Uhr in frischer Morgenluft die Tannhäuser-Ouverture! Was blieb einem weiter übrig, als in weitem Bogen drum herumzugehen und still für sich zu denken: Pustet nur zu! Pustet es, so oft ihr könnt! Je öfter ihr's pustet, desto eher bekommen's die Leute satt! Nun tritt dieser längst vorauszusehende Augenblick endlich ein, und da jammert man heuchlerisch über Pietätlosigkeit und gesunkenen Kunstgeschmack!

In Wien hat ein gewisser Herr Österlein ein „Wagnermuseum“ zusammengebracht. Er hat wohl gehofft, später einmal ein gutes Geschäft damit zu machen. Nun wird es schon seit Jahren ausgeboten. Anfangs wurden hunderttausend Mark dafür gefordert, später ist die Forderung auf neunzigtausend Mark herabgesetzt worden. Aber es beißt niemand an, weder ein Privatmann, noch eine Gemeinde, noch ein Staat. Neuerdings macht man uns damit gruselig, es sei „Gefahr“, dass das Museum nach Amerika gehen werde. Einige gutherzige Leute haben den Einfall gehabt, die neunzigtausend Mark durch neunzig Spenden zu je tausend Mark aufzubringen, und es dann durch Abstimmung einem der Spender — irgend einer Stadtgemeinde — zuzusprechen. Aber die Spender finden sich nicht. Es ist eben — zu spät.

In Leipzig haben die Wagnerfanatiker seit Jahren gebohrt und gedrängelt, es möchte eine Straße nach Wagner benannt werden. Leipzig — hieß es — die Geburtsstadt des „Meisters“, und keine Wagnerstraße! Da es aber bis jetzt nicht erdrängelt worden ist, so ist wohl nun auch keine Aussicht mehr dazu. Wie jammert unser Musikschreiber? „Den Schaden wird nur Leipzigs Ruf als Kunststadt zu tragen haben.“ Schrecklich, schrecklich!

Ein paar Schnacken aus dem Böhmerlande.

Die Deutschen in Böhmen haben auch ihre Bauernmundarten, ihre „Gmoansproch“, so gut als die Steirer. Die Geschichtlein, die das Volk in denselben erzählt, sind hübsch geschmalzen. Ein paar solcher Stücklein, wie sie die Zeitschrift: „Böhmens deutsche Poesie und Kunst“ bringt, seien hier mitgetheilt, das eine in der Voraussetzung, dass es von feinen Leuten ohnehin nicht beachtet oder verstanden wird. Und wird's verstanden, so ist's auch kein Unglück.

Wasthol we se ne zom hl. Johannes bata sell.

(Rokitnitzer Mundart.)

Die ahle Threse gieht ai a Pusch Pölze sucha, Beere pflocka, Äste klauwa, Krettich sommeln — on batt drbei a ganza Waig on de ganze Zait üwr: Rusakrenze, Vatronsr, on ollrhand Gebatlan. Se batt fr Vrschtorwane, fr de arma Siela, — doss se sella Glecke hôn — se batt fr olle on fr oll's. Öm a Quort gude Melch batt se fönf Rusakrenze, öm a Vrtlpfond Puttr en Kroizwaig — öm a Schainla (Gulden) gieht se wullfohrta.

Das Buch bringt uns acht lebenswahre, edle Charaktere schildernde Erzählungen. Die Dichterin führt uns in Hütten und Paläste und versteht es, die Verhältnisse dieser und jener wahrheitstreu zu schildern; weiß sowohl den schlichten Charakter der Landleute, als auch das strengen Grundsätzen ahnenstolzer Aristokraten unterworfene Wesen der höheren Gesellschaftsschichten in beredten Worten zu charakterisieren. Auch die niedrigsten Leidenschaften beider Classen finden strenge, tiefe Menschenkenntnis verrathende Geißel. Der Stoff, welcher in der Erzählung „Sühne" verwendet wurde, käme erst in einem Romane zur vollen Geltung. Dort würde das zusammenhanglockernde Erzählen von früher Erzähltem vermieden werden können. — Wo in den Geschichten der Dialect angewandt wurde, da geschah es in natürlicher Wiedergabe. Armin.

Über Gefühlsbildung in der Schule. Vom Bürgerschullehrer J. Moser. (Wien. A. Pichlers Witwe und Sohn.)

Fichte sagt in seinem „Versuch einer Kritik der Offenbarung". „Sollten wir nicht bei der Erziehung mehr auf die Entwickelung des Gefühls für das Erhabene bedacht sein? — Ein Weg, den uns die Natur selbst öffnet, um von der Sinnlichkeit aus zur Moralität überzugehen." — Dieser Gedanke mag dem Verfasser wohl auch vor Augen geschwebt sein, als er seine Anschauungen über einen so wichtigen Gegenstand in einer Sprache zum Ausdrucke brachte, die uns fesselt, weil sie sich nicht in dem Haschen nach hochtrabenden Ausdrücken, sondern weil sie die Sprache eines für alles Wahre, Schöne und Gute begeisterten Lehrers, des echten Pestalozzijüngers ist. Der Verfasser will, wie er selbst sagt, das so wichtige Thema nicht erschöpfend behandeln; „Anregung zu bieten zu eigenem Nachdenken, aufmerksam zu machen auf die Bedeutung dieser Angelegenheit: das liegt in der Absicht seiner Arbeit." Dies gelingt ihm wahrhaftig, und es ist in der vorliegenden Monographie auch nicht ein Satz, der von dem denkenden Schulmanne nicht unterschrieben werden könnte. Insbesonders der Hinweis auf die Bedeutung der Gefühlsbildung, auf die dem Lehrer heilig sein sollende Wahrheit, dass die höchste Leistung der Erziehung die Aufschließung und Erweckung der Kinderseele für das Göttliche sei, verdient allgemeine Beachtung. Wird ja doch in unseren Tagen nur zu oft die Tiefe des Gemüthes beschämend von der Höhe des Verstandes überwogen.

Der erste Abschnitt des Werkchens ist der Person des Lehrers gewidmet. Jeder, der es mit dem Lehrberufe ehrlich meint, muss zugeben, dass eine idealere Auffassung der Pflichten eines Jugendbildners wohl kaum möglich ist. — Im zweiten Theile wird erläutert, auf welche Weise bei jeder Unterrichtsdisciplin den höheren Gefühlen Rechnung getragen werden kann. Der Schluss bespricht die Pflege des patriotischen Gefühles. E.

Religionsunterricht und Erziehung. Volksthümlicher Vortrag an alle Eltern und Erzieher von Dr. A. H. Kop. (Gotha. Stollberg'sche Verlagsbuchhandlung.)

Der gute Mann gießt das Kind mit dem Bade aus. Indem er scheinbar darangeht, den Religionsunterricht zu reformieren, verwirft er alle positive Religion und will nur so eine Art von glaubenslosen Sittenkatechismus eingeführt wissen. Das ist der bekannte Wind. M.

„**Wienerstadt**." Lebensbilder aus der Gegenwart. Geschildert von Wiener Schriftstellern, gezeichnet von F. von Myrbach. (F. Tempsky in Wien und Prag.)

Fast jede Großstadt hat ihr Buch, das ihr und nur ihr gewidmet ist, das ihren Charakter treu abzuspiegeln versucht. Nun bekommt's auch Wien. Es beginnt mit der Darstellung der erwachenden Großstadt, mit dem Getriebe der Morgendämmerung, mit den Gestalten, welche den Hunderttausenden vorarbeiten, die sich eben erst den Schlaf aus den Augen reiben. Dann thut sich Wien bei der Arbeit vor unseren Augen auf, das Markt- und Straßenleben mit seinen hundertfältigen Typen, der Gewerbefleiß in den Werkstätten, das ganze Stromsystem des Verkehrslebens, das von der Post und vom Telegraphenamt ausgeht, die Wirksamkeit der Rettungsanstalten, die Tag um Tag ihr Werk verrichten u. s. w. Und durch die Fülle dieser bewegten Bilder gelangen wir zu den Feierstunden des Abends und betrachten die Volkszüge, die sich nach gethaner Arbeit in die Vororte ergießen. Dann kommt das lachende Wien an die Reihe. In belebten Gruppenbildern führt das Buch verschiedene Seiten des großstädtischen Lebens vor. Wir sehen den Kaiser, wie er sich bei den Paraden dem Volke zeigt und wie er in der Hofburg Audienzen ertheilt. Wir steigen in die Kapuzinergruft hinab, wo die Ahnen der Habsburger zur ewigen Ruhe gebettet liegen, wir wandern durch die Kirchen Wiens u. s. w. Die besten Kräfte haben sich in den Dienst dieses Werkes gestellt. Es erscheint vorläufig in fünfundzwanzig Lieferungen. V.

und letzten Fehler unrecht? Kurz und gut ich gratuliere! Wenn man unsere besten Erzähler nennt, kann der Name Josef Wichner nicht mehr verschwiegen werden. Der Stoff seiner neuesten Erzählung ist das Volksleben einer kleinen Gebirgsstadt, die Form derselben ist das Werk eines glänzenden Stylisten und das ganze ist ein köstliches Volksbuch. R.

Der Klosterjäger. Roman aus dem vierzehnten Jahrhundert von Ludw. Ganghofer. (Stuttgart. Bonz. 1893)

Für manche Leser ist es ein zweifelhaftes Vergnügen, wenn sie einen größeren Roman bruchstückweise lesen und viele Monate lang auf den Zusammenhang warten müssen. Ist der Roman, was er sein sollte, ein literarisches Kunstwerk, so kann man dies nur beurtheilen, wenn die Dichtung als Ganzes vorliegt. Und das ist hier der Fall.

Die Handlung geht vor sich zwischen dem Watzmann, Berchtesgaden, dem steinernen Meer und Salzburg. Die Hauptpersonen sind der Jäger Haymo, ein Mädchen Gittli (Brigitta), ihr „Bruder“ seines Zeichens ein Sudmann, der Propst Heinrich und ein früherer Graf Dietwald, der ein pater desertus (d. i. der Vereinsamte) geworden ist. Die Zeichnung dieser Personen ist besonders gelungen, ebenso die treue Schilderung des damaligen Klosterlebens.

Der Dichter Ganghofer, den wir schon kennen aus einigen Hochlandsgeschichten und Volksschauspielen, gemahnt uns an B. Auerbach und Rosegger. Lobenswert ist es, dass Ganghofer seine Sprache mit treffenden Volksausdrücken bereichert. Dazu die anheimelnde Beschreibung des stillen Waldlebens und eine Bergpoesie, wie wir sie in wenigen unserer modernen Romane finden. Das Klosterleben war damals nicht frei von Jagdsport, z. B. die Luchsjagd des Propstes Heinrich wird in guter Jägersprache erzählt. Dieser edle Mönch war zugleich ein ritterlicher Charakter und als Beichtvater ein echter Psychologe. Dies beweist er dadurch, dass er den rohen Wolfrat zum Thatorte führt, um sein Gewissen zu prüfen. Mit Milde entläſst er den Sünder. Das Ganze, dessen Ausgang wir nicht verrathen wollen, ist ein Loblied auf das stille, bescheidene Glück ohne Rang, Glanz und Reichthum, und darum wünschen wir dieser Erzählung Ganghofers recht viele Leser.

Vernaleken.

Knecht Hagebuchen. Eine Holzschnitzerei aus Dämmerland, dem Reiche der seltsamen Sitten und sonderbaren Einrichtungen. Von C. G. Reuling. (Berlin. Hans Lüstenöder. 1892.)

Wer ein Freund feiner Satire ist, der sehe sich dieses Büchlein an. In demselben wird die ganze ehrenwerte Sippe einmal — von der anderen Seite geschildert; da nimmt sie sich für den ersten Augenblick etwas fremd aus, aber man erkennt sie doch recht bald wieder. Der aus Holz geschnitzte Knecht Hagebuchen ist verwandt mit dem Homunkel und Hamerlings großartige Satire wird hier in schlichter Prosa mit Glück variiert. M.

Berthold Auerbachs Schriften. Volksausgabe in 72 Lieferungen. (Stuttgart. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger.)

Auerbach war seiner Zeit mit seinen Schwarzwälder Dorfgeschichten ein Bahnbrecher des poetischen Realismus im Gegensatze zur herrschenden Romantik. Heute gilt er vielen für einen Romantiker, weil sie den Realismus aller Poesie entkleidet sehen möchten, und wohl auch deshalb, weil die Zustände, die Auerbach in seinen Dorf- und Stadtgeschichten zu schildern unternahm, inzwischen in mancher Beziehung von anderen Zuständen verdrängt wurden. Vieles, was sich im Gährungsprocess des modernen Lebens verwischt und verflüchtigt hat, ist hier zum Gedächtnis der Nachwelt mit treuen Farben erhalten, und es befindet sich darunter so manches, was keineswegs für immer der Vergessenheit bestimmt ist, sondern als Beispiel kräftig weiterwirken soll, um sich in anderer Gestalt zu erneuern. V.

Psyche. Sensitive Novellen von H. Pohlidal. (Dresden und Leipzig. E. Piersons Verlag.)

Wer das eigen geartete Seelenleben jener Unglücklichen, zwischen Wahn und Wirklichkeit schwebenden Gefühlswesen in getreuen Lebensabrissen studieren und zugleich den Genuss haben will, in anziehenden Erzählungen den tragischen Stoff in sich aufzunehmen, greife nach dem Buche obigen Titels. Am ausgesprochensten schildern die beiden ersten Erzählungen „Sensitiva“ und „Mondviole“ die Charaktergestalten jener Nervenwesen; die dritte „Gebunden“ zeigt, wie nahe oft scheinbar Gesunde jener Grenze der Geistesdämmerung stehen und wie leicht dieselbe überschritten werden kann. Die vierte und fünfte halten als kurze Abrisse die Mitte. Armin.

Verschiedene Geschichten. Von Kunigunde Ansion-Casatty. Zweite Auflage. (Wien. Verlag von Huber & Lahme. 1893.)

und auf sechzig Bogen berechnete Werk zur Aufgabe gestellt. Eine wertvolle Bereicherung seines Inhaltes bilden die zahlreichen photographisch copierten Abbildungen von Holzschnitten und Kupferstichen seltener und kostbarer wissenschaftlicher Werke, von denen einige auch die Farben des Originals treu wiedergeben. V.

Wer sich nur im allgemeinen und rasch über dies und das unterrichten will, dem wird mit **Meyers Kleinem Konversations-Lexikon** auf alle Fälle gedient sein. Wie das große Meyer'sche Lexikon, folgt auch dieses kleine den Fortschritten der Wissenschaft, der Entdeckungen und der Tagesereignisse auf Schritt und Tritt nach. Die in das Werk eingestreuten Textillustrationen sowie die beigegebenen Illustrationstafeln und Kartenbeilagen sind wahre Meisterwerke der Kunst und Technik. Der dritte (Schluss-) Band erscheint bereits, wie uns die Verlagshandlung des Bibliographischen Instituts in Leipzig mittheilt, im Mai dieses Jahres. V.

Bibliothek der Gesammtliteratur. (Verlag von Otto Hendel, Halle a. d. S.) Diesmal ist es ein spanischer Lyriker, den die Verlagshandlung einführt; Gustavo Adolfo Becquer. Die Übertragung seiner „Rimas" von Richard Jordan. Ferner: Schau in dich und schau um dich. Dichtungen von Julius Hammer. Eugen Aram. Roman von Edward Lytton-Bulwer. Ludwig der Baier, Schauspiel in fünf Aufzügen von Ludwig Uhland. Parerga und Paralipomena von Arthur Schopenhauer. Herausgegeben von Dr. Hermann Hirt.

The Humor of Germany. (London. Walter Scott. ltd. 1892.)

Durch H. Müller ins Englische übersetzte Humoresken von Hans Sachs, Th. Grimmelshausen, Ludwig Tieck, Jean Paul, H. Zschokke, H. Heine, Wilhelm Hauff, Fritz Reuter, Gottfried Keller, P. Rosegger, Victor Scheffel, Johannes Scherr, E. Pötzl, E. v. Wildenbruch, W. Raabe u. a. Das Werk ist reich und hübsch illustriert.

Dem „Heimgarten" ferner zugegangen:

Das Jenseits des Künstlers. Von Dr. Friedrich von Hausegger. (Wien. Carl Konegen. 1893.)

Kaiser Ferdinand I., der Gütige. Festschrift zur hundertsten Wiederkehr von dessen Geburtstage. Von Th. G. Reimann. (Gustav Bibus. St. Johann im Pongau.)

Heimatszauber und andere Novellen. Von Ernst Wechsler. Mit dem Bildnis des Verfassers. (Leipzig. Wilhelm Friedrich. 1893.)

Humoresken. Von Maximilian Schmidt. (Seitz & Schauer. München. 1893.)

Studentenbeichten. Von Otto Julius Bierbaum. (Dr. E. Albert & Co. München.)

Manometer auf 99! Von Franz Held. Sociales Drama in fünf Acten. (Berlin. Fresko-Verlag.)

Groß-Natur. Ausgewählte Gedichte von Franz Held. (Berlin. Fresko-Verlag.)

Wahrheit und Traum. Ausgewählte Gedichte von Hermann Schilling. (Berlin. Oehmigkes Buchhandlung. 1892.)

Gedichte. Von Joseph Immergrün. (Brünn. A. Streit.)

Der todten Mutter. Ein Liederkranz von Paul Grotowsky. (Großenhain. Baumert & Ronge. 1893.)

Ausfahrt. Dichtungen von Max Geißler. (Dresden. Lehmann. 1893.)

Frisch o'zapft! Neue G'sangeln in altboarischer Mundart von Josef Feller. (Chemnitz. J. Feller'sche Buchhandlung. 1892.)

Die Kunst des vorzüglichen Gedächtnisses. Eine auf Erfahrung begründete Anleitung, das Gedächtnis durch Selbstübung in einem wahrhaft staunenswerten Grade zu stärken. Nebst einer kurzen Geschichte der Gedächtniskunst (Mnemonik) und eine Darstellung ihrer Pflege und Bedeutsamkeit in allen Zeitaltern. Von Dr. Rafael Hellbach. Zweite Auflage. (Wien. A. Hartleben.)

A. Hartlebens **„Statistische Tabelle"** über alle Staaten der Erde. Erster Jahrgang 1893. Übersichtliche Zusammenstellung von Regierungsform, Staatsoberhaupt, Thronfolger, Flächeninhalt, absoluter und relativer Bevölkerung, Staatsfinanzen (Einnahmen, Ausgaben, Staatsschuld), Handelsflotte, Handel (Einfuhr und Ausfuhr), Eisenbahnen, Telegraphen, Zahl der Postämter, Wert der Landesmünzen in deutscher Reichsmark, Gewichten, Längen- und Flächenmaßen, Hohlmaßen, Armee, Kriegsflotte, Landesfarben, Hauptstadt und wichtigsten Orten mit Einwohnerzahl nach den neuesten Angaben für jeden einzelnen Staat. (Wien. A. Hartleben.)

Lieder-Album. Fünfzig beliebte Lieder für Pianoforte mit unterlegtem Text bearbeitet von M. Hanisch. Drei Hefte. (Leipzig. Gebrüder Hug.)

Vom kleinen Rudi. Von Balduin Groller. (Dresden. E. Pierson. 1893.) Das ist die Schilderung eines klugen trotzigen Knaben und seiner kindlichen Eigenschaften. Es ist eine witzige (aber nicht humoristische) Plauderei zur Unterhaltung, aus der sich auch der ernsthafte Pädagoge sein Theil nehmen kann. Wenn ich sage: nicht humoristisch, so weiß ich warum. Das Büchlein ist ein Feuer, welches lustig brennt und leuchtet, doch nicht warm macht. M.

Herzenserfrischungen. Von F. F. Masaidek. (Wien. Lesk & Schwidernoch. 1893.) Diese „Herzenserfrischungen“ sind ein Sammelwerkchen von mehr oder minder witzigen Sächelchen, die seinerzeit in Wiener Antisemitenblättern erschienen sind. Manches hat verzweifelte Ähnlichkeit mit dem semitischen Witze eines Saphir, nur dass es wesentlich — gedämpfter ist. Wiener Zeit- und Alltagsfragen sind der Stoff, besonders um die Juden handelt sich's, aber eigentlich verhöhnt werden nur solche Christen, die nicht zu den Radaufiten gehören. Der beste Witz des Büchleins steht auf Seite 105. Das Interessante in diesen „Herzerfrischungen“ sind die öffentlichen Mittheilungen „Aus vertraulichen Gesprächen mit Ludwig Anzengruber“. M.

In Honorem Josephi V. Scheffel. Im Verlage des süddeutschen Verlags-Institutes in Stuttgart erschien soeben in sehr hübscher Ausstattung das „Jahrbuch des Scheffelbundes in Österreich für 1893“, Publicationen für Freunde der schönen Wissenschaften, geleitet vom Musealmandator Adolf Jarosch, Obmann des Scheffelbundes in Österreich. Gleich auf der ersten Seite finden wir ein gelungenes Bild des unvergesslichen nationalen Dichters. Nach einem den Zweck des Werkes beleuchtenden Geleitschreiben folgen in gebundener und ungebundener Sprache Beiträge solcher Schriftsteller, welche mit Herz und Geist auf des Meisters Bahnen wandeln, und hier ihr Bestes boten, um dem Jahrbuche jene Bedeutung zu geben, welche es vermöge seines Schildes beanspruchen darf. Unter den abwechslungsreichen Beiträgen finden wir solche von R. Baumbach, Cappilleri, Carneri, Johann Fastenrath, Wilh. Fischer, Carl W. Gawalowski, Franz Goldhann, L. Gumplowicz, R. Hamerling (Brief an seinen Vater, Facsimile), Ad. Jarosch, Waldemar Kaden, „Capri gegenüber“, mit Illustration und einem Briefe Scheffels im Facsimile, S. v. Khuenberg, Fr. Lemmermayer, St. Milow, Friedrich Schlögl, Maximilian Schmidt, E. M. Vacano, Zingerle u. a. — Die Namen der Mitarbeiter sprechen für sich selbst und wird das Werk jedem wahren Deutschen gewiss Freude bereiten. G.

Das Land. Vor siebzehn Jahren, als der „Heimgarten“ anhub, seine bekannten Grundsätze zu predigen, stand er mit denselben ziemlich allein. Seit dieser Zeit ist es anders geworden, die Stimmen nach Einfachheit im Leben, nach Natur und Ländlichkeit mehren sich von Jahr zu Jahr, und die Leute beginnen zu folgen. Seit kurzem erscheint in Berlin eine Zeitung unter dem Titel „Das Land“, Zeitschrift für sociale und volksthümliche Angelegenheiten auf dem Lande. Herausgegeben von Heinrich Sohnrey. Mit wohlthuender Herzensfrische tritt dieses Blatt für das Landleben und den Bauernstand ein und wer sich unterrichten will darüber, wie der jetzige volkswirtschaftliche Curs das Landvolk aufzehrt und die Städte fett macht, fett bis zur Aufgedunsenheit und bis zum — Zerplatzen, der wird in dieser Schrift vieles lernen. Es ist im Norden wie im Süden dasselbe: nichts fürs Land, alles für die Stadt. In schönen und klaren Aufsätzen, nicht aus der Phantasie, sondern aus dem täglichen Leben wird uns ein Zustand geschildert, vor dem uns graut und der verhängnisvoll werden muss, wenn ihm nicht abgeholfen wird. — Möchten unsere Nationalökonomen nur nicht immer in ihre Lehrbücher gucken, wo die graue Theorie drinnen steht, möchten sie doch endlich einmal ins thatsächliche Leben schauen! Auch auf die Statistik ist kein Verlass, nur das unmittelbare Anschauen, das Fühlunghalten mit den Thatsachen bringt zu einer richtigen Kenntnis und Erkenntnis. Und ein gutes Organ dafür ist „Das Land“, welches der Beachtung nachdrücklich empfohlen werden muss. Bestellen kann man diese Zeitschrift in allen Buchhandlungen. R.

Im Reiche des Geistes. Illustrierte Geschichte der Wissenschaften, anschaulich dargestellt von K. Faulmann. (Wien. A. Hartleben.) Lieferung 1 soeben erschienen.
Alles, was seit zweitausend Jahren die Gelehrten beschäftigte: Unterricht und Sprache, Naturgeschichte, Landwirtschaft, Chemie und Physik, Mathematik und Geometrie, Geographie und Geschichte, Kriegswissenschaft, Theologie und Philosophie, Volkswirtschaft und Recht, Gesundheitslehre und Medicin, in seiner geschichtlichen Entwickelung im Mittelalter und von Jahrhundert bis zur Jahrhundert bis zur Neuzeit, übersichtlich und gemeinverständlich zu schildern, hat sich das vorliegende, reich ausgestattete, in Lieferungen erscheinende

Heimgarten

9. Heft. Juni 1893. XVII. Jahrg.

Der Krieglacher Himmel.

So, haben die einen besonderen? Gemach, es ist nur ein provisorischer, und wenn heutzutage jedermann den Himmel schon auf Erden haben will, warum sollten sich just die Krieglacher bescheiden? Haben sie doch auch ihre Hölle auf Erden, die freilich vor der anderen Hölle den nennenswerten Vorzug besitzt, dass jeder gerne hineingeht und munter wieder zurückkommt, weil dort drinnen irgendwo ein Wirtshaus steht.

In einem alten „Buch der Märtyrer und Blutzeugen“ las ich, dass der Weg zum Himmel roth bezeichnet sei. Das stimmt haarscharf auch beim Krieglacher Himmel. Wollen wir uns vom Orte aus weisen lassen und uns der rothen Markierung anvertrauen? — „Anfangs reist man über Flachland mit Kornbau. Man sieht viele Höfe und Ortschaften. Dann kommt man in Gegenden der Viehzucht. Es sind Anger und Matten, es sind Sumpfgelände. Hernach geht's hinein in die finsteren Wildnisse. Üppiges Strauchwerk, dann Baum an Baum, stehend oder liegend; manche sind vom Holzknecht gefällt, manche vom Sturm umgeworfen. Dort und da ist eine halbverwachsene Grube, wie in solchen einst die Wölfe gefangen worden sind. Rechterhand ist ein steiles, bewaldetes Gebirge, um dessen Gipfel der Habicht kreist. Unsere Pfade führen in Lichtungen hinaus, grüner Almboden, junger Wald, rankendes Brombeergesträuche, prangende Erdbeeren darunter; aber man darf sich von solcher rothen Markierung nicht verleiten lassen, das könnte links in die Hölle hinabführen. Auch jener Student weiß

„Album russe“. Für Pianoforte. Compositionen von Moniuszko, Rubinstein und Tschaikowsky. (Leipzig. Gebrüder Hug.)

Kinderball. Zwölf leichte Tänze ohne Octavenspannung von Karl Kleins. (Leipzig. Gebrüder Klug. 1893.)

Kritische Revue aus Österreich für Politik, Socialökonomie, Kunst, Wissenschaft und Literatur. Fünfter Band. Wien.

Musikalische Rundschau. Achter Jahrgang. (Wien.)

Denkschrift zur Gründung der Pensionsanstalt deutscher Journalisten und Schriftsteller. Im Auftrage des Ausschusses für das Pensionsstatut verfass von L. Viereck. (München.)

Literarische Gesellschaft in Wien. Diese hat die Aufgabe, die Bestrebungen der deutschen, und zwar vorwiegend der deutsch-österreichischen Schriftsteller vornehmlich dadurch zu fördern, dass deren Werke in würdiger Form veröffentlicht und durch billige Preise weitesten Kreisen zugänglich gemacht werden. Die Leitung der Gesellschaft hat bereits umfassende Vorbereitungen getroffen, um solche Werke zu gewinnen, wie sie in den Principien dieses Vereines, der sich von jeder einseitigen Tagestendenz ferne halten und nur Bücher von bleibendem literarischen Werte publicieren will, begründet sind. Ihren Statuten zufolge ist die „Literarische Gesellschaft“ kein auf Gewinn berechnetes Unternehmen und sollen alle Einnahmen dem idealen Zwecke dieses Vereines gewidmet sein. Sie wird Werke der schönen Literatur und wissenschaftliche Arbeiten von allgemeinem Interesse veröffentlichen. Alljährlich sollen in der Regel vier Bände in einer Gesammtstärke von sechzig bis achtzig Druckbogen an die Vereinsmitglieder, unentgeltlich abgegeben werden. Mit der Leitung dieser Gesellschaft sind viele hochansehnliche Persönlichkeiten betraut. Adresse Eschenbachgasse 9, Wien. V.

Postkarten des „Heimgarten“.

Fl. L., Stein. Gedichte machen? Das ist nichts; Gedichte müssen wachsen.

K. W. J., Leibnitz: Ihre Wünsche sollen im nächsten Jahrgange erfüllt werden. Die Verzögerung der Novelle: „Adam das Dirndel“ hat ihre Ursache in der Erkrankung des Verfassers.

H. A., Olmütz: Gemeine Naturen können sich für Arbeitsamkeit und Sparsamkeit keinen anderen Beweggrund denken als Gelderwerb. — Freude an Arbeit, Ringen nach Unabhängigkeit! welch wichtige Factoren, um das Leben erträglich und sittlich zu machen. In diesem Sinne ist das Werk jenes Engländers klar genug gehalten.

Gl. G., Brünn: Abgeblitzt. Das Gewehr ist nicht eine Angriffs-, sondern eine Vertheidigungswaffe, das besagt schon sein Name. Gewehr kommt von: sich wehren; sich wehren heißt sich vertheidigen, einen Feind von sich abhalten, ablenken. Denselben Sinn hat auch das Wort: Wehre, eine Wasserwehre, diese leitet, lenkt das Wasser ab. Also heißt wehrhaft sein nicht, angriffsbereit sein, es heißt vielmehr fähig sein, einen Angriff zurückzuweisen. Und das müssen wir sein, dagegen wird kein Friedensfreund etwas einzuwenden haben. Nur darf der Bewehrte nicht fortwährend herumschreien: Geht mir her, ihr Lumpen, ich will euch schon niederschlagen!

„Einer“, Graz: Wiederholen nochmals, dass Briefe ohne Namensunterschrift ungelesen in den Ofen wandern. Die Antwort auf derlei Schelmereien steht ein- für allemal im „Heimgarten“, XVI. Jahrgang, S. 823.

W. H., Linz: Erinnere Sie an einen treffenden Ausspruch des „Grenzboten“: Das Modewort „schneidig“ ist eben nichts weiter als roh, mit etwas Firnis darüber.

J. B., Graz: Das von J. v. Reuß in so schöne metrische Form gebrachte Gedicht „In der Krypta“ ist nach einer in der „Tagespost“ erschienenen Novelle von Josef Stradner bearbeitet worden.

M. H., Judenburg: Durch die „totale“, andere schrieben „gänzliche“ Sonnenfinsternis am 16. April sind auch andere gefoppt worden. Die Kalenderangaben waren fürs Publicum nicht genügend klar und die sonst so redseligen Zeitungen haben auch verschwiegen, dass die Finsternis nicht in unseren Ländern eine totale sein wird, sondern in Südamerika oder sonst weiß Gott wo. Thatsächlich war diese „gänzliche“ Sonnenfinsternis bei uns trotz heiteren Himmels und bewaffneten Auges kaum zu bemerken.

* Jene uns in Brief- oder Paketsendungen zum Behufe eines Antwortschreibens oder der Retournierung geschickten Postmarken, welche zu diesem Ziele nicht verwendet werden, kommen einem wohlthätigen Zwecke zugute.

* Bitten unverlangt Manuskripte nicht einzuschicken, da für dieselben keine Bürgschaft übernommen werden kann.

Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger. — Druckerei „Leykam“ in Graz.

Die Krieglacher gucken gern in den Krug,
Doch morgen schlimme Geberden!
Es jammern die Katzen mehr als genug.
— Himmel und Höll auf Erden!

Die Krieglacher nehmen ein Weibchen gern
Zum treuen Lebensgefährten,
Da bleibt auch Schwiegermutter nicht fern.
— Himmel und Höll auf Erden!

Im Fremdenbuch will mancher fein
Und sinnreich verewigt werden.
Er nimmt die Feder und macht ein.....
— Himmel und Höll auf Erden!

Die Entdeckung des Krieglacher Himmels knüpft sich an eine Erdbeerpflückerin. Das muss etwas genauer erzählt werden. Ein Student in den Sommerferien wandelte so am Fuße des Gölk hin und Erdbeer zu suchen, das war sein Sinn. Als er nun hinan kam zu dem steilen Hang, wo man vor Jahren den Wald geschlagen hatte und wo jetzt das üppige Gestrüppe der Himbeeren, der Brombeeren und der Erdbeeren wucherte, strich in demselben ein junges Frauenzimmer umher und suchte Pilze, und pflückte in sein Körbchen Himbeeren und Erdbeeren. Es hatte ein blutrothes Kopftuch um, von ferne zu sehen wie eine Riesenerdbeere. Der Student gieng näher, um zu erfahren, was es mit diesem „Pröpstling" sei. Ein Bauerndirndel, das Gesicht gar fein, doch ein wenig blass, und die Augen sehr rund und groß und braun, und in den Wangen die richtigen zwei Grübchen, wenn es lachte. Sie lachte jetzt, denn ein großer frischer Blätterpilz stand da und den that sie sogleich ins Körbchen. Als sie aber jählings den fremden Menschen sah, da lachte die Kleine nicht, da erschrak sie und blickte gegen eine nahe Baumgruppe hin, die am Felswändchen stand, als wollte sie dort Hut und Schutz suchen. Und dem Studenten fielen jetzt richtig die Dummheiten ein, die einem jungen Manne fast allemal einfallen, wenn er im Walde einem sauberen Dirndel begegnet. Nämlich ein bisschen schäkern und ein bisschen kosen. Sie war auch gar so rundlich anzusehen und zwischen den ganz beträchtlichen Brusthügeln stak ein Erdbeersträußchen, bei dessen Betrachtung dem Burschen schwindelig wurde. Er war nicht mehr ganz unerfahren, hatte sich eine kleine Küssesammlung angelegt, wie derlei in der Stadt und auf dem Lande so im Vorübergehen zu finden ist. Gerade von einem solchen Bauerndirndel hatte er noch keins, daher begann er jetzt emsig Erdbeeren in eine ahornblattene Düte zu sammeln, dann gieng er hin und bot ihr sie an.

„Erdbeeren! Ich hab' ihrer ja selber!"

Damit war das Geschenk abgelehnt.

„So will ich dir eine handvoll Himbeeren pflücken."

„Das kann ich auch selber thun."

„So will ich dir Schwämme suchen helfen."

„Die habe ich ja schon gefunden."

„Aber Weibsbild, junges, schönes, liebes! Was kann ich dir denn geben, das du noch nicht hast?"

„Ich hab schon alles", antwortete sie.

„Auch Busseln von einem Mannsbild?"

„Mehr als genug!" sagte sie und lachte dabei auf.

Er war ihr unter solchen Verhandlungen immer näher gekommen; sie wich ein wenig zurück, wieder nach der Dickichtgruppe blickend, und sagte endlich scharf: „An mir werden Sie sich wohl irren!"

Jetzt, das gefiel ihm gerade. Die Kirschen, die am schwersten zu kriegen sind, schmecken am besten.

„Wie kann ich mich an dir irren", sagte er sehr artig, „wenn ich sehe, dass du ein schönes liebes Blümlein bist!"

„O je!" lachte sie, „da hab ich schon was Gescheidteres gehört! Sie sind ja auch sehr schön! Sie sind so gerade gewachsen, wie eine Heuschober-

davon zu erzählen. Wir müssen uns an die rothe Baumbemarkung halten, die jetzt rechts hinanweist. In einer steilen Engschlucht führt in Schlangenwindungen und eingehauenen Stufen der Steig hinauf. Wehe, wen hier der Schwindel erfasst! er fällt auf braunes Erdreich und wird ganz schmutzig. Plötzlich biegt der Steig rechts hin am Hange — eine einzige Wendung zwischen jungen Anwuchs durch, und wir sind am Ziele. Ein ebenes, dreieckiges Plätzchen, das fleißige Maurer dem Klippenhange abgerungen haben. Kaum mehr Personen haben auf dieser Zinne Platz; als auf der Spitze des Großglockners. Hingegen haben wir unter Fichtenschatten eine lauschige Bank und ein Tischlein, auf welchem man Landkarten ausbreiten, kartenspielen, Wein trinken und sonst alles Mögliche thun kann. Aus dem Abgrunde ragen die Wipfel der Bäume. Ein grüner Waldkessel ist da unten — genannt die Hölle. Weiterhin die besonnten Höhen, die hügeligen Querthäler der Schwöbing und der Illach, mit stattlichen Bauernhöfen. Felder, Wiesen, Gärten, weiße Straßen, Bäche, Teiche, Dörfer, Schlösser, Ruinen, so geht's durch das ganze Thal, bis nach Mürzzuschlag hinauf, bis nach Mitterdorf hinab. Tief unten hat sich, als wir auf die Zinne hinaustraten, ganz plötzlich das freundliche Krieglach enthüllt, welches wir unterwegs schon lange nicht mehr gesehen haben. Schier stolz und stattlich liegt es da. An der Anhöhe, in einen Park gebettet, der Hönighof. Weiter rechts im Thale, von Büschen halb verdeckt, die Schlösser Feistritz, Hohenwang; auf spitzigem Kogel die alte Burg Hohenwang, dann die weißen Mauern von Langenwang und dort, wo das Thal so scharf an den Berg stößt, dass es abbricht, Mürzzuschlag. Jenseits des Thales die Gebirgswelt! Die Kampalpe, die Scheiben, die Rax, das Karl, der Rosskogel, das Hocheck, der Sommerberg, die Hohe Veitsch, der Rauschkogel, die Aflenzer Starritzen, der Hochschwab! Ein herrliches Halbrund, großartig! überwältigend! himmlisch! — Seht, und der Platz, von dem aus der Sterbliche alles das überblicken kann, heißt der Himmel, ist der Krieglacher Himmel."

Die Gänsefüßchen entgehen dir wohl nicht, lieber Leser, mit welchen diese Beschreibung geschmückt ist. Du kannst dir auch denken, was sie bedeuten. Wenn ein sehr jugendliches und sehr schwärmerisches Gemüth den eine Stunde langen Weg macht, vom Orte aus bis zum „Himmel" und von dort aus die Gegend betrachtet, so ist es wohl möglich, dass obige Beschreibung losgelassen wird. Gar so arg ist es nicht mit der Großartigkeit, doch hat schon mancher sehr vernünftige und sonst sehr kühle Mensch da oben auf dem Felswändchen geschwärmt. Und ein wenig überrascht ist jeder Besucher, dass sich von dieser unscheinbaren, gar nicht exponierten Stelle aus ein so schönes, mannigfaltiges Landschaftsbild darbieten kann.

Einer der Entdecker dieses Punktes hat folgende Verse hingeschrieben:

Jo, d Hoamat und d Herzn
Reißt nix ausanond,
Ih möcht gern im Himmel sein
Und dahoam in mein Lond.

Dahoam in mein Landl,
Wo d Sun sa schön scheint,
Do hon ih mei Nandl,
Und viel guati Freund.

Und weil ih schon ewi
Möcht lebn in dem Lond,
Sa hon i mar an Himmel baut,
Do af da Wond.

Ein anderer, etwas weniger sentimental, aber etwas mehr übermüthig veranlagter „Dichter" schrieb dieses „Himmels" wegen ins Fremdenbuch des Krieglacher Lesevereines:

Himmel und Höll.

Die Krieglacher können gar lustig sein,
Und auch gar traurig werden,
Sie haben halt mit allen gemein
Himmel und Höll auf Erden.

„Und ich sage, da auf diesem Steine sitzen zwei Halbnarren!“ Diese Worte sprach der Jäger Ignaz, welcher mit seinem Gewehr den Berg herabgekommen war und uns in seiner Schalkhaftigkeit ein wenig behorcht hatte.

Den Jäger Ignaz hatte ich sehr gerne, er war ein Krieglacher, ein Jugendgenosse von mir, und nahe an sein Anwesen habe ich mein Sommerhaus hingebaut, damit ich öfter sein echtes Steirergesicht mit der scharfen Adlernase, den starken Wangenknochen, dem buschigen Schnurrbart und den grauen Augen, mit ihrem strammen, am liebsten längs des Gewehrlaufs hinauslugenden Blick, sehen konnte. Sein Gang war immer ein ganz langsamer, aber er kam doch vorwärts; sein Schießen war gelassen, scheinbar fast träge, aber allemal traf er was; seine Rede war manchmal ein wenig unbeholfen, aber er sagte stets was Kluges. Den Ignaz konnte ich nun fragen, der durfte etwas wissen.

„Du, Ignaz, dieser Herr hat gestern da unten bei den Bäumen was gesehen.“

„Ein Reh?“

„Ein schönes junges Weib mit einem kleinen Kind.“

„Ist leicht die Simmerlin dagewesen?“ fragte der Jäger zurück.

„Wer ist die Simmerlin?“

„Das Weib von einem Werksarbeiter“, sagte er.

„Und weiter, Ignaz?“

„Kaum ein Jahr verheiratet und schon mitten im Unglück. Ihrem Mann hat vor vier Wochen im Eisenwerk ein Rad die Hand weggerissen, und das Kind ist da und haben nichts zu essen. Geht sie halt immereinmal in den Wald, Beeren und Schwämme suchen, und das Kind schleppt sie mit, und der Mann liegt in der Dachkammer so dahin und es ist halt ein Elend.“

— Student, weißt du's jetzt? Ja, so sieht er in der Nähe aus, der Himmel auf Erden.

Der Student war zu sich gekommen und sagte: „Jetzt möchte ich sie erst recht küssen, aber nicht aus Lust, sondern aus Verehrung.“

„Wird sie gewiss recht freuen“, versetzte der Jäger Ignaz, „aber noch lieber wird's ihr sein, wenn ihr wer ein paar Groschen Geld schenken wollt', für ihren Mann, auf ein frisches Stück Rindfleisch. — Man müsste es ihr aber wohl heimtückisch zustecken, sonst nimmt sie's nicht. Das ist eine gar Stolze, die! Ihre Eltern sind selber einmal wohlhabend gewesen. Den großen Sunnberghof, wenn ihr ihn kennt, den haben sie gehabt. Aber ganz herabgekommen und nachher an den Juden verkauft und nichts übrig geblieben fürs Dirndl, und hat müssen in den Dienst gehen. Aber immer stolz wie eine Gräfin. Gegen die Reichen schon gar. Den reichen Rainsimmerl hätt' sie heiraten können.“

„Na, und weiter Ignaz? Und weiter?“

„Der Simmerl, hat sie gesagt, wär' mir schon recht, aber der Großhof nicht, weil's gleich heißen möcht': Auf den Reichthum ist sie geflogen. Nachher, wie der Großhof abgebrannt ist, und keine Versicherung da, und den Grund und Boden die Sparcasse für Schulden eingezogen hat, und wie der Simmerl nichts mehr hat gehabt, als seine zwei gesunden Händ', und ins Eisenwerk geht, da hat sie ihn genommen.“

„Zwei gesunde Hände, und jetzt hat er auch die nicht mehr!“ rief ich aus.

„Steht es zu hoffen, dass er stirbt?“ fragte der Student. Nun nahm ich ihn am Arm: „Komm, Junge, wir wollen nachhause gehen, du rappelst schon.“

„He, he, rappeln thun sie eh alle, die Stadtleut“, lachte der Ignaz. Da hatte auch ich meinen Theil.

stange. Lieb sind Sie gewiss auch, wenn Sie zur Rechten kommen."

„Dirndel! Rechter wie du, kann mir gar keine sein!"

„Nachher müssen Sie so gut sein und schauen gehen, ob dort die Brombeeren schon zeitig sind. Ich möcht ihrer. Aber zeitig müssen sie sein."

Da ist der junge Tropf richtig hingegangen ins Gestrüpp, um zu sehen, ob die Brombeeren schon reif wären — Ende Juli. Ein paar elende grüne Wärzlein sah er in den dornigen Ranken. Ja, da kam er sehr beschämt zurück; und wie er zurückkam, war das Dirndel nicht mehr da. Hingegen dort in der Jungbaumgruppe die am Felswändlein stand, dort hörte er etwas. — Aha, dachte er, sie ist klüger, sie weiß den geraden Weg zu finden. — Und schlich ihr nach.

Zwischen den buschigen Bäumen, im tiefen Schatten, saß sie und hatte an ihrer Brust ein kleines Kind. Und das Kindlein trank an dem heiligen Quell, und die junge Mutter schaute mit wahrer Freude auf ihr zartes zappelndes Glück.

Das war denn eine hübsche Überraschung für den lockigen Knaben. Fast ungehalten war er und deshalb konnte er sich nicht enthalten zu sagen: „Was sperrst dich denn, wenn du nicht mehr unschuldig bist!"

„Wer sagt's denn, dass ich's nicht bin?" fragte sie leise. Da deutete er auf das Kind.

Jetzt hub ihr Auge an zornig zu werden. Sie erhob sich und sagte: „Gehen Sie fort!"

In einer Weise war dieses Wort gesprochen, dass der Student wie ein Wicht davonschlich.

Am Abende, im Casino zu Krieglach, hat er mir dann das kleine Abenteuer erzählt.

Am nächsten Tag giengen wir beide hinauf zum Erdbeerhang, vielleicht, dass wir das junge Weib, welches er mir als überaus reizend geschildert hatte, dort wieder sehen konnten. Denn auch ich war begierig, was es denn mit ihm wäre. Und was wir zu ihm sagen wollten, das wusste ich nicht, und ob wir gesittig sein würden oder ungeschickt und plump, das wusste ich auch nicht. Es zog uns nur so hinan.

Wir kamen zum Erdbeerschlag, da war sie heute nicht. Wir giengen zu der Jungbaumgruppe, da drin saß sie auch nicht, aber im Moose war noch die Spur zu sehen, wo sie gestern gesessen. Wir stiegen auf die Felswand, um weiteren Umblick zu gewinnen, aber wir sahen sie nirgends. Mein Student war ganz schwermüthig. — „Ich vergesse es nicht, wie sie dagesessen ist mit dem Kinde", murmelte er, als er sitzend die Ellbogen auf seine Knie stützte und mit den Händen das Gesicht verdeckte. „Ein Raphaelbild! Eine Muttergotteserscheinung!"

„Vielleicht wolltest du eine Wallfahrtskirche bauen lassen an dieser heiligen Stätte!"

Er blickte über meinen Spott missmuthig auf.

„Ich glaube, du bist wirklich verliebt."

„Ja, das bin ich!" stieß er mit heftigem Athemzug hervor und sprang auf. „Die nehme ich. Die heirate ich mitsammt dem Kinde."

Ich schwieg und schaute hinab in den tiefen Waldkessel, der da vor uns ausgebreitet lag. Ich schaute hin über das sonnige Thal und auf die schönen hohen Berge und dachte nichts als: Was denn das ist, die Liebe! die Liebe! —

Die Höll'.

„Der Himmel!" rief er.

Jetzt merkte ich, dass wir Worte gesprochen hatten, ganz traumhaft war's. „Ich meine, da unten dieser Waldkessel heißt die Höll'." Also suchte ich mich zu erklären.

„Und ich sage, da heroben bei dieser Felswand ist der Himmel!" schrie der Student.

Thurm-Rudi.

Erzählung von C. v. Carro.

Bei jung und alt des kleinen Ortes, der jetzt gar stolz sich fühlte, weil das Comitatsgericht dahin verlegt wurde, war des Thurmwächters Rudolf, den sie kurzweg „Thurm-Rudi“ nannten, beliebt. Der achtjährige bildschöne Bub hatte einen idealen schwarzen Lockenkopf und feurig glühende Augen. Fast täglich nach der Schule brachte er dem Vater das Essen auf den Thurm hinauf, und dann schmeckte es auch viel besser, als wenn damit die alte verschrumpfte Nani die steilen Thurmtreppen heraufpustete. Aber o weh, eines Tages glitt der kleine Rudi aus und kollerte sammt allem viele Stufen hinunter. Das Ärmchen war zweimal gebrochen, von vielen Splittern und Scherben, die im Fleische saßen, tief verletzt, und wenige Tage darauf hatte der Bub nur einen — nur den linken Arm mehr! Das schnitt dem Alten tief ins Herz. Oft murmelte er „— ich hab' nur ein Kind, und das macht mir Gott zum Krüppel?!“ — Dann stieg er den Thurm hinan und schüttelte sein Haupt. — Rudi war schon ein strammer Bursch geworden als der Vater starb, und ehrlich brachte er sich und seine „Mamuschka“ durchs Leben. Er besorgte Botengänge, sie wusch bei den Leuten und half im Hause da und dort. Er hatte sich längst in sein Schicksal gefunden. Lustig schlenkerte er mit seinem linken Arm dahin, war stets guter Dinge und schön — schön dabei — „wie ein junger Herrgott“ — pflegte seine alte „Mamuschka“ immer zu sagen. Sie war stolz auf ihren Rudi, wie wohl keine Mutter stolzer sein kann.

„Und wenn er gar keinen Arm hätte“, rief sie oft halb ernsthaft und halb im Scherze aus, „wär' er mir noch immer lieber als jeder andere im Ort, und wenn er drei Arme hätte, wär' ich ein Mädel, wüsst' ich was ich thät!“

„Mamuschka“ hat Recht behalten. Die „Filleuter-Anka“ hat's gewusst, was sie thut. Als der Rudi ihrem Vater eines Tages eine Nachricht brachte, hat sie sich verliebt in den Burschen, wild und stürmisch, wie sie selber es war, die einarmige Umhalsung that der Liebe keinen Eintrag, und am Altar drückte sie seine Linke nur um so fester.

„Hat der Thurm-Rudi ein Glück!“ hieß es im Orte. „Die Anka kriegt einmal einen ganzen Binkel Geld und den großen Hof, wenn der Alte abfährt. Lang macht er's ohnedem nicht mehr, denn der Alte lässt zuviel Slivovitz durch die Gurgel laufen!“

„Ja, sauber muss halt der Mensch sein, dann kann einem meinetwegen die Nase fehlen, die Mädels vergaffen sich doch!“ sagte ein anderer hässlicher Bursche.

Dem Rudi war's wie ein Traum, als er im Hofe des Filleuter einzog. Ein hübsches frisches Weib sein eigen, er ein angesehener Mann, der keine Dienste mehr zu verrichten brauchte, und vor allem seine theuere geliebte „Mamuschka“ mit im Hause, versorgt für Lebenszeit. Hätte er da lang überlegen sollen als Anka auf ihn zutrat und mit blitzenden Augen fragte:

„Könntest mich lieben? Sag. Willst bei meinem Vater um mich anhalten?“

Einige Tage später ist der Student abgereist nach Aussee zu einem Vetter. Im Laufe der Zeit schrieb er mir etlichemal. Im ersten Schreiben erkundigte er sich noch schwärmerisch nach dem „Erdbeerdirndl", im zweiten und dritten hatte er schon von anderen Weibsleuten zu erzählen, die sehr „nett" gewesen wären. An einer derselben soll er hängen geblieben sein, ich habe später nichts rechtes mehr von ihm gehört.

Das „Erdbeerdirndl" lebt heute auch noch, begleitet ihren Mann, den Einhandel-Simmerl, der sich mit einer kleinen Drehorgel durchs Land leiert, und weiß sich überall Achtung zu verschaffen. Ihre zwei halberwachsenen Kinder sind bei Bauern untergebracht. Der Knabe war drei Jahre nach der schweren Verletzung des Vaters auf die Welt gekommen und hatte zur Verwunderung der Leute zwei gesunde Arme.

Er hat mitgeholfen, als wir vor einiger Zeit an dem Felswändlein im Erdbeerschlag eine Mauer aufgeführt, eine Zinne gebaut und auf derselben ein paar Bänke und einen Tisch hingestellt haben. Denn, ich habe seit jenem fernen Tage den schönen Platz nicht mehr vergessen können, und auch nicht, wie der Student ihn den „Himmel" genannt hat. Und weil es sich da schon um Liebe und Treue und Mutterglück handelte, so ließen wir den Namen gelten und heißt die Aussichtsstelle dort am Hange des Gölk „der Krieglacher Himmel" bis auf den heutigen Tag. R.

Der Schelm.

Vor deiner Nasen
Soll ich Nesseln grasen;
Hinter deinem Rücken
Will ich Trauben pflücken,
Solltest um dich wenden,
Will ich's rasch vollenden:
Vor deiner Nasen
Wieder Nesseln grasen. M.

niemandem gefiel sie noch, und hatte keine Freunde. Rudi war von Pest aus hergesendet worden und blieb. Bei jedem Glockenläuten hielt sie sich die Ohren zu, sie wollte nicht an ihn erinnert sein, schmähte Gott und die Welt und geberdete sich wie toll.

Rudi lehnte mit der Stirne an dem Thurmfenster und überblickte seinen Heimatsort, der tausend Erinnerungen in ihm weckte. Fast dreißig Jahre sind verflossen, seit sein alter Vater hier am Tische saß, seit er selbst die Treppe hinabgestürzt und seinen Arm verlor. Was hat er nicht seitdem erlebt! Wie viel Schmerz und Trauer, Noth und Sorge! Aber jetzt glitt ein Lächeln über seine Züge, als er nach dem Dachfenster des zweistöckigen Hauses blickte, zu dem er völlig freie Aussicht hatte. Ein Knabe ließ aus dem Fenster weiße Leinwandfleckchen im Winde flattern, sie sollten nach dem Thurme grüßen. Dann kam ein wohlgeformtes Weib ans Fenster und setzte dem Buben eine Mütze auf, dass er sich nicht erkälte in der rauhen Herbstluft, hierauf winkten sie beide grüßend nach dem Thurme und eine helle Thräne rieselte verstohlen in Rudis langen schwarzen Bart. —

Nicht aus Furcht vor der Strafe, Ekel und Abscheu vor Anka trieben ihn damals in die Welt hinaus, als er sich am Grabe „Mamuschkas“ ausgeweint hatte. Hungernd und frierend war er jahrelang umhergezogen, bis er in einem Karpathendorfe dauernde Beschäftigung gefunden.

Dort lernte er Terczi, die Tochter eines Gemüsezüchters kennen. Eine neue Welt erschloss sich seinem Herzen, jetzt erst wusste er, was wahre Liebe sei, und schämte sich tief in die Seele hinein, dass er sich einst verkaufen konnte. Als der Vater des Mädchens hinter diese Liebschaft kam, schlug er sein Kind, nie hätte er, auch wenn Rudi kein davongelaufener Ehemann gewesen wäre, in diese Heirat gewilligt. Schnell waren die Liebenden einig. Terczi verließ ihren Rudi nicht, ohne Segen des Vaters und der Kirche folgte sie dem Manne ihres Herzens als ewig treues Weib. Mühsam ernährten sie sich und als sie nach Jahresfrist einen kleinen Rudi auf ihren Armen trug, wie reich und glücklich dünkten sie sich da. Treu dem Berufe seines Vaters, fand Rudi einen Posten als Thurmwächter und als die Stätte seines Wirkens durch Blitzschlag eingeäschert wurde, war's ein Zufall, der ihn von Pest aus für die einstige Stelle seines Vaters in seinen Geburtsort bestimmte. Mit Freuden nahm er sie an. Aber Terczi, als was sollte sie gelten? Sein Weib konnte sie nicht sein solange Anka lebte – seine Geliebte? Wenige Wochen nach ihm traf sie mit dem Kinde ein und wohnte getrennt von Rudi in jener Mansarde, die dem Thurm entgegenlachte. Vorerst ahnte niemand ihre Zusammengehörigkeit und dem Buben, der dem Vater erstaunlich ähnlich sah, schnitten sie das Haupt fast kahl, der schöne Lockenkopf hätte leicht den Vater verrathen.

Von Anka sah er nichts als die Schornsteine ihres Hofes, hörte aber dafür umsomehr des Übeln.

Kurze Zeit erst war Terczi im Orte, als sich dem Kleinen eine Kinderkrankheit auf die Lunge schlug und der Arzt wenig Hoffnung auf Rettung gab. Thränenfeuchten Auges standen sie am Bette des Kindes. Lange konnte sich der Vater nicht aufhalten, jede Minute konnte er im Thurme nöthig sein, denn seit mehreren Tagen trieb sich eine Brandlegerbande in der Gegend umher und schon dreimal hatte er Brände gemeldet, die noch rechtzeitig erstickt oder beschränkt werden konnten. Er nahm Abschied von Terczi, der Junge guckte mit seinen großen, unheimlich glänzenden Augen starr vor sich hin, seine Haut glühte.

„Steigern darf sich das Fieber nicht mehr, sonst ist's schlimm, diese Nacht entscheidet“, hatte der Arzt gesagt.

Der alte Filleuter hat freilich anfänglich geschäumt und getobt und geschrien: „er wolle keinen Krüppel zum Schwiegersohn, ihre Liebe sei nur Strohfeuer, das brennt nicht lange —!“ Aber wie ihn Anka versicherte, er könne sie aus der Theiß fischen, wenn sie den Rudi nicht bekäme, da hat er nachgegeben, denn er kannte sein Mädel, die wilde Hummel, sie hatte gar heißes Blut in den Adern, und das schießt ihr zuweilen in den Kopf und verschwemmt ihr den Verstand!

Und wahrlich, nur zwei Jahre lang hat Ankas Strohfeuer gelodert, dann flackerte es immer matter und matter, erlosch, und das letzte Wölkchen Rauch wurde vom flotten „Béla“, des Comitatsrichters Bürschlein, erdrückt, der Anka gewaltig zusetzte und sie nicht genug bedauern konnte, dass sie eines Krüppels Weib geworden.

Gar bald hatte Rudi klar gesehen und bereute es tief, dass er sich heiraten ließ; denn oft musste er ihre Vorwürfe anhören, dass er ja doch ein armer Teufel war und ihr dankbar sein müsse.

Diese Worte kehrten ihm das Herz im Leibe um, und als er noch dazu den Béla ertappte, wie derselbe sich des Abends, da man Rudi außer Hause glaubte, durch den Hof zu Anka schleichen wollte, konnte er sich nicht beherrschen und wenn es auch nur eine Faust gewesen war, aber diese ließ hageldichte Streiche und Stöße auf des Bürschleins Buckel niedersausen, bis es mit einer gebrochenen Rippe zur Erde sank und jämmerlich um Hilfe schrie. Am andern Morgen wurde Rudi eingesperrt. Vierzehn Tage ließen sie ihn sitzen, ehe es zur Verhandlung kam, hatte er sich doch an einem Familiengliede des Comitatsrichters schwer versündigt!

„Wird wohl ein oder zwei Jährchen kriegen, Euer Rudi“, höhnten sie der „Mamuschka“ ins Ohr. Das ertrug die Alte nicht. Zu all dem Unglück ihres Sohnes noch diese Schande, das war zu viel. Ein schweres Leiden warf sie aufs Krankenlager, und eines Nachts kam ein mitleidiger Heiduck, der den Béla stets gehasst hatte, in Rudis Zelle und sagte: er wolle ihn zum Grab der „Mamuschka“ führen und ihn dann durchbrennen lassen, aber verrathen dürfe er ihn nicht.

Rudi starrte mit verglasten Augen auf den Heiduck — er taumelte an die Wand und stotterte: „Ma— muschka — —?“

„Eingeschlafen — todt“, ergänzte kopfnickend der Heiduck, und fieng den schluchzenden Rudi in seine Arme auf. Dann zog er ihn mit sich hinaus.

„Leise auftreten“, flüsterte er, „dass uns niemand hört, brenn' durch, Rudi, brenn' durch!“

An einem frischaufgeworfenen Grabhügel des kleinen Kirchhofs verließ er ihn. Als die Sonne aufgieng, beleuchtete sie in der feuchten Erde den scharfen Abdruck eines menschlichen Körpers, der lang gelegen haben musste. Bald war Gras darauf gewachsen. — Jahre vergiengen. Rudi blieb verschollen, niemand sprach mehr von ihm und der ganzen Geschichte — Gras wächst über alles auf Erden.

— — — — — — — — — — —

In Filleuters Hof gieng es in den letzten zehn Jahren drunter und drüber. Der Alte war gestorben und Anka blieb ein wildes zügelloses Weib, ja sie wurde es immer mehr, als sie sah, wie sie täglich an Schönheit und Jugend einbüßte. Gar toll trieb sie es auf dem Hof, verschwendete und vertrug sich mit niemand. Als nun gar eines Tages eine Bekannte athemlos ins Zimmer stürzte und ihr die Schreckenskunde brachte, dass der neue Thurmwächter kein anderer, als Rudi sei, da tobte sie wie eine Wahnsinnige:

„Fort muss der Betyar wieder“, schrie sie, „ich gehe zu Gericht!“

Aber es half ihr nichts. Bélas Vater war längst nicht mehr da,

dann standen sie Hand in Hand, schweigend, sich gegenseitig schmerzvoll anblickend, und wieder liebevoll nach des Knaben Antlitz schauend. So vergiengen einige Minuten.

Eben wollte Rudi zu seiner Pflicht zurückkehren, als plötzlich laute Rufe in der Ferne hörbar wurden. Sie eilten nach dem Fenster. Das Gewirr der Stimmen wurde größer und vernehmbarer — klang das nicht wie Feuerlärm? — ja wahrhaftig, dort fällt der rothe Schein schon über die Dächer und spiegelt sich am Firmament — es ist ein Brand! Entsetzt, von seinem Pflichtgefühl getrieben, sauste Rudi fort durch die Straßen. Schon war es überall lebhaft geworden und als er in die Nähe des Thurmes kam, drang eine Stimme an sein Ohr.

„Ja schläft denn der Kerl da oben, das Feuer ist doch groß genug, um es zu sehen!"

In rasender Eile keuchte er die Wendeltreppen hinauf und zog die Feuerglocke.

„Ja, ja, wir wissen's schon, du Murmelthier, jetzt ist's zu spät", klangen höhnende Worte zum Thurme hinauf.

Rudi spähte nun aus, um den Brandort genau zu erforschen. Schnell war er dessen sicher, kein Zweifel konnte herrschen, links vom Gottesacker, das alleinstehende Anwesen mit den zwei Pappelbäumen — der Filleuterhof stand in Flammen! Noch eh' die Nacht gewichen, war er gänzlich abgebrannt. — Rudi fühlte seine schwere Schuld und erkannte die Lage, in der er sich befand, was ihm drohte. Doch da es Tag geworden und ihn der Heiduck zum Gerichte führte, da gieng er getrost und ruhig, fast freudig mit, denn als die Sonne aufgegangen war, da fielen ihre Strahlen auf ein wohlbekanntes Dach, aus dessen Fenster sie im goldigen Schimmer zwei flinke Arme sehen ließen, die weiße Tücher rastlos schwenkten, immer fort, solange unermüdet, bis ihnen das Gegenzeichen des Verständnisses geworden.

Rudi jubelte im Innern, der Kleine war gerettet! — — —

Die Anklage gegen den fahrlässigen Thurmwächter nahm gefährliche Formen an. Rudi war beschuldigt, aus Rache gegen sein verlassenes Weib absichtlich den Brand nicht rechtzeitig gemeldet zu haben und da Anka bei der Feuersbrunst zugrunde gieng, so lastete gar schwere Schuld auf ihn. Freilich hätte ein Wort genügt zur Rechtfertigung, allein hätte dieses Wort nicht Terczi bloßgestellt? Seine geliebte Terczi, die er jetzt, nachdem Anka todt, zu seinem ehelichen Weibe machen konnte? Er musste schweigen, und er schwieg! Doch Terczi dachte anders. Als das harte Urtheil gefallen war, da rannte sie zum Richter, fiel ihm zu Füßen und erzählte alles, und dann giengen sie beide in die Zelle zu Rudi und der schloss Terczi verzeihend in die Arme als sein braves liebes Weib. —

Grund und Boden, wo der Filleuterhof gestanden und noch ein kleines Feld, fiel dem Rudi als Eigenthum zu. Mehr war nicht da. Anka hatte nicht einmal die Feuerversicherung bezahlen können — sonst freilich wär' jetzt der Rudi ein gemachter Mann. Doch er ist auch so recht glücklich, denn Lieb' und Friede wohnt bei den dreien. Die Thurmwächterei hat er aufgegeben und ist Bauer — Gemüsebauer geworden, darauf versteht sich die Terczi und der kleine Rudi ist dem Vater seine „rechte" Hand. Jetzt brauchen sie ihm auch das Köpflein nimmer kahl zu scheren, jetzt sollen die Leute die Ähnlichkeit nur sehen. Und wenn man heute vom „Thurm-Rudi" spricht, muss man immer fragen:

„Meint Ihr den Alten oder den Jungen?"

„Terczi, wenn's schlechter wird, stell' mir ein Licht dicht ans Fenster, damit ich's vom Thurme sehe", sagte Rudi unter dumpfem Schluchzen, „und wenn's vorbei ist, dann nimm es wieder fort, damit ich beten kann."

Noch einmal blickte er nach dem Bettchen; schwer athmend lag der Bube da; dann drückte er Terczi an seine Brust und eilte davon.

Der Abend war gekommen. Der Kleine phantasierte und warf sich unruhig umher. Ihr schlug das Herz. „Willst was, Rudi?" frug sie sanft. Der Kleine hatte sie gehört, verstanden.

„Nein, Mamusch", lispelte sein süßes weiches Kinderstimmchen, „heiß — so heiß!"

Endlich vor dem Schlafengehen kam der Doctor nachzusehen, wie er versprach. Das Fieber war gestiegen, er konnte es ihr nicht verhehlen. Am Morgen wollte er, „für alle Fälle" betonte er besonders, wiederkommen. Das arme Weib zitterte am ganzen Körper, dann nahm sie ein Licht — und wankte schleifenden Schrittes damit zum Fenster.

Der ganze Ort in hellen Flammen hätte das zuckende Vaterherz weniger erbeben gemacht, als dieser kleine Lichtschein mit seinem matten Glanz!

„Also schlechter", murmelte er vor sich hin und sank auf einen Stuhl. „Doch, es kann ja wieder besser werden", suchte er sich zu trösten, „solange dies Lichtlein brennt, ist ja auch sein Lebenslicht nicht erloschen!" Er fiel auf die Knie und betete. — Es waren entsetzliche Stunden. Die Thurmstube wurde ihm zu eng, er trat auf die Galerie hinaus und starrte nach dem Lichtschein. Kaum nahm er sich Zeit, die Runde zu machen, jede Minute, die er sich abwandte, bereitete ihm Angst und Pein. Der eingefallene Nebel, wie der feuchte Schmerzensthau, der seinem Auge entquoll, verschleierten ihm den klaren Blick, nur mühsam konnte er auf einer Stelle haften bleiben. Mitternacht war herangekommen, er nahm den Hammer zur Hand, die Stunde zu schlagen. Unverwandten Blickes nach dem verhängnisvollen Lichtschein sehend, fielen die Schläge unsicher und ungleichmäßig auf das dröhnende Erz.

Fünf — sechs — sieben — „Allmächtiger Gott, das Licht!?" schrie er auf, „ich sehe das Licht nicht mehr —"

Acht — neun — tönte es in langen Pausen.

Unmenschlich strengte er sein Auge an, ein Zittern überfiel seine Glieder. Sollte er den Schein nur aus den Augen verloren haben? Es wäre möglich — aber dort ist's ja, das Licht —! — nein, das ist die Wachstube der neuen Fabrik. Vielleicht der dichte Nebel, der ihn beirrte — seine eigene Angst — die Ungewissheit folterte ihn! Hat Terczi das Licht vom Fenster genommen oder lebt Rudi noch? Sein Gehirn brannte, kaum konnte er noch denken. Mechanisch schlug er nach der Glocke — die Zahl war ihm entschwunden — zwölfmal schlug er noch nicht — auf gut Glück that er noch drei rasch aufeinanderfolgende Schläge und eilte die steile Treppe hinunter, sich aus seiner entsetzlichen Ungewissheit zu befreien!

Erst ganz in der Nähe des Hauses konnte er sich überzeugen, dass das Licht noch brannte, ruhig, unbewusst seiner schrecklichen Bedeutung. Er athmete auf. Bevor er nach dem Thurme zurückkehrte, wollte er den Knaben noch einmal sehen, zog einen Schlüssel aus der Tasche und trat ins Haus, die knarrende Holztreppe, die zur Mansarde führte, verrieth sein Kommen. Terczi flog ihm entgegen.

„Er schläft recht ruhig — vielleicht doch!" sprach sie, in neuer Hoffnung für das Leben des geliebten Kindes. Leise beugte sich der Vater über das Bettchen des Kleinen, dem der Schweiß in hellen Bächlein über die Wangen rieselte.

„Das ist gut", sagte er zu Terczi,

machte, und eben deswegen, wie er meinte, weil er die Mädchen nur zu gut kannte.

Es sei nicht alles Gold, was glänze, und die Mädchen zeigen den Burschen gewöhnlich nur das Glänzende, pflegte er zu sagen, was nicht glänze, werde meist erst dem Ehemann zutheil. Dieses zu beweisen, wusste er Beispiele von Exempeln anzuführen, dass einem fast schwarz vor den Augen wurde. Er wüsste wohl, sagte er, zu einer reichen und hübschen Frau zu kommen, aber er wolle auch eine freine*), fromme, fleißige, denn was hülfen ihm Schönheit und Geld, wenn Zanksucht dabei sei und Kupsucht**) und wie die Suchten alle heißen mögen. Ein zanksüchtig Mädchen gebe eine alte Hexe, sagte er, einem kupsüchtigen saure alle Milch im Keller und es kriege zuletzt ein Gesicht, gegen welches ein altes Judenkrös ein Prachtstück sei. Von einem geizigen Mädchen wolle er gar nicht reden, das werde ja zuletzt ein Geschöpf, gegen das der alte Drache auf der Gysnaufluh ein purer Engel sei. Nun sei aber das das Verflümeretste, dass man nie recht wissen könne, ob man eine Hexe, ein alt Judenkrös, oder den alten Drachen selbst ins Haus kriege, denn alle diese Greuel seien meist schon im Mädchen eingepuppt hinter glatter Mädchenhaut verborgen, und gar oft mache das Mädchen vor dem Hause und hinter dem Hause und besonders im Wirtshause das zärtlichste Gesicht, dem im Hause der Drache fußlang aus den Augen sehe, und seine Krallen schon im Ankenhafen und in der Tischdrucke habe. Sobald ein Mannsgesicht über die Küchenthüre hineinsehe, fahre der Drache in seine Höhle, und während das Mädchen holdselig lächle, wetze der Drache seine Krallen und denke: Warte nur bis ich dich habe, dann will ich dich! Auf das Berichten von anderen Leuten könne man sich auch nicht verlassen, am allerwenigsten einer, der heiraten wolle. Von allen Seiten werde er angelogen. Man bezahle Leute, welche das Mädchen bis in den Himmel erheben sollen, und bezahle wiederum Leute, die es auszumachen hätten, als ob es in keinen Schuh gut wäre, und man mit ihm ein B'schüttiloch vergiften könne. Da möchte er doch wissen, wer so eine feine Nase hätte, dass er immer richtig unterscheiden könne, ob die Leute bezahlt seien um zu schelten, oder bezahlt zu loben, oder gar nicht bezahlt. Nun möchte er wohl eine Frau, allein so hineintrappen und einen Schuh voll herausnehmen, das doch auch nicht. Wie das aber zu vermeiden sei, es auszusinnen, habe ihn schon oft fast wirbelsinnig gemacht.

Wenn Joggeli, der doch zu Kilt gehen, und aus Pflanzplätzen und allerlei sonst immerhin in etwas auf die Tüchtigkeit eines Mädchens schließen konnte, in solcher Verlegenheit war, in welcher muss da nicht ein Stadtherr sein, der die Stadtmädchen nur an Bällen, in Soiréen, in der Komödie, oder in einem Concerte sieht: der, er mag es machen wie er will, nur ihre Sonntagsgesichter erblickt, keine Arbeit von ihnen zu Gesicht bekommt, ja selten mehr ihre Hände ohne Handschuhe? —

Guter Rath ist meist sehr theuer, indessen kommt er auch über Nacht umsonst. Eines Morgens zwischen Heuet und Ernte, wo Bauerntöchter meist zuhause waren, einige am Strümpfestopfen sich versuchten, andere dem Weber spulten, die dritten im Garten grupeten*), oder ums Haus herum fiselten, sagte er seinen Leuten: er wolle ins Luzernerbiet, um ein Ross aus. Dort seien weniger Tage im Jahre als hier, jeder Tag wenigstens zwei Stunden kürzer, daher werde weniger Geld verdient, daher alle

*) Frein — gutmüthig.

**) Kupen — schmollen.

*) Grupen — kauern.

Wie Joggeli eine Frau sucht.

Ein ländliches Bild von Jeremias Gotthelf.

Im Berngebiet, aber ich sage nicht wo, liegt ein Bauernhof an sonnigem Rain. Birn- und Apfelbäume, mächtig wie Eichen, umkränzen ihn; Alleen von Kirschbäumen laufen von ihm aus nach allen Seiten, und fast so weit am Hügel das Auge reicht, breitet sich um denselben aus ein wunderschöner grüner Teppich, kostbarer als ihn ein König hat: hunderttausendpfündige Matten.

Unterm breiten Dache sprudelt ein prächtiger Brunnen, vor den blanken Fenstern stehen einige Blumenstöcke und ums ganze Haus herum ist es lauter Sonntag, d. h. aufgeräumt und sauber; kein Strohhalm liegt herum, kein Spänchen ist zu sehen. Auf schöner grüner Bank sitzt ein schöner brauner Bursche, schaut nachdenklich hinauf in die dunklen Wälder, die am jenseitigen Hügel liegen, und langsam, schwermüthig steigt zuweilen ein Tabakswölkchen aus seiner fast erlöschenden Pfeife.

Es ist Joggeli, der reiche, ledige Besitzer des schönen Hofes. Seine Mutter ist ihm jüngst gestorben, die so trefflich ihm die Wirtschaft geführt, ihm so lieb gewesen war, dass er gar nicht heiraten wollte, obgleich ihm die Mutter alle Tage zusprach, eine Frau zu nehmen. Rechte Mütter haben nicht gern ledige Kinder, denken sich die Söhne nicht gern als alte Sünder. Jetzt führen ihm Mägde die Haushaltung und schlecht genug. Seit seine Mutter gestorben war, legten seine Hühner nicht mehr, wenigstens bekam er wenig Eier zu Gesicht, die Kühe gaben schlechtere Milch, er konnte immer weniger Butter verkaufen, und die Schweine sahen ihn aus ihrem Troge hervor mit verweinten Augen an, klagend über schlechtes Fressen, und doch hatte er nie so oft Korn für sie fassen müssen.

Noch nie war so wenig gemacht, gesponnen worden, er brauchte immer mehr Taglöhner, und doch hatten der Mägde nie noch über so viele Arbeit sich beklagt, und nie so wenig Zeit gehabt, das zu thun, was er befahl. Die Ermahnungen der alten Mutter stiegen ihm immer mehr auf, er dachte immer ernstlicher ans Weiben, und je mehr er daran dachte, desto mehr grausete es ihm davor.

Joggeli war nicht etwa so ein Haushöck, der nie von Hause wegkam, die Mädchen nie anreden, höchstens ansehen durfte, sie nur vom Hörensagen kannte. Er war ein lustiger Bursche, in der weiten Umgegend kannte er alle Dirnen, und wenn irgendwo ein hübsches, reiches Mädchen unterwiesen wurde, so war er meist der erste unter dessen Fenster. Aber Fenster ist noch nicht Heiraten, und das war, was ihm Kummer

über die Köpfe, die Schuhe in den Händen die Bursche, alles dem breiten Dache zu: es war das Gesinde, welches zum Hause gehörte, und Erdäpfel gehacket hatte. Hinter ihnen drein sprang etwas unbehilflich eine zimperliche Gestalt, besser angezogen als die anderen, aber eben nicht zu solchem Wettlauf eingerichtet. Als sie ankam, schäkerten bereits Knechte und Mägde miteinander, und ein dralles Mädchen schlug Sami, dem Melker, das nasse Fürtuch um den Kopf. Da zog Rösi, das zuletzt angelangte Mädchen, die Tochter des Hauses, ein gar schiefes Gesicht, warf Stüdi, dem drallen Mädchen, seine Haue und sein Fürtuch zu, hieß ihm beides abseits thun und that selbst zimperlich unter den anderen, und trippelte mit allerlei Geberden um die Knechte herum, und übte den eigenen Augenaufschlag und das Blinzen durch die Augenecken, welche beide zu Stadt und Land wohl bekannt sind. Endlich kam die Mutter unter die Thüre, eine lange hagere Frau mit spitzer Nase, und hieß die Tochter, statt da außen zu galpen*), sich trocken anzuziehen; sie wisse ja wohl, wie sie eine Leide**) sei, nichts erleiden möge, und gleich auf dem Schragen liege.

Bei dieser Frau meldete sich auch der Bursche um Arbeit. Er erhielt zur Antwort: dass er warten müsse bis nach dem Essen, man hätte jetzt nicht Zeit ihm die Sachen zusammenzusuchen. Bescheidentlich fragte er, ob er nicht mitessen könne, er wolle sich gern vom Lohn abziehen lassen dafür. Man wolle ihm etwas für use geben, hieß es. Er setzte sich vor die Küchenthüre, aber lange gieng es, bis das Essen aufgetragen wurde, und noch länger, bis er etwas kriegte. Bald fehlte eine Kachle, bald eine Kelle beim Anrichten; bald schrie die Frau: „Stüdi, weißt du, wo der Waschlumpen ist?“ und bald: „Rösi, wo hast du den Schigore?“ Und als sie schon alle bei Tische saßen, schoss bald eins in die Küche, bald eins in den Keller, denn bald fehlte Milch auf dem Tisch, dann war kein Brot vorhanden. Endlich brachte man auch ihm etwas heraus, das eine Suppe sein sollte, aber aussah wie schmutziges Wasser, in dem ein Mehlsack ausgeschwenkt worden, ein aschgraues Gemüse, welches ehemals Schnitze gewesen, in himmelblauer Brühe schwimmend, und dazu ein Stücklein Brot, das von einem alten Wollhut, der lange in einem Krüschkasten*) gelegen, abgeschnitten schien. Er merkte sich das Essen wohl, aber aß es nicht, sah dagegen wie Rösi, als nur noch die Mutter in der Küche war, für sich köcherlete, und endlich ein verstrupftes Eiertätschchen**) zum Vorschein brachte, und ins hintere Stübchen spedierte, wie es sich darauf eine Zeit lang im Keller aufhielt, und mit einem verdächtigen Weingeruch herauf kam. Als alle wieder in die nassen Erdäpfel gegangen, sogar die Mutter, der Vater aber, ein ehrlicher Schlirpi, irgendwo auf dem Ohr lag, sah er, wie Rösi, wahrscheinlich mit einem Restchen des Eiertätsches, in den Futtergang gieng, wo der Melker Futter rüstete für die Rosse. Als die Promenade zu Ende war, setzte sich Rösi zu ihm auf die Bank, bohrte an einer Lismete mit ungewaschenen Fingern, und frägelte ihn allerlei aus, that wie ein Meisterlos, und hörte ohne Zucken alle Dinge, sie mochten sein wie sie wollten, die der Kesselflicker zu sagen beliebte.

Und dieses Rösi war das gleiche Mädchen, das so nett und aufgeputzt an Märkten und Musterungen erschien, so sittsam that, so mäßig sich betrug, vor einem Schluck Wein sich schüttelte, und vor jedem Blick eines

*) Galpen — schäkern.
**) Leid — schwächlich.

*) Krüsch — Kleie.
**) Eiertätsch — Eierkuchen.

Sachen dort wohlfeiler als bei uns; und wenn er schon acht Tage lang nicht wiederkomme, so sollten sie nicht Angst haben um ihn. —

Joggeli gieng fort, doch sah man zur selben Zeit im Luzernerbiet keinen Joggeli, der nach Rossen gefragt hätte. Aber zur selben Zeit sah man durch das Bernbiet einen Kesselflicker ziehen, den man vorher und nachher nie wahrgenommen hat, und von dem man noch immer reden hört, obgleich seither wenigstens fünfzig Jahre verflossen sind. Es war ein langer Bursche mit rußigem Gesicht, der das Handwerk noch nicht lange getrieben haben konnte, denn er war gar langsam dabei, und ungeschickt dazu, und wenn ein nur leicht verwickelter Fall vorkam, so wusste er sich nicht zu helfen.

Am meisten fiel bei ihm auf, dass er keine Regel hatte in seinen Forderungen und keine Ordnung im Arbeitsuchen. Er übersprang ganze Reihen Häuser, fragte bei keinem einzigen nach verlöcherten Pfannen oder zerbrochenen Kacheln *), er strich ohne still zu stehen durch ganze Dörfer. Wiederum konnte er vor einem Hause, einem Hofe einen ganzen Tag leiern, ohne dass man eigentlich wusste was er that. Er stoßte **) in der Küche herum, schnausete ***) alles aus, war jedermann im Wege und gieng am Ende abends nicht einmal fort, sondern forderte noch ein Nachtlager. Er hatte alle Augenblicke etwas nöthig, strich, um es zu fordern, den Töchtern des Hauses oder den Mägden nach, suchte mit ihnen zu wortwechseln, sie zu versäumen, und wo er über Nacht blieb, da erlaubte er sich gar unziemliche Dinge, und trieb es so weit, dass man fast glauben musste, er versuche, wieviel es erleiden möge, ehe man Schläge kriege. Auch ließ er schon geheftete Kacheln aus der Hand fallen, dass sie in tausend Stücke sprangen, forderte unverschämten Lohn, branzte *) über die Menge der gemachten Arbeit — kurz er war der widerwärtigste Bengel, der je das Land durchstrichen hatte.

Deswegen auch wurde er von manchem Hause weggejagt mit Fluchen und Schelten. Ertaubete **) Bauern hetzten ihm die Hunde nach, und drohten mit Steinen und Stecken; erboste Bauerntöchter warfen ihm Kachelstücke nach, gaben ihm Titel, mit denen man einen Hund hätte räudig machen können, und schnitten ihm Gesichter, neben welchen der geschundene Kopf einer Kröte ein anmuthig Luegen war. Zu diesem allen lachte der Kerli nur, gab spöttische Antworten, nannte die Bauern Muttestüpfer, die Töchter Zyberligränne, und wenn man ihm den geforderten Lohn nicht geben wollte, so sagte er wohl: er begehre gar nichts, einem solchen Lumpenbürli, der seiner Tochter nur kudrige Strumpfbändel vermöge und knöpfig Haarschnüre, sei er noch imstande ein paar Kreuzer zu schenken. Man kann denken, was ihm dann alles nachfuhr auf solche Reden hin; aber als ob er das gerade so wollte, gieng er lachend von dannen.

Hätte der Kesselflicker in unserer Zeit gelebt, und hätte er auch schreiben gekonnt, so würde er wahrscheinlich die Welt mit Reisebildern oder Wanderfahrten beschenkt haben.

So hatte er am dritten Tag seiner Wanderung ein großes Haus, das am Ende eines Dorfes lag, erreicht in vollem Laufe. Eine schwarze Wolke schwebte am Horizont und sandte flimmernden Regen herab in reichem Gusse. Kaum hatte er sich geschüttelt unter breitem Dache, und seine leichte Boutique abgestellt, so kamen durch das Gras unter den Bäumen her andere Gestalten hergerannt mit Hauen auf den Schultern; Fürtücher die Mädchen

*) Kacheln — Schüsseln.
**) Stotzen — müßig umhergehen.
***) Schnausen — durchstöbern.

*) Branzen — zanken.
**) Ertaubet — erzürnt.

sie aus den Ställen an den Händen mitgebracht. Es war ein wüstes, unordentliches Essen, an welchem der Keßler theilnehmen konnte, unter dem Beding, umsonst zu heften, was er, während die anderen rüsteten, zu heften imstande sei. Rohe Spässe, Zoten, wurden alsobald flüssig; man schien damit das schlechte Essen würzen zu wollen. Marei, die Tochter, nahm herzhaft theil daran, ohne irgend die geringste Scham, hatte aber nebenbei immer noch Zeit, Vater und Mutter zu widerreden: dem ersteren zu sagen, wann er zum letztenmale voll heimgekommen sei, und der letzteren vorzuhalten, sie hätte in den letzten drei Wochen nicht zwei Strangen Garn gesponnen; dann auch die Mägde zu schelten, und den Knechten wüst zu sagen, wenn sie an den zu beschneidenden Rüben die Rinde zu dick machten. Freilich musste sie sich auch gefallen lassen, derbe Antworten zu hören, und besonders von den Knechten Worte anzunehmen, die doch sonst kein ehrbares Mädchen sich gefallen lässt von Knechten; aber wie man thut, so hat man's auch.

Sein Lager war ihm im Stall angewiesen. Der war schmutzig, wie die Kühe darin, die Läger zu kurz und er in beständiger Gefahr, von einer Kuh mit ihrem Heimeligsten begossen zu werden. Im Hause war noch lange Lärm, es schien ihm auch nachts keine Ordnung da zu sein, und alle zu machen, was jedem beliebe. Er war aber zu müde zu g'wundern. Am Morgen ward frühe Appell geschlagen, niemandem mehr Ruhe gegönnt, es drehte das Volk vor Fünfe sich ums Haus herum, aber niemand that doch eigentlich was Rechtes. Man musste halt auf sein, damit es hieße: in dem und dem Hause gehe der Tanz schon vor Fünfe los, und d'Marei sei immer die erste und die letzte. Aber vor halb Achte konnte man doch nicht z'Morgen essen, und zwar eine Suppe ohne Schmalz und ohne Brot, und Kraut, so lang, so hart, so trocken, dass man sich lange besinnen musste, ob das, was man hinunterschlucke, Geiselstecken seien oder wirkliche Krautstengel, und dazu machte die Marei Augen, mit denen man einen Hasenpfeffer hätte anmachen können.

Dem Keßler erleidete es bald da, am Kraut hatte er sich satt gegessen, und an der Tochter, diesem unsaubern Werkthier, sattgesehen. Daher, als sie ihm eine Milchkachle zum Heften brachte, sagte er ihr: diese werde sie doch nicht wollen heften lassen? sie säuerle ja, wie ein Sauerkrautfass, in welchem dreijähriges Sauerkraut gewesen sei; wenn sie ihr Milchgeschirr nicht sauberer halte, so werde sie die Milch nicht lange gut haben, und nicht viel süßen Anken machen. Potz Wetter, da gieng's los, die Kachelstücke flogen ihm ins Gesicht, und als die verschossen waren, riss sie ihre Schuhe von den Füßen, schlug auf ihn los, wie der Drescher auf das Korn in der Tenne, und er hatte nie so Eile gehabt, sich wegzumachen, wenn er nicht geprügelt sein, oder allen Ernstes sich wehren wollte.

Da könne auch einer einen Schuh voll herausnehmen, dachte der Bursche bei sich, als er das Haus im Rücken hatte. Das erstere Mädchen sei berühmt als gar sittsam, manierlich, das jedem Haus wohl anstehen würde, dieses aber als eine rechte Werkader, als eine angehende Bäuerin, wie es zu Berg und Thal keine geben werde, hätte die schönsten Schweine, wisse mit den Schweinehändlern am besten zu märten *), dürfe alles anrühren, und der sei ein Glücklicher, der es erhaschen könne. Nun habe er beide gesehen, und es schaudere ihn, wenn er eins oder das andere haben müsste, und wenn er nur ein Kesselflicker wäre. Und es sei doch gut, dachte er, dass so ein Kesselflicker überall hingucken könne, wo sonst niemand hinsehe, und dass man sich nicht vor ihm

*) Handeln.

Burschen sich verbergen zu wollen schien. Mit Gewalt musste man es zum Tanzen zwingen, mit Gewalt zum Essen, mit Gewalt zum Reden; aber es hieß, daheim sei es gar werksam, gehe immer mit dem Volk aufs Feld und sei ohne allen Stolz und Hochmuth. Aber je mehr er Rösi ansah, desto mehr missfiel es ihm und alles um ihn herum. Nicht nur die Finger waren schmutzig, sondern alles an ihm; ums Haus herum war es unaufgeräumt, in der Küche keine Ordnung, zu allen Kacheln, welche er heften sollte, fehlten Stücke. Es saß da bei ihm, sich offenbar gehen lassend, weil es ihn ohne Bedeutung meinte, und da war von Sittsamkeit nichts zu sehen, es hatte ein beflecktes Inneres, Lust an wüsten Dingen, und stellte sich recht eigentlich dar als ein gemeines Ding, das nicht gern arbeitete, das daheim sich alles erlaubt glaubte, wenn es nur im Wirtshause und auf der Straße sich anständig geberdete. Es klagte nebenbei so recht zimperlich über das Arbeiten, wie ihm das erleidet sei, Kopfweh und Krämpfe mache, und ein schönes Buch ihm das Liebste sei. Dazu schien es noch bösartig, stüpfte die Katze, neckte den Hund, und jagte die Tauben unter dem Dache weg. Es hätte in diesem lüsternen, lässigen, langweiligen Ding niemand das schmucke, stille, ehrbare Mädchen erkannt, dem man recht gern nachsah beim Tanze oder stillstand, wenn man es bei einem Krämer seine Einkäufe machen sah. Duldsam solange sie allein waren, fieng es, sobald am Abend das Haus sich wieder füllte, mit dem Kesselflicker zu zanken an, gab ihm schnöde Worte, und führte alle seine Arbeit aus. Da begann auch der Kesselflicker sein Spiel, höhnte das Töchterchen, hielt ihm den Melker vor, den Eiertätsch, sein sauberes Lismen, wo immer ein Letsch*) auf der Nadel sei und einer unter derselben, bis das Feuer ins Dach stieg, das Mädchen heulend Vater und Mutter klagte, der Vater fluchte, die Mutter schimpfte, der Ringgi bellte, die Katze miaute, alles lärmte, was da lärmen konnte — da zog der Kesselflicker lachend fürbass.

Am Abend eines anderen Tages schleppte er seine Bürde müde einem großen Hause zu, das in der Nebengasse eines Dorfes stand. Das Dach des Hauses war schlecht, der Misthaufen aber groß, viel Holz lag darum herum, aber nicht geordnet, ein Schweinstall stieß an den anderen, einige Fürtücher und Hemden hiengen am Gartenzaune, schwarz und rauchicht war es um die Hausthüre, voll Löcher der aus Lehm gestampfte Schopf*). Eine fluchende Stimme drang aus der Küche, und donnerte mit einem unsichtbaren Jemand, der wahrscheinlich etwas zerbrochen hatte, und ihr nach kam ein stämmiges Mädchen, mit roth angelaufenem Gesicht, ungekämmt seit vergangenem Michelstag, zwei Säumelchtern in den Armen, in denen Adern schwollen, wie kreuzerige Seile, und auf Füßen, die letzten Samstag gewaschen worden, seither zweimal den Schweinen gemistet hatten und so breit waren, dass man die verhudelten Schuhe an denselben bequem als Kuchenschüsseln hätte gebrauchen können. Dieses Mädchen war in vollem Zorn, traf die Schweine beim Ausputzen ihres Troges mit dem mutzen Besen auf ihre Rüssel, dass sie krachten, fluchte mit ihnen, wie kein Kälberhändler es ärger hätte thun können, und schlug ihnen das Fressen in den Trog, dass es weit umherspritzte. Darauf die Hände nur nothdürftig im Brunnentroge schwenkend, rief es zum Essen, und hervor kamen allerlei Gestalten, die wenigsten ihre Hände waschend, wie es doch bei jedem ehrbaren Bauernhause Sitte ist, und die es thaten, thaten es, als schonten sie dem, was

*) Letsch — Masche.

*) Schopf — Schuppen.

stellte seine Drucke*) ab, und setzte sich zu dem Volk an den Tisch. Es hatte alles ein reinlich Ansehen und das Volk that manierlich, betete mit Andacht, und aus dem ganzen Benehmen sah man, dass da Gott und Meisterleute geehrt würden. Die Suppe war eben nicht überflüssig dick, aber gut, der Brei bräntete nicht, die Milch war nur leichtlich abgeblasen, das Brot nicht ohne Roggen, aber küstig und nicht hundertjährig.

Er saß noch nicht lange am Tische, so ließ er ein mächtiges halbes Brot in eine Milchkachel fallen, dass die Kachel in Scherben gieng und rings am Tische alles mit Milch überspritzt wurde. Hie und da hörte man ein Kraftwort, aber halb verdrückt; eine vorlaute Magd hieß ihn den ungattlichsten Hung, den sie noch gesehen. Anna Mareili aber, die Tochter, verzog keine Miene, hieß jene Magd mit ihr in den Keller kommen, und bald stand andere Milch und anderes Brot auf dem Tisch. Statt sich zu entschuldigen, stichelte der Keßler: im Länderbiet esse man weißeres Brot, dort würde solches nicht einmal von d'Gottswillen Leuten gegessen; niemand antwortete ihm darauf.

Er pflanzte sich mit seiner Arbeit neben der Küchenthüre auf, von welchem Standpunkt aus er die Arbeit in Küche und Garten beobachten konnte. Er sah, wie Anna Mareili das Großmüetti (die Mutter war gestorben) an die Sonne führte, ihm mit aller Sorgfalt ein Kissen auf der Bank z'weglegte, und nie unwillig wurde, wenn das Großmüetti kärete**), bald hie aus bald da aus wollte, und beständig das Großtöchterchen an Sachen mahnte, die längst abgethan waren, nach Art aller Großmüetteni, die meinen, an Dinge, welche sie ehemals abgethan, jetzt aber nicht mehr vollbringen können, denke kein Mensch mehr, sie blieben ungemacht, wenn sie nicht daran erinnerten. Er sah, wie der Ätti fort wollte, seine Strümpfe suchte, sie nirgends fand, und nun seine Tochter ausschimpfte, die sie ihm verlegt haben sollte. Ohne viel dagegen zu haben, half sie ihm geduldig dieselben suchen, und fand sie endlich versteckt hinter der Kutte, welche der Vater anzog, wenn er bei strubem Wetter wässern wollte. Dorthin hatte der Alte sie selbst versteckt am vergangenen Tanzsonntage, damit sein Sohn sie ihm nicht wegstibitze, um auf dem Tanzboden damit zu glänzen. Das Mädchen gab sie dem Ätti ohne irgend eine Bemerkung, begleitete ihn freundlich einige Schritte weit, und bat ihn: er solle doch ja nicht zu streng laufen, und sich doch ordentlich Essen und Trinken gönnen, es wolle ihm schon mit etwas Warmem warten, bis er heim komme. Er hörte, wie es Bettelkindern Bescheid gab, die einen theilnehmend nach einem kranken Vater, einer kranken Mutter fragte, und etwas Passendes ihnen gab, wie es andere zurechtwies, zur Arbeit sie mahnte, Arbeit ihnen anbot, und sie dann sehr ernst abwies, wenn sie schnöden Bescheid gaben, und die Arbeit von der Hand wiesen. Er hörte, wie es Diensten Bescheid gab, kurz und deutlich jedem antwortete, oder Arbeit anwies, dass man sah, es wusste allenthalben in Feld und Haus, was gethan, was noch zu thun war. Bei dem allen saß es nicht auf einem Throne oder einem Ruhebett, streckte die Füße lang von sich weg, und hatte im Schoße die Hände, sondern es war nie müssig, rüstete das Essen für eine ganze Menge Volk allein, erlas das Kraut beim Brunnen mit einer Sorgfalt, dass man ihm wohl ansah, es sei ihm nicht gleichgiltig, ob in demselben Schnecken blieben oder nicht. Aber es gieng ihm alles von der Hand wie gehext, und seine Füße liefen, wie auf Federn, blötschte*) nicht auf dem Boden, dass

*) Drucke — Schachtel.
**) Kären — murren.

*) Blötschen — schwerfällig auftreten.

in Acht nehme, und das Sonntags-gesicht vornehme, wenn so einer im Hause sei, wie man es zu thun pflege, wenn Dorf*) komme oder wenn man z'Dorf gehe.

Gar auf Märkten und an Musterungen sei lauter Lug und Trug, nicht nur auf dem Kühmärit, sondern auch in Gast- und Tanzstuben, und wer da am meisten aufgezäumt erscheine und geschlecket bis z'hinderst, die sei zuhause nicht selten die wüsteste Kosle, die es geben könne, und komme daher, dass man nicht wisse, was hinten, was vornen sein solle. Wer Marei und Rösi auf einem Märit gesehen, der hätte geglaubt, sie ständen jedem Bauernhause wohl an, wer sie aber zuhause sehe, der müsse sagen, dass sie zu einem Bauernhof passten, wie Haare in die Suppe, wie Wanzen in ein Bett, wie Essig zu einer gestoßenen Nidel**). „Ja", dachte er bei sich selbst, „wahr ist wahr, und mit den Mädchen ist es, nicht zusammengezählt und euer Ehren vorbehalten, wie mit den Kühen: was man auf dem Markt kauft, ist gewöhnlich daheim nur halb so viel wert, mit dem Unterschied, dass man von dem einen wieder loskommen kann, wenn man Neukauf zahlt, von den anderen dann meist weder Geld noch Seufzer einem helfen."

Er war recht schwermüthig geworden und alle Arbeit war ihm verleidet. Er setzte sich in ein Wirtshaus, und tagdiebte da, spielte den Hudel, that als ob er kein Geld hätte, wollte seinen Kesslerkram verkaufen, fand aber keinen Käufer. Die Wirtstochter fesselte ihn auch nicht. Ihre Pantöffelchen gefielen ihm nicht, sie steckte ihm ihren Daumen zu tief ins Kraut, welches sie ihm auftrug, machte ihm ein gar zu missvergnügt Gesicht, wenn sie einmal aufstehen musste, und gnepfte***) manchmal so bedenklich durch die Stube, als ob sie an jedem Fuße fünf Hühneraugen hätte.

Zeitig gieng er zu Bette, brach früh auf, da eben die Sonne so klar und frisch zu scheinen begann. Da ward ihm wieder froh und leicht im Gemüthe, und er beschloss weiter zu wandern mit seinem Kesslerkram, den ihm niemand hatte abkaufen wollen.

Einem Fußwege nach zog er einem schönen Bauernhofe zu; lustig umflatterten ihn früh erwachte Vögelein, abgefallene unreife Kirschen knitterten unter seinen Füßen, Spatzen jagten sich auf den hohen Bohnenstecken, zwei Bursche mähten, und zutrauliche Hühner pickten hinter ihnen auf den frisch gemähten Flecken die Würmer auf. Blank war das Haus, hell glitzerten die Fenster, ein freundlicher Garten lag vor demselben, und wohlbesorgte Blumen spendeten freigebig ihre reichen Düfte. Ein schlankes großes Mädchen, mit reinem Haar, reinem Hemd und Händen, saß auf der Thürschwelle, schnitt Brot ein, und hatte ein lustig prasselnd Feuer in der Küche; doch nicht das halbe Feuer draußen auf der Feuerplatte, sondern alles drinnen im Loch, wie es sich gehört. Rauh und trotzig frug er nach Arbeit. Wo Weibervolk sei, da sei immer etwas zu heften oder zu flicken, fügte er bei. Das Mädchen antwortete: wenn er warten wolle, bis es angerichtet, so habe es ihm Arbeit genug. Da müsste er wohl viel Zeit versäumen, antwortete er, wenn er jedem Ziehfecken abwarten wolle, bis es ihm sich schicke. Das sei doch keine Manier, sagte das Mädchen, gleich so aufzubegehren, und wolle er nicht warten, so könne er gehen. Wolle er aber Verstand brauchen, so könne er seinethalb mit ihnen z'Morgen essen, während der Zeit wolle es ihm Arbeit rüsten. Der Kessler blieb nicht ungern da, das Ganze hatte so eine Art, dass es ihn heimelete. Er zog daher seine Pfeifen in etwas ein,

*) Dorf — Besuch.
**) Nidel — Rahm.
***) Gnepfen — schwerfällig gehen.

der Bursche und sagte, sy Seel! gebt es ihm noch einmal die Hand, und es werde wohl eine Zeit kommen wo es sein Gesicht lieber habe als seinen Rücken. Somit machte er sich von dannen, hellauf ein lustig Lied singend, dass Berg und Thal wiedertönten. Anna Mareili wurde es recht angst dabei. Es hatte viel von Räubern gehört, und namentlich, dass oft Kessler versteckte Räuber seien, die das Land ausspionierten, um zu sehen, wo etwas zu stehlen sei, und wie sie auch Weiber und Mädchen mit sich fortschleppten in ihre Höhlen, und dort sie bei sich behielten als ihre Weiber. Ein solcher Räuber, dachte es, könnte auch der Kessler sein (er sehe ganz danach aus), und es auf ihn abgesehen haben. Aber das solle ihm nicht leicht werden, dachte es, sein Messer und der Blass wollten auch noch etwas dazu sagen. Indessen gieng es doch nicht gern nachts aus dem Hause, zündete des Nachts allenthalben hin, besonders unter sein Bett, schloss die Thüren sorgfältig und fütterte den Blass extra alle Abend, damit er sich nicht etwa locken lasse, und betete noch einmal so inbrünstig zu seinem lieben Vater im Himmel, dass er ihm zur Wache seine Engelein senden möchte, zwei zu seinen Häupten, zwei zur Fußeten, einen an jede Seite und endlich einen, der ihn führe in sein himmlisches Reich. Und dann schlief es getrost ein, aber oft träumte das Mädchen von dem Kessler, doch eigentlich nicht mit Furcht und Zittern, sondern derselbe verwandelte sich gewöhnlich in einen schönen Jüngling, in einen Prinzen oder Königssohn, der es absolut zur Frau haben wollte, und seinem Anna Mareili Himmel und Erde versprach.

Doch kein Kessler kam wieder. Aber nach vierzehn Tagen fuhr an einem schönen Nachmittag ein Wägeli vors Haus, ein schöner Grauschimmel mit stolzem Geschirr davor, ein großer schöner Bursche darauf.

Ganz als wenn er da bekannt wäre, rief er einem Knechte: er solle kommen, und ihm das Ross abnehmen. Darauf kam er an die Thüre, und als Anna Mareili ihm Bescheid geben wollte, und ihm in die Augen sah, da wurde ihm fast g'schmuecht, der Kessler stand vor ihm, nicht als Prinz und nicht als Räuber, sondern als ein stattlicher Bauer. Und der Spitzbube lachte, und zeigte noch schönere weiße Zähne, als der Blass hatte, und fragte so spitzbübisch: „Gäll, ich bin wiederum da, du hast es mir verbieten mögen, wie du wolltest.“ Und lachend reichte er ihm die Hand, und verschämt gab ihm Anna Mareili die seine. Da, rasch sich umsehend und niemand gewahrend, sagte er eben so rasch, gerade seinetwegen komme er. Es werde wohl schon von ihm gehört haben, er sei der und der, und hätte schon lange gern eine Bäuerin auf seinen Hof gehabt, aber nicht eine auf die neue Mode, sondern eine wie seine Mutter selig. Aber er hätte nicht gewusst, wie eine solche finden, da die Meitscheni gar schlimm seien und einem leicht Stroh für Heu verkaufen. Darum sei er als Kessler umhergezogen, hätte manches gesehen, er hätte es niemandem geglaubt, aber manchen Tag, ohne eine zu finden, die er nur vierzehn Tage hätte auf seinem Hofe haben mögen. Schon habe er die Sache aufgeben wollen, als er sie gefunden und bei sich gesagt habe: die oder keine! Und jetzt sei er da und möchte sie geschwind fragen: ob er seinem Alten etwas davon sagen dürfe. Da sagte Anna Mareili: Er sei einer, dem nicht zu trauen, aber er solle hineinkommen, es sei so viel Rauch in der Küche. Und Joggeli musste hinein ohne weitere Antwort. Indessen gieng er nicht wieder hinaus, bis er eine Antwort hatte, und die muss nicht ungünstig gewesen sein, denn ehe ein Vierteljahr um war, ließ Joggeli verkünden mit Anna Mareili, und hat es nie bereut, und kriegte nie mehr

es ihm bei jedem Schritt die Nase bis über die Stirne hinauf sprengte, wie man hie und da Menschenstücke um Häuser blötschen sieht. Des Mittags war das Essen wieder proper und anständig, und doch führte er es aus, und sagte: am Schmalz im Kraut könnte wohl keine Fliege sich überschlucken. Das Mädchen, welches in der Abwesenheit des Vaters die Oberherrschaft führte, antwortete bloß darauf: daheim könne er kochen lassen, wie er wolle, hier sei es so der Brauch, und wenn das ihm nicht recht sei, so brauche er ja nicht wieder zu kommen.

Nachmittags, als die Großmutter schlief, das Volk auf dem Felde war, gieng er in die Küche, angeblich um die Pfeife anzuzünden, fieng aber an zu spassen, zu schätzeln, wollte das Mädchen oben einnehmen und küssen, da kriegte er eine Ohrfeige, dass er das Feuer im Elsass sah, und dazu die Schwelle in Bern rauschen hörte, und vernahm den kurzen Befehl, er solle sich an seine Arbeit machen, damit sie endlich fertig werde. Dann gieng das Mädchen zum Hundestall, band den Blass los, der es in freudigen Sätzen umsprang, und sagte zu ihm: „Komm, du armer Hund du, ich will dich ablösen, aber dafür musst du hübsch bei mir bleiben, und nicht wieder den Schafen nachlaufen, willst du?“ Und der Hund sah zu ihm auf, als ob er es verstünde, war ihm immer zur Seite, wohin es gieng; legte sich ihm, wenn es arbeitete, zu den Füßen, und zeigte allemal die Zähne, wenn es beim Kessler vorbeigieng, als ob er wüsste, wem er Respect einzuflößen hätte.

Endlich, gegen Abend erst, brachte der Kessler Pfannen und Häfen in die Küche zurück und zuletzt auch einen Arm voll Kacheln. Als das Mädchen sie ihm abnehmen wollte, ließ er sie fallen, dass die Stücke weit in der Küche herumflogen, die Großmutter einen Schrei ausstieß, und ängstlich fragte: ob nicht die Kachelbank umgefallen sei? Der Bursche fluchte nur und sagte: an dem wolle er nicht schuldig sein, aber eine, die so dumm und uwatlig*) thäte, hätte er noch nie angetroffen. Das Mädchen wurde hochroth und der Blass stellte sich mit offenem Maul neben ihn, aber es sagte bloß: es sei nicht sein Brauch, mit einem Kessler zu branzen, aber wer sie habe fallen lassen, wisse er und es. Er solle nur sagen, was man ihm schuldig sei und dann machen, dass er fortkomme, sonst zeige ihm endlich der Blass noch den Weg.

Er lasse sich nicht so begegnen, sagte der Kessler, und fürchte den Hund nicht. Das sei wohl die commodeste Art, sich bezahlt zu machen, arme Leute, denen man Geld schuldig sei, mit dem Hund fortzujagen, aber bei ihm komme man an den Rechten!**) Anna Mareili antwortete: er habe ja gehört, dass es ihn bezahlen wolle, und das je eher, je lieber, damit es ihn nicht mehr zu sehen brauche, und wieder zu kommen brauche er nicht, denn es hätte nie mehr Arbeit für ihn. Da sagte der Kessler: und jetzt wolle er express nichts für seine Arbeit; aber so befehlen nicht mehr zu kommen, das lasse sich ein Kessler nicht, das sei unverschämt! In vierzehn Tagen sei er wieder da, und dann nehme es ihn z'Tüfels Wunder, ob es nichts für ihn habe! Und dazu machte der Kessler wieder Augen, als ob er Anna Mareili küssen wollte; aber der Blass sperrte sein Maul auf zu einem Müntschi, das dem Kessler doch nicht angenehm war. Darum streckte er Anna Mareili nur die Hand hin und sagte: „Auf Wiedersehen!“ Aber Anna Mareili wollte ihm die Hand nicht geben, und sagte: es hätte noch nie einem Kessler die Hand gegeben, und es wolle schon zufrieden mit ihm sein, aber erst dann, wenn es ihm den Rücken sehe. Da lachte

*) Uwatlig — ungeschickt.
**) Unrechten.

Was fehllos sie erdacht in Weihestunden,
Gebrochen nur zeigt er's in Wirklichkeiten,
Und drum wird Schönheit selten nur gefunden.

Und auch wo höchster Schönheit Herrlichkeiten
Des Makels bar leibhaft im Lichte wallen,
Wird rasch das Leben Endschaft ihr bereiten.

Krankheit und Gram nah'n ihr mit Geierkrallen,
Und wenn den ander'n Feinden sie entgangen,
Lässt sie der Tod alsbald in Staub zerfallen.

Das ist's, weshalb, wo sie mir aufgegangen,
Mein Aug vom seltnen Anblick nicht kann scheiden,
Vom Spiel der Mienen, sanften Schmelz der Wangen.

An ihren Zaubern mag ich gern mich weiden,
Einsaug' ich gern ihr Licht, das himmlisch-klare,
Um Schönheit trag' ich gern des Lebens Leiden.

Doch weil im Leben heim sie fällt der Bahre,
Weil's Leid uns schafft, dass rasch sie muss verblühen,
So frag' ich: Wo ist Schönheit, dauerbare?

Da grüßt mich hoch ob Staub und Noth und Mühen,
Sieghaft erhellend ird'sche Dämmerungen,
Die Kunst, die meine Seele lässt erglühen.

Was Schönstes jemals der Natur gelungen,
Entreißt sie der Vergänglichkeit Gewalten.
Dass es besteht, von sich'rer Form bezwungen.

Und wo der Stoff Natur gelähmt im Walten,
Da schafft sie ganz, was jener halb nur glückte,
Und spricht: Natur, so wolltest du's gestalten!

Sie ist es, die den Zeitstrom überbrückte,
Denn ob Jahrhunderte ins Nichts verschweben,
Nie altert, was die Kunst verklärend schmückte.

Lasst Schönheit um mich sein! und weil im Leben
Sie allzu rasch und flüchtig muss vergehen,
So sei der Kunst mein ganzes Herz ergeben!

Wohlan, vor meinen Blicken lasst erstehen,
Was euch gelang, ihr hehren Phidiasse,
Und was entzückt schon Hellas' Volk gesehen.

Die stolzen Weiber, ragend ob der Masse,
Ihr Tiziane, lasst den Blick mir blenden,
Dass ich mit Liebe schauend sie umfasse.

Was Bildnern je gelang und Malerhänden,
Mit Tröstung soll's und Frohsinn mich begnaden
Und süßes Licht in meine Seele senden.

Mein Leitstern sei's auf wirren Lebenspfaden,
Ganz will ich voll mich seines Reizes trinken,
Die Brust in seinem Glanz gesund mir baden

Und tief in seinem Zaubermeer versinken.

— —

eine Ohrfeige von ihm. Aber oft drohte es ihm mit einer, wenn er erzählte, wie Anna Mareili ihm die Hand nicht hatte geben wollen, und ihm gesagt, es möge nicht warten, bis es ihm den Rücken sehe, und wie es dann doch froh gewesen sei, ihm die Hand zu geben und sein Gesicht zu sehen. Wenn er dann hinzusetzte: er glaube, jetzt sehe es sein Gesicht lieber als den Rücken, so gab Anna Mareili ihm friedlich die Hand und sagte: „Du bist ein wüster Mann, aber reuig bin ich doch nie gewesen, dass ich dich wieder angesehen.“ Dann gab ihm wohl Joggeli sogar vor den Leuten einen Schmatz, was doch auf dem Lande nicht dick gesehen wird, und sagte: er glaube immer, er habe seine Frau seiner Mutter selig zu verdanken, die ihn gerade zu dieser geführt.

Und allemal, wenn Joggeli hörte, einer sei hineingetrappet, und hätte einen Schuh voll herausgenommen, so lachte er, sah Anna Mareili an und sagte: „Wenn der hätte lernen Pfannen plätzen und Kacheln heften, so wäre es ihm nicht so gegangen. Ja, ja! ein Marktgesicht ist vom Hausgesicht gerade so verschieden, wie ein Sonntagsfürtuch etwa von einem Kuchischurz, und wenn man dieses nicht gesehen hat, so weiß man gerade so viel von einem Meitschi, als man von einem Thier weiß, das man im Sack kauft, da weiß ja auch keiner, hat er ein Lämmlein oder ein Böcklein.“

O wenn die Meitscheni wüssten, dass jeden Augenblick ein solcher Kesselflicker über die Küchenthüre hereinsehen könnte, wäre auch am Werktag um manche besser Wetter, und sie thäte manierlicher jahraus und -ein und wäre gewaschen vormittag und nachmittag!

Schönheit.

Ein Gedicht von **Albert Möser**.

Laßt Schönheit um mich sein! Nach Schönheit dürstet
Die Seele mir schon seit der Jugend Tagen,
Die Schönheit schien mir ewig hochgefürstet.

Ihr Anblick stillt der Seele schlimmste Klagen,
Wer sie erschaut, wird aus dem Weltentriebe
In licht'res Reich beschwingt emporgetragen.

Natur, beseelt von mächt'gem Schöpfertriebe,
Sucht immer ein Vollkommnes zu gestalten
Und formt am Werk mit unverdross'ner Liebe.

Der höchsten Schönheit gilt ihr schaffend Walten,
Und siegte sie, so würden, die da leben,
Fehllos zusammt der Schönheit Reiz entfalten.

Doch lähmend hemmt der Stoff ihr hohes Streben,
Nie hat er gern der Form sich noch verbunden,
Denn träg' ist er und spröd' und feind dem Leben.

bindungen in einem Schaltjahr sterbe entweder die Wöchnerin oder das Kind. Dänen, Deutsche, Franzosen und Portugiesen stimmen so ziemlich darin überein, dass ein trockener März, ein nasser April und ein windiger Mai ein gutes Jahr versprechen; die Italiener jedoch wollen ebenfalls Regen im April, aber den Wind im März, und im Mai Thauwetter haben. Frühlingsregen steht im guten Ruf, und die Franzosen behaupten, er sei gar kein „schlechtes Wetter“ zu nennen. Allenthalben ist ein mild beginnender Winter verdächtig: man fürchtet, dass er später um so entschiedener auftritt. In der Normandie sagt man sehr treffend: „Der Winter ist in einem Quersack: ist er nicht an einem Ende, ist er an dem andern.“ Für die Vorhersagung des Wetters im Winter haben die Deutschen unzählige Regeln. Wenn Birken und Weiden ihr Laub oben im Wipfel lange grün behalten, während dasselbe unten früh abfällt, so soll das auf zeitigen Winter und gutes Frühjahr deuten. Späte Rosen im Garten sollen ebenfalls milden Winter anzeigen, Baumblätter spät im Herbst dagegen kein günstiges Jahr verkünden. „Sitzen die Birnen fest am Stiel, bringt der Winter Kälte viel“. Die Fischer am Rheine wollen bemerkt haben, dass, wenn die Hechtsleber nach dem Gallenbläschen zu breit, nach vorn zu aber spitzig sei, jedesmal ein harter, langer Winter komme. In der Grafschaft Mark schließt man aus einem ungewöhnlich dicken Pelz der Hasen im Herbst, im Böhmen aus dem starken Wachsen der Schwämme, in Tirol aus dem Umstande, dass die Mäuse im Herbste hoch aufwerfen, auf einen strengen Winter. Der Venetianer weissagt aus dem Regenbogen. Überwiegt darin das Roth, so gibt es wenig Getreide und viel Wein; überwiegt das Grün und das Gelb, so gibt's viel Öl und wenig Wein. Dass der Mond „die Wolken isst“, weiß nicht bloß der Franzose, der das Sprichwort erfand. Für die Triester ist nicht ohne Interesse, was die Venetianer von der Bora behaupten: „Wenn die Bora anfängt zu wehen, dauert sie einen Tag, oder drei, oder fünf, oder sieben, oder neun.“ In Toscana sagt man: „Die Bora dauert drei Tage; geht sie weiter, so dauert sie mehr als acht.“ In der Regel bringt die Bora an den Küsten des Adriatischen Meeres klares Wetter. Bleibt es aber ihr zum Trotze bewölkt, so kommt bald Regen: „Dunkle Bora, sicherer Regen“ sagt der Venetianer. Sehr possierlich ist die Verschiedenheit der sprichwörtlichen Ansichten verschiedener Völker für den Fall, dass es regnet, während zugleich die Sonne scheint. In Deutschland meinen einige: „Wenn's regnet und die Sonne scheint, so schlägt der Teufel seine Großmutter: er lacht und sie weint;“ andere: „Wenn's regnet bei Sonnenschein, so hat der Teufel seine Großmutter auf der Bleiche;“ wieder andere: „Wenn es bei Sonnenschein regnet, so ist Kirmess in der Hölle;“ andere endlich haben gar die aparte Ansicht: „Wenn es bei Sonnenschein regnet, kommt ein Schneider in den Himmel.“ Die Italiener dagegen, weniger spiritualistisch, glauben bloß: „Wenn es regnet und die Sonne scheint, entstehen die Schwämme;“ und die Spanier sagen noch harmloser: „Wenn es regnet und die Sonne scheint, freut sich der Hirte.“

Was nun die Witterung der einzelnen Monate und der vielen „Lostage“ betrifft, so mag das Wenige genügen, was wir aus dem reichen Vorrathe, den unser Sammelwerk bietet, herausheben. Vom Januar verlangt die volksthümliche Wetterkunde eine entschieden kalte Witterung und fürchtet vom Gegentheil das Schlimmste. „Januar warm — dass Gott erbarm'!“ ruft der Deutsche wie der Pole. Doch nehmen die Franzosen schon den 22., 25. oder 27. als Wendepunkte der Kälte an,

Das Wetter im Sprichwort.

Von **Robert Hamerling.***)

Der Kalendermacher macht den Kalender und unser Herrgott das Wetter“, so lautet ein deutsches Sprichwort, und ein afrikanisches sagt: „Was kommen wird, kann selbst ein Vogel mit einem langen Hals nicht sehen, sondern nur Gott.“ Je unberechenbarer aber das Wetter ist, meint der Freiherr O. von Reinsberg-Düringsfeld („Das Wetter im Sprichwort“, Leipzig, Hermann Fries), desto größer ist der Wunsch des Menschen, es im voraus zu bestimmen, und indem man seit den ältesten Zeiten versuchte, den Wechsel der Witterung mit anderen Erscheinungen der äußeren Natur in einen gewissen Einklang zu bringen, hat sich allmählich ein Schatz meteorologischer Spruchweisheit gesammelt, die man jetzt zu verachten anfängt, die aber doch, wie alle Spruchweisheit, immerhin ihr Körnchen Wahrheit mitenthält. Man findet nämlich bei näherem Einblick, dass z. B. die sogenannten kritischen oder Lostage fast immer gut gewählt sind, und dass auch im Wuste der „Bauernregeln“ gewisse nicht unvernünftige Gesetze herrschend sind. Es ist z. B. ganz richtig, wenn die Bauernregel Weihnachten und Johanni in Hinsicht auf das Wetter für kritisch erklärt, denn die Sonnenwenden führen allerdings in der Regel einen Wechsel der Witterung herbei. Wieder ist es richtig, dass Regen am St. Urbans und am St. Barnabastage (25. Mai und 11. Juni) dem Weine gefährlich ist, weil er denselben in der That um diese Zeit in seiner Blüte stört, und wenn man fürchtet, dass Regen an Maria Heimsuchung (2. Juli), am Siebenbrüdertage (10 Juli) oder am St. Margarethentage (13. Juli) längere Zeit anhält, so beruht dies auf der richtigen Beobachtung, dass die glühende Julisonne fortwährend die Feuchtigkeit aus der Erde zieht, die dann als Regen wieder herabfällt. Dies und ähnliches macht auch Freiherr v. Düringsfeld zu Gunsten unserer alten Kalendersprüche geltend. Es dürfte sich lohnen, dem auf den Gebieten des Volksglaubens und der Volkssitte unermüdlichen Forscher auch ein wenig ins Detail seiner Sammlung zu folgen.

Das Jahr im Ganzen betreffend, ist zunächst das seltsame, hauptsächlich in Italien, aber auch in den Niederlanden verbreitete Vorurtheil erwähnenswert, das man gegen das Schaltjahr hat. Die Bergamasken gehen so weit, zu behaupten, bei Ent-

*) Aus dem Nachlasse.

aussagen könne. Ist das Brustbein braun, soll es mehr Schnee als Kälte, ist es weiß, mehr Kälte als Schnee bedeuten. Am Andreastage (30. November) soll man erfahren können, ob das nächste Jahr feucht oder trocken wird, wenn man am Abend vorher ein Glas voll Wasser gießt und dieses die Nacht über stehen lässt. Ist es übergelaufen, erwartet man ein feuchtes, im andern Falle ein trockenes Jahr. Vom December fordert man Schnee und Kälte; „grüne Weihnachten" lassen bekanntlich „weiße Ostern" füchten. Der Serbe sagt sogar: „Lieber Weihnachten mit der Pest, als mit dem Südwind."

Bezüglich der Verantwortlichkeit für die hier mitgetheilten Regeln mag sich der geneigte Leser an unsern Gewährsmann und seine Quellen halten. Es ist im ganzen Buche nur ein Sprüchlein, für welches wir persönlich mit Vergnügen einstehen; dasselbe lautet:

„Ja, liebe Frau Bas',
Wenn's regn't, wird man nass,
Wenn's schneit, wird man weiß,
Und wenn's g'friert, so gibt's Eis."

Was ein Engländer über die deutsche Frau sagt.

Von **Sidney Whitman.** *)

I.

Tacitus, die höchste Autorität in Sachen der alten Deutschen, schildert in begeisterten Worten ihre Ehrerbietung gegen Frauen. Ebenso lobt er die deutschen Frauen wegen ihrer strengen Keuschheit im grellen Gegensatz zu den Römerinnen.

Valerius Maximus erzählt betreffs ihrer Keuschheit, dass die gefangenen teutonischen Frauen den siegreichen Marius um die Erlaubnis baten, dem Dienst ihrer heiligen Jungfrau Vesta sich zu widmen; sie versicherten ihn, dass sie sich rein wie diese Göttin und ihre Priester halten würden. Als ihnen diese Bitte abgeschlagen wurde, erdrosselten sie sich sämmtlich in der nächsten Nacht. Wenn wir uns die Roheit jener Zeiten, die wilden Leidenschaften und das ruhelose Leben der Männer vergegenwärtigen, so tritt diese Keuschheit der Frauen und der Tribut der Ehre, den man ihnen zollte, leuchtend hervor. Die Verehrung, in welcher die Frauen bei den Deutschen standen, zieht sich in der That durch die ganze Geschichte. Wir begegnen ihr im Mittelalter in der Form der Jungfrauen-Verehrung und in den Gefühlen der Minnesänger. Sie zieht sich durch die Poesie bis hinab auf den heutigen Tag. In unserem nüchternen Zeitalter geht allerdings etwas Poesie verloren; wir erwarten aber auch nicht, dass die heroische Tugend deutscher Vestalinnen heute noch so schnell zur Selbstaufopferung bereit sei, wie in den alten Zeiten. Böse Zungen haben sogar gezischelt, dass deutsche Frauen gegen die Feinde ihres Landes nicht immer genug Hass empfunden hätten, um ihren Herren zu gefallen. Viele Beobachter vermissen heute in der That jene strenge Beherrschung ihrer Gefühle, welche die alten römischen Geschichts-

*) Aus dessen interessantem Werke: „Das kaiserliche Deutschland", vortrefflich übersetzt von O. Th. Alexander. Berlin. Carl Ulrich & Co.

d. h. als die Tage, an welchen der eigentliche Winterfrost sich bricht. Dem Februar wird nachgesagt, er sei der kürzeste, aber auch der schlimmste Monat; „kurz und bitter", nennt ihn das venetianische, lombardische, bergamaskische und sicilianische Sprichwort. Als schlimmes Zeichen gilt bei Germanen, Romanen und Slaven, wenn Lichtmess hell und sonnig ist. „Zu Lichtmess lieber den Wolf als die Sonne im Stalle", sagt der Deutsche. Dagegen: „Wenn's zu Lichtmess schneit, ist der Frühling nicht weit." Als Eisbrecher gilt der hl. Mathias fast allen Völkern; jeder kennt das Sprüchlein: „Mattheis — bricht's Eis — find't er keins — so macht er eins." Auch im März, wie in den beiden vorigen Monaten, erweckt allzuschönes Wetter noch nicht Vertrauen. Der Däne sagt: „Ein zanksüchtiger Geistlicher, eine Jungfrau ohne Scham nnd eine Blume im März nehmen ein schmutziges Ende." Man verlangt jedoch vom März, dass er trocken sei, dagegen wird im April der Regen vorzugsweise gern gesehen. Der Maienmonat gilt allen Völkern als der lieblichste, so oft er auch seinen guten Ruf aufs Spiel setzt. Fast allgemein aber ist die Annahme eines Nachwinters um die Mitte des Mai: „A la mi-mai, queue de l'hiver" (Um Maimitte, Winterschleppe) sagt der Franzose. Die Landleute in Oberitalien bezeichnen diesen Nachwinter als „l'inverno dé Cavalieri". In den Niederlanden fällt er gewöhnlich auf den 11., 12. und 13. Mai, weshalb dort die Heiligen Mamert, Pankraz und Servaz die „Eisheiligen" genannt werden; auch in der Pfalz werden die Heiligen Pankraz, Servaz und Bonifaz „Eismänner" genannt. Vom Juni glaubt man, dass er in der Witterung mit dem December in Beziehung stehe: so heiß es im Juni ist, so kalt soll es im December sein; die Nässe oder Trockenheit aber soll immer in beiden Monaten gleich sein. Weit bekannt als Wettermacher ist in deutschen, romanischen und slavischen Landen der hl. Medardus (8. Juni). In der Picardie lautet ein unhöfliches Sprüchlein: „Saint Medard est un grand pissard", was das Volk im Etschlande in noch derberes Deutsch übersetzt. Dort nennen sie nämlich denselben Heiligen ohne Umstände einen „Heubr...zer". Was den Juli betrifft, so glaubt man in Deutschland, dass derselbe in der Witterung ganz ebenso dem Januar entspreche, wie der Juni dem December. Ein besonders günstiges Zeichen sind helle und klare Hundstage. Im August bringt der erste Regen dauernde Abkühlung .(Pioggia d'Agosto rinfresca il bosco") Der Wechsel der Temperatur nach diesem ersten Regen wird vom Mailänder so hoch angeschlagen, dass er ausruft: „Beim ersten Regen im August erkenn' ich dich, armes Menschenkind!" um auszudrücken, dass nur eine starke Natur diese Probe aushält. Aus demselben Grunde hält man in der Lombardei das Baden nach den ersten Anstrengungen für ungesund. Wie der Juni dem December, der Juli dem Januar, so soll der September dem März entsprechen. Ein feines französisches Sprüchlein nennt diesen Monat den „Mai des Herbstes". Vom October wird u. a. gesagt, viel Frost und Schnee in diesem Monat deute auf milden Januar. Viel Regen im October und November, heißt es, macht viel Wind im December, und damit befindet sich Herr Matthieu de la Drôme in Übereinstimmung, wenn er für Ende dieses Monats heftige Regengüsse mit Sturm, für die erste Hälfte des December große Stürme prophezeit. Bei Germanen, Slaven und Romanen ist die Ansicht verbreitet, dass man am Marcustage (11. November) aus dem Brustbein der gebratenen Martinsgans die Beschaffenheit des bevorstehenden Winters vor-

triebenes Lob, aber es wird von Freund und Feind bezeugt; unter den letzteren von Napoleon I. und seinem Rathgeber. Talleyrand sagte von ihr: „Ich wusste, dass ich eine schöne Königin sehen würde; aber ich habe die schönste Königin und zugleich die interessanteste Frau gefunden.“

Auch in unseren Tagen zeigt sich die Bedeutung der deutschen Frau in der sehr kleinen Zahl solcher von fürstlicher Stellung. Die Kaiserin Augusta, deren Wiege in Weimar stand und deren Jugend von Goethe besungen ward, bewies bis zu ihren letzten Tagen eine hohe Geistesbildung und einen ebenso umsichtigen wie thatkräftigen Wohlthätigkeitssinn.

Die jetzige Königin von Rumänien, eine geborene Fürstin von Wied, wird nicht nur als ein hervorragend literarisches Talent, sondern auch als eine fürsorgliche Mutter ihres Landes gerühmt.

II.

Neben der Geschichte gibt uns auch die Literatur eines Landes Aufschluss über den Charakter der Frauen eines Volkes. Wenigstens zeigen uns seine Dichter, was seine Ideale sind. Die Heldinnen Walter Scotts, Richardsons „Clarissa Harlowe“ und vor allem die glorreichen Schöpfungen Shakespeares sind unvergängliche Vermächtnisse, welche der Nachwelt zeigen, was englische Frauen sind — in ihrer reinsten Idealität vielleicht die seltenste Vereinigung von Zartheit und Charakterstärke, die je dem Manne sich offenbarte.

Ein flüchtiger Blick auf die Schöpfungen der deutschen Dichtung zeigt einen wesentlichen Unterschied gegen die unserigen (englischen). Die Literatur hat keine reineren, keine edleren Typen geschaffen als diejenigen Goethes und Schillers, aber sie sind specifisch deutsch, sie sind von den unserigen verschieden. Unsere idealen Frauen zeigen eine Selbstständigkeit des Charakters, welche den deutschen fehlt. Die Frau der deutschen Poesie erklärt uns jene nationale Prahlerei, dass es nirgends etwas wie „deutsche Weiblichkeit“ gibt. Sie ist unstreitig eine glänzende Eigenschaft, aber wir können nicht die Überzeugung gewinnen, dass sie, weil sie einzig ist, der unserigen überlegen sein müsse. Jeder Typus hat sein Licht und seinen Schatten, seine guten wie seine schlechten Seiten. Für unser insulares Gemüth ist das deutsche Ideal ein wenig zu selbstlos ergeben, zu sclavisch in seiner Verehrung; wir vermissen jene starke Individualität, die wir zum Beispiel in Frauen slavischer Rasse bemerken.

Im deutschen Frauenideal liegt etwas, das in uns das Empfinden erweckt, als sei, wenn ihre Ergebenheit einmal gewonnen, nichts mehr zu erobern. Im englischen und slavischen Typus liegt etwas, das uns sagt: hier muss die Hingebung nicht nur gewonnen, sie muss auch erhalten werden. Deshalb glauben wir auch, dass die englischen und slavischen Frauen ihren Einfluss im allgemeinen fester behaupten als ihre deutschen Schwestern.

Goethes Gretchen (Faust) ist wesentlich deutsch in ihrer arglosen Reinheit, noch mehr in ihrer kindlichen Hingebung und später in ihrer Gewissensangst. Von Egmonts Clärchen läßt sich fast dasselbe sagen. Sie legen uns die Vermuthung nahe, dass es leicht gewesen sein muss, die Liebe so einfacher Naturen zu gewinnen, und dass wir dieselbe demgemäß nur leicht gewürdigt hätten. Aber gerade diese blinde, einfache, kindliche Hingebung, die zu einem Egmont wie zu einem höheren Wesen aufblickt, hat für den liebenden Deutschen den größten Reiz.

Es ist interessant, von Friederike von Sesenheim, vielleicht dem anmuthigsten unter Goethes Frauencharakteren — denn sie war eine dem Leben entnommene harmlose Gestalt — zu erwähnen, dass sie den Dichter

schreiber ihnen nachrühmten. Die krankhafte Art sentimentaler Poesie der letzten hundert Jahre ist vielleicht mit daran Schuld, dass sich in der deutschen Frauenwelt ein überschwängliches Gefühlsleben entwickelte. Indes, keine Regel ohne Ausnahme: die heutigen Deutschen singen so laut wie dies nur je geschehen das Lob ihrer Frauen, und dem Chor der Lobeserhebungen mag auch das Zeugnis einer Fremden sich zugesellen. Frau von Staël sagt in ihrem berühmten Buch über Deutschland:

„Die deutschen Frauen haben einen Reiz, der nur ihnen eigen ist, einen rührenden Klang der Stimme, blondes Haar und einen blendenden Teint. Sie sind bescheiden .... ihre Gefühle sind wahr, ihre Manieren einfach. Ihre sorgfältige Erziehung und die Reinheit des Gemüths, die ihnen natürlich ist, erklären den Zauber, den sie ausüben."

Können wir die geistigen Fähigkeiten einer Rasse nach der Geschichte ihrer größten Männer beurtheilen, dann dürfen wir die moralischen Fähigkeiten eines Volkes nach dem Charakter ihrer größten und edelsten Frauen schätzen. In dieser Beziehung können die Deutschen auf ihre Frauen stolz sein. Denn obgleich das salische Gesetz verhinderte, dass Herrscherinnen vom Schlage unserer Königin Elisabeth auftraten, ausgenommen in dem einen strahlenden Beispiel Maria Theresias, so haben Frauen deutschen Blutes dennoch eine große Rolle in der Geschichte gespielt. Die Kaiserin Katharina von Russland war eine geborene Deutsche: Prinzessin Sophie Auguste von Anhalt-Zerbst. Sie war ein Beispiel großer Willenskraft und Geistesmacht, obwohl sie als ein Muster weiblicher Tugend nicht gelten dürfte. Aber die deutsche Geschichte zeigt eine weit herrlichere Figur in der Königin Luise von Preußen, der Mutter Kaiser Wilhelms I. In ihr vereinigten sich die edelsten Eigenschaften der deutschen Frau, und ihr Beispiel, welches das Gemüth einer ganzen Nation bewegte, ist eins der glänzendsten Muster, dessen die Deutschen der Zukunft sich erinnern und dem sie nacheifern können. Es wird sogar behauptet, „dass ohne die moralische Reinigung, welcher die Berliner Gesellschaft nach dem Vorbilde dieses königlichen Haushaltes sich unterzog, die Erhebung Preußens im Jahre 1813 unmöglich gewesen wäre." *)

Ein Schriftsteller der Gegenwart sagt von ihr:

„Die Gemahlin Friedrich Wilhelms III. hatte von der Natur alles erhalten, was an ihrem Geschlechte liebenswürdig genannt werden kann. Die schönste Königin und eine noch schönere Seele. Sie war ganz Weib im eigentlichsten Verstande. Es war nicht der geringste Anspruch auf Theilnahme an der Herrschaft ihres Mannes in ihrem Charakter zu finden, nur Hingebung in den Willen desselben, eine Anhänglichkeit an seine Person, durch Liebe genährt und erhalten, das reine Bild der Unschuld und hoher weiblicher Sittlichkeit: das waren die Hauptzüge in dem Charakter Luisens, die bestimmt zu sein schien, den König glücklich zu machen und der Nation das Muster einer Ehefrau zu geben, wie sie sein sollte." *)

Der Ritter von Lang, ein scharfer Beurtheiler von Menschen und Verhältnissen, sagt über die Königin in seinen Memoiren:

Das war nun freilich eine Frau, die wie ein ganz überirdisches Wesen vor einem schwebte, in einer engelischen Gestalt und von honigsüßer Beredsamkeit, mit der sie allen die Strahlen ihrer Holdseligkeit zuwarf, so dass jeder, wie in einen zauberischen Traum versetzt, von diesem lebendigen, regsamen Feenbilde entzückt war." *)

Das ist hohes, vielleicht über-

---

*) Scherr, Deutsche Frauenwelt, III., 6.

bietet, ist der, dass sie meist Geld zu erwarten haben, wenn auch oft nur wenig. Während die Töchter in England verhältnismäßig unversorgt bleiben, haben sie in Deutschland gesetzlich Anspruch auf einen Theil des elterlichen Vermögens. Die theuren Hotels auf dem Continent wimmeln von englischen Familien mit zahlreichen Töchtern, die im Luxus aufgewachsen sind, oft aber keinen Pfennig zu erwarten haben. Deutsche Familien denken nicht daran, auf so hohem Fuße zu reisen, sie müssten denn vermögend genug sein, um ihren Töchtern eine hübsche Erbschaft zu sichern. In Geldangelegenheiten ruht das Familienleben in Deutschland auf gediegeneren Grundlagen als in England.

III.

Während wir vielleicht zu wenig Gefühl in unser Alltagsleben hineinlegen, haben die deutschen Frauen Verlangen nach mehr als ihnen in der Regel entgegengebracht wird, und es ist eine ihrer guten Eigenschaften, dass ihre Enttäuschung nur selten in herausfordernder Weise auftritt. Sie versöhnen sich bald mit der Wirklichkeit und werden ausgezeichnete Frauen und Mütter. Bei nur halbwegs guter Behandlung lässt sich in der That eine aufrichtigere, gewissenhaftere, bessere Frau nicht finden. Sie mag zu jener Selbständigkeit des Denkens und des Auftretens nicht emporsteigen, der wir dann und wann in England begegnen; ihre Fehler werden aber auch nicht durch die ihr mangelnden Eigenschaften verschlimmert. Wenn ihr jener weite und kühne, mit Weiblichkeit gepaarte Charakter nicht nachgerühmt werden kann, den wir an einigen von Shakespeares Heldinnen erkennen, so gibt es hier auch nicht das jähzornige, zänkische Weib, oder die stille Säuferin, denen wir anderwärts begegnen. Auch wenn sie zuhause nicht besonders glücklich ist, lässt ihre selbstlose Liebe zu ihrer Familie sie vieles ertragen, gegen das die Frauen anderer Länder sich empören würden. Beispiele sittlicher Verderbtheit sind in Deutschland verhältnismäßig selten, obschon die irischen Frauen, wenn wir der Tradition glauben dürfen, in Hinsicht der Keuschheit die Palme des Sieges davontragen.

Die Verhältnisse, in denen die deutschen Frauen leben, sind nicht derart, dass sie jene außergewöhnlichen Beispiele willensstarker Initiative hervorbringen könnten, denen wir unter unseren Frauen begegnen. Ihre Erziehung ist häuslicher, ihr Leben beschränkter; die Organisation der deutschen Gesellschaft öffnet ihr nicht jenen Wirkungskreis, den viele Engländerinnen gefunden und in dem sie geglänzt haben. Ihr Leben ist verhältnismäßig ereignislos, um nicht zu sagen eintönig, so dass selbst ihre Tugenden — ihrer Fehler nicht zu gedenken — mit den Idiosynkrasien ihrer Umgebung gefärbt sind. Wenn sie zum Klatsch geneigt sind, wenn sie oft ihren Gatten mit ihren kleinlichen Ansprüchen erbittern, und nicht imstande sind, auf ihn durch den Tact oder die Würde Eindruck zu machen, welche namentlich die Französinnen auszeichnet, so besitzen sie im Grunde in sehr hohem Grade Ehrenhaftigkeit, Selbstachtung und Zuverlässigkeit.

Nur unter der deutschen Aristokratie und Plutokratie finden wir Eigenschaften, welche der Selbständigkeit englischer Frauen gleichkommen. Auch sind die Frauen der Aristokratie kosmopolitischer und weniger nationaltypisch als andere. Sie sind freier von den kleinlichen Eigenschaften, die wir oben erwähnten; aber obwohl überlegen in ihrem Auftreten, zeigen sie durchschnittlich doch weniger Glück im Eheleben. Wo die Frauen des Mittelstandes klatschen und schmollen, trotzen und intriguieren die des Adels. Ehescheidungen sind sehr verbreitet, und

durch ihre ländliche Einfachheit abkühlte oder ihn jedenfalls in den Stand setzte, sich von ihr loszureißen.

In Lotte (Werthers Leiden) gab uns Goethe einen anderen deutschen Typus — die echte Hausfrau, die für alle in ihrer Umgebung Butterbrote schneidet. Sie ist durchaus ehrenhaft und ihrem Gatten treu; dennoch erweckt sie in uns den Argwohn, dass ihre Freundschaft zum armen Werther, wenn sich derselbe nicht erschossen hätte, leicht psychologische Zweifel erweckt haben könnte, wie sie diese Freundschaft mit der Liebe zu ihrem Gatten würde versöhnt haben.

Wenn diese Frauengestalten die Bewunderung der Männer erregen, so übt die lyrische Poesie einen ungesunden Einfluss auf das jugendliche weibliche Gemüth aus. Die poetische Sentimentalität erfüllt die deutsche Frau oft mit viel zu vielen Illusionen, als dass sie den wirklichen Ansprüchen des Lebens gewachsen sein könnte. Denn es ist ein treffendes Beispiel des seltsamen Dualismus im Charakter der Deutschen, dass ihre Poesie sentimental ist, während ihr Verhalten im Alltagsleben einen grellen Gegensatz dazu bildet. Man kann sich leicht davon überzeugen; man braucht nur einen Blick auf die zahllosen Heiratsgesuche zu werfen, die sich in fast allen Zeitungen finden, und zwar nicht nur in den heutigen, denn die Gewohnheit reicht über hundert Jahre zurück. Diese Anzeigen sind merkwürdig trocken, nüchtern und gefühllos im Ton; die verlangten Hauptpunkte sind gewöhnlich etwas Geld und häusliche Tugenden mancherlei Art.

Unserer Auffassung nach fehlt den deutschen Mädchen jene Freiheit, welche die unserigen genießen; und während die Deutschen nie müde sind, die Tugend ihrer Frauen zu rühmen, genügt die leichteste Vertrautheit mit dem anderen Geschlecht, wenn nicht sofort die Verlobung folgt, um allerlei Geschwätz Thür und Thor zu öffnen und die Betreffenden in üblen Ruf zu bringen. Englische Frauen sollen spröde sein; aber in der Kunst, sich verletzt zu fühlen, schlägt Gretchen ihre englische Schwester gründlich. In Gesellschaften kann man kaum mehreremale mit derselben Dame tanzen oder sie ein bisschen bevorzugen, ohne dass sich der Klatsch sofort des Falles bemächtigt und eine Verlobung daraus macht.

Das ist ein großer Schade und einer der Gründe, dass Mädchen nicht in größerer Selbständigkeit des Gedankens und Charakters erzogen und dazu gebracht werden, in ihrer eigenen Energie ein Mittel zu sehen, das ihnen die Möglichkeit einer Lebensstellung außerhalb der Ehe bieten kann. Nicht bei uns allein sind die Frauen heutzutage viel zu sehr aufs Heiraten bedacht, als dass sie noch einen Unterschied machen und mit Vorsicht wählen könnten. Andererseits müssen wir zugeben, dass deutsche Mädchen von der Hoffnung, durch die Ehe Geld und eine gute Stellung zu bekommen, viel weniger beeinflusst werden als die Töchter unserer wohlhabenden Stände. Dies spricht noch mehr zu ihren Gunsten, wenn wir uns erinnern, dass ihre Männer noch mehr als die unsrigen darauf bedacht sind, nach Geld zu heiraten.

Die Töchter der armen Aristokratie haben einen weit größeren Widerwillen, unter ihrem Stand zu heiraten als unsere Aristokratinnen, denn selbst Reichthum und Luxus sind nicht imstande, ihre traditionelle Abneigung gegen den Kaufmannsstand zu überwinden. Lieber heiraten sie einen Armen. Neben diesem Vorurtheil besitzen sie indes die Tugenden der Ordnung und Sparsamkeit in einem hohen Grade; und als Stand haben sie auch zur heutigen Größe Deutschlands ihren Theil beigetragen, denn sie sind die Mütter der großen Mehrzahl deutscher Officiere.

Ein Umstand, der deutschen Mädchen bessere Aussichten für die Ehe

Grade eigen und machen sie später zu nützlichen Frauen der arbeitenden Classe. Als solche sind sie den unserigen in jeder Beziehung weit überlegen. Es ist eine Seltenheit, dass sich ein deutsches Dienstmädchen nicht eine hübsche kleine Summe erspart hat, mit der sie ihre Wirtschaft beginnen kann; häufig treten sie sogar mit einer Ausstattung von über tausend Mark in die Ehe. So kann es nicht überraschen, dass ein weit geringerer Procentsatz der unteren weiblichen Classen in den erbarmungslosen Wogen des socialen Elends zugrunde geht.

Wenn wir der Ansicht huldigen, dass viele deutsche Frauen in manchen Punkten kaum mehr als Dienstboten sind, so glauben sie wieder, dass unsere Frauen zu sehr zum Luxus und zur Trägheit neigen. Sicher ist, dass in deutschen Familien weniger Anmaßung in Äußerlichkeiten herrscht, und dass ein weit größerer Procentsatz des Mittelstandes innerhalb der Grenzen seines Einkommens lebt und noch obenein etwas spart.

Wie jedes Ding, so hat aber auch die Wirtschaftlichkeit der deutschen Frau ihre Schattenseiten. Macht man einen Morgenbesuch, so heißt es oft: die „gnädige Frau“ wird gleich kommen, und man hat eine halbe Stunde zu warten, bis sie erscheint; oder sie hat Kopfschmerzen, oder ist bei der Toilette, was so viel bedeutet wie: sie steckt so furchtbar in der Hausarbeit, dass sie überhaupt keinen Besuch empfangen kann.

IV.

Von deutschen Ehemännern sagte der Dichter Heine einst in schlechter Laune: „Das deutsche Eheleben ist keine wahre Ehe. Der Mann hat keine Frau, sondern eine Magd; er führt sein Junggesellenleben im Geiste selbst im Familienkreise weiter.“ Wir sind darin anderer Ansicht, denn der deutsche Gatte ist in vieler Hinsicht das Musterbild eines Familienvaters. Er hält die Heiligkeit der Familienbande in allen wichtigen Punkten aufrecht, und als besorgter, gewissenhafter Vater seiner Kinder findet man selten seinesgleichen. Engländer, die schon oft ihre Söhne mit zehn Jahren aus den Augen verlieren, haben keine Ahnung von dem moralischen Einfluss, den ein deutscher Vater auf seine Kinder ausübt, selbst wenn dieselben schon das mannbare Alter erreicht haben.

Andererseits ist er in den Kleinigkeiten des Alltagslebens für die Eigenschaften seiner Gefährtin nicht immer so erkenntlich, wie er sein sollte. Er würdigt sie oft zu wenig; gewohnt, viel zu erwarten, wird ihm selten klar, was für ein Fluch eine träge und vergnügungssüchtige Frau werden kann. So hat Fürst Bismarcks Ausspruch, „unsere Frauen sind die einzigen Damen, gegen die wir grob sind“, eine mehr als vorübergehende Bedeutung.

Trotz der vielen ätherischen Eigenschaften, welche liebeskranke Deutsche ihren Frauen zuschreiben, werden sie selbst in der Regel merkwürdig prosaisch und nüchtern, sobald sie erst verheiratet sind. Sie wissen, dass sie die Stärkeren sind, und machen sich, von den Fällen wirklich guter Erziehung abgesehen, kein Gewissen daraus, dies zu zeigen, sobald ihre empfindlichen Nerven gereizt werden. Sie sind etwas geneigt, zu poltern und zu befehlen, und directer Widerspruch, wie „das ist nicht wahr“, ist nicht ungewöhnlich; niemand denkt sich etwas dabei. Auch wollen sie nichts davon wissen, dass sie oft für die kleinen Fehler ihrer Frauen verantwortlich sind. Im Gegentheil, sie sind peinlich darauf bedacht, dass ihre Gefährtinnen in ihren erhabenen Zügen das Abbild eines Jupiter tonans sehen und es für ihre höchste Pflicht halten, zu dienen und zu gehorchen.

Im Temperament der Deutschen liegt eine gewisse Ruhelosigkeit, die sie treibt, viel von ihrer freien Zeit der

es kommt nicht selten vor, dass man bei Abend-Gesellschaften in großen Städten mit einem halben Dutzend geschiedener Männer und Frauen zusammentrifft. Die Fehler des Bürgerthums sind geringfügig und liegen auf der Oberfläche, der Körper darunter ist gesund, und etwas mehr Selbstbeherrschung und Rücksichtnahme in den Einzelheiten des Alltagslebens würde die Summe ihres Glücks bedeutend erhöhen. Alles in allem scheint das Eheglück durchschnittlich in Deutschland höher zu sein als bei uns, und verschiedene Verhältnisse dürften dies theilweise erklären. Die Hauptgründe sind vielleicht die längere Dauer der Verlobung, welche eine vorhergehende bessere Bekanntschaft erlaubt, das spätere Alter, in dem die Deutschen heiraten, und endlich die größere Befähigung der deutschen Frau für die Arbeiten und Beschäftigungen des Haushaltes.

Der Platz der deutschen Frau ist im Hause; hier leuchtet sie in hervorragendem Maße aufopfernd und in voller Hingebung zur Familie. Sie ist häuslicher als die irgend eines anderen Volkes. Nur ein undankbarer, ungerechter deutscher Gatte kann die Redensart erfunden haben: „Weiber und Hunde gehören ins Haus."

Obwohl in unseren prunkliebenden und vergnügungssüchtigen Tagen die Ausnahmen zahlreich sind und immer häufiger werden, so ist doch das Heim des Deutschen in der Regel der Mittelpunkt einer rühmenswerten Ordnung, Sparsamkeit, Behaglichkeit und Zufriedenheit. Die Worte Schillers gelten auch heute noch von der deutschen Hausfrau:

> Und drinnen waltet
> Die züchtige Hausfrau,
> Die Mutter der Kinder,
> Und herrschet weise
> Im häuslichen Kreise.

Und mehr noch: obgleich die deutschen Gatten in ihren Frauen nicht so oft die gleichstehenden Gefährtinnen anerkennen, wie dies in England und Amerika geschieht, so theilen diese dennoch die Interessen ihrer Gatten fast mehr als die Frauen der genannten Länder; sie gleichen darin mehr ihren französischen Schwestern. Wenn ihr Gatte es auch an den kleinen Rücksichten des Alltagslebens fehlen lässt, so hat er doch gern ihren Rath und ihre moralische Unterstützung in allen Dingen, welche die Erziehung der Kinder und die Geschäftsangelegenheiten betreffen. Sie ist ihren Kindern eine treue Mutter und übt auf dieselben einen Einfluss aus, dem wir sonst nur noch in Frankreich begegnen.

Immer rührig und fast so früh auf wie ihre Dienstboten, gibt sie denselben ein vorzügliches Beispiel; sie überwacht deren Arbeit, weiß stets selbst sehr gut zu kochen und findet ihr Glück in ihrer häuslichen Thätigkeit. Obwohl sie von ihren Untergebenen mehr erreicht als wir, verlangt sie von ihnen doch nur wenig, was sie nicht selbst zu thun fähig und gewillt ist, wenngleich ihre Erziehung sie zum Verkehr mit den Besten berechtigt. Selbst wenn sie ihre Dienstboten kärglich bezahlt und bisweilen etwas mager beköstigt, so weiß sie es doch so einzurichten, dass dieselben ein größeres Interesse an der Familie nehmen als bei uns. Auch sichern Familienfeste denselben immer eine größere Anerkennung als in England.

So ist ihr Einfluss auf ihre Untergebenen entschieden wohlthätig, und die Moralität und das Glück der deutschen Dienstboten sind, wie wir glauben, im Durchschnitt höher als bei derselben Classe in England. Dass ihre Lebensbedingungen angenehmer sein müssen, geht schon daraus hervor, dass nur wenige von den deutschen Dienstboten, die zu uns kommen, sich bewegen lassen, zu bleiben; der hohe Lohn vermag ihre Isolirtheit nicht auszugleichen. Sparsamkeit, Fleiß, Reinlichkeit in ihrem Äußeren und Selbstachtung sind ihnen in hohem

Aus den Todtentänzen.

Von Adolf Pichler.

Der Büßer.

Eine Hütte roh gezimmert
In der finstern Waldesschlucht,
Hieher nahm ein junger Büßer
Vor der bösen Welt die Flucht.

Wie er sich kasteit und betet,
Hebt zum Crucifix den Blick,
Auf den bloßen, magern Rücken
Schwingt voll Zorn den Knotenstrick! —

Zum Erlöser seufzt er, stöhnt er:
„O verzeihe mir die Schuld,
Angeschaut hab' ich ein Mädchen
Und es lächelte voll Huld.

Ach das Töchterlein des Försters!
Satan hat sie hergesandt
Und ich kann es nicht vergessen,
Wie sie lächelnd vor mir stand.

Dorngekröntes Haupt voll Wunden
Zeig' dein brechend Auge mir,
Wie du selig starbst am Kreuze —
Ach so lehr' mich sterben hier! —"

Durch die off'ne Thüre leuchtet
Goldig hell der Sonnenschein
Und mit weichem Purpurfittig
Schwebt ein Jüngling jetzt herein.

„Apage!" — der Büßer schreit laut —
„Apage o Satanas! —"
Doch der hebt empor die Rechte
Mit dem vollen Stundenglas. —

„Willst du mit dem Kreuz mir drohen?
Sieh die Dornen werden grün,
Sieh, wie ringsum rothe Röslein
Aus den spröden Ästen blüh'n.

Oft muss ich dies Glas hier wenden,
Eh' die letzte Stunde schlägt
Und, mit euren Kindern weinend,
In den Sarg dein Weib dich legt.

Kennst du sie? — Wasch' dich im Brunnen,
Dann nimmt dich der Förster auf.
Statt dem Paternoster leiht er
Dir den sichern Flintenlauf.

Lass den Eulen diese Hütte,
Oder zünd' sie lustig an.
Nur der Mensch kann ruhig sterben,
Der als Mensch erfüllt die Bahn!"

ausschließlichen Gesellschaft des eigenen Geschlechtes zu widmen. Sie thun dies in den Bierhäusern, deren Zahl und ausgedehnte Kundschaft ganz unglaublich sind. Deutsche fast jeder Lebensstellung besuchen diese Bierhäuser, und die Verheirateten setzen diese Gewohnheit fort, indem sie ihren nachsichtigen Frauen vorerzählen, dass es für die höhere Bildung der Männer nöthig sei, angenehme Unterhaltung und Anregung in der Gesellschaft des eigenen Geschlechtes zu suchen. Der Gedankenaustausch sei wichtig, um sie auf der Höhe der großen Zeitfragen zu erhalten. Wer den Vorzug genossen hat, in deutschen Bierhäusern zu verkehren, ist wahrscheinlich anderer Ansicht über die Tiefe der Gedanken, welche die rauchige Atmosphäre durchdringen. Die Thatsache bleibt indes bestehen, dass deutsche Gatten mehr freie Zeit in der Gesellschaft der Männer, ohne ihre Frauen, zubringen als wir, und daher sind die Frauen wieder mehr auf die Gesellschaft ihres Geschlechtes beschränkt. Dies muss man noch mehr bedauern, wenn man sich erinnert, dass die Erziehung der Frauen in Deutschland so ausgezeichnet ist, dass es nur dieser oft vergeblich gesuchten gesellschaftlichen Anregung bedarf, um ihre Gesellschaft zu der denkbar interessantesten und zehnmal gesunder und unterhaltender zu machen als die irgend eines Bierhauses. So wie die Dinge liegen, beschränkt sich eine Damengesellschaft, ein sogenannter „Kaffeeklatsch“, auf kleinliches Schwatzen und Klatschen, was ihren Gesichtskreis beengt und das Gefühl erwecken muss, dass ihre Stellung der ausgezeichneten Erziehung, die sie genossen, nicht würdig sei.

In dieser Hinsicht sind deutsche Gatten oft selbstsüchtig; nur selten fechten sie über ihre niedere Natur jenen Sieg aus, den ein Engländer schon ausgefochten hat, indem er seinen Wunsch, den Abend im Club zu verbringen, unterdrückt und an den häuslichen Herd eilt, wo er dann nicht einmal immer den entsprechenden Willkommen findet. Denn der männliche Typus des stillen Dulders ist bei uns viel häufiger als in Deutschland. Diese Bemerkungen gelten indes nur für den sogenannten besseren Mittelstand; zur Ehre der großen Masse muss man sagen, dass bei dieser die Frauen vielmehr die Gesellschaft der Männer theilen. Ihren Vergnügungen, wie dem Besuch von Theatern und Bierhäusern, Landpartien u. s. w., gehen sie in der Regel gemeinsam nach. Dies ist in der That einer der Gründe, warum die Männer sich selten betrinken, obgleich sie ganz tüchtige Biertrinker sind. Wie klein auch die Mittel sein mögen, es gibt wenige Arbeiterfamilien, die nicht Woche für Woche eine Kleinigkeit für das gemeinsame Sonntagsvergnügen beiseite legen.

Wir haben die typischen Fehler besprochen, die, wie überall, die Mehrheit kennzeichnen.

Auch die Ausnahmen sind typisch und erreichen nirgends ein höheres Ideal glücklichen Familienlebens als in Deutschland. Hier finden wir ein sympathisches Empfinden mit einer weiten philosophischen Erziehung und einer hohen Bildung, mit Kunstsinn und feiner Zartheit des Gemüths gepaart.

führer sind bei größeren Hochzeiten vier, ebensoviel Kranzeljungfrauen; die letzteren kaufen für die Brautführer künstliche Blumensträuße mit rothen Seidenbändern. Die Hochzeit findet meist an einem Dienstag statt.

Acht Tage vor der Hochzeit fängt es im Elternhause der Braut an rege zu werden; ein Kalb oder eine Kalbin wird geschlachtet, Einkäufe werden besorgt. Eine Hochzeitsköchin und einige Gehilfinnen werden aufgenommen, welche die Bäckereien schon vor der Hochzeit fertig stellen. Während im Hochzeitshause alles in Thätigkeit ist, sind auch die Brautführer beschäftigt, die Hochzeitsgäste einzuladen. Beim Einladen gehen zwei Brautführer mitsammen. Der Vorbrautführer trägt an der rechten Seite am Hute den Blumenstrauß, von welchem die Seidenbänder über die Hutkrämpe herunterhängen. Der zweite Brautführer trägt den Blumenstrauß auf der linken Seite. Jeder trägt einen Stock, an welchem auch Seidenbänder angebracht sind. (Die Brautführer müssen herangewachsene Jünglinge sein.) Nebstdem sind sie mit Doppelpistolen versehen.

Wenn sie an das Haus eines Einzuladenden kommen, so schießt jeder seine Pistole ab. Die Brautführer treten in die Küche oder ins Zimmer, wo sich eben der Hausherr und die Hausfrau befinden. Die Brautführer nehmen ihre Hüte vom Kopfe und der Vorbrautführer sagt folgenden Spruch:

„Wir grüßen den Herrn Hauswirt und die Frau Hauswirtin.

Ihr wollt es uns nicht im Übel aufmessen, dass wir in dieses Haus sind hereingetreten. Wir sind zwei geschickte Boten vom Herrn Bräutigam N. N. und von der ehr- und tugendsamen Jungfrau Braut N. N. Diese beiden Brautpersonen lassen euch schön grüßen und euch ersuchen, ihr sollt so gut sein und diese Brautleute am künftigen Dienstag begleiten helfen, über Weg und Steg, über Straßen und Gassen, über Licht und Land, zu des Priesters Hand, nach N. N. (z. B. nach Riegersburg, wo am Hochaltar der heilige St. Martin wohnt). Dort ist ein Gottesdienst angeschafft, wo wir alle werden beiwohnen. Dort wird sich ein weißgekleideter Priester einfinden, der wird diese zwei christlichen Personen zusammen binden; er wird machen ein so festes Band, dass es niemand imstande wird sein, aufzulösen, als Gott mit seinem starken Tod. Hernach werden zwei Jünglinge mit Wein erscheinen, das wird dem Herrn Bräutigam, der ehr- und tugendsamen Jungfrau Braut, sowie allen geladene Hochzeitsgästen ihr Johannessegensein.*) Nach dem Gottesdienst werden wir uns im nächsten Gasthause auf ein paar Stunden zu einer kleinen Tanzunterhaltung einfinden. Dann sollt ihr ferner so gut sein, und die beiden Brautleute wiederum begleiten helfen über Weg und Steg, über Straßen und Gassen wohl hin durchaus zu dem ehrlichen Hochzeitshaus. Dort werden wir euch setzen zwischen Jünglinge und Jungfrauen; dort wird euch aufgetragen Suppen, Fleisch, Brot und Wein, sowie es recht wird sein. Da werden wir auch haben sechs oder sieben Musikanten, diese werden euch aufspielen nach euch'ren Belieben.**)

Und so werden wir dort so lange beisammen bleiben, solang die Geige wird klingen, das Fasſl wird rinnen und die Braut auf dem Tanzboden wird herumspringen. Und so bitten wir euch zum Schlusse noch einmal, ihr wollet unser Gebitt nicht abschlagen und uns zwei schlechte Boten für zwei gute haben, und so begrüßen wir euch zum Schlusse mit dem schönen Gruſs, Gelobt sei Jesus Christus!"

*) Soll heißen: „Jünglinge erscheinen mit Wein, dass es sich reimt mit: Johannessegen sein.

**) Richtig: da wern wir haben Musikanten sechs oder sieben, diese werden euch aufspielen nach euch'ren Belieben.

Eine Bauernhochzeit aus der Riegersburger Gegend.

Mitgetheilt vom Bauernsohne Josef Faist.*)

Bevor ich die Schilderung der Hochzeit beginne, muss ich einiges bemerken. Die Beschreibung passt nur für die meisten Fälle, für Hochzeiten, wo die Braut vom Elternhause weg heiratet, eine Jungfrau ist und die Hochzeit im Elternhause der Braut stattfindet. Das geht schon aus den Sprüchen hervor, welche da vorkommen. Es gibt auch Fälle — hauptsächlich kleinere Hochzeiten, oder wenn im Elternhause Mangel an Raum ist — dass die Hochzeit in einem Gasthause „Angedungen" wird! in diesem Falle dauert dieselbe nur einen Tag und etwas über Mitternacht hinaus; auch gibt es dann nicht so viel Unterhaltendes; und zwar deshalb, da man sich im Bauernhause viel heimischer fühlt. Auf eines muss ich noch hinweisen! Der Brautwerber, welchen der Bräutigam schon beim Brautwerben (Bitln) mitnimmt als Begleiter (meist ein Blutsverwandter von Braut oder Bräutigam) — genießt dann bei der Hochzeit die Ehre, als Trauzeuge (Beistand) der Braut zu fungieren. Am Hochzeitsabende sitzt derselbe zur Linken der Braut und ist sozusagen Stellvertreter für die Eltern des Brautpaares. Derselbe ist nach dem Brautpaare am höchsten zu achten, und mit den Worten „Hausvater", „Herr Hausvater" oder „mein vorgestellter Herr Hausvater" anzusprechen. Er ist für Ordnung und Recht da, und wird von der ganzen Hochzeitsgesellschaft geachtet. — „Wenn die Braut keine Jungfrau mehr ist, so entfallen die Sprüche, die in der Schilderung vorkommen, bis auf den Einladespruch.

Wenn ein Bauernbursche in die Lage kommt, in den Stand der heiligen Ehe zu treten, und mit seiner zukünftigen Lebensgefährtin vom gleichen Stande soweit einig ist, dass ihre Verehelichung in der Kirche von der Kanzel verkündet wird, so ist nebst dem Einkaufe von Brautkleidern ihr erstes, die Kranzeljungfrauen und Brautführer einzuladen, die ihnen am Hochzeitstage das Geleite geben. Braut-

*) Steierische Hochzeitsgebräuche sind im „Heimgarten" wiederholt geschildert worden. Vorstehende Beschreibung erzählt theils schon Bekanntes, größtentheils aber Neues, sie ist vollkommen wahrheitsgetreu. Der Verfasser ist ein junger Bauernsohn aus Stang bei Riegersburg, der nur die Volksschule besucht hat. Wir geben seinen Aufsatz ohne jede Änderung, wörtlich wie er im Bauernhause geschrieben worden. Ein erfreuliches Zeichen, dass wir's thun können. Die Red.

Eselreiten hat deshalb aufgehört ausgeführt zu werden, weil die ganzen Hausleute zusammenliefen; in Küche und Kammern wurde unterdessen von den Burschen, welche als Zuschauer an der Wand vor dem Hause lauerten, Fleisch, Gugelhupf, Krapfen oder auch Torten gestohlen, das ist früher oft vorgekommen.

Unterdessen wird es neun Uhr abends und die Gäste setzen sich das zweitemal zur Tafel. In der Küche wird jetzt der Brautbaum angezündet, denn es zieren denselben auch ein paar Dutzend Wachskerzchen. Die Thüre zum Hochzeitszimmer wird geschlossen. Der Vorbrautführer nimmt jetzt den brennenden Baum, welcher in der Mitte eines ganzen Brotlaibes steckt, und geht zur Thür des Zimmers, wo die Gäste sich befinden. Der Brautführercollege, welcher Hut und Stock auch von dem Vorbrautführer halten muss, klopft mit dem Stock an die Thüre, worauf das „Herein" des Hausvaters zu vernehmen ist. Die Thür wird geöffnet und der Brautführer mit dem brennenden Baum und mit seinen Mitcollegen tritt mit den Worten: „Guten Abend" ins Zimmer. Dann sagt er weiter: (Spruch): „Also mein vorgestellter Herr Hausvater! Weil mir nun erlaubt ist worden, hereinzutreten, so bitt' ich, wenn es mir erlaubt werden könnte, der christlichen Ehrentafel auf zwei oder drei Schritte nahezutreten." — Hausvater: „Das kann ich dir schon erlauben."

„Mein geehrter Herr Hausvater! Ich und mein Mitkamerad sind in der letzten Zeit weit und breit herumgereist; wir sind gereist vom Aufgang der Sonne bis zum Niedergang. Wir sind gereist über Weg und Steg, über Straßen und Gassen, über Berg und Thal. Da sind wir gekommen zu einem schönen Wasserfall.

Von da sind wir in ein Paradies gekommen, und von dort haben wir diesen Wunderbaum mitgenommen. Und diesen Baum wollen wir dem Herrn Hausvater für das Brautpaar spendieren, wir hoffen heut noch die ehr- und tugendsame Jungfrau Braut auf ein Ehrentanzl dafür zu kriegen (bekommen).

An meinen verehrten Herrn Hausvater! Ein solcher Baum, der keine guten Früchte trägt, wird ausgehauen und ins Feuer geworfen, aber nicht ein solcher Baum, der so schön blüht und zugleich Früchte trägt. An diesem Baum ist mit Früchten schwer beladen jedes Zweiglein und jeder Ast; ich bitte daher den Herrn Hausvater um eine Rast." Hausvater: „Wenn er dir zu schwer wird, so stell' ihn weg." Der Brautführer stellt den noch brennenden Baum vor dem Brautpaare nieder, nämlich so, dass die Wiege der Braut am nächsten ist. Sein Kamerad gibt ihm Hut und Stock, und er spricht weiter: „An meinen verehrten Herrn Hausvater: Ich hätt' noch was zu reden, ich hätt' noch ein Gebitt, wenn ich dürft' hervorkommen damit." — Hausvater: „Wenn's was gscheit's ist, dann schon". „Die ehr- und tugendsame Jungfrau Braut sitzt heut' in einem Rosengarten, schuldiger Weise sind wir gekommen, ihr aufzuwarten. Sie hat heut' zwar noch wenig gegessen und getrunken, aber sie hat uns mit ihren Äuglein herübergewunken; diese Winke haben uns so gefallen und so gefreut, darum sind wir gekommen auf eine Lustbarkeit, der Herr Bräutigam und die ehr- und tugendsame Jungfrau Braut: Diese zwei Personen, die heute in den heiligen Stand der Ehe sind getreten, haben sich zuvor lassen dreimal verkünden. Und da sich in der gegenwärtigen Zeit kein Umstand hat befunden, so hat sie heute ein geweihter Priester am Altare zusammen gebunden. Wenn sich diese zwei Personen in ihrem Ehestande recht werden lieben, so wird ihnen St. Peter einst den Himmel aufsperren. Wenn sie miteinander werden raufen und schlagen, so werden

Nach diesem Spruche werden die Brautführer eingeladen, sich zu setzen, wo sie dann mit Speise und Trank bewirtet werden. Sie bleiben circa zwei Stunden im Hause, wo das Nähere über die Hochzeit besprochen wird. Beim Verlassen desselben schießen sie ebenfalls viermal so wie beim Kommen. Auf diese Weise geht es fort, bis alle eingeladen sind. Es werden circa fünfzehn bis zwanzig Paare eingeladen. Dazu kommen noch die Firmpathenkinder der Brautleute, so dass zusammen sammt Musiker vierzig bis sechzig Personen zusammen kommen. Am Hochzeitstage sammelt sich die ganze Schar beim Hochzeitshause, wo die Gäste mit einem kleinen Frühstück bewirtet werden. Hernach wird zum Aufbruch gerüstet, nämlich zum Kirchgang. Voran die Musiker, dann die Brautführer, in ihrer Mitte die Braut, dann die Jungfrauen, in ihrer Mitte der Bräutigam; an diese schließen sich die andern Hochzeitsgäste an. Unterwegs zur Kirche müssen die Musiker flott spielen, die Brautführer schießen ihre Pistolen ab. Der Weg zur Kirche ist manchmal mehr als eine Stunde lang, aber es geht recht lebhaft zu unterwegs. Nach der Trauung finden sich die Hochzeitsgäste in einem beliebigen Gasthause nächst der Kirche ein, wo Brot und Wein aufgetragen wird, welches von den Hochzeitsgästen im Vereine zu zahlen ist; Brautführer, Kranzeljungfrauen, Kinder und Musiker zahlen nichts. Um circa vier Uhr nachmittag ist Aufbruch nachhause, auf dem Heimwege gibt es schon Launige dabei, da wird schon unterwegs gesungen und gejauchzt. Im Hochzeitshause angekommen wird einigemal getanzt, bis alle beisammen sind, da immer einige unterwegs bleiben;*)

*) Dabei kommt es öfter vor, wenn die Brautführer nicht genau achthaben, dass ihnen die Braut gestohlen wird, was dann nach langem Suchen mit einem Büschel Cigarren gebüßt werden muss. Auch müssen sich die Brautführer Schimpf und Spott die ganze Nacht gefallen lassen.

Dann wird zur Tafel gesessen. Der Hausvater zur Linken der Braut steht auf und betet ein kurzes Gebet (den englischen Gruß.) Dann wünscht er den Gästen „den besten Appetit". Dann fängt das Esszeug an zu klirren, was einen gar herrlichen Klang gibt; da man ziemlich Lust (Hunger) hat, wenn man erst gegen Abend zum Hochzeitshause kommt.

Wenn das erste Mahl beendet ist, dann geht die Hetz los. Es wird gesungen und getanzt nach Herzenslust. Während es im Gast- und Tanzzimmer recht flott zugeht, wird in einer abseits gelegenen Kammer der Brautbaum aufgeputzt. Derselbe ist ein circa zwei Meter hohes, buschiges Schlehdorn-Stämmchen; an den Dornspitzen desselben werden die vergoldeten Nüsse, Lebkuchen, Backwerk u. dgl. aufgestachelt; auch eine Lebzelterwiege mit Kindern vom gleichen Stoff wird auf den Baum gehängt. Rothe Seidenröslein und solche Bänder vervollständigen die Zierde des Bäumchens.

Bei Hochzeiten war bis vor einigen Jahren das Eselreiten gebräuchlich. Es wollte damit nichts weiter, als ein Spass gemacht werden. Derselbe wird folgendermaßen zusammengerichtet. Zwei starke Burschen stellen sich mit dem Hintertheil zusammen, um den Hüften werden sie mit einem Leintuch fest zusammengebunden, dann lassen sich beide mit den Händen zu Boden; über ihre Körper wird eine braune Kotze gegeben. Auf den Kopf des vorderen wird ein hergerichteter Eselskopf, welcher mit Stroh gefüllt ist, gesteckt. Dann wird auch ein Pferdegeschirr sammt Zaumzeug angebracht. In die Mitte setzt sich dann einer darauf, nimmt die Zügel und reitet ins Hochzeitszimmer. Der hintere von den Burschen hat einen Besen, der den Schwanz vorstellen muss, derselbe muss auch rückwärts gehen, wenn der Esel vorwärts schreitet, im Hochzeitszimmer wird der Vorder-, sowie der Hintertheil mit Wein getränkt. Dieses

spruch für das Brautpaar und die übrigen Gäste, nach welchem wieder von den Musikanten ein kurzes Stück gespielt wird. Eine Tasse mit zwei Trinkgläsern macht um die Tafel die Runde; ein Glas davon ist leer und dient dazu, um das Geld für die Musik aufzunehmen. Das zweite Glas wird von einem Brautführer stets mit Wein gefüllt, so oft ein Gast daraus getrunken hat. Ein jeder Gast bringt seinen Trinkspruch aus, bei welchem die Musik immer einen Tusch und ein beliebiges Stück darauf spielt. Die Trinksprüche sind so ähnlich, wie jene, welche im Brautspruche vorgekommen sind. Nach dem Absammeln erreicht die Lustbarkeit ihren Höhepunkt, denn es wird schon gegen elf Uhr. Selbst die alten Bauern, die früher ganz ruhig im Winkel saßen, ein Pfeiflein Tabak rauchten und kartelten, lassen sich jetzt von den Kranzeljungfrauen auf den Tanzboden führen, und machen dort ein kurzes Tänzchen, aber nur einen „Steirischen“. Mancher stimmt noch zu der Musik ein kleines Vierzeiliges an, etwa: „Hob' oft a Korn g'schnitten, hob oft a Gros g'mahd — Hob oft a schön's Dirndl um an Tonz umma draht.“ Somit geht es schon gegen zwölf Uhr. Mitternacht ist nahe. Die Gäste setzen sich zum letzten Essen an die Tafel.

Punkt zwölf Uhr geht die Thür auf und herein tritt eine weißgekleidete Jungfrau, über das Haupt einen weißen Schleier.*) Es ist das die Vereinsvorsteherin des Jungfrauen-Vereines für die betreffende Gemeinde.

Wenn dieselbe herein tritt, so grüßt sie mit den Worten: „Gelobt sei Jesus Christus. Hochgeehrter Herr Hausvater! Ich bitte, wenn ich der ehr- und tugendsamen Jungfrau Braut dürfte nahe treten.“ Hausvater: „Ich will dir deine Bitte nicht abschlagen.“

*) Diese Jungfrau gehört nicht zu den geladenen Hochzeitsgästen.

Die Jungfrau sagt den folgenden Spruch:

„Jetzt ist jene Stunde gekommen, wo der ehr- und tugendsamen Jungfrau Braut der Kranz wird abgenommen. Die ehr- und tugendsame Jungfrau Braut trug bis zu ihrem Ehestande einen grünen Kranz. Der Kranz ist schön und rein und wird so im Himmel aufgezeichnet sein. Nun hat es zwölf Uhr geschlagen, der Kranz, er thut sich schon beklagen. Es zittern schon alle Blätter an diesem Kranz, weil er muss verlassen den jungfräulichen Stand. Und da diese Jungfrau ist in den Ehestand gekommen, so wird ihr der Kranz jetzt abgenommen.“ (Nimmt den Kranz von dem Haupte der Braut, welche weint. Von jetzt an heißt es nur mehr — Frau Braut.) Die Vereinsvorsteherin setzt den Spruch fort. „O, liebes Kränzlein, fliege hin zur Maria Rosenkönigin.

Und nun geehrter Herr Bräutigam! Jetzt ist sie Ihnen anvertraut, die ehr- und tugendsame Frau Braut. Wollt ihr friedlich mit einander leben, so wird euch der liebe Gott den Segen geben. Ich wünsche euch viel Glück und Segen, Gott möge euch Fried und Einigkeit geben. Ich danke auch euch, ihr lieben Eltern; ihr habt eure Tochter so gut aufgezogen, dass ihr der Kranz nicht ist entflohen.“ Sie überreicht den Kranz den Eltern der Braut mit den Worten:

„Nehmt hin den Kranz, ihr lieben Eltern, und opfert ihn der heiligen Maria rein, es wird ihr das angenehmste Opfer sein.

Mein lieber Herr Hausvater! Ein kleines Gebitt kann ich nicht unterlassen, Sie müssen die Musikanten spielen lassen! Ein kleines Tänzchen auf eins, zwei, drei, wie es dem Herrn Hausvater sein guter Wille sei. – Musikanten, geht von den Winkeln hervor, der Herr Bräutigam tritt mit seiner tugendsamen Frau Braut zu einem «Ehrentanz» hervor.“

sie vor Gott eine große Rechenschaft zu erwarten haben. Die ehr- und tugendsame Jungfrau Braut hat sich in ihrem ledigen Stand brav aufgeführt; jetzt ist der ledige Stand aus, jetzt wird's bald heißen, hinaus aus dem Elternhaus. Beim Urlaubnehmen von ihren lieben Eltern und Geschwistern wird ihr das Wasser von den Augen fließen. Sie wird vor Traurigkeit nicht wissen, dass sie ihren Eltern soll die Hände küssen. Ich wünsche jetzt dem Herrn Bräutigam, der ehr- und tugendsamen Jungfrau Braut, dem Herrn Hausvater und allen hier Versammelten einen glückseligen Abend. Einst werden wir alle zur Ruhe gehen und auf dieser Welt nicht mehr auferstehen.

Ich wünsche allen einen herrlichen Morgen zu einer freudenreichen Auferstehung, wie Christus der Herr am Ostermorgen auferstanden ist. Ich wünsche allen hier versammelten Hochzeitsgästen einen allerschönsten Mittag zur himmlischen Mahlzeit, wo wir alle eingeladen sind.

Und so wünsche ich noch dem hochgeehrten Brautpaar in ihrem Ehestand:

Viel Glück und Segen, Gesundheit und langes Leben, guten Tag und frohe Stun(d), und was ich am ganzen Herzen wünschen kun (kann). An meinen verehrten Herrn Hausvater! Da wir jetzt so weit richtig sein, so trinken wir jetzt mitsammen ein Glas Wein." (Der Brautführer nimmt ein volles Glas Wein zur Hand und sagt den Trinkspruch.)

„Dieses Glas Wein ist gewachsen im Sonnen- und Mondenschein, zwischen Eisenberg und Köln am Rhein; das soll dem Herrn Bräutigam, der ehr- und tugendsamen Jungfrau Braut, dem Herrn Hausvater und allen geladenen Hochzeitsgästen eine gute Gesundheit sein. Vivat das Brautpaar, der Herr Hausvater und die ganze Hochzeitsgesellschaft lebe hoch." (Der Brautführer trinkt, die Musiker spielen einen Tusch, dann ein lustiges Stück darauf, und somit schließt der Spruch.)

Während vorstehender Spruch gesagt wird, horcht alles mit gespannter Aufmerksamkeit; selbst das Küchenpersonal drängt sich an die Thür, um das Schauspiel mitanzusehen. Nach diesem Spruche wird es wieder recht lebhaft; singen und tanzen wechseln ab, ein Musiker bringt recht spasshafte Couplet-Lieder zum Vortrage,*) auch unterhaltende Spiele werden aufgeführt (z. B. das Schuster- und Schneiderspiel). Während alle Gäste fröhlich und guter Dinge sind, verkleidet sich an einem sicheren Orte ein Musiker, und zwar derjenige, der sich auf Witze gut versteht und mit allerhand Schlagwörtern ausgestattet ist. Dieser maskierte Musikant, welcher sich als Abbrandler, Steuer-Executor oder dergleichen verkleidet, geht jetzt für die „Musik" absammeln. Wenn alle Gäste wieder an der Tafel sitzen, so nähert er sich dem Hausvater und fängt mit demselben ein recht lebhaftes Gespräch an. Der Hausvater spricht seine Meinung dahin aus, ob es nicht heil- und rathsamer wäre, dieses eingeschlichene Individuum hinaus zu bugsieren. Einige aber meinen, man könnte den Eindringling früher um den Zweck seines Kommens befragen, und wenn sich der Hausvater gut auf Witze versteht (übrigens helfen ihm die Witzigsten von der Gesellschaft aus), so entsteht ein Gespräch, welches an drolligen Spässen nichts zu wünschen übrig lässt. Das geht vielleicht eine halbe Stunde so fort, dann erst nimmt der Hausvater das ihm vom Absammler gebotene Glas mit Wein und kostet denselben. Sobald er trinkt, spielen die übrigen Musiken einen Tusch und das Absammeln fängt an. Der Hausvater sagt den einen Trink-

*) Welche er dann mit einem Vierzeiligen beschließt, etwa: Heut' hab'm wia Hochzeit g'habt und Spielleut a, Nächst's Jahr hab'n wia a G'vaterschaft und a Kin(d)—a.

Brautpaare und den übrigen Gästen verlassen sie das Hochzeitshaus und suchen ihr Heim auf. Da an eine Lustbarkeit jetzt nicht mehr zu denken ist, so entfernen sich auch die übrigen Gäste auf gleiche Weise. Zuletzt ist nur mehr das Brautpaar, Brautführer, Kranzeljungfern, Musikanten und das Küchenpersonal noch da. Der eigene Wagen des Bräutigams wartet schon vor der Thür, in welchen er sich mit seiner zukünftigen Lebensgefährtin setzt, und dieselbe jetzt dem Elternhause entführt.

Die Brautführer, welche jetzt ebenfalls nachhause gehen und während der ganzen Hochzeit auf die Braut achtgeben mussten, wie die Bienen auf ihre Königin, haben für das, was mit der entführten Braut ferner geschieht, keine Verantwortung mehr.

Der bedenkliche Hochzeitsbrauch.

Eine Zuschrift. *)

Nachdem seit der Abreise des jungen Ehepaares zwei Tage verflossen waren, erwartete ich von ihr — meiner Tochter — einen Brief. Solche Briefe kommen sonst ganz sicher und sind voll von eitel Glück. Aber ich wartete vergebens. Albertine hatte bei der Abreise zugesichert, mir recht viel von ihrer Hochzeitsreise zu schreiben. Mit dem geliebten Mann, den sie anbetete, endlich ins paradiesische Italien zu reisen, sie hatte es erreicht; ich hatte vieles geopfert, um ihr Glück zu begründen. Dass ich, der alte Witwer, nun einsam sein werde, dass ich niemanden um mich haben werde, als die mürrische alte Haushälterin Kunigunde, dass das Haus verödet sein wird, in welchem sonst das lustige Singen und Lachen des lieben Kindes geklungen, ich weiß es, empfinde es. Mein Gott, ein harmloses Wesen von kaum neunzehn Jahren, Sorge und Kummer hat sie nicht gesehen. Ich gönne dem guten Mädel, das ersehnte Glück. So dankbar hieng sie mit unsäglicher Zärtlichkeit an mir. Und nun da sie ihren jungen schönen Mann bekommen hat, soll der alte Vater plötzlich ganz vergessen sein? Es vergiengen Tage, jeder war eine Woche lang, doch der Briefträger hatte nichts. Man spricht von der unordentlichen italienischen Post. Aber mein Gott, in den ersten Tagen waren sie doch noch in Triest, dann in Venedig, dann in Mailand, es können doch nicht alle Briefe verloren gehen.

Als ich einst meine fünfundzwanzigjährige Marie so auf die Hochzeitsreise geführt, da hatte sie am zweiten Tage an ihren Vater einen Brief geschrieben; der Brief ist unter den Familienpapieren noch vorhanden. Sie kann nicht genug jubeln über ihr Glück! ihr Mann ist noch tausendmal

*) Es gehört ein gewisser Muth dazu, diese Zuschrift zu veröffentlichen, doch sehen wir nicht ein, weshalb über so wichtige Dinge immer das unverbrüchliche Stillschweigen beobachtet werden soll. Eine Sitte, die so oft der Gesittung widerstrebt, sollte einmal bloßgestellt werden. Die Red.

Der Bräutigam tanzt mit seiner Braut den Ehrentanz, somit endet der Spruch. Der Vorbrautführer ergreift die Hand der weißgekleideten Vereinsjungfrau und versucht, dieselbe auf den Tanzboden zu bringen. Anfangs sträubt sie sich, geht aber schließlich doch; und, o Wunder, sie tanzt gar nicht übel.

Die Unterhaltung wird noch eine Zeit lang fortgesetzt, dann suchen sich die Gäste einen Platz zur Ruhe über die jetzt nur mehr kurze Nacht. Die Bauern von der nächsten Nähe, die bei der Hochzeit anwesend sind, nehmen die fremden Gäste soviel als möglich mit, um für dieselben auf hergerichteten Strohsäcken am Fußboden ein Nachtlager zu bereiten. Es wird bis acht Uhr des nächsten Tages geschlafen. Zuerst müssen die Brautführer auf den Beinen sein. Diese gehen zuerst in den Stall, wo die Musikanten schlafen, und treiben dieselben von ihrem Nachtlager auf. Die Brautführer laden die Pistolen, und so gehen sie dann, die Musiker mit den Instrumenten, die Brautführer auch gänzlich ausgerüstet — zu den Häusern, wo die Hochzeitsgäste über Nacht untergebracht waren. Einer nimmt dann noch, dass es mehr Spass gibt, eine Trommel, welche in jedem Dorfe zu finden ist, und eigentlich dazu dient, an den Maiabenden und Sonntagnachmittagen die Dorfbewohner zum „Kreuzbeten“ zusammen zu trommeln, — und schlägt zur Musik den Takt, so gut es uneingeübt nur geht. Bei den Häusern angekommen, wird flott gespielt und geschossen; auf diese Weise werden die Hochzeitsgäste wieder zum Hochzeitshause gebracht. Um neun Uhr vormittag fängt das Essen wieder an. Nach diesem Mahle geht es wieder lustig fort, so wie gestern. Ist die Hochzeit im Sommer, und ist der Rasen im Freien trocken, so zieht die ganze Gesellschaft nach der Tafel ins Freie. Dort werden allerhand lustige Spiele aufgeführt, z. B. Turnübungen u. dgl., dann das „Plumpfsackspiel.“ (Mit diesem Worte bezeichnen wir jenes allbekannte Spiel, bei welchem sich die Personen, welche mitspielen, am Kreise aufstellen und so eng zusammenrücken, dass man nicht durchsehen kann, die Hände halten sie im Rücken gefaltet. Eine Person geht mit einem geflochtenen Sack- oder Handtuch von außen um den Kreis und gibt ganz unbemerkt einer andern Person, welche im Kreise steht, das geflochtene Tuch. Dieselbe, welche das Tuch hat, lässt anfangs nichts merken, aber bald darauf fängt es an, auf den Randnachbar zur Rechten Schläge mit dem geflochtenen Ding zu regnen. Der Geschlagene ergreift die Flucht um den Kreis herum, und auf seinen Platz stellt sich jetzt der andere. Er erhält das Schlagzeug und gibt es wieder einer beliebigen Person; und so geht es fort, so lange, bis die Personen ermüdet sind und den Rücken voll Schläg' haben.) Der zweite Hochzeitstag wird nur mit solchen Lustbarkeiten zugebracht, wer tanzen will, kann auch tanzen. Nachmittags, beiläufig um zwei Uhr wird das letztemal zur Hochzeitstafel gesessen, und diese dauert bis vier Uhr nachmittag. Um diese Zeit bringt die Hochzeitsköchin mit ihren Gehilfinnen Teller mit Krapfen herein. Jedem Hochzeitsgaste wird ein ganzer Teller voll Krapfen, Gugelhupf u. dgl. vorgesetzt. Diese werden zum Mitnachhausenehmen aufgetragen.

Wenn diese Bäckereien auf den Tisch gestellt werden, so ist es ein Zeichen, dass die Hochzeit zu Ende ist. Die Lustbarkeit ist mit einem Schlage aus, und die Augen und Wangen der Frau Braut werden von jetzt an nicht mehr trocken. Einige von den Gästen fangen an, ihre Bäckereien in ein Sacktuch zu binden, bedanken sich beim Brautvater dem Gastgeber, sowie bei der Mutter von der Braut für die gute Bewirtung; nach Verabschieden vom

Brutalität, die zu vermeiden dem liebeglühenden jungen Ehemanne kaum zugemuthet werden kann. Unter diesen Umständen aber ist Folgendes Vaterspflicht: Er hat mit dem Bräutigam ein deutliches Wort zu sprechen.

Von einer Hochzeitsreise — mag er sagen — sollt ihr, glaube ich, abstehen. Die führt zu plötzlich und rücksichtslos zusammen. Geleite vom Hochzeitsmahl dein junges Weib in ihr heimatliches Gemach und plaudere mit ihr. Die verrauschte Hochzeit, Pläne für die Zukunft geben genug Stoff dazu. Und wenn sie schläfrig wird, so sage ihr höflich gute Nacht und gehe auf dein Zimmer. Am zweiten Abende kannst du ja etwas länger bleiben und das Gespräch erweitern, verinnerlichen, den Kuss verlängern. Allmählich wirst du dein Recht ja sanft erobern müssen, doch hüte dich vor gemüthsroher Rücksichtslosigkeit! in dem Augenblicke, wo du sie übest, zerspringt in dem reinen Weibesherzen eine Saite, die nimmermehr aufgezogen werden und deren Fehlen die Harmonie eines ganzen Lebens beeinträchtigen kann! Höher kannst du dein Weib nimmer ehren, inniger kannst du ihre Dankbarkeit nicht wecken, als wenn du zarte Rücksicht für ihre Magdlichkeit hegest in der ersten Zeit eueres Beisammenseins. Eine solche von edelster Liebe zeigende Rücksicht wird sie dir eher und vollständiger besiegen, als alle anderen Mittel. Küsse sie nicht eher, als bis sie selbst den Arm um deinen Nacken schlingt.

So deutliche Worte müsste der schöne Bräutigam ja wohl verstehen und sie müssten ihn stutzig machen und ihn lehren, dass es eine abscheuliche Gepflogenheit ist, den Hochzeitstag mit Thränen der Empörung und Verzweiflung des geliebtestens Wesens zu krönen.

Allerdings, sie hat Ja gesagt am Altare. Doch ist es gar nicht vornehm von ihm, gleich in den nächsten Stunden schon auf ihrem Ja zu bestehen, wie Shylok auf seinem Schein. Sie wird's ja einlösen.

Mich dünkt, man ist empört über diese meine rücksichtslose Sprache. Das fehlte gerade noch! Möge man nur einmal aushorchen, was erfahrene Frauen über diese ersten Stunden des sogenannten glücklichen Alleinseins mit dem Angetrauten für eine Meinung haben. Sie sprechen davon. Die einen sagen: Es war die schrecklichste Stunde meines Lebens! Die anderen gestehen: Nie hätte ich geglaubt, dass ich so tödtlich hassen, verachten könnte, als ich damals meinen Mann hasste und verachtete. Noch andere sagen: Viele Wochen und Monate Zeit bedarf es, um in unserem Herzen die Verwüstung auszugleichen, die dieser fürchterliche Zertrümmerungssturz des Ideals angerichtet. In manchem Gemüthe ist der Schaden überhaupt kaum mehr gutzumachen.

Die alte Mähr erzählt von König Gunthers Brautnacht. Wenn die ergrimmte Brunhilde dem Bräutigam mit ihrem Gürtel die Füße zusammenbindet und ihn auf den Wandnagel hängt, so handelt sie damit ganz im Sinne mancher deutschen bedrängten Jungfrau. Wenn ein solches Andennagelhängen nicht öfter vorkommt, so fehlt dazu nur die Kraft, nicht der Wille.

Umso häufiger wird der andere Weg gewählt. Manche junge Ehefrau ist anfangs wochenlang nicht zu bewegen, in das Haus des Mannes zu gehen. Seines Amtes ist in diesem Falle entsagen und warten. Sie wird schon kommen, dann bringt sie aber auch eine glückliche Ehe mit.

Ich will mit all dem nur gesagt haben, dass es für den Bräutigam durchaus nicht nöthig ist, alle Hochzeitsgebräuche auszuüben, dass es ihm recht gut ansteht, wenn er sein junges unschuldiges Weib noch etliche Tage länger glauben läßt, dass er sie nur darum genommen hat, weil sie — ein Engel ist. Nichts ist gefährlicher, als wenn

lieber, als er sich bisher gezeigt, er ist ein herrlicher Mann, das Ideal eines Mannes, sie hätte nie gedacht, dass sie je einmal werde so selig sein können, als sie nun geworden ist und sie dankt ihren Eltern viel millionenmal, dass sie ihr Glück mitbegründen halfen. — Natürlich haben die Eltern aufgejubelt.

Und mein Herzblättchen schreibt mir gar nicht! Ganz unheimlich wurde mir zumuthe, ich dachte an Unglücksfälle, wie sie auf Eisenbahnen oder Schiffen vorkommen können; ich erforschte sogar mein Gewissen, ob sie in den letzten Tagen zuhause nicht etwa durch irgend etwas konnte beleidigt worden sein. Nein, der Abschied war so innig gewesen, kaum konnte der Bräutigam sie loslösen von meiner Brust. Und doch kein Brief und doch kein Brief. Der Briefträger, dem ich jeden Morgen entgegengieng, fieng schon an mir auszuweichen, denn ich wurde allemal grob, weil er nichts hatte.

Da ich auch schon anfieng, alles Essen unberührt stehen zu lassen und da ich halb verloren umhergieng, von einem Zimmer zum andern, keinen Spaziergang mehr machen wollte, damit ein etwa plötzlich eintreffender Expressbrief oder eine Depesche mich gleich zuhause finde — theilte die alte Kunigunde mir zögernd mit, sie habe einen Brief von dem Fräulein. Am zweiten Tage sei er geschrieben worden in Triest und an sie gerichtet. Man kann sich denken, wie ich über die arme Person nun hergefallen bin. Was die Albertine denn an sie geschrieben? Warum nicht an mich und was es da zu verheimlichen gäbe? — Als die Alte den Brief mir in die Hand gab, war sie ganz roth im Gesichte und dann eilte sie zur Thür hinaus.

Ich habe den Brief gelesen und bin um einiges klüger geworden.

Man sollte so ein Schreiben drucken lassen und an alle Eltern vertheilen, die Kinder zu verheiraten haben; für die Eltern des Bräutigams nicht minder lehrreich als für die der Braut. Gott, was ist der Mann für ein wildes Thier gegenüber dem Weibe! Im gleichen Alter — sagen wir — von neunzehn oder zwanzig Jahren, wie ist der Jüngling ein gieriger Wolf und die Jungfrau ein — Opferlamm! Ein unwissendes, ahnungsloses Opferlamm. Wenn in der Abschiedsstunde der Vater den neugebackenen Schwiegersohn beiseite zieht und zu ihm sagt: „Sohn, mein Liebstes übergebe ich dir, deinem Schutze, deiner Discretion. Sie ist noch ein Kind und kaum aufgeblüht — schone sie!“ so antwortet der junge Mann begeistert: „Gewiss, Papa!“ und was der Vater gemeint, das hat er nicht verstanden. Es wird wohl Ausnahmen geben, in welchen der Mann sich des richtigen Taktes bewusst ist. Allzuhäufig jedoch ist der junge Mann so engherzig eingesponnen in die bei ihm erwachte Leidenschaft, dass es ihm gar nicht einfällt zu denken, bei ihr könnte es anders sein. Ja er glaubt dreist, sie sei von denselben Gedanken und Wünschen wie er beseelt, nur sei bei ihr das Gefühl der Magdlichkeit zu überwinden. Unter den Junggesellen, die alle sammt und sonders in diesem Punkte sehr dumm sind, gehen allerhand frevlerische Sagen und Anschauungen, als ob das Weib weitaus leidenschaftlicher und heftiger lieben und leben könne als der Mann, als ob das Weib auch die findigere und heuchlerischere wäre. In gewissem Lebensalter mag's ja zutreffen, ist doch zwischen einem Alter von fünfundzwanzig und neunzehn Jahren schon ein größerer Unterschied, als ich mir je träumen lassen konnte. Wenn es heißt, dass das Weib schon mit fünfzehn Jahren reif wird, so bezieht sich das durchaus nicht auf die Seele. Die Seele des Weibes bleibt um runde zehn Jahre länger jungfräulich, als die des Mannes.

Wenn ein Vater sein Töchterlein also in ihren sehr jungen Jahren verheiratet, so trägt er bei zu einer

Lieder eines Ausgewanderten.

Von **Hubert Müller.** *)

Vor der Abfahrt.

Ihr laubigen Bäume,
Darunter ich schwärmte,
Ihr blumigen Triften
Ade nun, ade!
Ihr staubigen Räume,
Wo oft ich mich härmte,
Ihr Bücher und Schriften —
Jetzt geht's über See!

Jetzt gilt es zu wagen,
Zu raffen, zu ringen,
Jetzt gilt es zu kämpfen
Den Kampf um das Sein!
Zum Teufel das Klagen
Und Sagen und Singen!
Die That soll mir dämpfen
Nun Sorge und Pein.

Die That soll mich lehren
Zum Glück die Pfade . . .
Ein hoffendes Streben
Nimmt ganz mich in Haft!
Und will mir bescheren
Der Herr eine Gnade,
So mög' er mir geben
Zum Muth auch die Kraft!

Mitternacht.

Schaue zum dunkelnden
Himmel empor:
Sterne im funkelnden,
Ewigen Chor!

Lausche der rollenden
Wogen Gedröhn!
Lausche der grollenden
Stürme Gestöhn!

Dort rings verlockende
Friedliche Pracht —
Hier die nie stockende
Grausige Jagd!

Wird dir das mahnende
Schauspiel bewußt?
Schwellt dir nicht ahnende
Sehnsucht die Brust? —

Amerikanisches Liebesgespräch.

Des Goldes Tugend rührt dich nicht,
Mein Lieb? Das ist nicht gut!
Schau wie mit stolzem Angesicht
Dort jener Glückspilz ruht:
War jüngst noch ein gemeiner Wicht;
Jetzt ist er hochgeehrt
Und ist, wie Muhme Fama spricht,
Millionen Dollars wert!

Doch hier, der nimmermüde Greis —
Er müht sich Tag um Tag;
Obwohl, trotz allem Schweiß und Fleiß,
Kein Glück ihm blühen mag!
Drum wird ihm auch im weiten Kreis
Nur Spott und Hohn beschert —
Er ist ja, wie ein jeder weiß,
Kaum ein'ge Dollars wert!

Noch schlimmer ist's mit dem bestellt,
Was mir das Schicksal gab:
Ich habe nichts in dieser Welt
Als einen Wanderstab!
Dazu ein Herz von Lieb geschwellt,
Das mir nur halb gehört . . .
Ich bin — was deutlich draus erhellt! —
Nicht einen Heller wert!

Der Amerikamüde.

Nur mählich zieht das Schiff dahin,
Kaum schleppt sich's von der Stell'!"
Man klagt und zagt mit trübem Sinn —
Mir bringt die Eile nicht Gewinn!
Mein Schiff, fahr nicht zu schnell!

*) Aus dessen „Gedichte". Berlin. Julius Lieber. 1892.

ihre Menschwerdung sich zu plötzlich vollzieht.

Was hat also meine Tochter der alten Haushälterin geschrieben? Der Brief war mit Bleistift in Hast und Aufregung gekritzelt.

„Liebe Kunigunde!

Hier angekommen glücklich, das kannst Du dem Vater sagen. Heute morgens, kaum es tagte, heimlich angezogen, während er noch schlief, und das Zimmer verlassen. Jetzt irre ich umher in der fremden Stadt, wie eine Verworfene, so komme ich mir vor, und kann keinem Menschen ins Gesicht schauen. Auf einer Gartenbank schreibe ich das, was ich dann thun werde, weiß ich nicht. In der Nacht wollte ich — die Thür war verschlossen — zum Fenster hinausspringen, der Gewaltmensch hat es verhindert. O mein Gott! wer hätte ahnen können, wie falsch, wie roh dieser Mensch ist. Zwischen uns ist alles aus, nie kann ich ihn lieben, nie! Niemand weiß ich, gute Kunigunde, und auch dir kann ich nichts sagen. Meinem Vater getraue ich mich nie mehr vor Augen und kann ihm auch nicht schreiben, ich kann nicht. Wenn er wüsste, er würde sich zu Tode kränken. Es ist so unerhört! So unerhört, dass ich's nicht fassen kann. Wie habe ich ihn geliebt, wie gut und edel ist er mir erschienen! Und nun ein so gräßliches Erwachen. Vor Wochen habe ich in einer Zeitung von einer Gerichtsverhandlung gelesen, aber damals nicht verstanden. Wahnsinn, ich kann mir's nicht anders denken. Zurück zu ihm kann ich nicht mehr, mein Ekel ist unsagbar. — Gott, gerade kommt er selber, er sucht mich. Ich komme wohl vor Ablauf der bestimmten Zeit nachhause.

Albertine."

Das war die erste Nachricht von ihrer Hochzeitsreise.

Als sie nach drei Wochen zurückkehrten, war meine Tochter verändert. Sie sprach wenig und hatte ein kühles Wesen angenommen, sowohl gegen mich als auch gegen ihren Mann. Seither sind über zwei Jahre vergangen. Die beiden Leute leben ruhig nebeneinander hin, ich möchte sagen ohne Freud und ohne Leid. Und ich warte noch immer vergebens auf den Enkel.

Oft erst nach seinem Tode
Kommt mancher Dichter in Mode;
Im Curs steigt seine Dichtung —
Und niemand hat Verpflichtung!

Ich fürchte, wenn auf Erden wieder
Der Schöpfer lässt die Wasser toben:
Die vollen Schädel sinken nieder,
Die leeren Schädel schwimmen oben!

Lass das Träumen, sei vernünftig,
Schreibe keine Verse künftig!
Denn das Dichten ist nicht zünftig
Im modernen Bildungsstaat.
Kannst du keine Klöße backen,
Kannst du keine Klötze hacken,
Ist vergeblich all dein Placken:
Heut nur gilt robuste That!

Wollte Christus wieder schreiten
Zwischen uns in diesen Tagen:
Würde Juda wie vorzeiten
Sicher an das Kreuz ihn schlagen.
Leider dürften dann die meisten
Christen ihnen Beistand leisten!

Völlige Zufriedenheit
Suche nur
In der Abgeschiedenheit
Der Natur.

Von der Liebe zu seinem Volke und Vaterlande.

Als Professor Dr. M. J. Schlager auf der Grazer Universität vor wenigen Monaten ein drittesmal das Rectorat antrat, hielt er eine bedeutungsvolle Rede über Patriotismus.*) Gerade in unseren Tagen ist es in der That nicht überflüssig, das eigentliche menschliche und sittliche Wesen des Patriotismus zu betonen.

Selbst vom höheren Standpunkte aus ist der Patriotismus Recht und Pflicht.

„Es schließt", sagt Dr. Schlager, „der christliche Kosmopolitismus der Nächstenliebe den Patriotismus nicht aus und ist dieser als eine gerechte und wohlgeordnete Vaterlandsliebe sehr wohl mit jenem vereinbar; haben ja doch sogar manche Moralisten den Patriotismus als oberstes Moralprincip aufgestellt!"

Dann fährt der Gelehrte fort:

„Bedürfnis und Gewohnheit des Vaterlandes, — Dankbarkeit gegen seine Wohlthaten und Segnungen, — Begeisterung für seine Macht und Größe, — sind die drei Grundstimmungen, welche in der Seele jedes Patrioten sich auseinander herausbilden, und ihn mit unlöslichen Banden an die geliebte vaterländische Heimat fesseln. — Das Vaterland ist der theure Boden, der das Vaterhaus trägt, jeden einzelnen nährt und großzieht; seine Berge und Flüsse, seine Haine und Thäler, seine Städte und Dörfer sind das heimische und traute Gesammtbild, in welchem lebenslänglich das Haus unserer Erinnerungen steht. — Unter den Menschen, welche dieser Boden trägt, lernt er gesellige Sitte und erfährt die wohlthuenden Segnungen derselben; das Gesammtgut ihrer geistigen und gemüthlichen Begabungen, ihrer wohlthätigen Ein-

*) Über Patriotismus im allgemeinen vom Standpunkte der christlichen Moral, Inaugurationsrede, gehalten am 16. November 1892 von Dr. M. J. Schlager. Graz. Leuschner und Lubensky. Reinerträgnis dem Freitischinstitute der Universität Graz.

Fahr nicht zu schnell! Mir blinkt kein Stern
Am Zukunftshimmel hell!
In deinem Schoße schlief ich gern,
O Meer, dem Weltgetümmel fern!
Mein Schiff, fahr nicht zu schnell!

Wie strahlte einst mein Augenlicht
Rief es vom Maste gell:
„Schaut aus nach Westen, Land in Sicht!"
Doch jetzt erregt der Ruf mich nicht!
Mein Schiff, fahr nicht zu schnell!

Ja, damals zog ich in die Welt
Als rüstiger Gesell:
Die Brust war mir vom Muth geschwellt,
Ich dünkte stark mich wie ein Held . . .
Mein Schiff, fahr nicht zu schnell!

Dann aber trank ich Zug um Zug
Des Wermuts bittern Quell . . .
O Schiff, bezähme deinen Flug!
Ich komm' zur Heimat früh genug —
Mein Schiff, fahr nicht zu schnell!

An eine Auswanderertruppe.

Ihr schlichten Pilger, mög' euch Gott bewahren
Auf eurem Zug ins ferne, fremde Land,
Und ob daheim ihr Trübes auch erfahren,
Jetzt, wo ihr scheidet, sei der Groll verbannt!
Auch manches Schöne habt ihr hier genossen,
Auch manches Glück erblühte hier euch zart –
O pflegt und hütet stets und unverdrossen
Die deutsche Sprache und die deutsche Art!

Ein jedes Volk rühmt gern sich seines Blutes
Und immer hab' ich diesen Stolz geehrt . . .
Wie kommt es denn, dass du nur schnöden Muthes,
Mein Volk, so oft verleugnest deinen Wert?
Bist du vielleicht aus schlechterm Stoff entsprossen,
Als all die Fremden, die um dich geschart?
O pflegt und hütet stets und unverdrossen
Die deutsche Sprache und die deutsche Art!

Auch ich aß einst mit andern Landessöhnen
Im fernen Westen bitt'res Bettelbrot,
Und hörte oft das deutsche Volk verhöhnen
Und wurde drob von heißem Schmerz durchloht.
„Ich bin ein Deutscher! — rief ich da entschlossen —
Mit Stolz sei es den Spöttern offenbart!"
O pflegt und hütet stets und unverdrossen
Die deutsche Sprache und die deutsche Art!

O Mutter, muss es dich nicht tief betrüben,
Wenn einst dein Kind in fremden Lauten lallt?
In Lauten, die du nimmermehr kannst lieben
Und deren Sinn dir dunkel bleibt und kalt!
Ach, dann sind Thränen wohl umsonst vergossen,
Dein eigner Spross für dich ein Fremdling ward!
O pflegt und hütet stets und unverdrossen
Die deutsche Sprache und die deutsche Art!

Ihr schlichten Pilger, wallt dahin in Frieden
Nach einem schönern, reicheren Gefild,
Und ob euch Glück, ob Unglück dort beschieden,
Kein Groll verdunkle euch der Heimat Bild!
Zeigt immer euch als Deutschlands treue Sprossen,
Und meinen Segen nehmt zur weiten Fahrt!
O pflegt und hütet stets und unverdrossen
Die deutsche Sprache und die deutsche Art!

Reichthum der Armen.

Eine Jungfrau wandelt einsam
An des Meers umtosten Strand;
Sehnsuchtsvoll, umflorten Auges
Schaut hinaus sie unverwandt:
„Mög' der Herr den Theuren schirmen,
Dass kein Sturm sein Schiff zerschellt!"
Ist es doch ihr ganzer Reichthum
Auf der weiten Gotteswelt!

Dort am Rocken froh geschäftig
Sitzt ein armes Weib und spinnt,
Und mit neckischem Geflüster
Lullt in Träume sie ihr Kind.
Und sie lächelt . . . Hohe Wonne
Hat den Busen ihr geschwellt!
Ist es doch ihr ganzer Reichthum
Auf der weiten Gotteswelt!

Hier am Schreibtisch, hinter Büchern,
Lehnt ein Denker gramverzehrt:
Auf das Werk, das er geschrieben,
Blickt er still in sich gekehrt.
Plötzlich hat ein Strahl der Freude
Seinen düstern Blick erhellt . . .
Ist es doch sein ganzer Reichthum
Auf der weiten Gotteswelt!

Auf des Lebens trüber Wallfahrt
Wird uns selten Glück beschert;
Nur der Träume holde Täuschung
Macht das Leben lebenswert!
Raubt dem Ärmsten nicht die Hoffnung,
Die sich huldvoll ihm gesellt!
Ist es doch sein ganzer Reichthum
Auf der weiten Gotteswelt!

Sprüche.

Freund, du willst berühmt im Land sein?
Willst von jedermann genannt sein? —
Thor, du sehnst dich doch bald wieder
Nach dem früh'ren Unbekanntsein!

Alten allerdings vergötterte Patriotismus, welcher, obwohl an und für sich recht gut, doch, weil mehr oder weniger der Eigenliebe entsprossen, nur zu leicht, besonders bei zurückgebliebenen oder weniger entwickelten Nationen in fehlerhafte Nationaleitelkeit, Separatismus und fanatischen Nationalhass umschlägt und die Nationalität wie einen Götzen auf den Altar erhebt, vor dem sich alles andere, selbst die Religion beugen soll. Das Princip des Nationalismus hat ja bis zu einem gewissen Grade nicht nur in social-politischer, sondern auch in moralischer Beziehung seine Berechtigung; allein darüber hinaus und als Oberstes und Höchstes aufgestellt, kann es unchristlich werden und verderblich wirken, — weil darüber die allgemeine Menschenliebe übersehen und vergessen wird. — Das Christenthum sucht die Menschen und Völker in eine große Familie zu vereinigen, — der Nationalismus aber sucht sie abzusondern und zu zerreißen; und das ist echt heidnisch, — wie auch die alten Griechen und Römer alle anderen Völker als Barbaren ansahen und behandelten; — durch die christliche Lehre aber ist die feindliche Schranke gefallen, welche bis dahin den Menschen vom Menschen, die Familie von der Familie, den Stamm vom Stamme, die Nation von der Nation trennte; — und es können daher die Angehörigen verschiedener Nationalitäten recht wohl zu einem gemeinsamen Staatswesen verbunden werden und sich unter einer gerechten, weisen und zielbewussten Regierung rechtlich und friedlich zusammen vertragen; denn höher als die Nationalität steht das allgemeine Menschenthum und die Religion, — höher als der Connationale steht der Mensch und der Christ!

Der wahre christliche Patriotismus fordert daher nicht: Hass, Ungerechtigkeit, Unbilligkeit oder Kargheit gegen Auswärtige unter dem Vorwande der Liebe zum Vaterlande und seiner Mitbürger; — er fordert aber auch nicht: allzu große Gefälligkeit gegen Ausländer aus falschem Kosmopolitismus auf Kosten der Mitbürger; er fordert nicht: ungerechte Geringschätzung des Ausländischen, der zufolge nützliche Erfindungen und Einrichtungen anderer Länder unbeachtet gelassen werden; er fordert aber auch nicht: blinde, übertriebene Schätzung des Ausländischen als solchen, der zufolge so manches Gute und vielleicht offenbar Bessere in der Heimat nicht anerkannt und benützt wird; — was aber der wahre christliche Patriotismus fordert und worin er gleichsam gipfelt, das ist treue, unerschütterliche Anhänglichkeit an die Person des Regenten und an das angestammte Herrscherhaus, an deren Schicksalen er immerhin den innigsten Antheil nimmt."

Das sind goldene Worte eines Patrioten, eines Jugendlehrers, eines christlichen Priesters. Da sieht man wieder, wie echtes Christenthum sich recht gut mit den Forderungen der Völker und Staaten vereinigen lässt.

richtungen und gemeinnützigen Anstalten ist für jeden einzelnen als freundliches Erbgut da, von welchem er im vollen Maße genießen mag, um seines menschlichen Daseins auf würdige und edle Weise froh zu werden. — Die Bewohner jenes Bodens sind die natürlichen Genossen seiner Freuden und Leiden; gemeinsame Noth und gemeinsame Liebe machen das Zusammensein mit ihnen zur theuren, unaufgeblichen Gewohnheit. — Der Boden, der die Gräber der Ahnen birgt und die Heiligthümer nationaler Vergangenheit trägt, — der Boden, den Gott dem Erdenbürger als Stätte seines Lebens und Wirkens zugewiesen hat, ist dem sittlichen Menschen ein heiliger Boden; und die Genossenschaft, mit welcher er ihn theilt und gemeinsam bewohnt, — ein gottgefügter Verein, an welchem er als lebendiges Glied mit treuer Pietät hängt. Diese ist aber wieder die pflichtgemäße Erwiderung für das Glück, das ihm aus der Theilnahme an den Gütern des heimatlichen Bodens erwächst; sie stellt in ihren besonderen Erweisungen sich dar: als inniger Antheil an den Erlebnissen von Volk und Heimat, das ist als Anhänglichkeit; — als eifriges Wirken mit allen und für alle zur Erreichung des vaterländischen Gemeinwohles, das ist als reger Gemeinsinn; — und als selbstverleugnende Widmung seines Seins und Habens für die Zwecke des vaterländischen Gemeinwohles, das ist als Opferwilligkeit und aufopfernde Hingebung.

So erkennt es der Christ, den sein Gewissen zur Vaterlandsliebe verpflichtet, als seinen gottgewollten Beruf, im Vaterlande zu verbleiben und seine pflichtgemäße Thätigkeit dem Volke desselben zu widmen. Es ist daher schlechthin unsittlich, dasselbe aus bloßem abenteuerlichem Hange, aus Arbeitsscheu, aus Lust an Ungebundenheit zu verlassen, die aus dem Schweiße vaterländischer Arbeit gewonnenen Renten und Bezüge im Auslande zu verzehren und zu vergeuden."

Was die Vertheidigung des Vaterlandes angeht, sagt Dr. Schlager: „Die Gefahr des Vaterlandes ist seine eigene Gefahr, — die Bedrohung und der Angriff auf die Gesammtgüter des Vaterlandes ist eine Bedrohung und ein Angriff auf die Gesammtgüter seiner eigenen zeitlich-irdischen Existenz. — Daraus ergibt sich als Pflicht jedes Patrioten im besonderen: — die Wehrpflicht; — und wer in der Zeit der Noth nicht selbst zur Waffe greifen kann, hat auf andere Weise, jeder in seiner Art, zum glücklichen Erfolge der Selbstwehr des Vaterlandes beizutragen: die Macht der Rede, das Schwert des Geistes zur Stärkung und Befeuerung des Muthes aufzubieten; seine irdische Habe der Unterstützung der treuen Kämpfer zu widmen, — ihre verwundeten Körper zu pflegen und zu heilen, und nach seinen Kräften Rath, Trost und Hilfe zur Hebung der gemeinsamen Noth zu spenden. — Es wäre daher feige Gewissenlosigkeit, sich dem Dienste des Vaterlandes zu entziehen; — es wäre schnöde und grobe Selbstsucht, zu verlangen, dass man seine Güter ohne Opfer genießen dürfen soll, während andere dafür mit Gut und Blut einstehen sollen; — es wäre ein schwerer Verrath an der heiligen Sache des Vaterlandes, für sie nichts leisten zu wollen. — Solche Feigheit, Selbstsucht und Verrätherei wäre der Wohlthaten und Segnungen des Friedens und der staatlichen Ordnung vollkommen unwert und durch ihre eigene Schändlichkeit gerichtet!"

Später heißt es: „Auch sollen die guten vaterländischen Sitten, welche für das Wohl des Vaterlandes von großer Bedeutung sind, beachtet, geehrt und aufrechterhalten werden."

„Das alles aber wirket nur der vom christlichen Geiste beseelte, und nicht der bloß natürliche, von den

bilden will. In der Strenge und den gebietenden Einschränkungen liegt, ich weiß nicht, wieviel Sclavisches. Ich bin überzeugt, was man nicht durch Vernunft, Klugheit und richtige Behandlung ausrichten kann, wird man umsoweniger durch Gewalt ausrichten . . . . .

Von der Ruthe habe ich keine andere Wirkung beobachtet, als dass sie die Seelen schlaff und feig, oder heimtückisch oder starrsinnig machte.

Montaigne.

* * *

Obgleich ich so viel davon gesprochen, dass Kinder strenge zu halten und zur Ehrerbietung und zum Gehorsam zu führen seien, bin ich dennoch geneigt anzunehmen, dass strenge Züchtigung nur sehr wenig Gutes, ja sogar großes Unglück in der Erziehung stiftet; man wird finden, dass, wenn die übrigen Bedingungen gleich sind, jene Kinder, die am meisten Züchtigungen empfinden, selten die besten Menschen werden.

Der gewöhnliche, träge und kurze Weg der Züchtigung durch den Stock ist das unpassendste von allem, was in der Erziehung vorkommt. Solche Züchtigung trägt nicht bei, unsere Neigungen beherrschen zu lernen, erzeugt Abneigung gegen das, wozu der Erzieher Liebe erwecken will, erzeugt einen sclavischen Charakter, indem sie an die Stelle der wilden Gemüthsart ein kleinmüthiges, muthloses, schlechtes Wesen setzt.

John Locke.

* * *

Wenn wir nicht die Mittel kennen, die Geister durch Kunst anzulocken, so werden wir Gewalt sicher vergebens anwenden. Schläge und Streiche haben nicht die Kraft, in die Köpfe Liebe zu den Wissenschaften zu bringen, wohl aber geradezu Widerwillen des Geistes gegen dieselben und Abneigung zu erzeugen.

Amos Comenius.

* * *

Zum Charakter eines Kindes gehört vor allen Dingen — Gehorsam. Dieser Gehorsam kann abgeleitet werden aus dem Zwange oder aus dem Zutrauen. Das letztere ist wichtig, der erstere nothwendig.

Kant.

* * *

Ein Hauptmoment in der Erziehung ist die Zucht, welche den Sinn hat, den Eigenwillen des Kindes zu brechen, damit das bloß Sinnliche und Natürliche ausgereutet werde. Hier muss man nicht meinen, bloß mit Gutem auszukommen. Denn gerade der unmittelbare Wille handelt nach unmittelbaren Einfällen und Gelüsten, nicht nach Gründen und Vorstellungen.

Legt man den Kindern Gründe vor, so überlässt man es denselben, ob sie dieselben gelten lassen wollen, und stellt daher alles in ihr Belieben.

Hegel.

* * *

Wir können die Kinder nach unserem
Sinne nicht formen;
So wie Gott sie uns gab, so muss
man sie haben und lieben,
Sie erziehen aufs beste und jeglichen lassen gewähren.
Denn der eine hat die, die anderen
andere Gaben.
Jeder braucht sie, und jeder ist doch
nur auf eigene Weise
Gut und glücklich.

Goethe.

* * *

Gönne dem Knaben zu spielen, in
wilder Begierde zu toben;
Nur die gesättigte Kraft kehret zur
Anmuth zurück.

Schiller.

* * *

Bei der Erziehung des männlichen Geschlechtes soll die kühne, bei der Erziehung des weiblichen

Über die körperliche Züchtigung.

Aussprüche hervorragender Männer für und gegen dieselbe. Gesammelt und mitgetheilt von **Koloman Kaiser**.

Das Thema der körperlichen Züchtigung ist schon so oft und allseitig besprochen worden, dass es scheint, es sei nicht mehr nothwendig, hierüber noch etwas zu sagen. Angesichts der Thatsache jedoch, dass dieselbe in den meisten europäischen Staaten nach wie vor zu Recht besteht und ausgeübt wird — nur in Österreich und Baden ist sie grundsätzlich verboten — ist es, glaube ich, ganz und gar nicht überflüssig, auf dieselbe wieder zurückzukommen. Freilich wäre es eintönig, oft Gehörtes hier in einer langen Abhandlung zu wiederholen. Interessanter indessen dürfte es sein, hierüber die Meinungen hervorragender Schulmänner und anderer zu vernehmen, von denen sich die meisten gegen, und nur einige für dieses Zuchtmittel aussprechen. Es ist gewiss eine erfreuliche Thatsache, dass man die Entbehrlichkeit der Ruthe unter sonst geordneten Verhältnissen erkannt hat und kann diese Erkenntnis im Interesse wahrer Humanität mit aufrichtiger Befriedigung begrüßt werden; es ist jedoch billig und gerecht, auch die Anschauungen der Gegner zu hören. Denn jedes Ding hat zwei Seiten, und es ist im Leben nichts so gut, es hat sein Schlechtes; und es ist nichts so schlecht, es hat sein Gutes.

* * *

Beuge dem Kinde den Hals, weil es noch jung ist; bläue ihm den Rücken, weil es noch klein ist, auf dass es nicht halsstarrig und dir ungehorsam werde.

Jesus Sirach.

* * *

Wen das Wort nicht schlägt, den schlägt auch der Stock nicht.

Sokrates.

* * *

Der Mensch, der nicht kasteit wird, wird auch nicht erzogen.

Menander.

* * *

Niemand kan beherten
kindes zuht mit gerten:
den man z' êren bringen mac,
dem ist ein wort als ein slac.

Walther von der Vogelweide.

* * *

Eltern versehen es insgemein auf zwei Seiten, entweder durch allzugroße Hätschelei und Verzärtelung, oder durch allzugroße Strenge und Verbitterung. Es muss auf beiden Seiten Maß gehalten werden. Es muss der Apfel neben der Ruthe sein.

Luther.

* * *

Ich verwerfe allen Zwang bei der Erziehung einer weichen Seele, die man für Ehre und Freiheit heran-

welches der große Minister Fox das englische Erziehungsprincip nannte; und wo gibt es freisinnigere und selbstständigere Männer als in England?

Adolf Diesterweg.

* * *

Es ist ein weitverbreiteter Irrthum, dass man kleine (ein- bis zweijährige) Kinder nicht strafen dürfe. Das ist grundfalsch. Für kleine Kinder ist die (natürlich vernünftig bemessene) körperliche Züchtigung eine Art Anschauungsunterricht, denn sie müssen dabei erfahren: Thue nichts Böses, so widerfährt dir nichts Böses. Ein Bäumchen kann man biegen, einen Baum nicht mehr! Auf die Erziehung der Kinder bis zum sechsten Lebensjahre sollte man darum entschieden viel mehr Wert legen, als dies thatsächlich der Fall ist. Die späteren körperlichen Züchtigungen sind meist nur deshalb unnütz, weil sie — zu spät kommen.

Seminardirector Dr. C. Kehr.

* * *

Was die viel besprochenen körperlichen Züchtigungen betrifft, so ist jedenfalls die gänzliche Beseitigung derselben aus der Schule anzustreben. Wo sie gesetzlich verboten sind, muss sie der Lehrer schlechterdings unterlassen, auch wenn er sie für nöthig hält. Nur sollten die Schulbehörden, solange es nun einmal noch Schulkinder gibt, welche allen gelinderen Zuchtmitteln Trotz bieten, die Bestrafung grober Vergehen und hartnäckiger Widersetzlichkeit selbst in die Hand nehmen, und die allgemeine Volksschule von schädlichen Elementen reinigen. Denn nicht bloß die Kinder bedürfen des Schutzes gegen leidenschaftliche Lehrer, sondern auch die Lehrer und die Interessen der Schule bedürfen des Schutzes gegen böswillige Kinder, welche vielleicht noch von ihren Eltern unterstützt und aufgereizt werden. Es ist nicht zu dulden, dass schlechte Elemente dem Lehrer eine tägliche Pein, den besseren Kindern stetes Ärgernis bereiten und den Unterricht fortwährend stören.

Dr. Friedrich Dittes.

* * *

Manchen Lehrern geht es zuweilen wie vielen Eltern; diese züchtigen in der Regel an den Kindern nur das, was sie selber verschuldet haben.

Professor Theodor Vernaleken.

* * *

Wenn wir von Eltern hören, die ihre Kinder schlagen, so möchten wir fast meinen, sie würden besser thun, sich selbst diese Strafe zu ertheilen, denn sie allein tragen die Schuld, wenn das Kind nicht so ist, wie sie es haben möchten. Hätten sie von frühauf, fast möchten wir sagen von der Geburt an, ihr Kind mit Aufmerksamkeit, Liebe, Geduld und Festigkeit gezogen, hätten sie ihm allezeit das Beispiel von Selbstüberwindung, Wahrhaftigkeit, Sanftmuth und Mäßigung gegeben, so würde es ihnen später nicht durch Launen, Trotz, Widersetzlichkeit, Unbändigkeit oder Lügenhaftigkeit Ärger verursachen . . .

Übrigens hat die Tyrannei der Eltern oder Lehrer auch die unmittelbare Folge, dass die Kinder ihrerseits Tyrannei ausüben und Wesen, die sich in ihrer Gewalt befinden, seien dies nun Thiere oder Menschen, hart und grausam behandeln. Zunächst quälen sie ihre kleineren Mitschüler, außerdem Insecten, Katzen und Hunde. Wie sollten sie Mitleid für andere hegen, wenn man mit ihnen keines gehabt hat?

Samuel Smiles.

* * *

Geschlechtes die vorsichtige Maxime Anwendung finden. Schleiermacher.

* * *

Festigkeit der Seele neben Einfachheit ist der Charakter des Weisen; unsere Prügelsuppen führten zur Heimtückerei, zu Lügen und zum Sclavensinn. Karl Julius Weber.

* * *

Festigkeit wirkt in der Erziehung allmächtig, aber allzugroße Strenge und brutale Gewalt stiftet kein Gutes, sondern verhärtet die Gemüther und erstickt die guten Keime, welche des Sonnenscheins der Liebe zu ihrer Entfaltung bedürfen. Jean Paul.

* * *

Die wenigsten Eltern denken daran, dass das ganze Thun und Lassen ihrer Kinder aus ihren Herzen entspringt und ganz nach dessen Beschaffenheit sich regelt; sie achten bloß auf das Thun und Lassen derselben. Und dies Thun und Lassen, das die Eltern selbst durch das Verderben der Kinderherzen erzeugt, meinen sie dann durch Schläge und Schimpfen züchtigen zu müssen und vertreiben zu können. Sie schlagen aber die Verdorbenheit nur in die Herzen hinein, Tücke und Verschlagenheit wölben sich als Rinde darüber, aber es kommt die Zeit, wo die Eltern ihre Thorheit schwer werden büßen müssen. Jeremias Gotthelf.

* * *

Der Vater straft sein Kind und fühlet selbst den Streich;
Die Härt' ist ein Verdienst, wenn dir das Herz ist weich.

Rückert.

* * *

Wollten wir kurz den Charakter des Strafverfahrens in den verschiedenen Entwicklungsperioden des Schülers bezeichnen, so müssten wir sagen: das Kind wird gezüchtigt, der Knabe (das Mädchen) wird beschämt, der angehende Jüngling (die Jungfrau) mehr ermahnt und zurechtgewiesen.

Hermann Kruse.

* * *

Die barbarische Schulzucht (durch Prügel) erzeugt Furcht, macht sclavisch und feig, demoralisiert, und Lehrer, welche die Furcht zum Principe der Erziehung machen, sind Menschenverderber ..... Die Sittlichkeit darf dem Menschen weder eingeprügelt, noch durch Aufregung der Ehrliebe in ihr erzeugt werden, sie soll vielmehr nur die Frucht der Freiheit und der inneren Anerkennung ihres eigenen Wertes sein. Heinrich Stephani.

* * *

Körperliche Strafen sind im Hausregimente viel zulässiger als in der öffentlichen Schule. Zwar ist es allerdings sehr verkehrt, die Unarten der Kinder lieber zu dulden, als sich zu einer harten Strafe verstehen zu wollen. In der Schule muss unter allen Umständen Gehorsam und Zucht herrschen, und es ist besser, dass ein Kind mit dem Stocke zum Gehorsam gezwungen werde, als dass es ein widerspenstiges und freches Kind bleibe. Aber es gibt in der Regel — die Ausnahmen werden sehr selten sein — weit bessere Mittel, Kinder zu erziehen, als Stock und Ruthe .... deshalb strebe der Lehrer darnach, des Stockes ganz zu entbehren. Das ist — ich muss es wiederholen — nicht das höchste Ziel und nicht der höchste Lobspruch für einen Lehrer, sondern der ist: gute Zucht und guter Unterricht in seiner Schule; aber die Erreichung dieser höchsten Dinge hängt nicht von dem Gebrauche der Birkenreiser ab. — Dass übrigens ein Mensch durch Stockschläge und Ruthenhiebe nicht gerade Sclavensinn annehme, beweist — England. In den dortigen Schulen, selbst in den Schulen der künftigen Parlamentsmitglieder und Minister herrscht das Birkenreis,

gedenke; sein Schicksal ist so seltsam und sein Herz war so tapfer und so geduldig! Er hatte niemanden mehr auf der Welt, als seine Schulkinder, denen er sein Bestes gab, und wenn er zur nächtlichen Stunde draußen in der Heuscheune lag, ein wenig fröstelnd vor Kälte und ein wenig schwitzend vor Sorge um sein nahes, hilfloses Alter, da mag er sich wohl gedacht haben: Wie wunderlich geht's doch zu auf dieser Welt!

Eine längere Zeit war die Schule bei dem obenbesagten Holzbauer eingeheimt, und gerade aus jener Zeit habe ich die kleine Erinnerung, die hier erzählt werden soll.

Jahrelang hatte sich um unsere Alpelschule niemand gekümmert, sie war weder anerkannt noch verboten, und da der Mann von der Gemeinde verköstigt wurde, so gieng die Sache weiter eigentlich niemanden was an.

Doch, doch! — da ist oben im Gebirge ein Mensch mit dem neumodischen Geiste und der unterrichtet die Kinder! Da kann etwas Sauberes herauskommen! Wie steht's mit der Religion? Werden die Kinder wohl auch zur heiligen Beichte vorbereitet? Zur Communion, zur Firmung? — Das müsste man doch einmal näher besehen! — Und eines Tages hieß es: eine große Geistlichkeit kommt nach Alpel und es wird strenge Prüfung sein!

Der alte Schulmeister sagte nichts dazu und es war ihm nicht anzumerken, ob er sich fürchte oder freue.

Indes schlief alles wieder ein und die „große Geistlichkeit“ kam nicht. Hingegen war im Frühherbste desselben Jahres etwas anderes. Als in der Krieglacher Ortsschule zum Schlusse des Schuljahres der Tag der Prüfung nahte, zu welchem stets auch der Dechant aus Spital erschien und andere Geistliche und Schulaufseher und Lehrer aus Nachbarspfarreien, kam unserem Michel vom Ortsschulrathe der Befehl zu, er habe sich mit seinen Schulkindern am Tage der Prüfung im Schulhause zu Krieglach einzufinden. Und jetzt gieng die Noth an. Die Schule in Alpel war während der dringenden Feld- und Wiesenarbeiten geschlossen gewesen. Der alte Michel musste nun von Haus zu Haus gehen, um die Kinder zusammenzusuchen und ihnen zu sagen, dass sie sich am nächsten Erchtag (Dienstag) beim Holzbauer zu versammeln hätten, hübsch im Sonntagsgewande, fleißig gewaschen und mit gesträhltem Haar, wie als ob sie am Ostertage in die Kirche giengen. Wir Kinder wussten nicht recht, was das zu bedeuten habe, wussten auch nicht, was das sei: eine Prüfung! Und unsere Eltern wussten es auch nicht. Aber sie meinten, es würde schon was Rechtes sein, sonst wäre vom Sonntagsgewand nicht die Rede. Nur ein alter Kleingütler, der auf den Häusern umherzuklettern pflegte, um den Bauern ihre Strohdächer auszuflicken, hatte über die absonderliche Sache seine Bedenken. — Eine Prüfung! Ob die kleinen Buben etwa schon tauglich wären zu Soldaten gegen die Franzosen! Man dürfe nicht trauen! Wer heutzutag einen kleinen Buben habe, der solle ihn verstecken! — Solcher Meinung waren die Bauern nicht und der Heidenbauer sagte frischweg: „Wir von Alpel brauchen unsere Buben nicht zu verstecken, wir können sie schon aufzeigen.“

Trotzdem gab es unter den Schulkindern etliche, denen das Ding mit der Prüfung nicht ganz geheuer vorkam. Aber an dem bestimmten Erchtage fanden wir uns fast vollzählig ein beim Holzbauer. Es dürften unser achtzehn bis zwanzig Kinder gewesen sein. Der Schulmeister hatte sich auf das allerbeste zusammengethan. Er hatte blank gewichste Stiefel, hatte ein schwarzes Gewand an, welches er von einem ehemaligen Collegen, dem Lehrer in Ratten, ausgeborgt; sein mageres Gesicht war glatt rasiert, das dünne graue Haar glatt über

Die Humanität ist ein Kind des neunzehnten Jahrhunderts und wurde unter Schmerzen und blutigen Thränen geboren, wuchs und gedieh unter fortwährenden Kämpfen und Stürmen und muss noch in der Gegenwart wohl gehütet und sorgsam gepflegt werden, sollen die Feinde nicht triumphierend an der Leiche desselben über die Gefallene jubeln.

Eine Forderung dieser Humanität ist die, dass man von der körperlichen Züchtigung ablassen und den Menschen menschlich behandeln solle.

Lehrer Eduard Jordan.

Die Schulprüfung.

Eine Erinnerung aus der Waldheimat von **P. K. Rosegger**.

Oefter als zu oft schon ist von der Schule in Krieglach-Alpel erzählt worden, auf welcher ich mehr gelernt hätte, als auf allen übrigen Schulen zusammen. Die Wissenschaften und Künste, die ich mir auf dieser Hochschule angeeignet, sind freilich nicht wieder vergessen worden: Lesen, Schreiben und die absolute Gewissheit, dass zweimal zwei vier sind! — Aber das wissen wir alles.

Und doch wollen wir eins darüber plaudern.

Der Holzbauernhof, in welchem der alte Michel Patterer die Alpelschule gegründet hatte, lag dreitausendvierhundert Fuß über dem Meere und so konnte der Mann, welcher sonst nichts weniger als ehrgeizig war, seinem Institut die Bezeichnung „Hochschule“ mit gutem Fuge beilegen. Dieser Michel Patterer war früher ordentlicher Lehrer in Sanct Kathrein am Hauenstein gewesen; weil er es im Jahre 1848 ein wenig mit der neuen Mode hielt, — der alte besonnene Mann wird gewusst haben warum — so wurde er von der kirchlichen Behörde kurzer Hand abgedankt und langen Fußes davongejagt. Der alte Mann kam nach Krieglach Alpel, um sich durchzubetteln, allein die Alpler Bauern standen zusammen und sagten: „Bettler haben wir ohnehin zuviele, aber Schulmeister haben wir keinen, und dahier keinen gehabt seit die Welt steht. Machen wir ihn zum Schulmeister, unsere Kinder sollen Lesen und Schreiben lernen; nützt's nichts, so schadet's nichts.“

Der Michel blieb in Alpel und gieng mit seinen Wissenschaften hausieren von Hof zu Hof. Je eine Woche lang wurde die Schule in einem und dem anderen der dreiundzwanzig Höfe abgehalten, wo die Kinder der Gemeinde in der Gesindestube zusammenkamen, sich um den großen Tisch setzten und lernten. Wenn die Bäuerin kam, um auf dem Tische ihren Strudelteig auseinanderzuziehen, oder das Gesinde, um Mittag zu essen, musste freilich der Tisch geräumt werden. Die Kinder giengen hinaus, aßen ihr mitgebrachtes Stück Brot; der Schulmeister setzte sich zu den Knechten und Mägden und that etwas, wozu damals nicht jeder Schulmeister das Talent hatte — er aß sich satt. Außer der Schulzeit machte er sich in dem betreffenden Hofe auch noch dadurch nützlich, dass er Streu hackte, Heu machen oder Dung führen half und dergleichen. Dabei hatte er stets die ruppige braune Lodenjacke am Leibe, die er vom Grabelbauer geschenkt erhalten, und den Seidencylinder auf dem Kopf, den ihm der alte Dechant zu Birkfeld einmal verehrt hatte in früheren Tagen. Lachen und weinen muss ich, so oft ich des guten Michel Patterers

weiß und licht und hatte Bänkreihen und roch nach Kindern. Und an der Wand stand eine Kanzel mit Bücherstößen. Und daneben am Schragen lehnte eine große schwarze Tafel, auf welcher noch die Kreideziffern einer Rechnung standen. Beim Anblicke der Zahlen ward mir sofort übel, denn sosehr ich die Buchstaben stets geliebt, so sehr habe ich die Ziffern von jeher gefürchtet. Wir setzten uns auf Befehl stolpernd in die Bänke und packten unsere Schulbücher und Schiefertafeln aus. Der alte Schulmeister war nahe an der Thür stehen geblieben, hatte unsere Ordnung gemustert und machte nun, als die Herren hereintraten, eine tiefe Verbeugung. Die Herren waren freilich darnach. Da war ein schlanker ältlicher Priester in schwarzem Talar — der Pfarrer von Krieglach; dann ein junger, ebenfalls schlanker Geistlicher mit einem sehr ernsthaften Aloisiusgesichte, das war der Kaplan; hernach ein wohlbeleibter, rund- und rothgesichtiger Herr mit einer recht großen Glatze — das was der Dechant aus Spital am Semmering. Ferner noch mehrere Herren in schwarzem Gewande und mit dunklen und rothen Bärten und funkelnden Augengläsern. Sie musterten uns mit scharfen Blicken und einer oder der andere zuckte wohl gar ein wenig die Achseln, gleichsam als bedauerte er, solche arme Hascherln so weit hergeführt zu haben für nichts und wieder nichts. Denn es waren gar kümmerliche Figürlein und gar einfältige Gesichtlein unter uns. Man könne sich's ja denken, flüsterte einer der Herren zu seinem Nachbar, wenn die Kinder aufwachsen wie die Thiere im Walde, und ein solcher Lehrer dazu! Man könne sich's denken!

Da war unter den würdigen Herren auch ein kleiner dicker Kumpan mit stets zwinkernden Äuglein und schmunzelnden Lippen. Er war, soviel ich weiß, ein Gärbermeister und der „Schulvater“ einer Nachbarsgemeinde, er war gekommen, um bei der Prüfung auch sein Gewicht geltend zu machen. Dieser nun trat allsogleich vor, nahm einen Jungen der ersten Bank aufs Korn und fragte ihn: „Wie viel hat dein Vater Kinder?“

„Mein Vater hat sieben Kinder“, antwortete der Kleine.

„Und wie viel hat dein Vater Finger?“

„Mein Vater hat zehn Finger.“

„Falsch“, rief der dicke «Schulvater», „wenn dein Vater sieben Kinder hat, so hat er wahrscheinlich achtzig Finger.“

Auf das gab's ein paar laute Lacher, der gefragte Schüler aber schaute verblüfft drein.

Der Fragesteller wandte sich zur zweiten Bank. „Jetzt will ich dem saubern Dirndel dort eine andere Aufgabe geben. Wenn auf einem Kirschbaum zehn Gimpel sitzen und ich schieße einen herab, wie viel bleiben oben?“

Das Mädchen stand auf und antwortete: „So bleiben neun oben.“

Zog der „Schulvater“ ein sehr schlaues Lächeln und sagte: „Ich glaube, es wird gar keiner oben bleiben, denn die neun übrigen werden davonfliegen.“

Jetzt trat der alte Michel ein paar Schritte aus seinem Hintergrund und mit gefalteten Händen gegen den Fragesteller gewendet sagte er sehr demüthig: „Wenn ich recht schön bitten dürfte, die Kinder nicht verwirrt zu machen!“

„Ich meine, dass wir in der Schule sind“, nahm nun der Dechant ernsthaft das Wort, „und weil wir gerade auch beim Rechnen sind, so will ich den dort, den Kleinen mit dem rothen Brustfleck fragen.“

Der Kleine mit dem rothen Brustfleck war ich.

„Pass nur einmal auf, mein Kind“, sagte der Dechant. „Ein Bauer hat einen Taglöhner, dem er für den Tag sechsunddreißig Kreuzer Lohn

den Scheitel zurückgekämmt. Am Halse stand sogar ein schneeweißer Hemdkragen hervor, ähnlich der Halsbinde eines Geistlichen, und als er nun auch den fast ganz glatt gebügelten Cylinder auf das Haupt setzte, da dachte ich mir: Mit unserem Schulmeister brauchen wir uns nicht zu schämen.

Wir hatten jedes zuhause je nach Umständen unser Frühstück verzehrt, und nachdem der alte Michel das seine nun aus der braunhornernen Dose genommen, machten wir uns auf den weiten Weg nach Krieglach. Unterwegs durch die Wälder gab der Schulmeister mehrere Verhaltungsmaßregeln aus: die hohen Herren höflich grüßen, beim Namensrufe sogleich aufstehen (in der Alpelschule blieben wir nämlich beim Ausgefragtwerden sitzen), auf die gestellten Fragen hübsch laut und deutlich antworten; wenn wir was geschenkt bekämen oder gar in Häuser zum Essen geladen würden, fein artig sein, und Schön' Dank sagen! und halt so weiter. Ob von den Prüfungsgegenständen selbst die Rede war, daran kann ich mich nicht erinnern; der Schulmeister schien der Sache sicher zu sein.

Das Wetter war trüb, nebelig, frostig; ohne eigentlich zu regnen, troff es von den Bäumen. Zum Sandbühelkreuz gekommen, wo im Thale der Ort stattlich vor uns ausgebreitet lag, machten wir Halt. Der alte Michel riss Sauerampferblätter ab, um jedem der Kinder damit die Schuhe zu reinigen und auch wo es sonstwo und wie an uns auszubessern und fürsorglich zu schlichten gab, that er's. Waren ja doch die allermeisten von uns, besonders die Dirndln, das erstemal in der weiten Welt und sahen einem äußerst ungewissen Schicksale entgegen. Enge aneinandergeschlossen marschierten wir hinter unserem Schulmeister drein durch das große Dorf und der Kirche zu, neben welcher das Schulhaus stand. Das war ein anderes Schulhaus, als wir deren in Alpel hatten, das stand mit seiner doppelten Fensterreihe da wie ein Schloss und jedes Fenster war so groß, dass ein Reiter auf hohem Ross ganz bequem durch ein solches aus- und einreiten hätte können. Wir durften aber nicht einmal bei der Thür hinein. Denn davor stand eine kleine alte Frau mit Brillen auf der Nase, diese schaute uns prüfend an und sagte, wenn wir die Kinder aus Alpel wären, so sollten wir uns in die Brennholzhütte hinein setzen und warten, die Herren hätten eben die Dorfkinder in der Arbeit; wenn sie mit diesen fertig wären, würden wir schon gerufen werden. Als wir drin waren, schlug sie das Lattenthor hinter uns zu, so dass es spielte, als wären wir eingesperrt.

Im Schoppen waren aufgeschichtete Scheiterstöße, darauf setzten wir uns und waren recht kleinlaut. Der alte Schulmeister war immer unter uns. Er sagte gar nichts, schnupfte aber sehr oft aus seiner Dose. Nach einer Stunde beiläufig, als unsere Beine schon steif und unsere Nasen schon blau geworden waren, hörten wir vom Hause her ein lebhaftes Getrampel, als ob ein Schock Ziegen über die Stiege liefe. Bald darauf stoben die freigewordenen Dorfkinder auseinander und wir sahen, wie viele derselben schöne Sachen bei sich hatten, die sie betrachteten und einander zeigten. Da hatten sie Bildchen, rothgebundene Büchlein mit Goldschnitt, und in Seidenmaschen gefasste Silbermünzen. Unser Schulmeister sagte uns, dass solches die Prämien wären, womit die fleißigen Schüler bei der Prüfung betheilt würden. Er deutete nicht an, ob etwa auch uns derlei bevorstünde, für uns gewann aber die bevorstehende Prüfung nun ein anderes Ansehen. Wir wurden gerufen.

Ehrerbietig und leise schritten wir die Treppe hinauf und in das Zimmer hinein. Das war sehr groß und

statt des heiligen Namens Jehovas ein dummes „J. Hofers“, was sie aber wieder damit entschuldigten, dass ich einer der Schwächsten sei. Die Schriften der übrigen waren so, dass die Herren untereinander sagten: „In der vierten Classe einer Bürgerschule selbst wäre ein solches Resultat glänzend zu nennen!“

Unser alter Schulmeister stand immer gleich demüthig in seinem Hintergrunde.

„Aha, die hat's doppelt!“ sagte der Pfarrer plötzlich, als er die Schiefertafel eines Dirndels umgewendet hatte und dieselbe dem Dechanten hinhielt. Die kleine Eigenthümerin stand auf und sagte: „Das Hintere gilt heute nicht, das ist noch von der Schul' her.“

„Wollen einmal sehen, was Ihr in Euerer Schule für ein Dictando habt“, sprach der Dechant und las laut die Schrift auf der Rückseite der Tafel: „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut, das allein unterscheidet ihn von anderen Geschöpfen.“

Sie neigten die Köpfe und der Dechant murmelte: „Nicht übel! Nur schade, dass es vom alten Heiden ist.“

Damit war die Prüfung beschlossen. Die Herren hatten sich zusammengestellt und sprachen leise miteinander. Der Pfarrer schüttelte die Achseln und machte mit den ausgebreiteten Händen eine Geste, die wir erst verstanden, als er sich zu uns wendete und sprach: „Liebe Kinder! Wir sind mit Euch sehr zufrieden. Es sind Euch auch Prämien vermeint, aber Ihr müsset warten, wir haben heute schon alle ausgegeben, sie werden Euch nachgeschickt werden. Fahrt nur so fort, lernet fleißig und vergesset die Gebote Gottes und die Gebote der heiligen Kirche nicht.“

Und dann konnten wir gehen. Der alte Michel machte vor den Herren noch seine ehrerbietige Verneigung und gieng mit uns. An der Thür des Schulhauses soll ihm im Vorübergehen der „Schulvater“ ins Ohr geraunt haben: „Die Prämiierten haben es nicht halb so gut gemacht!“

Hernach standen wir auf dem Kirchplatze noch ein bisschen so herum; endlich fand unser Schulmeister, dass es Zeit sei, den Heimweg anzutreten. Die Wohlhabenden giengen noch in den Bäckerladen um je eine Semmel, wir anderen erquickten uns unterwegs an frischen Quellen und stellten Muthmaßungen an, wann wir die Prämien nachgeschickt erhalten, und worin sie bestehen würden. Der alte Schulmeister nahm aus seiner Dose eine Prise um die andere und schwieg.

Auf die Prämien warten wir noch heute.

gibt; wie viel Gulden Conventionsmünze wird er ihm für die Woche schuldig?“

„Wenn der Bauer“, begann ich abzuhaspeln, „dem Taglöhner sechsunddreißig Kreuzer gibt, so wird er ihm in der Woche schuldig — in der Woche schuldig — —.“ Ich weiß es noch genau, wie mir in jenem Augenblicke zumuthe war. Als ob ich auf einer sehr hohen Leiter stünde, welche zu schaukeln beginnt. Der alte Michel ruft mir noch zu: „Halt dich fest!“ Aber ich sehe und taste keine Sprossen mehr, alles um mich wird blau und voll kreisender Sterne, ich stürze. — Als ich wieder zu mir kam, hörte ich nur, wie unser Schulmeister entschuldigend sagte: „Das ist halt von den Schwächeren einer.“

Ich setzte mich nieder.

An derselben Frage bissen sich noch ein paar andere die Zähne locker. Der eine antwortete, der Bauer würde dem Taglöhner für die Woche drei Gulden sechsunddreißig Kreuzer schuldig; der andere behauptete, der Lohn für die ganze Woche mache vier Gulden zwölf Kreuzer. Endlich stellte es sich heraus, dass beide recht hatten, nur dass letzterer von der Sonntagsruhe Umgang nahm. Diesen fragte daher der Pfarrer von Krieglach ziemlich scharf: „Wie lauten die zwei ersten der Kirchengebote?“

Rasch antwortete der Schüler: „Erstens, du sollst den Feiertag heiligen, zweitens, du sollst die heilige Messe mit gebürender Andacht hören.“

„Sehr brav! Nun möchte ich aber von deinem Hintermann hören, wie viel bei dem bethlehemitischen Kindermorde der König Herodes Mädchen tödten ließ?“

Der Hintermann war wieder ich, aber diesmal kam er mir recht. „Mädchen gar keins“, war meine Antwort.

„Nun, wie kannst du mir das beweisen?“

„Ich kann's beweisen damit, dass der Herodes nur Knaben aufsuchen und tödten ließ, weil er den kleinen Jesus umbringen wollte.“

„Ah, vortrefflich!“ riefen mehrere. Und der Pfarrer sagt gegen den alten Michel gewendet: „Das ist eine Antwort, die ich von Ihrer Schule nicht erwartet hätte.“

Der alte Mann verneigte sich und sagte: „Religion macht den Kindern die meiste Freude. Ich lasse halt Evangelium lesen und was sie von selber nicht verstehen, das erkläre ich ihnen durch Beispiele.“

„Du Schwarzäugige dort unten“, rief jetzt wieder der Dechant drein: „Wie oft soll der katholische Christ beichten?“

„Der katholische Christ soll jährlich wenigstens einmal beichten und zur österlichen Zeit das heiligste Sacrament des Altars empfangen.

Auf dem Gesichte des „Schulvaters“ war die spöttische Miene gänzlich vergangen.

Nachdem in der Religion noch mehrere Fragen klipp und klar beantwortet worden waren, ließ der Pfarrer aus dem Lesebuche ein Stück biblische Geschichte des alten Testamentes laut lesen, jeden durch die Bank nur wenige Sätze. Das gieng flott und die Herren schauten einander nur so an.

„Wie viel haben Sie in Ihrer Schule Classen?“ fragte der Dechant unseren Schulmeister.

„Eigentlich nur eine, oder gar keine“, antwortete dieser. „Ich theile nicht ab. Wir arbeiten halt fort, bis sie lesen, schreiben und ein bisschen rechnen können.“

Nun verlangte man, dass wir unsere Tafeln zum Schreiben bereit machten. Der Dechant gab folgendes Dictat: „Der Geist des Herrn wich von Saul und ließ einen bösen Geist über ihn kommen, der ihn plagte. Und siehe, Saul erschlug tausende und David zehntausende, denn mit David war der Segen Jehovas.“

Das Dictando war durchgehends fast fehlerlos, nur mir passierte an-

es verhindern, dass ich's heute schon thue! Woher habt ihr dieses Recht! — Wenn ich den Tod verdient habe, so lasst mich doch gleich sterben! Ich will's freiwillig thun, und damit der Henker nicht zu kurz kommt, soll er Geld haben. Auch kann er den Cadaver an den Galgen hängen, damit sie alle sehen, dass es seine Richtigkeit hat. Alles ist mir recht, alles; wozu nur die Gewalt, wenn ich's ja freiwillig thun will! Habe ich getödtet, gut, so tödtet mich allsogleich. Wo steht es denn geschrieben, dass ich noch eine lange Nacht leben muss, weil ich getödtet habe? Zum Tode habt ihr mich verurtheilt, es ist gut, doch mit welchem Rechte lasst ihr mich nach der Verurtheilung noch wochenlang leben? Mit welch einem grausamen Recht, das frage ich euch, ihr Herren! Kann denn nicht ein Herzschlag zuvorkommen und euer Urtheil aufheben? ich hatte getödtet, und ihr hattet mich doch nicht gehenkt! Wenn ihr's auf den Herzschlag ankommen lassen könnet, warum nicht auch auf die Selbsthilfe, die eurem Urtheile doch nicht zuwiderhandelt, im Gegentheile, die es ausführt! — Durch Henkershand sterben, ich begreife es ja, dass ihr's wollt, und es hat einen Sinn. Aber zum Henker, wo ist er denn? Kann er's heute nicht ebenso gut thun wie morgen? Dass er doch endlich käme! diese dumme Angst vor ihm ist schrecklicher als er selbst. Hätte er es nicht vor sieben Wochen thun müssen? O ihr mächtigen Herren, wie namenlos grausam seid ihr. Das Urtheil lautet einfach auf den Tod, und so hat's der König unterschrieben, und die Hinrichtung dauert höchstens fünf Minuten, wenn der Henker kein Stümper ist. Seit ihr mir vor sieben Wochen das Urtheil gesprochen habt, sterbe ich ununterbrochen. Das ist euch aber nicht genug, die Todesangst muss noch verstärkt werden, bevor es zu Ende geht, also heute die gnädige Mittheilung, dass morgen früh um sechs Uhr das Urtheil vollstreckt wird. Mein Opfer litt nicht eine Minute, ihr Herren, nicht eine Minute! Und ihr euch solche Schuld um mich! Sieben Wochen lang, und diese Nacht. Beim ewigen Richter beschwöre ich euch, macht ein Ende!"

So schrie er es hinaus, jedes Wort wie ein Todesschrei; in langem Corridor widerhallte es schauerlich, aber die es hören sollten, hörten es nicht.

Als der Gefangene sich umwandte in seiner düsteren Zelle, sah er auf der Bank neben dem Lagerstroh den Bratenteller und das Weinglas. Da lachte er auf. „Jetzt essen und trinken!" rief er aus seinem hohlen Lachen hervor. „Sich einen guten Tag anthun — in der letzten Nacht! Ist es Bosheit von ihnen? — Ja, wenn man sich mit einer halben Maß Wein betäuben könnte.! Wenn man das könnte! Doch das soll ja nur Herzstärkung sein, damit es hernach eine noch größere Qual empfinden kann. Wenn man den Wein löffelweise nimmt, heißt es, soll er leichter berauschen. — Ach, dass man zwei Arme hat und zehn Finger! Und Zähne! Und doch so hilflos sein muss! Wie viel gutes Blei habe ich verschwendet auf meinen Jagden! Wie viele Wesen getödtet, die gerne gelebt hätten. Und mir ist nicht ein einziges Kügelchen geblieben, um meine rasende Angst zu dämpfen. Angst vor dem Henker! Es ist zu drollig, er thut doch nichts mehr, als was ich mir selber thun möchte. — Ah, Schritte! Kommen sie schon? kommen sie? Nein, es wird der Priester sein. Wenn es sonst nichts ist — ich lass' danken. Meine Sünden hab' ich alle schon gebeichtet; jetzt könnte ich nur noch fremde beichten. Prrr, ein Schüttelfrost geht durch meinen Leib, das sind fremde Sünden: dass ich noch leben muss aus dem einzigen Grunde, um Todesangst zu leiden — lauter fremde Sünden. Ich danke schön, für den Zuspruch, ich danke. Ich will

Die Nacht vor der Hinrichtung.

Eine Skizze von **Hans Malser.**

„Herr Gefängnisaufseher! — Herr Gefängnisaufseher! Bitte, bringen Sie mir dazu doch auch Messer und Gabel — zu guter letzt!"

„Darf ich nicht", entgegnete der Genannte, gegen das Ausgangspförtchen schreitend.

„Oder wenigstens eine Serviette!" bat der Gefangene.

„Darf ich nicht."

„Dann nehmen Sie auch nur den Braten wieder mit, ich habe keinen Hunger. Und der liebe Wein! Ein rechter Herztröster, wenn er früher wäre erschienen. Heute graut mir vor ihm. Herr Gefängnisaufseher, nur eine Minute schenken Sie mir, Sie sind auch ein Mensch, und die letzte Bitte schlagen Sie mir nicht ab."

„Was wünschen Sie denn?"

„Nur ein kleines Bändel Spagat oder so was, es ist leicht was gut. Bitte!"

„Darf ich nicht."

„Schauen Sie doch. Morgen werd' ich ohnehin gehenkt. Den Tod habe ich ja verdient, ich sehe es ein, aber die Nacht, die jetzt angeht, habe ich nicht verdient. Um Gottes Jesu Willen, Leute! Leute! Peinigt mich nicht mit dieser schrecklichen Nacht vor der Hinrichtung. Nur diese Nacht schenket mir, nur die gräßliche Angst nehmt mir weg, ich bitte euch beim gekreuzigten Heiland, ich bitte euch!"

„Gibt's nicht!" antwortete der Aufseher und wollte fort.

Der Gefangene fiel ihm in den Arm und flüsterte mit großer Hast: „Sie vergeben sich ja nichts, wenn Sie mir helfen. Es wird's niemand erfahren. Nur das Stricklein da, mit dem Sie das Ofenholz binden, vergessen Sie es, verlieren sie es in dieser Zelle. Ich will ja nichts damit, will ihnen nur die Arbeit ersparen. Ich hab's ja gelernt dahier, für mich alles selber zu thun, so will ich auch das thun, ich brauche niemanden dazu, nur das —"

Die Pforte war ins Schloss gefallen, der Gefangene wieder allein. Aber zum Guckloch schrie er es gell hinaus, dass es hallte im dunklen Gange: „Wer gibt euch **das** Recht! das Leben mir nehmen, ihr könnt es ja, das Gesetz sagt es, und ihr thut es. Aber mir gewaltsam das Leben erhalten, bis es euch gefällt, mich schmachvoll abzuthun! Mir zu sagen: Morgen musst du sterben, aber

Kleine Laube.

Aus der Fibel eines Weltmannes.

Von A. F. Wood.

Der Mensch hasst oft die achtungswürdigsten Charaktere; er hasst sie, weil es ihm an eigenem Wert gebricht.

* * *

Sowie im tiefen Meeresgrunde ungeahnte Schätze ruhen, so birgt der Mensch in seinen Tiefen ahnungslos unschätzbare Gaben; nur der muthige Taucher bringt sie zu Licht.

* * *

Geistige Verirrungen sind Irrlichter über sumpfigem Boden.

* * *

Wenn du an deinem Lebensabend blätterst in dem Gedenkbuche deiner Vergangenheit und dir jedes Blatt menschenwürdigen Inhalt zeigt, dann lege dasselbe getrost an die Stufen des Allgerechten, dessen Stimme dich zum ewigen Leben ruft.

* * *

Lob' nicht den Baum, bevor die Frucht ihn ziert,
Lob' nicht das Kind, eh' es zum Manne wird.

* * *

Das menschliche Leben ist viel zu kurz, um all die Keime des Herzens und des Geistes zur Blüte zu bringen.

* * *

Beuge dein Haupt vor der gottgeweihten Stätte des Friedens und der Eintracht und trage die Segnungen derselben in dein eigenes Haus.

* * *

Hoffnungen sind Thautropfen im Kelche der welken Lebensblume.

* * *

Das Glück hat nur eine Schattenseite, dass der Neid stets in seiner Begleitung.

* * *

Das leichte Gewissen der Jugend wird dem Alter oft zur drückenden Bürde.

* * *

Die Seele wecket den Geist; der Geist den Willen; der Wille die Kraft; diese die That.

* * *

An dem Wiegenrande des Menschen lehnt der Spaten zum Grabe.

* * *

Das Leben des Menschen ist eine Rundreise; — von wo er ausgegangen, dahin kehrt er wieder zurück.

andere Gesellschaft haben in dieser Nacht. —

— Ist das die andere Gesellschaft? — Die Zeiten meines Glückes habe ich gerufen, dass sie mich zerstreuen sollten in dieser Nacht. Den Glanz, die Freunde, die Frauen, die Spiele und die Siege habe ich gerufen. Statt diesen kommen andere Gäste. Aus den dunklen Wäldern auf mich her mit verglasten Augen die Rehe und Hirsche, die gefallen sind von meiner Hand; die Rebhühner, die Fasanen, die Auerhähne, alle umkreisen sie mich, diese verfluchten Todtenvögel, jetzt. Was? gebeichtet wollt ihr sein? Auch ihr wollet gebeichtet und gebüßt sein? Seit die Welt steht, kommt das keinem Jägersmann zu Sinn. Dass ich in paar Stunden an den Galgen käme, blöken und schnattern sie mir zu, diese schrecklichen Gespenster. Hinweg! Hinweg von mir! — Was sehe ich noch? Menschengerippe! Arbeiter, Hörige, Bauern, Kinder, die verdorben und verhungert sind auf meinen reichen Gütern? Weiber auch? Was wollen denn die, wir sind ja quitt! Ihr habt den grünen Kranz verkauft, ich habe ihn baar gezahlt und wahrlich nicht gefeilscht. Abgedrungen sagt ihr? Ei, geht mir weg, wer euch nichts abdringt, dem werft ihr's selber vor die Füße — es ist die alte Geschichte. — Endlich ein Freund! Der von Monte Carlo! Der mit dem Mal auf der Stirne! Was willst du von mir? Mich für den Zufall verantwortlich machen? Wären die Würfel anders gefallen, hätt's mich getroffen. Im Spiele gehts nicht anders. Aber Aladar, du bist grauenhaft anzusehen, Aladar! Sei du im Frieden und lass' ihn auch mir. — Jetzt — jetzt erscheint er selbst! Ferdinand, der Nebenbuhler. Wie? Die Hand reichest du mir? Du allein? Du allein bist versöhnt, du, an dem ich das Verbrechen begangen! Du, der einzige von allen, die meine Freunde gewesen! Sie schreien mir Flüche zu, du allein kommst zu mir als Tröster in dieser furchtbaren Nacht. Du, der Ermordete! . . .

Nun ist es klar. Den einen Mord sühne ich jetzt, und er ist gelöscht. An des Todes Pforte steht der Erschlagene, mich liebreich zu empfangen. — —

Alles andere habe ich nicht gebüßt. Darum die Angst und Qual. Und Gerechtigkeit ist's, dass ich mehr leide als den Tod, dass ich ihn hundertfach leide. Ich sehe es jetzt: der Mensch muss büßen für alle seine Übelthat, sei sie nach dem Gesetze strafbar oder nicht. — Ich habe viel gesündigt, o du mein gerechter Gott, ich habe viel gesündigt! Nach deinem Rathschluss will ich in Demuth leiden und sterben . . .

„— Herr Gefängnisaufseher! — — Herr Gefängnisaufseher!“ rief er mitten in der Nacht.

„Wünschen Sie was?“ schnarrte der Gerufene zum Guckloch herein.

„Vom Herzen bitte ich um den Priester.“

„Wird erscheinen.“

„Und wie viel ist es an der Uhr?“

„Punkt zwölf.“

„Gott sei Dank, noch sechs Stunden Zeit!“

Beispiel, dass der Sitz selbst der leitenden Behörden nicht in einer Großstadt zu sein braucht, bietet Washington, das eine verhältnismäßig kleine Stadt und trotzdem Hauptstadt der Vereinigten Staaten ist.

Nicht in der gepressten Enge überfüllter Straßen und enger Hofräume, sondern in der ruhigen Weite von Garten und Feld liegen die Quellen unserer Kraft!" „Das Land."

Ein Wort an Christen.

Der Gerechte erbarmt sich seines Viehes, aber das Herz des Gottlosen ist unbarmherzig.

Es gibt viele Menschen, die sich sonst mit dem lebhaftesten Interesse bei den verschiedensten Werken der Barmherzigkeit zu betheiligen bereit sind, den Bestrebungen des Thierschutzes aber von vornherein fremd und abweisend gegenüber stehen, dieselben gar als etwas betrachten, was unter ihrer Würde ist. Die Ursache ist wohl hauptsächlich in Vorurtheilen, der Quelle so vielen Übels, zu finden, und darin, dass so wenig ernstlich und gründlich über das besprochene Thema nachgedacht wird, — eben weil die Vorurtheile von solchem Nachdenken abhalten. Es sei mir daher gestattet, einige Gedanken über die Nothwendigkeit und die Berechtigung des Thierschutzes, speciell vom christlichen Standpunkt ausgehend, darzulegen, denn die Gleichgiltigkeit deutscher Christen auf diesem Gebiet ist zuwenig normal, zuwenig dem Geiste des Christenthums entsprechend, als dass man nicht auf eine Umwandlung dieser Gesinnung hoffen und darauf hinarbeiten müsste.

Es ist freilich überflüssig, die Nothwendigkeit der Thierschutzbestrebungen in dem Sinne zu beweisen, dass an die fort und fort sich ereignenden Thierquälereien erinnert wird. Jeder Mensch kennt dieselben, und wer es nur wissen will, weiß auch, wie unzulänglich die bestehenden gesetzlichen Verordnungen dagegen sind. Eine Strafbestimmung lautet: „Mit Geldstrafe bis zu so und soviel Gulden oder mit Haft wird bestraft, wer öffentlich oder in ärgerniserregender Weise Thiere boshaft quält oder roh misshandelt."

Es liegt auf der Hand, dass die Fassung dieses Paragraphen durchaus nicht genügt, denn wenn es Unrecht ist, ein Thier zu quälen, so muss dies durch das Gesetz bestraft werden, gleichviel, ob es öffentlich geschieht oder im Verborgenen, ob es Ärgernis bei einem Menschen erregt oder nicht. Die Sache selbst ist verwerflich, nicht der Effect, den sie verursacht!

Es muss also zugegeben werden, dass die Thierschutzbestrebungen insofern nothwendig sind, weil wirklich abscheuliche Grausamkeiten aller Art an Thieren verübt werden, weil ferner unsere Gesetzgebung bei weitem nicht energisch genug diese Grausamkeiten verurtheilt, und weil endlich im einzelnen Falle noch so sehr viel straflos bleibt, was selbst nach dem Wortlaut des so weit gefassten Gesetzes zu verhindern und zu rügen wäre.

Indessen stammen die Einwendungen, die gegen den Thierschutz erhoben werden, auch nicht aus der Voraussetzung, derselbe sei deshalb unnöthig, weil keine wesentlichen Thierquälereien vorkämen. Das Vorhandensein derselben ist leider nur zu augenfällig und trifft jeden fühlenden Menschen bis in das tiefste Herz. Es wird uns aber manchmal gesagt, es sei nicht unsere Pflicht, es sei nicht Gottes Gebot, an Thieren Barmherzigkeit zu üben. Die Thiere werden hiernach als so untergeordnete Geschöpfe angesehen, dass wir gar keine Pflichten ihnen gegenüber hätten, so dass es ganz außerhalb unserer Aufgabe läge, uns um sie zu bemühen. Dieser Satz ist aber ein durchaus verkehrter, denn der Mensch hat schlechterdings niemals Rechte irgend welcher Art, ohne dass ihm aus denselben auch entsprechende Pflichten erwüchsen, und gewiss würde kein ernster Christ es leugnen, dass es wohl unsere gottgewollte Pflicht und Aufgabe ist, uns

Großstadt.

Max Nordau wohnt seit vielen Jahren in Paris. Er muss die Großstadt kennen. Dass er in ihr wohnen bleibt, ist seine Sache, seine Meinung über die Großstadt ist folgende:

„Der Bewohner der Großstadt, selbst der reichste, der vom ausbändigsten Luxus umgebene, ist fortwährend ungünstigen Einflüssen ausgesetzt, die seine Lebenskraft weit über das unvermeidliche Maß hinaus vermindern. Er athmet eine mit den Ergebnissen des Stoffwechsels geschwängerte Luft, er isst welke, verunreinigte, gefälschte Speisen, er befindet sich in einem Zustande beständiger Nervenerregung, und man kann ihn ohne Zwang dem Bewohner einer Sumpfgegend gleichstellen. Die Wirkung der Großstadt auf den menschlichen Organismus zeigt die größte Ähnlichkeit mit jener der Maremmen, und ihre Bevölkerung verfällt demselben Verhängnis der Entartung und des Unterganges, wie die Opfer der Malaria. Die Sterblichkeit in der Großstadt ist um mehr als ein Viertel größer als der Durchschnittssatz, der für das ganze Volk gilt, und sie ist doppelt so groß wie auf dem flachen Lande, obwohl sie eigentlich kleiner sein sollte, weil in der Großstadt die kräftigsten Lebensalter vorherrschen, in welchen die Sterblichkeit weit geringer ist, als im Kindes- und Greisenalter. Und auch die Kinder der Großstadt, die nicht in frühem Alter weggerafft werden, erleiden die eigenthümliche Bildungshemmung, welche Morel (bekannter Turiner Professor) bei der Bevölkerung der Fiebergegenden feststellt u. s. w."

Wenn man die mannigfachen natürlichen Nachtheile, hieß es in einem unterdrückten Artikel der „Socialcorrespondenz", der großen Stadt gegenüber dem Lande oder der Kleinstadt bedenkt, und wenn man weiter die unglückseligen Verhältnisse in Betracht zieht, die dieses riesenhafte Anwachsen der Großstädte, namentlich auf dem Gebiet des Wohnungswesens erzeugt, so wird man gewiss nicht in den allgemeinen thörichten Jubel einstimmen, der sich regelmäßig erhebt, wenn sich wieder eine enorme Vermehrung der Bevölkerung einer Stadt ergeben hat. Es sind mancherlei und sehr gewichtige Momente, denen die Großstädte dieses Anwachsen verdanken. Die bevorzugte wirtschaftliche und geographische Lage, und infolge davon die besseren Erwerbsverhältnisse, das einmal vorhandene Übergewicht, die vielfach so traurige Öde des Lebens auf dem Lande oder in einer Kleinstadt in geistiger Beziehung, der Zug der Zeit nach Abwechslung, Bildung und Genuss. Keines dieser Momente haben wir so in der Hand, dass wir seiner Wirkung beliebig Einhalt thun könnten; sondern erst eine langsame Entwickelung, die wir wohl ahnen, aber nicht planmäßig regieren können, wird hier Wandel zu schaffen imstande sein. So mag z. B. die fortschreitende Entwickelung der Elektrotechnik und die ausgiebigere Benutzung der Wasserkräfte ein gutes Theil der jetzt städtischen Industrie auf das Land an die Ströme, Flüsse und Bäche hinziehen. Allein einen Grund zu dem Wachsthum der Großstädte gibt es doch, den wir wirklich in der Hand haben, und das ist die Bevorzugung derselben von seiten der Regierungen dadurch, dass vorzüglich in die Großstädte der Sitz der Behörden, Garnisonen, Bildungsanstalten u. s. w. verlegt wird. Hierzu ist jetzt, wo man mit der Eisenbahn in der kürzesten Zeit die entferntesten Punkte erreichen, wo man einander telephonieren und telegraphieren kann, keine zwingende Nothwendigkeit mehr vorhanden. Manche Bildungsanstalten, die nicht unbedingt der Anlehnung und Verbindung mit den Instituten einer Großstadt bedürfen, können in der Muße und Ruhe der kleinen besser gedeihen, als in dem Lärm der großen Stadt; und was die Garnisonen anlangt, so gibt es gerade in den Großstädten Dinge, von denen man im Interesse der Gesundheit und Sittlichkeit des Landes dringend wünschen muss, dass der Soldat mit ihnen nicht bekannt werde. Das beste

regend sind. Ach gewiſs, es ist schrecklich, sich in Thierquälereien hineinzudenken und mit diesem Gedanken zu beschäftigen, und doch muſs man es thun, wenn man helfen will, und es ist doch noch viel schrecklicher für das arme Thier, dies alles wirklich zu leiden. Sollen, dürfen wir wohl gleichgiltig an ihm vorübergehen, um unsere Nerven zu schonen? Bequem wäre das wohl, aber nicht menschlich edel.

Doch noch ein Einwand wird vorgehalten, der gewiſs nicht leichtzunehmen ist, indem wir auf die viele Noth hingewiesen werden, die noch unter den Menschen zu finden ist, und es als falsche Sentimentalität angesehen wird, daneben der Thiere zu gedenken. — Gott verhüte, daſs einem unglücklichen Menschen eine Hilfe um der Thiere willen entzogen werde, daſs wir aus Liebe zu den Thieren minder barmherzig für die Menschen würden! Dies darf nicht geschehen, es braucht aber auch nicht zu geschehen, es wird nicht von uns gefordert. Im Gegentheil, durch die Liebe zum Thiere übt man sich an der Menschenliebe; wir wollen den Kreis unseres Interesses, indem wir die leidende Thierwelt in denselben einschließen, immer weiter ausdehnen, nicht denselben verengen. Und wahrlich, wir brauchen den Armen und Nothleidenden unter unseren Brüdern nichts zu entziehen, und werden doch noch immer Zeit, Gedanken und auch materielle Hilfe übrig haben für die geringeren Creaturen. — Es gibt so vielen unnützen Luxus, so viel Verschwendung von Zeit, Interesse und Geld um des eigenen Vergnügens willen auch in den christlichen Kreisen, — warum erheben sich nicht zunächst dagegen dieselben Stimmen, die um des vorhandenen menschlichen Elends willen es uns verbieten wollen, uns der Thiere zu erbarmen? Ernst klingt zu uns herüber, das Wort Jakobi 2, 13: „Es wird aber ein unbarmherziges Gericht über den gehen, der nicht Barmherzigkeit gethan hat."

Das eine thun und das andere nicht lassen, sei unser Grundsatz, und unser Bestreben sei, jedem Elend, das uns entgegentritt, ein offenes, mitleidiges Herz und, wo irgend möglich, eine helfende Hand entgegenzubringen.

Es wird dann auch jeder einzelne von uns erkennen, in welcher Weise er für den Schutz der Thiere wirken kann und soll.

Wir gedenken hier zunächst der Kinder, die so oft aus Gedankenlosigkeit grausam sind, und in deren weichen Herzen es doch viel leichter ist, die Stimme des Mitleids zu erwecken, wie in den Herzen der Alten. Ob ein Kind mitleidsvoll oder mitleidslos sich entwickelt, kann für das ganze Leben Bedeutung haben, es ist daher eine heilige Pflicht aller Eltern und Erzieher, jede Gelegenheit zu benutzen, um dem Kindesherzen Theilnahme gegen fremde Leiden, Wohlwollen gegen alle Wesen und einen tiefen Abscheu vor jeder eigennützigen, rücksichtslosen Grausamkeit einzuprägen.

Ferner sollte jeder darauf achten, daſs seine Dienstboten keine Thiere, sei es aus Roheit, sei es aus Unwissenheit, quälen, und er muſs gern bereit sein, auf irgend einen Vortheil zu verzichten, wenn derselbe nur durch das Leiden eines Thieres zu erreichen ist. Keine Überarbeitung der Zugthiere, besonders keine Ausnützung der Pferde bis ins höchste Alter. Kein unnatürliches Mästen des Geflügels, kein „kapaunen" desselben, kein langsames Schlachten eines Thieres sollte geduldet werden. Bekanntlich stirbt Geflügel schnell, wenn man ihm den Hals ordentlich durch-, nicht bloß einschneidet, und es schnell ausbluten läſst, und Fische, auch Aale, sind leicht zu tödten, indem man ihnen den Schädel durchbohrt oder zerschmettert. Krebse sterben sofort, wenn sie in siedendes Wasser geworfen werden; es ist eine ebenso brutale wie nutzlose Methode, sie in kaltem Wasser aufzusetzen und langsam zu kochen. Ebenso grausam ist es, Fische mit Legangeln zu fangen und die Frösche, denen man die Keulen abgeschnitten, lebend wegzuwerfen. Es ist doch wahrlich keine Mühe, den Thierchen den

der Thiere zu erbarmen, wenn er überhaupt sich prüfend an die Frage stellt.

Sollte nun aber die entgegengesetzte Behauptung nicht ihren tiefsten Grund in der natürlichen Lieblosigkeit und dem Hochmuth des Menschenherzens haben, jenen Eigenschaften, die wir als Christen mit allem Ernst bekämpfen müssen? Ist es nicht Hochmuth, wenn wir, nicht zufrieden mit dem großen Vorrecht, welches wir dem Thiere voraus haben, diesem Geschöpfe jegliches Recht nehmen möchten, vergessend, dass unser Vorrecht doch seine Ursache in der Gottebenbildlichkeit hat, durch welche wir auch die herrlichen Gaben der Vernunft und des freien Willens erhalten haben. Worin aber offenbart sich nun diese unsere Gottebenbildlichkeit, in der Barmherzigkeit oder in der Grausamkeit? Schon um dieser unserer eigenen, uns so gnädig verliehenen Würde willen müssen wir jede Thierquälerei auf das Äußerste verabscheuen und bekämpfen. Oder können wir etwa ernstlich daran zweifeln, dass Gott sich auch der Thiere erbarmt, dass er auch mit ihrem Schmerze Mitleid hat? Können wir glauben, dass, indem er den Menschen zum Herrscher über die Erde und deren Bewohner eingesetzt hat, demselben eine schrankenlose Macht eingeräumt ist, für deren Gebrauch er keine Rechenschaft abzulegen hat? Der Mensch ist wohl Herrscher der Erde, aber nicht Tyrann, er darf wohl der Thiere Blut vergießen, aber nicht in tropfenweiser Qual, er darf sich ihrer Kraft zu seiner Arbeit bedienen, aber nicht in rücksichtslos grausamer Erpressung; der Mensch ist ein Herrscher von Gottes Gnaden, möge er dies nie vergessen, sondern der verliehenen Gewalt sich bedienen in Weisheit, Liebe, Gerechtigkeit, wie er es dereinst vor seinem und der Thiere Schöpfer, ohne dessen Willen kein Sperling vom Dache fällt, verantworten kann.

Steht nicht geschrieben, dass Gott sich aller seiner Werke erbarmt? Und sind nicht die Thiere seine Werke? Gewiss, wir ehren ihn nicht, wenn wir gleichgiltig sind gegen die Geschöpfe seiner Hand, die er segnete und gegen ihr Leiden! (Ich spreche nicht davon, dass wir dies Leiden etwa gar selbst verursachen.) Können wir glauben, dass er gleichgiltig ist gegen den Schmerz irgend eines fühlenden Wesens, so haben wir doch seine Liebe noch nicht ganz verstanden!

„Es ist nicht viel gesagt in der Bibel zum Schutz der Thiere“, wird behauptet. Nicht viel, aber doch etwas, so das alttestamentliche Wort: „Der Gerechte erbarmet sich seines Viehes; aber das Herz des Gottlosen ist unbarmherzig“, und das neutestamentliche Gebot: „Seid barmherzig, wie auch euer Vater barmherzig ist“, eine ganz allgemein gehaltene Anweisung, von deren Segen wir durchaus nicht berechtigt sind, irgend ein Wesen auszuschließen, denn unser Vater hat sie alle in das Leben gerufen und er liebt sie alle.

Dass die Thierschutzbestrebungen in Deutschland wenigstens, fast nur (mit wenigen Ausnahmen) von solchen getragen und gefördert werden, die dem Christenthum und der Kirche ferner stehen, ist merkwürdig genug.

In England, in der schriftkundigen, auf die Schrift gegründeten englischen Christenheit, stehen die Sachen ganz anders. Gläubige und ausgezeichnete Geistliche, Männer wie der unvergleichliche ehrwürdige Lord Shaftesbury finden es dort nicht unter ihrer Würde, für das Wohl und den Schutz der Thiere zu wirken, ja derselben auch in der Predigt zu gedenken.

Weshalb nun verschließen sich im großen ganzen die deutschen christlichen Kreise davor? Prüfen wir in der Stille, ob nicht auch Bequemlichkeit und Weichlichkeit die Ursachen sind, die Scheu, theils vor Übernahme einer neuen Mühe, einer neuen Aufgabe, wo es schon genug zu thun gibt (aber die echte Barmherzigkeit soll nicht leicht ermüden), theils sich scheut vor dem Vertrautwerden, vor dem Hineinblicken in Dinge, die sehr widerlich, sehr nervenangreifend und er-

vorausgesagt hatte, dass die „Götterdämmerung“ vor halbleerem Hause werde aufgeführt werden, und dass ein Satz einer Brahms'schen Symphonie werde wiederholt werden müssen, nun mit einemmale infolge von offenbarer Überreizung, einer geistigen Störung, einer Art musikalischen Verfolgungswahnes anheimfällt. Ist es nicht entsetzlich, wenn einem solchen Manne durch Regimentskapellen die gesunde Überlegungskraft dermaßen „weggepustet“ worden ist, dass er das, was diese Kapellen den „Ladenjünglingen und Confectioneusen“ aufspielen, nicht mehr zu unterscheiden vermag von dem Eindrucke des Kunstwerkes R. Wagners? Hören wir nicht aller Orten und aller Zeiten Schillers „Bürgschaft“ und sein „Lied von der Glocke“ declamieren? Spielt nicht jede Schmiere seine „Räuber“? Dringen nicht dem rettungslosen Spaziergänger aus jedem geöffneten Fenster die Töne der „Sonate pathetique“ oder der „Mondscheinsonate“ Beethovens entgegen? Haben wir in den Kunstausstellungssälen vor den zahlreichen Gemälden der großen Maler nicht schon Genickstarre bekommen und uns nach mäßigeren Genüssen gesehnt? Wem ist es aber eingefallen, im Vorkommen solcher Unannehmlichkeiten ein Ende der Schillerei, des Wertes Beethovens, der großen classischen Kunst zu erblicken? Wer dies thäte, würde vergeblich auf Gedankenübereinstimmung mit Vernünftigen rechnen dürfen; aber auf Mitgefühl hätte er Anspruch. Dieses ihm zu zollen, würde ich nicht anstehen, wenn es ihm je einfallen sollte, einen Dichter dafür verantwortlich machen zu wollen, dass uns etwa seine Mundart und Schreibweise heutzutage allüberall, in Skizzenbüchern von Comtessen wie an Straßenecken in Aufrufen, und Reclamen für gute und schlechte Zwecke, bei Berufenen und Unberufenen begegnet! Ich würde mir eben denken: Will ich meinen Dichter genießen, so wende ich mich mit jener Achtung und Weihe, die jeder Künstler beanspruchen darf, an ihn selber und lasse seine Dichtungen auf mich wirken, wie er sie gibt. Ihren Wert werde ich dann nicht nach augenblicklichen Kundgebungen dieses oder jenes verehrlichen Publicums bemessen, sondern nach dem Eindrucke, welchen ich von ihnen gewinne, wenn ich sie empfange, wie sie dargeboten sein wollen. Und wollte es einer versuchen, uns einen Genuss dieser Art und damit die Achtung, welche wir denen, die ihn uns gewähren, schulden, zu verleiden, so möge er sich an die „deutschnationalen“ Grenzboten wenden. Vielleicht findet er dort seine gläubigen Zuhörer. Wir Leser des „Heimgarten“ würden uns dadurch ebensowenig beirren lassen, als uns, die wir unsere Verehrung für R. Wagner eben nicht von Wachtparaden und Morgenmusiken hergeholt haben, die Prophezeiung vom „Ende der Wagnerei“ besondere Sorge macht.

Dr. Friedrich v. Hausegger.

Der bettelarme Zola.

In einer Zeitschrift für schriftstellerische Berufsfragen finden wir folgenden Artikel, dessen Belustigungen wir auch unseren Lesern gönnen.

Ein Besucher Emil Zolas berichtet über eine Unterredung mit dem Schriftsteller. Der Hauptgesprächsgegenstand ist Zolas Vermögen. Wir gelangen in den Salon, einen großen Raum, der durch drei Fenster erhellt wird, die mit gelbseidenen Vorhängen, mit blassblauen Plüschdrapierungen bekleidet sind. Auf dem großen Kaminsims steht die Büste des jungen Zola. Divans und Sessel in blauer, blassrosa Farbe mit goldenen Lehnen stehen umher, in der Mitte ein Flügel aus Rosen- und Palisanderholz. Im Laufe des Gesprächs wird zufällig das Wort „Vermögen“ ausgesprochen. Zola ruft aus: „Mein Vermögen, mein Vermögen! Aber ich habe ja keinen Sou. Es ist ja ein reines Märchen, dass Zola ein Millionär sein soll. Wissen Sie das denn nicht?“ – „Aber die großen Auf-

Kopf einzudrücken. Vor allem sollte dahin gewirkt werden, dass die entsetzlichen Thierquälereien beim Tödten der Schlachtthiere aufhören, und das könnte so leicht geschehen, da ja ein sicherer Schlag auf das Großhirn das Thier betäubt und es empfindungslos macht.

Leider geschehen sehr viele Thierquälereien vor unseren Augen, denen gegenüber sich nichts sagen lässt, in manchen Fällen aber könnten wir doch durch ein gutes ernstes Wort, in der rechten Weise, zur rechten Zeit gesprochen, etwas helfen. Wir könnten vielleicht in das Gewissen des Thierquälers, der oft nur aus Gedankenlosigkeit, Unwissenheit oder augenblicklicher Gereiztheit grausam ist, einen Stachel hineindrücken, den er bei einer späteren Gelegenheit fühlen könnte, selbst wenn ihm unser Wort für den Augenblick keinen Eindruck zu machen scheint. Es ist ein sehr unangenehmes Unternehmen, mit einem rohen Fuhrmann z. B. zu unterhandeln, aber kann es nicht doch unter Umständen unsere Pflicht sein?

Gewiss würde weniger an den Thieren gesündigt, wenn sich mehr Stimmen aus dem Publicum zu ihrem Schutz erhöben. Man lasse es nur dabei dem Besitzer des Thieres merken, dass man wohl das Unrecht, was er thut, nicht aber seine Person verabscheut, dass man auch ihm eine freundliche, mitleidige Gesinnung entgegenbringt, denn oft bedürfen diese Leute ebensosehr unsere Theilnahme, wie das Thier, das sie quälen, oft sind sie nur grausam, weil sie selbst ein so hartes Los haben, und der „Kampf um das Dasein“ für sie ein so schwerer ist.

Doch noch auf eine Beziehung zwischen dem Thierschutz und denjenigen Werken, die wir kurzweg „innere Mission“ zu nennen pflegen, sei hingewiesen. Unser hauptsächlichster Wunsch den Menschen gegenüber muss zwar immer die Besserung und Umwandlung des einzelnen sein, aber auch eine Verbesserung der sittlichen Zustände überhaupt muss erstrebt werden, und nichts, was zu solcher Verbesserung dient, darf geringgeachtet werden. Nun ist sicherlich der sittliche Zustand einer Bevölkerung, die im allgemeinen rücksichtsvoll und schonend mit den Thieren umgeht, ungleich höher als der einer rohen und grausamen Bevölkerung; der einzelne Mensch aber ist sehr abhängig von den Eindrücken und Einflüssen, denen er im täglichen Leben ausgesetzt ist; er wird auch fähiger sein, die Wahrheiten des Christenthums sich mit vollem Bewusstsein anzueignen und empfänglicher für dieselben sein, wenn er sich schon vorher durch Gewohnheit und aus Überzeugung der Milde und des Wohlwollens gegen alle Wesen, mit denen er in Berührung kommt, befleißigt hat, als wenn er in Gefühllosigkeit und Eigennutz versunken und abgestumpft ist.

Th.-Sch.-V.

Das Ende der Wagnerei?

Das Maiheft des „Heimgarten“ enthält den Abdruck eines Aufsatzes „Das Ende der Wagnerei“ aus der „deutschnationalen“ Zeitschrift „Die Grenzboten“, welcher sich zur Abwechslung einmal mit der Frage beschäftigt, ob denn das schon seit Decennien immer und immer wieder vorhergesagte Ende der Geltung Richard Wagners noch nicht gekommen sei. Ich habe diesen sich durch eine gewisse Eigenart auszeichnenden Aufsatz mit dem tiefsten Mitleide für den ungenannten Schreiber gelesen. Dieser ist gewiss ein Recensent, und wenn er in kurzen Zeiträumen eine Symphonie von Brahms, einen Satz davon gar zweimal, die „Götterdämmerung“ und außerdem auch noch aufdringliche Regimentsmusiken hören und vielleicht gar noch über alles das recensieren muss, so sind sein Ausbruch der Verzweiflung und deren Rückwirkung auf seine klaren Verstandeskräfte begreiflich. Innigst bedauern muss man es, dass ein Mann, der ja durch seine Sehergabe berufen wäre, der Prophet seines Vaterlandes in musikalischen Dingen zu werden, da er doch schon vor zehn Jahren

Poetenwinkel.

Einer Todten.

Seit du gestorben, fragt mich niemand mehr:
Was quält dein Herz? Was macht es krank
und schwer?

Kein prüfend Auge liest von meinen Wangen
Die Sorgen ab, die mir durchs Hirn gegangen.

Und bricht der Schmerz die Kraft und klag' ich ihnen,
So fröstelt's mich vor diesen kalten Mienen.

Ihr Rath und Trost armselig scheint er mir
Und keiner sagt: Vertrau! Ich helfe dir!

Seit du gestorben, bin ich recht allein —
Nun weiß ich, wie das wehthut: Einsam sein!

Sophie v. Khuenberg.

An meinen Knaben.

Dein offenes Kinderantlitz weckt
Oft in der Brust mir namenloses Bangen
Ach. lieber säh ich deine Rosenwangen
Verwelkt, zu ew'gem Schlaf dich hingestreckt,

Als dass, gereift zum Mann, dein Fühlen nicht
Der Menschheit warm, dem kleinen Ich nur schlüge,
Dass Nacht dein Denken und dein Wahlspruch Lüge,
Indes der Freunde Schar um Freiheit ficht.

Kämpf' mit, mein Sohn! Und wär's als Knappe nur,
Wirst du zum Bannerträger nicht befunden,
Kämpf mit, dass um die kleinste der Secunden
Du nicht verziehst den Gang der Zeitenuhr.

Dann drück' ich erst mit voller Mutterlust
Dich an mein Herz, vor stolzem Glücke wallend,
Sei es als Sieger oder sei es fallend
Auf deinen Schild, die Wunden auf der Brust.

Angelika von Hörmann.

(Neue Gedichte. Leipzig. A. G Liebeskind.)

Leicht zu finden.

Ruhm und Ehre zu erringen, zieht so mancher durch die Lande,
Suchet auf und ab im Thale, hin und her am Meeresstrande;
Suchet sie auf hohen Bergen, in der Erde dunkeln Gründen,
Und auf sonnbestrahlten Fluren. Und so leicht sind sie zu finden.

Siehe dort! dem Greis dem müden, fiel die Krücke aus den Händen,
Um sie wieder aufzunehmen, kann er sich vom Fleck nicht wenden,
Und die Menschen, sieh! wie achtlos alle sie vorüber rennen,
Und die Stütze weiterschleifend, sie vom Greise mehr noch trennen.

Sieh! das Mütterchen, das alte, schon so nahe beim Gehöfte,
Einen Fuß am Bache diesseits, einen jenseits ohne Kräfte;
Mit der schweren Last am Rücken, die sie fast zur Erde beuget.
Und das Kind dort an der Brücke; das sich spielend abwärts neiget.

Leicht ist Gutes hier zu stiften. Reich die Krücke diesem Alten,
Und dem Mütterchen die Hände, um daran sich festzuhalten;
Und zum Kinde ruf die Mutter, ehe es ins Wasser falle,
Und es grüßen und es segnen dich die guten Menschen alle.

Ferdinand Pfeiler.

Neuer Sang mit altem Klang.

Ich weiß ein Lied zu singen
Von einer schönen Maid,
Die hatt' ein weißes Hemde
Und güldenes Geschmeid.
Das güldene Geschmeide,
Das that mir nichts zuleide.
Das Hemde war so lind.

Ich such' am linden Hemde
Dass ich den Herzschlag find',
Dann stoß' ich in den Busen
Das Messer ihr geschwind.
Der harte Stahl that klingen,
Das heiße Blut that springen
Mir in das Angesicht.

Nun beicht' ich meine Sünden
Und gehe zum Gericht,
Um meinen Lohn zu finden
Auf hohem Blutgerüst.
Vom Leben will ich scheiden,
Statt Liebespein zu leiden
Ob einer falschen Maid. M.

Im Zeichen der Myrte.

Anmuthig lächelnd stand an seiner Seite,
Den grünen Myrtenkranz im Lockenhaar,
Um die er glückbegünstigt liebend freite,
Vor dem geschmückten heil'gen Traualtar.

Die feierliche, wonnevolle Stunde,
Die heißersehnte, endlich war sie da;
Fest klang es ihm, ihr aber weich vom Munde
Das bindende, so inhaltsvolle „Ja".

lagen?" – „Ach was, große Auflagen! Durchschnittlich werden etwa achtzigtausend Exemplare jährlich von meinen Büchern verkauft. Nun rechnen Sie. Ich bekomme zwölf Sous von jedem Exemplar, das macht kaum fünfzigtausend Francs. Kommt hinzu das Übersetzungsrecht, Zeitungshonorar, etwaige Dramatisierung, und so habe ich in den guten Zeiten alles in allem etwa hunderttausend Franken das Jahr. Hier in Paris, bei dem Leben, das man in unseren Kreisen zu führen gezwungen ist, kann man das keinen Reichthum nennen. Das gibt sich gar schnell aus. Es gehören Millionen dazu, um heutzutage wirklich Luxus zu treiben. Irgend ein hübscher Tisch, wirklich künstlerisch gearbeitet, kostet seine zehntausend Franken (!), alles andere ist dementsprechend. Für die Möbel allein könnte man Millionen brauchen, und da spreche ich noch nicht von dem Bau eines Hauses, das man nach seinem eigenen Geschmack herrichten lassen könnte. — Meine einzige Liebhaberei war der Ankauf von seltenen Büchern, die Sie in meinem Arbeitszimmer sehen können. Ich habe den Ruf eines Geldmenschen, der sich bloß mit den großen Auflagen seiner Bücher, mit den Millionen der verkauften Exemplare befasst.

Die Thoren! Natürlich liegt mir daran, dass meine Romane möglichst viele Auflagen erleben, das ist klar; mein Ehrgeiz ist es, zu einem recht großen Publicum zu sprechen, das ist ja nicht minder natürlich. Ich meinerseits hatte stets das Bestreben, auf die großen Massen zu wirken. Es macht mir Freude, mir darüber Rechenschaft zu geben, dass bis zu dieser Stunde eine Million zweimalhunderttausend Exemplare von „Rougon-Macquart" verkauft sind. Zu behaupten, es sei ein Verdienst des Verfassers, wenn seine Bücher viel gekauft werden, ist eine Thorheit." Mr. Zola vergrub sich bei diesen Worten in eine Ecke seines großen Lehnstuhles. Träumerisch die Augen ins Leere gerichtet, fuhr er fort: „Luxus, Luxus, was mache ich mir daraus! All das", und er wies auf die kostbare Einrichtung rings umher, „macht mir keine Freude, ich brauche es nicht einmal. Wenn ich mein Leben noch einmal von vorne anfangen könnte, nichts wünschte ich mir, als eine Mansarde und Ruhe." — „Sie geben den Zeitungen Ihre Romane, ehe Sie sie vollendet haben?" — „Oh, sprechen Sie mir nicht davon! Mein erstes Feuilleton habe ich gegeben, ehe ich es zu Ende geschrieben hatte, und seitdem kann ich von der Gewohnheit nicht mehr lassen. Glauben Sie denn übrigens, dass, wenn ich wirklich Millionär wäre, ich meine Romane in Feuilletons erscheinen lassen würde? Glauben Sie denn, dass ich diese Art, die einzelnen Capitel oft mitten in den schönsten Beschreibungen zu zerreißen, nicht abscheulich finde? Aber es bringt mir Geld, und ich habe das Geld nöthig! Mit den Übersetzungen ist's auch so! Ich unterhandle persönlich mit den ausländischen Herausgebern, und ich zeige mich dabei als sehr schlechter Geschäftsmann. „La Débâcle" erscheint zu gleicher Zeit in neun Sprachen: deutsch, englisch, mit einer zweiten eigenen Übersetzung für Amerika, spanisch mit einer besonderen Übersetzung für die argentinische Republik, portugiesisch, italienisch, tschechisch, ungarisch, dänisch und russisch. Und wissen Sie, was dies alles zusammen uns bringt? Im ganzen siebenundzwanzigtausend Franken. Das meiste zahlen: Deutschland sechstausend Franken und Amerika achttausend Franken."

Möglicherweise kann zwar dieses schöne Gespräch erfunden sein, höchst wahrscheinlich aber ist es Thatsache. Dem Zola sieht es ähnlich. Wer so schreibt, muss auch so denken. Wer so denkt, muss auch so sprechen. Bettelarm ist er, hat nur eine Einnahme von jährlich hunderttausend Franken!

Glücklicher deutscher Poet! Wie bist du in deiner Genügsamkeit reich gegen diesen nimmersatten Naturalisten! M.

An onnasmol regnts,
Da Neppl fallt ein,
Und i kriag von Dachstoan
Koan Blick und koan Schein. —

Und moanst, das i zag wia?
Mein Lebta lang nia;
Da Neppl vageht
Und da Dachstoan kimmt füa.

Drum bin i nia trauri,
Mia fallt's go nit ein;
Mit da Gotteslieb hoaßt's ja
Sollds dlad a so sein.

In Dlück und in Freidn
Da dlabst as wohl leicht
Und g'spirstas, dass d Votaliab
Gottes nit weicht.

Bist afa im Undlück,
So jamma nit z'früa,
Denn die Liab von Gott Vodan
Kimmt doh wieda für.

Weinlied.

Der steirische Wein,
Der ist gar fein,
Auf den san ma stolz da im Land;
In Steiermark sein
Und nöd achten den Wein,
Dös war ja die größte Schand.

Wer trinkt nöd den Sausaler gern von Kitzegg
A paar Liter Pickerer auf an Fleck,
Am Stadtberg in Pettau — und in Radkersburg drunten,
Da habn's an guaten Tropfen an gfunden.
Na und vom Kerschbacher kann ich nur sagn,
Der hat schon gar viele fest anpackt beim Kragn.

Aber der Luttenberger, der echti,
Der ist gar prächti,
Das ist mein Mann,
Der geht allen voran.

Am Eggenberger muaß muß ma si gwöhna,
Er thut, sagns, im Hals mangsmal a weng brenna.
Na aber der Schilcher draußen in Stanz,
Burgegg oder Ligist, der macht seine Tanz.
Und den Brandtner, den soll ma extra ehren,
Schon aus Lieb für an hohen und guaten Herrn.

Aber der Luttenberger, der echti,
Der is gar prächti,
Der ist mein Mann,
Der geht allen voran.

F. Feill.

Lustige Zeitung.

Vertheilung von Nothstandsgeldern. Bürgermeister: „Vom Landeshilfsverein sind uns an Nothstandsgelder Tausend Mark zugeschickt worde. Wir wolle uns nun berathe, wie mer se am beschte vertheile. Ich meen', 's wärs' allereenfachste, wir nemmeten die Steuerlist' her, un wer die meischte Steure bezahlt, kriegt aach die meischte Unterstützung." — Alle: „Recht, Borgermeeschter! So mache mer's, die arme Leut' hawe jo doch am wenigste verlore."

Das Intermezzo. „Ach, dieses Intermezzo!" flötete sie. — „Welches Intermezzo?" fragte er. — „Das Intermezzo in der neuen Oper war doch ganz reizend!" — „Aber, Liebste, die neue Oper hat ja gar kein Intermezzo!" — „Na nu, den Zwischenact meine ich, wo wir im Foyer Sect tranken."

Wegelagerer (zum ausgeplünderten Wanderer): „Was sind Sie denn eigentlich von Hause aus?" — „Ro—Ro—Romanschriftsteller." — „Na, da sind Sie wieder mal recht billig zu 'nem Stoff gekommen, Sie Schwerenöther, Sie!"

Von dem unlängst verstorbenen **französischen Senator Renaud** folgende Geschichte: Als er aus seiner Heimat in den Pyrenäen zum erstenmal als Senator nach Paris kam, mietete er in einem Gasthofe einige Zimmer und bezahlte die Miete für einen Monat, hundertfünfzig Franken, im voraus. Der Besitzer fragte den Senator, ob er nicht eine Quittung haben wolle. „Nein", antwortete Renaud, „das ist nicht nöthig, Gott hat es ja gesehen." — „Glauben Sie an Gott?" fragte der Wirt. — „Selbstverständlich! Sie doch auch?" — „Nein, Monsieur, ich nicht." — „Ah", meinte nun der Senator, „in diesem Falle werde ich mir doch eine Quittung ausbitten müssen."

„Hören Sie mal", fragt ein Reisender, der von einer Bahnstation mit dem

Denn in der unenthüllten Zukunft Schoße,
Da ruhen tief geborgen und gepaart —
Der Menschen unbekannte Schicksalslose —
Weh dem, wenn seiner nur ein trübes harrt!

Doch glücklich ist derjenige zu preisen,
Dem einmal wird ein freundliches zutheil,
Um ihm des Lebens rechte Bahn zu weisen
Zum eigenen und auch zu andrer Heil.

Wenn aber liebend Herzen sich gefunden,
Den zarten Seelenbund die Treue schloss,
Und ihn mit Rosenkränzen hat umwunden
Dann ist's des Menschenlebens schönstes Los.

Franz Tiefenbacher.

Seelensprache.

Noch schwieg mir deiner Stimme Laut,
Ich sah dein Auge ganz allein,
Was dieses stumm mir anvertraut,
Das zog mir tief ins Herz hinein. —

So groß ist keines Redners Macht,
So hold und lieblich kein Gedicht,
Als deines dunklen Auges Pracht,
Aus dem der tiefste Zauber spricht.

Beredter als die Allgewalt
Des Wortes deiner Wangen Glut,
Die ganze süße Huldgestalt,
Auf der mein liebend Auge ruht.

Das Wort verweht, und Lieb und Zorn
Verleugnet oft der spröde Mund,
Doch nur das Aug' der Seele Born,
Thut uns die volle Wahrheit kund.

A. J. Wood.

Die unsichtbare Schönheit.

Du kleiner Waldgast, herziger Pirol!
Der Erde schönstes Vöglein bist du wohl
Wie schimmern deine Flügelein so hold
Durchs helle Blättergrün wie eitel Gold!
Doch mehr noch als dein leuchtendes Gefieder
Bezaubern deine wundersamen Lieder.

Im kleinen Garten, unschuldsvoll erblüht,
Ein Röslein schüchtern mir entgegenglüht
Wie bist du, Blume, doch an Schönheit reich!
Die Blättchen purpurroth und sammetweich!
Doch, liebes Röslein, dass ich's nicht verhehle:
Mehr gilt dein Duft mir, deine zarte Seele.

O Mädchen, schön wie Röslein und Pirol!
Ahnst du dein Bestes, schönes Mädchen, wohl?
's ist nicht der Wange Blüh'n, das goldne Haar,
Dein Auge nicht so blau, so morgenklar!
Denn mehr als Glanz, der nur nach außen flimmert,
Gilt Schönheit, die in deinem Herzen schimmert.

M. Ernst.

Die Arbeit.

Geht dih öfter im Leben
A Unglück hart an,
Hast d'Händ voller Arbat,
Denkst nit soviel dran.

Heut Freud, morgn Trauer,
So is's halt im Lebn,
Drum hat uns a Tagwerk
Der Herr dazua gebn.

Und wann af alln Wegn
's Herzload auf di lost,
Vergiss nit — die Arbat
Is a himmlischa Trost!

Hans Fraungruber.

D' Muatta.

Wann dih dein Lebn nit gfreut,
Wann dih dein Arbat reut,
Wann dih dr Grund valasst,
Wo's d'Anker gworfen hast,
Tragst in dir selber nit
Kraft mehr und Frieden mit —
Wirst leicht an allen irr,
Nur — an der Muatta nia.

Allen machts koaner recht,
Manchen is 's beste z'schlecht,
Wann's dih vastehn nit mögn
Hilft da ka Fluach, ka Segn.
Aber is's wiedawöll,
Führt dih dein Thuan in d'Höll
Oder zun Himmel hie —
D'Muatta, dö glaubt an dih!

Hans Fraungruber.

Toleranz-Edict gegen trübe Stunden.

Von Friedrich Traugott Kotschy.

Mein Nochba, da Dachstoan,
Der kimmt ma blad füa,
Wia die Liab von God Vodern
Za mia und za dia.

Gar oft is da Himl
Schön blaw und schön klah,
Da siag i mein'n Dachstoan
Und roat af koan Gfah.

theils noch bestritten ist." Literarische Arbeiten dieser Art gehören zu den schwierigsten, weil der Beurtheiler trotz aller vermeinten Objectivität leicht nach der einen oder anderen Seite abschweifen kann; die Schwierigkeiten häufen sich aber noch, wenn der Dichter, wie im vorliegenden Falle, auf dem Höhepunkte des Schaffens steht, sich mitten im Gewühle einander bekämpfender Meinungen befindet und seine Wirksamkeit somit ein abschließendes Urtheil noch nicht gestattet. Dr. Prem, durch seine trefflichen literarhistorischen Arbeiten bestens bekannt, versucht in dem vorligenden Buche den Lebensgang und das Dichten Martin Greifs in der Art darzustellen, dass er den Zusammenhang zwischen beiden stets berücksichtigt und dadurch die Entstehungsweise der Dichtungen klarlegt. Auf diese Weise erhalten wir die genetische Entwickelung sämmtlicher Schöpfungen Greifs. An der Hand des kundigen Führers verfolgen wir das Leben des Dichters, wir lernen seinen Bildungsweg kennen, wir erfahren, was für seine Entwickelung von Wichtigkeit und Einfluss war, welche Bildungselemente auf ihn einwirkten, warum er so und nicht anders wurde. Prem entrollt vor uns das Leben des Dichters, aber — und das ist ein nicht hoch genug anzuerkennendes Verdienst — er hält sich dabei nur soweit auf, als es für die Beurtheilung der Dichtungen von Einfluss ist. Eine solche weise Beschränkung ist jedem Biographen zu empfehlen. Die elf Capitel seines Buches besprechen daher nur die Hauptpunkte im Leben Greifs, der größte Theil der Schrift ist den Werken des Dichters gewidmet. Sowohl die lyrischen wie die dramatischen Schöpfungen erfreuen sich der gleich sorgfältigen Beurtheilung. Prem verfügt über eine große Belesenheit in der einschlägigen Literatur. Er hat die Kritiken über seinen Dichter nicht allein gelesen, er hat auch ihren Wert geprüft, er stimmt zu oder verwirft, aber er thut dies nicht kritiklos, er bildet sich seine Ansicht selbst. Das Buch gehört zu den besten kritischen Biographien; Prem zeigt nicht allein, dass er ein scharfes sicheres Urtheil hat, er erweist sich auch als trefflicher Stilist, der sich seiner Aufgabe in ebenso gewandter wie formvollendeter Weise zu entledigen weiß. In einer Zeit, da die Stilverwilderung so besorgniserregend platzgreift, ist ein solches Werk doppelt willkommen. Dr. S. M. Prems Buch sei daher aufs beste empfohlen.

Emil Soffé.

Aus der Mansarde. Neue Gedichte von Albert Möser. Fünfte Sammlung. (Bremen. M. Heinsius' Nachfolger. 1893.)

In der Mansarde, in schlichter Dachstube sitzen noch immer die Besten. Guter Wein in kunstvollem Becher, diese Bezeichnung der Möser'schen Poesien möchte auch für diese neue Sammlung leidlich passen. Nur wenige haben wir, die mit der Leier den Weg der Classiker wandeln, darum müssen doppelt hochhalten unseren Möser, in welchem classischer Geist noch einmal aufleuchtet. Das Gedicht: „Schönheit", welches an anderer Stelle dieser Zeitschrift veröffentlicht wird, charakterisiert denen, die den Dichter noch nicht kennen, ihn am besten.

M.

Die nationale Wiedergeburt des jüdischen Volkes in seinem Lande als Mittel zur Lösung der Judenfrage. Ein Appell an die Guten und Edlen aller Nationen. von Dr. Nathan Birnbaum. (Wien. Selbstverlag des Verfassers. 1893.)

Den Juden pflegt man nachzusagen, dass sie kosmopolitisch wären und keinen nationalen Sinn hätten. Das mag schon sein. Der Jude wird kaum deutschnational, oder französischnational oder slavischnational sein wollen. Er hat den Sinn für Nationalität verloren, weil das Judenthum selbst keine Nation sein konnte und durfte. Doch seit jeher war im Judenthum eine Sehnsucht nach einem eigenen nationalen Reiche, nach einem jüdischen Heimatlande. Diese Sehnsucht hat sich in neuerer Zeit zu einer Bewegung gestaltet, in Palästina werden mehr und mehr jüdische Colonien gegründet, wozu unter anderem auch der Pariser Rothschild die Hand reicht. Häufiger und lauter verlangen jüdische Stimmen eine völkerrechtliche Anerkennung des Judenvolkes als Nation mit dem Stammsitze in Palästina. Sie sagen selbst, dass bei der Anbequemung der Juden an fremde Völker nichts Rechtes herauskäme, dass, wo es geschehe, sie es wider Willen thäten und dass ihre jetzige Zwitterstellung nur geeignet wäre, sie zu demoralisieren. In diesem Sinne ist auch die obengenannte Broschüre geschrieben. Sie wendet sich an die wohlwollenden und einflussreichen Elemente mit der Bitte, durch Rath und That die nationale Wiedergeburt der Juden zu unterstützen. Diese Schrift leugnet nicht die Calamitäten, die der heutige Jude, in fremde Völker gemischt, anrichtet; sie behauptet, dass in Palästina mehrere Millionen Juden von der Landwirtschaft leben könnten und dass jene Juden, die wohl immer noch in fremden Ländern sein müssten, als Mitglieder einer festständigen Nation eine ganz andere Stellung einnehmen würden als jetzt, und der Antisemitismus vollständig seine Begründung verlöre. Für den Schutz des türkischen Staates wollten die Juden in Palästina

Omnibus nach einem benachbarten Markt fahren will, den Kutscher, „die Passagiere müssen bei Ihnen doch alle in denselben Wagen, Sie haben aber drei Preisclassen — worin besteht denn da der Unterschied?“ — „Schau'n S'“, sagt der Kutscher, „wenn wir halt an den Berg kommen, darf die erste Classe sitzen bleiben, die zweite muss aussteigen und die dritte mitschieben!“

In den kürzlich veröffentlichten Briefen Hebbels an seine Frau theilt er eine Geschichte von Uhland mit, die er von einem früheren Hausfreund des Dichters erfahren hat. Uhland zankt sich einmal mit seiner Frau und beschließt, sie dadurch zu bestrafen, dass er drei Tage lang kein Wort mit ihr spricht. Das hält er auch redlich, und als beide nach abgelaufener Strafzeit bei Tische sitzen, fragt er sie: „Nun?“ Sie blickt verwundert auf, und er fragt weiter: „Merkst du nichts?“ Sie erwidert ganz ehrlich: „Nein!“ und nun ergibt sich, dass sie in den drei Tagen des Grimms eine Veränderung gar nicht gespürt hat.

Ehrlich. Jim: „Ehrlichsein bezahlt sich immer.“ — Bill: „Das war doch früher nicht!“ — „Sag mal, erinnerst du dich noch an den Köter, den ich vorige Woche gestohlen hab'?“ — „Natürlich!“ — „Also ganze zwei Tage bin ich 'rumgelaufen und hab'n verkaufen wollen, zuletzt für 'nen halben Dollar; aber keiner wollt ihn haben; da hab' ich ihn zu guter letzt der Dame wiedergebracht, der er gehört und fünf Dollars Belohnung hab' ich dafür gekriegt!“

Verrathen. „Emil, es ist schauderhaft, was ich von dir hab' hören müssen — du seiest gestern abend total betrunken gewesen!“ — „Ha! Verleumdung! Wer verbreitet eine solche Lüge?“ — „Herr Müller hat's seiner Frau erzählt!“ — „Was, der! der lag ja bei mir unterm Tisch!“

Bücher.

Das Jenseits des Künstlers. Von Dr. Friedrich von Hausegger. (Wien. Karl Konegen. 1893.)

Von diesem eben erst angekommenen Buche habe ich einstweilen nur ein wenig genascht. Für einen Reconvaleszenten ist es fast zu schwer, in seiner ziemlich gelehrt philosophischen Ausdrucksweise, die aber in ihrer Art viele Schönheiten hat. Das Buch enthält eine erstaunliche Fülle von Ideen, worunter es auch ganz neue gibt. Mir liegen manche etwas ferne, allein für geübte Nachdenker, das heißt für Leute, welche besondere Fähigkeiten besitzen, einem geistvollen Vordenker scharf und prompt nachdenken zu können, ist das Werk gewiss von höchstem Genuss. Mir passiert es bei solchem Lesen gar so häufig, dass mein Gedankenrösslein, angeregt von dem Gelesenen, eigene Wege trabt. Meine Gedanken gestalten sich selbständig, und die Gestalten wollen sich schließlich dem vorauswandernden Philosophen nicht mehr fügen. Also hat auch Hauseggers Werk vielfach anregend gewirkt. Besonders interessierten mich in demselben die Gedanken über die Productivität des künstlerischen Schaffens, über die Natur des Traumes und seine Verwandschaft mit dem Wahnsinn, über künstlerisches Schauen, über das Naturschöne, über das Symbol, über die Begriffe des Wahren, Guten und Schönen u. s. w. Eine wohlgegliederte, reine und tiefe Weltanschauung ist in dem Werke niedergelegt; wäre es im Stile etwas weniger speculativ, etwas mehr anschaulich gehalten, etwas mehr aus Leben und Erfahrung schöpfend, es würde noch zahlreichere Verehrer finden, als ihm ohnehin gewiss sind. Doch das Buch nennt sich ja „Jenseits des Künstlers“, und die Philosophie ist nicht sinnlich. Der denkende Geist ist der Gegensatz zur künstlerischen Seele. Wer eine solche hat, sie aber nicht bloß empfinden, sondern auch verstehen will, der lese „Das Jenseits des Künstlers.“

R.

Martin Greif. Versuch zu einer Geschichte seines Lebens und Dichtens, mit besonderer Rücksicht auf seine Dramen und seine Stellung in der deutschen Literatur von Dr. S. M. Prem. Mit Porträt und einer Abbildung. Leipzig. Renger'sche Buchhandlung. (Gebhardt & Wilisch. 1893.)

Diese Schrift soll, wie der Verfasser in den einleitenden Worten sagt: „ein Beitrag zur reichhaltigen Literaturgeschichte unserer Zeit sein, indem sie die Wirksamkeit eines mitlebenden Dichters behandelt, dessen Bedeutung im deutschen Schriftthume größten-

die jedem Freunde volksthümlichen Empfindens mehr sagen kann, als die gelehrteste Abhandlung über die Älpler und ihr Wesen. Wer Durst fühlt nach einem vollen Zuge aus der quellfrischen Tiefe der Volksseele, der kann sich hier Genüge trinken. Wohl bekomm's! H. F.

Chiemgauer Volk. Erinnerungen eines Chiemgauer Amtmannes. Von Hartwig Peetz. Aus seinem Nachlasse. (Leipzig. A. G. Liebeskind. 1893.)

Dieser Schriftsteller gehört in die Gruppe J. Lentner, J. Steub u. J. Wolf, also zu keiner schlechten Schule. Die Schilderungen sind in der Form hie und da zwar etwas ungefüg, aber naturwahr und nicht langweilig. M.

Rothes und blaues Blut. Von Heinrich von Reder. Mit einer Illustration. (München. Dr. E. Albert & Co.)

Die erste Erzählung behandelt die Liebe eines Falkoniers von niederer Abkunft zu einem Edelfräulein aus der Zeit, da noch die Reiherbeize zur Belustigung des Adels gehörte. Die zweite die Geschichte eines Fischermädchens am Starnberger-See, in welche Lieder über den tragischen Tod des unglücklichen Königs Ludwig eingeflochten sind. V.

Aus der Heimat Hamerlings. Den Manen des Dichters gewidmete Bilder aus dem Waldviertel von Josef Allram. Mit fünf Abbildungen und einem Facsimile. Zweite Auflage. (Wien. A. Hartleben.)

Dieses Werkchen enthält außer einer poetischen Widmung die Lebensgeschichte des Dichters, sein Sterben, sein Begräbnis, ferner eine interessante Schilderung des Waldviertels mit seinen Hamerlingstätten, das Verhältnis des Dichters zur Heimat, das Hamerling-Denkmal im Waldviertel, sowie die Geschichte desselben. Der schönste Schmuck ist ein Facsimile, welches nach einer Handschrift des Dichters vom 13. Juli 1888 — also genau ein Jahr vor seinem Tode — gefertigt ist, sowie zwei bisher nicht veröffentlichte Jugendgedichte aus der Studienzeit Hamerlings vom Jahre 1845. Nachdem das Büchlein zu Gunsten des Denkmalfonds herausgegeben wurde, sollte es kein Freund der Muse Hamerlings verabsäumen, sich dasselbe anzuschaffen und dadurch zu einem edlen Zwecke sein Scherflein beizutragen. V.

Die Rose des Logarthales. Eine Dichtung aus den steirischen Bergen von Ferd. Ebhardt. (Stuttgart. Adolf Bonz & Co. 1893.)

Dieser sinnigen Dichtung merkt man's wohl an, dass sie nicht gemacht, sondern gewachsen ist. Sie hat manche Formschönheiten, und ist reich an echten Gemüthstönen. Den Lesern dieses Blattes ist der Verfasser nicht unbekannt. M.

Die Verlagshandlung von Stephan Geibel in Altenburg sendet uns das erste Heft eines neuen Unternehmens: **„Kriegserinnerungen eines Feldzugsfreiwilligen aus den Jahren 1870 und 1871"** von Karl Zeitz, illustriert von R. Starcke-Weimar zu.

Das Werk soll in etwa 18 Lieferungen mit 170—180 Originalzeichnungen und einer Karte des Kriegsschauplatzes erscheinen und bis Weihnachten fertig vorliegen. Der Verfasser, jetzt Brauereibesitzer in Meiningen, lebte vor Ausbruch des Krieges in Paris, das er jedoch sofort nach der Kriegserklärung verließ. Die Schilderungen der französischen Zustände beim Ausbruche des Krieges, deren Augenzeuge er war, sind sehr interessant; die Schreibweise ist kurz, sachlich, packend und durchtränkt von Humor: Starckes Zeichnungen bilden eine treffliche Ergänzung zu dem Text. V.

„Daberkows Plan von Wien" (mit allen neunzehn Bezirken nebst ausführlichem Straßenverzeichnisse), der den Bedürfnissen der nun erweiterten Großstadt Rechnung trägt.

Wir finden in dem Plane ein ganz neues System verwirklicht, wodurch jedem Besucher Wiens die sofortige Auffindung der gewünschten Straße oder irgend eines beliebten Objectes leicht ermöglicht wird. V.

Begründung zu einem Umtausche des Baugrundes für das neue allgemeine Krankenhaus. Zur ernstlichen Beachtung empfohlen von einem Grazer. (Graz. Leykam. 1893.)

Das neue Krankenhaus mit Infectionsspital soll nicht, wie leider im Zuge, am Eingange des Stiftingthales angelegt werden, sondern in der Gegend, wo der Grazbach in die Mur fließt. Die Gründe hiefür sind in dieser Schrift schlagend angeführt. Den Tag, an welchem die Verlegung des Krankenhauses an den Eingang des Stiftingthales endgiltig stattfindet, mag Graz in seiner Chronik als einen Unglückstag bezeichnen. M.

Dem „Heimgarten" ferner zugegangen:

Leopold von Rankes Leben und Werke. Von Eugen Guglia. (Leipzig. Fr. Wilh. Grunow. 1893.)

treue Unterthanenpflicht erfüllen und eine Quelle des Wohlstandes sein. Die jüdische Nation in Palästina würde ein versöhnendes und vermittelndes Element zwischen dem Oriente und dem Occidente sein. — Also die Schrift, von der man stellenweise glauben könnte, ihr Verfasser wäre Antisemit. Er ist aber Jude, und ihm scheint es mit seinem Vorschlage ernst zu sein. Nach meiner Meinung müssten auch die Antisemiten mit vollen Segeln darauf lossteuern, dass dieses Ideal der nationalgesinnten Juden Erfüllung fände. Ein nationales Judenreich in Palästina, vorläufig natürlich unter türkischer Herrschaft, wäre doch vielleicht die einzig richtige Lösung der so schwierigen Judenfrage. Wenn sich dieser Lösung aber jemand entgegenstellen sollte, so — fürchte ich — werden es — die Juden und die Antisemiten sein.

M.

Vom Lebenswege. Gedichte von Hans Hoffmann. (Leipzig. Verlag von A. G. Liebeskind. 1893.) Der in seinen prosaischen Schriften durch tiefen und humorvollen Gedankenreichthum bekannte Dichter bringt in seinem neuen Buche „Vom Lebenswege" in Gedichten lyrischen und epischen Inhaltes ein in Verse gesetztes, oft schalkhaft ausgeschmücktes Tagebuch. Das besungene Leben muss ein sehr bewegtes gewesen sein, wurde aber sichtlich in allen seinen Momenten in vollen Zügen genossen. Dass manche dieser Züge zu tief gethan wurden, erzählt uns der Theil „Reue", dass sie aber verzeihlich und also nicht von unheilbaren Folgen waren, lehren uns wieder die Abtheilungen „Neues Glück", „Neue Auffahrt und „Daheim". Die leichte, flüssige Erzähl- und Sangweise hilft uns über einige etwas derbe Ausfälle hinweg.

Armin.

Geschichte des Marktes Pöllau in Steiermark. Von Alfons Egle. (Graz. Leykam. 1893.)

Das alte gewerbsfleißige Pöllau in der nordöstlichen Steiermark mit seiner ziemlich bewegten Geschichte, seinem Chorherrenstifte, welches nach zweihunderteinundachtzigjährigem Bestehen 1785 aufgelöst wurde, mit seinen großen Getreidemärkten u. s. w., hat in Egle einen vortrefflichen Chronisten gefunden. Stets wohlgeordnet, schlicht und sachlich führt der Autor uns durch alles Wesentliche des schönen Ortes, welcher in der Gegenwart neuerdings aufblüht und besonders eine beliebte Sommerfrische zu werden verspricht. Das an Gewährsmänner, wie Ferd. Krauß, Dr. Ilwof u. a. sich haltende, mit Bildern gezierte Werkchen ist ein gutes Vorbild für derlei Ortsbeschreibungen. Möchten auch andere alte Culturstätten unseres Heimatlandes ihre Beschreiber finden. Sind alte Urkunden gleichwohl recht spärlich zu finden, etwas Besonderes gibt's doch fast in jedem Orte, und sei es oft auch nur aus der Volkstradition hervorzuholen. Überhaupt könnte stets das Ethnographische ein wenig in den Vordergrund treten, denn das lebendige Volk ist auch eine Urkunde aus alten Zeiten.

R.

Tiroler Volkslieder. II. Gesammelt und herausgegeben von R. H. Greinz und J. A. Kapferer. (Leipzig. A. G. Liebeskind. 1893.)

Die Stücke dieser Reihe gehören zu den allerköstlichsten der ganzen Sammlung. Viele Lieder, die man sonst in Büchern nirgends findet, kommen da vor, besonders sind es die Spott- und Schelmenlieder voll ursprünglichen Bauernwitzes, die es uns anthun. Ein paar Kriegsgesänge aus den Befreiungskämpfen, einige Weihnachtslieder sind vorhanden und der Liebe wird durchaus nicht vergessen. Lieder wie „Das Rebhendl" sollten natürlich nicht gedruckt werden, erhöhen aber den Wert der Sammlung.

M.

Zweihundertzweiundfünfzig Jodler und Juchezer (Jodler und Juchezer. Neue Folge.) Von Dr. Josef Pommer. (Verlag Rebay und Robitschek. Wien. 1893.)

Dieses schmuck ausgestattete Büchlein gleicht einem Vogelhaus voll schmetternder Finken, dem grünen Walde im Frühling, einer Sennhütte voll verliebter Brendlerinnen und Wildschützen. Eine große Zahl urwüchsiger Jodler und Juchezer, die in unseren Alpen das Echo der Felswände wecken, das Dirndl grüßen und den Jäger rufen, sind hier eingefangen, und wer auf die Berge steigt oder im Walde auf weicher Moosbank schwelgen will, der kann das lustige Völklein in der Tasche mit sich tragen.

Das Freigeborne soll nicht gefesselt werden, die kecke Gemse gehört nicht in den Park, die Alpenrose nicht in den goldbronzierten Blumentopf, und der Juhschrei der Alpenkinder nicht in blanken Notenköpfen auf den Tisch der Salons — aber so ist auch das Büchlein Dr. Pommers nicht gemeint. Es soll ein Begleiter sein auf fröhlicher Wanderung, ein Genosse in lustiger Runde, und da sind die frischen „Jodler und Juchezer" eine gar muntere Gesellschaft, die besser zur grünen Heimat passt, als das süßeste Ständchen ans Liebchen unter dem Rebendach. Das Buch ist dem deutschen Volksgesangvereine in Wien gewidmet, den der Verfasser zur Pflege des echten Volksliedes gegründet hat, und so sind Geber und Empfänger der schönen Gabe würdig,

Heimgarten

10. Heft. Juli 1893. XVII. Jahrg.

Der versteigerte Herr Gemahl.

Eine Geschichte nach der neuen Art von **Hans Malser.**

Der Marxl drängte sich gemeinsam mit seinem fürnehmen Freunde durch das Kirchtagsgewühl und stieß unversehens einen Obstkorb um, so dass etliche honiggelbe und wahrscheinlich auch honigsüße Kaiserbirnen dem lieben Christenvolke unter den Beinen umherkollerten. Natürlich hub die dicke Obstkrämerin nun ihre Prachtstimme empor und schmiss dem sich eilig weiterschiebenden Burschen etliche Kosenamen nach, als Büffelochs, Tagedieb, Mordbrenner, Ehebrecher u. s. w.

„Was hat sie gesagt?“ fragte der Marxl seinen fürnehmen Freund, „Ehebrecher hat sie gesagt?“

„Na, das wäre auch weiter was!“ antwortete der Fürnehme.

„Hi, hi“, lachte der junge Bauernbursche. „Ehebrecher, das k u n n t ich gar nicht sein.“

„Wäre nicht übel!“ meinte der Fürnehme, „so ein kernfrischer junger Kerl da!“

„Ich bin ja gar nicht verheiratet!“ lachte der Marxl.

Sie waren schon vor dem Dorfe draußen. Der Fürnehme streckte seine Hand aus gegen die Gartenhecke und riss einen Hagebuttenzweig ab.

„Mein Freund!“ sagte er dann zum schlanken und aufgeweckten Bauernburschen. „Siehst du, ich besitze keinen Hetschepetschbusch und habe doch einen Zweig gebrochen. Verstehst du?“

„Haben dich die Dornen nicht in die Finger gestochen?“ fragte der

Rund um die Adria. Ein Skizzenbuch von Josef Stradner. Mit 34 Illustrationen von Franz Schlegel. (Graz. Leykam.)

Weder Communismus, noch Capitalismus. Ein Vorschlag zur Lösung der europäischen Frage von Karl Jentsch. (Leipzig. Fr. Wilh. Grunow. 1893.)

Aus dem Paris der dritten Republik. Bilder und Skizzen von Paul Lindenberg. Zweites Bändchen. (Leipzig. Philipp Reclam jun.)

Jungfer Justine. Schauspiel in vier Acten von Paul Heyse. (Berlin. Wilhelm Hertz. 1893.)

Die Schmiede am Oderwald. Ein episches Gedicht von A. Th. Schmidt. (Leipzig. Literarische Anstalt. 1893.)

Neue Gedichte. Von Paul Lanzky. (Leipzig. Wilhelm Friedrich. 1893.)

Gedichte. Von M. J. Lermontoff. Aus dem Russischen, im Versmaß des Originals von Friedr. Fiedler. (Leipzig. Ph. Reclam jun. 1893.)

Zu Thal. Gedichte. Dritte Sammlung von S. Fritz. (Leipzig. Karl Reißner. 1893.)

Moderne Sonette und Vierzeiler. Von Wolfgang Madjera. (Wien. Karl Konegen. 1893.)

Kräutl und Unkräutl. Gedichte in oberbairischer Mundart von Georg Eberl. Mit einem Vorworte von Dr. Carl Zettel. (Regensburg. Hermann Bauhof. 1893.)

Im neuen Burgtheater. Kritische Streiflichter. (Leipzig. Literarische Anstalt. 1893.)

Aug. Radnitzky, der „Fink von Mattsee", Senior der österr. Dialect-Dichter &c., mit Porträt. (Salzburg. Hofbuchhandlung Heinrich Dieter.)

Im trauten Heim. Ein österreichisches Familienblatt. Wien. (Karl Fromme.)

Touristische Mittheilungen. Blätter für praktische Touristik, für Alpen- und Naturkunde. Redigiert von Heinrich Kempf. (Wien.)

Meran in seiner Beziehung zur leidenden Jugend. Vortrag, gehalten in der Generalversammlung der Section Meran des deutschen und österreichischen Alpenvereines von Dr. phil. Fritz Petermann. (Curvorstehung von Meran.)

Postkarten des „Heimgarten".

R. K., Mürzzuschlag: Wir sind ganz anderer Meinung. Je mehr Blätter jener Art schimpfen und um sich schlagen, desto erträglicher werden sie. Das frische Temperament entschädigt sie für ihre Gehaltlosigkeit.

Th. P., Graz: Unechte Reime? Das kommt in den besten Häusern vor. Z. B. bei Schiller, in seinem schönsten Gedichte „Das Lied von der Glocke":

„Nun zerbrecht mir das Gebäude,
Seine Absicht hats erfüllt,
Dass sich Herz und Auge weide
An dem wohlgelungnen Bild."

oder:

Weh, wenn sich in dem Schoß der Städte
Der Feuerzunder still gehäuft,
Das Volk, zerreißend seine Kette,
Zur Eigenhilfe schrecklich greift."

u. s. w. Übrigens braucht keiner, der die Fehler der Classiker nachzumachen versteht, sich deshalb für einen großen Dichter zu halten.

L. G—ster in H. Sie sind der Ansicht, dass es ein Unglück, eine Unmöglichkeit wäre, die Heere zu vermindern. „Ein solcher Zustand ist in cultureller und in nationalökonomischer Beziehung undenkbar", sagen Sie. Hören Sie folgendes Gleichnis, das Herr Louis Ruchonret, der Präsident des Berner Congresses der Friedensfreunde, während der Festtafel in Luzern zum besten gegeben und beherzigen Sie dessen Moral. „Wenn heute das Unglück wollte" — so sprach der ehemalige Präsident der Eidgenossenschaft, als jemand eine Bemerkung, ähnlich der Ihrigen, fallen gelassen — „dass die Sonne sich plötzlich gänzlich verfinsterte, so würden die Menschen alles aufbieten, um künstliche Wärme und künstliches Licht zu schaffen. Neue Industrien und Berufe würden erstehen; und käme dann, nach ein paar Generationen, einer mit dem Vorschlage, die Sonnenverfinsterung wieder abzuschaffen, da hieße es allgemein: „Das wäre ein Unglück, eine Unmöglichkeit — was sollte denn mit den Wärmefabriken, was mit den unzähligen Strahlenarbeitern geschehen!" — „Waffen nieder!"

* In der Besprechung des Scheffelbund-Jahrbuches, Seite 638, ist der Name des Mitarbeiters Fr. Baron Schrenk aus Versehen ungenannt geblieben.

* Hamerlings Brief im „Heimgarten" Seite 630 ist nicht an Ludwig Pollack gerichtet, wie irrthümlich angegeben wurde. Der Adressat ist unbekannt, der Brief aber echt.

* Es wird gebeten, Manuscripte unverlangt nicht zu schicken, da für solche Einsendungen keine Bürgschaft geleistet werden kann.

Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.

sind ganz anders. Ja, vielleicht willst du dich zwingen und nichts merken lassen von deinem Elende, aber jeden Tag erinnert dich das Wesen daran, was dir deine liebste Frau Gemahlin angethan hat, es ist ein Denkmal von ihrer Falschheit und deiner Schand! Und dieses Denkmal musst du in deinem Haus haben, musst es füttern und kleiden und erziehen und versorgen, und das Ding führt deinen Namen. — Wenn mir so was passieren thät, verflucht und vermaledeit!“ Eine grauenhafte Handbewegung machte der Bursche — „zuerst sie — nachher mich!“

„Ei nun, darum sage ich ja, es ist etwas anderes, wenn sie's thut, als wenn er“, entgegnete der Fürnehme.

„Aber sie thut's ja doch, sagst du!“ rief der Marxl. „Und wenn man's nimmt, sie ist in einer größeren Versuchung als er. Ihn versucht so leicht niemand anderer, er versucht sich nur selber und geht hin und überredet eine. Sie hat auch eine eigene Versuchung, jetzt kommt noch die von ihm dazu, jetzt sind zwei böse Geister gegen den einen guten Willen, und da muss sie freilich schwach werden.“

Bleibt wieder der Fürnehme stehen und sagt zum Bauernburschen: „Herr Marxl, du sprichst wie ein Philosoph! Du musst auf der Universität gewesen sein!“

„Ja freilich, auf der, die dort steht“, antwortete der Marxl und deutete gegen das Dorfschulhaus. „Weißt, wer nicht ganz vernagelt ist, der braucht für so was keine U — Universität.“

„So wirst du wohl auch weise genug sein, niemals zu heiraten!“

„Hörst du Poiser, für das musst schon du mir die Weisheit leihen. Wenn man dir zuhört, wie es im Ehestand hergeht, nachher mach' ich's wie die sieben Sacramente im Katechismus — die Ehe wär' mein letztes.“

„Junger Freund“, sagte der Fürnehme, „mache es wie ich. Ich bin ja auch verheiratet und sehr glücklich. Ich habe meine Frau sehr lieb und bin ihr auch treu, vollkommen treu, das heißt — es geschieht ja aus Rücksicht für sie, — wenn —. Deshalb braucht man ja keine zu verführen und sich keiner zu verpflichten. Wenn du mit einer Ledigen umgehst, so wirst du bald in der Patsche sitzen, das ist sehr gefährlich. Es gibt genug unglückliche Ehefrauen, die von ihren Männern schlecht behandelt werden, genug gibt es solcher, ein gutes Werk ist es, sich ihrer anzunehmen, verstehst du mich?“

Nun blieb wieder der Marxl stehen, mit seinen grauen Äuglein blinzelte er den Fürnehmen an und flüsterte: „Poiser, eigentlich habe ich mir das auch schon gedacht.“

„Lieber Gott, wer hätte sich das nicht gedacht“, rief der andere. Dann setzte er leise bei: „Sage mir einmal, Marxl, du gehst im Dachsbauernhause aus und ein.“

„Das wohl, ich komm' immer einmal hin.“

„Sage mir, wie leben denn die zwei miteinander? Die Bauersleute, meine ich.“

Der Marxl zuckte die Achseln alle beide: „Wie es halt schon oft geht.“

„Sie ist ein bildsauberes Weib“, sagte der Fürnehme.

„Wer?“

„Die Dachsbäuerin. Was meinst, Freund, wäre da nichts zu machen? Einen Besuch möchte ich machen.“

Jetzt schaute ihn der Bursche an.

„Ich meine, ob —“

Das Gesicht vom Marxl! Dann zuckte er wieder die Achseln, was soviel heißen konnte als: Weiß ich's? oder: Möglich! oder: Vielleicht!

Der Fürnehme musterte den Burschen. Dann drohte er mit dem Finger: „Ich glaube gar! — Marxl, Marxl!“

„Aufrichtig, Gott nein, ich nicht!“ rief der Bursche.

Marxl nicht ungeschickt. Der andere warf den Zweig in den Straßengraben und steckte die Hand in den Sack.

„Nein, das wär' mir auch zu dumm“, versetzte nun der Marxl, zum Zeichen, dass er recht wohl verstanden hatte.

Da die beiden das Marktgetriebe hinter sich hatten, blieb der Fürnehme stehen und fragte den Bauernjungen: „Sag mal an, Marx, wie viele Geburtstage hast du schon gehabt?“

„Einen“, antwortete der Bursche.

„Eh, das glaube ich dir. Wie alt du bist, frage ich dich.“

„Neunzehn und einhalb.“

„Ganz schön. Für ein solches Alter thust du noch verdammt unschuldig. — Blicke einmal zurück auf die Leute dort im Kirchtag. Männer und Weiber, alles durcheinander. Und lauter solche — von bewusster Art.“

„Lauter?“

„Was über sechzehn oder siebzehn Jahre ist.“

„Lieber Herr Poiser, da wirst du dich wohl irren“, meinte der Marxl.

„Am Ende strafest du mich Lügen, indem du hingehst und jeden und jede extra befragst, ob's wahr ist!“ lachte der Fürnehme. „Dir werden sie die Wahrheit schon sagen, ich bin überzeugt davon.“

„Du nimmst das Maß vielleicht von den Stadtleuten“, sagte der Marxl, „nein mein Lieber, mit so einem Strick lassen wir auf der Bäuerei uns noch lange nicht messen.“

„Du bist ja ganz aufgeregt“, sprach der Fürnehme. „Sonst treibt ihr Bauern ein wahres Luderleben und macht gar kein Geheimnis daraus, in jedem Trutzliedel und Schnaderhüpfel beichtet ihr's in die Welt hinaus. Warum just in dem einen Punkte so manierlich? Was ist's denn weiter? Wem schadet's denn, wenn ein frischer Ehemann seiner Verehrtesten zur Schonung anderswo ein bisschen nascht?“

Der Marxl blieb wieder stehen: „Lass Zeit, da muss ich erst nachdenken. Wenn er ein bissel nascht, sagst du. Ob's wem schadet?“

„Ob's der lieben Ehegattin schadet?“

„Ah, nur das. Na, der schadet's eigentlich nicht, heißt das, wenn du nicht heimlich Milchkreuzer zahlen musst vom Geld, das ihr, das deiner Familie mitgehört.“

„Ach Gott, man ist ja klug.“

„Jetzt denke dir Poiser, deine Frau —“

„Was, meine Frau?“

„— wäre so klug wie du.“

„Knäbchen, die Frau, das ist etwas anderes. Der Fehltritt — ach ja, nennen wir's so, deinem moralischen Herzen zuliebe — hörst du, der Fehltritt des Ehemannes compromittiert die Familie nicht, der Fehltritt der Frau jedoch — wenn er offenkundig wird — der compromittiert.“

„Na, und ordentlich!“ rief der Marxl lustig aus. „Aber mich däucht, Poiser, er thut mehr als com — com —“

„—promittieren!“ half der andere freundschaftlich nach.

„Wenn dem Mann das Haus niederbrennt, wenn er blind wird auf beiden Augen, wenn er seinen ehrlichen Namen verliert, wenn ihm das liebste Kind stirbt, so ist das ein Unglück. Und es ist doch alles miteinander nichts dagegen, als wenn ihm sein Weib untreu wird.“ So sagte der Marxl.

„Ein kluger Mann geht schweigend darüber hinweg.“

„Ich danke schön“, sagte der Bauernbursche. „Und hast morgen vielleicht das Kuckucksei im Haus. Es ist eins. Ja? Nein? Nu freilich ist's eins. Du starrst es täglich an und suchest in seinem Gesichte Familienähnlichkeit, und findest keine. Die Augen sind nach aufwärts geschlitzt, oder nach abwärts, der Kopf ist zu spitzig oder zu platt, das Geschrei, wenn es den Mund aufthut, ist wie Elstergekreisch. Deine Kinder

angewöhnt; dachte es aber nicht gerade so den Büchern nach, sondern aus Eigenem, und wie das Leben just dazu Anlass gibt. Es war oft erstaunlich und oft drollig, wie das frische Bürschlein im Bauernloden (er verachtete das Stadtzeuggewand) und Bauernsprache die tiefsinnigsten Dinge vorbrachte, und plötzlich ein keckes Hinaushüpfen ins Schalkhafte, so dass der Zuhörer schließlich nicht klug war darüber, gehörte er zu den Belehrten oder zu den Gefoppten.

All das und manch anderes zusammen machte ihn gesucht, umworben, so dass auch die städtischen Sommerfrischler sich seiner Bekanntschaft befleißigten. Der Bankmann Poiser hatte mit ihm Freundschaft geschlossen und diese Freundschaft gedachte der kluge Geschäftsmann nun auch zu fructificieren.

Was sie miteinander heute verabredet haben, das wissen wir. Was morgen geschehen soll, das vermuthen wir, und — wie es ausgefallen ist, das sollen wir bald hören.

Der Dachshof! Der Marxl gehe im Dachshof immer einmal aus und ein, hatte er gesagt. Dass der Dachsbauer frisch und heiter wie er, sein Vetter war und eigentlich in allem sein bester Kamerad, das hatte der Marxl dem Fürnehmen nicht gesagt. Nun gieng er zu seinem Vetter und erzählte ihm die ganze Geschichte. Anfangs war der Dachsbauer wüst aufgebracht darüber, dass dieser „Stadtzodel" sein Weib besuchen wollte, dann lachte er tüchtig, und hernach giengen die zwei im Schachen spazieren und beredeten etwas.

Am nächsten Frühmorgen stand der Fürnehme am Bach und angelte. Nichts wollte anbeißen, gar nichts. Na doch! Er hatte etwas, schnellte empor — an der Angel hieng das patschige Gefaser einer Graswurzel. Gleichzeitig stupfte ihn etwas von hinten. Der Zeigefinger des Marxl war's.

„Willst Fische haben?" fragte dieser lustig. „Also komm' mit, nach der Messe führe ich dich in den Dachshof. Ich hab' sie schon hergerichtet, es geht leicht. Der Bauer ist beim Thalhäusel unten und kommt vor Abend nicht nachhause."

„Ein goldener Kerl bist du!" rief Herr Poiser, „ein diamantener. Ganz unbezahlbar bist du."

„Ich verlang' eh nichts", sagte der Bursche.

Während der Marxl bei der Messe war, ließ der Fürnehme seiner Gemahlin sagen, sie brauche heute nicht auf ihn zu warten mit dem Diner, er habe eine Bergpartie vor. Und nachher giengen die beiden hinauf zum Dachshofe. Der Marxl führte den Freund durch ein Hinterthürchen hinein in die Gemachtkammer. Da gab es Flachs und Rauchfleisch und Speck und Schmer und Butter und lauter so gute Sachen. „Da wartest", sagte der Marxl, „kannst dich derweil auf die Truhe setzen, sie ist leer, für alle Fälle, die Bäuerin wird bald kommen, um Speck zu holen für die Knödeln. Ich geh' jetzt. Schön brav sein!"

Der Fürnehme fand sich allein in der Kammer, die nur durch ein einziges Oberfensterlein kümmerlich beleuchtet war. Der prickelnde und mürselnde Geruch des G'macht's (so nennt man die Vorräthe von Fleisch, Speck u. s. w.) muthete ihn gar eigen an — das ist so pikant! Die Maus beim Schmer, ha, das ist so pikant! Die Katz' beim Speck! Das ist doch einmal pikant! — Charmant! — — Es kommt wer. Das ist sie. Um Gotteswillen, nein, das ist sie nicht! Das sind Männerschritte. — Durch eine Spalte guckte er ins Vorgelass — höllverdammt! Der Bauer! . . .

In der Kammer stand eine große alte Truhe, sie war nicht versperrt. Hastig und leise öffnete der Herr Poiser den Deckel, huschte hinein auf einen Wust von schmutziger Wäsche und senkte vorsichtig über sich den

„Na nu, ist alles eins“, also wieder der andere. „Ich will einmal meinen Besuch machen im Dachshofe. Mit dem Bauer bin ich ohnehin schon bekannt, der war unser Führer im vorigen Sommer, als die große Partie auf den Hochnok gewesen ist. Sein Weib hat seither meiner lieben Frau ein paarmal Eier gebracht. Brave Leute sind's, recht brave Leute. Will sie doch einmal besuchen. Wann glaubst du denn, dass der Dachsbauer am sichersten zuhause ist?“

„Das will ich dir schon sagen“, antwortete der Marxl, „morgen zum Beispiel ist er den ganzen Tag nicht zuhause. Weißt, er hat sein Ausnahms-häusel verkauft, das unten im Thal steht, weil er glaubt, dass er keine Kinder kriegen wird und also sein Lebtag auf dem Hof sitzen bleiben kann. Und jetzt morgen lässt er vom Häusel die Einrichtung versteigern, Kisten und Kästen und lauter so alte Sachen. Ist eh angeschlagen auf der Tafel. Na und da hat der Dachs-bauer dabei zu thun und kannst ihn im Thalhäusel finden.“

Faste jetzt der Fürnehme den Burschen beim Jackenflügel und sagte: „Bist du ein ganzer Kerl, Marx? Bist du ein Freund?“

„Allemal!“ betheuerte dieser.

„Spiele mit! Wenn du mich einmal brauchst, verfüge! — Spiele mit, dass ich sie allein finden kann, morgen, oben im Dachshofe. Du weißt schon . . . .“

„Freilich“, sagte der Bursche, „und es wird ganz leicht gehen. Will heut' noch kundschaften, dann lass ich dir's wissen. Verrathen wirst du mich wohl nicht?“

„Mensch, was denkst du! — Ich hoffe aber — auch du mich nicht. Meine Frau ist nicht eifersüchtig, hat auch keinen Grund dazu; allein er-fahren darf sie's auf keinen Fall, sie würde sich kränken, ganz unnöthiger-weise, hörst du?“

Der Leser wird endlich ungeduldig. Er will wissen, was es mit diesen zweien niederträchtigen Gesellen eigent-lich ist. Das ist bald berichtet. Der Fürnehme kommt natürlich aus einer Stadt, vermuthlich aus einer großen, denn der Mann scheint Welt zu haben. Dort besitzt er ein erheiratetes Bank-geschäft und hier in der Windwend, wie der Ort heißt, genießt er mit seiner Frau Gemahlin stets die Som-merfrische. Herr Poiser ist ein Mann noch nicht einmal in den besten Jahren, denn in solchen ist einer erst — glaube ich — von fünfzig bis sechzig. Er steht nicht hoch über vierzig; dass seine Frau noch niedriger steht, obzwar sie ihm ziemlich hoch zu stehen kommt, das ist glaubhaft. Der Lebemann ver-stand sich auf Naturgenuss und Ge-selligkeit. Schon im vorigen Sommer war er mit dem Bruckmüller Marxl bekannt geworden und hatte mit ihm Freundschaft geschlossen. Denn dieser Bruckmüller-Marxl war ein merkwür-diger Kumpan. Ein junges, hübsches, findiges und schalkhaftes Bürschlein, wusste er für sich einzunehmen; durch seine gesunde Naivetät, die aber näher besehen, nicht immer eine war, ge-wann er bei den Herrenleuten Sitz und Stimme. Er hatte von einem Oheim die Bruckmühle geerbt, und wieder verpachtet. Seit er als Knabe Ministrant gewesen that er unter-schiedliche Kirchendienste, wenn der Mesner oder der Schulmeister einmal nicht vorhanden war. Orgeln konnte er, Lichter anzünden konnte er, mit dem Klingelbeutel konnte er umgehen und jedem, der etwas hineinwarf, schmunzelte er verständnisinnig zu: Nur her mit dem Bußpfennig! Du solltest wohl noch einen zweiten geben! — Bei Lust und Festlichkeiten hatte man den Marxl auch gerne, er wusste mancherlei Schwank und Schelmen-stück und verdarb nie etwas. Ander-seits konnte er gar nachdenklich sein. Weil er viel in Büchern las, aber nicht Geschichten und Romane, sondern besseres, so hatte er sich das Denken

Der im Möbel athmete auf.

Frau von Poiser ließ das erstandene Kleinod sofort in ihre Villa schaffen. Wie es massiv war und schwer! Sie war ganz verliebt in die Truhe und nach dem Diner setzte sie sich darauf und der Marxl musste sich zu ihr setzen. Sie scherzten, sie lachten und der muntere Bursche sagte: „Man setzt sich darüber hinaus. Schon der erstandenen Truhe zu Ehren bin ich heute so lustig."

„Ich bin ja auch lustig" flüsterte sie.

Der Inwohner in der Wäsche bebte vor Wuth.

Solange sie noch laut lachten war's erträglich, nun aber begann er zu rasen.

Als es im Innern der Truhe plötzlich zu trampeln begann, schnellte die Frau von Poiser mit einem Schreckensrufe in die Höhe: „Um aller Heiligen Willen, was ist das? Wer ist denn da drinnen?"

Der Marxl that auch erschrocken. „Ja, ja, da in der Truhe drinnen trampelt was!" sagte er. „Wie wäre denn das möglich? Beim Dachsbauer in der G'machtkammer ist sie gestanden, wo die Bäuerin allemal Fleisch und Speck holen geht zum Kochen. Sie wird doch nicht sein in die Truhe gefallen, die Bäuerin! Das wäre so was! — Auf geht das Zeug auch nicht. Wenn's nur aufgienge, dass man könnt' nachschauen, was drinnen ist. Da habe ich wohl einen Schlüssel bei mir, na vielleicht passt er."

So redete der Schelm herum, griff in den Sack, zog einen Schlüssel hervor, und sperrte die Truhe auf — da flogen ihm die Fetzen ins Gesicht. Im ganzen Zimmer flatterten die alten Hosen und Hemden und Tücher wie in einem Wirbelsturm, und mitten durch sauste — aus der Truhe hervor, zur Thüre hinaus — wer?

„Um Gotteswillen, ist das nicht — mein Mann gewesen?" stöhnte die Frau von Poiser.

„Eh nein, gar nicht zu denken!" beruhigte der Marxl, „der Herr Gemahl ist ja auf einer Bergpartie."

„Er war's! Er war's!"

„War er's? Oh der Schalk, dann hat er uns zum Narren gehalten."

Bald darauf hat der Marxl sich höflich verabschiedet. Als er um die Büsche bog und durchs Gartenthor hinausgieng, stand dort der Fürnehme — ein leichenblasses Gesicht, wild rollende Augen, geballte Fäuste —. Da trachtete der Marxl ehestens weiterzukommen.

Am nächsten Morgen erhielt der Herr von Poiser ein Brieflein: „Es wissens nur wenige und soll ein Geheimnis bleiben. Du weißt nun meine Meinung und kannst sie dir merken. Marxl."

Wenige Tage nach der Versteigerung sind die fürnehmen Herrschaften abgereist. Die altdeutsche Truhe, in welcher Karl der Große seine Ducaten gehabt hat und auf welcher die alten Truchsessen gesessen sind, haben sie vergessen mitzunehmen.

—

Truhendeckel zu. Das Prickeln war auch hier wieder sehr pikant, doch der Fürnehme war jetzt weniger Nase als Ohr. Der Dachsbauer war in die Kammer getreten, tastete eine Weile an der Truhe herum und rief dann nach einem Knecht.

„Geh, Franzl“, sagte er, als dieser kam, „hilf mir die Truhen da hinaustragen auf den Karren, ich führ' sie zum Häusel hinab, ich lass' sie auch versteigern.“

„Aber Bauer, was wirst denn kriegen für den Scherben?“ lachte der Knecht.

„Glaub' das nicht, Franzl! Es ist ein altes Möbel. Für so was gibt's Liebhaber heutzutage. Mir verstellt's da nur den Platz; ihre Fetzen und Lumpen kann die Bäuerin auch in einen anderen Winkel schmeißen. Schau du, der Deckel klappelt. So!“ Er drehte den Schlüssel um und steckte ihn in Tasche. „Geh, Franzl, fass' an!“

Also wurde die Truhe hinausgetragen, auf den zweiräderigen Karren geschoben und zu Thale gezogen. Der Fürnehme war schon mit allerlei Vehikeln spazierengefahren — auf einem solchen aber noch nicht. Halb in den Lappen vergraben, dachte er sich einen ganzen Rattenkönig von Flüchen und Verwünschungen gegen den Verräther. Dabei sann er auf einen Schick, die Sache ins scherzhafte zu spielen, wenn ihn der Bauer auslassen würde und zu thun, als ob er sich selber einen solchen Spass machen wollte. Aber die Geschichte konnte auch grauslich ausgehen — pikant war sie sehr.

Vor dem Thalhäusel auf dem Anger waren sehr viele Leute beisammen und ergötzten sich an den drolligen Ausrufen des Versteigerers, der zum Beispiele eine alte Hühnersteige um fünfhundert Gulden ausbot, schließlich aber um acht Kreuzer losschlug. Auch die Frau von Poiser war gegenwärtig, und der Marxl machte ihren Cavalier. Ihr Gemahl ist heute ja auf einer Bergpartie, sie braucht mit dem Diner nicht auf ihn zu warten, so hatte sie schon den Marxl dazu eingeladen. Sie war eine sehr liebe Dame.

Nun kam der Dachsbauer mit der alten Truhe.

„Ah! Eine Antiquität! Altdeutsch! Sehr hübsch!“ sagte die Frau von Poiser. „Ach, da muss ich mitbieten, wir haben in unserer Stadtwohnung ein altdeutsches Zimmer mit Putzenscheiben und lauter wurmstichigen Möbeln, mein Gemahl ist ein Freund von alten Möbeln!“

„Dann werden ihm gnädige Frau eine große Freude machen!“ sagte der Bursche.

Sie versetzte ihm mit zwei Fingern ein Klatschen an die Wange: „Grobian!“

Der Bursche fragte sie verblüfft, warum er geschlagen worden sei.

„Eine altdeutsche Geldtruhe!“ rief der Versteigerer aus. „Sie stammt vom Hofe Karl des Großen, der hat seine Dukaten drin gehabt. Die Alten vom Dachshofe waren Truchsessen beim großen Karl, die sind immer auf dieser Truhen gesessen, und wie sie pensioniert wurden, haben sie sie zum Gnadengeschenk erhalten. Dreißig Gulden zum ersten! — Gibt niemand dreißig Gulden? — Dann fünfunddreißig Gulden zum zweiten!“

„Ich gebe sechsunddreißig! schrie jemand in der Menge; es war der Dachsbauer selber.

„Vierzig!“ rief der Marxl.

„Ich gebe fünfundvierzig“, hierauf der andere.

„Fünfzig!“ jauchzte die Frau von Poiser.

Die Truhe wurde ihr zugeschlagen.

Alsogleich machte sie sich dran, um sie bewundernd von allen Seiten zu besehen und auch aufzumachen. Dem Inwohner der Truhe begann der Angstschweiß aus der Haut zu brechen. Doch der Dachsbauer sagte, er habe leider den Schlüssel zuhause vergessen und er werde denselben nachmittags schicken.

so kühnen Fragen mehr an das geheimnisvolle Reich dort oben zu stellen mich unterfieng. Wenn ich mich jetzt nach diesen Regionen wandte, so geschah es schon eher, um eine Privataudienz beim lieben Gott zu nehmen und mit einer Bitte — ich hatte nun schon manches was mir am Herzen lag — vor ihm herauszurücken. Ich war um ein gut Theil bescheidener geworden in jener Wandlung, die der Mensch vom naiv genießenden und begehrenden, zum verständigen (oder seinen Jahren nach wenigstens verständig sein sollenden) Individuum durchmacht. Natur und Cultur thun ja während dieser Zeit genug, um das Menschenkind weiter zu bilden, zu ändern, oft zu einem ganz anderen herauszuformen, als es ursprünglich zu werden versprach. Manchmal legt auch mitten in diesem Process das Schicksal selbst wie ein mächtiger Corrector die Hand an und macht einen energischen Strich in das Geschlängel oder Gekräusel der Entwickelungslinien. Dann thut es in dem ganzen Wachsthum einen Ruck; Tage wirken wie Jahre, und Augen, die gestern noch voll heller Zuversicht auf das Morgen geblickt, sehen heute auf ungeahnte, plötzlich offenbarte Perspectiven.

Solch einen Ruck habe ich erfahren an einem Tage, über den der Tod seine Schatten warf. Der Vater gestorben! Mir bedeutete das zwiefachen Verlust, denn das Vaterhaus verlor ich mit.

Ich stand mit der Mutter allein in diesen verödeten Räumen. Wir rüsteten uns, die Heimat zu verlassen und den Geschwistern nachzuziehen, die bereits ihre eigenen Pfade eingeschlagen hatten. Da kam nun das Abbröckeln Stück für Stück von dem trauten Herd, dem guten alten Bau, den einst Elternhände aufgeführt hatten, mit Liebe, Fleiß und Sorge. Fremde Leute begannen in der Wohnung zu schalten. Die Trauerstille war vorbei. Im Nu verlor alles seine Physiognomie; die Bilder von den Wänden, die Möbel von ihrem Platz. Es wurde gepackt und gehämmert. Dazu meldeten sich Leute, welche aus dem aufzulösenden Hauswesen dies und jenes zu erwerben wünschten; Arme zogen mit Körben voll Gaben ab; jeder der Freunde erhielt ein Andenken — es lichtete sich merkwürdig rasch, nachdem man einmal ans Werk gegangen.

Ein eigener Schmerz liegt in diesem Abbrechen einer Heimstätte. Wie eine Treulosigkeit kommt es einem vor, die altgewohnten lieben Sachen, die alle Zeitläufte miterlebt, die die Geschichte unserer Vergangenheit in hundert kleinen Zügen erzählen — nun auszuscheiden in brauchbar und unbrauchbar, und fremden Händen zu überlassen.

Oft standen wir beide mit thränenden Augen und sahen den Männern nach, die irgendein Möbel davontrugen. Die Mutter gieng hin und strich noch einmal mit der Hand darüber, wie zu einer letzten Liebkosung — dann schwankte es, von den Trägern gehoben, hinaus. Und wie zu solchen Empfindungen der Eifer, die Freude derjenigen stimmen, die den Besitz nun ihrerseits antreten! Es schweben mir einzelne derartige Momente noch lebhaft vor Augen.

In unserem Hausflur hieng eine Schwarzwälderuhr, die, weiß Gott, wie viele Jahre mit ihrem sonoren Schlag uns gute und schlimme Stunden verkündet hatte. Sie war für uns eine Art lebenden Wesens, eine wirkliche Genossin, die ihre ganz eigene Sprache mitredete bei den Vorkommnissen in Haus und Familie — behaglich, mahnend, trostvoll, je nachdem. Ich meine sie noch zu hören, jene erste Stunde, nachdem zwei Augen sich für immer geschlossen! Zögernd hob sie an, neun feierliche Schläge, sie schienen zu hallen, wie nie zuvor. Dann gieng ihr Tiktak weiter, als wollte sie sagen: „Für

Heimatzauber.

Von G. v. Berlepsch.

Ich hatte vor Jahren einen mehrmals wiederkehrenden Traum: Auf einer Wanderung durch fremde Gegenden, die ich allein durchstreife, ohne Menschen zu begegnen, noch zu wissen, wohin mein Pfad mich führt, stehe ich plötzlich vor einer heiterschönen Landschaft, einem Bilde, wie man es von älteren Meistern gemalt sieht: ein Thal im Morgenlicht, mit blühenden Gefilden, in deren Schoß eine Stadt freundlich gebettet liegt, umgeben von Hügeln und Bergen, die, nach der Ferne sich verlierend, märchenhaft im Sonnenduft mich grüßen und an etwas mahnen, das ich vor langen, langen Zeiten einmal sah. Das Herz klopft auf bei dem unvermutheten Anblick — wo bin ich — wie heißt die Gegend da vor mir? Niemand gibt Antwort — ich bin mutterseelenallein. Eine unendliche Stille ist ringsumher. Durch die Tannenwipfel allein, unter denen ich stehe, rauscht es leise, wundersam, wie eine Melodie aus Ewigkeiten herüber, und sanfte Lüfte wehen daher. Auch das kenne ich, dieses Wehen der Lüfte, das Rauschen in den Tannen — — wann, wo hört' ich das nur?

Ich lausche und schaue hinaus — auf einmal wird es mir klar: Das ist ja die Heimat, das Land meiner Kindheit! Eines nach dem andern erkenne ich wieder — ja, ja, so war es einst, in frühen, längst entschwundenen Tagen — — aber die Menschen, wo sind sie? Ich sehe niemanden — es ist wie ausgestorben — —

Weiter gieng in dem Traum nichts vor; nur ein ganz eigenthümlich wonniges und zugleich herzpressendes Gefühl durchbebte mich. Es war eine Scene ohne alle Action, und doch, als ich aufwachte, brannten mir die Augen von Thränen, und Tage nachher noch empfand ich das schmerzliche Entzücken dieses Wiedersehens.

Merkwürdigerweise träumte ich das in den allerschönsten Jahren meines Jugendlebens, als mein Garten so recht voller Blumen stand und draußen vor dem Pförtchen natürlich alle Herrlichkeiten der Welt nur harrten, bis ich hinaustrat und ihnen winkte: Nun kommt! Ich machte damals keine Gedichte und schwelgte in keinen eingebildeten Schmerzen. Alles bedeutete für mich Freude, und meine Seele war so lerchenfroh, dass sie oft, eben wie eine Lerche steigt, dem Himmel zuflog, um zu fragen, ob es da oben wirklich schöner sein könne, als auf Erden.

Die Jahre schwanden dahin — und meine Himmelsflüge wurden nach und nach seltener, nicht etwa weil es mir an der Freude des Aufschwunges gebrach, sondern weil ich inzwischen vernünftiger geworden war und keine

Ich lachte sie aus, wie man das in seiner Weisheit nachsichtigen Eltern gegenüber ja öfters thut — und doch verstand ich sie. „So wähle dir davon, was du behalten willst“, sagte ich großmüthig.

Sie ließ den Blick über den kleinen Kram schweifen. „Nein, sie sollen alles haben“, entschied sie, unterdrückte aber doch einen Seufzer dabei, wie so oft in dieser Zeit.

In unserer Nähe wohnte eine Schustersfamilie, die vom Himmel gerade in dem Maße mit Kindern gesegnet, als an sonstigen Glücksgütern arm war. Diese sollte nun in den Besitz unserer einstigen Reichthümer gelangen. Es waren für die Vielzahl des Nachwuchses und die kümmerlichen Verhältnisse der Eltern auffallend nette, wohlgeartete Kinder, denen wir diesen Schatz gern bescherten.

Fünf Mann hoch marschierten sie unter Anführung der Mutter auf, lauter mehr oder minder blasse, unfertige Abklatschbildchen der elterlichen Originale. Wie glänzten die Blicke, als sie den Tisch voll Spielzeug sahen und wir jedem das Passende in die Hände legten. Zuvor hatten sie sich wie ein Häuflein Schafe um die Mutter gedrängt; jetzt war auf einmal die Scheu gelöst. Sie lachten sich erst still, mit großen Augen an, offenbar im Unsicheren, ob dies alles wirklich ihnen gehören solle. Dann aber wurde die kindliche Freude laut; das Kleinste der fünf ließ sich zuerst hören. Welch ein Glück war das! Vielleicht das größte, was diesem armen kleinen Völkchen noch widerfahren. Mitten im Jahre eine Bescherung wie noch kein Christkind sie ihnen gebracht. Es waren die letzten Freudenlaute, die unsere Räume hörten.

Später, als mir dieser heitere Moment einmal wieder einfiel, fragte ich mich, ob wohl unter den vielen mildthätigen Herzen, die sich der Armut erbarmen, schon eines auf die Idee gekommen sei, das Sammeln von gebrauchtem und verjährtem Spielzeug anzuregen. Wieviel wird in wohlhabenden Häusern dafür ausgegeben und von den Kindern bald beiseite geschoben, in Schränke gestopft und sonstwie zerstreut. Wäre es nicht eine dankbare Aufgabe, für einen Mädchenverein, deren es ja so unzählige gibt, solchen Abfall vom Tische der Glücklichen zu sammeln und mit eigenen Händen etwaige Schäden und Lücken daran zu reparieren, um zur Weihnachtszeit ein Häuflein armer Kinder damit zu beschenken? Für Kleidung und Nahrung wird von Menschenfreunden vielfach zu dieser Freudenzeit gesorgt; die Phantasie des Kindes geht aber meist leer aus. Bei der Sorge für das Nothwendigste kann dieser Luxusartikel nur in günstigen Fällen zur Beachtung kommen. Und doch — was ist das Spiel beim Kinde anderes, als ein erstes Offenbaren seiner Intelligenz, seiner einstigen Lern- und Schaffensfähigkeit?

Als wir bald nachher eines Morgens die Schwelle überschritten und die Thüre abschlossen, hinter welcher unser Daheim gewesen — drängten sich die fünf Schusterskinder noch an den Wagen, in den wir stiegen, und reichten uns zum Abschied Vergißmeinnichtsträußchen hinein.

Jahre verflossen nach dem schweren Abschied. Ich hatte mich in der Fremde eingelebt, an andere Menschen, andere Sitten gewöhnt. Das Einst trat immer weiter zurück; es war schon über recht vieles Gras gewachsen, und auch das schon wieder verdorrt. Endlich rüstete ich mich, einmal wieder in die Heimat zu pilgern. Es war zur Frühlingszeit; ich wollte die Natur dort jung, in ihrer ganzen Schönheit sehen.

Eine lange Fahrt, Tag und Nacht hindurch. Überall Lenz, helles Grünen und Blühen. Der Schnellzug braust an allem vorbei; so rasend er fährt, mir geht es noch nicht rasch genug.

Nun auf einmal, im Mittags-

mich gibt's ja kein Verweilen; die Zeit rollt fort!" — Unsere brave Schwarzwälderin wurde sie genannt, den anderen Uhren gegenüber, den vornehmeren drinnen in den Zimmern, die immer ihre Mucken hatten, bald der Zeit voranstürmten, bald launisch nachhinkten oder gar einmal ganz den Dienst versagten. Solche Grillen kannte sie nicht! Sie that ihre Pflicht wie ein ehrlicher Arbeiter, gleichmäßig, unverdrossen, fort und fort. Nur wenn die Jahreszeiten wechselten, wenn es jäh kalt oder warm wurde, ergieng es ihr wie alten Leuten; es zuckte und zwickte ihr in den Gliedern, dass manchmal ein leises Stöhnen neben dem Pendelschlag her summte; zeitweilig war es auch, als ob sie sich auf die Stunden besinnen müsste, so mitten im Schlagen hielt sie zögernd inne und schien zu zählen: „Eins — zwei — drei — noch einen mehr? —" Aber das waren nur vorübergehende Schwächen; immer rappelte sie sich wieder auf, ein Geschöpf der guten alten Zeit eben, das seine Ehre darein setzt nicht nachzulassen, solange ein Rädchen noch ordentlich läuft.

Diese treue Genossin, zu alt, um die Strapazen einer weiten Uebersiedlung zu ertragen, sollte in der Heimat bleiben. Sie wurde einer ehemaligen Dienerin geschenkt, deren Wunsch es von jeher gewesen, einmal eine „schlagende" Uhr in ihrem Altersstübchen zu besitzen. Die Beschenkte war so ziemlich in demselben Stadium wie unsere Schwarzwälderin; die zwei passten gut zusammen, und vor allem, sie waren bereits miteinander vertraut. Da erschien denn die Alte an dem bezeichneten Tage voll Freuden, um sich ihren nunmehrigen Besitz abzuholen. Schon stand sie auf dem Stuhle, um mit eigenen Händen die Gewichte auszuhängen und das Gehäuse vorsichtig herabzunehmen — da rückte der Zeiger eben auf eine Minute vor Zwölf. — „Lasst sie noch schlagen", sagte die Mutter, die dabei stand.

Die Alte, schon im vollen Eifer der Besitzergreifung, ließ die Arme sinken und schaute, auf ihrem erhöhten Posten nun zu einer Minute des Wartens verurtheilt — es war trotz aller Wehmuth komisch anzusehen — mit dummfeierlicher Miene dem Zifferblatt ins Gesicht und wackelte bei jedem der Schläge still zählend mit ihrem zahnlosen Unterkiefer.

„Allen Respect!" sagte sie dann in dem Gefühle, dass hier ein abschließendes Wort am Platze sei; „die hat ihre Schuldigkeit gethan; könnte mancher Mensch sich ein Beispiel daran nehmen."

Uns standen Thränen in den Augen; sie aber nahm nun schleunigst mit wahrem Entzücken ihr Geschenk an sich. Es klang aus dem stehengebliebenen Räder- und Federnwerk noch wie ein Seufzer, als sie es von dannen trug.

Ein anderer Moment. Die Mutter hatte das Spielzeug aus unseren Kinderjahren sorgsam aufbewahrt. Auch davon sollte nun Abschied genommen werden. Da saß sie dann vor dem Schranke, in dem es Jahre und Jahre hindurch geborgen gewesen war, nahm ein Stück nach dem anderen heraus und besah es mit zärtlichen Blicken: Puppen-Garderobe, Bilderbogen, Kochgeschirrchen, Bleisoldaten Säbel, Czako und endlich ein wahres Prachtstück von einem vollständig ausgerüsteten Bett, aus dem vier Puppen verschiedener Größe mit ihren Glasaugen verwundert sich wieder einmal die Welt im Tageslicht anschauten. Einen ganzen Berg solcher Sächelchen förderte sie aus dem dunklen Schacht hervor, blies den Staub davon und strich jedes Fältchen glatt. — „Einiges", meinte sie, „sollten wir doch behalten."

„Wozu?"

„Nun", sie lächelte dabei, fast in der Art, wie Kinder verschämt um etwas bitten, „damit man es sich später einmal wieder ansehen könnte."

Einmal kam ein hochaufgeschossenes Mädchen auf mich los und grüßte mich mit wahrhaft strahlender Freude. Ich kannte sie nicht. Da nannte sie mir den Namen der Schustersfamilie. Welch ein gutes Gedächtnis das Persönchen hatte — ein seltener Fall im Buche der Dankbarkeit! Und Gottlob, doch einmal ein junges fröhliches Gesicht. Ich glaube wirklich, diesem zulieb stieg ich nachher die drei ausgetretenen Holztreppen hinauf, über denen die Familie wohnte. Hier hatte die Zeit nur angebaut, nichts zerstört. Die Jugend war herangewachsen und zu ganz braven, theilweise schon erwerbsfähigen Menschen gediehen; die zwei Alten standen aber noch stramm in der Mitte, namentlich der Meister, der mit einem gewissen Selbstgefühl auf den kleinen Staat blickte, zu dessen Bestand und Wohlergehen sein Weib zwar den Hanpttheil beigetragen hatte.

Auch die Besitzerin der Schwarzwälderuhr suchte ich auf. Die war in ein Häuschen ganz draußen auf den Feldern gezogen, in dessen niedrige Fenster ringsum die Sonne scheinen konnte. Es gehörte kleinen Leuten, bei denen sich die Alte eingepfründet hatte. Als ich an eine der Thüren drinnen klopfte, hört' ich kein Herein, dafür aber einen wohlbekannten Pendelschlag, der mir entgegenzurufen schien: „Hörst du's? Ich lebe auch noch!“ — Da drückte ich behutsam auf die Klinke und sah hinein — welch' heiteres Bild lag da vor mir, eines von jenen, die der Zufall oft wie der feinste Künstler componiert und einem unvermuthet vor Augen bringt: Inmitten des Stübchens, durch dessen Fenster der goldenste Frühlingsschein leuchtete, saß meine Alte schlafend, an einer Wiege, in welcher ein kleines Kerlchen, wahrscheinlich eben aus dem Schlummer erwacht, die Augen groß offen, da lag und mit seinen nackten Beinchen Reck- und Streckübungen in die Luft hinaus machte. Der eine Fensterflügel stand offen und ließ ein idyllisches Stück Landschaft sehen, einen bewaldeten Höhenzug hinter Feld und Wiesen, in deren Vordergrund ein bäurisches Gärtchen lag, wo unter dem bunten Wachsthum eine Frau, vermuthlich die Besitzerin des Häuchens, fleißig hantierte.

Ich stand eine Minute mäuschenstill, um weder die Schlafende noch das Wachende zu stören. Der kleine Weltbürger jedoch, der über seine zappelnden Beinchen weg meiner gewahr wurde und starr auf mich herschaute, brach nach kurzem Besinnen plötzlich in ein gewaltiges Geschrei aus, das die Hüterin weckte. Da gab es natürlich eine unglaubliche Überraschung und Freude, deren Ausbrüche von dem gesunden Organ des Kindes lustig begleitet wurden, dass die engen Wände nur so dröhnten. Dazu — grüß Gott, du wackeres altes Möbel! tickte die Schwarzwälderin so heimisch an der Wand, als hätte sie hier auch schon wieder, wer weiß, wie viele Generationen kommen und gehen sehen. Wie freute ich mich, sie immer noch in Amt und Würden und ihre Besitzerin am Leben zu finden. —

Alles, selbst gleichgiltige Erscheinungen von ehedem thaten mir wohl, wenn ich sie wieder fand. Hätten sie nur nicht alle denselben fatalen Zug gehabt, der mich immer wieder zurückwies auf längst entschwundene Tage! Überall die Verheerungsspuren von Zeit und Schicksal. Ich selbst kam mir bei diesen Wahrnehmungen um vieles älter vor. Nur die Natur hatte ihre ewig sich erneuernde Jugendfrische. Sie suchte ich denn auch am liebsten auf. Freilich war selbst hier manches verändert, manche liebe Stelle ihres idyllischen Charakters beraubt; freie Gründe waren jetzt mit Häuservierteln bedeckt, kleine Bäche mit ihren Pfaden wie von der Erde verschlungen; an den Bergen Wald geschlagen, ganze Strecken weit — aber das alles in allem zeigte doch dasselbe Bild wie

sonnenschein, wird am Horizont ein schimmerndes Band sichtbar, das mehr und mehr sich weitet — Wasser ist's, eine Seefläche, groß, blau, über welcher an den Ufern drüben Gebirge im Duft sich zeigen — die Berge der Heimat! Ruhig ragen sie in den Himmel, im silbernen Schleier des Mittags nur zart umrissen, da und dort ein Schneefeld aufleuchtend — ganz wie vor langer Zeit, wo ich mit Kindesaugen nach diesen Höhen geschaut. — — Eine unbeschreibliche, schmerzliche Freude übermannte mich bei diesem Anblick. Ich starrte hinaus; ich sog das Bild mit einem tiefen, fast athemlosen Zug in die Seele.

Mir gegenüber im Coupé saß eine junge Nonne, die während der ganzen Fahrt in derselben steif aufrechten Haltung, den Blick gesenkt oder ins Weite gerichtet, kein Fältchen an ihrem Habit verschoben, in unnahbarem Schweigen verharrt hatte. Jetzt zum erstenmal begegneten ihre braunen Augen den meinen und zum erstenmal sah ich aus der kühlen Tiefe derselben etwas, wenn auch nur leise, aufschimmern. Merkte sie, was in mir vorgieng? Ohne zu wissen, weshalb ich es that, vielleicht nur, um mich durch ein Wort zu befreien, sagte ich, hinaus deutend: „Die Schweizer Berge!“

Sie lächelte ein wenig. „Ich kenne sie wohl.“

Die Art, wie sie das sagte, verrieth die Schweizerin. Da fragte ich natürlich gleich nach ihrer Landsmannschaft. Sie war ein Kind der Urcantone, eine Unterwaldnerin, die in dem paradiesisch gelegenen Kloster der Theodosianerinnen zu Ingenbohl am Vierwaldstättersee den Schleier genommen und nun seit sieben Jahren an der böhmischen Grenze, wohin sie gesandt worden, als Lehrschwester wirkte. Sieben Jahre! Wie ruhig sie das sagte. Keine Erregung beim Gedanken des Wiedersehens, kein sichtbares Zeichen der Freude beim Anblick ihres schönen Landes! Ihr Kloster, Eltern, Geschwister, alles fand sie daheim wieder — und ich, der nichts mehr dort besaß, flog im Geiste schon voraus an all' die Stellen, wo nur Erinnerungen für mich ruhten.

Aber trotz dieser Seelenruhe und des strengen schwarzen Gewandes, wie heimelte mich das Wesen mit seiner leise an den Dialect gemahnenden Sprache an. Heimkehrende waren wir ja beide, wenn auch noch so verschiedener Art. Wir blieben beisammen, bis die Endziele der Reise uns trennten. Dann schüttelten wir uns die Hand, wahrscheinlich auf Nimmerwiedersehen. Noch aus dem Waggon herab neigte sie grüßend das Haupt mit einem sanften, klaren Lächeln und einem fast mütterlichen Blick.

— — — — — — — — — —

Nun also war ich da, wohin meine Gedanken so oft in Sehnsucht gewandert. Ich hörte zum erstenmal wieder das alte Abendgeläute und sah draußen im Verdämmern des Tages die weite, stille Landschaft. Lange stand ich am Fenster, der Gegenwart völlig entrückt, in eine Stimmung versunken, für die es kaum Worte gibt, die nur in der Musik ihren innersten Ausdruck findet; dann gieng ich, als es dunkel war, durch die wohlbekannten Straßen und blieb vor einem Hause stehen, nach dessen Fenstern ich suchend empor sah. — —

Tagelang, unersättlich schweifte ich nun umher, bald von Freunden begleitet, bald allein. Wie schön fand ich die Gegend in ihrem maienhaften Schmuck, schöner denn je! Aber die Menschen, die Bekannten von einst, wie verändert fast alle, wie verbraucht vom Leben! Wenige mehr in der Blüte, die einen im Wohlergehen breit, prosaisch geworden; die anderen durch Heimsuchungen verkümmert an Leib und Seele; die meisten Leute aber fremd. Es fröstelte mich oft im wohligsten Sonnenschein.

chen, jedes Blatt, so weit ich sah — eine goldene Aue. Und jenseits des Waldhanges das Land mit seinen Ortschaften und Höhenzügen, unsere „weite Welt“! — Jetzt kannten wir sie. Wir waren wirklich ausgewandert, das eine dahin, das andere dorthin — nur anders, als wir es uns einst ausgemalt — und nun stand ich allein wieder einmal auf der Scholle, von der wir ausgezogen, als Fremdling! Was lag zwischen damals und jetzt — wo waren die Gestalten, die freundlichen Augen, die unsere Kindheit gesehen? Fort, entschwunden beinahe alle —! Ein langer Reigen tauchte vor mir auf; wohlbekannte wie halbvergessene Figuren wallten vorüber, eine nach der anderen — bald innehaltend wie zu einem lieben Gruß — dann weiterziehend, lautlos in der Luft zerfließend. Ich blickte ihnen wie verloren nach, in stummem Heimweh nach vergangenen Zeiten.

Darüber war die Sonne längst hinabgegangen. Eine unendliche Ruhe lag nun ringsumher, eine Sänftigung der Töne und Farben, ein Aufgehen des Kleinen im Großen, das mir wie ein Symbol des Lebens erschien.

In die Stille wehte auf einmal der Klang eines Glöckchens — wie ich den hellen, fernhergetragenen Ton kannte! Es kam aus dem Thal drüben, von einer kleinen Ortschaft her. So hatte das Glockenstimmchen geklungen, wenn wir mit den Eltern von unseren Abendgängen heimkehrten. Es war ein gutes Zeichen, wenn man es in der ruhigen Luft vernahm. — „Hört ihr das Engelburger Glöckchen? Das Wetter bleibt schön“, hatte der Vater gesagt, und wir lauschten und freuten uns ins Blaue, dass es morgen wieder so war wie heute. Ich schloss die Augen, um das zarte Klingen nur recht zu hören.

Bald verklang es wieder. Ein leichter Abendwind kam aus der Richtung dorther und ließ einen Schauer durch Halme und Wipfel gehen. Die Tannen über mir regten sich kaum dabei, und doch zog ein Rauschen durch ihre Kronen, aufseufzend, sich verlierend und wiederum anschwellend, wie der Athemzug des Weltalls selber, dieser Urweise, die allem, was da ist, sein Werde- und Sterbelied singt.

Was mich zu dieser Stunde bewegte, war kein Schmerz, kein Wünschen, nur ein Versunkensein so tief, als wär' ich selber längst schon fort von der Erde, und meine Seele allein wandelte in den Gefilden der Kindheit. So hatte ich es einst im Traum erlebt, lange bevor ich wusste, was Tod, was Trennung — und wie tief der Zauber der Heimat ist. —

Bald nachher reiste ich ab. Es überkam mich in diesem Erinnerungscultus plötzlich ein Drang nach Gegenwart, nach Leben, Arbeit. Meine langgehegte Sehnsucht war gestillt — nun kehrte ich, so theuer mir hier alles war, doch gern zurück auf den Boden, den ich mit eigener Kraft bebauen und so zu meiner zweiten Heimat machen musste.

einst, ach! heute noch verhundertfacht in seinem Zauber.

Einmal, eines Spätnachmittags, stieg ich der Höhe zu, auf welcher wir zu meiner Kinderzeit in einem hübschen Landgut gewohnt hatten. Man genoss von da oben einer weiten Aussicht, so weit, dass die letzten Linien sich in der Ferne verloren. Aus dem Garten kam man durch ein Seitenpförtchen ins Freie, auf ein Hochplateau mit Wiesen und Bäumen, Feldwegen und schattigen Rainen, die eine Welt von kleinen Geheimnissen für uns geborgen. Da hatten wir uns oft hinausgemacht und unsere Kurzweil gesucht; auch manchmal ruhig auf einem Plätzchen gesessen und unsere ersten geopraphischen Studien treibend, in die Gegend hinausgeschaut, die jenseits des Waldhanges wie eine Landkarte ausgebreitet lag. Wir nannten das die „weite Welt" da draußen. Dieser Begriff hatte einen so märchenhaften Reiz für uns, dass wir die merkwürdigsten Luftschlösser hineinbauten und jedenfalls einmal eine große Reise dorthin zu unternehmen beschlossen. Auf mich besonders wirkte dieser Fernezauber so stark, dass ich als etwa vierjähriges Kind einmal frischweg allein ausmarschierte, um zu sehen, wie es da draußen sei — unterwegs aber nach kurzer Wanderung aufgegriffen und wie eine Missethäterin heimtransportiert wurde.

Unser Lieblingsplatz war damals unter einem Grüpplein Tannen, welche isoliert an einem Rain, mitten in den Wiesen, wahrscheinlich als ein Grenzzeichen standen. Hier flogen zur Sommerszeit die Schmetterlinge über einem Meer von Blumen und Halmen, und die Lüfte spielten darin und strichen durch die Tannenwipfel über uns, dass sie geheimnisvoll aufrauschten, während weit, jenseits des sonnigen Landes, schimmernde Wolkengebirge standen, die uns wiederum Welten bedeuteten.

Diesen Platz wollte ich heute wiedersehen. Ich kam an dem Pförtchen vorbei, hinter dem das Landgut lag. Ein reicher Kaufman besaß es jetzt, der es mit allerlei eleganten Schnörkeln hatte herrichten lassen. Es war nicht mehr das trauliche Haus, aber doch der Ort von ehedem. Die Thür, die in eine prächtige Obstbaumallee führte, früher aus grün angestrichenen Holzstäben, war heute aus Schmiedeisen, ein Seitenstück zu dem größern Portal, das weiter oben den eigentlichen Eingang bildete. Ich stand draußen und sah lange hinein durch das Gitterwerk. Ein paar Kinder spielten auf den Wegen, rannten eifrig hin und her und lachten mit hellen Stimmen — — mir kam vor, als wären es die Traumgestalten meiner eigenen Vergangenheit.

Endlich riss ich mich los und gieng weiter. Da oben in den Wiesen — wahrhaftig, da standen sie noch, die Tannen, nur viel größer, höher und eine Umgebung von jungem Nachwuchs darum. Der Platz war sauber geräudet, nicht mehr die kleine Wildnis, wie zu unserer Zeit, und eine Bank so angebracht, dass man in den Sonnenuntergang schauen konnte. „Sophienruhe" stand darüber auf weißem Täfelchen zierlich angemalt. Wie fremd und gemacht mich das anmuthete, diese Firma im freien Feld, dem Bild meiner Erinnerung gegenüber! Nichtsdestoweniger ließ ich mich auf der bequemen Bank nieder. Das Steinhügelchen, auf dem wir einst zwischen duftenden Kräutern gesessen, würde mir heute vielleicht doch für ein längeres Verweilen nicht behagt haben.

Die Wiesen standen in ihrer vollsten Blumenpracht, so schön, wie sie eben nur in Berggegenden gedeihen. Da und dort blühte noch ein knorriger, breitwipfliger Apfelbaum, durch dessen hochzeitlichen Schmuck die letzten Sonnenstrahlen eine wahre Goldglorie woben. Einige Minuten lag alles von diesem Schein überflutet, jedes Gräs-

im Munde noch der „Zutzel“ und zwischen den Beinen noch die Windel stak; ich lag auf der Ofenbank, als ich so krank war, dass die Mutter mich dem Himmel gelobte, wenn er mich nicht nähme (das wurde aber später rückgängig, weil das Geistlichwerden zu viel Geld kostete). Ich lag auf der Ofenbank, als ich so dumm war, allmorgentlich die Oberlippe mit Seife einzureiben, damit der Schnurrbart endlich wachse. Ich lag auf der Ofenbank viel später, als der Bruder Jakob mir den Bart wegkratzte, weil er mir zuwider war. Und wenn ich in früheren Zeiten dort so lag, da hörte ich manchmal hinter den Kacheln drin leise das Feuer knistern, wenn die Mutter morgens eingeheizt hatte, es wurde wärmer, aber es wurde nicht schwül um mich. Es wurde nie kalt und es wurde nie heiß, und wenn mir einer so einen alten Kachelofen plump und unförmig schimpft, so stelle ich seinem Leben nach. Denn über den besten Freund unseres Hauses lasse ich nichts kommen.

Er gab uns nicht allein Wärme, er gab uns auch Brot. Alle zwei Wochen einmal war Backtag. Man kennt die Stattlichkeit der Brotlaibe bäuerlicher Abkunft; solcher Laibe ihrer vierzehn hatten nebeneinander Raum auf dem glühheißen Steinboden drinnen.

Während der Ofen also gesegneten Leibes war, hatte unsere Mutter ein besonderes Heil mit ihm. Da durfte kein feuchter Lappen in seiner Nähe hängen, da durfte in der Stube keine Thür und kein Fenster aufgemacht werden, damit kein ungeschaffenes Lüftchen den braven Ofen anwehe und seine Frucht etwa beeinträchtige. Zwei Stunden lang dauerte die Backzeit und da war es in der Stube allerdings so, dass nicht bloß die Heiligen schwitzten auf dem Hausaltare, sondern auch alle Fenster — selbst im hohen Sommer. Die Fenster sind sonst nicht so wie unsereiner, der im Sommer schwitzt; die Fenster schwitzen im Winter, wenn's drinnen wärmer ist als draußen. Aber beim Backen gab's eine Ausnahme. Einmal stieß in solch heikler Stunde des Backens der Wind ein Fenster auf; was geschah? Die Brotlaibe, die schon angefangen hatten, aufzuschwellen, fielen in sich zusammen und blieben spickig wie ein Klumpen Schmer. Nicht *ein* so großes Löchelchen im ganzen Innern des Laibes, dass man ein Haferkorn, geschweige eine Erbse drin hätte verstecken können! Damals hat die Mutter geweint. Wir aßen das Brot in der Suppe wie sonst. „Wenn's den Laib im Ofen nicht auftreibt, so treibt's den Magen auf“, heißt es, und so war's auch.

Am Backtag gab's für mich kleinen Buben allemal eine säuerliche Freude. Denn bevor das Brot in den Ofen kam, musste ich hinein. Aber zum Glücke nicht nach dem Feuer, sondern vor demselben. Da war's etwas staubig drinnen und rußig und ganz finster. Mit einem Besen aus Tannenreisig hatte ich den Steinboden des Ofens auszufegen, Kohlen, Asche fortzuschaffen und dann die großen Holzscheiter übereinander zu schichten, die mir die Magd zum Ofenloch hineinsteckte. Ich weiß nicht, ob die Spanier im Mittelalter auch so geschichtet haben: zuerst eine Brücke gerade aus, darüber eine Brücke in die Quere, dann wieder eine gerade aus und eine in die Quere u. s. w. So baute ich den Scheiterhaufen und so brennt's am besten. Die Scheiter waren anderthalb Ellen lang und als das Gebäude aufgeführt war bis fast zur Wölbung, da engte es sich arg und da kroch ich ringsherum, zu sehen, oder vielmehr zu tasten, ob es gut war — und dann zum Loch hinaus.

Zum Lohn für solch finstere Thaten bekamen wir Kinder jedes ein frischgebackenes Brotstritzlein, welches wir gleich in noch dampfendem Zustande verzehrten. Theoretisch kriegt man vom

Unser alter Kachelofen.

Erinnerung aus der Waldheimat. Von P. K. Rosegger.

Wenn ich in einem Zimmer einen eisernen Ofen sehe, dann ist's mit der Gemüthlichkeit schon vorbei. Sei es nun ein viereckiger, rostförmig durchbrochener Kasten, oder sei es eine aufrecht stehende Kanone — der eiserne Ofen macht mir Fieber: kalt oder heiß. Die richtige, gleichmäßige, behagliche Wärme bringt er nur für kurze Zeit zuwege, so sehr auch seine hässlichen Rauchschläuche unter dem Vorwande, zu temperieren, sich winden mögen in der Zimmerecke, ehe sie in die Wand sich verkriechen.

Warum es so frostig wird heutzutage? Warum wir gefroren sind? Weil wir keinen ordentlichen Ofen mehr bauen können. Allen Respect vor den schwedischen und russischen Öfen, vor den Berliner und Meißneröfen, gar zierlich sind sie und ein Zimmerschmuck und alles mögliche, aber so recht gemüthlich sind sie doch nicht. So recht gemüthlich ist nur der große, breite, behäbige Kachelofen mit seinen grünen oder braunen Augenreihen, mit seinem Holzgeländer und seiner Ofenbank. Die Ofenbank, wo die Kindheit und das Alter hocken, das Enkelein und die Großmutter — und die alten Märchen!

Daheim in meinem Vaterhause, da stand so einer! Ganz hinten in der linken Stubenecke, wo es immer etwas dunkel war. Über der breiten Ofenbank, die sich um ihn herumzog, war eine Reihe viereckiger Plattkacheln, und darüber in weißem Lehm eingefügt die runden Kacheln mit hervorquellenden Bäuchen, in welchen sich die lichten Stubenfenster mit ihren Kreuzen spiegelten. Der Ofen strebte breit auf und wölbte sich oben in Kacheln sachte zusammen. Wenn man fragte, wie alt er sei, so antwortete der Vater: „Mein Ähndl wird ihn haben setzen lassen, oder der Urähndl.“ Freilich wurde jeder kleine Schaden an ihm sofort verkleistert und mit weißem Lehm übertüncht, freilich wurden ihm fast alle Samstage die großen Augen gewaschen, so dass er immer jung und frisch in die Stube schaute. Umfriedet war er von dem leiterartigen Geländer, an das die Mutter unsere frischgewaschenen Hemden zum Trocknen hieng. Denn warm war es bei diesem Ofen immer, selbst im Sommer, wo sonst der Brunnentrog warm und der Ofen kalt zu sein pflegt. Er wurde überhaupt nie kalt und es mochte sein wie es wollte, es mochte regnen oder schneien oder winden — auf der Ofenbank war's immer gut. Und wenn draußen der Sturm toste in den alten Fichten und der hölzerne Hirsch an der Wand klapperte, und wenn die Blitze bleckten, dass die ganzen Berge über dem Graben drüben grün und gelb waren, und wenn der Donner schmetterte, als breche schon der Dachstuhl nieder mitsammt dem Giebel und seinen Schwalbennestern, da dünkte mich die Ofenbank der sicherste Ort, wohin das Verderben so leicht nicht reichen könne. Kurz, die Ofenbank war mir der trautsamste Mittelpunkt des heimatlichen Nestes. Lange Zeit hatte ich mein Bett auf derselben. Ich lag auf der Ofenbank als ich so klein war, dass

so nannte sich der Bursche mit seinem Kinderstimmlein — er habe auch schon Schwabenkäfer in Buttertunke gegessen, die seien sehr gut! worauf ihm mein Vater den Rath gab, er solle still sein.

Nach dem Essen, kaum das letzte Kreuz gemacht war, zog der Kaunigl ein Büschel Spielkarten aus der Hosentasche, mischte es mit kundiger Hand, warf für drei Personen ein Spiel aus und blickte fast erstaunt umher, ob denn keiner mitthun wolle? Ich lugte hin nach den leicht geschweiften Karten mit dem geeichelten Rücken und den bunten Figuren, die der Kaunigl so glatt abzulegen und so schön pfauenradförmig in der Hand zu halten wusste. Ich wollte schon anbeißen, da fuhr der Vater drein: „Weg mit den Karten! Morgen ist der Armenseelentag! Denkt's aufs Beten!"

Am nächsten Tage, während der Vater in der Kirche war, saßen wir, der Kaunigl und ich, in der Flachskammer und spielten Karten. Ich musste erst die Blätter kennen lernen, aber merkwürdigerweise wurde ich mit den zweiunddreißig Kartenfiguren viel leichter vertraut, als ein Jahr vorher mit den vierundzwanzig Buchstaben. Leider kam die Mutter um einen Rocken für ihr Spinnrad, sie verdarb alles. „Aber Buben!" sagte sie, „derbarmen euch die armen Seelen nicht, dass ihr so was treibt am heutigen Tag?!" Wir verzogen uns. Aber der Hasenschartige hatte mir's schon angethan. Er wusste und konnte allzuviele merkwürdige Sachen, die noch dazu verboten waren!

An einem der nächsten Tage hockten wir im Heustadl auf einem Futterhaufen und spielten wieder Karten. Ich hatte solche Fortschritte gemacht, dass mir nicht bloß die Figuren, sondern auch schon sehr viele Spiele bekannt waren. So thaten wir „zwicken", „brandeln", „mauscheln", „bettlerstrafen", „königrufen", „grün' Buben suchen", „pechmandeln", „mariaschen" und anderes. Weil kein Tisch war, so legten wir die Karten aufs Knie, zwickten sie zwischen die Beine und der Kaunigl steckte seine Trümpfe sogar einmal in die Hasenscharte. Keuchte gählings das alte Everl die Leiter herauf. Wir verhielten uns im dunklen Raum mäuschenstill, aber sie hatte uns doch bemerkt. „Buben!" rief sie, „was thut's denn, Buben?"

„Beten", gab der Kaunigl zur Antwort.

„Ja, beten! Mit des Teufels Gebetbuch, gelt?" rief das Weiblein. „Wisst's es nit, dass der Vater das Kartenspielen nit leiden mag? Wird euch schön sauber der Schwarze bei den Füßen packen und in die Höll hinabschleifen." Somit war's mit dem Spiel wieder aus. In die Höll' hinabschleifen, das wär' so etwas!

Am nächsten Sonntage machte der Kaunigl den Vorschlag, dass ich mit ihm in den Schachen hinausgienge, damit wir bei unserer Unterhaltung endlich einmal Ruh' hätten. Aber es regnete und es schneite und es gieng ein kalter Wind, also dass ich der Einladung nicht nachkam. Ob ich aus Papier wäre? piepste hierauf der Kaunigl, dass ich fürchten müsse, vom bissel Regen aufgeweicht zu werden und auseinanderzufallen! Im Wassergraben habe er seiner Tage am besten geschlafen, und so wie er schwarze Erde mit Brennesseln esse, wenn er sonst nichts habe, so wolle er sich in Ermanglung eines Bettzeuges nackend in Schnee einwickeln, und ich solle lieber in der Mutter ihren Kittel hineinschliefen. — Aber schon an demselben Nachmittage kam der Kaunigl mit etwas anderem, was ich in der Lage war, anzunehmen. Die Stube war besetzt vom Vater, der an der Wanduhr etwas zu basteln hatte und von den Knechten, die ihre Schuhe nagelten. In den übrigen Winkeln des Hauses war es auch nicht sicher, also in den Ofen hinein! In dem-

Genusse frischgebackenen Brotes die Kolik, praktisch bekamen wir drei Stunden darauf nichts als Hunger.

Wie die Scheiter gebaut wurden, ist schon gesagt worden. Alsdann den Stoß anzünden, brennen lassen, ausgluten lassen, die Glut mit einem Krückel auseinanderstieren, dann herausziehen und mit der Ofenschüssel, einer langbestielten Holzscheibe, die kugelrunden Teigklumpen hineinschießen.

„Einschießen", ja, das war der Ausdruck dafür. Ich vermuthe, die Mutter hat während dieses Einschießens allemal ein heiliges Gelöbnis gemacht: Einen Rosenkranz extra will sie beten, oder einem Bettler besonders will sie ein großes Stück Brot schenken, wenn's gelingt. Denn wie ich schon angedeutet — allemal gelang es nicht.

Einigemal lieferte uns der Ofen etwas besonders Gutes. Ein strudelartig breit und dünn ausgewalzter Teig wurde in den heißen Ofen geschossen; nach einiger Zeit kam die Platte heraus, hatte eine bräunliche Farbe und war hart und spröde wie Glas. Schon das war fein zu knuspern. Nun kam aber die Mutter, zerkleinerte mit dem Nudelwalzer knatternd diese Scheibe aus Mehl, that die Splitter in eine Pfanne, wo sie geschmort und geschmälzt wurden. Das war hernach ein Essen! Scharlbrot wurde es genannt. Ich habe diese ganz eigenartig wohlschmeckende Speise sonst nirgends wieder gefunden, möchte aber gerne ihren und ihres Namens Ursprung wissen.

Der Ofen hatte auch noch andere Verpflichtungen: er dörrte das Korn, bevor es in die Mühle kam. Denn da oben im Gebirge will's nicht recht trocknen, und so musste das Korn auf den heißen Boden hinein, wo es mit dem langstieligen Krücklein fortwährend umgerührt ward. Desgleichen dörrten wir im Ofen auch das „Hablam" (trockene Blüten- und Samenabfälle des Heues), aus welchem ein sehr geschätztes Mehl, besonders für Mastvieh, bereitet wurde. Auch Kirschen, Heidelbeeren und Schwämme machte uns die Ofenhitze solchermaßen tauglich zum Aufbewahren für den Winter. „Die ausgetrockneten Früchte halten länger, als die vollsaftigen!" sagte das steinalte und spindeldürre Everl, als die junge Martel auf der Bahre lag. Das Everl dachte dabei vielleicht an die schwere heiße Lebenszeit, die es selber ausgetrocknet und gedörrt hatte, wie der Ofen die Pflaume.

Einmal — und das ist's, was ich eigentlich erzählen will — spielte es sich, als sollte in unserem großen Ofen auch Fleisch gebraten werden.

So um Allerheiligen herum war ein junger, schlank gewachsener Vagabund zu uns gekommen. Ich weiß nur noch, dass er sehr lange Beine hatte und im Gesicht eine platte Nase und darunter eine Hasenscharte. Er schien soviel als erwachsen, hatte aber das Stimmlein wie ein Knabe. Und mit diesem Stimmlein fragte er ganz hell und grell meinen Vater, ob er über den Winter dableiben dürfe?

„Das ledige Herumzigeunern ist halt nur im Sommer lustig", antwortete ihm mein Vater. „Nun, wenn du dreschen willst, so kannst bleiben. Kost und Liegerstatt wirst dir doch verdienen."

Der Bursche war nicht blöde, that gleich, als ob er bei uns zuhause wäre und beim Nachtmahl erzählte er laut, dass er vor kurzem in einer Gegend gewesen sei, wo es ein sehr gutes Essen gab: das Kraut wäre gezuckert gewesen, der Sterz mit Wein geschmalzen und die Knödeln wären durch und durch schwarz gewesen vor lauter Weinbeerln.

Darob wurde der Junge ausgelacht und unser Stallknecht sagte: „Die Sachen wären ja nicht zuwider, aber anders gemischt müssten sie sein: Zum Sterz die Weinbeerln, zum Wein der Zucker und zu den Knödeln das Kraut. Hernach sagte der Kaunigl —

Grimming.

Ein Sagensang von **A. Berg.**

Einst ein Hirtenknab zog aufwärts,
Ein verirrtes Schaf zu holen.
Als die Nacht war angebrochen,
Wärmt' er sich bei dürft'gen Kohlen.

Schaurig ragten auf zum Himmel
Deine ries'gen Felsenmassen
Und sein Auge sucht' vergebens
Dein Gesammtbild zu erfassen.

Welch' ein Meer von stein'gen Wänden!
Welch Gewirr von Zacken, Klüften!
Unheilkündend stürzt Gerölle
Von den Scharten, in den Schlüften!

Zornig, drohend, starrt' ihm schrecklich
Deines Kamm's Gestalt entgegen,
Sturm trieb Spielball mit den Wolken,
Schnee durchwirbelte den Regen.

Plötzlich züngelt' auf die Mauern
Fahl ein Blitz gleich ries'ger Schlange,
Und von ferne schallt' und hallt' es
Gleich gespenstigem Gesange.

Eine Wand erschloss sich gähnend
Seinem Blick, ein blaues Flimmern
Schaut' er in den ew'gen Tiefen,
Deutlich sah er's drinn aufschimmern.

Wie des Doms erhab'ne Kuppeln
Wölbten sich die feuchten Mauern,
Orgeltöne brausten mächtig
Durch der Nacht schreckbare Schauern.

Einen Hochaltar erblickt' er,
Steinern standen Bänk' und Stühle
Und er unterschied Gestalten
Aus dem wimmelnden Gewühle.

Kleine Männchen, ernst zu schauen,
Hauben auf den kleinen Köpfen
Und die Bärte lang und wallend —
Athem wagt' er kaum zu schöpfen.

Fackeln glänzten durch die Kirche,
Und ein leise gurgelnd Wogen
Zeigt' ihm eines Bergsee's Spiegel
Dicht an jener Kuppel Bogen.

Auf des Bergsee's schilf'gem Grunde
Sah er Gold in ew'gen Tiefen,
Unermesslich gleißt' und glänzt' es,
Geister sangen, Stimmen riefen.

Plötzlich rief's nach ihm im Chore,
Näher schritt er, scheu und bebend,
Kaum des See's Gestad' erreicht er,
Krampfhaft stets nach aufwärts strebend

Dort hört' er ein Kichern, Lachen,
Kugeln rollten auf dem Plane,
Fröhlich wisperten die Stimmchen
Winz'ger kegelnder Kumpane.

„Hirtenknab' armsel'ger Menschen,
Jener ungeschlachten Flegel,
Rasch herbei und nicht gezaudert!
Setz' uns auf beim Spiel die Kegel! —"

Muthig trat hinzu der Knabe
Und sie schoben gar possierlich,
Flink und fleißig schafft der Schäfer
Und sie dankten gar manierlich.

Gaben ihm aus Fingerhüten
Milden Enzian zu trinken,
Und den Herrn der Wichtelmännchen
Hört' er rufen, sah er winken.

„Bub, du hast uns stramm geholfen,
Hast gedient uns stumm und willig;
Dir nach uns'rer Art zu lohnen,
Menschenkind, ist recht und billig.

Nimm den schweren Silberkegel
— Er ist dein! — als Angedenken,
Lass dir von des Grimmings Zwergen
Dieses Werk der Schmiede schenken.

selben war ein Holzstößlein geschichtet, wir krochen hinter das Stößlein. Nachdem der Kaunigl den Deckel des Ofenloches zugezogen hatte, zündete er die mitgebrachte Kerze an, that die Karten hervor und wir huben an. Gemüthlicheres gibt's gar nicht auf der Welt, als in einem großen Kachelofen bei Kerzenbeleuchtung „brandeln" oder „zwicken" oder „mariaschen". Die röthlich gebrannte Mauer, die schwarzen Kachelhöhlen um und über uns bargen und hüteten, und nun waren wir doch einmal sicher und konnten „fabeln" oder „mauscheln" oder was wir wollten, bis in die späte Nacht hinein. Durch die Kacheln von der Stube her hörten wir ein Surren; sie thaten Rosenkranz beten, der Kaunigl warf die Blätter auf ein „Brandeln". Wir spielten um Geld. Gewann er, so blieb ich schuldig, gewann ich, so blieb er schuldig. Es soll keine größere Ehrlosigkeit geben, als Spielschulden nicht zu zahlen. Lieber Leser, so einer bin ich! — Just hatte ich wieder ein schönes Blatt in der Hand: zwei Könige und drei Säue und den Schellschneider, der Trumpf war — da klirrte plötzlich der blecherne Ofenthürdeckel. Das Licht war sofort ausgeblasen und wir verhielten uns still, wie zwei todte Maulwürfe. Jetzt geschah etwas Unvorhergesehenes, etwas Schreckliches. Vor dem Ofenloche stand das gedörrte Everl und fuhr mit einer Spanlunte herein in den Holzstoß, der zwischen uns und dem Ausgange war. Die Flammen leckten an den Scheitern hinauf. Ich zwischen durch und mit einem kreischenden Schrei hinaus, dass das alte Everl vor Schreck in den Herdwinkel fiel. Dem Kaunigl gieng's nicht so gut, dem spießten sich die langen Beine, er konnte zwischen Wand und Scheiterstoß nicht sofort heraus, der Rauch verschlug den Athem und schon hörte man nichts mehr von ihm.

„Der Kaunigl ist drinnen!" schrie ich wie verzweifelt, da wurde mit dem Sterkrampen der brennende Holzstoß, Scheit um Scheit, herausgerissen auf den Herd und schließlich wurde mit demselben Krampen ein Häuflein Mensch herausgezogen, das ganz zusammengekauert war wie eine versengte Raupe und dessen Kleider bereits an mehreren Stellen rauchten.

Zwei Schöpfpfannen Wasser goß ihm das Everl ins Gesicht, da wurde der Kaunigl wieder lebendig.

Als jetzt auch einige Spielkarten zum Vorschein kamen, so kannte sich das Everl gleich aus. „Was hab' ich denn gesagt, Buben!" so redete sie, „hab' ich nicht gesagt, ihr kommt's mit dem verflixten Deuxelszeug in die Höll? Im Fegfeuer seids schon gewesen."

Mein Vater wollte den Burschen davonjagen, that's aber nicht, weil der Bursche nicht darauf gewartet hat. Wo der Kaunigl anders zugesprochen, das weiß ich nicht; jedenfalls konnte er eine neue Erfahrung zum besten geben: Er hatte nicht allein Schwabenkäfer in Buttertunke gegessen, in Wassergräben geschlafen, sich nackend in Schnee gewickelt, er hatte auch im Feuerofen Karten gespielt.

Mir war von diesem Tage an der alte große Ofen auf lange nicht geheuer; mit seinen grünen Augen schaute er mich so drohend an: Bübel, wirst noch einmal Kartenspielen, während die anderen beten?!

Erst als ich wieder brav geworden war, ganz ordentlich und fleißig, blickte mich der Ofen neuerdings freundlich an und es war wieder so heimlich bei ihm wie früher. Später sind seine guten Augen erblindet, dann ist er in sich zusammengesunken wie ein Urgroßmütterlein, und heute geht's ihm, wie es bald uns allen ergehen wird — nichts mehr übrig, als ein Häufchen Lehm.

gestohlene Gut selbst wieder zu bringen. Ein solcher Diebsbanner war auch ein Knecht des Bäckermeisters Hofer in St. Georgen bei Wildon. Als einst der Meister spät abends von seinem im Windischen gelegenen Weingarten heimkehrte, giengen er und sein Knecht sogleich zu Tische, um das Abendessen einzunehmen. Vorher aber entledigte sich der Knecht noch seines Rockes und hieng ihn auf die „Wagenkipfen“. Nach eingenommener Mahlzeit wollte er den Rock wieder anziehen, aber dieser war nicht mehr da und auch nirgends zu finden. Darüber wurde der Knecht böse, denn er meinte, die Hausleute hätten ihm einen Streich gespielt, und sagte dem Herrn, er werde vor ihm denjenigen bannen, der ihm den Rock entwendet habe, so dass er ihn wieder zurückbringen müsste, und sei er wo immer nur. Der Bäckermeister gab seine Zustimmung, und der Knecht versicherte hierauf: „Vor Mitternacht werden Rock und Dieb noch zum Vorschein kommen.“

Der Knecht gieng hinaus und that seine Bannsprüche. Der Hausherr und alle Bewohner des Hauses waren begierig, wie die Sache enden werde, und blieben deshalb auf. Als es zwischen elf und zwölf Uhr wurde, riss plötzlich ein Sturm das Hofthor auf, und ein dahersprengender Ziegenbock warf einen Mann zum Thore hinein, der den gestohlenen Rock an hatte. Der Knecht dankte nun durch einige den Umstehenden unverständliche Worte ab, das heißt er löste den Bann, worauf der Ziegenbock verschwand. Der Bäckermeister aber nahm erstaunt den Fremden ins Zimmer und fragte ihn, wie er hergekommen.

Der Dieb, ein Bettler, erzählte nun, dass er über den Hof gegangen sei und den Rock auf der Kipfen habe hängen gesehen. Da es ohnehin kalt war, habe er sich gedacht, der Rock könne dem Eigenthümer nicht so stark abgehen, da dieser ihn sonst nicht im Freien lassen würde. Also nahm er den Rock und gieng unbekümmert weiter seines Weges. Jenseits der Mur, bei Lebring, wollte der Bettler in einer Tenne übernachten. Gegen Mitternacht wurde das Tennthor plötzlich aufgerissen, und ein schwarzer Geißbock stürzte herein; dieser stieß ihn fortwährend mit den Hörnern. Der Bettler glaubte, das Thier sei im Stalle ausgekommen, und er gab sich alle Mühe, den Bock von sich abzuwehren. Da aber dieser nicht nachließ, dachte sich der Bettler: Ich kann mich ja auch auf einem anderen Orte niederlegen; und er stand also von seiner Liegerstatt auf. Aber da rannte ihm der Geißbock zwischen die Füße und trug ihn flugs durch die Luft über die Mur nach St. Georgen, wo er ihn innerhalb des Thores der Behausung des Bäckermeisters abwarf, so dass er eine kurze Zeit ganz betäubt liegen blieb.

Also hatte der Knecht über den Teufel die Macht und ihn gezwungen, den Rockdieb ihm zu bringen.

Der vom Teufel geängstigte Diebsbanner.

In der Behausung der Alt-Schöckeltonin, einer etwa zehn Minuten von einem der Schöckelkreuze entfernt stehenden Keusche, hielt sich vor Zeiten ein hochstudierter Herr auf, der ein ganzes Jahr in der sogenannten schwarzen Schule gewesen war. Er konnte Wettermachen, den Teufel citieren, Diebe bannen und dergleichen mehr. Einst kam zu ihm ein Bauer, dem Geld gestohlen worden, und verlangte von ihm, dass er das Geld wieder zur Stelle schaffe; dabei aber gab der Bauer dem Diebsbanner eine größere Summe an, als ihm wirklich abhanden gekommen. Der Beschwörer nahm nun sein „Kolomanibüchel“ und las daraus in feierlichem Tone die

Wohl weiß ich, ihr Menschenkinder
Geht nach Silber und nach Golde,
Eitel drum ist euer Sinnen
Und ihr strebt nach Satans Solde!

Darum hüten wir im Innern
Dieses Berg's des Goldes Massen,
Das euch lockt mit seinem Glaste,
Euer Dasein zu verprassen.

Sorgsam sei's darum behütet
Noch in fernen später'n Tagen!
Eh', bei Gott, nicht sollt ihr's haben,
Bis der Grimming abgetragen! —"

Blutig stieg empor die Sonne,
Und des Berg's phantast'sche Schroffen
Hoben scharf sich ab vom Himmel,
Den der Knabe schaut betroffen.

Schimmernd weiß die Riesenwände
Glänzten seinem Blick entgegen,
Freundlich blaute hoch der Himmel,
Rings erstrahlt' ein stiller Segen.

Berg, der Berge stolzer König,
Lass mich in die Tiefe steigen,
Und mein Haupt vor deiner Größe
Und vor deinem Zauber neigen!

Was die Welt auch beut uns Menschen,
Jenes Glück, nach dem wir jagen,
Ohne jemals es zu finden,
Ward auf deine Höh'n enttragen.

Droben wohnt's als ew'ger Friede,
Und vielleicht in fernsten Tagen
Senkt es sich zur Erde nieder, —
Wann der Grimming abgetragen.

Steirische Volkssagen über den Teufel.*)

Von Hans von der Sann.

Bekanntlich nahmen unsere Vorfahren in den Alpenländern für Naturerscheinungen, deren Grund sie nicht begriffen, an, dass selbe stets infolge gewaltsamer Eingriffe höherer, bald göttlicher, bald dämonischer Mächte entstanden. Alles, was das Volk nicht mit dem Walten einer gerechten Gottheit zusammenreimen konnte, wurde dem Teufel und seinen dienstbaren Geistern oder Bundesgenossen zugeschrieben. Solche Sagen finden wir nun in Steiermark in auffallend großer Zahl, und es ließe sich über den Teufel, wie er in unserer Volkssage, im Volksglauben auftritt, ein ganzes Buch schreiben. Vieles darüber ist schon bekannt, vieles und vielleicht der größere Theil aber noch unbekannt. Im nachstehenden soll nun eine Reihe von solchen Teufelssagen erzählt werden, welche bisher in der literarischen Welt meist noch unbekannt sein dürften. Sie wurden vom Verfasser theils selbst aus dem Volksmunde übernommen, theils entstammen sie den bisher Manuscript gebliebenen Aufzeichnungen anderer Sagenforscher, als Dr. Richard Peinlich, A. Meixner u. a.

Der Teufel wird gezwungen einen Dieb zu stellen.

Es ist bekannt, dass es Leute gibt, die es verstehen wollten, einen Dieb zu bannen, das heißt mit Hilfe des Teufels den Dieb zu zwingen, das

*) Nachdruck oder sonstige Benützung ohne Erlaubnis des Verfassers nicht gestattet.

standen, befand sich eine große Mauer, und unter derselben soll Geld, und zwar ledernes und solches aus Baumrinde hergestelltes, vergraben gewesen sein. Zweimal gieng der Feld-Kostmost hin und wollte den Schatz heben, wurde aber jedesmal von der Mauer, wenn er sie erklettert hatte, wieder herabgeworfen. Ganz erbost fragte er: „Is da nix z'kriagn?“ und eine Stimme antwortete darauf: „Nit eher, als das lederne Geld wieder aufkimmt!“

Als der Feld-Kostmost fünfzig Jahre alt geworden, dachte er an sein Lebensende und an die Folgen, dass er sich dem Bösen verschrieben hatte. Ihm schien die Sache nun denn doch etwas zu bedenklich und gieng deshalb nach Leibnitz. Dort klagte er dem Pater Guardian des Kapuzinerklosters seine Noth, erzählte ihm, dass er sich in jungen Jahren dem Teufel verschrieben hätte, und bat um Hilfe, auf dass er den Bösen wieder los und ledig würde. Der Quardian befahl ihm, einmal zur Mitternachtszeit ins Kloster zu kommen, doch müsste er jedesmal, wenn ihm etwas Lebendes über den Weg laufe, wieder umkehren. Als der Feld-Kostmost nun das erstemal sich gegen Mitternacht auf den Weg machte ins Kloster, lief ihm unterwegs eine Maus über den Weg, ein anderesmal war es ein Hase, dann eine Fledermaus und anderes Gethier. So musste er denn nach des Guardians Gebot jedesmal wieder umkehren.

Einmal des Nachts kehrte der Feld-Kostmost in der sogenannten Haarkeusche im Muggenauergraben ein und setzte sich in der Stube hinter den Ofen, um hier ein wenig zu rasten. Das Häuschen stand einsam und war unbewohnt. Um elf Uhr nachts kamen drei wilde, starke Kerle in das Zimmer, setzten sich an den Tisch und begannen Karten zu spielen. Einer der Männer verlor nun regelmäßig. Da sagte er: „Es is wer da, der nit herg'hört, i g'spür's! Wart Kerl, i kim di umi hintern Ofen!“ Darauf zog er den Feld-Kostmost aus seinem Verstecke hervor, und der Arme wurde von den drei Männern so derb geprügelt, dass er ohnmächtig liegen blieb. Wie es dann zwölf Uhr wurde, war alles vorbei und von den drei fremden Männern nichts mehr zu sehen. Und in der Früh, nach dem Gebetläuten, fühlte auch der Feld-Kostmost keine Schmerzen mehr, als wenn ihm gar nichts widerfahren wäre. So ergieng es ihm etlichemale, und nun begab sich der Mann bei Tage nach Leibnitz ins Kloster und erzählte wieder alles dem Guardian. Dieser rieth ihm, er möge das nächstemal, wenn er wieder in der Haarkeuschen einkehre, Hände und Füße kreuzweis übereinanderlegen. Der Feld-Kostmost befolgte schon in der nächsten Nacht den Rath des Kapuziners. Mit gekreuzten Armen und Beinen erwartete er hinter dem Ofen die Ankunft der drei Gesellen. Sie kamen und einer trat auf den Ofen zu, um den Feld-Kostmost hervorzuziehen; als er ihn aber so mit den kreuzweis übereinander gelegten Gliedmaßen da sitzen sah, gieng er stillschweigend zurück. Da sagte der zweite: „Na, wenn du nix kannst, so geh i; i will den Kerl glei kriagn!“ Aber auch er kam gleich wieder zurück und sprach: „Dem mag i nix machen!“ Nun stand der dritte auf und gieng mit den Worten: „Na, wenns dös koana was könnts, so will schon i ihn kriagn, und dem Kerl schon helfen!“ auf den Feld-Kostmost zu, kehrte aber ebenfalls um und murmelte ingrimmig: „Na, dem mag i nix an!“ Darauf verschwanden die drei Männer.

In der nächsten Nacht versuchte es der Feld-Kostmost, zum Kloster zu gelangen, und er kam glücklich ohne Anfechtung dahin, bis er vor dem Eingange stand; aber jetzt wollte ein Mann mit einem Strohsacke zwischen ihm und der Pforte durchrennen;

Bannformel. Nun erschien der Böse, welcher in Wirklichkeit viel wilder aussah, als man sich ihn dachte, und brachte das Geld. Der Beschwörer zählte das Geld, war aber damit nicht zufrieden und beschuldigte den Schwarzen, dass er ihm einen Theil des angeblich dem Bauern entwendeten Geldes vorenthalte.

Da wurde der Satan überaus wild. Er machte einen gellenden Pfiff, und im Augenblicke erschienen Teufel in solcher Menge, dass sie die Sonne verfinsterten; ein Theil derselben flog in die Stube hinein, der andere, weitaus größere Theil aber umkreiste unter furchtbarem Gebrüll und Gezisch den Schöckel. Arg bedrängt suchte sich der Beschwörer mit geballter Faust, stark gekrümmtem Zeigefinger und eingezogenem Daumen gegen jeden einzelnen der auf ihn eindringenden Teufel zu vertheidigen. Aber es war umsonst. Alle Bannformeln, die der Beschwörer aufsagte, blieben wirkungslos. Er verlangte von den im Zimmer anwesenden Leuten eine geweihte Kerze; man brachte ihm eine solche, aber sie wollte nicht brennen. Er verlangte nun Weihwasser, aber es war keines zu finden, obwohl solches im Hause reichlich vorhanden war. Endlich ersuchte der Schwarzkünstler, man möge ihm einen Priester zur Stelle schaffen. Es wurde der alte Pfarrer von St. Radegund geholt. Dieser kam und trat mit den Worten: „Wo ist der Verrückte?“ in die Stube. Erleichtert athmete der Beschwörer auf, als er den Mann Gottes sah, und bat ihn, mit seinen Stiefeln auf die Spitzen seiner Schuhe zu treten. Der Priester that dies, und nun sah er die in Unzahl vorhandenen Teufel. Er sprach nun seine geistlichen Beschwörungsformeln und siehe da! es gelang ihm auch, alle diese vielen tausend Teufel bis auf einen zum Weichen zu bringen. Diesen einen Bösen aber vermochte später nur der Pfarrer von Maria-Trost zu bannen.

Dem Teufel verschrieben.

In Grötsch, Pfarre St. Nikolai im Sausal, lebte ein alter Mann, der Feld-Kostmost, der sich schon in jungen Jahren dem Teufel verschrieben hatte, aber dennoch schließlich aus dessen Klauen befreit wurde. Die Sache kam so:

Als kleiner Bube gieng der Feld-Kostmost einst in den Wald, um Schwämme zu suchen. Plötzlich sah er einen Jäger vor sich, der ein Buch unter der „Irxen“ (Achsel) hatte und ihn fragte, ob er nicht „alles können“ möchte. „Warum denn nicht“, antwortete der Bub; „könnts eppa dös alles?“ Darauf antwortete der Jäger: „Freilich! Ich kann dir alles lernen, wenn du deinen Namen mit deinem eigenen Blut in mein Buch hineinschreibst!“ Dem Buben war dies ganz recht, und er that, was ihn der Jäger nun hieß.

Nachdem der Bube genug Schwämme beisammen hatte, machte er sich auf den Heimweg. Unterwegs sah er das Vieh der Bewohner von Grötsch auf der Weide. Da dachte er sich: Kann's glei probiern, obs wahr is, was mir der Jaga versprochen hat. 's Vieh“, sagte er, „soll tanzn.“ Und siehe da, das Vieh begann zu tanzen, als wäre es närrisch, und es tanzte so lange, als es dem Knaben gefiel. Dieser wusste nun, dass er wirklich alles vermöchte, was er wollte, und nun machte er viele Jahre die seltsamsten Künste und Stückeln. Unter anderem verfertigte er die seltsamsten Uhren. Die ganze Stube war voll davon; darunter waren auch solche, welche aus Nussschalen angefertigt worden waren. Auch Geld machte sich der Feld-Kostmost und gab es dann aus; er wurde deshalb freilich oft eingesperrt, aber die Herren vom Gericht konnten ihm nichts machen, denn er gieng ihnen immer durch.

Am „Anberg“ des Spiegelkogels, auf dem einst ein altes Schloss ge-

hof hinein und blieb unmittelbar vor dem Eingange stehen. Der Bauer dankte, gieng dann ins Schloss zum Verwalter und übergab ihm den Brief des Gutsherrn. Der Verwalter erbleichte, als er den Brief in Händen hatte und die Schrift und das Siegel des Herrn erkannte; er eröffnete das Schreiben und las es, sank aber dann zurück und war todt. Der Bauer verließ darauf das Zimmer, und als er in den Schlosshof trat, sah er den Kutscher mit vier Rappen über die Zugbrücke hinwegfahren.

Der Kutscher war niemand anderer als der Teufel, der den bösen Verwalter geholt hatte.

Das ganze Leben ist Komödie.

Von Gustav Starcke.

Das ganze Leben ist Komödie,
Die Welt ist ein Komödienhaus,
Die Menschen sind die Komödianten,
Lustspiel und Drama füllt es aus.

Doch über all dem bunten Flitter
Da waltet still der — Directeur;
Das Schicksal gibt er einem jeden,
Und das wird nun sein Regisseur.

Der setzt sein Dasein dann in Scene
Er schmückt es nach Belieben aus.
Hier helles Lachen, hier 'ne Thräne,
Hier Zischen und hier der Applaus.

Und ist das Lebensspiel zu Ende
Mit all der Pein und Lust und Noth,
So öffne nun geschwind die Hände,
Die fäll'ge Gage zahlt — der Tod.

Da gibt's nicht Abzug, nicht Collecten,
Agenten nicht mit schoflem Sinn.
Der Tod nimmt deine beiden Hände
Und führt dich zum Director hin.

Und der fragt nicht: War deine Rolle
Die größte oder kleinste hier?
Warst du Statist? Sangst du im Chore?
Warst du der Kunstwelt höchste Zier?

War Noth, Entbehrung dein Begleiter?
Hast du dem Glücke dich vermählt?
Warst für das Schöne du ein Streiter?
Hast du dein Rollenfach — verfehlt?

Der Directeur spricht ernst und milde:
„Du stehst als Mensch vor meinem Thron,
Du strebtest nach der Gottheit Bilde,
Geh ein, du armer Erdensohn."

Da tritt er ein, die Mitte schließt sich,
Der Vorhang fällt, das Spiel ist aus. —
Die Menschen all sind Komödianten,
Die Welt ist ein Komödienhaus.

doch stand zum Glück der Guardian bei der Thür, und der zog den Feld-Kostmost ins Kloster hinein. Hier wurde nun der Mann endlich vom Teufel erlöst, aber er lebte nicht mehr lange, sondern starb bald darauf. Da blieb nun auch die Thurmuhr von St. Nikolaus im Sausal, welche der Feld-Kostmost einst gemacht hatte und bisher immer genau gegangen war, plötzlich stehen, und kein Uhrmacher war imstande, sie wieder zurechtzubringen.

Der Teufel holt einen Verwalter.

Ein Gutsbesitzer in Graz hatte im Unterlande ein Schloss, das ein böser Mann verwaltete. Dieser behandelte die Unterthanen aufs härteste und marterte sie geradezu. Einst, um neun Uhr vormittags, rief er einen alten Bauer zu sich ins Schloss und befahl ihm, einen Brief dem Schlossherrn zu überbringen, die Antwort abzuwarten und diese dann noch vor Sonnenuntergang ihm wieder zu überreichen.

„Das is nit mögli!“ sagte der arme Bauer, „der Herr wohnt in Graz, zwölf Meilen weit, und da kann ich nit hin und her in an Tag!“ Allein dies kümmerte den Verwalter nicht, der Bauer solle reiten oder fahren, wie er wolle, nur müsse er den Befehl ausführen. Alle Einwendungen des Landmannes blieben umsonst, und er machte sich endlich klein verzweifelt auf den Weg. Der Bauer gieng in gerader Richtung, ohne Weg und Steg, gegen Graz zu und gelangte in einen großen Wald und auf eine breite schöne Straße. Mit einemmal kam ein schöner, von zwei feurigen Schwarzen gezogener Kobelwagen daher gefahren, den ein Kutscher lenkte. Dieser fragte den Bauer, wohin er gehe, und der erzählte nun alles, was er zu thun hätte, nämlich seinem Herrn in Graz einen Brief zu überreichen und die Antwort noch heute wieder zu überbringen. Der Kutscher sagte darauf dem Bauern: „Setz dich auf! Ich hab' auch in Graz zu thun; vielleicht richten wir's.“ Der Bauer setzte sich in den Wagen, der Kutscher gab seinen Rappen einen Hieb mit der Peitsche, und fort flog das Gefährte in sausender Geschwindigkeit. Es däuchte dem Bauer, sie führen durch die Luft, und mit einemmale waren sie in Graz. Ganz verwundert darüber stieg der Bauer aus, und der Kutscher sagte ihm, er möge seine Sachen richten und, wenn er fertig sei, am Gries auf ihn warten, er könne dann mit ihm wieder mitfahren.

Es war noch nicht einmal halb zehn Uhr, die Beiden giengen noch auf den Platz einkaufen, und deshalb ließ sich der Bauer auch vorher in einer Schenke ein Gläschen Wein gut schmecken, gieng in die Barmherzigenkirche und machte sich dann nach verrichteter Andacht daran, seinen Herrn zu suchen. Er fand auch bald denselben. Der Gutsherr nahm den Brief seines Verwalters entgegen, beantwortete ihn und gab dann das Schreiben, nachdem er es versiegelt hatte, dem Bauer. Dieser gieng nun auf den Gries hinab und sah schon hier den Kutscher auf ihn warten. Dieser hatte jetzt ein drittes Pferd vor den Wagen gespannt, was dem Bauer gar seltsam vorkam und worüber er sich darüber viel Kopfzerbrechen machte. „Erst zwei, jetzt drei Schwarze, was soll das sein“, dachte er sich und schüttelte bedenklich den Kopf, stieg aber dessenungeachtet ein. Anfangs fuhren sie ganz gemüthlich dahin, wie sie aber die Stadt hinter sich hatten, gieng's wieder in rasender Schnelligkeit dahin, wie als führen sie durch die Luft. Und in wenigen Augenblicken sah der Bauer das Schloss vor sich. Aber jetzt hielt der Wagen nicht stille, sondern sauste über die Schlossbrücke hinüber in den Schloss-

schlimme Sachen anzuschaffen, lauter Imitationsfreuden, lauter Talmiglück."

„Wieso? Wir kaufen nicht bei Traugott Feitel ein."

„Sie kaufen sich Unfried, Nervosität, Unlust, Krankheit, Ekel. Ihre Schönheit kaufen Sie beim Schneider. Ihre Liebe im Bordelle. In Ihrer Wohnung hat der Luxus die Bequemlichkeit vertrieben, der Prunk die Gemüthlichkeit. Vor lauter Weltgenüssen haben Sie keine Zeit mehr, sich selbst zu genießen, die eigenen Fähigkeiten zu bethätigen, die Harmonie des Lebens zu empfinden, ohne Hetze und Gier heitere Daseinsfreude zu fühlen."

Der knoppernlustige Epiker drehte sich eine Cigarette und redete lächelnd drein: „Eine ganz niedliche Feuilletonplauderei für die Fastenzeit, die Zeile zu sechs Kreuzer."

„Ich gebe nichts dafür", sagte der theaterbeflissene Lyriker. „Solche Sachen sind nur in fünffüßigen Jamben genießbar."

Apropos, in Dresden ist ein neuer Verleger, der Gedichte druckt?"

„Honorar?"

„Gewiss. Nur gibt er's nicht, sondern verlangt eins für die Druckkosten."

Es schien, dass die Herren bereits etwas gereizter Stimmung waren, daher fragte der Sechzehnender den Provinzler: „Und was kaufen denn Sie sich mit Ihrem Gelde?"

„Nahrung, Kleider, Wohnung, Bücher und Reisen."

„Und?"

„Und was etwa noch übrig bleiben sollte, das gebe ich in die Sparcasse."

Hellauf lachten sie. In die Sparcasse!

„Mit lumpigen vier Procenten begnügen Sie sich, wo Sie mit guten Papieren das Doppelte, vielleicht das Dreifache haben könnten!" rief der Mime ganz aufgeregt.

Der Provinzler kam sich in diesem Augenblicke sehr klein vor. An Procente hatte er eigentlich noch nie gedacht. Er war bloß froh gewesen, einen Platz zu wissen, wo der Nothpfennig sicher aufgehoben ist.

„Ich will mir für mein Geld ja auch was kaufen", sagte er hernach kleinlaut. „Ich will mir die Unabhängigkeit kaufen, dass ich niemands Knecht sein muss, dass ich frei leben, frei dichten und schreiben kann, ohne nach Gunst und Beifall streben zu müssen. Ich will mir ein sorgloses Alter kaufen, damit ich in einer Zeit, wo man nicht mehr arbeiten kann, oder aus dem Cours gekommen ist, kein Bettelmann bin. Man pflegt es zwar den Poeten zu verübeln, wenn sie das bisschen praktischen Sinn haben, den die Natur selbst dem Bescheidensten für den Kampf ums Dasein mitgegeben hat. Der Poet soll einen so idealen Sinn haben, dass er es gar nicht merkt, wenn er übervortheilt, ausgenützt, ausgepresst wird. Das Geld soll ihm Lappalie sein, damit's die andern um so leichter kriegen. Das ist der echte Dichter. In kurzer Zeit muss der echte Dichter betteln gehen. Glauben Sie mir, meine Herren, in dem Augenblicke, da die Leute dem Poeten Almosen geben sollen, hört ihre Verehrung für seinen Idealismus auf. Er hätte sparen sollen! Er hätte sich schon was erwerben können! Er konnte sich seinerzeit viel verdienen, aber er war der Obenhinaus, der Saus und Braus, der Thor, der Vergeuder. Er hat für sich selbst nicht gedacht und jetzt sollen andere für ihn denken! Jeder hat für sich zu sorgen und der Herr soll jetzt nur von seinem Idealismus was herabbeißen."

„Wenn's mir einmal so schlecht geht, dann wird mir mein Ideal auch gewiss helfen", sagte der mit den sechzehntausend Gulden Jahreseinkommen.

„Und welches Ideal ist das?"

„Die Bleikugel."

„Ich glaube nicht", fuhr der Provinzler fort, „dass es so ungereimt ist, wenn auch der Poet unabhängig

Geld.

Vor Jahren saßen eines Tages in einem Wiener Kaffeehause mehrere junge Idealisten beisammen und sprachen von ihrem Ideal — dem Gelde.

Einer von ihnen war Tages-, Wochen-, Monats- und Jahresliterat, denn er schrieb für Journale, Wochenblätter, Monatsschriften und Kalender; für die Unsterblichkeit schrieb er nicht, weil diese schlecht honoriert. Dieser Mann hatte die Bemerkung gemacht: Am liebsten schriebe er duftige Novellen, allein er schreibe alles, über alles, für alle und für jedermann, der etwas bestelle. Denn er müsse Geld verdienen. Er lebe in einer Großstadt, sei das Wohlleben gewohnt, wolle die Welt genießen, solange er noch genussfähig sei, und brauche jährlich sechzehntausend Gulden. Da könne er nicht wählerisch sein, sondern nehme das Geld, wo er es finde.

„Ich will Sie", gab ein zweiter bei, „nicht aushorchen darüber, ob Sie auf Bestellung auch Ihre Weltanschauung — ändern."

„Recht haben Sie, horchen Sie lieber nicht darüber aus", antwortete der eine, und that einen schönen und guten Zug, denn die Herren tranken Sect. „Weltanschauung! Das ist auch so eine moderne Phrase, die sehr schön klingt und nichts sagt. Welt a n s c h a u u n g! Ich danke schön, ich schaue die Welt nicht an, ich genieße sie."

Sein Aussehen war nicht besonders genussluftig, eher abgespannt, blasiert.

In der kleinen Gesellschaft saß ein lyrischer Dichter, der bisher mit Hilfe aller Götter des Olymps Frühling, Mond, Sehnsucht und Liebe besungen hatte; der erklärte nun, er werde ein Theaterstück schreiben, das trage Geld. Ein anderer, der ein mittelalterliches Epos geschrieben und einen antiken Weltweisen übersetzt hatte, gestand ein, dass seine bisherige Thätigkeit ihn nicht mehr befriedige, seine Freude sei vielmehr Leben und Verkehr und er habe vor, einen schwunghaften Knoppernhandel zu eröffnen. Daneben saß ein berühmter Mime, der in ein Blatt Papier vertieft war. Studierte er die neue Rolle eines Grillparzer'schen Stückes? Doch nicht, er studierte den Courszettel. Er speculierte nicht mehr auf den Beifall des Publicums, sondern auf der Börse. Und jeder dieser Idealisten war von seinem Ideal durchdrungen.

An der Tafelrunde befand sich auch ein Poet aus der Provinz. Das war erst der Richtige. Statt Sect trank er Chocolade; statt zu rauchen, knusperte er ein Kipfelchen ums andere.

„Meine Herren, gestatten Sie!" so nahm dieser Provinzler nun das Wort. „In Geldsachen verstehen Sie gar nichts. Lassen Sie mich sprechen. Sie wollen Geld haben."

„Nein, wir wollen nicht Geld h a b e n, wir wollen Geld ausgeben", unterbrach ihn der Sechzehntausendsassa.

„Aber natürlich nicht einpökeln", rief der Provinzler. „Freilich ausgeben. Nur begehen die Herren den kleinen Fehler, sich für gutes Geld lauter

„Ich würde die tausend Goldfüchse zurückjagen müssen."

„Aber ich bitte Sie! Sie übernehmen durch freundliche Acceptation ja gar keine Verpflichtung. Sie haben dem Rothschild das Ihre bereits geleistet mit dem Buch, aus welchem er die angenehmen Stunden schöpfte. Der Mann wollte Ihnen nur nichts schuldig bleiben, und wenn Sie ablehnen und ihm also etwas schenken wollen, so ist das gelinde gesagt etwas unhöflich."

Der Provinzler sagte: „Wie der Will, in meinem engen Gewissen hat ein solches Geschenk von tausend Ducaten keinen Platz. Für Dankbarkeit gibt es andere Wege. Ich bin sonst kein Verehrer von anonymen Briefen, der eine aber war doch nicht übel. Denken Sie an, meine Herren. Eines Tages brachte mir der Briefträger einen Brief aus Deutschland. Es war an demselben weder der Absender noch der Aufgabsort zu erkennen. Es war auch nichts drin, als ein abgerissener Zeitungsfetzen, und in denselben eingeschlagen — fünf Hundertmarkscheine."

„Ah!" hauchte der Lyriker.

„Dieses Geld behielt ich. Erstens, weil ich's nicht zurückschicken konnte, zweitens weil es jede Art von Pflicht und Gegenleistung ausschloss, und weil es nichts sein wollte, als reiner, uneigennütziger Dank. Den Dank in edler Form wird jeder Poet zu würdigen wissen, denn er ehrt den Empfänger, wie den Aussteller. Ich habe mir aus den Markscheinen eine altdeutsche Schreibzimmereinrichtung angeschafft, damit mir einen alten Wunsch erfüllt und gleichzeitig dem unbekannt sein wollenden Spender ein Denkmal gestiftet."

Der Mime stand auf und verneigte sich vor dem Provinzler: „Sehr erfreut, dass Sie meine bescheidene Gabe so wohlwollend angenommen haben. Sehr verbunden! Wenn ich demnächst in Ihrer Stadt gastiere, und Sie stehen mit den Tagesblättern in Verbindung, so werden Sie sich mir gefällig erweisen, davon bin ich überzeugt."

Einen Augenblick stutzte der andere, denn der Mime spielte die Scene allzutrefflich, endlich sagte er: „Dann müsste ich die Fünfhundert zurückgeben."

„Um so besser", lachte der Schauspieler. „Seit wann besitzen Sie das Geld? Seit zwei Jahren! Macht sechzig Mark Zinsen. Ich mache nur sechs Procente, und die Zinseszinsen will ich gar nicht rechnen. — In der That, Freund, wenn's hunderttausend Mark wären, oder so herum, da verlohnte sich die Prellerei, und es wäre ein gar amusant Stücklein, den edlen Spender aus Deutschland zu spielen. Behalten Sie ganz ruhig Ihr altdeutsches Möbelmang, und freuen Sie sich Ihres seltenen Talentes, unbestechlich zu sein."

„Ganz unbestechlich werden wohl auch Sie nicht sein", platzte der Sechzehntausender heraus, zum Provinzler gewendet.

„Kaum", antwortete dieser nicht ohne Befangenheit. „Ich bin nur zu leicht bestechlich."

„Hört, Hört!" rief der Mime mit seiner schönen Bassstimme.

„Jeder sympathische Mensch", gestand der mittheilselige Provinzler, „nimmt mich sofort für sich ein, jede wohlwollende Absicht, jede schöne That besticht mich für den ganzen Menschen und alles übrige an ihm. An einem Kunstwerke, das mir Freude bereitet, sehe ich die Fehler nicht mehr, an einem Buche, das mir Vergnügen macht, sehe ich die Fehler nicht mehr. Mein Erwägungsvermögen setzt sich in Neigung und Dankbarkeit um, und mit der Objectivität ist's vorbei. Das ist thatsächlich ein großer Fehler, der zu Ungerechtigkeiten führen kann.

„Und was noch der Hauptfehler dieser Bestechlichkeitsanlage ist", meinte der Sechzehntausender, „sie bringt nichts ein. Es ist etwas so Fleisch-

sein und niemandem zur Last fallen will. Ich glaube, dass dieses Ideal ein anstrebenswertes ist, und zur Poesie des Daseins gehört. Es wird ja ohnehin selten genug erreicht. Dem Poeten darf es nur passieren sich zu verlieben und die Geliebte zu heiraten — mein Gott, das kommt in den besten Häusern vor — und sein Ideal von der Unabhängigkeit und Sorglosigkeit bleibt — was es ist. Nirgends kehrt der Storch lieber und häufiger ein, als bei den Poeten, nirgends auch findet er eine willigere Aufnahme."

„Das ist Luxus!" rief der knoppernde Epiker, „den ich mir nicht leisten möchte. Nein, nein, der Dichter muss die Liebe nur an ihrer poetischen Seite genießen, die prosaische soll er den Philistern überlassen, verstehen Sie mich? Es gibt Eheleute, welche der Poesie eine gewisse Loyalität entgegenbringen, verstehen Sie mich?"

„Auch wenn Sie weniger deutlich wären. Es ist kinderleicht zu verstehen. Na, zu solcher Poesie braucht man freilich kein Geld in der Sparcasse. Aber ich bitte schon um Entschuldigung, meine Herrschaften, ich bleibe diesmal doch beim alten Philisterbrauch. Ich spare. Ein einfaches Haus, ein treues Weib, Kinder, recht viele Kinder, die rings um mich heranwachsen, lernen, streben, zu glücklichen und thatlustigen Menschen werden — das wäre so mein Fall, und für so etwas zu leben und zu hausen ist wahrlich ein unschuldiges Vergnügen."

„Ein theures Vergnügen!" lachte der Sechzehntausendsapperment.

„Kaum ein Drittel so theuer als das Ihre, von dem ich zwar nichts kenne, als den hohen Preis", sagte der Provinzler.

„Ja, ja", sprach der Mime mit seiner schönen Stimme, „Geld ist ein Unglück, wenn man keins hat."

„Und ein noch größeres für den, der zu viel hat", entgegnete der allzeit einfältige Provinzler. „Bei den Armen sehe ich den Segen des Geldes, bei den Reichen dessen Fluch. Das Geld richtet sich ganz nach der Hand, in der es liegt, wirkt im Sinne derselben Gutes oder Schlechtes. Was nützt einem Menschen sein Mitleid, wenn er kein Geld hat, um es zu bethätigen. Was nützen einem genialen Manne seine Pläne, wenn er kein Geld hat, sie zu verwirklichen. Im Besitze des Strebenden wird das Geld zur Kraft, im Besitze des Edlen zur Tugend —

„Und in dem meinen wird es bloß rasch zum Eigenthum eines anderen", lachte der Sechzehntausender. „Mir macht's eben Spass, das Geld unter die Leute zu werfen, das ist so chaleresk."

„Wer's besitzt, ohne dafür sich selber verkauft zu haben, der mag's nur thun. Wer für Geld nicht zu haben ist, für den ist oftmals auch Geld nicht zu haben und er hat Ursache mit dem Wenigen, was einläuft hauszuhalten."

„Provinzlergewissen!" warf der Epiker leicht hin, von seiner Cigarette die Asche auf den Tisch streifend.

„Sie glauben gar nicht, meine Herren", sagte der Provinzler, „wie sehr hinderlich so ein enges Gewissen ist. Man bringt's damit zu nichts. Was ein Mensch sich verdienen kann, das kann höchstens und im Laufe von langjährigem Fleiße zur bürgerlichen Wohlhabenheit führen; reich macht nicht das Verdienen, sondern das Gewinnen. Gewinnen kann niemand, der nicht spielt. Geschenke? diese verbinden und verpflichten den Nehmer. Als der Teufel dem Bauer einen Sack voll Thaler schenkte, verlangte er nichts dafür, gar nichts, als des Bauern Seele."

Nun sagte der Mime zum Provinzler: „Wenn Ihnen Rothschild tausend Ducaten schicken würde mit einem artigen Schreibebrief, die kleine Erkenntlichkeit für aus Ihren Dichtungen angenehm geschöpfte Stunden freundlich anzunehmen, wie würden Sie sich verhalten?"

Klaviertyrannei.

Von L. Tunner.

Schon seit einer längeren Reihe von Jahren sind die Klagen über das zu viele und zu aufdringliche Clavierspielen ganz allgemein geworden und es dürfte kaum einen unter einer civilisierten Gesellschaft lebenden Menschen geben, der sich rühmen könnte, von der musikalischen Ohrenqual verschont geblieben, durch die Claviertyrannei noch nie in stille, oder auch in laut geäußerte Wuth gebracht worden zu sein. Immer häufiger auch tönen Rufe nach Abhilfe aus den Spalten der Tagesblätter, wo einmal geradezu verlangt wurde, man solle durch unerschwinglich hohe Besteuerung der Claviere deren Ankauf unmöglich machen, oder doch auf ein Minimum beschränken.

Verdient das Clavier, dieses mit so viel Aufwand von Kunstsinn, ernstem Studium und mechanischer Geschicklichkeit aufgebaute und immer mehr noch sich vervollkommnende Musikinstrument wirklich die heftige Abneigung, der es heutzutage begegnet, und wäre es nicht vielleicht möglich, seine erbitterten Feinde wieder etwas gnädiger, oder ihm gar noch geneigt zu machen? Die Musik im allgemeinen und mithin auch das Clavierspiel ist ursprünglich doch gewiss nicht dazu bestimmt, den Ausübenden zu ermüden, seine „geistigen und körperlichen Fähigkeiten zu erschlaffen“, die Nebenmenschen zu peinigen und schließlich die ganze Tonkunst in Verruf zu bringen. Im Gegentheil wurde die Musik in früheren Zeiten als das angenehmste Erholungsmittel nach angestrengter Thätigkeit, als liebliche Trösterin in trüben, einsamen Stunden, als Glanzpunkt der Unterhaltung im traulichen Familienkreise, als die Zierde jeder größeren Gesellschaft angesehen, mit einem Wort, sie diente ihrem Berufe gemäß zur Verschönerung, zur Veredlung des menschlichen Lebens.

Von dieser Seite betrachtet, klingt es ganz ungereimt, wenn man von Einschränkung des Clavierspieles überhaupt, von Verminderung der Instrumente durch hohe Steuern, von einem behördlichen Verbote, schulpflichtige Kinder Clavierspielen lernen zu lassen u. s. w., spricht, indem man ja vielmehr wünschen müsste, dass diese wirklich ideale Art der Unterhaltung möglichst vielen Leuten zugänglich gemacht würde. Vernünftigerweise kann nach dem eben Gesagten die so hitzige Gegnerschaft nicht dem Clavier als solchem, wohl aber der manchmal durchaus nicht zweckentsprechenden Behandlung desselben gelten.

Ueber letzteren Punkt mögen nun einige Bemerkungen gestattet sein.

Junge Clavierspieler gerathen gar gerne auf die Meinung, das höchste wünschenswerte Ziel ihres

loses, so Platonisches — und derlei ist mir zuwider."

„Seit wann sparen Sie schon, mit Verlaub?" fragte nun der Lyriker den Provinzler.

„Schon als Student habe ich von meinen fünf Gulden Monatsgeld stets fünfzig Kreuzer in die Sparcasse geworfen."

Die Tafelrunde starrte sich an. Als Student!

„Und da müssen Sie", fuhr der Lyriker fort, „jetzt doch schon eine schwere Menge drinnen haben."

„Das zwar nicht, denn ich habe mir davon ein kleines Haus gebaut."

„Und so viel!" fuhr der Sechzehntausender ungläubig drein, „so viel kann sich jemand ersparen, wirklich ersparen, dass man davon ein Haus bauen kann?"

„Nun wollen auch Sie mir eine Frage gestatten", wendete sich zu diesem der Provinzler. „Seit wielange nehmen Sie schon Ihre Sechzehntausend ein?"

„Nun — ei das mag mindestens zehn Jahre sein. Früher hatte ich mehr. Bin nämlich der Sohn eines großen Handlungshauses, das nachher Unglück gehabt hat. So musste ich trachten, mir mein Brot kümmerlich zu verdienen."

„Wenn sie das Überflüssige Ihres kümmerlichen Verdienstes allemal in die Sparcasse gelegt hätten, so könnten Sie sich jetzt ein Ringstraßenpalais kaufen."

„Wenn, wenn, wenn!" brummte der andere unwirsch, „ich habe heute doch kein Geld. Eine fatale Geschichte, dieser Marqueur kennt mich nicht."

„Vielleicht das Gegentheil," scherzte der Mime.

„Faule Witze. Pumpen Sie mir lieber."

„Pumpen möchte ich Ihnen nichts", meinte der Provinzler, „aber bestechen, wenn Sie sich von mir ließen —! Da hier! Da liegen fünf Gulden! Meine Herren, an diesem Tische kann sogar ich zum Verschwender werden, allein der Herr College hat mir's angethan. Herr, diese Summe gehört Ihnen und kostet Sie nur ein Wort."

„Welches denn?" darauf der Sechzehntausender.

„Möglicherweise ist dasselbe nicht ganz nach Ihrer Überzeugung."

„Pah, Überzeugung! Auch so ein hohles Schlagwort, was ist Überzeugung? Meine Überzeugung ist, dass der Kerl von Marqueur ein Spektakel anrichtet, wenn ich die drei Flaschen Röderer und die Cigarren nicht wett mache. Die fünf Gulden des Herrn Bruder in Apoll wären zu wenig, doch nehme ich sie."

„Diese fünf Gulden, lieber Meister", sagte der Provinzler, „sollen nur eine kleine Erkenntlichkeit sein für das Vergnügen, das Sie mir bereiten, wenn Sie sich selbst einen Lumpen nennen."

Der Sechzehntausender fasste rasch seinen Arm und flüsterte ihm ins Gesicht: „Sie haben recht. Lump! Das ist das richtige Wort. Aber für zehn Gulden, wenn Sie geben wollten, nennte ich mich von Herzen gern einen Erzlumpen."

„Lassen wir die Thorheiten, meine Herren", sagte nun der Mime mit seiner schönen Bassstimme. „Die Zeche ist bezahlt und es ist, denke ich, überflüssig, dass wir einander noch schwärzer färben, als wir schon sind. Der Herr aus der Provinz wird uns ja verzeihen. Es ist in der Großstadt nicht alles Corruption und es ist in der Provinz nicht alles sittenstreng. Geld regiert und ziert und verführt die Welt dort wie hier. Ehe wir uns trennen, will ich euch das richtige Wort sagen: Geld ist Blut, und ohne Blut kann man nicht leben. Blut arm zu sein, ist nicht schlimmer, als blutarm zu sein. Gottlob, der Herzschlag auf der Börse ist frisch. Die Lombarden stehen auf hundertvierzig."

„Sapperlott!" rief der Provinzler. „Der Puls geht zu hoch. Das ist schon Fieber."

M.

frischende Abwechslung herrscht, stumpft es einerseits für die feinen Unterschiede der zum Vortrage so unentbehrlichen Klangfarben ab, andererseits werden dadurch die Gehörnerven überreizt und bald auch die Nerven in ihrer Gesammtheit ins Mitleid gezogen, so dass ernste Schädigungen des Körpers und auch des Geistes manchmal ganz unvermeidliche Folgen sind.

Was den zweiten Hauptpunkt des künstlerischen Studiums, die verständnisvolle und lebendige Charakterisierung der Tonstücke betrifft, so dürften gut arrangierte und der technischen Fertigkeit des Spielers eben angepasste Lieder oder andere Gesangstücke den geeignetsten Lehrstoff bieten. Da hier durch den Text das Wesen der Composition schon hinlänglich festgestellt ist, wird sich ein stimmungsvoller Vortrag wohl von selbst leicht einfinden. Hat der Spieler nur einmal gelernt, ein paar solcher Tonstücke mit Klangschönheit, Geist und Wärme vorzutragen, wird er sich schwerlich mehr begnügen, andere Compositionen gedankenlos herunterzuklopfen, weil das kunstsinnige Empfinden, das musikalische Leben, einmal geweckt, sich nicht mehr unterdrücken lässt und mit zunehmender Reife des Spielers auch immer klarer und mächtiger hervortreten muss.

Ein überaus nützliches und lohnendes Vortragsstudium bildet endlich für den Musiker noch die rechte Beobachtung der lebenden und der leblosen Natur. Die verschiedensten Töne und Laute, wie sie die Vogelkehle hervorbringt: vom weichen, vollen Klang der Nachtigall, der flötenartigen Stimme der Amsel bis zum feinen, neckischen Pfeifen und Zirpen anderer Waldsänger; ein über Steine hüpfendes Bächlein, auf die melodische und rhythmische Element in der Musik gleichzeitig hinweisend; das graziöse Tändeln der Schmetterlinge in freier Luft — dies alles und noch unzähliges andere bietet dem Spieler unerschöpflich reichen Stoff und immer neue musikalische Anregung.

Um dieser Sache besser auf den Grund zu gehen, seien alle verehrlichen Musikfreunde höflichst eingeladen, im Geiste einem Concerte beizuwohnen. Es ist zwar nur ein Finkenconcert, das unter grünen Bäumen und blühenden Sträuchern abgehalten wird, aber trotz dem ziemlich gleichartigen Aussehen der kleinen Musikanten wird es an gehöriger Abwechslung nicht fehlen.

Dort, auf dem nächsten Baume, auf niederem Ast sitzt ein dem Anscheine nach schon älterer Fink, der klar und sicher, mit fast pedantischer Genauigkeit seinen Triller immer gleichmäßig heruntersingt und denselben mit einem vollklingenden, jederzeit nett ausgearbeiteten Ausgang schließt. Er macht den Eindruck eines gemüthlichen Dorfschulmeisters, der mit unerschütterlicher Festigkeit bei seinem gewohnten Tact bleibt und sich durch nichts aus seinem Geleise bringen lässt. Nahe dem Gipfel eines mehr seitwärts stehenden Baumes lässt sich ein anderer Fink hören, der den auffallendsten Gegensatz zum ersten bildet. Leichtsinnig und schleuderisch wie ein kleiner sorgloser Schuljunge, der es kaum erwarten kann, bis er seine Aufgabe fertiggeplappert hat, zwitschert dieser Fink die Triller schnell hintereinander her, aber bald hier, bald dort einen Ton verschluckend, dann wieder in der Mitte des Schlages plötzlich abbrechend, um sein Stückchen von vorne an und noch liederlicher herunterzuhudeln — alles ohne Ordnung, ohne System, die verkörperte Oberflächlichkeit. Aus einer anderen Richtung her tönt nun ein Finkengesang so voll und schwellend, dass man auf den Gedanken gerathen könnte, er entströme der Kehle einer dramatischen Sängerin dieses befiederten Völkleins. Aber auch der Coloraturgesang findet ganz reizende Vertreter und manchmal entwickelt ein gut ver-

Musikstudiums sei eine fabelhaft große Fingerfertigkeit, wodurch sie befähigt werden, auch die Schwierigkeiten der anstrengendsten Bravourcompositionen und noch dazu im denkbar schnellsten Tempo mit Leichtigkeit zu bewältigen. Vom rein künstlerischen Standpunkt aus ist diese Meinung aber unrichtig. Die Fingerfertigkeit, oder wie man lieber zu sagen pflegt die Technik, darf ja niemals als Hauptzweck, sondern immer nur als Mittel zum Zweck betrachtet werden. Das einzig wahre, der Tonkunst würdige Ziel ist für den Musiker vor allem, die größtmögliche Klangschönheit seinem Instrumente zu entlocken, deren dasselbe nur immer fähig ist, und sodann die so gebildeten Wohlklänge mit dem Ausdruck, mit der feinen Charakterisierung zu beleben, wie das eben vorzutragende Tonstück es erfordern mag.

Klangstudien müssen also den Geläufigkeitsübungen immer vorangehen, und ein Klangideal zu pflegen und dasselbe nach Möglichkeit zu vervollkommnen ist in den Studienjahren des der Tonkunst zustrebenden Musikers der allerwichtigste Punkt.

Bei einer zweckmäßigen Vornahme der Klangübungen und der Übungen für technische Fertigkeit macht sich nun ein wesentlicher Unterschied zwischen beiden geltend.

Die Klänge, vom leisesten Piano ausgehend, durch alle Stärkegrade sich steigernd bis zum gewaltig erdröhnenden Forte; jetzt weich und einschmeichelnd wie jugendfrischer Gesang, dann breit und pathetisch wie eine dramatische Arie; hier zierlichen Funken gleich lustig sich tummelnd; dort wieder in traumhafter Zartheit verhauchend — sie müssen alle auf dem Clavier sorgfältig studiert werden, und zwar bringen einer derartigen Anleitung gerade im jugendlichsten Alter stehende Spieler immer ein reges Interesse und wirkliches Verständnis entgegen, da sich die meisten dieser Klangfarben schon bei leichten Kinderstücken anwenden lassen. Die größtmögliche Feinfühligkeit der Fingerspitzen, ein behutsames Anfühlen jeder Taste, bevor sie niedergedrückt wird, bildet die unerläßliche Bedingung des dem Clavier entströmenden Wohlklanges, mag er dann was immer für einen Charakter sonst auch annehmen.

Die andere Art der Übungen, nämlich aller jener, die auf Beweglichkeit der Hand- und Fingergelenke abzielen, also jede Studie für gleichmäßiges Aufheben der Finger, für Über- und Untersetzer, Triller, selbst für tonleiterartige Passagen läßt sich nicht bloß auf dem Clavier, sondern auch außerhalb desselben, auf einer Tischplatte oder sonst irgendeiner ebenen Fläche sehr nutzbringend anwenden. Die Vortheile dieser klanglosen Übungen sind mehrfach. Erstens kann man die Fingerfertigkeit und die Feinfühligkeit des Anschlages dabei ebenso gut bilden wie auf den Tasten selbst, und zwar zu allen Stunden und an allen Orten, wo ein Clavier auch gar nicht zur Verfügung steht. Ein weiterer Vortheil ist die Schonung des Instrumentes, denn durch nichts wird die Mittellage der Claviatur so gründlich abgenützt, als durch stundenlanges Herunterleiern eintöniger Fingerübungen, wobei der Spieler gewöhnlich an alles Mögliche lieber denkt, als an die Bildung eines schönen, für den künstlerischen Vortrag brauchbaren Klanges. Auch die Nachbarschaft wird dankbare Gefühle hegen, wenn ihr die Ohrenqual endloser Übungen großentheils erspart bleibt. Der weitaus wichtigste Vortheil einer solchen Übungsweise besteht aber endlich darin, dass der Spieler seinen eigenen Klangsinn, das heißt, seine Empfänglichkeit für Klangschönheit leichter unversehrt bewahren wird. Das menschliche Ohr ist ein gar zartes, empfindliches Organ und ein Übermaß von musikalischen Tönen, besonders wenn lange Zeit hindurch unter ihnen nicht einmal eine er-

So sind wir.

Ein ruppiger Spaziergang.

Ihr seid Stümper, ihr steirischen Poeten! Diese Artigkeit musste ich mir vor kurzem im Maria-Troster Walde bei Graz gefallen lassen, und zwar von einem deutschen Bruder aus dem Preußenlande. Ich hatte ihn aus der Stadt zum Hilmteiche geführt, von dort durch den Wildpark hinauf zur Hilmwarte, dann hinaus in den freien Wald. Er war unterwegs sehr schweigsam gewesen, während der Rundschau auf der Warte hatte er mich ein parmal fast finster angeblickt; mein Gott, was kann aber ich dafür, dass auf dem Grazerfelde nicht der Genfersee liegt und anstatt der Koralpe nicht der Mont Blanc dort steht!

Hernach, als wir hinauskamen in den frischen Jungwald, wo man zwischen schwarzen Hochfichten und über luftiges Gewipfel des Dickichts her immer die nördliche Landschaft vor Augen hat, brach mein Berliner plötzlos: „Ihr seid Stümper, ihr steirischen Poeten! Da dichtet und schreibt ihr drauf los über euere Steiermark, über euer Graz; aber euer Singsang ist nicht der Schatten von einer blassen Spur dessen, was da ist. Die Maler können auch nichts. Es liegt ja hier gar nicht an dem, was das Auge schaut, es liegt an dem, wozu man durch das Schauen angeregt wird, an der Stimmung, wenn das das richtige Wort ist. Die Stimmung könnt ihr wohl empfangen und haben, doch könnt ihr sie uns nicht hinausschicken per Post in die Mark, und es steht in keinem Buche und auf keinem Bilde, was da bei euch zu Lande ist und was man empfindet! Das ist ja ganz colossal schön!“

Ich guckte ihn so von der Seite an. War das wirklich ein Berliner Kind? Ja, es war eins, denn sofort setzte er bei: „Da sollen Sie 'mal bei uns sehen, wie wir die Steiermark fructificieren möchten, wenn — ja allerdings, wenn wir sie hätten. Ich sage Ihnen, Ihr Vaterland ist colossal schön!“

Ich verneigte mich höflich, beiläufig wie ein Künstler, dem man sein Werk lobt, denn manchmal macht mich die Freude an meiner schönen Heimat ganz kindisch.

„Es ist ja einzig!“ rief der deutsche Bruder, „eine Viertelstunde von einer Stadt mit mehr als hunderttausend Einwohnern diese Naturwälder!“

Wir kamen in die Gegend, wo sie mitten in der lieblichsten Landschaft anheben zu graben und zu mauern. Der Berliner stand still und sagte: „I schade! da baut sich 'n rücksichtsloser Millionär ein Sanssouci her und macht damit dem Paradiese ein Loch.“

„Nein“, belehrte ich, „dahier baut

anlagter Fink eine so glänzende Leichtigkeit und Grazie in seinen zierlichen Rouladen, dass ihn fürwahr auch menschliche Sängerinnen darob beneiden könnten.

Ist dies auch nur ein ganz kleines, der Natur entnommenes Bildchen, so gibt es doch dem aufmerksam beobachtenden Musiker schon recht artigen Stoff, die Phantasie damit zu bereichern, die angedeuteten Charakterzüge selbst weiter auszugestalten und schließlich an geeigneter Stelle solche in Töne umzusetzen.

Die größte Fülle künstlerischer Anregung wird der junge Musikfreund aber unter den Menschen selber finden. Alle jene Eigenschaften des Körpers und des Geistes, die den gesellschaftlichen Verkehr lieb und angenehm machen, als: Kraft und Würde, Zartheit und Grazie, Übermuth und Schalkhaftigkeit, feuriges Ungestüm und sanfte Melancholie — sie treten ja auch in guten Tonstücken zutage und je tiefer sich der Spieler in den von ihm vorzutragenden musikalischen Charakterzug zu versenken weiß, umso lebendiger und wahrer wird seine Darstellung erscheinen, umso begeisternder und nachhaltiger wird sie auf seine Zuhörer wirken.

Oft finden sich in einem Tonstück zwei oder auch mehr Charaktere vertreten und dem Schüler fällt dann die Aufgabe zu, jeden für sich gut hervorzuheben und den einen womöglich immer in einen gewissen Gegensatz zum anderen zu bringen.

Die lebenskräftigsten und anmuthigsten Tongestalten tauchen gar nicht selten gerade in solchen Compositionen auf, die an die Technik des Spielers kaum nennenswerte Anforderungen stellen. Werden selbe jedoch in künstlerischer Vollendung mit höchster Klangschönheit und geistvoller, überzeugend wahrer Charakterisierung vorgeführt, so denkt gewiss kein kunstsinniger Zuhörer daran, die technischen Schwierigkeiten zu zergliedern, sondern mit innerer Befriedigung, mit wachsendem Entzücken wird er sich dem Zauber hingeben, den ein meisterhaft geschaffenes und in hinreißender Schönheit dargestelltes Tonstück auf ihn übt. Der Kunstwert eines Musikvortrages ist ja nicht in dem Vorführen technischer Fertigkeiten zu suchen, sondern er beruht einzig nur auf der Schönheit und Lebenswahrheit der Darstellung.

Sobald das Clavierspiel von diesem Gesichtspunkte aus betrieben wird, so erscheint es wohl kaum mehr aufdringlich und quälend, sondern vielmehr als eine wahre Wohlthat für Spieler und Hörer, und damit entfallen all die Klagen über die Claviertyrannei von selbst.

mal echt steirische Leutchen zu sehen, als in meine Ohren das folgende Gespräch schlug:

„Mademoiselle!“ rief einer der Knaben in jämmerlich schlechtem Deutsch. „Ich mag jetzt nicht parlieren französisch, losens mich Schmetterling fongen.“

„Vilain garçon, il faut parler français avec moi, ou je le dirai à votre mère!“

„Je veux courir après les pap — — pap —“

„Papillons! Voilà! Attention, un homme! devant des étrangers on doit être toujours poli!“

„Aber so sagen Sie deutsch, Mademoiselle!“

„La langue allemande est horrible. Ce monsieur le confirmera!“

„Nau, freili, freili, däis is gwiß!“ wendete ich mich nun an die Gouvernante, „war wul schod um a so an schön Wold, wan mar in sein Schottn deutsch that redn, war wul schod! Fronzhöisasch müaßns brodln, unsere steirischn kloan Buabn, dass s jo eahna Muadasproch nit z guat lerna. Wan da Deutschi bäissa deutsch kunt, wia wällasch, war wul gfahlt däis! — Buabn, do geht's her, do lafft an Oadachsl, jäissas na, fonggs as, fonggs as!“

Die feine Französin glotzte mich sprachlos an, nicht einen einzigen Laut schien sie zu verstehen von meiner barbarischen Sprache. Die Kinder jedoch waren gelehriger, johlend und jauchzend liefen sie herbei, um das Eidechschen zu fangen, über den Hang hinab, in das Gestrüpp hinein. Die Gouvernante schlug die Hände zusammen. Und ich, der Anstifter dieses Unheils, schritt schnöde meines Weges.

Später habe ich zufällig erfahren, dass die zwei hübschen steirisch gekleideten Knaben mit der feinen Gouvernante einem Herrn gehörten, der in Vereinen und Zeitungen einen strammen Deutschnationalen spielt. Und also hat zu Graz in Steiermark nicht bloß das Paradies manches Loch, sondern auch die deutsche Gesinnung. Durch solches Loch kriechen nicht bloß die französischen Gouvernanten aus und ein, sondern auch französische Machwerke der Literatur und Mode, französische Manier in Brauch und Leben. Und manches fremde, das der Deutsche schneidig zur Thür hinauswirft, schlüpft bei diesem Loche wieder herein. Denn derlei Löcher der Gesinnung werden nicht wieder zugeflickt von der Mutter Natur, im Gegentheil, sie erweitern sich immer mehr, so daß Mann um Mann und schließlich sogar ein ganzes Volk durchfallen kann. —

In der Nähe von Maria-Trost begegnete ich vier Personen, die eine größere Partie vor hatten. Ein Vater, zwei Töchter und ein Sohn. Der Tag war heiß und schwül, es hatte schon viele Wochen nicht mehr geregnet.

„Meine Herrschaften!“ sagte der Sohn zu Vater und Schwestern, „heut' werden wir gewaschen.“

„Wenn wir heute gewaschen werden“, antwortete der Vater, „dann ist Steiermark um paar Millionen reicher.“

Die Töchter schauten ihn an. „Wieso? Was hat Steiermark davon, wenn wir gewaschen werden; das ist lächerbar!“

„Jetzt ein Regen bringt dem Lande unberechenbaren Nutzen“, bemerkte der verständige Vater.

„Was geht uns das Land an“, lachten die Töchter auf. „Trocken bleiben wollen wir!“

Dann giengen sie in die Kirche, des Schattens wegen. Der alte Herr betrachtete sich die heitere Zier, mit der dieses Gotteshaus so reich geschmückt ist. Überall Licht und Glanz, Gold und Engel. Die lachenden Rococobauten, mir gefallen sie, sie haben so viel weltüberlegenen Humor. Die Gemälde eines solchen Kirchenschiffes enthüllen einen ganzen Himmel von Schönheit, Lust und Seligkeit. Überall hehre und fröhliche Bilder aus der heiligen Legende, ein wahrer christ-

die Steiermark das landschaftliche Krankenhaus."

Er schaute mich überrascht an und sprach endlich: „Ihr seid doch gute Leute!"

Ich verneigte mich wieder, hätte ihm aber für mein Leben gern gesagt, dass wir auch kluge Leute sind. Ich hätte ihm den Canal gerne gezeigt, der von diesem großen Krankenhause in die Stadt hinein gebaut wird; und die Straße, welche zum Friedhof führt, der dort jenseits der Stadt fern im Südwesten seine prachtvolle Trauerhallekuppel aufragen lässt. Doch, dachte ich, man muss sich nicht mit allem prahlen.

Weiter waldaufwärts wandernd, sagte der deutsche Bruder: „Ihr machet eine schöne Stadt, allein das Geheimnis von Graz liegt ein für allemal in den Waldbergen, die es umgeben. Ich begreife jetzt, dass Stadt und Land sich ein schweres Geld kosten lassen, um diese Wälder zu erhalten und zu cultivieren."

Nun merke ich, dass auch Berliner phantasieren können. Plötzlich blieb er entsetzt stehen. Denn hier hatte das Paradies wieder ein Loch. Eine weite Strecke hinab bis ins Thal waren die jugendlich schlanken Bäume niedergeschlagen, in Kreuz und Krumm lagen die Gefallenen, und die Sonne grinste höhnisch nieder auf den „Waldweg", der seit unvordenklichen Zeiten in kühlendem Schatten sich sachte dahingeschlängelt hatte. Urbarmachen, sehr schön! Die Wildnis roden und ein Maisfeld anlegen, oder, wenn der Boden dazu taugt, gar eine Ziegelschlägerei, denn die Stadt wächst, es kommen immer mehr Fremde, um die Wälder von Graz zu bewundern.

Der deutsche Bruder schlug um, wurde schneidig und rief mir zu: „Ihr Poeten seid Reclamehelden! Während ihr die Umgebung dieser Stadt preiset, als wäre sie grüner Klee, vernichten sie die Schönheiten. Wollet ihr aus eurem Graz ein Prag machen? Da sollten doch in der That wir prosaischen Streusandbüchsenbewohner 'mal Hausherren hier werden; haben Sie Berlins Umgebung vor dreißig Jahren gesehen? Wir haben nicht bloß ein großes Berlin gebaut, wir haben der Hauptstadt des deutschen Reiches auch eine „Jegend" geschaffen, wir haben Wälder gepflanzt. Die moderne Stadt schafft sich, ob aus Annehmlichkeitsgründen, ob aus praktischen, oft mit colassalen Kosten, eine Umgebung von möglichst viel Wald, und ihr?" — Ich ließ ihn reden. Er weiß ja nichts. Er weiß nicht, dass diese Wälder Privateigenthum sind, somit die Stadt nichts angehen. Oder soll Graz am Ende gar die Wälder ankaufen, um sie stehen zu lassen? Das wäre noch schöner. Für die schöne Umgebung der Stadt hat der Bauer zu sorgen und die Bummler hat er gratis auf seinen Gründen umherlaufen zu lassen, dafür ist es Bauerngrund, und wer auch die Wiesen und Saaten zusammentreten will, der kaufe sich eine Jagdkarte. Die Stadt hat andere Auslagen. Kurz, der Berliner ärgerte mich, ich ließ ihn seiner Wege gehen und wanderte weiter hinaus in die Landschaft. Sie war ja doch wieder grün, und wo bisweilen ein Loch gerissen wird, da flickt's die Natur bald zu, diese fürsorgliche Mutter legt Nadel und Zwirn gar nie aus der Hand.

Den unebenen Bergsteig dahin, gerade vor mir, giengen ein feines erwachsenes Mädchen und zwei muntere Knaben mit einem kleinen Dirnlein. Diese hatten neue Steirertracht mit grünen Strümpfen, grauen Röcklein, die Knaben Lederhosen und grünbefederte Hütlein, und sie sahen in solchem Gewande aus, wie am Sonntag die Dorfleute en miniature.

Ja, ja, en miniature! und solche Worte waren jetzt mehr zu vernehmen. Kaum war ich mir der Freude recht bewusst geworden darüber, in dieser echt steirischen Landschaft wieder ein=

Wie der welsche Franz das Beten lernte.

Eins aus Nordböhmen. Von R. Maras.

Ein echtes, treu deutsches Gemüth war er, wenn man ihm auch obigen Namen beigelegt hatte. Aber er ließ sich ja gerne so nennen, und er war stolz darauf, wenn man ihn so hieß, und das kam daher, weil er in Welschland unter Radetzky gefochten und sich dort die breite Schramme auf die Stirne und das silberne Ehrenkreuz auf seine Brust geholt hatte.

Da die sechs Kreuzer Invalidengeld, die er täglich erhielt, zu wenig, um zu leben, zu viel, um zu sterben waren, so musste er sich um ein „leichtes Brot" umthun, und ein solch „leichtes Brot" erhielt er von seiner Gemeinde, indem man ihn zum Gemeindediener, Bettelvogt und wohlbestallten Nachtwächter machte, und er verwaltete diese Ämter und Würden schon durch dreißig Jahre zur Zufriedenheit seiner Gemeindemitglieder um den jährlichen Betrag von einhundertachtunddreißig Gulden und siebzig Kreuzer, so dass er also mit seiner Pension die Summe von vierundvierzig Kreuzern täglich zu verzehren hatte.

„Nu ja, das Pferd, das 'n Haber verdient, kriegt 'n ne", pflegte er in seiner ihm eigenthümlichen Redeweise, halb hochdeutsch, halb in Mundart zu sagen, und bei diesen Worten schwenkte er gewöhnlich seinen langen, alten, am schwarzen Riemen hängenden Gardistensäbel um eine Achteldrehung links, so dass sogar der breite Schirm seiner aus dem vorigen Jahrhundert stammenden Mütze zu erbeben schien. Unter dieser Mütze steckte ein beinahe viereckiger, kurz geschorener, grau behaarter Kopf, und die kleinen Schweinsäuglein guckten so herausfordernd, beinahe noch in jugendlichem Feuer in die Welt, so dass man sich mit der ungebürlich langen Nase, dem kurz gestutzten, zottigen Schnauzbarte und den großen behaarten Ohren aussöhnen konnte.

Das Kinn steckte Sonntags und Wochentags in einer breiten Militärhalsbinde, sein Oberkörper in einem weiten blauen Rock mit rothen Aufschlägen, seine Beine in grauen Hosen und seine Füße in stets glänzenden, hohen Stiefeln.

O, er war eine gefürchtete Persönlichkeit, dieser welsche Franz, wenn er auch keine Fliege ohne Noth tödten konnte. Gefürchtet war er von allen nichtsnutzigen Tagedieben und Vagabunden, von deren Sorte es in unserem deutschböhmischen Orte eine ganze Menge gibt.

Aber trotzdem hatte er das beste Herz von der Welt und manche Thräne des Elends und der Armuth trocknete er — selbst der Arme.

licher Olymp, wenn man so sagen dürfte, ein Festreigen der Seligen. Es ist doch was Gutes, dass es noch Stätten gibt, die in idealen Darstellungen unser Auge und Herz von dem Staube ablenken und zur Höhe heben. Wir dürfen sie nicht ganz verlieren, des Reiches Gottes Herrlichkeit.

Solchen Gedanken musste der alte Herr nachgehangen haben, da flötete eine der Töchter: „Papa, ein paar heiße Würstel! Wir gehen ins Wirtshaus hinüber. Komm nach."

Schade, dass man aus zu Tode gerittenen Distanzpferden keine „heißen Würsteln" macht, sie wären der modernen Jugend der passendste Ersatz für Kunst und Ideal.

Nachher kamen mir nochmals die französelnden Steirerkinder in den Weg. Rasch schwenkte ich seitab und über das Feld hinaus, wo ein paar derbe Bauersleute ackerten. Der aufsteigende Heimatserdgeruch hat mich wieder erfrischt, doch die Stimmung war weg.

Da also bei diesem Spaziergang nichts Erfreuliches herauskommen wollte, machte ich einen kühnen Ruck um mich selbst, so dass die schöne Gegend, welche eben erst vor mir gelegen, hinter mir lag, und gieng gerade aus. Am folgenden Abende saßen wir, der Berliner und ich, in der altdeutschen Weinstube zu Graz. „Bin Ihnen heute unangenehm geworden", so hub er an. „Doch ich besinne mich. Ihre Landsleute haben es wirklich nicht nöthig, Natur zu machen, wie wir an der Spree. Und wenn es ist, wie es ja ist, dass das tausendjährige Bestehen einer Stadt ringsum eine kahle Sandwüste erzeugt und zurücklässt, bei euch dahier wird es nicht gefährlich sein; euere Naturschönheit ist nicht umzubringen."

„Aber unser Volksthum ist es!" entgegnete ich, noch aufgebracht über die welsch parlierenden Kinder im deutschen Walde. „Wenige Stunden von uns im Osten steht der Ungar, der im Augenblicke freilich nicht grimmig ist! Wenige Stunden von uns im Süden steht der Slave, der auch nicht grimmig ist, aber hinterlistig und sich von Jahr zu Jahr näher an Graz heranfrisst. Und noch schlimmer ist der innere Feind des deutschen Volksthums: die Uneinigkeit, die Französelei. Deutsch bleiben, deutsch bleiben! sagen sie. Um des Himmelswillen, wie können wir's denn bleiben, wenn wir's nicht sind? Und die deutsche Sprache ist auch lange noch nicht Hauptsache, das deutsche Denken ist es, das deutsche Empfinden. Der moderne Deutsche *spricht* zu viel von seinem Deutschthum, schon das ist undeutsch, es ist eine Art von Reclame, von Demonstration und Proselitenmacherei und so wenig deutsch als diese Wörter selbst. Die Deutschheit, wenn es die echte ist, spricht in ihrem Wesen und in ihren Werke. Bei euch draußen im Plattland, in Westphalen, in Sachsen ist unendlich viel Deutschheit aufbewahrt, so auch in unseren Alpen, aber auf dem Dorfe, und nicht in der Stadt. In Ihrem Berlin schon ganz besonders nicht, doch verzeihen Sie, nun werde *ich* unangenehm."

„Wissen Sie was", sagte der Berliner, „befolgen wir Ihren Wink, beweisen wir unsere Deutschheit nicht im Worte, sondern mit der That. Heben wir ein deutsches Zechen an."

„Es gilt, deutscher Bruder. He, Garçon! Eine Bouteille Champagner! Aber echten! Prosit!" . . . .

Ja, so sind wir. R.

Signora Blondini in elenden Betten liegend, abgezehrt und krank, das Bild des nackten Elends.

Der welsche Franz fieng an zu hüsteln und er kaute an seinem Schnurrbarte.

„Na, drum eben", begann er, wenn Se keinen kriegen bis abends, nu da wird halt der welsche Franz Ihn uf 'n Buckel steigen, aber runderschmeißen dürfen Se'n ne."

Mit den überschwenglichsten Worten bedankte sich der Italiener, und wirkliche Thränen standen in den Augen der blassen, kranken Frau.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich sofort im Orte und im Laufe des Tages noch darüber hinaus die Nachricht, dass heute Abend der welsche Franz den Ritt übers Seil machen werde.

Franz hatte wohl in seiner Herzensgüte zugesagt, aber die Folgen seines so leichtsinnig gegebenen Versprechens hatte er nicht bedacht.

Er, ein Mann in den Siebzig, soll heute den gefährlichen Weg machen! Ein einziger Fehltritt, ein ganz kleiner, unvorhergesehener Zufall — und beide mussten zerschmettert auf dem harten Pflaster liegen. Und wer wird dann Nachtwächter werden? Wenn nur Brückengerbers Stephan nicht am Ende daran käme, denn dem Manne war er spinnefeind, weil dieser stets behauptete, Radetzky habe schon vor der Schlacht bei Novara einen Schnurrbart getragen, während der welsche Franz bestimmt erklärte, Radetzky habe sich erst zum Andenken an oben genannte Schlacht den Schnurrbart wachsen lassen.

Die Stundenzeiger der Uhr schienen heute zu fliegen, und ehe man es dachte, war der Abend da. Hunderte von Zuschauern hatten sich am Marktplatze eingefunden, die Pechpfannen wurden angezündet, das Seil war gespannt, der schrecklich verstimmte Leierkasten heulte seine Melodien, begleitet von dem Trara und Bumbum der üblichen Trompete und großen Trommel, die Kinder des Seiltänzers machten auf schmierigen Teppichen ihre Purzelbäume, Sprünge und Verrenkungen, und jetzt war der Augenblick gekommen, wo der Seilkünstler auftreten sollte.

In den Fenstern des Glockenthurmes erschien derselbe, grüßte leicht und anmuthig, und als wenn er sich auf der Straße befände, so ruhig und sicher schritt und tanzte er nach dem Tacte der Musik auf der gefährlichen Brücke auf und ab.

Dem welschen Franz, welcher sich im Glockenthurme befand, wurde jetzt schon schwindlig, wenn er sich vorstellte, dass er in wenigen Minuten ebenfalls zwischen Himmel und Erde schweben werde. Er wäre gern noch im letzten Augenblike zurückgetreten, aber da die Hunderte von Menschen doch nur seinetwegen dahergekommen waren, so war es Ehrensache für ihn, sein Wort einzulösen. Und alles konnte er dulden, nur das nicht, dass man seinen Muth in Zweifel ziehe.

Endlich kam Signor Blondini unter Bravorufen und Händeklatschen der hundertköpfigen Menge in den Glockenthurm zurück.

Nach einer Weile erschien er jedoch schon wieder am Seile, und der Jubel der Zuschauer wurde immer größer, als man den welschen Franz auf seinem Rücken sitzend erblickte.

Wie mir der Held unserer Geschichte selbst erzählte, war das die schrecklichste Viertelstunde seines ganzen Lebens. Das Pfeifen der Bomben und Granaten im Gefechte sei nur Engelsmusik gegen die Töne des am Marktplatze spielenden Leierkastens.

Er hatte den Rock ausgezogen und eine Pelzmütze aufgesetzt, wahrscheinlich, um im ungünstigen Falle nicht gar so hart zu fallen.

Seine Lippen bebten, das Auge schien manchmal aus den Höhlen zu treten, manchmal war es geschlossen. Er blickte hinab, die Menge scheint aus lauter Kindern zu bestehen. Doch

Doch etwas fiel uns allen auf. Er besuchte keine Kirche, wenigstens war er in den dreißig Jahren seiner gemeindeämtlichen Dienstzeit nur ein einzigesmal während eines Hochamtes in der Kirche gewesen, welcher Besuch damals geradezu verblüffend auf die anwesende Christenheit wirkte.

Ich erinnere mich an dieses seltsame Ereignis, als ob es erst gestern geschehen wäre. Wir Schulkinder standen in der Nähe des Altares, in der ersten Bank saß der Herr Bürgermeister und einige Stadträthe, und ernst und voll ertönten die Klänge der Orgel. Da gieng plötzlich ein Flüstern durch die Reihen der Menge, unwillkürlich schwiegen die Sänger, auch der Organist machte, neugierig oder unruhig werdend, eine Pause. Da schob sich der welsche Franz durch das Volk, pflanzte sich vor dem Bürgermeister auf, langte soldatisch grüßend an seine Mütze und sprach in rapportmäßigem Tone folgende Worte: „Herr Bergermeister, die Frau Gattin läſst sagen, Se möchten heute nach 'm Amte nie erst in grün Ochsen gehe, sondern heimkommen, weil de Frau Schwiegermutter vom Herrn Bergermeister ankommen is."

Ungeachtet der Heiligkeit des Ortes brach unter den Kirchenbesuchern eine wahre Lachsalve aus, daſs sogar der Priester am Altare sich umwendete, um zu sehen, was vorgegangen war.

Ob der Herr Bürgermeister, welcher vor Zorn erbebte, nach dem Amte trotz des Besuches seiner Schwiegermutter in den grünen Ochsen gieng, kann ich nicht genau sagen, wohl aber weiß ich, daſs der welsche Franz wegen Ruhestörung bestraft werden sollte, jedoch auf besonderes Bitten einiger Stadträthe dasmal mit einer tüchtigen Rüge davonkam.

Nun etwas von seinem guten Herzen.

An allen Ecken und Enden prangten große Anschlagzettel:

„Signor Blondini, der größte Seiltänzer der Welt, wird heute Abend acht Uhr bei bengalischer Beleuchtung auf dem zwischen dem Glockenthurme und den Häusern aufgespannten Seile hier noch nie gesehene Kunststücke aufführen, ja sogar einen lebenden Mann, keine Wachspuppe, über das Seil tragen."

Es versteht sich von selbst, daſs wir Kinder nicht aus der Nähe des Wagens wichen, in dem der Seiltänzer seine Wohnung aufgeschlagen hatte. Das Seil, welches hoch in den Lüften eine so gefährliche Brücke war, wurde wie ein Wunder angestaunt.

Im Innern des Wagens hörten wir das Weinen und Schreien kleiner Kinder. Sechs oder sieben schmierige Büblein und Mägdlein im Alter von drei bis zehn Jahren putzten die Wagenräder, eine alte zahnlose Frau war beschäftigt, ein bunt blitzendes Tricot zusammenzuflicken, während der Herr des Wagens, ein herkulisch gebauter Mann mit wallendem Lockenhaar und prachtvollem Vollbarte, die gebrochene Deichsel des Wagens mit einem Stricke verband. Da schritt stolz und wichtig der welsche Franz daher, vom Bürgermeisteramte den Erlaubnisschein zum Spiele bringend.

Franz war ein neugieriger Patron. In kurzem war zwischen ihm und Blondini das Gespräch in vollem Gange, und bald wuſsten wir die ganze Leidensgeschichte des Künstlers. Der Mann war ein Italiener, er hatte zehn Kinder, von denen die jüngsten zwei, es waren Zwillinge, erst vierzehn Tage alt waren. Das Geschäft gieng äußerst schlecht, da seine Frau noch nicht auftreten konnte. Er hatte wohl einen Burschen bei sich gehabt, allein derselbe war ihm den Tag vorher durchgebrannt, und nun stehe er in der größten Verlegenheit da, weil er keinen Mann habe, der sich über das Seil tragen läſst.

Der Künstler führte Franz in die Wagenwohnung, und wir erblickten die

Kutscher.

Eine Schilderung aus dem „Chiemgauer Volk"*) von **Hartwig Peetz**.

Wunderliche Leute, die Kutscher. Wienach? Sollte man doch meinen, sie wären praktische Leute, die viel in der Welt herumkommen.

Im Fahren wohl praktisch, aber die Erfahrung können sie meistens nicht verwerten; die Kerle haben oft eine verschrobene Art zu denken.

Ein Beispiel nur.

Eine Dame, Sommergast im Bade Fusch, bestellt sich ein Fuhrwerk, um vom unteren Wirt nach der Bahnstation Fusch hinauszufahren. Der Himmel überzieht sich bald mit einem bedenklich drohenden Grau.

„San geh truckene Nebel!" brummt der Rosselenker, als er zur Überraschung der Dame ein offenes Schweizerwägelchen vorgefahren. „Haben heute kein anderes Fuhrwerk." Die Dame hatte sich kaum zurecht gesetzt, da fielen schon dicke Tropfen als Vorboten eines heranziehenden Gewitters.

„Siehst du Kutscher! Nun fangen deine trockenen Nebel doch an nass zu regnen! —"

„Wohl, wohl! Schad't mir nixn!" antwortet der Knecht gleichmüthig und peitscht seinen Gaul.

Das Wetter entwickelt sich immer deutlicher.

In Strömen gießt dann eine heimtückische Wolke über die andere ihr überflüssiges Nass auf das eilende Fuhrwerk.

„Aber — dass der Wirt nicht einmal für nothwendige Bedeckung vorgesorgt hat!" So seufzte die Frau unter dem Ansturm, und als sie schon die ersten Häuser des Dorfes Fusch in Sicht bekam, rief sie unwillig:

„Hansl! einen Schirm wenigstens hättest du wohl mitnehmen können!"

„A Ombroll' moants? Wohl, wohl! Ham mer a!" antwortet er.

Gemächlich langt der Kutscher hinter seinen Sitz und zieht ein rothes Familienparaplui hervor. „Hättens nur verlangen mögn! Gnädige! So — —"

Wie gesagt, wunderliche Kerle! Hab' mich oft davon überzeugt.

Saß oft einer tagelang vor uns auf seinem Bock schweigsam da bis auf Hü! und Hott! verschlossen. Wer ahnte in dieser Beobachtung von hinten, dass diese Burschen vormals Helden gewesen. Nur wenn der Zufall ihnen die Zunge gelöst, gewahrten wir, dass der eine bei Solferino gefochten, ein anderer in Bosnien alles Elend ausgestanden oder bei Wörth und Sedan wie ein Teufel mitgerauft. Tapfer, ja nicht selten als Reiter tollkühn zu jedem muthigen Streich aufgelegt, steckte fast in jedem ein aben-

*) Leipzig. A. G. Liebeskind. 1893.

dort an der Ecke erkennt er beim Scheine der Pechfackeln Brückengerbers Stephan. Es kommt ihm vor, als ob letzterer hohnlache.

„Der thäte ken Auge nich nass machen, wenn mer alle zwei beiden runderflögen", so murmelte er für sich hin.

Und die Pechfackeln da unten loderten weit auf, und der stinkende Qualm gelangte bis in die Höhe und bildete vor seinen Augen fratzenhafte Figuren, und seine Phantasie machte aus denselben Hexen und Teufel, geschwänzte und ungeschwänzte. Er klammert sich immer fester an sein Pferd, und als Signor Blondini bis in die Mitte des Seiles gelangt, scheint er zu stolpern, dass die Menge erschreckt aufschreit und unwillkürlich hunderte von Armen sich nach oben strecken.

„Nur Ruhe, Signor!" sagte der Künstler. „Das thut man mit Absicht."

Aber dem welschen Franz wird es grün und schwarz vor den Augen, seine Arme schließen sich krampfhaft, und er wäre sicher hinabgestürzt, wenn er nicht an dem Rücken des Künstlers angebunden wäre.

Die Minuten wachsen zu Stunden — ja zu einer Ewigkeit.

„Heilige Mutter Gottes, hilf mir nur noch das einemal, dass mein Pferd nich umschmeißt, ich will ja gerne wieder fleißig in die Kirche gehn", so flüstert er angstvoll. Er versucht das „Vater unser" zu beten, aber er kennt nur die ersten zwei Bitten, er will die zehn Gebote Gottes sagen, aber er kennt nur das fünfte. Und immer drohender werden die Pechwolken, die Musik scheint einen Leichenchor zu wimmern, das Bravorufen der Menge dünkt ihm Grabgesang, und endlich vergeht ihm Sehen und Hören, jedoch zum Glücke gerade in dem Augenblicke, als Blondini auf der entgegengesetzten Seite des Seiles angekommen war und durch das Fenster seine Last abliefern konnte.

Der welsche Franz war der Held des Tages geworden. „Die Kurasch!" so hieß es allgemein, und der weise Rath der Gemeinde beantragte eine Gehaltserhöhung von zehn Kreuzern täglich, da kein so muthiger Mann mehr über die Sicherheit des Ortes wachen könnte. Und wie stolz war er, als Brückengerbers Stephan des anderen Morgens zu ihm kam, ihm die Hand drückte, um Verzeihung bat und reuig eingestand, dass Radetzky thatsächlich vor der Schlacht bei Novara keinen Schnurrbart getragen habe.

Im Vertrauen pflegte Franz manchmal zu mir zu sagen: „So viel gebett hab ich in men ganzen Leben nie wie damals, wie ich mit'n Seilschwenker über'n Markt geritten bin."

Von dieser Zeit an gieng er jedoch allsonntäglich zur Kirche, aber übers Seil ließe er sich nicht mehr tragen, und wenn er den Theresienorden versprochen bekäme.

Auf diese Weise lernte der welsche Franz das Beten, der Pfarrer kam zu einem bereits aufgegebenen Beichtkinde, Franz selber zu einer Verbesserung seines Gehaltes, und der Schreiber dieses zu obigem, wirklich und wahrhaftig geschehenen Geschichtchen.

Das war unser Generallieutenant Fragt ihn unser Rittmeister: «Wohin soll'n mir vorrück'n?» Zeigt er ganz kalt auf die Russ'n drüb'n und schreit: «Dort'n steht der Feind!» Jawohl dort is er g'stand'n mit seinen Zweiunddreiß'gpfündern. Sie! Die ham mir grad nehma soll'n! Sunst nixn! Unser Commandant Lord Cardigan, a schneidiger Oberst, reitet rüstig an der Spitze seines Regiments wie der Tuifi ins Zeug, aber da kracht's höllisch Dunnerwetter von allen Seiten in uns're Flanken. A Kug'lreg'n wie 'r a mentischer Wetterhagel bricht in uns're Schwadronen, und bald hat ma bloß noch an schauderhaften Wirriwarri von Husaren und Pferden knaulweis in großen Blutlachen g'seh'n. Herrgott! jetzt war's g'fehlt! denk i mir, wie'r i unter mein'n Roß g'legn bin. Alls war caput! Und der Spectakel! Und dös Jammern und Heul'n! Von unserm schönen Regiment sind aftn grad etli achtzig Mann und drei Officiere über g'wen. Grad a woanends Elend!

Alls hot über'n General Raglan g'flucht, der war an unserm Unglück schuld, hat's g'heiß'n." —

„Habt Ihr denn in diesem mörderischen Kampfe keine Verwundung davon getragen?"

„Wie r' a Gott'swunder bin i durchi kema, aber's Roß — Sie! den letzten Blick von selbm getreuen Viech, den vergißt ein Cavallerist sei lebta nöt!

Für unser Regiment hat natürli der Krieg ein End' g'habt, aber nöt das Elend. Hat nöt lang dauert, ist der ganze Rest im Spital g'leg'n. In der Höll kann's nöt ärger zugeh'n als in dem Spital, ja, in schauderhaften Baracken ohne Betten und Decken und ohne Speis und Trank. Unter besoffenen Irlandlern waren die barmherzigen Frauen die einzigen Engel. Was wissen denn die kaltherzigen Wollsäck', wos der Mensch im Feld braucht. Auf den Schiffen hot ma die Rationen verschimmeln und die Fourage verstinken lass'n, weils 'n Kopf ham verlor'n vor lauter Unglück. Da hat die Cholera Platz g'habt; wie hing'mahd hat's die armen Leut ohne Mäntel im grausigen Schnee oder in eiskalten Hütten ohne Holz und Feuerung. Wie mich der Peter aus einem Haufen von Leichen aufg'klaubt hat, dös war mei Rettung. Todtmatt hat er sich selber daher g'schleppt, aber auslass'n hat er mi doch a net woll'n, der ehrli Landsmann. So hat ma uns ins Spital auf die Insel Malta überg'schifft. Dort hat uns a Officier g'fragt, ob wir freiwillig weiter dienen wollen? Da hat 'n Peter schon wieder der Haber g'stocha. Was is nacha? Ja hat er g'sagt und glei haben's den lustinga Trumpeter ins Indien hintri g'fahr'n. Ob er wohl noch lebt? 's konn sei, 's konn a net sei. Glaub's aber kaum. Woaß weiter net aa!"

„Nun, und Ihr?"

„I hob's Kriegsspiel woltern gnua kriegt und derenthalbn hob i na g'sagt. Hot mi's Herz gar soviel nach der Hoamat 'zog'n! So bin i wied'rum nach Engelland z'ruck g'spediert wor'n. Dort'n san d' Invaliden von die höchsten Herrschaften mit allen Ehren g'rad dick g'futtert und vom Volk busselt und druckt wor'n. A schöns Geldl af d' Hand hat's mit'n Respect und Stolz a dazu eintrag'n und in meiner Husarenmuntur hob i auf'm Ruckweg als Kriegskamerad bei die Franzosen gar koan Batz'n braucht.

Aber von der deutschen Grenz' — no Sie! do is ma d'Roas scho zum Zwidernuß wor'n. Immer auf der Scheu vor'n Gendarm, nur bei der Nacht. Besunders durch Baiern durchi war's a letze Schleicherei und mit Ehr und Reputation ganz aus, als Deserteur grad vog'lfrei — —."

„Und doch habt Ihr Euch glücklich bis davon heim gebirscht?"

„No Sie! den Schrecka von meini Leut! Wie 'r i als fremder Husar

teuernder Zug unserer alten krummen Landsknechte.

Fällt mir dabei ein, dass so ein landfahrender Schelm mich öfter bediente, ohne dass sein gleichgiltig geleisteter Frohndienst errathen ließ, welchen Flug vormals sein loser Hang nach Strolcherei genommen.

„Ihr seid wohl schon weit im Lande umher gekommen?“

Der Kutscher war ein echter Chiemgauer, aus Seeon gebürtig und die hängen mit ihrem ganzen Wesen an ihrer Heimat.

Er antwortet in seiner einsilbigen Art mit einem fast tonlosen: „O jo!“

Wir fuhren lange bergan, da nahm ich den Wagenführer ins Gespräch und drückte demselben folgende Episode aus seinem Leben heraus.

Reichenwallner mit Namen, gehörte er einer ehemals wohlhabenden Familie an. Als bayerischer Chevauxleger zum Regiment in Augsburg ausgehoben, setzte er ein leichtlebig Bummeln auch dort fort.

Reiten und die Pferdepflege gefielen ihm wohl, aber das stramme Commando des Rittmeisters auf der Reitbahn, noch mehr aber die Flegeleien des Wachtmeisters im Stalle wurden dem Mann bald lästig. Diesen Unmuth steigerte einer seiner Landsleute, der Escadrontrompeter Peter. Dem war der Kamaschendienst längst schon langweilig und zuwider geworden. So beschlossen denn eines liederlichen Abends die beiden von der Stallwacht weg zu desertieren. Sie sehnten sich nach abenteuerlichem Leben.

Hatte ja Peter in Erfahrung gebracht, dass in Hüningen ein Werbebureau für englischen Soldatendienst allerlei lockende Fühler bis in deutsche Garnisonen auszustrecken sich erlaubte. Nun gelang es denn diesen leichtsinnigen Kameraden dorthin zu entwischen.

Nach etlichen Tagen staken sie auch schon in Königin Victorias blauer Husarenuniform und in ihren Taschen englische Sovereigns! Holldrio! Flugs kutschierte man sie durch Frankreich über den Canal nach London mitten in das für den Krimkrieg schon bereit gestellte Lager hinein.

„Wie aber kamt Ihr denn mit der Sprache zurecht?“

„O ganz passabel! Bei unserer Schwadron hörte man allerlei Deutsch und der Peter hatte die Trompetersignale bald los und that sich leicht; denn englische Traber manövrierten danach wie von selbst.

Das war eine Parade! Da ham ma g'schaut! Sie! Wie unser Commandant Lord Cartigan unsere Schwadronen vor dem Zelte der Königin vorbei galoppieren ließ, da soll die Majestät schier gelächelt haben. Auf dieses Zeichen ihres allerhöchsten Wohlgefallens waren die englischen Kameraden weiter nöt stolz! aber die Gaudi hat nöt z'lang fürg'halten! Glei' d'rauf san ma in ein Kriegsschiff einikapselt wor'n, so hat's g'schlaunt!

Der Peter war voller Freud' und Kuraschi! Mi hat der G'ruch im Schiff aber ganz letz g'stimmt.

«Na wart nur, Reichenwallner!» hat er mir dann zugerufen, «halt fei d'Nasen hoch, bal' d'erst einmal russisches Pulver schmeckst.»

„Sie! So was schaut man im Leben net leicht wieder, wie stolz die vielen hundert Schiffe des Lord Raglan daher g'saust san! Sakrawolt! Dös vergess i mei lebta nimmer. Aber sunst —?“

„Habt Ihr wohl auch recht viel auszustehen gehabt?“

„Na ob! Sie!

Der Russenfürst Menschikoff war fast doch noch der Schlaugere! Hot unter unsere Freund', die Franzosen, 'raus gepulvert, dass d' Leut mit ihrem Pulvermagazin stücklweis in d' Luft g'flog'n san. Und d'rauf ist uns're Cavallerie grad narrisch ins Feuer g'jagt wor'n. To advance! So hat Lord Lucan die Parole abgegeben.

Aus der Welt der Hochstapler.

Pariser Skizzen von **Paul Lindenberg.***)

Wir saßen im Café Americain, einem der bekanntesten und elegantesten großen Cafés des an der Oper vorbeiführenden vornehmen Boulevard des Capucins; Mitternacht war schon nahe, aber noch immer brandete um uns der Lärm und das wechselvolle Getriebe des Pariser Lebens und Treibens, in drei und vier Reihen rollten in ununterbrochener Kette Droschken, Equipagen und Omnibusse auf dem Fahrdamm dahin, während sich auf dem Bürgersteige dichte Gruppen von Spaziergängern und Theaterbesuchern entlang schoben, und die Zeitungsausrufer mit heiseren Stimmen die letzten Ausgaben der Abendblätter feilboten. Fast alle Plätze der einen Theil des Trottoirs einnehmenden Terrasse des Cafés waren besetzt, Damen und Herren saßen in buntem Gemisch an kleinen Tischchen beisammen, und das allgemeine Stimmgewirr, das Klappern der Gläser, die noch einmal die Bestellungen wiederholenden lauten Rufe der Kellner, der Lärm der Straße machten selbst in kleinem Kreise die Unterhaltung schwierig und concentrierten die Aufmerksamkeit nur auf die nächstliegenden Gegenstände. Trotzdem fiel es uns auf, wie sich jetzt aus der vorüberwogenden Menschenmenge zwei Herren loslösten, von denen der eine lebhaft ausrief: „Das ist er!“ und zugleich mit der Hand auf einen neben uns sitzenden Herrn wies, der, von vollendetem aristokratischem Aussehen, die Rosette der Ehrenlegion im Knopfloch, die blauen Wölkchen seiner Havanna nachlässig vor sich hin blies, während seine großen, schwarzen, von seltenem Feuer belebten Augen achtlos über das bunte Gewühl um und vor ihm schweiften. Er musste, wie wir, den ihm geltenden Ausruf vernommen haben, aber er kümmerte sich nicht im geringsten darum, sondern griff nach der auf seinem Tische liegenden letzten Nummer des „Temps“ und blickte verwundert empor, als jetzt die beiden Herren zu ihm herantraten und der eine von ihnen, jener, den sein Begleiter auf ihn aufmerksam gemacht, ihm einige Worte zuflüsterte. Dieselben waren uns im Gelärm verloren gegangen, jetzt aber hörten wir nur, wie der sich weder von seinem Stuhle erhebende, noch die Zeitung aus der Hand legende Herr unwillig erwiderte: „Ich wiederhole Ihnen, mein Herr, es muss ein Missverständnis vorliegen, ich habe nicht die Ehre, weder Sie, noch jenen Herrn zu kennen, und ich muss Sie dringend bitten, mich hier in Frieden zu lassen.“ — „Nein, nein, ich irre

*) „Aus dem Paris der dritten Republik“ nennt sich ein Werk von Paul Lindenberg, dessen zweitem Bändchen (Verlag von Ph. Reclam jun.) dieser Aufsatz entnommen ist. Das Buch ist reich an Interessantem und Pikantem, wie sich das bei solchem Stoffe von selbst versteht, und der Name des Verfassers bürgt schon im Vorhinein für eine gefällige Form. Die Red.

ins Haus koma bi'. Hot dort'n ja die Polizei schon längst umag'luft, ob's den Schwalascheer nit derdapp'n kunnt.

Da in der größten Noth is ma der Herr geistli' Rath beig'stand'n, hat an Herrn Hofrath P. g'schrieb'n und eahm mei Sach fürg'stellt. Wisst's, dersel' war 'n Küni sei Cabinets-vowalter. Noch a lange Wochen Ver-steck und is Hochwürd'n in unserm Haus ei'kehrt mit der Antwurt: af d' Wocha soll der Reichenwallner als Husar in d' Residenz eini kema.

«Also», hot mi Hochwürd'n g'moahnt, «sei fürsichti und lass di unterwegs net absanga. Da hast a Billet für den Postwagen; mit dem fahrst z' Nachts nach München».

Bin in der Fruh a glückli' eini groast. Beim Donislwirscht hob i mi vosteckt, bis Zeit war, beim Herrn Hofrath fürzusprechen.

Der hot mi weita nöt a'gschaugt, is mir ganz schiech und kalt dabei wor'n. Aftn hat er mi zum Adjutant einig'führt. Hot mi aa mit an b'sun-der'n G'schau betracht't, is mir wieder hoaß dabei wor'n.

Wie der die Thür aufg'macht hot, is Seine Majestät der Künig Max vor mir g'stand'n. Bin i vor eahm auf d' Knie niederg'fall'n. Beim Bitt'n um's Vozeich'n hab'n mir d' Zahn im Maul nöt stat hal'n wöll'n. Aber ganz gnädi hot mi der Küni a'gschaugt und verlangt, i soll eam die ganzi Wahrheit vozäln.

Ehrli hob i all's einb'stand'n, vom Peter seiner Verführung an und mein'n Leichtsinn, die wundersame Rettung in der Schlacht an der Alma, die große Buß' im Spital bei Inker-man bis — zum Hoamweh!

«Ich will dir diesmal verzeihen», hat der gnäd'ge Herr Max g'sagt. «Aber ich hoff», hat er g'sagt, «dass du wieder als mein Soldat so brav dienen wirst, wie Ihrer Majestät der Königin von Engeland.»

Beim Adjutant hab i wart'n müss'n, bis er mein'n Pass g'schrieb'n. In aller Fruh hob i mi beim Regiment in Augsburg stell'n müss'n.

«Wie? Schau! Schau!» schnarrt mir der schwäbisch Wachtmeister im Kasernhof entgegen, «'s ischt ja der Reichenwallner. Ja heilig Kreuzdunner-wetter! Wo führt denn der Teufel den Lumpen wieder her!»

«Nix Lump», sag i. «Respect Herr Wachtmeister! Gestern noch Husar — heunt wieda Wallangscheer'.» Mei ganze Escadron is zama g'laufa, wie mein' Ankunft bekannt wor'n is.

Und erst die Freud von meinen Kameraden, wie der Herr Adjutant ihnen mein'n Generalpardon vor-g'lesen hat.

Die Unterofficiere hab'n mir drauf an Einstand geb'n, der Freudenrausch hat mi ganz dermanst. Ja dös waren Zeiten und G'schicht'n und — jatz siecht's dem Reichenwallner freili neamd mehr an, was er für a schneidiger Tuifi gwen is! —"

Halb rücklings auf seinem Bock sitzend hat er mir diese Episode seines lotterigen Lebens mit funkelnden Augen mitgetheilt. Späterhin wohl kaum einem anderen mehr.

Ob der Reichenwallner wohl noch haudern muss? Ob er auch noch lebt? –

selbst das Absurdeste nicht auf Misstrauen stößt, und je fremdartiger, je ungewöhnlicher es sich präsentiert, desto mehr Dumme anlockt! Hatte doch dieser «Marquis» eine Actiengesellschaft gebildet auf Grund der Mittheilung, dass er für dreihundert Millionen Franken von der türkischen Regierung die Insel Rhodos gekauft habe und sie nun, natürlich mit gehörigem Profit, an Frankreich, England, Deutschland oder die Vereinigten Staaten verkaufen wolle; er zeigte allerlei gefälschte Depeschen und Schriftstücke vor, fand auch die verschiedentlichsten Gläubigen, darunter namhafte Persönlichkeiten, die zu einem Comité zusammentraten und dem Marquis bedeutende Geldsummen zu den nöthigen «politischen» Unterhandlungen vorstreckten. Damit war sein Ziel erreicht und — er verschwand von Paris, lebte und schwindelte irgendwo in Italien oder in der Schweiz, um dann, nachdem die Sache etwas in Vergessenheit gerathen, ruhig wieder nach dem Seinestrande zurückzukehren. Da es ihm das erstemal mit der Türkei so gut geglückt, versuchte er es nochmals mit dem Lockspiegel; er hatte den Cassierer eines großen Bankhauses kennen gelernt, dem er erzählte, dass er vom Sultan die sämmtlichen Zölle, Abgaben, Steuern 2c. Armeniens gepachtet hätte, er suche nur nach tüchtigen europäischen Kräften zur Verwaltung des Landes und Regelung der Abgaben, und verspreche ihm, seinem Freunde, einen guten Posten mit einem jährlichen Einkommen von fünfzigtausend Franken! Allerdings müsste er noch zuvor einiges bares Geld erhalten, seine Cassen wären durch die Pachtsumme erschöpft, und die hohen türkischen Beamten müssten noch ihren Bakschisch bekommen; das ganze Geschäft wäre übrigens ein glänzendes und würfe jährlich einen Reingewinn von zwanzig bis dreißig Millionen Franken ab. Dem guten Cassierer schwindelte bei diesen Aussichten, er gab willig sein ganzes Vermögen her und griff dann — da es sich stets nur um kurze Zeit handeln sollte und das Geld in anderen Banken sicher hinterlegt würde! — die Cassen seines Bankhauses an; in wenigen Monaten, während derer der «Marquis» fürstlich lebte — er hielt sich Equipage und Dienerschaft, richtete sich in einem Vororte von Paris eine herrliche Villa ein, frühstückte nie unter dreißig und dinierte nie unter sechzig Franken, gab in acht Tagen in Trouville zehntausend Franken aus und veranstaltete die schwelgerischesten Gastmahle — schwindelte er dem arglosen Cassierer dreihunderttausend Franken ab, bis die Unterschlagungen entdeckt wurden, und der eine in das Gefängnis, der andere in das Zuchthaus wanderte. Das Lebensglück des vertrauensseligen Kaufmannes ist für immer vernichtet, unser «Marquis» schwimmt, wie Sie sehen, wieder obenauf, wer weiß, unter welchen Titeln und Verkleidungen wir ihm noch einmal begegnen!“ —

Die Erzählung hatte mein Interesse geweckt, mit meinem literarischen Freunde, der seit einer Reihe von Jahren alle Höhen und Tiefen des Pariser Lebens genau kannte, kam ich bei gelegentlichem Zusammensein öfter auf dasselbe zurück und gewann hiedurch allerhand nähere Einblicke in das Pariser Hochstaplerthum, welches den wenig schmeichelhaften Vorzug hat, das ausgebildetste und raffinierteste der ganzen Welt zu sein. Am Seinestrande geben sich ja auch die Glücksritter aller Länder ein Stelldichein, hier ist die „hohe Schule“ der Betrügerzunft, und hier werden hochstaplerische Thaten geplant und ausgeführt, welche durch ihre Kühnheit wie durch ihre Originalität alles übertreffen, was je auf diesem Gebiete vollführt worden ist. Das Feld der Schwindeleien ist ein so großes, ein so wechselndes, dass es überhaupt schwer begrenzt werden kann; jeder

mich nicht", versetzte jener von beiden, welcher zuerst den Ausruf gethan, „ich schwöre, dass es derselbe Herr ist, welcher — —." – „Mein Herr, ich bin der Marquis de Berry, hier meine Karte und Wohnung", und unser Nachbar zog ein mit einer goldenen Grafenkrone und einem großen Monogramm geschmücktes, elegantes Saffiantäschchen hervor und entnahm ihm eine Visitenkarte, „ich bitte auch um Ihren Namen, damit ich Sie zur Rechenschaft ziehen kann!" — „Nur ruhig Blut, mein werter Meunier, machen Sie keine Scene und folgen Sie mir sofort", versetzte jetzt ironisch der dritte Herr, dem Marquis leicht die Hand auf die Schulter legend, „Sie wissen, wer ich bin, und es liegt nur in Ihrem Interesse, keinerlei Aufsehen zu erregen. Also, wenn ich bitten darf — —" und er machte eine zur Straße führende Bewegung. Der Marquis murmelte einige Worte vor sich hin, warf ein Geldstück auf den Tisch, erhob sich langsam und schloss sich mit den Worten: „Die Folgen werden Sie zu tragen haben, mein Herr!" den beiden Voranschreitenden an, die mit ihm einen Wagen bestiegen, der schnell im Straßengewühl verschwand.

Mein Freund, ein bekannter, jüngerer, französischer Journalist, lachte herzlich auf: „Er ist zu köstlich, dieser Marquis de Berry, alias Vicomte Chamane, alias Baron de Terrier, alias Oberst Roger de Clairmont, ureigentlich Meunier, auf gut deutsch Müller!"

„Sie kennen ihn?"

„Natürlich, ich bin sogar persönlich mit ihm in Berührung gekommen; ich hatte seiner in unserem Blatte gedacht, nicht gerade in besonders lobender Weise, und er schickte mir seine zwei Zeugen, zwei ganz honette Menschen, denen wir erst die Augen öffnen mussten, worauf sie beschämt abzogen; auch sie waren von ihm dupiert worden!"

„Von diesem Marquis de Berry?"

„Nun ja, wenn Sie ihn durchaus so nennen wollen — der abgefeimteste, durchtriebenste Gauner und Schwindler, den man sich denken kann!"

„Was, dieser Gentleman durch und durch — er ein Gauner, ein Schwindler?"

„Und der gewiegtesten einer, was in Paris viel sagen will! Ich wusste übrigens gar nicht, dass er schon wieder frei war, er hatte erst kürzlich eine Zuchthausstrafe zu verbüßen. Weiß der Himmel, was er von neuem ausgeheckt hat, der zweite Herr schien das jüngste Opfer von ihm gewesen zu sein, er war auf der Suche nach ihm mit dem ihn begleitenden Polizeicommissär und wurde hier im Boulevardtrubel seiner habhaft. Hoffentlich behält man ihn für einige Zeit in sicherer Zelle, denn sobald er die Gefängnismauern hinter sich hat, gaunert er doch von neuem und stiftet nur Unheil an; wie viele brave Menschen hat er schon elend für immer gemacht und an den Bettelstab gebracht! Das letztemal umgarnte er einen Cassierer und presste ihm nicht nur sein sauer erspartes Vermögen ab, sondern veranlasste ihn auch zu beträchtlichen Unterschleifen — vorher hatte er sogar eine Actiengesellschaft gegründet, natürlich auf Humbug, und dabei eine Reihe namhafter Banquiers tüchtig gerupft."

„Bitte, erzählen Sie doch!"

„Dieser sogenannte Marquis de Berry, der, wie ich schon erwähnte, eigentlich Meunier heißt und früher, wenn ich nicht irre, Kellner war, übrigens geläufig mehrere Sprachen spricht und sich der tadellosesten äußeren Manieren befleißigt, ist so recht das Beispiel dafür, dass in einer Millionenstadt, namentlich wenn sie einen derartig internationalen Charakter aufweist, wie Paris, eben alles möglich ist, dass, wenn es nur mit dem nöthigen Chic vorgebracht wird,

von dem «biederen Provincialen» sah man nie etwas wieder!

Größerer Vorbereitungen bedurfte der nachstehende Gaunerstreich, dem eine der großen Pariser Juwelierfirmen vor Jahr und Tag zum Opfer fiel: vor jenem Geschäft hielt eines Mittags eine Equipage, der eine schöne und distinguierte Dame entstieg, die dem Geschäftsinhaber mittheilte, dass ihre Schwiegermutter, die Gräfin Vernicourt, auf kurze Zeit in Paris weile, um die nöthigen Einkäufe zur Hochzeitsausstattung ihrer Enkelin zu machen; leider sei sie erkrankt, und man müsse ihr nun im Hotel, wo sie Wohnung genommen, die Sachen zur Auswahl vorlegen, sie bäte den Juwelier, Schmucksachen, die sich als ein würdiges Hochzeitsgeschenk eigneten, die einzelnen Stücke im Werte von etwa fünfzig- bis sechzigtausend Franken, in jenes Hotel zu senden. Der Name der Gräfin Vernicourt, eines alten französischen Adelsgeschlechtes, war dem Juwelier wohl bekannt, und die jene Bestellung überbringende Dame machte den vertrauenswürdigsten Eindruck; trotzdem befahl der Geschäftsinhaber seinem Angestellten, der die Juwelen überbringen sollte, die denkbar größte Vorsicht und Aufmerksamkeit, ihm besonders einprägend, die Schmucksachen, die ein Vermögen von mehreren hunderttausend Franken verkörperten, nicht aus den Augen zu lassen. Die Gräfin Vernicourt war in einem der ersten Hotels abgestiegen und bewohnte dort mehrere Gemächer, ebenso wie sie ihre eigenen Diener mitgebracht hatte; der Vertreter des Juweliers wurde von einem derselben empfangen und in einen Salon geführt, durch dessen etwas offen stehende Thür er in das Nebengemach blickte, in welchem, halb aufgerichtet, eine alte vornehme Dame in ihrem Bette lag und weiße Seidenstoffe prüfte, die wahrscheinlich für das Hochzeitskleid der jungen Gräfin bestimmt waren; mehrere Personen waren um sie herum beschäftigt, darunter auch ihre Schwiegertochter, die mit den Worten: «Ah, Mama, wie gut, jetzt können wir auch gleich noch die Schmucksachen auswählen, der Juwelier hat sie eben geschickt», in den Salon trat und dem dort Harrenden das Kästchen mit seinem kostbaren Inhalt abnahm, um letzteren der Gräfin vorzulegen. Hatte der Überbringer der Schmucksachen überhaupt einen Argwohn gehegt, so war dieser längst geschwunden, zudem blieb ja auch die Thür zur Nebenstube offen und er sah, wie die Greisin prüfend eine der herrlichen Ketten und Spangen nach der anderen ans Licht hielt und aufmerksam die Steine wie die Arbeit betrachtete; war es die hiemit verbundene Anstrengung, war es ein Ohnmachtsanfall, die Greisin sank plötzlich in die Kissen zurück, und der Vertreter des Juweliers hörte, wie sich die Schwiegertochter mit dem ängstlichen Ausruf: «Mama, Mama, was ist dir?» über die Kranke beugte und zugleich nach einem Arzt verlangte. Auf das elektrische Glockensignal stürzte ein Diener herein, dem der hastige Auftrag gegeben wurde, einen Arzt zu holen, und nach zehn Minuten etwa kam denn auch dieser, den Salon durchschreitend und, von den besorgt gesprochenen Worten: «Gut, dass Sie da sind, Herr Doctor» begrüßt, in das Nebengemach tretend, die Thür desselben hinter sich zuziehend. Dem Angestellten des Juweliers war die Situation äußerst peinlich, aber er musste sich in Geduld fassen, bis der Ohnmachtsanfall der Gräfin vorüber war und der Arzt sich wieder entfernt hatte; letzterer blieb ziemlich lange, eine halbe, ja, jetzt fast eine Stunde schon, der Zustand der Gräfin war vielleicht bedenklich, denn, da alles still war, schien man sich dort nur im Flüsterton zu unterhalten; nun waren gar schon anderthalb Stunden verstrichen, der Wartende näherte sich behutsam

Tag bringt eigentlich eine neue Bereicherung desselben, denn die Hochstapler nützen jede sich ihnen darbietende Situation aus und lassen sich oft nur vom Zufall führen, der ihnen ihre Opfer in die Arme treibt; andere Pläne wieder, bei denen eine größere Beute zu erwarten, werden natürlich auch lange vorher auf das sorgsamste erwogen, und alsdann auf das genaueste sämmtliche Vorkehrungen getroffen, um sie zum Gelingen zu bringen. Es gibt kein Gebiet des öffentlichen Lebens, welches nicht von diesen Schmarotzern der menschlichen Gesellschaft zum Felde ihrer Thätigkeit erwählt würde; sie drängen sich ferner in alle Kreise ein, selbst in die hochgestelltesten, und schon mancher Staatsmann, mancher Minister und General ist später durch sie auf das ärgste bloßgestellt worden. Dem Schwindler wie der Schwindlerin, denn das weibliche Element ist in diesem Berufszweige sehr stark vertreten, ist dies natürlich höchst gleichgiltig; rücksichtslos verfolgen sie ihren Zweck, der einzig und allein darauf hinausgeht, die lieben Nebenmenschen auf jede nur denkbare Weise auszubeuten.

Ja, auf jede nur denkbare Weise, und die üppigste Phantasie der erfindungsreichsten Romandichter könnte nicht derartige Schliche ausdenken, wie es die Pariser Gauner thun. Die Juweliere des Seinebabels wissen davon ein Lied zu singen, ihnen widmen ja mit besonderer Vorliebe jene Herren ihre liebevollste Aufmerksamkeit, und die größte Vorsicht, das ärgste Misstrauen, die umsichtigsten Maßregeln gegen eine eventuelle Überlistung bilden keinen Schutz und sind in vielen Fällen vergeblich angewendet, da die Verkäufer gar nicht auf die Idee kommen, dass sie hintergangen werden könnten. So verkehrte in einem nahe dem Nordbahnhofe in Paris gelegenen Restaurant ein scheinbar biederer Provinciale, der dem geschmeichelten Wirt mehrfach ausdrückte, wie zufrieden er mit dem Essen und Trinken wäre, und der sich äußerst erfreut stellte, als er kürzlich bei Gelegenheit erfuhr, dass das Restaurant auch mehrere Logiszimmer enthielte und er bei seiner öfteren Anwesenheit in Paris dort übernachten könne. Er verhieß seine baldige Wiederkunft und theilte dem Wirt mit, dass er mehrere geschäftliche Correspondenzen, auch Warenmuster 2c. an ihn senden lassen würde, er möchte sie für ihn in Empfang nehmen und aufbewahren, bis er wieder nach Paris käme; nachdem er schon Adieu gesagt, kehrte er nochmals zurück und erkundigte sich nach dem Namen des Wirtes. «Welch sonderbares Zusammentreffen», rief er erstaunt aus, «ich heiße ganz genau wie Sie!» — Einige Briefe laufen für den Fremden ein, endlich wird auch ein Paket für ihn abgegeben, und noch am selben Tage lässt es sich der Provinciale durch einen Dienstmann abholen, in einigen Zeilen bemerkend, dass es wichtige Muster für ihn enthalte, dass er vor wenigen Stunden nach Paris gekommen sei und am Abend sich zum Übernachten einfinden würde. Wer natürlich nicht kam, war der «biedere Provinciale», dagegen stellte sich wenige Tage darauf ein Juwelier ein mit der Anfrage, ob der Wirt schon etwas von den zur Ansicht gesandten Sachen ausgesucht hätte; dieser hatte keine Ahnung davon, bis sich aufklärte, dass bei dem Juwelier ein Brief eingelaufen war mit der Bitte des Restaurateurs, ihm mehrere Schmuckstücke zur Auswahl zu übermitteln, dass der Juwelier, dem der Wirt als «durchaus sicher» bekannt war, mit Vergnügen diesen Wunsch erfüllt und der Wirt sogar persönlich das Kistchen in Empfang genommen hatte, um es dann — — dem Boten seines angeblichen «Namensvetters», für den er es bestimmt glaubte, auszuliefern! Wirt und Juwelier waren dupiert und stritten sich, wer den Schaden zu tragen habe,

brauste der andere auf: «Was, mein Herr, ich hätte keine Juwelen gehabt? Entweder sind Sie verrückt oder ich, ich bezweifle jedoch das letztere! Ich will meine Juwelen haben!» und er sprang auf, um zu jener Thür zu eilen, durch welche die Dame mit dem inhaltsvollen Kästchen verschwunden war. Das war der Augenblick, wo der Arzt das Handeln für geboten erachtete; auf ein Signal traten mehrere Wärter ein und näherten sich dem Juwelier, der sich immer lärmender und toller geberdete, nach seinen Juwelen rief, den Arzt einen Spitzbuben, einen Räuber, einen Betrüger nannte und endlich gewalsam geknebelt werden musste, um in eine Irrenzelle gebracht zu werden, wo er in furchtbarer Weise raste und schrie, bis er in gänzliche Ermattung verfiel. Erst nach mehreren Stunden, am Abend, nahte seine Befreiung, da, besorgt um sein Ausbleiben, der Geschäftsinhaber persönlich erschien und die nöthigen Aufklärungen brachte — — über sie alle hatte eine Hochstaplerin triumphiert!

Aber nicht nur auf die Wohlhabenden richten die Industrieritter und -Ritterinnen ihr Augenmerk, sie suchen auch die „kleinen Leute“ zu begaunern und erfinden darin immer neue Methoden. Vor einem Hause der Rue St. Honoré hielt eines Vormittags ein Privatwagen, dem eine elegante Dame entstieg, die sich bei der Concierge nach einer zu vermietenden Wohnung erkundigte und letztere in Begleitung der Portiersfrau eingehend besichtigte; sie entschloß sich endlich, das eine jährliche Miete von dreitausend Franken kostende Quartier zu nehmen, sagte ihren Namen: Baronin von Puero, und gab ihre Adresse an. Als sie der Concierge das bei Mietsabschlüssen übliche Geldgeschenk geben wollte, vermisste sie ihr Portefeuille. „Mein Gott“, rief sie, „ich bin ohne Geld ausgefahren, bitte, lassen Sie sich von meinem Kutscher Ihre fünfzig Franken geben, ich werde hier so lange warten.“ Die Concierge kam bald mit der Nachricht zurück, dass der Kutscher nur sechs Franken bei sich habe. „Wie unangenehm“, meinte die Baronin, „ich wollte einige eilige Besorgungen machen und bin nun daran verhindert!“ Einer so vornehmen neuen Mieterin kam die Concierge gern entgegen und stellte ihr sämmtliche Ersparnisse im Betrage von dreihundert Franken zur Verfügung, welches Anerbieten auch gnädig angenommen wurde. Da das Geld, wie verabredet, nicht am nächsten Tage durch den Diener zurückgebracht wurde, suchte die Concierge die Baronin auf — natürlich war Frau von Puero ebensowenig in jenem Hause zu finden, wie im „Bottin“, dem Pariser Adressbuche, sie, wie ihr „Kutscher“ gehörten dem modernen Raubritterthume an!

Dass auch in jener Welt, „wo man sich nicht langweilt“, tüchtig gegaunert wird, brauchen wir kaum zu erwähnen, nur eignen sich d i e s e Schwindeleien nicht immer zur Wiedergabe aus gewissen Gründen; desto eifriger werden sie in Paris von Mund zu Mund berichtet, und mancher Schwankdichter hat hier schon einen ergiebigen Stoff für eine übermüthige Posse gefunden. Graf D. hatte während des letzten Winters in seinem hübschen Junggesellenheim ein kleines Souper veranstaltet, zu dem er mehrere Freunde und . . . Freundinnen eingeladen hatte; eine der letzteren stieß plötzlich einen kleinen Schrei aus: „Herr Graf“, bat sie, „sind die Bestecks von Silber?“ — „Warum, liebes Kind?“ — „O, ich hab' mich soeben mit der Gabel gestochen, und wenn ich wüsste, dass sie aus anderem Metall ist, würde ich schnell zum Apotheker gehen — man zieht sich so leicht eine Blutvergiftung zu!“ — „Beruhigen Sie sich, meine Liebe“, meinte der Graf lächelnd, „meine Couverts sind von Silber!“ — Am nächsten Morgen waren mit der kleinen

der Thür und lauschte, nichts war zu vernehmen, ein furchtbarer Verdacht durchzuckte ihn: sollte .... er wagte den Gedanken nicht auszudenken und riss in fiebernder Hast die Thür auf — — — das Zimmer war leer! Alles war nur Komödie gewesen, die Gräfinnen, der Arzt, die Diener, das Ganze nur eine listige Falle, ein klug gesponnener Betrug, der den Betrügern ein Vermögen in die Hände gespielt. Auch hier waren alle Nachforschungen vergeblich! —

Wie gut die Hochstaplerinnen ihre Rollen durchführen können, zeigt der eben erzählte Fall, noch besser aber geht es aus nachstehendem Vorkommnis hervor! Zu einem der berühmtesten Pariser Irrenärzte, der einer bekannten Irrenanstalt vorsteht, kam eine tief niedergeschlagene, dunkel gekleidete Dame, welche mit thränenerstickter Stimme dem Arzt erzählte, dass ihr Mann, ein wohlhabender Fabrikbesitzer, seit einiger Zeit Spuren von Verfolgungswahnsinn zeige, davon rede, dass er die theuersten Schmucksachen besessen hätte, die ihm entwendet worden wären und die er wieder erhalten müsse, und dass er, zumal wenn man versuche, ihn von dem Gegentheil zu überzeugen, sich immer mehr in diese fixe Idee verrenne und schließlich gar schon Tobsuchtsanfälle gehabt habe. Ihre Verwandten hätten ihr nun den Rath ertheilt, sich an ihn, den erfahrenen Irrenarzt, zu wenden und ihn zu bitten, ihren beklagenswerten Mann während einiger Zeit in seine Anstalt aufzunehmen. Der Arzt erklärte sich dazu bereit, tröstete die schöne Unglückliche, die in ihrem Schmerz selbst sein an harte Eindrücke gewöhntes Herz rührte, und verabredete mit ihr die Einzelheiten der Überführung ihres Mannes. Am nächsten Tage rollte eine Equipage bei einem Juwelengeschäft der Rue de la Paix, in welcher die ersten Juwelenhändler von Paris und damit ganz Frankreichs ihre Sitze aufgeschlagen haben, vor, und eine Dame, welche sich als die Schwester des Irrenarztes Professors Dr. X. vorstellte, bat, ihrem Bruder, der seiner Frau zum nahenden Weihnachtsfest ein Geschenk machen wolle, einige Perlen- und Diamantencolliers zur Auswahl zuzusenden, da er wegen Arbeitsüberbürdung nicht Zeit hätte, persönlich zu kommen; übrigens könne der Bote sie gleich begleiten, ihr Wagen halte vor der Thür und sie fahre zu ihrem Bruder zurück, der dann sofort seine Wahl treffen würde. Gesagt, gethan, der Angestellte stieg mit den Juwelen in den Wagen, und bald war das Ziel erreicht; der Arzt empfieng die beiden in seinem Sprechzimmer, nöthigte den Juwelier zum Sitzen, dem die Begleiterin die Schatulle mit den Schmuckstücken entnahm und mit dieser — wie sie es vorher mit dem Arzt verabredet — das Zimmer verließ, bemerkend, sie wolle nur ablegen und gleich wieder kommen, um dann gemeinsam den Schmuck auszusuchen. Der Arzt unterhielt sich inzwischen mit dem jungen Mann, der von Minute zu Minute unruhiger wurde und endlich das Gespräch auf die Juwelen lenkte, welche er mitgebracht und nun persönlich dem Doctor vorlegen wolle; dieser, um den Geisteszustand seines angeblichen Patienten zu prüfen, heuchelte gänzliche Unwissenheit, es müsse wohl ein Irrthum vorliegen, er wisse von Juwelen überhaupt nichts. Der Vertreter des Juweliers war zuerst vollständig starr, dann rief er mit erregter Stimme: «Mein Herr, Sie wollen mich foppen! Wo sind meine Juwelen? Ich habe sie im Wert von hundertfünfzigtausend Franken hieher gebracht und will sie wieder haben, gleich auf der Stelle!» — «Aber», warf der Arzt ein, «beruhigen Sie sich doch, mein Lieber, das mit den Juwelen ist ja nur eine fixe Idee von Ihnen, Sie haben ja überhaupt keine Schmucksachen, Sie bilden sich ja das nur ein!» — Nun

Reihe von Abenden die bekanntesten Pariser Vergnügungsorte, da sie dort am ehesten ihren „Gemahl Nummer zwei“ zu treffen hoffte. Und sie sollte sich in dieser Annahme nicht täuschen — in einer Loge des Vaudevilletheaters fand sie endlich den Geschilderten an der Seite einer pikanten Begleiterin; sie wartete den Schluss des Theaters ab und folgte den beiden, die sich nach dem Café de la Paix begaben, um dort in einem Cabinet zu soupieren. Kaum wusste dies die Gräfin, so eilte sie auf die nächste Polizeiwache und bat um die Begleitung eines Commissärs; dann sandte sie durch den Kellner ein Briefchen mit der Aufschrift: „An den Grafen de Suzennecourt“ ab, und der Pseudo-Graf bestätigte auf die Anfrage des dienstbaren Geistes, dass er der Graf wäre. Diesmal war der Hochstapler in die Falle gegangen, er wurde sofort verhaftet und entpuppte sich als ein von der Polizei seit langem gesuchter Schwindler, der einige Zeit vorher als russischer Fürst Suchanoff in den ersten Spielclubs sein Wesen getrieben hatte, aus ihnen aber wegen Falschspielens herausgeworfen worden war und später sich allerhand andere Gesetzesübertretungen hatte zuschulden kommen lassen! —

Wie das Licht die Mücken, so ziehen diese Pariser Spielclubs, deren es mehrere hundert gibt — von solchen an, in welchen nur die reichen Sprossen der ältesten Adelsgeschlechter verkehren, bis zu denen, die von wenig bemittelten Handwerkern besucht werden — die Industrieritter an, und es vergeht keine Woche, dass nicht einige von ihnen beim Falschspielen entdeckt werden. Da die Spielhöllen, respective ihre Pächter und Besucher, nie gern etwas mit der Polizei zu thun haben, unterbleibt fast immer eine Anzeige, und die Schwindler werden einfach vor die Thür gesetzt, um an einem anderen Orte das „Glück zu corrigieren“. —

Die Eitelkeit der Franzosen, sich mit einem Adelsprädicat, einem Ordensbändchen, einem Titel zu schmücken, ihren Laden mit einem Diplom, einer Medaille zu zieren, bietet gleichfalls dem Hochstaplerthum ein ergiebiges Feld zu regster Thätigkeit dar; der Ahnentafel-, Orden-, Titel- und Diplomhandel steht in vollster Blüte, und es existieren neben den Händlern auf eigene Hand mehrere weitverzweigte Institute, die unter den klangreichen Bezeichnungen von Akademien aller Art recht ungeniert ihren Schacher treiben und ins Ungemessene genealogische Stammbäume entwerfen, neue Ritter schlagen, Ernennungen vom Stapel lassen und Diplome wie Medaillen vertheilen, selbstverständlich nur gegen klingende Münze.

Sind diese Schliche schon mehr oder minder bekannt, so wusste ein Gauner neue Wege einzuschlagen, der in geschickter Weise den Namen des Präsidenten Carnot missbrauchte. Letzterer erhielt nämlich von dem Gemeinderath eines kleinen Örtchens nachstehenden Brief: „Herr Präsident! Ich fühle mich hochgeehrt durch das mir übersandte Diplom als Municipalrath und danke vielmals dafür; leider aber habe ich nicht die Mittel, Ihnen die geforderte Summe von zweiundeinhalb Franken für das Diplom zahlen zu können, und bitte ich Sie deshalb sehr, mir dieselbe zu erlassen.“ Herr Carnot, der von dem fraglichen Diplom keine Ahnung hatte, ließ sofort Nachforschungen anstellen, und es ergab sich Folgendes: ein Industrieritter hatte an unzählige Vorstände kleiner französischer Gemeinden ein Diplom als Municipalrath gesandt, in welchem die Verdienste des Betreffenden hervorgehoben wurden und das die Unterschriften des Präsidenten der Republik, des Ministers des Innern und jenes Industrieritters als Chef des „Comités für Erinnerungsdiplome der Municipalräthe“ trug; ein dem Diplom beigefügter Brief besagte, dass,

Freundin auch die sämmtlichen Bestecks verschwunden! — —

Man geht nicht fehl, wenn man annimmt, dass jährlich allein in Paris an zwanzig Millionen Franken durch Betrügereien „erworben“ werden, und dass kein Stand, keine Gesellschaftsclasse davon verschont bleibt, dass ferner die Masken hundertfältige sind, um den Zweck zu erreichen, und jeder Ort gut genug ist, um den Hintergrund für den Betrug abzugeben. Als im letzten November der Abbé de Besonies, Vicar der Kirche Notre Dame des Victoires, eines Tages die Sacristei verlassen wollte, wurde ihm die Prinzessin Adélaide de la Tour d'Auvergne gemeldet, die ihn in einer Angelegenheit sprechen wollte und die ihm, nachdem er sie vorgelassen, eine rührende Geschichte erzählte, dass sie sich von einem Wucherer hätte fünftausend Franken leihen müssen, der sie nun schändlich bedrücke und bedränge: „Retten Sie mich, Monsieur l'Abbé, strecken Sie mir diese Summe vor!“ Das war der End- und Schmerzensruf der elegant costümierten vornehmen Dame. Der Abbé war tief gerührt, ergriffen, für die Unglückliche eingenommen, er tröstete sie, versprach Hilfe und gewährte sie sogar gleich, als die arme, so grausam Verfolgte allerlei Papiere herauskramte, aus denen hervorgieng, dass sie die Tochter des in Algier verstorbenen Prinzen de la Tour d'Auvergne wäre und binnen kurzem die Erbschaft desselben antreten könne. Unter tausend Danksagungen entfernte sich die glückliche Adélaide, und der edle Priester war stolz, dass er ein gutes Werk gethan — bis ihm ein Amtsbruder, dem er unter dem Siegel der Verschwiegenheit sein kleines, romanhaftes Erlebnis mitgetheilt, die Augen öffnete, denn der unterstützungsbereite Abbé war von einer berüchtigten Gaunerin, einer einstigen Wäscherin, geprellt worden, die man bald darauf verhaftete, bei der man jedoch keinen Sou mehr von dem erschwindelten Gelde vorfand.

Die gerade in Paris — der Stadt der Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit — zu findende, oft lächerliche Anbetung eines klingenden Namens, einer neunzackigen Grafenkrone, eines weltgewandten Wesens erleichtern den Hochstaplern das Beschreiten der gefährlichen Bahn. Beim Grafen de Suzennecourt liefen hintereinander Rechnungen auf Rechnungen ein, die sämmtlich auf seinen Namen ausgestellt waren: bald, dass der Herr Graf mit Bekannten für mehrere hundert Franken bei Brébant diniert, bald, dass er einem Blumengeschäft für achtzig Franken einen Rosenkorb entnommen, für dreitausend Franken eine Diamantbroche gekauft, für einige hundert Franken sich Anzüge habe machen lassen, für zweihundert Franken Wagen und Pferde benutzt — genug, der Graf hatte kürzlich einen Doppelgänger erhalten, der auf seine Casse hin lustig und vergnügt in den Tag hineinlebte. Alle Nachforschungen, die man nach den verschiedensten Seiten hin anstellte, waren vergeblich, und auch ein Privatdetectivbureau, welches man in Anspruch nahm, erzielte nicht das geringste Resultat — der geheimnisvolle zweite Graf de Suzennecourt pumpte ruhig weiter! Da entschloss sich die energische junge Gräfin, selbst auf die Suche zu gehen, um den Frevler, der den Namen der Familie bloßstellte und ihr außerdem bedeutende Summen kostete, zu ertappen, sie besuchte alle Geschäftsleute, bei denen der falsche Graf geborgt, und ließ sich denselben genau beschreiben; er wurde als ein hochgewachsener Mann in den dreißiger Jahren geschildert, von aristokratischen Manieren, mit blondem Schnurrbart, hochfahrender Stimme und einem Monocle. Mit diesem treu im Gedächtnis haftenden Steckbrief ausgerüstet, durchstreifte die Gräfin, von einer Zofe begleitet, während einer

Ein Blick in die Welt unter unseren Füßen.

Die Natur des Menschen ist uns vor allem wichtig; doch diese wird uns oft erst verständlich, wenn wir auch den Gegensatz betrachten. Darum haben wir es im „Heimgarten" stets so gehalten, dass wir bisweilen einen Blick warfen in das Leben und die Wunder der äußeren Natur. Heute ein kleiner Spaziergang durch die Welt der Insecten.

I.

Farbenspiel.

Vor dem Jahre 1600 wusste man nichts von dem Unendlichen; nichts von dem unendlich Großen und nichts von dem unendlich Kleinen. Galilei stellte 1610, nachdem er aus Holland das Vergrößerungsglas erhalten hatte, das Teleskop zusammen und richtete es gegen den Himmel. Swammerdam, der Sohn eines Apothekers in Amsterdam, war der erste, der das unendlich Kleine mit dem Mikroskope aufsuchte, der die Welt der belebten Atome erforschte. Diese zwei Männer folgten aufeinander; denn Galilei starb 1632 und Swammerdam wurde 1637 geboren.

Was hat man mit dem Mikroskope nicht alles wahrzunehmen vermocht! Vor allem, wie außerordentlich wundervoll fand man den Bau der Insecten, wie prachtvoll ihr Farbenspiel! Der französische Gelehrte Michelet überschreibt ein Capitel mit den Worten: „Von der Erneuerung unserer Künste durch das Studium des Insects" und meint darin, die schönen Künste werden aus dem Studium des Insects noch mehr Vortheil ziehen können, als die Industrie. Goldschmied und Steinschneider würden gut thun, von den Insecten Modelle und Unterricht zu verlangen. Die weichen Insecten, die Fliegen zum Beispiel, haben in ihren Augen ein zauberhaftes Farbenspiel, mit dem sich kein Schmuck vergleichen kann. Und gerade jene Insecten, die von todten Stoffen, von Abfällen und Verwesung sich nähren, setzen durch den Reichthum ihrer Farben in gerechtes Erstaunen.

Das Insect der Tropenländer muß man bei günstigem Wetter, bei heiterem Himmel und hellem Sonnenschein beobachten; manche unserer Insecten zeigen ihr schönstes Farbenspiel bei Abendbeleuchtung. Legen wir den Flügel des prosaischen Maikäfers unter das Mikroskop, so dass er von unten durch einen Spiegel gut beleuchtet ist, so zeigt er einen schönen braunen Winterstoff, durchschlängelt von Adern, von einem sehr schönen Dunkelbraun. Betrachtet man diesen Flügel abends, so merkt man kein Braun mehr; es zeigt sich vielmehr ein Gold, ein fremdartiges, zauberhaftes Gold, das Michelet ein Gold des Paradieses nennt, wie man es für die Mauern des himmlischen Jerusalem träumt, oder für die lichtgewobenen Kleider, welche die Seelen vor Gottes Angesicht tragen. Und dieses Fest des Lichtes gewährt ein Maikäferflügel.

Es gibt freilich auch Insecten, die weder bei Sonnenschein, noch in der Dämmerung, weder für das unbewaffnete Auge, noch für das Mikroskop interessant erscheinen; bei diesen darf man nur mit dem Zergliederungsmesser

wenn das erstere nicht binnen drei Tagen zurückgesandt würde, man die Herstellungskosten von zweiundeinhalb Franken mit Nachnahme erheben würde. Sehr viele jener Gemeindebeamten hatten den Betrag eingesandt und waren äußerst stolz auf das schön eingerahmt in ihrem Zimmer prangende „Anerkennungsdiplom des Präsidenten der Republik“!

Auf welcherlei Industrien sonst noch das Pariser Gaunerthum verfällt, mag hier durch folgendes Beispiel erläutert werden: in Paris bestehen mehrere Versicherungsgesellschaften, die für jeden Schaden aufkommen, der Kutschen, Wagen 2c. zutheil wird, ebenso wie sie für jeden Nachtheil haften, den ein Kutscher unabsichtlich einem Wagen durch Anfahren 2c. zufügt. Dies machte sich ein Gauner, namens Veles, zunutze, der sich mit verschiedenen Kutschern in Verbindung setzte, die dieser oder jener Versicherungsgesellschaft erklärten, sie hätten da und dort einen Wagen angefahren; zu gleicher Zeit kam auch von den angeblich Beschädigten eine Anzeige, und wenn sich zu jenem nun ein Agent der Gesellschaft begab, so zeigte man diesem ein traurig zugerichtetes Vehikel vor, für welches die Gesellschaft fünf- bis sechshundert Franken Schadenersatz leisten musste. Da es derartiger Gesellschaften mehrere gab und jede von ihnen verschiedene Agenten in den verschiedenen Stadttheilen unterhielt, konnte der Betrug oft und ergiebig wiederholt werden, umsomehr, als sich schließlich an demselben sogar zwei Inspectoren betheiligten, die das Blaue vom Himmel bescheinigten, ganz wie es Monsieur Veles wünschte. Zwei Jahre gieng dies „Geschäft“ ungestört, bis endlich die Sache doch an das Licht kam, und der saubere Veles nebst sechzig Helfershelfern eingesteckt wurde.

Dass auch hunderterlei „Agenturen“ unter oft recht harmlosen Aushängeschildern — Pfandverleih-, Credit-, Stellenvermittelungs-, Auskunfts-, Privatdetective-, Commissions-, Speditionsgeschäften 2c. — ihre kühnen Schwindeleien treiben, brauchen wir kaum besonders hervorzuheben; die originellste derselben aber dürfte unstreitig die „Agentur der Diebe“ sein, welche — — zwischen den Bestohlenen und den Dieben vermittelt! Wird in Paris ein Einbruch verübt und werden hiebei Wertpapiere, die bekanntlich von den Herren Spitzbuben schwer verkauft werden können, erbeutet, so wandern dieselben flugs nach London, von wo aus sich einige „Commissionäre“ — man kann sich denken, wer hinter diesen Ehrenmännern steckt! — an jene Pariser Agentur wenden, die sich nun mit dem Bestohlenen in Verbindung setzen, um ihm gegen eine hohe Vergütung zur Wiedererlangung seiner Papiere behilflich zu sein; meistentheils wird dieser Vorschlag gern angenommen, da ja nur auf diese Weise der Bestohlene einen Theil seines geraubten Gutes zurückbekommt, und die Agentur „floriert“ dabei vorzüglich.

Ja, das rauschende Pariser Leben bietet dem aufmerksamen Beobachter genug der Schattenseiten dar, aber auch sie dienen zur Vervollständigung des fesselnden Gesammtbildes der leichtlebigen daseinsfreudigen Seinestadt, von der bereits Kaiser Karl V. behauptete, dass, während die anderen Städte nur Städte seien, sie eine Welt bedeute! Auch noch heute hat das Wort seine Geltung, und am lebhaftesten stimmen ihm sicherlich die Ritter des Hochstaplerthums zu, denn für sie bedeutet Paris wahrlich eine ganze Welt des Schwindels und — — Erfolges!

Sprichwort: „Nimm die Feuerfliege mit dir; aber bringe sie wieder hin, wo du sie genommen hast.“

II.

Insecten als Gehilfen des Menschen.

In einer französischen akademischen Denkschrift wird behauptet, dass die große Vermehrung der kleinen Vögel die Ursache der Krankheit des Weinstockes, der Kartoffeln sei. Diese Krankheiten, welche sich zuerst im Jahre 1845 zeigten, entstanden nach dieser Schrift durch mikroskopische Thierchen, welche von den Insecten vernichtet werden. Indem nun aber die Vögel durch Naturgesetze vor allzu großer Verminderung geschützt werden, wird die Zahl jener Insecten immer geringer, welche jene mikroskopischen Thierchen verzehren, die Ursache von Krankheiten des Weinstockes und der Kartoffeln sind. Das Gesetz vom Mai 1844, welches in Frankreich zum Schutze der Vögel erlassen wurde, wäre demnach Urheber dieser Krankheit gewesen.

Diese Hypothese ist längst widerlegt; auch dort, wo kein solches Schutzgesetz besteht, traten diese Krankheiten auf und die Vögel bringen ihren Kindern sehr wenige insectenfressende Insecten, denn diese sind gepanzert und mit festen Schuppen ausgerüstet, mit allerlei Zangen und Haken versehen und würden für die Jungen unserer Singvögel eine entsetzliche Speise sein; die Singvögel bringen ihren Jungen vielmehr weiche, fette, saftige Larven, zarte Raupen, sämmtlich kraut-, frucht- oder gemüsefressende Insecten, demnach jene, welche Gärten und Feldern den meisten Schaden zufügen.

Vögel und insectenfressende Insecten theilen sich in das Geschäft der Reinigung der Natur, ja die Thätigkeit des Insects muss viel wirksamer sein, da es mit seinen Augen, die Mikroskopen vergleichbar sind, jene dunklen Orte beherrscht, die dem Vogel unerreichbar sind. Solche Insecten sind daher gleich den Singvögeln Gehilfen des Menschen, die unsere Schonung verdienen. Wer z. B. die Libelle tödtet, weiß sicherlich nicht, dass dieses glänzende Thierchen eine Mörderin ist, die oft an einem Tage tausend Insecten frisst. Ebenso vollbringt der Sandkäfer mit seinen beiden Schwertern, die ihm zu Kinnladen dienen, eine ebenso schnelle als ungeheure Insectenvertilgung. Die Laufkäfer überhaupt, jene Raubritter mit schweren Rüstungen, jene bis an die Zähne bewaffneten Krieger, sind die echten Hüter unserer Felder; sie gönnen sich in der Erfüllung ihrer Lebensaufgabe, der Insectenvernichtung, nicht Rast und Ruhe. Sie wagen es nicht, die Feldfrüchte anzutasten; sie jagen die Diebe und begnügen sich mit den Leichnamen derselben.

Und wie oft kommt es vor, dass unsere Landleute diesen nützlichen Gehilfen nachstellen und sie vernichten. Der Maulwurf, der so nützliche Vertilger der fürchterlich gefräßigen und verderblichen Larve des Maikäfers, ist noch häufig genug ein Gegenstand der Verfolgung, ebenso wie jene Insecten, welche dem Maulwurfe bei seinem Geschäfte redlich zur Seite stehen.

Wer könnte übrigens alle jene Dienste aufzählen, welche die verschiedenen Insectenarten den Menschen leisten. Die Todtengräber erweisen uns den Dienst, alles Todte von der Erdoberfläche zu vertilgen. Und wie anders sind die Ansichten der Natur von dem Geschäfte der Todtenbestattung als die unserigen. Unsere Todtengräber gehen in Trauerkleidern einher, die Natur dagegen behandelt die Todtengräber als ihre Günstlinge, indem sie ihnen schöne Kleider anzieht, durch die sie fast zu einer Aristokratie im Volke der Insecten geworden sind. Selbst der Kehricht- oder Mistkäfer, der doch nur den Mist der Thiere zu beseitigen hat, ist in Saphir gekleidet, und der

zart die Flügelschuppen abheben und dann findet man allerlei merkwürdige Zeichnungen, feine Linien, die zuweilen eckige Figuren bilden, wie Hieroglyphen. Diese eigenthümlichen Schriftzüge, die an das Alphabet gewisser orientalischer Sprachen erinnern, verdienen unser Interesse in hervorragender Weise. Sie sind entweder Röhren, durch welche die Luft in den Flügel dringt und ihn zum Fluge tauglich macht; oder sie sind kleine Adern, in denen jene Flüssigkeiten circulieren, welche dem unscheinbaren Insect Farbe und Kraft verleihen.

Die unendliche Schönheit der Natur zeigt sich nicht allein an der Oberfläche, auch in das Innere der Wesen hinein steigt sie. So ist es besonders bei den Insecten. Nehmen wir einmal jenes Insect, das dort im Sande kriecht; es ist ein glänzender Käfer, der, so schön er auch dem unbewaffneten Auge erscheint, unter dem Mikroskope sich als einer der reichsten und wechselvollsten Gegenstände darstellt, welche die Kunst studieren kann. Dieser Käfer ist ein Raubthier, voll Feuer und Mordlust, voran mit zwei furchtbaren Halbmonden versehen, die seine Beute von beiden Seiten durch und durch bohren. Auf den Flügeln trägt er ein Gemisch von Pfauenaugen; auf dem Leibe schlängeln sich verschiedenartige Fäden hin und her. Der Bauch und die Beine sind so reich glasiert, „dass das Auge kaum die Lebhaftigkeit verträgt. Und daneben finden sich die matten Töne der Blumen und Schmetterlingsflügel und allerlei Eigenthümlichkeiten, die große Ähnlichkeit mit den orientalischen, persischen, türkischen oder indischen Shawls haben.

„Ein ausgezeichneter Liebhaber", erzählt Michelet, wo er von der Wirkung dieser außerordentlichen Toilette der Insecten spricht, „hatte die Geduld, mir Art für Art, Gattung für Gattung der Reihenfolge nach seine ungeheure Sammlung zu zeigen, und ich wurde überrascht, betäubt, wie entsetzt durch die unerschöpfliche Kraft, ich hätte beinahe gesagt durch die Wuth der Erfindung, welche die Natur hier entwickelt. Ich erlag; ich schloss die Augen und bat um Gnade, denn mein Hirn wurde verwirrt, geblendet, gelähmt. Die Natur aber ermüdete nicht; sie überschwemmte und erdrückte mich durch reizende, durch sonderbare Wesen, durch bewunderungswürdige Ungeheuer mit Flügeln von Feuer, mit Harnischen von Smaragden, gekleidet in hundertfarbigen Schmelz, bewaffnet mit sonderbaren Geräthen, ebenso glänzend als drohend, die einen von braunem Stahl mit Gold glasiert, die anderen mit seidenen Troddeln auf Käppchen von schwarzem Sammt; diese mit feinen Schwänzchen von falber Seide auf einem reichen, mahagonibraunen Grunde; jene in granatfarbigem Sammt mit goldenen Tupfen; dann in blauem, unerhörtem Lüstre mit sammtartigen Flecken. Anderwärts wieder gab es metallige Streifen, abwechselnd mit mattem Sammt."

So wirken die todten, unter Glas und Rahmen liegenden Insecten auf ein empfängliches Gemüth, das zu beobachten versteht. Wie prachtvoll müssen sie erst erscheinen, wenn man sie lebend beobachten kann, besonders in jenen Feuerklimaten, wo sie in so großer Fülle vorhanden sind und wo die ganze Umgebung mit ihnen harmoniert, in den Wäldern Brasiliens und Guyana's. Die Humboldt, Saint-Hilaire, Watterton u. v. a., erzählen Wunderdinge. Da erhellen diese leuchtenden Insecten die Finsternis gewaltiger Wälder, sie glänzen, tanzen, fliegen vor dem Wanderer. Er kann sie von den Gebüschen nehmen, sie an seiner Fußbekleidung befestigen, damit sie ihm den Weg erhellen und die Schlangen verscheuchen. Und bricht der Tag an, der die Dienste dieser Wohlthäter überflüssig macht, dann setzt er den Leuchtkäfer wieder auf einen Strauch, getreu dem indianischen

Unsere Ameisen haben nicht das Vermögen, sich Honig zu bereiten, aber sie halten sich Viehherden, welche den nothwendigen Honig liefern. Diese Viehherden bestehen aus Blattläusen, demüthigen Geschöpfen, die an Intelligenz den Ameisen weit nachstehen, unter dem Vergrößerungsglase sich stets fressend zeigen und die Eigenschaft haben, aus allen Arten von Pflanzen zuckerhältige Stoffe ziehen zu können. An diese Thiere hängen sich die Ameisen, wie das Kalb sich an die Kuh hängt, und ziehen ihnen den Honig heraus, was die Blattläuse geduldig ertragen. Die Ameisen tragen die Blattläuse in ihre Ameisenhaufen, pflegen deren Eier, ernähren die erwachsenen Blattläuse und haben so stets ihr Nahrungsmittel im Hause.

Die Ameisen haben aber auch Parks oder Sennhütten. Sie treiben nämlich die Blattläuse auf einen Platz zusammen und umschließen diese sammt ihren Nahrungspflanzen. Von Zeit zu Zeit erscheinen dann die Ameisen in diesen Parks, um zu melken; sie tragen selbst ihre Kinder dahin, um ihnen hier süße Nahrung zu verabreichen. Die Blattläuse genießen dadurch den Vortheil, gegen ihre Feinde geschützt und vertheidigt zu werden. Wehe dem Blattlauslöwen, der es wagen würde, in den Stall der Ameisen vorzudringen; er würde nicht mit dem Leben davonkommen.

Die Ameisen haben aber auch ihre Diener, oder vielmehr ihre Sclaven. Der Naturforscher Huber in Genf bemerkte einmal auf einem Spaziergange eine auf einem Marsche begriffene Menge röthlicher Ameisen. Rottenführer liefen geschäftig hin und her, den Zug in Ordnung zu halten. Sie marschierten eine halbe Stunde lang und kamen endlich vor einen Ameisenhaufen, der von kleinen, schwarzen Ameisen bewohnt wurde. An den Thoren der Stadt entspann sich ein Kampf. Die meisten der Angegriffenen entflohen mit ihren Kindern. Die Angreifenden drangen in die Wohnungen ein und erschienen bald wieder mit den Kindern der Schwarzen und nun schlugen sie den Rückweg ein. Zuhause angekommen, wurden sie von einer schwarzen Bevölkerung empfangen, welche ihnen die Kinder ihres Stammes abnahm und in das Innere trug.

Hier war also eine doppelte Bevölkerung in einer Stadt: Rothe und Schwarze, die zusammen in Frieden lebten. Der Naturforscher Huber sah bald, dass die Rothen die Herren, die Schwarzen die Sclaven, die Heloten waren. Die Rothen arbeiteten nichts; sie zogen nur zu Zeiten auf Raub, um schwarze Kinder heimzubringen, wie die Negerhändler Negerkinder raubten. Die Schwarzen verrichteten alle Arbeiten, sie bedienten und ernährten die Rothen, denen sie die Nahrung in den Mund steckten. Doch ist das Verhältnis zwischen Rothen und Schwarzen keineswegs das, wie es ehedem zwischen Spartanern und Heloten bestand; da gibt es keine Revolution, keinen Sclavenkrieg; sie leben in vollkommenster Harmonie.

Obwohl die Schwarzen die Sclaven sind, so behaupten sie doch, wie aus weiteren Beobachtungen hervorgeht, eine moralische Autorität, welcher die Rothen sich beugen müssen. Will eine rothe Ameise einen unnützen Gang ins Freie machen, gleich ist eine schwarze da, welche es verbietet. Wollen diese rothen Krieger im Corps einen Ausflug machen, so werden diese von den Schwarzen daran gehindert, wenn diesen ein Gewitter zu nahen scheint oder der Tag zu weit vorgerückt ist. Und kommen sie von einer kriegerischen Expedition ohne schwarze Kinder zurück, so verwehren ihnen die Schwarzen den Eingang und eifern sie zu neuem Kampfe an. Feiglinge werden auch wohl beim Kragen gepackt und zum neuen Feldzug gezwungen.

Diese interessanten Thatsachen erregen gerechterweise unser Erstaunen.

berühmte Mistkäfer Egyptens, der heilige Attakus der Gräber, erscheint mit Smaragden geschmückt.

Der Drilus, eine Larve, verfolgt die Schnecke, den Feind feuchter Gärten. Er klettert auf das Schneckenhaus und läſst sich so lange mit forttragen, bis es ihm gelingt, ins Gehäuse zu schlüpfen, um hier mit der Schnecke und von ihr zu leben; in vierzehn Tagen hat er sie verzehrt und dann geht er auf neuen Raub aus. Bei der dritten Schnecke, die ihm zum Opfer gefallen, reinigt er, da er sich nun in eine Puppe verwandelt, das Haus und richtet es sich zu seiner Schlafstube um.

Ein französischer Gelehrter findet es sonderbar, daſs der Mensch die Insecten nicht als Nahrungsmittel verwendet. „Ein beklagenswertes Vorurtheil“, sagt er, „eine lächerliche Verfeinerung hat unseren Occident von einer der reichsten und vorzüglichsten Nahrungsquellen entfernt. Welches Recht haben die Esser des Fleisches mit Wildbretgeschmack oder unausgenommener Vögel, welches Recht haben die Esser der Austern, dieses gallertartigen Schalthieres, das Insect als Nahrung zurückzuweisen? Burgund hat den gesunden Sinn, ohne Widerwillen aus dem vortrefflichen Schalthiere, mit welchem die Weinberge bevölkert sind, Nutzen zu ziehen; ich meine die Schnecke, die man dort mit Butter und feinen Kräutern zubereitet, ein Gericht, das ebenso gesund für die Brust, wie angenehm für den Geschmack und gut für den Magen ist. Ein berühmter Gelehrter, Laland, wagte noch einen Schritt weiter zu thun und bis zur Raupe zu gehen, indem er sich dabei einen Grad höher über das Vorurtheil erhob. Wir verdanken ihm die Kenntnis, daſs die Raupe den Geschmack der Mandel und die Spinne den der Haselnuſs hat. Er gewöhnte sich an die letztere, die er noch delicater fand.“

Mehrere Insecten haben ehedem als Erneuerungsmittel der Schönheit und Jugend gedient. Die gealterten Römerinnen des Kaiserreiches gebrauchten dazu den Holzbohrer und die Sultaninnen des Orients lassen sich Todtenkäfer bringen, die sie aussaugen. Die Portugiesinnen von Brasilien machen aus den Bambuswürmern eine schmackhafte Butter und essen Ameisen in Bonbons. Die furchtbare Heuschrecke, welche so oft Hungersnoth verursacht hat, wird im Orient verzehrt. Man erzählt, der Kalife Omar habe einst auf seiner Tafel eine Heuschrecke bemerkt, welche auf dem Flügel folgende Worte trug: „Wir legen neunundneunzig Eier, und wenn wir hundert legten, so würden wir die Welt vernichten.“ Und eines Tages wurde derselbe Kalife gefragt: „Was hältst du von den Heuschrecken?“ worauf er antwortete: „Daſs ich einen Korb voll haben möchte.“

Ein Naturforscher, der in Rouen über Insecten als Nahrungsmittel einen Vortrag hielt, schloſs mit den Worten: „Wir haben bei uns Insecten, welche noch viel kräftiger und reicher an Nahrungsstoff sind als Heuschrecken. Was hält uns zurück? Was für ein Gewissen können wir uns daraus machen, gegen dieselben eine so nützliche Wiedervergeltung zu üben?“ Und bei diesen Worten nahm er einige bereit gehaltene Insecten, die vom Ackerbauer am meisten gefürchtet werden und verzehrte sie unter der Äußerung: „Sie haben uns gegessen — essen wir sie.“

III.

Ameisenleben.

Unsere Ameisen sind Schmarotzer; sie leben zum Theile auf Kosten anderer Thiere. In Mexico haben die Ameisen zwei Classen von Arbeitern; die eine holt Vorräthe herbei, die andere ist unthätiger, bleibt zuhause und bereitet aus den herbeigeschafften Materialien eine Art Honig als Nahrungsmittel für alle.

Veilchen.

Ein Gedicht von **Sophie von Khuenberg.**

Einsam gieng ich und traurig
Durch die lärmvollen
Breiten, glatten,
Menschendurchwogten
Straßen der Großstadt.
Hinweggepeitscht
Hatte der scharfe Märzenwind
Tagsüber die Wolken,
Die so gerne rasten
Unbeweglich,
Grau und schwer
Am nordischen Himmel.
Klar und blau nun
Sah er hernieder,
Und ungewohnt
Der lieblich milden,
Beschwichtigten Luft,
Athmete hörbar wieder
Die Lebensfreude.
Sie zitterte goldig
In den aufspritzenden Wellen,
Die schäumend emporschlugen
An die Schaufelräder der Dampfer
Und schaukelnd tanzten
Um pfeilschnelle, langgestreckte
Lustige Boote.
Reizvoll
Von dem röthlich getönten
Abendhimmel
Heben die Thürme sich ab,
Schlankgliedrig,
Mit grünlichschillernden Kuppeln
Und blinkendem Kreuz.
Erster Flaum des Frühlings
Auf den gepflegten
Lieblich gerundeten
Baum-Oasen.
Am Saume des Wassers
Und in den Gärten,
Den weithin sich schmiegenden,
Vornehm stillen
Der wappenlosen
Geldfürsten
Der Hansa.
Wieder zurück
Von dem helleren Bilde
Wandt' ich mich,
Den düsteren Straßen zu
Mit verdüstertem Herzen.
Neben mir, festgebannt
An meine Seite
Schritt die Sorge,
Halbjung und blass,
Im verschossenen Regenmantel,
Fröstelnd,
Mit eingezogenen Schultern,
Zu mir herüberblickend
Mit frechem Lächeln,
Als wolle sie sagen:
„Eile nicht, flieh nicht vor mir —
Ich hole dich ein!
Wir bleiben zusammen,
Heut' und morgen
Und manchen Tag noch!
Auch des Nachts
Bleib' ich bei dir
Und will drauf achten,
Dass sich die Hoffnung,
Die leichtfertige Dirne,
Nicht zu dir schleiche im Traume
Dich zu bereden,
Dass sie mächtiger sei
Als ich!
Unscheinbar bin ich,
Doch mein Wille ist zäh,
Und unbeugsam meine Tücke!
Entflieh mir nicht, —
Ich hole dich ein!!"
Angstvoll,
Mit Blicken des Hasses

Wie mag dies sonderbare Sclavenverhältnis, wie diese moralische Überlegenheit der Sclaven über ihre Herren entstanden sein? Wer kann es wissen, welche Revolutionen, welche physischen und moralischen Veränderungen die Ameisen im Laufe der Jahrhunderte durchgemacht haben!

Michelet beobachtete einmal einen Bürgerkrieg der Ameisen und gibt im einundzwanzigsten Capitel seines Buches über die Insecten eine anschauliche Beschreibung davon. Er ließ sich einst ein großes Stück Rasen aus dem Walde bringen, der mit Holzstückchen, Fichtennadeln und kleinen dornenartigen Blättchen untermischt war. Drin lebten flinke Bewohner in großer Menge, die ihre Arbeiten ungestört fortsetzten. Dieses Rasenstück wurde in die Nähe eines Apfelbaumes gelegt, der von Blattläusen bedeckt war. Von diesen hatten bereits kleine schwarze Ameisen Besitz ergriffen, die ihre Wohnungen nicht mit Holzstückchen aufbauen, sondern mit Maurerarbeit, indem sie mit ihrem Speichel und ihrer Ameisensäure die Erde aneinanderkitten. Sie hatten an den Wurzeln des Apfelbaumes ihre unterirdische Stadt gebaut.

Einige dieser schwarzen Maurerameisen kamen den meist größeren Waldameisen, den mit langen Beinen versehenen Zimmerleuten in den Weg, wurden als Spione angesehen und getödtet. Kurze Zeit nachher waren die schwarzen Ameisen von dieser Unthat benachrichtigt und die Ausgänge ihrer Stadt ergossen nun eine Unzahl derselben, die in Colonnen auf ihren Feinde losrückten. Der Kampf begann. Die Einheimischen entwickelten eine Geschicklichkeit, welche die Zuschauer erstaunen machte. Je sechs ergriffen eine große Ameise, hielten die Beine der Feindin fest, zwei andere sprangen auf den Rücken derselben und hielten die Fühlhörner fest, worauf wieder andere die wehrlos gemachte Feindin tödten konnten. In dieser Weise wurden zwar nur wenige Waldameisen getödtet, aber die anderen schienen ganz sinnlos geworden zu sein, rannten verzweifelt umher, stürzten sich wohl mitten in die Feinde hinein, um unterzugehen.

Als die Niederlage der Großen entschieden war, stürzten die Sieger, die für ihren Herd gekämpft hatten, in die Wohnungen der Besiegten, um sich der Kinder derselben zu bemächtigen. Allein vier zusammen waren zu schwach, um eine einzige Puppe von der Stelle zu bewegen. Diese Puppen, gewöhnlich Eier genannt, sind kleine, ausgebildete Ameisen, die ringsum eingehüllt sind von einem feinen und weichen Schleier, um hier einen Procesʒ der Härtung und Färbung durchzumachen. Diese jungen Ameisen fühlen in ihrem Wickelbande jeden Wechsel der Temperatur; ein Grad mehr oder weniger ist für sie Leben oder Tod. Daher erklärt sich die außerordentliche Sorgfalt, welche die Wärterinnen für sie hegen, welche dieselben unablässig in den Stockwerken ihrer Wohnungen auf- und abwärts tragen. Von diesen Wickelkindern nun zerrten die Sieger die äußere Hülle herunter und dann trugen sie die nackten Kleinen ihren Jungen zum Fraße zu.

Damit war der Ameisenkrieg beendet.

Kleine Laube.

Alte Blitzableiter.

Bei den alten Egyptern war es Brauch, den Eingang zu den Heiligthümern durch zwei hohe, festungsartig gebaute Thürme zu decken, deren Verbindung ein großes Thor, der sogenannte „Pylon" bildete. Zur Rechten und Linken des Pylon standen zwei Obelisken und Götter- oder Königsbilder aus Stein, zwischen denen der Eintretende seinen Weg nach dem Tempel nahm. Bis zum fünfzehnten Jahrhundert v. Chr. hinauf lassen die noch vorhandenen Thurmpaare auf ihrer Vorderseite je zwei von oben nach unten hin verlaufende Rinnen erkennen, welche zweifellos zur Aufnahme von gewaltig hohen und dicken Mastbäumen bestimmt waren, da altegyptische Zeichnungen dieser Pylonthürme bis auf den heutigen Tag erhalten geblieben sind, auf denen man die Mastbäume deutlich erkennen kann. Diese durch Klammern an der Mauer befestigten Bäume trugen an ihrer Spitze bunte Stoffe als Flaggenschmuck. In den einzelnen Inschriften aus den Zeiten der Ptolomäer werden die beflaggten Mastbäume, welche manchmal hundert Fuß erreichen, in sehr genauer Weise beschrieben, wobei sich die Thatsache herausstellt, dass sie nicht einfach nur zur Decoration großer Façaden dienten, sondern daneben noch eine viel wichtigere Aufgabe hatten. Denn eine Inschrift lautet: „Dies ist der große Pylonbau des Gottes von Edfu, am Hauptsitze des leuchtenden Horus. Mastbäume befinden sich paarweise an ihrem Platze, um das Ungewitter an der Himmelshöhe zu schneiden..." Und in einer anderen Inschrift werden die Mastbäume an den Thürmen mit den Worten beschrieben: „Ihre Mastbäume aus dem Aschholze reichen bis zum Himmelsgewölbe und sind mit Kupfer des Landes beschlagen." Es liegt auf der Hand, dass vier mit Kupfer beschlagene, etwa hundert Fuß hohe Mastbäume, aufgestellt mit der deutlich ausgesprochenen Absicht, die Ungewitter zu „schneiden", nichts anderes gewesen sein konnten, als Blitzableiter im großen Stile. Aber noch eine zweite Form von Blitzableitern wird in derselben Inschrift mit den Worten beschrieben: „Zwei große Obelisken prangen vor ihnen (den Mastbäumen), um das Ungewitter in der Himmelshöhe zu schneiden." Sehr bemerkenswert erscheint der Umstand, dass hier als Nebenzweck für die Obelisken die Ableitung des elektrischen Funkens, also seine Wirksamkeit als Blitzableiter angegeben wird. Bekanntlich laufen nun aber alle Obelisken an ihrer Spitze in eine kleine Pyramide oder das sogenannte „Pyramidion" aus. Nach den Inschriften, die sich auf verschiedenen Obelisken eingegraben finden, wurde das Pyramidion regelmäßig mit sogenanntem Elektrongolde überzogen, das im Sonnenschein meilenweit strahlte. Es ist durch

Sah ich sie an,
Wie sie dicht neben mir einhergieng,
Häſslich, quälend,
Ein greifbares Gespenst,
Und müde Ohnmacht
Legte sich schwer
Auf meine Sinne . . . .
Da klang es neben mir
Von grober Frauenstimme,
Gleichgiltig halb,
Halb
In erlernter Freundlichkeit:
„Veilchen! —
Kaufen Sie Veilchen, Madame,
Ganz frische Veilchen.“
Stehen blieb ich
Und nahm den Strauß,
Den vollen, düftereichen
Aus den Händen der Frau
Und gab ihr stumm,
Was sie begehrte —
Und hielt die Veilchen,
Die süßen, blauen,
Lieblingskinder des Lenzes
An mein Gesicht.
Geschlossenen Auges
Trank ich in mich
Den weichen, milden Athem,
Der mich berauschte,
Wie Sehnsuchtsgedanken,
Wie Liebesküsse
Und Wonne der Heimat!!
O, ihr Veilchen!
Zum Leben erwachende Liebe
Habt ihr geschmückt mir
Und geliebte Todte bedeckt
Und Willkommsgruß
Und Abschiedsthränen —
Alles, alles —
Habt ihr geleitet mir
Ihr süßen, lieben
Trostbringenden Veilchen! . . . .
Plötzlich,
Mich angstvoll erinnernd
Der grauen Sorge,
Mit dem frechen, grausamen Lächeln,
Blickt' ich zur Seite,
Schaudernd
Sie wieder zu finden, —
Doch sie war fort!
In der Ferne noch,
Vermengend sich
Mit dem fahlen Grau
Der letzten Häuser,
Sah ich ihren Regenmantel
Nachläſsig schlottern
Um die sieche Gestalt . . . .
Ich war allein!
Allein mit dem Veilchen,
Und mir war, als stiegen sie
Von meiner Hand empor
Nach meiner Stirne
Und würden dort
Zu lichtfrohen Gedanken
Und kletterten wieder herab
In mein trauriges Herz
Und machten es mild und selig —
Und dennoch hielt ich sie
Sichtbar und faſsbar
In meinen Händen
Und bedeckte sie mit stummen
Leidenschaftlichen Küſsen!
Veilchen! Veilchen!

— —

gab sich Oswald mit bewundernswertem Heroismus in sein Schicksal, ohne zu verzagen.

Dr. Milder war sein Tröster. Lag er tagsüber apathisch in seinen Kissen gefoltert von verzehrenden Gluten und Erstickungsanfällen nach jedem Bissen und Trunk, so überflog ein Freudenschimmer sein durch Leiden verschöntes Gesicht, wenn Milder eintrat. Sein Auge hieng an dessen Zügen und unverwandt lauschte er den Reden des Freundes. Und dieser sprach so lange er konnte, und seine Worte zauberten Phantasiegebilde vor die Seele des Dulders, der darüber sein Laurentiusbett vergaß. Milder verstand ihn wie kein anderer; als auch er aus den mühsamen Geberden nichts mehr lesen konnte, fertigte er eine Tafel mit großen Buchstaben in bequemer Folge an und forderte den Erstaunten auf, sein Verlangen durch Bezeichnung einiger Lautfiguren erräthlich zu machen.

Das gieng eine Woche, nicht länger.

Der Geist des Gelähmten durchflog alle Gebiete seines Wissens wie seiner Erinnerung, und Milder erschauerte oft bei der Erkenntnis des klaren Bewusstseins, welches den Kranken nie verließ. So waren sie auch heute beisammen, und der Arzt mühte sich vergebens, eine im Auge des Freundes brennende Frage zu errathen. So schob er ihm denn die Tafel hin. Oswald hob mühsam den Finger, dieser tastete zitternd über die Papierfläche und glitt, ohne einen Punkt fixieren zu können, kraftlos herab. Auch das letzte Verständigungsmittel war somit verloren.

Der Kranke sah mit einem langen, trostlosen Blicke in die Augen des Freundes, ein heiseres, irres Lachen wehte um seine Lippen, dann starrte er eine Weile vor sich hin. Da brach seine Standhaftigkeit für immer. Verzweifelnd fachte er den Funken seiner verlöschenden Kraft an, die Brust hob sich gewaltig, die Wangen erglühten, die Augen flammten wie die gemarterten Wildes, und deutlich drang ein flehender Angstruf an Milders Ohr. Er lautete: „Sterben!“ Milder sprang erbleichend auf, ein unheimliches Licht glühte in seinen Augen und in seiner Erinnerung tauchten Scenen auf, Bilder aus den Lazarethen des Schlachtfeldes. Er sah die verstümmelten Söhne des unbarmherzigen Vaterlandes, wie sie sich stöhnend in Todesqualen wanden. Er war dazumal ein junger Militärarzt, das Herz voll Hingabe an seinen Beruf, voll Menschenliebe und Barmherzigkeit. Lange, bange Nächte stand er an den Schmerzenslagern, die Verwundeten tröstend, die Qualen der Sterbenden lindernd. In jenen Stunden war es, dass viele flehentlich um gewaltsame Erlösung baten und der junge Arzt fühlte sein Blut erstarren, seine Begriffe sich verwirren. Da geschah es, dass er manchem Märtyrer falschen Nationalstolzes den Schlaftrunk verschärfte, oder dass sein Operationsmesser tiefer schnitt. Und der letzte Athemzug der Sterbenden schien ihm ein Segenswunsch.

Viele Jahre waren seither verstrichen, jetzt, da sein liebster Freund neben ihm verzweifelt nach dem Tode schrie, standen jene Tage und deren Schreckensbilder wieder auf. Was er jenen Fremden mit heroischer Überwindung eines grausamen Vorurtheiles gethan, das sollte er nun seinem Freunde versagen? Voll Erbarmen hieng sein Auge an diesem, und dennoch — kalter Schweiß trat auf seine Stirne — was dem jungen Idealisten ein Werk der Nächstenliebe schien, das dünkte dem gereiften Manne ein Verbrechen. Er erschrak vor sich selbst, und in seinem Innern erhob eine Stimme die Verdammungsanklage. Schwankend zwischen quälendem Zweifel und unendlichem Mitleid eilte er von dem Krankenlager hinweg, durchstreifte mit glühender Stirne die Straßen, und in seinem Herzen rief eine Stimme: „Mörder!“ die andere: „Erlöse deinen Freund!“

Da führte ihn der Weg an einer Kirche vorbei. Aus dem Portale wankte eben ein greises Mütterchen, das Antlitz noch von der Andacht verklärt. Der Schimmer heiligen Glaubens in diesen alten Augen rührte den Doctor, einen Augenblick zauderte er, dann trat er in

andere Inschriftenfunde sehr wahrscheinlich gemacht worden, dass die Spitzen der Obelisken einen Überzug aus vergoldetem Kupfer, vielleicht gar aus reinem Golde trugen. Denn ein arabischer Schriftsteller erzählt in seiner Beschreibung der damals noch reichlich vorhandenen Denkmäler in der Nähe von Kairo, dass man auf der Spitze eines Obelisken eine kupferne Kappe über dem Pyramidion entdeckt habe, die der zur Zeit regierende Kalif herabnehmen ließ mit der Weisung, sie näher zu untersuchen. Es stellte sich sehr bald heraus, dass die Kappe nicht, wie man hoffte, aus einem Edelmetall, sondern aus reinstem Kupfer bestand, das eingeschmolzen und zur Prägung von Kupfergeld verwendet wurde. Eine vergoldete Kupferspitze auf einer riesengroßen Spitzsäule aus Granit stellte einen Blitzableiter dar, wie man ihn nicht besser wünschen konnte. War es auch nicht ein Hauptzweck, den die Aufstellung der Obelisken als Blitzableiter vor dem Tempelthurme erfüllte, so hatten sie doch nebenbei die wichtige Aufgabe, die Tempelbauten vor Zerstörung durch Blitzschlag zu schützen und die Beobachtung selber, dass der Blitz dadurch angezogen wurde, mußte sehr bald zur Erkenntnis der Anziehungskraft der vergoldeten Metallspitzen auf einem sehr hohen Gegenstande, sei es eine steinerne Säule, sei es ein Mastbaum, bei einem vorkommenden Gewitter führen. Es waren dies somit jedenfalls „Blitzableiter" mit genau demselben Zweck, wie unsere heutigen, dabei aber sehr viel größer und wirksamer, als wir sie zu bauen pflegen!

Gott ist barmherzig.

Der Stabsarzt Milder saß am Krankenlager seines Freundes Oswald. Monatelang schon wühlte und sengte ein furchtbares Leiden im Rückenmarke dieses Unglücklichen und spottete aller Bemühungen der Ärzte. Seine Qualen waren unbeschreiblich. Von Tag zu Tag verfiel die Kraft, ein Nerv nach dem andern schaltete sich aus dem elektrischen Strome der Bewegung aus; erst versagten die Beine, dann überfiel die Augen eine plötzliche Schwäche, welche sie stundenlang des Sehvermögens beraubten, dann fiel die Linke gelähmt an die Seite nieder, die Rechte vermochte nur noch die Finger zu regen. Und keine Erlösung nahte. Ein hilfloses Kind war der lebenslustige Mann geworden, ein jammerwertes Geschöpf, das fremde Arme heben und legen, fremde Hände nähren mussten mit Suppen und Backwerken, denn festere Stoffe konnte er nicht mehr genießen. Dazu folterte ihn ein brennender Durst, obwohl ihn jeder Trunk dem Ersticken nahe brachte. Dennoch verließ den Bedauernswerten der Humor seiner glücklichen Jahre nicht bis zu jenem Schreckenstage, als er seinem eintretenden Freunde frohen Willkomm bieten wollte — und die Zunge ihren Dienst versagte. Auf die Lippen drang nur ein unartikuliertes Gurgeln, verworrene Laute wie die eines sinnlos Betrunkenen. Entsetzt hielt er inne, die Augen öffneten sich weit und schreckenvoll, dann löste sich ein wildes, entsetzliches Stöhnen aus seiner Brust und ein Weinkrampf schüttelte seinen Körper in convulsivischen Zuckungen. Der Stabsarzt war erbleichend an das Bett gestürzt und schloss den Freund mit blutendem Herzen in die Arme. Wie er vorausgesehen, war Schritt für Schritt die Krankheit ihren furchtbaren Weg gegangen.

Das also war das Ende eines schönen, hoffnungsreichen Lebens! Sie waren Gespielen in der Kindheit gewesen, hatten die Studienjahre gemeinsam vertollt und sich als Männer wiederholt gefunden, bis der Beruf die Freunde in derselben Stadt vereinte. Von Jugend an schwächlichen Körpers, hatte Oswald den Freuden des Lebens zu wild nachgejagt, trutzig den Strapazen des Berufes gespottet bis der abgehetzte Organismus zusammenbrach und sich allmählich abbröckelte, bis zu diesem Tage, der den Armen auch des Sprechvermögens beraubte. Noch jetzt er-

II.

Und als er heut' am Morgen kam
Und brachte junge Rosen,
Wie sanft er in den Arm mich nahm,
Wie süß sein zärtlich Kosen!

Und einen Ring von rothem Gold
Steckt' er an meinen Finger —
Mein Kleinod du, mein Liebessold,
Mein lichter Freudenbringer!

Es sang die Nachtigall im Baum
Heut Nacht zur späten Stunde,
Ihr Lied erklang in meinem Traum
Mit süßem Wort aus seinem Munde:

„Mein holdes Lieb, meine süße Braut,
Bald ruhest du bei mir geborgen ....“
Die Wimper war mir noch bethaut
Vor Glück und Wonne frisch am Morgen.

III.

Wenn immer ich jetzt zur Messe geh'
Und hell ertönen die Glocken,
Ist mir so wohl, ist mir so weh,
Möcht' weinen ich und auch frohlocken.

Ich denk' des Tags, da zum letztenmal
Ich trete in diese Hallen,
Wo er mich führt aus dem Heimatsthal,
Von den Eltern fort, von den Freundinnen allen.

Wie schlägt mein Herz! Mein Auge ist wund
Vom Schauen in die Ferne,
Nun muss er kommen – es schlägt die Stund',
Die ich ersehnt so gerne.

Geschwister und Eltern, lasst mich allein —
Schon hör' ich das Rollen der Wagen —
Bevor ich ewig sein, er mein,
Noch muss ich ein Wörtlein ihm sagen.

Halt' fest mich Liebster in deinem Arm,
Mir bebt das Herz, mir zittern die Füße,
Wie ist der Tag so wonnig und warm,
Wie sendet der Himmel so feurige Grüße!

Nun läuten die Glocken! Ein jeder Schlag
Dringt echoerweckend mir zum Herzen.
Geliebter, dir dank ich diesen Tag
Mit tausend Freuden und tausend Schmerzen.

Joh. Alboth.

Der Mutter Reichthum.

Du sagst, es komme deiner Mama
An Schönheit keine andre gleich,
Weil sie an funkelnden Juwelen
Und an Geschmeide überreich.

Weil sie mit Spielzeug dich erfreute,
Als Kind dir eine Bonne hielt,
Und als du größer bist geworden,
Dir jeden Wunsch mit Gold gestillt.

Und dennoch war die meine reicher
Und schöner selbst im schlichten Kleid,
Denn meine Mama war mir Mutter,
Theilnehmend stets in Freud und Leid.

Sie saß an meinem Krankenlager
Voll Angst und Sorge manche Nacht,
Und für mein geistiges Gedeihen
War sie — nur sie allein bedacht.

Ihr Reichthum war die Mutterliebe,
Die tief in ihrem Herzen lag;
Darum hat sie zu Gott gebetet
Für mich, ihr Kind, an jedem Tag.

Franz Tiefenbacher.

Legende.

Ein Büblein mit dem Vater gieng
Durchs Kornfeld, das voll Ähren hieng:
„Warum nur Gott, der alles kann,
Auf Halmen, hoch fast wie ein Mann,
Die einzige Ähre wachsen läſst?
Der grüne Halm ist zäh und fest,
Der trüg' leicht zwanzig Ähren wohl;
Uns stünden dann die Scheunen voll!“
Und in des Büblein klug Gesicht
Der Vater freundlich schaut und spricht:
„„Ja Kind, vor langer langer Zeit
War's wirklich so, und besser weit
Als jetzt, erzählte mir der Ahn';
Das Kornfeld nährte seinen Mann,
Da trug von unten bis hinauf
Der Halm die Ähren all zu Hauf.
Der Mensch jedoch im Übermuth
Vergeudete das edle Gut:
Streut' auf die Straßen ganze Garben,
Und ließ die Armuth grausam darben.
Das weckt' des lieben Herrgotts Zorn.
Geht ihr so um mit meinem Korn?
Für diese Hoffart weiß ich Rath!
Und wie er so gesprochen hat,
Von unten einen Halm er greift,
Davon er jede Ähr' abstreift.
Und üb'rall, auf der ganzen Welt,
Zugleich vom Halm die Ähre fällt. —
Zum Glück kam um die Stund genau
Des Weges unsre liebe Frau:
„Was treibst du da, mein Sohn im Zorn?“
„Die Ähren streif ich ab vom Korn.“
Der Herr in voller Arbeit spricht,
„Die Menschen, sie verdienen's nicht!
Für ihre Rösser bleib' das Stroh,
Am Korn jedoch straf' ich sie so!“
„Um Gotteswillen, Herr, halt' ein!
Fängt Mutter Gottes an zu schrei'n,
Und ihre Hand deckt mild behende

den weihrauchduftenden, feierlich stillen Raum. Und sein Blick fiel auf das Bild eines Büßers, der zu Gottes Füßen die Verzeihung seiner Vergehen erflehte. Über ihm schwebte in einer Wolke seine eigene verklärte Gestalt im Schoße Abrahams, darunter in gothischer Schrift die Worte: „Gott ist barmherzig und seine Liebe ohne Grenzen.“ Milder las, und mit einem Augenblicke waren seine Zweifel besiegt, ein fester Entschluss trat vor seine Seele. Was ihn als Verbrechen gequält, schien ihm wieder ein Liebeswerk, und der vergebungverheißende Spruch unter dem alten Gemälde gab ihm den gestörten Frieden zurück.

Er gieng und seine Seele war klar und ruhig wie schlafendes Gewässer, in dem sich der Himmel spiegelt. So strahlte auch aus seinem Innern Menschenliebe und Gottvertrauen wieder.

Noch dieselbe Stunde sah ihn am Lager des kranken Freundes. Mild wie ein Vater lauschte er den Athemzügen des Schlafenden und fühlte den verrinnenden Puls, aus dem das Leben schied. Der letzte Seufzer schien ihm ein Segenswunsch. Nach einer Stunde schloss er dem Todten die Augen, küsste seine Stirne, und gegen Thränen kämpfend flüsterte er: „Gott ist barmherzig und seine Liebe ohne Grenzen.“

Hans Fraungruber.

— —

Poetenwinkel.

Beim Kunstmäcen.

Jüngst erst lud man mich zu Tische
Bei dem reichen Banquier Meyer,
Und wir speisten wie die Prinzen,
Alles, was nur fein und theuer.

Nicht allein nur uns'ren Mägen
Gab der Hausherr Freudenfeste,
Speiste noch mit Kunstgenüssen
Auch die Augen seiner Gäste.

Und als Krone seiner Schätze
Zeigte er mit Sammlerstolze
Einen Gabriel Max'schen Christus,
Ausgestreckt am Marterholze.

Und erzählte, wie viel tausend
Thaler Wert das Bild bedeute,
Wie viel Freude seinem Kunstsinn
Täglich der Besitz bereite.

Wie im Anschaun dieses Werkes
Zeit und Ort ihm ganz entschwänden —
Doch da stürzt herbei ein Diener,
Coursberichte in den Händen.

Und schon nahte auch ein zweiter,
Wusst' von einer Baisse zu melden,
Und bald boten, kauften, feilschten
Insgesammt die Börsenhelden.

Mit den wichtigsten Depeschen
Kamen Galopins gelaufen,
Hausherr und die Gäste dachten
Nur ans Kaufen und Verkaufen.

Unbeachtet hieng am Kreuze
Dort der Heiland unterdessen,
Über Geld und Wertpapieren
Waren Gott und Kunst vergessen.

Jenny von Reuß-Hoernes.

—

Sonett.

Vermag ich wohl in Worte einzuzwängen,
Was überquellend meine Brust empfindet
Und mich unlösbar, ewig dir verbindet,
Zu dir mich zieht in mächtig heißem Drängen?

Die ganze Welt verstandst du einzuengen
In ein Gefühl, das du in mir entzündet,
Und wenn mein Mund dir's jubelnd nicht verkündet,
So muss es mir das volle Herz zersprengen:

Du bist mein Freund, den zärtlich ich umfange,
Du bist mein Glück, nach dem ich heiß verlange,
Und meiner Sehnsucht Ziel bist du allein!

Du bist mein Gott! — sieh mich zu deinen Füßen,
Misshandle mich! ich will dafür dich küssen
Und dein Geschöpf, ganz deine Sclavin sein!

Jenny von Reuß-Hoernes.

—

Die Braut.

I.

Nun bin ich Braut; ein neues Leben
Blüht auf im Herzen mir,
Du bist mein Glück, mein ganzes Streben,
Herzliebster, gilt nur dir.

Lass tief mich in dein Auge schauen
Und küssen deinen Mund,
Im Kusse will ich dir vertrauen,
Was mich bewegt zur Stund!

dann strahlt wieder der Himmel rein und in heiterer Klarheit. Dieses Spiel mit der Fahrkarte ist nur das einfache, das bürgerliche Lustspiel. Wenn erst noch ein Korb oder Körbchen hinzukommt, in welchem tausend Dinge stecken, natürlich auch das Taschentuch und das Geldtäschchen — wenn dieses Körbchen noch einen recht umständlichen Verschluss hat, bei dem es zu drehen, zu nesteln, zu stecken, zu heben gibt: dann wird das bürgerliche Lustspiel zum Intriguenstück. Der Korb, seine Riemchen, Schlösschen, Oesen, sein Deckel, im Innern seine tausend Abgründe und karsthöhlenartigen Schlupfwinkel und Irrgänge, in denen das Geldtäschchen und die Fahrkarte gesucht werden, wirkt wie die Bühne mit zehn Thüren, bei denen die Rennpossenpersonen aus- und einlaufen und sich Schabernack über Schabernack spielen."

Kochrecept zur Zubereitung eines guten Ehegatten.

Von Kowy.*)

Unsere hochverehrten Wiener Damen bilden sich mitunter sehr viel auf ihre Kochkunst ein, und mit Recht. Denn die Wiener Küche steht auf einer hohen Stufe und die liebenswürdigen Wienerinnen bringen der Sache entweder großes Interesse entgegen, oder üben sogar selbstthätig beim Kochen ihre Meisterschaft aus.

Sie verstehen es, ein Menu zusammenzustellen, dass uns der Mund wässert. Sie verstehen es, die kräftigsten, seelenstärkenden Suppen, die saftigsten, innigst empfundenen Braten, die herrlichsten Gedichte von Mehlspeisen zu componieren — aber — auf die Zubereitung eines guten Ehegatten — versteht sich leider die Zehnte nicht.

Beweis dessen die zahllosen Klagen über die Ehemänner. Zum Beispiel: „O Gott, aus meinem Mann ist nicht leicht was herauszubringen, der ist gar zäh!"

„Zäh? Freilich ist er zäh, weil es die Frau leider nicht versteht, ihn mürbe zu machen."

„Ui je", sagt eine zweite, „mein Mann ist ein Hartgesottener!"

„Und der Meinige sogar manchmal roh!" — (Also offenbar englisch gebraten.)

„Und der Meinige ist mitunter ganz unverdaulich!"

„Dem Meinigen gegenüber darf ich auch nicht mit der kleinsten Nothlüge kommen, denn er glaubt sie mir nicht — das ist gar ein Geriebener, der!"

Es ist somit meine Behauptung, dass es viele Frauen gibt, welche sich auf die Zubereitung eines guten Ehegatten nicht verstehen, hinlänglich bewiesen — und ich will mir daher gestatten, diesbezüglich einige Grundregeln aus meinem bewährten Kochbuche zum besten zu geben.

1. Um einen guten Mann zu erhalten, darf man absolut nicht auf den Markt gehen, sondern man muss warten, bis, sowie das Fleisch durch den Fleischer, die Kipfeln durch den Bäcker, ein Bräutigam durch den Zufall ins Haus gebracht wird.

2. Wenn man ihn dann im Hause hat, heißt es, gleich an die Arbeit gehen, nicht etwa, dass man es sich einfallen läßt, ihn einstweilen aufs Eis zu legen, denn da kühlt er aus.

3. Diejenige Dame, die vielleicht überhaupt keinen rechten Löffel zu dieser Kocherei besitzt, die soll es lieber ganz stehen lassen.

4. Eine weitere Regel lautet: Der Mann muss bei seiner Zubereitung vor allem anderen an den häuslichen Herd gewöhnt werden.

5. Ferner: Als Köchin hat einzig und allein nur die Frau zu fungieren — sie darf sich nicht etwa von einem sogenannten Extramädel ins Handwerk pfuschen lassen, denn da kommt meistens „ein Pantsch" heraus.

*) Kowys Wiener Vortragsabende. (Wien. Daberkow. 1893.)

Die Ähre an des Halmes Ende.
„Was wird aus all den Vögelein,
Wenn keine Körner mehr gedeih'n?"
„Die Vöglein?" — sprach der Herr — „'s ist wahr!"“
Ließ unberühret ganz und gar
Die einz'ge, letzte Ähre steh'n. —
Die kann man heut' am Korn noch seh'n.

G. v. S.

Die Frau auf der Pferdebahn.

Die Frau auf der Pferdebahn schildert ein Beobachter, wie er behauptet, nach „eingehenden Studien", indem er schreibt: „Unstreitig sind die Frauen Engel, aber niemals finden sie sofort ihr Geldtäschchen, wenn sie die Fahrkarten bezahlen wollen; selbst wenn sie es in der Hand haben, suchen sie es noch in den Kleidertaschen, welche sie natürlich in ihren faltigen Kleidern ebenfalls nicht sofort finden. Es ist ein entzückender Anblick, einen schönen Engel in den Wolken seiner Hülle nach seiner Tasche suchen zu sehen; da werden Wolken rechts geschoben, Wolken links geschoben, Wolken hinab geschoben — endlich fährt die feine Hand in die Tasche u. s. w. Dabei neigt sich das hübsche Köpfchen, und von der kleinen Aufregung malt sich liebliche Röthe auf den Wangen. Ist der Engel schon etwas beleibter, dann furchet sich wohl auch die Stirne . . . ., es ist ein entzückender Anblick, Zeuge zu sein dieser holden Verwirrtheit. Unstreitig sind die Frauen Engel — aber selbst wenn sie ihr Geldtäschchen schon offen haben, finden sie noch immer nicht das Fach mit der nöthigen Münze. Zu diesem Behufe haben die Engel gewöhnlich sehr kleine Geldtäschchen, welche aber ebensoviele Irrfächer haben, als ein niedliches weibliches Herzchen. Da stecken zusammengefaltet Zettel, Marken von Färbern und Sonnenschirmmachern, hie und da auch, sorgfältig in Papier gewickelt, der Zeuge eines kleinen Aberglaubens: ein vierblätteriges Kleeblatt, ein Hufnagel, auch eine Denkmünze und Gott weiß was noch. Endlich ist bezahlt, die Fahrkarte erworben, nach neuerlichem Wolkenschieben das Geldtäschchen in die den Taschendieben so zugängliche, der Eignerin stets so unerfindliche Tasche gesteckt — und nun sitzt der Engel in holder Unbefangenheit da, die Händchen übereinandergelegt — ein Bild des Friedens und der Behaglichkeit. Das ist nun zum Entzücken gar! Da kommt der Controleur . . . . Unstreitig sind die Frauen die Krone der Schöpfung, aber wenn der Controleur kommt, dann gerathen sie in fürchterliche Aufregung. Erst bemerken sie lange nichts, wenn der Mann aber endlich von ihnen erblickt wird und er sein: „Bitte, die Fahrkarte", geleiert und der Engel, aus seinen himmlischen Träumen aufwachend, begriffen hat, um was es sich handelt — dann, ja dann ist es ein schrecklicher Anblick! Ein Suchen, Hasten und Tasten beginnt, das sinnverwirrend für den Zuschauer ist. Wieder werden die Wolken geschoben — das Schnupftuch kommt auch noch dazwischen — die Fächer des Geldtäschchens werden durchsucht . . . aber die Karte ist nicht da! Was nun losbricht, das verhält sich zu dem vorigen Hasten wie der Sturm zum Lüftchen; es ist ein Stürmen, ein Jagen, ein Hetzen, ein Wirbelwind der eifrigsten Suche. War der holde Engel früher verführerisch — ach, jetzt ist er unwiderstehlich, sinnbestrickend! Die Suche macht dreimal den Weg um den ganzen zierlichen Leib, der dabei nacheinander eine Reihe classischer Stellungen einnimmt: dreimal geht es durch die Wolken in die Tasche und dreimal in das Täschchen — endlich steckt die Karte doch in einem der Vexierfächer des ebenso zierlich geputzten als unpraktischen Geldtäschchens. Mit welcher Anmuth, welcher holdverschämten Gelassenheit, welche sagen will: „Ach, ich wusst' es ja, ich habe ja stets alles bei der Hand", nun die „verflixte" Karte dem Controleur gereicht wird . . . . nein, noch wird ein Versuch gemacht, die Karte auseinander zu falten; die unvermeidlichen Handschuhe machen dies jedoch unmöglich und der Revisor ist so galant, das selbst zu besorgen. Aber wenn die Karte endlich zurückgegeben, das Geldtäschchen wieder eingesteckt ist,

Der Ulrich-Wirt z Knulnboch lost za den Viechmorkt olli Johr a por Fasser Äpfelmoust auffiwolgn af d Olm, a Bretahütn aufrichtn und schenkt — Wein aus. Wan d Sun recht worm scheint und d Leut schwitzn und dursti wern, do hot er an guatn Wein der Ulrich-Wirt; wan s n ohni Durst trinkn, do sogns, as war an Äpfelmoust.

Und amol, do is der Ulrich-Wirt wieder oubn af der Olm in seina Weinhütn, mocht sih gschaffti und af sei Kappel hot er a lonki, krumpi, brinnrothi Federn aufgsteckt. Ob er an Paradeisvougl in Schwonz ausgrissn hät? schreit da Huadera übera va sein Stond. Der Ulrich-Wirt schupft d Ochsel: „Dabormst ma, Huadera, wanst nit amol woaßt, wos a rothi Federn bedeut't, heintzutog!" Weil's in Ochtavierzga-Johr is gwen, und d Freiheit! Daſs der Ulrich-Wirt a Monn der Freiheit is, d ä s bedeut't die brinnrothi Federn af sein Kappel.

Ober ehs nouh d Leut recht zsomkemen aufn Viechmorkt, schiabb (eilt) da Noglschmied-Haschtl daher, draht sih a pormol in da Weinhütn um und um, und fleantschlt (flüstert) in Ulrich-Wirt ins Ohrwaschl: „Du Schwoga, dei Federn reiß dar aus, dei rothi, von Kappel thua's owa. Ih hon's ghört, wia sih d Leut untn in Dorf zsomgredt hobn, ba da rothn Federn sauffadns heunt nix, da Rothfederadi war a Neumoudischer und a Spitzbua, wer den a Glasl Gsüff ohkaffad."

Sapperadih! denkt eahm der Ulrich-Wirt, vorn Gschäft muaß d Freiheit zruggstehn! Und reißt d Federn von Kappel.

Daweil hobn weiter umi (hinüber) übern Onga die Kromerleut auspockt, und ganz ban Egg entn, grod unta da Wettafeichtn hot da Hirschn-Wirt va Kirchleitn sei Wirtshaus aufgricht't. Däs racht in Ulrich-Wirt in d Nosn, schon damasch racht's eahm auffi. Zwoa Wirtshäuser af der Olm, is um oans zviel, s Recht hot da Ulrich-Wirt alloan und af der Olm gilts nouh nit, d Freiheit.

Weils ober an ohdrahta Strick is, der Ulrich-Wirt, sa stupft er in Noglschmied mitn Elbogn und fleantschlt: „Du Haschtl, woaßt w o s? A Moß zohl ih. Do host die roth Federn, geh umi zan Hirschn-Wirt und henk eahms on; der is dumm gmua, daſs er eahms afn Huat steckt."

„Gilt scha, Schwoga", sogg da Noglschmied, „däs bring ih zwegn". Pockt die roth Federn und huscht durch Leut und Viech durchi bis za da Wettafeichtn umi.

Da Hirschn-Wirt kennt in Noglschmied va da Schul her und gfreutn, daſs er heint a Seidl ban eahm trinkt. „An Guatn host!" sogg da Noglschmied, „der mocht a lindi Gurgl zan joudln. Konst nouh? Woaßt, wia mar als Schulbuabn afn Pforra-Kougl oubn gsungen und gjuchazt hobn? Geh, probier ma's, leicht geht's heint ah nouh!" D Händ legns oanonder um an Hols und in „Festzsomdrahtn" joudlns, daſs s nar olls hollat owi in Grobn. Jo, und daweil da Noglschmied sein Orm um an ondern sei Gnack legg, woaß es eahm die roth Federn afn Huat zsteckn, ohni daſs s da Hirschn-Wirt wohrnimbb. Und gleih drauf moant er, umschaun müad er sih afn Morkt, a Kolmkua wult er kaffn. Und loanlt weiter und locht sih hoamler in Kroupf vul.

Und hiaz, wia die Baurn sechn, da Hirschn-Wirt hot a rothi Federn afn Huat, drahn sie sih stad weck va seiner Hütn, mit an Neumoudischn wöllns nix zthoan hobn. Und ziachn sih umi zan Ulrich-Wirt, der in da Gschwindigkeit nit amol gmua Gläser hot. Sechs Händ kunt er brauchn zan Einschenkn. Und dabei schiaglt (schielt) er umi gegn an Hirschn-Wirt unta da Wetta-Feichtn, wia daselbi gonz alloan dosteht mit da lonkn krumpn brinnrothn Federn afn Huat, und nit woaß, wos däs bedeutn sull, daß af oanmol olls von eahm wek und in Ulrich-Wirt zuarennt.

Af oamol hört ma von Wold auffer a Klaranet und a Woldhörndl ludlazn (trillern) und a gonza Schouk Hondwerchsburschn va Laibn auffa, kimbb daher, oana lustiger und bumlwitziger wia der ondri, weil Blow-Monter is.

Zuerst wird also das Feuer angefacht, und zwar durch den Blasbalg der Liebenswürdigkeit. — Jedoch hüte man sich vor einem zu jähen Feuer, sonst brennt er an.

Nun hat man ans Zusetzen zu denken. Vorher kann man ihn „einpanieren“ in Liebkosungen und Aufmerksamkeiten, oder marinieren in Selbstverleugnung und Sanftmuth, dann wird die Geschichte ein wenig papriciert durch kleine Schalkereien, gesalzen mit harmlosen Scherzen und durch eine handvoll Koketterie pikant gemacht.

Derartige Gewürze, mäßig gebraucht, können überhaupt nicht schaden.

Hat der Mann gegenüber seiner ehelichen Köchin einen Wunsch — ja nicht sofort gewähren, sondern lieber eine Weile „dunsten lassen“, ohne aber eine „lange Sauce“ darüber zu machen. Verlangt hingegen der Mann etwa gar Unmögliches, so muss er „gestaubt“ oder „abgetrieben“ werden.

Will die Frau von ihrem Manne etwas erreichen, sei's denn einen größeren Geldbetrag für ein neues Seidenkleid, so muß das sehr behutsam ausgekocht werden. Wenn man auch weiß, dass die Brieftasche des Mannes gut „gespickt“ ist, darf man das „Henderl“ trotzdem nicht gleich heiß abbrühen oder mir nichts dir nichts „rupfen“ — denn wenn er auf diese Weise „abgesotten“ wird, so kann es leicht sein, dass er zu sprudeln und zu schäumen anfängt. – Vielleicht gibt sich die Schwiegermama ein' — Kren und gibt ihren „Senf“ dazu — und aus den erhofften „Goldrüben“ fürs neue Seidenkleid wird a „Schmarrn“ daraus.

Um sich keine derartige „Suppe einzubrocken“, muss man den Gatten successive weich kochen.

Will man Geld aus dem Mann herausbringen, so denke man sich, er wäre ein Mohnstrudel. — Ein Strudelteig wird ja auch behutsam und nach und nach ausgezogen.

Ich erlaube mir nun die ergebenste Frage zu stellen: Was würde aus einem Manne, der auf solche Weise zubereitet wird?

Gewiss ein köstlicher Braten, der jeder Dame munden müsste.

Mürbe geklopft mit dem Fleischhammer der weiblichen Zärtlichkeit.

Gespickt mit den besten der männlichen Eigenschaften.

Gewürzt mit Witz, Satire und Humor.

Übergossen mit der warm empfundenen Sauce liebenswürdiger Nachgiebigkeit.

Und garniert mit all den köstlichen Zuthaten männlicher Tugend, als da sind: Charakterfestigkeit und Herzensgüte — Treue und Anhänglichkeit — Langmuth und Unverdrossenheit — Nachsicht und Opferwilligkeit — Galanterie gegen Damen und vor allem mit sehr viel Lammsgeduld.

Ein auf solche Weise genießbar gemachter Mann kann an der Tafel der feinstschmeckenden Damen serviert werden — es wird gewiss jede gerne zugreifen.

Jede wird sofort Geschmack daran finden und sicher schließlich ausrufen: „Delicat!“

Die roth Federn.

A Gschichtl va da steirischn Olm.

Die Knulnbocher Baurn hobn olle Johr in Egidi-Tog af da Olm eahnern Viechmorkt. Nau, do kemens holt oll zsom, die Baurn, die Bäurinnen, die Knecht und d Mentscha, d Holder und d Hulzleut von oubn und untn, nau, und Küah und Ouchsn und Kälber gibbs ah, ba den Viechmorkt.

Af an schön broadn Onga wird er ohgholtn, und do sein Stand aufgricht't, Kromastand, Lezeltnastand, Schuaster und Huadera sein do, Zweschbnkroma, Trinkhütn — kurzum, a ferma Kiata.

Sie haben ja doch einen Diamantring, versetzen Sie den doch!" — A.: „Das kann ich nicht, der Ring ist ein Andenken von meiner seligen Tante." — B.: „So? Na, mein Geld ist ein Andenken von meinem seligen Vater!"

Aus einem californischen Goldgräberdorf wird uns folgender Vorfall berichtet, der an so manchen gemüthvollen Zug in den „californischen Erzählungen" Bret Hartes gemahnt. In jenem Dorfe gehören Frauen und Kinder noch zu den größten Seltenheiten; kein Wunder, dass die Männer auf der Straße stehen bleiben, wenn ihnen von Zeit zu Zeit ein so seltener Anblick zutheil wird. Unlängst gab nun eine durchreisende Schauspieler-Gesellschaft eine Reihe von Vorstellungen im Dorfe. Eines Abends befindet sich zur freudigen Überraschung der Theaterbesucher auch eine Frau mit ihrem Kinde im Zuschauerraum. Das Orchester fängt gerade an zu spielen — da setzt auch das Baby seine Lungen in Bewegung. Sofort erhebt sich ein alter Goldgräber und ruft mit mächtiger Stimme den Musikern zu: „Hört auf mit eurem verdammten Fiedeln und lasst das Baby schreien; so was habe ich seit zehn Jahren nicht gehört. . ." Das Publicum war mit dieser Aufforderung völlig einverstanden, das Orchester verstummte, und das Kind führte sein Concert unter allgemeinem Jubel zu Ende.

Professor zum Candidaten, der seine Aufwartung macht: „Wie können Sie mich zu einer so unpassenden Zeit stören!?" — Candidat (verlegen): „Entschuldigen Sie, Herr Professor . . . ich glaubte . . . Sie wären jetzt nicht zuhause!"

Vier Kinder hatten ihre Mutter verloren. Die Tante, an der sie mit großer Zuneigung hiengen und die sie oft bestürmten mit der Bitte, „nun sei du unser Mamachen", wehrte diese Herzensergüsse immer ab durch den Hinweis auf das liebe Mütterchen, das jetzt „beim lieben Gott" sei — und sich freue, wenn die Kleinen unten artig wären. Besonders der Älteste stand nun in solch herzlichem Verhältnis zum lieben Gott, dass er ihm alle kindlichen Wünsche u. s. w. beim Schlafengehen anvertraute. Bekam er einen Stift und ein Stückchen Papier, so brachte er das Gekritzel — mit der Bitte es in den Briefkasten zu stecken — „er habe an Mama geschrieben und der liebe Gott würde den Brief schon abgeben." Am Morgen des Neujahrstages sieht die Tante den Jungen mit gefalteten Händchen aufrecht im Bette sitzen — und hört, wie er ganz andächtig sagt: „Lieber Gott, ich gratuliere dir auch zum neuen Jahr!"

Bücher.

Rund um die Adria. Ein Skizzenbuch von Josef Stradner. Mit Illustrationen von Franz Schlegel. (Graz. Leykam.)

„Ein Skizzenbuch" nennt der Verfasser bescheiden diese Schilderungen von Land und Leuten an der Adria, Schilderungen, die nach meiner Meinung ganz mustergiltig sind. Für den Reisenden, der jene Gegenden besucht, das Meer, die Inseln, den Golf, ist das Büchlein Unterricht und Anregung nach allen Seiten hin; und für den, der daheim im Norden jene sonnigen Wasser, Eilande, Buchten, Städte, Lorbeerwälder und Karste mit ihren Bewohnern kennen lernen will, bietet das Werkchen das Charakteristischeste aus der Geschichte, der Natur und dem Volksleben. Dazu liest es sich gar angenehm, weil es in einem frischen Stile und mit Witz geschrieben ist. Wir wollen nur einmal hören, was Stradner über die Bewohner der Meerestiefen sagt:

„Auf dem Festlande sieht die Natur recht pedantisch darauf, dass jedes ordentliche Lebewesen mindestens einen Kopf und in der Regel auch Rumpf und Beine oder Flügel besitze, im Meere aber treibt sie ihr launenhaftes Spiel und lässt das Leben alle möglichen und unmöglichen Formen annehmen. Ein Anhänger des Zweckmäßigkeitsprincips kann den Meeresgrund für das Laboratorium ansehen, in welchem die Schöpfung ihre Versuche gemacht hat, um aus dem Urschleim zweckmäßig eingerichtete Wesen zu schaffen. Die misslungenen Exemplare treiben sich nun als verfehlte Existenzen da umher. So ein armer Wicht

„Hallo!" schreins, wias in Wirt mit da rothn Federn sechn. „Sogor oana va da Freiheit is do herobn af der Olm. Vivat! bei dem kehrn mar ein!" — Und na zuwi oll mitanond unter d Wetta-Feichtn, und „Wein her! Wein her! Freiheitsheld, sullst lebn, Vivat!" Und hebn enk a Gspusi und a Lustigkeit on, und singen und musiziern, dass scha hell zan Durchgehn is va lauta Freud.

Die Baurn hörn va weitn aweil a sou zua, astn schleichns noch und noch daher von olln Seitn und schaun eahna den Gspoaß on und lossn eahner ah wos einschenkn ba da Wetta-Feichtn. Won er ah die roth Federn aufhot, da Hirsch, sei Wein is douh guat! Und hiaz wern in Hirschn-Wirt die Gläser zwenk und d Händ ah, und der Ulrich-Wirt selm entn steht alloan und schaut afs Wetta-Feichtn-Wirtshaus umi und as wirdn gonz übel va lauta Gift und Goll. Und wia n da wildi Zorn ins Hirn steigg, springg er afn Tisch und schreit übri: „Do her, do her, do is da Freiheitmonn, mein ghört die roth Federn, und nit in Hirschn, mein ghörts, ih bin da Freiheitmonn, do kemmbs her!" — Mitn Fuaß strompft er, do bricht da Tisch ein und der Ulrich-Wirt blumst owi.

Da Noglschmied hilftn wul gschwind wieder af d Höch, kon's oba nit lossn, afs schöni Sprichwort onzspieln: „Wer an Ondern a Gruabn grobb" – na, wisst's as jo eh.

„Höllsaggra", du Folscha!" fluachtn der Ulrich-Wirt zua, „frei a Fouzn (Ohrfeige) möicht ih da gebn!"

„Gib da selber oani, Schwoga", sogg da Noglschmied, „ih hon ausgricht't, wos d ma du gschofft host. Heint kimbb da neambb meh. Pock liaber zsom, astn gehn mar ollzwen zan Feichtn-Wirtshaus umi und holtn ah mit."

Lustige Zeitung.

Eines nach dem andern. Tante: „Liebe Elli, du wirst dich doch ohne Zweifel für die brennende Angelegenheit unseres Geschlechtes — für die Frauenfrage interessieren?" — Elli: „Verzeih liebe Tante, für den Augenblick beschäftigt mich noch die Männerfrage!"

Eine englische Wahlgeschichte. Oberst Chester Master, der unionistische Candidat für Virencester, vertheidigte sich gegen den Vorwurf, er sei für die Prügelstrafe im Heere u. s. w. mit der Bemerkung: „Ich bin oft geprügelt worden in der Schule und einmal sogar dafür, dass ich die Wahrheit gesagt hatte!" — „Und das hat Sie gründlich curiert!" rief ein Radicaler dazwischen.

Im Eifer. Geheimpolizist: „... Ihr Verdacht gegen Ihren Cassierer bestätigt sich, wie mir scheint, nicht; ich glaub, Sie können seiner Ehrlichkeit wegen ruhig sein. Er treibt keinerlei Aufwand, lebt allerdings anständig ...!" — Principal (ihn unterbrechend): „Ja, aber ... das ist es ja eben; — von dem Gehalt, das ich ihm gebe, kann er absolut nicht anständig leben!"

Macht der Gewohnheit. Professor der Botanik: „Was schließen nun alles die Blumenblätter ein, Elli?" — Die Gefragte schweigt. — Professor: „Nun? Nehmen Sie doch einmal Ihr Exemplar, pflücken Sie die einzelnen Blumenblätter ab und sehen Sie zu, was sich dann herausstellt!" — Elli (zupft die Blättchen ab und haucht erröthend): „Er liebt mich!"

Bedenklich. Recrut: „Ich bitte um Urlaub für heute; meine beiden Schwestern kommen mich besuchen!" — Feldwebel: „Wie, Sie dienen erst sechs Wochen und haben schon zwei Schwestern?"

Kühn. „Sieh her, Vetter, ich habe hundert Mark in der Sparbüchse!" — „Wann willst du sie — zurückhaben, Cousinchen?"

Auch ein Andenken. A.: „Ich bin in fürchterlicher Verlegenheit, pumpen Sie mir doch zehn Mark." — B.: „Aber

Rauscht die Alte traurig wieder:
Fallen müssen wir! erobern
Mögen wir noch unsern Frieden —
Unsrer Nacht, wie Andre sagen —
Manches Stück des alten Grundes;
Manches Auge auch mit Freuden
Mag's begrüßen, wenn es wieder
Wipfel sieht und grüne Zelte,
Wo vordem der Pflug gegangen
Und der Säemann geschritten.

Armin.

Gedichte. Von Schwarz v. Rambach. (Horn. J. Österreicher. 1893.)

Harmlose, weichmüthige Poesien, sie muthen an wie ein warmer Hauch aus der Väter Zeit. Auch für solche Lieder gibt es heute noch Freunde, doch sie müssen gesucht werden. Es ist ein bescheidenes freundliches Büchlein, das niemandem nachläuft, aber sich gerne finden läßt. M.

Die Eule. Schauspiel in einem Act von Gabriel Finne. Autorisierte, vom Verfasser durchgesehene Übertragung aus dem Norwegischen von Ernst Brausewetter. (München. Dr. E. Albert & Co.)

Der Dichter schilder die Qualen eines überaus fein organisierten, edel beanlagten, hypersensiblen und darum zur Scrupulöse geneigten Menschen, der, obgleich er sein eigenes junges Weib innig liebt, sich durch die bestrickende Schönheit einer nordischen Hetäre verführen ließ, die zugleich die Gattin eines von ihm sehr geliebten Freundes ist. Der Schluss des Dramas wirkt wohlthuend erlösend. Als eine kühne und interessante Neuerung berührt in dem Drama der Versuch, ein nur in der Einbildung lebendes Wahngebilde als wirklich sichtbare Gestalt einzuführen. V.

Die diesjährige Mai-Serie der **Bibliothek der Gesammtliteratur**, (Verlag von Otto Hendel, Halle a. S.), enthält eine bedeutsame Bereicherung der Sammlung. Es ist Charles Darwins: „Die Abstammung des Menschen und die geschlechtliche Zuchtwahl", das zweite von den Hauptwerken des berühmten Physiologen, das die Verlagshandlung in einer billigen und dabei gut ausgestatteten Ausgabe auf den Büchermarkt bringt. Die Übersetzung von Georg Gärtner ist gut, die Illustrationen sind sauber wiedergegeben. Die Serie enthält ferner noch „Ritter Harolds Pilgerfahrt" von Lord Byron in einer gewandten Übertragung von F. Dobbert, und die Schlusshefte der „Parerga und Paralipomena" von Arthur Schopenhauer, herausgegeben von Dr. Hermann Hirt. V.

Der „Allgemeine Deutsche Verband" wird im Herbst dieses Jahres einen **Kalender aller Deutschen** herausgeben, welcher ausschließlich der Weckung des vaterländischen Sinnes und der Vertheidigung der gemeinsamen Interessen der Deutschen im In- und Auslande dienen soll.

Als Herausgeber hat Herr Karl Pröll die Leitung des Kalenders übernommen. Jede parteipolitische Richtung wird vermieden und nur der große, alldeutsche Gesichtspunkt festgehalten werden, so dass dieser „Kalender aller Deutschen" als die geistige Fortsetzung der früheren Jahrbücher Karl Prölls zu betrachten ist. V.

Georg Ebers gesammelte Werke. (Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt.) Georg Ebers' Werke zählen seit vielen Jahren zu den Lieblingsbüchern der deutschen Familie, sie können jedermann unbedenklich in die Hände gegeben werden und verdienen eine warme Empfehlung in vollem Maße.

Die Toilette der Hausherrin ist nur ein Theil der Toilette des Hauses, — diesen Grundsatz bringt die im Verlage von Franz Lipperheide in Berlin erscheinende „**Modenwelt**" (gegründet 1865) neuerdings zum Ausdruck. Nachdem sie ihren Inhalt durch zwei besondere Rubriken „Fürs Haus" und „Gärtnerei" vermehrt, erscheint sie als die berufenste Hüterin des häuslichen Herdes, als stets hilfsbereite Beratherin in allen Fragen, die das weibliche Interessengebiet berühren. Die Dame in bevorzugter Stellung, wie die schlichte Hausfrau findet in den Spalten der „Modenwelt" nicht nur Anleitung zur billigen Herstellung ihrer Toilette, sondern auch alle Rathschläge für die behagliche Gestaltung der Häuslichkeit. V.

Im Reiche des Geistes. Illustrierte Geschichte der Wissenschaften, anschaulich dargestellt von K. Faulmann. Mit 13 Tafeln, 30 Beilagen und 200 Textabbildungen. (Wien. A. Hartleben.) In 30 Lieferungen.

Von diesem beachtenswerten Buche sind bisher vier Lieferungen ausgegeben, welche die freien Künste, die Theologie und den Anfang der Rechtsgeschichte des Mittelalters enthalten. V.

Dem „Heimgarten" ferner zugegangen:

Starke Seelen. Novellen von Karl v. Vincenti. (Dresden. E. Pierson. 1893.)

nennt oft nichts sein Eigen als einen Schlauch, und damit ist er noch nicht am schlechtesten daran, denn der Schlauch frisst und verdaut, während sein Besitzer sich über nichts den Kopf zu zerbrechen braucht. Er ist der Rentier auf dem Meeresgrund. Viel schlechter befinden sich da die Hausbesitzer. Mit ihren Korallenbauten und Muschelschalen am Boden festgewachsen, müssen sie warten, bis ihnen die ungebratenen Infusorien in den Mund schwimmen. Als Wohnungsmieter können wir den Einsiedlerkrebs betrachten, dem es nicht besser geht, als seinem Schicksalsgenossen auf dem Festlande, denn so oft er dicker geworden, muss er ausziehen und sich eine neue Wohnung suchen. Der menschlichen Vorstellung weiter entrückt erscheint uns das Dasein der Medusa, jenes farbenprächtigen Gebildes, das, sobald wir darnach haschen, in unserer Hand zergeht wie ein Gespenst, und das Auftreten vieler anderer abenteuerlicher Lebensformen. Da lächelt zwischen grünen Algen ein Rosenmund, während die Finger daran ihm die Nahrung zuführen, dort schweben glashelle Glocken, an welchen Fangarme hängen, wie die Leinen an einem Luftballon; gefräßige Blumensterne gaukeln auf langen Stielen und darunter mästen sich die Meergurken, ängstliche Philister, die in der Gefahr alles von sich werfen, was sie besitzen: Tentakel, Mund und Schlund, Eingeweide und im äußersten Falle auch einen Theil des Leibes. Es wächst ihnen alles wieder nach. Die Rhizopoden aber besitzen überhaupt keinen Leib; sie scheinen nur aus Füßen zu bestehen, die sie mit einem kalkigen Skelet umgeben. Und diese bauchlosen Thiere hat die Schöpfung in solchen Massen hervorgebracht, dass mit deren Leichen alle unsere Kreideberge aufgebaut werden konnten."

In ähnlich anschaulicher und feiner Weise sind andere Darstellungen des Büchleins gehalten, und die in dasselbe eingedruckten Bildchen geben auch dem Auge Erquickung. R.

Idyllen von Pol de Mont. Nachdichtungen aus dem Vlämischen von Albert Möser. (Berlin. Hans Lüstenöder. 1893.)

Pol de Mont gehört zu den bedeutendsten Vertretern der jüngsten vlämischen Literatur und unter seinen Werken sind die Idyllen zuerst zu nennen. In echt germanischem Geiste gehalten, sind es reizende Bilder aus dem ländlichen Volke der niederen Lande. Albert Möser, der Meister der Form, hat diese Poesien ins Deutsche übersetzt, beziehungsweise nachgedichtet; sie muthen in der That an wie ursprüngliche Schöpfungen der deutschen Sprache und erinnern in ihrer classischen Schlichtheit an das Beste, was die Idyllendichtung der Deutschen hervorgebracht hat. Zugeeignet ist das Buch dem Dichter Rosegger. M.

Schwanenlieder. Gedichte (III. Sammlung) von Wilhelm Ressel. (Verlag von Moriz Rätze in Dresden 1893.) Ein starker Band, dessen Titelblatt das Bildnis des Dichters zeigt, bringt uns die poetischen Abschiedsgrüße des fruchtbaren Dichters, um, wie er sich im Vorwort vernehmen läßt, nach fast dreiundzwanzigjähriger literarischer Thätigkeit fortan voll und ganz einem anderen Berufe anzugehören, dem er sich mit gleicher Begeisterung ergeben hat. Die für Prosa und Poesie gleich gewandte Feder des begabten Schriftstellers zeigt sich auch in diesem letzten Anlaufe ungeschwächt und wird umso schwerer seinen Entschluss empfinden, wenn uns nicht die Gewissheit geboten wäre, dass der vorzügliche Mann, der bisher den Geist der Menschheit gesunden half, als Naturarzt seinem neuen, beziehungsweise jetzt ungetheilten Wirken volle Grechtigkeit widerfahren lassen wird. Das lesenswerte Werk ist dem Freunde des Dichters, dem Dichter und Herausgeber des „Deutschen Dichterheims", Paul Heinze in zugeeignet. Armin.

Gedichte von Josef Immergrün. (Im Selbstverlag des Verfassers. Druck von A. Streit. Brünn. 1887.) Eine kleine Sammlung ansprechender Lieder und Gedichte verschiedenen Inhaltes. Armin.

St. Georg. Epische Dichtung von Ludwig Brunner. (Großenhain und Leipzig. 1893.) Das Werk erzählt in alter Weise eine Tragödie aus der Zeit des Vehmgerichtes. Die Charaktere sind kräftig gezeichnet, der Stoff spannend, die Schreibweise mitunter empfindlich schleppend, insbesondere macht sich die Zahl der „und" in seltener Stärke geltend. Armin.

Bergfahrt. Erzählende Dichtung aus dem Erzgebirge von Otto Trautmann. (Dresden und Leipzig. E. Piersons Verlag.)

Die Weise der an sich nicht uninteressanten Erzählung ist eine derart gedehnte und stets vollen Scharfsinn erfordernde, dass nur ein sehr geduldiger Leser das Büchlein bis zum Ende verarbeiten mag. Einige Zeilen mögen meinen Ausspruch rechtfertigen:

Heimgarten

11. Heft. August 1893. XVII. Jahrg.

Ein Inserat.

Novelle von **Max von Weißenthurn**.

„Alle, alle sind sie nun schon verheiratet und ich allein bin übrig geblieben, hübsch bin ich doch auch, hübscher denn manche andere, reich nicht minder, worin also soll ich die Schuld suchen, dass ich alle Anwartschaft darauf zu haben scheine, eine alte Jungfer werden zu müssen?“

„Worin liegt die Schuld? In dir selbst; du bist zu wählerisch. Du forderst von deinem Zukünftigen, dass er schön sei wie Apoll, dass er die Weisheit Salomonis in sich berge, dass er Vermögen, alten Adel und eine ganz endlose Reihe, sowohl blendender als auch reell gediegener Eigenschaften aufzuweisen habe; eine solche rara avis gibt es aber auf Erden nicht, kann es nicht geben.“

„Es geht mir zu gut, als dass ich geneigt wäre, mich mit dem ersten Besten zu bescheiden und mein Los freiwillig zu verschlechtern!“

„Dann klage auch nicht und wundere dich nicht, wenn unsere Altersgenossinnen vor dir unter die Haube kommen; ihnen gilt die Liebe mehr, als aller äußerer Tand, an dem dein Herz nun einmal zu hängen scheint.“

„Wie du nur so sprechen magst, auch mir wird die Liebe alles gelten und ich werde bereit sein, ihr jedes Opfer zu bringen, aber ich weiß, dass ich nur dann im Stande sein werde, sie zu empfinden, wenn der Mann alle Vorzüge in sich eint, die sich denken lassen; warum sollten nicht glänzende äußere Verhältnisse, ein schönes Exterieur, ein alter Name Hand in Hand gehen können mit edler Gesinnung, mit reichen Geistesgaben.“

Wir Drei. Fünf Acte. Von Ernst Rosmer. (München. Dr. Albert & Co.)

Maximilian Schmidts Volkserzählungen. Gesammt-Ausgabe Serie I (ca. 75 wöchentliche Lieferungen). (München. Seitz & Schauer.)

Um jeden Preis. Roman von A. G. v. Suttner. (Dresden. E. Pierson. 1893.)

Am Cap Martin. Roman von Konrad Telmann. (Dresden. E. Pierson. 1893.)

Leidende Menschen. Novellen von Arthur Holitscher. (Dresden. E. Pierson. 1893.)

Die Insel Ahasvers. Ein episches Gedicht von Maurice Reinhold von Stern. (Dresden. E. Pierson. 1893.)

Spuren. Ausgewählte Gedichte von Fr. Herold. (Dresden. E. Pierson. 1893.)

Schloss Arnheim. Tragödie in zwei Theilen im Spiegelbilde der Vergangenheit dem Pseudo-Naturalismus unserer Tage gegenüber. Von E. Stella. (Leipzig. Literarische Anstalt. 1893.)

Kraka. Ein Lustspiel von Richard Kralik. (Leipzig. Literarische Anstalt. 1893.)

Die moderne Gesellschaft. Zeitschrift für sociale Aufklärung. Begründet und herausgegeben von Dr. C. Sturm. (Berlin. Dr. Sturms Bücherverlag.)

Familie Klinger. Volksstück in vier Acten von Wolfgang Rick. (Wien. M. Breitenstein.)

Das Todtenbein. Ein absonderlich-mysteriöser Criminalfall. Von V. Burenin. Aus dem Russischen übersetzt, mit Anmerkungen und einer Einleitung versehen von Wilhelm Henckel. (München. Dr. E. Albert & Co.)

Gespenster. Idea-rea-naturalistisch-parodistisches Friedensdrama von S. Goldschmidt. (Hainburg. A. Goldschmidt. 1893.)

Bozen (Gries) und ihre Umgebung. Mit Illustrationen, Karten und Plänen. (Wien. Hartleben.)

Charaktere und Temperamente. Dramatische Studien von Hans v. Basedow. I. Shakespeare'sche Charaktere mit einem Anhang: Über Goethes Faust. (Berlin. Eduard Rentzel. 1893.)

Bericht über die Thätigkeit des Grazer Lehrervereines während des fünfundzwanzigjährigen Bestehens 1868—1893. Aus Anlass der Jubelfeier des Vereines zusammengestellt von Alois Taucher. (Graz. Verlag des Grazer Lehrervereins. 1893.)

Postkarten des „Heimgarten".

Über den Aufsatz: „Ein bedenklicher Hochzeitsbrauch" sind uns sehr viele Zuschriften zugekommen. Die Männer sind größtentheils empört über die Brutalität — nicht der Thatsache, sondern der Rüge. Manche stellen sich naiv und meinen, dass der Aufsatz wohl nur in Tolstoys „Kreutzer-Sonate" seinen Grund habe. Die Zuschriften der Frauen haben ausnahmslose Zustimmung und Dank für das freimüthige Wort. Nur ein einziges, wahrscheinlich sehr ideal-denkendes älteres Fräulein nannte unsere Bedenken — cynisch.

E., Arnau: Eine neue Religion will der Mann machen? Aber, es ist ja die alte noch ganz gut. Es kommt nur darauf an, in ihrer Lauterkeit sie nachzuleben.

P., Wien: Wir waren nicht wenig betroffen darüber, dass jener steirische Poet an die große Glocke gehangen ward, weil er nicht in der Lage war, zum Bau einer Turnhalle zu Freiheit-Marschendorf in Nordböhmen einen Geldbetrag zu leisten. Diese Thatsache ist für eine öffentliche Notiz doch kaum interessant genug. Arbeiten und eine Familie versorgen müssen ist weder was Neues, noch ein Unglück und passiert anderen auch.

Deutscher Jüngling, Pettau: Freunde mehr als Abonnenten. Übrigens werden Freunde nicht gezählt, sondern gewogen. Besten Dank.

Von jetzt an bis Ende September sind Zuschriften an die Redaction des „Heimgarten" nach Krieglach, Steiermark, zu richten; alle Zuschriften, welche die Administration oder Expedition angehen, mögen nach wie vor an die Verlagsbuchhandlung „Leykam" in Graz adressiert werden.

Unverlangt eingeschickte Manuscripte können nicht berücksichtigt werden.

Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.

hat, mitmachten. Im Sommer verbrachten sie mehrere Monate zum Theile auf Olgas reizender Villa, zum Theile auf Reisen. Die Harmonie ihres Zusammenlebens war noch durch nichts gestört worden, da jeder Wunsch Olgas der gefügigen Gertrude unantastbarer Befehl wurde, welchen auszuführen sie sich beeilte.

Heute nun saßen sie, wie dies des Nachmittags gewöhnlich der Fall zu sein pflegte, im schattigen Garten, der zu Olgas Besitzung gehörte, und eine im Bekanntenkreise stattfindende Heirat, zu der die Freundinnen geladen waren, hatte Veranlassung gegeben, dass Olga sich die Frage aufwarf, weshalb denn gerade sie den Mann noch nicht gefunden, bei dessen Anblick ihr Herz höher schlagen könne.

Sich einem Manne zu eigen zu geben, das war ein seltsamer Gedanke; gehört man einem anderen an, so gilt es vor allem, jedem eigenen Willen zu entsagen, und die schöne Olga liebte das Bewusstsein über alles, sich keiner Menschenseele unterordnen zu müssen.

„Weißt du was wir thun wollen, nur so um uns lustig die Zeit zu verkürzen“, rief sie nach einer Pause, indem sie der Freundin einen muthwilligen Blick zuwarf; „wir setzen einen Heiratsantrag in die Zeitung, natürlich wird strenge Discretion bewahrt, und da soll sich dann zeigen, ob wir nicht um unserer selbst willen geliebt werden können, auch wenn man glaubt, dass wir arm sind wie die Kirchenmäuse!“

„Aber Olga, bedenke doch!“

„Ach was, mich langweilt eben das ewige Bedenken; ich bin ein Kind meiner Zeit; ich will lustig sein, will den Augenblick genießen, will mich amüsieren; natürlich lassen wir das Incognito nicht fallen und fädeln alles recht geschickt ein. Ich will doch auch einmal wissen, wie eine Liebesidylle sich abspielt, ob die Version des Himmelhochjauchzend, zu Tode betrübt, im praktischen Leben sich als wahr erweist. Von unseren Classengenossinnen vom Institut sind wir beide, du und ich, die einzig Unvermählten. Freilich an feierlichen Anträgen hat es auch mir nicht gefehlt. Die reiche Erbin hätte mancher gerne heimgeführt, so viel sie aber auch von Liebe redeten, all die verschiedentlichen Bewerber um meine Hand, mir begegnete noch keiner, dem ich hätte glauben mögen, dass er mich um meiner selbst willen und nicht um des schnöden Mammons willen lieb habe. Dass ich grundsätzlich nur eine standesgemäße Heirat machen will, das weißt du, und eben deshalb dünkt mir meine Idee doppelt klug; sie soll zugleich ein Prüfstein werden, soll mir verrathen, ob in der vornehmen Gesellschaft, in welcher wir uns bewegen, sich denn wirklich keiner, aber auch keiner herbeilassen würde, mit einem vermögenslosen Bürgermädchen eine Heirat zu schließen.“

„Wie du inconsequent bist, Olga; du verlangst, dass deine Standesgenossen förmlich darauf erpicht seien, eine Mesalliance zu schließen, dass sie zu diesem Zwecke gleich nach dem ersten besten Zeitungsblatte greifen, du aber weißt dir deinen Stammbaum sorglich zu wahren.“

„Im Moment ist es mir ganz einerlei, ob ich consequent oder inconsequent handle, ich will nur durchführen, was ich mir in den Kopf gesetzt, und damit Punctum. Du kennst mich, ich dulde keine Widerrede.“

Die Folge dieser kategorischen Erklärung war, dass ein blonder und ein dunkler Mädchenkopf auf der Terrasse der Arendorf'schen Villa heute länger denn gewöhnlich, über einen Bogen Papier geneigt, dasaßen; dass lebhafte Worte gewechselt wurden und lautes, fröhliches Lachen zuweilen erscholl, bis endlich das Schriftstück zur vollen Zufriedenheit der jungen Damen vollendet vor ihnen lag und sie es

Die Sprecherin war ein junges hübsches Mädchen von etwa zwanzig Jahren, eine kleine zierliche Erscheinung mit kurzen dunklen Locken, leuchtenden schwarzen Augen, frischen Farben und jenem ein klein wenig aufwärts gestülpten Näschen, das den Caprizen-Gesichtern à la Watteau einen so pikanten Reiz zu verleihen pflegt. Sie saß in einem Gartenstuhle aus indischem Korbgeflecht auf der rebenumsponnenen Veranda ihrer lieblichen Villa in Reichenau, jener vielbesuchten Sommerfrische der Wiener. Träumerisch blickte sie ins Weite, während die lässig im Schoße ruhenden schlanken Hände zeitweise glättend über das glänzende Fell ihres semmelfarbenen Rattlers fuhren. Olga von Arendorf war ein vermögendes, daher unabhängiges, früh verwaistes Mädchen, das nie erfahren hatte, was es heißt, von einer treuen Mutter liebend herangebildet zu werden, in dessen Charakter somit ohne eigentliches Verschulden ein wenig von jenem schroffen rücksichtslosen Egoismus lag, der dort so leicht Wurzel faßt und überwuchert, wo die Liebe in irgend einer Gestalt nie zur Lehrmeisterin geworden. Olga hatte die Mutter kurz nach ihrer Geburt verloren und war während ihrer zartesten Kindheit der Sorge von Dienstboten überlassen gewesen, da der Vater, von Berufsgeschäften in Anspruch genommen, sich nur wenig mit ihr befassen konnte. Bereits mit acht Jahren hatte sie eine fashionable Pension kennen gelernt, in welcher sie der verwöhnte Liebling aller war, da man in ihr das reiche Mädchen sah, dem man sich gerne zuvorkommend erwies. Zum Schaden Olgas fand sie dort keine wohlwollende mütterliche Lehrerin, welche das Kind, anstatt es zu verwöhnen und jede Unart desselben zu dulden, liebend erzogen hätte. So wuchs Olga heran, lernte rasch, da ihre Auffassung leicht war, sicherte sich das Wohlwollen der Lehrer und verstand es im übrigen meisterhaft, ihren Willen durchzusetzen. Als sie sechzehn Jahre alt war, verlor sie den Vater und kam bald darauf in das Haus ihres Vormunds, eines alten Junggesellen, der sie in allem gewähren ließ, aber mehr aus Bequemlichkeit, denn aus Zuneigung, welcher es somit auch nicht verstand, das Fünkchen zu wecken und zu pflegen, welches in Olgas Herz schlummerte und nur des zündenden Blitzes bedurfte, um sich gedeihlich zu entfalten. Aus der Pensionszeit hatte sie sich eine einzige Mädchenfreundschaft mitgenommen in das neue Leben, eine Freundschaft, die zwar jahrelang bestanden hatte, aber nicht ganz den wohlthätigen Einfluss übte, welchen derlei, in phantastischer Schwärmerei geknüpfte Bande, häufig zu üben pflegen, weil Olga das dominierende Element war und Gertrude, wenn auch um zwei Jahre älter als die Freundin, sich doch immer widerspruchslos deren Willen fügte. Als der Vormund kaum zwei Jahre, nachdem Olga zu ihm gezogen, infolge eines gastrischen Zustandes in verhältnismäßig rascher Zeit starb, Olga großjährig erklärt wurde und als selbstständige Herrin ihres Vermögens mit kaum neunzehn Jahren unabhängig dastand, entsann sie sich der Freundin, mit welcher sie stets in regem Verkehr gewesen, und forderte dieselbe, deren Vermögensverhältnisse ohnedem beschränkt waren, auf, die Stelle einer Gesellschafterin bei ihr anzunehmen. Gertrude Stein sagte gerne zu, einerseits, weil sie Olga wirklich von Herzen zugethan war, andererseits weil, da sie vom Schicksal dazu bestimmt schien, das Brot der Dienstbarkeit zu essen, sie sich dies im Hause der Freundin leichter dachte, als anderwärts.

So hausten denn die beiden Mädchen nun seit zwei Jahren schon, des Winters in Wien, wo sie ein geselliges Leben führten und viel von den geistigen Genüssen, welche die Metropole ihren Bewohnern zu bieten

Damen aus einer Welt, die am besten nicht genannt ist, so dachte der junge Mann, während er langsam mit der Hand über den üppigen blonden Bart strich. Aber der neckische Zufall wollte doch, dass seine Blicke zu wiederholtenmalen auf das Inserat fielen, als könne er aus den schwarzen Lettern den Charakter der Schreiberinnen entziffern.

Zwei, garantierte nicht eben diese Zweizahl die absolute Gefahrlosigkeit des Abenteuers? Und ehe er wusste, wie ihm geschah, hatte Egon Weilen die Chiffre sammt der Zahl in sein Notizbuch eingetragen. Natürlich kam es ihm gar nicht in den Sinn, der Sache weitere Consequenzen beizumessen, oder gar als Correspondent auftreten zu wollen. Was denn nicht noch, dazu hat ein junger Arzt keine Zeit, auch dann nicht, wenn seine Praxis eine noch recht geringe und er sich beinahe versucht fühlen würde, jeden Bekannten, der ihm begegnet, ein tüchtiges Nervenfieber an den Hals zu wünschen, damit ihm, wohlverstanden, dem Jünger Äsculaps und nicht dem Bekannten, Gelegenheit geboten werde, seine ärztliche Tüchtigkeit darzuthun, seinen Eifer zu zeigen, und vielleicht auch seine Börse zu spicken.

Auf das seltsame Inserat zu antworten, kam also dem jungen Manne nicht in den Sinn, war aber die Chiffre einmal notiert, so vergaß er sie nicht so leicht wieder und vielleicht bot sich in einer anderen müßigen Stunde Gelegenheit, ein wenig Umschau zu halten in dem Blatte, ob eine Antwort erfolgt sei, ob die Zeitung das Medium bilde zwischen C. W. und einem geheimnisvollen Fremden. Mein Gott, man geräth eben oft auf irgend einen tollen Einfall, nur um die Zeit todtzuschlagen, wenn man jung ist, nicht gerade mit Arbeit überbürdet und im „Café Central" sitzt, um an einem kühlen Herbsttage das Feuer zuhause zu ersparen und doch nicht zu erfrieren. Die Chiffre war nun einmal in dem Notizbuche verzeichnet; das genügte, um gelegentlich den jungen Arzt daran zu erinnern, wieder einen Blick in den Inseratentheil zu werfen, um zu erspähen, ob eine weitere Correspondenz erfolge oder nicht.

Saß am nächsten Tage wieder ein eifriger Zeitungsleser im Kaffeehause, dessen Blicke sich bis zu den Inseraten verirrte, so konnte er unter denselben eines finden, welches an «C. W. 50» gerichtet war und die Aufforderung enthielt, im Falle es den „armen Bürgermädchen" wirklich um eine geistig anregende Correspondenz zu thun sei, so möchten sie am ersten November ein an sie gerichtetes Schreiben auf der Hauptpost abholen lassen.

Doctor Egon Weilen aber war heute über Land gefahren, und da man bei Landpartien sehr gerne der leidigen Politik, des kaum minder leidigen Stadtklatsches vergisst, so war er auch von Herzen froh, den ganzen Tag über kein Zeitungsblatt zur Hand zu bekommen; er sah folglich die Antwort auf das Inserat, welches sein Interesse wach gerufen, nicht.

In der von uns bereits erwähnten hübschen Villa in Reichenau aber rief es eine ungeheuer lustige Stimmung bei Olga hervor, der es großen Spass machte, dass ihrem närrischen Einfall sobald Gewährung winke. Die ernstere Freundin hingegen machte allerdings vollständig unnütze Versuche, Olga von der Idee abzubringen, diesen Brief wirklich holen zu lassen. Auf alle noch so vernünftigen Einwendungen erhielt sie immer nur den Bescheid, sie wolle sich nun einmal amüsieren, sie wolle sehen, ob durch brieflichen Gedankenaustausch überhaupt ein wärmeres Interesse wachgerufen werden könne. Es belustige sie, in Erfahrung zu bringen, welchen Ton im brieflichen Verkehr ein hochgeborner, angesehener Mann anschlagen werde, wenn er von allem Anfange an wisse, dass er es mit armen Bügermädchen zu thun habe.

um einen Totaleindruck zu bekommen, sorgsam durchlasen.

II.

Im „Café Central“ saß in den frühen Morgenstunden eines verhältnismäßig warmen Herbsttages der junge Doctor Egon Weilen und las eifrig in politischen Journalen. Er war ein großer schlanker Mann, dessen schmales Gesicht ein hellbrauner Bart umrahmte; die blauen Augen blickten zuweilen über die Brille hinweg nach dem bunten Treiben der Straße und es ließ sich dann deutlich erkennen, dass sie hell und freundlich ins Leben schauten, dass ein gutes Stück echten und unverfälschten Jugendmuthes in denselben sprühte. Offenbar musste das Leben bislang noch recht glimpflich mit dem jungen Mediciner umgegangen sein, denn von dem modernen Weltschmerz, an welchem heutzutage die Mehrzahl der Menschen kränkelt und der durch frühzeitig erlebten Kummer leicht hervorgerufen wird, um dann verbitternd auf junge Gemüther zu wirken, war an ihm auch nicht ein Atom zu bemerken. Im Gegentheil, sowohl der Ausdruck seiner Augen, als auch ein leicht spottender Zug um den feingeschnittenen Mund wiesen auf gesunde, fröhliche Lebensauffassung hin, die nichts gemein hat mit dem angekränkelten Idealismus der Neuzeit, der doch sich nicht freimachen kann von jenem zergliedernden Realismus, welcher alles herabreißt, dem kein Fühlen heilig ist.

Nachdem der junge Mann sowohl die Leitartikel als auch die Telegramme in den Blättern, welche er sich zu seinen Leiborganen erkiesen, gelesen, wandte er sich dem localen Theile zu und durchblätterte jene Rubriken, welche Lästerzungen boshaft genug wären, als „Stadtklatsch“ zu bezeichnen. Er schien offenbar eine bestimmte Stunde abzuwarten, die Frist bis zu derselben im Kaffeehaus todtschlagen zu wollen. Vielleicht brachte sie ihm ein lang ersehntes Rendezvous oder einen für seine schwach gespickten Taschen ebenfalls lang ersehnten Patienten. Wie dem auch sein mochte, jedenfalls fühlte der junge Arzt, selbst als er die Tagesneuigkeiten bis zum letzten Buchstaben durchlesen, sich noch nicht geneigt, auf die Straße zu treten. Wohl ließ er seine Blicke eine Weile hinausschweifen auf das stets ruhelose Treiben draußen, dann aber griff er nach kurzem Zögern wieder nach dem Zeitungsblatte und warf einen gelangweilten Blick über die Inseratenseite. Dienstgesuche, Anpreisungen von tausenderlei Verkaufsartikeln, was gab es da nicht für unnützes Zeug, das doch von jedem Gebildeten als wertlose Reclame angesehen wird. Endlich gar die Rubrik der zärtlichen Stelldichein: „Jene Dame mit der blauen Masche, welche gestern beim Schubertdenkmal im Stadtpark war“ — „Jener Herr mit dem blonden Schnurrbart wird gebeten“, u. s. w. Mit spöttischem Lächeln überflog Egon Weilen die lange, enggedruckte Colonne zärtlicher Botschaften, sehnsüchtig erflehten Stelldicheins, und schalt im Grunde seiner Seele all jene Thoren, welche derartigen Liebesboten Gehör schenken. Da blieben seine Augen plötzlich an einem in fetten Lettern gedruckten Inserate haften, dessen seltsamer Inhalt ihn befremdete: „Zwei arme Bürgermädchen, weit über ihre Verhältnisse gebildet, unglücklich in dem geistig beschränkten Gesichtskreise ihrer Umgebung, wünschen mit wahrhaft vornehmen Herren aus altadeligen Häusern in Verbindung zu treten, um sich durch anregende Correspondenz Stunden der Langweile zu vertreiben. Herren, welche weite Reisen gemacht und fesselnd zu erzählen wissen, haben den Vorzug. Reflectierende mögen sich melden unter der Chiffre «C. W. 50» Hauptpost.“

Entweder ein Scherz oder eine neu ersonnene Falle intriguanter

und nach der Zuckerbäckerei Demmel zu bringen, wo sie seiner harren werde. Mit einiger Spannung hatten die Freundinnen die Rückkehr des Mannes erwartet. Bringt er einen Brief, oder wollte man uns durch die Antwort auf unser Inserat nur zum besten halten? Fragten sie sich nicht ohne eine gewisse Ängstlichkeit, denn es ist recht demüthigend denken zu sollen, dass man, wenn auch incognito, einen anderen nur zur Zielscheibe des Witzes dienen solle.

Die Antwort war gekommen und hatte einigermaßen anders gelautet, als die Mädchen dieselbe erwartet. Ein bisschen schwerfällig, ein bisschen langathmig und vielleicht eben dadurch nicht ganz ernsthaft zu nehmen, denn wer auch nur den leisesten Anflug vom Pedanten an sich hat, lässt sich gewiss nicht des Zeitvertreibes halber in eine anonyme Correspondenz ein, anonym war und blieb sie auch von seiten des Mannes, der seinen ersten Brief als „der Zweifler“ unterschrieb und es den Damen anheim stellte, ob diesem noch weitere Episteln folgen sollten.

Sosehr aber auch Gertrude darauf hinwies, dass man alle Ursache habe, anzunehmen, es handle sich hier um eine Mystification, sosehr sie vor jeder Fortsetzung dieser Correspondenz abrieth, ja geradezu warnte, so blieb doch Olga eigensinnig bei dem nun einmal gefassten Entschlusse, und versprach sich, wenn nicht goldene Berge, deren sie ohnedem nicht bedurfte, so doch Zerstreuung und Abwechslung aus der in Scene gesetzten Thorheit. Die Briefe waren bald nur an *eine* Dame gerichtet, da auch immer nur *eine* antwortete; sie kamen immer häufiger und Gertrude ward es unheimlich zumuthe, fieng sie doch an zu befürchten, dass die Sache eine ernstere Gestaltung annehmen und ihre Freundin, vom Spiel zur Wirklichkeit übergehend, ihr Herz an ein Phantom verschenken könne, dem sie alle möglichen glänzenden Eigenschaften zuschrieb, von denen das Wesen aus Fleisch und Blut, welches jene Briefe schrieb, auch nicht eine einzige besaß. Mit steigender Besorgnis sah sie, wie unruhig Olga wurde, sobald der Tag heranbrach, an welchem sie ein Schreiben des „Zweiflers“ zu erwarten hatte. Mit steigender Besorgnis sah sie auch, dass die Briefe, welche Olga schrieb, von Woche zu Woche an Umfang zunahmen und sie machte sich die bittersten Vorwürfe, zu dem gefährlichen Spiele ihre Hand nur allzuwillig geboten zu zu haben. Was sollte, was konnte daraus werden; wie ließ sich eine Brücke finden, um aus diesem unnatürlichen brieflichen Verkehre einen gesellschaftlichen Umgang zustande zu bringen, der — möglicherweise — so sagte sich Gertrude, mit einer Heirat endigen könnte! O! warum waren sie auf diese Thorheit eingegangen? Warum hatten sie dieselbe in Scene gesetzt! Wenn nur Gertrude für die Freundin hätte einspringen können, derselben diese unselige Correspondenz aus der Hand hätte nehmen dürfen; ihre Sorge wäre es dann gewesen, dieselbe nach und nach abzubrechen! Aber Olga hatte in dem Verfassen und Empfangen jener Briefe einen Zeitvertreib gefunden, dem zu entsagen sie nicht mehr gewillt war, ja sie kam sich förmlich interessant vor und umgab ihre Correspondenz mit einem Schleier des Geheimnisvollen, so zwar, dass sie selbst Gertruden keinen Einblick mehr in die Briefe gewährte. Diese, welche, seit sie ihren Vertrauens-Posten in Olgas Haushalt bekleidete, sich wie früher in den Pensionstagen, verantwortlich hielt für jeden tollen Streich der launenhaften Freundin, fand die Situation immer unheimlicher und gieng ernstlichst mit sich zu Rathe, wie derselben abzuhelfen sei, ohne dass ihr ein Ausweg in den Sinn gekommen wäre. Wer weiß, wer jener geheime Correspondent sein mochte und in was für gefährliche Machinationen er das unerfahrene

„Ich begreife gar nicht, Gertrude, was das wieder für schwerfällige Einwendungen sind, mit denen du mich quälst, was ist denn weiter an der ganzen Geschichte, wenn wir nach zwei oder drei Briefen, die hin- und hergeflogen sein werden, sehen, dass uns die Geschichte langweilt, nun so geben wir dieselbe einfach auf und antworten nicht weiter, mag er dann schreiben, so viel er will, was kümmert es uns."

„Und wie leichtsinnig es ist, deine Handschrift so in die Welt hinauszusenden, wenn du sie auch mit einem falschen Namen unterzeichnest, das bedenkst du nicht."

„Es gehört ja zu der modernen Erziehung, dass jede Charakteristik der Schrift verloren geht und sämmtliche Schülerinnen eines Pensionates ganz gleich schreiben; wie willst du da, dass der Buchstabe zum Verräther werde?"

„Und das Abholen des Briefes, wie soll das bewerkstelligt werden, du kannst doch nicht jemanden von der Dienerschaft ins Vertrauen ziehen? Dein unbekannter Correspondent hat überdies die Liebenswürdigkeit, den Tag zu bestimmen, an welchem seine Epistel abgeholt werden soll. Willst du etwa gar früher, als wir es beabsichtigten, in die Stadt fahren? nur um dich in den Besitz jenes kostbaren Documentes zu versetzen?"

„Und warum nicht? Habe ich einmal A gesagt, so —"

„Will ich nur hoffen, dass du der Thorheit nicht bis zum Z consequent treu bleibst."

„Was immer auch daraus entstehen möge, jedenfalls spreche ich dich von jeder Schuld an dem bös oder gut ausklingenden Z frei; übrigens mitgefangen, mitgehangen. Da wir die Domestiken nicht ins Vertrauen ziehen wollen, bleibt uns gar nichts übrig, als vor dem ersten November zur Stadt zu übersiedeln; wir werden es dann leicht ermöglichen, zusammen zur Post zu kommen; du hast in gewohnter Sanftmuth und Geduld schon manchen tollen Streich von mir geschehen lassen, also drücke auch jetzt ein Auge zu und thu' mit!"

Obzwar widerstrebend sah Gertrude sich doch gezwungen, sich zu fügen, denn was hätte Olga nicht durchgesetzt, wenn ihr ernstlich daran gelegen, es zu erreichen.

III.

Das helle, schöne Herbstwetter, auf welches die niederösterreichischen Landstriche ein Privilegium zu haben scheinen, war den rauhen Winterstürmen gewichen; Schnee und Eis bedeckten die Landschaft; der Aufenthalt in der Residenz bot eine angenehme Abwechslung nach den Freuden des Landlebens, Theater und Concerte wurden vielfach besucht und Olga von Arendorf mit ihrer Freundin gehörte zu den häufigen Erscheinungen der Oper, welche mit Interesse jeder Novität lauschte, die ihrem feinen musikalischen Gehör so manchen Genuss bot. Weihnachten, das Fest der Kinder, war vorüber, der Carneval hatte begonnen und die jungen Mädchen rüsteten sich, um Bälle zu besuchen, die ihnen Zerstreuung und Anregung bieten sollten. Olga hatte unter ihren Freiern noch immer keinen gefunden, welchen mit ihrer Hand zu beglücken sie Lust verspürte, aber trotzdem fieng die Unzufriedenheit, welche früher ihr Gemüth so häufig belastet hatte, an, von ihr zu weichen. Sie wurde heiterer, liebenswürdiger, natürlicher in ihrem Wesen, als sonst. Der tolle Einfall, welchen sie im Herbste gefasst, jenes Zeitungsinserat war übrigens noch nicht in Vergessenheit gerathen; im Gegentheil, es beschäftigte die Freundinnen häufig. Olga war wirklich vor dem ersten November nach der Stadt übersiedelt und sandte an dem ihr bestimmten Tage einen Dienstmann zur Post mit der Weisung, Briefe, die etwa unter der Chiffre «C. W. 50» eingelaufen sein konnten, abzuholen,

sonst; kurzum, sie blieb dabei, dass schon, um jedes Aufsehen im Hause zu vermeiden, die Freundin daheim bleiben solle, sie selbst aber durch einen rückwärtigen Ausgang des Hauses zu später Abendstunde dasselbe verlassen, und sich auf die Opernredoute begeben wolle. Jede Einwendung blieb vergeblich, selbst Gertrudens sarkastische Bemerkung, es sei dieses Stelldichein ein Abenteuer würdig einer jeden Grisette des Boulevard des capucins. blieb erfolglos. War es Neigung, war es magnetischer Drang, war es kindischer Eigensinn allein, oder was immer sonst, Thatsache blieb, dass weder Gertrudens Bitten noch ihre Thränen Olgas Entschluss zu erschüttern im Stande waren.

„Ich verstehe gar nicht, was du für eine cause célèbre aus der ganzen Geschichte machst“, antwortete Olga ärgerlich auf die Einwendungen der Freundin, „was ist denn weiter daran, ich besuche die Opernredoute, ich menge mich in das Maskengetriebe, ich trage selbst eine Larve, betrachte unerkannt das Fest und fasse nebstbei den Mann ein wenig ins Auge, dessen Briefe mich zu interessieren anfangen. Er ist es obendrein, der sich zu erkennen geben muss; die Herren sind alle nicht maskiert, ich kann folglich an seinem Anzug nicht errathen, welcher von ihnen der richtige ist; er aber hat selbst die grüne Schleife mit einer Brillantagraffe auf der rechten Schulter als Erkennungszeichen festgesetzt, er ist es also auch, der auf mich zukommen muss. Behagt der Ton, welchen er mir gegenüber anschlägt, mir nicht, nun so ist doch im Gewühl des Balles die Masche schnell heruntergerissen, schwarze Dominos gibt es genug, wo man den einen von den anderen nicht unterscheiden kann und so verliert man sich in der Menge. Das einmalige Sehen, das verspreche ich dir, soll mir, im Falle er mir nicht behagt, worauf ich übrigens nicht so recht glaube, jedenfalls genügen, und es hat dann auch die Correspondenz ihr Ende erreicht.“ — Diese Erklärung war alles, was Gertrude von der Freundin erzielen konnte. In aller Stille traf diese die nöthigen Vorbereitungen und immer näher rückte der Abend der Opernredoute heran, ohne dass es Gertruden gelungen wäre, Olga von ihrem Vorhaben abzubringen. Das Herz der treuen Freundin schlug in banger Unruhe und sie hätte viel darum gegeben, wenn nur erst die Opernredoute ohne weitere Fatalität und Consequenz vorübergegangen wäre; aber was konnte sie thun? Jemanden ins Vertrauen ziehen, der es versuche, Olga zu überreden, die tolle Idee aufzugeben, das war bei dem Eigensinn des Mädchens ein gewagtes Unternehmen. Selbst heimlich hingehen, um ihr dort im entscheidenden Momente zur Seite stehen zu können, was sollte das nützen? denn wie würde ein Mädchen dem anderen zu helfen im Stande sein? Was also thun? Die junge Dame sann hin und her, musste aber schließlich es doch aufgeben zu intervenieren und ward ruhiger in dem Bewusstsein ihrer Ohnmacht. Erst am Tage der Redoute selbst bemächtigte sich ihrer wieder eine bange Aufregung, gegen die sie vergeblich ankämpfte.

(Schluss folgt.)

Mädchen verstrickte. Heutzutage, wo Anarchisten, Socialisten, Hochstapler und ähnliche Auswüchse der menschlichen Gesellschaft uns allerorts entgegentreten, heutzutage, wo man nicht vorsichtig genug sein kann in der Wahl seiner Freunde, aus Furcht, einer derselben könne sich in irgend einer unliebsamen und ehrenrührigen Gestalt entpuppen, heutzutage war es geradezu himmelschreiende Verwegenheit, sein Denken und Fühlen einem Fremden gegenüber unverhohlen darzulegen, wie Olga dies zweifelsohne in ihrer ominösen Correspondenz that. Aber was machen? wie dagegen einschreiten, das war die Frage, welche immer mehr Gewalt über Gertrude gewonnen, ohne dass sie deren Lösung nähergekommen wäre. Gertrude hatte eine Scheu davor, Fremde ins Vertrauen zu ziehen, abgesehen davon, dass sie auch niemanden kannte, welchem sie gerne eine so heikle Geschichte mitgetheilt, um dessen Intervention sie hätte bitten mögen. So gieng Tag um Tag dahin und die Sorge und Aufregung des Mädchens wuchs, denn sie sah recht gut, dass jene unselige Correspondenz eine Scheidewand zwischen ihr und Olga aufthürme, welche an Unübersteiglichkeit von Tag zu Tag zunahm.

Von Besorgungen, welche sie zu machen gehabt, heimkehrend, fand sie Olga eines Tages mit hochgerötheten Wangen vor ihrem Pult sitzen; bei ihrem Eintritt eilte ihr das Mädchen in sichtbar freudiger Erregung entgegen. „Wir kommen zu einer Entscheidung, es geschieht ein bedeutsamer Schritt nach vorwärts“, rief sie, indem sie triumphierend ein Blatt Papier Gertruden in der hocherhobenen Rechten entgegenhielt.

„Was soll das heißen, Olga?“ fragte diese befremdet, „wovon sprichst du?“

„Wovon, wovon, als ob du nicht eben so gut wüsstest wie ich, was mich seit Wochen beschäftigt“, rief jene ungeduldig, „ich soll den «Zweifler» kennen lernen, und noch dazu auf die denkbarst discreteste Weise, durch die jedes Compromittieren zur Unmöglichkeit wird: Begegnung auf der nächsten Opernredoute, Erkennungszeichen: grüne Achselschleife an der rechten Schulter eines schwarzen Dominos.“

„Olga, Olga, um des Himmelswillen, was fällt dir ein, das heißt den Scherz zu weit treiben, das soll und darf nicht geschehen; bedenkst du denn gar nicht, dass du deinen guten Ruf einem Fremden in die Hände spielst, dem du dich dann auf Gnade und Ungnade ergeben musst; gerade auf Maskenbällen nimmt man es nicht sehr genau mit den Scherzen, welche man sich erlaubt. Ein leichtes, flüchtiges Lüften der Larve, scheinbar durch den Luftzug hervorgerufen, du aber bist erkannt und die Geschichte wird public; Kind, um Himmelswillen vergiss doch nicht, was du dir selbst schuldig bist, vergiss auch nicht, dass du gerade als alleinstehende junge Dame nicht vorsichtig genug sein kannst in der Wahl der Männer, mit welchen du Umgang pflegst.“

„Du predigst tauben Ohren“, rief Olga beinahe heftig, „bei deiner Klugheit solltest du längst entdeckt haben, dass diese Correspondenz aufgehört hat, für mich ein müßiger Zeitvertreib zu sein, dass ich mit Ungeduld jedes Briefes harre, dass der Schreiber mich interressiert und ich gespannt bin, seine Bekanntschaft zu machen.“

Gertrude rang die Hände, sie sah recht gut, dass dem angeborenen Eigensinn Olgas gegenüber jede Einwendung vergeblich, und diese um jeden Preis ihren Willen durchzusetzen entschlossen sei. Was das Schlimmste bei der Sache, war, dass Olga sich von der Idee nicht abbringen ließ, allein die Opernredoute besuchen zu wollen; fürchtete sie, dass Gertrude als störendes Element das Zwiegespräch mit dem ihr interessanten Unbekannten unterbrechen werde, oder was war es

denn desto eher trachtete der Bauer die Gelder aufzubringen. Daher wurden stets die widerlichsten und rohesten Kerle zur Execution abgeordnet, und jeder, den es traf, im Bauernhause die Geißel Gottes zu spielen, war insgeheim gar vergnügt über das ihm zufallende Schlaraffenleben. Aber auch hier schied die Natur, wie überall, die Überschwenglichkeiten aus und beförderte das Gleichgewicht. War der Soldat zu strenge und anspruchsvoll, so kürzte er damit sein Wohlleben ab, weil der Bauer alles aufbot, um zahlen und den Mann wieder in seine Kaserne zurückschicken zu können. Bei einiger Bescheidenheit und Gemüthlichkeit dauerte es länger, und so kam es wohl vor, dass so ein Bursche in der Kaserne und vor den Behörden schauderhaft die Zähne fletschte, wenn von Bauern die Rede, als wollte er sie gleich fressen mit Haut und Haar, im Bauernhofe nachher aber der gutmüthigste Junge war. Am liebsten schickte man ins deutsche Alpenbauernhaus einen Böhmen oder Ungarn oder Croaten, damit schon auch sprachlich jede Gemeinsamkeit ausgeschlossen sei. Allein essen und schlafen und ein freundliches Auge und bisweilen sogar eine willfährige Hand, das sind internationale Dinge. Im Stegerhof hatten sie einmal einen kästenbraunen Croaten so lange, bis er deutsch verstand und die Stallmagd croatisch; freilich wird erzählt, dass die beiden Tag und Nacht gemeinsam Sprachstudien betrieben hätten.

Nun, und wie ergieng es der armen schutzlosen Krongrafenhoferin? Als der Feind die Ordre vorgewiesen hatte, hub er an, seine Sachen abzulegen: das lange Gewehr mit dem Spieß, den Tornister, den Gürtel mit der Bajonettscheide, die Patrontasche, den schweren grauen Mantel und zu allerletzt die Mütze. Und jetzt stand er da, fast genau einem Menschen ähnlich, nur dass er schöner gewachsen war als die Bauern in der Gegend. Noch hieng das schwarze Haar etwas klebrig über die Stirne herab, noch borstete sich der kohlrabenschwarze Schnauzer nach allen Seiten aus, als jedoch die Hand mehrmals schlichtend darüber hinstrich, nahmen auch diese Dinge eine weniger unheimliche Gestalt an. Die schwarzen Augen schauten freilich noch gar martialisch auf die Bäuerin hin, als er nun einen Krug Wasser begehrte.

Dienstwillig und vor Freude darüber, dass er wenigstens deutsch sprach, antwortete sie: Wasser so viel er wolle; sie habe aber auch eine wohlgekühlte saure Milch.

„Gut ist's, Bäuerin!“ entgegnete der Soldat, „Milch ist mir freilich lieber. Milch thu' ich dir schon gar nit verachten.“

Als sie sah, dass er gar so durstig war, kam ihr der Gedanke, er könnte auch hungrig sein und buk ihm schnell einen Eierkuchen. Als er diesen verzehrt, und das restliche Fett noch mit einer Brotschnitte aus der Pfanne getunkt hatte, bedeutete ihm die Bäuerin: wenn er sich ausrasten wolle vom weiten Marsch, in der Zeugkammer draußen sei das Bett.

„O, vergelt dir's Gott, Bäuerin, närrische Bäuerin!“ rief er. „Ein gesunder Mensch mitten im hellichten Tag ins Bett, was glaubst denn! Jetzt hab' ich brav gegessen, jetzt kann ich was thun, wenn du etwa Arbeit hast. Hast keine, so such' ich mir selber eine.“ Und gieng hinaus auf des Nachbars Wiese zu den Heuern.

Dieser Executions-Soldat, dachte nun die Krongrafenhoferin, schaut ja gar nit so arg aus, als er ist. Der Teuxel wird halt tiefer stecken. Am besten wird's wohl sein, wenn man im Guten mit ihm auskommt; denn der, wie der stark ist, wenn er will, schmeißt mir den ganzen Hof über und über wie ein Korngarbenschöberl. Aber dass er bei mir isst und beim Nachbar Heu machen hilft, das steht mir schon gar nit an. Morgen soll

Der Executions-Soldat.

Nach freien Überlieferungen erzählt von P. K. Rosegger.

Der Krongrafenhof, welch ein fürnehmer Name! Die Krongrafenwitwe, welch ein sauberes Weib! Die Krongrafenhof-Steuer, welch schlimmes Gespenst! Doch nicht für seinen fürnehmen Namen und nicht für seine saubere Bäuerin zahlte der Hof Steuer, vielmehr für den todten Krongrafenhofer. Der Tod kostet nicht bloß das Leben, er kostet auch Geld. Sterb- und Erbsteuer sollte die Witwe zahlen, es war schon der dritte blaue Brief da. Im ersten war gefordert worden: Hundertvierzig Gulden Conventionsmünze zahlen! Im zweiten ist unter Androhung der Execution die Forderung wiederholt worden. Im dritten wurde die Belagerung angekündet. Die junge Bäuerin hatte alle Kästen und Winkel und Taschen und Säcke mit großer Sorgfalt durchsucht, der Selige hatte ihr wohl seinen Segen hinterlassen, aber kein Geld. Von Haus und Grund und den Fahrnissen ließ sich zur Zeit nichts herabzwicken; das Korn war nicht entbehrlich, das Vieh hatte keinen Wert; ein paar Kohlenmeiler konnten retten, allein die Bäume standen noch kerzengerade aufrecht im Walde, und in ihren Wipfeln nisteten die Finken und die Amseln. Im Hofe fehlte es an Knechten. Was nicht beim Militär war, das hatte bei einer großer Wildbachverbauung im Anderthal Arbeit. So wusste die Krongrafenbäuerin sich schon ganz und gar nicht zu helfen. Execution kriegt sie. Was ist denn das, Execution? Sie war erst vierundzwanzig Jahre alt und zwei Jahre Bäuerin, also wusste sie nicht, was Execution ist. Belagert wird sie, das ist schon gar zum Lachen.

Ihr Lachen wurde frühzeitig heiser. Denn eines Tages stand er da. Er war so lang und so stramm wie der Brunnenständer und auch fast so hölzern, und war bewaffnet wie ein Räuberhauptmann. Das war die Execution und die Belagerung, und dieser kaiserliche Soldat zeigte seinen schriftlichen Befehl, dass er so lange im Krongrafenhof Einquartierung haben müsse, bis die Steuer auf Putz und Stingel bezahlt wäre. Damals war es so. Konnte der Bauer die Steuer nicht bezahlen, so wurde ihm ein Soldat ins Haus gestellt, manchmal auch mehrere, und diese heischten gar gute Verpflegung! Sie arbeiteten nichts, sondern wollten immer nur gut essen und trinken und sich also entschädigen für die Härte eines vierzehnjährigen Soldatenlebens. Je anspruchsvoller so ein Executions-Soldat im Bauernhause sich gab, desto lieber war es der Behörde,

ölbrenner gekannt, der ist auch ein Tiroler gewesen und der hat auch mit der Zung' so geratscht."

Sie meinte das scharfe Betonen des r; bei ihr war's gerade umgekehrt, sie konnte gar kein r aussprechen, sie sprach nur von einem Bechölbhenna, von einem Tiahola, von einem Hgatschen mit der Zung.

Als es halber Abend war, setzten sie sich auf Reisig und aßen Brot. Die Waberl hockte ein bisschen abseits und wurde nicht wenig erregt, als der Soldat das Taschenmesser hervorzog. Er that's aber nur, um sich damit von seinem Brotstücke die Mundspalten zierlich herabzuschneiden. Weil er das Brot lobte, so fragte ihn die Bäuerin: „Wie lang musst denn du noch Kommissbrot essen?"

„Einmal sieben hab' ich's schon und einmal sieben muss ich's noch", war sein Bescheid.

„Bist gern Soldat?"

„Geh, hör' mir auf, wer wird denn gern Soldat sein!"

„Dein Vater hätt' dich halt auskaufen sollen."

„Ja, mit Holzschaten (Holzspänen) leicht! Das Heimatshaus hat mein älterer Bruder übernommen, wie's schon geht. Und wer kein Bauernhaus hat, der muss in die Montur, weißt eh."

„Wenn mit Gotteshilf' kein Krieg kommt, wird's ja noch auszuhalten sein", meinte die Krongrafenhoferin.

Er kaute lange an dem Brotstück, das er sich eben in den Mund gesteckt hatte. „Wär wohl jedem", sagte er dann, „ein Feldzug zehnmal lieber, wie so ein Soldatenleben in Friedenszeit. Glauben thust es nit, Bäuerin, was da der Mann muss ausstehen. Ist ja eine reine Gnad' Gottes, wenn einen einmal so ein Executionsdienst trifft. Lieber Tag und Nacht arbeiten in der Bäuerei. Das Kasernleben hab' ich schon bis da herauf satt." Er zeigte mit dem Messer, das er gerade in der Hand hatte, an den Hals.

„Sas Mari Josef!" kreischte die terisch' Waberl auf, denn sie meinte, er wolle sich die Gurgel abschneiden.

Die Bäuerin achtete auf das Geschrei der Alten nicht, sondern sagte zum Soldaten: „Wenn's dir lieber ist auf der Bäuerei, ich will mich gewiss nit eilen mit dem Steuerzahlen. Einen besseren und wohlfeileren Knecht find't man nit leicht."

„Wird halt nit viel nutzen", antwortete der Kaiserliche, „alle vierzehn Tag wird ausgewechselt, kommt statt meiner ein anderer."

„Leicht gar ein Crowat?"

„Sein mag's wohl."

„Der nur fressen und faulenzen thut?"

„Gibt ihrer solche."

„Und vor dem kein Mensch sicher geht?"

„Kommt wohl vor, immereinmal."

„Aber um Gottes Christi Willen", rief die Krongrafenhoferin, „bis in vierzehn Tagen hab' ich ja's Geld noch nit! Heut' schneiden wir erst das Holz, bis es in die Kohlstatt kommt, und die Kohlen ins Eisenwerk, vergehen acht Wochen. Was heb' ich denn an? Es ist ja Sach' da auf dem Hof, wir stehen nit schlecht, nur mit dem Geld klemt's."

„Derowegen nur fleißig holzschneiden", sagte der Soldat und stand auf, um sich wieder an die Arbeit zu machen.

Als die zwei Leute am Feierabend heimwärts giengen, und die terisch' Waberl hinten drein watschelte, hatte diese ein dreifach schönes Bewusstsein: Sie hatte brav Äste gehackt, sie war von keinem Baum erschlagen worden und sie hatte die Bäuerin vor militärischem Anfalle geschützt.

So giengen sie Tag für Tag ins Holz, arbeiteten und plauderten. Sie erzählten einander mancherlei; er von seinem Heimatshöfel in Tirol, von

er den Gartenzaun aufstellen, den letztens der Sturmwind hat umgelegt. Wird aber die Schneid zum Arbeiten bald verlieren, fürcht' ich, jetzt ist's ihm noch seltsam und leckerig.

Abends kam das Gesinde zusammen, halberwachsenes Jungzeug und etliche alte Mägde darunter. Der Soldat saß bei Tische mit ihnen wie ein Lärchbaum zwischen Strubwerk.

Am nächsten Morgen hatte der baumstarke Executeur eine große Angst. So köstlich hatte er geschlafen auf kühlem Stroh, so heimatstraut kam es ihm vor in diesem Hause. Und gleich wird die Bäuern ihm das Steuergeld auf die Hand legen: Da hast den Bettel und jetzt marsch von der Hütten!

Die Krongrafenhoferin legte ihm nichts auf die Hand, er konnte mit aller Behaglichkeit den Gartenzaun aufstellen, und am übernächsten Tag mit den Mähdern ausgehen, auf der Achsel die Sense, welche ihm — die Bäuerin guckte durchs Küchenfenster hinaus -- schier noch besser stand wie das Gewehr mit dem Spieß.

Und am dritten Tage kam der Krongrafenhoferin der große Gedanke: Der Executions-Soldat soll mir das Geld erst verdienen helfen, um das er da ist!

„Herr Soldat", fragte sie ihn, „kannst du die Holzarbeit?"

„Ich denk' schon!" antwortete der Soldat.

Am folgenden Tage schickte sie ihn mit der alten Mirl hinaus in den Wald, um Bäume zu fällen. Nun fand jedoch der Kaiserliche, dass die Mirl für so schwere Arbeit „ein Eichtl z g'ring" wäre und er selbst dachte: Was soll ich mich denn plagen für zwei, wo ich's nit einmal für eins noth hab'!

Die Bäuerin merkte diese Stimmung recht wohl, also sagte sie an einem nächsten Tage: „Alte Mirl, jetzt will ich dir eins sagen, wenn ich nit zwei sag'. Bleib du daheim haushüten, und ich geh' statt deiner mit ihm ins Holz. Und die terisch' Waberl soll mitgehen und Äste klauben."

Das war nun recht. Sie giengen in den Wald und huben an, die ältesten und größten Bäume zu fällen. Die terisch' (schwerhörige) Waberl, das war eine kleine ältliche Magd, hatte drei wichtige Aufgaben. Sie musste die abgehauenen Äste sammeln und kleinhacken — eins; sie musste acht geben, dass sie von keinem fallenden Baume erschlagen werde — zwei; und sie musste in Hilfbereitschaft sein, falls der Soldat gegen die Bäuerin plötzlich seine kriegerische Seite hervorkehren sollte — drei.

Der Soldat jedoch that nichts, als fleißig holzschneiden. Zusammen mit der Bäuerin zog er die lange Blattsäge im Stamme langsam hin und her. Zog er an, so gab sie nach, und zog sie an, so gab er nach, und die Sägespäne rieselten an beiden Seiten sachte aus dem Einschnitt. So recht schön glatt und lind gieng das Zeug und keines schien sich anzustrengen. Der Soldat schlug den Keil ein. Dann flatterte das Gevögel auf, der Wipfel hoch oben begann zu zucken, zu schwanken, sich zu neigen, mehr und mehr, und in weitem Bogen strich der Fichtenbaum rauschend durch die Luft und fiel dröhnend zu Boden. Die terisch' Waberl hatte gut acht gegeben, war weithin seitlings gestanden, und freute sich nun kindisch, dass sie nicht erschlagen worden sei.

Die Holzschneider machten sich an den liegenden Stamm, um ihn zu Blöcken zu zerschneiden. Auf einmal sagte die Bäuerin: „Das Holzschneiden kannst gut, Kaiserlicher."

„Wär' nit schlecht, wenn ich's Holzschneiden nit that können!" antwortete er. „Bin eh ein Bauernsohn."

„Hab' mir's gleich gedacht", meinte sie. „Bist gewiss ein Tiroler, gelt?"

„Hast nit schlecht gerathen."

„Weil du mit der Zung' so ratschen thust. Ich hab' einen Pech-

Der alte Officier wandte sich an die Bäuerin:

„Werdet Ihr von jetzt an die Steuern regelmäßig und zu rechter Zeit zahlen?"

„Gott ja, wir wollen gewiss alles fleißig und pünktlich zahlen."

„Dann kann ich Euch nicht helfen", brummte der Oberst. Mit strenger Miene schritt er ein paarmal über den knarrenden Fußboden auf und ab. „Übrigens", sagte er plötzlich und blieb stehen, „ich höre, dass die Krongrafenhoferin noch immer einen Steuerrückstand auf sich hat. Einen älteren glaube ich. Das habt Ihr mit dem Steueramt auszumachen. Ich sage Euch nur das!" Mit erhobener Stimme: „Krongrafenhoferin! Solange Ihr die rückständige Steuer nicht ganz und gar bezahlt habt, kann ich Euch vom Executions-Soldaten nicht befreien. Der Gemeine Mittersteininger bleibt so lange auf dem Krongrafenhof, bis jede Steuer beglichen ist. Verstanden?"

Der Pankraz war begriffsstütziger als die Bäuerin. Sie stürzte nur so auf den Obersten hin, um ihm die Hand zu küssen.

Dieser schlug dem Pankraz die Hand auf die Achsel: „Also mit Gott, Mittersteininger! Halte Er sich brav. Es soll dafür gesorgt werden, dass Er nicht ausgewechselt wird durch einen anderen Mann."

„Bitt' gehorsamst, Herr Oberst."

„Meinen Glückwunsch, Adieu!"

Die beiden sind nachhause gefahren und haben geheiratet. Weil die Krongrafenhoferin genau wie jeder andere Besitzer stets eine rückständige Steuer hatte, so ist sie von dem Executions-Soldaten nie mehr befreit, sondern belagert worden sieben Jahre lang. Dann bekam der Mittersteininger seinen Abschied.

Leicht verführen zum Wahn.

Leicht verführen zum Wahn
Angeborene Gaben,
Dass wir, um sie zu haben,
Selbst etwas Großes gethan.
Und die Edelsten nur
Fühlen mit schamrothen Wangen,
Dass kein Lohn zu verlangen
Für ein Geschenk der Natur.

Ludwig Fulda.

Am nächsten Tage fuhren sie in die Kaserne ein. Dem Pankraz wurde schier übel, als er wieder die mürfelnde Commisluft roch zwischen den kahlen Mauern. Da sie nachher vor dem Hauptmann standen, war die Krongraferhoferin allerdings wesentlich milder als daheim. In gar ergebener und treuherziger Weise that sie dar, dass der Gemeine Pankraz Mittersteininger Besitzer des Bauerngutes, genannt der Krongrafenhof, sei, dass er in der Wirtschaft ganz und gar unentbehrlich wäre und dass sie deshalb unterthänigst bitten müsse um seinen Abschied vom Militärdienst.

Der Hauptmann zuckte die Achseln. Soldat wäre dieser Bauernkrüppel ohnehin keiner. — Bauernkrüppel? Da hätte die Krongrafenhoferin dem Herrn Hauptmann bald was gesagt! Dachte aber: gut, wenn er ihm nit gefällt, mir gefällt er. Der Hauptmann machte mit der Hand einen Deuter: Da könne er nichts machen! und schickte die zwei Leute zum Obersten.

„Das ist schon der richtige Weg vom Pontius zum Pilatus", bemerkte der Pankraz mit Unmuth. „Der Oberst wird uns zum General schicken und der General zum Kaiser. Und der Franzl wird anders reden. Der wird sagen: Ich misch' mich nit drein, wenn meine Armee den Gemeinen Mittersteininger halt nit g'rathen (entrathen) kann, so soll sie ihn behalten."

„Dem Kaiser sag' ich's!" antwortete die Krongrafenhoferin. „Was gibt er Gesetzer heraus, wenn sie nachher nit gelten! Dem sag' ich's!"

Der Oberst, ein untersetzter Herr mit braunem Gesichte und einem schneeweißen Schnurrbärtlein drin, war gerade in guter Laune. Er hatte an diesem Tage sein Töchterlein verlobt. Er hörte also die Schmerzen des Paares geduldig an, ja lud die junge Bäuerin sogar ein, sich niederzusetzen. Der Gemeine musste freilich stehen bleiben. Und was war der Bescheid? Ein Bauerngut befreit den Rekruten, aber nicht den Soldaten. Wer einmal Soldat ist, der hat's zu bleiben, bis die Zeit aus ist. — Und für so eine Antwort hat sie sich niedersetzen müssen? Wie von einer Tarantel gestochen, schnellte die Bäuerin empor! Doch der Oberst fügte bei, er wolle einmal sehen, was sich in diesem Falle ausnahmsweise machen lasse und sie sollten am Nachmittage in seine Wohnung kommen.

Der Pankraz war ganz erstaunt darüber, dass er nicht sofort zum Dienste beordert wurde und sein Mittagmahl noch mit der Bäuerin im Wirtshause einnehmen konnte. „Wenn sie's lieber bei der Rekrutierung gesehen hätten, dass ich ein schlechter Krüppel bin!" murmelte der Pankraz in die Suppenschale.

„Geh', kränk' dich nit", versetzte die Bäuerin, „das ist der Fuchs, dem die Trauben zu sauer sind. Weil er dich nit mehr kriegt! Der Hauptmann ist ein Krüppel, der Hauptman ist einer!"

„Ich bitt' dich, sei still!" beschwor er sie, „allzwei werden wir krummgeschlossen, wenn's aufkommt, was du jetzt gesagt hast."

„Als krummgeschlossen bist du noch gerader, wie der Hauptmann, das sag ich!" eiferte die Bäuerin. „Und jetzt wollen wir einmal was essen."

Als sie sich hernach wieder beim Obersten einfanden, nahm der den Pankraz vor:

„Wie lange ist Er auf dem Hofe gewesen?"

„Melde gehorsamst, zwei Wochen und einen Tag."

„Als Executions-Soldat?"

„Zu Befehl, Herr Oberst."

„Und hat sich in die Bäuerin verliebt?"

„Zu Befehl, Herr Oberst."

„Und will sie jetzt heiraten?"

„Zu Befehl, Herr Oberst."

„Und auf dem Hofe sitzen bleiben?"

„Bitt' unterthänigst, Herr Oberst."

Die Burschen recht verliebt in mich zu machen,
Und war so einer recht in mich vernarrt,
So war's mir Spaß, ihn tüchtig auszulachen.
Bald aber ließ ich ab von diesem Spiel —
Sie nannten nicht umsonst mich die Gescheite,
Dass Vaters Wirtschaft einst auf mich nicht fiel,
Das wusst' ich sicher, denn ich war das Zweite;
So galt es nun — sei's auch mit Lug und Trug,
Sich eine and're Wirtschaft zu verschaffen
Die reichste schien mir g'rade gut genug,
Sie mir sammt ihrem Herren zu erraffen.
Der Waldhof war's, der mir ins Auge stach;
Sein Eigenthümer war schon nah dem Sterben,
An Geist noch scharf, jedoch an Körper schwach,
Und hatte einen einz'gen Sohn zum Erben.
An den nun macht' ich langsam mich heran
Mit allen Künsten, wie sie uns zu eigen,
Durch sprödes Thun lockt' ich ihn an,
Macht' höher stets die Leidenschaft ihm steigen.
Und als es dann zum ersten Kusse kam,
Zum ersten Stelldichein nach Tag und Wochen,
Da war der gute Junge schon so zahm,
Dass er sich schriftlich mir zum Mann versprochen.
Mir schien das nöthig, denn es war mir klar,
Dass nimmer ich dem reichen Waldhofbauer
Als Schwiegertochter anzunehmen war;
So schützt' ich mich für seines Lebens Dauer.
Und richtig war es so — der Alte schäumt'
Vor Zorn, als endlich ihm sein Sohn erzählte,
Nachdem er lange Zeit in Furcht gesäumt,
Wen er als Eheweib sich auserwählte;
Er fluchte laut und schwur mit viel Geschrei,
So lang er lebe, werd er's nimmer dulden,
Dass so ein Ding die Frau im Hause sei,
Das nichts ins Haus bringt, höchstens noch die Schulden.
Mein Liebster bracht mir zitternd schier die Kund'
Am Abend hinter'm Haus im kleinen Garten;
Ich aber schlug ihm lächelnd auf den Mund:
„Sei ruhig, Liebster mein, wir wollen warten!"
So thaten wir, — ganz heimlich nur zur Nacht
Kam ich von Zeit zu Zeit mit ihm zusammen
Und schürte mit Geschick und Vorbedacht
Der Leidenschaft und des Begehrens Flammen.
Doch wollt' das Warten nicht zu Ende geh'n;
Der kranke Bauer blieb noch frisch am Leben
Und wollt' sich keinesfalls dazu versteh'n,
Dem Sohne seinen Hof zu übergeben.
Da kam's denn öfter, dass ich meinen Groll
Nicht immer klüglich zu verbergen wusste,
Und meinen Ärger dann mein Liebster wohl
Mit manchem spitzen Wort entgelten musste.
Das mochte wohl auch seiner Liebe Glut
So nach und nach gar sehr bedenklich kühlen;
Ich war zu wenig schon auf meiner Hut,
Sonst musst' ich selber die Veränd'rung fühlen;
Ich war mir meiner Herrschaft über ihn
Zu sehr gewiss und dacht ihn fest gefangen
Durch seine Handschrift, deren Wort und Sinn
Mir die Erfüllung war für mein Verlangen;
Ich sah ihn schon als mir verfallen an,
Er konnt' mir nicht mehr aus, selbst wenn er wollte;
Im Traume dacht' ich damals nicht daran,
Dass es denn so ganz anders kommen sollte.

Noch eine jüng're Schwester hatte ich,
Ein kleines Ding mit zaghaft stillem Wesen,
Das schier in stiller Ehrfurcht blickt auf mich,
Als wär' ich etwas Höh'res gar gewesen.
Nun ja — 's ist wahr — ich that ja selber so
Und nahm die Ehrfurcht an, die sie mir zollte;
Auch war ich herrisch oft mit ihr und roh,
Wenn sie sich meinem Wunsch nicht fügen wollte.

In einer Kammer schliefen beide wir,
So nahm ich gleichsam sie als Ehrenwache
Zu meinen Stelldichein hinab mit mir,
Auf dass ich selbst nicht gar 'ne Dummheit mache.
Sie war auch manchesmal mit ihm allein,
Wenn ich nicht schnell vom Hause konnte schleichen;
Dass dies gefährlich sei, fiel mir nicht ein:
Wie mochte die ein Männerherz erweichen!
Sie zählte zwar gewiss schon sechzehn Jahr',
Doch sah ich stets als Kind sie vor mir stehen,
Weil schwächlich sie und klein am Wuchse war;
Wie hübsch ihr Antlitz — hatt' ich nie gesehen.

Nun war's in einer Nacht zur Sommerszeit,
Schon lange war kein Stelldichein gewesen,
Es gab das letztemal 'nen kleinen Streit,
Ich bändigte schon schwer mein herrisch' Wesen —
Da wurd' ich plötzlich unvermuthet wach,
Weil eine Fledermaus durchs off'ne Fenster
Hereingehuscht in unser Schlafgemach,
Die Stirn mir streifend wie ein Flug Gespenster;
Mit einem Schreckruf fuhr ich rasch empor
Und blickt' um mich, noch halb von Schlaf befangen,
Doch als der Sinne Trübung sich verlor,
Verschwand auch bald mein unwillkürlich Bangen.
Durch's Fenster blickt ich in die Nacht hinaus,
So kühl und dämm'rig über's Land gebreitet,
Die nur dem Bösen eitel Angst und Graus,
Dem Guten mildes Wohlgefühl bereitet;
Im sanften Windhauch regte sich am Ast,
Der durch das Fenster sah, der Blätter Reigen,
Ich sah sie ohne Unterlass und Rast
Bald auf-, bald abwärts drehen sich und neigen.
Dazwischen drängten sich im Zitterlicht

Jungfer Wirtin.

Von Hans Falke.

In einem Wirtshaus kehrt' ich durstig ein
Nach langem Marsche über Thal und Berge,
Am Wasser lag es einsam und allein,
Mir pries es an im Schiff der greise Ferge.
Ein Lindenbaum beschützte nah dem Haus
Ein Fleckchen Wiese vor dem Strahl der Sonne,
Dort dehnt' ich meine müden Glieder aus
Und schlürft' den Rebensaft in stiller Wonne.
Die Wirtin hatte sich zu mir gesellt,
Dass mir die Zeit nicht allzulange würde;
Die schritt wohl manches Jahr schon durch die Welt,
Doch trug sie aufrecht noch des Lebens Bürde.
Im Wuchse untersetzt, beinahe klein,
So wusste sie noch hurtig sich zu regen,
Die dunklen Augen blickten lebhaft drein,
Doch war ein eigner Ernst darin gelegen;
Das Angesicht, dereinst wohl schön und voll,
War nun durchfurcht von tausend kleinen Falten,
Den Kopf, dess' Haarschmuck einst wohl überquoll,
Den wusst' sie noch mit eig'nem Stolz zu halten.
Sie sprach mit mir und frug mich dies und das,
Woher ich komme und wohin ich gehe,
Dann klagt' sie über mag'res Korn und Gras
Und nannte mir die Berge in der Nähe.
So frug und sagte sie noch allerlei
Der Neugier und der Redelust zu frommen,
Da lief 'ne halb erwachs'ne Dirn' herbei:
„Die Jungfer Wirtin möcht' zur Küche kommen."

„Die Jungfer Wirtin?" — sprach ich vor mich hin,
Als sie dem Rufe folgend mich verlassen;
Die Worte schienen mir nach ihrem Sinn
So gar nicht richtig zu einand' zu passen.
Und als sie bald vor mir dann wieder stand,
So konnt' ich nicht umhin, sie zu befragen:
„Wie hat Euch eher doch die Dirn' genannt?
Mich dünkt, ich hört sie «Jungfer Wirtin» sagen." —

Ganz wenig nur verzog sich ihr Gesicht
Zu einem Lächeln ohne Glanz und Schimmer:
„Ja, Herr," sie rief mich so, „Ihr irrt Euch nicht;
Ich bin die Jungfer Wirtin jetzt und immer."
Gar sehr verwundert sah ich mir sie an:
„Das mocht' ich nicht von Eurem Antlitz lesen.
Sagt, fand sich denn für Euch kein braver Mann?
Ihr seid gewiss doch einmal hübsch gewesen!"

Das Lächeln von der Wirtin Antlitz schwand,
Sie blickte vor sich hin in trübem Sinnen,
Dann fuhr sie über's Auge mit der Hand,
Wie um den Gleichmuth wieder zu gewinnen.
„Ja, freilich war ich hübsch; — hier in der Rund
Die Schönste nannt' mich einst so mancher Junge;
Die Dirnen freilich fanden meinen Mund
Zu breit, und allzu spitzig meine Zunge.
Und meiner Hübschheit war ich mir bewusst,
Hab manches Spiel mit Herzeleid getrieben;
Gar bitter büßt' ich diese böse Lust
Und bin zuletzt die Jungfer doch geblieben.
Gar böse Stunden steigen vor mir auf,
Die jetzt noch — denk ich d'ran — mich quälen,
Doch bin ich nun schon einmal drin im Lauf,
So lasst Euch die Geschichte, Herr erzählen:
Ja — hübsch — ich war es, — hübsch und stolz dabei,
Als Kind schon wusst' ich hoch den Kopf zu tragen;
Dass ich so eitel und so müßig sei,
Hört' oft ich meine braven Eltern klagen.
Noch kaum erwachsen kannt' ich schon die Art,

In ungestörter Stille lag die Nacht,
Nichts schien sich draußen in der Welt zu regen.
Da fieng mir an, aus meines Herzens Grund
Ein still geheimes Bangen aufzusteigen:
Wenn sie noch unten läge, siech und wund!
Schier schreckhaft dünkte mir das dumpfe Schweigen,
Vom Lager ward ich endlich aufgejagt,
An's Fenster trat ich, um hinauszuspähen
Schier furchtsam blickt' ich aus und schier verzagt;
Es war im tiefen Dunkel nichts zu sehen.
Nun litt mich meine Angst nicht oben mehr,
Die immer wilder war indes geworden,
Ich lief treppabwärts, wie wenn hinterher
Mir folgte Geisterspuk in hellen Horden.
Zum zweitenmal in dieser bösen Nacht
Betrat ich durch das Hinterthor den Garten;
Noch hätt' ich damals, Herr, es nicht gedacht,
Welch grauses Missgeschick mich sollt' erwarten:
Ich späh hinaus in meines Bangens Noth,
Dieweil die Hände an der Klinke fassen:
Wahrhaftig — dort am Baum — du großer Gott —
Dort liegt sie, wie ich vorher sie verlassen!
Ich spring hinzu mit einem dumpfen Schrei,
Lass mich an ihrer Seit' zu Boden sinken,
Ich ruf' sie an und streich' die Stirn ihr frei,
Da klebt mir dickes Blut an meiner Linken.
Ein Schreckensschrei entringt sich meinem Mund,
Ich suche hastend nach des Herzens Schlägen,
Gottlob, noch gibt es schwaches Leben kund,
Noch spür ich's unter meiner Hand sich regen.
Rasch hob ich die Besinnungslose auf —
Ich fühlte nicht des schlaffen Körpers Schwere
Mit Sorgfalt trug ich sie ins Haus hinauf,
Damit ich nicht das Unheil noch vermehre.
Mein Schreckruf rief die Hausbewohner wach,
Die Mutter kam mir angsterfüllt entgegen,
Sie half mir dann mit vielem Weh und Ach
Die sieche Schwester auf das Bett zu legen.
Der Vater kam hinzu und brachte Licht,
Sie frugen, wie der Unglücksfall geschehen,
Ich sagte ihnen — was, das weiß ich nicht;
Die nackte Wahrheit scheut' ich zu gestehen.
Ich lief dann eiligst selbst noch in der Nacht,
Den Doctor aus der nahen Stadt zu holen,
Hielt bei der Kranken sorglich treue Wacht
Und rannt' nach Arzenei'n mit wunden Sohlen.
Doch all dies konnt' das Unheil bannen nicht,
Die Schwester starb uns binnen wenig Tagen;
Da kam auch meine Unthat an das Licht,
Man schleppt mich zum Gericht — es half kein Klagen.
Des Todtschlags hat man schuldig mich erkannt,
Mich eingekerkert; — 's waren böse Jahre,
Die mich in's Strafhaus das Gesetz gebannt,
Schon damals bleichten mir die dunklen Haare.
Bei Tag die Arbeit war das ärgste nicht,
Doch diese langen Nächte – müsst ihr wissen –
So dazuliegen schlaflos ohne Licht
Allein nur mit dem folternden Gewissen —
Das war entsetzlich — glaubt mir's, bester Herr!
Erst langsam fand ich Schlaf und Ruhe wieder,
Das Lachen aber lernt' ich nimmermehr,
Das schlug mir jene Zeit für immer nieder.

Als meiner Strafe Zeit zu Ende gieng,
So war mein Wesen ganz und gar verwandelt,
Mir schien viel ernster, düst'rer jedes Ding,
Nun hätt' ich nimmer so wie einst gehandelt.
Ich fand zuhause nur die Mutter mehr,
Der Vater, Bruder waren schnell gestorben,
Das Leben schien mir öde nun und leer,
Die Heiratslust war allzeit mir verdorben.
Es fand sich zwar hernach in spät'rer Zeit,
Da auch die Mutter starb nach kurzer Weile,
So mancher schmucke Freier gern bereit,
Dass er mit mir als Mann die Wirtschaft theile;
Doch ließ mich all' das Liebgethue kalt,
Ich glaubte nicht an Treusein oder Lieben,
Ich ward dabei allmählich welk und alt
Und bin die „Jungfer Wirtin“ so geblieben.“

Des Mondes geisterhaft gebleichte Strahlen,
Um auf der Stube Boden leicht und schlicht
Ein wechselvolles Zauberbild zu malen.
Da fiel mein Blick hinüber an die Wand,
Wo allzeit stand der Schwester Liegerstätte!
Die war ja leer! — Ich bog mich über'n Rand
Des Bettes — ob ich falsch gesehen hätte; —
Ich sprang heraus und tappt mich langsam hin
Auf's Kissen griff ich sachte, auf die Decke; –
Nichts Warmes, nichts Belebtes fühl' ich d'rin,
Wie sehr ich auch die Arme dehn' und strecke.
Da hör ich, über das, was ich geschaut,
Verwundert, — ein Geräusch durch's Fenster dringen,
Wie zweier Menschenstimmen Flüsterlaut
In leisem Zwiegespräch, so will's mir klingen.
Ans off'ne Fenster eilt' ich hin in Hast,
Um nach der Ursach' des Geräuschs zu spähen,
Ein vollbelaubter, schwerer Lindenast,
Der hemmte mich zuerst am klaren Sehen;
Ich schob ihn seitwärts — ha — dort unterm Baum
Sah ich sie sitzen, und — an ihrer Seite
Ich wollte glauben erst, es sei ein Traum,
Saß e r ja, der um mich so lang schon freite,
Gar zärtlich hielt die Dirne er umfasst,
Sie hatt' ihm um den Hals den Arm geschlungen,
Ihr Kopf hielt sanft an seiner Schulter Rast
Und nun — war auch ein Kuss heraufgeklungen.

Wenn ihr mich damals hättet, Herr gekannt,
Ihr wüsstet, wie mich, was ich sah, erregte;
Mir war es gleich, als wenn ein glühend Band
Sich fest und schneidend um den Kopf mir legte.
Nicht Liebeskränkung war es, die zur Zeit
Mein warmes Herzblut etwa kochen machte,
's war Stolz und Eigennutz und Eitelkeit,
Was mir das Hirn im Kopf zum Sieden brachte.
Mit starrem Auge blickt' ich unverwandt
Hinunter — alles schien sich mir zu drehen;
Da glitt der Lindenast aus meiner Hand,
Still rauschend sperrt er meinem Aug' das Sehen.
Da wich denn die Erstarrung auch von mir,
Die Kleider rafft' in Eile ich zusammen
Und glitt die Treppe abwärts — fliegend schier,
Es trieben mich des Jähzorns wilde Flammen.
Das Thor war unversperrt — ich stieß es auf
Und sah den Ungetreuen noch enteilen
Dort übern Gartenzaun in schnellem Lauf;
Die Schwester aber musste wohl verweilen.
Ich raffte einen großen, spitzen Stein
Vom Boden, halb nur wissend, was ich wollte,
Und war nun mit der Zitternden allein,
Die mir für beide Rede stehen sollte.
„Was treibst du hier allein? – Wer war mit dir?"
So schrie ich zornesheiser ihr entgegen,
Das arme Ding, es war versteinert schier,
Es stand und starrte, ohne sich zu regen.
„Du willst nicht sprechen, unverschämtes Ding?
Glaubst wohl am End', ich hab' ihn nicht gesehen! —
Doch wart' nur, ob ich's nicht zuwege bring',
Dass solche Lüste künftig dir vergehen!" —
Ich schrie's hinaus von mir mit heiserer Stimm'
Und war mir kaum bewusst, was ich gesprochen,
Im Schreien wuchs mir noch der Zorn und Grimm,
Ich fühlte meine Pulse krampfhaft pochen;
Die Schwester stand noch immer stumm vor mir
Und wagte nicht, den Blick emporzuheben,
Ich aber schäumte, wie ein wildes Thier,
Das einem schwächern stellt nach Blut und Leben.
Es hob sich, wie von selbst mir meine Hand,
Und mit dem Steine, den ich aufgelesen,
Schlug ich aufschreiend laut in Zornes Brand
Auf Stirn und Haupt das wehrlos schwache Wesen.

Nicht einen leisen Laut gab sie von sich,
Zu Boden sank sie unter meinen Schlägen,
Das ganze Blut aus ihrem Antlitz wich,
Im Grase lag sie, ohne sich zu regen.
Noch war ich allzusehr vom Zorn umstrickt,
Um meiner Schreckthat mir bewusst zu werden,
Und als sie einmal klagend aufgeblickt,
Rief ich ihr zu mit höhnischen Geberden:
„So, — schlechtes Ding, nun merkst dir wohl die Lehr'
Und wirst dir deine Falschheit abgewöhnen!"
Sie seufzte einmal auf so tief und schwer
Und gab von sich ein schmerzlich leises Stöhnen.
Ich kehrt' mich nicht daran und dacht' bei mir:
Das thut sie nur, dein Mitleid wachzurufen; —
Schon schloss ich hinter mir des Hauses Thür'
Und schlich hinauf der Treppe schmale Stufen.
Aufs Lager warf ich mich mit heißem Kopf,
Ich war erregt, wie nie in meinem Leben,
Voll Ärger schalt ich auf den dummen Tropf,
Der mich um jener willen aufgegeben.
Die Schrift von ihm, sie kam mir in den Sinn,
Die einst mir sichern sollte mein Gelingen,
Ich sann und sann, ob ich's im Stande bin,
Mir wieder ihn damit zurückzuzwingen.
So lag ich schlaflos eine Weil' allein,
Bis es mir einfiel, selber mich zu fragen:
„Es wird ihr doch nichts zugestoßen sein,
Der Schwester, da ich zornig sie geschlagen?"
Ich horchte nach dem Garten mit Bedacht,
Ob ich sie dort nicht höre sich bewegen; —

Schwere Dinge.

Und hast du studiert auch bei Tag und bei Nacht
Und hast du es auch zum Gelehrten gebracht,
Zwei Dinge erfassest du nimmer und nie:
Die Frau'n – und die deutsche Orthographie!

Egoismus.

Wer heutzutage noch nicht ist
In erster Linie Egoist,
Den hauet mir in Marmor aus
Und steckt ihn dann ins Narrenhaus!

Die göttliche Liebe.

Herr Schmidt hat eine Tochter,
Herr Müller einen Sohn,
Herr Fischer stiftet Ehen
Für mäß'ge Provision.

Herr Müller gibt Zehntausend,
Herr Schmidt das Gleiche nach.
„Dürft' ich's wohl arrangieren?“
Herr Fischer eifrig sprach.

Herr Müller sagt' am Sonntag,
Herr Schmidt am Montag Ja,
Am Dienstag Müller junior
Die Jungfer Schmidt besah.

Am Mittwoch war Verlobung;
Herr Fischer bracht' beim Schmaus
Aufs Göttliche der Liebe
Ein Hoch in Versen aus.

Unsere liebe Frau.

Einiges über den Marien-Cultus in den Alpen. Von **P. K. Rosegger.**

Im katholischen Himmel die größte und huldreichste Wundergestalt ist Maria, die jungfräuliche Mutter Jesu, die Königin des Himmels — unsere liebe Frau.

Sie ist eine Offenbarung, die wir weniger den Evangelisten, als der päpstlichen Kirche verdanken. Nachdem meine Kindheit voll der glühendsten und phantastischesten Marienverehrung hinter mir war, merkte ich erst, wie wenig die vier Verfasser des Lebens Christi über Mariä, seine Mutter, zu erzählen haben. Und im Vergleiche zu anderen Gestalten des neuen Testamentes, wie nebensächlich und kühl ist des Heilands Gebärerin behandelt, wie so gar nicht innig ist der Verkehr zwischen Mutter und Sohn geschildert, dass man fast auf die Vermuthung kommen könnte, sie seien einander nicht allzu nahe gestanden. Als die Anhänger des Messias sich taufen ließen, war Maria nicht unter ihnen, wenigstens liest man nichts davon.

Und was hat aus dieser evangelischen Maria die katholische Kirche für eine unvergleichliche Gestalt geschaffen: ein Weib voller Demuth und Innigkeit, voller Herrlichkeit und Gnade, von mehr als engelhafter Schönheit, von ewiger Jugend umstrahlt. Die Weltkugel ist ihr Fußschemel, der Schlange — der Urheberin alles Unheils — zertritt sie den Kopf, die Mondessichel zu ihren Füßen empfängt das Licht von ihrer Gestalt, die Himmelssterne um ihr Haupt empfangen das Licht von ihrem Angesichte. Gott Vater und Gott Sohn setzen ihr die Krone des Himmels auf. Sie ist unbefleckt empfangen, hat als Jungfrau geboren und ist mit Leib und Seele in den Himmel gefahren.

Gedichte.

Von F. Fritz.*)

Der Träumer.

Die Freunde alle fahren gut
Auf ihren Lebenswegen;
Der eine trägt den Doctorhut,
Der and're führt den Degen,

Der dritte Hofrath sich benennt,
Sie haben Titel, Orden —
Mir fehlte dazu das Talent,
Ich bin ein Träumer worden.

Ein Träumer! Wisst ihr, was das heißt?
Das heißt: auf Erden leben,
Indes das Herz, indes der Geist
Im blauen Äther schweben;

Das heißt: sich heute voller Lust
Am Hirngespinst berauschen,
Im Glück der hochgeschwellten Brust
Mit keinem König tauschen,

Und morgen wieder alle Qual
Des Unverstand'nen leiden,
Die Lebensfreude manchesmal
Dem Straßenbettler neiden!

Klage.

Schlaffe Lider, welke Wangen,
Graue, dünngesäte Haare
Bilden schon seit Adams Zeiten
Das Gefolg' der reifer'n Jahre.

Alle diese Herbsteszeichen
Will ich ohne Murren tragen;
Nur das eine trifft mich härter
Als ein Dutzend Altersplagen:

Dass der Frauen, die mir hold sind,
Immer weniger auf Erden,
Während jetzt die Ehemänner
Immer liebenswürd'ger werden.

An Sie.

Am Sonntag Frau Grete
In Jamben verehrt,
Am Montag Frau Käthe
Die Freundschaft erklärt,

Am Dienstag Frau Jella
Ein Sträußchen gesandt,
Am Mittwoch Frau Bella
Bezaubernd genannt:

Und doch nur der einen
In schlafloser Nacht,
Der Himmlischen, Reinen,
Verklärten gedacht!

Um eine Stufe.

Um eine Stufe höher strebt
Ein jeder stets hienieden;
Ob dieser einen Stufe lebt
Die Menschheit nie zufrieden.

*) Aus dessen Gedichtesammlung „Zu Thal". (Leipzig. Carl Reißner. 1893.)

dich! — Wenn ich die Schafe durch den finsteren Wald trieb und aus der Ferne das Heulen der Wölfe zu hören glaubte, da gaukelten die Fünklein der Johanneswürmchen neben mir her, die Nachtlichter unserer lieben Frau und ich hörte sie: Kind, ich geh' gleim neben deiner, es geschieht dir nichts. — Wenn ich am späten Abende in den Vollmond schaute, da saß sie drinnen und lächelte mir zu: Kind, geh in Gottesnamen schlafen! — Als ich anhub in die Schule zu gehen und in großer Angst war darüber, ob die schwere Aufgabe wohl würde zu überwinden sein, denn mein Wesen war noch gar zu kläglich, da riethen mir die Leute ein Gebet zum heiligen Geist. Meine Mutter jedoch sagte, unsere liebe Frau sollt' ich recht anrufen; das that ich, und mit ihrem Beistand sind die feindlichen Legionen der vierundzwanzig Buchstaben und zehn Ziffern glücklich überwunden worden. Als ich einst an einer Lungenentzündung krank darniederlag, gieng meine Mutter zu unserer lieben Frau, der Maria am Gölkkreuz, und zündete ihr zwei Kerzen an. Als ich das hörte, war meine Todesangst dahin und ich hub an gesund zu werden. — Als eines Tages beim Ackern die Ochsen scheu wurden und ich unter die Egge kam, verlobte mein Vater sich geschwind zu unserer lieben Frau in Mariazell, und ich kam unversehrt davon. („Heimgarten" I. Jahrgang, Seite 935.)

Als unser alter Knecht Markus im Sterben lag, kam eine Nachbarin und hub an, ihm Sterbegebete vorzuschreien. Eine rothe Kerze steckte sie ihm in die Hand. Draußen wüthete ein Sturm, dass die Fichten krachten. Die Nachbarin schrie dem Sterbenden ins Ohr so laut, dass es im ganzen Hause gellte: „O böser Feind, weiche von ihm! O Jesus, lass ihn nicht in das höllische Feuer fahren! In das ewige höllische Feuer nicht, wo die verdammten Sünder sind! O Herr, sei ihm Sünder gnädig und verjage den höllischen Erbfeind, der seine arme Seele schon in der Gewalt hat. Aus dieser schreckbaren Gefahr errette ihn, o heiliger, gerechter unsterblicher Gott, thu ihn nicht verdammen!"

Als mein Vater sah, wie es dem alten Markus die Augen heraustrieb vor lauter Angst, jagte er das Weib fort, setzte sich selber hin, nahm dem Kranken das Licht aus der Hand, trocknete ihm die feuchte Stirn und sagte ganz leise: „Unsere liebe Frau!" Ein süßer Friede kam ins Angesicht des Sterbenden und vielleicht hat er gesehen, was ich sah zur selben Stunde: Unsere liebe Frau nahm ihn an der Hand und führte ihn freundlich hinüber. An finsteren Abgründen gieng der enge Steig, durch Nacht und Grausen, vorbei an der höllischen Mächte schreckliches Wüthen, sie hielt ihn fest an der Hand und führte ihn hinüber ins Himmelreich.

Als in einer Spätherbstnacht das Dorf Krieglach im Feuer stand, rief alles zum heiligen Florian, aber der Wind jagte die Flammen auf die Bretterdächer hin von einem Hause zum anderen. In dieser Noth machte die Gemeinde ein Gelübde zu unserer lieben Frau, da kam frischer Muth und neue Kraft in die das Element abwehrenden Leute, und das Feuer wurde überwältigt.

Der einzelne wie das Volk, in Noth und Gefahr rufen sie zu unserer lieben Frau, und die Zuversicht auf ihren Beistand stärkt die Herzen.

Es gibt wohl kein Haus in den Alpen, in welchem nicht ein oder mehrere Marienbilder wären. Und jeder, der in dem Hause wohnt, spricht täglich ein oder mehrere Gebete zu unserer lieben Frau. Die Erhebung des Herzens unmittelbar zu Gott wird recht oft vergessen, schon mehr Aufmerksamkeit wird gewissen Heiligen erwiesen, die innig Verehrte und Umworbene ist unsere liebe Frau. Die üblichsten Gebete sind der Rosenkranz und die Frauen- (lauretanische)

Vor solch unerhörter Offenbarung verstummten Natur und Vernunft. Was sich dagegen aufbäumte, das wurde gleichsam zerschmolzen vor der Glut dieses göttlichen Bildes. Wenn in der Religion alles, was nicht natürlich ist, unnatürlich und also unglaubhaft sein müsste, dann könnte man alle Tempel zusperren, alle. Für den Glauben gibt es noch ein drittes: das Übernatürliche. Wenn aber die Pharisäer kommen und das Übernatürliche wissenschaftlich beweisen wollen, so ist das ein eitles Beginnen. Wer den Glauben hat, der braucht keinen Beweis, wer ihn nicht hat, den überzeugt keiner in diesen Dingen. Der Glaube ist ja selbst ein Wunder und dieses Wunder ist seit tausend und so viel Jahren an unzähligen Millionen Menschen geschehen. Nicht zu messen in seiner Weite und Tiefe ist das Meer von Seligkeit, welches der Marienglaube in die Herzen der katholischen Menschheit gebracht hat.

Darum unvernünftig bis zum Erbarmen wäre ein Bestreben, den Marien-Cultus aus der Welt zu schaffen; der christlichen Religion wäre damit die Blüte abgebrochen, den gläubigen Seelen ein Hauptquell des Trostes und des Glückes verschüttet. Mit der Führung des Marien-Cultus hat die Kirche manches wett gemacht, was durch zu geringe Pflege des Evangeliums in der Volksschule gefehlt wird. Freilich möchte es mir im Principe noch besser gefallen, wenn alle Andacht und Herzinnigkeit, die man der Mutter Gottes spendet, unmittelbar an den Erlöser gerichtet würde. Aber vielleicht nur im Principe. Wie die Religionsgeschichte lehrt, haben die Menschen eine besondere Vorliebe für weibliche Gottheiten. Die arme Jüdin von Nazareth ist erhoben worden zu göttlichem Range. Das verachtete Weib, das zu Bethlehem in einem kalten Stalle ihre Stunde erwarten, das mit dem Kinde bedroht und verfolgt durch die Wüste ins Ägyptenland fliehen musste, das verlassen unter dem Kreuze stand, an dessen Holz das Blut des sterbenden Sohnes niederrann, den sie wie einen Verbrecher hingerichtet hatten — dieses Weib ist erhöht zur Mutter des ewigen Gottes, zur Königin des Himmels und der Erde. In leuchtenden Wolken umschweben sie die Chöre der Engel. Die Heiligen des Himmels, die Fürsten des Erdkreises, die Kriegsherren, die Bischöfe und Päpste knien in Ehrfurcht geneigt zu ihren Füßen. Ihr sanftes Mutterauge blickt nieder zur Erde, auf die Kinder des Leides; und solchen, die so arm und verachtet sind, wie sie selbst einst war, hilft sie am liebsten. In Stunden wilden Schmerzes und grauser Noth schreien die Menschen auf zu ihr, an Ruinen und Gräbern stehend weinen sie auf zu ihr — und sie tröstet.

Wenn man endlich nur wieder erkennen wollte, wie mächtig allen bösen Gewalten trotzend das himmlische Ideal ist. Tödten können dich die Feinde, aber überwinden können sie dich nicht, denn an deiner Seite stehen die göttlichen Mächte der Ewigkeit, die für dich vorhanden sind, weil du sie glaubst. Und in diesem Glauben wandelst du als Sieger dich fühlend durch des irdischen Lebens Widerwärtigkeiten und durch das Thor des Todes froh hinaus. Kann der Geist der Welt mit seinem Wissen, das im Grunde auch nur ein Wähnen ist, solches zuwege bringen?

„Unsere liebe Frau!“ Ich kann wohl sagen, sie ist mir meine zweite Mutter gewesen. Wenn ich auf der Hochweide die Schafe hütete und am Himmel schwere Gewitter aufstiegen, sah ich in goldenen Wolken den Saum ihres Kleides. Und wo durch die Lücke des Gewölkes noch schräg das ätherische Band eines Sonnenstrahls niedergieng, da war es für mich nichts anderes, als der Gnadenstrahl unserer lieben Frau: Fürchte dich nicht, Kind, ich beschütze

Und noch herzbewegender ein anderes Lied, in welchem der heilige Petrus der ihren Sohn suchenden Maria von ihm berichtet:

„Das Kreuz, das muſst' er tragen
Bis an dieselbige Statt,
Wo er gemartert ward."

Maria, die stund auch dabei
Und weint' ganz bitterlich
Um ihren Jesu Christ.

„O Mutter, laſs das Weinen!
Die Martern, die sind klein,
Das Himmelreich ist mein."

Der größten Maler Meisterstücke, der größten Baumeister Dome sind unserer lieben Frau geweiht. Königinnen sind von ihren Thronen gestiegen, um in einem Kloster unserer lieben Frau zu dienen. Große Schlachten sind geschlagen, herrliche Siege errungen worden unter der Fahne Mariens.

Kein Irdischer und kein Himmlischer hat in der Menschheit je so viel Bewunderung und Liebe erfahren, als dieses arme Zimmermannsweib aus Galiläa.

Die katholische Kirche feiert im Jahre fünf große „Frauentage": Mariä Empfängnis, Mariä Geburt, Mariä Verkündigung, Mariä Lichtmeſs, Mariä Himmelfahrt. Da ist allemal Feiertag im ganzen Lande. Außerdem kommen noch zahlreiche andere Marienfeste vor: Mariä Heimsuchung, Mariä Opferung, Mariä Reinigung, dann die Feste der Schmerzen, des Mitleidens, der Ohnmacht, der sieben Freuden Mariens u. s. w. Ferner sind der Muttergottes alle Samstage geweiht, und gar mancher Fasttag, der von den echten Marienverehrern stets strenge und mit wahrer Andacht eingehalten wird.

Der Monat Mai ist unserer lieben Frau geweiht und die im Lande üblichen Maiandachten entfalten gar oft eine gar liebliche Pracht.

An manchen Frauenfesten werden bei Processionen reich mit Rosen geschmückte Muttergottes-Statuen von Jungfrauen herumgetragen, und es gibt gewisse Sträucher, die ihre Zweige verneigen, wenn das Bild vorbeischwankt. In früheren Zeiten sollen Marienprocessionen auch nächtlicherweile abgehalten worden sein im Freien, bei zahllosen Kerzenlichtern und Fackeln. Und da wären die Vöglein wach geworden in ihren Nestern und hätten miteingestimmt in den Gesang der hinwallenden Schar. Und einmal in einer Maiennacht war's, da sind die Vöglein niedergeflogen von ihren Baumwipfeln und haben das Bildnis unserer lieben Frau unter hellem Singen umkreist. Also haben sie es begleitet zurück bis zur Kirche und sind dann fröhlich wieder in ihre Nester geflogen.

Diese Poesie ist längst vergangen. Vielleicht auch ist sie aus dem Heiligthum verscheucht worden. Ängstlich wacht die Kirche darüber, daſs ihre Gestalten den orthodoxen Charakter nicht verlieren. Das dichtende Volk könnte sie allmählich verwandeln zu Göttern der Schönheit und Freude!

Daſs die Kirche in neuerer Zeit so viel Gewicht legt auf die Bezeichnung „Herz Mariä" und gerade diesem ausdrücklich besondere Verehrung weiht, verstehe ich nicht. Dieser anatomische Begriff kann nicht volksthümlich werden, so zahlreiche „Herzbilder" auch in unseren Alpen zu finden sind. Die g a n z e herrliche Gestalt, deren Mittelpunkt freilich das Herz sein wird, ist es, die eine so beispiellose Herrschaft gewonnen hat über die Seelen. Die Schönheit hat mitgesprochen in dieser Sache, die ideale Frauenschönheit, und eine Raphael'sche Madonna wird mehr Anhänger haben, als die Darstellung eines Herzknotens, aus welchem zwar die Flamme steigt. Ein solch vom Schwerte durchbohrtes und mit Rosen bekränztes brennendes Herz kann recht wohl ein mystisches Sinnbild sein, doch unsere liebe Frau, wie sie im

Litanei. Ersterer hat sechs Vaterunser und sechzig Ave Maria. Die Frauenlitanei feiert Marien unter anderem als die weiseste, die mächtigste Jungfrau, als Spiegel der Gerechtigkeit, als Ursache unserer Freude, als die geheimnisvolle Rose, den Thurm Davids, das goldene Haus, die Arche des Bundes, als die Pforte des Himmels und den Morgenstern, und ruft schließlich solche Symbole des alten Bundes um ihre Fürbitte an.

Im Landvolke der Alpen wird es wenige geben, besonders unter den Weibern, die an ihrem Leibe nicht ein Amulet tragen mit einem Zeichen von unserer lieben Frau, sei es ihr Bildnis, sei es ein geschriebenes Gebet an sie, sei es ein Sinnbild ihres rosenbekränzten Herzens, seien es die verschlungenen Buchstaben ihres „süßen Namens Maria". Keine Magd gibt es, die nicht an der Thüre ihres Kleiderschrankes ein Muttergottesbildchen kleben oder hängen hätte. Und sie küssen diese Bildchen oft ohne allen äußeren Anlass, blos aus Liebe zur Mutter Gottes. Manche tragen mit sich unserer lieben Frau ihre „heilige Läng", das ist ein Papier- oder Leinwandstreifen, der genau die Länge des natürlichen Körpers der Mutter Gottes haben soll. Auch besitzen manche Leute ein genaues Maß ihrer Hand. Die Natur selber ist voll von Anspielungen auf unsere liebe Frau. Es gibt Marienblümchen, Liebfrauenrosen, Muttergottesschühlein, Liebfrauenhaar, Marienkäferchen, Marienglas u. s. w. Der Wachholderstrauch ist heilig, weil im Schatten desselben Maria mit dem Kinde geruht hat. Die Nachtigall ist heilig, weil sie zu Bethlehem das Jesukind in den Schlaf gesungen hat. Die Spinnen sind heilig, weil sie mit Spinnengeweben den Eingang verdeckten in jene Höhle, in welcher Maria auf der Flucht nach Ägypten Schutz gesucht vor ihren Verfolgern. Das Edelweiß ist heilig, weil es aus der Wolle entstand, welche vom Spinnrocken der Muttergottes abgefallen ist. Hundert Bücher wären zu schreiben über die Mariensagen und Legenden, die im Volke leben. Und was die Dichtung, was die Kunst gethan hat zur Verherrlichung Mariens, das ist unermesslich.

Die alten Marienlieder des Volkes sind stets voller Einfalt, Innigkeit und — Anachronismen. Als fromme Beterin wird sie gedacht mit dem Rosenkranz oder einem Messbuche in der Hand. Als Mutter mit dem Christkind am Arm wird sie gedacht unter dem Kreuze Jesu. Als Braut Gottes wird sie gedacht mit goldenen Schuhen und dem Vermählungsring am Finger. Als Schäferin wird sie gedacht, wie sie mit zottigem Fanghund die Wölfe verjagt. Als Himmelskönigin wird sie gedacht mit seidenem Purpurmantel und auf dem Haupt — die österreichische Kaiserkrone. Die meisten der Lieder preisen ihre Schönheit, um bald zu einer Bitte überzugehen; viele besingen ihre Himmelsglorie, aber auch ihr Erdenleid.

Ein solches ist das Folgende:

Dort unt auf grüner Auen
Geht der Morgenstern auf,
Sitzt unsre liebe Frauen
Mit dem Christkindlein drauf.

Geht wohl ein wenig auffer
Und umer ums Haus,
Schaut der heilige Johannes
Beim Fenster heraus.

„O heiliger Johannes,
Mein liebester Freund,
Hast du's nit gesehen,
Mein lieb's Jesulein?"

„Ich hab' es wohl gesehen,
Aber nacht abends spatt,
Wax Kron hab'n 's ihm aufdruckt,
Schwar Kreuz hat er trag'n.

Drei Nägel hab'n 's ihm geschlagen
Durch seine Händ und seine Füß,
O Jesus, mein Jesus
Die Martern sein nit süß!"

Wer dies Liedlein kann singen,
Sing's 's Tags nur einmal,
Der wird wohl eingehen
In den himmlischen Saal.

Und alles durch die Fürbitte unserer lieben Frau. Aber noch größere Wunder sind aufgeschrieben. Ein Branntweintrinker opferte einen silbernen Becher auf die Meinung, daß er von seinem Laster befreit werde. Ein Ehepaar ließ aus seinen zwei Eheringen ein goldenes Herzlein schmieden, hieng dasselbe dem Bilde unserer lieben Frau um den Hals auf die Meinung, dass der eingerissene eheliche Zwist aufhören möge. War der Glaube groß und der gute Wille stark genug, so wird die Erhörung wohl bewirkt worden sein. Vergessenen Jungfrauen sagt man nach, dass sie zu unserer lieben Frau wallfahren, um sich einen Mann zu erbitten. Ein solches Sagen ist ein beliebter Spass; manchmal aber dürfte es wohl schon auch im Ernste vorgekommen sein, dass eine einsame Maid um ihren zweiten Theil die Muttergottes gebeten hat. Maria hört allen zu mit der gleichen Geduld; kein böses Verlangen straft sie und kein kindisches Bitten belächelt sie. Und jeder geht von ihr mit dem Bewusstsein: Mein Anliegen hat sie gehört, ihre Macht ist groß und meiner wird sie gedenken.

An Gott selber getrauen sich die Leute nicht so heran, er ist oft der Beleidigte, er ist strenge und er ist der Richter. Maria jedoch ist die Liebreiche und Hilfreiche. Mancher mag ihr in seiner Einfalt wohl auch weibliche Schwächen zudenken, durch die ihr beizukommen ist, Frauen haben es gerne, wenn man ihnen Artigkeiten sagt, kleine Geschenke verehrt, oder sich recht ungestüm bewirbt um ihre Gunst. Darum geht's in Marienkirchen anders, ich möchte sagen ungezwungener zu, als in anderen Gotteshäusern. Und sie lässt sich's gefallen.

Bei manchen Leuten hat das Wallfahrten zu unserer lieben Frau sich sogar zu einem Gewerbe ausgebildet. Besonders arme ältere Weiber betreiben es. Sie gehen zuerst in der Gegend umher, um Aufträge zu sammeln bei solchen, die selbst nicht Gelegenheit haben, Wallfahrten zu bestimmten Gnadenorten zu machen. Sie verpflichten sich, bei unserer lieben Frau zu Zell, oder zu Luschari, oder zu Heiligen Brunn, oder zu Einsiedeln für die gute Meinung anderer so und so viel Vaterunser oder Rosenkränze oder Litaneien zu beten, und bekommen natürlich für diese Dienstleistung vom Anfrümer (Besteller) milde Gaben. Im Pusterthal weiß ich eine kleine alte Frau, die sich im Sommer nur mit solchen Wallfahrten den Lebensunterhalt erwirbt. Sie hat aber — wie es jetzt schon bei jeder soliden Handelsfirma üblich ist — ihre festen Preise. Ein Vaterunser mit Ave Maria kostet drei Kreuzer, ein Rosenkranz zwanzig Kreuzer, eine lauretanische Litanei mit den dazugehörigen Gebeten zehn Kreuzer, ein Gelobt sei Jesus Christus wird als Draufgabe dazugethan. Höher im Preise steht ein Rutschen auf den Knien um den Altar, oder gar ein ausgestrecktes Liegen in Kreuzesform auf dem kalten Steinpflaster. — Warum Christus einst gerade nur jüdische Schacherer aus dem Tempel getrieben hat? Weil damals noch keine anderen drin waren.

Von einer solchen Professionswallfahrerin wird erzählt, dass ein Jungdirndl bei ihr fünf Vaterunser zu der „schmerzhaften Mutter" bestellt habe auf die gute Meinung, dass sie den Haussohn zum Mann kriegen sollte. Und zu gleicher Zeit hat bei derselbigen Wallfahrerin und der nämlichen „schmerzhaften Mutter" auch der Haussohn fünf Vaterunser bestellt auf die gute Meinung, dass eine Heirat zwischen ihm und der schönen Adlerwirtin zustande käme. Jetzt wusste sich die Wallfahrerin nicht zu helfen. Betete sie für die Jungmagd, so arbeitete sie dem Haussohn entgegen; und betete sie für diesen, so war das Jungdirndl betrogen. Ei was, dachte sie, unsere liebe Frau wird's schon recht machen und betete rasch hintereinander, das Jungdirndl möchte den Haussohn

Gemüthe des Volkes lebt, ist es nicht. Die Marienbildnisse, wie sie in unseren Alpen aufgerichtet sind an Gassen und Straßen („Heimgarten" XVII. Jahrgang, Seite 109) wären nicht zu zählen; und nicht zu zählen auch die Kapellen und Kirchen, die der Himmelskönigin geweiht sind. In der Liebe zu Marien kann das Bauernvolk sich gar nicht genug thun, es wallfahrtet von Kapelle zu Kapelle, von Kirche zu Kirche, in großen Scharen und mit fliegenden Fahnen. Manchem Belasteten sind tagelange Wege nicht zu weit, zu beschwerlich, oft als Siecher und Krüppel bettelt er sich hin zur fernen Gnadenstätte, wo er Hilfe sucht und Trost findet.

Wer einmal an einem Frauenfeste, z. B. in Mariazell gewesen ist, der bekommt einen Begriff von dem Verhältnisse des Volkes zu unserer lieben Frau. Das ist ganz unbeschreiblich. Oft habe ich versucht, den Mariencultus an berühmten Wallfahrtsorten zu schildern, allein wer's nicht aus Erfahrung weiß, dem Worte kann er nicht glauben. Manche geben sich für den Wallfahrtsweg Sand in die Schuhe, um zu Ehren unserer lieben Frau Buße zu wirken. An die Gnadenkirche gekommen, schleifen sie kniend die Freitreppe hinauf, zum Thore hinein, um den Altar herum. Die einen werfen sich auf den Bauch zu Boden und küssen das Pflaster, die anderen legen sich auf den Rücken hin, strecken ihre Arme aus ins Kreuz und bleiben in dieser Stellung eine zeitlang liegen. Abends pflegen manche Processionen in den Kreuzgängen einen „Lichtelumgang" zu halten, wobei jeder eine, auch zwei brennende Kerzen in der Hand trägt. Dazu der schreiende Gesang, der oft von mehreren Processionen zugleich in unterschiedlichen Sprachen und Weisen durch die Kirche hallt. Naturmenschen begeistern sich nicht so schnell, wenn aber, dann artet die Begeisterung für etwas leicht in Fanatismus und sogar in Verzückung aus. Oft habe ich mir gedacht, nicht aus Erkenntlichkeit für die ihr dargebrachten Huldigungen, wohl aber aus Mitleid zu den wahnwitzigen, schreienden Seelen müsste unsere liebe Frau die Menschen erhören. Dieser Theil des Volkes ist es auch, der ein altes, häsliches, halb mystisch gehaltenes Frauenbild einer von Meisterhand geschaffenen kunstreichen Madonna vorzuziehen pflegt. Und wahrlich, das hohe Alter eines Gnadenbildes hat immer etwas Bestrickendes; mich rührt der Gedanke, wie viele Generationen und Völker schon ihr Anliegen zusammengetragen haben an solcher Stätte. Kaum ein großes Unglück ist seit siebenhundert Jahren geschehen im Lande Steier, das nicht ausgeweint worden wäre in der Kirche zu Zell.

Die Gedenk- und Opfertafeln, wie sie in Wallfahrtskirchen an den Wänden prangen, erzählen Wunder über Wunder. Besonders Feuerbrünste, Wassergefahren, schlagende Wetter in Bergwerken, Todeskrankheiten, schwere körperliche Beschädigungen und andere Körperschäden sind es, deretwegen man die Hilfe unserer lieben Frau angerufen hat und die durch ihre Fürbitte zum Guten sich gewendet haben. Blinde wurden sehend, Lahme gehend, Tobsüchtige zahm, wilde Thiere gebändigt, Räuber und Mörder besiegt. Der eine hatte eine Gabel verschluckt und wurde gerettet; der andere fiel von einem Thurme herab und fiel sich nicht zu Tode; der dritte wurde von Wilderern durch die Brust geschossen und genas; der vierte kam in das riesige Schwungrad einer Fabrik und wurde nicht getödtet; der fünfte lag zwei Tage lang im Starrkrampf, und in dem Augenblicke, als man seinen Sarg in das Grab senken wollte, gewann er die Kraft, ein Zeichen des Lebens von sich zu geben; der sechste war unversehens in einen unterirdischen Canal eingemauert worden und wurde noch zu rechter Zeit gerettet u. s. w.

im Jahre 1858 stattgefunden zu Lourdes im südlichen Frankreich. In einer Grotte erschien sie armen Hirten. An jener Stelle wurde eine herrliche Kirche erbaut, an welcher der Liebfrauendienst in seinem mittelalterlichen Glanze noch einmal aufflackert.

Fast leid thut es mir, meine Betrachtung über diesen unerschöpflichen Gegenstand schließen zu müssen. Denn ich verweilte noch gern bei dem trostreichen Anbilde, zu dessen Füßen viele Völker des Erdkreises weinend beten, bei unserer lieben Frau.

Die Gnomen im Königsberge.

Von August Brunlechner.

„Wir fahren hinab in den düsteren Schacht,
Wo die Gnomen, die munteren, walten,
Wir sehen der Erze verschlossene Pracht,
Und schauen die Wundergestalten,
Was unten in Klüften treibet der Wicht,
Durch den Knappen kommt es ans Sonnenlicht.“

Vor einigen Jahren starb in Raibl ein alter Knappe, welchen ich seit meiner Kindheit kannte; schon als Knabe hatte er sich dem Bergmannsstande gewidmet und noch als Greis mit silberweißem Haar gewann er Blei- und Zinkerze aus den Gruben des Königsberges, dem Erzberge von Raibl, in dessen dunklen Zechen er sein halbes Leben zugebracht hatte. Das fahle Antlitz, von tiefen Furchen, den Zeugen lebenslanger harter Arbeit durchzogen, war wie aus Stein gemeißelt. Decennien vermochten seine Züge nicht zu verändern, im Glanze seiner klaren, lebhaften Augen spiegelte sich die Reinheit einer edlen Seele wieder. Dieses alte Männchen erzählte mir eines Abends vor seiner Hütte eine gar wunderliche Geschichte von dem Treiben der Gnomen im Königsberge; mehrmals gelang es dem Knappen, die Graubärtchen zu belauschen, über seine Wahrnehmung berichtete er mir Folgendes: „Die Bergmännchen sind durchaus gutartiger Natur, zeigen sich braven Knappen gegenüber stets als freundliche Hausgenossen der ewigen Teufe; sie rathen und helfen ihnen bei der Arbeit und warnen bei drohender Gefahr durch ein vernehmliches Knistern und Krachen im Gestein. Nebenher treiben sie allerhand Kurzweil und wenn hiebei auch zuweilen eine kleine Neckerei, ein Schelmenstücklein mit unterläuft, so muss man solches, als im Wesen ihrer Art gelegen, hinnehmen. Niemals ist bei derlei Koboldspäßen eine böse Absicht vorhanden. Dem Zanken, Fluchen und Pfeifen sind die Gnomen abhold, damit verscherzt man sich ihre Gunst; man hüte sich, sie zu erzürnen; denn dann wären sie leichtlich im Stande, sich bitter zu rächen, gefährliche Steinfälle, ja sogar Wassereinbrüche herbeizuführen. Wenig freundlich gesinnt sind die Gnomen den gewöhnlichen Menschenkindern, den Laien im Bergbau, welche sie gelegentlicher Besuche in der Grube „metallblind“ machen, ja auch vorübergehend das Sehen ganz unmöglich machen, weshalb sie in einem nicht sonderlich guten Rufe stehen. Die Bergmännchen sind arge Feinde der Erz- und Metallvergeudung, sowie jeder Art verschwenderischen Übermuthes, welchen sie härtestens bestrafen; hingegen schätzen sie Wirtschaftlichkeit mit den Erzmitteln, Anspruchslosigkeit, entsagungsvolle, emsige Arbeit und Herzensgüte als die höchsten Tugenden.

kriegen und den Haussohn solle die Adlerwirtin heiraten. Was geschah? Der Haussohn wurde Soldat, brachte es bis zum Feldwebel und heiratete später eine dicke Höckerin vom Naschmarkt zu Wien.

Mit dem Beispiel sei angedeutet, dass der herrliche Liebfrauen-Cultus manchmal auch ins arg Zweifelhafte verläuft. Und eigentlich sogar ziemlich oft. Es gibt ja so viele niedrige Seelen und solche zerren alles, was sie anfassen, ins Niedrige herab. Verschwiegen aber darf's nicht werden, doch scharf getrennt muss es gehalten sein, damit man nicht etwa meint, Mariendienst und Aberglaube seien eins und dasselbe.

In alter Zeit hat der Liebfrauen-Cultus sich hie und da wunderlich ausgewachsen zu einer Art von sinnlicher Minne, zu einer ausschweifenden Verzückung, die nicht mehr Frömmigkeit war, sondern etwas anderes. Wer einmal die Geschichte dieses merkwürdigen Cultus zu schreiben hat, der wird manch unerhörtem Wunder begegnen, das wohl oft ein Knab' angedeutet hat in brünstigem Liebeslied. Die Erscheinungen der heiligen Jungfrau waren an der Tagesordnung, der Glaube mit glühender Phantasie vereint verdichtete das himmlische Frauenideal zu einem körperlichen Wesen. Die Kunst hat alles gethan, um diese hehre Schönheit zu versinnlichen, und vielleicht ist es gerade deshalb, dass man nun die schöne Frauengestalt in den Hintergrund rücken und das von Schwertern durchbohrte Herz in den Vordergrund stellen will. Und auch dem „Herzen" sind Tempel gebaut.

An die Gründung eines jeden Marien-Gnadenortes knüpft sich Mythe und Sage. Nach Loretto haben aus Nazareth in Galiläa Engel das Häuschen übertragen, wo Maria einst gewohnt. Zu Luschari auf dem Berge haben Hirten das Bildnis gefunden, vor welchem Schafe auf ihren Knien lagen. Desgleichen hat zu Maria-Rehkogel in Steiermark ein von Jägern verfolgtes Reh sich in der Wildnis zu einem bisher unbekannten Marienbilde geflüchtet und ist vor demselben auf die Knie gefallen. Anderswo ist das Bildnis auf Bäumen gewachsen, oder von Bergknappen tief im Gestein gefunden worden; anderswo hat das Bildnis ein Blinder geschnitzt; anderswo ist es ganz allein auf einem Schifflein über den See gefahren. Es gibt Marienbildnisse, welche nach dem Volksglauben von den Engeln gemalt wurden. Das Gnadenbild in dem berühmten polnischen Wallfahrtsorte Czenstochau stammt vom Pinsel des Evangelisten Lukas, der Maler war, und der die Mutter Jesu wohl noch persönlich gekannt hat.

Manches gefundene Bildnis, das man in schon bestehenden Kirchen geborgen, wollte dort nicht bleiben, sondern kam wunderbarerweise immer wieder zurück an den meist unwirtlichen Ort, wo es zuerst erschienen, und dieses so oft, bis man ihm dort eine Kirche erbaute. So stehen Wallfahrtskirchen auf sturmumbrausten Bergeshöhen, an senkrecht abstürzenden Felswänden geklebt, in kaum zugänglichen Höhlen, auf Inseln von Seen, auf öden Steinhalden und in anderen Wildnissen. Der Sinn des Menschen sollte abgelenkt werden von der lockenden Welt und von wilder Natur geängstigt zu unserer lieben Frau gewiesen sein. Freilich gibt es auch Marientempel, die in blühenden Gärten und fruchtbaren Paradiesen stehen, hier ist Maria gleichsam als die von der Natur geschmückte Spenderin der Früchte. Viele Wallfahrtsorte gehören Klöstern, die oft großentheils von deren Ertrag an Opfergaben leben und wohl am meisten Ursache haben, Maria als Gnadenmutter zu verehren.

Der Cultus ist im Sinken. Unsere Zeit schnitzt sich andere Götter. Nur des Volkes untere Schichten sind es noch, die unsere liebe Frau suchen und bei ihr Trost finden.

Die letzte von der Kirche beglaubigte Erscheinung der heiligen Jungfrau hat

nieder, sah dem Knappen mit seinen grauen, klugen Äuglein ins Gesicht und fuhr fort: „Es ist schon lange her, ihr Kinder der Zeit werdet euch schier nicht mehr daran erinnern, als die erstarrte Rinde der Erde, zu schwach, die ihr innewohnende Spannung zu tragen, zusammenbrach. Bald hier, bald dort klaffte ein Riss, Theile des metallenen Erdkernes entwichen durch die Sprünge an die Oberfläche; dies war nicht nach dem Sinne der Unterweltmächte; sie sandten Kieselerde und Schwefel nebst Verwandten den flüchtigen Metallen nach und verschlackten oder vererzten sie; ja, der Hass der Unterwelt gieng so weit, dass sie die Atome der Entflohenen wie Spreu in die ausgedehnten Gebirgsmassen zerstreute. Solcherart sollten die Metalle den Wesen des Lichtes unbrauchbar gemacht werden. Der Herr der Welt aber, der den Hass nicht kennt, schuf durch einen Machtspruch Rübezahl und seine Legionen! Er gab ihnen das Wasser und wirksame Luftarten als Gehilfen mit der Weisung:

„Nützet das Wasser, nützet die Lüfte,
Schaffet die Erze auf Schichten und Klüfte."

Du findest deshalb", fuhr das Männchen fort, „unser Geschlecht über die ganze Erde verbreitet, allenthalben tragen wir mit Hilfe unserer Genossen Stäubchen zu Stäubchen und Korn zu Korn. Aus den Schlacken, aus den Gesteinen lösen wir die Atome aus und schaffen sie auf Höhlungen und Spalten. Es währt gar lange, bis sich diese Kammern füllen. Ihr Eintagsfliegen könnt es gar nicht ermessen, welche Zeiträume benöthigt werden, um eine Gebirgskluft mit Erz zu füllen; ohne Wasser und Luft würden wir, bei Rübezahl, unserer Aufgabe kaum gewachsen sein. Einzelne unserer Legionen sammeln einen Theil der Niederschlagswässer und leiten sie durch die Ackerkrume in das Gestein, andere schaffen Kohlensäure herbei, die sie nebst Lebensluft zum Theile von der Oberfläche her, theils erstere für sich allein auf Klüften aus der Tiefe beziehen. Mit der sauren Luft geben uns die Mächte der Unterwelt, freilich unbewusst, das mächtigste Mittel an die Hand, die verschlackten Metalle ihrer Fesseln zu entledigen. Mit den beiden Luftarten bringen wir die zerstreuten Metallatome in Lösung und führen sie auf tausendfachen Wegen geschickt wieder zusammen in die vorbereiteten Kammern. Durch die endlosen Unruhen in der Unterwelt wird unsere Arbeit wesentlich erleichtert, indem die alten vernarbten Sprünge in der Erdrinde bei Erschütterungen wieder aufgerissen, erweitert und durch neue vermehrt werden. Damit aber wachsen die Vorrathsräume für unsere Erze! Hie und da besorgt die saure Luft im Vereine mit dem Wasser die Vorbereitung von Erzkammern und gleichzeitig auch den Erztransport; sie verlassen dann in den Hohlräumen das mitgebrachte Erz und binden es hiedurch an diese Stelle. Andernfalls aber benützen wir kohlige Substanzen, meist Reste längst zugrunde gegangener Vegetationen oder animalische Überbleibsel, oder wir bedienen uns einer übelriechenden, geschwefelten Luftart, in welcher die meisten Metalle wie betäubt niedersinken, um die Erze in den Kammern festzuhalten.

Die Unterwelt überläßt uns neidlos diesen ihren giftigen, infernalischen Hauch, welchen sie an manchen Orten, wie in Lassnitz, Malborghet und im Raibler Tiefbau in größeren Mengen an die Oberfläche bläst; wir senden ihm das Wasser entgegen, das ihn aufnimmt und für unsere Zwecke nützlich macht. Im Königsberge entfesselten wir mittelst Tagluft und Wasser einen Theil der geschwefelten Metalle und lagerten das neue, gereinigte Gebilde, das ihr Galmei nennt, in tiefer gelegene Kammern.

Ist es unserem Bemühen gelun-

An einem Sylvesterabend verspätete sich der alte Bergknappe einmal in der Grube: die gesammte Mannschaft war längst schon ausgefahren und so saß er allein, sich ausruhend, im weiten Raume einer alten Zeche. Fast lautlose Stille umgab ihn, welche nur zeitweilig durch das Knistern fallender, sich abbröckelnder Gesteinstheilchen unterbrochen wurde. Da plötzlich vernahm der Bergmann ein leises Kichern, das er anfänglich für das Plätschern des Tropfenfalles gehalten hatte; in der Richtung, von welcher das Geräusch kam, blickend, bemerkte er aus einer Felsspalte kommend, ein winziges, helles Lichtlein, dessen Schein sich in den niederrieselnden Bergwässern hundertfach wiederspiegelte. Dem kleinen Geleuchte folgte aus weitem Ärmel ragend ein Händchen, welches einen Schlägel umfasste, dann schob sich eine mächtige Zipfelmütze aus der Kluft, aus der mit lachendem Gesichte ein Gnome hervorlugte. Dieser schien den Knappen nicht sonderlich zu fürchten, denn nach kurzem Bedenken kroch das schmiegsame Zwerglein gänzlich hervor und gewann im behenden Sprunge die Sohle. Ein weiter Bergkittel, zusammengehalten durch den Riemen des Bergleders, das fast bis auf die Erde niederreichte, bedeckte den zarten, etwas gedrungenen Leib, die Beine staken in enge anliegenden Lederhöschen. Kaum hatte das niedliche Graubärtchen die Felsspalte verlassen, so folgte ihm auch schon ein zweites und drittes, ja bald war der Knappe in der nun taghell erleuchteten Zeche von einem ganzen Kreise sich fröhlich tummelnder Gnomen umgeben! Einige von ihnen lagerten sich auf Gesteinstrümmer, andere hockten sich auf die vorspringenden Wände der Zeche, die lustigsten jedoch reichten sich die Händchen und umtanzten das inmitten der tollenden Schar sitzende, verwundert um sich blickende Menschenkind, das sich völlig die Äuglein wundrieb, weil es ihm nicht mehr recht trauen wollte. Bald jedoch wich auch der letzte Zweifel an der Richtigkeit des Wahrgenommenen, die Bergmännchen ließen ihre Stimme erschallen, sie sangen voll Munterkeit in lebhaftem bewegtem Tempo:

„Nützet das Wasser, nützet die Lüfte,
Schaffet die Erze und Schichten und Klüfte,
Winzige Körnchen, zerstreut in Gestein,
Sammelt beharrlich im festen Schrein!“

Als die kleinen Männchen das Lied beendet hatten, begannen sie sich, wie sie gekommen, nun wieder zurückzuziehen; nacheinander verschwanden sie in der Kluft, aus der sie gekommen waren. Als der letzte der Zwerge sich ebenfalls zum Gehen wandte und die Zeche nur noch von schwachem bläulichem Lichte umflossen war, fasste der alte Bergknappe Muth; beherzt wendete er sich dem Gnomen zu und sprach: „Höre mich, Sohn des Rübezahl, ich bitte dich!“ — „Was verlangest du?“ darauf der Kleine. — „Lieber Berggeist, mich reizt ein heimliches Begehren; ich möchte es dir offenbaren.“ — „So sprich“, sagte der Gnome, „ich will dich hören.“ Der Knappe, dessen Selbstvertrauen mehr und mehr wuchs, als er das Entgegenkommen des Kleinen wahrnahm, sprach: „Ihr lieben Geister seid, ich weiß es seit langem, mir immer wohlgesinnt gewesen, manch guten Rath empfieng ich schon aus eurem Munde; oft entrann ich schon, dank euren Warnungsrufen, der Gefahr; ich hab' euch lieb gewonnen. Darum bitte, sage mir: welcher Art ist euer Wesen und Treiben? Alles, was da ist, hat Ursache und Zweck, was ist euch zu wirken vorbehalten?“ Darauf der Gnomen: „Das magst du wissen, doch schweig' fein still und nütze, was ich dir sage!“ Das langbärtige Zwerglein ließ sich auf die letzten Sprossen der an die Zechenwand gelehnten Fahrt

Der Schmeißrinnbock vom Gamskarſpitz.

Ein Bildchen aus dem Hochgebirge von Arthur Achleitner.

Wer mit der Selzthalbahn durch das Oberennsthal eilt, weiß nicht, welch ſtolze Hochlandsgegenden ſich in den ſtillen Seitenthälern zwiſchen dem reizenden Schladming und dem einſam ſchönen Gröbming rechts der Enns aufbauen in voller Majeſtät des Hochgebirges, manchem Theil der Schweiz vergleichbar, nur wilder noch in wuchtigen Felspartien und weniger betreten vom Fuße des neugierigen Touriſten. Ins ſtille Sattenthal kommen nur die Jäger von Beruf, die „Schwarzgeher“ und die Almleute. Einige Stunden lang dehnt ſich das ſchmale Hochthal, bis der Gamskarſpitz und der Rücken der majeſtätiſchen Hochwildſtelle nebſt Genoſſen es mit ſtarren Felsblöcken abſchließen. In dieſer Felswüſte hauſt der ſteiriſche Zlatorog, der Schmeißrinnbock vom Gamskarſpitz, der ſeine eigene Geſchichte hat. Seit beinahe einer Dekade ſchont ihn des Jägers Rohr; nach unendlich ſchwierigem Anſtieg in eine fürchterliche Rinne unter dem gigantiſchen Gamskarſpitz hat der Jäger noch ſtets den Stutzen abgeſetzt, wiewohl der alte Gemsbock in ſicherer Schuſslinie ſtand. Trifft ihn die Kugel, ſo wird der Schütze nie von dieſem Bock einen ganzen Knochen erhalten, denn überſchlagend muſs der Bock im Abſturz in Atome zerſchellen. Alle Verſuche, ihn aus ſeinem weidmänniſch geſicherten Einſtand herauszutreiben, ſind bislang geſcheitert, der ſchlaue Kamerad geht augenblicklich hoch und ſeinen Einſtand zu überſteigen, haben einige Wildbretſchützen bereits mit dem Tode gebüßt. Das „Bauchwehgaſſel“ heißt im Volksmunde jene Rinne, die ſchräg unter dem Gamskarſpitz zu dem Einſtande des Bockes führt, weil nach Anſicht der Sattenthaler jedem vor Angſt übel wird, wenn er mit Menſchenfüßen die gräſsliche Felſenſtelle paſſieren ſoll. Und die Rinne, in welcher der Bock ſteht, heißt die Schmeißrinne, weil es den Gams „derſchmeißt“ (ſchmeißen = werfen), wenn er zu Sturz kommt.

Den Jagdherrn reizte es, dieſem ſagenhaften, langjährig geſchonten Bock endlich einmal energiſch auf den Leib zu rücken. In der „Schwoagerſtuben“, einer großen aufgemauerten Alm im Sattenthale, iſt die Geſellſchaft zum morgigen Trieb auf den ſteiriſchen Zlatorog verſammelt. Hinten am offenen Herd praſſeln die Holzſcheiter und verbreiten nebſt Rauch angenehme Wärme, am Tiſch auf den

gen, einen Hohlraum nahezu mit Erzen zu füllen, dann krönen wir unser Werk durch den Aufbau von Krystallen, welche wir oft in den kunstvollsten Gestalten, mit reinstem Glanze bilden und mancher eurer Weisen hat schon vergeblich über einem derartigen Ding forschend gebrütet, wenn Gnomenlaune oder schalkhafte Absicht die Formgebung beeinflusste. Nun, mein Freund, habe ich deinen Wunsch erfüllt!"

„So endete mein Gespräch mit dem Gnomen", berichtete der alte Knappe von Raibl; „noch einmal sah mich das Zwerglein freundlich an und mit den Worten: „Es schütze dich Rübezahl!" drückte er mir die Hand und verschwand spurlos in der Spalte. Traumverloren blickte ich jetzt um mich und bemerkte an meinem nahezu ausgebrannten Grubenlicht, dass ich sehr lange an der Stelle verweilt haben musste; ich eilte hierauf über die dunklen Fahrten zu Tage. Tagelang verfolgten mich die Gedanken an das in der Grube erlebte Ereignis und noch heute tönt das Gnomenlied in meinen Ohren nach."

Mein Gewährsmann ist leider kurze Zeit, nachdem er mir sein Erlebnis mit dem Bergmännchen mitgetheilt hatte, dahingegangen. Als man den Knappen zur letzten Fahrt geleitet hatte und die Leidtragenden sich bereits allmählich aus dem Kirchhofe verloren, da machte sich — erzählte mir der Raibler Schulmeister — ein in dunkle Lumpen gehülltes Bettelmännchen mit langem grauen Barte am Grabe zu schaffen, Thränen kollerten über seine bleichen Wangen, es warf einzelne Schollen auf den Sarg und dabei murmelte es halbverständliche Worte, von welchen man nur vernehmen konnte:

„Winzige Körnlein, zerstreut im Gestein,
Sammelt beharrlich im festen Schrein!"

Kein Zweifel, es war der Gnome aus dem Königsberge!

(Freie Stimmen.)

Weisung.

Du sollst reden — nicht viel, aber sinnig;
Du sollst beten — nicht lang, aber innig;
Du sollst handeln — nicht rasch, aber kräftig;
Du sollst lieben — nicht laut, aber heftig;
Du sollst leben — nicht wild, aber heiter;
Du sollst dir helfen — Gott hilft weiter!

Fr. Halm.

Vergeblich, unser Zlatorog ist nicht gekommen. Die Treiber sind heil herunter, aber nicht um einen Leiterwagen voll neuer Guldenzettel giengen sie noch einmal ins Bauchwehgassel, versichern die Burschen, die vor dem Verdacht, zu wenig Schneid' zu besitzen, erhaben sind. Der Schmeißrinnbock wär' eben zu flink und augenblicklich hochgegangen, wie er den ersten Treiber gespürt. Und der Treiber habe viel zu viel auf seine „Hasen“ aufpassen müssen. Ja, aber die anderen?

Ja, betheuerte der Kaschthaler Hans, 's war a Böhmischer unter uns, wie der „Pozor!“ (Achtung!) g'schrieen hat, hat der Bock Reißaus nehmen müssen.

Trotz des Ärgers über den missglückten Trieb lachten wir aus vollem Halse und wirklich, weiß der Kuckuck, wie der Bursche in das stille, wildromantische Sattenthal Obersteiermarks gekommen ist, es war ein veritabler Böhmak, ein Gegenstand allgemeinster Heiterkeit bei Brentlerinnen und Holzern, deren stoa(n)steirisches Deutsch der radebrechende Czeche gottvoll übertrumpft. Aber kraxeln kann er trotz seiner Angehörigkeit zur heiligen czechischen Nation so famos, als hätte seine Wiege auf dem — Dachstein gestanden.

Unser Zlatorog äst inzwischen ruhig weiter. Wer ihn wohl herabbringen wird?? — —

Die Grenzen des ärztlichen Berufs.

Von O. Bähr.

Das deutsche Strafgesetzbuch bestimmt: „Wer vorsätzlich einen anderen körperlich misshandelt oder an der Gesundheit schädigt, wird mit Gefängnis oder Geldstrafe bestraft.“ Nun nehmen alltäglich Ärzte und Wundärzte Eingriffe in den menschlichen Körper vor, die sich der äußeren Erscheinung nach als Körperverletzungen oder Gesundheitsstörungen darstellen. Gleichwohl fällt es niemandem ein, den Arzt zur Strafe zu ziehen. Zur Erklärung dafür könnte man sagen, diese Eingriffe seien keine „Misshandlung“ und keine „Schädigung der Gesundheit.“ Aber was heißt „Misshandlung und Schädigung der Gesundheit“? Äußerlich betrachtet, erscheinen doch die Eingriffe vielfach als solche. Nicht selten wird ein Kranker durch den Eingriff, den der Arzt vornimmt, nicht besser, sondern schlechter, oder er stirbt gar daran. Dennoch wird der Arzt nicht bestraft. Dass sich also mit jenen zweifelhaften Begriffen die Frage nicht erledigen lässt, liegt auf der Hand. Namentlich aber erweisen sich jene Begriffe als völlig unzureichend, wenn es sich darum handelt, die Grenze zu finden, bis zu der der Arzt mit seinen Eingriffen gehen darf. Über diese Frage hat kürzlich ein Professor des Strafrechtes in Basel einen Vortrag veröffentlicht,*) und bei dem allgemeinen Interesse, das diese Frage in Anspruch nimmt, wollen wir hier auf den Inhalt dieses interessanten Schriftchens

*) Das ärztliche Recht zu körperlichen Eingriffen an Kranken und Gesunden. Von Dr. L. Oppenheim. Basel, Benno Schwabe, 1892.

grobgehobelten Bänken haben wir uns zum Abenddiscurs niedergelassen. Für das morgige „Riegeln“ sind alle Dispositionen getroffen, nur für das heutige Übernachten noch nicht. Zwei Betten im oberen „Gaden“ sind frei, dann die „Kreister“ der Sennerinnen, aber letztere finden bei uns „Wissenden“ keine Liebhaber. Lieber ins Heu!

Wie lange es trotz der Müdigkeit dauert, bis der ersehnte Schlaf kommt! Würzig duftet das frische Heu in der Scheune, fast wird der Geruch betäubend. Die Liegerstatt ist nicht eben hotelmäßig, durch den Wettermantel hindurch sticht das Heu auf die nackten Knie so kitzlig, als wäre ein Regiment brauner Blutsauger in Attaque begriffen. Links liegt es sich schlecht, auf der rechten Körperseite nicht gut, das Heu ist zusammengedrückt, man spürt den harten Tennboden in allen Knochen. Durch die Holzfugen streicht der kalte Nachtwind, das Scheunenthor schließt schlecht, wozu auch, gestohlen wird ja nichts und kann auch nichts werden. Ab und zu kommt aus dem Stall nebenan ein Laut, von ferne bimmelt die Blechglocke einer Almkuh, die ihr spätes Futter sucht. Ein heiliger Friede ringsum, nur der nahe Brunnen plätschert, fleißig und munter eilen die Wellen des Bergbaches vorbei. Mein Schlafkamerad ist hinüber ins Reich der Träume, nicht lange dauert's und er „orgelt“ in mächtigen tiefen Tönen, die sich allmählich zum Getöse einer Dampfsäge steigern. Prachtvolle Gutturaltöne, wie sie in Tirol und Steiermark so schön gedeihen, wilde Weisen, die so schwer in Worte zu fassen sind. Eine Zeitlang gab ich mich ganz dem Genusse des Zuhörens hin, aber es waren gar schreckliche Lieder ohne Worte. Wo der Mann nur diese vollendete Kunst erlernt hat? — Ihn aufzuwecken nützt gar nichts, denn im Mondenschein, der sich durch die Ritzen der Holzwandung stiehlt, sehe ich deutlich, dass der Gute nicht einmal auf dem Rücken liegt. Und dennoch diese mächtigen Orgeltöne! —

Ich zwinge mich zum Schlafen und endlich fallen doch die müden Augen zu. Wache oder träume ich, es wird mir so feuchtkalt und dabei weht mir doch ein warmer Athem ins Gesicht. Soll das dem Jägerfranzl sein Dackel sein, der uns aufzuwecken kommt? Schlaftrunken heiße ich das Vieh weggehen, aber das Schnüffeln dauert fort. „Himmelkreuzdonnerwetter! mach' dass du weiterkommst!“ Und ein Faustbieb fährt auf das Vieh. Ein grunzender Laut und das Beest hüpft im Fackeltrab davon. Weg war der Schlaf. Gleich darauf kommt auch schon der Franzl zur Tagreveille.

Das „Riegeln“ hat begonnen, langsam steigen die Treiber, eine Schar kerniger Burschen, die in einigen Jahren fesche „Belgier“ abgeben werden, an; mit dem „Spectiv“ lassen sich die Bewegungen der Treiber genau verfolgen, wie sie geschmeidig, ohne viel Bedenken, Klüfte überspringen, immer höher klettern die glatten Wände hinan auf kaum handbreitem Steigl. Jetzt wird's auch für die Schützen Zeit zum Anstand, in längstens einer Stunde muss der erste Treiber ins Bauchwehgassel eingestiegen sein und wenn's glückt, ist der sagenhafte Schmeißrinnbock heute unser.

Waidmanns Heil!

Langmächtig sitzen wir schon am Stand, aber es „riegelt“ sich nichts. Sollte unser Zlatorog vorzeitig hochgegangen sein? Wie die „Lichter“ auch arbeiten, nichts zu sehen, kein Laut zu hören; doch von Ferne ertönt ja das „Duhliä“, deutlich ist das „Wallerzen“ (Jodeln) zu hören. Heiliger Baumbach! Wenn jetzt der Zlatorog vom Gamskarspitz schussgerecht herabsausen thäte! Wär' das ein Glück! Der Beschreibung nach muss ja der Schmeißrinnbock auf den ersten Blick erkennbar sein.

— — — — — — — — — — —

diesen Bedingungen habe der Arzt selbst das Recht zu einem den Tod wahrscheinlich herbeiführenden Eingriffe.

Unter gleichen Bedingungen habe der Arzt auch das Recht zur Anwendung lebensgefährlicher Arzneimittel. Öfter kämen Arzneimittel in Frage, die wissenschaftlich empfohlen, aber doch noch nicht genügend erprobt seien (wie zum Beispiel das Tuberkulin kurz nach seiner Entdeckung). In einem solchen Falle sei der Arzt berechtigt, das Arzneimittel anzuwenden, wenn es nach glaubwürdiger wissenschaftlicher Forschung als zweckentsprechend betrachtet werden könne. Niemals aber dürfe der Arzt unsittliche Dinge als Heilmittel anwenden. Dies gelte namentlich auch von körperlicher Züchtigung als vermeintlichem Heilmittel.

Eingriffe in das körperliche Wohlbefinden Gesunder zur Heilung von anderen Erkrankten kommen heutzutage namentlich vor bei Entnahme von Blut (Transfusion) oder zur Entnahme von Hautstücken (Transplantation). Zu solchen Eingriffen sei der Arzt berechtigt, wenn die betreffende Person ihre Einwilligung gebe, wenn ihr durch den Eingriff kein dauernder Schaden zugefügt werde, und wenn ihre Schädigung durch den Eingriff ein weit geringeres Übel sei, als das Übel des Kranken, das dadurch geheilt werden solle. Ein Minderjähriger dürfe jedoch nur mit Einwilligung seines Vaters oder Vormundes zu einer solchen Cur benutzt werden.

Zur Linderung von Krankheiten dürfe sich der Arzt Eingriffe in die Gesundheit erlauben, wenn die Schwere und die Gefahr dieser Eingriffe durch die Größe des Leidens, das dadurch gelindert werden solle, überwogen werde. Darnach bestimme sich namentlich die Anwendung von narkotischen Mitteln, Chloroformierung und Morphiumeinspritzungen. Sie seien berechtigt, wenn damit eine Schmerzlinderung oder ein anderer ärztlicher Zweck erreicht werden solle, sonst nicht. Auch zur Erleichterung des Sterbens von unrettbar Kranken dürften solche Mittel angewendet werden. Manche Ärzte seien auch der Ansicht, sie dürften in einem solchen Falle durch große Gaben von Morphium das qualvolle Leben eines Kranken verkürzen und ihm einen schnellen, schmerzlosen Tod bereiten. Der Verfasser mißbilligt das entschieden, meint aber, die bloße Möglichkeit, dass dadurch der Tod beschleunigt werde, dürfe bei schwer Leidenden von der Anwendung narkotischer Mittel nicht abhalten.

Weiter zieht er die Zuläſſigkeit ärztlicher Eingriffe zur Vorbeugung gegen Krankheiten in Betracht. Dahin gehören die Impfungen, namentlich gegen Pocken und in neuerer Zeit auch gegen Tollwuth. Auch solche Eingriffe erklärte er für zuläſſig, jedoch wo kein gesetzlicher Impfzwang bestehe, nur mit Einwilligung der betreffenden Personen.

Auch Eingriffe zur Beseitigung entstellender körperlicher Mängel dürften natürlich nur mit Einwilligung des davon Betroffenen erfolgen. Leichte Eingriffe dieser Art seien stets, schwere dagegen nur dann berechtigt, wenn der zu beseitigende Mangel groß sei, auch der Eingriff regelmäßig nicht zu dauerndem Siechthum oder zum Tode führe.

Von großer Bedeutung ist endlich die Frage, inwieweit der Arzt Menschen zu Experimenten für ärztliche Zwecke gebrauchen darf. Der Verfasser stellt hier als Grundsatz auf, dass nie ein Mensch, weder ein gesunder, noch ein Kranker ohne seine Einwilligung zum Gegenstand eines solchen Experiments gemacht werden dürfe. Dies gelte selbst bei unheilbaren Kranken und bei einem zum Tode Verurtheilten. An einem Gesunden dürften auch mit dessen Einwilligung keine Versuche vorgenommen werden, wenn

etwas näher eingehen und einige Betrachtungen daran knüpfen.

Ein früher nie geahnter Aufschwung der ärztlichen Kunst hat dahin geführt, dass in neuerer Zeit Wundärzte immer tiefer eingreifende Operationen an Kranken vornehmen, und Ärzte immer wieder neue Mittel zur Heilung an Kranken in Anwendung bringen. Selbst den Gesunden zieht der Arzt in den Bereich seiner Thätigkeit, sei es, um vorsorgend durch ärztliche Eingriffe für seine Gesundheit zu sorgen, sei es, um aus seinem Körper Mittel zur Heilung Kranker zu entnehmen oder auch, um Versuche für die mögliche Behandlung Kranker an ihm zu machen. Worauf gründet sich nun das Recht zu dem allen?

Der Verfasser unseres Schriftchens prüft in dieser Beziehung die bereits von anderen aufgestellten Ansichten. Manche wollen die Befugnisse zu solchen ärztlichen Eingriffen lediglich auf die Einwilligung dessen gründen, an dem sie ausgeübt werden. Auch der Verfasser erkennt an, dass eine Operation an einem Kranken allerdings nur mit dessen Einwilligung vollzogen werden dürfe. Als durchgreifenden Grundsatz für die ärztliche Thätigkeit verwirft er aber diesen Gesichtspunkt. Er weist darauf hin, dass man einen solchen, der Selbstmord versucht habe, auch ohne seine Einwilligung ärztlich behandle; dass ferner der Arzt einem Kranken auch ohne dessen Einwilligung selbst gefahrbringende Arzneimittel eingebe, wenn es die Natur der Krankheit erheische.

Eine andere Ansicht geht davon aus, dass es sittliche Pflicht des Kranken sei, sich Leben und Gesundheit zu erhalten, und dass in dem Umfange dieser Pflicht auch der Arzt das Recht habe, körperliche Eingriffe an dem Kranken vorzunehmen. Auch diesen Gesichtspunkt verwirft der Verfasser, weil man doch nicht jeden ärztlichen Eingriff auf eine sittliche Pflicht, sich ärztlich behandeln zu lassen, zurückführen könne.

Eine weitere Ansicht nimmt für das Recht des Arztes zu Eingriffen den ärztlichen Beruf zur Grundlage. Indem der Staat die Ausübung des ärztlichen Berufes billige, berechtige er dadurch den Arzt auch, alle Eingriffe vorzunehmen, die die ärztliche Wissenschaft verlange und gestatte. Auch diesen Gesichtspunkt läſst der Verfasser nicht gelten, weil unter Umständen auch einem Nichtarzte Eingriffe in das körperliche Befinden eines Kranken gestattet seien, wenn sie diesem nur zum Heile gereichen.

Wenn aber alle diese Versuche, das Recht des Arztes zu körperlichen Eingriffen zu erklären, nicht ausreichten, so bleibe nur noch ein Erklärungsmittel. Das sei das Gewohnheitsrecht. Es sei gewohnheitsrechtlich erlaubt, dass für ärztliche Zwecke auch Eingriffe in das körperliche Befinden eines Menschen geübt werden dürften.

Nun geht der Verfasser die einzelnen Verhältnisse durch, unter denen solche Eingriffe üblich seien. Für die Heilung von Kranken stellt er als Regel auf, dass, wenn der Kranke volljährig und geistesgesund sei, Eingriffe der erwähnten Art nur mit seinem Willen geschehen dürfen. Doch müssten Ausnahmen davon gemacht werden. Ein von einem schweren Unglücksfall Betroffener, namentlich einer, der sich das Leben zu nehmen versucht habe, könne auch ohne seinen Willen sofort ärztlich behandelt werden. Dagegen erfordere jede Operation, so groß oder so gering sie sei, die Einwilligung des zu Operierenden. Lebensgefährliche Operationen dürften überhaupt nur vorgenommen werden, wenn sich kein anderes Heilmittel darbiete, wenn dem Kranken die Gefahr des Eingriffes zum Bewusstsein gebracht sei, und wenn bei der Operation alle möglichen Mittel zur Beseitigung der Gefahr getroffen seien. Unter

eröffnet, das recht augenscheinlich darthut, wie unzureichend das Gesetz ist, um aus ihm allein das Recht abzuleiten. Dabei kann man nicht einmal von einem Mangel des Gesetzes reden. Keine gesetzgeberische Kraft würde im Stande sein, diese Lehre in einer Weise zu ordnen, dass man aus dem Gesetze allein das Recht entnehmen könnte. Es muss eben noch etwas anderes hinter dem Gesetze stehen, was den öden Buchstaben mit lebendigem Geiste erfüllt. Was ist aber dieses andere?

Der Verfasser sagt: es ist ein Gewohnheitsrecht. Nun kann man ja sagen, dass es einer allgemeinen Rechtsüberzeugung in unserem Volke entspricht, wenn der Arzt für ärztliche Zwecke je nach Umständen Eingriffe in den menschlichen Gesundheitszustand vornimmt. Insoferne kann man also von einem Gewohnheitsrechte reden. Aber dieses Gewohnheitsrecht lässt uns doch wieder völlig im Stich, wenn es gilt, die Grenzen dieser ärztlichen Befugnis zu bestimmen. Denn die Fragen stellen sich fast in jedem Falle anders, und es würde ganz unmöglich sein, für jeden Fall Vorgänge aufzuweisen, aus denen sich das im Volke lebende Rechtsbewusstsein erkennen ließe. Die Wissenschaft muss also auch noch eine andere Quelle haben, aus der das auf diesem Gebiete anzuwendende Recht zu schöpfen ist. Diese Quelle aber ist — man verzeihe uns, wenn wir kein anderes Wort dafür wissen — das Vernünftige. Das, was vernünftig ist, muss die Wissenschaft auf diesem Gebiete als Recht anerkennen.

So bildet auch diese Lehre wieder einen Beweis dafür, dass die Rechtswissenschaft eine Wissenschaft des Vernünftigen ist oder — wenigstens sein sollte.

Grenzboten.

Das Paradies der Grazer.

Eine Plauderei.

Das Paradies ist am Morgen. So ist es in der mythischen Geschichte der Menschheit, so ist es bei den verschiedenen Völkern, so ist es beim Einzelnen und so ist es beim Grazer Stadtpark.

Wer gegen die Mittagszeit oder gegen Abend im großen Lustgarten wandelt, der befindet sich auf der „Promenade“ und kann sich davon überzeugen, wie sehr der Mensch — Herdenthier ist. Nicht etwa, wo die schönsten Stellen sind, ergehen sie sich, sondern wo die breitesten Wege liegen. Sonne, Wind und Staub wird geduldig ertragen, nur recht viele Leute müssen hin- und herwogen, sich schieben, einander vor den Füßen gehen, einander die Pfade krümmen, einander fremd anschauen, oder freundlich grüßen, oder heimlich bespötteln und ein wenig Medisance treiben. Und endlich vielleicht gar das Rauschen des Springbrunnens und ein Militärkapelle-Bum-Bum dazu — das ist der Grazer Stadtpark, aber nicht in seiner Epoche des Edens, sondern in der nachherigen.

dieser dadurch einer großen Gefahr ausgesetzt würde. Bei unrettbaren Kranken sei es vielleicht nicht geboten, diese Schranken einzuhalten. Der Verfasser zeigt dann an Beispielen, wie Ärzte öfter in dieser Richtung fehlen.

Als Anhang zu seiner Schrift theilt er zwei gerichtliche Urtheile mit, die in Fällen ergangen sind, wo Ärzte wegen Überschreitung ihres Berufs angeklagt worden waren.

Der erste Fall hat sich in Basel zugetragen. Um die Wunde einer Frau zu heilen, hatte der Arzt dem fünfzehnjährigen Dienstmädchen der Frau vierundzwanzig Stücke Haut aus Armen und Beinen geschnitten. Das Mädchen hatte sich auf Zureden des Arztes dazu verstanden. Ihr am Orte lebender Vater war aber nicht gefragt worden. Als die Hautstücke aus dem linken Arme genommen waren, hatte das Mädchen schon beim rechten Arme nichts mehr davon wissen wollen. Als ihm trotzdem noch aus den beiden Beinen sieben und sechs Stücke Haut weggeschnitten wurden, hat es fortwährend dabei geweint. Das Mädchen ist dann längere Zeit krank gewesen, was der Arzt darauf schiebt, dass es sich nicht genügend geschont habe. Nach der Aussage des Mädchens hat jedoch, nachdem es eine Zeit lang im Bette gelegen, seine Dienstfrau es aufstehen heißen, weil sein Zustand nicht gefährlich sei. Der Arzt ist wegen dieser Behandlung des Mädchens angeklagt worden. Das Basler Gericht hat ihn freigesprochen. Es hat angenommen, dass das Mädchen eingewilligt habe, und dass die Einwilligung seines Vaters nicht nöthig gewesen sei, weil der Arzt „in guter Treue angenommen habe und habe annehmen können, dass das Mädchen die erforderliche Einsicht besitze". Der Verfasser tadelt diese Entscheidung, und gewiss mit Recht. Die erforderliche Einsicht, dass die Sache weh thue, besaß das Mädchen wohl. Besaß es aber auch die Einsicht und Willenskraft, dem gestellten Verlang Widerstand zu leisten? Dass eine abscheuliche Schinderei (bei der d arme Mädchen nicht einmal narkotisi wurde) ungestraft hingehen konn beweist, dass es auch in der frei Schweiz nicht immer musterh hergeht.

Ein anderer Fall wurde von ein deutschen Gerichte entschieden. Eine hy rische Frau, die zu ihrer Heilung in Nervenheilanstalt eines Arztes gesch war, bekam öfter Schmerzanfälle, denen sie heftig schrie. Der Arzt ha in solchen Fällen die Frau mehrf körperlich gezüchtigt, erst mit Oh feigen, dann mit einem Stock, endl sogar mit einer Reitpeitsche, so da die Frau blutunterlaufene Striem davon aufzuweisen hatte. Der ang klagte Arzt vertheidigte sich dam dass dies zu Heilzwecken geschehen s Das Gericht verurtheilte ihn jedoch einer dreimonatlichen Gefängnisstra Der Verfasser billigt dieses Urthe und auch wir halten es für gerec

Soweit der Inhalt dieses Schri chens, das sehr geeignet ist, z Nachdenken anzuregen. Vor allem mu sich der Arzt klar werden über Grenzen, die er bei seiner Thätigk zu wahren hat. Es kann leicht ko men, dass sich ein Arzt im Ei seines Berufes zu Schritten verleit läst, über die er sich vielleicht spä Vorwürfe zu machen hat, oder ihn gar in Berührung mit d Strafgerichten bringen. Das Schri chen gibt einen sehr guten Überbl über die einschlagenden Verhältni Aber sicherlich erschöpft es nicht Fälle, die auf diesem zweifelhaf Gebiete liegen. Das erkennt a der Verfasser selbst an, und er bit im Vorwort um Mittheilungen, seine Anschauungen ergänzen und einer Erweiterung der Lehre dien können.

Für den Juristen ist das Schri chen interessant, weil sich in den da gestellten Verhältnissen ein Geb

Singen ein und benützte seinen Schnabel zu etwas anderem.

Eines Morgens setzte ich mich auf die Bank vor dem Kaiser Josef und wollte mit ihm ein politisches Gespräch anheben; er gab gar keine Antwort. Unter den gegenwärtigen Zuständen mag er wohl nicht mitreden und ein Reconvalescent hat auch etwas Vernünftigeres zu thun, als sich über die Czechen, Juden und Antisemiten zu unterhalten. — Im Parke rauscht der Brunnen. Acht stattliche Meerfräulein haben jede einen großen Fisch gefangen und diese Fische speien Wasserbögen ins Becken hinauf, dass es eine Art hat. In Kreuz und Krumm gehen die Strahlen und von oben gießen die Schleier nieder über allerlei liebliches Gebilde. Ein frischer Morgenwind fährt drein und weht den silbernen Staub weit hin über das Grüne und in diesem Staub spielen die sieben Farben des Regenbogens.

Das Paradies der Grazer hat natürlich auch seine verbotenen Bäume und Sträucher. Ein Büblein hüpft daher und bricht eine rothe Rose, in demselben Augenblicke ereilt ihn die Hand des Verhängnisses — der Engel mit dem Schwert in Gestalt eines rothbärtigen Parkwächters. Das Büblein fleht um Gnade, es hilft nichts, der Engel hat ihn beim Genick; das Büblein gesteht, dass es die Rose seinem Schwesterchen hatte bringen wollen, das just heute den Geburtstag hat, es hilft nichts, der Engel hält seinen kleinen Adam fest und hebt schon an, ihn vor sich herzutreiben. Leute haben sich versammelt und selbstverständlich für den hübschen Knaben Partei ergriffen. Einer Rose wegen! Als ob nicht jeden Tag hunderte von solchen Rosen aufblühten und verwelkten! Und seinem Schwesterlein wollte er sie bringen zum Geburtstage, das ist ja reizend! Und der Parkwächter ist ein Ungeheuer, das den Knaben nur gleich auslassen soll, sonst wird man ihm was anderes sagen!

Kommt ein kleiner alter Herr getrippelt, ein bekannter Kinderfreund. Gottlob, der wird des armen Sünders Erlöser sein. „Du armes Kind", sagt er, „zu deinem Unglück bist du heute ausgegangen und jetzt führen sie dich vor das Gericht. Ganz bis zum Mittelpunkt meines Herzens hinein thust du mir leid, aber dein Weinen, das hilft dir nichts. Die Rose ist gebrochen und wird schrecklich gegen dich zeugen. Wenn es schon nicht anders ist, so will ich die Strafe auf mich nehmen, aber Strafe muss sein, und wie würde unser Stadtpark morgen schon aussehen, wenn sich jeder beliebig eine Blüte, einen Zweig, eine Rose brechen wollte!"

Über solche Auffassung ist das Volk entsetzt, allein das ändert an der Sache nichts. Der Verbrecher wird von dannen geführt, der kleine alte Herr folgt ihm nach, um bei der Polizei für ihn doch wohl ein erlösendes Wort zu sprechen. — Schon am nächsten Morgen sehe ich den Knaben wieder durch das Paradies hüpfen, aber diesmal guckt er auf keinen Strauch, läßt alle Rosen stehen und so hat sich der Justizfall gelöst den Menschen zum Wohlgefallen.

Da es Maien geworden war, begannen die Baumkronen sosehr die grünen Wiesen und Blumenbeete einzuwölben, dass man keine Steinmauer mehr sah und keinen Berg im weiten Rund. Noch tagelang behauptete ich in der Nähe des Brunnens ein Plätzchen, von welchem aus der Schöckel zu sehen war mit dem Touristenhause, endlich war auch dieser Ausblick verhangen von üppigem Geäst. Ein blaues Stückchen Alpen sollte man doch irgendwo hereinschauen lassen in unseren Lustgarten, damit man nicht ganz vergisst, dass wir mitten in Steiermark sind.

Ein Kaffeehaus haben Adam und Eva in ihrem weltberühmten Paradiese nicht gehabt. Die modernen Pärchen sitzen vor dem Kaffeehaus im Stadtpark; nur dass die Hochzeitsreisenden

In aller Gottesfrühe! Das ist das Wahrwort für alle Natur. Aus schwerer Krankheit genesen, noch taumelnd, im leisesten Lüftchen schauernd, im Sonnenstrahle schier verschmachtend, alle Menschen, die trauten wie die fremden fliehend, weil mir jedes Wort wehe that in der wunden Brust oder im zitternden Gemüthe — in solcher Zeit wankte ich täglich zur Morgenfrühe durch den Stadtpark. Fast allein war ich mit dem erwachenden Frühlinge. Die steinernen Dichter Friedrich Schiller und Anastasius Grün hatten noch ihre hölzernen Wintermäntel um, die abgehärtetere Volkspoesie, „Waldlilie" genannt, hatte den Winter im Freien ohne den geringsten Schaden für ihre Gesundheit überdauert und schaute in ihrer ehernen Ruhe freundlich zu mir herab. Wenn nur auch die Volkspoeten solche eiserne Gesundheit hätten, wie diese Volkspoesie.

Die Barometer des Wetterhäuschens stiegen mählich auf und nieder, der Himmel kehrte sich nicht dran, er dachte wohl, diese Erde, auf der so viele Thränen fließen, brauche keinen Regen mehr. O du lieber Himmel! glaubst du denn, dass durch Thränenthau Rosen wachsen können? Kein Apfel und keine Traube wächst durch Augentropfen, nur Nüsse, einzig nur Betrübnüsse, Kümmernüsse, und diese sind hart aufzuknacken und haben einen bitteren Kern.

Dort auf der Bank unter dem zartsprossenden Flieder knackt jemand an einer anderen Nuß.

Das Weib ist eine Nuss,
Die man aufbeißen muss,
Dem Mann Gott genad,
Der keinen Zahn mehr hat!

Derselbe dort hat aber noch einen. Ein junger Soldat ist's, einer von unseren feschen Belgiern. Der legt den linken Arm an die Banklehne und seinen Kopf neigt er so weit hin, dass das falbe Schnurrbärtchen an ein rothes Wänglein streicht. Das Mädel hat sich beim Dienstantritte von d
Herrschaft ausgebeten, dass es Sonn
tags zur Sechsuhrmesse gehen dar
Da auf der Fliederbank ist zu sehe
wie ihre Sechsuhrmesse beschaffen ist.
Der junge rosige Krieger hat d
Schlachten noch vor sich.

Dort auf dem Kiesweg unter de
Birken wandelt stramm ein Weißba
dahin, der hat sie schon längst hint
sich. Vielleicht tauchen manchmal i
seiner Erinnerung die blutigen Schlach
felder Italiens oder Böhmens au
Hoffnungsvolle Söhne vor Freu
und Bangnis zitternder Eltern muss
er hinmähen lassen, die weiten Feld
bedeckend mit unzähligen Leichen, da
weite Land erfüllend mit unendliche
Jammer. Sein Herz durfte nic
zucken, stark und herb musste e
bleiben und finster sein Auge. Un
jetzt?

Zwischen den noch kahlen Rose
sträuchern flattern heran kleine Vöglein
hüpfen den Sandweg daher un
schauen vertrauend auf zum martia
lischen Schnurrbart. Und der al
Menschenmäher zieht eine Düte au
dem Sack und streut Körner un
Brosamen hin und das Vöglein pic
sie munter auf und flattert dankba
davon und er schreitet fürbass, da
Herz voll Liebe zu den armen Thierlein
und voll Sorge, dass jedes sein Morgen
brot finde auf der Erde Gottes . .

Ich sitze unter dem Traubenkirschen
strauch und starre vor mich hin, übe
des Räthsels Deutung sinnend. Komm
ein Finklein herangehüpft, stellt si
just vor mich her und zwitschert mi
was vor. Mein Lebtag bisher nich
dass so ein Vogel gekommen wär
und mir ein Ständchen gebracht hätt
Ich hatte schon oft die Vögel besunger
aber nie ein Vogel mich, daher hör
ich ganz verwundert zu und verneigt
mich sehr geschmeichelt. Doch kam au
hier wieder die alte Geschichte heraus
Für Brot sang der arme Schelm
und als von meiner Frühstücksemme
ihm ein Theil abfiel, stellte er da

wir halt schauen, dass wir weiter kommen."

So viel war zu hören und nun hatte ich den Stadtpark auch einmal — von der anderen Seite gesehen.

Im Hochsommer war's, eines schönen Morgens. Ich kam wieder an jener Bank unter dem Flieder vorüber, wo im April der fesche Belgier gesessen bei dem Mädel. Das Mädel saß heute wieder da, aber allein. Es stützte sich mit dem Ellbogen an die Banklehne und presste ein weißes Sacktuch ins Gesicht. Mitten in aller Rosenpracht und Vogeljubelherrlichkeit ein tiefes Trauern.

Leider ja, auch das Paradies der Grazer hat seine dunklen Flecken, seinen schlimmen, giftigen Apfelbaum.

R.

Eine Wahrheit.

Diese Welt ist für die Gottlosen
der Himmel
und für die Gläubigen die Hölle.

Buddha.

Bedenken gegen die Volksbildung.

Von H. S. Volker.*)

Des Volkes Wohlfahrt ist die höchste Pflicht.
Schiller.

So segensreich die Volksbildung auch wirken muss, so besitzt sie doch zahlreiche Feinde. Diese gehören zum größten Theile den bisherigen Alleinbesitzern der Bildung, den kirchlichen und staatlichen Machtträgern, dem Geld- und Geistesadel an. Ein Bedenken, das viele der Volksgegner leitet, das aber keiner von ihnen zugesteht: dass mit der Verallgemeinerung der Bildung auch körperlicher und geistiger Wohlstand nicht mehr das Sonderrecht weniger Menschen sein kann, denn „Bildung macht frei". Das wollen einzelne Menschen, ja ganze Bevölkerungsclassen nicht. Glücklicherweise sind ihre bildungsfeindlichen Bemühungen aussichtslos, denn das Entwickelungsgesetz der Menschheit ist nach Gervinus ein regelmäßiger Fortschritt von der geistigen und bürgerlichen Freiheit und

*) Dieser Aufsatz ist entnommen der ausgezeichneten Schrift „Handbuch der deutschen Volksbildungsbestrebungen." Gewidmet den Volksbildungsvereinen und allen Volksfreunden von H. S. Volker. (Zürich. Cäsar Schmidt. 1893.) Den Volksbildungsvereinen kann dieses Büchlein nicht warm genug empfohlen werden. Es ist nur zu wundern, dass die Volksbildungsbestrebungen ein solch lehrreiches Handbuch bisher entbehren konnten. Die Red.

des Morgens sich etwas spät einzufinden pflegen. Wenn dann rings um sie die Rosen prangen, die Vöglein singen, die Wasser rauschen, da wird den Leutchen angst und bange vor dem Cherubim mit dem flammenden Schwert, aber es erscheint niemand als der schwarzbefrackte Kellner mit dem Schiefertäfelchen.

Wenn Fremde dahinschreiten und den Stadtpark loben, da schleiche ich gerne hinten drein, und wenn sie stehen bleiben, um eine malerische Baumgruppe anzusehen, einen exotischen Strauch zu bewundern, oder den Franz Josefs-Brunnen, das Anastasius Grün-Denkmal zu bestaunen, da schaue und bewundere und staune ich heimlich mit und genieße gleichsam als Fremder wieder, was ich als Einheimischer so oft genossen. Und wenn sie in ihre Betrachtungen den Schlossberg miteinbeziehen, der ja zum Stadtpark gehört, und wenn sie demnach behaupten, so etwas gebe es eigentlich nur einmal auf der Welt, da nicke ich lebhaft mit dem Kopf und halte die Fremden für sehr gescheite Leute.

Einmal saßen auf einer Parkbank zwei Bauern, die ich von einer rückwärtigen Laube aus tückisch behorchte. Der eine hatte seinen Stiefel ausgezogen, griff und greinte an demselben herum und nannte ihn eine bockige Stierhaut. Der Stiefel musste ihm an der Ferse oder an der Zehe etwas angethan haben, denn zwischen Menschenhaut und Thierleder kommen oft die empfindlichsten Reibungen vor. Der zweite Bauer schaute so ein wenig schiefeckig in den Park hin und sagte endlich: „Dass die Stadtleut so viel Baumwerk mögen, da mitten unter den schönsten Häusern! Nit einmal auf die Dumkirchen (Domkirche) sieht einer g'scheit hin vor lauter Stauden!“

„Du verflixter Stiefel!“ knirschte der eine.

Der andere fuhr fort: „Sollt' man einmal ihrer ein Dutzend Holzknecht' hereinschicken, die wollten's bald licht machen! In meiner Jungheit ist da ein schöner weiter Platz gewesen, haben die Dragoner drauf exerciert, und der groß' Tandelmarkt ist auch da gehalten worden. Das Glasih haben sie's g'heißen. Frei schön anzuschauen ist's gewesen.“

„Du verhöllter Stiefel!“ murmelte der eine und that an seinem Ledersacke um.

„Sollen sich eh gewehrt haben, die gescheiteren Grazer Leut“, redete der andere weiter, „wie das Gestauder ist angesetzt worden, haben's halt doch nit erwehren mögen. Wundern thät's mich nit, wenn sie auch etliche Wölf' und Bären zügeln wollten in derer Wildnis. Mir g'fallt's nit, das kann ich schon sagen; ich, wenn ich Wald sehen will, geh' in keine Stadt.“

„Loben muss man nur, dass sie den heiligen Paulus aufgestellt haben“, sagte der eine und deutete mit dem Arm, auf dem der Stiefel stack, gegen das weißprangende Anastasius Grün-Denkmal hin.

„Geld müssen die Stadtleut haben wie Mist“, bemerkte der andere, „das groß Brunnwerk dort hat gewiss gegen tausend Gulden gekostet und das Wasser soll gar nit einmal zu trinken sein.“

„Mein Lieber“, sagte der Stiefelmann, „der Brunnen dort wird wohl ein bissel mehr gekostet haben, wie tausend Gulden. Meine ganze Bauernwirtschaft, und deine, und dem Oberdorfer seine, und die Breitteggghuben dazu, und ihrer ein halb Dutzend andere Bauernkeischen — alle zusammen sind dir nit so viel wert, als was dieser Brunnen da hat gekostet.“

„Nit gescheit bist!“ rief der andere und sprang auf. „Nachher wundert's mich nit, dass wir so viel Steuern zahlen müssen. Teuxel eini, das ist mir schon zu dumm!“

„Stiefel!“ sagte der eine und steckte ihn wieder an den Fuß, „mach mir keine G'schichten nit. Wenn wir heimkommen, schmeiß ich dich in den Wassertrog. Und jetzt, Nachbar, werden

Wissen in den Grundkenntnissen geben sie zu, denn dass die gänzliche Unwissenheit und der Aberglaube des Volkes nicht nur diesem selbst, sondern auch den übrigen Ständen schaden, können sie nicht leugnen. Schon zu Ende des vorigen Jahrhunderts erfuhren die Regierungen, dass die einfachsten Vorkehrungen an dem Unverstande und der Unwissenheit des Volkes scheiterten, und da man brauchbare Unterthanen wollte, so wurden von Friedrich II. und Maria Theresia Volksschulen ins Leben gerufen, in welchen außer Religion: Lesen, Schreiben und Rechnen gelehrt wurde; an die Heranbildung eines denkenden Volkes dachte man vorderhand nicht. Dies beweist ein Brief Friedrichs II. an Zedlitz im Jahre 1779: „Auf dem platten Lande ist es genug, wenn sie ein bisschen Lesen und Schreiben lernen, wissen sie aber zu viel, so laufen sie in die Stadt und wollen Secretärs und so was werden."

Der Kastengeist, auf den ich noch zu sprechen komme, ist bezeichnend für diese Verordnung, die übrigens nur auf Knaben Bezug hatte, denn „bei den virginibus (schrieb 1772 ein alter Schulmeister) ist das Schreiben nur ein vehiculum der Lüderlichkeit". Wie diese Ansicht keine vereinzelte war, zeigt der Umstand, dass selbst Justus Möser meinte, als Mann aus dem Volke würde er kein Mädchen heiraten, das lesen und schreiben könne. Es hieße offene Thüren einrennen, würde ich die genannten Äußerungen widerlegen. Thatsache ist, dass man von staatswegen der Schule immer größere Aufmerksamkeit widmete, so dass es infolge dessen in den deutschen Ländern möglich geworden ist, das Volk in Regierungsangelegenheiten mitsprechen zulassen, den autonomen Behörden manche Rechtsbefugnis einzuräumen und dadurch einen großen Theil der Verantwortung der Regierung auf die Volksvertretung abzuwälzen. Gerade das Gegentheil von jenem ist eingetreten, was man befürchtete: das Regieren ist erleichtert worden, die staatlichen Zustände sind gesicherte und eine Willkürherrschaft, unter der früher alle Schichten der Bevölkerung litten, ist größtentheils unmöglich geworden.

Die Abgabe der Macht, welche vor 1848 die unumschränkten Herrscher fürchteten, fürchtet nun ein Theil der wohlhabenden und gebildeten Bürger, die seither zur Macht gelangten. Auch sie gestehen dem Volke einiges Wissen zu, aber fürchten, es zum Denken zu befähigen. Die Freiheit, die ihnen so wohl bekommt, wollen sie nur für sich; aber es zeigt sich immer auffallender, dass es nicht angeht, die Wahrheit dem Menschen ständeweis zuzumessen. Den Religions- und Freiheitspächtern ruft Mirabeau zu: „Nehmt euch in acht! ihr, die ihr das Volk in der Unwissenheit erhalten wollt, seid am meisten bedroht; seht ihr denn nicht, mit welcher Leichtigkeit man ein unvernünftiges Thier zu einem reißenden Thiere macht?" Eine stumpfe, ungebildete, rohe, allen unseligen Einflüssen zugängliche Masse birgt die Gefahr eines gewaltsamen Umsturzes. Die Heftigkeit der Revolution steht in geradem Verhältnis zur Unwissenheit des Volkes, denn lässt sich der Ungebildete mehr bedrücken, so ist sein Gegendruck zur Zeit des Umsturzes um so größer. Wehe dem Staate, dessen Bürger mit Gewalt den Segnungen der Bildung entrückt werden! Gewiss, die Sonne wird auch über dem geknechteten Russland aufgehen, aber blutig roth! „Eine Bildung und eine Kunst, als deren Träger nur eine Classe auftritt, kann mit der Herrschaft dieser Classe stürzen; eine Cultur hingegen, welche eingedrungen ist in die Tiefe der Volksseele, werden selbst

Macht der Wenigen zur Freiheit und Macht der Vielen. Selbstverständlich ist es nicht immer gemeine Selbstsucht, welche aus den Feinden der Volksbildung spricht, manchmal kann man an lauteren Beweggründen nicht zweifeln, meist werden diese aber nur vorgeschützt.

Da sagen erstlich die Großpächter der Rechtgläubigkeit: „Für das Volk ist Unwissenheit, beziehungsweise fromme Täuschung zum allgemeinen Besten unentbehrlich.“ Schon die alten Humanisten, welche die Bildungsschätze der Griechen und Römer ausgruben (aber nur zu höchst eigenem Gebrauche), gaben sich dieser Ansicht hin. Erst die Reformatoren erkannten in der Bildung der Jugend und in der Belehrung des Volkes die Sicherung für die Zukunft ihrer Sache. Daher führten sie den deutschen Gottesdienst ein und gründeten Schulen. Diesem ersten Schritte folgte von Seite der Protestanten kein zweiter. Im Gegentheile, die protestantische Geistlichkeit ist gleich der katholischen bestrebt, das wichtigste Bildungsmittel, die Schule, unter ihrer Botmäßigkeit zu erhalten, alle Lehrgegenstände der Religion dienstbar zu machen und die Lehrer zu Mesnern zu erniedrigen. Es ist bezeichnend, dass gerade die preußische Volksschule, welche ganz unter der Zuchtruthe der Pastoren steht, die unwürdigsten Schulzustände aufweist, denn in keinem deutschen Lande tritt dogmatische Beschränktheit und Unduldsamkeit dem Geiste der Freiheit und Wissenschaftlichkeit so herausfordernd gegenüber, wie in Preußen. Wer dieses aus eigener Anschauung gewonnene Urtheil übertrieben findet, der studiere das vor kurzem dem preußischen Landtage vorgelegte Schulgesetz.*) „An den Früchten kann man sie erkennen“, ihren schönen Worten ist nicht zu trauen.

*) Siehe auch Dittes „Pädagogium“ (A. 85), Müller (A. 96), Sack (A. 95).

Die Frommen aller Kirchen glauben, „dass der Bauer lediglich beten und arbeiten soll, wenn er auch nur betet wie ein Kalmück und arbeitet wie ein Zugthier“ (Nagel im „Pädagogium“). Indem sie die „Armen im Geiste“ gerne „selig machen“ wollen, haben sie nur sich selbst im Auge. Sie können nichts sein, wenn die anderen etwas verstehen. Darum soll das Volk von dem einzigen Rechte, das man ihm großmüthig zugesteht, dem Rechte — dumm zu sein, Gebrauch machen. Allein das Volk hat bereits die Erfahrung gemacht, dass gerade dieses „Recht“ am theuersten erkauft wird. Unter allen Steuern sind jene für die Unwissenheit die drückendsten; so trug beispielsweise die „Blödsinnsteuer“, welche die männlichen und weiblichen Lotterieschwestern in Österreich von 1819—1886 zahlten — 1300 Millionen Gulden! Unzweifelhaft wird der Dumme immer und überall missbraucht, und es gehört eine eiserne Stirne dazu zu behaupten, es geschehe zu seinem Besten. Fromme Täuschung war in einer Zeit möglich und zu entschuldigen, als das Volk ohne jegliche Cultur gleich den Thieren nur vom Instinct geleitet, an Herd und Haus gefesselt, wenig von der irdischen, noch wenig von der geistigen Welt erfuhr. Diese „gute“ alte Zeit, in welcher man Irrsinnige vom Teufel besessen erklärte, und freie Bekenner der Menschlichkeit und Wissenschaft als Ketzer verbrannte, ist endgiltig um; aber sie lehrt eindringlich, dass auf der Unbildung ein Fluch lastet. Die leidlichen Verhältnisse der Gegenwart verdankt die Menschheit nur den Gebildeten, obwohl diese heute kaum mehr als zwei Procent der Bevölkerung ausmachen.

Andere Bildungsfeinde geben vor, aus staatlichen Gründen gegen die Volksbildung zu sein. Das Regieren, sagen sie, wird erschwert, die ruhige Entwickelung gefährdet. Einiges

zu belehren, dass sie sich das Brot vom Munde sparen, um das Blatt zu erhalten, das sie schützt, und dass sie die letzten Reste ihrer Kraft der Vertretung ihrer Ideen und ihrer Parteiangelegenheiten widmen und ausharren in diesem Werke mit dem Fieber der Leidenschaft, das viele ins Grab führt." Die zahlreichen Arbeiterbildungsvereine und Arbeiterzeitungen beweisen, dass der Bildungstrieb vorhanden ist. Die erste Maßnahme der Arbeitervereinigung ist die Gründung einer Bücherei und die Einrichtung eines Lesezimmers, in welchem die Arbeiter sich aufhalten können, ohne etwas zu genießen: das ist nicht einfache Bildungsbestrebung, das ist Bildungsdurst. Wenn Arbeiter hie und da auf falscher Fährte sind, wer anderer ist denn schuld daran, als die Gebildeten, denn das Volk ist nur so dumm, sagt Professor Schröer, wie man es macht. Wenn die Gebildeten ihre Pflicht gegen die Ungebildeten erfüllen, dann werden sie sich nicht über Unbildung zu beklagen haben.

Alle bisher geäußerten Bedenken, sei es nun die religiösen, politischen oder socialen, sind mehr oder minder eingegeben durch Vorurtheil und Trägheit (zeitgemäß umschrieben:) durch den conservativen Sinn, der sich jeder Neuerung, und das ist auch die Volksbildung, entgegenstellt. Mit welcher Macht wehrte man sich im vorigen Jahrhunderte gegen das volksfreundliche Bestreben einiger Lehrer an den Stadtschulen und Universitäten, den bis dahin lateinischen Unterricht wenigstens theilweise in einen deutschen zu verwandeln! Die Worte des Denkers Wolff der Universität Halle fanden damals keinen Wiederhall und heute sind sie Gemeingut aller Gebildeten. Er sagte: „Ich habe gefunden, dass unsere Muttersprache zur Wissenschaft sich besser schickt, als die lateinische ... Die Erfahrung lehrt, dass an diesen Schriften sich auch andere, so den Studien eben nicht obliegen, erbauen und dadurch zu einem ziemlichen Grade des Wissens gelangen." Ein zweites Beispiel, wie Vorurtheile blind machen, theilt Meyer mit: Als Fr. v. Raumer 1841 den berühmten Rechtslehrer F. v. Savigny bat, einen öffentlichen Vortrag vor gemischter Zuhörerschaft zu übernehmen, erhielt er die Antwort: „Das ganze Unternehmen und insbesondere die Theilnahme von Frauen und Mädchen sei eine Herabwürdigung von Wissenschaft, auch werde der Verein im ersten Jahre dahinsterben." Heute vertheidigt von Seiten der Gelehrten nicht einer die lateinische Vortragsweise und nur wenige sind gegen die Gleichberechtigung der Frauen im Wissensgebiete. Aber noch lange haben die Vorurtheile nicht aufgehört: Viele denken so wie Virchow: „Wissenschaftliche Arbeiten, gut für die Gelehrten und Gebildeten — Glauben und Nichtwissen gut für das Volk! Das ist ein schlechtes Rechenstücklein, denn das Volk ist nicht nur verständig, es ist auch sittlich viel besser, als diese Herren meinen; und dieses Volk wird gelegentlich doch belehrt, selbst wenn alle Professoren der Welt es verschmähten, in Arbeiterversammlungen irgend eine große Frage zur Sprache zu bringen. Wenn aber dieses verständige Volk dann immer wieder wahrnehmen muss, dass man es mit Steinen abspeisen und immer nur am Gängelbande der Unwissenheit führen will, dann kehrt es dem Priester einfach den Rücken — das ist sehr natürlich und ganz gerecht.

Ein weiteres Vorurtheil, das im Kastengeiste seine Wurzel hat, besteht in dem durch nichts gerechtfertigten Abschluss vor dem Volke. Schlinkert bemerkt dazu: „Der Verkehr mit dem Volke entwürdigt nicht, es beweist vielmehr einen wahren Adel der Gesinnung, wenn man sich über engherzige, althergebrachte Hindernisse hinwegsetzt, um den Armen von den Schätzen darzubieten, welche hohe Geister mit rastlosem Eifer zusammen-

die heftigsten socialen Stürme nicht entwurzeln können. Wem unser Culturfortschritt am Herzen liegt, der wird die kostbaren Früchte einer nach Jahrtausenden zählenden Entwickelung nicht der schwanken Gondel einer Classe oder eines Standes überantworten mögen, der wird vielmehr fürsorglich darnach trachten, sie in dem mächtigen Schiffsraume des Volkstones zu bergen." (Herkner in Pernerstorfers „Deutsche Worte".

Es ist ein ungesunder, weil unnatürlicher Zustand, wenn der irdische wie der geistige Reichthum in einigen wenigen Händen ruht, während in der Masse des Volkes leibliches, beziehungsweise geistiges Elend herrscht. Ich möchte diesen Staatskörper mit einem Kegel vergleichen, der auf der Spitze steht. Er befindet sich in einem so unsicheren Gleichgewichte, dass die geringste Kraft hinreicht, ihn zu Fall zu bringen. Nur Staaten, in welchen die Bildung auf breiter Grundlage ruht, geben die Gewähr des Bestandes; Völker, welche die Unfreiheit auch auf höhere Culturstufe zu erhalten suchten, giengen daran zugrunde. So verfiel das römische Reich wegen der an Zahl sehr geringen Wissens- und Vermögensbeherrscher. Diese Thatsache entlockt selbst Roscher, einem der eifrigsten Vertreter des Großcapitals, die bezeichnende Äußerung: „Es liegt eine furchtbare Lehre in der Geschichte, dass 62 die Hälfte der Provinz Afrika besaßen — als Nero sie ermorden ließ!" Da sich nur Wohlhabende mit der Wissenschaft beschäftigen können, muss nicht auch mit dem Sturze dieser die Bildung unendlich schaden leiden? Gewiss! Die Geschichte Roms spricht eine nur zu deutliche Sprache.

Die Freiheitsfrage ist überhaupt eine Frage der Bildung der Massen. „Ohne eine hinreichende Gabe von Unwissenheit in der Menge und von Eigennutz in den Herrschenden würde politische Unfreiheit undenkbar sein." (J. v. Holtzendorff). „Mächtige Gewalten stemmen sich in Wort und That gegen die Werke der Freiheit und Gerechtigkeit und die einzige sichere Gewähr des Sieges ist ein besonnenes, gebildetes Volk, „nicht blinde Begeisterung, nicht die Heftigkeit des Willens mag zum Ziele führen". (Lippert.) Darum, wer einen freiheitlichen Staat will, muss auch die Freiheit des Volkes wollen. Das Volk wird durch die Bildung nicht nur einsichtsvoller und leistungsfähiger, sondern auch zur Erhaltung der Freiheit angespornt, während sich die ungebildete Menge entweder um die öffentlichen Angelegenheiten gar nicht kümmert (das ist der günstigere Fall), oder „blind der Weisung eines politischen Wahrsagers folgt, sei es nun eines für sie unfehlbaren Staatsmannes, einer Zeitung, an die sie gewohnt ist oder eines Hetzers, der seinen Eitelkeiten oder Vortheilen schmeichelt". Nirgends kann die Dummheit, von der Scherr sagt, dass sie das Unsterblichste und Mächtigste ist auf Erden, mehr schaden, als in einem Verfassungsstaate. Die wahre Volksbildung sucht einen gesunden geistigen Mittelstand zu schaffen, an dem die Ausbeutungsgelüste der oberen Zehntausend ebenso gut, als die Umsturzpläne des Auswurfes sämmtlicher Bevölkerungsclassen sich brechen müssen.

Einige Studierte sind Gegner der allgemeinen Bildung, weil das Volk angeblich für Bildungsbestrebungen unempfänglich ist. Denen möchte ich die Worte des Universitätslehrers Edmondo de Amicis, die er in väterlicher Weise an seine Studenten richtete, in das Gedächtnis rufen: „Noch eine neue Sache gibt es: dass tausende von armen Leuten jedes Landes, nachdem sie ihre zehnstündige, erschöpfende Arbeit beendigt haben, sich des Abends einer neuen Mühe unterwerfen, um sich in den socialen Fragen

bestanden, den Ausdrücken, Namen und Zahlen, die man auswendig gelernt hat, sondern vom allgemeinen Verständnisse. Ein gewisses Maß von Wissen wird nun allerdings stets mit dem Begriffe „gebildet“ gedacht werden müssen, aber das Wissen allein macht nicht gebildet. Man kann viel gelernt haben und dabei doch unendlich dumm sein. Aus diesem Grunde habe ich die Studierten von den Gebildeten stets auseinandergehalten. Die Studierten sind, wie sich F. Meyer ausdrückt, dem gemeinen Manne oft nur an Zungenfertigkeit und Dreschen von Gemeinplätzen über, sie haben viel wissenschaftliche Nahrung erhalten, aber ihr verdorbener oder schlechter Magen konnte selbe nicht verdauen; umgekehrt gibt es Leute mit Volksschulkenntnissen, die sich durch Lesen und in der Gesellschaft „weitergebildet“ haben und sich mit Fug und Recht zu den Gebildeten rechnen können: sie haben die ihnen gebotene wissenschaftliche Nahrung voll und ganz ausgenützt. Das soll zu Nutz und Frommen der Gesellschaft keine Seltenheit sein, sondern Regel werden. Als solche wird sie stets ihre Ausnahmen haben, nur darf die Ausnahme nicht Regel werden. Wenn wir also unter Volksbildung das verstehen, was Lippert als Zweck angibt: „Wahrnehmungen zu machen, Begriffe zu fassen und richtige Urtheile zu bilden, kurz die möglichst größte Ausbildung des Denkvermögens,“ so ist dies ganz wohl durch eine richtige Volkserziehung möglich. Schon Gottsched stellte seinen Zeitgenossen die Frage: „ob nicht die sogenannten Ungelehrten, die aber von den freien Künsten und Wissenschaften allerlei gelernt, was zu ihrer Lebensart in Welt, Geschäft und zu einem artigen, aufgeweckten Umgange nöthig sei, diejenigen wären, welche die Welt gescheit und eine Nation gewitzigt und wohlgesittet machen, nicht die Handvoll wirklicher Gelehrter?“ Jedenfalls kommt es nicht auf die Menge, sondern auf die Auswahl und Verwertung des Wissens an.

Wenn ich nun noch davon rede, dass das Volk ein Recht hat, in den Bildungsbestrebungen unterstützt zu werden, so könnte ich mich auf jenen erhabenen Lehrer berufen, „der den Armen das Evangelium gepredigt hat,“ allein das oberste seiner Gesetze „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst“, das mehr gilt als Moses und die Propheten, das wird von einem Theil, und zwar dem einflussreichsten: seiner „Nachfolger“, nicht auf die ausgedehnt, „die mühsam und beladen sind.“ Ich will daher den rein sachlichen Beweis führen, „dass der arbeitende Mann auf Erwerbung des Wissens ebenso Anspruch erheben kann, wie der nicht arbeitende Mann; nein! dass er ein größeres Anrecht darauf hat, weil auch die Wahrheit der Wissenschaft das Ergebnis des menschlichen Geistes, der Arbeit ist.“ (Dodel-Port.)

Wenn dem Armen nicht von staatswegen Bildung geboten wird, so kann er sagen: „Ihr errichtet mit ungeheurem Aufwande, zu dem auch ich beisteuern muss, Gerichtshöfe und Armeen, um das Eigenthum gegen innere und äußere Feinde zu schützen, ich aber habe kein Eigenthum; ihr lasset euren Staat Eisenbahnen bauen und unterstützen, die euer Vermögen vermehren, ich habe kein Vermögen und werde nie eines haben; euer Staat gründet großartige Bildungsanstalten, Büchereien und Museen, ich habe weder Zeit noch Mittel, um mich von meiner Unwissenheit zu befreien“ (Platter). Wenn ihr darauf antwortet, die Reichen zahlen mehr Steuer, daher sei es nur gerecht, dass sie mehr Rechte hätten, so wird er euch in das Gesicht lachen, denn soviel weiß er denn doch, dass die bedeutendsten Staatseinnahmen aus den indirecten Steuern (in Österreich

tragen." Der Kastengeist, welcher in der Scheidung in geborne Herren und Sclaven seinen Ausdruck findet, ist in nationaler, sittlicher, cultureller und humaner Hinsicht gleich bedauernswert und stimmt herzlich schlecht zu den Worten Christi: „Einer ist euer Meister, ihr alle aber seid Brüder." Trotz des Staatsgrundgesetzes über die Gleichheit aller vor dem Gesetze, der gleichen Ämterfähigkeit und der Freiheit der Wissenschaft besteht der mittelalterliche Kastengeist weiter. Zwar hat der alte Erbadel seine führende Stellung theilweise eingebüßt, aber er ist von einem bürgerlichen Geldadel abgelöst worden, welcher, nur auf seinen Geldsack pochend, aller Menschlichkeit bar ist, während der alte Adel von seiner göttlichen Sendung überzeugt war, und unzweifelhaft in vielen Fällen auch darnach gehandelt hat. Allem Anscheine nach wird der Kastengeist noch einige Zeit herrschen, dann aber „wird doch ein Ausgleich geschehen müssen zwischen redlicher Arbeit und dem, was ererbt durch Geburt und Stand, was mühelos gewonnen oder durch gewissenlose Speculation oder Ausbeutung anderer errungen ist". Wenn etwas geeignet ist, die Vorurtheile der einzelnen Classen zu zerstreuen und eine friedliche Lösung der socialen Frage anzubahnen, so ist es die Volksbildung.

Ein gewichtiger Einwand wird von jenen gemacht, welche es für unmöglich halten, die Bildung zu verallgemeinern. Nach ihrer Ansicht führen die Volksbildungsbestrebungen nur mangelhaftes Wissen herbei, und mit Recht behaupten sie von einem solchen, dass es zu Naseweisheit und zu Eigendünkel führt. „Nur tüchtiges Wissen macht bescheiden, Halbwissen aber bläht." In dieser Ansicht werden sie durch verfehlte Volksbildungsbestrebungen bestärkt, die wie Lippert treffend bemerkt, den Anschein erwecken, als ob es nicht auf eine allgemeine Bildung, sondern auf eine kleine Allwissenheit abgesehen sei". Da die Laien in vielen Dingen nicht mitarbeitend prüfen können, sondern sich auf die Fachgrößen verlassen, so verfehlt ihr Bemühen den Zweck aller Bildung, darum kommt alles darauf an, was man unter Bildung zu verstehen habe.

Es gibt beschränkte Köpfe genug, welche unter Bildung nur einen äußeren Schliff verstehen, hinter welchem sich (wie bei ihnen selbst) geistige Leere birgt. Andere, nicht minder einseitig, wollen unter die Gebildeten nur jene aufgenommen wissen, welche griechische und lateinische Musterschriftsteller in Urschrift gelesen haben. Ihnen auszuführen, dass sich unsere gegenwärtige Cultur auf einer ganz anderen Grundlage aufbaut, als die der Griechen und Römer, dass wir unendlich mehr Geist und Gemüth veredelnde Bildungsstoffe besitzen als die alten Völker, würde sie nicht überzeugen, denn sie kennen eben die zeitgenössische Bildung nicht; aber verlangen kann man, dass sie zugeben, dass unsere Jugend nicht mehr den ganzen Weg, welchen die Cultur der Menschheit genommen hat, neuerdings zurücklegen kann, so schön, so gut und heilsam es auch wäre!

Endlich glauben wieder andere, die wahre Bildung bestehe in echter Wissenschaftlichkeit, wie wenn es heute überhaupt möglich wäre, auch nur den kleinsten Zweig der kleinsten Wissenschaft zu übersehen! Man muss sehr ungebildet sein, wenn man glaubt, es lasse sich bei unserer kurzen Lebensdauer auch nur ein Wissensgebiet vollständig überschauen. Und wenn dies wäre, der gründlichste Doctor juris wird wahrscheinlich der ungebildetste Mensch in Medicin, in Naturwissenschaft, in den schönen Künsten sein. Die Bildung ist nicht abhängig von Prüfungen, die man

Was kann der Lehrer für den Thierschutz thun?

Von Josef Killer, Lehrer in Friesach bei Stübing.

Diese Frage ist nicht neu, denn sie gehört ja mit zu unseren Lehrerspflichten, trotzdem wird es nicht schaden, sie stets zu berühren und immer wieder in Erinnerung zu bringen. Über alles andere, was der Tag, der Beruf uns An- oder Unangenehmes bringt, vergessen wir trotz des besten Willens jener Wesen, die uns nicht unmittelbar näher treten, deren Leiden und Schmerzen nicht mit lautem Rufe an unser Ohr schlagen. Wohl witzelt gar mancher (nicht Lehrer meine ich da) und sagt: „Ja, für die Thiere soll ich sorgen, für sie gibt es einen Schutzverein, aber keinen für uns Menschen, uns Besitzlosen! Gewiss brauchen auch die Menschen einen Schutz, aber haben und finden sie ihn denn nicht in den Gesetzen, staatlichen Einrichtungen, gesellschaftlichen Verhältnissen und gibt es nicht genug specielle Schutzvereine für uns? Jeder Verein, der Humanitätszwecke verfolgt, jede Anstalt, welche uns für das erwerbslose Alter sparen hilft u. s. f. ist ein solcher Schutzverein, und wenn zu viele noch davon keinen Gebrauch machen, so ist das nur ihre Schuld allein. Wohl kann der einzelne Mensch von seinen Mitmenschen gequält, betrogen, ja ermordet werden, aber kann er nicht dagegen ankämpfen mit ganz anderen Mitteln und Waffen als das Thier es kann? Dieses ist schutzlos preisgegeben der Willkür des Menschen und wenn die menschlichen Strafgesetze auch die besonders rohen, auffallenden Thierquälereien straft, so bleiben doch tausende von Quälereien unbestraft.

Sie bleiben unbestraft, weil sie entweder nicht bekannt werden, oder weil sie „Mode" geworden sind, z. B der Aufsatzzügel, das Einsperren der Singvögel, die grausame Schlachtung der Hausthiere, die Art und Weise mancher Fangart u. s. w., oder weil der Mensch es gar nicht ahnt, dass er dem Thiere einen Schmerz zufügt und aus manchen anderen Gründen noch. Ist da ein besonderer Schutzverein für Thiere etwa nicht nothwendig? Der wirksamste Schutzverein wäre freilich jener, der bloß durch die zwei Vereinsmittel „Gefühl und Gemüth" seine Zwecke zu erreichen suchte; das aber ist leider nur ein frommer Wunsch. Doch nicht ganz, theilweise kann er verwirklicht werden durch die Schule.

Die kann wohl auch nicht alle ihre Schüler zu gefühlvollen Menschen umwandeln, sie kann dies besonders nicht auf die Dauer thun, aber sie hat den Menschen in einer Periode bei sich, wo er noch bildsamer und biegsamer ist als später und andererseits sind die Eindrücke der Kindheit die dauerndsten. Ein reiches und auch

mindestens zweidrittel aller Staatseinkünfte), fast ausschließlich vom armen Volke zu tragen sind, und dass die Blutsteuer die an Bildung und Vermögen Reichen bei weitem nicht so belastet, wie die Armen. Wenn er im socialistischen Schriftthum bewandert ist (und viele sind es mehr, als ihr trotz eurer Studien), wird er euch noch ausrechnen, dass in Preußen der Staat für jeden Studenten der Universität einen jährlichen Zuschuss von 464 Mark, für jeden Gymnasiasten 80 Mark, für jeden Volksschüler bloß 18 Mark zahlt, und zwar letztere nur für sieben bis acht Jahre, während die Studenten die Unterstützung zwölf bis vierzehn Jahre genießen. Da der Geistes- und Vermögensarme für den Staat verhältnismäßig mehr leistet, und weniger dafür empfängt, als die Geistes- und Vermögenscapitalisten, so ist es Pflicht des Staates wie der Reichen, die Volksbildung zu fördern, um wenigstens theilweise das Unrecht gutzumachen. Wenn sie sich aber nicht um das Volk kümmern, so wird es leicht sein, dass dieses jenen Glauben schenkt, welche nicht in der ruhigen Fortentwickelung, sondern im Umsturze die Hilfe sehen, denn die socialen Bestrebungen der Gegenwart sind nicht das Werk böswilliger Volksaufwiegler (wie sich manche Reichen einreden), sondern sie ergeben sich mit eiserner Naturnothwendigkeit aus den bestehenden, ungesunden Zuständen. „Es geht nicht an, den Theil der Gesellschaft als einen geringfügigen zu betrachten, der am wichtigsten ist durch seine Zahl, am nothwendigsten durch seine Thätigkeit, am verdienstlichsten durch seine Bemühungen! jenen Theil, durch den die Nation ohne Grundlage ist, das Vaterland ohne Vertheidigung und die Welt ohne Kleider, Dach, Werkzeuge, Brot“ (Ed. de Amicis). Darum, ihr Reichen, verschließt euch nicht den gerechten Forderungen der Armen, dann werden die ungerechten nie verwirklicht werden. „Sociale Reform oder sociale Revolution, ein drittes gibt es nicht.“

zuschauen, da kroch langsam eine schwerverwundete Kröte heran. Jetzt lasse ich die beiden Thiere in lebhafter Wechselrede sich gegenseitig ihre Leiden klagen, die ihnen von unverständigen Menschen angethan werden. Es ist mir dabei vorgekommen, dass die Schüler theilweise lachten, theilweise weinten, aufgemerkt wird aber dabei selbst vom flatterhaftesten Kinde.

Einmal — es war gerade ein Maikäferjahr — richtete ich den Schülern gleich beim Beginn des Unterrichtes viele Grüße aus. Von wem denn? war die neugierige Frage. „Von den Maikäfern“ — und allgemeines Gelächter antwortete mir. Nachdem sich das Gelächter gelegt hatte, erklärte ich ihnen erst die Bedeutung dieses Grußes — dass die Maikäfer und ähnliches Ungeziefer recht froh darüber sind, wenn die Leute die gefährlichen Thiere abfangen und verfolgen. Maikäfer, Engerlinge u. s. f. lassen die Schulkinder bitten, ja dem Lehrer nichts zu glauben, sondern lieber anderen Leuten u. s. f. Der Erfolg war ganz der gewünschte. Ein andermal, es war im Frühjahr, sagte ich, dass ich einen Brief erhalten habe, den ich ihnen jetzt vorlesen werde. Ein Mäuschen hätte man jetzt laufen hören. Ich fieng von einem leeren Blatt herabzulesen an:

„An die lieben Schulkinder von Friesach!

Wir Finken, Meisen und all die anderen Collegen aus dieser Gegend lassen die Kinder alle herzlichst grüßen. Sie haben uns im Winter so fleißig gefüttert, sonst wären wir vielleicht vor Hunger gestorben. Wir sind euch vom Herzen dafür dankbar, wollen unsern Dank nun auch durch Thaten beweisen. Wir werden unsere schönsten Lieder euch vorsingen, wir werden euch alle schädlichen Raupen, Schmetterlinge und andere schädliche Thiere aufsuchen und verzehren. Wir wissen ja, dass die Buben und Mädchen große Liebhaber der Äpfel und Birnen sind, darum wollen wir recht fleißig sein im Verzehren aller schädlichen Insecten. Das ist euch doch recht? Wir bitten euch aber auch um Schutz für uns selbst, für unsere lieben Kinder, für unsere mit so vieler Mühe erbauten Nester. Wenn eure Eltern sterben würden, wie möchtet ihr jammern und weinen. Wenn ein boshafter Mensch euch den Eltern raubte, wie verzweifelt wären die Eltern darüber. Wie oft aber thut man das an uns! Auch wir haben unsere Kinder lieb und die kleinen Vögelein lieben auch wieder ihre Eltern! Darum schützet uns vor boshaften Buben und vor unseren anderen zahlreichen Feinden! Nicht wahr, wir bitten euch nicht umsonst, ihr werdet uns gewiss nichts Schlimmes thun? . . . .“

Die Antwort auf diesen fingierten Brief mussten sie selbst als Hausaufgabe schreiben, die geübteren Schüler in Briefform, einen Brief an die Vögel. Damit ist auch der Kreis der Nichtschüler in den Unterricht der Schule mit hineingezogen, denn die meisten Kinder erzählen doch zuhause, was für einen Brief ihnen der Lehrer vorgelesen hat und es wird unter den Eltern wohl wenige so rohe geben, dass sie darüber spotten. Dadurch, dass die Schüler den Vögeln nun selbst antworten, treten ihnen diese gleichsam als Personen näher, sie sprechen zu ihnen wie zu guten Freunden, lieben Kameraden und behandeln sie dann auch als solche.

Das sind nur einige Beispiele, wie viele Variationen gibt es aber! Es gehört von Seite des Lehrers nichts dazu, als selbst ein warmfühlendes Herz, Kenntnis seiner Schüler — und der in der Gegend am häufigsten vorkommenden Thierquälereien, etwas Phantasie, um alles lebendig und eindrucksvoll zu machen und eine recht kindliche, verständige Redeweise. Nicht immer entspricht trotzdem der Erfolg der Mühe, das Haus und andere Einflüsse verwischen die weiche

meist dankbares Feld der Thätigkeit öffnet sich da dem Lehrer und es wird wohl wenige unter uns geben, die dieses Feld ganz brach liegen lassen. Doch große Unterschiede zeigen sich. Der eine bestellt dieses Feld, das so sorgfältige Pflege wie ein Mustergarten fordert, ganz obenhin — der Erfolg ist demnach auch kein dauernder; der andere thut es nur, wenn die Gelegenheit ihn gerade dahin führt: ein dritter arbeitet Tag für Tag daran und nur ihm, wenn er es richtig angreift, wird ein schöner Erfolg erblühen.

Ich sagte, wenn er es richtig angreift, denn darauf kommt alles an. Eine trockene Belehrung selbst speciell über den Thierschutz läßt die Herzen der Kinder kalt, alles concentriert sich aber hier darin, wahres, warmes Mitgefühl zu wecken, zu erhalten. Nicht an den Verstand der Schüler appelliere ich, sondern an ihr Herz. Der Verstand ist zu geschäftsmäßig, zu kalt; er lehrt mich das Thier nur aus Eigennutz schonen, wo dieser nicht in Mitleidenschaft kommt, da gestattet er jede Qual, er duldet sie wenigstens stillschweigend. Er macht die Schonung abhängig vom Nutzen und Schaden der Thiere, und das ist der wahre Weg wirklich nicht. Wohl werde ich ihn auch als Mittel benützen, denn wenn ich den Bau des Thieres, seine Lebensweise, seine Eigenschaften genauer kenne, so weiß ich auch besser, wie es zu schonen ist, ich lerne auch seinen Wert richtiger schätzen: Das ist aber nur das Gerippe; Leben, Fleisch und Blut erhält dieses erst, wenn ich Herz und Gemüth der Kinder richtig zu erregen weiß, wenn ich sie zur Einsicht bringe, dass auch das Thier das heiligste Recht auf Schonung hat. Die Gelegenheit dazu gibt mir nicht bloß die Naturgeschichte, sondern jeder andere Unterrichtsgegenstand auch. Je nach der Art kann ich da Allgemeines oder Besonderes aufführen und herausheben, z. B. beim Rechnen: wie viel die Vögel und andere Thiere durchschnittlich täglich schädliches Ungeziefer verzehren, wie viel das bei nur einem Paare in mehreren Monaten ausmacht. Solche und ähnliche Rechnungen muß man öfter als Hausaufgaben geben, sie belehren mehr als langathmige trockene Beschreibungen und tragen viel bei zur richtigen Wertschätzung der kleinen Thiere. Der Lehrer muss sich solche Rechnungen freilich selbst zusammenstellen, unsere Rechenbücher enthalten leider alle nichts davon. Der geographische Unterricht gibt ebenfalls genug Anlässe, von der Thierwelt zu sprechen. Der Wandertrieb der Thiere, die Gefahren auf der Reise, ihr wunderbares Gedächtnis und Orientierungsvermögen, die grausamen Stierkämpfe, die Abrichtung und Zähmung wilder Thiere, die Jagd und andere lassen dem Worte des Lehrers genug Spielraum, Verstand und Herz anzuregen, die Thiere nicht so niedrig zu schätzen, als es gewöhnlich geschieht. Selbst der Schreibunterricht kann öfter diesem Zwecke dienstbar gemacht werden, indem ich passende Sprüche und Verse schreiben lasse, sie natürlich auch erkläre. Die Geschichte gibt auch sehr viele Beispiele von der Treue und Anhänglichkeit mancher Thiere. So kann der Lehrer, wenn er will, täglich etwas in seinen Unterricht hineinbeziehen, was auf den Thierschutz Bezug hat.

Am meisten wirkt es und am nachhaltigsten, wenn er statt einer bloßen Beschreibung des Thierkörpers das zu besprechende Thier als selbsterzählend auftreten läßt. Der Maulwurf z. B. ist eines der verfolgtesten Thiere. Wenn ich ihn im Bild vorgeführt und seine Lebensweise erklärt habe, kann ich leicht daran eine schnell erfundene Erzählung in Fabelform anschließen: Gestern begegnete ich einem Maulwurfe, der bereits ganz todesmatt war und sich eben mit seiner letzten Kraft wieder in die Erde graben wollte. Ich blieb stehen, um ihm zu-

Mein erster Kranz.

Plauderei von Karl von Carro.

Wie leicht ist doch heute der Lorbeer verdient, wie rasch ist er errungen! Man legt die Qualität dessen, den man mit des Lorbeers duftendem Kranze auszeichnen will, nicht lange auf die Wage, man spendet ihn, ohne viel nachzudenken über seine hohe Bedeutung, als bequeme Form, seiner Verehrung Ausdruck zu geben, der Empfänger fühlt sich dadurch zum Künstler gestempelt, der Spender erfreut sich an der Einbildung und Eitelkeit des Ausgezeichneten, und beiden Theilen ist gedient. Die Lorbeerspende ist leider in den letzten Decennien so obligatorisch geworden, dass ihr moralischer Wert bedeutend im Course gesunken ist. Hat sich der Lorbeerkranz doch selbst schon im Circus gezeigt und Leistungen in diesem Rahmen geehrt. Doch auch solcher Gebrauch des Lorbeers mag noch gelten, da wenigstens eine theilweise Berechtigung vorliegt, auch auf diesem Gebiete das Wort „Kunst" in Anwendung zu bringen, aber als eine unzweifelhafte Geschmacklosigkeit kann man es mit vollem Recht bezeichnen, Lorbeerkränze an Schüler und Dilettanten eines Kunstfaches zu spenden, welch lächerlichen Vorganges man häufig Zeuge sein kann.

Der Boden, auf welchem der Lorbeerkranz vor allem sein Unwesen treibt, ist hauptsächlich die Bühne. Die verschiedensten Anlässe, oft ganz privater Natur, verursachen sein Erscheinen und wie oft wird er Personen zutheil, über deren Stümperhaftigkeit kein Zweifel waltet. Allein, wer einmal auf einer öffentlichen Schaubühne vor bezahlendem Publicum agierend erscheint, zählt zur Schar derer, welche des Collectiv-Ausdruckes „Künstler" theilhaftig werden und darf, zumal von sich selbst, wohl würdig gehalten werden, den Lorbeer zu empfangen. Bei dem ausgedehnten Gebrauch des Wortes „Künstler" kommt mir die alte Posse ins Gedächtnis, in welcher sich der „Parapluimacher" als „Künstler" bezeichnet und auf die Einwendung, dass das Parapluimachen doch keine Kunst sei, die treffliche Antwort zur Unterstützung seiner Behauptung gibt: „Probieren Sie einmal, ob Sie's können!"

Nicht nur quantitativ, auch qualitativ hat der Lorbeerkranz namhafte Wandlung erfahren. Er erscheint jetzt nicht nur selten mehr allein — unter einem Vierteldutzend gibt man ihn nicht gern ab — sondern es ist auch mit der Zeit sein Umfang gewachsen. Aus der kleinen schmalen Rundung, die das geistvolle Haupt des Dichters oder Künstlers einstens krönte, ist nach und nach ein ganzes Wagenrad geworden und kaum genügt noch der Reifen eines Zehnhektoliterfasses, um die

Spur und dann sind ja auch die Kinder zu flüchtiger Natur, als dass der lebhafteste Eindruck lange gleich lebhaft bleiben könnte. Darum heißt es immer und immer wieder wiederholen, nur nicht müde, nicht verzagt und abgestumpft werden.

Das Landleben bringt auch sonst genügend Anlässe, über Schonung und Pflege der Thiere zu sprechen. Beim Eintritt des Winters erinnert man an den armen Kettenhund, an die niemals gelüfteten, vor Schmutz und Nässe starrenden Stallungen, an das eisige Gebiss, das den Pferden unter die warme Zunge gelegt wird, und an so manches Andere, das tagtäglich vorkommt. Im Sommer gibt es nicht minder zahlreiche Gelegenheit zu Belehrungen. Dabei beschränke ich mich keineswegs auf meine Schüler, sondern wo immer ein Anlass vorliegt, da trete ich ohne Scheu auf, und je nach dem Menschen, mit dem ich's zu thun habe, spreche ich bald ernst und wohl auch mit der Anzeige drohend, oder im Tone freundlicher Bitte und Belehrung. Ganz fruchtlos bleibt dies nicht; ich habe oft bemerkt, dass sonst rohe Leute in meiner Gegenwart sich scheuten, ihr Vieh zu schlagen. Gespöttelt — besonders hinter dem Rücken — wird zwar viel, aber das kümmert mich nicht, und versucht es einer offen, so bleibe ich ihm die Antwort niemals schuldig.

Ich erwähne zum Schlusse noch ein Mittel, das der Lehrer benützen sollte, um die Wichtigkeit des Thierschutzes jedem mehr zu Gemüthe zu führen. Der steiermärkische Thierschutzverein beschenkt trotz seiner geringen Mittel manche Schulkinder mit Prämien. Diese sollten nun bei besonders festlichen Gelegenheiten ausgetheilt werden, sei es bei einem Schulfeste, an einem Kaisertage — überhaupt dann, wenn auch die Bevölkerung wenigstens theilweise anwesend ist. Ergibt sich von selbst keine Gelegenheit, so schaffe man sich eine. Das öffentlich ausgezeichnete Kind fühlt sich mehr geehrt und all die Anwesenden erfahren, dass die Pflege der Thiere, der Thierschutz denn doch etwas mehr ist, als Sport und Vergnügen. Wie mancher würde dadurch erst aufmerksam und angeeifert werden, Ähnliches zu thun. Auch die Ortsschulräthe sollten kleine Prämien aussetzen. Die Schülerbibliothek soll ebenfalls den Thierschutz speciell behandelnde Bücher enthalten. Unsere jetzigen Lesebücher sind leider in dieser Hinsicht äußerst trocken.

Aus dem Wenigen, was da angeführt wurde, ergibt sich schon, wie reich und mannigfaltig das Arbeitsfeld des Lehrers nach dieser Hinsicht ist, ohne eine besondere Mühe in Anspruch zu nehmen. Wenn wir alle im gleichen Sinne und Geiste das Unserige thun, so werden sich mit der Zeit auch die Erfolge allgemeiner zeigen. Es geht auch hier nicht auf einmal, aber nur niemals müde werden!

ist, war auch der Schauplatz, auf welchem sich die Geschichte meines ersten Kranzes abspielte.

Unsere Gesellschaft war ein sogenanntes „Familienverhältnis“. Mit diesem terminus technicus bezeichnet man jene Wandertruppen, deren Hauptbestandtheile aus Komödie spielenden Familienmitgliedern bestehen. Der Director, der „alles“ spielte, wenn auch alles schlecht, da er einen Sprachfehler hatte — seine Gattin „erste Liebhaberin“, die wir nur die „Fettgedruckte“ nannten, da sie es sich nicht nehmen ließ, auf dem Theaterzettel stets mit drei Sternen „als Gast“ bezeichnet zu sein, ihre Mutter, die auf der Bühne und im Leben eine entsetzliche „Schwiegermutter“ war, der Bruder des Directors ein schnapstrinkender „trauriger Komiker“, Witwer und Vater zweier Rangen, welche „Kinderrollen“ spielten, endlich eine nicht unbegabte „Naiva“, über deren verwandtschaftliches Verhältnis zur Direction niemand klug werden konnte — diese Personen bildeten den Kern der Truppe, welche von einem jungen Manne, meinem Rivalen als Liebhaber, einem zahnlosen Souffleur, welcher auch Episoden spielte, und durch meine Person zu einem Ensemble vervollständigt wurde, das sich der Darstellung der schwierigsten und umfangreichsten Stücke aller Kategorien, würdig und gewachsen fand. Je kleiner die Bühne, desto größer der Ehrgeiz, und so gab es auch auf unserer „Schmiere“, um einen herkömmlichen Ausdruck zu gebrauchen, Rollenstreite, Intriguen und Gehässigkeiten; jeder bildete sich ein, der „Beliebteste“ der Gesellschaft, der größte Künstler unter derselben zu sein, ohne dessen Mitwirkung der Director „zusperren müsste“ und wie all die bekannten Redensarten heißen, die der allseitigen Selbstüberschätzung des Schauspielervölkchens entstammen.

Namentlich zwischen uns beiden, die wir das Liebhaberfach bekleideten, war der Friede häufig unterbrochen, wobei nebst Eifersüchteleien auf künstlerische Erfolge, auch jene auf die Erfolge außerhalb der Bühne wesentlich beitrugen. Unsere nicht sehr collegiale Stellungsnahme war dem Publikum des kleinen Städtchens nicht unbekannt geblieben, und eine hinterlistige Seele hatte es verstanden, diese Zwietrachtfackel zur lodernden Flamme zu entfachen!

Bei einem Actschlusse eines alten großartigen Schauerstückes — einem „Ritterfetzen“, wie es im Bühnenlatein heißt — befand ich mich mit meinem Antipoden allein auf der Bühne; donnernder Applaus für unsere „meisterhaften“ Leistungen, ließ den Vorhang in die Höhe gehen und rief uns vor die petroleumduftende Rampe, als plötzlich ein — Kranz zu unseren Füßen niederfiel! Elektrisch durchzuckte es mich: der erste Kranz auf meiner Künstlerbahn! Von wem mag er stammen — wer hat mein großes Talent erkannt, gewürdigt — ein unbekannter Mäcen —? — doch eine Visitkarte wird ja über den Spender Aufklärung bringen — oder sollte sie, die liebe herzige Kleine, mein blondes vis-à-vis —? Mit Blitzesschnelle fuhren diese und andere Gedanken durch mein erregtes Hirn, und mich stets aufs Neue für den nicht endenwollenden Beifall beschämt verbeugend, griff ich nach dem Kranze, der ja selbstverständlich mein Eigenthum war, um ihn vom Boden aufzuheben. Allein, in demselben Augenblicke stieß ich mit solcher Wucht an den harten Schädel meines gehassten Collegen, der sich gleichfalls nach seinem vermeintlichen Eigenthum gebückt hatte, dass wir mit lautem Aufschrei auseinander fuhren und der Vorhang unter schallendem Gelächter des Publicums sich herniedersenkte. Kampfgerüstet standen wir uns gegenüber, wüthende Blicke kreuzten sich oberhalb des Kranzes, den jeder mit einer Hand gefasst hatte, mit gewitterschwerer Ruhe wartend, dass

Größe der heutigen Künstler zu symbolisieren. Das reiche Aufgebot von Lorbeerblättern wird es infolgedessen auch nöthig machen, dass man, wie bei Spargel und anderem, eigene Züchtungen von „Ruhmesgemüse“ anlegt. Durch diese „umfangreichen“ Ausdrücke der Verehrung kam man wohl auch von der Sitte des Werfens der Kränze ab, und war wohl jener Paragraph des Strafgesetzbuches, welcher von den „Vergehen gegen die Sicherheit des Lebens“ spricht, Ursache, dass man nunmehr, statt Kränze von der Höhe aus einem Winkel der Gallerie auf die Bühne sausen zu lassen, und zu riskieren, einen Künstler todtzuschlagen, die Kränze — Extreme berühren sich — aus der Tiefe des Orchesters gespenstisch auftauchen läſst, wobei nicht selten die Lampen der sogenannten „Rivalta“ sich einen Rockärmel als Opfer ausersehen.

Wie in unserer erfindungsreichen Zeit nichts ohne Concurrenz bleibt, so fand auch der Kranz seine rivalisierenden Formen. In erster Linie das „Riesenbouquet“, dann der „Blumenfächer“ und die „Rosenlyra“, endlich der jetzt sehr modern gewordene „Blumenkorb“, der zumeist nicht als Aufforderung gereicht wird, dem Spender in gleicher Weise zu begegnen! Leider gestattet der kurze Weg vom Orchester auf die Bühne auch Spenden, welche nicht mit Lorbeer und Blumen in Verbindung gebracht sind, zum Beispiel: Cassetten verschiedenen Inhaltes, Becher, Albums, Schmucketuis, Bücher, Confitüren-Attrappen 2c., Huldigungen, welche nur vollste Miſsbilligung erfahren können, wenn sie angesichts des Publicums, statt in der Künstlergarderobe dargebracht werden. Die Consequenzen dieses Miſsbrauches sind die weitgehendsten und würden sich schließlich gewiſs auch bei uns Nachahmer jenes Amerikaners in Cincinnati finden, der einer Operndiva kleine Negersclaven auf die Bühne werfen ließ.

Nach dortiger Landessitte ist dies gar kein unpraktisches Geschenk und jedenfalls rationeller als der theure Lorbeerkranz, welcher als grünblitzender Zeuge der Künstlerschaft seines Besitzers eine Zeitlang als Wandschmuck des Zimmers prangt, nach und nach als Stauberzeuger zum Mottenfraße dient und endlich als Sinnbild der Vergänglichkeit mit einem derben Ruck von der Wand gerissen wird, um in anderer Form ins praktische Leben eingeführt zu werden. Einzelne noch frisch erhaltene Blätter wandern in die Gewürzbüchse, um einem Rinder- oder Sauerbraten in Gesellschaft von Kapern und Pfefferkörnern pikanten Geschmack zu verleihen, die dürren Blätter dienen trefflich dazu, Metallgeschirr damit zu fegen, der Draht, das bindende Element des Kranzes, wird für den Pfanneflicker, vulgo „Rastelbinder“ aufbewahrt, der ihn nun statt um den Lorbeer, um alte gesprungene Töpfe und Casserollen windet, die herrlichen Atlasschleifen verfallen der Wissenschaft der Chemie, um dann fleckenlos gereinigt, zur Riesenmasche gewunden, das neue Kleid des Töchterleins Helene auf der Kehrseite des Lebens zu zieren, und wer dem fröhlich dahinhüpfenden Mädchen nachsieht, ahnt nicht, dass die Bänder am Rückenende einst die goldene Inschrift trugen: „Bescheidenheit ziert auch des Künstlers Brust!“

An den hervorragenden Stätten der Kunst werden an die großen Günstlinge der Musen goldene und silberne Lorbeerkränze gespendet; jedoch in absteigender Linie verliert sich die Qualität der Huldigungsform, bis endlich auf der Wanderbühne die nichts verschonende Profanierung Besitz ergreift und an Herren Kränze von „Würsten“, an Damen solche von „gedörrten Feigen“ und dort, wo es sich um ein Zeichen des Miſsfallens handelt, Zwiebelkränze auf die Bühne spedirt. Wiederholt war ich Zeuge solcher Vorgänge und ein Thespiskarren, der nicht zu gut für dergleichen

Wie es dem Schmied-Stachel in der Liebe ergieng.

Eins von drüben, wo es auch so Sachen gibt. Von P. K. Rosegger.

In einer schwülen Stunde hatte Stachel, der Schmied, den folgenden Brief geschrieben:

„An die Nelda Haslinger, beim Herrn Franz de Paul Haslinger zu Oberstraßen.

Liebster Schatz! Bleibt also beim Sonntag von fünf bis sieben. Auf bewussten Plausch. Wo, das weißt eh. Ich verlass' mich drauf. Wenn ich einmal was derspart hab' oder wir sonst zu einem Vermögen kommen, so heirat ich dich. Drauf kannst du dich verlassen.

Dein herztreuer

Eustach Schlägler,

Schmiedgesell in Unterstraßen."

Man sieht, dieser Brief war nicht lang. Auch das Papier war ziemlich lumpig, und doch muss gesagt werden, dass der Schmied-Stachel sein Lebtag keinen Eisenring geschmiedet hatte, der so unverbrüchlich festhielt, als dieser Brief. Das Eisen rostet, Liebesbriefe aber rosten nicht, und selbst wenn sie tausendmal nass werden unter Küssen und Thränen. Und die Nelda bestand auf ihrem Schein.

Der Stachel war in der Arbeit ein fleißiger Bursch und hatte keinen schlechten Lohn, aber er vertrank ihn und verspielte ihn. Denn wenn er spart, dann erspart er sich etwas und dann muss er sie heiraten. Anders konnten sie gottlob wohl kaum zu einem Vermögen kommen. Der Stachel hatte von seinen Verwandten bereits geerbt: vom Vetter einen noch fast neuen Tuchrock, von der Muhme ein egyptisches Traumbüchel und eine Tabaksdose aus Krötenhorn, vom Vater den ehrlichen Namen und von der Mutter die Medicinflaschen und die ärztlichen Rechnungen. Bei der Nelda stand auch nichts in Aussicht, denn ihr Oheim, dessen Junggesellenwirtschaft sie seit einiger Zeit versorgte, war sehr schwerhörig, wenn sie manchmal von ihrer Zukunft sprach. Also fühlte der Stachel sich ziemlich sicher. Jenes Briefes würde er selbstverständlich längst vergessen haben, allein die Nelda brachte ihn manchmal zum Vorschein. Sie bewahrte ihn an einer — man möchte sagen — einbruchsicheren Stelle, wohin keine Diebeshand mehr griff, wo auch kein Brandunglück mehr zu fürchten war. Der Stachel war noch in die Volksschule gegangen, als die Nelda schon so schwach stand, dass sie einer sitzen lassen konnte. Seither war sie vorsichtiger geworden. Dem Schmiedgesellen gefiel nur nicht, dass sie ewig

der andere von seinem unrechtmäßigen Besitze lassen würde. Es war vergebens; eine Visitkarte war nicht beigegeben, die Bänder unbedruckt, eine Entscheidung über das Recht des Eigenthumes daher unmöglich und schon begannen perpendiculäre Bewegungen der kreisrunden Spende eine veränderte geometrische Form zu geben, bis endlich vertrauliche Mittheilungen, die an Heftigkeit und Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig ließen und welche gar seltsam mit unseren Rittergewändern contrastierten, die begütigende Einmengung des Directors nöthig machten, ohne dass derselbe es zu hindern vermochte, dass der arme Kranz der rohen Gewalt weichen musste und unter dem Gekrächze seiner Seidenbänder aus allen Fugen gieng! Da ich es unwürdig fand, noch länger um mein gutes Recht zu kämpfen, verzichtete ich auf die Trümmer der Trophäe und tröstete mich mit dem Bewusstsein, dass ja doch nur meiner Kunst der Lorbeer galt und dieser Gedanke war ein erhebender, ein unbeschreiblich stolzer Gedanke! Ich verlangte nicht mehr zu wissen, wer mir die Ehre angethan, wurde sie mir doch erwiesen und ihre Anonymität erhöhte nur den Reiz und Wert derselben. Noch weiter mit jenem Collegen zu wirken, widerstrebte meiner Empfindung und ich suchte bei der Direction um meine sofortige Entlassung nach. Mein Widersacher jedoch dachte und fühlte ebenso, denn auch er wünschte seiner Verpflichtungen gegen unser „Kunstinstitut“ auf der Stelle enthoben zu sein; da indes die Schauspieler merkwürdigerweise niemals gehen, wenn sie um Entlassung nachsuchen, so blieben wir — beide, ohne unsere persönliche Abneigung bekämpfen zu können.

Die Saison, welche dank der Trefflichkeit unserer Gesellschaft ohnedies schon zehn Wochen an diesem Orte währte, gieng zu Ende und eines Tages erhielt unser Director eine Rechnung von zehn Mark über einen am Soundsovielten gelieferten Lorbeerkranz mit Seidenbändern. Höchstes Erstaunen! Wer ihn bestellt, blieb unaufgeklärt, mystisches Dunkel waltete über die ganze Kranzgeschichte, allein geliefert war er, musste also bezahlt werden und nach dem salomonischen Ausspruch des Directors von jenem, welchem er gespendet worden. Wiewohl mein hämischer College nunmehr keinen Augenblick im Zweifel war, dass diese Auszeichnung verdientermaßen mir widerfahren war, so stiegen dennoch auch jetzt mir Bedenken auf, ob der Kranz nicht vielleicht doch ihm geworfen wurde, da an jenem Abend seine Rolle wohl ebenso bedeutend wie die meine war, und beinah machten wir uns gegenseitig Complimente über unsere Leistungen, um den Verdacht des Kranzes loszuwerden, der von uns beiden stolz verschmäht in dem neutralen Raum der Möbel- und Requisitenkammer, zerzaust am Halse eines cachirten Eselskopfes hieng. Die löbliche Direction, welche jedoch das Ende dieses Bescheidenheitsstreites nicht abwarten wollte, verstand keinen Spaß und zog einfach jedem von uns die Hälfte des Betrages von der Gage ab, um die Rechnung damit zu begleichen. Entschieden praktisch!

Dass mir diese unerwartete profane Lösung unserer Zwistigkeit die Freude an meiner ersten Kranzspende gründlich verdarb, ist wohl begreiflich und erst später fand ich Trost dafür, dass ich mir einen halben Kranz selbst bezahlen musste, darin, indem ich es kennen lernte, dass viele Künstler sich — ganze Kränze kaufen.

weichen!“ sagte sie vertraulich, „ich wollt' ja zu dir hinablaufen.“

Da blieben sie stehen beisammen und der Stachel dachte: Was ist jetzt zu machen, dass ich ihr entkomme?

„Endlich, mein Lieber, endlich können wir Ernst machen“, flüsterte sie.

„Ernst? Mit was? Wieso?“

„Geh', stell' dich nicht so tappig. Hast schon lang genug darnach geplangt. Im Schreiben bist alleweil aufrichtiger wie im Reden. Heiraten können wir.“

Der Stachel schüttelte den Kopf. „Ja, wenn ich was erspart hätt'!“ rief er wie unmuthig aus. „Ich bin ja soviel ein leichtsinniger Mensch und kann mir's nicht abgewöhnen. Was ich mich schon geärgert hab' über mich selber! Nein, nein, so ein Lump wär' das größte Unglück für seine Familie!“

„Was redtst denn, Stachel?“ versetzte sie und packte ihn an der Hand. „Ich acht's ja, dass du so redlich denkst, aber hab' ich dich gefragt nach deinem Ersparten? Das ist nimmer noth, jetzt nimmer. Ich hab' die Mittel.“

„Du?“

„Mein Oheim ...“

„Aber der gibt nichts her.“

„Alles gibt er her.“

„Ist ja soviel sparsam, dein Oheim ...“

„... gewesen. Du, der hat sich curios geändert!“

„Was du nicht sagst!“

„Alles, was da ist, gehört mein, seiner einzigen Verwandten.“

„Hat er das gesagt?“

„Gesagt hat er's!“

„Kann sich aber doch wieder anders besinnen.“

„Das thut er nimmer.“

„Wird's wieder zurückhaben wollen.“

„Das kann er nimmer.“

„Warum soll er das nicht können?“

„Weil er auf dem Brett liegt.“

Der Schmied gieng langsam weiter, sie neben ihm her. Er schwieg und war nachdenklich. Da hatte er es ja gehört, wie dieses Weib einmal sprechen würde, wenn er selber auf der Bahre läge. Überaus widerlich kam sie ihm vor und er sann auf Mittel, sich ohne Aufsehen von ihr loszulösen. Das Heiraten hatte er ihr versprochen — und brieflich; unter Bedingungen zwar, aber diese waren jetzt erfüllt. Ein guter Freund hatte ihm gesagt: Hättest dich dem Teufel verschrieben, so könntest vielleicht noch erlöst werden; aber so ...? Hat sie nicht schon einmal durchblicken lassen, dass sie ihn bei Gericht verklagen will, wenn er „seinen Wechsel“ nicht einlöst?

„Warum bist denn so still, Stachel?“ fragte sie ihn. „Sollst dich ja gefreuen über unser Glück!“

„Gefreuen? So viel traurig bin ich.“

„Ja, weswegen denn, Stachel?“

„Weil dein einziger Verwandter gestorben ist!“

„Narr! Der hat's überstanden.“

Der Stachel blieb wieder stehen: „Weißt, Nelda, ich will dir was sagen. Du hast jetzt ein Vermögen, ich bin ein armer Teufel. Du musst dich nicht für gebunden halten. Du kriegst jetzt Männer, die weit besser für dich passen. Ich glaube nicht, dass du mit mir könntest glücklich werden; meine Untugenden kann ich mir nicht mehr abgewöhnen, ich bin schon zu alt dazu.“

Sie flog ihm an den Hals: „Jetzt erst weist sich's, was du für ein braver Mensch bist! Und dass du nur auf mich denkst! Ja, ja, Stachel, ich erlaub dir's schon, du brauchst dich nicht zu ändern, ich mag dich wie du bist. Sollen wir ein Hammerwerk kaufen? Oder gefreut dich ein großer Bauernhof? Oder willst du lieber in die Stadt?“

Der Stachel stutzte. „Soll denn so viel da sein?“ fragte er dann mit weicher Stimme.

„Es wird schon was da sein!“

„In Bargeld?“

jung blieb — seit sechs Jahren schon im neunundzwanzigsten! Ihm gefielen — aufrichtig gestanden — besser solche, die noch in dem Alter stehen, in welchem man sich lieber älter macht, als jünger. Eine saß am Sonntag in der Kirche, die — Eustach Schlägler! Wer hat sich verschrieben? — Wenn der Mensch nur kein Gewissen hätte!

Eines Tages kam die Nelda zu ihm, hoch geröthet war sie und aufgeregt, und sie hätte ihm ein Geheimnis anzuvertrauen. Er erschrak unsäglich, beruhigte sich aber, als sie ihm Folgendes mittheilte: Hinter dem Ofen, in welchem ihr alter Oheim fast beständig sitze und von welcher Stelle er nicht wegzubringen sei, befinde sich in die Wand eingemauert ein eisernes Kästlein!

„Was geht das mich an!“ versetzte der Stachel.

„Aber denke doch, Stachel! Denkst du denn nicht? Er ist einmal in Mailand gewesen, als Soldat, nachher auch in Wälschland, ja sogar in Italien! Da kann er sich schon was dermacht haben!“

„Ist er bei den Banditen gewesen?“

„Aber Stachel, wo denkst du hin! Mein alter brummiger Oheim! Der brummt ja alleweil so laut, den hätten sie gleich aus dem Versteck gehabt. Derspart wird er sich was haben, und nichts davon gebraucht, weil er seine Pension hat. Und denk' dir nur, der Oheim ist kränklich — und auch schon alt!“

„Das ist wahr,“ sagte der Stachel.

„Und ich noch jung.“

Darauf schwieg der Stachel.

„Richte dich zusammen, Stachel, lass' dir die Bräutigamshosen machen. Den Schneider werd' ich schon zahlen.“

Der Schmied gieng seit dieser Unterredung mürrisch um und hieb mit seinem Werkzeug auf das glühende Eisen heftiger, als es nöthig war. Er verdarb damit manches. Und da meinte der Meister, dem Stachel müsse man nicht so viel zu essen geben, er leide an überschüssiger Kraft. — Wenn einmal ein Schmied zu stark ist! Nur schade, dass so kräftige Mannsleute manchmal sonst so schwach sind! — Wenn der Mensch nur nicht schreiben lernen müsste! Dieses verdammte Schreiben! Der Stachel hätte sich am liebsten fremd gemacht zu Unterstraßen und wäre in die weite Welt marschiert. Aber jene, die am Sonntag in der Kirche saß! — Als ob am Sonntag nicht viele in der Kirche säßen! Nein, für den Stachel nur eine. — Wer sie ist? — Ein armes Zuchtdirndel beim Steckelbauer. Arm und verwaist, hat nichts Gutes auf der Welt, die Leute sind hart auf sie. Ihr liebste Zeit ist in der Kirche, da gilt sie so viel, wie die anderen, da weiß sie einen, der ihr gut ist . . . das ist eine, die in der Kirche noch an den lieben Gott denkt. Dieser hinwiederum schiebt den Schmiedgesellen vor. Und am Pfingstsonntage nach dem Gottesdienste, wie sie unten den Birken steht, und ihr Busentuch in Ordnung bringt, das sich im Gedränge verschoben hat, geht der Stachel auf sie zu und fragt ganz freimüthig. Und sie läuft davon. — So dumm ist der Stachel sich sein Lebtag nicht vorgekommen, als jetzt, da er mutterseelenallein unter den Birken stand, unter welchen er gerade zu zweit hatte stehen wollen. Er hätte sich vor Zorn Maschen und Hemdkragen vom Halse reißen mögen; auf dem Boden lag ein rissiger Stein, den trat er in Scherben. Und das soll Liebe sein?

An einem der nächsten Abende gieng er hinauf gegen den Steckelbauernhof. Es war schon dunkel, es war gewitterschwül und hinter den Bergen zuckten Blitzscheine auf. Des Hohlweges herab lief die Nelda, sie lief mit Hast. Er wich ihr schnell aus: „Du hast's eilig, will dich nicht aufhalten.“

„O Lapperl, du willst mir aus-

Birken, sie war derlei ja nicht gewohnt. Ganz leise sagte sie endlich: „Du musst mir wohl recht gut sein …"

Jetzt war der Sturm da. Er toste in den Bäumen, er pfiff im Gebüsch, er grub Sand aus dem Boden und streute ihn in die Lüfte. Vögel, die schon schlafen gegangen, flatterten wieder auf und Wassertropfen, so kalt und scharf wie Eis, sausten nieder. Die Rinder liefen mit gehobenen Schwänzen in den Wald hinein; die beiden Menschen fanden unter einer vorspringenden Felswand einigen Schutz. Sie schmiegten sich enge aneinander, das Dirndl zitterte, er suchte es mit seinem Rocke zu decken, doch schon in den ersten Augenblicken waren sie durchnässt bis an die Haut.

Das Unwetter wüthete nur kurze Weile. Dann ward es ruhig, die Bäume troffen, die Wolken standen in lichten Fetzen und zwischen durch schien der Mond.

„Das muss auch noch sein", sagte der Stachel und presste ihr einen heftigen Kuss auf die Lippen. Sie drückte rasch entgegen, wahrscheinlich, um ihn zurückzudrängen. Dann trieb sie ihre Ochsen dem Hofe zu und er gieng nach Oberstraßen. Von einer zur andern! Und einbrechen! Der Schmied musste lachen darüber, dass er ein so bodenlos niederträchtiger Kerl geworden war.

Der alte Franz de Paul Haslinger lag ganz manierlich da. Er brummte nicht und verweigerte nichts. „Alles, was vorhanden ist, kannst haben!" Das war sein vorletztes Wort gewesen. Sein letztes, gab die Nelda an, habe sie nicht mehr verstanden. Dasselbe soll ihre Person bezeichnet haben, und zwar sehr bündig. Unter dem Kopfkissen hatte sie seine Brieftasche gefunden, in derselben fand sich sein Pensionsbogen und ein Zehnguldenschein und ein Vater Radetzky in Holzschnitt und ein buntbemaltes Bildchen des heiligen Franz de Paul. Natürlich! — Als nun der Schmied kam, nahm die Nelda ihre Handlampe und führte ihn hinter den Ofen. Ja, da war das eiserne Kästlein, wohl eingemauert in die Wand, so dass man nur das Thürchen sah mit dem kleinen runden Schlüsselloch. Das Ding lag fest im Schlosse und rührte sich nicht, wie auch die Nelda daran zu rütteln suchte.

„D a s soll es sein?" fragte der Stachel.

„Freilich", lispelte sie.

„D a s ist's?" fragte er nochmals.

„Mach', mach', ehe die Leute kommen. Mit dem Eisen kannst du ja umgehen. Bei dir ist's bald geschehen." Sie bebte vor Gier

„Wohl, wohl", sagte er ganz ruhig, „geschehen wird's bald sein. Aber den Schlosserlohn sollst mir im voraus zahlen. Ich meine, sobald du den Schatz siehst, kann dich der Geizteufel packen und du gibst nichts mehr her."

„So schwatz nicht und mach' auf!"

Er zog schmunzelnd sein Taschenmesser hervor, öffnete an demselben ein Eisenhäklein, steckte es ins Schlüsselloch des eisernen Thürchens, stocherte ein wenig — offen war's.

Die Nelda stürzte hin und starrte in das Loch. Da drinnen war es sehr finster und sehr rußig — der Stachel lachte laut auf.

Das eiserne Thürchen führte in den Schlauch des Schornsteins, für den Rauchfangkehrer in außergewöhnlichen Fällen. Die Nelda war wie gelähmt. Sie fuhr sich in ihr Gewand und zerrte daran, fuhr sich in ihr wüstes Haar und grub darin. Jetzt streckte sie ihre Arme in die finstere Öffnung, nach unten hin, nach oben hin, nach den Seiten hin — die Hände kamen leer zurück, aber grausam rußig. Der Schmied lachte noch immer, lachte, dass er sich den Bauch halten musste, der unfromme Schelm — und war doch eine Leiche im Haus.

Die Nelda, nachdem sie sich aus-

„Wahrscheinlich. Möcht' es selber wissen. Bin schon höllisch neugierig."

„Ja, hast du es nicht gesehen?"

„Es ist im eisernen Kastel hinter dem Ofen. Das ist noch gesperrt."

„Da heißt's zuwarten."

„Es wär' bald offen. Mit Schmiedewerkzeug wär's bald offen."

Jetzt wendete sich der Schmied rasch zu ihr: „Nelda, das ist wahr! Ich könnte einbrechen."

„Na, das heißt, nicht so", entgegnete sie abwehrend. „Gleich so ein grausliches Wort da! Wer spricht denn vom Einbrechen? Aufmachen, wenn's leicht geht — wegen der Gewissheit."

„Na freilich", sagte er in gutmüthig beistimmendem Tone und insgeheim: „Jetzt möcht' ich doch wissen, wie weit sie geht und ob ihr das ernst ist. Vor der habe ich keine Angst mehr, mit der treibe ich jetzt mein Spiel."

„Ich will dir schon helfen, Nelda", sagte der Stachel, „geh' nur voraus, ich muss nur Werkzeug holen und werde bald nachkommen."

„So komm fein bald", flüsterte sie und eilte dem Häuslein zu, in welchem sie mit dem Oheim zur Miete seit einem Jahre gewohnt hatte.

So viel Werkzeug glaubte der Schmied bei sich zu haben, als er brauchen würde bei dem bevorstehenden Einbruche. Er gieng also nicht hinab zur Schmiede um Werkzeug, sondern er gieng hinauf gegen den Steckelbauernhof. Mittlerweile waren die Blitze greller geworden, man hörte schon das Nachhallen ferner Donnerschläge. Als er zur Weide kam, die von alten Bäumen und Büschen eingeschlossen war, sah er im Scheine der Blitze, dass hier Rinder grasten und bei denselben ein Menschenwesen stand. Steckelbauer's Ochsen, die tagsüber auf der Brache gepflügt hatten, waren beim Abendmahl, und wer sie dabei beaufsichtigte, das war — ein blinkender Blitz verrieth es — das Kirchendirndel. Es stand in seinem Werktagsg'wändlein recht schlank da, mit den Barfüßen im feuchten Grase; auf dem Köpflein hatte es einen alten Männerhut mit sehr breiter schwammiger Krempe, die es vorne über die Augen herabzog zu Schutz und Schirm vor den schreckbaren Blitzen. Das Dirndel schlich ganz nahe an die Rinder heran, als suche es bei diesen Heil und Trost im nahenden Gewitter. Als die Thiere aber jetzt anfingen, miteinander zu gaukeln und sich gegenseitig muthwillige Stirnstöße zu versetzen, kam die Hirtin in Gefahr, von ihnen in den Boden getreten zu werden, sie musste zurückweichen und war ganz allein mit ihrer Angst. Jetzt trat der Stachel vor, und um sie nicht auch noch zu erschrecken, blieb er etliche Schritte vor ihr stehen und sagte heiter: „Dirndel, soll ich dir fürchten helfen?"

Heute lief sie nicht davon, denn es war ihr beruhigend, einen Menschen nahe zu wissen; zwar gestand sie nicht ihre Gewitterangst, erzählte nur, dass der Blitz vor einiger Zeit auf der Erlau einen Hirten mitsammt den Schafen erschlagen habe. Und so oft ein Strahl durch den Himmel flog, zuckte sie mit dem Athem auf, und je näher die Donner kamen, desto näher kam sie an den Stachel her.

„Ist denn niemand anderer in Eurem Hof, der so spät Abends die Ochsen thät weiden?" also der Schmied.

„Es will sonst niemand", antwortete sie.

„Und du willst?"

„Ich werde nicht darnach gefragt. Da heißt's nur: Es ist ausgespannt. Nandel-Dirn, geh' Ochsen weiden."

„Nandel-Dirn, ich sag' dir was", versetzte nun der Schmied. „Von heut' an sollst du nimmer allein Ochsen weiden. Ich will dir allemal Gesellschaft leisten."

Sie entgegnete nichts darauf, denn sie war über sein Wort ordentlich erschrocken, gerade wie damals unter den

Kleine Laube.

Frisch o'zapft!

Gsangln in altboarischer Mundart von Josef Fellner.*)

Bei'n Landrichter.

Der Hans und der Michel
Habn graaft und dees wia,
Bei'n Ochsenwirt kimmt dees
Net selten gnua füa.

Der Schandarm packt 'n Michel
Und führt 'n af's G'richt
Und der Landrichter fragt 'n:
„Was is denn dees für a G'schicht?

Wer hat denn z'erscht o'gfangt?
Gwiss du wieder, i wett', —
Was kinnst denn koan Ruah gebn,
Habts alleweil a so a G'frett!"

„I net", moant der Michel,
„Ko's ja sagn, wenn's derlaubt:
An' Lumpen hab' i 'n g'hoaßen
Und dees hat a ma net glaubt.

Und weil a ma's net glaubt hat,
Da hau' i halt zua, —
Der Hans macht's allemal a so,
Ehnder gibt er koan' Ruah!"

*) „Frisch o'zapft!" so heißt eine neue, in der J. Fellner'schen Buchhandlung, Chemnitz, erschienene Gedichtesammlung, mit welcher man sich ein paar Stündchen ganz trefflich unterhalten kann. Besonders zum Vorlesen dürften sich diese von übermüthigem Volkshumor getragenen Dialectsachen eignen. Die Red.

Zwiegespräch.

In Münka steht a Wirtshaus
Bei der Türkenkasern',
Da is a schöne Köchin,
Die hat an' Feldwebel gern;

Da is a schöne Kellnerin,
Recht stämmi' und drall,
Ihr Schatz is a junger,
A feiner Corp'ral.

Auf d' Nacht uma Neune
Wenn der Zapfastroach geht,
Wird in Fletz [1]) draußt no' busserlt,
Was a Jede vosteht.

Und is der letzti Gast furt,
Da red'n s' no a Weil',
Mi'n Bettgeh' da hat's ja
Für die Zwoa koa' Eil'.

„Hörst, Lene", sagt d' Kellnerin,
„Dees wundert mi scho',
Wia ma' so an' wilden Schnauzbart
A Busserl gebn ko'!

Dees is ja koa' Sach' net,
A Schmatz grad zum Schei',
Da leg'n si' die Barthaar
Dazwischen ja nei!"

„Schau, Resel", sagt d' Köchin,
„Dees is a dumm's G'red;
I nimm dir's net übel,
Du verstehst es halt net.

A Schmatz von an' Milchg'sicht,
Was hast denn davo'?
So a Busserl is goa koa(n)s,
Es is ja nix dro'.

[1]) Hausflur.

getobt hatte, verfiel in einen Weinkrampf. Als die Nachbarn kamen, um an der Bahre die nächtliche Wache zu halten, wie es Sitte ist zu Oberstraßen, verwunderten sie sich bass über den tiefen Schmerz der armen Thusnelda Haslinger. Ihrer bekannten Artung nach hätte man erwartet, dass sie den Tod des alten Rittmeisters wesentlich gefasster ertragen würde. — Freilich, der einzige Verwandte, es ist ja zu begreifen. Es war sehr traurig, und doch musste noch einmal gelacht werden, denn die Nelda sah im Gesichte aus wie ein Zebra — das hatten die rußigen Finger gethan. — Der alte Oheim lag sehr behaglich da und schien sein letztes Wort nicht zu bereuen.

Der Stachel sagte: „Gute Nacht!“ — Die Nelda war so wüthend, dass sie ihm alle Töpfe und Kübel hätte nachschleudern mögen, die da umherstanden; an den Busen fuhr sie sich, riss ein Papier hervor, zerknüllte es in der Faust und warf es dem Burschen nach auf den Rücken. Schon im nächsten Augenblicke bereute sie den Wurf, war aber zu spät; der Stachel hob an der Hausthüre den Knüllen auf, steckte ihn in den Hosensack und sagte: „Jetzt ist's gut!“ Dann war er fort, verschwunden in der dunklen Nacht.

Nachhause gieng er, geradewegs nachhause und legte sich schlafen. Am nächsten Tage war Sonntag. Er gieng in die Kirche und lugte hin auf die eine. Wieder ganz trocken war sie, gottlob! Nachmittags gieng er nicht ins Wirtshaus, nicht auf die Kugelbahn, denn heute hub er an zu sparen. Jetzt konnte es ihm ja nicht mehr gefährlich werden, der Knüllen war in seiner Hand.

Es währte nicht zwei Jahre, was sage ich, zwei Jahre! kaum eins! und es geschah, was wir ja schon wissen. Der Eustach Schlägler führte die eine, die Seine aus der Kirche. Das weitere geht uns nichts an.

Dem Pessimisten.

Mein Leidgenosse, sei besonnen,
Und klage nicht, dass du geboren,
Im besten Fall ist viel gewonnen,
Im schlimmsten nichts verloren.

R.

Ein Schweizer Dichter.

Heinrich Leuthold! Bei uns ist dieser Name fast fremd. Wer jedoch ein Freund echter, ich möchte sagen naturgewaltiger Lyrik ist, der möge sich um den genannten Dichter kümmern. Auch die Person desselben ist vermöge ihrer Lebensschicksale interessant. Ein Schweizer Bauernsohn, ein verbummelter Student, ein in Deutschland ziehender Journalist, ein zerfahrenes, haltloses, in noch jungen Jahren gebrochenes Leben — ein Irrsinniger schließlich, und erst nach seinem Tode ein gewürdigter Dichter! — Schön und rührend erzählt Adolf Wilhelm Ernst in seinem Buche „Heinrich Leuthold“ (Hamburg, Conrad Kloß. 1893) dieses reiche und doch so unglückliche Poetenleben.

Um ein par Streiflichter auf den Dichter zu werfen und um zu weiterem Eingehen in sein Leben und Dichten anzuregen, seien hier ein par Seiten aus Ernsts Werke mitgetheilt.

Leuthold war eine imposante, stattliche Erscheinung. Obgleich er seiner Herkunft nach ein Kind des Volkes war, besaß er doch die Allüren eines Weltmannes. War er auch einerseits kein blinder Sclave der Mode, so liebte er anderseits einfache, ansprechende Eleganz der äußeren Erscheinung. Sein Gang war militärisch, stramm. Den hohen, schlanken, kräftig gebauten Körper krönte ein Haupt, das von dunkelbraunem Haar umrahmt war. Die edelgewölbte, hohe Stirn zeigte den sinnenden Denker. Aus dem ovalen Antlitz, dessen leicht gebräunte Farbe an den südländischen Typus erinnerte, blickten die melancholischen Augen wie zwei ergreifende Räthsel. Der Blick seines Auges hatte zuweilen etwas unwiderstehlich Sympathisches, Kindliches. Von Natur grau, konnte das Auge wie ein Bergsee die Farbe wechseln; bei tiefer Empfindung, bei begeisterten Reden von etwas, das ihn innerlich bewegte, schimmerte es tiefblau, bei Schmerz und Zorn funkelte es dunkel seegrün. Man sah es dem Antlitz an, dass Sorge und Leiden ihre unauslöschliche eherne Schrift darin gegraben hatten. Eine Welt voll Schmerz sprach aus seinem Angesicht; dazu kamen die Spuren der Schwindsucht. Er hatte nichts von jener siegesgewissen hinreißenden Schönheit, von jenem tadellosen Ebenmaße körperlicher Schöne, die auf die Frauenwelt einen bezaubernden Einfluss auszuüben pflegt. Alles an ihm war durchgeistigt — eine „welke Blüte, deren Duft berauschte“.

Überblickt man das Leben Leutholds in seiner Ganzheit, so muss man sagen: Leuthold war durch und durch Dichter. Die Poesie war sein Götze, dem er jedes Opfer brachte: Geld, Rang und sein Leben, und er ist nicht zum wenigsten an dem Zwiespalt zwischen der Poesie, die in ihm lebte, und der Prosa, in der er leben musste, zugrunde gegangen.

Die Kunst war sein Leben, und in der gewaltigen Vehemenz, in dem titanenhaften Unverstande, mit dem er unter allen Umständen das Palladium der Kunst emporzuhalten und gegen den viele Gebiete unserer Geistesbethätigung zerfressenden Materialismus zu beschützen sich berufen fühlte, liegt etwas Don Quixotehaftes. Dazu gesellt sich als ein weiteres für den Dichter verhängnisvolles Moment seine Unfähigkeit, es mit dem realen Leben aufzunehmen und dessen Factoren in Rechnung zu ziehen. Aus diesen widrigen Verhältnissen resultiert nicht zum wenigsten die unglückselige Verkettung von Selbstverschuldung und unverschuldetem Leid in seinem Leben — eine Mischung, die es mit dem traurigen Deficit abschließen ließ. Leuthold war eine durch und durch ideale Natur, besaß lebenslang eine auf das Schöne, auf das Ewige gerichteten Geist und anfänglich einen kindlich-naiven Glauben an die Menschheit. Aber schon während seiner Studienzeit, als er aus der Enge seiner dörflichen Heimat in das geschäftige Leben und Treiben der großen Welt versetzt wurde, fühlte er es wie Schuppen aus seinen Augen fallen. Da

So a Busserl i sag dir,
Was i davo' moa(n),
Dees is, als wenns D' äßest
A Schweiners alloa(n).

A Busserl mit an' Schnauzbart,
Wenn er no so kloa' waa,
Da hat ma' zum Schweinern
A Sauerkraut aa."

A kloana Unterschied.

A'm Loahmhof da geht 's aber zua,
Do feiern s' heut a Doppelfest,
Da gibt's Da Bier und Wei' und Meth
Und Essen grad des Allerbest.

Den jüngern vo' de Loahmhofbuabn
Habn s' in da Kircha copuliert [1])
Der älter' feiert sei' Priminz, [2])
Der wird Coprata [3]) drenten z' Würth.

Herrgott, is dees an Unterschied,
Der kannt' scho' bal' net größer sei'!
„Hoho", sagt da der Ferdl dra'f,
„Was fallt denn dir net Alles ei'.

An oa'ziga Buakstabn is's ja grad,
Der macht 'n Unterschied dabei,
Denn schau, der älter' der kriagt d' Weih,
Und der jünger', no, der kriagt a Wei(b)!"

Auseinandersetzung.

Der Beichtl und der Lenzl
Die habn si' zertragn
Und habn si' a paar Löcher
In' Kopf eini gschlagn.

Jetz is's erst acht Tag' her,
Nu sitzen s' bein Bier
Im Wirtshaus beinander,
Dees wundert mi' schier.

Wia 's scheint, hat da Koaner
'n Andern verklagt. —
I frag 'n Wirts Peter,
Was der dazua sagt.

„O mei'! sagt der Peter,
„Die habn an' so an' Kram:
Die setzn si' auseinander,
Drum setzn sie si' z'samm."

[1]) getraut. [2]) erstes Meßopfer. [3]) Cooperator, Hilfsgeistlicher.

A Rathsel.

Nu' rath' amal, was dees kannt' sei',
Denk' nach, es fallt da scho' no' ei:
I woaß dir kloane Dinger zwoa,
Is oa's wie's andere ganz und goa.

Sie kinna stecha ohne Spitzen
Und ohne Weda kinna s' blitzen,
Sie funkeln wie-r-an Edelstoa
Und Du, schö's Deandel, hast s' alloa'!

Habn Deckeln und san Maßkrüag' net,
San stumm und halten do' a Red',
Und kinna ohne Feuer brenna,
Und werdn bei'n O'schaugn allweil schöna.

Und willst es wissen, was i moa',
Da brauchst nu' weita viel net z'thoa,
Derfst grad amal in Spiagel schaugn,
Da siegst es glei: 's san Deine Augn!

Wie ma's nimmt.

Der Hofbauern-Lenz, der sagt:
'n Hüter Michel hab' i gestert
A Räuschel o'zecht,
Dees is Dir koa kloa(n)s gwen,
Is eahm heut' no ganz schlecht.

Der hat dir scho' trunka,
Als wia net recht g'scheidt,
Den hab' i aber dro' kriagt,
Und dees hat mi g'freut.

Der Hüter Michel, der sagt:
Aber gestert hab' i's guat ghabt,
An' Tag, der Oan' g'fallt,
Der Hofbauern Lenzel
Hat All's für mi zahlt.

Da hab' i dir trunka
Als wia net recht g'scheidt,
Den hab' i aber dro' kriagt,
Und dees hat mi g'freut!

Die jung' Bäuerin.

„No, Franzl, wia geht's denn?
Du hast es jetz' schö',
So kurz erst verheiert —
Da muaß's ja gut geh'!

Und stolz thuat Dei' Weiberl,
Als wenn s' a' Münchnerin waa',
Und is grad' vo' Tölz drent . . .
Sag', ko' s' kocha-r-aa?"

„O ja", sagt der Franzel,
„Von dem is koa' Red',
Kocha ko' s' scho', —
Aber — essen ko' ma's net."

und Verirrungen großer Dichter, hervorragender Menschen überhaupt einen ganz anderen Maßstab der Beurtheilung anlegen, als an dieselben Fehler und Laster unbedeutender Menschenkinder. Wenn sich E. T. A. Hoffmann der Trunksucht ergab, so ist das durchaus nicht dasselbe Laster eines beliebigen Arbeiters, der sich jeden Tag berauscht. Der unglückliche Leuthold besaß nicht die moralische Kraft, in die Bahnen eines geregelten Lebens zu treten. Darf man über ihn ebenso verächtlich urtheilen wie über einen haltlosen Menschen, der seinen Beruf vernachlässigt und von Stufe zu Stufe sinkt? Das tragische Verhängnis Leutholds unterliegt einem anderen Moralcodex als der geschäftliche Zusammenbruch eines verkommenen Trinkers. Es gab Poeten, die das Glück in des Wortes landläufiger Bedeutung mit Füßen traten, denen die spröde Göttin Fortuna in sehnsüchtiger Liebe nacheilte, ohne von ihnen auch nur einmal erhört zu werden, die ein böser Drang nur im Schatten des Missgeschickes wandeln hieß und deren Muse nur dann ihre Stimme erhob, wenn ihre Opfer vor Schmerzen sich wanden. Niemand von uns gewöhnlichen Sterblichen kann ermessen, was eigentlich den Poeten wirklich zu beglücken vermag und ob sein Unglück auch das unserige wäre, das, was uns oft jauchzen macht, und das, von dem wir uns oft schaudernd und bebend abwenden, entlockt ihm die schönsten und herrlichsten Gesänge. Da das Wesen eines Poeten für uns stets ein großes, unentschleiertes Geheimnis bleiben wird, müssen wir uns darauf beschränken, seine Fehler nicht so zu benennen, wie die unserigen, seine Schuld nicht mit unserer zu vergleichen und abzuwägen, sondern ihn als das Werkzeug, als den Apostel erhabener, furchtbarer, räthselhafter Gewalten zu betrachten, deren Weg abseits von Gut und Böse liegen und über dem engbegrenzten Gebiete irdischen Glückes und Ungemaches empor zu den Regionen uranischer Schönheit führen." Leutholds Seele war ein Gemisch von Gold und Schlacke, von Himmel und Erde; ihr wohnten Klänge inne, die sich nimmer versöhnen konnten, so dass der Dichter mit Hamerlings „König von Sion" sagen konnte:

„Seltsam bin ich geartet: Denn sieh', ein doppeltes Streben
Wohnt mir im Herzen; ein Drang nach dem Hohen und Rechten und Reinen,
Aber ein Drang nach dem Glücke zugleich, nach den Freuden des Lebens."

Leuthold war gewissermaßen ein Zweiseelenmensch. Er setzte allen vernünftigen Vorstellungen und nüchternen Verstandesschlüssen, besonders in dem, was er seinen dichterischen Beruf nannte, die ganze eigensinnige Störrigkeit des spanischen Romanhelden Don Quixote entgegen. Einige Züge werden diese Behauptung illustrieren. Es war Weihnachtsabend; die Bescherung sollte vor sich gehen. Leutholds Tochter kündete ihrem Vater, der sich in seinem Arbeitszimmer befand, an, dass die Lichter des Christbaumes angezündet wären. Leuthold aber war gerade von seinem poetischen Dämon besessen, dem er alles zum Opfer zu bringen pflegte, und so entgegnete er, es wären ihm gerade ein paar gute Gedanken zu seiner „Penthesilea" gekommen, er käme später! Wer aber nicht kam, war Leuthold. Die Lichter waren herabgebrannt, es wurde später und später — die Verwandten begaben sich endlich zur Ruhe. Sie hatten ihren Kummer bereits halb verschlafen, da pochte es energisch — Leuthold rief, sie sollten sich ankleiden und zu ihm herüber kommen, er wolle ihnen einige Stellen aus seiner „Penthesilea", die ihm geglückt seien, vorlesen. Es schlug gerade zwei Uhr nachts. Aber es half nichts. Tochter und Mutter mussten sich ankleiden und wurden, nachdem sie einen erwärmenden Trunk zu sich genommen, wieder mobil. Auch Leuthold begann wieder Mensch zu werden, d. h. er recitierte die Partie aus der „Penthesilea", befragte seine Angehörigen um ihre Meinung und speiste mit ihnen gemüthlich zu Nacht. Dann fand ein Geschenkaustausch statt. Mittler-

sah er mit bitterem Schmerz ein, dass die Welt, wie sein Geist, seine Phantasie sie sich erbaut, eben nur ein Traumgebilde, ein leeres Phantom war. Diese Enttäuschungen, deren Bitternis durch das unglückliche Herzenserlebnis mit seiner Geliebten Emma Brenner bedeutend verstärkt wurde, ließen in der Seele des einstmals schwärmenden Dichterjünglings einen scharfen Stachel zurück.

Als er das Jagen und Haschen der Menschen nach Genuss und Sinnenrausch sah, als er wahrnahm, wie sie ihr Dasein mit nichtigem Tand und gleißendem Flitter aufputzten, als ihn die Liebe grausam betrogen und es ihm trotz redlicher Anstrengung nicht gelingen wollte, sich in der von ihm heißgeliebten Heimat ein ihm zusagendes Amt zu erwerben, da schlug seine optimistische Stimmung in Weltverachtung um, da suchte er das, was er früher auf positivem Wege vergebens erstrebt hatte, auf negativem Wege zu erreichen, indem er die Erbärmlichkeiten und Hohlheiten unseres Erdenlebens schonungslos an den Pranger stellte, sie mit seinem maßlosen Spott lächerlich machte. Immer aber lebte noch die Hoffnung in ihm, sein erträumtes Ideal dereinst im Leben verkörpert anzutreffen. Und glaubte er es gefunden zu haben, dann umfasste er es mit der ganzen verzehrenden Glut seines überschwänglichen Naturells, um bald zu erkennen, dass auch dieses vermeintliche Ideal ein Trugbild war. So gerieth er immer tiefer in die Nacht des Zweifels und der Hoffnungslosigkeit. Zu stolz, um das Mitleid der Welt zu erflehen, verschloss er sich in sich selbst und nährte den Dämon der Weltverachtung, der Weltverspottungen.

Diese Umstände darf man bei der Beurtheilung Leutholds nie aus dem Auge verlieren, um ihm gerecht zu werden. Es kommen ja allerdings noch andere verderbenbringende Factoren hinzu, die in Leuthold selbst lagen. Durch all dieses gerieth er in Zwiespalt mit sich selbst, sein Glaube an die Menschheit erstarb mehr und mehr, der Trotz bäumte sich in ihm auf, und unter dem Einfluss der später über ihn hereinbrechenden harten Schicksalsschläge verlor er den Halt und hatte nicht mehr die Kraft, „in dem Weltgedränge sich selbst zu bewahren". Da, als er bereits den Todeskeim in sich trug, als sein Geist von den düstern Fittichen des Wahnsinns umschwirrt war, ist er in manche Verirrungen und Extravaganzen gerathen, die in den blöden Augen engherziger Spießbürgerlichkeit wohl verdammenswert sind, die aber eher vor das Forum des Psychiaters, als vor den Richterstuhl der gesellschaftlichen Moral gehören. Man vergesse nie, dass diese unsinnigen Ausschreitungen, welche in die zweite Münchener Periode fallen, eine Folge der bereits ärztlicherseits constatierten Geistesumnachtung und des von der Lungenschwindsucht schrecklich verheerten körperlichen Organismus waren. Es ist sehr leicht, über den kranken Dichter den Stab zu brechen; aber nicht so leicht wird es dem Durchschnittsmenschen, sich zu einer Höhe der Beurtheilung aufzuschwingen, von der aus allein ein echt menschliches und gerechtes Urtheil gefällt werden kann. Ein Durchschnittsmensch wird kaum einen Geist wie Leuthold begreifen und verstehen. Der auf und in der Erde kriechende Wurm weiß nichts von dem in Himmelsweiten lebenden, mit rauschenden Flügeln der Sonne zustrebenden Adler. Leutholds Leben war ein unausgesetzter Kampf mit der Existenz; er war wie der Sturmvogel, dem die treulosen Wellen auf dem Ocean des Lebens das Nest zerstört haben. Von Jugend auf scheint er Neigung zur Melancholie gehabt zu haben. Ein solcher Mensch und Dichter wie Leuthold lebt — träumt — liebt und stirbt so ganz anders als die große Menge der Staubgebornen.

Ganz aus der Seele gesprochen ist uns das Wort Ernst Wechslers, der einmal anlässlich einer Studie über den mit Leuthold in mancher Hinsicht congenialen Nikolaus Lenau sagte: „Man muss an die Schwächen, Leidenschaften

Im niedrigsten Schmutze, da wühlen sie nur
Mit der streng realistischen Nase,
Und Gott und Schönheit und Ideal
Sind längst nur belächelte Phrase.

O gebt uns die alten Zeiten zurück
Und die alten poetischen Schwärmer,
Die Armen haben uns reicher gemacht,
Die Reichen machen uns ärmer!

Jenny von Reuß-Hoernes.

Die zehn Gebote der Amerikanerinnen.

Stolz lieb' ich die Amerikanerinnen, insonderheit da, wo sich ihr Stolz mit Überlegung paart. Von starkem Selbstbewusstsein und großer Einsicht zugleich legen folgende zehn Gebote der Frau Zeugnis ab, die eine Tochter der neuen Welt in einem amerikanischen Blatte zu Nutz und Frommen ihrer Schwestern veröffentlicht. 1. Hüte dich vor dem ersten Streite; naht er aber heran, so ficht ihn brav zu Ende; es ist von weittragender Bedeutung, dass du in demselben Siegerin bleibst. 2. Vergiss nicht, dass du an einen Mann verheiratet bist und nicht an einen Gott, damit seine Unvollkommenheiten dich nicht überraschen. 3. Quäle ihn nicht fortwährend um Geld, sondern suche mit der festgesetzten Wochensumme auszukommen. 4. Wenn dein Gatte kein Herz besitzen sollte, so hat er doch unzweifelhaft einen Magen; du wirst gut thun, dir durch gut gekochte Speisen die Gunst desselben zu erwerben. 5. Dann und wann, nicht zu oft, lasse ihm das letzte Wort; es freut ihn und bringt dir keinen Verlust. 6. Lies außer den Geburts-, Verlobungs- und Todesanzeigen auch den sonstigen Inhalt der Zeitungen und sei über Dinge unterrichtet, die nützlich sein können; er wird dann im Hause sich unterhalten mögen, ohne ins Wirtshaus zu müssen. 7. Sei stets — auch im Streite — höflich gegen ihn. Erinnere dich, daß du zu ihm aufsahest, als er dein Bräutigam war, sieh jetzt nicht zu ihm nieder. 8. In angemessenen Zwischenpausen lasse ihn auch einmal mehr wissen als du, es wird sein Selbstgefühl erhalten, und dir bringt es Vortheil, wenn du einmal zugibst, nicht ganz unfehlbar zu sein. 9. Sei deinem Gatten eine Freundin, wenn er ein kluger Mann ist; ist er es nicht, so suche ihn zu deinem Freunde zu erheben, erhebe ihn, aber steige nicht zu ihm nieder. 10. Achte die Verwandten deines Mannes, besonders seiner Mutter, sie liebte ihn weit früher als du!

Wie Landmädchen ihre Liebesbriefe schreiben.

Mitgetheilt von Jos. Faist in Stang bei Riegersburg.

Grußbrief.

Ich setze die Feder aufs Papier,
Herzallerliebster, ich schreibe Dir,
Ich schreibe Dir ganz kurz und klein
Und hoff', Du wirst stets mein Geliebter sein.
In diesem Brieflein sind begraben
Drei schöne Buchstaben.
Der erste ist von Sammt und Seiden,
Alle anderen sollst Du meiden;
Der zweite ist von Silber und Gold,
Bleib mir stets treu und hold;
Der dritte ist von Perlen und Edelstein,
Keine andere wird Dir so treu ergeben sein.
Hast Du ein Herz wie ich so treu und rein,
So werden wir bis zum Tode beisammen sein.
Und jetzt liebes Brieflein!
Fliege hin über Berg und Thal
Und grüße meinen Schatz viel tausendmal.
Fliege nicht zu hoch und nicht zu nieder
Und bring mir baldige Antwort wieder.
Dies Brieflein schrieb ich bei der Nacht,
Die Lieb' hat mich dazu gebracht.

Abschiedsbrief.

Ich hätte Dir schon längst geschrieben,
Aber bei uns ist kein Papier zu kriegen.
Die Tinte ist mir zugefroren,
Die Feder hab' ich auch verloren.
Das Siegellack hat die Maus gefressen,
Drum hab ich auf Dich ganz vergessen.
Weil Du mir nicht bist treu geblieben,
So hab' ich Dir den Abschied g'schrieben,
Wegen Dir ist ja nicht alles g'fehlt,
Ich hab einen andern Schatz mir g'wählt.

---

weile war es Tag geworden, und man legte sich zur Ruhe. Ein originelles Weihnachtsfest! Aber so absonderlich war er eigentlich immer bei seinem poetischen Schaffen. Wenn er dichtete, konnte er absolut nichts essen, er wies Frühstück, Mittag- und Abendessen von sich. Er sagte oft selbst: „Wenn ich halb verhungert bin, kann ich am besten dichten!" Nicht selten kam er dann mitten in der Nacht mit einem wahren Wolfshunger und verlangte Speise und Trank. — Nichts hasste Leuthold, wenn er arbeitete, so sehr als Besuche. Regelmäßig ließ er sich verleugnen. Gelang es aber dennoch einem Bekannten durch List und Schlauheit, die „Wächter am Thore" (Tochter und Mutter) zu überrumpeln und in des Dichters Musentempel zu dringen, so stieß er jedesmal ein freudiges Ah! der Überraschung aus, umarmte den Ankömmling auch wohl herzlichst, so dass derselbe ganz gerührt wurde. Sobald sich aber die Hausthür hinter dem Gefeierten geschlossen, bekamen seine Angehörigen kräftige Worte zu hören, dass sie den „verwünschten Menschen" hereingelassen. Manche Freunde kannten diese Eigenthümlichkeiten in dem Leuthold'schen Wesen und wussten durch geschickt angepasste Umstände Zutritt zu dem Dichter zu erlangen. Als einmal ein Freund ähnlichen Calibers („die Race sei nicht umzubringen", meinte Leuthold) in die Wohnung eindrang, flüchtete unser Poet, welcher das Nahen des Mannes bemerkt hatte, von einem Gemach ins andere, bis er zuletzt in einem Versteck entdeckt wurde. Aber auch da noch zog er sich mit einem freudigen Ah! und weltmännischer Verbeugung aus der fatalen Verlegenheit. —

Besonders noch zu erwähnen sind im Werke die Schilderungen von Leutholds seltsamen Verirrungen in München und seiner letzten Jahre in einem Schweizer Irrenhause, wo der zweiundfünfzigjährige Mann im Jahre 1870 gestorben ist.

M.

Die Modernen.

In engen Dachstübchen, da saßen sie einst,
Die Dichter und fabulierten,
Sie sangen von Festen und Gasterei'n
Und schwelgten und jubilierten.

Sie tranken im Geiste den süßesten Wein
Und kränzten mit Rosen die Köpfe
Und hatten die glühendsten Phantasie'n,
Die armen poetischen Tröpfe.

Sie sangen von Treue und Liebesmacht
Und von der Tugend der Frauen
Und wie die Welt so gut und so schön
Und so lieblich wäre zu schauen.

Sie sangen und sangen und merkten es nicht
Bei Minne und Prunkgelagen,
Dass ihre Finger geworden starr
Und hungrig geblieben ihr Magen.

Sie lebten so gern und hatten oft kaum
Zu kleiden sich nur und zu essen
Und haben doch keinen Abend dafür
Ihrem Herrgott zu danken vergessen.

Das gibt es nicht mehr, dies alles hat
Geändert sich heutzutage;
Heut haben wir Sänger ganz anderer Art
Und Dichter von neuem Schlage.

In großen Palästen, da wohnen sie jetzt
Und geben nun wirkliche Feste
Und speisen auf Gold- und auf Silbergeschirr
Das Theuerste und das Beste.

Nun werden sie nicht mehr vor Kälte starr,
Doch plagen sie Indigestionen,
Sie haben nun keinen Hunger mehr
Und keinerlei Illusionen.

Sie nennen die Welt nicht mehr gut und schön,
Die Tugend der Frauen verdächtig,
Die Liebe ein thierisch Bedürfnis nur
Und die Menschen höchst niederträchtig.

Das Leben sei des Lebens nicht wert,
So predigen sie unermüdlich
Und weisen's uns nach von Punkt zu Punkt
Und thun doch selber sich gütlich.

Sie prüfen das innerste Menschenherz
Auf seines Empfindens Kleinheit
Und schildern mit dem Vergrößerungsglas
Anschaulich nur die Gemeinheit.

Küsse. Nina." — „An Fräulein Nina in Bad X. Wenn Sendung an meine Schwester Ella noch nicht abgegangen, bitte dort behalten. Komme selbst abholen. Bruder Bruno Meier."

Da hat er's. Städter, eine bayerische Kellnerin in die Backe kneifend: „Sie, liebstes Fräulein, reden S' doch amal a bissel bayerisch; das klingt so reizend und macht mir immer so viel Spass!" — Kellnerin: „Du Lausbub, du sakerter, willst a Watschen haben?"

Die kleine Else: „Mama, warum sagte Papa gestern abend: es fliegt ein Engel durchs Zimmer?!" Mutter: „Wenn man in Gesellschaft ist, liebes Kind, und wenn da die Unterhaltung plötzlich stockt und es ganz stille ist, so pflegt man zu sagen: es fliegt ein Engel durchs Zimmer!" — — Einige Tage später ist große Kaffeeschlacht und als die Unterhaltung über eine der abwesenden Damen sehr lebhaft wird, fragt die kleine Else: „Mama, fliegt jetzt ein Teufel durchs Zimmer?"

Legitimiert. In einer Gegend, die von Hochstaplern heimgesucht ist, trifft ein Gendarm einen Reisenden. „Sagen Se mal, mei Gutester, haben Sie denn ooch ne Legidimation?" — „Gewiss doch! Hier meine Photographie!" — „Ei cha, das sind Sie! Ich dank' auch scheene!"

Aus dem Hessenlande erzählt man sich folgende lustige Geschichte: Darmstadt hatte dieser Tage seine Stöcker-Versammlung. Hier sprach der preußische Herr Stöcker vom veränderten Zeitgeist. „Einst war deutsche Treue, deutsche Biederkeit, Ehrlichkeit, Gewissenhaftigkeit, deutsches Gemüthsleben kein leerer Schall! Und jetzt! Wie geht durch das deutsche Volk ein unzufriedener hämischer, zersetzender Geist, der alle harmlose Lebensfreude vernichtet, alles Althergebrachte bekrittelt, alles, was dem Volk sonst heilig war, Altar und Thron, untergräbt, ja selbst das Rechtsgefühl für das Mein und Dein erschüttert! Woher kommt dieser Geist, meine Freunde?" — Pause. — Darauf der dröhnende Bass eines biederen Darmstädters: „Von de Preiße!"

Es war nach der Schlacht von Königgrätz und es galt nun, die auf dem Felde liegenden Verwundeten aufzulesen, zu retten. Da erlebte der preußische Arzt Dr. Fr. aus Breslau ein merkwürdiges Abenteuer. Dr. Fr. sieht einen Husaren verwundet liegen, nähert sich ihm, untersucht dessen Wunde und findet, dass er da rasch, an Ort und Stelle gleich, helfend eingreifen kann. Er zieht sein Besteck heraus, und es gelingt ihm, die Kugel herauszuschneiden. Und nun sagt er zum Husaren: „Da grast ein Pferd, setze dich darauf und reite langsam hundert Schritte, dort findest du ein Lazareth, wo du auch etwas zu essen und zu trinken bekommst." Da steht der Husar auf, streckt sich, fühlt sich, dank dem gelungenen operativen Eingriff, wieder ganz behaglich und — packt den Dr. Fr. beim Kragen: „Ich hob die Ehr', Sie zu meinem Gefongenen zu mochen!" Und ehe Dr. Fr. die merkwürdige Lage noch recht inne wird, springt der Husar aufs Pferd, selbstverständlich immer die Faust am Kragen des Arztes, und weiter gieng es im scharfen Trab, bis die österreichischen Posten erreicht waren. Und so kam es, Österreich war damals noch nicht der Genfer Convention beigetreten, dass Dr. Fr. dann den Rest des Feldzuges als Kriegsgefangener in Krakau eingeschlossen, zubringen musste.

Zu einem mecklenburgischen Pastor — so erzählt man — kommt ein Taglöhner, um die Taufe seines jüngsten Sprösslings anzumelden. Er ist mit einer großen Kinderschar gesegnet, die den ganzen Vorrath der ihm bekannten Vornamen völlig erschöpft hat. Als der Pastor den glücklichen Vater fragt, wie denn der

Der schlaue Kuhmelker.

Ein kluger Landesfürst, dem das viele Processieren seiner Bauern zu dumm ward, ordnete an, dass in allen Wirts-, Raths- und Schulhäusern ein gewisser Kupferstich aufgehängt werde. Derselbe stellte zwei Bauern dar, die sich um eine Kuh streiten, indem der eine an den Hörnern, der andere am Schwanz zieht und sie so mit großer Anstrengung sich anzueignen sucht, während ein auf einem Aktenbündel sitzender „Mann des Rechtes" in aller Gemüthsruhe die Kuh melkt. Zwei Strophen erläuterten das Bild also:

Seht hier zwei Bauern, Kunz und Hans,
Um eine Kuh im Streit voll Zorn.
Der eine hält das Thier am Schwanz,
Der and're an den Hörnern vorn,
Schwanzbauer zum Hornbauer spricht:
„Die Kuh ist mein, ich lass' sie nicht!" —
„Nein, mein ist sie!" der Gegner schreit.
Ein dritter Mann sitzt still beim Streit,
Er lacht nur wie ein Schelm dazu
Und melkt indes für sich die Kuh.
Glaubt ihr, ich mein' den Advocaten?
Ich lass' euch Zeit, es zu errathen!

Man kann das Bild noch heute hie und da in einer Bauern-Wirtsstube finden, und mich dünkt, es ist dort gar nicht übel angebracht.

Legende.

Wörtlich aus dem Französischen übertragen.

Einer unserer Freunde, Sammler leidenschaftlicher von Erzählungen ländlichen und aller Arten von Erzählungen, uns erzählte unlängst eine alte Begebenheit, die sich hatte zugetragen, sagte er, in der guten Stadt Falaise.

An einem gewissen Tag, ein Trommelwirbel städtischer, ruft herbei die jungen Leute vom Ort. Plan ran plan! Plan ran plan! Herbei, Burschen von Falaise!

Die jungen Leute: Nun, was ist los?

Der Trommler: Auf Befehl des Herrn Bürgermeisters es wird eingeschärft den Burschen der Stadt, nicht auszugehen des Abends ohne Laterne.

Am andern Tag, die Einwohner giengen aus mit einer Laterne, jedoch ohne etwas darin.

Alsbald abermaliges Aufgebot. Plan ran plan! Plan ran plan! Herbei, Burschen von Falaise!

Nun, nun, was gibt es?

Auf Befehl des Herrn Bürgermeisters, es wird eingeschärft, nicht mehr auszugehen am Abend mit Laterne ohne etwas darin.

Am andern Tag, sie giengen aus und hatten eine Laterne, eine Talgkerze drin, jedoch ein Licht nicht angezündetes.

Drittes Aufgebot. Plan ran plan! Plan ran plan! Auf Befehl des Herrn Bürgermeisters, es wird eingeschärft, nicht mehr auszugehen als mit einer Laterne, mit einem Lichte angezündeten darin.

Die Bewohner von Falaise sehend dieses Mal keine mehr Ausflucht mögliche, sich fügten der Vorschrift obrigkeitlichen ohne weiteren Widerstand.

Lustige Zeitung.

Ein Neukaledonier kam zu einem Missionär und verlangte sammt seinen beiden Weibern und Kindern gegen Entrichtung des gewöhnlichen Geschenks an Neubekehrte getauft zu werden. „Ich kann dich nicht taufen", sagte der Geistliche, „denn du lebst in Vielweiberei gegen das Gebot des Christenthums." Der Wilde entfernte sich, kam aber nach einigen Tagen wieder. „Taufe mich", sagte er, „ich habe nur noch eine Frau." — „Und die andere?" — „Die habe ich aufgefressen."

Pariert. Mann: „Entzückend bist du in diesem Kleide, das ist wahr, aber das Geld —" — Frau: „Kommt nicht in Betracht, wenn es gilt, dir eine Freude zu machen."

Zwei Telegramme. „An Ella Meier. Liebste Freundin! Soeben in Bad X. angelangt. Sende Dir tausend

die Gegenden in und um Niederösterreich, welche den Schauplatz der Handlung bilden, mit vortrefflichen Zügen gezeichnet. Neben den charakteristischen Männer- und Heldengestalten: Heinrich von Kuenrings, Rudolf von Pottendorfs, des Kaisers selbst, mit den Friedrich in Neumarkt jene historisch berühmte Zusammenkunft hatte, des Ungarkönigs Bela u. a. führt der Verfasser auch edle Frauen vor in Ofennia von Kuenring, in Brunhild und in der lieblichen Mädchenfigur Giselas, er weiß für eigenthümliche, dem Charakter der Zeit entsprechende und mit großem Geschick erfundene Persönlichkeiten wie das wilde Kumanenmädchen, den originellen Zwerg, den Böhmen Wok, das Interesse des Lesers zu erregen und manche anmuthige Liebesscene unterbricht und fördert die Erzählung von Kämpfen und Schlachten, in denen überall Fridericus Bellicosus eine hervorragende Rolle spielt. Es ist ein großes culturhistorisches Gemälde, das Wodiczka entworfen und zu dem er den Pinsel in die besten Farben getaucht, die ihm zu Gebote stehen. Die Geschichte des streitbaren Herzogs weist zahlreiche Lücken auf, der Verfasser hat es verstanden, dieselben durch die Kraft seiner Phantasie in entsprechender Weise auszufüllen und so ein historisch-poetisches Werk zu schaffen, das speciell der deutschösterreichischen Literatur zur Zierde gereicht und das uns zu dem Wunsche veranlasst, recht bald wieder einer neuen, ähnlichen Arbeit des fesselnden geschichtskundigen Erzählers zu begegnen. Schlossar.

Mozart. Festspiel zur hundertjährigen Todtenfeier. Im Auftrage der Stadt Wien geschrieben von Wilhelm von Wartenegg. (Wien. Verlag von Karl Konegen. 1893.)

Wie das von Dr. C. Glossy, Bibliotheksdirector der Stadt Wien, verfasste Vorwort des Büchleins mittheilt, plante die Residenzstadt im Vorjahre, zur Feier des hundertjährigen Todestages Mozart's ein Festspiel zur Aufführung gelangen zu lassen. Mit der Abfassung desselben wurde der Dichter Wartenegg betraut. Obwohl die Darstellung wegen eines Trauerfalles im Kaiserhause unterblieb, wurde das Werk dennoch in Druck gegeben, in der Voraussicht, dass dasselbe Verehrern Mozarts eine willkommene Gabe sein dürfte. In der That bietet Inhalt, Form und die gedachte Ausstattung des Stückes auch nur gelesen, reichen, Genuss. Welche erhabene Wertschätzung der Tonkunst und ihrer Meister und in welch hoher Sprache dieselbe der Dichter zum Ausdrucke bringt und seinem Werke zugrunde legt, mögen folgende Zeilen bezeugen, die gewiss bestens geeignet sind, das Büchlein kräftig zu empfehlen:

Sie soll den Menschen aus dem Alltagsleben
Mit milden Armen fassen und erheben,
Und hoch und höher, zu den lichten Sternen
Führ' ihn ihr Flug und mach' ihn froh und leicht;
So muss sie sein, dass sie nicht nur die Jugend,
Die alles hat, durch ihre Macht beglückt,
Dem Alter biete sie die gleichen Freuden,
Es sonne sich der Greis in ihrem Schein
Und fühle sich beglückt durch ihre Gabe
Am Lebensende sowie einst als Knabe;
Dem Reichsten soll sie nicht mehr bieten können,
Als sie dem Aermsten überall verleiht,
An jedem Ort der Welt, zu jeder Zeit,
Sie sei ein Urquell edelstem Genießen.
Sowie in Bergen hier die Quellen fließen
So soll sie sein, dass sie die Trüben tröstet,
Dass sie die tiefste Leidenschaft erregt,
Die sie durch ihren Zauber wieder meistert,
Dass sie der Menschen Innerstes bewegt,
Dass sie verklärt, dass sie begeistert!

Armin.

Mattgold. Neue Dichtungen von Maurice Reinhold von Stern. (Zürich. Verlag von Sterns literarischem Bulletin der Schweiz. 1893.)

Wie in allen seinen zahlreichen Dichtungen, hat der Verfasser in obiger Sammlung aufs neue die Tiefe seines Gedankens- und Gefühlsschatzes in der ausgesprochensten Weise zur Geltung gebracht. Klarheit, Wohllaut und Gehalt wirken auf den Leser dieser Gedichte unbedingt fesselnd und reißen zur Bewunderung sowohl der hohen Begabung, als auch der glücklichen Ausnützung dieses geistig adelnden Göttergeschenkes hin. — Das Buch eines Mannes, der sich rühmen kann, weit über die Grenzen seines Vaterlandes seine Geistesfreunde verbreitet zu wissen, bedarf keiner eingehenden Besprechung! Ein Freund der Poesie, der ein Buch dieses Meisters gelesen, wird mit Ungeduld das kommende erwarten, wenn es erscheint. Armin.

Gedichte von Albert Zipper. (Zweite, durchgesehene und vermehrte Auflage. Leipzig. Gustav Körner, Verlagsbuchhandlung.) In vier Abtheilungen: I. Der Künstler. II. Gelebtes und Erschautes. III. Der Meister von Blaubeuren und IV. Heimgebrachtes bietet der Dichter eine recht lesenswerte Sammlung.

„Der Künstler“ ist eine dramatische Dichtung von guter Wirkung. „Gelebtes und Erschautes“ bringt Gedichte verschiedener Form und meist lyrischen Gehaltes. „Der Meister von Blaubeuren“ erzählt eine deutsche Mär in vierzehn nur lose zusammenhängenden Gedichten. „Heimgebrachtes“ sind Nachdichtungen nach zumeist russisch-polnischen Dichtern. Armin.

Junge heißen solle, kraut er sich verlegen hinter dem Ohr: „Ja, Herr Paster, 'n Namen, dat is 'n eegen Ding — 'n Namen weet ick nich!" — „Nun so geben Sie dem kleinen Kerl doch Ihren Namen!" Der biedere Tagelöhner reißt die Augen auf — der Gedanke an die ihm damit drohende Namenlosigkeit macht ihm zu schaffen — aber endlich erklärt er entschlossen: „Na für mientwegen! Wat deeht 'n nich all för sien Kinner!"

Oberbayerisches Ständchen.

Jatz' hon i' dir a' Bratl 'zahlt,
Z'nachst hon i' dir a' Tüchei 'kaaft,
Z'weg'n deina hon i' heunt beim's Wirt
Vo' oan' Tisch zu dem andern g'raast;
Z'weg'n deina homm s' mi' außi'gschmiss'n,
Bis vorn' bei'n Brunna bin i' g'leg'n;
Dös halbet G'wandl hamm s' ma z'riss'n —
Jatz' moan' i', kunnt'st mi' do
schon' mög'n!

Bücher.

Simson und Delila. Tragödie in fünf Acten von Fritz Lemmermayer. (Leipzig. Literarische Anstalt. 1893.)

Warum meine Überraschung, das weiß ich eigentlich nicht, denn wir haben von diesem Verfasser schon manche schöne poetische Gabe empfangen. Und doch war die Überraschung eine starke. Der bekannte biblische Stoff ist ja wahrlich großartig und wundert es einen, dass er von Dramatikern stets übersehen wurde. Lemmermayer hat ihn aufgegriffen und — wie mich dünkt — mit größtem Glücke behandelt. Ein bedeutendes Talent hat uns hier weltferne Gestalten menschlich ganz nahe gerückt, wir sehen ein Außerordentliches sich logisch und glaubhaft vollziehen. Die Dichtung, zumeist in fünffüßigen Jamben gehalten, hat in Diction, Bildern und Sentenzen reiche Schönheiten. Kritiker beklagen bei jedem neuen Theaterstücke regelmäßig den Mangel an Handlung. Für Handlung ist in „Simson und Delila" nachgerade shakespearisch gesorgt. Großen Bühnenkräften wäre bei diesem Drama Gelegenheit gegeben, sich zu messen und die Zuschauer würden alles eher empfinden, als Langeweile. Alles eher, auch Begeisterung, Schauer und vielleicht Ärger, denn weich und gleich, oder gar nach moderner naturalistischer Tretmühle geht es hier nicht ab. Jedenfalls dürfen wir uns an einem seltenen Dichterwerke freuen; thun wir's unverhohlen, denn es kommt ohnehin nicht oft vor. R.

Thalia in der Sommerfrische. Eine Novelle von G. v. Berlepsch. (Leipzig. Karl Reißner. 1892.)

Seit Karl von Holtei seine „Vagabunden" schrieb, ist das wandernde Schauspielerleben wohl kaum wahrer und anziehender geschildert worden, als es in diesem Buche geschieht. Die rührende Herzensgeschichte eines jungen Schauspielerpaares ist der Stab, an welchen die Beschreibungen sich ranken. Gar geschickt romantisch spielt eine Gräfin hinein, die unbewusst schließlich die Häuslichkeit des Helden zerstört, so dass ein berühmter Schauspieler zurückbleibt und ein einsames armes Mädchen Hat denn das sein müssen? Der Fall ist ja doch nicht tragisch, und so selten sonst das Glück vorhanden ist, hier wäre es doch wirklich näher gelegen, als die Zerstörung einer Familie. Warum diese Sühne ohne Schuld? — Im übrigen ist die Meisterschaft der Dichterin zu bewundern, ihr scharfer Blick, womit sie das Leben schaut und das Geschick, die Gestalten treu und plastisch darzustellen. Das Büchlein ist so interessant, wie das Komödiantenleben überhaupt. Dass dieses auf dem Dorfe noch in besonderen Farben schillert, wissen wir, und der herzbrecherische Humor, der in solchem Komödiantenthum waltet, in dieser Erzählung können wir ihn erfahren. R.

Bellicosus. Roman aus der Geschichte Österreichs von Victor Wodiczka. (Zwei Bände. Dresden. Pierson. 1893.)

Der Verfasser der vorliegenden Erzählung, welche aus der österreichischen Geschichte den Haupthelden und den historischen Hintergrund entnommen hat, ist bereits als Schriftsteller vortheilhaft bekannt geworden und zählt zu jenen wenigen bemerkenswerten Talenten in Österreich, die es verstehen, ihre eigene Erfindung mit den historischen Thatsachen und Persönlichkeiten in harmonischen Einklang zu bringen. Dies hat schon die treffliche Erzählung „Aus Herrn Walther's jungen Tagen", welche vor einer Reihe von Jahren aus derselben Feder den Lesern vorgelegt wurde, erwiesen. In dem Romane „Bellicosus" ist es Friedrich der Streitbare, der Herzog von Österreich und Steiermark, welcher, wie schon der Titel andeutet, in den Vordergrund des Interesses tritt. Friedrichs Kämpfe und sein ritterliches Auftreten sind mit Ernst und Anschaulichkeit geschildert,

krainischen und küstenländischen Karstgebietes der breiteste Raum angewiesen. Zugleich wurde angestrebt, dem Leser nicht nur einen Orientierungsbehelf auf eine Excursion des Karst· darzubieten, sondern ihn auch nach der sachlichen Seite hin zu informieren.

V.

Gedichte von Christoph Wickwitz. (Leipzig. Rud Hartmann. 1893.)

Ein Dichter der Liebeslyrik, aber auch ein Dichter kühner Mannesgedanken; ein Dichter, der gutmüthigen Humor, aber auch bitteren Spott ins Gefecht führt, der mit nahezu dem gleichen poetischen Instinct seinen Pegasus in dem Liebesgarten, wie auf dem Gebiet der Ballade und Romanze und in geharnischten Sprüchen, Distichen und Sonetten zu tummeln versteht. V.

Meyers Kleines Conversations-Lexikon oder der „Kleine Meyer", wie das zweckdienliche Werk kurzweg von seinen vielen Freunden bezeichnet wird, liegt mit dem soeben erschienenen dritten (Schluss-) Bande jetzt in der neuen, fünften Auflage vollständig vor. Bei der Herausgabe dieses weitbekannten Nachschlagebuches ist für die Verlagsbuchhandlung die Absicht maßgebend gewesen, nach dem bewährten Muster der großen Ausgabe von Meyers Conversations-Lexikon ein Werk zu schaffen, welches, dem vorhandenen Bedürfnis weitester Kreise entsprechend, das gesammte menschliche Wissen in knapper, aber doch erschöpfender Form zur Darstellung bringen soll. Getreu diesem Grundsatze bietet die Verlagshandlung in der fünften Auflage von Meyers Kleinem Conversations-Lexikon ein Hausbuch bester Art, das, vollständig umgearbeitet, reichlich vermehrt, berichtigt und ergänzt, allen Anforderungen entspricht, wie wir sie heute an das wirklich unentbehrliche Hilfsmittel zu stellen gewöhnt sind. Über hundert Karten, Bildertafeln und Beilagen in Holzschnitt, Kupferstich und Farbendruck vermitteln die Anschaulichkeit, erleichtern und erhöhen das Verständnis für besonders wichtige Textstellen. V.

Illustrierter Führer durch die Salzburger und Berchtesgadner Kalkalpen und ihre Thalgefilde. Monographisch-touristische Schilderungen von Hans Blank. Mit sechsundvierzig Abbildungen, zwei Karten und einem Panorama. (Wien. Hartleben.)

Dieser Führer geleitet den Alpenfreund über Berg und Thal durch sämmtliche Gebiete der herrlichen Kalkalpenwelt Salzburgs und Berchtesgadens und ihrer nächsten Umgebungen vom oberen Salzachthale bei Zell am See und dem Oberlaufe der Saalach angefangen, bis zur reizenden Landeshauptstadt Salzburg, und vom Pillersethale an der Ostgrenze Tirols bis zum Pass Gschütt und zur Zwieselalpe am Stuhlgebirge an der Grenze Oberösterreichs. Es schildert eingehend monographisch und touristisch die erhabenen Hochgebirgswelten, aber auch alle die herrlichen Thalgefilde, welche die Gebirge umgeben. Prächtige Abbildungen und ein meisterhaft ausgeführtes Panorama schließen sich den Schilderungen an den richtigen Stellen an.

V.

Abhärtungscuren im Hause. Kurze Anleitung für Wasserfreunde zur rationellen Wasseranwendung von Dr. Lahusen. (München. Dr. E. Albert & Co.)

Die Lungentuberculose und ihre Verhütung vermittelst rationeller Abhärtung durch Wasserkur im Hause. Für Ärzte und gebildete Laien. Von Dr. Lahusen. München. Dr. E. Albert & Co.

Wir empfehlen das Büchelchen nicht nur denen, die Tuberculose haben, sondern besonders solchen, die sich vor derselben schützen wollen, was bei der täglichen Berührung mit Erkrankten und Verdächtigen in Kirche, Schule, Theater, Wirtshaus, kurz überall, unendlich wichtig ist. V.

In Kürze erscheint als II. Band der „Österreichischen Bibliothek" Nr. 99 von Dr. Albert Ilg bei Karl Graeser in Wien: **Hundert Jahre deutscher Dichtung in Steiermark.** 1785 – 1885. Von Dr. Anton Schlossar.

Eine Sammlung literarhistorischer Skizzen und Darstellungen mit Abbildungen und Porträts der hervorragendsten Dichter der genannten Zeitperiode.

Das humoristische Volksblatt „**Steirer-Seppl**" (Graz, Klosterwiesgasse 32) vollendet gegenwärtig seinen 28. Jahrgang. Schon diese Zahl spricht mehr, als alle Zeitungs- und Straßenreclame mit den „pikanten" Bildern, welche für die niedrigste Art von Witzblättern der Residenz Vögel fangen sollen. Der „Steirer-Seppl" verschmäht derlei, was allerdings auch ein Verzichten auf Gewinn bedeutet; er ist ein anständiges, harmloses und trotzdem unterhaltendes Scherzblatt und versteht es, den Leuten die ernstesten, oft unangenehmsten Wahrheiten mit lachendem Gesichte zu sagen. Etwas Urdrolliges bringt jede Nummer. Freunde von solchen Witzblättern, die man auch in der Familienstube offen auf dem Tische liegen lassen darf, möchten sich den grundehrlichen „Steirer-Seppl" nur einmal zu Gemüthe führen. Besonders jetzt wäre das zeitgemäß, da der Herausgeber desselben, Eugen Spork, sein siebzigstes Lebensjahr vollendet; denn diese Zahl von Lebensjahren ist allerdings dazu angethan, dass man sich nach ihrem Träger umsieht,

Unter dem Titel: **„Sub spinis florens (Unter Dornen blühend), ein Osterbuch“** (Leipzig. Schaumburg-Fleischers Verlag und Wien, Wolfgang Schaumburg, I., Wollzeile 29) schickt Graf Emerich von Stadion ein elegant ausgestattetes Bändchen Gedichte in die Welt und widmet es seiner Cousine Fürstin Helene Ypsilanti, gebornen Freiin von Sina. Das Büchlein ist die frühlingsduftige, anmuthige Gabe eines wahren Poeten und enthält viele schöne Gedanken in warm empfundenen, eigenartigen und formvollendeten Versen, welche fast alle eine gewisse Schwermuth athmen.

„Träume und Lieder“, „Porträts in Versen“, „Frauenblumen“, „Windsaat“ und „Lorbeer auf Gräbern“ sind die fünf Abschnitte betitelt, in die das Werkchen zerfällt. Unter den „Träumen und Liedern“ möchte ich „Poetenliebe“ und „Auch ein Vineta“ besonders hervorheben, sowie „Gabriel Max“ unter den sehr zutreffenden poetischen Porträts, welche die Namen bedeutender Künstler, Dichter und Componisten tragen. Die „Frauenblumen“ sind gewissermaßen eine Fortsetzung des gleichnamigen, bereits früher erschienenen Buches unseres Dichters, welches Elise Polko zugeeignet ist und Frauengestalten, welche im Leben und in der Kunst ein allgemeines Interesse beanspruchen, durch sehr sinnige Vergleiche mit bestimmten Blumen charakterisiert. Diesem Abschnitte ist auch ein von Elise Polko demselben gewidmetes Gedicht vorangesetzt. Viel Schönes bietet uns „Windsaat“ mit dem Motto: „Müd' vom Tag, streut Nachts ein einsam' Menschenkind bunte Träume in die Luft als Saat im Wind!“ Eine Probe daraus möge für sich selbst sprechen:

Unverlierbar.

Kein Tropfen fließt zurück zur Quelle,
Spurlos zerrinnt im Meer die Welle . . .
Kein Kuss, kein Sesamwort weckt todtes Glück,
Kein Schrei lockt uns Entfliehendes zurück —
Was uns der Augenblick geraubt — entschwebt!
Zum Traum wird alles, was das Herz erlebt! —
Und doch: was war, das lebt — lebt weil es war:
Das wird, zum Trost, uns allen offenbar!

„Lorbeer auf Gräbern“ verherrlicht in sehr warmen Nachrufen dahingegangene hochgestellte und bekannte Persönlichkeiten, unter den letzteren Bacano, Anzengruber und Marie Wilt. Das blütenreiche Büchlein schließt mit einer sehr poetischen „Oster-Vision“ und möge allen Freunden aufs wärmste empfohlen sein.

Jenny von Reuss.

Eine bosnische Schriftstellerin, Milena Mrazovic, hat soeben im Verlage der „Deutschen Schriftsteller-Genossenschaft, (Berlin) unter dem Titel **„Selam“** einen Band Novellen erscheinen lassen. Es sind die gebirgigen Strecken der kaum gekannten Bosna, in die uns Milena Mrazovic führt, mit deren Menschen und Charakter sie uns vertraut macht. Morgenländische Glut und morgenländisches Phlegma contrastieren in diesen Erzählungen, die der Reiz eines uns fremden Lebens umgibt. Schlicht ist ihre Darstellung, aber alles tritt uns plastisch entgegen, alles hat Erdgeruch und ist so, dass man der Dichterin willig folgt, zu den Schäferstunden der bosnischen Mädchen, wie zu den Andachten ehrwürdiger Moslims. V.

Lachende Wahrheiten. Dreihundert Epigramme von Adolf Frankl. (Wien. A. Hartleben. 1893.)

Der Verfasser gegenwärtigen Büchleins ist ein steirischer Volksschullehrer in noch jungen Jahren, aber schon mit reichen und theilweise harten Lebenserfahrungen. Seine oft köstlichen Sinnsprüche und Satiren hat er wohl weniger aus Buchwerken gezogen, als vielmehr aus dem Leben und Selbstdenken. „Lachende Wahrheiten“ nennt er die lustigen und neckenden Geisterlein, die in diesem kleinen Buche gaukeln und die zu dem Besten gehören, was in der jetzt wieder beliebten Epigrammliteratur lebendig wird. R.

Zweiundachtzig Lebensjahre. Von Emanuel Max R. v. Wachstein. (Prag. A. Haase. 1893.)

Wenn ein zweiundachtzigjähriger Mann noch frischen Geistes plaudern will, da mag man wohl zuhören, es wird sich lohnen. Der Verfasser dieses Buches, der als Künstler mit der großen Welt und wichtigen Persönlichkeiten gelebt hat, weiß in der That nebst Unbedeutenderem gar interessante Sachen zu berichten, wenn er nur nicht gar so flüchtig darüber dahin glitte. Wer Gelegenheit hat, in das sehr stattliche Buch mit dem prächtigen Drucke zu schauen, der thue es nur. M.

Die Grotten und Höhlen des Karst. (Laibach — Planina — Adelsberg — Divača [St. Canzian] - Nabresina [Duino, Timavo] Triest.) Unter Mitwirkung des Regierungsrathes Franz Kraus, bearbeitet von A. v. Schweiger-Lerchenfeld. Mit vierunddreißig Abbildungen und sechs Karten. (Hartleben. Wien.)

Das vorliegende Werk ist der erste Versuch einer zusammenhängenden Darstellung aller Karstphänomene, soweit sie auf allgemeines Interesse rechnen dürfen. Selbstverständlich ist den Grotten und Höhlen, als den vornehmsten Schaustücken der an Naturwundern so reichen Gegenden des

Heimgarten

12. Heft. September 1893. XVII. Jahrg.

Ein Inserat.

Novelle von **Max von Weißenthurn.**

(Schluss.)

IV.

Die zehnte Abendstunde war vorüber, Wagen um Wagen fuhr an dem Portal des Opernhauses vor; Damen in kostbaren Ballroben, Herren in glänzenden Uniformen oder schwarzen Fracks, Masken in den verschiedenartigsten Costümierungen entstiegen denselben und traten in das in ein förmliches Lichtmeer getauchte Vestibüle; das war ein Drängen und Treiben, ein Plaudern und Lachen, wie man es sich lebhafter, bunter und vielgestaltiger gar nicht vorstellen konnte, und erst wenn man aus dem Hasten und Drängen in den verschiedenen Garderoben hineintrat in den Saal! Vor der Mittelloge des ersten Stockwerkes aus führte eine breite, teppichbelegte und blumengeschmückte Treppe hinab in den Saal, der durch Hinzunahme der Bühne eine wesentliche Vergrößerung erfahren hatte. Lustig plätscherte ein Springbrunnen am oberen Ende des Raumes und hinter demselben war ein glänzendes Buffet arrangiert, an den man den Champagner in feinen Krystallgläsern perlen sah. In den Logen gewahrte man die Mitglieder des Hofes, hohe Würdenträger und schöne Frauen. Da sah man prachtvolle Roben und kostbaren Schmuck, fröhliche Mienen und lachende Gesichter. Unten im Saale, in welchem zwei Musikbanden aufgestellt waren, wogte eine buntfarbige Menge auf und nieder, die Damen zum größten Theil maskiert oder costümiert, die Herren in der Uniform der verschiedenen Waffengattungen oder im Salonanzug, der häufig durch eine Ordens-

umsomehr, wenn derselbe seit vielen Jahren in der heimischen Journalistik wacker und treu gewirkt hat. Der „Heimgarten" bringt dem Jubilar Eugen Spork und seinem „Steirer-Seppl" die aufrichtigsten Glückwünsche dar! R.

Dem „Heimgarten" ferner zugegangen:

Frauenliebe. Novellen von Stephan Milow. (Stuttgart. Adolf Bonz & Co. 1893.)

Der Besondere. Eine Hochlandsgeschichte von Ludwig Ganghofer. Mit Illustrationen von Hugo Engl. (Stuttgart. Adolf Bonz & Co. 1893.)

Maximilian Schmidts Volkserzählungen. In fünfundsiebzig Lieferungen. Bisher erschienen erste bis vierte Lieferung. (München. Seitz & Schauer. 1893.)

Im Gamsgebirg. Neue Erzählungen aus den bayerischen und österreichischen Bergen von Arthur Achleitner. (München. Otto Galler.)

Plein air. Neue Prosa von Sophie von Khuenberg. (Hamburg. Conrad Kloß. 1893.)

Altbayrische Possenspiele für die Dachauer Bühne bearbeitet von Franz von Paula Kiennast. Zum erstenmal herausgegeben von Oskar Brenner. (München. Chr. Kaiser. 1893.)

Die Schmiede am Oderwalde. Ein episches Gedicht von A. Ch. Schmidt. (Leipzig. Literarische Anstalt. 1893.)

Chrysoulas Liebe. Bühnendichtung in drei Acten von Hermann Friedrichs. (Leipzig. Oswald Mutze.)

Lebensstücke. Ein Novellen- und Skizzenbuch. Von Anna Croissant-Rust. (München. Dr. E. Albert & Comp.)

Psychologie des Weibes von Paul Mantegazza. Aus dem Italienischen von D. R. Teuscher. (Jena. Hermann Costenoble. 1893.)

Israël chez les Nations par Anatole Leroy-Beaulieu. (Paris. Calmann Levy. 1893.)

Richard Wahrlieb und die Insel Friedland. Gegenwart und Zukunft. In zwei Bildern von A. Reichert. (Dresden. E. Pierson. 1893.)

Theosophische Bibliothek (Braunschweig. C. A. Schwetschke & Sohn.) I. Band: Der Weg zur Unsterblichkeit auf unleugbare Kräfte der menschlichen Natur gegründet. Von J. Kerning. II. Band: Schlüssel zur Geisteswelt, oder: Die Kunst des Lebens. Von J. Kerning.

Reines Deutschthum. Grundzüge einer nationalen Weltanschauung von Friedrich Lange. (Berlin. Hans Lüstenöder. 1893.)

Neue Gedichte von Franz Wolff. (Leipzig. Oswald Mutze 1893.)

Böhmische Korallen aus der Götterwelt. Folkloristische Börsenberichte vom Götter- und Mythenmarkte. Von Friedrich S. Krauß. (Wien. Gebr. Rubinstein. 1893.)

Psychische Erlebnisse von Caspar Moosbrugger. (Bregenz.)

Handbuch der deutschen Volksbildungsbestrebungen. Gewidmet den Volksbildungsvereinen und allen Volksfreunden von H. S. Volker. (Zürich. Cäsar Schmidt. 1893.)

Bismarck und Österreich bis 1866 mit besonderer Berücksichtigung des Sybel'schen Werkes. Von G. Rathlef. (Reval. Franz Kluge. 1893.)

Gedichte von Karl Federn. (Stuttgart. Paul Neff.)

Aus Zeit und Ewigkeit. Ein Liederbuch von Ferdinand Bronner. (Leipzig. C. G. Naumann. 1893.)

Kindererziehung. Ein Mahnruf und Rathgeber für alle Eltern und Erzieher von Louis Kuhne. (Leipzig. Louis Kuhne. 1892.)

Kleiner Gesundheitsspiegel. Ein Lesebuch für jung und alt. Von Franz Wohaupt. (Reichenberg. J. Fritsche. 1893.

Aus 'm Landl. Humoresken aus den) Tiroler Bergen von Rudolf Heinrich Greinz. (Berlin. Hans Lüstenöder. 1893.)

Der landesfürstliche Markt Frohnleiten und seine Wasserheilanstalt. Von Hans Mixner. (Graz. „Leykam". 1893.)

„Wienerstadt." Lebensbilder aus der Gegenwart, geschildert von den Wiener Schriftstellern, gezeichnet von Wyrbach. Siebente bis achte Lieferung. (Prag. F. Tempsky.)

Postkarten des „Heimgarten".

L. A., Aspang: Der betreffende köstliche Aufsatz „Allerlei vom Reisen" steht in den „Grenzboten", 1. Juni 1893.

A. B., Wien: Wenden Sie sich in dieser Angelegenheit an die Verlagshandlung.

J. A., — S. M. — S. K. und anderen: Bitten, unverlangt Manuscripte nicht zu schicken.

Für die Redaction verantwortlich **P. K. Rosegger.** — Druckerei „Leykam" in Graz.

Arm aus jenem des sie um Kopfeslänge überragenden jungen Mannes zu befreien.

Nein, nein, nein, das konnte er nicht sein, der so sinnige, so ernst durchdachte Briefe geschrieben, er nicht, dem gegenüber sie eingehend über das und jenes ihre Empfindungen schriftlich geäußert.

Graf Seldow, dieser bekannte Lebemann! dem man unzählige pikante Abenteuer nachsagte; Graf Seldow, der Lilienknicker, wie er spottweise in der Gesellschaft genannt wurde, er sollte der Mann sein, dem sie sich so ganz unnützerweise auf Gnade und Ungnade ergeben musste, er kannte sie nicht, ja freilich, die Maske war ihr Schutz; er hatte keine Ahnung, mit wem er rede, aber war es nicht schlimm genug, dass er ihre Briefe besaß? konnte er nicht von denselben beliebigen und umfassendsten Gebrauch machen? Noch hatte er sie nicht erkannt, aber wer bürgte ihr dafür, dass er sie nicht im nächsten Augenblicke erkennen werde; waren sie nicht oft genug in Gesellschaft zusammengekommen, als dass es ganz leicht möglich war, dass eine ihrer Bewegungen, dass der Klang ihrer Stimme, wenn auch durch die Maske gedämpft und verändert, ihm bekannt erscheine und zum Verräther werde, was dann aber? Von diesem Manne durfte sie keine Schonung, kein Erbarmen, keine Nachsicht erwarten, denn gerade ihm war sie nicht nur in Gesellschaft immer feindlich entgegengetreten, ja noch mehr; als er vor einigen Jahren um die Hand der reichen Erbin angehalten, hatte sie gerade seine Werbung nahezu verächtlich zurückgewiesen und in einem Moment der Heftigkeit einem seiner Freunde gegenüber, welcher ihr Vorstellungen machte, schonungslos geäußert, sie habe es nicht nöthig, sich einen Grafentitel zu kaufen, dem als Morgengabe der zweifelhafte Ruf seines Trägers anhafte. Die Erinnerung an alles was gewesen, durchzuckte sie, während sie jetzt gewissermaßen zwangsweise am Arme des Grafen durch den Saal schritt.

„Ah, Sie kennen mich, schöne Kleine. Wozu dann diese Ziererei, ma chère, warum so spröde, warum einem gehetzten Rehe gleich bestrebt, mir zu entschlüpfen? Wer A gesagt, darf sich auch gegen das Z nicht zur Wehre setzen; Ihre Briefe haben mir Wochen lang das herzlichste Vergnügen bereitet, freilich, so schön wie Sie, hätte ich nimmer schreiben können, denn die Gewandtheit mit der Feder gehört nun einmal nicht zu meinen starken Seiten und hätte ich nicht noch als Bruder Studio meinen Pylades gefunden, der mir oftmals, ohne es selbst zu wissen, in all meinen größeren und kleineren Abenteuern immer treu zur Seite steht, ich würde nimmer im Stande gewesen sein, die kleine Komödie bisnun durchzuführen; das muss man aber sagen, Sie haben Ihren Theil an derselben auch geschickt in Scene zu setzen verstanden. Anfangs gab ich mich gar dem Wahne hin, es sei eine Dame aus der guten Gesellschaft, die sich da einen Spaß machen wolle, besonders das Lancierte der Schrift hat mich zu diesem Glauben verleitet, und ich hob sorgsam jedes Blättchen auf, um möglicherweise Studien zu machen, Parallelen zu ziehen, auf Schriftforschung auszugehen. Dieses Opern-Rendezvous aber war der Prüfstein, jetzt weiß ich, dass nicht jemand aus meinen Kreisen mich zum Besten hält und fürwahr, ich will dir dankbar sein, du holde Kleine; dankbar für jede frohe Stunde, die du mir bereitest!“

„Herr Graf, Sie häufen Beleidigung auf Beleidigung!“ Olga stieß es mit zitternden Lippen hervor und versuchte gewaltsam, sich loszureißen. Der Graf aber drückte ihren Arm nur fester an sich und lachte leise.

„Wozu noch länger dieses Komödienspiel, ein wenig sentimentale Unschuld

kette oder ein Band im Knopfloche geschmückt war. Das Ganze bot den Eindruck eines lebenswarm, natürlich und froh auf- und niederwogenden Bildes, und angesichts dieses munteren Treibens hätte man sich versucht fühlen mögen, zu glauben, Kummer und Leid seien Dinge, die der hier versammelten Menge gar nie etwas anhaben könnten, es müsse alles nur ewig so weiterjubeln, nur ewig im Dienste der Göttin Freude stehen. Wer hätte nicht schon an sich erfahren, dass man sich niemals einsamer fühlt, als im wogenden Treiben eines bunten Gemenges, dass in der Lust und dem Lichterglanz des Ballsaales wir nicht immer unempfänglich sind für Weltschmerz und Vergänglichkeitsgefühl. Die schlanke Frauengestalt, welche jetzt in einem eleganten, schwarzseidenen Domino über die breite freie Treppe langsam herabschritt und deren linke Hand nervös die Schleife zurechtzupfte, welche an ihrer rechten Seite niederfiel, war offenbar nichts weniger als unempfindlich für diese Gefühle. Man sah es ihr an, dass sie nicht gewöhnt sei, allein einen Ballsaal zu betreten und es ließ sich nicht unschwer an der abweisenden Haltung, welche sie den mehr oder minder zudringlichen und fragenden Blicken der Herren entgegensetzte, errathen, dass hinter der Larve das heiße Roth der Entrüstung ihr in die Wangen stieg, sobald einer oder der andere der Herren sie länger und prüfender anblickte, als er es in einem Ballsaale gethan haben würde, in welchem sie ohne Maske erschien. Ob Olga von Arendorf nicht jetzt schon bitter bereute, allein und schutzlos hieher gekommen zu sein? Jedenfalls war sie nicht das Mädchen, welches auf halbem Wege stehen blieb, und ohne zwingenden Grund von der Ausführung eines einmal gefassten Entschlusses abstand und so suchte sie denn auch jetzt, so gut es eben gehen wollte, ihre Scheu zu überwinden und wieder hineinzutreten in das Gewühl der Menschen, zum Theil von der Hoffnung beseelt, dass sie gerade in diesem den Blicken der Einzelnen am meisten entgehen werde, zum Theil auch von dem Wunsche geleitet, dem unbekannten Briefsteller Gelegenheit zu bieten, sie zu sehen. Aber Minute um Minute verrann, ohne dass sie von dem Manne angesprochen worden wäre, um dessen Willen sie hiehergekommen. Da und dort warf wohl einer der Herren ihr im Vorübergehen ein paar Worte zu, musste sie eine spöttische Bemerkung über ihr stummes Dahingleiten in der Menge hören, aber er, der doch nur gekommen, um sie zu sprechen, der sich folglich auch, sobald er sie gesehen, gewiss ausschließlich mit ihr allein befassen würde, er kam nicht. Schon wies die Uhr auf halb zwölf, Olga fühlte sich schon innerlich auf das Tiefste verletzt, gelangweilt durch das Treiben, in dem sie allein und einsam war, versucht, die Heimkehr anzutreten, und nur der Gedanke an Gertrude, die zweifelsohne sie auch noch obendrein auslachen würde, hielt sie davon zurück. Da mit einemmale trat ein Herr an sie heran und legte ohne viele Umstände ihren Arm in den seinen. Olga blickte empor und fast hätte ein leiser Aufschrei der Bestürzung sich ihren Lippen entrungen, denn Graf Seldow, ein Lion der Gesellschaft, aber auch ein stadtbekannter Roué, stand an ihrer Seite.

„Bella sconosciuta — schöne Unbekannte, da bin ich nun, gebieten Sie über Ihren ergebensten Sclaven. Ach ja, so, Maskenfreiheit, da darf man sich ja duzen, wie? Kein Wort des Willkommens, keinen Gruß! Dass ich mit dem Vorwurfe «spät kommt Ihr, doch Ihr kommt», empfangen werden würde, darauf war ich gefasst, aber das Gelübde ewigen Schweigens kann doch nicht mit auf dem Programme stehen, holde Kleine?“

„Lassen Sie mich, Herr Graf!“ bat Olga, vergeblich bestrebt, ihren

sie drängte immer mehr dem Ausgang zu und der Graf, welcher es bemerkte, sprach endlich mit einem wehmuths-vollen Vibrieren der Stimme:

„Wenn ich mir erlauben darf, Ihnen einen Rath zu geben mein Fräulein, so ist es jener, den Ballsaal zu verlassen und nach Hause zurückzukehren; allein in diesem Treiben ist eine Dame leicht lästiger Zudringlichkeit ausgesetzt; meine Gesellschaft aber, ich sehe es nur zu deutlich, ist Ihnen unangenehm, Sie hier schutzlos zurücklassen zu sollen, mit der Angst, dass Ihnen etwas zustoßen könne, ich vermag es nicht; also gestatten Sie, dass ich Sie zu einem Wagen geleite.“

Olga warf einen forschenden Blick auf den Grafen, seine Mienen waren ernst und Vertrauen einflößend, im Grunde genommen war niemand froher als sie, fortzukommen aus diesem wogenden lärmenden Getriebe und so willigte sie denn ein, sich von dem Grafen nach dem Ausgang geleiten zu lassen.

„Und soll es wirklich das letztemal gewesen sein, dass wir einander gesehen haben, forschte er, wollen Sie sich nicht die Mühe geben, zu prüfen, ob die schroffen Urtheile, welche Ihnen zweifelsohne über mich zu Ohren gekommen, und die Ihre Meinung beeinflussen, auf Wahrheit beruhen oder auf Lüge?“

„Wozu Herr Graf, zwischen Ihnen und mir kann und darf es keine geistige Gemeinschaft geben und ich bedauere, dass ich durch eine thörichte Laune dazu verleitet, mich in eine Correspondenz einließ, deren Zwecklosigkeit ich erst jetzt so recht einsehe.“

Wäre Olga eine schärfere Beobachterin gewesen, sie hätte erkennen müssen, dass jedes Wort, jede Bewegung des Grafen wohlüberlegte Berechnung war; so aber vertraute sie seiner anscheinenden Bonhomie, gerieth sie, abzwar sie nach außen hin sich kalt und abwehrend verhielt, mit ihrem Herzen in Conflict. Nicht als ob der Graf demselben gefährlich geworden wäre, aber die Thatsache, dass er sich ihren Wünschen fügte, dass er den kecken Ton des übermüthigen, siegesbewussten Cavaliers mit einer ernsten, gefühlvollen Sprache vertauscht, nöthigte ihr die Überzeugung auf, dass Graf Seldow in der That besser sei, als sein Ruf, und vertrauensvoll ließ sie sich von ihm zu dem Ausgange geleiten.

„Haben Sie einen Wagen hier, mein gnädiges Fräulein?“ forschte der Graf, und Olga verneinte, indem sie entgegnete, „es habe sie ein Fiaker hiehergebracht und sie hätte gedacht, es sei ein Leichtes, auch zur Heimkehr einen solchen zu bekommen.“

„Dann erlauben Sie, dass ich Ihnen meinen Wagen zur Verfügung stelle.“ Olgas Arm zuckte in dem des Grafen und er begriff sofort, dass er eine Ungeschicklichkeit begangen.

„Ihr Incognito braucht ja dadurch nicht gelüftet zu werden, mein gnädiges Fräulein“, fügte er begütigend hinzu; ich fahre nicht mit und Sie können meinem Kutscher die Weisung ertheilen, in einer, Ihrem Hause benachbarten Straße, von der aus Sie dasselbe leicht erreichen können, anzuhalten.“

„Ich ziehe es denn doch vor, Herr Graf, bis an die Schwelle meines Hauses zu fahren und ersuche Sie, den ersten besten Fiaker herbeizurufen, dem ich dann schon sagen will, wohin er mich zu bringen habe.“

„Nun, wie Sie wollen, mein gnädiges Fräulein“, entgegnete der Graf scheinbar nachgiebig; „aber ich fürchte, es wird einige Schwierigkeit haben, auf solche Weise einen Wagen zu bekommen, denn die meisten dieser Fuhrwerke dürften bestellt sein, doch es kommt auf einen Versuch an; ich will dem nächsten Wagenausrufer auf's Geradewohl ein paar Nummern nennen, vielleicht befindet sich eine derselben unter den anwesenden Wägen und ist frei.“

lasse ich mir ja gefallen, aber allzuviel wird langweilig."

Olga hätte aufschreien mögen, vor ohnmächtigem Zorn, wie verwünschte sie jetzt ihren Hang für das Ungewöhnliche, der sie in eine so maßlos peinliche Situation gebracht, wie sehnte sie sich nach einem Auswege, wie spähte sie umher nach bekannten Gesichtern, bei denen sie Hilfe und Schutz suchen könne, und doch, was konnten ihr dieselben nützen; so lange sie sich nicht demaskierte, lief sie Gefahr, dass jeder der Herren aus der vornehmen Welt sich so, oder beiläufig sowie dieser hier benehmen würde, und demaskierte sie sich, so öffnete sie verwunderten Fragen, spöttischen Bemerkungen, unnützen Commentaren Thür und Thor. Der Graf warf zuweilen von der Seite einen fast spähenden Blick auf seine Begleiterin, offenbar war er doch nicht so ganz sicher, mit wem er es zu thun habe; da sie auf den freien Ton, den er sich bisnun erlaubt, auf das entschiedenste nicht eingieng, beschloss er, durch anscheinendes Nachgeben sie zu beruhigen, war sie nur erst in eine gewisse ruhige Sicherheit eingelullt, dann konnte er, der gewiegte Frauenkenner, mit aller Bestimmtheit auf den gewünschten Erfolg rechnen; und so gieng er denn von dem vertraulich-kecken Maskenton auf den sentimentalen Ernst über, welchem ein scheinbar tiefes Empfinden zugrunde liegt und für den Frauen nur allzu empfindlich sind, weil sie das für bare Münze nehmen, was gar nichts anderes ist, als eine geschickte Posse.

„Wenn Sie mir nicht einmal das Glück eines Plauderstündchens, nicht einmal die zwanglose Freude einer halbstündigen Conversation auf dem Maskenballe gönnen wollten, mein Fräulein, dann hätten Sie nicht so grausam sein sollen, auf meinen Vorschlag einzugehen und hieher zu kommen", sprach er mit einer reservierten Zurückhaltung, die ihm wohl anstand und welche nicht verfehlte, einen gewissen Eindruck auf Olga zu machen, darin wenigstens hatte er zweifelsohne recht, sie hätte nicht kommen sollen, und wenn sie auch nur ein Atom von Überlegung und Menschenkenntnis besessen, so würde sie es nimmer gethan haben.

„Seien Sie überzeugt, Herr Graf, wenn ich geahnt, wer jener geheimnisvolle Briefsteller sei, ich würde nie und nimmer auch nur eine einzige seiner Episteln beantwortet haben. Der stadtbekannte Roué, er hat nichts zu schaffen mit dem engen, bescheidenen Gesichtskreise eines einfachen Mädchens."

„Dann preise ich das Schicksal, welches Sie nicht durch einen Zufall in Erfahrung bringen ließ, wer der Briefsteller sei, was Sie von mir gehört haben mögen, ich weiß es nicht, das aber glauben Sie mir, mein Kind, ich bin besser als mein Ruf, und Sie sollen keine Ursache haben zu bereuen, dass der Zufall uns zusammengeführt!"

Olga fühlte sich milder gestimmt; der Graf musste wirklich nicht so schlimm sein, als sie oft hatte sagen hören, das stand zwar fest, dass die Correspondenz mit ihm ihr Ende erreichen müsse, ja mehr noch, sie wollte auch jetzt trachten, sich so rasch als möglich seiner Gesellschaft zu entledigen, denn sie fürchtete von Minute zu Minute, durch irgend eine Zufälligkeit ihr Incognito zu verrathen, aber in Zukunft, wenn man in ihrer Gegenwart maßlos gegen den Grafen Seldow redete, wollte sie für ihn eine Lanze brechen, denn, dass er ihr gegenüber jetzt einen achtungsvollen und durchaus anständigen Ton anschlug, ließ sich nicht in Abrede stellen. Er musste doch nicht ganz so schlimm sein, als man sich von ihm erzählte. Trotz alledem empfand Olga den innigsten Wunsch, ihres Gesellschafters so bald als möglich los und ledig zu sein und nach Hause gelangen zu können; der Wunsch, welchen sie hegte, verrieth sich unwillkürlich in ihrem Wesen;

auch dieses unnütze Spiel, du kennst mich, was Wunder also, dass auch mir gelüstet zu wissen, mit wem ich es zu thun habe; glaube mir, Graf Seldow hat sich bisher noch immer den schönen Frauen dankbar erwiesen, welche ihm frohe Stunden bereiteten, er wird auch bei dir keine Ausnahme machen!"

Olga wehrte sich gleich einer Verzweifelten, mit der einen Hand bestrebt, den Wagenschlag zu erreichen, hielt sie mit der anderen krampfhaft die Maske vor das Gesicht, aber Graf Seldow war der Stärkere von den beiden und trotz ihrer resoluten Gegenwehr gelang es ihm mit einem Ruck, ihr dieselbe herabzureißen. Bestrebt, ihr Antlitz noch seinen Blicken zu verbergen, verhüllte sie dasselbe nun in den Händen, aber eine Secunde hatte genügt, um ihm, selbst bei der nicht allzu hellen Beleuchtung der Wagenlaterne, zu verrathen, mit wem er es zu thun habe, und höhnischer Triumph leuchtete aus seinen Blicken.

„Fräulein von Arendorf, so sehen wir uns wieder?" Er ließ eine Kunstpause entstehen, während welcher man nur das leise Schluchzen des Mädchens vernahm. „Als wir uns zuletzt gesprochen, da waren Sie es, die mich mit schnöden, kalten Worten von sich wies, heute stehen die Dinge anders. Heute sind Sie auf Gnade und Ungnade mir ausgeliefert und es wird von meinem Erbarmen abhängen, ob ich dem compromittierten Fräulein von Arendorf es überhaupt noch gestatten kann, irgend eine standesgemäße Partie zu machen, oder glauben Sie etwa, dass einer unserer Cavaliere sein Wappenschild gegen Ihre Millionen eintauschen würde, wenn er das pikante Abenteuer erfährt, welches ich ihm zu erzählen habe?"

„Schurke, Gauner, Feigling", stieß sie zornbebend hervor, „ich glaube alles, was schlecht ist, von Ihnen und Ihresgleichen; jetzt lassen Sie aber augenblicklich den Wagen anhalten, oder — oder Sie haben die Folgen sich selbst zuzuschreiben!"

„Noch immer nicht gezähmt, kleine Widerspänstige," lachte er höhnisch, „begreifen Sie denn wirklich nicht, dass Sie gar und gänzlich meiner Barmherzigkeit preisgegeben sind, nun dann soll meine zärtliche Huldigung Sie das erfassen lassen." Und er zog sie noch dichter an sich heran.

„Und wenn das Ärgste geschieht, wenn Sie aller Welt erzählen, dass ich auf dem Maskenball gewesen, dass ich denselben verlassen und Sie mir Ihre Gesellschaft aufgedrungen, so biete ich Ihnen doch Trotz. Ich werde die Lügen, welche Sie in die Welt hinausposaunen, richtig zu stellen wissen."

„Und Sie wähnen, dass man Ihren Worten Glauben schenkt? Sie sind so naiv, noch immer nicht zu begreifen, dass die Welt geneigt ist, das Böseste anzunehmen; dass Sie in den Augen eines gewissen interessanten Herrn, mit dem Sie sich mehr befleckt haben, als Sie selbst wissen, für immer compromittiert sind; pah, mein Kind, um Ihren Ruf ist es nun einmal geschehen und somit lassen Sie uns den Augenblick genießen!" Er riss sie ungestüm an sich, indem er ihre Wangen, ihre Augen, ihre Lippen mit seinen leidenschaftlichen Küssen bedeckte. — Aber nur einen Moment sollte der Triumph währen, welchen er sich so gewaltsam erobert, dann fand derselbe einen Abschluss, der im Augenblick wenigstens auf das leichtsinnige Temperament des Grafen ernüchternd wirkte. Olga war es mit übermenschlicher Kraftanstrengung gelungen, einen ihrer Arme aus seiner Umschlingung zu befreien. Mit Blitzesschnelle versetzte sie ihm nun einen Faustschlag ins Gesicht, so dass er zurücktaumelte und rüttelte dann mit solcher Gewalt an dem Wagenschlag, dass derselbe aufsprang und die junge Dame aus dem dahinrasenden Fuhrwerke hinausstürzte. Als der Graf

Mit seiner Dame am Arme trat der Graf denn auch wirklich hinaus in das Gedränge, und nannte dem Wagenausrufer drei Nummern, zwei derselben wurden von der Stentorstimme des Mannes in die dunkle Nacht hinausgeschrien, ohne dass irgend eine Antwort erfolgt wäre; bei der dritten endlich antwortete ein lautes „Hier“ und gleich darauf fuhr der Fiaker unter das Portal des Opernhauses.

Der Graf hob Olga in den Wagen. „Wollen Sie mir die Adresse anvertrauen, welche ich dem Kutscher angeben soll?“ fragte er in beinahe bittendem Tone.

„Sagen Sie ihm nur, er möge aus dem Gewühl heraus bis auf den Schwarzenbergplatz fahren und dort stehen bleiben; ich werde mich dann aus dem Wagen biegen und ihm sagen, wohin er zu fahren habe!“

„Die höchste Vorsicht bis zum letzten Augenblicke“, meinte der Graf mit melancholischem Lächeln, „es ist also ein Abschied auf Nimmerwiedersehen“, fügte er leise hinzu, indem er barhaupt an den Wagenschlag trat und nach der Hand des Mädchens fasste, doch die Pferde wurden ungeduldig und Olga hatte nicht mehr die Zeit zu überlegen, ob sie sich zu einer weichmüthigen Concession herbeilassen solle oder nicht. Der Wagenschlag flog zu, der Graf rief noch einige Worte auf den Kutschbock hinauf, eine nochmalige Verneigung, eine grüßende Bewegung mit der vom elektrischen Lichte beleuchteten wohlgepflegten Hand, die Pferde zogen an, und der Wagen setzte sich in Bewegung.

V.

Der Schwarzenbergplatz war bald erreicht, kaum hatte Olga Zeit gefunden, ihre wirren Gedanken ein wenig zu ordnen, als auch schon mit einem Ruck der Wagen stehen blieb. Olga ließ das linke Wagenfenster herab und bog den schlanken Oberkörper ein wenig heraus, um dem Kutscher die Adresse zuzurufen: „Alleegasse zweiundzwanzig“, der Mann aber schien etwas schwerhörig, denn er brummte in tiefem Bass: „Hab nix verstanden, wohin soll i fahren?“

Ärgerlich über den unnöthigen Aufenthalt bog sich Olga noch mehr zum Wagenfenster hinaus und rief nun, selbst für etwaige Passanten verständlich, unbedacht, dass sie damit vielleicht einen Schlüssel biete, durch den man errathen könne, wer sie sei, nochmals mit lauter Stimme: „Alleegasse zweiundzwanzig, Palais Arendorf“. Wie erschrak sie aber, als sie, in das Innere des Wagens zurück sinkend, einer Männergestalt ansichtig ward, welche eben die rechtseitige Wagenthüre zuwarf und nun neben dem Mädchen platznehmend, beide Arme um dasselbe schlang.

„Hab’ ich dich endlich, du scheuer Vogel, das war ja ein hartes Stück Arbeit!“ zu ihrem namenlosen Entsetzen erkannte Olga in dem Sprecher den Grafen Seldow und mit einem gewaltigen Ruck ihren Arm befreiend, riss sie mit aller Kraft an der Schnur, welche dem Kutscher das Zeichen geben sollte, den nun in rasender Eile dahin rollenden Wagen zum Stehen zu bringen, aber vergeblich.

„Gib dir keine Mühe, schönes Kind,“ raunte ihr der Graf lachend ins Ohr, „eine abgekartete Geschichte, der Kutscher ist in meinen Diensten; ist der Eigenthümer des Wagens, welchen ich immer zu meinen kleinen Liebesaffairen dinge; die Nummer, die ich rief, war keine so ganz zufällige und das darf dich doch nicht überraschen. Wer wie du monatelang mit einem Fremden correspondiert, dann allein und unbeschützt auf Maskenbälle geht, sucht nach Abenteuern und es nimmt sich höchst lächerlich aus, wenn du nun die Spröde spielst; also herunter mit der Maske, holde Kleine, und gewähre mir den Anblick deiner Reize. Wozu

dem armen Kinde beistehen und nicht Phantomen nachjagen, welche sich für mich doch nimmer realisieren können. Jedenfalls preise ich den Zufall, welcher mich, der ich so selten Gesellschaften besuche, gerade heute veranlasste, der Aufforderung Merodes nachzukommen und den Abend in ihrem fröhlichen Kreise zu verbringen, sonst wäre mir nimmer die Gelegenheit geboten, einem der Opfer des tollen Seldow helfend beizuspringen.

Die junge Dame war inzwischen von den anderen aufgerichtet worden und wieder zu sich gekommen. Hastig hob sie die Maske empor, welche die ganze Zeit hindurch sie mit krampfhaftem Drucke umspannt gehalten und wollte sie wieder vor das Gesicht bringen.

„Lassen Sie das, mein Fräulein," sprach der eben hinzutretende Arzt, „die frische Nachtluft wird Ihnen gut thun und" — jedes weitere Wort erstarrte auf seinen Lippen, er blickte mit dem Ausdrucke so unverhohlenen Entsetzens auf Olga, dass man hätte meinen können, er sehe nicht ein schönes, junges Mädchen, sondern ein grinsendes Medusenhaupt vor sich. Als sie jetzt zum erstenmale den Blick empor schlug und seinen auf sie gerichteten Augen begegnete, da spiegelte sich der Ausdruck des Entsetzens, welcher sich in seinen Zügen verrathen, in den ihren mit erhöhter Deutlichkeit wieder.

„Herr Doctor, Sie werden mich nicht verrathen," stammelten leise und kaum verständlich ihre bebenden Lippen, ohne dass sie dabei bedacht hätte, ein wie ominöses Colorit sie durch diese Bitte der Situation gab. Einen Augenblick noch sah er sie durchbohrend, kalt, vernichtend an, dann wandte er sich an die übrigen und sprach:

„Wie ich eben erst entdecke, ist die junge Dame eine Bekannte von mir, welche unweit von hier wohnt; ich werde mir also erlauben, dieselbe bis an ihr Haus zu geleiten und die Herrschaften brauchen sich nicht weiter zu bemühen, wie Sie selbst sehen, hat sie sich rascher, als wir es erwarten durften, von ihrem Unwohlsein erholt, ich bürge dafür, dass sie nun auch unversehrt nach Hause kommen wird."

Das Ehepaar, welches froh sein mochte, jeder weiteren Verantwortung enthoben zu sein, warf einen fragenden Blick auf Olga, die zustimmend das Haupt neigte und einige Dankesworte flüsterte: dann entfernten sich die guten Leute und die junge Dame wankte an Egon Weilen's Seite, der sich nicht einmal die Mühe gab, ihr den Arm zu bieten, der Alleegasse zu. Vor ihrem Hause angelangt, blieben die beiden stehen. Egon hatte bisher kein Wort gesprochen und Olga fühlte ihre Kehle so zugeschnürrt, dass sie nicht im Stande gewesen wäre, auch nur einen einzigen Laut hervorzubringen; nun aber rang sie mit sichtlicher Anstrengung nach Worten. Sollte sie Egon so von sich gehen lassen? Ihn, den sie seit Jahren gekannt? Ihn, den sie insgeheim immer für den Briefsteller gehalten, welcher sie interessierte? Konnte sie es ertragen, das Bewusstsein, dass sie in einem mehr als zweifelhaften Lichte ihm erscheinen musste?

Und was sollte, was konnte sie sagen, um gerechtfertigt in seinen Augen dazustehen? Sie rang nach Worten, aber die Worte kamen nicht und Egon bot ihr auch nicht ein Atom von Hilfe. Jetzt steckte sie leise den Schlüssel in das kleine Seitenpförtchen, durch welches sie den Garten, von diesem aus das Haus erreichen konnte. Im nächsten Moment fiel die Thüre hinter ihnen ins Schloss und dann waren sie geschieden, geschieden für immer, das fühlte sie nur zu deutlich.

„Denken Sie nicht zu schlecht von mir, ich bin das Opfer einer Intrigue", flüsterte sie mit zuckenden Lippen.

sich von seinem Schrecken einigermaßen erholt, rief er dem Kutscher, welcher von dem ganzen Vorfalle nichts bemerkt zu haben schien, ein donnerndes „Halt!“ zu, und dieser brachte die schaumbedeckten Pferde alsbald zum Stehen. Der Graf sprang aus dem Wagen, der im rasenden Laufe bereits das äußerste Ende der Heugasse erreicht hatte. Offenbar war es dem Kutscher gar nie in den Sinn gekommen, Olgas Weisung, nach der Alleegasse zu fahren, Folge zu leisten, und er hätte das junge Mädchen dorthin gebracht, wo sein gewissenloser Dienstgeber es von ihm verlangt.

Der Graf blickte sich um, eine kurze Strecke weiter rückwärts auf dem Straßenpflaster lag die Gestalt Olgas! sie regte sich nicht und trotz der vorgerückten Nachtstunde hatten sich mehrere Passanten eingefunden, welche bestrebt waren, der jungen Dame Hilfe zu bieten.

Mit unverfrorener Sicherheit trat der Graf, welcher sich inzwischen wieder gefasst, auf die kleine Gruppe zu. „Hat sich ein Unfall zugetragen? Kann ich meinen Wagen zur Verfügung stellen?“ fragte er mit gespielter Unbefangenheit, als ob er soeben des Weges daherkommend die kleine Gruppe bemerkt und ihm daran gelegen sei, sich nützlich zu machen. Es berührte ihn daher nichts weniger als angenehm, als eine der über die Bewusstlose geneigten Personen sich empor richtete und er seinem Jugendgenossen Egon Weilen unversehens gegenüberstand.

„Erspare dir die Komödie“, sprach dieser mit gedämpfter Stimme; „ich habe alles gesehen, ich gewahrte, wie die junge Dame verzweifelnd an dem Wagenschlage rüttelte, ich sah auch ihren kühnen Sprung aus demselben und bin somit völlig orientiert, dass wir es hier mit einem Opfer deines unverbesserlichen Leichtsinns, um mich nicht eines schärferen Ausdruckes zu bedienen, zu thun haben. Doch ist hier weder Zeit, noch Ort, um deiner verdorbenen Moral belehrend unter die Arme zu greifen: das Beste, was du thun kannst, ist jedenfalls, so rasch als möglich zu verschwinden, damit der jungen Dame, die nebenbei bemerkt, nur ohnmächtig ist, wenn sie zu sich kommt, dein Anblick erspart bleibe, der ihr nach aller menschlichen Voraussicht, nicht sehr willkommen sein dürfte.“

„Eine vorschnelle Meinung“, höhnte Graf Seldow, ebenfalls nur zu dem Freunde sprechend, der jetzt neben ihm stand, während ein Herr und eine Dame sich um Olga bemühten.

„Was kann denn ich dafür, wenn die Dame, welche mir freiwillig einen Abend schenkt, mit mir einen Maskenball besucht, dann mit mir in mein Palais fahren will, um gemüthlich und ungeniert en deux zu soupieren, durch eine ungeschickte Handbewegung den Wagenschlag aufstößt und auf die Straße fällt; übrigens für heute dürfte das Vergnügen ohnedies seinen Abschluss gefunden haben. Da du also, wie es scheint, weder meine Dienste, noch meinen Wagen wünschest, so setze ich die Heimfahrt fort und lasse dich als barmherzigen Samariter bei der schönen Nachtschwärmerin zurück; grüße mir die holde Olga, wenn das Bewusstsein ihr wiederkehrt. Adieu!“

Sprach's und sprang in seinen Wagen, welcher sich in raschestem Tempo in Bewegung setzte.

Doctor Egon Weiler aber starrte ihm, mit dem Ausdrucke des Entsetzens in den ernsten sympatischen Zügen, nach. Thorheit, murmelte er vor sich hin, wie oft werde ich denn noch vergessen, dass es nicht nur eine Olga gibt auf Erden und dass jene, die Tag und Nacht mein Denken ausfüllt, ganz unmöglich um diese Zeit im Maskenanzuge und gar in Gesellschaft des tollen Seldow sich hier befinden könnte. Jetzt heißt es vor allem der Menschenpflicht genügen,

heimnisse einer Dame zu verrathen, die mich mit ihrer Huld beehrt!"

„In letzterem Falle erkläre ich dich für einen feigen Lügner und Verleumder, den die Kugel aus meinem Revolver züchtigen soll für seine freche Verunglimpfung eines reinen Mädchennamens!"

„Ah — — la femme — auch in diesem Falle, mein Jugendfreund und mein Leben, und mein Pylades wird zum wuthschnaubenden Gegner um eines hübschen Mädchens willen!"

„Wenn du in diesem Tone redest, so weigere ich mich, auch nur ein Wort weiter zu vernehmen; es kann in diesem Falle einzig und allein die Waffe dir die richtige Antwort auf deine hämischen Anspielungen geben, ich gehe, um dir in der nächsten Stunde noch meine Secundanten zu schicken. Die Vorgänge der heutigen Nacht lassen mich jedes Band vergessen, das jemals zwischen uns bestanden und ehe die Sonne wieder zur Neige geht, müssen wir einander zum erstenmale im Leben als Gegner entgegengetreten sein."

„Aber Egon, so nimm doch Vernunft an, um eines Faschingscherzes — um eines Weibes willen!"

„Auch die Scherze haben ihre Grenzen", stieß der Andere zornig hervor und hatte die Thür erreicht und das Haus verlassen, noch ehe der Graf sich dessen versah.

„Unverbesserlicher Hitzkopf", murmelte Emil vor sich hin, „wem hätte es auch einfallen können, dass die Geschichte ein so tragisches Ende nehmen wird. Hm, es ist ja richtig, dass ich ein leichtsinniger Lebemann bin, aber jedes bessere Empfinden, dessen ich überhaupt fähig, gehört meinem Freunde an, ist in seinem Ursprung von ihm wachgerufen; habe ich nicht oft eine Gelegenheit herbeigesehnt, ihm beweisen zu können, dass ich ihm wahrhaft dankbar bin? Heute bietet sich dieselbe, ich bin mit der schönen Olga etwas weit gegangen, das ist richtig, aber wer Teufel hätte ahnen sollen, dass gerade e r sich zu ihrem Ritter aufwerfen wird; dass er sie aus der Ferne in Gesellschaft ehrerbietig angeschwärmt, ja, das habe ich bemerkt, aber ernsteres Gewicht legte ich der Sache nicht bei und es war eigentlich nur Vergnügen an der Intrigue, welches mich veranlasste, da ich die schöne Olga entlarvt hatte, ihr eine Bemerkung bezüglich eines gewissen Jemand zuzuraunen; dass mein alter Egon dieser Jemand sein könne, ließ ich mir nicht träumen."

Der Graf blickte eine Weile sinnend vor sich hin, dann griff er nach der Cigarren-Cassette, welche vor ihm auf dem Nachtkästchen stand, zündete sich eine feine Cuba an und blies deren Rauch in die Lüfte.

„Angenommen muss das Duell auf jeden Fall werden, er sähe sonst eine Beleidigung darin, die Beleidigung, welche der hochgeborene Aristokrat mit absichtlicher Roheit dem Findelkind ins Antlitz schleudert; dass dieses Findelkind, welches immer bereit gewesen ist, für den Grafen Seldow eine Lanze zu brechen und dessen Thorheiten wieder gutzumachen, des Grafen natürlicher Bruder ist, das freilich ahnt mein guter Egon nicht, und mich verpflichtet das meinem sterbenden Vater gegebene Wort zum Schweigen. Jedenfalls aber hebe ich, der Wissende, nicht die Waffe gegen ihn, den Ahnungslosen, und verwundet er mich, oder verwundet er mich nicht, wie immer die Würfel fallen, soll er, wenn er Genugthuung erhalten, die ganze volle Wahrheit meines Liebesabenteuers mit Hindernissen erfahren. Er mag dann auch wissen, wie nützlich mir jene Briefe gewesen, welche er mir während seiner und meiner Reisen geschrieben, er soll erfahren, wie viel ich aus diesen entnahm, um es der bella sconosciuta zu schreiben. In der Correspondenz mit m i r hat sie

„Ich habe nicht das Recht, gut oder schlecht von Ihnen zu denken“, mein gnädiges Fräulein, entgegnete Egon mit tiefer Verbeugung, dann fiel die Thür zu, das junge Mädchen eilte geräuschlos in das Haus, erreichte unbemerkt das Zimmer ihrer Freundin und brach dort, von heftigem Weinkrampf erfasst, schluchzend an Gertrudens Lager in die Knie.

Egon aber durchwanderte stundenlang mit finster gefurchter Stirne die verödeten Straßen; als der Tag zu grauen begann, musste er jedoch einen Entschluss gefasst haben, denn man sah aus der Elasticität seines Ganges, dass er nicht mehr planlos umher irre, sondern ein bestimmtes Ziel vor Augen habe, und so war es auch. Kaum hatte die nächste Kirchthurmuhr mit dröhnendem Schlage die fünfte Stunde verkündet, als er auch schon die Hausglocke am Palais Seldow zog, und dem verschlafenen Portier befahl, ihm hinauf zu leuchten, zu den Appartements des Grafen Emil, mit dem er dringend und ohne Aufschub zu sprechen habe.

VI.

Egon Weilen hatte mancherlei Hindernisse aus dem Wege zu räumen, bevor es ihm gelang, dem Grafen Emil gegenüber zu stehen, der Portier machte Einwendungen; der inzwischen herbeigeeilte Kammerdiener erklärte, zu so früher Stunde könne sein Herr unmöglich geweckt werden, selbst dann nicht, wenn es sich darum handle, den Herrn Doctor zu empfangen, der sonst zu jeder Stunde Einlass erhielt, und erst als der Mann sah, dass Egon im Begriffe sei, ihn ohne alle weiteren Umstände aus dem Wege zu schieben, und in das Sanctuarium des Grafen einzudringen, erklärte er sich bereit, den Doctor bei seinem Gebieter anzumelden. Kaum aber war er hinter der dunklen Sammtportière verschwunden, als Egon ihm auch schon folgte und so sah und hört er denn auch, wie der Graf sic ärgerlich ob der Störung im Bett empor richtete und auf die Meldun seines Kammerdieners unwirsch entgegnete: „Zu nachtschlafender Zeit — was fällt ihm denn ein — ich empfange nicht! —

„Du wirst die Gnade haben, mic zu empfangen, Emil — ich habe mi dir zu reden“ und zu dem Diener gewendet, wies Egon mit einer bezeichnenden Handbewegung, welcher diese eingeschüchtert gehorchte, nach de Thür.

„Du wirst die Gefälligkeit haben mir eine entsprechende Erklärung fü die seltsamen Vorfälle der heutige Nacht zu geben“, sprach er in eisi kaltem Tone zu dem sich die Augen reibenden Grafen.

„Was gibt es da zu erklären, ei Caroussel-Abenteuer, dessen Heldi diesesmal eine Dame aus der Gesellschaft ist — ich begreife nicht, wi dich das so seltsam afficieren kann!“

„Du begreifst nicht — in de That, das ist seltsam — sollte di — der du seit Jahren, trotz der Verschiedenheit unserer Anschauungen, viel mit mir verkehrt hast — verborgen geblieben sein, was so viel wenn nicht wissen — so doch ahne — dass ich Olga von Arendorf lieb — wenn ich mir auch immer bewuss war, nicht um sie werben zu können!

„Du liebst sie? merkwürdig in de That — und weshalb solltest du nich um sie werben können?“

„Ich bin nicht hieher gekommen um das Pro oder Contra einer solche Werbung mit dir zu erörtern, sonder um eine Aufklärung von dir zu verlangen, auf welche Weise du unte so eigenthümlichen Umständen mit de jungen Dame zusammen gekomme bist?“

„Und was dann, wenn ich di die Antwort weigere, oder dir sage dass ich nicht geneigt bin, die Ge

VII.

Am Morgen des nächstfolgenden Tages lag Olga bleich und angegriffen auf der Chaiselongue in ihrem Boudoir. Jene unselige Opernballredoute war nicht so ganz spurlos an dem jungen Mädchen vorüber gegangen. Die erste Folge war eine heftige Migräne mit Fieber und Schüttelfrost, die zweite, dass sie Gertruden das Versprechen gab, dass sie nie, aber auch nie mehr eine Zeile von dem „Zweifler" empfangen oder an denselben richten wolle. Die Sache war abgethan für immer, aber Olga gestand sich, dass sie ein theueres Lehrgeld habe zahlen müssen; sie stellte sich allen Ernstes die Frage, ob sie nicht besser daran thue, wenigstens für eine Zeit lang ihren Aufenthaltsort zu ändern; hatte sie doch gar keine Garantie, dass Graf Seldow das Geschehene nicht auf seine Weise in der Gesellschaft zum Besten gebe, und Olga allerorts in höchst zweifelhaftem Lichte erscheinen lasse. Sie war in seiner Hand, und von einer niedrigen sinnlichen Natur musste man auf jede gemeine Sache gefasst sein.

Gertrude brachte Zeitungen und Briefe; letztere legte Olga zur Seite, ohne sie auch nur eines Blickes zu würdigen, nach ersterem aber griff sie mit beinahe ängstlicher Hast; fürchtete sie etwa, der Graf könne sein pikantes Abenteuer zu einem Feuilleton verarbeitet und in einem der Zeitungsblätter veröffentlicht haben? Gertrude saß mit einer Handarbeit in der Nähe der Freundin, als diese plötzlich einen Schrei ausstieß und in höchster Erregung aufsprang.

„Da lies, lies Gertrude", rief sie, indem sie der Freundin ein Zeitungsblatt vor die Augen hielt, „das hat uns noch gefehlt".

Gertrude las die bezeichnete Stelle, sie lautete:

Man erzählt sich in wohlunterrichteten Kreisen von einem Duell zwischen dem Grafen S., einem unserer vornehmsten Cavaliere und einem jungen Arzte Dr. E. W. Anlass zu demselben dürfte hier, wie gewöhnlich in solchen Fällen, eine Dame gegeben haben, wie man wissen will, sogar eine Dame aus der Gesellschaft; glücklicherweise ist kein tödtlicher Ausgang zu verzeichnen; wie Augenzeugen behaupten, hat Graf S. seine Waffe absichtlich in die Luft gefeuert, während sein Gegner ihm eine schwere Verletzung am rechten Arm zufügte; man sieht mit Spannung der pikanten Angelegenheit entgegen!

„Es fehlt nur noch, dass irgend ein so unseliger Zeitungsmensch sich einfallen lässt, uns mit der ganzen Angelegenheit in Verbindung zu bringen und uns dementsprechend interviewt", rief Olga händeringend, „reisen wir ab, um des Himmelswillen, Gertrude, reisen wir ab."

„Und geben wir den Leuten erst recht Stoff, uns mit der Sache in Contact zu bringen, nein Olga, bisher habe ich nur allzuwillig deinen Wünschen nachgegeben, aber jetzt bleibe ich fest und bitte dich inständig, dich in dieser ganzen peinlichen Geschichte von mir beeinflussen zu lassen, wenn du dich nicht selbst in das Gerede der Leute bringen willst. Ist der Graf wirklich gemein genug, dich bloßzustellen und aus einer unbedachten Kinderei ein pikantes Abenteuer machen zu wollen, wie dies fast den Anschein hat, nun, so muss man eben energische Maßnahmen ergreifen, einige unserer bewährten befreundeten Familien ins Vertrauen ziehen, offen das eingestehen, was an dem ganzen Vorgehen thöricht und unvernünftig war, die Lügen des sauberen Herrn aber doch auf das zurückführen, was sie in der That sind, eine boshafte Verzerrung der Wahrheit. Wir wollen doch sehen, ob das Wort eines unbescholten dastehenden Mädchens aus der guten Gesellschaft nicht mehr gilt, als die rachsüchtigen Kniffe,

ihn lieben gelernt, er hat im Grunde genommen also noch Ursache, sich mir dankbar verpflichtet zu fühlen. Egon ist bei Gott der einzige Mensch, dem gegenüber ich im Stande wäre, mich sentimentaler Gefühlsduselei hinzugeben; doch nun heißt es aufstehen, um die Secundanten, welche er mir zweifelsohne schicken wird, mit entsprechender Würde empfangen zu können.“ — — — — — — — —

Am Nachmittag des gleichen Tages war es, als bei einer der entlegensten Praterauen unterhalb der Reichsbrücke zwei Wagen vorfuhren. Dem ersten entstieg Graf Seldow mit seinem Secundanten, zwei Herren der deutschen Gesandtschaft, dem zweiten Egon Weilen ein Arzt und zwei bewährte Freunde des jungen Mannes, welche versprochen hatten, in dem Kampfe mit dem Grafen Seldow ihm getreulich zur Seite zu stehen. Schweigend begab sich die kleine Gesellschaft nach der für das Rencontre festgesetzten Stelle. Die Secundanten trafen alle nöthigen Vorkehrungen zum Zweikampfe und machten dann den obligaten Versöhnungsversuch, welcher von Egon mit abweisender Kälte ausgeschlagen ward, während Graf Seldow lachend entgegnete, er schlage sich nur, weil dies seinem Freunde Weilen Vergnügen bereite; er selbst habe weder die Absicht gehabt, es zu thun, noch fühle er sich geneigt, dem jungen Manne feindlich gegenüberzutreten. Diese Erklärung hatte natürlich erneute Versöhnungsversuche zur Folge; doch da dieselben resultatlos blieben, nahm man endlich Aufstellung, sollten nach Vereinbarung der Secundanten die Waffen zu gleicher Zeit abgedrückt werden.

Graf Seldow holte seine Pistole, Egon that das Gleiche, letzterer zielte, ersterer aber feuerte seine Waffe, wie er es sich vorgenommen, in die Luft ab, zwei Schüsse krachten und gleichzeitig stürzte Graf Seldow zu Boden, während Egon unversehrt dastand. Der Arzt und die Secundanten eilten herbei, Graf Seldow's rechter Arm war zerschmettert, die beiden Betheiligten kehrten in die Stadt zurück, ohne dass sie mehr denn einen flüchtigen Gruß getauscht, der von dem Grafen herzlich gemeint, von Egon mit auffallender Kälte erwidert worden war. Ließ sich denn annehmen, dass dieser freundliche Jünger Aesculaps mit einemmale so blutdürstig geworden sei? War es wirklich nur seine Empörung ob eines leichtsinnigen Abenteuers, die ihn so unversöhnlich machte? Wäre er auch so gewesen, wenn anstatt Olga von Arendorf eine beliebige andere Dame das Opfer gräflichen Scherzes geworden? Obzwar er sich zu wiederholtenmalen diese Frage stellte, beantwortete er sich dieselbe doch immer bejahend, wollte er sich ja doch nicht selbst eingestehen, dass Olga von Arendorf bisher in seinen Augen das Ideal alles dessen gewesen sei, was er an der Frau suchte und verehrte. Dass der Graf in frivolem leichtsinnigem Scherze es gewagt hatte, sich jenem Wesen zu nahen, welches er gleich einer Heiligen verehrt hatte, dünkte ihm unverzeihlicher Frevel und dann quälte er sich doch wieder mit der peinigenden Frage, wie es denn für den bekannten Lebemann möglich gewesen sei, mit Olga in Contact zu kommen, ohne dass diese ihm die Hand dazu geboten.

Sie fragen — und so auf einfachste Weise das ihm unfassliche Räthsel lösen, nein, das konnte er nicht, einerseits, weil er sich sagte, dass er nicht das Recht dazu besitze, andererseits, weil es ihn schmerzte, der jungen Dame auch nur einen Moment durch seine Frage zu verrathen, dass doch der Schatten eines Zweifels an der strengen Correctheit ihres Vorgehens in seiner Seele aufgetaucht sei. Und so vergiengen denn die Stunden in banger Aufregung, ohne dass sie ihm eine harmonische Lösung der Wirren gebracht hätten, welche ihn quälten.

dass Sie mein Fräulein nicht gleichgiltig gegen ihn sind.

Empört blicken Sie auf bei diesen Worten und nennen es eine Unverschämtheit meinerseits, dass ich mir erlaube, in Ihrem Herzen zu lesen; um Sie zu besänftigen, muss ich wohl auch das letzte meiner Geheimnisse verrathen, nun so hören Sie denn: Egon Weilen ist mit mir während seiner oder meiner längeren Reisen immer im brieflichen Verkehre gestanden; er ist ein Mann von Geist, er weiß das, was seine Seele bewegt, in schöner Sprache wiederzugeben, und schon als ich der Eingebung des Augenblickes folgend, auf Ihr erstes Inserat antwortete, kam mir die glückliche Idee, mich in der Correspondenz mit dem schönen „Bürgermädchen" seiner Briefe zu bedienen und gewissermaßen anonym mit denselben zu verkehren. Wie emsig die beschriebenen Blätter hin und her flogen! Sie werden sich jetzt wahrscheinlich sehr ungern daran erinnern. Mir machte diese Correspondenz einerseits sehr viel Spaß, anderseits wenig Mühe, denn ich konnte mit Hilfe geringer Änderungen das Meiste aus Egons Briefen abschreiben. Dass Sie für den Correspondenten ein warmes Interesse zu hegen anfiengen, Sie können es mir, dem welterfahrenen Manne gegenüber, nicht in Abrede stellen; ich bemerkte das und es belustigte mich; ernstere Deutung legte ich der Sache erst bei, als es mir bei unserem gestrigen Rencontre klar ward, dass Egon meine schöne Correspondentin liebe, die bereits längst ihr Herz an seine Briefe verloren. Ich kann Ihnen die Genugthuung geben, Sie zu versichern, dass Ihre energische Abwehr meiner zudringlichen Huldigungen mir den Glauben an Frauentugend und Frauenehre wenigstens theilweise wiedergegeben. Ich wiederhole nochmals, meine Aufgabe soll es sein, Egon auseinander zu setzen, wie vollkommen unschuldig Sie bei der tollen Escapade sind, zu der ich Sie verleitet habe und mit dieser Versicherung gebe ich Ihnen meinen Segen, seien Sie glücklich und machen Sie glücklich. Egon ist der Mann, der eine brave, geistig und ethisch bedeutend veranlagte Frau zu würdigen weiß, umsomehr, da er dieselbe leidenschaftlich liebt. Einmal im Leben wenigstens will sich der tolle Seldow edel rächen für einen ihm zutheil gewordenen Korb und das Glück zweier Menschen begründen. Im übrigen verreise ich auf länger und hoffe, Ihnen dazu Zeit zu lassen, um, da ich mein Unrecht offen eingestehe, wenn ich zurückkehre, mir gegenüber einen freundschaftlichen und unbefangenen Ton anschlagen zu können. Ich möchte gern bei Egons erstem Jungen Gevatter stehen und das geht doch nur, wenn wir gute Freunde sind; machen Sie Egon glücklich und seien Sie meiner aufrichtigen Wertschätzung versichert. Es erbittet nochmals für alles Geschehene Ihre Verzeihung der curierte Zweifler Emil Graf Seldow."

Sichtlich bewegt reichte Olga ihrer Freundin das engbeschriebene Briefblatt, welche ihrerseits es mit gespannter Aufmerksamkeit durchlas.

„Alles ganz gut und schön", bemerkte sie nach einer Weile, indem sie es zusammenfaltete. „Graf Seldow hat sich nicht nur mit Anstand aus der Affaire gezogen, sondern ich will glauben, dass es ihm mit seinen Gefühlen wirklich ernst ist, mit all dem kommt es mir jetzt aber doch weit schicklicher vor, wenn wir nicht hier in Ruhe und Demuth abwarten, bis Egon Weiler kommt, und Dir seine Verzeihung angedeihen läßt; ich wäre nun wo sich die Verhältnisse geändert, dafür, dass wir auf einige Zeit ebenfalls verreisen und um nicht Gefahr zu laufen, in der Fremde ein zweitesmal mit dem Grafen Seldow zusammenzutreffen, beschränken wir unsere Reise auf eine Fahrt nach der Villa, die ja ohnedies für den Winter eingerichtet ist, in welcher wir ganz

Lügen und Erfindungen eines stadtbekannten Roués."

„Jedenfalls bleibt die ganze Geschichte maßlos peinlich", meinte Olga mit einem schweren Seufzer und fügte dann hinzu, „sie wird mir auch dadurch nicht erleichtert, dass ich mir zugestehen muss, selbst die Schuld daran zu tragen; nun sehen wir, was die heutige Post bringt", sprach sie dann, indem sie nach den Briefen griff, welche neben ihr auf dem Tische lagen und dieselben langsam öffnete; plötzlich aber blieben ihre Augen mit sichtlichem Interesse auf einem Blatte haften, dessen eckige Buchstaben unsymmetrisch dastanden und nicht leicht zu entziffern waren.

Mit gespannter Aufmerksamkeit durchlas die junge Dame diese Zeilen:

„Zum letztenmale, mein Fräulein, naht sich Ihnen «der Zweifler» und vermuthlich hat er es nur seiner schwer verletzten Hand zu danken, wenn seinem Briefe die Ehre zutheil wird, von Ihnen gelesen zu werden. Die Handschrift des Grafen Seldow hätten Sie zweifelsohne nach flüchtigem Blick schon zurückgestoßen, dem Einarm gegenüber aber, der mühselig mit der linken Hand schreibt, werden Sie wohl Mitleid walten lassen und sich selbst dadurch belohnen, denn ich schmeichle mir, dass der Inhalt meiner Zeilen, für deren Echtheit Ihnen gegenüber ich mich heute zum erstenmale in meinem Leben verbürgen kann, Ihnen nicht unangenehm sein dürfte. Vor Allem, mein gnädiges Fräulein, die Versicherung, dass ich über die Opernredoute, und über alles, was derselben folgte, unverbrüchliches Schweigen bewahren werde; vielleicht weniger aus Rücksicht gegen Sie und aus Schamgefühl Ihnen gegenüber, denn ich will mich nicht plötzlich zum Tugendhelden machen, als vielmehr aus Neigung zu meinem Freunde, dem Doctor Weilen. Sie wissen nicht, dass, und Sie wissen nicht weshalb dieser Mann mir nahe steht; es thut auch nichts zur Sache, lassen Sie mich Ihnen die Versicherung geben, dass seit einer langen Reihe von Jahren jedes bessere Empfinden, dessen ich überhaupt fähig bin, nur Egon zu danken ist, dass meine Neigung für ihn allein die Schuld daran trägt, wenn ich den Glauben an die Menschen nicht und vollständig verloren habe. Egon Weilen liebt Sie, mein Fräulein, ich weiß das; lange schon war es mir bekannt, dass er Sie im stillen verehre, gestern aber, als er Ihretwegen mich zum Zweikampfe aufforderte, da las ich, ohne dass er sich ausgesprochen hätte, klar in seiner Seele, da erkannte ich, dass er erwidert oder unerwidert die innigste Neigung für Sie hege, und zwar eine jener Neigungen, die, wie immer die Würfel auch fallen mögen, nur mit des Menschen letztem Athemzug zu Ende zu gehen im Stande ist.

Ich will Sie nicht mit Familiengeschichten und sentimentalen Jugenderinnerungen langweilen; es genüge Ihnen zu wissen, dass ich Egon Weilen so sehr liebe, als dies überhaupt in meiner selbstsüchtigen, leichtlebigen Art liegt. Ich habe an seiner heftigen Erregung, an dem Umstande, dass er mir, für dessen Schwächen und Fehler er bisnun die schrankenloseste Nachsicht hatte, energisch gegenübertrat, gesehen, wie innig er Ihnen zugethan ist, ich möchte das Lebensglück meines Freundes fördern, um auch einmal das erhebende Bewusstsein kennen zu lernen, wie einem Menschen zu Muthe ist, der Gutes thut. Ich werde ihm die diplomatischen Winkelzüge enthüllen, durch welche ich Sie veranlasst habe, die Opernredoute zu besuchen, ja mehr noch, ich werde mit unbegrenzter Selbstlosigkeit auch die minder schöne Rolle ihm verrathen, welche ich nach der Opernredoute Ihnen gegenüber gespielt. Und da man nie auf halbem Wege stehen bleiben soll, wenn man ein gutes Werk thut, so will ich auch noch weiter gehen, ich will ihm sagen,

Der Muselgraf von Thalegg.

Eine Geschichte aus Tirol von J. C. Platter.*)

Zu den Stammgästen beim „grauen Bären“ in Thalegg gehörte seit Decennien auch der Waldhofer Peregrin, der jedoch viel weiter und allgemeiner unter dem Namen: der „Muselgraf“ bekannt war. In früheren Zeiten, da bildete der reiche Freibauer von den Waldhöfen im Herrenstübchen die tonangebende Persönlichkeit, später spielte er noch in der Bauernstube eine ziemlich bedeutende Rolle, zuletzt aber, als der junge Bärenwirt ans Ruder kam, da wurde der nun gänzlich abgehauste Großbauer in den Bettelleutswinkel an der Thüre verwiesen, wo er dann aus seinen nunmehrigen Standesgenossen immer noch dadurch hervorragte, dass er den Schnaps nicht stamperlweis' trank, sondern stets, so gewissermaßen von oben herab, ein halbes Seidel oder „a Fraggele für den Waldhofer“ bestellte.

Die Bauern nebenan meinten spottend dazu, heut' gäb's der Muselgraf wieder einmal nobel, es müssen wahrscheinlich die Weichselröhr'ln bedeutend im Preise gestiegen sein, oder er müsste noch irgendwo von früher her ein paar silberne Leibelknöpf' gefunden haben, die seinerzeit dem jetzigen Dorflumpen nicht mehr gut genug waren.

Wie nun das alles so gekommen, bis schließlich der reichste Bauer des ganzen Thales zum „Privatarmenhäusler“ geworden, das bildet eine eigene Geschichte, die gerade deshalb des Interesses nicht entbehrt, weil sie in den Berggebieten der Alpenländer in der einen oder anderen Weise gar manchesmal sich wiederholt.

* * *

Die Waldhofer saßen schon durch so manches Jahrhundert auf ihren prächtigen Höfen an der schattseitigen Berglehne des Thales. Auf dem unteren wie auf dem oberen Waldhof kannte man seit undenklichen Zeiten keinen anderen Besitzer als die Familie Waldhofer, und dass diese ein sehr altes Bauerngeschlecht bilden müsse, gieng eben am besten aus der Übereinstimmung des Familiennamens mit dem Hofnamen hervor, ein Verhältnis, das dem Beobachter noch da und dort in den Thälern der deutschen

*) Aus dessen empfehlenswertem Werkchen: „Raut'n und Rosmarin“. Geschichten und Skizzen aus Tirol. (Innsbruck. A. Edlinger. 1892.)

gut acht oder vierzehn Tage hausen können. Gelüstet es dem Herrn Doctor zu erfahren, wo wir sind, so dürfte ihm dies nicht allzuschwer werden, jedenfalls kann und darf von Dir aus auch nicht der leiseste Schritt geschehen, welcher als eine Annäherung ausgelegt werden könnte."

Olga war mit diesem Plane nicht absonderlich einverstanden, doch eingeschüchtert, wie sie durch die jüngsten Vorgänge war, wagte sie der Freundin gegenüber keinen Widerspruch zu erheben und ertheilte die nöthigen Befehle zur Abreise, die man für den nächsten Morgen festsetzte.

Doch es sollte nicht so weit kommen, im Laufe des Nachmittags stattete Doctor Egon Weilen den Damen einen Besuch ab und Gertrude, welche viel zu viel feines Verständnis für die Situation hatte, um nicht zu begreifen, dass ihre Gegenwart unnöthig sei, ließ die beiden jungen Leute allein. Die aus dem Zwiegespräch hervorgehende Verständigung gieng merkwürdig rasch vor sich und als Gertrude eine halbe Stunde später in den Salon trat, eilte ihr ein glückstrahlendes Brautpaar entgegen, welches sie stürmisch umarmte. Ganz eigenthümlich berührt war Olga, als ihr Verlobter ihr in seinem Notizbuche ein Blatt zeigte, auf welchem nichts anderes stand als „C. W. 50", da er ihr erzählte, wie er an einem müßigen Morgen im „Café Central" diese Annonce gesehen und sie notiert, später aber, da sie ihm nicht mehr unter die Augen gekommen, auch nicht wieder daran gedacht, bis sie ihm durch die Erzählung des Grafen Seldow in das Gedächtnis zurückgerufen worden.

„Fürwahr, der Türke hat recht, wenn er Fatalist ist, der Mensch entgeht seinem Schicksale nicht," so sprach das junge Mädchen, indem es sich mit hingebender Zärtlichkeit an den Verlobten schmiegte.

„Ohne dieses Inserat und die daraus entwachsenden Consequenzen würde ich auch nimmer den Muth gehabt haben, um dich zu freien, mein Liebling", entgegnete der junge Arzt, das Mädchen zärtlich in die Arme schließend. „Mag der tolle Seldow sein wie er will, ich verzeihe ihm alles, denn mir hat er mein Glück erobert."

„Und mir hat er es zugeführt, denn nur die Liebe ist das Glück."

Gib acht, was ich dir sage.

Gib acht, was ich dir sage und sei klug:
Zum guten Wein gehört ein schöner Krug,
Dem Menschengeiste, der vom Himmel kam
Als Gast, gib einen Körper stark und stramm.
Der schöne Leib sei ihm ein himmlisch Kleid. —
Ein Gottgeschenk, ein heiliges, ist die Jugend,
Behüte sie wie deine Seligkeit,
Und ein gesunder Körper schon ist Tugend.

R.

klingenden Aussprache der letzteren ein Gespräch in Gang, aus dem man nach und nach allerlei von der bevorstehenden Eisenbahneröffnung, von den gewaltigen Holzmassen in den Thalegger Waldungen und ähnlichen Dingen vernehmen konnte. Die Thalegger, so meinte einer der fremden Herren zum Waldhofer, hätten es gar nicht nothwendig, sich mit Viehzucht und Getreidebau künftighin noch so schwer zu plagen, sie brauchten ja nur das Gold vom Boden aufzulesen, das noch, Säcke voll Napoleons, in ihren Wäldern stecke. Bis jetzt hätten die schönsten Stämme wegen der Transportschwierigkeiten aus den Thälern und weiter durchs Land hinab weniger Wert gehabt, aber nun, da die Eisenbahn sozusagen an der Thüre von Thalegg vorüberführe, wäre weiter gar nichts zu thun, als das überflüssig und unverzinst im Walde stehende Holz auf dem Stock zu verkaufen und dafür, ohne weiter bei der ganzen Sache auch nur einen Finger zu rühren, Tausende und Tausende von Gulden in die Tasche zu stecken.

In diesem Sinne wurde das Gespräch weiter geführt und dazu eine Maß nach der andern getrunken; mit schwerem Kopfe giengen die Thalegger schließlich zu Bette und besonders der Waldhofer träumte bis in den hellen Morgen von Lärchen und Fichten, von Kaiserthalern und Napoleons.

Wenige Monate darauf erfolgte die feierliche Eröffnung der Eisenbahn und wieder einige Zeit später begann auch schon ein ganz neues, eigenartiges Leben in der Thalegger Gegend. Zuerst waren zwei jener fremden Herren, die mit dem Bauern nach dem Martinimarkt im Wirtshause so freundlich gethan, ins Thal hereingekommen und hatten eine lange Verhandlung mit dem Waldhofer, der sie in seinen schier endlosen Thal- und Hochforsten herumführte.

Wieder etwas später kam ein Trüpplein wälscher Arbeiter und nun wurden Bäume geschlagen und auf einer Wiese des Peregrin nahe am Thalbach ein langer, niedriger Holzbau aufgeführt, der dann bald Dutzenden von Italienern Quartier gewährte. Einer von den fremden Herren, den die Arbeiter Signor Bortolo hießen, hatte sich beim Bärenwirt einlogiert, und das ganze Vorgehen der Italiener ließ darauf schließen, dass sie gar keine Absicht hatten, Thalegg sobald wieder zu verlassen. Im Gegentheile, es kamen deren immer mehr von der Station Feldbruck herein und nun klangen die Äxte und schnarrten die Sägen wald- auf und -nieder, die uralten Fichten und Lärchen fielen wie die Halme beim Kornschnitt und ganze Berge von Waldstämmen thürmten sich in die richtige Länge als Museln geschnitten, am Bach und am Thalwege entlang in die Höhe. Am untern Waldhof erstand eine mächtige Brettersäge, ihr folgte bald eine zweite und dritte und gleichzeitig giengen die Fuhrwerke fast Tag und Nacht in ganzen Processionen mit Holz schwer beladen durchs Thal hinaus nach Feldbruck zur Eisenbahn.

An Sontagen herrschte in Thalegg, wo es früher außer Kegel- und Kartenspiel und dem alljährlichen Scheibenschießen wenig Vergnügen gab, ein buntbewegtes Leben voll fröhlichster Lustbarkeit. Auf dem Dorfplatze huldigten die kraushaarigen fremden Burschen dem Bocciaspiel, das auch die Thalegger Buben in Kürze sich aneigneten und als „Watschele-G'spiel" cultivierten, beim Bärenwirt erklangen bis spät um Mitternacht die Töne der Zieh-Harmonika abwechselnd mit italienischen Liedern und nicht selten gab es dann auch, besonders beim lärmenden Moraspiel, allerlei Zank und Streit, der mitunter sogar in blutigen Messeraffairen sein Ende erreichte.

In kurzer Zeit gieng nun auch mit dem Waldhofer eine merkwürdige Veränderung vor sich. Je eifriger die Wälschen in seinen viele hundert Joch umfassenden Wäldern mit Beil und

Alpengebiete begegnet. Sogar ein eigenes Stammwappen besaßen die Waldhofer, das einem der Vorfahren des Thalegger Muselgrafen mit kaiserlichem Wappenbrief für besondere Treue und Anhänglichkeit zur Zeit der Venediger Kriege verliehen worden. Es zeigte einen schräg getheilten Schild mit drei hochragenden Fichten und einem aufsteigenden Löwen, wozu noch auf dem Schilde ein schön gezierter Stechhelm kam. Dieses Wappen hielt die Familie stets hoch in Ehren, und ob nun der Waldhof einmal an zwei Söhne vertheilt wurde, oder nach dem Aussterben der oberen Waldhofer wieder an das Geschlecht vom unteren Hofe zurückfiel, so galten die Besitzer bei ihren Nachbarn sowohl als auch draußen in der Stadt bei den Amtsherren als die angesehensten Bauern weit in der Runde, und wie die Waldhofer am ehemaligen freien Bauerngerichte des Thales fast immer als Schöffen oder als Richter fungierten, so wurde auch schon so manchesmal einer von ihnen berufen, als Vertreter der Bauernschaft neben Prälaten und Patriziern, neben Rittern und Baronen vor dem regierenden Fürsten in der Landstube mitzuberathen über die Angelegenheiten des ganzen Alpenlandes. So war es von altersher, und auch der letzte Hofbesitzer, der Peregrin Waldhofer, berechtigte in seiner Jugend vollauf zu der Hoffnung, dass er, den Traditionen der Väter getreu, Haus und Hof fest zusammenhalten, dass er gleichsam ein Vorbild der ganzen Gemeinde sein werde. Allerdings zeigte er als junger Bursche einen gewissen Hang zu leichtsinnigen Streichen und dabei einen auch vor kleineren Gewaltthätigkeiten nicht zurückschreckenden hochfahrenden Sinn, doch meinten die Vettern und Basen dem darüber etwas ängstlichen alten Großbauern gegenüber, das schade nichts, das erstere werde sich mit den Jahren schon legen, und was das Selbstgefühl anbelangt, so könne ein junger Waldhofer überhaupt nie zu viel davon besitzen, es werde sich schon alles machen und an dem Peregrin müsse noch die ganze Gemeinde in hohem Maße Stolz und Freude erleben.

Es sollte aber bedeutend anders kommen. Eine Zeitlang gieng die Sache mit dem jungen Hofbesitzer ganz gut. Kurz vor dem Tode seiner Eltern heiratete er eine auch nicht unvermögliche Base und wenn nun so das schöne junge Paar am Sonntag zur Kirche kam oder zu den großen Märkten im eigenen Einspänner hinaus in die Stadt fuhr, da schaute alt und jung nach den in der schmucken Volkstracht des Thales so stattlichen Groß-Bauersleuten von Thalegg. Zwei Buben und ein Mägdlein trugen später zur Erhöhung des Ansehens und des häuslichen Glückes noch wesentlich bei und allgemein hieß es: Die Waldhoferischen haben wahrhaftig den Himmel auf Erden.

Eines schönen Tages nun hatte der junge Bauer auf dem großen Martinimarkt in der Stadt einen besonders guten Viehhandel abgeschlossen und da am Abend dieses Tages gerade ein neues Gasthaus mit Musik und allerlei Lustbarkeit besonders feierlich eingeweiht wurde, so wollte auch der Waldhofer die Geschichte sich anschauen. Nachdem er das Wägelchen und den Grauschimmel in seiner ständigen Einkehrherberge beim „weißen Röss'l“ gut untergebracht, war er bald mit ein paar Dorfnachbarn bei einer Maß Etschländer Wein und dem unvermeidlichen „Bratele“ an einem der blendendweiß gedeckten Tische zu finden, wo bei der Überfüllung der Gasträume auch ein paar Herren sich niederließen, die an den breiten runden Hüten und den schwefelgelben, langen Röcken der Thalegger Bauern großen Gefallen fanden. Als dann erst einmal Wein und Musik eine ziemlich heitere Stimmung hervorgerufen, kam bald zwischen den Bauern und den Herren trotz der etwas fremdländisch

wahnwitzig stolz und hochfahrend gewordene Peregrin, der mitten im Goldregen sitzende Muselgraf wies die lästigen Mahner jedesmal barsch von sich. Als er aber gar einmal dem alten Schulmeister, seinem ehemaligen Lehrer, auf eine Warnung vor weiterer Abholzung an der Berglehne wegen möglicherweise drohender Erdabrutschung, trotzig erwiderte, der verrückte Hungerleider solle ihn mit solchem Narrenkram künftig in Ruhe lassen, da fühlte sich niemand mehr zu weiterer Mahnung berufen. Man ließ den stolzen Menschen seiner Wege gehen, von einer Tollheit zur andern, hindern konnte ihn ja doch niemand daran, ob er nun beim „Bären" die theuersten Weine in Gießkannen an jedermann verschwendete oder ob er in Kartenspiel und widersinnigem Aufwande Unsummen Geldes vergeudete. Indessen gab es immerhin auch Leute, die ihren Unwillen über das Treiben des Muselgrafen keineswegs verhehlten, ihm selbst aber dabei als einen widerwärtigen, unverträglichen Menschen, soweit es nur immer möglich war, aus dem Wege giengen. Das stand nun freilich auch nicht nach dem Sinne des Waldhofers und da ihn hiedurch sein nächster Nachbar, der Dorfmüller, am meisten ärgerte, so suchte er schon lange einen Grund, um mit demselben recht ausgiebig Händel anzufangen. Eine Gelegenheit hiezu fand sich schließlich, als der Muselgraf zu seinem Herrensitz eine neue breite Fahrstraße anlegte, wozu er den früher auf eine kurze Strecke mit dem Dorfmüller gemeinsam benützten Fahrweg auffüllte und solchergestalt verschwinden machte. Als dann der Müller statt des alten Fahrweges ahnungslos die neue Straße benützen wollte, da sperrte der Waldhofer dieselbe bei der Abzweigung gegen die Mühle hin durch eine massive Einzäunung ab und dem Müller ließ er sagen, wenn derselbe einen Fahrweg wolle, so möge er sich gleichfalls einen solchen mit eigenem Gelde bauen und wem das etwa nicht recht sei, der solle sich's nur anders machen. Auf das hin gieng der Müller zum Advocaten und im Handumdrehen war das schönste Processchen zwischen beiden im Gange. Es dauerte nicht lange, so gerieth der Muselgraf auch noch mit andern Anrainern wegen des Wasserbezuges und dergleichen in Streit und Hader und alles dies verschlang fort und fort gewaltige Summen, ihm und seinen Gegnern. Die Holzwürmer, wie von den Thaleggern die wälschen Arbeiter häufig genannt wurden, bohrten sich zwar emsig und unermüdlich immer tiefer in seine Wälder hinein, aber die Banknoten und Goldstücke, welche ihm der allzeit freundliche Signor Bortolo wie ein Uhrwerk so pünktlich erlegte, schwanden jetzt so schnell und unerbitterlich dahin, wie Butter im Sonnenschein, umsomehr als ihm die gänzlich vernachlässigte Landwirtschaft auf seinen vorher so reichen Höfen fast gar nichts mehr abwarf. Aber auch seinen Gegnern in den verschiedenen Processen kosteten diese ein schweres Geld und zwar schon aus dem Grunde, weil der Waldhofer das Geld dazu hatte, um einen in den unteren Instanzen noch so glänzend verlorenen Process ungeachtet dessen weiter und weiter zu spinnen, bis endlich der Gegner trotz seinem unläugbarem Rechte die Sache kaum mehr zu Ende verfechten konnte, da ihm die Mittel hiezu nicht mehr reichten. Doch wozu wäre denn der Signor Bortolo beim „Bären" drüben, der ja schon längst nach weiteren Holzbeständen Ausschau gehalten, da die nahe gelegenen Wälder des Muselgrafen nunmehr schon ziemlich gelichtet waren und die weiter thaleinwärts befindlichen wegen der größeren Transportschwierigkeiten bei der Abholzung bedeutend höheren Arbeitsaufwand und damit auch größere Auslagen verursachten. Der erste, der nun mit seinem Walde an die Reihe kam, das war der Dorfmüller, dem aber bald auch zahlreiche andere Thalegger eifrig nachfolgten,

Sägen hantierten, desto öfter hatte ihm der freundliche Signor Bortolo im Extrazimmer beim „Bären" ein paar Stöße Napoleons einzuhändigen; zuerst freute er sich mit Weib und Kindern der vielen glitzernden Dinger, von denen früher trotz allen Wohlstandes stets nur nach einem Markt oder dergleichen einige ins Haus gekommen waren. Als aber der Goldfüchse immer mehr wurden und auch die großen Banknoten gleich schüppelweise dazukamen, da stieg dem Waldhofer der Hochmuth zu Kopfe und es dauerte nicht mehr allzulange, so war der Mann gegen früher kaum mehr zu kennen. Für's erste hatte er immer häufiger in der Stadt zu thun, dazu war ihm bald sein schlichtes Wägelchen nicht mehr schön genug, dann kam die von altersher übliche Volkstracht an die Reihe, die kurze Lederhose, das rothe Leibl mit den großen Silberknöpfen, der breitrandige Hut mit der Wildfeder darauf und endlich der langschößige, hochgelbe Rock, alles verschwand und wurde durch modische Kleider ersetzt, die er auch seinem Weib und den Kindern aufzwang, mochten sie wollen oder nicht. Zu der neuen Kutsche und den städtischen Kleidern wollte dann freilich auch das alte Wohnhaus des Waldhofes mit den kleinen Fenstern und den niedrigen Kammern durchaus nicht mehr passen, es wurde also bis auf die Grundmauern niedergerissen und dafür ein städtischer Herrenbau aufgeführt, der eine Unsumme Geldes kostete, dabei aber zu seiner Umgebung, zum saftigen Wiesengrün und dem rauschenden Thalbache ungefähr stimmte wie Frack und Seidenhut auf eine Kirchweih im Hochland.

Da den einen Waldhof die Aufseher der Holzarbeiter mit ihren Familien bewohnten, so quartierte sich der Besitzer desselben während des Neubaues seiner Behausung kurz entschlossen mit Kind und Kegel beim Bärenwirt ein und hier kannte er im Hinauswerfen des Geldes nun bald geradezu keine Grenzen mehr. In Spiel und Zechgelagen zerrannen ihm die Kaiserthaler wie auch die Goldstücke nur so zwischen den Fingern, eine Lustfahrt folgte der andern, in prächtiger Kutsche zur Sommerszeit, im reichgeputzten Schlitten im Winter, und wenn so der Peregrin mit seinem Prunkgefährt auf der Thalstraße dahinsauste, da staunten die Leute und falls dann ein Fremder nach dem Namen der stolzen Herrschaft fragte, so hieß es immer häufiger: „'s ist der Muselgraf von Thalegg." Mit der Zeit, als der Waldhofer sein neues Haus bewohnte und über dem Thorbogen, sowie an Wagen und Schlitten, auf dem Siegelring und am Silberknopf seines Stockes das Wappen mit den drei Fichten und dem steigenden Löwen anbringen ließ, verlor sich der Hof- und Familienname immer mehr, der Waldhofer passte wohl gleichfalls nicht mehr zu den neuen Verhältnissen, sein Auftreten war — nach der Ansicht der biederen Thalegger wenigstens — ein wahrhaft gräfliches, die Mittel dazu lieferten ihm die alljährlich zu Tausenden aus seinen Wäldern entführten Sägstämme, im Volke heute noch Museln benannt, und so wurde eben aus dem früheren schlichtbehäbigen Großbauern der vielbeneidete, aber auch heimlich vielverspottete Muselgraf. Inzwischen drangen Beil und Säge immer weiter waldeinwärts und rissen stets größere Lücken in die mächtigen Fichten- und Lärchenbestände, so dass unten am Thalbach und draußen am Bahnhof zu Feldbruck die riesigen Holzlager nicht schwinden wollten, trotzdem die Eisenbahn fast ununterbrochen Stämme und Bretter in langen Zügen davonführte, nach Süden ins Wälschland hinein. Die einsichtigeren im Thale schüttelten schließlich zu dieser Wirtschaft freilich verwundert die Köpfe und manchmal klang es auch wie eine leise Mahnung an das Ohr des Waldhofers, doch der förmlich

weise eingestürzt, sogar die ziemlich entfernt gelegene Friedhofmauer hatte der Wildstrom unterspült und eingerissen, wonach auch bald aus den nächsten Gräbern die Leichen in ihren Särgen fortgeschwemmt wurden.

Alle Brücken und auch die Brettersägen sowie die Dorfmühle am Bache waren verschwunden, ebenso hatte derselbe das aufgestapelte Holz in ganzen Stößen davongeführt. Damit war aber des Unglückes noch nicht genug. Die schreckliche Nacht hatte auch mehrere Opfer an Menschenleben gefordert; zum Theil hatte man von den Verunglückten die Leichen niemals gefunden.

Der Waldhofer hatte vor Ausbruch der Katastrophe im Wirtshaus gesessen und dort im Extrazimmer dem alten Bärenwirt eine Standrede darüber gehalten, dass derselbe als Wahlmann bei der letzten Landtagswahl nicht ihm, dem ersten Grundherrn des Thales, sondern dem traurigen Kuhbäuerle, dem Jörg in der Eben, seine Stimme gegeben. Während nun der Bärenwirt dem Muselgrafen vergebens begreiflich zu machen versuchte, dass der Jörg trotz seines kleineren Besitzes und seiner verhältnismäßig noch jungen Jahre der tüchtigste und verständigste Mann weitum in der Runde sei, kam plötzlich Peregrins jüngerer Sohn, der Severin, in die Stube gestürmt, den Vater zu holen, da an der inneren Säge schon die Außenwand gegen den Bach hinabhänge. Der Waldhofer meinte zwar, ob es denn wegen so einer Bagatelle auch der Mühe wert sei, einen derartigen Lärm zu schlagen, als aber bald darauf die Sturmglocken zu wimmern begannen, da eilte er freilich auch mit hinaus an den Bach. So wenig es jedoch allen anderen, Signor Bortolos Arbeiter inbegriffen, gelingen konnte, dem Anprall der Wogen auf die Dauer Widerstand zu leisten, so wenig war auch seine Macht irgend imstande, an der Katastrophe etwas zu ändern. Er musste die Sägen im Wasser verschwinden sehen und ebenso schwammen vor seinen Augen die schönsten Museln gleich dutzendweise davon. Dafür hatte er aber auch nur für die Vorgänge an den Sägmühlen Auge und Ohr, ja er schenkte selbst seiner im strömenden Regen vom Hofe herabgeeilten Tochter nicht im Geringsten Gehör, als sie die Botschaft brachte, das Waldhofbachl hinter dem Hause bringe immer mehr Schutt und Geröll daher, es drohe sogar schon am Sommerhäuschen die Gartenmauer anzugreifen.

Wie dann der immer heftiger anstürmende Thalbach rasch nacheinander alle Brücken wegriss, war auch jede Möglichkeit der Heimkehr zum jenseits gelegenen Waldhof ohnehin vollkommen ausgeschlossen. In pechschwarzer Finsternis hörte man nun im Laufe der Nacht bald da, bald dort ein dem fernen Donner ähnliches Getöse, das sich lange Zeit niemand zu erklären vermochte. Man hatte auch nicht allzu viel Zeit zu langem Nachdenken im Dorfe, die Männer arbeiteten an den Dämmen oder halfen die nächstbedrohten Häuser zu räumen, die Weiber verbrachten zum Theile die Nacht in der Kirche; dort lag auch die Resi vom Waldhof Stunde um Stunde auf den Knien und betete ununterbrochen, für wen oder um was, dass wusste sie selbst nicht so recht, doch zuckte sie jedesmal wie im Fieberschauer zusammen, so oft wieder das langanhaltende, unheimlich rollende Getöse durch den niederprasselnden Regen bis in die Kirche herabdrang.

Bei Anbruch der Morgendämmerung gewahrte man erst die volle Schwere des grauenhaften nächtlichen Unglückes. Wie Lawinen im Spätwinter, so lagen riesige Erdmuhren in breiten Massen da und dort an den Seitenhängen bis gegen den Bach herab, drei Höfe waren unter Schutt und Schlamm begraben, auch vom prunkvollen Waldhofe sah man nur mehr

so dass Beil und Säge nach wie vor lustig weiterarbeiteten an beiden Bergabhängen bis hinauf zu den Steilfelsen des Speikbodens und der grauen Wand.

In dieser Weise floß nun Jahr um Jahr dahin, die nähere und weitere Umgebung von Thalegg war nahezu kahl gehauen, an den stundenweit sich hinziehenden Waldschlägen weideten die Ziegenherden der Kleinhäusler jeden allfälligen Nachwuchs fleißig ab und während der Muselgraf beschäftigt war, auch seine entferntesten Waldbestände, wenn auch um bedeutend geringeres Geld, den fremden Holzwürmern auszuliefern, begannen ihm bei länger dauerndem Regenwetter schon kleine Wildbächlein allerlei Bergschutt und dergleichen unangenehmes Zeug in die Nähe seines wappengeschmückten Ansitzes herabzutragen. Besorgt und mit großem Bangen sahen die mittlerweile zu stattlichen Burschen herangewachsenen Söhne des Hauses das Unheil in unabwendbarer Weise herannahen. Doch wie sehr sie auch versuchten, wenigstens jetzt, soweit es noch möglich, dem unsinnigen Zerstörungswerke Einhalt zu thun, so war doch alles umsonst, der Vater hörte auf ihre Worte sowenig wie auf die Bitten der Mutter, doch endlich der maßlosen Verschwendung ein Ende zu machen; Herr im Hause sei er, donnerte bei solchen Anlässen der Muselgraf, ihm habe niemand etwas d'reinzureden und wem diese Wirtschaft nicht gefalle, für den gehe die Thüre nicht nur gegen innen, sondern auch nach außen auf. — —

Da kamen in regenschwerer Spätherbstzeit böse, unheilvolle Tage über das Thal. Seit Wochen schon hatte kaum ein Sonnenstrahl die düsteren Wolkenmassen durchdrungen, droben am Speikboden herrschte Schneegestöber und unten in der Niederung regnete es fast Tag für Tag ohne Unterlass, so dass der Thalbach immer ärger tobte und brauste in wildschäumenden Wogen. Und als dann endlich das Wetter sich anscheinend wieder zu bessern begann, da wehte der warme Wind vom Süden her über die Hänge und eine fast drückende Schwüle legte sich über das Thal. Neuerlich thürmten die Wolken sich hoch aufeinander, Blitze zuckten, der Donner rollte in hundertfach dröhnendem Echo über Thalegg dahin und ehe noch jemand das Unheil zu denken nur wagte, brach auch schon die Katastrophe herein. Der Schnee in den Bergen war in Massen geschmolzen und da an den wassergesättigten Bergabhängen nicht mehr wie früher bei ähnlichen Anlässen der dichte Fichten- und Lärchenwald den ganz oben sich bildenden Erdmuhren und Wildbächlein energisch sein Halt gebot, so stürzten dieselben auf die unterhalb gelegenen Hänge, bohrten sich in das Erdreich, rissen weite Flächen desselben sammt Stock und Steinen mit sich fort und nun raste die ganze, haushoch breiartig übereinandergelagerte Masse blitzschnell durch Äcker und Wiesen hinunter zu Thal, Wege und Stege, Häuser und Ställe in Schutt und Gerölle begrabend. Während am späten Abend vom Kirchthurme die Sturmglocken klangen, zur Abwehr rufend gegen den in wildem Toben über die Ufer strömenden Bach, infolge dessen die männlichen Ortsbewohner auf die schon theilweise von den Fluten durchrissenen Dämme eilten und dort bei Fackelschein dem Elemente mit äußerster Anstrengung Widerstand boten, brach an mehreren Stellen das schreckliche Unheil in Gestalt der wildbachartig niederstürzenden Schutt- und Geröllmassen über die Gemeinde herein. Es war eine fürchterliche Nacht, die unglückseligste für Thalegg seit Menschengedenken.

Bald nach Mitternacht schon bot sich beim trüben Lichterscheine dem Auge ein entsetzliches Bild der Zerstörung. Durch die Dorfgasse wälzten sich die schmutzigbraunen Wogen des Thalbaches, mehrere Häuser sammt Zugebäuden waren ganz oder theil-

jener schrecklichen Unglücksnacht über Andrängen seiner beiden Kinder sich vorgenommen hatte, dem der Familie noch verbliebenen Besitz volle Aufmerksamkeit zu widmen und in rastloser Arbeit Trost und Vergessen zu suchen für das Verlorene, hielt diese ihm gänzlich ungewohnte Lebensweise nicht allzulange aus. Hatte er auch keinerlei Holzbestände mehr zu veräußern, so suchte er dafür auf seine Ackergründe, auf Haus und Hof eine Summe nach der anderen aufzunehmen, womit er dann bald wieder nach Möglichkeit den reichen Muselgrafen zu spielen wusste. Das gieng nun wohl eine Weile so fort, umsomehr, da er in der nahen Stadt einen edlen Menschenfreund gefunden hatte, der stets bei Casse und auch immer bereit war, gegen eine kleine Unterschrift bald mit niedrigen, bald mit größeren Beträgen auszuhelfen. Von Rückzahlung und Verzinsung wurde vorläufig wenig gesprochen, wenn aber der Waldhofer die von ihm unterschriebenen Schuldbriefe etwas näher sich angesehen und einigermaßen zu rechnen verstanden hätte, so wären ihm wohl die Haare zu Berg gestiegen über die gewaltigen „Freundschaftspercentchen", welche da so ganz unscheinbar im Text figurierten.

Doch um solche Lappalien kümmerte sich der Muselgraf nicht die Hauptsache war für ihn eine handvoll Napoleons, mit denen er beim „Bärenwirt" paradierte, während die anderen Bauern mehr und mehr über schwere Zeiten, über Misserndten und stets fort zunehmende Wildwassergefahr zu klagen hatten. Was nützte es auch, dass der Severin sich auf Feld und Wiesen die Hände blutig arbeitete, und dass seine Schwester, die Resi, den Vater mit rothgeweinten Augen bat und beschwor, mit dem Wucherer abzurechnen und sich nicht weiter einzulassen — die armen Kinder, sie hatten ja keine Ahnung davon, dass Haus und Hof bereits unrettbar verloren und dem vielpercentigen, neuesten Specialfreunde ihres Vaters in die Hände geliefert seien.

Mit der Zeit begann man freilich auch in Thalegg zu munkeln, der Muselgraf werde nun, so wie früher seine Äcker und Wiesen, auch selbst bald auf die Rutsch gerathen, er habe nur mehr kurze Frist bis zur gänzlichen Vergantung, bis ihm das Dach über dem Kopfe versteigert werde.

Und so ist es denn auch wirklich gekommen; zuerst war es an der schwarzen Tafel beim Gericht in der Stadt und dann in der Amtszeitung zu lesen, kurz darauf verlas die Kundmachung auch der Gemeindediener auf dem Kirchplatze und als der Versteigerungstag vorüber war, da hatte das uralte Waldhofer Freibauernthum in Thalegg sein Ende erreicht. Der ganze Besitz war für eine geringe Summe in das Eigenthum der von Signor Bortolo vertretenen fremden Holzhandlungsfirma übergegangen, worauf das weitausgedehnte Anwesen in mehrere Partien zerlegt und mit italienischen Arbeiterfamilien besiedelt wurde.

Mit bitterem Weh im Herzen schied die arme Resi vom Waldhof, ihrer Jugendheimat; sie wurde im Dorfe am meisten beklagt, da sie von jeher und schon bei Lebzeiten der Mutter den Armen so viel Gutes gethan, wie sie überhaupt mehr den stillen häuslichen Sinn der letzten Waldhofer Bäuerin besaß. Von allen Seiten war man deshalb auch redlich bemüht, der Resi und ihrem Bruder, dem Severin, Aufnahme und Unterkunft zu bieten, letzterem wurde von Signor Bortolo eine gut bezahlte Stellung bei der Oberaufsicht der Holzarbeiten und der Sägewerke angeboten. Doch beide vermochten es nicht, im Dorfe zu bleiben, wo man sie stets nur als die reichen Waldhofer Kinder gekannt hatte; die Resi zog deshalb zu einer alten Base weiter oben im Thale und der Severin schnürte kurz entschlossen sein Bündel, sagte dem Vater mit wenig Worten

eine Mauerecke nebst ein paar spärlichen Trümmerresten aus dem Chaos von Schutt und Steinen, von Balken und Wurzelstöcken hervorragen.

Nun erkannte die blonde Resi bald mit Verzweiflung im Herzen, warum und für wen sie in der Kirche so inbrünstig gebetet, ihre Mutter, ihr ältester Bruder, der Georg, hatten nebst einem Knecht und zwei Mägden beim Zusammensturz des Hauses unter den Trümmern den Tod gefunden. —

Es dauerte Wochen und Monate, bis der erste Jammer, die ärgste Noth vorüber, bis die Wunden der unheilbaren Katastrophe wenigstens einigermaßen vernarbt waren.

Der Waldhofer gieng zuerst längere Zeit wie im Traume umher. Der schöne Hof war verloren, Weib und Kind auf so gräfsliche Weise verunglückt und was an Wiesen und Ackerfeld, an Holz und Sägmühlen zugrunde gerichtet, das ließ sich auch nicht annähernd schätzen und ausrechnen. Dazu kam noch, dass man dem Peregrin immerhin etwas weniger Mitleid und Theilnahme entgegenbrachte als den übrigen, vom allgemeinen Unglück mitbetroffenen Thalbewohnern. Ja vielfach hieß es geradezu, der Muselgraf sei eigentlich schuld an der ganzen Zerstörung und an all dem Unglück, er habe den Anfang gemacht mit der unsinnigen Abholzung, wodurch dann der Thalbach zum reißenden Wildstrom geworden und von den Seitenhängen die kirchthurmhohen Bergmuhren niedergebrochen seien. Der Waldhofer musste manches harte Wort sich gefallen lassen, doch schließlich verstummten mit den ersten Wehklagen auch die Vorwürfe wieder vor dem allgemeinen Unglück, das ja den früher so stolzen Großbauern selbst am schwersten getroffen hatte.

Mit einiger Beihilfe von Staat und Land wurde schließlich wieder mit aller Energie an die Beseitigung der größten Schäden gegangen, den Bach zwängte man in sein Bett zurück, die im Dorfe zerstörten und beschädigten Häuser erstanden neuerlich aus den Ruinen, und Brücken und Wege wurden ebenfalls wieder in Stand gesetzt. Nur die in haushohen Erd- und Schuttlawinen begrabenen Bauernhöfe an den seitlichen Thalhängen konnten unmöglich wieder hergestellt werden, sie waren und blieben zum großen Theil die riesigen Grabhügel für die von ihnen verschlungenen Opfer. Auch der stolze Herrensitz mit dem Fichtenwappen über der Einfahrt erstand nicht wieder aus den Ruinen. Der Peregrin musste nun mit dem ihm noch verbliebenen zweiten Hofe vorlieb nehmen, wo er sich mit Sohn und Tochter einquartierte. Man hätte nun glauben mögen, es wäre mit den weiteren Kahlhieben ringsum in den Wäldern doch wohl zu Ende gewesen, aber im Gegentheil, jetzt feierten Signor Bortolos Holzwürmer erst recht mit Beil und Säge wahre Orgien in den noch immer nicht ganz zugrunde gerichteten Forsten des Thales. Aber was ursprünglich aus Leichtsinn und unüberlegtem Haschen nach schnellem Gewinn geschehen, dazu zwang und drängte nunmehr die bittere Noth. Durch die umfangreichen Reconstructionsarbeiten, sowie durch die ausgedehnten Wasserschutzbauten waren die Gemeinde und auch zahlreiche große und kleinere Bauern mehr oder minder tief in Schulden gerathen, viele Äcker und Wiesen hatten auch durch die bleibende Vermuhrungs- und Abrutschgefahr um mehr als die Hälfte ihres Wertes verloren, was blieb da anderes übrig, als neuerlich zur einzigen, reichlich fließenden Geldquelle, zur weiteren Abholzung, die Zuflucht zu nehmen? Es dauerte deshalb auch wieder nicht lange, so erstanden neuerlich die Sägen am Bache, und Stamm um Stamm sank im Walde dahin in endlos langer Reihe.

Auch der Waldhofer, der nach

und so weiter Häuser und Straßen, Äcker und Fluren tief unter Wasser stünden, wofür nun die Italiener ganz offen die Leute in den Bergen wegen der unsinnigen Abholzung verantwortlich machen, da schlug der alte Mann mit wildem Gelächter das Glas auf den Tisch, dass es in Scherben gieng und rief mit seiner im Rausche zitternd gellenden Stimme: „So! die Wälschen, die beklagen sich gar noch darüber, dass wir da heraußen so stark abg'holzt haben! Ha, ha, ha! und sie wundern sich obendrein über das Hochwasser! Ja wer hat uns denn zug'rathen zum Holzverkauf, und wohin sind sie denn 'gangen und geh'n sie auch heut' noch, die tausend und tausend Museln und die haushohen Bretterstöß' von allen Thälern im Land? Ich weiß, wer sich zu allererst anklagen sollt' in dieser traurigen Sach', aber heraußen bei uns in den Bergen sitzt die Hauptschuld gewiss nit! Das wollt' ich bloß g'sagt haben, ich, der Waldhofer, der Muselgraf von Thalegg!"

Wir lassen schön danken!

Eine Erinnerung aus der Waldheimat von **P. K. Rosegger**.

In den Siebziger Jahren war's, als der Landesausschuss Doctor Fleckh in Graz mich eines Tages zu sich in seine Wohnung beschied. Ich hatte damals meine ersten Schriften in steirischer Mundart herausgegeben, für welche Doctor Fleckh sich interessierte. War er auf diesem Felde doch selbst thätig und hatte für die „Deutschen Völkerstimmen" Dialectbeiträge aus der nordöstlichen Steiermark geliefert, wobei es ihm gelang, diese eigenartig betonte Mundart fast vollkommen richtig und der Aussprache gemäß wiederzugeben.

Doctor Fleckh hatte als steirischer Landesausschuss die Schulangelegenheiten auf sich; er befragte mich nun über die Schulverhältnisse in meiner kleinen Heimatsgemeinde Alpel, die, von der Ortsgemeinde Krieglach stundenweit entfernt, ihre Kinder dahin nicht schicken konnte. Ich theilte ihm mit, dass vom Jahre 1848 bis 1857 ein alter, freisinniger, durch clericale Einflüsse brotlos gewordener Lehrer in Alpel gelebt und für das tägliche Brot die Bauernkinder im Lesen und Schreiben unterrichtet habe; diesem Umstand verdankte auch ich meine geringe Fertigkeit in den angedeuteten Künsten. Von 1857 bis 1861 waren mehrmals Versuche gemacht worden, in Alpel wieder einen Lehrer zu bekommen; ein junger Mensch, der sich sonst zu nichts recht eignete, gieng her und hielt etliche Wochen Schule, aber es war nichts, die Kinder lernten nichts und blieben endlich aus. Der „Herr Lehrer" lag in den Heustadln umher, steckte mit seiner Cigarre einen solchen unversehens in Brand und entwich dann auf Nimmerwiedersehen. Ein zweiter Versuch, die Schule zu bekommen, misslang ebenso. Ein Jugendfreund von mir hielt einen ganzen Winter Schule in Alpel, dann bekam er eine bessere Stelle im Brandstettgraben bei Stanz. Da ließen es die Älpler sein und meinten, es

Lebewohl und gieng übers Meer nach Amerika. Bruder und Schwester standen am Abschiedstage lange, sehr lange oben bei der Ruine ihres einstmaligen stolzen Vaterhauses, unter welchem ja auch Mutter und Bruder begraben lagen. Das Mädchen kniete am Gemäuer, und Thräne auf Thräne rollte an den Mauerspalten nieder auf den mit einem Kreuze geschmückten kleinen Grabhügel, welchen die verlassenen Kinder dem Andenken ihrer heimgegangenen Lieben errichtet hatten. Dort haben sie auch Abschied fürs Leben von einander genommen; die Bauersleute in den Bergen wissen wenig von den Umarmungen und den conventionellen Küssen der Städter, sie drücken sich mit kurzen Worten, Aug in Auge, die Hände, und solch nahezu stumme Grüße sagen oft weit mehr für ein fühlendes Menschenherz, als Dutzende von mehr oder minder erlogenen Küssen, sei es dann in herzinniger Liebe, in seliger Freude, oder aber, wie beim Abschied unserer Waldhofer Kinder, als herzbeklemmender Ausdruck von unendlichem Jammer und Schmerz.

Und Peregrin, der Muselgraf? Er nahm anfänglich die ihm von Signor Bortolo angebotene Stellung als Oberaufseher über die Holzarbeiter und Sägewerke mit dem Titel eines „Directors“ herablassend an, als aber hier das gewohnte Wohlleben und sein herrisches Wesen nicht mehr recht angehen wollte, so nahm auch diese Art Thätigkeit nach einiger Zeit wieder ein Ende. Darauf versuchte er es mit einer eigenen Holzhandels-Agentschaft, doch damit gerieth er erst recht vom Milchmus auf die Wassersuppe, wie die Thalegger meinten, bis er endlich dabei anlangte, Kienholz und Ahornklötze in die Stadt zu liefern, um dafür von Außen her die Burschen im Thale mit gedrehten Peitschenstöcken und mit Pfeifenröhren aus Weichselholz zu versorgen. Bei dieser Art „Holzhandel“ wäre ihm aber wohl schließlich auch von der Wassersuppe nur mehr das Wasser geblieben, wenn ihn nicht seine Tochter, welche mittlerweile Bäuerin am Hof in der Eben geworden, insgeheim unterstützt hätte. Mit Wissen und Willen des Waldhofers durfte dies aber ja nicht geschehen, weil derselbe den Mann der Resi mit mehr als Bauernzähigkeit als seinen Todfeind hasste, seit er vor Jahren dem Jörg bei der Landtagswahl unterlegen war.

Der mit den Jahren grau gewordene Peregrin war schon länger her um keinen Preis der Welt zu bewegen, das ihm angebotene Asyl auf dem Hof in der Eben anzunehmen und so hatte die Resi ihren Mann dazu vermocht, dem alten Vater bei einem Bauern in Thalegg mit Kost und Quartier eine Unterkunft zu verschaffen, welche der Waldhofer durch zeitweilige Lieferung von Kienholz und Pfeifenröhrl'n freigebig genug zu bezahlen glaubte. Freilich mochte er dabei seine Weichselröhren und Kienholzsplitter noch höher im Preise veranschlagen, als er in früheren Zeiten die schönsten Museln an Signor Bortolo verkauft hatte. Im übrigen saß er so ziemlich die meiste Zeit als Stammgast beim Bärenwirt, da ihm jedoch seine „Geschäfte“ den Wein nicht mehr „tragen“ wollten, so griff er zum Schnapsglas, und wenn er so das richtige Quantum des elenden Fusels getrunken hatte, dann fühlte er sich wieder ganz als der reiche Waldhofer in seiner Glanzperiode. Da gab er den Leuten gute Rathschläge, kanzelte „den Bismarck“ herunter sammt Garibaldi und den Piemontesen, schimpfte über die Regierung und die hohen Steuern, sowie über die schlechte Waldbachregulierung, welche schuld daran sei, dass den Bauern ihre Höfe unter den Füßen wegrutschen.

Wie man ihm aber eines Tages die Zeitungsnachricht vor die Augen hielt, dass drinnen im Wälschland eine große Überschwemmung herrsche, dass bei Verona, Legnago, Padua

bauer nenne ich ihn, der pfauchte mit der Nase in seinen kohlschwarzen Schnurrbart und sagte: „Ein Thurm und eine Glocke? Was brauchen denn wir einen Thurm und eine Glocke, wenn wir doch keine Kirchen haben! Eine Kirchen sollen sie uns bauen, ist gescheiter, dass wir Sonntags nit so weit laufen müssen. Hab' ich nit recht?“

„Ist eh so“, gab ihm der Graben-Jackel bei.

„Für die Kirchen bin ich auch“, ließ sich der Rigelgruber hören. „Daneben machen wir ein Wirtshaus auf; nachher wird's wieder einmal lustig auf der Alm.“

„Ernster Weise“, lenkte ich ein. „Thurm und Glocke hin oder her, ums Schulhaus handelt es sich. Es braucht nichts, als dass ihr euch jetzt beim Bezirksschulrath meldet wegen der Schule, das geht auf Amtswegen so. Das Weitere geschieht dann und ihr habt euch um gar nichs zu kümmern.“

Die Bauern schauten sich an.

„Jetzt haben wir Micheli, zu Allerheiligen könnt ihr die Schule haben. Das Anbauernhäusel wird dazu hergerichtet.“ So ich.

„Das Anbauernhäusel wär' eh nit zwider“, meinte der Rigelgruber, und that so mit seiner Tabakspfeife um, ohne dass er zum Rauchen kam. Wenn sie so umthun mit derlei und es kommt nichts zu Stande, da kann man's im voraus sagen: es ist nichts zu machen.

„Zu Allerheiligen braucht man die Kinder noch zum Viehhalten“, warf der Graben-Jackel ein.

„Um Allerheiligen gibt's ja schon Schnee, da bleibt das Vieh im Stall“, sagte ich.

„Und die Kinder sollen im Schnee den weiten Schulweg machen?“ begehrte der Tippelbauer auf. „Wo sie eh keinen Schuh haben. Sollen den Kindern Gewand kaufen, die Herren, dass sie im Winter in die Schul gehen können. Gewand sollen sie ihnen kaufen, ist gescheiter!“

„Man braucht sie auch daheim zum Dreschen, im Stall und zum Arbeßschälen“, setzte ein anderer bei.

„Aber Vetter!“ rief ich, „Arbessen (Erbsen) wachsen ja gar keine in Alpel.“

„Freilich wachsen keine“, rief jener, „weil es zu kalt ist. K u n n t e n aber wachsen, wenn es wärmer wär. Und was können die Schulkinder dafür, dass keine Arbessen wachsen!“

„Na, na“, suchte der Tippelbauer die merkwürdige Rede zu verwischen, „auf die Arbessen kommt's nit an. Die Kinder haben zum Schulgehen nit derweil.“

Da stutzte ich einmal.

„Es ist eine große Begünstigung, die man euch gewährt“, sagte ich dann wieder.

Jetzt hieb der Tippelbauer seine Faust in den Tisch hinein und rief: „Nach dem Gesetz d a r f es gar nit sein!“

„Ihr habt es besonderen Wohlthätern zu verdanken.“

„Unsereiner ist auch nit so dumm!“ fuhr der Bauer fort, „und nach dem Gesetz d a r f es gar nit sein! Vierzig Schulkinder müssen sein, sonst ist man nicht verpflichtet, eine Schule anzunehmen!“

„Kann eh sein, wird eh so sein“, sagten die anderen.

„Der Pfarrer hat's gesagt!“

„Also wollt ihr — “ meine Stimme stockte fast, „wollt ihr die Schule nicht annehmen?“

Die Bauern schauten sich jetzt gegenseitig an. „Weiß halt nit.“ — „Wird eh gescheiter sein, nit.“ — „Das müßst gut bedacht werden“, so murmelten sie untereinander. Nun ergriff wieder der Tippelbauer das Wort: „Es hat's bisher ohne Schul gethan, wird's fürder auch thun. Der Bauer hat eh nit Zeit zum Lesen, der soll bei Zeiten arbeiten lernen, ist gescheidter.“

gehe auch so. Es gieng wirklich auch so und die wenigen Bauern, die noch dort waren, ersparten sich die Unkosten.

„So wollen wir doch trachten, dass Alpel eine ordentliche Schule bekommt! Von amtswegen“, sagte Doctor Fleckh.

„Das wird halt schwer gehen“, war mein Einwand. „In Alpel haben die Bauern angefangen, ihre Häuser zu verkaufen und fortzugehen und jetzt sind lange nicht mehr vierzig Kinder zusammenzubringen.“

„Das weiß ich schon“, entgegnete der Doctor, „wir wollen es aber ausnahmsweise mit einer geringeren Zahl versuchen, vielleicht geht's. Ihnen zuliebe möchte ich in Alpel eine Schule aufrichten. Und wenn es der Gemeinde besser geht, wird sie es in wenigen Jahren auch leicht auf vierzig Kinder bringen.“

Freudig erregt habe ich den Mann verlassen.

Einen Monat später konnte mir Doctor Fleckh schon mittheilen, dass er es durchsetze. Ein ordentlicher Lehrer mit dem Gehalte von 300 fl. wird in Alpel angestellt. Der kostet den Bauern nichts; aber das Schullocal müssten sie beistellen, was in einer Berggemeinde, wo durch Auswanderung ja manches Haus leer steht, nicht schwer sein dürfte. Ich solle es der Gemeinde mittheilen.

Allsogleich reiste ich ins Gebirge, um meinen Heimatsgenossen die gute Nachricht mitzutheilen. Die Bauern nahmen aber meine gute Nachricht etwas kühl auf.

„Wo soll er wohnen?“ meinten sie, „wo soll er Schule halten? Wir haben keinen Platz und die abgekommenen Häuser, die zwar noch stehen, haben kein Dach und kein Fensterglas. Ja, das wird halt frei nit gehen, lassen wir's lieber gut sein.“

Das ließ ich's nun zwar nicht. Ich sah manchen heranwachsenden Knaben, frisch und aufgeweckt; soll was lernen und leisten in der Welt und hat keine Schule!

Zur selben Zeit machte ich zufällig die Bekanntschaft eines Gutsbesitzers im Mürzthale, Herrn Knaur, der in Alpel mehrere Bauernhöfe aufgekauft hatte. Dem theilte ich mein Anliegen mit. „Ja“, lachte er, „da ist leicht Rath. Eine Schule müssen sie freilich haben. Ich habe sie gern, die Alpel-Leute, sie sind so gute, aufrichtige Leute. Schade, dass sie so arm sind. Sie müssen sich aufraffen und man muss ihnen helfen. Ich habe Häuser leer stehen in Alpel. Ich bin bereit, eines davon, welches ziemlich im Mittelpunkt der Gemeinde gelegen ist, auf eigene Kosten für ein Schulhaus herrichten zu lassen. Ein geräumiges, lichtes Schulzimmer, eine Lehrerswohnung mit zwei Zimmern und Küche, der Mann wird ja nicht allein bleiben wollen. Ein Stall für Kuh und ein paar Schweine und eine Wiese und ein Gemüsegarten, das soll meine Sorge sein. Ferner wollen wir auf das Schulhaus ein Thürmchen setzen, und eine Glocke hinein, die soll der Schullehrer dreimal des Tages läuten; die Bauern haben in Alpel ohnehin ihr Lebtag noch keine Glocke gehört; wird ihnen auch wohl thun, wenn sie täglich dreimal ans Gebet und an ihre Zusammengehörigkeit erinnert werden. Ja, das machen wir, lieber R.“

Ich war ganz selig und lief wieder nach Alpel, um den Bauern mitzutheilen, dass ihnen Lehrer und Schulhaus gar nichts kosten würden, dass sie auch noch einen Thurm und eine Glocke bekommen, die man in der ganzen Gemeinde hören kann.

Ich hatte insoferne Glück, als ich die Maßgebenderen der Gemeinde gerade bei einer Besprechung wegen Viehhut oder eines Brückenbaues beisammen traf. Gleich sagte ich ihnen hin, was ich wusste.

Da war einer vorhanden, seinen rechten Namen nenne ich nicht, Tippel-

ständige Bauernthum hat es, man möchte sagen, instinctiv empfunden, dass die Bücher und die Schreibfeder und was sie bringen und was sie wollen, für den Landmann, der seine Scholle persönlich bearbeiten muss, unter Umständen ein bedenklicher Gewinn sind, für Landarbeit unlustig machen, fortlocken! Es hat sich verzweifelt dagegen gewehrt, aber genützt hat's doch nichts. Die Leute finden auch ohne Schulhausthür das Loch hinaus in die weite Welt. Aber draußen sind sie arm. Daheim wären sie ohne Kunst zu lesen, zu schreiben und zu rechnen freilich gut ausgekommen, wenn es beim alten geblieben wäre, aber in der Fremde sind sie arm! Auch mir wäre die alte Zeit mit dem starken Bauernthume lieber gewesen, aber was hilft das? Die neue Zeit ist da und man muß sich mit ihr abfinden, so gut es geht. Wenn in der Übergangszeit nur nicht so viele arbeitsame Leute und brave Familien zugrunde gehen müßten! Einem Sohn des Tippelbauers begegnete ich vor kurzem in der Idlhofgasse zu Graz. Er wollte mir rasch ausweichen, schämte sich wahrscheinlich seines herabgekommenen Aussehen wegen; ich hatte ihn aber erkannt: „Na, Franzl! Bist es oder nicht?"

„Ei freilich, sein thu' ich's schon, aber wie! Der Herr Peter hätte es uns gut gemeint, damals, ich weiß es wohl."

„Was machst denn?"

„In der Andritzer Fabrik Kohlen schleppen! immer einmal sogar in den Abzugscanälen umherkriechen. Muss noch froh sein, wenn man Arbeit hat. Wenn man gar nichts gelernt hat! Wenigstens ein bissel lesen und schreiben können, um wieviel wär's besser! Aber mein Vater ist halt auch ein Steinschädel gewesen."

Bei einem Glase Wein — nachträglich hatte er eingestanden, es wäre ihm Bier lieber gewesen — kam uns der Einfall, er könnte es ja nachtragen. Bei seinem Alter sei es doch keine Kunst, lesen und schreiben zu lernen. Wöchentlich ein par Stunden!

Seitdem sitzt allsonntägig der sechsundzwanzigjährige A-B-C-Schütze bei der Fibel. Und ich glaube, schon jetzt sind ihm die Buchstaben von Nutzen. Der alte Tippelbauer, wenn er noch lebte, müsste es auch zugestehen, dass in Wirtshäusern die Schnapser und Spiellumpen und anhabigen Weibsbilder eine schlechtere Gesellschaft sind, als die vierundzwanzig Kameraden in der Fibel.

Die anderen stimmten ihm bei.

Jetzt glaubte ich einen Trumpf auszuspielen mit der Bemerkung, dass mancher aus Alpel, der beim alten Schulmeister lesen und schreiben gelernt, es zu etwas gebracht habe.

„Ja freilich“, entgegnete der Tippelbauer. „Davongelaufen sind sie. Einer, der was gelernt hat, bleibt nit in Alpel und wir können uns nachher unsere Arbeitsleut aus Kiefernholz schnitzeln.“

„Ist eh so, ist eh so!“ stimmten die anderen lebhaft bei.

„Mir thut's weh“, sagte ich dann, „wenn einer von euch ins Thal hinabkommt, so heißt's: Ein Almjodel, der keinen Buchstaben kennt! und lachen euch aus.“

„Sie sollen lachen“, antwortete der Tippelbauer, „wenn sie genug gelacht haben, werden sie schon aufhören.“

„Und euere Buben, wenn sie Soldat werden müssen und nicht lesen und nicht schreiben können! die werden nichts zu lachen haben.“

„Mit Lesen und Schreiben werden die Soldaten den Feind nicht verjagen“, sagte er.

„Ja, wollt ihr denn gar nicht gescheiter werden?“ rief ich fast zornig.

„Gescheiter werden? Wer von Natur dumm ist, den macht kein Büchel nit gescheit. Schon eher verruckt.“ Damit blinzelte er etwas absichtlich auf mich.

Jetzt räusperte sich der Graben-Jackel.

„Was meinst?“ fragte ihn der Rigelgruber.

„Wir erkennen es ja an“, sagte der Graben-Jackel. „Wär' gut gemeint von den Herren, wär' gut gemeint. Aber ich denk', wir bedanken uns und wenn wir Alpel-Bauern eine Schule brauchen, so werden wir uns schon selber eine anschaffen.“

„So ist's“, bestätigten die anderen.

„Und ihr nehmt die Schule wirklich nicht an?“

„Ist unnöthig Sach' und kostet allemal Geld.“

„Ich habe euch doch gesagt, nicht einen Kreuzer! Der Lehrer wird vom Land bezahlt, das Schulhaus vom Herrn Knaur.“

„Wär' eh soweit recht. Aber für uns kommt's hintendrein. Bei der Steuer und so.“

„Steuer, Schulsteuer müsst ihr auch so mitzahlen, trotzdem ihr keine habt.“

„Und hätten wir eine, thät's uns noch mehr kosten.“

Man weiß ja, wie sie herumreden, wenn sie etwas nicht wollen. Und da ist all umsonst. Nochmals hatte ich eingesetzt und meine ganze Kraft aufgeboten, sie zu überzeugen. Schon glaubte ich einen Augenblick, ich hätte sie, da fragte einer wieder den anderen: „Was meinst dazu?“ Und jeder gab schließlich zur Antwort und blieb dabei: „'s wird doch gescheidter sein, wir lassen es beim alten. — Wir lassen schön danken.“

Mit einem Gefühle von Empörung habe ich an jenem Tage die Gegend verlassen. Herr Knaur, den ich am Abende traf, war schon begierig, was die Alpel-Bauern gesagt hätten. Ich log, dass die Sache noch nicht beredet worden sei, ich schämte mich.

Eine Woche später, nachdem er inzwischen selber in Alpel gewesen, traf Herr Knaur mich auf der Gasse an: „Wissen Sie etwas Neues? Die Bauern wollen nicht. Aber das Haus lasse ich doch herrichten, und einen Thurm hinauf, und eine Glocke hinein.“

Das Haus steht heute noch, wohnt der Jäger drin, und die Leute von Alpel können täglich dreimal die Glocke hören; aber es sind ihrer nicht mehr viele dort. Es thut mir in die Seele weh, denn so hartköpfig sie oft waren, gerne gehabt habe ich sie doch. Trotzdem in Alpel keine Schule ist, sind die Leute fortgezogen und die paar Bauern dort können ihre Knechte und Mägde aus Kiefernholz schnitzeln. — Der Tippelbauer hatte ja eigentlich nicht so unrecht gehabt. Das alt-

Exhumierung des österreichischen Helden. Er wollte die Stelle nicht sagen, wo Hofer begraben worden war und den Todtengräber nicht nennen, der es gethan hatte. Die tirolischen Officiere sahen, dass sie hier auf feindlichem Boden standen, obschon die Lombardei damals unter österreichischer Herrschaft lag. Was also nicht gutwillig geschah, das erzwangen sie. Der Monsignore sprach auf einmal ein ganz artiges Deutsch, ließ den alten Todtengräber holen, fand den Schlüssel zu seinem Baumgarten, wo in einem Winkel der Sandwirt begraben lag. Der Todtengräber wusste es ganz genau, hatte er doch an der Stelle auf die Mauer mit Kohle geschrieben: „Der Tiroler Rebellenhäuptling" und war doch nachher auch die Tafel angebracht worden mit folgender Inschrift: „Qui giace la spolia del fu Andrea Hofer, detto General Barbone, Commandante supremo delle Milizie del Tirolo, fucilato in questa fortezza nel giorno 20 Febbrajo, sepolto in questo luogo."

Der Himmel war sternenhell wie in jener Nacht, als Franzosen den Hofer im Schneegebirge von Passeier gefangen hatten. Als ob es keinen Sturm und keinen Pulverdampf gebe auf Erden, so friedlich und rein war die Natur. Mehrere Arbeiter waren herbeigeholt worden, um das Grab zu öffnen, anfangs klangen die Spaten an der gefrorenen Scholle, bald wurde das Erdreich lockerer und in kaum einer Stunde beleuchteten die qualmenden Fackeln das Gerippe.

Wie vorher der Pfarrer, so war nun auch der städtische Oberarzt aus seinem Bette geholt worden, um unter den Augen der Tiroler die Gebeine zu sammeln und deren Aushebung zu überwachen. Diese wurden in eine bereitgehaltene Holzkiste gethan. Der Pfarrer stellte das Zeugnis ihrer Echtheit aus, und nachdem er den Officieren noch ein Glas Wein angeboten hatte, was aber abgelehnt wurde, schieden die Herren gar höflich auseinander.

Die Kiste mit den theuren Gebeinen erhielt für den Rest der Nacht eine Ehrenwache von zwölf Mann. Und am anderen Morgen gieng's der Heimat zu.

In Trient angekommen, stifteten die Officiere einen Sarg, in welchen Hofers Überreste gelegt wurden, dann wollten sie ihn dem Kreisamte von Bozen übergeben, damit dieses die Bestattung auf dem heimatlichen Kirchhofe im Passeierthal veranlasse.

Zur selben Zeit hatte aber der Kaiser Franz schon vernommen, was geschehen war. Einmal war seine Vermittlung schon zu spät gekommen, diesmal kam der Befehl noch früh genug: Andreas Hofer soll nicht auf einem Dorffriedhofe liegen und vergessen werden, seine Gebeine seien zu Innsbruck in der Hofkirche feierlich beizusetzen. Also befahl es Kaiser Franz.

Vierzehn Jahre früher war in derselben Hofkirche ein großes Fest gewesen. Dem Commandanten von Tirol war das Ehrengeschenk des Kaisers, eine goldene Kette, um den Hals gehängt worden. Damals war der Sandwirt der Regent des Landes, so viel als gefürsteter Graf von Tirol.

Auf kriegerische Erfolge und politische Größe ist kein Verlass, sie haben keinen Bestand. Was Andreas Hofer unsterblich macht, sind nicht seine Siege und Würden, sondern ist seine Treue, heldenhafte Heimats- und Freiheitsliebe. Und so zogen nun nach vierzehn Jahren seine irdischen Reste, wie Reliquien eines Heiligen verehrt, ein in die Hofkirche der Hauptstadt. Der Sarg war geschmückt mit Hofers Hut und Säbel und der goldenen Kette. Sechs Landesvertheidiger aus dem Jahre Neun trugen ihn. Hofers tapfere Kameraden Speckbacher und Sweth schritten unmittelbar hinter dem Sarge und eine ungeheuere Menschenmenge folgte ihm. Das Volk von Tirol

Andreas Hofers Heimkehr aus Mantua.

An einem frostigen Winterabende des Jahres 1823 erklangen die gefrorenen Schollen der Straßen von Mantua unter den Hufen und Schritten eines einmarschierenden Soldatentrupps und bedeckt von demselben ritten fünf Officiere hoch zu Ross in die Citadelle ein. Es war das erste Bataillon des Tiroler Jägerregimentes, welches aus einem italienischen Garnisonsorte nach Trient verlegt wurde. Die Mannschaft war guter Dinge, dem heimwärts gieng's, aus dem welschen Lande heimwärts — und das ist dem Tiroler immer zur Lust. Die Officiere sprachen im Albergo di Crocce zu, um sich nach scharfem Marschtage einen guten Abend anzuthun. Wenn man nach langem Aufenthalt in fremdem Lande nun in zwei Tagen zwischen den heimischen Bergen sein wird, da erst schmeckt der rothe Italienerwein. Doch eine eigentlich lustige Stimmung kann dem Tiroler zu Mantua nicht aufkommen. Ob das Lied damals schon gedichtet war, das weiß ich nicht, allein in der Luft tönte es wie weher Saitenklang: „Zu Mantua in Banden der treue Hofer saß!“ — Die Officiere gedachten des Helden, der dreizehn Jahre früher in dieser Festung hingerichtet und begraben worden war. Plötzlich hieb Oberlieutenant Josef von Schön die Faust auf den Tisch und rief: „Meine Herren, ich weiß was! Nehmen wir den Hofer mit nach Hause.“

Das Wort zündete, alle sprangen in die Höhe und sagten: „Das ist eine Rede! Nehmen wir den Sandwirt mit nach Tirol. Wenn's einer verdient hat, in geliebter Heimatserde zu ruhen, so ist's der Hofer. Eine Handvoll Tirolererden legt's mir auf mein Grab! war das nicht sein letzter Wunsch! Nein, Anderl, nicht eine Handvoll, ganz Tirol soll deine Ruhstatt umfrieden. — Sofort exhumieren, in dieser Nacht noch, denn morgen früh marschieren wir weiter.“

Sie waren einig. Nur der Hauptmann Freiherr von Sternbach hatte das Bedenken, ob für das löbliche Werk nicht eine kaiserliche Vollmacht nöthig wäre?

„Wir brauchen keine!“ sagte Lieutenant Hauger. „Wir können nicht da sitzen bleiben, bis von Seiner Majestät die Vollmacht herabkommt. Und eine solche Gelegenheit ergibt sich sobald nicht wieder. Auf, Kameraden, gehen wir gleich zum Festungspfarrer.“

Zehn Uhr abends war es, als sie im Pfarrhofe vorsprachen. Seine Ehrwürden, Signore Antonio Bianchi, wollte natürlich fürs erste nicht aufmachen lassen, fürs zweite nicht aus dem Bette steigen, fürs dritte nicht deutsch sprechen und schließlich, als er zu all dem genöthigt worden war, seine Einwilligung nicht geben zur

Vom Familiensinne.

Pädagogische Winke für Eltern und Erzieher. Vom Oberlehrer **J. Weinhardt.**
(Schönau in Steiermark.)

Jedem, dem die wahre familielle Erziehung am Herzen liegt, wird die Thatsache nicht entgehen, dass heutzutage Erwerbs- und Gesellschaftsverhältnisse auf das Familienleben ungünstig einwirken. Ist auch ein Theil der wiederkehrenden Klagen, dass die Familienbande sich lockern, der Sinn für innige Zusammengehörigkeit erlischt, auf die echt menschliche Schwäche zurückzuführen, sich aus der rauhen Wirklichkeit in eine Welt abgeklärter Erinnerungen zu flüchten, so kann nicht geleugnet werden, dass dort, wo Eltern tagsüber fern vom Hause in Arbeit stehen und erst abends müde und nicht selten verdrossen heimkehren, dass dort, wo die Sorge als täglicher Gast sich einfindet, aber auch dort, wo das Wohlleben geräuschvolle Vergnügungen mit sich bringt, die Familie nicht mehr der Ort ist, „an welchem die reichsten und reinsten Quellen des Sittlichen entspringen". Wer nun bedenkt, dass im Kreise der Familie das Rechtsgefühl sich zuerst offenbart, dass der Grundsatz des Eigenthums sich hier entwickelt, dass die wahre Religiosität an die inneren Beziehungen der Eltern zu den Kindern, vor allem an das unantastbare Heiligthum der Elternliebe anknüpft, der wird sich gedrängt fühlen, Eltern und Erzieher auf die Nothwendigkeit der Pflege von Gesinnungen zu erinnern, die den Menschen adeln und ein ideales Band um jede seiner Gemeinschaft schlingen.

Jede gesellige Vereinigung, ob flüchtig oder dauernd, wurzelt in der Fähigkeit des Menschen, seine Persönlichkeit durch Theilnahme an dem Wohle anderer und durch Hingebung an gemeinnützige Zwecke zu einer menschlichen Gemeinschaft zu erweitern, und sein eigenes inneres Leben mit Werken zu erfüllen, die das Leben und Wirken eines größeren Kreises bestimmen. Wo sie fehlt, vergiftet die ungezügelte Selbstsucht, die Quelle aller Unsittlichkeit, das Leben des einzelnen, wie der Gesammtheit.

Nicht bloß das äußere Bedürfnis, die Hilflosigkeit und wechselseitige Abhängigkeit der Menschen von einander in so vielen Lebenslagen, der Drang, sich anzuschließen, wenn der Mensch sich selbst nicht genügt, führt zur Geselligkeit, sondern vor allem das unabweisliche Gebot des inneren Menschen, seine Persönlichkeit als Mittelpunkt der eigenen Lebensverhältnisse zu fühlen und zu erkennen, drängt nach Erweiterung seines Selbstgefühles in anderen und durch sie. Ehr- und Pflichtgefühl, Nächsten- und Vater-

begleitete zur letzten Ruhestätte den, in welchem seine Tapferkeit, Frömmigkeit und Treue verkörpert bleiben wird für alle Zeit.

Hofers Ruhestätte schmückt heute ein schönes Monument. Auf granitenem, mit Reliefs geziertem Sockel ragt in Überlebensgröße Hofers Standbild. Und in diesen Tagen wird dem herrlichen Manne auch nahe der Stadt, auf dem Berge Isel, ein Denkmal errichtet. Die Menschheit kann ihren edlen Vorbildern nicht genug thun. Je kleiner und kleinlicher die Zeit wird, desto leuchtender stehen die großen Charaktere da; je weniger man imstande ist, es ihnen gleichzuthun, desto mehr ehrt und bewundert man sie.

Jene fünf Officiere aus dem Tiroler Jägerregimente, denen wir die Heimbringung von Hofers Überresten verdanken, waren Eduard Freiherr von Sternbach, Johann von Rumpelmayer, Alexander Chevalier de Rocqueville, Oberlieutenant Josef von Schön und Lieutenant Georg Hauger.

Nun geschah es, was geschehen musste. Sie wurden ihrer eigenmächtigen That wegen in kriegsgerichtliche Untersuchung gezogen. Das Werk war zwar sehr schön und patriotisch gewesen, hieß es, allein es wäre ohne höheres Vorwissen, Gutachten und Befehl geschehen, daher sei es ungesetzlich und strafbar. Dass die fünf Wackeren deshalb kriegsgerichtlich erschossen werden würden, befürchtete man zwar nicht, indes kam hoher Befehl an den Regimentsinhaber, dass den genannten Officieren ihre Handlungsweise „nachdrücklich zu verheben sei“.

Ich vermuthe, dass diese „Verhebung“ eher wie eine Erhebung ausgesehen haben dürfte. R.

Das Bankett zu Rabenstein.

Zu Rabenstein im Rittersaal,
Da sieht man viele Gäste;
Es schäumt der Wein im Goldpokal
Beim frohen Siegesfeste.
Bei Scherz und Jubel durch die Nacht,
Bei heit'ren Tanzesweisen, —
Sieh! wie im Saal voll stolzer Pracht
Die bunten Paare kreisen.
Die Musikanten am Balkon
Mit Harfenklang und Singen,
Durch süßer Lieder Zauberton
Manch' stolzes Herz bezwingen.
„O holdes Liebchen, lass mich ein!“
Der Ritter flüstert leise.
Sie sagt nicht ja, sie sagt nicht nein,
Sie drehen sich im Kreise.
Doch plötzlich dringt ein Angstgeschrei
Durch Scherzen und durch Lachen,
Im Saal' ist alle Lust vorbei,
Es tönt zum Ohr ein Krachen.
Die eben noch mit Jubelton
Erfüllt die hohen Hallen,
Sind mit dem hohen Schlossbalkon
In's Felsengrab gefallen.
Dort liegen sie am Felsenhang
Von Sturm und Wind umwettert,
Verklungen ist der Lieder Klang,
Die Sänger sind zerschmettert.
Verrauscht ist Jubel und Gesang,
Der Liebe traut' Gekose,
Die Burg, wo einst die Harfe klang,
Verfiel dem Erdenlose.
Zerstoben ist der Gäste Schar,
Verlassen steh'n die Hallen.
Wo einst des Frohsinns Stätte war,
Die Mauern sind zerfallen.
Doch ewig jung das Lied erklingt,
Des Sängers frohe Weise,
Die schmeichelnd in die Herzen dringt,
Der schönen Welt zum Preise.

Ferdinand Ebhardt.

für das Wohl oder auch nur zur inneren Freude anderer gewirkt zu haben, mit sich bringt, desto leichter bekämpft er den Trieb, sich selbst nur dienen zu wollen. Findet er wiederholt Gelegenheit, edle Gesinnungen zu bewähren und zu bethätigen, lernt er den inneren Wert seiner Grundsätze schätzen, erhält er dadurch für den Wert seines Lebens einen anderen Maßstab als den des Erfolges, dann befestigt sich in ihm die Überzeugung von der Pflicht, für die Gemeinsamkeit zu leben und ihr zu dienen, und er gewinnt auch die Kraft, trotz Missverständnis und trotz Missdeutung seiner edelsten Beweggründe und Absichten an der gewonnenen Einsicht in die Nothwendigkeit der Hingebung an das Wohl anderer getreu festzuhalten. Nirgends bieten sich dem Kinde und dem jungen Menschen schönere Anlässe, diese Gesinnungsweise in sich zu erwecken, zu bewähren und zu bethätigen, als gerade in der Familie. Freilich sind die Schwierigkeiten groß und erscheinen vielleicht oft unüberwindlich, aber man lasse sich deshalb noch nicht entmuthigen. Bei manchen Individuen geht die Erregung des Mitgefühles und die Bekämpfung der oft nur im kindlichen Eigensinn wurzelnden Selbstsucht sehr langsam und unmerklich vor sich; man lasse sich jedoch deshalb nicht abhalten, immer wieder von neuem zu versuchen, lasse sich durch Misserfolge nicht abschrecken oder gar erbittern, und lege ja nicht in verbittertem Missmuthe der Natur zur Last, was füglich nur Folge von Verwahrlosung, verzärtelter Erziehung oder ungünstiger Einwirkungen der früheren Zeit ist; man zeige offene, ehrliche Freude über die schwächste Regung und verfalle nicht in den Fehler, rasch ein Gemeingefühl dem abzusprechen, der nach schwachen Anläufen gleich wieder seinen selbstsüchtigen Regungen freien Lauf läfst. Man lasse sich aber auch nicht durch den Sarkasmus nüchterner Egoisten abbringen; vielmehr je zahlreicher diejenigen sind, welche die Pflege des Gemeinsinnes in seiner traulichsten Erscheinungsform, nämlich der innigen Familienzusammengehörigkeit, Thorheit oder Schwärmerei nennen, desto nothwendiger ist es, nichts zu versäumen, was dazu dient, in der Geselligkeit selbstsüchtiges Übelwollen zu ersticken, die Freude an der Wirksamkeit für das Wohl und Glück seiner nächsten Umgebung zu beleben und zu nähren.

Wer Kinder beobachtet, die unter der Hand liebevoller Eltern gelernt haben, die ersten Regungen kindlicher Selbstsucht, trotzigen Eigenwillens und neidischer Missgunst zu verwinden, die nicht seliger sein können, als wenn sie die Zufriedenheit mit ihrem Gehorsam den Eltern vom Gesichte ablesen, oder wenn sie etwas, was ihnen selbst lieb und wert ist, ihren Geschwistern oder Eltern anbieten lernen, und dabei einer weichen Freundlichkeit begegnen: der weiß auch, wie mächtig sich infolge der gegenseitigen Rührung während solcher Augenblicke das Bedürfnis des Kindergemüthes, sich ganz zu kennen, regt.

Solche wohlthätige Gemüthsbewegungen kann der Erzieher durch ruhige, sanfte Vorstellung, durch Erregung der sympathischen Gefühle, durch zweckmäßige Ermunterung und durch herzlichen Hinweis auf das Beispiel geliebter Personen hervorrufen und zur weiteren Gemüthsbildung bei genauer Aufsicht mit größerem Erfolge verwerten, als durch harte Behandlung und durch verstimmende Vorwürfe. Der aufmerksame Erzieher wird dem ungestümen Begehren selbstsüchtiger Regungen am besten entgegentreten, wenn er seinen Zögling so zu lenken versteht, dass er sich selbst um die Vortheile, die er begehrt, durch sein Ungestüm bringt. Wo dies nicht möglich ist, verletze der Erzieher nie die Empfindlichkeit durch harten Tadel, der nur abstumpft, sondern

landsliebe, staatsbürgerlicher Sinn und lauterste Menschlichkeit danken dem Hervortreten des rein Menschlichen in jeder Persönlichkeit ihren Ursprung.

Diejenigen, welche bloß das äußere Bedürfnis der Geselligkeit im Auge haben, können leicht Recht behalten, wenn sie auf die Gefahren derselben hinweisen und erklären, dass sie Aufhören jeglichen Selbstgefühles, Unselbstständigkeit, Hang zu nichtssagenden Zerstreuungen und Vergnügungen, Schwatzhaftigkeit und Gefallsucht befürchten, allein sie werden ebenso leicht widerlegt werden, weil sie nur den Zustand des einzelnen Menschen erwägen, von einer einseitigen Betrachtung der menschlichen Natur und ihrer Bedürfnisse ausgehen und außeracht lassen, dass Hingebung und Wohlwollen ebenso ursprünglich und nothwendig zur Erhebung und Entfaltung des ganzen Menschen gehören, wie das Selbstgefühl mit seinem Rechte auf Selbsterhaltung und Selbstschätzung. Der wahre Erzieher wird sich daher die Ausbildung der freien, selbständigen Persönlichkeit im Dienste einer für die Gesammtheit fruchtbaren Thätigkeit als den sittlichen Zweck der Charakterbildung angelegen sein lassen.

In dieser Hinsicht kann die erziehliche Thätigkeit nicht früh genug beginnen. Freilich, solange die erste Hilflosigkeit währt, sind starke, auf das Gemüth wirkende Eindrücke, ebenso wie schneller Wechsel derselben zu vermeiden. Allein da das Kind schon um des nothwendigen Gehorsams willen beständig die Überlegenheit des Erwachsenen und wiederholt seine eigene Hilflosigkeit empfinden muss, dürfen und können die begleitenden Gemüthszustände und ihre unwillkürlich auftretenden kindlichen Äußerungen beobachtet und gepflegt, vor allem der Geist der Geselligkeit, welcher das Übelwollen fernhält, erweckt werden.

Sobald aber die erste Hilflosigkeit aufhört, darf schon daran gegangen werden, Stimmungen zu erregen, welche den Gemeinsinn erwecken und die Hingabe an edle Vorbilder zu einem Gemüthsbedürfnisse machen. Eindringliche, doch nicht aufdringliche Erzählungen, im warmen Tone inniger Überzeugung vorgeführt, der Hinweis auf Fälle edler Selbstlosigkeit und auf Beispiele warmer und thätiger Antheilnahme an dem Schicksale anderer, insbesondere in dem Munde der geliebten Mutter, wirken unmittelbar und bleibend. Freilich muss man sich zunächst beschränken, dass diese reine Theilnahme anfänglich Gefühl bleibt und erwägen, dass erst allmählich die Pflicht edlen Mitgefühles als Grundlage echten Gemeinsinnes im reiferen Zöglinge Sache der Erkenntnis wird.

Diesen lehre man und zeige auch ihm, an Poesie und Geschichte anknüpfend, die Mannigfaltigkeit menschlicher Verbindungen, die wechselseitige Abhängigkeit, die Erhabenheit der Pflicht, das Wohl anderer zu fördern, man weise hin auf die bedauernswürdigen Sclaven der Selbstsucht, die, arm an reinen Freuden, ihr Herz auf sich selbst beschränken; man lehre ihn den innern Wert der Menschen aufsuchen und wertschätzen, das echt Menschliche in jedem einzelnen achten. Man hüte sich, durch üble Nachrede oder bittere Schilderungen der Bosheit, Niedrigkeit, Schwäche und Gemeinheit einzelner Menschen in dem jungen Gemüthe den Adel der Menschennatur herabzusetzen, und wenn dies anderwärts geschieht, suche man durch den Hinweis auf edle Regungen, die aus den Thaten schlichter und oft selbst wenig gebildeter Menschen hervorleuchten, das Gift auszuscheiden.

Sollen die erweckten und gehegten Gesinnungen zu Grundsätzen werden, so muss den Zöglingen Anlass geboten sein, die Gesinnungen durch Handlungen zu bethätigen, denn je öfter der junge Mensch in die Lage kommt, sich der reinen Befriedigung zu erfreuen, die das Bewusstsein,

der durch traurige Verhältnisse verdeckte häusliche Kreis dem Kinde sichtbar und fühlbar wird.

Der häusliche Kreis ist die Welt der ersten Willensthätigkeit des Kindes; sie erhält ihre Bestimmung durch die Regungen der Eltern- und Geschwisterliebe; diese also muss genährt werden. Die Liebe zur Mutter ist das erste Gefühl des Kindes; es ist die Frucht der sorgfältigen Fürsorge um das leibliche Wohlergehen. Diese im Anfange rein natürliche Seelenstimmung wird ohne weiteres Zuthun zur festen, innigen und reinen Gesinnung, wenn die Eltern nicht selbst die natürliche Entfaltung durch zweckwidriges Verhalten unterbinden. Erstickt darf die Elternliebe nie werden, und darum vermag sie auch der außenstehende Erzieher zu beleben, wenn sie durch Verschulden der Eltern niedergehalten wurde, denn man rechnet und sündigt in Familien zuviel auf die Stimme der Natur, zumal in Familien, wo die große Dürftigkeit oder das zerstreuende Wohlleben die Mutter dem Kinde entfremden. Jedes Kind muss aus Zufriedenheit und Unzufriedenheit die gleichbleibende Liebe der Eltern spüren.

Der mürrische oder übellaunige Vater, der, wie der schlaue Auflauerer und der hartherzige Zuchtmeister, das Kindesgemüth zurückstößt, wird wohl gefürchtet, aber nie geliebt. Die schwache, wankelmüthige, parteiische Liebe und Zärtlichkeit verschwendende oder dem Kinde aufdringende Mutter wird herrisches Wesen und selbstsüchtige Ausbeutung der mütterlichen Schwäche, aber keine Liebe bei ihren Kindern erwecken und wird nicht selten in späteren Jahren missachtendem Mitleide begegnen. Nur durch herzliche Theilnahme, wahre Fürsorge, inniges Wohlwohlen, Billigkeit im Fordern, Festigkeit im Anordnen, schonende Nachsicht gegen Schwäche, Strenge gegen Fehler, Gerechtigkeit in der Beurtheilung, zu dem kindlichen Gemüthe sprechende Freundlichkeit und eigene musterhafte Haltung wird die Elternliebe im Kindesherzen wacherhalten, gefestigt und gesteigert. Die Elternliebe will erworben sein, sie kann nicht erzwungen oder abgekauft werden. Daher irren diejenigen, welche meinen, durch Gewährung jeder Bitte, durch Nachgiebigkeit gegen den Kinderwillen, durch Nachsicht bei offenbaren Fehlern, durch Überhäufung mit Geschenken, durch unablässige Liebkosungen die Liebe der Kinder sich erringen zu können. Jedoch diese Irrungen kommen in vielen Familien vor und die Frucht ist die Gemüthskälte der Kinder.

Diesen wiederholt auftauchenden Erscheinungen dürfen Lehrer und Erzieher nicht müßig gegenüberstehen. Ihnen erschließt sich ein dankbares und wichtiges Gebiet, wenn sie gegen die Folgen falscher Familienerziehung dadurch einwirken, dass sie die Kinder die schöneren und edleren Beweggründe lehren, welche die Eltern leiten, so dass das Kind die Triebfedern achten und darum die Eltern aufs neue lieben lernt.

Aber der aufmerksame Erzieher kann ein inniges Verhältnis zwischen Eltern und Kind noch in weiteren Fällen herstellen helfen. Nicht immer ist Gemütsarmut die Ursache, die zu der Klage der Eltern über Kälte ihrer Kinder berechtigen dürfte, vielmehr hindert oft nur die Unfähigkeit, sein Inneres anderen erschließen zu können, oder die stark ausgeprägte Individualität der Eltern, welche sich der Kindesnatur schwer accommodieren kann, die Innigkeit des Verkehrs. Im ersteren Falle kann gerade der Erzieher das Kind fähig machen, die Eltern auf die Spuren seines Innenlebens zu führen, im letzteren Falle wird er die Eltern auf die Bedürfnisse der Kindesnatur aufmerksam machen und dem Kinde die ihm verständlichen Seiten der Charaktere seiner Eltern nahebringen und verhüten, dass ein Missverständnis die Frucht kommender

äußere sein Missfallen durch trüben Ausdruck der Enttäuschung.

Weitmehr als jedes Missfallen des Erziehers über selbstsüchtige Äußerungen werden die kleinsten Zeichen des Beifalls wirken, wenn der Schüler besseren Regungen folgt. Jede Einwirkung auf die Ausbildung des Ehrgefühles fördert auch den Sinn für Zusammengehörigkeit, denn sie ruft die Achtung vor denen hervor, deren Anerkennung man sucht, und zwingt zur Rücksicht auf den inneren Vorgang in der Seele anderer und lehrt das sorgfältige Beachten dessen, was andere von uns denken. Wenn also auch auf diesem Wege keine edlen Handlungen unmittelbar bewirkt werden, so entstehen Gesinnungen, die von selbstsüchtigen Handlungen abhalten. Edles und selbstloses Vorgehen kann und darf nicht erzwungen werden; dem Erzieher fällt nur die Aufgabe zu, jede Wirkung selbstsüchtiger Regungen hintanzuhalten, damit nicht eine Gesinnungsart zur Gewohnheit wird, die in rohe Unempfindlichkeit gegen Pflichten ausartet, deren Nothwendigkeit der reifere Mensch einsehen und zugeben muss.

Die Theilnahme zu solchen Menschen wecken und regen, die dem Kinde nahestehen, glückt jedem Erzieher, und gefühlvolle Naturen folgen der leisesten Regung, welche das Mitgefühl zu leiten versteht. Freilich muss gerade den weicheren Naturen gegenüber eine besondere Aufsicht vorwalten, damit das wachgewordene Mitgefühl nicht zu falscher und verderblicher Theilnahme hinreißt, und hier thut eine genaue Controle der kindlichen Handlungsweise noth, damit nicht das Kind, ehe es einen Pflichtenconflict zu erkennen und sich zu entscheiden befähigt ist, mitten in dem Gegensatze sich ausschließender Forderungen steht.

Um den heranwachsenden Menschen den vollen Erfolg mannigfaltig gestalteter Gesinnungsverhältnisse zu sichern, ist vor allem die Pflege des Einheitsgefühles mit denjenigen Menschen nothwendig, welche durch die Blutsverwandtschaft zusammengehören. Es äußert sich bei Kindern als Eltern- und Geschwisterliebe und geht bei ihnen in dem Gefühle für Eigenleben und Besonderheit auf. Wer also auf dieses natürliche Band der Seelen achtet, der kann aus dem ursprünglich in dem Menschen entstehenden Wohlgefallen an dem Zusammenleben ein edles und inniges Gefühl der Zusammengehörigkeit bilden, in dem dann das erwachende Selbstbewusstsein des jungen Menschen aufgeht.

Darum ist für jedes ideale Band in größeren gesellschaftlichen Verbindungen und für alle Gemeinschaften, die Menschen aus freier Wahl schließen, die Ausbildung des in der Menschenbrust tief wurzelnden Familiensinnes die nothwendige Grundlage und Voraussetzung. Ohne ihn wäre die menschliche Gesellschaft eine kalte und leere Zwangsverbindung, in welcher der Egoismus die einzig bewegende Kraft wäre. Ohne ihn haben sich Familien aufgelöst und sind mächtige Staaten zugrunde gegangen; ihn zu erhalten, zu hegen und zu pflegen, selbst wenn Zeitverhältnisse ihm ungünstig sind, erscheint als eine dringende Pflicht aller, die dem Berufe der Erziehung sich widmen. Sind nun die Familien durch besondere Lebensverhältnisse gezwungen, sich mit der Erziehung ihrer Kinder an den Staat zu lehnen, so erwacht für die Schule die Pflicht, den Familiensinn, soweit ihn ein Außenstehender fördern kann, durch sorgsame Pflege der Eltern- und Geschwisterliebe lebendig zu erhalten.

Freilich tritt an den Lehrer die schwierige Aufgabe, von außen her auf das Innere einzuwirken; um sie zu lösen, muss er von der Durchführbarkeit des Problems überzeugt und muss selbst von dem Geiste der reinsten Familiengesinnungen durchdrungen sein, so dass durch sein Wesen

Der gute Spruch.

Als mich das Schicksal hart getroffen,
Als ich verlernet schon das Hoffen,
Als man mich meines Guts beraubte
Und ich schon keinem Menschen glaubte,
Da fiel der gute Spruch mir ein:
„Kein Unglück ist so groß, es kann noch größer sein.“

Als mich ein falscher Freund verrathen,
Als meines Lebens beste Thaten,
Die ich gethan in Lust und Freud,
Entstellt, gefälscht der böse Neid;
Da fiel der Spruch mir wieder ein:
„Kein Unglück ist so groß, es kann noch größer sein.“

Ich hielt fortan den Spruch in Ehren,
Da er mir half, dem Bösen wehren,
Und war's ein Freund, den etwas drückte,
Dem alles, was er that, missglückte,
Fand mich bei ihm stets tröstend ein:
„Kein Unglück ist so groß, es kann noch größer sein.“

Nur einmal rief ich anders aus,
Es war in jenem trauten Haus,
Das Liebchen schön, mein Höchstes barg,
Es lag nun todt vor mir im Sarg. —
Da rief ich in Verzweiflungspein:
„Mein Unglück ist so groß, es kann nicht größer sein.“

J. Immergrün.

Eustach Weberhofer.

Eine Erinnerung aus der Jugendzeit von **P. K. Rosegger.**

Noch nichts habe ich euch erzählt von Eustach Weberhofer. Das war jener jugendliche Mann, der in den Fünfziger Jahren an einem Sonntagsmorgen in langem schwarzem Rock durch die Kirche von Sanct Kathrein schritt. Er hatte ein rundes wohlgefärbtes Gesicht, zwei kluge blaue Augen drin und quer über die Stirn das blonde Haar gekämmt. Er machte durch die Kirche würdevolle und ziemlich weit ausgreifende Schritte; seine Wanderschaft gieng von der Sacristei, wo er dem Pfarrer das Messgewand angezogen, nach dem Kirchenchore, wo er im nächsten Augenblicke, wenn der Priester zum Altare trat, schon an die Orgeltasten drücken musste.

Das war der „Schulmeister“, wie man damals den Schulleiter oder den Oberlehrer noch nannte, im Gegensatze zum Unterlehrer, der kurzweg „Lehrer“ hieß. Mir gefällt das Wort „Schulmeister“ auch sehr gut, man braucht's ja nicht im Sinne wie Schuster- oder Gerbermeister zu verstehen; auch den großen Künstler nennt man Meister und selbst die Jünger Jesu haben den Herrn „Meister“ genannt. Mein Eustach Weberhofer hat sich gar nicht gekränkt darüber, dass die Bauern von Sanct Kathrein scharfweg „Schulmeister“ zu ihm sagten, bekam er doch gerade als Schulmeister Zehent an Korn, Wolle, Butter und was so eben vorhanden ist. Wer oft „Schulmeister“ sagte, der dachte auch oft an ihn, und das war ihm nicht zuwider.

Mein alter Schulmeister Michel

Tage verderbe, in welchen das reifere Kind die Eltern erst recht vom Herzen liebt.

Ebenso wichtig und natürlich wie die Elternliebe ist die Geschwisterliebe. Das Kind sympathisiert leichter mit denen, die in ähnlichen Verhältnissen stehen, dasselbe Schicksal theilen und so mannigfaltige Gelegenheiten haben, an seinen Freuden und Leiden Antheil zu nehmen, als mit Erwachsenen, die an Jahren, an Denk-, Gesinnungs- und Handlungsart von ihm so grundverschieden sind. Die natürliche Geschwisterliebe wird sehr oft durch die Parteilichkeit der Eltern, durch die Bevorzugung, die sie einem Kinde vor dem anderen geben, durch das Lobpreisen des einen auf Kosten des anderen gestört oder gar in Neid und Eifersucht verwandelt. Man sei daher gegen alle Kinder gleich gütig und gerecht; die Vortheile und Anerkennungen, die wirklich Folgen des Verdienstes sind, erbittern nicht das Herz, nur die willkürlichen und ungerechten Auszeichnungen, die anderen zutheil werden, ersticken die Liebe gegen dieselben. Man ziehe den Schmeichler nicht vor, dulde unter Geschwistern keine Ohrenbläserei; man dulde es nicht, dass die Geschwister selbst um Kleinigkeiten sich übervortheilen, dass die Herrschsucht der Größeren die Kleineren empöre; man dulde den Sonderling nicht, der keinen Antheil an den Spielen, Unterhaltungen und dergleichen seiner Geschwister nehmen will; im Gegentheile, man suche die Geselligkeit zu wecken, man muntere die Kinder zu wechselseitigen Gefälligkeiten, zur Nachsicht und Verträglichkeit auf; man zeige sein Wohlgefallen über die Beweise gegenseitiger Theilnahme, gegenseitiger Schonung und gegenseitigen Wohlwollens.

Elternliebe und Geschwisterliebe sind die Gesinnungen, die sich im Kinderherzen zu schönster Blüte entfalten sollen, deren Früchte einstens jedem einzelnen, der Familie und somit dem gesammten Vaterlande zugute kommen sollen. Diese Gesinnungen und ihre edle Bethätigung sind einzig die Grundfesten von Menschen und Staatenglück, die schon im Kindesherzen errichtet worden sind.

Darum biete die heutige Erziehung alles auf, dass die Gesinnungen in den jugendlichen Herzen möglichst früh geweckt, unablässig und zweckmäßig geleitet und bis zur vollständigen Reife des Menschen gepflegt werden. Jeder Erzieher, der in diesem Sinne seinen Beruf auffasst und unentwegt ausführt, vollbringt die erhabenste Menschenthat; denn indem er jeden einzelnen mit der herrlichsten Tugend, der wahren Menschenliebe, erfüllt und hiedurch sein künftiges Wirken im besten Gemeinsinne bestimmt, schafft er glückliche Familien, glückliche Staaten! Das walte Gott!

schüler", sondern als jemand, der bereits einen gesellschaftlichen Rang einnimmt. Ich war Lehrling und besuchte die Sonntagsschule, welche in der Stunde zwischen dem Mittagsessen und dem Nachmittagsgottesdienst abgehalten wurde. Und da lernte ich den Schulmeister etwas näher kennen.

Weberhofer war einer jener wenigen glücklichen Lehrer, denen man es ansieht, dass sie nicht am Bewusstsein eines verfehlten Berufes kranken, dass sie die Wichtigkeit ihrer Aufgabe erkennen und durch die Ausübung derselben befriedigt werden. Er war — wie es sich später zeigte — einer, der die Vorzüge des Lehrers der alten Schule und die der neuen in sich vereinigte; vom Christenthume gieng sein Wirken aus, in allen Bereichen des weltlichen Unterrichtes war es daheim, zum Christenthum kehrte es zurück.

Menschlich näher rücken durfte ich ihm, als er sich aus Birkfeld eine junge Frau geholt hatte, als kleine Buben gekommen waren und als diese kleinen Buben Höselein brauchten und ich gerufen ward, mit Scheere und Nadel dieses immerhin bescheidene Bedürfnis zu stillen. Da durfte ich bei Tische knapp an Seite des Schulmeisters sitzen und nun merkte ich, dass er war, wie auch andere Leute, dass er lachen konnte und scherzen, dass er seinen herzigen Knäblein sogar die Höselein aufknöpfeln konnte, und zwar zu anderen Zwecken, als er das manchmal bei störrischen Schulbuben zu thun gezwungen war. Und in dem Maße, als er niederstieg, ließ er mich aufsteigen. Die Kirchenschlüssel vertraute er mir an und zu den Tageszeiten durfte ich am Thurmstrick ziehen und die Glocke läuten. Und gar mancher in der Gegend, der spottend meckerte, so oft er des lustigen Schneiderleins ansichtig ward, zog nun vor meinem Läuten den Hut vom Kopf und betete. Und ich dachte dazumal, wie es doch das unsagbarste Glück sein müsste, eine hellklingende Glocke zu läuten, die man hören könne in weiten Landen.

Der erste, der mich auf diesen Weg verwies, war also mein Eustach Weberhofer an jenem Tage, da er mir den Thurmschlüssel in die Hand gab: „Peter, 's hat sieben geschlagen, geh' läuten zum Englischen Gruß!"

Es ist also kein Wunder, dass ich den Mann, vor dem bisher nur Ehrfurcht war, nun anfieng, abgöttisch zu lieben. Dass er auch der erste war, welchem eines Feierabends, als er meinem Lehrmeister den Lohn ausgezahlt, einfiel: Der Lehrling dürfte auch ein Silberzehnerl vertragen, das betone ich allen Ernstes mit besonderem Nachdruck. Denn es war die einzige Ehrengabe, die ich während meiner Lehrjahre erhalten. „Trinkgeld!" sagen die Leute, die nichts als an ihre Gurgel denken können. Nur meinen vertrauten Freunden gestehe ich's, wozu jener Erstling verwendet worden ist. Und weil du, lieber Leser, zu denselben gehörst, so wisse, dass ich mir von dem Zehnkreuzerstücke — Zeit gekauft habe. Wenn Zeit Geld ist, so wird Geld wohl auch Zeit sein können. Ich bekam für mein gutes Geld sechs Nachtstunden in Gestalt zweier Unschlittkerzen, bei deren Lichte ich lesen und schreiben konnte, eine Beschäftigung, für die am Tage keine Zeit war. Zwei Kreuzer bekam ich noch heraus und davon wurden Zwetschken gekauft. Die nahm mir der Blaser Hansel hernach weg und zwar aus zwei gewichtigen Gründen: erstens, weil er die Zwetschken haben wollte und zweitens, weil er stärker war als ich. Und das ist der Rechenschaftsbericht über den ersten Silberling.

Alles währt nur eine Weile und auf einmal wurde der Herr Schulmeister abgerufen ins Paradies. Denn anders kann man die Gegend nicht nennen, die weit „unten auf dem Lande", am Fuße des Kulm liegt, ein blühender, üppiger Obstgarten, so-

Patterer war damals schon Oberlehrer bei den lieben Engelein, denen er wohl die Noten lehrte, damit sie zu Weihnachten über dem Krippel vom Blatt weg das Gloria in excelsis Deo! singen konnten. Ich hatte schon allerlei Wissenschaften im Kopfe, kannte alle Buchstaben und wusste sie sogar derart zusammenzustellen, dass sie manchmal einen recht guten Sinn, manchmal auch einen schönen Unsinn gaben. Die zwölf Monate des Jahres wusste ich auch, wenngleich nicht der üblichen Reihe nach. Begriff nicht, weshalb soviel Aufhebens, wenn Juli und August im Winter kamen, waren doch unsere Dienstboten, die Julie und der August, auch im Winter gekommen.

„Dir ist der alte Schulmeister zu früh gestorben", sagte einmal der Nachbar Thomerl, und an das dachte ich, als nun der Mann mit dem freundlichen Rundgesichte durch die Kirche schritt. Ich war zu jener Zeit ein manchmal recht ungeschickter Ochsenführer beim Ackern und da nun mein Wunsch, wieder in die Schule gehen zu dürfen, von der Mutter dem Vater unterbreitet wurde, sagte dieser: „Meintswegen soll er was Herrisches lernen, für die Ochsen ist er eh zu dumm."

Also fieng ich an, nach Sanct Kathrein, zum Eustach Weberhofer in die Schule zu gehen. Da gieng's ein bissel anders zu wie beim alten Patterer! Erstens gab es Bänke wie in der Kirche; zweitens große Fenster, hinter deren schöngeflochtenen Eisengittern stets ein paar Hollunderzweige fächelten; drittens hatte der Schulmeister nicht die lange Tabakspfeife in der Hand, sondern ein braungelbes „Staberl", zum „Hosenausstauben". Wer hätte gedacht, dass das freundliche Rundgesicht mit den blauen Augen so martialisch scharf dreinschauen konnte, wenn fünf und sechs — zwölf waren, oder wenn die sieben Sacramente mit „erstens Hoffart, zweitens Geiz" anfiengen. In meiner Nähe hat sich wegen Unfleiß oder Widerspenstigkeit manches Strafgericht vollzogen, mir geschah nichts. Ich war ein armes Hascherl aus dem Alpel herab, von dem nicht viel verlangt werden konnte und wenn es sich um schwierige Fragen aus der Sprachlehre oder der Mathematik handelte, übersah er mich. Allerdings duckt man sich nach Thunlichkeit, aber doch wieder nicht so auffallend, dass es etwa eine gegentheilige, eine herausfordernde Wirkung üben könnte. Beim alten Patterer war von einer Sprachlehre gar keine Rede gewesen, vielleicht galt dort die Meinung, die Muttersprache müsse man von der Mutter lernen und nicht aus dem Buche. Einmal fragte mich hier zu Sanct Kathrein in der Religionsstunde der Pfarrer nach den vier letzten Dingen. Ich nannte sie auf das prompteste, denn gerade über den Tod, das Gericht, den Himmel und die Hölle hatte ich oft meinen Schafen gepredigt von der Felsenkanzel auf der Hochweide. Mehr Erfolg als auf der Hochweide hatte ich mit den vier letzten Dingen hier. Der Katechet nickte mit dem Haupt und der Schulmeister sagte ihm leise und mit leichtem Zucken des Kopfes, das ihm beim Sprechen eigen war, einige Worte. Er verrieth, dass ich jener Bauernbursch wäre, der Geistlich werden wollte. Der Pfarrer lachte und sprach, wie er die Welt kenne, seien, um studieren zu können, die zwei ersten Dinge besser, als die vier letzten. Wetten will ich, er hat mit den zwei ersten Dingen Protection und Geld gemeint. Da diese Dinge nicht vorhanden waren, so führte ich nach wenigen Wochen wieder die Ochsen vor dem Pfluge her, eine Leistung, zu der die zweimonatliche Schule in Kathrein mich nicht wesentlich gefördert hatte.

Wenige Jahre später saß ich wieder in der Schulstube zu Kathrein, doch nicht mehr als gewöhnlicher „Trivial=

Junge nicht mehr Clarinette blasen. Der Jammer war grenzenlos; den Schulmeister dauerte er. „Du Mathesel", sagte er, „wenn du mir's versprichst, dass du nimmer raufest und wild bist, dein Lebtag nimmer, so probieren wir's mit der Geige." Der Junge versprach's bei allen drei Gotten. „Oho!" sagte der Schulmeister, „wir haben nur einen und wenn du mir's bei dem versprichst, so bin ich reichlich zufrieden."

Also lernte der Knabe auf der Geige spielen, und um dieselbe Zeit wurde der liebe Eustach Weberhofer übersetzt nach Puch am Fuße des Kulm.

Der Mathesel, als er gleich mir sah, dass der fortgezogene Schulmeister nicht mehr da war, machte es kurz. Er nahm seine Geige und wanderte gen Puch. Ich gieng mit ihm. Der Weg über Berg und Thal war uns fremd, doch weil er weiterhin eine breite Straße wurde, so verfehlten wir ihn nicht. Unterwegs, in der Nähe von Birkfeld, wurden wir hungrig. Der Mathesel stellte sich vor ein Haus und kratzte auf der Geige. Zuerst meldete sich drin ein Hund, bald darauf auch eine Katze und endlich ein Weibsbild. Dieses sprach ein äußerst abfälliges Urtheil über das Ständchen, als es aber die zwei kleinen unschuldigen Büblein sah, die da heraußen standen, bis über die Knie hinauf weiß vor Straßenstaub, entspann sich zwischen diesen und der Hausbewohnerin eine kleine Unterhaltung, die in einem Topf Milch mit Schwarzbrot gipfelte. Hernach zogen wir wieder fürbass und der Mathesel war nicht wenig stolz darauf, sein Brot nun schon mit Musik verdienen zu können.

Gegen Abend kamen wir gegen das weltfremde Puch. Die Gegend war fast unheimlich vor lauter Herrlichkeit. Hin und hin lange Strecken waren wir sozusagen eingewölbt von Äpfeln, Birnen und Zwetschken, die über uns auf den Bäumen hiengen. Und zwischen den Bäumen durch, über Gärten, Bohnenranken, Kürbis- und Maisfelder her blauten die fernen Berge. Wir nahmen uns nicht Zeit, eine der großmächtigen „Melonen" zu kosten, die neben dem Wege, an kriechendem Geschlinge herumlagen, wir stürmten auf das Dörfchen ein und auf das Schulhaus. Das Schulhaus war ganz anders, wie jenes zu Sanct Kathrein, aber der Schulmeister und seine Frau und seine Knaben sahen hier genau so aus, wie dort. Sie waren nicht wenig erstaunt, als solche Gäste anrückten, wovon der Musikant sofort erklärte, er sei da und wolle dableiben. Die Einwilligung seiner Eltern hatte er auch mit, und so kam der Herr Weberhofer zu einem kleinen aber schneidigen Hauswaschel, der tagsüber Kuh und Ziege hütete und abends nach Noten die Geige strich.

Am nächsten Tage fieng ich schon frühzeitig an, mich zu schämen. Alles andere war bei der Arbeit, der Schulmeister beim Buchstabieren, die Schulmeisterin beim Bohnenklauben, die Büblein beim Thurmbau, den sie im Hofe aus Steinchen ausführten und das Löwerl beim Ziegenhüten. Ich allein lehnte beschäftigungslos umher und hatte Wahlweh, ob ich noch länger dableiben oder doch vielleicht wieder nach Hause wandern sollte. Dieser Zwiespalt wurde geschlichtet; nach dem Mittagsessen sagte der Schulmeister in seiner weichen aber nachdrücklichen Art: „Peter, willst heute nachmittag mein zweiter Knecht sein? Kraxen auf den Buckel nehmen, Korn tragen!"

Die Werbung nahm ich sofort an und nun stellte es sich heraus, dass — als ich sein zweiter Knecht wurde — er selber sein erster war. Denn gleich mir nahm er eine „Kraxen auf den Buckel", und wir huben an, in der Gegend umzugehen, von Bauernhaus zu Bauernhaus, wie sie zwischen Gärten, Schachen, Feldern und Wiesen standen. Der Schulmeister genoss damals noch einen Überrest des Zehnten, so der Bauer von Feldfrüchten, Obst

weit das Auge reicht! Puch heißt das Dörfchen im lieblichen Hügelgelände, wohin Weberhofer versetzt wurde, und das war etwas anderes, als die kalten, steilen und steinigen Berge um Kathrein am Hauenstein.

Der Abschied war für mich nicht einmal aufregend, so ein unfertiges Menschenkind weiß ja gar nicht, was Scheiden bedeutet. Fast erstaunt war ich, als der Geschiedene nachher — nicht mehr da war. Im Schulhause und in der Kirche gieng ein anderer Mann um, der einen großen Schnurrbart hatte wie ein Husar, im Schulzimmer oft so schrecklich polterte, dass im Holzschoppen draußen die Hühner aufflatterten, und der auf dem Kirchenchor mit den Musikanten so laut schrie, dass alle Andächtigen sich die Krägen umdrehten, um zu sehen, was da oben los sei. Und das war der neue Schulmeister.

Jetzt kam mir das Verlangen nach dem alten. Zwar neun Fußstunden war es bis hinaus ins Paradies, und doch reifte fast plötzlich der Entschluss, ihm nachzuwandern. Der Mathesel war auch dabei.

Der Mathesel war einer der Schulgenossen, ein ganz kleines Kerlchen, aber stramm und unternehmend. Sein Gesicht war voller Sommersprossen, auch im Winter, sein Haar mochte ihm die Mutter, ein Holzknechtweib, kämmen wie sie wollte, es stand borstig nach allen Seiten hinaus. Er verstand es trotz seiner kurzen Beine, ganz respectabel große Schritte zu machen und wo es einen Graben zu überspringen, einen Baum zu erklettern, einem anderen Buben die Beine zu stellen gab, da war er der flinkeste und der fixeste. Leicht gereizt konnte er kratzen und boxen und beißen und würgen wie ein wildes Thier und selten gab es bei ihm einen Tag ohne Blutvergießen. Wir nannten ihn „das Löwerl". Seine Eltern hatten mit dem wilden Jungen nichts anzufangen gewusst und darum ihn in die Schule gegeben zum Eustach Weberhofer. Und das war dem Löwerl gerade recht, so flink wie im Wald über Stock und Stein sprang er über die Schulbänke, jeden Knaben rempelte er an, dem einen fuhr er mit seinen knochigen Fingern in die Haare, dem andern riss er das Halstuch los, den dritten warf er zu Boden und knorzte pfauchend auf ihm herum; den Schulmeister, als er ihn darob einmal scharf zwischen die Beine nahm, riss er mit den Zähnen einen Fetzen aus der Hose. Es war nichts mit ihm anzufangen. Ruhig und zahm wurde er nur, wenn's Musik gab. Wenn irgendwo ein Waldhorn klang, oder eine Clarinette, da horchte er auf; wenn der Schulmeister geigte, da war er ganz Ohr und konnte sein Auge nicht wenden von den kundigen Fingern, die Saiten und Fiedelbogen behandelten. Und eines Tages fragte der Schulmeister das Löwerl, ob es nicht Musik lernen wolle? Das Löwerl faltete die braunen Hände: „Bitt' gar schön, Herr Schulmeister!" Vor allem war er fürs Blasen; der Schulmeister schenkte ihm eine Clarinette, lehrte ihn die Noten und wie man am Instrumente die Löcher zu- und aufthut und die Klappen drückt. Der Junge packte es gar nicht ungeschickt an, hatte ein gutes Gehör und verstand sehr zarte und wohlklingende Töne hervorzublasen.

Und jetzt war's aus der Weise, den ganzen Tag hörte man das helle Gedudel einer Clarinette, einmal hinter dem Schulhaus, einmal unten auf der Wiese, einmal oben im Wald. Aus diesem verjagte ihn eines Tages der Jäger, denn das schauderliche Gepfeife verscheuchte alle Hasen. Am nächsten Tage traf das Löwerl mit dem Knaben des Jägers zusammen, da gab es heißen Kampf; das Löwerl verbiss sich so wüthig in des Gegners Jacke mit den Hornknöpfen, dass es sich die zwei vorderen Oberzähne zuschanden biss. Und jetzt konnte der

und hinten purzelten uns die Sachen von der Kraxen. Nun entschloss sich der Schulmeister, seine Kraxen theilweise abzuladen auf einen Steinhaufen und den andern Theil, bei welchem vor allem der Schweinsschinken war, heimzutragen. Ich musste mittlerweile bei dem Steinhaufen Wache halten, bis er wieder zurückkäme und wir die übrigen Lasten gleichmäßig vertheilt nach Hause tragen könnten.

Während ich Wache hielt, kam ein Falot des Weges, blieb stehen, stützte sich hinterwärts mit seinem Knotenstock und schaute die großen Kaiserbirnen an.

„Sind sie 'leicht dein?“ fragte er mich mit gröhlender Stimme.

„Nein, die sind des Pfarrers“, war meine Antwort, in der Meinung, an Kirchengut würde er sich doch nicht vergreifen.

Das Ungeheuer streckte seine sehr lange braune Hand aus den kurzen fransigen Ärmeln hervor nach den Birnen und sagte: „Die muss man kosten; bei einer Pfarrerstafel hab' ich eh schon lang' nit mehr gespeist.“

Wer weiß, was sich zugetragen hätte, wenn nicht der Schulmeister durch den Hohlweg dahergekommen wäre mit seiner leeren Kraxen. Der Vagabund verzog sich sachte und wir trachteten nun, die Schätze in volle Sicherheit zu bringen.

Am nächsten Morgen war's zum Abschiednehmen. Mich rief meine Pflicht zurück in die Werkstatt, der Mathesel blieb. Erst nach Monaten kam er nach Hause, und nun konnte er schon mitfiedeln helfen auf dem Kirchenchor an den Sonntagen und im Wirtshause am Kirchweihfeste. Wenn gerauft wurde, so zuckte es ihm wohl noch in den Händen. Da griff er hastig nach dem Bogen und fiedelte. Die Sommersprossen waren nicht mehr zu sehen und auch sein Haar borstete sich weniger, sondern legte sich hübsch glatt über die niedere Stirn herab bis zu den Augenbrauen. Man nannte ihn noch immer das Löwerl, ich glaube, bis heute ist dem braven Holzarbeiter die stolze Benennung geblieben. Ein Löwe, bezähmt durch die Musik.

Ich habe nach dieser Zeit den Schulmeister Weberhofer in Buch nur noch ein paarmal gesehen. Wie sich der Menschen Wege und Schicksale eben verzweigen und mit anderen Kreisen und Verhältnissen verflechten, so war es auch hier — sein „zweiter Knecht“ bin ich wohl nie mehr gewesen, sein jüngerer Freund bin ich verblieben. Vor kurzem, während meiner schweren Krankheit, gerade an dem Tage, als meine Sanduhr abgelaufen wäre, wenn der Engel sie nicht noch einmal umgekehrt hätte, ist der gute Eustach in seinem achtundsechzigsten Lebensjahre gestorben.

Es war am 16. December 1892.

Fast hätte er mich mitgenommen zu einer anderen Erntesammlung — im Jenseits.

u. s. w. zu liefern hatte. Und so giengen wir jetzt aus zu dieser Erntesammlung. Zwei, drei Korngarben bekamen wir fast bei jedem Hause auf die Kraxen, dort und da auch etwas zu trinken. Am erfreulichsten war mir, dass der Schulmeister seinen „zweiten Knecht“ nicht mehr wie einen Schulbuben behandelte, sondern ihn den Leuten als seinen jungen Freund aus Sanct Kathrein vorstellte. Es war ein heißer Tag, aber die Rasten waren gar nicht ersprießlich. Denn so oft wir in Häusern einkehrten und Apfelwein tranken, wurden unsere Kraxen voller und schwerer. Besonders schlimm war es in einem hinter dem Walde abseits gelegenen Höfel. Da gab's eine kleine runde Bäuerin, welche ein paar Dirnlein in die Schule schickte. Die war mir gleich zuwider. Sie schaute uns gar so treuherzig an und wischte sich alle Augenblicke mit der Schürze den Staub von den Händen, obschon keiner dran war, und trippelte so geschäftig hin und her und bewirtete uns mit Brot und Honig. Der Schulmeister musste mich erst lehren, wie man Honig auf Brot streicht und Butter, denn bei mir daheim war nie Gelegenheit gewesen, mich an solchen Fertigkeiten zu üben. Er ermunterte mich, nur recht zuzugreifen, der Honig sei gesund für die Brust, das Brot mache groß und die Butter fett. Weberhofer war ein Bauernsohn aus Heilbrunn im Gebirge und hatte das Honig- und Butterstreichen wohl auch erst später gelernt. Als wir uns rechtschaffen gelabt hatten und hinausgiengen zu unseren Kraxen, sah ich gleich das Unheil. Der Schulmeister schmunzelte und sagte leise zu der Bäuerin: „Bist wohl recht brav. Solche sollt's halt mehr geben, wie du bist!“ — Ich dank' schön! Die Kraxen waren bis oben bepackt mit schweren Korngarben, und noch legte sie auf jede ein Bündel Flachs. Wir hatten schon aufgeladen, da mahnte sie, noch ein Mandel Geduld zu haben, sie hätten ein Sauerl abgestochen — und brachte einen ganzen Schinken herbei, den sie in große Lattichblätter wickelte und mir auf die Kraxen legen wollte. „Thu ihn da herüber auf die meinige“, sprach der Schulmeister, „der Bub ist zu schwach beim Sterzl für so viel Gottesgab.“

„Und die paar Kaiserbirnen dürft's mir wohl auch nit verschmähen. Die Kinderln daheim werden eh gern ein bissel naschen.“ So die Bäuerin, einen Korb voll großer, gelber Birnen mir auf die Kraxen stellend.

Mein Gott, dachte ich mir, wenn dieses Weibsbild nur nicht gar so wohlthätig wäre! Die bringt einen ja um vor lauter Wohlthätigkeit.

Und in der That, kaum waren wir unter unseren Lasten fünf Minuten gegangen, so mussten wir im Walde unsere Kraxen schon auf einen Scheiterstoß stützen. Mein Lebtag habe ich keinen Schulmeister je so schwitzen gesehen, als damals meinen Gefährten, aber sein rundes Gesicht schaute gar munter drein.

„Wir hätten halt doch zweimal gehen sollen“, meinte ich schnaufend, denn ein junger Freund kann ja wohl was sagen.

„Meinst!“ entgegnete der Schulmeister, dieweilen er sich mit dem blauen Sacktuch die Sintflut vom Angesicht abzuleiten suchte. „Morgen könnte leicht ein anderer Wind gehen — kein so warmer wie heute. Der Mensch muss ernten, so lange schön Wetter ist. Die Leute sind nicht immer gut aufgelegt, fein gleich muss man die Hand aufhalten, wenn sie geben wollen. Trägt man sich schon einmal halb zu todt, so kann man dafür nachher viele Monate lang rasten. Alle Tag ist nicht Kirchtag. Wenn du Schulmeister werden willst, das musst du merken.“

Wir machten uns wieder auf den Weg, doch zeigte sich's bald, dass es nachgerade gar nicht gieng. Nach vorn

A sou a Stondar is ah ka guata Stootsbürga, sist kuntn a Hodalump nit liaba sein as wiar an Ärarischi. Mitn af die Stroßn schmeißt ers hin und lafft in Burschn noch. „Halt!“ schreit er. — Däs is erst s ersti! denkt eahm der ondri und rutscht owi ibern Roan. „Halt!“ schreit da Stondar. Van zweitn schnolzts ah nouh nit, denkt eahm da Bursch und eini ins Wossa.

Jo freilih, eini ins Wossa. Grod do mocht d Feistritz an broatn tiafn Dumpf, und da Stondar is da Moanung, wann oaner ins Wossa gang, so brauchad er ka Feur, und schupft sein Zündröhrl wieder iber d Oxl zrugg. Daweil dasiacht ers ober ah scha, wia da Bursch ibern broatn Wossadumpf ibri tonzt, flingg as wia da besti Schlittschuachlaffa — natirla, wans Wossa hort wird, sa kon mas zan an Tonzbodn brauchn und wan da Hoderlump ibers Eis geht, sa kons da Stondar ah, — und rent eahm noch, dass s olls gaustert.

Da Hondwerchsbursch hot a grings Gmiat, der kimbb ibri, da Stondar hot a schwari Verontwortung, der bricht durch. Mitn afn Eis bricht er ein und grod, dass er sih nouh mitn Elbogn daspreizt afn Eisschial. An schiachn Schroach thuat er, und wan er durchbricht, do schreit sogor a Stondar um Hilf. Daweil will er sih aussamarzn, oba wia mehra dass er marzt, um sa tiafa kimbb er eini.

Da Hondwerchsbursch va die Wiedn-staudn her hot „Halt!“ gschrian, spout-weis hot ers gschrian und hotn zerst a Weil zuagschaut. Wiar er oba kennt, as gang gfahlt mit da Pulizei, springg er wieda zrugg, mittn afs Eis eini.

„Herr Justizrath! Herr Justiz-rath!“ schreit er und reckn sei Hond intgegn. „Wia mochn mas hiaz? Loss ih Eahna drin, sa bleib ih heraußt, und bring ih Eahner aussa, sa brin-gen Se mih eini.“

Da Stondar schwepert scha mit ’n Zähnte va lauta Kältn, do mocht da Hoderlump an festn Ruck und heraussn is er.

„Hiaz na gschwind in d Stubn und a wormi Suppn!“ moant da Bursch und will ohfohrn, da Stondar holtn ban Orm.

„Freund“, sogg er, „jetzt müssns erst recht mit mir. Müssn ja Eahna Löhnung holn. Fünfundzwanzig kriagns.“

„Auslossns!“

„Fünfundzwanzig Gulden kriagns. Lebensrettungsprämie.“

„Ih donk schön.“

„So ein braven Mann muss man ochten!“

„Jo, destwegn. Ees kunts mih z guat aufhebn — dass ih enk nit gstuhln wiar. Die bravn Maner wern gern gstuhln. Na, na, do is s mar a sou liaba.“

„Kane Dummheiten! Se san mein Lebensretter, ich bin Ihnen donkbor.“

„Ih bitt, nochha schenkns ma wos af a Glasl Schnops!“

„Sa gehn ma wenigstns amol da vom Eis weg!“

„Oba wans nit auslossn, Herr Justizrath!“ drauf da Bursch. „Se wölln links und ih will rechts, mir zween passn nit zsomm. s is in gscheidast, mir gehn gleih ausanand.“

„Ober ih hob die strenge Pflicht!“ hebb da Stondar on zan zuaredn — do mochts an Schnolzer ibers Eis hin, a londmächtiga Schrick (Sprung) die Plottn gibb noch — do losst da Stondar in Orm aus und thon hobns, wias in gscheidastn is: der oan is links und der onder is rechts davon. —

Siedera suacht da Stondar in Hoderlumpn iberoll. Moants, wird er n dawischn?

R.

Da Hoderlump.

A Stückl in da steirischn Gmoansproch.

„He, Freunderl, aufgschaut!"

Nau jo, freilih muaſs er n onschrein, da Stondar, in Hondwerchsburschn, af da Strozn. Da Hondwerchsbursch hät in Stondarn gwiſs nit ongschrian, der hot na gleih a sou wölln vabeiwuschn. Hiaz bleibb er stehn und schaut auf und schaut in Londjaga schrecklih dum ins Gsicht. Wia dümma, daſs a sou a Hondwerchsbursch ausschaut, wia liaba losstn da Stondar lassn.

Muaſs oba dou nit zfriedn gwedn sein mitn dummen Gsicht alloan — nochn Wondabuach frogg er.

„s Wondabuach? Wos für a Wondabuach?" drauf da Bursch, „a ja sou, s Büachl. Gleih wern ma s hobn, ih bitt, do hobn as scha. Oha, däs is s Stuck Brot, wos ma die Griabelschuasterin gschenkt hot. Se, dos is a saubers Weibmentsch, die Griablschuasterin, schon a mudlsauberi Gredl!"

„s Wanderbuch!"

„Oba jo, Herr Stondar!" sogg da Bursch und suacht und suacht in sein Fetznan um. „Däs wern ma gleih hobn. A Gsichtl hot Eahna de! Wann sa sih in däs mit an Aug vahagln! — In einwendign Säckl wirds sein. Wan oana so viel Säckl hot, do dada. Sou, do is s jo gleih — oha! Däs is s Betbüachl."

„Her damit!" da Stondar. „Däs a Betbüachl?"

A Spielkortnbischl hot er gonz unvergebns (unversehens) fira zougn, da Bursch. „Und wia de Schuasterin s Brefranzn kon! Und s Brandln! Und s Mariaschn!"

„Das Wanderbuch will ich sehn!"

„Sa muaſs s in Leiblsock sein, däs narischi Büachl!" sogg er und greifft eini, sou tiaf eini, daſs d Hond untnauf aussaschaut. A lonks Gsicht mocht da Bursch, an Pfeiffa mocht er: „Ah, d ä s is hiaz guat. Da Leiblsock hot a Louch!"

Da Stondar mocht nit viel Gschichtn, pockt n zsomm.

„Ih bitt, nit schliaßn", moant da Hondwerchsbursch treuherzi, „daſs ih d Händ in d Housensäck kon stecn, as is jo damasch kolt!"

Nau jo, freilih is s kolt, weils mittn in Winter is. Und da Stondar denkt eahm, worum sul er seini Brozn nit in die Toschn stecn, sein eh scha kruizroth. Und treibbn vor seiner her. Guat is er treibn, da Bursch, trappelt wir a Kalbl voraus, däs da Fleischhocker in die Bänk führt. Da Bursch gfreit sih holt schon af die wormi Stubn, denkt eahm der Stondar, und ih kunt ma hiaz oani onstecn. — Nau freilih gfreit er sih schon af die finster Keichn, und daweil eahm da Stondar an Ärarischi onzündt — burti, hostn nit gsehn, da Hondwerchsbursch af d Seitn, durch die Staudn durchhi und wir a Buradl*) über d Wiesn owi.

---

*) Bezeichnung für ein heftig laufendes Rad.

kommene, allerdings bisher nur in rohen Umrissen geübte Kunst zu zeigen. Ihre leichtgeschürzte Muse führte sie diesmal auf eine von lachenden Fluren und saftig grünen Waldungen umrahmte Gebirgshöhe außerhalb des Marktes, wo ein kühner Meister ihrer Kunst ein würdevolles Heim geschaffen. Mit vereinten Kräften und durch die Municifenz des Böhmerwaldbundes wurde binnen weniger Monate ein geräumiges Haus von solidem wetterfestem Holzbaue auf steinernem Untergrunde errichtet. Die moderne Theatertechnik hat auch hier ihr letztes Wort gesprochen und alles und jedes berücksichtigt, was dem vornehmen Geschmacke und der Sicherheit des Publicums Rechnung tragen kann. Die Bühne ist sehr geräumig und für Evolutionen und für die Entfaltung von großen Charakterbildern, wie sie im Rahmen der Passion gelegen sind, ganz geeignet. Prachtvolle Decorationen und sinngemäße Gemälde für die erforderlichen Scenen, ein wohlgeschultes Orchester durch eine tüchtige Militärkapelle, eine Orgel zur Begleitung der Chöre und die elektrische Beleuchtung des Bühnenraumes bei gänzlicher Dunkelheit des übrigen Theaters üben einen gewaltigen Eindruck auf den Besucher und reißen ihn zu Staunen und zur Bewunderung hin. Der Zuschauerraum mit bequemen Sitzen, eintausendfünfhundert an der Zahl, ausgestattet, dürfte, wie die Erfahrung zeigt, beinahe zu knapp bemessen sein; denn es zeigte sich schon ein solch enormer Andrang, dass die Sitzenden von den vielen Stehenden um ihre Plätze beneidet wurden.

Aufgabe der Höritzer Passionsspiele ist es zunächst, das nationale Bewusstsein gegenüber den bedrohlich anschwellenden Fluten der nachbarlich czechischen Heißsporne zu kräftigen und den volksthümlichen Charakter der deutschen Böhmerwäldler zur Geltung zu bringen. Diese kleine Schar, mit ihren Sitten und Gebräuchen, in Sage und Geschichte wohlbekannt, näher kennen zu lernen, dürfte so manchen interessieren, umsomehr, als sie die einzige im ganzen Umkreise ist, die in traditioneller Weise das Passionsspiel seit dem Anfange unseres Jahrhunderts prakticiert. Die Chronik erzählt uns, dass im Jahre 1816 ein Leineweber Paul Gröllhesl es gewesen ist, der nach P. Cochems bekanntem Volksbuche „Das große Leben Christi“, das Spiel bearbeitet und eingerichtet hat. Von diesem Jahre bis in die Vierziger Jahre wurde das Spiel von den Marktbewohnern ohne Costüm, bloß im Sonntagskleide aufgeführt. Der Geist der Zeit brachte auch hier einen Umschwung, das Spiel wurde in der Folgezeit immer mehr vervollkommnet und durch die Unterstützung eines im Orte gebildeten Theaterdilettanten-Vereines in bühnengerechte Form gebracht. Aber erst in den letzten Tagen erreichte es durch die Neugestaltung eines bewährten Führers auf dem Gebiete der Böhmerwaldliteratur, Gymnasialprofessors J. J. Ammann aus Krummau, seine kunstmäßige Gestalt. Durch Sammeln der auf die Passion bezüglichen Texte und Handschriften, sowie durch eigene Arbeiten und Ergänzungen wurde das vorhandene Material gänzlich umgearbeitet, zu einem Ganzen vereinigt und so als Grundlage für die jetzigen Aufführungen bestimmt.

Aber das schlichte Gewand, in dem bisher das Spiel steckte, musste ebenfalls abgelegt werden; der trockene, nüchterne Ton der Darstellung musste ohne Einbuße seines ernsten Charakters, seiner erhabenen Idee und der würdevollen Stimmung, einem durch scenische Effecte erzielten Gepränge weichen; die Natur musste sich mit der Kunst vermählen, um einen festen Bund zu schließen; dies bewirken die farbenreichen Decorationen und Costüme, die im Anschlusse an die biblische Überlieferung des alten und neuen Testa-

Passionsspiele im Böhmerwalde.

Von Leopold Herzog (Budweis).

Unweit der Geburtsstätte unseres heimatlichen Dichters Adalbert Stifter, Oberplan und dem Plöckenstein, wo die deutsche Zunge in unverfälschter, jungfräulicher Art ertönt, ist ein Stück gottgesegneter Erde ausgebreitet, das sich Höritz nennt. Höritz, wie bescheiden klingt der Name; es fehlt ihm sowohl die classische Atmosphäre, in der es zur weittönenden, von sich redenmachenden Bedeutung gekommen wäre, als auch der geistige Zusammenhang mit seiner nächsten Stammesnachbarschaft jenseits der Wälder, dem mächtigen Volke des bayerischen Landes, in dessen herrlicher Gebirgswelt ein Oberammergau seine Geburt erlebt hat. Und doch wagt es dieses bescheidene, in stiller Abgeschiedenheit liegende, bisher nur von lustigen Wanderern besuchte deutschböhmische Ländchen mit seinem ungleich stärkeren Rivalen die Arena zu betreten, will sagen, die Bretter, die die Welt bedeuten, zu versuchen. Suche nur, eifriger Wanderer, deine biblische Thalia mit einiger Abwechslung einmal im Oberammergau des Böhmerwaldes, und du wirst als Wanderer dankbar sein.

Der weltverbindende Schienenstrang schlängelt sich seit Jahresfrist mitten durch reichbewaldete Höhen an rauschenden Gebirgsbächen und der mit ihrem typisch gefärbten, dunkelbraunen Nass in einem langen Bogen dahinströmenden Moldau vorbei über den südwestlichen Theil des Böhmerwaldes.

Selbst dem nächsten Bewohner der Böhmerwaldgegend ist die neueröffnete Eisenbahnstrecke Budweis-Salnau, ein Flügel der Franz Josefsbahn: Wien-Prag-Eger, welche unmittelbar ins Herz des genannten, an Naturschönheiten überaus reizenden Gebirges führt, ein längst gefühltes Bedürfnis, geschweige denn für den schmachtenden, von weiter Ferne her wallenden Pilger, dem der Satz, „Zeit ist Geld“, nicht minder zu Herzen geht. — „Höritz!“ ruft der Conducteur. „Aussteigen!“

Wie herrlich entfaltet sich doch hier Gottes freie Natur! Wie anmuthig fühlt es sich da bei dem biederen, klugen Völklein, das den Teufel nicht spürt, selbst wenn er ihm am Kragen sitzt! Da hieß es wirklich einen edlen, verborgenen Schatz heben, und der Schatzgräber war diesmal der deutsche Böhmerwaldbund mit seinem wackeren Obmanne Josef Tauschek, Landtagsabgeordneten aus Budweis, durch dessen Bemühen das neuinscenierte Passionsspiel im Markte Höritz seine Auferstehung feiert. Die wackeren, reindeutschen Bewohner dieses Ortes wissen aber auch ihren Mann zu stellen und wetteifern, ihre durch Tradition über-

Tobias' Abschied von seinen Eltern, die Opfer Isaaks, die eherne Schlange u. a. m. Alle diese Scenen werden durch eine den Inhalt kurz skizzierende Einleitung durch einen Herold erklärt und mit Orgel- und Orchesterbegleitung dargestellt. Der Chorführer tritt vor das Proscenium, gibt die oben bezeichnete Erklärung der jeweiligen Handlung und unmittelbar darauf rückt der gesammte Chor zu beiden Seiten der Vorderbühne in die Scene, um die Chorpartien, Compositionen classischer Meister, die auf verschiedene Quellen zurückgehen, abzusingen. Der Vorhang, ein Cabinetstück decorativer Kunst, erhebt sich und mit staunender Überraschung wechseln die mannigfachen, farbenprächtigen Bilder.

Der Nachmittag ist der eigentlichen Passion gewidmet; nach einer zweistündigen Pause beginnt das Spiel, die Leiden Christi, Tod und Auferstehung in würdevoller, ernster Form darstellend, Scenen, die im Gegensatz zur lyrischen, naiven Darstellung des Vormittags reich an dramatischen Effecten sind und den Zuschauer bis zur Erschütterung fesseln. Unter anderen sind es: die Versammlung des hohen Rathes im Palaste des Kaiphas, die Anklage der Pharisäer vor Pilatus, die Verurtheilung und die Kreuzigung, sämmtlich als glänzende Leistungen lobenswert.

Selbstverständlich wird an dem Ganzen und seinen Theilen noch manches zu ändern sein und von der Erfahrung belehrt, strebt man von Vorstellung zu Vorstellung danach, etwaige störende Momente zu beseitigen, die das Spiel beeinträchtigen könnten; so sind schon jetzt manche Scenen im Interesse einer Zeitersparung reduciert worden. Alles in allem sind die ersten Vorstellungen, die immerhin nur als Probe gelten, von so außerordentlichem Erfolge begleitet, dass sie uneingeschränktes Lob verdienen und eines rauschenden Beifalles sich erfreuen. Der große Andrang des Publicums kann oft kaum befriedigt werden.

Bevor ich das herrliche Thal und die biederen Einwohner verlasse, erübrigt nur noch einiges über Unterkunft und Verpflegung, sowie über den Verkehr selbst hinzuzufügen. Für Nachtquartier und Verköstigung am Tage der Vorstellung ist bei dem großen Zuspruche des Publicums und mit Rücksicht auf die in den ersten Anfängen der Bühnenrepublik befindliche Stätte, nur auf bescheidene Ansprüche zu rechnen. Immerhin ist man in den einfachen, reinlichen und comfortablen Gasthöfen gut versorgt, es können nahezu zweitausend Fremde Herberge finden, die dank der freundlichen und guten Behandlung der Wirte in ihren Erwartungen befriedigt werden. Die Eisenbahnverbindung von Budweis ist sehr günstig. Um halb sieben Uhr früh fährt der Personenzug dahin, um halb acht Uhr abends, nach Schluss der Vorstellung um sechs Uhr, fährt er wieder zurück. Die Preise sind äußerst mäßig.

ments eigens geschaffen wurden, dies bewirkt auch das helle elektrische Licht, welches die ganze Bühne wie ein Meer von Licht erstrahlen lässt, wenn es sich darum handelt, der Erhabenheit und dem Ideal des Spieles voll Rechnung zu tragen.

Die Krone des Ganzen aber ist der imposante, in seinen Leistungen unübertreffliche Chor, eine Körperschaft von fünfundvierzig Mitgliedern männlichen und weiblichen Geschlechtes, der in Kleidung und Haltung der altgriechischen Tragödie entsprechend ausgestattet ist. Der Chor trägt auch den Löwenantheil an dem großen Erfolge des Spieles davon.

So ist es denn möglich, das herrliche Festspiel auf den Zuschauer auf eine Weise wirken zu lassen, dass der durch Jahrhunderte überkommene, welterlösende Gedanke der Christuslegende ohne tendenziösen Beigeschmack politischer oder confessioneller Natur in prunkvollem Gewande dargestellt wird, und zwar von Leuten, die für die Inscenierung viel Talent und Tact bekunden und mit Begeisterung ihrer aufopferungsvollen Arbeit obliegen. Bedenkt man, dass es einfache Bauern, allerdings mit guter Volksschulbildung, sind, die von dem kargen Ertrag ihrer Feldarbeit oder vom Taglohn leben und nur in ihrer Sonntagsruhe sich der geistigen Beschäftigung widmen können, so muss man unwillkürlich von Staunen über ihre Kunstfertigkeit erfasst werden und sich wundern, dass sie ihre Aufgabe mit so großer Geschicklichkeit lösen. Besonders ansprechend ist ihr naives, jeder Künstlichkeit abholdes Wesen, sie geben sich ganz, wie sie sind, sie haschen weder nach Effecten noch verfallen sie in den Ton des Manierierten oder Gesuchten; prunklose Natürlichkeit und Anmut sind ihre charakteristischen Merkmale. Sprache und Geberden lassen zwar manches zu wünschen übrig, man merkt an ihnen sofort das Dilettantische und Schulmäßige ohne künstliche Feilung und manches wird einem verfeinerten Gaumen als schroff und uneben erscheinen; allein der Gesammteindruck ist als sehr gelungen zu bezeichnen. Von der großen Masse dieser Dilettanten heben sich in vornehmer Weise mehrere Darsteller ab, so die sehr sympathische Erscheinung des Christus; ein Volksschullehrer, der seine humanische Beschäftigung in höherem Stile zum Ausdruck bringt; ferner die Maria, ein Taglöhnerweib von sentimentaler, idealer Stimmung und ganz durchgeistigten Gesichtszügen, die ihre Rolle ganz verständig erfasst und brav durchführt; die schurkische Figur des Judas, die würdevolle Gestalt des Hohenpriesters Kaiphas reichen weit über den Horizont von Bauernschauspielern. Sprache und Ausdruck bewegen sich in breiten, behäbigen Formen, die mit richtiger Betonung gesprochen wohlthuend zu Gemüthe dringen; die Leute schicken sich vollständig in die Situation und sind tüchtige Interpreten der Gedanken und Handlungen. Diese Wahrnehmung macht sich besonders in den Massenscenen und den großen Evolutionen bemerkbar, so bei dem an Großartigkeit unerreichten Einzuge Jesu in Jerusalem: ein Massenaufgebot von nahezu dreihundert Personen defiliert in den malerischesten Gruppen und Bildern vor den Augen des Publicums; brausende Hosannahrufe und das unendliche Schütteln der Palmenzweige, zahlreiches, unterschiedliches Volk begrüßen den auf einem Esel reitenden Meister, der inmitten seiner zwölf Jünger den Gipfel seiner irdischen Mission erreicht hat. Recht gefällig und gemüthsvoll sind die zahlreichen Tableaux, die den Vormittag das Spiel erfüllen, Scenen und Bilder aus dem alten Testamente, die mit der Darstellung des Chaos und der Schöpfungsperiode beginnen und allmählich die folgenden biblischen Erzählungen in sinnigen lebendigen Bildern veranschaulichen. Ergreifend wirkt unter vielen anderem

In dem Buche der Natur steht ein Gesetz geschrieben, in Granit eingegraben, das so alt ist wie die Welt. Es sagt aus, dass die Natur das, was sie auf einer Seite verschenkt, auf der anderen ersparen muss.

Die Nachtigall ist hässlich und der Kolibri fast stumm; der Pfau ist dumm und der Elefant sehr klug; und so fort.

Das Weib gibt in der Mutterschaft so viele Kräfte aus, wie für zehn Athleten hinreichen würden, und verschwendet dabei solche Schätze von Liebe, wie sie nöthig wären, um ein Genie zu bilden. Menschen hervorzubringen, ist etwas Großes und Gewaltiges und verlangt solche und so große Kraft, dass (mit wenigen Ausnahmefällen) ästhetisches und intellectuelles Schaffen unmöglich wird.

Berühmte Frauen, welche zugleich glückliche und liebevolle Mütter waren, sind immer Ausnahmen, und fast alle, wenigstens bis jetzt, bezahlen ihr Vorrecht mit auffallender schmerzhafter Nervosität, mit dauernder Neurasthenie oder, was noch schlimmer ist, mit schlimmen Mängeln des Gefühls.

Ich will keine Namen nennen, keine zarte Empfindlichkeit beleidigen; aber ich bitte, euch umzuschauen und unsere berühmtesten Schriftstellerinnen zu betrachten, ihr werdet mir recht geben.

Aber lassen wir das „Wieviel“ des weiblichen Geistes und sprechen wir von dem „Wie“.

Zugegeben, dass es einen Mann und ein Weib von gleicher geistiger Kraft geben kann, worin unterscheiden sich diese beiden Geister? Gibt es vielleicht einen Geschlechtscharakter auch im Denken?

Ich glaube gewiss, dass dies der Fall ist, halte es aber für sehr schwer, anzugeben, worin er besteht.

Das Weib kann ebenso gut wie der Mann viel ästhetischen Geschmack, viel Feinheit der Beobachtungsgabe, viel Geist besitzen; es kann also ziemlich viel in der Poesie, in der Kunst, in Geschäften und in analytischen Arbeiten leisten.

Im Schaffen, im Erfinden, in der Synthese leistet es wenig und erhebt sich niemals zu großer Höhe. Es kann ebenso gut schreiben wie der Mann, ebenso beredt sein wie er, aber selten erdenkt es etwas Neues.

Daniel Stern sagt, das Weib gelange zu der Idee auf dem Wege durch die Leidenschaft.

Campbell, dem wir das gründlichste Buch über die Unterschiede im Nervensystem des Mannes und des Weibes verdanken, behauptet, bei beiden Geschlechtern finde man nahezu die gleiche Zahl von Dummen und Klugen; aber der Unterschied trete überzeugend hervor, wenn man nach dem Genie frage: dieses gehöre nur dem Manne.

In zwei Dingen glänzt das Weib und zeichnet sich aus: im Esprit und in der Kunst des Briefschreibens.

Ich gehe nicht so weit wie Mad. de Girardin, welche das Geistreiche für einen rein weiblichen Vorzug erklärt; aber es ist gewiss, dass das Weib auf diesem Gebiete oft dem Manne gleichgekommen ist.

Der Esprit ist eine der anmuthigsten Zierden der Unterhaltung und des Briefstils; darum glänzen die Frauen bedeutend in der Causerie und im Briefschreiben. Aber auch hier muss man der Sache auf den Grund gehen. In der Unterhaltung sind die geistreichen Männer zahlreicher als die Frauen, denn sie sind fast immer gebildeter, haben mehr gesehen und Reisen gemacht; daher verfügen sie über reicheren Stoff.

Im Briefschreiben hat das Weib keinen Nebenbuhler, obgleich die männlichen Briefsammlungen zahlreicher sind als die weiblichen.

Tausende von Frauenbriefen liegen in geheimen Fächern von Liebhabern verborgen, bis sie zuletzt vom Feuer verzehrt werden. Es sind kostbare

Von der Intelligenz des Weibes.

Von **Paul Mantegazza**.*)

Ist das Weib ebenso intelligent wie wir, mehr als wir, oder weniger als wir?

Ein sinnreicher, also sophistischer Advocat könnte Gründe finden, um alle diese Fragen mit „Ja" zu beantworten, obgleich jede von ihnen den beiden anderen widerspricht. Und ebenso könnte sein ebenso spitzfindiger und gelehrter Gegner auf alle diese Fragen mit „Nein" antworten. Aber es kommt nicht darauf an, ob in jeder dieser Bejahungen und Verneinungen ein Theil Wahrheit enthalten ist. Es handelt sich um Thatsachen, welche jedermann vor Augen liegen, um eine Jahrhunderte alte, in allen Ländern der Welt gemachte Erfahrung, und wir haben ein Recht, auf die drei Fragen, mit denen dieses Capitel beginnt, eine sichere, unbestreitbare Antwort zu erhalten.

Der Mann, besonders der berühmte, legt vor allem Gewicht auf die Kastenvorrechte seines eigenen Geschlechtes und sieht in dem schriftstellernden oder gelehrten Weibe nur widerwärtige Anmaßung. Für ihn ist diese Nebenbuhlerin auf dem Gebiete des Denkens nur ein verkleideter, nervöser, unfruchtbarer Mann, eine Art Hermaphrodit, jedenfalls ein abnormes Wesen.

Wir wünschen, dass das Weib ganz Weib sei und also nicht nur körperlich, sondern auch geistig und moralisch dem Typus seines Geschlechtes entspreche. Körperlich ist es uns zuwider, wenn es einen Bart und keine Hüften hat, moralisch, wenn es herzlos und herrschsüchtig ist, geistig, wenn es sich in die Literatur oder Wissenschaft eindrängt. Umgekehrt verabscheuen die Frauen bartlose, furchtsame oder dumme Männer.

Aber auch die größten Lobredner des Weibes, auch die, welche es weise und gelehrt haben wollen, legen dieser Gelehrsamkeit große Beschränkungen auf.

Aber was sagen die Frauen selbst zu diesen unseren Urtheilen, welche ihnen Böotien als die ihnen zugehörige Provinz anweisen?

Sehr viele antworten im Chor:

„Ja, es ist wahr; es gibt nur sehr wenige berühmte Frauen. Ja, wir haben euch weder die Magnetnadel, noch die Elektricität, noch den Dampf, noch Amerika gegeben, aber nicht, weil wir zu ruhmvollen Entdeckungen und Erfindungen unfähig wären, sondern weil ihr uns nicht erzogen habt. Gebt uns dieselbe Erziehung, so werden wir euch gleichkommen."

Bescheidener und gerechter als diese bekennen andere Frauen ihre geistige Minderwertigkeit.

---

*) Aus dem Werke: „Die Physiologie des Weibes" von Paul Mantegazza, aus dem Italienischen von Dr. R. Teuscher. (Jena. Hermann Costenoble. 1893.)

Lasset eure Jalousien von zehn Männern und zehn Weibern öffnen oder schließen, und ihr könnt darauf rechnen, dass sie im zweiten Falle nur zur Hälfte geschlossen oder geöffnet werden.

Das „Mehr oder Weniger" ist eine Annäherung an das Wahre, Gute und Schöne und bildet einen kindlichen und weiblichen Charakterzug bei jeder Arbeit.

Die Frauen gebrauchen und missbrauchen die Superlative und Diminutive, die ersteren, weil ihre Erregungen stark sind, und wenn sie es nicht sind, wenigstens stark scheinen wollen. Die Diminutive aber sind bei ihnen sehr beliebt, weil sie niedlich sind, weil sie die zartesten Schattierungen des Gefühls, der Anmut und Zärtlichkeit so gut ausdrücken.

Dass die Frauen in Geschäften sehr geschickt sind, dafür erhalten wir täglich deutliche Beweise. Oft übernimmt beim Tode des Familienvaters ein bescheidenes Weibchen, welches bis dahin nur den kleinen Familienangelegenheiten gewachsen schien, die Rolle des Verstorbenen und verwaltet große wichtige Geschäfte.

Man darf sich nicht darüber wundern, denn das Weib besitzt in hohem Grade Klugheit, Misstrauen, Geduld und Sparsamkeit; dies sind Tugenden erster Ordnung bei der Leitung von Geschäften.*)

Vor einigen Jahren hatte eine große, industrielle Gesellschaft in Chicago zum Cassierer ein dreizehnjähriges Mädchen.

Dieses Mädchen bezahlte in sechs Monaten an die vierhundert Arbeiter der Gesellschaft über eine Viertelmillion Dollars, ungefähr eine Million Mark; zu gleicher Zeit führte es die Rechnungsbücher der Fabrik.

Es erhielt wöchentlich von der Bank vier- bis fünftausend Dollars, die es in kleinen Summen an die Arbeiter vertheilte.

Das Mädchen bekam sechshundertfünfundzwanzig Dollars jährlich, nahm zweimal wöchentlich Musikunterricht und besuchte des Abends die Handelsschule.

Obgleich es zehn Stunden täglich in der Bank zubrachte, war es niemals krank.

Franklin erzählt in seiner bewunderungswerten Selbstbiographie, nach dem Tode seines Geschäftsgenossen habe dessen Frau die Leitung des Geschäftes übernommen und dieselbe viel besser geführt als der Verstorbene, so dass sie ihre Kinder sehr gut erziehen und später von Franklin die Druckerei übernehmen konnte, die er in Gesellschaft mit dem Verstorbenen besaß. Sie war eine Holländerin, und in Holland macht noch heute die Buchführung einen Theil der weiblichen Erziehung aus.

In der dramatischen Kunst können die Frauen weder einen Garrik, noch einen Kean, noch einen Talma, noch einen Modena, noch einen Salvini aufweisen, aber in Frankreich wenigstens ist im ganzen die Zahl der berühmten Schauspielerinnen größer als die der Schauspieler.

Die geringe Zahl großer Künstlerinnen genügt, um die geringere Intelligenz des Weibes darzuthun, denn in der Kunst ist das Studium von geringer Wichtigkeit, oder doch viel weniger wichtig als in der Literatur und Wissenschaft. Und doch findet sich unter ihnen kein Rafael oder Michel Angelo, kein Phidias, kein Canova, kein Rossini, Bellini oder Verdi. Da ist Rosa Bonheur, welche Sir Edwin Landseer gleichgestellt werden kann, dem Rafael der Thiere in England, aber es gibt keinen anderen Namen, den man für die

*) Die Pariser Advocaten, welche Arbeiter vertheidigen, haben bemerkt, dass die Weiber es besser verstehen, sie über die Einzelheiten einer Angelegenheit aufzuklären, als die Männer, und sagen oft zu diesen: Envoyez-moi votre femme!

Schätze; wenn sie bekannt wären, würden sie uns überzeugen, dass Mad. de Sevigné sehr viele Nebenbuhlerinnen besitzt, welche ihr den ersten Platz im Briefschreiben streitig machen könnten, den sie vielleicht mit Unrecht erworben hat.

Der Mann schreibt in Eile, denn er hat andere, ernsthaftere Geschäfte und kümmert sich wenig darum, ob er gefällt oder nicht. Oft sind ihm seine Briefe nur Nebensachen und füllen Augenblicke der Muße aus, welche zwischen ernsten, anstrengenden Arbeiten liegen.

Dagegen hat das Weib fast immer weniger zu thun, als wir, weder Processe zu führen, noch an der Börse zu spielen, noch Kranke zu heilen, noch Brücken oder Häuser zu bauen, darum gießt es den besten Theil seines Geistes, vielleicht den ganzen, in seine Briefe aus.

Dazu kommt noch sein fortwährendes Streben, in allem, was es sagt, schreibt oder thut, zu gefallen, seine zarteren, wärmeren Gefühle, die Beweglichkeit seiner Erregungen: so wird das bewundernswürdige Talent der Frauen zum Briefschreiben leicht verständlich.

Alle diese Eigenschaften besitzt das Weib, und Suard sagt es mit vieler Feinheit und Gründlichkeit und beweist, dass die Frauen im allgemeinen besser schreiben müssen als die Männer.

Indessen vergisst er bei dieser seiner trefflichen Untersuchung den Hauptgrund, warum die Frauen im Briefstile uns übertreffen, nämlich ihr lebhaftes Verlangen, den Personen, an welche sie schreiben, zu gefallen, wäre es auch der älteste und gleichgiltigste Mann. Auch dies ist eine Form der Gefallsucht und zwar eine der vorzüglichsten.

Das Talent der Frauen zum Briefschreiben beweisen auch die schönen Briefe, die Mad. Baschkiritscheff von ihrem achten bis zu ihrem dreiundzwanzigsten Jahre geschrieben und welche die Liebe ihrer Mutter für unsere Bewunderung aufbewahrt hat. Welche Beweglichkeit des Stils, welcher Duft der Empfindung, welcher mit vollen Händen über diese Schriften ausgestreute Geist!

In den Briefen von Frauen findet man noch andere geschlechtliche Charaktere: Gedankenstriche und Pünktchen, orthographische Fehler und ein Übermaß von Superlativen und Diminutiven.

Gedankenstriche und Pünktchen deuten an, was man nicht sagen kann oder will; auch sie sind eine Form der Gefallsucht, aber bei mittelmäßigen Geistern treten sie an die Stelle fehlender Gedanken oder von Worten, die man nicht findet. Dazu kommt noch die Schrift in querer oder schiefer Richtung über das schon Geschriebene. Es soll einen großen Reichthum an Gedanken oder Dingen bedeuten, ist aber oft nur falsche Münze; denn nachdem das Weib in großen, englischen Buchstaben und mit weit auseinanderstehenden Zeilen geschrieben hat, fügt sie in Querschrift das hinzu, was es viel deutlicher horizontal hätte schreiben können.

Briefe von Frauen enthalten auch viel öfter als die unserigen eine Nachschrift; ich glaube nicht, dass dies von der Schwäche ihres Gedächtnisses herrührt, sondern von dem Übermaß ihres Mittheilungsbedürfnisses, mag es nun wahr oder falsch sein.

Ich behaupte nicht, wie es viele thun, dass es keine Frauenbriefe ohne orthographische Fehler gebe, aber ich muss bekennen, dass ein Überfluss an solchen Irrthümern eines der beständigsten Kennzeichen der Werke des schwachen Geschlechtes ist.

Auch dies ist eine Form des „Mehr oder Weniger“, welches sich in so vielen weiblichen Arbeiten findet und auf Schwäche der Intelligenz hinweist.

Cordelia, Giannina Milli und die Gräfin Lara; aber es sind immer nur seltene Ausnahmen.

Solche Ausnahmen hat es zu allen Zeiten gegeben. Im zehnten Jahrhundert, einem der durch Barbarei und Unwissenheit berühmtesten, verstand die Schwester Hroswitha in einem braunschweigischen Kloster Griechisch, Lateinisch und die Philosophie des Aristoteles, und schrieb lateinische Gedichte, unter denen ein Loblied auf die kaiserliche Familie von Sachsen sich besonders auszeichnet. Sie schrieb auch Dramen in sehr schönem Latein.

Zweihundert Jahre später schrieb die Äbtissin von Paracleto so elegantes Latein, dass sie sich bisweilen dem Stile Senecas näherte.

Unter der Regierung Philipps des Zweiten erregte Isabella de Joya die Aufmerksamkeit von ganz Rom, indem sie die dunkelsten Stellen des Scotus erklärte.

Juana Morela aus Barcelona hielt im Jahre 1607 im Alter von zwölf Jahren in Lyon öffentliche Disputationen über Philosophie ab; in ihrem siebzehnten Jahre verstand sie Theologie, Philosophie, Jurisprudenz und Musik und sprach vierzehn Sprachen.

Bei den Hezarehs (in Centralasien) sind die Weiber ebenso tapfer wie die Männer; bei Gelegenheit steigen sie zu Pferde und handhaben Flinte und Säbel gleich dem kühnsten Krieger.

In Friedenszeiten besorgen sie alle Haus- und Ackerarbeiten und weben mit ihren Kindern jene Bareks, welche ihnen reichen Gewinn bringen. Sie sind nicht schön, aber wohlgebildet.

Auch unter tiefstehenden Rassen kann das Weib eine hohe Stellung erwerben und großen Einfluss gewinnen.

Die alte Shol, welche Miss Tinné und Schweinfurth in Meshera (Afrika) antrafen, war alt und sehr hässlich, aber sehr reich und mächtig. Sie war eine Art Königin.

Bei den Bongos machen die Weiber die irdenen Gefäße, und zwar sehr gut und ohne Drehscheibe.

Und nun zum Schlusse.

Das Weib war, ist und wird immer weniger intelligent sein als der Mann; der allgemeine Charakter seines Denkens ist der des Kindes. Auf dem langen Wege der geistigen Entwickelung bleibt es immer an Stationen stehen, welche dem Ausgangspunkte näher liegen.

Mit einer besseren Erziehung könnte es ohne Zweifel zur Förderung der Wissenschaft, der Literatur und Kunst mehr beitragen, aber ich glaube, dass der Zwischenraum zwischen ihm und uns immer derselbe bleiben wird; denn zugleich mit dem Weibe wird auch der Mann fortschreiten, wenn nur jedes von beiden Geschlechtern sein eigenes Gehirn und seine Geistesrichtung beibehält.

Die Unterdrückung, in welcher das Weib bis jetzt gelebt hat, reicht nicht aus, um seine geringeren Leistungen zu erklären.

Die Gewaltherrschaft eines Stärkeren kann nur durch Überraschung eintreten und kann nicht lange dauern. Wer oben steht, steht da dem Rechte nach, dem verhassten Rechte des Stärkeren, welches, wenn nicht nach dem idealen Gesetzbuche das gerechteste, so doch nach dem Naturgesetze das am meisten logische ist.

Unter den Wilden ist das Weib dem Manne unterworfen, weil es muskelschwächer ist; in der civilisierten Gesellschaft, weil seine Intelligenz schwächer ist.

Wenn es morgen stärker würde, so würde es die erste Stelle einnehmen, ohne neuer Schulen oder neuer Gesetze zu bedürfen.

höheren Arten der Malerei anführen könnte. Wir haben eine Lebrun, eine Rosalba Carriera, eine Angelica Kauffmann, aber auch diese wenigen haben, wie Hirth sagt, den besten Theil ihrer Inspirationen aus dem unbewussten, psychischen Leben geschöpft. Die berühmte, geniale Marie Baschkiritscheff, welche in der ersten Jugend starb und vielleicht eine der größten Malerinnen des Jahrhunderts geworden wäre, sucht in einem ihrer Briefe an Julian die Seltenheit der großen Künstler unter dem weiblichen Geschlechte zu entschuldigen, weil die Männer Schulen und Mittel besitzen, welche den Frauen fehlen, aber so sinnreich auch diese Vertheidigung ist, so gelingt ihr doch dieses wohlwollende Vorhaben nicht.

Man hat auch bemerkt, dass in den literarischen Werken der Frauen das obscöne, selbst das erotische, das satirische und humoristische Element fehlt. Dagegen herrscht immer die humanitäre Stimmung vor.

Die merkwürdigen Versuche des Professors Jastrow von der Universität in Wisconsin, welcher eine gleiche Anzahl von Knaben und Mädchen beliebige Wörter in möglichst kurzer Zeit aufschreiben ließ, bewiesen, dass die Knaben mehr Originalität besaßen.

Wenn man zu diesen weiblichen Eigenthümlichkeiten des Denkens noch die schnellere Entwickelung fügt, so hat man ein treues Bild der geistigen Fähigkeiten unserer Genossin erhalten.

In den gemischten Elementarschulen sind die Mädchen fast immer den Knaben voraus, aber bei den höheren Studien stehen sie früher still als wir und behalten bis zum Ende ihres Lebens viele Vorzüge und alle Mängel des kindlichen Gehirns.

Dies ist eine Beobachtung, die sich auch bei tieferstehenden Rassen bestätigt hat, wenn von ihnen abstammende, mit Kindern unserer Rasse erzogen werden.

Meine Skizze über das Denken des Weibes würde sehr unvollständig sein, wenn ich es unterließe, zu erwähnen, dass es ausnahmsweise ausgezeichnete Frauen gegeben hat und noch gibt, welche über die große Masse der gewöhnlichen Menschen hervorragen. Alles bisher Gesagte bezieht sich auf das typische Weib, auf den Mittelwert des Weibes, und nicht auf George Sand oder Katharina von Russland.

Die Vertheidiger der geistigen Gleichheit beider Geschlechter haben uns eine lange Liste von berühmten Frauen geliefert, um zu beweisen, dass die Töchter Evas zu großen Dingen ebenso fähig sind wie wir. Mit derselben Logik könnte ich eine lange Reihe von dummen Männern aufstellen, um zu beweisen, dass das Weib uns auch im Denken überlegen ist.

Aber wenn wir auch alle die ruhmvollen Ausnahmen in Masse nehmen und nachsehen, welche Höhe sie erreicht haben, so finden wir, dass am großen Baume der Menschheit die weiblichen Äste dieser glorreichen Pflanze niemals die Höhe der männlichen erreicht haben.

Wir wollen jedoch auf allen Gebieten des weiblichen Denkens an einige weniger bekannte Geistesheldinnen einige Ehrenmedaillen austheilen.

Bei einem Schützenfeste in Willisau eroberte ein Mädchen namens Anna Arnold mit zwölf aufeinander folgenden Schüssen zwölf Fahnen.

Von Sappho gehen wir zu Emilie Flygare über, welche im Jahre 1892 im Alter von fünfundachtzig Jahren starb und jährlich wenigstens zwanzig Romane veröffentlicht hat.

Ferner haben wir Gaetana Agnesi und die Sommerville, George Elliot, die Sand, Daniel Stern, die Staël, die Lebrun und die Maraini, die Gauthier, die Davidson, Pulcheria und Santa Catharina von Siena, dann Mathilde Serao, die Ferretti,

Die, ein Theil von deinem Marke,
Runenreiches Meergestein —
Keimten, dass empor erstarke,
Ihnen folgend, Sein um Sein . . .

Dass der Mensch ward, lebten Würmer —!
Wenn, ein Wurm, er selbst vergeht,
Seiner Helden, seiner Stürmer
Staub im Wind der Straße weht —

Wirkt er doch an seinem Werke:
Bauet Tag und Nacht den Thron,
Den, begabt mit and'rer Stärke,
Einst besteigt der Menschheit Sohn!

Am Wasserfall.

Da stand ich, wo die Quellen
Sich stürzen aus dem Hang
Und durch die Klüfte schnellen
Mit tollem Überschwang.

Vergebens ihren Wegen
Stemmt sich der Hügel dort
Und dort der Strunk entgegen
Der Wirbel reißt ihn fort!

Sie folgen einem Rufe
Mit Freude und Gesang,
Der aus der Felsenstufe
Gezaubert ihren Gang . . .

Und frag' ich, ob sie wissen,
Wozu, wozu das Spiel,
Warum sie hingerissen,
Und welches denn ihr Ziel —

Sie lachen mir entgegen,
Sie werfen sich hinab,
Gelöst als Perlenregen,
Ins selbstgewühlte Grab;

Und wo sie kommend brausen,
Und wo der Strom vergeht,
Hoch über Glanz und Grausen
Der bunte Bogen steht:

Als wäre das dein Wollen,
Dass unter Jauchzen nur
Die ew'gen Mächte sollen
Dir dienen, o Natur —!

Weltgeschichte.

Der zarten Runen staun' ich gern
Auf mancher Motte Flüglein,
Des Ringes um den bunten Stern,
Der sammt'nen Augenküglein.

Kein Schüppchen ist, kein Farbenspiel,
Kein Ton in diesem Glanze,
Der nicht bedacht für Zweck und Ziel,
Der nicht gestimmt ins Ganze;

Der nicht das kurze Leben schützt,
Den Reiz der Liebe steigert,
Der nächsten Brut im Keime nützt,
Dem Tod ein Opfer weigert . . .!

Mit jedem Flaume, jedem Haar
Hat sich Natur beraten
An diesen Schwingen — tausend Jahr'
Vor Alexanders Thaten!

Ein Leuchten.

Schon dunkelt's in den Ästen,
Und Zweig um Zweig verschwimmt,
Nur schräge durch die Tannen
Ein roter Schein noch glimmt.

In ihm wogt auf und nieder
Und dreht sich hin und her,
Im Schwange und im Sange
Ein dunkles Mückenheer.

Mit frohem Aug' betracht' ich,
Solange währt der Glanz,
Der kleinen Millionen
Glücksel'gen Siegestanz.

Sie theilen ja mein Hoffen,
Mein Ewigkeits-Vertrau'n,
Sie theilen meine Liebe,
Dich, Leben, anzuschau'n.

Den Alltod abzuwehren,
Wir senden deine Macht,
Den Welten wie den Mücken
Ein Leuchten durch die Nacht!

Gedichte

von Hermann Hango.*)

Bekenntnis.

Als Knabe lag ich manche Stunde
An eines tiefen Brunnens Schlunde;
Mein Glaube war, zu seh'n
Im tiefen Flutendunkel
Geläutert aufersteh'n
Der Mitternacht Gefunkel.

Und immer reich noch an Vertrauen,
Lieb' in den Abgrund ich zu schauen,
In dem das Licht vergeht,
Geheimnisvoll verloren,
Und wieder aufersteht,
Zu neuem Sieg erkoren.

Glücklos, geschaffen, um zu trauern,
Dem Tod geweiht und seinen Schauern,
An seines Reiches Saum,
Im Eishauch seines Schwebens —
So träum' ich meinen Traum:
Vom ew'gen Sieg des Lebens!

Unterwegs.

In mir der Menschheit Klagen,
Das leidvoll-tiefste Fragen,
So steig' ich auf zur Halde,
So wand're ich im Walde;
Wie einer, der gesandt,
Dem Leben nachzuspüren
Mit Blicken unverwandt,
Sein heilig' Recht zu führen,
Vom Grauen ungebannt.

Die Dämmerfalter flirren,
Bei meinem Schritt erwacht
Und flieh'n, wie Menschenirren,
Erschreckt aus Nacht in Nacht.
Die eigenen Gedanken
Erbeben und sie schwanken,
Wem höh're Macht gegeben —
Dem Tode oder Leben?

Doch für das Leben leise
Ein Wispern spricht im Kreise,
Und heimlich hofft die Seele,
Daß ihre Blindheit nur
Den vollen Trost ihr hehle —
Daß aufwärts führt die Spur!

Sie ahnet, Bürgschaft stehe
Und was der Wurm erflehe,
Das allbesorgte Lieben,
Verheißen auf der Flur,
Mit Blumen hingeschrieben,
Und Felsen eingeschliffen,
Das Zeugnis, unbegriffen,
Vom Denken der Natur ....!

Im Steinbruch.

Öder Steinbruch — nie vorüber
Geh' ich dir, du ziehst mich an;
Dir am Rande weil' ich lieber,
Als, dem Haufen zugethan!

Wände, wo der Epheu klettert,
Blöcke, wo die Brombeer' rankt,
Hehre Tafeln, halb zerschmettert,
Alte Schichten, umgewankt —

Euch bedecken heil'ge Zeichen;
Kein schamanisches Geschwätz
Fälscht die Weisheit ohne Gleichen,
Deutelt an dem Urgesetz ...!

... Wieder quillt, indes ich sinne,
Blau empor die Meeresflut,
Und es taucht aus ihr die Zinne,
Darauf unser Schaffen ruht.

All' die erste Fülle Lebens
Wogt im ungeheu'ren Schoß;
Ob dahin auch — nicht vergebens
Lebte sie ihr flücht'ges Los:

*) Aus den im Oktober d. J. im Verlage von A. Hartleben erscheinenden „Neuen Gedichten" des Verfassers.

„Meuchlings erschossen" war auf einem arg verwitterten Grabstein im Schlierseer Ländchen noch zu lesen. Tauf- und Schreibname des zur ewigen Ruhe gebetteten Erdenpilgers war verwischt, vom Zahn der Zeit weggebissen. Ein gemeiner Mord in idyllischer Gebirgsgegend — würde der zerbröckelnde Grabstein nicht davon Kunde geben, man wäre versucht, eine solch grausige That im stillen Alpendorfe für unmöglich zu halten. Und doch war dem so, ein altes, weißhaariges Männchen bestätigte den vor vielen Jahren geschehenen Fall.

Das einsame, stille Dörflein zählte unter den wenigen biederen, hart um die Existenz kämpfenden Einwohnern auch einen Burschen, dessen unersättlicher Gelddurst ihn von Verbrechen zu Verbrechen trieb. Während seiner Militärzeit zum Kasernendieb herabgesunken, der, um den Versuch einer Rettung vor entehrender Strafe zu machen, einem Landsmann und Kameraden die gestohlene Brieftasche unterschob, und dadurch diesen ins Unglück stürzte, ward der Heimgekehrte bald zum Schrecken der ganzen Gegend. Jäger und Grenzwächter fahndeten nach dem Wilderer und Schmuggler vergebens, es schien, als sei der gefährliche Bursche gegen Schuss und Hieb gefeit, und der „Leibhaftige" mit ihm im Bunde.

So kam eine furchtbare Gewitternacht mit ihren Schrecken und Gefahren im Hochgebirge. Vom wütenden Sturme überrascht, zogen der reiche Kreuzhofbauer und sein Gevattersmann, der Einödbauer Quirin Obermeyer, es vor, das Unwetter im Neuwirtshause abzuwarten. Wie alles um den Schliersee herum nur noch vom Mathies sprach, dem Schrecken der ganzen Gegend, so plauderten auch die zwei Bauern am Biertisch davon, dass es den Gendarmen gelingen möchte, den gemeingefährlichen Wilderer und Verbrecher abzufangen. Ursache zu Befürchtungen schlimmster Art hatte besonders der Einödbauer, dem der Mathies kurz vorher einen Brandbrief vor die Thüre gelegt und ihm darin mit voller Namensunterschrift angekündigt hatte, dass ihm der rothe Hahn aufs Dach gesetzt werde. Brandstiftung bringt das bäuerliche Blut am heftigsten in Wallung, kein Wunder daher, dass man mit den Waffen in der Hand dem Strolche auflauerte und mit dem Stutzen im Arm nachts den Weg wanderte, wenn die Nothwendigkeit zwang, das Haus zu verlassen.

Der wüthende Sturm hatte auch den Mathies aus seinem Waldversteck getrieben, dazu der Hunger. Das Licht im Neuwirtshause lockte den Nachtvogel an, dort hoffte er der Vorrathskammer einen heimlichen Besuch abstatten zu können. Dort belauschte Mathies das Zwiegespräch der Bauern, und im Flur des Hauses erwischte er auch deren Stutzen, aus welchen er die Kugeln zog. Die Absicht des Einödbauern, noch in der Nacht nach Miesbach zum Amtsgericht zu wandern, reifte in Mathies einen fürchterlichen Gedanken.

Als das Unwetter sich verzogen und der Mond zwischen den Wolken hervorlugte, brachen die beiden Bauern auf. Von einer bangen Ahnung erfasst, begleitete Andreas, der Kreuzhofbauer, seinen Gevattersmann trotz dessen Widersprüchen. Nicht lange darnach nahm der Hochwald beide auf und einsam wandelten sie den Hohlweg entlang. Mitten im Gespräch kracht ein Schuss, ein Schrei, und der Einödbauer wälzt sich in seinem Blute, nach kurzem Röcheln verscheidend. Den meuchlings erschossenen Freund zu rächen, greift der Kreuzhofer nach seinem Stutzen, zielt auf den höhnisch lachenden Mathies und drückt ab — das Gewehr versagt. Der Mörder entflieht, ihm setzt, das Gewehr wegwerfend, Andreas nach. Der Schuss hat den patrouillierenden Gendarm von Miesbach herbeigelockt, ihm läuft Andreas in die Hände. Ein unglückseliger Irrthum läst den Gendarm Andreas für den Mörder halten, während der Thäter nach der Abführung des Kreuzhofers schmählichst sein Opfer beraubt.

Des Raubmordes angeklagt, verbringt der Ärmste eine entsetzliche Zeit im Gefängnis der Hauptstadt, kein Be-

Kleine Laube.

Um nichts.

Der Schnee liegt hoch, kein Laut erschallt,
In tiefem Schweigen liegt der Wald
So einsam und weltabgeschieden.
Nichts stört des Waldes Wintertraum,
Nur leise durch den weiten Raum
Im stillen weiß bereiften Frieden
Hörst dumpf du knarren Ast und Baum,
Gebeugt vom Druck des Schneegewichts,
Sonst nichts.

Da plötzlich kracht ein Schuss im Thal,
Ein zweiter folgt — in wilder Qual
Durchhallt ein Schrei die weite Runde:
Ein Schrei, bei dem das Blut gerinnt,
Wie einmal nur ein Menschenkind
Ihn ausstößt in der Sterbestunde,
Wenn trüb' das Auge, todesblind,
Hineinschaut aus dem Reich des Lichts
Ins Nichts.

Und wo der Weg zum Dorfe biegt,
Am Waldessaum ein Jüngling liegt,
Die Wimpern wie zum Schlaf geschlossen.
Nur auf die Stirne hat ihm roth
Sein Siegel aufgedrückt der Tod,
Wo ihn des Gegners Blei durchschossen;
Sonst zeigt von Qual und Erdennoth
Im stillen Frieden des Gesichts
Sich nichts.

Und zu dem Todten, den im Kreis
Die Freunde ernst umsteh'n, tritt leis
Auch der, der ihm den Tod gegeben.
Gebrochen steht er stumm dabei,
Als hätt' auch ihm das Todesblei
Zerstört sein eig'nes junges Leben.
Und stöhnend, wie ein dumpfer Schrei,
Aus seiner Brust verzweifelt bricht's:
„Um nichts!"

Um nichts in seiner Blüte Kraft
Vom schnöden Zufall hingerafft,
Ein Opfer falsch verstand'ner Ehre!
Ihr, die ihr wie versteinert dort
Ihm still umsteht, hört ihr das Wort,
Versteht ihr die gewalt'ge Lehre?
Tönt euch der Ruf nicht fort und fort
Im Ohr, wie Donner des Gerichts:
„Um nichts!"

Christoph Mickwitz.

Unschuldig.

Von Arthur Achleitner.

Wie die Romantik bis unter die steinbeschwerten Dächer der auf hohen Bergrücken gelegenen Bauernhäuser dringt, dafür finden sich vielfache Beweise in Gestalt wächserner Herzen in altbayerischen Wallfahrtskapellen die nach Heinrich Heine als Weihgeschenke geopfert werden.

„Und wer eine Wachshand opfert,
Dem heilt an der Hand die Wund',
Und wer einen Wachsfuß opfert,
Dem wird der Fuß gesund." —

So spielt sich im Rahmen enger hochländischer Verhältnisse manches Drama ab, das seine erschütternde Wirkung auch auf Fernstehende nicht versagt. Nicht Zeitungen geben hiervon Kunde, sondern der Friedhof. Auf Grabsteinen lässt sich aus Geburts- und Todesdaten und den in einfachem, ländlichem Sinne gegebenen Beifügungen manches Familienschicksal erkunden.

mehr auf seine eigene Rettung bedacht, jetzt rief er in der Angst, dass unter seinen Händen sein zweites Opfer sterben könne, mit ganzer Lungenkraft Hilfe herbei. Entsetzen ergreift die Dörfler, als sie den Verbrecher an der Seite des wie todt daliegenden Kreuzhofers sahen. „Mörder, Mörder!" hieß es, da umzingelten die Gendarmen den Gottesacker und nahmen Mathies gefangen. Des hart geprüften Bauern Weib brachte Kreuzhofer zu sich, auf den Knien vor beiden gestand der Verbrecher alles, kniend erbat er Verzeihung.

Des Bauern Unschuld war zutage gekommen und edelmüthig verzieh er in der Freude seiner geistigen Wiedergenesung.

Der sühnende Verbrecher starb im Gefängnisse und auch den Schwergeprüften deckte bald der Rasen.

Wir suchten auch sein Grab auf neben dem Dorfkirchlein, Vergissmeinnicht blühte darauf.

Aus der Fibel eines Weltmannes.

Von A. F. Wood.

Je höher du steigst, desto reiner, je tiefer, desto dumpfer die Luft.

* * *

Nicht der ist wahrhaft groß,
Den fremde Schwäche erhob;
Nur der ist wahrhaft groß,
Dem fremde Größe spendet Lob!

* * *

Wer auf eig'nen Füßen stehen kann,
Der lehn' sich nicht an and're an.

* * *

Die Macht des Augenblicks läßt Welten erstehen, Welten erzittern, Welten vergehen.

* * *

Das Licht, das du in dir geschaffen, es leuchte nicht nur dir allein,
Es soll auch in dem Dunkel anderer, für diese eine Leuchte sein.

* * *

Die Vergangenheit bekommt von der Gegenwart oft ein Armutszeugnis des schaffenden Geistes und doch schöpft diese ihren Reichthum meist aus jener.

* * *

Die Reinheit der unsterblichen Seele sei die Verklärung der Sterblichkeit.

* * *

Viel' Gedanken, viele Worte,
Darunter viel von schlechter Sorte.

* * *

Auf der Rennbahn des Lebens der Schwache, der Stolze, der Eitle, der Böse sind außer Geleis;
Klugheit, die weise, sie messet mit Vorsicht die Bahn und holet den Preis.

* * *

Was leicht du kannst vergessen,
Das heiß' ich: Nie besessen!

* * *

Je schwerer die Last,
Desto öfter die Rast!

* * *

Nicht in Worten und Schriften suche die Lehren fürs Leben,
Nur, was das Leben dich lehrt, hat für das Leben den Wert.

* * *

Wer mit fester Seelenstärke sein Temperament zu beherrschen versteht, der umhüllt sich mit dem Panzerkleide eines würdigen Charakters, das gegen alle Unbilden der Lebensstürme Schutz und Schirm gewährt.

* * *

Der größte Schatz des Menschen ist sein eigener Wert.

* * *

Wer nur dem Körper lebt, der tödtet den Geist.

* * *

Allzugroße Humanität ist die Nährmutter des Lasters.

* * *

wohner des Schlierseer Ländchens glaubt an seine Schuld, allein die Stadtherren sind anderer Ansicht. Die fürchterliche Aufregung des seiner Freiheit beraubten Gebirglers bringt ihn zur Verzweiflung, der Unglückliche wird, als man ihm das Verdict der Geschworenen: Schuldig! verkündet, wahnsinnig.

Von Haus zu Haus im Heimatdorfe eilen die Angesehensten der Gemeinde, die Deputation zusammenzubringen, die in der Stadt die Begnadigung des verurtheilten, nach ihrer Überzeugung unschuldig verurtheilten Kreuzhofers erbitten soll. Eilig ziehen die Gebirgler, ihren Bürgermeister voran, zur Stadt, und freundlich empfängt sie der Gerichtspräsident.

Hier holte der Alte Athem, richtete sich auf und erzählte dann weiter:

„Und wißt 's, gnä' Herr, was er g'sagt hat, unsa Burgermoaster? Zum Präsidenten hat er g'sagt: Richten S' Ihren Blick 'nei (hinein) in unsere Berg', auf die starken kreuzbraven Leut', die aufwachsen in dieser hearlichen, gewaltigen Natur. Die Leut', die wie die Löwen 'kämpft hab'n für eanen (ihren) Kini (König) und eana Vaterland, die 'n Gams nachsteig'n mit Todesverachtung in die höchste Höh' über Klippen und Abgründ', die koa Noth und koa G'fahr scheuen, die dem Nächsten beistehen mit Leib und Leben, die tapfer mit den Helden von anno 1870 eana Bluat für unser Vaterland zur Einigung unseres großen deutschen Reichs verspritzt haben, von deni (diesen) Prachtmenschen, wahre Heldenmenschen, wahre Helden mit sanftem Kinderg'müat, von deni Prachtmenschen is unser Kreuzhofer der beste, und der soll a Mörder sein? Na, dös gibt's net, der bravste, ehrlichste und beste Mensch im ganzen boarischen Oberland is er, aber koan Mörder. Glauben S' uns oanfachen Gebirgsbewohnern, wir steh'n g'wiß net ein mit Leib und Seel' für oan, der an ander'n 's Lebenslicht ausblasen hat aus Habsucht und Raublust. A Mensch, der sein Vaterland und seini Berg' so gern hat wie wir alle, und da Kreuzhofer voran, der sein Leben freudig hergibt für unser schönes Bayernland, Herr! so a Mensch begeht koan Mord, jatzt net und in aller Ewigkeit net!"

Erschüttert schwieg der Alte und wischte sich Zähren der Rührung aus den Augen. Dann fuhr er fort in seiner schlichten, ergreifenden Erzählung.

Die Begnadigung vom Landesherrn traf am selben Tage ein, an dem des Kreuzhofers Geist sich umnachtete. Etwa sechs Wochen später war der Kreuzhofer, der ein „stiller Narr" geworden war, und den man auf vieles Bitten in die Heimat entließ, wieder auf heimatlicher Erde. Still verbrachte er die Zeit in seiner Stube, sein liebster Gang war ihm die Wanderung auf den Friedhof zum Grabe des Freundes und meuchlings erschossenen Einödbauern beim Obermayer. Dort klagte er sein Leid dem Todten in erschütternden Tönen.

Eines Abends, als die scheidende Sonne die Berggipfel rosig beleuchtete, saß der irrsinnige Kreuzhofer wieder am Grabe seines Gevatters. Es schien, als könnte er sich diesmal gar nicht trennen von dem zur Ruhe gebetteten Freunde. Die Abendschatten senkten sich schon herab, der Mond stieg auf und warf seinen Silberschimmer auf die Kreuze und Marmelsteine des Friedhofes, da schlich eine zerfetzte Gestalt durch die Grabhügel, ein Flüchtling, dem die Häscher auf der Spur waren, und der bei den Todten Sicherheit suchte. Es war Mathies, den grauses Entsetzen erfaßte, als er in dem am Grabe liegenden Wahnsinnigen sein zweites Opfer erkannte. Er rief, von Fieberschauern durchrüttelt, den Geisteskranken an, der bebend die Stimme erkannte und plötzlich aufwachte aus der Umnachtung. „Mord! Mord!" rufend sank der Kreuzhofer ohnmächtig zu Boden, die furchtbare Aufregung hatte ihn überwältigt. Im Herzen des Verbrechers aber trat gleichfalls eine Wandlung vor, eine Läuterung der Seele, der von Gendarmen und Grenzwächtern vom Tatzelwurm her verfolgte Flüchtling rief laut um Hilfe, jetzt war er nicht

vielmehr die ungesunden Elemente hinweg und die gesunden verschont er, und nach einem Kriege entwickelt sich ein Volk doppelt groß und reich. Allemal? — Was haben wir besonders deutlich nach dem dreißigjährigen Kriege, nach den Türkenkriegen u. s. w. gesehen? Sehr wahr ist, dass es nach einem Kriege allemal besser wird, als es — während desselben war. Wenn einer niedergeworfen ist, fängt er nämlich wieder an, aufzustehen, wenn ihm eine Hand oder ein Fuß gebrochen ist, so kann das Glied nun wieder heilen, allein, ob es nach dem Bruche stärker sein wird, als vor demselben, hat das neue Naturgesetz erst zu beweisen. Das Individuum ist stets ein kleines Bild des ganzen Volkes.

Im Ernste gesprochen machen wir, besonders in neuerer Zeit, eine Erfahrung von den Folgen des Krieges, nämlich diese, dass nach dem Kriege der Sieger degeneriert, der Besiegte sich stärkt. Anfangs sind die politischen und wirtschaftlichen Vortheile selbstverständlich auf Seite des Siegers, dafür geben aber sehr bald moralische Güter verloren, als: der Gemeinsinn, der Humanismus, der Idealismus u. s. w. Der Sieger wird derb materialistisch und hat gar bald für sonst nichts Zeit und Sinn, als dem rohen Erhaltungstriebe zu fröhnen, die Rache des Besiegten zu fürchten und seine ganze Kraft gegen diese Rachegefahr zu concentrieren. Hat die Menschheit, die es zu einer gewissen Cultur gebracht, denn gar keine andere Aufgabe, als ihr thierisches Dasein zu schützen, und sich vor sich selber zu fürchten?

Die angedeuteten moralischen Güter haben sich seit 1866 in Österreich, und besonders seit 1870 in Frankreich weit kräftiger entwickelt, als in Deutschland, das ist kaum ein Zweifel. So, dass man auch hier wieder sagen kann, schwere Prüfungen werden stets zum Segen, und großes Glück, besonderes Kriegsglück wandelt sich bald zum Fluche. Die Weltgeschichte hat diese Wahrheit mit großen Zügen aufgeschrieben.

Deshalb ist nicht zu verstehen, wieso gerade Leute, die der siegreichen Naiton angehören, und denen unter den weiteren Folgen des Sieges bereits bange zu werden beginnt, von der guten Auslese des Krieges sprechen können, und davon, dass der Krieg die ungesunden Elemente vernichtet.

Da wird sich der tapfere Krieger schön bedanken. Dringt er muthig durch den Kugelregen, so wird er vernichtet, gehört also zu den ungesunden Elementen; nimmt er Reißaus, so wird er gerettet, und kann zu den gesunden Elementen seines Volkes gezählt werden, die der Krieg so gütig fördert.

Ja potz Blitz, aus diesem neuentdeckten Naturgesetz der Raufboldpartei ergeben sich sonderbare Schlüsse. H.

Neuer Durst nach religiösem Idealismus.

Es ist merkwürdig, wie seit etwa zehn Jahren im Volke das religiöse Bedürfnis sich wieder steigert. Mit der Wissenschaft von der Materie, die uns den Glauben ersetzen sollte, war es also nichts. Sowie der Mensch Sinn hat zum Schaffen und irdischen Genießen, so hat er auch einen natürlichen Sinn für das, was wir Religion nennen; der kann zeitweilig verkümmern, aber nie ersterben. Und je kümmerlicher er eine zeitlang gehalten wurde, desto üppiger, um nicht zu sagen ausschweifender, entwickelt er sich nachher. Gegenwärtig werden orientalische Philosophen stark beliebt und die Lehren des Buddha verbreitet. So erschienen in Braunschweig bei C. A. Schwetschke der „Buddhistische Katechismus zum Gebrauche für Europäer“, zusammengestellt von Subhadra Bhikschu. „Die Bhagavad Gita, das Lied von der Gottheit, oder die Lehre vom göttlichen Sein“, ins Deutsche übertragen von Dr. Franz Hartmann. Im selben Verlage erscheint eine „Theosophische Bibliothek“ und die spiritistische Monatsschrift „Sphinx“, herausgegeben von Hübbe-Schleiden.

All diese Schriften sind in hohem

Wer aus tiefem Dunkel das Licht betritt, wird leicht geblendet.

* * *

Geduld findet oft, was Ungeduld verloren.

* * *

Hör' und sehe viel, doch sage wenig;
Sei im Recht nicht unterthänig;
Prüfe klug die eig'nen Sachen
Und schau nicht immer, wie es and're machen.

* * *

Nicht die That selbst, sondern das Motiv hiezu gibt derselben die Weihe.

* * *

Nur unter dem Einflusse des Herzens steigst du zu geistiger Höhe.

* * *

Eigene Tugenden werden durch andere oft mehr, als durch uns selbst benützt.

* * *

Gedanke, die Saat!
Wille, der Keim!
That ist die Frucht!
Denke, was schön,
Wolle, was gut,
Thue, was recht!

Festgruß

zur zwanzigjährigen Gründungsfeier des Lesevereines in Krieglach am 23. Juli 1893.

Es pflegen die Menschen im irdischen Thal,
Die Streitenden, Hoffenden, Edlen zumal
Sich leuchtende Tempel zu bauen,
Auf dass im alltäglichen Drang ein Asyl
Uns winke und weise das höhere Ziel
Zum inneren Leben und Schauen.

Denn nicht in des Körpers gebrechlichen Schrein
Sind uns hinterlegt die Schätze allein,
Und auch nicht in eisernen Truhen;
Die größten, beständigsten Güter der Welt,
Sie sind wohl auf Geist und Gemüth gestellt,
Wo selig die Götter ruhen.

Zu stärken die Kräfte, die schaffenden
Zu wecken die Götter, die schlafenden,
Das war unser heiliges Streben,
Als einstens, vor zweien Decennien,
Beseelt und geleitet von Genien,
Dies Bündnis wir riefen ins Leben.

Wir gründeten muthig den frohen Verein,
Und luden die Geister des Erdkreises ein
Ins bescheidene Dorf an der Fresen.
In Büchern und Blättern sie kamen heran
Und mancher verdienst- und ruhmreiche Mann
Ist wohl unser Gast gewesen.

Wir hielten zusammen in treuer Pflicht,
Wir zankten nicht viel und wankten auch nicht
In guten und schlimmen Jahren.
Und hier in diesem gastlichen Haus
Hat unser Verein jahrein und jahraus
All Schutz und Schirm erfahren.

Wie mancher Gesang der Weihestund',
Wie manches Lustjauchzen der Tafelrund
Hat hier gebraust und geklungen.
Wie mancher Funke und Bildungskeim
Ist siegreich aus diesem Geistesheim
Ins weite Thal gedrungen.

So wird man dem immer noch frischen Verein
Das Fest der Erinnerung gerne verzeih'n,
Der treuen Verharrung zum Lohne.
Die Einigkeit war unser Grund und Fach,
Die Einigkeit war unser Thurm und Dach,
Die Einigkeit sei uns're Krone.

Ein Naturgesetz der Kriegslustigen.

Eine in Deutschland sich gegenwärtig großpappelnde Raufboldpartei hat ein neues Naturgesetz entdeckt. Der Krieg ist ein Werkzeug natürlicher Auslese, er vernichtet im Volke die ungesunden Elemente und fördert die Entwickelung der gesunden. – Prost Mahlzeit! wie man sich täuschen kann! Wir hatten bisher immer geglaubt, für den Krieg würden vor allem die kräftigsten und intelligentesten Männer ausgehoben und vorgeschoben, und die Schwächlinge und Cretins blieben zu Hause. Von den ersteren stürben die muthigsten den Heldentod, während letztere womöglich die Rasse fortzupflanzen hätten. Aber nach dem neuen Naturgesetz ist das nicht so, der Krieg rafft

Wie sich die Bergeshäupter kühn
Bis zu den Wolken heben,
So fühl' den Muth ich neu erglüh'n,
Nach hohem Ziel zu streben.

Wie aus der Felsen starrer Brust
Die Quellen schäumend fluten,
So bricht hervor das Leid, die Lust,
Die mir im Busen ruhten.

In blauer Ferne silberweiß
Besonnte Firnen strahlen —
Und Sehnsucht hebt die Seele leis
Zu schönen Idealen.

Und in der Tiefe tost der Bach
Durch wildes Felsgeschiebe;
So stöhnt im Herzen, ewig wach,
Die unerlöste Liebe.

Ella Hruschka.

Bücher.

Physiologie des Weibes. Von Paul Mantegazza. Aus dem Italienischen von Dr. R. Teuscher. (Jena. Hermann Costenoble. 1893.)

Den geistvollen italienischen Plauderer kennt man. Er ist nicht so flach, um banal, und nicht so pedantisch, um langweilig zu werden. Manchmal würde eine tiefere Gründlichkeit zu ertragen sein. Immer ist es ein interessanter Gegenstand, über den uns der Philosoph auf das Unterhaltendste belehrt. Diesmal ist es das Weib, welches er uns von allen Seiten zeigt. Das muss man gleich sagen, es ist nicht bloß Galanterie des alten Herrn, wenn er geneigt ist, das Weib höher zu stellen, als den Mann, er hat dafür gewichtige Gründe. Natürlich ist auch Mantegazza so ein alter Zopf, der das Weib nur liebt und verehrt, solange es Weib ist und nicht Mann sein will. Im Weibe findet er aber Vorzüge und Tugenden, vor denen wir Männer wohl aufs Knie sinken müssen, auch wenn wir nicht gerade um Liebe flehen.

Allerdings gibt es im Buche auch Capitel die — doch, wie wäre es, wenn der Leser selbst nach dem Buche greifen wollte? Für diesen Fall würde man ihn nur erinnern, dass es besser ist, wenn seine etwa minderjährigen Kinder es nicht in die Hand bekommen. Weiter lasse ich mich nicht ein, denn das ist ein Gegenstand, von dem schwer loszukommen wäre, und sich angelegentlich mit dem Weibe zu befassen, dünkt mich nur rathsam, wenn eins in der Nähe ist.

M.

Kinder- und Hausmärchen, gesammelt durch die Gebrüder Grimm. Illustriert von P. Grot Johann. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt. 1893.) Lieferung 1—8.

Es ist wohl kaum ein Buch in deutschen Landen, das sich so großer Verbreitung bei Jung und Alt erfreut, als die liebliche Märchensammlung, welche schon 1812 und 1813 die Gebrüder Grimm dem Volke geboten und Generation um Generation hat sich seitdem an dem herrlichen Märchenborn gelabt, den diese zwei gelehrten Brüder durch unermüdlichen Sammelfleiß, aber auch durch die echt volksthümliche, im besten Sinne des Wortes kindliche Darstellung, in ihrem Werke erschlossen. Wer gedenkt nicht aus seiner Jugendzeit an die Märchen von Sneewittchen, von Dornröschen, von Brüderchen und Schwesterchen, von Hansel und Grethel und an all die wundersamen Geschichten, welche dem deutschen Volksgeiste entsprungen, dem Kinde ebensolche Freude machen wie dem gereiften, aber poesiefreudigen Gemüthe. Denn, in welcher Dichtung steckt mehr Poesie als in diesen schlichten und doch so sehr zu Herzen dringenden Wundergeschichten! Zur Zeit der Gebrüder Grimm gab es noch wenig Sammlungen von Märchen und Fabeln aus dem Volksmunde, diesen Männern war es nicht leicht gemacht, dem Volke selbst diese schönsten und poesievollsten Schöpfungen zu entnehmen und zusammenzustellen. Heutzutage liegen viele, viele neue solcher Sammlungen, sowohl allgemeine, als solche aus Einzelgebieten vor, mehr und weniger umfangreiche, mehr oder minder schön ausgestattete, aber keines dieser Märchenbücher hat die Verbreitung erlangt, wie das Grimm'sche, in keinem ist jener zu Herzen sprechende Ton getroffen, wie in den 1812 und 1813 zuerst gedruckten „Kinder- und Hausmärchen" der in der Folge zu den berühmtesten und gelehrtesten Männern Deutschlands gezählten Brüder. Braucht man es daher wohl noch zu betonen, dass eine schöne mit Zeichnungen von bewährter Künstlerhand reich geschmückte Ausgabe dieser Märchen zeitgemäß ist wie kaum ein zweites deutsches Buch, dass dieses unvergängliche Werk in so prächtiger Ausstattung allen Kreisen, auch jenen, die es schon kennen, die es in schlichterer Ausstattung schon besitzen, hoch willkommen sein muss? Gewiss ist das nicht nöthig. In der vorliegenden eleganten Quartausgabe von Grimms Märchen, von der bis nun 8 Lieferungen vorliegen ist die typographische Ausstattung des übrigens rühmlichst bekannten Verlegers besonders hervorzuheben, hervorzuheben ist aber auch jedes einzelne Bild des Künstlers, der sich in diese echten unverfälschten Volksdichtungen so innig einzuleben wusste. Kleine Meisterwerke treten uns hier im Bilde entgegen, welche P. Grot Johann geschaffen und die in der bekannten ausgezeichneten Weise von der berühmten xylographischen Anstalt R. Brand'amour und von anderen

Grade anregend, doch zu einem wirklichen praktischen Werte dürften solche Richtungen sich für uns kaum gestalten. Die weitaus passendste und fruchtbarste Religion für uns ist das Christenthum.

Dieses hat Grundlage für alle religiösen Stimmungen, in ihm liegen die Heilmittel für alle Schäden der Zeit, es kommt nur darauf an, dass wir sie vorurtheilslos suchen und üben. Im Vergleiche zum Christenthum ist der Buddhismus eng, dunkel und lähmend, im Vergleiche zum Christenthum ist der moderne Spiritismus kindisch. Die Gottheit des Geistes, die Gottberufenheit des Menschen, der immerwährende Verkehr zwischen Menschheit und Gottheit kann nirgends so großartig und überzeugend zum Ausdrucke kommen, als im Christenthum. Freilich mag wohl auch der Spiritismus immerhin eine Aufgabe zu erfüllen haben. Sind es auch ganz schwanke und meist viel zu kurze Brücklein, die vom Materialismus zurückführen sollen zum christlichen Idealismus — Brücklein sind es doch. Und trostreich ist uns jede Andeutung, dass es auch noch etwas anderes gibt, als das Armselige und Wertlose der rein materialistischen Welt.

R.

Poetenwinkel.

Im Beichtstuhl.

Schon ist die Vesper längst vorüber,
Es bricht die Dunkelheit herein,
Und durch die blinden Kirchenfenster
Dringt nur ein fahler Dämmerschein.

Dort kniet noch an des Altars Stufen
Ein schönes, blasses, junges Weib,
Das Haupt gesenkt, in stummen Thränen
Erzittert leis ihr üppiger Leib.

Und zögernd, mit sich selbst im Kampfe,
Das Schamroth schlägt ihr ins Gesicht,
Wankt sie zum Beichtstuhl, drin ein Priester
Andächtig still Gebete spricht.

Ja, ihm vertraut sie, was noch keinem
Sie außer ihrem Gott vertraut:
Und Leidenschaften, Gluten sind es,
Die jetzt der junge Priester schaut. —

Nun ist ihr wohl — sie hat gebeichtet,
Sie schlägt ein Kreuz und eilt hinaus
Und lächelt hold — die Last der Sünden
Ließ sie zurück im Gotteshaus.

Im Gotteshaus, da steht der Priester
Und starrt ihr heiß verlangend nach;
Es klopft sein Herz — die Pulse jagen,
Er hört nur, was die Sünderin sprach.

Vergessen sind Gebet, Gelübde,
Vergessen, was er fromm geglaubt —
Er hat den Frieden ihr gespendet,
Sie hat den Frieden ihm geraubt.

Jenny von Reuß-Hoernes.

O, schmähet nicht die Dulderin.

Schmäht nicht das Mädchen, weil es alt,
Die Myrthe nicht sein Haupt geschmückt,
Das Blut längst in den Adern kalt
Und das Gemüth von Gram gedrückt.

Denn niemand ahnt, wie tief wohl dringt
Ins wunde Herz das bitt're Leid,
So oft es „alte Jungfer" klingt
Hohnlachend nach der armen Maid.

Und niemand weiß, was sie ertrug,
Was sonst sie schwer getroffen hat,
Und wie ihr grausam Wunden schlug
Vor Jahren schmählicher Verrath.

Als sie beseliget vertraut
Dem Manne, der ihr Herz gewann,
Auf seiner Treue Schwur gebaut,
Der doch so bald in Nichts zerrann.

Wer kann es wissen, ob nicht gar
Dem Tod das Glück zum Opfer fiel,
Das ihres Lebens Sehnsucht war
Und ihrer Hoffnungsfreude Ziel.

O, schmähet nicht die Dulderin,
Weil sie allein durch's Leben geht,
Und weil der Jugend Glück dahin,
Nach dem auch sie einst heiß gefleht!

Franz Tiefenbacher.

In den Alpen.

Grüß Gott, du schönes Alpenthal,
Umsäumt von Bergesriesen!
Grüß Gott, im gold'nen Abendstrahl,
Du leuchtend Grün der Wiesen!

Wie macht es mir die Seele weit,
Wie schwillt das Herz mir mächtig!
Du waldumrauschte Einsamkeit,
Wie bist du wunderprächtig!

Entgegen tritt ihm auf des Weges Mitte
Das holde Kind im weißen Tüllgewand.
Auf dem gazellenschlanken Leibe thronet,
Als sei es einem Engelsbild geraubt,
An dem der Abglanz keuscher Reinheit wohnet,
Sieghaft ein anmutreiches Lockenhaupt.

Armin.

Ausfahrt. Dichtungen von Max Geißler. (Dresden. Lehmann'sche Buchdruckerei und Verlagsbuchhandlung. 1893.)

Die drei Abtheilungen: Eppich, Bilder und Gestalten und Halbe Sachen des hübsch ausgestatteten Büchleins bringen unter zahlreichen lyrischen Gedichten so manche niedliche Blüte. Eine strengere Sichtung hätte Satzbildungen oder Reimfreiheiten wie nachstehend gegebene ausgeschieden:

O Lust, wenn in der Welt die Flocken fliegen,
Im Herzen froh ein Füntlein Sonne wiegen!
— — — — — — — — — — — — —
Nun feg' den Staub vom halbvergess'nen Rocken
Und spinn' die Fäden silbern von dem Wocken!
— — — — — — — — — — — — —
Was uns geschmerzt seit Veil' verblüht und Kressen,
Lass bei des Herdscheins Zauber uns vergessen!

Armin.

Leben und leben lassen. Ein Liederbuch von Rudolf Presber. (Frankfurt a. M. C. Koenitzer. 1893.)

Keine einzige neue Saite der Liebesharfe ist in diesen Liedern angeklungen; am lautesten tönen jene nach, die Heine und Bodenstedt gespielt. Lebenslust schäumt durch das Büchlein, aber wir glauben nur schwer an ihre Nachhaltigkeit. Die Form ist frisch und flott, doch wird bald ausgesungen sein, denn die Innerlichkeit fehlt fast gänzlich. Am schönsten muthet uns die Einleitung an. M.

Die antisemitische Bewegung. Von Sidney Whitman. Aus dem Englischen von O. Th. Alexander. (Berlin. Karl Ulrich & Co. 1893.)

Für Juden wie für Antisemiten gleich lehrreich zu lesen. Der Antisemitismus, heißt es da unter anderem, ist ein tiefgehender Protest gegen den Materialismus, das Streberthum, den Luxus, die Gesinnungslosigkeit, die Verdorbenheit der Presse und Herzlosigkeit unserer Tage überhaupt. Die Juden vor allem, als die hervortretendsten Repräsentanten dieser Richtung, seien das erste Ziel des Kampfes. M.

Bin ich gesund oder krank? Ein Prüfstein und Rathgeber für jedermann von Louis Kuhne. (Leipzig. Th. Grieben. 1892.)

Ein Reclameschriftchen zur Anpreisung von Kuhnes großer Reclameschrift „Die neue Heilwissenschaft". Diese wieder gipfelt in der Anpreisung von Kuhnes Heilanstalt in Leipzig. Nebenbei sind diese Schriften Polemiken gegen die „Schulwissenschaft". Der Hauptgedanke des Kuhne'schen Heilsystems besteht darin, dass jede Krankheit durch Fremdstoffe verursacht wird, die im Körper sind, und dass diese Fremdstoffe ausgetrieben werden müssen, was hauptsächlich durch Wassercuren geschieht. Das ist ganz nach dem alten Volksglauben, der sich die Krankheiten im Körper als feindliche Wesen denkt, die so oder so ausgetrieben werden können. Die „Schulwissenschaft" ist bekanntlich ganz anderer Meinung. Leider schlägt sie ihre oft charlatanartigen Gegner weniger mit ihren praktischen Erfolgen, als mit ihren Theorien. M.

Im Reiche des Geistes. Illustrierte Geschichte der Wissenschaften, anschaulich dargestellt von K. Faulmann. Mit 13 Tafeln, 30 Beilagen und 200 Textabbildungen. (Wien. A. Hartleben.) In 30 Lieferungen.

Die vorliegenden Lieferungen 5 10 dieses Werkes enthalten die Rechtsgeschichte und Medicin im Mittelalter, die Geschichte der Wissenschaften im ganzen sechzehnten Jahrhundert und den Unterricht, die Sprachwissenschaft und Zoologie im siebzehnten Jahrhundert. Die Rechtsgeschichte schildert das Eindringen des römischen Rechts mit seiner Folter und seinen Steuern in die freien germanischen Länder in packender Weise. In der Medicin werden deren Entwicklung bei den Griechen und Arabern und die Lehren der Galen behandelt, welche das ganze Mittelalter beherrschten. Im sechzehnten Jahrhundert ist das Aufblühen der Wissenschaften durch die Vermittlung des Buchdrucks gezeigt. V.

In der sibirischen Steppe. Von Ferdinand Ebhardt. Der Reinertrag dieses ganz trefflichen Gedichtes wurde vom Verfasser der unentgeltlichen Pflege mittelloser Kranker durch Diaconissinnen zu Graz gewidmet. (Graz. Franz Pechel. 1893.)

Dem „Heimgarten" ferner zugegangen:

Österreich im Jahre 2020. Socialpolitischer Roman von Dr. Josef von Neupauer. (Dresden. E. Pierson. 1893.)

Berthold Auerbachs Schriften. Bis zur 25. Lieferung erschienen. (Stuttgart. J. G. Cotta. 1893.)

Millionär und Vagabund. Socialer Roman. Autorisierte Ausgabe, übersetzt von Leopold Katscher. (Dresden. E. Pierson. 1893.)

Lori Bergmann. Neue Novellen von Balduin Groller. (Dresden. E. Pierson. 1893.)

hervorragenden Anstalten in Holz geschnitten wurden. Auch diese Bilder tragen bis in die kleinste Einzelheit den echt deutschen Charakter an sich, der die Märchen der Gebrüder Grimm auszeichnet und der sie gewissermaßen zu einer Art Hausbibel gemacht hat. So möge sich denn Jung und Alt an dieser neuen würdigen Ausgabe des unvergänglichen Volksbuches erfreuen, das dem dahingeschiedenen Gelehrten so unendliche Anerkennung und Ehre gebracht und das auch dem Künstler, der es so schön geziert, sowie dem Neuherausgeber und dem Verlage zur neuerlichen hohen Ehre gereicht.

A. Schlossar.

222 Echte Kärntnerlieder. Gesammelt und für vier Männerstimmen gesetzt von Hans Neckheim. II. Abtheilung. (Verlag des deutschen Volksgesangvereines. Wien, I. Rahlgasse 8.)

Ein Zug durch das Liedergebiet ist gleich einer Wanderung durch bekannte und fremde Gegenden. Die Lorbeer- und Olivenhaine, die Orangen- und Cypressenwälder erfreuen das schönheitsuchende Auge, aber endlich verlangt das Herz wieder nach den rauschenden Wipfeln unser frischgrünenden Wälder, nach den kühlschattigen Fichten und Buchen, die ihr Wachsthum dem heimatlichen Boden verdanken, die unsere Kindertage gesehen und die geheimsten Stimmen unseres Wesens verstehen.

So erhebt sich auch unser Sinn an den stolzen Rythmen eines echtempfundenen Kunstgesanges, entzückt lauscht das Ohr der perlenden Tanzmelodie, aber kein Tongedicht ergreift so innig und süß vertraut unser ganzes Herz wie das Volkslied, das dem reinen Gemüthe des heimatlichen Stammes entsprosste. Lange Zeit ist dies holde Kind, dem alle kokette Ziererei und unwahres Empfindeln fremd geblieben, vergessen und verschüchtert worden, endlich erkannte man wieder den Wert seiner reichen, unverwelklichen Gaben und allgemach scheint es wieder seine Rechte zu gewinnen. Zu den alten Reimen fand sich die alte Melodie und den trefflichen Volksliedersammlungen von Erk, Silcher, Schmölzer, Gauby u. a. folgten in neuerer Zeit mehrere, die unsere alten Schätze heben und pflegen. Insbesondere hat sich in dieser Beziehung der Deutsche Volksgesangverein in Wien unter seinem Obmanne Dr. Josef Pommer verdient gemacht. Von seinen Veröffentlichungen sei nebst den schönen „Steirerliedern" besonders die H. Neckheim'sche Sammlung von 222 Echten Kärntnerliedern hervorgehoben, die eine Fülle herzerquickender echter Volksgesänge enthält. Es wäre eine schöne Aufgabe unserer Gesangvereine, sich des unentstellten Volksliedes kräftig anzunehmen und es wieder im Volke heimisch zu machen. Die erwähnte Sammlung bietet hiezu Unschätzbares.

F.

Aus 'm Landl. Humoresken aus den Tiroler Bergen von Rudolf Heinrich Greinz. (Berlin. Hans Lüstenöder. 1893.)

Freunde der Dorfgeschichte werden an den drei Erzählungen dieses Büchleins ihr Vergnügen haben können. Ohne dass die Stücke sich zur Bedeutung einer Eigenart an Form und Erfindung erheben, wissen sie durch einfach vorgetragene und mit landläufigem Humor gewürzte Naturwahrheit recht angenehm zu fesseln.

M.

Im Gamsgebirg. Neue Erzählungen aus bayerischen und österreichischen Bergen. Von Arthur Achleitner. (München. Otto Galler. 1893.)

In der ziemlich großen Reihe alpiner Erzähler nimmt Achleitner einen ansehnlichen Platz ein. Jedes neue Büchlein dieses Autors bringt irgend etwas recht besonders Lesenswertes mit sich. Das sind Sachen, die nicht am Schreibtisch des Städters gedichtet werden, sondern die vielmehr draußen in Wald und Berg gesammelt sind. Ein zumeist leichter volksthümlicher Stil theilt es uns in stets liebenswürdiger Weise mit, wie es draußen in der Natur hergeht und was die Leute dort treiben. Unsere Leser haben ja schon wiederholt Gelegenheit gehabt, sich an Achleitners Geschichten zu ergötzen.

M.

Lola. Ein Gedicht von Alfred Garny. (Frankfurt a. M. J. D. Sauerländers Verlag. 1893.)

Seelenvoller Inhalt, in gewählter schöner Sprache zum Ausdrucke gebracht, wirkt unbedingt gewinnend auf den Leser des Werkes, das obigen Titel trägt. Die innersten seelischen Regungen, welche der Dichter in duftigstem Satzbaue zu schildern vermochte, entbehren trotz der tiefen Poesie, die darin liegt, nicht der wahren aus dem Leben geschöpften Natürlichkeit. Das poetische Tagebuch des Helden erzählt in anmuthigen Liebesliedern die Schwankungen und Veränderungen im Gemüthsleben der Zeiten zwischen den im eigentlichen Gesange erzählten Ereignissen. Ein herrlicheres Rosenband hätte der Dichter nicht wählen können zur Zusammenziehung und Ergänzung des Inhaltes, als jene Reihe inniger, gefühlvoller Gedichte und keinen erhebenderen Stoff hätte er seinem Gesange zu unterlegen vermocht, als den edlen Kampf in einem liebenden Mädchenherzen. Als Empfehlung des Werkes sei hier die Schilderung der Heldin, wie sie der Dichter bringt, gegeben:

Erna's Fehltritt. Roman von August Krüger. Mit dem Porträt des Autors. (München. Dr. E. Albert & Co.)

Rudolf von Habsburg im Spiegel der deutschen Dichtung. Für die studierende Jugend Österreichs geschildert von Professor Emil Soffé. (Brünn. Karl Winiker.)

Gyulas Liebe. Gedicht in 10 Gesängen aus dem Ungarischen des Alexander Kisfaludy von Gebell-Ennsburg. (Dresden. E. Pierson. 1893.)

Im Fluge. Neue Geschichten von Karl Strobl. (Leipzig. Literarische Anstalt. 1893.)

Im Sturme des Lebens. Gedichte von Karl Strobl. (Leipzig. Literarische Anstalt. 1893.)

Lieder und Fanfaren. Gedichte von F. G. Adolf Weiß. (Zürich. Verlagsmagazin.)

„Lindenblüten." Gedichte von Rudolf Braune. (Frankenhausen. Selbstverlag von Rudolf Braune.)

Im Sansara. Neue Lieder und Dichtungen von Karl Ernst Altena. (Hamburg. Verlagsanstalt und Druckerei. A.-G. 1893.)

Abenteuer und Schwänke. Alten Meistern nacherzählt von Rudolf Baumbach. (Leipzig. A. G. Liebeskind. 1893.)

Gedichte von Camilla Leonhard. (Dresden. E. Pierson. 1893.)

Berufsbildung für Mädchen. Ein Beitrag zur Frauenfrage. Von Ludwig Fleischner. (Wien. Georg Szelinski. 1893.)

Eligius. Lebensbilder aus dem niederösterreichischen Gebirge. Von Dr. Anton Kerschbaumer. 2. Auflage. (Wien. 1893. Verlag von Heinrich Kirsch. I. Singerstraße 7.)

Abendstunden eines Handwerkers. Von Philipp Menges. (Selbstverlag des Verfassers.)

Fragmente. Von J. L. Windholz. (Zürich. Verlagsmagazin. 1893.)

An unsere Leser!

Zum Abschlusse dieses Jahrganges theilen wir mit, dass unser „Heimgarten" vom nächsten Hefte ab in einer reformierten Gestalt vor die Leser treten wird. Der Geist des Blattes bleibt natürlich derselbe, aber immer neue Stoffe, interessante Zeitfragen, frische Ausführung soll unsere besondere Sorge sein. Der wieder froh auflebende Herausgeber lässt eine reiche Fülle neuer Erzählungen, Volks- und Naturbilder, Erinnerungen, Schwänke, mundartliche Gedichte u. s. w. erwarten, wovon wir schon in den allernächsten Heften Eigenartiges bringen werden. Ferner sind wir in der Lage, ausgezeichnete Beiträge von Hans Grasberger, Theodor Vernaleken, Josef Wichner, Karl Wolf u. s. w. veröffentlichen zu können. Die besten Volksschriftsteller der Alpenländer geben sich im „Heimgarten" Stelldichein und auch manch lieber Gast aus der Ferne hat sein Erscheinen zugesagt. Außerhalb der öden Alltäglichkeit und frostigen Dürre einer pessimistischer Zeitrichtung soll unser „Heimgarten" eine Art Sommerfrische sein das ganze Jahr hindurch. Und auch die Streitaxt ist nicht begraben, um das Reich des Guten und Schönen zu schützen.

Also, lieber Leser, auf Wiedersehen im neuen Jahrgange!

Die Verlagshandlung.

Danksagung.

Wie soll ich einer solchen Dankesschuld genügen! Denn so ungeahnt groß und zahlreich waren die Ehrungen, die anlässlich meines fünfzigsten Geburtstages aus allen Ländern, wo Deutsche wohnen, und von allen Ständen mir erwiesen worden sind. Von so vielen guten und bedeutenden Menschen mit Auszeichnungen überschüttet zu werden — es ist beglückend und erdrückend. Wie gerne möchte ich nach allen Seiten hin und jedem Einzelnen persönlich danken, aber das ist nicht möglich. Und so muss ich auf diesem Wege mein Vergeltsgott sagen. Wenn der tausendfach ausgesprochene Wunsch für mein künftiges Wohlergehen sich erfüllt, so ist ja noch Zeit und Gelegenheit genug, all die Liebe, die mir zutheil ward, in Dichtung und That zu vergelten.

Krieglach, 5. August 1893.

P. K. Rosegger.

Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.

Heimgarten.

Eine Monatsschrift

gegründet und geleitet

von

Peter Rosegger.

XVIII. Jahrgang.

Graz.

Druck und Verlag von „Leykam“.

1894.

Inhalts-Verzeichnis

des

Heimgarten, XVIII. Jahrgang.

Novellen und Erzählungen.

Seite

Land und Leute. Charakterbilder.

Cultur- und Naturgeschichtliches.

Über Sitten und Unsitten. Plaudersames.

Alpines und Volksthümliches aus den Alpen.

Seite

Kunst und Literatur. Aus dem Künstler- und Schriftstellerleben.

Gedichte.

Heimgarten

1. Heft. — October 1893. — 18. Jahrg.

Adam das Dirndel.

Eine Erzählung von P. K. Rosegger.

In einem entlegenen und reichbewaldeten Thale des oberbaierischen Gebirges stand ein Försterhaus. Es stand in einer grünen Wiesenscheibe auf sachtem Hügel, so dass man von seinen Fenstern aus über die schwarzen Tannen- und Fichtenwipfel des Thales hinblicken konnte bis zu den Wäldern, die an den Berghängen blauten und bis zu dem Felsengebirge, das in einer langgezogenen duftgrauen Bank im Hintergrunde stand. Am Fuße des Hügels, zwischen Wiese und Wald rauschte emsig ein Bach dahin, dessen Ufer dünne Eiskrustchen hatten, manchmal auch zur Zeit, als am Bachrande die großblätterigen Germen standen und die Ahornbäume blühten. In dem Thale strich eine herbe Luft, welche alle weichlichen Gewächse frühzeitig tödtete, die kräftigen hingegen umso stärker und starrer machte.

Das Försterhaus, hinter welchem drei große Linden standen, war uralt; wenn man an seine röthlich braunen Wände pochte, gab es einen fast klingenden Ton, so kernig und hart waren die Lärchbäume noch, aus denen es vor Jahrhunderten gezimmert worden. Einst in unsicheren Zeiten hatte es ganz kleine Fensterchen gehabt, die noch obendrein ver-

Kleine Geschichten, Sagen, Märchen, Schwänke.

Verschiedene Sachen.

Wie die Menschennatur schon einmal beschaffen ist, im ersten Augenblicke, als Frau Martha dem Gatten die Offenbarung gemacht hatte, war er über die Maßen glücklich, herzte und koste das Weib wie ein feuriger Jüngling. Im zweiten Augenblicke begannen schon die Sorgen, an die er bisher nie gedacht hatte. Zwar war die Zuversicht, dass es ein männlicher Sprosse sein werde, so stark, dass die Besorgnis des Gegentheiles nicht recht aufkommen konnte. Aber sie war doch in ihm und er suchte das Geschick durch List herumzukriegen. Er sprach nur von einem Knaben, der erscheinen würde, traf die Vorbereitungen nur für den Knaben und befahl seinem Weibe, nur an den Knaben zu denken, damit die lebhafte Vorstellung dazu beitrage, das Geschlecht zu bestimmen. Und den Knaben nannte er Adam.

Adam, der Mann aus Erde! Dieser Name hatte dem Förster immer gefallen, er war stolz und bescheiden zugleich. Erde ist der Aufgang und der Niedergang alles Lebens. Der Förster sah, dass eine Zeit gekommen war, in welcher der Mensch von der Erde sich abwenden möchte, um der Welt zuzustreben; dieser neue Mensch hält es lieber mit dem Feuer, dessen Dampf die Räder treibt, hält es mit dem Wasser, auf dem er der alten Heimat entflieht, um fremde Welttheile zu suchen, will nicht mehr pflügen und pflanzen, sondern treibt Dinge, die nichtig und haltlos wie Luft sind. Jedes der Elemente hat er lieber, als die starke, treue Erde, nach welcher Gott dem ersten Menschen den Namen gegeben. Also wollte Förster Leuthold auch seinen Sohn durch den Namen Adam an die Erde erinnern, an die Erde knüpfen, auf dass er dem Berufe seiner Väter treu bleibe, baue und pflanze und die Kinder der Scholle hüte.

Eines heißen Julitages gegen Abend war's, als der Förster von seinen Wäldern dem Hause nahte, dass sein Leibhund plötzlich anfieng zu bellen. Im Hause war's nicht wie gewöhnlich. Aus dem Schornstein stieg blauer Dunst auf und an der Thüre ging ein fremdes Weib aus und ein. Als dieses den Mann kommen sah, eilte sie ihm entgegen und rief: „Heute habt Ihr wohlgethan, dass Ihr fortbliebet. Zu dem, was sich zugetragen hat, brauchen wir keine Männer. Es ist alles glücklich vorüber."

„Ist der Bub' gesund?" fragte der Förster.

„Das Kind ist gesund und stark", berichtete die Helferin.

Bald darauf lag der in schneeweißes Linnen gewickelte Neugeborne in den Armen des Vaters. Die Wöchnerin schaute ihn still und freundlich an. Nach heiligem Brauch dachte man sofort an die Taufe. Und als die Pathin mit dem Wagen kam, um das Kind in die ferne Kirche zuführen, fragte sie, auf welchen Namen es getauft werden sollte.

„Adam!" sagte der Förster.

gittert gewesen waren; als es aber kam, dass anstatt herrenlosen Volkes, versprengter Landsknechte, entlaufener Mönche, Zauberer, Raubschützen und dergleichen harmlosere Bergbesteiger, Maler und Naturforscher das Thal ein wenig belebten, wurden am Försterhause die Fenster vergrößert und anstatt der Gitterkreuze schauten helle Glastafeln hinaus in die walddämmerige Gegend.

Auf den Giebelwänden des Daches prangten Hirschgeweihe und große weitausgespreitete Geier und Adler. Hinter dem Hause war ein Wirtschaftsgebäude und neben dem Eingange, dessen Thürpfosten braun bemalt waren, befand sich das Gehäuse für die Jagdhunde, große, schöne Thiere, die stolz waren und selten einen Laut von sich gaben, außer im fröhlichen Feuer der Jagd. Das Revier gehörte einst einem hohen, mächtigen Herrn, des Heldengestalt in der deutschen Ruhmeshalle glänzt in der Walhalla bei Regensburg.

So alt wie das Försterhaus in diesem Alpenthale war auch das Geschlecht des Försters. Weidmannsart und Heil hatte sich vererbt von dem Urgroßvater bis herab zum Förster Leuthold, mit dem unsere Geschichte anhebt.

Förster Leuthold war ein stämmiger, ernster Mann, der wie ein Waldkönig herrschte im weiten Bereiche, in welchem die Wässer der schwarzen Ach, der kalten Ach und der stillen Ach rannen. Seine Hausgenossen bestanden in den sieben Hunden, einem Forstgehilfen, einer alten Magd und — fürs letzte, als der besten aller Genossen — seinem Weibe Martha. Leuthold hatte einen Kummer, der zwar so still war, wie die stille Ach, die im Thalgrunde unter überhängenden Urwaldstämmen dahindämmerte, aber auch so tief. Er wie sein Weib hatten die Höhe des Lebens schon überschritten, ohne dass sich ein Stammhalter eingefunden hätte im Försterhause. Die Waldeinsamkeit hatte er nie wahrgenommen, waren doch die Wälder so voller Leben und unendlich vielfältig wirkender Kräfte, war er doch selber gleichsam das Herz dieses Lebens und die urgesunde Wildnis ein Theil seines Wesens. Aber die Einsamkeit des allmählich herannahenden Alters hatte er gefürchtet. Wenn eine Baumart ausstirbt, wie das schon traurig ist! Und erst wenn ein Menschengeschlecht aufhört zu keimen, in seiner Krone dorrt, in seiner Wurzel modert! Schon im dreißigsten Lebensjahre hatte sein Weib angefangen, berühmten Wallfahrtsorten zuzupilgern, obwohl der Förster schon damals in dieses Mittel kein großes Vertrauen setzte. Frau Martha aber sagte, sie wisse wohl, dass ihretwegen kein Wunder geschehen werde, sie bete auch nicht um eine Frucht des Leibes, sie bete nur, dass es so geschehen möge, wie es für ihn und für sie am besten wäre. Diese demüthige Frömmigkeit war ein Grundzug ihres Wesens und in ihrem einundvierzigsten Lebensjahre wurde sie erhört.

Seltsam, seltsam ist es eingerichtet, dass Gräber alsbald von grünen Halmen, frischen Zweigen und bunten lachenden Blumen überwoben werden. Nach kurzen Jahren, und es fügte sich im Försterhause, dass anstatt der alternden Hausfrau eine junge, emsige und heitere vorhanden war. Mit zehn Jahren schon versorgte Adam das Hauswesen, und zwar mit solcher Ernsthaftigkeit und Entschiedenheit, dass man leicht die männliche Erziehung sah, die der Vater ihr angedeihen ließ. Es war zwar viel Kindliches an ihr, aber nichts Kindisches; nie spielte sie mit Puppen oder anderen leblosen Dingen, hingegen plauderte sie mit den Hausthieren, als wären es Menschen und lauter gute Freunde. Manchmal, wenn die Hunde wilde Thiere witterten, wurden sie so aufgeregt und lechzend, dass der Förster mit ihnen seine Noth hatte. Adam bezähmte sie mit einem einzigen Ruf. Sie wuchs stattlich auf, war schlank und ziemlich derb gebaut, hatte aber eine Haut wie Milch und Blut, hingegen ein so ernsthaftes, dunkles, fast herb dreinblickendes Auge, dass mancher glaubte, sie drohe ihm, auch wenn sie ihn nur ruhig anschaute. Manchmal, wenn etwas sehr Spasshaftes vorkam, schmunzelte sie ein bisschen; lachen, wirklich lachen hatte sie niemand gesehen. Trotzdem besaß sie einen heiteren Muth des Herzens, war sanft, still vergnügt, besonders wenn sie dem Vater zu Dank etwas geleistet hatte, oder gar, wenn sie im Hause etwas stiftete, was an Findigkeit und Tüchtigkeit weit über ihre Jahre hinausging. Sie war nie müßig und hatte es nie eilig, sie leitete die Arbeiten der alten Magd Gertrud, sie besorgte dem Vater das Stübchen, das Essen, die Kleidung; daneben fand sie noch Zeit, sich die Künste des Lesens, Schreibens und Rechnens anzueignen, wozu sie an Sonntagen draußen im Schulhause die Behelfe nahm. Bald sah sie sich im Stande, dem Vater auch in seinen Schreibearbeiten Dienste zu leisten. Also war sie nicht bloß seine rechte Hand, sondern auch sein Auge und nun dachte er oft bei sich: ein Sohn wäre mir das nicht, was diese Tochter mir ist, und er leistete ihr insgeheim Abbitte, dass er sie einst so missmuthig empfangen hatte.

Ja, das Mädchen wäre schon recht, aber Eines vergisst du, guter Vater Leuthold. . . .

Wenn Adam sich bei ihrer Strenge auch in manchem selbst nicht genügen konnte, mit ihrem Alter war sie stets zufrieden, sie machte sich nicht jünger als sie war, und sie wollte nicht älter sein. Es war ihr also auch recht, als sie achtzehn Jahre alt wurde, und sie hätte eigentlich gar nicht darüber nachgedacht, wenn nicht aus weiter Ferne jemand gekommen wäre, der sie daran erinnerte.

In den Hundstagen trug es sich zu, an einem späten Abende. Der Vater Leuthold war in eine ferner gelegene Waldung gegangen, wo geholzt wurde und wo er bei den Holzern übernachten musste. Der

Die Pathin blickte um sich, weil sie glaubte, es wäre ein Mensch gerufen worden, der Adam heiße. Dann wiederholte sie ihre Frage.

„Adam heißt er“, rief der Förster.

„Nun ja, ich verstehe schon“, entgegnete das Weib mit leiser Stimme. „Aber ein Mädel kann doch nicht Adam heißen!“

Der Förster starrte drein. — Also war's! Also war's doch! Die Arme auf dem Rücken schritt er rasch und heftig über die Dielen, dass diese krachten unter seinen Füßen. Aber die Pathin stand mit dem kleinen Wesen an der Thür und wartete. Da blieb er vor ihr stehen und schrie sie an: „Versteht Sie nicht? Adam heißt's!“

„Aber mein Gott!“ seufzte sie. „Das wird nicht gehen. Der Pfarrer wird's nicht wollen.“

„Der soll machen was er muss. Ich thue was ich will und taufe mein Kind Adam.“

Das war sein letztes Wort, die Pathin stieg mit dem Täufling in den Wagen und fuhr kopfschüttelnd davon.

Es glättete sich aber. Auf ihren demüthig vorgebrachten Wunsch fragte der Pfarrer die Pathin, wie sie heiße.

„Maria.“

„Gut, so wollen wir die kleine Waldprinzessin auf die Namen Adam Maria taufen, das kann dem Herrn Förster recht sein und auch der katholischen Kirche.“

„Vergelt's Gott!“ sagte die Pathin. Erleichterten Herzens brachte sie die Adam Maria nach Hause. Der Förster nahm das Kind, sagte: „In Gottesnamen!“ und gab ihm einen so lebhaften Schmatz, dass es aufkreischte. „Seht Ihr“, bemerkte hierauf der Förster, „es kann das Küssen nicht leiden. Und das soll ein Mädel sein!!“

So hatte es sich zugetragen im Försterhause, das im entlegenen waldreichen Thale der drei Achen stand. Wenige Wochen später wies es sich, warum die Vorsehung dem alternden Leuthold statt des Knaben ein Mädchen geschickt hatte. Nämlich darum, dass ein treues weibliches Wesen in dem Hause walte, wenn der Greis einst das Gewehr mit der Krücke vertauschen und anstatt über die Berge zu schreiten, im Ledersessel ruhen werde. Denn Frau Martha musste die Geburt des Kindes mit ihrem eigenen Leben aufwiegen. Es war eine gar herzbeklemmende Stunde, als der Förster Leuthold das junge schlummernde Wesen auf dem Arme in der Hausthür stand und dem über die Wiese hinschwankenden Sarge nachschaute. Der Trauerzug verschwand zwischen den Waldstämmen, das Gesumme der Betenden nur hallte zurück. Leuthold trug das Kind in die Stube, legte es auf das große breite Ehebett, setzte sich daneben hin und sagte: „Adam, nun sind wir allein.“ —

„Wie ein Gott!“ antwortete der andere.

„Oho! Seit wann ruhen Götter?“

„Seit man sie abgedankt hat. Zeus und Wuotan im Ruhestande.“

„Auch Moriz und Erhard im Ruhestande“, sagte der eine, „wir müssen uns noch lange ins Heu wickeln. Wir müssen erst unsere Kleider in die Sonne hängen, dass sie trocknen können.“

Also war es, dass die Magd Gertrud zu Adam kam und flüsterte: „Beim Scheunendachfenster hängen zwei Paar Hosen heraus, aber es ist nichts drinnen.“

Die Sonne stand schon hoch, als die beiden Fremden ins Freie treten konnten. Es waren zwei junge Männer, der eine mit lichtblondem Lockenhaar, welches schon sorgfältig gescheitelt und gestrählt war; der andere dunkelbemähnt und ohne besondere Kunstleistung in der Frisur. Dieser hatte auch einen leichten krausen Vollbart, während der Blonde ein jugendlich zartes, rosiges Gesicht mit sanften veilchenblauen Augen in die Welt gucken ließ. Der graue Anzug beider war in leidlichem Zustande, hatten sie doch die durch Nässe entstandenen Falten und Runseln also zu beseitigen gewusst, dass sie Rock und Beinkleider so lange gespannt über die Kante eines Holzbalkens zogen, bis die Runseln geglättet schienen. Jeder hatte jetzt sein niedlich geriemtes Felleisen am Rücken und einen Wanderstock an der Hand. Also strichen sie um das Försterhaus; sie wagten es nicht recht, hineinzugehen, da es ihnen ja schon gestern verboten worden war, und wollten doch für die Nachtherberge irgendwie ihren Dank anbringen.

Da sahen sie Adam im Gemüsegärtchen, wie sie eben beschäftigt war, Kohlpflanzen zu jäten. Sie zogen artig ihre Hüte und dankten, dass sie schlafen durften im Heu.

„Ihr habt ohne Nachtmahl schlafen müssen“, sagte Adam, „umso besser wird euch das Frühstück schmecken. Geht nur hinein.“

Sie blickten sich schweigend an und giengen ins Haus. In der Stube, die mit schönen Hirschgeweihen und Rehbockhörnern geschmückt war, manchen alten Spruch an der Wand stehen hatte und sehr freundlich aussah, war der Tisch gedeckt mit weißem Tuche, das über die Mitte einen rosenrothen Streifen hatte. Auf dem Tische stand in grünen Schalen Butter und Honig, ein bräunlicher Laib Brot lag daneben und weißblinkende Gefäße für den Kaffee hielten sich bereit. Die Fremden setzten sich kühnlich zu Tische, also, dass sie einander just gegenüber waren.

„Das ist dein Reich und das ist meines“, sagte Moriz, der Blonde, mit dem Finger jenseits und diesseits des rothen Streifens auf das Tischtuch tippend. „Und der Streifen, der aus schönen Rosenhecken besteht, ist die Grenze.“

Forstgehilfe war etliche Tage früher nach München gereist zu den Soldaten. Also wohnte an diesem Abende niemand im Försterhause als Adam, die alte Magd Gertrud und die Hausthiere. Der Tag war heiß gewesen; als es finster ward, hub es an zu blitzen. Der Donner rollte anfangs dumpf und hohl, allmählich dröhnender und krachender. Gertrud kniete an den Tisch hin, zündete eine geweihte Wachskerze an und betete. Adam gieng durch das Gebäude und traf Anstalten, für den Fall der Blitz in das Haus schlagen sollte. Plötzlich hub es an, in den Bäumen zu rauschen, brausend fiel die rasende Luft über das Dach her und rüttelte es und erschütterte die Wände, dass es wie ein Erdbeben war. Obzwar alle Thüren und Fenster sorgfältig verschlossen, flackerte das Kerzenlicht unruhig hin und her und auf einmal war es ausgeblasen. Jetzt goss es ein Meer von grell-grünem Lichte zu den Fenstern herein und an den Scheiben prasselte der Regen.

In demselben Augenblicke war es, dass draußen heftig an die Thür gepocht wurde und fremde helle Stimmen Einlass forderten.

Adam riss das Fenster auf und rief hinaus: eingelassen würde niemand. Wer Unterstand haben wolle, der möge hinten das Scheunenthor aufmachen und in das Heu hineingehen. Ihr Gesicht ward vom Regen übergossen, doch gebot sie noch den bellenden Hunden Ruhe und fragte hinaus, ob man eines Abendbrotes bedürftig sei?

Da sagte die fremde jugendliche Stimme: „Wir sind über das Gebirge gegangen, haben uns verirrt und wollen nichts als Unterstand für die Nacht.“

Die Stimme klang nicht in heimischem Tone. Bei Blitzschein sah nun Adam, dass vor der Thür zwei männliche Gestalten stunden, welche bald suchend das Scheunenthor erreichten, dasselbe aufrissen und dahinter verschwanden.

Das Gewitter ließ endlich nach, doch Gertrud versicherte, sie schlafe die ganze Nacht nicht. Es sei zu grauenhaft, Leute im Hause zu haben und nicht zu wissen, wer sie sind. Es können ja Mordgesellen sein, die um eitel Mitternacht in die Stube brechen.

„Ich schlafe ohne Sorgen“, entgegnete Adam, „wenn sie in die Stube brechen, werde ich schon wach. Ich meine, sie werden wohl zufrieden sein auf ihrem Heu und sich morgen beizeiten davonmachen.“

Draußen troffen die Bäume und die Nacht vergieng in süßer Ruh'.

Am nächsten Morgen war die Welt voll Sonnenschein. Auf den Bäumen zitterten die Funken des Thaues, aber die Ach rauschte lauter als sonst. Die beiden Fremden hatten sich im Heu ein recht heimliches Nest gemacht, aber das Rauschen des Wassers und das Sonnenleuchten, welches durch die Wandfugen drang, weckte sie frühzeitig auf.

„Guten Morgen, Moriz!“ sagte der eine, „wie hast du geruht?“

„Könnte man sich nicht unter den Officieren einen auserwählen?" fragte sie.

Erhard steckte mit der einen Hand das Butterbrot in den Mund, mit der anderen langte er nach ihrem Arm und sagte: „Was sprichst denn du immer von Officieren? Ich bin der General. Gefällt dir denn der General nicht?"

Das Mädchen schaute sehr ernsthaft drein, dann deutete sie auf Moriz den Blonden und sagte: „Der gefällt mir besser."

Moriz hatte bisher nur wenig gesprochen und erröthete nun.

„Es ist ein Unglück!" rief Erhard, dem Kameraden die Hand auf die Achsel werfend, „und gerade der will katholischer Geistlicher werden."

„Das macht ja nichts", antwortete Adam.

„Er schwatzt", redete nun Moriz drein. „Es ist nicht wahr, dass ich Geistlicher werden will. Ich habe Rechtsgelehrsamkeit studiert —"

„Ja, er will Minister werden", unterbrach ihn der übermüthige Dunkle.

„Ich will mir ein Landgut kaufen", fuhr Moriz fort, „ein liebes Weib nehmen und eine große deutsche Familie gründen."

„Das ist klug", sagte Adam, „das gefällt mir besser als Krieg führen. Und jetzt, wenn ihr noch wollt bleiben, so bleibt; wenn ihr über die Berge ins Tirol hineinwollt, so müsst ihr da drüben den Weg am Bach entlang hinaufgehen bis zu der Stelle, wo die zwei Achen zusammenrinnen; dann immer rechts am Wasser fort bis zu den ersten Almhütten, dort fraget, wie der Weg weiter geht. Ich wünsche gutes Wetter."

Das bedeutete soviel, als sie waren entlassen.

Sie schnürten daher frisch ihre Ränzlein. Beim Abschiede drückte Adam jedem tapfer die gereichte Hand.

„Die deinige ist ja ganz kalt!" sagte sie zu Moriz.

Er antwortete nichts darauf, blickte ihr nur ins Auge und wendete sich rasch ab.

— Ich glaube es, dass meine Hände kalt sind, ich glaube es! so dachte er bei sich. Dann rief er heftig nach dem Kameraden, der noch ein Weilchen mit der jungen Hausfrau schäkern wollte.

„Ob wir uns wohl noch einmal sehen werden auf dieser grünangestrichenen Erde?" gab ihr der Dunkle zu bedenken.

„Wahrscheinlich", sagte sie, „wenn du kommst, das Baiernland zu erobern."

„Erhard!" schmetterte Moriz.

Bald hernach wanderten die beiden schlanken Jungen rüstig thalaufwärts, entlang der rauschenden Ach.

„Ich werde dein Reich mit Krieg überziehen", entgegnete Erhard der Dunkle, „denn dein Reich ist fruchtbarer als das meine."

Es war auch so; bei Moriz eitel Butter und Honig, bei Erhard nur trockenes Brot. Bevor es aber noch zu Grenzplänkeleien kam, trat Adam in die Stube. Ihre Hände von der Gartenerde wohl gereinigt, in blauem Hauskleide, welches am leicht aufwogenden Busen ein Nelkenknöspleín prangen hatte. Das reiche braune Haar fraulich gescheitelt, mit großem, sehr ernsthaftem Auge stand sie da und fragte, wer sie wären und woher sie kämen?

Die beiden jungen Reisenden pflegten sonst bei Angabe ihrer Abstammung und ihres Berufes gerne ein wenig Schabernack zu treiben. Da war der eine ein Prinz von Reuß-Schleiz-Lobenstein und der andere sein Hofmeister, oder sie stellten sich vor als vazierende Schneider, oder sie gaben an, Theologen zu sein, mit Ablässen zu hausieren und katholische Bischöfe werden zu wollen, je nachdem sie eben bei Mittel waren, und mehr oder weniger auf die Neigung und das Mitleid der Gebirgsbewohner angewiesen. Nun jedoch, vor der Würde der jungen Fragestellerin fiel ihnen nichts ein als die Wahrheit. Und Erhard der Dunkle antwortete: „Wir sind Studenten aus Hamburg."

„Hamburg, das ist ja die große Stadt mit dem Seehafen, von wo aus man nach Amerika fahren kann", so unterbrach Adam.

„Die freie Reichsstadt Hamburg", sagte Erhard nicht ohne Stolz. „Wir sind Studierende, welche ihre Vacanzen dazu benützen, um die Alpen kennen zu lernen. Wir kommen über den Schiederpass und wollen nach Tirol hinein und der Schweiz zu."

„Nun, da braucht ihr schon Stärkung", sprach Adam und lud die Gäste zum Frühstück ein, welches die Magd Gertrud mittlerweile hergerichtet hatte.

„Wir nehmen alles, was wir kriegen", sagte der muntere Erhard, „wir wollen Bischöfe werden."

„Das glaube ich nicht", antwortete Adam, „ihr habt ein paar Köpfe, auf welchen Soldatenhelme besser stehen, als Bischofsmützen.

„Wenn wir Soldaten wären", gab der unternehmungslustige Dunkle dran, „so würden wir ins Baierland einfallen und die schönen Mädchen erobern."

„Und wir würden uns nur von dem erobern lassen, der uns gefällt", sagte das Mädchen.

„Zum Beispiele", bemerkte nun Erhard und strich Butter auf das Brot, „wenn ich eines Tages angeritten käme in dieses Thal, mit meinem Generalstabe —"

„Der Generalstab, das sind die Officiere?" fragte Adam.

„Und ich würde dich in den Belagerungszustand setzen!"

Steingeschütte ungeheuere Felsblöcke lagen, wo hie und da ein dürrer Föhrenstrunk aufstarrte und wo große verwaschene Löcher waren, die senkrecht in den Berg hineingiengen. In einzelnen dieser Löcher standen schwarze Wassertümpel, in anderen war das Wasser zu Eis gefroren. Zwischen den Steinen und Löchern hin war kein rechter Weg, wohl aber viele Pfadspuren von Thieren, und ein sehr holperiger Menschensteig, auf welchem unsere Bergwanderer dahinschritten. Streckenweise waren sie sonst wortlos gewandert, stellenweise hatten sie lebhafte Gespräche geführt über Thiere, Pflanzen und Steine, über Naturerscheinungen der Alpen, und sie suchten das Geschaute und Erfahrene möglichst mit dem zu reimen, was sie darüber in Büchern gelesen. Dabei waren sie oft verschiedener Meinung, wobei Moriz die seine am heftigsten zu vertheidigen pflegte. Heute war es ein wenig anders, Moriz sprach nicht viel und ließ dem Genossen alles gelten. Es schien, als wäre er von den Beschwerden der Reise hergenommen.

Als sie über den rauhen Hochboden eine Weile dahingegangen waren, erstiegen sie den letzten Sattel, der wie ein ungeheurer ruppiger Felswall diese Gegend abzuschließen schien. Als sie die Scharte des Überganges erreicht, sahen sie plötzlich eine neue, unendlich weite und großartige Bergwelt vor sich. Tiefe schattige Thäler und in blauer Ferne zackige Alpen mit leuchtenden Eisfeldern. Besonders auffiel in der Ferne ein breiter Felsstock, der nach allen Seiten in senkrechten, schreckbar zerrissenen Wänden niederstürzte, oben aber in einer wagerechten Linie abgeschnitten war, wie ein Tisch. Aber im Norden dieses Tisches sprang ein klobiger, vielzackiger ätherblauer Kegel in die Lüfte empor, in dessen Spalten und Schrammen lichte Streifen lagen, die weißer Schutt sein konnten, oder Schnee, oder Eis. Dieses Felsengebilde beherrschte sosehr die weite Gegend, dass unsere Wanderer immer wieder ihr Auge darauf hinwenden mussten.

Niederwärts steigend kamen sie nun zu einem weitläufig angelegten Steingebäude, welches auf öder Höhe zwischen den Felsblöcken lag, zum Theile eine Ruine war, zum Theile noch bewohnt schien. Es war ein altes Hospiz, in dem jetzt nur noch zwei Mönche wohnten, um Gebirgsreisende zu beherbergen. Da es Abend geworden war, kehrten unsere Wanderer hier ein. Sie fragten nach dem Namen des Felsstockes, der kein Alpenglühen hatte, wie die anderen Berge, sondern im blassen Dämmerlichte aufragte hinter fernen Almen.

„Das ist nichts", antwortete der Mönch.

„Aber es ist ja ein hohes Gebirge!" sagte Erhard.

„Es kann niemand hinauf", antwortete der Mönch. „Man heißt's: Die Wilde Starr".

Entlang der rauschenden Ach, eingewölbt von herrlichen Fichtenbäumen, im feuchten kühlenden Staube, der aufstieg aus dem schäumenden quirlenden Wasser, auf schmalem Kieswege giengen sie dahin. Eine Weile schwiegen sie und spielten, der eine mit seinem Stocke, der andere mit dem Hute, mit welchem er that, als fächele er sich Kühlung zu. Auf einmal warf Moriz sein Haupt empor, dass die lichten Locken flogen und sagte: „Ich glaube es, dass meine Hände kalt sind, wenn mir alles Blut zum Herzen springt!“

„Nichtwahr!“ rief Erhard verständnisvoll. „Ein reizender Kerl.“

„Noch nie“, sagte Moriz träumerisch vor sich hin, „noch nie ist mir ein Mädchen begegnet, das ich hätte mögen auf den Mund küssen.“

„Au!“ rief der Dunkle.

„Ich habe zwei Nichten, davon küsse ich die eine auf die Wange, die andere auf die Stirn. In Heidelberg war ein Backfisch, den ich auf den Nacken zu küssen pflegte. Mein erstes Liebchen in Hamburg küsste ich hinter dem Handgelenke oder aufs Ohr. Wie man jemanden auf den Mund küssen könne, habe ich oft gesehen, aber nie begriffen. Jetzt begreife ich es, du heiliger Gott!“

Er blieb stehen, blickte entschlossen dem Kameraden in das Gesicht und sagte mit höchstem Nachdruck: „Erhard, wenn ich dieses Waldkind einmal auf den Mund küssen könnte!“

„Wer wehrt dir's denn?“ hierauf der andere.

„Ich ertrüge es nicht. Ich fiele auf der Stelle um und bliebe todt.“

„Lass das gut sein, Junge“, sagte Erhard, mit seinem Stocke dem Freunde auf die Schulter klopfend, „den Spass kann sich ein Bienenbräutigam gönnen, dem nur eine Braut bestimmt ist. Wir Menschen sind edlere Wesen, wir sind dazu geschaffen, öfter glücklich zu sein und viele glücklich zu machen.“

Moriz sagte nichts mehr.

Am hohen Mittage kamen sie zu den ersten Almhütten. Dort begehrten sie Milch und Käse und zahlten dafür Geld. Im Försterhause war es keinem eingefallen zu fragen, was die Zeche kostet. Dann erkundigten sie sich bei der Almerin um den Weg über das Hochgebirge und erkundigten sich auch beiläufig nach den Verhältnissen des Försterhauses, in dem sie die Nachtherberge genossen hatten. Die Almerin wusste von einem klugen Dirndel zu sagen, das im Försterhause wohne und vor dessen Gescheitheit und Tapferkeit sich manches Mannsbild verstecken könne.

Dann wanderten sie weiter. Sie kamen auf die freien Höhen, von denen man zurücksah in das langgestreckte waldige Thal und auf die blauen Vorberge, über welche sie gestern gegangen und an deren Niederungen die baierische Ebene hereinleuchtete. Sie stiegen höher hinan in das Gestein, sie giengen über eine wüste Hochebene hin, wo auf feinerem

Erhard schaute einmal drein. „Du willst jetzt mitten im schönsten Wetter und mitten in der prachtvollsten Gebirgsgegend die Reise abbrechen und nach Hamburg zurückkehren?“

„Hamburg geht mich nichts an“, antwortete der Blonde. „Ich will in das Thal der drei Achen.“

Der Dunkle lachte laut auf.

„Dein tolles Lachen brauche ich nicht“, verwies Moriz. „Ich bin entschlossen, um das Förstermädchen zu werben und es zu meiner Frau zu machen.“

Erhard sagte: „Freund, du bist verliebt, und das ist kein Spass. Darum verzeihe, dass ich gelacht habe. Ich will gerne mit dir zurückwandern bis ins Thal der drei Achen. Du wirst das Kind leicht gewinnen, und wenn du dich satt geherzt hast, dann ziehen wir weiter.“

Moriz nahm eine fast drohende Stellung an und fragte: „Glaubst du, mir geht es dahin, dass ich dieses herrliche Naturkind verführe?“

„Du willst ja zum Försterhause zurück!“

„Ich werde sie heiraten.“

Dem Dunklen war neuerdings zum Auflachen, doch hielt er mit Erfolg zurück und sagte: „Damit würdest du sie sehr überraschen. Das sind die Alpendirndeln nicht gewohnt, dass ein Student, dem Eine gefällt, sie gleich von der Stelle weg heiraten soll. Wisse, was mir einmal eine Schöne vom Land gesagt hat, als ich scherzeshalber ihr das Heiraten versprach. Du musst schon ein sauberer Lump sein, sagte sie, dass du kein vornehmes Stadtfräulein kriegst und eine Bauerdirn nehmen willst. Geh, plausch nit lang, setzte sie bei, wir wissen ein jedes recht gut, was wir wollen. Siehst du, so sind sie, und ich lobe mir eine solche Tapferkeit. Sie wissen recht gut, dass sie zur Stadtfrau nicht taugen, und ist's auch gar nicht nöthig; wenn's ihnen einmal nach einem Stadtherrn geht, so haben sie ihn ja.“

„Ich habe schon gesagt, dass ich mir ein Landgut kaufe“, versetzte Moriz.

„Und darum hast du neun Jahre Gymnasium und fünf Jahre Rechtsgelehrtheit studiert, dass du schließlich ein Bauer wirst!“

„Traurig, wenn einem das Studium daran hinderlich wäre, sich das Lebensglück nach besonderer Neigung zu gründen. Gerade das Studium, die Bildung muss mich frei und vorurtheilslos machen, dass ich in der größten Auswahl die beste treffe.“

„Ein Junge wie du kann unter Gräfinnen wählen. Ich, ein schlechter Schulmeister, bete eine Baronin an, wie du weißt, und werde sie heimführen. Und du, eines Großkaufmanns Sohn und Erbe! Dein Herr Vater, hörst du, der würde ein anmuthiges Gesicht machen, wenn du ihm eines Tages die Bäuerin als liebe Schwiegertochter vorführtest!“

Den jungen Männern war's recht. Nach dem einfachen Abendbrote gieng Erhard noch hinaus zu einem kleinen vielbuchtigen See, der zwischen Steintrümmern lag. Nach Forellen lugte er aus, aber das Wasser war todt und schwarz. Moriz saß in der frostigen Schlafkammer, die ihnen angewiesen worden war. Zwei Strohsäcke mit Birstlinghen gefüllt, über jeden eine härene Decke, das war die Schlafstätte. Durch das eine hohläugige und dichtvergitterte Fenster stahl sich noch etwas Abendschein in die Kammer; an der feuchten Wand, von welcher stellenweise der Mörtel bröckelte, stand ein hohes Büchergestelle, auf dessen Brettern gedörrte Alpenkräuter lagen. Daneben hieng ein sehr großes, plumpgestaltiges Cruzifix. Davor ein wurmstichiger Betschemel. Auf diesem saß nun der Patriciersohn aus Hamburg und stützte sein Lockenhaupt auf die Hand. Er hatte manche Reise schon gemacht, aber solches wie jetzt, war ihm noch nicht passiert, Heimweh zu haben!

Was ihm fehle? war die Frage des eintretenden Kameraden.

„Jetzt weiß ich", sagte Moriz rasch aufstehend, „dass der Leute Hang zum Hochgebirge ein ungesunder ist. Schrecklich ist diese versteinerte Welt, schrecklich ist sie. Wie schön hingegen ist der Wald. . . ."

Mehr sagte er nicht, sondern legte sich sammt den Kleidern auf seinen Sack. Erhard that's auch seinerseits. Er fand den Kameraden heute etwas langweilig und schlief bald ein.

In der Nacht wurde Erhard plötzlich wach. Er hörte in seiner Nähe ein Schnaufen und Lallen. Erst fand er sich nicht gleich, als er jedoch bei sich war, horchte er. Die lallende Stimme kam von der Zimmerdecke herab. „Mach doch auf!" flehte sie, „es stürmt sosehr! Ja, Hamburg ist eine große Stadt. -- Ich gefalle dir besser! Du sage es noch einmal. Mach auf!"

Also murmelte jemand und Erhard merkte, dass es Moriz war, und dass Moriz auf das hohe Büchergestell hinangeklettert war, auf welchem er nun hockte. In der Besorgnis, dass das Gestelle umfallen und der Genosse sich beschädigen könne, stand Erhard rasch auf, stellte sich unter den Kameraden hin und suchte diesen zu sich zu bringen. Moriz wachte auf und als er sich in dem ungewohnten Zustande fand, kletterte er rasch zu Boden, legte sich auf den Strohsack und zog sich die härene Decke über beide Ohren.

Am nächsten Morgen war nichts anderes, als dass die jungen Reisenden im Hospiz ihren Dank darbrachten und dann die Wanderung fortsetzten über Berg und Thal. Sie waren hinabgekommen in einen schluchtartigen Graben, der sich stundenlang hinzog. Sie kamen zu einem schönen See, an dessen Ufern vornehme Gesellschaft war. Erhard wollte mit derselben Bekanntschaft machen, Moriz sagte: „Mach du, was du willst, ich kehre um."

für welche, wenn sie ihn begleiten müsste, der Ruhestand des Vaters keine richtige Erfüllung ihrer regsamen arbeitslustigen Natur wäre. Bei einer Unterredung, die der Vater in diesen Tagen mit der Tochter führte, sagte sie, es sei ihr alles eins, geschehe mit ihr was da wolle.

In solcher Stimmung war Adam, als jener Tag kam, an welchem sie unten in der grünlich dämmernden Waldschlucht an der Ach weiße Linnen schwemmte. Die Magd Gertrud war mit einem Korbe von Leinwand hinaufgegangen zum Hause. Zur selben Stunde stand unweit vom Flusse der junge Gebirgswanderer Moriz und blickte mit Beklommenheit auf das emsig thätige Mädchen hin. Es widerstrebte ihm, unbemerkt zu ihr zu treten und sie zu überraschen, vielleicht gar zu erschrecken. Daher stand er dort und hüstelte, obgleich sein Leiden durchaus nicht in der Lunge saß, sondern im Herzen. Aber das Wasser rauschte und sie hörte das Hüsteln nicht. Also schlug er mit seinem Stocke an den Baumstamm, da wendete sie sich um, sah ihn, erkannte ihn, wusste aber ihren unendlichen Schreck über seine Gegenwart gar nicht übel zu verbergen. Erstlich that sie, als kümmere sie sich nicht um ihn, sondern peitschte mit den Fahnen ihrer Leinwand das Wasser

Nun trat Moriz zu ihr hin, lüftete aber nicht den Hut, sondern hielt ihr die rechte Hand vor.

Sie fasste die Hand nicht an, sondern fragte mit gottlos gleichgiltiger Stimme: „Wo ist nur dein Kamerad geblieben?"

„Nach meinem Kameraden", antwortete Moriz, „nach dem sollst du nicht fragen. Nach keinem andern sollst du fragen. Ich bin wieder zurückgekommen zu dir. Du sollst mich anblicken."

Sie hielt in ihrer Arbeit inne und blickte ihn an.

„So nicht, so strenge sollst du mich nicht anblicken", sagte Moriz. „Es ist ohnehin nicht leicht, was ich mit dir zu sprechen habe. Ich weiß nicht einmal deinen Namen."

„Mein Name heißt Adam", antwortete sie.

„Nicht den Familiennamen. Deinen Taufnamen möchte ich wissen."

„Mein Taufname heißt Adam."

Er stutzte.

„Ich will dir's wohl sagen, warum ich Adam heiße", sprach das Mädchen. „Mein Vater wollte einen Sohn haben, und weil er den nicht bekommen, so hat er mir den Namen des Sohnes geschenkt."

„Mädchen", flüsterte der junge Mann und neigte sein erröthetes Angesicht zu dem ihren, „ich möchte gerne deines Vaters Sohn sein."

Sie schwieg und schwemmte. Er wiederholte das Wort, da sagte sie, ohne ihn diesmal anzublicken: „Du hättest einen guten Vater, aber — eine schlimme Schwester."

„Meines Vaters Geschäft war stets mein Feind", sagte Moriz und zuckte die Achseln. „Einmal habe ich es schon besiegt, damals als ich der Kaufmannsakademie entlief und ins Gymnasium flüchtete. Mein Bruder ist gar nicht unzufrieden mit mir, dass ich ihm das Feld überließ. Nun will ich sehen, ob nicht auch die Convenienz zu besiegen ist. In schöner gesunder Gegend ein Landgut, ein einfaches braves Weib, das ist eines deutschen Mannes würdig."

„Dein Idealismus ist ja sehr löblich und —"

„Schweige!" unterbrach Moriz. „In diesem Punkte werden wir uns nie verstehen. Viel Vergnügen für deine weitere Reise!"

Erhard stutzte ein wenig. Dann sagte er kleinlaut: „Wenn du glaubst, dass ich dich verlasse, Freund, dann verstehen wir uns auch in einem anderen Punkte nicht. Allerdings, du kannst es verbieten, dass ich mit dir, neben dir hergehe, aber hinter dir dreinzuspazieren, das kannst du mir nicht wehren. Ich bin dein Reisebegleiter, diese Ehre kannst du mir nehmen: ich bin dein Freund, und das zu vereiteln steht nicht in deiner Macht."

Moriz drückte dem Kameraden die Hand. Eine Stunde später waren sie auf dem Rückwege über das Gebirge gegen das Thal der drei Achen. —

Im Försterhause hatte die Liebe noch ganz andere Verheerungen angerichtet, als in dem Herzen des Patriciersohnes aus Hamburg.

Dem alten Leuthold fiel es sogleich nach seiner Heimkehr auf, dass etwas nicht richtig war. Das Mittagsmal hatte sie nicht für ihn bereitet, seine Hausschuhe standen nicht auf dem gewohnten Platze und als er die Tochter fragte, ob sie die Klafterrechnung des Karlingschlager Holzmeisters schon geprüft hätte, schlug sie die Augen nieder und murmelte, sie hätte vergessen.

„Bist du krank, Kind?" fragte er sie.

Adam war schweigsam und träumerisch geworden. Wie verloren verrichtete sie ihre gewohnten Geschäfte und die Magd Gertrud schlug öfter als einmal ihre knochigen Hände über den Kopf zusammen. Überaus bedenklich kam es ihr vor, als sie das Mädchen einmal mitten in der Nacht in ihrem Stübchen laut rufen hörte: „Niemand darf herein!" Und es war doch niemand draußen. — Was soll denn das werden? dachte die Magd. Der Vater Leuthold wird ohnehin schon alt und vergesslich und wunderlich. Jetzt wenn das Dirndel auch so anhebt — was soll denn das werden?

Freilich, mit dem Förster gieng es abwärts. Seine Beine wollten ihn nicht mehr recht durch die Wälder tragen, auch der Blasebalg in der Brust, wie er sagte, war schadhaft geworden. Er dachte daran, sich in den Ruhestand versetzen zu lassen. Was aber soll mit der Tochter geschehen,

Mittlerweile strich Erhard der Dunkle in der Gegend um. Er wich dem Försterhause aus, und er wollte ihm doch wieder nahen. Moriz hatte ihn mit aller unzweideutigsten Entschiedenheit abgedankt. Er sei großjährig und sein eigener Herr; in Herzenssachen lasse er sich weder von Eltern noch Freunden etwas dreinreden und wenn es Zeit sei, werde er schon auch allein den Weg nach Hamburg zurückfinden.

Erhard sah immer wieder, dass der Unterschied zwischen den Verhältnissen der beiden Liebenden zu groß war, und er hatte auch kein rechtes Vertrauen zur Beständigkeit seines Freundes, der wohl einerseits leicht zu entflammen, anderseits aber durch ruhig andauerndes Gegengewicht bisweilen mürbe zu machen war. Also trat Erhard einen Tag vor der Verlobungsfeier noch einmal vor Moriz und sagte: „Freund, ihr dauert mich beide. Sie mehr noch als du."

Moriz, der in bester Laune war, klopfte dem Kameraden auf die Achsel und sagte: „Lass es gut sein. Willst du ein Übriges thun, so mache mir das Vergnügen, dem Verlobungsfeste beizuwohnen, und sonst — "

„Ich verstehe dich", versetzte Erhard, „sonst troll' dich zum Teufel, willst du sagen. Sei versichert, Moriz, sehr gerne würde ich deiner ersten Einladung nachkommen, wenn ich Lust hätte, mich zum Mitschuldigen zu machen. Also werde ich wohl den letzteren Wink beherzigen müssen und mich erst zum Feste der Ehescheidung wieder einfinden."

„Erhard", sagte Moriz, „mir thut es wehe, dass du so bitter bist. Fast könnte man auf die Vermuthung kommen, dass — "

„Nun?"

„ — ein bisschen Eifersucht — "

Der Dunkle lachte hell. „Nun glaube ich deine Liebe", sagte er, „nun glaube ich sie. Es ist das Merkmal daran. Aber hart ist es für mich, wenn ich vom Gebirge nach Hause komme, dein Papa frägt nach seinem Sohne und ich muss ihm das Unglück verkünden: er hat sich verlobt."

„Besser, als abgestürzt zu sein."

„Genau dasselbe. Todt für die Gesellschaft."

„So errichte mir ein schönes Grabmal und schreibe darauf: Gott habe ihn selig!"

Unter solchen Worten schieden die Freunde auseinander.

Die Verlobungsfeier fand im Försterhause statt. Adam das Dirndel war Braut und Hauswirtin zugleich. Sie hatte wieder ihre volle Regsamkeit und Umsicht gefunden, sie ordnete alles, trug selbst den Zuckerkuchen auf, um sich sofort an die Seite des Bräutigams zu setzen und an dem Gerichte mitzuzehren. Moriz fand sich in den Kreis der ländlichen Gesellschaft, der neuen Verwandten so gut als eben möglich. Diese Formalitäten werden vorübergehen, dachte er, um sich aufzu-

„Nichts in meinem Leben", so fuhr Moriz fort, „hat mich so sehr gefreut, als das eine, dass wir zwei du zu einander sagen."

„Wie sollten wir denn sagen?" fragte sie.

„Mädchen!" rief er und riss sie an sich, als drohte sie zu versinken im Wasser. „Wie ich dich liebe! Wie ich dich liebe!"

„Jesus Maria!" hauchte sie und versank wehrlos in seinen Armen. Er küsste ihre Lippen roth, er küsste sie wund, er hätte sich zu Tode geküsst, wenn nicht der kreischende Schrei gewesen wäre, den die rückkehrende Gertrud ausgestoßen hatte im Angesichte dessen, was mit dem Dirndel geschah.

Das Mädchen entwand sich, entkam, eilte am Bache entlang mit fliegenden Haaren und jeden Augenblick war's, als wollte es sich in das Wasser stürzen. Moriz eilte ihr nach und holte sie ein.

„Komm", sagte er, „nun gehen wir mitsammen zu deinem Vater. Ich bin keiner von solchen, die er fortschicken darf. Bin ich nur dir recht."

„Mir bist du freilich recht, du lieber Knab', du süßer Mensch, du böser Mensch!" —

Und noch an demselben Tage saßen sie beisammen in der Stube des Försterhauses.

„Ich will heute nur Ihr Jawort für den Fall, als Ihnen meine bürgerlichen Verhältnisse entsprechen", sagte Moriz. „Dann wollen Sie sich erkundigen, ob sich alles so verhält, wie ich Ihnen mitgetheilt habe. Ein schlechtes Leben gedenke ich Ihrer Tochter nicht zu bereiten. Sie soll eine Landwirtin sein. In wenigen Wochen komme ich wieder."

Da Vater Leuthold in den dunklen Augen seiner Tochter lauteres Glück sah, so sagte er nicht nein. Er fand überhaupt nichts Besonderes darin, dass diese zwei jungen schönen Leute sich lieb hatten, dass er ein Hamburger Bürgerssohn war und sie eine baierische Försterstochter, und dass er ein Landgut kaufen wollte, in welchem sie die Hauswirtin sei. Sie passt ja wohl dazu.

Noch fragte er seine Tochter, wie lange es mit der Verlobung denn wohl Zeit habe. Sie antwortete, die Verlobung sei schon geschehen. Vor Gott im Himmel sei sie seine Braut, und es sei nicht anders möglich, für sie sei nur Einer auf der ganzen weiten Welt, und dieser Eine sei Moriz. Lebe der, so sei sie bei ihm, und sterbe er, so sterbe sie mit ihm. Das sagte sie so ruhig, so kühl, so mit derselben Sicherheit, als berichte sie bei tropfenden Bäumen, heute Nacht habe es geregnet.

Aber wenn man nur ein einziges Kind hat, und dasselbe verlobt sich mit einem Bürgerssohn der freien Reichsstadt Hamburg, da will man denn doch auch eine kleine Verlobungsfeier veranstalten und die paar guten Bekannten dazu einladen. Hierin hatte der alte Leuthold gewisslich recht.

Bist du der Jud'?

Einer wirklichen Begebenheit nacherzählt von Hans Grasberger.

Geschichte kann in allen laufenden Angelegenheiten mit Vortheil zurathe gezogen werden und wer in Betreff heikeliger Fragen Erlebnisse mitzutheilen weiß, trägt das Seine dazu bei, dass nicht alles und jedes über einen Kamm geschoren werde.

Das nachstehende Geschichtchen ist voll beglaubigt und wir halten es für so deutsam, dass wir's gern mit etlichen Nebenbemerkungen durchsetzen.

Steiermark besaß noch vor einem Menschenalter ein umfassendes Privilegium, welches im Mittelalter mit schwerem Gelde erkauft worden. Es war ausschließender, wenn man will ungastlicher Natur, aber es musste seinen Wert haben, da man sich's so viel hatte kosten lassen; ein armes Land lässt sich in der Regel nur durch zwingende Noth zu Auslagen verleiten.

Diese gesetzliche Abwehr, dieser verbriefte Schutz kehrte sich gegen die Juden, und zwar sollten diese im grünen Lande sich nicht nur nicht ansässig machen dürfen, sondern auch schon binnen vierundzwanzig Stunden jeden Ort, den sie betreten, wieder verlassen haben; es war ihnen also kaum da Rast zu halten, da zu nächtigen, da ihre Wanderbude aufzuschlagen gestattet. Fällt uns diese Maßregel durch ihre Härte auf, so lässt sie anderseits doch auch ermessen, wie unbequem und gehässig sich diese Fremden im Lande gemacht haben mussten. Denn von Haus aus ist der Steirer nicht unduldsam, und gewähren lassen liegt ihm näher als rechthaberisches Dreinfahren.

So ward also in diesem Alpenland jeder Jude zu einem wandernden Ahasver, der seines Bleibens nicht hatte. Das Privilegium stand aufrecht und wurde, je nachdem der Wind wehte, den Städten, Märkten und Dörfern von Zeit zu Zeit wohl auch von neuem eingeschärft. Das hinderte freilich nicht, dass da und dort ein milderer Brauch gegen die Heimatlosen die Oberhand gewann; denn das Gesetz ist ein todter Buchstab gegenüber dem lebendigen Ding in der Menschenbrust, und wer das

muntern, und endlich bleiben sie doch alle zurück und nur sie allein wir
mir folgen.

Der alte Leuthold blickte mit wahrem Seelenvergnügen auf da
Paar. Er hielt auch eine Rede, in welcher er seinem Töchterlein de
schalkhaften Rath gab, es möge nun den Namen Adam auf den junge
Ehemann übertragen und sich selbst mit dem zweiten Taufnamen Mari
behelfen, wenn es nicht kurzweg die Eva sein wolle. In jedem Fall
wünsche er, dass sie recht lange im Paradiese weilen, ja dass sie über
haupt die Nöthen des irdischen Lebens niemals kennen lernen möchten. –
Die Rede war erbaulich, dafür standen dem wackeren Forstwarte abe
auch die hellen Tropfen auf der Stirn.

Als die Gäste zu später Nachtstunde sich verlaufen hatten, als auc
Moriz sich verabschiedet hatte, um seinem Wirtshause, wo er Wohnun
genommen, zuzufahren, nahm Vater Leuthold sein Töchterlein mit beide
Händen am Haupt, küsste es auf die Wangen und sagte tief aufathmend
„Es war der schönste Tag meines Lebens. Gottlob, dass er vorüber ist.

An einem der nächsten Tage gab es die ersten Thränen. Mori
verließ das stille Försterhaus im Thale der drei Achen, um in sei
Heimat zu reisen, Vorbereitungen für die neuen Häuslichkeiten zu mache
und Anstalten zur Hochzeit zu treffen.

Auf dem Söller des Hauses stand sie und mit weißem Tuc
winkte sie dem lieben trauten Knaben nach, so lange sie ihn sehen konnt
Und als sie allein war und im Hause niemand, als ihr alter Vat
und die einfältige Gertrud, und um das Haus nichts, als die Wiese u
die Bäume, da hub sie an zu weinen.

Der erste Schmerz ihrer Liebe. Der süße Schmerz. . . .

(Fortsetzung folgt.)

Schmähliche Treue.

Ich seh's mit dem Auge des Sonnenlichts,
Ich seh's wie das blanke Schwert des Gerichts:
Empörend, schmählich ist jegliche Treue,
In welche sich mischt die begründete Reue.

Robert Hamerling.

„Es gibt auch Juden ohne Bart,
Und viele, die sich Christen nennen,
Betrügen dennoch, wo sie können.“

Damit hat es seine Richtigkeit. Woher kam aber dieser Wisch? Es gab damals doch weder ausgesprochene Anti- noch Philosemiten, sondern nur ein altes Privilegium, das vielfach durch die Finger sah und fünf gerade sein ließ? Oder reichen die Bestrebungen wenigstens der Judengönner doch schon so weit zurück? War bereits an den alten Stamm die Axt gelegt?

Es gibt auch Juden ohne Bart: das verstanden die Kinder, und einen bartlosen Juden hätten sie wundersgern gesehen. Das Verständnis der beiden anderen Verse aber dämmerte in ihnen nur schwach auf. Und das waren doch Kinder, die unter der Herrschaft des mehrgedachten Privilegiums aufwuchsen! Die Schulen waren dürftig bestellt, aber nach Zank und Unfrieden schmeckten sie nicht, oder wenn ja gegen die fernen Türken ein Wörtlein fiel, so war's zur Zeit und vonwegen des Krimkrieges.

Als die Kinder von damals Männer und Mütter geworden, hörten sie eines Tages, der steirische Landtag habe aus freien Stücken auf den eigenthümlichen Schutzbrief verzichtet, habe den Schein, der einst Geld gekostet und seither eine nicht unwichtige Handhabe dargeboten hatte, für null und nichtig erklärt, habe bedingungslos ein Gesetz aufgegeben, das ein Privilegium gewesen. Die Steirer hatten durch die Reichsverfassung selbst mehr Freiheit erhalten und beeilten sich, solche nun auch jenen zu gewähren, denen sie bis zur Stunde Heim und Rast verweigert, beziehungsweise karg zugemessen hatten.

Das war ein großmüthiger Verzicht. Das politisch geschulte England würde sich kampf- und ersatzlos nicht zu Gleichem verstehen, sollte sich's auch nur mehr um eine geschichtliche Ruine oder Reliquie handeln. Die Kirche hält ihre Rechte aufrecht, mögen sie auch schon zu leeren Titeln zusammengeschrumpft sein. Shylock hat bekanntlich auf seinem viel grausameren Schein bestanden. Der freiwilligen Gabe entspricht nicht immer die Empfänglichkeit des Empfängers. Das Land hätte sich füglich das, was es vor Zeiten theuer erstanden hatte, gegen eine entsprechende Summe ablösen lassen können; die Judenschaft ist ja reicher als die grüne Mark. Vielleicht ist das verhältnismäßig heftige Auftreten des Antisemitismus im Steirischen als eine geschichtliche Rückwirkung des übereilten Landtagsbeschlusses aufzufassen; nicht auf einen Ruck, sondern meist erst nach vielen Schwankungen stellt sich das gestörte Gleichgewicht wieder her. Wahr ist, dem Lande sind wertvolle Rechte zugewachsen und die Freude darüber war berechtigt; aber sind ihm nicht auch diese Freiheiten theuer zu stehen gekommen und wer wird denn gleich zum Verschwender, wenn ihm ein wohlverdientes Glück zustößt? Und hatte denn das Land die Neuerungen, soweit was Gutes daran ist, gerade den Juden zu danken?

Recht hat, kann dafür auch Gnade ergehen lassen. Heimatlos waren die Verbannten aber in der That; denn selbst die Geburt, zu welcher die Gnadenfrist von vierundzwanzig Stunden immerhin ab und zu ausreichen mochte, begründete keine Heimständigkeit, da diese damals zumeist von der Scholle, von Zunft- und Herrschaftsrechten abhängig war.

Aber dem Privilegium zum Trotz war der Hausierjude auch in Steiermark keine seltene Erscheinung; er schlug seinen flüchtigen „Stand" unter den Jahrmarktsbuden auf und legte nach der Schnittzeit oder um den „Leitkauf", wann sich nämlich Knechte und Mägde bei Meth oder Wein für ein neues Arbeitsjahr verdingten, im Wirtshaus oder in der Bauernstube seinen Kram aus. Er war nicht mundfaul, seine Ware sah gefälliger aus und wurde billiger abgelassen, wenn auch nicht immer um so viel, als sie schlechter war. Er machte Geschäfte und der erbgesessene, besteuerte Landkrämer neidete ihm nicht selten den saueren Gewinn.

Auffällig machte ihn auf Wegen und Stegen nicht nur das dunkelgrüne Bündel oder der braune Warenkasten auf dem Rücken, sondern auch der dunkle Vollbart; denn die Steirer waren ein bartscheues Geschlecht. Auch schritt er gewöhnlich mit einem tüchtigen Stock einher, dessen Zwinge in den Boden gestoßen wurde, wenn er seine schwere Bürde aufstützen wollte, um auszuruhen. Wenn er Schnittwaren führte, dann diente ihm dieser Stock auch als Elle und es waren daran die Viertel und Achtel verzeichnet. Nur trauten die ländlichen Kunden nicht immer diesem Maß und es hielten insbesondere die schmucken Dirnen ein Nachmessen an ihrem ausgestreckten Arm nicht für überflüssig.

Die Schulkinder fürchteten sich vor dem bärtigen Juden, zumal wenn er plötzlich aus dem Walddunkel hervortrat oder an einer Biegung des Hohlwegs zum Vorschein kam, wo sie nicht rechtzeitig Reißaus nehmen konnten, oder wenn er just beim Zaun auf dem „Überstiegel" Rast hielt, wo sie selbst mit ihren kurzen Beinen übersetzen sollten.

Bei solchen Begegnungen grüßten ihn die Kleinen scheu mit dem schönsten Gruße, den sie in der Schule gelernt hatten, „Gelobt sei Jesus Christus" rufend, bekamen mitunter aber von ihm einen Ausdruck höchster Wurstigkeit als Antwort zu hören. Dann mussten sie freilich wissen, dass der Jud' ein anderer Mensch ist.

Aber für so völlig ausgemacht konnten sie dies doch nicht halten. Denn im Extrastübel des Wirtshauses, in das der ein' und andere Kleine doch auch hin und wieder einen Blick that, klebte innen an der Thür neben dem Neujahrswunsch der Rauchfangkehrer ein anderes großes Papier, darauf der Jude leibhaftig mit Bündel, Bart und Stock gemalt war. Darunter standen einige Verslein gedruckt, die folgendermaßen endeten:

„Der bin ich“, sagte der Mann lächelnd; „was willst du von mir, liebes Kind?“

„Fort musst du, fort!“ sagte das Mädchen bestimmt.

„So? Und warum denn, gefall' ich dir so wenig?“

„Ich kenn' dich ja gar nicht.“

„Ich will schlafen geh'n, darf ich's denn nicht? Und warum bist du noch wach?“

„Wenn du nicht fortgehst, kommt der ‚Diener‘ und reißt dich aus dem Bette. Und der Felber-Sepp, der Färber-Franz und der Schmied-Karl kommen auch mit und freu'n sich schon drauf . . . ich hab' alles gehört.“

Der Jude horcht auf, erkennt seine Lage und hält sich für sattsam gewarnt. Gleichwohl that er, als verstünd' er noch nicht recht, was der angekündete Besuch zu bedeuten habe.

„Nun, und dann?“ fragte er; „was wollen denn die Bursche bei mir?“

„Sie können dir was thun.“

Also ängstliche Fürsorge eines guten Kindes, Fürsorge für einen Juden, den es gar nicht kennt, der in den Augen desselben ein seltsames fremdes Wesen ist.

Der junge Mann kann sich des Staunens, kann sich einer ungewöhnlichen Bewegung nicht erwehren. Er ist gerührt, aber die großen Augen des Mädchens sollen's nicht gewahr werden. Er wendet sich ab und blickt in die unfreundliche Nacht hinaus. Und ein nächtlicher Verdacht drängt auch allsogleich seine weichere Stimmung zurück. Die Welt ist falsch, ist eitel Selbstsucht und man missbraucht ein Kind, um mich von diesem Platz hinwegzuscheuchen! Hart und barsch, als gält' es aus dem Kinde die Bestätigung dieser garstigen Vermuthung herauszuschrecken, klingt die Frage:

„Wer hat dich hergeschickt?“

„Niemand, ich bin von selber 'kommen“, lautet die klare Antwort.

„Du bist von selber 'kommen? Das ist freilich was anderes und du bist ein gutes Kind! Und wie heißt du denn?“

„Die Berghammer Resl bin ich.“

„Nun wohl, ich gehe auf deinen Rath, so spät es auch ist“, sagte der Jude mit einem Seufzer. „Und du geh' schlafen, mein Kind! Geh' nicht mehr unter die Leute, hörst du? Also Theresia Berghammer!“

Als sich die Thür hinter dem merkwürdigen Kinde schloss, fügte der Gewarnte hinzu: „Ich segne dich, wie meine Mutter dich segnen würde.“

Und der Jude rief seinen Wirt, beließ ihm bis auf weiteres seine große Warenkiste, bat ihn, des kleinen nächtlichen Besuchs keine Erwähnung zu thun, schwang das grüne Hausierbündel auf seinen breiten Rücken und wanderte in die unwirtliche Herbstnacht hinaus, dem kalten Morgen entgegen.

Wie dem auch sei, es geschah noch zur Zeit des alten Bannes, da ein Hausierjude sich in einem von der Heerstraße ziemlich abseits gelegen Marktflecken einfand, um während des Kirchtages sein Glück zu versuche Er mochte sich aber um einen Tag geirrt haben und sollte zweimal nächtige bevor er mit den übrigen Marktfahrern seine Ware unter einer luftig Bude auskramen durfte. Das verstieß gegen die übliche Aufenthaltslice und wenn es die Ortskrämer mit heimlichem Wohlgefallen vermerkten, ist ihnen das kaum zu verdenken.

Der Jude verhielt sich ruhig; er machte sich den Tag über au wärts zu schaffen, er vermied das Wirtshaus und nahm mit der Unterkun bei einem Häusler vorlieb. Diese Zurückhaltung frommte ihm gleichw wenig. Man berechnete ihm die Gnadenfrist aufs genaueste, nahm n offener Schadenfreude wahr, daſs dieselbe nach Mitternacht, wenige Stund vor Eröffnung des Jahrmarktes ablaufe, hielt für ihn den „Schub" in B reitschaft und zeigte nicht übel Lust, denselben mit einer kleinen Hetze begleiten — der Concurrenzneid hat ja meist ein häſsliches Gesicht.

Übermüthige Bursche wollten gern mitthun. Man hatte allerdin nicht vor, den Juden an Leib und Eigen zu schädigen, wohl aber ih einen heilsamen Schrecken einzujagen, sich an seiner Angst zu weiden, ku sich auf seine Kosten zu belustigen. Excesse werden ja nicht vorbedac Dergleichen Gelüste sollen aber auch keineswegs als „bajuvarischer Kra adel" in Schutz genommen werden.

Im Wirtshaus wurde der Unfug berathen und gerüstet. Da belachte m im voraus die dem Juden zugedachten kränkenden Einfälle, da prüfte man d Klang der Scheltworte, da leerte man die Gläser um so rascher, je weniger d Zeit hastete, da vertheilte man die Rollen, ohn' es recht zu wissen. W man aufhört nüchtern zu sein, ist der Unverstand auch gleich zu Hande

Gegen Mitternacht klopfte ein Kind an das niedere Fensterchen d Häuslers und verlangte zum Juden geführt zu werden.

Der Pfahlbürger kannte das Mädchen und war der Meinung, deſſ Mutter wolle seinem Gaste für morgen irgend einen Handel vorschlage Der Vorabend eines Kirchtags ist keine ruhesame Nacht und Kinde welche im Bereich eines Wirtshauses aufwachsen, sind oft so lange wac als Leben in der Gaststube ist. Auch der Jude hatte noch Licht in sein Kammer, wie der unten an der Thür vorquellende helle Saum verriet Das Schulkind konnte sonach ungesäumt eintreten.

„Bist du der Jud?" fragte die Kleine zu dem Manne aufblicken der sich rasch vom Stuhl erhoben hatte. Er stellte sich vor die rothe Brie tasche, welche auf dem Tische lag.

Er war so jung, daſs er noch nicht einmal einen ordentlichen Jude bart hatte.

Die Kreuzträger.

Eine Geschichte aus krauser Zeit von P. K. Rosegger.

Auf der Landstraße wanderten zwei Handwerksburschen. Der eine hatte ein braunes Gesicht, einen schwarzen struppigen Vollbart, eine Plumpnase und zwei ungleichgroße Augen, denn das linke war am Lide wulstig und das rechte stellte sich dem gegenüber wie ein Glotzauge. Die Gewandung dieses Gesellen war mehr zerrissen als geflickt, ich nehme weder die Stiefel noch den Hut aus. Der Knotenstock über der Achsel war viel zu wuchtig für das kleine Bündel, welches daran hieng. Der andere Bursche hatte ein frisches bartloses Gesichtlein und blaue treuherzige Augen drin; sein grauer Anzug war etwas abgenützt und luftig, aber sorgfältig gehalten; der Hemdkragen legte sich weiß um den runden Nacken mit dem Goldflaum. Um Brust und Rücken hatte er jene blaue Doppelwurst geschlungen, in welcher der fahrende Geselle damals seine Habe trug. Der Junge ging barfuß, das wohlerhaltene Stiefelpaar hatte er an die hintere Wurst geschnallt. An diese war auch eine Kelle und ein hölzernes Winkelmaß gebunden, also dass wir über sein Gewerbe nicht im Zweifel sein können.

Die beiden Burschen waren hoch hinauf bis über die Knie grau vor Straßenstaub. Die Straße lag als blendend weißes Band in einer trostlos geraden Linie hingestreckt durch das weite Thal; die Wiesengründe an beiden Seiten waren fahl, und nur dort und da guckte ein Maßliebchen aus dem Rasen hervor. In Mulden lag noch Märzenschnee, und doch war es heiß wie im Hochsommer.

Der junge Bursche benützte seinen braunen, festgewickelten Regenschirm als Stock, um sich darauf stützen zu können. Er war schon tagelang auf der Straße und es war nicht das beste Wandern. Spärliches Reisegeld, wunde Füße, schlechte Nachtherbergen, manchmal ein bisschen nagendes Heimweh nach Mutter und Schwester im ferneren Steirerland. Sein größtes Übel aber war der schwarze Schustergeselle, der sich ihm

Die brave Resl fand zwar bald ihr warmes Bettchen, schlief aber unruhig und aufgeregt. Sie träumte von Kirchtagshändeln mit blutigen Händen und Köpfen, und wenn sie aufschrak, fielen ihr sofort der Felber-Sepp, der Schmied-Karl und der Färber-Franz ein; sie fühlte dunkel, dass sie diesen Burschen die Freude verdorben, und fürchtete sich vor ihnen. So ist auch die gute That nicht immer ein sanftes Ruhekissen, und um unsere Gefühle ist's selten so einfach bestellt, dass neben der Genugthuung sich nicht auch ein bisschen Reue einfinden sollte.

Es vergiengen immerhin einige Jahre, bis aus dem artigen Schulmädchen eine schmucke Jungfrau und glückliche Braut ward. Als ihre Herzenssache vor Gott und der Welt kein Hehl mehr hatte, kam ihr eine Kiste zugewandert, welche eine Ausstattung barg, wie solche eine sorgsame Mutter nicht besser hätte zusammenstellen können, nur dass auch manch reizend Überflüssiges mit unterlief. Dieser Reichthum war franco ins Haus gestellt worden, die Adresse schloss jeden Zweifel aus, die Widmung lautete trotz aller Kürze unzweideutig, der Spender und Absender aber nannte sich nicht.

„Der ehr- und tugendsamen Jungfrau Theresia Berghammer in . . . zur Erinnerung an den Vorabend des Kirchtages von anno . . ., da sie noch ein liebes, gutes Schulkind war — Gottes Segen über sie!“

Das besagte der beigeschlossene Zettel und die überraschte Braut rief aus: „Mutter, das ist gewiss der Jud', weißt, der damals in der stockfinsteren Nacht fortgemusst! Und wir können ihm nicht einmal danken . . .“

Dies ein Thatbestand, welcher wie jede Großmuthsgeschichte, zwar eine rührende Ausnahme bildet, aber doch auf keiner der beiden betheiligten Seiten etwas Unmögliches oder gänzlich Unwahrscheinliches voraussetzt. Der christliche Theil konnt' umso leichter mit hochherzigem Thun voraus sein, als der Jude hintangesetzt, bedroht erscheint. Dessen langes Gedenken ist unstreitig ein echter Zug und dieser kann wie hier zum Danke, er kann aber auch anderwärts zur Rache ausschlagen. Nicht alle Christenkinder sind so gut wie die Berghammer Resl, und sind's etwa die Judenkinder? Darauf kommt's aber an, auf welcher Seite die Jugend mehr zum Mitleid und zur Bescheidenheit angeleitet wird. Immer ist's eine Art Überlegenheitsgefühl, welches zu kränkendem Übermuthe verleitet und ebenso wie von rohen Fäusten kann derselbe gelegentlich von berechnenden Köpfen ausgehen. Mit solchen Geschichtchen löst man die Judenfrage nicht, welche zu einer Bewegung erwachsen, der gegenüber der einzelne machtlos ist. Aber alle große Fragen zerbröckeln sich im Leben und es entfällt ihrer ein Theil auf des einzelnen Verfahren von Fall zu Fall, von einem Menschen zum andern, und wer Erlebnisse wie das mitgetheilte in Anschlag bringt, wird sich hüten, dass in diesem engeren Verkehr leidenschaftliche Verurtheilung in Bausch und Bogen oder unbillige Voreingenommenheit platzgreife.

„—ſas Max und Joſef!“ ſtöhnte der Schwarze und war daran, ſeitab zu huſchen. Als der andere laut lachte, ſah er, daſs er der Gefoppte war. Er ſtellte ſeinen Fluchtverſuch ein, legte das Bündel auf die Straße hin, ſpreitete die zottigen Beine aus, ſpuckte ſich in die flachen Hände und ſprach: „Maurer, jetzt geht's dir nit gut. Jetzt wirſt du abgeſchlachtet. Willſt du erdolcht werden oder erdroſſelt?“

„Ich denk', verhungern laſst du mich“, entgegnete der Maurer.

„Wie du willſt, Gnaden Herr Graf—Kalbskopf! Dann muſst aber noch ein paar Tage auf dieſer elenden Welt bleiben, auf dieſer kreuzweis verſchwefelten hundsplunzendummen Welt!“ Bei derlei Ergüſſen hielt der Schuſter das wulſtige Auge faſt geſchloſſen, während er mit dem anderen ganz wüthend in die Luft ſtach. „Iſt ſie nit hundsplunzendumm?“ knirſchte er.

„Na, wie ſie dir in deinem Kopf halt vorkommt“, darauf der andere.

Unter ſolchen Scherzen kamen ſie etwas langſam voran. Der Schuſter blieb wieder ſtehen und ſagte: „Dein verdammter Landwächter iſt mir wirklich in die Beine gefahren.“

„Es gibt ja gar keinen mehr, ſeit ein paar Wochen.“

„Weiß ich wohl, Grünſchnabel, verdächtiger! Aber wenn man ſo eine Creatur ſeit Jahr und Tag im Magen hat und auf einmal ſchreiſt: Der Landwächter! Freund, das fährt in die Hoſen! Das ſchmeißt dich curios in den Straßengraben!“

„Ich verſpür' überhaupt nichts von der Freiheit“, meinte der Maurer.

„Die Freiheit, die müſſen andere verſpüren, mein Lieber!“ knirſchte der Schuſtergeſelle, ſchwang wieder ſeinen Knotenſtock und das Bündel daran ſchlug ein Rad. „Die hohen Herren da oben, oder da unten! Denen wollen wir's ſchon zeigen, denen! Siehſt du dort auf dem Berge das ſtolze Schloſs? Das iſt Rottenſtein. Biſt dabei, Maurer, daſs wir in nächſter Nacht das Rottenſteiner Schloſs erobern? — Oh ruhmreiches grimmiges Löwenherz, um ſolche Eroberungen zu machen, dazu biſt du ein viel zu großes Schaf, mit deinem ſchönen Parapluie. Ich werde die Unternehmung allein machen.“

„Was haſt denn du allerweil gegen mein Parapluie?“

„Weil es zu dumm iſt, ein Handwerksburſch' und ein Parapluie! Spann's nur auf, altes Weib, daſs dich die Sonne nit ſchmilzt. Ich gehe Schlöſſer erobern.“

Der Leſer merkt es ſchon, daſs wir im Jahre Achtundvierzig ſind. Er merkt es auch, daſs der ſchreckliche Schuſtergeſelle nicht ganz ſo ernſt zu nehmen iſt, als er ſich gibt, während wir an dem jungen Maurer, welcher weniger und vorſichtiger ſpricht, noch nicht recht klug werden können.

Auf der weißen Straße gegen Geeding hin war ſchon lange etwas Sonderbares zu bemerken geweſen, und jetzt, da die Handwerksburſchen

angeschlossen hatte und dessen er nicht loswerden konnte. Dieser Schuster, aus wer weiß woher, war ein so rüder, wildmauliger Kumpan, dass es fast an keiner Hausthür, wo sie andrückten, einen Reisepfennig gab. So plump tappte und polterte der Kerl hinein, so frech fluchte und schimpfte er über die hohen Treppen und über die niederen Hausthüren, über die Gänse im Hofe und über die Kinder in der Flur, dass die Leute unwirsch ihnen den kürzesten Weg auf die Straße wiesen. Der junge Steirer wäre gerne artig gewesen, hätte gerne für sich um ein Stück Brot gebeten, allein der Schwarze gieng ihm nicht von der Ferse, oder vielmehr, er war ihm an jedem Thore voraus und verdarb ihm jegliches Gemüth. Je weniger sie bekamen, desto mehr fluchte der Schuster, je lebhafter der Hunger grub, desto giftiger wurde sein Humor und endlich sagte er zum Reisegefährten: „Die ganze Schuld, dass wir nichts kriegen, bist du, weil du dein Maul nicht aufmachst und nur viehdumm dreinglotzest — Murmelthier, verdammtes!“

„So gehe deines Weges, wir sind ja nicht zusammen verheiratet“, versetzte der andere.

„Ich meines Weges? Als ob nit du es wärst, der sich an meine Rockfalte klettet und mich am Weiterkommen hindert!“

Der junge Bursche sagte jetzt kein Wort, stand still auf der Straße, um dem andern einen Vorsprung gewinnen zu lassen.

„Oho!“ rief der Schuster, „im Stich' lass' ich den Staatskrüppel nit! Du bliebest liegen auf der Straßen wie eine Hundshaut, wenn ich mich nit christlich deiner annehm'.“

„Gut“, sagte der andere gelassen, „in Geeding werd' ich ja Arbeit finden, dass ich dich endlich los kriege.“ Und begann wieder zu marschieren.

„In Geeding!“ näselte der Schuster mit wegwerfender Geberde. „In Geeding da gibt's lauter Holzhütten. Dort haben sie seit Erschaffung der Welt noch keinen Maurer gesehen. Kannst dich ja für Geld anschauen lassen, in einem Glaskasten, mitsammt deinem schönen Paraplnie, he, he!“

„So bekommst vielleicht du Arbeit in Geeding. Stiefel werden sie doch brauchen“, sagte der junge Maurergeselle.

Blieb der Schwarze stehen: „Du Kröte, dir geb' ich keinen Stiefel ab!“ Und hob den Knotenstock mitsammt dem Bündel hoch in die Luft.

„Aber der Schuster bist!“ lachte jener.

„Ja so, richtig, der Schuster bin ich. Glaubst du das wirklich, heiliges Kind Gottes! Einmal war ich's, geht's dich was an? Jetzund bin ich Weltreisender, merk' dir das, Gnaden Herr Baron mit deinem schönen Paraplnie!“

„Pst!“ flüsterte der junge Maurer, um den Streit zu schlichten, „geht dort nicht ein Landwächter?“

„Von Reckenbach im Selachthal."

„Das ist ja eine ganze Tagereise her. Und wie lang zieht sich's noch bis Geeding?"

Der Alte streckte seine Hand aus: „Siehst du dort auf dem Berg die zwei Thürme?"

„Vom Thurm ist das Wirthshaus nit weit", versetzte der Schuster und die beiden Bursche beschleunigten ihre Schritte.

„Dieser Mensch mit seinem Kreuz wird mir ganz unheimlich", sagte nun der junge Steirer.

Doch als sie eine Strecke gewandert waren, holten sie ein altes Mütterlein ein, welches ebenfalls ein Kreuz schleppte, obzwar dieses kleiner war, als das des Mannes aus Reckenbach. Weshalb sie sich so quäle? Ja, lieber Gott, für das Anliegen der Christenheit. Etwas weiter hin giengen zwei Knaben, die gemeinsam ein Kreuz schleiften. Und je näher dem kahlen Berge mit der zweithürmigen Kirche, desto mehr Kreuzträger kamen herbei auf Straßen und Wegen. Zumeist Bauersleute, alte und junge; manche beteten laut unter ihrer Last, manche keuchten schweigend dahin. Manche der Kreuze waren groß und massig, andere wieder nur aus zwei Stangen zusammengebunden, oder aus flachen Latten genagelt. An einzelnen Kreuzen staken drei lange Eisennägel, mehrere Kreuze waren mit grünen Kränzen geschmückt, oder mit Flor und schwarzweißer Schleife, wie man sie sonst auf Sargdeckeln sieht. Etliche der Kreuze waren roth angestrichen. Ein hagerer blasser Kreuzträger hatte statt anderer Kopfbedeckung eine Dornenkrone auf dem Haupte; der warf gar kalte und hochmüthige Blicke hin auf jene, denen eine so heilige Zier mangelte.

Aus der Thür einer Straßenschenke trat ein hübsches Mädchen, lud sich das an der Wand lehnende Lattenkreuz auf die Achsel und trug es den Berg hinan.

Unser Schustergeselle nahte ehrerbietig dieser Büßerin und erbot sich, ihr das Kreuz tragen zu helfen. Sie antwortete mit einem frommen Spruche, der eigentlich mit des Schusters freundlichem Anerbieten gar nichts zu thun hatte, und gieng mit feierlichem Schritte ihres Weges.

„Das ist ein bigottes Gesindel, ein kreuzweis vernageltes!" fluchte der Schuster und schwang seinen Stock. Das Bündel daran schlug wieder ein Rad, dann flog es durch die Lüfte und in den schmutzigen Graben.

„Schöner Zeitgenosse", sagte der Schuster zum Maurer, „sei so gut, hol' mir meine beweglichen Güter aus dem Graben!"

Der Junge lachte und gieng voran.

„Ein ungefälligeres Krokodil als diesen Maurer hab' ich noch nit gesehen", brummte der Schuster, haschte nach seinem Bündel und lief dem Genossen nach.

trotz ihres unter Hindernissen vor sich gehenden Marsches, demselben näher kamen, fiel es dem Maurer auf. Was dort auf der Straße zu sehen war und sich sachte bewegte, konnte kein Mensch und kein Thier und kein Wagen sein. Es war ein Wesen mit hoch in die Luft ragenden Gabeln oder Balken; zuerst hielten sie es für eine Windmühle, dann für einen gehörnten Riesen und der Schuster rieth gar auf eine ungeheure Schnecke, die so auf der Straße dahinkrieche und ihre Hörner ausstrecke. Sie eilten voran und holten die Gestalt endlich ein. Nun sahen sie es. Ein alter Mann in weitem grauem Mantel, barhaupt und barfuß, schleppte ein riesiges Kreuz dahin. Es war mit einem Beile vierseitig behauen und sorgfältig gezimmert. Er trug es auf der Achsel, so dass der Stamm weit hinten nachschleifte. Das untere Ende war schon ganz abgeschliffen, weiten Weges muiste die Reise sein. Der Mann war sehr gebeugt unter der Last, er legte den Arm um den niederhängenden Querbalken, während die zwei anderen Balken hoch in die Luft strebten; wie auf den Bildern der kreuztragende Christus dargestellt ist, so war's anzusehen. Dem Maurergesellen kam das sehr außerordentlich vor, er hatte Ähnliches noch nicht geschaut, weder daheim in Steiermark, noch unterwegs im Gebirge. Der Schuster rief dem Kreuzträger zu: „Kann man da aufsitzen?" und machte Miene, sich auf den nachschleifenden Stamm zu hocken.

„Siehst du nicht, wie er schwitzt?" sagte der Maurer, „hilf ihm lieber das Kreuz tragen."

„Ich hab' eh selber mein Kreuz", lachte der Schuster, mit der Hand auf seinen Rücken weisend. „Alter Herr, warum habt Ihr denn kein Ross angespannt?"

Der Alte hielt an, um seine Last ein bisschen auf die Erde zu stützen, trocknete mit dem Rockärmel das hagere, schweißtriefende Gesicht und antwortete: „Wenn der Mensch Sünden abzubüßen hat, da spannt er kein Ross ein."

„Sünden habt Ihr!" rief der Schuster und schlug die Hände zusammen. „Ei, lasst sehen! zeigt doch ein paar her!"

„Wirst sie eh kennen", antwortete der Alte. „Wenn du dein Kreuz hast, wirst du auch deine Sünden haben. Hupp auf, wieder!"

Der junge Maurer war ihm behilflich, das Kreuz auf die Achsel zu heben; da sah er es, an beiden Achseln war das Manteltuch und das Hemd durchgewetzt und die kahle Haut hatte blaue Flecken.

„Aber um Gotteswillen, Vater, was treibt Ihr nur?" fragte ihn der Maurer.

„Ich geh' nach Geeding auf den heiligen Berg", antwortete der Kreuzträger demüthig, „ich muss am Charfreitag meine Sünden abbüßen und eine arme Seele erlösen aus dem Fegfeuer."

„Von woher seid Ihr, wenn man fragen darf?"

„Heiland, unſ're Miſſethaten
Haben dich verkauft, verrathen,
Dich gegeißelt, dich gekrönt,
An dem Kreuze dich verhöhnt.

Laſs' dein Leiden und Beſchwerden,
Jeſus, uns zu Nutzen werden,
Laſs durch deine Todespein,
Herr, uns nicht verloren ſein!“

Auch der junge Maurergeſelle war unter der Kirchthür geſtanden und hatte dem alten Liede gelauſcht, welches daheim in ſeiner Dorfkirche ſo oft geſungen worden, bei dem auch ſeine Mutter, ſeine Schweſter mitgeſungen hatten. Heimweh wachte auf in dem Gemüthe des Burſchen und eine religiöſe Stimmung überkam ihn, daſs er mit feuchtem Auge ein Gebet that für die Lieben in der fernen Heimat.

Als die Andacht vorüber war und zur Dämmerſtunde das Volk aus der Kirche drängte – jeder wollte der erſte heraus, keiner der letzte drinnen ſein – ſtieg jemand auf die Kirchhofsmauer und hub an, auf die Menge herabzureden, alſo, daſs ſich alles nach ihm hinſchob, um zu hören.

Es war eine Art von Predigt, die ſchön und ergreifend mit dem Spruche begann: „Wer mein Jünger will ſein, der nehme ſein Kreuz auf ſich und folge mir nach!“ Doch hielt der Redner beim Evangelium ſich nicht allzulange auf, ſehr bald kam er auf die bekannte „Welt, die im Argen liegt“ und mit einer weiteren Wendung war er auch ſchon beim Teufel. „Der Teufel iſt los, zu Wien haben ſie den Herrgott abgeſetzt und ſogar den heiligen Vater! Iſt ein Unſinn! Mit dem Kreuz müſst ihr ihn verjeiken (verjagen) den Antichriſt, mit dem ledigen Kreuz müſst ihr ihn verjeiken! Piff, paff, zudreſchen müſst ihr mit dem Kreuz auf den hölliſchen Drachen, der durchs Land kraucht, ein Rieſenungeheuer, der Schädel noch in Wien und mit dem Schwanz ſchlägt er ſchon ins Tirol herüber. Iſt ein Unſinn! Aber haben wir ſie nur erſt, die hölliſchen Radelsführer, welche die Finſternis des Heidenthums wollen verbreiten auf der Welt, haben wir ſie nur erſt, dann wollen wir die heiligen Kreuze, die ihr, meine lieben katholiſchen Chriſten, mit himmliſcher Geduld hier zuſammen geſchleppt, über einen Haufen werfen, wollen die Freimaurer und Volksverführer hinauflegen und unterhalb dran heizen! Nachher wird's ſchon wieder licht und warm werden im Land!“

„Iſt ein Unſinn!“ rief einer drein. Die Stimme kam von der entgegengeſetzten Seite des Platzes. Sie kam von einem Manne, deſſen brauner Vollbart bis an die Bruſt, deſſen kahle Stirn bis an den Scheitel des Hauptes gieng. Er hatte das Gewand eines Jägers an, er hatte ein mächtiges Auge, das durch die Dämmerung funkelte und eine noch mächtigere Stimme, die alſo ſprach: „Willſt du, alte Fetiſchbande, das

Von den Thürmen herab klangen die Glocken. Es waren deren vier oder fünf, oder noch mehr in verschiedenen Tonarten, die fast leidenschaftlich hinausschrien in die Gegend und dann wieder voll schwerer Wehmuth zu klagen schienen. Und dieses Geläute rief sie zusammen, alle die, so sich schwerer Sünden bewusst waren, oder für andere büßen wollten, oder heimliche Anliegen tragen mussten. Fast jeder hatte sein Kreuz, welches wohl bei manchem so klein und gering war, dass die anderen Büßer mit Verachtung darauf hinblickten. Je größer die Sünde, je größer das Kreuz, desto größer das Ansehen. Der Hohlweg hinan den Berg war voll wandelnder Holzbalken und die Glocken schrien fort und fort: Kommt alle zu mir, die ihr beladen seid!

Auch der Alte aus Reckenbach war so weit gekommen, allein, als er den steilen Hang hinan sollte, verließen ihn die Kräfte, er fiel zu Boden und sein Kreuz schlug dröhnend auf den steinigen Grund. Nicht weit davon stand der junge Maurergeselle aus Steiermark, der eben seine Stiefel angezogen und sich schnell ein wenig herausgeputzt hatte. Dieser sprang nun herbei, hob den Greis empor und half ihm das Kreuz vollends hinauftragen zur Kirche. Der Schuster rief ihm allerhand Spottworte nach, denn der war ein Mann der neuen Toleranz, wie sie eben erst zu Wien herausgekommen.

„Glaubst du, dass ich ihm aus Frömmigkeit geholfen habe?“ bemerkte hernach der Maurer. „Erbarmt hat mir der arme Schelm und wenn ein Esel unter seinen Kornsäcken hinfällt, so helf ich ihm auch. Ich kann keine Marterei sehen.“

„Aber wenn sich einer selber martert, Narr, miserabliger! Wenn sich einer hell zu Fleiß martert!“

„Nachher erbarmt er mir noch mehr, weil er da —“ der Maurer legte eine Fingerspitze auf die Stirn, „da drinnen ein armer Hascher ist.“

Der Schuster war versunken in Betrachtung der vielen Leute, die hier zusammen kamen, und traumverloren murmelte er: „Herrgotts Karfunkel noch einmal! Da wär's gut betteln!“

Oben auf dem Platz um die Kirche herum war ein merkwürdiges Leben und Bewegen. Die Kreuze der Ankommenden wurden an die Mauer gelehnt, oder in die Erde gesteckt, oder kegelförmig an einander gestemmt, sowie es die Lagersoldaten mit ihren Gewehren machen. Daneben und dazwischen herum standen, saßen oder knieten Pilger und schnauften sich aus. Die Kirche war mit Menschen bereits überfüllt. Alle Fenster waren verhangen mit blauen Tüchern, so dass die goldene Abendsonne nicht konnte hineinscheinen. Über dem Hochaltare ragte starr, ein kahles Kreuz, von unzähligen Lichtern roth bestrahlt. Vom Volke ein- und vielstimmig gesungen erscholl folgender Bußgesang:

horchte auf; er gieng durch die Menge, legte selbst Hand an, um die Ringenden zu entwirren und sprach, ohne klingende Phrasen zu gebrauchen, Worte der Beruhigung und des Friedens. — Die Pfarrkinder sollten ruhig nach Hause gehen, die fremden Pilger möchten ihre Herbergen aufsuchen, und zwar beizeiten, damit sie noch irgendwo Platz bekämen und Ruhe hätten in der Nacht. Die neue Gemeindepolizei wäre gar strenge und er glaube, dass die Leute von ferne hergekommen seien, um in der Wallfahrtskirche auf dem Berge zu beten und nicht, um über die Ostern zu sitzen im Gemeindekotter zu Geeding!

Also sprach der Pfarrer, es gelang die Menge zu beruhigen und sie zerstreute sich.

Am Fuße des Berges liegt das Dorf. Die Leute strömten den Hohlweg herab wie Wildwasser. Auf der Gasse den Häusern entlang waren Krämerbuden aufgerichtet, in welchen man bei Kerzen- und Ampelschein Gebetbücher, Amulete, Rosenkränze, Kreuzfiguren und dergleichen, aber auch viel weltlich Ding feilbot. Gemswurzeln waren zu haben und Uhrketten, Kalmusgeist und Hosenträger, Handspiegel und Mundharmoniken, Zipfelmützen und hölzerne Ostereier, die man aufschrauben konnte, um in ihnen ein wächsenes Muttergottesbildchen, oder ein weißes Täublein oder ein herziges Wickelkindlein zu finden. Der Maurergeselle aus Steiermark hatte im Vorübergehen sein Auge auf einen Lebzelterstand geworfen; der süßwürzige Geruch heimelte ihn an, denn als Knabe hatte er manchmal, wenn er recht brav gewesen, Lebzelten bekommen. Und heute kam er sich eigentlich auch brav vor. Um übrigens die volle Wahrheit zu sagen, in der Lebzeltenbude stand ein Mädel; dieses Mädel war so, dass er hatte stehen bleiben müssen und dass er nun schäkernd anhub zu fragen, was bei ihr die Busseln kosteten. Die „Busseln“, das waren runde Lebkuchenzeltlein, deren das Mädel einen ganzen Korb voll vor sich hatte.

„Der Vierding (das Viertelpfund) einen Groschen“, antwortete die Verkäuferin entsetzlich trocken.

„Ich kaufe nichts“, versetzte der Bursche, „ich bin ein Mensch, der sich die Busseln schenken läst — und auch auf Tausch.“

„Da kann Er um ein Häusel weiter gehen“.

„Aber einen guten Rath kann mir die Jungfrau schenken, weil wir schon miteinander bekannt sind“, sagte der Maurergeselle, welcher sich die Kurasch nicht so leicht abkaufen ließ. „Ich bin einer, der viel Hunger und wenig Geld hat.“

„O, solcher gibt's genug“, lachte das Mädel, „ist eh alleweil noch besser wie viel Geld und keinen Appetit.“

Durch die Gasse hallte schmetternder Trommelschlag. Unser Bursche dachte anfangs, dass eine Komödie oder eine Seiltänzerei oder ein Kalb mit zwei Köpfen ausgetrommelt würde. Mittlerweile kam ein Mann des

Kreuz entehren! Zuschlagen willst du mit demselben auf die Köpfe der Mitbrüder! Ofenheizen willst du mit demselben und die wahren Erleuchteten verbrennen, dass es wieder licht und warm werde! Anwesende, habt ihr so etwas je vernommen? Nein, Brüder, das Kreuz — wenn es schon eins geben muss — soll ich euch sagen, was es bedeutet? Hier steht eins. Seht es nur einmal an. Das Kreuz hat einen Fuß, der gründet im Erdboden, das heißt: Mensch, nutze die Erde! Das Kreuz hat ein Haupt, es ragt in den Äther des Himmels auf, das heißt: Mensch, gedenke deiner Ideale! Das Kreuz hat zwei Arme, die streckt es aus nach rechts und nach links, aber nicht um Menschen zu schlagen, sondern um die Welt zu umarmen, das heißt: Mensch, liebe deine Brüder! Lieb' und Lust, das sind die zwei Balken unseres Kreuzes. Die Welt ist nicht da zur Buß', sondern zum Genuss!"

Der junge Maurer, welcher diese Rede mit größter Spannung gehört, hätte mögen aufschreien vor Beifallslust, doch fiel es ihm ein, bei einer Predigt thät' sich das nicht schicken. Ruhig blieb es aber trotzdem nicht, ein Murren und Flüstern gieng durch die Menge und plötzlich brach ein vielstimmiges Bravo aus wie bei einer Komödie, ein lebhaftes Hin- und Herdrängen war und die Leute fragten einander, wer denn der bärtige Jäger gewesen wäre, welcher so auferbaulich gesprochen.

„Das ist der Teufel selber!" gab einer zur Antwort.

„Bravo, Teufel!" schrie ein zerfahrener Geselle, und das war unser Schuster von der Straße.

Der unbedachte Ausruf hätte dem Schuster beinahe ein bedeutendes Unwohlsein verursacht.

„Wo ist der Bravo-Teufel!" zeterte zuerst einer, bald schrien es mehrere nach und die Menge wogte wie ein Meer, in das der Sturm gefahren. Der zerlumpte Handwerksbursche rettete sich für den Augenblick nur damit, dass auch er die Arme hob, die Fäuste ballte und mit einstimmte in das Gebrüll: „Wo ist der Bravo-Teufel!"

„Es ist nicht ein einziger, es sind ihrer mehrere hier!" rief jemand. „Als Jäger hat sich der Satan verkleidet! Nieder mit ihm, im Namen Gott Sabaoths!"

Im matten Scheine der Lichter war es nun grauenhaft zu sehen, wie die Kreuze aufgerafft, emporgehoben wurden, wie sie über den Häuptern schwankten und gaukelten und mit den Armen klappernd aneinanderschlugen. Lärmend fuhren die Kreuzträger hin und her, bereit, jeden, der keines trug, niederzuschlagen. Etliche lagen schon auf dem Boden, unter den strampfenden Beinen ihr gutes Christenthum betheuernd, andere rangen miteinander in Gruppen und einer hielt den andern für den Antichrist.

Nun kam der Pfarrer von Geeding herbei, ein hoher würdevoller Greis, er trat in den Aufruhr, seine Stimme war wohlbekannt, man

befreiten Christenthum sei der Himmel schon auf Erden zu haben. Alle Form sei zerbrochen, es walte nur der Geist. Der Geist sei die Menschenliebe. Ob es einen Gott und ein ewiges Leben gebe, um das handle es sich gar nicht, das befreite Christenthum strebe nach dem Glück schon auf dieser Welt. Die alten Einrichtungen seien Sclavereien gewesen, seien nur wenigen zugute gekommen, mit ihnen müsse vollkommen gebrochen werden. Er — der Apostel Johannes Roth — sei gekommen, um alle, die hier versammelt, aufzufordern, sich offen zur neuen Heilslehre zu bekennen, sich zu diesem Zwecke in ein Buch zu schreiben, welches gegenwärtig vor ihm auf dem Tische liege. Das sei der Ruf des Herrn.

Mehrere zeigten sich allsogleich bereit zur Unterschrift, bei einigen hatte es aber einen Haken; sie hatten nie gelernt ihren Namen zu schreiben oder hatten es wieder vergessen, und ob als Unterfertigung das Kreuz im neuen Glauben noch etwas gelte, das war nach dem Gehörten zweifelhaft. Der neue Glauben hatte ja gar kein Kreuz, nur Lieb' und Lust.

„Wer mein Jünger will sein, der komme und schreibe seinen Namen in dieses Buch des Lebens!" Also der Apostel, und da drängten sich viele herbei, zumeist jüngere Leute, ziehendes Volk, und unterschrieben. Andere hielten sich zurück: es sei doch noch zu bedenken. Man wolle lieber erst abwarten und zusehen, um wie viel es den befreiten Christen besser gehen wird als den alten. Dem Apostel war es aber um eine Massenbekehrung zu thun und die aufgeregten, dem Zeitgeiste nachjagenden Gemüther erwägend, entschloss er sich zu weiterem.

Von unserem jungen Maurergesellen ist für's erste zu berichten, dass ihm das „saure Bäuschel" ganz außerordentlich gemundet hat und fürs zweite, dass er bei sich dachte: der Himmel auf Erden, das wäre gar nicht dumm. Und natürlich, wenn die Nächstenliebe gesetzlich eingeführt wird, dann kann's ja nicht fehlen, dann bekommt der Geselle vom Meister zu aller Zeit Arbeit und guten Lohn, dann sind die Lebzeltenkrämerinnen weniger hochmüthig und im Wirtshause ein saures Bäuschel umsonst ist jedem armen Schelm gewiss, da braucht man nicht erst zu einem „weißen Raben" zu gehen. Alsdann dürfte es mit dem befreiten Christenthum doch seine Richtigkeit haben. Wir wollen unterschreiben, früher müssen wir aber noch mit einer Brotschnitte den Saft vom Bäuschel auftunken.

Mittlerweile hatte Johannes Roth sich neue Stärkung aus dem Becher zugetrunken und dann wieder zu sprechen begonnen: „Die Religion ist nur für die Armen, die Reichen haben ohnehin ihr Geld. Damit jedoch auch die Armen Geld bekommen, damit im vorhinein ein sichtbares Zeichen sei der unsichtbaren Gnade, die da nahen wird, so sei jedem kund und zu wissen gethan: Brüder und Schwestern! wir taufen nicht mit Wasser, wie Johannes am Jordan, wir — der neue Johannes — taufen mit Silber! Jedermann, der sich zu dieser Stunde bereit erklärt, der Ver-

Weges, stellte sich auf die Stufe des Dorfbrunnens und rief über den belebten Platz hin:

„Volk von Geeding! Es sei hiermit kund und zu wissen gethan, dass der Glaubenslehrer Johannes Roth in diesen Ort eingekehrt ist und dass derselbe im Gasthofe zum „weißen Raben“ noch am heutigen Abende sprechen wird. Wer die neue Heilslehre des befreiten Christenthums zu hören wünscht, der möge sich beizeiten einfinden in dem ‚weißen Raben‘, keiner wird es bereuen. Das ist der Ruf des Herrn!“

Als der Mann so gesprochen hatte, gieng er in Begleitung des Trommlers, eines alten Veteranen, zum unteren Dorfplatz, wo er wieder stehen blieb und dasselbe verkündete. Einige der Zuhörer murrten, andere lachten, wieder andere eiferten einander an, in den „weißen Raben“ zu gehen; man habe gehört, im neuen Glauben gebe es gar keine Sünden, und gelänge es nur erst, den altmodischen Zopf, die Polizei abzuschaffen, dann könne jeder treiben was er wolle und das Paradies sei wieder gefunden.

„Was meint die Jungfrau?“ fragte der junge Steirer nun die Lebkuchenverkäuferin, „wollen wir uns auch einen neuen Glauben anschaffen gehen?“

„Mir ist der alte noch gut genug“, war ihr Bescheid.

Damit fühlte er sich gehörig abgefertigt und gieng seines Weges. Er gieng dem „weißen Raben“ zu. Vielleicht ist im neuen Glauben doch ein Gebot vorhanden, nach welchem der arme Wanderbursche auch im Wirtshause umsonst ein Nachtmahl bekommt. Allzuviel wollte der Maurergeselle indes — für den Anfang wenigstens — dem neuen Glauben nicht zumuthen, er setzte sich daher in den Ofenwinkel — die große Gaststube war schon fast überfüllt — und verlangte bescheidentlich ein „saures Bäuschel“. Das saure Bäuschel, unterschiedliche Fleischreste in Essig gesäuert und mit Pfeffer geölt und ein Stück Brot dazu, konnte dem „weißen Raben“ doch nicht allzutief in das Fleisch schneiden.

Die Leute tranken Bier, rauchten Pfeifen, Cigarren, schnupften Tabak, raisonnierten über die Zeit und die Revolution. Dem einen war zu viel geschehen, dem andern zu wenig; der dritte wollte die Städte und Herrenschlösser der Erde gleichgemacht wissen, der vierte wollte darin wohnen. Jetzt tauchte der neue Glaubenslehrer auf, Johannes Roth. Es war der Mann mit dem langen Barte und der Kleidung eines Jägers. Auch er trank sein Bier und rauchte seine Cigarre zum Troste vieler; so war in der neuen Weltordnung wenigstens das sanctioniert. Plötzlich stand der Heilslehrer auf und die Cigarre stets im Munde hub er an, sehr schön zu sprechen. Das Morgenroth sei angebrochen, die Fesseln seien gesprengt, das Christenthum sei befreit. Das befreite Christenthum kenne keinen Teufel und keine Hölle, es kenne nur einen Himmel. Nach dem

„Wenn er morgen aufsteht, so schicke ihn zu mir. Der Bursche gefällt mir. — Und jetzt sei so gut, Wirt, und künde die Sperrstunde an.“

Nach dem letzten Worte des stattlichen Mannes schließen wir, dass es der Gemeindevorstand ist, welcher gleichzeitig auch die Polizeidienste besorgt. Der Apostel murrte zwar, dass sein befreites Christenthum hier durch die Sperrstunde eine gewisse Einschränkung erfahren musste, aber er gab sich drein. Der Sebastian Trumppelhuber hingegen hielt sich schreckbar laut und schneidig darüber auf, dass ihm die Feier seiner Silbertaufe verkümmert und verkürzt werden sollte und er gab sich nicht drein. Er forderte noch einen großen Krug, der Wirt kam emsig seinem Befehle nach, stellte aber Krug und Gast hinaus auf die Straße.

Der junge Mann aus Steiermark fand, dass es in Wallfahrerbetten gar nicht übel zu schlafen sei. Besonders ein weiches Ruhekissen fühlte er heute. — Die zwei Thaler, das war starker Speck! Dumme Leute bleiben in jedem Glauben dumm, ich behalte meinen alten und jetzt will ich schlafen.

Am nächsten Frühmorgen, als er das Haus des Maurermeisters Grundner suchte, fand er auf der Straße allerhand Sachen: einmal einen alten zerknüllten Filzhut, dann einen Knotenstock, dann ein schmuddriges Handbündel, dann den Fetzen eines Tuchrockes und endlich im Schlamme des Straßengrabens den ganzen zerfetzten Kerl. Der wälzte sich jetzt um und knurrte rülpsend dem Wandergenossen zu: „Guten Morgen, Rhinozeros! Aber das muss ich schon sagen, der neue Glauben macht höllisch Kopfweh!“ Falls er ihn wieder hätte austauschen wollen gegen seinen alten; der krause Weltapostel Johannes war verschwunden.

Für den Maurer gab's beim Meister Grundner Arbeit. Dieser hatte im nachbarlichen Bergorte eine Kirche zu bauen, die Neuzeitler höhnten ihn darob einen Betbruder; und er hatte dort ein Schulhaus zu bauen, die Altzeitler schimpften ihn einen Freimaurer.

„Wir lachen dazu und bauen!“ sagte der Meister zu seinem jungen Gesellen.

Der junge Geselle ließ sich die erste Zeit im Orte Geeding nicht viel sehen, insgeheim stattete er seinen Adam aus. Und als er den grauen Tuchanzug beisammen hatte, und die brennend rothe Halsmasche und die Taschenuhr mit der silbernen Kette, da that er auch noch ein übriges und scheitelte sorgfältig sein blondes weiches Haar. Dann gieng er aus auf die junge Lebzelterin und erkundigte sich nach dem Preise der „Busserln“. Ganz wie früher, der Vierding einen Groschen. Allmählich aber wurde es anders — sie sanken im Preise und stiegen im Werte.

Auch dem Schuster schien Geeding nicht besonders übel zu gefallen, nachdem er sein befreites Christenthum wieder ausgeschwitzt. Auch er hatte besondere Aussichten. Weil sein linkes Auge immer wulstiger und sein

einigung des neuen befreiten Christenthums beizutreten, der bekommt zwei Silberthaler auf die Hand. Das ist der Ruf des Herrn."

Kaum diese Botschaft verkündet war, drängte sich zwischen Tischen, Bänken und Leuten durch ein zerlumpter, schwarzbärtiger Mensch, stieß mit den Ellbogen nach rechts und nach links aus, torkelte voran bis zum Johannes und begehrte die Taufe. Er kratzte seinen Namen ins Buch, wobei die Feder nach allen Richtungen hin allerlei Klecklein spritzte, so dass der Name des ersten Täuflings der neuen Heilslehre zu Geeding: „Sebastian Trumppelhuber, Schuster" umgeben war von einer Herde niedlicher Schweinchen. Alsdann aber hielt er die hohle Hand hin.

Nun wurden die Stimmen solcher laut, die vorher beigetreten waren: Ob nicht auch sie ihre Taufe bekämen? Wenn nicht, so seien sie gesonnen, wieder auszuspringen. Johannes war Vertreter der besonders in den Städten bereits ausgebreiteten Gemeinde, er hatte Mittel und Vollmacht zu taufen.

Unser Maurergeselle aus Steiermark wollte gerade hintreten, um sich ebenfalls einzuschreiben, da hörte er von den zwei Silberthalern und das machte ihn stutzig. Eine Religion, welche ihre Mitglieder mit Geld kauft! Ein Apostel, welcher die Leute mit Silberthalern besticht, damit sie ihrem alten Glauben abtrünnig werden! — Nein.

Der Heilslehrer hatte es aber zufällig bemerkt, wie der Bursche sich ihm nahen wollte. Als das nicht geschah, winkte er mit gekrümmtem Finger: „Nun, junger Mann, kommen Sie! kommen Sie nur her! Sie sind frisches, fröhliches Blut, das brauchen wir. Ich bitte, dem Herrn dort Platz zu machen, dass er herantreten kann."

Jetzt stand der Maurergeselle auf und sagte ganz laut: „Dank schön, ich bleib' beim Ofen sitzen. Wenn mir ein Meister, bei dem ich in Arbeit einstehe, Angeld auf die Hand gibt, so werde ich's gerne nehmen. Aber meinen alten Glauben lass' ich mir nit abkaufen für zwei Thaler!"

„Er will mehr dafür haben!" spottete der Schuster.

Der Maurer hieb sich zornig seinen Hut aufs Haupt und verließ die Stube.

Das hatte Aufsehen gemacht. Johannes Roth bedauerte die bei jungen Leuten eingerissene Verrohung. Am oberen Tische, unter Bürgersleuten von Geeding, saß ein stattlicher Mann und der erkundigte sich nun beim Wirte, ob er den jungen Hitzkopf kenne?

„Der Tausend, das ist ja einer für dich, Grundner", entgegnete ihm der Wirt, „mir hat er gesagt, dass er Maurer ist und Arbeit sucht."

„Übernachtet er in deinem Hause?"

„Ich habe ihm gesagt, wenn er will, so kann er in einem der Wallfahrerbetten schlafen; diese bleiben mir ohnehin leer, seit der Antichrist im Hause ist."

Deutsche Soldaten auf dem französischen Dorfe.

Kriegserinnerungen eines Feldzugsfreiwilligen von Karl Zeitz.

Der Krieg gehört zu jenen Dingen, die nicht beschrieben werden können. Er ist zu ungeheuer. Alle Schlachtenschilderungen in Geschichtswerken sind leblos, alle dichterischen Beschreibungen geben wohl Bilder, aber kein Bild. Am besten gelingt's noch, wenn ein Krieger, der alles mitgemacht, die persönlichen Erinnerungen niederschreibt. Da kann man mitleben und wenn auch Hauptsachen eines Feldzuges in solchen Darstellungen persönlicher Erlebnisse oft gar nicht berührt werden, so versetzen scheinbare Nebensachen uns um so lebhafter in die Stimmung, in ein geistiges Sehnen und Empfinden des Ganzen.

Über den deutsch-französischen Krieg 1870—1871 sind wohl Hunderte von Centnern Büchern geschrieben worden, vom Generalstabswerke an bis zu den flüchtigen Tagebuchnotizen des Karrners; wenige davon, vielleicht kaum eines, werden ein so anschauliches Bild des Feldzuges bieten, als ein Werk, welches gegenwärtig bei Stephan Geibel zu Altenburg in Lieferungen erscheint. Es betitelt sich: „Kriegserinnerungen eines Feldzugsfreiwilligen aus den Jahren 1870 und 1871 von Karl Zeitz. (Illustriert von Rich. Starcke, Weimar.)" Ein derartiges Buch gibt es kaum wieder, es ist das wahrhaftige Tagebuch eines lustigen Kriegers. Der Autor hat als Gemeiner an zwanzig Gefechten und Schlachten theilgenommen. Wir gehen diesen Schrecken und Grauen, bei denen auch dem braven Musketier der Humor vergieng, aus dem Wege, halten es hingegen mit dem lustig Abenteuerlichen, mit den heiteren Episoden und tragikomischen Situationen, an denen ein Feldzug und auch dieses Buch sehr reich ist. Wir lassen den Musketier Karl Zeitz ein paar Geschichten erzählen davon, wie es ihm, beziehungsweise seiner Abtheilung, bei Einquartierungen und Requirierungen in französischen Bauerndörfern ergangen ist. An derlei haben wir schöneren Gewinn, als bei Betrachtung der anderen Seite, wo der Mensch aufhört, Mensch zu sein, und ein wahnsinniges Ungeheuer wird.

rechtes immer glotziger ward und sein Gewand immer rissiger, so glaubte er gegründete Hoffnung zu haben auf ein Bettlermandat. Nach dieser Ehrenstelle war sein Sinn gestanden seit jeher. Ein Handwerksmann, der schon nicht Meister und Hausherr wird, soll es wenigstens bis zum Bettler bringen. Also hockte der Schuster am Hohlweg, der hinanführte den Berg zur Kirche mit den zwei Thürmen und gieng die Vorüberschreitenden um ein Mittel an „auf ein Glasel Schnaps“. Am liebsten spendeten die Kreuztragenden, aber solche erschienen nur am Charfreitage.

Und da war es eines Tages im schönen Monat Mai, dass ein junger, feinherausgeputzter Maurerpolier den Hohlweg hinanstieg. An seinem Arm führte er das Lebzeltmädel mit dem Myrtenzweig im Haar.

„Jesses, Jesses!“ rief der Schuster, als er dieses Paar sah, „das Rennthier, der Maurer! Jetzt schleppt richtig auch der sein Kreuz hinauf!“

Am Gerstenrain.

Von Robert Burns. Deutsch von L. S.

In Petri-Kettenfeier-Nacht,*)
Wo warm die Raine grünen,
Da schlich ich, nur vom Mond bewacht,
Ans Fenster zu Sabinen.
Die Zeit verflog, kaum glaubten wir
Dem Hahnschrei, 's war der erste.
Ich sprach ihr zu, sie folgte mir
Lustwandelnd durch die Gerste.

Blau war und still des Luftrevier
Erhellt vom Mondenscheine;
Sie setzte willig sich zu mir
Am grünen Gerstenraine.
Ich wusst', ihr ganzes Herz war mein,
Und sie besaß das meine;
Ich küsst' sie ab, sie sprach nicht nein
Am grünen Gerstenraine.

Wie heiß umarmte ich den Schatz!
Wie schlug ihr Herz an's meine!
Gesegnet seist du Wonneplatz
Am grünen Gerstenraine!
Wohl bei dem Mond, der uns gelacht,
Und mildem Sternenscheine!
Auch sie soll segnen jene Nacht
Am grünen Gerstenraine.

Ich war mit lieben Freunden froh,
Ja lustig, wenn wir tranken,
Vergnügt, gelang ein Handel wo,
War glücklich in Gedanken.
Doch alle Lust im Lebenslauf
Verdreifacht im Vereine,
Die Wonnenacht wiegt alle auf
Am grünen Gerstenraine.

Chor:

Roggenrain und Gerstenrain,
Auch Roggenraine grünen;
O unvergessne Wonnenacht
Am Raine mit Sabinen!

*) Lammas-night.

schlaf wohl.“ — „Gute Nacht, Karl, danke; ebenfalls!“ — (Pause.) — „Du, Theodor, ich meine, hier gäbe es Flöhe.“ — „Ja“, sagte Theodor, mit einer Kaltblütigkeit und einer Ruhe, die ich in vielen Lebenslagen an ihm bewundert und um die ich ihn oft beneidet habe, „ja, es gibt hier Flöhe.“ — (Pause.) — „Du, es scheint, hier gibt es sehr viel Flöhe.“ — „Ja, es gibt hier sehr viel Flöhe.“ — (Pause.) — „Donnerwetter, ich meine, das sind gar keine Flöhe.“ — „Nein, es sind keine Flöhe.“ — „Zum Teufel auch, dann sind es am Ende gar —?“ — „Ja, es sind — Wanzen.“ — „Wanzen!!!“ Mit einem Sprung war ich aus dem Bett. „Woher weißt du denn, dass es Wanzen sind?“ — „In Wien und dann auch in Ungarn habe ich welche gefunden.“ — „Ich einmal in Paris, bei dem Umziehen nach einer anderen Wohnung. Ich bin aber sofort in der Nacht wieder ausgezogen und nach einem Hotel gegangen.“ — „Das wird hier nicht gut möglich sein.“ — „Nein, das wird hier nicht gut möglich sein.“

Ich wanderte auf dem Boden auf und ab. Es war dumpf und heiß, ich vermied aber vorsichtigerweise das Bodenloch. Vor dem hatte ich seit der Geschichte mit den umgeklappten Ohren einen heillosen Respect. Theodor lag ruhig. „Spürst du denn nichts mehr?“ fragte ich. „Ja, ich spüre sie noch, aber man gewöhnt sich mit der Zeit daran.“ Man gewöhnt sich mit der Zeit daran!!! Hätte mir das jemand in civilen Verhältnissen gesagt, ich hätte dem Manne einen Injurienprocess an den Hals gehängt. Doch jetzt war das anders, jetzt waren wir Soldaten; mein Bruder, obgleich jünger, war doch der ältere Soldat, der musste das wissen. Ich legte mich wieder auf den Strohsack. — (Pause.) — „Du, Theodor, ich gewöhne mich immer noch nicht daran.“ — „Dann bleibe doch wenigstens ruhig liegen. Ob man sich herumwirft, oder ob man ruhig liegt, das bleibt sich ganz gleich. Sie beißen sowieso. Und bei dem Ruhigbleiben ruht man doch wenigstens etwas aus.“ Dagegen war nichts einzuwenden. „Dann hat auch unsere Bettstelle bei dem Herumwerfen schon einigemal bedenklich gekracht. Schließlich bricht sie auch noch zusammen“, fuhr Theodor fort. Das war wieder richtig. Ich hatte das Krachen auch gehört. Ich nahm mir vor, ganz ruhig liegen zu bleiben.

Da, das musste ein Häuptling in seinem Stamme sein, oder wenigstens ein Corporalschaftsführer, ein Capitain d'armes, es war ein fürchterlicher Biss, ich fuhr herum, und — Kladderadatsch!!! — da brach die Bettstelle in tausend Stücke, wir saßen auf dem Boden. Dort saßen wir, wie Marius auf den Trümmern von Karthago. Was war nun zu machen? Wir suchten die Rudera unseres Strohsackes zusammen, brachten sie nach der Mitte des Zimmers, um uns dort zu betten. Theodor hatte recht. Nun war auch noch das Bett verloren, die Wanzen aber waren geblieben.

Auch die schrecklichste Nacht vergeht. Warum nicht diese? Sie vergieng

Das Quartier zu Leimersheim.

„Was nicht unterkommt, bivouakiert!“ wurde beim Einmarsche befohlen.

Mein Bruder Theodor und ich kamen in das letzte Haus des Ortes, zu einer Taglöhnerfamilie, der ärmsten des Dorfes. Es war ein ganz kleines Haus, unten nur ein Zimmer. — „Wir haben selbst nichts zu essen.“ Mit diesen Worten empfieng uns der arme Teufel von Taglöhner. Wir hatten auch nichts. In dieser Beziehung hatten wir uns also gegenseitig nichts vorzuwerfen.

Die Taglöhnerwohnung hatte also unten ein Zimmer. In demselben hausten: der Mann, die Frau und eine ungezählte, ich glaube sogar unzählbare Schar Kinder. Ich fieng einmal an zu zählen, doch je mehr ich zählte, desto mehr wurden es, ich hörte erschreckt auf. Der untere Raum war somit natürlich vollständig von den Einwohnern belegt. Da war kein Platz mehr für uns. Gott sei Dank! Unsere Räume lagen denn auch oben, eine Treppe hoch. Höher gieng es überhaupt nicht in dem Haus. Direct von dem unteren Raum führte nur eine Art Hühnerstiege hinauf nach unserem Zimmer. Ein Geländer hatte die Hühnerstiege nicht, nur ein Seil. Das Seil war, jedenfalls nach dortiger Mode, ganz rabenschwarz. An dieser Seilbahn zogen wir uns nun nach unseren Gemächern empor. Sie bestanden aus einem viereckigen Raum direct unter dem Dach. An Mobilien hatten wir, außer den Dachlatten und den Ziegeln, nur eine alte wurmstichige Bettstelle mit einem noch älteren Strohsack. Dann hatten wir noch in der Giebelseite — bei der Reichhaltigkeit unseres Mobiliars muss alles aufgezählt werden — ein kleines viereckiges Loch. Ein Loch ist zwar eigentlich kein Stück Möbel; dieses Loch war jedoch, wie sich später herausstellte, unter Umständen sogar ein recht unangenehmes Möbel.

Es war im Juli, und unter dem Dach war es furchtbar heiß. Kaum oben angekommen, fuhren wir deshalb auch sofort wieder an der Seilbahn hinunter. Ich verbrachte den Tag unten im Hof. Abends spät kletterten wir am Seil wieder hinauf. Es war immer noch fürchterlich, dort unter dem Dach. „Es ist in der Hitze nicht auszuhalten, kein bisschen frische Luft“, jammerte ich.

Doch, da war ja das Loch. Ich probierte, der Kopf gieng gerade hindurch, und nun schnappte ich Kühlung. Jenseits des Loches war es ganz schön, ich musste aber doch einmal auch wieder zurück. Hinaus, durch das Loch, war es so ziemlich gegangen. Wie ich nun aber zurück wollte, da klappten die Ohren um, und — dort saß ich. In dieser Situation konnte ich unmöglich den Feldzug mitmachen, ich musste also zurück, gieng es, wie es wollte. Ich zog, zog wieder, zog mächtig, da — mit gänzlich zerschundenen Ohren kam ich auf der anderen Seite an.

Wir legten uns auf unseren Strohsack. „Gute Nacht, Theodor,

Boden doch nicht trocken geworden, sahen deshalb auch mit einem gewissen Gleichmuth dem immer weiter plätschernden Regen zu. Wir schwammen in den Nachmittagsstunden im Bivouak umher, ließen uns des Nachts noch sanft beträufeln und kamen, immer gründlich durchweicht, am nächsten Abend im weiteren Bivouak an. So etwas erhält frisch. Den guten Humor ließen wir uns nicht nehmen. Ein Erlebnis unseres vielgeliebten Feldwebels machte uns besonderen Spaſs. Die Sache war so, daſs der Verkehr mit den Franzosen anfangs die allergrößten Schwierigkeiten bot. Es wollte mit der Verständigung gar nicht recht gehen. Unterofficiere und Musketiere litten vielfach durch diesen neuen Zustand der Dinge. Nur unser Herr Feldwebel litt nicht; er sprach nämlich Französisch. Über diese Sprachkenntnis waren die Unterofficiere, die ihren gestrengen Vorgesetzten doch schon lange kannten, auf das höchste erstaunt. „Wie kommt denn das?“ fragten sie mich eines Tages. „Wir werden mit den Franzosen nicht fertig, in den Quartieren ist nichts zu haben, unser Feldwebel behauptet dagegen, immer vorzügliche Verpflegung zu finden. Er meint, er hätte so das nothwendigste Französisch erlernt, das trüge er den Einwohnern vor, und dann brächten sie ihm stets alles, was er sich nur wünschen könne. Kann man denn das so rasch erlernen? Und wenn dies möglich, wie wird denn das gemacht?“ — „So rasch geht das Erlernen allerdings nicht“, antwortete ich ihnen. „Der Feldwebel wird schon früher Französisch getrieben haben, und nun kann er sich eben mit den Leuten verständigen.“ — „Der Feldwebel schon früher Französisch getrieben?“ entgegneten sie lachend. „Der hatte davon keine Ahnung. Den kennen wir doch seit Jahren. Französisch? kein Gedanke. Das hat er alles erst hier gelernt.“ — „Erst hier gelernt?“ meinte ich erstaunt. „Hier in den paar Tagen? Das begreife ich auch nicht.“ Ich bat den Hauptmann um Auskunft. Der bestätigte die Aussagen seiner Unterofficiere. „Der Feldwebel Französisch?“ meinte er. „Kein Wort.“ Das war eine geheimnisvolle Geschichte, die muſste aufgeklärt werden. Wir legten uns, es war in einem der vorausgegangenen Quartiere, auf die Lauer. Zunächst muſs ich nun aber unsern Herrn Feldwebel etwas näher vorstellen. Er war ein großer, kräftiger Mann mit besonders energischen Gesichtszügen. Ein paar tiefliegende, stechende Augen und ein mächtiger, etwas wilder rother Vollbart erhöhten noch den Eindruck, als sei mit ihm nicht gut Kirschen essen. Den Franzosen imponierte er gewaltig, schon sein Aussehen benahm ihnen immer alle Lust, etwa mit dem Herrn anzubinden. Er war im Dienste ein ganz vorzüglicher Soldat, seine Compagnie war stets ausgezeichnet in Ordnung. Wehe auch dem Unglücklichen, der gegen dieselbe fehlte. Sein scharfer Blick hatte den Missethäter sofort entdeckt und seine schneidige Hand bald kräftige Abhilfe geschaffen. —

Wir lagen also auf der Lauer. Die Scene stellte eine französische

jedoch nicht, ohne dass wir feierlich beschlossen hatten, auf dem Boden nicht wieder zu übernachten. Das „wo sonst“ ließen wir einstweilen unentschieden.

Ich war fußkrank und watschelte so am nächsten Morgen auf Kundschaft. Mit diesem Haus war es also nichts. Ein Neben- oder Hintergebäude gab es nicht. Oder doch! Auf dem Hofe war nämlich ein doppelter Schweinestall angebracht. Dieser Schweinestall hatte sogar zwei Etagen. Die obere stach mir sofort in die Augen. Die Sache war folgendermaßen gebaut. Unten, wie gesagt, ein doppelter Stall. Oben darauf vier alte Holzsäulen, auf jeder Ecke eine, zwei kleine vorn, zwei größere hinten. Das Dach war mit Ziegeln abgedeckt, der untere Raum, die Behausung der Schweine, mit Bohlen. Zwischen diesen Bohlen und dem Dach entstand ein freier Raum, der zwar seitwärts überall offen stand, unter welchem man aber wenigstens vor Regen geschützt war. Wahrscheinlich wurde dort im Winter Holz aufbewahrt. Jetzt war die Sommerwohnung frei, sie konnte also von uns bezogen werden. Von vorne konnte man nicht gut hineinkriechen, da war es sehr eng, doch an der Seite gieng es schon besser. Es wurde eine Leiter beschafft, in einem Nebenhause Stroh gekauft und unsere neue Wohnung damit ausgerüstet. Die Bohlen oberhalb der Schweine bildeten zwar eine sehr schiefe Ebene, doch vielleicht schlief es sich so um so besser.

Wir bezogen abends unser neues Gemach, entschliefen auch bald ganz gemüthlich, hoch erfreut über unsere neue Errungenschaft. Ich träumte dabei von allem Möglichen. Ich machte wieder, wie fast alljährlich im Sommer, eine Reise durch die Schweiz. Wir giengen bergauf, bergab, jetzt stand ich auf einem hohen Berge mit prächtiger Aussicht; da kam ich plötzlich in das Rutschen und rutschte und rutschte —! Ein Ungethüm, ein Kobold, ein Berggeist oder so etwas Schönes fand, so rasch das Rutschen auch gieng, doch noch Zeit, aus einer Schlucht auf mich hervor zu stürzen und mir einen fürchterlichen Schlag in das Gesicht zu versetzen. Ich schreckte aus dem Schlafe auf und — hieng mit der Nase in den Ziegeln des Schweinestalls von Leimersheim. Ich war auf der schiefen Fläche nach vorwärts und unten gerutscht. Die Füße waren schon beinahe bei unseren Hausgenossen im ersten Stock angekommen. Die Nase hatte mich gehalten, sonst wäre ich ganz durchgerutscht. Theodor, der ruhiger geschlafen hatte, war erst bis an die Knie nach auswärts gesegelt. Er hatte ungefähr noch eine gute Stunde bis an die Nase. Ich weckte ihn. Wir krabbelten wieder in die Höhe. — Auch diese Nacht vergieng.

Ein Feldwebel, der französisch gelernt hat.

Am 23. August marschierten wir bei strömendem Regen bis an die Marne. Bis auf die Haut durchnäßt, kamen wir in unserm Bivouak bei Fontaines sur Marne an. Wir wären in dem aufgeweichten, durchnäßten

trage ich den Leuten vor, und dann bringen sie mir immer alles, was ich nur wünschen kann.“ Nun glaubte ich ihm das, und auch die Unterofficiere begriffen es. Das „Rassé Passe!“ kam aber zu hohem Ansehen während des ganzen Feldzuges; es erwarb sich bald Bürgerrecht im Bataillon, ich glaube sogar im Regimente. Während des ganzen Feldzuges hörte man denn auf dem Marsche Zwiegespräche, so ungefähr wie das folgende: „Wie war das Quartier gestern?“ „Nun, erträglich. Der Pisang wollte zwar anfangs gar nichts herausrücken, da haben wir aber etwas „Rassé Passé“ gemacht, na, dann gieng's.“ So erhielt sich die Schöpfung unseres Feldwebels, der mit so tief innigem Verständnisse in die verborgensten Geheimnisse der französischen Sprache eingedrungen war, bis auf den letzten Tag des Feldzuges.

Beim armen Pfarrer.

Wir kamen nach dem Dorfe Couvrot. Dort sollte uns der Herr Pfarrer Aufnahme geben, er hatte zwei Lieutenants, den Vicefeldwebel und mich zu beherbergen. Es war schon damals immer eine meiner Aufgaben geworden, die Quartiere zunächst zu recognoscieren und das Nähere dort einzuleiten. Ich trat denn auch, in Couvrot angekommen, sofort aus der Compagnie aus und wanderte nach der Wohnung des Herrn Pfarrers.

In der Thüre trat mir eine ältere Person — offenbar die Haushälterin — mit Leichenbittermiene entgegen. „Monsieur“, meinte die Frau, „hier können Sie kein Quartier beziehen, hier wohnt der Pfarrer, und der Herr Pfarrer ist von morgens früh bis abends spät mit geistlichen Übungen beschäftigt; und dann ist auch der Herr Pfarrer arm, sehr arm! O, Monsieur, es ist nur ein kleines Dorf, und der Herr Pfarrer ist so arm!“ — „Liebe Frau“, sagte ich der würdigen Dame, „das will ich alles gern zugeben, ich kann aber trotzdem den Herrn Pfarrer nicht von der Einquartierung befreien. Das ganze Dorf ist stark belegt, da muss jeder seinen Antheil tragen; wir bedauern gewiss sehr, zu stören, aber daran lässt sich nichts ändern. Bei Ausübung seines Berufes werden wir außerdem dem Herrn Pfarrer sicher nicht hinderlich sein.“ — „Es ist ganz unmöglich“, meinte die ältere Dame nochmals, „wir haben in der kleinen Pfarrwohnung kein Zimmer verfüglich; der Herr Pfarrer besitzt nur ein einziges Bett, und Sie werden doch nicht das Bett des Herrn Pfarrers verlangen! O, Monsieur!“

Die gute Frau schlug bei dem Gedanken ein Kreuz, sie sah mich mit entsetzten Blicken an; sollte ich ein solches Verbrechen im Sinne haben? Ich betrachtete mir das Haus noch einmal von außen, darin konnte eine ganze Compagnie liegen. „Wir brauchen nur ein, höchstens

Bauernstube dar. Personen: zunächst ein französisches Pisangpaar (Bauernpaar), das Pisangmännlein mit dem Pisangweiblein, dann, doch das kommt später. Harmlos tändelte das Pisangpaar in dem Zimmer herum. Da öffnete sich die Thüre, und herein trat — ein riesig großer, französischer Kürassiersäbel mit unserm Feldwebel. Der Feldwebel — wir, als Eingeweihte, sahen das auf den ersten Blick — hatte Hunger. Und wenn der Herr Feldwebel Hunger hatten! Die Pisanggesellschaft erstarrte. Der Herr Feldwebel trat mitten in die Stube, durchbohrte das Pisangpaar mit einem Blicke, unter dem der tapferste Musketier erbleicht wäre, erhob seine Kürassierlanze, stieß sie zweimal mit so fürchterlicher Gewalt auf den Boden, dass das Häuschen zitterte, und rief mit einer Stimme, welche die ganze Compagnie hätte erbeben machen: „Rassé! Passé!“ Das Pisangpaar klappte zusammen wie ein Taschenmesser, oder vielmehr, da es ein Paar war, wie zwei Taschenmesser. Jetzt hatte ihre letzte Stunde geschlagen, mochten die Leute meinen. Die Frau, halb ohnmächtig, machte dem Unholde eine höfliche, zierliche Verbeugung. „Rassé!“ donnerte der Herr Feldwebel. Der Mann bot mit tiefem Bücklinge einen Stuhl an. „Passé!“ wetterte ihm der Feldwebel grimmig entgegen. Und wieder fuhr der Pallasch rasselnd auf den Boden. Die Frau hielt sich kaum mehr auf den Füßen, der Mann klebte zitternd in der hintersten Ecke des Zimmers, die Leute hiengen, sozusagen, nur noch an einem seidenen Fädchen. „Rassé! Passé!“ rief jetzt wieder die hungernde Compagniemutter, die Lanze war dabei von neuem erhoben.

Da verschwand rasch die Frau. Die Frauen finden sich ja oft zuerst in den schwierigen Lagen des Lebens zurecht. Bald brachte sie das erste beste Essen, das sie in der Küche gefunden und stellte es zitternd dem wüthend um sich funkelnden Feldwebel hin. Die Lanze fiel nun auch nicht mehr kriegerisch auf den Boden, der Herr Feldwebel schnallte sie vielmehr friedlich ab. Jetzt begriff der Mann ebenfalls; er verschwand, um bald darauf mit einer Flasche Wein zurückzukehren. Die „Rassé Passé“ giengen nun von dem ursprünglichen Fortissimo immer mehr in ein zartes, weiches Piano über. Von diesen „Rassé Passé“ begleitet und ermuntert, schleppte die Pisanggesellschaft nun alles herbei, was Küche und Keller nur bieten konnten, bis der Herr Feldwebel endlich, zwischen den kauenden und schlürfenden Lippen einige zarte, sanfte, zufriedene „Rassé Passé“ nur noch so herausflötete. Alles, Zorn und Liebe, Hass und Zuneigung, Hunger und Durst, Drohung und Dankbarkeit, alles drückte der Herr Feldwebel auf Französisch durch: „Rassé Passé“ aus, und dies mit einer Bestimmtheit, die klar zeigte, dass er von der Vorzüglichkeit seiner französischen Sprachkenntnisse überzeugt war. Das also war die Lösung des Räthsels. Davon sagte der Herr Feldwebel, so ganz leichthin: „Ja, ich habe eben das nothwendigste Französisch erlernt, das

meinte freudestrahlend einer der Burschen, der mir auf der Treppe begegnete.

Wir wollten dem Herrn Pfarrer nicht länger lästig fallen und standen auf, um nach dem Café zu gehen. „Bleiben Sie nur hier, meine Herren", sagte da indessen der geistliche Herr. Wir nahmen wieder platz. Ein Bursche, der eine dienstliche Meldung zu überbringen hatte, warf am Ende derselben die, wenn ja auch gerade nicht ganz dienstlichen, aber doch jedenfalls sehr beruhigenden Worte ein: „In der Küche riecht es schon sehr gut, Herr Lieutenant, dort wird fleißig gekocht und gebraten." — „Helft ihr denn auch, wenn es nöthig ist?" fragte Lieutenant Schl.

„Jawohl, Herr Lieutenant. Man braucht uns aber gar nicht viel. Zu der alten Haushälterin ist noch eine junge gekommen. Die beiden kochen und braten tüchtig." Wir wurden zum Abendbrote eingeladen. Das Souper war vorzüglich. Als die verschiedenen Gänge erst einmal richtig im Gange waren, belebte sich auch die Unterhaltung immer mehr. „Aber", sagte da der Herr Pfarrer, „ ich bin Geistlicher und bloß ein armer Dorfpfarrer — auf Wein müssen Sie Verzicht leisten, meine Herren, den führe ich nicht im Keller." — „Bitte sehr, das macht gar nichts", antworteten wir und stürzten uns mit Todesverachtung auf die Wasserflaschen. Nur die ältere Haushälterin bediente; wir schielten immer alle — mit Ausnahme des ernsten Lieutenants Schl. — krampfhaft nach der Thüre; die junge musste doch auch einmal kommen. Sie blieb aber fortdauernd unserem schuldigen Danke entzogen.

„Madame", fragte endlich der Pfarrer die ältere Haushälterin, „haben wir nicht vielleicht doch noch eine Flasche Wein, eine einzige Flasche im Keller?" Der Herr Pfarrer hatte offenbar Durst und trank nicht gern Wasser. „Ich glaube nicht, Herr Pfarrer, nein, ganz gewiss nicht, Herr Pfarrer", antwortete die zähe Vorschriftsmäßige. „Nun, bitte, sehen Sie nur einmal nach, vielleicht findet sich noch eine, eine einzige", bat der Geistliche. Missmuthig gieng die Alte ab, freudestrahlend kehrte sie wieder; in der Selbstbeherrschung sind uns eben die Frauen weit über. Sie hatte wirklich noch eine Flasche so ganz in der hintersten Ecke, in der sie niemand gesucht hätte, gefunden. Es war also die letzte Flasche; wir lehnten dankend ab, der Herr Pfarrer schenkte uns aber doch ein. Er sagte wiederholt offen, ehrlich und ganz frei weg — und dass er dies that, gefiel uns am meisten von ihm — er hasse uns vom Grunde seines Herzens als Preußen; da wir nun aber einmal bei ihm gleichsam als Gäste wären und uns bemühten, ihm nicht mehr als nöthig zur Last zu fallen, so wolle er das für eine Stunde zu vergessen suchen.

Seine letzte Flasche! Diese Höflichkeit, diese Gastfreundschaft durften wir nicht annehmen. So geht es nun aber im Kriege, nichts wird da geschont, nicht einmal die letzte Flasche eines Geistlichen. Rücksichtslos,

zwei kleine Zimmer, gute Frau", sagte ich beruhigend der würdigen Dame, „und wegen der Betten machen Sie sich keine Sorgen; einige Bund Stroh, vielleicht noch ein reines Tuch darüber gedeckt, das ist alles, was wir verlangen. Kann der Herr Pfarrer keine Verpflegung geben, so wird sich dort gegenüber in dem Café schon etwas finden. Nun aber kein Wort mehr, ich habe Eile, vorwärts!"

Ich trat in das Haus ein und gieng die Treppe empor. Ich fand zunächst ein Zimmer mit vier kahlen Wänden, das Mobiliar war sorgfältig bis auf den letzten Kleiderhaken ausgeräumt. Der Pfarrer, in seiner christlichen Nächstenliebe, musste nette Begriffe von uns haben. Ohne jedoch hierüber Erstaunen zu zeigen, sagte ich der Frau: „Dieses Zimmer ist für uns, sorgen Sie nur für Stroh. Stroh gibt es ja in jedem Dorfe." Ein weiteres Zimmer war ebenfalls leer. „Das ist für die Burschen, und die sorgen schon selbst für das Nöthige." Eben traten auch die letzteren an, ihre Officiere quartierten erst noch die Compagnie ein. „Stroh? Das soll gleich da sein!" meinten sie.

Ich gieng in die unteren Räume und fragte nach dem Herrn Pfarrer. „Der Herr Pfarrer ist noch in der Kirche bei geistlichen Übungen." — „Da will ich nicht stören."

Nun trafen auch die anderen Herren ein. Ich erstattete Bericht. „Den Herrn Pfarrer dürfen wir unter keinen Umständen belästigen", meinte besorgt Lieutenant Schl. „Wir wollen sogleich nach dem Café gehen, uns dort Verpflegung verschaffen und auch den Abend dort verbringen." Da kam jedoch der Herr Pfarrer selbst; er begrüßte uns ernst und feierlich, wie das seinem Amte angemessen war. Wir erklärten, dass wir nicht stören, sondern sofort nach dem Café gehen wollten, doch bat er uns, nur für einen Augenblick in sein Speisezimmer einzutreten. Dort sah es recht gut, recht weltlich aus. Der Pfarrer war ein junger, kräftiger Mann. „Wäre ich nicht Geistlicher", sagte er uns sogleich, „so trüge ich jetzt, in dem Kampfe der Franzosen gegen die Deutschen, die Muskete." Nach der Energie, die aus seinen Augen leuchtete, glaubte man ihm das aufs Wort.

In jenen Gegenden trieben die Franctireurs ihr unheimliches Wesen; es war uns mitgetheilt worden, dass namentlich die Geistlichen diese Banden in das Leben riefen und zum Kampfe anstachelten. „Sie schaden uns hier vielleicht mehr", sagte ich ihm deshalb. Er antwortete nur mit einem vielsagenden Lächeln. Der Pfarrer lud uns ein, platzzunehmen, und wir plauderten bald von dem und jenem. „Auf Stroh sollen Sie bei mir nicht schlafen", sagte nach einiger Zeit der Geistliche. „Ich werde für das weitere Sorge tragen." Als ich später einmal nach meinen Sachen, die ich oben abgelegt hatte, sah, fand ich, dass wir umquartiert waren. Jeder von uns hatte ein Bett. „Wir haben prachtvolle Matratzen",

und ich wurde auch der Reihe nach — der geistliche Herr war von einer bemerkenswerten Geschicklichkeit auch im weltlichen Spiele — ganz gründlich geschlagen. „Spielen die anderen Herren nicht ebenfalls und was?“ fragte der Herr Pfarrer weiter. „Mühle und Dame“, deutete schüchtern unser Herr Vicefeldwebel durch einige Rudera seines einst doch gewiss imposanten lateinischen Sprachenbaues an. Sofort stand das Dambrett da. Aber, o Vicefeldwebel, Beefsteak machen ist schwer, doch den Pfarrer von Couvrot im Spiele schlagen, das ist noch viel schwerer. Auch bei den Damen blieb dem Herrn Pfarrer das Glück hold. „Sie, meine Herren, was spielen Sie?“ fragte nun der Geistliche. „Schach!“ antwortete groß, würdevoll unser compagnieführender Lieutenant. Er hatte es aber kaum gesagt — das Schachspiel war im Handumdrehen aufgebaut — so war er auch schon Matt! Wir setzten noch einige Schnäpse auf unsere Niederlagen und giengen dann zu Bett.

Obgleich hier besiegt, gieng von nun an doch auf dem Marsche mein ganzes Sehnen und Hoffen immer weit hinweg von den Bivouwaks nach einem Quartier bei einem recht armen geistlichen Herrn.

Spruch.

Wenn ihr Jungen und wir Alten
Fest und treu zusammenhalten,
Werden drohende Gewalten
Sich an uns den Schädel spalten.

R.

ohne Erbarmen wird alles zerstört und verwüstet. Wir tranken unsere Gläser aus.

„Madame", fragte nachdem der Herr Pfarrer, „sollte nicht vielleicht noch eine Flasche im Keller sein?" — „O nein, Herr Pfarrer", betheuerte nun aber mit einem heiligen Schwure die geistliche Köchin, „jetzt weiß ich es ganz gewiss, es ist nicht eine einzige Flasche mehr da". — „Bitte, sehen Sie noch einmal nach", ermuthigte sanften Tones der Herr Pfarrer. Und richtig, es war noch eine dagewesen. Das war aber die allerletzte. Wir tranken jetzt schon mit ruhigerem Gewissen, und, in den geistlichen Häusern Frankreichs waltet eben der Segen, wir haben die letzte Flasche des Herrn Pfarrers noch sehr oft ausgetrunken, sie wurde aber nie leer. Nach dem Tischweine tranken wir auch wiederholt die letzte Flasche von einem besseren Weine und dann von einem noch besseren. Meine Sehnsucht geht seitdem nicht nach einem großen Weinkeller, ich möchte nur die letzte Flasche des Herrn Pfarrers von Couvrot haben, diese famose letzte Flasche mit dem ewigen Leben. Nach dem Diner kam der Kaffee, und dann kamen die Schnäpse. O, biederer Jägersmann von Luneville, deine Schnäpse waren zahlreich und gut, doch was waren deine irdischen Errungenschaften gegen die geistlichen Güter des Pfarrers von Couvrot! Als die Haushälterin — leider immer nur die ältere — trunken von unserem reich gespendeten Lobe, — sie hatte die edlen Schnäpse alle selbst angesetzt, — erst einmal richtig in den Zug kam, da traten die großen Gläser mit den eingemachten Früchten und den dazu gehörigen Schnäpsen nur noch so corporalschaftsweise an. Wenn man sich zugeblinzelt hatte: „Der ist famos, das ist nun jedenfalls der letzte, von dem sollen die feindlichen Franzosen auch keinen Tropfen mehr haben", da kam doch gleich darauf wieder eine neue Ladung.

Die Unterhaltung wurde zum Theil in französischer, zum Theil in lateinischer Sprache geführt. Der Herr Pfarrer und der Herr Vicefeldwebel brachten nämlich die Überreste ihrer lateinischen Sprachkenntnisse gegenseitig an den Mann. Die französische Unterhaltung war sehr lebhaft, die lateinische wurde dagegen, wie dies ja in der Natur der Sache liegt, nur mit antiker Ruhe und Würde geführt, mit einer gewissen Kargheit in den Worten; hie und da hörte man nur Gesten.

Die Antipathie des Franzosen gegen die Prussiens wurde durch seine guten Umgangsformen stets wieder verdeckt. Wir waren unsererseits streng bemüht, ihm mit keinem Worte nahezutreten. „Spielen Sie nicht?" fragte jetzt auch der Herr Geistliche. „Leider nur Karten", sagte ich, „und Karten —" die gibt es ja bei einem Pfarrer nicht, wollte ich hinzufügen, da war aber auch schon der Spielkasten zur Stelle. „Was spielen Sie?" fragte der geistliche Herr. Ich nannte alle französischen Kartenspiele der Reihe nach. Wir spielten sie nun auch der Reihe nach

mit Pech bestreichen und den Taugenichtsen drin über den Köpfen anzünden, und wer fürder kein Gut thut, den verheirate man mit des Seilers langer, blonder Tochter, so hat die Geschichte ein Ende!“

Ich muss offen gestehen, ich finde diese Ansicht ungeheuer praktisch, und dass sie die Frage, welche die Menschheit schon seit Kains schrecklicher That beschäftigt, wie nämlich das Verbrechen aus der Welt zu schaffen sei, gründlich löst, muss ihr der Neid lassen.

Allerdings .... dass Volkes Stimme Gottes Stimme sei, dürfte in diesem Falle nicht zutreffen, dieweil der liebe Gott gemeint hat, er freue sich über einen Sünder, der sich bekehre, mehr, als über neunundneunzig Gerechte, und da nun die Gesetze schon aus dem Grunde die Strafanstalten als Besserungsanstalten auffassen, kann man mit Leuten, welche jede Besserung eines Gefallenen von vornherein ausschließen und die Menschen, sich selber natürlich ausgenommen, für Bestien halten, nicht weiter rechten.

Zum Glücke gibt's hinwiederum eine allerdings kleine Gemeinde sogenannter philosophischer Köpfe, die ohne weiteres der Ansicht huldigen, es seien die Verbrecher sammt und sonders reine Engel, denen schreiend Unrecht geschehe.

Soviel ich weiß, huldigen die Sträflinge zum Theile wenigstens dieser Ansicht auch, und also soll selbst der scharfsehende Kaiser Josef II. in einem großen Staatsgefängnisse nur einen einzigen Schuldigen gefunden, denselben aber auch gleich hinausgejagt haben, auf dass er die anderen harmlosen Geschöpflein nicht etwa verderbe.

Diese sogenannten philosophischen Kreuzköpfe packen die Sache auch gründlich an. Sie behaupten nämlich, es habe der Mensch überhaupt, und also auch der Verbrecher keinen freien Willen. Was man für gewöhnlich eine Übelthat nenne, das sei weiter nichts, als das Ergebnis unberechenbarer Verhältnisse und angeborner Hirngeschwülste, Schinder und Mörder, Räuber und Wucherer, Jugendverführer und Ehebrecher seien lebende Maschinen, und Maschinen, die ein Unheil anrichten, strafe man nicht, sondern suche sie höchstens durch geeignete Schutzvorrichtungen unschädlich zu machen. Demgemäß sei es wohl manchmal nöthig, so ein Mörderlein oder einen Freund fremder Geldschränke der allgemeinen Sicherheit halber abzusondern, aber sie in harter Haft zu halten oder gar höher zu hängen, als ihnen zuträglich sei, das sei inhuman im höchsten Grade.

Mein Gott, das wär' alles recht schön, wenn nur die etwa Geschädigten und die Staatsanwälte und die Richter und Gefangenwärter und die P. T. Henker, des freien Willens völlig bar, nicht auch unter einem unwiderstehlichen Zwange handeln würden und unberechenbarer Verhältnisse oder irgendeiner Hirngeschwulst halber halt allweil abstrafen und einsperren müssten!

Bei den Lumpen.

Von Josef Wichner.

Eigentlich ist's am gescheitesten, ich bringe euch, sehr geehrte Leser, alle miteinander ins Zuchthaus!

Nun, ihr braucht ob meiner bösen Rede nicht zu erschrecken; denn so gut ich die Gewalt habe, euch in das Haus mit den zahllosen Riegeln und Gitterfenstern hinein zu führen, eben so gut steht es in meiner Macht, euch wiederum herauszulassen, und ich verspreche, ohne dass ihr mir irgendwie Zwang anzuthun braucht, euch nicht länger in Haft zu behalten, als diese Plauderei dauern mag.

Weshalb ich zu obigem Entschlusse gekommen sei, fragt ihr.

Ich will es euch sagen.

Wenn vom Zuchthaus und dessen Insassen die Rede ist — und wie sollte von einer so bedeutsamen und in allen Staaten gleichsam „patentierten“ und „monopolisierten“ Einrichtung nicht häufig die Rede sein da hört man gar verschiedene Äußerungen, vorab zwei, die sich entgegenstehen wie Fuß und Kopf, Keller und Dachboden, Südpol und Nordpol.

Die große Menge nämlich will nicht einmal die Nothwendigkeit der genannten Einrichtung zugestehen. Sie behauptet steif und fest, eine Strafanstalt sei das schädlichste, theuerste und nutzloseste Ding von der Welt.

„Zuchthäuser bauen“, sagt die Menge, „heißt nichts anderes, als Verbrechen züchten; denn gar manche armen Leute wären froh, sie hätten da ebenso wie die glattrasierten Zwilchkittelträger ihre Ordnung, ein warmes Kämmerlein, zu essen genug, ein bisschen Arbeit für die Langeweile und etwa ein Geschichtenbuch und ein gutes Bett, und würden außerdem noch von Soldaten mit geladenem Gewehre und spitzem Messer Tag und Nacht sorgsam gehütet, auf dass ihnen ja kein Leid widerführe. Da ist's denn kein Wunder, wenn ein armer Teufel, der's mit aller Ehrlichkeit zu nichts gebracht hat, als zum Hungerleiden, auch etwas anstellt, um ins große Versorgungshaus zu kommen, und darum, und weil um die Haderlumpen kein Schad ist, wär's am besten, man thät' alle Zuchthäuser auf Erden

Wer aber trägt die Schuld? Wer züchtet die Verbrecher, die Anstalt, welche nicht nur die beleidigte Majestät des Gesetzes sühnen und die Gesellschaft sichern will, sondern auch auf Besserung der Gefallenen abzielt, oder die „gerechte“ Menschheit, die jegliche Besserung unmöglich macht?!

Ich habe, obschon Laie, als Ausschussmitglied des niederösterreichischen Sträflingsfürsorgevereines hinlänglich Gelegenheit, die große Männerstrafanstalt in Stein a. D. mit ihren mehr als tausend Insassen kennen zu lernen, mit den Bewohnern dieser eigenartigen Welt vielfach zu verkehren und mir darüber ein Urtheil zu bilden, ob es angezeigt sei, dieselben sammt und sonders als „Lumpen“ zu bezeichnen oder ob sie in der That jene unzurechnungsfähigen Wesen seien, als welche sie in den Köpfen etlicher Philosophen spuken.

Darum eben wollte ich die geehrten Leser zu einem Besuche des Zuchthauses höflichst einladen.

Mit der Unzurechnungsfähigkeit glaube ich nach meinen Erfahrungen bald fertig zu sein.

Ich verhehle mir nicht, dass allerdings gewisse physiologische Zustände den Begriff des Verbrechens aufheben und den Unglücklichen nicht der entehrenden Strafe, sondern der Irrenanstalt überantworten müssen. Ich zweifle auch ferner nicht, dass trotz der Beiziehung gewissenhafter und kundiger Gerichtsärzte hie und da ein Irrthum vorkommen und also auch wohl der eine oder andere im Strafhause sitzen mag, der ebensowenig Strafe verdient, wie eine Maschine, die einen Menschen zerrissen hat. Leider ist Irren menschlich, und also ist auch schon die reinste Unschuld verurtheilt worden! Im allgemeinen aber habe ich im persönlichen Verkehre gefunden, dass sich die Häftlinge ihrer schlechten That wohl bewusst waren und ihr Geschick als ein wohlverdientes bezeichneten.

Ich brauche ferner nicht zu versichern, dass dem modernen Gefängniswesen nichts ferner liegt, als Verbrecher züchten zu wollen.

Da es nun außer allem Zweifel liegt, dass Verbrecher im Umgange mit Verbrechern sowenig besser werden, als wenn faulende Äpfel freundschaftlich auf einem Haufen beisammen liegen, so neigt die moderne Einrichtung der Gefängnisse immer mehr zum System der Einzelnhaft hin, die fast durchaus auf den Verbrecher den heilsamsten Einfluß ausübt und dessen Besserung mächtig fördert.

In gemeinsamer Haft dagegen pflegt man, wie dies auch in Stein der Fall ist, jene Elemente zu halten, bei denen nach wiederholten Versuchen eine Aussicht auf Besserung leider gering ist, also Gewohnheitsdiebe, die nun einmal den Unterschied zwischen Mein und Dein nimmer kennen wollen und selbst in der Anstalt lange Finger machen, wo sich eine Gelegenheit bietet, Mörder, die das Licht der Freiheit wohl nimmer erblicken mögen, Anstaltspfründner, die das Zuchthaus liebgewonnen und

Deswegen dürften die ziemlich grauen Theorien dieser Philosophen wohl nicht viel ausrichten, umsoweniger, als einer ihre etwas gefährliche Lehre auf sie selbst anwenden und sie, allerdings ohne sein Verschulden, für . . unzurechnungsfähig erklären könnte.

In einem aber sind diese Parteien, so sehr sie sich im übrigen widersprechen, völlig einig, in einer geradezu kindischen Scheu vor einem jeden, der sein Verbrechen gesühnt hat und nun wieder gerne Mensch unter Menschen sein möchte.

Die Juden des alten Bundes haben die Berührung mit einem Aussätzigen gewiss nicht mit größerer Ängstlichkeit gemieden, als wir modernen Menschen die Berührung mit einem Manne meiden, der uns bekennt oder bekennen muss, er sei soeben aus der Strafanstalt entlassen worden.

Wenn ein Vater seinen leichtsinnigen Sohn gezüchtigt und der Knabe reuig um Vergebung gefleht hat, findet er wieder Gnade vor den Augen seines Erzeugers; wenn aber einer unserer Mitbrüder gefehlt hat, dann genügt uns des strengen Richters Urtheil noch lange nicht, dann übernehmen wir das Amt der unerbittlichen Rachegeister, dann kann uns keine Reue mehr versöhnen und wir jagen ihn, gleich den Erinnyen fort und fort bis zu den Schatten und geben ihn auch dort nicht frei.

Man beachte nur einmal, wie so ein Unglücklicher aufgenommen wird, wenn er aus der strengen Haft in sein heimatliches Dorf zurückkehrt und mit scheuem Blick nach einem mitleidigen Antlitz späht!

Wo er sich zeigt, spucken sie vor ihm aus, wo er sich hinsetzt, rücken sie von ihm weg, wo er händeringend um Arbeit fleht, kehren sie ihm den Rücken, wo er, dem Hungertode nahe, nur ein einzig Stücklein Brotes sich erbittet, werfen sie ihm einen Stein nach.

Das thun dieselben Leute, welche täglich beten:

„Vergib uns unsere Schulden, wie auch wir vergeben!"

Und glaube einer ja nicht, dass der Unglückliche wohl bei den philosophischen Köpfen, die ihn „theoretisch" als Opfer der Justiz bemitleiden, jene Unterstützung finde, welche ihm die unteren Schichten der Bevölkerung zumeist versagen!

Wer den freien Willen läugnet und demgemäß jede sittliche Erhebung ins Reich der Märchen verweist, der hat das Wort „Besserung" aus seinem Sprachsatze gestrichen und würde seine Arbeitskräfte um alles in der Welt nicht aus der Zahl derjenigen wählen, die eines Diebstahles oder Todschlages halber hinter Schloss und Riegel gesessen sind.

Kann es da anders sein, als dass der von allen Verlassene seine Hände in der größten Noth abermals nach fremdem Eigenthum ausstreckt und dann als Rückfälliger ein erhöhtes Strafausmaß zu gewärtigen hat?

mich gleich einem räudigen Hunde aus dem Dorfe gejagt, und also bin ich wie wahnsinnig in den Wäldern herumgeirrt und hab' gehungert, bis . . . ein Mädel dahergekommen ist mit einem Wecken unterm Arm. Der Hunger hat mir allzu weh gethan und darum hab' ich dem Mädel den Wecken entrissen und ihn verschlungen, und bald darauf bin ich eingefangen und als Gewohnheitsdieb für längere Zeit versorgt worden. Das ist so weiter gegangen, bis ich alt geworden bin; denn, wisst guter Herr, stehlen hab' ich nie wollen, aber leben, und dazu hab' ich den Wecken gebraucht, und wenn sie mich heute wieder freilassen, ei, so greife ich unter den Augen des nächstbesten Polizeimannes nach dem nächstbesten Striezel und bin bald wieder beim ‚Vater'!"

Da habe ich mich meiner christlichen Mitbrüder geschämt und habe den Weckensimmerl, der vor mir eifrig Strümpfe wob, nicht mehr weiter belästigt.

Haben wir so einen Einblick in die gemeinsame Haft gewonnen, so wollen wir zum Schlusse noch den Zellenbewohnern einen kurzen Besuch abstatten.

Hier ist der Bau an sich schon geeignet, unsere Aufmerksamkeit zu erregen.

Von einer mit lichter Kuppel überwölbten Mittelstelle aus, ziehen sich nach den Himmelsrichtungen vier gewaltige Flügel, deren einer die Kanzleien und die Hauskapelle beherbergt, während in den andern, in drei Stockwerken, sich Zelle an Zelle reiht, so dass eine im Mittel sitzende Person jede einzelne Thüre im Auge behalten kann. Ein Glasfensterchen in jeder Thüre gestattet zudem noch die Beobachtung der Gefangenen so, dass dieser das spähende Auge gar nicht wahrzunehmen vermag.

In diesen Zellen bringt die Leitung der Anstalt alle jene unter, die nach ihrem Vorleben sowohl als nach den eigenartigen Umständen, unter welchen sie ein Verbrechen begangen haben, gegründete Hoffnung auf Besserung geben.

Eine während des Tages an die Wand geschlossene Schlafstelle, ein Arbeitstisch und ein Sessel, ein Wandfach mit Waschbecken, Handtuch und etwa einem Erbauungsbuche bilden die ganze Einrichtung des engen Raumes, der durch ein kleines Gitterfenster erhellt wird, aber keinen Blick ins Freie gestattet.

Die völlige Einsamkeit und das Stillschweigen ist mehr als jedes andere Mittel geeignet, den Verbrecher zur Einkehr zu bewegen, und dem Auge Thränen, der Brust Seufzer einer wirkungsvollen Reue zu entlocken. Unlängst erst sagte mir ein junger Bursche, dem ich, ihn zu prüfen, vorhielt, er müsse sich für sein geringes Vergehen wohl zu schwer gestraft fühlen:

sich ein Recht auf dasselbe gleichsam ersessen haben, endlich solche, die sich in der Einzelnhaft hintersinnen würden und deshalb einer lebenden, ihre Gedanken ablenkenden Gesellschaft bedürfen.

Diese Leute verbringen ihre Tage unter strenger Aufsicht in gemeinsamen Arbeitssälen, die jedoch aus guten Gründen nie eine größere Zahl aufnehmen, und werden zumeist für die Bedürfnisse der Anstalt oder des Staates beschäftigt. Auch zu Wildbachverbauungen oder Urbarmachung hat die Anstalt ihre Truppen wiederholt entsendet; dass sie aber die billigen Arbeitskräfte auch Privatunternehmern überlässt, will vorab den Gewerbetreibenden minder gut gefallen.

Für die Sträflinge selber jedoch hat die Arbeit zweifelsohne einen sittigenden und ebenso einen materiellen Wert; denn manch ein Thunichtgut lernt die Thätigkeit erst hier schätzen, und jeder trägt schließlich etliche Kreuzer oder Gulden des freilich sehr schmal bemessenen Überverdienstes als Nothpfennig in die Freiheit hinaus.

Wenn wir nun die zahlreichen Arbeitssälchen durchschreiten, wenn sich hinter uns eine Thüre um die andere rasselnd schließt und vor uns eine um die andere rasselnd öffnet, wenn das Geläute der mächtigen Schlüsselbunde allüberall unser Ohr und der bei der peinlichsten Reinigkeit unvermeidliche Strafhausduft unsere Nase beleidigt, wenn die bleichen Gestalten in ihrem Zwilchgewande an uns vorüberhuschen oder von der Arbeit hinweg einen scheuen fragenden Blick auf uns werfen, dann mag es wohl keinem von uns mehr beifallen, diese „Lumpen“ um ihre „Ordnung“ zu beneiden.

Und es sind auch hier lange nicht alle so verdorben, dass eine Besserung völlig ausgeschlossen wäre, ja, wenn wir Umfrage hielten, würde manch ein Rückfall, der hier seine Strafe gefunden hat, in das Kerbholz der Gerechten geschnitten werden müssen, die auf alle Betheuerungen eines reuevollen Sünders nur ein pharisäisches Lächeln haben und die flehentlichste Bitte um nährende und ehrende Arbeit mit dem gegen die Hausthüre gerichteten Zeigefinger beantworten.

Ich habe unter diesen „Lumpen“ auch den Weckensimmerl kennen gelernt, ein beinahe achtzigjähriges Männlein, das unlängst mit dem Zuchthause — allerdings nur in den „intimsten“ Kreisen — das Fest der goldenen Hochzeit begieng.

Als ich den Simmerl „interviewte“, erfuhr ich, dass er eigentlich nur einmal, und zwar in seinem sechzehnten Lebensjahre, einen größeren Diebstahl begangen habe und so ins Zuchthaus gekommen sei.

Und dann?

„Ja“, sagte der Simmerl, „dann hab' ich meine That wohl recht herzlich bereut und hab' Tag und Nacht geweint und hab' wollen wieder ein braver Mensch werden. Wie ich aber heimgekommen bin, haben sie

Die Bewohner des großen Hauses mit den vielen Gitterfenstern sind gewiss keine Engel, noch weniger aber sind sie insgesammt Lumpen, und also verlassen wir die Anstalt mit einer Thräne des Mitleids im Auge und mit dem festen Vorsatze, auch nach unseren Kräften das Los der Unglücklichen zu erleichtern und sie als Gebesserte der Menschheit wiederzugeben.

Wir erfüllen damit auch eine sociale Pflicht, denn wer den reuigen Sünder vor dem Rückfalle bewahrt, der mindert die Verbrechen und nützt so der ganzen Menschheit.

Die Geschichte vom Lamm.

Eine Erinnerung aus der Sommerfrische.

„Kaffns a Lampel, gnä Herr!" Rief über den Gartenzaun ein altes Weib herein und gleichzeitig hörte man das Blöken eines weißen Lämmchens, das, an den vier Füßen zusammengebunden, in den Armen der Alten hockte. „Mir sein jo mitanond in d'Schul gongan, gnä Herr!" fuhr sie fort, und also fiel das „alte Weib" welches ich ihr heimlich zugedacht, als alter Mann auf mich zurück.

„Wohin wollt's denn mit dem Vieherl?"

„Na, holt vakaffn. Zan Kreuzwirt will ih's trogn, wan mas das gnä Herr nit ohkafft. Wuhlfeil gab ih's her."

„Määh!" machte das Thier zu mir herüber und spitzte die Ohren.

Nun wusste ichs wohl, wie beim Kreuzwirt solche Gäste behandelt werden, und dass dieses kaum fünf Wochen alte Wesen schon sollte sterben müssen, bloß um einmal den Magen von ein paar Fressern zu füllen, das gieng mir nicht ganz nach den Naturgesetzen.

„Määh!"

„Gengens, kaffns ma's oh!"

„Was wollen Sie dafür?"

„Zwoa Guldn vierzg Kreuzer und a Jausn."

„Na versteht sich", mischte sich nun die Hauswirtin ein, „so ein Kletzerle um zwei Gulden! Das wäre noch schöner. Die Hälfte, wenn Sie wollen."

„Na wul nit, Frau Muada, do trog ih's liaba wieda hoam. Va Jouglloud is s her, a saubers, a foasts Lampel. Gscheidaweis: an Guldn sechzg und a Jausn. Gengens, Frau Muada, nehmens as!"

Sie wurden einig. Die Händlerin bekam ihr Geld, ihr Glas Wein mit Brot. Das Lamm wurde auf den Rasen gelegt, ich durch-

„Nein, Herr; denn in diesem Hause lernt man die Sünde kennen und seine Schuld ermessen. Aber wenn ich nach verbüßter Strafe kein Erbarmen fände in der Freiheit, das wäre wohl allzuhart!“

Wahrhaftig, wer Gelegenheit hat, diese Häftlinge in ihrer traurigen Einsamkeit aufzusuchen und in ihr Herz zu blicken, der lernt bald milder urtheilen, und statt auf die „Lumpen“ auch einen Stein zu werfen, weint er mit ihnen und sieht sich in der ganzen Menschheit nach Rettung um. Es sitzen mit seltenen Ausnahmen keine hartgesottenen Sünder in diesen Jammerzellen, sondern arme, unglückliche, windelweiche Menschen, welche ihre unselige That millionenmal verfluchen, und dem Tag der Freiheit nur deshalb mit Bangen entgegensehen, weil die Menschen draußen härter sind, als alle Gesetze.

Ein bekannter Rechtslehrer äußerte sich einmal, es stehe eigentlich bei der verwickelten Strafgesetzgebung unserer Zeit jeder Mensch fortwährend mit einem Fuße im Zuchthause, und ich wage diesen Ausspruch getrost dahin zu ergänzen, dass ich behaupte: „Es gibt wenig Menschen, die nicht schon das Zuchthaus verdient hätten.“ Wer ob dieser neuen Weisheit ungläubig den Kopf schüttelt, der mag mich einmal besuchen und mir „sub rosa“ eine Lebensbeichte ablegen; dann werde ich's ihm gleich schwarz auf weiß mitgeben, wie lang' er eigentlich hätte sitzen müssen unter den „Lumpen“.

Das mag wohl mehr ein Grund sein, dass wir uns unserer gefallenen Brüder erbarmen, und wollt ihr nun noch, sehr geehrte Freunde, wissen, ob euere Hilfe nicht etwa vergeblich sei, ob nicht die meisten der Unterstützten nach kurzer Frist abermals in ihren früheren Fehler zurückfallen, so kann ich euch mit gewissenhaft berechneten Zahlen aufwarten.

Der niederösterreichische Sträflingsfürsorgeverein in Krems a. D., in Österreich eigentlich der erste,*) welcher sich in wahrhaft humaner Weise der entlassenen Sträflinge annimmt, hat im verflossenen Sonnenjahre dreihundertsechsundzwanzig Schützlinge unterstützt, und es ist ihm gelungen, für vierundneunzig derselben — leider eine geringe Zahl — Arbeitsplätze zu vermitteln.

Nun hat der Verein am Schlusse des Jahres bei den Arbeitsgebern über das Verhalten dieser vierundneunzig Schützlinge eingehende Erhebungen gepflogen, und das Ergebnis war, dass sich nur zwei derselben durch Rückfall der ihnen zugewendeten Fürsorge unwürdig erwiesen haben.

Daraus ergibt sich wohl zur Genüge, dass die Scheu vor den entlassenen Sträflingen unbegründet, ja dass es ein Verbrechen an der Menschheit ist, wenn man ihnen die flehentlich erbetene Arbeit verweigert, selbst dort, wo an Arbeitern Mangel ist.

*) Auch in Graz ist ein Unterstützungsverein für entlassene Sträflinge. Präsident: Dr. Eugen Ritter von Frölichsthal. Die Red.

Todesangst zu befreien. So beschlossen wir, von unserem Versuche, es zu erwischen, abzustehen, das Thier im Garten sich selbst zu überlassen, damit es sich ein wenig erhole.

Am untersten Ende des Gartens ist ein kleines Thörchen auf die Straße hinaus. Kein Mensch und kein Schaf hatte es dem Lamme gesagt, dass man hier möglicherweise entkommen könne, aber es stellte sich knapp an dieses Thörchen und verharrte dort den ganzen Vormittag. Hätte es mit dem Kopfe nur ein bisschen angetaucht an dem Holzgatter, so wäre es in der weiten freien Welt gewesen, aber hier war der Schafsverstand zu Ende, und auch nicht der geringsten Gewaltthätigkeit fähig war unsere gefangene Leanda. So oft draußen Kühe, Ochsen oder auch Wagenpferde vorbeikamen, blökte das Lamm zum Erbarmen; diese Wesen waren ja doch auch nicht seinesgleichen, aber als Vierfüßler standen sie ihm näher, als wir schrecklichen Ungeheuer auf zwei Beinen. Nur als ein großer Fleischerhund herankam, schoss das Lamm neuen Entsetzens voll durch den Garten hinauf und gerade der Laube zu, wo ich saß. Als es auch hier wieder den vermeintlichen Feind bemerkte, gab's dem armen Thier einen so heftigen Riss, dass es bei dem Sprunge seitwärts zu Boden stürzte und überschlug.

Mich fieng's schon an zu reuen, das Lamm gekauft zu haben. Nun hätte es alles überstanden, wäre erlöst von diesem Dasein in fremder Gefangenschaft.

Die Nacht über verbrachte das Thier in der Holzhütte, wo ihm ein Strohlager bereitet worden war. Unser Dirndel hatte Backwerk auf das Stroh gethan und auf Rath der geschmackkundigen Köchin eine Hand voll frischen Klees. Aber am Morgen, als das Lamm wieder voller Aufregung im Garten umherlief, war das Backwerk noch auf dem Stroh und der Klee noch — die Leanda hatte sowohl Nachtmahl als Frühstück verschmäht. Sie hatte seit länger als vierundzwanzig Stunden, als sie bei uns war, noch kein Halmlein verzehrt, kein Blättchen genascht, und doch gab es der fetten und wohlriechenden Kräuter wunderviel im Garten. Am Zaune stand es, auf die Straße schaute es hinaus, auf die blauen Berge blickte es hin, hinter welchem seine Heimat war — und weinte: „Määh!"

Mir war nachgerade bange. Da heißt es immer, die Thiere wären so große Materialisten. Warum ließ es sich denn also nicht wohl sein in dem Paradiese, wo ihm die auserlesenste Nahrung winkte, wo es nicht bedroht war von der Ruthe des Schäfers, wo es vielmehr gehalten wurde „wie ein Kind vom Hause"! — Und siehe, alles das war ihm nichts. Sehnsucht nach Mutter und Geschwister beklemmte sein Herz, Heimweh nach den ersten Fluren seiner Kindheit quälte die Seele. „Määh!" schluchzte es mit gebrochener Stimme über den Zaun hinaus. — Hätte

schnitt seine Bande, da sprang es auf und sauste wie ein Pfeil durch den Garten hinab. Im äußersten Winkel, im Heckengesträuch, wo man nicht mehr weiter kann, stand es still, starrte mit Entsetzen auf mich her und blökte dann dem Weibe nach, als es davon gieng.

Ich gieng Schritt für Schritt langsam hin und machte meine ersten Belehrungs- und Bekehrungsversuche. „Tschapperl!“ rief ich ihm kosend zu, „vor mir davonzulaufen! Ich bin ja dein größter Wohlthäter. Zum Fleischhauer wollte sie dich tragen. Du kannst dir's denken. Deine Voreltern sind wohl auch an dieser Bacille gestorben — am Fleischhauer. Solche Erblichkeit wollen wir abbringen. Ich habe Kinder — ganz kleine und etwas größere, und von diesen Leutchen sollst du dich gern haben lassen und ihnen gute Sachen aus der Hand fressen und die übrige Zeit kannst du im Garten herumlaufen und treiben was du willst. Sogar das Fliederlaub darfst du abbeißen und den Rosenstock benagen, wenn es dir Spaß macht. Man bekommt ohnehin selten so ein Wesen, dem man's recht gutsein lassen könnte und ein bißchen Genugthuung leisten dafür, was eueresgleichen von unseresgleichen Schlimmes zu leiden hat. Also sei klug, du, du! — Ei, wie willst denn heißen? Leanda, wenn du magst, ja?“

„Määh!“ antwortete es und als ich ihm nahegekommen war und schon meine Arme ausstrecken wollte, um es zu nehmen und zu herzen, da machte es einen hohen Sprung und in wilder Hast davon.

Nun kamen die Kinder und die Dienstboten und wollten es fangen. Na, da habe ich erfahren, um wie viel ein fünf Wochen altes Schaf klüger ist, als sechs Menschen, wovon drei bei vollem Gebrauche ihrer Vernunft sind. Der erste strategische Grundsatz des Lämmleins war: möglichst fern von den Feinden sein. Wo es aber in die Enge getrieben wurde, in eine Ecke, da wartete es ja nicht so lange, bis wir den Halbkreis geschlossen hatten, sondern brach beizeiten durch. Ich erhaschte schon seinen Fuß, da stürzte es nieder und stieß einen nachgerade menschlichen Schrecklaut aus, so daß ich losließ und Leid hatte darüber, daß wir das Thier aus lauter Liebe so hetzen mussten. Weiter hin mitten auf dem Anger blieb es wieder stehen, voll Schreck auf uns herstarrend, an allen Gliedern zitternd. Unser kleinstes Mädel suchte es zu beruhigen, indem das Kind in der Bauernsprache — hochdeutsch muthete die Kleine dem Lamm gar nicht zu — auf das Überzeugendste darthat, wir wollten es ja nicht abstechen, sondern nur ein wenig streicheln und ihm dann Milch zu trinken geben, und ein rothes Seidenbändel um den Hals binden, worauf es sehr schön sein werde. — Es half alles nichts, das Lamm zitterte weiter und hielt uns offenbar für das größte Unglück seines Lebens.

„Määh! Määh!“ So rief es um Hilfe, und der Schöpfer stieg nicht herab vom hohen Himmel, um das unschuldige Lamm von seiner

dünkt mich, ist zerzaust, das linke Bein, scheint mir, ist ein bißchen blutig, und das rechte Ohr — „Christi Heiland!“ schrie die Hauswirtin, „der Ohrwaschelfetzen hängt herab!“ Und es war so. Und das Ganze sah gerade aus, als sei die Leanda ein Glückskind, weil sie aus Noth und Gefahr wieder zurückgefunden hatte in dieses friedsame Eden. Aufgenommen wurde das Lamm, wie der verlorene Sohn, es konnte auf einmal nur nicht alle Arme befriedigen, die sich nach ihm aufthaten; ohne Umstände ließ es sich herzen und die Scheu war fort. Ohne Zweifel hatte es in den vierundzwanzig Stunden ganz andere Feinde kennen gelernt, als wir waren.

Nun bekam die Leanda ein Bad, so dass ihre Wolle schön milchweiß ward, und sie ließ es geschehen, wenn man in der zarten Wolle kraute, ja blickte gar treuherzig drein, schnupperte jeden an, ob er nicht etwa zu essen wäre, und bald war es schwer, das Thier von unseren Fersen zu bringen. Das einemal lief es dem nach, das anderemal einem andern. Manchmal machte es einen hohen Sprung und schaute uns dann an, was wir wohl dazu sagten. Manchmal fieng es mit der kleinen Martha Händel an, begann an ihrem Schürzlein zu fressen, so dass das Kind in Todesangst anhub zu schreien, weil es befürchtete, mit Haut und Haar aufgezehrt zu werden. Schlimmer war's, wenn es wie ein Bock mit dem Köpflein stieß, worauf die Hauswirtin einmal sagte, das Wesen wachse sich noch zu einem Unband aus und man solle es lieber beizeiten tödten, später wisse man nicht, ob es zu bewältigen sein würde. Dieser Vorschlag wurde im Rathe der Kinder zuschanden gestimmt, selbst die kleine Martha schrie aus Leibeskräften, todtmachen dürfe man die Leanda nicht.

Wenn das Lamm keinen Menschen in der Nähe sah, so hub es an zu blöken. Wenn ich in der Laube versteckt saß, machte ich mir gerne den Spass, das Blöken nachzuahmen, wodurch das seine natürlich gesteigert wurde. Einmal hörte ich es hinter dem Busche wieder blöken. — „Määh!“ sagte ich. — „Määh!“ rief es drüben. Ich wiederholte es, drüben auch. So trieben wir's über eine Viertelstunde, denn ich wollte just wissen, wie beharrlich das kleine Schaf an mein falsches Lammgeschrei glauben würde. Da rief plötzlich zum Fenster die Hauswirtin heraus, ob wir — der Alte wie der Junge — denn närrisch geworden wären, dass wir uns die längste Zeit gegenseitig so anplärrten? — Und jetzt offenbarte es sich, dass mein Knabe Hans hinter dem Busch war, und dass wir einer den andern für die Leanda gehalten hatten. Die wirkliche Leanda saß dieweilen in ihrem Ställchen, emsig beschäftigt mit Wiederkäuen. Da war mir einen Augenblick ein bißchen ungleich zu Muthe, wieder so etwas wie Seelenwanderung spürte ich, aber nicht, als ob meine Seele in den Schafleib gekommen wäre, sondern umgekehrt.

„Ja, ja!“ rief die Hauswirtin, „wir werden noch alle Schafe,

ich die Gefilde seines engeren Vaterlandes genau gekannt, ich würde es hingetragen und den früheren Eigenthümer für Geld und gute Worte bewogen haben, das Lämmel wieder aufzunehmen in seine Herde. Weil ich zeitweise an die Seelenwanderung glaube und thatsächlich im geistesabwesenden Zustand meine durchgebrannte Seele schon in anderen Wesen ertappt habe, so kam es jetzt wirklich heraus, als ob ich selber in dem weißen Lamm stäke und Heimweh hätte. Und schließlich, wenn man's recht betrachtet, es kommt auf dasselbe hinaus — ob dieses Wesen leidet oder ein anderes — Wesen ist Wesen und Leiden ist Leiden.

Die Kinder hatten mit dem Lamme nur in respectvoller Ferne verkehrt und freuten sich schallend, wenn das Thier endlich einen Grashalm abknusperte oder vom Flieder ein bißchen Salat nahm. Am dritten Tage blökte es auch nicht mehr und ließ uns schon um ein paar Schritte näher an sich herankommen, so dass wir Hoffnung hegen konnten, es würde die neue Heimat schließlich anerkennen. O der eitlen Träume! — Gegen Abend dieses Tages war rings um das Haus ein gellender Aufruhr, die Kinder und Dienstboten schossen planlos hin und her. Nur die Hauswirtin stand ruhig mit in die Seiten gestemmten Armen da und sagte: „Na, jetzt habt's es. Jetzt haben wir wieder einmal um einen Gulden sechzig Kreuzer zu viel gehabt!"

Die Leanda war weg! — Alle Thore und Thörchen waren zu, sie war weg; alle Winkel und Büsche wurden durchsucht, sie war weg und sie war weg. Den ersten Ton des Jammergeschreis erhob die kleine Martha, bald stimmten auch die anderen ein. Durch die Zaunspangen musste das Lamm sich durchgezwängt haben auf die Straße hinaus. Aber in der weiten bösen Welt war das unerfahrene Geschöpf verloren, das sagten wir alle. Der große Fleischerhund war wieder gesehen worden und der hatte sich im Vorübergehen gewiss nicht lange besonnen, den Vetter Isegrim zu vertreten.

Am nächsten Tage war schwere Trauer. Der Knabe hatte aus zwei Brennholzscheitern ein Kreuz zusammengebunden, und das wurde im Garten aufgerichtet, an der Stelle beim Fliederbusch, wo das Lamm am liebsten gewesen. Das Dirndel — ist mir gesagt worden — soll sogar niedergekniet sein und ein Vaterunser gebetet haben für „die heilige Leanda im Himmel". Und als die Trauerfeierlichkeit zu Ende war, rief auf der Straße draußen jemand: „Määh!"

„Die Leanda! Die Leanda!" schrie alles, was Athem hatte, und eilte dem Thörchen zu, um es zu öffnen. Das Lamm stand schon davor, lief nicht davon als wir nahten, sondern schlüpfte in den Garten. Wie das Thier es eilig hatte, hereinzukommen! Wie es mager war! Wie es sich an meine Füße schmiegte und am ganzen Körper zitterte! — Es scheint, mein Lämmlein, du hast seit gestern Abenteuer erlebt! Die Wolle

bestrebt, seinen Aufenthalt in unserem Gelasse so sehr als thunlich abzukürzen, allein bevor er noch seinen Fuß ins andere Coupé setzen konnte, gab die unglückselige Leanda von ihrem Dasein Zeugnis. Ich natürlich sofort offenes Geständnis und eine deutsame Bewegung mit ein paar Fingern; doch der Schaffner blieb ein Weilchen rathlos. Für Hunde und Katzen, selbst für Hühner- und Vogelkäfige war er vorbereitet, allein das meckernde Lamm brachte ihn völlig aus der Fassung. Endlich, als meine Fingerbewegung wiederholt war, meinte er, zum Fenster hinauswerfen könne man das Thier doch nicht; der Oberinspector finde sich zum Morgenzuge selten ein, und so möge das Lamm denn einstweilen bleiben wo es sei — nämlich im Coupé unter der Sitzbank. Das Verhängnis aber vollzog sich schnell, denn schon in der nächsten Station, von der aufgehenden Sonne anmuthsvoll beleuchtet, stieg der Oberinspector in den Zug. Wenn ich das stets mit seiner schönen Stimme staatmachende Thier mit einem einzigen Fußtritte hätte stumm machen können, zum Mörder wäre ich geworden in derselbigen Stunde.

„Was? Wem gehört dieses Ungethüm?“ schrie der Inspector.

„Herr“, antwortete ich, denn nun war's schon alles eins, „ein Lamm ist kein Ungethüm, wenn sich aber der Herr davor fürchtet, so leg' ich's an einen Strick!“

Das ließ sich der Mann natürlich nicht bieten. Mit entschiedener Hand griff er nach dem Kragen des Thieres und damit gegen das Fenster. Es bedurfte einer gründlichen Änderung meines Benehmens, bis er's endlich gestattete, dass das Lamm sich draußen auf der Plattform aufhalten könne bis zur nächsten Station. So stand ich denn vor dem Coupé auf der Plattform und hielt das Lamm auf den Armen, fest entschlossen, dieses Thier, welches sich uns so rührend anvertraut hatte, und den Winter wie den Sommer mit uns verleben wollte, bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen. Einstweilen blickten wir träumerisch in die Gegend hinaus. Ein gilbender Buchenwald glitt an uns vorbei, dann kam eine Wiese, wo Mähder das Herbstgras schnitten, dann kam ein Bach und eine Mühle, dann kam ein Bauernhof, aus welchem eben die Herde auf das Feld getrieben wurde, dann eine grüne Weide mit Kiefern und Steinen und Schafen — schwups, war meine Leanda fort. Auf dem Bahnschotter war sie noch auf die Knie gestürzt, aber sogleich wieder empor und wie ein Pfeil hin gegen die Schafherde . . . Weiter weiß ich nichts, denn der Zug bog um eine Böschung. —

Und das ist die Geschichte vom Lamm, genannt die Leanda.

Wenn der Besitzer des Hofes nebst der Mühle am Bache diese Zeilen zu Gesichte kriegen sollte, dann sei er gebeten, das schöne weiße Thier den Winter über gut zu halten, und zum nächsten Frühsommer es redlich in meinem Sommerhause abzugeben. Finderlohn was recht ist.

R.

wenn es so weitergeht! Und dass das Vieh über die Stiegen heraufsteigt in die Zimmer und bei Tische theilnimmt wie ein leibhaftiges Familienmitglied! Meiner Tage hab' ich so was Dummes nicht gesehen!"

Und es war so. Es war ja allemal so, wie die Hauswirtin sagte, sie hatte immer recht. Die Leanda saß wirklich bei Tische zwischen mir und dem Hans, betheiligte sich aber nur beim Salat an unserem Mahl; für alles andere dankte sie, weil sie ihren vegetarischen Grundsätzen nicht untreu werden wollte.

Und als die Freundschaft zwischen der Leanda und uns dick wie ein zweifaches Glockenseil geworden, war der Sommer aus. Die Tage wurden kurz, den ganzen Vormittag lag der graue Nebel über der Gegend, oder der frostige Reif. Wir packten zusammen, um in die Stadt zu übersiedeln. Und die Leanda? Die Frage durfte gar nicht aufgeworfen werden, ohne dass sich bei den Kindern ein Geschrei erhob. Die Leanda geht mit! — Sie geht mit! Sie wird die drei Treppen des Stadthauses hinaufsteigen! Sie wird im Schlafzimmer ihren Stall haben mit Stroh und Klee! Sie wird, wenn Besuch kommt, in den „Salon" heraustrappeln und „Määh!" sagen! — Nein, das geht nicht. Das Lamm geben wir hier zum Grögelbauer, dass er es über den Winter füttere, und im Frühsommer, wenn wir wiederum kommen, gibt's ein frohes Wiedersehen.

Selten habe ich etwas so schwer durchgesetzt, als dieses Gesetz, mit einem ansehnlichen Faustschlag auf den Tisch habe ich die gährende Revolution unter den Kindern niederschlagen müssen. Endlich alles in Ordnung. Der Abschied von der Leanda war vorüber; er war unbeschreiblich rührend gewesen, und darum beschreibe ich ihn nicht.

Um den Eilzug benützen zu können, mussten wir am nächsten Morgen schon zur frühen Stunde das Sommerhaus zusperren und verlassen, so dass es nach dem verhallten fröhlichen Lärm in Dunkelheit und Nebel still und einsam dastand, wie es dastehen wird über den langen Winter hin. Eine Minute hielt der Zug am Bahnhofe, rasch stiegen wir ein mit Kind und Kegel, und als die Räder schon rollten, declamierte der Hans voller Wehmuth zum Fenster hinaus in den nebelgrauen Wintermorgen:

„Lebt wohl, ihr Matten,
Ihr sonnigen Weiden,
Der Senne muss scheiden,
Der Sommer ist hin!"

„Määh!" machte es plötzlich zu meinem grenzenlosen Schreck. Im Coupé unter der Sitzbank hockte das weiße Lämmlein. Natürlich erhoben die Kinder wieder ihr Freudengeschrei, ich aber sah die Geschichten, die nun kommen mussten. Sie kamen sehr bald. Als der Schaffner zur Kartencontrole erschien, waren wir freilich auf das zuvorkommendste

Freudenreich eilt der Kogelhuck-Häusler in die Küche hinaus: „Alte, die Uhr geht schon! das Uhrmacherkoch! Sie geht schon!"

Ein fettes Schmalzmus kriegt er zum Lohn, der brave Uhrmacher, und wie er nachher wieder in die Stube tritt — mäuserlstill ist's, kein Tiktak. Trotz Öl und Pech, Kerzenleuchter und Stiefelknecht — die Uhr steht.

Steht und bleibt stehen, wochenlang und monatelang — die Zeit vergeht leider auch, ohne dass sie ein Uhrzeiger schiebt. Nun, was ist aber zu machen? Eine zweite Uhr ist nicht im Hause, weder an einer Wand noch in einer Tasche, Kirchthurm ist auch keiner vorhanden, die Nachbarshäuser stehen jenseits des Grabens. Kogelhuckleute, wie finden wir die Zeit? — Sterngucker ist keiner zu Hause, auf den Mond ist kein Verlass, in der Nacht bleibt also rein nichts anderes übrig, als zu schlafen solange, als man nicht aufwacht. Den Haushahn haben die Geier geholt, so weiss man des Morgens in der That nicht einmal, wann man aufwachen soll, um noch Zeit zu einem kleinen Nachschläfchen zu haben. Deshalb bleiben wir auf dem Stroh, bis hinter den Bergen der Himmel roth wird. Das ist der Morgen und brauchen wir keine Uhr dazu und keinen Hahn.

Im Sommer gibt's für den lieben Sonnentag mancherlei Mittel. Vor dem Häusel steht ein verdorrter Fichtenbaum. Ist der Schatten von diesem Baume dort beim Steinhaufen, so zeigt's neun Uhr vormittags, steigt er bis ans Krautgartel herüber, so ist's Mittag, und kommt er zum Schweinstall, so ist's Jausenzeit. Einen solchen Zeiger und solche Ziffern hat die Sonnenuhr beim Kogelhuck-Häusel.

Bei bewölktem Himmel schauen wir hinüber zum Russelbauern. Vormittags, wenn aus dem Rauchfange des Russelbauernhauses der erste Rauch aufsteigt, ist's zehn Uhr und kann auch die Kogelhuck-Häuslerin anheizen gehen. Wenn sie dort drüben die Kuhheerde von der Weide heimtreiben, so ist's Mittag, und wenn auf der Wiese drüben die Mähder, oder auf dem Felde die Schnitter sich zusammenthun zu einem Häuflein, so ist's Jausenzeit, und wenn man dort drüben nichts mehr sieht, keine Wiese und kein Feld und keine Kuh und kein Russelbauernhaus — so ist's dunkler Abend. Aus einem Fenster blickt noch die Weile ein Lichtschein herüber, endlich ist auch das verloschen, da ist's Zeit zum Schlafengehen. — Ein solches Ziffernblatt hat die Uhr beim Kogelhuck-Häusel.

Und wenn der Nebel einfällt, dass man kein Russelbauernhaus mehr sieht, sondern nur die weiße Finsternis ringsum, so muss man sich wohl auf die angeborne Sackuhr verlassen, auf den Magen. Wenn er zum erstenmal knurrt, ist Frühmittag u. s. w.

Einmal haben sie im Häusel eine sehr verlässliche Schlag- und Repetieruhr gehabt. Noch beim alten Besitzer. Am Frühmorgen, als er

Wunderliche Volksuhren.

Aufzeichnungen aus dem Leben der Älpler von P. K. Rosegger.

Im Kogelbuck-Häusel haben sie eine alte Uhr. Ich kann dir nicht genau sagen, wo das Kogelbuck-Häusel ist, aber ich kann dir genau sagen, wo im Kogelbuck-Häusel die Uhr hängt. Sie hängt in der Stube zwischen Ofenwinkel und Thür an der schmalen Wand.

Es ist eine geborne Schwarzwälderin und hat vor Alter schon ein kästenbraunes Gesicht. Über dieses Gesicht hängt der kurze Pendel herab und pendelt emsig hin und her, ganz so wie es ist, wenn der deutsche Michel von seiner Zipfelmütze die Quaste über die Nase herabbaumeln läßt und mit dem Kopfe wackelt. Weil aber die hochbetagte Uhr an einem recht ungesunden Orte hängt, zwischen dem heißen Ofen und der kalten Thürluft, so wird sie manchmal krank. Andere müssen sich legen, wenn sie krank sind, die Uhr bleibt bloß stehen und redet nichts und deutet nichts. Der nächste Uhrdoctor haust in Grambach, acht Stunden weit entfernt, der kommt des Jahres nur ein- oder zweimal in die Gegend, um an den Presthaften die nöthigen Operationen auszuführen. Das ist ein Doctor, der seine Kranken sofort seciert, aber auch wieder ordentlich zusammenbandagieren und lebendig machen kann.

Ist und bleibt er ferne, so werden Hausmittel angewendet, um die Alte wieder in Gang zubringen. Der Kogelbuck-Häusler macht einmal eines der Seitenthürlein auf und bläst so tapfer ins Räderwerk, dass der Staub fliegt; dann ölt er vermittelst einer Geierfeder die Zapfen ein, die Räder werden ohnehin nicht rostig, weil sie aus Holz sind. Dann wichst er die Gewichtschnur mit Pech, damit sie nicht leer abrollt und nun versucht er's einmal. Tik tak, tik tak — tik tak — — tik — — tak — — tak — und steht wieder. Etwan ist der Gewichtstein zu leicht, also den Kerzenleuchter anhängen. Es thut's noch nicht. Auch den Stiefelknecht dazu — siehe, das schmeichelt ihr — tik tak, tik tak u. s. w.

Tagesstunden. Mit dem Kuckuck aber ist's nichts, außer er würde sehr zahm gemacht, aus Holz geschnitzt und in eine Schwarzwälderuhr gethan; der wirkliche Kuckuck schreit im Frühjahr den ganzen Tag seine Tugenden aus, um sich nachher des Abends in das Nest einer befreundeten Familie zu setzen. — Nein, diese Kuckucksuhr geht nicht richtig.

Ein beliebtes und verbreitetes Zeitmaß ist das Vaterunser und der Psalter. „Ein Vaterunserlang" hört man oft sagen und bedeutet das etwa eine drittel Minute. Ein Psalter, der aus drei Rosenkränzen besteht, entspricht einer Stunde, natürlich geht auch diese Uhr nicht genau, weil die Räderwerke zu verschieden sind.

Im Landvolk geht die Sage, dass die Stadt Rom der Mittelpunkt der Welt sei. Und mitten in der Stadt Rom stehe eine runde, sehr hohe Säule aus schneeweißem Marmor. Und jedes Jahr am 21. Juni um zwölf Uhr mittags stehe die Sonne so genau senkrecht über der Säule, dass diese ringsum gleich weiß und gleich heiß sei und nicht den allermindesten Schatten werfe. Das sei zwar nur einen Augenblick so, aber in diesem Augenblicke würden alle Kirchenuhren der ganzen Welt auf Punkt Zwölf gerichtet — nach der Marmorsäule zu Rom. — Diese Wahrheit hat zwei Seiten, auf der einen ist sie richtig. Die Kirchenuhren gehen thatsächlich überall nach Römerzeit, und wenn sie nicht allzusehr nachgehen oder gar stehen bleiben, so ist dagegen nichts einzuwenden.

Also möchte man da noch weiter erzählen und plaudern von mancherlei Dingen, die — wenn es sein muss — als Zeitmaß benützt werden können. Ich will aber nur von einer Uhr noch sprechen, von einer höchst merkwürdigen Uhr. Dem Studentl hat sie gehört.

Wer ist das Studentl? Vielleicht, dass es selber interessanter ist, als seine Uhr. Es mag schon sein, wenigstens hat sich die Lieserl für das Studentl interessiert. Wer ist die Lieserl? Vielleicht, dass diese sogar noch interessanter ist, als das Studentl! Ja, das will ich meinen. Die Lieserl ist die Schlägelhoftochter zu Kirchberg, ein bildsauberes Dirndl. Ich könnte jetzt die nicht mehr ungewöhnliche Wendung machen und sagen, sie ist die gute Stunde selber, und wir wären gleich wieder bei der Uhr. Denn das Studentl fragte sie thatsächlich, wann er der guten Stunde theilhaftig werden könne, an ihrem Kammerfensterlein zu stehen? Zuerst natürlich foppte sie ihn eine Weile und antwortete, am Fensterlein könne er alleweil stehen, Tag und Nacht, das sei sein freier Wille, aber die Leute müsse er in Fried' lassen. — Vollkommen in Fried! versicherte das Studentl, nur ein bisschen an die Glasscheibe wolle er klopfen. — Dann sei es vor zehn Uhr abends nichts! sagte sie ihm rundweg, denn vor zehn Uhr wache der Vater noch.

Das war ganz in Ordnung. Gleich am nächsten Abend wollte das Studentl — der Pflegerssohn auf Vacanzen war's — sein Glück probieren.

aufwachte, hieb er mit seiner Lederhose aufs Weib hinüber: „Aufsteh!“ Duselte sie weiter, so hieb er ein zweitesmal. Diese gute Schlaguhr ist auch schon längst caput.

Bequem that sich's, als noch die Ratten im Hause waren. Vor ein Uhr nachts kam keine. Als sie anhuben über die Bettdecken zu kraspeln oder gar zu suchen, ob nicht irgendwo eine wohlschmeckende Zehe herausstünde, war's ein Uhr. Man konnte dann die langbeschwänzten Ungethüme ruhig verjagen, oder sie krabbeln und beißen lassen, man konnte wieder einschlafen oder wachbleiben, zum Schutzengel beten oder die Langbeschwänzten verfluchen — ganz wie man wollte.

Doch häufiger als Ratten werden in jenen Gegenden Bergspitzen zu Zeitanzeigern benützt. So gibt es ein Neunerhorn, eine Zwölferspitze, einen Mittagskogel u. s. w., weil zu gewissen Jahreszeiten zur genannten Stunde die Sonne gerade über der betreffenden Bergspitze steht.

Die Sanduhr kennt der Bauer nur vom Rippenhans her, der in der einen Hand die Sense, in der andern die Sanduhr hält, um anzudeuten, dass er ein fleißiger Mähder ist, aber auch Feierabendzeit wahrzunehmen pflegt. Diese gemüthliche Auslegung eines Spaßvogels hat ihm eine Rüge eingebracht: Mit dem Tode solle man keinen Scherz treiben und manchem würde solches Spaßen wohl vergehen, wenn er wüsste, wie tief seine Sanduhr schon abgelaufen sei. Nun, meinte jener, dann wird's eben Feierabend — was weiter? — Freilich, weiter nichts.

Anstatt Sand weiß man nöthigenfalls das Wasser als Uhr zu verwenden. Wer einen gleichmäßigen Hausbrunnen hat, der braucht bloß den Eimer vollrinnen zu lassen, um ein bestimmtes Zeitmaß zu finden, in welchem das Gefäß sich füllt. Der Zoisbauer in Rachnitz hatte sein Mühlrad so eingerichtet, dass es nach jedem zweihundertsten Umlaufe durch eine Schnur im Wohnhause einen hölzernen Hammer an die Wand schlagen ließ und das geschah fast genau nach jeder Stunde. Der Übelstand dabei war nur, dass bei Hochwasser, welches sonst keine Kurzweil zu machen pflegt, die Stunden rascher vergiengen, als in trockener Zeit.

Mancher, der eine schlechte Uhr hat, lässt sie stehen und geht selber. Tausend Schritte, eine Viertelstunde, aber da darf hinten kein Steueramtsbote nachlaufen, sonst fienge die zweibeinige Uhr an, bedeutend vorzugehen. Nach solcher Uhr kommt es auch, dass man mit gutem Schick den Unsinn sagen kann: Der Weg ist eine Stunde lang! Hingegen darf einer nicht behaupten, dass er zwei Meilen lang im Wirtshause gesessen sei, außer er wäre die Strecke in einem Restaurationswaggon gefahren.

Die Thiere verstehen manchmal auch etwas von der Zeit. Wenn die Amsel anhebt zu singen, wenn die Frösche aushüpfen, wenn die Bienen einfliegen, wenn die Hühner aufsitzen, so bedeutet das gewisse

grausam brutal Männerstimme, zwei derbe Arme umfassen von rückwärts den schönen Knaben, reißen ihn vom Fenster weg, tragen ihn zum Brunnentrog und tauchen ihn tief ins kalte Wasser. —

Darum, ihr lieben erwachsenen und gesunden Burschen, hört mich an: Ich habe nichts gegen den Puls als Zeitmesser, denn das ist richtig, sobald er aufhört zu schlagen, ist die Zeit aus. Doch merket euch, unter Umständen kann diese Uhr schrecklich vorgehen. Nehmt euch in Acht vor Liebesgedanken! Der Puls von siebzig steigt leicht auf achtzig, neunzig und höher, die viertausend sind schnell herabgeklopft; wenn ihr zum Fensterl kommt, ist es kaum erst dreiviertel auf Zehn, da wacht der Vater noch, packt euch von hinten und schmeißt euch in den Brunnentrog.

Ist freilich das beste Mittel, um den beschleunigten Puls wieder zu beruhigen.

Mein Reichthum.

Ein Häuschen klein, ein Gärtchen vor der Thür,
Den Himmel über mir mit seinen Sonnen;
Ringsum den Wald, wo liebe Vöglein wohnen,
Das ist von Gottes Gnaden mein Quartier.

Ein Weibchen frisch, das unermüdlich schafft,
Und Kinder fünf, drei Mädchen und zwei Knaben,
Die hübsche Grübchen in den Wangen haben;
Das ist mein Reichthum, meine Liegenschaft.

Drum zaud're nicht, Pegasus fliege zu;
Die schöne Welt ist mein, wer will's bestreiten!
Und zeigt das Leben mir auch rauhe Seiten,
Das Schicksal bringt mich nicht aus meiner Ruh'.

Denn drückt mich irgendwo der Sorgenschuh,
Wie er so viele drückt zu allen Zeiten,
Schreib ich den Bogen voll auf beiden Seiten,
Was mir zum Leben fehlt, dicht ich dazu.

Ferdinand Pfeiler.

Um neun Uhr verließ er seines Herrn Papas Stube, um das gewohnte Bett zu suchen im Stadl. Es war schon dunkle Nacht. Der Schlägelhof mit dem Fensterl war so sehr in der Nähe, dass man dessen Hausbrunnen rauschen hören konnte im Stadl. Nun sollte der holde Knab' eine Stunde lang Geduld haben. Ein Knab', ein Studentl und Geduld! Gemach doch! Sind die langen Epochen des Alterthums, des Mittelalters und der Neuzeit vergangen, so wird in der neuesten Zeit eine Stunde wohl auch noch vergehen. Aber Herr Knabe, wir haben ja gar keine Uhr! Wie soll man's denn erfahren, wann's zehne ist? Zu früh anklopfen ist gefährlich, und zu spät anklopfen ist schade. Um jede Minute ist es schade nach zehn Uhr! — Es fällt ihm das Zählen ein, das Takthalten, und richtig auch das Vaterunserbeten, aber all das scheint ihm unverlässlich. Auf einmal hat er's. Der Puls! Vom Bader her weiß er's, dass ein erwachsener gesunder Mensch in der Minute achtundsechzig Pulsschläge habe. — Das ist ja prächtig! denn wir sind erwachsen und wir sind gesund — also eine vollkommen richtig gehende Uhr. In Rock und Stiefel, wie er ist, legt er sich in's Heu, legt die Finger der rechten Hand an die Pulsader der linken und hebt an zu zählen. Viertausend Pulsschläge, und dann ist's Zeit.

Jetzt wurde es aber höllisch langweilig. Schon das erste Tausend wollte gar nicht zu Ende gehen. Mit den lebhaften Vorstellungen kommender Dinge wuchs von Minute zu Minute die Ungeduld. — Er werde leise hinschleichen, vorsichtig auf den Mauervorsprung steigen, zärtlich ans Fensterlein klopfen. Dieses geht auf, die Lieserl flüstert natürlich, er solle Fried' geben und in sein Bett gehen, und Nachtluft in die Kammer wehen lassen, das sei ungesund und das dürfe nicht sein. Er aber wolle die eine Hand so in den Falz legen, dass sie das Fenster nicht schließen könne, mit der andern Hand wolle er ihr Köpfchen heranziehen und dann seine Lippen fest und für längere Zeit auf ihren rothen Mund drücken. — Unter so schönen Vorahnungen vertobte das zweite und das dritte Tausend leidlich schnell. Während des vierten hatte er selbstverständlich noch immer seine Lippen auf ihrem rothen Munde; das schien sich ordentlich an einander festgesogen zu haben.

. . . . Endlich . . . . Viertausend!

Das Studentl springt auf, steigt rasch die Sprossenleiter hinab und eilt über den Anger zum Gehöfte. Er schleicht leise am Brunnentrog vorüber, steigt vorsichtig auf den Mauervorsprung, klopft zärtlich ans Fensterlein. Es geht nicht auf. Nach dem zweiten Klopfen geht's auch noch nicht auf. Nach dem dritten geht es sachte auf und das Dirndl flüstert heraus, er solle Fried' geben und schlafen gehen! Das Studentl aber legt die Hand in den Fensterfalz und —

„Ist heut' mehr keine Ruh' bei der Nacht?!" schreit plötzlich eine

In dem Sinne populär, wie sein Vorgänger Fürstbischof Graf Attems ist Zwerger nicht geworden; der Clerus aber hieng größtentheils mit Begeisterung an ihm und nur durch den Mund von Priestern hatte man Gelegenheit, Näheres aus dem Privatleben des äußerst zurückgezogenen, weltabgekehrten Mannes zu hören.

Persönlich habe ich mit dem Fürstbischof Zwerger eigentlich nie verkehrt. Mehrmals aber geschah es, dass wir uns beide um einen Firmling zu schaffen machten. Ich stand hinter demselben und legte ihm die Hand auf die Achsel, der Bischof stand vor demselben und rieb dessen Stirne mit Chrisam und gab ihm den Backenstreich. Jedem Firmling schaute er, wie mir vorkam, mit überaus gütigem Blicke ins Gesicht. Als unser Statthalter einmal zu Ehren der Anwesenheit des Kronprinzen Rudolf und seiner Gemahlin einen Festabend gab, traf es sich, dass ich im Hintergrunde des Saales stand und den Cercle beobachtete, in dessen Centrum das hohe Paar hin- und herschritt, um die Persönlichkeiten zu begrüßen. Nahe an mir stand der Fürstbischof, angethan mit allen Zeichen seiner Würde. Auch er hatte sich in den Hintergrund gezogen, wo er nun fast einsam dastand, denn die übrige anwesende hohe Geistlichkeit that sich heute mehr nach dem Thronfolger von Österreich um, als nach ihrem Bischofe. Und weil wir denn sehr lange so nebeneinanderstanden, fiel es mir ein, mich ihm vorzustellen. Allsogleich wandte er sich mir freundlich zu und in seiner tirolischen Betonung sagte er: „Ah, der Petrus, der Petrus! Ich kenne Sie schon!“ Es war aber zur Zeit, als die clericale Parteipresse recht böse auf mich war, weil ich gegen die alte Schule schrieb, die sie wieder haben wollte, gegen die bekannte Art von Religionsunterricht und überhaupt gegen mancherlei Missstände und Missbräuche auf religiösem Gebiete. Des Bischofs „Ich kenne Sie schon!“ hätte möglicherweise einen ironischen Beigeschmack haben können, aber den hatte es nicht; gleichzeitig hob er ein wenig seine Hand, so, als ob er sie mir reichen, oder mich segnen wolle und mit warmem Wohlwollen fragte er nach dem Stand meiner Gesundheit, die man wohl vor allem hüten müsse, um seinen Beruf ordentlich erfüllen zu können. Nach diesen einleitenden Worten schien er das Gespräch fortsetzen zu wollen, als wir unterbrochen und in den Vordergrund gedrängt wurden, wo den Kirchenfürsten der Kronprinz begrüßte und den kleinen Poeten die Kronprinzessin mit einer launigen Ansprache auszeichnete.

Später, als der Strauß zwischen der clericalen Presse und mir, des Katechesenunterrichtes wegen, nachgerade heiß geworden war, nahm Fürstbischof Zwerger einen nebensächlichen Anlass wahr, um persönlich mir einen Brief zu schreiben. In demselben berührte er nicht mit einer Silbe die Streitsache, ergieng sich aber in rührend innigen Worten für mein und meiner Familie Wohl, um welches er Gott bitten wolle. Es kam mir vor, als sei er bestrebt, für die unwürdige Behandlung, die ein Theil der ceriealen Presse mir zuwendete, Genugthuung zu bieten.

Kleine Laube.

Von unserem Bischof Johannes.

Fürstbischof Zwerger ist gestorben! Bei dieser Kunde gieng eine gewisse Bewegung durch das Land. Sechsundzwanzig Jahre war er des steirischen Bisthums Seckau Oberhaupt gewesen. Sechsundzwanzig Jahre hat die Culturentwickelung Österreichs auch mit ihm rechnen müssen. Schon in seinem Berufe lag es, nicht Neues zu schaffen, sondern Altes zu erhalten. An positivem Wirken verdankt ihm Steiermark aber eine Anzahl christlicher Bau- und Kunstdenkmale, die er entweder neu herstellen oder restaurieren ließ. Ein hochmögender Mann hauptsächlich gab ihm die materiellen Mittel und sein eigener Eifer that das übrige dazu. In den ersteren Jahren seines Hirtenamtes war an dem damals eben noch jüngeren Tiroler Bauernsohn manchmal eine große Leidenschaftlichkeit in dogmatischen Dingen, ein heißer Eifer in der Bekämpfung anderer Richtungen und in der Vertheidigung mittelalterlicher Ascese zu bemerken. Mit zunehmendem Alter und erweitertem Weltblicke wurde er milder. Im Ganzen kann vielleicht gesagt werden, dass Johannes Zwerger besser zum Abte eines strengen Ordensklosters gepasst hätte, denn als Bischof in einem Lande, das den Culturwettkampf der Welt tapfer mitzumachen entschlossen ist. Ein hochstehender Schulmann hat mir übrigens gesagt, dass bei Durchführung schulgesetzlicher Bestimmungen Bischof Zwerger eigentlich nie Opposition gemacht habe. Die clericale Parteipresse seiner Diöcese dürfe man durchaus nicht als Organ der persönlichen Meinung des Bischofs betrachten, ja es seien Fälle vorgekommen, in welchen das Vorgehen und die Kampfweise dieser Presse vom Fürstbischof gerügt wurde.

diener, die manchmal sowohl Priesterschaft als Gemeinden zu tyrannisieren pflegen und deren ganzes Gehaben bei ihren kirchlichen Verrichtungen ein Ärgernis ist. Der Bischof war zur Firmung da. Der aufgedunsene Herr Kirchenwaschel wollte am Abende, als es schon dunkelte, die Kirche zusperren, um in sein Wirtshaus zu kommen. Am Altare kniete aber noch einer der fremden Geistlichen, die anlässlich der Firmung zusammengekommen waren. „Na, was ist's denn!" quatschte der Kirchendiener mit seiner breiten Stimme ihm zu, indem er mit dem Schlüsselbunde rasselte wie ein Gefängniswärter, „wern ma heut wieder einmal nit fertig? Ich sperr' die Kirchen zu!" Der Geistliche blieb an den Altarsstufen ruhig knien. Der andere rasselte wieder, und „ob's glaubn, dass ich auf Ihna da warten werd!" Nun stand der Priester auf, verneigte sich tief vor dem Altar und kehrte sich um. Na, da hätte der Aufgedunsene Anlass gehabt, in die Erde zu sinken, wenn die Kirche nicht so fest mit Steinen gepflastert gewesen wäre. Seine Excellenz, der Fürstbischof selbst war es, den er nachgerade wie der Hausknecht einen unliebsamen Gast hinauswerfen wollte. Am nächsten Morgen bei dem Feste ist der Kirchendiener nicht zu sehen gewesen. Er hatte sich krank gemeldet. R.

Ein Anti-Dianaist bittet ums Wort.

Es gibt Leute, in deren Lebenskatechismus der erste Satz so lautet: „Gott hat den Menschen erschaffen, damit er Hasen, Rehe und Hirsche tödte, nicht um sich damit zu ernähren, sondern um seiner Freude zu fröhnen." Diese Leute sind nicht gut zu sprechen auf die Ketzer, die obigen Glaubensartikel verwerfen. Sie sagen, jemand, der zum Beispiel das Wohl des Bauernthums höher stellt, als den Jagdsport, sei nicht ernst zu nehmen, und wer zu sehen glaubt, wie im Gebirge Wild- und Jagdsport sehr wesentlich beiträgt, die Bauernwirtschaften dem Untergange zuzutreiben, der leide an krankhafter Phantasie.

Ein Jäger hat doch sonst gute Augen, doch er muss sie rein nur für den Auerhahn und für den Hirschen haben, er muss bauernblind sein, wie andere farbenblind sind, sonst müsste er sehen, was thatsächlich jeder andere sieht, der offenen Auges durchs Land wandert und sich die Zustände anschaut. Wo noch ein größerer Complex von Bauerngütern beisammen ist, das geht's zur Noth. Der zwischen herrschaftlichen Jagdwäldern eingesprengte oder übriggebliebene Bauer aber ist verloren. Viele solcher Bauern machen dann aus Wildschaden ein Geschäft, indem sie nur darum Feld und Garten bebauen, damit die Frucht von Hasen, Rehen, Hirschen u. s. w. gefressen werden könne und sie dafür die Wildschadenvergütung bekommen. Und solche Zustände hat die Jagd geschaffen, und zu so etwas hat die Jagd den Bauern gemacht.

Ganz und gar war dieser Kirchenfürst erfüllt von der Größe und Verantwortlichkeit seines geistlichen Hirtenamtes. Ich habe in meinem Leben sehr viele geistliche Würdenträger gesehen, welche Weltmänner waren und die irdischen Genüsse recht gut mit ihrem Priesteramte zu vereinigen wussten. Von Bischof Johannes Zwerger ist nicht bekannt, dass er etwa ein Freund heiterer Tafelrunden, oder Jagden, oder anderer Weltfreuden, oder ein Liebhaber weltlicher Kunst gewesen wäre. Hingegen hat seine Diöcese ihm manch kirchliches Kunstwerk zu verdanken, welches sein Andenken durch das nächste Jahrhundert tragen wird. Sein ganzes Sinnen und Trachten concentrierte sich auf das Seelenhirtenamt. Wohl mancher Landpfarrer ist zu ihm gekommen: „Euere Fürstbischöfliche Gnaden! Wollte unterthänigst gebeten haben wegen meiner Pfründe, da steht's wohl gar recht mager, die Messen- und Sterbegelder machen nicht viel aus, die zum Pfarrhof gehörige Wirtschaft will nicht viel tragen, die Fonds —.“ Da unterbrach ihn der Bischof wohl stets: „Gut, mein lieber Herr Pfarrer, und wie steht's mit der Seelsorge in Ihrer Gemeinde?“

Besondere Hochachtung flößte mir bei Johannes Zwerger seine unstreitig wahre Gläubigkeit und Gottinnigkeit ein. Und er lebte seinem Glauben; sein Glauben und sein Wirken war Eins, entsprang aus einem Grunde, und das macht seine Charaktergestalt in ihrer Art bedeutend. Die Heldenhaftigkeit, mit welcher er seine lange, schreckliche Krankheit trug, die ergebene Ruhe, mit der er, „der Gefangene Gottes“, wie er sich selbst nannte, dem baldigen sicheren Tod entgegensah, hat uns alle mit Bewunderung erfüllt.

Als er das letztemal in meiner Gegend auf der Firmungsreise war, sah man, wie er in seinem offenen Wagen durch das Thal fuhr von Ort zu Ort. In seinem Purpurtalare stand er im Wagen aufrecht und segnete mit gehobener Hand die Menschen, die an der Straße knieten oder weiterhin auf dem Felde arbeiteten. Und auch dort noch, wo niemand zu sehen war, segnete er hin auf die abseitsstehenden Häuser und auf die grünen Berge — gleichsam auf alle Creatur die Liebe des Himmels herabflehend. Hin und hin an beiden Seiten der Straße standen die Pappeln. Diese einzigen Laubbäume, welche schlank und frei gegen Himmel weisen, sie wollen nicht mehr grünen in unseren Tagen, sie verdorren. Die Pappel, der zum Himmel weisende Baum, stirbt hin. Also auch verkommen und vergehen heutzutage die himmelanschauenden Menschenbäume — die Idealisten und Gotteskinder.

Der Eifer und die Gewissenhaftigkeit, womit Fürstbischof Zwerger seinem Beruf oblag, konnte am besten bei seinen Firmungsreisen gesehen werden. Nirgends gönnte er sich Rast. Die Mahlzeiten konnten ihm nicht einfach genug sein. Die Visitation, die Firmung, die Predigt, das Beichthören, die Audienzen ließen ihm kaum Zeit zur nächtlichen Ruhe. Am Morgen war er der erste, am Abende der letzte in der Kirche, zu diesen Stunden mit Beichthören beschäftigt. Da hat sich einmal in einer Pfarre des Oberlandes ein heiteres Geschichtlein abgespielt. Dort war einer jener pharisäisch hochmüthigen und protzigen Kirchen-

Mensch dazu vorhanden, dass es in seiner besten Lebenszeit getödtet werde, und ein lebendiger Hirsch ist unendlichmal schöner als ein todter. Wenn aber das Wild in die menschliche Cultur schon einmal nicht passen will, wenn es doch frühzeitig todtgeschossen werden soll, dann hege und züchte man es vorwegs nicht, und am wenigsten dort, wo es den Wohlstand des Volkes gefährdet und die Moralität untergräbt.

Dass die Jagd die alleinige Ursache an dem Niedergange unseres Gebirgsbauers wäre, das glauben wir nun freilich nicht. Im allgemeinen sind andere und größere Ursachen vorhanden, die in diesen Blättern schon oft angedeutet wurden.*) In einzelnen Gegenden und für einzelne Bauernhöfe ist aber wohl das Wild und die demselben zuliebe von Jagdfreunden enthauste und entvölkerte Umgebung die wichtigste und letzte Ursache des Unterganges. Ein solcher Fall ist auch in dem Roman: „Jakob der Letzte" erzählt. Nicht eigentlich das Wild frisst die isolierten Bauerngüter auf, als vielmehr die sie umgebende Wildnis, die damit bedingte Vereinsamung.

Die Jagd ist eine volksthümliche, besonders mit dem Alpenvolke innigst verwachsene Leidenschaft; der Gemsbart und die Hahnenfeder sind das charakteristischeste Attribut des Älplers. Bedeutungsvoller jedoch ist der Eberzahn, die Wolfspfote. Denn unsere Vorfahren waren die Roder der Wildnis, die Ausrotter wilder und schädlicher Thiere. Da freilich auch der Hase und der Hirsch zu den schädlichen Thieren gehören und die Ausrottungslust solcher der Älpler von seinen Vorfahren geerbt hat und da diese Ausrottungslust noch immer Nahrung findet, wenn der Hirsch diese an den Saaten findet, so zuckt dem Manne allerdings schon der Finger gleichsam zum Losdrücken des Hahnes, so oft er „was" sieht. Wäre das Todtschießen von Thieren niemals eine Nothwendigkeit gewesen, so hätte sich die Jagdlust gewiss nie entwickeln können, wenigstens nicht zu einem Sporte der Gebildeten. Denn wir sind doch sonst keine blutgierigen Geschöpfe, am wenigsten thun wir einem wehrlosen Wesen etwas zuleide, das wäre zu unritterlich. Als es galt, unser Vaterland von wilden, kaum ausrottbaren Raubthieren zu befreien, war der Jäger heldenhaft und die Jagd ein wichtiger Factor für die menschliche Cultur. Allein arme scheue, hilflose Thiere zu züchten, bloß um dann auf sie Hetze halten zu können, das ist nach unserer Meinung ein Missverstehen der Jagd. In solchem, wie auch noch anderem Sinne sind wir principielle Gegner dieses Sportes und werden wohl nicht leicht eines Besseren überzeugt werden können.

M.

---

*) Ein in vieler Beziehung trefflicher Aufsatz „Der Anti-Dianaismus in den Alpenländern" von J. R. v. Frank findet sich in den „Mittheilungen des niederösterreichischen Jagdschutzvereines, Mai 1893, welcher zwar jagdfreundlich ist, doch die Frage mit größerer Objectivität behandelt, als sonst bei einem Jäger zu erwarten wäre. (Die Red.)

Seit es Bauern und Jäger gibt, ist zwischen beiden der Krieg. Das ist der beste Beweis, dass sie sich mit einander nicht vertragen, dass einer dem andern gefährlich wird. Wenn uns nun die Sache nicht gleichgiltig ist, wenn wir Partei nehmen müssen, für welchen Theil sollen wir uns entscheiden? Für die Jagd? Vom praktischen Standpunkte aus gerne, wenn sie eine Säule des Staates ist, wenn sie zur Volkswirtschaft beiträgt, wenn sie macht, dass eine möglichst zahlreiche Bevölkerung im Lande durch ehrliche Arbeit ihr Brot verdienen kann. Dann ja. Ein Freund des „Meuchelmordsportes“, wie jener boshafte Major die Jagd nennt, könnte man zwar noch immer nicht sein, aber wirtschaftlich müsste man ihn gelten lassen.

Weil aber die Jagd nicht eine Säule des Staates ist, im Gegentheile, dem Staate Menschen und Steuerkraft entzieht: weil sie trotz etwaiger Ausfuhr von Wildbret und Ernährung weniger Armer mit demselben für die Volkswirtschaft beiweitem nicht das leistet, was der Bauer mit seinem Feldbau, mit seiner Viehzucht; weil sie die Gegenden entvölkert und stets die Tendenz hat, Häuser und Menschen wegzuräumen, darum müssen wir uns gegen sie entscheiden und dem Bauernthume das Wort reden.

Die Bauern, die sich über Wild- und Jagdnoth beklagen, sind aber nicht bloß zu bedauern, sie sind einestheils auch zu tadeln. Sie thun sich's ja selbst an. Gemeinden, die sich über Wildschäden oder zu geringes Erträgnis von Jagdpacht beschweren, müssen wir fragen: „Ja, warum behaltet ihr euere Jagd denn nicht selber? Ihr habt ja das Vorrecht darauf. Warum vergebt ihr denn das Recht, auf euerem Grund und Boden Wild zu hegen und zu jagen, an fremde Leute, wenn ihr kein Wild und keine Jäger leiden möget? Der Jagdpacht ist in der Regel ohnehin so niedrig, dass für den einzelnen Bauern oft nicht einmal so viel abfällt, dass er zu seiner sich selbst eingebrockten Suppe — das Salz könnte kaufen.

So sollte man den Gemeinden ohne Unterlass zurufen: Verpachtet euere Jagd nicht, behaltet sie selber. Aber auch selber pflegen und ausüben dürft ihr sie nicht, sonst erzieht ihr arbeitsscheue Jägersleute und Wilddiebe und das letzte Ärgernis würde größer als das erste sein. Ausrotten soll die Gemeinde das Wild in ihrem Bereiche, statt Hasen fleißig Schafe, statt Hirsche Rinder züchten. Dann werden die Bauern keine Feinde ihrer Culturen haben, die durch das Gesetz geschützt sind, dann werden sie keine fremden Miteigenthümer ihres Grund und Bodens haben, sondern darauf ihre eigenen Herren sein. Es werden noch unfruchtbare Gegenden genug übrig bleiben, wo man den schnellen Hasen, das behendige Reh, den stolzen Hirsch, die kühne Gemse hegen kann für jene Leute, die Gott erschaffen hat, damit sie Hirsche, Hasen und Hähne schießen sollen und anderes Gethier.

Wir sind kein Feind, sondern ein Freund des Wildes. Darum wollen wir es wo möglich nicht niederbrennen lassen zum Vergnügen anderer Wesen, darum möchten wollen wir es leben lassen, denn das Thier ist sowenig wie der

Und ein gutes Schinkenbein
Schlug sie in ein Tüchlein ein.
Der Vagante nahm den Sack,
Sagte: „Gott befohlen!“
Und entwich mit seinem Pack
Auf geschwinden Sohlen.

Bald darauf der Bauer kam,
Und die Frau erzählte.
Als er recht die Mähr vernahm,
Wie er schalt und schmälte!
Dann sein bestes Ackerpferd
Band er von der Raufe,
Ritt von dannen stockbewehrt. —
Schülerlein, nun laufe!

Als der listige Gesell
Sah den Bauer traben,
Warf er seine Traglast schnell
In den Wegegraben,
Lehnte sich auf seinen Stab
Wie ein müder Wanderknab.
Hielt der Bauer an und frug:
„Heda! Saht Ihr keinen,
Der ein weißes Bündel trug?“ —
„Hei, das will ich meinen!“

Als ihr kamt, da ward ihm bang,
Durch den Sumpf er weiter sprang
Mit behenden Beinen.
So Ihr aber große Eil'
Habt den Schelm zu fangen,
Lauft ihm nach; ich halt' derweil
Eurem Ross die Stangen.“
Stieg der Bauer ab vom Gaul,
Rannte scheltend weiter,
Und der Schüler war nicht faul,
Machte sich zum Reiter,
Thät sich freuen seiner List
Und von hinnen jagen. —
Was aus ihm geworden ist,
Weiß ich nicht zu sagen.

Als zu Fuß der Bauer kam
Spät nach Hause wieder,
Setzte er sich still und zahm
Auf das Bänklein nieder.
Trat die Frau heran und frug:
„Hast du ihn gefunden,
Der das weiße Bündel trug,
So ich ihm gebunden?“
„Freilich“, sprach der Mann, „ich gab
Ihm das Ross zur Reise,
Dass recht bald der wackere Knab
Kommt zum Paradeise.“

Der Stein des Virgilius.

Ein weiser Meister war Virgil,
Ein Zaubrer auserkoren;
Von seinen Künsten melden viel
Die heidnischen Scriptoren,
Es gab von seiner Meisterhand
Ein steinern Mannsbild Kunde.
Dasselbige am Markte stand
Zu Rom mit offnem Munde,
Und wer von Eid und Treue ließ
Und hatte falsch geschworen
Und in den Mund die Rechte stieß,
Dem gieng die Hand verloren;
Das Zauberbild mit einem Biss
Die Rechte ihm vom Arme riß.

Nun saß in Rom zu jener Zeit
Ein Kaiser hoch an Jahren,
Und einer, der im Alter freit,
Kann mancherlei erfahren.
Man trug ihm eine Märe hin,
Die ihn gewaltig schmerzte,
Die Märe, dass die Kaiserin
Ein junger Ritter herzte.
Da sprach der Kaiser voll Verdruss:
„Zum Eid will ich sie zwingen,
Der Zauber des Virgilius
Soll mir Gewissheit bringen.“
Die schöne Frau war gleich bereit
Und sprach: „Ich schwöre jeden Eid.“
Es zogen nach dem Steine hin
Am festgesetzten Tage
Der Kaiser und die Kaiserin
Mit ihrem Hofgelage.
Und als sie vor dem Bilde stand,
Da kam herbeigelaufen
Ein Narr im scheckigen Gewand
Und theilte flugs den Haufen.
Er riss die Frau an seine Brust
Und lachte wie von Sinnen
Und küsste sie nach Herzenslust
Und wich behend von hinnen.
Die Herrin aber seufzte schwer,
Und ihre Thränen rannen.
Mitleidig standen ringsumher
Die Frauen und die Mannen.
Dann stieß sie ihre Rechte tief
Dem Bildnis in den Mund und rief:
„Kein andrer Mann hat mich berührt —
Ich schwör's mit heil'gem Eide —
Als der des Reiches Scepter führt
Und der im Narrenkleide.“
Sie zog die unversehrte Hand
Dem Steinbild aus den Zähnen,
Und tief gerührt der Kaiser stand
Und weinte Freudenthränen.

Ihr Buhle aber zog zu Haus
Die Narrenkleider lachend aus.

Ich liebe den Wald.

Ich liebe den herrlichen Wald,
Solang er den Menschen erfreut,
Den fleißigen Bauer beschützt,
Den Wohlstand des Landes erneut.
Doch lieb ich ihn nicht, sobald
Er den schaffenden Menschen vertreibt,
Dass einzig des Hauses Ruine
Und wildes Gjaid übrig bleibt.
Mit Schweiß ist die Scholle erkauft,
Der Mensch ist des Landes Herr,
Ich liebe den Wald recht sehr,
Doch lieb' ich den Menschen noch mehr.

R.

Schelmenstücke.

Von Rudolf Baumbach.*)

Die Reise ins Paradies.

Gieng ein armes Schülerlein
Matt am Wanderstecken.
Rief die Bäurin: „Kommt herein!"
Bot ihm Brei und Wecken,
Und der wegemüde Gast
Setzte sich dahinter,
Aß und schlang in großer Hast
Wie ein Wolf im Winter.
Um sich dann für Brot und Brei
Dankbar zu erweisen,
Sprach der Schüler mancherlei
Über seine Reisen
Und erzählte das und dies
Von Bologna und Paris.

Rief die Hausfrau: „Paradies?
Hab' ich recht vernommen?
Habt Ihr dort den Hans Tobies
Zu Gesicht bekommen?
Dieser war mein erster Mann
Und sein Sterben kläglich.
Seit den zweiten ich gewann,
Denk' ich seiner täglich."
„Freilich hab' ich den gekannt",
Sprach der schlaue Fremde.
„Doch es mangelt ihm Gewand,
Und er geht im Hemde.
Wie die arme Seele fror,
Konnt' ich deutlich sehen;
An des Paradieses Thor
Muss sie bettelnd stehen."

Weinend sprach das gute Weib
Mit gerung'nen Händen:
„Möcht' ihm gern für seinen Leib
Wams und Mantel senden.
Speisen auch und bares Geld
Schickt' ich gern dem Todten,
Aber wo in aller Welt
Find' ich einen Boten?"
„Frau, ich will der Bote sein",
Sprach der Schelm verschlagen,
„Denn ich kehre wieder ein
Dort in vierzehn Tagen.
Hei, wie wird im Paradies
Jubeln Euer Hans Tobies!"

Trug die Wirtin flugs herbei
Mantel, Rock und Schuhe,
Auch der blanken Gulden drei
Nahm sie aus der Truhe,

*) Aus: „Abenteuer und Schwänke." Alten Meistern nacherzählt von Rudolf Baumbach. (Leipzig. A. G. Liebeskind. 1893.) — Man braucht nur zu sagen: Von Baumbach ist wieder ein neues Buch da, und die Kenner und Liebhaber eilen in die Buchhandlung, es zu kaufen. Dieses neue Buch ist wieder besonders lustig. Man kennt ja die alten Schwänke, aber von Meister Baumbach in neue Form gebracht, lesen sie sich wie neu und doppelt reizend. Man überzeuge sich gleich hier an Ort und Stelle. M.

Bücher.

Zwei neue Schauspiele von Paul Heyse. „Ein unbeschriebenes Blatt“ und „Jungfer Justine“ (Berlin. Wilhelm Hertz. 1893) sind sie betitelt. Gar anmuthig zu lesen, wie sich's bei diesem Dichter von selbst versteht, aber psychologisch manchmal etwas seicht und schier hie und da ein bisschen naiv, wie es sich bei diesem großen Seelenschilderer und geistreichen Schriftsteller nicht von selbst versteht. Ich sehe den Heyse weit lieber als Erzähler, denn als Dramatiker, gestehe ihm aber das Recht zu, auch Dramen schreiben zu dürfen, wenn es ihm Spaß macht. Und dass es ihm Spaß macht, in der schwierigsten Dichtungsart sich immer wieder zu versuchen, zeigt das siebenundzwanzigste Bändchen seiner dramatischen Dichtungen. Gute Unterhaltung für den Leser bieten auch die zwei letzten Bändchen, die oben genannten. „Jungfer Justine“ steckt recht tief in der alten Schule, im „Überschriebenen Blatt“ aber kommen einige Ibsenklänge vor. Die ersten Acte sind da wie dort vorzüglich, die Abwicklung, Lösung ist da wie dort psychologisch nicht motiviert. Gerade in der dramatischen Kunst macht man am sichersten die Erfahrung, dass der Anfang leichter ist, als das Ende. M.

Spargelpoesie. Es gibt eine Gattung von Dialectgedichten, die man Spargelpoesie nennen könnte. Ein langes, dickes, sprödes Gewächs und ganz am Ende ein genießbares Wärzchen. Es sind das die in Vers und Reim gebrachten Anekdoten, wo zum Schluss die „Pointe“ kommt. Mit großem Glücke und Vielen zu Danke hat diese Gattung Karl v. Stieler gepflegt. Seine zahlreichen Nachfolger treffen es zumeist weniger gut, bei denen geräth der Spargelstiel oft allzugroß und das genießbare Köpfchen meist allzukümmerlich. Von diesen macht Georg Eberl mit seinen Gedichten in oberbaierischer Mundart: „Kräutl und Unkräutl“ (Regensburg. Hermann Bauhof. 1893) gerade keine Ausnahme, obzwar das „Unkräutl“ nicht eigentlich überwuchert und manche ganz schmackhafte Exemplare darunter sind. Gedichte, wie „Die Beicht“ werden wohl nicht großen Gefallen finden, umsomehr Freude machen uns „D'Zipflhaubn“ und „Verklagt“. Das sind wirklich charakteristische Stückchen, die ihrer selbst und nicht ihres Endes willen gemacht sind, also nicht zur Spargelpoesie gehören. Reuter, Stelzhamer, Misson, Nagl und andere haben gezeigt, dass die Dialectpoesie zu etwas Besserem da ist, als bloß, um sich über das Landvolk lustig zu machen. Auch das Talent Georg Eberls wird sich noch darauf besinnen. R.

Lieder und Fanfaren. Gedichte von F. G. Adolf Weiß. (Zürich. Verlagsmagazin. 1890.)

Ein Schlüssel zum Herzen ist dieses Büchlein. Voll echter inniger Gefühle sind die formvollendeten Poesien. Man lese nur einmal die Widmung an des Dichters Mutter. Nicht darauf kommt es an, dass der Dichter groß sei, wohl aber, dass er echt ist. Hier ist ein solcher. M.

Führer durch den Elementarunterricht von Josef Czerny. (Karl Blumrich. Wiener-Neustadt.)

Wer, sowie der Verfasser, siebenundzwanzig Jahre als Elementarlehrer mit vielem Erfolge wirkt, ist wohl berechtigt, den reichen Schatz seiner Erfahrungen zu Nutz und Frommen der jüngeren Lehrergeneration der Öffentlichkeit zu übergeben. Und das hat Herr Czerny mit großem Geschicke gethan. Sein Werk verbreitet sich über alle Theile des Elementarunterrichtes, behandelt jeden einzelnen Gegenstand theoretisch und praktisch, so dass jeder Lehrer in diesem Buche eine reiche Fundgrube für seine Thätigkeit findet. V.

Plein air. Neue Prosa von Sophie von Khuenberg. (Hamburg. Conrad Kloß. 1893.)

Ein paar schöne Stunden in der Sommerfrische habe ich diesem Buche zu verdanken. Was deutsche Frauen heute schreiben, diese Novellen von Sophie von Khuenberg gehören zu dem Anmuthigsten und Liebenswürdigsten. R.

Vasantasena oder das irdene Wägelchen. Ein altindisches, dem König Cudraka zugeschriebenes Schauspiel. Frei wiedergegeben von Michael Haberland, (Leipzig. A. G. Liebeskind. 1893.)

Himmel und Erde. Dichtungen von Wilhelm Ruland und Laurenz Kiesger. (Leipzig. Robert Claußner. 1893.)

Das Schneekind.

Ein Kaufmann zog auf Reisen aus
Und ließ ein junges Weib zu Haus.
So schön war keine zweite nicht
An Farbe, Wuchs und Angesicht,
Doch sonst war nichts an ihr zu preisen. —
Vier Jahre blieb der Mann auf Reisen;
Da kam er endlich angefahren
Mit reichem Gut und seltenen Waren
Und dachte nun den Segen
Zu mehren und zu hegen
Und an der schönen Frauen
Sein Herze zu erbauen.
Das Weib ihn minniglich empfieng.
An ihrer Seite aber gieng
Ein Knäblein zierlich von Gestalt,
Zwei Jahre und darüber alt.

Der Kaufmann frug: „Wes ist dies Kind?"
Da sprach das schöne Weib geschwind:
Dieweil du Trauter fern gewesen,
Bin ich des zarten Kinds genesen.
Vernimm auch, wie das zugegangen:
Ich trug nach dir ein süß Verlangen
Und aß zur Lindrung meinem Weh
Im Gärtlein eine Handvoll Schnee
Und dachte dein in heißer Glut.
Da ward so selig mir zu Muth,
Als kost' ich meinen lieben Mann;
Davon ich diesen Sohn gewann.
Wie schmuck er ist — sieh ihn nur an —
Wie rosenfarb und wohlgethan,
Und das Gesicht des Kleinen
Gleicht auf ein Haar dem deinen."

Der Kaufmann schwieg und ließ das Kind
Verpflegen durch das Ingesind.
Und als der Knab zu Jahren kam,
Er selbst ihn in die Lehre nahm
Und wies ihn, wie man Falken trägt,
Mit Hunden jagt und Laute schlägt,
Schachzabel zieht und singt und geigt,
Klug redet und bescheiden schweigt.
So war der Knab mit vierzehn Jahren
In aller Kurzweil wohl erfahren.

Drauf rüstete nach Krämerweise
Der Kaufmann sich zu einer Reise,
Nahm Urlaub von der Frau und schritt
Zu Schiff. Das Schneekind nahm er mit.
Und als er kam in's Morgenland,
Er einen Sclavenhändler fand.
Der sah den Knaben schön und stark
Und bot für ihn zweihundert Mark.
Das schien dem Kaufherrn reicher Lohn,
Drum schlug er los des Schnees Sohn
Und segelte von hinnen
Mit sehr vergnügten Sinnen.

Daheim auf seiner Schwelle stand
Die Frau und grüßte mit der Hand
Und rief ihm zu: „Sag' an geschwind,
Wo hast du unser liebes Kind?"
„Ach Traute", sprach er, „denk' dir nur,
Als über's wilde Meer ich fuhr,
Da war die Luft so glühend heiß;
Davon zerschmolz das Kind wie Eis;
Es ist im Brand der Sonnen
In Wasser ganz zerronnen."

Den heiß' ich einen klugen Mann,
Der Lug mit Lug vergelten kann.

Von Unrecht thun und leiden.

Ein Leid, das uns mit Absicht zugefügt wurde, thut doppelt weh. Es thut uns als Leid weh und es thut uns als Unrecht weh. Der Urheber des Leides kann mir als solcher weher thun, als das Leid selbst. Wenn mein Bruder meinem Feinde ein Unrecht zufügt, so schmerzt mich das, aber nicht weil der Feind es leiden muss, sondern weil der Bruder es gethan hat. Mir thut der Bruder leid, weil das Unrecht auf seiner Seite ist. Uralt ist die Wahrheit: Besser Unrecht leiden als Unrecht thun. Wer ein Unrecht gelitten, der hat nichts mehr zu fürchten, wer eins verübt, der muss bangen vor dem Tage der Vergeltung. R.

Heimgarten

2. Heft. November. 18. Jahrg.

Adam das Dirndel.

Eine Erzählung von P. K. Rosegger.

(Fortsetzung.)

Adam war schon als Försterstochter eine Freundin des Waldes; auch hatte sie manchmal, wenn sie auf dem Söller saß und mit Linnen beschäftigt war, gerne hinausgeschaut in das Gebirge, das weit über die Waldwipfel hereinblaute. Aber jetzt auf einmal war alle Wald- und Bergschönheit dahin. Man sagt, dass Liebende mit Blumen spielen und die Vöglein behorchen. Bei Adam war das nicht, ihr war alles, was sie sonst ergötzt, sozusagen seelenlos geworden, denn die Seele hatte Moriz fortgetragen. Das Thal der drei Achen war wie öde Fremde, ob die Sonne schien oder ob es regnete, das war ihr einerlei. Ihr Liebstes war noch die alte Wanduhr, welche die Stunden des Tages vertrieb, und der Tafelkalender, welcher die Tage abhaspelte. Aber langsam gieng es, heiliges Kreuz, das gieng langsam.

Am neunten Tage der Abreise des Bräutigams kam ein Brief von ihm. Wenn der Holzknecht, der diesen Brief in der Tasche seines alten

Postkarten des „Heimgarten“.

Aus unserer Hausordnung. Als Leiter dieser Zeitschrift muss ich mich mit literarischen Freunden ein wenig auseinandersetzen, besonders mit Einsendern, damit jeder weiß, wie er dran ist. Unaufgefordert oder ungebeten bitte ich Beiträge nicht zu schicken; solche Sendungen würden ungeprüft beiseite gelegt und auch gar nicht zurückgeschickt werden, weil ich die Arbeit nicht überwältigen kann. Aus diesem Grunde muss ich auch alle Bitten und Wünsche, Manuscripte von Anfängern zu prüfen, meine Meinung darüber zu sagen, Abdrucksstellen und Verleger für sie zu suchen, ganz ausnahmslos ablehnen. Ich möchte ja gerne gefällig sein, aber mir mangelt Zeit und Kraft dazu, ich habe selbst viel zu lernen und zu leisten und darf weder nach links, noch nach rechts schauen. Auch habe ich unzähligemale die Erfahrung gemacht, dass derlei Versuche, Dilettanten aufzuhelfen, stets vergebliche Mühe bleiben, dass man manchem damit mehr schadet, als nützt — will mich hier nicht näher aussprechen. — Ferner bitte ich, in Zuschriften sich möglichst kurz zu fassen, unumgänglichen Gesuchen um Auskünfte stets ein Couvert mit der daraufgeschriebenen Rückadresse und Marke beizulegen. — Von Höflichkeitsschreiben zu Neujahr, Geburts- und Namenstagen u. s. w. bitte ich gänzlich abzusehen. Freiexemplare von Zeitungen und Zeitschriften nur dankbar angenommen, wenn ich um sie gebeten habe. Alle anderen Zeitungsgaben bitte ich zu unterlassen, es fehlt die Zeit zum lesen. — Die Herren Buchverleger wissen, dass alle neuen Erscheinungen, die dem „Heimgarten“ geschickt werden, in dieser Zeitschrift zur Anzeige kommen. Eingehendere Besprechungen von Werken je nach Zeit und Umständen; Pflicht zu näherer Würdigung waltet nur ob bei Büchern, deren Zusendung ich selbst verlangt habe. Auszüge aus Büchern werden gemacht, wenn vorausgesetzt werden kann, dass Autor und Verleger damit einverstanden sind und dem neuen Werke Freunde zugeführt werden können. Rosegger.

Eine Zuschrift. Schnaderhüpfel für Herrn Professor A. Kirchhoff in Halle a. d. Saale. (Siehe „Deutsche Zeitung“, Wien, 26. Augst 1893: Neue Beweise für den Darwinismus in der Völkerentwickelung). „Seit Jahrtausenden ist in gewissen Alpenthälern der Kropf bodenständig. Deshalb gilt er z. B. beim Landvolk in Steiermark und Salzburg für schön(!), hilft mithin unter die Haube zu kommen(?!), was also den Kropf hübsch vererbt (?) . . .“ Als Beweis hiefür citiert der überge— lehrte Halle'sche Universitätsprofessor folgendes „Schnaderhüpfel der Steirer und Salzburger:“

'S Diarndl is sauba,
Hat a Kröpfl am Hals,
Und hellblaue Augerln,
De geh'n über all's!

(Über was denn? Wahrscheinlich noch über die Wissenschaft des Professors A. K.) Nein, Herr Posessor, so redet und singt kein Steirer, wohl aber so:

D' Vögerl habn Kröpferln
Und singan damit.
Mei Sefferl hat a Kröpferl,
Aba — singa kans nöt!

Variante:

's Professerl hat a Kröpferl,
's Professerl hat a Zöpferl,

und:

's Professerl hat a Zöpferl,
Der Professor an Zopf:
Wann's kloan is, hoaßt's Tröpfe l,
Wann's groß wird — a Tropf!

E. Sch., Obersteirer.

J. F., Stuttgart. Von Vorlesereisen kann bei mir innerhalb des nächsten Jahres keine Rede sein. R.

D. M. M., Berlin. Wegen Nachdrucks aus dem „Heimgarten“ wende man sich an mich oder die Verlagsbuchhandlung. R.

H. M., Krieglach. Wollen es uns nicht versagen, den Spaß abzudrucken:

Liebeslabe.

Weil der Mensch ja doch bei Licht leicht lacht,
Saß ich, als die Sonne schon schön schien,
Selig neben meinem Buam beim Baum,
Sagte, freuend mich des Hort's: Hart's Herz,
Glücklich sein will ja, ach, ich auch!
Säume nicht so lang und minn', mein' Mann!
Wie er mich dann mit der Faust fest fasst,
Bin ich fast wie eine Freifrau froh.
Hat man einen, ist der Neid nit noth.
Wenn's auch andern, geb' es Gott, gut geht.

Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger. — Druckerei „Leykam“ in Graz.

auf Erden verschrobene Köpfe gebe. Das Vorurtheil sei überhaupt die Quelle alles Unglücks, auch seien die Götter neidisch und träufelten in jeden Honigtopf ein Tröpflein Wermuth.

Ähnliches schrieb er noch mehr. Im Briefe lag auch seine Photographie, ein Brustbild, welches das Mädchen lange mit unbeschreiblicher Innigkeit anblickte. — Jetzt konnte sie ihm auch antworten, weil seine Adresse fest stand. Sie antwortete ihm unter anderem, dass sie das von den verschrobenen Köpfen und dem Honigtopf mit Wermuth längst wisse, dass derlei aber nur geeignet sei, ihren Muth zu erhöhen. Je schwerer ein Glück zu haben sei, desto tapferer müsse man darnach trachten. Sie bitte Gott täglich um Standhaftigkeit in Noth und um Demuth im Glück. Er, Moriz, habe sie gefragt, ob sie ihn auch so heiß lieben könne, als er sie. Darauf antworte sie gar nicht. Sie sterbe in ihrer Seligkeit nur so hin, anders könne sie es nicht sagen. Sie bitte nur, dass er ihr eine beiläufige Zeit nenne, wann sie Hochzeit machen wollten. Sie arbeite fleißig an ihrer Ausstattung und habe sich dazu auch zwei Näherinnen ins Haus genommen. Ihre Bekannten im Thale der Achen könnten sich immer noch nicht fassen, dass sie so weit weg heiraten wolle und eine vornehme Frau werden. Nach einer solchen stehe ihr Sinn aber nicht. Sie frage ihn, ob er schon ein passendes Landgut gefunden hätte. Er möge ja nur trachten, dass es in einer schönen Gegend stehe auf dem flachen Lande, und fruchtbar sei. Wenn es auch tausend Morgen weit wäre und hundert Arbeitsleute brauchte, sie wolle damit schon fertig werden. Ihr sei kein Schaffen zu viel und sie wolle schon etwas vom Flecke bringen. Mit der Mahnung, sehr bald Bestimmtes zu schreiben, schloss sie den Brief und trug ihn, da es Sonntag war, selber hinaus in das Kirchdorf zur Post.

Jetzt hatte sie schon Geduld im Warten. Wollte sie etwas Bestimmtes von ihm hören, so musste sie ihm auch Zeit lassen, Bestimmtes zu machen. Für sein Bild hatte sie eigenhändig einen Rahmen geschnitzt, den an dieses Heiligthum wollte sie keinen Dritten tappen lassen. Das Bild hatte sie in ihrem Kämmerlein angebracht an der besten Wandstelle und es mit einem Kranz aus Immergrün und rothen Waldblumen umgeben. Nicht satt konnte sie werden, in sein schönes, treues Angesicht zu blicken, dieses Auge, dieser Mund wurde immer noch entzückender und süßer. Wie mancher Mensch doch gar so schön sein kann!

Als ein Monat vergangen war, schrieb sie ihm wieder. Da kam der erste große Schnee und vermauerte die Wege in das Thal der drei Achen. Als nach einer Weile die Wege wieder passierbar wurden, erwartete Adam mit Sicherheit ein Schreiben aus Hamburg. Es kam nicht. Es kam der Christabend, es vergieng der Christtag. Im Försterhause war es still, der Vater Leuthold kränklich und zuweilen unwirsch; die Magd

Rockes achtlos und täppisch dahertrug, und nicht einmal auf geradem Wege, sondern auf Umsteigen, und der fast vergessen hätte, ihn zuzustellen, wenn dieser Holzknecht unterwegs von einem Felsen gefallen, oder in die Ach gestürzt wäre mit dem Briefe. Mit diesem Briefe!

„Mein Herz! Mein Himmelreich! Mein Mädchen!“ so stand es auf dem Papier. „Ich glaube, ich bin jetzt in Nürnberg oder in einer andern alten Stadt, mir ist es ganz gleichgiltig, ich bin abwesend von mir selber, ich bin im Försterhause bei Dir. Gott, wenn ich mir vorstelle, dass ich ein paar Meilen weiter rechts oder links über das Gebirge gegangen sein könnte, nicht ins Thal der Achen, dass mich nicht der Wettersturm zu Dir gejagt hätte, und ich Dich nie gesehen in diesem Leben, nie und nie, und dass wir alt geworden und gestorben wären, ohne von einander etwas zu wissen — wahnsinnig macht mich dieser Gedanke. Wie mir ums Herz ist, Mädchen! Ich eile nach Hause, dass es bald Hochzeit geben kann. Die Reise gieng bisher gut vor sich. Unterwegs habe ich irgendwo meinen Überrock verloren, in Ingolstadt, wahrscheinlich im Gasthofe, mein Felleisen vergessen, wenigstens glaube ich früher so etwas mitgehabt zu haben. Mir einerlei; das Halskettchen von Dir trage ich ja doch am Leibe. Aber wenn es schmilzt an meinem Herzen! O Maria, liebst Du mich denn wirklich? Kannst Du mich so rasend heiß lieben, als ich Dich? —“

Die Briefleserin schrie auf an dieser Stelle. Blau ward ihr vor den Augen, Sternchen tanzten umher vor ihren Augen. Natürlich, wenn man in den Himmel hineinsieht! — Von jetzt an war ihr nicht mehr einsam. Er ist ja bei ihr. Wenn sie ihr Herz nach Hamburg reisen ließe und er das seine ins Achenthal, das wäre ein unseliges Verfehlen! Sie bleibt da im Försterhause, bis es kommt und dass er sie findet frisch und gesund. Am nächsten Tage kam kein Brief von ihm. Sie sah aber nicht ein, warum. Am zweiten blickte sie auch vergebens aus nach Holzknechten oder anderen Leuten, die von der Richtung des Postortes dahergiengen. Keiner brachte etwas. Eine Woche gieng vorüber, sie ward ganz blass und krank vor Warten, sie dachte sich die ungeheuerlichsten Gründe, warum er nicht schrieb. Die Erfindungen des Jahrhunderts mögen den Verkehr beschleunigen wie sie wollen, den Verliebten werden sie nicht genügen. Amor schießt mit Pfeilen, pfeilgeschwind müsste der Eisenbahnzug gehen, aber er ist eine Schnecke.

Erst nach zwei Wochen kam wieder ein Brieflein. Das war fast ebenso leidenschaftlich als jenes erste und verstieg sich sogar zu der Behauptung: „Und wenn die Hindernisse zu Dir so gewaltig wären, wie die Alpen, die zwischen Deutschland und Italien stehen, ich würde sie hinwegräumen.“ Ferner schrieb Moriz, dass er seine Familie in Wohlsein angetroffen habe, dass auch Erhard, sein Reisegenosse, schon in Hamburg sei und dass es

sein lasse; die Geschenke verschwieg sie ihm, ohne eigentlich selber recht zu wissen, warum. Am nächsten Tage nach dem Frühstück, als draußen der Winter stürmte und im Ofen das Feuer brüllte, beschied der alte Förster sein Töchterlein an seinen Lehnstuhl, aus welchem er selten mehr aufstand. Er fasste sie fast zärtlich an der Hand und sagte: „Adam, ich habe gestern seinen Brief gelesen, den von Weihnachten.“

„Du solltest ihn auch lesen, Vater, deshalb habe ich ihn in deine Lade gethan“, antwortete das Mädchen.

„Adam“, sagte der Alte, „dieser Brief gefällt mir nicht.“

„Der liebe Moriz! Er hat auch seine Sorgen“, sagte sie.

Der Förster blickte mit müden Augen auf sein Kind, streichelte mit den knorrigen Fingern ihren Arm und murmelte: „Gutes, gutes armes Wesen!“ —

Nun kam eine lange, einförmige, traurige Zeit. Das Mädchen hoffte von Tag zu Tag, ward enttäuscht von Tag zu Tag — und ertrug es. Blass waren ihre Wangen und betrübt ihr ernsthaftes Auge, das sah man wohl, aber wie tief sie litt, das hat niemand erfahren. Schlimm war, dass sie nicht genug Arbeit hatte; die Gewandung zur Hochzeit war fertig und sonst gab es im schweren Winter nicht viel zu thun. Unzähligemale des Tages öffnete sie den Schrank und sah nach, ob an den glatten weißen Linnen nicht etwa doch noch etwas zu machen wäre; schlechterdings nein, es war alles fix und fertig, bis auf das letzte Fädchen am Saum, bis auf das letzte Pünktchen an ihren rothen Namensbuchstaben. So verwendete sie alle ihre Sorgfalt auf die Pflege des Vaters. Dieser träumte manchmal so hin, ohne zu wachen und zu schlafen. In der Nacht hatte er mehrmals laut nach seinem Gewehre gerufen und von einem großen schwarzen Vogel phantasiert, der draußen auf der Linde sitze. War er wach, so wusste er nichts davon, und war ihm leichter, so hoffte er auf das Frühjahr; wenn die Bäume junges neues Leben bekommen, wird auch dem Förster besser werden.

Manchmal kam eine Jugendfreundin ins Haus und bat Adam, dass sie ihr einen Blick in den Ausstattungsschrank thun lasse und fragte so ein wenig schalkhaft herum, bis wann man gratulieren dürfe und man würde doch auch eingeladen werden zu dem Ehrentage. Als die Ostern nahten, schrieb die Försterstochter nach Hamburg, was denn das sei? Ob er krank sei, dass er denn gar nichts mehr von sich hören lasse. Sie fürchte sich vor Kranken nicht und werde ihr wohl nichts anderes übrig bleiben, als selber nach Hamburg zu reisen, um ihm beizustehen, falls er in einer Noth wäre. So zuversichtlich war ihre Liebe noch immer, und, obzwar manchmal eine bange Ahnung ihr zitterndes Herz durchwehte, ein Gedanke, als könne der Bräutigam ihr untreu werden, wurde nicht wach. Ganz plötzlich musste es kommen.

Gertrud hatte den Kopf voll von Weihnachtsgebräuchen; der Forstgehilfe saß viel in einem Bauernwirtshause an der kalten Ache und Adam — war schweigsam.

Endlich am zweiten Tage nach dem Christfeste kam von einem eigenen Boten getragen ein Paketchen daher, in welchem goldenes Geschmeide war. Ein Armband und ein Stirnreifen mit drei funkelnden Steinen. Dem Mädchen stand ein Augenblick das Herz still von freudigem Schreck. Das war ja Hochzeitsschmuck! Mit zitternder Hand langte sie nach dem beiliegenden Briefe, der folgendermaßen lautete:

„Liebste, beste Marie!

Verzeihe doch, dass ich Dich so lange ohne Antwort ließ. Aber du erbatest Bestimmtes und solches konnte ich nicht schreiben, kann es auch heute noch nicht. Es ist eine wahre Noth mit meinen Angehörigen, sie halten dafür, dass meine Verheiratung noch Zeit hätte, und ohne Einverständnis meines Vaters, das erst nach und nach erlangt werden kann, will ich vorläufig nicht handeln. Du selbst, Liebste, bist ein zu gutes Kind, als dass Du solches nicht billigen würdest. Auch ist eines Landgutes wegen vor dem Frühjahre ein Ankauf nicht zu denken. Ferner wäre es noch zu überlegen, ob Dir das norddeutsche Leben und Klima wohl behagen wird? Man sagt, dass die Älpler hier Heimweh bekommen und mir thäte es unendlich leid, wenn Du an meiner Seite nicht so glücklich werden solltest, als Du verdienst. Nun, kommt Zeit, kommt Rath. Heute bitte ich Dich nur, die beiliegende Weihnachtsgabe, mit der ich dir eine kleine Freude machen möchte, recht freundlich anzunehmen. Sollte ich vor Neujahr nicht mehr Gelegenheit finden zu schreiben, so nimm schon heute die herzlichsten, besten Glückwünsche für das kommende Jahr, und gedenke recht oft Deines Freundes Moriz."

Dieses Schreiben beantwortete Adam sogleich. Das Gefühlvolle beiseite lassend, suchte sie seine Bedenken durch ruhige Auseinandersetzungen zu zerstreuen. Was die Zeit des Heiratens anbelange, fasse sie sich in Geduld, sei es ein Monat lang oder ein Jahr, nur wolle sie einen Zeitpunkt genannt wissen. Das norddeutsche Land und Leben fürchte sie nicht, sie wisse sich in alles zu fügen und Heimweh könne eine liebende und thätige Hausfrau nur empfinden zu ihrem eigenen Hause. Die kostbaren Christgeschenke betrachte sie als Brautgeschenk und werde dieselben nicht eher tragen, als bis zu dem glückseligen Tage, da sie an seiner Seite vor dem Altare stehe. — Dann kamen die letzten Zeilen, welche ein Aufschrei ihres liebenden Herzens waren, ein Hinstürzen an seine Brust, ein Niederknien vor dem Geliebten, ein Beschwören seiner Treue . . . .

„Was schreibt denn der Moriz?" fragte eines Tages Vater Leuthold seine Tochter, da sie immer schweigsam war.

Sie antwortete, dass er gesund sei und sich ihre Zukunft angelegen

persönlich zu schreiben. Da es ihm nicht gelungen ist, seinen Plan, eines Landgutes wegen, zu verwirklichen, da er vielmehr in einen fernen, unwirtlichen Welttheil verschlagen worden ist, in welchem Sie, das Gebirgs- und Waldkind, wohl bald zugrunde gehen müssten, so betrachtet er in Ihrem Interesse das Verhältnis für gelöst, lässt Ihnen alles Gute, dessen Sie würdig sind, von Herzen wünschen und bittet Sie, ihm ein freundliches Andenken zu bewahren, so wie auch ihm die Erinnerung an die lieblichste der Waldidyllen stets theuer bleiben wird.

Den Auftrag des Freundes somit als erfüllt betrachtend, zeichnet sich Ihr ergebener Erhard Beldeke."

Als es Abend ward, fiel es der Magd auf, die Adam schon eine Weile nicht mehr gesehen zu haben. Sie war doch nicht fortgegangen vom Hause, es harrten ihrer allerhand Obliegenheiten, und sie war nicht zu sehen. Als man an ihrer Kammer klopfte, war diese verschlossen, als man ihren Namen rief, folgte keine Antwort, und als man daran gieng, die Kammerthür zu erbrechen, fehlte dazu der Muth.

Am nächsten Morgen, als die Leute des Waldes sich versammelt hatten, um dem alten Leuthold das letzte Geleite zu geben, war auch Adam wieder da. Sie war wortkarg und ernst, sie war ganz ruhig. Sie leitete die Begräbnisfeierlichkeit, hatte keine Thräne, als man den Sarg aus dem Hause trug und hatte keine Thräne, als man ihn in das Grab senkte.

Die Leute wunderten sich darüber. Welch eine Katastrophe seit gestern in dem Herzen dieses Mädchens vorgegangen war, das ahnte keiner.

Und die Wasser der drei Achen flossen immerfort; sie allein hätten ein Meer füllen können in den langen Zeiten, als das Dirndl schweigend litt.

Dort, wo aus flachen grünen Almen die Wilde Starr emporspringt, wo blumige Matten, üppiges Knieholz, beeiste Tümpel, Schutthalden, Felstrümmer und nimmerschmelzende Schneewuchten fast unvermittelt nebeneinander liegen, hart an einer Felswand steht die Tafel: „Weg zum Hause." Ein hölzerner Handzeiger weist erbarmungslos das Gewände hinan, welches einst für unbesteigbar gegolten hatte. Eine Frau, heißt es, hätte die Unzugänglichkeit gebrochen. Das Gewände ist nicht so glatt, als es von der Ferne scheint, es hat Runsen, stiegenartige Absätze und Vorsprünge und dazwischen und daneben und darüber hinauf ist sehr geschickt ein etwa zwei Meter breiter Weg angelegt, theils in den Fels gegraben, theils in die freie Luft hinausgemauert, theils auch über Engschluchten mit Holzbrücken gebaut. In drei großen Windungen hat er den senkrecht aufspringenden Felsstock überwunden und der Wanderer, der ihm vorsichtigen Schrittes gefolgt, ist endlich auf einer steinigen Hochebene, die

Am Osterdienstage war der Förster Leuthold das erstemal nach langer Zeit wieder in das Freie gegangen. Adam wollte ihm seinen Lehnsessel hinaustragen unter die Fichten, das lehnte er ab, er wolle wieder einmal im Wilden sitzen. Auf den Stock einer vor etlichen Jahren gefällten Lärche setzte er sich und dort saß er auch noch, als gegen Abend die Tochter herauskam, um nach ihm zu suchen. Er saß vorgebeugt, in lauernder Stellung und stieß krampfhaft hastig die Worte aus: „Das Gewehr! Der schwarze Vogel ist da!"

Adam eilte, um sein Begehren zu erfüllen; als sie zu ihm zurückkam, lag er vom Stock herabgesunken auf dem Moose — er wachte nicht und er schlief nicht, er hub sachte an zu erkalten.

Niemand hatte bisher Adam in der wilden, tobenden Leidenschaft gesehen, in der sie sich jetzt zeigte. Sie riss den Vater heftig von der Erde empor, sie schrie ihm gellend seinen Namen ins fahle Angesicht, sie rüttelte ihn mit aller Kraft, sie schleuderte ihn wieder hin, sie rief den Forstgehilfen, dass er zum Arzt eile. Der Gehilfe wollte erst in das Haus gehen, um seinen Hut zu holen, darüber wurde sie aufgebracht und drohte ihn davonzujagen. Er blickte hin auf den starren Körper und sagte: „Der ist ja mausetodt!"

„Dummkopf!" herrschte ihn das Mädchen an, „dieses Wort sagst du mir nicht mehr!"

Der Forstgehilfe holte den Arzt, der erst nach Stunden eintraf, immer noch früh genug, um sicherzustellen, dass der Förster gestorben sei. Adam hatte den Todten selbst hineingetragen und auf sein Bett gelegt, hatte im Vereine mit der Magd alle Mittel, die ihr einfielen, angewendet, um ihn von der vermeintlichen Ohnmacht zu erwecken. Endlich sahen sie es wohl, er gehöre auf das schmale Brett und nun leitete das Mädchen mit unheimlicher Hast die Aufbahrung.

Der Bote, welcher ins Kirchdorf geschickt worden war, um die Bestattung zu veranstalten und einen Sarg zu bestellen, brachte mit dem Sarge auch einen Brief nach Hause. Der Poststempel war Hamburg, aber die Adresse zeigte eine fremde Schrift. Adam gieng damit in ihre Kammer und zögerte einige Augenblicke, den Brief zu öffnen. — „Muth!" sagte sie endlich und der Umschlag war entzweigerissen.

Dieser Brief hatte folgenden Wortlaut:

„Liebes Fräulein Adam!

In der angenehmen Voraussetzung, dass Sie sich wohl auch meiner noch ein bisschen erinnern werden, habe ich Ihnen die besten Abschiedsgrüße zu übermitteln von einem guten Bekannten. Mein Freund Moriz Bagemann hat im deutschen Consulate zu Rio de Janeiro eine Stelle angenommen, ist vor einigen Tagen nach seinem neuen Bestimmungsorte abgereist und hat leider nicht mehr Gelegenheit finden können, Ihnen

das Gestein ringsum, es hat zwei Reihen kleiner Fenster, es hat ein flaches, mit Steinen beschwertes Schindeldach mit mehreren Rauchfängen, es hat ein paar kleinere Nebengebäude und ein paar dunkle Wassertümpel. Bei einem derselben rinnt aus dem Felsen ein Brünnlein; dieser Tümpel hat am Rande eine dünnere Eiskruste als die anderen. Daneben ist auf schwarzer Erde sogar ein Gärtlein mit kümmerlichen Alpensträuchern. Das ganze ist eingefriedet mit einem rauhen Wall, durch dessen Scharten man aus- und eingehen kann.

Solches ist nun das Haus, zu dem uns unten die Tafel herauf gewiesen hat. Es ist aber kein Hospiz, denn als ein solches wäre es zu weit entlegen einer Straße; es ist keine Touristenherberge, denn als solche wäre die Ansiedlung zu weitläufig angelegt. Es ist „das Haus“. In der Gegend weitum und auch draußen in der Welt weiß man, was unter diesem Hause zu verstehen ist. Es ist ein Haus für Leute, die nicht gesund und nicht krank sind. Es ist eine Zuflucht für solche, die einmal auf einige Zeit welt- und culturflüchtig sein möchten und in den Wüsten leben, wie Gott sie erschaffen hat und wohin das schale Leben des Tages nicht dringen kann, wo man aber trotzdem schon am ersten Tage des Aufenthaltes anfängt, den kleinen Wünschen nach gewohntem Genusse zu fröhnen und so wo möglich auch in der urheiligen Wildnis das schale Alltagsleben anzufangen. So ist der Mensch: sucht er seinen alten Verhältnissen zu entkommen, und ist es ihm gelungen, allsogleich beginnt er wieder, in seinem neuen Kreise dieselben aufzurichten. Auf der Wilden Starr geht's aber nicht so leicht.

Gegründet wurde dieses Asyl für Weltflüchtige von einem Weibe, unter dessen Leitung es auch stand an dem Tage, an welchem der Erzähler den hohen Felsentisch betrat. Es war ein Weib von etwa fünfundvierzig Jahren, es trug das Gewand, wie es wohlhabende Älplerinnen haben in jener Gegend, des schwarzseidenen Kopftuches nicht zu vergessen, das sie turbanartig um ihr blondes Haar geschlungen, der Goldkette nicht zu vergessen, die sie vielfach um den Hals geschlungen und mit einer breiten Schnalle vorne zusammengeschlossen hatte. Sie war stattlich und derbknochig gebaut, hatte eine längliches, gebräuntes Antlitz, blaue Augen mit buschigen Brauen und um den ausdrucksvollen Mund den Schatten eines Schnurrbartes. In dem Wesen lag etwas Ernstes, um nicht zu sagen Herbes, und doch soll man sie nie zornig gesehen haben, aber auch selten lachend. Eine ruhige Strenge lag in ihr, mit der sie das Haus und das Gesinde regierte, und ein trockener Humor kam zum Vorschein, so oft etwas Außergewöhnliches war, irgend ein Missgeschick, oder wenn sie einen ihrer Untergebenen zu rügen oder zu strafen hatte.

Jetzt stand sie an den Stufen unter der schmalen Hausthür und rief gegen eine Stallung hinüber: „Scholastl!“

so groß ist, dass bei Windstille der Juchschrei eines Älplers von einem Rande bis zum anderen kaum gehört werden kann. Diese Hochebene ist fast viereckig wie ein Tisch und springt nach drei Seiten in den angedeuteten Wänden ab. Nach der vierten Seite, gegen Mitternacht hin, starrt ein breitgegründeter wüster, schründiger Felskegel auf, an dessen Hängen kein Pflänzchen, kein lockeres Körnlein sich halten kann, in dessen Spalten und Runsen der Schutt, der Schnee und das Eis liegt. Ein starrer Block, der ganz unbesiegbar zu sein scheint und auf dessen spitzigem Gipfel doch etwas wie ein goldener Stern hinausleuchtet in das weite Rund des Hochgebirges. Man sieht über den zackigen Hochwall der in der Runde blauenden Berge nur an wenigen Stellen hinaus in die Ätherfernen. Zu den Scharten der Pässe und Thäler leuchtet nur die goldig schimmernde Luft eines südlichen Sommers herein, aber wie weit ist das, wie weit! Wenn man am Rande des Tisches steht, sieht man wohl hinab in schattendunkle Schluchten und Kessel, man sieht graue Felder liegen, an denen nur ein geübtes Auge unterscheiden kann, ob es Schuttlager oder Gletscher sind. Man sieht gegenüber den Schluchten das riffige Gefelse aufstarren, hoch an den Häuptern von flüchtigen Nebeln umraucht. Man sieht an den flacheren Ausböschungen der Berge den unendlichen Pelz des Gezirms, man sieht weiterhin die Almen mit ihren lichten Punkten, die nicht etwa weiße Schafe oder graue Rinder sind, sondern unbewegliche Almhütten. Lärchen-, Fichtenwälder, so tief sieht man nicht. Wo man den Fuß dieser Berge zu sehen glaubt, dort ist schon ihre Brust. Nur in dem einen merkt es der Wanderer, wie hoch er hier ist, an dem leichten Athemholen in der dünnen kühlen Luft. Man will aber wissen, dass auf der höchsten Bergspitze, wo der goldene Stern funkelt, das Athemholen für die Länge nicht mehr ganz so wohlig ist, als hier auf dem Tische; schon zu rasch soll dort oben die Lunge arbeiten müssen, und manchem Bergsteiger, der einige Minuten auf jener Spitze weilt, um die Gebirge dreier großer Monarchien und einer Republik zu schauen, fließt zur Nase ein rothes Tröpflein herab.

Zwei einzige Farben sind vorherrschend in dieser Gegend, das matte Grau, bei Sonnenschein von weißen Punkten und Tafeln unterbrochen, und das dämmernde Blau in der Ferne und des Himmels. Und fast ist es, als hätte das Licht der Sonne hier nicht die rechte Macht, als sei es zu sehr hingegossen in den unermesslichen Raum, um sich auf einzelne Gegenstände vereinigen und denselben Farbe geben zu können.

Wer nun, den Felsenweg heraufgekommen, auf diesem Tische über die platten Steine und über den moosigen Sand und zwischen den wellenförmigen und auch scharfkantigen Steinerhebungen dahinschreitet, den Markstangen entlang die Richtung gegen den wüsten Bergkegel, der wird am Fuße dieses Kegels ein Gebäude stehen sehen. Es ist fast so grau wie all

Als nach dem Tode des alten Leuthold ein anderer Forstwart ins Haus gekommen war, hatte dieser zu Adam dem Dirndel gesagt, sie möge nur bleiben, damit er nicht einsam sei. Sie hatte wirklich gedacht, noch einige Zeit im trauten Hause zu verbleiben, bis sich eine passende Stelle gefunden hätte. Nach diesem Worte des Forstwartes aber band sie eilends ihre Sachen zusammen und nahm einen Holzknecht auf, dass er ihre Habe davontrage. Wohin? fragte der Holzknecht. — An der kalten Ach entlang. — Bis zum Hochgebirge? - Ja. - Über den Schinderpass? — Ja. — Ins jenseitige Land? — Ja. — Ins welsche Land? — Wie er wolle, ihr sei alles eins. — Bei den Brentelalmen aber ist sie geblieben, anfangs als Hirtin, später als Melkerin. In einem weiteren Jahre war sie Sennerin geworden über drei Hütten, die einem Großwirt gehörten unten zu Lungelstein. Mittlerweile ward es, dass immer mehr Fremde auf die Almen kamen und von diesen aus höhere Berge bestiegen. Da richtete der Lungelsteiner eine seiner Hütten mit Wein ein und anderem Zugehör, stellte ein par Fremdenbetten auf und nun war die Adam Wirtin geworden, ohne dass sie es wollte. Die Dienstleute, die ihr beigegeben waren, nannten sie nicht anders als Adam das Dirndel, kam es aber darauf an, dann achteten sie in ihr die Befehlende. Damals schon war der Scholastl aufgetaucht, der war ein halber Krüppel und wurde, trotzdem er hinkte, als Bote verwendet zwischen Berg und Thal. Die Botengeherei wolle er nicht! sagte er oft, behielt sie aber doch und war verlässlich. Als die Almwirtschaft sich vergrößerte, forderte die Adam den Scholastl als Mitsorger und Mithelfer im Geschäfte; was nicht ihr Eigenthum war, darüber wollte sie auch die Verantwortung nicht allein tragen. Der Scholastl sträubte sich, blieb aber oben und betrieb mit ihr die Wirtschaft unter Fleiß und Umsicht. So war es jahrelang gewesen, sie hatten ihren Mitgewinn, und als die Adam dem Scholastl einmal seinen Antheil ausfolgen wollte, sagte er ihr offen ins Gesicht, sie solle den Bettel behalten, ihn aber dafür gänzlich versorgen und verpflegen, denn arbeiten wolle er nicht mehr. Er war damals kaum vierzig Jahre alt, daher lachte sie ihn aus und befahl, dass er auf der Stelle die Lattichblätter abmähen gehe, die draußen um die Hütten herum sich so widerlich ausbreiteten. „Ah, versteht sich, ich werde dir deinen Lattich abmähen!“ gab er überlaut zur Antwort, „darauf kannst du lange warten!“ Nahm von der Wand die Sense und gieng an die Arbeit.

An manchen Fremden, wie sie aus aller Welt hinaufkamen ins Gebirge, machte Adam das Dirndel eine besondere Erfahrung. Die Almen waren ihnen zu zahm und die Verpflegung nicht fein genug. Sie wollten die größte Naturwildheit und die größte Bequemlichkeit beisammen haben. Gischtende Wasserfälle und öligen Rheinwein, Gletscher und Federbetten. Schauerliche Abgeschlossenheit in den Hochwüsten und Telegraphenverbindung

„Ich habe jetzt nicht Zeit“, antwortete die Stimme eines höckerigen und hinkenden Knechtes, der mit niederhängenden Händen träge heransiffelte.

„Scholastl!“ sagte sie.

„Auweh, da bin ich ja schon“, murrte er.

„Es müssen heute die Kisten und die Säcke noch von den Almen herauf.“

„Das kann ich nicht thun, Dirndel, die Maulthiere muss ich um den Wein schicken.“

Sie stieg von den Stufen vollends auf den steinigen Boden nieder, trat dem Knechte vor das Gesicht und sagte leise und nachdrücklich: „Scholastl, die Kisten und Säcke müssen von den Almen herauf. Ich sag' dir's!“

Da trottete der Scholastl zum Stalle, geschierte mit Hilfe eines Jungen die Maulthiere ein und fuhr hinab zu den Almen.

Der Scholastl, das war der Widerspenstige. Nie gehorchte er der Herrin auf das erste Wort; auf das zweite aber that er alles mit der größten Pünktlichkeit und Gewissenhaftigkeit und der alte Scholastl, so einfältig er aussah, war ihre rechte Hand und der Eckpfeiler des „Hauses“.

Über den Steinboden her fegte ein scharfer Wind und schleuderte Sand an das Dach des Stalles, dass es knatterte. Etliche Gestalten, die vorhin im Freien auf Steinplatten und hinter schützenden Felsblöcken herumgesessen waren, huschten jetzt, in ihre schweren Mäntel oder Wollentücher gehüllt, gegen das Haus und ein schwarzbärtiger Herr rief der Hausfrau zu: „Mutter Adam! Wird's in diesem Jahre denn gar nicht mehr warm?“

„Es ist ja warm, Herr von Baltendorff.“

„Das nennen Sie warm, Frau Adam? Prrr!“

„Mein lieber Herr, wärmer ist's auf der Wilden Starr nie gewesen und wird's auch nimmer werden.“

„Dann will ich mir jetzt eine Flasche Rüdesheimer gestatten.“

„Er möge Ihnen wohlbekommen. Ist Ihr Zimmer stets gut durchwärmt? Wollen Sie mir nur berichten, wenn etwas mangelt.“

„Schönen Dank, Mutter Adam. Ich habe gar keine Klage. Nur wenn ich mir statt der Kerzen eine Lampe ausbitten dürfte.“

„Dann hat die Marianna sie Ihnen ins Zimmer zu stellen vergessen. Jede Stube hat ihre Lampe. Es ist ja viel gemüthlicher. Recht guten Tag, Herr von Baltendorff.“

Damit gieng sie zur Thüre hinein, um in Küche und Keller nach dem Rechten zu schauen.

Wir haben den Namen Adam aussprechen gehört. Wenn wir die Frau genau ansehen, so fällt uns jetzt eine gewisse Ähnlichkeit auf. Wir täuschen uns wohl? es ist auch zu lange her. Oder wäre es doch? — Ja, es ist Adam das Dirndel. Es ist die vom Försterhause an den drei Achen.

und Wünsche der Vornehmen nicht übersehen. Am besten freilich, sie müssten da oben leben wie die Hirten, aber dann kämen sie nicht hinauf. Für behagliche Stuben, für Küche und Keller, für Bäder und Gesellschaftsspiele, für Bücher und Zeitungen, für Postgelegenheiten und sogar für einen Kupferdraht hinaus nach dem großen Marktflecken Lungelstein war gesorgt; alles Weitere, dass die Gäste gesund und froh würden, war der Natur überlassen, die hier stets mit sehr rauher, aber wohlthätiger Hand ihres Amtes waltet.

Für drei Sommermonate war die Anstalt berechnet, doch als sie Mitte Juni hinaufzogen, mussten manchmal fünf Männer über den Tisch hin stellenweise viel Schnee wegschaufeln, um zum Hause zu gelangen. Das Haus selbst war geschützt von dem Felskegel und hatte rings um seinen Wall junges Gras. Gleich am ersten Tage zogen allemal schon Curgäste ein, denen freilich zwischen den feuchten Mauern trotz glühenden Ofens in der ersten Nacht grausam fröstelte. Zu Hause wären sie davon sicher sehr krank geworden, aber dieses Haus ist ja gebaut, auf dass man darin gesund werde, also litten sie es und wurden nicht krank. — Und Frau Adam, wie sie von den Gästen genannt wurde, sorgte für das Wohl der Leute und auch für das Geschäft. Die aufgenommenen Gelder zurückzuzahlen und die Anstalt noch zu vervollständigen, das war ihr Trachten.

Als es draußen in den Thälern die Bürgerssöhne hörten, dass im Starrgebirge eine außerordentlich thatkräftiges Dirndel sei, welches eine Ansiedlung gegründet, die man über hunderttausend Gulden schätzt, dass dieses Dirndel gar frisch und frei und auch sonst nicht übel wäre, da giengen ihrer manche hinauf, tranken Wein und huben an sehr artig zu sein mit der Hauswirtin, die von ihrem Gesinde schlechthin das Dirndel geheißen wurde. Aber dieses Dirndel hatte für solche Artigkeiten kein Verständnis, es blieb nicht lange sitzen neben den manierlichen Burschen, es gieng zu sehen, ob den Herrschaften in ihren Stuben oder sonst was fehle, gieng in die Vorrathskammern oder hinaus in die Stallungen und regierte mit den Mägden, Knechten Schweinen und Maulthieren herum. Und als sie eines Tages der Großwirt von Lungelstein, der Witwer geworden war, im Züchten und Ernsten fragte, ob man sich wohl anfragen dürfe? und wie es denn wäre? und es hätte gar keinen schlechten Schick — da fuhr sie mit der flachen Hand über den Tisch, als sei Staub wegzuwischen und sagte: „Ah nein, das nicht. An so was denke ich nicht. Es muss so auch gut sein.“

Nachdem sie einige Sommer schon so hingelebt hatten, im Winter zu Lungelstein, im Sommer oben im „Hause“, nachdem der Knecht Scholastl, so wollte er geheißen sein, in allem die ausführende Gewalt war, so wie das Dirndel Adam die herrschende und die befehlende; nachdem der Knecht Scholastl immer noch störrisch war und dabei immer fleißig

mit den großen Städten. So wollten es viele, und das gab ihr zu denken. Daſs diese reichen und vornehmen Leute doch gar so sehr aus dem Gleichgewichte gekommen sind! Daſs sie gar nicht mehr wissen, was sie wollen! — Der Arzt von Lungelstein kam öfters hinauf zu den Almhütten und beobachtete die Touristen und anderen Alpenfrischler, die da auf weiten Höhen so umherstrichen. Jetzt jauchzten sie, wenn auch mit dünneren Stimmen als der Weidbub', und waren voller Zufriedenheit und Glückseligkeit; im nächsten Augenblicke voll Miſsvergnügen Hoffart und Verzagtheit. — Das sind lauter Leute, die nicht gesund und nicht krank sind, sagte der Arzt da einmal zum Dirndel, so werden sie unten in den Städten. Sie können nicht mit Freude arbeiten, nicht genießen, dafür sind sie nicht gesund genug; sie können in keine Heilanstalt gehen, nicht in Eiderdunen liegen bleiben, dafür sind sie nicht krank genug. Schimmelig sind sie, den Weltschimmel haben sie, und ausgelüftet sollen sie werden. Sie möchten es, aber der Alpenwind ist ihnen nicht weich genug und so laufen sie bald wieder davon. Solchen Leuten sollte man da oben in der Wilden Starr oder irgendwo in der Ödnis ein Nest bauen, es leidlich einrichten und dann hinausschreien in die Länder: Heilanstalt für Nervöse! Unter sechs Wochen wird bei uns keiner gesund, mit sechs Wochen jeder! — Du solltest sehen, Adam, wie sie kommen, bleiben und in der That frischer werden thäten an Leib und Seele. Und es wäre kein schlechtes Geschäft! Der Wirt ließe sich die frische Luft gut bezahlen und der Curarzt die Heilkraft der Natur. Ich wollte schon Curarzt sein. Anderswo macht man es auch so, aber zu tief unten, zu alltäglich. Das thut's nicht, die Leute müssen ein anderes Umsich haben. Einen dreitausend Meter hohen Curort haben wir noch nicht. Hätte ich Geld, würde ich ihn gründen."

„Ich thue es auch ohne Geld", entgegnete nun Adam das Dirndel und schlug die Hände ineinander, daſs es klatschte. „Ich thue es ohne Geld. Ich habe schon lange so etwas anfangen wollen. Recht viel schaffen, das ist meine Freude. Jetzt weiß ich's. Ich weiß auch schon einen Platz dafür. Ein großes Haus auf der Wilden Starr.

„Auf der Wilden Starr!" sagte der Arzt verblüfft nach. „Das wäre ein höllischer Berg!"

„Es wird grausam viel Geld kosten", rief sie. „Aber ich bringe es auf. In zwei Jahren steht's."

Und es ward so. Zwei Jahre nach dem hochgemuthen Worte stand auf dem Tische der Wilden Starr das Haus. Wie sie es angefangen hat, so viel Geld und Vertrauen zu gewinnen, das ist uns nicht bekannt worden. Persönlich soll sie in mehreren Städten gewesen sein, um vermögende Leute für ihre Absicht einzunehmen. Den Plan für das Haus, für die Bewirtschaftung desselben, für den Verkehr und die Verpflegung der Fremden hatte sie selbst gemacht und dabei die wichtigsten Neigungen

Jetzt fuhr er sich mit dem alten Lodenhut, den er in der Hand hielt, über die Augen und mit einer ganz gleichmäßigen Ruhe sagte er: „Am liebsten wär' es mir halt, Dirndel, wenn wir zwei zusammenheiraten thäten."

Sie schwieg. Auf so etwas war sie nicht gefasst gewesen. Der Knecht mit dem hohen Rücken und dem schimmeligen Haar will sie heiraten. Aber warum nicht? Ist sie denn gar so jung? Ist sie je einmal jung gewesen? Ist der Scholastl nicht ein braver Mensch? Hat er nicht sein gutes Theil beigetragen zu dieser Wirtschaft? Wenn es glaubhaft ist, dass junge Stadtdoctoren Försterstöchter heiraten sollen, so kann eine Wirtin ja auch ihren Knecht nehmen? -- So dachte Adam das Dirndel. Und alles, was sie dachte, sprach für den Knecht, und alles, was sie empfand, sprach gegen ihn. Daher sagte sie nun mit sehr milder Stimme: „Scholastl, ich bin völlig erschrocken darüber, was du vorhin gesagt hast. Wie soll ich dir Antwort geben? Wenn ich heiraten wollte, warum sollte ich dich nicht nehmen? Aber ich heirate nicht. Dass du auch gerne etwas Eigenes hättest, kann ich mir vorstellen, und du findest gewiss die Rechte. Deswegen kann ich dich nicht halten und deswegen sei bedankt für deine Bravheit und wenn du einen guten Freund brauchst, so trachte, dass ich dir einfalle. Wenn du aber heute noch hinabwillst, so nimm eine Laterne mit dir."

Als das Dirndel so gesprochen hatte, strampfte der Scholastl mit einem Fuß auf die Dielen, schleuderte seinen Hut zu Boden und knirschte: „Ein Hundsfott will ich sein, wenn ich fortgeh'! Dirndel, ich bleib' bei dir, so lang als du mich magst, und es soll weiter von nichts mehr die Red' sein."

Er gieng zur Thür hinaus, sie legte das Geld wieder in die Lade zurück und die Sache blieb beim alten.

Frau Adam war fast ununterbrochen thätig. Sie saß in ihrem Geschäftsgelasse, schrieb Briefe, ordnete Rechnungen oder sie gieng im Hause umher, gab Befehle, griff manchmal auch selber zum Waschlappen, zum Kehrbesen, zu einem anderen Werkzeuge, alles verstand sie zu handhaben. Und doch hatte sie noch Zeit, um hie und da bei einem der Gäste stehen zu bleiben oder sich zu ihm zu setzen, wenn er ihr sein Leiden klagte. Mancher, der erfolgslos bei berühmten Ärzten gewesen war, legte seine Schmerzen und seinen Kummer nun fast demüthig vor der Bauersfrau aus und sie hörte stets aufmerksam und theilnehemend zu und sagte dann wohl auch, sie wisse zwar nicht, was das heiße, krank sein, aber sie könne sich denken, dass es nichts Gutes wäre; man müsse dem lieben Herrgott nur danken, dass er eine gute Luft und ein frisches Wasser erschaffen habe und es würde schon helfen. Manchem, der es wünschte, ließ sie Thee aus Alpenkräutern kochen, oder gab ihm wohl-

und klug, nachdem er immer seine eigenen Ansichten und Absichten hatte und immer die des Dirndels ausführte, trat er eines Tages zu ihr hin. Es war an einem Samstage abends, als gerade eine Anzahl Gäste angekommen war und mit Geschrei den rothen Sonnenschein bewunderte, der auf den Felsen lag. Der Knecht hatte ein großes Bündel unter dem Arm und sagte: „Ich habe Feierabend gemacht, Dirndel, und habe zusammengepackt und ich gehe jetzt.“

Was das bedeuten solle?

„Mich vertreibt die Langweile. Alleweil arbeiten und alleweil arbeiten und gar keine Unterhaltlichkeit nicht. Und alleweil auf mich herschimpfen lassen, wo man eh Tag und Nacht trachtet.“

„Wer schimpft dich denn?“

„Du nicht Dirndel, das muss ich sagen, gleichwohl ich just dir am wenigsten Gutheit thun kann. Aber die andern, die Herrschaften. Glauben, weil sie Trinkgelder geben, so können sie herschimpfen wie sie wollen. Ich brauch' ihr Schimpfen nicht und ich brauch' ihr Trinkgeld nicht. Ich bin kein Bedienter nicht, ich bin ein Bauernknecht und will mir einen andern Platz suchen.“

Wendete sich das Dirndel ihm zu, schaute ihn gelassen an und sagte: „Scholastl, du bist dein eigener Herr. Du weißt es recht gut, dass ich mir jetzt auf der Stell' nicht zu helfen wüsste, wenn du fortgiengest. Wenn du aber doch gehen willst, so halte ich dich nicht auf. Dein Geld kannst auch gleich mitnehmen.“

„Ist mir recht“, antwortete der Scholastl; das Wort war gar nicht laut gesagt.

Sie führte ihn ins Zimmer und begann unter vielen Papieren und Geldnoten sein Guthaben hervorzusuchen und zu berechnen. Er stand da und starrte drein. Als sie das Geld über den Tisch ihm zuschob: „Ist es so recht, Scholastl?“ schlug er sich die Vorderarme ins Gesicht und hub an laut zu stöhnen.

„Was hast denn, Scholastl. Ist's dir zu wenig?“

„Mein Herz thut mir so viel weh“, ächzte er.

„Dass du fortgehst?“

Er nickte bejahend mit dem großen struppigen Kopf.

„Narr, so bleib' da. Treibt dich ja niemand fort. Wirtschaften mitsammen weiter wie bisher und Grobheit brauchst dir von den Fremden ja keine gefallen zu lassen, wie ich mir keine gefallen lasse.“

„Der Grobheiten wegen ist's ja nicht“, sprach er weinerlich.

„So fehlt dir sonst etwas?“

Er nickte mit dem Kopf.

„Also rede, um Gotteswillen. Ich kann das Herumnebeln nicht leiden und das sollst doch schon wissen, Scholastl, dass du mit mir reden kannst, wenn du ein Anliegen hast.“

Wunsch der Jugend verwirklichen und sich ein Landgut kaufen möchte. Es stand schon manchmal so etwas drin, aber das, was sie meinte, war doch nicht zu finden.

Bei Tische entspann sich unter den Gästen manchmal ein lebhaftes Gespräch über Deutschland und Frankreich, über neue Colonien in Afrika, über Englands Seemächte, über Arbeiterstrikes und clericale Trotzigkeiten, über Eisenbahnbauten und Weltausstellungen, sogar über Attentate auf Fürsten, über Selbstmorde von Königen. Adam das Dirndel hörte derlei Gespräche nicht gern. Wenn sie immer an solches denken, davon reden, da werden sie nicht gesund. Da hätten sie auch unten bleiben können. Manchmal setzte sie sich dann zu den Herrschaften, von denen sie allemal freundlichst willkommen geheißen wurde, weil sie auch gerne fragten, wie der Barometer stehe. Da hub sie an und erzählte von Jägern und Wildschützen, von Gemsen und Steinadlern, von Lawinen und Gletschersprüngen, von Felsstürzen, vom Krachen des Eises, erzählte auch von tiefen Berghöhlen, von unterirdischen Seen und Lindwürmern, von wunderbaren Luftgebilden auch, da mancher Beschauer hoch am Firmamente seine eigene Riesengestalt sehe oder ein ungeheueres Schattenrad oder ein gespensterhaft in den Zenith aufragendes Kreuz. Und derlei Wunder. Wenn es ihr aber manchmal trotzdem nicht gelang, die Leute von ihren politischen Kannegießereien abzubringen, da ließ sie verkünden, im Keller sei Bier und Wein alle geworden und wer Durst habe, der möge Milch oder Wasser trinken. Und wenn dann manchmal grause Stürme das Haus umtobten oder schwere Hochgewitter ihre Massen von Wasser und Eis niederschleuderten auf das ächzende Dach, auf die schallenden Fensterläden, und wenn vor den Blitzschlägen die Mauern loderten und die Grundfesten wankten, dass die Herrschaften schier vergiengen vor Angst — da lachte Adam das Dirndel heimlich in sich hinein und dachte, das wäre ihnen gar heilsam, das fege ein wenig den Welt- und Geldstaub weg von ihren armen Seelen.

Und also war es wirklich, dass mancher, der nach sechs Wochen hinabstieg, unten versicherte: „Es ist bisweilen ganz des Teufels da oben, aber just schlecht bekommen hat's mir nicht. Das Dirndel ist zwar eine grimme Hexe manchmal, aber ein seelengutes Weib. Und das Haus wird auch zu klein, im nächsten Jahre will sie dazu bauen. Sie macht dafür Pläne und wird, wenn's sein muss, mit eigener Hand auch die Steine dafür zusammentragen. Die kann alles, nichts ist ihr zu gering und nichts zu hoch. Die hektischen Männer, die da hinaufkommen, müssen sich vor ihr so lange schämen, bis sie gesund werden.

(Schluss folgt.)

riechendes Wacholderöl, dass er kranke Glieder einbalsamiere. Wenn dann der Arzt aus Lungelstein kam, erkundigte er sich bei ihr heimlich nach den Leiden und Neigungen der Curgäste, traf darnach seine Anordnungen und die Kranken konnten sich nicht genug wundern über die Einsicht dieses menschenfreundlichen Doctors, und mancher wurde schon aus Artigkeit gesund.

Einmal hatte jemand die Vermuthung ausgesprochen, dass in der Schnalle der goldenen Halskette, welche Frau Adam Tag für Tag umhatte, etwas verborgen sein werde. Die Schnalle habe nämlich ein kleines Fensterlein, welches mit einem Silberblatte immer verschlossen sei; wenn dieses Silberbalklein aber aufgehe, so könne man ein Bildnis sehen, aber weiter wisse man nichts. Darauf hin warf nun mancher sein neugieriges Auge auf die Schnalle ihrer Halskette, aber die war so glatt verschlossen, dass man denken musste, es werde nichts sein.

Wer das alternde „Dirndel“ so betrachtete, dem vergieng fast die Neugierigkeit. Zarte Neigungen und dergleichen konnte man sich bei dieser Person nicht recht vorstellen, sie war gar so hausbacken angelegt. Man fühlte sich in ihrem Hause unter einer guten Hut und alles was Empfindsamkeit und Leidenschaft heißt, schien fremd zu sein unter diesem Dache. Und diese gesunde Werkthätigkeit, diese gelassene Ordnung, dieses uhrmäßige Walten regelte auch allmählich die Gemüther derer, die vor Erregung stetig gezittert, vor Langweile fortwährend gegähnt hatten, die vor lauter Müdigkeit nicht schlafen, vor lauter Reichthum nicht genießen konnten und vor lauter schönen Mitteln zum Glücklichsein lebensüberdrüssig worden waren.

Fünfzehn bis zwanzig Gäste waren immer da, die meisten aus weiter Ferne her, auch Engländer und selbst Amerikaner. Sie wurden miteinander gesellig, ja fast vertraut, sie giengen auf den Höhen umher, kletterten in den Felsen, stellten sich mit festgebundenen Kleidern hinaus in den Sturm, ließen sich ihre Bärte und die Falten ihres Gewandes mit Schneestaub vollstöbern, legten sich ein andermal wieder auf die Steintafeln in den milden Sonnenschein, beobachteten mit Grauen oder Entzücken die unermessliche Gewalt der Natur, betrachteten die Kleinheit und Kleinlichkeit der menschlichen Bestrebungen draußen in der Welt — giengen dann ins Haus, aßen, tranken und schliefen.

Draußen in der Welt war mittlerweile aber auch manches geschehen. Als nach dem großen Kriege gegen die Franzosen ein deutsches Reich auferstanden war und dieses in der Weltlage manche Änderung hervorrief, guckte das Dirndel manchmal in eine Zeitung, ob nicht irgendwo etwas stehe von deutschen Consulen in fremden Ländern, von ihrem neuen Wirkungskreise, von einer Abberufung des einen oder des andern in die deutsche Heimat, wo er dann Minister werden könne, oder von der Abdankung des einen oder des andern, worauf er dann etwa manchen

und ich war böse und auch menschlich. Ich sehe die Stelle des Übergangs nicht, ja, ich glaube, sie ist gar nicht da. Ich gieng immer in der Menschheit. Ich gieng immer mir selbst nach. Brächte ein Gott mich an den Ausgangspunkt zurück, ich gienge den nämlichen Weg. Ja, ich glaube sogar, ich fände die nämlichen Fußstapfen wieder. Ist Leidenschaft eine Krankheit, so ist sie die einzig folgerichtige. Kein Kranker will seine Krankheit, aber der Leidenschaftliche will seine Leidenschaft. Die Krankheit kommt aus dem Leiblichen, sie thut dem Seelischen in uns ein ruchloses oder albernes Unrecht. Ein Knochen, ein Darm leidet, -- und Kopf und Herz müssen hinab in die Grube! Die Leidenschaft kommt aus dem Seelischen selbst; sie thut uns unser gerechtestes Maß. Ich werde morgen auf der Plattform des Schafotts sagen: Ich sterbe die natürlichste aller Todesarten!

Zuvor aber will ich in meiner Zelle noch aufschreiben, warum ich mich selbst verrathen. Die Leute möchten sonst sagen, mein Gewissen that's. Mein Gewissen that's nicht, ich bin ein gerechter Mann. Es liegt tiefer. Die menschliche Seele ist räthselhafter als Menschen ahnen. Und wer eine Silbe des vielsilbigen Räthsels gefunden, der ist seiner Gattung schuldig, es mitzutheilen. Vielleicht dass so einst die ganze Auflösung gelingt. Dann wird kein Recht und kein Unrecht mehr sein, dann wird kein Schafott sein. Die Todesstrafe, wenn sie das Leben kennen gelernt, wird sich selbst zum Tode verurtheilen.

Höret mich an.

Ich spreche nicht von meiner Liebe. Ihr andern würdet doch glauben, es sei *eure* Liebe. *Meine* Liebe entstand und vergeht mit mir. Sie ist zum ersten- und letztenmale in der Welt. Wehe dem Liebenden, der seine Liebe nicht für unaussprechlich hält! Irma, du Inbegriff meines Begriffes! Allen wirst du gefallen, viele werden dich lieben, aber geschaffen warst du nur für mich. Jedes Weib ist nur für einen Mann geschaffen. Selten lernt sie ihn kennen, noch seltener lieben und am seltensten kommt es zur Ehe. Und doch wollen sie heilig sein, die Paarungen, welche sich Ehen nennen. Henker, bereite dich, mein Kopf ist dieser Welt müde!

Als es entschieden war, dass Irma, die sich selbst nicht kennt, dem raschen glänzenden Tänzer, der sie auch nicht kannte, die Tour durchs Leben zugesagt; als ich in jener unvergesslichen Nacht des letzten Casinoballs trunken von meinem Unglück auf mein Landgut zurückjagte; als ich meiner Dogge, die mich freudewinselnd ansprang, das Messer ins Herz stieß, um die grässliche Kunst zu lernen, welche zu lernen mir jetzt bevorstand, die Kunst, Liebe zu entbehren und gegen Liebe zu wüthen; als das schöne, seelenvolle Thier mit brechendem Auge mich vorwurfsvoll ansah und seine Glieder streckte und zuckend verendete; da war's, wo mir zuerst der Gedanke kam! Damals dacht' ich zuerst: Wenn Ödön so vor dir zuckte!

Die Last des Schweigens.

(Eine Seelenstudie von Ferdinand Kürnberger.*)

Die Leute sagen, ich sterbe morgen auf dem Schafott. Es ist wahr, meine Krankheit brachte mich auf ein Todtenbett, welches man Schafott nennt. Meine Krankheit hieß — Leidenschaft. Ist es meine Schuld, dass sie tödtlich verlief? Die Leute sagen, ich hätte mein Selbstarzt sein sollen. Womit? Mit eben den Kräften, welche von meiner Leidenschaft ergriffen waren? Kann ein brennendes Haus sich selbst löschen? Kann eine Wasserüberschwemmung sich selbst eindämmen? Aber die Leute sagen, der Mensch hat eine doppelte Natur. Und die gute Natur soll die böse Natur überwältigen. Ich verstehe das nicht. Ist die gute Natur stärker, so unterliegt ihr die böse von selbst; ist die böse stärker, so fordern die Leute, das Stärkere soll überwältigt werden von dem Schwächeren. Ist das möglich? Aber die Leute sagen, das Böse wird. Und ich hätte die Pflicht gehabt, sein Werden zu verhindern. Hier gemahnt's mich wie Wahrheit. Ja, ja, ich fühle werden in mir. Das Böse wurde. Als ich liebte, war meine Leidenschaft gut; als ich glücklich zu sein wünschte, war sie auch noch gut; aber ich beneidete, ich hasste — und meine Leidenschaft wurde böse. Immerhin! war es doch nur eine gedachte Bosheit! Eh' ich den Nebenbuhler tödtete, weideten sich an der Vorstellung seines Todes meine Gedanken. Und glaubt man böse zu sein, wenn man das Böse nur denkt? Ich habe den Punkt übersehen, wo die Gedanken zur That nöthigen. Ich spielte mit meinen Gedanken — meine Gedanken spielten mit mir! Die Leute sagen, ich bin ein Mörder. Ich möchte sagen: ich habe den Mörder an mir erlebt!

Überblicke ich den zurückgelegten Weg, so sehe ich nicht, wo ein Nebenweg ausbeugte, wo mein Geist mir gesagt hätte: halt ein! oder: kehr um! Es floss eins aus dem andern. Ich war gut und menschlich,

*) Diese Erzählung wird hier veröffentlicht, um auf die oft fast unheimlich-sophistische, aber geniale Eigenart der Kürnberger'schen Muse hinzuweisen. Die Red.

spiel. Wozu es aufhalten? sagte ich bei mir. Das Gewissen spricht immer für sich; hör' auch einmal, was dagegen spricht. Lass die Parteien sich streiten. Behältst du doch freie Hand! Kann der Mordgedanke seine Sache durchfechten, so war es Feigheit und Aberglaube, ihn ungehört zu verdammen; behält das Gewissen recht — nun so hat dich der schwarze Geselle doch unterhalten, wie es deiner Stimmung gemäß war. Lass ihn gewähren!

Und Tag und Nacht kein anderer Gedanke mehr! Stand ich auf dem Anstand und hört' ich das Knallen der Jagd um mich her und Signale und Hundegebell, so hört' ich noch deutlicher meine eigene innere Stimme. Du nimmst ihm das Leben, würde der Sprachgebrauch sagen. Aber das ist ja falsch! Denn einmal nimmst du ihm jenes Leben nicht, das er schon gelebt hat und das ihm kein Gott nehmen kann. Sodann aber — die Jahre, die er noch zu leben hat, wo existieren sie anders als in deiner eigenen Vorstellung? Sie sind ein Begriff, eine Idee. Du nimmst ihm nicht zwanzig oder vierzig Jahre, du nimmst ihm in Wahrheit nur einen Augenblick. Über diesen Augenblick hinaus, sind jene zwanzig oder vierzig Jahre nicht mehr seine Vorstellung, sondern deine. Über diesen Augenblick hinaus weiß er nicht mehr, was er verloren hat, und so hat er wirklich nur einen Augenblick verloren. Er hat nicht mehr verloren als jener Hase, welcher vor dem Schuss des Jägers zugleich ist und nicht mehr ist. Thor, der du bist! Welch ein Widerspruch, über deine eigenen zwanzig oder vierzig Jahre die Empfindung eines unvergesslichen Unglücks zu verhängen, bloß weil du über einen andern nicht jenen Augenblick verhängen willst, welchem keine Empfindung mehr folgt.

Beim Nachbar Lißkar wird mir zum Kaffee eine Untertasse präsentiert, welche Napoleons Übergang über den St. Bernhard darstellt. Wie oft hatte ich die Vignette angesehen, ohne was zu denken; jetzt dachte ich: das ist der Attila, welcher sich rühmte, er habe monatlich dreißigtausend Mann auszugeben. Mit welchem Rechte gab er sie aus? Seine politische Lage erforderte es. Aber warum war sein Barbier und sein Koch nicht in dieser politischen Lage? Warum war sie weder vor ihm noch nach ihm da, diese politische Lage? Weil sie ein Ausfluss seiner Persönlichkeit war. Seine Person brauchte monatlich dreißigtausend Mann. Und weil er sie brauchte, so nahm er sie und verbrauchte er sie. Er verbrauchte die Altersclassen des wehrfähigen Frankreichs und Rheinbunds, wie sein Leib seine Hemden verbrauchte. Eine Generation um die andere zog er an und vernutzte sie. Seine Leidenschaft hatte eine Welt zur Verfügung und hieß Weltgeschichte. Meine Leidenschaft nimmt ein Privatleben in Anspruch und heißt Criminalgeschichte. Das ist der Unterschied. Ein Unterschied der Größenverhältnisse. Thor, der das nicht weiß! Recht und Unrecht sind mathematische Proportionen, nicht sittliche Begriffe. Jeder Mensch folgt seinem Naturgesetze

Spielend mit diesem Gedanken schlief ich ein. Die Nacht wurde so martervoll nicht, als ich gefürchtet. Holder, freundlicher Mordgedanke! dich hätte ich verbannen sollen? Und warst mein einziger Freund, mein einziger Tröster in jener Nacht! Saßest an meinem Lager, kühltest meine Schmerzen, unterhieltest mich mit genussvollen Möglichkeiten, die dem Alltagskopfe schon aufgehört und die mit mir nicht aufhörten, wenn ich kein Alltagskopf war. Gibt es denn etwas, sagtest du, das Irma nicht wert wäre? Ist Irma nicht eines Mordes wert? Dein Leben gäbst du für sie, warum nicht dein Gewissen? Kann Liebe Liebe sein und doch etwas behalten wollen, das sie nicht opfern könnte? Dein Leben gäbst du für sie, warum nicht auch das eines andern? Steht dir der andere näher als du? Existiert die Welt auf diesem Fuße? Sieh sie dir an, diese Welt! ihre Gesetze und Sittenbegriffe! Heilig das Ich! predigt dir alles. Im kleinen winselnden Kinde liebt die Mutter das Ich und im großen ewigen Gotte idealisiert der Mensch wieder das Ich. Der Gott soll ihm helfen, dienen, seine Wünsche befriedigen, und wenn er's auf Erden versäumt hat, eine ganze Ewigkeit lang es nachholen. Der Gott ist das kolossal geschmeichelte Ich. Und wenn es dem Ich schmeichelte, zu tödten, so wehrte es Gott? Du sollst nicht tödten, hat er gesagt. Wohl, aber das sagte er als Parteimann dessen, der getödtet werden soll, nicht dessen, der tödten will. Dem sagt er anders — frag' Irmas Augen!

Du sollst nicht tödten. Was heißt das anders als: ich setze voraus, du wünschest zu tödten? Also der Wunsch, nicht das Verbot ist die Originalstimme im Menschen. Lange vor Sinai war Kain.

Natürlich! der Naturmensch tödtet. Der gesellig-lebende, wie er in Stamm und Volk auf Sinai steht, soll nicht tödten, denn er ist rings von Nachbarn umgeben; allzuviele Augen sehen auf ihn. Er fordert die Blutrache heraus, er könnte selbst wieder getödtet werden. Da ist es wieder, das Ich! Die Rücksicht auf das Ich, nichts Höheres verbietet zu tödten. Aber was das Ich verbietet, kann das Ich wieder erlauben. In einer großen Leidenschaft trittst du in den Naturzustand zurück, nimm dir die Rechte des Naturmenschen heraus. Tödte!

So mütterlich umarmtest du mich, süßer barmherziger Mordgedanke! Und wenn du fromm bist, sagtest du, und nichts willst als die Natur, und im Guten und Bösen ihr folgst wie ein gehorsames Kind, so will ich dich noch glücklich machen. Und ich horchte dir zu — und schlief ein.

Als ich erwachte, war die ganze Höllenlogik der Nacht vergessen. Aber auf meiner Schwelle lag Molly, die todte Molly, die sich sterbend dahin geschleppt hatte. Dieser Anblick bezauberte mich. Wieder dachte ich: Wäre es Ödön!

Der Tod eines Nebenbuhlers hat mehr Schönheit als alles Leben. Und je fremder mir die That noch war, desto zuversichtlicher mein Gedanken-

winzigen Kähne ziehen — Seelentränker nennen wir sie — wie verlockend war mir der Anblick! Wenn so ein Holzstreifen sich überschlägt, so sinkt ein Menschenleben in die Tiefe! Still und verdachtlos verschwindet es; der Fährmann schwimmt, der andere verunglückt. Wäre Ödön auf solch einen Kahn zu locken! Wäre ein Fährmann für meine Absichten zu gewinnen! Vorsichtig streckte ich meine Fühlhörner aus. Mein Zigeuner bekam manchen Auftrag auszurichten — welchen er nicht verstand.

Und hier will ich eine Bemerkung niederschreiben, welche der Menschheit nicht verloren sein soll. Solange ich über die Natur des Mordes nur philosophierte, war ich im Zustande einer vollkommenen Gemüthsruhe geblieben; jetzt, wo die That in mir keimte, wo ich die Scene dramatisch mir vorstellte, wo ich in die verschiedenen Lagen eines Mörders mich handelnd versetzte, — jetzt verursachte mir der Gedanke ein physisches Angstgefühl, welches meinen Athem beklemmte und mich zu ersticken drohte. So oft ich das Bild meiner That mir sinnlich vergegenwärtigte, schoss ein Strom von Blut nach meinem Herzen, wie im Augenblicke eines heftigen Erschreckens, und da keine Druckkraft von gleicher Gewalt seinen Rücklauf forcierte, so staute es sich in Lungen und Herzen und benahm mir den Athem. Ich athmete schwer und schwerer. Die tiefsten Züge füllten meine Lungen nicht mehr mit Luft. Mein Athem wurde zu einer anstrengenden und vergeblichen Arbeit. Wie ein Centnergewicht lag's auf meiner Brust. Das Gewicht erdrückte mich und ich vermochte nicht mehr, es abzuwerfen. Es war ein martervoller Zustand. Ich wurde körperlich unglücklich, wie ich es geistig war. Eine Muthlosigkeit ergriff mich, die mich am Leben verzweifeln machte. In diesen Tagen kauft' ich mir Gift, denn oft dacht' ich daran, meinem eigenen Leben noch eher als dem eines andern ein Ende zu machen.

Siehe da, der Druck des bösen Gewissens, werden die Leute sagen. Siehe da, wie ein Sophist seine Bosheit sich leugnet und thatsächlich erstickt in der Bosheit.

Ich gestehe, dass ich einen Augenblick selbst so dachte. Ich hatte den Druck des bösen Gewissens schon längst erwartet; ich war verwundert, dass er so spät sich einstellte. Aber eben dieser Umstand machte mich stutzen. Wenn das, was ich empfand, böses Gewissen war, warum empfand ich's nicht schon, als ich den Mord mir geistig zurechtlegte? Warum empfand ich's erst, als mir der Gedanke zum sinnlichen Bilde wurde? Mein Gewissen war ruhig geblieben, warum blieb meine Phantasie nicht ruhig? Ich dachte darüber nach, und die Erklärung meiner Sinnesempfindung durch das böse Gewissen blieb nicht stichhaltig.

Eine liebende Frau hat ihren Gatten im Felde stehen. Mit Herzklopfen empfängt sie die Feldposten, mit Herzklopfen erlebt sie die Schrecken des Krieges in ihrer Einbildungskraft. Ihre Einbildung wandelt beständig

und dieses Gesetz ist weder ein Recht, noch ein Unrecht. Unrecht wird's, wenn es die Menschen überwältigen können; Recht bleibt's, das sie anerkennen und ihrer übrigen Rechtsordnung einfügen, wenn es größer ist als der Widerstand. „Macht ist Recht"; — besser gesagt: aus Macht wird Recht; — und am besten gesagt: Leidenschaft ist Recht, und Leidenschaft mit Macht behält Recht! —

Eingetaucht in diese Philosophie, stählte ich mich und wurde hart, wie weiche Gegenstände in Kieselsinter verhärten. Dass ich durfte, fühlte ich mehr und mehr, aber noch einmal durchprüfte ich's, ob ich musste. Ich prüfte strenge, gewissenhaft. Irma, Ödön und ich — ich maß alle Proportionen dieses Verhältnisses aus. Ach, sie waren längst gemessen. Ödön war nicht Irmas erste Liebe, er war ihre letzte Puppe. Ihre Sinne waren ihrem Herzen vorausgeeilt. Sie verwechselte jene mit diesem und der Ausdruck dieses Irrthums hieß Ödön. War es möglich, diesen Irrthum ihr zu entreißen? In Güte nicht. Einem Volke ist seine Freiheit nicht anders zu schenken, als indem man seinen Tyrannen tödtet, denn solange er lebt, schöpft er seine Macht aus eben dem Volke. Ebenso einer Seele. Ödön war der Tyrann ihrer spielenden und tändelnden Seele und sie wusste nicht, dass es eine denkende und fühlende gab und hatte kein Bedürfnis darnach, solange Ödön — seine Cracovienne mit ihr tanzte! Das ist ja das Unglück: der Tyrann tödtet nicht die Freiheit, sondern die Fähigkeit und das Bedürfnis der Freiheit. Der deutsche Classiker Schiller schreibt mit zermalmender Wahrheit: „Mittelmäßiger Umgang schadet mehr, als die schönste Gegend und die geschmackvollste Bildergallerie wieder gutmachen können. Auch mittelmäßige Menschen wirken." Hört es, ihr Pedanten der geistigen Selbstüberschätzung. Jeder Geist wird an einen Punkt kommen, wo es der physischen Mittel bedarf, um zu gelten. Gegen Ödön half mir ein Büchsenschuss besser, als alle Vortheile meines Geistes. War er todt, dann wurde Irma geboren. Sie musste erstaunen, wie sein Tod gar keine Lücke riss. Sie musste zu trauern glauben und sich selbst überraschen, dass sie eigentlich nicht trauerte. Ödön tödten hieß Irma lebendig machen. Sein Leben für ihres — es war ein gewinnreicher Tausch. Sterben soll er, er, dem sie fluchen wird, wenn es zu spät ist. Auch mittelmäßige Menschen wirken. Weh ihnen!

Ich fieng jetzt die Ausführung des Mordes zu überlegen an. Es musste ein Plan sein, welcher weder sich selbst noch weniger mich verrieth. Keine That, sondern ein Ereignis. Etwa ein unvorsichtiger Schuss auf der Jagd oder auf einem Spazierritte. Ein Schuss aus seiner Umgebung — von gedungener Hand. Ich dachte hin und her über den Mann meiner Wahl. Oft gieng ich in diesem Gedanken am Ufer des Plattensees, welcher mein Landgut begrenzt, spazieren. Sah ich dann auf dem See die schmalen

selbst und unterläßt die Erfindung. Aus eben diesem Grunde – aber keinem höheren! — soll ich auch meine Leidenschaften beschränken.

Ich erzähle keinen Roman, ich erzähle eine Seelengeschichte. Ich führe daher nicht aus, wie Familienverhältnisse mancher Art die Trauung der Verlobten bis tief in den Frühling hinausrückten. Allzu günstig für meine langwierige Prämeditation! Ich erhielt Frist auf Frist. Ja, es kamen Augenblicke, wo mir die Hoffnung schmeichelte, ein Wechsel der Gesinnungen oder Umstände könne den ganzen Brautstand wieder in Frage stellen. Inzwischen war der Tag der Hochzeit anberaumt und rückte unerbittlich näher. Ödön hatte sich auf der Schnepfenjagd eine kleine Erkältung zugezogen und wenn ich nicht so thöricht sein wollte, einen Schnupfen für ein Ehehindernis zu halten, so war ich mit meinem Wähnen und Warten zu Ende. Was wollte es sagen, wenn etwa der Aufschub einer Woche dabei herauskam?

Dumpf rafft' ich mich auf. Ich fühlte, daß eine That im Anzuge sei, aber ich fühlte mich kaum noch als ihr Autor, höchstens als ihr Werkzeug.

Ich folgte müde, fast verdrossen.

Ödön lag seit der Schnepfenjagd, die ich selbst mitgemacht hatte, mit seinem Schnupfen auf einer Tanya, wenige Meilen von meinem eigenen Landgut. Es war mir nicht gelungen, auf dieser Jagd meinen zweideutigen Schuß anzubringen, wie überhaupt alle Gelegenheitsfälle, die ich mir ausdachte, in der Wirklichkeit ganz anders lagen, als in der der Phantasie. Das Leben eines Menschen ist doch von Sicherheiten umgeben, welche so leicht nicht zu durchbrechen sind.

Jetzt ritt ich auf die Tanya hinaus. Mein Zigeuner hat mir nicht sagen können, ob Ödön zu seinem Katarrh einen Arzt zugezogen, und welchen.

Ich wollte selbst nachsehen. War der Fall ärztlich, so wollte ich versuchen — ob er nicht tödtlich werden könne. „Medicina est ars impune necandi.“ Ich füllte meine Brieftasche mit Banknoten und ritt meines Weges.

Auf diesem Ritte begegnete mir folgendes Abenteuer.

Am Heckenrand eines einsamen Weinberges fand ich einen Menschen schlafen. Ich kannte den Mann. Es war der alte Abraham, der ehrliche Hausjude Ödöns. Er hatte seine Reisetasche umhängen und ein aufgeschlagenes Büchlein, worin er vielleicht gelesen hatte, war seiner Hand im Einschlafen entglitten. Aus dem Büchlein war ein weißes Blatt Papier gefallen, welches unsern danebenlag. Es regte und rührte sich, und doch war die Luft stille. Ein großer Käfer krabbelte darunter, welcher sich endlich hervorwühlte. Er wendete das Blatt um — es war auf der anderen Seite beschrieben.

zwischen Blut und Leichen, Kugeln und Säbelhieben einher. Jedes dieser Bilder begleitet ein Herzklopfen, das ihr den Athem benimmt. Ihr Zustand wird zuletzt ganz der meinige. Und doch ist sie unschuldig und ich schuldig. Werden ihre Angstgefühle auch vom bösen Gewissen verursacht?

Der Mensch hat einen außerordentlich dürftigen Stoff, woraus seine Begriffswelt sich aufbaut. Dieser Stoff sind seine Sinneseindrücke, wozu sein Verstand die Ursachen sucht. Aber der nämliche Sinneseindruck kann verschiedene Ursachen haben, und die nämliche Ursache verschiedene Sinneseindrücke bewirken. Daher kommt es, dass unsere Begriffe so wenig Gewissheit haben und dass das Denken eine Wissenschaft ist. Die Menge der Menschen ahnt das nicht. Mit einer erschreckenden Flüchtigkeit schließt sie über Ursache und Wirkung und fast die Regel ist's, dass sie so schließt: post hoc, ergo propter hoc. Eine Erscheinung kommt nach der andern, folglich kommt eine Erscheinung aus der andern. Aus verkehrten Schlüssen baut sie eine verkehrte Welt auf.

Ich lebte unter Bildern des Mordes, welche meine Nerven erschütterten. Aber wenn diese Nervenerschütterungen ein Wahrheitsbeweis für irgend welchen Vorgang im Gewissen wäre, so müssten auch die Theaterthränen eine Wahrheit beweinen, da sie doch eine bewusste Täuschung beweinen. Ich bin am Morde Wallensteins oder König Duncans gewiss unschuldig; aber die Vorbereitungen dieser Mordthaten beklemmen mir das Herz, wie es mein eigener Mordvorsatz that. Die Erfahrung erlaubt euch also zu sagen: Die sinnliche Vorstellung eines Mordes erschüttert die Nerven. Was aber gibt euch ein Recht, die Unterstellung zu machen: Es muss die sinnliche Vorstellung eines Mordes sein, *welchen ich selbst* begehen will? es muss Gewissensangst heißen, was ich als Nervenerschütterung erfinde? Das ist ein falsches Glied in eurer Schlussfolgerung. Für diese Behauptung habt ihr keinen Grund.

Er ist behauptet, aber nicht erwiesen.

Inzwischen — ich litt. Mit oder ohne Gewissensursachen litt ich. Und das ist's, was die Moral gegen das gefährliche Spiel meiner Gedanken einzuwenden hat: meine Mordgedanken griffen mich selbst an! sie waren ungesund.

So fand ich die Wahrheit wieder, die ich bei der Betrachtung der menschlichen Dinge schon so manchmal geahnt: sittlich heißt, was das Leben bejaht; unsittlich, was es verneint. Man spreche nicht von den tugendhaften Aufopferungen des Einzellebens; sie bejahen das Gattungsleben. Du sollst nicht tödten — du sollst fürs Vaterland sterben — es ist das Nämliche. Das Dasein, als höchster Gegenstand seiner Selbstanbetung. *Das Gewissen ist der Instinct des Lebens.* Man könnte eine Artillerie erfinden, welche jedes Trommelfell zerrisse; die Erfindung wäre nicht strafbar, aber schädlich. Darum beschränkt der Erfindungsgeist sich

Das also war ein Mord. Wie seltsam! Mit meinen Mordgedanken saß ich monatelang geehrt unter den Menschen, aber für diese Minute musste ich ihnen mit meinem Kopfe Rede stehen! Und doch kam mir das Umleeren zweier Fläschchen gleichgiltig, fast unschuldig vor gegen die monatelange revolutionäre Arbeit meiner Gedanken. Es kam mir vor, dass dem Menschen seine Handlungen weit ferner stehen, als seine Gedanken. Und doch werden wir für unsere Handlungen gerichtet und die Gedanken sind zollfrei. Ich verwunderte mich, wie leicht es war, einen Mord auszuführen, den es so schwer und aufregend zu denken war. Es war mir, als hätte ich etwas Neues gelernt und etwas, das mich beruhigte. Es war mir, als wäre meine Handlung fast gut gewesen, weil sie mich zum erstenmale nach so langer Zeit von meinen bösen Gedanken befreite.

Ödön starb wirklich noch in derselben Nacht. Leichenbeschau, Begräbnis und was sonst damit zusammenhängt, gieng mit jener liebenswürdigen Sorglosigkeit vor sich, womit sich guter ungarischer Brauch von deutscher Pedanterie so glücklich unterscheidet. Meine That lag harmlos unter der Erde, bei so vielen anderen Doctor- und Apothekerthaten. Ich blieb unentdeckt.

O Weltposse voll komischer Ernsthaftigkeit! Habt ihr schon Schulbuben gesehen, die einem gravitätischen Mann einen Haarbeutel anhängen? Ihr lacht selber mit, ihr mögt wollen oder nicht. Je gravitätischer der Mann sich geberdet, desto lächerlicher wird er. Er schreitet stolz und bedächtig, ihr lacht. Er blickt freundlich und leutselig, ihr lacht. Einem Bettler bietet er Almosen und der Bettler lacht. Einem Kinde will er Zuckerwerk schenken und das Kind lacht ihn aus. Alles, was an seiner Frontseite vorgeht, wird lächerlich durch den Appendix seiner Reversseite.

Dieser Hanswurst war mir jetzt die Welt, und der Haarbeutel, den ich ihr angehängt, ein unentdeckter Mord.

Da saß sie, die gravitätische Welt und confiscierte gewässerte Milch und legte Verbalinjurien auf die Goldwage und machte alles Krumme gerad und wusch die Gesetzwäsche bis ins feinste Jabotfältchen hinein und wusste nichts von dem himmelschreienden Mord, der ihr als Haarbeutel im Nacken saß! Wie sie mir schmeichelte, die Welt! Ich hatte ein edles Herz, einen gebildeten Geist, wirkte gemeinnützig, wohlthätig, hatte bürgerliche Tugenden und Verdienste. Und wenn sie mit mir moralisierte, die Welt, so moralisierte ich tapfer mit und hatte ein zarteres Gewissen und ein subtileres Rechtsgefühl als sie alle. Drollige Welt das! Ich habe zwei Fläschchen gegen einander umgegossen, aber wenn sie das wüsste, so wäre es aus mit mir! Sie bildete dann auf einmal sich ein, ihre Weltordnung sei verletzt, und sie könne gar nicht mehr existieren, ohne mein Blut zu haben. Er hat einen unserer Rasse gefällt und jetzt hat er weder Herz, noch Geist, noch Tugenden und Verdienste auf der ganzen Peripherie seines übrigen Daseins. Fort mit ihm!

Eine Person aus Ödöns Umgebung! Nachdenklich ritt ich weiter. Ich empfand, ich weiß nicht welchen Reiz von dem Begegnis. Der Jude konnte mir vielleicht manches sagen, woraus ich etwas zu machen wusste. Er plauderte gern und arglos. Ich lenkte um.

Ich rief den Schlafenden an. Er antwortete nicht. Er schlief fest und schwere Tropfen standen ihm auf der Stirne. Das Blättchen, schien mir, lag jetzt etwas entfernter.

Vielleicht war es wichtig. Ich stieg ab und nahm es auf. Es war ein Recept. Mein Latein ließ es mich leicht entziffern. Eine Art Mandelsyrup mit ein par Tropfen Opiat war die Verordnung. Also eine Arznei, wie sie etwa für einen, welcher wegen Katarrh eine schlaflose Nacht fürchtet, lindernd und schlafmachend verschrieben wird. Eine Arznei für Ödön. Auch trug sie das Datum des Tages.

Inzwischen fiel es mir auf, dass der alte Mann, welcher so eifrig und pünktlich war, einen Gang in die Apotheke verschlafen sollte. Auch das fiel mir auf, dass er schon so früh auf dem Wege müde geworden wäre, denn er war von der Tanya Ödöns, welche seitwärts in den Vorlanden des Kaphegy lag, höchstens ein Stündchen entfernt. Ich dachte nach und bald glaubte ich den Zusammenhang zu errathen. Er war aus der Stadt wohl schon zurück. Er hatte die Müdigkeit des Doppelweges in seinen alten Knochen. Und jetzt fiel mir ein, es sei Freitag abends. Zwar die Sonne stand noch am Himmel, aber sie stand in einer schwarzen gewitterischen Schichtwolke und sein altes blödes Auge mochte die Schichtwolke für den Horizont gehalten haben. Er mochte wähnen, sein Sabbath sei schon eingegangen, da hat er sich hingesetzt und aus dem Büchlein seine Gebete gesagt. Ich hob das Büchlein auf, es war wirklich ein jüdisches Sidur. Erhitzt und müde wie er war, wurde ihm das Sitzen gefährlich, die Natur forderte ihr Recht und er schlief ein. So erklärte ich mir das, was ich sah.

Er war also schon zurück aus der Stadt! Er hatte die Arznei schon bei sich! Bei diesem Gedanken ergriff mich ein Taumel. Ich blickte rings in die Landschaft — sie war menschenleer. Da machte ich mich über die Tasche des Juden her, durchsuchte sie und fand nebst anderen Gegenständen, die er in der Stadt eingekauft, das Arzneifläschchen. Im Nu war es zur Hälfte entleert und das Gift, das ich seit den Tagen meiner Brustbeklemmungen für mich selbst bei mir trug, an der Stelle derselben eingefüllt. Ich bestieg mein Pferd und trabte auf dem weichen Sandboden ungestört weiter. Von der nächsten Hügelreihe sah ich zurück. Der fromme Jude schlief den Schlaf des Gerechten. Seine Lage war noch unverändert. Ich verschwand unter dem Hügel. Fernher von Veßprim tönte das Läuten der Abendglocken und in der schwarzen Gewitterwolke fieng es zu blitzen an, wie ein Licht, das hinter einem dunklen Vorhang hin und her irrt. Ich jagte nach Hause.

recht lebendig im Menschen wird), kurz, da wird alles gethan, was Aussicht auf Brot gibt — für sie! Und nun, nach Jahr und Tag! Sie begegnen sich, gehen sich einander aus dem Wege, werden blass, und jedes blickt nach einer anderen Seite. Was ist geschehen? Nichts. Rein gar nichts. Sie liebten und haben sich, was Wunder, auch ein bisschen geneckt. Das war ein pikanter Tropfen im ewigen Honigseim. Einen zweiten Tropfen! Sie haben sich auch ein bisschen gereizt. Wahrlich, das schmeckt adstringenter als das einfach Süße. Einen dritten Tropfen! Sie haben sich auch ein bisschen gekränkt, sich wehe gethan, sich Unrecht gethan. Das war zu viel. Das war schon Wermut. Nehmen wir ihn zurück! Wer thut es zuerst? An ihm ist's. Macht keines den Anfang? Nein! Ach und so machten sie beide das Ende. Erst spielten sie mit dem Unrecht, dann versteckten sie sich im Unrecht. Sie zerfielen. Und das alles geschah nicht mit Launen und Willkür, sondern mit Nothwendigkeit. Es geschah durch die Kraft, von welcher ich spreche. Es geschah — nach dem Gesetze des Widerspruchs.

Mein Schafhirt lebt einfacher als ein Spartaner und wilder als ein Neuseeländer. Sein Pelz ist sein Haus, sein Hund seine Familie. Roggenbrot ist seine Nahrung, und Speck, welcher fast niemals frisch ist. Zuweilen röstet er sich eine Kürbisschnitte oder einen jungen Maiskolben. Wenn er durstig ist, so gräbt er sich ein Loch in den Sand und trinkt Schlammwasser. Auf einmal macht er sich auf, geht nach Stuhlweißenburg oder Pest und begibt sich in den Laden des ersten Zuckerbäckers. Hier lässt er sich Schaumtorten und Vanilleneis vorsetzen. Er trinkt den ältesten Tokaier und raucht die feinsten Cigarren dazu. Er hat ein Halbdutzend Kameraden mitgebracht, welche er ebenso bewirtet. Abends lässt er sich eine Zigeunerkapelle kommen, eine Kapelle, welche vielleicht der Königin Victoria aufgespielt hat und welche jetzt auch meinem Schafhirten aufspielen muss. Nachts schläft er wie ein Sultan im Harem. Am Morgen zahlt er einen „Hunderter“, die Summe dessen, was er in drei Jahren gespart und gestohlen hat. Er kehrt auf seine Pußta zurück und isst Roggenbrot und trinkt Schlammwasser. War der Mann wahnsinnig? Nichts weniger. Wahnsinnig wäre er geworden, wenn er nicht so — vernünftig gehandelt hätte. Er musste eine dreijährige Lebenslinie unterbrechen und einen Circumflex dazu machen. Das große Weltgesetz ergriff ihn und hätte ihn zerrissen, wenn er es nicht befolgt hätte, — das Gesetz des Widerspruchs.

Und dieses Gesetz war es, welches den Mörder, den nichts verrieth, sich selbst zu verrathen zwang. Es war ein Naturgesetz, ein dämonisches, fatalistisches Naturgesetz, nicht euer Moralgesetz, nicht das Gewissen, welches ich längst zerbrochen wie Schilfrohr!

Ich bin unentdeckt! Der Gedanke hat mir's angethan. Er war die Melodie, die mich peinlich verfolgte, indem sie mich bezauberte. Sie

Aber — ich bin unentdeckt! Es war ein Gefühl aller Gefühle! Die Stellung der Menschen zu mir und meine zu ihnen amüsierte mich unaussprechlich. Irmas leidenschaftliches und oft wiederholtes Bekenntnis, wie sehr ich der Mann ihres Herzens sei und dass sie einzig nur mich lieben könne, war der tollsten Walpurgisnacht würdig. So oft mir Gott Hymen um den Hals fiel, wackelte sein Haarbeutel im Nacken mit einem schauerlich-schönen Ridicül. Der Effect war einzig. Ich musste nur an mich halten, ihn nicht zu stören. Kein Menschenohr durfte es hören, was ich mit der dämonischen Wollust des sichern Geheimnisses mir selbst zuflüsterte! Ich bin unentdeckt!

Nie hat ein Mensch die Wirkung der Komödie in einem größeren Stil genossen. Es war der kühnste Situationswitz. Noch jetzt, indem ich das schreibe, kitzelt mir die Ironie dieser Lage wie ein feines Nießpulver in der Nase.

Das gieng so eine lange Linie von Tagen. Endlich aber kam der Punkt, wo die Linie nicht länger geradlinig sein wollte, sondern sich inbrünstig nach einem Schnörkel sehnte. Und hier war's, wo ich mich selbst verrieth. Nicht mein Gewissen that's, ich protestiere dagegen. Das ist ein Elender, welcher mordet und doch ein Gewissen hat: diese usurpierte Ehrbarkeit hatte meiner Kritik nicht standgehalten. Nein, sondern eine Kraft that's, viel solider als das leicht zerbröckelnde Gewissen, welches keine Urkraft ist, sondern der Bruchtheil einer Kraft. Die Kraft, von welcher ich spreche, ist darum so stark, weil sie überhaupt nicht gewusst wird. Es gibt keinen Widerstand gegen sie. Ihr könnt sie nicht verneinen, denn sie ist selbst schon eine Verneinung. Ihr könnt euch nicht abfinden mit ihr, denn sie überrascht euch. Sie thut alles, was ihr nicht voraus seht und ihr seht nichts voraus von dem, was sie thut. Sie reguliert oder verwirrt jeden Ruck eurer Lebensuhr. Sie stößt eure Salzfässer, wie eure Throne um.

Ihr glaubt mir nicht? Wohlan, hier sind ein par Muster davon.

Jüngling und Mädchen lieben sich. Wenn sie beisammen sind so fließt Glück zu Glück und Freude zu Freude. Welch Bauen und Umbauen an tausend Himmeln, welch ruheloses Ruhen in allen Seligkeiten! Welch ein geschäftiges, vom süßesten Nichts bereichertes Ineinanderleben! Wie ewig neu machen sie es, sich zu haben, sich zu halten, sich anzublicken und anzulächeln! Wenn sie getrennt sind — so sind sie doch nicht getrennt. Seht die Finger des Mädchens. Da baumelt zu allen Stunden des Tages und des Lampenlichtes irgend ein seidenes, goldenes, beperltes, allerliebst ersonnenes Getändel, daran wird gestickt, gewirkt, gehäkelt, geknötet — für ihn! Seht das Treiben des Jünglings. Da wird studiert, sollicitiert, petitioniert, da wird der Stolz, die Ehre, vielleicht selbst das Gewissen gebeugt (denn diese Maschine wackelt immer, wenn's

An diesem Punkte will ich auch eine große Entdeckung mittheilen. Es ist eine Entdeckung — so groß in der Ethik, wie in der Physik das Gesetz der Schwere. Ich habe sie praktisch an mir entdeckt und ihr tödtet den Entdecker; aber bereichern soll sie wenigstens eure theoretische Erkenntnis. Hört mich an, Menschen, die ihr vor dem Katheder meines Schafotts als meine Schüler steht.

Ich las als Knabe eine Geschichte des byzantinischen Kaiserthums. Zoë vergiftet den Zeno und Zeno vergiftet die Zoë. Eudoxia vergiftet den Alexis und Alexis vergiftet die Eudoxia. Es vergiften sich die Prädententen und Nebenbuhlerinnen, es vergiften sich die Hofsoldaten, Hofmönche, Hofeunuchen und Hoffräulein. Ich las in Merimés Colomba die corsische Blutrache. Ich las in Widemanns und Hauffs Sammlung von Länderbeschreibungen über die Blutrache der dalmatinischen Slaven. Blut über Blut! Kein Mensch, der nicht einen Menschen getödtet! Sie überfallen sich in Haufen, sie meucheln sich einzeln, der eine rächt sich und der andere rächt sich am Rächer — und was mich am meisten erstaunte: alle diese Menschen essen, trinken, schlafen, verdauen, singen, tanzen, lieben und werden geliebt, pflanzen sich fort und jeder ist, soviel man sehen kann, ganz à son aise. Und doch sind es Menschen, Europäer, ja sogar Christen. Wie kommt das? Ich war Knabe, und noch fand ich die Antwort nicht.

Jetzt hatte ich sie. Setzt mich in eine Gesellschaft, wo ich sagen darf: ich habe gemordet, wo ich's zu Menschen sage, welche selbst wieder morden und gemordet haben; — und es gibt kein Gewissen! Das Herz schlägt ruhig, die Stirn bleibt frei und offen. Nicht das Gewissen, das G e h e i m n i s macht den Mörder zum Mörder. Zu wissen, ich weiß etwas, das andere nicht wissen dürfen; genöthigt zu sein, in Blick, Miene, Wort und Geberde sich zu bewachen, sich zu verstellen: das ist's, was dem Culturmörder sein Kainszeichen aufdrückt. Das ist's, was unheimlich zwischen ihm und den andern steht, das ist der Duft, der ihn umwittert, das Grauen seiner Nähe. Das auch ist sein eigenes Alpdrücken. Wohl drückt ihn etwas, aber die drückende Kraft erklärt ihr euch falsch. Nicht das Gewissen, das Geheimnis drückt ihn. Nehmt das Geheimnis von ihm und der Mann ist heil wie ihr Alle. Das Geheimnis, das Geheimnis, das ist das vermeinte Gewissen des Mörders! Merkt euch das.

Armes geächtetes Geheimnis! Was solltest du unter Menschen? Ich floh die Menschen, ich floh in die Einsamkeit. Ich trieb mich tagelang in Wäldern und Wüsten herum, in öden Berggründen, auf verwachsenen Wildwegen. Es that mir wohl, so allein zu sein. Ich sah eine Welt voll ungeheurer Massen vor mir, fest und ewig gebaut — und nicht auf Sittenbegriffe! Sie bestand. Sie war schön. Namenloser Zerstörung bedürftig athmete sie Leben, Ordnung, Duldung. Es war eine Welt,

summte mir im Kopfe, sie summte mir auf den Lippen. Ja, auch auf den Lippen! Wo ich gieng und stand, murmelten meine Lippen das Wort. Es war entsetzlich. Ich konnte mir's nicht mehr abgewöhnen. Ich konnte mir höchstens angewöhnen, in der Gesellschaft mit Menschen behutsam zu sein.

Dieses Wächteramt wurde mir lästig. Es spannte und schraubte mich unerträglich. Eines Tages machte es mich besonders ungeduldig, und da fuhr mir der Gedanke durch den Kopf: Warum muss ich denn auch? Wie schön wäre die Menschheit, wenn ich nicht müsste! wenn sie so starkgeistig wäre, wie ich selbst! Statt meiner Devise: ich bin unentdeckt, — dürfte ich dann freimüthig sagen: Ich habe gemordet!

In jener Minute war mein Verräther geboren. Es zischte was in der Luft, — es war der erste Schliff an meinem Henkerbeil. Das große Naturgesetz ergriff mich — das Gesetz des Widerspruchs.

Ich habe gemordet! Ein wahnsinniger Zauber lag in dem Worte. Es setzte sich unwillkürlich an die Stelle des vorigen. Es biss sich wie ein Vampyr in mein Blut und sog, was das innerste Herz verschließen sollte, an die Oberfläche heraus.

Ich habe gemordet! O, dass ich dies, was vor vielen mich auszeichnet, allen verschweigen muss! Erst in diesem Worte schien ich mir Mensch. Es maß das Letzte der Menschheit aus. Es schien mir, als sollte jeder Mensch erleben, was ich erlebt hatte, um mitsprechen zu dürfen. Nur Kinder sind unschuldige Wesen vor ihrer Geschlechtsreife. Die Schuld ist mannhaft. Warum sollte die höchste Schuld nicht höchst mannhaft sein?

Ich habe gemordet! O dürft' ichs nur einem sagen, der eine sollte mir die ganze Menschheit bedeuten! Wie oft nahm ich Irmas Kopf in meine Hand, diese Schrift voll Sinn und Charakter, und dachte mit Gram: Weib, warum darfst du nicht wissen, um welchen Preis du mein bist! Es war ja deine Wirkung! Warum darfst du deine eigenen Wirkungen nicht kennen? Ich fieng an, sie zu hassen.

Ich gieng meinen Freunden durch. Es waren Männer. Ach, sie waren es nicht! Sie waren es überall, nur hier nicht. Ich fand keinen einzigen, dem ich mich anvertrauen mochte. Sie alle standen vor der Schranke, die ich übersprungen, gebannt. Und theilweise waren es Männer, welche radical dachten, revolutionär handelten. Wie armselig! Ich fieng an, sie zu verachten.

Mein Behagen verschwand. Mein Muthwillen, meine ironische Laune war dahin. Ich wurde ernst, traurig. Ich fühlte mich isoliert und meine Isoliertheit machte mir Schmerz. Unbarmherzige Beschränktheit der Menschen, die mir das auferlegte! Sie wussten nicht, was sie mir thaten, aber ich konnte es ihnen nicht verzeihen. Sie thaten mir wehe. Sie zwangen mir ein Geheimnis auf, und welcher Mensch kann leben und glücklich sein, mit einem Geheimnis auf der Seele?

tafel bedeckt hunderte von Quadratmeilen. Wie ein Matrose in seinem Mastkorb das Meer überschaut, so überschaut ein Reiter von seinem Sattel herab dieses Land. Nein besser! Denn das Meer kann immerhin Wellen werfen, aber das Alföld erhebt sich zu keiner Welle. Es ist eine absolute Ebene. Sein Horizont ist nach allen Seiten hin unbegrenzt. Es ist eine Horizontale, wie mit der Wasserwage profiliert. Hier gibt es keine Grenze, nur die Grenze der Sehkraft. Hier gibt es keinen Versteck, keinen Hinterhalt, keine Verborgenheit, was da ist, ist sichtbar.

Trunken von der Freiheit dieses Raums, spornt' ich mein Rofs und tummelte mich wie ein Walfisch im Ocean. Mit einem einzigen Blick überflog ich die Oberfläche — sie war menschenleer — und jubelnd schrie ich mein Wort in die Lüfte: „Ich habe gemordet!"

„Wir haben's gehört!" antworteten zwei Männer, welche auf einmal aus der Erde heraufstiegen. Sie hatten einen Feldbrunnen ausgeböscht und waren nicht auf der Erde, sondern in der Erde.

Mein Rofs scheute — und noch mehr der Reiter. Wir stürzten. —

Der Rest ist Criminalgeschichte. Verhöre, Zeugenaussagen, Apothekerbücher, Leichenausgrabung — das alles gehört nicht hieher. Lest es in der Zeitung nach. Natürlich tröpfelte aus all diesen Quellen doch nur ein Wahrscheinlichkeitsbeweis zusammen, dem noch alles zur Gewissheit fehlte. Dringend schärfte mir deshalb mein Anwalt die erste aller Vertheidigungsmaximen ein: Quid fecisti nega. Ich aber antwortete: Ein Gentleman lügt nicht.

Auch ein Philosoph thut es nicht. Was hatte ich mehr zu verlieren, als was Ödön verloren, — nicht ein Leben, sondern einen Augenblick? Die Philosophie, die ich gegen ihn spielen ließ, musste wahr sein auch gegen mich selbst. Ich konnte sie zum Blutzeugen ihrer Wahrheit machen an meinem eigenen Leben. Gab ich sie preis? prostituierte ich sie? stieß ich sie als Lügnerin hinaus in die Welt? Nein, du sollst keinem falschen Spieler gedient haben! Du warst mehr als eine Kupplerin meiner Leidenschaften. Ich bekenne mich zu dir im Leben und im Tod, ich bin ein ehrlicher Mann.

Und auch ehrgeizig bin ich. Ich bin stolz, ja hochmüthig. Ich verachte die Menschen und achte mich selbst. Es schmeichelte mir, mich zu einem Morde zu bekennen. Das war eine That, die vor vielen mich auszeichnete. Ja, vor Mördern selbst. Es war kein gemeiner Todtschlag. Es war ein pompöser, feierlicher, wohlausgetragener, hochphilosophischer Mord. Es war ein Gang über den moralischen Rubicon, nicht wie ein Dieb schleicht, oder wie ein Trunkener torkelt; nein, wie ein Cäsar marschiert, mit Sang und Klang, in Reih und Glied. Ich darf sie zeigen, diese That, und ich will es.

Aber zuletzt bin ich auch wohlthätig. Ich will ihm was Gutes zukommen lassen, meinem schöngelockten Untersuchungsrichter, der noch ein

welche ein Mord nicht aus den Angeln hob. Der Iltis mordete die Vogelbrut und die Wildkatze den Iltis. Blutbefleckt zu jeder Stunde des Tags und der Nacht, zeigte sie ihr Antlitz heiter und unschuldig der lichten Sonne und dem stillwandelnden Monde. Es war eine Welt, in welcher der große Weltgeist nicht als kleiner Menschengeist herrschaftete. Es war meine Welt.

Ich habe gemordet! rief ich einst in der wildesten Einsamkeit des Kaphegy aus voller Brust heraus. Es war ein Jubelton, wie der Champagnergeist die Fessel des Korks in die Lufte sprengt. Die Lüfte brausten, die laubschweren Eichen rauschten darin, — die Elemente verschlangen und übertäubten das Wort, wie eine Meeresbrandung das Brechen einer kleinen Muschel. Und doch that es mir wohl.

Kindischer Genuss! ich schämte mich meines knabenhaften Muthwillens. Ach, ich schämte mich vergebens. Es that mir wohl. Und nachts, noch als ich im Bette lag, freute es mich, an diesen Augenblick zu denken und kaum meine schöne Bettgenossin freute mich so. Ich habe mein Geheimnis laut in die Lüfte gerufen! Kindischer Genuss, aber — Genuss. Er muss wiederholt werden. Ich lechzte darnach.

Schon am folgenden Morgen ritt ich mit meiner Absicht wieder ins Freie. Aber jetzt erst fiel es mir ein, dass eine Berglandschaft nichts weniger als frei im Sinne meiner Absicht. Wie leicht verbirgt sie einen Menschen vor dem Auge des andern! In wechselnder Hebung und Senkung überragt jede Bodenspanne die andere; Fels, Busch, Baum, ja selbst hochwüchsiges Kraut bilden zahlreiche Verstecke. Ich erschrak, dass ich daran nicht schon gestern gedacht. Heute dacht' ich daran und hielt klüglich an mich.

Traurig ritt ich nach Hause. Die klangvolle Nachtigallenstimme meiner Irma, das zirpende Gezwitscher meines Söhnchens erfüllten mich mit Neid. Die Glücklichen! sie dürfen es aussprechen, was sie auf ihren einfältigen Herzen haben. Es ist freilich nicht viel, aber so wenig es ist, sie haben Redefreiheit, diese üppigen Schnäblein. Es ist das Privilegium ihrer Unschuld. Hol's der Kuckuck! Die Sprache hat kein Recht, sich von Thierlauten zu unterscheiden, wenn sie nicht dort anfängt, wo die Unschuld aufhört.

Ich floh mein Haus. Ich durchstöberte das Land, mit keinem anderen Gedanken als — mein Wort auszusprechen. Ich suchte nah und fern den Boden, wo ich's mit Sicherheit konnte.

Da fiel mir das Alföld ein. Es war eine Reise dahin, aber — ich wäre bis ans Ende der Welt gereist, um meinen Adlerschrei auszustoßen. Ich nahm Abschied von Weib und Kind — es war ein Abschied fürs Leben.

Kennt ihr das Alföld? Das Alföld ist ein flacher schwarzbrauner Boden — flach und schwarzbraun wie eine Schiefertafel. Diese Schiefer-

aufgehört hat, dann ist doch auch das Individuum hin? gewiss, und wahrhaftig hin? unwiderbringlich und für immer hin? Das wäre traurig. Herz, mein Herz, lass uns nachdenken!

Als das Mastodon ausstarb, das Dinotherium, das Megatherium, — da konnten sie denken: nun ist's aus. Après nous le déluge. Und siehe da, sie kam wirklich, die Sündflut, aber nach der Sündflut kam wieder das Leben. Es war nicht aus. Auch die Gattungen sind nur Individuen. Das Geschlecht der Saurier oder das Geschlecht der Menschen sind nur wie verschiedene Schriftarten in einer Druckerei: der Setzer setzt bald aus dieser, bald aus jener; – bald legt er Garmond ab und setzt Cicero, bald legt er Cicero ab und setzt Bourgeois, aber immer setzt er. Und immer setzt er den nämlichen Text. Der Text heißt: lebe, empfinde, sei da.

Getrost, lieber Mond, wir sehen uns noch manche Jahre. Sie richten mich so wenig hin, als dich selbst. —

Soeben kommt mein Zigeuner. Der Bursche philosophiert trotz seinem Herrn nur in seiner eigenen melancholischen Weise. Wo ich Alleben sehe, sieht er Alltodt. Wo ich das Bleiben und Werden sehe, sieht er das Verschwinden und Vergehen. Er tröstete mich mit folgenden Worten: Was willst du, gnädiger Herr: dich bringt der Henker um, aber den Henker die Cholera oder ein Schlagfluss. Wir alle sind nur für den Tod da.

Trost den Sündern.

Ich saß in dumpfes Sinnen ganz verloren
Und starrte trüb ins Leere unverwandt.
Warum sind wir zu diesem Sein geboren,
Wenn wir's vergiften oft mit eig'ner Hand
Und Jahr um Jahr, gedankenlose Thoren,
Nachjagen wortlos gleißnerischem Tand,
Kurzsichtig oft im eig'nen Fleische wühlen,
Und was uns wirklich noth thut, doch nicht fühlen?

Wohl jenem, dem sein kindisch eitles Streben
Im Lichte der Erkenntnis nie erscheint,
Der nimmer suchend, geistig sich zu heben,
In hohlen Freuden Glück zu finden meint;
Denn bitter ist's, wenn ein vergeudet' Leben
Nutzlos mit heißen Thränen man beweint;
Um zu erkennen dann mit klaren Sinnen,
Dass es zu spät, ein neues zu beginnen.

Jawohl zu spät! Denn willst du's auch erringen,
Das „Einst“ von dir zu werfen ganz und gar,
Die Achtung derer wirst du nie erzwingen,
Die tugendhaft sich dünken, gut und wahr,

junger, aber sehr strebsamer Mann ist. Der hübsche Mensch hatte seinen Glückstag, als ich mich eines Morgens vor ihn führen ließ und ihn also anredete: Machen wir ein Ende, Freund. Ich bin gekommen, um Ihnen ein volles Bekenntnis abzulegen. Nicht wahr, das freut Sie? Geben Sie mir die Hand. Sie sind ein Mann nach meinem Geschmack. Ihr Renommé ist Ihnen Ihr Zweck, und dass ich an den Galgen komme, ein Mittel zum Zwecke. Bravo! Es freut mich, einen Egoismus zu sehen, der mich eben so gern umbringt, wie ich den Ödön umgebracht habe. Gute Gesellschaft, Freund, gute Gesellschaft! Ich habe Sie lange zappeln lassen, nicht wahr? Ach ja, an einem Manne wie ich, sind Sporen zu verdienen. Aber sehen Sie, das wollte ich auch. Ich wollte Ihr Glück machen. Ich wollte eine harte Nuss sein, damit Sie sie mit fracas aufknacken und der Welt Ihr starkes Gebiss zeigen können. So müssen Sie vorrücken. Aber ich weiß, das Vorrücken brauchen Sie, um Ihre Esabé zu heiraten und eine Familie zu gründen. Also gründen Sie Ihre lieben Kleinen. Die armen Narren warten schon mit Schmerzen darauf, geboren zu werden. Wohlan, sie sollen's aus meinem Cadaver. Da habt ihr ihn.

Mein Verhörsprotokoll ist unterschrieben. Ich habe alles gesagt, was ein Todesurtheil braucht. Also sterben wir! Werfen wir's hin, dieses Leben, wie ein ausgetrunkenes Glas. Dir bring ich's, Irma! Ich habe mein Leben genossen, mein Weib besessen, — was will ich mehr?

Und lebt nicht mein Söhnchen? Hahaha! Da geh' ich herum in meinem Kinde, aber ich bin ein unschuldiges Kind. Ja, so nennen sie's. Der Mörder im verjüngten Maßstabe ist ein unschuldiges Kind. Dass es mein Ich ist, mein Selbst, meine Fortsetzung, das geben sie ohne weiters zu; aber — es ist unschuldig! es bleibt straflos. Und das nennen sie die Gerechtigkeit wiederherstellen!

Ich bin zu Ende. Ich habe den letzten Tropfen vom Tageslicht ausgetunkt. Kaum seh' ich noch meine Buchstaben. Der Mond taucht hervor; — wie ein verweintes Gesicht steht er dunstig in nassen Herbstwolken. Ich seh' ihn zum letztenmale. Morgen seh' ich ihn nicht mehr. Und doch — wird er gesehen werden. Andere werden ihn sehen. Andere? Warum andere? Gibt es denn andere? Ist nicht *ein* Mensch die ganze Menschheit, sind die anderen nicht ich selbst? Wenn du vom Anfang bis zum Ende die Mondnacht über die Länge des Plattensees hinwandelst, sagt man denn: jetzt spiegelt sich der Mond in anderen Tropfen? Was ist anderes? See dort und hier — alles!

Auch das Ich ist ein Aberglaube! Es ist der zäheste, der hartnäckigste, es ist der Aberglaube auch noch derjenigen, welche nichts glauben. Aber unüberwindlich ist sogar er nicht. Man kann ihn aufgeben. Das erste Auge auf Erden war meines, und das letzte ist's auch.

Das letzte! Aber dann? Dann ist's doch aus? Wenn die Gattung

Dass dein Geschick sich möge dir verkünden,
Das war es ja, was oft dein Herz erbat,
Mit deinem Willen wolltst du dich verbünden,
In dir ertödten böser Wünsche Saat,
Ein heilig Feuer in der Brust entzünden
Und hemmend greifen in des Schicksals Rad;
Du hofftest seinen Lauf noch aufzuhalten,
Aus eig'ner Kraft dein Leben zu gestalten.

Thörichter Wahn! Du Ärmste glaubst zu wollen
Und willst doch nur, weil du es eben musst
Kraft jener dunklen Macht, der räthselvollen,
Die treibend schafft in aller Menschen Brust
Und jene handeln läſst, wie sie nicht sollen,
Und diesen nur am Guten schenkt die Lust,
Kraft jener Macht, die schon mit euch geboren,
Zu deren Spielball ihr seid auserkoren.

Und lebtest du auch noch einmal dein Leben,
Du müsstest thun, wie eben du gethan –
Sein Selbst zu ändern keinem ist gegeben,
Dein Wille nicht, dein Ich weist dir die Bahn,
Die dich in reine Sphären kann erheben
Und dich versenken kann in dunklen Wahn.
Nicht, was du thust, ist's auch, was dich vernichtet —
Ob dessen, was du bist, wirst du gerichtet.

Doch nicht in der Verzweiflung schlimmen Zielen
Verliere dich! O lerne, was versöhnt:
„In der Erkenntnis liegt, und gutem Willen,
Ein süßer Trost, der alles dir verschönt,
Und ein Genuss, den jene oft nicht fühlen,
Die ungeprüfte Tugend hat gekrönt.
Im unentwegten Schaffen und Bemühen
Wird dir noch ein beneidet' Glück erblühen!"

Als hielt' mich eine Zaubermacht gebunden,
Sah's stumm ich und erstarrt noch lange Zeit,
Da längst mir schon die Traumgestalt entschwunden
Und wieder ich erwacht zur Wirklichkeit.
Wie bitt'res Leid hatt' ich vorher empfunden
Und ach! wie fühlte jetzt ich mich befreit!
Was mir im Traum des Jünglings Wort verkündet,
Hat neue Lust am Sein in mir entzündet.

Jenny von Reuß-Hoernes.

Die 's lieben, sich zu Richtern aufzuschwingen
Und sind doch selbst nicht aller Sünden bar —
Und wären sie's, liegt's oft am Blut, dem trägen
Und dass Versuchung fehlt auf ihren Wegen.

O, zeigte sich die Zukunft uns'ren Blicken
Schon in der Jugend durch ein Horoskop,
Wir würden jeden bösen Wunsch ersticken,
Der sich in uns'rer tiefsten Brust erhob,
Bevor ihm's noch gelang uns zu umstricken
Mit gold'nen Netzen, die er lockend wob.
Wär's uns vergönnt, das Künft'ge zu erkennen,
Wir würden blind nicht ins Verderben rennen!

Von tiefer Mattigkeit ward ich befallen,
Und träumend hatte sich mein Haupt gebückt,
Da war's, als säh' ich lichte Nebel wallen,
Hellschimmernd rings, als wäre ich entrückt
Schon dieser Welt in überird'sche Hallen.
Und staunend halb, und halb von Furcht bedrückt
Sah' ich die ros'gen Wolken um mich wogen
Wie sonst beim Abendroth am Himmelsbogen.

Wie sie nun plötzlich rasch zur Seite weichen,
Gehorchend einer himmlischen Gewalt!
Auf edler Stirn der Gottheit hehres Zeichen,
Von braunen Locken schmeichlerisch umwallt,
Umblüht von einer Schönheit ohne Gleichen
Erscheint mir eines Jünglings Huldgestalt
Und blickt mich an mit forschend ernsten Augen,
Die Wahrheit aus der Seele mir zu saugen.

Mein ganzes Herz erbebt in süßem Grauen,
Da klingt's aus seinem Munde ernst, doch mild:
„Du wolltest dich, Unselige, getrauen,
Zu seh'n der Zukunft tief verhülltes Bild,
Dein eigen Schicksal wolltest kühn du schauen,
Wie's von der ems'gen Clotho Rocken quillt,
Was noch bisher kein Sterblicher ertragen,
Das wolltest du, ein schwaches Weib, nun wagen?

Ja, wähnst du denn, du könntest's überstehen,
Zu schau'n die Nächsten dir vom Tod geraubt,
Vom Windeshauch der Freundschaft Band verwehen,
An das du unerschütterlich geglaubt,
Vermöchtest je des Liebsten Brust zu sehen
Geschmiegt an eines andren Weibes Haupt,
Und deiner Feinde Sieg und deines Freunds Verderben,
Und sähst dies alles, ohne dran zu sterben?

Dann nimm sie hin, die hellkrystall'ne Schale,
Aus meiner Hand und sieh bis auf den Grund!
Dein Schicksal spiegelt sich in dem Pokale
Und thut sich dir, wie du ersehntest, kund.
Du zögerst noch? Und nun mit einemmale
Weichst du zurück und es erblasst dein Mund?
Was eben noch dein glühendstes Verlangen,
Das stoßest zitternd du von dir mit Bangen?

bedungen – durfte in diesen Nächten ihm begegnen, nur sein Feind Wulf der Schmied hatte ihm aufgepaßt.

Darauf hielten die Zünfte der Stadt eine Sitzung, um über die hundert Mark Belohnung zu berathen. Dies Geld war aber kaum zu erschwingen; viele waren auch dagegen, weil Hunold ein fremder Abenteurer sei. Dazu kam, dass einige Frauen in des Bürgermeisters Keller eine ungeheuere Ratte mit fünf Köpfen und vielen Beinen bemerkt hatten, die man für den Bösen hielt und die mit dem Spielmann im Bunde stehe.

Wiederum ward nun im Rathhause verhandelt, während draußen die Kinder sich an den Tönen des Spielmanns ergötzten. Dann begab sich der Rattenvertilger zu den Räthen und forderte seinen versprochenen Lohn und meinte, jenes Ungethüm im Keller sei nur der zurückgebliebene Rattenkönig. Trotzdem wurden ihm die hundert Mark verweigert. Nur die Frauen und Mädchen in der Stadt waren auf seiner Seite, denn sie vermochten den Zaubertönen nicht zu widerstehen. Von den Männern fühlte der Bürgermeister allein sich zum Danke gegen den Rattenfänger verpflichtet, schickte ihm eine Belohnung und ladete ihn sogar ein, am Verlobungsfeste seiner Tochter die Gäste durch Gesang und Spiel zu erheitern. Und wirklich erschien er in der vornehmen Gesellschaft in einem schmucken Festgewande, rührte die Saiten und sang ein bezauberndes Lied zum Lobe der Frauen. Auch die Braut, des Bürgermeisters Töchterlein Regina, war entzückt.

Sinnend blickte Hunold jetzt hinüber zu Regina und sein Auge traf in ihres. Alles Blut stieg in ihr Antlitz. Hunold aber spielte und sang:

„Zwei Sterne machen mich jung und alt
Und haben über mich alle Gewalt
Mit ihrem Blitzen und Blinken;
Ich weiß auch einen rothen Mund,
Ach! daran könnt' ich mich gesund
Von allen Schmerzen trinken.“ — u. s. w.

So rächte sich durch Mädchenfang der um seinen Lohn betrogene Rattenfänger, der nicht einmal einen Säbel an der Seite trug. Auch andere Mädchen waren entzückt von seinem Gesange. Die Eifersucht blieb natürlich nicht aus. Der Bräutigam und andere beschuldigten ihn der Zauberei und das Ende vom Liede war, dass man ihn in den Kerker brachte. Nur seine Geliebte, das Fischermädchen Gertrud, sann auf seine Rettung.

Es wurde dann Gericht gehalten; auf dem Hügel um den Ring hatten die Bewohner Hamelns sich zu Tausenden versammelt, um das Urtheil der Schöffen zu vernehmen. Diese verurtheilten ihn zum Tode. Da erschien plötzlich Gertrud und rief: „Er ist mein, gebt mir sein Leben! Als mein gutes Recht hier fordere ich's.“

Das musste nach altgermanischem Recht bewilligt werden, allein er ward für immer aus der Gegend verbannt. Als aber seine Lebensretterin

Der Rattenfänger von Hameln,

ein lockender Spielmann aus alter Zeit. Von Theodor Vernaleken.

Unsere Leser werden sich erinnern, dass der deutsche Dichter Julius Wolff diese nur scheinbar abenteuerliche Geschichte poetisch bearbeitet hat*) und dass sie auch als Oper in großen Theatern aufgeführt wird.

Die Dichtung von Wolff enthält Folgendes:

Mäuse und Ratten gibt's überall, aber besonders zahlreich waren sie einst in Hameln, einer Stadt an der Weser in Niedersachsen (später Hannover genannt). Dort meldete sich eines Tages ein Spielmann, namens Gunold Singuf, beim Rathe, um das lästige Ungeziefer zu vertreiben. Er gab an, er könne Thiere und Menschen durch sein Spiel anlocken, nur müsse er mit der Ausführung auf den Vollmond warten. Hunold war zugleich auch ein Vogelsteller. Da zirpte ihm eines Morgens der Zaunkönig zu: „Mausefänger, Herzensdieb! Wenn du pfeifst, so tanzen alle, tanzen Mäuse und auch Mädchen — doch nimmt's mit dir einmal ein übles Ende." Manche Menschen hatten vor ihm ein Grauen, denn wie mit der Laute, so spielte er auch mit den Herzen der Mädchen. Mit der Fischerstochter Gertrud entspann sich ein Verhältnis, das deutlich erinnert an dasjenige Gretchens zu Faust.

In einer Nacht leistet der Vollmond dem Rattenfänger zauberischen Beistand, so dass er durch Spiel und Gesang alle Mäuse und Ratten hervorlockt. Dies schildert der Dichter in einer meisterhaften Sprache, die alle Bewegungen des herbeieilenden zahllosen Ungeziefers treulich malt. Sie stürzen sich in die Fluten der Weser und ersaufen in der sogenannten Geisterstunde (zwölf bis eins). Das dauerte sieben Nächte hindurch. In der siebenten Nacht kam noch eine alte blinde Rabenmutter, die den Weg des Todes watschelte. Kein Mensch — so hatte sich's der Fänger aus-

*) Berlin bei Grote. Wesentlich auf Grund der Sage Nr. 244 von den Brüdern Grimm (1816). Diesen kurzen Bericht hat Wolff kunstgemäß in poetischer Weise erweitert. Der Operntext ist von Friedr. Hofmann. Von Wolff (geb. 1034 in Quedlinburg) ist auch der „Till Eulenspiegel" u. a.

Gänse und anderes Gethier, folgten dem Magier, der sie fortführte und niemand weiß wohin.*)

A. Kuhn erzählt in den „Norddeutschen Sagen“ Nr. 99 Folgendes: Nach Brandenburg ist einmal ein Mann gekommen mit einem Leierkasten, der hat so wunderbare Töne gespielt, dass ihm alle Kinder der Stadt in großen Haufen nachgefolgt sind. Da ist er hinausgegangen vors Thor an den Marienberg, der hat sich aufgethan und da sind Mann und Kinder hineingegangen und nie wieder zum Vorschein gekommen.

Alle diese Sagen haben einen tieferen Sinn, wenn man ihre mythologische Seite in Betracht zieht. Offenbar sind hier zwei mythische Vorstellungen vereinigt: die Einwirkung der Musik auf die Geschöpfe und die Bedeutung der Mäuse.**)

Am vollständigsten ist die anfangs erzählte Rattenfänger- oder Spielmannssage von Hameln, auf die wir zum Schlusse zurückkommen müssen. Ich habe der Entstehung dieser wunderhaften Sage lange nachgeforscht, ob etwa auch Geschichtliches zugrunde liege. Den wahrscheinlichsten Anhaltspunkt finde ich in der „Zeitschrift des historischen Vereines für Niedersachsen“ (Jahrgang 1882, Hannover). Das Ergebnis wollen wir unsern Lesern nicht vorenthalten.

Die Sage ist erst allmählich aus verschiedenen Bestandtheilen zu einem Ganzen geworden. Zu allererst wird das Verschwinden der Kinder im Berge erwähnt (1284). In einem Zeitbuche wird berichtet, dass in Hameln eine Anzahl Kinder tanzsüchtig geworden und aus der Stadt gewandert seien. Eine solche Tanzwuth wird gewöhnlich Veitstanz genannt, äußert sich in krampfhaften Bewegungen und kommt fast nur im Kindesalter vor. Wenn nun in alter Zeit das Volk solche Vorkommnisse sich nicht zu erklären wusste, so kam ihm seine Phantasie zuhilfe. Die mythische Naturauffassung des Volkes bietet uns unzählige Beispiele; zum Beispiel zwischen Budweis und Krumau ist ein Schloss Goldenkron, in dessen Hofraume eine alte Linde steht. Ihre Blätter sind mit dem Stiele so verwachsen, dass sie eine Kapuze oder Tüte vorstellen. Vor Jahren stand hier ein Kapuzinerkloster, das den Hussiten preisgegeben wurde. Der Anführer ließ die Mönche gefangen nehmen und an diesem Lindenbaume aufhängen. Und seit der Zeit hat der Baum kapuzenartige Blätter.

So weiß die Phantasie des Volkes manches zu deuten, von dem die Gelehrten keine Ahnung haben.

---

*) Hagen im Jahrbuche IV, Seite 56. Ähnliches erzählt man sich in Belfast (Irland) von einem zauberischen Pfeifer, der das junge tanzende Volk in einen Berg lockte. Auch W. v. Humboldt hörte ein solches Märchen bei den Basken. (Kawisprache 1, 258.)

**) Wer Interesse dafür hat, den verweise ich auf ein in Prag (1862) erschienenes Büchlein von Virg. Grohmann: Apollo Smintheus und die Bedeutung der Mäuse. Ferner auf Simrocks deutsche Mythologie § 128. (Seelen und Gespenster Seite 484 fg.)

sich selbst den Tod gegeben, schwur er Rache der verfluchten Stadt und das führte er aus in folgender Weise.

Sonntag war's, da blies Hunold in den Straßen auf der Schalmei gar schöne Weisen. Die Erwachsenen waren in der Kirche, nur die Kinder kamen aus den Häusern und horchten den lockenden Tönen; eine Schar nach der andern trippelte dem Spielmann nach, denn sie hatten gehört, dass ihr Liebling bald die Stadt verlassen musste. Er sang zur Fiedel:

„Da hinter dem Berge, da funkelt ein Schloss
Mit Höfen und Brücken und Zinnen,
Da spreizen sich Pfauen, da wiehert manch' Ross,
Und herrlich wohnt es sich drinnen;
Halb ist es von Marmel, und halb ist es doch
Von Zucker und Marzipane,
Die Treppen sind breit und die Säle so hoch,
Vom Thurme weht eine Fahne. —
Bald seht ihr vom Schlosse das blinkende Dach,
Euch reuet wohl nimmer die Reise,
Kommt, kommt, lieb' Kinder und folgt mir nach
Ganz heimlich und stille und leise."

Der Berg war genannt der Koppenberg oder Calvarienberg. In diesen verschwanden die Kinder mit dem Spielmann. Es sollen nach den städtischen Urkunden hundertdreißig Kinder gewesen sein.

So lautet die poetische Erzählung von J. Wolff.

Sehr viele Volkssagen, selbst wenn sie an einem bestimmten Orte haften, werden auch infolge der Wanderungen anderwärts erzählt, natürlich mit Abweichungen, so dass die Verwandtschaft — ähnlich den Sprachen — oft schwer zu erkennen ist. Nur einige Überlieferungen wollen wir hier noch erwähnen.

Die alten Griechen erzählten von Orpheus, dessen Gesang so gewaltig war, dass er selbst Bäume und Felsen bewegte und wilde Thiere bezähmte. Als seine Gattin starb, stieg er in die Unterwelt (den Hades) hinab, um sie wiederzuholen und rührte durch seinen Gesang und sein Saitenspiel die Königin der Schatten so sehr, dass die Gemahlin ihm folgen durfte. In dem Heldenliede des deutschen Mittelalters (Kudrun) ist es der Sänger Horant, der nicht nur Menschen fesselt; auch die Thiere im Walde ließen ihre Weide stehen und die Fische verließen das Wasser. — In einem Dorfe bei Paris fand sich im dreizehnten Jahrhunderte eine solche Menge Ratten und Mäuse ein, dass weder Feld, noch Vieh, noch Menschen sicher vor ihnen waren. Da verschrieb man einen berühmten Magier, einen Kapuziner, mit dem man um einen bestimmten Lohn übereinkam. Er nahm aus seinem Mantelsack einen kleinen Dämon und im Nu versammelten sich zahllose Ratten und Mäuse. Er führte sie an den Fluss, warf sein Kleid ab, sprang hinein und das ganze Rudel folgte ihm und ertrank. Als man ihm aber das Versprechen nicht hielt, holte er ein kleines Horn hervor und blies. Alsbald versammelten sich alle Kühe,

Furchtlos und treu!

Von Hans von der Sann.*)

„Allen Soldaten des Regimentes, die durch unzählige Beweise täglich aufs neue bezeugen, welch edler Kern, welch hochherziger Sinn, welch edler Muth ihnen innewohnt, rufe ich begeistert zu, dass es auf der Welt keine besseren Soldaten gibt, als die edlen und braven Steirer!"

„Eigenes Lob klingt nicht," heißt es im Volksmunde; wenn aber fremdes Wort zu unserem Lobe ertönt, dann hat es Geltung, hat es einen goldenen Klang, und zwar einen desto helleren, je berufener die Persönlichkeit ist, je höher sie steht, die das Urtheil gesprochen. Der voranstehendes Lob gespendet, war auch kein Steirer, war nicht einmal ein Österreicher von Geburt, sondern ein Deutscher aus dem Bruderreiche, ein Prinz von königlichem Geblüt — Oberst und nachmaliger Feldzeugmeister Wilhelm Herzog von Württemberg.

Am 9. Mai 1859 hatte der damals kaum einunddreißigjährige Prinz als Oberst das Commando über das steirische Infanterie-Regiment Belgien übernommen, und schon im darauffolgenden Monate, am 4. Juni, erwarb sich der junge, heldenmüthige Commandant mit seinem tapferen Regimente in der blutigen Schlacht bei Magenta einen ewig grünenden Lorbeerkranz, verdankte er — nach eigener Aussage — seinen Steirern die höchste militärische Auszeichnung, den Maria Theresien-Orden. Commandant und Soldaten verstanden sich von dem Augenblicke an, als sie sich das erstemal gegenseitig in die treuen Augen schauten. Bei Magenta floss des Prinzen Blut mit dem Blute seiner Krieger, und von da ab gehörten sie einander an mit Leib und Seele. Und am siegreichen Schlachttage von Översee, am denkwürdigen 6. Februar 1864, da schied Oberst Herzog von Württemberg von seinen getreuen Steirern, der Heldenführer von seiner Heldenschar. Das Bild der unerschrockenen Sturmcolonnen vor Augen, die vielen Züge von Treue und Aufopferung, von Selbstvertrauen, Heldenmuth und Menschlichkeit, welche seine „Belgier" in diesem Gefechte

*) Um die Steirer nach allen ihren Seiten hin zu schildern und keine ihrer Eigenschaften zu übersehen, sei diesem Aufsatze gerne Raum gewährt. Die Red.

Hat die Volkssage einmal einen festen Anhaltspunkt, so verzweigt sie sich und jeder neue Ansatz zeigt eine Abänderung, ähnlich wie in der Pflanzenwelt bei den Arten.

Die Kinder von Hameln sind einmal der erwähnten Tanzkrankheit erlegen. Wohin sie gekommen, das musste erklärt werden, und es geschah dies wohl im Munde des Volkes erst nach sehr langer Zeit. Die Spielmannssage meldet von einem buntfarbigen Pfeifer, der mitspringt und die Kinder entführt. Der Wunderglaube des Volkes läßt alle dann in dem Berge verschwinden. An dieses Ereignis schloss sich zuletzt die Rattenfängersage, die auch an anderen Orten vorkommt, zum Beispiel in der oben mitgetheilten Sage von dem Kapuziner bei Paris. Beide Sagen verband der Volksmund in der Folgezeit zu einem Ganzen und dies benutzte der Dichter J. Wolff zu der schön gedichteten Aventüre, deren Inhalt ich kurz und in einfacher Prosa erzählt habe.

Dass ein historischer Kern zugrunde liegt, erhellt aus folgenden Schlussbemerkungen.

Außer den geistigen und socialen Krankheiten, wozu auch die heutigen nationalen und Sprachenhetzen gehören, zeigen sich in jedem Jahrhundert auch eigenthümliche körperliche Seuchen. Im Mittelalter war außer dem „schwarzen Tod" die Tanzwuth eine verheerende Volkskrankheit. Im vierzehnten Jahrhundert begannen Frauen und Männer in Aachens Kirchen und Straßen ein seltsames Schauspiel aufzuführen. Stundenlang tanzten sie in wilder und rasender Hast, bis sie bewusstlos zu Boden fielen. Von Aachen verbreitete sich die Krankheit über die Niederlande, am Rhein und in Niedersachsen an der Weser. Es war eine unerklärliche nervöse Zerrüttung, gegen welche die Ärzte kein Mittel wussten. Die Tanzenden riefen immer den heiligen Johannes an, und die Geistlichen meinten, der Sanct Veit könne am besten helfen, wenn man seinen Tag feiere mit Fasten und Beten. Daher auch der Name „Veitstanz". Da lebhafte Musik die Erregung steigerte, so mieteten die Stadtbehörden Spielleute, um die Tanzsüchtigen schnell von Kräften zu bringen und dadurch unschädlich zu machen. Erst zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts ward die Tanzkrankheit seltener und später hat man wenig mehr davon gehört. Nur in Italien trat eine Zeitlang die Tanzwuth als Tarantismus auf, daher stammt die bekannte Redensart: Er ist wie von der Tarantel gestochen, das heißt, nervös zerrüttet. Im südlichen Europa gieng nämlich die Sage, dass der Biss der giftigen Raub- oder Erdspinne (tarantola) eine Art Veitstanz verursache, den nur tolles Tanzen heilen könne.

dem, was die Regimentsgeschichte erzählt. Was der Steirer im Kampfe für Fürst und Reich geleistet, ist wahrlich das letzte nicht, was erzählt zu werden verdient. Doch soll hier nicht das Gesammte geschildert werden, was das Regiment oder größere Theile desselben verrichtet, sondern nur die Thaten Einzelner, die auch, hoffen wir, desto mehr uns ansprechen, weil eben in der Individualität der vielen einzelnen wieder das ganze Volk in seiner ganzen markigen Kraft, in seinen körperlichen und seelischen Vorzügen sich uns äußert.

In der Schlacht bei Fontana Fredda am 16. April 1809, in der über achthundert Mann sammt einundzwanzig wackeren Officieren des Regimentes von dem tödlichen Geschosse des weit überlegenen Feindes getroffen wurden, gaben zwei Unterofficiere, beide aus Burgau im Bezirke Fürstenfeld gebürtig, ein schönes Beispiel von besonderer Tapferkeit und treuer Anhänglichkeit an ihre Vorgesetzten. Der eine von ihnen, Corporal Martin Kremshofer, warf sich, als sein Hauptmann sich zu weit vorgewagt hatte und plötzlich von mehreren Franzosen umringt und gefangen wurde, ganz allein in größter Schnelligkeit auf die Feinde, stach den einen mit dem Bajonette nieder, hieb einem zweiten mit dem Kolben das Gewehr zu Boden, verjagte die übrigen und rettete so seinen Commandanten. Der zweite, Feldwebel Michael Fürntratt, stellte sich, nachdem sein Hauptmann gefallen, die übrigen Officiere bis auf den Oberlieutenant, welcher mit einem Theile seiner Compagnie gefangen worden, fast alle verwundet waren, an die Spitze der von der Compagnie noch übrig gebliebenen Mannschaft und ordnete sie. Mit dem Ausrufe: „Hau'n wir unsern Oberlieutenant heraus!" warf der tapfere Feldwebel sich dann mit seinen Braven mit einer solchen Kraft auf eine überlegene feindliche Abtheilung, dass diese sich zur Flucht wandte. Fürntratt befreite hiebei nicht nur den Oberlieutenant und seine Mannschaft, sondern nahm noch fünf französische Officiere und fünfzig Mann gefangen.

Bei Tarvis, am 17. Mai 1809, wo die tapferen Siebenundzwanziger im ärgsten Kugelregen fest standen wie die Mauern, wurde auch ein Fahnenträger schwer verwundet. Trotz seines großen Blutverlustes versuchte der Wackere, sich weiterzuschleppen; er wollte die Fahne retten um jeden Preis. Es eilte ein französischer Krieger auf den sich nur mühsam aufrecht erhaltenden Soldaten zu und entwand ihm das Panier. Dies sah Corporal Johann Hainz, ein gebürtiger Fehringer, lief dem Manne nach und ereilte ihn noch glücklich hart an der Front seines Regimentes. „Die Fahne her, die ist unser, und nicht dein!" rief Hainz und ließ den Kolben seines Gewehres auf den französischen Soldaten niedersausen, so dass dieser sofort zu Boden sank. Nun ergriff der tapfere Corporal die Fahne und brachte sie unter dem heftigsten Feuer der nahen feindlichen Truppen im vollen Laufe glücklich zu seinem Bataillon zurück.

an den Tag gelegt, im Gedächtnisse — sandte der noch auf dem blutgetränkten Schlachtfelde telegraphisch vom allerhöchsten Kriegsherrn zum General ernannte Herzog am 23. März desselben Jahres, nach Heilung seiner bei Översee erhaltenen schweren Wunde, seinem Regimente den herrlichen Abschiedsgruß, darin er so sehr vor aller Welt rühmte den edlen Kern, den hochherzigen Sinn, den männlichen Muth der braven Steirer.

Wohl ist der Krieg eine Geißel, eine furchtbare Geißel der Menschheit, aber er ist auch, wie Rousseau bemerkt, eine Schule der höchsten Tugenden und wahrer Menschengröße; seine steten Begleiter sind Unglück und Elend, diese aber sind auch der Boden, auf dem Edles und Gutes reift, sie sind vor allem die Saat für ritterliche Männlichkeit, für edles Kriegerthum. Und als echte Krieger, als wahrhafte Vertheidiger des angestammten Thrones und des Vaterlandes, haben sich die biederen, kräftigen Söhne der grünen Mark immer, zu jeder Zeit und an jedem Tage noch bewährt.

„Furchtlos und treu!“ ist der Wahlspruch der Regimentes Belgien. „Furchtlos und treu!“ prangt es in goldgestickten Lettern auf dem prächtigen Fahnenbande, welches die Fahnenmutter, Marie Königin beider Sicilien, die Heldin von Gaëta, im Jahre 1861 dem Regimente gespendet. „Furchtlos und treu!“ diese inhaltsvollen Worte hat auch das Regiment, vom Oberst bis zum letzten Mann herab, jederzeit bethätigt, wenn fremde Willkür und Eingriffe den Thron bedrohten, wenn es galt, Ordnung und Sicherheit, Friede und Wohlstand des Vaterlandes zu schützen.

Die Geschichte des k. u. k. 27. Infanterie-Regimentes Leopold II. König der Belgier ist nicht nur ein Ehrenbuch für das Regiment selbst, es ist ein Ehrenbuch für das Steirerland, dessen Söhne ja zu der Fahne des Regimentes schwören. Und dieses Ehrenbuch soll nicht in einem stillen Winkel des Bücherkastens einen Ruheplatz angewiesen erhalten, es soll stets in Händen der Männer, der männlichen Jugend sich befinden, auf dass sein Inhalt unserem Volke zum bleibenden geistigen Eigenthume werde. Die Kunde von den Ruhmesthaten unserer Vorfahren soll uns erheben und anspornen zu gleicher Pflichterfüllung, zu gleichen Thaten.

Was uns die Regimentsgeschichte erzählt, ist gar vielerlei. Nicht die vielen Feldzüge und Kriege, die das Regiment mitgemacht, die Waffenerfolge, die Uniformierungen u. s. w. sind es, die uns vor allem interessieren, sondern die Thaten der Mannschaft, aus denen sich ein Schluss ziehen läst auf das ganze Volk, welches das herrliche Steirerland bewohnt. Und da zeigen sich uns in diesem Ehrenbuche gar zahlreiche Thaten vieler dieser braven, tapferen Landeskinder in ihrer Kühnheit, Ausdauer, Zähigkeit und Munterkeit; wir finden darin prächtige Züge von Heldenmuth und Menschlichkeit, Selbstvertrauen und Geistesgegenwart, Pflichttreue und todesmuthiger Ausdauer.

Den Lesern des „Heimgarten“ sei hier eine Ährenlese geboten aus

dann jeder Dankesäußerung des Geretteten. Als einige Monate darnach Brandner im Spitale zu Mailand den verwundeten und kranken Kriegern mit seiner ärztlichen Kunst hilfreich beistand, sah ihn einer der Soldaten, dem der Arzt eben die Arznei reichen wollte, mit leuchtenden Blicken an und sagte: „Herr Doctor, Sie könnten mir jetzt auch nichts eingeben, wenn ich Ihnen bei Pastrengo nicht aus dem Wasser geholfen hätte“. Nun erst wusste Brandner, wer ihn gerettet hatte, und er dankte dem Soldaten mit herzlichen Worten für seine That, die zu vergelten er in der Folge sich sehr angelegen sein ließ.

Rühmliches Verhalten in dem italienischen Feldzuge 1848 legte unter vielen anderen auch der Korporal Josef Schweiger aus Niedertraun bei Trofaiach an den Tag. Ihm wurde bei Fossearmato durch eine feindliche Kugel das Schienbein zerschmettert. Schweiger stürzte zu Boden, ließ sich aber nicht aus dem Gefechte tragen, sondern feuerte seine Mannschaft an, vorwärts zu gehen. „Vorwärts!“ rief der Tapfere, „kümmert Euch erst dann um mich, wenn Ihr gesiegt habt!“

Von all den Tapfern, die sich bei Magenta hervorthaten, soll hier der jüngst als Theatercassier in Graz verstorbene Hieronymus Torggler genannt werden. Er machte den Feldzug im Jahre 1859 als Feldwebel mit. Das Gewehr wurde ihm zersplittert, eine feindliche Kugel verwundete ihn schwer am Kopfe, und dennoch wollte Torggler nichts davon wissen, sich auf den Verbandplatz zu begeben, vielmehr trotzte er noch ferner den Gefahren der Schlacht und schützte mit seinem Säbel seinen Oberst, Herzog von Württemberg, als dieser ins Handgemenge kam, vor den feindlichen Hieben.

Eine bewunderungswürdige Seelengröße legte der Gefreite Josef Weber aus Aichbach im Bezirke Fürstenfeld in der Schlacht bei Solferino an den Tag. Er kämpfte und starb in derselben als ein wahrer Held. Eine in seiner Nähe geplatzte Granate hatte ihm sein Gewehr zersplittert, den Tornister weggerissen und ihm auch den rechten Arm von oben bis unten zerschmettert. Mit dem Rufe: „Vorwärts, Steirer, für unsern Kaiser!“ nahm Weber Abschied von seinen Kameraden und ermahnte sie, ja bis zum letzten Augenblicke stand zu halten. Darauf verließ er das Schlachtfeld, um seine schwere Wunde verbinden zu lassen. Mit seltener Seelenkraft tröstete er am Verbandplatze die noch klagenden Verwundeten und zeigte ihnen an sich selbst, wie der echte Soldet seine Schmerzen ertragen soll. Als der Arzt seine Wunde verbinden wollte, sagte der wackere Krieger: „Verbinden Sie zuerst die auf der Erde liegenden, schwer blessierten Herren Officiere! Ich kann noch stehen!“ Der Arzt blickte mit Verwunderung auf den schlichten Helden und entsprach dann dem Wunsche desselben. Doch sollte dieser Heroismus dem Wackeren verhängnisvoll werden. Seine Verwundung war eine viel schwerere, als er

Als die Franzosen 1809 den von Major Hackher rühmlich vertheidigten Grazer Schlossberg belagerten, fiel auf dem Plateau des Berges eine Granate zwischen zwei Munitionskarren nieder. Da stürzte Corporal Jakob Stadelmayer, ein Grazer, der sich in nächster Nähe befand, rasch entschlossen hinzu und hieb mit seinem Säbel kaltblütig die Brandröhre von der Granate ab und behütete durch diese rechtzeitig vollführte That die beiden mit Pulver gefüllten Karren vor der drohenden Explosion. Dieser brave Corporal rettete später, am 6. September 1813, bei Feistritz durch seine Entschlossenheit eine Abtheilung österreichischer Krieger vor der feindlichen Gefangenschaft und brachte sie über die Drau in Sicherheit. Bei der Rückkehr bemerkte der Tapfere zwei feindliche Schiffe, die er zu erbeuten beschloss. Er setzte schwimmend über den Fluss und brachte beide Fahrzeuge an das linke Ufer. Leider erkältete sich hiebei der Brave in den Fluten, und da er in seinem Diensteifer sich keine Zeit nahm, die nassen Kleider zu trocknen und die Glieder zu wärmen, so erkrankte Stadelmayer und starb bald darauf.

Bei Tolentino, am 2. und 3. Mai 1815, wo das Regiment eine seiner schönsten Leistungen vollzog und sich mit Ruhm bedeckte, zeichnete sich der Gemeine Anton Spindler, aus Fehring gebürtig, durch Anhänglichkeit und Treue an seinen Vorgesetzten aus. Eine feindliche Kugel durchbohrte einem Fähnrich den Hals, und der Getroffene stürzte besinnungslos zusammen. Schon waren die Feinde dem verwundeten Officiere ganz nahe, als Gemeiner Spindler umkehrte und ganz allein mit den Worten: „Ah, mein Fähnrich loss i nit im Stich!“, sich auf die den Verwundeten umringenden Italiener stürzte. Er schoss einen feindlichen Soldaten nieder, rannte einem zweiten das Bajonett in den Leib und verjagte dann die übrigen. Kaltblütig half Spindler dem Fähnrich vom Boden, nahm ihn auf seinen Rücken und lief dann, so schnell es gieng, auf sein Regiment zu. Rechts und links sausten die dem Tapferen von den Feinden nachgeschickten Kugeln an dessen Kopfe vorbei, doch erreichte er glücklich mit seiner schweren Bürde die Seinigen. Feldmarschallieutenant Bianchi, welcher Augenzeuge der herrlichen That gewesen, rief Spindler ein lautes Bravo! entgegen, und auch das in der Front stehende Regiment empfieng den wackeren Kameraden mit lebhaften Zurufen.

Eine seltsame Entgeltung einer schönen That erfüllte sich an dem aus Greuth, Herrschaftsbezirk Tannhausen, gebürtigen Gemeinen Josef Mauthner. Der Unterarzt Brandner, ein Oberwölzer, hatte sich im Feldzuge 1848 in Italien durch seine Menschenfreundlichkeit und aufopfernde Pflichterfüllung bemerkbar gemacht. Während des Treffens bei Pastrengo gerieth Brandner in Gefahr, in einem Graben zu versinken. Da erfasste ihn noch rechtzeitig der Gemeine Mauthner, zog den dem Ertrinken nahen Arzt aus dem Graben und brachte ihn in Sicherheit, entzog sich aber

Josef Kügerl, welcher in der gleichen Compagnie eingetheilt war, sah den Feldwebel fallen. Wohl rannen ihm die hellen Thränen über die Wangen, es drohte ihm das Herz zu zerspringen, als er seinen theueren Bruder schwer verwundet auf dem Boden liegen sah, doch verließ er seine Abtheilung nicht eher, bis der Sturm gelungen war, und ihm der Hauptmann, der die verweinten Augen des Gefreiten sah, freiwillig die Erlaubnis ertheilte, nach seinem Bruder zu sehen. Aber Josef Kügerl zögerte, und erst der strikte Befehl des Officiers veranlasste ihn, seine Kampfesstellung zu verlassen und zu dem Bruder hinzueilen. Dieser jedoch belehrte ihn, dass Soldatenpflicht vor Bruderliebe gehe und lehnte jede Hilfeleistung ab. Mit einem Händedruck nahm Josef Kügerl von dem Theuren Abschied und eilte sofort wieder seiner Abtheilung nach.

In dem ernsten Spiele bei Översee fehlte es den Steirern auch an heiterem Humor nicht. Hievon ein artiges Pröbchen. Nachdem die Belgier bis zur Ortschaft Billschau vorgedrungen und das Signal zum Feuereinstellen gegeben worden war, fielen aus einem nahen Hause mehrere Schüsse. Sofort drang der Grenadier Josef Nusser aus Petersdorf im Bezirke Fehring, ein Mann von besonderer Größe und ungewöhnlicher Stärke, in dasselbe ein. Er riss die erste Zimmerthür auf und erblickte drei Dänen, die sofort auf fünf Schritte Distanz ihre Gewehre auf Nusser abfeuerten. Doch die Schüsse giengen fehl, und nun warfen die Feinde ihre Waffen weg und baten um Pardon. Dieses feige, hinterlistige Benehmen der dänischen Soldaten empörte unsern Steirer aufs heftigste. Nach Kriegsrecht hätte er alle drei Feinde niedermachen oder gefangen nehmen können. Doch er that dies nicht. Ohne sich zu besinnen, schleuderte er seine Waffe in die Ecke, schritt mit geballten Fäusten auf die drei Gegner los und sagte halb spöttisch, halb ernst: „Wartets, Burschen, i wer euch zeigen, wie's auf einem steirischen Kirchtag zugeht!" Dann fasste er mit jeder Hand einen Dänen beim Genick, stieß ihre Köpfe kräftig zusammen und schleuderte sie zum Fenster hinaus. Hierauf packte er den dritten, erstaunt zusehenden Dänen, hob ihn ebenfalls ziemlich unsanft übers Fensterbrett und ließ ihn hinabfallen.

Bei Veile am 8. März 1864 wurde der Grenadier Karl Sirk aus Wildon, welcher schon bei Översee eine Wunde erhalten, am Oberarm von einer Kugel getroffen. Um den Blutverlust zu stillen, ließ er sich den Arm verbinden, steckte ihn in eine Binde und verblieb so im Gefechte, wobei er seine Kameraden durch einen fortanhaltenden Strom von Witzen erheiterte. Wohl wurde Sirk von einer Ohnmacht befallen, doch erholte er sich bald wieder, machte die weitere Vorrückung mit und ließ sich erst, nachdem der letzte Kanonenschuss gefallen war, ins Verbandhaus führen, unterwegs lustig vor sich hinsummend das Lied: „O du lieber Augustin, alles ist hin!" Der Officiersdiener Markus Matschek aus St. Lorenzen wollte

es selbst ahnte. Durch den ungeheueren Blutverlust erschöpft, stürzte Weber plötzlich zu Boden und hauchte seine Heldenseele aus.

Was die wackeren Belgier bei Översee geleistet, davon geben das schönste Zeugnis die eingangs angeführten Worte des Herzogs von Württemberg. Zahlreich und herzerhebend war das Schauspiel rührender Anhänglichkeit der braven Steirer, von denen so viele das eigene Leben wagten, um jenes ihrer verwundeten, hilflos zusammengesunkenen Vorgesetzten und Kampfgenossen zu retten, die mit heldenmüthiger Entschlossenheit selbst gegen eine erdrückende Überzahl des Feindes stürmten, um dessen Händen die Gefallenen zu entreißen. So wurde der aus Veitsch im Bezirke Kindberg gebürtige Gemeine Johann Lackner durch einen Streifschuss am Kopfe und durch zwei weitere Schüsse im Unterleibe und am Arme verwundet, konnte aber nicht bewogen werden, den Kampfplatz zu verlassen, sondern blieb treu und standhaft an der Seite seines Lieutenants Theodor Rödl, eines Bruckers, feuerte kühn und tapfer auf die Feinde und beschützte im dichtesten Handgemenge mit Kolben und Bajonett den geliebten Vorgesetzten, der bald darauf den Heldentod auf diesem Felde der Ehre fand.

Als bei der Erstürmung des Sankelmarker Waldes Hauptmann von Castella durch einen aus nächster Nähe abgefeuerten Schuss schwer verwundet wurde und zu Boden stürzte, warf sich Gemeiner Josef Huber aus Hainfeld im Bezirke Fürstenfeld, obwohl er selbst im Gesichte verwundet worden, auf seinen Commandanten, deckte ihn heldenmüthig mit seinem Leibe und stieß jeden Angreifer nieder, benützte dann eine günstige Gelegenheit, den Hauptmann aus dem Gemetzel zu bringen und kehrte sofort wieder in die Feuerlinie zurück. Ähnliches that auch der Gemeine Karl Radl aus Unter-Andritz, ein junger, erst kurz zuvor ausgebildeter Soldat. Derselbe harrte im heftigsten Feuer unerschütterlich aus und schaffte, als sein Hauptmann verwundet worden war, ihn aus dem Gefechte, kehrte aber sofort, nachdem er den Officier einem Sanitätssoldaten übergeben hatte, in das Gefecht zurück und zeichnete sich im selben durch sein schneidiges Vorgehen aus. Zugsführer Stefan Sprager aus Präguſch im Bezirke Gonobitz rettete den Lieutenant Ritter von Haydegg, welcher sich einem feindlichen Haufen zur Wehr gesetzt hatte, indem er ihm mit seinem Schwarme herbeisprang, sich durch die überlegene Anzahl von Dänen bis zu dem bedrängten Officiere durchschlug und ihn beschützte, wobei er jedoch selbst verwundet wurde.

Dass in diesem Siegeskampfe der Steirer selbst natürliche Gefühle aus Pflichtgefühl verleugnet wurden, kann uns nicht wunder nehmen. So wurde bei Översee der Feldwebel Franz Kügerl schwer verwundet, duldete aber nicht, dass ihm seine Leute zur Hilfe beisprangen; vielmehr ermunterte er die Mannschaft zu weiterem kühnen Vorrücken. Sein Bruder, der Gefreite

Derartige Züge von Kampflust und Kaltblütigkeit ließen sich eine Menge erzählen, doch genügen diese wenigen hier geschilderten Begebenheiten, um den Steirer nach den verschiedensten Seiten hin zu charakterisieren und damit den Beweis zu erbringen, wie sehr Herzog von Württemberg seine Belgier gekannt, und wie wahr und treffend seine eingangs angeführten Worte seien.

Was die Steirer und speciell das Regiment Belgien im Feldzuge 1878, bei der Occupation Bosniens und der Herzegowina geleistet, ist noch zu frisch in unserer Erinnerung. Es sei daher nur eine Stelle aus dem damaligen Tagebuche des Hauptmanns Josef Guggenberger angeführt, welche uns die Steirer in nicht minder günstigem Lichte zeigt: „In der Nacht wurde die größte Vorsicht beobachtet, da Gerüchte über einen bevorstehenden Überfall im Umlaufe waren. Anstatt des Feindes kam ein wolkenbruchartiger Regenguss, der alles durchnässte und stellenweise kleine Überschwemmungen verursachte. Kein Mann hatte einen trockenen Faden auf sich, die Fußbekleidung war vollgefüllt mit Wasser, die Leute standen buchstäblich bis an die halben Waden im Wasser oder Schlamm. Sitzen oder Liegen war eine Unmöglichkeit. Doch je schlechter das Wetter, desto heiterer und vergnügter waren unsere Soldaten, eine Erscheinung, die den ganzen an Beschwerden und Entbehrungen so überreichen Feldzug anhielt. Da standen die Leute in Gruppen beisammen, zündeten sich mit Mühe ihre Pfeifen an und sangen heitere heimatliche, steierische Lieder ohne Unterbrechung und Ermüdung, nach jedem derselben fröhliche Jauchzer in die Lüfte sendend. Prächtige Leute! So und in solchen Lagen muss man sie gesehen haben!“ —

Prächtige Leute, fürwahr, diese Steirer, „furchtlos und treu!“

Unschuld.

Gesteh es, holdes Mädchen,
Dass dein Herz noch nicht erwacht,
Weil so gottheitsvolle Unschuld
Noch aus deinen Äuglein lacht.

Keuschheit wogt in deinem Busen,
Wenn er auf und nieder geht,
Was dein Mund bis jetzt gestammelt,
War gewiss nur ein Gebet.

Ferdinand Pfeiler.

durchaus „um eine Medaille raufen". Es wurde ihm die Theilnahme am Gefechte bei Veile erlaubt. Ein Prellschuss, der seine Brust traf, streckte ihn zu Boden und ein Blutstrom ergoss sich aus seinem Munde. Dessenungeachtet verblieb Matschek, welcher sich wieder erholt hatte, im Gefechte, und verfügte sich erst am anderen Tage ins Spital, nachdem er sich vorher versichern hatte lassen, dass die Belgier nicht sobald wieder an den Feind gerathen würden.

Todesmuthige Selbstaufopferung in diesem Gefechte bewiesen die Corporale von der Sanitätsbereitschaft, Josef Draxler aus Leibnitz und Josef Lederer aus Burgau, welche mit außerordentlicher Bravour und Umsicht ihren Dienst verrichteten, so dass alle Verwundeten aus dem feindlichen Feuer geschafft wurden. Hiebei thaten sich auch die Gemeinen Michael Bernroiter aus Stanz, Johann König aus Graz, Josef Torcher aus Landscha und Josef Tuttner aus Büchl bei Weiz hervor. Von den Feinden mit Kugeln geradezu überschüttet, erwiesen diese Braven ihren verwundeten Kameraden den gefährlichsten Liebesdienst, indem sie dieselben nacheinander auf Tragbahren luden und zum Verbandplatze schafften. Österreicher wie Feinde zollten dieser todesverachtenden Selbstaufopferung die größte Bewunderung.

Zahlreiche rühmliche Züge legten die Steirer im Regimente Belgien auch in der Schlacht bei Königgrätz an den Tag. Es seien hier einige wenige dieser Thaten angeführt. Dem Gemeinen Mathias Edlinger aus St. Ruprecht bei Murau wurde im Kampfe bei Lochenitz der linke Oberschenkel zerschmettert. „Gut getroffen", rief Edlinger, „aber deshalb ist's no nit aus." Ungeachtet dieser schweren und schmerzhaften Verwundung blieb Edlinger im Feuer und wollte später, als der Rückzug angetreten werden musste, sich ohne Unterstützung weiter schleppen, was ihm aber nicht gelang und weshalb er in feindliche Gefangenschaft gerieth. Der Gefreite Pustayer erhielt ebenfalls bei Lochenitz einen Schuss, und zwar in den Kopf, blieb aber trotz mehrfacher Aufforderung, sich auf den Verbandplatz zu begeben, auf seinem Posten. Als ihn sein Zugsführer fragte, warum er sich nicht verbinden lassen wollte, antwortete er kurz: „Der nächste Preuße muss tiefer zielen, sonst gehe ich nicht!"

Bei Trautenau, am 22. Juli 1866, kniete der Gemeine Franz Langmann aus Muggauberg im Bezirke Umgebung Graz im stärksten Kugelregen mitten zwischen Todten und Verwundeten nieder und feuerte unausgesetzt auf die Feinde. Mit einemmale hielt er inne und begann, unbekümmert um Tod und Gefahr, den Piston seines Gewehres loszuschrauben. Dies bemerkte sein Oberlieutenant Dolleschal, ein Fürstenfelder, und befahl ihm, ein anderes Gewehr zu nehmen. Aber Langmann erwiderte: „Ich werde gleich fertig sein, ich habe zu meinem Gewehre mehr Vertrauen, weil es besser schießt, und ich will keinen Schuss umsonst thun."

Bald i's bin gewes'n
A junger frischer Bua,
Den Wein, den hab' i's trunk'n,
Geld hab' i's g'habt g'rad g'nua.

Aber iatz is's ganz verkeahrt,
Koa Geld hab' i iatz meahr,
Jatzt wär's für mi am besten,
Wenn i in Himmel wär!

In Himmel möcht' i kummen,
In Himmel möcht' i sein,
In Himmel sein die Frummen,
Dö lassen mi nit ein.

Aber i will kehren um,
Aber i will leben frumm
Und Gott von Herzen liab'n,
Dass i in Himm'l kumm.

Verlassen.

Scho lang g'nuag hab' i g'stritten,
Weil du so hoach bist g'stiegen,
Weil du mi so veracht'st
Und meine Treu auslachst.

Du glabst, du bist der Schianste,
Wer du bist, bin i a,
Und wenn mi wer verachtet,
Denselb'n veracht' i a.

Dei Schian, dö weard vergiahn
Wie d' Blüamaln af'n Feld.
Es kimmt a Reifal bei der Nacht
Und nimmt die Ros in ihrer Pracht.

Denn du machst mir koan Kummer,
Wenn du sagst, du lasst mi,
Oa Schwalben macht koan Summer,
Und bald vergiss i di.

Jatz lern' i di schon kennen,
Wia dei Herz beschaffen sei,
Heunt thuast vor Liab verbrennen,
Und morgen is's vorbei.

Liab'n kannst du nach dein G'fall'n,
I mach' dir's koa Unruah meahr,
Liabst oane oder alle,
I wünsch' dir Glück darzua.

Und hast vo mir was g'nossen,
Denk' dran und b'halt's bei dir,
Denn d'Liab is ganz zerloschen,
Und der Korb is vor der Thür.

Wenn amal der Bach bergaufwärts rinnt
Und der Mühlstoan tragt an Wein.
Und wenn amal's Fui'r nimmer brinnt,
Sollst du mei Schatz no sein!

Wenn der Mond schön leucht' ...

Wenn der Mond schön leucht't, die grüen' Wieslen bleicht,
Wenn der Waldbach rauscht, mit den Blümaln plauscht,
Dann wird bei der Nacht 's Fenstal stad auf'gmacht,
Dass mein lieber Schatz find't an Platz. —
Aber iatz, o Gott, iatz ist große Noth,
Denn der Teufelsbua der bricht mir's Herz;
Harbt si',[1] weil i ihm hab' koan Bußai geb'n,
Lasst alloan mi' sitzen in mein' Schmerz! —
Harb' di' nur, harb' di' nur, bist decht mei' lieber Bua,
Der mi' nit g'raten[2] kann, weil er amal wird mein Mann!
Harb' di' nur, harb' di' nur, harb' di' nur zua —
Bist decht mei' lieber Bua, mei' lieber Bua!

Laufen and're Buam zu mir völlig Sturm,
Möcht' a jeder gern: i sollt' sein Schatzal wer'n,
Aber i sag': „Na, der Bua ganz alloan,
Der brav fensterln kann, der kommt d'ran!"
Und mei' Bua, der Franz, red't so schön vom Tanz,
Von der Lieb' und von allerhand;
Lacht und scherzt fein stad, thuet als wie verdraht.
Halst und bußalt mi' — 's ist schier a Schand! ..
Hals mi' nur, hals mi' nur, bist ja mei' lieber Bua,
Der mi' nit graten kann, weil er halt wird mein Mann!
Hals mi' nur, hals mi' nur, hals nur brav zua
Bist ja mei' lieber Bua, mei' lieber Bua!

Innthaler Kirchtag-G'sanglen.

Heunt geah'n mer zum Kirchtig
Zu'n Tonz'n voll Stolz,
Und morg'n tanzt mei Luisl
Wieder draußen im Holz;
So geah' i mit der Butt'n
Hoch aufi am Grab'n,
:/: Du thua i denen dünnen Tannenbam d' Rind'n obschob'n. :/:

[1]) sich kränken. [2]) nicht lassen kann.

Wie der Tiroler singt.

Aus der Sammlung „Tiroler Volkslieder" von Greinz und Kapferer.*)

Der Abschied.

Sagst allweil vom Scheid'n,
Vom Nimmakemma,
Und i weard' damol scheid'n,
Weard nimma kemma.

Und wann i weard' scheid'n,
Weard' nimma kemma,
Noar[1]) wearn deini Aeugaln
Im Wassa schwimma.

Im Wasser wear'n s schwimma,
Wear'n sein so betrüabt.
Und i wollt' und i hätt' di
Mei Lebtag nit g'liabt.

Und i wollt' und i hätt' di
Mei Lebtag nit g'sech'n,
So woaß i wohl g'wiß,
Daß ma leichta war' g'schech'n!

Der ledige Bua.

Mei Herz is so frisch,
Wia's Brunnwasser is,
Da glab'n oft dö Narr'n,
Wann's lei[2]) g'heiratet is!

Und heirat'n mag i nit,
Weil's mi nit g'freut!
Mei Stutzen is ma liaba
Als 's sakrischste Weib!

Und heirat'n mag i nit,
Dös war' nit schian,
Kunt' i meiner Lebtag
Zu koa'r andern mehr giahn!

Und wia g'freut mi dös Ding,
Dass i ledi no bin!
Kimm i hoam, wann i will,
Sein d' Kinda fein still!

's Goasal.

Bald i's bin gewes'n
A junger frischer Bua,
Und wenn i's hab' woll'n schiaß'n gichan,
So gang i's in der Fruah!

A Goasal hab' i g'seh'n
Wohl auf, wohl auf der Schneid,
So nimm i 's halt mei Kugelbür
Und schleich ihm zu mit Freud'.

Das Goasal hab' i troff'n
Wohl auf, wohl auf'n Grint,[3])
So dass ihm glei das Bluat
Über'n Schädel abi rinnt.

Bald i's bin gegangen
Wohl aus, wohl aus dem Wald,
Den Jager hear i pfeif'n,
I fürcht, er kimmt wohl bald.

Geah hoam und leg' mi nieder,
Häng's Bürl an die Wand,
I nimm gewiss mei Lebtag
Koa Bür mehr in die Hand.

---

*) Leipzig. A. G. Liebeskind. Interessiert uns ein Volk, so auch sein Lied, ob es nun ernst oder bummelwitzig ist. Allerdings kommt die Schönheit solcher Volkslieder meist erst durch ihre eigenartigen Sangweisen zum Ausdrucke.

[1]) nachher, dann. [2]) nur. [3]) Schädel.

In Unterland unt'.

In Unterland unt'
:/: Is a kreuzbraver Bua, :/:
Hat die Kraxen[1]) voll Madlen,
:/: Bringt's Luck[2]) nimmer zua! :/:
Tralalalali! Tirumdiridum!

In Unterland unt'
:/: Sein drei Hennen verreckt, :/:
Und in Oberland ob'n
:/: Haben's die Federn aufg'steckt. :/:
Jodler.

In Unterland unt'
:/: Is a sakrisches Haus, :/:
Da schaut der Schellunter
:/: Beim Ofenloch 'raus! :/:
Jodler.

In Unterland unt'
:/: Is a Haus und a Mühl', :/:
Kann a niader Bua mahl'n,
:/: Und i a, wenn i will! :/:
Jodler.

In Unterland unt'
:/: Is a stoanalte Frau, :/:
Hat den Kropf af der Seit'n,
:/: Steht Lumpasviech drau! :/:
Jodler.

In Unterland unt'
:/: Is a stoanalter Rapp', :/:
Der hat am linken Ohrwaschl
:/: 's Podagra g'habt! :/:
Jodler.

Und in Unterland unt'
:/: Is a Haus und a Hund :/:
Und a Hund und a Haus,
:/: Und iatz is dö G'schicht aus! :/:
Tralalalali! Tirumdiridum!

Die Manderleut'.

Was wöllen wir denn singen,
Was fangen wir denn an?
Jatz fangen wir's g'rad z'erst
Bei die Manderleut' an.

Schüchlan haben's an,
Und dö sein weit ausg'schnitt'n,
Wenn's g'rad hatt' müassen sein,
Hatt's no a Löchl dalitt'n.

Strümpflan haben's an,
Dös is ja gar a Pracht,
Dös is ja a Wunder,
Dass sie der Mensch dermacht.

Höslan haben's an,
Sie schliefen[3]) kam mehr drein,
Und hinten beim Bund
Müassen Knopflöcher sein.

Bündlan haben's an,
Mit Seidenfaden g'naht,
Und silberne Schnall'n,
In die Madlen zum G'fall'n.

Die Leiblan sein roth,
Die Hosentrager grüan,
Es ist leicht z'begreifen,
Dass ihnen d'Madlen nachgiahn.

Wollane Hemden haben's an
Mit rothi Aufschläga dran,
Man siecht ja bei an Nieden
Die Regentropf'n dran.

An Flor oder an Tschulder[4])
Hat a an Nieder un,
G'rad dass man mecht moanan,
Er sei a Wiartssuhn.

Hüatlan haben's an
G'rad spitzig zum Boahr'n —
Wenn d' Schnüar drau sie wechs'len,
Haben's d' Unschuld verloarn.[5])

Die Betschwester.

O mei Gott, schick' mir zua,
Was i di bitten thua,
:/: Thua mir's derheara, :/:[6])
I seufz' mit lauter Stimm',
Bis i an Mann bekimm,
:/: I kunnt' grad reara! :/:[7])

Allweil ledig sein,
Mei Noth is a nit fein,
:/: Thuat mir nit taugnan, :/:
Es war' halt no so rar,
Wann i verheirat' war',
:/: I kanns nit laugnan. :/:

Wenn's nur grad oaner war',
Und war er alt und starr
:/: Und no viel schlechter, :/:

---

[1]) Rückkorb. [2]) Deckel. [3]) schlüpfen. [4]) Joppe. [5]) Im Passeier tragen die Ledigen rothe, die Verheirateten grüne Schnüre am Hut. [6]) erhören. [7]) weinen.

In Mühlau [1]) ist Markt,
Und do siecht ma's krad gnua,
A roathseidas Tüachl
Dös kaft mir mei' Bua!
Aber wenn er nit kammet
Und wenn er mi' stimmt —
:/: So will i wohl a Weil a wollas trog'n,
bis er 'mol kimmt. :/:

Schatz hab' i allerhand,
Der oan' ist vun Schwob'nland,
Der oan' von Tirol —
Und der g'fallt mir so wohl!
Der oan' ist der scheanstn Bursch
Unt'n am Platz,
:/: Und der Andri in der Untergaß' — Beadi
mei' Schatz! :/:

Mei' Bua ist im Wiartshaus
Und mi' lasst er z'rugg,
Wie lang ist's schu', dass i
Ban Fenster ausgugg'! —
I hear die Trompeten,
Die Geigen und Flöt' —
:/: Ob er epper ummerkimmt, sell' woaß i
net! :/:

Hansl, schütt's Bier nit aus,
Kreuz Parasol!
Gelt die nui Kellerin,
G'fallet dir wohl?—
Moanst schu', du hast es
Und brauchst sunst nix mehr? —
:/: Wart', do weard der Wiart a Wort drein-
red'n, der lasst's nit her! :/:

In Müller sei' Kloani
Dö g'fallet mir schun,
Aber zahndluckat ist sie,
Drum beißt's halt nit un.
Jatz fahrt's bald in d'Stadt ein
Und kaft ihr dort Zähn' —
:/: So pass i, bis sie besser beißen kann, 's
weard schu no' geah'n! :/:

An Sunntig nach der Früahmess
Da siech i mein' Schatz,
Z'nachst bei der Kirchenthür
Hat er sein' Platz.
Wenn der Weichbrunna kimmt,
Laft er schu' ganz frisch,
:/: Muaß i mi' so mühsam außidruck'n, dass
i ihn derwisch'! :/:

Da glatzkopfat' Sepp
Ist a damischer Kerl,
Der hat lauter fünfeckigi
Scheitl im Schädl! —
Der muaß üns oan's singan,
Schaugt's, was er außt thuat —
:/: Dass er so dasig [2]) draußen steaht, sell' ist
nit guat! :/:

Wenn si' oani gar so blaht,
Links und rechts 's Köpfl draht,
Ist oft am ganzen Kind
Nix als wie Wind. —
Sagt sie, 's kann Muster stick'n
Voller Triumpf —
:/: So kann sie kam sein koa Sakl flicken und
a koan Strumpf! :/:

[1]) Dorf bei Innsbruck. [2]) still, schweigsam.

Mei Vater hat g'sagt.

Mei Vater hat g'sagt,
:/: I soll Fuchs passen giahn! :/:
I pass' auf mei Diandl
:/: Und 'n Fuchs lass' i giahn! :/:
Tralalalali! Tirumdiridum!

Mei Vater hat g'sagt,
:/: I sei a Weiberslleutslapp, :/:
Da hab' i drauf g'sagt:
:/: Du hast sie a gern g'habt! :/:
Jodler.

Und wenn mir mei Vater
:/: Koa Heiratsguat geit :/:
Noar zwick' i'n in d'Wadel,
:/: Dass er Elftausend schreit! :/:
Jodler.

Mei Vater hat g'sagt,
:/: I sei a rechter Schlanggl, :/:
Da hab' i's verstanden,
:/: I sei 's Osterlampl! :/:
Jodler.

Mei Vater hat g'sagt,
:/: Jatz bleib' amal z'haus! :/:
Ja, ja, hab' i g'sagt,
Und bei der Hinterthür' aus! :/:
Jodler.

Mei Vater hat g'sagt,
:/: Jatzt bleib' amal da! :/:
Ja, ja, hab' i g'sagt,
:/: Und durch's Fuatterloch a' :/:
Jodler.

Mei Vater hat g'sagt,
:/: I soll besser haus'n, :/:
Soll's Katzl verkafen
:/: Und selber maus'n! :/:
Tralalalali! Tirumdiridum!

Das große Steirerfest in Mürzzuschlag.

Anläſslich eines fünfzigsten Geburtstages von R.

Dieser achte September war ein merkwürdiger Tag. Und ich werde mir ihn auch merken. Morgens, als ich aus dem Schlafe gekracht wurde, schien die Sonne völlig wagrecht in meine Stube und legte eine etwas verschobene goldene Tafel an die Wand. Draußen auf dem Hügel pulverten sie Pöller los, wovon jeder dreimal knallte, einmal aus dem eigenen Loche, dann von der Mauer des Kirchthurmes, und endlich vom Waldhange her. Wenn so etwas dich ein wenig angeht, da steigst du wohl auch aus dem Bette und schlüpfest vor Schreck verkehrt ins Beinkleid.

Von allen Dachgiebeln des Ortes wehten Fahnen, weiß-grüne, schwarz-gelbe, auch viel schwarz-roth-goldene. Als ich ans Fenster trat, hub unten auf dem Anger ein Männerchor an, den „Tag des Herrn“ zu singen. Durch alle Gassen eilten festlich geschmückte Leute, lauter Kniehosenmänner und Rothkitteldirnlein, wie sonst nicht einmal am Kirchweihtag. Aber auch herrische Wägen fuhren durch den Ort, und der Reichsstraße entlang, dem Marktflecken Mürzzuschlag entgegen. Von der Spitze des Gankssteins wehte eine weiß-grüne Flagge, die so riesig war, daſs man's trotz der Entfernung von meinem Fenster aus sehen konnte, wie sie in getragenen Wallungen zu uns herabwinkte. Aber heute gab es keine beschaulichen Weltbetrachtungen vom Fenster aus, heute hieß es hinaustreten ins feindliche Leben. Meine Frau und Kinder saßen bereits im Wagen. Ich setzte mich mit meinem Vater in einen zweiten bereitstehenden Wagen, der mit Tannenreisig und Nelkenwinden geschmückt war, und dessen Schimmel schon ungeduldig strampften. Wenn es grüne Pferde gäbe, heute hätten sie zum weißen eins an meinen Wagen gespannt. Ein lustiger weißköpfiger Hammerschmied schwang, als die Wägen abfuhren, seinen grünen Hut: „Juch, juch, juch, heut' ist der weiß-grüne Tag!“ — Auf der Eisenbahn rollte ein Extrazug um den andern uns überholend der Gegend von Mürzzuschlag zu, denn es war ja, wie es in den Zeitungen stand, die ganze steirische „Nation“, die dort heute zusammenkommen wollte.

Und war's der größte Lump,
Buckelt, blind und krump,
:/: I möcht' ihn dechterst! :/: [1])

Wenn er all's versuff[2])
Und andern a nachluff [3])
:/: Und mia that' bluia, : :[4])
Und schlüeg' er mi gar blob, [5])
I siaget [6]) no: Gottlob!
:/: Mi that's nit ruia! :/: [7])

Hatt' er koa ganze Pfoad [8])
Und a koa Stückl Broat,
:/: I gab' ihm z'leben; :/:
Und kunnt' er nix verdian',
Woll' i gearn betteln giahn
:/: Und ihm all's geben! :/:

Wia wollt' i dann so fein,
So freundli mi ihm sein,
:/: Wenn's Gott that' schicka, :/:
Mei allergreaßte Freud',
A halbe Seligkeit
:/: War's Hosenflicka! :/:

Mei liaber Hearr und Gott,
Mei allergreaßter Spott
:/: Is's: nix bekömma; : :
I dian' dir zwar schon lang,
Gib mir an Mann zum Lohn,
: : Der mia thuat nömma! :/:

O ja, i siag's, i siag's,
Bei mir hilft all's für nix,
:/: I mag wohl reara! : :
Und wenn i halt gar koan kriag',
Muaß i ganz mißvergnüagt
:/: A Betschwester weara. :/:

Das Schwaizer-Madl.

I bin halt a Schwaizer-Madl,
Meine Haar' stiahn so voller Radl,
Jatz lauf' i's der Alma zua
Und melk' mei Kuah.
Kimmt glei a Jagersbua,
Schreit mir vo weiten zua:
Schwaizerin! [9]) Schwaizerin!
Du liegst mir im Sinn!
:/: Holatirolatirolalei! Jochochoho! : :

Morgens, wenn i fruah aufsteah,
Mi um mei Vieh umseah,
Oder wenn i kasen [10]) thua,
Hab' i's koan Ruah.
Kimmt glei der Jagersbua,
Schreit mir vo weiten zua:
Schwaizerin! Schwaizerin!
Du liegst mir im Sinn!
Jodler.

Im Herbst, wenn's a Schneabal schneibt,
Fahr' i auf's Land,
Da werd' i mit dö Bauersbuam
A bißl besser bekannt.
Mei Bua, der kennt mi scho,
Schreit mir von weiten zua:
Schwaizerin! Schwaizerin!
Du liegst mir im Sinn!
Jodler.

Geh' i's vom Bergal herab,
Und wenn i was im Körbal trag',
Alles vo weiten schreit,
Dös is mei Freud'!
Geh' i's in's Dorf hinein,
Hör' i's die Buama schrei'n:
Schwaizerin! Schwaizerin!
Du liegst mir im Sinn!
Jodler.

Im Herbst, wenn i's vo der Alma fahr',
Fahr' i's alloanig voran,
Steck' i's mei Fedal auf
Und an Masran! [11])
Fahr' i's in d' Stadt hinein,
Hör' i's die Buama schrei'n:
Schwaizerin! Schwaizerin!
Du liegst mir im Sinn!
Jodler.

[1]) dennoch. [2]) versaufen würde. [3]) nach aufen würde. [4]) bläuen, prügeln. [5]) blau. [6]) würde sagen. [7]) reuen. [8]) Hemd. [9]) Sennerin. [10]) Käse machen. [11]) Majoran.

fünfzig, siebzig, und immer und immer noch traten ihrer heraus aus der Waldhütte, dass es wie Zauber spielte. Wer waren denn diese Vettern alle? Das waren die steirischen Landboten, und zu allerletzt kam der Gottoberste selber — unser wackerer Landeshauptmann. — Während die andern einen Halbkreis machten, trat der Landeshauptmann zu mir, sprach so gute, liebe, hochehrende Worte wie ich sie noch nie gehört hatte, fasste dann ein Knopfloch meines linken Jackenflügels ins Auge und steckte im Namen der Steiermark in dasselbe eine frische Nelke. Sie wissen es, dass die Nelke mein Lieblingsblümlein ist, das einzige Zierkrönlein, welches einst im Garten der Mutter gewachsen und dann am Sonntage im Kruge auf dem Tische gestanden war, mit seinem würzigen Dufte die ganze Stube und mein wonniges Kindesherz erfüllend.

Während der Landmarschall noch zu meinem Vater sprach, gelang es mir, für ein paar Augenblicke zu entkommen. „Wohin, Peter? Beten kannst ein andersmal." Wollte zu solcher Stunde nur ein Eichtl mit meiner Mutter reden und anderen lieben Menschen, die schon in der Ewigkeit sind. Die Kirche war so still und so kühl, in wenigen Augenblicken konnte ich wieder mitthun. Aber sie thaten, als ob das Fest mein wäre, und es gehörte doch der Steiermark.

Eine halbe Stunde von Mürzzuschlag, hinter der Spitze des Gansteins, zieht sich eine Hochebene hinan gegen die Almen, auf derselben steht der alte Steinbauernhof. In diesem Hause, wie in vielen anderen der weiten Gegend, hatte ich vor dreißig und so viel Jahren als Schneiderlehrling gearbeitet, in diesem Hause hatte ich an Feierabendstunden das erstemal den Leuten meine Liedeln und Schwänke vorgelesen, die früher weit hinten in der Waldheimat entstanden waren, in diesem Hause war mir im Jahre 1864 eines Abends der Gedanke gekommen, von derlei Gedichtetem etwelche Proben an die Grazer „Tagespost" zu schicken. In diesem Steinbauernhause, mitten unter lustigen Steirerleuten, ereignete sich also der erste Ruck, der mich aus dem Geleise der Waldsteige in das der Weltstraßen hob, und diesen Steinbauernhof mitten in dem Kranze schöner Berge hatten die Steirer ausgesucht, um einen Ehrentag zu geben, von dem ich freilich nur den geringsten Theil für mich annehmen konnte, den größten aber wieder an sie zurückgab.

Von Mürzzuschlag bis zum Steinbauer gibt es viele Wege, alle waren jetzt voller Leute, die singend und jauchzend und fahnenschwingend hinanzogen zur Hochebene. Immer noch waren von allen Straßen Wägen und Wanderer herangekommen. Extrazug um Extrazug rollte in den Bahnhof von Mürzzuschlag, und fern aus dem Deutschen Reiche her waren Gäste gekommen. Ich hatte liebe Noth, meinen Vater mitzubringen, das Gethue um uns ward ihm ganz unheimlich. Große Wurstkessel hatte er gesehen, an welche hunderte von Menschen sich drängten, trotzdem heiliger

Mein Vater war sein Lebtag noch nie in einem so vornehmen Wagen gefahren, als der Schrufentoni uns heute aus Mürzzuschlag geschickt hatte, er schaute mich etwas unsicher an und sagte: „Peda! Wos bedeut't dan däs lauta? Säi thoan jo hell, as wia wanst du da steirischi Hergout sein thast. Däs bist daweil dena wul nit. — Oho, d Rous wern sih wul schreckn!“ Denn wo wir an einem Dorfe oder größeren Gehöfte vorbeikamen, brannten sie Pöller los.

Die Sonne stieg heiß empor über dem Stuhleck. Hinter Bichelwang in einer Kapelle steht der heilige Petrus, vor dem kniete schon seit erstem Tagesgrauen der „krumppe Wastl“. Der stand heute im Taglohn des Schrufentoni und hatte vom Morgen bis zum Abende ununterbrochen zu beten: der heilige Petrus soll nicht regnen lassen! In der That war ja der blaueste Himmel ausgespannt vom Semmering an bis zum Hochschwab, und wenn dort und da ein weißes Wölklein stand, so war das nichts anderes, als eine silberne Rococoverzierung der grünen Berghöhen, — weiß und grün, auch der Himmel that mit.

Je näher wir dem Flecken Mürzzuschlag kamen, desto belebter wurde die breite Straße und alle, an denen unser Wagen vorfuhr, reckten ihre Köpfe her und erhoben ein helles Geschrei, als ob sie noch nie einen Fünfzigjährigen neben einem Achtzigjährigen hätten sitzen sehen. Auf einmal gieng mir vor Schreck ein heißer Strom durch die Brust; am Eingange des Marktes stand ein hoher Reisigbogen mit der Inschrift: „Dem Liebling der Steiermark!“ Von den Mürzzuschlager Häusern sah man keine Mauern und keine Fenster, alles überwuchert von Fahnen, Gewinden und Inschriftentafeln.

Mitten auf dem Marktplatze stand aus rauhen Baumstämmen eine Hütte, wie solche oben in der Waldheimat stehen. Ein Wald von Fahnenstangen überragte diese Hütte, aus welcher jetzt, da die Wägen gehalten, und wir in einer Reisiglaube platzgenommen hatten, ein Wunder hervorkam. Zuerst trat ein Schock Spielleute mit klingendem „Hoch vom Dachstein“ aus dem kleinen Häuslein, dann ein Reigen weißer Kranzeljungfrauen, eine frischer und lieblicher wie die andere, und dieser Reigen wollte gar kein Ende nehmen, so dass mein alter Vater die Hände aneinanderlegte: „Wia dan douh so viele Mentscherla Ploß hobn möign in der kloan Keischn!“ Und mir kam der Gedanke: wo sie denn lauter so viele Jungfrauen hergenommen haben, heut zu Tag'! — Hinter den weißgrünen Dirndln kamen junge stramme Männer, Bannerträger von alpinen Vereinen, Bauern-, Gewerbevereinen, Turn-, Gesang-, Wohlthätigkeitsvereinen mit Ehrendiplomen, ferner an zweihundert steirische Bürgermeister mit Ehrenadressen. Endlich kam eine lange Reihe würdiger Männer, alle in steirischer Bauerntracht, an den breiten Hüten große Buschen mit weißen und grünen Bändern. Ich zählte solcher Männer zehn, zwanzig,

Eines der kleinen Fenster war verhüllt, und da kam nun ein guter Freund und sagte, ich möchte doch einmal zu diesem Fenster hinausschauen. Ja, und der Blick gieng gerade auf ein schmuckes, stattliches Haus, das in der Gegend steht, „wo der reichgeschmückte Saum der Stadt die Wiesen und Wälder der grünen Mark berührt.“ Dieses Haus war wenige Wochen früher mir vom deutschen Volke als Ehrengabe gespendet worden — und gerade vom Schneiderstübel aus war sein Anblick am wirkungsvollsten.

Endlich traten wir hinaus auf den Festplatz und giengen in die bereitete Laube, von der aus man alles übersehen konnte. Schenkbuden, Marktstände, Speise- und Trinktische ungezählt, Tanzböden mit Geigen, Pfeifen, Zither und Hackbrett, Lauben mit Volksgesang und allerhand Spiel, Scheibenschießen, Kugelscheiben, Baumkraxeln, Preisringen, Ringeln und Rangeln und überall saubere Weiberleut! Die schönste aber, die hehrste stand hoch über uns allen in einem Riesenbogen aus Tannenreisern, Weinreben und Alpenrosen — die liebe Frau Mutter Styria. Ihr vor allem zu Ehr und Preis war das Volk der Steiermark versammelt, nicht bloß zu Spiel und Lust, wohl auch zu Hilfe und Trost den Landesgenossen, die wenige Wochen vorher durch ein furchtbares Ungewitter in Noth und Elend gekommen waren.

Ein schönes weißes Jungfräulein trat heran und übergab mir die erste Nummer eines Festblattes, in welchem Dichterstimmen und Malergriffel hundertfach den Jubilar grüßten. — Dieses Festblatt flatterte bald in tausenden von Exemplaren hinaus in das Meer des Volkes.

In den Gesängen, die nah und fern erklangen, hörte man immer wieder die Worte der Lieder eines Waldpoeten.

Die Sonne stand schon fast im Mittag und die weißen Wolken bauten eine Gletscherbergwelt der Schweiz auf über dem grünen Steirerlande. Vom Gansstein her erscholl ein Alphorn. Da hub in der Menge ein wunderliches Bewegen und Wogen an, alles drängte nach dem Mittelpunkte herbei, denn nun kam der Festzug. — Zuerst erschien ein Herold und kündete folgenden Sang:

Ein Vöglein kam geflogen
Von lichter Felsenwand,
Ein Völklein kam gezogen
Im grünen Steirerland:
Es zog dem losen Vogel nach
Durch Thäler, über Berg und Bach,
Dem Heimatslied zu lauschen.

Die Tannenwälder rauschen —
Es wogt der blaue See,
Und Minnerufe tauschen
Das Böcklein und das Reh.
Das Vöglein jubelt Tag und Nacht:
Die Heimatslust ist aufgewacht
Im schönen Lande Steier.

Zur lauten Freudenfeier
Erschallt ein Ruf durchs Land,
Da sinkt ein trüber Schleier
Mit Sturm und Blitzesbrand —
Des Landmanns Haus und Feldes Hab'
Verwandelt sich zum Wüstengrab.
Gehört das auch zum Feste!

Ihr hochgeschätzten Gäste,
Ein wohlerwog'ner Rath:
Der Heimatsehren beste
Ist eine gute That.
Hißt auf die Fahnen weiß und grün
Und laßt das Alphorn schallen hin,
Die Steirer all zu rufen.

Freitag — Fasttag war. Da zupfte er mich am Ärmling: „Peda, gehn ma hoam, do sein ma zviel lutherischi Leut!“ Meine ganze Familie muſste sich ins Mittel legen, daſs er mit uns hinaufgieng.

An vielen Bäumen, die an unserem Waldwege standen, waren heitere Vierzeilige angebracht, theils aus dem Volksmunde, theils aus dem „Zither und Hackbrett“. Und hoch oben in den Wipfeln wiegten sich kühne Burschen, die Vierzeiligen hinaussingend in die steirischen Berge.

Als wir in die Gemarkung des Festplatzes eintraten, wo alles tapfer rappen muſste, knallten vom Gansstein her die Pöller, und nun sahen wir die Menschenmenge, die da wie eine schwarze Wildflut sich ergoſs über Anger, Äcker und Wiesen, bis in die Wälder hinein. Und meiner Tage habe ich die steirische Luft nie so hell klingen gehört, als jetzt! Ich wurde vor allem in das hölzerne Stüblein des Steinbauernhauses geführt, wo einst die Schneider saßen. Und einer derselben saß richtig auch heute wieder da. Mein damaliger, jetzt neunundsiebzig Jahre alter Lehrmeister Ignaz Orthofer war aus seiner Heimat, der Jacklergegend herübergeholt worden. Nun saß er gerade wieder so bei dem Tisch wie einst, und neben ihm war der Platz für den Lehrling. Ein Schaustück sollte es sein, als ich mich jetzt zu ihm hinthat, Nadel und Fingerhut in die Hand nahm und ein Stück Loden? Doch nicht. Als ob ich diese Sachen nie aus der Hand gelegt hätte, so war's — und was man einmal gelernt hat, das zerstört die Zeit nimmer, oder erst mit der Person. Mein Meister legte die Arbeit bald wieder aus der Hand — so fürs Geschau arbeiten, das möge er nicht. Nun kam aber etwas, das mehr Sinn hatte, als das Nähen ohne Zeug, es kam die Steinbäuerin und brachte den Schneidern auf einer Tasse Brot, Butter, Honig und ein schwitzendes Glas Wein genau wie dazumal. Und während meine Familie draußen im Gedränge unter dem Apfelbaume auf vornehm gedecktem Tische ein Gabelfrühstück einnahm, saßen mein alter Meister und ich beisammen im Schneiderstübel und redeten von alten Zeiten, die ein Drittel Jahrhundert ferne waren, und doch so nahe zum Greifen. Das Stübel war ganz so wie einst, nur standen an den Wänden herum allerlei lustige Sprüchlein geschrieben. Also:

„Hejassa Hulzäipfl? Wer hät sih dos denkt,
Daſs on an Fodn a Dichta dron henkt!“

Oder:

„Wia da Pederl in dem Stübl
Hot zan Dichtn ongfonga,
Is eahm ba da Orbat
Oan Knoupf noch n ondern aufgonga.“

„Und s jaggischi Dichtn
Hot sei Köipfel vadraht,
Hot da Schneidabua s Housnthürl
Hintn zuwignaht.“

sie kamen alle in ihrer Tracht und in ihrem Zeichen, und zum Schlusse die hochragende Gestalt des Peter Mayr, Wirtes an der Mahr, über dessen Haupt ein Genius den Palmzweig senkt.

Und als sie alle vorüber waren, die deutsamen Gestalten der Dichtung, schwebte noch ein schönes junges Weib, angethan mit allem Schmucke der Steirerin, herbei und gab mir einen Kuss — auf die Stirn. Vor dreißig Jahren hätte sie tiefer angetragen.

Wie mir da zumuthe war — es lässt sich nimmer sagen. In den Boden sinken hätte ich müssen vor Scham über so viel Ehren, wenn ich nicht immer vor Augen gehabt: das gehört nicht dir allein, das gehört der Heimatspoesie und ihren Jüngern allen. . . .

Nach solchen Aufzügen tönte vom Walde herüber plötzlich aus einem Sprachrohre der gewaltige Ruf: „Suppenessen geh'n!" Der Vater des Landes nahm mein Weib in den Arm, drei Landesausschüsse machten sich an den übrigen Theil meiner Familie; nun war aber der alte Vater nicht vorhanden. Mein jüngster Knabe berichtete, der „Ähndl" habe ihm gesagt, er wolle lieber heimgehen, darauf sei er langsam durch die Menge hin und am Waldrande abwärts gegangen gegen das Thal. Fast hätte das mehreren die Freude verdorben, ich aber dachte: Er hat recht gethan! Könnte nur sein Ältester auch so davonschleichen!

Wir wurden in den Wald geführt, der ganz kühl und dunkel war, wir kamen zu einem kleinen ebenen Anger, wo in Halbrunde ein Tisch aufgestellt war mit hundert Tellern und nicht viel weniger Flaschen. Das war der Mittagstisch der Väter des Landes und ich musste mich hinsetzen in die Reihe der steirischen Poeten, der älteren und jungen. Ein jeder von ihnen war geschmückt mit der rothen Nelke, und gemeinsam trugen wir die Freuden.

Und dann hub ein großes, schweres Essen an. Alles, was die Weiden und Wälder, Felsen und Lüfte, Weinberge und Wässer der weiten Steiermark bieten können — von allem das Beste wurde hier aufgetragen. Der goldene Wein entfesselte bald die Herzen und die Zungen, und bei gehobenen Bechern wurde Lob und Preis dem Heimatlande gesagt. Aus dem Jungwalde klangen fortwährend steirische Weisen, und als der Landeshauptmann großer Söhne des Landes Erwähnung that und großer Tage der Geschichte, und als er des Prinzen Johann, des großen Freundes der Steiermark, des Gönners der Künste, des Hegers und Pflegers der Volkspoesie und endlich dieser selbst gedachte, da brauste mächtig das Hoch vom Dachsteinlied, mitgesungen von allem Volke, da knallten auf der Zinne des Gankssteins drei Pöller rasch nacheinander, und es knallten überall Pöller hin durch das Thal, hin über das weite Land, dass auch jene, die zu Hause bleiben mussten, die Stunde wahrnahmen, wann der Steiermark Ehrentag den Höhepunkt der Begeisterung

Und zu des Altars Stufen,
Die wir der Styria
In heißer Liebe schufen,
Kommt her aus fern und nah.
Der Mund dem Sang und Bechersrand,
Das Aug' dem Licht, die offne Hand
Den armen Heimgenossen.

Aus Zeiten längst verflossen
Erscheint euch Väter Art
In Lied und Bild gegossen.
Das Volk auf seiner Fahrt
Aus dämmernder Vergangenheit
Entgegen einer neuen Zeit,
Hält Rast auf Alpenmatten.

Und in des Waldes Schatten,
Umklungen von dem Schall
Der Hämmer und der Spaten
Aus arbeitsfrohem Thal:
Dort jauchzen wir in buntem Spiel,
Weil dieses Land vom Himmel fiel
Und unser Heim geworden.

Und dass nicht fremde Horden
Sich drängen frech herein,
Die deutsche Sitte morden,
Das deutsche Volk entweih'n
So lasst in Einigkeit uns stark
Der heißgeliebten Steiermark
Der heil'gen Heimat walten.

Und damit nicht erkalten
Die Heimatsliebe mag,
Soll öfter sich gestalten
Ein froher Steirertag.
Zu zeigen, dass in Glück und Noth
Und wenn den Brüdern Unheil droht,
Wir treu zusammenhalten!

Also das Weihelied, und jetzt kams.

Aus den Waldlehnen des Gansstein hervor quoll das Volk der Steiermark in seiner vielfältigen farbenreichen Gestaltung. So wie die Cultur eines Alpenlandes sich entwickelt von Stand zu Stand, so erschienen sie: Zuerst die Jäger in den Bärenhäuten, mit Wurfspießen und Pfeilen bis zum modernen Weidmann mit dem Rifle-Gewehr. Dann die Hirten, die Roder, die Ackerbauer, die Winzer, die Bergknappen, die Handwerker vom Handschmied, der den ersten Spaten schmiedete, bis zum Maschinenbauer, der erste Rollkarren bis zum stolzen Dampfross, und auch die tapferen Steirerregimenter, die wichtigsten Kämpfe und Siege markierend. Alle legten Gaben und Früchte ihres Standes nieder auf den grünen Rasen. Jeder Stand hatte sein Banner, sein Lied bis herauf zu den herrlichen Klängen: Gott erhalte! Also zog die steirische Geschichte im lebendigen Bilde an uns vorüber, mit schallendem Jauchzen die Styria grüßend, an deren unterster Stufe ich sitzen durfte.

Als die Gruppen in unabsehbaren Reihen so hervorgekommen waren aus dem Waldesdunkel und nun den Festplatz füllten, dass alles andere Volk weit zurückweichen musste, huben aus der Menge des Festzuges an, einzelne Gestalten hervorzutreten, wovon jede einen Kranz niederlegte an den Stufen der Styria. Es kam der Zither- und Hackbrettler aus Alpel, es kam der Andreas Erdmann aus den Winkelwäldern, neben ihm die Waldlilie mit dem Reh, es kam Heidepeters Gabriel mit seiner engelsschönen blassen Anna, es kam der stramme Höllbart, der Pfarrer im Gewände, der hagere Hinterschöpp, der düstere Wahnfred mit dem lebensfreudigen Erlefried, es kam der Jakob Steinreuter und Martin der Mann,

metallener Alter!" Von diesen zwölf Allerschönsten wieder die Schönste sollte aber etwas ganz Besonderes bekommen, doch wie die ehrwürdigen Richter ihres Amtes walten wollen, ist sie verschwunden. Ein steirischer Sänger, der erst nach fünfundzwanzig Jahren den Fünfzigsten begehen wird, heute also noch nicht von Metall ist, hat ihr einen Schmatz gegeben — und damit war, wenn ich recht unterrichtet bin, die Preiskrönung vollzogen.

Unter den Lärchen standen Buden, wo eitel Andenken zu haben waren an den Jubilar. Besonders mit dem Bilde seines Geburtshauses wurde ein wahrer Götzendienst getrieben, während das alte Haus weit hinten im Gebirge öde und stützelos in sich zusammenbricht.

Ich war unterdessen in eine Halle gedrängt worden, und nun auf einmal umgeben von hundert Freunden und Freundinnen. Darunter solche, die ich seit vielen Jahren nicht mehr gesehen und die aus weiter Ferne herbeigekommen waren, um den Jubilar zu begrüßen. Des Schmeichelhaften wurde mir zu viel, einen Fluchtversuch machte ich unterhalb durch die Bänke hin, er wurde vereitelt, um von neuem angelobt, angetrunken und angesungen zu werden. Während alle Aufmerksamkeit einem aufsteigenden Drachen oder Löwen, andere sagen, der steirische Panther wäre es gewesen, zugewendet wurde, gelang es mir, in das Steinbauernhaus zu entkommen, um dort die Bäuerin um Gotteswillen zu bitten, mir das Werktagsgewand ihres Mannes zu borgen und mich nicht zu verrathen. Kurze Zeit nachher strich ein alter träger Bauernknecht auf dem Festplatz um. Hinkend und buckelig war er, an Zahnschmerzen musste er leiden, weil er so arg verbunden war. — Und jetzt erst habe ich mir das schöne Fest in allen seinen Theilen, auch in den verstecktesten, mit Ruhe ansehen können. Sie mochten ihn suchen wie sie wollten, in dieser Tarnkappe ist er verblieben.

(Schluss folgt.)

Merk's, Trinker!

Der Spiritus, mein du,
Macht frisch und stark,
Doch braucht der Lump dazu
Dein eig'nes Mark.

R.

erreicht hatte. — Und als der tausendstimmige Jubelschrei hinbrandete über den unübersehbaren Festplatz, da empfand ich wohl das höchste Glück darüber, ein Sohn der Steiermark zu sein.

Das „Suppenessen“ hat fast drei Stunden lang gedauert. Nun kam der Steinbauer mit dem leise geflüsterten Bericht, falls ich ein wenig ruhen wolle, habe er das Schneiderstübel zu einer Schlafkammer eingerichtet. „Nein, alter Freund! Dein Schneiderstübel ist wohl ein gar feines Gemach, aber an diesem einzigen Tag verdusle ich dir nicht eine Minute!“

Fortwährend waren zwei Telegraphenboten auf dem Wege, es war ein hundertstimmiger Wiederhall, den das Fest auch in fernen Landen fand. Ganz verblüfft waren da draußen die Reichsdeutschen darüber, dass die Steirer anfiengen, ihre Poeten noch bei lebendigem Leibe zu feiern.

Die weißen Gletscher am Himmel hatten sich einmal gar trutzig vor die Sonne gestellt und nicht üble Lust gezeigt, ein bisschen Eis herabzukügerln auf das grüne Land. Der „krumppe Wastl“ unten bei der Peterskapelle war fleißig. Der Schrufentoni hatte ihm Wein und Braten zur Stärkung geschickt und fragen lassen, ob er Beihilfe bedürfe; der Wastl hatte stolz geantwortet, er richte es allein. Zwar gab es tüchtig zu thun, aber es gelang ihm, das Fest trocken zu halten. Die würzige Hochmattenluft war frischer geworden, und so entfaltete sich nun das Volksfest in seiner vollsten Buntheit. Überall Musik und Tänze: der Altlandler, der Schuhplattler, der Schwerttanz, der urfrische und drollige Reiftanz; die Ausführer dieses letzteren waren gar aus dem oberen Murthale herabgekommen. Fast jeder Festbesucher hatte im Knopfloch eine Nelke, die Weiber trugen sie im Haar. Großvaterhausrath und Spiel, was eigenartig und volksthümlich war im Lande, das hatte sich hier versammelt zu einem Riesenbilde. Das Sieghafte blieb aber nicht das Alte, sondern das Junge. Die schönsten jungen Steirerburschen mögen selber zusehen, wie sie den Preis erlangen; nach den schönsten Steirerdirndeln ging die Suche. Der Schönsten der Preis! Schwer war das. Zwar an Sachverständigen fehlte es nicht, an Schönen auch nicht, die Nächste war immer die Schönste, und so steigerte sich die Verlegenheit der Preisrichter zu einer wahren Landescalamität. Nachdem es sich anließ, als sollte die letzte Entscheidung mir zufallen, duckte ich mich beizeiten seitab; den lieben jungen Steirerinnen zu verstehen zu geben: Ihr alle und jede besonders seid ein klein bissel weniger schön, als die eine Einzige da, die den Preis bekommen soll! — Das mag ein anderer thun. Aus den Schönsten der Allerschönsten waren ein Dutzend, sie bekamen zum Preis eine silberne Medaille mit dem Bildnisse eines fünfzigjährigen Poeten. „O je!“ murmelten einige, „da hab' ich geglaubt, einen frischwarmen Jungen thät' ich kriegen, und nun ist's ein

über und üba zuadeckt is, und extra noh a roths Tüachel übers Gsichtl, weil s kolt is in Stübl.

„Bitt gor schön, nit sa laut!“ fleantschlt (flüstert) da Hiasel treuherzi, wie da Forstjaga daherknoubat (poltert), „just hiaz is er a wenk eingschloffn. Die gonz Nocht hot er gschrian va lauta Kulika. Mei Weib is zan Bodan grent, dass um Gontaswilln noh a Hilf wa! Zwen kloan Buabn sein mar eh scha gstorbn in da Kulika.“

„Wos gehn mih deini kloan Buabn on!“ schnaugazt da Forstjaga, „mein Gamsbock will ih hobn!“

„Wos, an Gamsbock!“ frogg da Hiasel, „selm muass da Her Forstjaga wul ins Gebirg auffi, do in da Stubn hon ih mei Lebba noh koan Gamsbock umspringa gsechn.“

„Schneggnhäusel-Hiasel!“ begehrt da Jager auf, „moch koani Forn! Gsechn bist worn heint frua, wiast an todtn Gamsbock einagschmugglt host in dei Häusel. Die hochi Obrigkeit is do und du gehst hiaz af da Stell und zoagst, wost n vasteckt host!“

Da Hiasel schlogg seini Händ übern Mogn zsom, dass s olls boscht und moant gonz vazogg: „Dos ah nouh! Is mein Unglück mitn kloan Buabn nit gmua? A Wilddiab sul ih sei! An Gamsbock sul ih vasteckt hobn in meina Keischn! Mei liaba Jager, in a Nocht, wia die heintigi oani war, geht ka Boda gamslschiassn aus.“

„Loss s guat sein, Hiasel, dei Laugna hilft da nix, däsmal bist gliefert.“

Da Hiasel thuat nit viel dasgleichn. „Is ah recht“, sogg er, „wans meina Red nit glaubs, suachts aus die Keischn. Hobbs jo eh soviel guati Nosan, ös Jaga, schmeckts as, wo er is, da Bock! Wundert mih, dass n nit schmeckts! An Zechnabanganotn gib ih enk, wans do in meina Keischn heint an Gamsbock findts!“

„Du wirst n suachn helfn. Und won ma bis in a Stund in Bock nit findn, nochher auffi afn Feichtnbam mit dir, und weil mar a so an höllischn Wildschützn gsetzlihweis scha nit ban Hols henkn därf, sa thoan ma s ba die Füaß, und lossn dih sa long hin und her wacheln, bis d Wohrheit aussabeidelt is.“

A kloans Randl still is da Hiasel. — „A sandumi Rederei“, brumelt er noh, oba scha sa still redt er, dass jo da kloan Bua nit munta wird. „Wans die hochi Obrigkeit scha valongg, sa muass ih wul. Will ihrn holt suachn gehn, in Gamsbock, wans scha nit onderster is. Oba däs sog ih, d Heidl loss ih daweil nit stehn. Afs orm Kind muass wer schaun, sist kunts munta wern und wieder onhebn zan schrein, dass oan na gleih durch Morch und Boan geht. Bitt gor schön, is dan neamb do zan heidln?“

Da Gamsbock.

A Wildschütznstückl in da Gmoansproch.

Won ih von an Wildschützn hör, do zimbb mih, ih — ih —" Weita kimbb er nit, da Forstjaga, d Red vaschloggs n, va lauta Gift und Goll vaschloggs n d Red, wan er von an Wildschützn hört. A Forstjaga, sogg ma, sul g r e a n sein, ober unsa Medardi is gonz g e l b über und üba va lauta Gift und Goll, und wan er sih mitn Toschnveidl in Finga schneidt, sa rint a gelbs Blut aussa, va lauta Gift und Goll über d Wildschützn. So long, moant da Forstjaga, d Wildschützn nit af da Stell, wo mas zsompockt, aufghenkt wern dersn afn grean Bam, so long wirds nit besser af da Welt, und se mögn mochn wos s wölln.

Oba heint hobns oan. Hot scha long gmua sei Wesn triebn, da Schneggnhäusel-Hiasel; nit zweit moch ih s auf, mei Maul, wan ih sog: A sechs Dutzad Stuck Gamswild glonga nit, wos der scho hot gstubln, und aftn erst d Rech und d Hirschn und d Hauhner! Oba moants, ma häts amol dawisch, dös ohdraht Luada! Loßts na Zeit, hon ih ma denkt, da Kruag geht sa long zan Brun, bis er bricht! — Heint is er brochn, heint hobns n! In olla Früa hobns n mit an Gamsbock einischlupfn sechn ban hintern Stollthürl in sei Keischn (Häuschen). Da Forstjung hot aufpaßt, hot s Schneggnhäusel nit aus n Augna glossn, bis da Richta do is mitn Stondarna.

Nau endler a mol a glückseliga Tog! Und da Forstjaga Medardi geht freilih a mit, af den Tog hat er sih scha long gfreut. Ja mei liaba Schneggnhäusel-Hiasel, heint kimst uns nit aus, um und um stehn d Leut um die Keischn mit Stutzn und Spiaß — der Gamsbock ist dei Vaderbn!

Daweil die Stondarn und die Forstjungen olli Löcha bewochen um die Keischn und da Richta vo da Thür steht mit sein Omtsprügl, geht da Forstjager eini in d Stubn. In tunpern Stübl muadaselnalloan sitzt da Schneggnhäusel-Hiasel ban a Heidl (Wiege), thuat heidln und schaut trauri afs kloan Kind, däs in da Heidl schlofft und mit oltn Fetznan

Kleine Laube.

Was soll auf dem Schlossberg geschehen?

Seit grauser Türkenzeit war der Grazer Schlossberg nicht mehr so heiß umstritten, als er es heute ist, trotz der Friedens-Congresse. Da gibt es zwei Heereslager. Das eine will dem Schlossberg um Gotteswillen nicht ein einziges Halmlein krümmen lassen, das andere will an ihm das Unterste zu oberst kehren. Und der goldene Mittelweg? Der soll die Zahnradbahn sein! Nach meiner Meinung ist das kein Mittelweg und am wenigsten — fürchte ich — ein goldener. Am Grazer Schlossberg das Liebste war mir immer, dass man hinaufgehen kann. Das Hinaufgehen entlang den schönen Wegen, herrlichen Baumgruppen und wechselvollen Landschaftsbildern ist köstlich; bin ich oben, so gehe ich bald wieder herab. Auf der Höhe gefällt es mir nicht recht, dort hat man wieder den Häuserhaufen vor sich, den man unterwegs vergessen konnte. Und jetzt soll man, soll auch Süd- und Ostgraz in den dritten Sack hinaufgehen, um sich dort wie durch einen Krahn auf den Schlossberg heben zu lassen. Nun, wem's Vergnügen macht, ich wünsche glückliche Fahrt!

Die heute noch vorhandenen Reste der Festung Graz sollen nicht zerstört werden, sie sind ein historisches Denkmal und mögen es bleiben. Warum aber soll neben ihnen nicht ein gutes Wirtshaus stehen können? Es sind ja schon lange zwei Wirtshäuser auf dem Schlossberg, niemandem waren sie im Wege, obschon sie ihrem Standpunkte nicht entsprochen haben. Soll nun ein großes Wirtshaus den Schlossberg mehr verunzieren, als zwei kleine? Nur muss der Bau eines solchen Hauses in die Landschaft hineinpassen, und der Wirt und der Kellner hinwiederum in den Bau, er darf keinen Frack anhaben und keine doppelte Kreide führen. Die Grazer sind gewöhnt, auf ihrem Schlossberge auf dem Lande zu sein, aber zu jeder Tageszeit ein frischer Trunk und ein guter, echter Bissen wird Manchem doch schmecken. Bisher hatten die Schlossbergwirte zu wenig Zuspruch; Leute, die den Schlossberg am lautesten lobten, giengen jährlich zwei- oder dreimal hinauf. Das Volk in Graz reißt sich überhaupt nicht besonders um den Schlossberg, und das ist schade.

Ich habe an dem Schlossberg gar nichts auszusetzen, als den Zustand seines Plateaus. Dieser schönste Punkt in Steiermark ist nicht ausgenützt, er könnte leicht noch schöner sein und der wahre Juwel des Landes. Wenn das Wächterhaus am nordöstlichen Rande noch eine Weile stehen bleiben will, so muss es ein sonntägiges Gewand anziehen, nicht etwa, wie die protzigen Stadthäuser sich kleiden, sondern

In Forstjaga sei kieselhorts Herz hot ano anzi schwochs Fleckel. Noh ka Johr is vabei, sid er selber a liabs Kind afn Freidhof hot gschickt. Und wos kon an unschuldigs Kind dafür, dass der Olt a Wilderer is!

„Geh nar aussi, olta Lump“, sogg da Jager, „und zoag eahner in Gamsbock, da Kloani wird daweil scha gheidlt wern.“

„Bitt gor schön, selm bin ih wul froh“, moant da Hiasel, steht schön zach auf und steaglt (torkelt) aussi za da hohn Obrigkeit.

Und daweil setzt sih richti da Jager afn Stuhl und hebb on stad zan heidln, wiar er sein oagns Kind hot gheidlt, ehs unsa Hergott gnoma hot. In Stübl schaut er umanond, ols laar und bedelorm. Völli worm wirdn in da Brust, grod noh za rechta Zeit, dass n wieda da Gedonkn kimbb: Da Gamsbock und da Wildschütz und — aufhenkn!

A runds Randl seins ausgwen. Da Hiasel hot die hochi Obrigkeit überoll umanond gführt: In die Kuchl, in d Heukomer, afn Bodn, in d Hulzschupfn, in an iads Winkl, olls hobns über und üba gschmissn, sagor d Hoberntruchn hobns übadraht, hobn untn afn Bodn wul an olts Hirschgweih gfundn, oba koan Gamsbock. Noch aweil kemens zrugg ins Stübl und da Richta sogg: „An Irrung muass sein und däsmol wern mar in Hiasel unrecht hobn thon. Do in Schneggnhäusel is koan Gamsbock. Ka Gamsbock und ka Birn und nix.“

„Sa hot ern vagrobn!“ sogg da Forstjaga.

„Hobn ah in Keller olls visadirt und überoll.“

„Sa hot ern gfressn!“

„Müad d Haut zfindn sein oder a Krückel.“

„Sa hotn da Teixl ghult!“ schreit da Jager und fohrt wild aus ba da Thür.

Die hochi Obrigkeit geht schön ehrwürdi noch und da Hiasel is wieder alloan in sein Stübl.

Und wiar er alloan is, riegelt er die Thür zua, geht za da Heidl und schmeißt die oltn Fetzn ausanond, dass s kloan Kindl dena wul nit eppa dastickt.

Won er hiaz hät ban Fensterl einagschaut, da Forstjaga! Wos wurd er sih dawundert hobn über däs Büabl in der Heidl! Va lauta Kulika sein am kloan Kerl über und üba d Hor gworn, und vier Füaßler und zwoa Gamshörndler afn Kopf.

schmeichelnd, und herrlich sind ihre Freuden, und jauchzend, unersättlich in Leben, möchte ich ewig bei ihr sein.

Und im nahen Sehkreis das Ende von allem! Wer soll sanft mich lösen aus diesem sinnenfröhlichen Reigen? Wer soll ernst und tröstend mich führen aus dem Kreis der irdischen Sonne? Du, o weltabweisendes Leiden. — Auf stillem Hügel steht sichtbar dein Zeichen, verklärt durch den, der aus Liebe duldend das Kreuz zum Sinnbild des Reiches Gottes gemacht hat. R.

Graz, am 15. December 1892.

Poetenwinkel.

Der Spielmann.

Es strömt der Regen, die Wolken flieh'n,
Und Glück und Lust sind längst dahin,
Der Wind weht über die Heide.
Ein Spielmann zieht durch die weite Welt,
An jedem Haus er stille hält,
Die Wange gefurcht vom Leide.

Einst saß er, ein Bursche, mit seiner Maid,
Das Herz geschwellt von Wonne und Freud,
In einem schattigen Haine.
Der Vogel sang sein munteres Lied,
Und duftig die Lenzesblume blüht'
Am sonnigen Wiesenraine.

Sie sah'n sich ins Auge so selig, so tief,
Und jubelnd die innere Stimme rief:
Meine Lieb' ist ohne Ende!
Und die Lippen stammelten selig den Schwur,
Und es lauschte den Worten rings die Natur;
Sie drückten sich fest die Hände . . . .

Die Sonne sank — es starrte das Eis,
Es deckte das Land ein Linnen weiß,
Der Nordwind kam geflogen.
Und mit Spieß und Speer, mit Mann und Ross
Aus Feindesland der Kriegertross
Kam dräuend herangezogen.

Da musst' er, zur Wehr dem Vaterland,
Von Freund und Lieb, das Schwert in der Hand,
Es war ein banges Scheiden.
Die Thräne rann, so schwer wie Blut,
Fürs Vaterland galt's das höchste Gut,
Es galt ein langes Meiden.

Die Schlacht entbrannt', der Krieg war los,
Die Kugeln pfiffen, die Schwerter bloß,
Es sanken tapfere Streiter.
Viel Monde waren bereits verrauscht,
Und Hieb und Stoß gar viel getauscht,
Der Kampf wogt grimmig weiter.

Manch' Weiler lag in Asche und Schutt
Manch' Kämpe in der Erde ruht',
Von Freund und Lieb' geschieden.
Und als der Nordwind wieder weht,
Des Kampfes Woge am höchsten geht, —
Da war der Streit entschieden.

Der Sieg war ihrer, die Feinde floh'n,
An den Herd kehrt zurück manch' wack'rer Sohn,
In die Arme seiner Lieben.
Und es freut sich, wer glücklich heimgekehrt
Und daheim ein theueres Herz verehrt,
Wenn Lieb' und Treue geblieben.

Und klopfenden Herzens an Liebchens Haus
Eilt' er bei Winters Sturmgebraus,
Zwischen Fürchten schwebend und Hoffen;
Da hört er die Kunde, sein Liebchen sei fort,
Eines andern Weib an fernem Ort —
Das hat ihn schwer getroffen . . . .

Und als der Frühling wieder kam,
Da saß er, die Seele voll Schmerz und Gram,
Im alten, schattigen Haine.
Die Nachtigall schluchzte in traurigem Lied,
Und blutigroth die Lenzblume blüht'
Am sonnigen Wiesenraine.

Dem Haine, der ihren Schwur gehört,
Klagt' er's, dass sie sein Glück zerstört,
Leis' zittert' es in den Zweigen;
Wenn dich das Schicksal hart bezwingt,
Ergebung mit der Verzweiflung ringt,
Dann lerne dulden und schweigen . . . .

Ein Spielmann zieht durch die weite Welt,
An jedem Haus er stille hält,
Die Wange gefurcht vom Leide.
Es strömt der Regen, die Wolken flieh'n,
Und Glück und Lust sind längst dahin,
Der Wind weht über die Heide.

Karl Weislein.

wie der Landmann am Festtage dasteht. Dieses geschmacklose Ding da oben ist vor allem schuld, dass ich ein bisschen Schlossbergrevolutionär geworden bin. Wenn sie heute anfangen, es abzutragen, so helfe ich mit beiden Händen mit.

Nun kommt aber eigentlich das, wofür ich gesteinigt werde von beiden Heereslagern aus. In der Mitte des Schlossbergplateaus, dort wo heute das Loch ist und mancherlei Unheimliches im Busche, würde ich als hochmögender Eigenthümer einen runden Tempel aufbauen, in welchem alle verdienstvollen Männer der Steiermark, und auch solche Frauen, in Marmor oder Erz verewigt dastehen könnten, den Vorfahren zur Ehr', den Nachkommen zur Lehr'!

Und wenn über der Kuppel dieses Tempels ein Aussichtsrundgang angebracht würde, so wäre das auch noch kein so großes Unglück. Ein solcher Ehrentempel ist es, auf den nach meiner Meinung das Schlossbergplateau wartet. Wie ich aber die Leute kenne, wird es noch lange warten können. Nun, wer weiß?!

Auf dem Schlossberg wird ja was „geschehen“, aber seine Aussicht wird weder vernichtet, noch wesentlich gefördert werden können, der Schlossberg wird dem Volke weder genommen noch gegeben werden können. Und geschehen wird doch etwas.

Man macht heute bei allem große Thore und kleine Kammern, große Vorbereitungen und kleine Ausführungen, viel Geschrei und wenig Wolle. Eine geräuschvolle Zahnradbahn hinauf zu einem — Wirtshause, wie sie herunten zu hunderten stehen! Ob sie aber zu einem Ehrentempel lieber hinauffahren würden, als zu einer feinen Restauration mit Kellnerfräcken, das ist freilich wieder eine Frage. Ein Wirtshaus da oben mag's ja thun, soll aber nicht die Hauptsache sein.

Der Grazer Schlossberg ist ein seltener Sockel, auf ihm muss etwas stehen, das nirgends sonst zu finden ist! — Eine steirische Walhalla — wer weiß etwas Feineres?

M.

Leiden.

Die Nacht nimmt kein Ende. Nachdem eine Reihe von bangen Träumen bunte Geschicke an mir vorübergejagt und ein stechender Stoß in der Brust der gaukelnden Traumwelt plötzlich ein Ende gemacht, und mein Auge zum Fenster sich wendet, flehend um des Morgens blasses Grau — schlägt die Uhr Eins. Die letzten Zecher erst taumeln vom Wirtshaus heim im Ueberfluß genossenen Trunkes, und meine dürren Lippen lechzen in unstillbarem Durste vergebens nach Labnis. Hinter der heißen Stirne hämmern emsige Schmiede, ein eiserner Reifen engt meine Brust, doch ein lungenzerreißender Husten will sie zersprengen. An allen Nerven pochen die Schmerzen, und fröstelnde Hitze presst kalte Tropfen aus allen Poren.

Die Genossen des Hauses schlummern friedsam.

Meine tastende Hand sucht das Fläschchen, das der treue Arzt für des Schmerzes Übermaß mir bereitet. Es sollte betäubend mich schaukeln wie ein Kind in der Wiegen, meine Seele in Nebel tauchen und einen kühlenden Mohnkranz winden um meine Leiden.

Doch nein, du schmeichelnder Saft, ich will dich verschmähen. Seit Kindestagen war mein treuester Freund das Leiden, es hat mich begleitet im Walde; die wonnigen Wege der Jugend, mit Dornen waren sie berankt zu beiden Seiten, vor Abwegen schützend. Und die Dornenranke war mein Ariadnefaden heran zum Herzen meines geliebten Volkes. Heiliges Leiden! Magst du mich willig nicht lassen, ich will feige dir nimmer entweichen. Bleibe in ruhsamer Nacht auch mein herber Genosse. Und wenn ich auch manchmal weinend und wimmernd dein Loblied singe, zeihe der Schwäche mich nicht, ich steh' dir und nenne dich Freund. Die Welt winkt so

sein Gesichtskreis. Aber was thut das, wenn so vereinzelte Stimmen, die sicherlich von ihm kritisch „Verrissenen" angehörten, solche Glossen über ihn machen, wo man ihn sonst allgemein eher fürchtet und achtet, wo er der verhätschelte Gesellschafter, der entzückende Liebling der Damen ist? Und ist denn diese seine Beliebtheit nicht berechtigt? Wer ist so wie er bei der Hand, sobald es gilt, einen gefeierten Modedichter noch mehr in den Himmel zu heben, wer ist den schmeichelhaften Briefchen „süßer" Autorinnen gegenüber willfähriger? Denn: Galanterie ist Ehrenpflicht. Einst, lang, lang ist's her, da war es zwar anders bestellt mit seinen Ansichten von der Würde und von den Zielen der Kritik. Da hielt er es für eine hohe und edle Aufgabe, das Bindeglied, der unparteiische Vermittler zwischen Verfasser und Leserwelt zu sein, da hatte er sich heilig zugeschworen, sich nie eine Unehrlichkeit zuschulden kommen zu lassen, niemals einen Satz niederzuschreiben, den er nicht mit gutem Gewissen und offenem Blick vor jedem verantworten konnte, allein das waren jetzt schöne, aber — vergangene Zeiten. Der Mensch wird mit den Jahren doch praktischer; von den Brosamen, welche bei diesen Arbeiten abfielen, ließ sich wahrlich nicht einmal kümmerlich leben, eher noch von den Brocken, die von den Tischen der Herren Verleger und Autoren für gefällige Recensenten in Hülle und Fülle abfielen. Geschweige denn, dass man von jenen Krumen ein so ungebundenes, in des Wortes verwegenster Bedeutung „freies" Lotterleben führen konnte, wie er's gewohnt war. Man sah's ja sonnenklar an seinem Collegen Z., was bei der peinlichen Ehrlichkeit herauskam. Der Mann war von einer lächerlichen Gewissenhaftigkeit, X. musste unwillkürlich eine ironische Miene ziehen, als er daran dachte, mit welch kleinlicher Sorgfalt dieser bei seinen Anzeigen zu Werke gieng. Wie er den Grundgedanken klar und richtig zu erfassen und zu entwickeln strebte, wie er darauf dessen Ausgestaltung einer prüfenden Betrachtung unterzog, lange und genau das Für und Wider abwog, um schließlich sein Urtheil in einer Sprache abzugeben, die so wenig Redeblumen, so gar keine geistigen Feuerwerkskörper enthielt, dass — kein Mensch Notiz davon nahm. Und, du lieber Gott, dieses Unicum in seiner Art hatte gar noch die altmodische Ansicht, dass es seine Pflicht sei, ein Buch zu lesen, womöglich zweimal vollständig zu lesen, falls man es anzeigen wollte. Soll man da nicht die Hände über den Kopf zusammenschlagen, war denn in unserer raschlebigen, stets vorwärts schreitenden Zeit so etwas erhört? Und es wird einem Berichterstatter dabei doch so unendlich bequem gemacht. Der Verleger schickt ja in den meisten Fällen gedruckte Kritiken (in der Handwerkssprache „Waschzettel" benannt) der Schriften mit. Kritiken, die sehr häufig von den betreffenden Verfassern selbst stammen, die doch wohl am besten wissen müssen, was sie gewollt und mit welchen Mitteln sie es zu erreichen getrachtet haben. Kommt noch dazu die außerordentliche Liebenswürdigkeit der jeweiligen Dichter, eine sich in den mannigfachsten Arten bethätigende Liebenswürdigkeit. Der zahlt in tönenden Worten, jener in klingender Münze, der dritte führt eine ausgezeichnete, eine berühmte Küche, welche einem Feinschmecker von der Sorte unseres X. nicht gerade unwillkommen ist, u. s. w. Endlich ist die Plage mühsamer Lesung gewiss eine ganz unnütze, weil einfache und sachliche Auseinandersetzungen bei der großen Masse nicht verfangen. Blendender Stil, ein unerschöpflich sprudelnder Schwall großer und großartiger Worte ist dazu Haupterfordernis, und wozu sonst ist denn um Himmelswillen das umfangreiche, jedem zugängliche Phrasenlexikon da? Die Vereinigung dieser Eigenschaften brachte ihm fette Pfründe, Z. dagegen nagte thatsächlich am Hungertuch. Jeder Backfisch glaubte das Recht zu haben, über ihn, den gesellschaftlich etwas Unbewanderten und Unbeholfenen, das Näschen zu rümpfen, er war in fortwährenden Streitigkeiten mit dem Leiter seines eigenen Blattes, weil er sich auch von ihm nicht beeinflussen lassen wollte, man sprach in literarischen Kreisen mit großer Entrüstung von ihm, seiner kecken Feder halber, und mied ihn, wo man konnte, da von ihm doch kein Erfolg

Im Tammingthal.

Die Marien-Klamm.

Kennst du den Bach, der über scharfe Klippen
Tief in der Klauseck-Schlucht sein Wasser treibt,
Und rastlos es zu tausend Perlen stäubt
Und hochaufspringt an grauen Felsenrippen?

Dort ist's. Dort steh'n, wie holder Frauen Lippen,
Darauf die Liebe ihre Lieder schreibt,
Erdbeeren süß, und wem's nicht heimwärts treibt,
Der mag sich satt der duft'gen Speise nippen.

Zur Kammer engen sich um ihn die Wände,
Darin die Nixe wartet auf sein Kommen,
Und hoch am Himmel blitzt die Hochzeitsflamm'.

Und Elfen reichen ihm zum Tanz die Hände,
Ihm, den die Kön'gin an ihr Herz genommen.
Das ist das Märchen der Marienklamm.

Tragöß.

Thalwärts vom lichten, hohen Schwabenriesen
Stieg ich herab und durch den dunklen Tann,
Ein stadtentfloh'ner müder Wandersmann,
Dem gnädiglich ein Gott den Weg gewiesen.

So sei, du Himmlischer, nun hochgepriesen,
Der aus der Wildnis mir den Pfad ersann!
Ich steh gefangen in der Schönheit Bann,
Die ewig quillt aus deinen Paradiesen.

Wohin ich auch den trunk'nen Blick mag senden,
Zu Thal, wo traulich stille Hütten steh'n,
Zum See, wo Nixen an den Märchen weben,

Hinauf zum Fels gethürmt von Titans Händen
Nicht kann ich Schön'res mehr auf Erden seh'n;
Gott, ziehe hier die Grenze meinem Leben!

Emil Maria Steininger.

Der Korb.

Jüngst traf ich sie in heller Nacht,
Mein Herz schlug liebewarm.
Froh dacht' ich schon: „Heut glückt es dir."
Ein Korb hieng ihr am Arm. —

Ich grüßte leis und nahm mir vor:
„Heut musst du ihr's gesteh'n!"
Ihr freundlich Wort gab mir den Muth, —
Der Korb ließ' ihn vergeh'n.

Doch naht ich ihr und bat sie kühn,
Mir ihren Arm zu leih'n.
Sie streckt ihn aus — wie schlug mein Herz!
Sie hieng den Korb hinein.

A. Luft.

A schiachi Nocht.

Wons na recht regna that,
Wons na recht giaßad,
Dass heint mei Schotz ba mir
Nochthiaban*) miaßad;
Wons na recht blitzn that,
Dass n möcht schreckn,
Schliffad va lauter Ongst
Unta die Deckn.
Wans na recht stürma that,
Wans na recht krochad,
Weil leicht die Betstot an
Kragaza mochad!
Wan na da Fux in Hahn
s Kragnerl umdrahad!
Dass däs verdonkti Viech
Morgn neama krahad!
Wans na stockfinsta blieb,
D Sunn nit that ruckn,
Dass ma koa Mensch morgn
Ins Gsichtl kunnt guckn!

* * *

Da Gussregn hot s Thor vaschütt',
Da Blitza hot zundn,
Da Krocha hot d Leut aufgweckt,
Und ih hon in Finstern
Mein Schotz neama gfundn.
Mei Schotz neama gfundn,
Mein Unschuld valorn.
— Und üba däs Elend
Is s togscheini worn.

R.

*) Herbergnehmen.

Aus der Werkstatt eines neuzeitlichen Kritikers.

Eine harmlose Ausplauderei von Max Speier in Frankfurt.

Herr X. stand am Fenster und schaute sinnend hinaus. Auf seinem prächtigen Schreibpulte lagen in genialer Unordnung — denn ein Schriftsteller von Beruf muss sich doch vor allem den Schein der Genialität wahren — mehrere unaufgeschnittene Bücher, die ihm von der Redaction des Tagblattes in F. zur Besprechung überwiesen worden waren. Seine Zeit war augenblicklich eine sehr beschränkte; boshafte Leute, welche ihn im Galopp über die Straße laufen sahen, behaupteten, eben so beschränkt wie

Monats das Gehalt ausgezahlt wurde, glaubte er zuerst, das Geld sei falsch, da man von der Türkenzeit her daran gewöhnt war, oft erst nach Jahren etwas zu erhalten. Allmählich legte sich sein Misstrauen, und er strich allmonatlich seine dreißig Gulden mit Vergnügen ein. So verflossen etwa zwei Jahre. Da bat er eines Tages den Zahlmeister, als dieser ihm wieder sein Gehalt geben wollte: „Herr gib mir fortan nur fünfzehn Gulden!“ — „Was?“ erwiderte jener, seinen Ohren nicht trauend. „Um mehr bin ich wohl schon gebeten worden, aber noch nie um weniger.“ Der Mann blieb aber bei seiner Bitte; er wollte gar nicht einsehen, dass ihm sein Wunsch nicht erfüllt werden könne, und als man ihn schließlich nach dem Grunde seines seltsamen Verlangens befragte, erklärte er: „Meine Frau will zu jeder Gesellschaft ein neues Kleid haben, und das kostet gerade dreißig Gulden. Nun nimmt mir die Frau immer gleich die ganze runde Summe weg und kauft sich dafür sofort ein Kleid, und ich behalte nichts für mich. Da habe ich gedacht, wenn ich nur noch fünfzehn Gulden bekomme, so kann meine Frau dafür doch nicht gleich ein Kleid kaufen, dann muss sie warten, und muss sparen und wird auch mit einem Theil des Einkommens zufrieden sein; so komme ich dann auch zu meinem Recht.“ Bei aller Achtung vor diesen psychologischen Erwägungen des Biedermanns konnte der Cassebeamte doch zu einer eigenmächtigen Verkürzung der festgesetzten Besoldung nicht die Hand bieten. Und so zog der gute Bosnier nachdenklich und kopfschüttelnd mit seinen dreißig Gulden nach Hause.

Schuster und Schneider.

Dramatischer Auftritt im Volke gedichtet. Mitgetheilt vom Bauernsohne Josef Faist.

Im Zimmer. Schuster im Ster=Schurz, ohne Rock. Die Hemdärmel bis zum Ellbogen aufgestreckt. Brillen von Pappendeckel ausgeschnitten. Ohne Kopfbedeckung. Ist eben beschäftigt, am Thürangel Draht zu wichsen. Nach dieser Arbeit setzt er sich auf den Schusterstuhl, welcher in der Mitte des Zimmers steht, und fängt an, einen alten Schuh zu bearbeiten; ein Hosenriemen muss den Knieriemen ersetzen. Mit einem Hammer schlägt er mitunter an der Schuhsohle herum und ahmt so das Schuhmacherhandwerk nach. Während er arbeitet, kommt von rückwärts der Schneider, ganz bekleidet; am Kopfe trägt er eine Schneidermütze, auf der Nase einen „Zwicker“. Die Hände am Rücken gefaltet, in einer Hand hält er das Maßband, welches theilweise hinunterhängt. Er spaziert hinter dem Rücken des Schusters herum und fängt an zu singen:

Schneider.

Ich bin berühmt als Schneider hier,
Das bringt mir viele Neider,
Ich lief're alle Arbeit hier
Als echt französ'scher Schneider,
Drum komm' ein jeder Mann zu mir,
Steh auf und suche meine Thür,
Das Zimmer voller Kunden
Hab' ich zu allen Stunden.

(Der Schuster blickt streng auf den Schneider und arbeitet wieder. Der Schneider singt weiter.)

Ich führe auch ein nobel Haus,
Ich halt' mir Pferd und Wagen,
Dabei bin ich bei manchem Schmaus,
Damit die Welt kann sagen:
„Ich bin der Schneider=Inschenier
Und lebe wie ein Cavalier,
Das macht mich nicht verlegen,
Man thut's und hat's Vermögen.

Schuster.

Was phantasiert der Schneider da
Von sein' Vermögn so gspaßi?
Na woat, jetzt sogg i auch a Red',
Vielleicht wern Sie glei dasi.
Servus Schneider Kanifas,
Sagn Sie mir, was ist denn das,
Dass Sie herum spaziern
Und z'Haus die Nadel nöt führn.

(Der Schneider wird böse und singt.)

Schneider.

Was ist denn das für eine Red',
Herr Knapp, Sie sind verwogen,
So weit sind wir noch nicht bekannt
Da habn Sie sich betrogen.
Ich bin der Schneider=Inschenier
Und Sie der Schuhverpfuscher hier,
Der Unterschied zwischen mir und Euer
Ist groß und ungeheuer.

(Jetzt wird auch der Schuster zornig, springt auf und singt in höhnischem Tone.)

durch Bestechung zu erhoffen war. Bestechung! Warum X. gerade das böse Wort in den Kopf gekommen war? X. begann sich etwas unbehaglich zu fühlen, denn der Ausdruck, der ihm wider Willen entschlüpft war, verursachte ihm ein lange nicht gekanntes Gefühl, Gewissensbisse. Fort drum jetzt mit Träumereien, und, damit du recht deiner Macht bewusst bist, zur Arbeit! Gemüthlich setzte er sich in seinen Lehnstuhl, schnitt ein paar Blätter des ersten Buches auf und las. Ein Grauen schien ihn dabei zu überlaufen, huh, wie tief das gedacht und geschrieben war, für ihn viel zu tief, einfach unverständlich tief. Was X. natürlich in Anbetracht des klangvollen Namens des Verfassers nicht hinderte, hinzuwerfen, dass „des vielgenannten R. neueste philosophische Schrift an Gedankenfülle (Gedanken waren ja drin, ob gute und neue, konnte X. nicht ermessen, aber das that nichts zur Sache) seine früheren Leistungen überträfe" rc. — Wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein! Der zierliche Band, aus dem Haupt des Herrn Adulf entsprungen, duftete förmlich nach leckerem Gänsebraten und anderen Leibgerichten von X. Adulf brauchte mit Einladungen zu solchen Genüssen nicht zu kargen, denn er hatte das Glück, einen reichen Vater zu besitzen. Für diese Freundlichkeit seitens Adulfs musste man sich doch erkenntlich zeigen, wenn man nicht den Satz, dass Undank der Welt Lohn sei, neu beweisen wollte. Also gedacht, gethan — und eine Kritik war fertig, worin kein Funke von Überzeugung, desto mehr „geschwollene" Redensarten standen. — Es schlug sechs Uhr, und hastig fuhr X. empor. Sollte er doch heute abend die reizende erste Liebhaberin bei ihrer allerhöchsten Ungnade in einer feschen Hosenrolle bewundern und morgen auch dementsprechend in seiner Zeitung lobpreisen, folglich — Schluss für heute. Ein pikantes Liedchen trällernd, warf sich X. in Toilette und verschwand von der Bildfläche.

In einem armselig ausgestatteten Stübchen eines engen Gässchens brannte indes noch bis in die Nacht Licht. Dort saß, über seinen Büchern gebückt, Z., freudlos, mit ernstem, sorgenvollem Antlitz, und bei alledem dennoch innerlich still beglückt von seinem Richteramt, still beglückt vom Erkennen und Aussprechen dessen, was er fur wahr, schön und erstrebenswerth hielt. Durchglüht endlich davon, dass er für sein geringes Theil daran mitarbeiten müsse, dass die wahren erlauchten Geister der Nation immer weiteren Eingang in den Herzen des Volkes fänden, auf dass ihr reines, hohes Fühlen und Denken begeisternd, erleuchtend, erquickend und sittigend wirke. Ein Zug der Verklärung durchflog das Gesicht des bleichen, müden Forschers, als er seine Lampe in später Mitternachtsstunde löschte, um ruhig zu entschlummern.

Einer, der um weniger Gehalt bittet.

Seit der Besetzung von Bosnien durch die Österreicher hat sich dort die Cultur in überraschender Weise ausgebreitet. Naturgemäß äußert sich diese zuweilen auf recht absonderliche Art, wofür uns unser Gewährsmann folgendes buchstäblich wahres Beispiel mittheilt. Um die Eingeborenen für sich zu gewinnen, haben die Österreicher denselben — so schreibt er uns — überall, wo es nur irgend angieng, Stellen in der Verwaltung u. s. w. übertragen, häufig nur dem Namen nach gegen ein für jenes Land ansehnliches Gehalt, während die eigentliche Arbeit von einem österreichischen Beamten ausgeführt wird. So ist auch unter Anderen in Serajewo, der Hauptstadt Bosniens, ein Bosniake mit einem hervorragenden Ehrenamte bekleidet, dessen Geschäfte sein österreichischer Secretär führt. Der biedere Eingeborene ist ein stattlicher Herr; er erfreut sich einer lebenslustigen Frau, welche mit ihm alle Bälle und Vergnügungen besucht, und empfängt das für seine Begriffe recht große Gehalt von dreißig Gulden monatlich. Als ihm, nachdem er mit seiner neuen Würde bekleidet war, pünktlich am Ersten des

Sonst stünd ich Ihnen gut dafür,
Dass heut vor meinen Füßen
Das Schusterblut müsst fließen.

(Jetzt ist auch der Schuster ganz in Wuth, er singt die letzte Strophe und schlägt mit dem Hammer den Takt auf den Schuh so stark, dass derselbe in Fransen geht.)

Schuster.

Lass der Herr mein liebes Lebn,
Ich brauch mein Blut noch weiter,
Ich will auch keinen Tropfen gebn,
Besonders für ein' Schneider,
Und wenn's am Ende raufen wolln,
So müsst ich meinen Kniariem holn,
Denn unter meinen Händen
Muss sich der Streit jetzt enden.

(Wenn der Schuster zur Stelle kommt, wo es heißt: „Und wenn's am Ende raufen wolln", lockert er den Riemen und zuletzt schlägt er auf den Rücken des Schneiders los und jagt denselben zum Tempel hinaus.)

Bücher.

Österreich im Jahre 2020. Socialpolitischer Roman von Dr. Josef von Neupauer. (Dresden und Leipzig. E. Pierson.)

Der Verfasser führt uns über die Trümmer der verblassten Cultur des neunzehnten Jahrhunderts in das neu organisierte Österreich, welches durch Verstaatlichung des Besitzes aus einem Classenstaat in einen Volksstaat verwandelt ist. Welch eine Perspective! Es gibt kein Parteileben mehr. Nationalitäten- und Confessionshader, Antisemitismus, Clericalismus und wie alle die das gesunde Volksleben entnervenden Kampfmittel heißen — sie alle sind verschwunden. Die Gleichheit existiert, jedoch nicht als eine Forderung des Communismus in dem Sinne, dass Mann für Mann dasselbe genießt. Gleichheit ist im Gegentheile die Festhaltung der gleichen Würde für jeden Menschen. Jeder ist Mensch, und das ist der höchste Adelsbrief. Gleichheit herrscht ferner darin, dass jeder eine vollkommene Erziehung und eine vollkommene Ausbildung erhält, so dass alle seine geistigen und leiblichen Anlagen zur vollen Entfaltung gelangen, gleichviel, wer sein Vater oder seine Mutter wäre. Die Gleichheit besteht ferner darin, dass jedem in seinem Berufe alle jene Erleichterungen gewährt werden, die ihn in den Stand setzen, das Höchste zu leisten. Nur durch höhere Leistungen kann sich der Mensch noch ein wenig über seine Mitmenschen erheben. Die Geburtsrechte sind abgeschafft, damit jeder nach Verdienst geehrt und entlohnt werden kann. Alle künstliche und aus der Knechtung entstandene Ungleichheit ist abgeschafft. In fesselnder Weise sind die der Geschichte angehörenden Zustände des neunzehnten Jahrhunderts geschildert. Kaiser Franz Josef I. hat sich durch seine unerreichte Selbstbeherrschung und Versöhnlichkeit sowie durch seine Arbeitskraft und Ausdauer den Beinamen des Standhaften erworben. Was der Verfasser über den Verkehr des Monarchen mit dem Volke, über Abrüstung, Frauenemancipation, Anstellung der Beamten, Versorgung der Arbeitsunfähigen, religiöse Anschauungen, Trachten und Sitten des einundzwanzigsten Jahrhunderts erzählt, ist in umfassender Weise an concreten Beispielen gezeigt. Wladar.

Voltaire und Lessing. Lustspiel in fünf Aufzügen von Eugen Raaben. (Wien. Carl Konegen. 1893.)

Das durchwegs tüchtig bearbeitete Stück vertritt eine herbe Kritik der literarischen Bestrebungen des vorigen Jahrhunderts. Die Schläge fallen so zielbewusst, dass, sollte das Stück zur Aufführung gelangen, so mancher Zuhörer verstohlen den Rücken krümmen würde. Es gibt heute noch genug der deutschen Deutschenhasser, welche die deutsche Literatur geringschätzen, mit Übereifer nach Übersetzungen, insbesondere aber nach solchen aus dem Französischen fahnden. Ob das Stück Glück hätte bei seiner Verwendung auf der Bühne, hängt mehr als gewöhnlich von der geistigen Qualität des Publicums ab; gelesen, wird es jedermann von deutscher Gesinnung tiefbegründetes Vergnügen bieten. Armin.

Der todten Mutter. Ein Liederkranz von Paul Grotowsky. (Großenhain und Leipzig. 1893.)

In schön ausgestattetem Buche von großer Pietät zeugende Gedichte besingen den Tod der theuren Mutter und sind laut Titelblatt vom Dichter seinem Vater gewidmet. Der Dichter möge sich in seinen heiligen Gefühlen nicht verletzt fühlen, wenn ich behaupte, dass die ganze Sammlung thatsächlich auch nur für den Vater und allenfalls andere nahe

Schuster.

Hiaz schaut's ma a mol den Schneider an,
Dem Schneider wär i z'wenig.
Er glaubt, weil i im Schurz dasteh,
Bin i ihm unterthänig.
Do irren Sie sich, Herr Nodelheld,
I gib nit noch um die ganze Welt.
Wolln Sie sich höher preisen.
So müssen Sie 's beweisen. (Setzt sich.)

Schneider (in wichtigem Tone).

Es ereignet sich im Paradies,
Ich kanns mit Wahrheit sagen,
Da hab'n die Leut ja ganz gewiss
Von Blättern ein' Gehrock tragen,
Da war von Stiefeln goa koa Red,
So gut wie a vom Schuasta net,
Weil d' Leut in jenen Jahr'n
Noch alle barfuß war'n.

(Schuster etwas verlegen, studiert eine Weile, dann singt er.)

Schuster.

Und wenn der Adam an Rock hot tragen,
Es wär' aber wohl ganz gspaßi,
So hat er a müßn Stiefl haben,
Dos ist ganz leicht begreifli.
Wer hot den nocha d'Stiefel g'mocht,
Die der Adam im Paradies hot g'hobt,
Da frag ich Sie jetzt an,
Ein Schneider hat's net 'than.

Schneider.

Solch' Red wird hier nur ausgelacht
Von Künstlern meinesgleichen,
Wir Schneider habn's so weit bracht,
Das könnt ihr nicht erreichen.
Wir Schneider sind's so weit im Stand,
Wir messen alles mit dem Band,
Wir schneiden Röck und Hosen
So g'schickt wie die Franzosen.

(Wenn der Schneider singt: „Wir messen alles mit dem Band", so misst er bei jenen von den Zusehern, die ihm am nächsten sind. Vielleicht die Brust einer Jungfrau. Ist schon vorgekommen!)

Schuster (mit gleichgiltiger Miene).

Wegn meiner nehmt Ihr Euer Maß
Mit Bandln oder Strückeln,
Wos kümmert mich denn alles das,
Ihr macht so dumme Stückeln.
Ihr werd' mit Euerm Nobeltreib'n
Nichts wie ein dummer Schneider bleib'n.
Und bügelt halt wo immer
Drob'n im Bodenzimmer.

(Schneider sich rechtfertigend.)

Schneider.

Das Bügeln bin ich gar nicht g'wohnt,
Da thut der Herr sich irren,
Ich neh'm nit a mal die Scheer in d'Hand,
Thu nichts als laboritieren.
Ich hab' in meinem Magazin
Subjecten vierundzwanzig drin,
Die nichts als laboritieren
Und Kleider fabricieren.

Schuster (lacht laut auf).

Subjecten nennt er seini G'sell'n,
A Kuh möcht drüber lachen,
Das muss ich z'Haus mein Weib erzähl'n
Was d' Schneider für Dummheit machen,
Sein' Werkstatt nennt er a Magazin,
Hat anderthalben G'sellen drin,
So dumme Krippenreiter
Wie selbst der Herr von Schneider.

(Der Schneider springt wüthend hin und her.)

Schneider.

Gotts Willn, den Schimpf ertrag ich nicht,
Von so ein' Fußbekleider,
I hab ja g'wiss a volles G'sicht,
So gut wie and're Leute.
Und so ein Schneider wie ich bin,
Glaubn Sie es mir wohl immerhin,
Drum bitt ich still zu schweigen
Meine Kraft wird sich bald zeigen.

Schuster.

Ihre Kraft erkenne ich jetzt schon,
Die thut mich gar nicht schrecken,
Sie habn noch gar koa Katz wos than,
Das muss ich Ihnen decken.
Sie sein der Meister Fürchterlich,
So dünn wie ein Gedankenstrich.
Betracht man seine Wadeln,
Durchs Nadelöhr könnt man's fadeln.

Schneider (vor Wuth außer sich).

Gott's Will'n, den Schimpf ertrag ich nicht,
Ich schwör's bei meiner Ell'n,
Sie werden ja bald tüchtig g'schlag'n,
Ich hol halt meine G'sell'n.
Ich weiß, die zwingen Ihnen schon,
Dass Sie bitten um Pardon,
Dass Sie in Zukunft schweigen,
Das will ich Ihnen zeigen.

Schuster (höhnisch).

Lass der Herr seine Gselln zu Haus,
Die thun mich gar nicht schrecken,
Sie sitzen grad beim Abendschmaus,
's thut ihnen recht gut schmecken.
Ein halbes Ei und sechs Fisoln,
Mehr lasst der Schneider gar nit hol'n,
Mit so an schwachen Mag'n
Könnt'n wir uns nicht vertrag'n.

Schneider

(wendet die Taschen um und sucht nach einer Scheere).

Jetzt reißt mich alles schon vor Wuth
Ich muss schon fast zerspringen
Geschieht ein Mord, so sind's dran Schuld,
Weil Sie zum Zorn mich bringen.
Zum Glück hab' ich ka Scheer bei mir,

alles, was zu sagen wäre, und immer mit ängstlichen Umschreibungen. Wahrheit, Klarheit, Unbefangenheit in diesem Punkte, das wünscht der Verfasser ja selbst, also nur hierin den Anfang machen! Die Keuschheit ist ja kein exotisches Gewächs, das nur unter einem Deckkorbe gedeihen kann, sie ist eine kräftige Naturblume, die in freiem Sonnenlicht gesund bleibt. Das nebenbei.

Die beste Rettung aus dem sexuellen Elende ist nach Starkenburg und wohl auch anderen die Ehe, aber das Heiraten wird den Leuten ja so schwer gemacht, auch heiraten die meisten zu spät, wenn das Unheil schon geschehen ist, das Verderben schon reift. Interessant ist eine Bemerkung über jene jungen Schriftsteller, die sich die „Modernen" nennen und in der Darstellung des Abscheulichen, Widerlichen und Lasterhaften ihr Ziel finden. Ihr Cynismus ist nichts, als der brünstige Nothschrei eines nicht naturgemäß befriedigten Triebes. Gebt jedem dieser Dichter ein Weib, und sie werden sich öffentlich ganz anständig benehmen.

Grausam sind die Ziffern, mit welchen Starkenburg Gräsliches beweist. Schließlich sagt er: Ich weiß keinen Rath, ich sehe nirgends Hilfe, sehet selbst zu, wie das beizeiten anders werde, sonst ist die europäische Menschheit verloren! — Damit läßt er uns allein. Positive Vorschläge in diesem Anliegen wissen nur die Socialcommunisten, einstweilen jedoch scheinen unsere Regierungen nur wenig Neigung zu haben, darauf einzugehen. R.

Windisch-Garsten. Städtebilder-Verlag. (Linz a. D. E. Mareis.)

In Form eines illustrierten Führers gibt das Büchlein dem Leser außer einer geschichtlichen Skizze des Marktes eine übersichtliche Darstellung all' der landschaftlichen Schönheiten, welche den Ort in weitem Kreise umkränzen und geleitet ihn als treuen Berather auf den zahlreichen Bergpfaden und Thalspaziergängen rund um den Markt. Zwei von Herrn Lehrer Tümler in Windisch-Garsten gezeichnete hübsche Panoramen, achtzehn Illustrationen und zwei Kartenskizzen unterstützen durch ihre gute Ausführung das gedruckte Wort. V.

Kremsmünster. Unter dem Titel „Das Benedictinerstift Kremsmünster" ist vor kurzem im Städtebilderverlag (Linz a. d. D. E. Mareis.) ein hübsch ausgestattetes Bändchen der „Städtebilder und Landschaften aus aller Welt" erschienen.

In kurzem Umriss gibt der Verfasser — ein Mitglied des Stiftscollegiums — eine Darstellung der Geschichte des Stiftes und seiner Erziehungsanstalten, führt dem Leser vor, wie aus der bescheidenen Fundation Herzog Tassilos allmählich die heutige stattliche Abtei erwachsen, wie sich die kleine, aus der Zeit des großen Kaisers Karl datierende Klosterschule im Laufe der Zeiten zu dem prächtigen, achtclassigen Gymnasium ausgestaltet hat, das heute nach jeder Richtung hin zu den Zierden der Bildungsanstalten des Landes gehört. In einem „Rundgang durch das Stift" finden alle seine geschichtlich und künstlerisch bemerkenswerten Sehenswürdigkeiten, seine Kunstschätze und wissenschaftlichen Sammlungen die gebührende Würdigung, während ein den Ausflügen in die Umgebung gewidmeter Abschnitt auch dem Touristischen entsprechend Rechnung trägt. Außerdem schmücken Illustrationen das Bändchen. V.

Von der „**Bibliothek der Gesammtliteratur** des In- und Auslandes" ist soeben eine neue Serie erschienen. (Halle. Otto Hendel.)

Erckmann-Chatrians „Die Belagerung von Pfalzburg". Wie „Freund Fritz", verdient auch diese Geschichte aus dem Elsaß ein echtes Volksbuch genannt zu werden, das besonders von der reiferen Jugend gern gelesen werden wird. Ein ganz eigenartiges Werk ist William Gannets „Des Lebens Mühsal ein Segen und andere Betrachtungen". Das Vorwort der Gräfin Aberdeen führt am schönsten in diese Art volksthümlicher Abhandlungen ein, die, in England und Amerika längst beliebt, auch in Deutschland mehr und mehr Anklang finden. Das Büchlein kann in der That ein seelenerquickender Jungbrunnen genannt werden. Indem wir noch Schillers „Geschichte des Abfalls der Niederlande" anführen mit einer trefflichen Einleitung von E. Suchier versehen, und Julius Köstlin's Lebensbild „Martin Luther, der deutsche Reformator", das zur vierhundertjährigen Geburtstagfeier des Reformators verfaßt und damals in 35.000 Exemplaren verbreitet wurde, möchten wir zum Schlusse besonders hinweisen auf die Gedichte von A. Freiin von Droste-Hülshoff. V.

Nürnberger Struwelpeter. Neuestes Bilderbuch für brave Kinder von drei bis sechs Jahren von G. Reiff. (Nürnberg. Spielwarenfabrik. 1893.)

Ein recht liebenswürdiges und drolliges Farbenbilderbüchlein mit schönen Versgeschichten vom bösen Hans, faulen Fritz, Lutscher-Lieschen, zerstreuten Ludwig u. s. w. Sogar mich alten Jungen haben die humoristischen Bilder und Verslein ergötzt. R.

Büchereinlauf.

Tiroler Helden. Gedichte von Albrecht Graf Wickenburg. (Innsbruck. Wagner'sche Universitätsbuchhandlung 1893.)

Arbeiterleben. Sechs Novellen von Ph. Langmann. (Leipzig. W. Friedrich.)

Anverwandte Wert und Interesse haben. Der der Verblichenen Fernerstehende urtheilt kälter, sieht aber dabei schärfer und kommt dabei sogar mancher Überschwänglichkeit auf die Spur, die dem mit Trauer und Sehnsuchtsschmerz erfüllten Herzen des liebenden Sohnes entgieng. Was mag der nüchterne Unbetheiligte von der allumfassenden Trauer denken, die in folgenden Zeilen geschildert wird:

Die Stunde schlug! Sie trugen dich hinaus
Zu langem Schlummer in der kühlen Erde.
Die hohen Schlote schauten sehnlich aus ...
Umsonst! Die Herrin nimmer wiederkehrte!

Gewiss, die Öffentlichkeit prüft und urtheilt strenge, deshalb — darf man ihr auch nicht alles anvertrauen. **Armin.**

Der vierte Stand. Bilder aus dem Arbeiterleben der Gegenwart von Max May. (Frankfurt. C. Koenitzer.)

Das Buch gibt in Form einer schlichten, anspruchslosen Erzählung Bilder aus dem Leben von Arbeitern. Es nimmt einen unparteiischen Standpunkt ein und ist geeignet, manche Vorurtheile, welche socialistische wie antisocialistische Schriften durch Übertreibungen und einseitige Darstellungen hervorgerufen haben, zu beseitigen und in weiten Kreisen aufklärend zu wirken.

Unter Vermeidung aller hochpoetischklingenden Phrasen oder gelehrten unverständlichen Auseinandersetzungen zeigt der Verfasser dem vierten Stand die Mittel und Wege, auf vernunftgemäße, gesetzliche Weise, ohne Anwendung roher Gewalt, sich das was ihm fehlt, zu erringen und zu bewahren. V.

Der kleine Bolland, oder **Acta Sanctorum minora**, das ist zwanzig frommheitere Legenden in anmuthige und höchst erbauliche deutsche Reime gebracht von Benno Rüttenauer (P. Hilarius à la Santa Clara O. Q. S. F.) (München. Dr. E. Albert & Co., Separat-Conto.)

Pater Hilarius besitzt viel Frömmigkeit und Humor. Er macht dem Papstthum Complimente, wo er nur kann. Natürlich Complimente eines Humoristen! Und ein wenig humoristisch sind auch seine Legenden. Es kommen da wirklich sonderbare Heilige vor, z. B. ein heiliger Spitzname und ein heiliger Seiltänzer, die aber sehr fromm sind. Und ein heiliges Liebeslager. Sogar ein alter Heide, der Herkules, hat sich in die Gesellschaft verirrt. Wer eben Humor hat, wie sollte der eng sein! Hat doch auch Rom das Heidenthum nie gehasst. Dass aber der Dr. Martinus Luther, wenngleich verkleidet, sich einschleichen konnte, das dürfte dem frommen Pater schon übler vermerkt werden. Ein Jude ist ebenfalls dabei. Der gute Hilarius wollte es offenbar mit niemandem verderben. Ob ihm das gelungen ist? Wir wollen es hoffen. V.

Das sexuelle Elend der oberen Stände. Ein Nothschrei an die Öffentlichkeit von Heinz Starkenburg. (Leipzig. W. Friedrich.)

Der Mensch ist Herr der Erde und seiner selbst. Er richtet sein gesellschaftliches Leben ein je nach seinen Bedürfnissen und Neigungen und schafft Gesetze für die allgemeine Wohlfahrt und ist seit Jahrtausenden bestrebt, das Gedeihen seines Geschlechtes zu fördern. — Da müßte man glauben, es käme doch endlich einmal was Rechtes heraus. Ganz und gar nicht, es wird immer noch verwirrter und nicht eine einzige Frage ist gelöst, nicht eine einzige. Am weitesten ist's bei der Sache gefehlt, die das oben angeführte Büchlein behandelt. Auch in diesem werden die hundertmal beklagten Misstände, Laster und Entartungen wieder beklagt, aber auch diese Schrift weiß keinen Rath, wie es besser werden könnte. Die Prüderie und Heuchelei stellt Starkenburg als den Hauptgrund des Elends hin, die Unnatur in der Erziehung, die strenge Absonderung der Geschlechter, das Interessant- und Pikantmachen durch die Verhüllung. Das Feigenblatt ist der größte Feind geschlechtlicher Natürlichkeit und Sittlichkeit. — Etwas Wahres ist schon dran, vielleicht recht viel Wahres; es ist auch im „Heimgarten" schon davon gesprochen worden, dass der Dichter in Liebessachen den Abgrund nicht mit Rosen verdecken soll, wie es in den „Familienblättern" (bitte die Gänsefüßchen nicht zu übersehen) zu geschehen pflegt. Die Liebe kann und soll bis zu ihren äußersten Folgen geschildert werden, selbstverständlich ohne Lüsternheit und mit ernster Darstellung auch der Tragik, die oftmals aus ihr hervorsteigt.

Übrigens hat dieses Büchlein den Fehler, wie alle seiner Gattung. Es redet so im allgemeinen über die sexuellen Laster herum, ohne die Sache scharf beim Namen zu nennen, ohne dieselbe zu specialisieren und zu charakterisieren, ohne wissenschaftlich nachzuweisen, warum gewisse Arten von Befriedigung schaden, und andere wieder nicht. Einmal auf das Freimüthigste und Eingehendste müsste der Gegenstand behandelt werden, damit es dem Laien nicht wie ein Dogma aussieht, wenn gewisse Dinge verboten sind, und andere ähnliche wieder erlaubt, damit er sieht, warum dieses natürlich, daher zulässig, jenes unnatürlich, daher verderblich ist. Klar muss der Leser den schrecklichen Unterschied schauen. Oder fürchtet man, durch offenste Enthüllungen die Sinne der Leser zu reizen, ihn auf Dinge aufmerksam zu machen, die er etwa noch nicht kannte? Das käme nach meiner Meinung auf die Art der Darstellung an. Starkenburgs Schrift sagt ziemlich viel, aber lange nicht

Heimgarten

3. Heft. | December. | 18. Jahrg.

Wie ich mit meinem Brüderlein Frieden schloss.

Von Josef Wichner.

Der Leser braucht nicht alles nachzumachen, was sich in meinen Geschichten findet, und was da folgt, schon gar nicht, obschon es auch gut gemeint war.

Mein seliger Bruder, der sich bei den Soldaten den Tod geholt hat, weil sie ihn, obschon er nachgewiesenermaßen nur eine halbe Lunge hatte, bei den Übungen über alle Berge jagten, der hat als zwölfjähriges Büblein einmal auch das Studieren versucht, und dieweil ich damals, als er über die Schwelle der Lateinschule trat, auch schon Student und sogar angehender Obergymnasiast war, so wohnten wir beieinander in einem kleinen, kalten Kämmerlein und froren miteinander und lernten miteinander und hungerten wohl auch miteinander, sogut es halt eben gieng.

Da wir nämlich als arme Burschen an fremden Tischen herumessen mussten und die fremden Tische nicht immer zu haben waren, so hatte ich damals gleich dem schrecklichsten Bösewichte jede Woche einen Fasttag, und es hätte mein Magen vom Donnerstag bis zum Samstag brummen

Andreas Hofer. Zeitbild aus den Tiroler Befreiungskriegen in vier Acten von Josef Herausch-Heimfelsen. (Wien. L. Rosner. 1893.)

Massenmord. Eine Zukunftsschlacht von Karl Bleibtreu. (Leipzig. W. Friedrich.)

Märchen für Jung und Alt. Von Dr. Franz Groder. Vermehrte und verbesserte Ausgabe. (Graz. Cieslar. 1893.)

Im Reiche des Geistes. Illustrirte Geschichte der Wissenschaften, anschaulich dargestellt von K. Faulmann. Mit dreizehn Tafeln, dreißig Beilagen und zweihundert Textabbildungen. (Wien. A. Hartleben.) In dreißig Lieferungen. Lieferung 1—15 bereits erschienen.

Poesien von Paul Koch. (Penig. A. H. Voigt. 1891.)

Max von Mexiko. Lieder-Cyclus von Wilhelm Ruland. (Stuttgart. Jos. Roth. 1893.)

Lieder aus Aussee. Von Johann Kain. Zweite Auflage. (Wien. L. Rosner. 1892.)

Karl Gottfried Ritter von Leitner. Von Franz Ilwof. (Graz. Im Verlage des Verfassers. 1893.)

Präludien. Gedichte von Heinrich Stümcke. (München. Dr. E. Albert & Co.)

Über die große ethische Strömung in unseren Tagen. Von Dr. Albert Wittstock. (Berlin. Richard Lesser. 1893.)

Biographien der österreichischen Dichterinnen und Schriftstellerinnen. Ein Beitrag zur deutschen Literatur in Österreich. Herausgegeben von Marianna Rigg. (Korneuburg. Julius Kühkopf. 1893.)

Gründeutschland. Ein Streifzug durch die jüngste deutsche Dichtung von Professor Dr. Friedrich Kirchner. (Wien. Kirchner & Schmidt. 1893.)

Deutsche Nationalbühne. Mittheilungen der „Allgemeinen deutschen Bühnengesellschaft", Herausgegeben von Dr. Hermann Schreyer. I. Heft. (Leipzig. G. Kreysing. 1893.)

Der Antheil der Plastik an der Entstehung der griechischen Götterwelt und die Athene des Phidias. Von Ballhorn. (Hamburg. Verlagsanstalt und Druckerei A. G. 1893.)

Schloss Friedenstein 1643—1893. Von Rich. Hodermann. (Gotha. E. Windaus. 1893.)

Prochaska's Illustrierte Monatsbände zur Erholung und geistigen Anregung in Mußestunden. V. Jahrgang. 1. Band. (Teschen. K. Prochaska.)

Grazer Schreibkalender für 1894. (Hundertzehnter Jahrgang. Graz. Leykam.)

Grammgeld, oder das zukünftige Welt-Münz-System. Von Karl Pamperl. (Zürich. E. Leemann. 1893.)

Postkarten des „Heimgarten".

Gründeutscher. Der Dichter soll individuell sein, gut, aber deshalb ist nicht jedes Individuum schon ein Dichter, sonst könnte es wohl manchmal frei nach Schiller heißen: „Ernst ist das Leben, abscheulich die Kunst."

* Bitte unverlangt keinerlei Manuscript zu schicken und die Hausordnung (Heimgarten Seite 80) in allen ihren Theilen gütigst zu beherzigen.

D. K. W., Wien. Ihr Herz ist noch immer wund von dem herben Artikel des „Heimgarten" (Jahrgang XVI, Seite 754) über die Zeitung. Dann lesen Sie in den „Grenzboten" Nr. 38 laufenden Jahrgangs ja nicht den Aufsatz: „Wir Journalisten", denn dieser würde ihr armes Zeitungsherz vollends mitten entzweischneiden.

Zuschrift. Budweis. Hochgeehrter Herr! Im Juliheft des „Heimgarten", auf S. 738, sprachen Sie den Wunsch aus, über den Ursprung des Namens „Scharlbrot" Aufklärung zu finden. Ich habe mich gewöhnt, ebenso wie Luther, dem Volke „aufs Maul zu schauen" und glaube, wenn auch nicht volle Erklärung, so doch einen Weg zum Auffinden derselben geben zu können. Meine liebe Frau, eine gute deutsche Hausmutter, machte uns größeren und kleineren Schleckmäulern, wenn sie etwas Gebackenes bereitet, von den in der Mulde haften gebliebenen Resten noch immer ein Extra-Gutes; sie nennt es immer „nur das Z'sammgescharrte". Dasselbe wird noch mit ein wenig Butter mehr als das eigentliche Backwerk bereitet und recht resch und knusperig gebacken. Sollte nicht Ihr hausväterliches Scharlbrot mit unserm Z'sammgescharrten einerlei Ursprung haben? F. St.

Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.

gebet sprach, so kam ich wenigstens nie über die fünfte Bitte hinaus; denn wie konnte ich Vergebung hoffen, solange ich dem grollenden Brüderlein nicht die Hand gereicht hatte?

Der Schlaf floh meine Augen, und in dem geheimnisvollen Nachtdunkel sah meine aufgeregte Einbildungskraft bereits das gräſsliche Gerippe, den strafenden Todtenmann, welchen ich von der Leichenfahne her gut kannte.

Er grinste aus einer Ecke des Kämmerleins immer zu mir herüber und bleckte die Zähne und schnapperte damit, er wetzte seine Sense, daſs es mir eiskalt durch und durch gieng, er schielte aufs Stundenglas, das er neben sich auf mein Bücherbrett gestellt hatte und in dem eben die letzten Sandkörnlein durch die nadelfeine Öffnung in den unteren Hohlkegel rieselten, er schwang die Sense in der Luft, um zu erproben, ob sie wohl meinen Kopf mit einem Schnitte abmähen könne.

Und vor ihm hopsten und tanzten bereits viele kohlbrandschwarze Teufelchen mit Wickelschwänzen und langzinkigen Stechgabeln und schnalzten mit ihren blutrothen Zungen vor Freude, daſs sie wieder einmal einen sollten aufspießen und hinabtragen dürfen in den Abgrund der Hölle, einen, der des Herrn Vergebung nicht erlangen konnte, eben weil er selber nicht vergab oder nicht um Verzeihung bat.

Da sträubten sich denn meine Haare vor Schreck und der kalte Schweiß stand mir auf der Stirne. Also setzte ich mich behutsam auf und begann mit meinem Brüderlein, das mäuschenstill in seinem Bette lag und wohl auch kein Auge schließen konnte und sich gleichfalls ängstigte, die Unterhandlungen und machte ihm mit verzagten Worten den Vorschlag, wie daſs wir uns halt doch versöhnen sollten, damit uns nicht Gottes Strafe ereile.

Nun hatte aber das gute Brüderlein auch eine Eigenheit. Es war nämlich starrsinnig und unnachgiebig über die Maßen, und wenn es ein Nein im Kopfe hatte, dann brachten sechs paar Ochsen kaum ein Ja heraus. War ihm nun gar Unrecht geschehen, dann konnte man es auch mit allem Bitten und Betteln kaum versöhnlich stimmen.

In einem solchen Falle hatte ich wirklich meine liebe Noth, ihm begreiflich zu machen, daſs bei mir von einem Einschlafen nicht die Rede sein könne, wenn er mir nicht verzeihe, daſs ich ihm beim Übersetzen aus dem Lateinischen drei Ohrfeigen gegeben, oder daſs ich ihm sein Mundörgelein entrissen und darauf den ganzen Nachmittag die herrlichsten Musikstücke gespielt hatte, und was dergleichen Frevelthaten mehr sind.

Was half mir all meine überzeugende Beredsamkeit, wenn das Brüderlein gleich dem Käfer Trotzkopf auf dem Rücken liegen blieb und sich mausetodt stellte?

Ich erinnerte den kleinen Trotzkopf an die Lehren unserer Ziehmutter, ich stellte ihm Himmel und Hölle vor, ich hielt eine Predigt, die

dürfen, hätte ihn nicht mein Bruder getröstet, indem er dort, wo er zum Essen geladen war, heimlich in die Tasche schob, was sich eben hineinschieben ließ, und so als guter Rabe den sehnsüchtig wartenden Elias speiste.

Das wäre nun alles recht gewesen, und wir hätten's trotz unserer Armut recht schön beieinander haben können, wenn wir beide nicht gleich allen Menschen unsere Eigenheiten und Leidenschaften gehabt hätten, die uns manchmal viel Verdruss bereiteten und manch kindischen Streit heraufbeschworen.

So war ich damals ungemein jähzornig und aufbrausend, also dass mir selbst beim Anblicke einer über mein Lateinbuch huschenden Fliege das Blut ins Gesicht schoss, und da konnte es denn nicht fehlen, dass ich meinem armen Brüderlein vielfach Unrecht that und es, namentlich wenn die Lateinbrocken gar nicht hineinwollten in seinen Kopf, wiederholt mit bösem Worte schwer kränkte, wo doch ein sanftes Wort mehr gefruchtet hätte.

Aber mein Feuer war immer nur Strohfeuer. Es flackerte im Nu lichterloh auf und war auch im Nu niedergebrannt, und dann drückte und ängstigte es mich stundenlang, dass ich meinem Bruder wehe gethan hatte, und ich sann stundenlang auf eine schickliche Gelegenheit, den Gekränkten um Verzeihung zu bitten, ohne dem Lateinschützen gegenüber meiner Würde als Obergymnasiast allzuviel zu vergeben.

Vorab wenn die Nacht ihren schwarzen Mantel über das Studierstädtlein gesenkt hatte, wenn das karge Mahl nebst einigen langweiligen Aufgaben und etlichen lustigen Geschichten verdaut war und die Lampe ihr einziges Lichtauge schloss, dann schien mir ein Friedensschluss vor dem Einschlafen unumgänglich nothwendig; hatte es ja uns meine zweite Mutter, die gestrenge und doch vielliebe Eva, tief ins Herz gesenkt, dass man gegen keinen Menschen, und sei er auch der ärgste Feind, einen Groll über Nacht festhalten und in den kommenden Tag hinübertragen dürfe.

„Ihr Buben", so hatte sie gar oft zu uns gesagt, „wenn ihr des Sandmännleins wegen die Augen zuthut, so wisst ihr nicht, ob ihr sie wieder aufthun werdet! Wie leicht kann der Schlaf, das Bild des Todes, zum Tode selber werden, und dann müsstet ihr mit der Feindschaft im Herzen vor den ewigen Richter treten und könntet wohl von ihm, den ihr so oft beleidigt habt, keine Verzeihung erwarten! Darum schließet eure Augen keinen Tag, es sei denn, dass ihr euch ausgesöhnt habt mit jedem, den ihr in Wort oder That gekränkt habt!"

Diese goldenen Worte hatte ich mir wohl gemerkt und sie als theures Vermächtnis auch in die Fremde mitgenommen. Wenn wir uns also des Tages über in kindischem Unverstande entzweit hatten und abends verstimmt und verbittert im Bette lagen und jeder für sich das Nacht-

Aber endlich wurde es ihm doch zu bunt. Er fieng an, heftig zu schluchzen, und rief endlich, nachdem der Damm einmal gebrochen war, unter einem Strome von Thränen:

„Ja, ja, ich . . . verzeihe dir!"

„Du musst es aber auch gerne und . . . freiwillig thun", entgegnete ich, „sonst gilt's nichts, und sonst . . ."

„Ja", schluchzte der arme Bruder, „ich verzeihe dir . . . sehr gerne . . . und freiwillig!"

„Und dass ich dich jetzt wacker gedroschen hab', auch das musst du mir . . . freiwillig verzeihen, sonst . . . hol' ich den Spazierstock!"

„Auch das . . . und . . . gar alles, was du mir angethan hast!"

„Gut, dann schenke ich dir morgen ein Bild und das Buch vom guten Fridolin und dem bösen Dietrich! Jetzt aber wollen wir uns das Weihwasser geben und dann schlafen!"

Also machten wir uns das Kreuzzeichen auf Stirne, Mund und Brust, und ich kroch, des schwer errungenen Sieges froh, in mein Bett zurück. Und siehe, da war auch der grinsende, zähnefletschende Todtenmann aus der Zimmerecke verschwunden, und die Teufelchen waren wohl eines nach dem anderen zum Schlüsselloche hinausgehuscht, und wir beide, die kampfmüden Recken, lagen bald im tiefsten Schlafe.

Auf diese Art hab' ich mit meinem seligen Bruder wiederholt Frieden geschlossen. Möge mein reuiges Geständnis meine Schuld mildern!

Jetzt will aber der Leser zu guterletzt auch etwas dreinreden, und er thut die Frage:

„Ja, du Geschichtenmacher, bist du allweil noch so ein brühheißer, jähzorniger Geselle und hast du noch allweil die üble Gewohnheit, die Thüre einzusprengen, wenn niemand Herein! ruft, und wie ein Wilder darauflos zufahren, wenn nicht alles nach deinem Kopfe geht?"

Darauf muss ich frei gestehen:

Ja . . . gerade ein Lämmlein bin ich auch heute noch nicht, und kochen thut's wohl auch heute noch hie und da . . . besonders wenn ich auf einmal vor einer offenbaren Dummheit oder Bosheit stehe, eben weil es gar so schwer ist, aus der eigenen Haut zu schliefen und weil . . . ein umgekehrter Handschuh halt immer noch ein Handschuh bleibt; aber besser sei's doch geworden im Laufe der Jahre, hat die selige Eva g'sagt, und die musste es wissen.

Vorab gut gethan hat es mir, dass ich meine Nase in der Schule des Lebens gar oft angestoßen und meinen Kopf gar oft angeschlagen hab', und dass man mir eiskaltes Wasser über Leib und Seele hat gegossen, sobald der Topf im Übergehen war. Da ist es mir nämlich gegangen wie dem Flohthierlein, das der Meister abrichten will fürs Flohtheater:

den hartgesottensten Sünder in Thränen aufgelöst hätte ... das Brüderlein war stocktaub oder es that gar etliche Schnarcher, als liege es im tiefsten Schlafe!

Ich fieng an, in meiner Todesfurcht und Höllenangst gar bitterlich zu weinen ... das Knirpslein drehte sich auf eine Seite und that einen Brummer des Inhaltes, ich solle einmal Ruhe geben und es nicht allweil aufwecken!

Nun hätte ich den kennen mögen, der da noch ruhig geblieben wäre!

Mein Geduldhafen wenigstens war nicht groß, und er war voll heißen Wassers. Da stiegen Blasen vom Grunde an die Oberfläche, da hub es an, zu kochen und zu brodeln und zu wallen, und lüpfte den Deckel, und also schrie ich in heiligem Zorne ins Dunkel hinüber:

„Jetzt ... wenn du mir nicht verzeihen willst, so ... haue ich dich windelweich ... du steinharter Dickschädel!“

„Gut“, dachte sich das Brüderlein, „lassen wir's auf die Probe ankommen!“

Also that es einen langen Gähner, und dann hub es wieder zu sägen an, als sei es ein Schreinergeselle, der seiner baldigen Hochzeit halber in einsamen Nachtstunden den nöthigen Hausrath schafft.

Da warf mein kochendes Wasser den Deckel nun wirklich vom Topfe.

Mit einem Satze sprang ich gegen das Bett des trotzenden Bübleins hin und ließ es die Kraft meiner Hände fühlen, und bei jedem Schlage schrie ich:

„Jetzt frag' ich dich nur ... willst du mir verzeihen oder nicht?“

Man hat diesen Vorgang, irgend ein Geständnis zu erpressen, in alten Zeiten „die peinliche Frage“ genannt, und dass die Benamsung passe, davon konnte sich mein Brüderlein allerdings hinlänglich überzeugen. Vor dem lieben und sanften Leser aber will ich meine Art, einen billigen Frieden zu erlangen, durchaus nicht beschönigen; nur erlaube ich mir demüthigst zu bemerken, dass die peinliche Frage leider auch heutzutage nicht aus der Welt geschafft ist. In den großen Kriegen wenigstens, die wir miterlebt haben, oder die uns noch in Aussicht stehen und wo sich auf einmal Millionen Brüder gleich wilden Thieren anfallen und auf das gräßlichste zerfleischen, da geht's auch nicht anders zu. Da schlägt lange nicht immer der Beleidigte, lange nicht immer der, welcher Unrecht erfahren hat, sondern immer ... der Stärkere auf den Schwächeren so lange ein, bis ... dieser verzeiht, was ihm Böses ist angethan worden.

Also suchte ich leider auch mit allen Kräften die Verzeihung meines Bruders zu erlangen, und es kostete mich dies umsomehr Mühe, als der Bruder, so klein er auch war, eine geradezu wunderbare Duldsamkeit offenbarte und das, was andere Leute Schmerz nennen, gar nicht zu kennen schien.

haus — und sonst nichts. Ob das nicht gar polizeiwidrig ist? — Vielleicht mag er nicht ausgehen, weil seine Stiefel schadhaft sind, oder es fehlt ihm sonst etwas und er ist zu kindisch, als dass er sich bekümmern könnte. Sie beschloss selber einmal nachschauen zu gehen. Und eines Vormittags, da der Himmel gar so rein und ruhig über dem Gebirge stand und die funkelnde Sonne gar so warm niederstrahlte auf die grauen platten Steine, auf die braunen Moose und die kümmerlichen Steinnelken, die dazwischen wuchsen, stieg sie in die Dachstube hinauf, um dem jungen Menschen zu rathen, dass er doch hinausgehe und den schönen Gottestag genieße. Da sah sie, er war schon hinausgegangen. Die Thüre hatte er halb offen gelassen, die Bücher und Blätter lagen in großer Unordnung umher auf dem Tisch, auf dem Sessel, auf dem Bette, auf dem Fußboden. Der hat's noth, dass er den dummen Mägden ihre Schlüssel aufhebt, der soll erst seine eigenen Sachen aufheben, dachte sie und begann zu ordnen, weil es ganz wider ihre Natur war, einen Wirrwarr zu sehen oder auch nur in ihrem Hause zu wissen. Auf dem Tische lag ein offener Brief, der erst fertig oder auch noch nicht fertig geschrieben sein mochte. Die Aufschrift lautete: Lieber, theurer Papa!

Wenn ein Sohn an seinen Vater schreibt, da wird wohl nicht besonders viel Geheimnisvolles darauf stehen, das wird man wohl lesen können, das wird doch nichts Schlechtes sein. — Damit hat Frau Adam ihr fragendes Gewissen sehr geschickt beruhigt. Hierauf nahm sie das Blatt mit zwei Fingern sorgfältig auf und las den folgenden Brief:

„Lieber, theurer Papa!

Du wirst nicht wenig überrascht sein, diesen Brief von mir aus dem Hochgebirge zu erhalten, während ich gegenwärtig, wenige Wochen vor der Doctorprüfung, in München fleißig studieren müsste. Wenn ich Dir jedoch die Gründe auseinandersetze, so wirst Du mich hoffentlich sehr gerne entschuldigen. Aus Vergnügen bin ich jetzt nicht in die Alpen gegangen, aber unten war es mir ganz unmöglich zu studieren. Die Burschenschaften sind ja etwas sehr Fesches und ich preise mich fürs Leben glücklich, einige Jahre dieses Studentenleben kennen gelernt und genossen zu haben. Doch wenn man studieren will, oder vielmehr muss, da ist's nichts, da muss man die Burschen, ihre Kneipen und Paukereien und lustigen Auffahrten und kecken Streiche fliehen; zehn Meilen weit kleckt nicht. Dass ich die Prüfung endlich machen würde, war wohl schon aus Selbstachtung geboten, denn das Geständnis, dass ich, lieber Papa, Dir zu Ehren einmal studieren wollte, könntest Du bloß für ein geschmackloses Attentat auf deine Börse halten. So stieg der Fall und ich ertheilte mir zu München in der königlichen Stadt Zimmerarrest, um endlich einmal die Klappen durchzusimpeln. Aber ochsen, das verlangt nur der Banause

Das Flohthierlein gewöhnt sich das Hüpfen am leichtesten in einem Tabakbüchslein ab, eben weil es sich alleweil wehthut am Deckel, so oft es aufspringt.

Und . . . schließlich hab' ich geheiratet auch noch . . . und wie die Liebe sänftiget, das weiß St. Simon und der Leser selber!

Adam das Dirndel.

Eine Erzählung von P. K. Rosegger.

(Schluss.)

Eines Tages fragte Frau Adam die Stubenmagd Marianna, was es denn mit dem jungen Menschen sei, der vor etlichen Tagen mit einem Handkoffer angekommen war und sich seither fast nirgends sehen ließ.

Ja, berichtete die Magd, der habe das Dachstüblein Numero neunzehn genommen, wo man in die Starrwände hinübersieht, und sonst nirgends hin, und in diesem Stüblein sitze er Tag für Tag und thue nichts, als in Büchern lesen, manchmal in mehreren zu gleicher Zeit, und auf Papierblättern Worte und Zeilen und Ziffern hinschreiben. Sie habe ihn schon zur Red' angetrieben, aber er habe nur kurz oder gar nicht geantwortet. Sonst sei er freundlich, und wie ihr, der Magd, beim Ausfegen einmal unversehens der Schlüsselbund zu Boden gefallen, da habe er ihn dienstfertig aufgehoben und ihr in die Hand gegeben. Er sei gar nicht übel anzuschauen und es wäre nur Schade um einen bildhübschen Burschen, dass er sich so ganz und gar in das Bücherwerk vernage. Das Essen lasse er sich auf seine Stube bringen, als Trank nehme er nur Wasser, und doch scheine er nicht arm zu sein, weil er eine Uhr von eitel Gold habe und am Finger ein Ringlein mit einem blitzenden Stern, der genau so anzusehen sei, wie nach der Beschreibung die Diamanten. „Und was er für feine Wäsche hat! Die Stiefel haben ein Loch bekommen auf dem steinigen Weg — sonst könnte er beinahe ein Prinz sein.“

Der Frau Adam gab das einiges zu denken. Sie hatte schon damals, wie der junge blonde Mensch mit den hellen Augengläsern und dem leichten Stadtgewande angekommen war, gedacht: Was will denn der Junge da? Der ist nicht hergerichtet, um Hochtouren zu machen und dass er im Hause Heilung suchen wollte, darnach schaut er mir nicht aus. Ins Fremdenbuch hat er wohl seinen Namen geschrieben — M. Berg-

hinabsteige wie Moses vom Berge Sinai, um mein Doctordiplom zu holen an der Alma mater zu München.

Nun, Papa, was sagst Du zu Deinem herrlichen Sohne? Wenn der einmal Cultusminister ist, was ehestens der Fall sein wird, der verlegt die Universitäten ins Hochgebirge, wo es nur Weißbier gibt, aber ein besseres als bei uns zuhause in Berlin, weil es nicht aus schimmeligen Fässern, sondern aus stattlichen Kuheutern kommt. Ich komme dir einen ganzen, Papa! —“

Was ist denn nun aber das? fragte sich Frau Adam, als sie den Brief herabgenascht hatte, entweder ist der Junge ein ganz außerordentlicher Junge, oder es ist mit ihm nicht recht richtig. Einstweilen trachten wir hinauszukommen.

Sie befahl hernach, den jungen Herrn Berghaus recht gut und warm zu halten, ihm möglichst Ruhe und Bequemlichkeit zu geben, sein Bett, sein Gewand in bestem Stande zu halten, seine schadhaften Stiefel dem Schuster zu unterbreiten, zeitnächtens, wenn er sie nicht an den Füßen trage. Wenn er dann manchmal über den Gang schritt, zwischen den Zimmerthüren dahin, oder wenn er gar draußen über die Steine munter hinsprang und dort gegen die Felswand gekehrt einen gellenden Schrei um den andern ausstieß, weil ihm der Wiederhall Spass zu machen schien, da schaute die Hausfrau ihm verstohlen nach und wenn ich aufgefordert würde zu sagen, was sie in solchen Augenblicken gedacht hat, so glaube ich Bescheid geben zu können. — Ein prächtiges Bürschlein! Das muss eine Freude sein für Eltern, einen solchen Sohn zu haben. Die Mutter muss weggestorben sein, weil im Briefe keine Rede von ihr ist. Armes Kind, so reich, so klug du auch sein magst. Nein, wenn du auch verstockt bist und keine Gutheit verlangst, so lange du in diesem Hause bist, soll dir die Mutter nicht fehlen.

Der junge Berghaus ahnte nichts von der besonderen Fürsorge, die man ihm angedeihen ließ, er empfand nur, dass es ihm gut gieng, er fühlte sich frisch und heiter, und je unordentlicher es in seiner Stube aussah, desto geordneter ward es in seinem Kopfe. Im kühlen sonnigen Alpenwinde reifte er der Prüfung entgegen. Und Frau Adam dachte bei sich: Wie doch alles verkehrt wird in der lieben Welt. Früher, wenn einer studieren wollte, hat er müssen vom Gebirge in die Stadt, heute wenn einer studieren will, muss er von der Stadt ins Gebirge gehen.

Als der junge Berghaus in diesem Alpenasyle eine Woche zugebracht hatte, trat er in das Gelass, in welchem Frau Adam die Geschäftssachen in Bücher schrieb. Mehrere Pakete von Geldnoten hatte sie vor sich liegen und daneben eine Holzschüssel mit Gold- und Silbermünzen. Der Student fragte, wie es hier mit der Bezahlung des Aufenthaltes Sitte sei, ob sie vielleicht täglich geschehe, oder wöchentlich, oder nur zuletzt vor der Abreise?

und thut nur das Kameel, und ein Student, der studieren wollte, das wäre gar kein Student. Schon am zweiten Tage kamen die Brüder, um mich zu befreien. Weil sie die Thüre einzubrechen drohten, so wollte ich Dir weitere Auslagen ersparen, daher öffnete ich freiwillig und gieng mit ihnen fort. Nach einem scharfen Geknobel entfloh ich ihnen, in ein niederbairisches Nest flüchtend, um dort mit Ruhe und Sammlung meine Studien fortführen zu können. Drei Fuchsen wurden aufgeboten, mich auszukundschaften, und binnen achtundvierzig Stunden war ich wieder in ihren Händen, im Convent, wo wir tief in die Kanne stiegen. Bier und Bier und Bier und anderes auch noch. Wieder stürzte ich mich ins Leben und mehrere Gefleckte wetteiferten, mir Truhen aufzumachen, so habe ich den schwarzen Philister von mir geworfen und bin neuerdings üppig geworden. Du denkst vielleicht, Papa, dass ich hernach in stillen Nächten Gewissensbisse gehabt haben würde. Nein, stille Nächte gibt es nicht bei den Commilitonen. Stille Tage gibt es, wo man im dunklen Zimmer nichts hört, als den Kopf brummen. Und in einer solchen Stunde habe ich die radicale Abhilfe ersonnen, von der ich nun hoffe, dass sie mich retten wird. Ein paar Tage früher, morgens, klopfte ein fremder Burschenschafter an mein Fenster: Ob ich der und der wäre? Ob ich wohl geschlafen hätte? Er sei schon lange auf, das Wetter sei sehr schön und ich sei übrigens ein dummer Junge. Natürlich musste ich steigen, und den leistete ich mir nachher, und als ich ihm eine Tiefquart um die Wange geschmissen hatte, dachte ich: So gienge das denn fort und das ist zu dumm. Dann rasch verkniffen. Ohne Deine Monatssendung abzuwarten, habe ich von dem Anerbieten einer Hyäne Gebrauch gemacht, das letztemal, Vater, ich verspreche es Dir auf Ehrenwort. Mehrere Tage lang bin ich theils gefahren, theils den Koffer voraus, zu Fuß gewandert. Mein jetziger Aufenthalt ist ein Bergplateau, welches an zweitausendfünfhundert Meter hoch sein soll. Hier steht ein großes Unterkunftshaus, wo man eine gute Verpflegung und Ruhe hat. Es ist das bekannte Haus auf der wilden Starr, Dir allein, Papa, sei mein Asyl anvertraut. Hier finden sie mich nicht. Seit neun Tagen friere ich in dieser Stube und ochse. Ich gehe nicht hinaus, niemand kümmert sich um mich und zu aller Vorsicht habe ich auch meinen Namen verändert ins Fremdenbuch geschrieben. Ich gehe nicht früher von hier fort, als bis ich in mir den Doctor fertig habe; in fünf bis sechs Wochen kann es der Fall sein. Denn hier, wo mich nichts zerstreut, als eine alte brummige Stubenmagd und das Pfeifen des Windes im Dache, hier ist das Studieren ein köstlich Ding. Ich weiß keine Zeit meines Lebens, Du glaubst mir's, Papa, wo ich mit solcher Leichtigkeit und Lust gelernt hätte, als hier. Geht es gegen Ende, dann will ich mir noch ein paar Hochpartien in dieser unbeschreiblich einzigen Umgebung gestatten, ehe ich der Weisheit voll

wie er ein Buch oder ein Schreibheft bei sich hatte und unterwegs manchmal einen Blick hineinthat, wobei seine Füße aber stets stolperten. Sein graues Wollentuch über die Schultern gelegt, gieng er hinaus über den Tisch bis zu einem der Abgründe und schaute hinab. Es ist doch etwas anderes, so in der hohen Natur, als in der Bierkneipe. Es ist doch etwas anderes. Der Mensch in der Stadt, er versäumt sich selber. — Hat der Student das nicht gedacht, so hat er's gewisš empfunden. — Dann schaute er sich nach dem vielberufenen Edelweiß um, unten an den Wänden soll es zu finden sein. Wo es möglich war, da kletterte er hinab; wo es nicht möglich war, da wollte er wissen, ob es den wirklich nicht möglich wäre. Es war auch da noch manchmal möglich. Einmal, als er wieder vom Hause fortgieng, hörte er hinter sich sagen: „Herr Berghaus!" Stand die Hausfrau da, und als er sich zu ihr umgewendet hatte, sprach sie: „Ich musš Sie aufmerksam machen, dasš Sie nicht dazu ausgestattet sind, zum Klettern. Wollen Sie hinab, so ist dazu ja der Weg vorhanden."

„Ich will hinauf", sagte der junge Mann gegen die starren Gewände des Kegels deutend.

„Dann werden Sie vom Pferdeknecht die Schuhe anziehen und vom Hausmeister den Lodenmantel und vom Scholastl den Bergstock nehmen und der Eselsbub soll mit Ihnen gehen und den Steig weisen. Er ist neu hergerichtet worden, aber man darf ihm nicht trauen."

Der junge Mann verneigte sich leicht und gieng seines Weges. Etwas wie Trotz regte sich in ihm. Wie kann sie sich herausnehmen, ihm seine Spaziergänge vorzuschreiben, oder gar ihm das Gewand des Hausgesindes aufzunöthigen? Er wollte ihr demnächst zu verstehen geben, dasš er schon selber wisse, was zu thun sei. Da kam ein kleiner Zwischenfall.

Er hatte sich sein Mittagsmahl immer noch auf die Stube bringen lassen, denn die theils mürrische, theils hochmüthige, theils philisterhaft leutselige Gesellschaft, die bei dem gemeinschaftlichen Mahle zusammenkam, behagte ihm nicht. Am zuwidersten waren ihm ein paar bunt herausgeputzte Frauenzimmer, die von Ärzten auf den Berg geschickt worden waren, die mit jedem zweiten Worte versicherten, wie nervös sie seien, mit ihrer „Nervosität" ordentlich Staat machten und sich dabei girrend und bemutternd an den jungen Mann drängten, so oft er sich sehen ließ. Daher wich er ihnen aus. Eines Tages aber, nach Tisch, hörte er vom Speisesaal herauf einen Lärm von schreienden Stimmen, der so arg wurde, dasš Berghaus hinabgieng zu sehen, was es gebe. Zwei Gäste, die dem Weine stark zugesprochen hatten, ein österreichischer Rittmeister und ein tadellos schwarz gekleideter Baier, der sich als Rathsherr aus München ins Fremdenbuch geschrieben hatte, waren miteinander in Streit gerathen. Der Baier hatte den Österreicher bei der Tafel darüber ange-

„Das ist nach Belieben“, antwortete die Frau, „am bequemsten für beide Theile ist es, wenn Sie die Rechnung vor der Abreise begleichen.“

Berghaus meinte, es könne doch sicherer sein, wenn ein Studiosus wenigstens allwöchentlich die Leistungsfähigkeit seiner Börse bekunde. Bei Studenten müsse man vorsichtig sein.

Nach einem kleinen Schweigen sagte Frau Adam: „Sie mögen wohl recht haben im ganzen. Wer aber so redet, wie Sie, dem will ich trauen. In Geldsachen haben die jungen Herren ja noch eine Ehre.“ Gleichwohl überreichte sie ihm die Rechnung, er bezahlte sie und legte noch zwei Mark dazu.

Kaum er in seiner Stube war, kam schon die Magd Marianna: „das Dirndel läſst sagen, um zwei Mark zu viel hätten Sie gezahlt.“

„Die sind für die Bedienung.“

„Trinkgeld nehmen wir keins, läſst das Dirndel sagen.“

Er muſste die Geldstücke wieder zu sich nehmen, sprang nun aber auf etwas anderes und fragte: „Sagt mir doch, weshalb ihr die Frau immer das Dirndel nennt?“

Die Magd sann eine Weile nach und antwortete endlich: „Richtig wahr, das weiß ich selber nicht, da muſs der Herr schon den Scholastl fragen, das ist der Hausmeier, der mit dem breiten Rücken. Soviel ich weiß, hat es der aufgebracht.“

Und schon am andern Tage, als der Scholastl eine vom Sturme herabgerissene Dachlatte festnagelte und dabei zu einem Fenster hineinrief, das Dirndel möge ihm Eisennägel herausschicken, stellte der Student sich an die Leiter und fragte hinauf: „Wer ist denn die, das Dirndel?“

„Wer wird's denn sein? Sie wird's halt sein.“ Recht unfreundlich war's herabgebrummt. Der junge Berghaus ließ sich nicht abschrecken.

„Warum nennt ihr die Frau immer nur das Dirndel?“

„Warum sollten wir sie denn nicht das Dirndel nennen? Hab' sie halt als solches kennen gelernt und ihretwegen werd' ich mir keinen andern Schnabel einhängen.“

„Aber auch die andern sagen es.“

Der auf seiner Leiter hielt im Nageln ein und fragte herab: „Ist's was Schlechtes?“ — Und während er wieder klopfte: „Bei uns daheim ist's halt der Brauch; ein Mann, der nicht geheiratet hat, heißt Bub; ich kenne Buben, die hundert Jahre alt sind. Und ein Weibsbild, das nicht heiratet, bleibt 's Dirndel. — So jetzt wissen Sie's, und die Latte sitzt fest.“

„Danke schön“, sagte der Student und sah wieder nach seinen Büchern.

Als vier oder fünf Wochen so vorübergegangen waren, hub Berghaus an, öfter im Freien umherzuwandeln. Anfangs sah man noch häufig,

um sich für das Rigorosum vorzubereiten! Junge, wenn Dir der Wurf gelingt, so wird Dir zum nächsten Herbste schon in unserem Parke die Ehreneiche gepflanzt, welche Du Dir als Zukunftsminister für Dein diplomatisches Meisterwerk, die Aussöhnung Frankreichs mit Deutschland, ausgebeten hast. Einstweilen wollen wir die beiden Reiche in bester Feindschaft neben einander bestehen lassen und trachten, dass wir Doctor werden. Bei Deiner mir bekannten und in anderen Dingen sattsam erprobten Energie kann es Dir nicht fehlen. Übrigens muss ich Dich, mein Sohn, aufmerksam machen, dass nicht bloß die Kneipe und der Fechtboden und der Prüfungssaal für den Studenten Gefahren bergen, sondern auch das Gebirge mit seinen Wildwässern und Abstürzen und Irrwegen. Ich vermuthe, Du verstehst mich. Vergiss nicht, was Du Deinem Namen schuldig bist. Auch ich bin als junger Mann in den Alpen gewandert, gerade die Gegenden der drei Aachen und der Wilden Starr sind mir bekannt. Mit reinem Schilde heim! Das war mein Wahlspruch. Nimm dir an Deinem Vater ein Exempel. Wenn die Spätsommertage günstig sind und ich komme los — wer weiß, ob ich nicht an Deine ehrwürdige Gelehrtenstube klopfe im Hause auf der Wilden Starr. Auf Wiedersehen Dein Vater."

Berlin, am 20. August 188*.

Nun war der junge Herr wieder eine Weile unsichtbar. Er verschloss sich in seine Stube und arbeitete. Das währte ungefähr eine Woche, dann trat er hervor. Seine Gesichtsfarbe war fast abgeblüht, aber sein braunes Auge blickte munter und an seiner Stirne ließ er im Winde die Ringellocken flattern. Die Ehreneiche schien erworben zu sein.

Milde Herbsttage waren gekommen. Zwischen den Steinen standen Blümlein auf, zarte, duftende, auf schlanken Stengeln sich lieblich schaukelnde Blümlein. Die weißen Wolkenballen und das harte Blau und das frostige Nebelgrau des Hochsommerhimmels war in ein ruhiges, silberätheriges Licht übergegangen. Das Alpenrund schien weiter als sonst, die Berge höher. Nur dass das Rund kein ganzes war, gefiel dem jungen Wandersmanne nicht. Im Norden ragte der massige Kegel und verdeckte gerade jene Himmelsstriche, die über dem fernen Vaterlande lagen. Von der Spitze des Berges herab funkelte der Stern, man glaubte fast, er gehöre zu denen des Himmels und ruhe tief in der unendlichen Ferne; er gründete sich aber auf dem Felsen und Berghaus hatte ein Verlangen, einmal dort oben zu stehen, bevor er die Gegend verlassen musste. Er gieng fort, kehrte jedoch nach einer Weile wieder zurück.

Am nächsten Morgen trat er zum höckerigen Manne hin, der bei den Maulthieren stand und die diesem aufgeladenen Kistlein und Fäßchen zählte. Er rückte zum Gruße den Hut, der Hausmeier merkte es nicht.

„Geht Ihr heute mit den Thieren hinab?" fragte Berghaus den Scholastl.

rempelt, dass dieser allemal die größten und besten Stücke aus der Schüssel nehme; worauf der Rittmeister entgegnete, er frage niemanden, was oder wieviel er essen dürfe, am wenigsten einen Falschmelder! Wurde der ohnehin sehr rothe Baier noch röther im Gesichte und fragte: „Falschmelder? wie das gemeint ist?“ — „Ein Rathsherr sind Sie schon lange nicht!“ rief der Rittmeister laut, „aber ein Radherr sind Sie. Vor einem Monate, wenn Sie sich gefälligst erinnern wollen, haben Sie auf Ihrer Miethdroschke einen Officier vom Münchener Schlossplatze zur Bavaria hinausgefahren.“ — „Gewiss, das waren Sie selbst!“ versetzte der Baier, „denn Sie haben mir damals mit einem gefälschten Markstück die Fahrt bezahlt.“

Das war natürlich genug. Sie geriethen zusammen, huben ein rasendes Geschrei an und waren auf dem Sprunge, einander zu erwürgen. Die Frauen kreischten, die Herren wollten beschwichtigen, bekamen aber ihren Theil. Nun stürzte der Scholastl, der Hausmeier, mit dem Ochsenziemer herein und schrie in überschlagender Fistelstimme: „Hier wird nicht gerauft, meine Herren! Hier ist es verboten, dass gerauft wird, meine Herren! Das wird in diesem Haus nicht geduldet, meine Herren! Ich sag' es Ihnen das letztemal, meine Herren!“ — Das letztemal sagte er es freilich, weil er, vom Rittmeister veranlasst, im nächsten Augenblicke vor der Thüre draußen lag. Aber seiner statt stand jetzt Frau Adam da. Sie hatte keinen Ochsenziemer, sie erhob kein Geschrei, aufrecht und ruhig stand sie da und als ihr Erscheinen den Streit für den Moment gedämpft hatte, sprach sie: „Was hat das zu bedeuten?“ — Kein Wort sonst, doch das war in einem Tone gesprochen, mit einem Blicke begleitet, welcher alle Leidenschaft lahm zu legen schien. Mit dumpfem Geknurre verzog sich der Baier, mit einem dröhnenden Fluche der Rittmeister, und mit Beifallsgemurmel über die schneidige Hausfrau verließen auch die andern den Saal.

Der junge Berghaus hatte den Auftritt mitangesehen. und bei solcher Gelegenheit ward ihm klar, dass gegen dieses Weib, vom Gesinde genannt das Dirndel, nichts anzufangen sei.

Hingegen stand er manchmal an der Küchenthür und blickte hinein, wie die drallen Weibsbilder scheuerten, wuschen und kochten. Es war aber alles herb und barsch abweisend, wenn er ein artig Wörtlein sprach oder gar mit zartem Finger an irgend einer Haarkrause, an irgend einem Mieder etwas ordnen wollte. Da kam ihm manchmal zu Sinne, wie wohl es unten auf den Almen bei den Hütten mit dem Menschengeschlechte bestellt sei.

Eines Tages hatte der Bote folgenden Brief gebracht:

„Lieber Morzl!

Von allen Studentenstreichen, die du je ausgeführt, ist das weitaus der genialste. Vor den Saufbrüdern in das Hochgebirge zu entfliehen,

schauen. Die Knechte mussten hinan den Felskegel. Viele Stimmen riefen den Namen des Vermissten. Es meldete sich nichts. Die Hörner gellten vielfach in dem Gewände und nach einer Weile kam ihr Schall selbst von fernen Bergen zurück, weiter meldete sich nichts.

Der Kegel stand im Mondlichte da wie eine blasse dreieckige Wolke, dort und da war in den Wänden eine rothe dahinschwankende Scheibe, das war der Fackelschein der Suchenden. An verschiedenen Stellen und immer höher glitten diese Scheiben hinan, und die Hörner, die von dort herabklangen, hatten einen fernen, matten Ton. Nach zwei Stunden fieng an der Bergspitze plötzlich der Stern an zu leuchten. — Sie hatten nicht hinaufwollen. Wenn er abgestürzt ist, kann er nicht oben sein, und wenn er oben ist, so wird er nicht abgestürzt sein, das war ihre Weisheit. Das Dirndel trieb sie vor sich her den steilen, schwindelnden Steig. Und dort wo der Steig scheinbar fast senkrecht eine furchtbare Wand emporläuft, hie und da nur eine Stufe ins Gestein geschlagen, hie und da eine Eisenklammer — da standen die Leute zur Seite und erklärten dem Dirndel offen, bei nächtiger Stund' stiegen sie da nicht hinauf. Ihr Leben sei auch nicht weniger wert, als das des ungeschickten fremden Menschen.

„Wenn euer Leben so viel wert ist, dann bleibt nur herunten", sagte Frau Adam, „ich werde hinaufgehen."

Und sie stieg an wie ein Mann.

Als sie nicht mehr gesehen wurde, weil sie um den Felsenriff war und kein Licht hatte, sprach der Scholastl: „Eine Schand' wär's doch!" riss dem Nebenstehenden die rauchende Fackel aus der Hand, fasste sie zwischen die Zähne und kletterte der Frau nach.

Als sie oben waren und der Fackelschein auf das vergoldete Kreuz fiel, welches vor Jahren der Alpenverein auf die Spitze des Kegels gepflanzt hatte, weil diese Spitze die höchste war im weiten Bergrunde, da fieng von unten gesehen der Stern an zu leuchten.

Und als sie oben standen, der Scholastl und das „Dirndel", und auf der brüchigen, wildfurchigen und zackigen Bergzinne umherblickten und nichts sahen und schon wieder hinabsteigen wollten, da war unten im nördlichen Hange ein Schrei. Ein heiserer Schrei war ausgestoßen worden.

„Wir haben ihn, da unten liegt er", sagte Frau Adam und wenige Minuten später — sie wusste selber nicht, wie sie die Wand hinabgekommen war, wo man nicht gehen, nicht klettern, nur stürzen kann — stand sie neben ihm. Auf Schutt war er gefallen, auf demselben eine Strecke weiter gerutscht und in einer Felsspalte stecken geblieben. So lag er noch und konnte sich nicht helfen, weil ihm alle Glieder gebrochen waren, weil er halb betäubt und ohnmächtig war. — Es ist hernach ja besprochen worden. Der Blick von der Hochspitze über die Alpen hin ins blauende Land hinaus hatte ihn berauscht. Er wusste selbst nicht, wie

„Herobenbleiben werd' ich nicht“, knurrte dieser.

„Es ist schönes Wetter.“

„Na, alleweil wird's nicht schlecht sein.“

„Ich habe gehört, dass Ihr einen Bergstock habt?“

„Was soll ich denn keinen Bergstock haben!“

„Möchtet Ihr so gut sein und mir ihn borgen?“

„Ich borg' nichts.“

Solches war das kurze Gespräch zwischen den beiden. Der junge Berghaus gieng seines Weges und der Hausmeier ließ den täglichen Transport abtraben gegen das Thal.

Spät abends, als die Hausfrau noch durch die langen schmalen Gänge schritt, zwischen den Zimmerthüren hin, und dann in die Vorrathskammern und dann in die Küche, wie sie es gewohnt war, und als sie überall schon alles in Ruhe fand, gieng sie auch noch hinaus zu dem Stallgebäude und rief den Namen Scholastl. Sehr bald reckte dieser den struppigen Kopf zum Fensterchen heraus, im Mondscheine gar gespensterhaft zu sehen.

„Scholastl, ist heute alles in Ordnung?“

„Warum soll's denn nicht in Ordnung sein?“

„Sind die Leute alle im Hause?“

„Da hätt' ich viel zu thun, wenn ich allnächtig nachzählen wollt'.“

„Heut wirst aber doch müssen zählen, Scholastl.“

„Das werde ich nicht thun, Dirndel.“

„Das wirst du doch thun, Scholastl und sogleich wirst du es thun!“

Sie wusste, dass ein weiteres nicht vonnöthen war und gieng in ihre Stube.

Kaum eine Viertelstunde währte es, so kam der Scholastl ihr nach und sagte: „Es ist alles in Ordnung, aber der junge Herr ist nicht da.“

„Welcher junge Herr?“

„Nun, halt der junge Herr mit dem gelben Haar, der alleweil so mit den Büchern umgeht.“

Sie hatte sich schon ins Bett gelegt gehabt, jetzt stand sie wieder auf und stieg zum Dachstübchen empor. Da war heute die Kerze nicht angebrannt worden und das Bett nicht aufgeschlagen. Die Leute wurden zusammengerufen. Ein Knecht sagte, dass er am frühen Nachmittage den jungen Herrn über den Schutthang gegen den Kegel habe hinaufgehen sehen. Der Scholastl erinnerte sich jetzt, dass er von ihm den Bergstock hatte entlehnen wollen.

Als ob Feuer ausgebrochen wäre, so ließ Frau Adam jetzt Lärm blasen. Die Gäste kamen erschrocken aus ihren Kammern hervor. Bergstöcke, Hacken, Stricke, Laternen und Fackeln wurden vertheilt. Die Gäste mussten hinaus über den Tisch, hinter jede Steinkante, in jede Spalte

Der vermittelst Kupferdrahts gerufene Arzt aus Lungelstein war auch schon da, er untersuchte den Verunglückten, fand eine Menge Quetschungen und sagte dann mit heller Stimme: „Herr Berghaus, ich kann Ihnen mittheilen, dass Sie nicht als Krüppel weiter leben werden, sondern als gesunder Mann. Ein Beinbruch oberhalb des linken Schenkels ist in wenigen Wochen heil."

Zu gleicher Zeit gieng eine Drahtnachricht ab: „Berlin, Reichskanzler-Amt X. X. Wegen Überstauchung eines Fußes Aufenthalt verlängert. Auf Prüfung gründlich vorbereitet. Moriz."

— — — — — — — — — — — — — —

Die Dienerschaft des Hauses hub fast schon an zu zischeln, dass das Dirndel sich gar nicht mehr fortbringen lasse von dem Krankenbette des Studenten. Die Frau Adam sagte: „Ich bleibe einmal sitzen. Unsereins hat schon mancherlei erfahren und weiß etwan auch besser Bescheid als andere. Wenn nur kein Fieber kommt!"

Das Fieber kam in der nächsten Nacht. Er plauderte von den hohen Wissenschaften und von der Ehreneiche und von Zweikämpfen und von Geldjuden. Jäh zuckte aber auch ein schwarzer Fels, ein kreisender Raubvogel durch sein Gehirn. — Wenn es nicht bloß ein mütterliches Herz gewesen sein sollte, was da bei ihm Wache hielt, wenn es auch ein wenig ein anderes gewesen wäre, so hätte es hinhorchen müssen auf süße Geheimnisse, die dem Fieberkranken leicht entschlüpfen konnten. Aber so war es ja nicht. Mit Bangen legte sie ihre Hand leicht auf seine heiße Stirn, mit ängstlicher Sorgfalt zog sie die Oberdecke sachte von seiner Brust, wenn er glühte, und hüllte ihn mit beiden Decken wieder zu bis an die Schultern, wenn er fröstelte.

„Papa!" rief er plötzlich mit so lauter Stimme, dass sie fast erschrak. „Komm doch, sieh dir das Dirndel an! Das ist gut — oh, Papa, das ist gut!"

Jetzt erschrak sie noch mehr und wie sie den Schlummernden so anblickte, da ward ihr zum Weinen und hatte doch der Arzt versichert, es wäre keine Gefahr vorhanden.

Am nächsten Frühmorgen erwachte er und war erquickt und hatte frische Augen und genoss eine würzige Weinbrühe und wollte aufstehen; sein verbundener Fuß aber belehrte ihn eines Bessern. Frau Adam war zwei Nächte nicht aus den Kleidern gekommen, kaum, dass sie sich das Gesicht gewaschen, das Haar geglättet hatte, welches beim wilden Klettern auf dem Kegel in Unordnung gekommen war. Auch die goldene Halskette war an der Schließe beschädigt, sie wusste es nicht oder achtete es nicht. Nun gieng sie ihre gewohnten Dinge zu besorgen und Befehle zu ertheilen. Abreisende Herrschaften begleitete sie hinaus bis vor den Steinwall, dort gab sie ihnen die Hand: Sie möchten sehr glücklich sein in der schönen

es kam, lange war er oben gestanden neben dem ehernen Kreuzbilde, in der heiligen Stille des Himmels, kein Lüftchen, kein Rauschen, kein Wünschen, kein Fürchten — nichts als seliger Frieden. Das Kreuz hub an sachte sich auf die Seite zu neigen, dann sprangen neben ihm die Felsen hinauf, Wand um Wand, immerwährend hinauf, dann war ein kühles Prickeln an Händen und Angesicht, dann war nichts. – Und wie er erwacht, liegt er in einem gar seltsamen Bette, vor ihm ein zackiger Fels, liegt eingeklemmt zwischen Steinen, das Gesicht zur Höhe gerichtet, wo die finsteren Wände niederstarren. Im Augenblick ist ihm, er habe weder Hände noch Füße, doch als er versuchen will, ob sie noch da sind, heben sie an grimmig wehe zu thun. Das weiß er schon, er ist abgestürzt und glaubt, er liege in der allertiefsten Schlucht des Gebirges, so lange, endlos lange hatte ihm der Fall geschienen. Dann denkt er, er müsse schreien, damit man ihm zu Hilfe komme, weiß später aber nicht, ob er wirklich geschrien hat. Dann ist ein ungeheurer Wasserfall, ein Brausen, dass kein Schrei vernehmbar ist, und die Hochwände stürzen als Wasserfälle nieder. Er thut den Mund auf, dass ein Tropfen hineinrinne, denn er ist so durstig. Vor seinem Auge in den Lüften ist ein dunkler Faden, der sich selber nachläuft, ein schwimmender Ring, der plötzlich als gerader Stab niederfährt. Ein Habicht? Ein Adler? Schreien will der Verunglückte, um das Raubthier zu verscheuchen, aber er hat keinen Laut. Endlich ist es sehr süß zu ruhen. Er ruht hundert Jahre so, er schläft und sieht doch immer das Felsungethüm, in das er geklemmt ist. Sein Fuß hebt an bitterlich zu schmerzen und der Schmerz hat die Gestalt des Felsens. Da fällt ihm sein Vater ein, der steht da, er hat aber die Gestalt des Felsens. Endlich kommt es ihm zu Sinn: das wird wohl Sterben sein. Das Jenseits ragt schon herüber, ein gespenstiges Ungethüm — es ist wieder der Fels. — Endlich ist dieses beklemmende Bild vergangen, es ist nichts mehr als die Unendlichkeit. — Da leuchtet hoch oben ein rother Schein auf. Nun empört sich noch einmal das Wesen, er weiß kaum weshalb — und jetzt stehen Leute da mit einer brennenden Fackel.

Im ersten Schimmer des Morgens trugen sie ihn dem Hause zu. Als sie ihn ins Bett legten, fiel er sogleich in Schlummer; sie wuschen seine Wunden aus, sie legten Eis auf einzelne Stellen seines Körpers. Er schlummerte und athmete. Über die blasse Unterlippe gieng eine große blutige Schramme, anders war sein weißes Angesicht nicht entstellt. Sie flößten ihm belebende Flüssigkeiten ein, sie rieben seine Stirne mit Balsam, oft beugte Frau Adam sich nieder zu seinem Gesicht, ob er wohl athme.

Gegen Mittag hub er an, die Züge des Antlitzes zu verzerren und zu wimmern. Er wachte auf, erkannte seine Lage sogleich und klagte, dass er ohne Arme und Beine, ein elender Krüppel, weiter leben sollte.

nicht, wem die Kette einmal gehört hat, ich hab' sie von einem alten Juden gekauft. — Und jetzt gehe ich, der Arzt sagt, Sie sollen Ruh' haben. Wenn Sie etwas wünschen, so ist hier die Glocke."

Sie gieng in ihr Zimmer, schnallte die Halskette ab, sah den Schaden: es war das Silberblättchen weggebrochen von dem Bilde. Nun zitterten ihr die Glieder, dass sie sich kaum aufrecht halten konnte. Dann warf sie sich aufs Bett und hub an zu schluchzen. Den ganzen übrigen Tag blieb sie in ihrer Stube und die Thür war verschlossen.

Von diesem Tage an wurde bei Frau Adam die Halskette nicht mehr gesehen. Täglich ein paarmal gieng sie nachsehen zum verwundeten Studenten, hielt sich aber nur mehr kurz bei ihm auf. Den Arzt fragte sie mit sehr gleichgiltigem Tone, wie es um den gebrochenen Fuß stehe, aber sie fragte jeden Tag.

Und sie wurde jeden Tag um dasselbe befragt vom Scholastl. An keinem Gaste hatte der Alte je eine solche Theilnahme bezeugt, als an dem kranken Studenten.

„Ich hätte ihm ja den Bergstock gern geborgt, dass er nicht verunglückt wär'", gestand der Scholastl, „aber er hat ihn nicht genommen."

„Hast du ihm den Stock angeboten?" fragte Frau Adam.

„Das nicht, er hat mich drum ersucht."

„Und nachher nicht genommen? Ich weiß es schon, Scholastl —!"

„Du gehst auch noch gegen mich, Dirndel!" brach der Alte los, „wo ich mir eh nimmer zu helfen weiß vor lauter Reu und Leid!"

„Ich hab' ja nichts gesagt, Scholastl."

„Aber gedacht hast es, dass ich nein gesagt hab'. Das kann ja sein, der dumme Mensch hätt' ein zweitesmal fragen sollen. — Und jetzt geht alles gegen mich los und dass ich ein Lumpenkerl bin, der die Schuld hat, dass er gestürzt ist."

„Wer sagt denn das?"

„Ich sag's. Ihr denkt euch's nur, ihr falschen Leut' alle miteinander, und er kann's ja haben, mein Geld, wenn er ein Krüppel bleibt, und du kannst mich ja fortschicken, kannst mich einsperren lassen, thu's, thu's, ich bin nichts anderes wert!"

Er hub an laut zu gröhlen, sie tröstete ihn und dass dem Studenten, wie er gestürzt, kein Bergstock hätte nützen können. „Wenn du dir bei dieser Gelegenheit aber etwas vornehmen willst, Scholastl, so gewöhne dir die närrische Gewohnheit ab mit deinem Neinsagen, wo du doch allemal das Gegentheil meinst, weil du ein guter Kerl bist."

„Dirndel, ich nehm' mir's für, ich versprech' dir's, von mir sollst mein Lebtag kein Nein mehr hören, mein Lebtag keins. Aber," fuhr er knurrend fort, „das kann ich dir wohl sicher sagen, Dirndel, alle meine

Welt. Habe es ihnen gefallen in ihrem Hause, so sollten sie einmal wiederkommen, habe es ihnen nicht gefallen, so sollten sie denken, sie seien auf dem hohen Berge halt unseres Herrgotts Kostgänger gewesen.

Als sie wieder zurückgekehrt war ins Haus, wollte sie sich schlafen legen, gieng aber doch noch einmal zu dem Kranken, um zu sehen, wie er sich befinde. Und bei ihm blieb sie lange sitzen. Sie waren in ein Gespräch gekommen. Der Student hatte die Äußerung gethan, es wäre doch nicht übel, wenn jetzt sein Vater käme. Erstens, damit er da wäre, und zweitens, damit er sehe, wie alles auf gutem Wege sei.

„Ihr Vater ist wohl weit weg?“ fragte Frau Adam, „gar in Berlin, habe ich gehört. Wer ist er denn, dass er nicht kommen kann?“

„Er ist Beamter im Reichskanzleramt und könnte auch kommen, wenn es nöthig wäre.“

„Und von Ihrer Mutter sprechen Sie nicht, Herr Berghaus?“

„Ich habe keine Mutter.“

„Früh gestorben?“

„Sie ist eine Amerikanerin und lebt in England.“

Diese seine Antwort hatte ihre Neugierde erst recht erweckt, allein sie fühlte, hier durfte nicht weiter gefragt werden.

Nach einer Weile des Schweigens sagte der junge Mann: „Wenn ich eine Mutter hätte, da wäre es ganz anders.“

Mit Theilnahme neigte sie sich ein wenig gegen ihn, dann wendete sie sich rasch ab und murmelte: „Es hat halt jeder Mensch sein heimliches Kreuz.“

„Frau Adam!“ sagte Berghaus auf einmal lebhaft.

Sie neigte sich ihm wieder zu.

„Frau Adam, ich bitte, wie kommen Sie zu diesem Bilde?“

„Was meinen Sie für ein Bild?“

„Das Sie in der Broche Ihrer Halskette haben.“

„Dieses Bild geht niemanden was an“, war ihre kurze Antwort.

„Es ist das Bild meines Vaters“, sagte der Student.

„Das wäre! Dass Sie wieder anfiengen zu phantasieren!“

„Es ist meines Vaters Bild“, wiederholte der Student, „es ist aus seiner Jugendzeit, ich besitze davon ein anderes Exemplar, wenn Sie in meinem Taschenbuche nachsehen wollen.“

„Sie täuschen sich, Herr Berghaus.“

„Nein, Frau, ich täusche mich nicht. Ich habe es ganz genau gesehen, es ist das Bild meines Vaters.“

Sie rückte den Stuhl, auf dem sie gesessen war, sie gieng ans Fenster, ob es wohl geschlossen sei und kein schädlicher Luftzug hereinomme. Dann sagte sie wie ganz nebenbei: „Es mag ja sein. Ich weiß

Himmel gesandte Mutter meines Kindes — ich habe es nicht verdient, aber es ist mir ein Segen für mein nahendes Alter. — Wenn ihr in den nächsten Sommern wieder auf diesem Berge sein werdet, darf mein Moriz manchmal kommen?"

Bei diesen Worten hatte Frau Adam sich abgewendet; sie wollte, sie durfte es nicht zeigen, wie nahe es dem Frauenherzen gieng. Sie neigte auf seine Fragen nur flüchtig mit dem Kopf, gieng zum Fenster und rief sehr scharf hinab: „Scholastl! Zähme die Maulthiere auf!"

„Jetzt hab' ich keine Zeit!" knurrte der Alte, gieng hin und that's.

Die Weihnachtsfeier im Irrenhaus.

(Eine Schilderung von Gottfried Keller.*)

Die Heilanstalt Burghölzli hatte für ihren Christbaum einen so reichlichen Gabenzufluss erfahren, dass die Bescherung mit froher Dankbarkeit vorbereitet werden konnte. Offen gestanden, war uns die Einladung zur Theilnahme nicht besonders verlockend erschienen; denn wir hatten keinen rechten Begriff davon, wie es aussieht, wo in ein paar hundert Kopfhäuschen der Herr nicht anwesend ist und die Gedanken wie die Mäuse auf dem Tisch tanzen. Menschenliebe und Wissenschaft führen aber inzwischen das Regiment; die Kranken wissen, dass sie krank sind und dass ihr Gebrechen heutzutage so natürlich und ehrlich ist, wie jedes andere, und so würden sie namentlich in einer feierlichen Versammlung und vor Fremden um keinen Preis das Decorum verletzen; an der Stelle der Selbstbeherrschung des einzelnen scheint ein Gesammtbewusstsein zu wirken und die tröstliche Weltordnung so gut als möglich aufrecht zu halten.

In dem Festsaale der Anstalt waren an die hundertundfünfzig präsentable Patienten nebst einer guten Zahl Freunde und Angehöriger, sowie von Mitgliedern der Behörden und der Verwaltung versammelt, und die ganze Versammlung hielt sich so still, ehrbar und gewärtig, wie irgend eine zum Gottesdienste berufene Gemeinde, hier die Männer, dort die Frauen. In der Mitte des hohen Saales ragte der gewaltige Christbaum bis an die Decke, umgeben von großen, mit Geschenken beladenen Tischen. Das obere Ende des Saales war von einem gemischten Sängerchor

*) Aus Gottfried Kellers nachgelassenen Schriften und Dichtungen. (Berlin. Wilhelm Hertz. 1893.)

Nein miteinander haben dir nicht so weh thun können, als das einzige, das du mir einmal hast gesagt."

„Ist schon recht, Scholastl. Es wird kalt. In einer Woche siedeln wir hinab und du sollst jetzt die Kisten zusammennageln gehen."

„Versteht sich, ich werd' just die Kisten zusammennageln gehen!" entgegnete der Scholastl. „Soll's der Franzel thun! Ich werd' nicht der Narr sein." Gieng und nagelte die Kisten zusammen.

An dem nämlichen Tage, als zwischen der Frau Adam und ihrem Hausmeier das angedeutete Gespräch geführt wurde, kam auf einem Maulthiere ein graubärtiger Herr den Felssteig heraufgeritten. Er kam ins Haus und verlangte sofort zum Studenten Moritz Bagemann.

„Wir haben keinen Studenten Bagemann", lautete der Bescheid einer Magd.

„Führt den Herrn nur auf Nummer neunzehn!" rief Frau Adam vom Gange her, „dort wird der Rechte schon sein."

Nun stand der Vater vor seinem Sohne, der auf dem Bette saß.

„Moriz", sagte er, „es ist doch schlimmer, als du berichtet hast. Aber die Angst kam mir erst jetzt den Berg herauf, als ich die grausigen Wände betrachtete. Wie ich sehe, bist du jedoch ganz wohl versorgt."

„Papa, in diesem Hause ist eine Frau. Was die an mir gethan hat, eine Mutter könnte nicht besser sein."

Als Baron Bagemann nach der Hausfrau verlangte, da hieß es, sie lasse sich entschuldigen, sie sei unpass.

Noch an demselben Tage trafen sie sich auf dem schmalen Gange, nahe an einem Fenster. Sie blieben vor einander stehen und schauten sich an.

„Ja, ja, Herr Moriz", sagte sie endlich leise, „ich bin derweil ein altes Weib geworden."

Als diese Worte kalt und hart gesagt waren, gieng sie vorüber.

Er war vor einem solchen Wiedersehen fast erstarrt. Endlich schritt er ihr nach, die Treppe hinab und in den Hofraum hinaus. Dort stand sie bei dem alten höckerigen Manne.

„Es ist ja alles gut, Herr Baron", sagte sie. „Es geschieht, wie es unser Herrgott haben will. Und mein bester Kamerad", sie wendete sich zum Scholastl, „ist d e r. Und wird's wohl auch bleiben. Und Ihr Herr Sohn ist gottlob soweit, sagt der Arzt, dass er reisen kann."

Bevor sie aber abgereist sind in die ferne Stadt, hat Baron Moriz Bagemann doch noch Gelegenheit gefunden, ihr die Worte zu sagen: „Seit jenem Scheiden aus dem Forsthaus an den drei Achen ist wohl kein Tag vergangen, an dem ich nicht deiner gedacht habe. Allein ich bin dem Drucke der Verhältnisse unterlegen und ich habe das auch gebüßt. Dass du noch einmal so edel in mein Leben getreten bist, gleichsam als die vom

Heerschar, an die Pfleglinge und die Pfleger, welche Rede mit fortdauernder Ruhe und Aufmerksamkeit vernommen wurde.

Hierauf wieder Gesang und sodann eine Leistung neuer Art, wie alles, was der Abend brachte, aus den eigenen Mitteln der Hausbewohner bestritten. Vier jugendliche Frauengestalten aus der Zahl der Wärterinnen traten in weißen Idealgewändern als die vier Jahreszeiten auf, mit den entsprechenden Attributen geschmückt, und führten in einem gedichteten Tetralog einen Wettstreit um den Preis des Vorzuges durch, welcher schließlich dem Winter zugesprochen wurde, als Verwalter der schönen Weihnachtszeit. Selbst die betreffende Dichtung soll als ein wackeres Hausgebäck den Bemühungen des obersten Ehepaares des Hauses nicht fremd sein, welches sich, von einem schnöden Localdichter im Stiche gelassen, noch in letzter Stunde hinsetzte, um werkthätig einzugreifen, wohl der beste Beweis einer wirklichen und eifrigen Hingebung an die Leiden und Freuden der Schutzbefohlenen.

Eine artige Idee war hierauf das plötzliche Erscheinen des Geistes oder der Nymphe des gefällten Tannenbaumes, der seine schöne Stellung am Waldrande des Zürichberges hatte fahren lassen müssen. Wiederum als weiße Gestalt, einen goldenen Stern über der Stirne, sprach eine dienende Hausgenossin die Grüße aller Thierlein und Creaturen des Waldes an diesem heiligen Abend aus, nebst den eigenen angemessenen Gefühlen, und zwar in einem mehrstrophigen Liede, welches in Ton und Weise gar zierlich an die „Trutznachtigall“ des Herrn Friedrich von Spee erinnert und ebenfalls eine Art Hausgebackenes sein soll.

Diese sämmtlichen jungen Personen trugen ihren Theil allerdings nicht mit der Kunst und Energie von Schauspielerinnen, sondern mit einer gewissen Schüchternheit braver Volkskinder vor; aber sie hatten ihre Sache gut auswendig gelernt, stockten nicht und redeten deutlich und vernehmlich.

Zum erstenmal wurde die Versammlung jetzt laut, und zwar mit einem humoristischen Gelächter, als abermals der Winter erschien in Gestalt eines alten, von Schnee und Eis starrenden Kerls mit urlangem Bart und groteskem Wesen, der ebenfalls einen metrischen Spruch that und als specieller Bote der Hausbewohner von Seite ihrer Lieben in der Heimat, aus aller Herren Länder und von entlegensten Meeresküsten her begrüßte und tröstete. Mit Genugthuung erkannten jedoch die schlauen Angeredeten hinter der Vermummung einen der ihnen wohlbekannten Anstaltsärzte.

Jetzt gieng es aber unmittelbar an die eigentliche Bescherung, und was mit langer Mühe und Sorgfalt zubereitet und angehäuft worden, flog nun wie in einer Postexpedition nach allen Seiten in die vorbestimmten Hände. Berge von kleinen und großen Paketen waren in kurzer Zeit abgetragen und hunderte von mit Backwerk gefüllten Tellern

besetzt, der aus dem Wärterpersonal und einzelnen Patienten gebildet ist und vom Geistlichen der Anstalt geleitet wird. Da dieser Chor durch die Ungunst der Zeit aufgelöst worden war, hat er neu zusammentreten und eingeübt werden müssen, weshalb an seine Leistungen nicht der strengste Maßstab gelegt werden durfte hinsichtlich der Sicherheit und Frische des Vortrages. Immerhin haben wir schon an Bezirksgesangsfesten gemischte Chöre gehört, mit welchen der unsrige wohl hätte wettsingen dürfen. Er eröffnete denn auch mit einem ziemlich kunstreichen Weihnachtshymnus die Feier.

Unmittelbar darauf las der Geistliche das Weihnachtscapitel aus dem Evangelium des Lukas, die Geschichte der Geburt des Heilandes mit dem treuherzig historischen Eingang. Die schlicht und ungeschminkt vorgetragene Kunde von dem Kind in der Krippe, den Hirten auf dem Felde und dem Friedens- und Lobgesang der Engel klang wie mit Geisterlauten hinüber in den geheimnisvollen Tannenbaum, der bis auf den Boden so dicht geästet war, dass trotz der unzähligen Lichter auf seinen äußeren Zweigen das Innerste des Baumes von einer dunkelgrünen Dämmerung erfüllt war wie ein Stücklein sterndurchwirkter Waldnacht. Lautlos hörte die Versammlung zu; selbst ein bleicher Kranker, der sich ab und zu für den lieben Gott hält, lauschte aufmerksam auf den Bericht über die große Heilsanordnung, die er selbst vor 1878 Jahren getroffen oder vielmehr in Vollzug zu setzen begonnen hat. Ja, er lauschte wehmüthig und friedlich, ein milder Herr und kein jüdischer Rachegott wie jener Hünius Deus im alten Spital — jetzt glaub' ich in Rheinau, wenn er noch lebt — der einem Herrn Spitalspfleger einst eine furchtbare Ohrfeige versetzte, als der ihm auf seine unablässigen Tabakforderungen unbesonnen geantwortet hatte, ob denn der liebe Herrgott wirklich den ganzen Tag rauche? „Das ist für die Gotteslästerung!" fügte Hünius Deus mit feierlichem Ernste hinzu.

Die drei christlichen Hauptfeste tragen von altersher den Charakter einer unverwüstlichen milden Heiterkeit, welche in allen unbefangenen Gemüthern dogmatische, confessionelle und kritische Quälerei nicht aufkommen läßt; und nur wo ein schaler Städtepöbel sie von der ersten bis zur letzten Stunde und darüber hinaus zur Befriedigung wirrer Zerstreuungssucht benutzt, fangen sie an, einen unheimlichen und langweiligen Anstrich zu bekommen. Das Weihnachtsfest aber ist durch seinen lieblichen Kindercultus, gegründet auf dem Glauben, dass durch ein schuldloses Kindlein das Heil in die Welt gekommen, so recht das allgemeine Hausfest geworden, an welchem das Vorlesen jenes Lukascapitels wohl angebracht ist.

Nachdem der fleißige Herr Pfarrer einen zweiten Chorgesang intoniert und zu Ende geleitet, hielt der Vorsteher des Sanitätswesens eine freundliche und von mild bescheidenem Wesen beseelte Ansprache an die ganze

In einer auswärtigen Irrenanstalt bemerkte einer unserer Freunde einst zwei Narren, die damit beschäftigt waren, in einem Gemüsegarten Kohlsetzlinge zu pflanzen. Im tiefsten Ernste giengen sie auf gerader Linie vor; der eine bohrte das Loch in den Gartengrund mit einem spitzen Holz, der andere setzte die junge Pflanze hinein und befestigte sie sorgfältig. Hinter ihnen aber schritt ein dritter Narr einher, ebenso ernsthaft, zog ein Pflänzlein um das andere wieder aus der Erde, besah es bedächtig und warf es beiseite. Jene aber schauten nie zurück und als sie mit ihrer Arbeit zu Ende waren, fand sich nichts mehr davon vorhanden.

Diese wirkliche Vorkommenheit hat uns immer an eine der biblischen Parabeln erinnert, etwa die vom Säemann. Den zwei guten und fleißigen Narren würden Volk und Behörden gleichen, wenn sie sich die Frucht ihrer Arbeit und Mühe durch den bösen Willen des dritten Narren so leichten Kaufes zugrunde richten ließen.

Der Orgelmann.

Ein Idyll nach dem Vlämischen.

Oft, wenn im trauten Zimmer ich am Sonntag
Sonette feile oder Oden dichte,
Grüßt von der Straße her mich Orgelklang,
Ein Lied anstimmend, hundert Jahr schon alt.
Dann ist's vorbei mit Reim und Silbenzählen,
Die Feder lass' ich, öffne rasch das Fenster,
Und während ich den wehmuthweichen Klängen
Der Orgel lausche, die stets näher kommen,
Steigt auf im Geist ein Traumgesicht, ein süßes:
Im sonn'gen Dorf, die sonn'ge Kinderzeit.

* *
*

Kirmess ist morgen. Dort im niedren Backhaus
Steht Klaas, der Knecht, mit aufgestreiften Ärmeln,
Den Ofen heizend. Nahe ihm bewegt sich,
Mit saub'rer Schürze angethan, die Köchin,
Frau Peternel, die greise. Flink umkreist sie,
Als wär' sie zwanzig erst, den Anrichttisch,
Setzt Torten, die von weicher Butter glänzen,
Auf glatte Platten hier, gießt dort die Masse
Erst in die Form und zieht verschlung'ne Kreise
Aus Zucker drauf, mit Eigelb alles färbend.

Auf uns'res Hauses Schwelle aber sitzen
Die Mädchen, Erbsen lesend, Grünkohl säubernd,
Mit schneller Hand die fetten Küken rupfend,
Im Garten harkt der jüngste Knecht die Wege,
Und tilgt das wen'ge Unkraut von den Beeten.

wanderten in bester Ordnung davon und jeder auf den Schoß und in die Hände eines andächtigen Empfängers. Ruhe, Ordnung und Anstand blieben ungestört; nur eine einzige Erscheinung erinnerte uns seltsam daran, wo wir waren. Manche Gäste hatten sich unter die Kinder des Hauses gemischt und es summte eine behagliche Unterhaltung durch den Saal. Da bemerkte man nun namentlich auf der Männerseite, wie jeder, der seinen Teller Confect und Obst auf den Knien hielt, ohne Unterschied augenblicklich zu essen begann; alte Militärs, Arbeitsleute, ernste Jünglinge, Reiche und Arme, gewesene Kneipgenies und gestrenge Philister, sie alle, die in gesunden Tagen solche Kinderspeise und sogenannte Süßigkeiten mit stolzer Verachtung von sich gewiesen hätten, vergnügten sich mit gleich eiliger Begierde an dem süßen Futter. Jeder Stolz, jede Verstellung war dahin; sie knusperten und knabberten, schleckten und schlabberten, als ob sie in die Jahre der Kindheit zurückgekehrt wären; und stieß man hier oder dort auf einen alten Bekannten, von dessen Hiersein man keine Ahnung gehabt, so nickte er bloß freundlich, ohne sich stören zu lassen, wie man sich etwa im Gedränge eines Jahrmarktes oder einer Volksversammlung begrüßt, in der Meinung, es sei ja selbstverständlich, sich da zu treffen.

Über das vergnügliche Gesumme hin tönte noch der Choral: „Nun danket alle Gott!“ worauf die Versammlung sich in ruhiger Ordnung auflöste und ehe man sich's versah, durch die weitläufigen Gänge des Gebäudes verschwunden war, jeder in sein stilles Quartier, natürlich ohne sich von seinem Teller und seinen Paketen zu trennen.

Blickt man bei solchem Anlasse auf das Ganze einer wohlgeleiteten Anstalt dieser Art hin, so erstaunt man über die Unentbehrlichkeit derselben, wenn man an die unlang verflossene Zeit zurückdenkt, wo sie nicht da war, und ihre Nothwendigkeit angefochten wurde. Bei der Gründung wurde hervorgehoben, dass der Canton Zürich zu den Staaten gehöre, welche statistisch die meisten Geistesstörungen aufweisen. Naturhistorisch ist das vielleicht kein Makel, da möglicherweise die gescheitesten Leute am ehesten zur Abirrung disponiert sind. Wir wollen hierüber nicht grübeln. Sicher ist, dass für alle direct und indirect Betroffenen baldigste Rettung oder ein möglichst erträglicher Zustand ersehnt wird, und das wird nur durch berufsgetreue Übung und Sachkenntnis herbeigeführt. Es wurde oftmals schon auf die niederländischen Irrenheildörfer hingewiesen, in welchen die Privaten sich mit Erfolg dieser Krankenpflege widmen. Es gibt auch das bekannte böhmische Schachspielerdorf, wo jeder Bauer ein vorzüglicher Schachspieler ist; in der Regel aber werden die Bauern nicht für das Schachspiel da sein, sondern mit dem Feldbau und dem Kampf mit Wind und Wetter und der eigenen Noth des Lebens genug zu schaffen haben. Und wo bei jenem System, allgemein eingeführt, die wissenschaftliche Forschung eigentlich bleiben soll, scheint gar nicht bedacht zu werden. — — —

Nun kehrten alle
Mit Eifer neu zur Arbeit, in der Scheuer
Im gleichen Takt klang neu der Flegel Klappern,
Im Garten stieg das abgeschor'ne Holz
Zu mächt'gen Haufen auf, Geschirr und Zaumzeug
Ward silberblank, und während aus dem Schornstein
Der Rauch in blauen Wölkchen aufwärts wallte,
Durchdrang ein Küchenduft die reinen Lüfte,
Zu raschem Kosten ladend.

Lang noch liefen
Von Haus zu Haus und Straßen ab wir Kleinen
Dem Spielmann nach, bis endlich . . . . .

Doch wo blieb
Mein Orgelmann da draußen vor dem Hause?
Fernab noch klingt, stets leiser, immer leiser,
Des Liedes Klang, das hundert Jahr schon alt,
Dann hört es auf; nein, nochmals weht im Winde
Ein Ton zu mir heran, und nochmals einer,
Und dann nichts mehr! Verklungen ist das Lied,
Für ewig hin, verschwunden auch mein Traum:
Im sonn'gen Dorf, die sonn'ge Kinderzeit!

Das Fenster schließ' ich, wieder läuft die Feder
Dem Geiste dienstbar ob den Blättern hin,
Den weißen, und aufs neu zieht tiefe Stille
Ins Zimmer ein, wo Flanderns jüngster Dichter
Mit emſ'gem Eifer für geneigte Leser
Sonette drechselt oder Oden feilt.

Pol de Mont.

„Mea culpa, mea maxima culpa!“

(Eine Betrachtung von einem Deutschen.*)

In diesem Blatte sind die Sünden des Judenthums nach allen Richtungen hin schon so oft beleuchtet worden, dass sich darüber etwas Neues überhaupt nicht mehr sagen lässt. Man kann höchstens an dem Maßstabe alter Überzeugungen neue Vorkommnisse messen. Ich will den Berg von Anklagen nicht um einige Sandkörner erhöhen, sondern als Deutscher meine eigenen Stammes- und Glaubensgenossen zum Gegenstande meiner Erörterung machen; ich will untersuchen, inwieweit wir selbst die Schuld an dem tragen, was uns heute an den Juden missfällt, was einen Theil von ihnen zur Gottesgeißel der Germanen gemacht hat. Es

*) Den vorstehenden Aufsatz finden wir in der deutschnationalen Zeitschrift „Das zwanzigste Jahrhundert“. Der „Heimgarten“ hat Ähnliches gesagt, aber die Wahrheit kann nicht oft genug wiederholt werden. Es handelt sich ja um ein hohes Gut, um das deutsche Volksthum und noch mehr. Die Red.

Da plötzlich vor der Thür erschall'n der Orgel
Willkomm'ne Klänge, Knecht' und Mädchen lassen
Die Arbeit, sammeln rasch sich um die Orgel
Und fühlen schon im Fuß sich Tanzlust regen.
Tief aus dem Garten her, wo er die Hecke
Geschoren, naht sich Tijs, des Gartens Hüter,
Die großen Holzschuh' in den Händen tragend.
Der Stallknecht, der im kleinen Wagenhause
Geschirr und Zaum putzt, wirft die Bürste weg,
Und hüpft, die kühnsten seiner Sprünge wagend,
Mit Händeklatschen toll herum, dass grimmig
Der Hofhund ob des Lärms zu bellen anhebt.
Nur Peternel bleibt fest am Werk und wettert
Laut gegen Klara, die — den Besen haltend —
Nach außen stürmt. Da sieh: es zieht der Spielmann
Ein Tuch von seiner Orgel: ei der Tausend!
Geschützt durch Glas dort drehen sich im Kreise
In buntem Schmuck zehn farbenreiche Bilder,
Und hoch auf einem Brette sitzen Affen
Mit Brummbass, Fiedel, Trommel und Trompete.
Und rastlos geht der Bogen auf und nieder,
Die Trommel wird gerührt, und mit geschwoll'nen
Hochrothen Backen bläst der Affen größter
Die Schiebtrompete, während artig grüßend
Die Tänzer sich vor ihren Damen neigen.

Indes: im Lehnstuhl drinnen nah dem Fenster,
Wo er — die Zeitung lesend — jeden Mittag
Pflegt einzunicken, ist von all dem Lärmen
Und lautem Orgelspiel Ohm Paul erwacht.
Die Brille auf der Nase tritt der Alte,
Behaglich nickend, langsam vorwärts schreitend,
Ins Frei' heraus, und während in den Taschen
Er Kupfermünzen für den Spielmann sucht,
Lacht er dem Dienstvolk zu:

„Ei, das ist schön!
Das passt euch gut!" spricht er, indes der Spielmann
Zu drehen aufhört: „Ja, wenn wir die Orgel
Nicht heute hörten, wahrlich, niemand würde
Es glauben, dass wir Kirmeß morgen feiern.
Ein prächt'ges Wetter, das ihr mitbringt, Mann,
Die echte Kirmessonne! Seh doch einer
Das junge Volk nur an! Wahrhaftig glauben
Schier sollte man, dass für den Tanz von Morgen
Sie heute schon die Partnerin sich suchen.
Nun, immer zu! Freut euch der Jugend, Kinder,
Und Ihr, Gesell, ein Lied noch spielt, ein neues,
Das fröhlicher zur Arbeit stimmt die Seelen!"

Und wieder scholl noch lauter als im Anfang
— Am Straßenende von der Schule Mauern
Zurückgeworfen — in die tiefe Stille
Des Nachmittags der Orgel heller Klang.

Nun flüsterte, geheim mit Augen winkend,
Ohm Paul mit Klara, die ins Backhaus trat,
Und als zuletzt — voll Kupfergeld die Mütze —
Der Spielmann freundlich grüßend scheiden wollte,
Da brachte Peternel — der Ohm befahl es —
Dem armen Schelm den ersten Teller Kuchen,
Der aus dem Ofen kam.

In allen Zeiten, wo der Deutsche auf sich stand, wo ernste Pflichten ihn zur That riefen oder er in stillem, eisernem Wollen nach einem edlen, großen Ziele strebte, da wurden auch die reinen Besitzthümer des deutschen Gemüthes offenkundig. Nicht nur etwa bei den Niederdeutschen und nicht nur im Helldunkel, wie der Rembrandtmann behauptet, sondern auch im Süden bei Allemannen, Franken, Bayern und in der Ostmark. Der niederdeutsche Ton ist oft ein klangvoller, aber er stammt doch nur von einer Seite; zum vollen Accord deutschen Wesens gehören auch die helleren, lichteren Klänge mittel- und oberdeutscher Art.

Und diese Besitzthümer des Gemüths waren: Wahrheitsliebe, Schlichtheit des äußeren Wesens, Innigkeit des Gefühls, Pflichttreue, keuscher Sinn, Mannesmuth, tiefe Ehrfurcht vor dem Göttlichen und Unabhängigkeitssinn, wo nicht die Treue band.

Untersucht man nun unser öffentliches und häusliches Leben, darf man dann mit gutem Gewissen sagen, dass diese Eigenschaften die Mehrheit beherrschen?

Wahrheitsliebe! Lebt sie denn thatsächlich bei den Deutschen von heute? Ich sehe Lüge, Verstellung, Verleumdungssucht auch bei Tausenden und Tausenden, die unzweifelhaft der Abstammung nach reindeutsches Blut haben. Dem Gegner gegenüber scheinen alle Waffen erlaubt; man fühlt nicht, dass der Gebrauch eines vergifteten Schwertes den Träger entehrt; man wirft dem Feinde als Verbrechen vor, was man, wo's die eigene Sache gilt, selber thut. Wie die Einen jeden, der jüdisches Wesen bekämpft, und selbst, wenn es aus idealsten Gründen geschieht — was durchaus nicht stets der Fall ist — für einen Schurken, Neidling und Dummkopf erklären, so wird von den Anderen jeder Vertheidiger der Juden als ein bestochener Judenknecht bezeichnet, auch wenn er seinem Wesen nach aus reinen Gründen es thut. Und wenn Männer zusammenkommen, die der thatsächlich in allen Theilen Deutschlands um das Leben kämpfenden Landwirtschaft helfen wollen, so belegt man sie mit unfläthigen Namen, legt allem, was sie sagen und thun, die gemeinsten Beweggründe unter. Und falls die Industriellen sich vereinigen, um ihre, innerhalb bestimmter Grenzen auch berechtigten Wünsche zu fördern, so schreien und höhnen wieder die Gegner über die Schlotbarone. Und wenn Arbeiter, ohne mit Brandworten und Drohungen herumzuwerfen und auf den „großen Kladderadatsch" hinzuweisen, berechtigte Klagen und Wünsche aussprechen, dann ertönen im gegnerischen Lager Stimmen, die von Unersättlichkeit, Genussucht und Frechheit der Arbeiter nicht genug zu singen und zu sagen wissen. Und die Blätter und Redner der Socialdemokratie handeln gegen ihre Gegner nach der gleichen Vorschrift.

„Daran sind aber nur die Juden schuld, nur sie haben das öffentliche Leben so vergiftet" — so ruft mir wohl mancher entgegen.

ist auch Reinlichkeit, wenn man vor seiner eigenen Thüre den Schmutz wegbringt.

Wahr sein gegen sich selbst ist der Wahrhaftigkeit Beginn. Das gilt nicht nur für den einzelnen, sondern auch für Völker. Aber es liegt in dem egoistischen Zuge der Menschennatur begründet, dass uns die Wahrheit über andere nicht nur leichter fällt, als die gegen uns, sondern, dass sie auch ein gewisses Vergnügen bereitet. Indem man sich über fremde Sünden ereifert, nimmt man zugleich einen Schlaftrunk ein, der das eigene Gewissen betäubt; wir bilden uns dann ein, alle jene Tugenden zu besitzen, deren Gegensatz wir bei anderen verdammen. Oder, falls man eigene Fehler erkannt hat, richtet man es so ein, dass man deren Ursachen viel lieber in anderen, als in sich sucht. Dabei wird oft ungemein viel Sophistik entfaltet, nur damit man vor sich selber besser erscheine, als man ist.

Und selbst die Wahrheit sagen, ohne Rücksicht auf die eigene Empfindlichkeit und Eitelkeit, mit dem Muthe des echten Mannes, der sich mit Lügen nicht weiterschleppen will: das ist heute unsere erste Pflicht. Erfüllen wir die nicht, so machen wir uns verächtlicher Feigheit schuldig.

Und so frage ich denn: Sind wir Deutsche?

Ehe darauf geantwortet werden kann, muss man den Begriff klären.

Als ich noch jung war, hatte ich mir aus lückenhafter Geschichtskenntnis und aus den Werken der Dichter ein Ideal deutschen Wesens gestaltet, das mangellos im reinsten Lichte strahlte. Seitdem sind gar manche Jahrzehnte vergangen; die Vertiefung in die Vergangenheit hat meinen Blick geschärft und mich erkennen lassen, dass mit unserer Eigenart sowohl im Süden, wie im Norden, im Ost und West gar manche Fehler und Laster verknüpft sind und waren. So erkannte ich neben eigensinniger Starrköpfigkeit den Hang zur Aufnahme des Fremdländischen und dessen Überschätzung; so ward mir offenbar der Ungeist der Sonderbündelei, die sich gegen das heilige Recht des Ganzen verblendet, um das oft Thörichteste des eigenen Willens durchzusetzen; so erkannte ich den Trieb, luftige Gebäude aus abgezogenen Gedanken zu errichten und dabei die Wirklichkeit zu übersehen und daneben eine Kleinlichkeitskrämerei, die in Formeln und Formelchen schwelgt und dabei den Geist übersieht.

Aber das Jugendideal enthielt doch einen köstlichen Kern der Wahrheit, den sich der Mann aus der goldenen Zeit des Träumens in das reife Lebensalter retten konnte mit dem Bewusstsein: Das ist nicht Katzengold, sondern vollgiltiges Edelerz. Das Wissen hatte die Ahnung hier bestätigt.

Narrenkleid und erfreut von dem Schellengeklingel. Und heute gibt es deutsche Franzosen, deutsche Dänen, deutsche Norweger, deutsche Russen und deutsche Japaner auf allen Gebieten des geistigen Lebens — und die armen deutschen Deutschen sind noch immer ein Häuflein. Aber nicht der Juden wegen, sondern um der eigenen Blutsverwandten willen, die nicht einsehen wollen, was uns vor allem noth thut. Mea culpa.

Im Zusammenhange mit der Neigung zum Scheinwesen aller Art stehen der Mangel an Gemüthsinnigkeit, an Pflichttreue und Mannessinn. Sie sind — ich weiß es — bei vielen vorhanden, bei andern aber halb verschüttet, bei nicht wenigen fast erstorben. Der krankhafte Drang nach außen, gemehrt und zum Theile verursacht durch die materialistische Weltauffassung, hat Hunderttausende ihrem edleren Selbst entfremdet, sie zur Überschätzung der äußeren Güter geführt, zur Missachtung des einzig wahren bleibenden Besitzes, der Schätze des Geistes und des Gemüths. Ich sehe mir die Reihe jener Männer an, die bei uns, wenn auch zu Zeiten durch das Ausland mitbestimmt, den theoretischen Materialismus neu aufwärmten, der unter der Mitwirkung der Zeitumstände sich in breiten Schichten zum sittlichen auswuchs: alle unzweifelhafte Deutsche oder doch Arier: Vogt, Moleschott, Büchner, Czolbe u. s. w. Und von einem Deutschen ist der neuzeitliche Pessimismus ausgegangen, der sich dann im öffentlichen Bewusstsein mit den materialistischen Strömungen verbunden hat.

Je mehr sich der Wille der Mehrzahl auf äußere Güter hinlenkte und darin von der öffentlichen Meinung bestärkt wurde, desto mehr entfesselt wurden die ichsüchtigen Triebe der Menge, die Gier nach Gewinn, womöglich nach raschen, nach schnellen Erfolgen auf allen Gebieten; der Schachergeist, die Streberei und der ungesunde Ehrgeiz wuchsen heran und drängten die Innigkeit der zarteren, edleren Gefühle zurück. Das Ich wurde der Götze, der die Mehrheit der Deutschen beherrschte. Wo das eintritt, ist sittlicher Rückgang unausbleiblich. Vermindern musste sich die ichsuchtlose Hingabe an die Pflicht, der ernste Mannessinn, der vor allem darnach strebt, die Zustimmung seines Gewissens zu erlangen, und lieber Noth, Kummer und Verkennung auf sich nimmt, als von den Überzeugungen seines Gemüthes lässt.

Und selbst das, was in solchen Zeiten für die „Nächsten", für das „allgemeine Wohl" gethan wird, geht zum größten Theil aus verhüllter, verfeinerter Ichsucht hervor, ist nicht von Herzenswärme erfüllt, sondern nach rein äußerlichen Maßstäben aufgebaut und berechnet. Es fehlt eben gar oft an Männern, die ihre ganze Innerlichkeit für das Wohl anderer einsetzen.

Von keuschem Sinn darf man heute unter deutschen Jünglingen und Männern kaum sprechen, wenn man nicht ausgelacht sein will. Und

Wahrlich, wir Deutsche könnten uns begraben lassen, wenn uns ein fremder Volksstamm in der kurzen Zeit der politischen Gleichberechtigung so vergiftet hätte, ohne dass wir selber mitgeholfen hätten nach Kräften, ohne dass wir schon vorher — ich erinnere an die Zeit von den „trois glorieuses“ bis zur Märzrevolution — achtungswerte Übung in der Kunst der öffentlichen Lüge gewonnen hätten. Wie haben viele Vertreter der bürgerlichen Demokratie die redlichen unter ihren Gegnern beschmutzt, wie verfuhr später die Reaction bei uns mit ehrlichen, überzeugten Vorkämpfern von Gedanken, die sie verabscheute. Und das haben wir aus eigenen Mitteln geleistet. Mea culpa.

Sodann die Schlichtheit des äußeren Wesens. Ich fasse in dem Worte alles zusammen, was die äußere Lebenshaltung betrifft. Gewiss gibt es noch viele Tausende von deutschen Familien, in denen auch ohne den Zwang der Noth bescheidener Sinn lebendig geblieben ist. Aber vielleicht bei der Mehrzahl hat die Sucht nach Luxus in irgend einer Art sich tief eingefressen, haben die stillen Freuden, die das Haus bietet, ihren Wert eingebüßt. Man strebt hinaus, man verlangt rauschendes Vergnügen, sinnliche Genüsse, besonders in den größeren und großen Städten. Dieses Unwesen herrscht von oben bis unten — kein Stand ist davon frei. Genügen die Mittel nicht, um echten Glanz zu bestreiten, so begnügt man sich mit falschem; im Nothfall werden Schulden gemacht, damit man „scheinen“ könne, aber das Nöthige wird vernachlässigt des Überflüssigen, des Äußerlichen wegen. In der Erziehung und im Unterricht greift das Scheinwesen immer mehr um sich, und selbst die heutige Wissenschaft ist erfüllt von glitzernden Scheinwahrheiten, und Dichtung und Kunst sind es trotz allem Geschrei nach „Natur“ nicht minder.

Auch die so viele Gebiete schädigende Fremdsucht ist nur eine Abart des Strebens nach dem Scheine. Es ist natürlich leichter, durch Eingeführtes aufzufallen, das vom Gewohnten abweicht, als aus dem Innern, dem Selbst das Beste heimischen Wesens in stiller Arbeit zu entfalten. Und auch da kann man in Besprechungen von Literaturwerken die Bemerkung finden, die Juden trügen Schuld an dieser knechtischen Unterthänigkeit vor dem Auslande. Wo waren sie denn im Mittelalter, als so viel Fremdes von uns aufgenommen wurde und einsichtige Männer es beklagten? Wo im siebzehnten Jahrhundert, durch welches eine Reihe von Deutschen schreitet, die alle mit Zorn und Empörung die Stammesbrüder der Verachtung heimischen Geistes bezichtigten?

„Freies Deutschland, schäme dich dieser schnöden Kriecherei!“ rief Logau. Aber alle Zornglut vermochte diesen Zug unseres Wesens nicht auszubrennen; im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert wiederholte sich das Gleiche: Deutschland hüllte sich immer wieder von neuem in die „Liverey“ der Auslandes, von überall her bunte Flicken borgend für ein

lichen drohen. Nicht wie weichliche Schwarmgeister löst er in bloßem Spiele des Verstandes alle überkommenen Begriffe Sittlichkeit, Religion, Vaterlandsliebe in Dunst auf, vernichtet er durch Wortprast das Bestehende. Er geht auf den Kern, den er durch Erkenntnis seines eigenen tiefsten Wesens begreifen lernt; er erkennt Recht und Unrecht im Überlieferten und sucht das erste mit männlicher Thatkraft zu stützen und zu kräftigen, damit es das Unrecht aus eigener Kraft abstoße, soweit es hier auf Erden, in der Heimat des Unzulänglichen möglich ist.

Ein unabhängiger deutscher Mann in meiner Auffassung macht sich vor allem nicht zum Knecht hohler Worte. Und die Programme unserer jetzt bestehenden politischen Sippen, was sind sie anderes als Worte, Worte? Alles muss zurückstehen, was nicht der Eigensucht der Sippe dient, mögen auch Vaterland und Deutschthum darüber zugrunde gehen.

Aber wo sind innerhalb der Sippen die unabhängigen Männer, die endlich die Programme zerreißen und auf den Haufen werfen, wohin die „additionellen Abfälle" der Geschichte hingehören? Wohl regt es sich dort und hier im Mittelstande und im Volke; man beginnt einzusehen, dass die vorhandenen Parteien die Aufgaben der Gegenwart nicht lösen werden. Aber die Zahl dieser Einsichtigen verschwindet gegenüber der Menge, die aus Denkfaulheit, aus Ichsucht und Sippenblindheit den Führern nachrennt.

Vor allem aber frei sein muss der Unabhängige von dem Götzen Mammon. Doch hier entfaltet sich dem unbestochenen Auge ein wenig erfreuliches Schauspiel. Die Rücksicht auf das Geld, auf die unter heutigen Verhältnissen wirtschaftlich Stärkeren, hat im Laufe des Jahrhunderts jene volkswirtschaftliche Lehre entwickelt, die im öden ichsüchtigen Manchesterthum gipfelte und die Ausbeutung der Schwachen zur Grundlage ihrer Erfolge hinstellte. Unter dem Einfluss ihrer Lehren traten Recht und Gesetz in den Dienst des Geldes, und der Staat mit seinen Einrichtungen musste sich dem Capital beugen und damit einer Macht, die ihrem Wesen nach volksfeindlich, nach der Entwickelung hauptsächlich jüdisch ist. Die Zeit, wo die deutschen Staaten ihre Geldgeschäfte hätten in eigene Hände nehmen können, war längst versäumt, lange vor 1866, und so entwickelte sich die Abhängigkeit von der überwiegend jüdischen Börse.

Im inneren Leben des Volkes zeigte sich das entsprechende Bild. Mit der Jagd nach Gold stieg die Ehrfurcht vor ihm in allen Kreisen. Vertreter der vornehmsten Stände, vom Herzog bis zum Landedelmann, Officiere, Staatsmänner, Volksvertreter, Gelehrte, Künstler, Beamte und Handwerker betheiligten sich an Gründungen und am Börsenspiel und Hofdamen, die sonst trotz 1789, 1830 und 1848 den Bürgerlichen noch immer nicht als gleichstehend betrachten, schüttelten dem innerlich schmierigsten

leider! gibt es auch schon genug Mädchen und Frauen, denen schamhaftes Wesen als veraltet gilt. Ich hasse jene Schamspielerei, die vor jedem natürlichen derben Worte zurückschreckt, alles Natürliche in Leben, Kunst und Dichtung verdammt. Sie ist oft nur ein Mantel, den die befleckte Einbildungkraft benutzt. Aber zwischen dem Natürlichen und dem Frivolen gähnt eine tiefe Kluft, denn das zweite geht aus unreinen Trieben und Vorstellungen hervor und schließt oft die Absicht in sich, solche zu wecken. Heute ist die Lebensluft in der Gesellschaft voll unreiner Keime; in Kunst und Dichtung ebenfalls. Man spricht von „freiem Geist“, wenn eine Frau sich von Lebemännern feine Zoten erzählen läßt, ohne den Frechen zu ohrfeigen; unter dem Vorwande, dass man sein Wissen vermehren, Menschen kennen lernen wolle, werden Bücher gelesen, die im Kerne einfach schamlos sind, mögen sich die Verfasser in noch so viel wissenschaftliche Fetzen hüllen. Ein Mädchen oder eine Frau gar mancher reindeutscher Gesellschaft würde ausgelacht, wenn sie sich weigerte, ein liederliches Lustspiel Pariser Mache anzusehen, „weil es ihr sittliches Gefühl verletze“. Wenn das auch im allgemeinen nur in den großen Städten vorkommen kann, so wird in kleineren und auf dem Lande in anderer Art gesündigt. Und die Künste missbrauchen das Wort Natur, um damit das unsittlich, schamlos Empfundene zu decken, und sie geben den „Gebildeten“ in oft ungemein verfeinerter Form Gift. Von den Sünden meiner Geschlechtsgenossen will ich weiter nicht sprechen, die Thatsachen sind bekannt, und an uns, an uns allein liegt die Schuld.

Durch die Verhältnisse hat auch vielenorts der echte Unabhängigkeitssinn gelitten. Unabhängig, das heißt frei nenne ich nicht diejenigen, die wie unsere zahmen deutschen Anarchisten von gelehrter Bildung alle „Autorität“ — ein Bruno Wille (unfrei nach Stirner) sogar die des Gewissens! — verneinen und dabei Knechte eines abgezogen todten Freiheitsbegriffes sind; frei nenne ich noch weniger die Anarchisten der rohen Gewalt, die alles vernichten möchte; aber ebensowenig die Socialdemokraten mit ihrer Zwangsgesellschaft und am allerwenigsten jene Leute, die sich freisinnig nennen.

Der wahrhaft Unabhängige ist vor allem ein Mann, der die Leidenschaften bändigt und die Abhängigkeit von Gott aus freiem sittlichem Entschluss auf sich nimmt. Er erkennt die Pflichten sich selbst und der Gemeinschaft gegenüber. Nicht nur aus Nützlichkeitsgründen, sondern aus dem Gefühle der Wesensgemeinschaft dient er den Verbänden, die natürlich entstanden und nicht künstlich geschaffen sind: der Familie, dem Volke, dem Staate, und Treue ist's, was ihn an sie bindet. Widerrechtliche „Autoritäten“ bekämpft er, jene aber, die ihn Vernunft als naturgemäß und berechtigt hat erkennen lassen, vertheidigt er, und sei es mit Gut und Blut, und strebt danach, sie zu versittlichen, wo sie zu veräußer-

Daſs die Preſſe in der Entwickelung der Verhältniſſe eine zumeiſt nicht tadelloſe, oft geradezu ſchändliche Rolle geſpielt hat, iſt bekannt. Aber nicht nur Juden, ſondern auch Germanen betheiligten ſich daran, Gimpel ins Netz der Gründer zu locken und Unternehmungen zu empfehlen, von denen man auf der Börſe nur mit ſchlauem Augenzwinkern ſprach. Und deutſche Zeitungsbeſitzer ließen ſich mindeſtens die prunkenden Anzeigen ſolcher Schwindelgründungen ſehr gut bezahlen. Die kamen ja nicht in den „Handelstheil“, ſondern „hinten“, wo oft alle Moral aufhört. Vielleicht, weil ſie in den Leitaufſätzen des politiſchen Theiles ganz verbraucht worden iſt.

Und deutſche Chriſten ſaßen und ſitzen in den Arbeitsräumen verſchiedener Blätter, die einestheils nur die Geſchäfte der Börſe beſorgen, anderntheils den „pikanten“ Klatſch pflegen. Und nicht ſelten waren es Deutſche und Chriſten, die ſich mit gemeinſtem Unrath beſchmutzten. Nur einen Fall will ich anführen. Am 23. und 24. December 1880 (ich kann die Ziffern auf dem Ausſchnitt nicht mehr enträthſeln) erſchien im „Börſen-Courier“ in Berlin eine kurze Nachricht folgenden Inhalts: „Mit der Abwehr und Unterdrückung von Viehſeuchen beſchäftigte ſich das Haus in ſeiner geſtrigen letzten Sitzung. Hoffentlich genügt ſchon die erſte Berathung, um ſchon die Seuchen in geziemender Entfernung zu halten, damit auch das liebe Vieh ruhige Weihnachtsferien hat. Die Ochſen auf dem Felde waren ja bei der Geburt Chriſti in ſo hervorragender Weiſe betheiligt, daſs es gerathen iſt, ſie auch theilnehmen zu laſſen an den Freuden des Feſtes. Möge alſo allen — — Herrn Stöcker und Herrn Windthorſt, Herrn von Ludwig und dem lieben Vieh das Feſt ein gedeihliches ſein.“ Und dieſe Worte voll Roheit der Empfindung hat ein Deutſcher, ein geſcheiterter Student geſchrieben. Sein Name iſt mir bekannt. Und heute ſitzen in Blättern, die nur dem abgeſtandenen Freiſinn, dem Nutzen der Börſe dienen, Dutzende von Deutſchen; gar mancher wird von dem jüdiſchen Beſitzer mit einem Hochmuth behandelt, der jedes männliche Gefühl mit Füßen tritt. Sie ballen die Fäuſte in der Taſche und ſchweigen. Thut es ein Gatte und Vater, dann begreife ich's, aber ebenſo handeln junge unverheiratete Männer. Wahrlich, lieber Brotrinden kauen und Steine klopfen, als Herren dienen, die, auf ihrem Beutel fußend, ohne Gefühl für Ehre ſind und es auch darum bei anderen nicht achten.

Heute noch gibt es in Berlin Blätter, die im politiſchen Theile die Juden als Volksverderber bekämpfen und über den Verfall der Sittlichkeit klagen, den jene verſchuldet hätten — unter dem Strich aber ſtoßen ſie ins Horn für die von Juden geleiteten Theater, ja ſogar für Singſpielhallen der eindeutigſten Art, die nichts ſind als Brutſtätten der Proſti-

Börsenjuden die Hand auf dem Turf, wenn sie hofften, dass er für sie günstig „speculieren“ werde.

Die Angehörigen der besseren Stände giengen in solchen jüdischen Häusern ein und aus, deren Väter sich durch oft anrüchige Mittel zu Millionären gemacht hatten. Man aß und trank und rauchte bei solchen Leuten das Kostbarste und Beste — und zuweilen konnte man auch den Hausherrn um eine kleine Gefälligkeit bitten. Dieser strebte ja darnach, bei seinen Festen mit glänzenden Namen prunken zu können und war gerne bereit, die Ehre sich etwas kosten zu lassen. In seinem Innern muſste sich aber, wenn er sich's auch nicht eingestand, Verachtung gegen dieses Schmarotzerthum entwickeln, und die Gäste aus arischem Stamm höhnten unter sich offen über diese „Parvenüs“.

Und Grafen und Barone und Künstler und sogar hohe Beamte und Männer der Wissenschaft hielten Umschau unter den Töchtern der neuen Millionäre, um eine Erbin zu fischen — wie das Geld erworben war, galt ihnen gleich; und ob sie liebten oder geliebt wurden gleichfalls. Wappenschild, Stellung und Ruf waren die Ware, um die sie Gold eintauschten — und es heute auch noch thun. Wo liegt in solchem Handeln Mannesstolz, wo deutscher Unabhängigkeitssinn?

Nicht der ehrliche, anständige Jude gewann Stellung und Ansehen, sondern fast nur der reiche. Er spielte nur kraft seines Geldes, und mochte es durch die faulsten Gründungen ergaunert sein, eine Rolle; er wurde zu öffentlichen Ehrenämtern berufen — kraft seines Geldes; er konnte im Stadtrath zu Einfluss gelangen, in den Volksvertretungen: alles kraft seines Geldes. Und wenn er einen Orden, einen Titel oder gar den Adel erhielt, so geschah es kraft seines Geldes. Ist's nun ein Wunder, wenn der eine Theil der Juden im Gelde das einzige Mittel erblickt, wenn er der Macht dieses Mittels bewusst, protzenhaft, übermüthig geworden ist, da sich die Deutschen vor dem großen Sack bedientenhaft beugten? Nicht das Gold hat uns unterjocht, wir selbst haben uns geknechtet, indem wir das Capital als Herrn anerkannten. Wären wir echte Männer gewesen, Verächter des Luxus und des Reichthums, auf uns gestellt, frei im eigenen Selbst, so wäre der reiche Jude niemals so zur Macht geworden, wie es der Fall ist.

Ihr bösen Teutschen,
Man sollt euch peitschen
In unserm Vaterland —
Pfui dich der Schand! (Moscherosch.)

Im Lager des Feindes kämpften unsere eigenen Schwächen mit; nicht so sehr seiner „realistischen Anlage“, seiner Schlauheit und Findigkeit hat der Jude den Sieg zu verdanken, als jenen Bundesgenossen, die wir ihm lieferten.

Neues Glockenspiel.

Von Heinrich Seidel.*)

Die Musik der armen Leute.

Der Herr Musikprofessor spricht:
„Die Drehorgeln, die dulde man nicht!
Sie sind eine Plage und ein Scandal!"
Mein lieber Professor, nun hören Sie mal:

Ein enger Hof — kein Sonnenschein
Fällt dort das ganze Jahr hinein.
Da herrscht ein seltsam muffiger Duft,
Nach Armut riecht's und Kellerluft,
Da blüht keine Blume, da grünt kein Laub,
Die Kinder spielen in Müll und Staub.
Nun kommt ein Leiermann hervor
Und schleppt seinen Kasten durchs offene Thor.
Den Schunkelwalzer spielt er auf,
Da rennt es herbei in schnellem Lauf,
Da krabbeln aus ihren Höhlen heraus
Die Kinder in dem ganzen Haus,
Und über die blassen, ernsten Gesichter
Fliegt es dahin wie Sonnenlichter,
Sie tanzen und wiegen sich hin und her
Beim Schunkelwalzer — was will man mehr?
In der Kellerthür steht ein schlumpiges Weib,
Ihr hängen die Kleider um den Leib,
Den Säugling hält sie in dem Arm,
In ein Wollentuch gewickelt warm.
Sie läßt ihn tanzen, und wie er sich regt
Und mit den magern Ärmchen schlägt,
Ist über die vergrämten Wangen
Ein Strahl von Mutterfreude gegangen.
Das Mädchen für alles im ersten Stock,
Es faßt mit den Fingerspitzen den Rock
Und trällert den Text und dreht sich und lacht:
An den blauen Dragoner hat sie gedacht;
Des Sonntags nach vollbrachtem Werk
Im „Schwarzen Adler" zu Schöneberg — —
Er war so unbeschreiblich flott
Und tanzte den Walzer wie ein Gott.
Der Leiermann hat die Blicke erhoben
Und wartet auf den Segen von oben.
Dann kommt — das hört ein jeder gern:
„Einst spielt' ich mit Scepter, mit Krone und Stern."
Der arme Schreiber in seiner Kammer
Vergißt eine Weile den täglichen Jammer.
Er läßt die kritzelnde Feder steh'n
Und seinen Blick zu den Wolken geh'n,
Die über die Dächer dahin gezogen.
So hoch sind einst seine Träume geflogen
Von Ruhm und Glück und Sonnenschein:
„O selig, o selig, ein Kind noch zu sein!"

Der Leiermann dreht seine Kurbel um,
Seine Blicke wandern rings herum.
Ein anderes Stück nun stellt er ein:
„Ich bitt' euch, lieben Vögelein!"
Die Nähterin läßt die Maschine steh'n,
Und ihre Traumgedanken geh'n
Zum letzten Roman, den sie gelesen.
Wie edel ist doch der Graf gewesen,
Daß er das arme Mädchen nahm,
Obgleich es doch fast zur Enterbung kam.
Dann seufzt sie. Ach, sie weiß, wie es geht:
Die edlen Grafen sind dünn gesät!
Doch wenn auch kein Graf. Wenn einer nur käme,
Den sie möchte, und der sie nähme.
Draußen schießen die Schwalben vorbei,
Sie blickt ihnen nach und summt dabei:
„Ich bitt euch, lieben Vögelein,
Will keins von euch mein Bote sein?"

Der Leiermann aber schaut sich stumm
Von einem Fenster zum andern um,
Zieht sein Register und spielt mit Schall:

*) Aus „Neues Glockenspiel", gesammelte Gedichte von Heinrich Seidel. Leipzig. J. G. Liebeskind. Wie die vorstehenden Proben zeigen, sind es ganz entzückende Sachen, die einen großen Theil des Buches füllen. Mit diesem Dichter nähere Bekanntschaft zu machen — der Leser wird es kaum bereuen. Die Red.

tution. Ist das Unabhängigkeitssinn, deutscher Stolz? Oder gibt es vielleicht hier eine Trennung? Kann man als „politisches Wesen" Judengegner und Deutscher, als Mensch Schweinehund sein, ohne sich in sich unheilbar zu entzweien? Der Verstand kann zwar der Übersichtlichkeit wegen den Menschengeist sich als einen Kasten mit vielen Fächern vorstellen — soweit Verstand vorzustellen vermag. Dann läſst sich annehmen, daſs der Inhalt eines Faches faul und voll Ungeziefer ist, ohne die Umgebung anzustecken. In Wahrheit aber stimmt dieser Krämerladenvergleich nicht. Wenn ein Vorstellungskreis krank ist, dann breitet sich das Leiden, da er mit allen anderen zusammenhängt, oft anfangs unmerklich, nach allen Richtungen aus und vergiftet schließlich auch ursprünglich gutes und reines Wollen.

Ohne eine tiefgehende sittliche Reformation ist alles Reden vom deutschen Wesen Mundspreu. Dann sind wir, um mit Flemming zu sprechen, „Starke auf den Schein" und „Namensdeutsche" nur. Niemals werden wir die hohen Aufgaben des deutschen Geistes lösen, ehe wir nicht das Gute und Edle unseres Volkswesens zur Herrschaft bringen, jeder in sich, und jeder zugleich in den Gemeinschaften, denen er angehört. Das Böse in uns bekämpfen, heißt, dem Guten Raum schaffen; das gestärkte Gute wird aber bald zu der mächtigsten Waffe im Kampfe gegen alle Feinde unseres Volksthums, gegen das Schlechte in uns, gegen jenen Theil der Juden, der wirtschaftlich und geistig uns knechten möchte, gegen jene verblendeten Volksgenossen, die das Reich und den deutschen Gedanken stürzen möchten, um einen Staat des Wahns an seine Stelle zu setzen, oder uns der Fremde auszuliefern streben.

Jedesmal im Laufe unserer Geschichte, wenn die sittlichen Kräfte im Erlahmen waren, sind wir geistig, staatlich und wirtschaftlich zurückgegangen; wir wurden wieder stark, wenn die edlen Eigenschaften durch ein drohendes Geschick in uns erweckt wurden oder es Ketten zu sprengen galt. Und wahrlich: selten noch standen mitten unter uns und um uns so viele Feinde, wie heute.

Ich weiß, man liebt jenen nicht, der um der Wahrheit willen das Schwarze schwarz nennt. Man übersieht es dann gern, daſs sein Groll, seine Scheltworte einem Herzen entstammen, das mit unerschütterlicher Liebe an seinem Vaterlande hängt. Man mag mich verkennen und angreifen, ich glaube mit keinem Worte dem Leitbild meiner Seele untreu geworden zu sein.

Aber ich weiß auch ein anderes: ein besserer Geist ist seit zwei Jahrzehnten im langsamen Werden. Man lernt es allmählich, was es heißt, deutsch zu sein in des Wortes edelstem Sinne. Solche Wandlungen vollziehen sich in nicht wenigen Jahren, wohl aber können die Folgen in entscheidender Stunde urplötzlich als Macht auf den Kampfplatz treten. Die Rolle des deutschen Volkes ist noch lange nicht ausgespielt.

Der Meister nahm ihn freundlich auf;
Die Tafel war gedeckt im Saale,
Und alle setzten sich darauf
Vergnüglich hin zum Mittagsmahle.
Der Schüler aß in guter Ruh . . .
Der Meister sah verwundert zu.

„Ei, du verstehst, ich seh' es schon,
Zu essen nicht und nicht zu trinken;
Die Rechte brauchest du, mein Sohn,
Und wir bedienen uns der Linken.
Mich wundert, dass du Dieb dich nennst
Und nicht die Tischgebräuche kennst."

„Du fragst, warum? Zu unserm Heil,
Denn alle Tage kann's passieren,
Dass man die rechte Hand durch's Beil
Des Henkerknechtes muss verlieren,
Drum übt die Linke man bei Zeit
Und kommt nicht in Verlegenheit!"

Dem Schüler ward so wunderlich:
Ein Schauer gieng ihm durch die Glieder,
Und ganz im Stillen schob er sich
Zur Thür hinaus und kam nicht wieder
Und sprach: „Bei Allah, der mich schuf,
Ich fand ein Haar in dem Beruf!"

Auf die Form kommt es an.

Einst zur Nachtzeit lag und schlief
Harun Raschid, der Chalif,
Und ihm träumte mancherlei.
Aber von den Träumen allen
Gab ihm einer viel zu sorgen,
Als er früh erwacht am Morgen,
Denn es waren ihm dabei
Alle Zähne ausgefallen.

Als der Zeichendeuter kam
Und des Traumes Art vernahm,
Sprach er: „Gott beschütze dich!
Also wird es dir ergehen:
Die sich deines Blutes nannten,
Deine lieben Anverwandten,
Wirst, o Fürst, du sicherlich
Alle vor dir sterben sehen!"

Ob der bösen Deutung Art
Wühlte sich in seinem Bart
Der Chalif und rief in Wut:
„Fort, hinaus mit diesem Raben!
Kann er nichts als Unheil krähen,
Mag er seinen Lohn besehen:
Hundert Streiche voll und gut
Soll er auf die Sohlen haben!"

Einen andern rief man dann.
Dieser war ein kluger Mann.
Und er sprach, als er gefragt:
„Allah wolle Gnade geben,
Langes Leben nach Gefallen
Deinen Anverwandten allen,
Aber dieser Traum besagt:
Du wirst alle überleben!"

Diese Deutung sagte zu,
Und der Mann erhielt im Nu
Hundert Goldducaten bar,
Weil er wusste, wie man läutet.
Denn im Grunde sagten beide
Gleiches — nur in andrem Kleide. —
Hieran zeigt sich sonnenklar,
Was die richt'ge Form bedeutet!

Auf der Todtenwacht.

Ein Sittenbild aus dem mittelsteirischen Volksleben von Josef Faist, Bauer bei Riegersburg.

Wenn ich diesmal von einer recht ernsten Sache erzählen will, so wird nachstehender Aufsatz dennoch einen Ausgang nehmen, den mancher Leser — nach dem Titel geurtheilt — nicht vermuthet.

Über „Todtenwacht" ist im „Heimgarten" seinerzeit schon gesprochen worden, da jede Gegend aber bekanntlich andere Sitten hat, so ist es, glaube ich, der Mühe werth, von einer Sache zu erzählen, welche manchem Heimgartenleser neu sein wird.

„Es braust ein Ruf wie Donnerhall!“
In seiner Werkstatt der Schuster nun
Läßt eine Weile den Hammer ruh'n.
Er war bei Wörth und bei Sedan
Und vor Paris und Orleans,
Und wie er denkt an jene Zeit,
Wird sein Soldatenherz ihm weit!
Er klopft mit kampfgewohnter Hand —
Mit Gott für König und Vaterland —
Gar mächtig auf das Leder ein:
„Lieb Vaterland, magst ruhig sein!“

Der Leiermann aber blickt und späht,
Damit sein Lohn ihm nicht entgeht.
Und sieh, der Segen bleibt nicht fern,
Denn Armut gibt der Armut gern,
Bald hier bald dort mit leisem Klapp,
In Papier gewickelt, fällt es herab.
Und ob auch der Herr Professor schreit
Hier fühlt man nichts als Dankbarkeit,
Denn ein wenig Licht ins graue Heute
Bringt die Musik der armen Leute.

Weltflucht.

Wie ist mir verhaßt der häßliche Hader,
Das tosende Toben aller Parteien,
Das ewige zankische Zeitungsgezeter,
Das krausverwirrte trübe Gewäsch.
Mit schwarzem Pinsel malt jeder den andern
Und klert ihm Tintenklere ins Antlitz
Und schimpft ihn Verräther und Vaterlands-
feind.
Des Volkes Vortheil wahren nur wen'ge.
Doch alle schwören mit großem Geschrei:
Des Volkes Wohlfahrt, das sei ihr Wille.
Indessen streben entschlossene Streber,
Indessen jagen die Stellenjäger
Und wo nur Verdienst und Vortheil sich findet,
Da wimmelt es gleich aus allen Winkeln,
Den gierig gefräßigen Ämsen vergleichbar,
Und zerrt sich die besten Bissen vom Munde
Und haut sich und hackt sich in häßlichem Hader,
Beutegierig wie bissige Geier!

Da möcht' ich wohl manchmal über des Meeres
Wallende Wogen weit mich wünschen,
Wo rings am Rande der weiten Prärien
Friedlich der Urwald rauscht in der Runde,
Und seiner ragenden Stämme Geäst
Sich spiegelt im Saume silberner Seen.
Dort fieng ich den Stör aus der frischen Feuchte
In der Barke aus Birkenborke gebaut,
Und den laichenden Lachs, wo durch die Lichtung
Rieselnd und rauschend rinnen die Bäche.
Dort jagt' ich den Hirsch und den hüpfenden
Hasen,
Den braunen Bären, das bunte Birkhuhn,
Dort pflanzte ich Mais und milde Melonen,
Und was zur Nahrung noch nützlich und nöthig,
Fruchtbäume auch, die fröhlich im Frühling
Mit lieblichem Leuchten das Blockhaus um-
blüh'n.
Des Abends dann wohl, wenn über des Waldes
Schlummernde Wipfel die Nacht herabsinkt,
Am lodernden Feuer läg' ich lässig
Auf selbst erbeuteter Haut des Bären.
Nach harter Arbeit hold zu ruh'n,
Und freute mich froh des frommen Friedens
Und dass ich fern von Zank und Gezeter
Und Hass und Hader — behaglich und heiter
Ruhte am Busen der Mutter Natur.

Ach, armer Paul!

Saß im Fegefeuer eine arme Seele,
Die nicht klagte ob der eig'nen Schmerzen,
Sondern unablässig seufzend rief sie
Einzig immer: „Paul, ach, armer Paul!“
Als von Himmel nun ein lichter Engel
Niederschwebte, mildiglich zu trösten
Die so viel gequälten armen Seelen,
Blieb doch diese eine stets untröstlich,
Rief nur immer: „Paul, ach, armer Paul!“
Und es fragte sie der Engel, liebreich
Kühlung hauchend in die Feuersflammen:
„Sprich, was fehlt dir liebe, arme Seele?“
Und sie sprach: „Ich ließ zurück auf Erden
Meinen theuren guten Mann untröstlich.
Er verzehrt in Jammer sich und Klagen,
Einmal nur, ach, nur einmal möcht' ich
Wiederkehren auf ein Viertelstündlein,
Trost zu bringen seinen wilden Schmerzen.“
„Nun, wohlan, es sei!“ so sprach der Engel,
„Aber tausend Jahre länger musst du
Dann in Fegefeuerflammen büßen.“
„Gern, und wären's hunderttausend Jahre!“
Und der Engel löste nun die Ketten,
Nahm das Seelchen in die weißen Arme,
Flog mit ihm zur alten Erdenheimat.
Aber weh, du liebe arme Seele,
Weh, im Kreise wüster Zechgenossen
Und von einer Dirne Arm umschlungen
Fand sie jenen, den ihr Herz begehrte.
„Lieber guter Engel“, sprach sie tonlos,
„Führe mich zurück ins Fegefeuer!“
Milde strahlte nun des Engels Antlitz:
„Mehr als tausend Jahre Feuersqualen
Hast du hier im Augenblick erduldet!“
Sprach's und trug mit sanftem Arm sie auf-
wärts
Zu des Himmelreiches gold'nen Höh'n! —

Der angehende Dieb.

Es war ein junger Muselmann
Durchaus gewillt ein Dieb zu werden,
Drum reiste er nach Chorassan,
Weil es bekannt, dass auf der Erden
Kein größerer Meister solcher Art
Als gerade dort gefunden ward.

so lange schlagen lassen, bis er die richtige Person errathen hat, welche ihn dann von seiner Qual erlöst. Das Rathen bei diesem Stockschlagen ist sehr schwer, denn sobald einer schlägt, rennen alle scharf durcheinander und wenn der Geschlagene nicht ein bisschen aufsehen kann, so bekommt er oft mehr als ein Dutzend Streiche, was wohl ziemlich kitzelt, denn es geht bei diesem Spiel recht war (scharf) zu. Da wird nicht immer nur mit der bloßen Hand geschlagen, sondern man hat auch eigene Vorrichtungen dazu. Da gibt es handgroße Buchenholzstücke, an welchen ein Lederriemchen angebracht ist, so ähnlich, wie bei einer Pferdebürste. Dieses stecken die Burschen an die Hand und mit solcher Vorrichtung wird der andere sackrisch „gepulvert“. Einer nimmt etwa einen „Hafendeck“ (blecherner Topfdeckel) und schlägt mit diesem darauf los. Und bei solchem Spiel betheiligen sich auch die Mädeln. Man muss eben in Betracht ziehen, dass die Leute durchaus nicht wehleidig und verzärtelt sind. Die Mädeln zwar, welche sich betheiligen, sind sehr vorsichtig, polstern den Rücken mit Kleidungsstücken oder einem Kopfpolster oder einer mit Hadern gefüllten Schultasche, darüber ziehen sie dann erst den Außenkittel an, dass sie aussehen wie eine Stadtdame, welche einen „Hansl“ (Sattel) trägt, der hier auch mit dem Spottnamen „Orschester“ bezeichnet wird.

Das ganze Lospuffen auf so einen Präparierten ist dann vergeblich, es schallt, als ob man in einen Hafersprenhaufen schlüge und die Dirndeln spüren nichts davon. Dieses Spiel dauert so lange, bis die Mitspielenden ordentlich eingepfeffert sind. Dann werden andere Spiele durchgeführt, welche sich rascher abwickeln. Da sagt ein Bursche, er sei imstande, ein Töpflein voll Wasser mit einem Holznagel an den Plafond zu nageln. Einige glauben dies, andere, welche diese Hexerei noch nie gesehen haben, bezweifeln es. Der Bursche nimmt also jetzt ein Töpflein mit Wasser und einen hölzernen Nagel, steigt auf einen Sessel und stellt sich so, als ob er den Topf annageln wollte. Mit den Worten „oha, hiaz is ma da Nogl obi g'folln“ läßt er den Holznagel absichtlich senkrecht zu Boden fallen. Ein Unerfahrener bückt sich rasch und will den Nagel aufheben, der andere auf dem Sessel gießt jetzt demselben das Wasser auf das Genick herunter und die Hexerei ist aus.

Dann kommt wieder ein anderes Spiel, zum Beispiel das „Eiersuchen“. Einer nimmt ein Ei und muss es bei irgend einer Person verstecken. Derjenige, der es suchen soll, muss während des Versteckens ins Vorhaus treten. Derjenige, welcher das Ei zu verstecken hat, ist aber mit dem andern, der es suchen muss, verabredet und letzterer weiß schon im vorhinein, wo das Ei versteckt und zu finden ist. Das Ei wird jetzt wieder einem solchen, der das Spiel noch nie gesehen hat, unter den Hut auf den Kopf gelegt. Derselbe, welcher es suchen muss, wird gerufen und er durchsucht scheinbar die Taschen mehrerer Personen, dann mit den

Wenn in der Nachbarschaft, oder in der Umgegend jemand gestorben ist, und auf der Bahre liegt, so verbreitet sich das Gerücht von dem Ableben des Betreffenden rasch von Haus zu Haus, und es ist ein uralter Brauch, dass die Leute, hauptsächlich die jungen Burschen und Mädeln, abends ins Leichenhaus auf die Wacht gehen. Bei einer Todtenwacht kommen oft ein halbes hundert und noch mehr Leute zusammen.

Wenn ein „Wächter" in das Haus kommt, wo die Leiche aufgebahrt liegt, so geht er zuerst ins Zimmer, kniet an der Bahre nieder, und betet dort für den Verstorbenen einige Vaterunser.

Am Fensterbrett neben der Bahre stehen ein Cruzifix und zwei brennende Kerzen. Auch ein mit Weihwasser gefülltes Trinkglas, in welchem ein Rosmarinzweig eingetaucht ist, befindet sich daneben.

Wenn der Wächter mit seinem kurzen Gebete fertig ist, so nimmt er den mit Weihwasser angefeuchteten Rosmarinzweig, und besprengt damit die Leiche, über welche er auch jetzt mit der Hand das Kreuzzeichen macht. Die älteren Männer gehen dann in die Küche und setzen sich dort an den Tisch, wo Karten gespielt wird, aber nur ganz billig, meist wird „Nussen gespielt". Die jüngeren Burschen und Mädeln bleiben im Zimmer, wo die Leiche aufgebahrt liegt und setzen sich an den Tisch, wo die Mädeln für den Verstorbenen Kränze binden.

Das Material welches zum Kranzbinden verwendet wird, haben sie mitgebracht und wird jetzt von den Burschen geordnet und den Mädeln überreicht, damit die Arbeit schneller von statten geht. Zum Binden der Kränze werden verschiedene Gattungen Naturblumen, Rosmarinzweige, Tannenreisig und Immergrün verwendet.

Während dieser Arbeit werden von einigen Mädchen religiöse Lieder vorgesungen und alle Anwesenden singen nach. Gegen elf Uhr werden sie von dem Kranzbinden fertig, dann gehen alle in die anstoßende Küche und dort wird jetzt für den Todten ein Rosenkranz gebetet. Nach diesem Gebete sind die religiösen Gebräuche zu Ende.

Die „Wächter" erhalten zur Stärkung Most und Brot, was ihnen jetzt um Mitternacht recht gut schmeckt.

Nach dieser „Jause" werden allerhand unterhaltende Spiele vorgeschlagen, und auch ausgeführt, von welchen ich mehrere schildern will.

Meist wird mit dem sogenannten „Richterspiel" (Stockschlagen) begonnen. Eine Bursche setzt sich auf die Bank als „Stock", ein zweiter beugt sich mit dem Kopf auf dessen Schoß. Der Sitzende hält die Augen des andern fest zu. Die anderen stehen rings herum, einer führt mit der Hand einen Schlag auf den Rücken des sich Niederbeugenden. Der Geschlagene kann nun rathen, erräth er die Person, welche geschlagen hat, so muss dann dieselbe zum „Stock", erräth er sie nicht, so muss er sich

Bei solchen Spielen wird immer viel gelacht, und die Todtenwächter haben ein großes Vergnügen dabei. Nur die älteren Männer sitzen noch bei den Karten am Tisch und nehmen an solchen Spielen nicht theil. Dass in nächster Nähe ein Todter aufgebahrt liegt, an das denkt wohl niemand. Es wird schon wieder ein neues Spiel vorgeschlagen, nämlich das „Martin Luther begraben“. Ein Bursche legt sich rücklings auf den Fußboden nieder und stellt sich todt. Eine Anzahl Burschen geht im Kreise um ihn herum, ein jeder trägt eine abgeschälte Weidenruthe, welche vorderhand die Kerze vorstellen muss. Bei diesem Herumgehen singt jeder für sich und jeder in einer andern Tonart folgende Worte, welche immer wiederholt werden: „Hiaz thuan wir den Martin Luther begraben!“ Wahrlich ein echter Trauerchor. Wenn sie einigemale um den Daliegenden herumgesungen haben, so schickt sich der erste in der Reihe an, den auf dem Boden Liegenden zu küssen, wenn er aufsteht, so muss es der zweite so nachmachen, und so fort. Das Malheur trifft jetzt nicht den Scheintodten am Boden, sondern einen von denjenigen, welche sich zum Kusse anschicken. Der Scheintodte weiß es schon im vorhinein, welchen das Unglück trifft, denn sobald sich der Betreffende anschickt zum Kusse, umschlingt ihm der Daliegende den Hals und hält ihn fest nieder. Die übrigen mit den Weidenruthen singen schnell einen zweiten Trauerchor mit den Worten: „Hiazt segnen wir ihn ein!“ Zu gleicher Zeit wird mit den weidenruthenen Kerzen auf den Rücken des Betreffenden losgeschlagen, bis er schreit: „Hiaz is gnua!“ dann ist das Spiel zu Ende.

Ich will hier auch noch zwei Geschichtlein erzählen, die ich zwar nicht selbst miterlebt habe, mir aber von ganz vertrauenswürdiger Seite erzählt wurden.

In den vierziger Jahren starb in einem Berglerhause in unserer Gegend hier ein alter Mann, welcher sehr buckelig gewachsen war; um denselben bei der Aufbahrung in eine regelrechte Lage zu bringen, legten die Hausbewohner einen schweren Stein auf dessen Brust, worüber dann erst das übliche Leintuch gegeben wurde. Als abends die Wächter nächst der Bahre mit Kranzbinden und dergleichen beschäftigt waren, machte es mit einemmale ein donnerndes Getöse und der Oberkörper des Todten schnellte empor.

Die Wächter waren im ersten Augenblick sprachlos vor Schreck, aber im nächsten Moment ergriffen alle die Flucht, so dass sie fast den Thürstock sprengten. Erst als die Hausleute den Zusammenhang erklärten, und erzählt hatten, dass der Stein, welchen sie beim Aufbahren auf die Brust des Todten gelegt, wahrscheinlich infolge Anstoßens an der Bahre heruntergefallen sei, ließen sich die meisten wieder bewegen, mit in das Haus zu gehen, um die Wacht fortzusetzen.

Der zweite Vorfall passierte im Murthale, in einem Dorfe Mittel-

Worten: „wird holt do oben sein!“ schlägt er mit der Hand auf den Hut des betreffenden, so dass der Dotter rings um den Kopf herab rinnt.

Ein anderes Spiel, bei welchem sich wieder viele Wächter betheiligen können, kommt jetzt an die Reihe, nämlich das „Heiratenspiel“. Eine beliebige Anzahl Burschen setzt sich auf eine lange Bank. Ebensoviele Mädchen setzen sich den Burschen gegenüber auf eine zweite Bank. Ein Bursche macht den Heiratsvermittler; dieser geht zuerst zwischen den beiden Bänken auf und ab und sieht nach, ob richtig die gleiche Anzahl von Burschen und Mädeln auf den Bänken sitzt. Wenn er alles in Ordnung findet, dann geht die Wahl an.

Zuerst dürfen die Mädeln wählen. Der Heiratsvermittler geht zum ersten Mädchen, welches an einem Ende der Bank sitzt und fragt, welchen von den Burschen sie sich wählen will. Sie sagt den Namen eines Burschen ganz leise in sein Ohr, damit es niemand hören kann. Dann geht er zur zweiten und fragt diese, welche ihm auch ganz leise einen bezeichnet. Der Heiratsvermittler muss aber gut aufmerken, damit, wenn ein Mädchen einen Burschen bezeichnet, der schon gewählt ist, er es ihr leise sagen kann. Auch muss er schnell wissen, welche Burschen noch frei und zu wählen sind. Wenn alle Mädeln gewählt haben, dann geht das „Bitln“ von Seite der Burschen an.

Der erste auf der Bank muss anfangen. Der steht jetzt auf und überlegt, wo er eigentlich anfragen soll, denn er muss diejenige treffen, welche ihn gewählt hat.

Es ist eine alte Regel bei diesem Spiel, dass das betreffende Mädel, um die Wahl beim „Bitln“ zu erleichtern, den Burschen mit dem großen Zehen — oder wenn sie Schuhe angezogen hat — mit den Augen winken soll. Aber auf diese Regel kann man sich nicht verlassen, denn sobald die Mädeln merken, dass der Bursch darauf Rücksicht nimmt, so winkt immer ein halbes Dutzend zugleich. Dem Burschen bleibt nichts übrig, als frisch darauf loszusteuern und das thut er auch, er geht keck zu einem Mädel hin und fragt:

„Diandl, mogst heiraten?“ Aber er hat die Rechte nicht getroffen. Die Angesprochene sagt: „Heiraten möcht i schon, oba di nit!“ Darauf geht er mit seinem Korb und setzt sich wieder auf seinen Platz. Dann geht der zweite, fragt ebenfalls irgendwo an, vielleicht die gleiche, welche früher gefragt wurde. Der hat's getroffen und das Mädel sagt auf seine Frage: „Mir is hiaz recht, di heirat i gschwind!“ dann geht sie mit und setzt sich zu ihm auf die Bank.

Das geht so lange fort, bis alle Burschen richtig gerathen haben. Dann setzen sich alle wieder auf ihre Plätze wie beim Anfang, und jetzt dürfen die Burschen wählen und müssen die Mädeln „biteln“ gehen, diesen ergeht es nicht besser als früher den Burschen.

die Leiche nur wieder auf die Bahre legen. Aber noch immer wollte sich niemand hineingetrauen. Da trat der Urlauber hervor und erklärte, dass er in Kriegszeiten in Italien schrecklichere Sachen gesehen habe, und in Spitälern neben Todten geschlafen hätte, er wolle den Leichnam schon in Ordnung bringen. Hierauf giengen der Urlauber, der Geistliche und noch einige verwegene Personen hinein und brachten den Verstorbenen wieder auf seinen Platz. Obwohl man nun mit Bestimmtheit wusste, dass jener Soldat es gewesen, der diesen Streich ausführte, so war doch von ihm kein Geständnis herauszubringen. Da ihm niemand zugesehen hatte, so blieb auch das Nachforschen von Seite der Gendarmerie vergeblich.

Wenn man erwägt, dass die Wächter bei derlei Vorkommnissen die Flucht ergreifen, so begreift man wirklich nicht, was eigentlich mit der Todtenwacht erreicht werden soll.

Mancher Leser wird meinen, bei diesen Leuten geht es ja zu, wie bei den „Zulu-Kaffern“. Gegen solche Ansicht ließe sich nicht einmal viel einwenden, höchstens, dass es halt ein alter Volksbrauch ist, der schon seit undenklichen Zeiten besteht und vielleicht noch lange bestehen wird. Es wurde auch von den Geistlichen öfters angeregt, das „Wachten“, bei welchem nichts Gescheites herauskommt, abzubringen, aber einen alten Volksbrauch abbringen, geht nicht so leicht.

Es kam schon öfters vor, dass das Spielen beim „Wachten“ abgeschafft wurde, aber in diesem Falle haben die Wächter das Haus sofort verlassen. Es wird nun fast überall geduldet, denn im Grunde ist es einmal nicht so langweilig, wenn viele Leute im Hause sind, und dann finden die Angehörigen an dem Spiele der Wächter eine Zerstreuung in ihrer Trauer (?).

Doch ich bin jetzt von meiner Erzählung abgekommen, das Ding ist noch nicht aus. Als letztes Spiel will ich noch das „Hafer-Verkaufen“ (Pfänderspiel) anführen. Bei diesem Spiele können sich alle betheiligen.

Die Leute setzen sich auf den Bänken nieder. Einer spielt den Hausherrn, ein zweiter den Hausknecht. Jedem Mitspielenden wird vom Hausherrn eine Nummer angesagt, welche er sich merken muss. Der Hausherr fragt jetzt: „Hausknecht, du warst neulich in der Stadt, wie theuer ist der Hafer?“ Der antwortet darauf z. B.: „Vier Gulden!“ Derjenige, welcher die Nummer „vier“ hat, muss dann schnell einen andern Preis sagen, er sagt: „Vier Gulden nicht, sondern zwei!“ Der die Nummer „zwei“ hat, sagt: „dreizehn“, dieser sagt: „einen“. Das geht dann sehr schnell nacheinander, bis einer nicht schnell weiter kann; und dieser oder diese muss jetzt ein Pfand einsetzen, z. B. ein Feuerzeug, Taschenmesser, Sacktuch und dergleichen. Dann wird wieder der Hausknecht um den Preis gefragt, und das Spiel fängt neuerdings an, bis gegen ein Dutzend Pfänder beisammen sind. Die Pfänder, welche der

steiermarks. Dort starb Ende der fünfziger Jahre in einem Bauernhause der schon bejahrte Hausherr. Am Abend war die Küche mit Wächtern fast überfüllt, ein Spiel ums andere kam an die Reihe, und dabei wurde ein Heidenlärm geschlagen. Unter den Wächtern befand sich ein beurlaubter Soldat, der kurze Zeit früher aus Italien zurückgekehrt war. Dieser war ein verwegener Geselle, und da er von den Wächtern nicht, so wie er glaubte, gewürdigt und berücksichtigt wurde, so beschloss er sich zu rächen und ihnen das Spiel zu verderben. Er entfernte sich unbemerkt ins Freie und spähte durch das Fenster ins Zimmer, wo die Leiche aufgebahrt war. Die Wächter und Hausleute waren alle in der Küche und der Todte war unbeaufsichtigt. Der Urlauber stieg durch das unvergitterte Fenster ins Zimmer, nahm den Todten von der Bahre und setzte denselben auf einen Schusterstuhl, mit dem Rücken lehnte er die Leiche an einen Kasten. Auf dem Kasten stand ein Topf mit Rahm, diesen Rahmtopf nahm er jetzt und gab denselben dem Todten in die Hand, und stellte den Topf auf dessen Schoß. In die Rechte gab er der Leiche den Rahmlöffel, dann beschmierte der Gauner mit dem Inhalte des Topfes den Mund des Verstorbenen. Das Bild war anzusehen, als ob der Todte aufgestanden wäre und Rahm essen würde. Nach dieser Arbeit entfernte sich der Urlauber auf gleiche Weise wie er gekommen und mischte sich wieder unter die Leute in der Küche, wo es niemandem auffiel, dass derselbe eine Zeitlang abwesend gewesen. Bald darauf fiel es einer Frauensperson vom Hauspersonal ein, dass man nachsehen müsse, ob nicht etwa die Kerze neben der Bahre ausbrenne und durch eine neue ersetzt werden müsse. Sie öffnete die Zimmerthüre, kaum aber hatte sie zwei Schritte ins Zimmer gethan, so stieß sie einen Schreckensschrei aus, wurde blass und wäre beinahe zusammengesunken. Mehrere Personen wollten sich von der Ursache dieses Schrecks Überzeugung verschaffen, kaum aber hatten sie das schauderhafte Bild gesehen, so ergriffen sie die Flucht. In einer halben Minute war das Haus leer.

Niemand getraute sich mehr in das Haus zurück, und nur die Verwegensten wagten, sich von ferne durch das Fenster den Rahmesser auf einen Augenblick anzusehen. Am frühen Morgen, als kaum der Tag graute, fuhr ein Nachbarsbauer mit einem Steirerwägelchen in das Pfarrdorf um einen Priester, welcher Hilfe und Licht ins Dunkel bringen sollte, und richtig, nach geraumer Zeit kam er mit dem Kaplan dahergefahren. Unterdessen hatten sich beim betreffenden Hause viele Leute angesammelt. Der Geistliche getraute sich — da ihm früher die ganze Sache so schrecklich geschildert wurde — selbst nicht rasch ins Zimmer, sondern guckte durch das Fenster auf den Todten. Hierauf erklärte der Kaplan den Leuten, dass sich hier irgend jemand einen groben Spass erlaubt hätte, und dass ein Todter auf dieser Welt nicht mehr lebendig würde, sie sollten

A Kriagl Wein.

Liadl in da steirischn Gmoansproch von P. K. Rosegger.

Wan ih recht vazogg und kronk bin,
Geh r ih auffi za mein Toni;
Noch da Stroßn geh r ih auffi,
Nouh awenk dasteagln[1]) kon ih.
Oba frei koan Othn kriag ih,
Hitz und Stab, und sou viel schwitzn!
Ninaschd is a küahla Schotn,
Dass ma kunt a wenkerl sitzn.
Ban an Huller huckt a Dirndl,
Däs ih heint scha bol nit kent hät;
Wans na koani Weiba gabad,
Dass däi Welt amol an End hät.
Selm ban Stoanbruch hucki an ondri,
Kloani Kiner kugln uma,
Möichtn trinkn ba da Muada,
Däi hät selba Turst und Huma.
Oubn in Gschlous da reichi Prossa!
Hät die Ormi af da Stroßn,
Wos in Gschlousherrn seini Joghund
In da Schüssl übalossn!
Weiter entn racht a Brondstot,
Is in Leutn olls vabruna.
Goud, in oan bringst um mit Reichthum,
Und in ondern willst nir guna. —
Und a sou schauts aus, mei Stroßn,
Wan ih auffi geh zan Toni,
Holb vaschmocht' und gonz valossn,
Und koan Trost, ka Lobnuss hon ih.
Grod an oanzign hör ih jauzn,
Hot scha d Stroßn neama trouffn,
Ligg in Grobn und is glückseli,
— Und der oanzigi is bsouffn. —
Himel Hergoud Jesu Christi!
Sog, für wos willst du uns strofn,
Dass d a sölchti Höll af Erdn
Dass d a sölchti Welt daschoffn!
Endla bin ih oubn ban Toni.
„Grüaß dih!" sogg er, kimb scha z lochn.
Den sei gmüathlichs Gsichtl kunt an
Grangganschibl[2]) lusti mochn.
Aftn bringg er gleih a Kriagl,
Grean glosiert is s, und thuat schwitzn,
„Peda, gsegn dars Goud!" Und nochha
Muaß ih ah gleih zuwisitzn. -
Sou a Kruag, äis Leut, ih sogg enks,
Hot a Finstern und a Tiafn!
Däis is s rechti Louch, do eini
Will ih mih vagrobn, vaschliafn.
Oba denkts enks: stad in Kriagl
Häibb a Soatn on zan klinga,
Häibb a Glüatl on zan glousn,
Häibb a Liadl on zan singa.
Worm und suni wirds in Stübl,
Bin af oanmol frisch und-munta.
Vula Geigan henkt da Himel,
Olli liabi Tog is Sunta.
Mei sein olli Proust[3]) an Zweigeln,
Olli Oar[4]) in ollen Nestern,
Olli Buabn sein meini Briader,
Olli Dirndln meini Schwestern!
Toni, donk da Goud, mei Toni,
Für dei tiafas, finstas Kriagl!
Oh, da Himel, der is herlih,
Und da Wein, der is sei Spiagl! —
Jässas, is däs Hoamgehn lusti!
Und wia gut mochts douh da Bäitta,
Dass er schloft in Stroßngrabl,
Gibb nit viel sa woachi Bäitta!
Wer zlong schloft, der wird an Erdn,
Aus der Erdn mocht ma s Kriagerl,
Aus n Weinstock rinnt a Brünnerl,
Aus da Truchn wird a Wiagerl. —
Nochha kim ih za da Brondstot.
Freilih, freilih is s elendi,
Oba s Haus wird wieder aufbaut,
D Leut sein olli nouh lebendi.
Wer a Rous hot, der sul reidn,
Wer a Gschlous hat, der solls gniassn,
Und an Jada sul sei kurzas
Lebn sa guat er kon vasiassn.
Schauts, in Orman af da Stroßn
Schmäitt sei Stückl Brot ouft bäissa,

[1]) mühevoll, wankend gehen. [2]) zuwiderer, sauertöpfischer Mensch. [3]) Knospen. [4]) Eier.

Hausknecht in einem Hute beisammen hat, werden jetzt ausgelöst. Er nimmt einen Gegenstand aus dem Hut und fragt: „Wem gehört dies Pfand in meiner Hand?“ Die betreffende Person meldet sich, und muss vorerst eine Aufgabe, welche der Hausherr aufgibt, lösen, bevor sie ihr Eigenthum bekommt.

Die Aufgaben sind etwa folgende: Da muss z. B. einer auf den Herd steigen, und wenn er oben ist, muss er fragen: „Wie stell' ich mich?“ Darauf antworten ihm mehrere: „Wie ein Narr“, und die Aufgabe ist gelöst. Eine zweite Person muss einen leeren, großen irdenen Topf aufsetzen und damit spazieren gehen. Wieder ein anderer muss am Fußboden niederknien und sagen: „Ich bin ein Esel!“ Solche Aufgaben wären noch immerhin einfach, aber es gibt auch deren, die kitzlich zu lösen sind.

Da bezeichnet der Hausherr z. B. einem Burschen, welcher sein Pfand zurück haben will, ein Mädel, dem er ein „Busserl“ geben muss. Der Hausherr hat absichtlich eine bezeichnet, die vor solchen Dingen große Scheu hat, denn sie ist eine „Betschwester“. Was ist also zu machen? Der Auftrag muss pünktlich vollzogen werden. Der Bursche geht also tapfer drein, aber das Mädel wehrt sich mit allen Kräften, kratzt und beißt; aber das hilft alles nichts. Ein paar Burschen springen herbei, halten ihr Kopf und Hände wie eingeschraubt, und sie erhält ein nettes „Busserl“. Einer von den Burschen fragt jetzt das Mädel: „Um wia viel is's hiaz besser, dass ma hobn müaßn G'wolt brauchen?“ Darauf sie, wie ich es selbst hörte: „So viel doh, dass hiaz Ö s d' Sünd hobts und nit i.“

Mehrere haben das Haus verlassen und sind heim gegangen, denn es ist schon weit über Mitternacht. Nur die Kartenspieler am Tische bleiben sitzen bis in der Frühe.

Mancher Bursche begleitet ein Diandl, das ihm besonders gut „zu Gesicht steht“, nach Hause. Vielleicht dieselbe, welche ihn beim „Heiratenspiel“ gewählt hat.

Man muss nicht glauben, dass die Eltern ihre Töchter so mir nichts dir nichts allein auf die Wacht gehen lassen, sondern sie schicken eine ältere, verlässliche Magd oder verlässliche Schwester als Begleiterin mit.

Eine solche Begleitung ist natürlich dem Burschen ein Dorn im Auge. Er kann aber nichts machen, als ruhig neben dem Mädel einherschreiten, ein bisschen „plauschen“ und ihr, bei ihrem Hause angekommen, „gute Nacht“ sagen.

Kaum sind aber zehn Minuten vergangen, so schleicht er zum Fensterl des Mädels und setzt dort die „Wacht“ fort, vielleicht bis die Morgenröthe hervorleuchtet, und man kann kühn behaupten, dass sich das Diandl am Fenster vor einem „Busserl“ nicht so sträubt, wie jene „Betschwester“ auf der Todtenwacht.

diesem Bauerngeschichtenmacher eine Riesenkomödie auf, vor deren Deficit ihnen aber noch die Haare zu Berge stehen werden. „So viele Armut gibt's im Land“, sprach ein anderer, „wär's nicht gescheiter, man hätte das Geld, welches dieses Fest verschlingt, zur Linderung der Noth verwendet?“ — „Wahr ist's“, dachte sich der Knecht. „Ich möchte auch wissen“, sagte einer, „wer mir meine Bretter bezahlen wird, die ich für die drei Waldhütten geliefert habe. Was scheren mich die Dichter, mein Geld will ich haben!“ — „Die ganze Remasuri“, meinte ein anderer, „ist nur von den Wirten veranstaltet und der arme Poet ist halt ein Aushängeschild.“

Jetzt waren aber wieder andere, die von der schönen Bedeutung des Festes sprachen und da kamen sie scharf aneinander; ein giftiges Hin- und Herreden, ein wüstes Geschrei entstand, eine alte Sitte steirischer Volksfeste kam handgreiflich zur Geltung, und schließlich wurde dieser Theil des Festplatzes gesäubert von der Polizei, was einen Verwiesenen veranlasste zu sagen: „Wer heut' nicht jubiliert, nicht schwadroniert, nicht illuminiert — wird arretiert!“

Der Beobachter schaute sinnend hinab in das Krieglacher Thal, wo sie vor wenigen Wochen den Geburtstag ihres Mitbürgers so einfach und würdig begangen hatten. — Doch es kam wieder anmuthiger.

Mittlerweile war es dunkel geworden und da huben Sterne an zu leuchten im Himmel und auf Erden. Auf der Höhe der Kampalpe loderte ein Freudenfeuer auf, der Pinkenkogel und der Sonnwendstein hatten auch je eines, auf dem Stuhleck loderte ein mächtiger Brand, auf der Pretulleralpe war es, als stünden die Almhütten in Feuer; auf dem Kar'l glühte ein Riesenflammenthurm. Von den Wänden der Schneealpe heraus leuchtete in bunten Flammen das steirische Landeswappen. Aus dem Mürzthale herauf schimmerten hundert helle Punkte, auf dem Königskogel stand eine glühende Riesennadel in den Himmel hinein. Auf den nahen Höhen des Festplatzes begannen Feuerwerke zu zischen und zu knattern und auf der Wand des Ganssteines standen riesengroß drei feurige Buchstaben.

Ein lauer pechfinsterer Frühherbstabend war's, als nun die Menge begann herabzuströmen von dem Festplatze gegen die Stadt. Wer die Fackeln und Laternen hätte zählen können! Es war ein breites, rothleuchtendes, unaufhörliches, in vielen Nebensträhnen sich verzweigendes Band, das da herabkam vom Berge. Darüber ragten als getragene Banner große durchscheinende Tafeln mit den Namen: Doctor Svoboda, Peter von Reininghaus, Franz Dawidowsky, Rudolf Falb, Robert Hamerling, Ludwig Anzengruber, Anastasius Grün, Gottfried von Leitner, Friedrich Schlögl und andere. Und überall Sang und Klang mit Saiten, Pfeifen und Kehlen. In lauschigeren Winkeln surrten die „Maultrommeln“. Der Ort war feenhaft beleuchtet, keine Dachlucke, kein Kellerfenster ohne sein Licht. Von den unzähligen Transparenten fielen die folgenden besonders auf. Am Schulhause:

Noch da hortn Orbat s Schlaferl
Siassa, wir in reichn Fräissa.
Guat hots unsa Hergoud eingricht',
Gonz und gor is neamb valossn,
Und just s Bäißti, s Dirndlholsn,
Hobn die Gringen wia die Großn.
Selm ban Huller huckt nouh s Dirndl,
Afn Wipfel singg a Dröischerl:
Dirndl, Dirndl, sei ni launi,
Kriagst a Bussl auf dei Göischerl. —
Sou viel Glück und sou viel Sunschein,
Sou viel Lieb und souviel Gnodn!
Himel Hergoud Jesu Christi,
Däis Trum Welt, däis is da grodn! —
Aus n Kriagl W e i n is s gsprunga,
Und wia Thau ins Gros wirds sinkn . . .
— Toni, gib afs Kriagl ochtin!
Schau, i möicht bol wieda trinkn.

Das große Steirerfest in Mürzzuschlag.

Anläsßlich eines fünfzigsten Geburtstages von R.

(Schluss.)

Der buckelige und hinkende Knecht schob sich langsam und träge durch die Menge. So sah er das große Fest in all seinen Abarten und sah es auch auf der Abachseite. Da gab's gleich wieder etwas Neues. Zum Beispiel einen Moritathenmann, der unter Stab und Bild bei Begleitung eines Leierkastens die in zierliche Reimlein gebrachte Schaudergeschichte sang von einem Schneidergesellen. Dieser Schneidergeselle wollte nicht arbeiten, gieng seinem Handwerk durch, zigeunerte in der Welt umher, und weil Müßiggang aller Laster Anfang ist, so ward er ein Dichter und verübte Missethat über Missethat, bis es endlich doch gelang, seiner habhaft zu werden und unter beispiellosem Zudrange des Volkes ihn zu Tode zu feiern. — Dem Moritathenmann brachte die lehrreiche Historie viele Kreuzer ein; auch der Knecht gab einen.

Nicht ganz so gut gefiel ihm das Komödiantenhafte, womit manch Altväterbrauch vorgeführt wurde und dass hie und da altehrwürdige Landessitte dem Gespötte anheimfiel. Sehr viele waren heraufgekommen, weil's „a Hetz“ war und weil's „auf der Alm ka Sünd gibt“.

Draußen an und hinter Buschen lagen Schulknaben, theils auf dem Rücken und theils auf dem Bauch und rauchten Cigarren. Halberwachsene Burschen hockten im Erlenstrauch, spielten Karten und lugten immer nach den Gendarmen aus, denn ihr Spiel war ein verbotenes. In einem andern Verstecke lagen das weiße Kleid einer Kranzeljungfrau und die grüne Jacke eines Almburschen so nahe besammen, dass man mit wenigen Nadelstichen daraus eine steirische Flagge hätte schneidern können. Noch weiterhin lagen kräftige Burschen vom Weine umgeworfen in schweren Nöthen. — Der Knecht kehrte wieder um zu den Zechtischen und hörte der Leute Ansichten über das Fest. Der Mann, den sie da so lächerlich verhimmeln, sei nur eine künstlich aufgebauschte Größe. Da führen sie

Auf der einsamen und dunklen Reichsstraße, die von Mürzzuschlag gegen Süden führt, gieng in derselben Nacht ein Wanderer dahin. So friedsam und feierlich war's um ihn, in ihm, und auf den Bergen, die das weite Thal begrenzten, lag die ungeheuere Flammenkrone der Höhenfeuer. Um Mitternacht kam er zu seinem Hause, da war es öde, da war niemand daheim. Alles beim Feste.

Der Mann saß lange auf dem Bänklein vor der Thür und blickte hinaus in diese wundersame Nacht. — Und in seinem Gemüthe war eine unendliche Traurigkeit.

Und das, ihr lieben Freunde, war jenes große Steirerfest in Mürzzuschlag, wie es in der Phantasie meiner sonst so ruhig denkenden Landsleute gelegentlich meines fünfzigsten Geburtstages in den hauptsächlichen Punkten angelegt gewesen war, und wie es hier wieder in der Phantasie abgehalten worden ist. Denn in idealer Verklärung sind solche Feste weitaus am schönsten und am billigsten. Und vielleicht ist es doch angenehmer, seiner Landsleute Gläubiger zu sein, als deren Schuldner.

Im Geiste ist das Fest hier ausgeführt worden nach dem thatsächlich vorhandenen und geplanten Materiale. Die Sachen alle, mitsammt den angeführten Gedichten und Sprüchlein, waren ganz oder stückweise schon hergerichtet gewesen, sie durften hier nur zu einem Ganzen zusammengestellt werden. Und dass es geschehen, ist ein hochgemuther Scherz, den mir meine lieben Landsleute — denke ich — gerne verzeihen werden. Bin ich ja doch heute noch voller Freude über ihre Absicht. Hat das Fest gleichwohl aus verschiedenen Gründen abgelehnt werden müssen, so steht es doch in meiner Seele, als wäre es gehalten worden — eines der wertvollsten geistigen Erlebnisse.

„Freund und Genosse, sei uns schön gegrüßt!“

Vor dem Localfenster eines antisemitischen Vereines brannte ein Kreuzerkerzchen, darunter die Inschrift:

„Heute nur ein kleines Lichtlein.
Bist du einmal unser Mann,
Zünden wir in jedem Ghetto
Dir ein schönes Feuer an.“

Am Hause eines humoristischen Kauzes:

„Spielt die Welt mit dir, spiel du mit ihr!“

An der Wand eines Hauses an der Kirche:

„Wir sollen dich hassen, müssen dich achten und möchten dich lieben.“

Auf dem Fenster eines Beamtenhauses:

„In meiner Trauer hast du mich lachen,
In meiner Freude mich weinen machen.“

An einer Schneiderwerkstatt:

„Peda, host go nit viel Nutzas zsombrocht
Ols Housnonmäissa.
Hiaz host in Steirern an onders Gwond gmocht,
Däs paßt eahna bäissa.“

Über dem Einfahrtsthor eines Gartens leuchteten die auf Zuschriften deutscher Herzoge anspielenden Verse:

„Welch ein Märchen ist dein Leben!
Warst du nicht mit zwanzig Jahren
Noch ein scheues Thier des Waldes?
Heute, Liebling, deines Volkes,
Grüßen dich die deutschen Fürsten.“

Und auch eine Tafel sah man, die mit trübrothen Buchstaben leuchtete, sie sagte Folgendes:

„Ewig schwenkt des Geschickes Wage,
Volkes Gunst ist wie Maienschnee,
Nichts bleibt übrig dir von diesem Tage,
Als im Herzen ein banges Weh.“

Jedes Gasthaus hatte seinen lustigen Feuergruß und seine besondere Festlichkeit, berechnet für die verschiedenen Stände und Volksschichten. Im Hotel „Post“ war ein großes Volksliederconcert, als Mittelpunkt des Abendfestes. Hier saßen die Fürnehmsten des Landes. Mit den Abendzügen kamen noch Deputationen an, darunter eine Stadt mit dem Bürgerrechte, eine Universität mit dem Doctorhut, ein fürstlicher Bote aus Deutschland mit dem Hausorden. — Aber der Jubilar war nicht mehr zu finden. Auch der buckelige Knecht war aus der Menge verschwunden.

Mann in jeder anderen Lebensstellung noch weniger geleistet haben würde und höchst wahrscheinlich sehr unglücklich geworden wäre. Am ersten noch als Pfarrer in einem entlegenen Gebirgsdorfe, wo Dogmatik und Politik sich nicht zu störend zwischen ihn und seine Gemeinde gedrängt hätte, dürfte es möglich gewesen sein, das Seinige zu vollbringen; als Lehrer wäre ihm wahrscheinlich schon die Geduld zu wenig geworden, wenn der Erfolg nicht beizeiten dem Ideale entsprochen hätte. – Vor etwa neunzehn Jahren ist es mir von maßgebender Seite nahegelegt worden, eine Volksschulinspection in Steiermark zu übernehmen. Diese Stelle hätte mich, den damals jungen Familienvater, aus vielen Sorgen gerissen; unbedenklich habe ich abgelehnt und es nie bereut.

Glücklich kann nur der sein, dessen Neigung mit seiner Berufsthätigkeit zusammenfällt, ihm wird die Arbeit selbst zum Lohne. Das war mein Fall als Schriftsteller. Und wenn ich daran zugrunde gegangen wäre, meiner Passion zu fabeln und die Anliegen des Gemüthes aufzuschreiben, hätte ich fröhnen müssen. In dem, was ich als meinen Beruf erkannt, habe ich mich fast vollkommen frei und naturgemäß bewegen können. Allerdings, die Kritik hat mir Manches vorschreiben wollen. Anfangs rieth sie mir, nur in steirischer Mundart zu dichten, bald setzte sie mich gnädigst ins Recht, Dorfgeschichten auch im Hochdeutschen schreiben zu dürfen, weitere schriftstellerische Zugeständnisse hat sie mir nicht machen wollen, ich aber that, was mein Herz begehrte, schrieb Stadtnovellen und Culturromane, schrieb Reiseerlebnisse, Stimmungs- und Lehrgedichte, Theaterstücke, Bergpredigten und habe meinen geschätzten Mitmenschen unverhohlen ins Gesicht gesagt, was mir an uns allen nicht recht ist. Zuerst ist man über diese eigenmächtigen Ausfälle in fremde Gebiete empört gewesen, allmählich hat man sich dran gewöhnt, die Novellen und Romane sind gelesen, die Theaterstücke aufgeführt, die Gedichte in Musik gesetzt und gesungen, die Bergpredigten nicht befolgt worden. Jedem das seine. Und mir war die Genugthuung, mich nach allen Seiten meines Wesens ausleben zu können.

Literarische Erfolge werden mehr als andere mit Herzblut, oder, um sachlicher zu sprechen, mit der Kraft des Körpers erkauft. Es ist erzählt worden, dass mein Vater mich für einen leichteren Beruf bestimmte, weil ich für die Bauernarbeit zu schwächlich gewesen. Aber auch meine damals noch kleinen Brüder hatten eine schwächliche Constitution; mein Vater war länger als vierzig Jahre sehr kränklich, sie sind Bauern geblieben bei abhärtender körperlicher Arbeit in der freien Luft, bei frugaler Lebensweise – – sie leben heute noch und sind gesund. Und ich? – –
Wäre ich Bauer geblieben oder etwas anderes geworden, so würde ich freilich nicht mehr leben, dann wäre es gewiss der verfehlte Beruf gewesen, der mich getödtet hätte. Ohne Neigung etwas zu *thun*,

Fünfzig Jahre.

Eine Selbstschau von Rosegger.

Gehört die Zahl der Lebensjahre eines Menschen in den Gewinn- oder in den Verlustconto? Ist das Leben ein Gut oder ein Übel? Im ersteren Falle sind die zurückgelegten Jahre ja ein Verlust, im letzeren Falle ein Gewinn. Oder umgekehrt? Jeder will alt werden, keiner will alt sein. Keiner? Wunderlich ist das: Junge Leute, besonders Weiber, geben sich gerne jünger, alte Leute, besonders Männer, gerne älter, als sie sind. Mir war ein zugewanderter Greis bekannt, der war Jahrzehnte lang immer neunzig Jahre alt; unter dieser Fahne lag er im Schatten, wenn die andern Korn schnitten, unter dieser Fahne gab er weise Lehren, unter dieser Fahne gieng er betteln. Wenn der Mensch uneigennützig seine Lebensaufgabe gelöst hat, durch reiche Erfahrung lauter und weise geworden ist, dann kann er mit gutem Fug im Schatten ruhen und betteln gehen. Nur anderen weise Lehren geben wird er nicht, wenn er wirklich weise geworden ist, denn dann muss er ja wissen, dass alles Predigen eine müßige Arbeit ist, dass jeder nur einen Lehrmeister anerkennt, nur einen einzigen — die persönliche Erfahrung.

Wenn der junge Mensch voller Kraft und Muth dem künftigen Leben entgegenjauchzt, so ist er freilich so arm wie der grüne Halm im Mai, aber so glücklich wie die Blüte und so reich an Hoffnung wie die noch zarte Ähre.

Anders ist die Stellung des Mannes, der zwischen Jugend und Alter steht, der nicht mehr hoffen kann und seine Aufgabe noch nicht als erfüllt betrachten darf. Und wenn er sich fragen muss, ob seine fünfzig Jahre in den Gewinn- oder in den Verlustconto gehören und er weiß die Antwort nicht, so ist das eine recht unbehagliche Sache.

Von dem Schreiber dieser Zeilen, den gegenwärtiger Zeitabschnitt zu einem Rückblick bewegt, darf vielleicht gesagt werden, dass er nicht zu den Unzähligen gehört, die ihren Beruf verfehlt haben. Ob der Schriftsteller Genügendes leistete, ist eine Frage, die offen bleibt, sicher ist, dass unser

wiederkäuen, die schon tausendmal gesagt worden sind, ohne dass sie je jemandem genützt hätten, Bücher machen, die Leute unterhalten, aufregen, ihnen vertrauensselig allerlei Herzensnöthen beichten oder gar mit ihnen zanken — ist das wert eines Menschenlebens? Will man darum essen, trinken, geachtet sein und nach dem Tode noch ein paar Jahrzehnte Unsterblichkeit heischen? — Genau genommen, ist ein solcher Beruf denn doch etwas windig. Wie solide hingegen ist die Arbeit des Holzschlägers, des Feldbauers, des Handwerkers, des Mannes, der die gesellschaftliche Ordnung mit aufrechthält! Im Angesichte der drängenden Bedürfnisse und der ungeheueren materiellen Nöthen, die in der Welt herrschen, erscheint mir die Literatur wie ein edlerer Luxus. Und der Dichter ist — Luxusgegenstand, den sich ein Volk leisten, oder auch nicht leisten will.

Es hat Zeiten gegeben, da ich Muth fand in der Vorstellung, als gehörte der Poet mit zu den Propheten und Pfadfindern für eine bessere Zukunft, als habe der, dem das Wort gegeben, die Pflicht, es nicht bloß zu unterhaltenden, sondern auch zu führenden Zwecken zu gebrauchen. Es liegt auch in meiner Wesenheit, nach Kräften mitzuarbeiten zum Zwecke, die Irrthümer unserer Cultur zu erkennen, die Vorurtheile und Schäden auszurotten, die seit Jahrtausenden bewährten Ideale, die so oft verlassenen, wieder zu beleben, vor allem einen wohlwollenden Geist wachzurufen, so dass in dieser mit unabwendbaren, natürlichen Leiden schon reichlich vollgepfropften Welt nicht auch noch die Menschen einander peinigen möchten.

Aber siehe, so oft ich diese bessere und würdigere Seite meines Berufes bethätigte, war es einer schweren Menge von Leuten nicht recht. Mit nichts kann man solche Leute mehr in Wuth bringen, als wenn ihnen der Rath gegeben wird, wohlwollend zu sein gegen alle Creatur. — Nicht etwa aus meinen dichterischen Fehlern und Mängeln, sondern gerade aus dieser reineren Art meines Wesens sind mir im Laufe der Zeit manche Leiden und Kränkungen erwachsen. Oft gab mein Egoismus mir den Rath: Lass' sie gehen, sie sollen treiben, was sie wollen, wozu dir Unannehmlichkeiten bereiten, dir Feinde machen? — Aber ich konnte es nicht lassen. Wenn die vielen Irrthümer, die nach meiner Meinung gepflegt werden wie heilige Wahrheiten, das viele Unrecht, das begangen wird unter dem wohlklingenden Titel schöner, aber missverstandener Ideale, mich empörten, da wäre es wider meine Natur gewesen, schweigend zuzusehen.

Vor achtunddreißig Jahren war eines Sonntags Christenlehre in Alpel. Der Kaplan Gußmann aus Krieglach war da und erklärte, dass alle Menschen, die nicht christkatholisch getauft wären, der ewigen Seligkeit verlustig giengen. Ich musste den Geistlichen hernach auf den Heimweg begleiten, um die Tasche mit dem kirchlichen Gewande zu tragen. Unterwegs machte das dumme Bauernbübel den Mund auf und sagte: „Das kann doch nicht sein, dass Gott alle verdammt, die nicht getauft sind. Gott

schon das ist schlimm, aber Dinge, wozu die Neigung vorhanden, zu unterlassen, das macht erst richtige Unglücksmenschen.

Meine ersten schriftstellerischen Versuche machte ich noch in der Zeit der Kielfedern, die ich mit der Nähscheere der Mutter spitzte, weil's mit dem Taschenfeitel nicht gehen wollte. Mochte damals zwölf oder dreizehn Jahre alt gewesen sein. Öffentlich trat ich als schriftstellerischer Dilettant neun Jahre später auf und als zünftiger gelte ich seit meinem sechsundzwanzigsten Jahre. Als in Frankreich die deutschen Kanonen krachten, entstand mein erstes hochdeutsches Buch, nachdem ihm zwei Büchlein steirischer Mundart vorangegangen waren. Seither sind an dreißig Bände erschienen, ich zähle sie, wägen mag sie das Publicum. Die Werke giengen allmählich in vier verschiedenen Ausgaben zu ziemlich zahlreichen Auflagen in die Welt und in einer müßigen Stunde wurde berechnet, dass bisher rund eine halbe Million Bände draußen sein werden. Der großen Verbreitung, die ein Schriftsteller ja selbstverständlich vor allem wünscht, müssen manchmal materielle Opfer gebracht werden, aber in unserem Falle nicht so, dass der Autor die Kosten deckte, sondern so, dass die Bücher billig gestellt wurden und der Autor sich mit einem geringen Honorar begnügte. Dafür hat er die Genugthuung erfahren, dass seine Schriften in der weiten Welt auch zu den Armen sprechen können, um — wie es seine Absicht ist — zu erquicken und zu erheben, dort wo es am meisten noth thut. Vor allen Dankeskundgebungen haben mich stets solche am meisten gefreut, die aus den Krankenstuben, aus den Strafhäusern, aus den Hütten des Elendes kamen mit dem Geständnisse: du hast uns getröstet, erheitert, den Glauben an Gott und Menschen wiedergegeben. — Dass mir solches manchmal gelungen, ist an diesem Lebensabschnitt meine stolze Freude, für die ich Gott, der sie gab, in Demuth danke.

Aus diesen Bekenntnissen scheint hervorzugehen, als ob ich mit meinen schriftstellerischen Leistungen sehr zufrieden wäre. Das bin ich nun zwar nicht und war es nie. Es kam wohl vor, dass ich zeitweilig etwas für gelungen hielt, mich darüber freute. Häufiger jedoch trat mir meine Unzulänglichkeit vor Augen. Wenn das Bewusstsein vorhanden ist: du kannst es nicht besser machen, nun, da gibt man sich drein und verzichtet; wenn jedoch eine innere Stimme sagt: das ist nicht so gut, als es sein könnte, du hast zu wenig Fleiß und Geduld vorgespannt, um das Meisterwerk zu schaffen, du hast dir's zu leicht gemacht und deine Fähigkeit nicht erschöpft! — so ist das peinigend wie böses Gewissen und kein Lob von außen spricht davon frei.

Und wenn derlei zu oft vorkommt, so unterwühlt es das Vertrauen an die eigene moralische Kraft. Die Stimmung verdüstert sich, so dass man endlich fragt: Wozu denn überhaupt das alles? Sich hinsetzen, allerlei Gesehenes, Erlebtes, Fabeleien und Hirngespinste aufschreiben oder Gedanken

ich einstweilen außerhalb der „Literaturgeschichte" stehen zu bleiben. Auch literarischen Verbindungen und dem, was man „Coterie" nennt, bin ich stets ferne geblieben, ihren Leitern nicht vor den Füßen herumgestanden; mir war's immer ein Spass, zu beobachten, wie weit ich ihnen vorhanden war, wenn ich persönlich nicht vorhanden war. Mit dem sogenannten „Literarischen" habe ich also wenig zu thun und es ist eine rechte Schalkerei des Geschickes, dass ein Mensch, der keinen Bücherstaub leiden mag, selbst Bücher schreiben muss.

Ich bin ein kleiner, aber warmer Mensch, der sich selbst immer auch anderen mittheilen möchte, glaube aus meinem innern Leben immer geben zu müssen und habe doch selbst so wenig. Die Leiden und Freuden, die mir persönlich zustoßen, könnte ich nicht ertragen, wenn ich sie nicht in Worte bringen und mir also gegenständlich machen dürfte. Dasselbe ist bei allen Zeitfragen der Fall, die uns alle angehen, die mich nicht gleichgiltig lassen — ich muss darüber mein Anliegen sagen, damit auch andere Mitträger desselben werden können. Darum ist's doch etwas wenig philosophisch gedacht, wenn es heißt: Was gehen ihn solche Sachen an, da soll er nicht dreinreden, das versteht er nicht. — Verstehen! Das ist viel verlangt. Wenn nur der Verstehende sprechen dürfte, der Erdkreis wäre stumm wie ein Kirchhof. — Kurz, ich that, was ich musste. Ich habe vieles aus innerer Nothwendigkeit geschrieben, wenig aus Erwerbsbedürfnis, nichts aus Ehrgeiz.

Der Ehrgeiz! Du lieber Gott, geachtet zu werden, so was man für den Tag braucht, das ist ja hübsch und erleichtert das Leben. Der Ehrgeiz aber, wenn ich ihn hätte, wäre unersättlich. Zweihundert Jahre Unsterblichkeit wären mir viel zu wenig, da fange ich lieber gar nicht an, unsterblich zu werden.

Eine weitere Frage ist, ob mit meinem Worte auch immer mein Leben übereingestimmt hat, ob Fehler und Irrthümer, die ich an anderen rügte, nicht auch mir hinten am Zopfe hiengen? Es hat wohl Zeiten gegeben, wo ich mir erröthend vorgenommen, fürderhin mäuschenstill meiner Wege zu gehen. — Fünfzig Lebensjahre sind vorüber. Wäre es mir gelungen, ein, auch nur ein einziges literarisches Kunstwerk zu schaffen, dann könnte ich Hoffnung haben, auch noch ein zweites zu vollenden — aus mir selbst einen möglichst vollkommenen Menschen zu machen. Doch es ist bedenklich. Oft, wenn man sich vornimmt, schrecklich brav zu sein, passiert einem ein Malheur. Allerdings sind nach den Hundstagen die Gewitter nicht mehr so streng, aber auch das Alter hat seine moralischen Gefahren. Das Sicherste gegen schwere Verirrungen ist gewissenstreue Arbeit, solange es geht.

In Bezug auf das körperliche Wohlbefinden dürfte für die Zukunft kaum viel anhaltend Gutes zu erwarten sein. Trotz des Brustleidens, das

ist ja gerecht und die Chinesen können nichts dafür, dass sie vom katholischen Glauben nichts gehört haben.“ Es war ein spottbilliger Einwand. Sagte hierauf der Kaplan: „Willst also du gescheiter sein als unser Herrgott! So gehe nur hin und erschaffe eine bessere Welt und lass' dich für sie kreuzigen.“ Darauf habe ich nichts mehr gesagt. Es war mein erstes laut geäußertes Bedenken gewesen gegen eine feststehende Anschauung. Seither hat's in mir nimmer Ruhe geben wollen. Viele Richtungen und Einrichtungen, die mir verwerflich schienen, habe ich bekämpft mit aller Absicht, und viele Menschen, die daran hiengen, habe ich beleidigt, ohne es zu wollen. Der beliebteste Schlager, mit dem meine Gegner mich schon hundertmal getödtet haben, war der Vorwurf, dass ich nichts gelernt hätte, also nichts verstünde, also schweigen solle. Wenn man, die Einseitigkeit wiederholend, den Spieß umdrehen wollte, so wäre solchen hochgelehrten Leuten ebenso der Mund zu verbieten, weil sie ja doch alles nur aus Büchern gelernt, wenig aber erfahren und mit persönlichem Auge gesehen haben. Ich habe drei, wenn nicht gar vier verschiedene Gesellschaftsschichten durchlebt, durcharbeitet und durchlitten. Die dabei gemachten Erfahrungen dünken mich in meinen hoffärtigsten Stunden fast so wertvoll, wie ein ganzes achtclassiges Gymnasium. Zwar bin ich auch jahrelang auf Schulbänken gesessen, sogar auf solchen der ehrwürdigen „Alma mater“, zwar habe ich unzählige Lehrbücher gelesen, theils sogar durchgeochst, aber alles, alles das hat nicht anschlagen wollen; mein Pegasus hat nie aus dem dürren Heu der Schulweisheit, immer nur aus dem grünen Grase des Lebens seine Nahrung gezogen. Fett ist er dabei zwar auch nicht geworden, doch im Joche nimmt er's immerhin noch mit den Durchschnittsleistungen der olympischen Universitätsgäule auf. Na, etwas schief gewickelt, aber nicht schlimm gemeint.

Sosehr sich die Herren manchmal über mich haben ärgern müssen, so waren sie zu meiner Verwunderung allemal bald versöhnt, wenn die spasshaften Lieder, Geschichten und Schwänke aufmarschierten, und immer nur als Lustigmacher sollte der Poet auf der Bühne stehen, während er eine schwerkranke Familie hatte — die Menschheit.

Diese Kluft zwischen Bußprediger und Kasperl zu überbrücken, gelingt nur dem echten Humoristen, mir ist es mehrstentheils nicht gelungen. Wenn ich's aber noch zuwege bringe, dann erst darf dreist gesagt werden: du hast deinen Beruf nicht verfehlt.

Ob ich in der Literatur eine Stellung einnehme, und welche, darüber ist natürlich auch schon nachgedacht worden. Ich bin mir darüber vollkommen unklar, und die Literaturgeschichtenschreiber? Einmal hat mir so einer gesagt: „Sie sind schwer ins Fach zu bringen, mein Lieber, Sie sind so spießig und siebeneckig und reimen sich in keine Kategorie, Sie sind ein Wilder, und für solche hat man keine Sprüche.“ Nun, so gedenke

Zehn Hirten- oder Krippellieder für die Weihnachtszeit.

Mitgetheilt von Anton Schlagin.*)

(Nach der ursprünglichen Schreibweise gedruckt.)

Nr. 1.

Gott grüß enk von Herzen holdselige Leut,
Ha mein, thuts mas sag'n, was das Ding bedeut,
Das heut bei da Mittanacht is a solchs Gschroa,
Und singen stets allweil Glo gloria.

2. Ha Jodl i woaß nöt was das Ding bedeut,
I glab halt, mei Jodl, 's kimmt d' goldene Zeit,
I hör ja bald pfeif'n, bald singens darauf,
Bald schreins all zusammen: Seids alle wohlauf.

3. I glab holt es müß'n anni Engaln sein,
Sie hamt a ganz reine Stimm hübsch und ganz fein.
I hon wohl zwea g'secha, hans aber nöt kennt,
Sie hamt verzwickt lange Füß, schnell sent sie grennt.

4. Ja warla mei Jodl, i siach a schon oan,
Dort hint'n im Winkel beim Esel anloan,
Schea krausti Haar hat a, a glizlate Pfoad,
Er is a bei meiner Treu wunderschea kload.

5. Geh Hiesl mei Nachbar, i bitt di fein schöa,
Sei du nöt verzagt, und jetzt gehma all zwea,
Krat eini zu ihnen und schaun was sie hamt.
Es möcht uns wohl reuen, es is uns kein Schand.

6. So gehma halt eini mitnanda fein g'schwind,
Schau, Jodl, mei Nachbar, i sich a kloans Kind,
Dort in a Viehkrippen auf spitzigen Heu
A wunderschöns Weib und a Mann steht dabei.

7. Ja, ja, ja schau Hiesl, hiatz denk i wohl dran,
Wie unser Herr Pfarrer hat predigt davon
Wurd einer auf d' Welt kemm als a kloans Kind,
Und sollt gar viel leiden für unsere Sünd.

8. So grüß di Gott, herzigs Kind zu tausendmal,
I bitt um Verzeihung, was machst da im Stall,
Du bist halt weg'n unserer Sünden allein,
Uns all zu erlösen kemm, so wirds recht sein.

Nr. 2.

1. Is das nöt a Woiseln, wer schreit denn so draust,
Möcht oana sich schröcka wias denna frei saust,
Oi, oi sollts schon Tag sein, i glabs ja schier nöt,
Mir is ja kam warm erst wordn im Bött.

*) Von jeher hat der „Heimgarten“ die alten Weihnachtslieder des Alpenvolkes gesammelt, damit er eine Fundgrube sei der untergehenden deutschen Bauernpoesie. Vorstehende Reihe vervollständigt die Sammlung in bester Weise. Die Red.

sich steigern wird, hatte ich mir eine hübsche Idylle zusammengeträumt. Von körperlichen Kräften zwar verlassen, würde ich im Garten sitzen und in die weite Gegend hinausblicken und im Anschauen der Natur recht glücklich sein. Nun nimmt aber in letzterer Zeit mein Augenlicht merklich ab. Ohne Augenglas stehen die Gegenstände vor mir wie Photographien, bei deren Aufnahme zu wenig lang exponiert worden ist. Mit dem vorgeschriebenen Augenglase sind die Linien zwar scharf, aber sie zittern ein wenig, so ähnlich, wie die Luft über einem offenen Feuer zittert, und das Bild ist, selbst wenn die liebe Sonne hineinscheint — so dünkt mich — in dunkleren Tinten gehalten, als es sonst gewesen ist. Sollte ich noch ein paar Jährchen leben, so sinkt vielleicht ein Vorhang nieder zwischen der Außenwelt und mir, so dass dann doppelt Gelegenheit und Muße sein wird, die stets so heilsame Einkehr in sich selbst zu halten. — Ist die Lust verschwunden, für andere zu fabulieren, dann fabuliere ich mir wohl noch selber allerhand vor von der „schönen Welt", von den „guten Menschen", denn die einmal eingebrockte Suppe muss ausgelöffelt werden auf anständige Art. Wem das Leben nicht gefällt, so wie es ist, der muss sich eben ein schöneres dichten. — Jedenfalls strebe ich nach Kräften der zweiten Kindheit zu — dem hohen Alter.

Zum Schlusse dieser Selbstschau beglückwünsche ich mich, dass die Mitmenschen meine große Schwäche, oft und viel von mir selbst zu reden, sich so willig gefallen ließen. Freilich ist es nur eine gewohnte Form, durch das Beispiel der mir wohlbekannten eigenen Person den Menschen im allgemeinen aufzuzeigen, sowie mancher Leser in mir sich selbst finden dürfte. Jeder von uns ist ein Hohlspiegel und Brennpunkt der Welt; nicht, was die Welt an sich selbst ist, kümmert uns, sondern wie sie uns erscheint. So möchte wohl jedes empfindende und denkende, scharf ausgeprägte Eigenwesen ohne viel Ziererei offen sagen dürfen, was es von der Welt und von sich selber für eine Meinung hat. Sich selber kennen lernen, heißt seine Welt kennen lernen. Freilich ist Selbstkenntnis noch lange nicht Selbsterkenntnis. Auch diese wäre nicht genug, es gehört Selbstzucht, Selbstveredlung dazu, und die lässt — soviel uns zu den Geburts- und Neujahrstagen auch Gutes gewünscht werden mag — immer noch viel zu wünschen übrig.

4. Das Kind liegt ganz nakent, und locht no vor Freudn,
Geh Schneider, du mußt ihm a Röckerl zuschneid'n
S Kind lacht schon vor Freudn.
Der Kaufmann hat blitzblobe Bandl dazua,
Es is ja für d' Muatta und s' Kind a no gnua.

5. Es hat a koa Pfötl, und hat a koa Hüll,
Die Weber hab'n Lod'n und Leiwat no viel,
S' Kind hat ja koa Hüll.
Da habts halt an Grosch'n und kafts enk brav ein,
Daſs 's Hascherl nöt so viel von der Költn derf schrein.

6. I moan 's Kind is humri, geh Müller laf schnell,
Und nimm na hübsch wolti a bauwoazes Mehl,
Und laf na hübsch schnell.
Der Hafner gibt Schüsserl und Höferl dazua,
Kann d' Supp'n einkoch'n, daſs s z' essen ham gnua.

7. Bua Franzl du mußt di a selber mitbring,
Du kannst hübsch pfeifen, der Hansjörg eins sing,
S ist ja a scheas Ding.
Und thuts na den Kindl a Musi aufmach'n,
Mi deuchts i sichs warla von Weit'n scho lach'n.

8. Steh auf fauler Wastl, du mußt a mit renn,
Schau aber, daſs d' kannst was Seltsams bekemm,
Konnst a was mitnehm.
A frisches Presillerl, das wurd den Kind schmeck'n,
A nutzi Maß Wein sunst tatze nir klöck'n.

9. Fleischhacker dö werd'n do die letz'n nöt bleib'n,
Kinnen alte Küh' schlocht'n und a Lamperl mittreib'n,
Brav Lamperl mit treiben.
Fürs Kindl zum Spielen die Zeit zu vertreib'n,
Es thut gar oft woanen, und will gar nöt schweig'n.

10. Schweig herziges Kindl han a was dahoam,
Hör do a mal auf von den Höschatzn und Woan,
Han a was dahoam;
I gib dir an Saufuß, den laſs dir g'schwind koch'n,
Wanns schön bleibt, so bring i dir noch an auf d' Woch'n.

11. Hiez Richter all Buama dös Bauern und Herrn,
Kniets nida beim Krippel thuts Kindl verehr'n,
Als Gott und als Herrn.
Und bleib halt bei uns da, wir bitten di schoan,
Wir werden uns bessern, kon Sünd nimmer thoan.

12. Hiatz wünsch i enk allen a glückseligs Jahr,
I that no oans singa, hons aber schon gar,
Wünsch enk a guats Jahr.
Der göttliche Segen wird auch bei uns bleib'n,
Wenn wir nur koan sündhaftes Leb'n mehr treib'n.

Nr. 4.

1. Was is das zum Plunder bei der Nacht jetzunder
Für a Mett'n und für a Singerei,
Sein die Musikanten heut schon mehr verhanden,
Da zu Bethlehem in unserem Gäu;

2. Ei das is was anders jetzt i es versteh,
Auf, auf Riepl, Joggl fein gschwind mit mir geh,
Ei, dass die botztausend! das Ding that mi g'freun,
Wenn uns der Erlöser geboren sollt sein.

3. I kann es wohl glaub'n der Engel hats g'sagt,
Von Freistuck'n selber, hab nöt darnach g'fragt,
Wir könnens glei wiss'n, gehts gehma nur g'schwind,
Bei Bethlehem unten soll liegen das Kind.

4. I sieh schon von weit'n ein hellicht'n Schein,
I glab ganz gewissla, dort wird das Kind sein,
I hör ja schön singa, und geignen dazua,
Machen a Musik dem Kindlein, mein Bua.

5. Gott grüß enk von Herz'n, was machts in den Stall?
Is das der Messias vom himmlischen Saal?
Wie is enk eing'falln, mei was habt's den ang'stellt,
Dass auf das Heu legts den Erlöser der Welt?

6. Wann i nöt that sehen den Glanz auf sein Haupt,
Kunnts sag'n was wollts, i hätts warla nöt glaubt,
Dass in oaner Krippen zwischen Esel und Rind,
Soll liegen Messias das göttliche Kind.

7. Ei das sind mir Sachen, wer bildet ihm's ein,
Der große Gott will auf der Welt ganz kloa sein,
Er will uns halt lernen die Hoffart zu meiden,
Demüthig von Herz'n all's auf der Welt leid'n.

8. Weil alle mit dem Adam gesündiget groß
Will unser Erlöser erscheinen ganz bloß,
Zu zeigen die Liebe ihm bewegt,
Von Himmel hat zogen ins Kripplein gelegt.

9. Ach kommet zur Krippe erwärmet das Kind,
Durch wahre Bereuung all uns'rer Sünd,
Seht wie es thut zittern, erwartet unser Buß',
Nehmt an seine Gnaden, sonst strafen er muss.

10. Weil du göttlichs Kindlein jetzt liegest im Stall,
So dürfen wir kommen jetzt und allemal,
So oft i in Nöth'n und Ängst'n werd' sein,
Will rufen und schreien: erbarme dich mein.

Nr. 3.

1. Hui Nachbarn, wie gehts denn so erstla hiaz zua,
I konn mi mei Dachl rawundern nöt gnua,
Recht erstla gehts zua;
Han g'hört es war z'nachst a kleins Kindl hekemm,
Das wollt von uns allen die Sünden weck nehm.

2. Drin z' Bethlehem ham sö ihn kei Wohnung nöt geb'n,
Mei Noat das Ding is ja koa kristlanes Leb'n,
Koa Wohnung nöt geb'n,
Fort aussi in Viehstall zum Esel und Rind,
Dort seins ganz verlaß'n die Muatta und 's Kind.

3. O mei Gott, wie is denn des kemma so weit,
Dass ma den Sohn Gottes koa Hörbi nöt geit,
Gibt wohl harte Leut'.
So bleib halt bei uns da, wir bitten di schoan,
Wir werd'n uns bessern, koan Sünd neama toan.

4. Du Jodl auf auf und g'schwind mit mir lauf,
Und thua di nöt samma ein Opfer einkauf
Und spring nur brav drauf,
Mei Bruder is a Wirt, den schick nur a Post,
Sag, dass er an Wein mitnimmt, oder an Most.

5. So bist du da, wie bin i so froh,
Du bist a wenk g'schriftg'lehrt, mein Oad giengst ma ob,
Weil du na bist da, so roaß ma halt ochi
Auf Betlehem g'schwind, dass wir a werd'n sehen
Das göttliche Kind.

6. O Jesu Christ, mein Liaberl wo bist?
I bin halt hekemma, gelt hast es nöt g'wißt,
Gelobt sei Jesum Christ,
I hon a zwoa Gspan mitg'nommen, die sein no draust.
Sö trau'n sie nöt einer, bis du's nöt erlaubst.

7. Gehts nur herein, und thuts na daschein,
Verehrts zum erst Krapf'n, drauf Riapl den Wein,
Schön höfli müaßsts sein,
Gebts achtung, dass nur thuts koan Plumpsack aufhöb'n,
I will scho mei Reflarenz macha daneb'n.

8. O Jesulein klein herzigs Kindelein,
Wir uns dir befehlen ganz einzig allein,
So wirds dir recht sein,
Und wenn uns der Höllnbock einmal wollt hab'n,
So schlag den Hund selber recht aufi am Krag'n.

Nr. 6.

1. Lost's, Lost's ihr Buama lost's, was is da für a Post,
Was hör i für a Post, so wunderschea;
A ganz vergoldna Bua schreit uns heut Nacht brav zua
Wir sollen alle geh'n nach Betlehem.

2. Stöfl, was moanst denn du, wie g'fallt denn dir der Bua,
Wie g'fallt denn dir der Bua, der große Gott;
Hat uns all recht betracht, mit Lust und Freud ang'lacht,
Is ja a lieba Narr, mein Oad is wahr.

3. Ei, mein liebs Jesulein, wir bitten dich all fein,
Wir bitten dich all' fein, verzeihe uns
Alle begangne Sünd, so in den Herzen sind,
Wolltst uns doch helfen furt durch dein Geburt.

4. Das g'freut uns allesammt, dass wir sein kemma z'samm,
Dass wir sein kemma z'samm da in den Stall;
Mei Bua das ist recht toll, heunt bin i freudenvoll,
Hu hesa, lass nur gehn, es is recht schön.

5. Nun, mein Kind, lebe wohl, woaß nöt was i no soll,
Woas nöt, was i no soll spendieren dir;
Mein ganzes Haus und Vieh, g'hört pur allein für dich,
Das nimm zum Opfer an, i sunst nix hon.

6. So pfiad di Gott mein Kind, verzeihe uns die Sünd,
Verzeihe uns die Sünd, denk nicht daran;
Hilf uns in aller Noth, absonderlich im Tod,
Treib weg den Höll'nhund zu jener Stund.

Spieln Hackabrettl, Geig'n und Pfeifanetl,
Homt sogar an schönen Sumsasa,
Die verbanten Lappen lass'n d' Leut nöt schlaf'n,
War schon so guat g'leg'n auf meiner Strah.

2. Muss gehn außi spech'n, das Ding muß i sech'n,
Es kimmt mir für halt i woaß nöt wie?
Hot erst d' Nacht ang'fangen, bin spat schlof'n gangen
Und zum Tag werd'n wars mir a noch z'früh
Was muss das bedeut'n, dass i sieh von weit'n
Was gibts lauter heut im Himmel Neu's?
Dass a so thut glanz'n und die Engel tonz'n
Auf der Welt herum glei haufenweis.

3. Das Ding muss i hör'n was heut diese Herrn
Von dem Himmel mach'n bei dem Stall;
Schau dort kimmt schon einer recht a schöner Kleiner,
Und verkündet uns den Frieden all,
Denn es ist uns heute eine große Freude
Von der reinen Jungfrau auserkoren,
Der von Sündenwesen wird die Welt erlösen,
Da zu Bethlehem im Stall geboren.

4. Schau dort liegt das Kindl völlig ohne Windl,
Sei willkomm mein lieber großer Gott,
Bist vom Himmel kommen, unser G'stalt ang'nommen,
Willst uns all erlös'n von dem Tod,
Hätt'st ja leicht a Wieg'n bei mir können krieg'n,
D' Stub'n war ja recht so bald warm,
Thut mich wohl von Herz'n nöt wenig schmerz'n,
Dass dös seids all ga so bettlarm.

5. Nachbarn helfts jetzt bitt'n, dass er unsre Hütt'n
Vor der Feuersg'fahr dös Jahr bewohr,
Dass er uns den Kummer, jeden Krieg und Hunger
Noch vertilg'n möcht das heurig' Jahr,
Dass er's Troad lasst wachs'n, und ein langen Flachs'n,
Dass die Wölf nöt kommen unter d' Herd,
Dass er warm lasst regnen, und das Vieh thut segnen,
Und den lieben Frieden uns beschert.

Nr. 5.

1. Hesa hops he recht toll gehts heunt he,
I bin ja schon g'sprunga, recht d' Sohlen than ma weh,
Dra la ladl didl deh,
Bald hintri, bald füri, bald überzwerch a,
Recht lusti bin i g'wöß'n beim Hopsasasa.

2. Und wie i so g'sprung, hab'ns glei nachi g'sung,
Gloria excelsis, recht liebla hats klung.
Hon g'schaut um und um,
Und los halt wie Einfolt, was das Ding sollt sein,
Aft platzt hinter meiner an Engel grad drein.

3. I hon ihm g'fragt und er hat mirs g'sagt,
Dass z' Bethlehem drunten geboren heunt hat,
Gar draust vor der Stadt,
Ein Jungfrau vom Himmel des Herrgotts sein Sohn,
Wie auch in der Menschheit die andert Person.

5. Drauf fangen die Engel zu singen all' an,
S Thal pfeifen, s' Thal geigen im himmlischen Ton;
Ja keiner wollt nöt schweig'n, ja keiner wollt nöt schweig'n,
Da hat's wohl nöt g'heiß'n, heunt nix mit der Geig'n.

6. Die König, die losen von Herz'n all zua,
Wir hab'n uns nöt kinnen verwundern all gnua;
Dass Gott als kleines Kind, dass Gott als kleines Kind
Im Krippel schon anfangt zu büßen die Sünd.

7. Die Jungfrau Maria legt ab schönen Dank,
Wie auch der alt' Josef, vor ihren Geschank;
Er tragt das Kindl hin, er tragt das Kindl hin,
Ein jeder hat's busselt, aft reisens forthin.

Nr. 9.

1. Auf, auf, auf, ihr Brüder eilends auf,
Die Nacht hat sich in Tag verkehrt,
Stehts do na grad g'schwind auf;
I drah mi hin, i drah mi her, es lasst ma halt koan Ruh,
I muass halt aus mein Bett heraus, kein Schlaf geht nimmer zua.

2. Auf g'schwind, g'schwind, dort int an Engel singt,
Mein Lebtag, mei Lebtag, was er uns wohl verkünd't;
Er singt so schön, i woaß nöt wie, i kann ihn nöt versteh'n,
Glo Glo Gloria Gloria, wir soll'n na all g'schwind geh'n.

3. He hops he, so wöll ma halt na g'schwind,
Und eilends hin auf Betlehem zu diesem lieben Kind,
Es wird wohl sein der wahre Gott, weils is vom Himmel kemm,
Wern aber öppa denna solln an Opfer a mitnehm.

4. Kömmts und nehmts a jeder was er hat
A Lampl, Mehl, Kas, Milch und Schmalz, dazua Klötzenbrot,
I nimm an Wein zum tunka, und Reinlein a dazua
Das geb man Kind, aft wirds uns wohl onlacha schön, ha Bua.

5. Sei willkomm, o göttla Herrgottsknab,
Wir bringen dir, wir bringen dir an Opfer zu na Gab,
Wir sein halt arme Hirtenknecht, dabei recht grobi Leut.
Wann wir die nöt wölln g'horsam sein, denk nur wir sein zwenk g'scheid.

6. Hiaz no ons, mei liebes göttlichs Kind,
Verzeih uns doch, verzeih uns doch
Na alle uns're Sünd, und aftn wanns zum Sterben kimmt,
Gib uns doch all Pardon, lass doch na über uns nöt kemm den höllischen Kujon.

Nr. 10.

Dreistimmig.

Der Hirt Stöffl.

Hanz Buama, habts gor nix g'hört,
Es hat uns ja jemand begehrt,
Was is denn dort ob'n für a Foi'r?
Hab koa so groß g'sehn nia hoi'r!
Stehts auf, thuts enk nöt lang b'finna,
I siehs beim Nachbarn thuts brinna,
Lassts alle enker Sacherl grad stehn,
Wir müß'n a dort abi geh'n.

Der Hirt Hiasl.

Geh Michl, der Stöffl hat g'schrien,
Steh g'schwind auf, du kriagest a Schmirn,
Beim Nachbor is Foir auf'n Dach,
Verbrinnt ihm sein Heu und sein Stroh.

Nr. 7.

Zum neuen Jahre.

1. Ihr Freund anheunt kommt eilends herfür,
Wir woll'n geh'n nachsecha in unser Revier;
Wias öppa thut steha bei dem kleinen Kind,
Das nahla geborn ist weg'n unsra Sünd.

2. A wenk a G'schenk müss'n wir ihm a geb'n,
Weils uns mehr a Jahrl hat g'schützt unsa Leb'n;
Aft gebma zum Dank für's vergangene Jahr,
Das Herz voller Andacht a Körbel voll Oar.

3. Und heunt ihr Freund than wir mehr anhöb'n,
Ein anderes Jahrl, ein anderes Leb'n;
Schön guat umananander, schön christli dazu,
So wirds wohl aft recht sein, gelt Hiasl mei Bua.

4. O Kind, wir sind halt a schon mehr kemm,
I bitt thu uns do na nöt in übelnehm;
Wir sein kemm dir ein neu's Jahr zu verehr'n,
Und dich a anzubet'n, als Gott unser'n Herrn.

5. Befrei und sei dies Jahr unsa Schutz,
Richt alles zum Best'n, und zu unsern Nutz;
Streck aus deine Handlein o liebs Jesulein,
Und segne unser Habschaft, is groß oder klein.

6. Ach kimm und nimm uns Sünder zu gut,
Die du uns heut kaufest mit kostbarem Blut;
Ach kimm und verzeihe uns unsere Sünd,
Betracht unser Einfalt, wir sein halt oft blind.

7. Nun allzumal wünsch i a neu's Jahr,
Viel Glück, Heil und Seg'n in ganz unsra Pfarr;
Gut Freundschaft mit allen wünsch i a zugleich,
Damit ma allzamm kömma ins himmlische Reich.

Nr. 8.

Am Dreikönigstag.

1. Heut hab i was g'sehen, is gwissla und wohr,
Melchior, Balthauser und Kinni Kaspar;
Wie sie sein kemma an, wie sie sein kemma an,
Mitbracht hom viel Sach'n, und was's aft hom ton.

2. Sobald s halt sein kömma in Stall dahin an,
Da wollt ja ein jeder der höflichste sein;
Sie biegen ihre Knie, sie biegen ihre Knie,
Sie tragten regat ja viel besser als wir.

3. Ja der König Hausl, der schaut finster aus,
Der Kaspar is freundlich, er buckt sich wie a Maus;
Der König Melchior, der König Melchior,
Der schaut wia Teuferl, weil er ist ein Mohr.

4. Der erste gibt Weihrauch, der andere Myrrh'n,
Der dritte gibt Gold, er lasst ihms gar nöt wihrn,
Das Kindl hat recht g'lacht, das Kindl hat recht g'lacht,
Und i hab müss weinen, wie ihs hon betracht.

Kleine Laube.

Gedanken eines Schauenden.

Von Friedrich von Hausegger.

Die Welt ist schlecht, zum Nichtsein erkor'n,
Um die Zukunft aber müh' dich doch!
Mit Zuversicht fahr' ins Ärmelloch,
Ist gleich der Ärmel zugenäht vorn.

* * *

Es grämt dich, dass der Augenblick nicht naht,
Der dich erprob' in großer Mitleidsthat?
Der Augenblicke hast du nicht gedacht,
Da Leid dein böses Wort der Welt gebracht.

Willst helfen du, befrei' die Welt zuerst
Von dem, womit du ihre Qualen mehrst,
Zu sänftigen der Menschen tiefes Leid
Gibt jeder Augenblick Gelegenheit.

* * *

Erkennen wollt ihr die Welt von innen,
Und greift nach Messer und Lancette?
Schaut euch ins Herz! hier ist die Stätte,
Wo einzig des Lebens Quellen rinnen.

* * *

Wie zu froherem Geschick
Sich die Kunst erhöbe?
Wenn es weniger Kritik,
Und mehr Urtheil gäbe.

* * *

Weit öffne die Hand, noch weiter das Herz,
So dienst du Künstlern aller Landen;
Gelobt will der Kleine sein allerwärts,
Und der Große verstanden.

* * *

Dass du zu loben,
Nicht dass du zu tadeln weißt,
Wird erproben,
Ob du ein Kennergeist.

* * *

Dass sie sich zufrieden finden zuletzt,
Gelingt dir in keinem Falle,
Tadelst du einen, ist er verletzt,
Lobst du, so sind's die andern alle.

* * *

Dass oben die Sonne sei, euch deucht es?
Nein, unten ist sie, behaupt' ich stramm!
Ist's mir, sie zu trüben, doch ein Leichtes!
So sprach die Kröte, und sprang in den Schlamm.

* * *

Alle priesen des Adlers Flug,
Der zu den Wolken erhoben sich,
Nur die Laus, die empor er trug,
Zwackt' ihn und rief: Sein Meister bin ich!

* * *

Hast es redlich ja betrieben,
Was erstrebbar, wurde dein!
Kletterbeine kann man üben,
Flügel gibt Natur allein.

* * *

Als Ansicht soll uns imponieren,
Dass zwei und dreie sechs?
Geh' in die Schul' und lern' addieren,
Du Philosopher!

* * *

Der Hirt Michl.
Hanz mein, so laſt's on do schlafa.
Mögs den beim Tag nöt gnua gaffa!

Der Hirt Stöffl.
No bald geh und spreiz di nöt viel,
So gib i dir oans mit dem Stiel.

Der Hirt Stöffl.
Schauts, schauts, wie is das Ding so rar,
Als wanns recht natürlich nöt war,
Von Himmel a mächtiger Strahl,
Geht oha aufs Nachbarn sein Stall,
Gehts schauts, dass wir bald hinkömma,
Und dass man Augenschein einnehma,
Mi zimmt i hör singa dabei,
Is das öppa koan Blenderei?

Der Hirt Hiasl.
Potz tausend kloa Buama a Schaar,
Flieg'n oha, schauts hin, Paar und Paar,
Schaun aus wie die Engel so schön
Wir müß'n schon hübsch lüfti gehn.

Der Hirt Michl.
I muass mir d' Aug'n erst auswisch'n,
I wir mi nöt viel drein misch'n.

Der Hirt Stöffl.
Warts Buama, i laf g'schwind voran.
Aft will i enk Post bringen schon.

Der Hirt Stöffl.
Hiatz losts, was is das für a Rond,
I hon bei da Kluft eini zont,
Fremd' Leut hab' i g'seha im Stall,
Mei Oachl, i kenns nöt a mal.
Na oans thut mi Wunder nehma
Wie seins in Stall eini kemma?
A Mutter hat gar a kloans Kind
Sitzt drinnen beim Esel und Rind.

Der Hirt Hiasl.
Mein Lebta hanz was's den nöt hat,
Warum bleib'ns denn nöt in da Stadt,
Das Ding kimmt mir gor net recht für,
Es war mir, i fürchtet mi schier.

Der Hirt Michl.
Und seins denn alle hiazunter,
Um Mitternacht so gar munter?

Der Hirt Stöffl.
Mei warla es is das a Leb'n,
Toan singen und geignen daneb'n.

Der Hirt Stöffl.
Hiaz fallt mir mein Tram erst recht ein,
Wer muss denn bei mir g'wes'n sein?
Er hat sich neben meiner herg'stellt,
Und hat mir was Wahrs als dazählt.
Ein Engel zimmt mi is g'wes'n,
Hat g'habt a G'schroa und a Wes'n,
Verkündt dar a Glori a Freud,
All uns a recht friedliche Zeit.

Der Hirt Hiasl.
Gehts do das Ding wöll ma dafrag'n,
Der Nachbar der wirds uns schon sag'n,
Es wird do der Heiland nöt sein?
Weils gibt gor vom Himmel an Schein.

Der Hirt Michl.
Hanz mein, was sein das für Sacha,
Möcht oana deachta recht lacha.

Der Hirt Stöffl.
Du Hiasl, Bua du g'fallst ma nöt,
Der Engel hat just a so gredt.

Der Hirt Stöffl.
So geats na g'schwind, hiaz woass i schon,
Du Michl, leg d'gelb Hos'n an,
I selber nimm mei neue Pfoad,
Lasst d'Schafla nur glei auf der Woad,
A Paar kinnts öppa mitnehma,
Dass wir nöt larer hinkömma,
Und möchts ihnen öppa wohl g'fall'n,
So dürft'n sie's darum nöt zahl'n.

Der Hirt Hiasl.
I bin mit mein Lamperl schon g'richt,
Wann mir nur der Strick nöt abricht,
Han gnuma das feaſtats aus all'n,
Das wird den kloan Buabn wohl g'fall'n.

Der Hirt Michl.
I muass schon nehma mein Kopp'n,
I mag koan anders dadopp'n,

Der Hirt Stöffl.
Sobald dass ma kemma zum Stall,
So than ma uns bucka fein all,
Aft gehn ma zum Kindl füri,
Gechts Achtung und schauts nur auf mi,
Aft than wir ihms Lamperl schenka,
Es wird sei Lebtag dran denka,
Potz tausend und eins und das Best,
Dass d' Hüt aufn Kopf net vergessts.

Der Hirt Hiasl.
Weg'n meiner derfſt weiter nöt grein,
Wanns sein muss, kann a höfla sein,
Wann sich nur der Michl recht stellt.
Nöt öppa in d' Wand umi fällt.

Der Hirt Michl.
Na schau! Was machſt du für Flaus'n,
Mit mir hast allweil was z'haus'n.

Der Hirt Stöffl.
Seids stilla, hiaz sein wir schon da,
Hiaz wisst's es schon, gehts ma nur nach.
Mochts Ruckerl, mochts Buckerl fein gschwind,
Mir stehn scha vorm göttlichn Kind!

In Steiermark ist der Fremde aus Osten noch nicht abgespannt, und bei frischen Kräften in jedem Sinne wird ihm der erste Eindruck der bleibendste sein.

Es wird ja gut sein, wenn die Verkehrswege vom Norden her sich günstiger gestalten, aber noch wichtiger dünkt mich ein guter, bequemer und billiger Verkehr zwischen Ungarn und Steiermark. Von Budapest muss man in sechs bis sieben Stunden bis Graz fahren können.

Auf die ungarische Westbahn haben die Grazer bisher mit einer gewissen Geringschätzung herabgeblickt und ihr für den Westbahnhof oft sogar die nöthigen Verkehrsmittel verweigert. Es ist schon geschehen, dass der aus Kronstadt ankommende Fremde, der sich hocherregt der Großstadt Graz entgegengesehnt, vom Bahnhof zu Fuß in die Stadt gehen musste, weil kein Pferdebahnwagen vorhanden war und auch kein anderer. Von dieser ungarischen Westbahn aber muss den Grazern Heil widerfahren, wenn sie schon durchaus ihre Zukunft auf den Massenfremdenzuzug bauen wollen. Ob überhaupt die Fremdenspeculation für unser Land eine gesunde ist? Ich hoffe es, doch überzeugt davon bin ich nicht. Jedenfalls nehme ich's jetzt an.

Unsere steirischen Curorte und Sommerfrischen erfreuen sich seit langem schon eines regen Besuches aus Ungarn, das kann uns ein Fingerzeig sein, nach welcher Richtung wir unsere Arme aufzuthun haben. Zudem sind die Ungarn angenehme Leute; der Magyare lässt sich nicht lumpen, ist ein Lebemann und dürfte manchem Wirte und Geschäftsmanne wesentlich lieber sein als der langweilige und anspruchsvolle Engländer.

Ist uns darum zu thun, dass wir unser Land ausrufen, so müssen wir vor allem in den östlichen Ländern dafür Reclame machen. In ihren Sprachen und literarischen Organen Schilderungen aus Steiermark, Reisebücher, Fremdenführer, Bilderplacate, Agenten und einladende Verkehrsverbindungen. Und wenn sie dann kommen, müssen wir selbstverständlich für sie gerüstet sein mit allem, was sie für Geld haben wollen und die Steiermark leisten kann. R.

Der Gärtner.

Von Adolf Pichler.

Vor dem Bäumchen stand der Gärtner,
Langsam prüft er, was das beste,
Mit dem Messer schnitt er kundig
Ab die geilen Massenäste.

Dass ich an die Zukunft denke! —
Sprach er lächelnd, nicht belehren
Lass ich mich durch die Erfahrung,
Wer wird wohl die Frucht verzehren?

Fragt der Himmel, der den Regen,
Der uns Licht, die Wärme sendet,
Wann er füllt die leeren Speicher,
Wenn er volle Tonnen spendet?

Nicht einmal den Dank begehrt er,
Dass er träuft den Segen nieder,
Ist es dir genug nicht, wenn du
Täglich üben kannst die Glieder?

Schwellt die Kraft nicht und Gesundheit
Früh und spät die strammen Adern?
Und du willst um einen Tropfen
Schweiß mit deinem Schicksal hadern!

Grüßt dich an des Hauses Schwelle
Nicht ein Weib voll Lieb und Güte?
Und zum Erntekranz geschlungen
Frohe Kinder Blüt' um Blüte.

Was die Ahnen dir, das bist du
Ihnen und den Enkeln schuldig,
Darum trag von heut' bis morgen
Deiner Arbeit Last geduldig.

Und kommt deine letzte Stunde,
Scheiden magst du dann in Frieden,
Bei der letzten Abendröthe
Siehst du Garben nur hienieden.

Was du treu vollendet, setzt in
Treue fort der Enkel Reihe,
Die Erinnerung still und selig
Gibt noch deinem Grab die Weihe.

Rege Zunge, mattes Herz;
Reiche Thränen, kleiner Schmerz;
Kalte Hände, warmes Blut;
Stille Wellen, tiefe Flut.

* * *

Erst gekauft und dann gewogen,
Erst gethan und dann bedacht,
Erst beschlossen, dann erwogen,
Hat schon manchem Noth gebracht.

* * *

Das neue Unsich're sollen wir wagen,
Vom Übel uns zu befrei'n?
Wir wollen das alte Übel tragen,
Mag es gleich sicher sein.

Zur Hebung des Fremdenverkehrs in Steiermark.

Seit einiger Zeit liegt den Steirern die Frage der Förderung des Fremdenverkehrs am Herzen. Mich brennt diese Frage zwar nicht, und obschon behauptet wird, dass meine Schriften aus und über Steiermark viele Fremde ins Land gelockt hätten, so merkt man es diesen Schriften, glaube ich, doch an, dass sie zu solchem Zwecke nicht geschrieben wurden, sondern vielleicht doch einen etwas tiefer gelegenen Sinn haben. — Indes die Frage des Fremdenverkehrs ist nicht unwichtig, wenigstens nicht uninteressant, nur müsste sie klug angefasst und gelöst werden. Wenn wir's dabei aber in allem den Tirolern und Schweizern nachmachen wollen, so wird's schief gehen, unsere Verhältnisse sind ganz andere. Wir müssen vor allem auf der Karte uns selber suchen und sehen wo wir sind und was wir haben. An jenen seltenen wildgroßartigen Naturschönheiten, die den Fremden aus dem Norden und Westen vor allem interessieren, kann die Steiermark trotz aller Verkehrsmittel, Hoteleinrichtungen und Verschönerungsvereine mit Tirol oder der Schweiz nicht wetteifern. Unser Land ist zwar mindestens so schön als die genannten herrlichen Alpenländer, doch in einem anderen Sinne schön; diese Schönheit ist aber allgemeiner, weniger effectvoll, weniger modern, und da hilft alles nichts.

Und dann — wir mögen uns wenden und rücken wie wir wollen, wir bleiben liegen wo wir liegen — im Osten der Alpen. Diese Gegend ist jenen Reisenden, an die man immer zu denken pflegt, entlegen, und wenn die Fremden nicht in Scharen zu uns kommen, so sind daran weniger unsere Einrichtungen schuld, als die Landkarte.

Schauen wir Steirer nach Fremden aus, so müssen wir nach Osten blicken. Die Ungarn und die Croaten und andere, die noch weiter hinten sind, auch sie werden flügge, sind es theilweise schon, aber sie haben keine Alpen. Wenn sie in die Alpen wollen, so kommen sie zuerst nach Steiermark und werden unsere Naturschönheiten dankbarer bewundern, als die blasierteren Kenner der westlichen Alpen. Es wird ihnen etwas ganz Neues sein, was sie hier finden, wenn sie vor den Gewänden des Hochschwab stehen, durch die Schluchten des Gesäuses fahren oder in den Sannthaler Alpen wandern.

München, Innsbruck, Salzburg sind für die nördlichen Fremden die Einbruchsstationen in die Alpen; Graz ist es für die Fremden aus dem Osten. Von Graz aus werden drei Hauptstraßen sie in das Innere der Gebirgsländer führen, die erste über Bruck durch das Ennsthal ins Salzburgische und nach Oberbaiern; die zweite über Köflach mittelst der Tauern- und Murthalerbahn in die Tauern, dem Großglocknergebiete zu; die dritte über Marburg nach Kärnten, Tirol und in die Schweiz. Das ist auch die richtige und naturgemäße Steigerung im Genusse der pittoresken Naturschönheiten.

„voll und ganz“, welches damals gerade herrlich im Schwange war, gebrauchte. Aber kaum war dieses Wort dem Gehege der Zähne entflohen, so fieng Keller höhnisch und doch zugleich gemüthlich zu lachen an. „Voll und ganz! Hm! Hm! Da sieht man, was ihr für Patrone seid. Phrase, nichts als Phrase! «Voll und ganz» ist das charakterloseste Wort, das es gibt, trotz seiner «Fülle» — nebulos wie eure ganze Hutten-Unternehmung.“

Darin musste ich ihm recht geben und ich glaube, ich that es mit gutem Humor. (Das Wort „voll und ganz“ hasse ich seit jener Zeit.) Dagegen habe ich meine Anschauung mit Hörnern und Zähnen vertheidigt, als wir bald darauf die sociale Frage zu behandeln begannen.

Keller sagte: „Ihr gemahnt mich an leichtsinnige Knechte, welche mit brennender Cigarre auf dem Futterboden spazieren gehen.“ Darauf eine nicht misszuverstehende Handbewegung.

Nun legte ich mich aber tüchtig ins Zeug und vertheidigte meinen rechten Glauben mit Wärme und Überzeugung. Je heftiger ich wurde, desto wohlwollender blickte Keller. Ich habe heute die Empfindung, dass er es überhaupt gern sah, wenn ein Mensch aus sich selbst heraustrat. Dieses Aussichselbstheraustreten mag ihm als eine Bürgschaft für die Wahrhaftigkeit und Selbstlosigkeit gegolten haben. Ich werde da wohl manches große Wort gelassen ausgesprochen haben. Kurz und gut, ich ließ deutlich merken, dass ich unsern Kampf für eine natürliche Reaction gegen das gesellschaftliche Unrecht hielt, für eine redliche Aufwallung des Herzens gegen alle sophistischen Scheingründe des Verstandes u. s. w. Plötzlich schlug sich Keller mit der rechten Faust auf das Herz, dass es nur so krachte, und seine Augen funkelten zornig, als er die Worte ausstieß: „Wissen Sie, ich bin auch kein Schuft!“

Ich erschrak, da ich mir bewusst war, diesen Zornesausbruch veranlasst zu haben. Heute verstehe ich Keller ganz wohl. Er war aufgebracht darüber, dass ich mich im Gegensatz zu ihm als Vertheidiger des unterdrückten Rechtes aufspielte. Den ethischen Kern der socialen Bewegung hat Keller nie verkannt. Er hatte ein warmes Herz für alles Volk.

In meiner Erwiderung deutete ich an, dass Keller den Contact mit unserer Zeit in gewissem Sinne verloren habe; auch erinnerte ich unklugerweise an das Jahr 1848. Da hätte man aber den alten Herrn sehen sollen. Er wurde mit einemmale beredt wie ein Literatur-Professor und setzte mir in den gewähltesten Worten auseinander, wie man die Achtundvierziger-Bewegung, die eine bürgerlich-politische Affaire gewesen sei, nicht mit den socialen Umsturzbestrebungen unserer Tage vergleichen dürfe. „Bei euch ist man ja nicht sicher, dass einem nicht das Haus über dem Kopf angezündet wird!“ Darauf erwiderte ich kurz, sachlich stelle sich die sociale Bewegung, obwohl sie natürlich auch mit der Achtundvierziger Campagne organisch zusammenhange, allerdings anders dar. Freie Jagd und freies Fischrecht beschäftigen uns heute nicht mehr. Aber subjectiv sei alle Opposition gegen die bestehende Ordnung, sofern sie nur ehrlich sei, eine Empörung des Herzens gegen vermeintliches oder wirkliches Unrecht. Auch ließ ich die Bemerkung fallen, dass Keller zum Theil selbst jene Glut in uns erzeugt habe, welche er heute tadle.

Keller antwortete darauf nicht absolut ablehnend. Etwa so: „Es ist etwas daran, was Sie sagen. Ich erkenne die Kritiklosigkeit meiner Jugend an und schäme mich ihrer nicht. Will ich doch meine Jugendgedichte nächstens neu herausgeben! Aber was ist das für eine Berufung! Seid doch Männer und folget mir nicht nach!! Müssen denn alle immer die nämlichen Dummheiten machen? Wo bleibt da der Fortschritt? — Was Sie da vom Herzen sagen, das hat etwas. Das Herz ist immer ein rother Demokrat, aber der Verstand ein hablicher, guter Patricier, welcher

Ein Besuch bei Gottfried Keller.

Von Maurice v. Stern.*)

Es war an einem sonnigen Herbsttage des Jahres 1888, als ich einen meiner letzten Besuche bei Gottfried Keller machte. Der junge Wein troff von allen Hügeln, und weinig schwamm der Octoberduft durch das Land. In den Gärten am Zeltweg blühten schon die Astern; schwere Fuhrwerke mit blumengeschmückten Tonnen rumpelten vom See her durch die Straßen.

Keller öffnete mir selbst vorsichtig die Thür. Er trug einen alten grauen Schlafrock und Hausschuhe und war gegürtet wie ein Kapuziner. Glücklicherweise schien er gut aufgelegt. Schweigend geleitete er mich in das angrenzende kleine Empfangszimmer und hieß mich auf einem Divan links in der Ecke Platz nehmen. Vor mir stand ein kleiner Tisch mit Büchern und Photographien. An diesem Tisch mir gegenüber nahm Keller platz. Er sah recht leidend und gealtert aus, wie er so in gebeugter Haltung dasaß, die Hände über den Leib gefaltet und mich über die funkelnden Brillengläser hinweg aus seinen prächtigen klugen Augen streng und erwartungsvoll anblickend.

Mir wurde etwas unheimlich zu Muthe, denn es war eigentlich etwas recht Albernes, was mich zu Keller führte. Ich hatte in meinem Freiheitsdurst einen „Ulrich-Hutten-Bund" ins Leben zu rufen angefangen; Gott habe ihn selig, er ist nun auch schon längst verflossen, oder vielmehr, er hat eigentlich gar nie existiert; denn über einige sogenannte Vorstandssitzungen im „Saffran", in denen die Zukunft Europas voraus berathen wurde, ist er nie hinausgekommen. Der Präsident, Henckell, verabsentierte sich plötzlich nach Italien, und unter uns anderen griff eine Fehde Platz, welche die fröhliche Verwirklichung unserer Ideale nicht zustande kommen ließ.

Ich weiß nicht, wieso wir die Verwegenheit hatten, zu diesem Jugendbündnis socialistischer Färbung die beiden bemoosten Häupter Gottfried Keller und Konrad Ferdinand Mayer einzuladen. Der letztere lehnte in seiner verbindlichen Weise natürlich ab, wenn ich mich recht erinnere, nicht ohne einige freundliche und ermunternde Worte, welche vermuthlich mehr dem Andenken Huttens, als unserer Wenigkeit galten.

Gottfried Keller wollte ich nun persönlich haranguieren. Das war der eigentliche Zweck meines Besuches. Er machte es mir aber durchaus nicht leicht, damit herauszurücken. Er fixierte mich über seine Brillengläser hinweg und — sagte nichts. Ich wusste auch nichts anzufangen. Die große, schöne Freiheitsrede, welche ich im Geiste für diese Gelegenheit zurecht gelegt hatte, war wie weggeblasen. Da war guter Rath theuer.

Endlich sprach Gottfried Keller die classischen Worte: „Was wollen Sie denn eigentlich?" Darauf begann ich schüchtern, aber allmählich erwarmend Ziele und Zwecke des Hutten-Bundes auseinanderzusetzen, um schließlich in mancherlei Windungen und Wendungen seine, Gottfried Kellers, freundliche Theilnahme zu erbitten.

Darauf Keller: „Ja, der Hutten war ein wackerer Kerl, vor dem ich auch Respect habe; aber was wollt ihr denn eigentlich von mir? Der Henckell hat mich auch schon brieflich angesprochen. Wollt ihr mich alten Kerl inquirieren? Herz und Nieren prüfen?"

Was ich darauf erwiderte, ist nebensächlich; man kann sich denken, dass ich sachte abwiegelte. Ich erinnere mich, dass ich dabei unversehens das schöne Wort

*) Aus dem ersten Jahrgang von Maurice v. Sterns „Litterarischem Bülletin der Schweiz".

auch immer etwas Besseres! Man wird's noch finden, was hinter diesem „Raunzer" steckt. Nach fünfzig Jahren wird man erblassen, wenn man seine Schriften liest, und sagen: So war dieses Wien! Darum musste es so kommen! Und wie in alle Ewigkeit hinein schade um ein so warmblütiges, liebenswürdiges, geniales Völklein, dass es in Genussucht und Leichtsinn also hat zugrunde gehen müssen! — Der alte Schlögl wird aber friedlich schlafen draußen in seinem Wienerwald und die Cypresse über seiner Stätte wird flüstern: Er hat euch's gesagt.

Wem das zu herbe klingt, der sei daran erinnert, dass Schlögls Schriften auch eine andere, urgemüthliche Seite haben, bei der man sich „köstlich unterhalten" kann. Wer nach echten Volksgestalten ausblickt, nach der Seele des Spießbürgers und ihren Freuden und Leiden, Thorheiten und Lastern — eine reiche Ernte findet er bei Schlögl. Die Geldprotzen, Genüsslinge, Faulenzer und Wüstlinge, er findet sie herrlich gezeichnet; die treuen duldenden Herzen aus armen, arbeitsamen Volkskreisen, er findet sie rührend wiedergespiegelt im Buche. Wie es die Dichter schon machen, der Armen Anwalt sind sie am liebsten. Der reichen Müßiggänger sind sie am ärgsten feind — bei Schlögl trifft das besonders zu. Man könnte sagen, sein Buch ist ein sehr weltliches Erbauungsbuch. Es unterhält den Leser mit den Lächerlichkeiten und Sünden der Menschen; und sich darüber lustig machen, das thut wohler und wirkt tiefer als Kanzelreden. Doch, ich bin schon wieder bei der Tendenz, und Schlögls Hauptbedeutung liegt vielleicht doch in der absichtslosen Schilderung der Wiener Bürgercultur aus der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts. Hierin ist er — so viele befähigte Schüler er auch haben mag — unübertroffen, unerreicht. R.

Merkwürdige Zeitungsinserate.

Da brachte vor kurzem ein Zeitungsblatt des Spasses halber folgende Sammlung höchst merkwürdiger Anzeigen, wie solche in ihrem unfreiwilligen Humor oft Verdienstlicheres leisten, als der gewerbsmäßige Humorist vorn im Feuilleton. Also:

„Erstes großes Brillantfeuerwerk unter persönlicher Abbrennung des Herrn Patzelt." (Spremberger Anzeiger Nr. 26, 1880.)

„Die Fuhre Lehm kostet bei mir 1 Thaler 25 Sgr., wobei der Fuhrmann auch schon mit drin liegt." (Leipziger Nachrichten, December 1875.)

„Unterzeichneter empfiehlt zur Benützung einer Milchcur seine eigene Kuhmilch." (Märkischer Sprecher Nr. 90, 1877.)

„Eine Amme für einen Gesandten am königlichen Hofe wird sofort verlangt." (Stettiner Tagblatt Nr. 185, 1879.)

Aus einer Bekanntmachung, die Armenspeisung durch den Frauenverein betreffend: „§ 4. Jede Marke lautet auf einen bestimmten Tag, und die Dame, welche das Kochen übernommen hat, trägt den Titel „Speisemarke" und ist auf der Rückseite mit dem Abdruck unseres Stempels versehen." (Sebnitzer Grenzblatt Nr. 50, 1889.)

„Auswärtige Eltern, deren Söhne die hiesige höhere Bürgerschule besuchen wollen, können mit einem Tertianer zusammen." (Nienburger Harke Nr. 33, 1877.)

„Zum bevorstehenden Weihnachten empfehle ich mein wohlassortiertes Lager von Särgen in allen Größen. A. Holle." (Kasseler Tagespost, 23. December 1875.)

„Herrschaften, welche ihre Pferde keiner weiteren Quälerei unterwerfen wollen, kaufe ich fortwährend. (Erfurter allgem. Anzeiger, Januar 1876.)

„Die berühmte amerikanische Haaressenz, welche allen Haarleidenden radical und schnell ein Ende macht u. s. w." (Rostocker Zeitung Nr. 237, 1876.)

die Dinge genau und auf den Grund betrachtet. Es ist wohl gut so, dass beiderlei vorhanden ist. Aber siegen wird nicht das «überlegene Recht», sondern die erhabene Klugheit, welche das höchste Recht ist. Das höchste Recht ist die Macht der Persönlichkeit. Ich mag nichts hören von euren Staatszuchthäusern."

Die Zeit verstrich, und wir kamen auf „Martin Salander" zu sprechen. Ich tadelte den ironisierenden Schluss in der Entwickelung Salanders. „Ja, wer sagt Ihnen, dass das der Schluss ist. Es kommt noch etwas hintendrein. Ich schreibe an einem zweiten Theil. Übrigens, was die Ironisierung betrifft, man legt viel zu viel hinein. Warum sollen nicht auch alte Knaben in guten Treuen dann und wann eine rechtschaffene Dummheit machen, ohne alle Tendenz?"

Es folgte ein gleichgültiges Gespräch, das sich tout doucement im Sande des Conventionellen verlief. Ich merkte, dass Keller ungeduldig wurde und empfahl mich.

Für mich war diese Begegnung sehr lehrreich. Seit jenem Tage habe ich es mir abgewöhnt, in jedem Andersdenkenden einen schlechten Menschen zu erblicken.

Friedrich Schlögl wieder da.

Fast genau ein Jahr nach seinem Tode ist er wieder auferstanden, der geniale Wienschilderer Friedrich Schlögl. Er hat's so lange ersehnt und er hat's nicht erlebt, dass seine Schriften in einer gut redigierten und schön ausgestatteten Ausgabe erschienen. Das hatte er wohl gemein mit seinem Freunde Anzengruber, ihre Buchwerke leben erst schön auf, wenn sie selbst gestorben sind. Es ist ja gut so, wenn sie nur nicht mit dem bangen Zweifel hätten fort müssen, ob sie wohl auch etwas bedeuten, ob ihre Werke wohl je eine gute Statt finden in einem renommierten Verlage und im Volke. Anzengruber hat seinen Cotta gefunden, Schlögl seinen Hartleben, und mit ihrer Ausgabe können beide zufrieden sein. In Österreich erscheinen wenige Bücher, die so vornehm sich präsentieren, als Schlögls gesammelte Werke. Der erste Band enthält das Bild der lieben Züge des Autors, der letzte sein ganz ausgezeichnetes Reliefporträt, welches, vom Bildhauer E. Pendl ausgeführt, das Grabmal Schlögls schmückt.

Redigiert ist die Ausgabe von Fritz Lemmermayer, dessen nicht minder geist- als liebevolle Einleitung den Leser auf das allerglücklichste in Schlögls Wesen und Wirken einführt.

Die Ausgabe besteht in drei Bänden. Der erste Band enthält „Wiener Blut", der zweite „Wiener Luft" und der dritte „Wienerisches". Hier ist nicht der Platz, diesen Schriftsteller des Langen und Breiten zu charakterisieren, es ist auch nicht nöthig. Die Leser der früheren Heimgartenjahrgänge erinnern sich an die einzig dastehenden Meisterschilderungen aus dem Wiener Leben, die Friedrich Schlögl für diese Blätter geschrieben hat. Und wo sonst sie etwas von diesem Schriftsteller gelesen, es blieb in Erinnerung, denn dieses Autors Stempel verwischt sich nicht und ist anderswo nicht wieder zu finden. Die inneren Merkmale von Schlögls Schriften sind Naturwahrheit und schärfste Charakteristik in der Schilderung, männliche Wahrhaftigkeit, sarkastischer Spott gegen das Verwerfliche, und lodernde Liebe zu seinem Wien. Wie dieser Mensch seine Wienerstadt geliebt hat und wie herbe er mit ihr ins Gericht gegangen ist! Das Gewissen von Wien hat man ihn genannt, aber leider auf die Stimme des Gewissens nicht gehört. Na, da hat der Wiener wahrlich etwas anderes zu thun, als einem alten „Raunzer" zu losen. Was Anderes gewiss, ob

Bücher.

Glaubenslos? Erzählungen von Marie von Ebner-Eschenbach. (Berlin. Gebrüder Paetel. 1893.)

Diese Geschichte ist vielleicht noch die merkwürdigste von allen, welche die merkwürdige Frau uns schon erzählt hat. Anfangs war ich betroffen von der Brutalität der dörflichen Charaktere, die da vorgeführt werden, die wie absichtlich in den Vordergrund gerückt zu sein schienen, deren Naturwahrheit aber nicht zu leugnen ist. Bald merkte ich, dass die tüchtigen und liebenswürdigen Menschen, die allmählich auch erschienen, jenen reichlich die Wage halten. Also ging es mir fast wie dem Helden der Erzählung, der auf dem Dorfe den Glauben an die Menschheit verlor, um ihn aber auf demselben Dorfe wieder zu finden. Das ist der Cooperator Leo, dessen Ringen nach dem Glauben an Gott und den Sieg des Guten mit hinreißender Gewalt geschildert ist. Dieser Cooperator, dann der alte Pfarrer Thalberg, der Kogler-Bauer, der Knecht Seppel u. s. w., was sind das für Gestalten! Mir der liebste ist der alte Freisinger, so kurz auch unsere Begegnung mit ihm ausfallen mag. Ein wahrer Gnadenstrom von Zufriedenheit geht von diesem Manne aus. Und das thut wohl, denn über der Erzählung liegt eine bange Schwüle, die uns manchmal das Herz abdrücken möchte, die uns aber im Banne hält bis zum erlösenden Momente. Diese Erlösung ist durch das ganze Werk wundervoll künstlerisch vorbereitet, ohne dass der Leser sie voraussehen kann. Man ahnt es noch bis gegen das Ende hin nicht, dass man bei den letzten Seiten des Buches befreit aufjauchzen wird! — Abgesehen von dem tiefen und hohen Geiste, der die Novelle erfüllt, bewundere ich noch ganz besonders die Art und Weise, wie die Erzählerin Volksgestalten schildert — stets mit knappen Andeutungen, allemal das Charakteristischeste treffend und die gewollte Stimmung unfehlbar hervorrufend. Die kurz hingeworfenen Bemerkungen der redenden Personen, die oft nur halb ausgesprochenen und doch wie Blitze hellenden Sätze, die immer richtigen Volksausdrücke, nie gesucht, nie übertrieben, nie auf den äußeren Effect berechnet, und wie über das Ganze gleichsam ein zart dämpfender Schleier liegt, der in seiner elegischen Dämmerung mehr verräth, als das grellste Licht — das alles ist so meisterhaft, so tief packend und fesselnd, dass ich wohl sagen muss: in dieser Art hat unsere Literatur wenig von gleicher Großartigkeit, Tiefe und Innigkeit, als Ebner Eschenbachs neue Dichtung: „Glaubenslos." Das beste Wort, was ich darüber sagen kann, ist: Leset es selber, und ihr wedet sehen.

Rosegger.

Tiroler Helden. Gedichte von Albrecht Graf Wickenburg. (Innsbruck. Wagners Universitätsbuchhandlung. 1893.)

Den Eroberern fremder Länder möchte ich so prächtige Preis-Gesänge wohl nicht gönnen, als sie den Vertheidigern des Vaterlandes hier gesungen werden. Den Tiroler Helden muss selbst der entschiedenste Kriegsgegner und Friedensfreund zujauchzen. Und einen würdigeren Sänger haben sie kaum gefunden, als es unser edler Wickenburg ist. Der Sensenschmied von Volders, der Hans Rott, Martin Teimer und Anton Oppacher, Speckbacher und Haspinger, Peter Mayr und Andreas Hofer und wie sie alle heißen, die herrlichen Helden des Befreiungskrieges, sie marschieren im Liede an uns vorüber. Des liebenswürdigen Sängers Widmung sollt ihr lesen, die das Büchlein einleitet, sie selbst ist schon ein Meisterstücklein und spricht also:

Widmung.

Wahrhaftig es geschieht nicht ohne Zagen,
Tret' ich vor euch mit diesen Blättern hin —
Geziemt's mir denn, Tirolertracht zu tragen,
Dieweil ich doch nicht von den euern bin?
Ihr spöttelt gerne über fremde Männer,
Die an dem Hut den Gamsbart aufgesteckt,
Vielleicht, dass man auch mich im Land des Brenner
Nur lächelnd als „Salontiroler" neckt!

Doch sind wir fremd?... Ich bin vom Lande Steier,
Die Hochlandluft, sie hat auch mich umweht,
Es weht auch dort der Sturmhauch von Passeier,
Wenn's unserm Volksthum an die Kehle geht!
Mein Heimatland führt Eisen in den Adern
Und seine Söhne sind gesund und stark
Und zu den mächtigsten von Östreichs Quadern
Gehört auch sie, die grüne Steiermark.

Auch darum fühl' ich mich mit euch ein Gleicher:
Wir hangen treu am großen Vaterland —
Wann gab es einen bessern Österreicher,
Als euern urtiroler Wirt vom Sand?!
Auch durft' ich ein Jahrzehnt bei euch verbringen
Und ein Jahrzehnt, das gibt ja Heimatrecht!
Und lernt' ich auch nicht echt tirolisch singen,
Ist meine Liebe zu Tirol doch echt.

So wollt mir freundlich horchen, wenn ich singe
Von euern Vätern, die so schlicht, als stolz
Und sind es Holzschnittbilder, die ich bringe,
Bedenkt: ihr seid ein Volk aus Eichenholz!
Nicht fein und zierlich ist mein Vers geschliffen,
Doch ziere Feinheit dünkt euch schal und hohl —
Passeierwind hat derb genug gepfiffen
Und derb sind auch die Helden von Tirol!

Und weil wir den Anfang des Büchleins nun kennen, so sei auch sein Schluss gegeben, das „Hofer-Lied", zur Denkmalfeier auf dem Berge Isel 1893, als deren schönste Festschrift, und zwar eine von bleibendem Werte, diese „Tiroler Helden" gelten kann.

„Der Graswuchs auf den Lothewiesen wird hiemit genehmigt. Bürgermeisteramt F." (Westphälisches Volksblatt Nr. 150, 1877.)

„Professor hon. Dr. Kranz kann nicht lesen." (Lectionskatalog der Universität München vom Winter 1877/1878.)

„Heute wurde am hiesigen Magistratsgebäude der schwarze Kasten, worin künftighin die Verlobten, welche zur Ehe übergehen wollen, in gesetzmäßiger Weise aufgehangen werden müssen, befestigt." (Correspondenz aus Papenburg (Hannover) in der Emszeitung 1874.)

„Allen, die uns bei der Entstehung des Feuers zu Hilfe gekommen sind, unsern tiefgefühlten Dank." (Solinger Kreis-Intelligenzblatt Nr. 72, 1877.)

„Zu Ehren Sr. Majeäät des Königs von Sachsen erscheint heute die hiesige Garnison nur im Helm auf der Straße." (Karlsruher Zeitung Juli 1875.)

„Das Impfen der Kinder von Kälbern findet am 23. d. M. statt." (Bautzener Nachrichten Nr. 89, 1883.)

„Einige alleinstehende junge Damen suchen einen Lebensgefährten." (Elberfelder Zeitung 4. Januar 1872.)

„Zu vermiethen sind zwei milchreiche Ammen, beide vier Wochen alt. Näheres bei Hebamme Decker, Gerberstraße Nr. 39." (Leipziger Tagblatt, 4. Februar 1873.)

„Mehrere geübte Näherinnen für einfältige Hemden werden gesucht." (Bielefelder Wochenblatt Nr. 66, 1873.)

„Der Verkauf meiner seligen Frau auf dem Wochenmarkt hat seinen ungestörten Fortgang." (Leipziger Tagblatt, April 1873.)

„Der Kaiser gab das Zeichen zum Beginne der Feier durch Absingung eines Chorals." (Kölnische Zeitung Nr. 243, 1873.)

„Wir werden jeden, der durch unseren Hof fährt, und wenn es auch Leichen sind, gerichtlich belangen." (Ruhrbote, Juli 1866.)

„Für drei Brüder, darunter zwei Knaben, wird ein Zimmer gesucht." (Leipzig, Tagblatt Nr. 272, 1877.

„Ein dreijähriger Esel, wegen seiner Frömmigkeit auch für den Umgang mit Kindern passend, ist zu verkaufen." (Rügen'sches Kreis- und Amtsblatt Nr. 21, 1875.)

„Elf Kleiderschränke für Feldwebel von Kiefernholz sucht die Garnisonsverwaltung in Glogau." (Niederschlesischer Anzeiger Nr. 100.)

„Fünf Thaler Belohnung demjenigen, der mir den Verbleib meines am 24. d. M. abhanden gekommenen Hundes so anzeigt, dass ich denselben gerichtlich belangen kann." (Anzeiger zu Dortmund, December 1874.)

„Für Geburten sind die Wochentage Dienstag und Freitag morgens 9—12 Uhr festgesetzt. Der Standesbeamte." (Bielefelder Tagblatt Nr. 305, 1877.)

„Gute Nähmaschinen, ein Sattler, ein Schneider, zu verkaufen." (Dortmunder Zeitung Nr. 78, 1876.)

„Der Redacteur und der Zeichner des Kladderadatsch wurden zu je 200 Mark und Unbrauchbarmachung verurtheilt." (Magdeburger Zeitung Nr. 41, 1880.)

„Bei der Section eines gelbbraunen Dachshundes hat sich amtliche Wuthkrankheit ergeben." (Dresdener Nachrichten Nr. 329, 1880.)

„Alle, welche noch Acten aus dem Nachlasse meines verstorbenen Mannes beanspruchen, werden aufgefordert, sich binnen vier Wochen zu melden, widrigenfalls sie eingestampft werden. Frau Advocat B." (Rostocker Zeitung, 28. April 1876.)

stand als solcher fast leer aus. Vieles, was für städtische Schüler wissenswert und nützlich ist, steht außerhalb des bäuerlichen Interessenkreises; seine Bildung hingegen bedingt vielfach andere Anregung, andere Kreise des Wissens. Diesem Bedürfnisse sucht das oben angeführte Werk Rechnung zu tragen. Obschon es auch allgemeine Abtheilungen enthält, als Aufsätze und Gedichte für Geist und Herz, Gesundheitslehre, Nahrungsmittellehre u. s. w., so bietet es andererseits Vieles, gut Gewähltes und gewissenhaft Redigiertes aus der Natur-, Landwirtschafts- und Volkswirtschaftskunde, aus dem Reiche der Erfindungen, der Geographie und Geschichte, was besonders für den Bauern passt. Jedes gute Lesebuch für die Schule wird auch ein wahres Hausbuch für Erwachsene sein; das trifft wohl besonders bei diesem Werke zu, das ich den Schulmännern und Lehrern aufs beste empfehle. R.

In den katholischen Landen ist das Wort „Freimaurer" so sehr verpönt, dass man es kaum auszusprechen wagen darf. Weshalb, das weiß ich nicht. Ich habe so viel Vertrauen zur Festständigkeit der Kirche Petri, um dreist es doch auszusprechen, dass bei Hesse in Leipzig zwei Bändchen von Emil Rittershaus erschienen sind unter dem Titel: „**Freimaurerische Dichtungen**" und „**In Bruderliebe und Brudertreue**". (Letztere Gelegenheitsgedichte für wohlthätige Zwecke.) Alle sind getragen von einem versöhnenden, liebe- und hilfbereiten, gottinnigen, von wahrhaft religiösem Geiste. M.

Märchen für Jung und Alt von Dr. Franz Groder. Vermehrte und verbesserte Ausgabe. (Graz. Paul Cieslar. 1894.)

Was wir seinerzeit bei Erscheinen der ersten Auflage Gutes über diese Märchen gesagt haben, das können wir wiederholen, und auch auf die neuen Stücke ausdehnen, die in dieser neuen Auflage enthalten sind. R.

Die Hausforschung und ihre Ergebnisse in den Ostalpen von Gustav Bancalari. (Wien. Alfred Hölder. 1893.)

Ein sehr schätzenswerter Beitrag zum Studium der Bauernhöfe in den Alpen, mit fünf Bilder- und Grundrisstafeln. In dieser Schrift wird auch des obersteirischen „Ringhofes" Erwähnung gethan und zwar, wie es scheint, in etwas skeptischer Art. Unter dem steirischen „Ringhof" hat man sich keinen runden, den Hof einschließenden Gebäudecomplex zu denken, sondern vielmehr ein regelmäßiges oder unregelmäßiges Viereck der Haus- und Wirtschaftsgebäude, welche den freien Innenraum, den Hof einschließen, ähnlich wie Bild und Plan 99 und 100 zeigen. In der nordöstlichen Steiermark wurde diese jetzt immer mehr abkommende Form „Ringhof" genannt. In ihm gab es jene merkwürdigen Zellenställe für je zwei Rinder; jede dieser meist fensterlosen Stallzellen hatte in der Mitte eine viereckige Krippe und eine Thür in den Hofraum. In alten Gehöften kann man diese Eintheilung noch heute finden und sei sie dem Studium der Bauforscher empfohlen. R.

Der Bergsteiger im Hochgebirge. Alpintouristische Schilderungen nach den Berichten hervorragender Hochtouristen. Zusammengestellt und erläutert von Julius Meurer und Josef Rabl. Mit Abbildungen. (Wien. Hartleben. 1893.)

„Der Bergsteiger im Hochgebirge" bringt das Terrain und die Technik der Hochtouristik in Wort und Bild zur Darstellung, und die hierbei angewendete Methode geht von der Ansicht aus, dass es zur Belehrung über die Natur und die Gefahren des Hochgebirges kein besseres und zugleich fesselnderes Mittel gibt, als die Schilderungen jener, welche mit dieser Natur gewissermaßen im Kampfe gelegen und sich in Gefahren befunden haben, denen sie entweder durch eigene Kraft oder durch eine glückliche Wendung entrannen. Da die alpine Literatur bereits so riesig angeschwollen ist, dass es den meisten an Gelegenheit und Zeit fehlt, um sich durch ein derartiges, eingehendes Studium die Erfahrungsreihe zu Nutze zu machen, auf welcher die heutige Hochtouristik fußen kann, haben die Autoren in ihrem Werke einen zweckdienlichen Extract aus der alpinen Literatur zusammenzustellen versucht. Sie lassen darin die hervorragendsten Bergsteiger erzählen, wie sie sich mit dem Terrain der Hochalpen und seinen Gefahren in den verschiedensten Situationen abgefunden haben. Indem der Leser den fesselnden Berichten der Alpenforscher und Hochtouristen mit Spannung folgt, dringt er zugleich in die Geheimnisse der Alpennatur und ihrer verschiedenen Gefahren ein; er lernt Wert auf geeignete Ausrüstung legen und erfährt, wie Geistesgegenwart oft ein Unglück verhütete, oder wie manchesmal ein kleines Versehen zu erschütternden Katastrophen führte. Die zahlreichen Illustrationen dienen zur Veranschaulichung der beschriebenen Situationen. V.

Leykam's Kalender in den verschiedensten Größen und in den verschiedensten Gestalten, sind alle hübsch ausgestattet und alle empfehlenswert. Da ist zunächst ein alter Bekannter der „Grazer Schreibkalender" = hundertzehnter Jahrgang = der stets jedes neue Jahr freundlichst begrüßt wird; bringt er doch des Mannigfaltigen, Nützlichen und Unterhaltenden so viel, dass er vielfach zum treuen Hausgenossen geworden ist, auf dessen Erscheinen sich alles freut. Der innere Gehalt wird auch fürderhin wie bisher seinen eigentlichen Wert bezeichnen. In dieser Be-

Hofer-Lied.

(Zur Denkmalfeier auf dem Berge Isel 1893.)

Stellt ihn her, den Wirt vom Sande!
Weithin schau' er in die Lande,
Hier, wo er vollbracht sein Werk!
Sei du Sockel seines Ruhmes,
Träger dieses Heiligthumes,
Herrlicher Dreischlachtenberg!

Sein Tirol hat er gerüttelt,
Bis es zornig abgeschüttelt
Fremdherrschaft und Tyrannei,
Und auf diesem Felsenplane
Siegreich schwang er Schwert und Fahne,
Ein Rebell aus Kaisertreu'!

Furchtlos unter Blutgeriesel
Pflückt' er auf dem Berge Isel
Hoch vom Lorbeer Blatt um Blatt
Und als Vaterlandsbefreier
Stieg der Sandwirt vom Passeier
Nieder zur Tirolerstadt.

Patriarch in Volkes Mitte,
Väterbrauch und fromme Sitte
Stellt er mählig wieder her,
Und der starke Held im Kriege,
Demuthvoll in seinem Siege
Gab er Gott allein die Ehr'.

Niemals kannte er ein Bangen,
Selbst als ihn der Feind gefangen,
Stand er noch der Alte da.
Und als Held ist er entschlafen,
Als ihn dreizehn Kugeln trafen
Auf d.m Wall von Mantua.

Adler, zieht hier eure Kreise,
Lerchen, jubelt eure Weise,
Glocken tönet im Choral!
Volk Tirols, ström' hier zusammen,
Ewig neu den Muth entflammen
Soll dir dieses Heldenmal!

Lebensräthsel. Neue Novellen von Emil Peschkau. (Berlin. J. H. Schorer. 1893.)

Die Winterabende sind lang und unsere Erzähler wissen immer etwas Neues. Wer gerne von Liebe hört, und wer sollte das nicht! der wird in diesen fünf mit Meisterschaft geschriebenen Novellen gewiss das Seine finden. Gleich die erste derselben „Der schwerste Kampf" wird auf den Leser wirken und zum Genusse der weiteren Stücke einladen. M.

Frauenliebe. Novellen von Stephan Milow. (Stuttgart. A. Bonz & Co. 1893.)

Ein feiner, abgeklärter Geist bietet der deutschen Leserwelt hier vier Novellen voll psychologischer Reize. Es genügt, auf das Buch bloß aufmerksam zu machen, die Verehrer dieses Dichters wissen, was sie an ihm haben. M.

Lori Bergmann. Neue Novellen von Balduin Groller. (Dresden. E. Pierson.)

Bei manchem neuen Buche empfinden wir's recht sehr, dass der „Heimgarten" nicht in der Lage ist, sich gründlicher mit ihm zu beschäftigen, es in allen seinen Vorzügen oder Fehlern zu kennzeichnen. So auch der oben angeführten Novellensammlung gegenüber, die einer eingehenden Würdigung wohl gewachsen wäre. Neu ist es, dass die ganze Sammlung von sechs Geschichten den Titel der einen, freilich hervorragendsten Novelle (Lori Bergmann) führt. Ganz nebensächlich sind wohl auch die übrigen nicht. M.

Moderne Menschen. Roman von Emil Marriot. (Berlin. Freund und Jeckel. 1893.)

Ein moderner Roman, wie er sein soll: ohne Heuchelei und Schönfärberei, wahr, scharf, doch auch von zartesten Empfindungen. Das Werk behandelt das Schicksal eines Modeschriftstellers, der, poussiert von jener Gesellschaftsclasse, welche durch unsauber erworbenen Reichthum einen verderblichen Einfluss auch auf die Künstler ausübt und sie sich dienstbar zu machen weiß. Ein Schriftsteller, der eben an seinen Gönnern, an Frauengunst und an seinen eigenen Leidenschaften, in erster Linie aber an einer unglücklichen Liebe zu einem starken und reinen Weibe fast zugrunde geht. Doch eben diese Liebe wird auch seine Rettung und seine Läuterung. Der Roman spielt in Wien. V.

Über Lesen und Bildung. Von Anton Schönbach. (Graz. Leuschner und Lubensky. 1894.)

Innerhalb weniger Jahre ist von diesem Buche das fünfte und sechste Tausend der Exemplare nothwendig geworden. Solche Ziffern sind die beste Kritik, zumal das Werkchen nicht zur Unterhaltungsliteratur gehört, sondern ernstere Leser sucht. Der Geist des Buches ist schon früher in diesen Blättern angedeutet worden, jetzt ist beizufügen, dass es um einige wertvolle Absätze vermehrt wurde. Besonderes Interesse hat der Aufsatz über Henrik Ibsen, den der Verfasser sehr hoch hält und über den er gewiss recht hat, wenn er ihn nicht als Realisten, sondern als Idealisten, nicht als Pessimisten, sondern als unverwüstlichen Optimisten bezeichnet. Der Kritiker geht den Werken mit Vorliebe objectiv, das heißt hier theoretisch zu Leibe, während bei anderen Kritikern der persönliche Eindruck und der subjective Ausdruck vorherrscht. Diesem letzteren Gesichtspunkte gegenüber hat Ibsen keinen leichten Stand, denn er erfreut, befriedigt, erleuchtet und stärkt uns nicht, er ist mit seinen schlimmen Bildern, die ja wahr, geistig und künstlerisch groß sein können, eine neue Widerwärtigkeit in diesem Leben, die schließlich doch zu nichts führen kann. - Sehr erfreut können wir darüber sein, was der Verfasser von den österreichischen Dichtern Anzengruber, Marie von Ebner-Eschenbach und Ferdinand von Saar sagt. Er zollt ihnen die wärmste Anerkennung. R.

Lese- und Lehrbuch für landwirtschaftliche Lehr- und Fortbildungscurse, zugleich Hausbuch für Landwirte. Von Johann Alex. Rožek. (Wien. Karl Graeser. 1893.)

Trotz der zahllosen Lehr- und Lesebücher für die Volksschule, die heute geschrieben und benützt werden, gieng in denselben der Bauern-

Freunden edler Bienenzucht aus Nah und Fern gewidmet von Joh. Phil. Glock.

Diese Sammlung, welche manch treffliches und humorvolles Gedicht enthält, ist im Selbstverlage des Verfassers, Pfarrers in Zuzenhausen (Baden), um sehr mäßigen Preis zu haben.

Büchereinlauf.

Eduard Bauernfelds dramatischer Nachlass. Herausgegeben von Ferd. von Saar. (Stuttgart. J. G. Cotta. 1893.)

Die englischen Dramatiker vor, neben und nach Shakespeare. Von Adolf Friedrich Graf v. Schack. (Stuttgart. J. G. Cotta. 1893.)

Illustrierte Musikgeschichte von Adalbert Svoboda. Mit Abbildungen von Max Freiherrn von Branca. (Zweite Auflage.) (Stuttgart. Karl Grüninger. 1894.)

Briefe von Annette von Droste-Hülshoff und Lewin Schücking. Herausgegeben von Theo Schücking. (Leipzig. Fr. Wilh. Grunow. 1893.)

Hundert Jahre deutscher Dichtung in Steiermark. 1785—1885. Mit zehn Abbildungen. Von Dr. Anton Schlossar. (Wien. Karl Graeser. 1893.)

Die goldene Karla. Roman von Anna Hartenstein. (Berlin. A. G. Schorer.)

Lebensräthsel. Neue Novellen von Emil Peschkau. (Berlin. A. G. Schorer.)

Emilie Flygare-Carléns sämmtliche Romane. Fünfte wohlfeile Volksausgabe. Erste Abtheilung. (Stuttgart. Franckh'sche Verlagshandlung.)

Um ein Königreich und andere Geschichten von Leon Rosenzweig. (Wiesbaden. H. Sadowsky. 1893.)

Alpenmärchen und Skizzen von Elise Degen. (Regensburg. G. Bößenecker. 1893.)

Die Geschichte von Gundlaug Schlangenzunge. Aus dem isländischen Urtexte übertragen von Eugen Kölbing. (Heilbronn. Gebrüder Henninger.)

Der Denunciant. Ein Bild aus dem Arbeiterleben von Gr. Franz. (Gablonz. Adelheid Weinert. 1893.)

Klopstock in Zürich. Lyrisches Drama in einem Aufzug. Dichtung von Max Morold. Musik von Josef Reiter. (Klagenfurt. Selbstverlag des Dichters. 1893.)

Lebe! Eine Dichtung von Ferdinand Avenarius. (Leipzig O. R. Reisland.)

Stimmen der Stille. Gedanken über Gott, Natur und Leben von M. Reinhold von Stern. (Zürich. Verlag von Sterns literarischem Bulletin der Schweiz. 1894.)

Coutelle-Bodenstedts **Pharus am Meere des Lebens.** Anthologie für Geist und Herz, aus den Classikern aller Zeiten und Völker. Nach den Materien alphabetisch geordnet. Neue Folge. (Leipzig. Julius Baedecker.)

Gedichte von Karl Hawelka. (Budweis. A. Blaha. 1893.)

Sinngedichte von Ludwig Fulda. Zweite vermehrte Auflage. (Stuttgart. J. G. Cotta. 1893.)

Allerlei Tonarten. Verdeutschte spanische und eigene Lyrik von Otto Braun. (Stuttgart. J. G. Cotta. 1893.)

Lieder aus dem Metzer Lande. Französische Volkslieder verdeutscht von Emil Erbrich. (Metz. Paul Even. 1893.)

Gedichte in Prosa. Von Anna Croissent-Rust. (München. Dr. A. E. Albert & Comp.

Die neuen Ideale. Evolutionäre Plaudereien von Hermann Fürst. (Dresden. E. Pierson. 1893.)

Vermenschlichung der Sprache. Von Dr. J. Baudouin de Courtenary. (Hamburg. Verlagsanstalt und Druckerei A. G. 1893.)

Über Hamlets Wahnsinn. Von Dr. Anton Delbrück. (Hamburg. Verlagsanstalt und Druckerei A. G. 1893.)

Der Helmbrechtshof und seine Umgebung. Eine literarhistorische Untersuchung von Max Schlickniger. (Linz. Wimmer. 1893.)

Reisenotizen eines Chicagoreisenden. Für Freunde als Manuscript gedruckt. (Lahr. Moriz. Schauenburg. 1893.)

Die jetzigen Mäßigkeitsbestrebungen in Deutschland, Österreich, Russland und Norwegen. Ein Zeitbild von Wilhelm Martius. (Magdeburg. E. Baensch jun. 1893.)

Dis Bekämpfung der Trinksitten durch die Gesetzgebung. Von Dr. Adolf Daum. (Wien. Im Selbstverlage des Verfassers. 1893.)

Das vegetarianische Kochbuch für Freunde der natürlichen Lebensweise. Von Ed. Baltzer. (Leipzig. H. Hartung & Sohn.)

Lösung der socialen Frage. Allgemeiner europäischer Weltfriede entworfen von Seb. Schneider. (München. Selbstverlag des Verfassers. 1893.)

Warum muss der Antisemitismus siegen? (Spandau. Gustav Schob. 1893.)

Der Urgemüthliche. Heitere Vorträge in Poesie und Prosa. — Erscheint in circa zwanzig Heften. (Wien. C. Daberkows.)

Daberkows neuester **Plan der k. k. Reichshaupt- und Residenzstadt Wien.** Mit einem Straßen-Verzeichnis aller neunzehn Bezirke Wien. (Wien. C. Daberkow.)

Von **Dr. Willibald Müllers „Volks-Advocat“** sind nun sechzehn Lieferungen erschienen. (Teschen. Prochaska.)

Allgemeine Kunst-Chronik. Illustrierte Zeitschrift für Kunst, Kunstgewerbe, Musik, Theater und Literatur. 17. Band. (München. Allgem. Kunst-Chronik. Josef Albert.)

Die Gemälde-Sammlung im culturhistorischen Hof-Museum in Wien. Besprochen von

ziehung weist der Kalender manch beachtenswerten Fortschritt, manch erfreuliche Vermehrung seines Inhaltes auf, und zwar nicht nur in der Auswahl des Lesestoffes, sondern insbesondere auch in der Ausführung der Bilder. Die Erzählungen und Gedichte sind von hervorragenden Schriftstellern und Schriftstellerinnen, als Rosegger, Hermine Proschko, Ferd. Schifkorn, Dr. Franz Martin Mayer, Ferd. Ebhardt, Adolf Frankl, Nandl Werchota, Josef Hiller, Kurt von Zelau u. a. Hervorzuheben sind noch die mannigfachen, theilweise illustrierten Aufsätze aus dem Gebiete der Landwirtschaft. Eine sehr praktische Neuerung wird dem Publicum dadurch geboten, dass im genannten Kalender ein Verzeichnis der Ärzte in Graz und Wien, nach Specialfächern geordnet, enthalten ist. — Weiters nennen wir den Advocaten- und Notaren-Kalender = hundertdritter Jahrgang = ein Vormerk-, Geschäfts- und Auskunftsbuch auch für Amtsvorsteher, Geistliche, Beamte, Gemeinde-Vorstände ꝛc., den Tages-Block-Kalender (täglich zum Abreißen) mit schöner colorierter Rückwand, den Wochen-Notiz-Block-Kalender (wöchentlich zum Abreißen) mit einem Notizraum für jeden Tag des Jahres, den Eleganten Taschen-Kalender mit den Porträts des Erzherzogs Josef Augustin und der Prinzessin Auguste von Bayern, ein vornehm ausgestattetes Notizbuch in Goldschnitt, den Grazer Taschen-Kalender, die beliebten Portemonaie-Kalender broschiert, in Metall und in Leder gebunden, den kleinen und großen Wand-Kalender, den Blatt-Kalender (auf Pappe zum Stellen), bequem für jeden Schreibtisch ꝛc. ꝛc.

Wir empfehlen nochmals unsern Lesern die Leykam'schen Kalender aufs wärmste.

K.

„Jugendheimat." Jahrbuch für die Jugend zur Unterhaltung und Belehrung. Herausgegeben unter Mitwirkung vieler Jugendfreunde von Hermine Proschko. Achter Jahrgang. (Graz. Verlag Leykam.)

Der achte Jahrgang dieses prächtigen Jahrbuches, das unter den periodischen Erscheinungen unserer Jugendliteratur einen hervorragenden Platz einnimmt, ist zur Freude der Jugend, und derer, die es gut mit ihr meinen, erschienen. Er umfasst eine außerordentliche Inhaltsfülle von größter Mannigfaltigkeit; gemüthvolle Erzählungen, belehrende Schilderungen, formvollendete Gedichte, Bilderräthsel, Unterhaltungsspiele ꝛc. wechseln in angenehmster Weise ab. Die Original-Farbenbilder, sowohl wie die schwarzen Original-Zeichnungen von Emilie Proschko, A. Greil, E. Pessler sind wirkliche Zierden dieses Buches, welches in jeder Beziehung ein schöner Schmuck jedes Weihnachtstisches, jeder Jugendbibliothek ist. Wie alljährlich, empfehlen wir auch heuer die „Jugendheimat" allen Eltern und Erziehern aufs angelegentlichste.

K.

„Jugendlaube." Bibliothek für die Jugend. Herausgegeben von der Jugendschriftstellerin Hermine Proschko. (Graz. Leykam.)

Wir hatten schon öfter Gelegenheit, auf dieses neue Unternehmen hinzuweisen, das den Zweck verfolgt, gediegene Jugendschriften zu billigem Preise zu veröffentlichen. Vor kurzem erschien das achte Bändchen, welches Ida Pfeiffers zweimalige Reisen um die Erde von Helene Stöckl schildert. Wir freuen uns, dass dies einheimische Unternehmen so günstige Fortschritte macht und möchten bei heutiger Gelegenheit die Schülerbibliotheken darauf aufmerksam gemacht haben. K.

Der soeben erschienene fünfzigste (Jubiläums-) Jahrgang des von der gefeierten Schriftstellerin Bertha v. Suttner herausgegebenen **„Illustrierten österreichischen Volkskalenders"** (Moriz Perles in Wien) zeichnet sich, dem festlichen Anlasse entsprechend, durch eine reichhaltige Anzahl gediegener Beiträge und zahlreicher Illustrationen aus. Den Reigen der unterhaltenden Aufsätze eröffnet eine ebenso humorvolle als feinsinnige Novelle: „Ein altes Ehepaar" von Bertha v. Suttner. Besonders gefallen hat uns der von der Herausgeberin verfasste Aufsatz: „Fünfzig Jahre?" M.

Geht der Handwerkerstand seinem Untergange entgegen oder nicht? Eine Mahnschrift von Leopold M. Laa. (Bremerhaven und Leipzig. Chr. G. Tienken.)

Möge jeder unzufriedene Angehörige des Arbeiterstandes das Büchlein vor Augen bekommen; eine kleine Stunde würde genügen, seine Ansichten den wohlberechtigten des Verfassers zu nähern und gleichzustimmen. Die Worte des Büchleins wirken umso kräftiger, da eine Arbeiterhand die Feder geführt.

Armin.

Die Arbeiter-Partei und der Bauernstand. Ein ernstes Wort in ernster Zeit von Karl Morre. Zweite Auflage. (Graz. Leykam. 1893.)

Am Schlusse dieser zweiten Auflage führt der Verfasser die wichtigsten Ereignisse vor, welche seit dem ersten Erscheinen dieser Broschüre sich vollzogen und seine Befürchtung als vollberechtigt begründet haben.

Imkergrüße aus der Kurpfalz. Eine Sammlung heiterer und ernster Imkerlieder. Allen

Heimgarten

4. Heft. | Jänner. | 18. Jahrg.

Der kranke Stausel.

Eine Gestalt aus dem Waldlande von P. K. Rosegger.

Als vor vierzig Jahren eines Tages ein Schafhirte in die Holzknecht-hütte des Heschelwaldes trat, kam er just zurecht, wie der Kristen-Stausel anfieng zu sterben.

Der Kristen-Stausel, ein Holzknecht im Heschelwalde, war eine Stunde früher noch dagestanden stramm und starr wie die Wettertanne vor der Hütte. Ein etwa fünfunddreißigjähriger Mann mit brauner Haut, schwarzem Schnurrbartbuschen und dunklen, brennenden Augen, die — wie man sagte — nicht ins Pulverhorn gucken durften, ohne dass ein Unglück geschah. Holzknecht war er nur zur Hälfte, zur andern Hälfte war er Wildschütz. Die beiden Hälften hätten vielleicht einen ganzen Kerl gegeben, wenn der Stausel nicht alleweil so arg krank gewesen wäre. Er hatte nämlich ein „saures Geblüt" und den „Knochenschimpel" und die „Lungelsucht" und die „Abzehrung" und das „Magengromeln" und den „Herzdampf" und die „Schlagelsucht". Sieben schwere Krankheiten, das war kein Spass! Schon eine allein bringt die Leut' um, aber es war vielleicht

Hans Grasberger. (Wien. Karl Graeser. 1892.)

Geschichte des Steirischen Sängerbundes. Vom siebenten bis zum achten Bundesfeste 1888–1893. Im Auftrage des Bundes verfasst. (Graz. Verlag des steirischen Sängerbundes. 1893.)

Nein! Sechs Präludien von Emerich Kowalek. (Frankfurt a. M. K. Könitzer.)

Das häusliche Glück. Rathgeber für Haushalt und Küche. Ein Haus- und Hilfsbuch für jedermann. Vierte Auflage. (Wien. G. Szelinski, k. k. Univ.-Buchhandlung.)

Allgemeine Pädagogik auf psychologischer Grundlage und in systematischer Darstellung von Dr. J. Rieden. (Strassburg i. E. Strassburger Druckerei und Verlagsanstalt. 1893.)

Unsere Volkstrachten. Ein Wort zu ihrer Erhaltung vom Pfarrer Hansjakob. Zweite Auflage. (Freiburg i. B. 1892.)

Nicht geistig, sondern sprachlich zurückgebliebene Kinder. Dargestellt von Moriz Weninger. (Gera. Karl Bauch. 1894.)

Cotta'scher Musenalmanach. Vierter Jahrgang. Herausgegeben von Otto Braun. Mit sechs Kunstbeilagen. (Stuttgart. J. G. Cotta'sche Verlagsbuchhandlung. 1893.)

Großer Bauernkalender mit Bildern auf das Jahr nach der Geburt Christi 1894. Herausgegeben von Franz Schlinkert. (Krems. Josef Faber.)

Trowitzschs Volkskalender 1894. Siebenundsechzigster Jahrg. (Berlin. Trowitzsch & Sohn.)

Steirischer Haus- und Schreibkalender auf das Jahr 1894. Illustriertes Jahrbuch für Stadt und Land. (Graz. Robert Withalm & Co.)

Illustriertes Jahrbuch für Kleinthierzüchter für 1894. (Haus- und Wassergeflügel, Stubenvögel, Hunde, Kaninchen, Aquarien- und Terrarienbewohner 2c.) Herausgegeben von Jean Bungartz. (Leipzig. A. Twietmeyer.)

Der Vöglein Jahresgruß. Jugendkalender für 1894. Herausgegeben von dem deutschen Bund zur Bekämpfung des Vogelmassenmordes für Modezwecke. (Wiesbaden. W. Zimmet.)

Die Romanwelt. Wochenschrift für die erzählende Literatur aller Völker. (Stuttgart. J. G. Cotta.)

Die Penaten. Eine Halbmonatsschrift herausgegeben von Arno Zschuppe. (Dresden.)

Postkarten des „Heimgarten".

F. E., Eibiswald M. S., Wien, P. K. O., Heilbronn und andere. Dankend abgelehnt, weil für lange Zeit mit Beiträgen versehen.

Infolge eines Ausspruchs Ferdinand von Saars geht uns das folgende Gedicht zu:

An Ferdinand von Saar.

„Sich selbst erkennen, heißt sich selbst vernichten."
Da er dies Wort schrieb, hat er sich verkannt,
Der Mann, vor dessen grübelndem Verstand
Sich sonst die Dunkel seines Wesens lichten.

Er gibt sich selbst in allem, was er dichtet.
Die Selbsterkenntnis, die zur Dichtung drängt,
Wird ihm zur Muse, die ihn reich beschenkt,
Ein unvergänglich Denkmal ihm errichtet.

Die groß ihn machte, muss auf Dank verzichten.
Ein Dichter, der gefühlt, wie Undank nagt,
Wird selbst des Undanks schuldig, da er klagt:
„Sich selbst erkennen, heißt sich selbst vernichten."

Otto Rechert.

G. B. Bregenz. Die liebliche Legende: „Die Bienen und der Leib des Herrn" finden Sie in Joh. Ph. Glocks „Imkergrüße aus der Kurpfalz."

W. A. S., Prag. Sie Schäker, wir sitzen Ihnen nicht auf, wenn Sie uns da ein „noch ungedrucktes Gedicht von Robert Hamerling" zur Verfügung stellen wollen. Erich Hartleben wird sich bedanken und lässt sich die Autorschaft des köstlichen Poems kaum bestreiten, das erst vor kurzem im „Magazin" erschien:

Die Hörner.

Wenn die Hörner abgelaufen,
Und der Jugend Lust gebüßt ist,
Wird Pierrot, der lastermüde,
Kriechen in den heiligen Eh'stand . . .

Colombine, jung und lustig,
Wollt ihn anfangs nicht mehr haben,
Wenn die Hörner abgelaufen
Und der Jugend Lust gebüßt ist.

Aber schließlich ward sie milde,
Reicht am Altar ihm das Händchen,
Und wie tröstend sprach sie leise:
Neue werden wieder wachsen,
Wenn die Hörner abgelaufen.

E. Hartleben.

J. L., Graz. Neumann Hofer sagt: „Das schlimmste, wenn man von Dummköpfen nicht verstanden wird, ist, dass es gegen den guten Geschmack geht, ihnen zu antworten."

* Bitten unverlangt Manuscripte nicht einzuschicken.

Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.

oba s leßti Tröpfl saur is, aftn is s gor.“ — Wiederholt hatte der Kristen-Stausel sich Egel setzen lassen, aber die waren auch nicht so dumm, als sie aussahen, das süße Blut sogen sie ihm aus, das saure ließen sie ihm drinnen.

Fast noch schlimmer als das „saure Geblüt“ war der „Knochenschimpel“. Bei den Zähnen hatte er angefangen, die wurden braun und morschten ab, so viel er auch Tabak kauen mochte, was dagegen das beste Mittel ist. Dann kam’s in die Fuß- und Handknochen, dort zwickte und zwackte es, bohrte und „bremselte“ (juckte), und das war der „Knochenschimpel“. — „Die Boan“, sagte er, „wern ma schimpel (schimmelig), wiar a Stuck Brot in an Keller. Zerst, moant da Bruggn-Thomerl, wurdns rauch wiar a Budlhaubn, aftn wia die Knouchn über und üba rauch sein, aftn frisst sih da Schimpel einwendi eini, aftn wirds Gebõan morb wiar a Mouder und aftn bricht da Mensch zsom wiar a fala Bam.“

Gegen diesen fatalen „Knochenschimpel“ gab es nur ein Mittel, das Abbeten. Die alte Holzmieslin, eine in wunderwirkenden Dingen erfahrene Frau, strich ihm mit dem Daumen kreuzweise über Arme und Beine: „Menschenhand (oder Fuß), ich streich’ dich, Menschenhand, ich bekreuz’ dich, mit unseres Herrn Jesu Kreuz und Pein soll dein Fleisch und Bein gesegnet sein, heilig, heilig, heilig sei der Herr Sabaoth in alle Ewigkeit Amen.“ — Als auch das nicht anschlagen wollte, sagte die Holzmieslin: „’s is ols zspot, da Schimpel hat sih scha zweit einigfräissn.“

Also wurde es mit dem Stausel immer schlechter und auch die „Schlagelsucht“ trat immer drohender hervor. „Mitn Schlagl (Schlag), däs is a sou“, belehrte uns der Stausel über seinen Zustand: „An iada Mensch hot in sein Koupf drei Bluatstroupfn, de henkn in Hirn, as wia die Thautroupfn af an Grosholm. Wan da rechti Bluatstroupfn owifollt, seln straft (streift) in Menschn s Schlagl af da rechtn Seitn; wan da linggi Troupfn owifollt, selm strafts n af da linggn Seitn, und wan da mitteri Bluatstroupfn owifollt, selm trifftn s Schlagl ban Herzn und da Mensch is hin.“

Also war es eines Tages, nachdem das „Magengromeln“ und das „saure Geblüt“ schlimme Ausdehnung gewonnen hatte und nur mehr ein einziger guter Tropfen im Hirne hieng, dass der Stausel unter dem „Knochenschimpel“ plötzlich zusammenbrach und zu gleicher Zeit, wahrscheinlich durch die Erschütterung der Blutstropfen, herabfiel. Und gerade zur selben Stunde trat ich, der Schafhirte, in die Holzknechthütte des Heschelwaldes.

„Peda!“ röchelte der Sterbende und hob ein wenig seine Hände mit den ausgespreiteten Fingern, „mit mir is s vabei. Mih hot s Schlagel trouffn, s Herzschlagel hot mih trouffn. — Bist mar ollaweil liab gwen, Peda, sullst ah an Ondenkn va mir hobn. Lous zua. In mein Gwond-

gerade gut, dass ihrer mehrere waren, so nagte eine an der andern und ließen den Strausel in Ruh'. Wenn aber sechse in ihren Nestern schliefen und etwa nur der Herzdampf munter war oder das Magengromeln, da konnte es der Kranke oft schier nicht aushalten, da lag er zu allerlängs hingeworfen auf der Holzbank und ächzte und vermachte sein Gewand den Kameraden. Aber schon nach kurzer Zeit mussten sie das Gewand wieder zurückgeben, weil er es selber anzog und in den Holzschlag gieng oder die andere Hälfte seines Wesens bethätigte.

Ein Hirtenmädel war in demselbigen Walde, das hatte Gott dem Stausel zum Ärger erschaffen. Das kam öfters in die Hütte und trällerte den Holzknechten in einem Athem folgende Sache vor: „Spring da Hirsch übern Boch tritt ma mei zwiedoppplts driedopplts Brombirlab Blättablott oh is schon a hüscha Mon der ma mei zwiedopplts driedopplts Brombirlab Blättablott in oan Othn nena kon der wird mei Mon.“ — Der Stausel konnte nicht ihr Mann sein, denn mit seinem kurzen Athem brachte er es nur bis zum ersten „Brombirlab Blättablott“, dermachte er es noch bis zum „hüschen Mon“, da war schon nicht mehr so viel Luft in seiner „Lungel“, dass davor ein Streichholzflämmchen auch nur hätte zucken können, und das war die Folge des „Herzdampfes“.

Das „Magengromeln“ (Knurren im Magen) plagte ihn alle Tage; nahm er etwas dagegen ein, so bekam er das „saure Geblüt“, welches sich besonders durch „Sengen“ (Sodbrennen) kundgab. Nahm er nichts ein, so drohte die „Schlagelsucht“, da kam ein Zustand über ihn, den der Stausel selbst am besten zu schildern wusste: „Just souviel schricki bin ih. Wans himlazt (blitzt) oder dunnert, do schreckts mih, wans sist nou an Rumpla mocht, do schrecks mih, wan gach a Schuss follt, do schrecks mi ah! Do follt ma 's Geblüat van Koupf owi, gonz owi und wird ma blow vor n Augnan.“ Wenn der baumstarke Holzknecht und Wildschütz mit kläglicher Fistelstimme solches sagte, da war es ordentlich zum Weinen, falls man nicht hätte lachen müssen.

Manchmal hatte er, besonders nach Anstrengungen, ein krebsrothes Gesicht, aber das kam nur vom „sauern Geblüt“; oft musste er, besonders im Sommer, arg schwitzen, das kam aber nicht von der Hitze, sondern vom „sauren Geblüt“. Ein Bauernarzt hatte ihm gerathen, recht viele Süßwurzeln zu essen, es half aber nichts. Zucker aß er in ganzen Stücken, die er mit den Zähnen zerknackte. Honig aß er löffelweise, es half nichts, das Geblüt wurde alleweil noch saurer. „Es steht oh“, sagte er mit ergebener Miene. „Däs is holt a sou, wia ba der Milch, in da großn Hitz oder in an schlechtn Gschirr wirds saur, zageht, wird Wosser und Toupfn — aftn kon mas weckschüttn. Mit mein Geblüat is s akrat a sou. Da Bruggn-Thomerl (das war der Winkelarzt) hot gsogg, sa long nouh an oanzigs guats Bluatströpfl in mir war, wurds as holtn, wiar

Und seit diesen Geschichten, mein lieber Leser, sind an vierzig Jahre vergangen. Da war es im letztvergangenen Sommer, dass ich mit meinen Söhnen wieder einmal im Gebirge umstrich und eines Tages vom Gewitter überrascht wurde. In einer schief in den Grund gesunkenen Waldhütte nahmen wir Zuflucht. An der Thür stand ein braunes knochiges Weib, das hatte Haare auf den Gesichtswarzen und auf den Zähnen und rief, als sie uns sah, mit einem kurzen Gekreisch ihre Brut herbei. Diese kam aus den dunklen Tiefen des Nestes hervor und bestand aus drei Dirnen von etwa zwanzig bis fünfundzwanzig Jahren. Mit zotigen Mähnen (eine hatte aber das Haar kurzgeschnitten), kamen sie auf breiten Pfoten langsam herangestapft. Sie hatten alle Männerjacken an und eine nebelte aus der Tabakspfeife. In wehrhafter Stellung standen sie mit ihren plumpen Gliedern da, während wir unter Sturm und Regen mit der Alten verhandelten, ob man eintreten dürfe. Endlich standen die Dirnen ein wenig beiseite, so dass wir uns an ihren strammgestemmten Ellbogen vorüber knapp in die Hütte zwängen konnten. Da drin war's schier finster und dumpfig. Es roch nach modrigem Holz, altem Leder und feuchtem Gewand. Als unsere Augen sich ein wenig zurechtfanden, sahen wir im Winkel des Kachelofens einen großen Mann sitzen. Er beugte sich vor, stützte die Ellbogen aufs Knie und that bei unserem Eintritte nicht viel desgleichen. Auf dem Kopf hatte er eine schwarze Zipfelmütze tief über die Ohren herabgezogen, ein schwarzer Bartwisch stand ihm unter der Nase hervor. So oft es blitzte oder donnerte, zuckte er zusammen und dabei zog er die Zipfelmütze immer noch krampfhafter über Ohren und Augen herab. Ich fragte das Weib, ob er ihr Mann sei, sie hatte darauf gar keine Antwort, sondern rief auf ihn hin: „Olta Norr, Stausel, 's thuat jo nix, s is schon übri hintern Berg und wird wieda liachta."

Nun erkannte ich einen alten Bekannten, den Kristen-Stausel, der vor vierzig Jahren an Knochenschimpel, Herzschlagel und noch an mehreren anderen Krankheiten gestorben war. Dass er jetzt noch lebte, war lediglich dem Umstand zu verdanken, dass damals die reißenden Krankheiten sich gegenseitig selber auffraßen und den Kranken glücklicherweise verschonten. Das erzählte er mir bald, denn wir wurden sofort miteinander gesprächig. Auch erinnerte er sich noch des einstigen Schafhirten, von dem er gehört, dass er seitdem ein Graf geworden sei, was ihn gar nicht wunder genommen, weil selbiger ja die Froschaugen gehabt hätte. — Als es dazumal mit dem Sterben nichts gewesen war, hatte er es mit jener Geißhirtin versucht und es mit vieler Übung richtig so weit gebracht, das Stücklein vom „Hirsch übern Boch" in einem Athem hersagen zu können. Darauf nahm sie ihn und erzeugte mit ihm etliche Hünenkinder, von welchen sich sogar die Dirnen derartig entwickelten, dass von den Leuten ihre Dirnenhaftigkeit angezweifelt wurde. Bursche, welche Versuche

trühel findst a blows Schachterl, däs ghört dein, schütts nit aus. Frouschaugn. I hons amol von an oltn Zigeuner kriagg für a Trum Speck und a Pfeifn-Tabak. Er hot de Frouschaugn nit brauchn kina, weil er ka Suntakind is gwen; ih hons a nit brauchn kina, weil ih ah koans bin. Du bist a Suntakind, du konnst as brauchn. Ollamol, wan s Mauscha vul is (bei Vollmond) nimst a Frouschäugl ein und konnst da dabei wos wünschn."

Soweit sprach er, da war wieder der Herzkrampf da, der sogar durch das „Schlagel" nicht umzubringen gewesen. Ich nahm die blaue Schachtel aus der Gewandtruhe, wünschte ihm „baldige Gesundheit", obzwar er schon so viel als todt war, und gieng meinen Schafen nach.

Kurze Zeit darauf bin ich in eine andere Gegend verschlagen worden. Die geerbten Froschaugen waren erbsengroße, grünlich-graue Kügelchen. So oft Vollmond war, schloss ich mich in meine Kammer und bei verriegelter Thür und bei vernageltem Fenster und Kopf zerrieb ich mit einem Stein und großer Feierlichkeit ein Froschauge, nahm das Pulver auf die Zunge und während ich mir einen Wunsch dachte, war es verschluckt. Die Wünsche giengen fast allemal in Erfüllung, nur manchmal etwas ungeschickt. So zum Beispiel wünschte ich mir gleich beim ersten Vollmond eine Tabakspfeife und richtig, schon am nächsten Tag, als mir die Schafe aufs Kornfeld gekommen waren, schmiss mir der Großknecht aus Zorn die seine an den Kopf. Der Wunsch nach einem „lieben Dirndel" wurde vom Vollmonde so verstanden, dass ich ein junges Schwesterlein bekam, das sechste Geschwister, welches mir die Milch wegtrank, die ich sonst des Morgens von der Mutter erhalten hatte. Am redlichsten erfüllt ward der Wunsch nach einem Schnurrbart, nur dass der fünfzehn Jahre nachher kam. Im ganzen beklagte ich mich über die schlechten Froschaugen und meinte, sie würden eben schon zu alt und abgestanden sein, um noch zu wirken. Eines Besseren belehrte mich jedoch der Meßnerhansel, der erinnerte daran, dass solche Froschaugen nur bei einem Sonntagskinde angriffen, ich aber als eins von einem (wahrscheinlich blauen) Montag im Kirchenbuch stünde. Schlau wie ein Advocat fragte mich der siebenspannige Schuster (so geheißen, weil er sieben Gesellen hatte), wie der Wortlaut gewesen sei, mit welchem der selige Kristen-Stausel mir die Froschaugen vermacht habe. „Ja", meinte ich, „er hat halt gesagt, dass ich sie am Vollmond einnehmen soll und mir dabei was wünschen könnte." Da hielt der Siebenspannige mir einen alten zerrissenen Stiefel hin und sprach: „In der Thomasnacht um Zwölfe schrei in diesen Stiefel hinein: sali en dami! Dann stecke ihn rasch an den linken Fuß und dabei kannst du dir auch was wünschen. Wohlgemerkt, wünschen kannst du dir, was du willst — ob's in Erfüllung gehen wird, weiß ich nit. Der Stausel wird's auch nit gewusst haben. — Sali en dami! Jetzt war ich um ein ganzes Streichholzköpfchen klüger.

sondern rückwärts geht. Und so war er richtig statt in den Bauch hinab, in die Leber heraufgestiegen. „Hät d Medrizin", sagte der Stausel ganz richtig, „heraufgloadt, gstott hinoh, so war s longschinkad Mistviach zrugg owi und untasih aus. Hiazt hot sa sih in da Leba festgsetzt, und do zwickts und grobbs und beißts und frißts und ka Mensch bringgs mehr außa. Und däs is a sou: Bis da Krebs d Leber aufgfressn hot, is s gor mit an Menschn."

Während der alte Stausel mir sein ungeheueres Elend also vorstellte, hub seine Heiserkeit wesentlich an zu schwinden, als ob das „Zapfel" gar nicht warten wollte auf die Köhlerliesel, sondern ganz aus eigener Kraft sachte heraufstiege an seinen angestammten Platz. Das Gewitter hatte sich auch verzogen und so konnte der Stausel gutes Muths fortfahren, mir von den unzähligen merkwürdigen Krankheiten zu berichten, die in seinem Körper seit fünfzig Jahren daran arbeiteten, ihn umzubringen. Er wurde dabei völlig munter und stopfte sich langsam eine Pfeife an. Während er mit saurem Gesichte den Rauch mühsam aus dem Rohre sog und ausspuckte, jammerte er seinem Weibe vor, dass es ach! wohl schon ganz mit ihm zu Ende sei, weil ihm der Tabak so gar nicht mehr schmecke. Sie brachte ihm zu Trost einen großen Topf mit Kaffee. — Alles war in dieser und um diese Waldhütte, wie es vor hundert oder zweihundert Jahren gewesen sein mochte, nur der Kaffee war da, der ist in die tiefsten Wildnisse vorgedrungen. Alles andere, was man Bahnbrecher der Cultur nennt, ist nicht so weit gekommen, als der Kaffee. Die Hünenbrut des alten Stausel ernährte ihn reichlich im Walde, versorgte ihn mit Kaffee und allem andern, damit er sich ganz seinen merkwürdigen Krankheiten widmen konnte. Während der Stausel den Kaffee mit einem großen Holzlöffel bedachtsam ausschaufelte, schwieg er und gab sich mit Feierlichkeit dem Genusse hin. Als die braune Suppe alle war, wischte der Alte den Löffel mit der Zunge ab, steckte ihn an ein Seitenhänkelchen seiner Lederhose, wo er vorher gesteckt hatte, und begann wieder, sein Elend zu betrachten. Alle anderen Krankheiten zusammen, meinte er, fürchte er noch immer nicht so sehr, als das eine, das „Pfnausen". Was das wäre? fragte ich, da legte er die Spitzen zweier Finger an seine Stirn, schloss die Augen, that den Mund auf und nießte. „Helf uns Goud!" rief das Weib. „Orma Stausl, muaßt scha wieda sou viel pfnausn!" — „Däs is die ollagfahrlicherst Kronkhat!" seufzte der Stausel, „ba koana ondern Kronkhat wird da Mensch so viel Helf uns Goud sogn wia ban Pfnausn. Däs bringg mih um, werds as scha sechn, meini Leut, s Pfnausn bringg mih um." Als er merkte, dass ich ungläubig war, fuhr er fort: „Däs is holt a sou: an iada Mensch muaß pfnausn. Koana pfnaust öfter, as wos er Hor am Leib hot. Hot da Mensch sar ouft pfnaust, nochha thuat er in leßtn Pfnauser und pfnaust sei Seel aus, und aftn is s gor."

machten, darüber ins klare zu kommen, wurden durchgeprügelt und hinausgeschmissen.

Mit dem Stausel stand's doch immer noch armselig. Zur Zeit war er lahm, gichtbrüchig und hatte nebst Schwindsucht, Milzbrand, Wassersucht und anderen schrecklichen Krankheiten den Zapfelfall, den Hirnschwund und den Leberkrebs. Seit etlichen Tagen war er heiser. „Jo", hauchte er, „s Zapfel is mar ohigfolln. Die Kuhlerliesel kunts wieder auffaziachn, is oba hiaz z'Fischboch entn." Hat nämlich, um dir lieber Leser, seine weiteren Ausführungen zu verdeutlichen, jeder Mensch in der Kehle ein Fleischzapfel; wenn du in den Spiegel schaust, kannst es sogar an dir selber sehen. Nun, dieses Zapfel fällt dem Menschen manchmal hinab in den Magen und dann ist er heiser und kann kein lautes Wort sprechen. Oben mitten auf dem Scheitel hat der Mensch ein bestimmtes Haar, und wenn man daran zieht, so kann man wie durch eine Schnur das hinabgefallene Zapfel wieder heraufziehen in die Kehle. Aber die wenigsten finden unter den tausend Haaren das rechte auf dem Scheitel, diese Geschicklichkeit muss angeboren sein. Die Köhlerliesel kann es, aber solches Weibsbild war jetzt in Fischbach drüben und so musste der arme Stausel sein Zapfel im Magen liegen lassen, bis sie zurückkehrt. Ja, wenn er sich nach Fischbach hinüber nachtragen lassen könnte! Gehen kann er nicht einen einzigen Schritt, vor lauter Knochenschimpel.

Viel schlimmer war der Hirnschwund. „Mitn Hirn is s a sou", unterrichtete mich der Stausel, „wan da Mensch olt wird, aftn geht eahms Hoar aus. Wan eahm s Hoar ausgeht, aftn schlogg d Sunhitz durchn Koupf und aftn hebb s Hirn on zan zagehn (zum schmelzen) wiar a Speck oder a Buda zageht ba da Hitz. Und mei Hirn zageht mar ah, destwegn bin ih imeramol souviel damasch und wirfli (schwindelig), dass ih go nit dastehn mog. Bis s letzt Batzl Hirn zagongen is, sogg die Kuhlerliesel, aftn wirds gor mitn Menschn. Derawegn, mei Koppn, mei Koppn!" — Also hatte seine Kappe dreifachen Zweck, die Augen vor dem Blitz, die Ohren vor dem Knall und das Hirn vor dem Sonnenstrahl zu bewahren.

Die weitaus schlimmste und schrecklichste Krankheit des Stausel jedoch war der Leberkrebs. Mit bewundernswerter Gelassenheit erzählte er mir, dass er schon über dreißig Jahre lang an diesem Übel leide. Bei einem unvorsichtigen Wassertrunk hatte er wahrscheinlich ein junges ganz kleines Krebslein mitverschluckt. Das fiel ihm erst auf, als er immer Magenzwicken hatte, natürlich, als das Thier im Magen größer ward, hub es an seine Scheren zu gebrauchen. Der Bruggen-Thomerl war schon lange todt, so gieng der Stausel zum Kofelschneider nach Stanz, der aber verstand es nicht. Der Kofelschneider gab eine Medicin, die das Vieh abwärts treiben sollte, ohne zu bedenken, dass ein Krebs nicht vorwärts,

vor mich hin und verdrängte das Soll und Haben meiner mercantilischen Empfindungen. Ich sah unsere ganze Wandertruppe aus dem Jahre achtundsechzig vor uns, die traurigen und heiteren Fahrten über Stadt, Dorf, Weiler, Marktflecken und wie sonst die Niederlassungen der Menschen benamset sind, ich empfand durch Deine Schilderungen den alten jugendlichen Übermuth in mir keimen, und war im argen Zweifel, ob das Roth, das so plötzlich auf meinen Wangen brannte, ein täuschendes Gefühl der Erinnerung an all den ‚Zinnober' und ‚Karmin' sei, mit dem wir verschwenderisch unsere Larve bestrichen, oder Schamröthe des zur Besinnung gekommenen, gesetzten Familienvaters und Materialisten über all die hunderte von Küssen, die, von der Frau Bürgermeisterin angefangen bis zur drallen Kuhdirne, geschenkt oder gestohlen, die begehrlichen Lippen von uns losen Jungen erfreuten. — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

— — und so komme ich zum Schlusse meines Schreibens und zu der von Dir gewünschten Zusage. Gebrauche für Deine Feder, was Dir beliebt aus meinem Leben, ich habe nichts dagegen, ich freue mich unendlich auf Deine Wahl und Bearbeitung, nur Namen und Orte ändern, und über gewisse Vorkommnisse den Deckmantel christlicher Liebe — na, Du verstehst mich schon.

Ich habe nicht versäumt, Dich am Kopfe meines Briefes mit jenem Prädicate anzureden, das mir zur Zeit unserer gemeinsamen Gaukelei geläufig war, wie so manch anderer toller Unsinn, umsomehr als auch Du im Jugend-Titel nicht geschmälert hast Deinen alten treuen Freund

Ramsamperl."

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Obiges Schreiben, dessen Anfang und Ende ich nur wiedergab mit der geistreichen österreichischen Analogie für: „lieber Freund und Kupferstecher", welche Anrede im deutschen Reichslande nicht unbekannt ist, erfreute mich recht sehr, es gab mir Zeugnis, dass mein einstiger Kollege, wir wollen ihn Randner nennen, sich noch ein gut Stück frischen Humor der Jünglingsjahre erhalten hat, ja vielleicht heute noch würdig ist, auf das schöne alias: „Ramsamperl" Anspruch machen zu können.

Was ist „Ramsamperl", wird so mancher Leser fragen? Nun wer nicht geradezu im Erzherzogthum Österreich unter der Enns das Licht der Welt erblickte und dort emporwuchs, dem wird dieser Ausdruck wohl fremdländisch klingen, und wenn ich auch über die Genesis dieser Bezeichnung keine bestimmten Angaben zu machen imstande bin, so weiß ich doch, dass mit dem Ausdruck, welcher den Titel des Vorliegenden bildet, ein recht unruhiger Geist gemeint ist, ein bewegliches heiteres Temperament, ein Mensch, der für seinen Körper steten Ortswechsel liebt, dessen Ideengang von einem Gegenstand zum andern zu springen pflegt.

Um die Zeit, da ich so ganz zufällig in die Behausung des todtkranken Stausel gerathen war, zählte der Mann fünfundsiebzig Jahre. Und siehe, dieser Mensch, der schon vor einem halben Jahrhundert von sich und anderen aufgegeben war, ist nun wenige Wochen nach meiner Begegnung — geheilt worden.

Das gieng so zu. Der Stausel hatte einen alten Kugelstutzen, eine sichere Hand und ein scharfes Auge. Aug' und Hand, meinte er oft, sei an ihm noch das Beste, alles andere wäre dem Juden zu schlecht. Da mussten seine Töchter den lahmen Mann manchmal, wenn der grausam strenge Jäger Martin weit weg war, hinaustragen in den Wald, wo er hernach zwischen Jungwachs kauerte und auf das Reh oder den Hirschen wartete. Und an diesem Tage nun kam anstatt des Hirschen der Jäger Martin und als er den Wildschützen sah, riss er sein Gewehr von der Schulter, um ihn niederzuschießen. Heisa, wie jetzt der Stausel aufsprang und durch das Dickicht lief, hinab gegen die Hütte. Als seine Leute ihn so über die Maßen flink dahereilen sahen, meinten sie heilig nichts anderes, als der Stausel habe den Tod in die Hütte gehen sehen und spute sich nun, ihn nicht zu versäumen.

Allerdings fiel er, hier unter sicherer Hut, sofort wieder in sein schweres Siechthum, aber ich dächte doch, man sollte dort, wo das Wunder geschah, eine Votivsäule errichten und darauf schreiben: „Hier ist ein lahmer Mann gehend worden, heiliger Jäger Martin, dir sei Lob und Ehr'!"

„Ramsamperl."

Eine höchst romantische Künstlergeschichte von Karl von Carro.

„L . . . . ., den 15. September 1884.

Lieber Freund und Zwetschkenröster!

Eine Bestellung auf einen Centner „Java" prima Qualität, auf ein Fass Häringe, drei Hektoliter Petroleum &c. — von den kleineren, auf Postkarten eingegangenen Wünschen der p. t. localen Kunden abgesehen, — all diese für einen Kaufmann so hochwichtigen Dinge, blieben mehrere Stunden ungebucht, nur flüchtig gelesen auf meinem Pulte liegen, und meine Kappe auf die Reste meines einstigen so üppigen Lockenhauptes gedrückt, eilte ich spornstreichs die Wendeltreppe hinauf, um meiner Ella Deine lieben Zeilen vorzulesen.

Welch ein blendender Strahl künstlerischer Sonne leuchtete dabei in meine syrup-dunkle Krämerseele! Wie trat die Vergangenheit lebendig

Haus zu nehmen, denn sie hatte eine neunzehnjährige Nichte, eine Waise ihres Gatten, der sich zumeist auf Reisen befand, zu behüten, — unter solchen Umständen keine ganz leichte Aufgabe.

Ella war ein allerliebstes bescheidenes Kind, mit langen, blonden Zöpfen und einem Madonnengesichtchen von entzückender Zartheit. Da schon ihre Eltern getauft waren, war sie im christlichen Glauben wohl erzogen und wurde von ihrer, jeden Ritus achtenden Tante zur pünktlichen Einhaltung ihrer Glaubensvorschriften angehalten.

Die kleine Ella besaß Vermögen und obwohl die Tante diesen Umstand stets zu negieren suchte, um das Mädchen nicht das Opfer einer Speculation werden zu lassen, so wusste es doch das ganze Städtchen, dass sie als Tochter des wohlhabend verstorbenen Kaufmannes Berger, dessen einziges Kind sie war, eine gute Partie sein musste, trotzdem Tante „Sali“, mit welchem Namen die alte Frau von Ella angeredet zu werden pflegte, bei ihrer hochgradigen Nervosität ganz außer sich gerieth, wenn man ihren Behauptungen mit Lachen begegnete.

Wir mochten ungefähr vier Wochen in dem Städtchen, woselbst der Beginn dieser Geschichte spielt, gemimt und im Hause der Tante Sali gewohnt haben, als unser Communismus zur Sprache kam, der sich in beinahe gefährlicher Weise auch auf unser Denken, Wünschen und Empfinden erstreckte:

„Ramsamperl“ der Nimmerredesatte sagte eines Tages zu mir:

„Lieber Freund und Zwetschkenröster, du weißt, ich bin ein leichtsinniger, aber ein ehrlicher Kerl, und vor allem dein Freund. Wenn wir auch einen Frack, ein paar Ritterstiefeln, und eine Schminkschatulle mit einander theilen, unsere Absichten auf ein und dasselbe Mädchen dürfen nicht dieselben sein. Dir, so gut wie mir, sticht Ella in die Augen und ich werde mich wohl nicht irren, dass deine seit einiger Zeit bemerkte Traurigkeit damit zusammenhängt. Auch mir hat sich das Mädel ins Herz gestohlen und es ist hohe Zeit, dass wir uns klar über unser Wollen und Wünschen werden, ehe einer von uns eine Dummheit begeht, die dem armen Mädel nur Schaden bringen könnte. Ella ist zu brav und anständig, zu einer Liebelei zu gut und ans Heiraten können wir lumpigen Komödianten einem solchen Geschöpf gegenüber doch nicht denken, das wirst du wohl einsehen; Tante Sali gibt sie nur einem Manne, der Stellung, Einkommen besitzt und da wir mit fünfundvierzig Gulden Gage wohl nicht zu diesen zählen, so lieben wir hoffnungslos und wollen uns Hand und Wort darauf geben, von heute ab dem Mädel nicht mehr Cour zu schneiden und jeden Gedanken an sie aufzugeben; so werden wir keine Nebenbuhler und Ella wird sich in keinen von uns beiden verlieben, was ja gleichfalls zwecklos wäre. Einverstanden?“

Randner war das heitere Element in optima forma, der personificierte jugendliche Übermuth, nicht ohne die nöthige Liebenswürdigkeit, die seine Possen erträglich machte. Ich danke ihm so manche Aufheiterung, denn ob wir auch gleichen Alters waren, konnte ich mich durchaus nicht mit derselben Sorglosigkeit über die täglichen Miseren unseres wandernden Komödiantenthums hinwegsetzen, wie dies ihm gelang und mein Ernst forderte ihn oft zu erhöhter Possenreißerei heraus, als jene es war, die ihm jederzeit bei Tag und Nacht geläufig gewesen.

Jedes der männlichen, wie weiblichen Mitglieder unserer Truppe, sie zählte inclusive des Directors elf Köpfe, wurde mit einem Spitznamen belegt und verdiente Randner den seinen als „Ramsamperl" in des Wortes vollster Bedeutung; von den vielen lustigen und tollen Streichen, die er während unseres vierzehnmonatlichen Beisammenseins ausgeführt, sei hier nur einer erzählt, welcher so verhängnisvoll für seine Zukunft werden sollte und bei welchem meine Mitwirkung gleichfalls eine Rolle spielte.

Wir bewohnten eine Stube zusammen, ein Herz und eine Seele, benützten, gleicher Gestalt und Größe, unsere Garderobestücke gemeinschaftlich; was der eine nicht hatte, befand sich im Besitze des andern, und hatten wir es beide nicht, was sich nicht allzuselten ereignete, dann wuchs uns deshalb auch kein graues Haar, denn an so kleinen Bühnen gibt's ja Surrogate für alles, Gott sei Dank ist die Phantasie des Publicums groß, oder wird zum mindestens durch die an sie gestellten Anforderungen groß gemacht, und die Noth macht erfinderisch.

So habe ich selbst einmal, weil ich eine Kiste meiner Reiseeffecten im letzten Engagement ver—gessen hatte, worin sich mein chapeau claque befand, den großen eisernen Reifen vom Feuerloch des Kochherdes meiner Wirtin mit schwarzem Glanzpapier überzogen, an den Rändern rings umher etwas aufgestülpt und so den Ballsaal betreten, indem ich auf der Bühne zu erscheinen hatte. Freilich bekam ich nach der Scene den Krampf in den Fingern, die sich während meiner ganzen Liebeserklärung an die gewichtigte Krämpe meines eisernen Reifes krallten, um den Pseudo-Claquehut festzuhalten; ja ich besaß sogar die Kühnheit, mir mit graziösem Schwunge Luft zuzufächeln, wie dies erhitzte Tänzer mit ihren Klapphüten zu thun pflegen, wobei es mir freilich passierte, dass ich meinem Nasenbein zu nahe kam und mir die hellen Thränen über die Backen liefen. Es passte übrigens sehr gut zu der Situation der Scene und manches bewaffnete Auge aus dem Publicum hat vielleicht die Naturtreue meines Spieles bewundert.

Unsere Wirtin war eine gut situierte orthodoxe Jüdin; eine liebe, brave, alte Frau, welche die Kunst verehrte und ihre Jünger unterstützte, wo sie nur konnte. Sonst klug und vorsichtig, war es nicht ganz weise von ihr, zwei junge Sausewinde aus dem Künstlervölkchen zu sich ins

Jedoch diese Gewitter, welchen Einfluss übten sie auf die ganze Zukunft Randners!

Eines Tages, als Birkmann gerade in unserem Zimmer zum x-tenmale die ganze Tonleiter des unglücklichen Liebhabers durchwinselte — draußen regnete es noch in Strömen, während heftiges Blitzen und Donnern wieder nachgelassen hatte — stürzte Randner zur Thüre herein und auf den Jammernden zu, den er in seine Arme schloss und dabei jubelnd schrie: „Brüder in Christo — ich hab's, ich hab's! Wenn Sie binnen wenigen Tagen nicht der erklärte Verlobte Ellas sind, dann heißen Sie mich einen Schoviak!" Mit einem heftigen Rucke ließ er Birkmann, der in eine Ecke taumelte und ihn anstarrte, los und fuhr dann erzählend und aufklärend fort:

„Als vor einer halben Stunde das Gewitter losgebrochen, befand ich mich bei Tante Sali im Gartenhäuschen, der Regen kam so urplötzlich, dass wir dasselbe nicht mehr verlassen konnten, sondern gezwungen waren, dort zu verweilen. Ihr wisst, es ist doch ein ziemliches Stück Weges durch den Garten und Hof bis zum Thorweg. Schon beim ersten Rollen des Donners bemächtigte sich der alten Frau eine heftige Unruhe und als die Blitze rasch hintereinander zischten und der Donner lärmte, da stieg ihre nervöse Angst und Furcht dermaßen, dass ich wahrhaft Sorge bekam, die Zuckungen, die bei jedesmaligem Entladen der Electrizität durch ihren Körper fuhren, würden sie einem Schlaganfalle entgegenführen. Ich sprach mehrmals zu ihr, um sie zu beruhigen, aber da sie ohnedem, wie ihr wisst, sehr schlecht hört, und das Prasseln des Regens am Holzdache des Gartenhauses mich fast übertönte, so redete ich in die leere Luft und wartete ruhig ab. Ebenso rasch wie das Gewitter herangezogen kam, zog es auch wieder ab und ebenso schnell hatte sich Tante Sali wieder erholt, und indem sie mir die Hand reichte, sagte sie zu meinem größten Erstaunen ohne jede merkliche Erschöpfung: ‚Geben Se mir die Hand und sein Se mir nix bös, dass ich Se hab so verschreckt. Ich bin e armes altes nervosenes Weib, was nix kann hören und vertragen e Gewitter. Schon als e klanes Kind von sechs Jahren hab' ich geheult vorn Gewitter und je älter ich bin geworden, je größer hat sich gemacht meine Furcht, ohne dass mir hat helfen gekönnt e Doctor von der Medecin. Na gehen Se jetzt, mei lieber junger Herr, schicken Se mer de Köchin mit e Parasol und erzähln Se nicht überall, was Se haben gesehen, dass man nix spöttelt über e altes krankes Judenweib!'"

„Auf dieses Ereignis nun habe ich", fuhr Randner fort, nachdem er die Tante Sali mit ihrem prononciert jüdischen Jargon nicht übel copierte, „meinen Plan aufgebaut und wenn in drei Wochen der Herr Chef zurückkehrt, ist die Verlobung des Herrn Buchhalters Birkmann mit Fräulein Ella Berger!"

Randner hielt mir seine Hand entgegen und mit Lächeln schlug ich in dieselbe ein, indem ich ihm zur Antwort gab:

„Ja wohl, guter Junge, ich bin einverstanden. Du bist ein braver Bursche und uns blühet diese Rose nicht! Ersticken wir diese Neigung im Keime, es ist das beste, was wir thun können. Aber hast du nicht bemerkt, mein lieber Ramsamperl, dass Ella ein Auge auf Birkmann geworfen hat und dass das seine in ihrer Nähe leuchtet wie ein Edelstein?“

Und in der That hatte ich mich nicht geirrt. Das bedeutende Warenlager des Onkels stand unter der Aufsicht und Verwaltung Birkmanns, der das ganze Vertrauen des oft monatelang auf Geschäftsreisen befindlichen Chefs genoss und gleich uns wiederholt bei Tante Sali erschien, wo wir so manchen heiteren Nachmittag oder Abend im Gartenhäuschen verlebten, welches der Lieblingsaufenthalt der alten Matrone zu zu sein pflegte. Bald waren wir außer allem Zweifel, Birkmann und Ella liebten sich und standen in heimlichem Briefwechsel. Sobald uns diese Sicherheit geworden, befand sich Ramsamperl in seinem Element, denn zur Unterstützung unseres Gelöbnisses, Ella betreffend, war es nunmehr sein einziger Gedanke, den beiden Liebenden zum Ziele zu verhelfen, und kein Mittel ließ er unversucht, Tante Sali für Birkmann günstig zu stimmen, und ihn mit dem Glorienscheine eines musterhaften jungen Mannes und geschäftlichen Vertreters des abwesenden Chefs erscheinen zu lassen. Allein für den jungen Buchhalter standen die Actien schlecht und mit Thränen im Auge gestand uns der von Natur schüchterne, aus mangelhaftem Selbstvertrauen muthlose Birkmann, dass Ella schon zu wiederholtenmalen von Tante Sali Andeutungen über eine projectierte Heirat mit einem fernstehenden sehr reichen Verwandten erhalten, und dass nach des Mädchens Ansicht keine Hoffnung vorhanden sei, die Einwilligung der Tante zu erhalten, deren Wort allein entscheidend war, und deren Wünsche und Bestimmungen dem Onkel und Vormund Befehl erschienen.

Wie oft saßen wir drei jungen Leute beisammen und beriethen hin und her, wie denn die alte Tante kirre zu machen wäre, allein je mehr wir nachsannen, desto mehr fühlten wir unsere Ohnmacht und selbst Ramsamperl wurde sentimental und seufzte mit Birkmann um die Wette, der in der That sich arg grämte und in Liebesschmerz und Kummer sich zu verzehren drohte.

So kam die letzte Augustwoche heran und mit ihr sollte unsere Truppe nach F . . . . wandern, um dort drei Wochen Vorstellungen zu geben. Wir sehnten uns alle recht sehr nach einem besseren Orte, denn unser Director zahlte am letzten Gagentage nur einen Theil des Geldes aus, da seit zehn Tagen der sich häufig wiederholenden Gewitterregen halber keine Vorstellungen stattfinden konnten, indem der Zuschauerraum unseres improvisierten Sommertheaters völlig unbedeckt lag.

„Richtig bemerkt", ergänzte ich seine Rede, „was dann mit deiner ohne Wirt gemachten Rechnung, du weiser Solon?"

Mit triumphierender Miene blickte uns Randner beide an.

„O, ihr Kurzsichtigen ihr!" nahm er wieder das Wort, „Ihnen, Herr Birkmann sei die Frage verziehen, Ihnen liegen die Begriffe: Kolophoniumleuchter, Erbsensieb, Donnerblech, Windmaschine und die Namen anderer so sinnreich erfundenen Requisiten fern, aber du jugendlicher Held, Liebhaber und Bonvivant, hast du vergessen die Parenthesis in deinen Rollen: es blitzt, es donnert, und heftiger Regen, ja selbst Gewitterschlag und langanhaltender Donner? Wie oft danktest du nicht deinem Schöpfer, dass dir das vom Dichter vorgeschriebene Gerassel in die Rede fiel und den Unsinn unhörbar machte, den du aus der schlecht memorierten Rolle herplappertest! Also einfach, wir machen uns das Gewitter, wir donnern, wenn es nöthig ist, wir blitzen aufs Stichwort, wir lassen einschlagen, wenn es uns beliebt, zu welchem Zwecke wären wir sonst Komödianten, wenn wir nicht ‚Jupiter' spielen könnten?"

Gegen diese Selbsthilfe ließ sich freilich nichts einwenden und ob ich auch auf die Wirkung dieses elementaren Selbstfabrikates wenig Hoffnung setzte, war ich doch gespannt, wie Randner die technischen Schwierigkeiten des Unternehmens besiegen würde.

Schon der nächste Tag war zur Entscheidung bestimmt, nachdem wir alles eingehend besprochen und Vorkehrungen zu der Gewitterkomödie getroffen hatten. Ella war nicht so leicht für den Plan zu gewinnen, sie hielt es für unrecht, ja gefährlich, der alten Frau solchen Schrecken einzujagen, zweifelte überhaupt an dem günstigen Resultat, da ihr die Idee eines improvisierten Gewitters geradezu lächerlich vorkam.

Es war ein recht schwüler Augustabend; die drückende Hitze des Tages ließ in der That ein herannahendes Gewitter vermuthen und einzelne unheimliche bläulichgraue Wolken, welche am Horizonte sichtbar wurden, bestärkten diesen Annahme. Randner war von seiner Idee ganz begeistert und als echter „Ramsamperl" ruhte er keinen Augenblick, sondern beschäftigte sich fortwährend mit der Insceniernng derselben.

Tante Sali hatte, wie immer, mit Ella das Abendbrot im Gartenhäuschen eingenommen, dann pflegte Birkmann zu kommen und an Abenden, wo keine Vorstellung stattfand, gesellten ich und Ramsamperl uns zur Gesellschaft, und dann wurde viel vom Theater geplaudert, Randner machte allerlei schlechte Witze, für welche Ella und die alte Frau ein dankbares Publicum bildeten, Birkmann spielte Guitarre, wir sangen im Chor: „Es zogen drei Bursche" oder „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten" und andere funkelnagelneue Compositionen. So war es auch an jenem verhängnisvollen Abende, der nunmehr herangebrochen war und der uns solchergestalt im Gartenhäuschen versammelt fand.

„Wie, theurer Freund“, rief nun Birkmann überrascht aus, „Sie könnten mich aus dieser Lage reißen?“

„Aus dieser Lage reißen?“ unterbrach ihn mit stolzem Gelächter Ramsamperl, indem er dies Stichwort benutzte, um „Spiegelberg“ zu spielen und aus der Rolle zu citieren:

„Aus dieser Lage reißen? Armer Tropf, und auf mehr raffiniert dein Fingerhut voll Gehirn nicht? Und damit trabt deine Mähre zum Stalle? Spiegelberg müsste ein elender Kerl sein, wenn er mit dem nur anfangen wollte. Zu Helden sag ich dir, zu Freiherrn — nein, das passt nicht hierher“, unterbrach er sich in seiner Declamation — „zum Eheherrn will ich dich machen, zum Gatten der reizenden kleinen Ella, zu Onkels Socius!“

„Aber was hat das alles mit dem Gewitter zu thun, das Tante Sali fürchtet, erkläre dich doch deutlicher, lieber Randner“, unterbrach ich etwas ungeduldig.

„Ich glaube gar, du setzest Misstrauen in mich“, spiegelbergerte er weiter, „große Gedanken dämmern auf in meiner Seele! Riesenpläne gähren in meinem schöpferischen Schädel! Verfluchte Schlafsucht, die bisher“ —

„Du bist ein Narr, der Wein bramarbasiert in deinem Gehirn“, fiel ich ihm mit Karl Moors Worten in die Rede, „übe dich zum Spiegelberg auf der nächsten Probe zu den Räubern, doch jetzt sei vernünftig und rede, was das alles heißen soll.“

„Nun gut“, erwiderte er, „ich will euch erklären, was meine Absicht ist, bei deren Ausführung ich euere Unterstützung nicht entbehren kann.“

Randners Plan basierte einfach auf Tante Salis nervöser Gewitterfurcht, auf ihrer Religiosität, auf ihren Aberglauben und war allerdings etwas optimistischer Natur. Während sie nun von einer solchen Gewitterfurcht befallen sei, sollten Birkmann und Ella ihr zu Füßen sinken und ihren Segen erflehen. Ein heftiger Gewitterschlag sollte als Stimme Gottes ausgelegt werden, der die Liebenden beschirmt und die zu Boden schmettern wird, die trennen wollen, was der Himmel zusammenfügt; die jesuitische Rolle wollte Ramsamperl dabei selbst spielen und nicht nachgeben, bis die nervös erregte Frau vom Blitz und Donner eingeschüchtert, von den Thränen Ellas und Birkmanns einstudierten Ausrufen „möge mich zu Ihren Füßen doch lieber der Blitz erschlagen, ehe ich Ella lassen muss“ — in die Enge getrieben, ihr Jawort gibt und die beiden glücklich macht.

„Aber, verehrter Herr Randner“, sagte der schüchterne Birkmann im Jammertone, „wenn nun, so lange Sie noch hier sind, gar kein Gewitter kommt —“

ängstlicher Miene, indem sie sich gegen das Fenster wandte und das in der That sternenlose, dunkle Firmament gewahrt:

„Hat es nicht gedonnert — ach Gott —“ schrie sie auf und hielt sich beide Hände vors Gesicht, „der helle Blitz! — der Herr sei mer gnädig!“ Der dem Fenster zunächst liegende äußere Raum war in der That in Blitzesschnelle erhellt gewesen und die Sträucher bildeten gespenstische Gruppen, von denen gleichsam das Licht auszugehen schien, wie dies bei veritablen Blitzeffecten der Fall ist.

„Auch das noch“, fuhr sie fort, indem sie sich mühsam aus ihrem Lehnstuhl erhob. „Gewitter im Anzug, hab' ich es doch gespürt in meinen Nerven den ganzen Tag; komm Ella, ungerathenes Kind, wir wollen gehen hinauf, eh's losbricht, und Sie, Herr Buchhalter, werden mir nicht mehr kommen unter de Augen, und ungeschoren lassen das Mädel, bis wird kommen zurück mein Mann, der Ihnen schon wird machen klar den Standpunkt, dass Sie —“

Brrrummbumbumbum — grollte es draußen, diesmal weit heftiger, und gleich darauf folgte wieder ein Blitz, der der alten Frau das Wort vom Munde abschnitt und wie stets von einem lauten Aufschrei, den sie nicht unterdrücken konnte, begleitet war. Im selben Augenblicke wurde der Regen auch dichter und lärmender und vom unheimlich sausenden Wind an die Fensterscheiben geworfen.

„Bei diesem heftigen Regenguss und Sturm können Sie unmöglich den Garten passieren, hören Sie nur den Donner, da — sehen Sie nur den Blitz — Sie müssen jetzt hier bleiben, Tante Sali“, hatte nun wieder Ramsamperl das Wort ergriffen, „Sie dürfen nicht in die Gewitternacht hinaus, nein, Sie müssen bleiben und Ihre Nichte glücklich machen, ihre Hand in die Birkmanns legen, der sich das Leben nehmen würde, müsste er dem Fräulein entsagen. Ja, Tante Sali, Sie haben jetzt über das Lebensglück zweier Menschen zu entscheiden! So wahr der Himmel über uns donnert —“

Brrrummbumbum, ertönte es draußen mit erneuter Wut — „Sie dürfen nicht trennen, was Gott zusammengefügt, es wäre Sünde, und Jehovah's Zorn würde Sie treffen — hören Sie, wie der Allmächtige über den Sternen meine Worte mit seiner Donnerstimme begleitet, wie die zischenden Blitze — —“

„Schweigen Se, seien Se still“, keuchte fast athemlos die arg geängstigte Frau, indem sie ihr Beten unterbrach, „Se können reden, was Se wollen — Gott meiner Väter, was für e Blitz — Birkmann bekommt meine Nichte niemals, e Mensch, der hat keinen Kreuzer Geld, der speculiert nur auf das Vermögen von dem Mädel — das heißt e Vermögen was se gar nicht hat“ — verbesserte sie sich rasch — „aber

Tante Sali war in recht schlechter Laune und sehr nervös, ein Umstand, der uns allerdings zustatten kam, doch beinahe hätte ihr ausnahmsweise frühzeitig ausgesprochener Wunsch, sich nunmehr mit Ella zurückziehen zu wollen, für diesmal wenigstens alles verdorben und die hinter dem Gartenhäuschen und an der Fensterseite desselben getroffenen Vorkehrungen, an welchen sich noch vier mit der Situation verständigte Collegen betheiligten, nutzlos gemacht. Randner beeilte sich daher, den ersten Act der Komödie zu beginnen, um die Tante noch zurückzuhalten, und richtete an Ella die Frage, warum sie so traurig sei und so blass. Tante Sali konnte weder das eine noch das andere finden, als jedoch auch ich mich über die auffallende Veränderung in Ellas Wesen ausgesprochen, wurde die alte Frau ängstlich und befragte das Mädchen, ob ihr etwas fehle. Statt jeder Antwort barg das wirklich erregte Mädchen ihren Kopf an Tante Salis Brust und schluchzte laut. Erschrocken rief die Tante aus:

„Gott meiner Väter, Ella, was hast de, was ist der geschehen?" Fortgesetztes Weinen war die Antwort.

„Ich will es Ihnen sagen, Tante Sali", nahm nun Randner das Wort — „im Herzen sitzt das Übel, Cupido hat sie verletzt."

„Cupido?" fragte die Tante erstaunt, „wer ist Cupido? Wie kann verletzen der Herr Cupido meine Nichte, wenn ich ihn gar nicht kenn' den Herrn?"

„Das ist kein Herr, verehrte Frau Tante", fuhr Randner fort, „das ist der Gott der Liebe mit Pfeil und Köcher, Ella ist verliebt!"

Da fuhr Tante Sali empört von ihrem Lehnstuhle auf und stieß das arme Mädchen beinahe heftig von sich, indem sie ihrem Unwillen über diese Entdeckung in einer sehr schnell hervorgestoßenen Anzahl von Worten Ausdruck gab, die in der Frage gipfelten, welcher Hungerleider es gewagt habe, Ella das Köpfchen zu verdrehen, in wen sie denn verliebt sei?"

Auf einen Wink Ramsamperls trat nun der gute Birkmann mit seiner Jammermiene in die Action und klopfenden Herzens hauchte er die Worte: „In mich, verehrte Frau Principalin." Dieses Geständnis warf die überraschte Frau wieder in ihren Lehnstuhl zurück und eine Flut von Vorwürfen überschüttete den ängstlichen Liebhaber, der keines Wortes mächtig dastand und gleichsam fragend und flehend auf Ramsamperl blickte, ob dieser nicht durch einen großen Krach den Mund der Alten stopfen wollte.

Doch es bedurfte eines solchen nicht; der indes nicht allzulaut grollende Donner, das Niederfallen des Regens auf das Dach des Gartenhäuschens war von der Erbitterten gehört worden und ihre Hand vor das Ohr stellend, unterbrach sie plötzlich ihre Strafpredigt und frug mit

herzigkeit, unter der wir alle leiden und dulden werden müssen. Ich weiß es, der Himmel wird gnädig sein mit Ihnen und uns, und wenn Sie seinen Wunsch erfüllt und die beiden Liebenden vereint haben, so wird der Donner und Blitz seines Zornes schweigen, zum Zeichen seines Einverständnisses und seiner Zufriedenheit."

Ein so heftiger Donnerschlag, wie keiner noch vorher getönt, ein Blitz, dessen Flamme hart am Fenster vorbeizüngelte, dabei ein Erzittern des Gartenhäuschens, als ob es bersten wollte, gaben Ramsamperls Worten Nachdruck und erpressten einen grellen Schrei der alten Frau, die zitternd, und gleichsam wie mit Hohn auf Randners Worte eingieng:

„Ja, Se haben recht, will Jehovah mir geben e Zeichen des Einverständnisses, so soll er schweigen lassen von diesem Augenblicke das Gewitter und ich werde segnen, schwöre ich Ihnen, Ella und Herrn Birkmann und gehorchen dem Willen des Herrn — sonst nie!"

Da leuchtete es in unser aller Augen freudig auf — nun waren wir am Ziele! Erwartungsvoll blickten wir auf den Regisseur Ramsamperl und waren gespannt, welche Wendungen er nun vornehmen würde. Schnell hatte dieser den günstigen Moment ergriffen, war mit einem Schritt seiner langen Beine zum Fenster getreten, um dasselbe zu öffnen, und bei dieser Gelegenheit ein verabredetes Zeichen zu geben, dann nahm er mit gegen den Himmel gewendeten Augen das Wort und sprach in frommem, getragenem Tone: „Kniet nieder und betet zu unserem Gott um Ruhe in der empörten Natur!"

Wir gehorchten seinem Befehl und kniend und gesenkten Hauptes blinzelte Jeder nach Tante Sali, um die Wirkung zu beobachten, welche die nun eintretende Stille ausüben würde.

Tante Sali hob ihren Kopf und riss die Augen weit auf, denn schon eine Minute verfloss in tiefem Schweigen, kein Donner wurde mehr gehört, kein Blitz gesehen, auch das Pfeifen des Sturmes schwieg, nur ein leises Rieseln des Regens konnte man noch vernehmen, vermuthlich weil die harten Erbsen in dem großen Drahtsieb beim Wegschleichen der Wettermacher noch immer ins Kollern geriethen. Heftiger als die Ausbrüche des Gewitters erschreckte die alte Frau das plötzliche Verstummen desselben und im höchsten Erstaunen rief sie aus:

„Was ist das, geschehen noch Wunder? Seid ihr mit dem Satan im Spiel? Wollt' ich doch, es blitze und donnere wie zuvor. Was ich gesagt habe gilt nix, das ganze ist e tückischer Zufall —"

„Tante Sali — Jehovahs Stimme hat gesprochen, indem er geschwiegen hat! Er hat das Zeichen seines Einverständnisses gegeben, Sie müssen gehorchen", sprach Randner warnend, „sonst erzähle ich der ganzen Stadt, dass Sie falsch geschworen haben und wie Sie sich versündigt!"

die dummen Leute glauben, dass hat Geld unsere Ella und der Herr Birkmann — Gott meiner Väter, es hat eingeschlagen — weh uns!"

Tante Sali vergrub ihr Gesicht in das Kissen, welches an der Lehne ihres Sessels hieng und fieng laut zu beten an. Donner folgte auf Donner, Blitz auf Blitz, der Sturm heulte mit vollem Ungestüm, dazwischen heulten und bellten Hunde; an das Fenster wurden ganze Wassermassen geschleudert, es war ein gräßliches Unwetter und da es die Kerle draußen gar zu toll trieben, so bekam ich Furcht, sie würden mit ihrem Material zu Ende sein, bevor wir ans Ziel gelangt. Durch ein Zeichen verständigt, warfen sich Birkmann nnd Ella der alten Frau zu Füßen und unter fortwährendem Gewittertosen bramarbasierte Randner weiter und suchte alle Saft- und Kraftstellen aus gespielten Rollen und bekannten Stücken hervor, um Tante Sali, welche übrigens trotz des tosenden Gewitters scheinbar gefasster war, als wir es wünschten, ins Herz und Gewissen zu reden.

Allein die alte Frau war so schnell nicht mürbe zu machen, sie machte mit Kopf und Händen nur abwehrende Bewegungen und trotzdem sich Ramsamperl schon heiser gepredigt hatte, da es keine kleine Lungenanstrengung kostete, um sich bei diesem Scandal, den die Gewittermacher verursachten, der schwerhörigen Frau verständlich zu machen, trotzdem die beiden Liebenden flehten und winselten — Tante Sali blieb unerbittlich. Nun war es an der Zeit, den letzten Trumpf auszuspielen, „Ramsamperl" stieß mit dem Fuße an den knienden Birkmann und auf dieses Zeichen begann dieser mit aller Kraftanstrengung seiner dünnen Stimme seinen Verzweiflungsausbruch, nicht ohne vorher den Anfang desselben von Randner souffliert erhalten zu haben.

„Möge mich zu Ihren Füßen", declamierte Birkmann — „möge mich, Frau Principalin, zu Ihren Füßen der Blitz erschlagen, ehe ich Ella lassen muss —"

„Versündigen Se sich nicht, Se frevelhafter Mensch", schrie ihm Tante Sali entgegen, „Gott werd Se strafen für so e Wort — ah — ah — meine Nerven — es hat schon wieder eingeschlagen — o weh, o weh — der Himmel steh uns bei — der Blitz, der Blitz — so e Gewitter hab ich nicht erlebt, so alt ich bin geworden, — das ist Strafe Gottes für e sündhaftes Gered!" Tante Sali fieng heftig zu weinen an und betete wieder laut. Ella schmeichelte ihr und suchte sie zu beruhigen, indem sie gleichzeitig Randner durch Zeichen zu verstehen gab, sie dulde nicht mehr, dass Tante Sali noch ferner geängstigt würde, allein Ramsamperl, der auf halbem Wege nicht umkehren wollte, nahm nun wieder das Wort:

„Ja, verehrte Tante, wenn wir in diesem Raume hier alle vom Blitze erschlagen werden, so ist dies die Strafe Gottes für Ihre Hart-

hatte eine tüchtige Rechnung über alles Caputgegangene, worunter auch die eine Pauke zählte, zu begleichen. Auch war es hohe Zeit gewesen, dass Jehovah schwieg, denn wie uns die Mitverschworenen, welche zwischen der Rückwand des Sommerhäuschens und der Gartenmauer postiert waren, wo sie natürlich jede Silbe hören konnten, die von uns gesprochen wurde, erzählten, hatten sich bereits Leute vom Nachbarhause auf der Mauer angesammelt und wollten die Polizei rufen, wenn der Heidenlärm nicht enden würde.

Dass wir nun alle Birkmanns Gäste waren, verstand sich von selbst, Toaste auf Tante Sali und Ella wurden ausgebracht und jeder der Wettermachergesellen rühmte sich, wie sehr er seinen Part mit Geschick ausführte. Zeus der Donnerer renommierte mit Blasen an den Fingern, welche ihm das schwere Donnerblech gedrückt, der Souffleur, den wir seiner guten Lunge wegen zum „Blitzen“ bestimmten, wies eine versengte Augenbraue auf, weil er mit dem Pustrohr, welches das Kolophonium enthielt, dem Licht zu nahe gekommen war u. s. w. Ramsamperl, von dem die ganze Idee ausgegangen, wurde auf die Schultern gehoben und im Triumphe herumgetragen, kurz, die Heiterkeit wollte kein Ende nehmen und Mitternacht war lange vorüber, als wir uns trennten und vom Olymp herab in unsere irdische Bude krochen.

Tante Sali war, von dem plötzlichen Verstummen des Gewitters im hohen Maße aufgeregt, über die Kühnheit Birkmanns, der in ihrer Gegenwart die Nichte küsste und herzte, so empört, dass sie — wie uns Ella nachträglich erzählte — beim Verlassen des Gartenhäuschens gar nicht bemerkte, dass der Boden vollkommen trocken war, ein Umstand, der ihr ja sofort hätte auffallen müssen. Sie verbrachte die Nacht wohl ruhig, war aber tagsdarauf recht leidend und verfiel in Krämpfe, als sie erfuhr, dass sie das Opfer einer Gauklerbande geworden sei. Denn selbstverständlich konnte der Vorgang nicht verschwiegen bleiben und Ella musste alles gestehen.

Tante Sali sprach von polizeilicher Anzeige, schimpfte und tobte jämmerlich — allein zu spät; Ella war als „Verlobte“ bereits im Munde der Leute, denn mehrere der Honoratioren des Städtchens hatten in unserer Stammkneipe von der Sache Kunde erhalten und schon am Vormittage liefen Gratulationskarten ein, welche die Tante Sali jedoch wüthend zerriss. Sie schrieb die Geschichte ihrem Gatten, doch musste seine Antwort für Ella günstig ausgefallen sein, denn die Geprellte ergab sich nach und nach in ihr Schicksal; Birkmann war dem Geschäfte ein momentan unentbehrlicher Vertreter und ehe eine Woche vergangen, wurde in aller Stille, und ohne Gewitter, die giltige Verlobung der Beiden gefeiert.

Alle Versuche, dass ich und Ramsamperl uns der Tante wieder nähern durften, blieben erfolglos, unsere Truppe zog ab, ohne dass wir

„Tante — Tante!“ flehten jetzt auch Ella und Birkmann. Alle stürmten auf die Erschöpfte ein, welche noch einen letzten Versuch machte, indem sie zu handeln begann, und sagte:

„Lasst mich los, ich will mein Wort halten, aber nur unter der Bedingung, dass kommt kein einziger Blitz und Donner mehr in der nächsten Stunde, dann sollt ihr haben meinen Segen und den von Onkel und Vormund!“

Da brach der Jubel los! Birkmann bekam Muth und zog Ella in seine Arme, indem er sie küsste und drückte. Tante Sali warf sich dazwischen und schrie:

„In einer Stunde hab' ich gesagt, in einer Stunde!“ Allein Ramsamperl kam ihr zuvor und umarmte sie in tollem Übermuthe, indem er meinte:

„Tante Tali, segnen Sie sie lieber gleich, nach dem alten Sprichwort: Was du heute kannst besorgen, das verschiebe nicht auf morgen. Heute kommt kein Gewitter mehr, sehen Sie nur hinaus, wie freundlich die Sterne blinken, wie freundlich der Mond auf uns herunterlacht, weil die schweren Wolken sich verzogen haben. Gehen Sie jetzt mit dem stolzen Bewusstsein zu Bette, dass Sie zwei Menschen glücklich gemacht, die für Sie beten werden, dass Sie morgen wieder frisch und gesund sind und sich freuen können am Glücke der Verliebten. Heute noch wollen wir's in die Nacht hineinschreien und überall melden: Als Verlobte empfehlen sich Fräulein Ella Berger und Herr Adolf Birkmann!“

Tante Sali rang nach Worten, vermuthlich um Randner dies zu untersagen, allein ohne hierauf zu warten, war er mit einem Wink, dass wir ihm folgen möchten, zur Thüre hinausgeeilt. Die schweren Wolken, die vorher am Himmel hiengen, hatten sich zertheilt und einem herrlichen, sternenklaren Firmamente platzgemacht. In unserer Stammkneipe wurden wir von den vier Gewittermachern mit lauten Hallohs empfangen und die ausgelassenste Freude herrschte über das Gelingen dieses unvergleichlichen Coups. Wir gratulierten uns gegenseitig zu dem trefflichen Zusammenspiele und Birkmann vor allem weinte und lachte, und umarmte uns alle mit inniger Dankbarkeit.

Am Nebentische lagen alle die Requisiten, welche bei der Gewitterkomödie zur Anwendung gekommen waren: Donnerbleche von verschiedener Größe, die große Trommel und die Pauken aus dem Orchester, zwei kleine Gartenspritzen, mittelst welchen der Regen an die Fenster spediert wurde, der Blitzapparat und die Windmaschine, nämlich ein einfaches Rad mit kleinen Auswüchsen, welches sich am straffgespannten Seidenstoff bei rascher Drehung reibt und täuschend das Sausen des Windes, imitiert, gebrochene Latten, geborstene Schweinsblasen und andere Utensilien, welche beim „Einschlagen“ Verwendung fanden, und Birkmann

gelegen und ich benutzte ihn dazu, unsere alte Stammkneipe aufzusuchen und beschloss, über Tante Sali und Ella Erkundigungen einzuziehen.

Unsere gemüthliche kleine Schänke hatte sich jedoch in ein, größere Anforderungen befriedigendes, Restaurant verwandelt und kein bekanntes Gesicht war zu sehen. Bevor ich weiter gieng, wollte ich einen kleinen Imbiss nehmen und als dieser bestellt war, griff ich nach einer auf dem Tische liegenden Zeitung, dem dortigen Localblatt. Ich blickte nach der letzten, der Inseratenseite, um zu sehen, ob keine Theatertruppe anwesend sei, und hierbei fiel mein erster Blick auf eine große Geschäftsannonce, welche die Unterschrift „C. Randner“ trug.

Welch' sonderbarer Zufall, dachte ich, C. Randner! Jedenfalls ein Namensbruder, der sich hier angesiedelt. Und Randner hieß auch „Carl“. Doch dieses „C.“ konnte auch „Cölestin“, oder „Curt“ oder sonst wie heißen. Nachdem ich die Kellnerin examiniert hatte, welche aber nichts weiter wusste, als dass Randner ein angesehener Kaufmann am hiesigen Platze sei, gieng ich, von einer unsichtbaren Macht getrieben, nach der angegebenen Adresse, um mich zu erkundigen, ob dies vielleicht doch ein Verwandter „Ramsamperls“ sei, der mir Auskunft über ihn ertheilen könnte, und während ich mich in Reminiscenzen an längst vergangene Jahre ergieng, war ich, des Weges wohl kundig, an Randners Geschäft angelangt.

Als ich eingetreten, konnte ich mir das Fragen ersparen; trotz seines dunkelblonden Cotelettbartes und seiner kurzgeschorenen Haare hatte ich ihn sofort wieder erkannt, und die Thüre war hinter mir noch nicht zugefallen, als wir uns in den Armen lagen und küssten.

Randner selbst hier wiederzufinden, in einer solch veränderten Lebenslage ihn zu sehen, hatte so viel des Überraschenden und Unerklärlichen für mich, dass ich nur seine beiden Hände ergreifen konnte und ihn stumm, mit dem Ausdrucke des höchsten Erstaunens anblicken musste.

„Wenn du jetzt noch deinen Rücken krümmst, theurer Freund“, witzelte Randner sofort, „dann ist das Riesenfragezeichen fertig! Komm, ich will dir alles erzählen, alles erklären.“ Er nahm mich unter den Arm und eilte mit mir zum Comptoir hinaus und eine Treppe hinan.

„Vorerst, alter treuer Freund“, fuhr er schelmisch blinzelnd fort, „sollst du meine Frau sehen, du kennst sie, sie gefiel dir auch seinerzeit — ah, sie ist heute noch ein recht hübsches Weibchen!“

Ich dachte sofort an Fräulein Nelly Kroll, eine ehemalige Collegin, in die Randner sterblich verliebt war und die ihm, was ihm selten passierte, einen Korb ertheilte. „Komm doch einen Augenblick heraus, Mama“, rief Randner in ein Nebenzimmer, „ein alter Bekannter ist da, der dich sehen möchte.“

sie wieder sprechen und Verzeihung hätten erbitten können. Von Ella nahm ich mit flüchtigem Gruß und Wort Abschied und beneidete im Stillen Birkmann, der dies holdselige Geschöpf sein eigen nennen durfte, allein die Aussicht, dass im nächsten Orte wieder so manches Liebesabenteuer gesucht und gefunden werden würde, unterdrückte den Seufzer, der sich bei dem Gedanken an Ella aus meiner Brust stehlen wollte und mit diesem Troste fuhr ich in unserem gemeinschaftlichen Omnibus zum Städtchen hinaus.

Ramsamperl, der an meiner Seite saß, war an diesem Morgen ungewöhnlich heiter und lebhaft und gestand mir endlich, er habe im Garten Abschied von Ella genommen, sie habe ihm mit feuchten Augen gedankt und auf seine Bitte, ihm — einen Kuss gewährt! Dabei kniff er mich vor Wonne in den Arm, dass ich hätte aufschreien mögen, und sich ganz nahe an mich drückend, wisperte er mir ins Ohr:

„Bruder in Christo, diesen Kuss gebe ich nicht für ein Engagement am Hoftheater, ich werde ihn ewig fühlen! Wie glücklich ist doch Birkmann, wie beneid' ich ihn!"

Er stieß nun den Seufzer aus, den ich vorher im Entstehen zerquetscht hatte, doch sein heiteres Temperament gewann rasch wieder die Oberhand und mit seinem liebenswürdigen Humor brummte er vor sich hin: „Ein andermal mach' ich für mich selber ein Gewitter!"

Nun? — wird der Leser fragen, besteht das ganze Glück Ramsamperls, das am Eingang dieser Geschichte ihm verheißen, nur aus dem Abschiedskuss, den ihm Ella gewährte? Hat Fortuna ihm nicht Dauernderes beschieden?

Doch, doch, lieber Leser, mehr als du vielleicht ahnst, höre nur weiter.

Nur noch einige Wochen hielt sich unsere Truppe und gieng im October wegen totaler Zahlungsunfähigkeit unseres Directors in Trümmer. Das Geschick schleuderte den einen links, den andern rechts, und ehe ein halbes Jahr vergieng, wusste keiner vom andern mehr, wo er sich befand. Eine unverbürgte Nachricht theilte mir zwar mit, dass Randner hintereinander bei drei Directoren Pleite mitgemacht habe und es ihm sehr schlecht gienge, allein über seinen Aufenthaltsort konnte ich nichts Näheres erfahren.

So floss denn Jahr um Jahr im Zeitenstrome dahin; schon längst hatte ich auf besseren Provinztheatern Boden gefasst und wenigstens die Calamität der „Wanderschmiere" hinter mir, als ich im Jahre 1874, gelegentlich des Antritts eines neuen, sehr vortheilhaften Engagements, auf der Durchreise jenes Städtchen passierte, in welchem vor sechs Jahren das vorher Erzählte sich ereignete, und welcher Ort seit dieser Zeit auch eine Eisenbahn erhalten hatte, mittelst welcher ich meinem neuen Ziele entgegendampfte. Der mehrstündige Aufenthalt, da beim Entstehen dieser Bahnstrecke die Anschlüsse noch sehr mangelhaft waren, kam mir sehr

„Schweige Freund, meine Frau hat sich viel Gedanken hierüber gemacht und wenn Tante Sali, die ihren Neffen bald lieben und achten lernte, noch am Leben gewesen wäre, sie hätte allerdings diesen eigenthümlichen und doch so hoch bedauerlichen Vorfall als eine Strafe Gottes angesehen und sich ihre letzten Lebensjahre mit Vorwürfen verbittert."

In diesem Augenblick trat Ella wieder ein, einen kräftigen Buben von zwei Jahren auf dem Arme, das getreue Ebenbild Randners. Wie heller Sonnenschein zog es über das Gesicht des Vaters und in heiterem Tone sagte er: „Das ist ja mein Herzbinkerl! Wie nennt dich denn der Papa immer", fragte er den Kleinen, „wenn du schlimm bist?" — „Ramsamperl", gab dieser schüchtern zur Antwort und blinzelte verschämt nach mir, der ich stumm dastand und eine Thräne der Rührung zerdrückte über das häusliche Glück meines Freundes.

Trostlos.

Aus vergilbten Blättern mitgetheilt von Hans Malser.

Der „Heimgarten" weiß immerfort so viel Tröstliches, Freudenreiches. Und für uns? Für uns unglückliche Frauen, die leichtsinnige Ehemänner haben und denen ungerathene Kinder das Leben unsagbar verbittern, für uns an allem Schiffbruch erlittenen, oft der Verzweiflung nahen Frauen hat er nie ein Wort der Labe, der Aufmunterung?

So lautet eine der Zuschriften. — Da läßt sich nichts sagen und nichts thun, als ein stiller Händedruck. Und — Gott verhüte es! — wenn du, liebe Leserin, zu den Unglücklichen gehörst und ein solcher Trost dir nicht genug ist, so höre eine kleine Geschichte, die in dem Tagebuche einer deiner Schicksalsgenossinnen steht. Dieses Tagebuch liegt lange schon in meiner Lade, ich wollte, obzwar es gewünscht wurde, nichts daraus mittheilen, weil alles so sterbenstraurig ist, so verzweiflungsvoll und unversöhnt alles, ein mit Unheil und Elend vollgepfropftes Menschenleben, das in seiner Maienzeit doch auch so hoffnungsselig gejubelt hat. Aber eine Episode findet sich im Tagebuche doch, wo der leidenschaftliche Schmerz in einem erlösenden Weinen ausgeht und es uns anmuthet wie eine sanfte Erfüllung. — Da heißt es also:

München, am 5. Juli 1869.

Meine Ahnung hat sich erfüllt. Er hat mich verlassen. Ich konnte ihm nichts sein und wollte ihm alles sein, alles, alles. Wie ein Ver-

Dem Rufe wurde sofort Folge geleistet und vor mir stand — Ella Berger!

Randner weidete sich sichtlich an meiner neuerlichen Überraschung, die ihren Höhenpunkt erreichte und mich ganz verstummen machte, und nachdem Ella meinen Namen ausgerufen und mich herzlich willkommen geheißen hatte, drängte mich ihr Gatte nach dem Kanapee und bat sein Weibchen, schnell eine opulente Jause aufzutischen, während welcher Zeit er mir in gedrängter Kürze erzählen wollte, was sich ereignet und welche Verkettung von so wunderbaren Umständen ihn zum Besitzer eines reichlich abwerfenden Geschäftes machte, und ihn dies herzige Weibchen in die Arme führte.

Randner war durch die traurigen Theaterverhältnisse, in denen er noch zwei Jahre nach unserer Trennung im größten Elende verlebte, krank geworden und musste seine Heimat aufsuchen. Als er genesen war, erhielt der noch nicht majorenne junge Mann nicht mehr die Erlaubnis, zu diesem Schlaraffenleben zurückzukehren, und da er auch selbst einzusehen begann, dass das richtige Zeug für einen großen Künstler nicht in ihm stecke, so bequemte er sich dem Wunsche seiner Familie und nahm eine Stelle als Reisender eines größeren Colonialwarengeschäfts an. Seine über einen großen Theil Deutschlands verbreiteten Touren führten ihn auch über die Schauplätze einstiger Thaten, und eines Morgens stand er im Namen und Auftrage seines Hauses vor Ellas Onkel, den er vorher nie gesehen, um mit ihm in geschäftliche Verbindung zu treten. Von einem Bediensteten erfuhr er, dass Tante Sali vor kurzem gestorben und Ella bald nach dem ersten Jahre ihrer Ehe Witwe geworden sei, und nun wieder bei ihrem Onkel lebe. Die geschäftliche Verbindung mit diesem und Randners Hause wurde bald eine sehr weitgehende, er verweilte oft mehrere Tage im Städtchen, sah natürlich Ella wieder, die ihn sofort erkannte und welche in dem Schwarz ihrer Kleidung noch schöner aussah, als einst im jungfräulichen Mullkleidchen — hat man nöthig, dem Leser noch mehr zu erzählen, wie es weiter gieng? Gewiss nicht.

Als mein Freund geendet hatte, konnte ich mich der Frage nicht erwehren, wie es denn kam, dass der so gesunde Birkmann ein so rasches Ende nahm?

Randners Züge wurden ernst, wie ich sie nie gesehen, und indem er vorsichtig nach der Thüre blickte, sagte er halblaut:

„Sprich davon vor Ella nichts, ich muss ihr Gefühl ehren. — Birkmann wurde gelegentlich einer Geschäftsreise, nicht weit von hier, im Walde — vom Blitz erschlagen!“

Ich konnte einen Ausruf des Schreckens nicht unterdrücken, doch Randner legte mir die Hand auf den Mund und sprach:

Mann, ihre Kinder sehr lieben, trotzdem sie verdorben sind, denn ein so schrecklich verzweifeltes Wesen, als dieses Weib, habe ich meiner Tage nicht gesehen. Ich gieng nicht von ihrer Seite und als der Abend kam, war sie kaum zu bewegen, dass sie zur Stadt zurückkehrte und Unterstand nahm im Hause der Obdachlosen. Und noch am Thore desselben rief sie händeringend: Auf der weiten Welt gebe es keinen Schmerz, der so groß sei, als der ihre. — Ich bin fast beschämt, dass ich so verzagt war in dem meinen.

15. Juli 1870.

Warum läßt man Frauen nicht mit in den Krieg ziehen? Feige? Möchte nur einmal sehen, wie das, was wir Frauen ausstehen müssen, ein Mann ertrüge! — Auch Frau N.*) sagte mir gestern, sie gienge lieber selber, als sie die Ihren ziehen läßt. Was sollen die Burschen doch aufgejauchzt haben! Bisher hat öffentliche Gewaltthätigkeit in die Schande geführt, jetzt soll sie zum Ruhm führen? Ich für meinen Theil möchte schon lieber meine Söhne beim Feldzug wissen, als im Arrest. Sie sind ausgelassen worden und fort alle drei. Auch der Alte hat noch mitmarschieren müssen und von dem verdächtigen Frauenzimmer ist keine Rede mehr. Nun ist die Frau nicht allein Frau, sondern auch Herr im Haus. Das hätte sie wohl kaum je erwartet. Allein, das Herrim-Haussein thut uns Frauen nicht gut — ich weiß es.

14. September.

Heute, als ich die N. besuchte, ward ich in der Vorkammer ihrer Wohnung aufgehalten. Eine Magd stand an der Thür und legte ihren Finger an den Mund, gleichsam, als ob ich stehen bleiben und horchen sollte. Ich that's und hörte von drinnen ein schreckliches Weinen. Viel weinen habe ich gehört in meinem Leben, aber so nicht wie da, niemals. Es war kein leidenschaftliches Ausschreien und es war kein halbverbissenes Schluchzen, es war ein fast gleichmäßiges, unendliches Hinweinen, das brustvolle Ausathmen einer unbeschreiblichen Betrübnis. Wohl an zehn Minuten habe ich an der Thür gehorcht und dabei ist mir bange geworden über die Maßen. Endlich bin ich eingetreten. Auf dem Fußboden kauert sie und einen Ellbogen stützt sie aufs Knie und das Haar geht ihr in Strähnen übers Gesicht herab und ist ganz feucht. Mit starrem Auge schaut sie auf mich her, als wäre ich ein Strunk und gar kein lebendiges Wesen, von dem ein Wort des Rathes oder des Trostes erwartet werden könnte. Selbst als ich sie fragte, zwei- und vielmal fragte, was um Gotteswillen ihr denn widerfahren wäre, starrte sie also her und hatte nichts,

---

*) Damit ist das Weib von den Isarauen gemeint, mit welchem die Tagebuchschreiberin nähere Bekanntschaft gemacht zu haben scheint. Doch ist in den Aufzeichnungen außer dem hier Mitgetheilten nichts zu finden, was sich auf die Familienverhältnisse der N. beziehen könnte.

schmachtender auf dürrer Heide, so hat er ausgehalten bei mir sieben Jahre lang. Unsere Nachbarn, seine Freunde haben liebe Kinder, auf allen Gassen und Straßen Kinder; in den Hütten Kinder, mitten im Hunger und Elend blaue Kinderaugen, wonniges Kindergeschrei. Eines, nur ein einziges zu eigen haben, das war sein Wunsch, den er nie wachend ausgesprochen und ach wie oft träumend gelallt hat. Er hat mir seine Familie geopfert, seine Carrière, seinen Leib und seine Seele und wollte nichts dafür, als ein liebes Kind. Und keines kann ich ihm schenken. Gott, o Gott, wer hat mich so grausam verflucht! — Nun hat er meine persönliche Zukunft gesichert, so gut er's vermochte, wie es im Abschiedsbriefe steht, und hat sich der Auswanderergesellschaft angeschlossen. Gestern abends, als ich nachsehe in seiner Kanzlei, ist er nicht mehr da, aber der herzzerreißende Brief hat mir alles gesagt.

Mein einziger, liebster Mann hat mich verlassen für immer. Kann eine Trostlosigkeit größer sein auf dieser Welt? Nie, nie, nie.

Am 7. Juli.

Durch die Auen der Isar irrend traf ich heute ein Weib. Ich glaube, es wollte zum Strome hin, es sah so aus. Ich habe sie angesprochen, da schreit sie auf, dass ich vor Schrecken noch lange zittere, und wirft sich auf den Boden und gräbt mit beiden Händen den Sand auf, als wollte sie sich lebendigen Leibes verscharren, und ruft mich an, ich solle sie erlösen von dieser Welt. Ich will sie aushören und trösten; vielleicht vergesse ich meine eigene Trostlosigkeit, während ich andere zu trösten suche. Da habe ich das Folgende gehört: Sie ist die Frau eines Kleingewerbsmannes. Ihre schon erwachsenen Söhne sind gestern von Gendarmen abgeholt und in den Arrest gesteckt worden, wegen öffentlicher Gewaltthätigkeit und anderen Stücklein, die sie im Posthause zu Sendling und in anderen Wirtshäusern ausgeführt. An demselben Tage, als die Burschen unter großem Volksauflaufe eingeführt worden, hat ihr Mann ein fremdes Frauenzimmer nach Hause gebracht und seinem Weibe gesagt: „Wenn es dir nicht recht ist, so gehe, wohin du willst. Du hast die Jungen verzogen, mein Haus zu schanden gemacht und bist mein Unglück.“ Hierauf hatte sie dem Kebsweib platzgemacht und ist hinausgeeilt in die Auen gegen das Wasser. — Jetzt habe ich gesehen, dass es noch ein größeres Elend gibt, als das meinige ist, und habe ihr gesagt, unser Herrgott würde es schon wissen, warum er manchem Menschen ein so großes Kreuz auferlege und während sie nun leide, lasse er in seiner Allmacht sicherlich für die Dulderin irgendwo einen süßen Trost, ein unerwartetes Glück aufblühen. — Und als ich solches hinsagte, fiel es mir ein: diesen Trost könntest du ja auch selber brauchen und jetzt weißt du doch, dass dein Jammer noch lange nicht der weheste ist. Bei ihr haben meine Reden auch nicht viel geholfen; sie muss ihren

Zikki.

Eine Kindergeschichte für Eltern von Sophie von Khuenberg.

Zwei Jahre war er alt. Eigentlich schon etwas darüber, aber das thut nichts. Stämmig, rund, mit einem Apfelgesicht und tiefbraunen Kirschenaugen. Wenn er lachte — und er lachte nicht selten, den er war im großen ganzen ein kleiner Optimist, — so kamen die appetitlichsten weißen Zähne zum Vorschein und der dunkelblonde Haarschopf schien eigens dazu geschaffen zu sein, unter dem breitrandigen Matrosenhut hervor kokett über die schöne gewölbte Stirne zu fallen. Die festen kleinen Beine staken in schwarzen Söckchen und Halbschuhen, der holde Zwischenraum von den runden Knien zu dem sonnverbrannten kräftigen Hals war von einem blauweißgestreiften Hosenkleidchen überdeckt, das den ganzen kleinen Menschen sehr schneidig erscheinen ließ. Wenigstens waren Papa nnd Mama der Ansicht, dass es nichts Entzückenderes geben könne, als Zikki. „Zikki" war nämlich eine sinnreiche Ableitung von „herzig". Eigentlich hieß der kleine Mann „Kuno", aber das erinnerte immer so an den alten Opernförster und Papa und Mama fanden, dass es nicht zärtlich genug klinge. Sie waren beide groß in Erfindung von Kosenamen und zu allem Überfluss war noch ein Bruder da, ein Schüler, der mit der ganzen Sprühkraft seines Schiefertafelwitzes noch unmöglichere Namen ersann und so unter anderem den Namen „Dickpummer" creierte, auf den er nicht wenig stolz war, weil ihm derselbe sehr charakteristisch erschien.

Zikki war aber ein sehr kluger Kopf, fühlte die leise Satire heraus und rächte sich, indem er sich einer billigen Retourkutsche bediente und den Aufgeschossenen kurzweg „Mager-Pummer" nannte.

Zikki war, wie gesagt, Optimist. Nur in gewissen, äußerst kritischen Momenten, wenn er sich zum Beispiel zu spät erinnerte, dass er — — „Blumen pflücken" wollte, was übrigens sehr selten mehr vorkam oder wenn ihm die kaum erbettelte Chocolade-Cigarre von den gierig geöffneten Lippen herab in den Straßenstaub fiel, — verwandelte sich die sonnige Beschaulichkeit seiner Seele in eine Art von zürnendem Weltschmerz und die herabkugelnden Thränen sprachen überzeugend von dem erlittenen Elend!

als ihr unendliches Weinen. Endlich sah ich auf dem Boden ein Blatt Papier liegen, eine amtliche Anzeige oder dergleichen. Das hob ich auf und das hat mich bald belehrt. — Alle drei! Der Gatte mit den zwei Söhnen sind gefallen in der Schlacht und begraben bei Sedan.

15. September.

Heute erst hat sie etwas gesprochen. Und was? „Wären sie gleichwohl noch so leichtsinnig und ungerathen, wenn sie nur noch lebten, um Gotteswillen, wenn sie nur noch lebten!“ Das war alles, was sie sagte, und immer wieder sagte und nichts anderes.

17. September.

Seit zwei Tagen schläft sie. Der Schlaf ist so schwer, dass alles fürchtet, sie wird nimmermehr wach. Gewiss wäre es das Beste.

18. September.

Nein, es wäre nicht das Beste gewesen, wenn sie also zum ewigen Schlafe gegangen. Heute setzt sie sich im Bette auf, reicht mir die Hand und sagt: „Frau, höre! Wie die Menschen doch freveln können in ihrem Unglück! Vor einem Jahre habe ich geglaubt, höher könnte mein Unglück nicht mehr steigen und ich wollte verzweifeln. Jetzt ist's ganz anders. Der Tod lässt keinen Trost, keine Hoffnung zurück. Und ich ertrage es doch, der Schlag ist gekommen und ich lebe noch immer, wie ist das? Wie kann das sein?“

Wenn der irdische Schmerz bis zu seinem allerhöchsten Punkte gestiegen, dann ist er dem Himmel nahe. Und m e i n Elend, meines? Ich wollte, er wäre gestorben und mein Lieben und Leiden könnte ich niederlegen auf seinem Hügel. Sterben, wie das doch eigentlich einfach ist! Keinen Ausweg glaubt man zu finden in manchem Jammer; alle Erdenmacht kann's nicht wenden, alle Opferwilligkeit nicht lösen. Ein bisschen s t e r b e n, und alles ist in Ordnung. Das Lebende und Geliebte und doch nicht Erreichte bringt uns in Qual und Verzweiflung. Das Unabänderliche und Unwiderbringliche gibt uns den letzten Trost — die Ruhe der Trostunmöglichkeit.

Schulaufgaben kritzelt. Sie geht hinein und küsst ihn ein paarmal auf den niedergebeugten blonden Kopf. Das beruhigt sie. Er benützt die gute Gelegenheit und schmeichelt um Kuchen. Sie geht und schneidet ihm ein Stück ab und bringt es ihm und sieht zu, wie er eine Rosine um die andere lüstern herausnascht und lächelt darüber und vergisst ihre Angst...

Indessen ist Zikki mit Papa ganz tapfer durch die Straßen gegangen. Immer wieder um eine Ecke, ach, was war die Welt doch groß! Bei dem Conditor macht der Papa halt und belohnt Zikki mit einer „Lade-Cigarre“ für seine Bravheit. Wie sie heraustreten, stürzt ihnen ein junger Mann entgegen und umarmt Papa. Es ist ein Studiengenosse aus „Alt-Heidelberg du feine“, ein langentbehrter, endlich gefundener Jugendfreund. Papa ist außer sich vor Freude. Fragen und Antworten schwirren hin und her wie taumelnde Schwalben, Längstvergessenes wird ausgekramt, aller Scherz und Frohsinn der Studentenzeit, dann kommen sie auf die Gegenwart zu sprechen und Papa besinnt sich und streckt suchend seinen Arm nieder, um Zikki's Händchen zu fassen, indem er schon fröhlich ausruft: „Da — sieh dir meinen Jüngsten an, was, ein Mordsbub!?...“ Das Wort bleibt ihm in der Kehle halb stecken; — ja wo ist Zikki!? Ein lähmender Schreck malt sich in Papas Gesicht, eine Art von Versteinerung kommt in die noch eben so lächelnden Züge, — Zikki ist fort! Rasch, mit fliegenden Worten klärt er den erstaunten Freund auf, dann stürzt er von ihm weg, aufgeregt, mit fliegender Hast, Angst und Ärger im Herzen, er denkt an seine Frau, an ihr Entsetzen, wenn er ohne Zikki heimkehrt! Mit rasenden Schritten durchfliegt er die Straßen, rennt zum Conditor hinein, packt Leute an, fragt sie, läuft in jedes Haus — Zikki ist spurlos verschwunden.

Zikki war nach der stürmischen Begrüßung, die seinem Papa zutheil ward, verdutzt stehen geblieben, dann hatte er sich langsam von der Stelle bewegt und war mechanisch weitergegangen, die Augen weit geöffnet, mit den rothen Lippen weltvergessen saugend an der herrlichen Cigarre. — Er hatte ganz vergessen, wieso und mit wem er hierhergekommen war, er ließ sich unbewusst weiter drängen und schieben, blieb zuweilen stehen und guckte durch die großen Scheiben der Auslagen, dann trippelte er wieder weiter, vergnügt, ohne alles Schuldbewusstsein, ganz versenkt in stille Betrachtung und behaglichen Genuss. Vor ihm geht ein Soldat. Zikki ahmt unwillkürlich seinen Gang nach. Eins zwei, eins zwei, — o das kennt er gut, er spielt ja den ganzen Tag „Dat“, — das „Sol“ hält er nämlich auch für überflüssig, er ist eben ein Freund prägnantester Kürze und Klarheit und erzielt damit stets den gewünschten Erfolg.

Zikki marschiert also unbeirrt hinter dem „Dat“ drein, so prompt, als seine dicken Beinchen es gestatten. Da fällt ihm mit einemmal ein großer Hanswurst auf, der an einem Spielwarenladen außen hängt. Ist

Ja, namentlich Chocolade war Zikkis erste Leidenschaft. Durch sie konnte man alles von ihm erreichen, was man wollte — einen Knix, ein Patschhändchen, ein Liebesgeständnis, vielleicht sogar ein Busserl — obgleich Mama ihm energisch eingeimpft hatte, sich von niemand küssen zu lassen! Ja die Chocolade! Er sagt übrigens nur „Lade", das „Choco" erspart er sich und Mama schließt daraus, dass Zikki Anlagen zum Philologen habe. Er versetzt und ändert Silben, er charakterisiert die Sprache und geht ihr auf den Grund, er modelt an ihr herum und entdeckt neue Wendungen. So ist er zum Beispiel der Ansicht, dass das unregelmäßige Abwandeln absolut veraltet und unnöthig sei. Er sagt kurzweg: „ich bin gegeht" oder „ich hab' getrinkt". Meistens aber spricht er überhaupt von sich in der dritten Person, da er bald ein Conducteur, bald ein Soldat, bald ein Postillon ist. Dann heißt es noch markanter: „Der Dat — hat ein Pferd geseht" . . . . oder: „Der Conducteur hat gepfeift!"

Ja, Zikki ist ein kleiner Schwerenöther, — der wird den Frauen einmal das Herz schwer machen mit seinen Guck-in-die-Welt-Augen und seinem süßen Lächeln! So denkt Mama und erwägt schon kritisch im Geiste die noch tief im Kinderteich zappelnden Schwiegertöchter der Zukunft!

Während dessen schmeichelt Zikki an Papa empor, der gerade zum Ausgehen gerüstet ist. „Papa mitdehn", sagt er mit seinem berückenden Kinderbariton! Und Papa hat seinen mildesten Pater Familias-Tag und sagt: „Na, so komm mit, ich will ohnedies nur ein paar Straßen weit, wir kommen gleich wieder!" — „Was dir einfällt", sagt Mama, — „dass du ihn verlierst oder dass er fällt! Angezogen ist er auch noch nicht, — in dem Schürzchen kann er nicht gehen". — „La, mit Papa dehn", schreit Zikki, und Papa wirft sich in die Brust und sagt mit einer gewissen Empörung in der Stimme: „Na hörst du, ich werd' doch aufpassen können, ich — ich versteh mich doch gut auf Kinder, das hast du immer an mir gelobt!"

„Ja, ja", sagt Mama einlenkend. „Aber du musst auch nicht auf ihn vergessen und geh hübsch langsam, hörst du, und dass er nicht unter die Pferdebahn kommt und wenn er" — .... „Ach, lass doch, wir sind ja gleich wieder da, ich will bloß in der Buchhandlung nachfragen wegen dem bestellten Werk...."

Mama hat Zikki indessen ein blütenweißes Kleidchen angezogen und den Hut aufgesetzt. Dann küsst sie ihn, als begäbe er sich auf eine Weltreise. Papa trägt ihn rasch entschlossen die paar Stufen hinab und dann biegen sie, Hand in Hand, wie zwei gute Kameraden, um die Ecke.

Mama seufzt. Sie hätte es doch nicht zugeben sollen. Aber gibt es etwas Machtloseres als so eine arme Mutter, wenn Mann und Kind sich gegen sie verbünden?! Nur gut, dass der „Große" nebenan an seinen

„Dickpummer“, sagt er und lacht. Der Wachmann lacht auch und nun wird Zikki ganz vergnügt und betastet prüfend die schönen, blanken Knöpfe an der Uniform.

„Na — aber wo wohnst du denn, Zikki?“ — „Bei der Mama.“ „Und wo wohnt Mama?“ „Beim Papa“. „Ja — aber wo wohnt Ihr denn alle miteinander, du und Mama und Papa..“? „Und Otto und Inna“ ergänzt der Kleine. „Na ja, also wo?“

Zikki macht eine kleine Pause, als besänne er sich auf etwas recht Vernünftiges. „Zaus“, sagt er ernsthaft. Der Wachmann schüttelt in scherzhafter Verzweiflung den Kopf.

„Wohin gehst du denn am liebsten spazieren, Zikki? Wenn du mit deinem Bruder bist, wo geht ihr dahin?!“ „Logischen Garten“ sagt Zikki, „zum Anton und zur Papageilora!...“

Das ist etwas, denkt der Wachmann. Im Nothfall kennt ihn der alte Portier! Dann nimmt er sein Examen wieder auf.

„Sag' einmal, wer ist denn die Inna?“ „Meine Inna“ sagt Zikki. „Und warum ist denn Inna nicht da?“ — „Sie ist fortgegangen.“ — „Mit wem bist du denn spazieren gewesen, allein?“ —

„Aber nee“ sagt Zikki, „mit Papa!“ Mit Papa, denkt der Wachmann, — na, muss ein sauberer Papa sein, der Papa! „Du warst wohl schlimm und bist Papa davongelaufen?“ forscht er mit einem halben Lächeln. Zikki nickt beredt mit dem runden Kopf. Dann lacht er verschmitzt und streckt die Beine steif von sich, — er will einfach auf den Boden. Der Wachmann setzt ihn also ab und sagt eindringlich, in dem Ton eines Beichtigers:

„Nu sag mal, mein Jung', weißt du denn nicht, was es in eurem Hause Besonderes gibt. Hat es einen Thurm, liegt es am Wasser — ist es hoch?“ Zikki schaut ihn so von der Seite an, als misstraue er dieser Wissbegierde. „Nun sag' mal, was ist denn schön bei dir im Haus, Zikki?“ Da platzt er los: „Wasserleitung!“ I du mein Gott, denkt der Wachmann halblaut, und wischt sich in einer Art von Rathlosigkeit den Schweiß von der Stirne. „Nu sag mal, — was ist denn dein Papa?“ „Papa hat immer derne Braten“ ist die Antwort. Ja, Zikki weiß das ganz genau. Erst neulich, als Papa gesagt, „Mama koche zu gute Sachen, hat Mama lachend gesagt: „Wer isst denn den Braten, wer will denn immer Braten haben, du, gerade du!“ — Der Wachmann streicht einen Augenblick seinen blonden Bart, überlegend, was er mit dem kleinen Kerl da wohl beginnen solle, dann fragt er ihn plötzlich, in einer Art von freudiger Offenbarung: „Na, wo soll ich dich denn nu hinbringen, sag mal?!“ Zikki überlegt. Dann macht er ein süßes schlaulächelndes Gesicht, schlägt die Händchen bittend zusammen und sagt ganz fein, fast flötend: „Zuckerbäcker!“ Das war eine Idee! Gut, denkt der

der aber groß, denkt er, geht hin und betupft mit seinen Fingerchen die wundervoll bunten Beine, die sich sofort in baumelnde Bewegung setzen, was Zikki so gefällt, dass er laut lacht. Und daneben stecken in einem rothen Eimer eine Anzahl von Peitschen. So viel Peitschen, — das ist prächtig, denkt Zikki, da nehm ich mir eine mit. Gesagt, gethan. Er sucht sich die nächstbeste hervor — niemand bemerkt es und er ist vielleicht überzeugt, dass die das Christkindl da für ihn zurecht gestellt hat — also darauf los, jetzt ist er ein Kutscher, knall — wie das lustig geht! Plötzlich fällt es ihm ein: Mama sagt doch immer, „nichts anrühren“. Mama — ja wo ist denn Mama?! Dieser logische Gedankensprung hätte unfehlbar zu der Erkenntnis des Alleinseins geführt und einen Thränenstrom zur Folge gehabt — aber der Anblick eines großen Bernhardiners, der schmeichelnd an ihn herandrängte, ließ den Gedanken nicht aufkommen. Er tätschelte dem schönen Thier den klugen Kopf und der Hund wedelte dazu. Sie waren gute Bekannte. Tyras gehörte einem Herrn, der zuweilen zu Papa kam, und unwillkürlich hob Zikki den Kopf, um zu sehen, ob der Herr, der eine große Brille trägt, nicht auch dastünde. Nein, Tyras war allein. Zikki fasst ihn am Halsband, in der instinctiven Absicht, bei ihm zu bleiben, — aber plötzlich ein Pfiff, und mit einem mächtigen Satz ist Tyras um die Ecke, während Zikki, von dem jähen Ruck zu Boden gerissen, auf seinen weißen Höschen im Straßenstaub sitzt uud in seinem Gesichte jenen bittersüßen Ausdruck hat, den man „Kricker l“ nennt und der als ein unfehlbares Anzeichen von heftigem Schmerzensausbruch gilt! Noch ein letztes Zucken und gewaltsames Hinunterschlucken — dann brechen sie hervor, die unaufhaltsamen Thränen, fließen aus den Augen über die rothen Wangen und in den weitgeöffneten, kleinen Mund! Thränen schmecken salzig und diese neue Erkenntnis verdoppelt Zikkis Seelenqualen — es ist ein Anblick zum Erbarmen und zum Entzücken!

Im Nu ist der kleine Mensch umringt von mitleidsvollen Weibern, neugierigen Kindern und Männern, die ihn fragen, wo er hingehört und wie er heißt. Er verweigert jede Auskunft — sein kleines Herz ist zu voll! Da bricht sich ein Mann des Gesetzes Bahn durch den kleinen Auflauf und wie Zikki den gold'nen Helm und den Säbel gewahr wird, nimmt das Schluchzen und Glucksen eine mildere Tonfarbe an. Immer schwächer wird es, ganz leise, um endlich in abgerissenen, stoßweisen, gurgelnden Seufzern ganz zu verklingen.

Der Wachmann zerstreut die Angesammelten ein wenig, nimmt Zikki auf den Arm, wischt ihm mit seinem Taschentuch das dicke süße Gesicht ab und sagt: „Na — sag einmal, wie du heißt, mein Junge!?“ „Zikki“, sagt er treuherzig. „Ja — aber wie denn noch?“ Das blitzt alles an dem schönen Wachmann, so goldig und fein. Zikki kommt in gute Laune und wird schalkhaft.

Sonette.

Von Jenny von Reuß-Hoernes.

I.

Vergib, Geliebter, was ich oft verbrochen
Im Banne jener wilden Leidenschaft,
Die schonungslos der Schranken sich entrafft,
Das rasche Wort nicht wägt, bevor's gesprochen.

Leis kommt die Schlange in die Brust gekrochen
Und schwillt und schwillt im Herzen riesenhaft,
Bis mit des Bösen übermächt'ger Kraft
Es ihr gelingt, uns ganz zu unterjochen.

Die Eifersucht, so heißt's ja wohl, ist blind,
O nein! Sie blickt durch allverzerr'nde Brillen,
Die schlimmer noch als volle Blindheit sind.

Und doch ist sie der heißen Liebe Kind!
Ein ungerath'nes denke dir im Stillen,
Doch dann vergib ihm um der Mutter willen.

II.

O wärst du nicht so kalt von mir gegangen,
So ohne Abschied, ohne warmen Gruß!
Du weigertest die Lippen mir zum Kuss
Und botest mir nur flüchtig deine Wangen.

Wie gern hätt' ich an deinem Hals gehangen,
Nur einmal noch, wenn ich schon scheiden muss,
Um mit des Herzens innigstem Erguss,
Geliebter, dich noch einmal zu umfangen.

Bei Menschen, die sich lieben, ist's ja Brauch,
Dass sie sich küssen in der Abschiedsstunde,
O schwebte noch auf meinem durst'gen Munde

Von einem letzten süßen Kuss ein Hauch,
Ich fühlte minder herb den Schmerz der Wunde,
Die mir die Sehnsucht frisst im Herzensgrunde.

III.

Bist du mir in die Ferne auch entrissen,
Und nahmst mit dir von meinem Sein ein Stück,
So will ich doch nicht grollen dem Geschick,
Das mich so schmerzlich läßt dich nun vermissen.

Aus meines inn'ren Herzens Finsternissen
Entglomm durch deine Macht ein leuchtend Glück,
Und deine Seele bleibt bei mir zurück,
Mag ich dich auch in fernem Lande wissen.

Wo Geist dem Geiste sich so fest geeinet,
Da trennt die räumliche Entfernung nicht,
Das Herz verzagt nicht, wenn das Aug' auch weinet.

Wenn Menschenlob mir einen Kranz einst flicht,
So ist er einzig dir, mein Freund, vermeinet,
Weil nur dein Geist aus meinen Liedern spricht.

Graz, Juli 1893.

Wachmann. Bringen wir ihn zum nächsten Zuckerbäcker, vielleicht kennt man ihn dort, oder vielleicht fällt mir einstweilen ein, wohin ich ihn abliefern soll. Auf die Wache, — das ist schwer mit so einem Kerlchen, schreit ihnen die Ohren voll, oder lacht und weiß doch nichts zu sagen.

Am Wege dorthin hebt Zikki sich plötzlich empor auf seinen kleinen Sohlen, reckt das Köpfchen und sagt: „Blumen pflücke.“ Der Wachmann lacht. „I du mein, — da gibt's keine Blumen, guk doch mal!“ Aber etwas Dringendes, Forderndes in Zikkis ängstlichem Gesicht leitet ihn auf die realistische Deutung dieser verblümten Rede. Und mit einer verblüffenden Raschheit hebt ihn der Mann des Gesetzes in die Höhe und verschwindet mit ihm hinter einer Mauerecke......

Einstweilen hat Mama ängstlich zum Fenster hinabgespäht mit ihrem Ältesten. Papa bleibt auch gar zu lang — sie wird immer unruhiger und wenige Minuten später ist sie angezogen und auf der Straße. Sie nimmt den Weg zur Buchhandlung — der erste, dem sie begegnet, ist Papa — aber allein, ein Bild des Jammers, so dass Mama der zornige Ausruf des Schreckens in der Kehle stecken bleibt. Er beichtet in fliegenden Worten. Sie erbleicht und wirft ihm einen verachtungsvollen Blick zu, der ihn niederschmettert. Dieser Blick sagt deutlich: „So ein Mann ist doch für gar nichts zu brauchen.... sich ein wissenschaftliches Werk holen wollen und dabei das Kind verlieren, mein Kind, sein Kind, um eines verbummelten Kameraden willen — o, was ist das für ein erbärmliches Geschlecht!“ Mitten in diesem stummen Monolog wendet Mama den Kopf — und ein Freudenruf klingt die Straße entlang. Den Eltern entgegen kommt Zikki gesprungen an der Hand des Wachmannes.

Vor lauter Küssen kommt er nicht zu Worte. Dann, als Mama ihn endlich freigibt und Papa mit dem Wachmanne gesprochen und ihm bedeutungsvoll die Hand gedrückt hat, sagt Zikki ernsthaft, mit dem Selbstbewusstsein eines Menschen, der einen logischen Entschluss gefasst hat: „Zikki geht nur mehr mit dem Papa pazieren, den hat Zikki gerne, weil er einen schönen Säbel hat.....“

Der arme Papa hatte nichts zu lachen an diesem Abend. Mama blieb sehr reserviert und als der Freund aus Alt-Heidelberg den nächsten Morgen vorsprach, wurde er ziemlich kühl empfangen.

Mama verdammte ihn in ihrem Herzen als eine Art von Mitschuldigen an Papas Unterlassungssünde, Papa zürnte ihm fast, dass er zu all dem Unheil Veranlassung gegeben und so kam der Gast neuerdings zur Überzeugung, dass das Junggesellenthum schon deshalb seine großen Vortheile habe, weil es frei von väterlicher Verantwortung und verloren gegangenen Zikkis ist.

Der Mensch ist so, dass er sein Heil nicht in der Gerechtigkeit suchen darf, sondern in der Gnade. Weißt du, Freund, was Gebet ist? Am Ende willst du dich davonmachen, wer wird denn heute noch beten! Gemach, Freigeist, du betest! Du betest, ohne dass du willst, ohne dass du's weißt. Jeder Gedanke in Demuth ist ein Gebet. Worin liegt das Wesen des Gebetes anders, als in der Demuth! In der Selbsterkenntnis eigener Ohnmacht, Hilfsbedürftigkeit, in der Anerkennung einer höheren Macht, die uns Gnade geben und helfen kann. Dass das Gebet dem gläubig Betenden Trost verleiht, wird nicht allein von der Religion versichert, sondern auch von Psychologen bestätigt. Woraus kommt dem Betenden Trost? Aus den Worten, die er sagt? Nein, er kommt aus dem Gefühle der Demuth, des Erbarmens über sich selber. In dem Empfinden, dass er erbarmungswürdig ist, hofft er, dass eine höhere gütige Macht sich seiner erbarmen werde.

Würde er sich etwas versprechen von einem Gebete, das vielleicht so lautete:

„Herrgott! Ich komme, um dich an deine Pflicht zu erinnern. Du hast ohne mein Wissen und gegen mein Wollen mich in diese jämmerliche Welt gesetzt, für die ich viel zu gut bin. Aus der Elendiglichkeit, in die ich unschuldigerweise durch deine Ungeschicklichkeit gerathen bin, hast du von rechtswegen mich jetzt zu befreien, wenn du kannst, und nicht am Ende noch nichtiger bist, als ich selber. Ich muss beanspruchen, dass mir alles das Nothwendige und Gute werde, das vermöge meiner Existenz mir gebührt, Amen.“

Ein solches „Gebet“ würde kaum viel Beruhigung, Trost und Erhebung schaffen, sondern eher Verbitterung und Verzweiflung. Balsam aber auf dein betrübtes Herz wird es sein, wenn du in der Verlassenheit folgende Gedanken hegst:

„Ewiger Herr und Gott!

Du bist! O Herr, du bist, das weiß ich, sehe es in mir und in allen Wesen und Vorgängen, so weit meine Sinne reichen. Wie du bist, das weiß ich nicht, denn du bist so über alle menschliche Vorstellungen groß und ich bin so klein und so arm. Aber ich bin ein Theil von dir, und darum kann ich nicht verloren sein, darum darf ich mich eins fühlen mit dir, darum darf ich mein Leid, das zu meiner Reinigung dient, dir weihen, darum darf ich für alle Schwächen und Verirrungen, denen der Mensch durch deinen unerforschlichen Rathschluss verfallen ist, dich um Barmherzigkeit bitten. Mein Anliegen, ich könnte es nimmer ertragen, wenn ich dich nicht über mir wüsste, du mein allmächtiger Vater. Freilich bedeutet in deiner großen Welt ein einziges Wesen, wie ich bin, nichts, freilich muss ich im Plane des Ganzen sein, und vergehen und wieder sein, aber du bist das große gütige Herz, das auch der ein-

Demuth.

Eine Betrachtung von R.

Die älteste Mythe der Menschheit ist eine flammende Warnung vor Ungehorsam und Hoffart. Wie trivial klingt's und wie tiefsinnig ist's: Ungehorsam hat die Menschen aus dem Paradiese getrieben, Hoffart hat die Engel aus dem Himmel gestürzt. Hoffart führt zur Erniedrigung, Demuth zur Vollendung. Die Geschichte sagt es, was die Herrschsüchtigen angestellt haben — für andere Elend, Mord und Sclaverei, für sich selbst endlichen Untergang. Der Hoffärtige setzt seine ganze Kraft, sein Leben ein, um zu herrschen, alles, alles opfert er seiner Herrschgier und herrscht doch nicht. Es ist ein Wahn, wenn jemand glaubt zu herrschen! Wir alle werden beherrscht, der Geringe von einem engen Kreise, der Große von einer Welt. Und der Elephant von einer Mücke. Der Feldherr glaubt Kriegsheere zu lenken, ein einziger Stein vom Dache zerschmettert sein Haupt. Er glaubt Länder zu erobern und ist der persönliche Knecht abscheulicher Laster, die ihn wie hohnlachende Geister in den Abgrund zerren. Und sein unterjochtes Volk? Es ist ein knirschendes, fluchendes Volk, es ist ein Volk von Feinden, und in kurzen Epochen werden seine glänzenden Siege zu schmachvollen Niederlagen. Das wichtigste Henkeramt der Weltgeschichte ist es, die Hoffärtigen zu demüthigen. Aber diese erzwungene Demuth ist keine, ist mir eine Verächtlichkeit. Im Untergange eines Hoffärtigen finde ich keine Tragik, vielmehr die belustigende That der Gerechtigkeit.

Was Großes und Bleibendes geschehen ist, das hat nicht Hoffart gethan. Demuth hat die Menschen zusammengeführt, weil einer allein sah, dass er für sich zu schwach war. Demuth hat die Gesellschaft gegründet, weil es den Menschen klar wurde, dass sie nur in der Gemeinsamkeit bestehen können. Demuth hat die Menschen für einander wohlwollend, liebreich und nachsichtig gemacht, weil sie einsahen, dass sie der Nachsicht und Güte selber bedürfen. Demuth hat die Welt erlöst, als Christus das Beispiel gab, wie einer sich für den andern opfern muss.

Alle Religion, alle Seligkeit und Freude der Herzen ist auf Demuth gegründet.

versagt hat, als ein anderer, der so bevorzugt worden ist. Dieser müsste immer nur dankbar sein und immer nur trachten, sich der Gaben wert zu zeigen. Der Große und Bedeutende hat es auch leichter, demüthig zu sein, für ihn ist Demuth und Schlichtheit eine Zierde; bei den Kleinen kann sie als Kriecherei ausgelegt werden. Man liest von einem Geistesgroßen, der in der ganzen gebildeten Welt berühmt war. Wer ihm nahen konnte, der that's mit Ehrfurcht, und wen fand er? Einen ganz gewöhnlich aussehenden, fast schüchternen Menschen, der sich dem Besucher bei-, wenn nicht unterordnete. War der Besucher ein bedeutend angelegter Mensch, dann gab sich der Große in seiner ganzen Natur, die aber nicht drückte, sondern erhob. War der Besucher unbedeutend, so blieb es auch der Große und trat nicht aus sich heraus. So kam es auch, dass er in Gesellschaften ebenso banal, geistlos und unbedeutend erschien, wie der erstbeste Philister. Er gab eben jedem das Seine und galt nicht bloß als ein genialer, sondern auch als ein liebenswürdiger Mann — und er selber vergab sich damit nichts.

Der Demüthige fühlt sich nicht als eine abgeschlossene Einheit, mit der die Welt zu rechnen hat, er ordnet sich vielmehr dem Ganzen bei oder unter, er weiß sich nichtig als Individuum, aber stark und unvergänglich als ein Bestandtheil des Ganzen. Ein Hauptmerkmal des Demüthigen ist die Treue. Er wird nicht allein die Scholle lieben, die von seinen Voreltern urbar gemacht worden ist, er wird auch dankbar sein Pferd küssen, das ihn zum stolzen Siege geführt hat. Der Demüthige weiß alles zu beseelen und ist dankbar gegen jede Creatur. Er lebt eine tiefe Innerlichkeit, die unvergleichlich reicher an Schätzen und Glück ist, als alle äußeren Herrlichkeiten der Machthaber.

Die Demuth steht darum so hoch im Werte, weil sie bei dem inneren Frieden, den sie schafft, der Ursprung vieler Tugenden ist. Die Dankbarkeit habe ich genannt, die Liebenswürdigkeit, das Wohlwollen ist zu nennen, die Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit, die Harmlosigkeit, die Heiterkeit — lauter Kinder der Demuth. Bescheidenheit ist allerdings nicht Demuth, sie ist eine liebenswürdige Eigenschaft, aber sie ist noch kein ethischer Charakterzug. Bescheidenheit geht nach außen, äußert sich im Verhalten zu den Mitmenschen, in der Anspruchslosigkeit bei irdischen Gütern. Die Demuth ist innere Wesenheit, gleichsam das bescheidene Verhalten des Menschen zu seinem Gott. Hoffart ist stets absprechend, pessimistisch, kritisch, also nicht schöpferisch. Die Demuth ist das Gegentheil. Die Demuth ist stark, sie baut unbewusst Größeres auf, als die Hoffart mit dem besten Willen niederzureißen vermag. Die Demuth ist unüberwindlich. Wer seine Sache auf nichts gestellt hat, dem kann man nichts nehmen. Die Demuth macht frei, dadurch, dass sie sich selbst beschränkt, beugt sie der Gefahr vor, von anderen beschränkt zu werden. Der Stolz kann leicht zu schanden

zelnen Creatur gnädig sein will, und also bitte ich dich bei deiner unermesslichen Huld für alles und jedes, sei mein Beistand und Helfer in dieser Bedrängnis."

Wer so beten kann? Nur der Demüthige. Wer so beten kann, er ist selig zu preisen.

In der Demuth liegt ein Theil Sühne, das sagt auch unser Gesetz. Ein reumüthiger Missethäter wird milder bestraft, als ein trotziger, verstockter. Auch im Beichtstuhl der katholischen Kirche wird die Vergebung vor allem von der Demuth abhängen. Die Demuth ist ja durchaus nicht so demüthigend, als man annimmt, ihre Leiter ist die aufwärtssteigende, während die Hoffart, wie schon die alten Weisen gesagt haben, zum Falle führt. Die Demuth ist der Humus, in welchem der edle Charakter und die gute That gedeihen.

Die Demuth birgt auch moralische Gefahren, sie können von der Demuth selbst überwunden werden, wenn sie die rechte ist.

Ob der Demüthige Unrecht leiden soll, ohne sich zu wehren? Seinen inneren Wert wird er deshalb nicht vermindern, eher erhöhen. Wenn er dem Unrechte aber doch entgegentritt, so thut er's nicht aus persönlicher Rechthaberei, als vielmehr aus Gerechtigkeitssinn.

Mit Kriecherei darf die Demuth nicht verwechselt werden, das Selbstbewusstsein, die Freude an einem Verdienste schließt sie nicht aus. Die Demuth braucht sich nicht immer zu beugen vor dem Menschen, aber so muss sie sein, dass du dir das, was du bist und kannst, nicht stets als persönliches Verdienst anrechnest, sondern als eine Gabe des Geschicks, als eine Gnade des Himmels, als ein Talent, welches du nicht erworben hast, wie ein Stück Geld, welches dir auch nicht geschenkt ward, um damit beliebig und rücksichtslos zu walten, sondern welches dir nur verliehen worden ist, um unter Leitung deines guten Willens, der dein einziges Verdienst ist, damit was Rechtes zu vollbringen. Dieses Leben kann heute oder morgen schon von dir genommen werden. Napoleon, der Beherrscher von Europa, wurde an Einem Tage zum verhöhnten Gefangenen. Der geistesgewaltige Philosoph Friedrich Nietzsche wurde irrsinnig noch in jungen Jahren; wozu der Beispiele, sie liegen alle Tage vor jedermann. Das Menschengeschlecht im ganzen hat wohl Ursache, auf sich ein wenig stolz zu sein, und wird's hoffentlich noch zu was bringen; das Individuum aber ist so armselig und so unverläßslich und so vergänglich, dass es ganz unbegreiflich erscheint, wieso einer seinen Cadaver aufbäumen, seinen Windsack aufblähen, wieso einer sich brüsten und prahlen kann mit Eigenschaften und Leistungen, die nicht so sehr aus seinem persönlichen Können, sondern vielmehr aus fremden Bedingungen und Verhältnissen entsprangen.

Einer der nichts ist und nichts kann, hätte nach meiner Meinung eher Ursache zu Trotz und Auflehnung gegen ein Geschick, das ihm alles

geht, so wird an dem Tage, da durch technische Fertigkeit die Welt bezwungen ist, durch eine letzte große Erfindung die Menschheit sich selbst den Tod geben. Aber nicht aus Demuth, als wäre sie unwert zu leben, sondern aus Enttäuschung, aus endlicher Erkenntnis, dass all ihr hochmüthiges Streben und ihre stolze Kraft im Menschenherzen den Frieden zerstört und den Gnadenbrief Gottes zerrissen hat.

Neues Leben, neue Literatur und Kunst.

Vortrag von Hans Grasberger. (Wien.)

Der Mensch ist zur Geselligkeit geschaffen und was er im Verkehr mit seinesgleichen ausgeben und bethätigen kann, besteht in Empfindung und Willen. Ohne Einwirkung von außen bleiben wir ruhig und verschlossen; je lebhafter, stärker und häufiger aber Anreiz auf uns ausgeübt wird, desto nachdrücklicher und öfter entäußern auch wir uns, erwidernd und überbietend. Was wir nöthig haben, so von andern zu empfangen, andern zu geben, das ist Aufmerksamkeit, Geduld, Muße, und an alledem haben wir umsomehr Vorrath, je seltener wir mit unserem Gefühl, unserem Wollen in Anspruch genommen werden. Auf eine müßige Seele, auf eine ungeweckte Thatkraft ist leicht und nachhaltig einzuwirken. Kommt es aber Schlag auf Schlag über uns, so ist unsere Ruhe hin, die Theilnahme verliert an Tiefe und das Handeln an Bedacht. Über ein gewisses Maß hinaus ertragen wir den jähen Wechsel gar nicht, ohne dass unser Verstand, unsere Nerven Gefahr laufen.

Was uns am meisten in Athem erhält und anspornt, ist durchgehends der Beruf, das Geschäft, kurz des Lebens Nothdurft, der Kampf ums Dasein. Nur zwischendurch sind und bleiben wir empfänglich und befähigt für freie Bethätigungen des geistigen Lebens und solche freie Spenden sind Dichtung, Kunst und Wissenschaft. Wollen sie bei uns zu Gehör kommen, uns fassen und hinreißen, kurz, auf uns Einfluss gewinnen, so haben sie auf unsere Muße Rücksicht zu nehmen und sich darnach zu richten. Einem Vielbeschäftigten kommt man anders als einem Müßigen. So sind also selbst die freien Geistesregungen, wollen sie nicht ins Blaue hinein verpuffen, von der größeren oder kleineren Hast des Lebens abhängig; sie können uns bequemer beikommen oder aber, sie müssen ihre Ausdrucksmittel verstärken, schärfen und kürzen.

Nun bedarf es nur eines flüchtigen Rückblicks, um zu gewahren, dass gegen gestern und ehegestern im Pulsschlag der Zeit, im ganzen

gemacht werden, die Demuth nie, außer es ist eine falsche, die nur in Glück und Ehre sich ausspielt. Es gibt Leute, die immer das Auge niederschlagen, solange man sie lobt, sofort aber anfangen sich selbst zu loben, wenn's kein anderer thut. Die wahre Demuth ist unvergänglich wie Diamant.

In der steirischen Mundart wird Demuth und Diamant gleich ausgesprochen: „Deamat“. So habe ich schon in früher Jugend die Demuth mit dem edelsten Stoff der Erde vergleichen können und umgekehrt gesehen, wie dieser vornehmste aller Stoffe einen so demüthigen Namen hat.

Jeder soll sagen, ich will demüthig sein, aber keiner kann sagen, ich bin demüthig, denn sagt er das, so ist er's schon nicht mehr. So wie es Leute gibt, die eine aufdringliche Bescheidenheit haben, und vor lauter Bescheidenheit lästig und unbescheiden werden, so kann auch der scheinbar Demüthige einem Pharisäerstolze verfallen, welcher, weil mit Heuchelei gepaart — der Hoffarten schlimmste ist. Der wahrhaft Demüthige wird immer und immer das Gefühl haben, er sei viel zu wenig ergeben und demüthig im Verhältnis zu dem, was er ist und leistet gegenüber einer unendlichen göttlichen Größe.

Weil Demuth mit Ergebung sich eint, so bringt sie den Frieden des Herzens. Sie wird schöpferisch sein in der Absicht, ja so viel als möglich zu leisten, um nicht ganz Schmarotzer zu sein auf der Erde Gottes. Denn in der Demuth liegt der edelste Stolz; in ihr liegt die stille Anspruchslosigkeit und die ruhige Männlichkeit, die stete Dienstbereitschaft und das keusche Verhüllen inneren Wertes — kurz, das was man Schlichtheit nennt. Die Demuth wird ergeben sein, wenn das Geplante und Gehoffte nicht gelingt, und im engen Kreise der Selbstbescheidung jene Friedensstätte suchen, die der, welcher sich Herr des Erdkreises nennt, nimmer findet.

Unserer Zeit ist die Demuth fremd, denn diese Zeit ist so hoffärtig darauf hin, wie weit sie es gebracht. Außer dem Gelde kennt sie nur noch das Ideal Ehre, doch nicht die Ehre der natürlichen Tüchtigkeit und moralischen Unversehrtheit, sondern vielmehr jene äußere Ehre, die jeder Gassenbub imstande ist zu vernichten und die man sich allenfalls mit dem Säbel wieder heraushauen kann. Diese Ehre, das Ansehen nach außen hin, ist lautere Hoffart. Und weil die Hoffart ein Trugbild macht, das man nie erreichen kann — denn der Ehrgeiz ist so unersättlich als der Geldgeiz — so macht sie friedlos, skeptisch, pessimistisch, verzagt, stumpf, und das letzte Glied dieser Teufelskette heißt Verzweiflung. Man sieht's ja klar genug: unsere Zeit ist hoffärtig über alle Maßen und ruhelos und unzufrieden über alle Maßen. Die hoffärtigen Geister sind aus dem Himmel gestürzt worden. Diese Mythe ist sinnreich für alle Zeit. Wenn unser hoffärtiger Geist nach dieser Richtung hin noch eine Weile fort-

nungen zusammenschrumpfen, um das dehnen sich unsere Beziehungen und Verbindungen aus. Das Telegramm ist längst überholt und um seine lakonische Wucht gekommen; in der Zeitung überfliegen wir's mit hastigem Blicke. Von Kasten zu Kasten spielen sich unsere dringendsten Gespräche telephonisch ab und vielleicht dienen sie bald einem jungen Bühnendichter als Muster dramatischen Dialogs. Die eilige Correspondenzkarte wird durch die blaue pneumatische verdrängt. Der Tramwaypark mag noch so vermehrt werden, die Waggons werden überfüllt bleiben, bis die Stadtbahn eingreift und bald unter den gleichen Gebrechen leidet. Und das sind nur Beförderungsmittel für unsere Unrast, deren Ursachen anderswo liegen. Gerichts-, Reichs-, Landes- und Gemeinde-Angelegenheiten sind öffentlich geworden, von uns Theilnahme heischend, und die Politik insbesonders ist viel werktäglicher angethan, als sich selbe die Freiheitssänger geträumt haben. Das Vereinswesen hat der Pflege des Schönen am häuslichen Herde Abbruch gethan, wie die Zeitung mehr und mehr dem Buch den Boden entzieht. Leben und Familie ist unendlich schwieriger geworden; der Wettbewerb zeigt das häslichste Gesicht, Heim und Besitz ist so wenig sicher, dass nicht einmal die Todten im Grabe mehr Ruhe haben. Des bürgerlichen Gewerbes hat sich das verzehrende Speculationsfieber bemächtigt, arbeitende Classen sind unter dem Drucke von Capital und Maschine in sichtlichem Niedergange begriffen, während deren andere mit allen Mitteln sich wie aus dem Chaos zu ungestümer Geltung emporringen. Ehrgeiz und Eitelkeit bestimmen kleinere Nationalitäten, sich dem allgemeinen Culturleben zu entwinden, und der rasche Glückswechsel hat die Genussucht gesteigert, gesteigert und verwildert.... Wenn wir so Einst und Jetzt, die beiden Culturbilder gegen einanderhalten, wie muss es uns vorkommen?

Wir sind mit unseren Zuständen vergleichsweise von einer ländlichen Idylle weg aufs stürmische Meer gerathen und wer da nicht untergehen will, muss mitthun am Rettungswerke. Nachtet's, so ist Licht vonnöthen, um den Schrecken zu überwinden und wieder Ordnung zu schaffen. Es wäre merkwürdig, wenn nur die Wissenschaft der neuen gährenden Dinge sich annähme, wenn diese nicht auch in Literatur und Kunst sich spiegelten. Damit erweist sich ja Kunst und Dichtung als lebendig und lebensfähig, dass sie jeweils nach den verschiedenen Zeit- und Lebensläuften eine andere wird und doch in ihrer höchsten Aufgabe dieselbe bleibt. Sehen wir zu, wie sich Künstler und Poeten in der vermehrten Hast der Tage, inmitten der sich von allen Seiten zudrängenden neuen Verhältnisse benehmen. Sie werden formell, stilistisch anders vorgehen und sie werden sich kopfüber in die dargebotene neue Stoffwahl stürzen; so viel lässt sich im voraus vermuthen. Und nach diesen beiden Richtungen wollen wir ihr und das ihnen aufgedrungene Verhalten näher betrachten.

Lebenstempo ein gewaltiger Wandel eingetreten ist. Wie weit liegt denn das Behagen zurück, da der Brief noch ein Ereignis, der Besuch eine feierabendliche Abwechslung, das Telegramm ein jäher Schreck, die Übersiedlung eine wichtige Lebensänderung und die kleinste Reise ein Abenteuer war? Von der Eisenbahn hörte man erst noch und es verschwor sich mancher, diesem Ungestüm sich zeitlebens nicht anvertrauen zu wollen. Wer in der innern Stadt hauste, sommersiedelte in einem Vorstadtstöckel; wer eine Grazerin oder Linzerin heimführen wollte, hatt' es umständlicher, als wer heutzutage nach Amerika — durchbrennt; ein- oder zweimal in der Woche brachte der Eilwagen frische Posten aus den Landeshauptstädten und — frische Austern aus Triest; der Briefträger war eine noch verhältnismäßig junge Einrichtung und ihrer etliche versahen den Dienst schleunigst. Die Kaffeekränzchen blühten und der junge Mensch musste eine Weltanschauung haben oder Schöngeist sein. In den Zeitungen überschlug man das bisschen dürrer Politik und vertiefte sich in den Theaterklatsch — der Courszettel hatte noch ein sehr einfältiges Gesicht, und Zuckerwasser reichten die Almanachs herum. Aufsehen erregte ein verbotenes Buch, Feststimmung holte man sich aus der Burg, und Anzüglichkeiten erwartete man im Carltheater. In unseren classischen Tempel der Musik zieht plötzlich siegreich ein: der Tastenstürmer und Herzenbezwinger Liszt, Grillparzer wurde auf der Hofbühne durch die „schöne Diction“ verdrängt, dem Burgtheaterbesucher munden auch die Saphir'schen „Akademien“ wort- und witzverrenkten Angedenkens, von Raimund zu Nestroy glaubt man einen Aufstieg wahrnehmen zu können und aus den Tiefen der Bratelgeiger erstehen die Schöpfer des Walzers.

An der Akademie der bildenden Künste wird die Historie schandenhalber gelehrt, aber wir haben eine gesunde, gefühlsinnige, volksthümliche Malerei und von auswärts besorgt zuerst der ältere Kunstverein Bilder, die viel bestaunt werden und nicht ohne Einfluss bleiben.

Und wie sieht's auf den Höhen und in der wohnlichen Niederung aus? Der Adel gefällt sich noch in Maifahrten mit Laufern, der Bürger wird reich, trotzdem er zum Imbiss ins Wirtshaus geht, Billard und Schwarzen liebt und abends selten am Stammtisch fehlt; ja die Fabrikantensöhne treiben's mitunter wie Verschwender.... So das Vergangenheitsbild, so beschaffen ist geistiges und geselliges Leben in Wien mit nur geringen Hebungen und Senkungen, bis der Spaziergänger A. Grün politische Sehnsucht weckt und Lenau tiefe Furchen zieht und darein Zweifel säet.

Und nun das Gegenstück von heute, wieder unserer nächsten Umgebung entnommen, und ohne dass wir erst der vielen Übergänge gedenken! Wir ermessen jetzt Raum und Zeit an dem Courier-, an dem Blitzzug, der eben nur seine Schuldigkeit thut und um was die Entfer-

viel anders als wie Novitätenausstellungen mit ihrem Wert und Unwert. Das neue Haus sucht die Nachbarschaft der ganzen Gasse zu überbieten und die Plastik scheut im Drang nach dem Lebensvollen nichts mehr als das gemessene, abgestandene, akademische Formen- und Geberdenspiel. Einzig der geduldigste, allzeit offene Sinn, das Ohr, das musikalische Ohr erträgt noch ungeschwächt die liebliche wie tiefsinnigste Classicität der Tonkunst, hat sich aber auch längst schon an die dramatisch-descriptive Orchestersprache R. Wagners gewöhnt, wie er andererseits mit dem seichtesten, leichtgeschürzten Operettendusel vorlieb nimmt.

Das ist in wenigen Zügen das Bild des formellen Stilwandels.

Weitaus größer aber als in äußerlicher Beziehung ist der Wandel von Literatur und Kunst auf dem gegenständlichen Gebiete, in der Stoffwahl. Beide Strebungen greifen tief ein in das, was uns umdrängt und brennt. Und das ist recht so, dadurch bewähren sie sich selbst auch als mittreibend, mitgestaltend. Die goldenen Höhen des Geistes und der Humanität, die uns die Großen und Größten eröffnet, bleiben uns unverloren, trotzdem wir nicht stehen bleiben können, wo Schiller und Goethe standen. Auch sie haben aus ihrer Zeit heraus in ihre Zeit gesprochen, und dadurch, dass sie dies ernst und voll thaten, auch über ihre Zeit hinaus gewirkt für eine ungemessene Geltung. Ihnen nachgerathen sollen wir in der künstlerischen Gesinnung, nicht in dem Was und Wie. So erweist sich der Idealismus auch duldsamer gegen die realistische Richtung, als diese gegen jenen. Jene kannten vieles nicht, das uns jetzt zu schaffen gibt, und sollte die Kunst nicht gerade in die Wirrnis, die uns jetzt umgibt, ihre milde Leuchte hineintragen? Das öffentliche Leben hat ungeahnte Weiten und eine größere Erregung als je zuvor angenommen; alte Bünde, wie der Bauern- und Gewerbestand, sind ins Schwanken gerathen; die Arbeiter stellen ihre Forderungen und haben ihre Aufgebote. Es gibt keine Tyrannen und Despoten mehr, aber „Anarchisten der That", davor Cäsarenwahnsinn und jede Willkür erblasst. Die Träger der Geschichte treten schlicht auf und haben das Wesen sorgloser Götter abgestreift. Mechanische Erfindungen nehmen sich wie tiefsinnige Systeme, wie schwungvolle Gedichte aus, und im menschlichen Gemüthe sind Abgründe, Fein- und Nachtseiten zutage getreten, von denen man vor unserem nervösen Zeitalter kaum noch gehört hat. Und wenn dem so ist, was wunder dann, wenn in unseren Romanen auch Volksmänner und Minister auftreten und von Wahlkämpfen die Rede ist? — was wunder, wenn der Dialect, das Bauernstück und das gemalte ländliche Culturbild zur Geltung kommt oder aus dem Genre eine neue Historienmalerei erwächst? — was wunder, wenn die Arbeiterfrage mit und ohne Witz verhandelt wird und sich die letzten Folgerungen aus der socialen Bewegung zu förmlichen Utopien ausbauen? — was wunder, wenn der

Um Aufmerksamkeit und Geduld, um die Muße, die wir für Schaffende, wie für Empfangende als gleich unverläſslich erkannt haben, ist es merklich schlimmer bestellt. Sie ist verkürzt und verflacht. Zur Sache! ruft man dem umständlichen Parlamentsredner, zur Sache! ruft man auch der gesammten geistigen Production zu. Der kurze, treffende, grelle Ausdruck empfiehlt sich; die Aufmerksamkeit ist nicht mehr entgegenkommend und willig, sie muſs erjagt, bestochen, gefangen werden. Die sorgsam abgewogenen Perioden langweilen; der anmuthige Wechsel im Bau der Sätze wird nicht mehr bemerkt; für die Musik der Sprache versagt das Ohr; die bildliche Umschreibung, wenn sie nicht blitzt und schlägt, hält auf; feineren Anspielungen nachzugehen, dazu fehlt's an der Zeit; mit schrittweisen Folgerungen will man verschont sein.... zur Sache! Daher ist eine kurzgeschürzte, kräftige, aber auch Schritt für Schritt reizende, prickelnde Darstellung beliebt — und wenn sie überstürzt, überrumpelnd wirkt, was verschlägt's? Längst ja hat der zündende Artikel dem weitaus blickenden, ruhigen Essay den Rang abgelaufen, und ein Buch blättert man durch; es kann daher im ganzen auch seicht sein — nur muſs jede Seite ihr Butter- oder Schleckplätzchen haben, wie man ja einen dürren Hasen am reichlichsten spickt.

Wie man diese Darstellungsart mit der sachlichen Unverblümtheit, mit den kurzen, jäh abschnellenden Sätzen, mit den Schlag- und Losungsworten, den epigrammatischen Stacheln und Spitzen und den vielen Ausrufungszeichen nennen will, ist gleichgiltig. Heiße sie daher immerhin realistisch. Sie ist mehr geworden als willkürlich. Und so hat beispielsweise auch nicht erst Laube auf der Hofbühne die realistische Sprech- und Darstellungsweise eigens eingeführt; es sind tiefere Gründe vorhanden, daſs man Schiller'sche Verse kaum mehr recht zu sprechen und noch weniger anzuhören versteht und daſs keine geheiligte Tradition wie anderswo den stilistischen Kothurn aufrecht erhält.

Auf dem Gebiete der bildenden Kunst gewahren wir ähnliches. Die neue, ungewöhnlich lebhafte Farbe soll in der Malerei, die malerische Pose in der Plastik, das überwuchernde, mit allen Stilarten der Vergangenheit liebäugelnde Detail in der Architektur zunächst das Auge gefangen nehmen. Darunter leidet auf der einen Seite die Reinheit und Sicherheit der Zeichnung, auf der andern die monumentale Würde, auf der dritten die schlichte Harmonie der Verhältnisse, und die bisher eingehaltenen wechselseitigen Grenzen verschieben sich. Aber kann es viel anders sein? Der Atelierbesuch ist selten geworden; Mäcene und Liebhaber stellen sich fast nie mehr persönlich beim Künstler ein. Das Bild ist fahrendes Ausstellungsgut geworden, will und muſs aus hunderten nud tausenden heraus wirken; das Publicum aber durchwandert selbst so erlesene, gesichtete und gehaltvolle Sammlungen wie die des kunsthistorischen Museums nicht

man von einem Jäger sagen, der, statt loszudrücken, erst sein Auge untersuchen wollte?

Und wer den Ruhm voraushaben will, ehe er noch Thaten vollbracht, Werke geschaffen, ist so recht der Sohn seiner Zeit, dessen unseliger Hang es ist, rasch reich zu werden.

Jede neue Richtung in Kunst und Literatur wird sich nicht früher bewährt, ihre Probe nicht eher bestanden haben, als bis sie Werke geschaffen, in denen sich Drang, Schwung und Gehalt ihrer Zeit eben so voll und ganz und typisch-wahr spiegelt, wie die Vergangenheit in den großen Meisterschöpfungen der Vorzeit. Und so kann, so soll jede Zeit ihren Homer, Dante, Shakespeare und Goethe haben.

Man fasst nicht Most in alte Schläuche, sagt der Heiland, und bescheiden anknüpfend daran, heißen wir jeden Schlauch willkommen, vorausgesetzt, dass darinnen Wein ist.

Volksaberglaube.

Aus den Donnersbacher Bergen mitgetheilt von Karl Reiterer.

In den weltentlegenen Donnersbacher Bergen ist noch so manche originelle, bisher nicht in die Öffentlichkeit gedrungene Volksmeinung unaufgezeichnet geblieben, weshalb es nicht unerwünscht sein dürfte, im Nachstehenden einige neu aufgefundene, von uns noch nicht publicierte Volksansichten zu bringen, meinend, dass es dankenswert sei, jede, selbst die unscheinbarste Volksregung aufzulesen und als interessanten Überrest einer entschwundenen Culturepoche vor dem Untergange zu retten. Aus dem Munde verlässlicher Gewährsmänner vernehmen wir das Einschlägige. Die Ortschaften, wo die angeführten Meinungen gefunden wurden, sind vornehmlich unser Domicil Donnersbachwald und die benachbarten Gemeinden Donnersbachau und Kleinsölk.

Unter den verschiedenen Jahreszeiten, an die sich der Volksaberglaube anlehnt, sind die Weihnachten am bemerkenswertesten. Dem Vieh gibt man am Christabend Nusskerne, die noch in den „Kreuzen" stecken, wobei darauf zu achten ist, dass das Kreuz nicht gebrochen wird, ehe man die Kerne dem Rinde gibt. Außer den Nusskernen erhält das Vieh in den Ställen zu verschiedenen Zeiten allerlei Fruchtgaben, als: Linsen, Erbsen, Hanfkörner, Bohnen u. s. w. Man mischt diese mit Weihsalz und Johanniwasser. Letzteres wird am Johannitage (27. December), ersteres am

Erfinder den Alchymisten und Goldsucher von einst verdrängt, oder wenn der Architekt in sinnreichen Hallen, in der Verbindung von Eisen und Stein, von Marmor und Glas lohnende Aufgaben erblickt, oder aber, wenn wir jetzt Seelenanalysen zu lesen bekommen, die eben auch ein verwirrteres Gemüthsleben zur Voraussetzung haben?

Demnach reiches neues Leben überall und freie Bahn nach allen Seiten! Wir weinen den abgestandenen akademischen Formen, dem sentimentalen Illustrationswesen, der Backfischlyrik keine Thräne nach. Drang und Noth der Zeit ist groß und Seherstimmen, Prophetenworte, rügende Gesichte, tröstende Gestalten sind immer ersehnt. Bereitwilligst machen wir neuem Stil und neuer Stoffwelt die schmeichelhaftesten Zugeständnisse. Nur eins behalten wir uns vor: das, was für Kunst nnd Dichtung gelten will, muſs auch wirklich Dichtung und Kunst sein!

Das ist aber gemeiner Abhub von der Wirklichkeit, ohne Sinn und Ziel, nie und nirgends gewesen; er besudelt die reine Hand und muthet der anständigen Gesellschaft Ungebürliches zu. Er kann zuweilen am Platze sein, wird aber nie auf den ersten Platz vorrücken. Und wie verstehen wir das? Ein classisches Beispiel mag es erläutern. Argos, der Hund, liegt auf dem Düngerhaufen, von den Läusen zerfressen, wedelnd mit dem Schwanz und senkend die Ohren: wozu dies ekelnde Bild? Man höre weiter: mit brechendem Blick sieht und erkennt der Köter seinen heimkehrenden Herrn, und Odysseus, dies schauend, ist selbst so gerührt, daſs er sich, seitwärts gewendet, eine heimliche Thräne abwischt. Begreift man darnach, wo und wie der Verismus zu brauchen und wie eine grelle Dissonanz aufzulösen ist? Oder ahnt der crasse Naturalismus nicht schon, daſs seine Zeit um ist? Schon sproſst neben ihm Symbolisches, Mystisches, das Märchen, die Idylle u. dgl. auf, weil eben ohne den Ahnungsbereich, ohne Deutsames die Kunst kein rechtes Auskommen findet. Und das unterscheidet ihr Wesensgebiet von dem der Wissenschaft, welche einfach die Wahrheit sucht.

Newtons Gravitationsgesetz hat das Welträthsel nicht gelöst; der Magnetismus reicht nicht hin, Freundschaft und Liebe zu erklären, und Darwins Vererbung und Zuchtwahl verlegt den großen Fragepunkt eben auch nur wieder auf eine andere Seite. Haben also selbst Forschungen Ursache, bescheiden von sich zu denken, wie will sich dann Phantasiethätigkeit, wie die eine oder andere neuere Kunstrichtung als die beste, als die allein mögliche aufspielen? Man bedenke, als die nützliche Kartoffel eingeführt wurde, hörte deswegen Wein- und Getreidebau nicht auf und das zu verlangen, wäre heller Wahnsinn gewesen.

Auch eine Malerei, die sich auf die Optik verlegt, um besser zu sehen und uns andere sehen zu lehren, ist auf dem Holzweg. Was würde

Gestalt eines hässlichen alten Weibes mit langem, herabwallendem Kopfhaar. Zu Martini verläſst der Almwenzel, hinter dem der leibhaftig Teufel steckt, die Berge. Er „brenndelt“ früher auf, bevor er eine Almhütte verläſst, das heißt, verrichtet die von einer liederlichen Sennerin vor ihrem Abzug ins Thal vernachlässigten Milcharbeiten.

Dabei sei erwähnt, daſs der Teufel mit liederlichen Sennerinnen gerne „anbindet“, mit Dirnen, die da glauben, auf der Alm .... da gäb' 's ka Sünd!...

Am Faschingdienstag dürfen die Mägde keine alten Kleider ausbessern, sonst stechen die Kühe im Sommer arg.

Von Gertrudi (17. März) an darf in den Abendstunden nicht mehr gesponnen werden, weil man ins Haus Mäuse bekommen würde, die den Faden abbeißen.

Wann's am Dreifaltigkeitsonntag regnet, so regnet es, heißt's, noch an drei darauffolgenden Sonntagen, einmal für den Gottvater, einmal für den Gottsohn und das drittemal für den heiligen Geist.

Was den Teufelsglauben betrifft, so können wir folgende Volksansichten anführen. Am zweiten Februar beginnen die „Lichtmeſsteufel“ ihr Unwesen zu treiben. Sie sollen eine lowi *) Gattung Teufel sein. Auf Kreuzwegen und Feldrainen sind sie zu treffen. Demjenigen, der ununterbrochen tausend Vaterunser betet und dabei nach dem „Erlöse uns von dem Übel“ das Amen wegläſst, bringt der Teufel Geld. Man nennt dieses Beten das „Christophbeten“. Soll im Donnersbachwald noch vor wenigen Jahren versucht worden sein. Ob mit Erfolg? Das können wir allerdings nicht bejahen.... Leute, die bei Lebzeiten einen gottlosen Weg wandeln, werden nach dem Tode vom Teufel geholt. Wer drei Jahre hintereinander, glaubt man, nicht beichten geht, wird ebenfalls vom Bösen geholt! Wer etwas Geweihtes bei sich trägt, dem mag der Teufel nichts anhaben! Heutigentags begegnet einem der böse Feind auf der Welt nicht mehr, weil er vom Papste „gebannt“ wurde. Das ist nicht etwa unsere Meinung, sondern die des Kreuzhalter-Schusters in Lengenberg. Der sang jüngst mit gehobener Stimmung auch:

> Buama, seids lustig,
> Thuat's neama trauern,
> Der Teufel is g'storben
> Hiaz thoan s' d'Höll' vermauern.

Neugeborene Kinder können vom Bösen vertauscht werden. Es kommen sodann die sogenannten „Wechselbälge“ zum Vorschein. Um diesem vorzubeugen, legt die Wöchnerin in den Donnersbacher Bergen etwas „Geweihtes“ in die Wiege. Soll helfen! Brav!! Eine Wöchnerin darf nicht eher vors Haus gehen, bevor sie nicht „vorsegnen“ gieng, wie es auf dem Lande

*) schlimme.

Stephanitage (26. December) alljährlich — einem alten Brauche folgend, in der Ortskirche vom Pfarrherrn geweiht. Auch den Pferden verabreicht man bisweilen diese Fruchtgaben. Die Hühner erhalten den Hanfsamen, damit sie — wie geglaubt wird — fleißig Eier legen.

Eigenartig ist das Löseln, das in den Ennsthaler Bergen getroffen wird. Wir wollen nur auf das von uns bisher nirgends besprochene Spänezählen und Widderlgreifen näher eingehen. Beim Spänezählen wird eine beliebige Anzahl Späne von der „Asen“ herunter genommen. Sind eine gerade Anzahl Späne ergriffen worden, bekommt die solchermaßen „Löselnde“ einen Mann im Laufe des nächsten Fasching.

In der Christnacht begibt sich die heiratslustige Dirne in den Schafstall und tappt im Finstern herum. Stößt sie zuerst auf einen Widder, so ist im nächsten Jahre die Verehelichung zu gewärtigen.

Blickt man in der Mitternacht, wenn die Weihnachtskerze in der Stube brennt, in das Innere eines Hauses, so ist — zwischen elf und zwölf Uhr — der Tod am Platze desjenigen am Stubentische zu sehen, der im nächsten Jahre stirbt.

Wenn am Weihnachtsabend während des Abendessens ein Besuch ins Haus kommt, so heißt es, dass im nächsten Jahre eines von den Hausleuten sterben müsse. Ebenso stirbt jemand vom Hanse, wenn die Weihnachtskerze, welche angezündet wurde, plötzlich erlischt. Die Weihnachtskerze läfst man unter anderem deshalb brennen, weil dies gut sein soll gegen bösen Zauber, Hexengspuk und Teufelsblenderei.

Abergläubische Wilderer gießen in der Christnacht Kugeln, die sogenannten Freikugeln, welche ihr Ziel nie verfehlen....

Es ist gebräuchlich, während der ganzen Mettennacht wach zu bleiben. Warum? Weil man in diesem Falle dann das Jahr über kein Feuer übersieht.

Zu Dreikönig, wird geglaubt, zieht die Percht herum. Faulen Mägden schlitzt sie den Bauch auf und füllt ihn mit „Bochtlat“ (Kehricht). Auch unartige Kinder laufen in Gefahr, von der Percht behelligt zu werden.

Eier am Gründonnerstag von den Hühnern gelegt, haben eine sonderbare Wirkung. Sie wenden Übles ab. Man vergräbt sie in Ställen, bei Flusswehren, in Hauskellern u. s. f. Das am Charsamstag geweihte Holz wird das Jahr über auf dem Dachboden der Bauernhäuser gelassen; damit der Blitz nicht einschlage. Das Charsamstagwasser soll gut sein gegen Augenkrankheiten. Dieses Wässerlein wird auch beim lieben Vieh angewendet, weil es dann, heißt es, das Jahr über von keiner Krankheit befallen wird.

Zu Johanni (24. Juni) zieht dem Volksglauben nach der „Almwenzel“ (auch „Bergschrattl“ genannt) in die Berge. Er erscheint gewöhnlich in

geschlachtet werden, soll man mit einem bestimmten Messer, Stechmesser, tödten, dann verenden sie leicht. Der Hirsch kennt ein gewisses Heilkraut, das er frisst, wenn sein Körper krank oder verwundet wurde. Wer im Lenze zuerst einen weißen Schmetterling erblickt, stirbt im Laufe des Jahres. Wenn sich zwei Kühe gegenseitig ablecken, kommt ein „Seltsamer" ins Haus. Wühlen die Erdgrillen kleine Häufchen auf, regnet es bald darauf. Die schwarzen Ameisen gehören, dem Volksglauben nach, dem lieben Gott, die rothen dem Teufel....

Im aufnehmenden Mond ist gut, Schafe scheren, im abnehmenden Kröpfe und Warzen vertreiben, Rüben säen und Fingernägel beschneiden. — Wer über einen Regenbogen seinen Hut wirft, dem fällt er voll Gold zur Erde. — Kühe mit dünnen Schwänzen und geringelten Hörnen geben wenig Milch. — Blühende Fingernägel der rechten Hand bedeuten Glück. Eine Kreuzspinne in einen Gewehrlauf geladen, verursacht, dass das Gewehr, wenn es abgefeuert wird, zerspringt. Brautleute sollen an ihrem Ehrentage nicht lachen. „Eine lachende Braut, ein weinendes Weib", heißt es beim Volke.

Nicht minder ergötzlich ist der Volksaberglaube, welcher in den Bereich der Heilkunst gehört. Hundehaare soll man sich zum Beispiel auflegen, wenn uns ein wüthender Hund biss.

Ein lebender Frosch in Branntwein geworfen, gibt ein Mittelchen, das gegen die „Lenknot" der Kinder wirksam sein soll. Hollunderlaub vertreibt den Rothlauf. Der breite Wegerich, dort wachsend, wo „Braut und Leich' vorüberziehen", ist gut gegen Rheuma, wenn dessen Wurzeln in einer ungeraden Anzahl, auf einen ungewaschenen Zwirn geheftet, um den Hals gehängt werden. Er muss aber mit einer „zweispießigen Gabel" in der Erde vergraben werden, der Wegrich, sonst hat er keine Wirkung. —

Um den „Gliedschwamm" zu vertreiben, nehme man ein „Bein", das in einem Walde gefunden wurde, und mache damit über den Schwamm neun Kreuze. Goldäpfel helfen gegen die Gelbsucht. Geschabte Gemskrickel stillen das Nasenbluten. Warzen können mit ungewaschenem Zwirn vertrieben werden. Meerrettig, in Scheibchen geschnitten und — auf eine Schnur geschneist — um den Hals gewunden, „treiben" die überflüssige Hitz' aus dem menschlichen Körper.

Freitags soll keine Wäsche gewaschen werden. Der Samstagstraum, heißt es, geht in Erfüllung. Eine Luchszehe verwendet man beim „Abbeten" von Krankheiten. Diebe, Gemsen und schlimme Weiber können „gebannt" werden. Wie? Das weiß der liebe Himmel, wir nicht......

allgemein gebräuchlich ist. „'s Vorsegnen" muss dem Volksglauben nach aus Gründen geschehen, die wir ihrer heimlichen Natur wegen übergehen wollen. Das „Z'rucktaufen" möge vermieden werden, weil sonst die Kinder nicht gerne wachsen, sagt man. Neugeborenen soll man die Nägel an den Fingern und Zehen abbeißen. Sie erhalten dann wohlgestalte Gliedmaßen. Wenn eine Frau Mutterfreuden erwartet, soll sie sich nicht ins Gesicht greifen, wenn's ihr nach einer Speise gelüstet, damit das Kind, wenn es zur Welt kommt, kein „Muttermal" hat. Im „aufnehmenden" Mond ist es nicht gut, Säuglinge der Muttermilch zu entwöhnen, wie uns jüngst die alte Barbelbergerin, ein gar strenggläubiges Mütterlein, versicherte. Höchst originell ist der Volksglaube: Heiraten zwei Personen, so soll die Braut einen vierblättrigen Klee vom Ortspfarrer weihen lassen und dem Bräutigam, ohne dass er es merkt, in die Hose einnähen. Weshalb? Damit er nit untreu wird.... Ein anderes Mittel, um die Untreue des Mannes fernzuhalten, ist folgendes: Die Braut nehme heimlich die Hose des Mannes und lege sie zu sich ins Bett. Eine Braut soll stets neue Schuhe anhaben. Thut sie das, fangen die Sprösslinge frühzeitig zu laufen an. Wenn bei der Copulation auf der einen oder andern Seite des Altars die Lichter schlecht brennen, so stirbt bald eines von den Neuvermählten.

Wenn ein Dorfhund zur Nachtzeit lange kläglich heult, so stirbt bald jemand in der Nachbarschaft. Manchesmal bleibt in einem Hause die Uhr plötzlich stehen, wenn ein Todesfall eingetreten ist. Man sagt dann, der Tod habe sich „angemeldet". Es wird behauptet: Wenn die Kirchhofthür offen ist, stirbt bald jemand in der G'meind'. Unmittelbar vor dem Leichenbegängnisse macht man mit dem Sarg, der aus dem Hause getragen wird, vor der Thür drei Kreuze und sagt dabei jedesmal halblaut und tiefernst: „Gelobt sei Jesus Christus!" Es geschieht, damit der Todte im Sarge eine Ruhe habe.

Dass das Volk noch vielfach an die Lindwürmer glaubt, kann man auch in den Donnersbacher Bergen erfahren. Zu Kleinsölk, westlich von Donnersbachau, befindet sich ein „schwarz' Luck". Nebenan soll in einer Steinhöhle ein Lindwurm verborgen sein. Wenn das Ungeheuer hervorbricht und in die „schwarz' Luck" stürzt, wird die ganze Gegend überschwemmt werden. Weiters glaubt man, es sei auch im „Schwarzen See" einmal ein Lindwurm gewesen. Als er einst zornig hervorkam, wurde von ihm ganz Oberthal aufgefressen. Die starke Mahlzeit muss aber dem Ungethüm nicht wohlbekommen haben, denn es crepierte bald darauf in den Bergen. Lange soll das Gerippe, unter dem sieben beladene Heuwagen Platz hatten, zu sehen gewesen sein....

Andere Volksmeinungen, welche sich auf die Thierwelt beziehen, sind: Wenn der Hund Gras frisst, ist ein Ungewitter im Anzuge. Putzt sich die Katze, kommt eine „Schöne" ins Haus. Die Hausthiere, welche

kennt man den Martin. Er kommt jeden Morgen die Schuhe und Kleider putzen, bürstet den Fußboden blank, trägt Holz und Kohlen aus dem Keller, trägt Briefe und Pakete auf die Post, führt die kleine Johanna täglich zur Schule und holt sie täglich von da ab: das ist der Martin.

„Und wir haben die Resi!" ruft ein zweites Mädchen.

Der Fall lag einfacher! Die Resi war die alte Kinderfrau, welche schon eine dritte Generation im Hause des bürgerlichen Stadtbaumeisters aufpäppelte —

„Und wir haben die Anna . . ."

„Und mein Vater hat vier Dienstboten . . ."

Wieder musste der Lehrer halt gebieten. Und er fragte nun weiter, wozu denn Vater und Mutter diese Leute im Hause hielten, und ohne vieles Nachdenken kamen die kleinen Denker darauf: „Vater und Mutter brauchen Hilfe."

„Und ihr, ihr kleinen Tröpfchen, ihr braucht wohl nie Hilfe, nicht beim Essen, nicht beim Schlafen . . ."

Eine Lachsalve! Dann gieng das Wettstrecken der Arme los: „Beim Anziehen, beim Waschen, beim Kämmen . . ."

So gestanden denn die kleinen Menschenkinder alle ihre Schwächen, wie wenig sie eigentlich könnten, und dass sie zu allem die Hilfe der Eltern, Schwestern und Brüder brauchten.

„Wenn's nun aber Dinge gibt, wo selbst Vater und Mutter nicht mehr zu helfen wüssten!"

„O, das gibts doch gar nicht; die wissen doch überall Rath!"

„So! Wenn nun euer Schwesterlein krank liegt und nicht mehr gesund werden will, die Mutter schon alles gethan hat, der Doctor auch nichts mehr weiß . . ."

„Bitte, bitte . . . der liebe Gott, der liebe Gott!" tönte es aus sechzig Kinderkehlen — es tönte so voll, so sicher, so vertrauend! Es riefen's die Katholiken, die Protestanten, die Juden, es rief's auch des confessionslosen Malers kleines Töchterlein: „Der liebe Gott!"

„Ja, der liebe Gott!" sagte der Lehrer, und er musste angesichts dieser kleinen, zu Gott drängenden, alle auf Gott bauenden Menschlein, einen bitteren Gedanken bekämpfen, den Gedanken an jenes fanatische Etwas, welches diesem Drängen eine bestimmte, „alleinseligmachende" Form geben möchte . . .

„Ja, der liebe Gott! Seht Kinder, wo der Mensch, der so vieles kann, aber doch nicht alles, nicht mehr weiter weiß, keine Hilfe mehr hat, da weiß der liebe Gott noch zu helfen. Zu ihm flehen darum die Menschen, und wenn ihr nun, ihr kleinen, schwachen, ungeschickten

Das Schulgebet.

Ein Bild aus der interconfessionellen Schule Österreichs. Vom Bürgerschullehrer Ed. Jordan.

Es ist in einer Unterclasse. Sechzig herzige, junge Menschenkinder sitzen hier fröhlich beisammen und lauschen den Worten des Lehrers. Er redet vom lieben Gott, von dessen Allmacht, Güte und Allgegenwart.

„Vieles kann der Mensch", so spricht der Lehrer zu seinen kleinen Schülern, „Schwieriges kann er, ihr wisst es, denn ihr seht es ja bei euren Eltern, ihr seht es auf allen Plätzen, in allen Gassen, und viele von euch haben gewiss ihrer Mutter und ihrem Vater schon zugesehen, und wissen, was für Kunststücke . . .

„Bitte, bitte!" rufen da zwanzig Stimmchen . . .

„Mein Vater macht Tische, Betten und . . ."

„Meiner Pendeluhren . . ."

„Meiner Schuhe!"

„Mein Vater macht Leute gesund . . . ."

Nun musste der Lehrer Schluss rufen, sonst wäre des Aufzählens kein Ende gewesen, und auf die Mutter hätte er ganz vergessen. Was diese denn könne, war nun die Frage.

„Meine Mutter kann kochen."

„Meine kann sticken."

„Meine kann Hüte machen . . ."

Und wieder rauschten die Wasser kindlicher Beredsamkeit und fluteten mächtig dahin.

Ob aber Vater und Mutter denn alles ganz allein fertig brächten und gar niemanden dazu brauchten?

„O ja, es hilft ihnen schon jemand; der Martin", rief die kleine Johanna, eines Spediteurs munteres Töchterlein.

„Der Martin? Wer ist der Martin?" fragte der Lehrer.

Schwierig zu beantwortende Frage. Der Martin — das weiß doch jeder Mensch — das ist — eben der Martin. Im ganzen Hause

und aufmerksam sprechen, und wer nicht andächtig betet, wird ausgegeschlossen vom Gebete."

Aber er predigt tauben Ohren.

Das ist die Sprache der Kinder nicht!

So sind es denn leere Worte, die über ihre Lippen gleiten, die kleinen Herzen fühlen, empfinden nichts dabei.

Das ist jedoch nicht alles.

Eines Tages kommt der Vater der kleinen Ida; er ist Protestant, er will nicht, dass sein Kind den englischen Gruß betet; es fragt zu Hause, da ihm die Formel neu, um dieses und jenes — und . . .

„Bitte, ganz nach Ihrem Wunsche", sagt der Lehrer; „natürlich steht Ihnen die Entscheidung darüber zu; ich vermochte es nur nicht, dem Kinde . . ."

„Ich verstehe", meinte der Vater . . .

Sie schieden und der Lehrer thut, was seine Pflicht ist.

Am andern Morgen, als die kleine Ida zur Schule kam, flüsterte ihr der Lehrer etwas ins Ohr. Das Kind stutzte — gieng jedoch ruhig auf den Platz.

Während des Gebetes jedoch wird auf einmal herzzerbrechendes Schluchzen vernehmbar.

Der Lehrer merkt es, die kleine Ida ist es.

„Was ist dir?" fragt er theilnahmsvoll.

„Weil — i — ich — ni — nicht — mi — mitbeten darf" — stößt die Kleine mühsam hervor, „weil ich nicht zum lieben Gott beten darf, und ich hab' immer — immer andächtig . . ."

Weiter kam sie nicht mehr — die Stimme versagte, die Arme sank auf die Bank und weinte und weinte und war nicht zu trösten, nicht zu beruhigen . . .

Ausgeschlossen aus dem Verkehre mit Gott — ausgeschieden aus der Gemeinschaft derjenigen, mit denen sie bisher eines Herzens, eines Sinnes gewesen! Ist sie nicht auch ein Kind desselben Allvaters, den die andern hier anrufen; darf sie nicht zu ihm reden, zu ihm beten!

Nein! Sie darf nicht; sie gehört nicht der katholischen Kirche an, sie hat beim Schulgebet „stumm aber anständig" auf dem Platze zu stehen, unthätig, theilnahmslos; sie zählt zur Schar derjenigen, denen der Lehrer verboten zu beten, weil sie wohl etwa nicht würdig sind, mit Gott zu sprechen. In der österreichischen Schule haben nur die Katholiken einen Gott, dürfen nur Katholiken Gottes Hilfe und Beistand erbitten, dürfen nur Katholiken ihre Hände betend erheben zum Schöpfer des Himmels und der Erde, zu jenem allweisen, allgütigen, allmächtigen Wesen, aus

Dingerchen, nicht mehr weiter könnt, beim Lesen, Rechnen oder sonstwo — wo werdet ihr denn Hilfe suchen? Wenn ihr euch gar nicht merken könnt, wieviel zweimal neunzehn ist, und wenn ihr nicht finden könnt, welche Hauptwörter keine Mehrzahl haben, und wenn ihr es nicht fertig bringt, schön ruhig zu sitzen und auf den Lehrer zu hören: Wen werdet ihr um Hilfe bitten?"

„Den lieben Gott."

„Wie macht ihr das?"

„Wir beten."

„Sehr schön von euch, dass ihr das schon wisst. Vielleicht könnt ihr gar schon beten?"

„O ja! Mit Gott fang an . . ."

„Richtig! Es ist ein sehr schönes Gebet. Aber die andern können wohl auch eins?"

„Engel Gottes, hüte mein!"

„Richtig! Auch ein schönes Gebet."

„Müde bin ich, geh zur Ruh . . . —"

So sprachen nun die meisten ihre Gebetchen, kleine kindliche Sprüchlein, eine herzliche Bitte an den Allmächtigen um Schutz, Hilfe und Beistand.

Allein sie taugen dem Lehrer alle nicht, diese abusiven Gebete, sie dürfen ihm nicht taugen, denn die Behörde, seine Behörde schreibt ein bestimmtes Gebet vor. Gott darf nur in einer einzigen Form angebetet werden; aber der Lehrer hoffte vergeblich, es werde ihm eines der Kinder den Übergang erleichtern, den Übergang von der kindlichen Formel zu der neuen . . .

„Vater unser . . ."

Darauf steuert nun der Lehrer los. Er sagt: „Ich weiß auch ein schönes Gebet; hört es einmal.

Lautlos hört es die kleine Schar!

Ich stimmte ein anderes an.

Die ehe so leuchtenden Augen der Kleinen verlieren ihren Glanz — sie starren ins Leere. Es kommt ja in der Formel kein einziger Satz vor, der zu ihren kindlichen Bedürfnissen in irgend einer Beziehung stände, kein Wort, das den Kleinen vom Herzen käme und zum Herzen dränge.

Und der Lehrer betete, wie die Behörde es befahl, weiter:

„Heiliger Geist, komme zu verbreiten über uns dein Gnadenlicht . . ."

Theilnahmslos hören es die Kleinen, gedankenlos sagen sie es nach, verständnislos beten sie es. Der Gehalt ist natürlich auch in diesen Gebeten gut, aber die Form ist nicht kindlich genug für sechsjährige Schüler.

„Ihr wisst, Kinder", sagt der Lehrer ernst, „beten heißt mit dem lieben Gott sprechen; mit dem lieben Gott aber darf man nur andächtig

„Ah, nichts“, meinte der Holzknecht. „Diesmal ist es nichts Unrechtes. Von der Moschbeer-Liesel, ist eh verheiratet, natürlicherweis’. Heut’ bei der Nacht ist’s angeruckt, das Kleine, und ein bissel schwacherlad, dass es ehzeit gut wär’ mit dem geweihten Wasser. Und ich wär’ halt der Göd, natürlicherweis’.“

Hol’s der Kuckuck! Geht zum Pfarrer! — Bewahre, gesagt hat er’s nicht, der schmucke Jägersmann, denn der Pfarrer war schon sehr alt und gebrechlich. Was bleibt übrig?

„Na, so macht’s schnell!“ rief der Jäger sich umwendend. „Hätt’s auch einen andern Tag wählen dürfen. Warten werden sie nicht auf mich, oben auf der Haselau. So lauft schnell hinüber, Matthias, dass der Messner komme, aber sputet Euch. — Pst, da komm her, Waldmann!“ Damit pfiff er den fortgelaufenen Hund zurück, mit welchem er sich, dem Kindsweibe vorauseilend, auf dem Wege zur Kirche mit „Aufwarten“ und „Aporteltragen“ unterhielt. Das Weib murmelte, um sich für die heilige Handlung vorzubereiten, Gebete und schaukelte das Kleine, so oft es sich regte.

Der Matthias kam zurück: „Der Messner ist unten auf der Wiese bei der Teicharbeit, natürlicherweis’, und wird bald da sein.“

Ließ auch in der That nicht lange auf sich warten, der Messner, doch weil er über und über voller Schlamm war, so wollte er sich eilends in „was besseres stecken“. „Ei, geh’ Messner, mach’ keine Geschichten, ist so auch gut“, sagte der Kaplan. „Eile nur gleich in die Sakristei um die Sachen, dass wir bald fertig sind. — Pst, Waldmann, da komm’ her!“

Der Messner musste nun aber erst einen Knaben um den Kirchenschlüssel schicken, und während dieser Zeit wurde der Kaplan immer ungeduldiger, spielte mit dem bellenden Hund, spielte mit dem Hahn seines Gewehres, blickte ein- ums anderemal auf die Taschenuhr und fragte den Matthias, ob es im Schliergraben drin dies Jahr viele Rehe und Hirsche gebe?

„Nicht gar viel. Überall Wildschützen, natürlicherweis’.“

Endlich war der Schlüssel da, der Kaplan warf über den grauen Steirerrock rasch das weiße Chorhemd und die Stola, begann vor der Kirche die üblichen Ceremonien, wobei der Waldmann, fortwährend vor Ungeduld winselnd, an seinem Herrn emporsprang, ertheilte dann in der Kirche ohne Umständlichkeit die Taufe, nach welcher er die kirchliche Gewandung rasch hinwarf, den grünen Hut aufsetzte, das Gewehr umhieng, sogar die Frage des Matthias „von wegen der Schuldigkeit“ überhörte, dem Waldmann pfiff und davoneilte.

Der Matthias und die alte Frau standen da, blickten einander an und schauten ganz betroffen auf das Kind. Das war schnell gegangen.

dessen Hand alles hervorgegangen ist, was das All erfüllt — auch das arme Kind des Protestanten, dem der Lehrer ins Ohr flüstern musste: „Beim Gebete . . ."

Er brachte es lange nicht über die Lippen, fand lange die Form nicht; es zagte sein Herz, seine pädagogische Einsicht sträubte sich, und doch musste es sein, es musste gesagt werden: „Du darfst nicht mitbeten."

Lange schon ist er Lehrer, lange schon betet er mit den kleinen, lieben, unschuldsvollen, reinen Herzen — jetzt aber thut er's nimmer: er sieht, wenn die anderen beten, ins thränende Auge der kleinen Ausgeschiedenen und unterdrückt als gehorsamer Diener eines höheren Willens die Worte des für die Menschheit gestorbenen Heilandes: „Herr, verzeihe ihnen!"

Ein Jägerstück.

Mitgetheilt aus dem Volke.

Aus dem Pfarrhofe trat der Jäger. In schmucker Alpentracht, das Gewehr über der Achsel, so schritt er die Kirchgasse entlang. Mit seinem jugendlich frischen, wohlgerundeten und gerötheten Gesichte (erst noch hatte er sich mit einem Glase Wein geatzt) blickte er munter um sich und pfiff dem Hunde. Dieser, ein fuchsbraunes hochbeiniges Thier, lief herbei, hinweg und wieder herbei und war voller Lust; er wusste es ja, heute geht's zu den Rebhühnern. Die Rebhühner, das war ein Spass!

Aber als Jäger und Hund so munter dahineilten, begegnete ihnen draußen beim Dorfkreuze ein altes Weib. Nun ist unser Jäger zwar nicht abergläubisch, und bei der Jagd auf Niederflugwild konnte es nicht so leicht misslingen; allein das alte Weib hatte ein kleines Kind bei sich — und das war das Malheur. Hinter dem Weibe schlappte ein alter Mann daher in der Sonntagstracht eines Holzhauers; als dieser nun den Jäger herangehen sah, riss er seinen Spitzhut vom Kopfe und trat hin, um ihm die Hand zu küssen.

„Schon gut, schon gut, Matthias!" wehrte der Jäger ab und wollte rasch weiter. Allein der Alte trippelte ihm ein paar Schritte nach. „Ein großes Gebitt, hochwürdiger Herr, da hätten wir halt was Junges, natürlicherweis', und das thät' bitten um die heilige Taufe."

Blieb der Jäger freilich stehen und fragte etwas unwirsch: „Ein kleines Kind? Von wem denn schon wieder?"

Der Matthias athmete nach dem Schreck schwer auf und sagte: „Wir hätten weiter Ursache, über den geistlichen Herrn loszuziehen! Wo wir selber noch viel schlechter sind, natürlicherweis'. Er hat in der Geschwindigkeit auf das bissel Namen vergessen, wir haben auf das ganze Kind vergessen. Lumpige Wirtschaft das! Gehen wir, Alte!"

Na, dann haben sie das Kleine hoffentlich wohl glücklich heimgebracht.

Der alte Pfarrer hatte sich in seinen Pfarrhof zurückgezogen, war schweigsam den ganzen Tag, stieß seinen Stock manchmal derb auf den Boden und wartete.

Gegen Abend kam der Jäger heim. Als sie zusammen kamen, ins Speisezimmer, zum Abendbrote, fragte der Pfarrer so ganz ruhig hin: „Was geschossen?"

„Zwei Rebhühner."

„Sie sind halt ein bisschen zu spät gekommen!"

„Man war schon dabei."

„Es war ein kleines unvorhergesehenes Hindernis — bedauerlicherweise", sagte der Pfarrer in etwas singendem Tone. Au! dachte sich der Kaplan, das pfeift aus einem unguten Loch.

„Sie haben unterwegs eine Taufe besorgt", sagte der Pfarrer.

„Ja, Herr Pfarrer, ich hab' — ich war . . ."

„Haben Sie sie schon ins Taufbuch eingetragen?"

„Ich will eben . . ."

„Ist's ein Knabe?"

„Das — weiß ich wahrhaftig nicht."

„Und der Name?"

Jetzt erschrak der Kaplan.

Der Greis stellte sich, den Stock mit ausgestrecktem Arm in den Boden stemmend, vor den jungen Geistlichen und sprach, die ersten Worte weich, die letzten herb betonend: „Am vergangenen Sonntag haben Sie eine Predigt gehalten über die Heiligkeit der Sakramente. Sie haben geeifert über die Unehrerbietigkeit, welche man den Sakramenten häufig entgegenbringt. Sie haben heute ein hübsches Beispiel dafür geliefert. Sie scheinen auch nur Priester geworden zu sein der Versorgung wegen. Sie wollten nicht; nur Ihren Eltern zuliebe, ich weiß es. Da haben wir's jetzt. Kugelschieben, Kartenspielen, mit der Büchse ausgehen! Auf der Kanzel so strenge, und im Leben so weltlich! Ja, ja, ich weiß es, Sie sind nicht der einzige, der es so hält. Und dann wundert man sich, dass die Leute der Geistlichkeit und der Kirche den Rücken kehren. Und wir anderen müssen mitbüßen; wenn einer, zwei leichtsinnig sind, so heißt's gleich: die Geistlichkeit ist nichts nutz! In schönen Worten predigen, das hilft nichts, mein Lieber. Wenn Sie nicht mit guten Beispielen predigen, dann wird

Getauft war es worden, das hatten sie gesehen, aber Namen? In der Eile war auf den Namen vergessen worden — natürlicherweis'.

„Da gehört ein guter Glauben dazu", sagte das Weib, „ich hab' schon viele Sachen gesehen, aber so was nicht. Jetzt frag' ich, für was, wenn der Mensch nachher noch keinen Namen hat!"

„Ich denk', wir bessern nach", meinte der alte Matthias und wollte mit Beihilfe des Mesners die Taufe wiederholen. Da erschien der alte Pfarrer. Er gieng in seiner Kutte, gebückt an einem Stocke, er hatte schneeweißes Haar.

„Ah, das ist gescheit, dass der Herr Pfarrer selber kommt!" Mit diesen Worten haftete der alte Holzknecht auf ihn zu und küsste ihm die Hand. „Unser Bübel da, na nicht unseres, weil ich nur der Göd bin. Nachgeholfen wird noch einmal müssen werden, natürlicherweis'."

Der Pfarrer hatte früher, so viel von seinem Fenster aus zu sehen war, den Vorgang beobachtet und nun sagte er: „Na, Leuteln, jetzt geht nur in Gottesnamen wieder nach Hause."

„Ist alles recht, Hochwürden, und wenn ich weiß, dass er's so gut kann und deswegen so geschwind ist gewesen, so wird's ja halten. Ich muss halt reden drum, ich bin der Göd, natürlicherweis'."

„Freilich halt's, Matthias, seid vollkommen ruhig, die Taufe hat ihre Richtigkeit."

„Aber das Kleine hat frei gar keinen Namen! In der Geschwindigkeit haben wir alle darauf vergessen. Oder sollten wir's überhört haben? Hansel soll er heißen; natürlicherweis', und wie stellen wir das jetzt an?"

Da blieb dem würdigen Priester freilich nichts übrig, als die schon ertheilte Taufe für eine Art von Nothtaufe zu erklären und nun die heilige Handlung nochmals vorzunehmen. Sie fiel zur vollsten Zufriedenheit der beiden Leute aus, auch der Täufling hatte weiter nichts einzuwenden. Die drei zogen in ein Wirtshaus und thaten sich dort gütlich — die zwei Großen mit der Milch der Alten — dem Weine, das Kleine mit dem Wein der Jungen — der Milch.

Auf den Wein der Jungen schlummerte das Kleine ein, auf die Milch der Alten wurden diese so übermüthig, dass der Matthias dem Weiblein einen Heiratsantrag machte. Natürlich war es nur Spass; allein Heiratsanträge sind auch bei den Jungen selten ernst gemeint. Sie lachten und tranken, und als es endlich zum Heimgehen wurde, war das Kind nicht da. Die Bank, wohin das Weib es gelegt hatte, war leer, und das Kind war fort. Einen kreischenden Schrei stieß die Alte aus, da lachte der Wirt schon und brachte das Kleine hinter dem Ofenwinkel hervor; er hätte gedacht, wenn sie heiraten wollten, brauchten sie keine fremden Kinder.

Nun, wie ich an diesem Abende eben wieder einmal so hübsch drinnen war in meinen holdseligen Flegeljahren, wo wir das Lied „Wenn ich ein Vöglein wär“ sangen — da sprang die Thüre auf. Annerl ist da! Acht Tage früher hatte ich sie nach Wien mitgenommen, wo zur Weihnachtsgabe für arme Steirerkinder in der Residenz eine Vorlesung zu halten gewesen war. Ich kehrte mit dem nächsten Zuge wieder heim. Das Mädel fand mehr Geschmack an dem bunten Wien und war bei Freunden dort geblieben.

Nun kam sie auch zurück und nicht mit leeren Händen, wie sie ja allemal jedem, ob groß oder klein, etwas mitzubringen pflegt, wenn sie von irgendwo heimkommt. Da kriegt zum Beispiel die kleine Martha eine Maus, die aufgezogenerweise dreimal im Zimmer herumlaufen kann; die Gretherl einen aus ähnlichen Antrieben hüpfenden Frosch, der Hans einen Hampelmann, der mit Händen und Füßen herumschlägt und mit dem Kopfe wackelt; die Mutter einen ehernen Igel als Briefbeschwerer; ich als das größte Kind ein „Reixerl“, um damit von meinem Bett aus schellen zu können, wenn ich sonst etwas haben will. Der Wert dieses Reixerls kommt also dem einer Wünschelruthe gleich. Diesmal aber hatte Annerl etwas ganz Besonderes, das sah ich an ihren leuchtenden Augen, als der Dienstmann nachkam mit einer flachen breiten Schachtel und einem raschelnden Sacke. In der Schachtel konnte ein Album von Wien sein, das sich ja im Bilde so gern sehen läßt und auch sehen lassen kann. Der Sack fühlte sich an, als ob ein Kegelspiel drinnen wäre mit den neun Kegeln und einer Kugel.

Nun, das war einmal doppelt fehl geschoben. In der Schachtel befand sich ein Lorbeerkranz mit weißgrünen Schleifen, zur Erinnerung an meine Vorlesung mir nachgeschickt. Im Sacke war ein vollständiges urwirkliches Todtengerippe, ein lange versprochenes Christbaumgeschenk des Doctoronkels Fritz an seinen medicinbeflissenen Neffen Sepp.

Warum nicht dir der Kranz, mein neunzehnjähriges Bürschlein, und warum nicht mir Altem die Knochen? Siehst du wohl? Ich habe die Poesie erwählt und sie begleitet mich und fächelt noch meiner faltigen Stirn Frühlingslüfte zu mit dem Kranze. Du hast den ernstesten Beruf erkoren, den es gibt auf dieser Welt, der gönnt dir keine Jugend, keine mehr! Schon heute, kaum der Bart dir anhebt zu sprossen auf deinem rosigen Gesichte, tritt er an dich heran mit dem hohläugigen grinsenden Todtenschädel! Und die Knochenarme, die dich heute das erstemal umfangen, sie lassen dich nicht mehr los, bis du selber bist wie sie. — Erinnerst du dich noch an jenen Spaziergang, den wir zusammen machten an einem deiner Kindestage? Du fragtest bei den Gegenständen unterwegs um alles, was ein Mensch beantworten kann, und um alles, was er nicht beantworten kann, und als wir zu einer Todtenbahre kamen, da fragtest du

Ihnen die Tonsur zum Brandmal werden. Merken Sie sich das. Gehen Sie!"

Diese kleine Geschichte ist aufgeschrieben, wie sie erzählt wurde. Man nennt Ort und Namen, ich will aber doch lieber glauben, dass es bloß wieder so eine Neckerei ist, denn es wird schwer halten, zu beweisen, dass ein Kaplan, und wäre er auch der passionierteste Jäger, seines Amtes solchergestalt — flott walten könne. Es mag wohl eher so zu erklären sein, dass der alte Matthias nicht recht bei Sinnen war, natürlicherweis, und die Sache ganz anders vorgebracht hat, als sie sich verhielt.

„Verhalten" muss sich allerdings etwas haben, denn der junge Mann wurde plötzlich befördert. Ob hinter die grauen Mauern eines Correctionshauses, ob in den grünen Wald zu den Hasen und Wildhühnern, das ist nicht bekannt. Hoffen wir das letztere.

Sein Nachfolger im Dorfe ist ein gewissenhafter Priester, ein liebenswürdiger Mensch; und solche Herren — meint der alte Matthias mit uns übereinstimmend — müsse man wohl hoch in Ehren halten — natürlicherweis'.

Was uns die Annerl aus Wien gebracht hat.

Eine Erinnerung von R.

Das war auch kein übles Erlebnis, als meine achtzehnjährige Tochter aus der weiten Welt mir einen Lorbeerkranz und meinem Erstgeborenen ein Todtengerippe brachte.

Es war Abend, ich lag schon im Bette und horchte durch die halboffene Thür in das erleuchtete Nebenzimmer, wo mein Ältester Clavier spielte und die übrigen dazu sangen. Das sind köstliche Stunden; eigener Kinder einfache Musik klingt zehnmal schöner als manches rauschende Concert weltberühmter Virtuosen. Und dabei läßt sich in dunkler Kammer beschauliche Einsamkeit hegen, in glückseligen Schäfertagen einer fernen Vergangenheit leben. Um mich in höhere Regionen zu heben, dazu brauche ich die Musik nicht, mir ist sie die treueste Führerin zurück in meine Jugend, natürlich muss sie selbst schon dort gewesen sein, wenn sie hinfinden soll; ich muss dieselbe Melodie oder Harmonie einst gehört haben. Auf mich wirkt Musik erst dann, wenn sie gleichsam geschichtlich geworden ist, wenn sich an jeden Ton eine Lebenserinnerung bindet, also, dass im Anhören meine Vergangenheit fast wie ein Musikdrama an mir vorüberzieht.

seine Aufdringlichkeit liebenswürdig sein will, und dieses in Wahrheit doch nur erst dann werden dürfte, wenn ihm mit allem Fleische auch einmal die Zunge abhanden gekommen sein wird.

Und nun giengen wir, die zwei Beschenkten, daran, den Gaben würdige Plätze anzuweisen, denn auf dem Haubenstock konnte der Lorbeerkranz nicht hängen und bei Tische der Knochenhans nicht sitzen bleiben. Den Kranz hieng ich über einem Christusbilde auf, und zwar so hoch, dass die Kochfrau nicht dran konnte, um die Lorbeerblätter herabzupflücken zur Würze für die Fleischbrühe. Sepp ist in seiner Absicht, das Skelett unter den Christbaum zu hängen, von den Hausgenossen schmählich überstimmt worden. Also stellte er den hageren Mann in die Wandecke an sein Bett. Einen boshaften Hausmann haben wir, der hat ihm gerathen, dem Gerippe seinerzeit Sense und Sanduhr in die Hand zu geben, es dann hinaus über die Eingangsthüre zu hängen mit großer Inschrift: „Hier wohnt ein Doctor der Medicin."

Wiener Sachen.

Von Eduard Pötzl.*)

Die Kunst, Feuer anzumachen.

Während einiger ziemlich kalter Tage — erzählte mein Freund Ernst — las ich in einer süddeutschen Zeitschrift einen langen Artikel über die Kunst, so zu heizen, dass das Brennmaterial möglichst vollständig ausgenützt werde. Für Norddeutschland ist ein solcher Rath überflüssig, da sie dort vernünftige Öfen haben. In Berlin z. B. sieht man nur helle Kachelöfen, die fast bis zur Zimmerdecke reichen und einen dreifachen Verschluss besitzen. Man feuert des Morgens zehn bis zwanzig Presskohlen, sogenannte Briquets hinein, die eine Bagatelle kosten. Wenn sie den richtigen Gluthaufen bilden, wird vor dem Gitterthürchen eine zweite massive Eisenthüre zugeschlagen und luftdicht verschraubt. Das dritte Thürchen von Messing, das nun auch geschlossen wird, dient lediglich zur Zierde. Solchermaßen behandelt, bleibt der Ofen den ganzen Tag und beinahe die ganze Nacht warm, ohne dass jemand mehr die Hand zu rühren braucht, und die Sache kostet sehr wenig Geld, was bekanntlich auch nicht unvortheilhaft ist.

---

*) Jeder, der einen guten Spass versteht, freut sich, wenn von E. Pötzl ein neues Büchel erscheint. Es ist eines frischer und liebenswürdiger als das andere. Beweis davon dies vorstehende Stücklein, das der neuesten Sammlung „Wiener von Eisen" (Wien. G. Szelinski. 1894.) entnommen ist. Wir werden noch mehr über die köstliche Sammlung zu sagen wissen. Die Red.

nicht. Nie noch hattest du einen Todten gesehen, und doch war er dir so selbstverständlich, dass du das Wörtlein „Warum?“ für überflüssig hieltest.

So vertraut warst du schon damals mit ihm, du lustiger Knabe, in dessen Gemüth immer die Sonne scheint. Gebeten habe ich dich, Sohn: Arzt werde nicht! Dieser Stand kann es dir nicht halten, was er verspricht und du kannst es nicht halten, was die Kranken von dir erwarten. Ist er aber doch so grenzenlos unerschöpflich, der Sonnenschein deines Herzens, dass er dich nie verläßt auf der dunklen Bahn, und dass er auch noch helle Wärme strahlt auf deine Menschenbrüder, die in Noth und Elend sind — dann in Gottesnamen, dann werde Arzt. Ob du wissenschaftliche Probleme lösest, darnach frage ich nicht, nur das eine bitte ich dich, Kind: Sei liebreich mit den Kranken! — Ich selber bin oft krank gewesen und auch diese Zeilen schreibe ich unter Qualen. Mit ihren Wissenschaften haben die Ärzte mir wohl auch gedient; wo sie mich aufrichteten, da thaten sie es aber noch mehr durch ihre Güte und menschliche Theilnahme. — Vergiss also, mein Kind, unter den Messern und Giften nicht der Humanität. Und später stelle für dein Heilverfahren vielleicht doch lieber als Vorbild einen kerngesunden Menschen auf, als ein Skelett. — Ein Gärtner kann die Rosen seines Gartens nicht liebevoller, nicht heiterer hegen, als du jetzt die Knochentheile hervorsuchtest, zusammenheftest an seinen Häkchen, so dass der unheimliche Geselle an unserem Abendtische saß, die Finger lang auf den Tisch hingespreitet, den Schädel zurückgelehnt auf die Sessellehne, als säße er am Clavier und spiele uns ein übermüthiges Phantasiestück vor. Wir hörten zwar nichts, konnten es uns aber wohl denken, wovon er musicierte . . .

Und diesen neuen musikalischen Hausgenossen hat uns Annerl gebracht. Wie sie sich mit ihm unterhalten habe unterwegs? — Gar nicht, er sei in seinem Sack zusammengetroddelt gewesen unter der Bank im Waggon und habe nur immer ein bisschen geklappert, wenn man mit dem Fuß auf ihn stieß. — Was der Schaffner gesagt habe? — Der habe gefragt, was im Sacke sei, sie habe geantwortet: ein Kleidergestell zum Zusammenlegen, was ja doch keine Lüge gewesen wäre. — Wie sie den Reisegenossen dann auf der Wagenfahrt untergebracht habe? — Ja, da habe der Kutscher anfangen wollen freundlich zu werden, hierauf habe sie ihn ersucht, den Sack ein bisschen vor sich auf den Knien zu halten, das habe er gethan, neugierig ein wenig hineingeguckt und einen Hilferuf ausgestoßen, so grell, dass die Pferde einen Sprung gemacht hätten. Das führe er nicht weiter! Todtenschädel! Gespenster! — Sie habe ihn ausgelacht und bald wären sie an Ort und Stelle gewesen.

Ein tapferes Mädel bist! sagte ich, die würdige Schwester des künftigen Medicindoctors. Übrigens wäre auch mir so ein stummer Reisegefährte bisweilen lieber als mancher unermüdliche Schwätzer, der durch

„Nichts da“, rief ich, „Sie mit Ihrem bösen Blick imprägnieren mir am Ende das Holz. Ich werd' Sie schon rufen, wenn's brennt, damit Sie sich ärgern, Sie boshafte Person.“

Endlich allein! Den Heizartikel in der linken Hand, brachte ich mit der Rechten genau nach Vorschrift die Heizmaterialien in die gehörige Ordnung. Vorne unten das Papier, darüber eine Schicht kreuzweise gelegten kleinen Holzes, dann weiter rückwärts die Nusskohle und darüber einen größeren Kohlenklotz. Der Scheiterhaufen für eine Hexe kann nicht sorglicher nach allen Regeln der Kunst hergestellt gewesen sein.

Nun kam der große Augenblick des Anzündens. Drei schwedische Zündhölzer löschte mir der Luftzug vor dem Thürchen aus, erst das vierte flammte bis zum Papier hin. Richtig, es brannte knisternd und sich aufbäumend, als lasse es sich nur widerwillig von meiner Hand unterjochen. So — jetzt beide Thürchen zu und nur den Schuber unten offen gelassen, damit die Luft von unten nach oben streicht. Es stand so in der Vorschrift und schien mir auch recht einleuchtend.

Ich hockte eine Weile vor dem Ofen und sah den Feuerschein durch die Ritzen. Das war eine Freude! Aber sie dauerte nicht lange. Plötzlich sah ich nichts mehr und nach vorsichtiger Öffnung der Thürchen gähnte es mir finster entgegen: schwarzer Papierzunder, der mit leisem Rascheln rückwärts flog, geschwärztes Holz und kalte Kohlen . . . Es musste am Wetter liegen, dass das Feuer nicht gefangen hatte. Zu wenig Luftzug. Also nochmals Papier untergelegt — genau nach Vorschrift — dann den Blasbalg hergeholt und damit gleich nach dem Anzünden ordentlich hineingeblasen . . .

Pfui Teufel — den ganzen Qualm schlug es mir ins Gesicht zurück. Aber jetzt galt es, die Nase nicht zu schonen und hurtig dem Feuer neue Nahrung zu geben, das in einer mächtigen Flamme das Papier bereits aufgezehrt hatte, ohne noch am Holze zu zünden. Geschwind das nächste Papier hinein — o weh, es ist der Heizartikel selber, der in der Übereilung zum Brandopfer wird. Thut nichts, ich kenne die Methode ja schon auswendig. Und wieder beide Thürchen zu und den Schuber auf.

Ich hocke und hocke, dass mich die Knie schmerzen, aber kein lustiges Geprassel will meinen schönen Eifer belohnen. Ich öffne mit sorgenvoller Langsamkeit den Ofen — wieder alles dunkel. Also abermals um eine Hoffnung ärmer! In meiner Verzweiflung gieße ich, um doch auf irgend eine Art dem Hohne Hekubas zu entgehen, etwas Spiritus auf das Holz und die Kohlen. Er brennt ganz lustig, der Spiritus, auch das Holz glimmt ein wenig, aber die Kohlen sind wie Asbest, nichts vermag sie in Flammen zu setzen, und als der Spiritus zu Ende ist, erlischt auch mein Feuer. Und in der öden Ofenhöhle wohnt das Grauen.

In den Städten Süddeutschlands und Österreichs hingegen hat man die albernsten Heizungsvorrichtungen, die es nächst dem Kamin der Südländer und Franzosen gibt: nämlich die sogenannten schwedischen Öfen. Es ist unberechenbar, was diese unsinnigen Dinger an Kohle und Zeit verschlingen, ohne annähernd so warm zu halten, wie die norddeutschen Öfen. Sie sind die richtige Luftheizung, das heißt, sie heizen die äußere Luft, oberhalb des Schornsteins.

Da zetern die Frauen, dass wir Raucher alljährlich Millionen verpaffen; ihre schwedischen Öfen aber verrauchen das Doppelte an unverbrauchtem Brennstoff. Kurz, die Anleitung jener Zeitschrift, wie man in derartigen Öfen heizen müsse, um wenigstens einen guten Theil der Kohlen auszunützen, schien mir sehr am Platze zu sein. Für mich war sie außerdem dadurch ungemein wertvoll, dass ich aus ihr endlich eine sichere Methode zu erfahren glaubte, wie ein Feuer im Ofen anzumachen sei. Dies war mir nämlich bis dahin trotz geradezu leidenschaftlicher Versuche in meinem ganzen Leben noch nicht ein einzigesmal gelungen. Ebenso hatte ich keine gute Hand zum Nachlegen; sobald ich dies that, verlöschte die Glut regelmäßig, worüber niemand mehr Genugthuung empfand als meine Wirtschafterin. Durch Fluchen — pflegte bei solchen Gelegenheiten die alte Betschwester zu sagen — lasse sich auf Erden kein Feuer anmachen oder erhalten, sondern nur im Jenseits ein tüchtiges Feuer erzielen, was mir auch wieder nicht recht sein werde.

Jetzt aber hatte ich's Schwarz auf Weiß, wie es anzustellen sei, und allsogleich rief ich die Wirtschafterin herbei, um durch sie die nöthigen Vorbereitungen zu dem bisher niemals gelungenen Werke treffen zu lassen.

— „Bringen Sie mir Papier, kleines Holz und Nusskohle herein, hören Sie, und das muss von jetzt an immer neben dem Kohlenständer liegen, damit ich mir Feuer anmachen kann, wann ich will, nicht wann *Sie* wollen, sie eigensinnige Brodlerin."

— „Ui Jessas", sagte sie im Tone der Geringschätzung. „Sö woll'n schon wieder zündeln, gnä' Herr? Werd'n S' seg'n, Sö werd'n wieder a Eselswuth krieg'n und alles z'sammhau'n, weil S' ka Feuer z'sammbringen. Lassen S' es geh'n, das können S' halt net, weil's Ihna z' patschet dazu anstell'n ..."

— „Wird sie auf der Stelle schweigen, Hekuba! Diesmal bin ich nicht auf ihre hinterhältigen Rathschläge angewiesen, sondern hab' eine gedruckte Vorschrift ... Da ... lese sie nur ... Was? Grinsen auch noch? ... Hinaus und das kleine Holz holen!"

Die Alte brachte das Verlangte und schien nicht übel Lust zu haben, mir bei der Arbeit über die Achsel zu schauen. Aber das konnte ich nicht brauchen.

Eine Bitte an Menschen.

„Wir dienen immer der Menschheit, wenn wir der Menschlichkeit dienen." Goethe.

Wenn jemand die Frage aufwürfe, ob wir Deutsche ein Culturvolk, ein gesittetes Volk sind, so würde diese Frage zum mindesten Verwunderung erregen. Kann doch bei uns jedermann lesen und schreiben, haben wir doch eine geordnete Verwaltung und Justizpflege, einen großen Gesetzgebungsapparat und in jedem Dorf einen Lehrer und einen Pfarrer. Für jede Schädigung, ja für jede Beleidigung kann man bei uns Recht finden und unsere Fürsorge für unsere armen, kranken und verlassenen Mitmenschen ist mindestens nicht geringer, als bei den übrigen Völkern unseres Erdtheiles. Anders sieht es aber aus in Bezug auf die Behandlung unserer Thiere. Hier sind Sitte und Gesetz weit hinter unseren sonstigen Fortschritten in Civilisation und Humanität zurückgeblieben. Es liegt da ein Defect des sittlichen Empfindens, eine Lücke im Gesetz vor.

Wenn auf unseren Straßen Jammergestalten von Pferden gesehen werden, die der rohe Führer in der unbarmherzigsten Weise mit Schlägen und Fußtritten zur letzten Kraftanstrengung zwingen will, da werden wohl manchmal die Vorübergehenden von Mitleid erfüllt und zum Einschreiten für die armen Thiere bewogen. Auch elende und misshandelte Zughunde finden oft Schutz im Publicum. Was aber nicht in die Augen fällt, und somit das Gefühl nicht direct erregt, das mag ruhig weiter geschehen. Man duldet es, dass in unseren Wäldern Millionen Vögelchen qualvoll in Schlingen verenden, dass Millionen Frösche, denen die Schenkel abgeschnitten worden, lebend weggeworfen werden, dass Millionen Fische mit Legangeln gefangen werden; dass Millionen Schlachtthiere lebend gestochen, das heißt ohne vorherige Betäubung getödtet werden, was man eher todt martern als schlachten nennen muss, u. s. w.

Diesen für unser „deutsches Gemüth" so beschämenden Zustand zu ändern — in Sitte wie in Gesetzgebung — ist seit Jahren unser Bestreben.

Wir bitten deshalb alle guten Menschen, denen die Beseitigung dieses unser Volk verrohenden Zustandes am Herzen liegt, unsere Bestrebungen zu unterstützen.

Die Thierschutzvereine.

Zwei geschlagene Stunden blieb ich standhaft im kalten Zimmer, ohne Hekuba herbeizurufen, bis sie endlich aus schadenfroher Neugierde selber kam.

— „Na, da stinkt's eh net", brummte sie und gieng zum Ofen hin. „I sag's ja . . . Mit dem ewigen Zündeln . . ."

— „Das kommt alles davon, weil Sie früher zu bequem und zu rachsüchtig waren, um genug Papier hereinzubringen. Natürlich geschieht es einem dann, dass man mit der ‚Anleitung zum Feuermachen' einheizt und dann nicht mehr weiter weiß. Sonst thät's schon brennen, da können Sie sicher sein."

Sie drehte einen Wisch zwischen ihren Händen, rumpelte ein bisschen zwischen den Kohlen herum und einige Minuten später loderte in dem widerspenstigen Ofen das lustigste Feuer, dessen Geknatter mir klang wie ein Festschießen zu Ehren der triumphierenden alten Feuerzauberin.

Jetzt frage ich: woher haben die Weiber diese Kunst, Feuer anzumachen, und warum erlernen wir Männer sie selbst aus gedruckten Anleitungen nicht?

Mein Eigenthum.

Obschon sie heut rennen und laufen,
Zu eigen Nutz bringenden Mitteln,
Die Dichter und Führer zu kaufen
Mit klingenden Münzen und Titeln,
So bin ich vom Fuß bis zum Scheitel
Ein Freiherr und unversehrt doch noch,
Mein Herz, das ist leicht wie mein Beutel,
Mein Gewissen ist rein wie mein Knopfloch.
Und wird ihnen Hütte und Hägung
Und Mantel und alles verschrieben,
So bin einst am Tage der Wägung
Als eigen ich selbst mir geblieben.

M.

Nicht so sehr materielle Gründe führten sie, soweit ich hinhorchte, gegen meinen Plan ins Feld, als vielmehr moralische. Ich habe mit der bekannten Bescheidenheit meiner Landsleute nicht gerechnet, welche da findet, dass die Steirer einer besonderen Ehre eigentlich nicht wert sind, dass sie nicht dazu vorhanden sind, um ausgehauen zu werden, sondern vielmehr um Geld zu verdienen und Kurzweil zu haben. Und jene, die dem Grundsatz huldigen, immer nur an sich selber zu denken, haben folgendes gemeint: Er selber will in die Ehrenhalle kommen, ergo nicken wir: nein! Wir aber haben keine Aussicht, hineinzukommen, ergo nicken wir noch einmal: nein! Es werde ohnehin viel zu viel Personencultus getrieben, meinten solche, um die sich niemand kümmert, während andere wieder der Ansicht waren, dass der Steirer es bei allem guten Willen nicht verstehe, die verdienstlichen Männer seiner Heimat richtig und dauernd zu ehren. Das Höchste meinen sie, wozu er sich versteht, ist, ihnen gelegentlich ein paar Brocken zur momentanen Schmeichelung der Eitelkeit vorzugeben. So viel über Ehre auch gesprochen und verhandelt wird in unserer empfindsamen Zeit, wie man ein Verdienst wirklich und bleibend ehrt, das haben sie nicht weg. In den Städten pflegt man nach verdienstlichen Todten Plätze und Straßen zu benennen. Nur schade, dass z. B. bei Nennung des Kaiser Josef-Platzes in Graz niemand an Kaiser Josef denkt, sondern an einen viereckigen Platz, wo Gemüse verkauft wird; dass bei Nennung der Tegetthoffstraße man eher an alles mögliche andere denkt, als an den großen Seehelden. Die Mode, dass man berühmte Todte aus ihren ursprünglichen, oft von ihnen selbst gewählten Ruhestätten hervorscharrt, um sie in einem „Ehrengrabe“ zu bestatten, ist eine zweifelhafte, jedenfalls eine recht unästhetische Ehrung. Die Friedhofsehren sind überhaupt in Misscredit gekommen und ein Sprichwort sagt: Er lügt wie eine Grabschrift. Eine gewisse Nachfrage ist nach officiellen Decorierungen: leider hängen die hübschen Dingelchen nur am Rocke, den der Eigenthümer ausziehen muss, wenn's zum Sterben geht. Die nächste Generation fragt vielleicht was er geleistet, nicht aber was er im Knopfloch gehabt hat. Der Ehrgeiz der Menge ist aber noch viel bescheidener. Und Leute, die sich genügen mit Zeitungsschmeicheleien, papierenen Ehrenadressen, Diplomen von Vereinen, Lichtelumgängen, Festessen und dergleichen alltäglichen Spässen; Leute, in denen nicht der innerste Drang lebt, etwas Bleibendes zu schaffen und zu bedeuten, solche Leute werden freilich mehr Sinn für ein gutes Wirtshaus haben, als für eine Ehrenhalle.

Einige Schäker haben mit der Annahme geneckt, dass der R. darum für eine Ehrenhalle ist, weil er selber drin sein möchte. Wirklich? Ja wäre ich denn so vordrängerisch, selbstsüchtig und so — verdienstlich, um Anlass zu einer solchen Befürchtung zu geben? Wäre obige Bosheit ernst zu nehmen, so müsste hier öffentlich wiederholt werden, dass ich für meine Person kein anderes Denkmal wünsche, als ein hölzernes Grabkreuz. Wenn in unserer raschen Zeit die Erinnerung an einen Todten so lange vorhält, als ein Stück Holz unter freiem Himmel, dann kann man schon zufrieden sein. Was soll ein seelenloser Stein, ein seelenloser Name, wenn das Volk nichts mehr hineinzulegen weiß! Im letzten Grunde ist's ja freilich auch mit ehernen Denkmälern nichts, unsterblich bleibt nicht die Person, nur ihre fortzeugende That.

Ganz anders aber steht's, wenn man sagt, die Steiermark und ihre Geschichte sei zu unbedeutend, um eine Ehrenhalle zu bevölkern. Ein Steirer, der so spricht, ist kein Patriot! Solche allerdings, die eine so geringe Meinung hegen von ihrem Volke, möchte ich nicht in der Ehrenhalle sehen, für die besten derselben ist ein schwungvoller Zeitungsnekrolog am Tage ihres Begräbnisses gerade gut genug.

Nichts kann mir ferner liegen, als der mir nun vielleicht aufgemutzte Gedanke, dass ein Marmordenkmal das Leitmotiv unserer gemeinnützigen Handlungen sein soll. Dem eitlen Großen setze man nur ein kleines. Pädagogisch wichtig, die Opferkraft

Kleine Laube.

Es war einmal ein Bettelmann.

Es war einmal ein Bettelmann,
Der hatt' einen goldenen Ring,
Sein einzig Eigen war dies Ding
Noch von der Mutter her.
Das Eigenthum ward ihm zu schwer.
Er wankte fort zur Morgenstund,
Zu schleudern in den tiefen Grund
Sein Kleinod, dass in Glück und Mai
Die Gottheit ihm nicht neidisch sei.
Ein Weiser siehet voll Erbarmen
Den alten Mann, den siechen, armen,
Und fragt: „Du guter Bruder mein,
Um was soll sie dir neidisch sein,
Die Gottheit? Sprich!"
„Um was? Um was denn sonst?
Um mich.
Sonst hab' ich nichts, weil ich nichts brauch',
Was Glut ihr nennt, das ist bloß Rauch.
Was Gut ihr nennt, erstickt die Lust.
Doch unermesslich ist der Reichthum
Meiner Brust."
Der Weise blickt den Bettelmann
Mit gut gespieltem Mitleid an.
Der andre merkt's und lächelt so,
Als wär er seiner Armut froh:
„Ich dauere euch, ihr dauert mich!
Ihr sagt auch, ich sei lahm und siech.
Ich weiß es nicht. Mein froher Sinn
Fliegt selig durch die Himmel hin."
Der Weise sprach: „Dein Reichthum groß
Kam nicht dir aus der Erde Schoß.
Und was die Götter dir geschenkt,
Das nehmen sie nicht mehr zurück,
Und neidlos bleibt zu eigen dir
Dein erdenfreies Glück. —
Nur wer, der rohen Triebe Knecht,
Aus irdischer Hand sein Heil empfieng,
Der opfere bang und demuthsvoll
Den Göttern seinen Ring."

R.

Also keine steirische Ehrenhalle.

Weil die Grazer über ihren schönen Schlossberg schon seit Jahren herumstreiten und nichts Rechtes damit anzufangen wissen, so habe ich vor einiger Zeit vorgeschlagen, die Steirer möchten eine Ehrenhalle hinaufbauen, in welcher große und verdienstvolle Landsleute ihre Denkmäler finden könnten. Da bin ich nun schön angekommen. Nur wenige waren mit mir, alle übrigen hatten — ein ablehnendes Lächeln.

Verkehrte Schöpfung.

Das „Buch der Bücher", das erzählt:
„Gott hat aus nichts gemacht die Welt."
Jedoch die „Kunst" so manches Wicht's,
Die macht gar oft aus etwas — nichts.

* * *

„Nix daitsch!"

Es darf uns wundern wahrlich nicht,
Wenn Fremde ihr „Nix daitsch!" gern krähen,
Will doch selbst mancher deutsche Wicht
In manchem Fall nicht deutsch verstehen.

* * *

So und so.

„Viel Köpf', viel Sinn!" so heißtes;
Das ist ja richtig immerhin.
Doch ist auch wahr zumeist es:
„Viel Köpfe und — sehr wenig Sinn!"

Ein schlechter Dichter.

Er hat gedichtet, dass Gott erbarm!
Und sollte zur Hölle nach Rechten;
An „guten Werken" war er so arm,
Doch überreich — an schlechten!

* * *

Günstling.

Es wird so mancher „auserlesen",
Der einst für nicht „berufen" galt,
Und ist gehaltlos auch ihr Wesen,
Ist reich die Stellung — an Gehalt!

* * *

Einander würdig.

Gar viele Bücher lobt man sehr,
Sind sie auch schal und flach:
Der „Dichter" dachte nichts vorher,
Der Leser denkt — nichts nach.

Was geschieht bei uns mit unverlangt eingeschickten Manuscripten?

(Sehr lehrreich zu lesen.)

„Herein! Guten Morgen!"

Der Briefbote ist's. Etliche Briefe und Karten und fünf Pakete. — „Schön!" Hübsch die Recepisse unterzeichnen. „Bekommen Sie etwas, Briefträger?"

Er ist abgethan und ich mustere die Post. Erster Brief: Ein deutscher Sprachlehrer in Moskau hat seine Biographie geschrieben und bittet, dass er sie für den „Heimgarten" schicken darf. Auch ein Werk über die russische Sprache bietet er zu diesem Zwecke an. Brief in den Papierkorb. — Ein Gymnasiast aus Wien schickt Gedichte, bittet um ein Urtheil, ob er Talent habe zum Dichten. Die Poesien sammt Brief werden hübsch wieder zusammengefaltet, dann mitten entzweigerissen und in den Korb geworfen. Das Zerreißen der Blätter hat den Zweck, das am Abend den Korb ausleerende Stubenmädchen vor allzuheftiger Verzückung über „Herz und Schmerz", „Ferne und Sterne", „Liebe und Triebe" zu behüten. — Auf einer Postkarte fordert ein Magistratsbeamter in Frankfurt schon das drittemal seine vor Monate gesandten Novellen zurück, und es sei eine Impertinenz, Briefe nicht zu beantworten und Manuscripte zu unterschlagen. Karte in den Korb. Eine andere Karte zeiht den Heimgärtner des puren Neides, stets bestrebt, keinen andern neben sich aufkommen zu lassen. Das Epistelchen ist reizend, wir möchten's gerne in unsere Sammlung legen. — Weitere Briefe sind süß und voller Artigkeiten.

Das erste Paket aus Hamburg enthält einen dreibändigen Roman, mit der Bitte ihn zu lesen, eventuell zu corrigieren, in den „Heimgarten" zu drucken, oder — falls das in nächster Zeit nicht möglich — ihn in einer anderen Zeitschrift unterzubringen. Das zweite Paket aus Görlitz bringt ein modernes Drama in sieben Acten, dem Meister Ibsen zugeeignet. Der Heimgärtner wird ersucht, die Aufführung

belebend wäre es aber zu sehen, dass ein Volk zur dauernden Anerkennung von Verdiensten geneigt ist, und ein bisschen Cultustreiben mit den Größten und Besten der Nation wäre gerade kein Götzendienst. Jugendliche Völker thun es auch; sie ehren ihre Helden in lebendigen Gesängen. Jugendliche aufstrebende Völker blicken nicht erst ängstlich haschend aus nach Fremdem und Fremden, sie glauben an sich selbst, und dieser treue Glauben führt sie zur Macht und Ehre.

Nein, wenn einzelne Schichten auch abgestanden sein mögen, das steirische Volk im ganzen ist noch nicht altersschwach, darf es nicht sein, und wenn es zu bescheiden ist, sich selber eine Ehrenhalle zu bauen, so baue ich ihm eine. R.

Poetisches Kleingeld.

Von Adolf Frankl.

Linderungsmittel.

Der Augen Wasser wird im Schmerz
Gar oft den Frauen Lind'rung sein:
Doch ist betrübt ein Männerherz,
Bewährt sich besser meist — der Wein.

* * *

Fühlbarer Mangel.

Jetzt gibt es nichts als Fehden
Bei jungen Leuten und bei alten;
Sehr viele verstehen Reden,
Doch wenige den Mund zu halten.

* * *

Einst und jetzt.

Wie sehr wir schon human geworden,
Da muss man wirklich spitzen;
Einst hieng man Lumpen aller Sorten,
Jetzt läßt man sie — nur sitzen.

* * *

Wahrheitsliebe.

Die Wahrheit rühmen heute
Zwar viele frisch und frei;
Doch drücken sich die Leute
Sehr gern — an ihr vorbei.

* * *

Ungemüthliches.

Es schwindet die Gemüthlichkeit
Stets mehr und mehr an manchem Orte;
Dem Prunke weicht die Einfachheit
Und das Vergnügen wird — zum Sporte.

* * *

Immer besser.

Den Rock ließ einst der Potiphar
Der Tugendheld, der große;
Doch heute läßt so mancher Narr,
Dem Weibe gar — die Hose.

* * *

Auch ein Beweggrund.

Papier und Druckerschwärze hat
Jetzt schon unglaubliche Bedeutung;
So macht man viel in Dorf und Stadt,
Nur dass es komme — in die Zeitung!

* * *

Die Erde — ein Weib.

Sie schmückt sich oft mit vielem Fleiß,
Wird Liebe sich im Lenz erwerben,
Macht uns im Sommer manchmal heiß
Und pflegt im Herbste sich — zu färben.
Im Winter bläst oft scharf „der Wind",
Und mancher klagt dann bitterlich;
Die Erde, einst ein „holdes Kind",
Ist nun ganz — schwiegermütterlich.

* * *

Kopf und Herz.

Ein großes Wissen steht gar wohl
Und bringt oft Macht und Ehr';
Doch mancher Kopf ist jetzt zu voll
Und manches Herz zu leer.

* * *

Verwandlung.

Mit einem „schönen Affen" geht
Des Abends mancher Mann zu Bett;
Doch siehe da, des Morgens hat er
Statt eines „Affen" — einen „Kater".

* * *

Traurig, aber wahr.

So manche Jungfer ist entsetzt,
Dass ledig bleibt so mancher Mann;
Doch Ehe ist ein „Luxus" jetzt,
Den sich nicht jeder gönnen kann.

* * *

Dem Rittmeister wird geantwortet: „Herr, dem Heimgärtner ist es oft genug so passiert, und wenn er unaufgefordert irgend an eine Zeitschrift ein Manuscript schickt und es wird ihm nicht zurückgesendet, sondern vernichtet, so geschieht ihm recht und er wird kein Wörtlein dagegen einwenden.“

Einen fremden persönlichen Besuch schon nennt man rücksichtslos, wenn er sich über zehn Minuten ausdehnt, und nun kommen sie, um mit ihren Erzeugnissen uns ganze Tage, Wochen, ja das ganze Leben zu stehlen? Was seit achtzehn Jahren an müßigen Manuscripten an den „Heimgarten“ geschickt wurde, dreist darf man behaupten, in zweihundert Jahren könnte sie einer nicht durchlesen. Mit welchem Wohlwollen sind wir anfangs dachlosen Autoren entgegengekommen, aber die Mittelmäßigkeit, um nicht zu sagen der Schund, die Anmaßung, um nicht zu sagen die Frechheit so vieler Einsender hat uns eines Besseren belehrt. Es mag sein, dass manches, was wir für den „Heimgarten“ selbst schreiben, schlechter ist, als was wir von anderen ablehnen. Ja eben deswegen! Den Schwächlingen Obhut im Vaterhause, die anderen bringen sich leichter anderswo fort. — So steht es. Recht unbarmherzig sind wir geworden. Unvermeidlicherweise freilich auch gegen solche, die es nicht verdienten. Unter der Drangsal der literarischen Hochflut, die in Deutschland von Jahr zu Jahr noch wächst, müssen wir auf eigene Rettung bedacht sein, in der Arche rücksichtsloser Ablehnung. Höchstens, dass unser Wohlwollen soweit geht, das allzu optimistische Schriftstellervölklein aller deutschen Lande — vor uns zu warnen.

M.

Da Muada ihr Christabnd.

In Salzburgermundart*) von Friedrich Franz Scheirl.

Winter is, Nacht und blitzada Mondschein.
Weit in da schneeweißn Oanschicht [1]) draust
Hoch aufn Berg, wo im Grabn und Schröfn [2])
's Füchsl als Nachba und ebba da Dachs
mehr haust,

Liegt a kloans Häusl: grad wier a brauna
Has in Schnee duckt, siegst es da stehn.
Siegst es? Hau s Mondliacht dös bleangatzt
Auf's Dachl, aufs weiß, und vasilbarts —
wie schön!

Finsta san d'Fensta; vasteht si, es liegt alls:
Fruah nieda, fruh auf, is an Bauan sein Lauf.
Aba na, du, heut schneidtst [3]) di! dort hintn
das Fensterl,
Wier a roths Äugl so funkitzts hellauf.

Is ja heunt Christabnd! Die Baunleut san
thalwärts
In d' Mettn, [4]) da muass ja wer gama [5]) in
Haus.
Und no was! d' Bäurin, die junge, a Kindl
Hats kriegt — nit lang no! — vor Freud
is's gar aus!

Hiatz liegts da in Bettei vor ihr dassel Büabl,
's schöne, anliebe, [6]) ihr zidernde Freud.
Wie's d' Armal aufreckt? — und die Liebn! [7])
wies stramplt,
Nacha die Muada anschaut — völli gscheit!

D' Bäurin nimmt d' Handl von Buam in
die Händ.
Und bussl ts, das oan und das ander und soat,
Als wann's was vastand: ja, ja, du mein
Ersta,
Sei na recht frisch und mach ma koa Load!

Putzei [8]) mein herzigs, mein Goldbüablhans!
Geh, geh, du! han, [9]) sei doch nit gar a so lieb!
Machst zua deine Augn? du stiehlst ona ja s' Herz
Aus n Leib, du, du neubachna, schelmischa
Dieb?

No wirds? Na, er mag nit; — mir eh a so
lieba!
Ja schau na dein Muada recht liebarisch an,
Blitzaugada Sakra! dass d' s kenna lernst
ehnda
Und woaßt a, wie gern, ja wi gern i di han,

---

*) Die Mundart ist der Verständlichkeit halber abgeschwächt. Wer übrigens das Pinzgauerische kennt, weiß, dass er rt, rd, rz wie scht, schd, schz zu sprechen hat.

[1]) abgelegene Gegend mit einsamen Gehöften. [2]) Felswände. [3]) irrst du dich. [4]) Christmesse um Mitternacht. [5]) das Haus hüten. [6]) anlieb, überaus lieb. [7]) diese Lieblichkeit! [8]) kleines, putziges, liebes Kind. [9]) etwa: ei! oder nun! oder o!

auf der Bühne in Graz oder anderswo zu vermitteln. Das dritte Paket aus Pressburg enthält fünf Hefte mit blauem Umschlag, lauter Gedichte und Märchen. Was für den „Heimgarten" passend, wird gerne zur Verfügung gestellt, das andere zurückerbeten. Das vierte Paket aus Neurode birgt ein großes philosophisches Werk über den Ursprung der Ewigkeit; der Heimgärtner möchte dafür gütigst einen Verleger suchen. Das fünfte Paket mit verwischtem Poststempel ist besonders gewichtig. Als ich die Schnüre abschneide, fällt mir mein Knabe warnend in den Arm — vielleicht Dynamit! Höllenmaschine! — Ich schlage die Warnung in den Wind und werde schrecklich dafür bestraft: Ein großes Autographenalbum aus Königsberg mit dem Ersuchen, auch etwas hineinzuschreiben. Als kleine Gegengabe dafür das duftende Manuscript von lyrischen Gedichten für den „Heimgarten".

Kaum bin ich mit Empfangnahme dieser schönen Dinge fertig, kommt die zweite Post. Sie bringt aus verschiedenen Gegenden Österreichs und Deutschlands Dorfgeschichten und andere Erzählungen, Plaudereien über Kindererziehung, Hygiene und Gedichte. Sie bringt ferner bescheidene Anfragen, eben vollendete Romane, Poesien einsenden zu dürfen, aber auch ein paar energische Drohbriefe. Ein braver Coburger will klagbar auftreten, wenn seine vor Jahresfrist eingeschickte Erzählung nicht sofort retourniert oder gedruckt wird. Ein schneidiger Berliner hat sich an das kaiserlich deutsche Consulat in Wien gewendet und dieses fragt unter Recepisse und Retourrecepisse in entschiedenem Tone an, aus welchem Grunde das Manuscript so und so des Herrn N. in Berlin bisher nicht zurückgeschickt worden wäre?

All diese Sachen bleiben natürlich unbeantwortet, mit Ausnahme der letzteren hochamtlichen Zuschrift. Dem kaiserlichen deutschen Consulat wird geantwortet: das Manuscript so und so des Herrn N. in Berlin wurde deshalb nicht zurückgeschickt, weil unverlangt eingesandte Manuscripte überhaupt nicht zurückgeschickt würden und weil das in fast jedem Hefte des „Heimgarten" deutlich zu lesen sei. — Wer liest die Postkarten des „Heimgarten"? wird uns wegwerfend erwidert. Wir glauben, wer als Gast in ein fremdes Haus einkehren will, der soll sich auch ein wenig um den Hausbrauch kümmern.

Nun, wie erzählt, ähnlich geht es Tag für Tag. Ob eine poetische Einsendung von uns gelesen wird? Nein. Wir könnten ja doch nichts abdrucken, wir sind versorgt und für weiteres fehlt der Raum. Und zur Beurtheilung literarischer Erzeugnisse sind die zünftigen Literaturkritiker da, die wollen ja auch nicht überflüssig sein in der Literatur, nur haben sie freilich ihr Opfer lieber festgenagelt im Druck, als in flüchtiger Handschrift vor sich liegen. Zeitschriften und Verleger vermitteln? Dazu fehlt uns das Vermittlungsbureau und die Lizenz. Durch Protection Dichter machen wollen? Höchst gefährlich. Ein Dilettant, der ein paar Erfolglein hat, vernachlässigt seinen Lebensberuf; ihn auf literarischem Wege protegieren, heißt, ihn um seinen guten Rock bringen. Ich habe es ein paarmal gethan, ich thue es nicht wieder. Nur ein Taugenichts wie unsereiner, der nichts zu verlieren hat, kann seinen letzten Trumpf auf die Dichterei stellen.

Was geschieht nun mit den eingesandten Manuscripten? Diese werden entweder vermittelst eines Rollwagens als Paket uneröffnet oder auch enthüllt in ein Local der Verlagshandlung geschleppt und dort in einen dunklen tiefen Kasten gethan, oder sie werden sauber abgestaubt und in den Ofen gesteckt, oder endlich sorgfältig zusammengefaltet, mitten durchgerissen und in den Papierkorb geworfen.

Einen gellenden Entrüstungsschrei höre ich durch die deutschen Lande hallen, weit ins Russische hinein. „So rücksichtslos gegen Collegen!" höre ich rufen und ein schöngeistiger Rittmeister fragt zornig den Heimgärtner: „Was würden Sie sagen, wenn andere mit Ihren Manuscripten ähnlich umgiengen?"

Bücher.

Vasantasena, oder das irdene Wägelchen. Ein altindisches, dem König Çûdraka zugeschriebenes Schauspiel. Frei wiedergegeben von Michael Haberlandt, (Leipzig. Liebeskind. 1893.)

Der Hauptinhalt des Stückes ist die Emporhebung einer Kameliendame aus ihrer unreinen Sphäre zu sittlicher Höhe und gesellschaftlicher Rehabilitierung. Dieses Wunder wird bei der altindischen Kameliendame auf dieselbe Art bewerkstelligt, wie bei der französischen: durch Liebe. Die Selbstlosigkeit dieser Liebe ist über allen Zweifel erhaben, denn um des Geliebten willen, des weisen, aber gänzlich verarmten Brahmanen Carudatta, verschmäht Vasantasena einen andern, sehr reichen, sehr vornehmen Bewerber, keinen geringeren, als des Königs Schwager, den ebenso albernen als geckenhaften Samstanaka, eine mit wahrhaft Shakespearischer Ausgelassenheit gezeichnete Possenfigur. Die Gefahren, die dem liebenden Paare durch den also zurückgewiesenen und deshalb rachsüchtigen Windbeutel erwachsen, bilden den rothen Faden, mit dem eine gegen den König, also auch gegen den gefährlichen Gegenspieler in aller Stille heranreifende revolutionäre Nebenhandlung geschickt verknüpft und verflochten ist. Eine Gerichtsverhandlung bereitet in spannender und durch ihre gesunde Thatsächlichkeit an moderne Muster erinnernder Weise die Katastrophe vor. Der würdige Liebhaber und Brahmane wird von dem verleumderischen Königsschwager angeklagt, Vasantasena um ihres reichen Schmuckes willen ermordet zu haben. Und wirklich findet sich das corpus delicti in seinem Hause. Vasantasena hat ihre unrühmlich erworbenen Kleinodien, die für sie jeden Wert verloren haben, dem Söhnchen des Geliebten geschenkt und in dessen Spielerei-Wägelchen gelegt. Der Schein spricht also gegen den Angeklagten; das mit Juwelen beladene Kinderwägelchen aus Thon wird ihm verhängnisvoll. Er wird verurtheilt und zum Tode geführt, allein die rechtzeitige Ankunft der todtgeglaubten Vasantasena und die ausbrechende Revolution, die den erbärmlichen Samstanaka hinwegfegt, wendet alles wieder zum Guten. Vasantasena, durch den übergeworfenen Schleier entsühnt und von jedem Makel gereinigt, geht als ehrliche Braut in das Haus des Brahmanen ein, wo allerdings schon eine Gattin vorhanden ist. Das thut aber nichts; diese Gattin begrüßt die zweite Frau ihres Mannes aufs zärtlichste und nennt sie „liebe Schwester“. Eine glückliche, nach indischer Sitte durchaus mögliche Lösung, um die schon mancher Franzose den König Çûdraka beneidet haben dürfte.

Das Merkwürdigste an diesem etwa zweitausend Jahre alten Schauspiel ist, dass es uns, von einigen ethnologisch und culturhistorisch auffallenden Zügen abgesehen, verhältnismäßig wenig verstaubt vorkommt. Ja, seine Gedanken- und Gemüthssprache und vor allem sein Stil muthet den Deutschen vielfach vertraulicher an, als die glatte Ruhe des Griechen, an die wir doch schon auf der Schulbank gewöhnt werden. Es verhält sich zu einer Tragödie des Sophokles ungefähr so, wie Rembrandt zur Classicität. Es individualisiert schärfer als die Antike, besitzt eine Tiefe der Moral, die ans Christlich-deutsche streift, einen Humor von geradezu angelsächsischer Breite und erscheint in jenem zarten, poetisch-weltflüchtigen Duft gehüllt, welcher sich in der deutschen Kunst nur allzu leicht zu mystischen oder doch romantischen Übeln verdichtet. Kurz, es bietet einen ganz überraschenden Beleg für die Stammverwandtschaft des indischen und germanischen Geistes.

Die Veröffentlichung der neuen Verdeutschung ist durch den Umstand angeregt worden, dass eine von Emil Pohl vorgenommene Modernisierung und Umarbeitung des alten Dramas kürzlich mit Glück über einige deutsche Bühnen gegangen ist. Haberlandt hat sich enger ans Original angeschlossen und sich begnügt, „mit der Scheere in der Hand zu übersetzen“. So ist z. B. die zwar prachtvolle und gewaltige, aber doch gar zu arg retardierende Schilderung des Gewitters vor der Liebesscene zwischen Vasantasena und Carudatta hinweggefallen; das Schauspiel als Ganzes ist aber dadurch nur gefälliger und leichter lesbar geworden. E.

Der Schelm vom Kahlenberg. Komödie in drei Aufzügen von Franz Keim. (Wien. Karl Graeser. 1894.)

Herzog Otto der Fröhliche, der Junggeselle bleiben will, hat ein Auge auf ein Mädel aus dem Volk, das von einem fahrenden Sänger geliebt wird. Dieser fahrende Sänger, um den gefährlichen Nebenbuhler unschädlich zu machen, verheiratet den fröhlichen Herzog an eine Princessin von Luxemburg. Das in aller Kürze der scheinbar unmögliche und in solcher Behandlung ganz glaubhafte Vorgang der prächtigen Komödie, die mit aller Frische und volksthümlichen Munterkeit geschrieben ist, welche uns an Franz Keim

Do hiatza, mein Prinz, gehn ma schlafn, ins Bettei;
Erst trink ma a Gsetzl, no kimm na,[1]) so so!
Ja lutsch na recht brav, dass d' groß wirst und stark a!
Hast gnua iatz? Ja freili, di schlafert gro.[2])

Nacha hat d' Bäurin die Kindsdirn hergruafn,
An andeppats[3]) Leut, a bisl a Lalln.[4])
Legs umi[5]) mein Hansei in d' Wieg! da hast es;
Nimms na guat! So; und lass mas nit falln!

Gach thuats an Rumpla — Jessas Maria!
Da liegts schon! Herrgott erbarm di, mein Kind!
Schreit d' Bäurin, springt aus n Bett, hebt n Buam auf,
Legts aft[6]) wieda vor ihr auf die Tuchat[7]) schön lind.

Da Bua thuat koan Rühra, sein Köpfl is gnoagt,
Kannst s legn wies d' willst, die Augn san zua.
D' röslatn Wangan kasbloach, a schon d' Lefzn,
D' Lalln die blatzt,[8]) gib eahm d' ewige Ruah!

D' Muada, so jung s is, sie findt da[9]) koan Zaherl,[10])
Sie suacht, sie suacht ihr liebs Büabl a,
's Köpfl voll Schnecklн, an Leib wier a Blüah,
Leicht war eahm do ebba[11]) z'helfen, no ja?

Sie warmtn recht aus, sie blast eahm ins Nasl
Sie kitzltn — wie hat a glacht sinst! — in d' Lend —
O Himmel! iatzt kimmt eahm ja gar schon da Foam[12]) a.
O Büabl, mein Büabl, hietz gehts a zum End!

Denna die Bäurin sie glaubts nit, na nit no!
's kann ja nit sein, nit so bald, nit so fruah!
No amal thuats gschwind, was si halt thoan lasst
Und redt eahm halb narrisch vor Ängstn zu:

Geh Hansei, mach do d'Augn auf,
I bitt di, sei do gscheit!
Na, na! so nit, so nit,
Nit gar so bitta weit!

So sans ja ganz vaglast,
Das is ja schon da Tod,
Da machs na lieba zua!
O mein, is das a Not!

Hilft nix! ihr Hansei rollt d' Augen no wilda,
Hat Nasn und Lefzn schon ganz volla Foam;
Gahlings[13]) wirds stada und stada — ganz stad.
O Jesus, war do da Vada dahoam.

„Jesus!" — wie d' Muada an heilign Nam schreit,
Bsinnt si si, eh ihr die Kraft vageht:
Jesukind, Christabnd! — da stoßt ihr da Jammer
Voll Glaubn aus da Seel a brünstigs Gebet:

Christkind mit n Gnadenschein
Leuch(t)st in alle Welt hinein,
Schein mein Büabl a no an,
Hoff es hat an Gsund davon!

So bet' das arme Weib und sie moant es muaß helfn.
Hilfts do nit? O Gott! wannst nit glei hilfst is z'spat.
Iatz gibts an kloan Büabl an Rucka: is's aus schon?
Da Muada stehn d' Augn — zun schrecka is grad

Stehn d' Augn völli außa, so luagts obs schon aus wird.
's Hansei thuat d' Augn auf; 's letzt mal? Han geh!
Na wieda! — es lebt, es lebt! ja und dreinschauts
Gsund und so freundla und frisch wie voneh.

Da loant si d' Muada zruck in die Pölsta
Zwoa glüahade Zaherl rinnan — leicht gwisst!
Üba d' Wang, sie falt die Händ üban Büabl
Und wispert: Gelobt sei Jesus Christ!

---

[1]) komme nur. [2]) grob-sehr. [3]) eine recht unbehilfliche Person. [4]) eine etwas schwachsinnige Person [5]) hinüber. [6]) sodann. [7]) Federbett. [8]) plärrt weinend. [9]) findet dir: ethischer Dativ. [10]) Deminutiv von Zahre. [11]) doch etwa. [12]) Schaum. [13]) plötzlich.

Undichtung die Farbe bestimmen, erhebt H. Hango in heiligem Ernste die Fahne eines Propheten, der über Zeit und Raum hinaus den freien Weltentag der Zukunft schaut und gegenüber dem zerbröckelnden Walle des Pessimismus die friedlichen Haine der Weltfreude im Lichte der ewigen Sonne erglänzen läßt. Dichtungen dieser Art setzen philosophischen Geist und ein mit den Forschungen der Naturwissenschaften tiefvertrautes Gemüth voraus; dass aber in der kosmischen Lyrik Hangos auch nicht eine Wendung an die Mühe des Werdeprocesses gemahnt, ist ein Beweis, dass der junge Autor ein Berufener unter den Auserwählten ist, der aus der Nacht des subjectiven Ringens empordrang zum objectiven Bewusstsein vom ewigen Sieg des Lebens.

Das Buch gliedert sich in die Abschnitte „Natur", „Junge Liebe", „Stimmungen", „Letzte Liebe" und „Vermischte Dichtungen". Von einzelnen Gedichten seien hervorgehoben „Natur", „Am Wasserfall", „Weltgeschichte", „Trost der Geborenen". In den „Stimmungen" finden wir so wie im Abschnitte „Letzte Liebe", Lieder von wahrhaft volksthümlicher Innigkeit, so das reizende Gedicht „Der erste Blütenzweig", oder „Freudloser Frühling", „Der kahle Baum, der draußen steht", „Jasmin", „Mir liegt ein altes Lied im Sinn" und viele andere. Aus den „Vermischten Gedichten" ward manches schon in erlesenem Kreise von Meistermund vorgetragen, z. B. „Phaëton", „Die heilige Clara", erschütternd wirken „Mutter und Kind", „Ohne Liebe".

Das erste Buch Hangos erregte Aufsehen, sein zweites bedeutet nach Tiefe und Formvollendung einen großen Fortschritt. Den Dichter wollen wir in unser Herz schließen und seinen Namen achten. Möge ihm die Zeit gerecht werden! —r.

Lebe. Eine Dichtung von Ferdinand Avenarius. (Leipzig. O. R. Reisland.)

Der ist auch zu den „Modernen" gegangen, dachte ich, einen Blick auf den zerhackten Stil werfend, der in manchen Absätzen hervortritt. Ein moderner deutscher Dichter braucht nämlich nicht deutsch zu können, er braucht keine Grammatik und keine Satzlehre, er wirft die Theile von Sätzen kurz zerhackt nur so hin wie Gefühlsausrufe, und erzielt damit wirklich auch manche Stimmung im Leser. Avenarius fasst den Dichterberuf doch aber etwas tiefer. Der Held der Dichtung verliert seine geliebte Braut durch den Tod. Zuerst Verzweiflung bis an den Rand des Selbstmordes. Noch zur rechten Zeit geht ihm das Auge auf für das Elend anderer, die Menschenliebe erwacht und ruft ihm zu: Lebe! Er ist gerettet. — Man sieht, der Stoff ist kein gründeutscher, vielmehr ein classischer. Und in dieser Vertiefung wird uns auch die oft etwas sehr moderne Form erträglich, ja, sie wirkt stellenweise schön und mächtig, besonders in lyrischen Abschnitten. R.

Mutter-Liebe und Leben in Liedern verherrlicht. Herausgegeben von Rudolf Eckart. Illustriert von W. Claudius. (Stuttgart. Strecker & Moser.)

Alle Beziehungen der Frau zu ihrem Gatten und ihren Kindern, in den trefflichsten Liedern älterer, neuerer und neuesten Dichter dargestellt, führt uns der Herausgeber in frischer Mannigfaltigkeit und äußerst geschickter Auswahl vor. Hier ist jeder Mutter ein Schatzkästlein geboten, aus dem sie in stillen, beschaulichen Stunden eine weihevolle Stimmung in das bewegte Leben des Tages mitnehmen kann. Von hier aus wird Leid und Freud der Mutter und die ganze glückliche Idylle des Kinderlebens in fast überirdischem Lichte verklärt. Nirgends stört ein Misston das harmonische Ganze. V.

Soldatenleben. „Eine große starke Armee ist nothwendig zur Erhaltung des Friedens." Wir nehmen sie, die das sagen, beim Wort, denn wir wollen den Frieden und sind seinetwillen zu den großen Opfern, die eine große Armee verlangt, bereit. Nur vom Standpunkte zum Schutze des Vaterlandes und von keinem andern erachten wir es als Pflicht, unsere männliche Jugend soldatisch ausbilden zu lassen. Eine solche Ausbildung bringt freilich auch noch weitere Vortheile: die Abhärtung und Übung des Körpers, die angewöhnte Disciplin, den Gemeingeist, Eigenschaften, die auf anderem Wege viel schwerer zu erlangen wären.

Für unsere Söhne, die der Militärpflicht entgegengehen, weiß ich ein vortreffliches Buch, welches den Knaben wie den Jüngling in hohem Grade interessieren muss, welches ihn schön und praktisch einführt in seinen Vertheidigungsberuf und mit dem Soldatenleben nach allen Richtungen hin vertraut macht, noch bevor er ins Commisstuch kommt. Das Werk nennt sich: „Unter den Fahnen." Die Völker Österreich-Ungarns in Waffen. Im Vereine mit Gustav Bancalari und Franz Rieger verfasst von Alfons Danzer. Mit vielen Abbildungen nach Originalzeichnungen von Felician Freiherrn von Myrbach. (Prag. F. Tempsky.)

Dieses Werk schildert in Wort und Bild den Bestand, die Einrichtungen, die Ausbildung, die Lebensführung und die kriegerische Thätigkeit der österreichisch-ungarischen Wehrmacht. Es wendet sich an die weiten Kreise der Bevölkerung, insbesondere an die dem wehrpflichtigen Alter sich nähernde Jugend,

so gut gefällt. Etwaige Bedenken über die Wahrscheinlichkeit in Handlung und Charakterzeichnung überlassen wir den in Nergeleien geübteren Recensenten. M.

Das Gemeindekind. Erzählung von Marie Ebner-Eschenbach. (Berlin. Gebr. Paetel. 1893.)

Dieses Werk ist ein hohes Lied auf dem Glauben an das ursprünglich Gute im Menschen. Ein junger Bursche, dessen Vater auf den Galgen geendet und dessen Mutter im Zuchthaus ist. Eine Dorfgemeinde, in der er mit seinem Schwesterlein zurückblieb, musste sich nothgedrungen seiner annehmen. Das Schwesterlein wird von einer alten Baronin aufgenommen und kommt ins Kloster, wo es vor lauter Gottinnigkeit und Bußfreudigkeit körperlich abwelkt und zugrunde geht. Für den Burschen wird nachgerade alles gethan, um ihn schlecht zu machen; alles stößt ihn, den Sohn des Gehenkten, den jungen „Dieb“ zurück, alles Schlechte, was in der Gegend geschieht, muss er gethan haben, alles Brave, was er leistet, wird ihm zum Schlechten gedeutet, alles, alles ist sein Erzfeind, nur der Schulmeister hält an dem Kinde mit unerschütterlichem Glauben. Der Knabe ist verschlossen und trotzig über die Maßen und in seiner unendlichen Verbitterung macht es ihm Vergnügen, sich selbst als weit schlechter und verworfener hinzustellen, als er ist. Er findet es ganz selbstverständlich, dass er ein Dieb ist, will gar nichts anderes sein und findet es auch selbstverständlich, dass er gehenkt werden wird. Aber der Schulmeister hält mit heiliger Geduld und Langmuth zu ihm, sucht auf ihn mit allen Mitteln Einfluss zu üben und also gelingt es, den Burschen zu retten. Aus niedriger Verkommenheit arbeitet er sich im Laufe seiner Jünglingsjahre empor zu einem fleißigen, tüchtigen, opferfrohen, ja fast zu einem christusedlen Charakter. Aus einem mit meisterhaftem Realismus geschilderten brutalen Lebenskreise führt die Dichterin uns allmählich empor zum höchsten Idealismus. — Unsäglich rührend ist die Liebe der beiden Geschwister zu einander, unsäglich bewegend der arme Lehrer geschildert. Dieser Lehrer ist eine gar originelle, interessante Gestalt, und an ihr besonders hat unsere Dichterin wieder gezeigt, wie gut sie sich in der Seele des Menschen auskennt.

Für den Leser ist es manchmal qualvoll, die empörendsten Peinigungen mit anzusehen, die dem verachteten Knaben im Dorfe widerfahren, eines Tages wird ihm aber die Genugthuung zu schauen, wie der Bursche in elementarem Zornausbruch mit seinen Armen sich Recht und Achtung verschafft! — Schließlich klingt die Erzählung wehmüthig aus, aber nur in dem Sinne des Entsagens, nicht in dem Sinne des Unterliegens. Wir verlassen den Helden der Geschichte mit dem Bewusstsein, ein ganzer Kerl steht hier und fällt nimmer. – Der Leser ist selig, einmal wieder gesehen und empfunden zu haben, wie viele sittliche Kraft im Menschen, auch im verwahrlosten Menschen stecken kann, und dass diese sich durchzuarbeiten vermag zum Siege. Ebner-Eschenbach, die wahre und große Dichterin, hat mit diesem Werke uns Zagenden frohen Muth ins Herz gegossen. Wir danken ihr! R.

Der Besondere. Eine Hochlandsgeschichte von Ludwig Ganghofer. (Stuttgart. Bonz. 234 Seiten. 3 Mark.)

Von demselben Verfasser haben wir im Maihefte des „Heimgarten“ (1893) seinen Roman „Der Klosterjäger“ besprochen. Die genannte Hochlandsgeschichte ist mehr novellistisch gehalten und der Inhalt ist eine einfache, ziemlich fade Liebesgeschichte, die sich abspielt zwischen der Bäuerin Zäzil und einem Holzknechte Sepp, dessen Nebenbuhler Martl anfangs abgewiesen wurde, weil die Bäuerin einen „Besonderen“ suchte. Schließlich findet sie diesen doch in dem aufopferungstüchtigen jungen Bauern Martl. Alles wird in gut bäuerischem Tone erzählt. Zur Bereicherung unserer Sprache findet man in Ganghofers Schriften manches unbekannte Wort, das nur im Hochlande gehört wird, zum Beispiel „der Schnee hängt schon so lahnig droben im G'wänd“, das heißt so leicht, lose, zum Abrutschen bereit. Selbst das beste baierische Wörterbuch, das von Schmeller, enthält noch manche deutsche Volksausdrücke nicht. Die Spracherfindungen und Redewendungen des Bergvolkes sind nicht zu verachten; sogar die oft vorkommenden zwei Verneinungen, die nur zur Verstärkung dienen, sind echt deutsch. Was die kleinen Illustrationen betrifft, so muss man sie meist als überflüssig bezeichnen. Eine so einfache und verständliche Erzählung bedarf keiner Bilder. Gesuchte Titel und Illustrationen sollen die Leser anlocken, weil der Inhalt wenig zu denken gibt. Darauf rechnen manche Buchhändler, und viele Leser der Monatsschriften und sogenannten Witzblätter begnügen sich mit dem Anschauen. Vernaleken.

Hermann Hango. Neue Gedichte. (Wien. Pest. Leipzig. A. Hartleben. 1894.)

Das prächtig ausgestattete Buch müssen wir ernst nehmen. Es enthält nicht Gedichte eines guten Lyrikers, sondern eines echten Dichters in der vornehmsten Bedeutung des Wortes, und es ist sehr zu verwundern, dass die lauten Stimmen der zünftigen Kritik sich so lange Zeit lassen, eines erfreulichen Amtes zu walten.

In all dem Geflatter lyrischer Tändelei, in dem heute die abgerissenen Fetzen realistischer

Silbersteins meisterliche Stadt- und Dorfgeschichte „Der Fex“, so anregend, dass man den nächstfolgenden Erzählungen mit immer erneuter Spannkraft folgt. Hans Fraungrubers Dialectgedichte sind besonders zu erwähnen. Die Jahresrückblicke geben als der mit Bildern reich bedachte Theil des illustrierten Volks-Kalenders ein bleibendes Gedenkbuch der Zeit. V.

Frommes Wiener Auskunfts-Kalender für Geschäft und Haus und zum Gebrauche in den Ämtern 1894. Redigiert von Hans Mayerhofer. Neunundzwanzigster Jahrgang. Mit einem Plane der erweiterten Stadt Wien, Touristenkarte von Wiens Umgebung und mit Plänen der Theater und Concertsäle. (Wien. Karl Fromme.)

Dieser Kalender hat sich während seines langjährigen Bestandes nicht nur als ein treuer Rathgeber für Haus und Familie erprobt, sondern auch als vielgebrauchtes Nachschlagebuch in vielen Bureaux und Kanzleien sich einen ständigen Platz erobert. V.

Büchereinlauf:

Novellen. Von Franz Wolff. (Leipzig. Oswald Mutze. 1894.)

Die Rolandsage. Für die Jugend und das Volk bearbeitet von Ferdinand Bäßler. (Leipzig. H. Hartung & Sohn.)

Die Frithiofsage. Für die Jugend und das Volk bearbeitet von Ferdinand Bäßler. (Leipzig. H. Hartung & Sohn.)

Verkauft und verloren. Roman von Marie Bernhard. (Dresden. E. Pierson. 1894.)

Ibi ubi. Ernste und ausgelassene Soldatengeschichten von Karl Baron Torresani. (Dresden. E. Pierson. 1894.)

Tödtliche Triebe. Von Bodo Wildberg. (Dresden. E. Pierson. 1894.)

Ein Stückchen Alltagsleben. Gedichte von Gertrud Triepel. (Dresden. E. Pierson. 1894.)

Welt und Leben. Von Peter Philipp. (Dresden. E. Pierson. 1894.)

Ringstraßenzauber. Bilder aus dem Wiener Leben von Paul v. Schönthan. (Wien. G. Szelinski. 1893.)

Spruchperlen heiterer Lebenskunst. Herausgegeben von Emil Rittershaus. (Berlin. G. Grote. 1893.)

Feldblümchen. Gedichte von Oskar Wolf. (Selbstverlag des Verfassers.)

Gedichte von Karl Hawelka. (Budweis. Alexander Blaha. 1893.)

Aus meiner Werkstatt. Gedichte in niederösterreichischer Mundart von Schadeck. (Wien. Karl Konegen.)

Die Nächte des Suchenden. Das Erlösungsbedürfnis des Menschen und die doppelte Form seines Erkennens. Von Anton Lampa. (Braunschweig. C. A. Schwetschke & Sohn. 1893.)

Die gefesselte Phantasie. Gelegenheitsschrift zur Eröffnung des Raimund-Theaters von Adam Müller-Guttenbrunn. (Wien. Karl Konegen. 1893.)

Der Untergang Israels. Von einem Physiologen. (Zürich. Verlagsmagazin 1894.)

Die Kunst, das Stiefkind der Gesellschaft. Von Paul Hildebrandt. (Berlin. Amsler & Ruthardt.)

„Wie schreibe ich meine Briefe?“ Von der Kunst des Briefschreibens. Ein Handbuch mit Musterbriefen u. s. w. für die verschiedensten Anlässe und Vorkommnisse zum Gebrauche für jedermann, insbesondere für junge Mädchen. Nebst einer Auslese von hundert der schönsten und neuesten Stammbuch- und Albumverse. Von Constanze von Franken. (Stuttgart. Levy & Müller.)

Katechismus des guten Tones und der feinen Sitte. Von Constanze v. Franken. Vierte verbesserte Auflage. (Leipzig. Max Hesse. 1894.)

Studien zur germanischen Volkskunde. Von Dr. Rudolf Meringer. Mit vielen Darstellungen von der Bauart der Bauernhöfe in den östlichen Alpen und deren Einrichtung und Geräthen, mit anschaulichen und wohlverständlichen Bildern. Sehr lehrreich für Freunde der Volkskunde und der Geschichte des Baustiles. (Wien. Anthropologische Gesellschaft.)

Thierseuchen und die Leonhardi-Kirchen der Ostalpen. Von Dr. Alexander Peez. (Wien. Anthropologische Gesellschaft. 1893.)

Vorarlberg im Jahre 1809. Von Dr. Alfred Ebenhoch. (Bregenz. Wagner.)

Vier Matzen-Panoramen sammt Ortsrose von Matzen &c. von Ferdinand Gatt, G. Wehr u. a. Als Handschrift gedruckt.

Die Wahrheit über die deutsche Universität Wien und die Lage der deutschen akademischen Jugend. (Horn. Ferd. Berger. 1894.)

Die Wahrheit über die Bedeutung des Grazer Fremdenverkehres von Joh. Kleinoscheg.

Die Feinde des Landwirts. Insecten, Miasmen, Krankheiten im Obst- und Weingarten, im Stall und Wohnhaus und deren rationelle Bekämpfung auf Grund exacter Naturforschung von Karl Griebel. (Lichtenthal. Selbstverlag des Verfassers. 1893.)

Das menschliche Auge im gesunden und kranken Zustande. Populäre Abhandlung für Gebildete aller Stände. Von Dr. Th. Wechsler. Mit dreiunddreißig Abbildungen. (Wien. Hartleben.)

Handbuch für Magenleidende. Rathschläge, Winke und Belehrungen zur Selbstheilung chronischer Magenleiden auf naturgemäßem Wege. (Leipzig. H. Hartung & Sohn. 1894.)

und ist demnach auch in sehr gefälligem, leichtverständlichem Stile geschrieben. Alle officiellen, sowie auch die geselligen und gemüthlichen Seiten des Soldatenlebens im Kriege und im Frieden werden uns nahegerückt in stets charakteristischen Schilderungen, Bildern und Anekdoten. Man sieht den furchtbaren Ernst dieses Standes, aber auch seine Lust, seine heiteren Eigenschaften.

Noch vielfach fremd steht dem Civile das Militär gegenüber, und beide sind doch Theile eines Ganzen und haben die gleichen Interessen — den Bestand und die Wohlfahrt des Staates. Darum wäre es gut, wenn auch viele aus dem ersteren dieses schöne Buch lesen möchten, sie würden ihren Gesichtskreis sehr erweitern und vielleicht den Soldaten nicht allein fürchten, sondern auch lieben lernen.

Ich habe meinem Sohne, ein Jahr bevor er in die Armee trat, das Buch gekauft. Er konnte später nicht genug sagen davon, wie sehr ihm die Vorbereitung, die er aus demselben gewonnen, von Nutzen geworden ist. M.

Hundert Jahre deutscher Dichtung in Steiermark 1785 bis 1885. Von Dr. Anton Schlossar. Mit zehn Abbildungen. (Wien. Carl Graeser. 1893.)

Wer einen Blick in dieses Buch thut, ob nun auf seinen Anfang oder auf seine letzten Blätter, der wird sofort wissen, warum ich mir nicht gestatten darf, es nach voller Bedeutung zu würdigen. Die steirischen Dichter, die in dem Werke licht- und liebevoll charakterisiert werden, sind Kalchberg, Hammer-Purgstall, Julius Schneller, Karl Schröckinger, J. G. Fellinger, J. Kollmann, Prokesch-Ostern, R. G. Puff, J. A. Suppantschitz, J. G. Seidl, K. G. v. Leitner, Anastasius Grün, Jakob Dürnböck, Vincenz Zusner, Faust Pachler, Robert Hamerling, Hans Grasberger, P. K. Rosegger und Karl Morre. Von den Lebenden wurden ferner markiert Friedrich Marx, Fritz Pichler, Albrecht Wickenburg, Wilhelm Fischer, Adolf Hagen, Erich Fels u. a. Mit der betreffenden Persönlichkeit hat der Verfasser auch gerne ein Bild der literarischen Richtung ihrer Zeit entworfen. Kurz und klar haben wir hier die Geschichte der heimischen Dichtung seit hundert Jahren beisammen und die beigegebenen Porträts verleihen dem Buche ein erweitertes Interesse. R.

Gedichte. Von Georg Scherer. Mit Illustrationenen von Paul Thumann. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt. 1894.)

Vierte Auflage! Das ist immer ein guter Bericht, der Gedicht am besten empfiehlt!

Gottes Herrlichkeit in seinen Werken. Von Dr. A. Werfer. Neue, reich illustrierte Ausgabe. (Ulm, Eber'sche Buchhandlung. 1894.)

Dr. A. Werfer, Stadtpfarrer in Ellwangen, ein Neffe des berühmten Jugendschriftstellers Christoph v. Schmidt, hat in „Gottes Herrlichkeit in seinen Werken" ein Buch geschaffen, wie es nicht jeden Tag auf den Markt gebracht wird. Der Neffe versteht, im Geiste seines großen Onkels zu schreiben. Frei von aller übertriebenen Sentimentalität und mystischen Frömmelei, weht echt religiöser Geist durch das Ganze. Der Inhalt hebt den Leser über die Gemeinheiten des Alltaglebens hinweg und läßt des ewigen Schöpfers Weisheit, Macht und Güte in wunderbarer Fülle aus seinen Werken erkennen. V.

Die Bildung des Gemüths. Eine Festgabe für die reifere Jugend. Von Professor Doctor Heinrich Kratz. (Stuttgart. Levy und Müller.)

Da gibt es allerhand so Büchlein für die Jugend über „Anstand", „feine Sitte", „guten Ton" u. s. w. Ich halte nicht viel darauf, sie haben zwar auch ihre Berechtigung, gehören sozusagen zur technischen, mechanischen Ausbildung des Menschen. Ganz anders dieses Büchlein, welches den Blick des jungen Lesers in sein Inneres lenkt, und darauf, was darin vorgeht und stets die Ursache seines Unglücks oder seiner Glückseligkeit wird. Die richtige Ausbildung des Gemüthes, darin läge alles; unsere Lehrer und Pädagogen legen nicht genug Gewicht darauf! Der Gelehrtenunterricht läßt diese Ausbildung fast ganz links liegen; vom Religionsunterricht nimmt es mich aber noch weit mehr wunder, dass er sich dieses fruchtbare Feld mehr oder weniger entgehen läßt und lieber mit theoretischen Sachen die Zeit und Stimmung verthut, als mit dem herzerwärmenden und seelenstärkenden Gehalte der Religion die Jugend zu bilden. — Doch gemach, sonst werden die Herren wieder böse und schreien es gleich herum, man sei ein Unchrist, weil man bei den Leuten die Religion lieber im Herzen als im Kopfe haben möchte. R.

Wer lacht mit? Sechs Schock Scherzräthsel für groß und klein. (Paderborn. Ferdinand Schöningh.)

Wir möchten bei diesem Räthselbüchlein darauf hinweisen, dass sich darin viel Neues und Originelles findet, ferner solche Räthsel, welche zwar zum Theil im Volksmunde leben, aber noch nicht die Druckerschwärze gesehen. V.

Ein Jubiläums-Kalender, zum fünfzigsten Jahre seines Bestandes, und zwar Joh. Nep. Vogls Volks-Kalender, redigiert von August Silberstein. (Wien. Karl Fromme.)

Den gewöhnlichen kalendarischen Behelf vorausgesetzt, ist der unterhaltende Theil, voran

Heimgarten

Februar.

5. Heft. 18. Jahrg.

Die Weiber im Rauritt.

Eine Erzählung von Hans Malser.

Das ist vor alten Zeiten gewesen in einem deutschen Waldgau. Der Wald aus Kiefern, Birken und Ahornen hat sich weit hineingelegt über selbiges Hochland. Graue Steine haben aufgeragt aus filzigem Moos und feinblätterigem Heidekraut. Fast mitten durch hat das Hochland einen langhingezogenen, tiefen Spalt gehabt; es sollen nämlich um diesen Waldgau einmal lateinische und germanische Gottheiten, andere sagen Gottvater und der Teufel, heiß und wild gerungen haben, die einen ihn gen Mittag zerrend, und die anderen gen Mitternacht, also dass ein Riss entstanden war mitten durch. Aus eitel Felsen sind die Abhänge gewesen in diese Schlucht und in der engen Tiefe unten Wildfaren, Germen, sonnenscheuer Schierling und ein gewaltiges Weib. Von diesem Weibe wird hier gesagt werden. — Rieselbartin hat sie geheißen.

Die stundenlange spaltartige Schlucht ist genannt gewesen der Rauritt. In diesem Rauritt sind zwei Gehöfte gestanden, der Raurittthof und der Scheininghof. Aber so weit auseinander sind sie gewesen, dass die Tochter

Leitfaden der Ästhetik für den Schul- und Selbstunterricht. Von Maurus Hoffmann. Zweite Ausgabe. (Wien. Bermann & Altmann. 1894.)

Über die musikalische Erziehung unserer Jugend. Ein Beitrag zur Reform des Musikunterrichtes. — **Über die Anforderungen an den zeitgemäßen Clavierunterricht.** Ein populärer Vortrag. Von A. Eccarius-Sieber. (Zürich-Oberstrass. E. Speidel.)

Spiel- und Beschäftigungsbuch. Von Hugo Eln. (Wien. A. Pichler & Sohn.)

Die Kameeschneidekunst für Dilettanten. Von Herm. Bouffier. Mit fünfundvierzig Illustrationen. (Leipzig. Moritz Ruhl.)

Kalender 1894. Herausgegeben vom Berliner Thierschutzverein.

Neunkirchner Bezirksbote. Illustrierter Volkskalender für das Jahr 1894. (Neunkirchen. P. Liepsch.)

Der Urgemüthliche. Heitere Vorträge in Poesie und Prosa. — Complet in fünfundzwanzig Heften. (Wien. C. Daberkow.)

Versöhnung. Mittwochsblatt für unsere vaterländische Gemeinsamkeit. Eine Ergänzung für die Tageszeitungen aller heutigen Parteien und Richtungen. Erster Jahrgang. Motto: „Religion nicht mehr neben unserem Leben — unser Leben selbst Religion. — (Berlin. M. v. Egidy.)

Zweiter Jahresbericht des deutschen Bundes zur Bekämpfung des Vogelmassenmordes für Modezwecke. (Wiesbaden. W. Zimmet. 1893.)

Postkarten des „Heimgarten".

* In Lechners neuestem Weihnachts-Katalog finden sich allerlei Aussprüche zeitgenössischer Dichter über Bücher. Z. B. sagt Ferdinand von Saar:

Sieh, schon schmückt sich der Markt! Es gleißen und funkeln und prunken
Die Schaufenster ringsum in der durchwimmelten Stadt.
Jeglichem Wunsche Gewährung verheißt die fröhliche Weihnacht
Und das Verlangen, es tritt auch an die Bücher heran.
Viel verheißen die Titel, es lockt der zierliche Einband
Finde jedes zuletzt zwischen den Blättern die Frucht.

Und Rudolf Baumbach:

Wer keine Bücher liest, bleibt dumm:
Kaufe drum!
Mancher ward beim Struwelpeter
Zum Genie,
Mancher später,
Viele nie.

Und Hans Grasberger:

Was ein Brunn am eig'nen Haus,
Ist ein gutes Buch im Schrein;
Lang' recht oft hinein,
Schöpfst es doch nicht aus.

Das liebste Haus — das eig'ne Haus,
Der schönste Grund — der eig'ne Grund,
Der feinste Wein — vom eig'nen Spund,
Desgleichen ohne Widerspruch:
Das beste Buch — das eig'ne Buch,
Erworbnes macht den Segen aus.

J. S. A., Wien: Sie beklagen sich, dass in Wien es die einheimischen Deutschen zu nichts bringen, weil sie zu bescheiden seien. So hol' der Teufel die Bescheidenheit! Wer hat euch denn gesagt, dass ihr „bescheiden" sein sollet? Faulheit und Fahrlässigkeit ist's! Im Wirtshaus sitzen und die Fleißigen „ekelhafte Streber" schimpfen, damit kommt man freilich nicht vorwärts. Besehen Sie sich in Wien eines schönen Werktags um eilf Uhr vormittags einmal die Wirtshäuser: alles voll, lauter bescheidene Wiener.

O. D., Wien: Die Aufführung alter christlicher Weihnachtsspiele in Wien wäre ja sehr löblich und erfreulich. Wird das an französische Ehebruchskomödien und nordische „Naturalisten"-Dramen gewöhnte Publicum aber daran Gefallen finden? Wir fürchten nein. Am wenigsten sollte die deutsche Volksseele dagegen etwas einzuwenden haben. Darum verstehen wir Ihre Abneigung vor den christlichen Weihnachtsspielen nicht. Wenn Sie auch den heiligen Christ fallen lassen, Ihren heiligen Wotan bringen Sie doch nicht mehr empor.

E. K., Wien: Sehr wahr. Wer nicht tugendhaft sein will, der muss umso strenger die Regeln der sogenannten guten Lebensart befolgen.

Brünnerin: Der aus leidigem Versehen weggebliebene Verfassername bei dem Aufsatz: „Mea culpa, mea maxima culpa!" heißt Richard Schmidt-Cabanis.

F. S. K., Wien: Dass Hieronymus Lorm auch Heinrich Landesmann heißt, entwertet in unseren Augen weder seine feinsinnigen Novellen noch seinen persönlichen Charakter, der ein herbes Geschick mit seltenem Muthe erträgt.

* Bitten unverlangte Manuscripte nicht einzuschicken, solche werden weder verwendet noch zurückgesandt.

Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger. Druckerei „Leykam" in Graz.

Füßen mit ihrem weichen knisternden Haar, dass ich ihr so nahe wäre, um den Duft ihres Leibes zu haben, der nicht anders riecht wie das Rehfell, wenn es gegerbt ist, und in der Sonne liegt.

Längs der Schlucht haben sich schmale Feldraine hingezogen. Die Rieselbartin ist mit den Mägden hinausgegangen, um zu ackern. Den Hadar hat sie zur Herde gestellt, auf dass er sie hüte und hege bis zum Schlachten, welches wiederum sie besorgt. Wenn es dann so weit gekommen auf den Feldflächen, dass der Samen hat gestreut werden können, da hat sie den Hadar gerufen; denn mit der Rechten so ruhig und gleichmäßig im Kreise fahren, dass das Korn hinweht, wie ein goldener Schleier — das kann keine Magd und sie selbst auch nicht so, wie der schlanke Mensch, der Hadar. Wie dann die Erntezeit kommt, muss er im Hausgarten Rosmarin und Reseden pflegen. Freilich möchte er mit in das reife Feld, sie sagt, es würde besorgt werden auch ohne seiner. Schließlich ist ihm auch das recht gewesen.

Nichts ist übersehen und alles ist gethan worden in der Wirtschaft des Rauritt, und zu jeglichem Vollmond hat die Rieselbartin die große Plattscheere genommen, mit denen den Schafen die Wolle geschеert worden, hat den Hadar hinausgeführt vor das Hausthor, hat sich dort niedergesetzt auf den Pfosten, hat sein Haupt zwischen die Knie geklemmt und hat ihm das struppige Haar und den kräuselnden Bart geschnitten, dass er wieder lieblich ist zu schauen gewesen.

Im zweiten Jahre nach ihrer Ehegenossenschaft hat sie eine Tochter geboren. Die hat sie Fruhlinde getauft. „Sie geht dich nur wenig an", hat sie zum Hadar gesagt, „mit meinem Leid ist sie erkauft und für Freuden wie die deinen bekommt man nichts zu eigen." Fruhlinde ist herangewachsen neben der Mutter, stark und wild und herben Leibes. Und da ist denn die Zeit gekommen, dass sie pfeifend hinabgegangen zum holden Sohn des Scheining, der auch ein Schwesterlein gehabt, die schwarzbraune Edda.

Aber im Rauritt hat sich die gleiche Begebenheit ein zweitesmal zugetragen, nur mit dem Unterschied, dass es kein Mägdlein war, sondern ein Knäblein. Am zweiten Tage ist die Rieselbartin vom Bette aufgestanden, hat den Hadar gerufen und zu ihm also gesprochen: „Braver und Liebster, nun höre: dahier im Bette liegt ein Knabe. Wem soll der angehören?"

„Gehört er nicht mir?" ist seine sanfte Frage.

„Das denke ich wohl auch", sagt sie. „Und darum entkleide dich geschwind und lege dich ins Bett, dass dein Sohn an dir sich wärme. Hernach geh in den Stall und milk die falbe Kuh, geh in die Küche und koche die Milch und nähre den Knaben."

der Rieselbartin siebenmal das Lied vom Maidlein im rothen Haar pfeifen hat können unterwegs, wenn sie nächtiger Weile hinabgegangen zum Seidelpold, dem Sohne des Scheining, der im unteren Gehöfte gehaust hat. Und das Lied vom Maidlein im rothen Haar hat achtzehn Absätze gehabt und den letzten davon hat die junge Menschin schon am Lattenthor des Seidelpold gepfiffen, bis es sachte aufgegangen ist. Damit es nicht hat knarren können, das Lattenthor, hat der Seidelpold die Angeln manchmal mit Leinsamöl eingefettet und dann zum Vater gesagt, das Öl hätte er getrunken, weil es gut sei für die Brust.

Und nicht anders, als wir da die Tochter der Rieselbartin werben sehen um den Seidelpold, nicht anders hat einst die Rieselbartin selber geworben um den jungen Hadar. Aus tiefen Ahornwäldern war sie herfürgekommen, die Knochen stark und eckig gebaut, im breiten Mund die festen Zähne, nicht so sehr eingerichtet zum Zermalmen des Kornes, als vielmehr zum Zerreißen des Fleisches. Ihr Haar röthlich gelb wie Eichenlaub im Winter, ist in zwei langen Strähnen geflochten. Einen dieser Strähne hat sie dem Hadar, der schlafend auf dem Kornacker gelegen, um den Hals gewunden und hat gesagt: „Du schöner Mensch, dich nehm' ich mir zum Mann."

Hadar hat keine Einrede gehalten, sondern still sich ihr abgetreten mitsammt seinem Rauritthofe. In dem Hofe sind drei Knechte gewesen; den ersten hat sie mit starkem Arm vor das Thor geführt und ihm dort einen Schwung versetzt für sein weiteres Fortkommen. Dem zweiten hat sie mit rauher Stimme gesagt, er solle schnell nach seinem Kameraden sehen. Dem dritten Knecht hat sie nur mit den Augen zu winken gebraucht, dass er den Weg gefunden ins Weite hinaus. Die Mägde hat sie nicht fortgeschickt, sondern noch neue geworben im Nachbarsgau, auch junge und runde dabei, hat sie knapp vor den Augen ihres Hadar vorüberstiefeln lassen und gespäht, ob diese Augen nicht blinzelten. Er hat keine Magd angesehen, denn sein Blick ist im ernsthaften Antlitze der Rieselbartin stecken geblieben, gleichsam als wäre er beschlagen gewesen mit Widerhaken.

Alsdann hat sie im Hause die zwei größten Stuben erkoren, hat die Wand zwischen ihnen abtragen lassen, dass eine daraus geworden ist, so groß, dass man mit Ross und Wagen drin eine Rundfahrt hätte machen können. Hierauf hat sie gesagt: „So, Hadar, sollen die Schränke stehen, in denen ich mein Gewand aufbewahren und das deine bergen will, so der Tisch, an dem ich essen und dich nähren werde mit Kraut und Milch und so das Bett, in dem wir schlafen."

Dem Hadar ist alles recht gewesen, denn er hat sie angeschaut und bei sich gedacht: Wollt' sie mich nur immer binden an Händen und

werde ich schon selber deinen Sohn Seidelpold finden für meine Tochter Fruhlinde." Dabei gibt sie scheinbar dem Rappen die Sporen, ist aber insgeheim damit einverstanden, dass er noch stehen bleibt, denn ihren Hof mit dem des Scheining zu vereinigen, damit der ganze Rauritt ein einziges großes Rittergut werde, solches dünkt ihr nicht übel.

„Scheining", sagt sie, „ich wollte zwar nur mit deinem Weibe verhandeln über ein so wichtiges Ding. Weil dein Weib jedoch gestorben ist, so musst du mir recht sein. Höre, Scheining. Wenn ich deinen Seidelpold nehmen soll für meine Fruhlinde, so musst du meinen Winewang nehmen für deine Edda.

Er lacht, weil er glaubt, das sei ihr Ernst nicht. „Meine Edda ist schon über tausend Wochen alt und dein Winewang ist noch ein Knabe."

„Heute Nacht wird der Mond rund", sagt sie. „Bis er das nächstemal die Sichel wirft, sollen sie vermählt sein." Sagt's und reitet davon auf hohem Rappen.

Denn also ist ihr Plan: Hadar ist ein zahmes Schaf gewesen und leicht zu leiten. Winewang aber ist ein wildes Blut, fällt in das uralte Vorurtheil seines Geschlechtes zurück, wenn er nicht bei Zeiten unter die Führung des Weibes kommt. Edda wird ihr Männlein erziehen, so wie ich das meine erzogen habe, und wenn der Mond die nächste Sichel vom Himmel hängen lässt, soll die Vermählung sein. Fruhlinde kann dann auch den ihrigen aufheben, wenn sie will.

Es ist so geschehen. Und als der priesterliche Mann den kleinen Winewang mit der Edda traut, verdeckt der Knabe sein weißes Angesicht und hebt an zu weinen, denn er fürchtet sich vor dem Manne, der einen so langen schwarzen Bart hat und ein so feuriges Auge, weil er fremden, romanischen Stammes ist. Die Braut fürchtet sich nicht, sondern blickt mit Fürsorglichkeit nieder auf ihren zarten Bräutigam. Beim Hochzeitsmahle an rauher Balkentafel wird blutiges Fleisch des Widders verzehrt, und das Bruststück eines Büffels, den die Rieselbartin selbst erlegt hat mit dem Speere. Auch Meth trinken sie und der Urväter Tänze reigen die Weiber mit den Männern, soviele der letzteren vorhanden sind. Der junge Winewang aber ist nach den seltsamen Ereignissen des Tages sanft eingeschlafen auf dem Schoße seines Vaters Hadar. Um Mitternacht steht Fruhlinde auf, um mit ihrem Bräutigam Seidelpold das Heim zu suchen im Hofe des Rauritt. Zu gleicher Zeit nimmt die Edda den schlummernden Winewang auf den Arm, um ihn zu Bette zu bringen im Scheininghofe.

Die Edda ist Herrin geworden im weiten Gehöft des Scheining und hat sich ein großes Gesinde geworben von Mägden und Knechten. Zwischen dem Ehepaare ist eine gute Eintracht gewesen, Winewang hat im Sommer Vogelschlingen gelegt und im Winter Schneemänner gebaut;

Winterszeit ist gewesen und das Kindlein nicht allzukräftig, also, dass Hadar der Wochen zwei hat im Bette liegen müssen und es wärmen und noch die Rieselbartin bitten, dass sie den beiden Mannsleuten unter der Decke Nahrung reiche, was ja sonst nicht ihres Amtes sollte sein.

Der junge Winewang wächst an des Vaters Seite heran, ist weiß und roth wie Milch und Blut und sanftmüthig wie ein zahmes Reh. Als er an die zehn Jahre eingeschnitten hat in seinem Buchenstab, pfeift die Schwester Fruhlinde nächtlicher Weile noch immer hinab zum Sohne des Scheining, der ein breitschulteriger, stiernackiger Recke geworden ist und sich vor Herzeleid nicht zu lassen weiß. Denn die Fruhlinde im Rauritt ist ihm so traut geworden, dass er in die weite Welt gehen will und ein Schiffer werden auf dem Meere. Bei den Stürmen und Schiffbrüchen, wo Leib und Seele erbeben, in der Scheidestunde, so denkt er, wird an sie doch zu vergessen sein, ein anderes Mittel weiß er nimmer. Denn nehmen will sie ihn nicht, die Maid im Rauritt; schwesterlich wollt' sie ihn gerne haben und wohl auch noch ein bischen darüber hinaus — jedoch ihn heiern, das möge ihre Mutter nicht leiden. Da weint der arme Seidelpold und nimmt sich vor, das Lattenthor nicht mehr aufzumachen. Aber wenn der Trutz aufhört und die Traurigkeit wieder anhebt über so ein grabstilles Verlassensein — da geht er denn doch wieder und schiebt den Riegel zurück.

Der alte Scheining kann solches länger nicht mehr sehen. Er nimmt eines Tages den langen Stab, bindet am oberen Ende des Stabes einen frischen Rosmarinzweig fest und wandelt also hinauf gegen den Raurritthof. In der Stube sitzt der Hadar und flickt ein Pfaid.

„Nachbar“, sagt feierlich gestimmt der Scheining, „dieses Stöcklein, das ich in der Hand habe, wirst du wohl kennen?“

„Es ist der Werberstecken“, antwortet Hadar.

„Und du sollst mir deine Fruhlinde geben für meinen Seidelpold.“

Hebt der Hadar die Hand mit Nadel und Faden, deutet gegen die Thüre: „Die Rieselbartin ist draußen.“

Die Rieselbartin steht im Hofe und sattelt einen Rappen auf. Der Scheining stellt sich hin und hält ihr den Stab vor mit dem Rosmarinzweig.

„Mein Ross frisst das nicht“, sagt sie.

„Aber vielleicht dein Jungfräulein“, meint er und drückt das Auge zu, wie ein Schelm.

Die Rieselbartin springt in den Steigbügel und als sie wie ein Mann auf dem Pferde sitzt um hinaufzureiten in die oberen Raine, bringt er es eilig und ernsthaft vor, weshalb er gekommen.

„Scheining“, sagt sie, „in diesem Stück wirst wohl warten müssen, bis ich den Anfang mache. Ist's an der Zeit und meinem Willen, so

gar anhebt, für den Körper der Knaben empfindlich zu werden, sind die Widerspenstigen in aller Form fix und fertig. Das klagt die Edda der Rieselbartin: In diesen Buben wäre lauter Mutterblut und keines vom Vater, es wären heftig starke Geschöpfe. Die Knechte seien wohl schon alle entlassen, damit die Knaben keinen Hinterhalt hätten, doch mit dem Winewang hielten sie es und dieser fange allbereits auch an sich zu regen und in die Fußstapfen der Söhne zu treten. Auch wolle keiner der dreie Milch mehr trinken, sondern jeder täglich ein Stück Fleisch des Hirsches oder der Ziege haben.

„Winewang zu mir!“

Der kommt schon am nächsten Tage herangeschlichen und erzählt in aller Unschuld, dass seine fünf Söhne um ein Erkleckliches tapferer und klüger wären, als ihr Vater und Großvater, die Weibischen!

Das ist zwar auch tapfer gesagt gewesen, aber nicht klug, denn die Frau Mutter Rieselbartin führt ihren Winewang in den Keller hinab, wo das Kopfkraut und die Feldrüben sind, sagt noch, er möge aus diesen Früchten wieder seine gute kindliche Denkart ziehen, wie vor Zeiten — geht rasch hinaus und schließt die Eichenthür hinter sich ab.

Wie es hierauf die fünf jungen Recken im Scheininghof erfahren, dass ihr Vater Winewang gefangen sitzt im Keller der Großmutter, rüsten sie sich zum Kreuzzuge. Mit Speeren, Armbrüsten und den zwei großen Wolfshunden des Scheining ziehen sie die Schlucht heran gegen den stattlichen Hof. Wohl erschrickt Mutter Rieselbartin ein wenig ob dieser offenbaren Empörung; das Haus ist zur Stunde nicht wehrhaft, die Tochter Fruhlinde und die Mägde sind oben in den Feldrainen, nur die zwei Männer, Hadar und Seidelpold, sind daheim, daher geht sie eilig und legt an die Thore schwere Riegel und schließt die Balken der Fenster.

Der jungen Recken ältester erhebt vor dem Hauptthore seine helle Stimme und fordert Einlass oder die Freigebung ihres Vaters Winewang. Die Antwort darauf ist ein blechschrilles Lachen der Großmutter. Großvater Hadar, der seine lieben Enkel sogleich erkannt hat und der etwas wie frische Luft wittert, eilt in seinen Strohpatschen rasch zu einem Hinterthürchen und lässt den Feind ins Haus. Die starken Knaben erbrechen die Kammer, wo es Hacken, Schlägel und Krampen gibt und heben sofort an alles zu zertrümmern. Nach dem Schlüssel des Kellers fahnden sie, und weil der nicht zu finden, jagen sie der Rieselbartin nach, die durch Stuben, Gänge, Schuppen und Ställe flüchtet. Die Rinder, Schweine, Ziegen und Schafe laufen von den Hunden gehetzt im Hofe durcheinander; der Ziegenbock stellt sich auf die Hinterfüße und will anbinden mit den Eindringlingen; das Federvieh flattert krächzend auf den Dächern umher und ganz draußen auf dem Dachfirste, wo die zwei

Edda hat regiert und sich wegen der Erziehung ihres Winewang manchmal Raths erholt beim priesterlichen Manne mit dem langen schwarzen Bart.

Die Rieselbartin hinwiederum hat ihren Tochtermann Seidelpold hübsch nachsichtig behandelt aufs Gleiche, wie ihren Hadar, so dass gegen die Schwiegerin keine Klage gewesen, wie sie wohl mancher dem Seidelpold vorausgesagt. Zwei- oder dreimal hat es sich wohl zugetragen, dass der junge Schwieger sich erinnert daran, es wäre nicht just in aller Welt so, dass das Weib auf dem Rosse hinausreitet in die Feldraine, der Mann aber im Hause bleibt, um den Boden zu scheuern und das Garn zu spinnen. Weil es aber in der Stube nicht regnet und nicht windet, so hebt der Zustand an, ihm ausnehmend zu gefallen und er ist den Weibern dankbar, dass sie bei der Wirtschaft Arbeit und Sorge die Knechtinnen sind. Und wenn diese Knechtinnen dann nach Hause kommen, setzen sie sich auf die Bank und halten ihm die Beine vor, dass er von denselben die Stierhautstiefeln herabziehe.

Nach einer Weile ist es gewesen, dass die Rieselbartin ihrem Hadar einen Mantel bringt aus Ziegenfellen, vom Seidelpold zierlich zusammengeheftet, und dass sie ihm mittheilt, er sei Großvater geworden. Hadar glaubt das anfangs nicht, weil die Fruhlinde draußen am Raine ja Kieseln aus der Erde gräbt, um den Boden urbar zu machen für die Hafersaat. Darauf berichtet ihm die Rieselbartin, nicht an die Fruhlinde soll er jetzo denken, sondern an den schönen weißrothen Winewang im Scheininghof, der was bekommen habe in vergangener Nacht. Leider sei es nur ein Knabe und sie hätte schon Befehl ertheilt, dass die Edda das Wochenbett dem Winewang überlassen müsse.

Hadar hat das in Ordnung gefunden, hat den Ziegenmantel angezogen und sich gefreut an den rothen Bändchen, die sein Weib ihm hat anheften lassen bei den Ärmlingen und am Halse.

Im darauffolgenden Jahre hat sich's anmuthig wiederholt auf dem Scheininghofe. Und gerade an seinem zwanzigsten Geburtstage hat der schöne weißrothe Winewang seinen fünften Sohn bekommen.

Die Erziehung des Vaters Winewang ist als gelungen erklärt worden, trotz seiner etwas ungeberdigen Naturanlage. Die Erziehung der fünf Knaben hingegen hat keine guten Früchte gebracht, vielmehr haben nun verhängnisvolle Dinge ihren Anfang genommen. Die fünf Knaben der Edda, als sie soweit herangewachsen sind, dass der jüngste mit Pfeil und Bogen einen Habicht aus den Lüften herabholen und der älteste mit der Mutter Wurfspieß den Eber tödten kann, der sich etwa verlaufen hat in die Schluchten des Rauritt — wollen der Mutter harten Befehl für nichts anderes nehmen, als was er ist — als einen Schall in der Luft. Vater Winewangs sanftes Winken dünkt ihnen wichtiger, als der Mutter scharfes Stimmlein, und wie dieses Stimmlein leibhaft wird und

Also sind unsere acht kriegerischen Männer gestanden zwischen den zwei großen Höfen, obdachlos in rauher Nacht. Der Knaben ältester zündet eine Fackel an und führt die Brüder hinauf zur Felsenhöhle, um ihnen seine Heldenthat zu zeigen, dessen Gespenst im offenen Dachthore des Scheininghofes gestanden. In der Felsnische finden sie auf blutigem Schutte den erschlagenen Ziegenbock.

Also ist es geschehen im Rauritt vor alten Zeiten.

Das Fähnlein der acht tapferen Streiter hat sich verzogen hinaus in die Lande, um aller Männerwelt eine neue Lehre zu verkünden. Jeder, dessen Weg ihn über das Hochland führt, soll umkehren, wenn er zum schluchtigen Spalte kommt, genannt im Rauritt.

Also ist es auch gehalten worden. Die jungen Helden sind nimmer der unguten Heimstatt zu, denn in der weiten Welt gibt es Mägdlein genug, die von Herzen gerne anerkennen des Allvaters Gesetz: „Und Er soll dein Herr sein!“ — Wenn aber einer durch das Hochland gezogen ist um zu holzen oder zu roden, so hat er oftmals aus dem Rauritt herauf lockenden Gesang gehört von dem Maidlein mit rothem Haar. Und da keiner hinabgestiegen ist in die Schlucht, so hat's bisweilen wie ein Klagen getönt in den Lüften und endlich hat man im weiten Waldgau begegnen können manch irrendem Weibe mit welkem Körper und zerkratztem Gesichte. Die Rieselbartin und ihre Tochter Fruhlinde sind nie wieder gesehen worden. Nach vielen Jahren sind drei Jäger hinabgegangen in den Rauritt, die haben zwei vermooste Ruinen gefunden und wilde Thiere, aber vom Menschengeschlechte kein lebendes Wesen mehr.

Die Geschichte des Mustergatten.

Von Franz Herczeg.

Nach der Vorstellung von „Francillon“ gieng die ganze Gesellschaft soupieren. Beim schwarzen Kaffee geschah es der einen jungen Dame, die man nicht ganz ohne Motive „den Verstand der Familie“ nannte, dass sie laut zu denken anfieng und sagte:

„Francillon hat doch recht.“

Onkel Thomas knüpfte sogleich an diesen Gesprächsstoff an.

„Es ist doch seltsam“, meinte er, „wie sehr sich die Männer nach der Trauung verändern. Kein einziger hält das, was er als junger Mann versprochen hat. Aus dem feurigen, eleganten und heiteren Courmacher wird ein unlustig fauler und dicker Gatte. Und doch wäre nur

hölzernen Pferdeköpfe ragen, gerade zwischen diesen hockt eine schwarze Katze und miaut hinaus, miaut die Mägde zu Hilfe, die ahnungslos in den Rainen graben. Die Knaben stürmen johlend hin, um die Kellerthüre zu erbrechen, da steht mitten im Hof plötzlich die Großmutter, in einem Arm als Schild eine Stallthüre, mit der andern Hand hoch schwingend eine spitze Eisenstange, wie man sie beim Kohlpflanzensetzen braucht, zum Erdlöcher machen. Diese wuchtige Stange schleudert sie, dass die Erde hoch auf und den Enkeln ins Gesicht springt. Weil sie nicht getroffen, hebt die Rieselbartin rasch ein zweitesmal die eherne Waffe, in der Mitte hat sie sie gepackt, schwingt sie jetzt wagerecht über dem wildhaarigen Haupte — in diesem Augenblicke, huschen von hinten die Männer Hadar und Seidelpold hin, fassen die Stange am anderen Ende, während die jungen Kämpen mit himmelzerreißendem Geschrei den massigen Schild ergreifen. Die Rieselbartin flieht zum Hofthor hinaus, steigt im dämmernden Abend die Felswand empor und verschwindet auf halber Höhe in einer Höhle. Der jungen Recken Ältester mit der Axt verfolgt sie, denn die in das Pflaster schlagende Stange hat ihm einen Splitter an den Backen geschleudert und der brennende Schmerz hetzt ihn zu einer entscheidenden That. Durch die dunkle Höhle hastet er stolpernd, und rennt mehrmals den Kopf sich an im Gestein, was seine Wuth noch vermehrt. In einer Nische hört er pfauchen, da kauert sie, das Haupt hinter den Ellenbogen bergend. Mit drei gewaltigen Schlägen hat sie der Knabe getödtet.

Mittlerweile haben die anderen vier den Vater Winewang befreit. Mit ihm, mit dem Großvater Hadar und dem Vetter Seidelpold, so ziehen sie selbander aus dem verwüsteten Gehöft, so traben sie die Schlucht abwärts — ihrer acht schlaghafte Männer — gegen den Scheininghof. Nicht pfeifen sie unterwegs siebenmal das Lied vom Maidlein im rothen Haar, wie es einstmals die Fruhlinde gethan — einen grollenden Schlachtgesang tragen sie über sich her. Und wie sie den alten Hof des Scheining sehen, da ist es, als stehe derselbe in Flammen, denn alle Thore und Fenster und alle Zinnen sind besetzt mit streitbaren Mägden, Fackeln schwingen sie, mit den Wurfspießen warten sie zu, bis es Zeit ist. Im offenen Dachthore, im rothen Lichte leuchtend, steht die Großmutter Rieselbartin — die der junge Recke erschlagen hat in der Felsenhöhle.

Übermächtig ist die Besatzung und der Feind. Unser Fähnlein steht schweigend da in wohlerwogener Entfernung und endlich zieht es wieder ab. Zurück gegen den Hof im Rauritt geht der Trab, um sich dort zu sammeln, festzusetzen und wohlgerüstet die Herrschaft zu beginnen. Als sie zurückkommen an der Vater alte Stätte, ist auch diese besetzt mit einem kampflustigen Heer. Fruhlinde mit ihren Mägden längst von den Feldrainen heimgekehrt, hat bald bemerkt, was das zu bedeuten, hat all ihre Tapferen zusammengerufen zur undurchdringlichen Wehr in der Burg.

„Damit kann ich auch dienen, allein ich sage Ihnen im Voraus, dass es sehr theuer zu stehen kommt.“

Der Alte öffnete einen Wandschrank, Käthchen blickte hinein und rief sogleich:

„Das ist es, was ich suche!“

In dem Schranke stand ein hochgewachsener, auffallend eleganter Mann. Er war mit einem Monocle bewaffnet, nicht mehr ganz jung und von gewinnendem aristokratischem Äußern.

„Baron Rebus, ein wahres Cabinetstück“, erklärte Eskinaz. „Ausgezeichneter Reiter, unermüdlicher Tänzer und Schlittschuhläufer. Als Pistolenschütze hat er nicht seinesgleichen, repräsentiert ausgezeichnet, ist aufmerksam und mit Engelsgeduld begabt.“

„Was kostet er?“ fragte pochenden Herzens Käthchen.

„Dreimalhunderttausend Gulden.“

„Unverschämt theuer! Er hat ja bereits eine Glatze!“

„Für zwanzig Jahre übernehme ich die Gutstehung... Sie werden es bereuen, wenn Sie ihn nicht nehmen. Einen so vollkommenen Gatten hat man noch niemals construiert.“

„Sind denn nicht alle gleich?“

„Die Maschinerie ist bei allen dieselbe, allein in den haarfeinen Rädchen des Gehirns entstehen während der Anfertigung kleine Abweichungen, die von bleibendem Einfluß auf den Automaten sind. Ich erinnere mich, dass ich einst drei ganz gleiche Gatten verkaufte, die derselbe Mechaniker nach ein und demselben Muster hergestellt hatte, und dennoch muss in der Construction sich ein Fehler eingeschlichen haben. Denn während der eine fortwährend mit der Faust auf den Tisch schlug und dabei schrie: „Coeur und nochmals Coeur“, konnte der andere keine Spirituosen sehen, ohne sie in die eigene Mundöffnung zu schütten. Der dritte hingegen ließ seine Frau auf offener Gasse stehen, wenn er ein Stubenmädchen erblickte, und lief diesem nach.

„Entsetzlich!“

„Dagegen ist in dem Mechanismus des Baron Rebus absolut keine Abweichung. Sechs Jahre war er der Gatte einer Banquierstochter und benahm sich in mustergiltiger Weise bis zu ihrem Tode. Sie starb mit dem Ausrufe: „Eskinaz ist ein Ehrenmann!“

Zwei Wochen lang stand Käthchen mit dem spanischen Juden in Unterhandlung, allein, da er nichts von dem Preise nachlassen wollte, acceptierte sie schließlich seine Bedingungen. Der Jude sagte:

„Jetzt werde ich Ihnen zeigen, wie man den Baron aufzieht. Jedes Jahr braucht dies nur einmal zu geschehen, allein, wenn man den Termin versäumt, kann großes Unglück daraus entstehen. Heute ist der 20. August

derjenige als Mustergatte zu betrachten, welcher bis zur silbernen Hochzeit sich immer gleich bliebe."

„Was für einen Unsinn schwatzest du da?" rief der dicke Schwager, der Gatte jener jungen Dame, welche sich verplaudert hatte.

„Ich kannte einen solchen Mann. Er hieß Baron Rebus und war der Mustergatte, wie er im Buche steht."

Und da er die Neugierde auf allen Gesichtern las, erzählte Onkel Thomas die Geschichte des Mustergatten.

I.

Es lebte in Budapest ein Bürgermädchen, namens Käthchen Kelemen. Sie war eine Waise, hatte sechs Zinshäuser geerbt und war kein junges Hühnchen mehr. Pardon für diesen Ausdruck! Ich wollte sagen, sie war eine reife Schönheit, die bereits sechs Faschinge durchgetanzt und nach Dutzenden Körbe ausgetheilt hatte. Und doch hätte sie bereits gern geheiratet, denn ihre Schultern fiengen an, sich zu runden und die Kaufleute titulierten sie consequent „Gnädige Frau". Allein als Mädchen, welches schon gewisse theoretische Erfahrungen besitzt, traute sie keinem ihrer Courmacher. Eine erfahrene Freundin rieth ihr, sich an Eskinaz zu wenden. Das war ein alter spanischer Jude, der auf dem Herminenplatz einen Trödlerladen hielt, in welchem alles zu bekommen war: ausgerauchte Meerschaumpfeifen, alte Gala-Costüme, Bügeleisen, antike Waffen, Corvina-Codexe, Mahagoni-Schränke, ausgestopfte Uhus, Gemälde, persische Teppiche und was noch dazu gehört, um die Menschen glücklich zu machen.

Zu diesem Mann für alles gieng Käthchen infolge des Rathes ihrer Freundin. Hinter alten Möbel-Barricaden, in phantastischem Halbdunkel, kauerte der alte Jude und jedes Glas seiner Brille hatte die Größe eines Maria Theresien-Thalers. Als sie ihm den Zweck ihres Hieherkommens mittheilte, nahm der Alte einen großen Schlüssel vom Nagel und geleitete sie auf einer finsteren Treppe in das Dachmagazin. Daselbst standen an die Wand gelehnt die Ehestands-Candidaten und jeder war mit einem grünen Tuch zugedeckt.

„Die leben ja nicht!" rief erstaunt das Fräulein.

„Man muss sie nur aufziehen", erklärte Eskinaz.

Da war ein Advocat, für welchen der Trödler dreißigtausend Gulden verlangte. Einen Husaren-Oberlieutenant bot er für sechzigtausend, wobei er hervorhob, dass derselbe von Adel war. Einen jungen Abgeordneten taxierte er auf eine Viertelmillion, wobei er jedoch bemerkte, dass derselbe in drei Jahren um fünfzehntausend Gulden feil sein werde.

Von den Candidaten gefiel jedoch Käthchen keiner, denn sie wollte etwas ganz Specielles haben.

Ich muss gestehen, mich interessierte anfangs der Baron weniger als seine Frau. Abends, wenn die Musik im Cursalon spielte, tanzten wir miteinander, und den Baron forderte eine meiner Tanten auf, damit bei der Quadrille seine Frau kein Vis-à-vis zu suchen hätte. Manchmal wurden Ausflüge arrangiert und ich gieng mit der leichtfüßigen Frau immer ein gutes Stück voraus, während der Baron den Sonnenschirm und den Überwurf seiner Frau nachtrug und dabei die beiden Tanten amüsierte. An einem regnerischen Nachmittag saß ich mit Käthchen in einer Fensternische, während der Baron, seiner Gewohnheit gemäß, mit dem Rücken gegen uns gewendet, in einem Fauteuil lehnte und dabei seine Cigarre rauchte. Eine Weile starrte ich die runden Arme der jungen Frau an, dann neigte ich mich tollkühn vorwärts und hauchte einen Kuss auf das warme, blühende Fleisch. Und unwillkürlich blickte ich auf den Gatten.... Mein Gott! Er hatte uns im Spiegel beobachtet! Ich glaubte nun, dass er aufspringen und sich einem Tiger gleich auf mich stürzen werde, allein der Baron rauchte ruhig weiter und nur seine Lippen umspielte ein malitiöses Lächeln.

Mir genügte diese Lection und am nächsten Tage hielt ich mich fern von der schönen Frau. Zu meiner größten Überraschung suchte mich jedoch der Baron auf und sprach:

„Ich bin der Ältere, an mir ist es daher, dass ich Ihnen den Vorschlag mache, dass wir uns in Zukunft duzen mögen.“

Ich war überrascht und gerührt. Wir ließen unsere Gläser aneinanderklingen und reichten uns die Hand, wobei Baron Rebus abermals auf fein ironische Weise lächelte.

Von diesem Tage an machte sich Käthchen nichts mehr aus mir. Dies fiel ihr umso leichter, als mein Freund Horthay anlangte. Ein impertinenter Bursche, allein unwiderstehlich. Käthchen ließ sich von ihm den Hof machen, als ob dies selbstverständlich wäre, und mir blieb die Gesellschaft des Barons und meiner beiden Tanten. Das ganze Bad scandalisierte sich über das Benehmen der Baronin und auch ich konnte den Gatten nicht begreifen. Nach meiner Ansicht wäre es seine Pflicht gewesen, Horthay vor die Klinge zu fordern und ich hätte ihm mit Vergnügen secundiert. Anstatt dessen trank er aber auch mit Horthay Bruderschaft.

Manchmal saßen wir nachmittags beisammen auf der Veranda. Der Baron kargte bei solchen Gelegenheiten mit den Worten, rauchte ruhig seine Cigarre und blickte starr in die untergehende Sonne. Bei solchen Anlässen studierte ich seine Züge und nahm mit Betroffenheit wahr, dass dieselben den Ausdruck einer dämonischen Schadenfreude annahmen. Wenn er dann bemerkte, dass ich ihn fixierte, hustete er verwirrt wie jemand, den man auf Abwegen ertappt hat.

und nächstes Jahr, gerade um diese Stunde, muss er abermals aufgezogen werden."

Er knöpfte das Hemd des Barons auf und steckte den Schlüssel in eine kleine Öffnung, welche auf der Brust sichtbar war, der Baron schüttelte sich ein wenig, ließ einen seltsamen Laut hören, wie etwa „Rrrrr!", dann hob er die behandschuhte Hand, knöpfte das Hemd zu, presste das Monocle in das rechte Auge und fieng an, Käthchen in discreter Weise zu mustern....

„Herr Baron", sprach in demüthiger Weise Eskinaz, „gestatten Sie, dass ich Sie Ihrer Braut vorstelle... Hochwohlgeboren, Herr Baron Rebus... Fräulein Katharina Kelemen."

Der Baron verneigte sich lächelnd und sprach:

„Wenn es Ihnen beliebt, so können wir zum Pfarrer gehen."

Er nickte Eskinaz in herablassender Weise zu und geleitete seine Braut zu der vor dem Laden harrenden Equipage. Käthchen wünschte, dass er sich neben sie setze, allein Rebus widersprach in höflicher, jedoch entschiedener Weise:

„Ich will Sie nicht compromittieren."

Dann winkte er einem Fiaker und befahl:

„Zur Pfarrkirche!"

II.

Diese Prämissen habe ich nachträglich von der Frau Baronin Rebus, geborenen Katharina Kelemen vernommen; das übrige weiß ich aus eigener Anschauung. Ich war noch ein junger Bursche, als die Geschichte sich zutrug, und verbrachte den nächsten Sommer im Legender Bade. Daselbst hatten sich zwei „Compagnien" gebildet, welche einander tödtlich hassten: die „comme il faut-Gesellschaft" und die „Nicht comme il faut-Gesellschaft". Ich musste mich leider der ersteren anschließen, zwei alten Tanten zu Gefallen.

Eines Tages langten zwei neue Badegäste an: eine blühende, heitere, üppige junge Frau und ein vornehmer Herr, welcher ein Monocle trug. „Baron Rebus und Gemahlin" erklärte der Badearzt... Das ganze Bad harrte in fieberhafter Erwartung, welcher Clique sich die Neu-Angekommenen anschließen würden? Der Sieg war unser, denn der Baron ergriff sogleich unsere Partei.

Eines Tages zündete der Baron im Park seine Cigarre an der meinigen an, dann entspann sich eine animierte Conversation und eine halbe Stunde später stellte er mich seiner Frau vor. Abends bat er mich, ich möge ihm meine beiden Tanten vorstellen, und er überreichte jeder eine prachtvolle Rose. Die Tanten waren entzückt und wussten nicht genug des Lobes über den Baron.

„Mein Gatte!“ rief sie voll Entsetzen und warf sich über den starren Körper hin, indem sie schluchzend schrie: „Ach Rebus, Rebus, wie konnte ich dich ganz vergessen!“

Mit zitternden Händen knöpfte sie das Hemd auf, zog einen Schlüssel aus der Tasche und fieng an, ihren Gatten aufzuziehen wie ein Uhrwerk. Athemlos harrte sie des Resultats. Der Baron zuckte mit den Beinen, öffnete die glanzlosen Augen weit, sagte einmal: „Rrrr“ und blieb dann für ewig stumm.

„Verdorben!“ schluchzte die Witwe.

„Zerbrochen!“ sagte ich.

„Dreimalhunderttausend Gulden kostet er mich!“ rief die Witwe, indem sie sich voll Verzweiflung das Haar auszureißen anfieng. „Einmal jährlich hätte ich ihn aufziehen sollen und ich schlechtes Weib habe auch das versäumt!“

Ihr Schmerz war ein so großer, dass er mich rührte und ich sie trösten wollte.

„Aber Käthchen, Sie können sich ja einen andern kaufen! Ihre Verhältnisse gestatten es!“

„Einen andern?“ schluchzte die trostlose Witwe. „Wer weiß, ob ich einen solchen wieder finde. Am Ende bekomme ich einen, welcher mit der Faust fortwährend auf den Tisch schlägt und dabei ausruft: „Coeur und nochmals Coeur!“ ... Einen solchen Mustergatten wie Rebus gibt es nicht mehr!“

* * *

Onkel Thomas schloss seine Erzählung, indem er die Moral derselben hervorhob:

„Seht ihr, diesen einen Mustergatten kannte ich. Er war vollkommen und wäre sich bis zur silbernen Hochzeit gleich geblieben — wenn die Frau ihn nur einmal jährlich aufgezogen hätte. Allein der Frau war auch diese geringe Mühe zu viel.“ „Presse.“

Am St. Stephanstage geschah es, dass die Baronin in Gesellschaft Horthays und einer meiner comme il faut-Tanten einen Ausflug in das Gebirge unternahm. Der Baron war nicht mitgegangen und als ich ihn mittags im Park traf, erkundigte er sich einigermaßen unruhig nach seiner Frau.

„Sie hat mir versprochen, bis Mittag zurück zu sein! Wir haben etwas sehr Wichtiges zu arrangieren. Sie wird es doch nicht vergessen haben?"

Er dinierte nicht, sondern gieng im Park auf und ab. Ich blickte ihm von der Varanda nach und sah mit Erstaunen, dass der elegante Mann, dessen Bewegungen sonst so abgemessen waren, sich jetzt nur mühsam fortschleppte und gebrochen schien. Um ein Uhr sendete er seiner Frau einen Bauernjungen mit einem Billet nach. Dieser kam in der Abenddämmerung zurück. Er hatte die Baronin nicht gefunden, sondern nur vernommen, dass die Gesellschaft die Tropfsteingrotte zu besuchen gedenke. Der Baron war bereits entsetzlich bleich.

„Möchtest du nicht in dein Zimmer gehen?" fragte ich ihn theilnahmsvoll.

„In . . . mein Zi.... Zimmer!" stotterte er mechanisch. Er stotterte! Ich bot ihm meinen Arm, denn er vermochte sich kaum mehr aufrecht zu halten. Mühsam schleppte ich ihn die Treppe hinauf und ich empfand, dass sein Arm wie ein Bleigewicht auf dem meinigen lastete.

„Muth, mein lieber Freund, Muth!"

„Mu... Muth!" ächzte er.

Auf den starren Zügen lagerte abermals das dämonische Lächeln. Oben auf der höchsten Treppenstufe versagte mir die Kraft nnd ich lehnte den Baron an das Geländer. Kaum hatte ich ihn losgelassen, so fiel er schon mit höllischem Gepolter in die Tiefe... Einen Augenblick stand ich erstarrt da, dann rannte ich die Treppe hinab. Der Baron lag auf den Marmorplatten mit verrenkten Gliedern, starr und mit zerschmettertem Schädel. Es war ein entsetzlicher Anblick. Händeringend beugte ich mich zu ihm herab und da sah ich, dass durch die gebrochene Hirnschale kleine Räderchen und Stahlwalzen schimmerten. Der Kopf des Barons war aus Papiermaché!

Ihr könnt euch meine Überraschung und meine Beschämung denken. Ich hatte also mit einem gewöhnlichen Automaten Bruderschaft getrunken. Der Mittelpunkt unserer illustren comme il faut-Gesellschaft war ein dummer Automat! Mein erster Impuls war, ich müsste die Sache vertuschen. Wenn das die andere Nicht comme il faut-Gesellschaft erfährt, welch ein Hohngelächter! Ich packte den Körper des Barons gleich einem Mehlsack und trug ihn in seine Wohnung hinauf. Eben als ich ihn auf das Sofa warf, stürzte die Baronin in das Zimmer.

Da hatten wir zur selbigen Zeit einen alten Weber in der Einwohne, der nahm, wenn keine Arbeit war, oft den Kopf in beide Hände, brummte schier unheimlich vor sich hin und sagte dann zu dem, der just da war: „Mensch, ich werde ganz dumm. Just, als hätte ich ein Hummelnest im Kopf, so thut's brummen, weiß der Ganggerl, was das ist. Immer einmal ganz dumm komm' ich mir vor, das ist mir jetzt schon zu dumm!"

Und antwortete ihm nun auf einmal die alte Einlegerin: „Wenn du dumm bist, Hartl, so musst du dir mit Hasenöl die Schläfe einschmieren."

„Alte Dudl, wo soll denn ich ein Hasenöl hernehmen?" begehrte der Weber auf.

„In der Apotheken kriegt man's", lautete ihr Bescheid und so sollte ich nun für den Weber Hartl um zwei Groschen Hasenöl einkaufen in der Apotheke zu Kindberg. Hasenöl? Geben denn diese Thiere auch Öl sowie der Leinsamen und der Rüps? Natürlich wird's so sein, denn, wenn's kein Hasenöl gäbe, so könnte man ja keins kaufen.

Als ich nach langem Marsche gegen Mittag mit meinem Küblein in die lateinische Küche zu Kindberg kam, hieß es dort, Schweinsfett brauche man jetzt nicht, und wäre es auch ganz frisch.

„Es ist aber nit frisch!" versicherte ich, „es schmeckt schon!"

Dann sollte ich nur in die Apotheke nach Bruck hinabgehen! meinte der Herr lachend, ich aber dachte: Wenn du mir kein Schweinsfett abkaufst, so kaufe ich dir kein Hasenöl ab — und machte mich auf den Weg. — Dass es aber so lange Straßen geben kann auf der Welt, wie dieser Weg war bis Bruck! An beiden Seiten des Thales Berge und Gräben, das Wasser einmal rechts und dann links und dann wieder rechts; ein Dorf ums andere, manches hatte einen Kirchthurm, manches keinen, in manchem Wirtshause gab es Musik, in manchem helles Geschrei; mancher Wanderer lallte taumelnd des Wege dahin, mancher ruhte friedsam im Straßengraben — und immer so fort. Allzumal muss auch erzählt werden, dass die Sonne sehr heiß schien und mein Schweinsfett hinter dem Rücken Fluchtversuche machte, wie später an den Spuren auf meinem Rock zu bemerken war.

Bruck war eine Stadt. Ich hatte noch nie eine Stadt gesehen. Ein vielgereister Handwerksbursche hatte bei uns einmal erzählt, Wien, Paris und Bruck wären die größten Städte der Welt und in Bruck stünde das achte Weltwunder: ein eiserner Brunnen.

Auf dem Wege zu solchen Merkwürdigkeiten wird man nicht müde. Die Sonne gieng schon hinter den Berg hinüber, als ich mit meinem Küblein einzog in die große Stadt Bruck. Mein erstes war, dem eisernen Brunnen nachzufragen, denn auf dieses Wunder war ich vor allem

Das Hasenöl.

Eine Erinnerung aus der Jugendzeit. Von P. K. Rosegger.

Im selbigen Jahre hatten wir zu Pfingsten noch einen Kübel Schweinsfett vorräthig. Der Vater hatte ihn nicht verkauft, weil er meinte, die Mutter würde ihn zuhause aufbrauchen, und die Mutter hatte ihn nicht aufgebraucht, weil sie glaubte, der Vater würde ihn ja verkaufen wollen. Und während dieses wirtschaftlichen Zwiespaltes war das Fett ranzig geworden. Jetzt hätte es die Mutter gerne verkocht, allein so oft ein Sterz mit diesem Fette auf den Tisch kam, schnupperten die Knechte mit der Nase und sagten: Schusterschmer äßen sie nicht! Es war aber keine Schusterschmer, es war heilig ein echtes reines Schweinsfett und das wussten sie auch, und deshalb war es höllisch bösartig, dass sie solche Reden führten. Die Mutter war sonst ein sehr frohes und glückliches Weib, wenn aber ein Dienstbote über die Kost klagte, da wurde sie ganz verzagt und lud die anspruchsvollen Knechte wohl auch ein, sich nur selber einmal zum Herde zu stellen und mit den vorhandenen Mitteln eine Prälatenmahlzeit zu kochen. Unter Prälatenmahlzeit verstanden wir nämlich nichts Schlechtes.

Nun hatten wir zu dieser Zeit eine alte Einlegerin im Hause, die für alles einen guten Rath wusste. Sie war zwar auf beiden Augen blind, sah aber doch gleich, was da zu machen war.

„Ein schlechtes Schweinschmalz hast, Bäuerin!“ rief sie kecklich aus, ranziges Schmalz kaufen sie nur noch in der Apotheken, sonst nirgends nit und gewiss auch noch!“

Ja, die Apotheken, das ist wahr. Die hat im vorigen Jahre auch Gamswurzeln genommen und Arnikablumen und gedörrte Hetschepetsch, die nimmt alles, was schmeckt (riecht), die nimmt auch das Schweinschmalz. Und ich, der zwölfjährige Hausbub, bin hervorgesucht worden, um am Pfingstmontag zeitlich in der Früh das Kübelchen beim Henkel an den Stock zu hängen und so über der Achsel hinabzutragen nach Kindberg in die Apotheke. Und bei dieser Gelegenheit sollte ich auch etwas anderes besorgen.

haben, in diesem Tiegel war doch das Fuchsschmalz. Hierauf wurden Pulver ausgefertigt und kleine Schächtelchen und Fläschchen allerlei. Ein altes Weib kam hereingehumpelt, beklagte sich über die Gicht und ob sie nicht eine Gichtsalbe haben könne. „Gewiss, liebe Frau!“ sagte das Männlein, langte wieder nach dem schwefelgelben Tiegel und gab die Gichtsalbe heraus. Jetzt hub dieser schwefelgelbe Tiegel auf dem Gesimse an, mir unheimlich zu werden. Weil die Zeit vergieng und ich immer noch nicht bemerkt wurde, so trat ich endlich aus dem Winkel hervor und bat um mein Hasenöl.

„Ei ja richtig, Kleiner. Du bist auch schon da. Du bekommst Hasenöl!“ sprach freundlich das Männlein, nahm den Schwefelgelben vom Gesimse und stach mir gestocktes Hasenöl heraus.

Noch hatte ich das kostbare Mittel, welches in ein ganz kleines Tiegelchen gethan war, kaum geborgen in meinem verlässlichsten Rocksack, und es redlich bezahlt, als wieder ein Frauchen zur Thür hereinkam und fragte, ob frisches Schweinsfett zu haben wäre als Medicin?

„Vollkommen frisch!“ rief der Apotheker, „heute erst bekommen!“ und stach aus dem schwefelgelben Tiegel Schweinsfett.

Hierauf bin ich fortgegangen und habe gleich bei mir selber die Erfahrung gemacht, wie heilsam so ein bisschen Hasenöl ist gegen die Dummheit. — Fuchsschmalz, Dachsfett, Gichtpflaster, Hasenöl und Schweinsfett, alles in einem Tiegel! Jetzt erst ist mir klar geworden, welch einen Schatz von köstlichen Arzneien ich in meinem Kübel aus dem Gebirge herabgeschleppt hatte.

Als ich von der Bruckerstadt fortgieng, lagen die Schatten der Berge schon weit in das Thal hinein. Meine Füße hatten sich in schwerem Schuhwerk heiß gegangen, auch das Athemziehen machte sich wichtig und es war, als ob mir jemand ein hartes Brett fest an die Brust gebunden hätte. Nach Alpel war es bloß noch acht Stunden. Weil es etwas langsam voran gieng, so holte mich ein Fuhrwerk ein. Zwei klobige Pferde zogen einen großen Bauernwagen, auf dessen Vordersitz ein Bursche, etwa in meinem Alter, kutschierte. Der Wagen selbst war fast leer. Er war mit Lärchentaufeln nach Bruck zum Faßbinder gefahren, auf dem Rückweg hatte er einen Sack Feldbohnen und einen Stock Salz aufgeladen; daneben war noch reichlich Platz für einen einfältigen Buben, der am Leiblein ein par müde Beine hatte, hingegen aber in der Tasche die Salbe für Dummköpfe, die gescheit werden wollen. Ich war bereits so gescheit, um den Burschen auf dem Wagen anzurufen, ob er mich aufsitzen lassen wolle.

„Wohin willst denn?“ fragte er fast vornehm von seiner Höhe herab.

„Heimzu.“

„So setz dich auf, ich fahr' auch heimzu.“

gespannt. Welche Enttäuschung, als aus einem rostigen Gitterwerke ein Brunnen herausrann, ganz wie jeder andere Brunnen auch — von Wasser, und nicht von Eisen!

Die Apotheke ließ sich auch nicht lange suchen, stand doch der heilige Josef mit dem Knäblein an die Thür gemalt und der steht, das wusste ich schon, nur bei den Apotheken. Da drinnen war ein altes weißköpfiges Männlein mit Brillen, die es dazu benützte, über- oder unterhalb derselben recht schalkhaft auf mich herzublicken, als ich mein Schweinsfett ausbot, das Pfund um sieben Groschen. Er fragte, ob Safran in der Butten wäre! worauf ich eine Weile that, als besänne ich mich.

„Na na“, näselte das Herrlein, „wenn du deine Schmier nicht gern gibst, so geh nur gleich wieder!“ Da ließ ich sie ihm ab. Er wog das Küblein mit einer unendlichen Gleichgiltigkeit, das gab gerade drei Pfund, das Holz wie das Fett zahlte er pro Pfund zu fünf Groschen. Der Kübel wurde in eine dunkle Nebenkammer getragen, leichten Herzens bin ich von ihm geschieden. — Und nun um zwei Groschen Hasenöl! — Solle in einer Viertelstunde wiederkommen.

Ich war hungerig und durstig geworden, gieng hinaus und suchte ein Wirtshaus. Es standen ihrer ein par stattliche da herum, mit großen Fensterscheiben, durch die schneeweiß gedeckte Tische zu sehen waren. Ich traute ihnen nicht recht. Wenn andere *gute* Wirtshäuser suchen, so ist das ihre Sache, ich für meinen Theil suchte ein schlechtes, war mir wohl bewusst, was draufgehen durfte. Glücklich fand ich das gesuchte; die Stube war dunkel und voller Fliegen, die an den braunen Holztischen kleberig herumkrochen; das halbe Seitel Wein war lau und kamig, aber nass, und das genügte mir. Die Semmel von vorgestern war schon deshalb zweckmäßig, weil sie mehr ausgab als etwa eine von heute. Diese Genüsse verschlangen zu meinem nicht geringen Schrecken ein halbes Pfund Schweinsfett, und ich — als der bloß nach Kindberg geschickte — durfte über das Capital nicht verfügen!

In die Apotheke zurückgekehrt, gab es dort Leute. Ich hatte noch zu warten und setzte mich hinterwärts auf eine Winkelbank, von der aus schön zu sehen war, wie dieses ehrwürdige Geschäft, mit allerhand Mitteln die Leute gesund zu machen, betrieben wurde. Da kam jemand und verlangte Fuchsschmalz. Das alte Männlein langte einen schwefelgelben Tiegel vom Gesimse, stach mit einem zierlichen Schaufelchen ein Batzlein heraus auf ein Papier, legte es auf die kleine Wage: „So, Vetter, da sind vier Quintel Fuchsschmalz, kosten zwei Groschen.“ Hernach verlangte eine Frau Pillen. Eine andere bekam ein winziges Fläschchen. Ein Knabe begehrte Dachsfett als Mittel gegen den Kropf. Der Apotheker langte emsig nach dem schwefelgelben Tiegel auf dem Gesimse und gab, ähnlich wie früher, das Verlangte. Das fiel mir auf, er musste sich vergriffen

herein, das schlug die Hände über dem Kopf zusammen, als es hörte, wie weit ich verführt worden war und dass ich anstatt nach Krieglach im Mürzthale, nach Tragöß am Fuß des Hochschwabengebietes gekommen bin.

„Jetzt musst erst recht essen, Bübel, dass du nachher heimgehen magst.“

„Frau Mutter, wie weit hab' ich denn heim?“

„Jetzt wart' einmal“, antwortete sie und hub an, an ihren Fingen die Ortschaften und die Stunden abzuzählen, „ihrer zwölf Stunden wirst wohl brauchen bis ins Krieglach hinaus. Bist aber schon ein rechtes Tschapperl! So fest schlafen! Mein Seppel hat's freilich nit wissen können, wo du hinwillst, und hat sich gedacht, 's wird eh recht sein ins Tragöss herein. Aber das ist jetzt schon ein helles Kreuz. Mach dir nur nichts draus, mein Wagen hat dich hergeführt und dein Schutzengel wird dich hinführen.“

Während sie mich so tröstete, war draußen in der Küche fortwährend ein klägliches Wimmern und nun kam der Seppel herein und berichtete, das Mentschl hätte halt wieder gar so viel Zahnweh.

„Was aber das Zahnweh für ein Elend ist!“ rief das Weib, „jetzt leidet das Kind schon die ganze Nacht wie eine arme Seel im Fegfeuer. Alles haben wir schon angewendet: heiße Tücher aufgelegt, kaltes Wasser in den Mund gethan, mit Rosenbuschbalsam ausgewaschen, Kalmusgeist hineingetropft, mit Salz eingerieben, einen Mariazeller Rosenkranz umgehängt, zwei Zehen mit einem Seidenfaden zusammengebunden, die Füße ins Ofenloch gesteckt, und sonst allerhand Sympathiemittel angewendet. Einen Kletzen hat's geholfen! Schreien thut das arme Wesen, als ob man's wollt' köpfen, und jetzt weiß ich nichts mehr. — Katherl, Katherl, du gutes, armes Kindel du! Wart' einmal, jetzt will ich dir Hühnermist aufs Gnack legen, das zieht's aus, das hilft, Katherl, wirst es schon sehen, das hilft!“ Damit eilte sie wieder hinaus in die Küche.

Das ganze Hausgesinde war zusammengeeilt um die Leidende, die nun neuerdings anhub, herzbrecherisch zu schreien: „Mein Zahnt, mein Zahnt! Ahndl, mein Zahnt thut mir so viel weh!“

„Lass nur Zeit“, tröstete die Angerufene, „das Mittel greift halt an, jetzt wird's bald besser sein, schau, bist ja mein liebes Katherl, du!“

Auch ich war in die Küche hinausgegangen. Auf dem Herde, mit den Füßen im Ofenloch, kauerte ein Dirndl, das ein so rundes, liebes Gesichtlein hatte, seine gefalteten Hände wie um Hilfe flehend an die rechte geschwollene Wange presste und mich schrecklich erbarmte. Jedes im Hause hatte schließlich noch ein Mittel gewusst, keines und gar keines hatte geholfen. Ein Mensch war zugegen, der behauptete, Dummheit wär's, die Zähne nicht ordentlich zu pflegen, und deswegen alleweil das Zahnweh! — Gott, wenn's von der Dummheit kommt, da muss ja mein Hasenöl helfen! — Aus meinem tiefen Sacke zog ich das kostbare

Bald war der Bohnensack mein Kopfkissen und der Salzstock mein Schlafkamerad, der Fuhrmann schnalzte mit der Peitsche und es gieng knarrend voran. — Viel weiß ich nicht von derselbigen Fahrt „heimzu". Einmal, als ganz zufällig die Augen aufgiengen, sah ich kohlschwarze Baumzacken in den nächtigen Himmel aufragen, welche ganz unheimlich ächzten, knarrten und holperten. Und dann wieder nichts.

Als ich erwachte, na, da war etwas! Da lag ich auf dem Wagen unter einem alten Holzschoppen, um mich war ein heller Tag und eine fremde Welt. Eine schreckbar fremde Welt. Der rauschende Bach mit der Mühle daneben, das gemauerte Haus mit einer breiten, braunangestrichenen Thür, der Anger mit den Pferden und solcherlei war mir seltsam genug, noch unheimlicher war etwas anderes. Dort hinter den Waldbergen stand breit und hoch etwas Weißes, Leuchtendes auf, fast ähnlich den mittägigen Sommerwolken, wie sie sich am Sehkreise emporbauen, wenn's Nachmittags Gewitter gibt. Aber das stand so starr und ruppig und rissig da im Sonnenschein, und von unten hinauf sah es aus, als ob blauende Wälder sich hinanzögen, von steilen grauen Streifen überall unterbrochen. Und höher oben war alles wie purer Stein, der zerklüftet und zersprungen ist. Und so war es voran oben und so war es rechts oben und so war es links oben und überall die ungeheuere Höhe, dass mir schwindlig ward, als ich den Kopf so weit nach rückwärts bog, um hinauf zu schauen. Mein Lebtag hatte ich derlei nicht gesehen. Zum Glücke kam nun mein junger Fuhrmann, der fragte mit lautem Lachen, ob ich gut ausgeschlafen hätte. Vom Wagen gesprungen war ich schon, so rief ich nun voll Entsetzen: „Mensch, wohin hast mich geführt?"

„Heimzu!" lachte er, „da bin ich daheim."

„Wie heißt's denn da?"

„Da heißt's Tragöss", sagte er.

„Und das da droben? Was ist denn das lauter?"

„Die Berge meinst?"

„Nit die Berge, was hinter den Bergen so steht, das meine ich."

„Jeßtl!" lachte der Bursche und klatschte mit beiden Händen auf seine Knie, „das sind halt wieder Berge, da ist die Meßnerin, dort ist die Pribitzen und hier ist der Hochthurm, und du sollst jetzt ins Haus gehen Suppen essen."

So habe ich an jenem Morgen das erstemal die hohen Felsenberge gesehen und jene Gegend, aus der mir fünfundzwanzig Jahre später der Geist zu einer meiner größeren Dichtungen aufgestiegen ist. Auf dem Tisch der Hausstube, in die der Junge mich geführt, stand schon die dampfende Suppenschüssel mit weißem Brote. Ich wollte aber den Löffel nicht in die Hand nehmen; isst du, so gehörst du ihnen, musst dableiben und weißt gar nit, wer sie sind. Von der Küche kam ein älteres Weib

jedoch war etwas ganz anderes eingefallen. Er erinnerte sich einmal gehört zu haben, dass die Apotheker jährlich ein Menschenkind abthäten, um daraus eine ganz besondere Medicin für ganz besondere Krankheiten zu gewinnen. — Es war wohl die höchste Zeit für den alten Hartl, dass ich mit dem Hasenöl heimkam!

Erst steckte er seine Nase ins Tiegelchen. „Scharf schmecken thut's, das wird schon angreifen", murmelte er, „thut eh schon wieder so viel brummen im Kopf." Mein Vater roch auch und schaute mich grauenhaft strenge an. — Ich hatte nie begriffen, weshalb die Apotheker auf jeden Tiegel, den sie verkaufen, einen Zettel mit ihrem Namen und Wohnort kleben. Jetzt ward es mir klar, ohne diesen Zettel auf dem Tiegelchen hätte man es mir daheim niemals geglaubt, dass ich mein Hasenöl nicht aus dem Schweinsfettkübel genommen, sondern aus der Apotheke zum heiligen Josef in Bruck.

„Hat er's genommen wo der will", rief der alte Weber hochgemuth aus, „wenn's nur hilft!" und begann sich gleich die Stirn einzureiben mit dem Hasenöl.

Hat's geholfen? — Nun, die Wahrheit zu sagen, beim alten Weber Hartl konnte eine nennenswerte Besserung nicht nachgewiesen werden, hingegen ist mein Vater durch dieses Hasenöl klüger geworden, obschon er sich damit gar nicht eingerieben hatte. Er hat wohl auch in späterer Zeit noch manches Küblein Schweinsfett, manches Bündlein Wurzeln und Kräuter in die Apotheke geschickt — holen aber ließ er nichts mehr aus ihr. — Das „Hasenöl" war für alles gut.

Faschingslust in Vorarlberg.

(Eine Schilderung von Josef Wichner.*)

Wenn ich in meinen zahlreichen Geschichtlein, die nun schon seit Jahren in der Welt herumfliegen, den bildenden und sittigenden Wert des Frohsinns so hoch anschlage und das Lachen über eine Dummheit als Heilmittel gegen dieselbe betrachte, so kann ich in diesem Punkte wie in so vielen anderen auf meine eigene Erfahrung verweisen, die ich hie und da, dem Worte des Dichters Glauben schenkend, höher schätze, als die an grünen Tischen ausgeklügelten und doch grauschimmernden Erziehungsvorschriften.

*) Aus dessen Volksroman: „Im Schneckenhause." Wien. H. Kirsch. 1893.

Tiegelchen hervor und aus meinem gescheiten Kopf den guten Rath, mit diesem gestockten Hasenöl die geschwollene Wange einzuschmieren. — „Schaden wird's wohl doch nit, schaden kann's ja nit, wenn's ein Hasenöl von der Apotheken ist, kann's unmöglich schaden!" sprach die Großmutter und fettete das Dirndel ein. — Nicht fünf Minuten, so rief die Kleine aus: „Ahndl, jetzt ist's gut!" und flink sprang sie vom Herde herab.

Freilich gieng nun meine Noth an, denn alles Hasenöl wollten sie haben, ich sollt nur sagen, was es kostet! Von ihren dringenden Bitten kamen sie erst ab, als das geheilte Dirndel erklärte, der Zahn wäre so fest gut geworden, dass er gar nimmer weh thun werde, also konnte ich mein Öl wieder in den Sack stecken und sehen, wie man von Tragöss nach Krieglach-Alpel kommt.

Unterwegs bedachte ich das Hasenöl. Wenn es beim dummen Weber-Hartl auch so heftig wirkt, wie bei dem Zahnweh-Dirndl, dann geht er mit den drei Weisen aus dem Morgenlande als der vierte.

Nach einer fünfstündigen Wanderung war ich beiläufig wieder dort, wo der müde Junge einen Tag früher in den Bauernwagen gestiegen. In einem Gehöfte sprach ich zu und fragte, wie viel es an der Uhr sei, wie weit es noch bis Krieglach wäre, ob ich wohl den richtigen Weg hätte. Die gründlichsten Auskünfte haben sie gegeben, jedoch, ob ich etwa einen Löffel Suppe möchte, das fragte niemand. Unter einem Kirschbaum lag ein Mensch und wimmerte vor Kopfweh; allsogleich wollte ich mein Mittel anbieten, jedoch ein Weibsbild behauptete scharf und stramm, das Kopfweh sei in der vorigen Nacht in einem Wirtshause eingekauft worden und vor dem Abend gebe es gar kein Mittel; am Abend aber würde dieser Kopf schon von selber gut, hingegen dürften nachher dem, der ihn auf hätte, die Backen weh thun! — Eine Handbewegung des Weibes hat das undeutliche Wort sehr klar gestellt.

Unterwegs nach Krieglach lud mich ein Flossenführer ein, auf seine Eisenschollen zu sitzen; ich besorgte, auch der möchte mich „heimzu" führen in die Stanz oder in die Veitsch oder sonstwohin; wollte daher ablehnen. Der Fuhrmann kannte mich aber und sagte, dass er über Alpel nach dem Rettenegger Hammer fahre — ja das war freilich eine Schickung Gottes. Gelegen bin ich mein Lebtag schon weicher, als damals auf den Eisenflossen, geschlafen habe ich selten besser. Richtig hätte ich mich jetzt auch an Alpel vorbei bis weit hinüber ins Rettenegg geschlafen, wenn mein Führer mich nicht abgesetzt hätte beim Heidenbauern-Thörl, nicht weit von daheim.

Um Mitternacht kam ich zu Hause an. Sie waren ein wenig in Spannung und schliefen noch nicht. „Wir haben schon gemeint, der Kindberger Apotheker hat zum Schweinschmalz dich selber als Draufgab genommen", sagte der Vater, das war Spass. Dem alten Weber Hartl

Also war die Losung des Fastnachtdienstages in meinem Geburtsorte ein Schweizerkrieg, und nachdem wir Kinder das Mittagessen hastig verschlungen hatten, durften wir, vom großen Friedrich sorgsam geführt, die Gassen des Städtleins durchwandern und an der Lustbarkeit theilnehmen.

Als wir uns dem Städtlein näherten und durch die Mühlgasse aufwärts schritten, drang bereits der Lärm des närrischen Tages, das Getute des Hornes von Uri, das Geklapper der Pritsche und das Geschrei der wogenden Menge an unser Ohr.

Auf dem Rathhausplatze hatten sich die Volksmassen gestaut, und dort hub auch die Geschichte mit der Nachahmung einer gerichtlichen Versteigerung an.

Auf einem Brettergerüste zeigte sich ein Beamter in brennrothem Fracke und riesenhaften Vatermördern. Sein bebrilltes Antlitz war mit Mehl und Ziegelroth gefärbt und seine Nase künstlich ums Fünffache verlängert. Der bot mit beißendem Spotte, wobei er weder Stadt noch Land verschonte, allerlei Seltsamkeiten feil und hielt, indem er den Stadtklatsch des verflossenen Jahres in seine Worte mischte, eine Art Volksgericht. Auf seine Narrenrechte pochend, wagte er es sogar, zur allgemeinen Belustigung den Behörden eines anzuhängen, indem er unter anderm einen alten Cylinderhut ohne Boden in den Lüften schwenkte und behauptete, es sei dies die Steueramtscasse, der man's deutlich ansehe, weshalb sie nie voll würde. Hierauf reichte ihm ein Kerl, der einem wilden Gari baldiner so ähnlich sah wie ein Ei dem andern, einen mit Tüchern wohl verhüllten Gegenstand, der von dem Manne auf dem Gerüste als der europäische Friede bezeichnet und um einen ungeheuern Preis angeboten wurde. Allein es wollte niemand einen Kreuzer darum geben, bis ihn mein Bruder, der in seiner Kindlichkeit das Vertrauen auf menschliche Verhältnisse noch nicht eingebüßt hatte und zum Staatsmanne so wenig Anlage besaß wie ich selber, um einen halben Kreuzer bar erstand. Wie der Käufer aber, von den Nahestehenden gedrängt, die Hülle abwand, entglitt seiner Hand eine Glasscheibe und zerfiel auf dem steinhart gefrorenen Boden in tausend Scherben.

Augenblicklich schwang sich ein Herold auf die Bretterbühne, gebot mit schmetterndem Trompetenstoße Schweigen und verkündete der Menge mit lauter Stimme, der europäische Friede sei gebrochen, der Krieg sei bereits erklärt, der Feind dringe in hellen Haufen gegen die Stadt, Heil und Rettung beruhe einzig und allein auf dem tapferen Heere, das sich soeben auf dem Marktplatze mit Krautmesser und Morgenstern, Taschenveitel und Dreschflegel sammle, um dem Feinde zu beweisen, dass es noch allweil Männer gebe ohne Furcht und Tadel vom Scheitel bis zum Wadel, ohne Angst und Noth bis in den dustern Tod.

In meiner Kindheit, da habe ich zu Bludenz einmal eine Faschingsbelustigung recht genau mitangesehen, und von der will ich nun erzählen.

Es kam der Fastnachtssonntag, an dem bereits vereinzelte Masken, Jöri, das heißt Schmutzfinken, genannt, durch die Gassen liefen und ihre prallen Schweinsblasen auf unsern Rücken tanzen ließen, der Tag, an dem selbst ältere Leute verrückt wurden und sich im Kreise drehten, bis sie der Schwindel ergriff und die Goldstücklein klirrend davonflogen.

Es kam endlich der langersehnte Fastnachtsdienstag, an dem die Burschen des Städtleins nach uraltem Brauche und mit hoher obrigkeitlicher Bewilligung förmliche Maskenzüge veranstalteten und für eine heilsame Erschütterung des Zwerchfelles hinlänglich Sorge trugen.

Für gewöhnlich offenbarte sich in diesen Mummereien allerdings keine besondere Erfindungsgabe, und die Künstler kamen über die freilich sehr anschauliche Darstellung betrunkener Bauern, zitternder Pantoffelhelden, keifender Weiber, wahrsagender Zigeuner oder einer lärmenden Bärentreibergesellschaft selten hinaus. Wurden einmal den entzückten Zuschauern die sieben Schwaben vorgeführt, die mit ihrem Wiesbaumspieße auf das Ungeheuer von einem Hasen Jagd machten, so galt dies bereits als eine großartige Leistung, von der weit in den Sommer hinein gesprochen wurde.

In diesem Jahre aber hatte sich unter den Burschen ein schöpferischer Geist gezeigt, welcher alle die verschiedenartigen Bestrebungen der nach Verkleidungsscherz lüsternen Jugend planmäßig ordnete, die einzelnen Gruppen zu einem Ganzen verband und nichts Geringeres zur Darstellung brachte, als einen erschrecklichen Feldzug der Schweizer Soldaten gegen irgend einen furchtbaren Feind und den ruhmreichen Sieg der tapfern Eidgenossen gegen die nicht näher zu bestimmende Übermacht der Gegner.

Ich brauche hiebei nicht zu erwähnen, dass meine Landsleute mit den Bewohnern der Schweiz, seitdem der Hader vergangener Jahrhunderte vergessen ist, gute Nachbarschaft halten und sich als Brüder eines Stammes freundschaftliche Gesinnungen entgegenbringen. Bildet der Rhein auch die Grenze der beiden Staaten, so führt der (bisweilen heimliche) Verkehr doch die Leute zusammen, und der Schweizer fühlt sich in dem von Habsburgs Kaiseraar beschirmten Ländchen vor dem Arlberg ebenso heimisch, wie der Österreicher in den freien Cantonen.

Diesem gemüthlichen Verhältnisse thut auch ein jeweiliges Hänseln und Necken, wie's die Schwaben schon nicht lassen können, keinen Eintrag, und wenn sich die Vorarlberger als Angehörige einer großen Militärmacht in meinen Kinderjahren über die damals etwas altväterische Drillung der Schweizer Truppen lustig machten, so schädigte dies die friedlichen Beziehungen nicht im geringsten, und ich habe wenigstens nicht gehört, dass solch harmlose Verunglimpfung von der Schweiz je als Kriegsfall betrachtet und mit der Abberufung der Gesandten beantwortet worden wäre.

mehrfach Rücken gegen Rücken, in Reih und Glied und gaben so Anlass zu einem lustigen Donnerwetter.

Das ließ denn auch nicht lange auf sich warten. Der Feldherr schüttelte Kopf und Zipfelhaube, wiegte sich ärgerlich auf seinem Schlachtrosse, beguckte die Lage der Dinge durch ein glasloses Fernrohr und fuhr drein:

„Jetzt hab' ich mir die Kerle wahrlich schon lang ang'luget und kann beim Bluest nicht finden, wo sie's Fröntlein haben. Wollt ihr sogleich ‚Heuum' machen, Numero drei, sieben, neun und fünfzehn! So — jetzt seh' ich lauter Affeng'sichter!"

Und nun winkte er den Compagnieschreiner heran, auf dass er die Stirnseite des Heeres abmesse, und der wickelte seine in rothe Farbe getauchte Schnur bedächtig ab, spannte sie mit Hilfe des Trommlers vor der ersten Reihe, zog sie an und ließ sie schnellen, und richtig hatte jeder der vorderen Krieger ein rothes Strichlein am Bauche. Also war das „Fröntlein" in Ordnung, und man konnte alsgemach anheben, mit Trommel und Tuthorn gegen den Feind zu ziehen.

Nach einer großartigen Schwenkung, an welcher der scharfblickende Feldherr nur auszusetzen hatte, dass hie und da ein Kämpe infolge einer unliebsamen Verwechslung beide Beine gleichzeitig in den Lüften habe, trabte und hatschte das kampflustige Heer ins Städtlein zurück, und hinter ihm bewegte sich feierlich langsam das grobe Geschütz, die dickste Brunnenröhre auf schwerem, hölzernem Schlitten, von zwei Ochsen gezogen, den größten und stärksten des Inlandes, Montafoner Schlag.

Vor einem Wirtshause musste der Zug halt machen; denn nun legte sich der Feldherr ins Zeug und ließ eine feurige Kriegsrede vom Stapel, der zu entnehmen war, dass es nun ernst werde und dass der Feind jeden Augenblick hinter irgend einem Düngerhaufen hervorbrechen könne.

Wenn das Schießen anhebe, lautete zum Schlusse die väterliche Mahnung, sollten nur alle recht vorsichtig sein und hoch genug zielen, um ja kein Unheil anzurichten. Auch rathe er jedem wohlmeinend, beim Losdrücken die Augen zu schließen; denn, so gut die Waffen auch seien, so könne es doch geschehen, dass einem etwa ein Kapselsplitter in die Augen fliege, und das wolle und könne er nicht verantworten. Ferner sei es mehr als wahrscheinlich, dass die Feinde beim Anblicke der heldenmüthigen Schar reißaus nehmen und Fersengeld geben würden. Dann sollten alle nur recht tapfer nachlaufen. Käme aber der Feind wider alles Erwarten wüthend und mit gefälltem Krautmesser dahergestürmt, dann möge jeder bedenken, wie kostbar und unersetzlich das Leben eines Vaterlandsvertheidigers sei, und also gelte in diesem schrecklichen Augenblicke nur das gute Sprüchlein: Rette sich, wer kann!

Wir folgten der Weisung des Heroldes und gelangten, in der sich schiebenden und drängenden Menge mehr getragen als gegangen, auf den Marktplatz, und da standen nun schon die Kriegshelden und nahmen von ihren Verwandten thränenreichen Abschied.

Dieweil nun die Helden Bürger eines freien Landes waren, hatte ihnen der Feldherr hinsichtlich der Kleidung völlige Freiheit gelassen, und so trug der eine über kurzen Kniehosen einen bis auf den Boden baumelnden Großvaterfrack, der andere über langem Schlotterbeinkleide ein Röcklein, das nicht die Hüften bedeckte und das Hemd hervorquellen ließ. Ein dritter war in dichtem Schafpelze und in Schlappschuhen dem Rufe des Kriegsobersten gefolgt, ein vierter eilte in Hemdärmeln zur Herrschau, und die Kopfbedeckung ließ gleichfalls an Mannigfaltigkeit und malerischer Abwechslung nichts zu wünschen übrig.

Nur darin waren sie alle einig, dass jeder ein Papierschild mit dem weißen Kreuze in rothem Felde auf dem Hute oder der Mütze trug und jeder auf der rechten Achsel ein Bündel Heu, auf der linken aber ein Bündel Stroh festgebunden hatte, auf dass so die anbefohlenen Wendungen leicht und ohne zeitraubende Irrung vollzogen würden.

Die Schießwaffen hatte man einer Sammlung aus dem freiherrlichen Schlosse entlehnt, das sich ob dem Städtlein in all seiner rothen Pracht in die Lüfte hebt. Sie gehörten zwar den verschiedensten Systemen alter Zeit an, verdienten aber wegen ihrer völligen Ungefährlichkeit gleichmäßig das höchste Lob und können deshalb bei einer wieder einmal nöthig werdenden Neubewaffnung allen Kriegsministern der Erde nicht warm genug empfohlen werden.

Und nun lichteten sich die Scharen der Zuschauer; denn von Bergdorf her sprengte der Oberbefehlshaber des Heeres, das nach einer oberflächlichen Schätzung, den Tambour und den Compagnieschreiner sowie das Horn von Uri und eine alte Marketenderin inbegriffen, gewiss dreißig Mann zählte.

Er sprengte heran auf einem muntern Grauthiere, das ein reicher Fabriksherr in anerkennenswerter Opferwilligkeit dem edlen Zwecke zur Verfügung gestellt hatte. Es war ein gutes Thier: wenn es sich je bäumte, so geschah dies sehr rücksichtsvoll von hinten, und sein Leibsprüchlein hieß: „Eile mit Weile!"

Der Feldherr aber schwang in seiner nervigen Faust ein altes Schlachtschwert, das wahrhaftig geblitzt hätte, hätte der zollhohe Rost es zugelassen; im übrigen trug er einen schön geblümten Schlafrock, das Zeichen des blumenreichen Sieges, und auf dem Haupte eine schwarzseidene Zipfelmütze mit baumelnder Quaste, das Zeichen des Todes.

Wie der Stier von Uri seines Herrn ansichtig wurde, da blies er mit vollen Backen seine zwei Töne und die strammen Helden stellten sich,

„Da nun der Feind nicht kommt, und meine Adjutanten von ihm nichts g'funden haben als einen alten Montafoner Krauthobel und zwei angebissene rohe Grundbirnen, so haben wir g'siegt ihr Männer, und können wieder friedlich heimgehen oder ins Wirtshaus, wer Geld hat!

Nass ist nicht trocken,
Trocken ist nicht nass,
Spass ist nicht Ernst,
Ernst ist nicht Spass,
Wer da nicht mitlacht,
Kriegt eins auf d'Nas',
Dass es kracht,
Gute Nacht!"

So fand der erschreckliche Feldzug sein unblutiges Ende, und da es die Adjutanten nicht versäumt hatten, mit der Sammelbüchse die Kriegskosten einzutreiben, so konnten sich die wackeren Helden nach den Mühen und Ängsten des Tages beim Glase gütlich thun.

Oskar Linke.

Ein Dichterprofil von Franz Hermann.

Es sind mehr als vier Jahre her, als ich im Hause eines Freundes einer Persönlichkeit begegnete, auf deren Bekanntschaft ich bereits gefahndet hatte, ohne ermitteln zu können, wo und wie sie lebte. Ein Jambenwerk, das in krystallklarer Form den Antinoos behandelte und diesem psychologischen Räthsel der sterbenden Antike eine sehr tiefe, stimmungsvolle Auffassung abgewonnen hatte, war mir zu einer Zeit in die Hände gefallen, als mir gelegentlich kunsthistorischer Studien die geheimnisvolle Antinoosstatue den Gedanken zu einer poetischen Verarbeitung eingab. Ich hatte beim Lesen sehr scharf die Nähe einer bedeutenden Dichterpersönlichkeit empfunden, — mit einem Gefühl des Unbehagens, achtlos an derselben vorübergegangen zu sein; mein Interesse wuchs fortwährend an dem Widerspruch, welcher zwischen dem Wert der weiterhin gelesenen Werke von Linke und dem geringen Bekanntsein des Dichters lag. Meine Freude an der persönlichen Bekanntschaft war groß, war interessiert, sie verhängte sich immer wieder, je mehr ich in das weltferne, ganz gedankeneinsame Dichterleben Einblick erhielt, das hoch im Norden der Stadt auf einsamer Stube einen duftigen Nachtraum hielt von der

Diese wackere Rede machte sowohl auf das todesmuthige Heer, als auch auf die gaffende Menge einen sichtlichen Eindruck, und es war nur ein Beweis wahrhaft väterlicher Gesinnung, dass der Feldherr nun sein „Fröntlein“ abritt und jeden einzelnen fragte, ob er nicht noch einen letzten Wunsch hätte oder ob er nicht sein Testamentlein zu machen und ihn zum Erben einzusetzen gedächte.

Da trat denn einer hervor, dessen Ächzen und Schnauben schon längst unsere Aufmerksamkeit erregt hatte, dick wie ein Weinfass und mit einem Kropfe gleich einem Wasserkübel. Der jammerte entsetzlich und klagte, dass er weder zum Verfolgen des geschlagenen Feindes, noch zum vernünftigen Davonlaufen geeignet sei und dass ihm sein Leib, ein lebendiger Kugelfang, die größte Sorge bereite.

Wie nun der Kriegsoberste einer so ungeheuern Thatsache gegenüber selbst rathlos dastand und sich in die Haare fuhr, da ward vom Hofe der Wirtshauses her ein großes Getümmel hörbar und es erschien ein Mann, der eine drei Stock hohe Angströhre auf dem lockenumwallten Haupte, eine Urgroßmutterhornbrille auf der Nase und verschiedene ärztliche Werkzeuge, wie ein vielschartiges Metzgermesser und eine große Schmiedezange, unter dem Arme trug. Der gab sich als der berühmte Doctor Eisenbart zu erkennen und erklärte sich bereit, gegen Bezahlung einer Maß Bier nicht nur jedem Zuschauer auf den Zahn zu fühlen, sondern auch an dem unglücklichen Dickwanst das Narrenschneiden vorzunehmen.

Der lebendige Kugelfang wurde unverzüglich auf eine Holzbank geworfen und von den Gehilfen des berühmten Arztes festgehalten, und der begann nun sein Werk damit, dass er sich von einem der Umstehenden einen Pfeifenstocher ausborgte und denselben bis ans Heft in den Kropf des kranken Mannes einbohrte. Und siehe — aus dem Kropfe sprang ein frischer Brunnen rothen Weines hoch in die Luft und die Geschwulst verschwand unter dem Drucke der heilkundigen Hände. Sodann sägte der Doctor mit seinem schartigen Messer in den prallen Wanst eine Öffnung und zog aus derselben mehr als hundert Fetzenpüppchen, die Dummheit und die Einbildung, den Geiz nnd die Verschwendung, die Händelsucht und die Feigheit und wie sie alle heißen mögen, die Familien, Gemeinden und ganze Staaten zugrunde richten, und wie diese Lasterpuppen unter die Zuschauer geflogen waren, da erhob sich der Mann frisch und gesund und schlank wie eine Hopfenstange und stellte sich fröhlich und wohlgemuth in die Reihen der Kämpfer.

Da sich aber der Feind, trotzdem nach allen vier Weltgegenden Kundschafter ausgesendet worden waren, nirgends blicken ließ, so war der Feldherr der Ansicht, dies sei die beste Art, einen Krieg ruhmreich zu beendigen. Er ließ also das Horn blasen und die Trommel rühren, und wie alles schwieg, erklärte er feierlich:

ist, in der strömenden Fülle kleiner Miniaturbilder, in dem tändelnden, graziösen Wohllaut der Sprache, in den Motiven. Selbst dort, wo er wie im „Phantasos“ oder „Lysis, dem Malerphilosophen“, ästhetische oder philosophische Ideen behandelt, geschieht es mit glücklicher Sinnlichkeit, so dass die reflectierte Entwickelung im Kunstwerk aufgeht. Eine Blütenlese von Prosa-Skizzen 1884: „Sechsundsechzig Präludien“ zeigt in allerlei Einfällen und Notizen geistreiche und lächelnde Weltschau, und in gefiederten, zielsicheren Bolzen den Spott eines stillen, aber nicht theilnahmslosen Mannes auf die Narrheit des Tages.

In demselben Jahre erschien als erstes Werk eines größeren, noch unabgeschlossenen Cyklus (Göttliche Tragödie) Linkes bedeutendste Schöpfung: „Leukothea“, eine Apotheose des echten Hellenenthums, das seine Rolle als Trägerin eines Weltfrühlings an die jugendfrisch hereinbrechenden Macedonier verliert. Der Fall von der perikleischen Höhe herab, in der wehmüthig-romantischen Stimmung von großer Schönheit wiedergegeben, findet ein treues Spiegelbild in der Seele der Athenepriesterin Leukothea; eine Verwandte des Lykurg, durch ihre vornehme Abstammung mitten in dem politischen Treiben stehend, geht sie als wandelnde Sehnsucht nach neuen Idealen durch die Handlung. Die Verfallzeit, welche in dieser königlichen Gestalt sich spiegelt, hat den Glauben an die zur Gottheit erhobenen, plastischen Naturvorstellungen vollständig verloren, sie sucht den Gott im Begriff des Erhabenen, im Unfassbaren, das zu begreifen ihr nur in der persönlichen, grenzenlosen majestätischen Freiheit möglich scheint. Im Verkennen der durch die Sittlichkeit der Einzelpersönlichkeit gesteckten Grenze verfällt Leukothea der Liebesleidenschaft zum jugendlichen Alexander und endet den kühnen Wahn durch einen freiwilligen Tod. Um diese Gestalt gruppieren sich die wesentlichsten Elemente der Verfallzeit, die drei Politiker Lykurgos, Demosthenes, Hyperides als Erhalter und Vertreter der attischen Staatsform, in dem leidenschaftlichen, den Impulsen des Ehrgeizes und der Sinnlichkeit jäh nachgebenden Alexander die Jugendlichkeit der neuen Cultur; außerhalb des politischen Kreises der Dichter Astydamos als Vertreter des in der Skepsis sich auflösenden Kunstgeistes, der die Kluft zwischen seinem hohen Wollen und dem unproductiven Geiste der Zeit mit dem Tod von eigener Hand ausgleicht; in einem reizenden episodischen Idyll dagegen glänzt die Blütezeit nach, die noch eine Anzahl bedeutender Kunstwerke selbst im Verfall beleuchtete; in der conservativen Kleinbürgerlichkeit des Kreises um den Bildhauer Simon, in dem die alten Götter naiv weiterleben und zur rechten Zeit sorgen, dass der Mann eine Frau, etwas zu essen und bescheidenen Gewinn durch hübsche Aufträge kriegt.

Im Anfang von historischem und archäologischem Ballast ein wenig überladen, entwickelt sich der Roman bald, je mehr die Heldin ihre

ersten Blüte der Culturmenschheit in Europa, den höchsten Glanztagen des perikleischen Zeitalters.

Man lebt nirgends isolierter als in der Weltstadt; so kam es, dass ich in dieser langen Zeit Linke kaum ein halbes dutzendmal gesprochen habe, indessen bei der Seltenheit dieses behaglichen Gedankenaustausches bei verschiedenen Gelegenheiten doch ein klares Bild über den Menschen gewann, der mit der Weihe hoher Dichterschaft und mitunter pedantischer Spießbürgerlichkeit dem Leben gegenüber so ganz die Ursachen für Bedeutung und Schwäche in den Werken deckt. Oskar Linke ist 1854 zu Berlin in sehr engen Verhältnissen geboren und aufgewachsen, in der Enge und industriellen Nüchternheit des Großstadtnordens aber entwickelte sich aus Bedürfnis jene Phantasiekraft im Knaben, deren Reichthum wir späterhin in landschaftlichen und culturellen Schilderungen aus Hellas, Ägypten und Palästina bewundern und staunen, dass der Seherblick des Dichters so tief in Gegenden einzudringen vermochte, die sein Fuß nie betrat.

Nach gewonnener Ausbildung warf er sich auf das Studium der Philosophie, Kunstgeschichte, Ästhetik, Archäologie und Literatur, sich dabei als praktischer Musiker und Theoretiker auch noch der Tonkunst, der Freundin seiner einsamen Stunden, widmend, — eine Neigung, von der namentlich der Wohllaut Linke'scher Lyrik günstig beeinflusst ist. Die drückende Armut ließ den jungen Dichter, der als Student eine kleine, an der Öffentlichkeit spurlos vorübergegangene Gedichtsammlung: „Blumen des Lebens" veröffentlichte, lange schwanken, ob er als Schulmeister eine sichere Anstellung suchen sollte; aber das Freiheitsgefühl des Künstlers siegte und Linke setzte sich in seine Studierstube, um über den Anblick der Fabrikschornsteine vor seinem Fenster hinaus seine Phantasie die weite Welt auf den Fittichen des Rhythmus durchmessen zu lassen. Eine kleine epische Dichtung 1879: „Jesus Christus" war die erste reifere Frucht, in der durch feine Ausschnitte aus dem wirklichen Leben das hohle Agitieren der durch den Hofprediger Stöcker sich damals erhebenden Orthodoxie und ihre Liebedienerei aufs schärfste gegeißelt wird, — in fließenden Versen voll Schönheit und Gedankenfülle, in denen übrigens Hamerlings Eindruck sichtbar wird, spricht sich dieselbe Größe und Vorurtheilslosigkeit der Gesinnung aus, die mir der Dichter gelegentlich einer Unterhaltung über die moderne Literatur mit dem Ausspruche bestätigte: „Es gibt keinen Naturalismus, es gibt keinen Idealismus, sondern nur eine große Kunst, der wir alle dienen, wie wir durch Erziehung und Lebensbedingungen gezwungen sind."

1880 betrat Linke dann mit einer Sammlung von Erzählungen und Märchen „Milesische Märchen" zum erstenmale den Boden, auf dem er heimisch ist wie keiner unter den Lebenden, Alt-Hellas — mit einem so glücklichen Schwung, dass dies Buch seine lieblichste Schöpfung geblieben

aus dem Liebesleben im Gegensatz zu den tiefen Schattenseiten der nachperikleischen Zeit anmuthsvoll gebracht, in einer Gedichtsammlung desselben Jahres „Ergo bibamus“ finden sich hauptsächlich die Sünden gährender Jugendzeit, ein 1887 veröffentlichter Xenienalmanach: „Die Bienen“ zeigt den aus den Präludien wehenden Geist in epigrammatischer Form. „Die Fürstin dieser Welt“, Berliner Novellen in Versen, vom gleichen Jahr, zeigen hervorragende Naturschilderungen, während das Leben der Großstadt etwas gesucht und trocken geschildert ist.

Durch eine wunderbare Mischung von Tragik und Lieblichkeit der Schilderung ragt aber Linkes zweites Hauptwerk aus dem Jahre 1888, weit über die Mehrzahl moderner Schöpfungen hinaus, das erste Hauptwerk des zweiten Cyklus, das ob seiner realistischen Auffassung viel angefeindete „Leben Jesu“. In schlichter Monumentalität ist im Theil I „Idyll von Galiläa“ die idyllisch-glückliche Jugend des Heilands in berückender Farbenpracht geschildert, sein Werden aus Liebebedürfnis zum Menschenall, bis in der „Tragödie von Judäa“ unter dem Widerstand des Kastengeistes das Liebebedürfnis zur Weltanschauung reift, an deren Vertheidigung der göttliche Dulder sein liebliches Leben setzt. Realistisch ist die Darstellung und die Auffassung, aber von einem stilistisch geläuterten Realismus, der die Dichtung jedem sensationellen Odium enthebt. Bemerkenswert ist noch besonders das ausgezeichnete Localcolorit von Palästina, das Linke nie gesehen hat.

Als Epilog zum „Leben Jesu“ folgt eine Faschingsphantasie: „Satan“, in dem das Gegenstück zum selbstlosen Leiden des Heilandes in der modernen brutalen Goldhatz mit guter Absicht, aber der Trockenheit dargestellt ist, die Linke anhaftet, wenn er moderne Stoffe behandelt. Die schon erwähnte reizvolle Kleinarbeit, der durch Schönheit der Form und Klarheit der Ausführung ausgezeichnete „Antinoos“ schließt sich an, — eine Arbeit, die mit „Leukothea“ und dem „Leben Jesu“ zusammen genügt, Linkes Namen nicht im Jahrhundert untergehen zu lassen. Ein reizendes Idyll aus Alt-Athen: „Das Veilchen vom Kephissosthal“ in Hexametern, eine buchdramatische Trilogie „Triumph der Liebe“, die im einzelnen mit köstlicher Poesie, im ganzen aber etwas schwerfällig die leitende Idee dreier Culturperioden behandelt, sind weiterhin zu nennen — als Letztes der romantische Schwanengesang: „Als die Rosen blühten“ mit den Gedichten von 1875—1890, in der köstliche Bildchen tiefernsten, heiteren Charakters, moderner, hellenischer Formenweise voll Gedankentiefe, Schönheit der Kunstform, Reichthum und Plastik der Vorstellungswelt wie zahllose spielende Sonnenstrahlen im Krystallprisma neben einander stehen, fast alle von rauschendem Schwung musikalischer Rhythmik bewegt.

Linke hat diese Sammlung seinen romantischen Schwanengesang genannt. Mit Grund. Seine Jugend, die das Unermessliche leichten

pantheistische Weltidee mit Lebenscultur vermischt, zu künstlerischer Schönheit, welche von der Feierlichkeit monumentalen Stils getragen wird. Im Sprachkünstlerischen ist der Angleich an das Lautgefälle des griechischen Idioms überaus glücklich und die Ökonomie des Werkes ist von einem Ebenmaß echt classischer Gesetzmäßigkeit geleitet. — Der Charakter der Schöpfung legt einen Vergleich mit Hamerlings „Aspasia“ nahe, denn auch dort verkörpert sich im Schicksal eines hochgesinnten Weibes der Keim einer neuen Cultur, der die Trägerin am Widerstand der Rassenanlage zugrunde richtet. Auch in der individuellen Art sind beide Dichter einander verwandt; beide sind Ideenmenschen, ihre Figuren wandelnde Typen, statt der vollblütigen Individuen, mit denen sie die Handlung entrollen. Durchgreifend ist der Unterschied aber zwischen beiden darin, dass Hamerling der größere Künstler ist, mit der intensiveren Glut seine Gestalten zu einem Makartischen Gemälde belebt, während Linke mehr Historiker, ein knapperes und der Wirklichkeit näheres Bild des Hellenismus gibt. Dort mehr hellenischer, in leichten Skolien prickelnder, in Goldduft getauchter Geist, — hier mehr der nüchtern mathematische, preußisch angehauchte Formalismus der Antike. Beide Dichtungen zusammengenommen werden dichterisch das treueste Bild des hellenischen Alterthums geben.

Der rastlos thätige Dichter ruhte nach seiner „Leukothea“ nicht lang. Schon 1884 erschien ein kleines Jambenwerk: „Eros und Psyche“, das keine Bearbeitung des Märchens des Apulejus ist, sondern symbolisch die Geschichte der Seele, von christlichen Gesichtspunkten beeinflusst, erzählt. Auf ein neues Gebiet giengen 1885 die „Berliner Idyllen aus dem Paradiese“, reizende Kindergeschichten im Knittelreim, über welche ich mit Erlaubnis des Dichters Hamerlings Urtheil hersetze: „Ihre Berliner Idyllen habe ich nach Empfang auf der Stelle durchgelesen. Ich schrieb eine einzige Idylle dieser Art, — Sie erweisen sich neuerdings als poetischer Krösus und schütteln etliche Dutzend solcher Sachen aus dem Ärmel. Und wahrhaftig, es ist nichts Schlechtes, was Sie da bieten; es sind originelle, meist äußerst nette Bilder und Bildchen . . . Wie kommen Sie Junggeselle dazu, häusliches und Kinderleben so gemüthlich und so pikant zu schildern? Ihr Sinn dafür gereicht mir zur Freude und berührt eine verwandte Saite in meiner Brust.“

Aus demselben Jahre stammt das humoristische Gegenspiel zur „Leukothea“, die, wie schon erwähnt, Hauptwerk der auf zwölf Bände veranlagten „Göttlichen Tragödie“ ist. Nach dem Vorbild des Heine'schen „Atta Troll“ in der Form, erscheint in der „Versuchung des heiligen Antonius“ der Einheitsgedanke zum frühchristlichen Abtödtungscultus verzerrt. Reichthum an schlagenden Metaphern und pikante Behandlung stechen als Haupteigenschaft hervor. In dem 1886 erschienen „Schönheitsroman“: „Liebeszauber“ ist mit dem Bild des antiken Schönheitscultus ein Stück

ring, zuletzt setzte er sogar sein Weib Ingeborg zum Pfande, indem er sie dem Edgard für drei Jahre überläßt. Nach Ablauf dieser Zeit solle er die Ingeborg am Kap der guten Hoffnung wieder zurückstellen. Straten segelte dann ab, und zwar an einem Freitage, der bei den Schiffsleuten als verhängnisvoller Tag gilt. Sein Jugendfreund Früd tadelte sein Benehmen und darob erzürnt, erschlug er ihn. Diese That, sowie die Erinnerung, dass Ingeborg mehr Zuneigung zu Edgard hatte, das machte ihm doch schlaflose Nächte.

Unterdessen fuhr Edgard nach Amsterdam, wo er von Ingeborg freundlich empfangen wurde, zumal da er ihr sagte, Straten sei gestorben. Sie hatte diesen zwar nicht geliebt, allein sie hielt ihn doch für einen Mann, der ihrer Trauer wert war, wie der Dichter sagt:

„Der Totgesagte war ein ganzer Mann,
Ein Fürst und Held in seiner Weise,
Um sein gebiet'risch Wesen spann
Ein eig'ner Zauber seine Kreise.“

Dennoch wird sie Edgards Weib und zieht mit ihm auf das Nordsee-Eiland Sylt. Eine öffentliche Trauung sucht er zu vermeiden, selbst dann, als ihm ein Knabe, Namens Heiko geboren wurde.

Zur gehörigen Zeit erinnerte sich Edgard, dass er das geliebte und nur geliehene Weib dem rechtmäßigen Besitzer am Kap der guten Hoffnung versprochenermaßen wieder abzuliefern habe. Darum mietete er in Hamburg ein Schiff und fuhr mit Frau und Kind ab, der afrikanischen Küste entlang. Gar sonderbar war ihm zu Muthe, als er sich dem südlichen Kap näherte, um Wort zu halten zu dem Stelldichein mit Straten. Ingeborg wusste nichts um das Geheimnis, und ihn drückte die schwere Gewissenslast. Erst in der Nähe des Kap entdeckte er seiner Geliebten, dass Straten noch lebe und dass er sie im Spiele nur versetzt habe. Das verursachte natürlich eine herzzerreißende Scene und das Weib stürzte sich in der folgenden Nacht in das Meer. Untröstlich darüber fuhr Edgard weiter nach Süden und das war sein Unglück, denn er stieß auf einen Eisberg, und alle versanken im Meere.

Während dieß alles geschah, lebte der Holländer Straten in Saus und Braus auf den malayischen Inseln, überall gefürchtet als Tyrann und Wüstling. Wohl dachte er noch an Edgard und seine verspielte Ingeborg, wollte das Kap aufsuchen, allein er vermochte es nicht zu erreichen, weil sein Fahrzeug „Komet“ von Stürmen heimgesucht wurde. Diesen trotzte er, Gott lästernd, am Ruder, während die Mannschaft ihn verflucht. Das Bild auf der Buchdecke zeigt ihn, wie er, festgebunden am Ruder, ganz allein dem Geschicke trotzt.

„So kämpft er, wie ein Titan, in tosender Schlacht
Vermessen gegen göttliche Macht.“

Schwunges zu ergründen hoffte, liegt darin abgeschlossen. Noch werden nach und nach die abgeschlossenen Cyklen der „Göttlichen Tragödie", wenn die Feilerei beendet sein wird, erscheinen, in seinem gegenwärtigen Entwickelungspunkt hat Linke die Antike überwunden, und in sieben socialen Romanen wendet er sich der Schilderung der Gegenwart zu. Diesen fruchtbaren und reichen Dichtergeist aufzuzeichnen, um ein klares Bild davon zu gewinnen, — dazu reizt die Größe des begonnenen Umschwunges und aus diesem Anreiz heraus entstand die Absicht dieses Aufsatzes.

Nicht ohne Einfluss auf des Dichters künftige Gestaltung dürfte eine Veränderung seines Wohnortes sein, denn er, der vordem Berlin nur selten und dann für wenige Sommerwochen verlassen hat, ist seit Anfang 1893 nach der freundlichen Saalemusenstadt Halle als Feuilletonredacteur der Saale-Zeitung übergesiedelt; — dass er in neuen anregenden Verhältnissen sich mit einer gewissen Behaglichkeit des Lebensgefühls treiben lässt und der ganze Mensch davon mit großer Frische nach neuen Werken dürstet, davon überzeugte ich mich in diesem Sommer durch einen Besuch, welchen ich auf der Reise von Süddeutschland her nach seinem Musensitz machte.

Der fliegende Holländer.

Von Theodor Vernaleken.

Diese Seemannssage ist manchem Leser bekannt durch die romantische Oper von Richard Wagner und vielleicht auch durch die poetische Bearbeitung von Julius Wolff, dem Dichter des „Rattenfänger", des „wilden Jäger", „Sülfmeister" u. a.

Da Seestoffe ein Lieblingsgegenstand der meerbeherrschenden Engländer und Nordamerikaner sind, so ist es nicht zu verwundern, dass mehrere Romanschriftsteller der Seenovellistik sich zugewandt haben, insbesondere Kapitän Marryat und Cooper. Sie erwähnen auch der Geisterschiffe und des fliegenden Holländers, denen wir hier eine nähere Betrachtung widmen wollen.

Bevor wir die Bedeutung der Sage besprechen, erzähle ich kurz den Inhalt der Dichtung von J. Wolff.

Tyn van Straten, ein holländischer Schiffer, war ein leidenschaftlicher Spieler. Einst spielte er verwegen mit einem andern Schiffer, Namens Edgard. Er verliert nicht bloß sein ganzes Geld, sondern auch den Ehe-

ein riesiges Gespensterschiff zeigen; es wird nave di Papa Lucerna genannt und soll aus der alten Römerzeit stammen und mit römischen Ruderknechten bemannt sein.

Ein Geisterschiff führte nach altfranzösischer Sage auch die Seele des Karl Martell in die Feuerhölle auf Stromboli. So erzählten wenigstens die Geistlichen, deren Güter der kraftvolle Frankenherzog nicht in gewünschter Weise geschont hatte. Von solch einem Höllenschiffe, welches von Verdammten besetzt ist und Verdammte an den Ort der Qual hinführt, wissen die Küstenbewohner der Bretagne noch heute zu erzählen.

Als die Seemacht der deutschen Hansastädte sich im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert vielverheißend, ja großartig entwickelte, vernehmen wir auch eine deutsche Sage von einem Geisterschiff. Ein niedersächsischer oder märkischer Edelmann aus dem Geschlechte derer von Falkenberg, so wird uns erzählt, hatte, von wilder und doch gänzlich grundloser Eifersucht gequält, Bruder und Braut erschlagen. Er floh nach der Küste des deutschen Meeres, der Nordsee. Da fand er ein gespenstiges Boot mit einem geisterhaften Fergen bereits auf ihn wartend vor. „Expectamus te!“ begrüßte ihn düster der Bootsmann. Der Herr von Falkenberg aber, von einem geheimnisvollen, unwiderstehlichen Drange getrieben, stieg in den Nachen; der Ferge brachte ihn an das Geisterschiff. Seitdem fährt er mit dem Tode und dem Teufel, sowie mit Verbrechern seinesgleichen über die See. Für ihn ist's gleich, wie die Wogen gehen und was für Wetter es ist. Wer einst den „Falkenberg“ erblickt hatte von den alten Wisby- und Nowgorodfahrern, der wußte, was die Stunde geschlagen hatte; der Anblick dieses Schiffes erwies sich allezeit als todverkündend.

Allein die Macht der Hansa sank mit dem Anbruche des sechzehnten Jahrhunderts reißend schnell. Die „Westerlinge“, das heißt die Holländer, traten an die Stelle der „Osterlinge“, das heißt der Baltischen Seefahrer. Die Geschichte der vereinigten Generalstaaten gestaltete sich zu einem Epos von Triumphen auf der See. Da kam denn auch die Mär' vom „Fliegenden Holländer“ auf; all die gespenstigen Führer des Totenschiffes, von welchen wir bis jetzt gehört haben, mußten berühmten holländischen Seehelden weichen, von welchen sich's der abergläubische Schiffer nicht denken konnte, daſs sie, die Löwen des Meeres, gleich anderen Sterblichen, vom Tode überwunden worden wären. Nein, nein, so sagte eine Stimme in der Brust des Seemanns, — noch sind sie nicht gestorben; noch kreuzen sie über die See, pfeilschnell, Verderben verkündend den Feinden des Pfeilbündels vereinigter Provinzien, — uns aber, den Dienern der Generalstaaten, gar treue Freunde.

Im siebzehnten Jahrhundert wurden auf diese Weise — Seemannsaberglauben ist zähe und stark — die Führer der alten Geisterschiffe zu „fliegenden Holländern“, welche durch die See brausen, um den Tod

Er beugt sich nicht vor ihr, lieber will er verdammt sein, ewig zu segeln. Er bleibt stehen wie ein Gespenst und, ähnlich dem ewigen Juden, ist der Tod an ihm vorbeigegangen. Nach der Volkssage steuert der Sünder, an dem Maste lehnend, ruhelos einher, ohne das Ufer erreichen zu können. Wem dieses Geisterschiff begegnet, der ist verloren. Von allen Schiffern ist er gekannt, der fliegende Holländer wird er genannt.

So hat ihn der epische Dichter Julius Wolff dargestellt, und uns dabei prächtige Schilderungen der südlichen Tropenzone geboten.

Eine andere Auffassung hat natürlich der Tondichter Richard Wagner in seiner romantischen Oper, die an der norwegischen Küste spielt. Der Text Wagners hat wenig von der dem Holländer eigenen Geisterhaftigkeit. Es ist eine einfache, aber sinnige Heiratsgeschichte. Der norwegische Seefahrer Daland begegnet dem Holländer und dieser klagt ihm:

„Ach, ohne Weib, ohne Kind bin ich,
Mich fesselt nichts an die Erde!
Rastlos verfolgte das Schicksal mich.
Die Qual nur war mir Gefährte.
Nie werd' ich die Heimat erreichen;
Zu was frommt mir der Güter Gewinn?
Läßt du zu dem Bund dich erweichen,
O so nimm meine Schätze dahin!"

Daland willigt ein, dass er seine Tochter Senta als Frau heimführen könne und dadurch werde der unglückliche Mann seine Erlösung auf Erden finden. Auch Senta ist geneigt, ihm dazu durch ihre Treue zu verhelfen. Der eifersüchtige Jäger Erik warnt sie vergebens, indem er sagt, sie begebe sich in Satans Klauen. Senta aber bleibt bei ihrem Versprechen: „Durch meine Treue sollst du dein Heil finden." Und so endet die Oper.

Wenn die meisten Leser sich mit dem Inhalte der Wolff'schen Dichtung begnügen und fast alle Theaterbesucher an der kunstvollen Musik Wagners sich ergötzen, so gibt es doch einige, denen die Frage nahe liegt:

Wer ist denn dieser Holländer?

Wenn man in der Sagenwelt zu Hause ist, so darf man auch eine Antwort versuchen. Der Epiker wie der Tondichter und Maler nehmen gern aus diesem Gebiete ihre Stoffe und künstlerischen Motive. Das weiß jeder Literatur- und Kunstkenner.

Auf allen Meeren finden sich Sagen von Gespenster- und Totenschiffen, vor deren unheilvollen Begegnung niemand gesichert ist. Am Bugspriet, d. h. der über dem Vorderteile des Schiffes schräg in die Höhe ragenden Stange, glaubte man ein Gerippe mit dem Stundenglase in der knöchernen Hand zu sehen. Der Tod war also Kapitän und der Teufel war am Ruder. Gegen solch geisterhaftes Fahrzeug war jeder Kampf vergeblich. Bei Capri soll sich nach der Volkssage zur Nachtzeit

Diese Bemerkungen stehen mit der Sage von Geisterschiffen in einem gewissen Zusammenhange und es geht daraus wohl hervor, dass der „Fliegende Holländer“ ein Herr von Überall und Nirgend ist. Er ist entstanden wie der Teufel und seine Großmutter — von seinen Eltern wissen wir nichts — entstanden wie der wilde Jäger mit seinem Heere, wie der ewige Jude, wie die Ahnfrauen, wie die Hölle und das Fegefeuer, wie die Hexen, Gespenster und ähnliche Fantasiegebilde, die lange einen Platz gefunden haben in dem Aberglauben und in den verschiedenen Religionen der Völker. Nur den Künstlern, welche das Volkspoetische herauszufinden verstehen, sind sie immer willkommen gewesen für ihre Zwecke. Sie sind nicht bloß von Dichtern, sondern auch von Malern wie Kaulbach, Neureuther, Schwind 2c., endlich sogar von Tondichtern benutzt und kunstgemäß verarbeitet. Unter den letztern ist für das deutsche Musikdrama besonders hervorragend Richard Wagner, und nicht bloß im Ton, sondern auch im Worte, indem Wagner seine Texte selbst dichtete.

R. Wagner hat den uralten Totenschiffer der Volkssagen in diesem Erstlingsstücke auf die Bühne gebracht und sich dadurch als Romantiker im germanischen Sinne gezeigt. Als solcher gibt er auch in den folgenden Musikdramen seinen Gestalten etwas Dämonisches. Die Handlungen sind weniger aus menschlichen Beweggründen als vielmehr aus Schicksals- und Zaubergewalten zu erklären. Dadurch hat der Dichter neue Wege bereitet für seine musikalische Richtung, die nur von seinen Gegnern als eine Entartung angesehen werden. Sie geben aber zu, dass er eine hohe bühnendichterische Begabung hat: die der malerischen Einbildungskraft. Die Masse unserer hetzigen und realistischen Bevölkerung hat wenig Verständnis für die fantasievolle Richtung des genialen, echt deutschen Künstlers; darum mag es auch für viele Darsteller schwer sein, sich in Wagners Ideen hineinzudenken. Diesen sollte die Musik Führerin sein. Ein feiner Kenner der Wagnerischen Musik, Herr Fr. v. Hausegger in Graz, urteilt in dieser Hinsicht über die (von Fräulein Wiesner in Graz dargestellte) Senta des „Fliegenden Holländers“. Er sagt:

„So wird sich auch Sentas Wesen der Sängerin leicht erschließen, welche Empfindungsfond genug hat, die Beziehung der Musik zu den geforderten Bewegungen in allen Phasen zu verstehen. Der frische nordische Zug in der Ballade, verbunden mit dem somnambulen Charakter ihres zweiten Themas, läßt keinen Zweifel mehr darüber, wie die Senta aufzufassen ist, selbst wenn Wagner dieß nicht ausdrücklich mitgeteilt hätte. Sie ist „ein ganz kerniges, nordisches Mädchen, durchaus naiv.“ Diese Naivität, ihre Ursprünglichkeit und Unverdorbenheit ist es, welche ihrem Mitleide zu dem Holländer die erlösende Kraft gibt. In Sentas Gestalt sind bereits der Siegfried, der, „wo er nichts weiß, sich leicht zu helfen weiß“, und Parsifal „der reine Thor“ vorgebildet. In ihr vermag sich

mit allen seinen Schrecken seinen armen Opfern anzukündigen. Nicht Tod und Teufel kommandieren jetzt auf jenem nebelhaften oder im Flammenscheine dahergleitenden Schiffe mehr; sondern die Helden der Republik: ein van der Deecken, ein Focke, ein van der Straaten und van Diemen. Das sind die fliegenden Holländer der späteren Zeit.

Hier haben wir also den Van Straten der Wolff'schen Dichtung, wenigstens dem Namen nach. Viel wussten die alten Seeleute der vereinigten Provinzen von Focke zu erzählen, er habe sich als verwegener Seemann dem Teufel verschrieben, dieser holte ihn, und nun kreuzt er als „fliegender Holländer" zwischen den Südkapen von Asien und Afrika ohne Ruhe und Rast.

Hinsichtlich der Verbreitung, Entwickelung und Gestaltung hat die Sagenwelt überhaupt viel mit der Sprache gemein. Die Sagen der Völker, wie wir sie heute abgeschwächt und verändert noch vorfinden, gleichen zersplitterten Edelsteinen. Man weiß oft nicht, welchem Fantasiegebilde sie angehört haben; nur das weiß man, dass sie Bestandteile der Geschichte oder der Naturreligion der Völker, aber nach Jahrtausenden fast unkenntlich geworden sind. Ich vermuthe auch in der vorchristlichen Zeit uralte Vorbilder unseres germanischen „fliegenden Holländers". In alten Mythen wurzelt die Meinung von einer Überfahrt der Seelen in das Gebiet der Unterwelt durch ein Wasser, welches das Reich der lebenden Menschen von dem der toten trennt. Darauf hat J. Grimm, der Wiedererwecker des deutschen Sprachgeistes, in seiner Mythologie hingewiesen.

Die nordische Erzählung vom Tode Baldurs, des Tages- und Sonnengottes, hat den merkwürdigen Zug, dass die Asen seine Leiche auf ein Schiff brachten, in dem Schiff einen Scheiterhaufen errichteten, anzündeten und so der flutenden See überließen.*) Hieher gehören auch die Totenschiffe der alten Germanen, die bald von Thor bald von Odin gelenkt werden.

Nach dem Glauben der alten Griechen führt Charon die Seelen in einem Boot über den Styx oder Acheron in das Reich der Unterwelt. Er empfängt dafür ein Fährgeld und darum legte man den Toten einen Obolus (eine kleine Münze) in den Mund.

Dem Altertum trat der Tod als Bote einer Gottheit auf. Hierzu stimmt die vom Christentum beibehaltene Vorstellung, die Seele werde von Engeln abgeholt. Eine ähnliche Idee finden wir auch am Schlusse von Goethe's „Faust", wo Fausts Unsterbliches emporgetragen wird zu dem Urquell, wie im germanischen Altertum Odins Jungfrauen, die Walküren, die gefallenen Helden auswählen und nach Walhalla bringen.

*) Andere Belege in Grimms Mythologie, S. 790. Vgl. Vergils Äneide im sechsten Gesange.

Und dass man an ihn glauben kann, seit Menschenzeit an ihn glauben kann wie an eine Person, die man in ihrer Göttlichkeit doch nie gesehen (denn als er uns nahte, war er Mensch geworden), das ist das größte von allen seinen Wundern.

Aber die beredteste Sprache des Glaubens ist — demüthiges Schweigen.

Wenn du, lieber N., heute einem Ungebildeten versicherst: Wissenschaftlich ist es nicht bewiesen, dass es einen Gott gibt, so geht er morgen zu seinem Nachbar und sagt: Der N. hat versichert, es gibt keinen Gott.

Den orthodoxen Kirchen ist die Hinneigung der gebildeten Classe zum Atheismus weniger zuwider, als die Rückkehr derselben zur Religion. Der Atheismus will die Kirchen kurzweg niederreißen, und das gibt's schon von Staats- und Volkswegen nicht. Religiösgesinnte aus gebildeten Ständen wollen vielleicht die Kirchen restaurieren, und darin sehen diese eine Gefahr für sich, die schwerer zu umgehen ist.

Manche der orthodoxen Kirchen hat schon durch ihr hohes Alter, durch ihre geschichtliche Vergangenheit ein ehrwürdiges Recht. Man suche sie nicht zu restaurieren, sondern lasse sie wie ein uraltes Denkmal unberührt stehen und ehre sie und begreife es, warum Millionen von Menschen an diesem gleichsam aus einer Ewigkeit stammenden Heiligthume so unzertrennlich hängen. Hat doch vielleicht die Welt nichts Ähnliches an Bestand und an Größe der Einrichtungen aufzuweisen, als die katholische Kirche. Eine Reform würde sie zeitgemäß machen, also veralltäglichen, verweltlichen, und sie wäre bald ein anderes als das, was sie war, deshalb bedeutet eine Reform hier in der That nichts anderes als — Vernichtung.

Auch der conservative Mensch befreundet sich mit den Idealen der Zukunft, aber erst wenn sie ihm in seinen eigenen Kindern entgegentreten. Schon darum ist es klug von der alte Ideale hütenden katholischen Kirche, dass sie ihren Priestern verbietet, Kinder zu haben.

Nicht in Sprechen und Geberden — wirst du Christum ähnlich werden. — Nur im Dulden und in Werken — soll man die Verwandtschaft merken.

Trotz unserer künstlich anerzogenen Bildung und Cultur fallen wir in außergewöhnlichen Lebenslagen sofort in den Naturzustand zurück. Bei hocherregtem Gemüthe, drohenden Gefahren, schweren Krankheiten u. s. w. ist der Mensch ganz Natur und unterscheidet sich der Geistesfürst kaum vom Kohlenbrenner.

„der Trieb zur Erlösung des Verdammten als kräftiger Wahnsinn zu äußern, wie er nur ganz naiven Naturen zu eigen sein kann".

Der altgriechische Dramatiker Sophokles hat seine Stoffe gewählt aus der Religion und Geschichte seines Volkes: der Ödipus, die Antigone, Elektra und andere. Wir Deutsche hatten unsern Siegfried, Brunhild, Gunther, Hagen, Dietrich von Bern, Hildebrand, Gudrun und andere Gestalten, in denen heimische Sage und Geschichte sich berühren, tausend Jahre lang vergessen. Nur einzelne Schriftsteller, zum Beispiel die allbekannten Gustav Freytag und Felix Dahn hatten sich alter Zeiten erinnert und auch Dramatiker brachten große Persönlichkeiten auf die Bühne. Erst R. Wagner that einen tiefen Griff in das Dichten und Denken unserer deutschen Vorfahren, um uns dasselbe wieder vorzuführen. Er hat selbst die sinnvolle deutsche Göttersage hinein verwoben. Die darin liegenden Anschauungen und idealen Wahrheiten bleiben immer aufrecht und es bewährt sich das Wort des Dichters:

„Was sich nie und nirgends hat begeben, das allein veraltet nie."

Gedanken in schlaflosen Nächten.

Die Philosophen kamen jeder mit einem besonderen, theoretischen Gott; einige haben ihn sogar mathematisch bewiesen. Einen Gott, der bewiesen werden muss, kann ich nicht brauchen. Gott ist unbeweisbar und unleugbar.

Wenn mir einer anfängt zu sagen: Siehe, da ist Gott, da ist er! und ich sehe ihn nicht, da kommt mir das erstemal der Zweifel. Freilich sehe ich Gott mit meinem leiblichen Auge nicht, aber ich müsste ihn sehen *können*. Ich muss mir ihn wie etwas Sinnliches vorstellen können, und das mir Vorgestellte muss schön und erhaben sein und alle guten Eigenschaften haben, die wir uns überhaupt denken können.

Der Gottgedanke ist nicht für das All, er ist für uns Menschen und muss eine Gestalt haben. Wenn man Gott in beliebter Weise einschachteln wollte, so könnte gesagt werden, Gott gehört gar nicht in das Gebiet der Wissenschaft, sondern in das der Kunst. „Ein gar ätherischer Gott verdunstet zu leicht", hat einmal eine frivole Zunge gesagt.

Die Welt mag man lieben, den Himmel kann man hoffen, Gott muss man glauben. Gott kann alles entbehren, nur nicht den Glauben an ihn.

ich mich zuerst mit frischer voller Kraft an den großen machen. Die von dieser Arbeit übrig gebliebene Kraft wird immer noch genügen, dann auch mit dem kleinen fertig zu werden. Wenn mir zwei Feinde gegenüberstehen, so wird es geboten sein, zuerst den gefährlicheren unschädlich zu machen.

In den meisten Fällen jedoch fängt man, eben weil aller Anfang schwer ist, mit dem Leichteren an, das wissen auch alle Lehrer. Erst wenn man im Leichteren Übung und Fertigkeit hat, kann man sich ans Schwere wagen. Wenn ich an einem Tage zwei Arbeiten habe, eine geringe und eine größere, so pflege ich mich zuerst nicht an die größere zu machen, sondern mir die geringere von der Hand und von der Seele zu schaffen; denn sie würde, ungethan, mich bei der größeren genieren und belasten durch den Gedanken, dass sie nachher noch zu vollbringen ist. Habe ich aber nach der schweren Arbeit nichts mehr zu thun, so kann ich mich ganz für sie sammeln, kann mir Zeit lassen und sie mit Muße vollführen. Besonders bei bestimmten geistigen Arbeiten ist diese Methode vorzuziehen.

Auch die Natur hat uns das Schwerste auf zuletzt angesetzt — das Sterben. Zwar behaupten einige, das Sterben sei kinderleicht, denn jedes Kind bringe es zuweg und jedem Stümper gelinge es.

Ich sage: Ja, es gelingt, aber nur ein einzigesmal und nicht öfter.

R.

Sind Ibsens Gestalten wahr?

In diesem Blatte ist mehrmals die Frage aufgelegt worden, ob die Ibsen'schen Theatergestalten wohl auch innerlich wahr sind? Ibsen gilt manchen als ein Vertreter des sogenannten modernen Naturalismus. Wir jedoch haben ihn immer für einen „Idealisten nach unten" gehalten, nicht für einen, der die Menschen für besser, sondern für einen, der sie vielmehr für schlechter schildert, als sie wirklich sind. Und wir haben gesagt: Lebenswahr sind diese Gestalten nicht, oder die Norweger müssten Ausnahmsleute sein.

Nun kommt ein Gewährsmann aus jenem Lande, Professor N. Hertzberg in Christiania, welcher sich in einem im „Magazin" veröffentlichten Aufsatze sehr entschieden dagegen verwahrt, als wären seine Landsleute so, wie Ibsen sie der Welt glauben machen möchte. So sagt Professor Hertzberg:

Dank den Problem-Dramen Ibsens, denen der Verfasser eine anscheinend so bestimmte nationale und locale Färbung gegeben hat, ist sein entlegenes und bisher wenig beachtetes Vaterland der Gegenstand

Es gibt Leute, die reden wie folgt: „Fort mit Lehren, die uns das Glück in jener Welt versprechen, wir wollen auf dieser Welt glücklich werden.“ Ganz recht, jeder soll auf dieser Welt so glücklich werden als nur irgend möglich. Nun gibt es jedoch Leute, die auf dieser Welt nur glücklich sein können, wenn sie auch für jene Welt was Gutes hoffen. Soll man es gerade solchen erschweren, glücklich zu sein?

Der philosophische Antisemitismus ist ein Unding, der wirtschaftliche hat einen Sinn. Der philosophische Liberalismus ist der Inbegriff der Weisheit, der wirtschaftliche macht den Wohlhabenden zum Reichen und den Armen zum Bettler. Vom idealen Standpunkte aus muss ich den Antisemitismus verwerfen und den Liberalismus hochhalten, vom wirtschaftlichen aus ist vielleicht gerade das Gegentheil zu thun.

Den Antisemitismus aus wirtschaftlichen Gründen begreife ich nicht bloß, ich theile ihn auch, und wenn uns der Radauantisemitismus nicht alles verdirbt, so schränken wir das Großcapital ein und bringen die persönliche Arbeit wieder zu Ehren. „Mit dem Zinsfuße herab, mit dem Arbeitslohn hinauf.“

Wenn Einer lange Zeit mit einer bestimmten Partei geht und sich dann allmählich von ihr abwendet, so ist nicht immer anzunehmen, dass er sich und seine Grundsätze geändert hat, es kann sich auch die Partei geändert haben. Das letztere ist in den meisten Fällen wahrscheinlicher.

Es hat einmal eine Zeit gegeben, wo ich den Aberglauben und die sittlichen Auswüchse des Bauernthums scharf geißelte. Heute wäre ich glücklich, wenn wir jenes Bauernthum überhaupt noch hätten, ich wollte mir seinen Aberglauben, seine sittlichen Auswüchse, seine Fehler und Gebrechen aller Art gerne gefallen lassen. Jenes Bauernthum war trotz seiner Schäden unvergleichlich mehr wert, als das, was heute an seine Stelle tritt.

Es wird behauptet, dass das Christenthum die Liebe zu den Thieren nicht genug betone. Wie wäre denn das möglich? Ist doch der heilige Christ zu allererst bei Thieren eingekehrt — bei Ochs und Esel, und sie haben das Kindlein erwärmt mit ihrem Athemhauch. Wäre es denn möglich, dass dieser Mythe tiefer Sinn vom Christenthume selbst missverstanden werden könnte?

„Zuerst thue das Schwere, dann das Leichte“, wird manchmal gerathen. Dieser Rath ist nur beziehungsweise ein guter. Wenn ich zwei Steine hinwegzuwälzen habe, einen großen und einen kleinen, so werde

Diese Anführungen sind im hohen Grade geeignet, zu zeigen, welche sonderbaren Vorstellungen nordischer Verhältnisse die Dramen Ibsens bei den Schriftstellern des Auslandes hervorgerufen haben. Wie verhalten sich nun wirklich die Frauentypen Ibsens, seine Charakteristik der Ehe, der socialen Stellung der Frau, der Gesellschaftsmoral zur Wirklichkeit in dem Lande, aus welchem er, nach der allgemeinen Anschauung des Auslandes, seine Motive und ihre äußere Gestaltung hervorgeholt hat?

Haben seine Schilderungen von Charakter, Verhältnissen und Sitten wenig oder nichts mit der Wirklichkeit in seinem Vaterlande zu schaffen, — haben sie, wie es thatsächlich der Fall ist, unsere heimatlichen Verhältnisse in einem falschen Lichte gemalt und dieselben unverdient in europäischen Verruf gebracht, so erhebt sich die Pflicht, die die Rücksicht auf Wahrheit und auf das Vaterland den Landsleuten Ibsens auferlegt, dem Auslande wahrhaftigere und unserem Volke gegenüber gerechtere Anschauungen beizubringen, als diejenigen, welche der berühmte Dichter — ganz sicher, ohne es zu beabsichtigen — zum Schaden verbreitet hat.

Da Ibsen nun einmal seine düstere Lebensanschauung in die Formen des Dramas kleiden wollte, wird niemand es dem Dichter verdenken, dass er die Personen und die Localfarben dem Lande und den Verhältnissen entnimmt, die er am besten zu kennen glaubt. Zwar hat er jahrelang fern vom Vaterlande gelebt und ist, wie natürlich, in vieler Hinsicht den Verhältnissen zu Hause entfremdet, so wie sie sich in dieser langen Zeit entwickelt haben, aber in der Einsamkeit, in der er zu leben liebte, hat er sich nicht so in das Fremde einverleiben können oder wollen, dass er diese Lebensformen zur äußeren Gestaltung hätte brauchen können. Er hat auch nur die äußere Gestaltung seinem Vaterlande entnommen; es ist sicherlich nie seine Meinung gewesen, dass die Lebensanschauung, die Charaktere, die Conflicte und die Sittenmalereien, die er darstellte, specifisch norwegisch sein sollen. Es ist überhaupt die Frage, ob sie in Wirklichkeit irgendwo heimisch, ob sie nicht eher vollständig seiner Phantasie entstammen. Sind sie aber irgendwo heimisch, dann jedenfalls nicht in seinem eigenen Lande mit den verhältnismäßig einfachen, oft primitiven Sitten, sondern dann müssen sie es sein in den großen Culturcentren, wo die Entwickelung nach allen Richtungen Extreme erreicht hat, und wo die meisten Bedingungen vorhanden sind, jene psychologischen und sittlichen Abnormitäten hervorzubringen, in deren Schilderungen Ibsen eine so große Virtuosität besitzt.

Würde man von den Interieurs schließen, in die uns der Dichter hineinblicken läßt, so würde man zu einer von der Wirklichkeit sehr abweichenden Auffassung des häuslichen und gesellschaftlichen Lebens hier zu Lande gelangen. Man würde glauben, dass die Häuser reicher Leute mit der ganzen, modernen, übertriebenen Verfeinerung selbst in unseren

allgemeiner europäischer Aufmerksamkeit geworden, einer Aufmerksamkeit, die für das Land und das Volk, aus denen er hervorgegangen ist, alles eher als schmeichelhaft genannt werden muss. Es liegt auch nicht so fern, sondern ist im Gegentheil ganz natürlich, dass das Publicum, welches die Schauspiele Ibsens liest, oder ihrer Aufführung beiwohnt, von diesen auf die moralischen und socialen Verhältnisse der Gesellschaft schließt, in welche sie verlegt werden, und dass sich der Gedanke den Ausländern unwillkürlich aufdrängen muss: wie schlimm muss es um die Moral stehen, wie tief muss namentlich die Ehe — dieser Prüfstein des sittlichen Standpunktes einer Nation — gesunken und innerlich zerfressen sein im Lande der „Nora“, Rosmersholm“, Wildente“, Gespenster“, „Hedda Gabler“?

Zeugnisse hiervon liegen fast täglich in der Presse der großen Culturländer vor. Als einige Beispiele mögen folgende Auslassungen gelten.

Lionel Radiguet in der „Revue indépendente“ sagt: „Zunächst will ich darauf hinweisen, wie eng verwachsen Ibsens Dramen mit dem „moralischen Milieu“ sind, in dem sie spielen. Nur in Norwegen leben diese Figuren, die er schafft (?); der nordische Himmel, der über den Fjords hängt, die düsteren, überhängenden Felsen, — alles hat sich zu einer Macht vereinigt, die Ibsens inspirirende Muse geworden ist ... Einzelne Ibsen-Kritiker sind erstaunt, ja fast ärgerlich darüber gewesen, dass in seinen Werken so wenig Platz für die Liebe ist; aber begreift man denn nicht, dass seine socialen Dramen in Norwegen sich entwickeln? Und seine Heldinnen, sind sie nicht norwegisch? — — — Die sociale Stellung dieser norwegischen Frau — ich bitte, zu bemerken, ich sage mit Absicht nicht: die nordische Frau, sondern die norwegische — die Lust, das Joch abzuschütteln, weil sie fühlt, dass sie an Kraft denen ebenbürtig ist, die die Gesellschaft regieren (den Männern) — ist das alles nicht das Resultat des „nordischen Milieus“? Oben am Polarkreis, in den eisbedeckten Feldern zwingen die materiellen Bedingungen des Lebens die Frau, alle Regeln der Koketterie abzustreifen und sich in das gleiche Gewand wie der Mann zu kleiden. Ob nicht eher die Nothwendigkeit als der Instinct die norwegische Frau in das Verhängnis treibt, masculinisiert zu werden?“

In der „Revue des deux mondes“ sagt der Theaterkritiker dieses Blattes, Camille Bellaigue, aus Anlass der Aufführung „Hedda Gablers“ zu Paris: „Ich hatte keine Ahnung, dass die jungen Frauen aus ehrbaren bürgerlichen Familien da oben im hohen Norden so geistig krank seien. Beim Ausgange des Theaters sagte mir jemand aus dem Norden: „Glauben Sie doch nicht, dass alle Frauen so sind.“ Mag sein! es ist schon genug, wenn einzelne so sind, und M. Prozor, der Übersetzer Ibsens, hat ganz recht, wenn er mit Shakespeare ausruft: „Es ist etwas faul im Staate Dänemark (Norwegen).“

wenig hervortritt wie hier, und in dem eine so lebhafte Circulation zwischen den einzelnen Gesellschaftsschichten besteht. Norwegen ist ein demokratisches Land par excellence. Ein paar Menschenalter hindurch haben die Bauern die Macht in der Nationalversammlung gehabt; im Laufe späterer Jahre sind sie in den Rath des Königs aufgenommen worden. Die akademisch gebildete Beamtenclasse rekrutiert sich zum größten Theile aus den Söhnen der Bauern, der Seeleute, der Handwerker und anderer kleinerer Gewerbetreibender, während die Kinder von Beamten, deren ökonomische Bedingungen im ganzen äußerst bescheiden sind, häufig in den Dienst der Landwirtschaft, der Schiffahrt, der Industrie und des Handwerks übertreten.

Das Geschäftsleben ist im großen ganzen gesund und trägt durchgehends den Stempel der Rechtschaffenheit. Beispiele von ökonomischem Schwindel, von leichtsinnigen und betrügerischen Transactionen gibt es selbstverständlich auch hier, aber in verschwindender Anzahl im Vergleich mit denen der großen Culturländer. Der norwegische Seemannsstand hat auf allen Meeren einen guten Ruf, unsere Seeleute sind geachtet und gesucht, nicht nur ihrer Tüchtigkeit, sondern auch ihrer Aufführung wegen. In Amerika werden die skandinavischen Emigranten als die nüchternsten, arbeitsamsten angesehen und mit offenen Armen empfangen. Das norwegische Volk ist nach dem Ausweise der Statistiken gegenwärtig eines der nüchternsten Völker in Europa; in vielen und großen Districten des Landes sind spirituöse Getränke nicht aufzutreiben. Das in anderen Ländern so verbreitete und demoralisierende Café- und Kneipenleben ist, wenn man die Hauptstadt ausnimmt, so gut wie unbekannt. Die erwachsenen Männer eilen nach beendeter Arbeit nach Hause; im ganzen ist die Liebe zur Heimat eine der schönsten Züge im norwegischen Nationalcharakter; nur die strenge Nothwendigkeit zwingt besonders die Landleute und Arbeiter zur Emigration. Es ist ein ebenso bezeichnendes wie rührendes Zeugnis, wie tief und innig die Emigranten an ihrem alten Vaterlande hängen, dass in jedem Jahre hunderte von ihnen die weite und kostspielige Reise unternehmen, um ihre alte Heimat zu besuchen.

In Norwegen sowohl wie in Schweden und Dänemark werden verhältnismäßig mehr Ehen geschlossen als in anderen Ländern, aber in etwas späterem Alter wie in diesen. Es gibt wohl nicht viel Länder, in denen die Heiligkeit und Unverletzlichkeit der Ehe strenger beobachtet wird als hier. Obwohl die Gesetzgebung unter Beobachtung gewisser Formen Scheidung zulässt, gehört sie doch zu den Seltenheiten; die Anzahl der Geschiedenen beträgt nur ein drittel Percent der Verheirateten. Mitglieder der Staats- oder Landeskirche können ohne kirchliche Trauung keine Ehe eingehen; wollen sie eine Civilehe schließen, müssen sie aus der Staatskirche austreten. Ausgenommen in der Hauptstadt, ist die bürgerliche Ehe-

Küstenstädtchen eine ganz gewöhnliche, allgemeine Einrichtung seien. Selbstverständlich gibt es in den kleinen Städten Häuser mit solidem Wohlstand, aber nach solchen wie „Werles" oder „Bernicks" wird man vergebens suchen. Würde man der „Wildente" glauben, so gäbe es auch in unseren kleinen Städten einen Überfluss an „Kammerherren", deren wesentliche Functionen darin bestehen, den vornehmen Gastmählern der Großhändler als Decoration zu dienen. In Wirklichkeit sind „Kammerherren" hier zu Lande eine überaus seltene Ware, und was die wenigen vorhandenen betrifft; so ist es eine gegen die genannte Institution bei uns wenig wohlwollende Erfindung des Dichters, dass sie die kaum ansprechende Rolle von Schmarotzern am Tische der Reichen spielen sollen. In den „Gespenstern" ist auch der unwürdige Alving zum Kammerherrn gemacht.

Wollte man von den Repräsentanten des Geschäfts- und mercantilen Lebens, die in den Schauspielen Ibsens dargestellt werden, einen Schluss ziehen, so müsste man zu der Annahme gelangen, dass die Handelsmoral hier tiefer gesunken sei, als in anderen Gesellschaften, und dass ökonomischer Schwindel und unredliche Transactionen an der Tagesordnung wären; aus seiner Schilderung der Ehen würde man den Eindruck gewinnen, dass sie in der Regel demoralisiert und unglücklich, dass die Männer tyrannisch, treulos und versoffen, die Frauen entweder unterdrückt, unterjocht und herabgewürdigt oder äußerlich emancipiert und den Männern gleich wie „Lona Hessel", oder moralisch und seelisch abnorm wie „Hedda Gabler" und die „Frau vom Meere" seien.

Es wird von vornherein einleuchtend sein, dass schon die von der Natur gegebenen Bedingungen, unter denen das norwegische Volk zu leben angewiesen ist, eine Culturentwickelung nicht begünstigen, am allerwenigsten eine Übercultur, wie sie die Ibsen'schen Schilderungen voraussetzen. Eine bekannte norwegische Schriftstellerin hat einmal gesagt: „Norwegen ist eine harte Mutter zu ihren Kindern" und das ist wahr. Der große Theil des Volkes ist darauf angewiesen, sein tägliches, bescheidenes Brot durch einen ständig angestrengten, oft lebensgefährlichen Kampf mit einem stürmischen Meere, einem rauhen Klima und einer geizigen Erde zu erwerben. Zwar ist das Armenelend nicht so schreiend wie in den großen Culturländern, aber es gibt auch nicht so grelle Gegensätze in der Vertheilung des Eigenthums, keine Capitalansammlungen, keine großen Vermögen, die einen Vergleich mit denen der großen Culturcentren dulden: Die Lebensverhältnisse nicht allein innerhalb des Bauernstandes sondern auch in den Städten — mit Ausnahme der Hauptstadt und einzelner größerer Städte — sind deshalb einfach, theilweise sogar primitiv. Es gibt keinen Adel oder eine andere Geburtsaristokratie, keine privilegierte Gesellschaftsclasse; es gibt vielleicht kein europäisches Volk — es müsste sonst das schweizerische sein — in dem der Standesunterschied so

angibt, ebenso ist der persönliche Erwerb der Frau gegen Übergriffe von Seiten des Mannes durch das Gesetz geschützt.

Frauen dürfen sich dem Abgangsexamen an Mittelschulen mit allen Rechten, die damit verbunden sind, unterwerfen; in einer nahen Zukunft wird den Frauen wahrscheinlich das gleiche Recht wie den Männern zu jedem privaten Erwerb, öffentlichen Ämtern und Geschäften gegeben werden, wozu die Examina berechtigen, mit Ausnahme militärischer und geistlicher Stellungen. Durch die letzten Schulgesetze von 1889 wurde den Frauen das Recht zur Bekleidung aller Lehrerposten an Volksschulen, an Schulen auf dem Lande mit gleichem Gehalt wie den Männern zuertheilt. Der gemeinsame Unterricht für Knaben und Mädchen kann jetzt als eine öffentlich anerkannte Institution nicht allein in den niederen, sondern auch in den höheren Schulen betrachtet werden. Hieraus geht zur Genüge hervor, dass Norwegen in Bezug auf die „Befreiung der Frau" zu den fortgeschrittensten Ländern in Europa gehört; es bleibt nur noch übrig, um sie mit den Männern in allem gleich zu stellen, ihnen auch das communale und staatsbürgerliche Stimmrecht zu verleihen. Gesetzvorschläge hierzu sind bereits seit langem vorbereitet, und, wie die politische Entwickelung in der letzten Zeit sich gestaltet hat, lässt sich annehmen, dass die Einführung auch dieser Reform nur eine Frage der Zeit ist.

Was nun besonders die Stellung der Frau in der Ehe betrifft, so entspricht sie hier wie anderwärts weder dem verblassten Ideale der alten Romantik noch demjenigen, das in „Nora" aufgestellt wird. Hier wie überall spielen selbstverständlich ökonomische wie conventionelle Rücksichten bei Schließung von Ehen eine Rolle. Doch sind Verbindungen, die sich auf dem Fundament wirklicher, gegenseitiger Sympathie aufbauen, glücklicherweise bei uns noch die Regel. Man lässt hier in weit höherem Grade als in vielen anderen Ländern der Jugend ihre Freiheit in der Beziehung. Es besteht keine Ursache, den Stab über die Ehen in unserem Lande zu brechen oder in der Hinsicht ein warnendes: Halt! auszurufen; im großen ganzen müssen die Ehen aller Gesellschaftsclassen als glücklich und sittlich bezeichnet werden; entsprechen sie auch nicht in allen Stücken einem idealen Zustande — welche menschlichen Verhältnisse thun dies überhaupt? — so verlaufen sie doch friedlich und ruhig und haben selten oder niemals Beispiele solcher Conflicte und Katastrophen aufzuweisen, wie man sie nach der Lectüre Ibsen'scher Dramen für einen hervorstechenden Zug in den Ehen bei uns halten könnte. Frauentypen wie „Rebekka West" oder „Hedda Gabler" oder „Hilde Wangel", die man unter Berufung auf Ibsen als eine norwegische Specialität bezeichnet, gibt es, das darf man ruhig behaupten, bei uns nicht. Es ist möglich, dass Ibsen Modelle für sie gehabt hat; es ist auch möglich, dass die Modelle Norwegerinnen waren; obwohl es unwahrscheinlich ist. Dann waren es aber ganz singuläre

stiftung äußerst selten. Die Einführung der obligatorischen bürgerlichen Ehe, der von einzelnen Seiten bei uns das Wort gesprochen wurde, würde einem bestimmten Widerspruche innerhalb eines großen Theiles der Nation begegnen, bei dem die Vorstellung der Ehe als einem religiösen Verhältnis, das nur durch einen kirchlichen Act sanctioniert werden darf, tief eingewurzelt ist.

Die Betrachtung der Ehe steht wieder in Verbindung mit dem starken religiösen Zuge, der durch das Volk geht, nicht nur unter der Land-, sondern auch unter der Stadtbevölkerung. Selbstverständlich hängt hier wie anderwärts am religiösen und kirchlichen Leben Gewohnheit, Äußerlichkeit und schwärmerische Ausschweifung; aber die Bezichtigung religiöser Heuchelei, die durch fast alle Schauspiele Ibsens mit norwegischer Localfärbung geht, und nach welchen ein solches Wesen ein vorzugsweise norwegischer Charakterzug sein soll, muss als unbefugt zurückgewiesen werden.

Es sind vornehmlich Ibsens Frauentypen, die sich die Aufmerksamkeit des Auslandes zugezogen und sie zu dem Ausrufe veranlasst haben: „Was muss das für eine sonderbare Gesellschaft sein, die solche Frauen aufzuweisen hat!" Wollte man von den Ibsen'schen Schilderungen der verheirateten und unverheirateten Frauen schließen, dann wären hier zu Lande die Illustrationen zu Stuart Mills „Unterjochung der Frau" vollauf vorhanden.

Und doch ist das Verhältnis in Wirklichkeit so, dass man kaum ein Land namhaft machen kann — außer den amerikanischen Freistaaten — wo die Stellung der Frau, der verheirateten und unverheirateten, eine freiere und von Gesetzgebung, Institutionen und Gewohnheiten beschütztere und begünstigtere wäre als in Norwegen. In dieser Hinsicht ist im Laufe namentlich des letzten Menschenalters eine Veränderung eingetreten, die von einem norwegischen Rechtslehrer, Professor Hagerup, als eine „Umwälzung" bezeichnet wurde. Durch Gesetz vom 11. April 1863 sind die Frauen in Bezug auf Volljährigkeit mit den Männern gleichgestellt. Das Alter der Großjährigkeit wurde im Jahre 1869 für beide Geschlechter auf das vollendete einundzwanzigste Lebensjahr festgesetzt. Frauen, verheiratete und unverheiratete, über fünfundzwanzig Jahre, können Handels- und Handwerkerbürgerrecht unter den gleichen gesetzlichen Bestimmungen wie die Männer erwerben; im Jahre 1884 bekamen die Frauen das Recht zur Ausübung des Apothekergewerbes. Nach dem Gesetze von 1888 kann das Vermögensverhältnis zwischen Gatten durch einen „Ehevertrag", der beiden Theilen am dienlichsten erscheint, geordnet werden. Zwar setzt das Gesetz Vermögensgemeinschaft zwischen Ehegatten als das normale voraus, aber es erleichtert sie durch Festsetzung des ausschließlichen Besitzes; die verheiratete Frau hat sonach das gleiche Recht wie die unverheiratete, über ihren Besitz zu bestimmen, mit den näheren Begrenzungen, die das Gesetz

schlafen legte. Auch wenn der Vogel Hunger hatte oder Durst oder ein anderes Leid, oder auch, wenn die liebe Sonne zum Fenster hereinschien, rief er in Schmerz oder Freude die drei Worte aus, also, dass das Haus jeden Augenblick durch die heiligen Namen besegnet ward. Nun trug es sich zu, dass aus Unachtsamkeit der Star eines Tages seinem Käfig entkam und ins Freie flog, hinaus in den grünen Wald. Und zur Stunde stieß vom hohen Himmel ein Geier nieder auf den Vogel. Dieser in seinem Schreck kreischt: Jesus, Maria und Josef! — der Geier hört es, prallt zurück und flattert mit halb gelähmten Flügeln in den Abgrund. — Daraus erseht ihr, liebe Kinder, dass die hochheiligen Namen selbst in der unvernünftigen Thierwelt ihre himmlische Macht bezeugen, umsomehr erst bei dem gläubigen Christenmenschen, der sie deshalb stets im Munde und im Herzen tragen soll."

So hatte der Vorsitzende gelesen, dann den hohen Rath der Reihe nach angeblickt. — „Nun?!"

Der eine stemmte den Ellbogen auf den Tisch, stützte das Haupt auf die Hand, schüttelte es und sagte: „Das ist eigentlich ganz niederträchtig, den Kindern so etwas Hirnverbranntes, Naturwidriges zu erzählen, anstatt sie in den Naturwissenschaften zu unterrichten und darüber aufzuklären, dass dem Star und dem Geier dogmatische Dinge gerade so gleichgiltig sind, als —."

„Nein", unterbrach ihn der nächste, „wenn ich der Sache von diesem Geier auch keine besondere Bedeutung beimessen kann, so finde ich es doch — offen gesagt — etwas —" Er sprach den Satz nicht aus, weil er der Meinung des Präses nicht vorgreifen wollte. — „Excellenz!" murmelte ein dritter, denselben zur Meinungsäußerung einzuladen.

„Je nu", sagte Seine Excellenz der Vorsitzende achselzuckend und wegwerfend, „ist halt ein clericaler Geier gewesen."

Damit wurde der Bogen einstweilen beiseite gelegt.

Das zweite Stück, welches nun drankam, war die Beschwerde des Dorfschulrathes zu Mitterwies darüber, dass der Lehrer den Kindern gesagt habe, es sei nicht wahr, dass die Sonne aufgeht, es drehe sich vielmehr die Erde um die Sonne. Und ob — hieß es wörtlich — eine solch offenkundige Lüge denn nicht hohen Orts zu bestrafen sei?

„Die Herren von Mitterwies", sprach Seine Excellenz, das Actenstück beiseite legend, „werden wahrscheinlich demnächst eine Gesetzvorlage dem Reichsrath unterbreiten, des Sinnes, dass in Zukunft die Erde nicht mehr um die Sonne kreisen darf, sondern vielmehr die Sonne täglich auf- und unterzugehen hat, wie es ihre Pflicht ist und wie sie das auch in früheren Zeiten gewissenhaft gethan hat."

Das dritte Actenstück hatte Ähnlichkeit mit dem ersten. Es verklagte den Katecheten einer Marktgemeinde. Der hatte bei Behandlung des Altars-

Geschöpfe, die zu der in Norwegen herrschenden Lebensform und Cultursphäre passen wie der Fisch zum trockenen Lande. Es muss also behauptet werden, dass ebensowenig, wie die Verhältnisse, auch die Personen, die Ibsen schildert, einen hervorragend oder gar ausschließlich norwegischen Charakter an sich tragen. Im Gegentheil; sie sind nichts weniger als norwegisch. Sie mögen europäisch sein: das würde, neben seiner dichterischen Stärke, die Verbreitung seiner Dramen durch Europa erklären helfen; dann würden sie aber auf kein Land Europas weniger passen, als auf das, aus dessen Sprache ihre Namen und Bezeichnungen entnommen sind.

Aus einer Schulrathssitzung.

Da saßen sie beisammen, die Herren im hohen Schulrathe. Jeder hatte heute sein strenges Gesicht aufgesteckt, denn es handelte sich um Einläufe über unzukömmliche Vorfälle in den Landschulen.

„Wir haben heute, meine Herren", sagte einleitend der Vorsitzende, ein Mann mit bartlosem, rundlichem Gesichte, dessen Grauaugen unbeglast dreinlugten im Gegensatz zu den vier übrigen Räthen, die alle scharf bewaffnet waren über der Nase, „wir haben heute einige Einläufe zu erledigen, die —" er legte die schmalgebogenen Actenbogen vor sich auf den Tisch, — „recht schlimm sind. So zum Beispiel handelt gleich Numero eins —" er blätterte den Bogen bedächtig auf, „von einer — na, wo haben wir sie nur gleich! — recht schönen Katechetengeschichte, welche — da ist sie ja schon! — ich mir erlauben werde, den Herren vorzutragen."

Die einen bliesen ihre Nasen pusternd ins Sacktuch aus, die andern putzten ihre Augengläser, damit sie besser — hören konnten.

„In Kleinötting", begann der Präses, einmal in seinen Bogen, das anderemal schmunzelnd darüber hinausblinzelnd, „hat der dortige Cooperator in der dritten Volksschulclasse über die Wunderkraft der Namen Jesus, Maria und Josef geredet und zur Erhärtung seines Lehrstückes folgendes Geschichtlein erzählt. Da war — es soll hier fast wörtlich wiedergegeben sein — einmal ein frommer Mann, welcher einen Starmatz besaß und der aus kindlicher Verehrung dem Vogel die drei heiligen Namen einlernen ließ. Des Morgens, wenn er aufwachte, begrüßte ihn der Star mit dem Rufe Jesus, Maria und Josef! Desgleichen, wenn er an die Arbeit gieng oder zu Tische, und wenn er sich des Abends

beiden Legenden, die uns heute zur Prüfung vorliegen, schön und rührend. Sie zeigen, dass Gott nicht bloß für die Christenmenschen da ist, sondern auch für die Thiere und deuten damit die Zusammengehörigkeit der Creatur an, ob sie nun ein Priester mit dem Heiligsten, ein Geier in der Luft oder eine Biene ist. Und was soll es dem Kinde denn schaden, wenn es hört, dass der Name des liebreichen Welterlösers selbst ein Raubthier zähmt, dass die Biene Mitleid hat mit dem leidendeu Heilande, dass sogar das Thier ablässt von seiner täglichen Sammelarbeit, um dem Höchsten einen Tempel zu bauen! — Ja, meine Herren, wenn Sie das nicht gutheißen, dann erklären Sie dem Volke nur offen: Religion haben wir in der Schule nicht. — Ich glaube, wir dürfen uns beglückwünschen, wenn in den Schulen nicht in bedenklicherer Weise Religion vorgetragen wird und ich finde keinen Grund, die beiden Anzeigen weiter zu berücksichtigen. Ebenso unbegründet ist das Schriftstück Numero zwei, in welchem der Lehrer verklagt wird, weil er einen astronomischen Grundsatz vorgetragen hat. Die Naturgeschichte wird der Religion niemals gefährlich, so lange man in dieselbe nicht Religion hineinzutragen sucht. So auch umgekehrt. Im Gemüthe kann eines das andere wohl durchdringen und ergänzen, in der Wissenschaft aber geht es nicht an, mit Religion etwas Weltliches beweisen, oder mit einer Thatsache religiöse Ideen bekämpfen zu wollen. Da schließen sich die beiden Reiche aus. Wenn man sie ruhig und unverquickt nebeneinander bestehen lässt, so thut eines dem andern nichts zuleide. Darum nach meiner Meinung alle drei Eingaben ad acta."

So ist es geschehen und so ist es auch aufgeschrieben worden manchem Schulmann zur Erinnerung.

R.

Kunstschule.

Wie drängen sie in dieses Haus,
Die kunstbeflissenen Rangen!
Geht ein Genie zum Thor heraus,
Das nicht hineingegangen?

M.

Sacramentes den Schulkindern folgende Geschichte erzählt: In alter Zeit, als das Christenthum noch verfolgt wurde in Deutschland, gieng eines Tages ein Priester mit Monstranze und Hostie aus, um einem Sterbenden den Leib des Herrn zu reichen zur letzten Wegzehrung. Und als er so in frommem Gebete dahin wanderte, da wurde er plötzlich angefallen von berittenen Heiden, die ihn misshandelten und des hochwürdigsten Gutes beraubten. Dann ritten sie davon, zerbrachen die Monstranze, um das Gold derselben unter sich zu theilen, und die Hostie warfen sie zur Erde. Dort blieb sie liegen unter Heidekraut, umzingelt von wildem Gewürm. Da flog zur Zeit ein Bienenschwarm über die Heide und als diese Thierchen die Hostie liegen sahen, umflogen sie die Stelle im Kreise und huben dann an, Wachs zu sammeln und aus Wachs einen Tabernakel zu bauen für den Leib des Herrn. Gar herrlich war dieses Tabernakel mit Trepplein und feinen Säulen und einem kunstreichen Baldachin. Und in die kleine Halle hoben sie die heilige Hostie. — Also blieb das Tempelchen stehen, Hirten fanden es und später wurde auf der Heide ein Kirchlein gebaut, genannt die Immenkapelle, in welcher das Wunderwerk der Bienen heute noch zu sehen ist.

Diese Geschichte ist dem Schulrathe also hinterbracht worden. Da hieb einer der Herren Räthe seine Hand auf den Tisch und rief: „Das ist nun aber schon zu arg! Das sind reine Faustschläge ins Gesicht der Natur und Wahrheit! Wie kann der systematischen Züchtung solchen Unsinns gegenüber der Lehrer den Kindern Naturgeschichte einprägen? Derlei soll länger wohl nicht mehr geduldet werden. Das ist ja die reinste Schule des Aberglaubens. Das Thierreich so in die Religion hineinzuzerren!“ Der Excellenz-Präses zuckte ein wenig die Achseln und meinte, da müsse man erst einen Bienenzüchter fragen, ob die Bienen auch Tabernakel bauen könnten. — Nun saß ganz unten am grünen Tische ein altes Männlein, das bisher geschwiegen hatte. Jetzt räusperte es sich und sprach: „Wenn ich mir erlauben darf, meine Herren! Die bisher geäußerten Auffassungen scheinen mir in einer so ernsthaften Sache nicht recht am Platz. Ich frage, wollen wir noch Religion in der Schule oder wollen wir keine?“

„Sittlichkeit und Tugend ist unsere Religion“, versetzte der vorige Redner.

„Ethik? Sehr wohl, sie ist das Wichtigste“, fuhr der kleine Greis fort. „Aber Ethik ist Ethik, und nicht Religion. Auch der Atheist kann sittlich und tugendhaft sein. Religion ist der Glauben an die Gottheit und das Verhältnis des Irdischen zum Überirdischen. Wir haben dem Volke Religion versprochen, dieselbe liegt in den heiligen Schriften, nicht bloß in der Sittenlehre, sondern auch in den Erzählungen von Gott und seinen Eigenschaften, in den Legenden, Mythen und Parabeln. Ich finde die

und wann auch ein bissel was. Aufgemerkt ist nichts worden, wie's halt schon geht, wenn man zu gut ist, und jetzt, wo wir wegen der Hausübergabe auf Gleich raiten sollen, will er mir nichts, und ich soll ihm was. Das ist ein Brettschädel, dieser Lackenbacher, ich sag's. Alleweil anschmieren will er mich, das ist ein Sechzehnlötiger, das!"

„Haltet Ihr eueren Nachbarn für einen Betrüger?" fragte der Richter.

Der Bauer stutzte. Das kunnt gefehlt sein, dachte er, wenn ich ihn was Schlechtes heißen thät, da kunnt ich eingehen. „Ah, das — das nicht", sagte er hernach, „ein Strick ist er wohl, aber schlechter Mensch, ah, das nicht, da müsst' ich wohl lügen, wenn ich sagen wollt, er wär' ein schlechter Mensch."

„Gut", sprach der Richter. „Mir scheint, in diesem Falle kommt's nur auf eine richtige Verständigung an. Versucht es. Kommt am nächsten Sonntag beide zu mir, ich will euch euere sieben Zwetschken auseinander rechnen; wer die vierte kriegt, das wird sich dann schon zeigen."

„Der Herr Bezirksrichter ist wohl rechtschaffen ein kamodter Herr", lobte der Bauer. „Wenn's nicht zuviel thät' kosten —"

„Das Auseinanderrechnen und das Ausgleichen? Geht mir weiter!"

„Mir ist's recht", schlug der Bauer ein, „was der Herr Bezirksrichter sagt, das ist mir recht. Nur Gerechtigkeit sag ich alleweil! Aber —" setzte er beklommen bei, „thät wohl unterthänigst bitten, ein bissel auf meiner Seiten sein!"

Sodann sind sie am nächsten Sonntage nach dem Gottesdienste gekommen, der Hartelberger und sein Nachbar, der Lackenbacher. Jeder hatte vorher in der Kirche gebetet um seinen Vortheil, und ich denke, der liebe Herrgott wird über eine solche Zumuthung der beiden Hartgesottenen heimlich gelacht haben.

Der Lackenbacher versicherte den Bezirksrichter nicht weniger lebhaft, als sein Nachbar, es könne ihm gar nichts lieber sein, als ein guter Ausgleich. Der Herr solle nur alles hübsch zusammenstellen und was der Herr nachher sage, das würde ihm recht sein. „Nur bitte ich —" war der mit einer klugen Bewegung verdeckte leise geflüsterte Beisatz — „mich nicht zu kurz kommen lassen! Mein Weib hat nachher einmal ein paar Hendln."

Solche Beleidigungen muss sich ein Landrichter schon gefallen lassen, er überhört sie.

Der Bezirksrichter nahm hierauf einen Kanzleibogen, die eine Hälfte eignete er für das Guthaben des Hartelberger, die andere für das des Lackenbacher.

„Also jetzt, meine lieben Vettern, wollen wir anfangen. Sollt mir jeder sagen, was er dem anderen geleistet hat, dann wollen wir's anein-

Das Fenstergatter.

Eine Kriminalgeschichte von P. K. Rosegger.
(Nach den Aufzeichnungen eines Richters.)

„Klagen thu' ich den Lackenbacher, Herr Richter, klagen thu' ich ihn! Weil er mir schuldig ist, und nicht ich ihm. Will ihm's schon zeigen, klagen thu' ich ihn!"

So polterte der Hartelberger und fünf Minuten lang sagte er, immer mit heftigen Armbewegungen begleitet, dieselben Worte. Endlich war er heiser, so dass der Bezirksrichter mit seiner ruhigen Stimme dran konnte.

„Aber Hartelberger", sagte er, „warum denn immer gleich klagen? Können sich vernünftige Männer nicht auch so vergleichen?"

Machte der Bauer ein starres Gesicht und sagte mit einiger Hinterhältigkeit: „So! Ja, wegen was seid ihr Herren denn nachher da, wenn wir nicht klagen gehen sollen?"

„Für das sind wir gerade nicht da, mein lieber Hartelberger. Und ich denke, auch ihr Bauern seid nicht für das da, dass ihr mit einander in Streit und Hader liegen und euch nachher gegenseitig in Unkosten sprengen sollt. Ist eh eine schlechte Zeit jetzt, für euch Bauern; wenn auch ihr selbst euch befeindet, anstatt zusammenzuhalten, dann ist es gefehlt mit euch."

That der Bauer, als denke er ein wenig nach und sagte dann: „'s selb ist eh frei wahr, Herr Bezirksrichter. Wenn man's recht nimmt, es ist ein Unsinn, richtig wahr auch. Aber was kann ich machen, wenn er ein Stierkopf ist, der Lackenbacher, und nicht nachgibt?"

„Müsset halt Ihr anfangen nachzugeben, nachher wird er auch ein bissel rucken und dann geht's."

„Wir kennen uns halt frei nimmer aus, Herr Bezirksrichter", gestand der Bauer und warf bei jedem Satz seine Arme hin und her, als wären die Worte Strohschaube, die er auf die Tenne schleudern müsse. „Wie's halt schon hergeht, wenn man allzugut ist. Haben uns einander alleweil mit allerhand ausgeholfen. Ich schon gar, hab' dem Lackenhofer die Jahre her eins ums andere gegeben, geliehen, ihm Arbeit geleistet, er mir dann

„Das Teichwasser ist Servitut!“ begehrte der andere auf, „und der Lackenbacher drischt dafür auf meiner Maschin' sein Korn aus!“

„Also das hebt sich“, bestimmte der Richter.

„Verlang auch nichts“, meinte der Lackenbacher, „aber wenn er sich seine Steiner zahlen lassen will, so lass ich mir auch mein Wasser zahlen!“

„Nicht die Steiner lass ich mir zahlen, du Pölli!“ schrie der Hartelberger, „aber's Fuhrwerk! Kostet einen Gulden, ist eh ein Spott!“

„Also ein Gulden“, bestätigte der Richter und schrieb die Ziffer auf. „Schaut einmal, wie das gut geht. Es kommt nur auf eine freundschaftliche Verständigung an.“

„Jetzt wär' noch der Schneider“, setzte der Hartelberger neuerdings ein.

„Was für ein Schneider?“ fragte der andere.

„Schau nicht so dumm. Weißt es recht gut, dass du mir noch den Schneider schuldig bist. Wie die Grasseln (Schafblattern) sind gewest in deinem Haus, dass sich kein Handwerker hingetraut hat, und du brauchst das Wintergewand. Weißt es? Und wie ich den Schneider für dich in mein Haus auf die Ster hab' genommen! Weißt es?“

„Du Dodl, den Schneider hab' ich ja eh schon lang bezahlt!“ rief der Lackenbacher.

„Bei der Stang bleib, du Plauscher! Mich hast nicht bezahlt. Und der Schneider hat gegessen so viel wie zwei Drescher.“

„So viel wird er doch nicht, wie deine Kühe gefressen haben, die mir vorigen Sommer alle Tag auf das Kornfeld sind gekommen.“

„Hat sie eh deine Alte ausgemolken, gleich auf dem Acker, wie eine Butterhex!“

„Du Hartelberger! Hüt' dein Lugendorf!“

„Recht ist's“, sagte der Richter, „Schneider, Dodl, Kühe, Butterhexe, ausmelken und Lugendorf, das hebt sich auch. Ersparen wir derweil den Arrest.“

„Ist alles recht“, fiel nun der Lackenbacher etwas sänftiglicher ein, „aber die Mastsau schenk' ich ihm nicht, die ich ihm im vorigen Winterfasching hab' aus meinem Stall treiben lassen, dass er seine Dienstleut' hat können in Speck rösten.“

„Lass du dich lieber selber rösten in Speck, du zaunmarterdürrer Schragen du, und vergüte mir lieber die Auslagen, wo ich dir vor neun Jahren ein Kind aus der Tauf' hab' gehoben!“

Riss der andere die Brieftasche aus dem Sacke: „Auf der Stell sollst ihn haben, den Bettel. Ein Körbel Gabbrot und ein Zwanzigerl Kresengeld. Da, da hast den Bettel!“ Zwei Gulden warf er ihm hin.

„Aber Lackenbacher!“ lachte der Richter auf. „Ihr werdet doch einen Spass verstehen. Der Hartelberger wird sich von seinem Nachbar die Gevatterschaft bezahlen lassen!“

ander abmessen, wie der Bauer beim Bäcker die Semmeln. — Saget mir einmal, wie weit reicht euer Geschäftsverhältnis zurück? Ich meine, seit welcher Zeit thut ihr euch gegenseitig aushelfen?"

Natürlich fiengen sie ganz gleichzeitig an zu sprechen, der eine sprach von sechs Jahren, der andere von zehn. „Dazumal, wie das große Wasser ist gewesen, da hab' ich dir deine Brucken bauen helfen!" wusste der Lackenbacher. „Nicht beim großen Wasser", rief der Hartelberger, „wie du die Mühl hergerichtet hast, ist's gewesen!"

„Das ist alles eins", sagte der Richter gelassen und nahm den Bleistift. „Hartelberger, wie viele Tagewerke habt ihr beim Brückenbaue geleistet?"

„Zwei Knechte haben einen ganzen Tag gearbeitet."

„Ja, deine zwei Faulenzer!" entgegnete der Lackenbacher, „sind die längste Zeit unter der Stauden gelegen."

„Nichts dreinreden!" sagte der Richter und zuckte mit den Augen scharf auf den Bauern hin.

„Na, weil's wahr ist", murmelte der Lackenbacher, aber ganz gedämpft.

„Nachher hab' ich ihm Lärchenholz gegeben und arbeiten helfen", gab der Hartelberger an.

„Das ist richtig!" bestätigte der andere, um seine Gewissenhaftigkeit zu bezeugen.

„Wie hoch bewertet Ihr Arbeit und Holz?"

Der Hartelberger dachte ein Weilchen nach. Dann: „Wird nicht viel unter zwölf Gulden ausmachen."

„Rauber!" schrie ihm der Nachbar ins Gesicht.

Der Bezirksrichter blickte auf, als wäre er betroffen und sagte: „Ich werde den Gerichtsdiener rufen! . . ."

„Machen wir halt zehn Gulden der guten Nachbarschaft wegen", erklärte der Hartelberger.

Schrieb der Richter auf dessen Guthaben zehn Gulden.

„Nachher hat mir der Hartelberger eine Krippen voll Strohschaube fortgeführt und noch nicht bezahlt", gab der Lackenbacher an. „Kosten drei Gulden, und hab' ihm aufs Steuerzahlen noch acht Gulden Baares geliehen."

Schrieb der Richter auf Lackenbachers Seite: elf Gulden.

Hierauf gab der Hartelberger drei Fuhren Steine an, die er dem Nachbar zum Untermauern eines Schuppens beigestellt.

„So sauber, der lasst sich auch die Steiner zahlen und ich wär' froh, wenn sie mir einer umsonst wegführen thät vom Acker, hi, hi!" So der Lackenbacher. „Und wenn das Wasser von meinem Teich jahraus jahrein seine Dreschmaschine treibt, was sagens denn da dazu, Herr Bezirksrichter?"

War jetzt der Hartelberger einen Augenblick still. „So!“ sagte er dann ganz weichmüthig. „Da hört man auch was Neues. Die Fenstergatter! Mein Bub? Hat er etwan in deinem Haus eins ausgebrochen?“

„Wird schon nicht anders sein!“ sagte der Lackenbacher.

„Auf welches Conto gehört denn nachher das?“ fragte der Richter mit bedeutsamer Miene. „Wenn dem Hartelberger sein Bub Fenstergitter ausbricht bei dem Lackenbacher seiner Dirn! Ja, dann meine lieben Freunde, hilft all unser Auseinanderrechnen nichts!“

„Bin ich doch alleweil der Meinung gewesen, mein Bub hätt' die Hieselhuberische!“ sprach der Hartelberger und zog sein Gesicht in die Länge.

„Ist dir die meinige leicht zu schlecht für ihn, du Lalli, du damischer!“ schnaufte der andere. „Wo er sie jetzt verruckt gemacht hat, dass sie Kuh und Kalbel nicht mehr auseinander kennt! Glaubst du, ich werd' dir 's Fenstergatter dreingehen lassen? Ja, Schnecken, wenn du ihrer magst! — Das ganze Gatterl, Herr Bezirksrichter, das neue schmiedeiserne Gatterl hat er mir ausgebrochen bei der Dirn ihrem Fenster!“

„Gut, Nachbar, dein Fenstergatter soll dir vergütet werden!“ sagte der Hartelberger. „Der Herr Richter soll's selber aussprechen, was so ein Bettel wert ist.“

Richtete der Bezirksrichter sich in seinem Sessel auf, so dass seine breite Brust hervorkam und sein strenges Haupt aufrecht saß. Und sprach also: „Bauern, jetzt hört mir zu. Nach eueren eigenen Jugend-Hallodrias dürft ihr den Maßstab nicht nehmen, der passt jetzt nimmer. Es ist ein neues Gesetz herausgekommen, das hat drei gute Unterschriften: die des Kaisers, die des Papstes und die unseres Herrgotts. Und dieses Gesetz sagt: Ein ausgebrochenes Kammerfenstergitter wird nicht mit Geld bezahlt, auch mit sonst nichts. Es wird bezahlt mit dem Buben selbst, der's ausgebrochen hat. Verstanden, Hartelberger?“

Kraute sich dieser mit den Fingern hinter den Ohren und schmunzelte ein wenig. Und der Lackenbacher knüllte an seiner Hutkrempe herum und schmunzelte auch ein wenig. — Der wird jetzt sauber angeführt, dachte einer von dem andern — und nachher hat sich jeder, scheinbar zögernd, aber insgeheim mit Freuden, dem Ausspruche des Richters gefügt.

Die zwei jungen Leute, als sie solchen Verlauf des grauenhaften Processes zwischen ihren Vätern erfahren hatten, konnten sich nicht genug verwundern über das neue Gesetz und beide empfanden im ersten Schreck den Ausspruch des Richters wie eine Begnadigung. Heute, ein Jahr nach der Hochzeit, ist es dem Hartelberger Buben aber nicht ganz klar, ob er begnadigt oder — verurtheilt worden war.

„Fallt mir auch nicht ein", sagte dieser. „Gerad' weil er so ist, hab' ichs gesagt, und die Mastsau wird mit fünf Gulden bezahlt genug sein."

„Zweimal so viel gibt der Fleischhacker für ein Spanferkel!" rief der Lackenbacher empört aus.

Das war nun der schwierigste Fall, die Geldunterschiede standen zu weit auseinander. Der Richter machte den Vorschlag, der Hartelberger solle demnächst die Mastsau in natura zurückgeben, was nach langem Hin- und Herreden angenommen wurde.

„Aber vier Centner muss sie wiegen", begehrte der Lackenbacher, so viel habe die seine auch gewogen.

„Und das Kresengeld ist kein Zwanzigerl gewesen, mein Lieber, das ist ein Thaler gewesen!"

Der Richter machte aufmerksam, dass die Kindstaufe ja schon abgethan sei, dass es sich nur noch um das Schwein handle, und dass er — wenn der Lackenbacher wieder einmal eins habe, welches vier Centner wiege — selbiges Riesentrum für tausend Gulden kaufe.

Muſste der Lackenbacher lachen, hub an, sich ein wenig zu schämen und erklärte schließlich, sich mit einer ganz gewöhnlichen Sau zufrieden geben zu wollen.

„Und wann willst denn du mir meinen Stardin Most einmal zahlen?" fragte der Hartelberger den Nachbar bissig.

„Den du mir nachher aussaufen hast helfen?" fragte dieser entgegen. „Willst leicht so viel haben, wie fürs Fassel geschwefelten Holzapfelmost, das du dem Kreuzwirt für Wein verkauft hast!"

„Wer hat — für Wein verkauft?"

„Du!"

„Das sag' mir nocheinmal! Wer hat Holzapfelmost für Wein verkauft?!"

„Ja richtig, raufen werdet ihr da vor meiner!" rief der Bezirksrichter und fieng den gehobenen Arm des Hartelberger. Das sah er schon, mit dem Bleistift rechnet man's bei den Bauern nicht auf gleich. Daher fasste er den Glockenzug. Als der Gerichtsdiener mit dem scheppernden Säbel an der Thüre stand, wurden die beiden Nachbarn wesentlich gebildeter.

„Hätt's eh gut sein lassen", meinte nun der Hartelberger, „bin ja kein Stierschädel, ich. Thät ich jetzt meinem Buben nicht alles übergeben und in Ordnung machen, dass er weiß, wie er dran ist. Ich hätt' nichts gesagt, wegen dem Bettel, wegen so was heb' ich keinen Streit an, ich nicht. Weil's wahr ist. Nur z'wegen dem Buben ist's, der wird auch wissen wollen, was er kriegt, einzubringen hat und etwan schuldig ist."

„Dein Bub soll lieber die Mädeln in Ruh' lassen!" fiel der Lackenbacher drein. „Wär' eh noth, man machet in der Dirndelkammer doppelte Fenstergatter. Einfache bricht er aus . . ."

Gurkensalaterl, oder a Spanfadi mit Speckkraut? Trink' nur soviel Pilsnerl als d'r schmeckt; 's is eh zum letztenmal. Drauf bin i zu der Wag' auf der alten Wiesen und hab' mi wäg'n lassen. In Huat und 's Paraplui hab' i natürli wegg'legt. Wie i aufsteig'n will, fallt m'r ein, dass i in Hausthorschlüss'l mithab'; wegn was soll m'r denn der Hausthorschlüss'l als Bauch ang'rechnet werd'n, denk i m'r. und leg'n zu dö andern Sachen. Dö Kupferkreuzer hab' i a außer 'than und 's Federmesserl und dö Bieruhr. Hat no immer hundertfünfzehn Kilo ausg'macht. I hab' aber den Wagmaster so lang bettelt, bis er m'r für die Stiefeln und für d' Hosentrager zehn Kilo abg'schrieb'n hat. Alsdann hundertfünf Kilo. Wann er m'r für'n Rock und für d' Hosen no fünf Kilo abg'schrieb'n hätt', so war' i gar net nach Marienbad 'gang'n. Aber dö Leut' hab'n ja ka Herz.

Alsdann renn' i d'r schon seit drei Wochen in Marienbad umaranander. A schöner Fleck Erd'n, sag i d'r, mit dö schönsten Wirtshäuser und dö schönsten Wälder. Aber was hab' i von dö Wirtshäuser, wann i nix trinken därf; und dö Schönheit der Wälder kann m'r a g'stohl'n werd'n, wann i alle Tag' drei Stunden drinn' umarananderhatschen soll. Glei wie i 'kumma bin, hat m'r der Doctor g'sagt: „Herr Adabei, hat er g'sagt, es war d'höchste Zeit, dass S' 'kumma san. Wann S' net pünktli alles befolg'n, was i Ihna sag', so steh' i für nix guat. In der Fruah um sechs Uhr müassen S' beim Kreuzbrunn' sein. Ka Fruahstuck, ka gar Nix. Vier Gläser Kreuzbrunn' trinken, hernach drei Stund' Bergsteig'n; dann mein'tswegn a Glasl Kaffee und a Milchbrot. Nachdem wieder drei Stund kraxeln. Z'Mittag ka Suppen, ka Wein, ka Bier, ka gar Nix — nur a Beefsteak und a Bisserl a Compot. Der Bauch wird net guatwilli weggeh'n. Den werd'n m'r massakrier'n müassen. Lassen 'S Ihnern alle Tag von an g'schickten Massakrierer bearbeiten. Aber von rechts nach links. Am liebsten wär's m'r, wann S' gar ka Bier trinken. Wann's aber net anderscht geht, höchstens an' Stutzen nach'n Nachtmahl. — Wie i mi schon schrecken lass'! Wann er sagt: Drei Stund' spazier'n gehn, so mant er eh' nur zwa Stund'; weil i aber dö exaltierten Sachen net leiden kann, so wird's a' Stund' a thun. Um Sechse aufsteh'n! Na ja, wann aner zwa Stund' zu'n Anziag'n braucht, so muaß er um Sechse aufsteh'n. I bin aber in zehn Minuten firti mit'n Anziag'n, ergo brauch i erst um Achte aufsteh'n. Das erste war, dass i m'r auf der Promenad' an' Stutzen 'kauft hab'. Stutzen is Stutzen, hab' i m'r denkt, und hab' 'n größten g'numma, der am Lager war.

Am ersten Tag war i wirkli schon um Siebene beim Kreuzbrunn'. Zuerscht hab' i 'glaubt, es kummt der Mariazeller Einzug, wia i den Zug von tausend Menschen g'seg'n hab'. Mit jedem Schritt, den i näher

Adabei in Marienbad.

Eine Wiener Type von Vincenz Chiavacci.[1])

Lieber Sebastian! Kannst di' auf den Wällischen erinnern, der vor a paar Jahr'n in dö Wirtshäuser umagangen is und aus an' Bogen Papier dö merkwürdigsten Sachen g'macht hat? Jetzt war's a Fächer, nachdem a Tschako, dann wieder a Segelschiff, bald a Sessel, bald a Papierscher', jetzt a Brieftaschen und glei drauf a Paraplui. Na alsdann: akrat so kumm' i m'r vor, wie der Bogen Papier, seitdem mi dö Doctors in der Arbeit hab'n. I glaub', wann heut der alte Steffel [2]) renoviert werd'n soll, so is dös no ka so an' Arbeit, als dö Bader mit mir dö sechs Wochen g'habt hab'n. Zuerscht hat müassen der alte Schotter in Karlsbad ausputzt werd'n. Was i da alles abig'schwabt hab'! Z'erscht drei Gläser Marktbrunn', hernach zwa Gläser Felsenquelle, nachdem erst in Sprudel. Herentgeg'n a Hitz hab' i in mir g'habt und rabiat war i in ganzen Tag, dass i dö Barrierestöck am Weg abg'watschent hab'. Endli hat m'r der Doctor g'sagt: Na, den Schotter hätt'n m'r jetzt außibracht; aber jetzt haßt's dazuaschaun, dass ma den Speck wegbringen. Da nutzt ka Wana. Sö müassen auf vier Wochen nach Marienbad. Kannst d'r denken, Sebastian, wie i auf sowas fliag. Marienbad! Waßt, was dös haßt? Ka Bier haßt dös! A a'g'schleckte Kost ohne Pfeffer und Salz, nix Saures, kan' Salat, kane Erdäpfeln. Was bleibt denn nachdem von an' Menschen übrig? Da war' ja der Johannes in der Wüste der reine Prasser dagegen. Der hat wenigstens seine Heuschrecken in Essig und Öl essen dürfen. G'fluacht hab' i wie a Rohrspatz, in Doctor hab' i verwunschen: Staner soll ihm wachsen im Bauch, so groß wie die Schusterlabln. Schließli und endli hab' i mi do entschlossen. Früher bin i aber no zun Pupp in dö Restauration gang'n und hab' mein' Mag'n traktiert, als wenn er a Firmgodl war'. Was willst denn, Thomas, hab' i mi g'fragt: Genier di net! Willst a Anterl mit an'

[1]) Aus dessen „Wiener Typen". Stuttgart. A. Bonz & Comp. 1894.)
[2]) Stefansthurm.

erschtemal bin i freili derschrocken, wie i auf d'Uhr schau und hab' g'sagt: „Entschuldigen, meine Herr'n, i muaß mi jetzt massakrier'n lass'n." „Aber gengan S', Herr Adabei", sagt drauf der Alfred Grünfeld, „was brauchen S' denn da erst zu an' Massakreur z' gehn, das mach ich Ihnen viel besser." Und richti fangt er an a Rhapsodi von Liszt z'spiel'n, von rechts nach links natürli; du, was dir der für an' kräftigen Anschlag hat!

Wie i in letzten Juden ein'zog'n hab', war's g'rad' Zeit, zum Essen z'geh'n; mir san schnell g'rennt, damit m'r a Bissel erhitzt ausschau'n, wann ma zu unsere Bekannten nach Bellevue abikummen. Dö hab'n si nöt gnua derkreuzinga kinna, dass mir vier Stund' auf dö Berg' umakraxelt san. Mit'n Essen war's halt a Gfrett; der Kellner, der Ruach, hat m'r richti ka Bier geb'n. An' Kalbsbraten mit Pflaumen; denk' d'r Pflaumen haßt's und dürrte Zwetschken san s'. Von so was soll a Adabei satt werd'n.

Nach'n Essen geh' i zufällig bei der Kuchl vorbei und siech, wie dö Köchin g'rad' a Gansl schoppt. Dös hat m'r mei Gall' aufg'riegelt. Is dös eppa a Recht von der Vorsehung, hab' i g'sagt, so a unvernünftig's G'schöpf, dös net amal dö Gottesgab' z'schätzn waß, wird g'hätschelt und gfüattert, und der Mensch, das edelste Geschöpf, muaß an' Kalbsbraten mit Pflaumen essen! Ja, Sebastian, da wird ma a Philosoph, ma mag woll'n oder net, wann ma so a narrische Weltordnung siecht.

Zum Glück hab' i den Schwindel nur in ersten Tag mitg'macht; denn später hab'n mi meine neuchen Freund' in a Weinstüberl g'führt, wo ma all's kriagt hat, was Gott erlaubt und der Doctor verboten hat.

Na und so hab' i halt mei Zeit glückli überstand'n. I wäg' zwar jetzt hundertsechzehn Kilo; aber dö Wirkung soll si erst später einstell'n, hab' i g'hört.

Gestern war der Abschied; der schöne Alfred hat z'erscht an' Trauermarsch g'spielt; hernach hat er aber losg'legt, dass uns all'n dö Thränen 'kummen san. I bin eahm um'n Hals g'fall'n und hab' g'sagt: Alfred, Ihna Spiel gleicht alle Gegensätze aus. Spiel'n S' an' Adagio; i bin mit mein Bauch versöhnt. I tröst mi damit, dass von unsere Bekannten kaner abg'nommen hat, als der — Mond. „Recht hab'n S'", hat der Tenorist Rothmühl g'sagt, „wer wird sich denn kränken, weg'n ein paar Kilo." Drauf fangt er an, mit aner zuckersüaßen Stimm', dass mei Herz wach word'n is wie a Birn', dö seit drei Wochen in Stroh liegt:

„Behüt' dich Gott, es wär zu schön gewesen,
Behüt' dich Gott, es hat nicht sollen sein."

Auf d'Wochen komm i. Grüß' alle Bekannten von deinem Adabei."

'kumma bin, is m'r leichter ums Herz word'n. Thomas, da schau her, hab' i zu mir selber g'sagt, was kränkst du di denn? Neb'n dera Dick'n bist ja du der reine Magistrats-Diurnist. I hab' 'glaubt, 's fleischerne Zeitalter is an'brochen. Wer da kane hundert Kilo hat, der kummt si wia a Windhund vor. In Marienbad siecht m'r 's wieder genau, dass eigentli dö Frauen 's starke Geschlecht san. Da kummt ani daherg'watschelt, dera ihr Nas'n steckt so tiaf in der Fettn drinn, dass sa s' mit'n Stopplzieher fürafang'n muaß, wann sa si schneutzen will. A andere is so dick, dass s' sogar in Goder [1]) in der Schlinga trag'n muaß, und so geht's furt in dera Dick'n. Denk' d'r, Sebastian, was das für di, als Kirzenziacher, für a G'schäft war, wann du dö Marienbader Kernfetten abschöpfen dürfest. Is eh' merkwürdig, dass no kaner drauf 'kumma is, aus der Fett'n a Kunstbutter z'machen. Dö wenigen Magern, dö's in Marienbad gibt, werd'n über d'Achsel ang'schaut und behandelt, als ob s' Krüppeln wär'n. Übrigens hat ma bei dö magern Töchter von dö fett'n Müatter, wan ma ani heirat', wenigstens den Trost, dass aus der schönern „Hälfte" mit der Zeit wenigstens a „Zwadrittel" wird.

I hab' net 'glaubt, dass i den ersten Tag überleb'. Zunerscht richt' i mit den Kreuzbrunn' in mein Mag'n a Überschwemmung an, hernach muaß i im Wald auf dö Terpentinweg' umrenna, dass mei G'sicht z'runna is, wie 's Fenster von aner Waschkuchl. Dö G'schicht geht immer so in drahdiwaberl aufwärts und nimmt niemals ka End'. Überall hört ma im Wald seufzen und stöhnen, und schnauf'n und pfnauf'n, dass ma glaubt, dö armen Seel'n in Feg'feuer braseln z'hör'n. Wann ma so siecht, mit welcher Müh' und Qual a jeder sei' Schmalztösen äußerl führt und alle fünf Schritt steh'n bleibt und greift, ob s' no net klaner wurd'n is, so waß ma net, soll ma wana oder lachen. Aber mit der Zeit g'wöhnt ma si an das Ölend, wann ma siecht, dass 's den andern a net besser geht. Alle hundert Schritt steht a schön's Lusthäuserl in Wald — zun ausrasten.

I hab' glei auf'n ersten Spaziergang a Menge Bekanntschaften g'macht. Der berühmte Clavierspieler Alfred Grünfeld und der Sänger Rothmühl haben mir erst dö Schönheiten von dem Wald aufg'schlossen. Sö hab'n nämli a Pack'l Tarockkarten aussazog'n und mi unter dem Siegel der Verschwiegenheit zum Mitverschworenen g'macht. Sebastian! Da sieht man erst, was dö Natur für Reize hat. Mitten unter dö grean' Bam', wann dö Vögerln singen und dö Wipferln rauschen, an' Pagat Ultimo ansag'n und g'winnen mit neun Tarock, Sküs, Mond, Z'wanz'g'r und drei König! — wem fallt da net das schöne Liad ein: „Der liebe Gott geht durch den Wald." Zwa Stunden vergengan a'm wie nix. 's

---

[1]) Doppelkinn.

Du maifrische Jugend,
Du glückfrohi Zeit,
Du randlos himmlische
Valorene Freid!
Aft genga dr Leut zua,
Dö all vor Zeit worn,
Und jungaweis oi
In d' Gruabn san g'fahrn;
Dö stengan um dih her
Und schauen dih on,
So ernsthaft und trauri,
Aft gengan s' davon.
Und z'spat fallt dr ei',
Wia gern s' dih ghabt habn.
Du hast's nit vastondn
Und hiaz san s' begrabn.
So viel Liab, so viel Treu,
Geht mr achtlos vabei,
So viel Blüah auf'n Ost
Stroaft mr oh in dr Host,
Hat ka Wort und kan Blick
Für a stillsehnads Glück —
Erst bal's aus is und gor,
Siachst es ei', ormer Norr!
Thua auf deini Augn,
Wann d' Wangn noh blüaht
Und solang noh dei' Bluat
In Jugendkraft glüaht;
A Welt volla Sunnschei'
Volla Liader und Lebn
Hat dir inser Herrgott
Zum Eigenthum gebn,
Und wia af a Tafel
Ins Herz einigrabn:
Kannst Herr af dr Welt sei',
Aber gern muaßt as habn!

Kimt alls mit dr Zeit.

Wia oft hört mr's tröstn und sagn, die Leut:
Na lasst's es nur guat sei', kimmt alls mit dr Zeit!
Und wahr is's, es trifft sih, mag's was dawöll sein —
Drum gfallt mr dös Sprüchl, däs richt ih mr ein.
's kloan Kind in dr Wiagn, däs braucht schon viel Sorgn,
Drum denkt halt die Muata gern voran ins Morgn:
Wa' 's Büabl scho größa und ganget in d' Schul
Und lernet recht fleißi! — Däs gfallet ihr wul.
Oda wa' 's schon a Ehmann und hätt's zu was bracht —
Wia ba den Gedankn a Muataherz lacht!
Zur Schul und zum Simandl fahlts wohl noh weit —
Na lasst's es nur guat sei', kimt alls mit dr Zeit!

Die Mona in Wirtshäusern politisiern,
Minista thuan s machn und Kriag fleißi führn,
Die Böhm und die Juden vaschimpfn s' nit schlecht —
's ganz Land — schreit dr oan — is vajudt und vatschecht!
Den zweitn is d' Wirtschaft mit'n Militar z'arg,
Der siacht afn Land scho all Bauern im Sarg;
Dr Dritti hoaßt wiedr 'n Fortschritt an Schmarrn
Und möcht scho ums Heu mit 'n Luftballon fahrn;
Dr viert' schreit: Is Chriasam valorn und Tauf,
Uns fressn eh alli die Steuern noh auf!...
Ih sitz in an Winkerl und brumm ba den Streit:
Na lasst's es nur guat sein, kimt alls mit dr Zeit!

Die Leut habn oan Schicksal, ob Arm oda Reich!
Daweil mr halt jung is, daweil macht mr Streich,
Und wird mr aft zeiti, gibt's Arbat und Müah,
Ob's guat oda schlechta geht, z'friedn is mr nia,
Dalebn muaß an iada Mensch viel af dr Welt,
's is an ewigi Jagd nach'n Glück und nach Geld.
So wird r stad alt und aft allweil mehr still,
Das erst weißi Haar bringt a enterisch Gfühl...
Hiaz spannt r gern aus und vagunnt eahm a Ruah,
Es schlafert 'n, d' Augn falln eahm mehrathmals zua,
Aft denkt r an's Sterbn und an d' lang Ewigkeit —
Na lasst's es nur guat sei', kimmt alls mit dr Zeit!

Herzweh und Weltleid.

Gedichte von Hans Fraungruber.

Liebeskrank.

Ich trage dich so treu im Sinn
Und möchte zu dir wandern
Wohl über Strom und Berge hin —
Doch du liebst einen andern.

Und käm' ich gleich durch Sturm und Schnee
Und athemlos gegangen,
Es würde mich das alte Weh
An deiner Thür empfangen ...

Das Weh, das du mir angethan
Mit Lachen und mit Scherzen,
Hüb' ich von meiner Liebe an
Und meinem kranken Herzen.

Mir ist wie einem kranken Vögelein,
Das wund im Neste liegen
Und leiden muss in arger Pein,
Dieweil die andern fliegen.

Aufblick.

Zu euch heb ich den Blick empor,
Zu euch, geliebte Sterne,
Ob ich unruherfüllter Thor
Den Frieden von euch lerne.

Euch ward, was ewig mir gebricht
Und was ich sehnend misse,
O sendet einen Strahl von Licht
In diese Finsternisse!

Aus jenem Hain der Himmelsruh,
Den selig ihr umkreiset,
Theilt einen Hauch dem Herzen zu,
Das einsam hier verwaiset ...

Ich heb' mein Hoffen himmelwärts,
Ich such' bei euch den Frieden,
Ach, mir ist bange — und mein Herz
Verschmachtet mir hienieden!

D'Mirzl.

Die Mirzl is a stolzes Ding,
Dö moant, sie wa' die schöner,
Und 's gibt ja af dr Welt noh oan,
Dö ah so schön san dena!

Van Fensta steht's und putzt sih auf,
Doh bal's a Bua anlacht,
Und möcht a wenk anfensterln —
Schlagt's d' Läden zua, dass 's kracht.

O Mirzl, schlag die Hoffart zua,
Und d' Läden, dö lass auf,
So lang's d' noh jung und sauba bist,
Do halt noh wer was drauf.

Die Zeit vageht, aft wa's dr recht,
Wann d' Buama fensterln kamen,
Aft klopfn 's ba dr Nachbardirn —
Und d' Mirzl lassens jammern.

Vagänglichkeit.

Und g'fallt dr dei' Leben nit
Aft denk, 's geht vabei,
Und dr Herbst und 's Vawelkn
Kimt bald nach'n Mai.
Die Bleaml vablüahn
Und die Vögerln wern stad,
Hast alls übasehn —
Amol is dr lad.
Aft pockt dih a Herzweh
So wild und so groß:
Kim wiedr, kim wiedr,
Ih lass dih nit los,

Leidvoll zu leben, gleich ihnen,
Ließe sich leichter tragen,
Müssten wir uns nicht sagen,
Dass wir's, wie sie, verdienen.

* * *

Das Innere willst du nach außen setzen,
Willst greifbar machen das Gottesbild?
Was deine Seele als Gott gefühlt,
Vor deinen Augen wird's zum Götzen.

* * *

Zum Hass getrieben
Wird fanatisches Lieben.

Hanneles Himmelfahrt.

Eine Erwiderung.

Ihnen gefällt Gerhard Hauptmanns Drama: „Das Hannele" nicht und Sie meinen, das wäre nichts für Sie, das wäre ein Stück für Kinder. Kindlich sind Sie allerdings nicht, wohl aber kindisch. Sie eifern in ganz komischer Weise gegen solche, welche dem „Hannele" als Kunstwerk und Menschenseelenbild dasselbe Recht auf die Bühne zuerkennen, wie irgend einer andern wirkungsvollen Herzenstragödie. Muss denn alles nach einem Leisten sein, Sie Formphilister, der ohne Verwechselungssituationen, ohne Versteckens im Schrank oder hinter der spanischen Wand, ohne ungeschickten Liebhaber mit dem großen Werbungsstrauß, ohne gutmüthig polternden Vater und komisch greinender Schwiegermutter, ohne intrugante Person und reizend naive Ehebrecherin es im Theater nicht mehr aushält. Bleiben Sie zu Hause. Das Theater, wenn es fortbestehen will, hat noch andere Seiten des unendlichen Lebens, der unerschöpflichen Menschenseele zu entfalten. Ist das Martyrthum und das Himmmelsgesicht der kleinen Hannele kein Schicksal? Ist es nicht ein herzerschütterndes Schicksal? Ist es nicht mindestens ebenso wichtig, als die oft komisch aufgebauschten Erlebnisse und Abenteuer der sogenannten Interessanten? Und ist es etwa nicht wahr, das seelische Erlebnis des Hannele? Nicht bloß das, was äußerlich vorgeht und vorgehen kann, ist wahr, sondern auch das, was wir innerlich durchleben, im Geiste sehen und erfahren. Ja, das erst recht ist wahr, ist ja der Urgrund unseres Glückes oder Leides. Sei doch nicht so hochmüthig gegenüber dem Kinde, sein Seelenconflict ist gerade so wichtig, wie der deine, du banaler Alltagsmensch mit dem verlederten Herzen. Wenn du das, was des Kindes ist, wieder nur dem Kinde zuweisest, weil du glaubst, für Erwachsene habe es kein Interesse und diese hätten dafür keinen Sinn, so lasse dich ruhig begraben. „Nichts Menschliches ist mir fremd!" prahlt man da. Sie verstehen unter Menschlichem nur das Thierische. Das Kind? es scheint Ihnen zu wenig menschlich zu sein, weil es unschuldig ist, und darum bleibt es Ihnen fremd.

Eine andere Zuschrift beschwert sich darüber, dass Hanneles Himmel nicht der christliche Himmel sei, ja gleichsam eine Fälschung des wirklichen Himmels, wo es weder Wein noch Kuchen noch heiteren Reigen, noch Gesang gibt, sondern lautere Anschauung Gottes. Was kümmert sich das Kind um euren theoretischen Himmel? es übersetzt sich ihn zu einem menschlichen, sinnlichen Himmel. Mit anderen Himmeln macht man nichts. Gerade solche, die dem Volke den lieben Gott zum Vorbilde immer in sinnlicher Wesenheit vor Augen rücken, als den Dulder und Kreuztragenden, springen allsogleich ins Schematische und Abstracte über, wenn sich's um Erfüllung und Lohn handelt, um den Himmel. — Nein, ihr Herren, das geht nicht. Der Himmel des Hannele ist schon der echte, ein anderer ist in der Kindesseele, wie in der

Kleine Laube.

Tiefblicke.

Von Friedrich von Hausegger.

Wollt Ärger oft mich tief erfassen,
Rasch ward ein Sprüchlein gemacht;
Verziehen hab' ich, statt zu hassen,
Und statt zu strafen, gelacht.

* * *

Das Wesentliche an den Dingen
Kann Lup' und Teloskop nicht bringen,
Nicht ist's damit, dass man schaut, gethan,
Wer schaut, auf das allein kommt's an.

* * *

Des Baumes Wasserbild ergötzt dein Auge? Traun,
Schau ihn am Lande doch! Hier gibt er Schatten, Frucht. —
Der Baum nicht ist es, den mein Blick im Wasser sucht,
Des Wassers Klarheit will in seinem Bild ich schau'n.

* * *

Nicht verschließt Natur ihren Geist,
Wenn du sie nur zu fragen weißt.

* * *

Was die Leute sagen,
Kund wird's allerorten,
Länger musst du fragen,
Suchst du nach Menschenworten.

* * *

Das Gute wollest du beständig,
Ob du's gleich selten thust?
Das ist's ja, was dich macht abwendig,
Das du's erst wollen musst.

* * *

Die Welt zu bessern, willst deine Gaben
Du brauchen? Eines steht im Licht',
Die Welt will es wohl besser haben,
Doch besser werden will sie nicht.

* * *

Soll dir werden rechte Kunde,
Frag' an falscher Stelle nicht,
Wisse, dass der Kopf aus dem Munde,
Doch das Herz aus den Augen spricht.

* * *

In Hass wird Liebe oft verwandelt,
Weil nicht Verständnis fand ihr Begehr;
Der Feinde schlimmster dünkt mich der,
Der ohne Lieben und Hassen handelt.

* * *

Quälende Gedanken zerstreue,
Dass sie nicht lähmen die sühnende That!
Nichts ist unfruchtbarer als Reue,
Wenn sie dich nicht gebessert hat.

* * *

Eins ist den Franzosen nicht nachzumachen:
Wie sie den Schmutz polieren und glätten.
Wir haben für so häßliche Sachen
Keine so schönen Etiketten.

Scylla und Charybdis.

Links dräuen die Ästhetiker
Und rechts die Theoretiker;
Wenn ich nur drüben wäre!
Zeloten und Ekstatiker
Sind nicht so sehr Fanatiker
Als kalte Doctrinäre.

Ihr wärt modern? Dass doch die schlimme
Verwechslung immer mehr gedeiht!
Ihr lauscht des Tages lauter Stimme
Und überhört den Ruf der Zeit.

Ballade.

Es war eine alte Schablone,
Getreu bis an das Grab,
Der man mit grimmigem Hohne
Den Gnadendolchstoß gab.
Und als in jubelndem Tone
Die Erben theilten das Reich,
Da sah die neue Schablone
Der alten ziemlich gleich.

„Realismus“, tönt es laut und schrill,
Und sie strömen zu von allen Seiten:
Weil sie Pegasus nicht tragen will,
Müssen sie auf einem Schlagwort reiten.

Einem Schriftsteller.

Denkst du der eigenen Jugend nicht?
Lass dir die Schule Vorbild bleiben:
Nimm, ehe du beginnst zu schreiben,
Zuerst Anschauungsunterricht.

Pyrrhussieg.

Als er mich verhöhnt,
Fiel er nicht beschwerlich;
Nun er mich bekrönt,
Wird er mir gefährlich.
Kränze, die er wob,
Galten stets den Thoren:
Noch ein solches Lob,
Und ich bin verloren.

Lasst euren Thaten ihren Lauf
Und schreit nicht stets dazwischen;
Die Sterne gehen lautlos auf,
Nur die Raketen zischen.

Einst lernte Tag und Nacht, wer jung
Den Weg zur Kunst begann;
Doch heute geht meist die Einbildung
Der Ausbildung voran.

Originell sein — das heißt: Mit Macht
Lieber verzwickt als schlank und schlicht;
Alles Gescheite ist schon gedacht,
Alles Dumme noch lange nicht.

Talente wollen für ihr Walten
Den Beifall bar bezahlt erhalten;
Dem Genius macht es wenig Pein,
Der Menschheit Gläubiger zu sein.

Dem Schicksal sind wir unterthan;
Doch eins ist sicher jedenfalls:
Der Genius bricht sich immer Bahn —
Oder den Hals.

Wohlthätigkeitsvorstellung.

Von uns'rem Mitleid heischt ihr reiche Gaben
Und gebt dagegen sauerstes Gewächs;
Nein, auch zum Besten eines guten Zwecks
Soll man uns nicht zum besten haben.

Er wäre der größte Theaterheld,
Den jemals es gegeben,
Hätt' er sich mehr auf der Bühne verstellt
Und weniger im Leben.

Das ist der große Fortschritt der Modernen,
Dass sie den Wert der Bildung eingeseh'n:
Weit mehr als je versteht man es zu lernen,
Doch seltener als je lernt man versteh'n.

Non scholae sed vitae.

Wir lernen fürs Leben, verschlingen
Der Weisheit gesiebten Extract;
Doch in den entscheidenden Dingen
Bleibt jeder Autodidakt.

Sagt mir nur, wo die Kunst beginnt
Bei euch Pädagogen!
Alle Menschen, die etwas sind,
Haben sich selbst erzogen.

Sagt nur, was der unsägliche
Geheimniskram euch soll?
Ist nicht das ganz alltägliche
Hinreichend räthselvoll?

Feindliche Schulen.

Welch ewig unfruchtbares Streiten!
Auf eine Kugel sehn mit Fleiß
Zwei Leute von verschiednen Seiten:
Halb ist sie schwarz, halb ist sie weiß.
Schwarz ist sie, schwarz! betheuert einer,
Der and're: weiß! Und ihr sollt sehn:
Den guten Einfall hat dann keiner,
Die Kugel einmal umzudrehn.

Volksseele überhaupt nicht zu finden, darauf könnt ihr euch verlassen. Dass jene, welche den Himmel zu ihrer irdischen Nutznießung zu haben glauben, nie damit einverstanden sein werden, wenn die weltliche Kunst Religion und Himmel verherrlicht, das ist leicht begreiflich.

Weil das Fiebertraumgesicht des Hannele seelisch wahr ist, deshalb packt es so gewaltig, dass wir sogar alte Soldaten weinen sahen, während freilich nicht gar weit davon ein Dämchen verstohlen gähnte, weil auf der Bühne jede Gattung von Liebhaber mangelte, es sei denn der schwarze Freund, der um Hannele wirbt.

Man kann sagen, dass dem Dichter nicht etwa darum zu thun gewesen sei, zu zeigen: Sehet, die Religion ist eine göttliche Trösterin in dieser elenden Welt, tastet sie nicht an, verbreitet sie! Er wollte vielmehr eine naturalistische Darstellung des religiösen Kindesideals geben. Er hat damit dargethan, dass der Naturalismus oder Verismus nicht allein in Schmutz und Verworfenheit, sondern auch in den reinsten Regionen des menschlichen Fühlens und Sinnens seine Stoffe finden kann. Materialismus und Idealismus, beides ist in Hanneles Himmelfahrt tief gefasst und mit großer Kunst durchgeführt. Übrigens dünkt mich doch, dass Gerhard Hauptmann nicht bloß den Himmel dargestellt hat, den Hannele von der Schule her kennt; er hat auch aus eigenem Gemüthe den Himmel dichterisch aufgebaut und eingerichtet, und das ist uns in dem Stücke so unendlich wert. So unendlich wert ist uns, dass ein moderner Poet, einer von den verrufenen Naturalisten, solche Farben und solche Bilder und solche Klänge für den christlichen Himmel gefunden hat. Nach dieser Offenbarung hoffen wir von der naturalistischen Dichterschule eine neue, edle Zukunft der deutschen Poesie.

Das, was Gerhard Hauptmann uns in seinem „Hannele" gebracht, ist nicht eine neue Kunst, es ist die alte Kunst in ihrer ganzen Würde und Herrlichkeit. Und wenn die Kunst, besonders die dramatische, sich auch wieder religiösen Stoffen zuwendet, ich meine nicht der dogmatischen Art, sondern der volksthümlichen mit ihrer Blutwärme, mit ihrer himmelbauenden Kraft der Phantasie — dann wird sie wieder Siege feiern, von denen unser gegenwärtiges Publicum noch kaum eine Ahnung hat. Und wenn jene Gattung von Zuschauern, die beim Hannele so erbarmenswürdig gegähnt, dann aus dem Theater wird hinausgefegt worden sein, so wird das schon an und für sich eine Wiedergeburt der Bühne bedeuten. R.

Gedanken über Literatur und Kunst.

Von Ludwig Fulda.*)

„Vor allem lies Shakespeare mit gründlichem
Fleiß;
Dann ahnst du des Dramas Wesen."
Doch Shakespeare ward Shakespare, so viel
ich weiß,
Ohne viel Shakespeare zu lesen.

Was thust du dir mit Denken weh?
Tritt mit Tenören in die Schranke!
Denn heute ist ein hohes C
Rentabler als ein hoher Gedanke.

Was fordert ihr so kleinlich
Wahrscheinlichkeit in Kunst und Lied?
Nichts ist so unwahrscheinlich,
Als was geschah und noch geschieht.

Verlangst du, deutscher Dichterheld,
Dass dich die Deutschen schätzen,
Komm nochmals in Paris zur Welt
Und lass dich übersetzen.

---

*) Aus dem feingeistigen Büchlein: „Sinngedichte" von Ludwig Fulda. Stuttgart. J. G. Cotta'sche Verlagshandlung. 1893.

Und sieb'n schuldig sein!
Soll oan däs g'freu'n?

Wenn einer Braut vor der legitimen Zeit etwas passiert, so witzelt das Volk: „Die is ah vor'm Z'sammläuten in die Kirch'n gang'." Ergötzlich ist folgender im steirischen Oberlande zutreffende Spruch:

Wenn ih an Monn brauch',
Geh ih af Untersteier,
Dort kriag' ih um 'n Grosch'n
'n Eselsgeier (sehr großen).

Im Dorfwirtshause, beispielsweise beim „Schlupfcini", kann man hören:

Aufg'wix(t),
Hab' ma dahoam ah nix
Wia a zaundürre Kuah,
Und koa Fuada dazu!

Manchesmal nimmt sich jemand vor, dies oder das zu thun.

Ah groß' Vürnehm',
A kloan's Einnehm!

heißt es dann oft.

Der Kropf-Bartl-Lipp hat ein steirisch' Wappen, dass er's, wie ein Dorfwitzbold sagt, hinten umischlingen kann. Man hänselt den Lipp:

A schlechta Krag'n,
Der a Spreiz'n muass hab'n.

Darauf der Lipp resolut erwidert:

A schlechta Krag'n,
Der koan Kropf mag der'trag'n.

Einen Bauernbuben mit einem großen Kropf neckt man auch so:

Wo hast denn du dein Kropf?
Ih hab' mein do – da.
Wenn dein da größa is,
Is dein da Vo—da.

Eigenartig ist die Redensart:

Was dein is, is mei ah,
Und was ih hon
Geht dih nix on:

Grußarten sind:

Grüß dih der Himmel,
Die Höll is dir eh g'wiss!

Oder:

Grüß dih, mei' Moam!

Und die „Moam", die meistens nichts weniger als blutsverwandt ist, sagt:

In Ewigkeit, Ofoam!*)

Eine andere schöne Grußform ist: Der N. N.

Lasst dih schön grüaßen,
Mit Händ' und mit Füaßen,
Mit Kopf und mit Ohren;
Morg'n werd ma zur Hochzeit fohren.

Von einem geizigen Hausvater, der sein Dienstbotenvölklein ziemlich karg verköstigt, spöttelt ein Knecht: No, unser Baua thuat

*) Abschaum. Hier scherzweise gebraucht.

Sprüch' und Redensarten.

Mit erläuternden Beispielen. Gesammelt in Steiermark von Karl Reiterer.

Da es dankenswert erscheint, unserer heimischen Sprache ab und zu ein Augenmerk zuzuwenden, so wollen wir im Nachstehenden einige originelle Sprüch' und Redensarten, getreu dem Wortlaute gegeben, bringen, um sie als Überreste einer entschwundenen Culturperiode vor dem Untergange zu retten, dabei eingedenk des Umstandes, dass der Zeitgeist mit allem „Althergebrachten", so auch mit der Ursprünglichkeit, Natürlichkeit und Frische unserer lieben Muttersprach im Laufe der Jahrhunderte aufräumt.

's Bergbauern Moizerl geht Kirchfahrten, so dass der Hinteregger Nachbub von ihr singt:

's Dirndl geht Kirchfahrten
Weit aufi ins Tirol,
Is in die Kirch'n nix kema,
Zum Büabl aber wohl.

„A Heilige ist's. Bergbauern Dirndl!" meint einer im Dorfe, der von der Kirchfahrt Moizerls erfuhr. Da spöttelt der in den Bußgang des Dirndls näher eingeweihte Nachbub:

Ja, sie is heilig und ong'rührt,
Der's glaubt, der is ong'schmiert.

Eigenartig ist die witzige bäuerliche Redensart:

Aus war's,
Wenn die Katz' auf'n Bam stieg und Birn fraß;
Hin war s'.

Bei bäuerlichen Gastmählereien, so beim „Fasching-" und „Martiniloben", werden gar viele und köstliche Gerichte auf den Tisch gebracht. Das gibt dem Hansel Veranlassung, dass er murrt: So ist's:

Heut' all's g'gessen,
Morg'n so herg'sessen.

Manches Dirndl überlegt sich 's Heiraten lange und meint: Ih muss mir's gut ausraiten, denn 's Heiraten is a lang's Jahr,

Ledig g'storb'n
Is ah nit verdorb'n.

Die Paffermar Gretherl soll heiraten. Die Eltern haben für's Dirndl einen ausg'sucht, der ein schönes Anwesen besitzt, sonst aber nicht im besten Rufe ist, was oft vorkommt, da der Bauer bei der Heirat zumeist auf's „schöne Ort" schaut. In diesem Falle sagt die Dirn zur Mutter:

Die Kirch'n wär' schon recht,
Aber der Heilige is mir z'schlecht.

Das Kreuzbutten-Dirndl soll ihre Hand einem reichen, der nichts weniger als begehrenswert ist. Ach was, calculiert die Heiratslustige:

Für d' Noth
Is d' Semmel ah a Brot.

Einem „heiratsmaßigen" Bauernbuben will man eine Gewisse im Dorfe beinah' auf den Hals laden. Da wehrt sich der solchermaßen Bestürmte und trällert:

Ha, wär' zum Lachen,
Sechs Loab bachen

Warum meine Uhr nicht gieng.

Eine originelle Geschichte.

„Hier ist Ihre Uhr“, sagte der Juwelier in Paris, indem er mir mein Eigenthum zurückstellte, „und ich hoffe, Sie werden nun damit zufrieden sein, denn einer meiner besten Arbeiter hat dieselbe durchweg repariert und gereinigt; sollte aber in Jahresfrist etwas nicht in Ordnung sein, so bitte nur den Chronometer herzusenden, und ich werde ihn ohne Zahlung instand setzen.“ Die Rechnung lautete auf zehn Franken, ein Preis, welchen ich für die Größe des Boulevardgeschäftes nicht theuer fand, und ich erfreute mich ungefähr zwei Wochen des geerbten alterthümlichen Zeitmessers, der auf die Secunde richtig gieng.

Eines schönen Morgens standen die Zeiger aber auf halb sieben, obgleich es schon viel später sein musste, und thatsächlich — mein Chronometer versagte den Dienst. Ein vollauf beschäftigter Berichterstatter ohne richtig gehende Uhr ist aber ein Fisch ohne Wasser, und es überkam mich eine gelinde Wuth, umsomehr, als ich viel zu lange im Bette geblieben war, daher Zeit — mein Capital — verloren hatte. Nach Beendigung der dringendsten Geschäfte war ich ziemlich weit von meinem Juwelier entfernt und beschloss, in irgend einer Uhrenhandlung nachzufragen, woran der Fehler lag, um jenem Manne gegenüber doch nicht ganz als Laie dazustehen. Ich trat daher in das erste mir vorkommende Juweliergeschäft, das auch mit Taschenuhren handelt. Ein sehr liebenswürdiger Herr von dreißig Jahren nahm mir den Zeitmesser mit leichter Verbeugung aus der Hand, öffnete denselben sehr bedächtig, ergriff ein kleines Instrument, fuhr damit in meinem Besitzthum herum und sagte endlich mit großer Bestimmtheit: „Es ist eine gute Uhr, aber dieselbe bedarf einer totalen Reinigung.“

„Das ist doch aber merkwürdig“, erlaubte ich mir einzuschalten, „denn ich bezahlte erst vor zwei Wochen zehn Franken dafür, und man versicherte mir, dass es auf das beste geschehen sei.“

„Ich bitte sehr um Verzeihung, mein Herr, in die unangenehme Lage versetzt zu sein, Ihnen widersprechen zu müssen, aber dieser Chronometer ist durchaus schmutzig, und das Öl sieht bereits wie Gummi aus. Man hat Sie in einem zweitclassigen Geschäft, welches die Uhren außer dem Hause zu kleinen Arbeitern gibt, entweder wissentlich oder unwissentlich getäuscht. Lassen Sie mir Ihre Uhr, und in drei Tagen erhalten Sie dieselbe in bester Ordnung wieder. Es kostet Sie sieben Franken fünfzig Centimes.“ Ich lehnte es ab und empfahl mich.

Acht oder zehn Geschäfte weiter fand ich einen wirklichen Uhrladen, der an der gleichen Stelle, wie das schön gemalte Schild besagte, schon sechzig Jahre bestand, ein Umstand, der gewiss vertrauenerregend sein muss. Ein ältlicher Mann erhob sich von seinem Werktisch, nachdem er das Vergrößerungsglas aus dem Auge genommen hatte, und besichtigte die Uhr eingehend; dann sprach das Orakel: „Zwei Rubine sind gebrochen — ich wundere mich, dass dieser Chronometer überhaupt gegangen ist. Sie haben ihn fallen lassen? Nein? Das ist doch merkwürdig, denn die Steine sind gebrochen. In zwei Tagen können Sie den Chronometer wieder haben. Bitte um Ihren Namen.“ Letzterer wurde jedoch nicht gegeben, und der Zeitmesser kehrte in meine Tasche zurück.

Die beiden genannten Häuser lagen auf den großen Boulevards, und misstrauisch geworden, beschloss ich nun mein Heil in einer der belebten Nebenstraßen zu suchen, die an Uhren- und Juwelengeschäften keinen Mangel besitzen. Dort drüben der Palast mit der großen Uhr in einem thurmartigen Vorbau und den Hunderten

Schön kloan fürgeb'n
Und uns wuhlvergunn daneb'n.

Wenn etwas recht gut irgendwo passt, wird die Redensart gebraucht:
G'rad recht hat der Hund d' Sau bissen.

Will man den Bauernbuben zu etwas zwingen, so äußert er sich:

Wenn ih nit will,
Halt ih nit still,
Und wenn ih will,
Brauchts nit viel.

Anstatt zu sagen: Geh sei so gut und thu' mir das! gebraucht der Älpler die hübsche Redensart:

Sei so beten
Und komm' a mal Haar (Flachs) jäten!

Ein Sprichwort lautet: Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm. Das drückt der Bauer sinniger so aus:

Wia d' Schüssel, so d' Scherb'n,
Wia's Mehl, so die Nocken.
Wia's Kraut, so die Ruam,
Wia da Voda, so die Buam.

Von einem Prahlhans sagt man auf dem Lande häufig: Bei dem ist

's G'schroa
Größer wia's Oa.

Auf die Eier bezieht sich auch die Redensart:

Nimmst der Henn' 's Oa,
Legts kam mehr oans oder zwoa.

Bei einem unbeständigen Menschen wird angewendet:

Heut' so, morg'n so,
Bleibt man immer auf'n Stroh.

Wenig Respect vor den „Herrischen" bekundet der Bauer, wenn er sagt:

D' Herr'n und Hund mach'n koa Thür zua.

Auch meint man auf dem Lande:

Mit großen Herr'n is nit guat Kirsch'n ess'n,
Sie werf'n einem d' Stingel ins G'sicht . . .

Im G'meinstübel prahlt der Hopfen-Sepp, er sei beim tüchtigsten Bauer im Orte bedienstet. Da spöttelt einer:

Du bist ah bei solen Bauer,
Bei dem d' Henn' die best' Kuah is.

Von der Dorfschönsten heißt es:

Sie tragt die Glocken (ist die schönste).

Nichts weniger als zart, aber höchst kennzeichnend ist der Spruch:

's Weib versterben
Is 'n Bauer koan Verderben,
Aber 's Ross verre . . . . . .
Mag 'n Bauer schrecken.

Donnersbachwald, im Herbst 1893.

Bücher.

Die Gemälde-Sammlung im kunsthistorischen Hof-Museum in Wien. Besprochen von Hans Grasberger. (Wien. Graeser. 1892.)

Dieses Büchlein unseres wackeren und kunstverständigen Landsmannes, das als erster Band der von Albert Ilg herausgegebenen „Österreichischen Bibliothek" erschienen, ist hauptsächlich für den Kenner und treuen Verehrer der ehemaligen Belvedere-Galerie interessant, indem es über die äußern Lebensschicksale so manches Lieblings, über die Wanderjahre der hervorragendsten Bilder der kaiserlichen Sammlung, bevor sie in den prunkvollen Hafen des neuen Hofmusealgebäudes eingelaufen sind, getreulich Bericht erstattet. Zugleich ist es aber auch ein brauchbarer Führer durch die neu aufgestellte Gemäldesammlung, denn der einfache, leichtbeflügelte Stil des Autors weiß in ungezwungener Weise von einem Bild zum andern zu gaukeln und bei guter Gelegenheit, ohne dem Leser die Marschroute einer strengen Systematik vorzuschreiben, alles Nennenswerte zu berühren, nicht ohne auf dem Wege ab und zu vom Honigseim der Künstlerbiographien zu naschen, und zwar mit Geschick und Weisheit, indem immer dann, wenn einem die Aufzählung und Besprechung der künstlerischen Augenweide, die man aber nicht sieht, ein wenig wie eine dürre Heide vorzukommen beginnt, rasch ein saftiger Zug aus dem Leben der Meister als Stärkung für die weitere Wanderung dargestellt wird. Ja, sogar das Gebiet der historischen Kritik wird, wo es noththut, gestreift, und hinter manchem „so wird es sich wohl zugetragen haben" oder „so meint der Herr N. N." verbirgt sich eine tüchtige Belesenheit in Sachen der strengen Kunstforschung. Insbesondere aber ist der Quellentheil des wiederholt erwähnten und mit Recht hervorgehobenen monumentalen Werkes „Jahrbuch der kunsthistorischen Sammlungen des a. h. Kaiserhauses" fleißig benützt worden, eines der vornehmsten modernen periodischen Druckwerke, auf welches die steirischen Leser des „Heimgarten", die sich für dergleichen interessieren, hier nur beiläufig mit dem Bemerken aufmerksam gemacht seien, dass es sich u. a. auch im Besitz der Landesbibliothek am Joanneum befindet.

Grasbergers Besprechung der kaiserlichen Gemäldesammlung in Wien gehört zu jenen Büchern, die man wohl nicht von Anfang bis Ende durchliest, dagegen mit Nutzen wiederholt zur Hand nimmt und zum Nachschlagen brauchbar findet. Der Besucher des Museums will z. B., ohne ein Specialwerk zu Rathe zu ziehen, erfahren, welche Stelle unter den Werken von Rubens der Ildafons-Altar einnimmt. Er findet in kurzen Worten eine Würdigung des Bildes, eine Bezeichnung der dargestellten Persönlichkeiten, sogar die Zeit, die näheren Umstände seiner Erwerbung und den Preis, der dafür bezahlt wurde. Dem Sammler von Photographien, der bei seinem reizenden Sport immer darauf angewiesen ist, den localen Wirkungskreis jeder einzelnen photographischen Firma zu überblicken, bietet das Büchlein mit seinem praktischen Register Gelegenheit, sich rasch zu orientieren, welche Lücken er aus Wien noch zu ergänzen hat; und der Kupferstichsammler findet bei zahlreichen Meisterwerken den neuesten und besten Stich, in dem es vervielfältigt worden, bezeichnet. Der Historiker und Culturhistoriker, dem die Kunstgeschichte ferner liegt, mag mit Vergnügen die klare, kurze geschichtliche Übersicht des Mäcenatenthums und des Sammeleifers der Prinzen aus dem österreichischen Erzhause durchblättern, und den steirischen Kunstfreund wird es interessieren, welche Bilder der Grazer Schatz-, Kunst- und Rüstkammer Erzherzogs Karls von Steiermark nach der Auflösung derselben unter Maria Theresia in den Besitz der kaiserlichen Sammlung in Wien übergegangen sind.

E.

Kinder- und Hausmärchen. Gesammelt durch die Brüder Grimm, illustriert von P. Grot-Johann. Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt. 1893. Lieferung neun bis zwanzig (Schluss).

Auf die Bedeutung und den Wert dieses schönen, echt nationalen Werkes haben wir schon zu Anfang des Erscheinens desselben an dieser Stelle hingewiesen. Mit den angeführten Lieferungen liegt die Sammlung als Ganzes vor und auch diese späteren Lieferungen bis zum Schlusse rechtfertigen vollständig alles, was über die ersten derselben gesagt wurde. Der alte prächtige Text ist überall derselbe geblieben und die edle, einfache, echt volksthümliche Sprache und Darstellung gelangt heute ebenso wie zur Zeit des ersten Erscheinens dieser Märchen zur vollen Geltung, es steckt mehr Kunst in dieser edlen Einfachheit, mit welcher der Volkston so vorzüglich getroffen erscheint, als in vielen anderen erkünstelten und erschnörkelten Darstellungen mancher Dichter und Erzähler unserer Tage. Moriz Necker hat dem

goldener und silberner Zeitmesser in den Schaufenstern, dort musste man sicherlich wissen, welche Bewandtnis es mit meinem Erbstück habe, also frisch hinein. Ein Neger öffnete mir die Thür und ein blasser junger Mann mit gutgepflegtem Schnurrbart, in tadellosem Gesellschaftsanzuge, bat mich, platzzunehmen, während er mein Eigenthum einer, wie es mir schien, sehr eingehenden Prüfung unterwarf und mit verschiedenen Instrumenten darin herumhantierte. Nach einer Weile schüttelte er mit dem Kopfe, und die Uhr vor mich hinlegend sprach derselbe: „Das Werk ist total ruiniert, ein Zahnrad muss gänzlich erneuert werden, andere Theile functionieren schlecht; für zwölf Franken fünfzig Centimes gebe ich Ihnen die Uhr in gutem Zustande zurück und garantiere dieselbe zwei Jahre.“ Diese wohlgemeinte Offerte wies ich gleichfalls zurück, denn es wollte mir nicht in den Sinn, dass der Chronometer, welcher bis zum heutigen Morgen sehr präcis functioniert hatte, plötzlich alle jene Fehler aufzuweisen hätte.

Einen letzten Versuch, die Wahrheit zu ergründen, wollte ich noch in einem kleinen Laden machen und dann schnurstracks in das Geschäft gehen, welches die einjährige Garantie übernommen hatte. Ein solcher war bald gefunden, und ein ehrwürdig aussehender Israelit mit langem, stark ergrautem Barte schüttelte zuerst den Zeitmesser, horchte dann, öffnete denselben mit einem Instrumente wie eine Auster, sah aufmerksam in das Werk und rief dann aus der Ladenstube einen sehr jungen Mann, seinen Sohn, heraus, ihm die Uhr übergebend. „Sage dem Herrn, wann er sie wieder erhalten kann, und den Preis.“ Neues Examen durch den technisch und kaufmännisch ausgebildeten Jüngling, der endlich in die Worte ausbrach: „Ein Stein ist in schlechtem Zustande und die Feder zu lang, welche daher nicht genug Spielraum hat; ich werde sie kürzen, sowie einen neuen Rubin einsetzen, überdies muss die Uhr gänzlich gereinigt werden. Es ist sehr viel Arbeit daran, und vor acht Tagen ist sie nicht fertig. Genau kann ich Ihnen den Preis nicht nennen, aber es wird mindestens zehn Franken kosten. Auf welchen Namen soll ich den Chronometer einschreiben?“ Ich ersuchte, mir letzteren zurückzugeben, denn jener hielt die Uhr noch in der Hand, aber nun legte sich der Vater in das Mittel: „Moses, mein Sohn, mach's dem Herrn billig, es ist das erstemal, dass er beehrt unser Haus, mach dem Herrn eine gute Arbeit für neun Franken“, und als ich darauf bestand, meine Uhr zurückhaben zu wollen, nahm der Alte dieselbe in die Hand und sagte, hineinsehend: „Ich werde Ihnen machen die Uhr für sieben Franken und fünfzig Centimes, aber billiger ist es unmöglich.“ Ich verneinte durch Kopfschütteln, meine Hand nach der Uhr ausstreckend. „Nun, so werde ich Ihnen noch ablassen die fünfzig Centimes, bei sieben Franken verdient man aber nichts.“ Ich machte das gleiche Zeichen. „Es ist das erstemal, dass Sie kommen in mein Geschäft, sagen wir sechs und einen halben Franken, wohlfeiler könnt' ich es meinem Vater nicht machen. Gott, was sind Sie für ein harter Mann; Moses, mach' das Ührchen für sechs Franken.“ Meine Geduld war zu Ende, und ich war froh, den Laden verlassen zu können, nachdem der Vater den Preis auf fünf Franken herabgesetzt hatte. Meine Neugierde wurde nun erregt, und ich besuchte hintereinander noch sechs andere Geschäfte, in denen man mir ganz verschiedene Ursachen über das Nichtgehen meines Zeitmessers und eben solche Preise sagte. Endlich befand ich mich meinem Uhrmacher gegenüber und machte ihm Vorwürfe über die schlechte Arbeit. Der Juwelier hörte mich ruhig an, gieng dann an das Fenster, an dem er seinen Werktisch stehen hatte, guckte einen Augenblick hinein, ergriff einen Schlüssel, zog die Uhr auf und übergab mir dieselbe mit einem klugen Lächeln.

Ich hatte nämlich am vorhergehenden Abend vergessen, meinen Chronometer aufzuziehen. „Siebenbürgischer Volksfreund“.

Begabung veredeln, jedoch jedenfalls zuviel in Druck gegeben wird. Eines anderen Liebesbriefe lesen, und seien es die des besten Freundes und seien sie in vollendetster Form gefasst: Ich kann mir nichts Schaleres denken und es wirft ein eigenthümliches Licht auf denjenigen, der dazu auffordert. Wer nun seine Liebesempfindungen von Minuten, Tagen und Stunden, in Lauben, auf Bergen und in traulichen Gemächern, wenn auch in zarte Reime gefasst, in Druck legen lässt und einem lesebedürftigen Publicum vorlegt, begeht den gleichen Fehler in der Masse, den jener im einzelnen that. Solche Gedichte mögen, so gut sie sind, hübsch geschrieben im Hausarchive verwahrt, von schönem Werte für Kinder und Kindeskinder bleiben, doch nimmer werden sie in der Öffentlichkeit bestehen; es sei denn, es hätte sich der Dichter durch Werke realen Inhaltes schon das Interesse eines größeren Leserkreises erworben. Zum „Bahnbrechen" eignet sich eine Sammlung von Liebesgedichten nie, denn ein nur einigermaßen anspruchsvoller Leser liest auch Gedichte nicht nur der Form, sondern hauptsächlich des Inhaltes wegen. Beide sollen erquicken. Armin.

Vor dem Gewitter. Roman von Bertha von Suttner. Verlag der „Literarischen Gesellschaft". Wien.

Ein Zeitroman in des Wortes wichtigster und bester Bedeutung, zeigt uns Bertha von Suttners „Vor dem Gewitter", wie die gegenwärtige Menschheit sich nicht glücklich fühlt und daher nach Andersgestaltung auf allen Gebieten, nach Befreiung und Neugestaltung drängt. Im Mittelpunkte des Romans, dessen Wiener Milieu ganz vorzüglich getroffen ist, steht eine anmuthige Frauengestalt, um die sich in künstlerischer Anordnung alles gruppiert, was in dem einen reinigenden Gewitterausbruch zudrängenden vielgestaltigen „Bewegungen" unserer Zeit eine Rolle spielt. Überaus spannend durch einen actuellen Stoff und erwärmend durch seinen großen Reichthum an versöhnender Gesinnung, die immer nur eines predigt: den Menschen zu lieben, zeichnet sich dieser neueste Roman der gefeierten Verfasserin von: „Die Waffen nieder!" auch durch eine sehr poetische, theils lieblich anmuthige, theils bis zu tragischer Wucht gesteigerte sprachliche Darstellung, und eine lebensvolle plastische Composition aus. Alles in allem ein Werk, zu dem man nicht bloß der Verfasserin und der Wiener „Literarischen Gesellschaft", sondern dem gesammten Lesepublikum gratulieren kann.

Zum Schlusse noch ein Wort über die „Literarische Gesellschaft" in Wien selbst, welcher wir dieses Werk verdanken. Diese Gesellschaft, gegründet von einer Anzahl angesehener Gelehrten, Schriftsteller und Bürger, an deren Spitze Professor Dr. C. v. Lützow steht, ist ein gemeinnütziges Unternehmen und hat die Aufgabe, Werke von hervorragenden Autoren in würdiger Form zu billigen Preisen zu veröffentlichen. In welch erfolgreicher Weise die „Literarische Gesellschaft" ihre Aufgabe erfüllt, beweist der vorliegende Band, dessen schöne und vornehme Ausstattung seines Inhaltes würdig ist. V.

Wiener Typen. Humoristische Bilder aus dem Wiener Leben von V. Chiavacci. (Stuttgart. Adolf Bonz & Co. 1894.)

Der sechste Jahrgang des „Heimgarten" brachte einen Aufsatz über das Strafhaus zu Capo d'Istria, von Vincenz Chiavacci. Aus dem Verfasser dieses ersten, fast finsteren Aufsatzes ist seitdem ein ausgezeichneter Wiener Humorist geworden. Mich bringt nicht leicht etwas zum Lachen, man sagt, 's wäre die Milz zu klein, ich denke aber, es ist ein anderer Grund: wir haben nichts zu lachen. Dieses neue Buch von Vincenz Chiavacci, schlicht benamset: „Wiener Typen", fragt nicht erst, ob man lachen will oder nicht, man liest darin und man muss lachen. Nur einer hat bei dem Buche wieder nichts zu lachen, und das ist der Wiener Backhendel- und Pilsnerbier-Bürger. Der wird sauber auf den Stephansthurm gestellt. Vielleicht bildet er sich noch was drauf ein, denn eigentlich wehe thut der Sittenschilderer auch diesem nicht, es ist die harmloseste Unterhaltung, die er mit ihm dem Leser macht. Man lese nur einmal das von Herrn Adabei, seine Reisebriefe aus Marienbad, Abbazia, Constantinopel und Griechenland! — Man schlage aber das Buch auf wo immer, es ist überall guter Dinge. R.

Kleopatra. Historischer Roman von Georg Ebers. (Stuttgart. Deusche Verlagsanstalt. 1893.)

Das neueste Werk von Georg Ebers zeigt wieder alle Vorzüge dieses Erzählers aus seiner besten Zeit. Das Wissenschaftliche, das zur Poesie nicht passen will, tritt in den Hintergrund, der frische Geist des Dichters tritt den Leser an und fesselt ihn. M.

Die Erzählung des Werksherrn. Von Ernst Rauscher. (Wien. K. k. Hof- und Staatsdruckerei. 1894.)

Wie uns schon die classische Form anmuthet, das hier ganz meisterhaft behandelte Hexameter! Und wie schön und rührend die hier erzählte Geschichte ist! Moderne Stoffe in classischer Form dargestellt lesen sich besser, als man anzunehmen pflegt. M.

Buche eine literarhistorisch wertvolle Vorrede vorangesetzt, worin er uns den schlichten Lebenslauf des gelehrten Brüderpaares erzählt, deren Porträt nach dem bekannten Gemälde von Biov als Titelbild des Buches passend gewählt wurde. Mit Recht sagt in der Einleitung deren Verfasser über die Grimm'schen Märchen: „Sie sind ein Hausbuch des deutschen Volkes von der Hütte bis zum Palaste geworden. Ihre Verbreitung lässt sich nur noch mit der von Goethes ‚Faust‘ und der ‚Bibel‘ vergleichen, sie sind die Bibel der deutschen Jugend geworden. Ihre Gestalten und ihre Bilder sind so sehr Eigenthum der deutschen Volksphantasie geworden, dass man sie gar nicht daraus wegdenken kann. Ihre Sprache ist uns so sehr ans Herz gewachsen, dass man geradezu sagen kann: man kennt die deutsche Sprache überhaupt nicht, wenn man nicht die Sprache der Grimm'schen Märchen kennt.“ Diese schönen Worte zeigen uns am besten die Bedeutung der Sammlung, welche nun hier in einer so schönen Ausgabe ungekürzt vorliegt, wie sie bisher noch nicht geboten worden. In jedem der Märchen dieser Ausgabe überraschen uns aber auch die charakteristischen trefflichen Illustrationen P. Grot-Johanns und Robert Leinwebers. Der erste Künstler sollte die Vollendung dieses Illustrationswerkes nicht erleben — er starb am 26. October 1892 in Düsseldorf und R. Leinweber hat die letzten Bilder im Geiste des Meisters zur Vervollständigung des Ganzen geliefert. Die Biographien beider Künstler und deren Porträts sind ebenfalls der angedeuteten Einleitung einverleibt. Über die schöne Ausführung der Holzschnitte kann man nur sagen, dass die berühmte Verlagshandlung auch hier ihren alten bewährten Traditionen treu geblieben ist. — Und so möge dieses herrliche Volksmärchenbuch in der neuen schönen Gestalt hinausziehen und, vom Stifte und Griffel des Künstlers unterstützt, die Jugend und das Volk weiter erfreuen, aber auch jedem Freunde echter unverfälschter Volkspoesie als wertvolles Handbuch dargeboten erscheinen.

A. Schlossar.

Neues von Hamerling. Von Robert Hamerlings literarischem Nachlasse ist nun auch der Rest erschienen. Derselbe besteht in zwei Bändchen. Das erste ist novellistisch und führt den Titel: „Was man sich in Venedig erzählt.“ Nach italienischen Quellen. Das zweite sind Gedichte: „Letzte Grüße aus dem Stiftingshaus.“ Herausgegeben hat diese Neuheiten Oskar Linke in dem bekannten Hamerlingverlag zu Hamburg. Nun ist Hamerlings Nachlass gedruckt und jetzt wird es doch schon bald an der Zeit sein für diesen Verlag, mit der längstversprochenen Volksausgabe der Werke des Dichters zu beginnen. R.

Zur Reform des Religionsunterrichtes. Freunde der Religion und der Jugend, die wissen, wie schwierig der Religionsunterricht an sich ist, und wie diese Schwierigkeit durch die ungeheuere geistige Gährung unserer Zeit ins Unerträgliche gesteigert wird, müssen jeden verständigen und wohlmeinenden Reformvorschlag willkommen heißen. Einen recht radicalen enthält das Buch: **Das Judenchristenthum in der religiösen Volkserziehung** von einem christlichen Theologen. (Leipzig. Fr. Wilh. Grunow. 1893.)

Wenn wir die Hauptforderung des Verfassers: Beseitigung des alten Testaments aus dem Religionsunterrichte verrathen, so wird der Leser zunächst vermuthen, er habe es mit einem fanatischen Antisemiten zu thun oder mit einem jener Anhänger der Humanitätsreligion, die sich nicht allein über das alte, sondern auch über das Neue Testament erhaben dünken. Doch nichts könnte irriger sein. Der Verfasser ist im Gegentheile ein streng und tief gläubiger Christ, der fordert, es solle „in der Volksschule nur Christus getrieben werden. Wegen des Alten Testamentes argumentiert er folgendermaßen. Zweck des Religionsunterrichtes ist es, in dem Schüler den christlichen Charakter, die christliche Persönlichkeit heranzubilden. Das kann nur geschehen durch Mittheilung christlicher Vorstellungsmassen in dem Grade, dass zuletzt alle andern Vorstellungsmassen von den christlichen überwogen und beherrscht werden. Die im Alten Testament enthaltenen jüdischen Vorstellungen sind aber von den christlichen verschieden und ihnen theilweise geradezu entgegengesetzt. Weit entfernt davon, dass sie dazu dienen sollten, die Herrschaft der christlichen vorzubereiten, können sie in der Seele des Schülers keine andere Wirkung ausüben, als diesen den Eingang zu erschweren und ihr Übergewicht unmöglich zu machen. „Ein deutsches Christenkind gehört der christlich-germanischen Gemeinschaft an, soll aus dieser seine Nahrung ziehen und für sie gebildet werden. Daher ist es ein Gewaltact gegen seine Individualität, wenn es eine Zeit lang und überdem noch in dem zartesten und empfänglichsten Alter in die jüdisch-mosaische Gemeinschaft versetzt wird. Ist Individualisieren eine Hauptaufgabe der Pädagogik, so darf es für Christenkinder keinen alttestamentlichen Religionsunterricht geben.“

Gr.

Aus tiefstem Herzen. Gedichte von Karl Bienenstein. (Dresden und Leipzig. E. Pierson. 1893.)

Die reiche Sammlung von in gewandten Reimen gefassten Herzensergüssen erweckten in mir bei der Interesselosigkeit der Gehalte der meisten Gedichte des Buches die Betrachtung, dass heute zwar nicht zuviel gedichtet, denn warum soll denn nicht jeder seinen Stil nach

Jubiläumsnummer der Fliegenden Blätter, Nr. Eins des hundertsten Bandes. (München. Braun & Schneider.)

Die Fliegenden Blätter sind für das deutsche Volk eine unschätzbare Wohlthat geworden. Gut Heil zu ihrem Jubeljahre!

R.

Im Reiche des Geistes. Illustrierte Geschichte der Wissenschaften, anschaulich dargestellt von K. Faulmann, k. k. Professor. Mit dreizehn Tafeln, dreißig Beilagen und zweihundert Textabbildungen. (Wien. Hartleben.

Die uns heute vorliegenden Hefte 21—25 enthalten die Rechtswissenschaft und Medicin im vorigen, sowie das Schulwesen, die Sprachwissenschaft, die Naturwissenschaften und die Geographie im jetzigen Jahrhundert. V.

Büchereinlauf:

Berthold Auerbachs Schriften. Bis zur fünfunddreißigsten Lieferung erschienen. (Stuttgart. J. G. Cotta'sche Verlagshandlung.)

Chrysotemis erzählt: Griechische Geschichten von Oskar Linke. (Leipzig. A. G. Liebeskind. 1894.)

Märchen. Von Margaretha v. Loga. (Berlin. Paul Moedebeck.)

Märchen aus Irlands Gauen. Ins Deutsche übersetzt von Eugenie Jacobi. (Neuwied. August Schupp. 1894.)

Balladen und Romanzen. Von Bürger, Goethe und Schiller. Nebst Schillers Lied von der Glocke. (Budapest. W. Lauffer. 1894.)

Balladen und lyrische Gedichte. Von Alfred Tennison. Übertragen von Sophie Harbou. (Charlottenburg. Otto Brandner. 1894.)

Episteln und Elegien. Von Adolf Frdr. Graf von Schack. (Stuttgart. J. G. Cotta'sche Buchhandlung. 1894.)

Im Wolfschart. Nach einer alten Erzählung von Ernst Rauscher. (Graz. Leykam. 1894.)

Prager Dichterbuch. Herausgegeben von Heinrich Teweles. (Prag. Friedrich Ehrlich. 1894.)

Auf der Jagd. Genrebild aus dem steirischen Oberlande mit Gesang und Tanz in zwei Acten von F. Fels. Musik mit theilweiser Benützung von Volksliedern von F. X. Blümel. (Graz. Hans Wagner. 1893.)

Quer durch die Geographie. Erlebnisse eines Radfahrers von L. Siegfried. (Leipzig. A. G. Liebeskind. 1894.)

Lenz in Briefen. Von Dr. F. Waldmann. Zürich. Sterns Literarisches Bulletin der Schweiz. 1894.)

Die zehn Gebote der Jesuiten. Aus den Hauptwerken der Jesuiten zusammengestellt von Dr. A. Brodbeck. (Zürich. Verlagsmagazin.)

Geschichte der deutschen Literatur. Mit einem Abriss der Geschichte der deutschen Sprache und Metrik. Bearbeit von G. Bötticher und K. Kinzel. (Halle an der Saale. Buchhandlung des Waisenhauses. 1894.)

Vom Dichter zum Philosophen. Von Karl Sonnen. (Leipzig. August Schulze. 1894.)

Hadubrand-Lieder. Von Ad. Pergler. (In Commission bei Huber & Lahne. Wien I., Herrengasse 6.)

Gedichte von Otto Sachs. (Prag. J. G. Calve'sche Verlagshandlung. 1894.)

Ranken. Gedichte von Anton Renk. (Innsbruck. Wagner'sche Verlagshandlung. 1893.)

Das baltische Dichterbuch. Eine Auswahl deutscher Dichtungen aus den baltischen Provinzen Russlands mit einer literarhistorischen Einleitung und biographisch-kritischen Studien. Herausgegeben von J. E. Freiherrn von Grotthuss. (Reval. Franz Kluge. 1894.)

Die Baltischen Lande in Liedern ihrer Dichter. Herausgegeben von Hein. Johanson. (Zürich. Sterns literarisches Bulletin der Schweiz. 1894.)

Brevier und Fiedel. Neue Gedichte von Anton Ohorn. (Großenhain. Baumert & Ronge. 1894.)

Gedichte von Kurt von Rohrschmidt. (Großenhain. Baumert & Ronge. 1894.)

Gedichte von Carl Busse. Zweite Auflage. (Großenhain. Baumert & Ronge. 1894.)

Schlummere, Schwert, unter Myrthen! Neue Gedichte von Oskar Linke. (Hamburg. Verlagsanstalt und Druckerei. A. G. 1894.)

Schlichte Klänge. Von Toni Bracke. (Leipzig. Moriz Ruhl.)

Aus dem Verlagsmagazin. Zürich. 1894:

Stille Märtyrer. Moderne Erzählungen von Georg Reben.

Liebeskämpfe. Novellen von Hermann Friedrichs.

Streiflichter. Gedichte von Hermann Friedrichs.

Atheisten. Schauspiel in drei Aufzügen von Berthold Weiß.

Caesar Borgia. Schauspiel in vier Aufzügen von Berthold Weiß.

Aus dem Verlage von Dr. Albert & Co. München:

Morgenstimmen und anderes. Von Max Hoffmann.

Im Sommersturme. Gedichte von Arth. von Wallpach.

Drachenhort. Von Engelbert Albrecht.

Ferment. Roman von W. Siegfried.

Der Kasfl von Hyllerbräu. Roman aus der Münchener Brauwelt von R. v. Seidlitz.

Kleine Schriften. Von Heinr. Natter. (Innsbruck. A. Edlinger.)

Nur wenigen ist es bekannt, dass der Schöpfer des Zwingli-Denkmals in Zürich, des Walther-Denkmals in Bozen, des Andreas Hofer-Denkmals auf dem Berge Isel neben dem Meißel auch die Feder zu führen verstand, in heimlicher Werkstatt auch mit dem Worte Gestalten bildete, einem Fabulierdrange folgend, Geschichten und Märchen niederschrieb, die nun der Öffentlichkeit übergeben werden. Eine fast kindliche Sinnigkeit und ein goldiger Humor durchziehen diese Blätter und werden sie jedem Literaturfreunde wert machen. V.

Graf und Saltnerstochter. Von J. C. Platter. (Innsbruck. A. Edlinger.)

Der insbesondere durch die unter dem Titel „Raut'n und Rosmarin“ bekannte Verfasser bietet hier, im Rahmen der bewegten Zeit des für Tirol so bedeutungsvollen und ereignisreichen Jahres 1809, eine anmuthige Liebesgeschichte. V.

Eine recht wertvolle Bereicherung bringt die diesjährige Novemberserie der „**Bibliothek der Gesammtliteratur**“. (Halle an der Saale. Otto Hendel.)

Darwins Reise. Es ist dies eine äußerst billige Neuausgabe des Darwin'schen Reisewerkes, bekannter unter dem Titel „Reise eines Naturforschers“, das in manchem schon die Keime jener Theorie erkennen läſst, die der Wissenschaft neue Bahnen erschloss und jetzt wohl als weltbeherrschende angesehen werden kann. Dann enthält die Serie noch eine vortreffliche Übersetzung von Banvilles „Gringoir“ aus der Feder Ernst Haynels, zugleich für die Bühne eingerichtet, und ein Drama des schwedischen Dichters Johann Börjesson, „König Erich“ betitelt, das ebenfalls für die Bühne von H. Passarge bearbeitet ist. Außerdem noch zwei Nummern: Einhards „Leben Karls des Großen“ übersetzt und erläutert von Dr. Hermann Althof, und Gedichte und Skizzen von Wilhelm Hauff. V.

Zwei vorzügliche Geschenke gibt der Berliner Thierschutzverein heraus: ein Kalenderchen für Kinder und Erwachsene und eine Bildermappe.

Ersteres enthält außer vielen reizenden Illustrationen eine Sammlung von Erzählungen, Gedichten und Aufsätzen. Der überaus billige Preis von sechs Kreuzer läſst annehmen, dass das achtundvierzig Seiten enthaltende Büchlein zum Zwecke der Thierschutzpropaganda herausgegeben wird und der Verein den größten Theil der Kosten selbst trägt.

Die Bildermappe, welche der Berliner Thierschutzverein herausgibt, zeichnet sich ebenfalls bei dem reichen Inhalt durch billigen Preis aus. Sie enthält Beiträge der namhaftesten Künstler, Thier-, Landschafts- und Genrebilder, die das Gemüth erfreuen und den feinsten Geschmack befriedigen. Es sind über sechzig vorzügliche Autotypien Großoctav auf kräftigem Kupferdruckpapier in originell ausgestatteter Mappe. Wir können dieselben als eine der schönsten Gaben empfehlen. Dieselbe kostet sechs Gulden und der Reinertrag ist bestimmt für die Propaganda des überaus rührigen und segensreich wirkenden Vereins. Mappe und Kalender sind im Buchhandel zu haben und direct zu beziehen vom Berliner Thierschutzverein, Geschäftsstelle H. Beringer, Berlin, Königgrätzerstraße 108.

Frommes Kalender, wer kennt sie nicht, und wem sind sie nicht im Laufe der Jahre unentbehrlich geworden? Als ersten nennen wir den Jubilar unter Frommes Kalendern, den „Vogl-Volks-Kalender“, welcher heuer das fünfzigste Mal vor seinen Lesern erscheint, gewiss ein Beweis, wie sehr es dieser Kalender verstanden hat, sich die Gunst des lesenden Publicums zu erwerben und auch zu erhalten. „Frommes Wiener-Auskunfts-Kalender“ ist ein unentbehrliches Nachschlage- und Vormerkbuch für Geschäft und Haus und für die Ämter geworden. Gleichsam als einen kurzen Auszug des Auskunftskalender möchten wir den „Neuesten Sechzehn Kreuzer Schreibkalender“ ansehen. „Frommes Täglicher Einschreibkalender“ für Comptoir, Geschäft und Haus, „Frommes Schreibtisch-Unterlage-Kalender“, Frommes Kalender für Handelsakademiker, und Handelsschüler und Frommes Kalender für die Einjährig-Freiwilligen aller Waffengattungen. Die weiteren Berufskalender sind: Buchführungs-, Clerus-, Feuerwehr-, Forst-, Handels- und Börsen-, Juristen-, Landmann-, und Landwirtschafts-, Medicinal-, Montan-, Musik-, Pharmaceuten- und Professoren-Kalender. Für die Jugend seien hier speciell genannt: Frommes Österreichischer Studenten-Kalender für Mittelschulen, Fach- und Bürgerschulen, und Frommes Österreichischer Mädchen-Kalender. Eine reizende Neuheit sind die allbekannten Frommes Wiener Portemonnaie-Kalender in chromolithographischen Umschlägen. V.

Die altbewährten Behelfe für das Verkehrswesen, welche die Hofbuchhandlung Karl Prochaska in Teschen alljährlich neu bearbeitet erscheinen läſst, nämlich die **Prochaska'sche Eisenbahnkarte von Österreich-Ungarn** und das **Verzeichnis aller Stationen** des Post-, Eisenbahn-, Telegraphen- und Dampfschiffsverkehrs in Österreich-Ungarn sind in ihren 1894er Ausgaben soeben veröffentlicht worden. Beide Werke sind vielfach benützt und ihrer Verläſslichkeit wegen allgemein geschätzt. V.

Heimgarten

6. Heft. März 1894. 18. Jahrg.

O du schöne, süße Samstagnacht!

Eine Erinnerung aus der Waldheimat von P. K. Rosegger.

Als ich jung noch war! Vom „armen Jungen" spricht man. Was leuchtet und klingt denn ununterbrochen herüber in diese wahnwitzige, steinkohlenrauchrußige Welt, als lauter Pfingstmorgen und Hochsommer-Mondnächte aus dem Waldland! Hochsommer-Mondnächte klingen? Und wie sie klingen! Heute hätte ich die Worte, kann sie aber nicht singen, damals konnte ich singen und hatte keine Worte.

Am Abend vor dem Sonntag, wenn wir uns schon alle ins Bett gelegt hatten, senkte ich mein Haupt nicht ins Strohkissen, sondern hielt es ein wenig in die Höhe, horchend, ob sie schon schnarchten. Und als ringsum alle Raspeln in vollem Gange waren, stand ich wieder auf — ganz behendig — kleidete mich an, rasch aber leise — und huschte hinaus durch die Dachlucke. Zur Thür hinaus wäre ein bequemerer Weg gewesen, aber diese Thür winselte in ihren Angeln, gleichsam, als wollte sie Vater und Mutter wecken: Waldbauersleute! seid wachsam, euer Knab' schleicht um! — Der gute Vater hatte ja alles schon vergessen und meinte, auch

Moderner Musen-Almanach auf das Jahr 1894. Herausgegeben von Otto Julius Bierbaum. Ein Jahrbuch deutscher Kunst. Zweiter Jahrgang.

Das Kindesalter, dessen geistige und leibliche Entwickelung und die Erfolge des Kneipp'schen Heilverfahrens in Bezug auf nervöse Erkrankungen im Kindesalter. Mit Anhang: Die Kinderlähmung. Von Dr. Adalbert Kupferschmid. (Freiburg i. B. J. B. Schorpp. 1894.)

Blätter für deutsche Dichtung. Jahrbuch des Vereines „Ostarrichi" und des „Literarischen Dreibund". (Wien. Verlag des Vereines.)

Zur Armenreform der Städte in Steiermark. Mit besonderer Berücksichtigung der Landeshauptstadt Graz. Von Dr. Heinrich Reicher. (Graz. Verlag des steiermärkischen Landesausschusses. 1893.)

Anleitung zur Geschäftsführung der Vorschusscassen-Vereine (Spar- und Darlehenscassen-Vereine) nach dem System F. W. Raiffeisen. Herausgegeben vom steiermärkischen Landesausschuss. (Zu beziehen von der Direction der steiermärkischen Landeshilfsämter. Landhaus. Graz.)

Über die Alkoholfrage vom ärztlichen Standpunkt aus. Von Professor Dr. Adolf von Strümpell. (Leipzig. F. C. W. Vogel. 1893.)

Der Buchhandel, seine Organisation und sein Wesen. Von Eugen Marx. (Wien. 1893. Verlag des niederösterreichischen Gewerbevereines.)

Postkarten des „Heimgarten".

A. K., Hirschberg: Nehmen Sie getrost die schlimmsten Erfahrungen an, die wir mit Einsendern gehabt. Jahrelang machten wir's nach Ihrem Plane, opferten Zeit, Stimmung, Geld und entschuldigten uns noch tausendmal bei den Einsendern, gleichsam dafür, dass ihre Sachen unbrauchbar waren. Wir hatten damit die höheren Ziele aus den Augen verloren und nur persönlichen Eitelkeiten Rechnung getragen; wir hatten eine Menge Dichterlinge gezüchtet, die nun nicht leben und nicht sterben können. Schließlich konnte aber im „Heimgarten" doch nur das allerwenigste platzfinden und eben auch Ihr Fall mit „Meister Konrad" zeigt, dass die letzten Verdrüsse schlimmer sind, als die ersten, die man durch unbedingtes Ablehnen bereitet. Selbstverständlich werden Pakete, die sich als Manuscriptsendungen ausweisen, bei uns gar nicht angenommen, sondern kurzester Hand zurückgehen lassen. Doch die meisten Einsender verschweigen den Inhalt, lassen etwas wie Bücher, Muster u. dergl. vermuthen und man sitzt ihnen auf. Anzeigeexemplare neuer Werke können wir nicht ablehnen.

B. W., Dresden: Zusendung von Geschenken, welcher Art immer, müssen wir ablehnen.

* Im Interesse der P. T. Autoren bitten wir, unaufgefordert an den „Heimgarten" nichts zu schicken.

C. M., Feldkirchen. Ja, lieber Freund, das geht jedem Dichter so: sobald er etwas sagt, was den Leuten nicht recht ist, geben sie ihm den Rath, sich nicht in Politik zu mischen. So einer darf nur als Steuerzahler und Militärpflichtiger politisch sein, eine Meinung darüber darf er nicht haben. Eine Meinung darf er auch über anderes nicht haben. Als ich einmal ein Wort über deutsche Sitte und Sittlichkeit sprach, hieß es: nicht politisieren; als ich gegen die abscheuliche Judenhetze auftrat — nicht politisieren; als ich für die Friedensidee eintrat — nicht politisieren! Als ich für den deutschen Schulvereinskalender eine harmlose Dorfgeschichte schrieb — nicht politisieren! Als ich für den christlichen Religionsunterricht eine Lanze brach — nicht politisieren! Als ich in einem Gedichte die Macht des Gemüthes feierte gegenüber der Wissenschaft — nur nicht politisieren! u. s. w. Einmal schrieb jemand ein schönes Volksstück: „'s Nullerl", in welchem das sociale Elend alter Dienstboten beleuchtet wird, auch das nannte man „ein politisch Lied". So bleibt uns Volkspoeten freilich nichts anderes übrig, als immerfort nur Dulieh, dulieh! zu jodeln.

R.

F. O. H., Berlin: Kaiser Wilhelm II. war zur Zeit seiner Thronbesteigung um mehr als ein Jahr jünger, als der Dichter Ludwig Fulda, der noch zu jung ist, um ausgezeichnet zu werden.

Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger. Druckerei „Leykam" in Graz.

Burschen, denn alle gesunden Knaben im weiten Waldlande sind heute eines Sinnes.

Der Zettelbacher-Zenz legte den Finger an den Mund: „Hört's, Buben, hört's, da ist der schwarz' Peterl dabei. Ich kenn' seine Stimm'!"

Unter den drei fernen Stimmen war eine so weich und schwingsam, vom blaudämmernden Mollton bis hinan ins hellste weiße Licht... anders kann ich diese Klänge nicht beschreiben. Jetzt das innige Ineinanderschmiegen der drei Stimmen, jetzt das Emporklingen einer Schallrakete, dass allen Zuhörern ganz anders ward hinterm Brustfleck. Freilich, das war der Gesang des schwarzen Peterl und dem eilten wir jetzt zu. Thalab, über die Wiesen und Wässer, bergauf im schwarzen Walde, und bald standen wir wieder auf mondheller Hochmatte, wo die Nachbarssänger waren.

„Was wollt's denn ihr da?" ließ uns ein ruppiger Bursch, der Pomperer Franz, an, dieweilen er seine Beine stramm auseinanderspreitete und die Hände in die Hosensäcke bohrte.

„Wir haben auch euch nit gefragt, was ihr wollt's!" gab von unserer Seite der Heiden-Marxl scharf zur Antwort.

„Freilich, streiten werden wir! Oder gar raufen, versteht sich. Ich denk', wir wollen all' dasselbe. Singen wollen wir. — O du schöne, süße Samstagnacht!"

Der so sprach, das war der schwarze Peterl. Er war freilich schwarz in der Nacht, aber nicht schwärzer, als die andern. Er war ein schmaler, schlanker Stab, der da kerzengerade auf der Erde stand, den rechten Arm in die Seite gestemmt, den linken —. Der schlanke junge Knab' mit der einzig schönen Stimme hatte keinen linken Arm. Nicht einmal einen linken Ärmel zeigte seine Jacke, schnurgerade war die Linie herab von der Achsel bis zum Fuß. Und weil er auch keinen Hut auf hatte, sondern eine Zipfelmütze, so schien ihm der Mond jetzt so hell ins Gesicht, dass aus diesem fast wieder ein Mond ward, der auf uns anderen das Licht gab. So weiß war sein Gesicht, aber für einen Vollmond zu schmal. Die runden Augen und das Stumpfnäschen und der dreieckige Mund — sollten das Adam und Eva sein, wie im wirklichen Mond? — So närrische Sachen waren mir eingefallen, als ich mich nun nahe zu ihm stellte; der Bursche war mir lieb, nicht allein, weil er ein so freundliches Gesicht hatte und so schön singen konnte, als noch vielmehr, weil das ein ganz merkwürdiger Mensch gewesen ist.

Vor so und so viel Jahren war eines Tages um die Weihnachtszeit beim Zeilbergbauern ein fremder Mann eingetreten, der hatte einen langen schwarzen Bart und ein kleines blasses Büblein bei sich. An der Stubenthür stehen bleibend, sagte er mit langsamer und etwas singender Stimme das Christtagsevangelium auf und als er damit zu Ende war, pipste das

die Zwanzigjährigen müßten in den Hochsommer-Mondnächten gerade so gut schlafen und raspeln wie die Fünfzigjährigen. Wann war denn das? Wo ist denn das?

Auf der Schachenwiese, wo die Ahorne stehen und wo zwischen den Ahornen in engen randbemoosten Gräblein ein Wasser rieselt, dort kamen wir zusammen: der Heiden-Marxl und der Granegger-Hansjörgl und der Zettelbacher-Zenzl und andere, wie sie eben aus ihren Dachlucken und Kammerfenstern und Wandspalten auch so hervorgehuscht waren. Kein einziger hatte die Erlaubnis zum „Gasseln", keiner war auch nur annähernd um eine solche Erlaubnis eingekommen — und doch waren sie da. Und nun huben die Waldbauernburschen an, verworfen zu sein. Sie legten einander die Arme um den Nacken und giengen hinaus über die flachen Felder. „Das Landleben hat Gott geben, so heiter und froh!" Zu zwei Stimmen sangen sie es und zu drei, und als der jungen Herzen Lust zu groß ward, da sangen sie keine Worte mehr, sie sangen nur Gesang und das Jodeln und Jauchzen klang in den Wäldern nach und hallte in den Wänden der Höfe, die dort und da herumstanden im freien Hage. Und wenn nun die Alten wach wurden, so brummten sie wohl gutmüthig über die „Teuxelsbuben, die halt schon gar kein' Fried geben mögen bei der Nacht!" und freuten sich an der Bravheit des eigenen Sohnes, der gescheit ist und ruhig in seinem Bette schläft. Und derselbe brave Sohn stößt gerade den allerhellsten Juchschrei aus, der draußen klingt....

Unten im Engthale ist der Hauch eines Nebelstreifens, am hohen Himmel steht der Mond in seiner klaren mildleuchtenden Scheibe. „Er ist nicht weit, er ist nicht nah, er ist da!" sangen sie. Auf dem kurzen Gras der Matten lag sein silbernes Licht und die schwarzen Schatten der Burschen strichen darüber hin. Ein feuchtkühler Heuduft machte fast rauschig. Sternlein sprühten im Grase, bläuliche Funken zuckten in den Büschen, die Bäume standen mit ihren finsteren Zackenarmen und Wipfeln in einer fast drolligen Schauerlichkeit da. Gott, wenn man nicht einmal geschauert hätte vor den Geheimnissen der Nacht, wo wäre ihr Reiz? — Ganz leise huben sie wieder an:

„Wann ich geh,
Geh ich schnell,
Wann ich sing,
Sing ich hell,
Wann ich jauchz'
Gibt's ein' Hall
Zu mein' Dirnderl im Thal!"

Laut ausschallten die letzten Worte und das war das erste Anklingen an den eigentlichen, den Burschen selbst fast unbewußten Zweck dieser nächtigen Flüggezeit. Doch sie waren nicht allein wach. Unter dem Halmwerk rieselte wie ein ewiges Wässerlein das Zirpen der Grillen und vom jenseitigen Berge herüber klang zart und rein dreistimmiges Jodeln anderer

gesessener, „ob er mir nit eines Nachts mit der Brieftaschen davonlauft oder gar das Haus über dem Kopf anzündet!“ So redeten sie eine Weile hin und her, bis dem lustigen Gebel-Sepp der Einfall kam: „Aber Jesses, Leutel, wann ihn schon keiner willig nehmen mag: ausspielen!“ — Das Kartenbüschel her, um den Rathstisch gesessen. „Schwarz-Peterl! Wem er in der Hand bleibt, der muß den Buben ein Jahr behalten. Nachher wenn's Jahr aus ist, spielen wir wieder.“

So ist es geschehen, das arme Knäblein ist auf dem Eichelbuben, als dem „Schwarz-Peterl“ gestanden und dieses Blatt ist dem halbblinden Schuster-Zanggel in der Hand verblieben. — Das war just nicht schlecht gerathen. Der Schuster-Zanggel war ein armer Mann und solche Leute sind nicht die Unbarmherzigsten. Er brachte den Knaben seiner alten Schwester heim, wie man einen Taschenfeitel oder einen Feigenkranz heimbringt, den man im Spiel gewonnen hat. Die alte Schwester schlug zuerst ihre Hände zusammen über die Frevelhaftigkeit, ein Menschenkind auszuspielen wie einen Sack Nüsse. Dann nahm sie den Kleinen unter Seife und Kamm in die Arbeit und dabei knurrte sie: „Hat's bei uns derweil für zwei g'längt, wird's für drei auch g'längen. Und ihner Zusammenschießen brauch' ich gar nit.“

Die zwei alten Leute huben nun an, ihr Knäblein sauber herauszuputzen, ja sogar es in die Schule zu schicken. Und als der Lehrer davon sprach, dass der Kleine sich brav aufführe, gar nicht dumm sei und besonders Neigung für Musik zeige, da bildeten sie sich einen großen Fleck ein.

Als das erste Jahr zu Ende gieng, schwieg der Schuster Zanggel fein still und die Gemeinde machte auch keine Anstalt, den Knaben aufs neue auszuspielen. Der Name „Schwarz-Peterl“ aber ist ihm geblieben, obschon er auf den heiligen Adalbert getauft gewesen sein soll. In den Frühherbsttagen, wenn die Schulvacanzen waren, huben bei den Bauern die Nachfragen an, ob der Schwarz-Peterl nicht zu haben wäre zum Viehhüten. Da wurde er zu den Höfen ausgeliehen, zuerst gegen ein Vergeltsgott, später gegen einen Sack Kartoffeln oder ein Scheffel Korn, an die Schustersleute zu entrichten. Der Knabe war anstellig, gutmüthig und immer heiter und jetzt fiel dem Zeilbergbauern wieder das Ausspielen ein. „Was soll denn immer nur einer den Nutzen haben vom Bengel?“

Einem merkwürdigen Fehler war der Schwarz-Peterl anfangs verfallen gewesen, von dem die Schustersleute erst viel später sprachen, als er schon lange abgewöhnt war. Wenn niemand sonst zugegen, gieng er in das Vorrathskämmerchen, nahm sich Weißbrot, strich Butter drauf, aß es und trank Rahm dazu. Der weiße Schnurrbart an der Lippe ward eines Tages zum Verräther, allein der Junge sagte rasch: „Amen, „Gloria in excelsis Deo!“ und glaubte, die Sache damit beigelegt zu haben.

Büblein: „Amen! Gloria in excelsis Deo!" Hierauf bekamen die beiden etwas zu essen. Als der Schwarzbärtige hierauf Lodenmantel und Rückkorb wieder aufgepackt hatte, wendete er sich zur Zeilbergbäuerin und sprach: „Du schönes und gutes Muttergottesweib! Da habe ich ein Christkindel bei mir. Was gibst dafür?" Und schob ihr das Knäblein zu.

„So, ein Kinderschacherer seid Ihr?"

„Wenn du's nit willst kaufen, du Fromme, Unbefleckte du, so schenk ich's dir!"

Aber sie nahm es auch nicht geschenkt. Sie hatte zwar selber keines, sie wusste auch nicht, was das ist, ein Kind. Ihr Leben war das Kochen und das Scheuern und das Waschen und das Fegen; das trieb sie jeden Tag vom frühen Morgen bis in die späte Nacht. Und als ihr Mann schon im Bette lag, scheuerte sie noch den Fußboden blank, auf welchem sein erdkrustiger Schuh etwa eine Spur hinterlassen. Nun, am heiligen Abende wusch und kochte sie erst recht, und als der Festkuchen in der Pfanne bräunlichfett erglänzte, war der Mann mit dem langen Barte fort; an der Thür stand aber noch der Knabe, sog an seinem Finger und schaute mit großen runden Augen auf das prasselnde Herdfeuer hin, auf die geschäftige Bäuerin und auf den bräunlich-fetten Kuchen.

Es ist nicht aufgekommen, woher der Evangelisinger gekommen und wohin er gegangen war. Es ist nicht aufgekommen, wem das Kind gehörte. Dieses Kind wusste nur zu erzählen, dass es „immer und ewig mit dem Vater evangeligesungen" und Gloria in excelsis Deo gesagt und dass es darauf immer etwas zu essen bekommen hätte. — Als alle Nachforschungen sich als vergeblich erwiesen hatten, führte der Zeilbergbauer den Knaben zum Dorfrichter und wollte es bei dem so machen, wie der Langbärtige es bei ihm gemacht hatte. Der Dorfrichter sagte: „Oho, dableiben!" und hielt ihn am Arme fest. „Dir ist er eingelegt, du wirst ihn behalten und erziehen."

„Da werd' ich ihn halt ins Wasser schmeißen", antwortete der Bauer.

„So dumm reden sollst nit, Zeilbergbauer", beschwichtigte hierauf der Richter. „In paar Jährlein hast an ihm einen waren Halterbuben, wieder in paar Jährlein einen starken Knecht."

„Den waren Halterbuben und den starken Knecht kannst du haben, Richter!"

„Wenn's schon nit anders ist, so soll halt dieweilen das Dörfel zusammenschießen für den fremden Vogel, bis er zum Gemeindeboten oder zum Nachtwachter, oder zum Todtengraber oder zu so was gut ist."

So ist es hernach ausgemacht worden. Aber trotz des „Zusammenschießens" wollte den Knaben keiner nehmen und verpflegen; man wisse nicht, was aus so einem Kukuk werden kann, man wolle keine Verantwortung leisten für so was. „Wer steht mir denn gut", rief ein Orts-

Nach dieser Wendung hub der Schwarz-Peterl an, in der Gegend zu hausieren, aber nicht wie einst mit seinem Gloria in excelsis Deo! sondern mit der Bitte um Arbeit. Man beschäftigte den guten Burschen wo und wie es möglich war, denn sie hatten Mitleid mit ihm und sie hatten ihn lieb, weil er immer noch so gemüthlich war. Außer Kost und Gewandung bekam er von den Erkenntlichsten auch noch Tabaksgeld, welches der alte Zanggel fleißig vernebelte. Dieses bisschen Rauch und dieses bisschen Peterl, sonst war ihm ja nichts übrig geblieben von der lieben Welt. Die Stimme des Burschen hatte nicht gelitten, nur dass sie noch milder und lieblicher geworden war; und wenn sie im Kirchenchore so recht innig klang, da dachten die Leute: „Mein Gott, der Einhandel! — Aber das Zitherspielen! Er durfte nicht dran denken, dass jemand war, in irgend einem Hause dieser Berge, der sein Zitherspielen schon gar besonders gerne gehört hatte..... Ihm zuckten ordentlich die Finger und ihm war, als könne er die Finger noch auf die Tasten setzen alle fünf, aber wenn er hinschaute, war keine Hand da. Arbeiten hingegen gab es mancherlei, die er verrichten konnte, Garbentragen, Holzklauben, das Vieh hüten, bei Kohlenbrennereien mitthun, kleine Kinder wiegen. Zu letzterem war er besonders geeignet, weil sein Singen die Kleinen so leicht in den Schlummer brachte und weil sein schmales blasses Gesicht so gutmüthig und schalkhaft dreinschaute wenn sie wieder aufwachten, dass sie ihre junge helle Freude an ihm hatten.

Zu Allerseelen gieng er auf den Kirchhof und besuchte das Grab. Nicht Vater und nicht Mutter lagen dort, und auch sonst kein Mensch, der ihm nahe gegangen. Und dennoch stand er still am Friedhofzaun unter der Birke und betete ein Vaterunser. Dort unter dem Rasen lag sein linker Arm..... Und wenn er nach dem Vaterunser nicht gleich davongieng, sondern ins Denken kam, da war dem Burschen, als stünde er vor seinem eigenen Grabe, und er dachte der Hand nach, was sie ihm gewesen war und gethan hatte, wie kundig sie auf der Zither gespielt, wie er ihr einmal mit der Sichel in den Mittelfinger hieb, dass sie blutete und wie nachher das schreckliche Rad — die arme Hand! — Ganz so, wie man einem lieben Menschen nachdenkt. —

Also das ist die Geschichte vom Schwarz-Peterl, der nun in der Mondnacht auf der silberblassen Hochmatte dastand wie ein schwarzer Stab und im Vereine mit dem Hansjörgel das Lied sang: „O du schöne, süße, sternhelle Samstagnacht!" welches schließlich in den Jodler ausgieng: „O du schöne, o du süße, o du schöne süße dulieh, dulioh, dulieh!"

Nach diesem Gesange machte sich der Bursche ein wenig abseits gegen den Holzzaun hin und als er über denselben steigen wollte, lief ihm der Pomperer-Franz nach, fasste ihn am Joppenflügel und sagte: „Oho, Peterl, wohin denn?"

Der Zanggel mußte es ihm dreimal sagen und das drittemal aufschreiben — mit dem Buchenstäbchen auf den Rücken, dass alles Unerlaubte verboten ist. Nie hat er sich dann aber auch einen Buchstaben besser eingeprägt als diesen.

Eine ganz ungeahnte Verwendung für den Schwarz-Peterl hatte der Schulmeister gefunden. Er unterrichtete ihn im Gesang und nun konnte der Knabe sein „Gloria in excelsis Deo!“ des Sonntags auf dem Kirchenchore singen. Die Tochter des Schulmeisters that noch ein Übriges und lehrte ihn das Zitherspielen. Und das war seine Freude. Und jetzt war das arme Schusterhäusel auf einmal voll Musik geworden.

Mittlerweile war der Junge soweit erwachsen, dass er nach Erwerb umsehen musste, um sich und seine Zieheltern zu ernähren. Ein Bauernknecht zu werden wäre ihm schon recht gewesen, doch von einem Bauernknechte konnten zwei alte Schustersleute nicht leben; er müsste nur — wie ihm der Heiden-Michel rieth — Tabakraucher werden, denn Tabakraucher hätten immer Geld, nur, dass er es nachher anstatt zu verrauchen, dem blinden Zanggel geben könnte.

Draußen im Thal die Eisenbahn braucht Leute und sie pfeift das Geld, welches sie von Wien mitbringt, nur gleich so zur Locomotive heraus. Der Bursche bewarb sich um einen Bahndienst an der Station Mitterdorf und erhielt ihn leider. Schon in der zweiten Woche seiner Eisenbahnzeit hat sich das Unglück zugetragen. Bei Glatteis hatte er zwischen mehreren Zügen hindurch über die Bahn zu gehen, um drüben einen Waggon auszukoppeln, er strauchelte, fiel hin und eine rasch vorüberfahrende Maschine schnitt ihm den linken Arm weg. Als man ihn aufhob, sagte er, es wäre weiter nichts geschehen, nur die Hand schmerze. Die Hand lag aber sieben Klafter weit draußen an der Böschung. Er blutete nicht stark, denn der kurze Stumpf an der Achsel war fast keilförmig gequetscht. Dann schlief er eins, der Schwarz-Peterl, und als er erwachte, lag er in einem großen Zimmer, von Leuten umgeben, die sich mit ihm beschäftigten. Daneben auf der Bank in einem großen Waschbecken lag eine Menschenhand. Der Peterl that einen Blick darauf hin, einen unsteten, tieftraurigen Blick, denn jetzt wusste er wohl, was es gegeben hatte. Als ihm dann noch ein großer, abgesprungener Knochen aus der Gelenkshöhle genommen worden war, konnte die Heilung beginnen, die in einigen Wochen sich vollzog. Und nun sollte der Bursche wieder aufstehen, umhergehen und zusehen, wie er sich fortbringt. Die Eisenbahn gab eine kleine Abfertigung, aber die Schustersleute wehrten mit den Händen ab: Gott verhüte es, dass sie ein Blutgeld nähmen! — So nahm's der Bursche und ließ sich davon ein graues Steirergewand machen, mit grünen Aufschlägen; er erspart ja schon dabei. Er erspart den linken Ärmel.

Bald nachher trug es sich zu, dass der Schwarz-Peterl einige Zeit in unserem Waldbauernhause war. Wir hatten den Weber auf der Ster und der brauchte einen zum Garn haspeln. Dazu war der Einhandel ganz recht. Mit den Haspeln und Spulen ist nicht immer gut auszukommen. Wer da weiß, was schon ein einziger Faden für Tücken hat! Und erst hundert Fäden! Durcheinander, ineinander, gegeneinander, ein unlösbares Gewirre, und doch soll keines sein. Die Weber leiden alle an Gelbsucht, der Schwarz-Peterl aber blieb weiß und roth im Gesicht und sein Auge blieb veilchenblau und sein Schnurrbärtlein nussbraun. Er verrichtete seine Arbeit mit so großem Fleiße und Geschicke, dass der Weber selbst ihm versprach: „Peterl, du kannst dich drauf verlassen, ich nehme dich bei guter Löhnung zum Gesellen, sobald dir dein linker Arm wieder nachgewachsen ist.“ Der Bursche schaute auf derlei Spässe gutmüthig drein; solcher Spott ist freilich traurig, aber nur für den, der ihn macht.

Einmal des Abends, als ich mit meinem Ochsengespann vom Felde heimkam und den Thieren das Joch von den Hörnern löste, kam der Peterl auf mich zu, betastete mich an der Hand und sagte: „Dir vergess' ich's auch nit.“ Mir war's unklar, was er da meinte, der Hansjörgel klärte mich am nächsten Sonntage auf. Der Peterl habe ihm mitgetheilt, sein Lebtag nicht und in die Ewigkeit hinein und durch dieselbe auf der andern Seite wieder hinaus könne er keine besseren Kameraden haben, als den Hansjörgel und den Marxl und den Zenzl und mich. Wegen damals — mit dem Pomperer. — Ich wusste natürlich schon damals seine märchenhafte Geschichte und da er ein so lieber Kerl war, so schwante mir, es müsse mit ihm noch einmal eine wunderbare Wendung nehmen. Jener Evangeliumsänger, der Mann mit dem langen schwarzen Barte, müsse eines Tages erscheinen und den Burschen wieder zu sich nehmen und etwas unerhört Großes aus ihm machen.

Und dann war's im Herbste, am Tage des heiligen Gallus. Sah ich den Peterl unten am Bache kauern zwischen Weiden, deren spitze Blätter schon gelb geworden waren. Ich dachte, er halte dort die Angelschnur ins Wasser und warte auf Forellen. Ich gieng zu ihm hinab, weil es ein Vergnügen ist zu sehen, wie die weißbauchigen Fische gleich lebendigen Fragezeichen an der Schnur schlängelnd herausgeschleudert werden. Aber er angelte nicht. Er lag, den Arm um einen Stein geschlungen, das Gesicht ins Moos gepresst — und schluchzte. Als er mich sah, wollte er auf und davon, ich vertrat ihm den Weg. „Gut, so geh' ich d a!“ rief er schrill und wollte ins Wasser springen.

„Was ist dir geschehen, Kamerad?“ so mein Anrufen.

„Mir?“ rief er, „m i r geschehen!“ lachte er wild. „Lass mich allein. Mir hilft niemand.“ Und dann — weil ich ihn doch nicht davonließ — brach er los: „Meinen liebsten Menschen hab' ich unglücklich

„'s ist Zeit zum Schlafengehen. Lass mich aus."

„Bist nit jetzt im Grundelhof?" der Pomperer.

„Freilich im Grundelhof," der Peterl.

„Du hörst, der Weg über den Zaun führt nit zum Grundelhof, der führt zum Moosebner."

„Wenn er zum Moosebner führt, so werd' ich halt zum Moosebner gehen", entgegnete der Einarmige.

„Schwarz-Peterl!" knirschte der Pomperer und hielt ihn fest, „zum Moosebner gehst du mir nit, dass du's weißt! Die Moosebner Luiserl gehört mein!"

„Seit wann denn?" fragte der Peterl.

„Noch ein Wort und du liegst auf dem Steinhaufen, dass deine Trümmer gewiss kein Mensch mehr zusammensucht, gewiss keiner!"

Die Moosbrunner Luiserl war ein armes gelbhaariges Dirndl, eines böhmischen Deichgräbers Tochter, die im Moosebnerhof diente. Der Deichgräber war gestorben, sie hatte keinen Verwandten und Schutzhaber auf der weiten Welt. Nur den Peterl hatte sie heimlich gern, und er sie, und wir andern wussten das. Und als der Peterl und der Pomperer nun um dieses Dirndl stritten, waren wir andern auch da und der Marxl sagte keck: „Ich denk', Pomperer, so spielen wir nit! Du hast eh deine Heubach-Jula, die du heiraten willst! Was brauchst denn auch noch dem Peterl seine Luiserl?"

„Das geht dich nichts an!" fuhr der andere auf.

„Das wird uns wohl was angehen, mein Lieber!" sagte der Hansjörgel und ich sagte es auch. „Wenn sich zwei gern haben und ein Dritter mischt sich drein! Mir wäre das zu dumm. Und zu schlecht. Und wenn du glaubst, dass sich der Peterl nit wehren kann, weil er nur einen Arm hat, so bist stark auf dem Holzweg. Der Peterl hat mehr Arme, als wie du, wenn's auf Ernst ankommt. Auslass' ihn!"

Als der Pomperer sah, dass sich alle Arme gegen ihn erhoben, mit Ausnahme seiner zwei eigenen, ließ er den Peterl los und stahl sich bald darauf davon, hinaus durch die Büsche. Der Schwarz-Peterl gieng hinab gegen den Moosebnerhof. Wir anderen giengen auch unserer Wege, theils singend, theils schweigend und nachdenklich. Nicht lange hernach und jeder war auf seinem besonderen Steige. Als ich an ein schönes stilles Gehöfte kam, war's auch nicht das meines Vaters. O du schöne, süße, sternhelle Samstagnacht! — Wenn ich tagsüber an diesem Hof vorübergegangen, hatte der Kettenhund allemal einen Bissen Brot in den Mund bekommen, so waren wir gute Bekannte und er sagte nichts. Vor dem Hause rieselte der Brunnen sein glitzerndes Silberkettlein in den Trog. Das mondschimmernde Fenster war leicht zu finden. — O du süße, o du schöne, süße dulieh, dulioh, dulieh!

Sie war nicht da und das Bett stand aufgeschichtet wie am Vorabende. — Fort waren sie — beide fort.

Anfangs war keine große Nachfrag nach den zwei Leutchen, allmählich hub man doch an zu reden und ein wenig nachzuforschen. Man fand keine Spur. Nur jemand wollte gehört haben, dass um die Weihnachtszeit im Dorfe Fischbach zwei Bettelleute herumgesungen haben sollen vor den Häusern. Er, ein junger blasser Mensch mit nur einem Arm, habe das Evangelium gesungen, sie, ein noch fast kindisch junges Weibsbild, mit vielen Tüchern eingewickelt bis auf die Nasenspitze, habe allemal darauf „Amen, Gloria in excelsis Deo!“ gerufen.

Und das war die letzte Nachricht. Es kam das Frühjahr und der Sommer, es vergiengen die Jahre. Vom schwarzen Peterl und seinem Luiserl hat kein Mensch etwas mehr gehört. Ich denke, sie sind in ihrer Einfalt und Liebherzigkeit ganz harmlos ins allertiefste Elend hineingegangen und in der Verlassenheit ödesten Wüste haben sie sich selbst noch das Sterbelied gesungen: „Gloria in excelsis Deo!“

Gevatter Wind.

Ein Märchen von Josef Wichner.

Was da folgt, das ist dem alten Schönpflug zugestoßen, wie er noch jünger war und gefreit hatte und sein liebes Weiblein vom heiligen Nikolaus ein Büblein bekam mit Kirschbäcklein und goldblonden Rollhärlein, und also wird's wahr sein . . . wenigstens etwas daran.

Der alte Schönpflug erzählt die Geschichte im Wirtshaus oder auf der Bank vor der Hausthür, so oft man will, und besonders wenn einer der Bauern zu schimpfen anhebt über Wind und Wetter und wie dass es der liebe Herrgott jetzt gar nimmer recht treffe mit Regen und Sonnenschein, Schnee und Schloßen, Kälte und Wärme, dann deutet der alte Schönpflug mit seiner durchgebissenen Pfeifenspitze gegen den Brummer und sagt:

„Gerade so einer bin ich auch gewesen, wie ich das Gut hab' übernommen von Eltern und Geschwistern und nun selber zu wirtschaften hab' angefangen für meinen eigenen Sack. Aber einmal hab' ich gefunden, dass wir Bauern halt doch nicht gar alles verstehen und dass wir wahrhaftig das Wetter erst recht ungeschickt thäten machen und zu weit größerem Schaden, wenn's allweil nach unsern Köpfen gieng'.

Ich wenigstens hab' mich schön ang'schmiert, und eben darum lasse ich die unverständige Brummerei und nehme in schlechten Jahren das

gemacht. Hätt' ich ihm's lieber gelassen, dem Pomperer-Buben, der hätt' sie heiraten können. — O du verfluchte Samstagnacht!"

Mehr hatte er nicht zu sagen gebraucht. Merkte gleichwohl auch, dass es da keinen Trost gab. Der Fisch im Wasser konnte nicht stummer sein, als ich auf das Bekenntnis. Ein armes Blut, ein Krüppel, und solche Pflichten!

„Peter", sagte ich endlich fast grollend. „Geh' hinauf. Da beim Bach hast nichts zu thun. Geh' hinauf! Der Weber hat gerufen."

Da ist er langsam hinaufgegangen gegen das Haus.

Als wir anderen in einer nächsten Samstagnacht wieder zusammen kamen auf den Hochmatten, sangen wir nicht, sondern besprachen uns, was da mit dem Peterl und der Seinigen zu machen wäre.

Der Pomperer-Franz schupfte die Achseln: „Was wird denn da zu machen sein? Nichts. Er ist ja nicht angenagelt in Alpel, wenn's ihn scheniert."

„Wir reden ja nit von ihm, wir reden von ihr!" sagte der Hansjörgel.

Der Pomperer that einen Lacher. — „Von ihr! hi hi!"

In der Gegend wurde es bald laut. „Jetzt kunnten wir ihn ja wieder einmal ausspielen", meinten die Bauern, „jetzt stehen auf dem Eichelbuben zwei oder gar drei!" Die alten Schustersleute sannen hin und sannen her, wie sie es denn einrichten sollten in ihrer Hütte, dass die Menge Leute Platz hätte. Der Zanggel war bereit, oben unter dem Dache zu schlafen auf Brettern, seine Schwester wollte sich mit Stroh im Keller ein leidliches Nest bauen neben den Kartoffeln. Wenn der Kartoffelhaufen nur nicht gar so klein wäre!

Zur Magd Luiserl hatte der Moosebner gesagt: „Na, Dirn! Zu Neujahr kannst du dich um einen anderen Platz schauen. Weißt eh, warum? Sie sagte nichts darauf als: „Ja, Bauer, ich werde schon gehen." — Einmal, als sie am Sonntag in die Kirche kam und in ihrem gewohnten Stuhle niedersitzen wollte, lag dort auf der Bank ein zausiges Strohkränzlein. Sie setzte sich nicht hin und gieng auch nicht fort. Starr wie in einem Zauberbanne stand sie da durch den ganzen Gottesdienst neben ihrer Schande und litt im Angesichte des Himmlischen höllische Peinen. Sie war die letzte, die aus der Kirche trat, am Thor erwartete sie der einarmige Bursch und sagte: „Luiserl, das machen wir anders."

Als es gegen Weihnachten gieng, und der Peterl eines Tages ins Heidenhaus kommen sollte, wo es Arbeit für ihn gab, kam er nicht. Vom Zanggelhäusel war er fortgegangen. Zur selbigen Zeit kam eines Morgens im Moosebnerhause auch die Luiserl nicht zur Frühsuppe. Die Bäuerin gieng in die Kammer um nachzusehen, ob der Dirn was fehle.

zu lispeln und zu wispeln, zu murren und zu surren, wovon ich nicht den tausendsten Theil verstehe.

‚Hei‘, sag’ ich, ‚du hagerer Zottelbock, du hast auch mehr Glück als Verstand, dieweil du deine Haxen und deinen Kragen nicht schon ein paar dutzendmal gebrochen hast! Aber sei endlich einmal ruhig mit deinem ewigen Getänzel und red’ langsamer, dass man ein gotteinziges Wörtlein verstehen kann!‘

‚Puh‘, sagt da der spaßige Schneider und bläst sich selber auf, als sei er ein welscher Dudelsack, ‚ich bin nur hager und mager wenn ich faulenze, wie’s ja euch Leuten auch geht, dass ihr Noth leiden und am Hungertuche nagen müsst, wenn euch ehrlich Arbeit zu schlecht und das Faulbett zu gut ist. So ich aber frisch drauflosschaffe und lustig herumwirtschafte, wie du mich gesehen hast in den Wipfeln der Waldbäume, hei, das thut mir wohl und schlägt mir gar prächtig an!

Aber ganz ruhig sein und mäuschenstill, das kann ich dir nicht, nicht um ein Luftschloss; denn .. rast’ ich, so rost’ ich, heißt’s bei mir, und wenn ich ruhe, bin ich nicht mehr und muss erst wieder werden.

Du musst nämlich wissen, ich bin kein gewöhnlicher Schneider, obschon ich manchmal Hosen mache, Sandhosen zum Beispiel, sondern eher ein Aufschneider, ich bin der weltbekannte, vielgehasste und doch unentbehrliche Herr von Überall und Wirbelsheim, Besitzer des großen Windbeutels, aus dem alle Lügner und Schwätzer schöpfen, Eigenthümer des weltbürgerlichen Wolkenbräuhauses, aus dem alle Lebewesen ihren Durst löschen, zubenannt der Sauser und der Brauser, der Sturmvogel, der Wagen und der Fächer Gottes, der ....“

‚Um Gottes Willen‘, falle ich da dem unermüdlichen Plauderer in die Rede, „das alles kann ich unmöglich behalten! Sag’ mir also kurz und bündig, wer du bist und was du von mir willst, oder schau zu, dass du wieder hinaufkommst auf deine grüne Hutsche!‘

‚Kurz und geschwind — ich bin der Herr Wind‘, entgegnete der seltsame Fremde, ‚und weil ich läuten gehört hab’, du braucheſt einen Gevatter für dein Schreibübchen und Lockenpüppchen, darum bin ich da und will dir gerne dienen, und an einem artigen Geschenke für dein Wickelmenschlein soll’s auch nicht fehlen.‘

Also sagt der Wind, und nun muss ich gestehen, dass ich auf den Kerl schon lange erpicht war und dass er mir gerade recht in den Wurf kam.

Hatte er mir nicht den Winter über manch lieben langen Tag und manch ewig lange Nacht die Kälte in mein Haus geblasen und Weib und Kind geängstigt mit seinem geisterhaften Geheule? Hatte er mir nicht im Frühjahr ohne viele Umstände das Scheunendach von den vier Wänden gehoben und selbes weit ins Feld hinaus zertragen? Hatte

Mindere fürs Mehrere und denke, wird schon ein andermal besser werden und nicht allweil kalt sein, wenn wir Trauben wollen, und nicht allweil regnen, wenn die Sichel gewetzt und die Sense gedengelt ist.

Das ist gewesen, wie mein Weib den Hansel geschenkt hat, unser erstes Kind, und ich die Füße unter die Arme hab' genommen und von unserm einschichtigen Hof durch den Wald ins Dorf bin, dass ich mich umschau', wo ich einen Gevatter könnt' auftreiben.

Und wie ich so durch den Wald gehe und mich darüber freue, dass mir der liebe Gott meine eigene Kindheit wieder gegeben hat in einem herzigen Büblein und dass ich jetzt halt auch ein Vater bin, da hebt auf einmal ein Brausen und Sausen an, dass mir schier unheimlich wird, und die Bäume fahren wild durcheinander und krachen und werfen mir ihre Zweige ins Gesicht, und Wolken ziehen über den Wald hin, als müssten sie ein wenig Eisenbahn fahren, und auch schon zu blitzen hebt's an in der Ferne, dass ich mir denk':

‚Hol's dieser und jener! kaum ist man aus dem Hause und hat's Regendach hinterm Ofen stehen lassen, so geht's auch schon los, und also muss ich heute getauft werden lang vor meinem Kinde, dem Hascherlein.'

Und wie ich so vor mich hinbrumme, da sehe ich auf einmal ein Ding, dass mir die Haare zu Berge stehen und meinen Hut auflupfen! In dem Wipfel der höchsten Tanne sitzt ein leibhaftiger Mensch und wiegt sich und schaukelt sich hin und her und auf und ab, dass mir auf festem Boden schwindlig wird und ich gar nichts anders denken kann, als es müsse der Kerl närrisch sein und er müsse jeden Augenblick mit zerschmetterten Gliedern zu meinen Füßen liegen.

Der Kerl aber macht sich nicht das geringste aus meiner Angst, und wie ich ihm zurufe, was ich aus dem Hals bringe, er soll doch vorsichtig herabklettern und nicht sein Leben freventlich aufs Spiel setzen, da thut er ein paar heulende Jauchzer und schwingt sich mit gewaltigem Schwunge auf die nächste Tanne und beutelt sie, dass die Fetzen herumstieben, und schwingt sich wieder auf die nächste Tanne, dass sie kracht und zusammenbricht und im Falle noch ein paar jüngere Bäume mitreißt, und dann fliegt er wie der Blitz in einen dichten Busch herab, und auf einmal steht er vor mir und sieht nun aus wie ein leibhaftiger Schneidergeselle . . . hager über die Möglichkeit, mit langen, fliegenden Haaren und dünnem, flatterigem Röcklein. Und während er vor mir steht, kann auch das Quecksilber keinen Augenblick ruhig sein. Allweil tänzelt er hin und her und hebt bald das rechte, bald das linke Bein, und schlägt mit seinen Spindelarmen bald rechts am Wege in einen Busch und bald links am Wege in einen Busch, und auch sein loses Maul kann er euch keinen Augenblick halten, sondern hat allweil etwas zu plippern und zu plappern,

Richtig hält der Gevatter Wort, und selbiges Jahr regt sich kein Stäublein auf meinem Grund und Boden, und sogar die Kerzenflämmlein muss mein Weib mit den Fingern abtödten oder mit der Lichtscheere, eben weil sie keinen Blaser mehr herausbringt aus ihrem gespitzten Munde.

Wenn der Sturm an allen Bauernhäusern in der Runde hin und herfährt und wackelige Fensterläden aushebt und faulende Gartenzäune umwirft und die Obstbäume zerzaust und Wolken dahertreibt die schwere Menge, bei mir regt sich nichts und rührt sich nichts, und über meinem Gute lacht Tag für Tag und Woche für Woche der tiefblaue Himmel.

Hab' auch selbigen Winter viel weniger Holz verbraucht zum Einheizen als je zuvor, und auch das hat nicht brennen wollen! Auch kein Flöcklein Schnee ist gelegen auf meinen Feldern, und es hat mir ordentlich wohl gethan, mit glänzenden Stiefeln herumzuspazieren, während meine Nachbarn im Schnee gewatet sind bis zu den Knien.

Freilich haben die auch das Holz auf den leicht gleitenden Schlitten müheloser zu Markte gebracht, indes ich an der Grenze meines Besitzes allweil hab' umladen müssen.

Das hat mir weniger behagt; aber mit dem Frühling ist meine Noth erst angegangen.

Die zartesten Pflänzlein und die jungen Bäumchen wollten nimmer treiben; denn sie sind trotz des schönen Winters alle erfroren, während die dichte Schneedecke die Pflanzen der Nachbarn geschützt hat.

Also muss ich die Herbstsaat verloren geben und umpflügen und wieder säen, und so leicht bei dem herrlichen Wetter der Anbau vor sich geht, so will nichts emporkeimen, weil sich kein Regen zeigt, so sehr ich den lieben Himmel drum anbettle. So müssen halt meine Leute selber regnen mit Gießkanne und Wasserfass und können's doch nicht ermachen. Und im Maien, da blühen meine Obstbäume gar herrlich, aber Früchte setzen sie keine an; und wie mein Korn gelbt, da hat es lauter taube Ähren, also dass kein Spatz es der Mühe wert findet, sich auf einem Halme zu schaukeln.

Es ist aber noch ärger gekommen!

Neben meinem Hause dehnt sich ein schöner Teich. In ihm spiegeln sich Sonne und Mond und die lichten Sternlein, und auf ihm schwimmen gar wohlgemuth meine buntscheckigen Enten und meine schneeweißen Gänse. Wie aber der Sommer kommt mit seinen Hundstagen, da fängt das Gewässer an zu faulen und verbreitet einen so unerträglichen Gestank, dass mir die Thiere erkranken und verderben, und auch in mein Haus dringt die böse Sucht und macht mein Gesinde krank und wirft mein vielliebes Kind ins Bett, also dass ich schier verzweifle und mit bitteren Thränen zum lieben Gott um Hilfe schreie.

er mir nicht erst vor wenig Wochen unreife Äpfel und Birnen die schwere Menge ins Gras geschüttelt und mich um eine schöne Hoffnung ärmer gemacht?

Also schnauze ich ihn an:

‚Na also, du Brausewind und Sausewind, du Wolkenschieber und Hagelsieber, du Wetterbrauer und Weinzerhauer, habe ich dich endlich und kann ich dir endlich einmal die Leviten ordentlich lesen?! Fürwahr, du stellst schöne Geschichten an auf der Welt, und zu Tode prügeln thäten dich die Bauern, wenn du ihnen in die Hände fielest so wie mir!‘

‚Gut, dass ich keine Knochen habe!‘ lacht der Wind höhnisch und bläst sich wieder auf, dass er einem Riesengummiball gleichsieht! ich aber fahre fort in meiner Zornrede:

‚Ja, wo immer es ein Unheil gibt in Haus und Stall, in Feld und Wald, da hast du deine Hand mit im Spiele! Du brichst uns die Bäume, du schüttelst die Blüten ab, du knickst das Korn, du treibst die dicken, pechschwarzen Wetterwolken über unsere Felder, dass sie sich ausschütten in Hagel oder schädlichem Guss, du bringst den schreckbaren Donner und den zündenden Blitz, und wenn in Haus oder Scheune auch nur ein Fünkchen glost, du bläst es an mit deinen Blasebacken, dass die Flammen sich über den Dächern küssen ... kurz und gut ... du Taugenichts, du Bösewicht ... du wärst mir ein schöner Gevatter! Weißt du was ...? Wenn du mir heilig versprichst, du wolleſt dich nimmer hören lassen und nimmer sehen lassen auf meinen Feldern und Wiesen und auf all meiner Habe, dann ... meinetwegen magst bei uns Gevatter sein!‘

Da that der Wind einen Lacher und hopst so hoch auf, dass er den Hahn aufm Kirchthurm beim Schwanz nehmen könnt’, und sagt:

‚Ei, den Gefallen kann ich dir schon thun, Bauer, und dein Erdflecklein kann ich wohl verschonen mit meinem Blasen, wennst’s nicht anders haben willst! Aber heut’ übers Jahr, das sollst du mir erlauben, muss ich doch einmal nachschauen, was mein Bübchen macht und ob ihr nicht etwas von mir brauchen möchtet.

Also geh’ deines Weges, und bei der Taufe musst halt für mich einen Stellvertreter nehmen; denn ich kann nun einmal nicht ruhig stehen, und ruhig sitzen schon gar nicht. In der Kirche aber allweil zu kichern und zu schwatzen, zu stoßen und zu drängen und herumzuwetzen, als säße man in einem Ameisenhaufen, wie’s die jungen Leute bei euch machen, das ist ein Spott und eine Schande und sündhaft obendrein, und also bleib’ ich lieber draußen!‘

Sagt’s und fort ist er über alle Bäume, und ich gehe heimzu und reibe mir die Hände und freue mich der gesegneten Jahre, die nun anrücken werden eines nach dem andern.

Kapellan's Einhart Lieben und Werben.

Nach einem Bericht aus alter Zeit von Hans Malser.

Vom Glockenschlag sechs an bis jetzt zur achten Stunde die Vesper. Daran ist Amen das beste, findet Einhart der Kapellan. Das Amen ist gefallen. Der Kapellan steht auf vom kalten Steine und reibt sich die Knie und schlenkert die Beine aus; diese kaum dreißigjährigen Beine wären für was anderes gut, als auf dem Pflaster zu knien, des Morgens zwei Stunden und des Abends nicht weniger. Seinen Kirchenhabit wirft er über ein paar Betstühle hin auf den Sacristeitisch; dann langt er in die Tasche seiner ledernen Hose, die schwarz gefärbt ist und an den Rändern mit Zobelpelz verbrämt. Wenn man der Burgkapellan des Königs ist, da wächst auch in den Hosen Wolle!

In einer solchen Wollentasche ist auch das Schlüsselein gelegen, das er jetzt hervorholt, auf die flache Hand legt und bei dem rothen Scheine des „ewigen Lichtes“ betrachtet. Ein kunstreicher Ding hat er nimmer gesehen. Der Griff, ein durchbrochenes Herz von einem Rosenkränzlein umschlungen, der Bart ein sechskantiger Stern mit einer kreuzförmigen Durchbrechung. Ein Schlosser aus dem Sarazenenreiche soll's geschmiedet haben, hier zu Lande kann solches nicht gemacht werden.

Das Schlüsslein ist nicht sein Eigenthum, es sperrt keinen Tabernakel. Was es sperrt, das muss erst gesucht werden. — Am Nachmittage zuvor ist's gewesen, wandelt die Jungfrau hin unter dem gelben Eichenlaub im Wildgarten, neben ihr ein zottiger Hund. Einhart der Kapellan schreitet hintendrein denselben Weg, und betet aus dem Büchlein sein Brevier, so will es scheinen. Bücher haben aber nicht bloß eine Schrift, dass man lesen kann, sondern auch einen Rand, über den man hinauslugen kann, falls auf dem Wege unter den gelben Bäumen etwas Liebliches wandelt. Er sänge andächtiger die Vesper, er schliefe besser in den einsamen Nächten, wenn dieses liebliche Wesen nicht erschienen wäre auf Erden. Blickt der Jungfrau nach und sieht auf dem Sande ein Glänzendes liegen — und ist's dieser kunstvolle Schlüssel.

Es kommt aber nicht der liebe Gott selber, sondern, wie das verhexte Jahr um ist, sein Abgesandter, der Herr Wind, meines Kindes Gevatter.

Auf einmal thut's einen Brauser im Gezweig der Bäume, die vor meinem Hause stehen, die Thür springt sperrangelweit auf, und .. hereintänzelt der Gevatter und bläst dem Büblein, das in seinem Bettlein liegt und die Augen bereits geschlossen hat, ins todtenbleiche Antlitz.

Da schlägt das Kind die Augen auf und lächelt; denn ihm hat die frische Luft so unendlich wohlgethan.

Der Gevatter aber wackelt mit dem Kopf und sagt:

‚Na, Schönpflug, mir scheint, es ist höchste Zeit, dass ich komme und Nachfrage halte, wie's denn stehe mit dir und den Deinen und all deiner Habe?! Mein Versprechen hab' ich wohl gehalten, und wenn du willst, dass ich dich noch ein Jahr verschone mit meinem Blasen und Wehen, meinem Stürmen und Tollen, so brauchst es nur zu sagen! Oder soll ich wiedereinmal alles gehörig durcheinanderrütteln und aufmischen und die giftigen Keimlinge aus deinem Teiche davontragen und deinen dürstenden Feldern regenreiche Wolken senden und den befruchtenden Samen herumwirbeln von Pflanze zu Pflanze?‘

Da heb' ich meine Hände bittend empor und schreie:

‚Gevatter, ich hab' dir unrecht gethan und deine tollen Streiche allzuhoch angeschlagen! Wahrlich, soviel du auch hie und da Schaden stiftest, es ist gar nicht der Rede wert gegen das, was du nützest allüberall! Ich verzichte feierlich aufs Wettermachen und setze dich von Herzen gern wieder in alle deine Rechte ein.

Willst du mir ein lieber Gevatter sein, hochverehrter Herr von Wirbelsheim und Blasienstein — verzeihe, wenn ich dir nicht alle Titel geben kann! — so blase, blase, blase, was du aus deinen Backen herausbringst! Blase, wo und wie und wann es dir gefällt, und wenn du mir auch in deinem Übermuthe die Zipfelkappe vom Kopfe wirbelst, ich will ihr gerne nachlaufen und sie mit fröhlichem Lachen über die Ohren ziehen, auf dass mir nicht jeder Handwerksbursch von weitem ansieht, was ich für ein Thierlein gewesen bin, da ich dich missachtet hab'!‘“

Das ist die Geschichte, welche der alte Schönpflug allweil erzählt, wenn etliche Bauern meinen, man sollte sie einmal anstellen als Wettermacher, und zumeist nicken sie gar bedächtig, wenn er so erzählt, und wenn er fertig ist, zieht hie und da einer die Zipfelkappe auch weiter herab und meint, der Schönpflug habe zwar auch etwas Wind gemacht, aber es sei doch viel Wahres in seinen Worten und viel, worüber man ernstlich nachdenken könne.

dieses Schloss versucht, es ist geschwind aufgegangen, um sich schön zu bedanken beim redlichen Finder."

Jungfrau Emma ringt die Hände, nimmer kann sie's begreifen, dass der Mitternacht verschwiegenste Träume so urplötzlich Gestalt annehmen mögen. Dann kauert sie sich nieder auf eine Truhe, verdeckt ihr Gesicht mit den weißen, runden Armen und schluchzt.

„Was weinet Ihr, süße Herrin meines Herzens?" fragt er schier verzagt und will sie aufheben. Sie stößt ihn zurück, und das zweitemal muss er fragen, bis sie antwortet: „Ich weine, weil morgen in der Früh der schöne wilde Einhart enthauptet wird."

„Mir?" lacht der Kapellan, „mir gilt diese Trauer im voraus? Jungfrau Emma wird eine Zähre opfern, wenn sie mich tödten? Doch saget, weshalb wollen sie ihn denn enthaupten, den schönen wilden Einhart?"

„Weil er ins Gemach einer Braut gedrungen ist. Ich bin des Griechenkönigs Verlobte, wisset Ihr das?"

„Warum soll ich das nicht wissen, da ich doch selber das Gebet gesprochen habe über das Paar am Tage der Verlobung."

„Warum also erkühnt Ihr Euch?"

„Weil ich noch mehr weiß", sagt der Kapellan. „Weil ich noch viel mehr weiß, du huldreiche Jungfrau. Wenn jetzo Euer griechischer Prinz in goldenem Schiffe heranfährt auf dem byzantinischen Meere gegen das germanische Land, um sein Bräutlein zu holen, und ein redlicher Sturm wirft das Schiff mit ihm in den Grund, so werdet Ihr nicht weinen . . ."

„Wer hat Euch das gesagt?"

„Was Euere betrübten Augen verrathen seit der Verlobung Stunde, liebeste Jungfrau, was alle Vöglein singen im wilden Garten, das braucht nicht erst gesagt zu werden."

„So seid Ihr es Schuld!" wie einen Schrei stößt sie das Wort hervor und wendet sich ab. „Euer Segen ist schlecht gewesen. Euer Gebet am Altare ist falsch gewesen!"

„Freilich, Jungfrau, schlecht und falsch das Gebet, wenn das Herz nicht dabei ist, oder dabei ist mit seinem Leide. Weshalb hätte mein Herz anders dabei sein sollen, wenn Ihr Euere süße Hand in die eines Heiden leget!"

„Habet Ihr ihn nicht selber getauft?"

„Er ist ein Heide und bleibt ein verdammter Heide. Nicht um Jesu Christi willen hat er die Taufe genommen, sondern der schönen germanischen Königsbraut wegen. Darum ist mein Gebet ein Fluch gewesen, darum hasset Ihr den braunen Fremdling, anstatt ihn zu lieben

Und wie nun der Gottesdienst vorüber ist, findet Einhart sich nicht ein in seinem Haushalt, er streift im Wildgarten umher, als wollte er jemanden suchen und ihn fragen, ob er keinen Schlüssel verloren habe. Und weiß doch, dass nächtiger Weile niemand mehr wandelt unter den alten Eichen und Ulmen, in deren Kronen der Wind rauscht und in deren dunklem Hinterhalte der Wolf heult. — Ein Käuzlein jauchzt — ein-, zwei-, dreimal jauchzt es, da wendet Einhart sich um und schreitet langsam dem Baue zu, der wie ein kleiner schwarzer Berg dasteht unter dem Sternenhimmel. Wie er durch ein Thor tritt, fährt der zottige Hund auf ihn her, aber nur um ihn zu beschnuppern; der Zottige kennt ihn ja recht gut, den braven, freundlichen Kapellan, der ihm manch vergnüglichen Schmaus schon beschert hat. Quer über den Hof geht Einhart und durch ein Gärtlein, wo dorniger Rosenhag ihn warnt, weiter zu wandeln. Am Wandschrott klettert er behend hinan und schwingt sich auf einen kleinen Söller. Dort steht er still vor einer schmalen Pforte, die mit einem Eisengitter verschlossen ist und dahinter ein hölzernes Thürlein hat. Er hebt leisen Sang an, aber es ist keine Vesper und es ist keine Rorate und es ist keine Mette und keine Messe.

„Jungfrau, schönste, wachst du noch? Wachst du noch?
Der Mai ist vor den Thüren.
Die Rosen blüh'n durchs Schlüsselloch, Schlüsselloch,
Die Vöglein jubilieren....
Sie singen süß von einer Maid, von einer Maid,
Und wollen sie minnig wecken,
Das Bettlein ist ihr viel zur weit, ist viel zu weit,
Und viel zu leicht die Decken.

Ein seltsamer Psalm das. Innen bleibt es still. Nun versucht er's mit dem Schlüssel und das Gitter weicht. Einhart erschrickt vor seinem Glücke. Rasch die Hand legt er an das Holzthürchen. Das gibt nicht minder willig nach als das Eisen, von innen aber stemmt sich etwas dagegen und eine Stimme flüstert: „Wer zu mir will, durch meines Vaters Gemächer geht der Weg, wenn die Sonne scheint."

„Es geht auch einer über den Söller", antwortet Einhart, und von seinem stämmigen Arme weicht es zurück.

Vor der Himmelskönigin goldgrundigem Bildnisse glimmt eine Ampel, gerade Licht genug, um die Maid im weißen Nachtgewande schlank aufgerichtet mitten im Gemache zu beleuchten.

„Kapellan?" fragt sie verwundert, als er vor ihr steht. „Wisset, ich bin nicht zum Sterben!"

„Dafür, Jungfrau, bin ich wahrlich nicht gekommen", antwortet Einhart dreist. „Vielmehr ist es so, dass ich ein Schlüsselein gefunden habe, welches seinem Schlosse zurückgegeben werden muss. Also hab' ich

Der Hahnenschrei am Morgen hat sie geweckt aus ihrer Seligkeit. Und als Einhart über den Söller hinab will und heimlich seinem Hause zu, bevor es tagt, sieht er, dass die Erde weiß ist und dass es schneiet. Die Wege und die Dächer und die Sträucher und die Bäume, alles ist zugedeckt mit dem stillen, weißen Schnee. Aus dem Kapellan spricht nicht mehr der kühne Muth wie gestern, vielmehr flüstert er beklommen: „Wie soll ich nun in mein Haus kommen, ohne dass die Spuren der Füße mich verrathen im Schnee?“

„Das ist leicht“, sagt die Maid, „stecke an die Füße deine Schuhe verkehrt, dass die morgentlichen Schritte herwärts weisen, anstatt hinwärts.“

„Kluge Emma, du“, hat hierauf Einhart erwidert, „ich habe ja gar keine Schuhe mitgebracht zu dir. Barfuß bin ich geschlichen, hast du das nicht wahrgenommen?“

„Und hast du nicht so viel Wärme für dich behalten, Einhart, dass du barfuß deinen Weg wieder zurückthuest über den Schnee!“

„Was soll mir das, wenn die Spuren doch gehen von deinem Gemach zu meinem?“

„Gestern hast du meinen Vater gar nicht gefürchtet“, sagt die Maid, „gestern hast du gesagt, ich wäre stärker als mein Vater und du wärest stärker als ich. Wohlan, ich will dir zeigen, dass ich stärker bin als du. Wenn du die Spuren deiner Füße nicht verantwortest, ich verantworte die meinen. Ich werde dich auf die Achsel nehmen und über den Schnee in dein Haus tragen.“

Also hat Einhart, der Kapellan, sich beschämen lassen von der starken klugen Maid, die ihn nach Hause getragen am frühen Morgen durch den kalten, weißen Winter.

Am Kreuzwege, wo der Klosterpfad die Burghegung schneidet, ist ihnen ein großer Mann in langem Mantel und einer beschneiten Kappe begegnet. Der steht seitlings, lässt die Trägerin der Last vorbeigehen und schaut ihr nach.

Und schon an demselben Tage, Glock zwölf, lässt der König seine Tochter Emma zu sich rufen, und auch den Kapellan Einhart. Der letztere denkt, nun wird's wohl doch seine Richtigkeit haben mit der Enthauptung des schönen, wilden Einhart. Ob er allein gehen wird? Ob er auch Begleitung haben wird?

Der König misst sie mit den sonnenrunden, blauen Augen. Die Maid ist schier so groß, als der Kapellan. — Christ hat keinen Unterschied gestellt im Lieben und Freien, keinen zwischen Ständen, keinen zwischen Menschen. Er, der hohe Priester und König Himmels und der Erde, hat sich von der Sünderin Magdalena mit ihrem Haar die Füße trocknen lassen. Ein Wunder Gottes ist die Liebe: Wen sie trifft, den trifft sie

und darum muſs der Sturm ihn vernichten, wenn er über das Meer fährt gegen das germaniſche Land."

„Und um das zu ſagen, ſeid Ihr zu mir gekommen?"

„Nicht darum, Jungfrau! Ich bin zu Euch gekommen vielmehr meinetwillen und Euretwillen und um Jeſuwillen, denn ich bin zu Euch gekommen wegen der Liebe." Er ſinkt auf ſeine Knie: „O gütige Jungfrau! O Urſache aller Freude! O geheimnisvolle Roſe! O Morgenſtern! O ſüße, o heilige Jungfrau, erbarme dich meiner!"

Knien läſst ſie ihn, den, der's ja gewohnt iſt, und das herbe Wort ſagt ſie ihm: „Dieſes Euer Gebet iſt gut und treu, aber helfen wird es auch nicht, weil's nicht kann ſein, nimmer, nimmer. Geht eilends hinaus, das einzige was ich thun kann: Euch nicht zu verrathen."

„O Maid!" ſagt Einhart kühnlich und wohlgemuth. „Bloß mich nicht zu verrathen? Das iſt mir viel zu wenig, Ihr müſſet mich öffentlich bekennen — vor Euerem Reiche und vor Euerem Vater."

„Herr Einhart", entgegnet hierauf die Jungfrau, „iſt es wirklich Liebe, was Euch ſo ſehr verblendet?"

„Sie iſt es, und darum hoffe ich auf Eueren Vater."

„Mein Vater kann's nicht wiſſen, was wir leiden."

„Nicht wiſſen, Jungfrau? Er, der die Sachſen überwunden hat, und die Longobarden und die Hunnen und die Sarazenen, des Chriſtenthums willen! Er, der die heidniſchen Eichen und Eſchen gefällt hat im germaniſchen Walde und das Chriſtikreuz aufgepflanzt! Er, der Kirchen und Klöſter gebaut hat in den Wildniſſen und die Sclaven befreit, und den Armen Schutz und Hort gegeben, er weiß nicht, was Liebe iſt?"

„Das iſt eine andere Liebe, Einhart!"

„Er, der ſeiner Frauen fünf erwählt hat, nicht nach der Satzung, ſondern nach eigenem Sinne — die einen aus der Fürſtenburg, die anderen aus der Hütte. Er, der die Ungeliebte verſtoßen hat und die, an die ihn Liebe band, zur Königin gemacht — er weiß nicht, was Liebe iſt? Daſs Ihr des Griechenkönigs Braut geworden ſeid, das hat nicht der Vater gethan, das hat der Fürſt gethan, der Bundesgenoſſen braucht. Aber glaubt es mir, Jungfrau, der Vater iſt ſtärker als der Fürſt, und Ihr ſeid ſtärker als der Vater. Und ich! Ich bin ſtärker als Ihr. Und die Liebe iſt ſtärker als alle Gitter und alle Jungfrauen und alle Väter und alle Fürſten der Welt. — Leugnet es nicht, Emma, wer Eueres Herzens heimlicher Erwählter iſt! Leugnet es nicht, wer den Schlüſſel verloren hat, als der einſame Kapellan muthlos hinter Euch hergegangen!"

Da ſpringt ſie an ihn, umſchlingt mit ihren Armen ſtürmiſch ſeinen Nacken: „Ich leugne es nicht, mein Einhart, ich leugne es nicht...."

Der Kornwurm.

Aus den Todtentänzen von Adolf Pichler.

Draußen Frost; am Fenster steigen
Blumen mit den Silberzweigen,
Drinnen zählt der Bau'r das Geld,
Das gebracht ihm Wald und Feld.
Harte Thaler, große Haufen —
Neues Land will er sich kaufen,
Schuldverschreibungen dabei
Und Banknoten allerlei:
Mit den dicken Fingern wühlt er:
Schmunzelnd seinen Reichthum fühlt er.
Als er alles überzählt,
Rief er froh: Kein Kreuzer fehlt!
Zwanzig Gulden muss er blechen
Der Kleinhäusler, dann erfrechen
Sich die Kinder nimmermehr,
Holz zu zieh'n vom Walde her. —
Bettlerpack! — Nun ja, ich pfände
Sie noch vor der Jahreswende.
Kornwurm! — schreien auf der Straße
Mir die Rangen nach zum Spasse
„Sag', für wen willst du denn sparen?
Sprach der Kerl zu mir vor Jahren,
Sag', für wen willst du erwerben? —
Hast doch keine rechten Erben!
Weil dir Gott ins Herz geschaut,
Hat er dir kein Kind vertraut!" —
Spöttisch grinst er auf mich her
Vor dem Haus — ein Tropf wie der!
Sei es immerhin! am Haben,
Haben! will das Herz ich laben.
Heut ist alles abgethan,
Froh zünd' ich mein Pfeiflein an,
Heute trägts Krambambuli,
Weib, brau' uns Krambambuli! —
Horch ein Juhschrei! — Kommt ein Gast,
Den du nicht geladen hast?"
Draußen ist die Gegend klar,
Wie er späht, nichts beut sich dar,
Droben nur am Mond vorüber
Schwebt ein Wölklein trüb und trüber.
„Büberei!" — Der Zucker zischt
In den Feuertrank gemischt — — —
Fiel kein Tröpflein über Rand?
Oft entspringt daraus ein Brand!
Alles fertig! ihrer zehn
Möchten hier genug sich sehn.
„Bring dir's! leben sollst du!" ruft er,
„Leben?" — Tönt's wie aus der Gruft her.
Er wird bleich, es sinkt die Hand,
Blaue Flammen an der Wand
Ringeln sich ums Holzgetäfel,
Dass es brennt wie Höllenschwefel
Und bald fängt zu krähen an
Auf dem Dach der rothe Hahn.
Alle hören ihn und lachen,
Wenn im Sturz die Balken krachen,
Als in der Sylvesternacht
Satan Feu'r sich angemacht. —
Morgengrauen! Aufwärts starrt
Schwarz die Mauer, ausgescharrt
Ward ein Silberstock nach Jahren
Von Schatzgräbern wohl erfahren.
Doch im eigenen Fett geschmorrt
Schleppte man den Bauern fort
Mit dem Weib; zu unterscheiden
Sind verkohlt jetzt kaum die beiden.
Keinen Weihbrunn! — kein Gebet
Für die zwei im Fegfeu'r fleht;
Ob man Messen ihnen gelesen? —
Sind ja nicht bezahlt gewesen!
Drum hat sie das Volk verdammt
In die Glut, die ewig flammt.
Das ist die Moral der Sache,
Fürchtet drum des Himmels Rache.

wie der Blitz und er hat keine Wahl, muſs in der Liebe siegen oder vergehen. Wehe dem König, wehe der Königstochter, dürften sie ihr Aug' nur nach Gleichgestellten richten, sie wären ärmer als die Ärmsten. Wozu das große heilige römische Reich, wenn der Fürst bei seinen Unterthanen nicht nach der Neigung des Herzens wählen dürfte! Wozu des Königthums Macht und Gewalt, wenn es nicht den Liebling aus dem Staub erheben könnte auf den Thron? —

Wie weit der König solche Gedanken ausgesponnen, das ist nicht erhärtet. Aber seine Anrede an die beiden Gerufenen ist seltsam gewesen.

„Herr Einhart und Frau Emma!“ also hat er sie genannt. „Ich habe Euch zu mir geladen, um Euch einen Traum zu erzählen, den ich in dieser Nacht gehabt habe. Ich war hinübergegangen ins Nonnenkloster zur Mitternachtsmette. Auf dem Rückweg hat es jungen Schnee gehabt und da ist mir zur nächtigen Stunde meine Tochter Emma begegnet und hat den Prälaten von Seligenstadt auf dem Rücken getragen — ihren Ehegemal. Nun, Kinder, frage ich Euch, was bedeutet dieser Traum?“

Ist nichts Eiligeres zu thun gewesen für das Paar, als aufs Knie zu fallen, denn was dieser Traum bedeutet, das haben sie jetzt schon gewuſst. — An demselben Tage noch ist ein königlicher Sendbote nach Griechenland abgegangen mit der Nachricht: Die Verlobung zwischen dem Griechenkönige und der germanischen Königstochter Emma betrachte man am Hofe Karls für gelöst.

Ein Jahrtausend hat diese Kunde von des Kapellans Einhart Lieben und Werben herüber getragen bis zu uns. Und geschehen ist es am Hofe Karls des Großen.

Lorbeerkranz.

Seit auf dem Sarg ich des redlichen Schusters
Den Lorbeer gesehen,
Flüstert jeglicher Lorbeerkranz, den sie mir spenden:
Freund, du hast Stiefel geschrieben.

R.

---

sorgfältiger. Man kennt ja die Geschichte von jenem alten Harpagon, der sich den Star nur an einem Auge stechen ließ, um bei dem zweiten, das ja reiner Luxus ist, das Operationshonorar zu ersparen.

Der Geizige nimmt nichts — von seinem Gelde, und seine größte Freude ist das Geben, das Dazugeben zu seinem Gelde. Er gibt womöglich Tag für Tag hinzu. Fürchtet er denn, dass er einmal darben wird müssen und will er sich einen Nothpfennig bewahren? Aber darben muss er ja schon jetzt, eben weil er sich nichts gönnt, und der Gedanke, dass er von seinem Gelde je einmal etwas könnte brauchen müssen, ist ihm Folter. Und doch, meint er, könne er's einmal brauchen. Ja um des Himmelswillen, wie alt will er denn werden? Heute ist er siebzig oder achtzig. Fortwährend sieht er seine Mitmenschen neben sich hinsterben, alte und junge, und sieht, wie sie ihr Vermögen verlassen müssen, wie die Erben um dasselbe raufen, den Erblasser verlachen oder gar verfluchen. Will denn er eine Ausnahme machen und ewig leben und sein Geld ewig sich vermehren sehen? Kaum ertragen kann er den Gedanken, sein Geld könnte einmal zu irgend einem Zwecke verbraucht werden, es soll immer Geld bleiben und nichts als Geld, es soll immer sein bleiben und nichts als sein, es soll immer wachsen und nichts als wachsen. Wenn es noch Silberthaler oder Ducaten wären wie in der guten alten Zeit, dass seine Finger wühlen könnten im klingenden Metall, seine Augen sich freuen könnten an den Gebilden und dem Glanze — das wäre noch Sinnengenuss. Aber statt dessen hat er heute in seinen Mappen ja nur verknitterte und verschmierte Papiere, wovon tausend Stück thatsächlich nicht eine Stecknadel wert sind. Diese Wische sind gar kein Geld, sie sagen dem Besitzer nur, wie viel Geld er gut hat, wie viel Vermögen ihm jederzeit zur Verfügung steht. Vermögen! Wozu? Um es anzuwenden? Nein, nur um es nach Belieben zu haben, nur um sich vorstellen zu können, so viel wäre ich imstande, wenn ich wollte, dies und jenes könnte ich haben, schaffen, wenn ich wollte, ich will aber nicht, denn mir ist bei derlei Dingen das Habenkönnen lieber, als das Haben selber.

Also wird der Geiz zum idealistischesten aller Laster, für den Geizigen hat das Geld keinen realen Wert, nur einen imaginären. — Aber ich frage nur, wie sonst ganz vernünftige Menschen dazukommen, so zu denken und zu fühlen, sich in ein so unpraktisches Verhältnis zu setzen zum Gelde!

Wie mag es nur vor sich gehen in so einer armen Seele? Der Mann war arm, gut, er hatte nichts zu verlieren, er theilte nur mit fast allen Staubgeborenen den Wunsch nach Geld, dem Bringer aller Genüsse. Ganz recht. Plötzlich kommt er zu Geld, natürlich macht ihm die Erfüllung seines Wunsches Freude. Nun kommen aber andere, die etwas von ihm haben wollen, geschenkt oder erworben oder wie immer. Zum Satan, wenn er's wieder hingeben soll, dann hat er's ja nicht mehr,

Geiz.

Eine Plauderei von R.

Wie viele Erscheinungen der menschlichen Seele, die nicht zu verstehen sind! Es gibt Laster, man sieht in ihnen keinen Grund und keinen Zweck, sie bringen nichts als Leiden, sind die Urheber unendlicher Widerwärtigkeiten, wir hassen sie, und doch neigen wir zu ihnen hin, und doch geben wir uns ihnen gefangen und schauen gleichsam mit Wollust unserem Unterliegen und Untergange zu.

Von den unbegreiflichen das unbegreiflichste Laster ist der Geiz. Jedes andere bietet mehr oder weniger einen sinnlichen Genuss, selbst den gierigen Hass, den heißen Zorn nehme ich nicht aus, und nicht den scheelen Neid, sie hitzen das Blut, sie geben der Seele eine dramatische Bewegung. Der Geiz jedoch bringt nur temperamentloses Hinbrüten, Entbehrung, Sorgen und Angst, mehr als es die tiefste Armut vermag. Es gibt Leute, die, solange sie nur wenig Geld haben, Verschwender sind; bekommen sie auf einmal viel Geld, dann werden sie geizig. Das erstere ist zu verstehen, Geldarmut benimmt den Muth zu sparen, es gibt ja ohnehin nichts aus, was der heutige Tag bringt, soll des Tages eigen sein, der morgige wird schon wieder was bringen, und ist das nicht, so haben wir ja gelernt, nichts zu haben und doch zu leben. Warum aber will der Reiche noch reicher sein! Warum wird es ihm so schwer, ein Weniges von seinem Gelde wegzunehmen? Warum fürchtet er sich so sehr vor der Armut, da er doch so gründlich vor ihr gesichert ist, oder vielmehr, da er als Geizkragen doch so tief darinnen lebt, keine Bedürfnisse hat und sich kindisch wohl fühlt in der Entsagung. Seine größte Pein ist gerade das, was er am leichtesten thun könnte — das Geben. Man könnte in der That sagen, der Groschen Almosen, den der geizige Reiche gibt, ist verdienstlicher als der, den der Arme reicht, denn der Reiche gibt ihn schwerer aus, mit größerer Selbstüberwindung, oft mit wahrer Qual. Aber warum? Ein alter kinderloser Mann ist Besitzer von vielen hunderttausend Gulden, er hütet das Geld wie seinen Augapfel, ja noch weit

der Vater in seiner Jugend in untergeordneter Stellung körperlich arbeiten müssen und that es noch heute. Sie wollten aber doch etwas anderes. — Wissen, wie reich der Vater war, was sie demnach beanspruchen konnten und was ihnen vorenthalten wurde, und wie Sclaven arbeiten müssen, oft zum Spotte der Umgebung, das ist ein hartes Stück, sie ertrugen es nicht. Durch Finten und Vorstellungen, durch Bitten und Trotzen suchten sie ihn zu bewegen, aber es war vergebens, der Alte saß auf seinem Geldsack und gab nichts heraus. Ein roher Krieg wurde geführt zwischen Vater und Söhnen; sie sagten die Arbeit auf, lungerten umher und machten Schulden; der Alte ließ sie mit Gewalt zur Arbeit treiben und erklärte öffentlich, für seine Kinder keinen Groschen zu zahlen. Auf einmal änderte sich das Verhältnis nnd der Alte glaubte schon, er habe es durchgesetzt. Seine Söhne murrten nicht mehr, sondern arbeiteten fleißig in der Schmiede, gegen den Vater waren sie geschmeidig und nachgiebig und anderen Leuten sagten sie, nun sähen sie es ein, wie gut der Vater es mit ihnen meine und dass sie bestrebt sein wollten, arbeitsam und sparsam in seine Fußstapfen zu treten. Eines Tages wurde der alte Hammerschmied im Teiche gefunden. Ertrunken. — Von den Söhnen hat nur einer die achtzehnjährige Kerkerstrafe überlebt, und derselbe streicht heute gemieden und verkommen durch das Land. — So viel Elend ist angeschafft worden mit dem Gelde, das der Alte gespart hat.

Besser glückte es jenem Bauern Fok. Der hatte um zweitausend Gulden Silbergeld, that es in einen eisernen Topf und vergrub ihn unter den Ahornen in die Erde. Nach Jahren, als er den Topf ausgrub, um einmal nachzuschauen, war das Silbergeld weg, hingegen lag ein Sparcassebuch drin auf zweitausend Gulden. Das hatte sein Schwiegersohn gethan und die also gewonnenen Zinsen heimlich für sich benützt. Derselbe Bauer Fok soll auch von seinem Knechte verlangt haben, bei der Weinlese zu pfeifen; wer pfeift, der kann nicht Trauben naschen.

Der Geizige hat auch schöne Vorzüge, er wird nie dem Laster der Völlerei verfallen, außer als Gast bei einem andern. Er wird nie die Dienerschaft durch Trinkgelder demoralisieren. Er wird nie ein Gigerl sein, sondern in der ehrsamen Tracht seiner Vorfahren würdig durch die Straßen wandeln. Er wird nie Schulden machen, außer es sind dort keine Zinsen zu zahlen, während das ausgeborgte Geld ihm deren trägt. Er wird im Zorne sich stets weise bezähmen und nie einen Spiegel einschlagen, er wird sein Weibchen auf den Händen tragen, um ihr die Schuhe zu ersparen.

Der Geizige ist ein Muster der Demuth, er mag noch so viel haben, immer wird er bescheiden sein, immer wird er von seinen „sauer erworbenen paar Groschen" sprechen, wenn er es nicht vorzieht, ein Bettler zu scheinen. Für keinen ist es so süß, Bettler zu sein, als für den, der heimlich seine vollen Truhen hat.

dann ist's wieder die alte Geschichte, nur dass ein armgewordener Reicher noch weit elender ist, als einer, der den Reichthum nie gesehen. Das fürchtet er so sehr und alles muss darum vermieden werden, was sein Geld verringern oder ihn den Weg zur Armut wieder sachte lenken könnte. Dass mit dem Besitze auch die Bedürfnisse zu wachsen pflegen, und zwar in rascherem Schritte, als der Besitz wächst, das hat er auch gehört und vor derlei muss er sich also schützen.

Geiz ist das Laster des Alters. Es wäre doch verständlicher, wenn die Jugend sparen wollte für die Zukunft, sie weiß nicht wie viel sie da noch brauchen wird, gewiss sehr viel. Aber nein, die Jugend schafft, das Alter spart. Wer keine Thatkraft hat, der muss seine Stütze im Gelde suchen. Wer Geld zusammenscharrt, der fühlt sich seiner Tüchtigkeit nicht sicher. Darum ist das Genie, die Ur- und Überkraft so oft verschwenderisch, das Genie ist ja so reich und mächtig, hat so viel Überfluss an Existenzmitteln, dass ihm das Geld nichtig und verächtlich erscheinen muss.

Oder ist beim Geizigen der bei so vielen Leuten lebendige Sammelsinn mit im Spiele? Schon der Knabe sammelt bunte Steinchen, Käfer, Briefmarken, andere sammeln Pfeifen, Spazierstöcke, Bücher, Geigen, Waffen, Medaillen. Warum soll es nicht auch Münzen- und Banknotensammler geben? Diese Auffassung wäre verständlich, allein der moderne Geizhals sammelt weder Münzen noch Banknoten, er erwirbt sie zwar, gibt sie aber fort, legt sie auf Zinsen an, sammelt Ziffern, nichts als Ziffern, um daraus eine möglichst hohe Ziffer zu gewinnen. Ach, dass die Vielheit nicht nach aufwärts so begrenzt ist, als nach abwärts! Dass sie ins Unendliche geht, dass der Sparer nie fertig wird, niemals genug hat, denn hat er eine Million, so könnte er ja auch zehn haben, und hat er diese, so locken ihn hundert Millionen und immer so fort — ein armer Narr, der sich so foppen lässt.

Der Geizhals wünscht sehnlicher als jeder andere, immer noch zu leben, er kann noch so alt und gebrechlich sein, er will leben, um Ziffern zu vermehren. Und gerade *sein* Tod wird am heißesten ersehnt, gerade seinen Tod können andere nicht erwarten. Wenn er bedächte, wie sehr er seinen Verwandten im Wege steht, wie sehr alle Glückwünsche, die sie ihm zu Neujahr, zum Geburts- und Namenstage zurufen, das Gegentheil von dem bedeuten, was sie sagen. Alles kauft der Geizhals sich um sein Geld, nur nichts Gutes, alles erwirbt er damit seinen processierenden, oft bösartigen Erben, nur nichts Gutes.

Vor dreißig Jahren lebte in einem Eisenindustrieorte Obersteiers ein Hammerschmied, der es zu großem Vermögen gebracht. Seine Söhne wollten etwas lernen, wollten reisen, aber das kostete Geld, sie mussten daheim bleiben und gleich anderen Schmiedgesellen arbeiten; die Töchter waren Dienstmägde — was wollten sie denn anderes, hatte doch auch

Bücher und Zeitungen im alten Rom.

Nach J. B. von Weiß.

Wir Papier- und Buchstabenmenschen, die wir ohne Buch nicht leben dürfen und ohne Zeitung nicht leben können, die wir schon mit der Bibel geboren werden und gar nicht sterben wollen, ohne wenigstens ein paarmal in der Zeitung genannt, womöglich in derselben einmal „unsterblich" gemacht worden zu sein — wir möchten gewiss gerne etwas darüber erfahren, wie es die Alten in diesen Dingen gehalten haben, ob es ohne Buch und Zeitung auch möglich ist, zu leben, oder wie man sich ohne Setzkasten und Pressbengel behilft.

Darüber finden wir in J. B. von Weiß', „Weltgeschichte" (III. Band) einen deutlichen Bericht. Im Capitel über die römische Culturgeschichte ist zu lesen, nicht bloß welche große und kleine Dichtungen und wissenschaftliche Werke die Römer geschaffen haben, sondern auch, in welcher Weise sie ihre Geistesproducte ohne Buchdruckerei zu veröffentlichen pflegten.

Man ist sehr im Irrthum, heißt es dort, wenn man die Masse der Literatur in jener Zeit gering anschlägt. Die Bibliothek zu Alexandrien hatte siebenhunderttausend Bände. Wir hören von hundertfünfzig komischen Dichtern der Griechen und eintausendfünfhundert Original-Lustspielen. Der Behauptung gegenüber, dass die meisten alten Bücherrollen von geringem Umfange waren, muss darauf aufmerksam gemacht werden, dass sehr viele Miniaturausgaben existierten und dass man die Alexandrinische Bibliothek nicht unter dreißig- bis vierzigtausend unserer Foliobände anschlagen kann. Die Art der Veröffentlichung eines Werkes war die, dass es der Verfasser zuerst im Kreise seiner Freunde und — wenn es ansprach — dann öffentlich vor allem Volke im Theater oder auf dem Forum, in einem Garten oder Bade vorlas; gefiel das Buch, so wurde es abgeschrieben. In diesem Sinne ist eine Stelle in dem Gespräche über den Redner von Tacitus zu verstehen, wo es heißt: „Beim Dichten kommt nichts heraus, als dass der Dichter, wenn er ein ganzes Jahr lang alle Tage und einen großen Theil der Nächte hindurch ein Werk heraus-

Geiz und das Bestreben nach Gelderwerb darf aber nicht miteinander verwechselt werden. Letzteres kann sittlichen Gründen entspringen. Den Weisen macht das Geld frei, den Thoren bringt es in die Sclaverei. Man pflegt das Bestreben nach Ehre für edler zu halten als das Bestreben nach Geld, aber es ist erst eine Frage, ob das immer seine Richtigkeit hat. Mit der erworbenen Ehre kannst du gar nichts machen, als deiner persönlichen Eitelkeit zu schmeicheln; mit dem erworbenen Gelde kannst du Gutes thun.

Schlimm ist es, wenn man dich für reicher hält, als du bist, denn dann kann deine nothgedrungene Sparsamkeit für Geiz angesehen werden. Prahle dich also nicht, als hättest du hunderttausend Gulden, wenn du etwa nur zwanzig tausend besitzest, denn sonst verlangt man von dir Wohlthätigkeiten, Almosen und Trinkgelder, wie von einem Hunderttausender, und kannst du's nicht geben, so bist du in den Augen der Welt ein Knicker.

Betrachte das Geld, welches du besitzest, nicht als dein Eigenthum, denn in den meisten Fällen ist es das nicht, am wenigsten beim Geizhals. Denn dieser braucht's nicht für sich und er verfügt nicht frei über das Geld, weil er krank ist am Geiz; er besitzt das Geld nicht, sondern wird vom Gelde besessen. Es ist ihm angethan, er muss in Wüstendürre leben und das Geld zusammenscharren für einen Zweck, den er am meisten hasst — für andere, für Verschwender, für lachende Erben.

Was nützt aber meine Lehre? Bist du, lieber Leser kein Geizhals — und du bist keiner, denn Geizhälse abonnieren den „Heimgarten“ nicht — so bist du in Geldsachen ohnehin vernünftig und handelst danach. Kommt aber dieses Blatt Papier zufällig in die Hände eines Geizhalses, so wird dieser höchstens bedauern, dass ein Sermon darauf gedruckt ist und nicht ein Tausendguldenschein.

Die Wahrheit.

O Wahrheitssucher, frage nicht:
Wo ist sie?
Du hast sie nicht, du kriegst sie nicht,
Du bist sie.

---

der Leser den Buchhändler und dieser den Autor an. Ein Buch, nach dem noch gefragt wurde, nachdem es schon den Reiz der Neuheit verloren hatte, musste schon ein gutes Buch sein. Was dem Verleger nicht abgehen wollte, das suchte er in den Provinzen oder in Schulen anzubringen, wo es als Hilfsmittel für Leseübungen von Elementarschülern benützt wurde; ja die großen Firmen hatten ihre Commissionshandlungen in den Provinzstädten. Wir wissen von Buchhandlungen in vielen Städten des Reiches, in Gallien z. B. von mehereren.

Gesetze gegen den Nachdruck oder gegen das Nachschreiben gab es nicht, jeder konnte jedes Buch selbst abschreiben oder durch seine Sclaven abschreiben lassen (verpönt war nur das Plagiat, wenn man ein fremdes Geistesproduct für sein eigenes vorlas). Der Verleger war vor Nachschreiben und Nachdruck gesichert, wenn er ein Buch in so vielen Exemplaren und so billig auf den Markt warf, dass das erste Bedürfnis dadurch gedeckt wurde; vielleicht wurden Bücher zu gleicher Zeit in Rom wie in anderen bedeutenden Städten des Reiches ausgegeben.

In der Schnellschreibekunst hatte man große Fortschritte gemacht, und Abkürzungen, sogenannte tironische Noten, waren überall im Gebrauche. Aus Buchstaben und Worten, die auf Siegelringen, zum Stempeln von Töpferwaren, zum Prägen von Münzen, gebraucht wurden, sehen wir, dass das Alterthum der Buchdruckerkunst sehr nahe stand; und dennoch verflossen vierzehn Jahrhunderte, bis man den kleinen Schritt that, den man noch bis zur Presse zu gehen hatte. Man hatte kein Bedürfnis nach der Presse, die Sclaverei ersetzte dieselbe; im fünfzehnten Jahrhunderte hingegen konnten die Sclaven nicht schreiben, und die Zahl derer, die schreiben konnten, entsprach dem Bedürfnisse derer nicht mehr, die bei der beginnenden großen Bewegung der Geister lesen wollten. Die gedruckte Literatur hat vor der geschriebenen die Correctheit voraus; mit jeder neuen Abschrift jedoch mehrte sich die Zahl der Fehler, und wir begreifen jetzt ebenso die Klagen der Schriftsteller, die in Rom wie in Alexandrien über die Incorrectheit der Ausgaben ertönen, als den Wert, den man auf Textkritik beim Homer, wie in der Bibel legte.

Die Bücher waren sehr billig; ein Martial in Purpur gebunden, kostete z. B. fünf Denare, und im billigen Einbande sechs bis zehn Sestertien. Dennoch wissen wir, dass die Buchhändler ungeheuere Gewinnste, oft hundert Procent an einem Verlagsartikel machten, obschon den Autoren ein Honorar bezahlt wurde, wie beliebten Dichtern von Schauspielen und Schauspiel-Directoren für ihre Dramen. Beliebte Dichter wurden oft von Fürsten beschenkt: Saleius erhielt von Vespasian auf einmal fünfhunderttausend Sestertien, Horaz ein Landgut im Sabinerlande, Martial von Domitian ein Landgut und ein kleines Haus in der Stadt. All das läßt schließen, wie groß die Zahl der Leser, und wie viel die

gepresst und herausgewacht hat, selber herumwandern und bitten muss, dass jemand es anzuhören würdige; und das nicht einmal umsonst, denn er mietet ein Haus, errichtet einen Hörsaal, entlehnt Sessel und streut Einladungen aus; und wenn der glücklichste Erfolg seine Vorlesung begleitet, so gedeiht all jenes Lob, in einem oder zwei Tagen gleichsam im Keime oder der Blüte weggepflückt, zu keiner festen und gediegenen Frucht: denn keine Freundschaft trägt er davon, keine Clientschaft, keine in jemandes Gemüth haftende Verbindlichkeit, sondern schwankenden Beifall, leere Worte und flüchtiges Ergötzen." Die Vorlesung eines neuen Werkes im Freundeskreise fand vor der öffentlichen auch darum statt, damit der Verfasser Fehler, auf die ihn seine Freunde aufmerksam machten, vor der Veröffentlichung noch verbessern konnte. Da die Geister mit Politik sich nicht mehr befassen durften und doch beschäftigt sein wollten, so erwachte ein merkwürdiger Eifer für Literatur. Vorlesungen wurden Mode und neue Bücher außerordentlich gesucht. Die Monate April, Juli und August waren die eigentlichen Monate für solche Vorlesungen, bei denen hin und wieder politische Anspielungen vorkamen, die sich aber in dem geschriebenen Buche nicht fanden. Die Lesewuth gab dem Buchhandel einen außerordentlichen Aufschwung, statt der Presse half die große Masse von gebildeten Sclaven zur schnellen Vervielfältigung einer Schrift. Jeder vornehme Römer hatte seine Vorleser und Bücherabschreiber, jede Dame ihre Vorleserinnen und Abschreiberinnen, die Buchhändler aber Hunderte von Abschreibern, welche schnell und fehlerlos das nachschrieben, was einer dictierte, und so konnten von einer kleinen Schrift an einem Tage leicht tausend Abschriften gemacht werden. Der erste große Buchhändler war Ciceros Freund, Pomponius Atticus, und es zeigt sich auch in der römischen Zeit dieselbe Erscheinung, wie nach Erfindung der Buchdruckerkunst, dass die ersten Buchhändler zugleich begeisterte Gelehrte waren und die reinen Geschäftsmänner erst später kamen. Er hatte eine Menge von Sclaven, von denen die einen das Papier besorgten, die anderen dictierten, die anderen abschrieben und wieder andere corrigierten, die Rollen und die Einbände besorgten; denn die Bücher wurden nicht roh verkauft, sondern gleich in Rollen oder eingebunden und schön verziert. Bei ihm verlegte Cicero seine Werke, und aus dessen Briefen wissen wir, dass er z. B. die „Ligarische Rede" sehr gut verkaufte. Zur Kaiserzeit waren in allen Stadtvierteln Buchläden. Die gefeiertsten Firmen waren die der Sosier und des Triphon, der Cottas jener Zeit, welche bloß gute Bücher verlegten und in correcte Ausgaben ihren Ehrgeiz setzten. Die Frontseiten der Buchläden waren wie heutzutage mit Bücheranzeigen bedeckt, die Buchläden waren, wie unsere Lesecabinete, die Versammlungsorte der Gebildeten; hier wurden neue Schriften vorgelesen, kritisiert, nach literarischen Neuigkeiten gefragt; um Neues gieng

über Stadtneuigkeiten, mit denen sich anfangs wohl die Kanzlei des Oberpriesters befasste, waren in der großen Stadt ein solches Bedürfnis, dass sie bald Gegenstand der Privatindustrie wurden. In der Kaiserzeit stand die Abfassung unter der Aufsicht des Ärarpräfecten, vielleicht später des Stadtpräfecten.

Die Berichte der römischen Zeitungen oder Intelligenzblätter waren sehr kurz und einfach. Wir haben Proben davon im „Trimalchio" des Petronius, in der Correspondenz des Cicero und in den Biographien der Kaisergeschichtschreiber. Sind die Dodwell'schen Fragmente der „**Acta diurna**" unecht, so ist doch der Ton in denselben richtig getroffen, z. B. bei dem vierten Blatt aus dem Jahre 168 vor Christus. „Den 31. März. Die Fasces bei Licinius. — Das lateinische Fest wurde gefeiert und deshalb auf dem Albaner Berge geopfert; auch fand dabei eine Fleischvertheilung statt. — Auf dem Cöliolum war eine große Feuersbrunst, wobei zwei große Mietshäuser und fünf gewöhnliche Wohnhäuser bis zum Boden abbrannten und vier solcher Häuser durch Brand beschädigt wurden. — Der Seeräuberhauptmann Demophon, der von dem Legaten Cn. Licinius Nerva gefangen worden war, wurde an das Kreuz geschlagen. — Die rothe Fahne wurde auf der Burg ausgestellt und die Consuln ließen die junge Mannschaft auf dem Marsfelde neu schwören." — Jede Nummer enthielt die Angabe des Consuls und des Tages, an dem sie ausgegeben wurde. In der Kaiserzeit hörte die Freiheit der Darstellung vollkommen auf, und vom Hofe aus wurde bestimmt, was in der Zeitung zu stehen habe und was nicht. Privatboten und Couriere brachten die Nachrichten in die Provinzen und zu dem Heere, und aus Tacitus wissen wir z. B., dass die Tagesacten des römischen Volkes in den Provinzen und bei dem Heere mit besonderer Aufmerksamkeit gelesen wurden, nur um zu sehen, was Thrasea nicht gethan hatte. Diese Zeitung, von der in öffentlichen Bibliotheken vollständige Exemplare aufbewahrt waren, hörte wahrscheinlich erst mit der Verlegung des Sitzes der Regierung nach Constantinopel auf.

---

einzelnen Leser lasen. Die Alten hatten mehr Muße als wir, weil sie Sclaven hatten; man hat das Verhältnis zu unserer Zeit berechnet wie drei zu eins. Der Verbrauch von Schulbüchern war ebenfalls ungeheuer; man nahm Dichter: Homer, Virgil, Horaz, aber auch andere: Persius rühmt sich, wie er Hunderten lockiger Bübchen eingeprägt werde. Daneben waren verbreitet als Schulbücher: die „Grammatik" des Palämon, die „Rhetorik" des Theodoros und das „Lehrbuch des Civilrechtes" von Masurius Sabinus. Reiche Leute waren stolz darauf, kostbare Bibliotheken zu besitzen, oft sogar mehrere. Freilich waren diese oft nichts mehr als ein Schmuck der Wände; aber auch Gelehrte besaßen große Bibliotheken, der Erzieher des jüngeren Gordian z. B. zweiundsechzigtausend Bücher; in dem kleinen Hause eines Privatmannes in Herculanum fanden sich eintausendsiebenhundert Bücherrollen. Daneben gab es aber auch noch großartige öffentliche Bibliotheken, in Rom z. B. die von Asinius Pollio gegründetete im Tempel der Freiheit, die von Augustus gestifteten zwei neuen, die Octavische und die Palatinische, die von Vespasian im Tempel des Friedens, von Domitian auf dem Capitol; selbst kleine Städte, wie z. B. Tibur und Comum, hatten ihre öffentlichen Bibliotheken.

Auch Zeitungen kannte jene Zeit schon: die „Acta populi Romani diurna", welche die neuesten Nachrichten der Hauptstadt wie der Provinzen mittheilten. Aus Sueton erfahren wir, dass Julius Cäsar während seines Consulates anordnete, dass „fortan ebensowohl des Senates wie bisher des Volkes tägliche Vorkommenheiten aufgezeichnet und veröffentlicht werden sollten". — Es bestand also schon eine Volkszeitung zuvor, aber die Senatsprotokolle wurden darin nicht veröffentlicht, und J. Cäsar wollte entweder dem Senat dadurch einen Theil seiner Macht entziehen, die bisher in der Geheimhaltung der Berathung lag, oder die Regierung bedurfte, der Volkspresse gegenüber, eine selbständige Publicistik. Das Zeitungswesen hat sich wie die Geschichtschreibung aus den Aufschreibungen der Oberpriester entwickelt. Cicero sagt: „Die Geschichtschreibung bestand anfangs nur in Abfassung von Annalen. Zu diesem Zwecke und um unter öffentlicher Autorität das geschichtliche Andenken festzuhalten, schrieb, von den ältesten Zeiten Roms an bis zur Amtsführung des Pontifex maximus P. Mucius, der jedesmalige Oberpriester die Vorgänge eines jeden Jahres nieder, ließ die Aufschreibungen auf eine weißgetünchte Tafel bringen, welche in seiner Wohnung aufgestellt wurde, damit das Volk davon Einsicht nehmen konnte: das sind die jetzt sogenannten „Annales maximi". Die weißgetünchte und mit rother oder schwarzer Farbe beschriebene Tafel (Album), die im Hause des Oberpriesters für jeden zur Einsicht dastand, genügte mit der Zeit nicht mehr. Die Geschichtschreibung wurde selbständig, und die Berichte

geschaffen hatte, hielt er an seiner Überzeugung fest, dass sie ein „conventionelles Unding" sei; er wollte nicht Sclave einer musikalischen Manier sein, die er als unecht erkannt hatte, und schuf seine Musikdramen. In einer zweiten Richtung verdient der Dichtercomponist als Musterbild nicht bloß Musikern empfohlen zu werden: in Bezug auf das unermüdete Streben, ein als edel und richtig erkanntes Ziel zu erreichen. An dem, was Rich. Wagner für erstrebenswert hielt, hafteten ja mitunter Irrthümer; allein er ließ die Zielpunkte seines künstlerischen Schaffens trotz aller Hindernisse und unverdienten Verfolgungen in seiner außergewöhnlichen Willenskraft nicht aus den Augen; oft wurde er gebeugt und hart getroffen, allein er brach trotz seiner reizbaren Nerven unter der Wucht der Hemmnisse nicht zusammen. Das ist ein glänzender Zug seines Charakters. Auch in den politischen Ansichten Rich. Wagners gab sich ein kräftiger Wille kund, der sich vor der absoluten Fürstenmacht nicht beugen wollte. Wagner besaß ein energisches Nationalgefühl und schätzte die Rechte der persönlichen Freiheit; in dem Enthusiasmus dafür erblickten die Fürsten, so äußerte der geistvolle Componist, eine „Drohung gegen ihre Macht und suchten das nationale Gefühl mit allen Mitteln zu unterdrücken". Wagner nannte dies „schwärzesten Undank" und hinsichtlich des Einflusses auf nationale Kunst eine „kalt berechnende Grausamkeit". Energisch war Rich. Wagner auch in seinem Judenhasse. Dieser befremdet schon deshalb, weil Rich. Wagner der Barmherzigkeit der Juden manches zu danken hatte. Während der ersten Anwesenheit des Componisten in Paris war es der deutsche Jude Louis, welcher ihm in opferwilliger Weise seine Herzenstheilnahme bewies; nach Wagners mündlicher Versicherung hat diese Theilnahme „dem armen Teufel das Leben gekostet; brustkrank wie er war", lässt Ferd. Präger seinen Freund Wagner sagen, „scheute er kein Wetter und keine Anstrengung, unternahm die allerunangenehmsten Versuche, mir Arbeit zu verschaffen, ohne je an seinen kränklichen Zustand zu denken!" In Paris hat ein zweiter Jude, Maurice Schlesinger, Besitzer eines Musikverlages und Herausgeber der „Gazette musicale", sich Wagners freundlich und freundschaftlich angenommen. Und Meyerbeer hat in Paris ebenso wie später in Berlin dem strebsamen Componisten eine dankenswerte Theilnahme beurkundet. Ferd. Präger findet darin einen der vielen Widersprüche im Wesen Rich. Wagners; er hatte gegen Juden und Judenthum überhaupt eine unüberwindliche Antipathie, was ihn jedoch durchaus nicht hinderte, mehrere Juden zu seinen ergebensten Freunden zu zählen. In Bezug auf Meyerbeer erklärte Wagner, „dass kein Componist, wenn er über sechzig Jahre alt ist, noch schaffen solle, da das Alter die Geisteskraft schwäche", während er selbst eines seiner bedeutendsten Werke schuf, nachdem er „längst die sechziger Jahre hinter sich hatte", wie Ferd. Präger bemerkt. Dieser hebt unter den Widersprüchen im Eigen-

Richard Wagner als Mensch.

Ein Charakterbild von Adalbert Svoboda.*)

Es möge hier eine Würdigung des Meisters folgen, der von enthusiastischen Verehrern überschätzt, von Widersachern nicht unter Beachtung aller Thatsachen und Umstände gering gehalten wird. Gegner und Freunde werden gewiss dem Bayreuther Meister den Charaktervorzug einer unbeugsamen Willenskraft zusprechen; er trug in sich das Bewusstsein eines Genies und hielt sich für den Heiland, der die Welt von allen musikalischen Übeln befreien soll. Er hat sich darin überschätzt und betrat, indem er die Oper von allen Ungehörigkeiten frei machen wollte, manchen Irrweg, allein indem er seine Ansichten über das Wesen des Musikdramas für die einzig richtigen und alleinseligmachenden erklärte, strebte er mit nie erlahmender Kraft dem Ziele nach, der „einzig wahren Kunst“ einen besonderen Tempel zu errichten und trotz aller Hindernisse gelang es ihm, in Bayreuth ein Theater für seine Musikdramen und für sein Bühnenweihfestspiel: „Parsifal“ zu errichten. Was Rich. Wagner als Recht erkannt hatte, davon hat er nie gelassen und machte nie gegen seine Überzeugung Zugeständnisse an andere Ansichten, die er für unrichtig hielt. Einst kam er, wie Präger in seinem wertvollen Buche: „Wagner, wie ich ihn kannte“ (Leipzig, Breitkopf & Härtel 1892) erzählt, in einen Meinungsconflict mit seinem Wohlthäter König Ludwig II., der ihm eben in München ein stattliches Wohnhaus zur Verfügung gestellt hatte. Präger hat seinem Freunde Wagner auf die üblen Folgen des zu starren Festhaltens an der Ansicht desselben aufmerksam gemacht, worauf Wagner ruhig antwortete: „Ich kann nicht anders; will der König mich deshalb über Bord werfen, ei, so muss ich wieder schwimmen, wie ich es vorher that! Ich habe vorher ohne den König gelebt und kann es wieder.“

Monatelang brütete Rich. Wagner über den „Flitterkram“ der historischen großen Oper und obwohl er selbst eine solche im „Rienzi“

---

*) Aus dessen interessantem Buche: „Illustrierte Musikgeschichte“. II. Band. (Stuttgart. Karl Grüninger.) Freunden der Musik kann dieses überaus reichhaltige Werk auf das beste empfohlen werden. Die Red.

fast compromittieren, wenn sein Freund Präger nicht mittheilen würde, dass Rich. Wagner an einer Hautkrankheit litt, welche ihm nichts anderes als Seide auf bloßem Körper zu tragen erlaubte. Wenn er Baumwolle mit den Händen berührte, durchzuckte Schauder seinen ganzen Körper. Er trug deshalb nur Seidenfutter, Taschen von Seide, ein Samtbarett und einen seidenen Schlafrock. Wagner hatte seinem Freunde Präger oft gestanden, dass ihm das Vermögen eines Monte Christo nicht zu viel gewesen wäre, um allen seinen luxuriösen Bedürfnissen die Zügel schießen zu lassen. Auf Tafelgenüsse verwendete er nicht viel, weil bei seiner geschwächten Gesundheit sich ein jeder Excess gleich gerächt hätte; allein in Bezug auf seine Bequemlichkeiten, auf Stoffe, malerische Effecte, kostbare Essenzen u. a. kannte er keine Einschränkung und es kam ihm der ökonomische Verstand, der Einnahmen und Ausgaben im Gleichgewichte hält, über die Maßen philisterhaft vor. Wer kennt nicht die Verschwendungssucht von Personen mit kranken Nerven und nicht die lebhafte Einbildungskraft derselben, die das Verlangen nach reichen ästhetischen Genüssen wachruft. Die hochentwickelte Vorliebe Wagners für schöne Decorationen und wirksame Beleuchtungen der Bühne mögen damit im Zusammenhange gewesen sein.

Dass Rich. Wagner ein Romantiker war, beweisen nicht bloß die Sagen- und Mythenstoffe seiner Tondramen, sondern auch seine Neigung zur Mystik, seine Unzufriedenheit mit dem Gemeinwirklichen, die besonders in seinen Briefen an Fr. Liszt einen kräftigen Ausdruck findet, seine Sehnsucht nach idealen Zuständen in der Kunst und das große Behagen an der eigenen Persönlichkeit. Der Vorliebe für Mystik entsprang Wagners Neigung für den Buddhismus, den er für die beste Religion der Welt hielt, „welche keine Wohlthat, sondern eine Sünde Brahmas sei". Dieser habe sich selbst in die Welt verwandelt, deren künstlerisches Abbild die Musik sei". Ist das nicht Mystik? Trotz seiner Verehrung des Buddhismus hält er den Blick für die Güter des Lebens offen und ärgert sich ungeheuer über den Pianisten Tausig, der ihm täglich „einige seiner Zwiebacke wegisst, mit denen ihn selbst seine Frau sehr kurz halte". Dies klagt Wagner in einem Briefe an Liszt. Neben dem hochfliegenden Idealismus steht da die Kleinlichkeit, welche einem Gaste nicht Zwieback gönnt. Wagners Idealismus war sehr achtenswert, allein er rechnete nicht immer mit thatsächlichen Factoren, welche seine Reformziele erreichbar machten. Rich. Wagners idealer Sinn war nicht immer mit kritischer Besonnenheit verbunden; — traten Hindernisse der Verwirklichung seiner immer reinen, aber nicht hinreichend auf ihre Durchführbarkeit geprüften Absichten entgegen, so hat er dies mit der Einseitigkeit des Schopenhauer'schen Pessimismus nicht seiner eigenen Befangenheit, sondern der bösen Welt oder der theilnahmslosen „Nation" aufs Kerbholz geschrieben. So war die Absicht,

wesen seines berühmten Freundes auch hervor, dass er sich nie darum kümmerte, ob seine schroffe, beißende Kritik die tiefsten Wunden schlug, während er selbst durch den geringsten Tadel aufs empfindlichste gereizt und verletzt war. Von seinen Freunden nahm Rich. Wagner die hingebendsten Opfer an, „ohne die geringste Anerkennung und Dankbarkeit zu zeigen“; doch sei dies, wie Präger meint, nicht Undank im gewöhnlichen Sinne gewesen; Wagner nahm die Opfer als nicht für sich selbst, sondern für die „wahre“ Kunst gebracht an und betrachtete die Hilfebringenden durch dieses Bewusstsein als reichlich belohnt. Das Sprunghafte und Widerspruchsvolle im Denken zeigt sich oft bei nervös erregbaren Männern, bei denen psychopathische Regelwidrigkeiten auftreten, ohne dass ihre sonstige Geistesthätigkeit beträchtliche Störungen aufwiese. Rich. Wagner war nach Prägers ausführlicher Darstellung ein activer Mithelfer am Dresdener Aufstande im Jahre 1849 und hat sich gleichwohl alle Mühe gegeben, diesen Antheil zu leugnen; seine früheren Gesinnungsgenossen, darunter Röckel, nannte er „Wühler“. Man kann dieses Vorgehen begreifen, wenn auch nicht entschuldigen; hat doch Rich. Wagner eine revolutionäre Rede, die er in Dresden abgelesen hat, mit einem elfjährigen Exil gebüßt. In dieser Rede hat er allerdings Sachsen zu einer Republik umgestaltet sehen wollen; allein Rich. Wagner war als Republikaner keineswegs fürchterlich, denn er wollte an die Spitze des Freistaates Sachsen das Königshaus Wettin stellen und demselben von Geschlecht zu Geschlecht nach dem Rechte der Erstgeburt die höchste vollziehende Gewalt übertragen. Ein solcher Republikaner konnte in der That seine rebellische Gesinnung vom Jahre 1849 desavouieren, ohne sich damit stark bloßzustellen. Allerdings hat sich Rich. Wagner in seinem naiven Revolutionseifer im Jahre 1849 an die Spitze einiger Bauern gestellt, welche ihre Freiheitsliebe mit Heugabeln bethätigen wollten. Rich. Wagner hat auch Fouragewagen nach Dresden gebracht und sich dabei einen großen Durst geholt. Er sprach den Wunsch nach Gefrorenem oder nach einem Glase Limonade aus und ein Barrikadenmann beeilte sich, diesen unpolitischen Wunsch des großen Rebellen zu erfüllen. Bei dieser Gelegenheit erwähnt Präger, dass Wagner eine fast orientalische Luxus- und Genussbegierde besaß, die ihm selbst während der ärgsten Noth, unter erdrückender Schuldenlast und inmitten schwerster Zukunftssorgen eigen blieb. Sonst hätte er nicht beim edlen Kampfe um „Freiheit und Recht“ an eine luxuriöse Erquickung gedacht. In einem Briefe vom 11. December 1870 ersuchte Rich. Wagner seinen in London sesshaften Freund Ferd. Präger, ihm doch zwanzig Meter von einem ostindischen oder chinesischen Foulardstoffe mit einem Blumenmuster zu kaufen; er solle nicht der Sucht zu glänzen, sondern einem „phantastischen Geschmack“ dienen. Diese Sehnsucht nach ostindischen Seidenstoffen könnte den Dichtercomponisten

schlagfertig bemerkt, nicht aber auch etwas eitel? Wenn Wagner sich und sein Streben im schroffen Gegensatze zur ganzen modernen Welt und zu ihrer gesammten Cultur, zur Pflege der Wissenschaft und zu deutschen Universitäten fühlte, so mochte auch dieser Ekel an allem, was ihn umgab, einer gewissen „idealen" Überschwenglichkeit entstammen, allein es steckt darin auch eine vollentwickelte Selbstüberhebung, welche die Heftigkeit seiner Gegner begreiflich macht. Es bleibt nicht ohne Interesse, das starke Ausladen dieses Selbstgefühls näher zu betrachten, und zwar deshalb, weil kein anderer Componist so entschieden dem Heilandswahn verfallen und so tief in Selbstanerkennung versunken war, wie Rich. Wagner. So hat er einem jungen Operncomponisten in Bayreuth gesagt: „Ich habe nichts dagegen, wenn auch nach mir noch Opern componiert werden." [1]) Eine seiner Opern nennt Rich. Wagner in Widmungsversen an König Ludwig II. selber einen „Königsbau". Was soll man davon denken, wenn der Componist des „Lohengrin" von Liszt fordert, er möge es besorgen, dass die Firma Steinway ihren besten Flügel in die Stube Wagners unentgeltlich stelle und sich's für eine große Ehre anrechne, dies thun zu dürfen? In den Briefen Wagners an Fr. Liszt finden sich deutliche Erweise hochentwickelten Selbstgefühls. Der Bayreuther Meister hält es für eine „Prostitution seiner Kunst", wenn ein „jedes Theater" seine Opern aufführen darf. Wagner schreibt 1854 aus Zürich an Liszt: „Den ‚Tannhäuser' und den ‚Lohengrin' habe ich in den Wind gegeben: ich mag nichts mehr von ihnen wissen; als ich sie dem Theaterschacher übergab, hab' ich sie verstoßen, sie sind von mir verflucht worden, für mich zu betteln und nur noch Geld zu bringen. ‚Tannhäuser' und ‚Lohengrin' müssen zu den Juden gehen." In einem anderen Briefe an Liszt klagt Wagner, „er könne nicht mehr tiefer sinken, als durch das Überlassen der beiden Opern an die Theater; er betrachte den ‚Tannhäuser' und ‚Lohengrin' nicht mehr als seine Schöpfungen." Ist dies nicht eine krankhafte Wehleidigkeit?

Bei der hochentwickelten Selbstschätzung Rich. Wagners bleibt es begreiflich, dass er Recensenten seine volle Abneigung schenkte. Er war sehr empfindlich, [2]) ohne fremde Empfindlichkeiten zu schonen, und hielt es

---

[1]) Dieser Ausspruch Rich. Wagners gemahnt an einen ähnlichen von Spontini, dessen Größensinn bekanntlich auch sehr entwickelt war. Spontini hat dem Componisten des „Rienzi" abgerathen, Opern zu schaffen; er selber könne über seine schon gelieferten Werke nicht hinausgehen; wie sollte dies einem andern möglich sein? „Junger Mann", bemerkte Spontini zu Rich. Wagner, „was wollen Sie denn noch componieren? Wollen Sie Römer, da haben Sie meine ‚Vestalin', wollen Sie Griechen, da haben Sie meine ‚Olympia', wollen Sie Spanier, da haben Sie meinen ‚Cortez', wollen Sie Indier, da haben Sie meine ‚Nurmahal'." Spontini hätte noch hinzufügen können: „Wollen Sie etwa päpstlicher Graf werden?" — „Das bin ich auch schon!" —

[2]) Während sich ein wahrhaft genialer Mann über des Lebens Kümmernisse und über Kränkungen durch das Bewusstsein eigenen Wertes und durch die Kraft des Humors hinwegsetzt, ist Rich. Wagner durch jeden Stoß, welcher seinem Selbstgefühl geistige Zurückgebliebenheit

eine Bühne zu errichten, welche, von finanziellen Interessen gänzlich unabhängig, gleichwohl in wiederkehrenden Zeitabschnitten ideale Kunstleistungen bietet, zwar edel genug, allein sie läſst sich nur in einem communistisch verwalteten Staate verwirklichen, vor dem uns ein gütiges Geschick bewahren möge. Frau Cosima Wagner verstand es in den Jahren 1891 und 1892, den Festschauspielen in Bayreuth durch finanzielle Klugheit einen Gewinn abzunöthigen und hat es so bewiesen, daſs gute Kunstleistungen auch ohne communistische Beihilfe möglich sind. Die Zeit, in welcher das Theater der „künstlerische Ausdruck des Gemeindelebens“ sein soll, wie Rich. Wagner meinte, ist noch nicht gekommen. Sänger, Musiker, Schauspieler können nicht gut in ihren bürgerlichen Stellungen verbleiben und dabei im Theater spielen oder singen, und zwar aus bloßer Liebe zur Kunst. Zeitweise kann dies geschehen und seit dem Mittelalter wurden bekanntlich Passionsspiele und Dramen aufgeführt, allein der Kunst und dem Handwerk zugleich kann man nicht dienen. Gleichwohl bleibt der Gedanke ein edler, sich unentgeltlich einem großen Kunstzwecke zur Verfügung zu stellen. Gewiſs wird man auch in Zukunft große Kunstfeste feiern, allein nicht in dem einseitigen Sinne Wagners, welcher es liebte, seine Opern als die Zinne aller Kunst zu bezeichnen und in öffentlichen Ansprachen gern seine „besondere Kunst“ auf den Schild hob. Die Kunst bleibt doch nur eine allgemeine Macht, vor der sich ein jeder einzelne Componist zu beugen hat. In Köln hielt Rich. Wagner eine Ansprache, in welcher er, nicht ohne das Beste von sich zu behaupten, sich mit Lessing verglich. Wie dieser auf dem Gebiete der Schaubühne Bahn gebrochen habe, so wolle er das in Fesseln des Auslandes liegende musikalische Drama herstellen. Daſs er aber nicht im Besitze aller Eigenschaften war, über welche ein Mann der Reformarbeit verfügen muſs, beweist jene Berliner Rede Rich. Wagners, in welcher er bemerkte, der deutsche Geist verhalte sich zur Musik wie zur Religion, er verlange Wahrheit, nicht schöne Formen. Das ist eine Phrase, welche nüchternen Denkern nicht imponieren kann. Wahrheit schließt schöne Formen nicht aus. Ganz recht hat Rich. Wagner, wenn er wünscht, daſs der Musik das Nationale, das Tiefe nämlich und das Erhabene erhalten bleibe. Dieses Ziel sei es, wozu sein Bestreben ihn von jeher getragen. Charakteristisch war es für den Componisten des „Tannhäuser“, daſs er anläſslich eines Concertes in Wien Bruchstücke aus seinen Opern aufführen ließ, welche er selber „unser nationales Werk“ nannte. Dieses Vermengen persönlichen Schaffens mit den Leistungen der ganzen Nation war kaum zuläſsig. In derselben Ansprache an das Publicum bezeichnete er die Blitze, welche während des Concertes niederfuhren, als „ein segnendes Zeichen von oben“, und zwar im Sinne der Griechen, welche sich als Beweis göttlichen Beifalls das Niederzucken eines Blitzes erbaten. Das war geistvoll und

müssten alle Kundgebungen des Wagner'schen Größenwahns komisch oder verächtlich erscheinen, während sie bei dem Hinblick auf kranke Nerven nur Mitleid wachrufen. In einem Briefe an Präger sagt Rich. Wagner, dass er „trotz des besten Willens es nicht begreife, wie man in Wien mit einer Aufführung des ‚Lohengrin' ohne seinen Beistand fertig werden konnte." Diese Selbstüberschätzung ist übrigens nur eine Kleinigkeit gegen folgende Bemerkung über die Auffühung der Nibelungen in einem Briefe an F. Präger: „Mir scheint es, als ob das ganze deutsche Kaiserreich deswegen nur ins Leben gerufen wurde, damit endlich mein Ziel (der Nibelungenaufführung) erreicht würde."

Absprünge aus den Geleisen des normalen Denkens treten bei der Überreiztheit der Nerven besonders dann auf, wenn derselbe eine strenge Selbstzucht des Charakters nicht das Gleichgewicht bietet. Selbstliebe und Selbstsucht können sich nur dann zu einer ungemessenen Höhe entwickeln, wenn die nüchterne Auffassung des menschlichen Organismus fehlt. Wer die Verrichtungen des Körpers, vor allem des Gehirns kennt, wird in sich nur ein Glied in der endlosen Kette der Naturwesen bescheiden erblicken und wird der Grenzen bewusst bleiben, welche ihm wie jedem anderen Lebewesen gesetzt sind. Jede Form der Selbstvergöttlichung und Selbstanbetung muss man als eine Schwäche des Intellectes erkennen, wenn man weiß, dass die Herrlichkeit des menschlichen Geistes nur so lange vorhält, als die ungebrochene Gesundheit des Körpers dauert. Wer die psychopathische Ursache des hochentwickelten Selbstbewusstseins Wagners nicht gelten lassen will, muss den Grund desselben in Lücken der Einsicht suchen, welche mit Gebrechen des Gemüthslebens und mit sittlichen Mängeln in nahem Zusammenhange stehen. Max Kalbeck hat in seinem geistvoll geschriebenen Essay: „Rich. Wagners Nibelungen. Erste Aufführung vom 13. bis 16. August 1876 in Bayreuth" (3. Aufl. Breslau, Schletter 1883), dem Meister, die Entschuldigung einer „psychopathischen Minderwertigkeit" nicht zugebilligt. Der Wiener Schriftsteller beschreibt ein Fest, welches in Bayreuth nach der ersten Aufführung des Nibelungenringes stattfand. Rich. Wagner habe dabei eine Rede gehalten über das Thema: „Ich bin ich und ich bin mein Prophet"; eine Frau habe dem Componisten einen silbernen Lorbeerkranz geschenkt, welchen sich Richard der Unübertreffliche auf den Kopf setzte, worauf er im Saale herumgeführt wurde und sich beglückwünschen ließ: Rich. Wagners unersättliche Eitelkeit erinnere lebhaft an den Größenwahn der römischen Cäsaren. Wagner menge Philosophie, Poesie und Malerei mit der Musik dilettantenhaft zusammen, hasse giftig die Epigonen der classischen Periode, wolle, dass eine neue „reinmenschliche" Generation die langsam erworbene Bildung von sich abstreife und in ihm den Welterlöser, den Messias der Kunst anbete. Seine Anmaßung geht bis zur Schamlosigkeit und theile sich seinen getreuen Paladinen mit.

für einen Hochverrath an der Majestät der Kunst, wenn eine seiner Opern nicht unbedingt gelobt wurde. Wer das nicht that, war ein böser oder ein dummer Mensch, der mit „hebräischem Kunstgeschmack" belastet war. Einmal sagte Rich. Wagner in Bayreuth: „Wer uns kritisiert, den soll der Teufel holen!" In seiner Abhandlung „über die Bestimmung der Oper" (1871) bemerkte Rich. Wagner, „dass er sich wie ein monologisierender einsamer Wanderer vorkomme, der etwa nur von den Fröschen unserer Theaterrecensionssümpfe angequackt würde". Wagners Abneigung gegen Leute, die ihn nicht verstanden, übersprang bald Recensionssümpfe und umspannte „sein ganzes Volk" und die „Menschen überhaupt". Er hoffte von ihnen nichts mehr für die Verwirklichung seiner Ideale. Welche Begeisterung ist ihm jedoch gleichwohl entgegengeflogen und mit Hilfe „seines Volkes" hat er denn doch die Festspiele in Bayreuth zustande gebracht!

Präger bemerkt auch, dass Wagner an nervösen Aufregungen litt, welche ihn oft zu Ausbrüchen von einer Heftigkeit verleiteten, die nur durch rein physische Ursachen zu erklären war. Wagner sei äußerst reizbar und leicht erregt gewesen; Anfälle von Schwermuth wechselten bei ihm mit ausgelassener Lustigkeit, Verzweiflung mit Selbstverhöhnung. Diese Angabe ist für die gerechte Beurtheilung Wagners von großer Wichtigkeit; gerade die Überreizung der Nerven erklärt und entschuldigt manche seiner Eigenschaften, welche ohne diese physische Ursache eine harte Kritik hervorrufen müssten.

Von Wagnerenthusiasten werden alle diejenigen geschmäht, welche sich vermessen, die Schwächen des Dichtercomponisten durch dessen überreizte Nerven zu erklären und zu entschuldigen. [1]) Diese Schmähsüchtigen sollten das Buch „Psychopathische Minderwertigkeiten" von Dr. Koch (Ravensburg 1893, 3. Abth.) lesen und sich darüber unterrichten, dass Nervenkrankheiten keine Schande, sondern ein Ungemach sind, dass selbst Irrsinn kein Brandmal, sondern ein Unglück ist und dass sie das Interesse des verehrten Meisters nicht wahrnehmen, wenn sie von seinen kranken Nerven absehen. [2]) Ohne Hinblick auf pathologische Erklärungsgründe

---

versetzte, außer Fassung gerathen. So wollte Rich. Wagner seinen „Tannhäuser" dem König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen widmen. Der Intendant von Küstner hat die Partitur mit dem Bemerken abgelehnt, diese Oper sei „zu episch" gehalten. Über diesen albernen Bescheid wird der Humor nur lachen. Da der König nur die Widmung von bereits Bekanntem annehme, so möge er, riethen ihm wohlwollende Plattköpfe, einiges aus dem „Tannhäuser" für Militärmusik „arrangieren", was dann dem Könige bei der Wachparade zu Gehör gebracht werden solle. Rich. Wagner klagte: „Tiefer konnte ich nicht mehr gedemüthigt werden!" — statt diese blühende Beschränktheit hochkomisch zu finden.

[1]) Dass sich Rich. Wagner oft überarbeitet haben mag, beweist der Umstand, dass er in Triebschen bei Luzern an den Meistersingern täglich von acht Uhr früh bis drei Uhr nachmittags ununterbrochen componiert hat.

[2]) Nach der Schrift „Die psychopatischen Minderwertigkeiten" von Dr. J. L. A. Koch gibt es theils angeborene, theils erworbene seelische Regelwidrigkeiten, die zwar keine Geisteskrankheiten darstellen, aber die damit belasteten Personen als der geistigen Normalität und Leistungsfähigkeit beraubt erscheinen lassen.

den hilflosen Mann nicht hungern zu lassen. Auch der arme gute Jude Louis zwang ihr Geldvorschüsse auf, um der ärgsten Entbehrung die Spitze zu bieten. Sie verrichtete die Dienste einer Scheuer- und Waschfrau und sorgte in der zärtlichsten Weise für ihren Gatten. Als Wagners Verhältnisse sich gebessert hatten, that sie alles, um ihm Freude zu machen; sie schenkte ihm einen Schlafrock aus violetter Seide und ein Samtbarett und lehrte seinen Papagei die Worte sprechen: „Richard Wagner, bist doch ein großer Mann!“ Minna war mit einem Worte „der gute Engel Wagners“ und die großen Werke, die er schuf, verdanken viel der liebenden Sorgfalt dieser Frau. Da näherte sich dem Dichtercomponisten in Zürich Frau Wesendonk, eine höchst liebenswürdige Dame, welche dem Meister tägliche Besuche machte und ihm Beweise ihrer Verehrung gab. Dies regte Minnas Eifersucht an, welche endlich zur Trennung und Scheidung führte. Wagner schrieb 1863 nach der Trennung von seiner milden, ihn zärtlich liebenden und pflegenden Gattin an Präger: „Konnte ich mich binden und ketten, wie ein gewöhnlicher Spießbürger? Mit meiner glühenden Phantasie die kalte Douche ertragen, die ihre Theilnahmslosigkeit an meinen Werken mir immer über den Leib goss . . . es kommt mir so vor, als ob nach allem ich mit ihr viel zu nachsichtig und geduldig gewesen bin. Da war keine Ursache, solche extreme Mittel zu brauchen . . . ich fühle mich allein und verlassen und bin schrecklich elend und menschenscheu. Meine Gesundheit ist aufs ärgste afficiert . . . ich kann keinen Schlaf kriegen und habe fast immerwährend Fieberschauer . . . solch ein Zustand ist nicht auszuhalten.“ Wie beredt ist dieser Bericht über die körperliche Erregtheit Wagners! Präger bemerkt wiederholt, dass Wagner immer unter Thränen seiner treuen braven Lebensgenossin Minna gedacht hat. Auch andere Freunde Wagners bestätigten dem Verfasser, dass Wagner stets dankbar seiner geschiedenen Frau eingedenk blieb.

Über Frau Cosima Wagner wollen wir schweigen. Sie schrieb dem Verfasser dieses Berichtes aus Bayreuth, dass sie sich für keinen öffentlichen Charakter halte. In der Lebensgeschichte ihrer zwei Gatten (der erste war Dr. v. Bülow) spielte sie eine wichtige Rolle, welche näher zu beleuchten man nach ihrem Tode nicht unterlassen wird. Rich. Wagner bezeugte seine Dankgefühle oft seinem hochherzigen Freunde Fr. Liszt, welcher für ihn so viel und Erfolgreiches gethan; auch in Bayreuth drückte er angesichts einer großen Gesellschaft dem Manne, welcher sich um die Anerkennung der Wagner'schen Opern so verdient gemacht, in einer warmherzigen Ansprache seinen Dank aus. Die Rücksicht des verpflichteten Herzens gab Wagner auch durch eine stets milde Beurtheilung der mitunter hohlpathetischen Tonwerke Liszts kund. Ein rührender Zug vornehmer Herzensrücksicht ist es, dass Rich. Wagner eine Reise nach Wien unternahm, um dem Chorpersonal, welches sich bei einer Aufführung des „Lohengrin“

Einer derselben „rette“ die deutsche Sprache und maßregle die moderne Literatur, der andere „rette“ die deutsche Musik, indem er der gegliederten Form und der endlichen Melodie ihre Berechtigung abspricht und verurtheile die modernen Componisten, die noch immer an den Vorbildern Hayndʼs, Mozarts und Beethovens festhalten.

So wird Rich. Wagner von einem geistvollen Schriftsteller beurtheilt, der die Vollsinnigkeit des Dichtercomponisten annimmt und zu seinen principiellen Widersachern nicht einmal gehört. M. Kalbeck gibt zu, Rich. Wagner sei 1876 in Bayreuth von bestrickender Liebenswürdigkeit, geistreich und witzig gewesen; allerdings bemerkt er auch, dass keiner seiner nächsten Freunde der unwandelbaren Gnade des Componisten sicher war; er habe auch seinen Schwiegervater Liszt wie einen Schulknaben angefahren. Undankbarkeit und Untreue haben in der Brust Wagners neben bezaubernder Liebenswürdigkeit und offenkundiger Gutmüthigkeit gewohnt. Wie werden alle diese Widersprüche und dunklen Punkte im Charakter Rich. Wagners erklärt und verzeihlich gefunden, wenn man sie auf Rechnung einer herabgeminderten Nervenrüstigkeit setzt! Die großen Eigenschaften des Tondichters Rich. Wagner finden eine um so bereitwilligere Anerkennung, wenn man nicht Ursache hat, ihn als Menschen gering zu halten.

Auch H. Ehrlich spricht in seinem Buche „Dreißig Jahre Künstlerleben“ (1893) dem Bayreuther Meister Herz und dankbare Rücksicht für seine Wohlthäter ab. Dieser Vorwurf geht zu weit. Männer, welche mit Rich. Wagner jahrelang in Bayreuth verkehrt hatten, rühmen seine freundlichen Umgangsformen und gemüthlichen Seiten; waren sie in Geldverlegenheit, so öffnete er ihnen seine Börse; allerdings vergaß er mitunter, seine eigenen Schulden zu bezahlen. Zwei Frauen haben ihm größere Geldsummen vorgestreckt, als er in Noth war; er sah dies für einen dem Genie dargebrachten Tribut an und war ungehalten, als man das Darlehen zurückverlangte.

Das Gemüth und die Sinnesart Rich. Wagners lassen sich auch an dessen Verhalten gegen seine erste Frau Wilhelmina Planer messen; sie war Schauspielerin, eine sehr gewinnende Erscheinung und Wagner vermählte sich mit ihr im Jahre 1836. F. Präger erzählt von ihr viel Anziehendes und durchaus Authentisches in seiner Schrift: „Wagner, wie ich ihn kannte“. Wagner ließ sich von ihr lieben und sorgsam pflegen; seinen hochtrabenden Auslassungen über das Zusammenwirken aller Kunstformen konnte sie allerdings nicht folgen und fragte ihren Gatten einmal, als er über seine verlassene Lage und den Unverstand des Publicums klagte: „Aber, lieber Richard, warum componierst du nicht auch etwas für die Galerie?“ Solche Fragen machten den lieben Richard nur noch nervöser, als er es schon war. In Paris litt sie die bitterste Noth und verkaufte, ohne ihrem Gemahl etwas zu sagen, alle ihre Wertsachen, um

nur Unsinn!“ warf sich blitzschnell auf einen Teppich, unterschlug nach orientalischer Sitte die Beine, langte nach einer Pfeife und forderte seine Freunde auf, dasselbe zu thun. Und bald saß man im Kreise um den Meister und rauchte, weil das Leben so wenig wert ist. Nirvâna!

Alles in allem ist Rich. Wagner ein hochbedeutender Componist, welchen zu besitzen Deutschland stolz sein darf. Aus seinen Partituren kann der Tonsetzer viel lernen, allein nachahmen soll er ihn nicht, am wenigsten die schrullenhafte Technik der Leitmotive und die Abkehr von der Polyphonie. Er ist kein Messias der Tonkunst, wofür er sich hielt, sondern muss es sich gefallen lassen, dem gehassten Mendelssohn-Bartholdy und Robert Schumann als großer Romantiker angereiht zu werden.

Der Armen Freund — der Armut Feind.

Anregung zu einer neuen Armenpflege.

Die Habenden wären einmal zu fragen, ob sie denn nie nachdenklich werden. Ob sie denn fest glauben, dass ihr Besitz von rechtswegen vollkommen ihnen gehört oder ob sie auch andere daran theilnehmen lassen sollen und wen? Tag für Tag, zu jeder Stunde klopft und klingelt es an ihrer Thür. Arme sind's, Hungernde, Frierende, Obdachlose und Sieche. Den Baum im Walde können diese Enterbten der Welt um nichts bitten, beim Steine können sie nicht betteln, so kommen sie zum Mitmenschen, der nicht allein so viel hat als er braucht, sondern auch noch etwas darüber.

Der Habende aber wird in seiner Häuslichkeit, in seinem Geschäfte plötzlich aufgestört und öffnet die Thür, ein fremdes Gesicht steht vor ihm, ein klägliches Gesicht. „Hier wird nichts getheilt!“ und die Thür fällt in das Schloss. Dem aber, der den Bettler abgewiesen hat, ist jetzt nicht ganz behaglich zumuthe. — Wenn's ein Schuldloser gewesen sein sollte, der heute nichts zu essen hat, während ich im Überfluss lebe! Wenn er Weib und Kind in Noth und Elend verkommen sehen muss! Seinen unendlich traurigen Blick, ich sehe ihn noch. Wenn meine Herzlosigkeit ihm die letzte Hoffnung an die Menschen zerstört, ihn dem Wasser zutreibt? — Und er bereut es, dem Armen nichts gegeben zu haben.

Wieder schrillt die Glocke, wieder steht ein demüthig Bittender vor der Thür. Der Habende zieht seine Börse und reicht ihm ein Almosen. Aber schon während jener es hastig angreift, ist etwas wie Schnapsgeruch

wacker gehalten, einen größeren Ertrag bei einer Benefizvorstellung zu sichern; er versprach bei der letzteren selbst zu dirigieren und hielt sein Wort.

Wagner war ein ausgezeichneter Schauspieler; seine Mimik war so geschult, dass er das Gebaren verschiedener Personen auf das treueste nachahmte. Kindliche Lustigkeit und ausgelassener Humor wechselten bei ihm mitunter mit Bemerkungen von ungewöhnlicher Geistesschärfe. Wer Wagners fascinierende Unterhaltungsgabe kennen lernte, konnte allerdings schwer zugeben, dass in seinem Organismus ein Leck ist, der mit gewissen Regelwidrigkeiten zusammenhängt.

Zu den Vorzügen Rich. Wagners gehört auch sein hervorragendes Geschick zum Dirigieren; das bloß mechanische Taktschlagen war ihm ein Greuel. Beim Leiten von Opern gewann er sich sofort die Sänger durch seine persönliche Theilnahme an ihrem Erfolge; er zeigte es ihnen bei seinem eminenten Schauspielertalent, wie sie es anpacken sollen, und dem Orchester sang er die Stellen so vor, wie er sie ausgeführt haben wollte. Er lernte die Partituren geradezu auswendig, um in den Geist eines jeden Tonwerkes einzudringen und die Art der Ausführung derselben kennen zu lernen. Wagners Taktierstab gab mitunter so temperamentvolle Vortrags- und Einsetzungswinke, dass der Stab in Stücke fiel. Gerieth Wagner beim Leiten des Orchesters in leidenschaftlichen Eifer, so sprang er „wie von einer Schlange gestochen“ auf dem Podium auf und nieder, wie einer seiner Biographen mittheilt. Er liebte es, dem Orchester Ermahnungen zu geben, welche ihn als Mystiker kennzeichneten. „Piano, meine Herren! — das muss wie aus einer anderen Welt herüberklingen!“ Bezeichnender ist der Choristen ertheilte Rath Wagners, „so zu singen, als ob sie lauter Solopartien vorzutragen hätten“.

Beim Einstudieren der Tonschöpfungen hatte er eine grenzenlose Geduld. Auch beim Componieren hatte er sie; denn die Gedanken flogen ihm nicht schnell zu und es war ihm eine große Anstrengung, ein Tongebilde zu schaffen. Nach Prägers Mittheilung war Rich. Wagner beim Componieren gleichsam ganz außer sich; körperlich und geistig war er in einem ekstatischen Zustande, weil „ein Werk, welches eine Zukunft reclamiert, wohl überlegt sein müsse“.

Freunde Wagners rühmen dessen Kindlichkeit und muntere frische Laune. Als ihn Präger in der Schweiz besuchte, stellte sich Wagner auf den Kopf und streckte die Beine geradeaus in die Höhe. Dann sprang er behende wie ein Tänzer auf die Füße und sagte seiner geängstigten Frau: „Ich wollte nur dem Präger zeigen, dass ich mit sechzig Jahren noch auf dem Kopfe stehen kann, das kann er nicht!“ Auch in Bayreuth gab sich Rich. Wagner im Kreise seiner Freunde wie ein naivlustiges Kind. So rief er an einem Nachmittage, wie dem Verfasser erzählt wurde, mit schalkhaftem Pathos aus: „Des Lebens Inhalt ist ohnehin

Bemühung des Wohlthäters und in den meisten Fällen ist die Mühe gesegnet.

Oft kann man's hören von gutgestellten, wohlhabenden Leuten: „Ach, wie schlecht ist es mir einmal ergangen. Wenn der und der nicht gewesen wäre, so hätte ich müssen zugrunde gehen!" — Mit Geldgeschenken allein ist solchen kaum geholfen worden! Persönlich eingreifende Freunde fanden sie. Nur solche sind die wahren, edlen Wohlthäter. Und ein Mann, der stets einiger Armen ein thatwilliger Freund ist, braucht sich weiter kein Gewissen daraus zu machen, wenn er fremde Bettler von seiner Thür weist.

Also was sollen wir? Wie kann es eingerichtet werden, dass man in der Wohlthätigkeit dem Richtigen nahe kommt?

In unseren Städten gibt es eine amtliche Armenpflege, Armenhäuser, Krankenhäuser, Erziehungsanstalten u. s. w., und eine freiwillige theilweise Privatarmenpflege, als: Volksküchen, Wärmstuben und verschiedenerlei Betheilungen durch Wohlthätigkeitsvereine und einzelne Personen. In den größeren Städten genügen diese beiden Quellen aber nicht, da ist die Armut so vielfältiger Natur, dass man sie unmöglich überschauen, prüfen und ihr abhelfen könnte. In den großen Städten ist noch ein weiteres Organ nöthig, um auch solchen Armen in äußerster Noth zu helfen, die von der geschlossenen Armenpflege in amtlichen Anstalten und der Privatwohlthätigkeit leer ausgehen. Und da gibt es folgenden Rath und Plan: die städtische Armenverwaltung stellt in allen Stadtbezirken Bezirksvorsteher auf, welche sich um die Armen ihres Bezirkes kümmern. Jeder dieser Bezirksvorsteher hat unter sich eine gewisse Anzahl von Bürgern, welche in den einzelnen Theilen des Bezirkes, vielleicht nach Gässen oder Häusern abgetheilt, die Ehrenstelle eines Armenpflegers verwalten. Solche Armenpfleger haben die Aufgabe, die Armen ihres ganz kleinen Bereiches zu übersehen, zu überwachen, ihre Verhältnisse zu prüfen, ihre Anliegen zu hören, ihre Unterstützungsgesuche anzunehmen. Alle vierzehn Tage versammeln sich diese Armenpfleger um ihren Bezirksvorsteher, bringen die Unterstützungsgesuche ihrer Armen vor, begründen dieselben und stimmen darüber ab, ob die Unterstützung bewilligt wird oder nicht. Der Bezirksvorsteher bekommt die Unterstützungsgelder — es ist Steuergeld — von der städtischen Armenverwaltung und vertheilt sie dann je nach Maßgabe und Beschluß der Bezirksversammlung an die Bittsteller. Ein Armenpfleger, der ja auch seine Berufsgeschäfte hat, darf — um nicht überladen zu sein — höchstens drei bis vier Arme zu beaufsichtigen haben, hat dieselben jedoch umso genauer zu überwachen und zu prüfen. Alle vierzehn Tage einmal muss er jeden seiner Armen besuchen, um zu sehen, was vor allem noth thut. Arbeitschaffung wird in den meisten Fällen das Wichtigste sein. Arbeit statt Almosen! Er muss dem Armen dazu helfen, dass dieser sich möglichst aus eigener Kraft wieder aufraffe, muss ihm Rathgeber und moralische Stütze

zu spüren und der Bettler eilt davon. Dem, der Almosen gegeben hat, ist wieder nicht behaglich zumuthe. — Wenn's ein Lump gewesen ist! Wenn er nicht arbeiten will und mit der Gabe jetzt geradewegs in die nächste Brantweinschänke geht! — Und der Mann bereut es, den Bettler betheilt zu haben.

Wenn ein Mittel gefunden werden könnte, die Lumpen und Gauner auszuscheiden von dem Trosse der Mittellosen und die Würdigen, die wahrhaft Armen vorzuführen, wie sehr müssten die Habenden diesem Mittel und dem, der es erfand, dankbar sein! Denn das Herz hat kein Vermögender, das ihn losspricht von der Pflicht, wohlthätig zu sein. Wenn es mancher auch nicht gerne thut, wenn er auch Ausflüchte nimmt: „Sie sollen selber arbeiten und sparen, habe ich auch meine Sache sauer verdient!" im Grunde ruft's doch in ihm, oder flüstert's wenigstens: Gedenke des Gebotes Gottes! Gedenke des besonders in unserer socialistisch-revolutionären Zeit drohenden Weltgerichtes! — Und er möchte geben, wenn er wüsste, wer der Gabe würdig würdig ist, wer zugrunde gehen muss, wenn er nicht gibt. Denn diese Erfahrung hat auch der Hartgesottene schon gemacht: das Geben hat mich für die Dauer noch nie gereut, das Verweigern oft. Es ist ein Bedürfnis in uns, wohlthätig zu sein und je vermögender wir sind, desto größer soll naturgemäß dieses Bedürfnis werden. Mancher würde das Fünffache, das Zehnfache leisten von dem, was er heute leistet, wenn er versichert sein könnte, dass es dem richtigen Armen zugute kommt. Aber das ist so nebelhaft, so vage, so unzulänglich. Die Gemeindeanstalten genügen nicht, am wenigsten die großen in den reichen Städten. Es ist nicht möglich, in dem Heer der verschiedenartigsten Bittsteller jedem das zu geben, was ihm gebührt. Der eine geht von der Betheilung schnurgerade ins Wirtshaus zum Kartenspiele, während der Unbetheilte hungernd und fröstelnd in einem Kellerloche schlafen muss. Es ist die alte Geschichte da wie dort, sobald man die Bittsteller nicht kennt. Eine Unmenge von Wohlthätigkeitsvereinen gibt es allerorts. Ehre der guten Absicht! thatsächlich wird von ihnen jedoch das nicht geleistet oder es wird so nicht geleistet, wie es im Sinne der Spender wäre.

Es wird oft gesagt, wir sollen durch Almosengeben nicht Bettler züchten, es ist auch klar, dass man mit aller denkbaren Wohlthätigkeit die Armut nicht aus der Welt schafft. Harte Herzen lassen sich das nicht zweimal gesagt sein und geben nichts.

Das Geben allein ist aber noch lange nicht genug. Wer Geld hat, für den ist gar nichts leichter, als in die Tasche zu greifen und dem Armen eine Münze, eine Banknote hinzugeben. Das heißt nicht Wohlthun. Wohlthun heißt Selbstthun, persönlich um den Armen sich kümmern, ihn nicht bloß für den heutigen Tag zu füttern, sondern ihm aufzuhelfen suchen zur eigenen Kraft und eigenem Erwerb. Das verlangt persönliche

und in andere Städte gereist, um über die neue Einführung an Ort und Stelle Studien zu machen. Und Reicher hat ein Buch geschrieben: „Zur Armenpflege der Städte in Steiermark, mit besonderer Berücksichtigung der Landeshauptstadt Graz" (1893), in welchem die Reform der Armenpflege im Sinne des Eberfelder Systems auf das nachdrücklichste angeregt und dieses System den österreichischen Verhältnissen angepasst wird.

Dieses Eberfelder System ist aber gar nicht einmal etwas Neues. Schon die ersten Christen haben es ähnlich gemacht. Den Ältesten standen die Diacone zur Seite, welche freiwillig die Dienste der Barmherzigkeit übten. Und weit näher, ganz nahe gerückt: in der bisherigen Grazer Armenpflege mit ihren Armenvätern der Bezirke — liegt in ihr nicht der Keim zu dem, was nun angestrebt wird? Nur, dass nach jetzt bestehender Einrichtung ein Armenvater statt etwa vier Arme, deren oft an hundert zu versorgen, zu überwachen, zu prüfen hat, was er natürlich nicht genügend kann. Der Armenvater aber soll „das Auge der Armenverwaltung sein, welches in die dunkle Hütte der Armut dringt und hier das wahre Elend erforscht".

Bei den gegenwärtigen Zuständen ist es in der Armenfrage auch nicht überflüssig zu betonen, dass in der christlichen Nächstenliebe, auf die unsere Armenpflege gegründet ist und gegründet bleiben muss, bei Ausübung der Wohlthätigkeit kein Unterschied gemacht werde in der Rasse, Confession und Partei. Mensch ist Mensch und als solcher unser Bruder.

Zu bedenken wäre bei uns vielleicht nur das eine. In Deutschland wird jeder dort, wo er zwei Jahre lebt, unterstützungsberechtigt. In Österreich aber gehört jeder, er mag sich aufhalten in der Fremde so lange er will, in seine Heimatsgemeinde, die nöthigenfalls sorgen muss, dass er nicht verhungert. Hier liegt, nebenbei bemerkt, ein Unrecht. Die Stadt nützt den Mann aus, die Landgemeinde hat ihn in seinem arbeitsunfähigen Zustande zu versorgen. Wenn nun jeder in der großen Stadt durch die Armenpflege im Nothfalle Hilfe zu finden glaubt, so könnte möglicher Weise der Zulauf vom Lande in die Städte ein noch größerer werden, als es schon ist. Weil aber, nach der neuen Einrichtung das Hauptgewicht weniger auf Unterstützung, als auf Beistand zur Wiedererlangung des Selbsterwerbes gelegt wird, so dürfte sie für die absichtlichen Müßiggänger doch kein allzugroßer Anziehungspunkt sein. Das Abschieben in die Heimatsgemeinde kann und wird ja immer noch geschehen.

Graz hat rund fünfundzwanzigtausend heimatsberechtigte [1]) und achtundachtzigtausend fremdzuständige Einwohner. Darum soll Graz aber ja nicht glauben, dass es nur für fünfundzwanzigtausend oder siebenund-

[1]) Etwa zwölftausend geborene Grazer dürften in der weiten Welt draußen sein.

sein, und auf die Pflege und Erziehung seiner Kinder ein wachsames Auge haben. Das allerletzte erst, wenn alle anderen Hilfsmittel erschöpft sind, ist eine Geldunterstützung. Dem Armen soll ein Selbsterwerben leicht, aber ein Almosen schwer gemacht werden, nie darf ihm geschenktes Brot besser schmecken als verdientes. Öffentliche Geldunterstützung wird nur gegeben, wenn der Arme ohne eine solche nicht mehr weiterleben kann, der höchste Satz für einen Armen wöchentlich etwa zwei Gulden. Es ist schwer, damit auszukommen, gewiss, allein, was er vielleicht darüber bekäme, das müsste einem noch Ärmeren entzogen werden.

Der Besuch des Armenpflegers in der Wohnung des Armen ist begreiflicherweise vom günstigsten Einfluss. Die armen Leute werden sich der Ordnung und Reinlichkeit bestreben, eines anständigen Lebenswandels sich befleißigen, sie werden nicht verzweifeln, weil sie wissen, für die größte Noth haben sie einen Freund und Helfer. Der Armenpfleger kann den Armen aber nicht gleich nach eigenem Ermessen betheilen oder er thue es auf Gefahr seines Privatsäckels, er muss den Fall, wie gesagt, erst bei der nächsten Bezirksversammlung vorlegen, ihn prüfen und darüber im Rathe entscheiden lassen. Wäre das nicht, so würde der Armenpfleger manchmal parteiisch, vom Mitleid oder von Bettlerschlauheit bestochen handeln, und dabei käme selten was Gutes heraus. Nicht Mitleid allein, auch Gerechtigkeit muss in der Armenpflege walten. Ja die Gerechtigkeit wird Größeres und Besseres leisten und gerade sie hat in der Gegenwart bei dem ungeheuren Unterschiede zwischen arm und reich, zwischen unschuldig Verkommenden und unverdient Emporgekommenen ein ungeheueres Feld. Die Barmherzigkeit schützt den Armen nur vor dem knappen Zugrundegehen, die Gerechtigkeit wird ihn auf weiteres existenzfähig machen. Die Barmherzigkeit im hergebrachten Sinne belohnt mit ihrem Almosen die Armut, die Gerechtigkeit aber belohnt die Leistungsfähigkeit, den Fleiß, die Tüchtigkeit. Und einer, der solcher Tugenden sich nicht bestrebt, sondern lediglich aus seiner Armut ein Gewerbe machen will, der mag nach den neuen Einrichtungen wohl darauf gefasst sein, verhungern zu müssen.

Wo aber sind diese neuen Einrichtungen, die jedem Armen gewissermaßen einen Schutzengel an die Seite stellen? Ist es nicht wieder ein Hirngespinst des Poeten, der die Welt nicht sieht, wie sie ist, sondern wie sie sein sollte? Darauf kann ich sagen, dass der Poet hier nachhinkt, dass die Thatsache schon vorausgeht, dass es eine Armenpflege ähnlich wie die oben angeführte wirklich gibt. In der Stadt Elberfeld ist sie zuerst eingeführt und erprobt worden, bald ist diese Art der Armenpflege auch in andere deutsche und österreichische Städte gekommen. Und nun ist man auch in der größten Stadt der Alpen, in Graz, daran, dieses System der Armenpflege einzuführen. Das Mitglied des steirischen Landesausschusses Dr. Heinrich Reicher ist vor einiger Zeit eigens nach Elberfeld

ganz verlassen ist. Mancher Arme empfindet einen warmen Händedruck als größere Wohlthat, als ein herrisch hingeworfenes Geldstück. Liebevolle Theilnahme weckt seinen Muth und seine Kraft von neuem. Und was ich nicht gering anschlage, es erzieht die Gesellschaft zur Wohlthätigkeit. Nicht zur Wohlthätigkeit in Concertsälen und Spielanstalten, bei der wie sich's zeigt wenig Segen ist, sondern zur Wohlthätigkeit durch directe Berührung mit der Armut. Wohlthätigkeit ist für edle Menschen ein Vergnügen, aber nicht eines, bei dem man tanzt. Wohlthun heischt Opfer, persönliche Opfer, und darum wird die Stelle eines Armenpflegers ein Ehrenamt sein und zwar eines, das nicht bloß nach außen freundlich leuchtet, sondern auch innerlich erwärmt und befriedigt.

Unsere Armenpflege muss daraufhin gerichtet sein, nicht die Armen durch „milde Gaben" in der Armut zu erhalten, sondern sie derselben zu entreißen, die Armen müssen aus ihrem thatlosen Elende herauswollen und die anderen müssen ihnen die Hand dazu reichen, das ist der ethische Gedanke der Elberfelder Systems, welches wohl auf seine Fahne schreiben kann: der Armen Freund, der Armut Feind. R.

Wiener Sachen.

Gesundheitsregeln für das Zeitalter der Bakterienfurcht.

Von Eduard Pötzl.*)

Es ist jetzt eine schwere Zeit,
Erfüllt mit schlimmen Plagen,
Man lebt in Furcht und Bangigkeit
Und schämt sich doch zu klagen.

Was uns des Schöpfers Huld beschert
An guten Leckerbissen,
Die Heilkunst hat es uns verwehrt:
Wir dürfen's nicht genießen.

Gemüse, Butter und Salat,
Die Milch, auch rohe Eier,
Das Obst, wenn man's gekocht nicht hat —
Sie schaden ungeheuer.

Desgleichen Rettig, junges Bier
Und alter Gorgonzola,
Dann auch das Fleisch vom Borstenthier
Und die Lecture von Zola.

Wenn du vernimmst, dass einer isst
Zum Nachtisch kalten Kuchen —
So tollkühn du auch immer bist,
Du darfst ihn nicht besuchen.

Was du bekommst auf deinen Tisch
Vom Braten bis zur Suppe,
Besonders aber jeden Fisch
Beschaust du mit der Lupe.

Und wird dabei die Suppe kalt,
So lass' — um Gotteswillen —
Sie untersuchen allsobald,
Sie wimmelt von Bacillen.

Man braucht ein bisschen Farbe bloß,
So sieht man ihre Spuren,
In zehn Minuten sind sie groß
Und heißen Reinculturen.

*) Aus dessen köstlichem Büchlein: „Wiener von Eisen". (Wien. Georg Szelinski. 1894.)

dreißigtausend Personen im Nothfall zu sorgen hat. Jeder, der in dieser Stadt wohnt, arbeitet oder Geld ausgibt, hat ein Recht, in den Tagen der Noth von seinen Stadtgenossen gestützt zu werden. Manch arme Landgemeinde hat gar keine Freude daran, wenn die arbeitsfähigen Heimständigen, die zu Hause oft so schwer zu entbehren sind, fortziehen und dann ganz verbraucht als Krüppel oder Sieche wieder zurückkommen. Und wenn man weiß, wie so ein Armer dann daheim empfangen und behandelt wird, dann wundert man sich kaum mehr, dass mancher lieber in einer Stadthöhle stirbt und verdirbt, als dass er in seiner Noth zur Heimatsgemeinde zurückkehrt. Vielleicht soll um der Gerechtigkeit willen das Heimatsgesetz so geändert werden müssen, dass dort, wo der Mensch ausgenützt wird, auch seine Armuts- und Altersversorgung zu finden ist. Jedenfalls darf einstweilen für plötzliche und vorübergehende Nothlagen die Wohlthätigkeit keinen strengen Unterschied machen zwischen Zuständigen und Nichtzuständigen.

Die hier angedeutete Armenpflege wird vom Steuergulden bestritten. Und uns ist es auch lieber, wenn die so wie so immer erhöhte Steuerlast den Armen und Nothleidenden zugute kommt, als anderen Dingen, die für das allgemeine Wohl oft nur einen zweifelhaften oder gar keinen Wert haben.

Der alte Brauch, dass der Arme betteln geht, muss abkommen; der Nothleidende hat sich nur zu melden und die Gesellschaft muss ihm mit dem Nothwendigsten helfen, womöglich mit Zuweisung von Arbeit. Da die Arbeit aber bekanntlich niemanden ernährt, sondern erst der Arbeitslohn, so hat dieser ein anständiger zu sein und ist es nicht vornehm, die Nothlage der Arbeiter zur Herabdrückung des Lohnes auszunützen.

Der Arme als Bettler hat nicht bloß sich, sondern auch den Geber demoralisiert. Wenn dieser täglich zehn Bettler an der Thür mit je einem Kreuzer bedachte, so meinte er schon wunders was für ein gutes Herz zu haben, und weiter rührte er sich nicht mehr für wohlthätige Zwecke. Der Bettler blieb sein Lebtag Bettler und der Geber blieb ein Knauser.

Wenn die heutige Gesellschaft es noch spät versuchen will, den ungeheuern Abstand zwischen Reich und Arm mit einer Reform der Armenpflege zu begegnen, so muss diese Reform eine radicale sein. Dann ist eigentlich das Elberfelder System auch noch ungenügend, es steuert bloß der äußersten Noth und immer nur von Woche zu Woche. In seiner praktischen Seite will es nur das buchstäbliche Verhungern verhüten, in seiner idealen Aufgabe liegt aber erziehliches und sittigendes Moment und deswegen halte ich es besonders hoch. Es macht den Hausierbettel unmöglich, weil das Verbot desselben mit Recht verschärft werden kann, es sucht den Müßiggänger zur Arbeit zu erziehen, gibt womöglich statt Almosen Arbeit und endlich, es zeigt dem Armen, dass er von seinen Mitmenschen nicht

orten erreicht wird. Der Übersichtlichkeit wegen sei die Lebensweise während dieser Urlaubszeit in Wien nach den Tageszeiten hier wiedergegeben.

Die Nacht. Es ist eine alte Erfahrung, dass man nirgends so gut schläft, wie in seinem eigenen Bett. Zur sommerlichen Jahreszeit kann man ohne jeden Nachtheil sämmtliche Fenster im Schlafzimmer über Nacht offen stehen lassen. Das ergibt am Morgen eine Temperatur von siebzehn bis achtzehn Grad Réaumur, wie ich an den heißesten Tagen gemessen habe. Während des Urlaubs hat man auch Zeit, die Regulierung der Temperatur in der Wohnung selbst in die Hand zu nehmen.

Dienstboten machen das immer schlecht. Sie glauben schon die Hüter der modernen Hygiene zu sein, wenn sie im Sommer beständig die Fenster offen lassen. Im Winter bringt sie ohnehin keine Macht der Erde dazu. Nun ist es aber bekanntlich nur zweckmäßig, in der heißen Jahreszeit die Fenster bei Nacht zu öffnen, am Tage aber zu schließen und gegen die Sonne zu verhängen. Thut man das consequent, lässt alle Verbindungsthüren offen und bringt zwischen denselben vielleicht noch ein paar in kaltes Wasser getauchte und dann ausgewundene Tücher an, so hat man es herrlich kühl und dabei doch behaglich; denn man ist, wie der Franzose sagt, dans ses meubles. Die Teppiche sollen nur auch bleiben, denn sie sind schlechte Wärmeleiter. Nicht umsonst behängen die Orientalen ihr Heim mit den Erzeugnissen von Smyrna.

Man schläft also in der gewohnten Umgebung und in der Sicherheit, am Morgen nach Gefallen faullenzen zu können, wunderbar. Das ist an und für sich schon ein großer Gewinn für die zimperlichen Nerven.

Der Morgen. Es gibt nichts Angenehmeres als einen Morgen, an dem man nicht genöthigt ist, in das Amt oder in eine ähnliche Zwangsarbeitsanstalt zu gehen. Immer ist Sonntag während dieser vier Wochen.

Man kann „brodeln“ während des Ankleidens, sich mit dem köstlichen kalten Wasser unserer Wasserleitung waschen (im Hotel ist immer lauwarmes Wasser in den Krügen) und dann seine Cur im Stadtpark nehmen, wenn es schön ist. Eine entzückende Landschaft, dieser Park, von der Terrasse des Cursalons gesehen. Am Morgen duftet noch alles, die Luft ist weich und doch nicht erschlaffend, in den Sträuchern singen die Vögel, von den wie Sammt kurzgeschnittenen Wiesenplätzen haucht es nach der Bespritzung wunderbar kühl herüber — kurz, es ist ein reizendes Verweilen da. Wer Phantasie hat, kann sich sogar einbilden, er sei in seinem eigenen Lustparke.

Man trinkt ein Mineralwasser: heute Carlsbader, morgen Marienbader, übermorgen Franzensbader u. s. w., damit man seinen Leib wider alle Krankheiten stärkt, während man in den Curorten immer nur einseitig verfahren kann: entweder Carlsbader oder Marienbader u. s. w. Mit diesem Trank im Leibe geht man eine Stunde spazieren, das heißt:

Bei Brot und Semmeln thust du wohl,
Dich auch inacht zu nehmen —
Der kleine Bäckerjunge soll
Sich seiner „Klebeln“ schämen.

Hast du zur Hand ein Sublimat,
Die Semmel zu beschmieren,
So ist's das beste, was man hat
Zum Appetitverlieren.

Und isst du etwa Sauerkohl,
So folge diesem Winke,
Nimm als Gewürz nur das Carbol,
Damit „gesund“ er stinke.

Beim Kneipen meide Alkohol,
Er ist dir auch verboten,
Du trinkst auf unser aller Wohl
Nur Wasser — abgesotten!

Und wird dir's öde dann im Bauch,
So trage es geduldig,
Das bist du dir, versoffener Gauch,
Und der Gesundheit schuldig.

Will dir zum Abend kalten Schnitt
Der Kellner Schar empfehlen,
So jag' sie fort mit einem Tritt,
Die feigen Mörderseelen.

Dagegen wirst du weise sein,
Mit Kalkmilch dich zu laben,
Sie ist in Kalkmilch-Sennerei'n
Auch kuhwarm jetzt zu haben.

Das ist ein Desinficiens
Für den verdorbenen Magen! —
Vorausgesetzt natürlich, wenn's
Die Leidenden vertragen.

Auch von der Liebe lass' dich nicht
So leicht wie sonst umgarnen;
Es ist die reine Menschenpflicht,
Dich streng davor zu warnen.

Denn küssest du die schönste Maid
Auf ihre Rosenlippen,
Wie leicht bei der Gelegenheit
Kannst du Bacillen nippen.

Schab' also erst ein wenig ab
Von ihrem holden Munde,
Und ist's verdächtig, lauf' im Trab
Von ihr hinweg zur Stunde.

Den Liebesgram, den spülst du fort
Mit Tropfen salz'ger Säure,
Dann sagst du ihr das Abschiedswort
Kauf dir Saprol, du Theure!

Auf Urlaub in Wien.

Ein merkwürdiger Einfall für einen Wiener: seinen vierwöchentlichen Urlaub in Wien zuzubringen. Und doch so übel nicht, wie man bei näherer Beschreibung der Lebensweise während dieses Urlaubes gleich sehen wird; denn in dem Punkte hat Dr. Schweninger recht: gesund werden kann man auch ohne Badecur, namentlich wenn einem eigentlich nichts fehlt. Nur der Entschluss am Orte zu beiben, fällt schwer. Hat man ihn aber einmal gefasst, so kann sich daraus ein Urlaub entwickeln, so genussreich und wohlthuend, wie ihn keine der üblichen Badereisen zu bieten vermag.

Was darf man von einem Urlaub verlangen?

Zunächst Ruhe, verbunden mit Zerstreuung, wenn ich sie haben will, nicht, wenn sie mich haben will; dann Bequemlichkeit, gesunde Luft, ein erfrischendes Bad und zuträgliches Essen.

Es lässt sich unschwer beweisen, dass ein Urlaub, in Wien zugebracht, nicht nur das alles zu bieten vermag, sondern es für den Kenner sogar in einem Maße enthalten wird, welches von den wenigsten Cur-

Gegentheil; das thun sie aber bei allen guten Dingen. Wenn es auf diese Herren ankäme — es möchte kein Hund so länger leben.

Der Abend. Dieser muss der Luftcur gewidmet sein. Man fährt abwechselnd auf den Kahlenberg, nach Sievering, Grinzing, Hütteldorf, Pötzleinsdorf u. s. w., die Liste ist unerschöpflich. Um möglichst lange die gute Luft da draußen genießen zu können, darf es einem auf ein paar Gläser Wein oder Bier mehr nicht ankommen. Die Luft ist die Hauptsache; das Bier oder der Wein sind nur die Mittel zum Zwecke. Bringt es der Urlauber über sich, den letzten Stellwagen oder den letzten Zug zu versäumen und die ganze Strecke in der würzigen Nachtluft bis nach seiner Wohnung zu Fuß zu laufen, so ist jede Bürgschaft dafür zu leisten, dass er nach Ablauf seines Urlaubes gesünder ist, als alle diejenigen, die aus den theuersten Bädern zurückkehren. Fährt er aber nach Hause, so ist das jedenfalls wesentlich angenehmer und wird ihm auch keinen Schaden bringen.

Bei zweifelhaftem Wetter kann man es mit den Concerten beim „Eisvogel" im Prater versuchen und dort die verschiedenen neuen Lieder mitsingen, wie es just der Brauch ist. Stimme und Gehör sind nicht nothwendig, die andern Leute haben's auch nicht. Das Ganze dient bloß zur Aufheiterung des Gemüthes, es mag einer dabei heiser sein, wie ein Rabe, das macht nichts . . . Darauf aber schön brav schlafen gehen! (Siehe oben.)

* * *

Ist das nicht ein wonnevolles, friedsames, nervenstärkendes, gesundes Leben während eines solchen Urlaubs in Wien?

Gewiss!

Und wenn mich heute jemand fragt, ob ich meinen Urlaub solchermaßen in Wien zubringen werde, so gebe ich ihm die bestimmte Antwort: — „Wenn ich mich leidend fühlen sollte, gewiss! Geht es mir erträglich, so kann ich mich ja diesmal noch den Anstrengungen einer Reise aussetzen".

Empfehlungsbriefe.

Neulich — erzählte mein Freund Ernst — wurde ich von einem Fechter überfallen und trotz meiner Gegenwehr von ihm gebrandschatzt. Meine Haushälterin trug die Schuld daran. Ungeachtet des scharfen Auftrages, keinen Unbekannten ohne strenges Examen vorzulassen und sich bei jedem Besuche die Frage vorzulegen: Was kann der wollen? führte sie doch einen jungen Mann in mein Zimmer und begleitete seinen Eintritt

es braucht nicht so genau genommen zu werden. Den letzten Becher Wasser trinkt man nach der eigenen Uhr, das Frühstück bestellt man nach der Uhr des Cursalons, die immer um eine Viertelstunde vorausgeht. Auf diese Weise kommt man früher zu dem Imbiss und kann doch in seinem Gewissen beruhigt sein. Das Frühstück ist ja immer die schönste Mahlzeit am Tage; während des Urlaubs in Wien wird es zu einer weihevollen Handlung. Alle gute Milch, alle gute Butter wird nach Wien verschickt, wie man auf dem Lande immer erzählen hört. Dazu guter Thee, frisches Gebäck (keine aufgewärmten ländlichen Mammuthskipfel), frische Zeitungen, schließlich eine Morgencigarette — es ist einfach himmlisch.

So schwelgt man in den Vormittag hinein, bis der zweite Theil der Cur beginnt. Regnet es aber am Morgen — um so besser. Dann freut man sich des langen Schlafens, des gemüthlichen Kaffeehauses und denkt, indessen der Regen an die Spiegelscheiben klatscht, in Betreff der Mitmenschen, die in den Curorten sind: Pfui Teufel, haben die heut' ein Hundewetter!

Der Vormittag. Dieser bringt die Badecur. Was ist die Nordsee, die Atlantis gegen das Holzer'sche Strombad! Vom Wind abhängige Lachen, die nach Jägerhäringen schmecken, wenn man — Gott behüte — einen Mund voll schluckt! Das Donaubad beim Holzer aber ist die Krone aller Bäder; das scheuert dem Menschen durch den feinen Sand, den das reißende Wasser mit sich führt, alle Gebreste aus dem Leibe.

Kein Wunder, dass die Donaukarpfen so stark und gesund sind, da sie doch jahraus, jahrein sich in diesem Elemente tummeln. Gefräßig sind sie auch. Begreiflich, denn der Hunger nach einem solchen Strombad ist einfach unstillbar. Daher kommt es, dass die Mageren nach dem Gebrauch dieser Bäder dick werden. Die Dicken hingegen werden mager. Warum? Das weiß ich nicht.

Der Mittag. Zu dieser Tageszeit wird der dritte Theil der Cur: die reichliche Nahrungsaufnahme in einem guten Speisehaus, gründlich erledigt. Wenn man sich hinzu eine Tischgesellschaft wählen kann, in der keine unbarmherzigen thörichten Schwätzer oder gar rücksichtslose Spucker vorhanden sind, wird die Cur sicherlich doppelt so gut anschlagen. Ein Mineralwasser bei Tisch, vornehmlich mit etwas Sect gemischt, wird von guter Wirkung sein, wenn die Mittel dazu reichen.

Nach dem Kaffee und der Cigarre begibt man sich unverweilt nach Hause, um die heißesten Stunden, aller überflüssigen Kleidungsstücke entledigt, in dem kühlen, dämmerigen Zimmer auf dem Ruhebette zuzubringen. Ist man imstande, dabei die Augen offen zu halten und zu lesen — gut. Wenn nicht, so ist ein bisschen Duseln auch eine wohlgefällige Sache, die noch niemanden umgebracht hat. Die Ärzte sagen das

sondern gab ihm ein Stück Geld, um ihn, da er nun einmal da war, nur geschwind wieder los zu werden.

Der Fechter dankte überschwänglich und fügte die seltsame Bitte bei, ihm nun auch meinerseits ein paar empfehlende Zeilen zu schreiben.

— „Das werde ich nicht thun", fuhr ich auf, „ich kenne Sie nicht und sehe daher nicht ein, warum ich andere Leute Ihretwegen in Contribution setzen soll. Es wundert mich ohnehin genug, dass die Herren, auf deren Empfehlungsschreiben Sie sich berufen haben, Sie gewissermaßen durch ein Document zum Schnorren legimitieren. Übrigens möchte ich doch einmal nachsehen, was das für Empfehlungen sind."

Ich griff nach dem Päckchen und nahm die erste Karte. Sie lautete:

„Geheimrath C. v. G. warnt Sie zum letzenmale, ihn mit zudringlicher Bettelei zu behelligen."

Ich schaute zu dem Fechter hinüber. Dieser zuckte ein bisschen zusammen, meinte aber, rasch gefasst: „Excellenz war damals schlechter Laune; ich habe auch wärmere Empfehlungen von ihm, viel wärmere."

Die zweite Karte rührte von Hofrath A. K. her und enthielt auf der Rückseite die Bemerkung:

„Ihre Schwindeleien sind mir bekannt, Sie erhalten keinen Kreuzer mehr. Ersparen Sie sich die Beilage einer Rückmarke zu Ihren Bettelbriefen, sie bleiben von nun an unbeantwortet."

Noch eindringlicher war die „Empfehlung" des Grafen L., eines ehemaligen Militärs, gehalten, welcher schrieb:

„Kein Geld, sondern eine Recommandation wollen Sie diesmal? So empfehle ich Sie allen, denen Sie diese Karte vorzeigen, als einen unverschämten Kerl, den man ohne Federlesens die Treppe hinabwerfen soll."

In der That, die Empfehlungen wurden immer wärmer. Ich hatte genug. Er stammelte noch irgend etwas, das ich nicht verstand, und schlich sich zur Thüre hinaus. Eigentlich ein genialer Fechter! Gewissermaßen mit dem eigenen Steckbrief in der Hand Geld einsammeln — das ist ein kühnes Unterfangen. Aber es glückt zuweilen, wie Figura zeigte.

Und nun zur Abrechnung mit der Haushälterin.

— „Sie gedankenlose alte Auster", schnaubte ich sie an, „warum haben Sie diesen Menschen eingelassen? Hab' ich Ihnen nicht bei schwerer Leibesstrafe aufgeboten, vorsichtig zu sein? Ich zieh's Ihnen vom Lohn ab, was mir der Tagdieb abgebettelt hat."

mit der wohlwollenden Empfehlung: „Der Herr Candidat will Sie sprechen".

Diese unselige bejahrte Dame besitzt nicht einmal so viel Menschenkenntnis wie eine Dorfgans, denn selbst eine solche hätte diesen Schlingel entschieden aus Leibeskräften angeblasen. Es war ein junger, kräftiger Mensch von schreiender Schäbigkeit in seinem Anzuge und der gewissen lauernden Demuth in seinem wüsten Gesichte, die den Professionsfechter immer verräth. Ganz zufrieden mit sich selbst verschwand die Alte nach der Vorstellung des „Candidaten" aus dem Zimmer.

— „Was wünschen Sie?" fragte ich ihn, obgleich nicht im mindesten in Zweifel über seine Absichten.

Er begann seine Lebensgeschichte zu erzählen. Alle Fechter haben die nämliche Lebensgeschichte, ungefähr so wie die verlorenenen Frauenzimmer. Aus gutem Hause . . . lange Zeit brav gewesen . . . plötzliche Schicksalsschläge . . . unverschuldetes Elend . . . Menschenfreunde . . . momentane Hilfe . . . aufraffen zu neuem Leben. Schön. Alles schon dagewesen.

„Was für ein Candidat sind Sie?" fragte ich wieder und hätte mich nicht gewundert, wenn er Galgencandidat geantwortet hätte. Er sagte aber, er sei Candidat der Philosophie. Nun, auf dem Wege zur höchsten Weisheit: ohne Arbeit aus den Taschen anderer zu leben, befand er sich jedenfalls. Ob er Zeugnisse besitze? Nein, sie seien irgendwo — mit Beschämung müsse er es gestehen — versetzt. Aber dafür Empfehlungsbriefe die Hülle und Fülle: Von Excellenz A., Hofrath B., Grafen C. und so weiter. Er legte das Päckchen auf meinen Tisch und schien nur darauf zu warten, dass ich mir aus dem Inhalte dieser Briefe und Karten die Überzeugung von seiner Würdigkeit verschaffe. — Es ist wahrhaftig der Fluch vieler Charaktere, dass sie nicht Nein sagen können. Nennen wir es Schwäche, nicht Güte. Das Nein erfordert eine Kraftanwendung, es erheischt den moralischen Muth, einige Secunden lang den Vorwurf zu ertragen, dass man eine Bitte abschlägig beschieden hat. Das Ja ist kostspieliger, feiger, leichtsinniger, allein es ist bequemer, und darum fällt die Entscheidung gewöhnlich auf diese Seite. Zum Neinsagen muss man geboren sein, man erlernt es nicht trotz aller guten Vorsätze, während es genug robuste, harte Naturen gibt, denen das Jasagen just ebenso gegen den Strich geht. Diese sind wahrhaftig um ihren Härtegrad zu beneiden.

Was hätte mich hindern können, den Klopffechter, der das Klopfen und Fechten an fremden Thüren als schnöden Erwerb betreibt, zum Teufel zu jagen und ihm noch mit der Polizei zu drohen? Es war ja kein Bettler, kein Armer, sondern eben ein Fechter! Genug, ich that es nicht,

„Mein Herr Confrater, daran nicht zu denken“,
So eifert jener, „welch ein sündig Heer
Nennt heut sich Menschheit, und um es zu lenken
Bedarf's der Kirchenstrafen viel und schwer;
Durch scharfe Zucht nach Consistorii Willen,
Und nimmer lässig hab' ich es vollbracht!“
Sanct Peter nickte, unterm Bart im Stillen
Hat er ein wenig vor sich hingelacht,
Dann wies er freundlich zu Hochwürdens Schrecke
Im ersten Himmel ihm die ... rechte Ecke.

Doch schnell gefasst begann zu remonstrieren
Das Kirchenlicht: „Collega, denkt daran,
Sie gaben selbst, so viel ich weiß, den Ihren
Von scharfer Zucht Exempla dann und wann.“
Sanct Peter schmunzelte: „Aus diesem Grunde,
Für's Leugnen außerdem, bin, wie bekannt,
Derweil ihr selig drinnen jede Stunde,
Ich Thor ans Thor in Ewigkeit gebannt!“
Still in sein Schicksal hat sich drauf ergeben,
Der stetig Rufer war in Streit und Leben.

Nicht minder selbstbewusst der Seelen zweite
Laut rühmte ihre allzeit offne Hand,
Wie reichlich Spenden sie an Spenden reihte
Und auf zum Himmel schlug manch' gülden Band.
Dass von Collecten keine existiere,
In der ihr Nam' mit stolzen Ziffern fehlt,
Und was die Welt durch ihren Tod verliere,
Das würde Kindeskindern noch erzählt. —
Sanct Peter nickte: „Zweiter Himmel hinten,
„Da wirst du dich bei deinesgleichen finden.“

„Wie“, rief gekränkt, die also leicht befunden,
„Nicht höher werd' im Himmel ich geschätzt?
Ich hab', mein letzter Wille kann's bekunden,
Noch Summen milden Zwecken ausgesetzt!“
Sanct Peter schmunzelte: „Gib dich zufrieden.
Wohlthätigkeit war Mittel dir zum Zweck,
Was kann der Himmel dir Besond'res bieten,
Im Leben nahmst du deinen Lohn vorweg.
Den Wert genau misst himmlisches Vergelten,
Drum sei gescheit und lass das ird'sche Schelten.“

Die dritte Seele, ohne lang zu prahlen,
Begann: „Ich musst' als braver Handwerksmann
Mein Lebtag schaffen brav, brav Steuern zahlen,
Doch dank dem braven Weib, gieng's brav voran.
Gab es am Tage Zwist mal zwischen beiden,
Vertrugen wir uns ohne Groll zur Nacht,
Noch manchen Feiertag, kann's nicht bestreiten,
Hab' in der Werkstatt thätig ich verbracht.“
Sanct Peter strich den Bart: „Soweit ist's richtig,
Doch warst auch sonst du mit ... dem Mundwerk tüchtig.“

Unschlüssig sah der Meister auf den Alten,
Dann rief er frank und frei: „Steht's in dem Buch,
Dass ich nicht immer an mich konnte halten,
Je nun, Ihr kennt ja's Handwerkfach, ein Fluch
Ist in der Rage flink dem Maul entfahren,

— „Was? 'bettelt hat er", meinte die gute Person ganz entsetzt, „'bettelt? A Candidat? Net mögli', gnä Herr, net mögli'. A Candidat und betteln!!!"

— „Ja, was stellen Sie sich denn unter einem Candidaten eigentlich vor?"

— „Na halt an Reichsrathscandidaten, gnä Herr, was denn sunst? Von ein' andern Candidaten hab' i mei' Lebtag nix g'hört. darum . . ."

— „Schon gut, der Himmel erleuchte Sie!"

Sanct Peter.

Eine Allegorie, Herrn P. K. Rosegger hochachtungsvoll zugeeignet.

Von A. Sonnemann.

Widmung.

Von deinem Namensbruder will erzählen
Ich Sitt' und Art, wie er am Himmelsthor
Die Seelen weist nach wohlverdienten Sälen
Und ihren Reden leiht sein willig Ohr.
Zwar wünsch' ich nicht, dass dir's bald mag begegnen,
Doch ist's auch dir beschieden dermaleinst,
Gewiss wird er dann deinen Eingang segnen,
Wird ausgehorcht dich haben, eh' du's meinst,
Und sicher kommst, als Hutten du von Steier,
Zum Extra-Himmel, Petri Kettenfeier!

Zum Himmel droben, zum Bestimmungsorte
Verklärter Seelen, kam einst eine solche Schar
Und sie empfieng Sanct Peter an der Pforte,
Wie seines Ehrenamtes immerdar,
Und wie er pflegt' von jeher es zu halten,
Er jede sorglich um ihr Los befrug.
Zwar ist's Gewohnheit nur vom treuen Alten,
Ein letzter Prüfstein noch für Lug und Trug,
Denn in des Himmels gold'nem Buch geschrieben
Steht Tag für Tag, wie es der Mensch getrieben.

Voll Würde sprach die erste: „Herr Confrater,
Gleich euch war ich ein frommer Gottesknecht.
Die heil'ge Schrift, die Dogmen mir Berather
Und stets gewahrt hab' ich der Kirche Recht.
Manch räudig Schaf, das sich vom Pfad verloren,
Führt' ich zurück zu seiner Seele Heil.
Des Lohnes wert bin ich und auserkoren,
Zur Rechten Gottes, hoff' ich, ist mein Theil."
Er schwieg. Und Petrus fragte unbefangen:
„In Lieb' und Güte wär's doch stets gegangen?"

Heißtrock'nen Blickes harrte gottergeben
Die letzte, ein vergrämtes Mütterlein.
Nach kurzem Eheglück und Liebeleben
Ließ sie der Gatte in der Welt allein.
Des Vaters Ebenbild, dem einz'gen Sohne,
War fürderhin ihr ganzes Sein geweiht,
Vertrauend felsenfest, dass einst er lohne
Ihr lebenslang das still getragene Leid.
So sah sie wachsen ihn, gedeihen, werden,
Und nach dem Höchsten griff er kühn auf Erden.

Er zwang das Glück, warb Weib und Gold und Würde,
Doch Hoffarts Stolz zwang ihn. Mit hartem Wort
Trieb er der Mutter alterläst'ge Bürde
Von seines Hauses Schwelle herzlos fort.
Fern blieb sogar er in der letzten Stunde.
Sie starb verschmäht — verschmäht vom eig'nen Kind. —
Die Stimme brach ihr, und die todeswunde
Umfieng Sanct Peter grollend zorngesinnt:
„Bei Gott, und ewig soll er dafür büßen!" —
Sie schrak zusammen, sank zu seinen Füßen:

„Herr, Herr, o Herr", und ihre Thränen rannen,
„Er irrt wohl nur, einst war er brav und gut,
Er wird es wieder werden, nehmt von dannen
Ihn nicht im Zorn — es ist mein Fleisch und Blut!"
Von Petrus' Stirne schwand die grimme Falte,
Wie einst vor Kaiphas' Hof ward weich sein Sinn,
Zur Himmel höchsten führte selbst der Alte
Der Seelen letzte: „Goldherz, zieh dahin,
Verkünd's dem Herrgott mit der Macht der Zähren,
Wie Mutter-Lieb' und Treue sich bewähren!"

Ein Husar.

Mitgetheilt von M. Roda.

Auf dem Friedhofe zum Jarmenil liegt ein Husar begraben — auf dem Friedhofe zu Jarmenil bei Epinal, einem kleinen Orte an der kleinen Vologne. Nicht das morsche Holzkreuz hat mir's verkündet, das sein Grab ziert, nicht die Leute, die es vergessen haben, sondern der alte Küster, der an 1870 denkt, wie „an gestern".

An der Steinmauer unter denen, die Gott abgeschworen und sich das Leben genommen, begrub man ihn, weil man nicht wusste, wes Glaubens der Todte war. Und so vorsichtig dachte der Pfarrer damals, dass er nicht „aufs Ungewisse hin" einen wildfremden deutschen Husarenleichnam in geweihte Erde versenken lassen wollte, um am Ende später erfahren zu müssen, dass es ein Protestant oder gar ein Jude war.

Wie er hieß, weiß niemand. Woher er kam, ist ein ewiges Geheimnis. Vielleicht denkt in dieser Stunde ein altes Mütterchen an

Doch meiner Treu, und wenn's auch anders scheint,
Ich schwör es Euch bei Euren weißen Haaren,
Nie — Bomben=Element — war's bös gemeint!" —
Ihn sandte Petrus nach der Himmel dritten
Mit der Verwarnung „Fluchen nicht gelitten!"

Die Seele vier, mit Zittern und mit Zagen
Trat sie zu dem gestrengen Pförtner her.
Ihr war zu schwer, der Liebe Leid zu tragen
Und mit sich selber senkte sie's ins Meer,
Ins Meer, darinnen Sturm den Schatz gebettet,
Und sie gestand, wie sie in Frevelmuth
Auf Gott gescholten, der ihn nicht errettet . . .
Zum vierten Himmel hat das junge Blut
Mit mildem Ernst Sanct Peter hin entsendet:
Dort harret deiner, der dir Tröstung spendet!

„Ach, alter Herr", begann die fünfte Seele
Halb keck, halb scheu, „es ist das alte Lied,
Wer leichten Sinns und ungern trock'ner Kehle,
Gehört wohl kaum ins himmlische Gebiet.
Die Welt durchstreifte ich, die wunderfeine,
Und freute mich der Hymnen der Natur,
Zwar haften blieb am rollenden Gesteine
Vom Moos — Ihr wisst es — niemals eine Spur;
Doch dafür nistet drunter kein Gewürme,
Nun, und von Kirchen kenn' ich doch — die Thürme."

„Wär' höllisch wenig für ein himmlisch Erbe",
Im Buche blätternd Herr Sanct Peter brummt,
„Hast sonst du gar nichts weiter auf der Kerbe?" —
Und als der andere beschämt verstummt,
Da hat der Alte vor sich hin gelesen:
„X. X., der Sausewind, nahm hilfreich an,
Obgleich's ein armer Krüppel nur gewesen,
Sich eines hart Gestürzten, dann und dann" . . .
„Nun ja — war Menschenpflicht — ein scheuer Schimmel —"
„So stimmt's, marsch, Kamerad, zum fünften Himmel!"

Ein kümmerlich Gewächs der Schattenseite,
Das stets der Sorge saß im dürren Schoß,
War Seele sechs. Sie ward geboren, freite
Und starb zuletzt — ein Hungervirtuos.
Der erst' und letzte nicht vom Lehrerstande,
Und dennoch dankerfüllt das arme Herz,
Dass, eh ihn selbst der Tod von hinnen bannte,
Voraus die Seinen wallten himmelwärts.
Nun wär's vorbei für alle mit Kasteien,
Mit Krankheit, Noth und Trübsals=Litaneien.

Schon wollte Petrus ihn zur Himmel sechsten
Verweisen mitleidsvoll, als ängstlich rief
Der arme Schelm: „Ach Herr, fürwahr, wir fechsten,
Nie reichlich Hanf und Flachs, in Schulden tief
Bin ich den Gläub'gern schließlich weggestorben,
Und ob der Nachlass reicht, ich glaub' es kaum — —"
Sanct Peter lächelte: „Du hast erworben
Als gläub'ger Dulder dir den Himmelsraum.
Im ird'schen Soll und Haben sind die Schulden
Dir aufgewogen durch dein Mehr an Dulden"

grau umzogen, um mitzuweinen in der allgemeinen Trauer und die Glocken läuten. Es ist Allerseelen, das Fest der Todten. —

Auch heute widme ich dir Kerze und Cypressenzweig, du armer Husar, der du sterben musstest. weil die Weltgeschichte das blutige Opfer der Wahlstatt heischte.

Was haben deine Lieben Böses gethan, dass sie Gott also strafte? Mitten in der Stille der ländlichen Erde lebten sie in Arbeit und Ehrlichkeit, als der Befehl kam, der dich zu den Waffen rief. — Auch ohne dich wär' Deutschland einig und groß und doch raffte der Krieg auch dich hin, wie tausend andere! Hier modert dein Gebein und keiner, der dich kannte, da du noch lebtest, keiner, der dich als Sohn, als Bruder, als Vater liebte, betet über deiner Asche nach frommer Leute Art. Die in der Heimat, denen du theuer warst, heut sagen sie: In Frankreich, tief in Frankreich verscholl er und wo seine Gebeine ruhen, wissen wir nicht.

Gleichgiltig sieht mir der Küster zu, während ich an der einzigen, so vergänglichen Spur deines unglückselige Erdenwallens, an deinem Grabhügel stehe.

„Hochwürdiger", beginnt er, „heuer ist es zweiundzwanzig Jahre seit dem großen Kriege. Und doch sehe ich den Baier vor mir, als wär's gestern gewesen, dass ich ihn bei Sedan vom Pferde stach. Mitten ins Gesicht ist mir sein Blut gespritzt, dass ich anfangs meinte, es sei mein eigenes.

Er fiel schwer nach hintenhinüber aus dem Sattel und blieb auf dem Rücken liegen. Sein Pferd aber war ihm sehr treu, es lief nicht mit den andern mit, sondern beugte sich über ihn und roch an seiner frischen Wunde. Dann aber schnob es ihn an, als wollte es ihn küssen. Ein braunes Pferd war's und er ein blauer Chevauléger. Das kam mir einen Augenblick lang so eigenthümlich vor, dass ich das Dreinhauen vergaß und um ein Haar wäre ich gefallen.

„Es war eine schöne Zeit!"

Wie verblendet seid doch ihr Menschen, dass ihr das Blutvergießen Heldenthum, und Seligkeit das Sterben von Blei und Rosshufen nennt!

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Ja, zweiundzwanzig Jahre sind es her", fuhr der Küster fort. „Eine lange Zeit, ein halbes Menschenleben. Noch einmal werden sie hier Lichter anstecken nnd dann nicht mehr. Denn vierundzwanzig Jahre lassen wir den Todten Zeit, zu verwesen, dann sammeln wir ihre Gebeine aus der Grube und lassen sie offen — für den nächsten im Dorfe, der einschläft. — Vielleicht bin ich's." —

„Waffen nieder."

---

ihren Sohn, der in Frankreich sein Leben ließ, und just der Husar von Jarmenil ist es. — Vielleicht führt heut' ein Fassbindergeselle in München sein Bräutchen zum Altar und denkt: „Ach, hätte mein Vater, der in Frankreich sein Leben ließ, diesen Freudentag miterlebt!“ — und just der Husar von Jarmenil ist sein Vater. Er starb nicht im Kampfgetümmel, auf dem Felde der Ehre, wie wir zu sagen pflegen, sondern seufzend auf dem Krankenbette. — Im fremden Lande starb er, unter fremden Menschen und ferne von seinen Lieben bettete er sein Haupt zur letzten, zur ewigen Ruhe. Vielleicht bestellte er, während der Tod sein Lager auf leisem Fittig umschwebte, mit kalten, lächelnden Lippen Grüße an seine Mutter, an seinen kleinen Sohn, doch die fremden Menschen verstanden ihn nicht. Aus der anderen Welt zur Erde ist ein weiter Weg und seine Grüße fanden ihn nicht.

Du armer Todter, warum musstest du dein Weib, dein Kind, dein Haus für immer verlassen, in den männermordenden Krieg ziehen auf Nimmerwiederkehren? Warum musstest du hier im letzten Dorfe siech und wund unter Schmerzen deine Seele verhauchen, wie du unter Schmerzen geboren wurdest? War unter den Kugeln, die hin und wieder sausten, keine für dich bestimmt, dass sie dir das Herz durchbohre und du fallest, eh du's recht gefühlt, eh' du die dreifache Qual der Todesfurcht, des Schmerzes, des Heimwehes durchkostet?

Vor zwei Jahren kam ich als junger Kaplan zum hochwürdigen Pfarrherrn nach Jarmenil, um ihm zu helfen. Denn er ist alt und schwach, zu schwach, seine Lämmlein vor der Tücke dieser Welt zu schützen und ihre widerstrebenden Gemüther ins milde Joch der Frömmigkeit zu beugen. —

Da war es eben zu Allerseelen, als ich in tiefen Gedanken über den Friedhof hinschritt durch die Reihen der Lichter, der Kränze, der knienden Gestalten und alle Gräber geschmückt fand, nur eines nicht. Und als ich fragte, wen da wucherndes Gras, wen der kleine Hügel decke, erzählte mir der Castellan von dem Husaren, der ins Dorf kam, von seiner Truppe versprengt, als letzter Flüchtling aus einem jener wenigen Treffen, in denen unsere Reiter die Deutschen schlugen oder als verirrter Vorposten seines Corps. Genug — er erkrankte und starb und ward so begraben. —

Damals weihte ich ihm eine Kerze, zum Zeichen, dass sich jemand unter den Menschen seiner erbarmt und seine Ruhestätte nicht verwaist sei, wenn über den andern allen die Flammen des Gedenkens flackern. Auch einen Kranz legte ich an dem Kreuzlein nieder, dass er Theil habe an dem Ruhme seiner Genossen, den er nicht erlebte.

Wieder künden die Stoppeln, das rothe Laub des wilden Windbergs, das Jauchzen der Weinleser den Herbst. Der Himmel hatte sich

Wie ein züchtig Edelfräulein
Hub er an daran zu nippen.
Aber dann! Das war ein Trinken,
Wie nur Asathor getrunken
Aus dem Meer, dass die Gestade
Schäumend in die Flut gesunken!
In der Küche sind ja Kohlen,
Denkt er sich bei jedem Zuge —
Und steigt wieder in den Keller
Wieder mit dem leeren Kruge.

Keuchend kommt er in die Küche,
Schaut' nach jedem Eck verstohlen,
Sucht sich aus des Herdes Asche
Die verglühten letzten Kohlen.
Einen Strich auf beide Lippen
Und der Abt wird Gutes denken,
Möglich, weil er Stand gehalten,
Ihn mit einem Schluck beschenken!
Schmunzelnd spiegelt er im Fenster —
Wohl schaut er die Nase prunken,
Schaut vergnügt den Strich der Kohle;
Niemand merkt, dass er getrunken!

Mit der Miene eines Dulders
Tritt der Frater in die Halle —
Abt, Provinzial und Mönche
Und der Gast — sie lachen alle
„Benedicte! Weh! Der Teufel
Hat dich wiederum verführet" —
„Nein o Herr, der Strich der Kohle
Meine trock'nen Lippen zieret."
„Nein, du trankst und nahmst dann Kohle.
Auf die Lippen — Benedicte,
Mit dem Finger bloß dir fuhr ich,
Als ich dich zum Keller schickte."

Und der Kreis der Mönche nickte:
„Es ist nichts so fein gesponnen,
Benedicte — Benedicte!
Es kommt dennoch an die Sonnen!"

Ein Liebesbrief Gottfried Kellers.

Dem Dichter Gottfried Keller passierte in seiner Jugend etwas, wie auch anderen Leuten, er verliebte sich manchmal. Solange er hierin noch unerfahren war, nahm er's gewaltig ernst. Das lehrt uns ein Brief, den er im Jahre 1847 an ein Mädchen richtete, das er damals flüchtig kennen gelernt hatte. Der Brief lautet:

„Verehrtestes Fräulein ......! Erschrecken Sie nicht, dass ich Ihnen einen Brief schreibe und sogar einen Liebesbrief, verzeihen Sie mir die unordentliche und unanständige Form desselben, denn ich bin gegenwärtig in einer solchen Verwirrung, dass ich unmöglich einen wohlgesetzten Brief machen kann, und ich muss schreiben, wie ich ungefähr sprechen würde.

Ich bin noch gar nichts und muss erst werden, was ich werden will, und bin dazu ein unansehnlicher armer Bursche: also habe ich keine Berechtigung, mein Herz einer so schönen und ausgezeichneten jungen Dame anzutragen, wie Sie sind. Aber wenn ich einst denken müsste, dass Sie mir doch ernstlich gut gewesen wären, und ich hätte nichts gesagt, so wäre das ein sehr großes Unglück für mich, und ich könnte es nicht wohl ertragen. Ich bin es also mir selbst schuldig, dass ich diesem Zustande ein Ende mache; denn, denken Sie einmal, diese ganze Woche bin ich wegen Ihnen in den Wirtshäusern herumgestrichen, weil es mir angst und bang ist, wenn ich allein bin.

Wollen Sie so gütig sein und mir mit zwei Worten, ehe Sie verreisen, in einem Billet sagen, ob Sie mir gut sind oder nicht? Nur damit ich etwas weiß; aber um Gotteswillen bedenken Sie sich nicht etwa, ob Sie es vielleicht *werden* könnten! Nein, wenn Sie mich nicht schon entschieden lieben, so sprechen Sie nur ein ganz fröhliches Nein aus, und machen Sie sich herzlich lustig über mich! Denn Ihnen nehme ich nichts übel, und es ist keine Schande für mich, dass ich Sie liebe, wie ich es thue. Ich kann Ihnen schon sagen, ich bin sehr leidenschaftlich zu dieser Zeit und weiß gar nicht, woher all' das Zeug, das mir durch den Kopf geht, in mich hineinkommt. Sie sind das allererste Mädchen, dem ich

Kleine Laube.

Der Kohlenstrich.

Eine Geschichte von Anton Renk.

„Frater Benedicte, höre“,
Sprach der Abt, der dicke, kleine,
„Bringe uns und unserm Gaste
Einen Krug voll deutschem Weine.
Doch ich weiß, ein böser Feind hat,
Benedicte, dich besessen
Und du hast im tiefen Keller
Öfters dich gar arg vergessen!
An der Piepe niemals trinke,
Noch am vollen Kruge nippe,
Sieh' ich fahre mit der Kohle
Über deine rothe Lippe!“
Und er that's und sagte weiter:
„Gehe nun, die Labung hole,
Wenn du kommst, sei unverletzet
Auf dem Mund der Strich der Kohle!
Geh' nun, Frater Benedicte,
Trotze der Versuchung! Rein sei! —
Nebenbei magst du besorgen,
Dass der Krug auch nicht zu klein sei.“ —
Durch die dunkle Wendeltreppe
Jener thät zum Keller reisen
Und in weitgebauchten Fässern
Rauschten alte Rheingauweisen!
Eine Nibelungensage!
Wie der heil'ge Hort versenkt ward,
Der in jedem Rheingauherbste
Neu dem deutschen Volk geschenkt ward.
„Führe uns nicht in Versuchung“,
Spricht der Frater und kniet nieder
Vor dem Fasse, Hei! er kennt sie
Jene deutschen Nixenlieder:
Mönch Ilsan, der schwang den Humpen,
Leerte ihn mit biedern Recken,
Vor den weinglührothen Lippen
Thät' die Jungfrau sich verstecken,
Mönch Ilsan, der küsste blutig! —
Ja das waren and're Zeiten
Und der Frater Kellermeister
Mochte damals viel bedeuten.
Feurig quoll es aus dem Fasse —
Wohl bedrängte Satan hart ihn;
„Führe uns nicht in Versuchung!
Helft mir, Petrus, Ulrich, Martin!
Helft, ich will ein Opfer bringen
Heut zu Gottes größ'rer Ehre,
Standhaft wie ein Martyr bleiben, — —
Wenn der Kohlenstrich nicht wäre.“
Seufzend schließet er die Piepe,
Denn der Krug ist voll des Weines,
Voll der Lieder, voll der Schätze,
Voll der Geister unf'res Rheines.

Auf der steilen Wendeltreppe
Stand er durstig rastend stille:
„Stark o Herr — gibst du die Gnade —
Ist des schwächsten Sünders Wille.
Fürder will ich immer stark sein,
Muss ich Wein vom Keller holen,
Will entsagen!“ — Freudig ruft er:
„In der Küche sind ja Kohlen“ —
In der Küche sind ja Kohlen —
Führt den Krug an seine Lippen,

Wenn du von außen ausgestattet bist,
So wird sich alles zu dir drängen,
Ein Kerl, der nicht ein wenig eitel ist,
Der mag sich auf der Stelle hängen.

Wer spricht von Zweifeln? lasst mich's hören!
Wer zweifeln will, der muss nicht lehren;
Wer lehren will, der gebe was.

Was uns zerspaltet, ist die Wirklichkeit,
Doch was uns einigt, das sind Worte.

Die Wahrheit zu ergründen,
Spannt ihr vergebens euer blöd' Gesicht;
Das Wahre wäre leicht zu finden,
Doch eben das genügt euch nicht.

Was man genießt, das braucht man nicht zu wissen.
Denn zum Erkennen ist der Große viel zu klein,
Und zum Genießen ist der Kleinste groß genug.

In die Walpurgisnacht gehören folgende Verse:

Und selbst die allerkürz'sten Flügel
Sind doch ein herrliches Organ.

Nur Hunger schärft den Geist der subalternen Wesen,
Ein sattes Thier ist gräslich dumm.

Gedichte.

Von Sophie von Khuenberg.

Meerlieder.

I.

Heimatlich ans Herz gebunden
Bist du, grüner Hochwald mir,
Dichterträume, Liebesstunden,
Alles fand ich einst bei dir!

Nun, im Vollklang meiner Tage
Seh' ich Fluten um mich her,
Tiefer Sehnsucht wilde Klage
Schmiegt verstummend sich ins Meer!

Wenn die ewigen Wogen schäumen,
Schweigt die Brandung meiner Brust,
Und befreit von Menschenträumen,
Schwelgt mein Herz in Götterlust!

II.

Segle mich, mein junger Schiffer,
Weit hinaus ins Meer das blaue,
Wisse, dass ich keinem andern
So wie dir mich anvertraue.

Wüßt' ich eine Menschenseele
Fest und stark, wie deine Hände,
Die mein Lebensglück zu leiten
So durchs Meer der Welt verstände.

Ach, wie wär' ich froh geborgen
Und mein Herz von Dank so schwer —
Segle mich, mein junger Schiffer,
Weit hinaus ins blaue Meer!

meine Liebe erkläre, obgleich mir schon mehrere eingeleuchtet haben: und wenn Sie mir nicht so freundlich begegnet wären, so hätte ich mir vielleicht auch nichts zu sagen getraut.

Ich bin sehr gespannt auf Ihre Antwort. Ich müsste mich sehr über mich selbst verwundern, wenn ich über Nacht zu einer so holdseligen Geliebten gelangen würde. Aber genieren Sie sich ja nicht, mir ein recht rundes grobes Nein in den Briefeinwurf zu thun, wenn Sie nichts für mich sein können; denn ich will mir nachher schon aus der Patsche helfen.

Es ist mir in diesem Augenblicke schon etwas leichter geworden, da ich direct an Sie schreibe und ich weiß, dass Sie in einigen Stunden dieses Papier in Ihren lieben Händen halten. Ich möchte Ihnen so viel Gutes und Schönes sagen, dass ich jetzt gleich ein ganzes Buch schreiben könnte; aber freilich, wenn ich vor Ihren Augen stehe, so werde ich wieder der alte unbeholfene Narr sein, und ich werde Ihnen nichts zu sagen wissen.

Soeben fällt es mir ein, dass man mir vorwerfen könnte, ich hätte wegen einiger scherzhaften Beziehungen und mir erwiesener Freundlichkeit nicht gleich an ein solches Verhältnis zu denken gebraucht; aber ich habe lange genug nichts gesagt und einen traurigen und müßigen Sommer verlebt, und ich muss endlich wieder in mich selbst zurückkehren. Wenn mich eine Sache ergreift, so gebe ich ihr mich ganz und rücksichtlos hin, und ich bin kein Freund von den neumodischen Halbheiten.

Aber ich muss schließen. Nochmals bitte ich Sie, verehrtes Fräulein, sich nicht an der Verworrenheit dieses Briefes zu stoßen: es ist gewiss nicht Mangel an Decenz oder Respect, sondern nur ein Gemüthszustand. Im glücklichen Falle werde ich dann schon einen vernünftigen und klaren Brief schreiben, denn ich bin eigentlich sonst ganz vernünftig. Wollen Sie also die Güte haben, ein Zettelchen mit zwei Worten in den Briefeinwurf zu thun und das so bald als möglich; denn, wie gesagt, ohne sich im mindesten zu bedenken, wenn Sie ungewiss zu sein glauben; das Zukünftige wird sich dann schon geben.

Leben Sie wohl und grüßen Sie die verehrte Frau Professor Orelli von mir und halten Sie einem armen Poeten etwas zugut!

Ihr ergebener Gottfried Keller."

Hottingen, im October 1847.

Einiges, was Goethe in seinem „Faust" gestrichen hat.

Im ersten Entwurfe von Goethes „Faust" finden sich eine Menge von Scenen und Stellen, die der Dichter später nicht benutzt hat, die aber doch sehr beachtenswert sind. Fr. Strehlke theilt in seinen „Paralipomena zu Goethe's Faust" dergleichen mit. Die meisten der folgenden Aussprüche waren wohl für den Mephisto bestimmt; einige davon mögen hier ihren Platz finden:

Wer's mit der Welt nicht lustig nehmen will,
Der mag nur sein Bündel schnüren.

---

es aber hinaufhielt über die Fensterhöhe, blieb es stehen. Die Luft war also oben vollkommen ruhig, sie stagnierte.

Reichen hingegen die Fenster fast oder ganz hinauf zur Zimmerdecke, so kann bei geöffneten Fenstern die alte schlechte Luft sich nirgends verstecken, sie wird vom frischen Winde vielleicht einmal an den Wänden herum und dann hinausgejagt und die neu eingedrungene nimmt ihren Raum ein.

Und die Wärmeverschwendung! Wer im Winter bei geheiztem Zimmer auf einen Tisch oder Schrank steigt, der wird merken, wie warm es in der Höhe ist im Gegensatze zur niederen Schichte, in welcher er wohnt und die er eigentlich wärmen wollte. Er sieht, dass zumeist nur für den oberen Theil des Zimmers geheizt wird, wo gar niemand wohnt, und er sieht, wie viel Brennmaterial erspart bliebe, wenn das Zimmer niedriger wäre. Oder will er es so machen, wie jener kleine Privatbeamte, der seinen Schreibtisch sammt Sessel auf den Kleiderkasten stellte, damit ihm die Finger nicht ganz erstarrten! In der That, bei unseren schmalen hohen Zimmern wäre es kein übles Beginnen, über Kästen und Schränken lange Bretter zu legen und so ein oberes gut heizbares Wohngeschoß zu bilden, gleichwohl der Ofen unten auf dem Boden steht. Wozu denn auch sonst der viele Raum da oben, wenn man ihn nicht ausnützen will? Bei der Ängstlichkeit, mit der heute in den neuen Häusern an Raum gespart wird, fällt diese Raumverschwendung bei übermäßig hohen Zimmern doppelt auf. Bauet vier Stock hohe Häuser mit elfeinhalb Fuß Zimmerhöhe, und ihr wirtschaftet besser, als mit drei Stöcken zu vierzehn Fuß hohen Räumen.

Endlich sind schmale hohe Zimmer sehr hässlich und ungemüthlich. Die Fenster haben zwar ihr richtiges Verhältnis, schon wegen der Außenseite, der so viel geopfert wird, daher gehen sie lange nicht so hoch hinauf, als es im Innern nöthig wäre, der obere Raum bleibt dunkel und die Zimmerdecke, die im proportionierten Raum hell beleuchtet wäre und im Zimmer eine gleichmäßige Lichtvertheilung bewirken würde, ist in der Dämmerung. Die hohen Zimmer sind darum düster und unfreundlich, die Winkel und Ecken dunkel, und man hat immer das Gefühl, als wäre man in einem Vorzimmer.

Seht euch in älteren Häusern die Zimmer an, zwölf Fuß hoch, leicht durchwärmt, licht, wohnlich, gemüthlich! Und Luft haben die eine bessere, als unsere neuen kaminartigen „Salons“.

Aber vornehm soll's sein, das hohe Zimmer! Und in der That, in den Schlössern und Palästen gibt's keinen Raum unter sechzehn Fuß Höhe, nur sind die Räume auch dementsprechend weit, die Fenster hoch und so ist ein solcher Saal eben ein lichtes, wohnliches, gemüthliches Zimmer im großen Stile.

Wenn man etwas nachahmen will, so soll man dasselbe nicht mißverstehen, nicht das eine machen und das andere lassen, sonst entstehen aus solchem Gernmögen die größten Ungereimtheiten.

Auch in verhältnismäßig „niedrigen“ Zimmern können hohe Seelen wohnen, sowie in hohen Räumen oft recht niedrige Creaturen zu finden sind. Also wo sind die Vortheile der übermäßigen Zimmerhöhe in unseren Bürgershäusern? Wäre nicht doch zu bedenken, ob man die Mode schmaler, hoher, frostiger, düsterer Wohnzimmer weiter pflegen soll, oder ob man zurückgreifen dürfe zu den früheren, verhältnismäßig hellen und gemüthlichen Stubenräumen? R.

III.

Gestern hast du wild geschäumt,
Heute ruhst du wieder,
Lallend wie ein Kind verträumt
Weiche Schlummerlieder.

Morgen fegt der Sturm vielleicht
Brausend deine Fluten,
Peitscht den Fels, sonst unerreicht,
Mit den Wellenknuten.

Und von neuem ruhst du weich
Mondenglanz begossen,
Einem schönen Weibe gleich,
Das in Glück zerflossen.

Berg und Tannwald gäb ich her,
Und der Stadt Getriebe,
Aber nimmer dich, o Meer,
Meine letzte Liebe!

Sonett.

Die Stadt, in der nicht süße Liebe dir
Das Herz gestreift, durchlodert deine Wangen,
Wie schön sie sei in ihrem höchsten Prangen,
Sie bleibt dir fremd, du scheidest leicht von ihr!
Denn kein Erinnern flüstert: Bleibe hier!
Weißt du es noch, wie dich sein Arm umfangen? —
An keine Stelle lockt ein leis Verlangen,
Zu weicher Träumerei die Seele dir!
Kein Weg erzählt von heimlich trautem Wandern,
Kein Garten spricht von süßem Stelldichein,
Und wär' die Stadt ein Eden jedem andern,
Dir wird sie eine nur von tausend sein! —
Doch willst du ohne Liebe Glück genießen,
Dann muss Natur ans volle Herz dich schließen!

Hohe Wohnzimmer?

Unsere neuen Bau-Moden — ich spreche da von den Privathäusern — sind nicht immer glücklich.

Sie legen viel Gewicht, wenn nicht das Hauptgewicht, auf Parquetböden, Doppelthüren, Spiegelfenster, zierliche Öfen, Wandtapeten, Telegraphen und allerlei sonstige Schönheiten und Bequemlichkeiten. Ich verachte sie nicht, diese Dinge, ich suche sie sogar, doch an einer Wohnung die Hauptsache sind sie nicht. Hauptsache einer Wohnung ist der Raum, ihre wirkliche Bequemlichkeit und Schönheit liegt vor allem in dem richtigen Raumverhältnisse, das die nöthigen Einrichtungsstücke fasst, für den Bewohner Bewegung gestattet, für Luft, Licht und Wärme günstig ist.

Die Zimmer in unseren neuen Wohnhäusern sind in der Regel zu enge und zu hoch. Unter vierzehn oder fünfzehn Fuß Höhe will's keines mehr thun. Freilich kostet die Bodenfläche in den Städten viel Geld und der Luftraum ist umsonst zu haben, ungerechnet die nackten Mauern, mit denen man in ihn emporgreift. Einen Fuß niedriger und einen Fuß breiter, welch ein anderes Zimmer wäre das?

Welchen Zweck hat ein hohes Zimmer? Es soll luftig und gesund sein. Ist das wahr? Kann ein Zimmer, dessen Raum über den oberen Rand der Fenster noch emporsteigt, gut gelüftet werden? Man kann die Fenster sperrangelweit aufmachen, die Luft in den oberen Räumen wird stagnieren und das umsomehr, je älter und erwärmter sie ist; der Fensterwind erreicht sie nicht, er bleibt in der Niederung und die alte Zimmerluft schwimmt über der frischen kühlen Luft wie Öl auf Wasser. Erst wenn die Fenster wieder geschlossen sind, wenn die hereingetretene Luft erwärmt wird und emporsteigt, kommt die schlechte wieder herab in das Bereich der menschlichen Lungenthätigkeit.

In Bezug auf das habe ich einmal in einem hohen Zimmer Luftprobe gehalten mit einem papierenen Windrädchen, womit die Kinder zu spielen pflegen. Bei geöffneten Fenstern, durch welche frische Luft hereinstrich, gieng ich mit dem Rädchen in alle Ecken und Winkel des Zimmers, es bewegte sich lebhaft. Als ich

Mein Herz bleibt jung.

Was ich that, soll nie mich reuen,
Blieb auch manches unerreicht,
Will mich noch des Lebens freuen,
Wenn das Haar mir auch erbleicht.

Mich dem Alter zu versöhnen
Hilft mir die Erinnerung,
Ich erfreue mich am Schönen,
Fühle mich im Herzen jung.

Ja, solang die Rosen blühen,
Schwelge ich in ihrem Duft
Und vergesse alle Mühen,
Athme sorgenfrei die Luft.

And're mögen grämlich weinen,
Dass die Jugend rasch entflieht,
Mich erfreut der Sonne Scheinen,
Wenn sie auch gen Abend zieht.

Jugendgluten mich durchdringen
Und im Herzen wird mir's warm,
Fühl' ich zärtlich mich umschlingen
Liebevoll der Gattin Arm.

Und seh ich mit frohem Blicke
Um mich her der Kinder Lust,
Dank ich freudig dem Geschicke,
Wogend hebt sich mir die Brust.

Drückend an das Herz die Kleinen,
Küssend ihren Rosenmund,
Wer mag glücklicher erscheinen?
Solches Küssen macht gesund! —

Froh ertönen ihre Lieder,
Mich umdrängt der Kinder Schaar
Und ich finde selbst mich wieder
Glücklich, wie als Kind ich war.

Ferd. Ebhardt.

Bauernstube.

Von Michael Albert.

Draußen rieselt der Regen;
Dem Dorf entgegen
Schlägt aus dem Walde der Wind.
November ist es; der Abend beginnt
Zu dunkeln nach kurzer Tageszeit;
Da werden die Dächer weiß — es schneit.

Vom Kachelofen um Bank und Schrein
Strahlt gaukelnd der Flamme röthlicher Schein.
Die Katze, die glatt das Haar sich geleckt,
Liegt auf dem Herd, lang ausgestreckt.
Gleichmäßig tickt an der Wand die Uhr;
Doch träge wandeln die Stunden nur.
Die Mutter, die junge Tochter beginnen
Zum erstenmal heute den Hanf zu spinnen,
Den neuen Hanf, so weich, so weiß,
Der Frauen Lust, der Frauen Preis. —
Der Bauer sitzt auf der geblümten Truh';
Nun ist er der Herr, nun hat er Ruh'.
Im warmen Stalle geborgen sind,
Des Pflugs entlastet, so Pferd, wie Rind.
Das Futter hat er in trock'ner Scheune,
Den Mais im Korbe, das Korn in Kisten;
Das Stroh liegt aufgehäuft in Driften;
Im Keller unten, da gähren die Weine,
Und eingelegt in der Butte ruht
Der Kohl, der Küche gepriesenes Gut. —

Ein still Behagen durchwebt den Raum;
Halb ist's ein Wachen und halb ein Traum.
O Bauernstube in Winters Ruh!
Wo ist ein seliger Heim, als du?

Es fliegen Vöglein vorüber.

Es fliegen Vögel vorüber,
Weit über mir dahin,
Sie fliegend singend von dannen
Und wissen nicht, wer ich bin.

Sie kommen aus der Heimat
Aus fernem Lande her
Und ziehen über die Berge
Und übers blaue Meer.

Ich schaue nach ihrem Fluge,
Sie fliegen still dahin
Und grüßen mich nicht, mich Armen,
Und wissen nicht, wer ich bin.

Richard Kayser.

Nie recht!

Wirfst du dich in ein Büßerkleid,
Bleibst einsam du mit deinem Leid:
Die Menschen weichen scheu vor dir,
Verspotten dich — und lachen.

Doch zeigst du deinen Kummer nicht
Und machst ein fröhlich Angesicht,
Weist man entrüstet hin nach dir: —
„So kann's nur Leichtsinn machen!"

Carl Pitlik.

Das Kindl.

Das Dämel hat ein Kindl g'habt,
Das Kindl ist ganz eigen,
Hat Ohren wie der Anton Abt,
Und Augen, wie Franz Reigen,

Poetenwinkel.

Die Jungfrau von Strechau.

Herr Ilsung kam geritten
Auf Strechaus hohes Schloss,
Um Herz und Hand zu bitten
Des Hauses letzten Spross.

Und ohne Widerstreben
Nahm sie der Liebe Pfand,
Versprechend, ihm fürs Leben
Zu weihen Herz und Hand.

„Ade, mein Lieb', muss scheiden", —
Zur Braut Herr Ilsung spricht,
„Fürs heil'ge Grab zu streiten
Ruft mich die Ritterpflicht.

Weil' ich in fernen Landen,
So denk' in Treue mein,
Bald ist es überstanden,
Dann soll die Hochzeit sein!"

Drauf ist er fortgezogen
Zu blut'gem Kampf und Strauß,
Und Monde sind verflogen,
Er kehrte nicht nach Haus.

Da kam zum Schloss geritten
Ein junger schmucker Fant
Mit höfisch feinen Sitten,
Er kam aus fernem Land.

Mit Worten und mit Scherzen,
Mit süßer Lieder Lust
Erschmeichelt er zum Herzen
Der Braut sich unbewusst.

Doch als nach manchen Tagen
Herr Ilsung heimgekehrt,
Er frei und ohne Zagen
Der Treue Lohn begehrt.

Doch ach! mit list'gem Sinne
Zum Ritter spricht die Braut:
„Mir winkt nicht ird'sche Minne,
Ich bin des Himmels Braut!

Mein Haar, es soll erbleichen,
Vertrocknen soll mein Blut,
Lass' ich mich je erweichen
Durch ird'scher Liebe Glut!"

Herr Ilsung hört's und reitet
Weit in die Welt hinaus,
Er kämpft und blutet, leidet,
Kehrt nimmermehr nach Haus.

Kaum war er aufgebrochen,
Da hat in Sinneslust
Die Braut den Eid gebrochen
An ihres Buhlen Brust.

Zum Mahl und prächt'gem Feste
Auf Strechaus hohem Schloss
Versammeln sich die Gäste
Mit ihrem bunten Tross.

Der Buhle führt zur Feier
Das stolze üpp'ge Weib,
Verhüllt mit langem Schleier
Den wunderbaren Leib.

Doch eh' beginnt der Reigen,
Stolz auf der Minne Glück,
Soll sie ihr Antlitz zeigen,
Der Schleier fällt zurück.

Ach fahl sind ihre Wangen,
Erbleicht das gold'ne Haar,
Der Buhle sieht mit Bangen
Ein hohles Augenpaar.

Verknöchert sind die Arme,
Erlöscht der Augen Licht,
Den Gästen grinst entgegen
Ein Todtenangesicht. —

Der Buhle flieht mit Grauen,
Verloren ist ihr Glück,
Er zieht nach fernen Auen,
Kehrt nimmermehr zurück.

Weil sie den Eid gebrochen,
Verwelkt und dorrt sie ab,
Die letzte ihres Stammes
Sinkt unvermählt ins Grab.

Ferdinand Ebhardt.

Muess d' kurz Hosn abaziehn
Und a eselslanga an:
Wier a Büebl das was angstellt,
Schloapft[1]) a fluchat aft davon.

Vorn Hausthor bleibt a stehn und bschaut si:
Wier a Fasching steh i da,
Obn a Baua unt a Schneida,
Giehn mir net die Schelln a.

Hau, die war da obn wohl zkriegn,
Do i mach mi gach dervun
Aus dem tulln[2]) Schwabenstadl, —
Nettar vans, dös sag i schun:

Heutigstags a kurze Hosn
— s macht da Zorn mi schiega[3]) bloach —
Als ebbs unkeusch confeschcieren,[4])
s sell ischt do a Schwabnstroach!

Fried. Franz Scheirl.

Zu hohen Würden erhoben.

Die Titelsucht der Deutschen ist eigentlich eine dem Charakter der Nation fremde, ihm von außen angeflogene Krankheit. Sie stammt wesentlich her von der Einführung der spanischen Etikette am Wiener Hofe. Die höchste Blüte hatte sie wohl im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts. Da gab man sogar dem Heiland irdischen Rang und Titel. In einer Kirche des Cilliarkreises fand man im Jahre 1787 eine Wappentafel, worauf das Leiden Christi dargestellt war, und die in großen Fracturbuchstaben folgende Dedication enthielt: „Dem allermächtigst-allerheiligst- und unüberwindlichsten Herrn, Herrn Jesu Christo, von Ewigkeit gekröntem Kaiser der himmlischen Heerscharen, erwähltem unsterblichen König des Erdbodens, des heiligen römischen Reiches einzige Hohen-Priester, Erzbischofe der Seelen, Kurfürsten der Wahrheit, Erzherzog der Tugend, Herzog von Bethlehem und Landesfürsten von Galiläa, gefürstetem Graf zu Jerusalem und Freiherrn von und zu Nazareth, Ritter der höllischen Pforten, Herrn der Heiligkeit, Seligkeit und Gerechtigkeit, Pfleger der Witwen und Waisen, Richter der Lebendigen und Todten, unserem allerheiligsten Herrn und allergnädigst herablassenden Erlöser u. s. w." Ebenso widmete 1610 ein Arzt in Ingolstadt sein Buch: Der allerheiligsten, großmächtigsten und unüberwindlichsten Fürstin und Frauen, Frau Jungfrau Maria, gekrönten Kaiserin, des heiligen Reichs Großherrscherin, geborenen Königin in Israel, Fürstin von Juda u. s. w., und unterzeichnete: Ew. Jungfräulichen, Kaiserlich Königlichen Majestät allerunterthänigstes, allerdemüthigstes und allerverworfenstes Knechtle!

Lustige Zeitung.

Gekränkt. Eine Dame gibt einem Sonnenbruder mildthätig einen Groschen: „Betrinken Sie sich nicht damit", fügt sie mahnend hinzu. „Na heeren Se mal", bekommt sie darauf zur Antwort, „seh' ick aus wie eener, der sich for'n Jroschen bedrinken kann!"

* * *

Eine gebildete Frau: „... Es ist keine Art, dass du gar nichts thust! Du solltest dich doch um eine Stellung bemühen ... nicht einmal einen Orden hast du!" — Mann: „Aber ich weiß gar nicht, warum du so drängst, liebes Kind — ich bin ja erst vierzig Jahre!" — „Ach, das ist gar keine Entschuldigung! In deinem Alter war ja Alexander der Große schon sieben Jahre todt!"

---

[1]) geht schlürfend. [2]) tollen. [3]) schier. [4]) ob die lederne, im hochdeutschen Unaussprechliche wirklich confisciert wurde oder nur ausgezogen werden musste, ist nicht überliefert.

Und eine Nase, wie Fritz Braun,
Und Lippen, wie Hans Krater,
Hat alles wie die Väter, traun,
Nur hat es keinen Vater.

M.

Aum Freithof.

Aum Freithof, war's ganz mäuserlstad
Von Mensch'nglück und Mensch'nload,
Da rast' ich gern und schau so 'naus
In all den hoaß'n Kampf und Graus:
Du liaber Gott, an Eichtl Zeit,
Und schlaf'n muass da schwarste Streit!

Aft simulier' ih, wiar's so is,
Und wiar's doh aners sein künnt g'wiss,
Wiar d' Welt so schean, so groß, so weit
Und kloan da Mensch seit iader Zeit.
Was Groß's er ah hat z'weg'n 'bracht
Dass's Herz in Leib oam drüber lacht,
Er selb in Glück, in Noth und B'schwer.
Gilt doh nöd um a Quinterl mehr,
Wiar d' Omes, wann 's sich Holz eintragt,
A Stoanerl rutscht und 's niaderschlagt.

Z'toifft wird ma ö die Seel 'nein warm,
Hinstreck'n möcht ih iad mein Arm,
Dass er sein Wö sich leichter geht;
Von all'n, was über zweach eam steht,
Von Hass und Neid, der an oam nagt,
Vo Wund'n, dö d' liabst Hand eahm schlagt,
Wüsst' ih an iades gern befreit,
Dass d'Liab nur lachert af die Leut.
All's was ih iatzt so abi zwirn,
Dass weit ma wird ös Herz und Hirn,
Ih woaß's, ös wird gar niar nöd wer'n,
I aber tram's halt gar so gern.

Gust. Andr. Ressel.

Woahr i's!

s' Singen und 's Zithernspieln
Dos is mei Freud;
Lustigi Gsangln willn
Lustigi Leut.

Und zu an iada Stund
Woaß i a Liad;
Find' sunst koan andern Grund
's Liegt in Geblüat.

Hon i mein Schotz bei mir,
Da sullts mi hörn:
Do wülln ma d'Gsangln schier
Nimma gor wern.

Matth. Lepschi.

A neucha Schwabnstroach.[1]

In Salzburger und Tiroler Mundart.

Stuttgart draußt in Schwabnlandl
Is bekannt als große Stadt
Weils an helln Tag an Haufn
Nachtwachtamandl hat.

Znachst kimmt a Tiroler außi
In die Großstadt und — woaßt woll, —
In da kurzn Lederhosn
Wies da Brauch is in Tirol.

Gfallt eahm guat das saubre Stadtl
Wier a durch die Straßn geht;
Gahlings in Mantur a Mandl
Mit an Sabel vor eahm steht:

„Hörschte Männle, lass dir sage,
Solche Hos darf man nit trage,
Solches Hösle, Sapperlot!
Geht ja gegn das sechst Gebot!"

„Was, du Nachtwachtamandl von Schwabnlandl,
Was hascht hietza da gsoat?[2])
Gegn das sechscht Gebot war mein Hosn?
Ischt denn dein Hirn aus da Schoad?[3])

Dö Hosn, die gwandt[4]) uns von Kind auf,
's ganze Landl laft da drin um,
Van Gamsjagern — los[5]) na du! — trags da Kaiser,
Gern gsechn[6]) ischts weit umadum.

Mir giehn in die Kirchn mit nackate Knie
— Wie sie's von altersher habn —
No Sakra, was anschteaht[7]) an Herrgott, an Kaiser —
Dös kunnt' woll a anschteah an Schwabn."

„Ob ihr z'hus bein Kuehle hüete
Geht halbnacket oder nit —
So e Hösle ischt nit ehrbar,
Ischt gegen d'öffentliche Sitt!" —

„Tuifele, Toifele, Teigeln! d'Kurze
Nit ehrbar? hietzt machscht mi gen wild!
Nit ehrbar? aft gib i kuan Loahmbatzn drauf,
Was enk da als ehrbarli gilt!"

Drauf wird da Wachta schiech: „Geh mit!
Halts Maul und mach kein wüeschtes[8]) Geschrei! —"
Sagts, und da Tiroler Waschtl
Mueß halt mit auf d' Polizei.

---

[1]) Wirklich geschehen im Jahre des Heils 1893. [2]) gesagt. [3]) aus der Scheide = hast du den Verstand verloren? [4]) gewandet, bekleidet. [5]) höre nur. [6]) gesehen. [7]) ansteht. [8]) wüstes.

„Sie Infanterist, schmeißen Sie doch die Beine raus, dass die Absätze in die Luft fliegen; wenn Sie auch dabei einem Bewohner der Milchstraße ein Loch in den Kopf schmeißen, ich, Unterofficier Piefke, zahle die Curkosten!“

* * *

„Lehmann, was ist denn das wieder für 'ne Haltung? Steht der Mensch nicht da, wie 'ne Kuhkäse in Schwimmhosen?“

* * *

„Mensch, Sie marschieren ja so jämmerlich — gerade als ob Sie auf der Hochzeitsreise wären!“

* * *

„Strampelt da der Müller nicht wieder herum, wie der ‚fliegende Holländer‘ in der Wüste Sahara!“

* * *

„Kohn! Mensch, Esel, Krone der Schöpfung! Sie sind doch ein ganz voluminöses Volumen! Schnauft dieses quadrierte Object nicht wieder, als wollte es sich mit seinen zwei Meter fünfzig langen Nasenflügeln in die Luft schwingen?“

* * *

„Nun, hat der Kerl, ehe er Soldat wurde, volle einundzwanzig Jahre Zeit zum Niesen gehabt, und jetzt schmettert mir der Mensch im Gliede, dass ein Nashorn dagegen ein reiner Zeisig ist!“

* * *

„Wenn ich befehle ‚Stillgestanden!‘, dann hat alles so still zu stehen, dass Loths versalztes Weib dagegen der reine Ameisenhaufen ist!“

* * *

„Herr, wenn Sie so lang wären, wie dumm, dann könnten Sie den Mond kniend ins Gesicht küssen!“

* * *

„Isidor Bröselmaier ziehen Sie beim Reiten doch mehr den Kopf zurück! Das Pferd wird ja empfindlich, wenn es Stroh wittert!“

* * *

„Wenn die Kerls zum Regiment kommen, sind sie nicht, wie eine Kartoffel, wo vier Streichhölzer drinnen stecken? nu aber, wo sie abgerichtet sind, sind das die reenen Puppen!“

* * *

„Janzes Bataillon — kehrt! Da steht der Mensch wieder wie 'ne Fledermaus im Winterschlaf! Herr! Watt sind Sie eigentlich von Religion?“

„Lutherisch.“

„Quadratkaffer! Nach deinem Katechismus habe ich dir nicht jefragt. Ick will wissen, was Sie sind und was Sie jelernt haben, was forn Metjeh, wenn Sie nich deutsch können!“

„Ich bin gelernter Xylograph.“

„Watt? Jraf? Zulojraf? Watt soll denn das verflixte Französisch? Seh' ick denn wie'n Franctireur aus? Sofort antworten Sie, was Zulujraf auf deutsch heißt!“

„Holzschneider.“

Bedenklicher Bescheid. Lehrer: „Jeder Schüler muss seinen Lehrer lieben — wieso wohl, Müller?“ — Schüler: „Weil in der Schrift steht, liebet Eure Feinde.“

* * *

Drei Schilder. Drei Schneider richteten in derselben Straße ihr Geschäft ein. Der erste ließ auf sein Schild setzen: „Der beste Schneider in der Stadt.“ Der zweite wollte dem Concurrenten noch über sein und ließ auf das seinige setzen: „Der beste Schneider in der Welt“. Der dritte that sie beide herunter mit seinem Motto: „Der beste Schneider in dieser Straße.“

* * *

Aus dem Gerichtssaal. Präsident (das Urtheil begründend): „Auf die Erklärung des Angeklagten, er sei angetrunken gewesen, konnte keine Rücksicht genommen werden, da derselbe nicht so betrunken war, wie das Gesetz es vorschreibt!“

* * *

Die ländliche Kassandra. „Warum weinen S' denn gar so sehr, Mutterl?“ — „O mei, o mei, mei Bruder is g'storb'n! I hab's glei g'sagt, wie m'r zu seiner Tauf' gangen san, das Kind lebt net lang', weil a schwarze Katz' g'rad' übern' Weg gelaufen is. Und richtig is das Unglück eintroffen.“ — „Wie alt war denn das Kind?“ „Siebenundsechzig Johr'.“

* * *

Soldatenwitz.*)

Wenn irgendwo Frohsinn und Heiterkeit, Witz und Laune trotz Mühsal und Beschwerden, trotz strengen Dienstes und strammer Zucht eine sichere Heimstätte fanden, so ist dies bei dem Soldatenstande der Fall. Man darf ohne jede Übertreibung behaupten, dass kaum ein anderer Stand — den der Forstleute etwa ausgenommen — hiefür einen gleich ergiebigen, fruchtbaren Boden darbietet. Will der gewöhnliche Soldat in der ersten Zeit oft schier verzagen, dann stellt der Scherz eines Waffengefährten oder Vorgesetzten rasch den verlorenen Gleichmuth wieder her, und geräth ein Vorgesetzter über die Ungeschicklichkeit der Recruten nahezu aus dem Häuschen, dann beruhigt ihn eine jener kräftig hinausgeschmetterten, fürchterlich anzuhörenden Wendungen, von denen man nicht zu sagen weiß, ob Fluch oder Frozzelei der tönenden Rede kurzer Sinn ist.

's ist dem Soldaten auch lieber, wenn der Vorgesetzte hunderttausend Donnerwetter auffordert, die ganze Mannschaft zehntausend Meter tief in die Erde zu schlagen, als dass er, Groll im Herzen, alle zusammen noch stundenlang vornimmt, bis auch der letzte Mann den jüngsten Tag gekommen glaubt. Und gerade jene mit Witze und Laune getränkten Ausbrüche soldatischen Unmuthes, wie sie besonders in Preußen vorkommen, durchflattern dann als geflügelte Soldatenworte die Welt, überall stürmische Heiterkeit erregend, noch weit mehr stürmische Heiterkeit, als in manchem Abgeordnetenhause herrscht — und das will viel sagen. Freilich verdankt auch eine ebenso große Zahl von Witzworten der Unachtsamkeit und der Unfähigkeit ihre Entstehung. Lassen wir beispielsweise als Beleg hiefür dem Unterofficier August Piefke das Wort:

„O Gott! diese Einjährigen! Da bildet sich jeder ein, er wäre Nathan der Weise, der das Pulver erfunden hat!“

* * *

*) Klaußmann: „Der Humor im deutschen Heere.“

Wie erwärmend und erhebend in ihrem Wesen, ihrer Anschauung, ihren ethischen und politischen Idealen! Und die Jungen dagegen — wie froststarr und herzenskrank stehen sie vor uns da! Wie wenig Erquickendes und noch viel weniger Erhebendes haben sie an sich! — Die Kunst, die uns alles Große und Schöne in seinen bedeutsamen Folgen zeigt, ist ihnen eine Lüge, und schöne Lügen können sie nicht leiden. Das Gute und Nützliche besteht für sie in der Wahrheit, und die Wahrheit, die sie aus ihrem blutjungen Leben geschöpft, ist die, dass die Lage, in der sie sich befinden, eine entsetzlich peinliche ist. Und so finden sie ihren einzigen Trost in Schopenhauer, in der rasendsten und wahnwitzigsten Weltverzweiflung... O schreibe dir ihn ins Herz, du „jungdeutsches Volk", den weihevollen Spruch deines Altmeisters:

> Der Gottesdienst ist ohne Kunst
> Ein Himmel ohne Gestirne,
> Und Kunst ist ohne Gottesdienst
> Eine hübsche käufliche Dirne.

Dichter sein, heißt Gottmensch sein, empfänglich für alles Hohe und Schöne. Dichten heißt harmonisch wirken und streben und die Menschheit zum Reinsten und Herrlichsten herausläuten. Weltverzweiflung ist hässlich, Zerrissenheit unpoetisch. Der Zweifel ist das Sterbelied der Poesie, ja vielleicht ihr Tod selbst. Eine verzweifelnde Kunst ist ein Unding, wie ein verzweifelndes Volk. Und die Deutschen laufen Gefahr, unter der Leitung eines verzagten Dichtergeschlechtes die Tüchtigkeit ihres Strebens zu verlieren. Ja, was sollte aus unseren thatenstarken Männern, unseren lebensfrohen Jünglingen und unmündigen Kindern werden, wenn sich alle unsere Dichter aufs Verzweifeln verlegen! — Auch wir verlangen keine trunkene Festtagspoesie. Auch wir rufen keine Evoë einer dionysischen Weltanschauung zu. Auch wir wünschen keine Poeten, die nur leben und lachen sollen, küssen und lieben, die Freude auf den Thron heben und Kunst und Ästhetik an die Stelle der Religion setzen! Aber auch keine trübseligen Nachtgesellen wünschen wir, keine Asceten und Bußprediger, die uns Bilder staubgrauen Elends vor Augen malen, vernarbte Wunden aufreißen, und mit gellenden Worten ins Ohr schreien, dass alles Erdenleben in Schuld und Wahn verstrickt sei! Hoffend und mit fröhlichem Kämpfermuth, wie es das Zeichen jeder aufwärtsgehenden Culturmenschheit ist, sollen unsere Dichter in die Zukunft sehen:

> „... Auf jeder Staffel, welche wir ersteigen,
> Die nächste vorzuschauen, nach ihr die Richtung
> Zum Weiterklimmen ahnungsvoll zu zeigen:
> Das bleibt der heiligste Beruf der Dichtung..."

Und nun die Hauptsache: Die letzten Lieder Wilhelm Jordans geben ein hochinteressantes Buch ab; ein Buch, das unter den hundderttausend Gedichtsammlungen moderner Poeten wie eine silberne Gondel in einem Meer von Nacht schwimmt. Ein welterfahrener Dichter-Denker redet uns zu, ein vielgereifter Mann, der für die weiten freien Regionen des Lebens jenen Blick hat, der uns gewöhnlichen Sterblichen nicht gegeben ist. Ein echter Mensch, wie Wilhelm Jordan einer ist, gibt er uns zum Theil tiefsinnige Lehrgedichte, scharfsinnige Weisheitsgespräche, aus denen uns eine heroische Poesie wie die eines Empedokles oder Lucrez entgegenweht, zum Theile aber auch reine Stimmungsbilder, gemüthsinnige Bekenntnisse, die etwas ungemein Seliges und Trostreiches in sich haben.... Freilich, nicht immer ist der Dichter der allzusehr humane; und weniger gern folgen wird man ihm vielleicht, wenn er gegen die neuerstandenen „poetischen Grauler" so drohend die Hand erhebt und für seinen hellgeistigen Idealismus so rasend kämpft. Ja wer weiß! halten werden ihn sogar manche für einen drollige Narren, für einen eigensinnigen Schwärmer, gleich jenem tapferen Manchaner, der die untergehende Ritterzeit wieder herstellen wollte.

Wir aber denken so: O ihr engherzigen Leute, wenn ihr wüsstet, was für ein blühender Vergnügungssegen in so einem sonnigen Idealismus liegt; wenn ihr wüsstet, was für eine schwellende Zuversicht so ein sonniger Idealismus schafft; ja und noch mehr: wenn ihr wüsstet, wie es doch so unfäglich düster auf der Welt ohne diesen sonnigen Idealismus ist, — wir zweifeln sehr, ihr Engherzigen, ob ihr noch einen ganzen freien Menschen, einen vollbeseelten Poeten wie Wilhelm Jordan für einen drolliger Narren halten würdet!

Wiener Vorstadtgeschichten. Von Gustav Andreas Ressel. Mit einem Vorworte von A. Müller-Guttenbrunn. Dresden und Leipzig. E. Piersons Verlag. 1894.

Das Wiener Schriftthum zählt neben der des Altmeisters Franz Schlögl noch manche tüchtige Feder, das ist ein gutes Zeugnis für die besondere Art der Bewohner der Kaiserstadt. Leider läßt die Verflachung der modernen Großstadtverhältnisse keine Originale mehr gedeihen; umso lieber nehmen wir ein Buch zur Hand, das uns Gestalten vorführt, die in unserer Jugendzeit neben uns gelebt und an uns vorübergegangen, Menschen, die trotz ihrer Schwächen ein Plätzchen in unserem Herzen gewannen und deren Abbilder noch ab und zu in den traulichen Winkelhäusern der Vorstädte gesehen werden, solange die Wohnstätten noch der Baulinienkommission nicht im Wege sind. G. A. Ressel hat diese Gestalten mit sicherer Hand gezeichnet und mit dem üppigen Humor belebt, der nur jenem eigen ist, der selbst echtes Wienerblut im Herzen trägt. Besonderen Wert verleiht seinem Buche die poetische Wärme. Geschichten wie „Der Hahnlwirt" und „Späte Begegnung" sind

„Aha! Siehste wohl, jetzt kimmt er! Holzschneider is er! Nu haben wir den Faulenzer erwischt! Dient schon zehn Wochen und verschweigt, dass er Holzschneider ist! Nu, mein Sohn, ick habe da 'ne Menge olle Latten, Bretter und Schilderhäuser uff die Kasernen-Feilbietung jekooft — morjen wirst du dir bei mir melden und den janzen Krempel kaput schneiden. Herr! Verstehen Sie mir? O du Drückebürger du!"

* * *

„Wenn Sie mit mir sprechen, Müller, so glaubt man immer, es kommt ein Kohlengrubenunglück. Sprechen Sie klar und deutlich, indem sie sich einbilden, Ihre Zunge sei eine Eisbahn, über welche die Worte nur so dahinschleittern, wie der Blitz in Schlittschuhen!"

* * *

Ein Unterofficier will heiraten. „Hat denn Ihre Braut die vorgeschriebenen dreißig Thaler?" fragt ihn der Hauptmann. „Sie wissen doch, dass Sie so viel als Heiratspfand aufweisen müssen!" — „Herr Hauptmann", entgegnete stolz der Unterofficier, „man munkelt sogar von einunddreißig."

* * *

Aus dem Unterrichte. „Bröfike, können Sie schwimmen?" — „Ja." — „Wo haben Sie's gelernt?" — „Im Wasser!" — — „Was werden Sie thun, wenn Sie in der Schlacht von einer Kugel ins Knie getroffen werden?" — „Ich thu umfallen."

Bücher.

Wilhelm Jordans letzte Lieder. Besprochen von Max Moczan.

Zittert ihr deutschen Herzen, rauschet traurig, ihr deutschen Haine, zerspringt, ihr Saiten deutscher Harfen ... eine neue Dichterjugend ist auf die Welt gekommen, eine ganz eigene neue Dichterjugend; — abgewandt von allen herzenswarmen und weltfreudigen Idealen, losgelöst von allen würdigen und menschlichen Edelzielen, alles Abscheuliche und Grobsinnliche besingend, alles Gute und Schöne verspottend, so schnöd, so bissig, so hochnothpeinlich, dass jeder süße Reiz des Lebens darob erlahmt.*) Armes deutsches Volk! Wie hoffnungsfroh waren einst deine Dichter ausgezogen, mit welch idealem Vertrauen auf die Welt, mit welch heiterem Glauben an die Allmacht von Schönheit, Natur und Liebe! Nun hat sich ein schauriger Pessimismus in die Seele deiner „Jungsänger" gefressen, Weltverzweiflung und Skepticismus sind die mächtigen Herren ihrer Brust geworden. Ihnen ist das echte Verständnis für die wahre Größe und Schönheit des Lebens fast verloren gegangen; und mit schneidigen Tenzonen muss sie Altmeister Jordan mahnen:

> In den Köpfen Schopenhauers
> weltverdammende Sophismen,
> Sammt des kranken Philosophen
> Nietz'sche Blender-Aphorismen;
> Die Haschisch-Musik im Ohre,
> Morphium im trägen Blute,
> Lebt ihr des Jahrhunderts Neige
> mit gelähmtem Lebensmuthe. —

Es ist das wohl nicht das beste Gedicht aus der herrlichen Sammlung: „Letzte Lieder", welchem ich diese Strophe entnehme; gleichwohl aber ein schönes — und gewiss das ergreifendste für jeden, der den Blick vom sonnenhellen Idealismus der Alten nach dem nachtschwarzen Naturalismus der Jungen wenden mag... Ja, die Alten und die Jungen, welch ein Contrast! Wie entschieden feindlich bewegen sich ihre Gestirne im Himmelsraum! Die Scheffels und die Heyses, die Hamerlings und die Linggs — welche prächtige Genossen das!

*) Der Aufsatz hat sich etwas verspätet, mittlerweile sind die „Jungsänger" alt und gebrechlich geworden. Die Red.

Tolstojs „Eine russische Recrutenaushebung" und „Das Nichtthun" sind dem Büchlein beigefügt. V.

Die Werke Friedrich Hebbels, des Dichters der „Nibelungen", sind vor kurzem in einer billigen Neuausgabe erschienen, und zwar in der bekannten Sammlung der **Bibliothek der Gesammtliteratur**, Verlag von Otto Hendel in Halle a. S.

In weiser Beschränkung hat der Verlag nicht alles aufgenommen; er hat eine Auswahl getroffen, die aber doch wieder so umfassend ausgefallen ist, dass sie alles enthält, was von den Werken Hebbels auf dauernden Wert Anspruch machen kann. Die Auswahl bietet im einzelnen folgendes: Gedichte (Auswahl). Die Nibelungen. Maria Magdalena. Gyges und sein Ring. Erzählungen. Neben diesem enthält die Januar-Serie der Bibliothek der Gesammtliteratur noch die classischen Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm, und zwar außer in einer vollständigen Ausgabe noch in einer Auswahl für die Jugend. V.

„Landluft" heißt eine bei Herold & Wahlstab in Lüneburg erschienene Novelle. Verfasser H. Putensen.

Der Verfasser hat sich die Entwickelung eines Bauernsohnes vom Knaben bis zum reifen Mannesalter zum Vorwurf genommen und schildert dessen Erlebnisse und Entwickelung, dabei fallen recht bezeichnende Streiflichter auf das Landleben, dessen Licht- und Schattenseiten. V.

Jung-Kärnten. Eine Halbmonatsschrift, geleitet von Anton Gitschthaler. (Klagenfurt.)

Allen Respect vor dieser Zeitschrift, die, wie ihr Herausgeber, sich aus kleinen Anfängen zu einer größeren Bedeutung zu entwickeln scheint. Der zweite Jahrgang ist sympathisch ausgestattet und bringt eine Fülle von Erzählungen, Gedichten und auch anderen lehrreichen Aufsätzen. „Jung-Kärnten" ist dazu angethan, dass es ein gutes Stelldichein der schönen Literatur Kärntens werde. Ich wünsche ihm herzlich Glück! R.

Büchereinlauf.

Agnes Bernauer, der Engel von Augsburg. Vaterländisches Trauerspiel von Martin Greif. (Leipzig. C. F. Amelang. 1894.)

Gisli, der Geächtete. Eine altgermanische Geschichte von Heldentrotz und Gattentreue. Der altnordischen Quelle nacherzählt von Dr. Ferdinand Khull. (Wien. Karl Lesk.)

Im heiligen deutschen Osten. Zeitgedichte von Karl W. Gawalowski. (Wien. Karl Lesk.)

Mönch und Herzogin. Zeit- und Sittengemälde aus dem sechzehnten Jahrhundert. Von Adolf H. Povinelli. (Leipzig. Wilhelm Fredrich. 1894.

Lava. Ein Jahr aus meinem Leben von S. Barinkay. (Leipzig. Wilhelm Friedrich. 1894.)

Gute und schlechte Menschen. Novelle von Victor Horper. (München. Dr. E. Albert & Comp.)

Stille Geschichten von Karl Busse. (München. Dr. E. Albert & Comp.)

Harmlose Humoresken von Gustav Falke. (München. Dr. E. Albert & Comp.)

Der Kuss. Ein Capriccio von Gustav Falke. (München. Dr. E. Albert & Comp.)

Es Löwos. Eine Monographie von Bertha von Suttner. (Dresden. E. Pierson. 1894.)

Gretchen Pech. Eine Geschichte für stille Leute von Alexander Rumpelt. Dresden. Fr. Tittels Nachfolger. 1894.)

Arnulf von Kärnten. Ein Trauerspiel aus deutscher Vorzeit von Hans Dietrich Horn. (Davos. Selbstverlag des Verfassers. 1893.)

Heinrich Vierordt und seine Dichtungen. Eine literarische Studie von Julius Werner. (Heidelberg. Karl Winter. 1891.)

Gedichte von Friedrich Adler. Berlin. W. F. Fontane & Comp. 1893.)

Lieder von A. Berg. (Dresden. E. Pierson. 1892.)

Nichts Neues. Gedichte von Hermine Semsey de Semse. (Triest. Selbstverlag. 1894.)

Guten Appetit! Modernes Erbauungsbüchlein von Heinrich Puder. (Leipzig. Thalstraße 12.)

Englische Reiseskizzen von Heinrich Pudor. (Dresden. 1894.)

Wienerstadt. Lebensbilder aus der Gegenwart, geschildert von Wiener Schriftstellern, gezeichnet von Myrbach, zehnte Lieferung. (Prag. F. Tempsky. 1893.)

Der Mann von Welt. Grundsätze und Regeln des Anstandes, der feinen Lebensart und der wahren Höflichkeit für die verschiedenen Verhältnisse der Gesellschaft. Von J. G. Wenzel. Vierzehnte, nach den herrschenden Sitten der Gegenwart umgearbeitete und vermehrte Auflage. (Wien. A. Hartleben.)

A. Hartlebens statistische Tabelle über alle Staaten der Erde. Zweiter Jahrgang 1894. (Wien. A. Hartleben.)

Graphische Darstellung der Entwickelung von Österreich-Ungarn. Von Franz Schmid. Professor in Krems, (N.Ö.)

Perlen des Wiener Schriftthums und ihr Boden ist ein echtes, Dichtergemüt. Der Vorleser findet in den zwanzig Geschichten einen reichen Schatz. Die köstliche Skizze „Bei den Volkssängern“ war, wenn wir nicht irren, seinerzeit im „Heimgarten“ abgedruckt. Sie beweist, dass der Verfasser seiner Heimatsgenossen trotz aller Liebe oder vielleicht eben deshalb die Hiebe nicht schenkt. Ein Mehreres davon sehe man im Buche nach! —

Eine Goldmine. Lustspiel in sechs Aufzügen von Otto Arndt. Im Selbstverlag des Verfassers.

Bescheiden in seinen Anforderungen an die Regie, reich an volksthümlichem Witz und komischen Scenen dürfte dasselbe als Sonntagsstück an größeren Bühnen oder für Dilettanten der Provinz gute Eignung finden. Sachlich oder moralisch bildend wirkt der Inhalt nicht, er ist nur auf Unterhaltung berechnet. Armin.

Narrenkönig. Phantasiegedicht in zwei Abtheilungen (Heiteres Drama und Opernlibretto) von Franz Seraph Ziebisch. Leipzig 1879.

Der in der Vorrede und in der Schlussbemerkung durchblickende heiße Wunsch des Verfassers, die Gebilde seiner Phantasie sichtbar und vernehmbar vor sich zu bekommen, wird kaum in Erfüllung gehen. Wenig Handlung, lange Ansprachen, ausdauerndste Statisten, aber schwierige Scenerien sind nicht geeignet, Regie und Publicum zu gewinnen. Lässt außerdem die Wahl der Ausdrücke mehr Sorgfalt wünschen, wie im Munde der Königin:

Doch die Bacchus-Bäuche auch erscheinen!
König sag', wie willst du Bäuche einen?

oder in dem des lustigen Rathes:

Seht die Prinzen, all' Viere,
Ziehen stark wie Götterstiere — —

so mag wohl jedes weitere Wort der Beurtheilung überflüssig sein. Armin.

Ranken. Gedichte von Anton Renk. (Innsbruck. Wagner'sche Universitätsbuchhandlung. 1894.)

In den sangesfrohen Bergen Tirols stirbt die lyrische Dichtung nicht aus. Das beweist das erwähnte Büchlein, worin uns ein recht beachtenswertes Talent entgegentritt. Viel Formgewandtheit, feuriger Schwung und manch inniger Herzenston: daneben aber meist Anempfundenes, mit Todessehnsucht, Grabesstimmung und Weltverbitterung, die wir bei dem jugendlichen Dichter nicht ernst nehmen wollen. Ein heiteres und in frischer Laune geschriebenes Gedicht „Der Kohlenstrich“ haben wir in diesem Hefte den Lesern des „Heimgartens“ als Probe gebracht. E. v. G.

Gauby-Album. Neunzehn volksthümliche Steirerlieder mit mundartlichem Text für Gesang (ein-, zwei- oder dreistimmig) und Clavier oder für Clavier allein, componiert von Josef Gauby, (Breslau. Julius Hainauer).

Es war ein sehr glücklicher Gedanke des bekannten Breslauer Verlegers, eine Auswahl der beliebtesten in dessen Verlage erschienenen steirischen Lieder für Männerchor Josef Gaubys in einer handlichen, bequem spielbaren Ausgabe in Form eines „Gauby-Albums“ dem großen musikalischen Publicum zugänglich zu machen, so dass jeder „mäßige“ Clavierspieler sich dieselben auf dem Flügel selbst vorspielen kann, ja mit einiger Geschicklichkeit und geringem Stimmaterial sogar in den Stand gesetzt ist, die Melodien sammt den reizenden Texten dazu zu trällern, während es bisher des ganzen Apparates eines wohlgeschulten Männerchores bedurfte, um die Lieder des bekannten steirischen Componisten zu genießen. Gauby bedarf keines neuerlichen Lobes mehr; seine gemüths- und erfindungsreichen, ganz aus der steirischen Volksseele geborenen Lieder, die nicht nur in des Tonsetzers engerem Vaterlande, sondern im Auslande, ja sogar über dem Ocean allgemein bekannt und beliebt geworden sind, sprechen durch sich selbst. Dessenungeachtet kann ich nicht umhin, die besonders reizvollen Nummern: „Geht ma sunsten nix ab“, „Das Tanzlied“, „Sie hat net viel g'redt“, „Steig auf'n Bam“, „Mir is all's ans“, „I leg mi hin“, „Du bist mei Dirndle“ und das bekannteste derselben, das entzückende „Jud'nburga-G'läut“ ausdrücklich hervorzuheben. Es ist aufrichtig zu wünschen, dass das elegant ausgestattete und mit einem vortrefflichen Conterfei des liebenswürdigen und bescheidenen Componisten geschmückte „Gauby-Album“ die weiteste Verbreitung unter den Freunden des Volksliedes finde. Es sollte in keinem Hause, auf keinem Clavierpulte fehlen. W. K.

Das Reich Gottes in uns. Eine russische Recrutenaushebung. Das Nichtthun. Von Leo Tolstoj. Aus dem Russischen übersetzt von Wilhelm Henckel. (München. Dr. E. Albert & Co. 1894.)

Leo Tolstoj bekämpft in dieser Schrift vornehmlich den Militarismus, der dem Christenthum, das eindringlich die Nächstenliebe predigt, so ganz und gar widerspricht. „Widerstrebe dem Bösen nicht durch Böses, nicht durch Gewaltmaßregeln, sondern durch die dem Christen zur höchsten Pflicht gemachte Nächstenliebe. Was du nicht willst, dass man dir thu', das füg' auch keinem andern zu“, dies sind die Grundgedanken, die mit unbestreitbarer und rücksichtsloser Logik, mit seltener Energie und Entschiedenheit vom Verfasser verfochten werden. Zwei andere neue Abhandlungen

Heimgarten

7. Heft. April 1894. 18. Jahrg.

Maria-Buch.

Eine Wallfahrtsgeschichte von Hans Grasberger.

Der Fuhrmann auf der Straße.

Zu den „heiligen drei Königen“ hat es heißen wollen und zu den „drei Königen“ heißt's. Das „heilig“ ist für einen Wirtshausschild zu anstößig befunden und in der schmalen Aufschrift über der Thüre wieder ausgewischt worden, freilich so, dass man durchs fehlende Wörtlein eigens aufmerksam gemacht wird und dasselbe unschwer erräth, wenn's nicht gar noch aus dem deckenden Klexe golden vorleuchtet. Es hätt' ja ohnehin nur „heil.“ lauten wollen, und in Wien gibt es ein Versorgungshaus „zum blauen Herrgott“ und ein großes Einkehrwirtshaus „zur heiligen Dreifaltigkeit“, wiewohl man auch dort den Namen Gottes nicht eitel nennen soll. I, wenn halt ein neuer Kaplan just seinen Eifer zeigen will, ist man auf dem Lande und im Gebirge oft heikeliger als in der Stadt.

Und recht ins Gebirge haben sich die drei Könige verirrt; sie sind am Übergangssattel aus dem Steirischen ins Kärntnerische, gleichsam auf

Postkarten des „Heimgarten“.

E. Z., Elberfeld: Respect vor der Arbeit, doch alles Heil liegt in ihr nicht. Ein morgenländischer Weiser sagt schon: Alles menschliche Elend kommt weniger daher, dass die Menschen nicht thaten, was nöthig war, sondern, dass sie thaten, was nicht gethan werden sollte. — Damit sei nicht dem Müßiggang das Wort geredet, es sei nur gewarnt vor der besonders aus Westen kommenden Lehre, dass in gewinnbringender werktägiger Arbeit alles Heil zu finden sei.

Karl St., Berlin: Der Dahn'sche Vers „An die weiblichen und männlichen Waffenscheuen“, (Die Waffen hoch! Das Schwert ist Mannes Eigen, wo Männer fechten, hat das Weib zu schweigen. Doch freilich, Männer gibt's in diesen Tagen, die sollten lieber Unterröcke tragen), ist noch nicht ganz vergessen. Er erschien in der letzten Sammlung der Gedichte von Felix und Therese Dahn und in einer kritischen Besprechung dieses Bandes sagt Ernst Ziel in der „Frankfurter Zeitung“ vom 1. December: „Wie, Herr Professor? Ist das das ethische Facit Ihrer geschichtsphilosophischen Studia? So viel Gelehrsamkeit und so wenig Sinn für culturellen und humanitären Fortschritt? Leben Sie denn in dem Midgard Ihrer „Edda“? Eine Idee, für welche schon vor nahezu hundert Jahren sogar ein — denken Sie doch! — deutscher Universitätsprofessor, ein gewisser Kant von Königsberg, mit seiner Schrift „Zum ewigen Frieden“ (1795)“ eine wissenschaftliche Lanze gebrochen, eine Idee, welche in unseren Tagen in dem „Amt der interparlamentarischen Conferenzen ihren gewiss achtbaren officiellen Ausdruck gefunden und hinter welcher heute mehr als die Hälfte aller Parlamentarier Europas steht — wie, Herr Professor? eine solche Idee sollte sich kurzweg abthun lassen mit den vier winzigen Zeilen eines mageren Epigramms, das in seiner ersten Hälfte eine Frau, in seiner zweiten das halbe parlamentarische Europa gröblich insultiert? Mit brüsken Invectiven schafft man nicht große und berechtigte Forderungen der Zeit aus der Welt, mag man sich auch tausendmal als Anwalt und Sprecher des kriegliebenden und — wir wissen es nur zu gut — kriegsbedürftigen Junkerthums unserer Zeit fühlen.

M. M., St. Stefan: Wählen Sie die ausgezeichnete Lehrerzeitung „Für Schule und Haus“, herausgegeben von W. Jordan, Wien, Maysedergasse 6. Sie finden darin eine Unzahl mannigfaltiger Aufsätze, Geschichten, Anekdoten und Winke über Kindereigenthümlichkeiten und Jugenderziehung. Ein frischer, hochgemuther Geist geht durch dieses Blatt, welches den Eltern, Lehrern und Erziehern überhaupt warm empfohlen werden kann.

Kunstwart, Dresden: Sehr richtig: dialectische Redeweise steht im Widerstreit zu dem Geiste der Großstadt; hier bedeutet der Dialect nicht einen blühenden geistigen Besitz, wie auf dem Lande, sondern Mangel an geistigem Besitz, Unbildung. Auch stellt solcher Großstadt-Dialect nicht ursprüngliches Volksthum dar, er lebt und bildet sich in beständiger Mischung mit den verschiedensten Sprach- und Kunstelementen fort, nimmt manchen Abschaum und Bodensatz der gebildeten Gemeinsprache auf, kokettiert und prunkt selbst mit dem Kehricht der Übercultur, — ist mit einem Worte nicht sowohl kerniger Dialect, als vielmehr Jargon.

Dr. E. E., Graz: Mit Ihrer Meinung, dass es für ein neues Theater in Graz keinen besseren Platz gebe, als hinter dem Café Wirt an Stelle des gegenwärtig noch unausgefüllten Stadtgrabens, vollkommen einverstanden. Wenn dieser Graben ausgefüllt, das Krankenhaus verlegt und der Garten verwendbar wird, so gibt es für das neue Theater wohl keinen passenderen und schöneren Platz, als hier am Stadtparke, am Fuße des Schlossberges.

G. v. S., Graz: Nichts verwendbar. Irgend e i n e n Vorzug müsste doch jeder Beitrag haben, sei er in Prosa oder Versen.

H. M., Wels: Das Gleiche.

P. T.: Von jetzt ab können Gesuche um „Autographen“ wieder berücksichtigt werden, denn ich habe einen Schreiber aufgenommen, der bevollmächtigt ist, dieselben in meinem Namen auszufertigen. R.

* Bitten ohne Einladung Manuscripte nicht zu schicken.

Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger. — Druckerei „Leykam“ in Graz.

Bescheid, so dass er nur selten von der Blache herab oder unter der Wage hervor die weißen Zähnlein bleckt.

Fuhrleute sind gewöhnlich beschaulich und wortkarg. Es stößt ihnen viel auf unterwegs und sie gewinnen auch in Dinge Einblick, die man nicht gerne an die große Glocke hängt. Sie haben Zeit, sich über allerlei Gedanken zu machen und, aus der Gemächlichkeit aufgerüttelt, trifft ihr Witz.

Auf diesen ließ es die braunäugige Resi nicht gerne ankommen, seitdem Veit einmal mit seinem spitzen Gesicht, in seiner trockenen Weise höchlich verwundert gethan, wie gut der Herr Vater noch beinand' sei und wie er von Glück sagen könne, ein so sauberes Murthaler Kind gefunden zu haben. Das war eitel Theilnahme und Schmeichelei, sollte man meinen. Aber der Resi musst es doch anders geklungen haben; denn sie antwortete damals, ganz gegen ihre sonst spöttische Art, kleinlaut, mit einem fast bittenden Aufblick zum Hageren: „Ihr seid von jeher schlecht gewesen, Veit, und habt wohl gar eine Freude d'ran, ein armes Ding in's Gerede zu kriegen." Drauf jener: „Da kennt mich die Jungfrau schlecht; ich möcht' mir viel lieber ein- für allemal ein ‚Bildl' bei ihr eingelegt haben." Und sie: „Die ohnehin ein hartes Fortkommen haben, sollten einander nichts in den Weg legen." Und er: „Ein Fuhrmann auf der Straßen kehrt da und dort zu, möcht' aber nirgends überhalten sein." Das waren seltsame Redensarten damals und was sich die beiden darunter gedacht haben, ist niemals recht klar geworden. Aber die Resi soll über die unerwartete Bekanntschaft so erfreut oder verwirrt gewesen sein, dass sie dem hämischen Gast ungeheißen vom Besseren vorgesetzt und sich zu ihrem Schaden in der Rechnung geirrt habe; und der Garstige, heißt es, habe dazu geschmunzelt, statt sie auf den Fehler aufmerksam zu machen. Und seit jener Zeit hat sich Veit überhaupt über die „Dreikönige" nicht zu beklagen gehabt.

Ja, ein Fuhrmann kommt viel herum; er sieht die alten bekannten Gesichter immer wieder gern und weiß darnach die Saiten aufzuziehen. Und was soll denn auch Bedenkliches daran gewesen sein, wenn der lange Veit die Resi lieber eine schmucke Murthalerin nannte, während ihres Vaters Anwesen den Eingang in den Schwarzbachgraben hütet? Der alte Dreikönigwirt war vor Jahren sogar im Unterlande kein seltener Gast, und wer hat sich darum zu kümmern, wenn er unterwegs wo zu einem hübschen Kinde gekommen? Und auch das ist begreiflich, dass die Schöne auf ihren Vater sieht und, um zu verhindern, dass er in fremde Hände gerathe, vorläufig noch nicht ans Heiraten denkt.

Veit war vors Haus getreten und überlegte, ob er nicht schon sein gebieterisches Hü! rufen und wieder die Geißel schwingen solle; der Spitz war bereits auf die Wagendecke gesprungen und spreizte die Beinchen, um leichter den ersten Ruck nach vorwärts zu bestehen. Aber Meister

der vorletzten Staffel desselben sesshaft geworden, aber ihre Herrlichkeit ist gar nicht weit her. Die Wirtschaft hat sich aus einer Keusche herausgeputzt und räumlich hat diese wenig zuzunehmen gebraucht. Doch blank ist die Schwelle, die Zechstube innen und außen sauber geweißt, und wenn aus den Fensterchen des wettergebräunten hölzernen Obergeschoßes ein paar Nelken niedergrüßen, so lässt das auf eine muntere Kellnerin schließen. Die ist aber kurz angebunden und der alte Dreikönigwirt, der unter seinem grünen Sammtkäppchen hervor gar schlau in die enge Welt schaut, hütet sie wie seinen Augapfel. Sie ist seine Tochter — jawohl, seine weitschichtige Tochter, sagen andere und lächeln dazu, was uns aber nichts angeht. Der Alte sagt uns doch auch nicht, woher er ohne Zwischenhändler seinen guten Tropfen bezieht oder warum er mit seiner Resi ganz allein wirtschaftet, obwohl er ein Knechtlein nebenher leicht auszuhalten vermöchte. Auch ist die Resi guter Dinge und hat doch ihr Lebtag gegen die jungen zutäppischen Mannsbilder eine Igelhaut gekehrt. Er soll sie in sein Testament gesetzt haben, der Alte, falls sie ihm die letzte Treue erweisen würde, was man bei einer richtigen Tochter doch von selbst voraussetzen sollte.

Nicht was der Dreikönigwirt im Keller hat, sondern was ihm vor dem Häuschen sprudelt, macht seinen Segen aus. Es ist dies sein Röhrbrunnen, das beste Wasser weit und breit. Und der Trog, der's auffängt, gestattet bequem zwei paar Rössern durstige Annäherung. Ein richtiger Fuhrmann sieht aufs Wässern, und wo seine Gäule einen tiefen Trunk thun, da schüttet er ihnen auch gerne auf und rückt ihnen den Futterkorb zurecht. Das geht schön unter einem, und auch ein braves Pferd will seine Hauptmahlzeit haben. Also wo gut wässern, ist gut füttern und wo man füttert, kehrt man selber zu. Der lange Veit im blauen Fuhrmannskittel weiß den mürben Salat und das Geselchte der wirtlichen Resi ebenso zu schätzen, wie des Vaters süffigen Schilcher, und für ähnliche Gesellen, ob sie nun Kohl- oder Flossen-, ob sie Salz- oder Getreideführer sind, ist bei den „Dreikönigen" auch der Habersack ergiebig.

Der lange Veit hält also vor der kleinen Wirtschaft. Er kommt vom fruchtbaren Murboden herauf und hat Mehlsäcke, zum Platzen volle, unter seinem Blachendache, nicht so sehr für die Bauern und Bürger der kargeren Gegenden im allgemeinen, denn diese kommen zur Noth mit dem aus, was auf ihren eigenen Äckern reift, als vielmehr für den unteren und den oberen Bäcker im nahen Marktflecken, wo die Sensenschmiede einen guten Verdienst und ein leckeres Maul haben. Veits Peitschenknall ist thalaus, thalein bekannt; seinen Schimmeln hat er das Kummet so reich und glänzend als möglich behängt; „scheppern" muss es, wo er einher zieht; die Achselbörtlein seines Kittels steppt ihm nicht leicht eine Nähterin fein genug ab und sein Spitz weiß auf der staubigen Straße

jedem ein grüßender Knall vermeint war; auf der Rückfahrt konnt' es ja hier ein paar Fässer Sensen und dort Schaufeln oder Hauen zu verfrachten geben.

An beiden Enden des Marktfleckens ward abgeladen. Außen glichen die Semmel- und Mundmehlsäcke einander völlig; aber die weißen Gesellen, welche sich dieselben mit Kraft und Geschick auflüpften, vergriffen sich doch nicht. Veit hatte die Blache abgenommen und richtete die staubausschwitzenden Metzenbündel so auf, dass sie über den Wagenbord emporragten und so leicht von den Schultern des Trägers unterfangen werden konnten.

Nachdem die Säcke geborgen waren, betrat der Fuhrmann die Backstube, in welche der große Ofen wie ein Mauerwürfel vorragte. An diesen schmiegte sich der Trog, welcher einem mächtigen Einbaum ähnlich sah. Der Mischer knetete emsig weiter, aber die Frau Meisterin kam mit aufgeraffter Schürze, darin es schwer niederwuchtete; mit großen Augen schlichen, eins ums andere, Kinder herbei und einmal da, sprangen sie auf die Bank und drängten sich an den Tisch. So was wie heut' gibt's nicht alle Tage zu sehen, und es gilt eine Augenweide, die leider Gottes jedes Menschenherz lüstern macht.

Der Fuhrmann hat den Kittel kopfüber abgestreift und sitzt nun noch einmal so schmal da. Auch die Geldkatz' um seine Mitte sieht noch hungerig aus.

Sie rechnen mit der Kreide, Veit und die Meisterin, jedes für sich eine andere Tischecke bekritzelnd. Die Aufzeichnungen müssen wohl übereinstimmen, denn jetzt beginnt das große Schauspiel, an welchem sich die Kinderaugen kaum ersättigen können.

Die Meisterin langt nämlich in die Schürze und zählt drei Silberzwanziger auf den Tisch und darunter reiht sie drei andere, und wieder andere marschieren auf, drei Mann hoch, und wieder andere rücken in Reih und Glied, und nun ist schon die zehnte Lage fertig. Aber es nimmt noch lange kein Ende. An die erste dreizeilige Säule setzt sich von oben niederwärts die zweite, an die zweite die dritte und vierte an. Der halbe Tisch ist schon silbern gepflastert. Den ausleerenden Fingern wird die Arbeit sauer; die Kinder staunen, wie reich die Frau Mutter ist, doch der garstige Mann thut noch immer nicht dergleichen, als ob er genug bekommen könnte. Mit seinen beiden gierigen Händen scharrt er den blinkenden Reichthum zusammen und füllt die Katze damit, als wären ihm solche Einnahmen so wenig etwas Neues wie dem Messner der Groschen oder Kreuzer in den Klingelbeutel. Merkwürdig, dass es auch solche Raubvögel geben kann!

Und ihr Merkwürdiges hatte die gute Silberzwanziger-Zeit immerhin. Es gab Bargeld und Barzahlungen; Credit und Wechsel waren schier unbekannte Dinge.

Blaukittel schaute groß auf. Ein fremdes Dirnlein setzte, vom diesseitigen Berghang kommend, eilfertig über den Weg, um in den Graben zur Rechten einzubiegen und sofort an der sonnigen „Leiten“ zu den vereinzelten Bauernhöfen emporzusteigen. Es liegt zutage, die Maid will nicht gesehen werden; sie ist müd' und hastet dennoch weiter, die bequemere Straße meidend; sogar vor der Schenke weicht sie aus, auf dass ja nicht deren helle Fensterchen oder die brennenden Nelken nach ihr ausblickten. Sie ist auch nicht des Langen ansichtig geworden, wohl aber er ihrer. Ob er sie erkennt? Noch ist er seiner Sache nicht recht sicher; denn wie ein schlankes wechselndes Reh ist sie über den Weg dahin, und das schwarze runde Gupfhütlein mit den kurzen Flatterbändern rückwärts ließ vom geängstigten Gesichtchen so viel wie nichts unterscheiden.

Veit schüttelt den Kopf und so sinniert er: Wie wär' denn das möglich? Das ist am End' gar die Gertrauder Marie — wie kommt denn die daher und wo soll's hinaus mit ihr? Das müsst' ein schwerer „Binkel“ sein, wenn sie „wandern“ wollte; denn sie hat ihre Sachen ja immer schön beisammen gehabt. Den Dienst verlassen, um diese Zeit, — von der bravsten Dirn im Lavantthal ist so 'was nicht vorauszusetzen. Und die alte Groggerin hätte sie wohl gar nicht fortgelassen; sie ist bei dieser all die Zeit her wie ein Kind im Haus gewesen. Es muss was Besonderes gegeben haben, und ich kann mir's nicht denken, dass die hätt' fort müssen. Sie hat doch auf die Alte geschaut, wie ein anderes auf die eigene Mutter nicht, und so „lüftig“ wie sie in der Küche, im Keller und bei den Gästen hab' ich noch keine gesehen; sie hat zu allem eine gute Hand, das muss ihr der Neid lassen; was sie thut oder macht, hat einen besonderen Schick; und es steht ihr halt so viel gut an ... Ich weiß nicht, warum sie mir so ans Herz gewachsen ist, die Getrauder Marie. Freilich wohl, freilich wohl ... und es kommt mir oft auch selber so für ... und mit der Zeit stimmt' es grad auch ... und es hat nur eine so einen Gang gehabt wie die da ... und das Gescheiteste ist's gerade nicht gewesen in meinem Leben, dass ich derselbigen so bald die Lieb' aufgesagt ... und es könnt' viel anders sein, mein' ich, wenn ich rechtzeitig dazu geschaut hätt'. Wahr ist's und auch wieder nicht; es kann sein und wieder auch nicht; denn wer kennt sich denn aus in der ledigen Welt? ... Nun ja, ich kann ja heut' in St. Getraud einstellen, wenn ich mich tummle. Dort wird man wohl wissen, was das arme Kind auswärts sucht. Es muss was abgesetzt haben; denn umsonst verläßst sie einen Platz nicht, wo sie so gut wie daheim ist. Und völlig wie ein Deserteur ist sie auf und fort über die Berg'! ... Hü! Hü sag' ich, und du, Handiger, lass dich nicht nöthigen! Wüstahoo!

So brach der lange Veit von den „Dreikönigen“ auf. Die Straße stieg noch merklich an und führte bei den Eisenwerken vorüber, deren

der Lichtputze nicht wohl entrathen, denn es ist nicht jedermanns Sache, mit benetztem Daumen und Zeigefinger in die Flämmchen zu greifen, und der Fidibusbecher um den Leuchter gilt für eine neuartige Erfindung.

Die Gäste fühlten sich nicht recht behaglich; denn diejenige, welche geräuschlos kam und gieng, und allen eine liebliche Erscheinung, für jeden einen aufmerksamen Blick und ein freundliches Wort hatte, war nicht da; ihre Stellvertreterin glich einer Hummel, die, von ungefähr hereingerathen, brummend mit dem Kopf gegen Wand und Fenster fährt, ehe sie den Ausgang findet. Daher kamen häufiger als sonst die grauen Schläfen, die weiße Haube und die guten Augen der Frau Mutter am Küchenschalter zum Vorschein; häufiger als sonst rief sie auch ein weisendes Wort zur halbgeöffneten Thüre herein; es klang nicht herrisch, nicht ungeduldig, aber ein leiser Ärger zitterte doch durch dasselbe.

Zuerst brachen die rußigen Gesellen auf; sie mochten müde sein. Der eine Schreiber hatte noch keinen Silberzehner verbraucht und gieng; der andere blieb noch, schien aber eigenen Gedanken nachzuhängen, und das vermehrte noch den gewinnenden Ausdruck seines Gesichtes; für einen stillen Zecher war er offenbar noch zu jung.

Und still war es nun, recht still im Gastzimmer; die Kellnerin machte sich lieber draußen zu schaffen als herinnen, der Schreiber brauchte zur Zwiesprache mit sich selber kein lautes Wort und der lange Veit wartete geduldig, als säh' er seinen Rössern beim Fressen zu. Seine Anwesenheit musste der Wirtin zu denken geben, das wusst' er; und wie er selbst derselben kommen wollte, das zu überlegen hat er Zeit genug gehabt. Und jetzt kann er seine Frag' auch wohl schon anbringen, denn die alte Groggerin betritt eigens seinethalb die Stube.

Sie ist ein rühriges Weiblein. Es gibt auch eine herbstliche Frische, eine milde Spätjahrsblüte und diese ist ihrem Gesichte eigen; kein Fältlein darin ist bösartig, und so viele deren auch sind: sie bilden keine harte, keine eigensinnige Schicksalsschrift. Und die Nettigkeit selbst ist die alte Frau; nett ist ihr hausmütterlicher Anzug, nett ihr Leibhaftiges wie ihr Wesen. Ihre grauen Augen blicken noch ebenso scharf als klar; ein gutmüthiger Blick, ein deutsamer Nick fällt an denselben sofort auf. Bei ihrem Anblicke fragt man nicht weiter, wer dem ansehnlichen Hauswesen vorsteht, wer es im richtigen Gang erhält.

Und die gute Frau ließ sich neben Veit, der sich auf der langen Bank noch kaum gerührt hatte, auf einen Stuhl nieder. So ist's sonst ihre Art, wenn sie ein bisschen das weiße Linnen aufhebt und auf der Tischplatte mit der Kreide die Rechnung ansetzt. „Mir scheint“, hebt der Lange an, „die arme Marie geht der Frau Mutter überall ab.“

„Ja, Veit, ja“, erwidert die Wirtin lebhaft; „ich hab' mir gleich gedacht, Ihr wisst 'was von ihr. Die braven Schimmel haben's entgelten

Nachdem Veit seinen Ranzen leidlich gefüllt und den blauen Kittel wieder angezogen hatte, setzt' er sich unter die Blache und fuhr zum Märktlein hinaus, der kärntnerischen Grenze zu. Er selber hatt' es schwerer, die Rösslein aber leichter; sie mussten noch ein paarmal bergan, aber dann war der Grenzsattel überwunden, und ins freundliche Lavantthal hinab musste sogar der Radschuh eingelegt werden; ebenaus gieng's wie geschmiert. In Reichenfels gab es kurzen, in St. Leonhard längeren Aufenthalt — da ließ sich ja vielleicht schon als Rückfracht alter Most erfragen. Niemals leer fahren, war Veits Lieblingssprüchlein.

Er konnte sich streckenweise einem gemächlichen Duseln überlassen; einigemale tauschte er auch wegen säumigen Ausweichens oder unrechten Fürfahrens mit seinesgleichen saftige Grobheiten aus, und von solchen weiß man, dass sie oft länger als der Donner im Gebirge nachgrollen. Als aber die Schatten des Twenggrabens näher und näher rückten, als es zwischen den Bergwänden, welche da und dort kaum den jungen Fluss und dem Strässlein Raum gewähren, doppelt zu dunkeln begann, hielt der Fuhrmann wie sein treuer Spitz die Augen offen. Der Graben erfreute sich eben nicht des besten Rufes, und mit einem vollen Beutel reist man weniger sicher als mit schweren Mehlsäcken.

Längst hatte der lange Veit St. Gertraud glücklich erreicht, seinen Wagen unter Dach gebracht und dem klugen Spitz sein nächtliches Wächteramt eingeschärft; längst auch im Stalle nachgesehen, ob seine Schimmel zu ihrem wohlgemessenen Theil kämen, — nicht als ob auf den Rossknecht Michel kein Verlass gewesen wäre, sondern weil ein ordentlicher Fuhrmann seinen gefütterten und gestriegelten Thieren zu guter Nacht noch gerne mit schmeichelnder Hand übern Rücken fährt; und nun hatte er in der Zechstube schon eine gute Weile das Glas vor sich, machte aber noch immer keine Miene, sich nach der flüchtigen Marie zu erkundigen und so seine Neugierde zu befriedigen. Es galt erst wahrzunehmen, wie's jetzt im Hause zugehe, und das Fuhrwerken macht ja bedächtig.

In der Herrenecke hatte der ein' und andere Schreiber des Verwesers Platz genommen; in der Nähe des Kachelofens saßen ein paar rußige Gesellen, Werksarbeiter, und „dem Veit deck' da auf", hatte die Frau Groggerin ihrer neuen Kellnerin bedeutet; „Fuhrleute haben gerne die Thüre im Auge"; auf diese Art ist der staubige Gast an den Mitteltisch zu sitzen gekommen.

Von der Frau Groggerin geht die Rede, dass sie dem Gesinde auf Holz, den Fuhrleuten auf Zinn und den Herrschaften auf Silber auftragen lasse. Das hat seine Richtigkeit, und das viele Porzellan und Glas im Wandschrank ist just auch nicht schlechter Herkunft, und auf schöne Tischwäsche sieht jede richtige Wirtin und Witfrau. Aber freilich, die Kerzen auf den Tischen sind im Hause selbst gezogen worden; sie lassen

sich ja viel zu plagen gehabt. Wie's aber später wird, frag' ich denn doch die Len', ihre Schlafkameradin, und ich glaubt', mich trifft der Schlag, wie die mir erzählt, die Marie müsst längst herunten gewesen sein und dieselbe hätte sich besser angezogen, und es hätt' ganz den Anschein gehabt, als wie wenn sie einen Gang zu machen hätt' für mich. Wer? — Sie, die Marie! Jetzt schwant mir gleich nichts Gutes und ich nehme die Len' schärfer ins Gebet. Die ist aber maulfaul und auch sonst kein Kirchenlicht. Mit Noth bring' ich aus ihr heraus: schon längere Zeit sei ihr die Marie etwas wunderlich vorgekommen; und sie hätt' immer einmal im Schlaf aufgeredet und geseufzt, die Marie; und sie hätte sich im Bette immer gleich zur Wand hinüber gedreht und nichts reden mögen, die Marie. So die einfältige Leni; ich weiß jetzt noch nicht, was ich davon denken soll. Und zuerst haben wir doch wohl das ungerathene Kind suchen müssen. Das ganze Haus haben wir umgekehrt, aber gefunden haben wir's nicht. Bei mir hat sie noch den ganzen Lohn stehen, und ihre Sachen hat sie in schönster Ordnung zurückgelassen, und nicht einen Gruß ist ihr all die Lieb' wert gewesen, die man zu ihr gehabt hat. . . . Verzeih mirs Gott, wenn ich ihr Unrecht thu', aber sagt selbst, Veit, ob euch so etwas schon untergekommen?"

Der Lange hatte aufmerksam zugehört und darüber hinaus noch ein Stück geschwiegen. Sodann meint' er: „Ich mag's drehen wie ich will, ich bring' nichts anderes heraus, als dass sie klein-verzagter Weis' der ganzen Welt den Rücken hat kehren wollen. Wer hineinschauen könnt' in ihr armes Herz! Leicht wohl hat sie einen großen Kummer mit auf die Reis' genommen. Hat man nie was von einer Liebschaft gehört?"
„Sie hat's selber nie verwinden können, dass sie ein lediges Kind ist, und lieber alles in der Welt, lieber sterben, als ein so unglückseliges Geschöpf in die Welt setzen: ist ihre Red' gewesen, wenn man sie mit dem ein' oder anderen aufgezogen hat. Aber ja", fuhr die alte Frau fort, einen scharfen Blick dem einsamen Gast am Herrentisch zuwerfend, „der Herr Kohlschreiber könnt vielleicht was wissen; er ist ihr schon eine Zeit her nachgestiegen. Ja, Herr Huber, und mit Verlaub: für leicht, für ein bisschen leicht halt' ich Sie, aber nicht für schlecht — hätt' auch noch keinen Beweis dafür."

Auf das hin sprang der junge Mensch auf, blutroth im Gesichte. Das war ein persönlicher Anwurf. Vielleicht hatte er mehr erlauscht, als man drüben voraussetzte — oder sollte die kluge Frau auch eigens ihm zu Gehör gesprochen haben?

„Frau Mutter", stammelt' er heftig, „das verbitt ich mir! Nicht auch ich bin Ihr Pflegekind. Wenn ich und die Marie so zu einander stünden, hätt' sie sich wohl wenigstens bei mir empfohlen. Ich kann aber beschwören, dass ich nicht weiß, wo sie steckt."

müssen; Ihr stellt sonst lieber in St. Leonhard oder Fräntschach ein. Und lasst mich nicht länger zappeln, Veit! Wenn sie mein eigenes Töchterlein wär', ich hätte mich die Tag' her nicht mehr ängstigen können." „Wie denn? Sie wird ja doch nicht ohne der Frau Mutter ihrem Wissen auf und davon sein?" „Völlig aus der Weis' ist's, wie ich Euch sag'! Ein bisschen eigen und so für sich hin ist sie wohl alleweil gewesen; aber man hat sie auch um das lieber haben müssen, wenn ihr's Herz aufgegangen ist. Dass sie mich ohne Vergelt's Gott, ohne Behüt' dich Gott, Mutter! verlassen, dass sie mir das anthun könnt', hätt' ich mir mein Lebtag nicht verhofft'. Ich hab' sie ja aus der Tauf' gehoben, und aufgewachsen ist sie bei mir, und geschaut hab' ich auf sie wie auf ein goldenes Lamberl (Lämmchen), und sie hat auch bis zum letzten Tag gut gethan, das muss ich sagen; und ja, wie man sich schon so seine Gedanken macht, und Euch darf ich's ja verrathen, der Ihr so viel hört und seht: wenn mein Hans einmal aus der Fremd' zurück wär', wenn's zur Übergab hätt' kommen sollen und wenn er just einen Gefallen gefunden hätt' an der Marie, ich hätt' nicht nein gesagt, wiewohl sie nur ein Dienstbot und ein armes lediges Kind ist. Jetzt ist freilich das alles aus." — „Na, na, liebe Frau Mutter! Ein durchgegangenes Rössl' gehört nicht gleich fürn Schinder. Und einen Tuck hat ein jeder Mensch, und 's junge Weibervolk gar. Ein bisschen ‚verübelhaftig' ist sie gewiss auch, und hat's vielleicht einen kleinen Verdruss gegeben?" „Nicht ein krummes Wörtl meinerseits! Und es hat ihr auch sonst niemand 'was in den Weg gelegt, denk' ich. Wer könnt' ihr denn feind sein? Das heißt, jetzt ist's wohl anders."

„Und wie lang, wenn ich so fragen darf, ist sie denn schon aus dem Haus?"

„Eine kleine Ewigkeit, kömmt's mir für; denn mit der andern, der Lies', kann man doch keine Ehr' aufheben. Also, am letzten Sonntag hat sie noch geschafft, als gienge nichts vor in ihr. Ein genöthiger Tag ist's gewesen und hart ist's ihr angekommen, wie's spät und später geworden ist. So viel hab' ich ihr schon angekannt; denke mir aber: das sind Zuständ', wie sie kommen und aufhören, und wie sie ein junges, gesundes Ding noch allezeit überstanden hat. Mir selber, aufrichtig gesagt, ist's aber doch zu viel geworden. Ich bin gewiss gerne die erste auf und die letzte im Bette, und es muss arg sein, wenn mir einmal beim Herd die Augen zufallen. Schon um Mitternacht aber hätt' ich die tollsten Schreier und Saufhäls' zu allen Geiern wünschen können. Ich leg' mich also schlafen: auf die Marie hab' ich mich ja ganz verlassen können . . . Gestern in der Früh, wie ich Umschau halte: wer nicht beim Aufräumen ist, das ist die Marie. Das hätt' mir auffallen sollen. Ich vermein' aber, sie hat sich verschlafen und es ist ihr zu gönnen, sie hat

Krambambuli.

Von Marie von Ebner-Eschenbach.*)

Vorliebe empfindet der Mensch für allerlei Gegenstände. Liebe, die echte, unvergängliche, die lernt er — wenn überhaupt — nur einmal kennen. So wenigstens meint der Herr Revierjäger Hopp. Wie viel Hunde hat er schon gehabt, und auch gern gehabt, aber lieb, was man sagt lieb und unvergesslich, ist ihm nur einer gewesen — der Krambambuli. Er hatte ihn im Wirtshause „zum Löwen" in Wischau von einem vacierenden Forstgehilfen gekauft oder eigentlich eingetauscht. Gleich beim ersten Anblick des Hundes war er von der Zuneigung ergriffen worden, die dauern sollte bis zu seinem letzten Athemzuge. Dem Herrn des schönen Thieres, der am Tische vor einem geleerten Brantweingläschen saß und über den Wirt schimpfte, weil dieser kein zweites umsonst hergeben wollte, sah der Lump aus den Augen. Ein kleiner Kerl, noch jung und doch so fahl wie ein abgestorbener Baum, mit gelbem Haar, und gelbem spärlichem Bart. Der Jägerrock, ein Überrest, vermuthlich aus der vergangenen Herrlichkeit des letzten Dienstes, trug die Spuren einer im nassen Straßengraben zugebrachten Nacht. Obwohl sich Hopp ungern in schlechte Gesellschaft begab, nahm er trotzdem platz neben dem Burschen und begann sogleich ein Gespräch mit ihm. Da bekam er es denn bald heraus, dass der Nichtsnutz den Stutzen und die Jagdtasche dem Wirt bereits als Pfänder ausgeliefert hatte, und dass er jetzt auch den Hund als solches hergeben möchte; der Wirt jedoch, der schmutzige Leuteschinder, wollte von einem Pfand, das gefüttert werden muss, nichts hören.

Herr Hopp sagte vorerst kein Wort von dem Wohlgefallen, das er an dem Hunde gefunden hatte, ließ aber eine Flasche von dem guten Danziger Kirschbrantwein bringen, den der Löwenwirt damals führte, und schenkte dem Vacierenden fleißig ein. — Nun, in einer Stunde war

---

*) Dieses köstliche Geschichtchen, mit welchem wir unseren „Heimgarten" zieren wollen, ist mit Genehmigung der Frau Verfasserin aus ihren gesammelten Werken abgedruckt.
D. Red.

Damit brach er auf, hinter sich die Thüre zuschlagend. Sein Glas war erst halb geleert, seine Zeche unbeglichen.

Nun waren sie völlig allein, die Wirtin und der Fuhrmann. Letzterer hatte den Burschen gut aufs Korn genommen und damit, dass er den Kopf schüttelte, mocht' er andeuten wollen, dass er denselben keineswegs für unverfänglich halte.

„Ich hab' ihm schon längst einen ‚Deuter' geben wollen", sagte die alte Frau; „er hätt' auch dagegen aufbegehren dürfen; aber ohne diese gemachte Hitz' hätt's mir besser gefallen. Wollte Gott, dass ich zu schwarz sähe! Wenn sie nur ein Vertrauen zu mir hätt' haben wollen, das arme Kind! Aber, was auch geschehen ist, ich will die Hand nicht ganz von ihr abziehen. Und nun, erzählt, Veit, wo sie ist und was sie macht — es ist eh besser, dass der Kohlschreiber schon fort ist."

„Ja, viel kann ich der Frau Mutter nicht sagen. Gesehen hab' ich sie, oder ich glaub' wenigstens, dass sie's gewesen ist. Und dann hab' ich sie mehr an ihrem Gang erkannt, als dass ich ihr liebes Gesichtl ausgenommen hätt'! Oberhalb Kathal ist's gewesen und beim Dreikönigwirt heißt's, wo ich gewässert und gefüttert hab'. Und wie ich so bei meinem Wagen steh', kommt 's Hascherl aus dem Walde herfür und ist auch schon wieder drüben auf der anderen Seiten im Wald. Ich hab's nicht anreden, nicht fragen können; denn grad verkehrt: meine Schimmel haben ins Kärntnerische müssen und sie, die's da so gut gehabt hat, sucht draußen auf dem Murboden wo eine Zuflucht. Hat sie vielleicht Verwandte noch draußen?"

„Dass ich nicht wüsst'! Eine Steirische ist allerdings ihre Mutter gewesen. Und nicht wahr, Veit, Ihr schaut Euch weiter um sie um und lasst mir Post sagen, wenn Ihr selber nicht kommt? Jetzt aber gute Nacht, Veit! Spät ist's 'worden, und morgen ist Frauentag."

(Fortsetzung folgt.)

schätzig nannte. Manchmal machte sie ihrem Manne Vorwürfe. Sie hatte den ganzen Tag, in jeder Stunde, in der sie nicht aufräumte, wusch oder kochte, schweigend gestrickt. Am Abend nach dem Essen, wenn sie wieder zu stricken begann, hätte sie gern eins dazu geplaudert.

„Weißt denn immer nur dem Buli was zu erzählen, Hopp, und mir nie? Du verlernst vor lauter Sprechen mit dem Vieh das Sprechen mit den Menschen."

Der Revierjäger gestand sich, dass etwas Wahres an der Sache sei, aber zu helfen wusste er nicht. Wovon hätte er mit seiner Alten reden sollen? Kinder hatten sie nie gehabt, eine Kuh durften sie nicht halten, und das Geflügel interessiert einen Jäger im lebendigen Zustand gar nicht und im gebratenen nicht sehr. Für Culturen aber und für Jagdgeschichten hatte wieder die Frau keinen Sinn. Hopp fand zuletzt einen Ausweg aus diesem Dilemma; statt *mit* dem Krambambuli, sprach er *von* dem Krambambuli, von den Triumphen, die er allenthalben mit ihm feierte, von dem Neide, den sein Besitz erregte, von den lächerlich hohen Summen, die ihm für den Hund geboten wurden und die er verächtlich von der Hand wies.

Zwei Jahre waren so vergangen, da erschien eines Tages die Gräfin, die Frau seines Brotherrn, im Hause des Jägers. Er wusste gleich, was der Besuch zu bedeuten habe, und als die gute schöne Dame begann: „Morgen, lieber Hopp, ist der Geburtstag des Grafen . . ." setzte er ruhig und schmunzelnd fort: „Und da möchten Hochgräfliche Gnaden dem Herrn Grafen ein Präsent machen, und sind überzeugt mit keinem so viel Ehre einlegen zu können, als mit dem Krambambuli" — „Ja, ja lieber Hopp. . . ." Die Gräfin erröthete vor Vergnügen über dieses freundliche Entgegenkommen und sprach gleich von Dankbarkeit und bat, den Preis nur zu nennen, der für den Hund zu entrichten wäre. Der alte Fuchs von einem Revierjäger kicherte, that sehr demüthig und rückte auf einmal mit der Erklärung heraus: „Hochgräfliche Gnaden! Wenn der Hund im Schlosse *bleibt*, nicht jede Leine zerbeißt, nicht jede Kette zerreißt, oder wenn er sie nicht zerreißen *kann*, sich bei den Versuchen es zu thun erwürgt, dann behalten ihn Hochgräfliche Gnaden umsonst — dann ist er *mir* nichts mehr wert."

Die Probe wurde gemacht, aber zum Erwürgen kam es nicht, denn der Graf verlor früher die Freude an dem eigensinnigen Thier. Vergeblich hatte man es durch Liebe zuerst, später mit Strenge zu gewinnen gesucht. Er biss jeden, der sich ihm näherte, versagte das Futter, und — viel hat der Hund eines Jägers ohnehin nicht zuzusetzen — kam ganz herunter. Nach einigen Wochen erhielt Hopp die Botschaft, er könne sich seinen Köter abholen. Als er eilends von der Erlaubnis Gebrauch machte, und den Hund in seinem Zwinger aufsuchte, da gab's ein Wiedersehen

alles in Ordnung. Der Jäger gab zwölf Flaschen von demselben Getränke, bei dem der Handel geschlossen worden — der Vagabund gab den Hund. Zu seiner Ehre muss man gestehen, nicht leicht. Die Hände zitterten ihm so sehr, als er dem Thiere die Leine um den Hals legte, dass es schien, er werde mit dieser Manipulation nimmermehr zurecht kommen. Hopp wartete geduldig und bewunderte im stillen den Hund. Höchstens zwei Jahre mochte er alt sein, und in der Farbe glich er dem Lumpen, der ihn hergab, doch war die seine um eine paar Schattierungen dunkler. Auf der Stirn hatte er ein Abzeichen, einen weißen Strich, der rechts und links in kleine Linien auslief, in der Art wie die Nadeln an einem Tannenreis. Die Augen waren groß, schwarz, leuchtend, von thauklaren lichtgelben Reiflein umsäumt, die Ohren hoch angesetzt, lang, makellos. Und makellos war alles an dem ganzen Hunde, von der Klaue bis zu der feinen Witternase; die kräftige, geschmeidige Gestalt, das über jedes Lob erhabene Piedestal. Vier lebende Säulen, die auch den Körper eines Hirsches getragen hätten, und nicht viel dicker waren als die Läufe eines Hasen. Beim heiligen Hubertus! Dieses Geschöpf musste einen Stammbaum haben, so alt und rein wie der eines Deutschen Ordensritters.

Dem Jäger lachte das Herz im Leibe über den prächtigen Handel, den er gemacht. Er stand nun auf, ergriff die Leine, die zu verknoten dem Vacierenden endlich gelungen war, und fragte: „Wie heißt er denn?" — „Er heißt wie das, wofür Ihr ihn kriegt: Krambambuli" lautete die Antwort. — „Gut, gut, Krambambuli! So komm! Wirst gehen? Vorwärts!" Ja, er konnte lange rufen, pfeifen, zerren — der Hund gehorchte ihm nicht, wandte den Kopf demjenigen zu, den er noch für seinen Herrn hielt, heulte, als dieser ihm zuschrie: „Marsch!" und den Befehl mit einem tüchtigen Fußtritt begleitete, suchte sich aber immer wieder an ihn heran zu drängen. Erst nach einem heißen Kampfe gelang es Herrn Hopp, die Besitzergreifung des Hundes zu vollziehen. Gebunden und geknebelt musste er zuletzt in einem Sacke auf die Schulter geladen und so in das mehrere Wegstunden entfernte Jägerhaus getragen werden.

Zwei volle Monate brauchte es, bevor der Krambambuli, halb todtgeprügelt, nach jedem Fluchtversuche mit dem Stachelhalsband an die Kette gelegt, endlich begriff, wohin er jetzt gehöre. Dann aber, als seine Unterwerfung vollständig geworden war, was für ein Hund wurde er dann! Keine Zunge schildert, kein Wort ermisst die Höhe der Vollendung, die er erreichte, nicht nur in der Ausübung seines Berufes, sondern auch im täglichen Leben als eifriger Diener, guter Kamerad und treuer Freund und Hüter. „Dem fehlt nur die Sprache", heißt es von anderen intelligenten Hunden — dem Krambambuli fehlte sie nicht; sein Herr zum mindesten pflog lange Unterredungen mit ihm. Die Frau des Revierjägers wurde ordentlich eifersüchtig auf den „Buli", wie sie ihn gering-

Oberförster am liebsten mit Pulverminen umgeben hätte. Die Linden standen just in schönster Blüte und über diese hatte ein Dutzend kleiner Jungen sich hergemacht. Wie Eichkätzchen krochen sie auf den Ästen der herrlichen Bäume herum, brachen alle Zweige, die sie erwischen konnten, und warfen sie zur Erde. Zwei Weiber lasen die Zweige hastig auf und stopften sie in Körbe, die bereits mehr als zur Hälfte mit dem duftenden Raube gefüllt waren. Der Oberförster raste in unermesslicher Wuth. Er ließ durch seine Heger die Buben nur so von den Bäumen schütteln, unbekümmert um die Höhe, aus der sie fielen. Während sie wimmernd und schreiend um seine Füße krochen, der eine mit zerschlagenem Gesicht, der andere mit ausgerenktem Arm, ein dritter mit gebrochenem Bein, zerbläute er eigenhändig die beiden Weiber. In dem einen derselben erkannte Hopp mit stillem Gruseln die leichtfertige Dirne, die das Gerücht als die Geliebte des „Gelben“ bezeichnete. Und als die Körbe und Tücher der Weiber und die Hüte der Buben in Pfand genommen wurden und Hopp den Auftrag bekam, sie aufs Gericht zu bringen, konnte er sich eines schlimmen Vorgefühls nicht erwehren.

Der Befehl, den ihm damals der Oberförster zurief, wild wie ein Teufel in der Hölle und wie ein solcher umringt von jammernden und gepeinigten Sündern, ist der letzte gewesen, den der Revierjäger im Leben von ihm erhalten hat. Eine Woche später traf er ihn wieder im Lindenrondell — todt. Aus dem Zustande, in dem die Leiche sich befand, war zu ersehen, dass sie hieher, und zwar durch Sumpf und Gerölle geschleppt worden war, um an dieser Stelle aufgebahrt zu werden. Der Oberförster lag auf abgehauenen Zweigen, die Stirn mit einem dichten Kranz aus Lindenblüten umflochten, einen ebensolchen als Bandelier um die Brust gewunden. Sein Hut stand neben ihm mit Lindenblüten gefüllt. Auch die Jagdtasche hatte der Mörder ihm gelassen, nur die Patronen herausgenommen und statt ihrer Lindenblüten hineingethan. Der schöne Hinterlader des Oberförsters fehlte und ward durch einen elenden Schießprügel ersetzt. Als man später die Kugel, die seinen Tod verursacht hatte, in der Brust des Ermordeten fand, zeigte es sich, dass sie genau in den Lauf dieses Schießprügels passte, der dem Förster gleichsam zum Hohne über die Schulter gelegt worden war. Hopp stand bei dem Anblick der entstellten Leiche regungslos vor Entsetzen. Er hätte keinen Finger heben können und auch das Gehirn war ihm wie gelähmt; er starrte nur und starrte und dachte anfangs gar nichts, und erst nach einer Weile brachte er es zu einer Beobachtung, einer stummen Frage: — „Was hat denn der Hund?“

Der Krambambuli beschnüffelt den todten Mann, läuft wie nicht gescheit um ihn herum, die Nase immer am Boden. Einmal winselt er, einmal stößt er einen schrillen Freudenschrei aus, macht ein paar Sätze,

unermesslichen Jubels voll. Krambambuli erhob ein wahnsinniges Geheul, sprang an seinem Herrn empor, stemmte die Vorderpfoten auf dessen Brust und leckte die Freudenthränen ab, die dem Alten über die Wangen liefen.

Um dieselbe Zeit trieb, nicht nur in den gräflichen Forsten, sondern in der ganzen Umgebung, eine Bande Wildschützen auf wahrhaft tolldreiste Art ihr Wesen. Der Anführer sollte ein verlottertes Subject sein. Den „Gelben“ nannten ihn die Holzknechte, die ihn in irgend einer übel berüchtigten Spelunke beim Branntwein trafen, die Heger, die ihm hie und da schon auf der Spur gewesen, ihm aber nie hatten beikommen können, und endlich die Kundschafter, deren er unter dem schlechten Gesindel in jedem Dorfe mehrere besaß.

Er war wohl der frechste Gesell, der jemals ehrlichen Jägersmännern etwas aufzulösen gab, musste auch selbst vom Handwerk gewesen sein, sonst hätte er das Wild nicht mit solcher Sicherheit aufspüren und nicht so geschickt jeder Falle, die ihm gestellt wurde, ausweichen können.

Die Wild- und Waldschäden erreichten eine unerhörte Höhe, das Forstpersonal befand sich in grimmigster Aufregung. Da begab es sich nur zu oft, dass die kleinen Leute, die bei irgend einem unbedeutenden Waldfrevel ertappt wurden, eine härtere Behandlung erlitten als zu anderen Zeiten geschehen wäre und als gerade zu rechtfertigen war. Große Erbitterung herrschte darüber in allen Ortschaften, dem Oberförster, gegen den der Hass sich zunächst wandte, kamen gutgemeinte Warnungen in Menge zu. Die Raubschützen, hieß es, hätten einen Eid darauf geschworen, bei der ersten Gelegenheit exemplarische Rache an ihm zu nehmen. Er, ein rascher kühner Mann, schlug das Gerede in den Wind und sorgte mehr denn je dafür, dass weit und breit kund werde, wie er seinen Untergebenen die rücksichtsloseste Strenge anbefohlen und für etwaige schlimme Folgen die Verantwortung selbst übernommen habe. Am häufigsten rief der Oberförster dem Revierjäger Hopp die scharfe Handhabung seiner Amtspflicht ins Gedächtnis, und warf ihm zuweilen Mangel an „Schneid“ vor, wozu freilich der Alte nur lächelte. Der Krambambuli aber, den er bei solcher Gelegenheit von oben herunter anblinzelte, gähnte laut und wegwerfend. Übel nahmen er und sein Herr dem Oberförster nichts. Der Oberförster war ja der Sohn des Unvergesslichen, bei dem Hopp das edle Weidwerk erlernt, und Hopp hatte wieder ihn als kleinen Jungen in die Rudimente des Berufs eingeweiht. Die Plage, die er einst mit ihm gehabt, hielt er heute noch für eine Freude, war stolz auf den ehemaligen Zögling und liebte ihn trotz der rauhen Behandlung, die er so gut wie jeder andere von ihm erfuhr.

Eines Junimorgens traf er ihn eben wieder bei einer Execution.

Es war im Lindenrondell, am Ende des herrschaftlichen Parks, der an den „Grafenwald“ grenzte, und in der Nähe der Culturen, die der

turen in der Nähe des Lindenrondells ein. Im Augenblick, in dem er auf den Fußsteig treten will, der längs des Buchenzaunes läuft, ist ihm, als höre er etwas im Laube rascheln. Gleich darauf herrscht jedoch tiefe Stille, tiefe, anhaltende Stille. Fast hätte er gemeint, es sei nichts Bemerkenswertes gewesen, wenn nicht der Hund so merkwürdig dreingeschaut hätte. Der stand mit gesträubtem Haar, den Hals vorgestreckt, den Schwanz aufrecht, und glotzte eine Stelle des Zaunes an. Oho! dachte Hopp, wart' Kerl, wenn du's bist; trat hinter einen Baum und spannte den Hahn seiner Flinte. Wie rasend pochte ihm das Herz und der ohnehin kurze Athem wollte ihm völlig versagen, als jetzt plötzlich — Gottes Wunder, durch den Zaun — „der Gelbe" auf den Fußsteig trat. Zwei junge Hasen hängen an seiner Weidtasche und auf seiner Schulter, am wohlbekannten Juchtenriemen, der Hinterlader des Oberförsters. Nun wär's eine Passion, den Racker niederzubrennen aus sicherem Hinterhalt.

Aber nicht einmal auf den schlechtesten Kerl schießt der Jäger Hopp, ohne ihn angerufen zu haben. Mit einem Satze springt er hinter dem Baume hervor und auf den Fußsteig, und schreit: „Gib dich, Vermaledeiter!" Und als der Wildschütz zur Antwort den Hinterlader von der Schulter reißt, gibt der Jäger Feuer .... All ihr Heiligen! — ein sauberes Feuer. Die Flinte knackst anstatt zu knallen. Sie hat zu lang mit aufgesetzter Kapsel im feuchten Wald am Baum gelehnt — sie versagt.

Gute Nacht, so sieht das Sterben aus — fliegt es dem Alten durch den Kopf und zu gleicher Zeit sein Hut ins Gras ... Der andere hat auch kein Glück, der Schurke. Der einzige Schuss, den er noch im Gewehre hatte, verloren, und zum zweiten zieht er eben die Patrone aus der Tasche ...

„Pack an!" ruft Hopp seinem Hunde heiser zu: „Pack an!" Und: „Herein, zu mir! Herein, Krambambuli!" lockt es drüben mit zärtlicher, liebevoller — ach, mit altbekannter Stimme. ...

Der Hund aber — —

Was sich nun begab, begab sich viel rascher, als man es erzählen kann.

Krambambuli hatte seinen ersten Herrn erkannt und rannte auf ihn zu, bis — in die Mitte des Weges. Da pfeift Hopp und der Hund macht Kehrt, „der Gelbe" pfeift und der Hund macht wieder Kehrt, und windet sich in Verzweiflung auf einem Fleck, in gleicher Distanz von dem Jäger wie von dem Wildschützen, zugleich hingerissen und gebannt ....

Zuletzt hat das arme Thier den trostlos unnöthigen Kampf aufgegeben und seinen Zweifeln ein Ende gemacht, aber nicht seiner Qual. Bellend, heulend, den Bauch am Boden, den Körper gespannt, wie eine Sehne, den Kopf empor gehoben, als riefe es den Himmel zum Zeugen seines Seelenschmerzes an, kriecht es — seinem ersten Herrn zu ...

bellt, und es ist gerade so, als erwache in ihm eine längst erstorbene Erinnerung. . . .

„Herein", ruft Hopp, „da herein!" Und Krambambuli gehorcht, sieht aber seinen Herrn in allerhöchster Aufregung an, und — wie der Jäger sich auszudrücken pflegte — sagt ihm: „Ich bitte dich um alles in der Welt, siehst denn nichts? Riechst du denn nichts? . . . O lieber Herr, schau doch! riech doch! O Herr, komm! Daher komm! . . ." Und tupft mit der Schnauze an des Jägers Knie und schleicht, sich oft umsehend, als frage er: „Folgst du mir?" zu der Leiche zurück und fängt an, das schwere Gewehr zu heben und zu schieben und ins Maul zu fassen, in der offenbaren Absicht, es zu apportieren.

Dem Jäger läuft ein Schauer über den Rücken und allerlei Vermuthungen dämmern in ihm auf. Weil das Spintisieren aber nicht seine Sache ist, es ihm auch nicht zukommt, der Obrigkeit Lichter aufzustecken, sondern vielmehr den gräßlichen Fund, den er gethan hat, unberührt liegen zu lassen und seiner Wege — daß heißt in dem Falle recte zu Gericht — zu gehen, so thut er denn einfach, was ihm zukommt.

Nachdem es geschehen und alle Förmlichkeiten, die das Gesetz bei solchen Katastrophen vorschreibt, erfüllt, der ganze Tag auch und noch ein Stück der Nacht darüber hingegangen sind, nimmt Hopp, eh' er schlafen geht, noch seinen Hund vor.

„Mein Hund", spricht er, „jetzt ist die Gendarmerie auf den Beinen, jetzt gibt's Streifereien ohne Ende. Wollen wir es andern überlassen, den Schuft, der unsern Oberförster erschossen hat, wegzuputzen aus der Welt? — Mein Hund kennt den niederträchtigen Strolch, kennt ihn, ja, ja. Aber das braucht niemand zu wissen, das habe ich nicht ausgesagt . . . Ich, hoho! . . . Ich werd' meinen Hund hineinbringen in die Geschichte . . . Das könnt' mir einfallen!" Er beugte sich über Krambambuli, der zwischen seinen ausgespreizten Knien saß, drückte die Wange an den Kopf des Thieres und nahm seine dankbaren Liebkosungen in Empfang. Dabei summte er im Ton einer alten Volksweise: „Was macht denn mein Krambambuli?" so oft, bis der Schlaf ihn übermannte.

Seelenkundige haben den geheimnisvollen Drang zu erklären gesucht, der manchen Verbrecher stets wieder an den Schauplatz seiner Unthat zurückjagt. Hopp wusste von diesen gelehrten Ausführungen nichts, strich aber dennoch ruh- und rastlos mit seinem Hunde in der Nähe des Lindenrondells umher. Am zehnten Tage nach dem Tode des Oberförsters hatte er zum erstenmal ein paar Stunden lang an etwas anderes gedacht als an seine Rache, und sich im „Grafenwald" mit dem Bezeichnen der Bäume beschäftigt, die beim nächsten Schlag ausgenommen werden sollten.

Wie er nun mit seiner Arbeit fertig ist, hängt er die Flinte wieder um und schlägt den kürzesten Weg quer durch den Wald gegen die Cul-

als die Leiche auf den Wagen geladen und fortgeführt wurde, trottete Krambambuli gesenkten Kopfes und mit eingezogenem Schwanze hinterher. Unweit der Todtenkammer, in der „der Gelbe“ lag, sah ihn der Gerichtsdiener noch am folgenden Tage herumstreichen. Er gab ihm einen Tritt, und rief ihm zu: „Geh’ nach Hause!“ — Krambambuli fletschte die Zähne gegen ihn und lief davon! wie der Mann meinte, in der Richtung des Jägerhauses. Aber dorthin kam er nicht, sondern führte ein elendes Vagabundenleben.

Verwildert, zum Skelet abgemagert, umschlich er einmal die armen Wohnungen der Häusler am Ende des Dorfes. Plötzlich stürzte er auf ein Kind los, das vor der letzten Hütte stand, und entriss ihm gierig das Stück Brot, an dem es aß. Das Kind blieb starr vor Schrecken, aber ein kleiner Spitz sprang aus dem Hause und bellte den Räuber an. Dieser ließ sogleich seine Beute fahren und entfloh.

Am selben Abend stand Hopp vor dem Schlafengehen am Fenster und blickte in die schimmernde Sommernacht hinaus. Da war ihm, als sähe er jenseits der Wiese, am Waldessaum, den Hund sitzen, die Stätte seines ehemaligen Glückes unverwandt und sehnsüchtig betrachtend — der Treueste der Treuen, herrenlos!

Der Jäger schlug den Laden zu und gieng zu Bette. Aber nach einer Weile stand er auf, trat wieder ans Fenster — der Hund war nicht mehr da. Und wieder wollte er sich zur Ruhe begeben, und wieder fand er sie nicht.

Er hielt es nicht mehr aus. Sei es, wie es sei! .... Er hielt es nicht mehr aus ohne Hund. — Ich hol’ ihn heim, dachte er, und fühlte sich wie neugeboren nach diesem Entschluss.

Beim ersten Morgengrauen war er angekleidet, empfahl seiner Alten, mit dem Mittagessen nicht auf ihn zu warten, und sputete sich hinweg. Wie er aber aus dem Hause trat, stieß sein Fuß an denjenigen, den er in der Ferne zu suchen ausgieng. Krambambuli lag verendet vor ihm, den Kopf an die Schwelle gepresst, die er zu überschreiten nicht mehr gewagt hatte.

Der Revierjäger verschmerzte ihn nie. Die Augenblicke waren seine besten, in denen vergaß, dass er ihn verloren hatte. In freundliche Gedanken versunken, intonierte er dann sein berühmtes: „Was macht denn mein Krambam ....“ Aber mitten in dem Worte hielt er bestürzt inne, schüttelte das Haupt und sprach mit einem tiefer Seufzer: „Schad’ um den Hund!“

Bei dem Anblick wird Hopp von Blutdurst gepackt. Mit zitternden Fingern hat er die neue Kapsel aufgesetzt — mit ruhiger Sicherheit legt er an. Auch „der Gelbe“ hat den Lauf wieder auf ihn gerichtet. Diesmal gilt's! Das wissen die beiden, die einander auf dem Korn haben und was auch in ihnen vorgehen möge, sie zielen so ruhig wie ein paar gemalte Schützen.

Zwei Kugeln fliegen. Die des Jägers an ihr Ziel; die des Wilddiebs — in die Luft. Das macht: er hat gezuckt, weil ihn der Hund im Augenblicke des Losdrückens mit stürmischer Liebkosung angesprungen hat. „Bestie!“ zischte er noch, stürzt rücklings hin und rührt sich nicht mehr.

Der ihn gerichtet, kommt langsam herangeschritten. Du hast genug, denkt er, um jedes Schrotkorn wär's schad bei dir. Trotzdem stellt er die Flinte auf den Boden und lädt eine Kugel hinein. Der Hund sitzt aufrecht vor ihm, läßt die Zunge heraushängen, keucht kurz und laut und sieht ihm zu. Und als der Jäger fertig ist und die Flinte wieder zur Hand nimmt, halten sie ein Gespräch, von dem kein Zeuge ein Wort vernommen hätte, wenn es auch statt eines todten, ein lebendiger gewesen wäre.

„Weißt du, wem die Kugel bestimmt ist?“

„Ich kann es mir denken.“

„Deserteur, Kalfakter, pflicht- und treuvergessene Canaille!“

„Ja Herr, jawohl.“

„Du warst meine Freude. Jetzt ist's vorbei, ich habe keine Freude mehr an dir.“

„Begreiflich, Herr“, und Krambambuli legte sich hin, drückte den Kopf auf die ausgestreckten Vorderpfoten, und sah den Jäger an.

Ja, hätte das verdammte Vieh ihn nur nicht angesehen! Da würde er ein rasches Ende gemacht und sich und dem Hunde viel Pein erspart haben. Aber so geht's nicht! Auf ein Geschöpf, das einen so ansieht, schießt man nicht. Herr Hopp murmelte ein halbes Dutzend Flüche zwischen den Zähnen, einer gotteslästerlicher als der andere, hängt die Flinte wieder um, nimmt dem Raubschützen noch die jungen Hasen ab und geht.

Der Hund folgte ihm mit den Augen, bis er zwischen den Bäumen verschwunden war, stand dann auf, und sein mark- und beinerschütterndes Wehgeheul durchdrang den Wald. Ein paarmal drehte er sich im Kreise, und setzte sich wieder aufrecht neben den Todten hin. So fand ihn die gerichtliche Commission, die, von Hopp geleitet, bei sinkender Nacht erschien, um die Leiche des Raubschützen in Augenschein zu nehmen und fortschaffen zu lassen. Krambambuli wich einige Schritte zurück, als die Herren herantraten. Einer von ihnen sagte: „Das ist ja Ihr Hund.“ — „Ich habe ihn hier als Schildwache zurückgelassen“, antwortete Hopp, der sich schämte, die Wahrheit zu gestehen. — Was half's? Sie kam doch heraus, denn

tagsmusik gemacht hatten, kehrte ich mich nicht viel drum, mein ganzes Wesen erfüllte der Gedanke: morgen, bis es wieder dunkel wird, hast du deinen Taschenfeitel.

Am nächsten Frühtage, als die Wände des Hauses im Morgenrothe leuchteten, strich ich schon draußen auf dem thaufrischen Anger herum und guckte zwischen Bäumen und Sträuchern hin nach allen Seiten aus, ob nicht der Vetter Jakob dahersteige. In die Stube zurückgekehrt, gab's dort eine Überraschung. An die Namenstagstrauben hatte ich gar nicht gedacht. Die Mutter hatte sie mir heuer mit besonders viel Weinbeerlein ausgestattet; ich steckte sie in großen Brocken rasch in den Mund, um die Finger abgeschleckt zu haben und bereit zu sein, wenn der Vetter Jakob mit dem Taschenfeitel käme. Die Stubenthür gieng auf, der Vater trat herein, gieng langsam auf mich zu: „Dem Namenstagbuben muss man doch eine neue Kappen aufsetzen!“ und streifte mir eine buntgestreifte Zipfelmütze mit schönem Boschen (Quaste) über die Ohren. Fast wollte er sie in guter Laune mir auch über die Augen ziehen, ich wehrte mit den Händen ab, die Augen müssen freibleiben, wenn der Vetter Jakob kommt!

Jetzt erschienen meine Geschwister. Der Jackerle brachte von seiner Henne, er besaß eine, drei Eier, die Plonele verehrte mir ein Sträußlein aus frischen Nelken und Reseden und einen Kreuzer dazu; die Mirzele schluchzte in ihr Schürzlein, weil sie nichts hatte, worauf ihr meine Mutter eine hölzerne Perlenschnur gab, damit sie mir dieselbe als Angebinde schenken konnte, und ich solle damit nur fleißig rosenkranzbeten. „Der Hund bellt!“ rief ich und horchte erwartungsvoll, ob die schweren Schuhe des Vetters Jakob nicht schlürfelten draußen am Antrittstein. Man hörte so was. Die Grablerin-Godel kam daher, ganz schämig kam sie zur Thür herein und stellte auf die Ofenbank einen großen Handkorb. „Für den braven Namenstagbuben“, flüsterte sie und begann auszupacken. Zwei große Krapfen und ein braunglänzendes Honigtöpflein, und etliche Kaiserbirnen; irgendwo auf der Welt mussten sie also schon reif sein. Und endlich ein Päcklein mit nagelneuem Herbstgewandel, grünausgeschlagenes Jöpplein, rother Brustfleck, braunseidenes Halstüchlein, schwarzes Lederhöslein; ich fuhr allsogleich mit der Hand in den Hosensack: „Da thu' ich den Taschenfeitel hinein!“ Ein paar Schuhe noch, und ein Filzhütlein mit Hahnenfeder. „All's z'viel ist's, Schwägerin!“ rief meine Mutter aus. „Da thu' ich den Taschenfeitel hinein!“ wiederholte ich immer wieder.

„Wenn er Geistlich wird, soll er einmal eine Messe für mich lesen“, antwortete die Godel bescheidentlich.

Während die Mutter der Spenderin eine Eierspeise buk, um sie zu ehren und ich dann eingeladen wurde, mitzuessen, kamen erst unsere Mägde daher. Die Kathel brachte mir ein kirschrothes Sacktüchlein, die Traudel ein paar Wollensocken, die sie selber gestrickt hatte, die Rosel ein

Der Taschenfeitel.

Eine Erinnerung aus der Waldheimat von Rosegger.

Als jene Christenlehre im Waldlande vorübergewesen war, bei der ich mich ausgezeichnet hatte, gab es für mich eine herrliche Zeit. Nimmer war ich das nichtige Waldbauernbüblein, sondern vielmehr der junge Gottesgelehrte, der dem Pfarrer hatte sagen können, was christkatholisch glauben heißt, was zur Seligkeit nothwendig ist, worin die christliche Gerechtigkeit besteht und was der heilige Paulus über die Ehe gesagt hat. Die Bauern, in deren Gegenwart solche Fragen beantwortet worden, haben sich nur darüber gewundert, dass der Pfarrer mich nicht auf der Stelle zum Priester geweiht; vielleicht, meinte der Höfel-Hans, weiß er ihm zu viel, der Peterl, so dass er gleich zum Papst gewählt werden müsste, und dazu wäre der Bub doch noch um etliches zu jung.

Zehn Jahre war ich alt. Um diese Zeit hat der Mensch noch eine Menge Vettern. Einer von diesen — der Vetter Jakob wird's gewesen sein — duschelte mir ins Ohr: „Wart' Peterl, bis dein Namenstag kommt, kriegst was von mir — was Schönes! Extra was, weil du's so brav hast gemacht, allen Verwandten eine Ehr'! Einen Taschenfeitel, wenn du magst!" — Ja, Vetter Jakob, den mag ich! jubelte es in mir auf, und von der Stunde an begann ich mich unbändig zu freuen auf den Taschenfeitel. Wenn man so einen hat, da kann man nachher was! Man kann Peitschenstecken abschneiden, man kann aus Kiefernrinden Rösser schnitzeln, man kann aus Spänen Kreuzeln machen und sie ans Hausthor heften, man kann Pfeil und Bogen herrichten, man kann auf dem Felde die Rüben ausziehen und sie abschälen und hübsch stückweise in den Mund stecken, man kann den Forellen die Köpfe wegschneiden, bevor man sie in die Bratglut wirft, kurz man kann alles Mögliche thun, wenn man einen Taschenfeitel hat. Jede Nacht träumte ich vom Taschenfeitel, bis der Namenstag endlich herangekommen war. Am Vorabende, als sie mir mit Kübeln, Pfannen, Hafendeckeln und Feuerzangen die übliche Namens-

barn=Thomerl=Bub schenkte mir ein Handschlittlein mit dem Vorbehalte, ihm selbiges im Winter, so oft Schneebahn wäre, wieder zurückzuleihen. Den Thomerl=Buben fragte ich hierauf nur, ob er den Vetter Jakob kenne.

Der alte Schuster Ernest brachte ein Büchlein über Obstbaumzucht; bei uns wuchsen aber nur Wildkirschen und Holzäpfel. Die Nähterin Leni schickte durch ihr Dirndl den „Himmelschlüssel". Das war ein Gebetbüchlein für die armen Seelen im Fegefeuer. „Den Himmelschlüssel wird der Petrus wohl eh selber haben", bemerkte der alte Steffel, auf meinen Namensheiligen anspielend, worauf die Magd Kathel scharf zurückgab: „Ja, ja, Steffel, für deine arme Seel' wird der Schlüssel allein nit genug sein, die wird wohl auch noch Gebeter brauchen." „Kann eh sein", entgegnete der Steffel und schnupperte mit der Nase. Mir machte das keinen Spass, ich dachte nur an den Vetter Jakob. Ich hatte den ganzen Tag nichts zu arbeiten gebraucht, aber warten ist schwerer als arbeiten!

Gegen Abend kam des Nachbars Hieserl und schenkte mir eine Mundharmonika, an welcher zwar einige Zünglein fehlten, doch blies ich darauf das „Großer Gott wir loben dich!" und dachte dabei: Bis auch der Taschenfeitel da ist, nachher thut sich's!

Es thut sich auch so! mochte die Jungmagd Rosel gemeint haben; das von mir geblasene „Te Deum laudamus" für einen Walzer haltend, packte sie mich um die Mitte und hopste mit mir eins über den Anger.

„Ist das schon die Papsteinweihung?" fragte plötzlich jemand hinter mir und eine Hand hatte mich am Rockkragen gefasst. Der Vetter Jakob! — Vor Freudenschreck fiel mir die Mundharmonika von den Lippen in das Gras.

„Wir müssen doch einen Namenstagball haben!" suchte die Rosel das Tänzlein zu rechtfertigen.

„Christi Heustadl!" rief der Vetter lustig aus. „Heut' ist zuletzt gar dem Peterl sein Namenstag! — Wenn das ist, da muss man wohl —" Er bohrte seine Hand in den Sack, zerrte gemächlich ein ledernes Beutelein heraus, bandelte an demselben herum und kletzelte mir ein funkelndes Silbergröschlein hervor. „So, Bübel, das thust in dein Sparbüchsel und bleib halt schön gesund und brav, dass deine Eltern mit dir eine Freud' haben. Und ich muss wieder anrucken, sonst komm' ich ins Finstere."

Darauf ist er mit Stock und Füßen weit ausschreitend fortgegangen. — Und mein Taschenfeitel?

Am Abend, als in der Stube das Spanlicht aufgesteckt wurde, was war das für ein stolzes Eigen! Mein Gewandtrühlein, mein Winkelkastel, die Wandstellen ringsum voller Sachen. Sie standen, lehnten, lagen, hiengen da, theils noch in blaues Papier geschlagen, theils in hellen Farben auf mich herlachend. Und ich? Ich bin in meinem Leben selten so traurig

Lebkuchenherz mit Bildchen drauf, wo in einem güldenem Körblein zwischen Rosen ein Liebespaar saß. Der alte Steffel brachte mir ein Kränzlein Zithersaiten; die Zither selber bringe er später, wenn er sie selber erst bekommen hätte. Er habe einen Bruder und wenn dieser einmal sterbe, dann erbe er die Zither und dann bekäme sie der Namenstagbub, und dieweile möge er halt mit den Saiten fürlieb nehmen, die ja auch sehr schön wären. Der ganze Tisch war schon voller Sachen, als noch der Stallbub Michel mit einem Napf frisch gepflückter Kirschen daherkam.

„Aber Bübel!“ schrie meine Mutter voller Glück, „dich mauern sie heut' in lauter gut Sach ein! Das ist doch aus der Weis', da musst jetzt wohl recht zum Bravsein schauen.“

Ich gieng von einem Fenster zum andern. Draußen waren die Thorsäulen und die Bäume und die Büsche, und auf dem Anger die Schafe, der Vetter Jakob aber —. Endlich wackelte über die Wiese etwas daher. Der dicke Vetter Martin kam und hatte ein hölzernes Trühlein bei sich. Während er es in der Stube säumig aufthat, redete er zu mir: „Du Peterl, wann du etwan doch nit Papst solltest werden, so rath' ich dir, werd' ein Zimmermann, da geht's dir auch gut. Zimmerleut braucht man alleweil und gibt's Geld und gut Essen. Und deswegen hab' ich gemeint, ich wollt' dir meinen alten Zimmerzeug schenken; ich brauch' ihn nimmer, weil ich mir einen neuen zugelegt hab'. Sollt der Zeug zu rostig sein und Scharten haben, so thust ihn halt ein wenig schleifen und ich wünsch' dir einen glückseligen Namenstag.“ Bohrer, Stemmeisen, Hobel, Reifmesser, das war schon was! Jetzt, wenn nur auch der Vetter Jakob mit dem Taschenfeitel thät' kommen!

Statt dessen kam der Firmpathe, der gute Simon Miesebner, mit einem weißen Lämmlein, und als er das meckernde Thier vor mir auf die Bank stellte, schlug meine Mutter die Hände über dem Kopf zusammen: „Das helle Christkindel kunnst sein, Bub, so viel tragen sie dir zu! Na geh, das ist zu viel, das bist doch nit wert!“

Ich streichelte das weiche Lämmlein und schielte dabei mit einem Auge zum Fenster hinaus.

Beim Mittagsmahl gab's meine Lieblingsspeisen, ich konnte nichts essen. Ich saß im neuen Herbstgewandel da, steckte meine Hände in die Taschen; allerlei war schon drinnen, nur kein Taschenfeitel.

Nachmittags kam weiterer Besuch. Da giengen ein paar Schulkameraden aus Kathrein herüber. Der eine hatte eine Sammlung von Hosenknöpfen aus Horn und aus Messing und aus Stahl. Von einigen Gattungen, wovon er mehrere hatte, schenkte er mir zum Namenstag. Ein anderer verehrte mir eine Schachtel mit den damals neuen Streichhölzern, warnte mich aber solange vor dem „Zündeln“, bis mir eins aufzischend an den Fingern brannte, dass ich es entsetzt von mir warf. Der Nach-

Weiß nicht, wie's kam, dass er im Überschwange
Mich an sich zog und dass ich's schweigend litt,
Als er mich küsste flüchtig auf die Wange.

Da knarrte plötzlich nebenan ein Schritt —
Wir sprangen auf. „Rasch", rief ich, „nun zu Tische!"
Und eilt' hinaus und zog ihn lachend mit.

Von Scherz und Ernst ein seltsam toll' Gemische
War unser Plaudern. Jener flücht'ge Kuss
Berauschte mich, verlieh mir neue Frische.

Und seiner Laune prickelnder Erguss
Er riss mich hin — mir schien die Welt versunken
In dieser Stunde heit'rem Vollgenuss.

So fröhlich hatt' ich nie noch Wein getrunken
Als diesmal, wo der tollste Übermuth
Aus uns'rem Geiste Funken schlug auf Funken.

Die Gläser klangen und sie klangen gut,
Und seine Hand, sie ruhte auf der meinen;
Jäh in die Wangen stieg empor mein Blut,

Als uns're Lippen strebten sich zu einen.
Wir lachten, küssten, weil dies selig macht —
Ein heit'res Spiel — mehr wollt' es uns nicht scheinen.

Da schlug die böse Uhr schon Mitternacht.
„Mein Gott, so spät", rief er, „ich muss nun eilen.
Wie lieb Sie sind! Wer hätte das gedacht!

Nun muss ich geh'n und möchte gern noch weilen!"
Fortstürzend küsste er noch meine Hand. —
Mit andern Schläfern mocht' er längst schon theilen,
Als ich betäubt am selben Platz noch stand.

II.

Das lange Schlafen will fürwahr nichts taugen.
Längst ist's schon Tag — ich bin noch halb verträumt,
Und reibe mir den Schlaf noch aus den Augen.

Der Morgen ist nun wieder 'mal versäumt,
Und Mittag wird's, bis ich in Schrank und Laden,
Was noch von gestern daliegt, aufgeräumt.

Dies Gestern zieht sich wie ein rother Faden
Durch der Gedanken wechselvolle Flucht,
Und suchend schweift mein Herz auf neuen Pfaden,

Gleichwie im Traum, nicht wissend was es sucht.
Der schöne Abend ist so schnell verflossen. —
Wär' nur Erinnerung dessen einz'ge Frucht,

Dann wollt' ich fast, ich hätt' ihn nicht genossen,
Denn heiße Sehnsucht ist mir über Nacht
Im halberstorbnen Herzen neu gesprossen

Nach einem Glücke, das mich selig macht.
Werd' ich ihn wiedersehn in diesen Wänden?
Er hat beim Abschied nicht daran gedacht,

Hiefür mir ein Versprechen zu verpfänden,
Und mit dem letzten Kuss auf meine Hand
Mag wohl für ihn das Abenteuer enden.

Doch was liegt hier? Ist's nicht ein liebes Pfand
Der jüngst mit ihm so froh verlebten Stunden?
Ein blaues Seidentuch mit rothem Rand,

Das Nachts er trägt, leicht um den Hals gewunden
Und das, als er so eilig Abschied nahm,
Vergessen ward, da sich's nicht gleich gefunden.

Ob er wohl selbst es sich zu holen kam? —
Doch schicklicher wär', ihm's zurückzuschicken,
Nicht mehr als höflich nur und aufmerksam.

Mit Witz und Geist dazu ein Briefchen spicken? —
Das ist banal. — Vielleicht ein Scherzgedicht? —
Gar schlechte Verse? Nein. — Nun weiß ich's: Sticken

Will ich mit Seide in die Ecke dicht —
Das deutet er gewiss nicht als vermessen —
Ein kleines Zweiglein von Vergissmeinnicht.

Wie freut es mich, dass er das Tuch vergessen!

gewesen, als an jenem Namenstagsabend. Sachen von zehnfacher Güte und Schöne hatte ich bekommen, sie machten mir kein Vergnügen, denn sie waren nicht erwartet worden, für sie war in dem kindischen Herzlein kein Platz vorgerichtet worden, sie waren mir gleichgiltig. Und der eine Einzige, der heiß begehrte und sehnsuchtsvoll Erwartete, der, an dem schon so viele Vorstellungen und Absichten geknüpft waren, der Taschenfeitel ist nicht gekommen.

So geht es oft auf dieser Welt, auch das wohlwollendste, aus allen Füllhörnern Gaben streuende Glück kann enttäuschen, wenn es blind ist. Nicht darauf kommt es an, dass man ein argloses Menschenkind mit Schätzen überhäuft, als vielmehr einzig nur darauf, dass man seinen oft recht bescheidenen Wunsch erfüllt.

Aus einer Novelle in Terzinen.

Von Jenny von Reuß-Hoernes.

I.

Auf jenen Brettern, die die Welt bedeuten,
Sah ich ihn oft beklatscht, bejubelt steh'n,
Und Frohsinn war's, den seine Worte streuten.

Doch will ich gleich es offen nur gesteh'n,
Ich dachte sein ganz ohne Herzensregen,
Wie an ein Bild, das gerne man geseh'n.

Da trat er auf der Straße mir entgegen.
Aus seinen Augen streifte mich ein Strahl,
Der mich erröthen machte und verlegen.

Er sprach mich an; es war zum erstenmal —
Gar seltsam fühlt' ich mich vor ihm beklommen,
Und meine Antwort schien mir recht banal.

„Ob er mich wohl besuchen dürfe kommen?“
So frug er mich. „Ich sei so viel allein —“
Ich nickte nur, als hätt' ich's kaum vernommen.

„Ob es nicht gleich heut' abend könnte sein?
Er wollt' auf gar nichts weiter Anspruch machen
Als auf ein Brötchen und ein Gläschen Wein.“

Er bat so nett — am Ende musst' ich lachen,
Wobei mir die Befangenheit entschwand,
So dass wir schließlich wie zwei Freunde sprachen.

Zum Abschied gab er herzlich mir die Hand
Und heimlich freudig harrte ich der Stunde,
Bis hoch der Mond am dunklen Himmel stand.

Doch war's nicht still in meines Herzens Grunde:
Sein rascher Schlag und drauf sein ängstlich Stocken
Gab allzu klar von seiner Unruh' Kunde.

Da kreischt die Thür! Wie bin ich doch erschrocken!
Er stand vor mir so siegesfroh, so licht,
Das Haupt umwallt von glänzend braunen Locken.

Ein wenig Puderstaub noch im Gesicht
Und da — wahrhaftig — Schminke an den Ohren!
Ein Reifchen auch ums Auge fehlte nicht.

Beschwingt vom Beifall, den sein Spiel geboren,
Durchglüht von sprudelnd mächt'ger Lebenslust,
Ein Liebling, den die Menge sich erkoren,

War er sich voll auch seiner Macht bewusst,
Und während lächelnd er ins Aug' mir blickte,
Ward mir nur immer enger um die Brust.

Da frug er sanft nach allem, was mich drückte,
Man wird beredt, sobald sein Leid man klagt,
Und dass ich's durfte, war's, was mich beglückte.

Was keinem Freunde ich bisher gesagt,
Vertraut' ich ihm, gehorchend inn'rem Zwange
Und nicht bedenkend, dass es viel gewagt.

oder der grüne Donnerstag aber wurde feierlich begangen, indem die ganze Familie beichtete und das Abendmahl nahm. Am Nachmittag wurde eine Anzahl von zwölf alten Männern auf das Schloss geführt, denen der Schlossherr die Füße wusch, zur Erinnerung an die Fußwaschung der Jünger Christi. Dann wurden sie beschenkt und entlassen. Von diesem Tage an enthielt man sich jedes lauten Geräusches, selbst die Glocken wurden auf Ruhe gesetzt und die Altäre der Kirche ihres Schmuckes entkleidet und schwarz behangen. Den Judenfamilien, die in dem zum Schlosse gehörigen Städtchen oder Dörfchen wohnten, war nach alter Sitte angezeigt worden, wie es das dritte Concil des Aurelian verordnete, dass sie weder heut noch in den nächsten drei Tagen ihr Haus verlassen und unter Christen gehen, ja, vom krummen Mittwoch bis auf den Sonnabend der Grabesruhe sich selber nicht einmal an den Fenstern ihrer Wohnungen sehen lassen durften.

Am Nachmittage des grünen Donnerstags wurde nun der alte Adam entsündigt. Dieser seltsame Gebrauch bestand in Folgendem: An jedem Ort, gleichviel ob Dorf, Flecken oder Stadt, wählte man ein männliches Individuum, das in notorisch schlechtem Rufe stand. Bereits am Aschermittwoch, oder dem „Schürtage“ zog man ihm des Morgens Trauerkleider an; barfuß, aber mit bedecktem Haupte, musste er in die Kirche gehen und sich so stellen, dass die ganze Gemeinde ihn sehen konnte. Nach Beendigung des Gottesdienstes fuhr dann alles Volk auf ihn ein, knuffte ihn tüchtig und warf ihn zur Kirche hinaus. Das nannte man „den alten Adam austreiben“. Von dieser Stunde ab musste der Betreffende während der ganzen Fastenzeit täglich in dem nämlichen Aufzuge durch die Stadt oder das Dorf laufen und vor jeder daselbst befindlichen Kirchenthür stehen und beten, während in der Kirche selbst Gottesdienst gehalten wurde. Es war ihm streng verboten, einzutreten, auch durfte er den Vormittag über mit niemandem ein Wort wechseln. Dafür hatte er während dieser sieben Wochen täglich freies Essen bei den Geistlichen, den Chorherren oder dem Pfarrer; ja es war ihm sogar erlaubt, an dem Tisch der geistlichen Herren zu sitzen. Am Gründonnerstag führte man ihn dann, wie am Aschermittwoch, zur Kirche. Nach der Messe gieng er umher und sammelte von den anwesenden Gläubigen Almosen. Hierauf sprach ihn der Priester von allen Sünden ledig, denn am Gründonnerstag wurde Ablass selbst für Todsünden ertheilt, während er am Aschermittwoch nur für erlässliche Sünden gegeben werden konnte. Die Almosen, die man diesem elenden Menschen zu geben pflegte, waren um so reichlicher, jemehr ihn die ganze Gegend als sogenannten „Sündenbock“ betrachtete und sich durch seine Buße mit Gott versöhnt glaubte. Jetzt stand er wieder so rein von Sünden da, wie der erste Mensch, und erhielt zum Andenken an diese Handlung den Namen Adam.

Die Osterwoche im Mittelalter.

Culturhistorische Skizze aus deutschem Norden von Ämil Kindt.

Vor uns liegt eine alte, vergessene Chronik. Von ihren vergilbten und verstaubten Blättern weht es uns entgegen mit dem Hauch längst vergangener Tage und redet zu uns mit der überzeugenden Kraft ehrwürdiger Weisheit. Und während draußen der Frühling zu knospen beginnt und die ersten Blütenglocken die heiligen Ostern einläuten, führen uns die großen, verwitterten Buchstaben eine gewaltige Spanne zurück. Und wieder sehen wir, wie der Lenz um die Wende des Auferstehungsfestes, gleich heute, wonneverheißend naht, und wie er an die Pforten unserer Altvordern pocht. Aber andere Menschen sind es, mit andern Wünschen, Sitten und Gebräuchen, die hier vorüberziehen, und aus der Vergleichung zwischen dem Einst und Jetzt quillt die Freude des Forschers. Denn so klein in dieser Beziehung auch das Allgemeine, so unbedeutend immer die Züge sein mögen, die uns entgegentreten — dem feinen Ohr vernehmlich tönt auch aus ihnen der Pulsschlag der Zeit, das Herzklopfen jener mächtigen, farbenreichen Jahrhunderte, welche das Mittelalter gebar.

Beginnen wir mit dem Palmsonntag. Einem uralten Gebrauch entsprechend, so erzählt die Chronik, betrat niemand die Kirche an diesem Tage, ohne mit den Zweigen der Palmweide in der Hand, deren gelbe Blütenkätzchen als Boten des kommenden Frühlings betrachtet wurden und die noch heute in der Osterzeit als Zimmerschmuck dienen. Der Priester sprach dann seinen Segen über die Zweige und ertheilte ihnen die Weihe. Rings umher waren in prächtigem Schmuck Altäre und Betstühle blau behangen, während um Bilder und Cruzifixe dichte Hüllen lagen, denn die Fastenzeit hatte ihr Ende noch nicht erreicht, und es sollte den Gläubigen nichts weiter gestattet sein, als das Gebet in der Kirche und die Palmen-Procession.

Die nun anbrechende Marterwoche wurde auf dem Ritterschlosse in aller Stille verlebt. Die religiösen Gebräuche, welche die Kirche für diese heilige Zeit vorschrieb, beobachtete man mit großer Pünktlichkeit. Am „blauen Montage“, am „gelben Dienstage“ und dem „krummen Mittwoch“ betrieb man noch die gewöhnlichen Alltagsgeschäfte — der gute

derben, und wer sich damit wasche, der werde hübsch und erhalte eine rosige Gesichtsfarbe. Vor Sonnenaufgang aber und unter Bewahrung des tiefstens Schweigens musste das Wasser geschöpft und heimgebracht werden. Die Knechte — und da sich diese uralte Sitte ebenfalls auf die höheren Classen erstreckte, auch die übrigen männlichen Bewohner der Burg — sorgten dafür, dass die jungen Inhaberinnen der Kemnaten die wichtige Stunde nicht verschliefen. Mit Ruthen, aus welchen der junge Frühling die zarten Blätter hinausgetrieben hatte, wurden die Säumigen vom Lager aufgeschreckt. Man nannte das Verfahren „stäupen" oder auf plattdeutsch „stiepen", in manchen Gegenden hieß es „schmeckostern". Während man nun die Frauenzimmer mit ihren Krügen ruhig abziehen ließ, gehörte es zu den beliebtesten Spässen des stärkern Geschlechts, sie zum Sprechen zu bringen und ihnen auf diese Weise das Osterwasser zu verderben. Der Ernst der zurückkehrenden Frauen und die Possen der Mannsleute bildeten einen heiteren Contrast, wenngleich nicht vergessen werden darf, dass in einer Zeit, wo die sittlichen Zustände viel zu wünschen übrig ließen, bei solcher Gelegenheit oft genug das Maß guter Zucht und Wohlanständigkeit überschritten wurde.

War nun das wunderwirkende Wasser glücklich in Sicherheit gebracht, dann schickte man sich an, den Sonnenaufgang zu beobachten, denn heute, so sprach das Volk, „tanzte" die Sonne beim Aufgehen. Die Herrschaft stieg auf das Dach oder den Thurm des Schlosses, die Leute auf die Dächer der Nebengebäude und warteten ungeduldig auf das Erscheinen der Sonne. Wenn dann der Morgenhimmel mit goldenen Streifen erglänzte und langsam und majestätisch der Feuerball aus den pupurnen Wolken emporstieg, so riefen gewöhnlich einige: „Die Sonne tanzt!" Die meisten hatten von diesem außerordentlichen Ereignis natürlich nichts bemerkt, aber sie verließen sich auf die besser Unterrichteten. Darauf zog sich alles in die Zimmer zurück, um die Zeit des Kirchgangs zu erwarten, denn sowohl Familie als Gesinde nahm heut abermals das Abendmahl, wie es den frommen Christen die Sitte vorschrieb.

Der Nachmittag des ersten Ostertages wurde gewöhnlich in stiller Zurückgezogenheit verlebt. Aber am zweiten Feiertage, dessen Frühstunden dem Gottesdienst geweiht blieben, lebte man lustig und in Freuden, und zahlreich waren die Gäste, die der Schlossherr willkommen hieß. Die Leute aber überließen sich seit langem zum erstenmal wieder der Wonne des Tanzes. Bis tief in die Mitternacht hinein erdröhnte der Boden der Halle von dem fröhlichen Gestampf und nach wenigen Ruhestunden begann man am dritten Feiertage von neuem. So giengen die Ostertage unter Scherz und Lustbarkeit zu Ende und schlossen mit einem ausdrucksvollen Triumph über die entsagungsreiche Zeit der strengen Fastenwochen.

D. R.

Am Abend des grünen Donnerstags gieng man, um die Char- oder Rumpelmette zu hören, die auch finstere Messe hieß. Die dichtgefüllte Kirche leuchtete in hellem Kerzenglanz, die Lichter, die auf eisernen Triangeln standen, waren durch den ganzen weiten Raum zu je dreien vertheilt. Nach dem gewöhnlichen Introitus vor dem weiß behangenen Altar stimmte der in Weiß gekleidete Geistliche einige Psalmen an, das Tenebrae factae sunt und endlich das Benedictus. Nach Beendigung jedes Psalmen wurde auf dem Triangel eine Kerze verlöscht, die zweite nach dem Ende der zweiten, und die letzte nach Beendigung der dritten Strophe. Beim Benedictus ließ man nur eine Kerze brennen, die aber unter dem Altar verborgen gehalten wurde. Schließlich folgte das Miserere. Nach demselben erhob sich plötzlich ein schrecklicher Lärm, eine ohrenzerreißende Katzenmusik. Denn jeder Andächtige hatte zu dem Zwecke einen Stock, einen Stein oder irgend einen andern harten Gegenstand mitgebracht, mit welchem er die Bänke nach Kräften bearbeitete. Dieser greuliche Spectakel in der Finsternis sollte den Überfall des Judas und die Gefangennehmung Christi am Ölberge versinnbildlichen. Erst wenn die versteckte Kerze wieder auf dem Altar stand, ließ das Getöse nach und jeder begab sich still und friedfertig nach Hause.

In ähnlicher Weise feierte man den Charfreitag, und zwar wieder durch eine Rumpelmette, außerdem aber durch die Anbetung des Kreuzes und durch eine große Procession. Am folgenden Sonnabend, dem „Judas-Samstag“, wurden zahlreiche Ostereier gekocht und bemalt. In der Kirche aber weihte die Hand des Priesters die Osterkerze, das neue Feuer und das Weihwasser. Das alte geweihte Öl zündete man an, und das Volk nannte diesen Gebrauch des Feuers „den Judas verbrennen“, weil es glaubte, dass die Kirche damit andeuten wolle, der Verräther des Herrn habe diese Strafe verdient. Die bei dieser Gelegenheit nicht gänzlich verbrannten Holzscheite und Kohlenstücke wurden sorgfältig gesammelt und aufbewahrt, denn es gieng die Sage, man brauche sie bei Gewitterstürmen nur anzuzünden, um gegen die Gefahr des Blitzes gesichert zu sein.

Am Vorabend des heiligen Festes ertönte zum erstenmal wieder das Geläut der Glocken und rief die Gläubigen in die Kirche zur Auferstehungsprocession. Andächtig nahm die Familie des Schlossherrn daran Theil und wandelte mit ihren Kerzen im Zuge dahin. Zum Nachtessen labte man sich dann an den Ostereiern, verspeiste Mohnpielen, Mohnstriezeln und Mohnfladen und war frohgemuth und guter Dinge.

Am andern Morgen, dem ersten Feiertage, wurde es in der Burg früh Tag. Bereits den Abend vorher hatten die Mägde die Gefäße bereit gestellt, um vor Sonnenaufgang das Osterwasser zu schöpfen — ein Gebrauch, der auch heute noch in einigen Gegenden Deutschlands im Schwunge ist. Man sagte dem Osterwasser nach, es könne niemals ver-

leben, singen, jubilieren erscheint ihm als die Hauptaufgabe des Lebens; viel arbeiten ist nicht nach seinem Geschmack, und wenn er arbeitet, scheut er jede größere Anstrengung.

Mit beispielloser Gemüthsruhe lässt der Großrusse Glück und Unglück über sich ergehen, wie es der Himmel ihm bestimmt hat. Er lebt nur im Augenblick und für den Augenblick. Seine Gleichgiltigkeit gegen alles, was da kommen mag, wird zur sträflichen Indolenz in allem, was eine Sorge für die Zukunft in sich schließt. Für bevorstehende schlechtere Zeiten arbeiten und sparen, Vorräthe sammeln für die mageren Tage des Jahres oder des Lebens, alles das liegt nicht im Charakter, im Temperament des Großrussen. Zwei Lieblingswörter, die er jeden Augenblick gebraucht, illustrieren diese Seite seines Wesens auf das prägnanteste. Das eine heißt: „Awóss"; beinahe unübersetzbar, bedeutet es: „Was kümmert mich die Zukunft, lass' kommen, was da kommen mag." Das andere „Nitschewó" gebraucht er bei allem, was nicht so ist, wie es sein könnte oder müsste, wir würden statt seiner sagen: „Das schadet nichts, das thut nichts, lasst's gehen!" Das fröhliche Blut, welches durch seine Adern rollt, das Gefühl seiner Kraft und das Bewusstsein, mit welcher Leichtigkeit und Gewandtheit er im Stande ist, sich aus kritischen Lagen zu befreien, bewirken, dass der Großrusse nirgends Gefahr sieht und selten an das Kommende denkt. Seine Sorglosigkeit zeigt sich in den kleinsten Dingen wie in den wichtigsten Angelegenheiten und bringt ihn oft in unnöthige Gefahren, aus denen ihn freilich meistentheils seine Gegenwart des Geistes rettet. Sicherheitsmaßregeln beunruhigen ihn nie. Um einige Schritte zu ersparen, geht er über ein morsches Brett oder brüchiges Eis. Im Wagengedränge sieht er nach allen Seiten, nur nicht auf seinen Weg.

Seinem Hange zur Heiterkeit entspricht die Neigung des Großrussen zu Witz und Scherz in der Unterhaltung, und dieser Neigung kommt seine seltene Begabung für die Sprache, seine staunenswerte Macht über das Wort, seine angeborene Beredsamkeit entgegen. Jedes frohe Gelage wird durch Gesang, Dichtung, gewandte und witzige Erzählung geschmückt. Dabei gebraucht der gemeine Mann gern Fremdwörter, ohne jemals den Sinn derselben zu verfehlen.

Er ist aus tiefstem Herzensgrunde religiös, womit selbstverständlich eine beträchtliche Quantität Aberglauben zusammenhängt. Aber mit seiner angeborenen Frömmigkeit vereinigt er die liebenswürdigste Toleranz in Glaubenssachen. Nie fragt er einen Fremden nach seiner Religion, nirgends sind — trotz der Starrheit der orthodoxen Kirche — Andersgläubige in der öffentlichen Übung ihres Cultus weniger behindert, nirgends in der Welt dürfen sie sich so frei und zwanglos bewegen, nirgends wird bei dem Manne und seinen Leistungen so wenig nach seinem Glauben gefragt, als in Russland. Deshalb würde man auch arg fehlgreifen, wenn man

Von denen, die wir demnächst todtschießen sollen.

Seit länger als zwanzig Jahren stehen wir am Vorabend des Krieges mit Russland. Seit länger als zwanzig Jahren leben die Zeitungen zum Theile von diesem drohenden furchtbaren Kriege. Mit bärenborstigen Haaren, fletschenden Zähnen, in einen großen Pelz gehüllt, die Knute in der Hand, so sehen wir im Blatte den Russen an der Grenze stehen und zu uns herüberknurren. Heute ist er noch der Bär in der Kette, aber der Deutschenhass dort drüben soll schrecklich emsig feilen an der Kette, morgen schon kann die Bestie los sein.

Natürlich laden wir die Büchsen und wetzen die Messer und eine Million schneidiger Kerle, die das Dreinhauen verstehen, bringen wir spielend auf. Und wenn sie todtgeschlagen und -geschossen sein werden — nicht die unseren natürlich, sondern die da drüben, die Bestien, dann schauen wir sie uns erst recht an und werden finden, dass sie den Menschen aufs Haar ähnlich sehen.

Weil wir aber gerade ein halbes Stündchen Zeit haben, so könnten wir uns auch jetzt, vor dem Kriege, die Russen ein wenig ansehen, oder vielmehr zuhören, was ein sehr verläßlicher Mann, der über dreißig Jahre in Russland gelebt hat und doch ein guter Deutscher ist, von den Russen erzählt. Unser Berichterstatter heißt Fr. Meyer von Waldek. In seinem Werke „Russland, Einrichtungen, Sitten und Gebräuche“ (Prag, F. Tempsky) spricht er über jene Völkerschaften, die den größten Theil der europäisch russischen Einwohnerschaft ausmachen, nebst anderem wie folgt:

Nicht mit Unrecht nennt man den Russen den Franzosen des Nordens. Dem glücklichsten der Temperamente verdankt der Großrusse seine unzerstörbare Fröhlichkeit, seine Gewandtheit, seine Geselligkeit und Gesprächigkeit, seinen Geschmack an leichter Unterhaltung und unschuldigen Spielen, seine Furchtlosigkeit oder vielmehr seinen leichten Sinn. Trotz seines melancholischen Volksgesanges besitzt er einen unbesiegbaren Hang zur Heiterkeit und eine ans Unglaubliche grenzende Sorglosigkeit um die Zukunft. Lustig

selbst darauf bedacht ist, die Zahl der Branntweinschenken zu vermindern, hat die Trunksucht in Russland beträchtlich abgenommen.

Aber auch in der Betrunkenheit offenbart sich der gutmüthige, freundliche Charakter des Großrussen. Es kommt wohl vor, dass ein paar Betrunkene zornig werden, schimpfen und fluchen, auch sich einander beim Kragen nehmen und mit den Fäusten tüchtig darauf losschlagen, dann verlieren sie aber in der Regel bald das Gleichgewicht, rollen in die nächste Pfütze, richten sich sorgsam, einer den andern unterstützend, auf und trollen Arm in Arm, singend und jubelnd von dannen. Mit Recht oder Unrecht wird behauptet, der Charakter offenbare sich im Rausch. Jedenfalls ist der Großrusse in der Betrunkenheit stets zärtlich und liebebedürftig. Auf seinem süßlich und schelmisch lächelnden Gesicht strahlt die Freude, wie Butter, welche in der Sonne zergeht. Sein Verlangen nach Kuss und Umarmung wird dann so lebhaft, dass es unbedingt Befriedigung fordert, und da muss denn der Schenkwirt herhalten und alle seine betrunkenen Gäste der Reihe nach abküssen und umarmen.

Die sprichwörtlich gewordene Unreinlichkeit des Großrussen ist lange nicht so arg, als sie der Mythus schildert. Er hat keine Neigung, keine Ausdauer zu regelmäßiger Arbeit, deshalb ist ihm auch die alle Tage wiederkehrende Sorge für die Reinlichkeit des Körpers und des Hauses zu beschwerlich. Aber das Reinlichkeitsbedürfnis ist bei ihm in sehr hohem Grade vorhanden, nur macht er das an einem Tage der Woche gründlich ab, was andere emsigere Völker sparsamer auf sieben Tage vertheilen.

Der Großrusse ist geistig außerordentlich begabt, alles erfasst er ohne viel Mühe, und bewältigt, wenn er sich der Wissenschaft widmet, die schwierigsten Probleme mit Leichtigkeit. Sein Sprachtalent, wie das aller slavischen Völker, ist enorm. Ich habe unsere für den Ausländer sicher nicht leichte deutsche Sprache von keinem Angehörigen einer anderen Nationalität so vortrefflich, so gewandt, so ohne jede Spur eines fremden Accents sprechen hören, als von Russen. Die kleinen Kaufleute auf dem Markte von Wassili-Ostrow, jenes Stadttheils von St. Petersburg, in welchem vornehmlich die Matrosen fremder Schiffe verkehren, sprechen alle Sprachen der Welt, ohne jemals in irgend einer unterrichtet zu sein. Wenn sie den vorübergehenden Schiffer auffordern, bei ihnen einzutreten und zu kaufen, versuchen sie's zuerst mit dem Deutschen. Antwortet er nicht, wiederholen sie ihre Einladung französisch, dann englisch, italienisch und wandern so durch alle bekannten Idiome, bis sie das richtige getroffen haben und der Fremdling erwidert. Dann ist er aber auch in der Regel dem kaufmännischen Überredungstalent des geschäftigen Russen verfallen.

Auch in der Sprache offenbart sich das gutmüthige, liebenswürdige Wesen des Russen, namentlich in seiner Vorliebe für Diminutiva und Liebkosungswörter. Väterchen, Mütterchen, Täubchen, Seelchen sind gewöhn-

den traurigen Judenhetzen der letzten Zeit einen religiösen Charakter unterlegen wollte — ihre Entstehung wurzelt lediglich in socialen Verhältnissen.

Mit dem Bedürftigen und namentlich mit Gefangenen, die er niemals Verbrecher oder Übelthäter, sondern „Unglückliche“ nennt, theilt er seine letzte Kopeke, sein letztes Stück Brot. Seine Liebe zu Kindern ist sprüchwörtlich geworden und war auch in Deutschland nach den Befreiungskriegen bekannt genug. Der an sich komische Anblick einer männlichen Kinderwärterin ist in Russland nichts Seltenes. Mit den genannten trefflichen Eigenschaften steht die weltberühmte Gastfreiheit des Großrussen in innigstem Zusammenhange, die auch auf die andern das Reich bewohnenden Stämme übergegangen ist und das Leben in Russland so anziehend gestaltet. Die Tapferkeit steht mit dem Frohsinn, der Sorglosigkeit, der Leichtlebigkeit des Großrussen in innigstem Zusammenhange. Er achtet — nein, er *kennt* keine Gefahr, er steht im Kampfe wie ein Fels, er stürmt den Wall wie ein Dampfross, er folgt seinem Vorgesetzten in die Hölle und erträgt Mühsal und Strapazen wie vielleicht kein Volksstamm in der weiten Welt.

Neben diesen glänzenden Lichtseiten des großrussischen Charakters liegen tiefe Schatten. Der Hang zur Heiterkeit, zum lustigen Leben führt zur Genussſucht, die um jeden Preis befriedigt sein will, die Genussſucht zur Habsucht, zur Missachtung fremden Eigenthums. So ist der Großrusse in hohem Grade geldgierig und der Diebstahl ein Nationallaster, wiewohl dasselbe mit fortschreitender Cultur beträchtlich abgenommen hat. Aber wie Habgier und Diebstahl bei ihm nur Kinder der Genussſucht sind, so paart sich mit ihnen die Verschwendung. Vielleicht nicht ganz treffend sagte einst ein geistreicher gebildeter Russe: „Wenn der Deutsche stiehlt, so thut er es, um Weib und Kind auf ferne Zeiten zu versorgen, der Russe stiehlt nur, um ein Gelüste des Augenblicks zu befriedigen.“ Aus der Genussſucht ohne Maß und Ziel entspringt die Völlerei, das Laster der Trunksucht. Dasselbe ist übrigens durchaus nicht so eingewurzelt und so allumfassend, wie parteiische Berichterstatter erzählen. Es hieng in vergangener Zeit mit dem Umstande zusammen, dass dem gemeinen Mann kein anderes spirituöses Getränk zu Gebote stand, als der Brantwein (wódka, Wässerchen) und dass die Regierung einen großen Theil ihrer Revenüen aus der Besteuerung desselben bezog. So wurde denn das Volk von den sogenannten Branntweinspächtern auf jede denkbare Art zum Trunk, zum übermäßigen und unmäßigen Trunk, verleitet, damit jene sich bereichern konnten. Auch kann der Russe nicht allzuviel an geistigen Getränken vertragen, und hat er erst über den Durst getrunken, wird ihm von den betrügerischen Schenkwirten das erbärmlichste, miserabelste Fuselgemisch untergeschoben. Seit man in allen größeren Städten des Reichs ein gutes, gesundes Bier braut und eine vernünftige Regierung

mit einem Körbchen, in dem sich etwas Band, leinene Knöpfe, Haken und Ösen befinden, auf dem Trottoir den Vorübergehenden ihre ärmliche Ware anpreisen und sich mit den wenigen Kopeken begnügen, die dieser Miniaturhandel am Tage abwirft.

Ganz besonders in die Augen fallend bei dem Großrussen ist seine Geschicklichkeit und Anstelligkeit, seine Befähigung, mit den schlechtesten und geringfügigsten Werkzeugen Unglaubliches herzustellen. Der Ausländer staunt über die einfachen Mittel, mit denen ein gebrochenes Rad repariert und ohne künstliche Maschinen die größte Last gehoben wird. Mit dem gewöhnlichen Handbeil macht er in kürzester Frist die compliciertesten und feinsten Zimmer-, Wagner- und Schreinerarbeiten, und im buchstäblichen Sinne wahr ist das Sprichwort, welches sagt: Der Russe reitet mit dem Beil in den Wald und fährt aus demselben zurück (d. h. auf einem in dem Walde angefertigten Wagen). Es ist bewunderungswürdig, zuweilen haarsträubend, mit welchen einfachen Geräthen und Vorrichtungen sich der russische Zimmermann, Maurer, Tüncher bei der Arbeit begnügt. Ein einziger langer Balken, der mit Querhölzern als Sprossen versehen ist, reicht aus, um das höchste Gebäude anzustreichen. Zuweilen sitzt der Künstler auch auf einem Brett, das an schwankendem Tau befestigt über eine Rolle unter dem Dache gezogen ist und auf der Straße von einem einzigen Gehilfen gehalten und dirigiert wird. Dass er dabei in beständiger, drohender Lebensgefahr schwebt, kommt dem Arbeiter nicht in den Sinn. In wenigen Wochen nach seiner Einstellung im Regiment wird der rohe Recrut, wie es gerade dem Commandeur gefällt, Soldat, Schuster, Schneider oder Musikant.

Nicht selten steift der Großrusse sich darauf, mit seiner eminenten Geschicklichkeit etwas zu erreichen, was nach hergebrachten Begriffen unmöglich erscheint, wenn es auch noch so wenig reellen Nutzen gewährt. Und in solchen Fällen fehlt es ihm nicht an Fleiß und Ausdauer. So sah ich auf russischen Ausstellungen eine Uhr, die vortrefflich gieng und deren Werk von einem einfachen Bauer aus Holz geschnitzt war, so dass dieselbe nicht den kleinsten Stift aus anderem Material aufzuweisen hatte. Eine zweite Uhr war von dem gewöhnlichen Arbeiter einer Glashütte, mit Ausschluss jedes anderen Stoffes, nur aus Glas hergestellt.

So sind geistige und körperliche Begabung des Großrussen eminent. Wird er dereinst die Culturstufe erreichen, wo er Interesse gewinnt für Erwerb und Besitz eines soliden Eigenthums, wo ihm die moralische Kraft nicht fehlt, ehrlich, mäßig, fleißig und beharrlich zu sein und zu bleiben — so steht ihm eine große Zukunft bevor.

In vielem anders die Kleinrussen. Sie sind der Mehrzahl nach hoch gewachsen und schlank, ihrer äußeren Erscheinung nach hübsche Leute;

liche Anreden in der Conversation, und zwar bei Personen, die sonst in keinerlei näherem Verhältnis zu einander stehen. Auch das hässlichste Mädchen wird der Russe stets „Krassawiza“ (Schöne) nennen. Welchen angenehmen Eindruck macht es, wenn der Fuhrmann, der seine Pferde antreibt, statt der abscheulichen Flüche, die wir in Deutschland so häufig vernehmen müssen, in den zärtlichsten Ausdrücken mit seinen Thieren redet. „Warte, mein Schwälbchen“, ruft solch ein Pferdelenker, „du sollst bald ausruhen und blanken Hafer und grünen Klee fressen, so viel du willst.“ Haben diese freundlichen Zusagen keinen Einfluss auf die Gangart des kleinen Pferdes, dann heißt es wohl: „Pfui, Braunchen, schämst du dich nicht? Siehe, dort Grigóris Schimmelchen, er ist kleiner als du und läuft doch schneller. Du wirst mich noch erzürnen und dann werde ich dich schlagen. Schläge thun wehe, höre nur!“ Und dann schlägt er mit der Peitsche an die Schlittenwand, dass es klascht. Lässt sich das Rösslein durch diese Drohung zur Eile bewegen, so wird es in den zärtlichsten Ausdrücken überschwenglich gelobt.

Leider fehlt dem Großrussen, wenn auch nicht das Geschick, aber Lust und Neigung gerade zu dem Beruf, der ihm selbst der nützlichste, dem Landeswohlstande der förderlichste sein würde — zum Ackerbau. Ihm mangelt zur Landwirtschaft die erforderliche Solidität der ganzen Lebensrichtung, das Interesse am eigenen Heim, am eigenen Grund und Boden. Er hat zu viel Nomadenblut in den Adern, zuviel Lebhaftigkeit des Temperaments, zu wenig Ausdauer für die schwere und einförmige Arbeit. Dagegen ist er ein geborener Kaufmann, in wenigen Fällen der Handelsherr in großem Sinne, meist nur der Krämer, der im Kleinen operiert und kleine Vortheile im Auge hat. Aber diese Kleinkrämer bringen es nicht selten zu vielen Millionen und besitzen weite Strecken schönen Landes mit reichen Schlössern und Paläste in der Residenz. Bei Peter dem Großen sollen die holländischen Juden einst darum nachgesucht haben, in Russland als Handeltreibende zugelassen zu werden. Der kluge Zar, der sein Volk gründlich kannte, antwortete — wie man erzählt — den Bittstellern: „Um eurer selbst willen kann ich das Gesuch nicht gewähren. Ihr würdet von meinen Russen so arg betrogen werden, dass ihr bald als Bettler das Land verlassen müsstet.“

Mit Begierde ergreift der Großrusse jede Gelegenheit, um dem Ackerbau, der ihm zu langweilig, zu einförmig und anstrengend ist, den Rücken zu kehren und irgend ein Gewerbe zu ergreifen, bei dem es lustiger zugeht, bei dem er mehr Abwechselung und weniger Arbeit findet, wenn auch Schmalhans Küchenmeister ist. Leicht erträgt er die größten Entbehrungen, wenn er nur schwerer Arbeit entgehen kann. Da sieht man zuweilen in den Straßen der Residenzen wahre Hünengestalten in den besten Jünglingsjahren, die im Felde für vier zu arbeiten vermöchten,

Nach heute krankt die kleinrussische Intelligenz am Geiste des Individualismus, am Mangel des Interesses für die Angelegenheiten des Gemeinwesens, daher stehen hier die landschaftlichen Institutionen den großrussischen nach, daher die historische Neigung der kleinrussischen Adeligen zum Polonismus, dem classischen Boden der individuellen Freiheit und Ungebundenheit.

Zeigen die Kleinrussen auch ein gewisses Misstrauen dem „Pan" (Herrn) gegenüber, so sind sie doch untereinander treuherzig, aufrichtig und gutmüthig. Des Kleinrussen Herz hängt an der Heimat, am Geburtsort, am Dorf, wo seine Verwandten und Freunde leben, wo seine Liebste weilt. Daher wird es ihm schwer, sich auch nur auf geringe Weite vom väterlichen Wohnsitz zu entfernen. Die heimatliche Natur bietet ihm genug, um zu Hause satt zu werden, wozu soll er in fremden Gegenden seinen Unterhalt suchen?

Der Kleinrusse ist vorzugsweise Ackerbauer und Hirt. Er hat wenig Anlage und Lust zu mechanischen Arbeiten, noch weniger aber zu Handel und Gewerbe. Der Sinn für kaufmännische Unternehmungen geht ihm ganz und gar ab. Ihm fehlen dazu die nothwendigsten Eigenschaften: Raschheit, Beweglichkeit, schnelles Auffassen und Benutzen der Umstände, vor allem die Gabe der Rede. Bringt der Kleinrusse seine Erzeugnisse auf den Jahrmarkt, so ruft er die Käufer nicht an, und wird er gefragt, so gibt er nur widerwillig Auskunft. Die Frauen sind darin gewandter und lebhafter. Die kleinrussischen Händlerinnen sind flink, klug, berechnend und unternehmend.

Das Haften an der Scholle und die ausschließliche Beschäftigung mit dem Ackerbau bedingen eine Einfachheit der Gewohnheiten, eine Einschränkung der Bedürfnisse und eine Genügsamkeit, wie sie in der sittlichen und ökonomischen Lebensordnung des Kleinrussen ihren vollen Ausdruck finden. Jeder Unternehmungsgeist geht ihm ab. Er führt seine Wirthschaft, wie es seine Voreltern vor Jahrhunderten gethan. Von den Gewerben beschäftigt er sich nur mit denen, welche für das bäuerliche Leben unumgänglich sind, und auch bei diesen sind seine Erzeugnisse ursprünglich und roh.

Die ausgebildete persönliche Unabhängigkeit des Kleinrussen erzeugt in der Familie das Streben der einzelnen Glieder nach ökonomischer Selbständigkeit, welches nach erreichter Volljährigkeit die verwandtschaftlichen Bande zu lockern pflegt. Gründet der Sohn seinen eigenen Herd, so knüpft er weit öfter ökonomische Beziehungen mit anderen an, als mit seinen Verwandten. Daraus entspringt das stark entwickelte Nachbarschafts- und Freundschaftsverhältnis der Kleinrussen, welches oft stärker ist als die Bande der Blutsverwandtschaft.

das starke Geschlecht hat vorwiegend feste, ernste Züge; die Männer erscheinen älter als ihre Jahre, ihr Gesichtsausdruck ist fast rauh zu nennen.

Der Kleinrusse spricht gewöhnlich langsam und macht nicht viel Worte. Die Frauen theilen diese Eigenschaft nicht, sie sind gesprächig und reden schnell, und doch durchklingt ihre Rede häufig ein melancholischer Ton, wie überhaupt eine gewisse Schwermuth über dem ganzen Volksstamme lagert.

Eigenthümlich und bemerkenswert ist die Empfindsamkeit des Kleinrussen, welche sogar zum Gegenstande des Spottes geworden. Leicht, besonders leicht bei den Frauen, fließen ihre Thränen. Eine traurige Geschichte, ein klagendes Lied weckt bei ihnen tiefe Seufzer und Zähren des Mitgefühls. Klima und Natur haben sie besonders zum Gefühlsleben disponiert, das sich in allen Lebenserscheinungen äußert; vornehmlich in der Liebe Lust und Leid, in der Anhänglichkeit der Gatten, in der Zärtlichkeit für die Kinder. Tiefes Gefühl und lebhafte Phantasie haben das weitberühmte Volkslied der Kleinrussen geschaffen, ansprechend und reizvoll durch Inhalt und Melodie.

Der Kleinrusse ist sehr gottesfürchtig, aber sein reiches Gefühlsleben macht ihn gleichgiltig gegen die Spitzfindigkeiten der Dogmatik. Jeder Hader in Glaubenssachen ist ihm fremd und der Rasskól, das Schisma der Großrussen, fand bei ihm keine Stätte. Wo das Sectenwesen bei den Kleinrussen — immer nur in geringem Grade — Einlass fand, geschah es vorzugsweise in einer Form, die dem protestantischen Rationalismus ähnelt.

Die Neigung zur Speculation und Empfindsamkeit hat im Kleinrussen einen Skepticismus erzeugt, der ihn unentschlossen macht und seine Energie lähmt; sie bringt in ihm eine trübe, sentimentale Stimmung hervor, infolge deren er häufig zum Becher greift, um sein wirkliches oder eingebildetes Leid zu ertränken. Alles das zusammengenommen ergibt eine Apathie gegenüber den Erscheinungen des Lebens, welche auch den Gebildeten unter den Bewohnern Kleinrusslands nicht fremd ist.

Fällt es dem Kleinrussen schwer, einen Entschluss zu fassen, so ist er wieder nicht leicht von einem beschlossenen Vorhaben abzubringen, und das hat ihm den Ruf des Eigensinns verschafft. Nicht leicht stimmt er einer fremden Meinung bei und hält an seinem Sprichwort fest: „Besser ein eigener Lappen als ein fremdes Haus.“ Dank diesem Starrsinn hat er unter fremder Unterdrückung seine Religion, seine Nationalität, seine Sprache bewahrt. Aber diese Eigenthümlichkeit erzeugt auch im öffentlichen Leben Zwiespalt, Streit, Mangel an Einheit unter größeren Gemeinschaften. Seine Processsucht wird dem Kleinrussen mit Recht vorgehalten.

Den Wert der Persönlichkeit, der Individualität schätzt der Kleinrusse sehr hoch; daher seine Liebe zur Freiheit, die im Kosakenthum ihren Ausdruck gefunden, daher aber auch seine Abneigung gegen die Association.

mit der That zu helfen — sagt der Kleinrusse — ist die Pflicht eines guten Menschen."

Ja, lieber Leser, aus diesen Schilderungen sieht man, dass die Russen fast so liebenswürdig sind wie wir Deutsche und dass sie gerade so gerne im Frieden leben, arbeiten, glücklich und fröhlich sind wie andere Leute.

Möglicherweise macht man ihnen dort von den wilden, bestialischen Deutschen dasselbe vor, wie uns von ihnen. Und dann kann's doch einmal etwas setzen! M.

Nun kenne ich Heinrich Heine gut genug.

Eine Entgegnung.

Vor einiger Zeit hat ein Herr Hans R. Fischer aus Mainz mancherlei Leute „aufgefordert", eine Meinung darüber zu sagen, ob das Heine-Denkmal in Mainz aufgestellt werden solle oder nicht. Unter anderen auch mich. Dieser Interviews- und Enquêten-Veitstanz ist eine widerliche Plage, es kommt nichts dabei heraus, als höchstens ein Büchlein, Ladenpreis zwei oder drei Mark.

Man mag sich nicht in jeden Zank mischen, der da über Politik, Literatur und Geschmack geführt wird im lieben deutschen Reiche. Zudem lag der Gegenstand mir fern. Heine hat mich nie interessiert und in eine fremde Gemeindeangelegenheit dreinzureden hielt ich mich nicht für befugt. Ob ein Heine-Denkmal überhaupt, darüber läßt sich streiten, ob es in Mainz stehen soll, darüber haben die Mainzer zu entscheiden. Wollen sie es, so sollen sie es, wenn nicht, so nicht. Also dachte ich und gab dem Fragesteller keine Antwort. Aber der beharrliche Herr Fischer wiederholte sein Verlangen und schrieb mir endlich, daß der „hochgeehrte" u. s. w. unmöglich fehlen dürfe in seiner Enquête. Hierauf wurde ihm meinerseits auf einer Postkarte folgender ablehnende Bescheid ertheilt: „Ich kenne weder Mainz noch Heine gut genug, um über die Sache eine bestimmte Meinung äußern zu können." Natürlich hat Herr Fischer nichts Eiligeres zu thun gehabt, als diese einen Beitrag verweigernden Privatzeilen selbst als Beitrag in seine Meinungssammlung zu legen und zu veröffentlichen. Es ist in der Sammlung ja eine „Lücke" auszufüllen und vielleicht läßt sich gar ein bißchen Reclame schlagen aus diesem Bekenntnisse eines Wilden.

Das Familienleben ist durchweg ein sittliches. Selten oder nie wird die Tochter zur Ehe mit einem ungeliebten Mann gezwungen; selten oder nie sind die Männer in der Ehe treulos oder finden sich Mädchen, die vor derselben ihre Jungfräulichkeit eingebüßt.

Der hohe Begriff vom Werte der Persönlichkeit hat der kleinrussischen Frau eine bessere, geachtetere Stellung zugewiesen, als der großrussischen. Sie ist dem Gatten gleichberechtigte Gefährtin und Freundin und schaltet im Hause nach eigenem Ermessen, während die großrussische Frau nicht viel mehr ist als die Dienerin des Mannes. Ihre Stellung legt freilich der kleinrussischen Frau eine Fülle von Mühen und Pflichten auf — sie arbeitet doppelt soviel als der Mann — aber sie klagt nicht darüber, sie ist die Herrin im Hause und erfährt von niemandem — am wenigsten von einer Schwiegermutter — Kränkungen, Tadel oder Vorwürfe.

Der Kleinrusse ist im allgemeinen stolz und egoistisch. Kränkungen erträgt er nicht leicht und ist rachsüchtig, wenn ihm eine schwere Beleidigung widerfahren. Die schwerste für ihn ist die Kränkung einer geliebten Person, vor allen seines Weibes. Diesen schönen Zug von Ritterlichkeit theilen alle.

Der Kleinrusse ist zartsinnig und verabscheut alles Cynische. Das tritt besonders in den Schmähworten hervor. Die kleinrussischen sind weit entfernt von der erschreckenden Roheit der großrussischen. Wenn der Kleinrusse schmäht, gebraucht er weder Schimpfwörter, noch ergeht er sich, wie der Großrusse in Obscönitäten, er wünscht nur, dass seinem Gegner oder diesem nahestehende Personen (namentlich dem Vater) irgend ein großes Unglück widerfahre.

Im geselligen Verkehre sind die Kleinrussen äußerst höflich; das „Sie“ ist bei ihnen ganz gebräuchlich. Einen verheirateten Mann nennen sie „Onkelchen“, eine verheiratete Frau „Tantchen“, alte Leute „Großvater“ und „Großmutter“.

Der Kleinrusse liebt Gesang und Musik; die Schalmei wird von vielen in ihren Mußestunden gespielt. Fast in jedem Dorfe gibt es mehrere Musikanten von Profession; Geige und Schellentrommel sind die verbreitetsten Instrumente, doch begegnet man auch nicht selten dem Hackbrett. In Kleinrussland gibt es noch wandernde Rhapsoden, Barden oder Skalden, welche die Thaten der Altvordern und anderer Helden singen; meist blinde Bettler, welche, von Knaben geführt, von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt wandern und ein zahlreiches Auditorium zu gesegneter Ernte um sich versammeln. Sie begleiten ihre Gesänge mit der Leier.

Reich begabt für Musik und Poesie, haben die Kleinrussen kein Geschick für mechanische Arbeiten, noch weniger für plastische Kunst.

Mildthätigkeit, wie überhaupt Mitleid mit dem Unglück, ist bei dem Kleinrussen wie bei dem Großrussen stark entwickelt. „Witwen und Waisen

Blatt pathetisch aus und denkt dabei wahrscheinlich an Shakespeare, Calderon, Schiller und andere, aus denen sicher etwas geworden wäre, wenn sie ihren Heine in der Tasche gehabt hätten. Heine's Schriften, so unterrichtet uns dasselbe Blatt, sind eine elementare Macht in der deutschen Literatur, deren Einfluss sich kein lebensvoller Schriftsteller ungestraft entzieht. Wie wahr, wie wahr! Wer Heine nicht kennt, der wird beschimpft, wer ihn kennt und nicht lobt, der wird erst recht beschimpft. Solcher „elementaren Macht" kann sich kein anderer Dichter rühmen.

Dieser Messias steht unvergleichlich höher als der unsere. Als Petrus einst seinen Herrn verleugnet hatte mit den Worten: „Ich kenne diesen Menschen nicht!" da traf ihn kein Wort des Vorwurfes. Wehe aber dem, der Heinrich Heine nicht kennt, ihm wäre besser, nicht geboren zu sein!

Berthold Auerbach nennt Heine — jedenfalls aus Judenhass — einen Gesinnungslumpen. Bei Heine aber ist, sagen seine Jünger, „die Gesinnungslumperei durch das Genie geweiht" und wer sie trotzdem verachtet, der macht sich eines Sacrilegiums schuldig. Wir brauchen vielmehr ein öffentliches Standbild, welches die Gesinnungslumperei sanctioniert. —

Doch genug. Das Ding hat auch eine ernste Seite. Nicht die Judenfrage als solche will ich berühren, in dieser Frage bin ich ja nie verstanden worden. Seit zehn Jahren halten die Antisemiten mich für einen Judenknecht, die Juden für einen Antisemiten. Und thatsächlich bin ich nichts, als ein Mensch unter Menschen. Mein Sprüchlein ist und bleibt: Humanität. Doch das muss gesagt werden: die Juden — besonders in ihren Zeitungen — sind manchmal von einer ganz empörenden Anmaßung. Gegen ihre Widersacher pflegen sie mit cynischer Rücksichtslosigkeit vorzugehen, sie selber sind von einer lächerlichen Empfindsamkeit, die es als Beleidigung des ganzen Stammes auffasst, wenn einer Heinrich Heine nicht kennt. Die Heinegötzerei, die sie jetzt treiben in Deutschland, ist dumm und frech. Vor diesem Gesslerhut neigen wir uns nicht.

Doch züchten sie mit solchem Gebaren Niedertracht, schaden sogar ihren unschuldigen Stammesgenossen und provocieren den traurigen Kampf bis aufs äußerste. — Ich gönne ihnen die Freude an Heine recht vom Herzen, werde den Deutschen, der an Heine Geschmack findet, darum nicht gleich zu den „Judenknechten" werfen, aber ich lasse mir diesen Dichter nicht aufzwingen.

Herzog Elimar von Oldenburg dürfte das Richtige getroffen haben mit seinem Ausspruch an Herrn Fischer: „Wenn Heine nichts anderes als das Buch der Lieder geschrieben hätte, so würde ich für die Errichtung des Denkmals stimmen."

Professor Adolf Wagner in Berlin erkennt ebenfalls einige Gedichte Heine's mit Bewunderung an, erinnert aber an die wahrhaft verab-

Herr H. R. Fischer ist ein sehr taktvoller Mann. Als er seine Sammlung im Trockenen hat, schreibt er für die „Frankfurter Zeitung“ ein Feuilleton über sie und in diesem Aufsatze verhöhnt er jene seiner mit unterthänigen Bitten geladenen Gäste, die gegen das Heine-Denkmal sich erklärten. So müssen sich Felix Dahn, Ludwig Büchner, Herzog Elimar von Oldenburg mehr oder weniger freche Rippenstöße gefallen lassen von ihrem charmanten Gastherrn. Meine Wenigkeit bekam auch einen.

Nun folgte der Trofs jener Blätter, welche aus ihrem Heine gerne einen deutschen Heiligen machen möchten. Sie wissen warum. Besonders über meine ganz arglose Äußerung, dass ich Heine und Mainz nicht gut genug kenne, um in der Denkmalfrage öffentlich mitzureden, fielen sie her mit Schimpf und Schaum. Die einen schrieben meine Unwissenheit dem einstigen „Schneiderlehrling“ zu, die anderen wollten eine Opportunitätspolitik darin erblicken, die dritten meinten, mein Name sei gar nicht wert, mit dem Heinrich Heine's in einem Athem genannt zu werden, während ein Humorist der Ansicht war, wir, Heine und ich, verdienten beide ausgehauen zu werden — ich sofort. Und ein Blatt kam mit dem Ausspruche, ein größeres Armutszeugnis könne sich ein Deutscher nicht mehr ausstellen, als mit dem Geständnisse, Heinrich Heine nicht zu kennen! — Die Kenntnis Heine's gehört zur Charakterbildung! Nicht wahr? Die Mehrzahl der Menschen ist leider noch immer befangen von dem Wahne, dass die Kenntnis Heine's nicht unumgänglich nothwendig sei, um ein guter Staatsbürger zu sein und selig zu werden — und so habe auch ich wie Millionen andere das Heil versäumt und verscherzt.

Zwar bin ich mehrmals sozusagen durch einen guten Instinct an Heine gerathen, um ohne Vorurtheil, in der besten Absicht, des Genusses theilhaftig zu werden, dessen sich Anhänger dieses Dichters rühmen; aber außer einigen Liedern war und blieb mir dieser menschliche und literarische Charakter widerlich, und so habe ich darauf verzichtet, mich näher vertraut zu machen mit solch boshaft höhnendem Geiste. — Jetzt ist das Malheur fertig! Jede Köchin liest ihren Heine, während der Kuchen anbrennt; jeder Schusterbub pfeift seinen Heine, während er andere Jungen mit Straßenkrumen bewirft und jeder Journalist citiert seinen Heine, wenn ihm selber nichts einfällt. Ich allein bin von diesen Segnungen ausgeschlossen. — Warum auch habe ich die Freiheit, von der sie so begeistert singen, dahin missverstanden, dass ich mir die Freiheit nahm, meinen eigenen Geschmack zu haben, und mein persönliches Bestimmungsrecht in Sachen Heinrich Heine's.

„Aus blutender Liebe zum Vaterland hat Heine es verhöhnt!“ sagen sie. Am Ende zahlt das Vaterland seine Dankbarkeit mit derselben Münze zurück? „Heine ist nicht zu entbehren!“ ruft ein großes Wiener

Diese Antwort nothgedrungen. Erst nach wiederholten persönlichen Angriffen schlage ich drein. Für die Zukunft wird es mir lieb sein zu erfahren, was ich thun oder lassen soll, um in Frieden leben zu können! — Hätte einer in diesem Fall nach Mainz geschrieben: „Dem Dichter Heine ein Denkmal!“ — Entrüstung bei den Antisemiten. Hätte er geschrieben: „Dem Dichter Heine kein Denkmal!“ — Wuthgeschrei im papierenen Lager Israels. Nun hatte ich der Wahrheit gemäß gesagt: „Ich kenne ihn nicht gut genug, um öffentlich in der Sache mitzusprechen. Allsogleich das Geserres über den Ignoranten oder Opportunitätspolitiker. Hätte ich aber ganz geschwiegen, so würden sicher Stimmen der Empörung laut geworden sein darüber, dass sich ein steirisches Poetlein erdreistet, die hochwichtige Heine-Denkmalfrage zu ignorieren. — Also Anrempelungen unter allen Umständen. Und von welch niedriger Art! — Opportunitätspolitik! Diese habe ich von jeher schlecht fundierten Blättern überlassen. Meine Politik, wenn man Selbsttreue so nennen könnte, ist sehr unpraktisch, anstatt Geld und Gut bringt sie Anfeindungen von allen Seiten.

Und immer noch bin ich lieber der kleine angefeindete Waldpoet, als der große Dichter Heinrich Heine, dessen ohnehin zweifelhaftes Andenken durch diese sonderbare Denkmalschnorrerei aufs Tiefste entwürdigt wird.

Peter Rosegger.

Liebesfrühling.

Gedicht von Hans Fraungruber.

Im Tann sind wir gegangen,
Umwallt von jungem Grün,
Und sahen durch die Zweige
Das Abendroth verglüh'n.

Da schaut' ich dir ins Auge
Und suchte seligbang
Dein zitternd stummes Lieben
Dir blühend auf der Wang.

Ich sah's in deinen Thränen,
Ich fühlt's im Druck der Hand,
So selig war zur Stunde
Kein Paar im ganzen Land.

---

scheuenswürdigen Seiten, die Heine als Mensch gehabt hat. Felix Dahn betont „die das Deutsche hassende und verachtende Gesinnung dieses Juden".

Anlässlich der Giftfehde um das Heine-Denkmal sind mir unter anderem auch zwei Sonette zugeschickt worden, die jetzt, da man mich provociert hat, aus der Lade geholt werden sollen.

I.

Sonst sagt man, jener Vogel sei ein schlechter,
Der gern das eig'ne Nest mit Koth beschmutzet,
Was andern schmachvoll scheint, du hast's genutzet
Und fränk'sches Gold war deines Witzes Pächter.

Du gabst uns preis dem fremden Hohngelächter,
Nur ihn, der aller Menschlichkeit getrutzet,
Ihn hast du liebevoll herausgeputzet,
Dein schönstes Lied galt jenem Völkerschlächter.

Uns höhntest du mit geistreich giftigem Hohne.
Ihm, der in Strömen deutsches Blut ließ rinnen,
Der frechen Sinns verleumdet und geschändet
Die edelste der deutschen Königinnen,
Ihm hast dein bestes Buch du zugewendet.
Und sieh, nun wird ein Denkmal dir zum Lohne?

II.

Glaubt nicht, ich wolle kleinlich splitterrichten,
Doch wer hätt' je sich kecklich unterfangen,
Was er an seinem eignen Volk begangen.
Laßt einen Franzmann schreiben Spottgeschichten

In deutschem Land, in Preußens Solde dichten,
Glaubt ihr, er kann in Frankreich Ruhm erlangen?
Am Pranger würde dort sein Name hangen.
Man zählt' ihn drüben zu den schlechtsten Wichten.

Du glühtest für den corsischen Tyrannen,
Der uns gestürzt in Schmach und in Verderben,
Kein Lied sangst du für Körners, Hofers Sterben,
Kein Lied für Blüchers tapfere deutsche Mannen.
„Dem Corsen Heil!" für uns nur häm'sche Glossen, —
Dein Denkmal nun, die dümmste deutscher Possen. —

Der Zorn, der diese Gedichte durchflutet, ist nicht erst von heute! Er ist älter als der moderne Antisemitismus und steht auf anderen Thatsachen. Auch den Renegaten deutscher Abstammung, und solchen noch vernichtender, müsste der Fluch treffen, dem Heine nicht entgeht. Einige Entschuldigung, und ich bin geneigt sie gelten zu lassen, liegt in Heines fremdem Blute und in dem furchtbaren Geschicke seines Volkes.

An dem genialen Spötter könnte man sich ja freuen, denn die Satire ist das Schoßhündchen der Poesie. Es mag schalken und scherzen und necken und übermüthig sein; wenn es sich aber unanständig aufführt oder gar einem ins Gesicht springt mit giftigem Bisse, dann schleudert man die Bestie in den Winkel! Es ist ein Unterschied, ob das Schlechte verspottet wird, um es zu bessern, oder das dem Menschen Heilige, um es zu tödten. Es ist ein Unterschied, ob man die Sünde schildert, um an sie zu locken, oder um von ihr abzuschrecken. Der Heinekenner wird mich verstehen. — Sie sehen, meine Herren, ich habe auf Ihre werte Anregung hin schon ein bischen Heinestudien getrieben. Wenigstens kann ich meine von Herrn Fischer so heiß ersehnte und von manchen Zeitungsschreibern so schwer vermisste Meinung nun mittheilen. Dieselbe lautet: Dem Dichter Heinrich Heine aus dem Gelde seiner Verehrer ein Denkmal in — Paris.

der Vorsteher mit den schwersten Bauern der Gemeinde beim Rothen sitzt. Sich an den schweren Bauerntisch setzen, ist für einen Knecht nicht angängig, der Fritzl könnt nicht schlecht ankommen für solche Überhebung, es muss nicht bloß der Schuster, sondern auch ein Knecht beim Leisten bleiben. Der Teufel selber muss es gewesen sein, der dem Fritzl den Gedanken ins Hirn blies, den Vorsteher aus der Wirtsstube herauskommen zu lassen. Wie der anfänglich ob dieser „Pressierei" erstaunte Vorsteher erfuhr, dass der Bauernknecht bloß wissen wollte, wie viel ihm zum Heiratsconsens an Geld fehle und dann gar das Ansinnen gestellt wurde, den Rest an Geld für den Consens in Raten nach vollzogener Heirat an die Gemeinde abzahlen zu dürfen, da krümmte sich der Vorsteher vor Lachen, ward aber bald sackgrob über solch knechtische Unverschämtheit. Ehe die fehlenden dreißig Gulden nicht bei Heller und Pfennig bezahlt seien, soll der Knecht ja nicht daran denken, sich vor dem Vorsteher blicken zu lassen. Damit ließ der Bauernbürgermeister den Fritzl gehen. In der Wirtsstube aber lachten die Bauern über den Abzahlungsvorschlag, dass ihnen die Bäuche wackelten.

Wohin der Fritzl kam, überall ward er höllisch aufgezogen wegen seiner Heirat auf Raten, so dass der arme Kerl sich mit seinem verletzten guten Herzen völlig verkroch und den Menschen auswich, wo er nur konnte. Da auch sein eigener Bauer ihn verhöhnte und aus Bosheit den Lohn auch nur in Raten zu zahlen erklärte, da riss dem Fritzl leider die Geduld, er trug dem Bauern Hiebe an, wenn er sein sauer verdientes Geld nicht auf einmal erhalte; natürlich ward jetzt der Knecht aus dem Hause geworfen.

Nicht minder übel ergieng es Fritzls Dirndl, die jetzt die Ratenbraut tituliert wurde und an Stichelreden so viel zu hören bekam, dass sie Knall und Fall den Dienst verließ und in eine Nachbargemeinde auswanderte.

Den Durst nach Rache für den erlittenen Schimpf im Herzen stand der Fritzl obdachlos draußen im Bergwald. Zorn und Wuth trübten ihn den Verstand und je mehr er in der kalten Herbstnacht fror, desto glühender wurden seine Rachegedanken.

Was jetzt, wo der gefürchtete Winter jeden Tag mit grimmer Macht ins Land kommen kann, was jetzt anfangen? Bei einem andern Bauern anklopfen und um Arbeit bitten, ist vergebens und würde dem Burschen nur neuen Hohn einbringen. Geht noch gut ab, wenn der Fritzl nicht mit Hunden vom Hofe gehetzt wird! Und warum alles dies? Weil er in seiner gutmüthigen Dummheit den Abschlagszahlungsvorschlag gemacht und seinen Bauern beleidigt hat. Aber ist denn nicht er selber aufs tiefste beleidigt und verhöhnt worden?! Ihm ist bitteres Unrecht geschehen und dafür will er sich rächen.

Der Hoppbichler Fritzl.

(Eine Hochlandsgestalt von Arthur Achleitner.*)

Es wird einige Jahre her sein, dass der Bauernknecht Fritzl Hoppbichler, ein sauberer Bursch, aber arm, sich einbildete, jetzt lange genug sich allein durch die Bergwelt getrieben zu haben, weswegen er eine Bauerndirn, die noch weniger besaß, wie er selber, heiraten wollte. Der Fritzl stellte sich die Heiraterei äußerst einfach vor, er und sie gehen halt zum Vicar, der das Paar von der Kanzel verkündet und nach vier Wochen findet die Trauung statt. So hoch der Fritzl den Kopf auf dem Gang zum Widum trug, so tief ließ er ihn hängen, wie er die Pfarrhofthüre wieder hinter sich zugemacht hatte. Ja, wer hätte das „gedenkt", dass zum Heiraten der Gemeindeconsens gehört, der bar in österreichischen Gulden bezahlt werden muss, hernach kostet der Pfarrer und Mesner auch noch was, von dem jungen Haushalt gar nicht zu reden, der doch auch in irgend einem Häuserl eingerichtet werden muss. Wenn der gute Fritzl seinen Bauern gefragt hätte, wäre ihm der Gang zum Widum erspart geblieben; aber der Fritzl hat eben nicht im geringsten an Ehehindernisse geglaubt.

Der Herr Vicar war ja recht freundlich mit dem Burschen, der demüthig und so verdattert (zerknirscht, gedrückt) vor ihm stand, als wäre sein ganzes Erdenglück in den Boden gesunken. Aber über gewisse Vorschriften kann der beste und stärkste Mensch nicht hinweg und selbst ein geistlicher Herr kann nicht zaubern. Etwas erspartes Geld hat der Fritzl schon, er denkt, vielleicht langt es auf den Consens und so probiert er sein Glück decht (doch) noch beim Gemeindevorsteher am nächsten Bauernfeiertag.

Hätte der Fritzl aber seinen Bauern vorher gefragt, so wäre ihm gesagt worden, dass der Vorsteher an einem Bauernfeiertag nicht in der Kanzlei zu finden ist. Richtig wird der Fritzl ins Wirtshaus geschickt, wo

*) Aus dessen empfehlenswerter Sammlung: „Bilder aus deutschen Alpen." Neue Hochlandserzählungen. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt. 1892.

Befehl erhielten, die Gendarmerie in der Fahndung nach dem Verbrecher zu unterstützen.

Der wahnwitzige Sprung in die Tiefe muss dem verwegenen Burschen gelungen sein, soviel man das Wildbachbett und das Unterholz im Graben auch durchsuchte, nirgends fand man den, wie man glaubte, Zerschellten. Und auch im Gemeindebezirke spürte man daraufhin nichts mehr von ihm, die nächtlichen Besuche in den bäuerlichen Vorrathskammern unterblieben, der Dieb muss sich wohl anderswo aufhalten.

Auf Lichtmess zu, wenn der Tag wieder zunimmt, steigert sich des Winters Strenge gewöhnlich noch einmal zur bittersten Kälte, bis dann der Föhn sie bricht und den Schnee von den Höhen jagt. Höllisch fluchten die zwei Grenzjäger, die bei solch fürchterlicher Kälte pfadlos durch den klaftertiefen Schnee bergaufwärts mussten, die Grenze zu revidieren. Keinen Hund soll man hinausjagen, brummte der Aufseher, aber für uns gilt kein Grund und kein Wetter. Todt und still ist's in der Natur, weiß alles, wohin der Blick sich richtet, ein Meer von Eis und Schnee. Und diese fürchterliche Kälte! Die Grenzjäger freilich schwitzen vor Anstrengung, die Höhe durch die Schneemassen zu gewinnen. Überall sind Spuren des zu Thal gezogenen Wildes zu sehen, der Hunger treibt es abwärts zu menschlichen Behausungen und den Heuscheunen. Wer nicht muss, meidet die vom eisigen Wind umwehten Höhen, auf denen der Tod lauert.

„Horch, was war das?" ruft der eine der Jäger und scharf horchen beide hinüber an den Waldsaum. Wie ein menschlich Wimmern klingt es herüber, stückweise vom rauhen Bergwind verschluckt. Die Grenzer schieben Patronen in die Gewehre und sichern nun, Deckung suchend, hinan den Wald. Doch sie brauchen die Kugel nicht im Laufe, vor ihnen liegt unter einem nothdürftigen Rindendach auf dünner Heuschichte ein Mensch, wimmernd vor Schmerz, der Hoppbichler Fritzl mit gänzlich erfrorenen Händen und Füßen, der die Jäger herzerschütternd bittet, ihn, der nicht mehr stehen noch viel weniger gehen kann, hinabzutragen und dem Gerichte einzuliefern.

Nur fort aus der gräßlichen Schneewüste!

Aus einer schnell aus Baumästen hergestellten Bahre schleppten die Jäger den fast erfrorenen, durch volle acht Monate gejagten Menschen hinunter und auf einem Schlitten ward er dem Gerichte eingeliefert. Mit zweieinhalb Jahr schwerem Kerker büsste der Unglückliche sein Verbrechen des Diebstahls, fürs ganze Leben aber blieb er ein Krüppel und armer Mensch, ruiniert wegen dreißig Gulden, die er nie mehr zusammenbrachte und deshalb sowie seines ruinierten Körpers wegen nicht mehr zum Heiraten kam. Das ist der Lebenslauf des armen Hoppbichler Fritzl.

Schneidend kalt bläst der Nachtwind, die ersten Flocken wirbeln zur erstarrten Erde, sie bringen dem obdachlosen Burschen in Erinnerung, dass er ausgestoßen ist aus der Gemeinschaft; statt glücklich vereint zu sein mit dem Weibe seiner Wahl, muss er jetzt in rauher Winternacht um eine nothdürftige Unterkunft in einem Heuschober froh sein. Und heiraten will er dem Vorstand zum Trotz und wenn er das Geld hiezu stehlen sollte!

Ha, stehlen, das ist das Wahre. Die fehlenden dreißig Gulden stehlen und wem stehlen? Niemand anderem als dem hochmüthigen Vorsteher selber. Und ganz verbohrt in diesen unglücklichen Gedanken klettert der racheerfüllte Knecht wieder zu Thal und schleicht auf den Hof des Gemeindevorstehers. Der Hund ist nicht heraußen, wahrscheinlich in der unteren Stube eingeschlossen, das begünstigt das Verbrechen. Wenn der Einbrecher in die Tenne gelangen kann, dann gelingt auch der Einstieg ins obere Stockwerk und in die Gutstube, wo wohl der Geldspind des Bauern zu finden sein wird. Behutsam steigt der Mensch auf schlimmen Pfaden ein, das Verbrechen gelingt leichter, als die Ausführung gedacht ist. Vor dem erbrochenen Holzkästchen überlegt der Unglücksmensch aber doch, ob er mehr Geld nehmen soll, als die zum Heiraten nöthigen dreißig Gulden. Nimmt er mehr, dann ist er ein ganz gemeiner Dieb. Die entwendeten dreißig Gulden will er später doch wieder ersetzen, also nimmt er nur diese Summe und schleicht wieder auf gleichem Wege aus dem Hause.

Die That des Verbrechens ist geschehen, an dem hochmüthigen Vorsteher ist die Rache erfüllt. Jetzt aber muss er noch Proviant haben, denn im Gemeindebezirk darf sich der Bursch nach dem Diebstahl nicht mehr blicken lassen. Mehl und G'selchtes entwendet er seinem früheren Dienstgeber und noch in derselben Nacht flüchtet er in die Bergwildnis.

Ein Schrei der Entrüstung durchdringt die Gemeinde, beim Vorsteher wurde eingebrochen und das kann kein anderer gethan haben als der flüchtige Hoppbichler Fritzl. Nach ihm fahnden die Gendarmen, ihn verfolgen die Bauernsöhne mit scharfgeladenen Gewehren, eine Menschenjagd, welche die Gemüther weit mehr aufregt, als die Birsch auf Hochwild. Monatelang dauert die Menschenhetze, sie wird zum Kesseltreiben, so oft irgend ein Bauer nächtlicherweile heimgesucht und seine Vorrathskammer geplündert wurde. Die erbitterten Bauern veranstalten regelrechte Streifzüge durch das Gebirge, sie finden Menschenfährten und rücken dem Gehetzten so nahe auf den Leib, dass nur ein wahnsinniger Sprung in die Tiefe den Heimatlosen vor dem Ergreifen schützen kann. Aber nur sein Schnerfer (Rucksack) wird der Patrouille zur Beute und was finden die Bauern darin, die gestohlenen dreißig Gulden nebst einigem Mundvorrath. Im Triumph wird die Beute aufs Gemeindeamt gebracht, der Vorsteher hat sein Geld wieder, der Fritzl hat vergebens gestohlen. Nun ist sein Verbrechen haarscharf erwiesen, weshalb auch die Grenzaufseher

Augenblick war ich angstvoll gewärtig, dass er mich aufrufen und fragen würde, etwa nach den Zeit- oder Eigenschaftswörtern, oder was man ein Hauptwort nenne, oder gar nach einem ausländischen Vogel. Die heimländischen hätte ich damals noch persönlich gekannt, heute sind freilich auch meine gefiederten Sangesgenossen im Waldlande längst gestorben. Doch er hat mich um nichts gefragt und so blieb mir zwischen meinen Collegen lange der Nimbus, als wüsste ich alles.

Dieser Herr nun war Professor Franz Dawidowsky, zur Zeit Director an der Handelsakademie und Inhaber eines Pensionates für Studierende dieser Akademie, in welchem eine große Zahl junger Leute aus allen Gegenden Europas beisammen war. Das Pensionat Dawidowsky befand sich in dem Schießstattgebäude, der heutigen Staatsgewerbeschule, in der Pfeifengasse. Und so trat der Herr Professor eines Tages in der Mineralogiestunde richtig mit der Frage an mich heran, wo ich denn meine Wohnung hätte, und wo ich des Mittags zu speisen pflegte? Die Wohnung beim alten Finanzrath Franz Frühauf in der Wickenburggasse Numero 1232 war leicht gesagt, anders aber das Speisen. Das gab eine kleine Wissenschaft, die an Weitläufigkeit seiner Mineralogie nicht viel nachgab: Am Sonntage bei Herrn Reininghaus, am Montag bei Herrn Mayer, am Mittwoch bei Herrn Reicher, am Donnerstag bei Herrn Grein, am Freitag bei Herrn Oberranzmeyer, am Samstag bei Frau Friedrich.

„Sie haben den Dienstag ausgelassen", mahnte er. Da schwieg ich beschämt, denn das war der Fasttag.

„Essen Sie Tirolerknödeln gern?" setzte er das Examen fort, „dann kommen Sie Dienstag mittags in mein Pensionat. Wo für Sechzig gekocht wird, mag wohl für den Einundsechzigsten auch etwas bleiben."

Also bin ich das erstemal „aufgekommen" in der Mineralogie über die Tirolerknödeln. Am nächsten Dienstag saß ich schon bei Tische im Pensionat, mitten unter Italienern, Polen, Ungarn, Serben, Griechen und Türken, die einen weit größeren Lärm machten, als die an Zahl überwiegenden Deutschen. Es waren zumeist Kaufmannssöhne, auch solche Großindustrieller; an ihren goldenen Uhren, Ringen und Busennadeln merkte ich wohl gleich, wie ungeheuer sie mir überlegen waren. Mich hatte man hingesetzt gegenüber dem Herrn Director und seiner kleinen freundlichen Frau mit den blauen munteren Augen und dem in Schneckerln gedrehten Haar. Das war die liebe Frau Ottilie. Je lebhafter es bei Tische hergieng, desto fröhlicher schaute auch das Oberhaupt in die Runde und als die Tirolerknödeln kamen, sprach Frau Ottilie mir Muth zu, derselben nicht zu schonen; das Essen sei nicht weniger wichtig, als das Studieren.

Als ich so etliche Wochen meinen Dienstagtisch im Pensionat Dawidowsky eingenommen hatte und mit vielen der Zöglinge hübsch bekannt

Franz Dawidowsky.

Eine Erinnerung aus der Studienzeit von Peter Rosegger.

Wenn man sich auf dieser Erde längere Zeit aufhält, so verwandelt sie sich nach und nach zu einem großen Friedhofe. Ringsum Gräber und überall Gräber, nicht bloß derer, die vor uns waren, sondern auch solcher, die mit uns gelebt haben, unsere Blutsverwandten, Freunde und Bekannten gewesen sind. Überschreitet einer sein fünfzigstes Lebensjahr, so hat er der lieben und trauten Menschen schon mehr unter der Erde, als über derselben.

In diesen Fall bin auch ich versetzt. Und weil ich jedem meiner lieben Heimgegangenen ein Kreuzlein aufs Grab zu stecken pflege, so ist's ein großer Kirchhof, und weil ich jedem meiner theueren Hingeschiedenen auch ein Blümlein auf den Hügel zu pflanzen liebe, so ist's wieder ein Garten für neues Leben.

Ein frisches fröhliches Gedenken geziemt auch den Manen dessen, den sie mir vor kurzem in die Gruft gelegt haben. Denn das hochgemuthe weltheitere Herz, das er besessen, würde mir noch über das Grab her zurufen: „Nicht kleinmüthig sein, Peter! Erzähle frisch und fröhlich, was du von mir weißt — es ist nichts Schlechtes!"

Als im Frühjahre 1865 der vom Gebirge herabgekommene junge Mensch in die Grazer Handelsakademie aufgenommen worden war, und die Professoren so an ihm herumschauten, um zu sehen, was aus diesem Holzklotz etwa wohl zu machen sein dürfte, stand auch einer an der Lehrkanzel, der mir besonders auffiel. Ein großer breitschulteriger Mann mit gebräuntem Gesichte, dichten nussbraunen Haaren, die von der starken Stirn zurückgekämmt rückwärts üppig hinabwallten. Ein buschiger, niederhängender Schnurrbart und ein tiefliegendes, scharfblickendes Auge, so wie auch seine derbe Stimme mit den rauhen tirolischen Rrrlauten gaben ihm etwas Martialisches. Vor dem hatte der hölzerne Bursche aus den Waldbergen die meiste Angst. Er trug in der Classe, in die man mich eingereiht hatte, Deutsch, Mineralogie, Botanik und Zoologie vor. Jeden

eine Ecke warf. Der Herr Wunderer [1]) war darüber höchst entrüstet — natürlich er konnte so was nicht dulden — allein einmal erwischte es ihn auch, so dass er, wie von einer Tarantel gestochen, emporschnellte und anfieng zu tanzen. Der Kleine hatte ihn gerade in die kleine Zehe gezwickt. Studiert wurde also vom Carneval nichts, zum Nachtmahl aber wollte er immer Bier haben, der kleine Lump, und die Mimi [2]) hatte ihr Kreuz mit ihm. Am wenigsten wollte der Prinz vom Schlafengehen etwas wissen — da gieng er her und setzte auch alle Tasten des Claviers in Alarm, und hüpfte auf dieselben und spielte mit den Füßen. Und da begann's jeden zu jucken in allen Gliedern und jeder kam sich vor wie ein Sprudlhiesl — wie der „Gütschino" [3]) einen hat — und jeder begann zu hüpfen und zu tanzen und der Director schlug die Hände über den Kopf zusammen. Das war euch aber noch wenig. Da öffnete der junge Prinz die Thür und mit aller Galanterie führte er einen Zirkel liebenswürdiger Damen auf, und jedem stellte er eine an die Seite, nur — mir stellte er keine an die Seite: mir setzte er — damit ich auch was habe — seine Haube auf. Eh man sich's versah, war die halbe Nacht vorüber und am Ende konnte schier keiner sein Bett mehr finden. Bis ein, zwei Uhr tanzen, und fidel sein und um sechs Uhr schon wieder sich mit der Algebra, dem Wurzelausziehen, der schwefel-schwefeligen, unterschwefeligen, und wie diese Säuren und Säuereien alle heißen mögen, herumbalgen zu müssen! Prinz Carneval sah es ein, dass das nicht gehe und stahl sogar ein paarmal dem Wunderer die Glocke und wie die Herren zum erstenmal den Kopf zwei einen halben Zoll in die Höhe heben, ist's beinahe schon zum Kaffee zu spät und einige können die Hosen gar nicht finden und ihr Kopf ist auch weg sammt dem Hirn und sie schimpfen und fluchen über den Carneval. Der aber hat sich wohlweislich versteckt und kein Mensch weiß wohin und in der Schule läßt er sich entschuldigen. Nach dem Frühstück wird nun ins Collegium gegangen und das Gespräch dreht sich um den sich gestern drehenden Ball. — Da kommt der Herr Professor, er beginnt den Vortrag, spricht so schön und lieblich vom Pipin den Kleinen, dem großen, dicken, einfältigen und anderen Karln, von der Maultasche, von den Kreuzzügen gegen die Türken und von Friedrich Baba—rosa Hillebrand und, und von — und ich schlief so süß und träumte so selig von glücklichen Tagen und — da gab mir mein Nachbar einen Rippenstoß — ich spring auf — der Professor steht just vor mir und fragt mich, wo der Sage nach Friedrich Barbarossa bis zu seiner Auferstehung schlummere? — „Im Studiersaal oder in der — Garderob'" — stotterte ich und soll zur selbigen Stunde so roth gewesen sein wie die Strümpfe des Prinzen von Arkadien und ich wünschte den Prinzen Carneval auf eintausendvierhundert Jahre in den Carcer.

Ich sah nun wohl ein, dass uns dieser Junge nur zum besten haben wollte und ich schrieb als Secretarius seine Entlassung.

Habe die Ehre, noch sein Zeugnis vorzuweisen.

Im Kreisezeichnen: vorzüglich.

Chemie: Erzeugung des Bieres: sehr gut.

Geographie: Handelsverkehr zwischen Küche und Keller: vorzüglich.

Arithmetik: Berechnung der Spesen für Gas, Stiefel, Spielmann 2c.: kaum genügend.

Wechsellehre im Tanz: . . . gut.

Geometrie: Eselsbrücke ausgeführt, gut.

Religion: nicht gehört.

Buchhaltung: ungenügend (er hat nie ein Buch gehalten).

---

[1]) Präfect. [2]) Wirtschafterin. [3]) Name eines Zöglings.

geworden war, meinte eines Tages der Director, in einem Hause, das sechzig Söhne beherberge, würde auch der einundsechzigste Platz haben. Ich möchte nur ganz in das Pensionat übersiedeln und dort, wenn ich wolle, seinen Schriftwart machen. Dieser Antrag zerriss mir anfangs das Herz, denn ich hatte im stillen Zimmerlein beim guten Finanzrath unter meinen Büchern und im Gefühl voller persönlicher Freiheit ein gar idyllisches Dasein geführt. Aber das Zimmer mussten Wohlthäter bestreiten, und diese zu entlasten war nun meine Pflicht gegenüber dem wohlwollenden Antrag des Directors Dawidowsky. Also bin ich zu Beginn des Schuljahres 1866 in sein Pensionat gezogen und dort geblieben drei Jahre lang, bis zu meinem Austritt aus der Handelsakademie. Viel Gutes habe ich in dieser Anstalt genossen und immer wird mir das Herz warm in der Erinnerung an all die Güte und Nachsicht, die mir Director Dawidowsky und Frau Ottilie angedeihen ließen, und an den wohlthätigen Einfluss, den sie auf meine leibliche wie geistige Entwickelung genommen haben. Wie ich mein Schriftwartamt verwaltet? Fragt mich nicht danach. Es war ein reiner Deckmantel, unter welchem dem bettelarmen Jungen alle Vortheile der Anstalt zutheil wurden, wie den Millionärssöhnen, nur noch mehr Achtung als diesen — der Schriftwart stand ja gleich neben dem Präfecten! In der That war ich zur Führung geschäftlicher Correspondenzen und Rechnungen nicht zu brauchen, und meine Thätigkeit im „Amte" beschränkte sich fast nur auf die Führung einer „Pensionats-Chronik". Bei Beschreibung der Ausflüge, häuslichen Feste und besonderen Vorfälle konnte ich zu allgemeiner Befriedigung meine Phantastereien anbringen. Hier eine bummelwitzige Probe aus der Pensionatschronik.

„Prinz Carneval im Institut.

Wir haben vor kurzem einen neuen Collegen bekommen. Über Nacht kam er herangeschlichen und klopfte leise an das Fenster unten in der Küche. Die Ploni war noch beim Bodenreiben und wollte anfangs nicht öffnen, da wusste ihr der Junge aber so viel Schönes zu sagen und nannte sie Fräulein Ploni, und Madmoiselle Ploni, und sie öffnete. Man weiß heute noch nicht, wo er in derselben Nacht schlief. Den andern Tag warf er sich in sein buntes G'wandl und putzte sich mit allerhand Farben und Bändern heraus — an seiner Brust hieng ein Dutzend Ordenssterne — so trat er vor den Herrn Director. Durch einige zwei Fuss hohe Sprünge machte er ihm seine Reverenzen und bat um Aufnahme in das Institut. Auf die Frage, woher er käme und wer er sei, entgegnete er, er sei ein verwunschener Prinz und heiße Carneval und weil's denn doch zu Ende gehe mit seiner Herrschaft und sich überhaupt jetzt die ganze Welt auf das Praktische verlege, so wolle er Kaufmann werden. Der Director lobte seine Gesinnung und nahm ihn auf in das Institut. Der Bursche machte sich bald heimisch bei uns, aß und trank, lebte gut und zahlte auch nicht einen Kreuzer Pension — Rosegger & Comp. — sagten die Leute. Nun aber begann ein lustiges Leben in den weiten Hallen des Institutes. Abends, wenn es zum Studieren war, versteckte sich Musje Carneval unter die Tische und zwickte bald diesen, bald jenen in die Zehe, und kitzelte ihn an der Ferse bis er aufsprang und das Buch in

Todtenbleicher Bot', das finstre Unglück,
Und kommst, um eine Stätte dir zu bauen
Und dich von bitt'ren Thränen hier zu nähren?
O fort! Die Thore sind dir siebenfach verschlossen
Und eine Schaar von jungen Streitern stell ich dir!
Es strahlt ein heller Stern auf dieses Haus
Und ich, verschloss'ner Fremdling, bin sein Schutzgeist!

Fremder. So hör' ich's gern' — mein Guter, sei gegrüßt!
Beschütze dieses Haus vor allem Weh;
Doch mich lass' ein, ich thu' euch nichts zuleid,
Ich bin ein guter, armer, reicher Mann.
Ich will den Vater dieses Hauses sprechen.

Schützgeist. Und wünschest eine Gabe — nimm von mir!

Fremder. Ich nehme nichts! Ich komme was zu geben,
Ich habe abzutragen eine große Schuld
Dem guten Mann und Vater dieses Hauses.
Ich hab' von ihm der Gaben viel empfangen.
Als hungernd ich und heimatlos geirrt:
Als man die Kinder von der Brust mir riss;
Als man mich hatt' geschleppt in schwere Ketten,
Da hat er sie beschützt und mich befreit;
Da hab' ich oft und viel von ihm empfangen,
Ich hab' es nicht vergessen, wie er stets
Die ärmsten meiner Kinder hat gepflegt
Und auferzogen in der Wissenschaft
Und in der Lieb' zu mir. Ich habe Dank!
Nun bin ich wieder frei und reich geworden
Und komme meine Zinsen abzutragen.
Ist er zu sprechen jetzt?

Schutzgeist. Im Augenblicke nicht.
Er ist in Mitte seiner Kinderschaar
Und da bringt man so leicht ihn nicht heraus.
Doch, sehen magst du ihn. Dort wandelt er,
Sein liebes, frohes Weibchen an der Seit',
Gar fröhlich hin im Kranze junger Herzen,
Und jedes blüht ihm auf in Glück und Freude
Und jubelt ihm ein langes Leben zu.
O sieh' ihn einmal, sieh' den guten Mann,
Er kann in seinem Glücke sich kaum fassen;
Aus lauter Freude nennt er seine Buben:
Die kleinen, guten, bösen Teufelskerle.
Der kleine rechts, der ist ein Magyar,
Der zweite kommt vom Morgenlande gar.
Es ist nicht weit gefehlt. Und siehe, der,
Der kommt vom Vaterlande des Homer.
Der and're ist von Padua aus „Welischland“,
Den hat der heilige Antonius gesandt.
Der eine kommt aus Kronstadts fernstem Wall,
Und jener in der Mitte kommt — aus Thal.

Das sittliche Verhalten des Studierenden war (Hier ein Tintenklecks).

Mit diesem Zeugnis geht Carneval in die Welt. Und doch wird er seinen Weg machen."

Es ist begreiflich, dass man sich mit solchen Leistungen sein Brot nicht verdient.

Wesentlich würdiger gieng es an Geburts- und Namenstagen des Herrn Directors oder seiner lieben Frau Ottilie her, da trachtete jeder Zögling sein Bestes zu leisten. Es gab Aufzüge, transparente Glückwünsche, Ansprachen, Gesang und dramatische Feststücke. Am 3. December 1868, zur Namensfeier des Directors, kam ein von mir verfasster Festgruß zum Vortrage, der die Stimmung im Institute und das Verhältnis der Schüler zum Lehrer wiederzugeben bemüht war und deshalb hier abgedruckt werden soll.

„Festgruß

zur Namensfeier unseres lieben Directors Franz Dawidowsky.

Verfasst von P. K. Rosegger am 3. December 1868.

Personen: Der Schutzgeist des Hauses. — Ein Fremder.
(Hinter einem Transparente hört man zwei Stimmen.)

Fremder. Auf, macht auf!
Schutzgeist. Wer klopft so ungestüm?
Wer wagt es frevelnd diese Stunde zu entweih'n?
Ein heil'ger Augenblick durchzittert dieses Haus,
Wie selten er nur naht im Menschenleben.
Und als ein selt'ner Gast hat er gebaut
In diesen Räumen ein Elysium,
Und jeder Stein von diesem Segenstempel
Ist heilig wie der Opfertisch des Herrn:
Denn heute wird ein tief Geheimnis hier
Gefeiert und ein Heiligthum der Herzen.
Und dieses Heiligthum heißt: Vaterlieb'!
Fremder. O, welch ein schönes Fest, das muss ich auch genießen!
Schutzgeist. Zurück, o Fremdling, du bist nicht geladen!
Fremdling. Ich lade mich schon selbst. Wer bist du denn,
Der du so stolz die Pforte mir verschließest?
Schutzgeist. Wer bist denn du? Dies Recht hab' ich zu fragen.
Der Arme, der sein Stücklein Brot erfleht
Von edlen Herzen, fand das Thor stets offen;
Der Mann, der Trost und Hilf' gesucht und bat,
Vergebens kam er nicht, er fand das Thor stets offen.
Und alles Schöne, Edle fand er offen
In allen Angeln weit und zog herein. —
Doch, so ein Fremdling, räthselhaft, wie du,
Und finstren Stolzes pochend an die Pforte;
Der möge sie in Schloss und Riegel finden.
Wohl bist du gar des bösen Schicksals düst'rer

Und leb' so lang' und froh, bis auch dein Bart
Sich dreimal um die Heimatstafel schlinget,
Und bis mit deinen Kindern, froh gepaart
Die Zwergenschar der Enkel dich umringet.
Dann sende, Rothbart, deine Boten aus
Zur Frag, ob Deutschland frei und reif zum Krönen;
Und ist es frei, so werde groß dein Haus,
Ein herrschendes Geschlecht im Reich des Schönen!"

Trotz ihrer Überschwenglichkeit hat diese Huldigung den Gefeierten nicht übel charakterisiert. Dawidowsky war ein herzfrischer, gott- und menschenvertrauender Idealist. Ich sah an ihm mein Ideal von deutscher Kraft, Männlichkeit und Redlichkeit, auch den für Kunst und Wissenschaft stets opferfrohen Mann. Als Pädagoge legte er das Gewicht mehr auf das Beispiel als auf das Wort, als Lehrer der Naturgeschichte mehr auf die Wirklichkeit als aufs Buch. Unsere gemeinsamen Ausflüge, bei denen er uns begleitete, waren Unterrichtsstunden in angenehmster Form, denn unser naturhistorisches Museum war der Wald und das Feld. In einer Reihe öffentlicher Vorlesungen, die von den Professoren der Handelsakademie im landschaftlichen Rittersaale gehalten wurde, sprach Dawidowsky über das Leben der Blume und riss die ganze Zuhörerschaft zur Begeisterung hin. Sein Vortrag war echt volksthümlich und voller Poesie.

Im Verkehr mit seinen Zöglingen wollte der Professor stets sehr ernst und strenge erscheinen, wozu ihm sein mächtiges mähnenumwalltes Haupt mit dem scharfen tiefliegenden Auge anfangs gute Dienste erwies. Wir hatten es aber bald weg, dass dahinter nichts als lautere Herzensgüte war. Manchmal wurde auf seine Nachsicht gesündigt, dann gab's Hochgewitter mit Blitz und Donner, aber eingeschlagen hat es fast nie. Ich verehrte ihn abgöttisch. Meine Pensionatsgenossen neckten mich manchmal und redeten bisweilen überlaut Ungutes über ihn, darin verstand ich keinen Spass und einmal warf ich im Zorn einem solchen Missgünstigen die Schreibfeder an den Kopf, dass sie im Haar stecken blieb. Darob schlug der Getroffene, ein Serbe war es, mächtiges Geheul an; die Präfecten liefen erschrocken zusammen, nach dem Arzt wurde gerufen, um den Wurfspieß aus der tiefen Wunde zu ziehen. Der Director erschien; die Feder brauchte zwar nicht aus dem Schädelknochen, sondern bloß aus dem Haar gezogen zu werden, doch setzte es über mich ein Strafgericht. Etliche deuteten zwar, um mich zu entlasten, die Ursache meiner Unthat an, er aber sagte ruhig: „Nichts da! Draußen im Freien ringen auf Leben und Tod, da habe ich nichts dagegen, aber mit Stahlfedern wird nicht geworfen, der Mensch hat Augen im Kopf! Der Peter wird heute ohne Nachtmahl schlafen gehen!"

Sehr viel hielt er auf das Turnen. Sein Bruder Karl war im Pensionat schneidiger Turnlehrer, da sagte der Director denn manchmal

Der Christ hüpft an des Juden Arm heran,
Und einer — hör' ich — ist ein Muselmann.
Sie sind von Ost und West, von Süd und Norden
Ein einig Volk von Brüdern hier geworden!

Fremder. Und er ist König über dieses Volk?
O Gott, ich kam und wollte viel ihm geben;
Doch gegen dies ist meine Gabe klein.
Ich hab' für ihn gebaut ein schönes Haus,
Ein Heimatshaus voll edler, deutscher Sitte.
Vom Alpenland der grünen Steiermark,
Bis an der Ostsee blauer Wellenpracht;
Vom Polenreich und Russlands Feldern weit
Bis hin zum alten sagenreichen Rhein.
Dies ist mein großes Haus und auch das seine.
Und kennst du auch mein unermesslich Erbe,
Die Schätze all in Rothbarts düst'rer Burg,
Und auch im Rhein den Schatz der Nibelungen!
Das ist mein Festgeschenk für diesen Tag,
Geweiht dem deutschen, edlen Vater Franz;
Dem König dieses jungen Brudervolkes!

Schutzgeist. O sag' mir an, du sonderbarer Fremdling,
Wer bist du denn? Du sprichst so stolz und groß;
Deine Name — ahnt mir — muss erhaben sein!

Fremder. Es nennt und ehrt ihn eine Nation,
Er strahlet, seit die Herrmannsschlacht geschlagen,
Und glorreich wird er sein für alle Zeit,
Ich bin der deutsche Genius!

Schutzgeist. O Herr, so will ich ehrfurchtsvoll verstummen,
Und du, des Vaterlandes edler Geist,
Zieh' ein in dieser Hallen frohes Fest
Mit reicher Tugend und mit reichem Glück.
Und uns'rem Vater Franz, o bring ihm mit
Das beste deiner großen Nation!

So sei mir denn viel tausendmal gegrüßt,
Du treuer Mann im Namen deines Volkes;
Und sei im Namen deiner frohen Söhne,
O Vater Franz, viel tausendmal gegrüßt!
Das Erb' der Nibelungen, ja, sei dein,
Bedeutend deutschen Sinn und deutsche Sitte;
Doch liegt es nicht versenkt im tiefen Rhein,
Es liegt bewahrt in uns'rer Herzen Mitte,
Dort hast du, Vater, selber es versenkt,
Dort wird es dir die schönsten Zinsen tragen:
Denn, was du uns, den Deinen hast geschenkt,
Das bleibt durch uns ja dein in allen Tagen! —
Und dann der Rothbart in Kyffhäusers Grund,
Der sei du selber uns in diesen Räumen.
Es netz' des Kaisers Wein auch deinen Mund,
Es mög' sein Gold auch deine Burg umsäumen.

Noch sei sein Lebensweg und Geschick in kurzen Worten angedeutet.

Franz Dawidowsky wurde geboren im Jahre 1833 zu Brixlegg in Tirol, als der Sohn eines kleinen Beamten. Er studierte zu Innsbruck unter kümmerlichen Verhältnissen und wollte Geistlicher werden, wie das ja damals in Tirol nicht leicht anders gieng. Später wendete er sich der Philosophie zu. Mit fünfzehn Jahren machte er den Achtundvierziger Feldzug nach Italien mit, wo er sich an den Gefechten bei Condino Bormio und am Gardasee die silberne Medaille für Tirol verdiente. Später war er Lehrer an den Realschulen zu Innsbruck und Graz. An letzterer hielt er zum Schuljahresschluss eine Festrede, die für die Fünfzigerjahre etwas zu freisinnig ausgefallen ist. Er wurde nach Linz versetzt, wo er aber mit geistlichen Vorgesetzten in Conflict kam. Er hatte eine Turnanstalt für Mädchen errichtet, das war staats- und religionsgefährlich, seines Bleibens in Linz war nicht. Im Jahre 1863 ist in Graz die Handelsakademie gegründet worden, Dawidowsky wurde zum Professor, später zum Director derselben berufen. Er war ein ganz vorzüglicher Lehrer und verstand das Interesse des Schülers für den Gegenstand, den er sehr lebendig und klar behandelte, stets in hohem Grade zu wecken. Er liebte die Jugend. Aber ein ruheloser Geist strebte in ihm; als Professor der Chemie und Physik war er auf dem Gebiete der Erfindungen thätig, er verlegte sich auf Versuche und industrielle Unternehmungen, und diese Thätigkeit zog ihn von seinem Erzieher- und Lehrerberufe immer mehr ab, bis er 1871 sein Pensionat schloss und seine Stellung als Professor der Handelsakademie aufgab. Mit größtem Optimismus begann er in Graz eine Kunstlederfabrication und mancherlei sonst, er war fest überzeugt, dass ihm auf solchen Gebieten einmal ein großer Wurf gelingen müsse. Dieser Wurf ist nicht gelungen. Sein Idealismus war für geistige Arbeitsfelder geschaffen, auf materiellen vermochte er den geriebenen Geschäftsleuten nicht Stand zu halten, reichten seine Erfahrungen nicht aus. Immer wieder musste er neu anfangen und immer wieder that er's mit glühendster Zuversicht, und immer wieder erlebte er Enttäuschungen.

Er wirkte längere Zeit wieder in Innsbruck und Linz als Lehrer. In den Achtzigerjahren starb ihm seine Frau Ottilie. Er ermannte sich vom schweren Schlage durch unermüdliche Arbeit. In den letzten Jahren leitete er in Malebern bei Stockerau, wo er sich wieder glücklich verheiratet hatte, eine Kunstdüngerfabrik als Theilhaber bei einer Compagnie, sein Idealismus zog auch hier den kürzeren und er zog sich zurück, körperlich kränkelnd und entmuthigt.

Ich hatte ihn seit fast zwanzig Jahren nicht mehr gesehen. Unser brieflicher Verkehr war gering. Sonst pflegt der Empfänger von Wohlthaten des Wohlthäters zu vergessen, hier schien es umgekehrt zu sein.

zu mir: „Peter, das Buch fort! An den Turnaparat mit Ihnen! Dichter müssen eine breite Brust kriegen, dass ein großes Herz drin Platz hat!“

Dass es ihm fast ernst war mit dem „Dichter“, zeigte er besonders bei Ausflügen, da er mich aufzufordern pflegte, an schönen freien Plätzen, wo wir lagerten, Gedichte von mir vorzulesen. Ich las damals nur hochdeutsch; die Stimme mochte besser gewesen sein, als die Betonung, der gute Wille noch besser als die Stimme. So las ich an einem sonnenlichten Christihimmelfahrtstage auf der Höhe des Schöckels mein „Lied an die Freiheit!“ Nach Beendung desselben lärmten die Collegen mir Bravo zu. Der Director klopfte mir auf die Achsel und sagte in seiner Tirolerart: „So ischt's recht. Niemands Herr und niemands Knecht! Aber ein anderesmal nicht so viele Worte verschlucken, 's ischt ja schade drum!“

Einmal kam aus Obersteier meine kranke Mutter, um dem Manne Dank zu sagen, dass er in so christlicher Weise ihres Sohnes Lehrer und Nährer geworden war. Der Director gieng ihr schon entgegen und als er das mühselige Bauernweib am Arme in den Speisesaal führte und laut rief: „Auf, Burschen, hier bringe ich Peters Mutterl!“ Da hat er ein Dankgefühl für ihn in mein Herz gelegt, das mein Lebtag nimmer verlischt.

Ein einziges heimliches Leid hatte ich im Pensionat, nämlich, dass ich, an Einsamkeit und Beschaulichkeit gewöhnt, ein Kasernenleben führen musste. Immer den Lärm der manchmal recht ausgelassenen Jungen um mich, nie eine Stunde für mich allein. Ich sagte nichts von diesem Leide und er hats doch gemerkt. Im dritten Jahre erhielt ich ein Zimmerchen für mich. Es war zwar nur sechs Fuß lang, und sechs Fuß breit und ziemlich kaminartig hoch, aber es hatte alles Platz, was ich bedurfte, wenn die Thüre nicht gerade aufgemacht wurde, sogar ein Sessel. Wurde sie aufgemacht, so konnte man ja den Sessel auf den Tisch stellen. In diesem Zimmerchen zusammengepresst war viel Glück für mich. In ihm las ich Stifters „Studien“ und Scheffels „Ekkehard“, in ihm schrieb ich meine ersten Novellen, in ihm schrieb ich den ersten Brief an Robert Hamerling, in ihm erhielt ich seine ersten Zeilen. In diesem Zimmerchen besorgte ich die ersten Correcturbogen zu „Zither und Hackbrett“, in ihm betrachtete ich mein erstes fertig gewordenes Büchlein. In dieses Stübchen wollte eines Tages Anastasius Grün eintreten, konnte es aber erst, als ich ihm Platz machte. Er saß auf dem Strohsessel, ich auf der Bettstatt, so besprach er das Büchlein mit mir und sagte: „R., jetzt ist mir nicht mehr bange um Sie!“ — Heute ist der Raum wohl wieder seiner ursprünglichen Bestimmung, zur Aufbewahrung von Eiern, Gemüsen, Fett und derlei neben der Küche anheimgegeben. Anfang August 1869 bin ich ausgezogen, um ein selbständiges Leben zu beginnen. Wie von Vater und Mutter, so wehmüthig war mir das Scheiden vom Director Franz Dawidowsky und seiner Frau Ottilie.

Gehen Sie mit Ihren Bauern, das sind —

(Ein Zeitbild.)

„Gehen Sie mir mit Ihren steirischen Bauern, das sind Butors!“ So rief der reiche Fremde aus, und die Aufwallung musste eine bedeutende sein, denn der sonst etwas blasierte Herr wurde ganz roth an der Stirne.

Ein Großfabrikant. Aus dem Norden her war er gekommen und hatte Gefallen gefunden an einem schönen stillen Flecke unserer Heimat, wo bisher der Hirte und der Bauer gelebt haben in Arbeitsamkeit, Einfalt und Zufriedenheit. Dort hat er sich ein Grundstück gekauft und einen Palast erbaut, viel schöner als jene Königsschlösser, die in den alten Märchen stehen. Ein einziger Fußteppich in diesem Palaste kostete mehr Geld, als die zwanzig Joch Grund gekostet hatten, auf denen nun, von einem zauberhaften Lustgarten umgeben, das herrliche Haus stand. Die Wasserleitung zur Badeanstalt hatte mehr Geld gekostet, als das ganze Dorf, das im Thale lag, an Jahreseinkommen geschätzt wurde. Für die Jagd gab der Herr im Jahre mehr Geld aus, als die Bauern für Kirche, Pfarrhof, Schule u. s. w. springen lassen konnten.

Im Winter stand die ganze Herrlichkeit verschlossen und leer da; wenn aber die Pfingsten kamen, da erschien der Eigenthümer mit seiner Familie, mit unzähligen Pferden, Hunden und Lakaien und blieb da bis in den Frühherbst.

Bei diesem Herrn Charles d'Isseu ward ich eines Tages eingeladen zur Mahlzeit. Er wollte in gute Fühlung treten mit einflussreicheren Persönlichkeiten und es waren deshalb viele Herren geladen worden: Gutsbesitzer, Spitzen von Behörden, Geistliche, aber nur bis zum Dechanten herab, und wundershalber auch der Poet. Weil ich gehört hatte, dass Herr d'Isseu sehr wohlthätig sei und in mir die Absicht schlummerte, ihn für ein zu erbauendes Armenhaus zu interessieren, so gieng ich hin, um zu essen und zu trinken. Es sollen die seltensten Bissen, die feinsten Weine gewesen sein, ich merkte das nicht so genau, ich aß eben, solange ich

Nachdem „sein Peter" auf eigenen Füßen stehen konnte, glaubte er sich nach ihm nicht mehr viel umsehen zu müssen. Lange Zeit wusste ich gar nicht, wo er sich befand, horchte aber aufmerksam aus, wenn sein Name, der mir so theuer geworden, irgendwo genannt wurde. Bei Reichsrathswahlen wurde er genannt, als feuriger Redner gegen gewisse Zeloten und Reactionäre wurde er genannt, der alte freimüthige Tiroler, aber dass er ein reicher Geschäftsmann geworden wäre, davon hörte man nichts. Reich wollte er ja auch gar nicht werden, nur leisten wollte er etwas. Franz Dawidowsky gehörte zu denjenigen, die weniger leisten durch das, was sie thun, als durch das, was sie sind. Ein Lehrer und Vorbild für die Jugend, dazu, glaube ich, hatte die Natur ihn bestimmt.

Im vorigen Sommer, gelegentlich meines fünfzigsten Geburtstages, erschien in Krieglach plötzlich, von seiner anmuthigen Frau begleitet, mein Director Dawidowsky. Meine Freude war unbeschreiblich. Er war nur noch etwas umfangreicher geworden, hatte sich sonst aber wenig verändert — war noch der liebe, frischherzige, gott- und menschenvertrauende Mann, wie er es einst gewesen. Wir ergiengen uns in Erinnerungen an vergangene Zeiten, er freute sich an meiner Familie und zu meinem innigen Behagen sah ich, dass auch er sich glücklich fühlte. Hegte er doch wie immer wieder eine Reihe von Plänen für zukünftige Thätigkeit. Wir thaten unsere Herzen auf. Wie muthete mich sein heller, religiöswarmer, wohlwollender Geist an! Solche Menschen gibt es heute nicht mehr viele, nur ältere Leute sind noch so. In den wenigen Stunden unseres Beisammenseins lernte ich mehr von ihm, als aus den Zeitungen und politischen Reden eines ganzen Jahres.

„Auf Wiedersehen, Peter! Wir müssen uns nun ja wieder öfter haben!" Diese Worte rief er mir noch aus dem Waggon zu bei der Abreise.

Darauf sind nicht ganz fünf Monate vergangen und ich erhalte die Nachricht: Franz Dawidowsky ist nach kurzem, schmerzlichem Leiden verschieden. — Er starb am 13. Februar 1894, an seinem einundsechzigsten Geburtstage.

Da ich dieses schreibe, steht sein Bild lebhaft vor mir — eine der geliebtesten Gestalten, die auf meinem Lebenswege gerade die gefährlichsten Strecken mich treu begleitet haben.

So gehen sie hin, und nimmer kann man es ihnen sagen, wie theuer sie uns gewesen.

vier Kühe halten, und ein paar Zugthiere — das ist auch sein ganzes Divertissement. Bei der letztherigen Schätzung ist der Hof auf knapp dreitausend Gulden bewertet worden. Nun bitte ich Sie: diesem Mann biete ich für sein Gut achttausend Gulden. Meine Herren, bare achttausend Gulden auf die Hand. Was thut er? Er sagt anfangs nicht ja und nicht nein, redet so herum und erklärt hernach, der Hof sei nicht feil. Ich lasse ihn separat zu mir herabholen, ein Glas Wein bringen, und stelle ihm persönlich die Vortheile dar, die bei solcher Gelegenheit sich ihm bieten und nicht wiederkehren werden. Draußen in den Donaulanden, unweit Krems, ich weiß zufällig davon, steht ein Landgut unter dem Hammer. Über hundert Joch Acker und Wiesen, sogar ein Weingarten. Gebäude in vollkommen gutem Zustande. Der bisherige Eigenthümer hielt zwölf Stück Kühe und betrieb ein schwunghaftes Milchgeschäft loco Wien. Mit Pferden verdiente er bei Donauschleppen nicht weniger. Kurz, ein excellenter Besitz. Um den Preis von siebentausendachthundert Gulden, was sagen die Herren dazu? Ich stellte das meinem Nachbar vor mit freundschaftlichem Rath, die günstige Avantage zu ergreifen. Und mein guter Bichelbauer? Er kenne sich nicht aus, habe er den lieben Gesund, so wäre er auch auf seinem kleinen Gütel zufrieden und er wolle es doch lieber behalten. Behalten die Kummerhütte und nicht verkaufen für das Dreifache des Wertes! Jetzt denken Sie, ist das nicht eine grandiose Stupidität? Geschlagene fünftausend Gulden auf der Straße liegen zu sehen und sie nicht an sich zu nehmen — wie?"

Also unser Gastgeber. Da beugte ich mich vor und sagte: „Herr, haben Sie die Güte, diesen Mann sofort holen zu lassen, den will ich küssen."

„Na, wohl bekomm's!" lachte Herr d'Issen überlaut, „thun Sie das nur ja nicht am Sonnabend, denn da ist der Mann im siebenten Tage ungewaschen."

Alles lachte über den Witz und es war auch zweckmäßig, sich ein wenig dankbar zu bezeugen für einen so guten Tag. Ich habe leider nie einen Spaß verstanden, wenn es sich um unser armes braves Landvolk gehandelt, und da unser Gastherr fortfuhr, darzuthun, dass in der Bichelbauernhütte wahrscheinlich seit den Zeiten Apollos keine Seife gesehen worden sei, verfiel ich allerdings in ein nicht ganz zeitgemäßes Pathos und erklärte, dass zur Reinigung des Körpers frische Erde dieselben Dienste thue, wie Pariser Seife; dass im Bauernhofe nicht einmal der Kuhmist die Hände in dem Maße verunreinige, als im Herrenhause etwa gewisse Manipulationen mit Bankpapieren. — Es war wahrlich die höchste Zeit, dass der Probst den Papagei bewunderte, der in einem Nebenzimmer fortwährend „**bon jour, messieurs!**" kreischte.

Ich aber hielt den Butor noch nicht für gesühnt, sondern fuhr unbekümmert um Höflichkeit und Papagei fort: „Immer sagte ich es ja,

Hunger, und trank, solange ich Durst hatte, dann hörte ich auf. Als wir nachher, in seidenen Kissensesseln versunken, schwarzen Kaffee schlürften und Cigarren rauchen mussten, erzählte der Gastherr von seinen großen Schöpfungen in Berlin, Prag und Wien, er erzählte seine liebe Noth mit den Arbeitern, die immer anspruchsvoller würden, während sie froh sein sollten, dass sie bei ihm Brot fänden. Auf freundschaftlichem Fuße stand er gerade nicht mit jenen Kräften, deren Kunst und Fleiß das alles was er besaß hervorgebracht. Seinen prachtvollen Sommerpalast, in welchem wir saßen, nannte er ein niedliches Ding, das man nur so nebenbei mitnimmt. Er hatte diese Besitzung allmählich auf mehrere hundert Joch erweitert und war immer noch bestrebt, sie auszudehnen und zu arrondieren. Obschon, meinte er, das Gütchen keinen Wert für ihn habe und nichts dabei herausschaue, sei es doch einmal so seine Schwäche, ein bisschen Landwirtschaft zu treiben, und falls man gerade nicht in Karlsbad oder Scheveningen oder Baden-Baden oder Gastein die Sommermonate zubringe, lasse sich in diesem Winkel zur Noth einmal ein paar Wochen leben. Nun stieß Herr d'Isseu bei seinen Arrondierungsbestrebungen aber auf Hindernisse. Der Probst von Auenthal, der Berghammer Doctor und ich hatten uns, ungeschickt genug, in ein Gespräch über die steirische Bauernschaft, ihre Eigenschaften und Anliegen vertieft. Da war es also, dass der Gastherr uns plötzlich zurief: „Gehen Sie mir mit Ihren steirischen Bauern, das sind Butors!"

Ich musste noch meinem Nachbar rasch die Frage zuflüstern, was das heiße: Butor! . . .

„Dummkopf!" zischelte er zurück. Das hätte ich nun ein bisschen unhöflich gefunden, wenn er nicht sofort beigesetzt: „Butor soll so viel als Dummkopf heißen."

Rasch wendete ich mich dem geschätzten Gastherrn zu mit fragendem Blicke, wie er seinen Ausspruch zu begründen gedenke.

Er zündete sich eine frische Cigarre an — das Stück zu einem Gulden neunzehn Kreuzer — und begann ruhig und überlegen zu sprechen. „Ich kann Ihnen versichern, meine Herren, eine solche Bauernschaft wie hier habe ich nicht wieder gefunden. Eine beispiellose Indolenz! Kann Ihnen mit einem eclatanten Falle aufwarten. — Da blicken die Herrschaften mal zum Fenster hinaus auf die alte Hütte dort am Hügel. (Das war ein kleiner Bauernhof in altsteirischer Bauart.) Es ist nicht besonders agreabel, so etwas beständig vor Augen zu haben, noch weniger sich von dort her begaffen lassen zu müssen. Es sind arme Leute, das Weib ist viel marode, die Kinder noch nicht erwachsen, der Mann muss täglich siebzehn, sage siebzehn Stunden arbeiten, sogar noch länger, um die Wirtschaft zu besorgen und der Familie die miserable Existenz zu ermöglichen. Der Mann hat sechzig Joch Grund mit Wald, kann höchstens

der Bauernstand wankt und versinkt, so ist es gerade, als ob der Boden, auf dem der Staat sein Haus gebaut, einbreche. Ich glaube, es ist just kein hohes Alter nöthig, um noch zu erleben, was da für ein Tanz herauskommen wird! Der Bauer macht allerdings keine Revolution, aber man drückt ihn zum heimatlosen Lohnarbeiter herab, und der macht sie! Man sieht's ja kommen, doch die Herren haben kein Auge und kein Ohr, und wenn sie die sich selbst angeeignete üppige Mahlzeit an der Tafel des Lebens hastig mit dem großen Löffel essen, so haben sie eigentlich nicht unrecht, denn die Tafel kann plötzlich aufgehoben werden.

R.

Sagen und Volksmeinungen.

Aus dem Ennsthaler Gebiete. Von Karl Reiterer, Volksschullehrer.

In Mitteregg bei Irdning befindet sich das Hirandl-Lehen, von dem sich die Leute erzählen, in demselben seien auf dem Fußboden die Abdrücke von Teufelsklauen zu sehen. Der Böse soll nämlich dortselbst eine Sennin zerrissen haben, die einen höchst leichtfertigen Lebenswandel führte. Seitdem getraute sich kein Almdirndl, besagtes Gebäude, das man verfallen läßt, zu betreten, aus Furcht, dem bösen Feind in die Klauen zu fallen, wie uns das Hinteregger Moizerl, ein gar niedliches Dirndl, jüngst erzählte. Ja, 's Moizerl! Wir sind mit ihm recht intim geworden. Natürlich bezieht sich das nur darauf, dass wir von der Schönen allerlei lustige Teufeleien und „Sagmarl'n" erfuhren, gar köstliche Dinge, die wir im nachstehenden der Öffentlichkeit übergeben, da sie, origineller Natur, bisher unaufgelesen blieben.

Hast du, werter Leser, bereits von dem gehört, dass man einen, der sich meilenweit von uns entfernt befindet, mit Hilfe des Teufels gehörig durchprügeln kann? Man schneidet zu diesem Zwecke an einem „Neuirtag", d. i. einem Dienstag, in dem der Mond „neu" ist, einen weißen Haselstab ab. Während des Schnittes müssen die drei höchsten Namen (Vater, Sohn u. s. w.) genannt werden. Der erhaltene Stab hat hernach heimlich unter ein Altartuch gelegt zu werden, bei einem Altare, wo Messe gelesen wird. Mit einem solchen Haselstabe kann dann eine beliebige Person, die man mit der Prügeltracht bedenken will, „auf Distanz" ad libitum verbläut werden, wenn zum nächstbesten Maulwurfshügel gegangen und dort unter Nennung des Namens der Person, welcher die Hiebe vermeint sind, auf den Erdhaufen losgehauen wird. Ein ungarischer Schweinehirt soll dies, wie uns betheuert wurde, zuerst bei einem Edelmanne versucht haben.

dass der steirische Bauer ein Idealist ist! Der Bichelbauer beweist es wieder. Egoismus, Geiz sollen die Haupttugenden der Bauern sein. Vielfach mag es zutreffen, der Bichelbauer jedoch ist einer von denen, die sich vom Gelde nicht verlocken lassen, die vorziehen, daheim auf der Väter Scholle einfach und anspruchslos dahinzuleben, als draußen in der Fremde etwa ein reicher Mann zu sein. Ohnehin geschieht solchen Leuten Hohn genug, dass man vor ihrer Nase Reichthum und Luxus entfaltet, gleichsam um sie unzufrieden zu machen, ihnen zu zeigen, um wie viel einträglicher das Gewinnen, als das Verdienen, um wie viel angenehmer der Müßiggang als die Arbeit ist. Kein Wunder, wenn die Leute im Anblicke von solcherlei dann auch demoralisiert werden."

„Na, darum brauchen Sie sich nicht gerade zu echauffieren", sagte der Gastherr, „und eine solche Zurückweisung ist peinlicher, als ein Guss kalten Wassers ins Gesicht, auch wenn man in der Sache zehnmal recht hat. Ich bat um Entschuldigung wegen der Heftigkeit, er überhörte es und sprach leise: „Der Bichelbauer dürfte es noch bereuen."

„Gewiss", versetzte ich wieder rüstig, „in den Großgrundbesitz eingeklemmt kann ihm das Leben recht sauer gemacht werden."

„So ist es gerade nicht gemeint," sagte er, „man muss nur bedauern, dass die Leute hier zu Lande so unklug sind."

„Ist es denn möglich, die sittliche Bedeutung so zu verkennen, die in der Bewahrung dieser Heimständigkeit liegt!" rief ich aus. „Ist es in unserer geldhungerigen Zeit nicht wohlthuend, rührend, einmal jemanden zu finden, der die Treue zu seinem angestammten Boden, zu seinen Vorfahren nicht um Geld verkauft?" Während diese Worte gesprochen wurden, sah ich vor mir ein höhnisches Gesicht, da schleuderte ich die Cigarre fort und gieng zur Thüre hinaus. So unhöflich habe ich selten ein Haus verlassen, als dieses Herrenschloss des Emporkömmlings. Eine Verdauungsvisite, sagt man, sei der Brauch, wenn man als Gast irgendwo recht gut gegessen hat. Ich hätte sie gewiss gemacht bei Herrn Charles d'Isseu, aber ich habe das Mahl noch bis heute nicht verdaut.

Damals wollte ich hinüberlaufen zum Bichelbauer, dort hätte ich die Arbeitsamkeit und die Genügsamkeit, die tägliche Sorge und die harmlose Freude gefunden, aber ich würde dem Manne darüber wahrscheinlich kein Compliment gemacht, sondern ihm zugerufen haben: „Ihr vertrackten Bauern, so wehrt euch doch dagegen, wenn Fremdlinge kommen und euch verdrängen wollen und euch noch dazu lästern und höhnen!" — Damit hätte ich dem Alten freilich unrecht gethan, denn wenn auch einige unter ihnen gelehrig und klug sind und dem Irrwisch nachlaufen, oder versumpft bleiben, die meisten wehren sich doch, aber es hilft nichts, alles ist gegen sie und der heut' nicht fällt, fällt morgen. Es ist eine untergehende Welt. Wenn

Weichselbaum, ich schüttel dich,
Thomas, ich bittel dich,
Lass mir a Hunderl bell'n,
Ob sie mein Monn' thuat meld'n.

Da das Sprüchlein mit seinem Inhalte genug besagt, so können wir von einer weiteren Auseinandersetzung dieser Löselart absehen.

Vom „Schatzgraben" hört mancher reden. Wie dasselbe vorgenommen werden muss, erfuhren wir erst letzthin in St. Martin bei Gröbming. Um einen Schatz „heben" zu können, thue man Folgendes: Nimm Wasser aus dreier Herren Grund, den Rasen von neun Mittelrainen, den Eintrag von neun Ameisenhaufen und Feldletten sammt der Wurzel. Dieses alles muss gesotten, geläutert und in dasselbe Fasant gethan werden. Weiß man nun einen Ort, wo ein Schatz liegen solle und wo sich Geister befinden, die einen „blenden" wollen, so nehme man das vorgenannte Wasser und besprenge die betreffende Stelle, wo der Schatz liegt: Die Geister werden weichen und der Schatz sich bloßheben. Nau, nau, wird der Leser sagen. Sachte! Wir wissen noch mehr. Wir können auch ein „Licht" machen, mit welchem ein Schatz, der verborgen war, gesehen werden kann. Es ist Weihrauch, Schwefel, Wachs und gesottenes Garn zu nehmen und davon eine Kerze zu machen. Mit diesem Lichte, das die Kerze gibt, sind alle Winkel, wo man einen Schatz vermuthet, zu durchsuchen. Dort, wo der Schatz ist, wird das Licht auslöschen. Bravo! —

Der Hombamer Paul versicherte uns, er wäre auch ohne unsere vorcitierten Mittel einst zu einem „Schätzelein" gekommen, nur sei ihm das Malheur passiert, dass ihm der Schatz untreu wurde und den Rücken kehrte. Wir erwähnen ausdrücklich, dass uns ein zweibeiniges Schätzlein vorschwebt,

Das auf zwei Füßen steht,
Und zum Tanz geht.

Ein Bauernknecht in unserem Domicile erzählte, im Schladminger Beinhause[1]) seien drei zu treffen, welche die „ewige Gfrier" haben. Die ewige Gfrier? wird der Leser verwundert fragen. Gibt 's eine? Freilich, derjenige Leichnam, welcher nicht in Verwesung übergeht, hat die „ewige Gfrier", wie man sich speciell im Ennsthale ausdrückt. Nebst der merkwürdigen ewigen Gfrier[2]) gibt es natürlich auch eine zeitliche. Wer letztere hat, ist hieb- und schussfest bei Lebzeiten, wer erstere bekommt, der wird vom — Teufel geholt. Die „zeitliche Gfrier" erhält derjenige, welcher eine Hostie in seine Haut an einer Körperstelle hineinnäht. Bringt man nun die Hostie vor dem Tode nicht aus der Haut, erhält man die „ewige". Es ließe sich über diese interessanten Volksmeinungen noch vieles sagen. Wir beschränken uns darauf, zu bemerken, dass wir diesen gewiss eigenartigen Glauben nur in den Donnersbacher Bergen getroffen

[1]) Todtenkammer. [2]) Gefroren.

Um jemandem eine Maulschelle zu versetzen, dass er ganz oder halbtodt ist, nehme man geweihte Friedhoferde, die bei einem offenen Grabe zwischen eilf und zwölf Uhr Mitternacht zu bekommen ist. Mit solcher Erde in der Hand besitzt jeder übermenschliche Kräfte, meinen bäuerliche Dorfathleten, die gern so stark sein möchten, „dass sie 's mit dem Teufi ah aufnehmen kunnten". Versteht sich, 's Ringeln und Rangeln ist unseren Dorfbuben etwas Urnothwendiges: Wenn im Dorfe nicht allmonatlich a Stuck a drei a vier schandmäßig verbläut werden, thut's ihnen keine Ruhe. Daher ist's auch erklärlich, warum mancher trachtet, eine „Neunmannsstärk'" zu bekommen. „Neunmannsstärk'?" Halt ja! Wer wäre nicht gerne so stark, als neun Männer zusammen genommen? Der Bocksbartlbub, der Liebhaber der vorerwähnten Hinteregger Moizerl — gewiss. Woher wir das wissen? No, 's Moizerl hat's uns anvertraut. Warum? Darum: Weil der Herr Schulmeister von Wald gar so ein g'muaner Herr ist, gar so ein g'muanes Leut', das mit jedem Buben und Dirndl auf der Straß' zu schäkern weiß. Also, dass wir erzählen: Die Neunmannsstärk' kann man erhalten, wenn in der Sonnenwendnacht zwischen eilf und zwölf Uhr eine „Einhacken" (Strauchart) mit neun „Rosen" (Blütenköpfchen) gefunden wird. Die erhaltenen neun „Rosen" sollen, gesotten im Wein, die gewünschte Kraft erzeugen. Es soll jedoch, wird versichert, sehr schwer sein, Einhacken mit neun Rosen zu finden. Wie uns mitgetheilt wurde, traf man nur in der Gegend von Donnersbach und in der Nähe von Haus (bei Schladming) solche Blumen, resp. Pflanzen.

Weiters gibt es ein Geheimmittel, um mit Hilfe des Teufels einen Menschen bei lebendigem Leibe „aufzudörren", das heißt zuwege zu bringen, dass jemand imstande ist, sehr viel Speisen und Getränke zu sich zu nehmen und dabei trotzdem immer magerer wird, zuletzt unbedingt dem „Sensenmannl" (Tod) verfallend. Es soll aber sehr Sünde sein, dieses Mittel, das wir nicht näher bezeichnen, in Anwendung zu bringen. Der Hexen-Girgl in Raumberg bei Irdning versuchte es einst, eine Maus bei lebendigem Leibe aufzudörren. Es gelang. Das Nagethier fraß mehr, als ihm „ahnla war" (ähnlich sah), gieng aber trotzdem caput.

Zwei von uns noch nirgends besprochene Löselarten, die beinah' nur im Ennsthale zu treffen sind, heißen 's Kohlerltreiben und Weichselbaumschütteln. Bei ersterer Löselart, welche in Schladmings Umgebung zu treffen ist, schüttelt man in einem Hute drei Kohlenstückchen zusammen. Je nach der Lage der „Kohlerl" kann man auf die Zukunft schließen. So bedeuten beispielsweise zwei nebeneinander liegende Stückchen, dass die betreffende Person, welche das Löseln vornimmt, im kommenden Jahre unverehelicht bleibt. Beim Weichselbaumschütteln, welches wie die vorgenannte Löselart in der Thomasnacht vorgenommen wird, kommt das Sprüchlein zur Anwendung:

man behauptet, erkennen die Leute die echten Romanusbücher daran, dass sie auf den Romanuskopf, der an dem Außenblatte ersichtlich ist, sehen. Weiters müssen eine Schlange und ein Kreuz zu sehen sein. Auf die Schlange, die den Teufel vorstellt, muss man glauben, wenn der Inhalt des Büchleins, beim Zaubern angewendet, helfen soll.

Auf einer Forschungsreise kam uns jüngst in einem Dörfchen des steirischen Ennsthales das „sechste und siebente Buch Mosis“ unter, das beim Volke als Zauberbuch gilt. Ferner trafen wir „Gebete an die heilige Corona, der Erzschatzmeisterin“, nebst Johannes Bornreuthers „gewaltige Citation“, mit der man den Teufel beschwören kann. Als Anhang enthält dieses schöne „Volksbuch“ einen heiligen „Segen“, mit dem unheilbare Krankheiten und böse Anfälle vertrieben werden.

Bezeichnend ist der Volksglaube, dass Mädchen, welche einen leichtfertigen Lebenswandel führen, vom Teufel geholt werden.[1]) Um dem Bösen zu entgehen, gibt es nur ein Mittel: sich bei lebendigem Leibe zu verbrennen. Eine diesbezügliche Sage lautet: Ein Dirndl unterhielt mit einem Dorfburschen durch Jahre ein sündhaftes Verhältnis. Einst hörte das Dirndl in der Ortskirche den Herrn Curat scharf über eine gewisse Gebotsübertretung predigen. Heimgekehrt, heizte das Dirndl den Backofen, stieg in denselben und verbrannte sich, worauf eine weiße Taube zum Ofenloch herausflog. Die Seele der Sünderin kam nun vom Mund auf in den Himmel. Und der Geliebte des Mädchens? Er gieng her, kaufte sich einen Strick und erhenkte sich. Er wurde in diesem Falle vom Teufel geholt.

In St. Martin bei Gröbming wird am Johannimorgen (24. Juni) um das Sonnenwendfeuer ein Reigen aufgeführt, das „Kettenderlängen mit Eisen und Stängen“ — und das „Kettenfadnen“. Auch wird dabei eine Puppe, die „Sonnwenddudel“ verbrannt, weil man glaubt, in diesem Falle werde eine gewisse böse Gottheit machtlos.

Geweihte Gegenstände, unter ein Gebäude vergraben, verhüten allerlei Unheil. Unter anderem meint man, das Gebäude werde „lahnsicher“. In Kleinsölk, der Nachbarsgemeinde unseres Domiciles, herrscht der Gebrauch, „einen Lahnfaden“ vor ein Gebäude zu spannen, um den Niedergang einer Schneelawine zu verhüten. Der „Lahnfaden“, wird gesagt, muss von einem „unschuldigen“ Kinde gesponnen werden.

Vom Doctor Faust und Teufel weiß das Volk so manches. So erzählen sich bäuerliche Idealisten, Faust habe dem Bösen einmal befohlen, er möge ihm aufs Meer hinaus eine Straße so schnell bauen, dass einer mit einem Fuhrwerk hinterherfahren kann. Der Teufel brachte dies zustande, weil er immer nur eine Steingattung zum Baue verwendete.

[1]) Was der Leser auch aus der eingangs citierten Sage vom „Hirandl-Lehen“ entnehmen kann.

und daß wir auf Grund derselben für ein obersteirisches Blatt eine längere Erzählung — „Der Jager Peterl" — geschrieben haben.

Nun zu einem weiteren, allbekannten Thema, dem wir neue Seiten abgewinnen können, auf Grund unserer Forschungen beim Volke des steirischen Mittel- und Oberlandes.

Hexen können den Kühen die „Milch nicht nehmen", wenn übers Kreuz gemolken wird. Es sind uns Fälle bekannt, dass in gegenwärtiger Zeit noch, wo der Hexenglaube keineswegs abhanden gekommen, Kühe in unserer Umgebung „übers Kreuz" gemolken werden. Köstlich ist die Meinung, dass die Hexen nicht schaden können, wenn in einem Zimmer drei Lichter brennen. Im uns gut bekannten Koralpengebiete herrscht der Volksglaube, das Hagelwetter werde im steirischen Mittellande von den „Wetterfliegen" erzeugt — und diese seien verzauberte, abgewirtschaftete obersteirische Bauersleute, was für den Oberländer nicht gerade schmeichelhaft klingt. — Das von den Hagelkörnern ausgedroschene Korn, glaubt man, wird von den „Wetterfliegen" aufgelesen und in den Steinwänden des Oberlandes verzehrt. Einer Hexe vermag man, wie ein populärer Ausdruck lautet, nichts anzuhaben, denn sie wirft einem „eine G'walt" an. Der Alpensohn ist ein kühnes Geschöpf, aber vor Teufels- und Hexenspuk graut ihm dennoch. Wir könnten Beispiele anführen, doch sei von diesem Thema genug, wir fürchten zu langweilen, wenn es nicht in einem eigenen Artikel in anziehenderer Form gebracht wird.

Wer unter dem Volke lebt, hat weiters Gelegenheit, in Erfahrung zu bringen, dass es Leute gibt, die behaupten, dieser oder jener könne „zaubern". Will man, mit der Umgebung vertraut, der Sache auf den Grund kommen, wird sehr geheimnisvoll gethan, um sich einen gewissen Nimbus zu verschaffen, denn der Älpler liebt das Mysteriöse. In Wahrheit sind diese ländlichen Zauberer und Hexenmeister ganz harmlose Personen, die ihre Umgebung einfach dupieren oder zum besten halten, ein Zug, der dem grauen Mittelalter entstammt, wo Aberglaube, Dummheit und Bigotterie unter den breiten Schichten ihre Orgien feierten.

Woher man das Zaubern lernen kann? Nau, aus den Zauberbüchern. Da sich wenige Leser einen Begriff davon machen können, welcher Unsinn in diesen geistigen Volkschätzen enthalten, wollen wir einiges darüber anführen. Ein Zauberbuch, von dem im Gebiete des Donnersbaches häufig die Rede ist, wird das Romanusbüchlein genannt. Wie wir erfuhren, soll eine Person im Gebirgsdorfe Donnersbach ein „Romanusbüchlein" besitzen und wurde uns in Aussicht gestellt, in diesen Volksschatz Einsicht nehmen zu dürfen. Das Zaubern lernt man aber nur aus dem echten „Romanusbüchlein". Es gibt also, wie der Leser sieht, echte und unechte Romanusbücher. Ja, das ist eben das Haar in der Suppe! Für alles weiß das Volk ein Hinterthürchen. Wie

Kleine Laube.

Zum sechzigsten Geburtstage eines deutschen Dichters.

Ein edler Sänger begeht am 3. April 1894 seinen sechzigsten Geburtstag. Es ist Emil Rittershaus, der dem deutschen Volke manches hochgemuthe Lied ins Herz gesungen hat. Der „Heimgarten" grüßt ihn. Er grüßt ihn dankbar für herzfrischen Sang, er grüßt ihn mit treuem Glückwunsch für kommende Jahrzehente, durch die der Dichter schreiten möge, umgeben von der Liebe und Verehrung seines Volkes.

Wir weihen den Gedächtnistag mit seinem eigenen Liede.

Die Stunde.

In des Daseins reichster Fülle, in der vollsten Kraft des Lebens
Flamme in der Brust, der tiefen, nicht des Muthes Glut vergebens.
Rückwärts mag er schau'n, der Träumer, bis die letzte Kraft zerrann.
Hundertarmig winkt das Leben! Für das Leben lebt der Mann!

Für das Leben, für die Stunde, für das Heute gilt's zu streiten,
Und zum Lob des Heute greifen will ich in die goldnen Saiten.
Thatlos harren! nennt ihr's weise? Thatlos träumen, nennt ihr's gut?
Ist das Heute nicht die Knospe, drin des Morgens Blüte ruht?

Ist das Heute nicht das Saatfeld, drin des Morgens Keime liegen?
Wird, wo heute prangt die Blüte, morgen nicht die Frucht sich wiegen?
Laſst den Träumer bei den Blüten, die der Sturmwind abgestreift!
Für die Zukunft sorgt am besten, wer die Gegenwart ergreift.

Gebet.

Nicht fleh' ich um den Segen ew'gen Glückes,
Nicht fleh' ich um ein flüchtig' Erdengut.
Gib, Ew'ger, nur in Stürmen des Geschickes
Dem Geiste Kraft und meinem Herzen Muth!
Den Pfad des Rechtes laſs mich ruhig schreiten,
Ob still die Luft, ob wild die Stürme wehn,
Und eines gib mir, Gott, zu allen Zeiten:
O, die ich liebe, laſs mich glücklich seh'n!

Nur der ist arm, der einsam zieht die Pfade,
Von dem hinweg der Liebe Engel flieh'n.
Dir, Schicksal, Dank! du hast in deiner Gnade
Der Lieb' und Freundschaft Segen mir verlieh'n.
O, alle, die mir Liebe je gespendet,
Auf Blumenauen laſs sie ewig geh'n,
Daſs nie ihr Glück und ihre Wonne endet!
O, die ich liebe, laſs mich glücklich seh'n!

Sieh, ihre Freuden will ich jubelnd theilen,
Mich soll bewegen, was ihr Herz bewegt.
Ich weiß es, meine Wunden werden heilen,
So lang sie mild die Hand der Liebe pflegt!
An ihrer Freude soll mein Herz sich sonnen,
Wenn welkend meines Glückes Blumen steh'n.
Und ihre Wonnen seien meine Wonnen, —
O, die ich liebe, laſs mich glücklich seh'n!

Als er aber neunerlei Steine zum Baue auf Befehl des berüchtigten Doctors nehmen sollte, war's mit den Teufelskünsten zu Ende. — Eine andere Faustmeinung ist die, dass der Böse den Doctor überall hintragen musste. Faust breitete einfach seinen Mantel aus, setzte sich darauf und der Teufel musste unter dem Mantel kriechend, seine Reise durch die Lüfte antreten. Das Ende Fausts soll gräsßlich gewesen sein. Der Teufel warf den Doctor, welcher über den Bösen keine Macht mehr hatte, von einer Zimmerecke in die andere, so lange, bis das arme Doctorlein seinen Geist aufgab. Mit der Seele des Gemarterten suchte Meister Urian das Weite. So ließen sich noch mehrere Faustsagen, die beim Volke circulieren, anführen. Aus dem kurz Vorgeführten ersieht man bereits, dass das Volk seinen Faust noch immer kennt und ihn mit dem Teufel in Verbindung bringt.

Der Volksglaube lehrt, dass der Teufel auf folgende Art citiert werden könne: Man spreche dem amtierenden Priester während des Gottesdienstes alles heimlich nach. Zum Wandlungläuten kommt nun der Böse in Gestalt einer Fliege und umkreist fortwährend denjenigen, der die Citation vornahm. Man braucht nur den Mund zu öffnen, so fliegt der Teufel einem zum Munde hinein und lässt sich schlucken. In diesem Falle können mit Hilfe des Höllenfürsten allerlei Teufelskünste vollbracht werden. Dass der Böse geschluckt werden könne, erfuhren wir auch von einem abergläubischen Bäuerlein, das beim Gähnen jedesmal drei Kreuze über den Mund macht: „damit der Teufel nicht zum offenen Munde hinein kann."

Mit dem Stifte Admont bringt das Volk vielfach Wilderer- und Teufelssagen in Verbindung.

Einst erwischte ein Admont'scher Jäger einen Wilderer und wollte ihn nach dem Stifte bringen. Auf dem Wege zur Abtei wich der Gefangene jedem Kreuze, das an der Straße stand, aus. Der Jäger dachte nun, dass er den Teufel vor sich habe und ließ den Wilderer laufen. Ein andermal musste ein gefangener Wilderer einen erlegten großen Hirsch nach dem Stifte tragen. Ins sogenannte Stift'sche Neugebäude gesperrt, guckte der Wilderer bald als Böck, bald als schwarzer Hahn beim Kerkerfenster herunter. Es war der Teufel. Vom „Neugebäude" erzählen sich die Leute, es lasse sich nicht mit Mörtel verwerfen, weil der Böse dabei sein Spiel habe.

Auf Stift Admontischem Boden bei Wildalpen soll einst öfters ein Venediger Männlein zu sehen gewesen sein, das einem Bauer eine Goldquelle — Quellwasser, welches Goldsand enthält — zeigte. Der Bauer wurde bald reich, was den Stiftsherren nicht entgieng. Als sich diese die Goldquelle vom Bauer zeigen lassen wollten, fiel der Bauer um und war todt. Nun wusste man noch immer nicht, wo die Goldquelle sei.

anderen ganz auf ihre Rechnung gekommen waren, da fassten sie, vielleicht etwas erbittert über ihre Enttäuschung, kurz entschlossen ihr Urtheil in die Worte zusammen: „Es heißt nichts“.

„Es heißt nichts.“ Wie oftmal habe ich diese Worte gehört und selbst von Leuten, denen man ein besseres Verständnis für die großen ethischen Ideen, welche Gerhard Hauptmann in diesem Stücke niedergelegt hat, hätte zutrauen können. Diese Ideen sind gerade für uns Lehrer von Wichtigkeit und Bedeutung.

In erschütternder Weise ruft der Dichter uns durch den Mund des armen Hannele zu: „Was gebt ihr dem Armen und Unglücklichen, wenn ihr ihm die Religion nehmt, den tröstenden Glauben an die ewige Seligkeit?“ Wir alle führen es so gerne im Munde, das stolze Wort von der sittlich-religiösen Erziehung und gelegentlich von Bezirkslehrer- oder Hausconferenzen wird der Wert einer wahrhaft religiösen Erziehung betont, wird uns ans Herz gelegt, die religiösen Gefühle zu wecken und die schon vorhandenen zu pflegen. Ergreifender ist dies aber wohl noch nie geschehen als in „Hannele“; nie habe ich so tief empfunden, welch unschätzbaren Wert der rührende Kinderglaube hat, als in dem Augenblicke, da Hannele ausruft: „Schwester Martha, werde ich wohl in den Himmel kommen?“ Alles Unrecht, alle Leiden, die man ihm zugefügt, entlocken ihm keine Verwünschungen, keine bitteren Klagen gegen seine Peiniger, denn es weiß, dort im Jenseits, zu dem es aufzublicken seine Lehrer und die fromme Schwester Martha lehrten, wird ihm jedes Weh reichlich vergolten und ewige Freuden werden der Lohn seiner Geduld sein. Man komme mir nicht mit philosophischen Lehrsätzen von der Unhaltbarkeit dieses Glaubens, betrachtet im Lichte der Wissenschaft. Es mag ja für den gelehrten Forscher, für den ernsten Denker vollkommen genügen, wenn er glaubt, dass kein Atom seines Leibes im menschlichen Weltall verloren gehe, dass er ein unbedingt nothwendiges Glied in der Reihe der Erscheinungen war, welche die Natur brauchte zum Ausbaue ihres großartigen Gebäudes — aber für den Armen, den Einfachen genügt dies eben nicht. Kein Lehrer sollte es verabsäumen, die erschütternde Sprache G. Hauptmanns auf sich einwirken zu lassen und dann, zurückgekehrt in sein Kämmerlein, den festen Vorsatz zu fassen, ungehindert um sein eigenes Fühlen und Denken, die Religiosität, insbesonders bei Armen und Bedrängten, in jeder Weise zu heben und zu pflegen.

Ich kann es nicht unterlassen, hervorzuheben, wie meisterhaft G. Hauptmann es verstanden hat, den Erziehern nahe zu legen, die Seelen der Kinder nicht zu erfüllen mit Furcht und Angst vor dem zürnenden, mit ewiger Strafe drohenden Gotte. Wer den Jammerschrei gehört hat, den das arme Kind ausstößt, bei dem Gedanken, es könne eine Sünde begangen haben, die nach den Glaubenssatzungen weder in diesem noch in jenem Leben verziehen werden, der wird mir recht geben, wenn ich sage: „Erfülle die Seele des Kindes nicht mit allzu großer Angst.“ Und wieder ist es der Dichter, der uns durch den Mund der sanften Schwester Martha belehrt, wie wir uns zu verhalten haben, wenn eine angstgequälte Seele von uns Trost und Beruhigung erbittet.

Wohl sind die Zeiten vorüber, in denen der Schulmeister die lächerliche Figur auf der Bühne abgab, in welchem er als linkischer, die devotesten Kratzfüße machender, allerhand Unsinn redender Mensch hingestellt wurde, aber kein Schriftsteller hat ihn vor G. Hauptmann in einer so ideal gedachten Gestalt auf die Bühne gebracht. Niemand hat vor ihm in so schöner Weise gezeigt, was ein echter Lehrer den Kindern sein kann und soll. Zu niemandem wagt das arme verschüchterte Kind zu sprechen, ihm, seinem ehemaligen Lehrer, vertraut es an, was es in den Tod getrieben. Es weiß ja, er ist gut und theilnahmsvoll, von Kindheit an hat es ihn niemals anders gesehen als milde und gerecht; er war es, der ihm den Weg zur Tugend gewiesen,

Schaffen.

Heil dem Mann, der ohne Rasten
Seine Pflichten treu vollbracht,
Den des Lebens schwere Lasten
Nimmermehr verzagt gemacht!
Heil ihm, wenn nach Tages Walten
Er die Sorgen dann vergisst,
Wenn ein süßer Mund die Falten
Alle von der Stirne küsst!

Frohen Muthes schafft er gerne,
Von dem frühen Morgengrau'n,
Bis des Abends helle Sterne
Aus dem Äther niederschau'n,
Wenn der letzte Strahl der Sonne
Auf des Westens Wolken blinkt,
Liebeslust und Liebeswonne
Selig ihm entgegenwinkt.

Nicht nach wirren Träumen jagend,
Schmerzlich seine Seele ringt,
Und er fragt nicht, feig verzagend,
Was die Hand der Zukunft bringt.
Ohne Sorgen, ohne Beben
Schaut er vorwärts, schaut zurück.
O, das schönste Glück im Leben
Ist das selbstgeschaff'ne Glück!

Trübe Weltanschauung.

Das Leben wird trüber und trüber!
So seufzest und klagest du gern. —
Die Wolken, sie ziehen vorüber
Und ewiglich strahlet der Stern!

Die Freude, o, nenn sie nicht Schimmer!
Nur froh dem Geschicke vertraut!
Du hast nach den Wolken nur immer
Und nie nach den Sternen geschaut.

Es war am schwülen Sommertag.

Es war am schwülen Sommertag;
Die Fenster waren dicht verhangen.
Du bargst, in tiefen Schlaf versunken,
An meiner Brust die heißen Wangen.

Kein Lüftchen durch die Zweige gieng!
Kein Wolkenstreif den Himmel säumte.
Es hieng in ihres Rades Mitte
Die Spinne still, als ob sie träumte.

Am Weg verwelkt die Blume stand,
Bedeckt von Staub, dem gelben, falben.
Erklang ein Ton noch in den Lüften,
So war's der Schrei der flücht'gen Schwalben.

Auch in dem Zimmer war's so still,
Dass nichts ringsum die Ruhe störte,
Dass ich die leisen Athemzüge
Und jeder Fliege Summen hörte.

Da hört' ich dich, o Lieb, im Traum
Auf einmal meinen Namen nennen,
Sah um den Mund ein Lächeln spielen
Und heißer deine Wangen brennen.

Und sah dich fester als zuvor
Dein Haupt an meinen Busen schmiegen.
— — — — — — — — — — — — —
Mir war's, als wär' der ganze Himmel
In meine Brust herabgestiegen!

Emil Rittershaus.

Eine Volksschullehrerin über „Hanneles Himmelfahrt".

Gerhards Hauptmanns vielumstrittenes Stück hat auch eine pädagogische Seite, die bisher wenig betont worden ist. Beachtenswert in dieser Hinsicht ist die Betrachtung einer steirischen Volksschullehrerin in den „Pädagogischen Blättern". Medarda Kirchgessner sagt dort Folgendes:

„Seltsam, wie das Stück selbst, war auch die Aufnahme, welche diese Traumdichtung bei Publicum und Kritiker gefunden hatte. Von dem einen mit überschwenglichem Lobe bedacht, wusste der andere nicht recht, was er daraus machen sollte. Die rasche Aufeinanderfolge der in ihrer crassen Natürlichkeit fast abstoßend wirkenden Scenen mit solchen, die uns in jene Gefilde versetzen, die zu schauen bei Lebzeiten nur großen Heiligen oder hysterischen Leuten gestattet ist, verwirrte die Sinne und beeinflusste das Urtheil. Die meisten hatten sich nach den ersten Scenen auf jenes wohlige Gruseln gefreut, welches die Naturalisten so gerne als Ziel ihrer Bestrebungen ansehen, oder doch zum wenigsten auf einen langen Todeskampf, bei welchem man die Kunst des Sterbens an der darstellenden Künstlerin bewundern kann. Einige hofften vielleicht auf recht ausgiebige Rührscenen, in welchen man Thalien ein thränenreiches Opfer bringt. Und als nun alles zu Ende, und weder die einen noch die

Veraltete Bezeichnung.

Man spricht zu dieser Frist
Vom „gold'nen Kalbe“ aller Orten;
Mit Unrecht, denn es ist
Schon längst ein großes Rind geworden.

* * *

Auch ein „Frauenlob“.

Er sagt den Frauen Schmeichelei'n,
Das ist fürwahr schon widrig,
Und klingen sie auch hoch und fein,
Er denkt dabei doch niedrig.

* * *

Guter Vergleich.

Man preist als Sonne oft die Wahrheit,
Und das ist wahrlich keine Narrheit!
Sie spendet Licht, und wie man weiß,
Macht sie uns oft auch — höllisch heiß.

* * *

Schmeißfliegen.

Wenn man von „bösen Wespen“ spricht,
So heißt dies fast „lobhudeln“;
Denn manche Leute stechen nicht,
Sie können nur — besudeln.

* * *

Welt und Menschen.

So manches Alte sieht man schwanken,
So manches Gute fällt;
Viel machen sich dabei Gedanken,
Und einige — auch Geld.

* * *

Zu viel des Guten.

„Wer vieles bringt, wird jedem etwas bringen!“
So hat der X. gezwitschert;
Doch brachte er, o weh, von allen Dingen,
So einen rechten „Ritschert“.

* * *

Verschiedene Blumen.

Einst schieden für kurz sie mit Weh und mit Ach
Und riefen betrübt sich: „Vergiss mein nicht!“ nach;
Doch trennen sie jetzt sich, sind froh sie darüber,
Und denken im Stillen: „Je länger je lieber.“

Eine unmaßgebliche Meinung.

Eines Tages war ich veranlaßt zur Bemerkung, dass die Wissenschaften für das menschliche Leben und Glück nicht ganz jene Bedeutung hätten, die ihnen hauptsächlich von ihren eigenen Vertretern zugeschrieben würden. Hierauf bedauerte ein anwesender Universitätsprofessor mein gänzliches Verkennen der Thatsache. Doch ließ er sich herbei, mit mir über den Gegenstand ein Gespräch zu führen, wobei er als Professor natürlich der Sprecher und ich der Hörer war. Der Vortrag dauerte gerade eine Stunde, mit Abrechnung des akademischen Viertels, welches mir zur flüchtigen Begründung meiner Ansicht blieb. Die Facultäten nahmen wir vor. Die Theologie wünschte der Professor selbst stillschweigend zu übergehen, obschon gerade diese — soviel ich sehen kann — für unsere Cultur von weittragender Bedeutung gewesen ist. Die Philosophie dürfte, insoferne sie die menschlichen Weltanschauungen behandelt, nach meinem Dafürhalten eine Kette von Meinungen sein, wovon die neueste immer alle vorhergehenden für unrichtig erklärt. Die Juristerei hätte trotz tausendjähriger Muskelübung noch nicht so viel eigene Kraft gewonnen, um sich von dem „römischen Rechte“ frei zu machen. Die Philologie hätte für die lebendige Verständigung der Völker untereinander bisher nichts Außerordentliches geleistet, noch leisten wollen; sie pflegte sich bescheiden mit dem archivaristischen Theile ihrer Aufgabe zu begnügen. Höher stellen müsse ich die Medicin mit der redlichen Absicht, die Ursachen der Krankheiten zu ergründen und diesen vorzubeugen.

Eine theoretische Widerlegung meiner Irrthümer mochte der Universitätsprofessor für ganz unfruchtbar halten, so kam er mit Greifbarem und berief sich auf die Naturgeschichte, auf die Entdeckungen und Erfindungen im Bereiche der Technik, die auf Grund der Wissenschaft gemacht wurden und das ganze moderne Leben beherrschen.

Das muste ich wohl gelten lassen, blieb mir nur noch der Ausdruck des Zweifels übrig, ob die Erfolge der Naturgeschichte, die Entdeckungen und Erfindungen

er, dem es jetzt verdankt, dass es auf den Himmel hoffen darf, dass es nicht versunken, in der Sünde untergegangen sei, wie so manche seiner Genossinnen. Worte bewegen, Beispiele aber ziehen, und dieser Lehrer Gottwald ist ein leuchtendes Beispiel für jeden Lehrer. Die hohe Achtung, die er selbst bei den verrohten Leuten des Armenhauses genießt, die Liebe seiner Schüler sind in wenigen, aber kräftigen Strichen hervorgehoben und sind vielleicht besser imstande, uns für unseren Beruf zu begeistern, uns die ideale Seite desselben klar vor die Augen zu führen, als dies irgendeine, wenn auch noch so gut gemeinte Abhandlung zu thun imstande ist. Ich gestehe offen, es überkam mich fast wie ein Gefühl der Beschämung, als im letzten Bilde der Fremde (der Heiland) erscheint — mit den Zügen des Lehrers. Es ist ja wahr, unser materialistisches Zeitalter ist wenig dazu angethan, den höchsten Idealismus zu pflegen. Hiezu kommen noch die materiellen Sorgen, die wohl niemandem aus unserem Stande ganz erspart bleiben, der Verdruss mit Eltern und Kindern und all die Unannehmlichkeiten, die nun einmal dem Lehrerstande, mehr als anderen Ständen, anhängen, und man kommt sich ungemein erhaben vor, wenn man unter so misslichen Verhältnissen unentwegt seine Pflicht thut. Aber an den Tagen ernster Selbsteinkehr, die wohl jeder sittlich höher strebende Mensch hat, da will es uns wohl dünken, als ob vielleicht doch nicht alles so ist, wie es sein sollte. Auch ich habe solche Tage — aber so weit bin ich mir noch nie von dem wahren Ziele entfernt vorgekommen, als an jenem Tage, an welchem G. Hauptmanns wunderbare Dichtung zu meinem Herzen sprach. Wie viel hochtönende Phrasen sind nicht schon geredet worden, wie viel Seiten des geduldigen Papieres nicht beschrieben, um uns Lehrer anzueifern, demjenigen ähnlich zu werden, der das schöne Wort gesprochen: „Lasset die Kleinen zu mir kommen!" Und ohne ein Wort zu sprechen, weist G. Hauptmann uns an, den Weg zu suchen zur Erziehung des höchsten Ideales, das dem Lehrer gesteckt ist — durch die Ähnlichkeit zwischen dem Lehrer Gottwald und dem Fremden.

Hannele ist ein Stück von eminent hohem pädagogischem Werte, ein Stück, aus welchem der Lehrer Liebe und Nachsicht mit den Armen und Verlassenen lernen kann, ein Stück, das ihm Begeisterung einzuflößen geeignet ist, das seinen Stand zu nie geahnter Bedeutung erhebt. Gerade dem Lehrer, der immer die höchsten Ideale vor Augen haben soll, ist es vonnöthen, hin und wieder eine Anregung hiezu durch jene zu erhalten, denen der Genius echter Kunst die Weihe ertheilt hat. Deshalb sollte es kein Lehrer versäumen, sich an dieser herrlichen Dichtung zu erbauen und zu begeistern, selbst wenn materielle Opfer hiermit verbunden wären."

Kleine Ausfälle.

Von Adolf Frankl.

Diogenes.

Diogenes bekannte frei,
Dass nichts bedürfen „göttlich" sei;
Doch merkt man heute ringsumher,
Dass viel bedürfen menschlich sehr!

* * *

Irdisches.

Vollkomm'nes stellt sich auf der Welt
Nur selten ein;
So ist gar oft ein großer Held
Als Mensch recht klein.

* * *

Schmiede des Glückes.

Als Schmiede des Glückes sind zu zählen
Die kleinen und großen Geister;
Viel gibt es da Lehrlinge und Gesellen,
Jedoch nur wenige Meister.

* * *

Erfindungen.

Die Menschheit hat
Erdacht sehr viel;
Doch viel auch that
Des Zufalls Spiel.

* * *

Die Waldstimm.

Oft is dr in Wald
Af an oansoma Gang,
Du hörest vo weitn
An wunaschön Gsang.

So luspert ka Vögerl,
So süß redt ka Weib,
Die Waldstimm, dö singt dr
Schier 's Herz aus 'n Leib!

Bald is 's wia a Glockn
In sunnhelln Tag,
Aft wiedr a wildi,
A hoamlichi Klag.

Und rundumadum is 's
So ernsthaft und stad,
Es rührt sich ka Halmerl,
Ka Lüfterl nit waht.

Aft nimm ih mein Huat oh,
Aft biag ih die Knia —
O himmlischa Vota,
Hiaz bin i ba dir!

So redst in dr Kircha
Kan Menschen in d' Seel,
Dei' Macht und dei' Schönheit
Zoagst ninderscht so hell

Wia in Wald, wann dr Sunnschein
Durch d' Bam einabricht,
Bald d' Waldstimm ins Herz,
Ins valosseni spricht!

Hans Fraungruber.

Bücher.

Kunstbeiträge aus Steiermark. Blätter für Bau- und Kunstgewerbe. Herausgegeben von Karl Lacher. Erster Jahrgang. (Frankfurt a. M. H. Keller. 1893.)

Mit Schluss des Jahres 1893 ist das vierte Heft von Lachers „Kunstbeiträgen aus Steiermark" erschienen und damit der erste Jahrgang einer für dieses Land höchst bedeutsamen und wichtigen periodischen Schrift zum Abschlusse gelangt, auf welche wir gerade die Leser des „Heimgarten" besonders aufmerksam machen wollen. Es handelt sich in diesem schönen, nunmehr vollständig vorliegenden Jahrgange des prächtig ausgestatteten Bilderwerkes um eine wichtige Veröffentlichung, welche nicht nur dem Kunstgewerbe zustatten kommt, sondern auch für die Geschichte der Kunst in Steiermark von hohem Interesse ist und daher von jedem Gebildeten im Lande, welcher dem Kunst- und Culturleben desselben Aufmerksamkeit zuwendet, überaus beachtet zu werden verdient. Die vortrefflich, vielfach nach Photographien gegebenen Zeichnungen machen uns mit ausgezeichneten Stücken künstlerischer und kunstgewerblicher Thätigkeit in Steiermark vom vierzehnten bis zum achtzehnten Jahrhunderte bekannt, auch bieten mehrere Blätter schöne moderne Arbeiten nach den Entwürfen des längst bestgekannten Herausgebers dieses Werkes oder auch wohl nach Entwürfen anderer tüchtiger Kräfte, deren Ausführung auch vor dem heutigen steiermärkischen Kunstgewerbe hohe Achtung einflößt. Nicht nur der Auswärtige, sondern auch der im Lande Wohnende wird von den schönen Stücken früherer künstlerischer und kunstgewerblicher Thätigkeit, welche ihm auf diesen Blättern entgegentritt, überrascht sein, da leider bisher wenig davon einem größeren Publicum bekannt geworden ist und die in kunstgeschichtlichen und ähnlichen Werken zerstreut vorkommenden Stücke steiermärkischer Provenienz kein ganzes Bild geben und eben auch nur vereinzelt hier und da zu Gesicht kommen. Dem wackeren Herausgeber Karl Lacher haben wir schon aus früheren Jahren die erste zusammenfassende Arbeit über unser Kunstgewerbe und dessen Geschichte in dem Bande „Steiermark" des Werkes: „Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild" zu verdanken. In den vorliegenden „Kunstbeiträgen" setzte sich der strebsame und mit so feinem Kunstverständnis begabte Herausgeber viel weitere Grenzen, zumal die Art der Anlage und das

der Technik wohl auch wirklich immer zur Behaglichkeit und Zufriedenheit, also zum menschlichen Glücke beitragen und nicht etwa zumeist nur einem anerzogenen Comfortbedürfnisse dienten?

Der Professor stand auf das lebhafteste dafür ein, dass die durch Naturwissenschaft erwirkten Fortschritte der Technik das menschliche Dasein in einer Weise verschönert hätten, die über allen Zweifel erhaben sei. — Da ich sah, dass wir von ganz verschiedenen Voraussetzungen ausgiengen, er von der Wertschätzung realer, ich von der Bevorzugung idealer Güter, so wurde der fröhliche Streit eingestellt.

Wie sehr überraschte mich nun aber das Folgende. Als später aus äußeren Anlässen die Frage erörtert wurde, ob der Professor einer technischen Hochschule mit dem Professor einer Universität den gleichen Rang einnehme oder nicht, erklärte mein Universitätsprofessor, der früher die wichtigste Bedeutung und Leistungsfähigkeit der Wissenschaft gerade auf realem Felde nicht bloß zugegeben, sondern vielmehr selbst ins Treffen geführt hatte — erklärte also dieser Professor, dass der technische Hochschullehrer als solcher nie den Rang eines Universitätsprofessors haben könne. Die technische Hochschule sei schließlich doch nur eine Gewerbeschule höherer Art, in welcher das Verhältnis zwischen Lehrer und Schüler, und nicht das zwischen Professor und Akademiker herrsche.

Wenn also mein hochgeschätzter Gegner den praktischen Wissenszweigen nicht den Rang der theoretischen, als der Juristik, Philologie, Philosophie u. s. w. zuerkennt, was bleibt dann von der hohen Wissenschaft für das Leben noch viel übrig? Wir erwerben zwar Rechtswissenschaft, aber nicht die Kraft, recht zu handeln. Wir lernen zwar *die* Geschichte, aber wir lernen — wie Leben und Politik zeigen — nichts *aus* ihr. Die Ausgrabung alter Sprachen und Urkunden ist wertvoll wegen Correctur der Geschichtsschreibung, und für einzelne Liebhaber, die Völker aber haben davon weder einen praktischen noch einen sittlichen Nutzen. Die Mathematik leistet heutzutage in der Polytechnik Wesentlicheres, als auf der Universität, dafür freilich verfügt diese über die Geschichte der Philosophie, die vom höheren Standpunkte aus stellenweise den Wert *aller* Wissenschaften in Zweifel zieht.

Trotz alledem will ich die Verdienste der Wissenschaft nicht leugnen, am wenigsten die in den Volks- und Mittelschulen. Hier leistet sie unberechenbaren Nutzen. Und später selbst in ihrer negativen Wirksamkeit liegt eine Bedeutung. Jedoch einen Gelehrten, der die Wissenschaft für das Höchste, Welterlösende hält, kann ich nicht als einen bedeutenden Geist betrachten. Sieht er sich schon als Wahrer und Mehrer der höchsten idealen und geistigen Güter, gut, als solchen ehre ich ihn. Dafür muss ich aber freilich wünschen dürfen, dass er auch andere Wahrer und Mehrer der idealen Güter gelten lässt, als zum Beispiel den Künstler, den Dichter, den Priester, Leute, die mindestens so viel Glück und Gehalt in das Menschenleben bringen, als der Professor in seinem nicht überfüllten Hörsaale und in seinem manchmal nicht übermäßig klar geschriebenen Literaturwerke zu leisten vermag. Ob die Wissenschaft aristokratisch nur für wenige ist, oder so plebejisch, dass sie für ihre Anstalten auch den Steuergulden des Bauers nicht verschmäht, das ist hier einerlei. Zweckmäßig wird es sein, wie allen Ständen, so auch dem Gelehrtenthume manchmal in Erinnerung zu bringen, wie viel oder wie wenig es im Grunde bedeutet. —

Persönlich habe ich die Gelehrten sehr gern und höre ihren Darlegungen stets mit Interesse und Andacht zu. Lieber an ihnen, als der Professor, ist mir aber fast allemal noch der Mensch. Ich habe das Glück, in der Professorenwelt viele ausgezeichnete Menschen zu kennen, und gerade auch solche, die nicht den Bannfluch schleudern, wenn einmal ein Laie seiner unmaßgeblichen Meinung über den allgemeinen Wert und die Bedeutung der Wissenschaft Ausdruck verleiht. R.

Ins germanische Herz hat sie tief gegraben
die Gottheit:
Nimm dem Deutschen die Treu', und er ist
nimmermehr deutsch!

Und den hohen Standpunkt, auf dem ich jeden deutschen Sänger sehen möchte, verkündet das edle Lied:

Die Menschheit und das deutsche Volk.

Aus ganzer Seele lieb' ich dich, o Menschheit,
So wie ein Sohn nur lieben kann die Mutter,
Der er verdankt sein ganzes Sein und Wesen.
Als Glied fühl' ich mich jener Riesenkette,
Die sich verliert in grauer Vorzeit Dämmern
Und die noch dauern wird, wenn längst dahin
Gegangen sind die Kinder dieser Tage.
In Blut getaucht seh' ich das eine Ende
Und blut'ge Flecken trägt fast jedes Glied.
Noch stets aufs neu' auch tönt die bange Frage:
„Wird es in Zukunft anders, besser sein?"
Und „Friede, ew'ger Friede!" ist die Losung,
Die immer wieder schallt ins Kampfgetümmel.

Auch ich hab' oft in schweren, bangen Nächten
Gerungen im Gebet, dass einstmals werde
Erfüllt der Traum der besten Erdensöhne:
Was unserem Geschlecht in harter Zeit
Erscheint als unerreichbar Ideal,
Das werde holde Wirklichkeit den Enkeln.
Sie mögen dankerfüllten Herzens schauen
Nach all dem wilden Hass und Völkerstreit
Verjüngt, o Menschheit, dich als milde Göttin,
Des Friedens Strahlenkrone in den Locken.
Weil dies Geschick vom Himmel ich erflehe
Und dir, o Menschheit, innig es ersehne,
Drum lieb' vor allem ich mein deutsches Volk,
Das herrlichste, das deinem Schoß entsprossen.
Ach, wird erfüllt einst jenes süße Traumbild,
So dankt die Welt es ihm, ja ihm allein.
Wo wäre sonst ein Volk ihm gleich an Kraft
Des Geistes und des Schwerts, wo sonst ein Volk
Vergleichbar ihm an Tiefe des Gemüths?

Aus seiner Wälder Nacht trat der Germane,
Ein Knabe kaum, ans Licht der Weltgeschichte.
Geblendet sah sein staunend Aug' vor sich
Ein weitgedehntes, übermächt'ges Reich,
Das stolz umschloss, was damals hieß die Welt.
Im Innern aber, ach, war hohl und faul
Der stolze Baum, und als des Deutschen Axt
An seine Rinde schlug, da gieng ein Zittern
Durch Äste und Gezweig. Hieb fiel um Hieb
Von jugendkräft'gem Arm geführt. Umsonst
Versuchte das bedrängte Rom mit List
Und süßem Gift die Helden zu bethören —
Es kam der Tag, da des Germanen Beute
Geworden war die stolze, ew'ge Roma,
Die kurz vorher dem Erdkreis noch gebot.
In neue Bahnen lenkte die Geschichte.
Was aber nach dem Fall der alten Welt
Noch zwischen Trümmern lebenskräftig blühte,
Das nahm der Deutsche auf ins eig'ne Leben.
Jahrhunderte vergingen. Und von neuem
Erhob das Haupt der alte röm'sche Geist,
Und wie er einst die Völker roh bezwungen,
So zwang er listiglich nun ihre Seelen.
Da wieder war's mein hehres deutsches Volk,
Das siegreich gegen Rom in Schranken trat
Und kühn zurück gewann des Erdballs Völkern
Ihr lang verlor'nes Kleinod: Geistesfreiheit!
Was ward sein Lohn? In schreckensvollem Krieg,
Wie ihn die Welt vorher noch nie geseh'n,
Ward unser blühend schönes Heimatland
In trostlos öde Wüstenei verwandelt:
Des deutschen Volkes Kraft, sie schien gebrochen.
Doch sieh, bald stand's von neuem auf dem Plan
Und rüstete gar eifrig seine Rache.
Doch nicht mit scharfem Schwert ward sie
genommen —
Nein, uns'rer Geisteshelden glorreich
Schaffen
War Deutschlands Rache für das Leid und Weh'
Der blut'gen, kaum verwund'nen dreißig Jahre.
Doch, dass die deutsche Faust, das deutsche
Schwert
Darob die alte Stärke nicht verloren,
Der Erbfeind mußt's zu seinem Leid erfahren,
Als frech nach deutscher Erde stand sein Sinn.
Hurrah! Geeint erstanden Deutschlands Stämme
Und schmiedeten in des Besiegten Land
Aus Blut und Eisen neu des Reiches Krone.

Nun, seit als schönste Frucht des blut'gen Sieges
Die Eintracht ward erkämpft, ruht Deutsch-
lands Schwert,
Umwunden von des Friedens Palmenzweigen.
Ach, dürft es ruhen, immer, immerdar!
Ein frommer Wunsch! Doch aller Welt ist's
kund:
Nur in der Noth zieht es die deutsche Faust.
Des Friedens bester Schutz ist Deutschlands
Macht.
So lange stark des deutschen Aares Fänge,
Magst du getrost, o Menschheit, vorwärts
schreiten
Die Friedensbahn der Arbeit, des Gedeihens.
Gestählt am frischen Borne deutschen Geists
Und mild erquickt vom zaubrischsüßen Duft
Der Wunderblum' germanischen Gemüths —
So stehst vielleicht du einst als milde Göttin,
Des Friedens Strahlenkrone in den Locken.
Ach, wird Erfüllung diesem süßen Traumbild,
So dankt's die Welt dem deutschen Volk allein.
Drum hängt mein Herz an ihm und fleht
zu Gott,
Dass gnädig er's erhalte stark und rein!

Manche deutsche Bundesschaft von heute zieht so enge Grenzen des Deutschthums, dass nur Secten darin Platz haben. Dieser vom Dichter weit gezogene Kreis jedoch gibt Raum für ein großes Volk!

Rosegger.

Quartformat große Bilder und auch Details in genügender Anzahl vorzufahren gestatten. Dies ist auch in der That der Fall; wir finden schöne Arbeiten auf den Gebieten der textilen Kunst und der Keramik, ferner Arbeiten aus Holz, Edelmetall, Eisen, Zinn, Bronze und Stein, endlich auch eine Zahl sehr beachtenswerter Sgraffitomalereien. Besonders von den Holzarbeiten ist es dem Herausgeber gelungen, selbst ausgezeichnete Stücke aufzufinden, welche hier reproduciert sind, wie zum Beispiel das prächtige Holzportal von 1560, nicht minder verdienen die schönen Gitter, Luster und der Henkelkrug von 1627 unter den Metallarbeiten hohe Beachtung. Übrigens hat Director Lacher auch bemerkenswerte Texte zu den trefflichen Bildertafeln verfasst, unter denen wir die wertvollen Darstellungen über das neue Museum in Graz, welches ja diesem Kunstgelehrten mit seine Entstehung verdankt, und über das Landeszeughaus in Graz besonders hervorheben. Schließlich möge des von der Druckerei „Leykam" vorzüglich besorgten Druckes des Textes und der Bilder, sowie des billigen Preises dieser schön ausgestatteten Publication Erwähnung geschehen. Es ist damit Gelegenheit geboten, um eine verhältnismäßig bescheidene Summe die Abbildungen der schönsten und bemerkenswertesten Arbeiten heimischer Kunstindustrie zu erwerben.

A. Schlossar.

Mit Gott für Kaiser und Vaterland. Lorbeerblätter aus der Ruhmesgeschichte steirischer Truppenkörper. Von Hans von der Sann. (Graz. Styria. 1894.)

Seit alten Zeiten ist es der Brauch gewesen, dass nur die Heerführer, die Officiere ruhmgekrönt wurden, man sprach wohl auch von der tapferen Armee, von den Verdiensten eines Regimentes, von den Leistungen eines Bataillons. Vom einzelnen Soldaten, dem gemeinen Mann, war nicht die Rede, der kämpfte und starb, das war seine Schuldigkeit — und nichts weiter.

Nun liegt hier ein neues Buch vor, welches auch von der Heldenhaftigkeit des einzelnen Soldaten, des gemeinen Mannes, zu erzählen weiß, und die Steirer mögen stolzer Freude sein über die Tapferkeit des steirischen Kriegers. Leuchtende und rührende Beispiele in Hülle und Fülle werden erzählt von dem Muthe, der Ausdauer, der Kraft, der Treue und der Herzensgüte steirischer Soldaten, Daten, die bisher verborgen in den Archiven der Geschichte des Regimentes geruht haben. Auch im allgemeinen wird die Geschichte der beiden steirischen Regimenter übersichtlich dargestellt.

Das Werk eignet sich vorzüglich für die männliche Jugend unseres Landes und wird in den Schulen auch sehr hochgehalten. Nicht als wollten wir die Nachkommen zum Kriegführen erziehen, aber Männer müssen unsere Knaben werden, die es verstehen, den Frieden zu hüten, und dazu gehört wohl oft mehr männliche Tüchtigkeit als zum Dreinschlagen.

Das Buch, welchem ein selbständiger zweiter Band folgen soll, ist volksthümlich geschrieben, mit pratiotischen Gedichten durchleuchtet und mit Illustrationen, vorwiegend Schlachtenbildern, geschmückt. Auch die Pläne der wichtigsten Kriegsschauplätze sind beigegeben.

R.

Im heiligen deutschen Osten. Zeitgedicht von Karl W. Gawalowski. (Wien, Karl Lesk.)

Manchmal peinigt mich die Besorgnis, ob ich wohl ein rechter, ganzer Deutscher bin. Zwar bestrebe ich mich deutscher Art und Treue, aber das deutsche Trinken kann ich nicht! Mir fehlt der deutsche Durst! Und manchmal hört man sagen, wer nicht trinken und schreien und schlagen könne, der sei im besten Falle nur ein halber Deutscher.

Aus solchem Zwiespalt befreien uns bisweilen die Dichter, die das Hauptgewicht des Deutschthums nicht so sehr auf die Gurgel und auf die Faust, als auf das Herz legen. Von solchen Sängern einer ist Karl Gawalowski mit seinem neuen Liederbuch: „Im heiligen deutschen Osten". Einige dieser Gesänge, wie zum Beispiel der erste, verdienten die Fittiche guter Vertonung, damit sie weit in die deutschen Lande fliegen und klingen könnten. Manche Strophe zwar verstehe ich nicht recht, wie etwa die:

Wohl spukt noch heut' voll Übermuth
Der Geist von Achtundvierzig,
Doch ist er ohne Fleisch und Blut,
Wer meint, er *lebe*, irrt sich.

Der Geist von Achtundvierzig lebt noch, und das zum Glücke! Wo wäre sonst unser Deutschthum und sein freies Bekenntnis! Auch dieses Büchlein wäre im Orkus geblieben, ohne die Erlösung von der Censur, ohne die Befreiung des Liedes. Wer da spottet des Geistes von Achtundvierzig, der irrt sich! Dass er schlimme Auswüchse zeitigte, wie jede starke Geistesrichtung, das sollen ihm gerade unsere Deutschnationalen zugute halten.

Oft und schön betont der Dichter die deutsche Treue. So zum Beispiel heißt es:

Deutsch und treu.

Herrlicher Tugenden mag voll Stolz sich
rühmen der Deutsche,
Keine aber erstrahlt leuchtender denn seine
Treu';

derer Gefühlstiefe zeugt das Gedicht: An meines Kindes Grab. Armin.

Gedichte von Christof Mickwitz. (Reval. Franz Kluge, und Leipzig. Rudolf Hartmann. 1892.)

Das inhaltsreiche Buch ist in zweiter Auflage erschienen und zeugt in den einzelnen Dichtungen fast ausnahmslos von der tüchtigen Schaffungskraft des Verfassers. Armin.

Das weltliche Kloster. Von Eduard Pötzl. Mit Illustrationen von Theo Zasche. (Wien. Robert Mohr.)

Im „Weltlichen Kloster" hat sich Pötzl, der erfolgreiche Wiener Feuilletonist, einmal novellistisch ausgebreitet und eine ein ganzes Bändchen füllende Arbeit geschaffen. Die Idee ist ganz köstlich! Vier geschiedene Ehemänner, des Wirtshauslebens satt, vereinigen sich, gemeinsamen Haushalt zu führen und in kreuzweisem Schimpfen über ihre ruchlosen Gattinnen ihr Vergnügen zu suchen. Sie mieten zu diesem Behufe eines jener stillen Stadthäuser, „an deren alterschwarzen Mauern", wie der Autor im ersten Capitel so stimmungsvoll sagt, „sich der Lärm bricht und die Flut des modernen Verkehrs vorüberrauscht". Doch mit der „klösterlichen Ruhe" ist es bald vorbei, als sich Weiber in dieses freigewählte Exil Eingang zu verschaffen wissen.

Eine lustige Scene jagt nun der andern nach, und der drolligen Verwicklungen gibt es so viele, dass man aus dem Lachen gar nicht herauskommt. V.

Menschenschicksal. Der Novellen neue Folge. Von Edward Stilgebauer. (München. Dr. Albert & Co.)

Diese Novellen suchen das Schicksal der handelnden Personen aus ihrem inneren Charakter heraus zu erklären. Tragisch sind alle diese Figuren mit ihrem geringen Antheil an Schuld und dem traurigen Lose, das ihnen ein missgünstiges Schicksal beschieden hat. V.

Wahl-Fahrten. Von M. G. Conrad. Erinnerungen aus meiner Reichstags-Candidatenzeit. (München. Dr. Albert & Co.)

Es hat in literarischen Kreisen Aufsehen erregt, als M. G. Conrad, bekanntlich einer der wildesten Häuptlinge der modernen Bewegung im Schriftthum, bei der letzten Reichstagswahl als Candidat aufgestellt wurde, und zwar von der fränkischen Volkspartei im dunkelsten Wahlkreise Bayerns. In der vorliegenden Schrift schildert sich nun Conrad selbst in seiner neuen politischen Würde und erzählt uns die Abenteuer seines zwar nicht siegreichen Candidaten-Rittes in das romantische Land seiner Wähler. V.

Wie kam Johannes Wedde zur Socialdemokratie? (Hamburg. Hermann Grüning. 1894.)

Vom Standpunkte dieses Schriftchens aus erfährt die Socialdemokratie eine sehr sympathische Beleuchtung. Wedde baut eine Brücke zwischen Socialdemokratie und Christenthum. R.

Kriewige G'schicht'n aus dem Gebirg. (München. M. Poeßl. 1894.)

Unter diesem Titel hat uns Herr Franz Josef Bronner, Volksschullehrer in Traunstein, ein freundliches Geschenk dargeboten, und dabei den Volkston in einer Weise getroffen, dass man ihn einen glücklichen Nachahmer vorausgegangener Meister nennen darf.

Denkmäler der Tonkunst in Österreich. Die „Gesellschaft zur Herausgabe von Denkmälern der Tonkunst in Österreich" hat soeben die ersten zwei Halbbände ihrer von Dr. Guido Adler redigierten Publicationen ausgegeben. Der erste derselben umfasst Messen von Johann Josef Fux, Hofcompositor und Hofkapellmeister der Kaiser Leopold I., Josef I. und Karl VI. von 1698–1740. – Der zweite Halbband enthält ein wertvolles Stück weltlicher Tonkunst aus dem 17. Jahrhundert: das erste Florilegium von Georg Muffat (gest. 1704 zu Passau).

Büchereinlauf.

Menschen und Schicksale. Gesammelte Skizzen von Wilhelm Wallis. Zweite, vermehrte Auflage. (München. Handelsdruckerei und Verlagsanstalt M. Poeßl.)

Die Schwänke des Hans Sachs. Von Dr. Christian Semler. (Dresden. B. G. Teubner. 1894.)

Die neue Ehe. Drama in vier Acten von Julius Schaumberger. (München, Dr. Albert & Co.)

Morgenstimmen und anderes. Von Max Hoffmann. (München. Dr. E. Albert & Co.)

Praeludien. Gedichte von Heinrich Stümcke. Dritte Auflage. (München. Dr. E. Albert & Co.)

A lustiges Spatzl. Gedichte in niederösterreichischer Mundart von Carl Muckenschnabel. (Leipzig. Robert Claußner. 1894.)

Wetterleuchten. Gedichte von Franz Eichert. (Wien. H. Kirsch.)

Nichts kann mir sympathischer sein, als der schlichte Ausdruck herzinnigen Gottesglaubens, besonders wenn dieser Ausdruck nicht bloß im Worte, als vielmehr in der That Gestalt gewinnt. Aber ich bin ein Ungläubiger, nämlich ich glaube so selten einem, dass es ihm mit seinem Christenthume ernst ist. Man wird zu oft getäuscht. Viele greifen heute wieder zum Kreuze, aber nur, um dasselbe als Knittel zu gebrauchen gegen Feinde. Ich gebe zu, dass viele Feinde, die man jetzt mit dem Kreuze erschlagen will, gefährlich sind, gefährlich für Recht, Sittlichkeit und ehrwürdiges Volksthum. Doch frage ich, gibt es gegen solche Widersacher nicht andere Waffen? Haben wir nicht das Parlament, das Gesetz, zur äußersten Noth das Schwert? Warum das Kreuz gegen sie schwingen, just das Kreuz, welches der Inbegriff von Duldung, Sanftmut und allumfassender Liebe ist?

Hurrah zum socialen Kampf! Ich bin auch dabei. Nieder mit den gewissenlosen Verderbern der Volksseele, mit den ruchlosen Ausbeutern ehrlicher Arbeiter und Verdienste! Nieder mit der frevelhaften Genussſucht und der cynischen Verhöhnung christlicher Ideale! — Aber das Kreuz lasst mir aus dem Spiele, das ist der göttliche Friedensbaum, in dessen Schatten der Christ Rast und Ruh' finden will nach des Tages Kampf und Streit.

Im übrigen sind die Gedichte von Franz Eichert aller Achtung wert. Sie haben schöne Form, klaren Geist und tiefe Glut, sie athmen leidenschaftlichen Eifer für das Wohl des Volkes und für das Recht des Gemüthes, und man muss es ihnen glauben, dass sie die Offenbarung eines innigen, gläubigen Menschen sind. R.

Episteln und Elegien. Von Graf Schack. (Stuttgart. Cotta 1894.)

Schack (geboren 1815 in Mecklenburg) ist eine der reichsten Dichternaturen unserer Zeit, zugleich als Förderer der Kunst (in München) und als Übersetzer morgenländischer Dichtungen, zum Beispiel der Heldensagen des Firdûsi, der Nächte des Orients und andere. Aber auch als selbständiger Dichter hat er sich rühmlich hervorgethan durch Romane und dramatische Werke, sowie auch durch gedankenreiche lyrische Erzeugnisse. Schack ist der unermüdlich Schaffende und vielleicht gar zu fruchtbar. In den oben genannten „Episteln und Elegien" bewegt er sich auf allen Gebieten des Lebens, der Wissenschaft und Kunst, oft mit Witz und Humor. Es sind Zeit- und Gelegenheitsgedichte, meist anknüpfend an seine Reisen in Europa, die ein reicher Graf sich wohl erlauben kann. Solche Reise-Eindrücke sind in dieser kleinen Schrift vorwaltend. Zu Preston in England saß er eines Sonntags im Gasthofe.

„Reisen wollt' ich — sagt er — doch weh meinen Planen!
Am Sonntag fahren keine Eisenbahnen.
So will ich mir bestellen einen Wagen;
Doch das fand Anstoß bei dem frommen Wirte,
Am Sonntag will kein Schmied ein Pferd beschlagen.
Kein Hausknecht ist, der's an die Deichsel schirrte,
Denn jeder glaubt, der Satan werd' am Kragen
Ihn packen, wenn er so weit sich verirrte.
So gieng ich heim, indem ich Gott es abbat,
Dass ich versucht, zu schänden seinen Sabbat.

Sodann verdammt zum unfreiwilligen Rasten
Trat ans Piano ich, kaum heimgekehrt;
Allein, als ich berührt die ersten Tasten,
Tritt schon bestürzt der Wirt ein und erklärt,
Der Fluch ganz Prestons würde auf ihm lasten,
Wenn er zum Spiel Erlaubnis ihm gewährt;
Erlaubt sei Zechen Sonntags wohl und Boxen,
Nicht musicieren bei den Orthodoxen."

Da sollte doch der Herr Graf einmal zu uns nach Graz kommen, wo alles das erlaubt ist, am meisten das Musicieren und Zechen und Tanzen.

Das ewige Wandern scheint seinen vaterländischen Sinn getrübt zu haben; auch in Deutschland ist er nicht gerne zu Hause. In seinem „Letzten Wunsche" sagt er (S. 150): „Mein letztes Wort sei, vor ich ausgelitten: Wär' ich geboren doch, anstatt in Deutschland, im Land Italien oder dem der — Britten!"

Wenn man auf seiner Lebensreise bei sich zu wenig einkehrt und wenn ein Dichter oder Schriftsteller zu viel schreibt, so geräth er leicht auf Abwege. Th. Vernaleken.

Neue Lieder und Dichtungen von Carl Ernst Altena (Dr. Ernst Rzesacz.) (Hamburg. Königl. Hofverlagshandlung. 1893.)

Eine Sammlung theils gefühlvoller, theils launiger Lieder, die jedoch einer sorgfältigeren Sichtung bedurft hätten, ehe sie in Druck gegeben wurden. Armin.

Poesien von Paul Koch. (Penig 1891.)

Das Büchlein bringt uns in sehr hübscher Ausstattung Frühlingsklänge, Herbstklänge, Liebesklänge, Gedichte verschiedenen Inhalts und „Benedikta", eine Erzählung aus dem Norden in gebundener Rede. Die Lieder sind bis auf wenige, die als unreif bezeichnet werden müssen, recht anmuthig. Von beson-

Heimgarten
8. Heft. Mai 1894. 18. Jahrg.

Maria-Buch.

Eine Wallfahrtsgeschichte von Hans Grasberger.

(Fortsetzung.)

Der Frauentag.

Und ein Frauentag führt in Maria-Buch viel Leute zusammen; um so gewisser, wenn derselbe wie Mariä Geburt in eine Zeit fällt, da die meiste und dringendste Feldarbeit schon gethan ist. Die Schwalben rüsten sich zum großen Flug in eine mildere Heimat und auch in den geplagten Menschen rührt sich die Wanderlust.

Sie haben so lange der Scholle angehört, sie konnten von ihr nicht los, sie haben auf ihr gebückt geschaffen; jetzt aber richten sie sich auf und halten Umschau. Der Erntesegen ist eingebracht; er hat viel Schweiß gekostet, aber er erfreut auch und sichert ein Stück Zukunft, so dass ein zuversichtlicher, ein dankbarer Aufblick gar wohl am Platze ist.

Andererseits ist aber das schönste Stück des Jahres bereits um, die Tage werden kürzer, es herbstelt und der Herbst ist die lichtere Schwelle

Postkarten des „Heimgarten".

F. E., Wien. Das ist in diesem Kampf das Verhängnisvolle: Man vertritt eine gute Sache und ein schlechtes Publicum. Solange ich mir sagen muss: Deine Volksgenossen sind der Mehrzahl nach selber nicht besser als jene, solange nehme ich mir nicht das Recht, ausschließlich jene zu bekämpfen. Habe von der Menge der Menschen, der großstädtischen voraus, leider keine gute Meinung, darum ziehe ich mich immer mehr zurück in meine Waldberge, in mein Haus, in mein Herz, wo noch die Idylle lebt. Bin zu der Meinung gelangt, dass man der Roheit aus dem Wege gehen muss und dass man der armen Menschheit am besten durch Werke der Versöhnung und des Friedens nützt. R.

Dr. H. v. W., Göttingen. „Ich glaube nur an das, was ich sehe", sprach einst ein aufgeklärter Höfling zu Schleiermacher. Dieser aber entgegnete: „Da ich Ihren Verstand noch nicht zu sehen die Ehre gehabt habe, so werden Sie mir erlauben zu bezweifeln, ob Sie überhaupt welchen besitzen." Dieses unsere Antwort auf Ihre Behauptung.

S. B., Berlin. Der Mann gehört sicherlich zu jenen Autographensammlern, denen der Künstler und sein Werk „Wurscht" ist, die nur sein Autograph brauchen zur Vervollständigung ihrer Sammlung, mit der sie sich nachher prahlen oder durch Verkauf ein Geschäftchen machen. Solche Großhändler von Autographen gibt es gerade in Berlin mehrere. Auch kennen wir rührende Handschriftensammler, die sich mit „Nachahmung" von Namenszügen befassen. — Das beste Autograph des Künstlers ist sein Werk. Wer dieses kennt und achtet, dem wird der Wunsch nach einem persönlichen Schriftzug gewiss stets mit warmer Freude erfüllt werden.

An die Aachner clericalen „Sonntagsblumen". Bei Ihrem Aufsatze über mich vom 4. März steht der Zusatz: „Nachdruck untersagt." Hätten Sie aber doch die Güte, ausnahmsweise mir den Nachdruck des Artikels in meinem „Heimgarten" zu gestatten. Denn dieses glänzendste Beispiel, wie von Ihrer Seite meine Schriften absichtlich missdeutet, Sätze aus dem Geiste und Zusammenhang gerissen, verstümmelt, dem Sinne nach entstellt, also gefälscht werden, möchte ich meinen Landsleuten nicht gerne vorenthalten. Jene überschwenglichen Reclamesätze, in welchen Sie mich mit Heine, Thümmel, Wieland, Jokai und Zola vergleichen, würde ich für mein Blatt aus Bescheidenheit streichen, als Curiositätenfreund aber anführen jene Stelle, in welcher Sie mich den unsittlichsten Schriftsteller und größten Gotteslästerer aller Zeiten nennen. R.

A. H., Judenburg: Die herzige Plauderei „ABC-Schützen" von Adolf Frankl finden Sie in der „Pädagogischen Zeitschrift" vom 28. Februar und 10. März 1894.

* In dem Gedichte „A neucha Schwabnstroach" Seite 472 haben sich mehrere Druckfehler eingeschlichen, so zum Beispiel ist statt „Mandl": Mannei, statt „sagn": sage, statt „trags da Kaiser": „trags gar da Kaiser", statt „Teigeln": Teigele, statt „war" warn zu lesen.

* Im schönen Winklern (Oberkärnten) steht eine gothische, aber ganz verwahrloste und unwürdig ausgestattete Kirche, wir vermuthen, es ist die Pfarrkirche. Nun ersucht uns der dortige Herr Pfarrer, bei vermögenden Wohlthätern, Vereinen u. s. w. ein gutes Wort um Beiträge zur Renovierung seiner Kirche einzulegen. Vielleicht dürften wir uns auch an Touristenkreise wenden, bei denen das Winklernthal mit seinen Bewohnern in Ansehen und Liebe steht. In der weiten Welt gibt es so viel Geld, eine Sammlung für das Gotteshaus in den schönen Bergen dort anzuregen wäre der Zweck dieser Zeilen.

* Bitten ohne Aufforderung Manuscripte nicht zu schicken.

Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.

hat Wort gehalten, und dass der lüsterne Golo seinen Theil abbekommen hat, ist selbstverständlich.

So ist Maria-Buch entstanden, und dass es so vornehm dabei hergegangen, beirrt den Bauer nicht. Er denkt sich seine Helfer und Gönner am liebsten in Glanz und Herrlichkeit; die Heiligen im Himmel müssen doch wohl zu Ansehen gelangt sein und eine schöne Kirche auf Erden baut sich nicht aus knauserigen Opferkreuzern auf.

Schon gestern, am Vorabend, sind die Kerzen am Gnadenaltare aufgezündet gewesen, haben viele Wallfahrer ihren Einzug gehalten und ist ihnen ein feierlicher Segen ertheilt worden. Heut' aber rückt ein Fähnlein nach dem andern an; bald von dieser Seite, bald von jener Seite erschallt der Lobgesang: „Maria-Buch, du Gnadensaal, sei uns gegrüßt viel tausendmal" — so oder ein bisschen anders, deutsch oder windisch, und immer wieder läuten bewillkommend die Glocken und holt der Priester, mit Geleite aus der Kirche vortretend, die neue Schar ein. Und diese umringt den Gnadenaltar, wirft sich vor demselben auf die Knie, wohnt der Messe, dem Hochamt, der Predigt oder der Litanei bei und gönnt sich nicht früher Rast oder kargen Imbiss, als bis sie ihrer Andacht Genüge gethan. Die guten Leute haben sich heiser gebetet, sind bestaubt und wegemüde; sie sind zu wenig welteitel, als dass sie schön geordnet einzuziehen gedächten; sie tragen ihren Mundvorrath und ihre Ruhekissen meist in einem großen Bündel auf dem Rücken, und nicht selten schlägt dieses Bündel kopfüber auf den Boden, wenn sie sich andächtig niederwerfen; der Wirt im Örtlein hat mehr Heu und Stroh als Betten vorräthig; an Küche und Keller werden geringe Anforderungen gestellt; eine Bußfahrt ist kein Kirchtag.

Das Örtlein ist gleichwohl voller Leben. Das kommt und geht, eint und löst sich, schwirrt und schwärmt durch einander wie um einen Taubenschlag! Und während alles so in Bewegung ist, was sinnt und säumt allein nur die fremde Dirn, welche die längste Zeit schon abgesondert, auf einem und demselben Fleck unter dem Kirschbaum sitzt?

Sie hat sich bisher keinem Zuge angeschlossen, scheint auch nach keiner erst zuwandernden Schar auszublicken und für sich selbst hat sie noch keinen Schritt in die Kirche gethan.

Den Gnadenpfad behält sie dennoch unausgesetzt im Auge und wenn Sehnsucht, Andacht und Zuversicht einen schwärmerischen Ausdruck haben, so kommt er an diesem seltsamen Kinde zum Vorschein.

Ein blutjunges Geschöpf ist sie noch; sie ist fein und schön, doch ihr Gesichtchen ist leidvoll und manchmal scheint sie an der Rast nicht genug zu haben, sondern wie gebrochen in sich zusammensinken zu müssen. Dann macht sie den Eindruck, als wäre sie weit über ihre Jahre hinaus, als trage sie unverhältnismäßig schwer, als mache sie sich Gedanken, die

des dunklen, langen Winters; was kann, was wird dieser bringen? Sind die vollen Scheuern nicht allerlei Unbilden und Gefahren ausgesetzt? Ist der Stall gefeit? Muss nicht mit neuem Muthe die Wintersaat bestellt werden und ist nicht doch noch so viel draußen auf den Äckern und in den Gärten, das des Schutzes bedarf und erst geborgen werden muss? Ja, in die Besitzfreude des Bauers mischt sich Sorge und Kummer; er fühlt sich von unsichtbaren Mächten abhängig und ihnen sein Anliegen vorzubringen, ihnen sein Vertrauen zu bezeugen, wird ihm zum Bedürfnis, das ihn nicht minder demüthigt als erhebt.

Ja das Landvolk wandert gern, wenn es von der Arbeit abkommen kann; aber es hat keine eigentlichen Ferien; es ergeht sich nicht frei und ungebunden — sein Wandern wird zum Wallfahrten. Und das Landvolk will die schöne Welt sehen, liebt Neues, will sein Bestes, ein empfängliches und gehobenes Gemüth in ungewohnte Gegenden tragen; aber es sucht nicht Curplätze, Bergasyle, Modestätten, sondern Gnadenorte auf. Und am gelegensten deucht den Bauern, auszuziehen, wenn die sommersiedelnden Städter heimkehren, und während diese mit Wind und Wetter in beständigem Hader liegen, nimmt jener beides, wie's kommt, und es würde seiner Wallfahrt das rechte geistige Salz fehlen, wenn sie zu glatt abliefe.

Maria-Buch ist ein kleiner Wallfahrtsort mit einer großen Kirche; es berühmt sich eines gar vornehmen Ursprungs, wird aber von Bauern bewohnt und vornehmlich von Bauern besucht; es ist sehr alt, erzählt seine Legende in theilweise noch unverblichenen Farben und hat über dem mittleren Portal einen funkelnagelneuen Thurm bekommen.

Die schöne Kaiserin kehrt aus dem Münster; ein vermessener Günstling steckt ihr ein heimliches Briefchen zu. Sie kann nicht rügen und strafen, ohne Aufsehen zu erregen, und der Zorn des hohen Gemahls, der ihr zur Seite die Kirche verläßt, träfe unbesehen und furchtbar. Klug das Gericht aufsparend birgt die junge Fürstin den frevelhaften Zettel vorläufig in ihr Andachtsbuch, das von kunstfertigen Mönchen säuberlich geschrieben und mit vielen andächtigen Bildchen auf Goldgrund geschmückt ist. Derlei Gebetbücher zählen heute zu den kostbarsten Alterthümern — die Andacht ist seither billiger geworden, hat aber dafür an Saft und Kraft verloren. Die Kaiserin ergeht sich vom Altar weg lustwandelnd im nahen Tann und, wie's schon so sein will, sie verliert ihr Buch. Dasselbe wäre zu verschmerzen gewesen; aber die Schelmenreime darin, wenn sie in unrechte Hände geriethen, hätten großes Unheil stiften können. Begreiflich, dass die schöne Herrin selbst das Buch suchen gieng, der Helferin der Christenheit ein schönes Haus gelobend, falls sie das theuere Kleinod uneröffnet wiederfände. Und das Buch lag in seiner ganzen Unschuld da, wo jetzt noch die Gnadenkirche steht; denn die schöne Kaiserin

Der strenge Tempelhüter weist es nicht zurück, aber sicherlich rührte ihn mehr noch das wunderliche Wesen, das ängstliche Ungestüm des Mädchens: „Nun so geh zum Altar vor“, sagt er; „ich will derweil in allen Winkeln nachsehen, es schleicht sich oft auch verdächtiges Gesindel ein.“

„Nein, Herr Messner, so nicht! Ihr müsst bei der Thür zurückbleiben, müsst mich ganz, ganz allein lassen; ich brauch' wirklich nicht lang'.“

„Närrische Dirn! Und was hast du denn in deinem Zögger? Du wirst mir doch nicht die Kirche anzünden?“

„Dann verbrennet ich mit, und es wär' just kein Schad' um mich.“

„Also mach bald! Ich kann mir's eh denken, was du auf dem Herzen hast.“

„Das nicht schon, Messner! Aber so oder so, Ihr erfahrt's heut' noch.“

„Na, na, mach' dir's nicht zu schwer, armes Kind!“ tröstet der Alte, betroffen von dem furchtbaren Ernst im Gesicht, das sich im blassen Dämmerschein ihm zugewandt.

„Magst nicht den Zögger bei mir zurücklassen?“

„Grad' der muss mit. Und jetzt in Gottes Namen!“

In der Kirche ist's schon finster. Aber das ewige Licht brennt und das ist ein guter Wegweiser; es geht ein glutiger, purpurner Schein von ihm aus, und manchmal ist's, als wink' und nick' etwas im Lichtlein. Dahinter breitet sich's mild wie Mondschein und strahlenförmig aus. Das ist der Silberwolkenkranz, der die Madonna umgibt; man kann daher nicht im Zweifel sein, wo ihr Gnadensitz ist.

Auch auf dem Hochaltar liegt weißlicher Schimmer und in einem unterscheidbaren Grau kann man selbst die Stufen zählen. Wenn sich darauf dunklere und hellere runde Flecke bemerkbar machen, so sind das die Kniemale, die von unzähligen Pilgern herrühren; von der Andacht lässt sich sogar der Stein erweichen.

Die Seitenstatuen blicken und blinken nur da und dort vor; sie schauen anders drein als untertags; vielleicht, weil sie sich nun weniger zusammennehmen müssen, weil sie sich ein bisschen gehen lassen dürfen. Manch eine schielt aber doch überrascht oder etwas unwirsch auf das Dirnlein herab, das ihre Nachtruhe stört: Was will denn die noch, sind wir heute noch immer nicht genug in Anspruch genommen worden? Und was kann sie denn darzubringen, was im Zögger haben? Ein paar honigduftende Wachskerzen wohl, einige Rosenkränze für ihre Lieben, ein Amulet oder ein „Breverl“ — wir kennen das, und es ist ohnehin schon alles geweiht. Aber ja, jedes hält gerade seine Gabe für die richtigste und beste.

Wenn so die aufgestörten Statuen denken, so sind sie denn doch einigermaßen auf dem Holzweg; sie kennen das Dirnlein noch nicht oder ihre Wissenheit macht sich's bequem.

von Glück und Frohmuth fern abliegen, und als ziehe sich ihr ganzes Wesen zu einem letzten Entschluss und Trotz zusammen.

Und das eigensinnige Mädchen zögert noch immer; will sie abwarten, dass sich die Menge verlaufe und die Kirche leer werde? An einem Frauentag bleibt sie den ganzen Tag offen und es lösen darin die einen die anderen ab. Oder will sie die Gnadenmutter für sich allein haben? O die hat heute gar vielen Zutritt zu gewähren, auf viele herabzublicken, vieler Bitten und Anliegen ein mildes Gehör zu schenken. Was wiegt der verschämte Kummer, des einzelnen Leid, wo groß die Noth und allgemein?

Der Tracht nach ist das Mädchen eine Lavantthalerin; weiß sie daheim keine Gnadenschwelle oder scheut sie dort mit Bekannten zusammenzutreffen?

Sie ist sauber gekleidet, aber für den weiten Weg hat sie sich schlecht vorgesehen und wenig mitgenommen. Nichts hat sie bei sich als einen kleinen Handkorb, einen länglichen, binsengeflochtenen „Zögger". Den läst sie aber nicht von ihrer Seite, den hält sie hartnäckig verschlossen. Der musste mit, als sie vor einer Weile zum Brunnen gieng, ihren Durst zu stillen, und der thut sich auch jetzt nicht auf, nun sie's hungert. Sie zieht nämlich ihr trockenes Stückchen Brot aus dem Fürtuchsack hervor; der räthselhafte Zögger steuert nichts bei.

Und wieder dieses geduldige Sitzen und Harren! Es ist längst nicht mehr warm; die Sonne zieht sich hinter den Waldberg hinab, die Abendschatten erstrecken sich über das halbe Thal schon, Kühle weht, die Dämmerung nimmt überhand und über den Flussauen verdichtet sich die Feuchte zu einem Nebelschleier. Es muss sie frieren, die arme Fremde, und ist ihr Auge nicht schon stumpf vom unverwandten Spähen nach der Kirchenpforte?

Endlich wird's davor still und öde. Die letzten Wallfahrer sind abgezogen oder haben sich durchs Örtlein vertheilt. Doch ja, ein altes Mütterchen trippelt noch aus der Kirche; es ist um die Betläutenszeit. Es naht auch schon der Messner mit dem großen Schlüssel. Und nun ist plötzlich Leben gekommen ins Mädchen, das wie versteinert dagesessen.

Mit einem Sprunge ist die Dirn am Portal und mit hastigen Worten fällt sie den Pförtner an: „Guter Mann, lasst mich noch hinein . . . nur für einen Augenblick . . . ich bitt' gar schön!"

Aber der Graukopf antwortete mürrisch: „Hast du nicht den ganzen Tag über Zeit gehabt oder musstest du unter dem Baume Maulaffen feil haben?"

„Habt Mitleid! Ich möchte mit der Gottesmutter gern allein sein, und wenn sie mich erhören will, ist's ja bald geschehen . . ." Und sie drückt dem Abwehrenden ein längst bereitgehaltenes Silbergröschl in die Hand.

in den Zögger zurück! Der Kleine braucht nicht mehr so weich zu liegen, und um das ist auch grausiger das Thun der Enttäuschten.

„Du hast mich völlig erschreckt, Dirn!“ sagte der Pförtner herbeikommend. „Ist dir 'was zugestoßen?“

„Es ist weiter nichts; die Muttergottes kann nicht einen Jeden erhören.“

„Und du hast deinen Zögger schon wieder eingeräumt? Muss was Schönes drinnen sein!“

„Ihr seid wohl neugierig, Mann? Hier haben wir Licht . . . so schaut her, wenn euch nicht graust.“

Und beim röthlichen Schimmer des Altarlämpchens that er einen Blick in den ihm offen dargereichten Handkorb und unter das seidene Tüchlein . . . selbst das verklärende Licht konnte über die kleine Leiche keinen Lebenshauch mehr verbreiten.

„Ums Himmelswillen, was ist denn das?“ rief der Kirchendiener entsetzt aus. „Mit einem todten Kind kommst du zu der Muttergottes? Das heißt Gott versuchen und für so verrückt hätt' ich dich doch nicht gehalten. In einem solchen Falle soll man Gott danken, dass er das Kleine wieder zu sich genommen; gut aufgehoben ist's so.“

„Wie Ihr's halt versteht, Messner!“

„Solcher Kinder laufen doch genug herum auf der weiten Welt und ein leichtes Fortkommen hat noch selten ein's gefunden. Oder thu' ich dir vielleicht unrecht, wenn ich dich für eine ledige Dirn anschaue?“

„Was ich bin, leugne ich nicht. Die Mannsbilder sind nicht immer so, wie sie sein sollen.“

„Jetzt schau, dass du weiter kommst; zusperren, betläuten muss ich, und die Kirchen ist just keine Spinnstube.“

„Ich thät schon warten, bis Ihr fertig seid, wenn Ihr mich zum Herrn Pfarrer führen möchtet.“

„Zum Pfarrer willst?“

„Fürs arme Würmchen da möcht' ich ein kleines Fleckchen in der geweihten Erde. Ich kann schon zahlen, wenn's nicht gar zu viel kostet.“

„Ja, der Pfarrer muss wohl verständigt werden, und du kannst mit dem todten Kinde nicht länger herumziehen, das ist richtig. Ein Kindertrüherl wäre bald beisammen und morgen in aller Früh' . . . ja wart' vor der Kirchenthüre und bet' den englischen Gruß, auf dass alles gut ausgehe.“

In den gleichmäßigen Schlägen der Glocke klang nichts von dem Weh und der Unruhe, welche im Herzen der Mutter mit dem todten Kinde Einkehr gehalten. Wallfahrtskirchen haben gewöhnlich ein schönes Geläute. Dasselbe kündet Frieden und Freude, trügt aber oft auch!

Neben einer großen Gnadenkirche steht meist auch ein geräumiger Pfarrhof, der den Sommer über von mehr Priestern als im einsamen

Das Mädchen ist muthig eingetreten; sie merkt nicht, dass ihre Schritte wiederhallen. All ihr Wesen ist Eifer: rasch zu machen gilt's; nur wenige Augenblicke sind ihr zugestanden und wie Schweres, wie Wichtiges und Entscheidendes drängt sich da zusammen!

Sie öffnet den Zögger und was Licht und Schimmer in der Kirche, scheint sich mit einemmale zu verfalben.

Sie hebt ihre Gabe heraus und legt sie auf den Altar. Auf Leinen gebettet ist dieselbe und ein seidenes Tüchlein bedeckt sie noch. Leicht wie Spinneweben ist dieses und zitternde Finger entfernen es — die Muttergottes muss alles sehen.

Es ist, als hielte die ganze Kirche den Weihrauchduft ein; es ist, als zög' ein Schauder durch den heiligen Raum: ein regungsloses Kind liegt auf dem Altar, der Madonna zu Füßen, eine arme, winzige, verlorene Creatur!

Auf den kalten Steinen aber wimmert die Pilgerin und ein schreckliches Gebet entringt sich ihrer jungen gequälten Brust: Heilige Maria, Muttergottes, den ganzen Tag und auf dem ganzen Weg her hab' ich an dich nur gedacht, auf dich mein Vertrauen gesetzt; mehr beten kann ich nimmer. Weck' mir's auf, mein armes Kind; es schläft so furchtbar lang' und nimmt von meiner Brust keine Wärme an. Weck' mir's auf; es ist ja ein Bub', und du wirst weniger Kreuz mit ihm haben. Weck' mir's auf — dir ist's ein Leichtes; und lass mich wieder sein liebes Schreien hören! Wenn's aber nicht kann sein, muss ich glauben, dass ich's umgebracht habe, dass ich schlecht bin und du mich verworfen hast — und dann ist mir eh schon alles eins.

Heißere, trotzigere Thränen waren wohl nie noch auf den Stein gefallen. Als erachte sie sich unwürdig, mit ihren sündhaften Augen zu sehen, wie sich an ihrem Kinde das gehoffte Wunder vollziehe, hat sie, die heillose Mutter, ja gar nicht aufgeblickt, im Staub liegend, gebrochen an Körper und Geist, wie sie ist.

Jetzt aber springt sie auf; sie will sehen und horchen — wenn der Kleine jetzt noch nicht wach ist, sich nicht rührt und nicht schmerzhaft sein Mündlein bewegt, ist alles weitere Hoffen umsonst. Sie beugt sich über das Kind und ihr Blick — erstarrt: erkennt sie erst jetzt, dass dasselbe todt, entstellt, für das Grab schon gezeichnet ist?

Ein Ruf schmerzlichster Enttäuschung, ein unsäglicher Wehschrei entfuhr ihr und wie leblos fiel sie auf die Altarstaffel zurück.

Aber nein, keine unnütze Schwäche, und es wird auch noch Ärgeres zu überstehen sein. Schon stapft der Messner heran . . . er soll über keine üble Wirtschaft zu greinen haben: daher rasch wieder eingepackt und mit dem Bettlein, mit dem hilflosen Kind und mit dem bergenden Tüchlein

„Du hast also keinen rechten Beistand gehabt?"

„Mitten in der Nacht, im Keller drunten ... ich hätt' noch Bier zu holen gehabt ... am Sonntag ist's gewesen und viel zu thun hat's gegeben für die Kellnerin ... da ist's plötzlich über mich gekommen."

„Arme Haut, du hast heut' zu viel schon durchgemacht, scheint's! Ich will auch nicht fragen, wie du deine Ehre verloren. Aber hast du denn gar nichts vorkehren können fürs kleine, frierende Wesen?"

„In meinen Unterrock hab' ich's eingewickelt gehabt ... ich hab' ihn eh noch da in meinem Zögger, und mein Halstüchl, das da, hab' ich darüber gebreitet, dass es nicht so schreien und das Haus aufwecken möcht', und des vielen Wein- und Bierdunstes wegen."

„Und darunter ist es erstickt", sagte der Pfarrer ernst und bestimmt.

„Ich habe geglaubt, es schläft, wie ich wieder zu mir gekommen bin. Und wie ist's denn, Hochwürden, wenn so verhüllt die Taufkinder weither in die Kirche getragen werden?"

„Du wirst Anstände haben, Anstände bei Gericht ..."

„Es wär' mir eh das Liebste, wenn ich nicht mehr zu leben hätt'!"

„Meinst du, unsereiner sähe nicht auch schon gerne seiner Auflösung entgegen? Es gehört ein starker Glauben dazu, körperliche Qualen auszustehen, und mehr noch, wenn die Seele wund ist ..." Das hatte der Pfarrer mehr für sich hin gesprochen.

Sodann fragte er streng: „Drauf hast du die Wallfahrt angetreten, um den Verdacht abzulenken?"

„Aber Herr Pfarrer ...!" rief die Unglückliche mit einem herzdurchbohrenden Schrei aus; sie musste sich an der Tischkante festhalten, um nicht umzusinken.

Der Geistliche blickte gespannt in ihr zuckendes Gesicht, in ihre Thränen und schwieg. Die Fremde ergieng sich aber in keine weitläufigeren Aufklärungen, sondern fuhr ergebungsstumpf fort: „Auch das will ich über mich ergehen lassen, und die Welt soll glauben, was sie will; die Muttergottes von Buch weiß es besser ... Und darf ich für mein Kleines um ein ruhiges Platzl bitten?"

Der Pfarrer that, als hätt' er gerade das Wichtigste überhört; einen früheren Faden aufgreifend fragt' er: „Du bist eine Lavantthalerin?"

„Ja, die Frau Groggerin in St. Gertraud hat sich von Kind auf meiner angenommen; die letzte Zeit bin ich ihre Kellnerin gewesen."

„Dein Name?"

„Marie Klöckl."

„Heißt so der Vater oder die Mutter so?

„Den Vater hab' ich niemals kennen gelernt und die Mutter ist gestorben; ich hab' ihr längst schon Abbitte geleistet im Geist!"

„Wieso?"

Winter besiedelt ist. Sprachenkundig sollen sie sein, diese Hilfsgeistlichen, um den bunten Pilgerscharen in verschiedenen Zungen, jedem in der seinen, den ersehnten Trost spenden zu können. Der ständige Vorstand dieser stets wechselnden Priesterschaft soll mannigfache und nicht ganz gewöhnliche Eigenschaften in sich vereinigen. Ein gesetztes Alter, Erfahrung und Wohlwollen werden bei ihm, wie billig, vorausgesetzt; außerdem soll er mit den Behörden umzugehen wissen, dem weitläufigen Schreibgeschäft vorstehen können, denn er ist von staatswegen Beamter, und überhaupt mit der Hirtenklugheit keine geringe Weltkenntnis verbinden. Ist er überdies selbst ein Leidender, so versteht er desto besser die Mühseligen und Beladenen; hat er ein Gebrechen, so fühlt er mit den Gebrechlichen; und da er gewöhnlich reich bepfründet ist, fällt ihm das Wohlthun leicht.

Pfarrer Ferdinand Perchtold entspricht diesen Anforderungen nicht übel. Er hat Ansehen und Einfluss; er ist zugänglich und freundlich; er ist durch die billige Vertheilung der eingelaufenen Messstipendien ein Segen für die armen Kapläne in der Nachbarschaft und im weiteren Umkreise.

Seine geistlichen Pflichten thut er gern kurz ab — begreiflich; denn er ist seines Wohlbefindens nicht lange sicher. Und ein bisschen leutschen ist er auch, weil ihn die Gicht und die Athemnoth plagt, weil ihm jede ernstere Aufregung schadet. Seine Augen blicken gut und verständig; in der Jugend mögen sie für schön und gefährlich gegolten haben. Wenn ihn der Schmerz nicht verzerrt, ist wohlgebildet sein Mund und beredt. Seine Haare sind gleichmäßig ergraut; er trägt sie kurz. Gestalt und Gang sind etwas unbehilflich geworden — ach, baufällig wird das Haus, in welches die Krankheit ihren Einzug gehalten.

Pfarrer Perchtold hatte für die Lavantthalerin, die soeben eintrat, einen misstrauischen Blick: eine natürliche Schutzwaffe das; denn der Unwürdigen nahen immer mehr als der Würdigen. Aber sein Auge milderte sich sofort, als die rührende Erscheinung vor ihm hielt. So sieht keine Landstreicherin, so keine verlorene Dirn aus.

„Du willst dein Kind einsegnen lassen? Lass sehen."

Unwillkürlich griff der geistliche Herr nach der großen Dose nebenan auf dem Schreibtisch und eine Handbewegung bedeutete der unglücklichen Mutter, ihr Kind wieder zu bedecken.

„Das wirst du freilich erst wieder lebendig sehen am Tage, der unser aller Auferstehung ist. Ist es denn getauft?"

„Wohl, wohl, das Kreuz hab' ich darüber gemacht, wie's den ersten Schrei ausgestoßen hat."

Der Priester schüttelte das Haupt.

„Und geweint hab' ich über das arme Ding; das ist freilich nur sündhaftes Wasser gewesen. Dann hab' ich aber selber die längste Zeit nichts gewusst von mir."

so ins Körbl hinein und sagt: Mutter — er duzt die Frau Mutter — Mutter, sagt er, das ist nichts für dich; das nehm' ich in mein Zimmer, das geht den Bezirksarzt an. Zu mir aber sagt er — ich hab' nicht erst zu sagen gebraucht, wer mich schickt — dem Herrn Pfarrer lass' ich mich bestens empfehlen, und schönen Dank für sein Briefel; ich werd' es lesen, sobald ich allein bin; zuvor muss ich aber noch zu der Kranken. Und so läst er mich stehen, und fort ist er, als hätt' er ein Feuer zu löschen gehabt. Muss wohl schlecht steh'n mit derselben, die ich hingebracht hab'."

Und die Magd ist sich bewusst, einen umständlichen Bericht erstattet zu haben. Ihr Herr ist auch gar nicht unzufrieden damit. Jetzt geh' schlafen, Julie, sagte er; es wird dir nicht schaden, eine kleine Bewegung gemacht zu haben.

Und wie er wieder allein ist, überlegt der Hochwürdige noch das eben Vernommene: dass er sich der Verlassenen annimmt, noch eh er meine Zeilen gelesen, ist brav! Mit solchen — Heiden ist leicht auszukommen, murmelt er für sich hin und er meint den Doctor damit. Und weiter: Es ist ein eigenes Kind, diese Fremde; es wär' ein prächtiges Geschöpf, so ohne Falsch, wie mir deucht ... wer sich an ihr versündigen konnte, ist von denjenigen, die Ärgernis geben und denen der Herr den Mühlstein an den Hals und die Tiefe des Meeres zugedacht hat. Nun, vorläufig weiß ich sie gut aufgehoben. ...

Der Brief des Pfarrers aber lautet: Lieber Herr Doctor! Ich schicke Ihnen ein Mädchen aus dem hinteren Lavantthale ins Haus und empfehle dasselbe nicht minder Ihrem Mitgefühle als Ihrer amtlichen Aufmerksamkeit. Die Arme hat sozusagen unmittelbar nach ihrer schweren Stunde mit ihrem todten Kinde den weiten Weg hieher zurückgelegt, in guter Absicht, in überschwänglichem Vertrauen, wie ich glaube. Ich habe sie scharf ins Verhör genommen und halte sie für mehr unglücklich als schlecht. Dass sie sich in keiner guten Haut befindet, werden Sie sofort selbst erkennen, besser als ich. So günstig man auch den Fall deute, das Gericht wird kaum zu umgehen sein. Das corpus delicti befindet sich in ihrem Handkorbe. Mit bestem Gruße an Ihre Frau Mutter — Ihr Verehrer Pfarrer Perchtold.

Dr. Schlag hauste mit seiner Mutter, einer Beamtenswitwe, welche die kargen Tage mit Würde überstanden hatte und nun der besseren sich ohne Überhebung freute; sie war thätig, ordnete mit Geschmack, und wenn das Frauenleben der kleinen Kreisstadt schon wirklich feinere Formen annahm, so gieng dies hauptsächlich auf ihre Anregung, ihr Beispiel zurück. Ein zierliches Frauchen, schien sie mehr gealtert als verblüht; gesundes Braun hält lange vor. Ihr Sohn, das einzige Kind, war ihre Sorge, ihre Freude, ihr Stolz. Derselbe, schlank, hochgewachsen, gelenk,

„Dass sie mich ohne ehrlichen Namen in die Welt gesetzt, hat mich lang' gekränkt; jetzt bin ich selber schlechter, als sie gewesen ist.

Auch auf das gieng der Priester nicht genauer ein, sondern seine nächste Frage lautete: „Und du willst uns glauben machen, dass du dich gleich nach deiner schweren Stunde hieher auf den Weg gemacht, und dass dir das nicht zu hart angekommen?"

„In St. Gertraud bin ich am Montag früh fort. Ein paarmal bin ich unterwegs liegen geblieben. In Obdachegg hat mich eine Bäuerin gelabt . . . die weiß, wie mir gewesen ist."

Eine Weile überließ sich der hochwürdige Herr dem Nachdenken; sein Gesicht ward wieder milder.

„Ich kann dein armes Würmlein nicht ohne weiteres einsegnen; es muss zuvor ein Todtenbeschauzettel ausgestellt werden. Du musst zum Bezirksarzt nach Judenburg, mit deinem ganzen Zögger da, und zwar heute noch . . . Doch wart', ich gebe dir ein Brieschen mit und meine Kuhdirn kann dich begleiten. Verzag' nicht ganz; vielleicht geht's besser aus, als es den Anschein hat."

Die Vernommene schwankte mühsam hinaus und der Gestrenge blickt' ihr mit feuchten Augen nach.

Dann erhob sich der Pfarrherr selbst und begab sich in die Küche: Gebt der Fremden ein warmes Süpplein, aber bald! Auch ein Glas Wein wird ihr gut thun. Und die Kuhdirn soll nach Judenburg mit ihr zum Dr. Schlag, und gut acht haben auf sie. Glücklicherweise ist der Weg kurz, und es gibt Mondschein durch den Wald.

So anstrengend der Tag für ihn gewesen, der Pfarrer wartete gleichwohl die Rückkehr der Magd ab, ehe er sich zur Ruhe begab, die sich leider zu oft nur schöner anließ als sie vorhielt.

Nach fünf Viertelstunden etwa kam die Kuhdirn und sie hätte sich auf dem Rückweg sehr beeilt, sagte sie. Mit der Fremden sei kein rechtes Weiterkommen gewesen. Schon einen Büchsenschuss weit vom Haus sei sie schwach geworden und bald habe sie mehr getragen als geführt werden müssen. Ihre Hände hätten eine Hitze gehabt, nicht zu sagen, und völlig wirr geredet hätt' sie. Aber alles habe sie ruhig mit sich geschehen lassen, auch dass sie ihr den Zögger abgenommen, und dass derselbe einen abscheulichen „Gruchn" gehabt hätt', müsse sie sagen. Sie selber, die Karntnerin, sei wohl ein armes „Hascherl" und lieb sein müsse sie, und gezittert hätt' kein Espenlaub mehr, wie sie. Wie sie zum Doctor gekommen, hätt' der die Kranke kaum anzuschauen gebraucht und gesagt hätt' er gleich: „Frau Mutter, wir kriegen einen Gast und nur gleich ins Bett mit ihm, 's ist höchste Zeit!" Das läßt sich die alte Frau nicht zweimal sagen; sie nimmt die Fremde unterm Arm, und ich hätt' ihr den Zögger geben sollen, meint sie. Aber der Doctor hat eine gute Nasen; er schaut

Ungesühnte Jugend.

Eine Erzählung aus der Waldheimat von Peter Rosegger.

Vor dreißig Jahren, als ich die Gegend verließ, hat der Mann noch gelebt. Ein hagerer, siebeneckiger Geselle mit stets schwarzen, engen Hosen, in welchen die Knie scharf herausgedrückt, abgewetzt und mausfarbig waren von dem vielen Knieen in den Betstühlen. Auch die Ellbogen trugen solche Spuren von Demuth; an den übrigen Körpertheilen merkte man nicht viel davon. Sein schwarzes Haar war immer sorgfältig eingeölt, dass es wie Schusterpech glänzte. Unter den Ohren trug er ein paar zierliche Bartfetzlein und unter der schmalen langen Nase ein rabenschwarzes Schnurrbärtlein, welches aber mit der Zeit so störrisch geworden war, daß die zu Hörnchen gedrehten Haare sich immer wieder auseinanderspießten, was der ganzen sonst so sorgfältigen Bartanlage ein borstiges Aussehen gab. Das eingefallene Gesicht war fein rasiert, der Mann bestrebte sich der glatten Haut eines Jünglings, erreichte aber nur das Aussehen eines wohl cultivierten Bartscheerers. Die vorspringenden Backen, und hinter den lappigen Lippen das starke Gebiss deutete einen thatkräftigen Mann an. Überaus bestechend wären gewiss seine Augen gewesen, wenn man sie gesehen hätte, leider zog er immer die Liderkappen zu weit herab, blinzelte und zwinkerte nur so, besonders mit dem linken Auge. Von den äußeren Augenwinkeln hin gieng aber das Kerbholz an! Da waren die unzähligen feinen Fältchen — jedes bedeutend ein Lebensjahr, oder eine große Sorge, oder eine kleine Sünde.

Der Sim-Sampel! Er besaß einen großen Bauernhof und alles was dazugehört und sonst noch mancherlei Haupt- und Nebensächliches. Unter letzterem war auch sein Weib, eine kleine, dicke Person, die sich mit ihrer Hühnerzucht abgab und um Weiteres sich nicht kümmerte. Sie mästete, fütterte und pappelte alle Thierlein selber und hatte es sogar mit einer Brutmaschine probiert. Diese warf sie wieder weg, Hahn und Henne, meinte sie, machen es in herkömmlicher Weise besser. An fünfhundert

war amtlichen und wissenschaftlichen Eifers voll. Seit anderthalb Jahren zum Bezirksarzt ernannt, stand er mit seinen höheren Collegen vom Kreisamte im besten Einvernehmen. Er brauchte nicht Kunden anzulocken; sein fachlicher Ernst, sein einnehmendes Wesen und sein richtig zugreifendes Wohlwollen bewirkten ein wachsendes Zutrauen. Er hatte verschmäht, sich mehr nach einer Geldheirat als nach Praxis umzusehen, und seine Mutter fern und einsam zu wissen, hätt' er nicht ertragen. Das Muttersöhnchen stellte gleichwohl seinen Mann.

Nun hatte er längst trotz der vorgerückten Nachtstunde den Inhalt des Zöggers gemustert und die kleine Kindesleiche untersucht. Auch den wissenschaftlichen Befund hat er schon zu Papier gebracht. Und mehr als einmal hat er bereits wieder beobachtend und lindernd am Krankenbette geweilt. Jetzt vertieft er sich nochmals in die Zeilen seines geistlichen Freundes, an seinem dichten, dunklen Schnurrbärtchen kauend oder wohl gar mit den schönen Zähnen nach der Mouche der Unterlippe langend, wie's seine Art ist, wenn er nachsinnt und zu einer Diagnose, zu einem Gutachten sich zusammennimmt.

Ihm, dem Pfarrer, hat sie wohl mehr gebeichtet, meint er, als sein Brieflein errathen läßt. Ich will morgen zu ihm. Anzeichen eines jähen Eingriffs ins junge Leben, einer äußeren Gewaltthätigkeit sind nicht vorhanden. Das Kind ist erstickt . . . kann sich nicht einfach die schützende Decke verschoben und das Mündlein verlegt haben? Sie unternimmt mit Lebensgefahr eine Wallfahrt, kommt mit überschwänglichem Vertrauen und sollte mit bösem Willen gegen ihr Kind gewüthet haben? Wir wollen sehen. Sie übersteht's, eine gesunde, eine schöne Natur. Vorläufig bleibt sie bei mir . . . vielleicht schlichtet sich die Sache, eh die Ärmste noch völlig zum Bewußtsein kommt, und bleibt ihr die Schande erspart.

Mit derlei Betrachtungen und Vorhaben begibt sich der Doctor zur Ruhe. Sie stimmen merkwürdig überein mit den letzten Gedanken des befreundeten Geistlichen, und so sind an diesem Frauentage zwei Männer mit schönem Gewissen, ohne dessen vielleicht selber inne zu werden, schlafen gegangen.

(Fortsetzung folgt.)

„Jesses Maron!“ unterbrach ihn der Bauer, „wenn ich das alles thun will, nachher brauch' keinen Doctor!“

„Brauchen auch keinen“, sagte der Arzt ruhig.

„Aber Mensch, ich will eine Medicin haben, die mich gesund macht. Das ist der Medicin ihre Schuldigkeit und da wird man doch nicht erst neue Bräuch' einführen müssen. Und der Herr Doctor thut mir einen Gefallen, wenn er gleich sagt, was ich schuldig bin für sein Hergehen, was freilich für die Katz ist gewesen.“ Weil es ihm den Athem verschlug, so gurgelte er nur noch für sich hin: „Ist mir auch noch mein Lebtag nit vorkommen drei Monat' krank sein, einen Doctor haben und keine Medicin kriegen. Nit einen Fingerhut voll Medicin. Wie soll der Mensch da gesund werden!“

Am nächsten Tage stand der Tisch neben seinem Bette voller Flaschen. Große Flaschen mit bräunlichem Inhalt zum Einnehmen, alle Stund' einen Esslöffel voll; in kleinen Fläschchen Tropfen auf Zucker zu nehmen; in anderen Fläschlein Tropfen zum Einreiben; in Tiegeln Salben zum Schmieren; in Rollen Pflaster zum Auflegen. Auch ein Topf mit Igeln war da, diese Thiere sollten die Krankheit herauszuzeln. — Das war aber nicht vom Brucker Doctor, das war von der Krautgruben-Liesel in Allischbach. Und das war was anderes! Schon am ersten Tage lebte der Sim auf. Später kamen freilich wieder die alten Übel und manchmal schlimmer als voreh, aber das war die schlechte Jahreszeit. Er aß nun nicht mehr so viel Schmalznudeln und Schweinfleisch, denn die Medicinen hatten seinen Magen so gründlich curiert, dass er gar keine Esslust mehr verspürte.

Im Mai, als er viel im Freien sitzen und sogar im Hofe langsam umherschleichen konnte, huben die Medicinen, Tropfen und Salben erst an, ausgiebig zn wirken. — Doch der Sim-Sampel war ein anderer geworden, magerer und eckiger, noch blässer, Bart und Haare waren grau, denn während der schweren Krankheit hatte er sich vorgenommen, mit Kienrußpomade wolle er sich den Himmel nicht verscherzen. Auch sonst wolle er auf gleich kommen mit Gott und der Welt für alle Fälle. Mag auch sein, dass ihm ein Beichtvater scharf ins Gewissen geredet hatte. Kurz, der Sim-Sampel war nicht mehr der alte, denn er war alt geworden.

Vor dem Hofe, dort, wo der Gemeindeweg vorbeiführt, stand eine große Linde, unter der Linde ein Kreuz mit der Kniebank. Auf dieser Kniebank saß nun der Sim-Sampel oft und schaute die Leute an, die vorbeigiengen. Besonders jüngere Dirndeln und Burschen schaute er an, oft mit durchbohrendem Blick, oft mit zärtlicher Geberde; Gespräche suchte er mit ihnen anzuknüpfen, aber die jungen Leute haben mit den alten nicht viel zu reden, sie giengen bald vorüber und er blickte ihnen nach.

„Henndln“ verkaufte sie manches Jahr und zehnmal so viel Eier. Besonders im Monat März gieng ihre Körbelträgerin ununterbrochen zwischen dem Sim-Sampelhof und dem Mürzthale hin und her. Was die Mürzthaler für Eiermarder sind — man glaubt's nicht. Der Sim-Sampel selber war aber auch einer. Zum Frühkaffee und „Schunken“ zwei lehngekochte Eier, vormittags zum Milchbrot zwei Eier, nachmittags drei Eier in Schmalz, abends nach dem Nachtmahl auch noch ein paar. Eier kann der Mensch nie genug essen, war seine Meinung, Eier hat die Kirche sogar an den Fasttagen erlaubt, daraus die Unentbehrlichkeit dieser Nahrung genugsam erhellt.

Kinder hatte der Sim-Sampel keine. Das geschieht, wie es Gottes Willen ist. Die Sim-Sampelin hätte auch nie Zeit gehabt für Kinder — bei den vielen Hühnern! Betagte Bäuerinnen versichern, der Sim wäre in seiner Jugend ein hübscher Mann gewesen. Mein Gott, in seiner Jugend! Welcher wäre da kein hübscher Mann! Sie erzählten aber auch, dass der Sim ein lustiger Bursche gewesen sei. „Auf dem Tanzboden hat nur alles 'zuckt an ihm! Und walzen hat der Mensch können! Und die Stimm', die er gehabt hat beim Singen! So hoch wie der hat gar keiner hinauf mögen beim Jodeln! Aber 's Foppen hat er auch können! Immer eine hat sich eingebildet, sie wird Sim-Samplin!“ — So erzählten sie noch in späten Jahren, da sein Haar schon grau gewesen wäre, wenn er sie nicht mit Kienrußpomade gefärbt hätte.

Nachdem der Sim-Sampel etwa so an seine hunderttausend Eier verzehrt hatte, wurde er krank. Zuerst der nächstbeste Arzt, aber der machte es mit seinem Pulver nur noch schlechter. Eilends der Wagen um den Doctor nach Bruck, der erschien nur, so ward es schon besser, denn er kam gerade zu rechter Zeit. Dann aber blieb es wochen- und monatelang übel, der Sim war nicht krank und nicht gesund. In seinen Körper kam so eine gewisse Schwammigkeit und der Arzt fürchtete eine Herzverfettung. Doch that dieser Brucker Doctor alleweil nichts, als Lebensweise verordnen, bis der erboste Bauer endlich die flache Hand auf den Tisch schlug und sagte: „Ja, mein lieber Herr, was ist's denn mit uns zweien? Zum guten Rath geben kann ich alte Weiber haben, so viel als der Will. Ein Doctor, der keine Medicin hat, ist bei mir kein Doctor! Jetzt serb' ich schon seit Micheli, wir haben Weihnachten und ich hab' noch keine ordentliche Medicinflaschen gesehen. Für was verdoctert einer denn sein gutes Geld, wenn er nichts zum Einnehmen kriegt?“ — Weiter sprechen wollte er, war aber schon heiser. Der Doctor war noch ein junger, unerfahrener Mann, er sagte also: „Einnehmen wollen Sie? Aber Sie nehmen ohnehin zu viel ein, lieber Sim-Sampel! Nicht so viel Schmalzkoch und Eierschmarn essen und nicht so viel pippeln! Des Abends früh schlafen gehen, des Morgens früh aufstehen. Fleißig Zimmer lüften. Den Körper hübsch reinlich halten, mit kaltem Wasser waschen, Bewegung machen —“

und wusste nicht, was anfangen, um in dieser einen Stunde die Jungkraft aufzubrauchen, die sich tagsüber beim Sitzen gesammelt hatte.

Saß am Brunnenkopf einmal der Sim und rief mir zu: „Aber gar so übermüthig sein, Bübel!“ Ich hatte mich gerade auszuschnaufen, hielt also still, bis er Folgendes sagte: „Wie alt bist du denn, Schneiderl?“

„Neunzehn.“

„Einen Groschen schenk' ich dir, wenn du fünf Minuten stillhaltest. Willst mir's nit sagen, wer dein Vater ist?“

„Der Waldbauer.“

„Der Waldbauer. Weißt du das gewiss?“

„Freilich.“

„Kunnt nit auch ein anderer?“

„Brauch' nur einen.“

„Und deine Mutter?“

Der Groschen schien mir zu gering, ich kollerte davon.

Am nächsten Tage hatte mir der Geselle — es war der Wenzelaus mit der göttlichen Phantasie -- eine Mittheilung zu machen. Der Meister war schon zu einem Nachbarhause gegangen, um dort neue Ster zuzuschneiden.

„Lehrbub, allen Respect!“ sagte der Wenzelaus plötzlich, aber seine Stimme war diesmal nicht bösartig, „mir scheint, du bleibst nimmer lang Schneider. Ist auch viel gescheiter, du übernimmst deinen Hof und heiratest dein Mädel.“

Weil ich weder einen Hof, noch ein Mädel hatte, so konnte ich hell auflachen über seine Rede. Der Wenzelaus aber vertraute mir an, dass der Sim-Sampel seinen Sohn form rechtens adoptiren wolle.

Wenn ich nicht Lehrling gewesen wäre, so hätte ich dem Wenzelaus zugeschrien: „Bist verruckt worden, Tappel?“ Weil ich aber Lehrling war, so musste rasch ein bescheidenes Lächeln und Kopfschütteln zustande gebracht werden über den guten Witz, den der Geselle eben gemacht.

„Auch gut, Herr Bub“, versetzte der Wenzelaus. „Bist du's nit, so bin ich's.“ Und als das nächstemal der Bauer Sim wieder an unserem Tische saß und von seinem Soldatenleben erzählte, und wie er noch im Vierzigerjahr, bevor ihn sein Vater ausgekauft, in Wien vor dem Metternich seinem Palast Wache gestanden sei, da sagte der Wenzelaus: „Grad ums Jahr, als ich in der kaiserlichen Residenzstadt geboren bin. Meine Mutter war eine vom Brettel, nachher in einem Kaffeehaus, allerhand ist sie gewesen.“

„Und der Vater?“ fragte der Bauer, das eine Auge halb, das andere ganz zudrückend und mit den Fingern trommelnd.

„Lieber nit fragen, Bauer“, antwortete der Wenzelaus. „Einer vom Regiment, vom weißen Rock einer. Daheim hab' ich noch einen Ring,

Manchem Mädel und manchem Jungen gieng er auch nach, fragte nach seiner Familie, nach seinem Alter. Nach Blutsverwandtschaften spähte er aus, der alternde Sim-Sampel. War er darauf gekommen, dass es öde ist in einem Hause, wo Jugend und Nachwuchs fehlt? Und je öder, desto größer und reicher das Haus? Hatte er sich auf einmal gefragt, wer anfangen soll, wenn er aufhört? Menschenpflanzen waren verschwendet in der Welt und wenn eine Mahnung kam, hatte er einst die Ohren zu- und den Beutel aufgemacht. Kleine Helläuglein hatten zu ihm aufgeblickt, er gab ihnen einen Apfel und ein Sparcassebuch — und fort war er wieder, der gute Vetter Sim. — Jetzt suchte er ihrer und fand nichts. Und sie waren doch da und mussten da sein. Mehrere machten sich sogar recht auffallend zu schaffen mit dem guten Vetter Sim, aber als es sich um die Beweise handelte, stimmte nichts und er blieb einsam.

Zur selben Zeit war es, dass der Schneidermeister Natz mit seinem Gesellen und seinem Lehrling zur Ster einkehrte im Sim-Sampelhof. Der Bauer saß oft stundenlang neben ihnen beim Tische und sagte nichts. Das Rauchen mundete ihm nicht, das Trinken auch nicht, von den Eiern, wie man sie den Schneidern zu Jausenzeiten vorsetzte, hatte er genug, bevor noch eines aufgeschlagen wurde. Er war noch nicht gesund. Nach und nach fiel es dem Lehrling, und das war ich, auf, dass ihn der Bauer immer so heimlich von der Seite anguckte. Seinen Taschenspiegel zog er unauffällig hervor und guckte hinein, gleichsam als wollte er sehen, ob nicht schon wieder bald Rasierenszeit käme. Mehrmals richtete er ein Wort an mich, ob die Nadel nicht manchmal in den Finger steche statt in den Loden, ob ich wohl auch genügend Sitzfleisch hätte für einen Schneider, ob die Lehrzeit schon bald zu Ende gienge und dergleichen. Da ein Lehrjunge zu schweigen hat, so beantwortete derlei Fragen der Meister: Wenn er ungeschickt ist, wird ihn die Nadel in den Finger stechen, und da hat sie recht. Ums Sitzfleisch handelt es sich beim Schneider nicht, aber im Kopf muss er was haben und die Lehrzeit geht aus, sobald er was kann.

Was mir an Sitzfleisch abgieng, das hatte ich zwar nicht im Kopf, wohl aber in den Füßen. Wenn die Lichtfeier kam, die Dämmerstunde, da sprang ich auf und lief auf den Weg hinaus und ihm entlang und über die Felder hin und wieder zurück, und den Berg hinan und wieder herab. Dann stellte ich mich auf den Kopf und gieng mit den Händen umher, die Füße in der Luft zusammenschlagend vor Lust über die schöne Welt; und kletterte auf den Baum, um Eichhörnchen zu fangen, und schlüpfte unter den Boden der Tenne hinein, nach Katzen und Mäusen fahndend, und zog den Karren hin und her und stellte mich mit dem einen Fuß auf den Brunnenständer und tauchte den Kopf ins Wasser und lief mit triefnassen Haaren den kreischenden Mägden nach

nicht. Es hätte zwar wohl manchmal geklappt; allein das Amt ließ nichts gelten, weil noch eine mitbestimmende Ehefrau vorhanden war.

Im Freßnitzgraben lebte eine Holzknechtfamilie, die ein gar schönes und gescheites Töchterlein hatte. Der Sim-Sampel sah es bei einer Christenlehre, wo es, vom Pfarrer aus dem Katechismus befragt, zum Staunen der Gemeinde, die bündigsten Antworten gab. So ein einschichtiges Waldkind und so gelehrt! Der Sim betrachtete das Mädel und es fiel ihm eine große Ähnlichkeit auf zwischen dieser Waldprinzessin und seiner längst verstorbenen Schwester, die ihm sehr gleichgesehen hatte. Just so funkelnde Augen, ein just so schwarzes Haar und die breite, viereckige Stirn! Dieses Holzknechtmädel gleichfalls. Seltsam das! Auch er hat als Knabe so gut gelernt! Auch er hat so bündig geantwortet! — Es ist! Es ist nit anders! — Kurze Zeit hernach ließ er den Holzknechtleuten sagen, ums Mädel brauchten sie sich nicht mehr zu kümmern, er wisse, was seine Schuldigkeit und wolle es auch form rechtens anerkennen. Na, das hatte unvorhergesehene Folgen. Kam der Holzknecht, ein baumfester Waldteufel, in den Sim-Sampelhof, fragte zuerst den Bauer ganz höflich, wieso er sich in seine Familiensachen mischen und sein Weib beschimpfen könne, und hub dann an in der Stube alles zu zertrümmern. Als die Kästen und die Stühle und die Uhr und der Ofen in Scherben geschlagen waren, als auch die zwei Knechte, welche ihn bändigen wollten, ächzend im Winkel lagen, verließ er gelassen das Haus und von diesem Tage an fand der Sim keine besondere Ähnlichkeit mehr zwischen sich und der Holzknechttochter. Aber hart war ihm ums Herz, hart zum Verzagen, dem schwachsinnigen Alten.

Mit dem Beten wollte er schlichten, aber sein Herz blieb voller Lasten! In schlaflosen Nächten kamen sie ihm vor, die unseligen Seelen, die in leichtsinniger Begier gerufen wurden, um eltern- und heimlos zu leiden, verachtet, vergessen, vielleicht zugrunde gehen müssen und alles wegen seiner! Er hörte sie klagen vor Hunger, wimmern vor Kälte, sah sie blutend unter den Fußtritten roher Menschen. Einige unter ihnen waren so weit, um sich zu fragen: Warum das alles? — Und alles wegen seiner!

Da lebte im Raidelbachthal ein Schullehrer, ein Schalk, der aber das Herz auf dem rechten Fleck hatte und bestrebt war, seine kümmerliche Gemeindeschule ein wenig empor zu bringen. Da fehlten Lehrmittel, es fehlten die Schuhe der Kinder zum Schulbesuch, es fehlte die Mittagssuppe für Schüler aus entfernteren Häusern, es fehlte ein ordentlicher Gehalt für den Lehrer, es fehlten die Erhaltungsmittel für das Schulhaus und es fehlte das Schulhaus selbst. Es fehlte alles, nur nicht die Schulkinder und der Schullehrer. Dieser war ein ausgedienter Soldat, der, anstatt einer Pension, die Erlaubnis zum Betteln erhalten und sich also

den er meiner Mutter geschenkt hat, sind die zwei Buchstaben S. B. eingrabelt."

„Den Ring hast?" fragte der Bauer mit heiserer Stimme, stand auf und zitterte an beiden Händen. „Möchtest nit so gut sein, Schneider, und mir den Ring zeigen? 's wird sich auszahlen, Schneider...."

Am nächsten Tage brachte der Wenzelaus einen Messingring, in welchem mit einer Nadel- oder Scherspitze die Buchstaben S. und B. eingeritzt waren. Das Unglück aber stand im Wanderbuche. Dort war der Wenzelaus im Jahre 1838 zu Leitomischl geboren.

„Das ist ja nit meine Schuld!" begehrte er auf, „was kann ich dafür, wann und wo ich geboren bin? Ich fühle vor dem Sim-Sampel-Vater kindliche Gefühle! Ich frage, seit wann ist ein dummes, gefälschtes Wanderbüchel mehr wert, als kindliche Gefühle? Meine Herren, das muss ich schon sagen: wenn nit einmal die kindlichen Gefühle was gelten auf der Welt, dann ist der jüngste Tag nimmer weit. Muss wahr sein!"

Jetzt sprach der Meister, der wieder da war, um „Rest machen zu helfen," zum Gesellen: „Jetzt kannst schon still sein. Du wirst fürs Nähen gezahlt und nit fürs Schwatzen!"

„Schwatzen!" kreischte der Wenzelaus und sprang auf. „Das muss ich mir aber ausbitten! Meine Mutter ist ums Dreißigerjahr mit böhmischen Musikanten in Steiermark gereist, und so herum, und jetzt soll der Mensch nit einmal kindliche Gefühle mehr haben dürfen!"

„Wenzel, dort ist die Thür!" sagte der Meister, und dann erst sind des Gesellen kindliche Gefühle ruhig geworden.

Die Bäuerin hatte eines Tages Unglück mit ihren Hühnern gehabt. Marder, Fuchs oder Iltis! Eines Morgens war alles erwürgt, nur ein Hahn und etliche Küchlein flatterten mit gesträubten und zerzausten Federn herum auf thaunassem Grase. Die Bäuerin wurde vor Herzleid krank. In dem Hause, wo das Unglück geschehen, wollte sie nicht mehr bleiben, sie gieng hinaus ins Feistritzthal zu einem Verwandten und dort legte sie sich hin.

Und wie der Sim-Sampel nun allein war auf seinem großen schönen Hofe und wie er in den langen Tagen mürrisch war und die langen Nächte verseufzte, da machten sich die Dienstboten an ihn heran und nannten ihn Vater. Es kamen auch Weiber aus der Gegend von Fischbach, vom Mürzthal, vom Trabach, wollten ihn aufheitern und erinnerten ihn an vergnügte Jugendtage. Auch manches „junge Leutel" brachten sie mit und solche verehrten ihm allerlei schöne Sachen, als einen wohlgenähten Brustfleck, oder einen mit Goldfäden gestickten Hosenträger, oder einen mit Seidenrand eingefassten Tabaksbeutel — eigens für den „Simel-Vater" gemacht. Der Alte gieng auf alles ein, wenn aber bei der Behörde die Dinge richtig gestellt werden sollten, da klappte es

— Oh, ich weiß schon, was du sagen willst, Sim, ich kenn' dein gutes Herz. Tausend vergelt's Gott, dass du ihnen im Raidelbachthal eine Schule gründen willst und was dazugehört. Schöner kann der Mensch seine Jugendfreuden schon gar nimmer bezahlen, ich sag's! Vergelt's Gott, du ehrenhafter Mensch, du lieber Mensch. Ein Bussel möcht' ich dir geben vor lauter Dankbarkeit, aber sie sollen es selber thun, deine Lieben, Herzigen im Raidelbachthal, sie sollen es selber thun."

Der Sim fand sich zwar etwas betroffen, als er hörte, wie herzensgut er war und dass er den Kindern im Raidelbachthal ein neues Schulhaus baute. Der Lehrer machte es ihm aber recht leicht. Er zog ein Blatt Papier aus der großen Tasche, das war der Plan und die Baubeschreibung. Und für einen Kostenüberschlag von dreitausend Gulden — das musste der Bauer selbst anerkennen — ist eine flotte Vergangenheit nicht übermäßig hoch geschätzt. Der Lehrer zog ein zweites Blatt aus der Tasche, flüchtiger Vorschlag eines Textes zu einer Ehrentafel für den Erbauer, die am Eingang des neuen Schulhauses errichtet werden soll.

„Das nit", wehrte der bescheidene Sim-Sampel ab, „die Leute brauchen es nit zu wissen, für was und auf welche Meinung."

„Schaden thäte ihnen ein solches Beispiel zwar nicht", meinte der Lehrer, „jedoch aber Respect vor deinem Willen!"

Ein Jahr nachher stand im Raidelbachthal, dort, wo drei Bäche zusammenrinnen und mehrere Wege sich kreuzen, neben dem alten Bauernwirtshause ein neuer gemauerter Bau mit acht großen Fenstern und einer breiten Doppelthür. „Das hat uns der Sim-Sampel-Vater geschenkt!" erzählten die Kinder, die darin zusammenkamen.

Ob von dieser Zeit an das Gewissen des Sim beruhigt war, das kann ich nicht genau berichten. Dass er bald darauf starb und der schöne Sim-Sampelhof zwischen seinen entfernten Verwandten einen langwierigen und hässlichen Process entfachte, das können die Leute jener Gegend heute noch versichern.

um einen kleinen Schuldienst im Gebirge umgesehen hatte. Unter alten Schirmtannen, wie man sie fürs liebe Vieh stehen lässt, oder in verfallenden Köhlerhütten hatte er die Kinder des Waldes und der Weiden versammelt, um ihnen ein wenig buchstabieren, kopfrechnen und nach der Vorschrift Katechismus beizubringen. Nach dem Unterrichte gieng er mit den Kindern in ihre Häuser und Hütten, sagte dort vor den Thüren einen frommen oder possierlichen Spruch auf und bekam milde Gaben.

Dieser Schullehrer hörte von dem reichen kranken Manne auf dem Sim-Sampelhof, der Kinder sucht und der bei seiner zunehmenden Schwachsinnigkeit immer mehr in Gefahr geräth, ausgebeutet zu werden. Eines schönen Sommersonntags sprach er im Hof vor, lobte das Wetter, freute sich über das gute Aussehen des Bauers, obschon er ihn bleicher, eingefallener und hinfälliger nie gesehen hatte. Sie kannten sich schon von der Soldatenzeit her, begannen also alte Erinnerungen aufzufrischen, wobei der Sim immer nur ausrief: „Und das weißt du noch? Na freilich, ein Schulmeister merkt sich's leicht. Ich vergiss halt schon alles! — Und da bist auch dabei gewesen? Lass dir's eh gelten."

„Aber ein Tausendsassa warst, Sim. Meiner Seel!" lachte der Lehrer.

„Gelt!" sagte der Bauer schmunzelnd.

„Und im Raidelbachthal drüben!"

„Im Raidelbachthal — wird eh sein. Hab' mich dort oft eine Weil aufgehalten bei meinem seligen Bruder. Ist wohl auch schon kein Knocherl mehr von ihm vorhanden."

„So geht's uns allen", sagte der Lehrer, „glücklich jeder, der alles hübsch in Ordnung machen kann, bevor er fort muss. Und dass niemandem kein Unrecht ist."

„Eh wahr."

„Du, was ich sagen wollte, alter Kamerad", setzte der Lehrer ein. „Im Raidelbachthal gibt's die Menge Kinder. Von allen Modeln und Größen. Aber gleichsehen thun sie dir alle, Sim-Sampel."

„Wär' nit aus!" rief der Alte überrascht. „Na, sein kann's eh."

„Ernster Weis', Bauer. Nicht bloß, dass sie die Nasen mitten im Gesicht haben wie du. Die Bübeln kriegen deine starke Poschaun, die Dirndeln haben dein gutes Herz. Wahr auch, Bauer! Wirst es nit leugnen können!"

„Will's auch nit."

„Junges frisches Blut. Kinder und Enkel. Aber arm. Wie's halt ist in so einem einschichtigen Graben. Wenn sie nur eine Schule hätten, sag' ich alleweil. Weißt es eh, wie hart es ist für einen Soldaten, wenn er nit lesen und schreiben kann. Und die Dirndeln sollten sich ja beim Eiergeld auskennen und sonst auch. Weißt eh. Den Kindern a bissel was lernen lassen, ist allemal das beste Capital, das man ihnen geben kann.

in der Hängematte, die im Garten zwischen den Ästen der alten Ulmenbäume aufgehängt war, setzte mit den Spitzen ihrer Füße ihr schwankendes Lager in schaukelnde Bewegung und balancierte in der rechten Hand einen aufgespannten rothseidenen Sonnenschirm. Ihre Linke hielt ein Buch, doch las sie nicht. Ja, sie war ärgerlich, sie gestand es sich selber ein, sie hatte aber auch Grund dazu.

Die Hängematte war schlecht angebunden — natürlich, der Kutscher hatte nur an die Pfingstreise gedacht.

Sie hatte ihm ja gern den Urlaub gegeben, obwohl sie nun in den Feiertagen nicht ausfahren konnte; und ihrer Jungfer hatte sie auch bereitwillig gestattet, eine Pfingstreise zu machen; aber dass die beiden heut' morgen Arm in Arm das Haus verließen — das hatte sie nicht erlaubt.

Also wieder ein Brautpaar — natürlich, so lange die Leute nicht so alt waren wie die Gitta oder Fräulein Hühnermeise, waren sie immer auf Liebschaften erpicht, und eine arme Witwe, wie sie, kam nie aus dem Verdruss heraus.

Zusammen behalten konnte sie die Leute nicht. Wen sollte sie nun fortschicken, die Jungfer, die sie so hübsch frisierte, oder den Kutscher, der so ausgezeichnet fuhr? Es war eine schwere Wahl.

Frau Mimi seufzte tief.

Sie schaukelte sich jetzt in langsamen, melancholischen Schwingungen — aber das vertrug der rothe Sonnenschirm nicht, er verlor das Gleichgewicht, stürzte im Schwunge hinab über den grünen Rasenabhang und hüpfte weit fort auf dem breiten Gartenweg.

Da lag er nun, und die brennende Sonne schien Frau Mimi ins Gesicht.

Es war ein reizvolles, feines, blasses Gesicht mit großen, blauen Kinderaugen und einer Flut von goldigen Löckchen über der weißen Stirn. In dem sanften Oval der Wangen waren Grübchen, in denen der Schalk lauerte, bereit, jeden Augenblick hervorzubrechen. Dem kleinen, schwellenden Mund sah man an, dass er oft und gern lachte, aber jetzt war er unwillig verzogen.

Warum musste auch Fräulein Hühnermeise zu Pfingsten verreisen? Wozu hat man denn eine Gesellschafterin, und noch dazu eine so hässliche, langweilige, wenn sie nicht bei der Hand war, wenn man sie brauchte?

Welch ein Vergnügen wäre es jetzt gewesen, zu sagen: „Bitte, Fräulein Hühnermeise, holen Sie mir meinen Schirm“, und zuzusehen, wie sie langsam, widerwillig ihre lange, hagere Figur aus dem bequemen Gartenstuhl aufrichtete und mit steifen Schritten davonstelzte, um den

Frau Mimis Pfingstfeier.

Von A. Plothow.

Heller Sommersonnenschein lag auf den Straßen Berlins. Ein süßer starker Duft von Flieder und Kalmus wehte durch die sonntägliche Stille, grüne Birkenzweige schwankten an Thorwegen und Baugerüsten — Pfingsten war's.

In der Stadt war's still, der steinerne Riesenleib hielt gleichsam den Athem an, der Verkehr stockte. Einzelne festlich gekleidete Menschen eilten durch die Straßen — das waren die Nachzügler, welche nun noch schnell eine Fahrgelegenheit erreichen wollten, die anderen waren alle längst draußen. Gestern am Samstag und heute in der Frühe hatte sich jene hochflutende Menschenwelle gelöst und ringsum in das Land ergossen.

In der immer stillen Maaßenstraße war es heut' noch ruhiger als sonst, und die hübsche kleine Villa im altdeutschen Stil, die mit ihren zierlichen Erkern und Thürmchen aus den blühenden Flieder- und Rothdornhecken hervorlugte, sah ganz aus wie ein verschlafenes Dornröschen. Alle Jalousien waren herabgelassen, alle Thüren verschlossen, als sei niemand zu Hause. Nur im Kellergeschoß regte sich's. — Da wirtschaftete in der Küche die alte Gitta und rückte polternd ihre Töpfe ans Feuer.

„'s wird einem schun schwer, su allein; ma merkt, dass ma alt wärd“, murmelte seufzend die Alte und rückte die schneeweiße Haube auf den grauen Haaren zurecht.

„Ma gnä' Frau hätt' mir schun a freien Sunnta vergünnen kunna, aber seit der gnä' Herr, Gott hab' ihn selig, tot ist, is's immer su a bissel grittelig an Feiertäg, da hat's nimma guta Laun'! Will ihr Leibgericht kochen, 's schlesische Himmelreich: Kirschen mit Klößen.“ —

Die Gitta unten in der Küche hatte ganz recht, die gnädige Frau war heute „grittelig“. Sie lag in einem duftigen, weißen Morgenkleid

Sie senkte den Kopf ein wenig und dachte an die beiden Jahre ihrer Ehe.

Es war eine glückliche Zeit gewesen. Max war immer gut und rücksichtsvoll zu ihr, und obwohl selbst ein ernster, nüchterner Geschäftsmann, fand er doch Vergnügen an ihren Possen und ermunterte sie dazu. Es war viel leichter gewesen, Frau zu sein, als sie anfangs gedacht, denn die Verlobung war damals so schnell gekommen, auf Papas Wunsch, ohne dass sie Max näher kannte —

Und damals hatte sie gemeint, niemand mehr lieben zu können nach dem herrlichen Sänger Alfieri. Ihm hatte die erste Glut ihres siebzehnjährigen Herzens gehört, und sie wäre ihm gern übers Meer gefolgt, auch ohne Papas Erlaubnis, wenn er nur ernstlich gewollt hätte. Aber da Papa nicht seine Einwilligung gab, beugte er sich der Macht der Verhältnisse und gieng allein.

Aber ach, wie hatte sie ihn geliebt — seine Küsse —

Die junge Frau wurde flammend roth. Wohin verirrte sich ihre Phantasie — und noch dazu hier vor dem Bilde des todten Gatten?

Sie wandte sich beschämt ab, sie wagte nicht mehr, das Bild anzusehen.

Plötzlich schluchzte sie laut auf.

Nein, sie war nicht schlecht, gewiss nicht, sie war keine leichtsinnige Frau.

Sie hatte ihren Max aufrichtig betrauert, ein Jahr lang mit heißem, leidenschaftlichem Schmerz, der oft etwas vom Trotz eines verwöhnten Kindes hatte, dem man sein liebstes Spielzeug genommen.

Im zweiten Jahre hatte sie um ihn geweint mit der Sehnsucht einer hilflosen Frau, die in ihrer Verlassenheit sich nach dem schützenden Freunde sehnt. In dem Jahr war auch ihr lieber Papa gestorben, nun hatte sie niemand als die zwei Stiefbrüder, und die waren darnach!

Nun musste sie selbständig werden, musste kämpfen um ihren Besitz, ringen um ihre Freiheit — im dritten Jahr hatte sie keine Zeit zum Weinen gehabt.

Bis auf stille Stunden der Wehmuth war sie mit ihrer Trauer fertig geworden.

Kämpfen gibt Kraft, und mit der Kraft kam die Lebenslust zurück, und sie fühlte, dass sie noch jung sei und begehrenswert.

Es fanden sich auch genug Freier ein, aber man musste vorsichtig sein beim Wählen. Man war ja nun eine gesetzte, alte Frau.

Mimi betrachtete sich ernsthaft im Spiegel.

Schön war sie noch, gewiss, aber nur keine Dummheiten machen, um Gotteswillen, sie war ja kein Kind mehr.

Befehl auszuführen. Ja, nun schwärmte sie in Freiheit umher und machte sich vielleicht über ihre verlassene Herrin lustig.

Uff, das war ärgerlich!

Frau Mimi begann wieder heftiger zu schaukeln.

Krrracks — —

Ein Seil war gerissen, Frau Mimi fiel zu Boden, kollerte den grünen Abhang hinunter, wie vordem ihr Schirm, und blieb dicht neben diesem auf dem Weg liegen.

Zornig sprang sie auf ihre Füße, und nun sah sie den Schirm an, und nun sich, die ebenso herabgepurzelt war, und dann musste sie lachen, laut — so recht von Herzen — es war zu komisch. Sie hob den Schirm auf.

„Gelt, nun sind wir beide gute Kameraden!“ Sie lachte von neuem.

Sie drehte sich auf dem Absatz herum und betrachtete ihr kleines, zierliches Persönchen. Es war alles ganz an ihr, bis auf ein paar ausgerissene Kleiderfalten.

Nun musste sie daran denken, was Fräulein Hühnermeise für ein Gesicht gemacht hätte, wäre sie Zeugin des Unfalls gewesen — wieder musste sie lachen, diesmal bis zu Thränen. Ganz ermattet setzte sie sich endlich in einen Gartenstuhl und wurde plötzlich ernst.

Sie stand auf und versuchte das Seil neu zu knüpfen, aber sie kam damit nicht zustande. Resigniert wandte sie sich dem Hause zu, es wurde zu heiß hier im Garten, drinnen war es kühler.

Sie trat zuerst in das Toilettenzimmer, um das zerrissene Kleid zu wechseln.

Sie wählte ein leichtes Kleid von dunkelblauer Seide, sie trug noch immer dunkle Farben seit dem Tode ihres Gatten.

Das tiefe dunkle Blau hob die Weiße ihres Teints, das schimmernde Gold ihrer Haare wundersam hervor — sie sah es gleichgiltig im Spiegel, oder sah es auch nicht, ihre tolle Lustigkeit war einer tiefen Niedergeschlagenheit gewichen.

Langsam schritt sie durch die hohen, dämmerigen Räume ihres Hauses, es war so still, dass sie ihren eigenen leichten Tritt wiederhallen hörte.

Über ihrem Schreibtisch im Wohnzimmer hieng das lebensgroße Bildnis ihres Gatten; mit verschränkten Händen blieb sie davor stehen.

Ein schöner, stattlicher Mann schaute sie aus dem Bilde an, die Haltung war vornehm, die Augen blickten kühl und berechnend.

„Armer Max“, sagte sie leise, „musstest sobald aus dem schönen Leben gehen und deine sweet doll allein lassen!“

Würde das ihre lange vorhalten?

Kaum, und was dann? Sie hatte nicht Lust, im Alter zu hungern. Auch war er fade, wenn er nicht über Pferde sprechen konnte.

Da war der Regierungsassessor doch eine solidere Partie.

Herr von Brandt war durchaus kein schöner Mann; rothblond, groß und hager, mit knochigen Zügen und kalten, grauen Augen, wirkte seine Erscheinung zuerst mehr abstoßend als anziehend, und es bedurfte des ganzen Zaubers seiner vornehmen Manieren und der eleganten Leichtigkeit seiner Unterhaltung, um diesen Eindruck zu verwischen. Mimi bewunderte seinen glänzenden Geist und amüsierte sich über seine boshafte Schärfe, die nicht Freund noch Feind schonte.

Sie wusste, er war ein Streber, er rühmte sich gern seiner vornehmen Verwandten und ihres Einflusses, den er zum Vorwärtskommen benutzen wollte. Er sagte es offen, dass sein Streben mit seinem Willen nur am Ministertische enden werde.

„Frau Minister, Excellenz", das war Mimi gerade recht. Sie hatte auch Ehrgeiz, sie hatte immer Verlangen nach Höherem gehabt. Reich war sie von Jugend auf gewesen, das hatte keinen Reiz mehr für sie — aber Ehre und Macht —

Alfieris ungeheurer Erfolg an der Wiener Hofoper war es gewesen, der ihm so bedingungslos ihr Herz gewonnen hatte.

Nun, tempi passati — Herr von Brandt wäre ein annehmbarer Mann gewesen, wenn sie nur sonst nichts an ihm auszusetzen gehabt hätte.

Aber da war etwas, was ihr nicht gefiel: er konnte nie herzlich lachen.

Ihre anmuthigsten Scherze und Neckereien ließen ihn kalt, höchstens verzog er den Mund zu einem höflichen oder spöttischen Lächeln. Es kam nie von Herzen, es war immer eine Grimasse. Und „wer nicht lacht, ist kein guter Mensch", hatte ihre alte Kinderfrau gesagt, und der glaubte Mimi unbedingt; die hatte mehr natürlichen Verstand besessen als das Dutzend Gouvernanten, welche sich mit ihrer Erziehung abplagten, seit ihr gutes Mutterle starb. Das also gab zu denken, und Frau Mimi wandte ihre Gedanken ihrem dritten Freier zu. Sie that es nicht mit besonderer Lust, nur weil er einmal so in die Reihe gehörte.

Georg Treuer hieß er.

Welch ein abgeschmackter Name!

Sein Träger war der bürgerliche Besitzer einer Teppichfabrik an der Oberspree, bei Johannisthal herum. Ein ehrlicher, aufopfernder Freund war's, davon war sie überzeugt, aber nicht ein bisschen angenehm. Hässlich war er.

Ein Wust schwarzen Haares rahmte ein unregelmäßiges Gesicht ein, in dem sogar die Nase verbogen war. Sein hoher Wuchs gereichte ihm

„Mein Gott, was erlebt man nicht alles, bis man dreiundzwanzig wird," sagte sie seufzend.

Aber sie wollte nicht sentimental werden, und so gieng sie aus dem Zimmer, ohne noch einmal nach dem Bilde umzublicken.

Sie trat in das Nebenzimmer, das ihr Lieblingsaufenthalt war.

Ihr „liebes Nest" nannte sie es.

Auf den ersten Blick sah man hier nichts als Grün.

Grün waren die Wände, die Bezüge der Möbel, der Teppich und die Tischdecken.

Aus den Fenstern hatte man ebenfalls einen Blick ins Grüne. Es war ein Eckzimmer, ein Fenster gieng in den Garten, das andere auf eine grünumrankte Veranda. Es war das Bibliothekzimmer; die Wände waren mit Büchergestellen bedeckt, aber nicht zum Lesen kam Mimi hierher, sondern weil es sich in der grünen Dämmerung so gut träumte.

Träumen musste sie zuweilen.

Sie setzte sich in dem niedrigen Schaukelstuhl, der in der tiefen Fensternische stand, bequem zurecht und hieng, leise schaukelnd, ihren Gedanken nach.

Es war doch ein trauriges Leben, das sie führte.

So als junge, vielumworbene Witwe ewig in einem Glaskasten sitzend, bei jedem Schritt ängstlich berechnen müssend, ob er auch der „bösen Welt" gefiel. Und dann eingeengt zwischen der Begehrlichkeit des ältesten Bruders und dem Leichtsinn des jüngsten.

Und wenn man aus langweiliger Gesellschaft nach Hause kam, die noch langweiligere des Fräulein Hühnermeise zu finden — das war auf die Dauer nicht auszuhalten.

Sie würde sich nun doch wieder vermählen müssen.

Freilich, es war nicht so leicht, den Rechten zu finden. Sie machte nicht mehr Anspruch auf Liebe, das war nun vorbei, aber ein guter Kamerad musste es doch sein!

Von all ihren Bewerbern kamen eigentlich nur drei in Betracht.

Der Husarenrittmeister von Oppen war ein schöner, schneidiger Officier. Fesch und lustig war er und saß zu Pferde wie ein Gott. Sie ritt auch gern; daheim auf ihres Vaters Gut in Schlesien hatte sie immer ein Reitpferd gehabt.

Das Leben an seiner Seite würde ein lustiges Handicap werden, ein kühnes Nehmen aller Hindernisse, ein elegantes Courbettieren, bei dem man nur gelegentlich den Hals brechen konnte.

Der Rittmeister war nicht nur ein kühner Reiter, nein, auch ein ebenso kühner Spieler. Die Wetten, die er jährlich auf den Rennplätzen verlor, sollten Unsummen betragen, mit seinem eigenen Vermögen war er längst fertig.

die Schüsseln herumgab, sah es auch nicht ungern, wenn gute Bissen für sie darauf blieben. Heute aber brachte Gitta selbst jedes Gericht, und aufmerksam spähten ihre durchdringenden schwarzen Augen, ob ihrer Kochkunst auch die gebürende Ehre widerfahre.

Hier war die Stelle, wo man sie tief beleidigen konnte.

„Es schmeckt der gnädigen Frau heut' nicht", sagte sie erregt, als sie den Braten abräumte.

„Sehr gut, ich versichere es dir", sagte Frau Mimi ernsthaft, „aber ich bitte dich, lass es nun gut sein!"

„Aber gnä' Frau, nun kumma ja erst die Kirschen mit Klößen — "

„Nur zu, Gitta", sagte Mimi ergeben, „unser schlesisches Himmelreich darf ich nicht verschmähen!"

Der Blick der Alten erheiterte sich, als sie sah, wie die junge Frau mit Behagen von dem Gerichte aß.

„So", sagte Frau Mimi, den Teller beiseite schiebend, „das war prächtig, doch nun genug für heute, kannst abräumen, Gitta!"

Die Alte räumte klappernd die Teller zusammen, mit dem Tablett in der Hand, blieb sie stehen. Ihre Hände zitterten ein wenig, dass die Teller klirrten; es war das kostbare Tafelservice von Mimis Eltern, das die junge Frau so wert hielt, und sie zitterte mit.

„Ich hätt' schun a Bitta, gnä' Frau!"

„Nur heraus damit, Gitta", ermunterte die junge Frau. „Hast so schön gekocht, verdienst schon eine Belohnung!"

„Wenn mir gnä' Frau erlauben wullta, in die liebe Kirch' zu gehn. 's ist heute Versiegelung und da red't der neue Apostel, den möcht' ich gern hören!"

Die Gitta ist eine Erleuchtete im Herrn, sie gehört der Secte der Apostolischen an, die weit draußen im Südosten ihre Kirche haben, da wandert sie gern eine Meile hin.

Frau Mimi weiß, sie darf sie nicht zurückhalten, wenn ihr ihre Teller lieb sind, aber sie sagt ein wenig ärgerlich: „Willst mich also auch verlassen, Gitta? Thut's dir nicht leid, dass ich dann ganz allein bin?"

„Ich dacht', gnä' Frau kunnten auch in die liebe Kirche gehn", sagte die Alte verschmitzt.

Wir haben jetzt keinen Gottesdienst, und du verlangst doch nicht, dass ich mit dir gehen soll und deinen Nagelschmied predigen hören?"

„O, der spricht schun besser, als mancher Studierter!" sagte die alte Köchin begeistert.

„Brigitte", sagte die junge Frau streng, „schweig mir davon. Setz' die Kaffeemaschine zurecht und dann geh' in Gottesnamen!"

nicht zum Vortheil, denn er hielt sich schlecht, sein Geist und seine Kenntnisse kamen nicht zur Geltung, denn er sprach wenig in Gesellschaft. Sein Rock war von feinem Tuch, aber von schlechtem Schnitt, und seine Cravate zeigte nie die Form und Farbe der letzten Mode. Er war so gar nicht elegant.

Aber verlassen konnte man sich auf ihn. Von ihrem Gatten kurz vor seinem Tode mit der Führung seiner Geschäfte beauftragt, nahm er ihre Interessen überall wahr. Er war es, der beim Ordnen der väterlichen Hinterlassenschaft sie zuerst auf ihres Bruders Herbert rücksichtslose Begehrlichkeit aufmerksam machte, der sie zu energischem Entgegentreten ermuthigte.

Er war es, der ihr in den schwersten Tagen des Lebens stillschweigend jede Last äußerer Geschäfte abnahm.

Er war es, der für ihre Behaglichkeit, für die Erfüllung ihrer Wünsche sorgte. Man durfte nur sagen: „Herr Treuer, morgen möchte ich die Sembrich singen hören", so hatte man am nächsten Abend Billets, oder: „in die Première möchte ich gehen", — so war eine Loge bereit. Und alles geschah von ihm in stiller, bescheidener Weise, ohne jedes Aufdrängen.

Sie nannte ihn mit Fug und Recht ihren „getreuen Eckart".

Der Rittmeister nannte ihn mit Hinweis auf seinen Stand den „Apostel Paulus". Herr von Brandt gefiel sich in der Bezeichnung: „Der Apollo mit der schiefen Nase".

Mimi musste immer lachen, wenn sie das hörte. Sie hatte als Kind in ihrem Zimmer eine Gipsbüste des belvederischen Apoll gehabt; beim Ballspiel mit den Brüdern warf sie einmal den Kopf herab und die Nase zerschellte. Mimi malte ihm zum Ersatz einen riesigen Schnurrbart mit Tinte.

Georg Treuer glich wirklich dem Apoll mit der schiefen Nase.

Nein, den treuen Eckart konnte sie am allerwenigsten heiraten.

Sie gähnte — es war eine langweilige Geschichte.

Zum Glück kam jetzt die Gitta herein und meldete, dass angerichtet sei. Das war eine angenehme Zerstreuung, Frau Mimi gieng ins Esszimmer.

Es hatte braune Holztäfelung an Decken und Wänden, war vornehm, düster und still. Die junge Frau saß ganz vereinsamt auf ihrem Platz an dem Kopfende des riesigen Speisetisches. Da kein anderer Dienstbote im Hause war, trug die alte Köchin die Speisen selbst herbei.

Frau Mimi aß nicht viel, sie naschte nur wie ein Kätzchen, und ihre lebhafte Natur empfand es als eine Plage, ein langes Diner einsam in dem düsteren Zimmer absitzen zu müssen. Sonst hatte sie doch die Hühnermeise, die sie ärgern oder necken konnte, oder über deren wunderbaren Appetit sie erstaunliche Betrachtungen anstellte. Die Zofe, die sonst

Sie nimmt ein anderes Buch; es ist ein socialer Roman aus der Gegenwart.

Sie liest ein Capitel, aber es enthält schmutzige Dinge, und Frau Mimi hasst alles Unsaubere — sie legt auch dieses Buch beiseite.

Ist das Volk wirklich in seinen Empfindungen so roh, so gemein, wie es dort geschildert wird?

Wer könnte sie darüber aufklären?

Der Rittmeister spricht vom Volke nur als „Commiss", der Assessor will nichts zu thun haben mit dem „socialdemokratischen Pöbel", und nur der treue Eckart spricht im Gegensatz mit Anerkennung von den Herren der Arbeit.

Wem soll sie glauben?

Da fällt ihr Blick auf ein anderes Buch:

„Sociale Briefe aus Berlin", von O. v. Leixner.

Das ist's, was sie braucht.

Sie blättert in dem Buch und liest mit Aufmerksamkeit die Schilderung der „Kleinen Leute", ihrer Freuden und Leiden. Sie liest und liest, so vieles ist ihr neu, was so traurig ist; sie hat es nicht gewusst, weil sie nie darüber nachgedacht hat. Sie glaubte immer genug zu thun, wenn sie reichlich, aber gedankenlos an Arme gab und ihren Dienstboten viel Freiheit ließ. Nun trifft es sie wie ein persönlicher Vorwurf, als sie die Worte liest:

„Dass die Verhältnisse so geworden sind, wie sie vor uns stehen, hat seine Gründe eben darin, dass die Herrschenden, Besitzenden, Gebildeten so selten der leidenden Brüder gedachten; nicht gerade aus Härte, sondern verblendet von Meinungen des Tages. Verschüttet war das Gemüth, dieser Mutterborn der Gottes- und Menschenliebe, der Quell alles wahrhaften Lebens. Wir waren blind — nun sehen wir. Und weil wir sehen, müssen wir helfen."

Frau Mimi ließ trostlos das Buch sinken; wenn alles Wahrheit, was darin stand, war ihr Leben bis jetzt recht nutzlos gewesen.

Ein Wagen kam die Straße herabgerollt und hielt vor dem Hause.

Wer konnte das sein, jetzt am späten Nachmittag?

Da — schon wird die Klingel gezogen, sie geht in gespannter Erwartung zur Thür.

„Ich wollte nur sehen, wie es Ihnen geht, gnädige Frau?" fragt eine tiefe, angenehme Stimme, und der getreue Eckart tritt ein.

Frau Mimi heißt ihn freundlicher als sonst willkommen; es thut ihr so wohl, dass sich jemand um sie kümmert.

Aber in ihre Begrüßung mischt sich leichte Befangenheit.

„Es ist hübsch von Ihnen, dass Sie nach mir sehen", sagt sie erröthend. „Leider kann ich Sie nicht auffordern, zu bleiben, denn ich bin

Die Alte schlurft wortlos hinaus, sie weiß, die Herrin ist sehr erzürnt, wenn sie die Gitta, die sie von Kind an bei diesem Namen rief, „Brigitte“ nennt.

Aber auch sie ist erzürnt, dass die „leichte“ junge Frau so von dem Apostel denkt!

Die Teller klirren bedenklich in ihrer Hand, Frau Mimi hört es im Zimmer und weiß, dass es der Todesseufzer eines lieben Andenkens ist. Ergeben kehrt sie wieder in ihren grünen Winkel zurück.

Sie blickt aus dem Fenster, das sie geöffnet hat. Heller Sonnenschein dringt herein und das lustige Plaudern froher Menschen, die draußen am Gitter vorübergehen. Eine Sehnsucht nach der Außenwelt ergreift sie, sie möchte ausgehen, gleichviel wohin, nur unter Menschen. — Aber allein, das geht nicht an! Besuche kann sie nicht machen, niemand von ihren intimen Bekannten ist in der Stadt, und allein in den Park zu gehen, würde sich heut' nicht schicken. Es könnte sie jemand sehen, ihre Schneiderin, oder der Portier vom Nachbar, und dann würde man sich zuflüstern, die schöne Frau Mimi gienge auf Abenteuer aus.

Es geht nicht!

Wo sind heut' ihre glühenden Verehrer?

Die denken nur an ihr Vergnügen.

Der Rittmeister ist zum Pfingstrennen nach Baden-Baden gefahren, Herr von Brandt verschönert durch seine Gegenwart auf dessen Gute die Feiertage eines alten Onkel Excellenz, und der treue Eckart gibt vielleicht ein Fest für seine Arbeiter, deren Wohl ihm so am Herzen liegt!

Für sie hat niemand Zeit.

Aber sie kann ja lesen, wie oft hat sie sich Muße dazu gewünscht?

Frau Mimi setzt sich an den runden Tisch, welcher mitten im Zimmer steht, auf dem ein ganzer Haufen neuerschienener Bücher aufgestapelt liegt. Der Buchhändler schickt sie zur Ansicht und Auswahl; Fräulein Hühnermeise besorgt das Aufschneiden und auch meistens das Lesen — Frau Mimi kommt so selten dazu.

Heut' will sie vieles nachholen.

Sie greift auf gut Glück ein Buch heraus:

„Rembrandt als Erzieher.“

Nun, das ist wirklich amüsant und geistreich.

Die kleine Frau lacht hell auf, ihr allerliebstes, melodisches Kinderlachen, und liest die Stelle noch einmal. Aber als sie weiterliest, schüttelt sie den Kopf.

Das sind geistreiche Paradoxen, Voltigen auf Kirchthurmspitzen, geistiges Gliederverrenken.

Sie klappt das Buch zu, mehr kann sie heut nicht davon vertragen.

„Für ein Ehepaar, schlimmstenfalls für ein Brautpaar. Und um die Täuschung aufrecht zu erhalten, mache ich Ihnen den Vorschlag, uns für diesen Abend beim Vornamen zu nennen.“

„Einverstanden! Also, lieber Georg, wohin fahren wir?“

Sie hatte es in leichtem, scherzendem Ton gesagt, und doch zuckte der Mann an ihrer Seite zusammen.

Wie süß das klang! Aber nur keine Täuschung, er wusste, was ihm das Erwachen kosten würde.

Er fasste sich gewaltsam.

„Nun bitte, sagen Sie mir Ihren Vornamen?“

Frau Mimi lachte hell auf.

„Aber, bester Georg, den müssen Sie doch schon hundertmal gehört haben! Unter jedem Billet, das ich Ihnen sandte, steht —“

„Mimi von Senden“, ergänzte er.

„Aber so sind Sie doch wohl nicht getauft?“

Sie lachte wieder.

„Bewahre, nein. Ich erhielt in der Taufe den langweiligen Namen Emilie, drum nannte mich Papa von Kindheit an Mimi; auch mein Gatte rief mich so.“

„Und darf ich Sie Emilie nennen?“ fragte er bittend. „Mimi scheint mir ein hübscher Name für ein Kätzchen oder Hündchen, aber nicht für eine denkende Frau. Und nebenbei ist Ihr Name, der so melodisch klingt, durch das Werk unsres unsterblichen Dichters geadelt! Finden Sie ihn nicht selbst schön, liebe Emilie?“

Die junge Frau nickte schweigend.

Es kam ihr vor, als werde sie mit dem ungewohnten Namen eine andere. Sie schämte sich fast, dass sie so lange die gedankenlose, heitere Mimi gewesen — immer nur ein Kind.

„Wollen wir hier aussteigen?“ fragte sie, als sie an den Zelten vorüberfuhren.

„Ja, wenn es Ihnen recht ist, liebe Emilie, hier finden wir, was wir suchen.“

Er ließ den Kutscher halten, reichte ihr beim Aussteigen den Arm und führte sie in den Garten.

Es war ihr wunderlich zu Muth, als sollte sie etwas Besonderes erleben.

In dem hübschen, schattigen Restaurationsgarten waren alle Tische dicht besetzt, es wurde den beiden schwer, noch Plätze zu finden. Endlich sahen sie einen Tisch unter einer Linde, an dem noch einige Stühle frei waren.

„Sind diese Plätze unbesetzt, können wir sie nehmen?“ fragte Georg höflich einen bärtigen Mann von etwa vierzig Jahren, der hier mit seiner Familie platzgenommen hatte.

ganz allein; alle meine Leute sind fort, selbst die alte Gitta hat mich verlassen."

„Wie gut Sie sind!" sagt er, ihre Hand ehrerbietig küssend, ohne von ihrer Verlegenheit Notiz zu nehmen. „Ich komme, Sie zu bitten, ein Stündchen mit mir auszufahren, das Wetter ist so schön, wollen Sie?"

„Ja, gern!" sagt sie, froh wie ein Kind, das aus der Schule darf, und geht Hut und Schirm zu holen.

Er nimmt indessen das Buch auf, darin sie gelesen, und sein Auge bleibt an der Stelle haften, welche sie markiert hat.

Er lächelt, ein gutes, herzliches Lächeln. Das Buch kennt er längst, es ist ihm ein lieber Freund, und er freut sich, dass sie es liest.

„Sie haben sich eine gute Feiertagslectüre gewählt, gnädige Frau", sagt er herzlich, als er ihr in den Wagen hilft.

Da fuhren sie hin in den goldig schimmernden Abend hinein, und Frau Mimi athmete mit Behagen die reine Frühlingsluft.

„Es ist wirklich lieb von Ihnen, Herr Treuer, dass Sie an mich dachten", sagte sie freundlich, „ich war den ganzen Tag so verlassen!"

„Ich wäre gern schon vormittag zu Ihnen gekommen", entgegnete er rasch, „aber ich hatte dem Wächter Urlaub gegeben und musste selbst die Feuerwache in der Fabrik halten."

Frau Mimi sah ihren Freund von der Seite an. Er war so gut, und sie fand heute seine Nase gar nicht so schief.

Sie hatten jetzt den Thiergarten erreicht und der Kutscher ließ die Pferde langsam gehen.

Zahlreiche Gruppen von Spaziergängern wandelten in den schattigen Wegen, oder saßen, fröhlich plaudernd, auf den Bänken. Mimis scharfe Augen spähten forschend umher, sie sah überall nur harmlos heitere Gesichter.

„Sagen Sie mir, Treuer", fragte sie plötzlich aus ihren Gedanken heraus, „wer hat recht; diejenigen, welche dem Volke nachsagen, dass es roh, ausschweifend und genussgierig ist, oder jene, die von einem Heroismus der Arbeit reden und die Entsagungsfähigkeit der unteren Classe preisen?"

„Beide haben recht", entgegnete der treue Eckart; „wenn Sie das Volk richtig beurtheilen wollen, müssen Sie selbst in Verkehr mit ihm treten."

Mimi sah ihren Begleiter zweifelnd an. „Wie sollte das einer Dame, wie sollte das mir möglich werden?"

„Wollen Sie sich meiner Führung anvertrauen? Wir besuchen dann noch heute Abend eines der Locale am Rande des Thiergartens, wo das Volk sein Feiertagsvergnügen sucht."

„Ja, aber wofür wird man uns halten?"

„Sie sind auch dabei gewesen, wie ich sehe", sagte Georg auf die Denkmünze deutend, welche der Mann im Knopfloch trug.

„Na ob!" sagte der Gefragte stolz. „Vor Sedan un Paris, als eben ausexercierter Recruté vom Gardefüsilierregiment, wat in die Berliner Naturgeschichte die Maikäber sind. Es ist noch heit 'ne Genugthuung vor mir, als einundzwanzigjähriger flaumfedriger Jüngling den weltgeschichtlichen Momeng von Napoleons Gefangennehmung erlebt zu haben."

„Und Sie sind glücklich davongekommen?"

„Bloß eenen Streifschuss ins linke Bein, was mir manchmal bei stürmisches Wetter vor'n Barometer dienen dhut, und von eenen Granatsplitter den Helm weggerissen, sonst ohne jeden Verlust von Montur und Gliedmaßen glücklich retour gekommen."

„Und beim Gardefüsilierregiment dienten Sie? Da sind wir ja Kameraden, das war ja auch mein Regiment", sagte Georg freundlich, „darauf müssen wir eins trinken! Sie befehlen, liebe Emilie?"

„Ich danke für alles!" sagte die junge Frau bestimmt.

Sie hatte auswärts nie anders als in Restaurants ersten Ranges gespeist und schauderte vor den Genüssen des Biergartens.

„Also Kellner, zwei Pschorr!" befahl Georg. Als das Bier kam, stieß er mit dem Arbeiter an.

„Auf Ihr Wohl, Kamerad!"

„Der Kaiser soll leben!" sagte der Arbeiter und trank mit tiefem Zug.

„Das war 'ne scheene Geschichte damals bei Sedan, drei Tage uf Vorposten, keenen warmen Löffel im Leibe un denn noch meine Stiefeln eingebüßt —"

„Vater", unterbrach ihn hier die Frau mit Nachdruck, „wenn du mit deinen Soldatengeschichten anfängst, dann ist's kein Aufhören. Thu' mir den Gefallen un suche erst die Kinder, das Abendbrot is fertig!"

„Zu Befehl, Herr Leitnant, das Regiment soll gleich antreten!"

Er salutierte und verschwand im Gedränge.

Bald aber tauchte er wieder auf, an jeder Hand einen strammen, blonden Jungen haltend, während zwei Braunköpfe hinterher trotteten.

„Da hast du deine Ableger, Mutter nu mach' sie satt!" sagte er, wieder an den Tisch tretend.

Die Knaben boten den Fremden schüchtern guten Abend, setzten sich zu zweien auf einen Stuhl und verschlangen mit den Augen die bereitete Kost.

Die Mutter theilte aus, und während die Knaben tapfer anbissen, überrechnete Frau Emilie staunend die Zahl der Butterbrote, um herauszubringen, ob drei oder vier auf den Kopf kämen.

„Jawoll, bitte sehr!“ entgegnete der Mann freundlich, und auf eine unverständliche Bemerkung seiner Frau, die an dem unter dem Baume stehenden Kinderwagen hantierte, setzte er beschwichtigend hinzu: „Lass jut sind, Mutter, wenn de Erbprinzen kommen, finden se ooch noch Platz, die junge Rabenbrut kommt ja doch bloß zur Atzung.“

„Hoffentlich stören wir Sie nicht?“ sagte Georg, indem er mit Emilien platznahm.

„Bewahre!“ meinte der Mann gutmüthig, „wenn man kunträr im Gegentheil die kleene Jöre Sie nicht stört. Die produciert sich manchmal als Sängerin ohne Entree!“

„O ich habe die Kinder gern“, sagte Emilie freundlich.

„Ja, Freilein“, entgegnete der Mann mit einem verschmitzten Lächeln um seinen bärtigen Mund, „des is so 'ne putzige Geschichte damit. So lange man keene hat, kann man se jut leiden, aber wenn man se erst zu fünfen rumloofen hat, wie meine Olle, denn sagt man: ooch der Segen kann zu ville wer'n!“

Hier wandte sich die Frau, die so lange den Fremden den Rücken zugekehrt hatte, um und sagte hastig:

„Glauben Sie ihm nicht, Fräulein, er thut man so. Ihm sind die Kinder ans Herz gewachsen wie mir. Er ist stolz auf seine vier Jungen und ich freue mich über das Mädchen. Und bis heute sind sie ja noch immer alle satt geworden.“

Wie zur Bekräftigung ihrer Worte stellte sie dabei die schwere Vorrathstasche auf den Tisch, nahm einen Laib Brot heraus und begann ihn in Stücke zu schneiden. Ihre dunklen Augen, die Emilie einen Augenblick ernsthaft angeschaut hatten, wendeten sich dabei wieder dem kleinen Kinde zu, das behaglich schmatzend seine Abendmahlzeit aus der mitgebrachten Milchflasche genoss.

„Sehen Sie, so is meine Frau nu“, sagte der Mann und strich lachend seinen blonden Bart, „immer gleich die Löwin, die for ihre Jungen kämpft! Feuer muss man löschen, also prost, Mutter!“

Er trank sein Glas aus, indes die Frau Butter und Wurst aus ihrem Vorrath und mit gewissenhafter Sorgfalt die Butterbröte bestrich. Man merkte ihrem feierlichen Wesen an, dass sie stolz war, es den ihrigen heut' so gut bieten zu können.

Emilie folgte ihren Bewegungen mit einer Art naiver Neugier — sie wollte plötzlich so gern wissen, wie solche Leute leben.

Georg knüpfte unterdessen eine Unterhaltung mit dem Mann an, der vergnügt lächelnd „Muttern“ zusah und aus Höflichkeit gegen die fremde, feine Dame seine Cigarre ausgehen ließ.

„Sie meinen, ob ick Socialdemokrate bin? Ne, liebet Freilein, davor müssen Sie enen ollen Landwehrmann un fünffachen Familienvater nicht estimieren, des er uf so'nen Mumpitz rinfällt. Ick sage noch heite: mit Gott vor Kaiser un Reich, un wenn's wieder an't Dotschießen geht. Freilich, wat heit zu Dage die jüngere Generation is, womit ich meinen Herrn Schlafburschen meene, der jeht mit Lassallen zu Bette, träumt von Marxen und steht mit Bebeln uf. Statt „juten Dag" sagt er: „nieder mit den Blutsaugern", un um zu zeigen, det er es nich mit die verdammten Capitalisten hält, verwendet er merschtens seinen Lohn für Parteizwecke, des bei ihm oft Donnerstags schon der Gerichtsvollzieher nischt mehr find't. Aber uf'n jrünen Zweig is er noch nicht damit gekommen, nicht 'mal zu 'ne neie Hose, wesswegen er heite, am ersten Pfingsttag, zu Hause sitzen muss und sich die Zeit mit Tyrannenbeschimpfen vertreibt. Sonst is es aber en juter Mensch, und er dhut mir leid."

„Können Sie ihm nicht zureden?"

„Nee, Freileinken", erwiderte der Mann, „det is so, als wenn Sie eenen, der't Fieber hat, Vernunft predigen wollen, der hört, un hört doch nich. Wer einmal glaubt, dass einem die gebratenen Tauben ins Maul fliegen müssen —"

„Sie erlauben?" unterbrach ihn der Kellner, der plötzlich mit einem reichbesetzten Speisebrett an den Tisch trat und die von Georg in aller Stille bestellten Gerichte in vier Portionen aufsetzte.

Der Landwehrmann starrte verblüfft auf den Teller mit Braten.

„Ja, nun muss ich allerdings sagen, der Mann irrt sich oder ich irre mir —"

„Herr Kamerad, wir bitten Sie und Ihre Frau, unsere Gäste zu sein, es schmeckt uns in Gesellschaft besser", sagte Georg freundlich.

Der Mann wurde roth und stotterte:

„Nee, so wat, det war doch aber nich nöthig!"

„Na, Vater", sagte die Frau, „wenn's uns die Herrschaften anbieten, denn nimm's dreist an, so jut wird es uns nicht oft geboten, un Jänsebraten mit Jurkensalat is doch dein Leibgericht!"

„Un dein's woll nich, Mutter? Na, denn in Jottesnamen druff, wie der olle Blücher sagte; bei't Zieren kommt nischt 'raus."

Es war ein Vergnügen, den Leuten beim Essen zuzusehen. Frau Emilie ward am Ende von ihrem Behagen angesteckt, sie kostete ein Stückchen und fand den Braten wider Erwarten schmackhaft. Zuletzt entdeckte sie, dass sie wirklich hungrig sei, und aß mit rechtem Appetit.

Georg bemerkte das alles mit verstohlener Freude, aber man sah ihm nichts an, die widerspenstigen Haarstränge hiengen ihm tief ins Gesicht.

Aber ehe sie noch ihr Multiplicationsexempel beendet, waren die Knaben mit den Vorrath fertig, nur zwei dürftig belegte Brotschnitten lagen noch auf dem Tische.

„Darf ich aufsteh'n, Vater?“ fragte der älteste.

„Ich möchte an den Brunnen gehen, mich durstet“, sagte der zweite.

„Ich auch!“ meinte der Kleine.

Der vorletzte, ein hübscher, dunkeläugiger Junge, schwieg bescheiden.

„Lauft nur“, sagte die Mutter, „damit Ruhe wird.“

Der Vater nickte und die Jungen rannten schnell davon.

„Ihre Kinder haben einen gesegneten Appetit, das zeigt Gesundheit an, da können Sie froh sein!“ sagte Emilie zu der Mutter.

Die Frau sah die Sprecherin aus ihren tiefliegenden, dunkeln Augen verwundert an; über ihr blasses, mageres Gesicht glitt ein wehmüthiges Lächeln.

„Ja, ich bin froh, dass sie gesund sind, aber essen könnten sie manchmal weniger, das würde nichts schaden. Sie sind wohl noch immer satt geworden, aber letzten Winter, als mein Mann am Nervenfieber lag, da war es oft schwierig damit. Mit meiner Plätterei is es auch nicht weit her, seit die Kleine da is.“

„Sie plätten noch für andere?“ fragte Emilie erstaunt.

„Ja. Viel kann ich freilich nicht thun und viel bringt's auch nicht ein. Ich habe immer zwei Lehrmädchen, die kriegen jede fünf Mark die Woche und dann Kohlen und Bolzen. Austragen müssen die Jungen und so bleiben mir so ziemlich zehn Mark auf mein Theil. Mit der Mark fünfzig Pfennig vom Schlafburschen reicht es wenigstens zu Miete und Feuerung. Mein Mann hat ja als Former fünfundzwanzig bis dreißig Mark die Woche, aber, liebes Fräulein, wenn Sie schon selber 'mal in der Markthalle eingekauft haben, werden Sie wissen, was das für sieben Esser is. Und zur Kleidung und Steuern muss doch auch was bleiben!“

Emilie war es, als setze sich ein kleines Schwungrad in ihrem Kopfe in Bewegung, sie konnte die Berechnung dieses Haushalts nicht fassen.

Georg sah lächelnd ihre Verwirrung und sagte freundlich:

„Laissez nous prendre un souper avec ces braves gens!“

Wenn das Socialdemokraten werden, ist es kein Wunder, dachte Emilie.

Laut sagte sie auf Georgs Frage: „Sehr gern!“

Dann wandte sie sich wieder zu der Frau.

„Ich begreife nicht, wie Sie auskommen können.“

„Na, verehrtes Freilein“, antwortete statt ihrer der Mann, „Krösusse sind wir grade nicht, un jeder Monat hat seine Wassersuppendage; aber im übrigen sind wir ja noch nich im Strom des Lebens versoffen.“

„Und Sie gehören nicht zu den Unzufriedenen?“ fragte die junge Frau schüchtern.

Verehrer. Ein Commis aus dem Zeugladen nebenan hatte auch ein Auge auf mich geworfen. Er aß im Restaurant zu Mittag, und im Sommer, als alle Fenster offen standen, konnte er gerade in unsere Plätterei hineinsehen. Als er merkte, dass mir der Kellner nachlief, trieb er's noch ärger. Er brachte selber seine feine Wäsche zu unserer Madam und erfragte meine Wohnung. Dort suchte er mich Sonntags auf und lud mich ein, mit ihm auszugehen. Ich war jung und vergnügungssüchtig und ließ mich nicht lange bitten. So besuchte ich öfters mit ihm Theater und Concerte, gieng aber auch zwischendurch mit dem Kellner, denn es machte mir Spass, so viele Verehrer zu haben. Schlimmeres dachte ich mir nicht dabei. Meinen Mann kannte ich schon lange, wir waren Nachbarskinder und er war mir immer gut; ich wusste, ich konnte ihn jeden Tag heiraten, wenn ich wollte, aber nun war er mir nicht gut genug. Ich mochte ihn wohl leiden, aber der Kellner war viel hübscher und der Commis vornehmer, und ich zählte an den Knöpfen ab, wen ich nehmen sollte. Aber bald musste ich einsehen, dass es dem Commis überhaupt nicht ums Nehmen zu thun war, er wollte bloß seine Unterhaltung mit mir, als ich's merkte, ließ ich ihn schön ablaufen. Den Kellner sah ich einmal sinnlos betrunken — da fasste ich einen Widerwillen gegen ihn. Nun wurde ich krank und lag ganz verlassen in meiner Dachkammer, aber Hermann, so heißt mein Mann, kam und sah nach mir und half mir durch. Nun, als ich gesund war, haben wir uns eben geheiratet, und heute danke ich Gott, dass es so kam! Der Kellner hat sich immer mehr dem Trunk ergeben und ist jetzt Dienstmann, und der Commis wurde nachher Cassierer in einem Bankgeschäft, und da ist er eines Tages mit der Casse durchgebrannt. Mein Mann ist nicht hübsch und nicht fein, aber er hat das beste Herz von der Welt, und das Mädchen, das solch einen findet —"

Die junge Frau winkte ihr lebhaft, zu schweigen.

Die Männer traten wieder an den Tisch, der Arbeiter hatte seine Kinder beisammen und rüstete sich mit seiner Familie zur Heimkehr.

Auch Emilie hatte sich erhoben und Georg reichte ihr dienstwillig seinen Arm.

„Gute Nacht, lieben Leute!" sagte sie freundlich.

„Jute Nacht, gnädige Herrschaften", sagte der Arbeiter respectvoll, „nehmen Sie unsern tiefgefühltesten Dank, und es wäre mir sehr lieb, wenn das Freilein mir die Verplemperung von vorhin verzeihen wollte."

„Ich habe Ihnen nichts zu verzeihen; alles, was Sie und Ihre Frau mir sagten, hat mir Freude gemacht. Noch einmal gute Nacht!"

Frau Emilie grüßte anmuthig und schritt leicht und vornehm an Georgs Seite dem Ausgang zu, wo der Wagen wartete.

Unter freundlichem Geplauder verstrich das kleine Mahl und ward von einem kräftigen Trunk beschlossen.

„Wenn ich mir denn erlauben dürfte, auf das Wohl von dem schönen Freilein und dem Spender der juten Jottesjabe, was wohl Ihr Herr Bräutigam is, anzustoßen, denn möchte ich sagen: Sie leben hoch und glücklich!“ brachte der biedere Landwehrmann einen Trinkspruch aus.

Jetzt schwieg Georg verlegen, aber Frau Emilie erwiderte harmlos:

„Ein Brautpaar sind wir nicht, nur gute Freunde, aber darum nehmen wir doch Ihre Wünsche an, denn Glück kann man immer brauchen!“

„Na, denn nischt vor unjut, Freilein, wat nich is, kann werden. Aber nu muss ich mir mal nach meine Rangen umsehn, et wird doch sachte Zeit, det wir nach Hause kommen. Wer weeß, in welche Windrichtung die sich wieder verkrümelt haben.“

Er sagte es ein wenig kleinlaut.

„Ich gehe mit Ihnen und helfe Ihnen suchen,“ sagte Georg.

Das zarte Pflänzchen der Hoffnung, das an diesem Abend still in seiner Brust gekeimt, war von Emiliens ruhiger Sicherheit wieder zerstört worden. Er brauchte einige Augenblicke der Sammlung, um sein inneres Gleichgewicht wieder zu finden.

Als die Männer gegangen waren, machte sich die Frau am Kinderwagen zu schaffen.

„Schläft das Kind?“ fragte Emilie.

„Ja, es schläft“, entgegnete die Frau.

Und als gäbe ihr diese theilnehmende Frage der Fremden Muth, fuhr sie plötzlich fort:

„Wenn Sie's mir nicht übel nehmen wollen, Fräulein, ich glaube, der junge Mann hat Sie sehr gern, er traut sich's nur nicht merken zu lassen. Eine verheiratete Frau sieht so was bald. Und ist er auch nicht so schön, wie Sie, er scheint doch ein recht braver Herr zu sein. Man bleibt auch nicht immer hübsch und jung, und es ist doch oft im Leben gut, wenn man eine Stütze hat. Ich sah auch einmal besser aus, als heute, ja, wenn's nach anderen gegangen wäre, hätten sie mir den Kopf verdreht mit Eitelkeit. Aber meine Mutter sagte mir im Sterben: Mädel, denk' immer: Schönheit vergeht, Rechtschaffenheit besteht. Aber sind Sie mir auch nicht böse, Fräulein, wegen meines Schwatzens?“

Emilie schüttelte mit dem Kopf und die Frau fuhr hastig fort:

„Ich war ein junges, dummes Ding damals, als ich in die Plätterei gieng. Hinten im Hof im Keller war die Waschanstalt, vorn im Hause war ein feines Restaurant. Der Oberkellner, ein feiner, bildhübscher Mensch, sah mich öfter beim Kommen und Gehen, fand Gefallen an mir und machte mir mörderisch den Hof. Und er war nicht mein einziger

„Emilie“, sagte er innig, „wie soll ich diese schöne Bewegung deuten? Darf ich hoffen, daſs Sie mir einst noch mehr sein werden als Freundin?“

„Dein Weib, Georg, wenn du willst!“ entgegnete sie leise.

„Emilie!“

Er hatte es so laut und jubelnd gerufen, daſs die edlen Pferde erschreckt die feinen Köpfe zurückwarfen, und dann, als verständen sie ihren Herrn, unaufhaltsam davonrasten, der kleinen, stillen Villa zu, wo zwei liebende Menschenkinder unbeachtet von den Augen der Welt sich die Seligkeit ihres jungen Glückes offenbaren durften.

Durch Trotz und Sturm.

Von Hans Falke.

Es steuert ein Schifflein am Wasser allein,
Getrieben von kräftigen Schlägen;
Der Fährmann, er setzt seine Kräfte wohl ein
Und hastet dem Ufer entgegen.

Noch dehnt sich die Fläche in schweigender Ruh',
Gekräuselt von spärlichen Wellen;
Ein Windhauch trägt von dem Ufer herzu
Der Hunde vergnügliches Bellen.

Noch sendet die Sonne im Nebel erblaſst
Zu Thal ihre sengenden Pfeile,
Dem Fährmann im Schiffe zu drückender Last;
Es treibt ihn zu wachsender Eile.

Denn westlich am Himmel, da streckt sich empor
Ein schwärzlicher Wolkenballen.
Und drohend ertönt aus dem Inner'n hervor
Des Donners gewaltiges Hallen.

Und schneller und schneller schon rücken sie an,
Des nahenden Sturmes Verkünder;
Ein Windstoß schüttelt den schwankenden Kahn
„Gott helfe mir elendem Sünder!“

Das Wasser zu schäumenden Bergen sich ballt,
Die Schläge des Ruders versagen,
Es wachset der Wogen erweckte Gewalt,
Die schäumend entgegen ihm schlagen;

Die Donner, sie grollen in steigender Wuth,
Es mehrt sich der Wolken Gedränge,
Vom Himmel ergießt sich die rauschende Flut
Hernieder in wachsender Menge.

Noch ringet der Schiffer mit eiserner Kraft,
Er wehrt sich ums eigene Leben; —
Da hat ihm die Welle das Ruder entrafft,
Das Schifflein ist preisgegeben!

In rasendem Schnellauf treibt es hinaus
Erfaſst von den zischenden Wogen,
Es schwindet in Nacht und in Nebelgraus
Des Ufers erschäumender Bogen.

Am Boden des Fahrzeugs niedergestreckt
Blickt trotzig der Schiffer nach oben;
Im Inner'n ein gellendes Echo ihn weckt
Des Sturmwinds wüthendes Toben.

Die wirren Gedanken, sie eilen voraus
Des Wind's wildstürmendem Jagen,
Sie suchen am Strand dort das stattliche Haus,
Der Liebsten Ade noch zu sagen:

„Du Arge, du triebst mich mit trotzigem Spott
Hinaus in die Wellengefahren! —
Jetzt flehst du wohl selber zum ewigen Gott,
Er möge in Huld mich bewahren! —

Zu spät! — Vorbei ist das schmerzliche Spiel;
Nicht kehr ich dir wieder hienieden!
Die Wogen, sie setzen dem Schiffer sein Ziel,
Leb' weiter, du Stolze, in Frieden!“

* * *

Noch brauset des heulenden Sturmwinds Wuth,
Noch hallen des Donners Schläge,
Noch rauschet zu Boden die nässende Flut
Und weichet die Straßen und Wege! —

„Nu, sieh mal, Mutter", sagte der Arbeiter athemlos, „der feine Wagen mit die Prachtfüchse gehört ihnen, det is mal wat Feines, wer weeß, mit welch' heimlichen Grafen wir heite Abendbrot gegessen haben. Aber en juter Mensch is er, det muss wahr sind, un sie is ein reizendes Frauenzimmer, so fein un apart — bloß dass sie den armen Jungen so zappeln läßt —"

„Beruhige dich, Vater", sagte die Frau, den Kinderwagen vorwärts schiebend, „sie nimmt ihn doch 'mal!"

Georg und Emilie saßen schweigend neben einander im Wagen, beide waren in Gedanken.

Der volle Mond war am Himmel herauf gekommen, Faulbaum und Schlehdorn dufteten, die Luft war weich, im Gebüsch am Wege hörte man eine Nachtigall schlagen.

Auf einen Wink seines Herrn ließ der Kutscher die Pferde im Schritt gehen.

Der Zauber der Frühlingsnacht umspann die beiden jungen Herzen.

Die junge Frau seufzte tief.

„Was fehlt Ihnen, liebe Freundin", sagte Georg erschreckt, „quält Sie etwas?"

„Ja", entgegnete Emilie leise, „mein Gewissen quält mich. Ich wandelte bis heute wie im Traum, ich kannte das Leben nicht, ich war so oft ungerecht, auch gegen Sie —"

„Emilie!" rief er freudig erschreckend und fasste ihre Hand.

Sie duldete es, dass er sie hielt.

Da kam der Rausch der Frühlingsnacht über ihn, er zog die kleine Hand an seine Lippen und bedeckte sie mit heißen Küssen. Sie ließ auch das geschehen, und nun wagte er es, seinen Arm leicht um ihre Schultern zu legen und leise zu flüstern:

„Emilie, wollen Sie mich ferner als Führer bei Ihren Lebensstudien nehmen, wollen Sie mich neben sich dulden als guten Kameraden?"

Die junge Frau antwortete nicht gleich. Sie blickte zur Seite, dorthin, wo eben eine Querallee einen Ausblick auf die Hauptstraße bot. Fuhrwerke und Reiter kamen dort vorüber, und es schien ihr plötzlich, als sähe sie im Glanz der Lichter den Rittmeister und den Assessor vorübersprengen, ein spöttisches Hohnlachen im Gesicht über den häslichen Freier. Aber er hat das beste Herz, sagte sie sich in Gedanken, und da war die Vision verflogen.

Sie wandte sich zu ihrem Nachbar um, der seine Augen in stummer Spannung auf sie geheftet hielt.

Ihre Blicke trafen sich, die blauen Kinderaugen der jungen Frau füllten sich mit Thränen.

Ein Pfingstflug.

Stimmungen und Erinnerungen von Peter Rosegger.

Ich bin ein Weltkind. Aber keines von solchen, die die Welt im Sack haben, sondern eines von solchen, die die Welt im Sack hat. Wenn jedoch einmal ein Festtag kommt, da hole ich meine Seele aus dem Sack hervor, blase ihr den Staub vom Gefieder, setze sie auf die ausgestreckte Hand und versuche, ob sie fliegen kann. Manchmal erhebt sie sich baumhoch, umkreist ein paarmal die Wipfel, lugt, wie hoch es von dort aus noch bis in den Himmel ist und flattert dann wieder niederwärts, der Erde zu. Hohe Flüge kann sie halt nicht machen, sie ist wie ein Vogel, der zu lange — im Bauer gesessen.

Zum Glück gibt es einen anderen Vogel, der unendlich höher fliegen kann, oder vielmehr unendlich tiefer — vom hohen Himmel herab auf die niedrige Erde. Käme der nicht zu mir, ich könnte nicht zu ihm. Ein rechtes Kreuz, wie unser irdisches Gefieder vom Lehm umkrustet ist und wir immer Heimweh haben nach unten, anstatt nach oben. Schwerkraft nennen's die Physiker, aber eigentlich heißt's Niedertracht. Und auf einmal sehen wir in sonniger Himmelsbläue einen weißen Vogel schimmern, wie ein Blütenblättchen so weiß — eine Taube.

In zweifacher Gestalt ist der heilige Geist den Menschen erschienen, als Taube und als Flamme. Als Symbol der Sanftmuth und als Symbol der glühenden Begeisterung. Eines Abends war die Jungfrau in ihrem Kämmerlein. Da kam ein Engel zu ihr und eine Taube. Eines Tages kniete der Menschensohn am Fluss und der Rufer in der Wüste goss Wasser auf sein Haupt, und darüber in strahlendem Himmelslicht kreiste eine Taube. Eines Tages, da der Meister verschwunden war und die verwaisten Jünger zagten, fielen von der Höhe flammende Tropfen nieder auf ihre Häupter. — Da die armen Sinnlichen nur mit den Sinnen zu denken pflegen, so muss etwas Sichtbares vermitteln. Gott Vater ist ein ehrwürdiger Greis mit weißem Barte. Gott Sohn ist ein schöner Jüngling mit dem Kreuze; diese Bilder dürfen stehen bleiben in einer Gestalt, die uns am nächsten ist, in der menschlichen. Der heilige Geist jedoch soll die Unsichtbarkeit Gottes vorstellen, und das ist eine schwere Aufgabe.

Nicht weit vom Gewässer am Kreuzweg steht
Der Mutter Marien Kapelle,
Manch Wand'rer, der hurtigen Schritts sich ergeht,
Verweilt an der heiligen Stelle.

Auch dort treibt lärmend der Sturm sein Spiel
Und pocht an des Fensterleins Scheiben;
Er setzet das schwache Gemäuer zum Ziel
Dem boshaft rüttelnden Treiben.

Doch Scheiben und Mauern, sie halten wohl Stand,
Sie trotzen des Sturmwinds Rasen.
Der Regen nur spärlichen Einlass fand,
Von nordwärts herübergeblasen.

Vorm Bilde Mariens, auf schlüpfrigem Stein,
Da kniet an der heiligen Stätte
Blondhaariges, schluchzendes Mädchen allein
In inbrunstheißem Gebete.

„O heil'ge Maria," — so flüstert es bang —
Erhöre mein jammerndes Flehen!
Erhalt mir den Liebsten im Wogendrang,
O lass ihn im Sturm nicht vergehen!

Ich selber ja trieb ihn mit spottendem Wort
Hinaus in die Noth und Gefahren;
O sei ihm, du Hohe. ein gnädiger Hort
Vorm Tode ihn mir zu bewahren!

Dort jenseits noch sah ich — schon nahe dem Strand
Sein Schifflein im Wellengetriebe,
O führe ihn sicher ans trockene Land,
Erhalt ihn der reuigen Liebe!

Ich will ja nicht störrisch, nicht stolz mehr sein,
Ihn lieben aus treuestem Herzen;
O heilige Mutter, erbarme dich mein,
Erlös' mich von Kummer und Schmerzen!"

Es birgt in die Hände die schluchzende Maid
Ihr Antlitz in quälendem Bangen,
Und neuerlich treiben ihr Angst und Leid
Die Salzflut über die Wangen. —

Da fährt sie auf einmal vom Stein empor
Und lauschet in stummer Bewegung,
Es dringen ihr kräftige Tritte ans Ohr,
Die schaffen die frohe Erregung.

Die Schritte des Liebsten! — Sie hat sie erkannt.
Vorbei ist's mit jeglichem Harme; —
Schon stürzt sie in feuriger Liebe entbrannt
Dem theueren Mann in die Arme.

„So bin ich dir dennoch willkommen und wert? —
Dann dank ich den brüllenden Wogen,
Dass nicht ihre Wirbel mein Wassergefährt'
Mit mir in die Tiefe gezogen!"

* * *

Das Sturmgebraus ließ mählig nach,
Nur spärliche Tropfen noch fallen;
Im Schutze von Mutter Mariens Dach
Hört heimliche Küsse man schallen.

Vorm heiligen Bilde auf nässlichem Stein
Im Schatten der Dämmerungen,
Da sitzen zwei selige Leute allein
Und halten sich innig umschlungen.

höhnen und endlich geradeaus zu verleumden. Ich bedachte nicht, dass es also Weltbrauch ist, und war sterbensunglücklich. Fast irre und verloren strich ich in der Gegend umher und litt unbeschreiblich. Alles, so kam es mir vor, habe mich verlassen. Da erinnerte ich mich an einen Ausspruch meiner Mutter: Wenn der Mensch ein recht schweres Anliegen hat und er findet auf der Welt keinen Trost, so soll er zum heiligen Geist beten. Ich that's, aber es half nichts, das mir angethane Unrecht brannte wie höllisches Feuer in meinem Herzen. Da begegnete ich eines Tages im Walde den alten Kohlenbrenner Hiesel, den ich noch von Jugend her kannte und wohl leiden mochte, weil er so einfältig und doch so klug war.

„Nau, Herr Peter", so redete er mich an, „was haben wir denn, dass wir so sper ausschauen? Ist ja eh alles nit wahr, glaubt's ja eh kein Mensch, was sie schwatzen!"

Da merkte ich schon, er wusste von allem.

„Lieber Matthias", antwortete ich, „wenn sie einen so schlecht machen . . ." Weiter zu sprechen vermochte ich nicht.

Da trat er näher zu mir. „Wenn ich nit eine so kohlschwarze Hand hätt'!" sagte er und hielt mir sie hin. „Waschen thu' ich mich allemal erst Samstags, nachher bin ich wieder weiß. Dich haben sie auch schwarz gemacht, aber du brauchst dich deswegen gar nit zu waschen, du bist so auch weiß. Schau, musst nit so betrübt sein. Mit Reden machen sie keinen gut und keinen schlecht, sonst müsst' ich auch schon wer anderer sein. Den Leuten recht sein wollen, das musst du dir ganz aus dem Kopf schlagen, dir selber musst recht sein, nachher hast Fried und sonst dein Lebtag nimmer. Sei froh, dass du unschuldig leidest und nit schuldig. Und musst schön demüthig sein, schau, unser Herrgott hat auch viel durchmachen müssen. Und hassen sollst sie nit so grob, deine Feinde, heut sind sie und morgen sind sie nimmer. Geh' friedsam deine Straßen, und begegnet dir ein Feind und willst ihm was anthun, so thu' ihm was Gutes an; da schämt er sich, und du kannst lachen. Geh' lache, lache gleich jetzt schon! So wohl, so wohl! Und nichts für ungut, Herr Peter!"

Dann eilte er durch den schattenfinstern Waldsteig hinauf. Mir war zum Jauchzen, so leicht und froh schlug auf einmal mein Herz, und nun fiel es mir ein: das ist eine Sendung des heiligen Geistes gewesen.

Als ich am Abende nach Hause gieng, spielten am Dorfbache Kinder und ein etwa vierjähriges Knäblein saß mitten auf dem schwanken Stege und schaukelte sich. Ich erkannte das Kind, es gehörte einem meiner Feinde. Sofort war mein innigster Wunsch: Wenn es nur ins Wasser fiele! Gott, wenn es nur ins Wasser fiele, damit ich es retten und seinem Vater bringen könnte zum Zeichen meiner christlichen Liebe. Aber das Kind ist nicht hineingefallen. Der heilige Geist aus der Kohlenbrennerhütte würde gesagt haben: „Schau, Herr Peter! Deine christliche Mühl' muss

In die flüchtigsten Gestalten hat er sich gehüllt, in den raschen Vogel, in die zuckende Flamme. Und doch haben die meisten Menschen nur die Gestalt aufgenommen und nicht den Geist. Übrigens ist der heilige Geist nie ganz so volksthümlich geworden, als Vater und Sohn. Man findet im Lande wohl Heiligengeist-Kirchen, Heiligengeist-Capellen. Man hebt am Pfingstsonntage wohl den Kopf gegen das Emporium der Kirche, wenn durch das runde Loch an einem Stricklein die hölzerne Taube mit ihren ausgebreiteten Flügel herabgelassen wird. Diese Taube bildet in einem Kranz von künstlichen Rosen gleichsam ein Kreuz, und das Ganze hängt in Scheibenform von Pfingsten an bis zum Spätherbst im Kirchenschiff. In einigen Gegenden, so höre ich, ist es der Brauch, dass man am Pfingstsonntage während des Gottesdienstes im Kirchengewölbe eine lebendige Taube herumfliegen läſst. Auch in ihren Wohnungen haben die Leute über dem Tisch oft so ein aus Papier geschnitztes und gefaltetes Ding hängen, welches aber, wenn es schon etwas Zoologisches sein soll, eher einem Riesenschmetterling als einem Vogel ähnlich sieht. Man weiß sich also nicht recht zu helfen mit dem Unsichtbaren, das man doch sehen will, oder mit einem Wegweiser, dem man folgen soll, ohne ihn sehen zu können. Gemeiner Leute Glaube ist oft gar materialistischer oder skeptischer Art, sie glauben nur, was sie sehen. Im Geiste und in der Wahrheit glauben, das können sie nicht, und darum muſs ihnen die Kirche entgegenkommen mit dem sichtbaren Zeichen.

Noch viel weniger populär als die Taube ist die Flammenzunge. Es läge doch nicht allzufern, etwa an der Flamme einer Pfingstkerze das Sinnbild des heiligen Geistes zu sehen. Aber das kommt nicht vor. Eher erinnert im Volke die Flamme an die armen Seelen im Fegefeuer, und wenn sich jemand in die Finger brennt, so pflegt er zu sagen: „Auweh, das Feuer ist heiß! Wie heiß wird's erst in der Höll' sein!“ Also leichter an die Hölle, denn an den Himmel erinnert sie die Flamme.

Angerufen pflegt im Landvolke der heilige Geist zu werden zur Stärkung des Glaubens, zur Stärkung der Fassungsgabe und des Gedächtnisses, weshalb besonders Schulkinder zu ihm beten: „Der heilige Geist macht g'scheit“, sagen sie, denken aber dabei weniger an die sittigende Weisheit, als an die eigennützige Klugheit. Mancher betet, bevor er ein Werk unternimmt oder ein Geschäft abschließt, zum heiligen Geist, und dass sich einer vorgenommen, mit Hilfe des heiligen Geistes den andern zu übervortheilen, ist auch schon geschehen.

Dass der heilige Geist den Menschen zeitweilig sichtbar werden kann, darf ich nicht bestreiten, da er sogar mir selbst einmal erschienen ist, aber damals nicht als Taube und nicht als Flamme sondern als alter, schwarzer Kohlenbrenner. Es war zu jener Zeit, als gewisse Leute anhuben, mich meiner Weltanschauung wegen gar so roh zu beschimpfen, zu ver-

Das hat sich der Postwirt gemerkt und mir nachher oft erzählt. Um Hartherzigkeit hat er gebetet zum heiligen Geist, der gute arme Weber, in dessen Natur es lag, die Nächstenliebe so wörtlich zu üben. Der heilige Geist hatte längst in seiner Seele Wohnung aufgeschlagen und ließ sich nicht so leicht hinausbeten. Man kann nicht den Teufel durch den Belzebub austreiben, und noch weniger kann man die göttliche Gnade durch die Anrufung des heiligen Geistes verjagen. Ich weiß nicht, wie es der armen Weberfamilie weiter ergangen ist, glaube es aber kaum, dass sie zugrunde gieng. Hätte der Sebastl das Geld, welches er an die Armen verschenkte, verspielt oder vertrunken, dann wäre die Familie wahrscheinlich zugrunde gegangen. Der Himmel lässt die Seinen manchmal ein bisschen darben, aber nicht verkommen. Fin de siècle, du lächelst überlegen. Kannst du es besser, so schaffe!

Einstweilen ist der heilige Geist davongeflogen in ein wärmeres Klima. Der moderne Mensch kann nicht mehr sanftmüthig sein und auch nicht begeisterungsfähig. Er ist immer aufgeregt und nie erglüht. Er hat immer Ideen und nie ein Ideal. Die Taube ist fortgeflogen, die Flamme ist gedämpft. Das, was man jetzt Ideal nennt, ist nichts als Interessiertheit für irgend ein weltliches Gut, für irgend einen tüchtigen Vortheil. Das wäre ja nicht so schlimm, wenn dabei nur auch was Rechtes herauskäme. Es gibt viel Missverständnis auf der Welt, aber so arg wie der göttliche Geist ist nicht bald etwas missverstanden worden. Von der Taube haben sie nur das Schnäbeln, und mit der Flamme zünden sie die Kanonen los. Doch, wenn der Pfingstsonntag kommt, da erinnern wir uns an ein Höheres und feiern den heiligen Geist mit dem Genusse eines Festbratens. Und damit die Sünden noch besser schmecken, hört man zur Pfingstzeit jetzt mir, dem Bußprediger zu. Das ist der Aschermittwochshäring nach dem Faschingsschmause. Und damit der Bußprediger nicht allzu lächerlich wird, soll er auch etwas zum Lachen vorbringen.

In Obersteiermark heißt es, dass zu Pfingsten auf den Viehweiden Hexen umstreichen und den Kühen die Euter ausmelken. Da gieng einmal der Scheiker Franz mit dem Stutzen hinaus und sah richtig, wie unter der Kuh eine schwarze Gestalt kauerte. Der Franz senkte sein Rohr und pfiff hinüber. Die Kuh stürzte zusammen, die schwarze Gestalt blieb kauern, wie sie kauerte, und war ein kleiner Wacholderbusch. Den Franz heißen sie seither den Hexenjäger. Er ließe sich noch den Spott gefallen, aber um seine Kuh thut's ihm alleweil noch höllisch leid; das arme Thier, sagen die Spottvögel, wäre an „Hexenschuss" gestorben.

Ein ganz anderer Hexenjäger war der Forstjung Kilian zu Gossenbach. Von diesem Forstjungen war das Weibervolk im Gau der einigen Meinung, dass er seit Adam das schönste Gewächs auf Erden sei. Den Adam können sie nur im Bilde gesehen haben, und wie das paradiesische National-

nit viel nutz sein, weil sie gar so viel Wasser braucht!“ So geht's halt oft, dass Eitelkeit oder Hoffart die schönsten Regungen verdirbt; der heilige Geist darf den Menschen nur auf einen Moment aus dem Auge lassen — patsch, liegt der Thor wieder in der Pfütze.

Wirklich und innig suchen wird den heiligen Geist nur einer, der ihn schon hat. Der alte Weber Sebastl! Mein Gott, wer in der Gegend erinnert sich heute noch des emsigen Männleins mit dem großen Buckel! Der Alte war so sehr gebogen, dass er den Oberkörper fast wagrecht vor sich hertrug; dabei — wenn er nicht am Webstuhle saß — lief er immer mit aller Hast und war athemlos und wischte sich immer mit dem blauen Sacktuch den Schweiß vom Gesicht. Er war sehr fleißig, hatte stets Arbeit und brachte doch allemal gar wenig Geld heim, so dass seine Familie darben musste. Er selbst gönnte sich auch nichts, hatte sich sogar das Schnupfen abgewöhnt und am Sonntage das Glas Wein. Vor dem Orte draußen stand die Heiligengeist-Kapelle, und da war es oft, dass der Sebastl vor dem vergitterten Eingang auf der steinernen Stufe kniete und inbrünstig betete. Sprach ihn einmal der vorübergehende Postwirt an: „Na, Weber, willst denn noch gescheiter werden, als du schon bist, weil du gar so viel zum heiligen Geist betest!“

Der Sebastl war mit seiner Andacht gerade fertig, daher stand er auf, wischte sich mit der flachen Hand den Staub vom Knie, setzte seine Mütze auf den Nacken (denn auf dem Scheitel saß sie nicht) und antwortete dem Postwirt: „Herr Vater! Freilich wohl muss ich beten ums Gescheitwerden, und dass ich mir mit der Hilf Gottes mein Laster möcht' abgewöhnen.“

„Was hast denn du für ein Laster außer deinem Buckel?“ fragte der lustige Wirt.

„O mein Herr Vater! Laster genug. Derweil Weib und Kind daheim am Hungertuche nagen, geh' ich her und verleppere meine mühsam verdiente Sach'.“

„Verleppern thust? Wie denn das? Mir hast schon seit Jahr und Tag kein einziges Seidel Wein mehr abgekauft.“

„Ah na, für mich nit, für mich selber nit“, antwortete der Weber. „Das gienge noch ab, für mich selber! Aber halt so viel schwach bin ich, frei so viel schwach. Wenn mir arme Leut' begegnen, mein Gott, gibt ihrer ja genug, kranke Einleger, halbnackte Kinder, und das Elend schaut ihnen bei den Augen heraus, Herr Vater, da packt's mich und da muss ich meinen Säckel umkehren. Mir thun's halt so viel derbarmen. Und derweil haben meine eigenen Leut' daheim selber nichts zu essen. Was hab' ich schon zum heiligen Geist gebetet um Stärke des Herzens, aber schau, Herr Vater, ich kann halt nit, und vom erstbesten blinden Bettelmann auf der Straßen lass' ich mir den Säckel plündern.“

Ist die Dorfgeschichte in der Literatur berechtigt?

Irgendwo lebt ein Mann, der die Dorfgeschichte nicht leiden kann. Das wäre nun gar kein Unglück; ein Unglück aber ist es, dass genau derselbe Mann Bücherrecensent einer Zeitung ist und also auch die einlaufenden Dorfgeschichten beurtheilen soll. Wenn er wenigstens so viel Unbefangenheit hätte, um nach berühmtem Muster ein- für allemal zu gestehen: die Dorfgeschichte mag ich nicht! so wüsste man, wie man dran ist und er selbst wüsste es auch. Statt dessen aber glaubt der Mann seit vielen Jahren mit rührender Einfalt, dass er von der Dorfgeschichte etwas verstehe, dociert drauf los nach grauester Theorie, behandelt alles, was von weitem etwa wie eine Dorfgeschichte aussieht, nach einem Leisten, und richtig, allemal kommt derselbe Stiefel heraus.

Er hegt folgenden possierlichen Grundsatz: das ländlich Volksthümliche gehört nicht in die Literatur oder höchstens nur als komisches Moment. In die Literatur gehören nur die Prinzen und Prinzessinnen, die Grafen und Barone, die Generäle und die Cardinäle, die Professoren und Künstler, die Demagogen und die Recensenten, die Banquiers und die Demimonde; beim Kleinbürger hört's schon auf; der Handwerkerstand, der Bauernstand, der Lehrer- und Soldatenstand, der Arbeiterstand u. s. w., das ist Pöbel. — Nun, vielleicht hat der Mann in gewissem Sinne recht, vielleicht ist dieser „Pöbel“ in der That zu lebendig, zu welterhaltend und weltgestaltend, um in dem verstaubten Mausoleum, „Literatur“ genannt, Platz und Fach finden zu können. Das unendliche Volk ist zu bewegsam, als dass es sich fixieren ließe. In „höheren“ Ständen hat eine gewisse Formgleichheit die Gestalten fasslich und handlich gemacht und aus Backsteinen ist es leichter, ein zierliches Haus zu bauen, als aus unbehauenen Felsblöcken und immer bewegtem Gerölle. Es hat wohl auch das Volk seine starren Typen, seine conventionellen Formen, seine seelischen Verknöcherungen, ja diese sind sogar auch dort weitaus häufiger, als die Eigenarten und absonderlichen Kräfte. Und doch ist keine Frage, dass im Volke weitmehr Originale, ursprüngliche Charaktere, schöpferische Geister vorkommen, denn in ausschließlich „gebildeten“ Ständen, der sogenannten Gesellschaft, welche Gesellschaft als Gegensatz zum „Volke“ gelten will und die eine höllische Angst davor hat, mit diesem in Berührung zu kommen. Man soll

costüm sich mit der steirischen Jägertracht vergleichen läſst, darüber müſst ihr schon die Schönen von Gossenbach befragen.

Nun aber war unter diesen Schönen eine, die sehr wenig auf den Kilian hielt. Sie redete nicht von ihm, sie blickte ihn nicht an, wenn ihre Wege sich kreuzten, ja sie gestand ganz offen, daſs solche Kreuzungen ihr zuwider waren. Wie nun der Forstjunge erfuhr, die Magerl sei ihm spinnefeind, hub natürlich auch er an, sie zu hassen. Und der Haſs wurde von Tag zu Tag größer. Der Bursche konnte nicht mehr essen, nicht mehr schlafen vor lauter Haſs gegen die Magerl, und wenn er auf einen Geier schoſs, so traf er einen Haushahn. Jetzt wuſste er, was er war: er war verhext. Die Magerl hatte ihm's angethan, die junge Hexe. Er wartete nur eine Gelegenheit ab, sich an ihr zu rächen. Diese Gelegenheit kam zu Pfingsten. In jener Gegend ist's nämlich Sitte, daſs Burschen, welchen ein Dirndel miſsliebig geworden ist, oder die eins verspotten wollen, am Pfingstmorgen demselbigen Dirndel vor ihrem Kammerfenster einen „Pfingstlotter" aufhängen, einen aus Stroh und Lumpen zusammengemachten Popanz. Als nun die Magerl ihre schönen Augen aufschlug und dachte: Heut' ist der heilige Pfingstsonntag, und nach dem Wetter ausschaute, sah sie just vor ihrem Fenster am Kirschbaum einen schauderhaft häſslichen Kerl hängen. Anfangs meinte sie, es wäre einer von denen, die sie gefoppt hatte. Als sie aber sah, daſs es ihr zum ewigen Schimpf angethan war, stieß sie einen so wilden Schrei aus, als hätte ihr jemand ein Messer an die Brust geworfen. Dann hub sie an, herzbrecherisch zu weinen. Solches Weinen hörte der Forstjung, der sich unter dem Fenster versteckt gehalten hatte, und da war es um ihn aus und geschehen. Dieser Forstjung, das war auch einer von solchen, die kein Weib können weinen sehen, und am wenigsten noch ein Dirndel, das man so gründlich haſst. Er hatte sie mit dem alten Spaß ja nur ein wenig necken wollen, und nun hatte das Mitleid ihn gelehrt, daſs dieser gegenseitige schreckliche Haſs — die schreckliche Liebe war! Noch in derselben Pfingstmorgenstunde sind sie mit einander einig geworden — ganz ordentlich und haltbar.

Ich habe ja immer gesagt, das Hauptmerkmal echter Liebe ist das Mitleid. — Die Sinnlichkeit fügt das Rad zusammen, das Mitleid legt den Reifen darüber.

Siehe, unsere pfingstfrohe Seele wollte hoch gegen Himmel fliegen, um die Liebe zu suchen. Aber erdlusttrunken ist sie frühe zurückgetaumelt in den Staub. Und im Staube hat sie das Mitleid gefunden — für uns Kinder des Leides das passendste Geschenk des heiligen Geistes.

Wenn die Dorfgeschichte, das Volksstück in der That nicht entsprechen, so liegt die Ursache nicht im Volke, sondern im Dichter. Viele „Volksdichter“, die nur zwischen Mauern und Büchern hindurch manchmal einer volksthümlichen Gestalt ansichtig werden, wursteln nach der alten literarischen Methode fort, glauben schon ein Volksstück, eine Dorfgeschichte gemacht zu haben, wenn sie die abgebrauchten Schemen in die Lederhose oder in die Arbeiterblouse stecken. Wenn der Recensent die volksthümliche Dichtung nach solchen Machwerken aburtheilt, dann beweist er, dass er die thatsächlichen Vertreter der Volksliteratur nicht kennt oder nicht versteht. Ein Drittes mag ja noch sein, weshalb er der Volksdichtung keinen Geschmack abgewinnen kann: etwa, weil er zu ausschließlich in einer falschen Ästhetik steckt oder weil ihm in seinem verkünstelten oder verweichlichten Lebenskreise die derbe Naturkraft unheimlich ist. Auch geht er gerne vom Aberglauben aus, als mangle den einfachen Leuten aus dem Volke jene Seelenenergie, jene vertiefte Weltanschauung, jene Thatengröße, jener Herzensadel, die nöthig sind, um einen Gegenstand der Kunst abzugeben. Dieser Aberglauben zeigt, dass sein Träger — und er mag sich zehnfach Gelehrter nennen — das Volk ganz und gar nicht kennt, oder höchstens nur von der Seite, die es dem Städter zukehrt; und das ist freilich nicht die vortheilhafteste. Dieser Aberglauben des zukünftigen Literaturgelehrten zeigt uns aber noch etwas Schlimmeres an. Denn dass ein Gelehrter Volk und Leben kennen müsse, ist eigentlich gar nicht zu verlangen, wenn aber der Literarhistoriker die Literatur nicht kennt, das ist schon recht schlimm.

Jener kritische Mann, der in Bausch und Bogen die volksthümliche Dichtung verwirft, oder mindestens sie der antivolksthümlichen nicht für ebenbürtig hält, weiß nichts von der Odyssee, nichts vom Nibelungenlied, nichts vom Volksmärchen und Volkslied, nichts von Hans Sachs und Walther von der Vogelweide. Er weiß auch nichts von Goethes „Hermann und Dorothea“ und nichts von Schillers „Wilhelm Tell“. Dass er demnach auch die volksthümliche Muse Jeremias Gotthelfs, Gottfried Kellers, Immermanns, Boz Dickens, Fritz Reuters, geschweige die der Neueren nicht versteht — wer verargt ihm's noch?

Wenn der gewisse Literarhistoriker sich nun wehrt und sagt, das Volksthümliche bei Homer, bei Walther, bei Goethe und Schiller u. s. w. sei in die höchste Kunst gebracht, und das sei dann etwas anderes, das sei Kunstdichtung! so gesteht er damit etwas ein, was er sonst geleugnet hat. Er hat ja des öfteren gesagt, das rohe, ungebildete, engherzige, geistesbeschränkte Volk eigne sich dem Stoffe nach nicht für die Dichtung. Sind die Helden der Odyssee oder des Nibelungenliedes akademisch gebildet gewesen? War Wilhelm Tell ein General-Feldmarschall? War Andreas Hofer ein gefürsteter Graf von Tirol! Nein, alle diese Leute gehören nicht zur „Gesellschaft“, sondern zum Plebs, also fort mit ihnen aus der

doch nur einmal ein bisschen in die Geschichte gucken mit klaren, klugen, vorurtheilslosen Augen, und man wird wohl sehen, dass fast alles Große und Bewegende aus dem Volke hervorgekommen ist, wenn auch nicht stets unmittelbar, so doch gewiss mittelbar. Ein berühmter Nationalökonom hat die Behauptung aufgestellt, dass eine Familie, welche durch drei oder vier Generationen in der Stadt lebt, körperlich und geistig verkommt und dass die frischen körperlichen wie geistigen Kräfte immer aus den unteren Ständen, gewöhnlich vom Landvolke herein nachgefüllt werden müssen. Und wer sind auf Mittelschulen und Hochschulen im allgemeinen die fleißigeren und talentierteren Schüler, die Kinder der feinen, reichen Stadtfamilien oder die vom Lande hereingekommen sind? Freilich muss gesagt werden, dass in den „besseren" Kreisen jeder Junge studiert, während vom Lande nur die besonders Talentierten und Strebsamen kommen. Allein sie könnten nicht hereinkommen, wenn sie nicht draußen wären. Im Landvolke liegt eine unerschöpfliche Kraft, auch in geistiger Beziehung. Wo finden wir heute die höchsten Flüge des Ideals, die bis zu Gott reichen, noch so kräftig, wie im Landvolke? Wo ist mehr unermüdliche Arbeit und stille Heldenhaftigkeit zu finden, als im Volke? Ich kenne Volk und Gesellschaft und sage ganz offen, an Tüchtigkeit ist ersteres letzerer überlegen, an Seelenadel kann ersteres mit letzterer den Wettkampf zum mindesten aufnehmen.

Recht häufig schon habe ich beobachtet, dass literarisch gelehrte Männer für das Volksthümliche wenig Sinn haben. Ja selbst solche, die sich in socialer Beziehung als Freunde des Volkes aufspielen, zeigen eine gewisse Geringschätzung gegenüber der volksthümlichen Dichtung. Ich schließe aus dieser Thatsache, dass bei den betreffenden Persönlichkeiten das wirkliche Interesse und Verständnis für das Volk doch mangelt. Es sind die Doctrinären, die sich bei allem immer mehr fürs Buch interessieren, als für das, was darin gesagt wird; bei solchen soll alles nur literarisch sein; was unmittelbar aus dem Leben kommt, das ist ihnen zu wenig akademisch. Die Schule hat sie in eine gewisse Literatur eingeführt und da drin bleiben sie hocken. Da steht's z. B. zu lesen: es gibt die historische, die politische, die sociale, die komische Erzählung, und damit Punctum, und das ist ihre Welt und ihre Weisheit. Sie lesen wohl allerlei Neues durcheinander, aber das, was sie nicht in ihre Schulformeln zu bringen wissen, bleibt ihnen fremd und dem versagen sie das Heimatsrecht in einem eigenen Hause. Steckt's im Kritiker allein? Manche Dorfgeschichtenschreiber machen den Fehler, aus dem Volke bloß die komischen Seiten herauszugreifen, sich mit hochmüthiger Überlegenheit darüber lustig zu machen und geistige und körperliche Gebrechen der Leute zu verspotten. Das nennen sie dann Humor. Ich danke schön! Und andere zeigen mit Vorliebe die idyllische Einfalt, ohne je in die Tiefe der Menschenseele zu dringen.

kann, das weiß wieder der Gesellschaftsmensch nicht, und wenn der eine wie der andere einmal auf Robinsons Insel verschlagen werden sollte, so weiß der Bauer sich dort gewiss leichter zu helfen, als der Stadtmensch. In Volkskreisen findet der Dichter einen weitaus mannigfaltigeren poetischen Stoff als in den Gesellschaftsclassen, nur wird er seine Helden weniger schwatzen und mehr handeln lassen müssen, als der Gesellschaftsdichter die seinen. Gelehrte und geistreiche Gespräche sind oft recht amüsant, aber mit der Kunst haben sie blutwenig zu thun, und was die menschlichen Leidenschaften anbelangt, so wissen wir alle aus Erfahrung, dass sie hier wie dort dieselben gewesen sind und bleiben werden.

Dem Dichter Auerbach hat man gerne zum Vorwurfe gemacht, dass es philosophierende, in die moderne Gedankenwelt eingreifende Bauern, wie er sie geschildert, nicht gebe. Ich kann aber sagen, es gibt in jedem Dorfe wenigstens einen „Philosophen“, der über allerlei nachgrübelt, sich seine besonderen, oft sehr krausen, aber oft auch sehr klugen Gedanken macht, und im Reichsrathe sitzt mancher einfache Bauer, der es an Vernunft und klarer Weltanschauung mit den hochgelehrten Herren aufnehmen kann.

Der Dorfgeschichtenfeind stellt sich consequent vor, in der Dorfgeschichte sei nichts, als Hansel und Grethel, die gerne zusammenheiraten möchten und ein polternder Vater, der's nicht zugeben will. Ich hinwiederum habe mein Lebtag nirgends so viel Monotonie in Liebessachen mit Hindernissen gefunden, als in den Novellen, Romanen, Theaterstücken und lyrischen Gedichten aus der Gesellschaft. Das Bereich der Dorfgeschichten ist weit genug. Der ganze unerschöpfliche Mensch ist da, die unmittelbare, große Natur. Allerdings erweckt die Natur im Landmanne nicht so viele superkluge Gedanken, als im über alles spintisierenden Städter, sein Verhältnis zur Natur ist entweder innige Vertrautheit oder scheue Ehrfurcht. Und die Weltgeschichte? Ist sie am Dorfe still vorübergeschlichen? Hat sie ihre Helden und Opfer nicht vielmehr im Volke gewählt, als im Salon? Kann Liebe, Feindschaft, Rache, Opfermuth, Verrath, Treue, Rechtssinn, Erdengier, Himmelsbegeisterung, Heimweh, Ergebung, Trotz, Humor sich anderswo so unmittelbar ausleben, als im Landvolke? Und sind der Gestalten denn so wenige? Ich nenne bloß den Großbauer, den Knecht, den Bettler, den Wirt, den Handwerker, den Hausierer, den Stromer, den Musikanten, den Studenten, den Soldaten, den Lehrer, den Pfarrer, den Prälaten, den Schlossbesitzer, den Amtmann, jeder in den verschiedensten Epochen und Verhältnissen seines Lebens und Wirkens und Wünschens, in seinen Conflicten mit der Welt! Und das Weib in seiner unahnbaren Verschiedenartigkeit. Dasselbe allbekannte und nirgends gekannte räthselhafte Weib! Gibt das nicht Combinationen? Und in außerordentlichen Zeitläuften sind die Geschehnisse, Bestrebungen und Kämpfe auf

Literatur! Doch das meint der Herr ja wieder nicht so. Den Stoff erkennt er schließlich ja an, wenn derselbe künstlerisch behandelt ist. Aber künstlerisch behandelt sein, das verlange ich auch vom Gesellschaftsroman, von der Gedankenlyrik, vom Drama. Was heißt aber eine künstlerische Form? Was im alten ästhetischen Katechismus darüber steht, das kümmert wohl noch den Schüler, aber nicht den Meister, nicht den wirklichen Künstler, den modernen noch am wenigsten. Nach meiner Meinung ist die künstlerische Form jene Form, in welcher ein Kunstwerk am meisten wirkt. Sie richtet sich je nach dem Stoff und kann keine Schablone sein. Einen Stoff zur größtmöglichen Wirkung bringen, das ist die Aufgabe des Künstlers, mit welchen Mitteln er die Wirkung erzielt, das ist seine Sache. Schillers „Verbrecher aus verlorner Ehre" ist nichts anderes, als eine Dorfgeschichte; wird sie der Mann, der die Dorfgeschichte nicht leiden kann, darum aus der classischen Literatur reißen wollen? Wenn dem Pfarrer Bitzius vorgeworfen wird, dass seine Dorfgeschichten tendenziösen Charakter haben, so ist daran nicht die Dorfgeschichte, sondern der Pfarrer Bitzius schuld. Bitzius' Dorfgeschichten haben jedoch mit denen anderer gemein den Fehler, dass die Stallmägde vom Stalle riechen. Das tadelt derselbe Kritiker, der anderswo sich beklagt, dass die Dorfgeschichtenschreiber ihre Bauern zu sehr zu idealisieren pflegten. Es gibt übrigens Leute, denen der zweifelhafte Parfumduft des Boudoirs zuwiderer ist, als der natürliche Geruch einer Melkkuh. Doch der Dichter macht weder eine Kuh, noch einen Düngerhaufen zum Helden seiner Dorfgeschichte, außer er wäre einer jener sauberen „Naturalisten", welche ihr Ideal im D.... erblicken.

Der Dorfgeschichtendichter stellt Menschen dar. Mit Vorliebe nimmt er sie aus jenem Bereiche, wo sie noch gesund sind und von der Übercultur nicht verdorben wurden. Ob sie von einem Conversationslexikon je etwas gehört haben, das kümmert ihn nicht, ob sie manchmal eine Erholungsreise nach Italien unternehmen, um Kunstsammlungen zu besuchen oder nicht, ob sie eine Havannah von einer „Kurzen" unterscheiden können, ob sie das Wort „arbeiten" declinieren können, ob sie über neue literarische Erscheinungen raisonnieren können oder nicht, all das kümmert ihn sehr wenig. Ihr Menschenwesen, das kämpfende, leidende, jauchzende ist es, was ihn interessiert, was er wirksam wiedergeben will. — Das seelische Bereich des Bauers ist zu klein, um das Interesse des Gebildeten ausfüllen zu können, sagt unser Literarhistoriker sehr schön. Das seelische Bereich des Bauers jedoch ist genau besehen gerade so groß, wie das anderer Menschen, nach oben wird es vom Himmel, nach unten von der Hölle begrenzt, sein oberer Nachbar ist der Engel, sein unterer der Teufel. Dazwischen liegt die weite Erde. Nur an Äußerlichkeiten hat der Gesellschaftsmensch mehr, oder anderes, als der Volksmensch. Er weiß mehr, jedenfalls aber anderes, als der Bauer, und was der Bauer weiß und

der Kunst, die Einfachheit, leichter zu erreichen ist und weil beim Naturmenschen die Einheitlichkeit der Charaktere leichter gefunden werden kann, als bei durch ein vielfältiges Weltinteresse zwiespältig gewordenen Leuten. Endlich ist eine titanische That viel leichter dem Naturmenschen zuzutrauen, als dem Bewohner des Salons. Die Dorfgeschichte steht ihrer ganzen Natur nach der Antike näher, als die Stadtnovelle.

Die Dorfgeschichte, wenn sie in ihrem ganzen Gehalte auftritt, ist also in der Literatur nicht bloß berechtigt, sie ist vielmehr einer ihrer besten Bestandtheile. Außerdem hat gerade in der Gegenwart die Dorfgeschichte eine besondere Bedeutung. Denn ein welthistorischer Proceß ist es, der heute sich auf dem Dorfe vollzieht, der Übergang von der alten Cultur zu einer neuen. Diese Conflicte und Kämpfe geben Stoff genug und großartigen. Und selbst wenn der Dichter noch einmal das alte, jetzt untergehende Dorfleben darstellt, hat das einen besonderen Wert. Es werden Zeiten kommen, da die Menschheit sich heiß zurücksehnen wird zur Idylle des alten Dorflebens, das an und für sich freilich nicht immer eine war, jedoch im Vergleiche zu künftigen Zuständen eine gewesen sein wird. M.

Gedichte.

Von Otto Michaeli.

Verliebte Täuschung.

Es weht die Luft von Blüten
Und gold'nen Klängen schwer,
Als zöge schon vom Süden
Der Lenzwind übers Meer.

Das sind nicht Maiendüfte,
Ist eitel Phantasie!
Laut brausen die rauhen Lüfte
Eine Liebesmelodie.

Wenn nur das Herz beglückt ist,
Und wär's im dicksten April,
Ein Dichter, wenn er verzückt ist,
Hat Frühling, wann er will!

Tröstung.

Zwei Rosen, eines Stammes Knospen!
Der Herbstwind hat sie grimm zerzaust,
Als er aus kaltem, fernem Osten
Auf rauhem Flügel hergesaust.

Zwei Kinder, eines Hauses Sprossen!
Ein Engel hat sie sacht berührt
Und auf beschwingten Sonnenrossen
In unbekanntes Land entführt.

Die Rosen werden wieder blühen,
Wenn linde weht des Lenzes Luft,
Und vor der Sommersonne Glühen
Versprüh'n sie süßen Blütenduft.

Du sahst die Rosen Knospen tragen
Und aufblüh'n bei des Frühlings Weh'n:
Du sahst es und du kannst verzagen
An zweier Seelen Aufersteh'n?

---

dem Lande nicht eben so vielfältig und unberechenbar als anderswo? Dass man dort nicht aus jeder Kleinigkeit eine Staatsaction macht, nicht über jeden Zufall in fieberhafte Aufregung geräth, zeugt durchaus nicht von Stumpfsinn, sondern von Gesundheit. Wenn Sie, mein gelehrter Herr Literarhistoriker, noch eine Odyssee oder ein Nibelungenlied haben wollen, aus den Stadtleuten lässt sich sowas nicht kneten, das Ding müsste aus festem Holze geschnitzt werden. Die größte Heldenthat dieses Jahrhunderts, wo ein kleines Volk seiner Freiheit willen dreimal gegen die Kriegsheere des Welteroberers aufgestanden ist, in den Tiroler Bauerndörfern hat sie sich vollzogen. Und noch heldenhafter als ihr Siegen war ihr Fallen. — Wer für solche Dinge keinen Sinn hat, der soll in Volksthum und Volksdichtung gar nicht dreinreden, am allerwenigsten aber behaupten, auf dem Dorfe gäbe es nicht genug für die Poesie verwendbaren Stoff und darum gehöre die Dorfgeschichte nicht in die Literatur.

Übrigens ist weder der Dorfstoff, noch der Stadtstoff dazu geeignet, um bloß abgeschrieben zu werden, wie es die Fanatiker der „Wahrheit" verlangen. Der Stoff muss ausgewählt, von Spreu befreit, verdichtet und componiert werden. Wenn man das idealisieren nennt, gut, dann muss jede Dichtung idealisiert werden, denn anders kann sie eine größtmögliche Wirkung nicht hervorbringen und die angedeuteten Arbeiten sind absolut nöthig, wenn die Darstellung nicht ein öder, sinnloser Brei von alltäglichen Dingen und Vorgängen werden soll. Und das wäre nichts weniger als Kunst, nichts weniger als Dichtung, das wäre nur ein Protokoll des Banalen.

Ich gestehe, dass man noch in einer anderen Art idealisieren kann und soll. Man idealisiere das Volk, aber man idealisiere nicht den einzelnen. Wie soll man denn das anfangen? Man greife die besseren und interessanteren Gestalten aus dem Volke heraus und stelle sie dar wie sie sind. Also gibt man dem Idealismus und dem Realismus das Seine. Eine andere Aufgabe hat der Volksschilderer, eine andere der Novellist. Der erstere muss die Regel geben, der letztere die Ausnahme. Wenn Novelle soviel heißt als Erzählung einer Neuigkeit besonderer Art, so wird man nicht gleich das Erstbeste erzählen dürfen, vielmehr, dann wird man Umschau halten müssen nach Besonderem, Seltsamem, sei es in einem Charakter, sei es in einer Handlung, sei es in einer Begebenheit. Es muss sich natürlich nicht gerade so zugetragen haben, wie der Novellist erzählt, aber es muss sich gerade so zutragen können. Diese Grundsätze haben so gut für eine Dorfnovelle, als für eine Stadtnovelle Geltung, oder anders gesagt, künstlerisch wird von der einen nicht weniger verlangt, als von der andern. Gute Dorfgeschichten kommen dem Kunstideal oft sogar näher als gute Stadtnovellen, weil in ersterer ein Haupterfordernis

Die Schöpfung.

(Ein feuchtfröhlich Lied.)

Dem Odin schlug's einst Montags früh
Urplötzlich in die Glieder:
„'s ist wüst und leer heut wie noch nie!
Die Öd' ist mir zuwider!
Kein Sauerkraut mit Erbsenbrei,
Kein Bier will mich mehr laben.
Verdammt die Bärenhäuterei!
Ich muss zu schaffen haben.

Erst sei die große Flur vollbracht,
Darauf die Heerschar wohne,
Zuletzt der Mensch in Pracht und Macht,
Des ganzen Werkes Krone!"
Stockfinster war's, drum sah man nicht,
Jedoch das gab sich schnelle:
Er sagte bloß: „Es werde Licht!"
Und gleich war Tageshelle.

Er sah, dass die Beleuchtung gut,
Und schnarchte bis zum Morgen.
Da aber schuf die Wasserflut
Ihm teufelmäßig Sorgen:
„Was? Soll die Erd' ersaufen schon?
Das gäb' 'ne schöne Schwenke!
Doch nur ein Theil nehm' ich davon,
Sonst mangelt's an Getränke!"

So war der zweite Tag herum,
Doch er sprach mit Behagen:
„Das Wasserläppern macht nur dumm
Und ruiniert den Magen."
So pflanzt' er Gerst' und Hopfen an
Und steckte edle Reben,
Und endlich trat der Tabak dann
Am dritten Tag ins Leben.

Jetzt ward die Luft vom Nebeldunst
Des Erdreichs dicht und dichter.
Am vierten Tag drum voller Kunst
Schuf er die Himmelslichter:
„Es spiegle sich der Sonne Pracht
Im schaumbekränzten Becher!
Erhellen soll der Mond bei Nacht
Den Weg dem sel'gen Zecher!

Und sitzt am nächsten Morgen er
Betrübt in seiner Kammer,
Weil ihm der Kopf so leer, so schwer,
Von dem verfluchten Jammer,
Dann sei ein Tröster da, der mag
Den Kümmernissen wehren."
Und sieh! es schwamm am fünften Tag
Der Häring in den Meeren.

„Und nun", rief Odin frisch und frei,
„Lasst uns den Menschen schaffen
Dem all das Erdreich dienstbar sei,
Vom Sandstein bis zum Affen!" —
Aus trock'nem Lehm ward er gemacht
(Drum greift er gern zum Glase),
Dann blies ihm Odins Schöpfermacht
Den Odem in die Nase.

Und jetzt wo alles fertig war
Und alles gut gerathen,
Bracht' er dem lieben Adam dar,
Zur Krönung seiner Thaten,
Ein holdes Kind, der Schönheit Bild,
Dass er mit ihr sich freue.
Dann sprach er inniglich und mild:
„Du wachse und gedeihe!

Wachs' und gedeih', ein stolz Geschlecht,
Und freue dich im Leben!
Als Labsal, wenn dich Schwermuth schwächt,
Ward Frohsinn dir gegeben.
Gesegnet sei, wer sorgenfrei
Vom Heilquell weiß zu schöpfen,
Doch Fluch der Grillenfängerei
Und Fluch den Sauertöpfen!"

Dann strich er schmunzelnd sich den Bart;
Jahrtausende entschwanden,
Bis heut der Mensch nach Götterart
Als Ideal erstanden.
Der lebt in dulci jubilo,
Die Sorgen all vergisst er.
Ihr seht's am deutschen Studio,
Dem Erbfeind der Philister!

Jung Lochinvar.[1]

(Ballade aus Walter Scotts „Marmion“.)

Hei! Jung Lochinvar kam geritten von West;
Durchs weite Revier hin war sein Ross das best'!
Er trug nur sein Schwert, weder Panzer noch Speer;
Er ritt ohne Rüstung und Reisige her.
So treu im Lieben, so kühn in Gefahr
War nimmer ein Ritter wie jung Lochinvar.

Ihn hemmten nicht Dickicht, nicht Dorn und Gestein,
Er kam an den Esk[2] und er warf sich hinein;
Doch als er vom Pferd stieg an Netherbys Thor:
Zu spät! die Braut war versprochen zuvor.
Denn ein Säumer und Träumer (ein Schwächling war's!)
Hielt Hochzeit mit Ellen, dem Lieb Lochinvars.

So keck trat er ein in Netherbyschloss,[3]
Unter Vettern und Sippen und Bruder und Tross:
Und die Hand am Schwert sprach der Vater der Braut
(Denn der zaghafte Bräutigam gab nie einen Laut):
„He! kommt Ihr in Gutem? Bringt Fehde Ihr dar,
Oder kommt Ihr als Hochzeitsgast, jung Lochinvar?“

„Lang freit' ich um Ellen; abschlugt ihr mir's kalt!
Wie der Solway schwillt Liebe, doch ebbt sie auch bald;
Mein verlorenes Lieb nun bitt' ich, mein fein's,
Um einen Tanz nur und einen Kelch Weins.
's gibt Mädchen in Schottland, weit schön're führwahr,
Die gern sich verbänden mit jung Lochinvar!“

Sie credenzt' ihm den Becher, er nahm ihn an
Und leert' ihn und warf ihn zu Boden sodann.
Erglüh'nd sah sie nieder und seufzend empor:
Sie lächelte; sacht quoll ein Thränlein hervor.
Ihre Hand nahm er, ehe sie's wurden gewahr —
„Jetzt gibt es ein Tänzchen!“ rief jung Lochinvar.

So herrlich sein Wuchs und ihr Antlitz zumal!
Nie ziert' eine schön're Galliard' einen Saal![4]
Die Eltern, die ärgerten sich um die Wett',
Der Bräutigam spielte mit seinem Barrett,
Und die Brautjungfern raunten: 's wär' besser fürwahr,
Man hätt' sie gegeben jung Lochinvar!“

Ein Druck ihrer Hand und ein Wort in ihr Ohr:
Sie erreichten das Thor und der Hengst stand davor;
So leicht auf den Rücken die Schöne er schwang,
So leicht in den Sattel er vor sie sprang!
„Sie ist mein! Nun hurtig! Nun sind wir ein Paar!
Wer uns kriegt, muss gut reiten!“ sprach jung Lochinvar.

Da stiegen die Edeln von Graeme zu Ross,
Die Forster, die Fenwick mit reisigem Tross,
Da ward Fragen und Jagen um Cannobie laut,[5]
Doch keiner sah die verlorene Braut.
So muthig im Lieben, so kühn in Gefahr,
Kennt ihr einen Tapfern wie jung Lochinvar?

---

[1]) Der Name Lochinvar ist hergenommen vom gleichnamigen Schloss der Gordons am gleichnamigen See in Kirkenbright. — [2]) Der Esk ist ein Fluss im Süden Schottlands, der in den Solway Firth geht. [3]) Netherby Hall, Schloss der Grahams (Graeme) bei Carlisle in Cumberland. — [4]) Galliarde (galliard, franz. gallarde), alter Tanz. — [5]) Cannobie, eine Ebene in Dumfriesshire.

Da klingelte es und wie ich die Thür meiner Wohnung aufschloss, zwängte und drängte sich ein großer, breitschulteriger Mann herein; mit vollem Gesichte und gewelltem Blondhaar und Blondbart, in graugrünem Steireranzug gekleidet.

Der Mann stand nun vor meinem Schreibtisch und schwenkte seinen leichten Filzhut und schaute sich in meinem Arbeitszimmer um und ... sprach kein Wörtlein und kein Silblein.

Als erfahrener Lehrer war ich an ähnliche Vorkommnisse gewohnt, und also vermuthete ich auch diesmal den Angriff eines bekümmerten Vaters auf die im geheimnisvollen Dunkel meines Merkbuches schlummernden „Fünfer" und „Sechser" oder das verzeihliche Bestreben, irgendeinen Spitzbuben so zu wenden und so zu drehen, dass an ihm doch noch eine gute Seite sichtbar würde.

Ich griff daher nach dem gefürchteten und doch so nothwendigen Schwarzbuche, blätterte in demselben und fragte verbindlich:

„Mit wem habe ich die Ehre zu sprechen, und womit kann ich dienen?"

Da traf mich ein sonderbar verschmitzter Blick aus den glänzenden Augen und er entgegnete in unheimlichem Flüstertone:

„Könnt' ich nicht mit Ihrer Frau sprechen?"

Befremdet wiederholte ich meine Frage, jedes Wort stark betonend:

„Mit wem habe ich die Ehre?"

Dem graugrünen Manne schien der strenge, jambisch abgemessene Professorton nicht die geringste Achtung einzuflößen. Er kreuzte seine Hände nachlässig auf dem Rücken, räusperte sich und meinte:

„Mein Name thut hier gar nichts zur Sache! Ich möchte, will und muss Ihre Frau sprechen ... unter vier Augen ... ganz allein!"

Nun möcht' ich wahrhaftig den Ehemann kennen, dessen Blut unter solchen Umständen nicht zu sieden, Blasen zu treiben und zu brodeln anheben würde! Mir wenigstens wurde es ordentlich heiß, und also machte ich dem Eindringling, der an mir vorbei zu meiner Frau wollte und musste, den Standpunkt klar.

„Ich weiß nicht", donnerte ich ihn an, „was Sie zu einem Benehmen berechtigt, das ich nicht näher bezeichnen will. Ich ersuche Sie zum letztenmale, mir zu sagen, mit wem ich die Ehre habe und was Sie von meiner Frau wünschen oder ....."

Mit den letzten Worten wies ich, Arm und Zeigefinger ausstreckend, dorthin, wo ... der Mensch hereingekommen war.

Aber ... der Mensch that, als sei er der Zeichensprache nicht im mindesten kundig!

Anstatt den Weg zu wandeln, den ich ihm deutsch genug gewiesen hatte, griff er nach einem Rohrsessel, setzte sich breit und schwer nieder, dass alle Fugen krachten, schupfte die Achseln in die Höhe wie einer, der

Wie Karl Morre uns heimgesucht hat.

Von Josef Wichner.

Es ist wohl völlig unnöthig, dass ich den geehrten Lesern des „Heimgarten“ den allbekannten und allbeliebten Verfasser des „Nullerl“ und anderer zahlreicher vortrefflicher Volksstücke, den Kenner der Volksseele, vorstelle.

Ebenso glaube ich mich, allen Vorschriften des Anstandes entsprechend, zur Genüge vorgestellt zu haben.

Aber wie sich Karl Morre, als Gemahl meiner Base Magdalena, sozusagen eine Art Vetter, mir und meiner Frau vorgestellt hat, das will ich den Lesern erzählen; sie dürften wohl auch darin die diesen Mann auszeichnende Originalität und Kraftgenialität erkennen.

Bis vor etwa fünf Jahren hatte ich noch nie Gelegenheit gehabt, mit Morre persönlich zusammenzutreffen.

Da saß ich nun eines Tages, es war anfangs October, in meinem Arbeitszimmer, wie gewöhnlich von mehreren Stößen „Deutscher Schul- und Hausarbeiten“ umgeben, in die ich blutige Runen ritzen und deren Wert oder Unwert nach dem Maßstabe der strengsten Gerechtigkeit bemessen sollte.

Obschon ich einen langhinwallenden Schlafrock am Leibe trug, so schlief ich doch nicht, und obschon mir eine qualmende Tabakpfeife vom Munde zu den Knien hinabhieng, so war meine Stimmung doch nichts weniger als gemüthlich oder gar rosig.

Auf meiner Stirne zeigten sich die Falten richterlichen Ernstes: denn ach, da waren der Hefte und der Böcke allzuviel, und . . . eine gar zu ergiebige Jagd ermüdet schließlich auch den leidenschaftlichsten Jäger.

Meine Frau aber, die meine Nähe wohlweislich mied, so oft ich auf dem Richterstuhle saß, die stand in einem ferneren Zimmer am Bügelladen und fuhr, den glühenden Stahl lenkend, mit eben der Begeisterung auf der schneeigen Leinenwäsche hin und her, mit der moderne Damen ihr Clavier bearbeiten.

Sie wusste nicht, sollte sie bleich oder roth werden, und also wurde sie abwechselnd beides.

Aber es kam ihr der Gedanke, der Fremdling müsse denn doch auf eine solche Auszeichnung irgendein gesetzliches Anrecht haben und dieweil sie sich einer beinahe unübersehbaren Schaar von Vettern und Basen aller Grade rühmte, mochte der Mann wohl aus irgend einem Jünglinge herausgewachsen sein, der zu ihrem Vater Onkel und zu ihrer Mutter Tante gesagt hatte.

Demgemäß that sie die zweifelnde Frage:

„Ja . . . wer sind Sie denn, dass Sie . . . ?“

In gut gespielter Entrüstung ließ Vetter Morre beide Arme gegen die Schenkel sinken.

„Ah . . . da hört sich doch alles auf“, sprach er vorwurfsvoll, „dass du mich nicht kennen, dass du mich verleugnen willst, und hast mir doch, als du noch ledig warst, so süße, so zärtliche Briefchen geschrieben . . . . warte . . . ich trage sie so alleweil an meinem Herzen, obschon du mir untreu geworden bist und den Schulmeister da genommen hast; mag er selber urtheilen, für wen dein Herz zuerst in Liebe schlug!“

„Schlug“ — das war mein Stichwort. Jetzt musste Otello auftreten und gegen die entlarvte Desdemona die Augen rollen und den Cassio hinausfuhrwerken.

Also stemmte ich meine Arme in die Hüften und nickte einigemale bedeutsam und begann gleich allen großen Tragöden im Flüsterton, in der Absicht, meine Rede bis zum Donnerworte zu steigern:

„Ei, das sind mir schöne Geschichten, traute Gesponsin, und . . . du hättest vielleicht besser gethan, sie mir während unseres doch nicht allzu kurzen Brautstandes zu erzählen, und . . .“

„Und ich kenne diesen Menschen nicht“, fiel mir meine Frau in die Rede und machte der wirkungsvollen Tonschwellung ein Ende, „und ich habe auch nie mit einem Manne Briefe gewechselt, als . . . . als . . . ein einzigmal . . .“

„Aha“, sprach Morre dazwischen, „jetzt kommt das reuige Bekenntnis . . .“

„O nein, mein Herr, es kommt kein Bekenntnis, dessen ich mich zu schämen hätte!“

„Es ist wahr, als . . . . . ich fünfzehn Jahre alt war, da hat mir einmal ein sechzehnjähriger Gymnasiast den Kopf verdreht, also dass ich mich für seine herrlichen, unübertrefflichen Gedichte bedanken zu müssen glaubte. Leider war mein guter Vater der einzige Postbeamte meines Heimatsdorfes, und also setzte er uns beiden trotz des Briefgeheimnisses den Kopf zurecht. Es war aber jener Lateinschüler ein hagerer, schwarzhaariger

sich in unvermeidliches Geschick ergibt und sprach, mit dem wuchtigen Zeushaupte nickend:

„Ein schöner Empfang das! No ja, mir geht's schon so auf der Welt, ich mag hinkommen, wo ich will . . . .“

Und er hub fein zu pfeifen an, eine Weise, die mir schon längst lieb und wert war, in der in rührendem Tonfalle alle Noth eines armen, von Gott und der Welt verlassenen Mannes zitterte und deren Worte schon ungezählte Herzen in Mitleid für den armen Einleger schlagen machten:

„I . . i bin, i . . i bin
A Nullerl auf der Welt!“

Wie ein Blitz leuchtete es in mir auf und mit den Worten:

„Jesus, du bist ja der Morre!“ stürzte ich in seine Arme.

Das war der erste Aufzug des Dramas, das sich in meinem Hause so unvermuthet abspielte; der zweite sollte sich beinahe zu tragischer Höhe steigern.

Morre tuschelte nämlich, hielt mir beide Hände vor den Mund und sprach:

„Stad sein, Professorlein! Jetzt muss ich deiner Frau auch noch 'was anthun . . . ich bin heut saggrisch g'stimmt, alle Welt in Harnisch zu bringen! Sagst ihr, dass wer da ist, sagst aber nit, wer da ist, und selber wirst wohl auch ein bisschen mitspielen können, dass sie steigt und dass 's Häferl übergeht . . . ?“

Also theilte er mir ohne Umstände meine Rolle zu, und der Vorhang konnte sich wieder heben.

Nun müsste ich wahrlich lügen, wenn ich behaupten wollte, meine Frau sei besonders „g'stimmt“ gewesen, den großen Unbekannten zu empfangen.

Man sagt, die Frauen seien im Hauskleide am schönsten; aber . . . sehen lassen wollen sie sich im Hauskleide doch nicht gerne, und meine Lebensgefährtin gehörte auch hierin zu jenem Geschlechte, das in all seiner Schwäche doch stärker ist als wir armen Männer.

Demnach dachte sie aus zweifachem Grunde, des mangelnden Staatskleides und der mangelnden Besuchskarte halber, alsogleich an einen ehrenvollen und nicht misszuverstehenden Rückzug in die Küche.

Morre aber, der wohl im eigenen „Reiche“ seine Erfahrungen gesammelt haben mochte, durchschaute den Plan der tapferen Frau und erschien plötzlich, eben diese Küche als Durchgang benützend, in dem Zimmerchen, aus dem sie flüchten wollte, stellte sich vor das überraschte Weiblein, breitete seine Arme aus und rief in zärtlich zitterndem Tonfalle:

„Liebe Marie, gib mir a Busserl!“

Na . . . der lieben Marie gieng's, wie mir kurz zuvor!

Hacherl auf dem Tische.

Eine Erinnerung aus der Lehrjungenzeit von R.

Wenn ich mein bisschen Schneiderzeit nicht leicht genommen hätte, so wäre sie wahrscheinlich recht schwer gewesen. Das Beste daran war, dass ich solches Handwerk freiwillig wie es aufgenommen worden, wieder wegwerfen konnte. Kein Lehrbrief bannte mich, kein Handschlag. Form rechtens war ich nie aufgenommen worden von meinem Meister. Die Zunft wusste gar nichts von mir. Ich könnte heute meine Schneiderzeit anders nicht beweisen, als dass ich mich hinsetzte und der Jury eins vornähte. — „Wenn du willst, so komm“, hatte mein Meister Ignaz gesagt und das war die Aufnahme. „Wenn ich will, so gehe ich wieder“, sagte ich mir selbst, wenn es oft recht ungut schien, und das war mein Trost. Weil ich solchergestalt auch als Lehrling frei war, so blieb ich, fügte mich in alles. Ich hatte nichts zu hoffen, wenn ich blieb, nichts zu fürchten, wenn ich gieng und auch umgekehrt. Meine Schneiderzeit war nichts als ein Warten auf die gebratenen Vögel, die in den Mund fliegen. Und bei diesem Warten zerstreute ich mich mit Joppen und Hosen und den possierlichen Schneidergesellen.

Der Meister war engelsgut, die Gesellen aber waren oft des Teufels gewesen. Der lange Christian mit der göttlichen Phantasie, der philosophische Toni, Hacherl der Spiritist, der Mährer, der immer im Heiraten umgieng, der Schweizer, der sich selbst versteigerte, das waren, nach diesen Eigenschaften geschätzt, gar drollige Genossen, in der Werkstatt gefielen sie mir weniger. Der Hacherl war ein Ehrenmann. „Auf Wort und Handschlag!“ sagte er. Wenn man sein Wort einmal überhörte, so war auch schon der Handschlag da. Er hatte bei vielen Meistern herumgearbeitet und war mit seinen ausnehmend plumpen Gliedern der Schreck der Lehrlinge. Für sein etwas spärlich bepflanztes Herrscherhaupt hätte er sich die üppigste Perücke machen lassen können aus den jungen Haaren, die er den Lehrlingen gerodet hatte. Lehrlinge waren diesem Manne zu dumm, er pflegte geist-

Jüngling, und also können Sie's nicht gewesen sein, oder ... Sie müssen sich ... sehr verfärbt haben, mein Herr! Übrigens hoffe ich, dass mein Mann mich vor solchen ... Verunglimpfungen zu schützen weiß!"

So ... jetzt hatte ich's, jetzt war ich aufs neue zum Ritter geschlagen worden, jetzt musste ich für meine Herrin mein Leben in die Schanze schlagen und den Kampf mit Riesen, Drachen, Schwiegermüttern und andern Ungeheuern aufnehmen!

Also forderte ich den Freund Morre ohne Zaudern vor die sechs Mündungen meines Revolvers, der aber noch in allem Jugendglanze im Schaufenster des Waffenhändlers hieng, und also musste der Verleumder wohl oder übel klein beigeben.

„Völlig einverstanden", rief er mit fröhlichem Lachen, „und heute abends noch wird drauf losgeschossen, dass es nur so knallen soll; zuvor aber ... muss ich doch mein Busserl haben, und ich hoffe, das wirst du, liebe Marie, deinem Vetter Karl Morre, der eigens deswegen von Graz nach Krems gereist ist, doch nicht allen Ernstes verweigern!"

So hat sich Karl Morre bei uns eingeführt, und so ist er von uns aufgenommen worden.

Am selbigen Abend knallte es wirklich; aber ... es waren nur Korkkugeln, die gegen die Decke flogen, und so etwas ... macht höchstens Kopfweh, aber lebensgefährlich ist es nicht.

Ein guter Häring heilt solche Leiden ebenso sicher, wie ein guter Eh'ring gar manche Leiden des Lebens heilt!

schlimmste Zeichen gewesen wäre, schmetterte er mir zu: „Deine verdammten Glotzer! Die machen mich ganz irr!“ und schleuderte mir das Zeug an den Kopf. Ich legte es ihm ruhig wieder zurück, hatte ohnehin meine Arbeit, das Beknopfen einer Weste, und sein Beinkleid gieng mich nichts an.

Jetzt gieng die Stubenthür auf, Gäste traten herein. Der Tippelberger und der Hesch vom Zaun mit seinem Weib, und der Kumpfrüppel und der Wagner Sepp und die Hanselhöferin und ihre Schwester, die rothe Minna, und der Brettelhofer mit seinem Weibe und ihrer Tochter Rulla. Sie hatten Bündel und bekränzte Stöcke bei sich, kamen von Mariazell und wollten jetzt ein halbes Stündlein vor ihren Behausungen noch ein wenig einkehren. Der Hacherl ließ hastig seine Flickarbeit unter den Tisch fallen, hob sie aber wieder auf, weil keine andere Beschäftigung vorhanden war. Aufstehen hätte er sollen und jene Eintretenden begrüßen, an die er ja demnächst mit der Brautwerbung herantreten wollte; man kann sich's wohl denken, weshalb er die schickſame Artigkeit unterließ. Er war außer sich, weil er außer der Hosen war und er musste mit außerordentlicher Geschicklichkeit seine Arbeit handhaben, um sich keine Blößen zu geben. Nicht einmal das Haupt hob er, mit gewaltiger Emsigkeit nähte er, weil jetzt Werktag wäre und nicht Zeit, mit Wallfahrern umzuthun.

„Ho so!“ sagte der Brettelhofer, „da sind die Schneider daheim. Da müssen wir uns doch ein Brösel zum Schneidertisch setzen.“ Sie kamen schon heran mit langsamen, unaufhaltsamen Schritten. Da rief mir der Hacherl zu: „Biegeln geh'! Erzschlingel, fauler!“

Ich verstand ihn. Sprang auf, riss das Bügeleisen vom Nagel, warf die Weste auf den Tisch und bügelte mit dem eiskalten Eisen drauf los, dass alles krachte. Dabei nahm ich natürlich den ganzen Tisch in Anspruch, deckte und schützte gleichzeitig den Gesellen, der an der Wand saß und die Gäste mussten sich an einem andern Tisch niederlassen, wo ihnen die mittlerweile angekommene Kellnerin Obstmost und Semmeln vorsetzte.

Der Hacherl kroch, als ob ihm etwas hinabgefallen wäre, unter den Tisch, kam aber unverrichteter Dinge wieder zurück, denn der Raum im Dunkeln war zu enge, als dass er in der Hut desselben seine Beine in die Hosen zu bringen wusste. Er saß, das Beinkleid auf dem Schoß wieder zusammengebückt da und nadelte stürmisch.

Die Wallfahrer mochten von der weiten Reise müde sein, lange blieben sie sitzen. Das Beinkleid war längst fertig geflickt, der Hacherl aber nadelte und nadelte daran, als ob die ewige Freud' und Seligkeit anzunadeln gewesen wäre. Denn wie hätte es anders sein können, dass er als angewachsen dasaß und nicht hingieng, der guten Rulla die Hand zu drücken! Die Rulla war des ein wenig verstoßen. Sie hatte ihm wohl

reicheren Umgang mit Slivovitz, Rosoglio, Kirschgeist, Weichselgeist und anderen Geistern, weshalb er sich mit Recht einen Spiritisten nennen konnte. Der Hacherl war aller Welt zu Ehren stets artig und liebenswürdig, denn er wollte manchmal heiraten. Er hielt sich eingestandenermaßen nur noch an den Geist, weil er bisher keinen Leib gefunden hatte. Die Rulla Eishartsteinerin im Brettelhof war eine, die alle bösen Geister aus ihm hätte vertreiben können. Ihrem Namen nach hätte man nicht geahnt, wie warm und weich die sein konnte, die Rula Eishartsteinerin; so behauptete der Hacherl — ich weiß nichts.

Der Meister hatte uns nur ungern allein gelassen, damals beim Jägerwirt am Alpsteig, um dort den Rest der Ster aufzuarbeiten. Er hatte es zwar gern, wenn sehr genau und sorgfältig gearbeitet wurde, aber auf einer Wirtshausster pflegte es der Geselle Hacherl etwas gar zu gewissenhaft zu nehmen mit den Knopflöchern, Steppen und Passepoilieren, so dass kein Ende ward und immer noch ein Krügel Jausenwein aufgetragen werden musste, bevor die Ster zurande geschneidert war. Wir saßen also in der Wirtsstube beim Jager am Alpsteig; ganz vorne am „Herrentisch“ hatten wir die Werkstatt aufgeschlagen, weil es dort das beste Licht gab. Die Hausleute waren im Heuen, auch die Kellnerin, denn an solchem Werktage kommt kein Gast ins Wirtshaus in jener braven, sparsamen Leutgegend. Der Hacherl warf seinen Loden weg, stand auf und visitierte den Gläserkasten. Nichts! Alle Flaschen, Stutzen, Krüge und Kelchlein umgestürzt. Und während er so auf der Geisterbirsche war und mir die Abachseite zuwendete, erinnerte mich mein Gewissen daran, dass es doch Christenpflicht sei, dem Gesellen einmal Bericht zu erstatten, wie es bei ihm auf der anderen Hemisphäre aussehe! Schon seit Wochen war das mausgraue Tuch seines Sitztheiles arg zerschlissen, nun aber begann die „Weisheit“ herauszugucken an Stellen, wo sie entschieden nicht drinnen sein konnte. Das habe ich ihm brüderlich mitgetheilt. Beinahe gab es wieder Wort und Handschlag, doch besann er sich, dass es eigentlich und strengegenommen nicht schuld des Lehrlings sein könne, wenn dem Gesellen das Beinkleid schleißt und zerreißt, daß in dem Hause gute Reste und Flicken übrig geblieben und dass dieser traulich einsame Nachmittag die schönste Gelegenheit wäre, leibeigene Hosen zu flicken. Rasch zog er die Grautuchene über das Schuhwerk herab, setzte sich mit flatterndem Hemde an seinen Wandplatz hinter den Tisch und begann, die Unaussprechlichen zu renovieren.

Hatte aber mit seinen Reformbestrebungen kein besonderes Glück. Fürs erste schnitt er den Flicken zu klein, so dass er stückeln musste. Dann kollerte ihm der Fingerhut unter den Tisch und als er sich danach bückte, stieß er den Kopf an die Kante. Als sich endlich gar noch der Zwirn zu schlingeln begann, was bei einer Bräutigamhose das aller-

es, weil du die Lehrbuben so hudelst, und die Leute sitzen alle noch beim Tisch dort und schauen her auf dich und warten, bis das Küchel hervorkriecht aus dem Ei!" Daraus mögest du ersehen, mein Leser, wie verdorben ich schon damals gewesen bin, als Mensch von zwanzig Jahren!

Dann aber bin ich hinausgegangen, damit auch von meiner Seite seiner Wiedergeburt nichts entgegenstünde. Die Nulla war auch bösartig, denn sie kicherte noch lange. Dann verzogen sich die Wallfahrer, auch der Fleischhauer Franzel machte sich auf und die Kellnerin gieng wieder ins Heu und ich bin allein übrig geblieben vor der Thüre des Jägerwirtes. Und nun? Nun soll ich doch wieder hinein zum Hacherl! Wie wird das werden? Wenn nur der Zottel noch da wäre! Das wolle ein guter Fürsprecher sein bei dem Schwerbeleidigten! — Aber der Zottel war mit seinem Herrn gegangen.

Wohl eine halbe Stunde mochte ich dagestanden sein, ehe der erforderliche Muth gesammelt war. Endlich eintretend ließ ich für alle Fälle die Thür hinter mir weit offen. In der Stube war es todtenstille — auf dem Tische lag noch der Wulst. Wie angewachsen stehe ich da und starre hin. Todt? Erstickt? Vom Schlage getroffen?

Des Schreckens voll eilte ich hinaus auf die Wiese zu den Heuenden: „Kommt's Leut', der Hacherl ist gestorben!"

„Plausch' nit, Lehrbub'!" sagte der Jagerwirt, warf aber doch den Rechen weg und gieng eilends dem Hause zu. „Wo denn?"

„Da drinnen, da unter der Decke!" lispelte ich.

„Da, auf dem Tisch? Unter dieser Decken?" Er fasste sie behutsam an einem Zipf und hob sie auf. — Es war nichts darunter. — Jetzt erst sahen wir, dass auch die Tuchkappe und die Werkzeugtasche weg war. Der Schneider ist davon!

Ist davon gegangen, nie wieder in die Gegend gekommen und hat sich wahrscheinlich vollends den Geheimnissen des Spiritismus ergeben. Die Nulla Eishartsteinerin hat ihr Zellermünzlein mit dem rothen Bande einem anderen um den Hals hängen müssen.

Diese Begebenheit ist nicht erzählt zur Ergötzung, vielmehr zum abschreckenden Beispiel für Lehrjungen quälende Schneidergesellen. Ja, ja, ihr Helden, seid nur recht arg auf die armen Schlucker! Nachher kommt der Zottel und beißt euch in die Waden!

---

ein hübsches Zellermünzlein mitgebracht mit rothem Bändchen zum um den Hals hängen, und er schneidert da in den Tag hinein, als ob sie gar nicht auf der Welt wäre. Ich bügele und bügele und als mein Finger mir zufällig ans Eisen stupft, thu' ich ein: „Auweh!“ als ob es weiß Gott wie heiß wäre.

Nun kam noch ein Gast. Der Fleischhauer Franzel aus Krieglach. Der hatte die weiße Schürze um den Bauch geschlungen und hinter sich den großen Zottelhund, mit dem er die Kälber zu treiben pflegte. Als dieses Ungeheuer, der Zottel, langsam die Stube heraufkam, merkte ich, wie mein armer Hacherl unter leisem Angstgestöhn die Beine an sich zog, so nahe als es möglich war, ohne sie auf den Tisch zu bringen. Der Franzel erzählte den Bauern sofort eine Neuigkeit: „Die Düppler-schanzen sind gefallen!“

„Ist ja schon lang vorbei, der Schleswig-Holsteinerkrieg!“ entgegnete der Brettelhofer.

„Eben derwegen werden die Kälber wohlfeiler“, sagte der Fleischhauer. „Denn warum? Weil wir jetzt die Kälber von Dänemark herkriegen.“

Der Bauer bestritt das, sie kamen ins Politisieren, kamen auf den General Gablenz, auf Napoleon den Dritten, auf Otto Bismarck, den preußischen Ministerpräsidenten, auf das tapfere steirische Regiment König der Belgier, auf die Staatsschulden und endlich wieder auf die Kälber. Der Brettelhofer hatte ein paar und der Franzel feilschte drum. Noch nicht ganz waren sie handelseins, als mein Hacherl plötzlich einen durch-dringenden Schrei ausstieß und auf den Tisch sprang. Am Wallfahrertisch ein Kreischen und ein schallendes Gelächter. Der Hacherl aber renommierte weinend: „Die Hundsbestie hat mich in die Waden gebissen!“

„Hinaus! Hinaus den Hund!“ schrie er zornwüthig, während auch ich mich auf die Bank geschwungen hatte. „Der Zottel hat ihm das Beinkleid herabgerissen! Ganz herab! Vors Gericht musst, Fleischhacker, mit deinem Hund!“ Dabei zermarterte sich mein Gehirn, womit man nur den armen Gesellen, der mit den Oberkleidern nothdürftigst die unteren Ausläufer seiner Person bedeckte und der wie ein Häuflein Unglück auf dem Tische kauerte, womit man ihn nur bedecken könnte! Es war nichts da, nicht einmal der bewusste Mantel der christlichen Liebe war vorhanden, mit dem man menschliche Blößen sonst zu verhüllen pflegt.

„Das ist abgekartet, du Bösewicht!“ schnob der Hacherl und wand sich wie eine frierende Schnecke, die das Häusel verloren hat.

Mittlerweile kam die Kellnerin und warf eine wuchtige Bettdecke über den Armen. Die Wallfahrer hatten schon ihre Krüge genommen und waren, den Zottel vor sich hertreibend, hinausgegangen, damit der Schneider ruhig wieder in Ordnung kommen könne. Ich aber flüsterte dem verschleierten Bilde zu: „Abgekartet ist es nicht. Herentgegen eine Straf' Gottes ist

stattlichen Eisenwerken. Die Hauptstation ist das interessante und malerisch gelegene Thörl mit seiner mächtig aufstrebenden Eisenindustrie. Das landschaftliche Bild dieses Ortes kann man aber vom Waggonfenster aus nicht würdigen, das muss man auf freier Straße sehen. Wer nach Sanct Ilgen und zum Bodenbauer will, ins herrliche Alpenthal, dessen Ruhm weit in die Welt gedrungen ist, der steigt in Thörl aus. Wir überlassen ihn seinem Schicksal und es bangt uns nicht um sein leibliches und geistiges Wohl. Wenn er kein Schwabbesteiger ist, wohl aber vom Bodenbauer aus mit gutem Geschick nach Tragöss hinüber kommen kann, so soll er das nicht versäumen. Vielleicht fällt es doch einmal jemandem ein, von Thörl aus über Bodenbauer und Tragöss bis Vordernberg einen beständigen und billigen Wagenverkehr zu gründen. Die zwei Bergzüge, über die der Weg führt, sollten eher als Vortheil, denn als Hindernis gelten, der reichen Gebirgsbilder wegen, die sie bieten.

Wir rollen auf unserer neuen Bahn sachte weiter. Die zwei größeren Ortschaften Aflenz und Turnau bleiben der Strecke hübsch abseits liegen. Die erstere oben am Bergsockel schaut fast betrübt herab; Aflenz wird jetzt von den Fuhrwerken, Wallfahrern und anderen Reisenden links liegen gelassen und seine Liebe zur neuen Bahn ist eine rein platonische. Was das alte Aflenz einstweilen durch die Eisenbahn verliert, das scheint Turnau durch sie zu gewinnen. Dieser freundliche Ort liegt fünfundzwanzig Minuten vom Bahnhofe entfernt in einem hügeligen Thale, über dessen bewaldeten Vorhöhen grüne Almen und graue Felskämme niederschauen. Dieses Alpenthal, von der klaren Stübning durchflossen, werden die Sommerfrischesucher bald besetzt haben.

Die Eisenbahn zieht dem Norden zu und macht Miene, es mit der Hochschwabengruppe aufzunehmen; eine Stündlein vor dem Fuße derselben verliert sie den Muth und hört auf. Die Wände starren auch zu drohend hervor aus dem Hintergrunde des sich ganz verengenden Thales. Man sagt, die Eisenbahn trage sich mit der Absicht, eine Wallfahrt zu machen hinüber ins heilige Mariazell, ich glaube es nicht recht. Die Zellermutter hat sich mit hohen Gebirgswällen umfriedet und damit der Welt beiläufig zu verstehen gegeben, dass Wallfahrtskirchenglocken und Dampfpfeifen nicht gut zusammenklingen. Aber Frau Styria ist eine unternehmende Dame geworden; wie der Häfenbinder den Topf mit einem Netze von Eisenfäden umspannt, damit er recht lange halte, so macht es nun auch die Styria mit ihrem Lande und endlich wird sie den Strang von Seewiesen doch knüpfen mit den Schienen von Neuberg, die bald bis zur Salza verlängert werden sollen. Wenn dann in solchem Eisenbahnnetze die Fremden zappeln, dann bauen wir ihnen auch eine Eisenbahn auf den Hochschwab. Mittlerweile wird, wie man in den Zeitungen liest, dort oben ein Touristenhotel gebaut, von welchem ein Telephon niedergehen soll nach

Die neue Hochschwabbahn.

Eine Plauderei.

Frau Styria hat Wanderstab und Posthorn weggeworfen und fährt auf der Eisenbahn. Das behage ihr besser, meint sie, denn sie ist schon eine betagte Frau, geht nicht mehr auf ihren ersten Füßen, hat sich ihr Lebtag geplagt genug und will sich's nun bequemer machen. Von der Hauptbahn aus, die das Land von Nord nach Süd durchschneidet, fährt sie auf ihren eigenen Schienensträngen, den Landeseisenbahnen, in die schönen Seitenthäler hinein — um dort mehr zu bringen, als zu holen? Man weiß das noch nicht. Also fährt sie eine Strecke gegen die Sulzbacheralpen hinein, und fährt zum Rohitscher Sauerbrunn hinab und fährt in die Gegend des Stainzer Schilchers und fährt ins schöne Aflenzerthal bis fast an den Fuß des Hochschwabengebirges.

Diese letzte Strecke — von Kapfenberg bis Au-Seewiesen — ist erst vor kurzem aufgemacht worden und weil ich die Gegend in früheren Jahren so oft in Staub und Schweiß durchwandert, so wollte ich jetzt einmal als bequemer Herr dahinrollen am rauschenden Thörlbach und am Seebach, und auf grünem Sammtkissen sitzend durchs Spiegelglas die Landschaft betrachten.

Das Locomotiv hat's hier nicht so eilig, wie in alten Zeiten der Postwagen, den man zu Fuß unbedingt nicht einzuholen vermochte. Auf einer Strecke von dreiundzwanzig Kilometern hält es zehnmal Rast und an einzelnen Wirtschaften recht ausgiebig. Das macht nichts, wir vertreiben uns unterwegs die Zeit mit der schönen Gegend und den freigebigen Restaurationen der Bahnhöfe, und Anschluss kann man keinen versäumen. In Au-Seewiesen wartet der Postwagen mit der bewährten steirischen Geduld und sitzen wir erst einmal auf seiner Axe, dann geht's rasch vorwärts. Man muss halt bedenken, dass der Eisenbahnzug noch nicht ein Jahr alt ist und erst das Gehen lernen muss. Vielleicht wird er einmal — wenn's just pressiert — die Strecke, zu der er jetzt wesentlich mehr als zwei Stunden braucht, in dreißig Minuten durchlaufen.

Durch den engen und düsteren Thörlgraben dringt die Bahn ins Schwabengebiet ein. Die Stationen stehen an kleinen Bauerndörfern und

leben lassen, es wird keiner verhungern. Nur ob in der neuen Zeit die Mehrzahl der Menschen noch so zufrieden sein wird, als sie es in der alten war — das ist die Frage.

Die kleinen Eisenhämmer haben einst mit raschen Schlägen gesprochen: „Ducaten, Ducaten, Ducaten, Ducaten —" aus den Ventilatoren der Locomotiven, aus den Schornsteinen der Fabriken pfaucht und zischt es: „Schu — Schu — Schu — Schulden!" — Lassen wir das, die Erde bleibt schön, solange noch Wiesen grünen und Wälder rauschen, und einmal wenn die Menschen hungerig geworden, kehren sie doch wieder zurück zur einzigen Nährmutter, der Scholle.

Mein verehrter Nachbar im Wagen blickte mit frischem Auge hinan in den grünen Wald, gegen die grauen Wände. Die Rehe und Hirsche flüchten sich behendig ins Dickicht, die Gemsen äsen zwischen den Felsen auf schneefreien Lehnen.

Im alten Posthause zu Seewiesen bin ich eingekehrt, bin hinaufgestiegen gegen die Dulwitz und in wilder Bergeinsamkeit zwischen den Wänden habe ich einige Stunden zugebracht mit hochgestimmter Seele. Und da fiel es mir ein: Wenn sie die Bahn nicht gebaut hätten, du stündest heute nicht hier mitten in einer gewaltigen Welt, die an Ursprünglichkeit nichts verloren hat seit Menschengedenken. Die Eisenbahn nimmt uns Natur und gibt sie uns wieder. Zwischen Cultur und Natur schwankt das Zünglein der Wage, und dass nach keiner Seite das Übergewicht drücke, das möge immerdar die Sorge der leitenden Geister sein.

R.

Es soll so sein, es muss so sein!

Du fragst, warum der Baum erblüht,
Wenn Frühlingssonne milde lacht?
Du fragst, warum die Sonne glüht
Am Firmament in solcher Pracht?
Du fragst, warum so glücklich ist
Das Kindlein in der Mutter Arm?
Du fragst, warum der Jüngling küsst
Sein treues Mädchen liebewarm?
Es soll so sein!
Es muss so sein!
Ein Etwas ist es, das so spricht,
Warum wohl so, das weiß man nicht.

Du fragst, warum der Baum so kahl
Im Herbste steht, umweht vom West?
Du fragst, warum auf Berg und Thal
Die Nacht sich brütend niederlässt?
Du fragst, warum das Kindlein klagt,
Trägt man die todte Mutter fort?
Du fragst, warum Verzweiflung nagt
Am Herzen, brach das Lieb sein Wort?
Es soll so sein!
Es muss so sein!
Ein Etwas ist es, das so spricht,
Warum wohl so, das weiß man nicht.

Carl Pitlik.

Seewiesen, damit die Bergsteiger herabrufen können: „Hallo! Aufstieg sieben Stunden und acht Minuten. Prachtvollen Sonnenaufgang verschlafen. Ausblick nach Norden getrübt. Schluss!“

Ich hatte die Freude, meine erste Fahrt auf der neuen Bahn in Gesellschaft des Herrn Franz Grafen Meran zu machen. Er fuhr nach seinem geliebten Brandhof, der am Fuße des östlichen Schwabenausläufers so idyllisch gelegen ist. An der Endstation unserer Bahn, in Au-Seewiesen, erwartete ihn ein Wagen und ich wurde eingeladen, mitzufahren. Es war in der ersten Hälfte des März zu einer Zeit, da diese Gegend sonst noch in tiefstem Winter zu liegen pflegt. Aber in diesem Jahre war es schon Lenz. Das Thal aper, laue weiche Luft. An den Hängen kamen die rieselnden trüben Bächlein herab von dem hoch oben schmelzenden Schnee. Am Wegrande blühten Schneerosen. Über den hohen Zinnen der Aflenzer Staritze, die immer näher kamen, flogen sommerliche Wolken dahin. Es war ein maienhaftes Hochgefühl in mir, als ich so zwischen den hohen Bergen der Steiermark dahinfuhr, zur Seite des Enkels unseres unvergesslichen Erzherzogs Johann. Wir sprachen von vaterländischen Anliegen, sein Herz war so wenig frei von Sorgen, als das meine. Wir beklagten den Niedergang unseres alten patriarchalischen Volkes, das dem Kampf mit der neuen Zeit erliegt und an dessen Stelle nichts Besseres treten wird. Wir sprachen von dem Zwiespalte, der vor solchen Thatsachen jeden Patrioten peinigt. Sein Herz hält es mit dem Alten, sein Kopf mit dem Neuen. Er möchte das Alte bewahren und weiß, dass er durch eine Hemmung der doch unabwendbaren Wandlungen seinem Volke einen schlechten Dienst erweisen würde. Er möchte das Neue rechtfertigen und zweifelt an seinem Werte, an seinem Segen. Es ist eine Übergangszeit, in der wir die verbluten sehen, die wir lieben, und in der wir jene siegen sehen, die uns unheimlich sind, weil wir sie noch nicht kennen und die selber mehr muthig wagend als klar sehend in die unbekannte Zukunft hineineilen. Die Bevölkerung der Gegend, durch welche eine neue Eisenbahn zieht, ist in Aufregung, die einen fluchen der neuen Straße, die anderen sind voller Zuversicht, aber der ersteren sind mehr als der letzteren! Der Streit verstummt endlich, und jedes Liedes Endreim geht darauf hinaus: „Früher ist es besser gewesen.“

Mich beruhigt nur eines, nämlich dass die Wandlung sich nicht nach dem freien Willen der Menschen vollzieht, sondern nach ewigen Gesetzen. Zu diesen Gesetzen habe ich mehr Vertrauen, als zum besten Wollen und Können der Leute. Und so, hofft man, wird es sich auch noch leben lassen im Lande einst, wenn der letzte Postwagen dem Locomotiv, der letzte kleine Eisenhammer der großen Industrie, das letzte Bauernhaus der Förster-, Jäger- oder Pächterwirtschaft, das letzte alte Einkehrhaus dem Hotel und der letzte Altangesessene — dem Fremden gewichen ist. Es wird sich

Hierauf befahl er den Erzengeln, den Wolkenwagen herzurichten und machte sich zur Abreise zurecht. Und nachdem er dem heiligen Petrus noch aufgetragen hatte, gut aufzupassen, dass sich kein schlechter Mensch ins Himmelreich schleiche, setzte er sich mit den himmlischen Heerscharen in den Wagen und fuhr fort. Und er überzeugte sich, dass die Menschheit wirklich vom Bösen angefressen war und ergrimmte in seinem Herzen.

Als er hierauf wieder ins Himmelreich zurückgekehrt, ließ er den Satan vor seinen Thron kommen und sprach zu ihm: ‚Satan‘, sagte er, ‚du hast leider Gottes wahr gesprochen: die Leut' auf der Welt sind wirklich schlecht, schlechter, als ich geglaubt hab'; sie haben keine Gottesfurcht, ich kann ihnen nicht helfen: ich muss sie bestrafen! — Weil du mich diesmal nicht angelogen hast, so erlaube ich dir, eine Hölle zu bauen. Leg' sie aber nicht zu groß an, im Anfang thut's eine kleinere auch. Denn wenn es später einmal — was man nicht weiß — vonnöthen sein sollt', kannst ja noch immer einen Tract dazu bauen.‘

Da schmunzelte der Satan und wollte schon hinausgehen. Gottvater jedoch, der das teuflische Lachen bemerkt hatte, drohte ihm mit dem Zeigefinger und sagte: ‚Ich sag' dir's noch einmal, Satan, leg's nicht zu groß an! Denn wenn der Hahn zum drittenmal kräht und du bist nicht fertig — nachher ist's aus.‘ Der Satan erwiderte, er werde es schon machen, dass es recht sei, und entfernte sich. Nun gieng er zu den andern Teufeln, und sie hielten einen Rath, wie sie es am besten machen könnten. Sie beschlossen, trotzdem es Gottvater nicht haben wollte, die Hölle recht groß zu bauen, und fiengen am andern Tag gleich an. Zuerst reiste der Satan in der Welt umher und nahm Tagwerker und Maurer auf. Und da kamen siebenmalhunderttausend Fuhrleute, die mit kohlrabenschwarzen Hengsten die Bausteine zufahren mussten, dann ebensoviele Maurer und Zureicher. Und sie arbeiteten drei Millionen Jahre, und da krähte der Hahn zum erstenmal. Weil sie aber den Bau zu groß angelegt hatten, war noch nicht viel mehr fertig, als das Fundament. Da nahm der Satan noch einmal so viele Arbeiter auf und wieder arbeiteten sie drei Millionen Jahre, und da krähte der Hahn zum zweitenmal. Was aber noch immer nicht fertig war, das war die Hölle. Jetzt befahl der Satan, flinker zu sein und bezahlte die Leute besser. Und als wieder nach drei Millionen Jahren der Hahn zum drittenmal krähte, war die Hölle wirklich noch nicht fertig. Da entstand auf einmal ein Sausen und Brausen in der Luft, der Satan flog daher und fluchte, was Gott verboten hat, weil ihm sein Werk nicht gelungen war. Er knirschte mit den Zähnen, rollte seine Augen, dass es greulich zum Anschauen war, und schlug mit den Fäusten auf das Höllengebäude, dass es krachend zusammenstürzte und die Trümmer nach allen Seiten auseinanderflogen. Dann fuhr er mit seinen Teufeln von hinnen, und kein Mensch weiß, wo und wie dann die Hölle eigentlich gebaut wurde. Die Geschichte ist aus. —

Kleine Einfälle.

Von Franz Goldhann.

Die städtische Cultur hat eine sonderbare Frucht gezeitigt: — „Gesundheitsfanatiker“.

* * *

Lieber bin ich der „Beste“ in der „minderen Gesellschaft“, als der „Mindeste“ in der sogenannten „guten Gesellschaft“.

* * *

Kleine Laube.

Wandlung.

Voll Liebe wollt' ein edler Mann
Die ganze Welt umfassen;
Doch als er sie sah besser an,
Da musst' er fast sie hassen.

Voll Jammer hat in manchem Land
Er sich herumgetrieben,
Und als er ganz die Menschen kannt',
Da musst er doch sie lieben!

Adolf Frankl.

Der Höllenbau.

Volksmärchen aus Niederösterreich, erzählt von Koloman Kaiser.

Im Nadelwalde bei Ritzendorf an der Laaerstraße liegen zwischen den Bäumen große schwarze Felstrümmer umher, von denen die Leute sagen, dass sie vom Höllenbau stammen. Denn in dieser Gegend, wo vor vielen tausend Jahren die lasterhafte Ritzenstadt untergegangen sein soll, hatte anfangs der Teufel die Hölle bauen wollen. Es ist ihm aber nicht gelungen, weil er sie zu groß angelegt hatte. Wie das zugieng, hat mir der alte Guthuber, der allerhand solche Geschichten wusste, an einem Sonntag nachmittags auf der Bodentreppe hinten erzählt. „Ja, ja, mein lieber Bub", fieng er an, „die Leut' waren halt auch schon im Anfang nichts nutz und sündhaft! Und wie unser Herrgott Adam und Eva aus dem Paradiese vertrieben hatte, haben ihre Nachkommen ein gottsjämmerliches Luderleben angefangen, dass es schon eine Schand und ein Spott war.

Da trat der Satan zu dem Herrn und sprach: ‚Herr! mit der Menschheit schaut's schlecht aus!' und erzählte was er wusste und log wahrscheinlich noch hübsch was dazu, wie der Teufel schon ist. Gottvater, der ihm ruhig zugehört hatte, schüttelte seinen weißen Kopf und sagte: ‚Hm, hm, glauben sollt' man's nicht! Ich hab' es ihnen doch so gut gemeint. Aber sie können halt nicht folgen, wollen immer gescheiter sein als unsereins und machen Geschichten und Sachen, dass es mich wirklich schon bald verdrießt. Aber wer weiß, ist's wahr. Ich mag nit alles glauben, Satan; du übertreibst und lügst gern: ich kenn' dich!'

O haltet zusammen
Durch Thaten und Töne
Urstarker Germanen
Allmächtige Söhne!
Am Harz. Werner Martin.

Bei der G'wissenserforschung.
Gedicht in steirischer Mundart.

Dr Spuller-Sepp und a sei Weib,
Geh'n allzwoa gern fruah schlafen,
Sie wull'n si koa Petrolium
Für d'Winternächt einschafen;
Sie sag'n: A langer Schlaf der stärkt,
Ma hat a koani Sorgen,
De jeder Bauer hiazt schon g'spürt,
Koam dass no graut da Morgen.

Wiar's lieg'n im Bett, sagt a da Sepp:
„Murg'n san zehn Jahr vafloßen,
Wo i und du am Traualtar,
An ewig'n Bund hab'n gschloßen.
Wir wull'n den Tag recht fromm valeb'n,
Beichten, communicieren,
Und aft'n drunt ban Lindenwirt
Sein Sechz'gerwein probieren."

„Is recht!" sagt d'rauf die Bäuerin,
„Wiast sagst, so werd'n ma's machen,
Und i wir morg'n a za den Fest,
Recht schöne Krapfen bachen;
Hiatzt aber denk ma d'rüber nach,
Damit ma alles finden,
Was morg'n ma aft'n ba da Beicht
Bekennen sull'n als Sünden.

Drauf war a Weil alls mäuserstill, —
Auf oamal fragt da Bauer:
„Was hast denn Miazl, dass't so wetzt,
Im Bett und neb'n der Mauer?
Hast schwere Sünden du wohl gar,
Beißt ebba di das G'wissen?" —
Drauf d' Bäuerin sagt: „A na dös nit,
A Floh nur hat mi bissen."
Franz X. Freiheim.

Afn Kirchweg.

A Bildl aus Steiermark von Anna Werchota.

's is a Sunta Morgen. Von da Kirch'n durt ob'n afn Riegl hört ma 's Gläut. Die Leut, dö sich unterwegs wou vasamt hab'n, moch'n größari Schriatt, af dass s' nou zu da Mess und Predi z'recht kämman.

„Na Norri!" sogt 'n Schuasta Beckl sei Weib za da Wiesa Liesl, „de ban Stiagla Schwoagrin is, „schau denna 'n Jaga Fronkl on, mih ziemt hasn, dass er scha in Ollaherrgottsfruah a Räuscherl hot. Wos er für Schriatt mocht, 's is zan loch'n. Ols wenn er üba lauta Grab'n springa müasst. Hiaz rennt er gor af an Bam on. Jo, wos hot er denn? Leicht is eahm wos? He Fronkl, wos is's mit Enk?"

„Vagelts Gott z' tausendmol, dass ma z'Hilf kämmts, mei liabs Weibaleut. Wia — r a dicka Nebl liegts vor meini Aug'n. Zuvor is ma gwödn ols müat i üba lauta Grab'n spring'n."

„Oba, sogts ma, Fronkl, mö seids denn nöt dahoam blieb'n?" frogt die Becklin.

„Weil i sölm nou nix gwohrt hon. Glei a kloa Wenk gjuckt hobns mih. Erscht sida fünf Minut'n her, gspür i den dick'n Nebel. Wonns mih na za unsern Docta führ'n thats, der wurd ma glei helf'n."

„Hiaz hobma unmögli Zeit dazua", sog'n z'gleich die zwoa Weibaleut, „vorerscht müass ma in d'Kirch'n. Jessas na, sie läut'n eh scha zomm."

„Liesl, nehmts mih denna mit!" ruaft da Jaga eahna nochi; „valosst mih nöt. Zan Teixl sö loss'n mi richti im Stich, dö zwoa olt'n Hexn." Kloanzag steht er nou ollweil ban Bam af den er ongrennt is, und woaß nöt wos er thoan sullt.

Do wird er af amol wieder ongröd't: „Voda Fronkl, wonns Enk recht war, sölm führat i Enk zan Docta, hiazt wird er leicht nouh dahoam sein."

Da Jaga gibt nöt glei an Ontwort, denn er hot da Luckner Trautl ihr Stimm dakennt. Endla noch ana guat'n Eicht pfnaucht er's on: „Geh zua! I brauch dih nöt! Netta di mog i nöt und sullt i do stehn bleib'n müan bis zan jüngstn Tog."

„Oba schaut's, 's kimmt a wülds Wetta, i konn Enk nöt sou alloan daloss'n; 's war a Sünd."

Die Kinder sind das auf die Familie ausgehende Licht.

* * *

Wo beim Volke die Religion aufhört, dort fängt der Socialismus an.

* * *

Man kann auch ohne einen Zahn im Munde sehr bissig sein.

* * *

Was hilft uns eine hohe Stelle — mit einer in Actenstaub ergrauten Seele?!

* * *

Das Schicksal ist ein großer Bildhauer, denn es versteht die Menschen zu modeln.

* * *

Es gibt manchmal Stimmungen, die dem Geschmack abgestandenen Wassers ähnlich sind.

* * *

In der Wagschale des Lebens bildet die Vernunft das Gegengewicht zum Herzen, damit das Zünglein in der Mitte stehe.

* * *

Im Weine liegt nicht allein die Wahrheit, sondern auch — die Narrheit.

* * *

Das Gute läßt sich besser empfinden als erklären.

Poetenwinkel.

Vorüber.

Ihr singt von Lenz und Liebesglück,
Wie es der Jugend Brauch.
Ich denk an alte Zeit zurück,
Umweht von ihrem Hauch.

Da sang ich auch von ihr, von ihr —
Mein Leben war ein Traum
Voll süßer, märchenholder Zier —
Doch Träume sind nur Schaum.

Zerflossen und zerflattert ist,
Woran ich heiß geglaubt,
Und über Gräber neig' zur Frist
Ich mein ermüdet Haupt.

O lieb' und lache, junges Blut,
Bis du das Schweigen lernst!
Der Jugend steht der Frohsinn gut,
Dem Manne ziemt der Ernst.

Hans Fraungruber.

Von Holstein zum Dachstein.[1])

Von Holstein zum Dachstein
Kreuz, quer und zurück
Ist alles zusammen
Ein einziges Stück!

Gleiche Sitten, gleiche Sprache
So gestern, wie heut —
Im Süden und Norden
Dieselbigen Leut'.

Im Auge der Frauen
Gleich liebende Glut,
Im Streben der Männer
Derselbige Muth.

Im Spruch und im Liede
Der gleich schöne Klang:
Der große gewaltige
Deutsche Gesang!

Auf eueren Bergen
Entspringt unser Rhein;
Aus uns'rem Gelände
Holt ihr euch den Wein;

Ob fern in der Eb'ne,
Ob hoch auf dem Kamm:
Gleiche Kraft, gleiche Treue
Und ein deutscher Stamm!

Von Norden nach Süden
Von Osten nach West,
Eng sind wir verkettet
Wie Felsen so fest! — —

[1]) Nach dem Durchlesen von Roseggers Werk „Hoch vom Dachstein".

„A dou wuhl öppa nöt, thuats ma koan söltn Schrockn einjog'n", jammat da alti Jaga.

„I wia thuan, wos i konn, mehr konn i nöt vasprech'n."

Do lasst der ondari sein Kopf sink'n und thuat an tief'n Höschatza.

Do wird klockt, und eh nou wer herein sog'n konn, kimmt a junga, büldsauberer Bua in d' Stub'n.

„Do find' i jo mein Vodern, gottlob", ruaft er aus. Ast dasiacht er die Trautl, dö sih hintern Olt'n vasteckt hot, und wird zundaroth. Es vaschlogt'n frei die Röd.

Noch ana Weil endla hebt er wieda on: „Die Wiesa Liesl hot ma gsogt, wia ma noch da Kirch'n ban Freithofthor zommkämma san, dass Enk wos zuagstöss'n is."

„Sei ma stad va dö Weibaleut", fohrt der Olti auf, „da Teixls sulls amol quintlweis' zerreiß'n, weils mih stehn hobnd loss'n mitt'n afn Weg. Kimm he, Peter, loss dih ongreif'n . . . sou — Schau, unsa Herrgott hot mi halt gstroft, weil i mih vasünd hob in mein hochmüathin Thoan. Oba er hot ma dou wieder a Zoach'n gschickt, dass er mih nöt ganz valoss'n will. Unsa Herrgott losst oan wuhl sink'n, oba nöt datrink'n. Und hiaz Trautl, mei liabs, bravs Dirndl, vazähl du's 'n Petern, in wölta Gfohr i gwöd'n bin, und wia mih da Blitz daschlog'n hätt', warst du mir nöt just wia von Himmel z' Hilf gschickt worn. Peter, i hob nix mehr dageg'n, wannst die Trautl heiratst. Oda host dih leicht ondascht bsinnt? Du Peterl, trau ma nöt, i bin's in Stond und heirats sölba, bol i wieda mei Augenliacht'n hob."

„Voda! mei guater, liaba Voda!" Und hiaz sans vier Händ, dö 'n völli dadruck'n vor lauta Liab und Selikeit.

„Nau, nau, ös narrisch'n Leut, losst mih aus, sechts nöt, dass i mih nöt dawihr'n konn?"

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Mehr ols a Johr is sidadem vagong'n. Gaman ma eini a wenk in's Jagahäusl. Wer huckt denn durt im Großvodastuhl und schaut mit frischn, helln Aug'n af das jungi saubari Weiberl, wos a kloanwinzis Kinderl afn Arm hot?

Sullt is Enk sog'n? Na, just nöt. Obar i moan, Ös werds es daroth'n.

Bücher.

„Im Wolfschart." Nach einer alten Erzählung von Ernst Rauscher. Graz. Druck und Verlag Leykam.

Das Büchlein enthält eine Erzählung aus der Zeit unmittelbar nach dem dreißigjährigen Kriege, und diese führt uns in den Wolfschart, ein Waldgebiet Kärntens, an welches sich so mancherlei romantische Sagen knüpfen. Die „Wolfschartritter" trieben da Unfug vielerlei Art und eine Episode aus diesem Treiben führt uns der Verfasser in einem epischen Gedichte in fünf Gesängen vor. Der Dichter, in heimischen Literaturkreisen wohlbekannt durch verschiedene Werke, theils lyrischer, theils epischer, theils novellistischer Natur, welche alle Anerkennung fanden, weist im vorliegenden Werkchen neuerdings ein hervorragendes Talent zur epischen Dichtung auf und der Leser wird sein Werk gewiss nicht unbefriedigt zur Seite legen. Poetisch-farbenreiche Schilderungen in tadellosen Versen treten uns da entgegen, fesseln unsere Aufmerksamkeit, kurz, wir lesen mit Vergnügen das Buch zu Ende, welches unserer Ansicht nach volle Beachtung auch in weitesten Leserkreisen zu erwerben berufen wäre.

Was unseren Empfindungen nicht ganz entspricht, sind Ausgang und Schluss der Erzählung, an welche der Verfasser sich vielleicht allzustrenge gebunden erachtete.

Die Heldin der Erzählung, eine Bergmannswaise, Priska, legte in der Stunde höchster Gefahr und Noth das stille Gelübde ab, falls es ihr gelinge, sich aus der Gewalt der Wolfschartträuber zu befreien, dem irdischen

„Kei dih nöt um mih, dummi Dirn, und geh zua. Himml ment eini, wirst gehn? — Af di steh i nöt on, dass d as woaßt."

„Jo Voda Fronkl, i geh scha; loust's, es dunnat scha. Es kämman a koani Kirchleut mehr, wer woaß, wos Enk gschiacht, wonns alloan dobleibts; sechts, es tröpflt scha."

„Dumms Mensch! wonn i seg'n that, af stand i nöt do . . . und hiaz gehst ma—r—a auf da Stell oda . . ."

Er ziacht sein roths Paraplü auf, als wullt er af sie zuahaun.

„Na, i geh scha, Voda Fronkl, i geh scha." Sie thuat ols war sie eahm z' Wüll'n und geht um a Stückl weita, oba hoamla schleicht sa sie wieda zruck.

Da Jaga hot sih's eh wuhl völli denkt, dass sie dos thoan wird; dwö schlogt er hiaz gach mit sein Reg'ndoch umanond, und nöt vül fahlat und er dawischats richti.

's hebt ollwei stirka on z'dunnern. Dicki Regntropf'n daschln afn Erdbod'n.

„Himml ment eini, du vatonglt", brummt er, „hiaz steh i do, 's wia die Kuah vorn Tennthor. I wia dou schrein müan, dass ma wer z'Hülf kimmt. He, kämmts ma z'Hülf!"

Neamd meldet sih und 's Dirndl traut sih a nöt z' rüahrn!

„Hätt' do 's Dirndl nöt furtjog'n sull'n", röd't er za eahm sölba. „Oba", fohrt er lauta furt, „sie hot mein Buam in ihr Garn glaxlt, mein Peterl, sou dass er hiaz go nix mehr wiss'n wüll von da Wirt Kathl, dö eahm sou gern zan an Mann hätt. Und ihr ghört amol 's groß̈i Wirtshaus und a mengi Wies'n und Felda. Kunnt do aft nocha olli Tog mei Glasl Wein hob'n. Das dummi Kuhlbrenna Dirndl, die Trautl, därf er nöt heirat'n. Himml ment eini! 's Wossa geht ma scha durch'n Jangga, dös wüldi Wetta! Und seg'n thua—r—i koan Schritt weit. Der dicki Nebel, wüll er denn nöt vagehn? Mei Gott! Mei Gott! Jessas, und olli Heiling, kämmt's ma z' Hilf! Mia wird ganz wirflü. Kämmts ma z' Hilf!"

Do halt sih die Trautl nöt mehr länga zruck. Sie springt af eahm zua, pockt'n unta da Irx'n und führt 'n weita. Da Jaga frogt nöt a Weil, wer's is, er konn sih's eh wuhl denk'n. Frogat er oba und gab 's Dirndl eahm Ontwort, in die Seel eini müaßt er sih schoma, dass er dou nochgibt. Sö gengan alsdann, ohni wos z'röd'n, a Stückl weita; do mochts af amol an sölt'n Krocha, rein als wonn da Himml einfollat.

„Jessas und olli Heiling!" schreit 's Dirndl hell auf, „eingschlog'n hots."

„Wou?" fragt der Olti.

„Just netta in den Bam, wou da Voda Fronkl untagstond'n is", wird eahm mit fippada Stimm z' Antwort.

Do fohrt's a 'n Jaga hoaß und kalt durch olli Gliada, und er halt sih festa on die Dirn. Er druckt die Hand mit der s' eahm weist; dou er bringt koa oanzigs Wort vüra.

„Halts Enk na fest on Voda, moant die Trautl, mia san hiaz bold ban Docta. — Sou Gott Lob und Donk, hiaz san ma do. Setzt's Enk nieda, und hiaz pfüah Gott!"

„Trautl, du wirst mih denna nöt valoss'n, hiaz? — Geh, gib ma wieda dei Hond; sou mei liabs Dirndl is recht."

Wuhl gspürt er's hoaß af sein Hand tropfatz'n und eahm sölba is z' Muath, wia—r—an kloan Kind, den zan woanan is.

Dou hiaz kimmt da Docta in d' Stub'n und schaut vawundat af dö zwa Leut.

„Nau wos fahlt Enk denn, Jaga Fronkl? — Sou, sou, bei die Aug'n fahlts. Hm, hm! Schaut schlimm aus. Seit wonn sechts denn nix?"

„'s is nöt vül länga, ols a Stund. I wor afn Weg in die Kirch'n. 's hot mih wuhl dahoam a wenk vexiert' oba i hob koan Acht nöt ghobt drauf."

„Nau, sou Gott wüll, wirds nöt sou bös ausgehn, moant da Docta; oba a guati Weil wirds dauern, bis 's wieda sou vül seg'n werds, dass an Bock schiaß'n kinnts."

„Als einer der echtesten Vollmenschen unter den sogenannten ‚Sonderlingen' ist mir seit langem der Maler Diefenbach erschienen, der in den ärmlichsten Verhältnissen mit schier unglaublichen Mühen und Verfolgungen, die schmachvoll sind, aber nicht schmachvoll für den, der sie litt, keine Hand breit von dem Wege wich, der ihm der rechte schien.

Nun hat der Mann im Selbstverlage sein ‚Lebensmärchen' herausgegeben. Es ist eine Art Symbolisierung des goldenen Zeitalters, von dem Diefenbach träumt: wie ein Festzug, der Thier und Menschen zeigt, die des endlichen, ewigen Friedens und ihres herrlichen Daseins in jubelnder Seligkeit genießen, schwebt an dem noch leidenden Menschen, dem Dichter und Maler, die lichte Zukunft am dunklen Heute vorüber. Im Jahre 1888, als Diefenbach in Armuth und Krankheit ans Bett gefesselt lag, während man ihm, einem Gerichtsbeschluss zum Trotz, selbst seine Kinder entrissen hatte, entwarf er den Fries mit Hilfe seines damaligen Schülers als eine Art von Antwort auf die Worte des Münchener Polizeipräsidenten: ‚einem solchen Menschen gehören keine Kinder'. Kein Hauch von Bitterkeit in dieser ‚Antwort'; nur sonnigste Heiterkeit weht durch das Werk, das so entstand! Wie ein jubelndes Bekennerwort strahlt es aus all seinen Gruppen auf uns her: es muss doch Frühling werden!

Die eigentliche Überraschung für mich war aber nicht das ungemein sympathische Allgemein-Menschliche in diesem Werk, sondern die künstlerische Leistung als solche. Den ich bisher vom Hörensagen als einen Maler eingeschätzt hatte, wie es deren immerhin hunderte gibt, er trat mit diesem Werk vor mich als ein ganz ungewöhnlich guter Kenner des Thier- und besonders des Menschenleibes, als ein vortrefflicher Zeichner, als ein Künstler auch mit der so seltenen Begabung wirklichen Humors und hoher heiterer Anmuth, vor allem aber: als ein Mann von einem natürlichen Schönheitssinn, der insbesondere den Menschenleib oft geradezu entzückend gestaltet. Man wird, schon durch die Technik, oft an den prächtigen Konewka erinnert. Was aber die nackten Jünglings- und Mädchengestalten betrifft, so bleibt Konewka an keuschem Liebreiz noch hinter Diefenbach zurück. Es sind einige Figuren und insbesondere auch einige Köpfe in diesem Fries, die zu den anmuthigsten der ganzen deutschen Kunst gehören; man wird nicht satt, des Adels ihrer Formen zu genießen."

Was die Person Diefenbachs selbst anbelangt, so steht es einem Staate, einer Gesellschaft gar nicht gut an, einen ehrlichen Mann, einen beachtenswerten Künstler seiner an und für sich harmlosen Eigenthümlichkeiten wegen nachgerade zu verfolgen und brutal in seine heiligsten Rechte einzugreifen. Übrigens ist es bedeutend angelegten Schwärmern zu aller Zeit so ergangen und unserer Cultur kann es schließlich am wenigsten zugemuthet werden, einsichtsvoll und gerecht zu sein.

R.

Die Flüchtlinge. Eine Geschichte von der Landstraße von Wilhelm Speck. (Leipzig. Fr. Wilh. Grunow. 1894.)

Diese Zeilen haben nicht den Zweck zu kritisieren, dafür sind die literarischen Blätter und die Literaturästhetiker vorhanden, sie haben nur einzugestehen, dass ihr Verfasser von der Lectüre oben angedeuteten Werkes nachgerade entzückt war. Er betont einzig nur die im Werke vorkommende Darstellung der Vagabundengestalten, die zu dem besten gehört, was wir in dieser Gattung aufzuweisen haben. Des näheren möge der Leser sich selber an der Erzählung überraschen und erfreuen. M.

Der Poet im Dorfschulhause. Ausgewählte Gedichte von Johann Peter. (Großenhain. Baumert & Ronge. 1894.)

Dass sie von der naturalistischen Schule sind, kann man diesen Gedichten nicht nachsagen, sie gleiten sachte im guten alten Geleise dahin. Es sind zumeist liebliche Blüten eines poetischen Gemüthes, das sich nur vor einer anempfundenen Stimmungsseligkeit und Sentimentaltät zu hüten hat. Etwas kecke Ursprünglichkeit könnte man bei Waldpoesie schon vertragen. Und Böhmerwaldpoesie ist es ja, die der Verfasser hier mit erklecklicher Formgewandtheit darbietet. Einzelne der Lieder sind so mundgerecht und geschmackig, dass sie im Volksmunde wohnen könnten. Dort wären sie noch viel besser geborgen, als im Büchlein.

M.

Gretchen Pech. Von Alex. Rumpelt. (Dresden. Fr. Tittels Nachfolger. 1894.)

Eine Geschichte für stille Leute nennt sie der Verfasser und das deutet schon an, dass der Wert des Büchleins in seiner rührenden Innerlichkeit liegt. Wahr erdacht, wenn man so sagen dürfte, und gut gemacht, damit bezeichnet man die Erzählung trefflich. M.

Grillparzers sämmtliche Werke. Herausgegeben von A. Sauer. Neue Lieferungsausgabe. Erscheint vollständig in vierzig Lieferungen, alle vierzehn Tage eine Lieferung. (Stuttgart. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger.)

Langsam, aber sicher hat Grillparzer seinen Weg gemacht. Der Stein, den ehedem die literarhistorischen Bauleute verworfen haben, ist zum Eckstein, und das Bewusstsein von seiner Bedeutung zum Gemeingut geworden. Nichts beweist diese Thatsache schlagender als die Zahl der Auflagen seiner „Sämmtlichen Werke": Zwei Jahrzehnte nach des Dichters Tod ist eine fünfte Auflage nöthig geworden. In der neuen Auflage ist alles irgend erreich-

Glücke gänzlich zu entsagen und sich der heiligen Muttergottes zu weihen. Obschon sie einen braven adeligen Junker wahrhaft liebte, so wie er sie, und obschon es vor Ablegung des Gelübdes zwischen beiden zu mancherlei Erklärungen kam, welche bei tieferen Gemüthern nachhaltigen Eindruck erzielen und dann die schönen Eigenschaften Hoffnung, Vertrauen und Treue im Gefolge haben, und obwohl dann ferner — nach der Rettung des Mädchens — ihr Geliebter sowohl, als die sehr würdige Äbtissin Cordula, deren Charakter im Epos prächtig geschildert ist, darauf hinweisen, dass durch Vermittelung des Bischofs eine Milderung oder Umwandlung des stillen Gelübdes von der Kirche erreichbar sein dürfte — beharrt Priska auf ihrem Entschluss und weist die Bestürmungen des Geliebten endgiltig ab. Wir stellen eine wahre, echte Liebe sehr hoch, jedenfalls ebenso hoch, als die volle Entsagung, die wir indessen nicht als unlogisch an sich hinstellen wollen, insbesonders nicht, wenn die betreffende Person durch irgendwelche Ereignisse innerlich und wirklich von der Nichtigkeit alles irdischen Glückes überzeugt wird. Andernfalls — aber nicht. In der „Alten Erzählung“ nun scheint dieser Conflictpunkt nicht so behandelt zu sein, wie es geboten wäre; denn da Priska ihre Entsagung thatsächlich als Opfer empfindet und da dem Gelübde wahre Liebe und die Möglichkeit einer ehrenhaften Lösung derselben gegenüber stehen, so wäre ein anderer Ausgang befriedigender, weil — natürlicher!

Einen sechsten Gesang, in welchem ein solcher Ausgang herbeigeführt, oder der von Natur aus zur größten Frömmigkeit neigende Charakter Priskas eingehender beleuchtet wird, hätten wir gerne gelesen. Der Stoff ist gegeben und er hätte sich vielleicht — bei Überschreitung der Grenzen der Erzählung — zu einer großartigen Dichtung ausbauen lassen, zu welcher der Autor — es beweist dies jede Strophe seiner Gesänge — zweifelsohne die ausreichendste Begabung besitzt.

Der Kampf zwischen optimistischer und pessimistischer Lebensanschauung kann zwar nicht durch die bewussten Äußerungen eines jungen Mädchens in einem Epos ausgefochten werden, allein der Grundempfindung, die da zum Handeln zwingt, sollte und könnte doch mehr Ausdruck verliehen werden. Da dies nicht geschieht, so erscheint Priskas Handlungsweise einzig und allein mit Rücksicht auf die Zeit der Handlung, eine Zeit, in welcher die Glorie der Heiligkeit eines entsagenden Lebens besonders helle glänzt, einigermaßen erklärlich. Die innere, psychologische Wahrscheinlichkeit gewinnt dabei aber nicht, insbesonders, wenn man berücksichtigt, dass Priska bei ihrer Selbstrettung den Beweis erbrachte, in ihr stecke auch ein Charakterkern voll Kraft, Gesundheit und Muth.

Ungeachtet dieser Umstände, die der Leser empfindet, finden wir das Werk äußerst lesenswert, es ist eine überaus wirksame Empfehlung für künftige Arbeiten des Dichters, und wir wünschen nur, dass es auch in größeren Lesekreisen jenen Anwert finden möge, den es wegen seiner vielen poetischen Schönheiten in der That verdient. A. G.

Ein Sonderling und sein Werk. Eines der seltsamsten Menschenschicksale trägt der Maler Wilhelm Diefenbach. Die Natur hat ihm ein heißes, den Idealen erglühendes Herz gegeben, und einen trotzigen Sinn. Das was andere sprechen und lehren — er lebt es. „Naturgemäße Lebensweise“ in Nahrung, Kleidung, Wohnung, in allem — das ist sein Fall; in hemdartigem Talare spazierte er barfuß in der Stadt München umher, seine Kinder ließ er nackend herumlaufen in seinem abgeschlossenen Landwinkel.

Sie blieben unverdorben und gesund, doch den baierischen Richtern schien das staatsgefährlich und unsittlich zu sein, sie sperrten ihn ein. Als der Mann frei wurde, that er wie früher, da haben sie ihm seine Kinder weggenommen.

Der Mann ist bekanntlich Maler, und das noch dazu ein bedeutender. Die meisten seiner Bilder zeugen herrlich von deutschem Gemüth und christlichem Geiste. Unausgebildet liegt in ihnen eine geniale Art. Aber er kam in den Geruch, als betreibe er seine eigenthümliche Lebensweise der Eitelkeit und der Reclame wegen, während er doch nur unerschrocken seiner Natur nachlebt und zur Reclame vielmehr von anderen missbraucht wurde. Die Erfahrungen, die Diefenbach bei der Ausstellung seiner Bilder vor zwei Jahren im Wiener Kunstverein gemacht, gehören zu den herbsten, fast unglaublichen Leidensstationen eines deutschen Künstlerlebens. Aber Trost fand er in seiner Kunst, in seinen Idealen. Und damals, als man ihm die geliebten Kinder weggenommen und er dadurch bis an die Grenzen der Verzweiflung gebracht worden war, schuf er ein Werk, das an Originalität, reizender Ausführung und hochpoetischer Weltanschauung seinesgleichen suchen kann. Es ist eine Bilderreihe von Silhouetten, welche er im Vereine mit seinem Schüler Hugo Höppener ausführte, wie er selbst sagt, als Ausdruck seines Empfindens für die Kinderwelt im allgemeinen, als Andeutung seiner Weltanschauung, seiner Kunstauffassung und seiner Lebensbethätigung, sowie als Andeutung seines Schicksals. Das Werk nennt sich „Per aspera ad astra“. Ein Lebensmärchen von Wilhelm Diefenbach. (Wien. Commissionsverlag von V. A. Heck.) Der deutsche Kunstkritiker Avenarius äußert sich über diese eigenartige Schöpfung unter anderem wie folgt:

Heimgarten

Juni 1894.

9. Heft. 18. Jahrg.

Maria-Buch.

Eine Wallfahrtsgeschichte von Hans Grasberger.

(Fortsetzung.)

Beim Doctor und in der Dreikönigskeusche.

Um die Wallfahrt der Kärntnerin mit dem todten Kinde spann sich selbstverständlich bald ein Gerede. Das Gerücht bemächtigte sich derselben und dieses ist von Haus aus leichtfertig oder gehässig; es übertreibt, entstellt und verdächtigt. Eine Kindesmörderin hat man eingebracht, hieß es, eine Fremde aus dem Lavantthal. Ihr Kind hat schon „ein G'ruchen g'habt" und doch hat sie noch immer so gethan, als müsst' es in Maria-Buch die Augen aufschlagen, zappeln und nach der Mutterbrust verlangen, eine abgedrehte Dirn, eine scheinheilige, die sie sein muss. Und eigens die Kirche hat sie sich aufsperren lassen, und allein hat sie drinnen sein wollen, und was sie da gemächelt und gedächtelt, nicht einmal der Messner hat's sehen dürfen. Den hat sie ja bestochen gehabt und ihr Liebhaber muss wohl danach sein, dass sie das thun kann. Ist sie denn so hübsch?

bare aus des Dichters Nachlass mit aufgenommen, der Text mit echter Philologentreue behandelt und angeordnet, durch vorzügliche Einleitungen dem Verständnis zu Hilfe gekommen, kurz äußere Vollständigkeit und innere Vollkommenheit erstrebt — und das mit glücklichstem Erfolg; dafür bürgt schon der Name des Herausgebers, als ersten Grillparzer-Kenners der Gegenwart. V.

Für die Jugend des Volkes! Illustrierte Monatsschrift zur Bildung und Belehrung. Herausgegeben von Karl Hilber und Franz Mariner. Zweiter Jahrg. (Baden bei Wien.)

Diese kleine herzige Zeitschrift, welche auch in einzelnen Heften bezogen werden kann, enthält in ihrem zweiten Jahrgange an fünfzig Erzählungen, nebst zahlreichen Liedern, Sprüchen, Scherzen, Belehrungen und allerhand Kurzweil für die Jugend. Sie ist von erfahrenen und gewissenhaften Schulmännern zusammengestellt und theils selbst geschrieben. Sehr zu empfehlen. R.

Von Dr. Willibald Müllers **Volksadvocat** (Verlag von Karl Prochaska. Teschen) ist nun die sechsundzwanzigste (Schluss-) Lieferung erschienen.

Alpennovellen. Von Bodo Wildberg. (Dresden. E. Pierson. 1894.)

Postkarten des „Heimgarten“.

A. M., Bruck: Wenn Sie in den siebzehn Jahrgängen des „Heimgarten“ die Beiträge des Herausgebers genauer durchsehen wollten, so dürften Sie an der Redlichkeit und Beständigkeit seiner christlichen und deutschen Weltanschauung vielleicht nicht gar viel auszusetzen finden.

A. K., Hirschberg: Gut verstehe ich Ihren Standpunkt, bin selbst häufig von ähnlicher Stimmung beseelt. Nur in den wenigen Augenblicken, da der Humor uns zu einer höheren Lebensauffassung emporhebt, empfinde ich die Wahrheit, dass der Mensch erst dann frei und sittlich sein wird, wenn es ihm gelingt, die Liebe und Pietät, die er so oft an leblose Dinge verschwendet, auf Lebewesen zu concentrieren. Auch ich zweifle an den angegebenen Vortheilen, die durch medicinische Studien an Leichen und Menschengerippen für die Lebendigen erreicht werden sollen, aber ich sehe die Absicht, daraus Wissen und Hilfe für die Leidenden zu schöpfen, und deshalb kann in solchen Fällen von Pietätlosigkeit keine Rede sein. — Übrigens sollte man es sich und seinen Kindern lehren, heiter mit den Todten zu tafeln. R.

P. P., Brünn: Antworten Ihnen mit Eicherts Worten: „Weg mit der Pfaffen Aberglauben! — So hört' ich jüngst ein Dämchen sagen. — Das Dämchen lebt — vom Kartenschlagen.“

J. U., Weimar: Den sehr beherzigenswerten Aufsatz „Die Reform der Geselligkeit“ von Ludwig Fulda, finden Sie im „Vom Fels zum Meer“ 1893/94. 8. Heft.

H. R., Wien: Antworten Ihnen mit Eugen d'Albert: „Ein Musiker, als winziges Theilchen des Musik-Makrokosmus, vermag ebensowenig über dessen Schicksal zu urtheilen, wie der Wassertropfen zu sagen weiß, wohin die Welle ihn trägt. Nicht einmal der jetzige niedrige Wasserstand würde ihm dies erleichtern.“

* Der Verein der deutschen Böhmerwäldler in Wien (Kolingasse 6) beabsichtigt, den kürzlich verstorbenen Bürgerschuldirector Jordan Cajetan Markus an seinem Geburtshause Friedberg in Böhmen eine Gedenktafel zu errichten. Markus hat sich besonders um den Böhmerwald verdient gemacht. Dann heißt es im Aufrufe: „Unvergängliche Verdienste erwarb sich Markus um seinen größten Heimatsgenossen Adalbert Stifter und dessen Werke, für deren Verbreitung in immer größere Schichten des Volkes er unablässig thätig war. So wurde er auch der Schöpfer jenes gewaltigen, den Manen Adalbert Stifters geweihten Riesendenkmales, das von den poesievollen und poetisch verklärten Höhen des waldumrauschten Blöckensteins, wo des Dichters lieblichste Novelle „Der Hochwald“ spielt, weit in die Ferne blinkt.“ Es ist immer erfreulich, wahres Verdienst geehrt zu sehen und wir wünschen der Sammlung, die für die Gedenktafel unternommen wurde, besten Erfolg.

M. O. L., Dresden: Die Depesche aus Düsseldorf kam nicht von der Stadtvertretung, wie Sie lasen, sondern vom deutsch socialen antisemitischen Verein.

* Bitten unaufgefordert Manuscripte nicht schicken zu wollen.

Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger. — Druckerei „Leykam“ in Graz.

überlegen, er, der sichere Paragraphen-Mann. Es begreift sich sonach auch, dass die Anspielung auf die Kirchenbuße und auf die schöne Natur von seinem Stammsitz unter den Tisch gefallen.

Einer, der in Judenburg eine Art Standquartier hatte, erschrak nicht wenig, als von der Kärntnerin und ihrem todten Kind die Rede gieng. Es ist dies der lange Veit, der Fuhrmann. Dass die herzlosen Anschuldigungen und Verwünschungen seinen Schützling, die Gertrauder Marie betrafen, musst' er bald erkennen, und es wollt' ihm schier das Herz abdrücken. Er hätte laut ausrufen mögen: so ist die Geschichte nicht, so kann sie nicht sein, und für die Lavantthaler Dirn leg' ich meine Hand ins Feuer! Aber was half's? Sein schwerfälliger Bedacht, sein engbegrenzter Fuhrmannswitz konnte gegen den leidenschaftlichen Sturm nicht aufkommen. Und wo sollt' er's anbringen können, was er von der Armen weiß und von ihr hält? Der Fuhrmann gehört auf die Straße und nicht vor studierte Herren. Und fasst er's denn selber, kann er sich's erklären, wie das brave Mädchen zu einem Kinde und das Kind ums Leben gekommen? Nein, nein! Ein großes Unglück hat's abgesetzt; sie kann nicht schlecht geworden sein, die Marie nicht, sagt er sich; aber es ist ihm doch leid um sie, als wie wenn ein schönes Haus abgebrannt, als wie wenn ihm alle Rösser umgestanden wären. Ich soll mich weiter um die Dirn umschauen, und der Frau Groggerin Post sagen lassen ... o du mein Gott! Die gute Seel' in St. Gertraud erfährt's noch früh genug. Vielleicht hat er ein Einsehen, der Himmel, und ruft die verlassene Mutter zu ihrem Kinde ab; es wär' vielleicht eh das Bessere ...

So denkt der lange Veit und fährt recht tief ins Unterland.

Marie war schwer erkrankt. Nach Wochen stellte sich erst die Wendung zum Besseren ein. Da klärte sich der Geist, aber die Schwäche war noch sehr groß; und wie sie von Kräften gekommen war, so wechselte auch ihr ganzes Aussehen. Eine Weile schien sie sehr gealtert, dann aber begann sich eine neue, bleichere und feinere Jugend zu entwickeln. Der Doctor hatte eine Freude an diesem erneuten Leben und seine Mutter nahm sich des unglücklichen Gastes mit der lautersten Menschenfreundlichkeit an. Sie wollte Einblick gewinnen in das verstörte Gemüth und dasselbe wieder aufrichten; mit mütterlicher Zärtlichkeit und Sorgfalt suchte sie dem verlassenen fremden Kinde beizukommen und das grause Schicksalsräthsel desselben sollte sich ihrem berechtigten und schonenden Mitgefühl gegenüber aufthun.

Aber gerade an ihrem Zartsinn lag's, dass sie von der Armen weniger begriffen wurde. Diese Behandlungsweise gieng von einem zu hohen Gesichtspunkte aus; sie verblüffte und verwirrte das Naturkind. Hätte die Frau Schlag vornehm gethan: Gnade von oben verstand das einfache Geschöpf; es würde gedankt und sich gedemüthigt haben. Doch ungemessene Güte als etwas Natürliches und Selbstverständliches hinzu-

Wie man nur so fragen kann: ist doch auch der Doctor, der ledige, ganz vernarrt in sie. In seinem Haus hat er sie und er läſst sie noch immer nicht fort. . . . Das Nervenfieber hätt' sie, sagt er, und vielleicht hat sie ihn selber schon damit angesteckt; wer sollt' denn auch nicht schnappen, wenn ihm die gebratenen Tauben in den Mund fliegen? Nicht wahr ist's, daſs sie der Bucher Pfarrer selber eingeliefert, und wenn schon, so hat er die rechte Adresse verfehlt; denn in den Kotter, zum Criminalactuar gehört sie, und der hat Haare auf den Zähnen, der läſst sich nicht um den Daumen drehen, ganz im Gegentheil, der wird ihr schon die Daumschrauben anzulegen wissen. Mit dem guten Herrn Pfarrer hat sie's freilich leicht gehabt; dem hat sie nur so was wie eine Kirchenbuß' vorzumachen gebraucht! Und sollte nicht nachher der Doctor dem Pfarrer auf den Leim gegangen sein? Ein Freigeist sein will er und spielt mit ihm unter einer Decke! Und ein hochmüthiges Ding über einand' ist sie, die Landstreicherin; wie sie nur dort gesessen ist vor der Kirchenthür und die längste Zeit sich über die armen Wallfahrer lustig gemacht hat! Und mit der Schönheit soll's just auch nicht so weit her sein; wie eine Wetterhex' hätt' sie ausgeschaut, sagt man. Die „Guster“ sind halt verschieden; aber daſs sie zuletzt auf dem Schub in ihr Landl zurück muſs, das ist gewiſs . . . wir haben Scherereien genug mit unseren eigenen Leuten. Auf den Schub? Lächerlich; mit einer Kindsmörderin macht man einen kürzeren Proceſs. . . .

Das klang nicht liebevoll, das war ungereimtes Zeug; aber an beides kehrt sich das müßige Gespräch nicht. Und einen Stamm, einen greifbaren Halt hatte das wuchernde Geranke immerhin. Ja, so willkürlich die Vermuthungen umsprangen, in einem Stücke trafen sie sogar das Richtige.

Der Actuar ist wirklich ein heikeliger Herr. Er ist ein reizbares Männchen durch und durch; auf seinem bartlosen, schmalen, zitterigen Gesicht ist das Roth des Eifers und der Erregtheit fast die beständige Farbe. Er ist tüchtig und nicht ohne Scharfsinn; aber es fehlt ihm die Gelassenheit; und so verbohrt sich sein Witz nicht selten. Sein galliges Wesen schlägt überall vor und wer ihn willkommen geheißen, möcht' ihn im nächsten Augenblicke schon wieder gehen sehen, ja ihm wohl gar dazu behilflich sein. Die Amtsgenossen finden ihn schwierig und unausstehlich, aber seine zufahrende Weise erfreut sich doch auch manchen Anklanges; er ist das, was sich das Volk unter einem strengen Richter vorstellt. Für ihn steht es fest, daſs die Kärntnerin, obwohl sie noch nicht vernommen werden konnte, also noch nicht unter seine Klauen gerathen war, eine Kindesmörderin, eine Simulantin sei, welche in Maria-Buch eine ausgesuchte Komödie aufgeführt habe. In dieser Auffassung fühlt er sich dem Pfaffen und dem Pflasterschmierer gegenüber nicht wenig

solches Ansehen genießen sie; nichts zu verbergen haben sie, und kein Mensch kann ihnen was Unrechtes nachsagen.

Bittere Thränen entpresste ihr die Scham; sie hätte sich verkriechen, vergraben mögen, und ein Gefühl bemächtigte sich ihrer, das sie bisher noch nicht gekannt hatte, für das sie keinen Namen wusste. Es ist dies der Neid der schuldlos Geächteten.

Nein, nein, da herein gehör' ich nicht, sagte sie sich. Das ist ein schöner Garten und die Distel wächst auf dem staubigen Rain. Aus sein müsst' es mit ihrer Lieb', wenn sie wüssten, woher ich bin; so ein Schandfleck passt nicht in ein reinliches Haus. Und ein schlechter Dank wär's, wenn ich mich aufknöpfen ließ'. Wenn ich einmal draußen bin, können sie alles erfahren und ach, es macht mich ja auch nicht schöner, dass noch so viele andere nicht besser dran sind.

So kam's, dass die Frau Schlag mit ihrem Schützling nicht ganz zufrieden war; sie klagte das auch ihrem Sohne: „Ich gebe dir recht, die Marie ist ein seltenes Mädchen und ihr Schicksal muss jeden dauern, der ein fühlendes Herz hat. Aber braucht sie so verschlossen zu sein, wo ihr Theilnahme entgegenkommt? Ich meinte, es müsste ihr eine Erleichterung schaffen, sich einer Frau, einer Mutter gegenüber aussprechen zu können. Aber so oft und so schonend ich auch auf ihre dunkle Vergangenheit anspielen mag, sie weicht mir aus, wird unruhig, und quälen will ich sie denn doch nicht. Wenn sie sich in ein vortheilhafteres Licht stellen wollte, wäre mir dies noch erklärlich; aber sie klagt sich im Gegentheil maßlos an, möchte lieber heute als morgen die Strafe antreten, hat ein grausames Verlangen darnach und bekennt doch nicht, auch dem wohlwollendsten Andringen gegenüber nicht, wessen sie sich eigentlich schuldig fühlt. Es kann ja nicht so schlimm stehen um sie, oder ich müsste mich sehr täuschen. Sie ist erkenntlich, sie möchte am liebsten bei Heller und Pfennig abverdienen, was wir für sie thun konnten, und in der Art, wie sie mir ihren Dank bezeigen zu müssen glaubt, ist oft ein Ungestüm, das mich verlegen macht. Es wäre mir lieber, wenn sie mir ihr Herz erschließen wollte. Ich muss fürchten, dass ihr meine Weise eher weh thut und ihr krankhaftes Gemüth mehr verschüchtert als aufrichtet."

„Aber liebes Mütterchen", antwortete der Doctor lächelnd, „wo nähmest du auch die Autorität her, ein so sprödes Gemüth zu beugen? Deine Art ist Milde, Sanftmuth, zagende Rücksicht — verzeih, wenn ich mich nicht schicklicher auszudrücken weiß, — und dieses fremde Mädchen ist ein Gewächs, das sich nur schmeidigt, wenn man es derb anzufassen vermag. Es ist viel ursprüngliche Leidenschaft in der Gertrauderin und da und dort kommt sie auch zum Vorschein, so in dem überschwänglichen Vertrauen, von dem der Pfarrer geschrieben hat, so in den Selbstanklagen und Dankesäußerungen; aber glaube mir, das Lauterste, Goldigste,

nehmen, war die Gertrauder Marie so wenig gewohnt, dass sich dagegen eine Art Misstrauen regte, ein letzter Rest von Stolz auflehnte. Sie will nicht so gehalten sein, sie hat's nicht verdient, sie will lieber gleich in die Straf' kommen als länger eine Prinzessin abgeben müssen! Oder sie denkt sich: vielleicht werden die armen Seelen auch in ein gutes kaltes Wasser gethan, ehe sie ins höllische Feuer müssen. So scheu und unerkenntlich geberdet sich ein Vogel, der nicht für die Freiheit innerhalb der vier Wände, für den Käfig bestimmt ist; so wird dem, der in der scharfen Gebirgsluft aufgewachsen ist, schwül in der wohnlicheren Ebene; so wird den Bauern unheimlich zumuthe, wenn sich die Herrenleute mit ihnen gemein machen.

Eine der ersten Äußerungen der Wiedererwachenden war: „Wo bin ich denn? und wer zahlt denn für mich? Gewiss die Frau Groggerin . . . es sieht ihr völlig gleich."

Es kostete viele Mühe, ihr begreiflich zu machen, dass niemand für sie zu zahlen brauche, dass man nichts von ihr verlange, dass sie sich gut geschehen lassen müsse, um gesund zu werden, und dass sie in ein gutes Haus und zu Leuten gelangt sei, denen es eine Freude bereite, ihr wieder zu Kräften zu verhelfen.

Ach, hättet ihr mich lieber sterben lassen, es wäre so leicht gewesen und ich hätt' gar nichts gewusst davon; so aber geht die Geschicht' von neuem an und ich soll Honig schlecken, eh man mir die bittere Galle eingibt . . .! dachte auf diese Auseinandersetzung hin die Arme; aber auszusprechen getraute sie sich's nicht, aus Furcht, damit ihre Wohlthäter zu kränken. Sie schaute nur verwundert drein, als thäte sich ihr eine neue unverständliche Welt auf.

Sie wollte, sobald es angieng, aufräumen helfen; sie wollte sich in der Küche zu schaffen machen, aber auch das wurde nicht zugelassen; sie müsse sich noch schonen, hieß es, und sie lächelte bitter; ich soll mich schonen für die Strafhausarbeit, für den Galgen wohl gar, das ist ja rein die verkehrte Welt! Aber sie meinen es gut mit mir, so viel gut. Woher sollt' ich wissen, dass es auch solche Menschen gibt? Und wenn ich auch vor ihnen niederfallen und ihnen die Händ' und die Füß' küssen möcht' wie den Heiligen in der Kirche: es wär' doch kein rechtes Vergeltsgott, und sie verstehen mich nicht.

Und noch eins machte die unglückliche Marie befangen. Sie bemerkte, wie zärtlich der Sohn mit seiner Mutter umgieng, und wie dieser das Herz lachte, das Auge leuchtete, wenn sie seiner, des Vielbeschäftigten, ansichtig wurde, wenn sie auch nur seinen Schritt hörte. So also, dachte sie sich, sind die Leute, die einen ehrlichen Namen haben; so gut und freundlich sind sie gegen einander; ein solcher Frieden ist im Haus und

Denn er hat genug gesehen; ein artiger Störenfried aber entschuldigt sich. „Wie", fragt er, „sollt' ich mich nicht gehörig angemeldet haben? Dass ich ungelegen komm' . . . ich mach' es nicht ungeschehen, wenn ich auch gleich wieder verschwinde. Und lasst euch nicht stören, kann ich doch auch nicht sagen."

Auf einmal sieht er näher zu und mit seinem Spass ist's aus. Aus einem ganz anderen Ton fragt er: „Ist das nicht der Kohlschreiber von St. Gertraud, und Huber heißt er? Dass du dir, Resi, hie und da eine kleine Schadloshaltung vergönnst: ich kann dir's nicht verübeln und du weißt eh, wie ich's mein! Aber mit diesem — Lumpen da lass dich nicht ein."

„Fuhrmann, das verbitt' ich mir . . ."

„Ja, Fuhrmann bin ich und eine Geißel hab' ich, und wenn ich einen damit durchpeitschen möcht', so ists der, und meine Rösser sollten aufschauen, was ich in dem Stück vermag."

Der junge Mensch wollte den Lästerer anspringen und an der Gurgel fassen.

Der aber schnellt ihn ab und ruft ihm grimmig zu: „Dass er sich nicht weiter rühr', sonst vergess' ich mich!"

Nun aber war die Resi soweit gefasst, dass sie aufbegehren konnte: „Veit", sagte sie, „ich lass' mir meine Gäst' nicht schimpfieren. Ist er denn verrückt?"

„Sollst gleich sehen, dass ich's nicht bin. Nicht rühren, sag ich! Und du horch auf: Draußen in Judenburg haben sie eine kärntnerische Wallfahrterin aufgegriffen. Als Kindsmörderin steht sie vor Gericht, eine schreckliche Krankheit hat sie durchgemacht. Wildfremde Leute glauben an ihre Unschuld, haben sie gelabt und gepflegt. Aber der, der das liebe Geschöpf ins Unglück gebracht hat, der sitzt da und hat Zeit und Lust, auf und auf, so weit die Straßen lang ist, heut' der und morgen einer andern schön zu thun. . . ."

„Das wär'st du, Huber?" ruft die Enttäuschte dazwischen.

„Ja, Resi, und zu deiner Witzigung sei's gesagt. Und der junge Herr kann sich jetzund empfehlen, wenn's beliebt. Aber komm' er ja nicht meinen Rössern zu nah, sie schlagen aus."

Und kläglich war des Kohlschreibers Abzug, so sehr er denselben auch durch aufgeraffte Steine, als welche man Kraftworte wie: der Esel, der Fuhrmannsstrick, Verläumder, gemeines Volk, und dergleichen betrachten kann, zu decken suchte. Wie kam aber dieser vielseitige Schmarotzer überhaupt ins Bereich der Dreikönige?

Huber ist ein geschickter Arbeiter, ein flinker Rechner; in dienstlicher Beziehung ist er bei seinem gräflichen Herrn gut angeschrieben. Schon vor Jahr und Tag war er so gestellt, dass er sich einen selbständigen häus-

oder Glutigste drängt sie gewaltsam zurück. Es ist unsere zahme Weise, was sie verschüchtert. Vom leidigen Bildungsmenschen zur einfachen Natur zurück schlägt sich nicht leicht eine Brücke. Schon die überstandene Krankheit hat überdies eine seelische Unsicherheit zur Folge; die schreckliche Vergangenheit erscheint der Armen wie ein schwerer Traum, in welchen sie sich noch nicht recht zu finden weiß, und ihr ungewisses Schicksal vor Gericht wirft über ihr Wesen einen verdüsternden Schatten voraus. Also schone ihr zages, aber im Geheimen aufkochendes Gemüth. Dass wir ihr wohlwollen, wird sie hinterher um so klarer erkennen; sie ist an Kopf und Herz ein ungewöhnliches Geschöpf, und es thut ihr sicherlich gut, zeitweise aus dem Bannkreise der Verstoßenen herausgekommen zu sein."

„Du machst sie ja zu einem förmlichen Ausbund merkwürdiger Eigenschaften."

„Misstrau' mir nicht, Mütterchen! Wer einmal auf halber Leiter ist, steigt besser aufwärts als wieder zurück."

Und Mutter und Sohn wussten sich eins in Liebe und Leben.

Um diese Zeit kam der lange Veit als Weinführer aus dem Unterland zurück und sobald er hörte, dass die arme Marie wieder hergestellt sei und nächster Tage schon vors Gericht müsse, gab's ihm einen Stich im Herzen. Er hatte der guten Groggerin in St. Gertraud noch immer nicht Post sagen lassen. Was musste sie von ihm denken und wie sich abhärmen um das Schicksal der Verschollenen, welche von ihr wie eine Tochter gehalten worden! Also jetzt schnell ins Lavantthal, und sollt' es mit halber Fracht geschehen!

Den anderen Morgen zog er auch schon die wohlbekannte Sattelstraße aufwärts. Es ist ihm nicht leicht ums Herz und so mag's wohl kommen, dass sein Peitschenknall weniger lustig und laut erschallt. Und dass er seinen Schmiss schont, merkt er vielleicht selber nicht.

Dafür erstaunt er umsomehr, die muntere Dreikönig-Resi nicht schon vor der Thüre zu sehen. Und auch das grüne Sammtkäppchen des Alten kommt nicht zum Vorschein.

Sein Gespann findet von selbst zum Trog und der lange Veit betritt die Zechstube.

Fahren da zwei glührothe Gesichter auseinander, als hätte ein's am andern ein Gespenst erblickt!

Dieses steht aber nicht zwischen, sondern neben ihnen. Ei ja, für verwirrte Augen mag der Hagere im langen Kittel immerhin etwas Spukhaftes haben.

Und er lächelte so boshaft, der Unheimliche, als wollt' er sagen: „Mir scheint, da hab' ich eine Brandstiftung vereitelt und wenn's gezündet hätt', hätt' doch i ch nicht zu löschen gebraucht."

Vergebens redet er sich ein, der Huber: der lange Blaukittel ist ein Grobian, ein ordinärer Kerl, ein gemeines Lästermaul und was der von der Straße aufliest, ist in den Wind geredet; das ist höchstens gut genug für die Schwemm', dringt aber nicht ins Extrazimmer und an den Herrentisch. . . . Was ihm dieser ungeschlachte Mensch versetzt hat, sitzt gleichwohl und dringt tiefer, als sich's der Vielgeliebte gestehen mag.

Ja, es ist diese gemeine Straßenfigur, dieser grobe Kerl, dieser ungebildete Mensch, der ihm ein Bild vors Auge beschworen, welches er denn doch nicht ohne weiteres zu bannen vermag. Und dies vorwurfsvolle Bild heißt M a r i e: jetzt ein liebes, feuriges, herziges Mädchen, wie er noch kein anderes kennen gelernt, und jetzt verhärmt, krank, schrecklich angeklagt und einer Verurtheilung entgegensehend, von welcher sich ihre Ehre, ihre Lebensfreude unmöglich mehr erholen kann!

O, der Zärtliche, der Gehätschelte ist nicht ohne Gefühl, nicht ohne Gewissen! Hört nur, was er sich sagt. Ja, ja, meint er, ich bin der Armen einen Besuch schuldig. Ich weiß ihr auf gute Art beizukommen, und das wird sie trösten. Sie wird mit sich reden lassen; eine frühere Geliebte in solcher Lage muss erkenntlich dafür sein, wenn man überhaupt noch ihrer gedenkt. Und von den Wehleidigen, Klagenden, „Raunzenden“ ist sie nie gewesen; also kann ich's schon wagen, sie wiederzusehen, wenn ich derlei Scenen auch gern aus dem Wege gehe. Freilich selbst im günstigsten Falle ist's aus und bleibt's aus zwischen uns; sie wird's auch einsehen. Mit einer so ungeschickten Person kann sich unsereins unmöglich länger abgeben wollen. Was hätt' es denn auch verschlagen, wenn im Groggerhaus ein Bübchen mehr herumgelaufen wäre? Und die gute Alte hätte sie nach wie vor im Dienste behalten. Von der Marie hätt' ich am allerwenigsten eine solche Tactlosigkeit, solches Aufsehen erwartet, und übel daran ist sie in der That. Also ich will ihr meine Theilnahme bezeigen, und dabei bleibt's. Es soll in Judenburg mein erster Gang zu ihr sein. Mehr lässt sich freilich nicht thun und Malheur bleibt Malheur. Es ist gut, dass ich bald in andere Verhältnisse komme. . . .

So Huber. Ja, man traue einem Eitlen, einem Selbstling Herzensgroßmuth zu!

Derlei Menschen müssen tüchtig gewalkt werden, wenn sie einen inneren Halt gewinnen, wenn sie zur Einsicht gebracht werden sollen. Es ist ihnen gar wohl zu gönnen, wenn sie gelegentlich aus dem Regen in die Traufe gerathen.

Zu schicklicher Stunde betrat der Kohlschreiber das Haus des Bezirksarztes, mit dem Bewusstsein, selbst auf dem kurzen Wege hieher nicht unbemerkt geblieben zu sein.

lichen Herd hätte gründen können. Er hatte Wohnung, Holz und Licht frei; leicht hätte sich dazu auch ein Gärtchen, eine kleine Stallwirtschaft, Ross und Wägelchen gefunden; und der Forst hätte ihm ab und zu Stücke leckeren Wildes ins Haus geliefert. Aber Huber war ein loser Vogel und wollte es gern länger bleiben. Er hatte Geld und damals gab's noch was aus, auch wenn man's verthun wollte. Er gefiel den Dirnen und er machte sich kein Gewissen daraus, die ein' und die andere zu beschwatzen. Er wollte das Leben genießen, hatte aber für den Kern, für die Würze desselben noch wenig Sinn. Derlei Löffler aus allen Schüsseln gibt's und hat's zu allen Zeiten gegeben, und der Verwöhnte wird eitel.

Nun hatte der Graf draußen im Murthal ein neues Werk angelegt, das einen größeren Aufschwung nehmen sollte. Er schickte die umsichtigsten Leute dahin, die Sache in Gang zu bringen. Nicht der letzte darunter war der Kohlschreiber. Derselbe durfte sich sogar schmeicheln, mit erhöhten Bezügen dem neuen Unternehmen für die Dauer zugetheilt zu werden, und die Nähe Judenburgs, eines regen Städtleins, das er noch nicht kannte, hatte nicht geringen Reiz für ihn; und so war er in der letzteren Zeit schon mehrmals unterwegs zwischen seiner alten Schreibstube und einem Bestimmungsorte, von welchem er sich mehr versprach.

Und wenn er so des Weges zog, hatt' er nicht nur auf Waldbestand, schlagbare Hänge, leichte Zufuhr, Sägmühlen und Kohlenmeiler, überhaupt auf alles acht, was mit seinem rußigen Geschäfte in Verbindung stand, sondern er blickte dabei auch gerne nach der Jugend Milch und Blut, nach lebfrischen Gesichtern aus.

So a z'nichte Keuschn,
So a finstrer Grabn:
So a scheans Deandl
Söllt's do besser habn!

Dacht' und sang er, als er zum erstenmal des kleinen Dreikönig-Wirtshauses ansichtig wurde, d'raus soeben die muntere Resi hervorgetreten. Rasch entschlossen kehrt' er zu, denn ein hübscher Anblick hat schon oft den Durst gezeitigt. Und gut hat er's getroffen, denn der Alte kostete wieder einmal die Gegend des Marweins (Markwein, von der windischen Mark so genannt) ab, und gerne kam er wieder. Und dass ihm just bei dem Handel, der kein Drittes verträgt, der grobe Fuhrmann wie ein Gespenst dazwischen gefahren, wurmt ihn nicht wenig.

Das Dreikönigwirtshaus ist ihm nun wohl für immer verleidet — das sagt er sich auf dem Weg ins neue Werk, während jener mit Wüst und Hott über den Sattel setzt und bald in St. Gertraud erzählt, wie er den Schlecker klein gekriegt. Also auch dort steht ihm eine Beschämung bevor und diese zukünftige wurmt ihn noch mehr als die eben überstandene.

Mann wüsst' auch, mit welcher Sühne er ihr zu kommen hätte. Sie namenloser guter Bekannter haben ein todtes Kind auf dem Gewissen. Sie namenloser guter Freund haben das prächtigste Mädchen unglücklich gemacht und sollten Ihren Jahren nach doch schon zu unterscheiden wissen, ob Sie's mit einem Glasscherben oder mit einem Edelstein zu thun hatten. Das böse Gewissen hat Sie hieher getrieben, aber Sie sind nicht Mannes genug mit ihm zu ringen."

„Wer gibt Ihnen das Recht, so über mich herzufallen?"

„Ja, warum bleiben Sie denn noch, wenn Ihnen meine Rede nicht behagt? Ich halte Sie nicht, ich lasse Sie auch nicht vor. Aber ja, es gibt eine Art von Züchtigung, der man sich nicht entwinden kann, nicht wahr, Sie lieber Ungenannter? An Ihrem Namen ist mir gar nichts gelegen, aber Sie selbst empfinden ihn jetzt vorwurfsvoll; denn zu Zeiten muss man sich zu dem bekennen, was man ist und was man gethan. Und Sie sollen nicht umsonst zum Arzt gekommen sein, ist doch die Diagnose nicht schwer, die ich Ihnen zu stellen habe. Nicht die Marie geb' ich verloren, so Schlimmes ihr auch noch bevorsteht, sondern Sie, ihren Verführer. Fahren Sie fort, den Schürzen nachzulaufen — an der schmutzigsten werden Sie hängen bleiben. Dies das Los von Ihresgleichen."

Damit drehte Dr. Schlag dem Kohlschreiber den Rücken. Er hatte nicht leidenschaftlich, sondern mit ruhigem Bedacht gesprochen, mit jedem Satze zielend und treffend. Er schöpfte dabei aus dem Unwillen, der sich längst in ihm gegen den unbekannten Frevler an Mariens Lebensglücke aufgesammelt hatte; und da die Vorstellung von demselben so auffallend der gegebenen Figur entsprach, so bekam der unselige Huber mehr ab, als er unter anderen Umständen zu gewärtigen gehabt hätte.

Und der so selbstgefällig gekommen war, schlich kleinlaut von hinnen. Er begriff nicht, wie er diese Schmähungen so ruhig über sich habe ergehen lassen können, und zürnte sich deshalb. Er war eben noch nie unter der Zauberkraft von Blicken eines so klaren, selbstsicheren Mannes gestanden. Und dessen Worte hatten Eindruck, großen Eindruck auf ihn gemacht, sosehr er sich auch dagegen auflehnte, sie gelten zu lassen.

Warum hofmeistert mich dieser Mensch, ihm habe ich doch nichts in den Weg gelegt, *ihn* nicht gereizt, und mit einer artigen Frage darf man doch selbst dem Papst und dem Kaiser kommen? Freilich, ich hatte mir die Sache zu leicht gedacht, und es war ungeschickt von mir, aus meinem Namen ein Hehl zu machen. Nur das hat ihn auf den Gedanken gebracht, der mich aus seinem Munde so sehr verblüffte. Dumm, dumm, wenn der Hase hervorläuft, sobald auf den Busch geklopft wird! Ich könnte mich selber abohrfeigen. . . .

Und der Gedemüthigte begab sich nicht ins Werk zurück: er trug Scheu, sich Bekannten zu zeigen, als wär' er ein Gezeichneter, als müsst'

Er stieß auf das Stubenmädchen und fragte dasselbe mit dem gewinnendsten Lächeln, ob er nicht die Marie Klöckl sprechen könne; er habe gehört, dass sie sich noch in der Pflege des Herrn Doctors befinde.

„Sie wissen also, dass sie sehr krank war und sich noch immer nicht ganz erholt hat ... wen soll ich melden?"

„Es bedarf keiner Umstände, liebes Kind! Ich bin ein guter Bekannter aus ihrer Heimat ... das wird genügen."

„Meinen Sie? Nun, das kann der Herr Doctor selbst entscheiden; er ist zu Hause. Treten Sie unterdessen ins Wartezimmer."

Das gescheite Mädchen enteilte, um ihren Herrn auf den faden Menschen, auf den zuversichtlichen Besuch aufmerksam zu machen.

„Hat er eine Karte abgegeben, hat er sich genannt?" fragte Doctor Schlag gleichgiltig.

„Nein; er will als guter Bekannter aus ihrer Heimat bei der armen Marie Zutritt haben."

„Dann will ich mir ihn erst selber ansehen. Ja, überlass ihn mir, Louise! Es kommt mir so ein Gedanke ... wie, wenn ihn das böse Gewissen hergetrieben hätte?"

Der Arzt verließ seine Studierstube, und als er den hübschen Burschen vor sich hatte, fragt' er anscheinend zerstreut: „Sie wünschen?"

„Die Marie Klöckl zu sprechen."

„Und sind?"

„Ein guter Bekannter aus ihrer Heimat."

„Ihr Name, wenn ich bitten darf?"

„Ich glaube, der thut nichts zur Sache; sie wird mich auf den ersten Blick erkennen."

„Sie bringen gute Nachricht, gute Zeugenschaft für sie?"

„Daran hab' ich so eigentlich noch nicht recht gedacht."

Der Doctor war seiner Sache gewiss, und es war eine ernste, tief einschneidende Frage, die er nun that:

„Sie sind der Vater des unglücklichen Kindes?"

Huber ward roth bis über die Ohren und konnte dem vollen, auf ihn gerichteten Blicke nicht standhalten.

„Und sind ein feiger, elender Wicht!" fuhr Schlag mit Nachdruck fort.

„Herr Doctor, das verbitt' ich mir ..."

„Es steht nicht bei Ihnen! Sie kommen ungeladen, ungerufen und der Willkomm richtet sich nach dem Wert des Eindringlings."

„Sie verdächtigen meinen Charakter, meine Gesinnung."

„Ich urtheile nach Ihrer Larve und nach dem Geständnisse, das ich aus Ihnen herausgeschreckt. Was Sie zu bieten haben, ich seh' es Ihnen an, sind ein glattes Gesicht und faule Ausreden. Danach verlangt die Ärmste nicht; ihr ist besserer Trost geworden. Ein rechtschaffener

Dinger nicht so ins Verderben rennen lassen. Und das ist noch nichts, wenn sie einem von selbst in die Arme laufen. Aber wie hoch und feierlich habe ich der armen Marie die Heirat versprechen müssen! Und damals ist's mir damit auch heiliger Ernst gewesen . . . ach, damals noch — . . .

Und der Kohlschreiber ließ sich auf einen Baumstrunk nieder, barg sein Gesicht in die Hände und weinte. —

(Fortsetzung folgt.)

Ein Schulmeister.

Lebensgetreue Skizze aus der guten alten Zeit von P. Rosegger.

„Vater, ein Bettler ist draußen!" berichtete das Weib des Haas am Berg ihrem Gatten, der nach dem Mittagsmahle noch behäbig an seinem Eichentische nachsaß und das Pfeifel rauchte.

„Ein Bettler? So gib ihm was."

„Er nimmt aber nichts, Vater."

„So? Er nimmt nichts? Na, das ist mir ein sauberer Bettler!" brummte der Bauer, nachgerade entrüstet über eine solche Berufslässigkeit.

„Dableiben möchte er bis morgen und sich ausrasten", berichtete die Bäuerin. „Er sagt, er könnt' nicht mehr weiter, denn er hat vier Füß'. Aber die zwei besseren sind aus Holz."

„Ein Krüppel auf Stelzen!" rief der Haas am Berg aus. „Na, der möcht' ja passen zum Schulmeister für uns Schaubdorfer, der kunnt nicht durchgehen. Er soll hereinkommen."

Das war nämlich noch in der guten alten Zeit, da die Schaubdorfer selber ihren Schulmeister wählen und versorgen mussten, wenn sie einen haben wollten. Und haben wollten sie einen, denn es hieß, die Buben, wenn sie Soldat werden mussten, thäten viel leichter vorwärtskommen, wenn sie ein bissel lesen und schreiben könnten, und für die Dirndeln wär' es auch kein Schaden, wenn sie „ein Betbüchel kunnten brauchen". Also hatten sie vor etlichen Jahren einen verabschiedeten Feldwebel angestellt auf ihrer Schule; aber der war ihnen durchgegangen. Dann hatten sie einen vacierenden Spenglergesellen zu ihrem Schulmeister gemacht; der war ihnen auch durchgegangen. So konnte vielleicht noch der lahme Bettelmann die Fähigkeit haben, den Schaubdorfern ihr Schulmeister zu sein und — zu bleiben.

ihm jeder die erlittene Schmach an der Stirn ablesen können. Das menschenleerste Gässchen nahm ihn auf und in den nahen Wald flüchtet' er. Und hastig war sein Schritt, sobald er das ungastliche Haus hinter sich wusste. So drückt sich der Hund an einer bedrohlichen Erscheinung ängstlich vorüber, dann aber nimmt er Reißaus und erst aus einiger Entfernung bellt er dawider; doch auch das währt nicht lange, er hält, und eine andere Richtung ist's, was ihn lockt.

Wie kommt es nur, fragte sich der Kohlschreiber, stillstehend, dass so viele Menschen an mir was auszusetzen finden? Die Frau Groggerin mutzt mir meinen Leichtsinn auf, der Fuhrmann droht mir mit seiner Peitsche und der Doctor wirft mich mit einer Strafpredigt zur Thüre hinaus. Die Groggerin ist eine gute Alte und dass sich die Jungen in mich vergaffen, könnte mich sattsam trösten; der Blaukittel ist nicht mehr als ein rußiger Kohlführer und seine Meinung kann mir gleichgiltig sein; der Arzt versperrt mir aber gerade diejenigen Kreise, in die ich demnächst zu treten hoffte. Wo der gilt, bin ich unmöglich. Das ist mir höchst zuwider! Und das alles der abgeschmackten Dirnen wegen. . . .

Wieder schritt Huber ein Stück vorwärts. Es ist der stille Wald, was ihn umgibt. Kühl und würzig ist's darin; Fichten und Tannen haben Dauer; nur die eingesprengten Laubhölzer haben ihre Blätter verloren, welche fahl und dürr da und dort über den Weg rascheln. Die Spätherbstsonne hat wenig Kraft mehr; hin und wieder blitzt sie noch herein, aber mit mattem Schimmer, der nicht blendet, nicht sengt. Dennoch athmet der unfreiwillige Spaziergänger tief auf und von der Stirne trocknet er sich den Schweiß.

. . . Es ist trotz alledem noch gut, dass ich wenigstens *ihr* nicht unter die Augen zu treten brauchte. Ich hätte am End' vor ihr eine noch traurigere Rolle gespielt als vor dem scharfen Doctor. Und darin hat er recht: so wie viele andere ist sie nicht, ist die Marie nicht. Welche Angst, welchen Schrecken muss sie ausgestanden haben, dass sie auf den Gedanken kommen konnte, auf und davon zu gehen und mit dem todten Kinde zur Maria-Buch ihre Zuflucht zu nehmen! . . . Dann die lange Krankheit; gottlob, sie wird wohl die meiste Zeit nichts von sich gewusst haben! Aber kaum halbswegs noch bei Kräften, muss sie vor Gericht Rede und Antwort stehen . . . um nur mit dem Gericht nicht in Berührung zu kommen, hab' ich mich beeilt, ihr noch beim Doctor den schuldigen Besuch abzustatten. So hatt' ich's schlau berechnet, aber feig ist's gewesen, feig . . . Kindesmörderin? Lächerlich; das ist sie nicht, das kann sie nicht sein. Wenn sie's aber doch gethan hätte? . . . im Zorn, dass ich sie verlassen? . . . Und wenn ich so wirklich das todte Kind auf dem Gewissen hätte? Schauerlich, schauerlich! . . . Ja, wenn man's so bedenkt, sollte unsereins doch gescheiter sein und die armen

Nun hatten die alten Deutschen an dreißig Häuser dieses Schaubdorfes weit über Berg und Thal hingesäet. Ziemlich im Mittelpunkte der Gegend, am Bergwaldesrand, stand eine alte Flachsdörrstube, und die war auserlesen zum Schulhause. Nachdem im Spätherbste das Flachsdörren und Brecheln für die ganze Gemeinde vorüber war, konnte der neue Lehrer einziehen und die Schule eröffnet werden. Ein paar Brettertische mit den dazugehörigen Bänken wurden in der Stube aufgeschlagen, ein wurmstichiger Kasten, ein Verschlag mit Stroh; der Ofen, und noch ein sehr großer dazu, war ohnehin vorhanden — und somit hatten sie Schulzimmer und Lehrerswohnung fertig.

In der ersten Nacht, die der neue Schulmeister in dieser Stube zubrachte, schlief er nicht eine Stunde. — Was hast du da auf dich genommen? so fragte er sich, Lehrer sein, das kannst ja nicht, das kannst nicht! — Sein Engel antwortete: Nichts als ein Handwerk. Dass du den Kindern ein Lehrer sein sollst, wird ja gar nicht verlangt, nicht einmal gewünscht. Du hast sie nur anzuweisen, wie man Buchstaben macht, Wörter ausspricht und die Ziffern zählt. Das wird wohl zu machen sein. — Dann plagte ihn auch schon die Hoffart. Schulmeister sein! Das ist ja mehr als ein Holzknecht! Das ist ja fast so viel wie Gemeindediener oder Mauteinnehmer.

Am nächsten Tage schon wurden seine überschwenglichen Gefühle geregelt. Im Laufe des Vormittags kamen ihrer zehn oder zwölf Kinder daher; jedes trug ein „Namenbüchlein“ und ein Holzscheit mit sich. Das letztere gehört dem Schulmeister, dass er den Ofen heizen kann. So ein Scheit brachte jeder Schüler jeden Schultag. Das Holz gieng dran. An den Sonntagen wurde nicht geheizt, da legte sich der Schulmeister, wenn er zu Hause war, aufs Stroh und deckte sich zu mit einem alten Mantel und schaute die wurmstichige Stubendecke an oder durch ein Fensterlein hinaus auf den dürren Ast eines Birnbaums. Er zählte alle Löcher und Narben in der Holzwand und alle Zweiglein am Aste, denn ohne geistige Beschäftigung kann der Mensch nicht leben. Auch hatte er eine Tabakspfeife, die steckte er zusammen, schabte sie sorgfältig aus, rieb das Messingbeschlacht mit dem Rockärmel glänzend und dachte: Wenn ich einmal einen Tabak hab', werd' ich mir eine anstopfen. Manchmal schmerzten ihn die Beine ein bisschen; er betrachtete das Glück und die Würde, Schulmeister zu sein, und so vergieng der Sonntag höchst beschaulich.

An jedem Tage zu den Mahlzeiten durfte er irgend einen Bauernhof aufsuchen, wo er dann etwas zu essen bekam. Wenn es sich machen ließ, besuchte er an den Fasttagen die geizigen, an den Festtagen die gerngebigen Bauern. Bei letzteren bekam er manchmal noch ein Stück Brot, ein Töpflein Kukuruzsterz oder eine Flasche Milch mit, dass er auch noch zu Hause schwelgen konnte.

Torkelte, von der Bäuerin gerufen, der Bettelmann also zur Thür herein. Ein schlanker, noch jugendlicher Mann, dessen Oberkörper aber gebeugt und gedrückt sich auf den zwei Krücken stützte, die mit ihren ein wenig gepolsterten Jöchlein unter den Achseln einsetzten. Den langen Beinen in dem abgenützten aber sorgfältig gehaltenen grauen Beinkleide sah man von außen nicht gar viel an, nur dass sie vorsichtig und unsicher auftraten. Eines der Beine schien muskellos, völlig locker zu hängen, es wurde nur so möglichst unauffällig mitgeschleppt. Eine graue Soldatenmütze hatte der Mann auf dem Haupte, einen braunen groben Lodenrock am Körper und auf der linken Brust desselben ein blinkendes Münzlein. Das blasse Gesicht hatte ein dunkles, ganz fein gelegtes Schnurrbärtlein, die blauen Augen schauten gutmüthig aber traurig drin, als der Bettelmann nun so vor dem Bauern stand.

„Dableiben will Er?“ fragte dieser barsch.

„Bis morgen früh, wenn's erlaubt wär'“, bat der Bettelmann. „Der Franzos, der Saggra, schmerzt wieder soviel, wie allemal, wenn das Wetter umschlägt.“

„Der Franzos? Na sei so gut, dass Er mir etwa so was mitbringt!“

„Ah na, das nit“, beruhigte der Bettler, „die Franzosenkugel, die mir vor drei Jahren — bei Leoben ist's gewesen — in die Füß' ist gefahren.“

„Also Soldat sind wir gewesen!“

„Neun Jahre lang. Fünf Gefechte mitgemacht und zuschanden geschossen. So habe ich die Erlaubnis bekommen, sammeln zu gehen.“

„Schön“, sagte hierauf der Bauer. „Können wir lesen und schreiben?“

„Ich kann's“, antwortete der Soldat nicht ohne Schalkheit.

„Das thät sich schicken. Setz' Er sich nieder! Oha, nicht umfallen! So, es thut sich schon.“ Damit half der Bauer ihm auf die Wandbank nieder. Dann setzte er sich nochmals an seinen Platz, wühlte mit dem messingenen Drahtstocher in der Pfeife und sprach: „Wir Schaubdorfer brauchen einen Schulmeister. Just keine schlechte Anstellung. Werden an zwanzig Kinder zusammenkommen. Zahlt jedes für den Winter fünf Groschen und des Tags ein Scheit Brennholz. Wohnung ist frei, Kost abwechslungsweise bei den Bauern, die ihre Kinder in die Schule schicken. Im Sommer ist keine Schule, da brauchen wir die Kinder daheim bei der Arbeit und kann sich der Schulmeister auf eigene Hand was verdienen. Wenn Er den Dienst haben will, so red' ich mit den Nachbarn.“

Johann Baumgartner — so hieß der Soldatenkrüppel — bewarb sich um die Stelle und schon in ein paar Tagen darauf (die Bauern sind keine Bureaukraten) war er Schulmeister zu Schaubdorf.

Diesen armen Menschen führte der Johann Baumgartner nun in seine Stube, kochte ihm Milch und bröckelte Brot hinein. Der Zwergel ließ sich's gut schmecken, war übrigens aber nicht besonders unterhaltsam. Er warf immer noch scheue Glotzblicke durch das Fenster gegen den Schachen hin und murmelte: „Bin ich denn just zum Gespott . . ."

„Das bist du nicht", beruhigte der Schulmeister. „Schau, du bist ein braver Mensch, so brav wie jeder andere und kannst nichts dafür, dass du arm bist, und die Jungen sollen morgen ihre Salben kriegen, dass sie sich's merken! — Willst heute dableiben, so mache ich dir ein Bett, und morgen kannst du zuschauen."

Der Alte glotzte den Schulmeister an, sagte aber nichts. Plötzlich gröhlte er: „Vergelt's Gott!" und hastete davon. — War es ihm in der Flachsdörrstube beim krüppelhaften Schulmeister doch vielleicht zu langweilig! Also sah der gute Johann auch diese Kameradschaft misslungen.

Sein Gönner war der Haas am Berg, der ihn aufgenommen hatte. Der kam manchmal, um nachzusehen, ob dem Schulmeister nichts fehle, hatte aber auch seine Beschwerden. „Jetzt geht mein Bub schon neun Wochen in die Schule und hält mir in der Kirche alleweil noch das Betbüchel verkehrt."

„Habt Ihr denn einen Buben, der in die Schule geht?" fragte der Johann, und nun kam es auf, dass der Junge seit neun Wochen Tag für Tag die Schule geschwänzt hatte.

Der Pfarrer von Schaubdorf betonte, dass er ohnehin eine besondere Geduld habe mit diesem Schulmeister, den man weder zum Orgelspielen noch zum Läuten brauchen könne, beklagte sich aber darüber, dass die Kinder bei ihm keinen Katechismusunterricht bekämen.

„So hoch getrau ich mich halt nicht hinauf", entschuldigte sich der Schulmeister. „Der Katechismus will ausgedeutet sein, und dazu bin ich mir nicht gescheit genug."

Hierauf gab ihm der Pfarrer Anleitung, wie man den Kindern den Unterricht beibringt: Jeden Tag ein Stückel zum Auswendiglernen aufgeben, am nächsten Tag ausfragen, ob es auch wörtlich gelernt ist. Das wird wohl kein Hexenstück sein. — Und das wäre alles? Na freilich ist das kein Hexenstücklein. Und so besorgte er auch den „Religionsunterricht". Da stieg er wesentlich an Ansehen bei den Leuten.

Aber es half ihm nicht viel, sie kamen nicht zu ihm, und er konnte selten zu ihnen. Am Christtage, als der Schulmeister nach dem Hofe des Haas am Berg zum Festmahle gehen wollte, hatte sich jemand den „guten Spass" gemacht, ihm die Krücken zu stehlen. Spät abends lehnten die Stäbe wieder vor der Hausthür, aber der Johann musste hungerig schlafen gehen. Denn die Bäuerin am Berge hatte gesagt: Wenn es dem

In der Schule gieng es, wie es eben gieng. Die Buchstaben sagte er jedem Kinde, das eine merkte es sie, das andere nicht. Im Laufe der Zeit konnten sie ein paar Sätze des „Namenbüchleins“ stottern, ihren Namen hinmalen und einige Ziffern zusammenzählen. Da waren sie „gelehrt“ und durften das lästige Indieschulegehen aufgeben.

Manchmal erzählte er den Kindern von der weiten Welt, von den Franzosen und wie sie auch einmal gegen dieselben hinschießen würden. Sie sollten nur ja recht flink hinschießen, bevor die anderen herschießen, das sei die Hauptsache. Hätte er jenen blaubehoseten Satan um ein Bot (einen Augenblick) früher todt gemacht, so würde er im Bein nicht die Bohnen haben, die der Mensch all sein Lebtag nimmer verkochen kann. Er war auch sonst häufig spasshaft, und als er ihnen wundershalber einmal Zoologie vortrug und als Beispiel einige Vierfüßler aufzählte, nannte er den Hirschen, die Ziege, den Ochsen und den Schulmeister von Schaubdorf.

Eines Tages machte der Johann Baumgartner eine neue Bekanntschaft. Hörte er nach der Schule vom Schachen her ein Geschrei: „Bin ich denn just zum Gespott auf der Welt?“ Er fasste seine Krücken, gieng hinaus und sah, wie die muthwilligen Knaben gerade einen alten Bettelmann in der Arbeit hatten. Der kauerte niedergedrückt im Moose, einer der Jungen tauchte ihm den Kopf ins Gras, ein zweiter ritt auf seinem Rücken, ein dritter hieb hinten mit einem Erlzweig drein: „Hia, Rössel!“ Da begehrte der Arme auf und rief: „Bin ich denn just zum Gespott auf der Welt?“ — Die Ankunft des Schulmeisters gab der Gruppe rasch eine andere Wendung; die Rangen stoben nach allen Seiten auseinander, der Bettelmann raffte sich langsam auf, suchte seinen zerzausten Hut, grollte den Fliehenden nach, brachte aber nichts heraus als immer nur: „Bin ich denn just zum Gespott auf der Welt?“

Der „Zwergel“ war's, in der Gegend so genannt wegen seiner zwar untersetzten, doch überaus kleinen Gestalt, auf welcher ein sehr großer Kopf saß. Im rindenbraunen, bartlosen, runzeligen Rundgesichte saß ein winziges Näschen; der gekniffene Mund zeigte gelegentlich nur einen einzigen Zahn, die grauen Äuglein schauten ziemlich blöde in die Welt, die ihm äußerst boshaft und hart vorkommen mochte, weil er überall, wohin er kam, zum Gespötte war und selten irgendwo mehr als ein Stück Brot und eine Schüssel Suppe bekam. Für die Gottesgabe sagte er stets sein heftig herausgestoßenes „Vergelt's Gott“, gegen den ihm angethanen Schabernak rächte er sich allemal durch obige Frage. Dabei ballte er seine kleinen Fäuste, schlug aber nie drein. Einmal, ein einzigesmal hatte er es gethan, hatte die Faust einem ihn hänselnden Burschen in die Seite gestoßen; darauf war er derart zugerichtet worden, dass er sich entschloss, für alle Zukunft die Fäuste bloß zu ballen und höchstens noch zu fragen, ob er denn just zum Gespott auf der Welt sei?

Rauchfleisch heraus. Er schmunzelte dabei, denn Rauchfleisch, das fällt ihm selten in den Korb, nur bei der alten Schober-Kathrin geht mitunter die christliche Barmherzigkeit bis ans Fleisch. Von der hatte er es. Mit solchen Lebensmitteln trippelte der Zwerg zum Bette hin, und indem er mit den Fingern rasch zum Munde fuhr, deutete er dem Johann an, er solle zugreifen.

So aßen sie mitsammen, und so wies es sich, dass der Bettelmann nicht just allein zum „Gespott auf der Welt" sei, sondern auch um dem Schulmeister in Schaubdorf Almosen zu geben.

Am nächsten Tage kamen schon Kinder und brachten Kartoffeln mit, am übernächsten Tage brachten sie auch ihre Holzscheite, so dass die Kartoffeln gebraten werden konnten. — Also gieng es dem Schulmeister halt immer recht gut.

Manchmal gedachte er sehnsüchtig der fünf Groschen, die ihm für das Kind als Schulgeld versprochen worden. Es war weiter davon keine Rede mehr. Nur der Haas am Berg schickte das Geld mit dem Ausdrucke der Erwartung besserer Erfolge für sein Söhnlein, als sie bisher gewesen.

Ein anderer Bauer hatte bemerkt, dass der Schulmeister mit dem Gewande stark herabgekommen war, er schickte ihm daher eine alte Lodenhose und ein paar Stiefel — flicken, ließ er sagen — solle sich's der Schulmeister selber.

Der Pfarrer ließ ihm einen schwarzen Tuchrock zukommen und ein weißes Hemde. Und wenn nun auch noch ein Pfeiflein Tabak gekommen wäre, dann hätte er alles beisammen gehabt. Doch — alles wäre zu viel.

Aber als der Sommer kam, da hatten die Kinder von Schaubdorf etwas Wichtigeres zu thun als Buchstaben und Wörter aussprechen lernen — sie mussten Vieh hüten, Heu schütten, Garben tragen. Da sagte der Haas am Berg zum Schulmeister: „Dass wir Ihm den Sommer über Kost und Wohnung umsonst geben, wird Er wohl nicht verlangen!"

„Na freilich nicht. Möcht' dafür halt was leisten, wenn's möglich wär'."

„Kann Er mit Pulver umgehen? Mit Schießpulver?"

„Denk' wohl. Ein alter Soldat!" antwortete der Schulmeister.

„Ah so, das stimmt, Baumgartner", sagte der Bauer. „Wir richten Ihm Pöller und Pulver her. Und wenn ein Gewitter zusteht, sei's tags oder nachts, so eilends die Pöller losschießen, dass uns der Hagel nicht schlagt."

„Will's fleißig verrichten", versprach der Schulmeister.

hohen Herrn nicht der Mühe wert ist, zum Christmahl herzukommen, nachtragen werde ich es ihm nicht."

Der Mann hatte außer der Schulzeit seine häuslichen Arbeiten: Morgens das Bettstroh lockern, zudecken, stubenlüften, abstauben, ausfegen und einheizen. Nach der Schule gab es vielleicht Wäsche, Flickarbeit, oder er beschäftigte sich mit Federschneiden, Bleistiftspitzen oder Corrigieren von kleinen Schulaufgaben auf zersprungenen Schiefertafeln. Bei letzterem gerieth er oft in arge Zweifel, ob zum Beispiel der Vogel flügt oder fliegt, ob Christus am Kreutz hieng oder am Kreiz, ob das Kind einen Vatter habe oder einen Fatter. Die Bauern sahen in derlei nur überflüssige Haarspaltereien, und ihnen war es ganz gleich, ob der Hase lief oder laufte, wenn er nur den Kohl nicht fraß. — Die Schulinspection war es also nicht, was dem Krüppel das Leben verbitterte. Hingegen war es die tiefe Vereinsamung, die er oft empfand; niemand kümmerte sich um ihn, und die Schulkinder betrachteten ihn als ein Übel, dem man einmal nicht gut ausweichen konnte. Nur an wenigen konnte er eine warme Neigung für ihn bemerken, die anderen waren trotzig, roh oder hinterlistig und stets geneigt, ihm einen Schabernack zu spielen. Da ward dem armen Johann Baumgartner manchmal recht bange, und einmal kam ihm der Gedanke, wenn er besser zu Fuß wäre, er gienge davon.

Im Jänner gab es viel Schnee, es kamen stürmische Tage, von den Schülern fanden sich nur wenige ein, allmählich blieben alle aus. So blieb auch das Töpfchen Milch aus oder das Bündlein Kartoffeln, welches sonst manches der Kinder mitgebracht hatte, und es blieben die Holzscheiter aus, so dass der Johann sich nicht mehr die Stube heizen konnte. Nun legte er sich ins Bett und gedachte einen langen Winterschlaf zu thun. Von einem solchen wollte einstweilen aber der Magen nichts wissen, der pochte auf das Recht seines täglichen Tributs. Doch es war keine Möglichkeit für den siechen Mann, durch Schnee und Sturm zu einem Bauernhofe zu gelangen. Nirgends ward er vermisst; fiel schon zufällig jemandem der Schulmeister ein, so hieß es: Weil er zu uns nicht kommt, so wird er halt heute bei einem Nachbar essen. Der Schulmeister lag verlassen in seiner Flachsdörrstube und aß nichts. Zum Glücke that ihm der Franzose wieder recht weh in den Beinen, das drängte den Hunger ein wenig zurück.

In dieser Lage bekam er am zweiten Tage einen Gast. Der Zwergel hastete zur Thüre herein, stellte den Buckelkorb, den er heute mithatte, auf die Bank und wollte seine frierenden Finger am Herde wärmen. — Der geht mir gerade noch ab, dachte sich der Schulmeister, der kann mir helfen hungern. Der kleine Alte aber begann aus seinem Korbe Fetzen hervorzuzerren und hob ein Bündel mit Brot und eingetrocknetem

Im Banne der Musik.

Erzählung von Anna Mayer-Bergwald.

Auf dem Seewege von Bernried nach Seeshaupt steht beschattet von dichter Kastanie eine Muttergotteskapelle. Über dem Portale derselben ist auf weißer Steintafel ein Canon Mozarts, ein „Ave Maria“ angebracht. An den äußeren Mauern stehen mit Bleistift geschrieben allerlei Gebetssprüche, flehentliche Bitten an die gnadenreiche Mutter Gottes.

„O Maria, breit dein Mantel aus,
Mach ein Schutz und Schirm daraus,
Und lass uns alle unterstehn,
Bis die Gefahr'n vorübergehn.“

Dieser Vers war erst vor wenigen Minuten mit zitternder Hand hingeschrieben, eine jugendliche Gestalt kniete betend noch längere Zeit auf dem Holzschemel vor der Kapelle, dann blieb der stille Ort der Andacht wieder einsam und menschenleer.

Doch die Betende hatte ungeahnt einen Beobachter, ja, mehr als das, ihr Bild war in flüchtiger Skizze, so wie sie kniete, aufs Papier gefesselt. Maler Felden konnte sich keine reizendere Staffage wünschen, als das junge Bauernmädchen mit dem schmucken Gewande, dem lieblichen, ovalen Köpfchen mit der reichen, aschblonden Zopfkrone. Sein Platz hinter breiter Buche, deren Äste tief in den See hineinhiengen, war so versteckt, daß er von dem Mädchen völlig unbemerkt blieb. Kaum hatte sich dasselbe entfernt, drängte ihn Neugierde, das Geschriebene zu besehen.

Reine, kindliche Schriftzüge sahen ihm entgegen, nachdenklich betrachtete er sie lange, was mochte ihre Entstehung veranlassen? Er wollte eben zu seinem Platze zurückkehren, da gewahrte er einen kleinen Zettel auf dem Boden. Er hielt es nicht für indiscret, denselben durchzulesen, möglicherweise enthielt er etwas Wichtiges, das, in unberufene Hände gelangend, dem Mädchen hätte verhängnisvoll werden können. Der Inhalt lautete:

„Liebe Resi! Du schreibst uns, dass Dich die Sehnsucht umbringt, und dass Du so bald als möglich wieder nach Mittenwald zurückkehrst;

Und er that's, richtete gegen jede Wetterwolke sein Geschütz, und wenn sie blitzte, brannte er los. Die tückischen Dünste zogen sich allemal hübsch kleinlaut zurück oder entluden sich in einen harmlosen Regen. Ein solches Gewitter war auch eines Tages durch bloßes Androhen von knallenden Pöllerschüssen vorübergegangen, und der Schulmeister legte sich im Bewusstsein erfüllter Berufspflicht ins Bett. Mitten in der Nacht wurde er durch einen grausen Lärm geweckt, auf dem Dache, an allen Wänden knatterte es, in die Stube herein flogen die klirrenden Glasscheiben der Fenster und mächtige Eisknollen; bei ununterbrochenem Blitzleuchten sah er, wie draußen quer durch die brausenden Lüfte die weißen Bänder des Hagels niedersausten und mit ihnen von den Bäumen die Zweige und die Wipfel.

Am nächsten Morgen war eine Schneelandschaft, eine frostige Luft, und ein bleigrauer unbeweglicher Himmel, aus dem Eise standen die zerrissenen Bäume, die Fetzen vernichteter Feldfrüchte hervor. Bauern zogen händeringend umher und riefen heilige Namen an, man wusste nicht, war es Gebet oder Fluch.

Nun kam der Haas am Berg. Ganz verstört war er, als er eintrat. „Schulmeister", sagte er mit heiserer Stimme, „es ist nicht geschossen worden."

„Freilich nicht, Bauer", antwortete der Schulmeister, „der schöne Abend gestern! Wer hätte an so was gedacht! Ich bin so viel müd' gewesen, und wie es mich aufweckt, ist schon alles zu spät."

„Die Leut' sagen, wenn Er geschossen hätt', so wär's ausgeblieben!"

„Aber mein Gott, wer kann das sagen?"

„Ich sag's auch nicht, aber die anderen sagen es", versetzte der Bauer, „und jetzt kann ich Ihn nimmer halten, Baumgartner. Ich rath' Ihm freundschaftlich, dass Er sich gleich davonmacht. Die Leut' sind ganz wild, ich kann für nichts gutstehen."

„In Gottesnamen", sagte der Schulmeister, „nur weiß ich nicht, wie ich über's Eis werde fortkommen mit den Krücken."

„So will ich Ihn derweil verstecken in meinem Haus. Wenn's finster wird, soll er dann schauen, dass Er weiter kommt."

Der Johann Baumgartner nickte nur mit dem Kopf, gesagt hat er nichts mehr. Nachdem er zehn Monate lang in Schaubdorf „Schulmeister" gewesen, musste er nun in Nacht und Nebel, schwer auf seine Krücken gestützt, fluchtartig davonziehen. Ob auf dieser Flucht in die fremde harte Welt hinaus in seinem Auge ein Tropfen gestanden — niemand weiß es, denn er war — mutterseelenallein.

„Vazeiht's, i muss z'ruck, mei Freistündl is um", und rasch wollte sie sich entfernen.

Felden ergriff väterlich ihre Hände und sagte: „Ich will nicht weiter forschen, Resi, doch thut mir's leid, dass du etwas Schweres auf dem Herzen hast, so ein blutjunges Mädel wie du, sollte blüh'n wie ein Röserl und frisch sein, wie eine Lerche."

„Dös bin i g'wen no vor vierzehn Tag", flüsterte sie, die langen Wimpern verhüllten die schönen Augen, die Felden unergründlich wie ein Bergsee vorkamen — und mit traurigem „Pfüat Gott!" schied sie von dem Maler.

Felden sah der Scheidenden lange sinnend nach, es fiel ihm unwillkürlich das trübe Liedchen ein:

„Wär' ich geblieben doch auf meiner Heide,
Dann hätt' ich nichts gewusst von all dem Leide."

Was mochte es sein, das Resi als stillen Kummer mit sich herumtrug? — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Während der Künstler mit dem Mädchen auf diesem stillen Fleckchen plauderte, saß in einem blühenden Gärtchens des Dorfes Bernried unter schattiger Linde ein reizendes junges Weib in lichtem Morgengewande vor einem Korbwagen, in welchem auf blendend weißen Kissen ein allerliebster Knabe lag.

„Stille gehalten, Strampelchen", rief eine melodische Stimme, „was wird Papa sagen, wenn er hieherkommt und einen so wilden Knaben wiederfindet?" Doch höchst respectlos gegen den Befehl zappelten die Beinchen in die Höhe, jauchzend griffen die rosigen Hände in die herabhängenden Zweige, die Äuglein lachten vor Lust, wie Apfelblüthen deckte zartes Roth die runden Wangen.

Aus den offenen Fenstern des hübschen Landhauses, das ringsum Holzbalkone zierte, wogten mächtige Tonwellen, herrliche Accorde und berauschende Melodien, als ob Meisterhand die Tasten rühre. Eine unbegrenzte Phantasie lag in dem genialen Spiele, seit einer Stunde lauschte das junge Weib mit zurückgelehntem Kopfe und geschlossenen Augen, bis der kleine Liebling alle Aufmerksamkeit erforderte. Wie beruhigte See nach Sturm legten sich jetzt die Töne in sanfter Weise, ein Septim-Accord harmonische Auflösung und die Klänge verhallten. Unter der Thüre erschien ein junger, auffallend schöner Mann in leichtem dunklem Sommeranzuge, eine bequeme, mit hellem Gürtel gehaltene Blouse kleidete den schlanken, elastischen Körper vortheilhaft, der jugendschöne Kopf, umrahmt von dunklen Haarwellen, glich mit seiner freien Stirne, seinem edlen Gesichtsschnitte, der feinen Nase und den stolz geschwungenen Lippen dem Apollo vom Belvedere. Noch spiegelten die dunklen Augen die Erregung des Spieles wieder, ein eigenthümlicher Glanz schimmerte darin auf.

davon kann keine Rede nicht sein. Dank Deinem Gott für einen solchen Platz, wie Du ihn hast. Zuerst warst Du vor Freude außer Dir über Deine gnädige Herrschaft, die so gut mit Dir ist, und jetzt schon nach vier Wochen fällt Dir das Davonlaufen ein. Untersteh Dich nicht, heimzukommen, Du weißt, wie wir alle in Noth und Entbehrung leben und froh sind, daß der liebe Gott so gnädig mit Dir war durch Deinen schönen Platz mit dem guten Verdienst. Im October, wenn Deine Herrschaft aus der Sommerfrische geht, ist noch Zeit genug zum Heimkehren. Der Vater und Lipp grüßen Dich. Deine treue Mutter."

Mit mangelhafter Orthographie und schlechter Handschrift war der Brief verfasst. Felden hatte ihn kaum zu Ende gelesen, als er rasche Schritte hörte, fast erschrak er, als er Resi vor sich sah, deren Blick verlegen auf ihn gerichtet war, als sie den Zettel in seiner Hand gewahrte.

„Verzeihen Sie", sagte er freundlich, „ich habe Ihren Brief gelesen, aber haben Sie keine Sorge, dass ich weiter plaud're, ich bin froh, ihn gleich an die richtige Adresse abgeben zu können."

„Schön Dank", erwiderte sie und dabei bemerkte er verweinte Augen.

„Darf ich nicht fragen, warum Resi so heiße Sehnsucht nach Hause hat? Am See ist's doch prächtig schön, sind es nur die Berge, die Ihnen zu weit weg sind?"

„Dös nit", seufzte sie und blickte zu Boden.

„Aber das Herz blieb wohl dort?" forschte er mit Theilnahme.

„G'wiss nit", sagte sie betheuernd, „sell wär bessa!"

Die letzten Worte klangen Felden räthselhaft. Der alte Herr fühlte eine große Sympathie für das traurige Mädchen, dessen liebliches Gesicht erste Jugendfrische zeigte und dessen Herz sich doch schon einen Dorn eingerissen hatte.

„Wie kamen Sie hieher, Resi?" frug er weiter.

„Nennt's mi nit ‚Sie', dös bin i nit gwohnt, i bin überall ‚d' Resi', alli sagns ‚Du' zu mir."

„Also denn, Resi, wie kamst du von Mittenwald hieher?"

„Ah mei, in der Zeitung war a Stell als Kindsmadl zu 'ra Herrschaft in d' Summafrisch'n ausg'schriab'n, da han i mi g'meld, weil bei mir z' haus d' Noth so groß is."

„Nun, und deine Herrschaft scheint dir ja gut gesinnt, wie deine Mutter schreibt?"

„O ja, herzli guat, i könnt's nit bessa find'n und 's Büawl, o mei, dös is mei gonzi Freud, wenn's mi so anlacht mit sei' liabn dunkln Äugerln, aba — —"

Resi brach seufzend ab und sah eine Zeitlang mit starren Augen vor sich hin, dann fuhr sie erschreckt auf und sagte hastig:

Helene sah ihr verwundert in das bleiche Gesicht. „Reserl, was ist mit dir, ist dir etwas Unangenehmes zugestoßen?“ Diese Meinung gründete sich auf die Beobachtung, dass Resis liebliche Erscheinung schon zu mancher Zudringlichkeit von Sommerfrischlern Veranlassung gab. Wie elektrisirt hob diese den Kopf, ihrer ganzen Gestalt eine frische Haltung gebend.

„Bei Leib nit, gnä Frau, was soll mir zustoßen?“ und hell auflachend, täuschte sie über jede Besorgnis hinweg. Mit inniger Zärtlichkeit hob sie das Kind aus dem Wagen, welches anschmiegend seine Ärmchen um ihren Hals klammerte und tanzte mit ihm im Garten umher, dass es jubelte und lachte.

„Ich werde noch eifersüchtig auf das Mädel“, sagte die junge Mutter leise zu Kurt, „der Junge hängt an Resi, wie er kaum an mich sich anschmiegt.“ Lächelnd sah Kurt auf das hübsche Mädchen, das in jeder Bewegung Grazie zeigte. Auf Wunsch Helenens behielt Resi ihre kleidsame Volkstracht bei, deren Reiz durch ein stets blendend weißes, gesticktes Brusttuch erhöht wurde. Was sie besonders in das Herz ihrer Herrin schmeichelte, war ihre wundervolle Stimme. Helene hatte dieselbe nur zufällig entdeckt, als das Mädchen mit Rudi im Waldparke saß, ahnungslos der lauschenden Herrin, welche beiden entgegengehen wollte. Ein herziges Lied klang an ihr Ohr, die Stimme hatte Alt-Timbre und war von seltener Weichheit und dabei musikalischer Sicherheit. Sie verrieth ihre Entdeckung dem Bruder, welcher diese Bewunderung vollkommen theilte, als es ihm gelang, das Mädchen zum Vorsingen zu bewegen. Anfangs gehorchte Resi nur mit zaghafter Schüchternheit, bis die Begleitung des Künstlers sie ermuthigte; so unterstützt von den Accorden des Claviers fühlte sie plötzlich unnennbare Lust am eigenen Sang, sie gab den ganzen Schmelz ihrer Stimme frei. Ihre musikalische Sicherheit hatte sie beim Kirchensingen in der Heimat bekommen, sie war Solistin, des Lehrers Stolz und Freude, der ihr, als seinem besonderen Liebling, sogar etwas Clavierspielen beibrachte.

Der geniale Pianist fand großes Wohlgefallen an der liebreizenden Naturstimme, ein poetischer Zauber wehte daraus, er verglich sie im Stillen mit dem prächtigen Gesange all der Concertgrößen, welche ihm je und je begegneten und musste sich gestehen, dass niemals eine Stimme so seine Seele traf, als die des schlichten Landmädchens. In ungezwungener Weise durfte, wenn Rudi schlief, Resi somit manchen Abend an der Unterhaltung der Geschwister theilnehmen, ihr bescheidenes Wesen, ihr natürlicher Anstand räumte ihr dies Vorrecht ein. Kurt wollte in keiner Weise durch Schule oder Zwang den Zauber dieser Naturstimme brechen, componierte sogar absichtlich für Resi ein kleines Dialectlied, das dem Timbre ihres Tones so recht angepasst erschien.

Wortlos reichte ihm das hübsche Weib beide Hände, volle Bewunderung lag in den belebten Zügen, liebkosend strich sie durch das volle Haar des sich neben ihr niederlassenden Jünglings.

„Nun hab' ich dir wohl deinen Jungen aufgeweckt, Schwesterchen?“ frug dieser lächelnd und sah besorgt auf den kleinen Liebling hinüber.

„Ich wette, Rudi wird dem Onkel nachgerathen, sowie du zu spielen beginnst, ist das Kind außer Rand und Band vor Freude, du musst diese Anlagen einst pflegen, Kurt, doch ach“, seufzte sie, „wer weiß, wo du bis dahin weilst, wohin dein Ruhm dich getragen haben wird!?“

„Vorderhand lass mich an nichts denken, Helene“, wehrte der Jüngling ab, „lasse mich dies wonnige Ruhen am Seestrande in vollen Zügen genießen. Du weißt nicht, was es heißt, ferne der Großstadt mit ihrem lärmenden Gedränge so in ländlicher Ruhe und Waldeinsamkeit dem eigenen Ich gehören, den inneren Stimmen lauschen zu dürfen! Denke ich jetzt an Paris, so bange ich vor dem Abschied von diesem lieblichen Dorfe mit seinen blühenden Gärten, herrlichem Waldparke und lauschigem Ufer, du ahnst nicht, wie meine ganze Natur nach Einsamkeit drängt!

„Ist das möglich, Kurt? Bei deinem an Abwechslung so reichen Leben? Du, der in allen Künstlerkreisen verkehrt, überall begeisternde Anregung sucht, das Leben der Großstadt seit Jahren gewohnt ist? Ich fürchte, du würdest es kaum länger als einige Monate hier aushalten.“

„Glaube das nicht, Helene, jetzt, nachdem ich mein vorgestecktes Ziel erreicht habe, möchte ich in einen stillen Winkel flüchten. Was ist aller Ruhm der Welt, gegen diese seelische Zufriedenheit, die man nur in der unverfälschten, reinen Natur, in Zurückgezogenheit findet! Würden es mir meine Mittel erlauben, du würdest den Namen deines Bruders kaum in den Zeitungen finden, wenn du die Berichte über Concert-Tournées überschaust. Ich würde mir hier oder an sonst einem lieblichen Orte ein Häuschen bauen, da studieren mit Liebe und Lust, meine innersten Gedanken gesammelt in guten Werken würden mehr von mir rühmen, als dieses Herumirren in weiter Welt.“

„Du bist undankbar, Kurt“, mahnte die Schwester, „bedenke, was du hast und wünsche dir nicht, was unmöglich ist. Lasse dir alljährlich genügen, mit uns drei Ruhemonate auf dem Lande zuzubringen, dann ist der Reiz ein doppelter, was man immer hat, lernt man unterschätzen.“ So plauderten die Geschwister noch einige Minuten, während Resi langsam ins Dorf herauf gegangen war. Bei der Friedhofkapelle blieb sie stehen, bis dorthin hatte sie noch die letzten Accorde des herrlichen Spiels vernommen, sie presste die Hand aufs Herz, leise vor sich hinsprechend:

„Barmherz'ger Gott, reiß mir die unselige Liab aus'm Herzen!“ Dann wartete sie, bis die Musik schwieg und gieng nun zögernd dem Häuschen zu.

Mieter desselben — alle Ehre machte. Nach mehrstündiger Rast begab sich Walter Stein mit seinem Schwager in den nahe gelegenen Gasthof zum Altwirt, um dort ein Glas Wein zu trinken. Das stattliche Haus war überfüllt von Sommergästen, welche auf der Freiterrasse noch theilweise beim ersten Frühstücke weilten. Schon beim Hinaufschreiten der Stufen traf Stein einen alten Bekannten. Es war Maler Felden, der gestern am Ufer Resi's einsamen Gang beobachtete.

„Welche Freude! Du hier, Hermann“, rief er dem Collegen zu, der wohl sein doppeltes Alter haben mochte, „hast du denn meine Frau schon aufgesucht?“

„Ich hatte keine Ahnung von eurem Hiersein“, sagte noch überraschter der Angerufene, „ich kam erst vor einigen Tagen hieher.“

In traulichem Geplauder vergiengen rasch die Stunden. Die freundliche Altwirtin mit ihrem hübschen, treuherzigen Gesichte gieng von Tisch zu Tisch, ihre Gäste begrüßend, sie war allen eine sympathische Erscheinung, man zwang sie häufig zum Niedersitzen, gerne ihr munteres, intelligentes Geplauder hörend; doch die thätige junge Frau, welche überall gewissenhaft als erste Kraft des Hauses mitarbeitete, blieb niemals lange ohne Beschäftigung.

„Bin Ihnen böse, Frau Altwirtin, dass die versprochenen Renken heute wieder nicht auf den Tisch kommen!“ scherzte Felden der Fortgehenden nach.

„Dafür gibt's schön Wetter!“ lachte sie im Umdrehen, „und Sie können brav malen, die Bodenrenken, die guten, geh'n nur bei trübem Wetter herauf. Ein guter Karpfen ist auch nicht zu verachten, nicht wahr?“ setzte sie verheißungsvoll hinzu.

„Das ist gewiss“, rief Felden fröhlich, „hab' nirgends besser gebackene erhalten als hier“, und er erzählte sodann seinem Freunde von der trefflichen Küche der Altwirtin.

„Da muss ich ja fast bedauern, dass wir eigene Menage führen?“ entgegnete Stein, dachte dabei aber, dass ihm wohl nichts besser munden könne, als das, was sein Weibchen ihm mit liebevoller Sorgfalt vorsetze. Der liebenswürdige Altwirt begrüßte nun den neuangekommenen Gast, sein Wesen hatte etwas Vertrauenerweckendes, ein solider Geist herrschte sichtlich in dem gemüthlichen Hause, welches deshalb wohl auch so zahlreiche Gäste beherbergte.

Als die Herren sich endlich trennten, lud Walter Stein den alten Freund zu häufigem Besuche herzlich ein.

Für den Abend hatte Helene mit ihrem Gatten und Kurt eine Schiffahrt mit dem letzten Dampfer nach Seeshaupt geplant, um von dort aus den Rückweg durch den Park in abendlicher Kühle zu machen. Zum erstenmale wurde Resi das Kind allein anvertraut. Es war ihr so wohl,

Als sie es ihm das erstemal vorsang mit dem ganzen Liebreiz und seelischen Ausdruck, der ihr zu Gebote stand, konnte er sich nicht enthalten, ihr froherregt einen Kuss auf die Wange zu drücken.

Die Wirkung war eine ungeahnte. — Todtenbleichen Gesichtes starrte sie ihn regungslos einige Secunden an, dann quoll eine schwere Thräne unter den Wimpern hervor, zum Gehen sich wendend, sah sie nochmals mit vorwurfsvollem Blicke nach ihm um und verschwand durch die Thüre. Es war das letztemal, dass sie sang, sie wich jeder Gelegenheit aus, mit Kurt allein zu sein, mit auffälligem Eifer lag sie ihrer Pflicht ob, kaum ein Blick streifte noch den jungen Mann, welcher, frappiert durch des Mädchens Benehmen, vergeblich sich nach einem Grunde fragte. Er konnte nicht glauben, dass der begeisterte Ausdruck seiner Freude Resi kränken konnte, seine geniale Natur fand darin nichts Auffälliges. Er ahnte nicht, wie das Mädchen allabendlich an ihrem Fenster lauschte, wenn seine Weisen hinausklangen in die dunkle, schweigende Nacht. — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ein neuer Tag war angebrochen, Helene wartete am Schiffssteg auf die Ankunft des ersten Dampfers „Bavaria", der den geliebten Gatten bringen sollte. In weichem Grau dehnte sich der im Morgenduft schwimmende weite See; unter zahlreichen Kähnen, die in die Morgenbrise hinausruderten, war der Kurts, welcher jeden Tag mit einer Wasserfahrt begann. Schon hörte man die Schaufeln des Dampfers im See arbeiten, noch wenige Minuten, und stolz theilte sein Kiel die Wellen, auf das Bernrieder Ufer zusteuernd.

Wie der goldene Löwe in der Morgensonne aufblitze, wie lustig die weißblaue Fahne flatterte im Seewinde! Tücherschwenken und Begrüßung, Willkommen und Abschied und rasch, wie es gekommen, zog das schöne Schiff weiter durch aufschäumende, rauschende Wogen. Helene lag in den Armen Walter Steins, ihres Gatten, welcher froh aufathmend seinen Blick über sein Herzensglück und über Wald und See gleiten ließ, nach langen, heißen Wochen ward auch ihm ersehnte Freiheit, er hatte seine Schüler entlassen, der Malcurs wurde aufgehoben. Wie er sein Knäblein in Wiedersehensfreude herzte und küsste, als Resi es in seine Arme gab! Freundlich begrüßte er auch das ihm noch fremde Mädchen.

„Wo ist Kurt?" frug er plötzlich, überrascht, denselben nicht bei der Begrüßung vorzufinden.

„Schaukelt wie täglich in den Dampfschiffwellen", sagte lächelnd Helene, in den See deutend. Dort tanzte das kleine Fahrzeug auf und nieder, gehoben von den hohen Wellen, welche das Schiff zurückwarf, doch bald landete es am Kiese, herzliche Begrüßung erfolgte. In lebhaftem Gespräche gieng die kleine Gesellschaft dem Hause zu. Helenens Gatte war überrascht von dem allerliebsten Heim, dessen Wahl Kurt — als

Athemlos lauschte das Mädchen, die großen Augen füllten sich mit Thränen, den ganzen Körper durchrieselte Schauer, jeder Ton fibrierte in ihrem Herzen nach. Sie war auf dem Schemel am Fenster niedergesunken, das Köpfchen an die Wand lehnend und die Hände faltend. Durch das offene Fenster wehte kühle Abendluft und bewegte die Weinranken draußen hin und her. Kurts Gestalt war vom Dämmerlicht umflossen, das feine Profil, durchgeistigt von beredtem Ausdrucke, hob sich wundervoll vom dunklen Hintergrunde ab. Plötzlich brach er im Spiele ab und sah zu Resi hinüber, welche noch in gleicher Haltung verharrte.

Wie wunderhübsch sie aussah, so keusch und unnahbar, wie eine wilde Rose von schützendem Dorn umgeben. Kurt fühlte sein Herz erbeben, er konnte sich des Zaubers nicht erwehren, den das schlichte Mädchen auf ihn ausübte.

Die Großstadt zeigte ihm so manches Frauenbild, das ihn anfangs mit Entzücken und Verehrung erfüllte, bis ihm hinter der Maske eine entsetzliche Enttäuschung ins Gesicht grinste; hier sah ihm die reine, wahre Natur aus unschuldsvollem Mädchenantlitze entgegen, unbewußt ihres Wertes. So manchem hübschen Mädchen hatte er im Vorübergehen die Wangen gestreichelt, Resi trotz aller Armut und Bescheidenheit schien ihm unnahbar.

„Einmal aber, Resi, singst du mir heute noch das Liedchen, wenn ich dich herzlich bitte?“ begann er nun, um die Peinlichkeit der Situation zu heben. Sie erhob sich in plötzlichem Entschlusse. Waren es die bittenden Augen, die förmlich hypnotisierend ihren Willen unterjochten?

Freudig griff Kurt die Einleitungsaccorde und mit süßer Stimme erklang das Liedchen.

„Die Liab is a Röserl,
Am Morgen blüht's auf,
Viel Thränerln als Thau falln
Am Abend scho drauf.“

Bei den letzten Worten fühlte Kurt seinen Hals umschlungen und Resis heiße Wangen an den seinen, doch das war nur ein Augenblick, ehe er zu sich kam, war sie von seiner Seite verschwunden, die Thüre fiel in die Klinke und er war allein im Gemache. — Draußen aber vor dem Fenster stand Felden, welcher unbeabsichtigt die ganze Scene belauscht hatte. Er wollte schon am ersten Abend der Aufforderung Steins nachkommen und die ihm freundschaftlich nahestehende Familie besuchen. Liebliche Töne drangen an sein Ohr, er hielt stille und war nicht wenig überrascht, beim Einblick in das gesuchte Häuschen Resi dort zu finden, so sah er zugleich, was sich hier in stiller Einsamkeit ereignete.

Nun war ihm des Mädchens heimliches Weh mit einemmale klar. Er vermied es, ihr jetzt zu begegnen, bewegten Herzens schritt er dem Heimwege zu, er hörte noch durch die Abendstille die munteren Stimmen

allein zu sein, die Stille des Häuschens, das Flüstern der Bäume draußen beruhigten ihr Gemüth. Mit einem leisen Liedchen brachte sie den Knaben zur Ruhe, dann schlich sie in die Wohnstube zurück, eine mächtige Sehnsucht zog sie, an Kurts Instrument zu treten, das noch offen stand. Sie kannte zwar nur mangelhaft die Noten, doch das hier aufgeschlagene Liedchen, seine für sie geschaffene Composition, war ihr so vertraut, dass die suchenden Finger bald die Melodie fanden, leise Töne begleiteten das zaghafte Spiel. Rosiger Abendschein dämmerte ins kleine Gemach und scheidende Sonnenstrahlen huschten über den blonden Scheitel des Mädchens:

„Die Liab is a Röserl,
Am Morgen blüaht's auf,
Viel Thränerln als Thau fall'n
Am Abend scho drauf.

Doch kommt üba Nacht schnell
A Reif in die Blüt —
Da hängt's welk sei Köpferl,
Vorbei is's damit!"

Die letzten Töne erstickten in Thränen, Resi senkte das Haupt auf die verschlungenen Arme, welche sie auf das Notenpult gelegt und verharrte regungslos in dieser gebeugten Haltung. So gewahrte sie nicht, dass sich die Thüre öffnete und Kurt, welcher das Dampfschiff versäumt hatte, eintrat. Das lautlose Verhalten des Mädchens ängstigte ihn, weshalb er näher trat und seine Hand auf ihre Schulter legte. Mit einem Aufschrei schrak sie in die Höhe und erblasste bis in die Lippen, als sie Kurt vor sich sah; Scham, Erregung und die Bemühung, diese zu bekämpfen, spielte in ihren Zügen.

„Hast du wieder einmal gesungen, Resi?" sprach er sie sanft an.

„A bissei, doch es is nit richtig g'wen", bemühte sie sich heiteren Tones zu antworten.

„Willst du mit meiner Begleitung gerne einmal das Liedchen probieren?"

„G'wiss nit!" antwortete sie hastig und wollte sich zum Gehen wenden.

„Ich kenne dich nicht mehr, Mädchen, wo ist dein heiteres Wesen hin, bist du krank?" forschte er, ihr in die Augen sehend.

„Ah mei, sell gibt's nit", lachte sie hell auf, „i hab bloß a bissei Sehnsucht nach meini Berg."

„Habe nur Geduld, Resi, die Wochen gehen bald herum, dann bist du erlöst."

„Bald herum!" sagte sie wie ein Echo nach und sah starr zu Boden.

Währenddem setzte sich Kurt ans Clavier und spielte eine ernste Weise, die wie heimliche Klage durch die Luft zitterte.

Resi bedeckte das Gesicht, tiefe Schamröthe färbte die bisher blassen Wangen.

„So wisst's a, wia'r i mi gestern vagess'n hab?“ fragte sie zitternd und wagte nicht aufzuschauen.

„Armes Kind!“ sagte Felden, ihr die Hand vom Gesichte ziehend, „deine Liebe ist keine Schande, aber eine Thorheit, die du wieder vergessen musst!“

„Derenthalben geh i furt, i kann eahm nimma unta d'Aug'n tret'n, um alli Welt nimma!“

„Ich verstehe dich, Resi, doch wie hast du dein Fortgehen vor deiner Herrschaft begründet?“

„I hab an kloan Zett'l ins Büawl sei Wagerl g'legt und hab' drauf g'schriab'n, d'Sehnsucht nach d'Berg war schuld. O mei“, schluchzte sie, „wias da g'leg'n is dös liab Kind mit seini roth'n Backerln, wia a Engerl hat's g'schlaf'n und i hab sei Augerln nimma sehg'n dürf'n und hab's do so vuil liab g'habt. — Jatz aba lasst's mi weita, Herr Mala“, seufzte sie auf, „fragt mi nix mehr, i bitt Enk herzli!“

„Aber was werden deine Eltern zu Hause sagen, wenn du nun doch kommst?“ konnte Felden nicht umhin noch zu bemerken.

„Ja, sell wird a harti Stund! Doch der liabe Gott wird mir beistehn, 's wird alles wieda gut wern, wenn i nur furt bin, weit furt!“

„Willst du nicht ein paar Blümchen als Andenken an den See mit dir nehmen“, sagte Felden, indem er ihr ein Büschelchen Parnassiablumen und langstielige Genzianen, die er beim Morgengang nach Seeseiten gepflückt hatte, in die Hand drückte. Ein schmerzlich süßes Lächeln und ein dankender Händedruck antwortete, sie vermochte nichts mehr zu sprechen als „Pfüat Gott!“ das andere erstickte in Thränen.

Felden sah ihr in aufrichtiger Trauer nach, bis sie seinen Blicken entschwand.

Kaum war sie zehn Minuten entfernt, so rauschte es im Schilfe neben Feldens Uferplatz, ein Kahn knirschte im Kiese und gleich darauf stürmte Kurt aus dem Gebüsche. — — Eine unerklärliche Unruhe trieb ihn frühzeitig in den Park hinaus, er eilte an den See, um seine Erregung durch die gewohnte Wasserfahrt zu beschwichtigen. Beim Abstoßen des Fahrzeugs war es ihm, als sähe er am Seeweg entlang Resis bunte Schürze im Winde wehen, rasch ließ er den Kahn parallel am Ufer ziehen, bis er des Mädchens Spur durch Walddickicht verlor.

Seine Phantasie ließ ihn allerlei befürchten, er dachte an den gestrigen Abend, weshalb er Resi nicht aus den Augen lassen wollte.

Überrascht sah Felden auf, als Kurt die Sträuche theilte, ihn kaum beachtend die Wege durchspähte.

des heimkehrenden Ehepaares und sah Resi gleich darauf mit der Lampe unter die Hausthüre treten, das blasse Gesicht vom Lichte grell beleuchtet, lächelte wie immer freundlich den Eintretenden entgegen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Auf dem Weg nach Seeseiten, da, wo der herrschaftliche Park in Staatswaldung übergeht, stand am nächsten Morgen Maler Felden vor einer gestürzten alten Eiche am Seestrand. Nicht Sturm hatte den stattlichen Baum gefällt, ausgehöhlt und morsch bis ins Mark sank er eines Abends ächzend zu Boden. Nun lag quer über dem Waldrain der bemoste, zerklüftete Riesenstamm, tief hiengen seine Zweige in den See hinein, noch im Sterben eine traurige Mähr erzählend. Aus einem weiten Astloche war ein gemaltes, altes Marterl gefallen, welches zur Erinnerung an ein vor langen, langen Jahren hier geschehenes Unglück darin angebracht wurde. Drei junge Bauernmädchen waren auf stürmischer Fahrt nahe dieser Stätte im See ertrunken.

„Ja“, meinte der alte Gärtner, welcher, im Parke beschäftigt, Felden diese Geschichte berichtete, „der Starnberger See hat schon viele geschluckt, man dürfte so manches Marterl annageln an den alten Eichen des Parkes.“ Der Künstler bat ihn, den Baum noch mehrere Tage liegen zu lassen, der interessante Stamm mit seiner hübschen Farbenscala bot ein äußerst malerisches Object. Nun stand er am frühen Morgen allein vor dieser Stätte, er hatte sein Frühstück in dem freundlichen Wirtshause zu Seeseiten eingenommen, von dort aus lange Zeit die stolze Gebirgskette im Morgendufte bewundernd; nun wollte er frisch ans Werk gehen, seine kleine Feldstaffelei aufrichtend. Kaum hatte er seinen Platz zwischen dem Ufergesträuch fertig gestellt, nahten rasche Schritte und betroffen sah Felden auf, als er Resi erkannte, welche mit einem Reisebündel am Arme und farblosen Gesichtes des Weges kam. Sofort ahnte er ihr Vorhaben und trat ihr entgegen.

„Wohin, Resi?“ rief er mit lauter Stimme, „ich will nicht hoffen, dass du flüchten gehst?!“ Das Mädchen sank fast zu Boden, als es sich so gefangen sah und wollte seine Hände aus jenen des Malers ziehen.

„Ich weiß, was du vorhast“, fuhr dieser ernst fort, „in Seeshaupt willst du unbemerkt ins Schiff gelangen und mit der Bahn über Murnau, oder gar über Penzberg, Walchensee nach Mittenwald zurück, nicht wahr?“

Resi erschrak über die Entdeckung ihres Vorhabens. Da sie sich verloren sah, hob sie trotzig den Kopf und sagte:

„Is scho wahr, aba was kanns Enk kümmern, wenn i den Ort flieh, wo mir der Boden unta den Füaßen brennt?“

„Red' nicht so herbe, Resi“, entgegnete sanft der Maler, „ich habe aufrichtige Theilnahme für dich, weiß jetzt, warum du das Versel an die Kapelle geschrieben, ich weiß noch mehr.“

Er lehnte die Fenster an und eilte sehnsüchtig an sein Instrument, welchem er eine kleine Geschichte erzählte, die erste, in welcher sein eigen Herz mitsprach. Nie klang das kleine Lied so innig als jetzt:

„Die Liab is a Röserl,
Am Morgen blüaht's auf,
Viel Thränerln als Thau fall'n
Am Abend scho drauf.

Doch kommt üba Nacht schnell
A Reif in die Blüt,
Da hängt's welk sei Köpferl,
Vorbei is's damit."

Trug der Nachtwind die wehmüthigen Klänge weiter über See, Wald und Berge? Im Dachstocke eines kleinen Hauses in Mittenwald lehnte Resi thränenschwer das Köpfchen ans Fensterkreuz und sah in die sternenhelle Nacht hinaus. Die lichten Himmelsboten weckten einen Sturm von Sehnsucht, ihre Lippen flüsterten die Worte, welche soeben ferne von ihr in Klagen hinauszogen durch die schweigende Sommernacht. — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Bei Kurts Abschied von Bernried begegnete ihm Felden gerade bei der Kapelle, welche ziemlich nahe dem Schiffsstege lag. Er wusste, von was Kurt dort Abschied nahm, weshalb er ihn auch dort erwartete.

„Ich wollte Sie nochmals allein begrüßen, lieber Freund", sprach er Kurt an, „ich wusste, dass Sie das kleine Sprüchlein wohl hier suchen werden. Ihr Verhalten, Ihr edles, tapferes Herz hat mir Hochachtung eingeflößt und deshalb möchte ich Ihnen gerne ein kleines Andenken als Trost mit auf die Reise geben. Sehen Sie sich dasselbe erst an, wenn Sie an Ihrem Reiseziele angelangt sind."

Bei diesen Worten überreichte Felden dem Scheidenden einen viereckigen kleinen Carton unter Enveloppe. Bewegt dankte ihm der Jüngling, dann eilte er zum Landungsplatze, wo die Seinen harrten, um ihm bald darauf Abschiedsgrüße nachzuwinken. Das Schiff zog dahin auf sonnendurchleuchteten Wellen. — — — — — — — — — — — — — — — —

Am ersten Abend, als Kurt bei traulichem Lampenschein in seinem Künstlerheim saß, enthüllte er ahnungsvoll mit zitternden Händen den kleinen Carton.

„Resi!" rief er wehmutsvoll durch die Stille seines Gemaches, als ihm ein liebliches Bildchen entgegenfiel:

Da sah er vor sich die waldbeschattete Kapelle mit dem Betschemel davor, auf welchem Resi's liebliche Gestalt in Andacht versunken kniete, so wie Felden sie damals gesehen und flüchtig gezeichnet hatte. Eine unendliche Weihe lag über dem kleinen Bilde. Auf einer weißen Vignette an der Seite desselben waren die denkwürdigen Worte zu lesen:

„Sahen Sie nicht ein junges Mädchen hier vorübergehen?“ frug er nun hastig, da nirgends Resis Gestalt auftauchte.

„Gewiss“, erwiderte Felden sich erhebend mit ruhigem Tone.

„Wohin richtete es die Schritte? Ich bitte Sie um genaue Auskunft, lieber Herr Felden“, frug Kurt in erregtem Tone weiter, im Begriffe, der Dahingegangenen sofort nachzueilen.

„Bleiben Sie, junger Freund!“ antwortete ernst der alte Maler, seinen Arm um des Jünglings Schulter legend, „es ist meine Pflicht, Sie zurückzuhalten.“

„Sie wissen nicht, was Sie damit sagen und verlangen“, brach Kurt erregt hervor.

„Doch, lieber Freund, ich weiß es, und deshalb bitte ich Sie, lassen Sie das arme Mädchen, wohin das Herz sie treibt.“

Betroffen schaute ihm Kurt ins Auge, was wusste Felden von Resi?

Dieser erzählte dem jungen Manne nun alles, was Resi ihm vertraute, was er selbst beobachtete. Tief bewegt lauschte Kurt, er senkte den Blick, um sein stilles Weh nicht zu verrathen.

„Glauben Sie nicht, Felden, dass das Mädchen in seiner Aufregung am Ende — —“

„Fürchten Sie das nicht“, unterbrach ihn sogleich der Maler mit zuversichtlichem Tone, „Resi ist eine gesunde Natur, sie wird nicht wie eine exaltirte Stadtdame einen Roman heraufbeschwören, sie fand den einzig richtigen Weg, indem sie von hier schied, sie wird mit ihrem Herzen fertig.“ Kurt sah traurig in den Wald hinein, wie gerne hätte er noch einmal Resis Hand gedrückt, doch er musste sich selbst gestehen, dass Felden Recht hatte, eine nochmalige Begegnung hätte Resi zu sehr erschüttert, es wäre eine zu große Anforderung an ihre seelische Stärke gewesen. Felden war zart genug, den Betrübten nicht länger zurückzuhalten, als derselbe seinen Wunsch zur Heimkehr äußerte; er begleitete ihn zum Kahne, drückte ihm warm die Hand und überließ ihn seinen eigenen Gedanken. Stille war der weite See, kein Lüftchen rührte die Zweige der Bäume, es war, als ob die ganze Natur den Abschied zweier Herzen belauschen wolle.

Als Kurt nach langer Fahrt ans Ufer stieß und seinem Garten zuschritt, kam Helene, den Knaben auf dem Arm, ihm bestürzt entgegen, des Mädchens Zettel in der Hand.

Mit keiner Miene verrieth er sein Mitwissen an Resis Flucht, er musste die Schwester auf dem Gedanken lassen, dass Heimweh das Mädchen so plötzlich von hier forttrieb.

Als aber Helene ihn Abends aufforderte, nachdem das Kind zur Ruhe gebracht war und im Schutze der Köchin zurückgelassen, mit ihr und dem Gatten Felden im Gasthause aufzusuchen, schützte er leichtes Kopfweh vor, um allein zu Hause bleiben zu können.

ist ihre Aufgabe eine praktische, staats- und culturerhaltende, den gesellschaftlichen Wohlstand fördernde. Und ihre Thätigkeit erzielt besonders in England die erfreulichsten, ganz ungeahnte Erfolge. Wenn auch der Staat, die Schule, das Kirchenthum mit der bedeutsamen Bewegung hübsch zu allen Zeiten Hand in Hand gehen mögen, dann wird der Dämon besiegt werden, der uns zum Thiere zu machen droht.

Auf deutschem Boden sieht's allerdings anders aus. Hier wird das Trinken zu einem förmlichen Cultus erhoben. Der Bursche, der sich hervorthun will, nichts wird er mit solchem Eifer und solcher Gewissenhaftigkeit vollführen, als das Trinken. Es handelt sich da natürlich nicht um den Durst, es handelt sich auch nicht um den Geschmack, auch nicht um die Unterhaltung und Anregung, es handelt sich nur ums Trinken. Von diesem Trinken hängt nachgerade ein Theil seiner Ehre ab. Wer nicht viel trinken kann, wer eine so redliche und gute Natur hat, die das Zuviel entschieden zurückweist, der wird über die Achsel angesehen und er ist fürs Burschenleben nicht recht zu brauchen. Die andern aber trinken und trinken, endlich hören sie wie jener graue Herr im Schwanke, auf zu trinken und fangen an zu saufen. Das gilt für mannbar und für patriotisch! Mit Bier dehnt und spannt man künstlich den Magen aus bis zum Zerplatzen, wenn nicht die äußeren Körperwände noch Stand hielten. Was man mit solch geräumig gemachten Mägen dem deutschen Volke für einen Dienst, für eine Ehre erweisen will, verstehe ich zwar nicht. Und es scheint mir gar nicht klug zu sein, so ausgiebig den Magen zu erweitern, bevor man noch weiß, wie man ihn später wird füllen können. Die Zukunft unserer Jugend ist keineswegs eine so sichere, dass der Bursche sich schon frühe zur Aufnahme großer Mengen von Genuss präparieren müsse.

Jedenfalls ist es schade um unsere deutschen Burschen, dass sie unter dem Banne eines Vorurtheiles leben müssen, nach welchem eine Haupteigenschaft und ein Hauptvorzug der akademischen Jugend im Trinken liegt. Im Trinken bis zu dem Punkte, wo einst schlemmerische Römer nöthigenfalls die Pfauenfeder angewendet haben. Wenn während des viele Stunden langen Trinkens wenigstens von einer herzfrischen oder geistreichen Unterhaltung die Rede sein könnte. Davon selten auch nur eine Spur: der Bier-Comment nimmt alle geistigen Kräften in Anspruch. Und dieser Bier-Comment ist so sinnlos und langweilig, dass ich meinen Lesern mit Beschreibung desselben nicht kommen dürfte! Statt einer des Gebildeten würdigen Unterhaltung weckt der Biergenuss andere Geister auf, von denen ich nur die Rüppelhaftigkeit und Gier zur Anremplerei nennen mag. Ich bin ein Freund von frohem bummelwitzigem Burschenulk, aber das lärmende und geistesarme Treiben der vom Biergeiste besessenen Nachtwandler hat auf mein lachlustiges Gesicht noch kein

„O Maria, breit dein Mantel aus,
Mach ein Schutz und Schirm daraus
Und lass uns alle unterstehn,
Bis die Gefahr'n vorübergehn!"

Drunten auf den Straßen von Paris wogte es hin und her von lärmendem Treiben, zahllose Carossen rollten durch die glänzend erleuchteten Straßen, berauschende Musik tönte aus dem nahen Concerthause — — Kurt sah und hörte von allem nichts, versunken in das süße kleine Bild gewahrte er auch nicht, wie ein heftiger Windzug, durchs offene Fenster eindringend, die Lorbeerkränze an der Wand raschelnd bewegte und doch schien dies eine geheime Sprache, eine Mahnung für den Träumer:

„Kannst du nicht dein Weh ergießen
In der Töne reiche Flut?
Keine Quellen ewig fließen,
Wo die Lieb im Grunde ruht."

Ein deutsches Laster.

Der Mann, der jetzt ein offenes Wörtlein zu euch sprechen will, trinkt auch gerne manchmal ein Glas Wein und nicht abhold ist er der glücklichen Seelenlabe, die daraus hervorgeht. Wenn er aber befragt würde um seine Meinung darüber, was eine Hauptursache unseres socialen, wirtschaftlichen und moralischen Elendes sei, so müsste er antworten: das Trinken.

Trinken ist nicht das richtige Wort für das was ich sagen will; denn trinken wird man um den Durst zu stillen, was darüber ist, das hat einen ganz anderen Namen. Das Glas Wein oder die paar Glas Bier, die nöthig sind, um den Durst zu stillen oder uns zu erquicken, genügen auch, um jene fröhliche und bewegliche Stimmung zu schaffen, die sich der Deutsche denn einmal vom Alkohol entlehnen zu müssen glaubt. Was darüber ist, schadet dem Körper und dem Geist und wird die Ursache so vielen Elendes und Unheils, das wir gerne anderen Gründen zuschreiben möchten. Die Zeit- und Geldvergeudung, die Arbeitsunlust, der Leichtsinn, die Geilheit, die Verrohung, die Verarmung, der Blödsinn — kurz, die Entartung nehmen am liebsten ihren Ausgangspunkt vom Trinken. Einsichtsvollere und praktischere Völker, wie die Engländer, die Amerikaner, haben seit langem schon den Kampf aufgenommen gegen Trunksucht und Völlerei. Die sogenannten Temperenzler sind keine Secte, die etwa aus rein religiösen oder rein moralischen Absichten dieses Laster bekämpfen, vielmehr

die Steuern umbringen. — Wie in der Stadt, so ist es auf dem Dorfe. Jedes geistige Interesse versumpft im Bier und Kartenspiel. Wird auch politisiert, so geschieht das weniger aus Interesse fürs Vaterland, als aus dem Biere entstiegener Zanklust und Raisonniersucht. Ein englischer Nationalökonom hat behauptet, der richtige Deutsche verbringe ein Viertel seiner Lebenszeit im Wirtshause, verthue ein Drittel seines Erwerbes im Wirtshause, vergeude die Hälfte seiner Gesundheit im Wirtshause und hole seine ganze Versumpfung im Wirtshause.

Solche Aussprüche, selbst wenn sie übertrieben sind, müssen wir uns gefallen lassen, weil leider so viel Wahres in ihnen ist. Das Ende der deutschen Trunksucht wird sein, dass die Nachkommenschaft der alten Germanen ein verblödetes Volk werden muss, theils in hastender Nervosität, theils in dumpfer Apathie befangen. Oder will man etwa gar behaupten, Bismarck sei Bismarck geworden, weil er Bier getrunken hat, und die deutschen Siege seien errungen worden, weil das deutsche Volk so tapfer zu trinken versteht! Im Gegentheile — trotzdem ist er Bismarck geworden und trotzdem haben sie gesiegt! Unsere Geschichte ist reich an Widerwärtigkeiten und Schmach, deren Keime der Alkohol ausgebrütet hat.

Der Deutsche hat einen so großen Respect vor der Völlerei, dass es nach seinem Gesetze sogar als Milderungsgrund bei einem Verbrechen gilt, wenn die That in betrunkenem Zustand verübt worden ist. Andere Völker setzen auf die Betrunkenheit selbst empfindliche Strafen, eben auch, weil sie so häufig Ursache verschiedener Laster und Verbrechen zu werden pflegt.

Andern Völkern fällt wohl auch die Ekelhaftigkeit des deutschen Nationallasters auf, deren sich der Deutsche gar nicht bewusst zu werden scheint. Dass ein Vielfraß widerlich ist, das gibt er noch zu; aber dass der Säufer, der seinen Wanst unablässig mit gegohrenen Suppen füllt, bis sie im Magen wieder gähren, im Grunde ein sehr abscheuliches Geschäft betreibt, dafür hat er keinen Sinn. Die daraus entstehenden Krankheiten kommen ihm allerdings auch selbst nicht geheuer vor, doch die ekelhaftesten Krankheiten werden entschuldigt, wenn sie aus Trunksucht entstanden sind.

Ich glaube fast, dass der von Natur schwerfällige Deutsche die ihm nöthige Begeisterung künstlich schaffen muss, um mit den leichtblütigen Romanen es aufnehmen zu können. Darum sei ihm zur rechten Stunde ein gutes frisches Glas von Herzen gegönnt. Aber so viel sollte er wissen, wann er genug hat. Allerlei anderes Wissen wollte ich ihm erlassen, nur die eine Fähigkeit soll er haben: zu erkennen, wann er genug hat. Und noch so viel Rest von moralischer Kraft, um aufzuhören, wenn er erkannt, dass er genug hat! Denn sich Frohsinn, Begeisterung antrinken zu wollen

Schmunzeln gezaubert. — Wie hoch erfreulich ist in der Studentenschaft der Corpsgeist, das stramme Halten auf Ehre und Wahrhaftigkeit, auf Kraft und Muth, vor allem aber die leidenschaftliche Liebe zur Nation! — Aber der abscheuliche Biercultus und seine Ausartungen verderben wieder vieles.

Die alten Deutschen haben auch „gesoffen“! Und deutsche Dichter haben in bummelwitzigen Liedern das Saufen verherrlicht. Es ist gut, warum nur will man weniger gern auch andere Sitten nachahmen, die ebenfalls von den alten Deutschen geübt und von den Dichtern besungen worden sind? Warum mit Vorliebe in thierischen, brutalen Dingen deutsch sein wollen! Warum gerade solche nationale Sitten pflegen, an denen die Nation zugrunde gehen wird, wenn sie sich nicht besinnt!

Vor einem jungen Manne, der sein Ideal im Bierfasse findet, habe ich keine Achtung. Und armselig muss es mit einer Jugendkraft und Lust bestellt sein, die nur mit Spirituosen frisch erhalten werden kann.

Natürlich jung gewohnt, alt gethan. Der Bursche bringt seine freie Zeit am liebsten beim Bierglase zu, aber auch der Philister. Fremde Reisende, die zu uns Deutschen kommen, können sich nicht genug wundern über die zahllosen Wirtshäuser, die schier Tag und Nacht besetzt sind. Da sitzen die Leute, trinken und trinken. Endlich hat im Bauch nicht viel mehr platz, Gaumen und Gurgel verlangen nach alkoholhaltigem Tranke; so geht's nun an den Schnaps. Auch bei jungen Leuten ist es Sitte geworden, Biergelage mit Cognac zu beschließen. Dem edleren Getränke, dem Weine, wird auffallend ausgewichen. Der Wein versteht keinen Spass, er wirft den Trinker, bevor der Wanst voll ist. Der Wein ist aristokratisch, die beim Weine geführte Unterhaltung ist ganz anderer Natur, als ein Biergespräch, welches an simpler Banalität und Grobsinnlichkeit selten etwas zu wünschen übrig lässt. Bier und Schnaps ist Menschenproduct, aus diesem steigt nicht der edle Geist, wie aus dem Rebensaft.

Natürlich will ich auch dem Weine kein Loblied singen, denn sie könnten mich missverstehen und statt eines Krügels deren so viele trinken, bis sie sich vom Menschen zum Gotte und von diesem zum Thiere durchgetrunken hätten.

Unser Philister trinkt übrigens nicht wie ein Thier, denn dieses weiß, wann es genug hat. Er trinkt und trinkt, weil — er weiß es selbst nicht warum, fällt ihm nicht ein, darüber nachzudenken. Die dumpfe, stumpfe Gewohnheit hat ihn an den Zechtisch gebunden, wo ihm jedes Gesüff und jeder Kumpan und jedes Gespräch recht ist. Während das Geschäft zurückgeht, die Familie verarmt, sitzt der Bürger bei seinem Bier, bei seinem Tabak, bei seinem Kartenspiel, bei seiner politischen Kannegießerei, bei seinem weibischen Tratsch und dann schreit er, dass ihn

Warum die Männer nicht heiraten wollen.

Warum? Weil sie nicht heiraten können. Weil die meisten Männer nicht imstande sind, eine Frau zu versorgen, die für Häuslichkeit und Hauswirtschaft verbildet und verdorben ist und lächerliche Ansprüche an Leben und Welt macht. Über diesen sehr ernsten Gegenstand sprechen die „Grenzboten" (15. März 1894) in ihrer Abhandlung über die Frauenfrage ein treffendes Wort. Da heißt es:

Jeder klar denkende Mensch wird zugeben, dass gegenwärtig unter den unversorgten Frauen und Mädchen ein großer Nothstand herrscht, und dass es eine unabweisbare Pflicht der Eltern ist, ihren Töchtern eine Erziehung zu geben, die diesen, besonders wenn sie keine Renten haben und ledig bleiben, eine wirtschaftliche Selbständigkeit ermöglicht. Es gibt im Mittelstande und unter den höheren Beamten sehr wenig Leute, die die Zukunft ihrer Töchter durch ein genügendes Capital sicherstellen können und denen es gelingt, die Töchter unter die Haube zu bringen. Die meisten Beamtenfamilien leben heutzutage aus der Hand in den Mund, und wenn der Vater die Augen schließt, hinterlässt er die Töchter oft ärmer, als es die eines Arbeiters sind. Die idyllischen Zustände, wo Vater und Mutter die Hände in den Schoß legten und lächelnd warteten, bis der richtige Freier kam und das Töchterchen zu einer glücklichen jungen Hausfrau machte, sind lange vorüber. Aus dem nutzlosen passiven Verfahren sind daher die entschlossenen Mütter jetzt zu einem mehr Erfolg versprechenden activen übergegangen. Sie schleppen den keuchenden Mann und die vor Aufregung stumpfsinnig gewordene Tochter aus einer Gesellschaft in die andere, aus einem Tanzvergnügen ins andere, aus einem Wohlthätigkeitsbazar in den andern, aber alles ist umsonst. Kein Freier meldet sich und die Tochter kann dem Himmel danken, wenn sie bei dieser Hetzjagd nur verblüht und nicht auch körperliche Leiden davonträgt.

Die Zahl der Verheiratungen im gebildeten Mittelstande hat in den letzten zehn Jahren ungeheuer abgenommen. Man kann rechnen, dass sich

und sich bis zur Dummheit durchzusaufen, das passiert so vielen. Und nichts Verächtlicheres auf Erden, als ein sich blöde gesoffener Mensch.

Man braucht nicht gerade im Straßengraben zu verenden oder am Säuferwahnsinn zu sterben, die meisten Trinker gehen anders zugrunde, und doch durch das Trinken. Jeder, der diese Zeilen liest, soll nur einmal Umschau halten in seinem Bekanntenkreise und er wird Personen finden, die durch das lange Sitzen im Wirtshause von ihrem häuslichen Glücke, von ihrer Wirtschaft, von ihrer Tüchtigkeit, von ihrer Vertrauenswürdigkeit, von ihrer sittlichen Kraft, von ihrer Gesundheit verlieren. — An allen Orten ist das zu finden.

Und diese Erscheinung sollte nichts bedeuten, oder nur wenig? Sie bedeutet nicht mehr und nicht weniger als ein Verlottern und Verkommen des Volkes. Ein strebsamer, zielbewusster, lebensmuthiger Mensch wird sich nie dem Trunk ergeben, außer er ist kindisch eitel und vermeint durch Trinken seine Tüchtigkeit einmal manifestieren zu müssen. Ein solcher Jüngling setzt seinen Stolz darein, viel zu trinken, es kommt ihm oft sauer genug an, allein der Ehre muss man Opfer bringen. Als Mann schon ist er ein gefesselter Knecht des Lasters, dem er in Anwandlungen von Vernunft gerne entkommen möchte und nicht kann. Der Greis — ? „Muthige Trinker werden niemals Greise!" singen sie. Etwas Wahres mag daran sein — aber anders als sie meinen.

Das deutsche Volk hat herrliche Tugenden. Wenn es ihnen nachlebt, dann darf uns nicht bange sein. Wenn es aber in seinen nationalen Lastern mit trägem Behagen untertaucht, oder aus denselben gar nationale Tugenden machen will, dann — ?

Stammesgenossen! Einige von euch Bierbegeisterte werden mich wahrscheinlich wieder anfallen, weil ich den Deutschen ihr „frisches fröhliches Trinken" lästere und also ein Renegat am Volksthume bin. Und doch sage ich es euch in aller Ruhe: Wenn ihr das Laster des Suffes, das ohnehin im deutschen Blute liegt, auch noch in jeder Generation systematisch großzieht, wo inmitten starker und schlau lauernder Nachbarn ein klarer Kopf, ein nüchterner Sinn noch nothwendiger ist, als ein scharfes Schwert — wenn ihr euere nationale Begeisterung erst mit Bier auffrischen, euere Zeit und euere Sorgen und euer Geld in Bier und Schnaps versenken müsset, dann werdet ihr immer mehr versimpeln und versumpfen und bald ein Spott der Nachbarvölker sein. R.

„Meer voll Liebe" werden dann gewöhnlich die bespöttelten oder beklagten Warnungszeichen für einen ganzen Kreis sesshafter, aber nicht „hineingefallener" Junggesellen. Dazu kommt, dass der Staat und die Gemeinde nicht das geringste Interesse daran zu haben glaubt, ob ihre Beamten oder Lehrer verheiratet sind oder nicht. Im Gegentheil, sie thun alles, um dem Junggesellen das Leben so behaglich und dem Verheirateten das Leben so schwer wie möglich zu machen. Der Junggeselle bekommt denselben Wohnungsgeldzuschuss wie der verheiratete College, rückt in dieselben Gehaltsstufen und erhält denselben Urlaub; er zahlt nicht einen Pfennig mehr Abgaben, obgleich er sein Einkommen ganz allein für sich und seinen Luxus verbraucht, während sein verheirateter College, von Familienpflichten und Familiensorgen gehetzt, nur den geringsten Bruchtheil seines Einkommens für seine persönlichen paar Bedürfnisse verwenden kann. Der Junggeselle ist das verhätschelte Schoßkind der Behörden und der Gesellschaft. Ja es gibt ganze Berufskreise, in denen man nur noch als Junggeselle „Carriere machen" kann. In den höhern Verwaltungsfächern — der Reichskanzler selbst ist Hagestolz — tritt der verheiratete Beamte, wenn er eine vermögenslose Frau hat, weit hinter den völlig freien Junggesellen zurück und auch beim Militär wächst das Junggesellenthum, besonders in den oberen Stellen, zu immer größerem Umfange an. Den meisten Officieren bleibt auch schlechterdings unter den heutigen verkehrten Zuständen nichts weiter übrig. Ein gebildetes Mädchen aus einer dem Officierstande entsprechenden Beamtenfamilie kann er nicht heiraten, weil unsere Geheimräthe arm wie die Kirchenmäuse sind und in die Kreise, wo sich das Capital angesammelt hat, will mancher nicht hineingerathen, weil ihm das Protzenthum widerwärtig ist.

Wir sehen also, dass die Töchter unserer höheren Beamten sehr wenig Aussicht haben, sich mit Männern ihres gesellschaftlichen Kreises zu verheiraten. Andere Kreise aber, der kleine Kaufmann, der kleine Beamte, der Handwerker u. s. w. kommen bei dem ängstlich gehüteten Kastengeist mit ihnen nicht in die geringste Berührung. Aus ihnen recrutiert sich daher auch die größte Zahl der unversorgten jungen und alten Mädchen.

Nun gibt es ja eine große Zahl von höheren Beamten, die einen ziemlich bedeutenden Gehalt haben und bei einer vernünftigen Geldwirtschaft nicht vermögenslos zu bleiben brauchten, aber nur wenige gibt es, die einen Spargroschen für ihre Töchter zurücklegen. Das meiste verbrauchen die Söhne, und was dann noch übrig bleibt, das wird bei vielen in dem gesellschaftlichen Schlendrian, durch officielle Abfütterungen und andere Festlichkeiten vergeudet. Es gibt Beamte, die mehr als den fünften Theil ihres Gehaltes in ganz strafwürdiger Weise verschwenden, nur weil sie zu schwach sind, ihre vermeintlichen Repräsentationspflichten abzuschütteln. Man kann mit den vermögenslos hinterbliebenen Töchtern solcher Leute

in diesen Kreisen unter hundert Mädchen nur noch zwanzig verheiraten, das sind aber dann vor allem die, die auch ledig ganz gut von ihrem Gelde hätten leben können. Die Aussichten eines armen gebildeten Mädchens, sich zu verheiraten, sind heutzutage so gering, dass es ein geradezu unverantwortlicher Leichtsinn der Eltern wäre, die Töchter nur auf die Ehe zu verweisen und ihnen eine Bildung vorzuenthalten, die ihnen auf jeden Fall eine wirtschaftliche Selbständigkeit sichert.

Es gibt in Deutschland*) weit mehr Frauen als Männer — der Unterschied übersteigt eine Million — und diese überzähligen Frauen würden auch ledig bleiben, selbst wenn sich alle Männer verheirateten. Nun sind aber gegenwärtig in Deutschland in runden Zahlen etwa fünfundzwanzig Millionen männliche und sechsundzwanzig Millionen weibliche Personen. Im Jahre 1885 waren etwa vierundzwanzig Millionen weibliche Personen. Von diesen befanden sich ungefähr acht Millionen im heiratsfähigen, d. h. im Alter von achtzehn bis achtundzwanzig Jahren. Es kamen also 1885 auf jeden Jahrgang etwa 800.000 heiratsfähige Mädchen, die alle in einem Jahre unter die Haube hätten gebracht werden müssen; denn im nächsten Jahre drängte schon wieder dieselbe oder eine noch höhere Zahl von Ehestandsbewerberinnen nach. Die Statistik zeigt jedoch, dass im Jahre 1885 nur 368.629 Mädchen und Witwen geheiratet haben, dass also weit mehr als die Hälfte der heiratsfähigen Jungfrauen hat ledig bleiben müssen. Rechnen wir hierzu die Thatsache, dass die Verheiratungen in den unteren Volksschichten viel zahlreicher sind, als in den obern, so wird man unserer Behauptung, dass sich in unserem gebildeten, aber wirtschaftlich wenig befestigten Mittelstande von hundert Mädchen höchstens zwanzig verheiraten, gewiss beipflichten.

Thatsächlich gibt es eine ernste und die volle Aufmerksamkeit des Staates erheischende Frauenfrage auch nur in diesem Stande. Die Töchter unserer vermögenslosen, nur auf ihren Gehalt angewiesenen höheren Beamten, Professoren, Officiere, Lehrer u. s. w. haben gegenwärtig aus verschiedenen Gründen die geringste Aussicht darauf, einen eigenen Herd zu gründen. Der Industrielle oder der Kaufmann heiratet, selbst wenn er reich ist, aus geschäftlichen Gründen keine arme Beamtentochter (Ausnahmen bestätigen die Regel), der Officier darf ohne das Commissvermögen von sechzigtausend Mark keine Ehe schließen und unsere jungen Beamten, Juristen, Philologen u. s. w. haben in dem Alter, wo sie gern heiraten möchten, ein so kleines Einkommen, dass sie kaum als Junggesellen damit reichen. Heiraten sie aus romantischer Schwärmerei z. B. eine arme Professorentochter, so pflegt bald die ganze Misere der wirtschaftlichen Unzulänglichkeit über sie hereinzubrechen, und die armen Teufel mit ihrem

*) Und auch in Österreich herrscht ein ähnliches Verhältnis. Die Red.

der Hausfrau selbst zubereiteten Speisen zu bewirten. Die ganze Abfütterung wird einem „Traiteur" in „Entreprise" übergeben, der gedeckweise bezahlt wird, und der für alles zu sorgen hat, für Tischkarten und Tafelschmuck, für Geschirr und Tischzeug, für die Gerichte und die Bedienung, oft sogar für Tische und Stühle und für den Clavierspieler. Das heißt, die Hausfrau ist Gast im eigenen Hause — kann man sich etwas Verkehrteres vorstellen? Im Grunde sind diese unsinnigen Zustände aber auch nur die Folgen des ungesunden gesellschaftlichen Lebens in den höheren Kreisen. Die Repräsentationspflichten — auch so eine Erfindung eitler und dummer Menschen — nehmen die Frauen so in Anspruch, dass ihre ganze Thätigkeit im Hause zu einem geschäftigen Müßiggang herabsinkt. Sehr richtig sagt Hedwig Dohm in ihrem geistvoll geschriebenen Buch: „Der Frauen Natur und Recht" (Berlin, 1894): „Das deutsche Hausfrauenthum von heut' ist nur ein Schatten, eine Caricatur von dem früherer Jahrhunderte, wo die Frauen theil hatten an der Industrie. Jene Hausfrauen brauten das Bier, spannen das Garn, webten das Zeug. Sie buken das Brot, sie pökelten das Fleisch und bestellten den Obst- und Gemüsegarten. Sie fertigten köstliche Gewande, sie klöppelten Spitzen und hatten doch noch Zeit, musterhafte Gattinnen und Mütter zu sein. Unsere Hausfrauen spinnen nicht und weben nicht, sie sticken nicht köstliche Gewande und pflanzen nicht. Was thun sie denn? Sie spielen. Sie spielen mit der Küche, mit den Kindern, sie spielen — mit dem Leben."

Bekommen solche Damen aber einmal unter dem Druck eines wild gewordenen Ehemannes ernsthafte wirtschaftliche Anwandlungen, so begehen sie gewöhnlich neue Dummheiten. Sie fangen nicht bei den großen unnöthigen Ausgaben zu sparen an, sondern bei den kleinen nöthigen, und ziehen ihrer ausgehungerten Schneiderin fünfzig Pfennige vom Lohn und dem armen Bauernweibe fünf Pfennige vom Pfund Butter ab. Mit dieser Art des Sparens glauben sie dann die Pflichten einer gewissenhaften Hausfrau erfüllt zu haben. Was die moderne Hausfrau von der früherer Jahrzehnte unterscheidet, ist das, dass sie überhaupt nicht mehr Hauswirtin ist, sondern im besten Falle nur noch Haushälterin, d. h. sie ist nicht mehr productiv, schafft nichts Neues, wirtschaftlich Verwertbares, sondern sie verbraucht nur das Vorhandene oder Gegebene mit mehr oder weniger Berechnung. Beschränken sich diese modernen, nur die Einnahmen verwirtschaftenden Hausfrauen auf die Beamtenfamilien, so wäre das Übel noch nicht so groß. Leider finden sie sich jetzt auch schon im Handwerkerstande, und, was noch schlimmer ist, sogar unter den Landwirten. Man sollte es nicht für möglich halten, aber es gibt Gutsbesitzerfrauen, denen die eigene Geflügelzucht unbequem ist, und die ihr Hühnchen lieber auf dem Wochenmarkt in der Kreisstadt kaufen! Unsere Landwirthe leiden fast

kein Mitleid haben, umsoweniger, als die ewigen Vergnügungen, Tändeleien und Toilettesorgen bei den meisten Mädchen dieser Kreise eine Oberflächlichkeit, Genussucht und Arbeitsscheu hervorzurufen pflegt, die zu jeder ernsten Thätigkeit unfähig macht. Wir wollen nicht vergessen, hinzuzufügen, dass an dieser verkehrten Töchtererziehung weniger die Väter, wenn sie nicht selbst alte Weiber sind, als vielmehr die lieben vergnügungssüchtigen Mütter schuld sind. Die oft gehörte Entschuldigung, dass durch die Festessen mit den vielen „Gängen" und durch die Anschaffung zahlreicher Gesellschaftstoiletten Geld unter die kleinen Leute komme, ist sehr thöricht. Denn die Tausende und Abertausende, die im Laufe der Saison ausgegeben werden, fließen zum größten Theil in die Hände der Zwischenhändler, Kleiderjuden und Stoffabrikanten, die sich wohl hüten, ihre Einnahmen unter die kleinen Leute zu bringen.

Könnten es unsere höheren Beamten nur einen Winter hindurch über sich gewinnen, dem kostspieligen gesellschaftlichen Firlefanz zu entsagen, der im Grunde doch nur Hohlköpfe befriedigen kann, und könnten sie es, was freilich undenkbar ist, über sich gewinnen, auch noch auf die übliche Renommierreise im Sommer zu verzichten, die für die meisten doch nur eine Hetzjagd aus einem Hotel ins andere ist, könnte man dann diese Beamten bewegen, die dadurch in einem Jahre ersparten Summen zu einem Capital zusammenzuschießen, so könnten dafür so viel Heimstätten für Beamtentöchter gegründet werden, dass Noth und Elend zeitlebens von ihnen fernbleiben würden. Aber solch ein Vorschlag würde ja von der ganzen tonangebenden Frauenwelt mit Hohngelächter zurückgewiesen werden; wir erinnern uns auch, in der ganzen Flut von Broschüren, die die Frauenfrage behandeln, nicht eine einzige Schrift gefunden zu haben, in der diese Forderung an unsere höheren Beamten gestellt worden wäre. Wer diese Kreise nicht kennt, kann sich keinen Begriff von dem leichtsinnigen Drauflosleben, der Oberflächlichkeit und Genussucht machen, die dort herrschen. Man hat es ganz verlernt, ohne Amüsement auch nur die geringsten Opfer für allgemeine Zwecke zu bringen; wir brauchen hier wohl nicht näher auf die berüchtigte Bazarwohlthätigkeit mit ihrer geheuchelten Menschenliebe und ihren unanständigen Töchterausstellungen einzugehen. Dass aber unsere höheren Beamten mit ihren herausgeputzten Frauen und Töchtern immer wieder diesen Schwindel mitmachen, jahraus jahrein, dass ihnen das ganze verlogene gesellschaftliche Treiben nicht endlich zum Ekel wird, dass sie sich im Gegentheil darin überbieten, ihren Gästen immer kostspieligere Überraschungen, immer reichere und feinere „culinarische Genüsse" vorzusetzen — das ist ein Scandal.

Zu dieser Genussucht unserer gebildeten tonangebenden Frauenwelt kommt als zweiter Fehler ihre wirtschaftliche Untüchtigkeit. Es gilt jetzt schon in den kleinen Städten nicht mehr „fein", die Gäste mit den von

Junggesellen oder durch andere volkswirtschaftliche Maßregeln, darüber mögen unsere Abgeordneten, die an die Zukunft unseres Volkes denken und der Staat, der das meiste Interesse an einem gesunden Familienleben hat, einmal debattieren. —

Jetzt ist die Frau, sonst das nothwendigste Gut des Mannes, ein Luxusgegenstand geworden, den der Mann, er mag noch so viel Sinn für Haus und Familie haben, nicht erschwingen kann.

Georg Ebers' Lebensgeschichte.

Von Alfred Lill von Lilienbach.

I.

Das Geschick des Menschen keimt im Mutterschoße. Auch das Leben Georg Ebers' — eines auserwählten Lieblings der Götter — bestätigt diese Wahrheit. Alles, was dem Leben Wert und Befriedigung verleihen, das Herz erfreuen, den Geist zu edlen Zielen menschlichen Strebens leiten kann, ward ihm als Weihegeschenk Fortunas in die Wiege gelegt. Vergleicht man seinen Lebenslauf und alle auf seine geistige Entwickelung Einfluss nehmenden Momente mit den drückenden Verhältnissen und beengenden Fesseln, aus denen sich andere geniale Naturen emporarbeiten mussten, um dem unabweisbaren Drange ihrer Schöpferkraft zu genügen, so wird man erst den ganzen Umfang eines Glückes ermessen können, das in unserem der freien Entfaltung idealer Bestrebungen so ungünstigen Zeitalter selten einem Menschenkinde zutheil wird. Zwar lehrt uns die Geschichte, dass das echte Genie durch den Kampf mit Widerwärtigkeiten zur Entfaltung einer ungeahnten Willenskraft und zur Vollbringung großer Werke angespornt wird; aber wie oft stört die zurückbleibende Bitterkeit des Gemüthes die ruhige allseitig beglückende Seelenstimmung und eine harmonische Charakterbildung! Diese Harmonie zwischen der Innen- und Außenwelt, welche trotz der auch dem Glücklichsten nicht ersparten Stürme das Leben unseres Dichters verklärt, macht einen Rückblick auf dasselbe zu einem wahren Labsal in dieser an Disharmonien so reichen Gegenwart. Deshalb wird das jüngst erschienene Buch, in welchem der Dichter „Die Geschichte seines Lebens", „Vom Kinde bis zum Mann" (dritte Auflage. Deutsche Verlagsanstalt 1893) niederlegt, auch für diejenigen Leser, welche sich nicht für die egyptologischen Forschungen und die schöngeistigen Producte des Autors interessieren, willkommen sein.

alle unter der Untüchtigkeit ihrer Frauen, wenn sie es auch aus Furcht oder ritterlicher Gesinnung nicht Wort haben wollen. Welchen Wert eine tüchtige productive Hausfrau für den Handwerker unserer kleinen Städte hat, das weiß jeder, der das Leben in diesen Orten aus eigener Erfahrung kennt. Was aber in den kleinen Städten von den Handwerkerfrauen gilt, das gilt in den großen von den Frauen der Fabrikarbeiter; die bieten aber doch wenigstens für ihre wirtschaftliche Untüchtigkeit einen Ersatz durch ihre bezahlte Fabrikarbeit, sie helfen mit verdienen.

Je weiter man in der Gesellschaftsschicht nach oben kommt, desto enger werden die Grenzen, in denen vermögenslose Frauen und Mädchen eine Berufsthätigkeit und ihr Brot finden. Der wunderliche Begriff der Salonfähigkeit — den meisten Geheimrathstöchtern ist die ganze Welt nur ein großer Salon zum Cotillontanzen — hat die Köpfe unserer Frauen und Mädchen derart verdreht, dass eine junge Dame, die etwa als Buchhalterin in Stellung gienge, damit sofort aus den Kreisen der sogenannten guten Gesellschaft verbannt wäre. Denn es gilt ihnen als ganz selbstverständlich, dass in ihren Salon nur solche Wesen gehören, die nicht ernsthaft zu arbeiten und zu verdienen brauchen, sondern die die feine Kunst verstehen, sich aus Nichtigkeiten ein interessantes Dasein aufzubauen. Wie vernünftige Väter diese Drohnenwirtschaft unter ihren Töchtern auf die Dauer ruhig mit ansehen können, ist uns stets unverständlich gewesen.

Es gibt nur eine verständige, natürliche und wirkungsvolle Lösung der Frauenfrage und die liegt in der Ehe. Alle andern Mittel und Maßregeln sind gekünstelt, unnatürlich und auf die Dauer wirkungslos. Der Staat und die Gesellschaft können daher, wenn sie es mit der Frauenfrage wirklich ernst meinen und nicht bloß Sport damit treiben, keine anderen Bestrebungen haben, als die Eheschließungen auf alle mögliche Weise zu unterstützen. Man mag reden, was man will, es bleibt dabei: eine Frau, die keine eigene Familie gründet und dem Volke keine neuen Bürger schenkt, hat ihren natürlichen Beruf verfehlt. Die Mädchen wollen auch alle gern heiraten und ihren eigenen Herd gründen — die Ausnahmen gehören zu einer besonderen entarteten Classe von weiblichen Wesen —, und wenn sie einen Mann bekommen können, so lassen sie gern die ganze Wissenschaft zum Teufel fahren und verzichten, wenn ihnen der Mann in der Familie eine wirtschaftliche Selbständigkeit bietet, mit Freuden auf alle angelernten Kunststücke, gesellschaftlichen und akademischen Ehren. Auf welche Weise die Eheschließungen und Familiengründungen in den gebildeten Kreisen erleichtert werden könnten, ob durch Unterstützungen, Steuerherabsetzungen und andere Vergünstigungen, ob durch eine auf Anspruchslosigkeit, Einfachheit und wirtschaftliche Tüchtigkeit gerichtete Erziehung unserer Jugend, ob durch eine hohe Besteuerung der gutsituierten

Zeit hatte sie Holtei kennen gelernt, der in einem Briefe an den Autor „Fanny Ebers zu den frömmsten und heiligsten Erinnerungen seiner wirren Laufbahn“ zählt.

Nach dem frühzeitigen Hinscheiden ihres Gatten und der Auflösung des Banquiergeschäftes zeigte sich der frühere Reichthum bedeutend gemindert. Die Einschränkungen, die sie sich deshalb auferlegen musste, konnten jedoch ihren Frohmuth nicht im mindesten herabstimmen, von der weisen Einsicht geleitet, der sie oft genug Worte lieh, „dass die Verringerung des früheren Ueberflusses für das wahre Wohl ihrer Kinder eher förderſam als hinderlich sein werde“.

Das Dichtergemüth schwelgt in der Rückerinnerung an die selige Zeit der ersten Kindheit, in welcher das Mutterherz den überreichen Quell der Liebe auf ihre Kinder ausströmen ließ, besonders aber auf das jüngste, das Trostkind und Nesthäckchen, das zur Zeit des Aufstehens in das warme Lager der Mutter klettern durfte und dort die Märchen von Rothkäppchen und Schneewittchen nicht nur erzählen hörte, sondern auch im dramatischen Spiele mit der Mutter erleben konnte. Auch unter sich waren die Geschwister durch zärtliche Liebe vereint. Als die Schule begann, gieng der jüngste mit seinem älteren Bruder — Ludo — selten anders als mit verschränkten Armen dahin. Sie theilten alles mit einander und erst spät lernte er das ich und mir an die Stelle des wir und uns setzen.

Georg Ebers vergleicht die verträumte Kinderzeit mit einer heiteren Fahrt durch ein sonniges Eden, dessen Himmel, dank dem vorsorgenden Blicke und dem wärmenden Schoße der Mutter, keine Sorgenwolke verfinstert. Das erste epochemachende Ereignis für den vierjährigen Knaben war die mit der Mutter, allen fünf Kindern, der Erzieherin und einem Dienstmädchen in einem großen Reisewagen unternommene Reise in die Heimat der Mutter, um der goldenen Hochzeit der holländischen Großeltern beizuwohnen. Die Festlichkeiten, bei denen auch dem Kleinen, als Amor verkleidet, seine Rolle zugetheilt war, die Begegnung mit den vielen ihn liebkosenden Verwandten, der Tod des Großvaters, der Anblick des Meeres in Scheveningen, die Rückreise am Rhein, hatten in dem nur am Vertrauten haftenden Kindergemüthe mehr den Eindruck unbehaglicher Unruhe als den eines freudigen Genusses hinterlassen.

Von der Erfahrung ausgehend, dass die besten Motive, die sich dem Dichter zur künstlerischen Ausgestaltung aufdrängen, aus seiner Kinderzeit stammen, glaubt Ebers den frühzeitigen Eindrücken, die sich der Kindesseele im Theaterbesuche und in Berührung mit der Künstlerwelt darboten, einen Theil der Erfolge zuzuschreiben, welche seinem poetischen Schaffen in späterer Zeit zutheil wurden. Dass die schweren

In dem seinem Buche als Einleitung dienenden Widmungsgedichte an seine drei Söhne preist er die Mutterliebe als die lichtspendende Macht, die seiner Söhne und sein eigenes Leben Tag auf Tag verklärte, und erhoben von dem seligen Bewusstsein, dass der Mühe Walten die Saat, die er gestreut, zur Reife gebracht hat, indem sein schönstes Wollen in seinen drei Söhnen Verkörperung gefunden, drängt es ihn, dem Dankgefühle über sein Vaterglück in dieser Widmung weihevollen Ausdruck zu geben.

Alle Umstände, die seinen Eintritt in das Leben begleiteten, waren einem glücklichen Verlaufe günstig. Er wurde im Jahre 1837 in Berlin und doch auf dem Lande geboren. Denn das Anwesen, wo er das Licht der Welt erblickte und seine Kindheit verträumte, war vorne von der Thiergartenstraße, rückwärts von einem schiffbaren Wasser begrenzt und hatte Felder, Wiesen, buschige Hügeln und Obstgärten in seinem Bereiche. In verständiger Voraussicht hatte die liebende Mutter dieses Eden gewählt, um ihren Kleinen die „Paradiesesströme der Gesundheit und freien Bewegung zufließen zu lassen". Bald nach Georgs Geburt starb der Vater und wenn er auch später die leitende Hand desselben schmerzlich vermisste, so gedachte er doch immer mit glückseliger Rührung der ihm als dem jüngsten unter vier Geschwistern gewordenen Aufgabe, durch sein Dasein die Mutter zu trösten und ihr die Thränen zu trocknen. Sie stand damals im fünfunddreißigsten Jahre, in der Blüte ihrer Schönheit, von welcher das dem Buche beigeheftete Bild (nach dem lebensgroßen Porträt Schadows) wegen des Mangels an Farbe den Zauber der aus den milden blauen Augen strahlenden Seelenwärme nicht wiedergeben kann.

Octave Feuillet macht die Bemerkung: „Das Beste am Manne ist seine Mutter, sie bestimmt sein Wesen, sein Herz, sein Talent, seinen Charakter." Ebers ist von demselben Gefühle durchdrungen, indem er von seiner Mutter sagt: „Für mich war sie die schönste und zugleich die beste der Frauen und alles, was etwa Gutes an uns war und ist, das danken wir ihr."

Sie stammte aus Holland, wo ihr Gatte als reicher Banquier schon im Alter von neunzehn Jahren um sie gefreit hatte und als er sie endlich zu der Seinen gemacht hatte, sagte ihm der Bürgermeister ihrer Heimat, er übergebe ihm die Perle von Rotterdam. In dem gastfreien Hause ihres kunstsinnigen Gatten, sowie in dem Kreise seiner Verwandten, stand sie im lebhaften Verkehr mit allen geistig hervorragenden Persönlichkeiten Berlins, und die „schöne Holländerin", wie sie damals genannt wurde, war eine der meist gefeierten Frauen. In dieser

Die politischen Parteileidenschaften, welche das öffentliche Leben beherrschten, ließen auch die Schule nicht unberührt und mussten auf die Entwickelung unreifer Knaben schädlich zurückwirken. Unter diesen Umständen war es ein weiser — wenngleich schwerer — Entschluss der Mutter, ihre zwei jüngeren Knaben — Georg und Ludo (Ludwig) — den Eindrücken der Großstadt, vielleicht auch der häuslichen Verwöhnung zu entrücken und der Schule von Keilhau zu übergeben, welche bereits der älteste Bruder Martin besucht hatte. So schloss mit den Märztagen 1848 die erste Lebensperiode des Dichters und der Knabe fand seine Entwickelung in einer anderen, seiner Natur angemessenen, in jeder Richtung beglückenden Umgebung.

II.

Die von Friedrich Fröbel in Keilhau gestiftete Erziehungsanstalt war durch ihre Lage wie geschaffen, die idealen Zwecke verwirklichen zu helfen, welche der geniale Gründer bei seinem Unternehmen im Auge gehabt hat.

Das nahe bei Rudolstadt gelegene Dörfchen Keilhau mit den sich anschließenden Anstaltsgebäuden ist in einem von bewaldeten Bergen umsäumten, nach einer Seite hin offenen Kessel gebettet, aus dem ein krystallheller Bach schäumt und weiterhin den lachenden Fluren von Rudolstadt zueilt. Die Höhen bieten malerische Aussichtspunkte auf den Thüringerwald. Wenn Ebers die in Keilhau verlebten Jahre (vom elften bis fünfzehnten Jahre) die schönsten seines Lebens nennt, so können wir dieses während der Schulzeit genossene Glück, das heutzutage so wenig Jünglingen gegönnt ist, lebhaft mitempfinden, wenn wir uns die leitenden Persönlichkeiten der Anstalt vergegenwärtigen, die schon durch ihre Erscheinung unbedingten Gehorsam aus Liebe erzwangen und aus innerem Berufe das Postulat, das Fröbel für jede Erziehung aufstellte: allseitige und harmonische Entwickelung der Individualität, Bildung des Charakters, Einigung mit sich selbst, mit Gott, mit der Natur und der Menschheit — bei ihren Zöglingen im vollen Umfange zu erfüllen wussten. Die ganze, auf die körperliche Kräftigung ein Hauptgewicht legende Lebensordnung inmitten der Wälder von Keilhau drängte übrigens dahin, die Zöglinge mit der Natur eins werden zu lassen. Zugleich wurde ihr Inneres mit Begeisterung für sittliche Ideale und von deutscher Vaterlandsliebe erfüllt, welche Fröbel und seine beiden Kampfgenossen (als schwarze Jäger) in den deutschen Freiheitskriegen — nun Leiter der Anstalt — Middendorf und Langethal ihrer ganzen Umgebung einzuflößen wussten. Unwillkürlich drängt sich in diesem durch Fröbel geschaffenen Kinderparadiese der Gegensatz zu dem heutigen Mittelschulsysteme auf, in welchem das Glück des Kindes den vermeintlichen Interessen des Mannes geopfert wird, ohne ihn trotz des übermäßig angehäuften Lehrstoffes für das Leben und

Gefahren, welche die Zerstreuungen der Hauptstadt für die innere Entwickelung der Kinder mit sich führen, von ihm glücklich abgewendet blieben, das dankt er wieder seinem Schutzgeiste — der guten Mutter. „Ich that und dachte nichts — schreibt er — ohne sie mir gegenwärtig zu denken. Schaue ich rückwärts, so darf ich es für meine ganze Entwickelung als ein Gesetz hinstellen, dass sich mein Wandel nach einer engeren oder weniger engen, inneren und äußeren Verbindung richtete, in der ich mit ihr stand."

Wie tief greifend der Einfluss sein kann, den die häuslichen Verhältnisse, unter denen das Kind aufwächst, auf seine innere Entwickelung und sein Lebensglück üben, zeigt uns im geraden Gegensatze zu Ebers' günstigem Geschicke das in seinen frühen Jahren beklagenswerte Los des nur um drei Jahre älteren Dichters Felix Dahn.

Die Scheidung seiner geliebten Eltern, deren zunehmende Entfremdung den Kindern nicht verborgen bleiben konnte, hatte nicht nur sein Heim zerstört, sondern seinen Sinn mit finsterer Verweiflung und Weltflucht erfüllt. Versagung jeder Lebensfreude und Arbeit bis zur Erschöpfung — lauteten seine Gelübde im Alter von vierzehn Jahren. „Ich habe sie gehalten", — sagte er in seinen ‚Erinnerungen' — „aber Gesundheit der Seele, Frohmuth, ja das ganze Jugendleben habe ich darüber eingebüßt."

Dass Ebers schon als Kind vielen Künstlern, wie: Bildhauer Drakes, Maler Cornelius, deren Liebling er wurde, in ihren Werkstätten näher treten und ihr Schaffen belauschen durfte, hat der in ihm schlummernden poetischen Gestaltungskraft die später eingehaltene Richtung gegeben.

Viele bedeutende Männer Berlins, wie: Schleiermacher, Hofprediger Strauß, die im selben Hause wohnenden Brüder Grimm, deren würdige Gestalten zu den edelsten, unvergesslichen Erinnerungsbildern seiner Kindheit zählen, gehörten zu dem vertrauten Kreise der Mutter. Manche freie Stunde kam ihm zugute, da er schneller lernte als andere und ein ungemein gutes Gedächtnis hatte. Lesen lernte er von selbst nur durch Zuhören beim Unterrichte seines älteren Bruders. Schon frühe leitete ihn die Mutter an, deutsche und französische Gedichte zu lernen und zu recitieren.

Der schimpfliche Geistesdruck unter Friedrich Wilhelm IV. hatte die ganze Bevölkerung mit Groll und Unwillen erfüllt. Alle politischen Schlagworte jener bewegten Zeit, welche dem zehnjährigen Knaben auf Schritt und Tritt zu Gehör kamen, wusste derselbe der Sachlage entsprechend zu deuten und so wurden die Ereignisse der Märztage des Jahres 1848 in Berlin, deren Zeuge er bald werden sollte, für ihn eine Quelle herzerhebender aber auch zugleich erschütternder und verwirrender Eindrücke.

Die Adventzeit war den Anforderungen des nahenden Weihnachtsfestes gewidmet, zu welchem die Knaben mit eigenen Händen Geschenke für die Angehörigen herzustellen hatten, denn es gehörte zu den Fröbel'schen Grundsätzen, die Hände mit einer Fertigkeit zu praktischen Zwecken auszustatten und so wurde in den hiezu bestimmten Stunden fleißig mit Pappe, Winkelmaß, Meißel und Säge gearbeitet. Am Christtage wurden die Zöglinge mit einem Chorale aus dem Schlafe geweckt und in feierlicher Stimmung eilten sie in den Saal, in welchem ihrer der lichtstrahlende Weihnachtsbaum mit der von der Heimat und der Anstalt gelieferten Bescherung harrte. So innig und weihevoll, das Herz mit Liebe und Freude erfüllend war das Fest, dass sie selbst den heimatlichen Weihnachtsabend nicht vermissten.

Unter den Lehrern der Anstalt war es Heinrich Langethal, welchem der Dichter den entscheidenden Einfluss auf seine ganze künftige Lebensrichtung zuschreibt; denn dieser war es, welcher dem Jünglinge durch die Erklärung Homers und seine Geschichtsvorträge die Augen für die Schönheit und Erhabenheit des griechischen Alterthums öffnete, das seiner Phantasie unerschöpflichen Stoff für sein poetisches Schaffen lieferte.

Zu Ostern 1852 verließ der Bruder Ludo, der einer anderen Laufbahn folgte, die Anstalt. Bei dieser Gelegenheit wurden beide zur Confirmation geführt. Hiezu bemerkt der Autor: „In weihevollerer Stimmung und williger bereit zu allem Guten sind wohl wenige Knaben zum erstenmal vor den Abendmahltisch getreten, als wir beide damals, zur Linken und Rechten der Mutter." Der religiöse Sinn, der von den Lehrern der Anstalt sorgsam in die Herzen der Jugend gepflanzt wurde, hat sich über die Schule hinaus trotz mancher Erschütterungen in allen Lagen des Lebens erhalten und dankerfüllt erinnert sich der Mann der dort erhaltenen Anregung zum Gottvertrauen und zum Verständnis der reinen Christuslehre.

In der pädagogischen Literatur dieses Jahrhunderts begegnen wir einem ähnlichen, von demselben Erziehungsideal beseelten Unternehmen in der Schule von Hofwyl, welche durch Entwickelung der edlen Menschlichkeit die Jünglinge für die höheren, auf das allgemeine Wohl — und nicht auf die egoistischen Bedürfnisse einzelner gerichteten Aufgaben des Lebens — zu bilden bestrebt war. Auch hier war es eine gewaltige, zielbewusste Persönlichkeit, welche dem Unternehmen den Impuls gab und das Erreichen des Zieles ermöglichte. Es war der von den Ideen Pestalozzis inspirierte Pädagog Fellenberg, von welchem und dessen Familie uns der in Hofwyl erzogene Socialpolitiker Victor Aimé Huber in seinen „Erinnerungen" ein so anziehendes Bild entwirft. In dem Bildungsgange Hubers macht sich aber zugleich, wie bei unserem Dichter, der vom ersten Keime bis zur vollständigen Entwickelung fort-

seine mannigfachen Anforderungen tüchtig zu machen. Es besteht eben eine unausfüllbare Kluft zwischen Anstalten, welche Bildung — nicht bloß Kenntnisse — vermitteln, und Anstalten, welche der Lebensnoth dienen (das heißt Anstellung und Erleichterung im Militärdienste ermöglichen). Seit Einführung des neuen Wehrgesetzes haben sich die ersteren den Anforderungen der letzteren fügen müssen, um ihren Abiturienten die Rechte des einjährigen Militärdienstes zu sichern. Auf diese Weise hat auch die Schule in Keilhau ihren eigenartigen humanitären Grundzug eingebüßt.

Noch an demselben Abende seines Eintrittes in die Anstalt hatte Ebers aus Anlass einer Neckerei einen ordnungsmäßigen Ringkampf mit einem Kameraden zu bestehen, den er — dank seiner kräftigen Arme und der auf dem Turnplatze erlangten Fertigkeit — mittelst eines einzigen Griffes zu Boden warf. Derselbe erhob sich und schnaufte athemlos: „Wie ein Bär, der einen erdrückt." Dieser Vorgang trug dem Sieger den Spitznamen „der Bär" ein, der ihm noch über die Anstalt hinaus blieb. Seine Stellung unter den Kameraden war von diesem Momente an gesichert. Dass er aber nicht bloß gefürchtet, sondern auch beliebt war, beweist die im letzten Jahre auf ihn gefallene Wahl zum Hauptmann der „ersten Bergwacht" bei den Kriegsspielen. Diese bestanden im wesentlichen in der Vertheidigung und Erstürmung der auf einer waldigen Hochfläche von den Knaben selbst erbauten vier Burgen. Zu diesem Behufe theilten sie sich in vier Haufen (Bergwacht), von denen jeder einen Hauptmann hatte. Der Hauptmann der ersten war der Leiter des ganzen Kampfspieles. Die Beschreibung dieser, der freien Phantasie der Knaben entsprungenen, bis zur Erschöpfung geführten Kämpfe im kühlen Waldesgrunde und der darauffolgenden Nachtstunden und süßen Träume auf weichem Moospolster gehören zu den schönsten Episoden dieser wonnevollen Jugendzeit, die dem Erzähler bei der Rückerinnerung das Blut schneller rinnen macht, manchen Leser aber mit Wehmuth erfüllen wird, wenn er der in drückender Schulluft angstvoll verlebten Stunden gedenkt.

Auch die gemeinschaftlichen Herbstwanderungen, die sich bis in die Schweiz ausdehnten, waren dazu ausersehen, nicht nur die Lust am Neuen zu befriedigen, sondern auch dem obersten Erziehungszweck: „Einigung mit dem Leben" zu genügen. Demgemäß war es die eifrige Sorge der begleitenden Lehrer, das Geschaute verständlich zu machen und dessen Bedeutung für die Entwickelung der menschlichen Cultur zu prüfen. Zur Klärung des gesammelten Stoffes und zur Ausbildung der Darstellungsgabe dienten die für die Lieben daheim bestimmten Reisebeschreibungen, welche jeder Zögling in sauber geschriebenen Heften liefern musste. Im Winter wurden dramatische Aufführungen mit improvisierten Worten und Bewegungen veranstaltet, bei welchen Ebers die treibende Kraft war.

Dienstbotenleben in vergangener Zeit.

Von Peter Rosegger.

Wenn alle Geister und Kräfte in Aufruhr sind, um zu gewinnen und zu genießen, ist es ein Wunder, dass auch die Arbeiter und die Dienstboten, unruhig geworden, sich an die große Tafel setzen wollen? Wenn sie ihr Los möglichst zu verbessern trachten, so haben sie recht, wenn sie aber mit schlechten Mitteln arbeiten, so werden sie kein Glück haben.

Da geht ein Arbeiter zum Dienstboten: „Du bist doch nicht gescheit, dass du bei so geringem Lohn und so schwerem Dienst auf deinem Platz bleibst! Ich thäte es nicht, ich habe mir's besser gemacht und wir werden es noch weit besser kriegen. Komm in die Fabrik, da gibt's im Monat mehr Geld, als im Bauerndienst das ganze Jahr. Sonn- und Feiertags bist du dein eigener Herr und kannst in der Stadt was mitmachen. Ich wollt' mir das junge Leben in der Bauernhütte verkümmern! Das wär' auch mein Letztes. Sei gescheit, sag' deinen Dienst auf und komm in die Fabrik."

Der Dienstbote schüttelt den Kopf, er sei auch auf seinem alten Platz soweit zufrieden und wolle dieweilen noch bleiben.

„Ja", schreit der Arbeiter, „wenn alle so denken, dann wird's nicht besser. Wir müssen zusammenhalten, du gehörst zu uns und du musst mit uns halten, sonst kannst du noch einmal was Unangenehmes erfahren, pass auf!"

Solches wiederholt sich und manchmal in weit schrofferer Tonart. Auf dem Hofe geht's ohnehin nicht immer nach Wunsch, endlich ist der Dienstbote locker und er geht in die Fabrik. Wir wollen seine künftige Laufbahn heute nicht weiter betrachten, hingegen einen Blick auf jene Zeiten und Gegenden wenden, wo das Dienstbotenwesen noch nach gutem altem Schlag ist.

Dass in den Bauernhöfen der deutschen Alpen der Dienstbote fast wie ein Familienmitglied gehalten wird, ist schon oft gesagt worden. Es bedeutet das zwar keinen besonderen Vortheil, denn auch die Bauernfamilie

wirkende Einfluss einer von Weisheit gemilderten mütterlichen Liebe geltend. Die Briefe Therese Hubers an ihren Sohn — ein Kleinod der Erziehungsliteratur — legen dafür das schönste Zeugnis ab. Die Erfahrung, die Carlyle ausspricht, bewährt sich auch hier: „Noch nie sah ich, dass ein bedeutender Mann eine Närrin zur Mutter gehabt hätte."

III.

Im nächsten Jahre sollte Ebers das romantische Thüringer Waldthal mit der im märkischen Flachlande gelegenen Fabriksstadt Kottbus vertauschen, wo er vier Jahre das Gymnasium besuchte. Die lockeren Lebensanschauungen und Gewohnheiten der jungen Herren aus guten Familien, welche dieses Gymnasium des leichter zu erreichenden Abiturientenzeugnisses wegen vorgezogen, in Verbindung mit der schlaffen, jeder Autorität entbehrenden Leitung, waren nicht geeignet, einen heranreifenden unverdorbenen Knaben geistig und sittlich zu fördern. Die Leere, welche ein die Schüler langweilender Unterricht ließ, steigerte den einem Übermaße von Lebenskraft entspringenden Drang, sich im wilden Treiben Luft zu machen. Die Streiche, zu welchen den Fünfzehnjährigen sein Dämon — wie er es nennt — hinriss, verschafften ihm die Bezeichnung des „tollen Ebers". Doch bewahrte ihn seine gesunde Natur vor jeder Ausartung, deren er sich in der Folge zu schämen gehabt hätte. Nicht nur in der Stadt, sondern auch auf den benachbarten Gütern war er mit einigen werten Genossen überall zu sehen, wo getanzt wurde. Auch reizten die von der klaren Spree bewässerten Kieferwälder und die prächtigen Landschaftsbilder von Muskau zu genussreichen Sonntagswanderungen. Die schmachvollen Schulzustände endeten mit der Berufung eines neuen Directors, dem es in kurzer Zeit gelang, aus dem verkommenen Kottbuser Gymnasium eines der besten in ganz Preußen zu machen.

Professor Tschirmer war nicht nur ein hervorragender Gelehrter, sondern auch ein Lehrer, der durch Energie und pädagogischen Tact den förderlichsten Einfluss auf die geistige Entwickelung und den Charakter seiner Schüler übte, wozu auch seine hochgebildete Gattin in den Gesellschaftszirkeln, zu welchen auch Primaner zugezogen wurden, mithalf. Vor allem wollte er die Schüler zum Selbstdenken und zur klaren Wiedergabe in Wort und Schrift anleiten, indem er freie Vorträge und Disputationen in deutscher und lateinischer Sprache veranstaltete. Seine Ilias- und Sophokleserklärungen unterhielten das in Keilhau entzundene Feuer für die alten Classiker und es ist ebenso bezeichnend für die Art des Unterrichtes, wie für den Geist des Schülers, wenn dieser ausruft: „Wie oft schlug ich ärgerlich über das schnelle Ende der Stunde das Buch zu."

(Schluss folgt.)

belastet mit Armen. Wenn es so einem alten arbeitsunfähigen Knechte einmal zu langweilig ward auf seinem Hofe, oder wenn er etwa gar beleidigt worden war — denn die Leutchen hatten ihre Empfindlichkeit und hielten auf Standesehre — so nahm er seinen Buckelkorb und gieng in der Gegend umher ein wenig betteln. War er der Abwechslung an Brot, Nachtlager und Barmherzigkeit oder Grobheit satt, dann kehrte er wieder still heim in seinen Hof und theilte wohl gar unter den Hausgenossen die milden Gaben an Schmalz und Speck aus, die er für sich gesammelt. Die alten Mägde machten es auch so.

In meinem Heimatshause hatten wir eine alte, hinkende Magd, die schon lange nichts mehr that, als manchmal ein wenig Streu hacken, Rüben schneiden und derlei Beschäftigungen, wobei sie sitzen konnte. Wenn sich aber jemand den Spaß machte, sie ein wenig zu necken, sei es durch eine schalkhafte Bemerkung, sei es durch ein übertriebenes Kosewort, so nahm sie zornig ihr Körblein, packte mit aller Umständlichkeit ihre Sachen hinein und mit der Drohung, nie mehr heimzukommen, humpelte sie davon. Gegen Abend war sie wieder da und saß bei ihrer Arbeit wie sonst. Einmal hatten wir einen sehr bösartigen Knecht, der strich unserer alten Magd beim Rosenkranzbeten, als sie eingenickt war, mit Kohle einen Schnurrbart an und nachher sagte er, sie solle doch ein wenig ins Fenster schauen, wie sauber sie geworden während des Betens. Als die Alte in solchem Spiegel die seltsame Zier sah auf ihrem runzeligen Angesicht, gieng sie ganz still hinaus. In der Küche wusch sie sich, stand dann lange auf einem Fleck, endlich hörte sie jemand leise sagen: „Wartet nur, ihr werdet es schon sehen!“ Dann packte sie ihre Sachen zusammen und gieng fort. An demselben Abende ist sie nicht heimgekommen und auch am nächsten Tage nicht. Wir giengen aus sie zu suchen und erst am vierten oder fünften Tage wurde sie eingeholt bei Weiz, eine Tagreise von Alpel entfernt. Fast mit Gewalt musste man sie zurückführen und daheim angekommen musste der bösartige Knecht ihr eine Art Abbitte leisten und mein Vater sie versichern, dass ihr so etwas nicht wieder angethan werde in diesem Hause. Erst dann bequemte sie sich, das Gnadenbrot auf dem Hofe weiter zu genießen.

Um Lohn an Geld dienten und arbeiteten die Dienstboten jener Zeit eigentlich nicht. Eine Magd bekam gewöhnlich zehn Gulden Jahrlohn, ein Knecht zwanzig bis dreißig Gulden. Der Großknecht des reichen Obersteinhofes hatte fünfzig Gulden, er wurde deshalb mit Ehrfurcht betrachtet auf dem Kirchwege. Er trug ein seidenes Halstuch, eine Uhr mit Silberkette und auf dem grünen Hut einen Federstoß mit Gemsbart. Im Wirtshause trank er nur „Guldenwein“, wovon die Maß einen Gulden kostete. Weiter war es auch nichts. Er ersparte sich nichts und kam als alter Mann in die Einlege. Der Geldlohn diente oft nur für Nebenauslagen und Anschaffung

hat's nicht fein und fasst sich gegenseitig nicht fein an, aber es bedeutet, dass der Bauernknecht nicht wie ein Sclave behandelt wird, dass er einfach Bauer ist, nicht weniger und nicht mehr, und dass er es recht gut wagen darf, sich im vorhinein für ein ganzes Jahr zu verdingen. Bei den Stadtherrschaften möchte ich dem Dienstboten ein Sichbinden auf so lange Zeit nicht rathen!

In den städtischen Wirtschaften geschieht so ziemlich alles, was nöthig ist, dass der Dienstbote im Hause fremd bleibe und seiner Herrschaft feind werde. Ausnahmen gibt es, im allgemeinen aber ist es bei den heutigen Einrichtungen ganz unmöglich, sich treue und beständige Dienstboten zu schaffen. Nur Eins: Die „gnädige Frau“ ist mit dem Mädchen gewöhnlich zu grob und der „gnädige Herr“ zu artig.

Bei den Bauern war das eher umgekehrt und es war besser.

Die Zeit ist noch nicht sehr lange vorbei, dass es in der ganzen Gegend Aufsehen erregte, wenn ein bäuerlicher Dienstbote vor Ablauf des Jahres den Hof verließ. Da war schon allemal was dahinter. Und der Bauer, der dann einen solchen Menschen aufnahm, ließ gut Nachfrage halten, bevor er's that. Dass ein Bauer dem Nachbar einen Dienstboten während des Jahres abspenstig gemacht hätte, wird man nicht oft gehört haben. Hingegen wurde alle Überredungsgabe, vieles Versprechen und manche List aufgewandt, um am Leihkauftag gutberufene Dienstboten ihrem alten Dienstorte zu entfremden und für einen neuen zu gewinnen. Je leichter das gelang, desto weniger war es der Dienstbote wert. Je fester Dienstboten an ihrem alten Platze hiengen, desto höher stiegen sie auf dem Dorfe an Ansehen und Wert, desto lebhafter ward um sie das Werben. Man schätzt nicht allein die Arbeitskraft, man schätzt auch die Treue. Die Anhänglichkeit war eine fast selbstverständliche Tugend der Dienstboten. Mindestens zwei oder drei Jahre blieben die allermeisten auf einem Hofe. Dann kam's aber vor, dass der Knecht seinen Dienst kündete und auf die Frage des Bauers, warum er denn fort wolle, keine andere Begründung kund gab, als: „Mich g'freut's da nit mehr.“ Hatte er es einmal auf ein oder zwei Jahre anderswo versucht, dann war er für den ersten Hof leicht wieder zu haben und hielt nun oft viele Jahre aus. War einmal ein Dienstbote zehn Jahre lang auf demselben Platz, dann gieng er selten mehr fort, blieb zwanzig, blieb dreißig, blieb vierzig Jahre, blieb sein Lebtag, war eine verlässliche Stütze des Hauses. Wenn endlich solch ein alter treuer Knecht arbeitsunfähig wurde, gab ihn der Bauer wohl nicht in die Einlege, sondern behielt ihn auf dem Hause, pflegte ihn nicht schlechter und nicht besser wie etwa seinen eigenen Vater im Ausnahmsstübel. Zu beneiden war er nicht, aber Bettler oder Spitalbruder war er auch keiner. Heute ist das vorbei, und das Einlegerelend ist keine Phrase. In jener Zeit der Dienstboten- und Bauerntreue wurde also die Gemeinde nicht sehr

machen dürften. Mehr als dreihundert Gulden konnte ich ihr bringen, sie warf beide Arme hinter den Rücken und rief, schenken lasse sie sich nichts und foppen lasse sie sich auch nicht! Es kostete Mühe, der guten Alten begreiflich zu machen, dass es ihr redliches Eigenthum sei und dass das Geld in der Sparcasse fleißig wachse.

„Wie kann's denn wachsen?“ rief sie.

Ja, meine liebe Dirn! Weil die Bauernleute brav arbeiten, darum kann das Geld wachsen in der Sparcasse. Würde ich ihr das gesagt haben, sie hätte es doch nicht begriffen, wie es ganz andere Leute nicht begreifen, dass nur die arbeitende Hand es ist, die dem Rentier die Zinsen schafft.

Da fällt mir just noch der Knecht Toni ein, den sie im Zieselhofe gehabt. Der hatte beim Vater und beim Großvater des Bauers schon gedient in demselbigen Hause und da fand es sich in einem alten Gebetbuche angemerkt, dass der Toni am ersten Jänner 1792 als Halterjunge in diesen Dienst getreten war. Als nun der Neujahrstag des Jahres 1852 kam, erinnerte sich der Zieselhofer daran und ließ den alten Knecht rufen.

„Setz' dich nur nieder, Toni“, sagte er, „ich muss doch ein bissel was reden mit dir.“

„Sollst nit zufrieden sein mit mir?“ fragte der Knecht wohl mit Beklommenheit.

Der Bauer sprach: „Du hast meinem Großvater und meinem Vater gedient und jetzt auch mir schon über fünfzehn Jahr. Alleweil treu und fleißig, keine Klag. Heut' ist es sechzig Jahr, dass du auf den Zieselhof gekommen bist.“

„Was sagst?“ rief der Knecht aus, „schon sechzig Jahr soll ich alt sein?“

„Bist nit als neugebornes Kind gekommen, hast schon ochsenhalten mögen. So hab' ich dir sagen wollen, Toni, von jetzt an kannst dir leichter geschehen lassen, arbeitest, was du gern willst und thust du gar nichts, so macht's auch nichts. Du bleibst daheim in meinem Haus, wenn's dir recht is, und solltest du extra einen Wunsch haben am heutigen Tag', so sag's offen, Toni, möcht' dir gern eine Freud' machen.“

Wurde der Toni schier lebhaft und sagte: „Thut mich wohl rechtschaffen gefreuen, Bauer, dass du mit mir soweit zufrieden bist. Hab' auch niemals keine Klag gehabt auf dem Zieselhof. Und wegen dem, dass ich mir heut' was wünschen kunnt, —“ mit seiner bunten Zipfelmütze thut er um und ins Stottern kam er, „— wirst es einsehen, Bauer, dass — dass ich nit mehr gar zu jung bin, weißt eh, möcht schier Zeit sein, meine ich, und wenn du nichts dagegen hättest, Bauer: Heiraten möcht' ich.“

von Flitter; denn Kost, Kleidung, Wohnung und vollständige Verpflegung hatte der Dienstbote ja gänzlich frei und für diese Dinge arbeitete er. Die Arbeit war oft schwer, doch jene Arbeiter waren ihr nicht feind, wie die heutigen es sind, weil ja hier die Maschinenarbeit in der That darnach ist, dass keine Liebe zu ihr aufkommen kann. Der bäuerliche Dienstbote hatte an seinen Leistungen eine gewisse Freude und die Arbeit als solche erhielt ihn gesund und herzfrisch. Er arbeitete um zu leben und lebte um zu arbeiten, und damit war er zufrieden. Er hatte seine tägliche Arbeit und weiter keine Sorgen. Darum waren die Leute damals noch lustig, und singen und jauchzen hörte man in der Gegend überall — das Geld war noch nicht Herr geworden, der große Unruhstifter und Herzvergifter. — Bis heute ist dort oben der alte Brauch noch nicht gänzlich abgekommen, erst dieser Tage hörte ich von einer jungen Magd, die in einem Bauernhofe dient und einen Gulden Jahrlohn hat. Einen Gulden! Und sie soll willens sein, ihn in die Sparcasse zu legen als Nothpfennig für die alten Tage. Diese Magd scheint also gar nicht einmal die Absicht zu haben, in die Stadt zu einer Herrschaft zu gehen und eine gute Heirat zu machen.

Und in dieser Armut möchtet ihr die Leute festhalten? ruft der moderne Volksökonom. Wir antworten ruhig: Ja, in dieser Armut sollte man die Leute festhalten können. Denn das war eine Armut, die sie nicht sahen und nicht fühlten, bei der sie singen und jauchzen konnten und Lust hatten zu heiraten noch in alten Tagen. Gewiss, sie haben auch Verlangen gehabt nach Gut und Genuss, so sie an anderen sahen, aber sie waren stark genug, solches Verlangen zu bezähmen und es unschädlich zu machen für den Frieden ihrer Seele. Sie waren nicht so kindisch, um unglücklich zu sein, wenn ihnen ein Lieblingswunsch versagt blieb. Diese „Knechte" von damals, das waren andere Kerle, als die heutigen Jammerseelen, die ohne Luxusgaukel und Parteigezänke nicht mehr leben zu können glauben, weil sie trotz aller Freiheitsphrasen wirkliche Knechte ihrer Bedürfnisse und Launen sind.

Und ahnt ihr nicht, wie reich jene gewesen sind? Sie kamen gar nicht dazu, ihren Reichthum aufzubrauchen.

Beim Gregerbauer zu Krieglach diente eine Magd ununterbrochen zwanzig Jahre lang, dann erhielt sie von Amtswegen als Prämie für ihre Beständigkeit und Treue ein Sparcassebuch zu hundert Gulden. Sie legte das Sparcassebuch in ihre Gewandtruhe ganz zu unterst und diente weiter beim Gregerbauer. Und als sie noch eine Reihe von Jahren gedient hatte und anhub mühselig zu werden, gedachte sie ohne jeden Jahrlohn im Hause zu verbleiben. Sie gab mir das Büchel und ersuchte mich, gelegentlich ihr Guthaben in der Steiermärkischen Sparcasse für sie herauszunehmen, sammt den Zinsen, die vielleicht auch schon etliche Gulden aus-

heimlich in ihr die Möbel stehen werden und wie traulich die Sonne auf sie hereinleuchten werde. Es war der späte Herbst und die Bäume rings um das Haus waren kahl und die Wiesen vollbestreut von gelben Blättern. Eine berückende Herbststimmung. Wie schön wird das erst im Frühjahr sein, wenn alles grünt und blüht!

Noch einmal schlief er in seiner alten Wohnung. Sein Schlafzimmer war mittlerweile ausgeräumt worden bis auf das einzige Bett und jeder Schritt hallte nach in den leeren Mauern. Noch einmal betrachtete er im Bette liegend die phosphorschillernden Tafeln an der Wand, die eine ferne Straßenlaterne hereinsandte zu den Fenstern. Wie oft hatte er diese Tafeln gesehen in schlaflosen Nächten, in seiner schweren Krankheit und wenn er wegen eines Herzleides oder einer großen Freude nicht schlafen konnte. Und in halbem Schlummer noch waren sie vor seinem Auge gestanden und die schönen Träume von vergangenen Zeiten schwebten in diesen Lichttafeln wie durch verklärte Pforten. Es war doch heimlich, heimlich, heimlich hier!

Aus süßem Schlafe wurde er geweckt durch Poltern und Männerstimmen. Vandalen waren ins Haus gebrochen. Am frühesten Morgen waren die Transportmänner gekommen mit ihren Tragbändern, Seilen, Hebeln und Treppenschlitten, um die übrigen Zimmer zu räumen. Ganz brutal rissen sie die Schränke und Kästen aus ihren Ecken, wo sie ungezählte Jahre still gestanden, hoben die Bilder von den Wänden, wo sie wie milde Hausfreunde niedergeschaut, schoben mit derbem Schwunge das Pianino fort, das seit zwanzig Jahren nicht ein einzigesmal von der Stelle gerückt worden, und an dessen Tasten die Fingerchen der Kleinen sich geübt bis zu jener Fertigkeit, dass sie die lieblichsten Lieder, die weihevollsten Sonaten spielen konnten; zu Weihnachten das „Stille heilige Nacht“, zu Ostern das glorreiche „Alleluja“, zu Allerseelen das düsterwehe „Requiem“. Alle Stimmungen der Jahreszeiten waren in diesem Kasten und alles Glück des Daheimseins war verkörpert in den Schränken und Einrichtungsstücken, welche jetzt so roh hinausgeschafft wurden. Das hat ihm wehe gethan. Es war ihm fast als trügen Pompefunebre-Männer Särge geliebter Menschen hinaus. In einem Momente, da es niemand sah, legte er nochmals seine Hand, sein Haupt an die Wände des trauten Zimmers, gleichsam ihm dankend für die treue Hut. In solchen Augenblicken haben selbst die Steine Seelen und jede Wand- und Fensterecke flüsterte ihm zu: „Weißt du noch? Weißt du noch? — Es ist vorbei. Lebe wohl!“ — Rasch eilte er fort, die Treppen hinab, durch die Gassen davon bis ins neue Haus, um dort anstatt des Abscheidens das Ankommen zu feiern. Das Wiedersehen der mittlerweile dort angekommenen Einrichtungsstücke war so warm, als wäre er jahrelang von ihnen getrennt gewesen, und jedem wies er den geeig-

O du rührende Menschenbescheidenheit der alten Zeit! Es ist dann herausgekommen, dass ein Mädchen wartete auf den Toni, bis er in der Lage war, sie zu heiraten. An vierzig Jahr soll das Mädchen, eben auch ein Dienstbote, gewartet haben. Vielleicht hätte der Zieselhofer gerne den Rückweg angetreten mit seiner großmüthigen Freistellung eines Wunsches, vielleicht nicht. — Zwei alte Dienstleute haben zusammengeheiratet auf ein Stübel des Zieselhofes. Schade, dass sie keine Nachkommenschaft mehr erzielt haben — eine solche Gattung sollte nicht aussterben.

Ein verlassenes Heim.

Erlebnis eines einfältigen Herzens.

Viele Jahre lang hatte er es bewohnt, das Zimmer im vierten Stock, hoch über den Dächern der Stadt. Aus der Ferne herein blickten die Ebene mit dem schimmernden Strome, und die blauenden Berge und der endlose Himmel mit den unerschöpflichen Licht- und Schattenspielen der Jahres- und Tageszeiten. Während die Menge unten ihren Vergnügungen nachjagte, saß er oben am Fenster, versunken im Genusse einer Schönheit, von der sie unten nichts ahnten. In diesem Zimmer waren seine Kinder geboren, klein gewesen, groß geworden, und welch eine Kette von Freud und Leid bedeutet das — jeder Vater weiß es. Diese Kette hatte sein Herz angeschmiedet an die vier Wände der Wohnung, und wie ärmlich diese Wohnung war, das sahen nur Fremde, die ihn besuchten, er selbst sah es nicht.

Auf einmal das Elementarunglück. Sein alter Oheim schenkte ihm ein Haus. Ein kleines neues Haus mit allem Comfort, mitten in einem großen Baumgarten stehend unweit der Stadt. Dieses Haus hatte ihm immer gefallen, es vereinigte so recht die städtische Bequemlichkeit mit den ländlichen Reizen. Seine Familie machte sofort Anstalten zur Übersiedlung, und auch er freute sich der Vortheile, die nun kommen würden.

Da die Transportgesellschaft für die allernächsten Tage nicht zu haben war, so ließ er in seiner Ungeduld einen Tisch und einen Sessel in das neue Heim bringen, um dort in seinem Zimmerchen sitzen und sich einträumen zu können. Die hohen Doppelthüren, die Spiegelfenster, die Parquetböden, die feinen schwedischen Öfen! Nicht Grafen können eleganter wohnen, und selbst wenn sie noch so viele Schulden haben. Jede Ecke der Wohnung maß er ab und betrachtete sie darauf hin, wie

hatte er Heimweh gehabt nach dieser Stadt, jetzt war ihm die Stadt fremd, und das Land und die Welt; er war wie eine Pflanze, die von der Scholle losgerissen und auf die Straße geworfen worden, wo sie nicht mehr Wurzel fassen kann.

Endlich, nachdem er lange Zeit so vegetiert hatte, gieng er eines Tages aus, um sich eine andere Wohnung zu suchen, wo er wieder ein bisschen Weite und ein bisschen Himmel haben konnte vor seinem Fenster. Er wusste wohl im voraus, dass nichts zu finden sein würde, was imstande war, Verlorenes zu ersetzen. Aber vor allem, fort wollte er von seinem öden Hause im Baumgarten. Denn es war ihm nicht mehr gleichgiltig; seitdem er sich in dasselbe mit aller Gewalt einzuleben gewollt, war es ihm widerlich geworden. Nun schritt er traurig durch die Gasse. Wie er an dem alten Stadthause vorübereilen wollte, wo er einst gewohnt, sah er am Thore den weißen Zettel kleben: „In diesem Hause ist eine Wohnung zu vermieten im vierten Stocke, vier Zimmer, allsogleich zu beziehen.“

Das Herz pocht schneller, das ist sein altes Heim! er steigt die Treppen hinauf, will die ihm fremd gewordenen, treulosen Räume sehen, um zu sehen, dass sie hässlich und schlecht sind und um sich also zu heilen. Der Eingang ist nicht verschlossen, alle Thüren sind offen, die Zimmer sind ausgeräumt bis auf die hohen weißen Öfen, mit schallenden Schritten schreitet er durch die Räume, warm wird ihm in der Brust — daheim ist er! Daheim ist er wieder!

Sein Haus im Baumgarten hat er vermietet, mit seiner Familie ist er wieder hinaufgezogen über die Dächer der Stadt, wo es altväterisch war und vieles unbequem und wo er neuerdings frisch und froh geworden ist — daheim an seinem Herde.

Suche mir's einer nicht zu erklären, wie das zugeht! Der Mensch hat nicht allein Neigungen zu bestimmten Personen, mit denen er leben und glücklich sein kann; und mit anderen, oft viel vorzüglicheren, kann er's nicht. Bestimmte Dinge nehmen Seele an, wenn der Mensch ihnen nahe kommt und aus denen er dann seine Seele sich ihm wieder entgegen athmen fühlt. Die Auswahl einer Wohnung ist, besonders bei Gemüthsmenschen, nicht etwas Zufälliges, es ist vielmehr ein Suchen und Werben mit dem Herzen. Ich habe nie begriffen, wie die Leute so leichthin Wohnung wechseln können, fast so leichthin, wie andere ihre Kleider wechseln. Besonders in großen Städten findet man den nomadischen Zug, da werden die Menschen gleitend, wie Sand auf dem Meere. Der Großstädter ist jeden Tag bereit, mit seiner Vergangenheit zu brechen, wenn es den banalen Vortheilen der Gegenwart entspricht. Es ist aber ein Zeichen der Treulosigkeit, wenn einer seine Wohnung, die ihn und seine Familie manche Zeit geschirmt hat, verlassen kann, gleichgiltig, wie der

neten Winkel an, und jeden Schrank und jedes Bild bat er insgeheim, mit seinem neuen Platze zufrieden zu sein, und sie würden sich zusammen schon finden in die neuen Verhältnisse, dass es auch hier bald so heimlich und gemüthlich werde, wie es dort gewesen, oben im vierten Stock, in der Runde des lichten Himmels. Aber wenn er die Möbel nun so anschaute, da sah er hinter ihnen immer noch die alte Wand mit den gemalten Rosen, und jede Kastenecke erinnerte ihn an die Stimmung im lichten geräumigen Zimmer, welches verlassen worden war. Nur das Licht war hier ein anderes, fiel anders ein, war nicht von dem zarten Milchweiß wie dort, war glühender, hatte schärfere Töne, schärfere Schatten. Und im Frühjahre, als die Bäume Laub hatten, war das kleine Haus eingeschlossen in eine grüne Ringmauer und in der Stube war eine düstergrüne Dämmerung.

Wie oft war er hingegangen und hatte hinaufgeblickt zu den zwei Fenstern, wo er so viele und so heimglückliche Jahre verlebt. Jetzt wohnten fremde Leute dort. Er wartete nun in seinem Heim alle Jahreszeiten ab, denn eine Wohnung wird uns erst traut, wenn wir einmal den Jahreslauf in ihr verlebt haben. Aber die Heimlichkeit kam nicht und die sehnsüchtige Erinnerung an das Nest hoch über den Dächern wurde lebhafter und ungestümer und endlich konnte er ihr nicht mehr widerstehen.

Eines Tages schritt er die Treppen hinauf zu seiner alten Wohnung. Unter irgendeinem Vorwande ließ er sich anmelden, ich glaube, nach der feinsten Kaffeesorte erkundigte er sich, denn die Bewohner hatten in der Stadt ein Kaufmannsgeschäft. So saß er in dem rothen Lehnstuhl unter ungefügen Möbeln und bei halbgeschlossenen Fensterläden. Wie sie dämmerig und fremd waren, die Räume! Wie ihn die Wände gar nicht wieder zu erkennen schienen! Es war in den Fußdielen noch der braune schneckenhausförmige Ast, auf der Zimmerdecke noch die Rankenarabeske, die er im Glück wie im Leide, in oder ohne Gedanken, so oft angeblickt — nichts mehr aber von all den schönen Beziehungen zu ihm. Es war alles todt und als wäre er hier nie daheim gewesen. Das that ihm weh und er wusste nicht, sollte er die Wände anklagen der Untreue, oder sich selber.

Nachdem er mit den ihm ganz gleichgiltigen Bewohnern einige ebenso gleichgiltige Gesprächsphrasen ausgetauscht hatte, gieng er wieder hinab. Rasch eilte er seinem Hause zu, denn nun erwartete er, die Seele dort zu finden, die da oben nicht mehr wohnte. Das war wieder nicht so, sein Haus war wie vorher, sehr hübsch, sehr modern, sehr comfortabel — aber nicht heimlich. Und dann lebte er wieder eine Weile so dahin mit seinem Hause, wie in einer Convenienzehe, die weder unglücklich noch glücklich ist. Er gieng aus, ohne vom Heim fortzugehen, er kehrte zurück, ohne nach Hause zu kommen. Früher, wenn er eine Reise gethan,

Kleine Laube.

Geschichten und Gedanken.

Von Josef Wichner.*)

Knall und Fall.

Letzthin habe ich beim Lesen einer Zeitung wahrhaftig die Hände geballt, und mein Vertrauen in die Menschheit wäre bald etwas wankend geworden.

Es hatte nämlich in den Vereinigten Staaten Nordamerikas, wie mir die Zeitung erzählte, eine Boxerei stattgefunden. Darunter ist aber nicht zu verstehen, dass sich zwei Bulldoggen oder Boxeln ein wenig gerauft hätten, was bei diesen unvernünftigen und hitzigen Thieren schon vorkommen mag, sondern zwei mit Vernunft und Herz begabte Wesen, Menschen genannt, hatten sich vor Tausenden von Zuschauern so lang mit den Fäusten bearbeitet, bis der eine mit gebrochenen Rippen, ausgeschlagenen Augen, zerschmetterter Kinnlade und einem Gesichte gleich einem Kropfkürbisse halbtodt vom Platze getragen wurde und nun ein elender Krüppel bleiben muss bis zu seinem Lebensende.

Und dieser Kampf zwischen zwei Fleischerknechten grausamster Sorte hatte monatelang das Tagesgespräch gebildet; beide waren in den Zeitungen durch Abbildungen und Mittheilung der ganzen Lebensgeschichte von den ersten Windeln an verherrlicht worden; reiche Narren, die rein nicht wussten, wohin mit dem Gelde, hatten unsinnige Summen darauf gewettet, wer von den beiden Klopffechtern den Sieg erringen würde; am bedeutungsvollen Tage hatte eine gröhlende, brüllende und jauchzende Menge sich heiser geschrien; am Abende hatten sich etliche Verlustträger ins Jenseits hinübergeschafft und waren daher mit dicken Lettern in die Tagesblätter eingerückt worden!

Meine Feder ist mir zu gut, als dass ich die Namen dieser Kämpfer mit ihr verewigen möchte. Also mag's dem Leser genügen, zu wissen, dass die beiden Boxer,

*) Erlauschtes. Allerlei neue Geschichten, Schwänke und Gedanken. (Der „Alraunwurzeln" dritte Folge) von Josef Wichner. (Wien. Heinrich Kirsch. 1894.)

Reisende das Hotel verläßt. Ein treuer Mensch will sich von nichts trennen, alles, was ihm jemals etwas war, will er um sich haben, denn es ist gleichsam ein Theil seines Wesens geworden.

Hast du, mein Leser, noch keine Frau? Willst du dir eine suchen? Dann gib acht. Nimm keine solche, die lauter moderne Sachen in ihrer Stube, in ihrem Schranke hat, nimm vielmehr eine solche, die vom alten Gewande und Trödel sich nur schwer trennen mag, die in ihrer Truhe die Spielsachen ihrer Kindheit aufbewahrt, Andenken an ihre Eltern, vielleicht gar noch alten Kram von der Großmutter versteckt im Kasten hat. Sie wird nicht Nomadin sein, sondern eine festständige Hausfrau, die weder Wohnung noch Männer wechselt.

Dass Männer oder Frauen nie gewechselt werden, ist zwar selbstverständlich. Dass die Wohnung zuweilen gewechselt wird, ist besonders in Städten nothwendig, und wie dem Manne aus jenem vierten Stocke, so geht es selten einem. Mir ist's zwar doch auch einmal so ergangen vor langer Zeit. Ich hatte eine alte verlassene Wohnung lieb gehabt und konnte mich in die bezogene neue durchaus nicht einleben. Sie war weit schöner als die alte, aber sie blieb mir fremd. Was that ich? Ein Kindlein ließ ich mir geboren werden in diesem Hause, und nun war es ein Geburtshaus. Das Geburtshaus von einem der Meinigen. Und im Geburtshause ist man daheim. M.

Willst du tiefsinnig erscheinen.

Willst du tiefsinnig erscheinen,
Hüte dich vor klarer Sprache.
Trübe dreist das seichte Tümplein,
Dass man ihm nicht auf den Grund sieht,
Und man nennt dich unergründlich
Tief, und unerschöpflich geistvoll.
Dunst bricht Strahlen, und der Nebel
Ist des Flachkopfs Gloriole.

P. Rosegger.

Weh' ihnen, wenn sie gleich den Götzen der alten Heiden Augen haben und nicht sehen, Ohren und nicht hören!

Es geschehen Zeichen und Wunder Tag für Tag dem der sehen will, gleich einem Sauerteige ist die Welt geworden und, so Gott will, gleich einem keimenden Frühling.

Eine neue Ordnung der Dinge wird das kommende Jahrtausend bringen .... möchte doch die Liebe das entscheidende Wort sprechen und nicht der Hass, die Gerechtigkeit und nicht die rohe Gewalt, Christus, der Menschenfreund, nicht aber Belial und alle die Geister, welche die Hölle auszuspeien droht!

Der Selbstkocher.

Jetzt muss ich euch, liebe Leser etwas mittheilen, was euch nicht nur große Freude, sondern vor allem großen Nutzen bereiten wird.

Gewiss ist es schon manch einer sparsamen Hausfrau eingefallen, es sei eigentlich das Kochen ein kostspielig Ding, und bis so ein Topf voll Erdäpfel oder Bohnen und Erbsen oder ein Stück Geselchtes oder ein Brocken Rindfleisch, namentlich wenn eine steinalte Kuh sich hat für einen Ochsenjüngling ausgeben müssen, weich genug sei, fresse der Herd gar manches Scheit, und Zeit werde auch gar viel vertrödelt, wenn man in einemfort beim Feuer stehen und nachlegen und achtgeben müsse, dass die gute Suppe ja nicht davonlaufe und etwa ihre Augen auf der heißen Platte verbrenne.

Nun .... zu dieser Hacke haben gescheite Leute schon längst einen Stiel gefunden. Sie meinen nämlich, wenn das einmal fest siedende Zeug auch ohne Feuer und ohne überzugehen weiter dunsten und garkochen und brennheiß bleiben thäte, dann könnte man viel Holz und auch viel Arbeit ersparen.

Das sieht nun jede Mariandl recht gut ein; aber wie das zu machen sein möchte, darüber thät' sie sich fast hintersinnen, wenn sie's erfinden müsste.

Es ist aber auch das eigentlich gar einfach. Man braucht's mit der Wärme im Topfe nur zu machen wie mit den Gefangenen im Kerker: man läst den Gefangenen nicht heraus, dann bleibt er drin, und man läst die Wärme nicht heraus, dann bleibt sie auch drin und kocht die Bohnen gar und das Fleisch butterweich ganz von selbst.

Das wissen schon die Fabriksmädchen in meiner Heimat ganz gut, und meine selige Base, die kleine Senza, die hat ihren Kaffee nach dem Mittagessen immer brühwarm in ein Fläschlein geschüttet und gut zugestopft und das Fläschlein in ein dickes Wolltuch gewickelt und es so in die Fabrik getragen gut eine halbe Stunde weit, und nachmittags um vier Uhr hat sie sich noch daran den Mund verbrannt, wenn sie nicht vorsichtig geblasen hat vor dem Schlürfen.

Die Wolle und ebenso Seide, Pelzwerk, Heu, Stroh, trockene Sägespäne oder selbst Papierschnitzl und Asche sind nämlich gar scharfe Wärmepolizisten und lassen die Wärme nicht um ein Schloss aus dem zugedeckten Topfe, wenn sie rund herum und unten und oben Wache stehen: sie sind schlechte Wärmeleiter, wie die Gelehrten sagen.

Das hat denn auch eine gescheite und vielerfahrene Köchin in Zürich, namens Susanna Müller (Außersihl, Konradstraße 49, III.), ausgenützt und hat einen sehr schönen und sehr guten Selbstkocher erfunden, mit dem man gar billig und mühelos die herrlichsten Speisen herstellen kann.

Derselbe, eigentlich nur ein Wärmegefangenhaus, ist seinem Wesen nach ein doppelwandiger Blechkübel mit dicker Filzeinlage, Filzboden und gut verschließbarem

die ich Knall und Fall nennen will, sich gerade neun Minuten und neunundzwanzig und eine halbe Secunde mit den Fäusten bearbeiteten und dass der Herr Knall den Herrn Fall schließlich kunstgerecht zu Fall brachte.

Und was bekam der Herr Knall für seine abscheuliche Heldenthat? Wie wurde ein Mann entlohnt, dessen ganze Weisheit in den Fäusten steckt, dessen Lebenszweck Muskelstärkung ist und der im übrigen vielleicht kaum seinen Namen schreiben kann? Wie bezahlte man den Menschen, dessen einzige Kunst darin besteht, das Antlitz eines allerdings eben so rohen Mitmenschen in einen blutigen Fleischklumpen und Tausende von Zuschauern in blutdürstige Tiger zu verwandeln?

Wahrhaftig, da habe ich gefunden, dass man eigentlich noch viel, viel zu wenig Leute der Vormundschaft unterstellt.

Die Sportzeitung, auf die sich meinetwegen Herr Lucifer setzen mag, berichtet nämlich, der Herr Knall habe als Siegespreis — nach unserm Gelde — rund hunderttausend Kronen davongetragen und sie fügt mit geradezu teuflischem Hohne auf alle Menschen, die sich ehrlich mühen und doch zu nichts kommen, bei:

„Da soll noch jemand sagen, dass ‚Handarbeit' in unserer Zeit nicht gut bezahlt wird!"

Wie ich diesen Bericht gelesen habe, da blieb mir nichts anderes übrig, da musste ich zwei Fäuste machen, und Ingrimm nächtigte meine Seele.

Also hunderttausend Kronen für einen einzigen Klopffechter nach einem Kampfe von neun Minuten und neunundzwanzig und einer halben Secunde!

Da sind ja selbst unsere Opernsängerinnen reine Bettlerinnen gegen einen solchen Boxkünstler!

Ich sah im Geiste die Millionen der Ärmsten, die trotz des redlichsten Ringens in Elend und schrecklicher Noth verkommen; ich sah Väter, die um die niedrigste Arbeit die Hände falten und, allüberall zurückgewiesen, mit der Verzweiflung im Antlitze dem Strome zuschleichen; ich sah Mütter, die ihre eigenen Adern öffnen, um denen, welchen sie in schwerer Stunde das Leben geschenkt haben, das Leben zu erhalten; ich sah Kinder, die auf faulem Stroh ihre letzten Seufzer ausstoßen!

O, ihr armen Tröpfe, warum seid ihr keine Klopffechter geworden?!

Hört ihr nicht, wie der Jubel tollt, und seht ihr nicht, wie der Wahnsinn Herrn Knall, den Sieger, auf die Schultern hebt und wie sich ein Goldregen über ihn ergießt?

Hunderttausend Kronen für eine blutige Prügelei!

Wie viel Noth hätte damit gelindert, wie viele Familien hätten damit aus entsetzlicher Bedrängnis errettet werden können!

Und wer nennt mir die Millionen, die unser Jahrhundert in wahnsinnigen Wetten hinauswirft, wenn es Menschen gegen Menschen und Thiere gegen Thiere hetzt, wenn das gemarterte Pferd mit dem Todesblicke durch halb Europa rennt, wenn in den Spielhöllen die Hand gegen die Karten bebt!? Wer nennt die Summen, die in ungemessenem Genusse hinausfliegen, oder die aufgehäuft liegen und den Verzweiflungsschrei der blassen Noth nicht hören .... nicht hören wollen!?

Mir graut .... vor der Lösung .... aber .... ich freue mich auch .... auf eine bessere Zukunft; denn anders, besser muss es werden, und also will ich das Vertrauen in die Menschheit doch nicht verlieren.

Die Zeit der Klopffechterei muss einmal ein Ende nehmen, die Zeit, in der ein Minister .... einen Reitknecht beneidet und in der ein Kraftmensch zum Millionär wird, muss schwinden!

Auch der Knall muss einmal zu Fall kommen und die Reichen dieser Erde müssen sich endlich ihrer armen Brüder erinnern und sich ihrer ungeheuren Verantwortung bewusst werden!

Güte. Ein sogenannter Papinischer Topf ist freilich des sicheren Verschlusses halber noch besser hiezu geeignet; aber der kostet halt gegen sechs Kronen, und ein gewöhnlicher Topf selbst in einer Kiste voll reingewaschener, trockener Lumpen und Kleiderfetzen oder in einer Kiste voll trockenen Heues thut's auch.

Mein Weib hat's auch so versucht und meinen alten, abgesessenen Schlafrock beschworen, dass er gleich dem Besen des alten Zauberers Küchendienste verrichte und ich hab' mir an dem Fleisch keinen Zahn ausgebissen, obschon meine Esszeile viel zu wünschen übrig läßt.

Will aber eine gute Hausfrau bereits beim Aufstehen ein weiches Geselchtes haben, dass sie's dem Manne oder dem Sohne mitgebe in den fernen Holzschlag, so kann sie's ja abends vorkochen und die Nacht über im Gefängnis unter den Lumpen oder den Filzen oder im Heu belassen; denn die Hitzepolizei schläft nicht, und in aller Frühe, wenn die Sonne übers Dach blinzelt, ist's Fleisch mürb zum Zerfallen.

Und ist ein schreiend Kind im Haus, oder ein Krankes, so setze die gute Mutter abends siedendes Wasser oder siedende Milch hinein, und sie hat zu jeder Stunde der Nacht was sie braucht, ohne erst Feuer anmachen und das leidende oder dürstende Wesen lange warten lassen zu müssen.

Hat aber der Arzt Eisumschläge verordnet und würde das Eis in der warmen Stube schnell zergehen, so legt die treue Wärterin dasselbe in den Topf und stellt den Topf in die Lumpenkiste, und jetzt ist's auch gut; denn ein guter Hitzepolizist läßt auch keine Wärme ins Gefängnis hinein, und also bleibt's drin für diesmal schön kalt und das Eis kann nur sehr langsam zergehen, selbst wenn draußen die Hundstage ihr Unwesen treiben und einem das Badewasser Blasen zieht.

Etwas von unserer Muttersprache.

Letzthin bin ich schön aufgesessen mit meinen ehrlichen Bestrebungen, für die Reinheit meiner theuern Muttersprache nach Kräften zu wirken!

Ich kaufte mir nämlich eines Tages etliche Briefböglein und darauf stand vorne schön roth gedruckt:

„Sprecht und schreibt Deutsch!"

Diese Briefböglein wanderten nun in die Welt hinaus, und wer mein Geschreibsel las, las wohl auch das Sprüchlein und nahm sich eine Nase voll für den Hausgebrauch, wenn er nicht das beste Gewissen hatte.

So stellte ich's mir wenigstens vor, und hie und da mag's wohl gewirkt haben.

Aber auf einmal kam's ganz anders; ein guter Freund gab mir auf meine zarte Andeutung hin folgende ziemlich unverblümte Antwort:

„Mein Lieber!

Ich bitt' um Excüse: aber was Du mit Deiner infamen Epistel tendierst, kann ich partout nicht capieren. Da ist gerade zum caput werden, dass Du mich tyrannisieren und mir vom Katheder herab vordemonstrieren willst, ich soll in meinen alten Tagen noch Deutsch lernen. Nota bene, ich hab' Deutsch geschrieben und Deutsch parliert, bevor Du, feiner Monsieur, das erste Papp verschnabuliert hast. Ergo schenier ich mich auch nicht, Dir vis-à-vis zu erklären, dass ich auf jede fernere Correspondenz verzichte, so lange Du mit Deinen bornierten und antiquierten Purgierungsideen nicht pausierst.

Damit Adie und Servus!"

Filzdeckel; auch bekommt man — ums Geld natürlich — gut emaillierte und gut verschließbare Kochtöpfe, deren man je nach Bedarf einen, zwei bis vier in das Gefängnis sperren kann.

Will mir also mein Weib z. B. mittags eine recht gute Suppe und ein saftiges Stücklein Rindfleisch auf den Tisch stellen, so macht ihr das gar keine Schererei. Während sie das Frühstück bereitet, thut sie das Fleisch mit Wasser und Grünzeug, oder was sonst noch dazu gehört, in einen Topf, salzt die Herrlichkeit ein, deckt sie zu und läßt sie eine Viertelstunde über dem Herdfeuer kochen. Ebenso kocht sie etwa Erdäpfel in einem andern Topf, und dann stellt sie beide Töpfe ins Wärmegefängnis, deckt sorgsam zu, und nun . . . . nun ist die Arbeit fürs Mittagessen eigentlich fix und fertig, vorab wenn ins Suppenwasser noch Reis oder Rollgerste gethan wurde.

Die filzige Hitzepolizei thut nämlich ihre Schuldigkeit und läßt, ohne auch nur eine einzige glühende Kohle als Lohn zu beanspruchen, stundenlang keine Wärme heraus, alles wird schön gar, und wenn wir uns mittags zu Tische setzen, langt mein Weib die Speisen brennheiß heraus, und sie sind so gut, dass es gar nicht zu sagen ist und dass ich wollte, es könnten einmal alle Leser und Leserinnen mithalten. Macht mein Weib mittags der Knödel oder einer Mehlspeise halber doch für eine Viertelstunde ein Herdfeuer, so kocht sie gleichzeitig etwa ein Gollasch vor, steckt den Ungarn ins Gefängnis und abends sieben Uhr spaziert er warm und weich wie ein reuiger Sünder in das Gefängnis unseres Magens . . . . auf lebenslänglich.

Jetzt sage mir einmal ein Leser oder besonders eine Leserin: Wär' das nicht ausgezeichnet namentlich für Arbeiterfrauen, die selber in der Fabrik oder in der Werkstätte verdienen, oder zu Haus nähen, oder aufs Feld hinaus, oder allweil den Kindern nachlaufen müssen, wenn unterdes der stille Hausgeist, der gute Selbstkocher, für eine weiche und darum nahrhafte Kost sorgen würde und die von der Arbeit heimkehrende Familie nur die doch nicht gar so schwere Arbeit des Essens hätte?

Der Gewinn an Zeit und Brennstoff beträgt im Verhältnis zur gewöhnlichen Kocherei nach sicherer Berechnung gut die Hälfte.

Einen kleinen Haken hat die Sache gegenwärtig allerdings noch.

Die Selbstkocher sind als eine neue Erfindung und des Zolles halber noch etwas theuer (für ein bis zwei Leutlein vierundzwanzig, für achtzehn bis vierundzwanzig Leutlein vierundachtzig Kronen), und obschon sie sich bereits in etlichen Monaten völlig auszahlen, so ist das doch für arme Leute auf einmal viel Geld.

Darum sollen vermöglichere Leute den Selbstkocher bei der oben genannten Erfinderin, welcher ich einen Verdienst von Herzen gönne, nur bestellen und sie werden es um so weniger bereuen, als er auch ein schönes Einrichtungsstück ist. Ferner hat mir eine gute weise Frau ins Ohr gesagt, bei Brautausstattungen, wo man den Gulden doch nicht gar so abwäge, solle man stets darauf bedacht sein, der jungen Frau so einen selbstkochenden Hausgeist, so ein dienstfertiges Alraunmännlein mitzugeben; es sei hundertmal gescheiter, als ein goldenes Armband oder glitzernde Ohrgehänge.

Arme Leute aber, welche das Geld halt beim besten Willen nicht aufbringen können, nun, die müssen sich halt behelfen wie meine selige Base, die kleine Senza. Wenn sie den siedenden Topf mit einem Deckel gut verschließen und mit einem schmiegsamen Wolltuche — es kann auch alt sein und Löcher haben, wenn's nur rein und appetitlich ist — dick und fest umwickeln und den Schatz in eine Holzkiste stellen und etwa einen Kotzen darüber werfen und dann nach drei bis vier oder mehr Stunden in ihre Sparküche hineingucken, so werden sie ihre Wunder sehen und das Wasser wird ihnen völlig aus den Zähnen rinnen vor lauter kräftigem Duft und vor lauter

nimm geschwind eine Bohne aus dem rechten Sacke und gib sie in den linken, und dann zähl' einmal jeden Abend, wie viel linke Schächer du beisammen hast.

Dann wirst du einsehen lernen, dass es mit deinem Deutschthume leider nicht so weit her ist und dass du gar oft ein deutsches Wort ebenso gut und weit verständlicher gebrauchen könntest, wo du dich ohne Scheu des fremden Ungeheuers bedient hast.

Und bald wirst du bestrebt sein, wirklich gut Deutsch zu sprechen und kein Fremdwort für all' das zu gebrauchen, was du deutsch gut, verständlich und leicht ausdrücken kannst.

Mehr will der deutsche Sprachverein zunächst von dir nicht und ich auch nicht.

Wir verwehren dir's also auch nicht, fremde Sprachen zu lernen, so du Lust dazu fühlst, oder es dir Nutzen bringt in deinem Amte oder Geschäfte. Du musst aber ein einmal begonnenes Ding ganz thun und nicht nur halb, wie der Montafoner Maurer. Wie der nämlich drei Monate in Frankreich gemauert hatte und mit dem ersten Schnee wieder heim kam, klopfte er an die Hausthüre und rief:

„Uf mit der la porte, ich ka ke Wort Dütsch!"

Wir verwehren dir's auch nicht, jene Fremdwörter zu gebrauchen, für die du in deinem Hirnkasten kein passendes deutsches Wort findest, und wir haben nichts dagegen, wenn du dich solcher Kunstausdrücke bedienst, die wegen der Gemeinsamkeit der Sache Gemeingut aller Völker geworden sind.

Du siehst, wir sind nicht allzustrenge und schauen aus angeborner Gutmüthigkeit gar oft durch die Finger.

Aber das glauben wir von dir mit Recht fordern zu dürfen, dass du zu deiner eigenen Muttersprache mehr Liebe hegst, als zu einer fremden, dass du sie durch Übung und fleißiges Lesen gut deutscher Bücher rein und richtig gebrauchen, dass du die herrlichen Erzeugnisse unseres eigenen Schriftthums kennen lernst, bevor du allerlei welsche Bücher in dich hineinpfropfst, die dich leider gar oft nicht bilden, sondern vergiften.

Und — dass du einen Anfang machest, so versuch einmal, den Brief meines gut deutschen Freundes wirklich gut deutsch wiederzugeben! Sendest du ihn mir ein, so drucke ich ihn vielleicht ab, und du bist der nigelnagelneueste Schriftsteller zwischen Vaduz und Danzig.

Darauf kannst du dir schon etwas einbilden, und das soll dein Lohn sein. Weiter bring' ich's auch nicht.

Moidei. [1]

In Salzburger Mundart von Friedrich Franz Scheirl.

I.

Schön is gwen, lieb is gwen
z'Unken in Thal!
Moidei, wann wird's a so
Wieder a mal?

Regnwurzn,[2] Sunnaschein,
Kimmt und vaschwindt:
Mein Lieb vaschwindt nimma,
Du herzigs liebs Kind!

II.

Regnwurzn, Regnwurzn!
s Moidei is todt!
Hans gar so viel gern ghabt,
Hietz is ban liebn Gott.

'S is wahr, was hat's ghabt
Auf der armselign Welt?
So lieb und so brav,
Und so wenig Entgeld!

---

[1]) Mariele. — [2]) Wolken.

Jetzt hatte ich's — allerdings, jetzt hatte ich's schwarz auf weiß, dass auch mein Freund, wie so viele Tausende meiner Volksgenossen, an jener Krankheit litt, zu deren Bekämpfung der allgemeine deutsche Sprachverein gegründet worden ist.

Diese Krankheit ist der Mangel eines jeglichen Sprachbewusstseins, die Einbildung völliger Sprachgesundheit.

Wer diese Krankheit hat, spricht und schreibt das entsetzlichste Kauderwelsch und ist dabei felsenfest überzeugt, so wunderschön deutsch könne sich kein anderer Mensch unter der Sonne ausdrücken. Er vermengt alle Sprachen der Welt, und wenn ihn einer freundschaftlich und wohlmeinend auf seine Fehler aufmerksam macht, wird er noch grob, gerade so wie mein Freund, und schwört jede Stunde zehnmal, er sei ein guter Deutscher vom Scheitel bis zur Zehe.

Gegen diese Krankheit will der neue Verein ankämpfen, und was er verlangt, ist der Hauptsache nach nichts anderes als gewissenhafte Selbstbeobachtung.

Es ist nämlich eine ausgemachte Sache, dass jedes Volk und also auch jede Sprache ihre Daseinsberechtigung hat. Darum wird es dem Franzosen niemand verargen, dass er französisch, dem Böhmen, dass er böhmisch, dem Chinesen, dass er chinesisch spricht, und befleißt er sich, als Franzose rein französisch, als Chinese rein chinesisch zu sprechen, so gilt das überall als ein Zeichen guten Geschmackes und als Beweis nicht geringer geistiger Bildung.

Darin sind beinahe alle Völker einig und der Herr Franzose z. B. würde es geradezu als Zeichen der Verrücktheit ansehen, wollte einer seiner Brüder seine Muttersprache durch Einmischung deutscher Brocken verzieren und sagen:

„Mon Vater et ma Mutter ont
Gegess' du Boutter!"

Nur der Deutsche ist leider ganz anders gesotten. Durch den seit den Kreuzzügen immer mehr zunehmenden Verkehr mit zahlreichen Völkern, durch seine übergroße Empfänglichkeit ist er dahin gekommen, dass er es für vornehm hält, seine Sprache mit ungezählten Wörtern aus anderen Sprachen zu vermischen und bis zur völligen Unverständlichkeit zu entstellen.

Diese Krankheit hat nun schon viele Jahrhunderte gedauert, und darum ist's begreiflich, aber traurig genug, dass es die meisten Deutschen gar nicht merken, wenn sie ihre Rede fortwährend mit fremden Wörtern spicken, dass sie den Unterschied zwischen Mein und Dein in der Sprache so wenig kennen, wie der Dieb, wenn er dem Goldarbeiter in dunkler Nacht einen Besuch abstattet.

Wenn nun der neue Verein dem gegenüber mit aller Macht dahin wirkt, in jedem Deutschen das Sprachbewusstsein zu wecken und jeden zu eifriger Selbstbeobachtung anzuspornen, wenn er unablässig verkündet, es sei keine Ehre, sondern eine Schande, die eigene Muttersprache zu verhunzen, so ist das ein wahrhaft vaterländisches Beginnen und der regsten Theilnahme würdig.

Der liebe Leser braucht deshalb nicht zu fürchten, dass ich einen Angriff auf seinen Geldbeutel plane und ihn nöthigen will, diesem Vereine beizutreten.

Fällt mir nicht ein!

Aber dazu möchte ich ihn nöthigen, dass er einmal seine liebwerten Ohren öffne und auf seine eigene Rede horche und Achtung gebe, ob er wirklich gar so gut Deutsch sei, wie er sich's einbilde, oder ob er nicht selber an dieser bösartigen Krankheit leide.

Ich will ihm dazu ein billiges und lustiges Mittel an die Hand geben:

Thu' einmal in den rechten Hosensack eine Hand voll Bohnen, und wenn du nun redest, oder einen Brief schreibst, oder eine Rechnung, und es rutscht dir ein Fremdwort über die Zähne heraus, oder es fließt aus der Feder aufs Papier, so

Geldspinner — zum Glück sind sie immer noch Ausnahmen — ohne Geld nichts spinnen, so muss der rührige Verleger für ihre öffentliche Anerkennung seiner Verlagswerke erkenntlich sein, vor allem ihnen ihre kritische Meinung über das neue Buch selber liefern und mit ins Haus schicken.

Nun, der Verleger ist Kaufmann. Da fällt es aber manchem dieser Kaufleute ein, die kurze Anzeige des Werkes von dem Autor selber schreiben zu lassen. Das hat sich bereits so eingewohnt, dass man gar nichts mehr an der Sache findet. So sehr und heftig man sich auch dagegen stemmt, die Nothwendigkeit, ja Unerlässlichkeit wird so eindringlich und herzbewegend geschildert, dass man endlich ein bisschen nachgibt. Das Richtigste und einzig Erlaubte scheint mir in dieser Sache zu sein, das Vorwort zu citieren und den Inhalt beiläufig anzudeuten. Dazu hat auch der Autor, der Buch und Vorrede geschrieben, das Recht. Leider pflegt mancher Verleger die trockene Angabe zu verbessern. Solch schales Notizenlob, von den Verlegern betrieben, ist ein recht unwürdiges Protegieren unserer Literatur. Und ich glaube, es lockt keinen Hund mehr vom Ofen.

Ich war, nebenbei gesagt, mehrere Jahre lang in Gefahr, von rührigen Verlegern und wohlwollenden Journalisten zutode gelobt zu werden. Dem Publicum wurde schon übel, aber meine zähe Natur hat's überstanden. Wo ich jetzt stehe, da geht ein frischerer Wind.

Eine Plage für den Mann der Öffentlichkeit ist die Zeitungsnotizelei überhaupt, der er nicht entgeht. Er mag ankommen oder abreisen, eine Landpartie oder einen Besuch machen, einen Groschen Almosen geben, oder einem Nachbar zu Gevatter stehen — es kommt in die Zeitung. Und wenn's einem Bosnickel dann einfällt, solches auf persönliche Reclamesucht zurückzuführen, so steht der gegen seinen Willen so oft Genannte wehrlos da. Bei wichtigeren öffentlichen Handlungen eines Menschen ist es manchmal ja recht schön, wenn die Welt davon Notiz nimmt. Wenn er aber will, dass das, was die Zeitungen über ihn unvermeidlich berichten wollen, stets richtig sein soll — und wer wollte das nicht! — so bleibt ihm nichts anderes übrig, als zu unterrichten. Und so mag's auch geschehen, dass der Autor einmal über sein entstehendes Werk, das ihn ganz und gar beseelt, eine sachliche Notiz veröffentlichen lässt, weil dieselbe Sache von anderen aufgegriffen, missverstanden, entstellt wird und dann in solcher Gestalt die Runde durch die Blätter zu machen pflegt. Gerade ein takt- und wahrheitsliebender Mann wird manchmal versucht sein, durch eigene klare Angabe den Verworrenheiten und Irrthümern zu steuern. Wer sich nicht gerade capriciert auf die Richtigkeit, der thut am besten, hierin vollkommen abseits und ablehnend stehen zu bleiben. In dieser Welt, die aus lauter Irrthümern und Lügen zusammengesetzt ist, alle Unrichtigkeiten corrigieren zu wollen, die über einen im Umlauf sind, ist so ziemlich das Unnützeste, was ein Mensch thun kann.

Ein großer Missbrauch, der — soviel ich aus Erfahrung weiß — immer mehr einreißt, ist die eigenmächtige Veröffentlichung von fremden Privatbriefen noch lebender Personen. Rasch hin schreibt jemand einem guten Bekannten irgend eine persönliche Stimmung, Anschauung, einen flüchtigen Gedanken, oder ein tieferes Anliegen. Der gute Bekannte findet, dass dieser Brief öffentliches Interesse hat und — gibt ihn in die Zeitung. Wenn ich mir für die Zukunft ein Briefpapier anschaffen werde mit dem eingedruckten Motto: „Dieser Brief darf nicht in die Zeitung gedruckt werden", oder „Vervielfältigung verboten", so werden die guten Bekannten das von mir recht „merkwürdig" finden. Wie aber nennt man die willkürliche Veröffentlichung eines intimen Briefes von einem vertrauensseligen Freund?

Müssen wir gleichwohl imstande sein, jedes Wort, das wir zu einem andern sprechen oder schreiben, auch vor aller Welt zu verantworten, so können Indiscretionen genannter Art doch sehr leicht missdeutet und von Wichten missbraucht werden.

Mein Lieb? o du mein Gott!
Wann i's recht denk:
D'Lieb is a Loadwurz,
A zweifelhafts Gschenk!

Dort obn hat sie's bessa,
Wohl, wohl, hat sie's guat,
Drum, wünschn, dass lebat,
Is schiech wann mas thuat.

Aba mir gehts halt a
Mir oasaman Spatz!
Wier a Imb ohne Weisl [1])
Bin i ohne Schatz.

I woaß, dass weit weg is
In da Ewigkeit hint,
Denna [2]) suach i und suach i
Ob i s' do nit wo find.

Auf d' Lest [3]) bei den Suechn
Steh i allmal ban Eck,
Wo ihr Bildl no loant [4])
An altn liebn Fleck:

Schön unta die Nagei [5])
Und Rosnmarin —
Sie selbn die feinst Rosn
Von alln Marien!

Und drüba, vaguldt
Von an ewign Liecht,
D' schmerzhafte Muatta —
Wie wech ma da gschiecht!

's hebt mi an z'würgn —
Die zwoa Moidein [6]) — wie ra(r)! —
Herunt sans banonda [7])
Und obn, obn a.

Ja, s Moidei ghert dein hietz
Und nimma mehr mir,
Aba himmlische Muatta,
Schau, bring mi zu ihr!

Literarische Missbräuche.

Eine Henne, die nicht gackert, wenn sie ein Ei gelegt hat, ist krank! hört man auf dem Dorfe sagen. Demnach dürften unsere Schriftsteller und Künstler, die nach Beendung ihres Werkes die Lärmtrommel rühren lassen, sehr gesunde Hühner sein. Nun, wenn das Ei gut ist, dann mögen sie ja gackern, damit es aufgefunden werden kann unter dem Stroh.

Die Feineren ziehen es aber vor, nicht selber zu gackern, sondern von anderen gackern zu lassen. Das ist ja nicht unanständig und sie könnten es auch nicht hindern. Es gibt interessierte Leute. Der Verleger wird für das neue Buch trommelschlagen und trompetenblasen, dass dem Autor die Ohren gellen. Doch der hat nicht das Recht, den kaufmännischen Lauf zu beeinträchtigen; er kann von Glück sagen, wenn seine Einflussnahme größere Ungehörigkeiten zu vermeiden imstande ist.

Viele moderne Verleger — alle thun es natürlich nicht — pflegen der Unsitte, ihren neuen Verlagswerken, die sie an die Zeitungen verschicken, kleine gedruckte Besprechungen beizugeben. Solange diese Besprechungen lediglich Anzeigen sind, mag der Abdruck solcher Buchhändlernotizen im redactionellen Theil der Blätter hingehen, obschon sie ihrer Natur und Absicht nach in den Inseratentheil gehören. Es ist von dem Zeitungsredacteur ja schön, wenn er die Literatur uneigennützig zu Worte kommen läst. Es geschieht aber — und gerade bei „großen" Blättern — recht oft, dass der Redacteur und Herausgeber für den Abdruck einer lobenden Buchbesprechung im redactionellen Theil sich vom Buchverleger gemüthlich bezahlen läst. Und weil diese

---

[1]) Wie eine Biene ohne ihre Königin. — [2]) dennoch. — [3]) zuletzt. — [4]) lehnt. — [5]) Nelken. — [6]) die zwei Marien. — [7]) beieinander.

waschung seiner Ehre. Der Richter ließ sich den Fall erzählen, guckte den armen Teufel an und entschied dahin, dass der Ausdruck gar keine Ehrenbeleidigung sei, weil es kein Thier gebe, das so heiße; es gebe wohl Schweine und Hunde, allein eine Mischrasse im angedeuteten Sinne käme nicht vor. Das Wort sei also gegenstandslos. Der Kläger war abgewiesen.

Dieser drehte den Hut ein paarmal in der Hand herum, verneigte sich vor dem Richter: „Adieu, Herr — —!" und sagte das Wort, welches gegenstandslos ist, weil es kein Thier gibt, das so heißt.

Poetenwinkel.

Einst und jetzt.

An dem Spinnrad gern beflissen,
Ohne Dünkel, Zier und Wissen,
Flink genäht das eig'ne Kleid,
Klug regiert mit Spieß und Pfanne,
Treu dem angelobten Manne,
Sorgend, häuslich alle Zeit:
Weib aus der Vergangenheit!

Verse machen, Bücher schreiben,
Sport bis zum Excesse treiben,
Neue Moden jeder Art,
Von der Kochkunst rein nichts kennen,
Außer um was anzubrennen,
Eine Liaison apart:
Weiber unſ'rer Gegenwart!

Leopold Hörmann.

Beredtes Schweigen.

Wir giengen ganz selbstvergessen
Den Waldespfad entlang;
Nichts regte sich in den Zweigen,
Verstummt war Sang und Klang.

Wir drückten uns still die Hände
Und kannten nicht Wunsch, noch Ziel;
Wir hatten kein Wort gesprochen
Und sagten uns doch so viel!

Leopold Hörmann.

Zu spät.

Wenn wir in lauen Sommernächten
Sternschnuppen niedergleiten seh'n,
Dann sollen einen Wunsch wir hegen
Und er wird in Erfüllung geh'n.

Doch blitzschnell durch den blauen Äther
Fährt leuchtend hin das Meteor,
Und eh' wir einen Wunsch noch denken,
Ist's dunkel schon als wie zuvor.

Jenny von Reuß-Hoernes.

Auf dem Friedhof der Namenlosen.

Gieng am Meere ich lustwandeln,
Lieder aus der Wogen Rollen
Zu erlauschen, an der Möve
Leichtem, raschem Flügelschlage
Meiner Verse Takt zu messen.
Folgte ich dem schmalen Pfade,
Den der Tang, der aufgeworf'ne,
Längs des flachen Ufers zeichnet,
Bückte hier und da mich nieder,
Eine Muschel oder kleine
Bernsteinkrumen aufzulesen.
Und so kam ich — weit vom Dorfe —
An der „Namenlosen" Friedhof,
Wo sie alle liegen, die des
Meeres unbarmherzige Wellen
Todt an dieses Ufer trieben.
Schmucklos ist der stille Garten,
Keine Betkapelle hebt sich
Ob der niedern Tannenhecke,
Und ein schmales Pförtchen führt mich
In das ernste Reich. In Reihen
Scharen sich die Rasenhügel,
Gräser nicken müd im Winde,
Statt der Blumen pflanzte kleine
Schwarze Kreuze man den Fremden.
Wie sie ruhen nach den Stürmen,
Die sie alle überstanden,
Der da draußen auf dem Meere,
Der vielleicht im eigenen Herzen —
Wie sie einsam ruhen! Nur den
Jungen Dichter bringt der Zufall
Antheillos in eure Nähe,
Stille Schläfer, keine Freunde
Grüßt als Gäste ihr am Hügel.
Doch was hebt sich dort und bückt sich
Wieder nieder? 's ist der alte,
Ernste Herr, den ich schon öfters
Auf den Dünen bin begegnet.
Was nur der hier mag? Den großen
Grauen Hut nahm er vom Kopfe,
Und den festen Krückstock lehnt' er,
An die Hecke, in der Linken
Trägt er eine Farbenkapsel,
In der Rechten einen Pinsel,

Bei öffentlichen Persönlichkeiten sind Vertrauenswärme und Freimuth bedenkliche Vorzüge. Abstoßend, verschlossen, einsilbig, wenn nicht gar stumm, müssen sie zwischen ihren Mitmenschen dahinschreiten, und sie werden unbehelligt bleiben.

Wohl mögen sich's Künstler und Poeten gesagt sein lassen, den Zeitungsschreibern — auch wenn sie mit solchen persönlich befreundet sind — möglichst fern zu bleiben und den Anlass für öffentliche Notizen zu vermeiden. Je argloser manchmal eine Bemerkung hingeworfen, je harmloser sie aufgeschrieben wird, desto leichter kann sie missverstanden, absichtlich missdeutet werden und Unannehmlichkeiten verursachen. Und sind der Schriftsteller, der Künstler in die Lage versetzt, einmal einer *gewichtigen* Angelegenheit wegen die Presse zu beanspruchen, dann mögen sie's ruhig und offen thun, denn im Grunde haben sie das gleiche Recht, wie jeder andere, sich der öffentlichen Organe unbefangen zu bedienen. R.

Bedenkliche Höflichkeiten.

Wenn ein Kerkermeister dem Delinquenten in der Frühe vor der Hinrichtung einen „Guten Morgen!" wünscht, oder ein Atheist „Adieu!" sagt, oder wenn zwei Blinde mit den Worten: „Auf Wiedersehen!" auseinander gehen, so sind das wunderliche Grüße, die bei aller Wahrhaftigkeit der Personen das nicht meinen können, was sie sagen. Es gibt aber auch Grüße, die etwas anderes andeuten *wollen*, als was sie sagen, mit einem guten Worte etwas Schlimmes ausdrücken, auch mit einem sehr schlimmen ein noch schlimmeres meinen.

Zwei Beispiele aus dem Leben.

Ein Wiener Fiaker führte eine Dame vom Westbahnhof nach dem Stefansplatz, hier kamen sie, wie das in Wien fast immer geht, miteinander in lauten Zwiespalt wegen des Fahrpreises. Die Dame als schneidige Wienerin wehrte sich tapfer und dem Fiaker entschlüpfte in der Hitze des Gefechtes der Name „Kameel!" Dieser Name klingt an und für sich ganz hübsch, die Dame aber gieng hin und verklagte den Mann bei Gericht. Der Fiaker wurde gnädig verurtheilt zu vierundzwanzig Stunden Arrest. Das wurmte ihn, denn er hatte schon den Fünfguldenschein in der Faust, mit dem er seine Reminiscenz aus dem Thierreiche zu sühnen gedachte. Er schaute die als Klägerin und Zeugin anwesende Dame so von der Seite an, dann stellte er dem Richter folgende Frage: „Euer Gnaden, mit Erlaubnis! Es ist also wirklich verboten, zu einer schönen und vornehmen gnädigen Frau ‚Kameel' zu sagen?"

„Das haben Sie nun gesehen!"

„Mit Erlaubnis, Euer Gnaden! Jetzt möchte ich aber gerne wissen, ob es auch verboten ist, zu einem Kameel ‚gnädige Frau' zu sagen?"

„Dagegen kenne ich kein Gesetz", entschied der Richter achselzuckend, „das steht in Ihrem Belieben."

Verneigte sich der Fiaker vor der Dame, sagte: „Küss' die Hand, gnädige Frau!" und trat ab.

Und das zweite Beispiel habe ich aus der Schweiz. Dort war zwischen einem reichen Metzger und einem armen Steinklopfer im Zanke das allerdings leicht zu missverstehende Zwillingswort „Schweinehund" gefallen. Der Mann, dem es vermeint gewesen — der Steinklopfer war's — gieng zu Gerichte und verlangte die Rein-

besser, als ich ein Autographenalbum finde nebst einem Briefchen von zarter Hand, mit der Bitte an den „berühmten Verfasser des Ekkehard“, sich doch durch ein paar Zeilen zu verewigen. In meinem heiligen Zorne gehe ich an den Schreibtisch und schreibe: „Bildung macht frei!! Scheffel.“

* * *

Einem ganz neuen Schwindel ist in Wien ein dortiger Zahnarzt zum Opfer gefallen. Ein feingekleideter Herr kam zu dem vielbeschäftigten Heilkünstler, um sich einen Backenzahn ausziehen zu lassen. Der Arzt besieht den zu entfernenden Zahn. „Um den ist es ja schade — er ist gut!“ sagte er. — „Und dennoch will ich ihn draußen haben; er schmerzt mich“, erwiderte der Kranke. Also wird der Zahn entfernt. „Um Gotteswillen, Herr Doctor“, schreit darauf der Fremde, „Sie haben mir einen gesunden Zahn gerissen!“ — „Aber, bester Freund, Sie haben mir ja diesen bezeichnet.“ — „Nein, der daneben befindliche hat mich geschmerzt. Es ist ein Scandal, dass solches einem ersten Wiener Zahnarzt —“ — „Mein Herr, wollen Sie hinausbefördert werden?“ — „Wie, Sie wagen es? . . . Nun gut, die Welt wird hören, wie man bei Ihnen behandelt wird. Ich werde das Publicum vor Ihnen warnen. Ich werde den unerhörten Fall der Öffentlichkeit übergeben.“ Der „Fremde“ hatte seine Stimme erhoben, dass das kleine Gemach erdröhnte. Kein Zweifel, die draußen Wartenden werden den Lärm hören. „Nur keinen Scandal in meinem Hause“, denkt der Doctor, „um keinen Preis!“ Der Arzt erkennt jetzt den Schwindel, aber er beherrscht sich und sagt dem „Fremden“: „Lassen Sie die Komödie. Ich habe schon begriffen — also wie viel?“ — „Fünfzig Gulden, Herr Doctor. Anders kann ich's nicht. Es ist schade um den Zahn und ein saurer Verdienst —“ — „Hier haben Sie fünfundzwanzig Gulden. Und nun marsch zur Hinterthür!“ Eiligst nimmt der Geschäftsmann sein Schmerzensgeld und läuft fort. Der geplünderte Zahnarzt aber denkt: „Man kann den Leuten nicht genug auf den Zahn fühlen!“

* * *

Ein ergötzliches Abenteuer hat der ungarische Schatzkanzler Dr. Alexander Wekerle erlebt. Er besitzt bei Pilis ein Gut, das er an jedem Sonnabend zu besuchen pflegt, das einzige Reisegepäck Sr. Excellenz besteht in einem Handtäschchen, worin die klugen Leute von Pilis wichtige Staatsacten wittern, welches aber — wie die Eisenbahnleute behaupten — in Wirklichkeit bloß ein paar Taschentücher und eine Reisekappe enthält. Kürzlich nun, als Dr. Wekerle von seinem Gute nach der Hauptstadt zurückkehrte, traf er im Eisenbahnwagen mit einem alten Bekannten, der auch sein Gutsnachbar ist, zusammen. Der Letztere, ein Herr v. F., hatte ein Täschchen wie das des Ministers bei sich. Während der Fahrt plauderten die Gutsnachbarn gemüthlich, ein Wort gab das andere, und plötzlich rückte F. mit dem Geständnis heraus: „Excellenz, ich habe dir zu beichten: dass ich hab' geschmuggelten Tabak bei mir.“ Auf ein ungläubiges: „Ei was tausend!“ des Finanzministers schob F. diesem die in der That mit dem feinsten Tabak gefüllte Tasche hin. Lachend rieth der Minister seinem Nachbar, in Steinbruch auszusteigen, da er in Budapest den Schmuggel der Finanzwache anzeigen müsste. F. sah in dieser Drohung einen Scherz; und als Se. Excellenz nicht locker ließ, da gelobte er stolz und feierlich, er würde seinen Tabak unbesteuert in seine Budapester Wohnung bringen. So fuhr man denn weiter und das Gespräch nahm eine andere Wendung. Jetzt langte man in Budapest an. Die beiden steigen aus und schreiten nach dem Ausgang des Bahnhofs hin, wo zwei Finanzleute angestellt sind. Wekerle bleibt lächelnd vor ihnen stehen, und weist auf F. mit den Worten: „Der Herr da hat Tabak in seiner Tasche.“ F. aber antwortet ruhig: „Ich leugne das. Wohl aber ist Tabak in dieses Herrn

Und von einem Hügel schreitet
Er bedächtig zu dem andern,
Und auf jedes schwarze Kreuzlein
Schreibt er – doch ich kann's nicht lesen,
Was es heißt und trete näher.
Da erkennt er mich, und lächelnd
Blickt er zu mir auf: „Sie staunen,
Dass ich Malerkünste treibe?
Aber wenn ich so des Mittags
Diese stille Schar besuche –
Immer war mir's noch zu Muthe,
Dass die schlichten schwarzen Kreuze
Keine Aufschrift schmückt, kein Wörtlein,
Kein erbärmliches, verkündet,
Wer die Schläfer, die hier schlafen.
Zwar man kennt sie nicht, man weiß nicht,
Wie sie in der Welt geheißen,
Doch den schönsten aller Namen
Tragen sie wie wir und alle —
Mag er denn ihr Kreuzlein zieren!"
Sprach's und nahm den Pinsel wieder,
Trat zum nächsten Kreuz und emsig
Schrieb er drauf: „Hier ruht ein Mensch".

Hans Zimmer.

Das Leben ist ein böser Traum.

Das Leben ist ein böser Traum,
Doch willst du dass erschrecken,
Wenn jener mit der Hippe kommt,
Dich plötzlich aufzuwecken.

Und wenn der mit der Hippe kommt,
Und mäht die Nesseln nieder,
Gleich bittest ihn um so viel Frist,
Um sie zu säen wieder.

Und wenn der mit der Sanduhr kommt,
Dich mahnend, nicht zu säumen,
So flehst: 's ist zwar ein böser Traum,
Doch lass mich weiterträumen.

P. R.

Sommertag.

Wie es singt, wie es klingt, wie das Vögelein singt
Im freien grünen Wald,
Wie es klingt, wie es singt, wie das Glöckelein klingt
Der Herden auf der Hald!
Wie es plauscht, wie es rauscht, wie das Bächelein plauscht
An des Waldes blumigen Saum,
Wie es rauscht, wie es plauscht, wie das Lüftelein rauscht
Im blühenden Apfelbaum.
Wie es blüht, wie es glüht, wie das Blümelein blüht,
Auf duftiger sonniger Heid
Wie es glüht, wie es blüht, wie das Äugelein glüht
Der Hirtin auf der Weid.
Wie es saust, wie es braust, wie der Sturmwind saust
Im blitzdurchleuchteten Hain!
Wie es braust, wie es saust, wie das Wildwasser braust
Über starrendes Felsgestein!
Wie es blinkt, wie es sinkt, wie das Abendroth blinkt
In stiller heiliger Pracht!
Wie es sinkt, wie es blinkt, wie das Sternelein sinkt
Gute Nacht, o Welt, gute Nacht!

A. R.

Musst nicht.

Du liebst mich herzinnig, so sagst du?
Musst nicht!
Und ob ich dich wolle, so fragst du?
Musst nicht!
Wir würden wohl glücklich, so meinst du?
Musst nicht!
O gütiger Himmel! Was weinst du?
Musst nicht!

A. Frankl.

Lustige Zeitung.

Zu dem schon oft behandelten Capitel der „Autographen-Sammler" wird uns ein neuer Beitrag geliefert. Einem Freunde erzählte J. V. von Scheffel einst Folgendes: „Die vielen ‚Ovationen' haben auch ihre Schattenseiten, und die Berühmtheit ist oft kostspielig. Von denjenigen Damen- und Fräuleinpensionaten will ich gar nicht reden, die mir Gruppenbilder schicken und verlangen, dass ich natürlich jeder einzelnen Spenderin mein Conterfei als Dank sende. Viel schlimmer sind die Autographen-Jäger und Jägerinnen. Na, an einer dieser letzteren habe ich mich mal in gerechtem Zorne gerächt. Von der Jagd zurückkehrend, finde ich zu Hause ein gewichtiges Paket, für das mein Diener Josef ein gutes Stück Geld bezahlt hatte, da es unfrankiert war. Ärgerlich den Alten scheltend, weil er die Sendung nicht zurückgewiesen, öffne ich das Paket, und meine Laune wird nicht

streben leitete, sich mit seinem Werke an die weitesten Kreise des Volkes zu wenden und vor diesem großen Publicum ein Stück vaterländischer Geschichte mit allen factischen Einzelnheiten vorübergehen zu lassen. So hielt er es mit seinem herrlichen „Ludwig der Bayer", dessen Wirkung bei den Volksaufführungen zu Kraiburg eine geradezu erschütternde war, und dieser Erfolg mochte ihm den Weg weisen, den er im volksmäßigen Drama zu wandeln habe. Wenn es je einem unserer zeitgenössischen Dramatiker gelingen wird, Volksdichter in edelster Bezeichnung des Wortes zu werden, so glückt es ihm, welcher wie kaum ein zweiter dasjenige, was das Volksgemüth berührt und bewegt, erfasst hat und zum Ausdrucke zu bringen weiß.

Nach dem Gesagten kann es nicht als ein Vorwurf erscheinen, wenn ich sage, dass „Agnes Bernauer" nicht so sehr als ein regelrecht gebautes und durchgeführtes Drama, sondern mehr als ein treffliches, in treuen Farben ausgeführtes Zeitgemälde aufzufassen ist. Wenn man das Stück von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, so wird man ihm den vollen, uneingeschränkten Beifall nicht versagen können.

Der Dichter führt seine Aufgabe in höchst poetischer Weise durch; das zarte Aufkeimen der Neigung zwischen Herzog Albrecht und Agnes, das feurige Werben des Jünglings, das anfangs schüchterne Zurückweisen der schönen Bernauerin, der Versuch, eine aussichtslose Liebe zu unterdrücken, bis sie endlich, wie eine Elementargewalt hervorbricht und alle Bedenken überwindend, zu einer heimlichen Ehe führt, alles das weiß uns Martin Greif in spannenden Scenen vorzuführen. Diese zarten Bilder voll schöner Innigkeit heben sich hell von dem andern Theil des Schauspiels ab. Das Glück der Liebenden ist nur kurz, die Intrigue ist thätig, und vor allem sucht der Vicedom von Straubing aus alter Privatrache das Verderben derselben. Schon in der Exposition klingt sein Hass gegen den jungen Herzog durch. Er spielt gegenüber dem alten Herzoge den Verräther, und der böse Same fällt auf um so empfänglicheren Boden, da Herzog Ernst den Sohn eben mit einer Prinzessin von Braunschweig vermählen will und nun fürchtet, seine politischen Pläne möchten scheitern. Den Höhepunkt erreicht das Stück in der Turnierscene; auf den Rath des Vicedoms lässt der alte Herzog seinen Sohn von den Turnierschranken zurückweisen, weil dieser „schimpflich in Unehe lebt". Jetzt erklärt Albrecht Agnes öffentlich als sein angetrautes Weib. Diese Scene ist die am meisten dramatische des ganzen Stücks. Das Unheil ist nun im Rollen. Die Gegner der Liebenden benützen eine kurze Abwesenheit des Herzogs Albrecht, um Agnes gefangen zu nehmen und von den Richtern als Zauberin zum Tode durch Ertränken verurtheilen zu lassen. Albrecht ist erst verzweifelt, schwört blutige Rache, wird aber durch die Worte des Dechanten von Indersdorf und mehr noch durch den letzten Brief seines Weibes, das ihn bittet, sich mit dem Vater zu versöhnen, zum Frieden mit dem alten Herzoge bewogen.

Dieses vaterländische Trauerspiel enthält, wie man sieht, eine Reihe von sehr wirksamen Momenten, und es ist nicht zu zweifeln, dass sich dasselbe auch von der Bühne aus bewähren wird. Rechnet man noch hinzu, dass die Sprache voll edler Kraft und bei aller Schlichtheit voll poetischen Wohlklanges ist, so ist ein günstiger Erfolg desto sicherer zu erwarten. Eine der zartesten Stellen, in welcher die ganze geniale Kraft von Greifs Sprache zur Geltung kommt, ist die Abschiedsscene der Gatten, die einander im Leben nicht mehr sehen sollen. Emil Soffé.

Novellenbuch mit Beiträgen von C. Karlweis, Emil Marriot, Franz Nissel, Julius von der Traun, Franz Karl, Waldemar Brugg, Maria Solina und Irene Schellander. (Wien. Verlag der „Literarischen Gesellschaft". 1894.)

Der zweite Band, welchen die „Literarische Gesellschaft" soeben veröffentlicht, ist ein Novellenbuch; dasselbe soll seinem Plane nach eine Auswahl der besten Werke unserer Erzähler, älterer wie jüngerer, bekannter und bisher unbekannter, jedoch hochbegabter Autoren, in bunter Folge umfassen. Der Band vereinigt in den Beiträgen seiner acht Autoren eine große Mannigfaltigkeit von Talenten und poetischen Motiven. V.

Erlauschtes. Allerlei neue Geschichten, Schwänke und Gedanken von Josef Wichner. (Wien. Heinrich Kirsch. 1894.)

Im Titelfinden ist der Verfasser nicht besonders glücklich. Seine Titel versprechen immer weniger, als das Buch hält. Ist aber freilich besser als das Umgekehrte. Wenn man Peter Hebel nicht nennen will, so ist Wichner mit keinem Volksschriftsteller zu vergleichen. Dieses Bändchen ist stellenweise wieder köstlich zum Entzücken. Wichner sollte doch einen Volkskalender herausgeben, damit seine Geschichtlein und Gedanken ins Volk dringen und dort wenigstens ein Jahr lang als Erbauungs- und Unterhaltungsbuch wirken können. Das ist ein geborener Kalendermann edelster Gattung. Man lese diese Sammlung „Erlauschtes" und man wird mir beistimmen. Man wird aber auch sagen, dass dieser echte Volkslehrer bisher zu wenig bekannt ist. Ich sage es noch einmal: Ein Wichner-Kalender! R.

„Dem werde ich aufs Dach steigen" sagt in der „Entrüstung" der „deutsche Michel", der bekanntlich „grob wie Bohnenstroh" ist.

Tasche.“ Und dabei zeigt er auf Wekerle. Seiner Sache sicher, öffnet der Finanzminister die Reisetasche und siehe da: aus ihrem Schlund blickt das Gold des Tabaks hervor. „Sapperlot, das ist deine Tasche!“ meinte Wekerle lachend, aber ein wenig betroffen. Allein F. stellt dies in Abrede und zeigt abseits den anderen Zollbeamten den Inhalt der Tasche, welche er in der Hand trägt: ein Paar Schnupftücher und eine Reisekappe. „Bitte zum Herrn Aufseher zu kommen“, sprach der Finanzmann mit amtlicher Unerbittlichkeit zu Dr. Wekerle. Und damit wurde der Finanzminister in aller Form vor den Finanzwachaufseher geführt. Dieser erkannte seinen obersten Chef schon von weitem und nahte Sr. Excellenz mit tiefen Bücklingen. Wekerle hielt die fatale Tasche dem Aufseher unter die Nase und fragte: „Wieviel ist an Zoll für diesen Tabak zu erlegen?“ — „Oh, bitte, Excellenz! . . .“ — „Keine Umstände! Wieviel habe ich zu bezahlen?“ — „Aber Excellenz . . .“ — „Nur heraus mit der Sprache. Ich mache durchaus keinen Spass!“ Der Aufseher fand, dass Se. Excellenz es wirklich ernst meinte und setzte eine gelinde Strafe von drei Gulden fünfzig Kreuzer fest. Der Minister bezahlte. Lachend verließen jetzt die beiden Herren den Bahnhof. Auf der Straße angelangt, sagte F.: „Ich danke dir, Excellenz, dafür, dass du meinen Tabak verzollt hast.“ Und damit langte er nach der Tasche. „Was willst du?“ — „Meine Tasche!“ — „Du sagtest doch, dies wär' meine!“ — „Gib mir doch den Tabak, ich brauch' ihn nöthig, ich schmuggle dir gelegentlich andern!“ — „Fällt mir nicht ein. Ich habe auch gerade welchen nöthig und die Sorte ist gut. Adieu!“ — Der Minister setzte sich in einen Fiaker und ließ Herrn F. allein, der in wehmüthiger Beschaulichkeit den Inhalt „seiner“ Tasche musterte: zwei Schnupftücher und eine alte Reisekappe.

Bücher.

Agnes Bernauer, der Engel von Augsburg. Vaterländisches Trauerspiel von Martin Greif. (Leipzig. L. F. Amelungs Verlag. 1894.)

Es ist ein altes Motiv, das der Dichter verwendet, das von Cabale und Liebe, die so süß ist, und doch schließlich mit Schmerzen lohnt. Wie ein rother Faden schlingt sich dieses Motiv durch einen großen Theil der Weltliteratur; es ist ein nie zu Ende gesungenes Lied, ein nie ausgeschöpfter Brunnen, und der echte Dichter wird mit diesem uralten und doch nie veraltenden Stoffe immer und immer die Herzen erschüttern. So wird es wohl bis an das Ende der Welt bleiben.

Das traurige Schicksal der schönen Augsburger Baderstochter lockte wiederholt zu dichterischer Behandlung; wir begegnen ihm bald im einfachen Volkslied, bald im Drama oder im Roman. Eine Anzahl mehr oder minder berühmter Autoren versuchte sich an diesem Stoffe, z. B. Graf Törring, Böttger, Hebbel, Otto Ludwig, Melchior Meyr; ihnen schließt sich nun Martin Greif mit seinem vaterländischen Trauerspiele an. Nach dem Schlachtentosen, den Trompetenfanfaren seiner letzten Dramen, nach den politischen und dynastischen Kämpfen, welche in diesen den Angelpunkt bilden, wählt der Dichter eine einfache Herzensgeschichte, bei der allerdings auch die Politik ihre Rolle zu spielen hat, handelt es sich doch nicht um die Herzensangelegenheit von Hans und Grete, sondern um die heimliche Ehe eines Thronerben.

Martin Greif hält sich im ganzen recht enge an den von der Sage und Geschichte gegebenen Stoff, ja ich möchte sagen, er hält sich eigentlich schon zu ängstlich an die Überlieferung und sucht auch so viele historische Details als möglich in den Rahmen des Stückes hineinzudrängen, um nur ein ganz getreues Bild voll geschichtlicher Wahrheit zu schaffen. Allein dieses Zuviel läßt sich leicht erklären. Greif liefert in seinem Stücke, wie ich dies auch schon bei der Besprechung eines seiner älteren Dramen bemerkt, eine Dichtung in der Art von Shakespeares „Histories“, wobei ihn, wie mir scheint, das schöne Be-

Die von Hohenstein. Roman v. Friedrich Spielhagen.

Hammer und Amboss. Roman von Friedrich Spielhagen.

Problematische Naturen. Roman von Friedrich Spielhagen.

Sturmflut. Roman v. Friedrich Spielhagen.

Finder und Erfinder. Erinnerungen aus meinem Leben von Friedrich Spielhagen.

(Alle diese Werke Spielhagens sind im Verlage von L. Staakmann in Leipzig erschienen.)

Berliner Skizzen. Neue Vorstadtgeschichten von Heinrich Seidel. (Leipzig. A. G. Liebeskind. 1894.)

Geschichten aus den Schweizer Bergen. Erzählungen von Meinrad Linnert. (Frauenfeld. J. Huber. 1894.)

Gedichte von Heinrich Leuthold. Vierte Auflage. (Frauenfeld. J. Huber. 1894.)

Meister der Schweizerischen Dichtung des 19. Jahrhunderts. Von R. Saitschik. (Frauenfeld. J. Huber. 1894.)

Die Frankenthaler. Roman von Wilhelm Wiegand. (München. G. Franz'sche Buchhandlung. 1894.)

Vor dem Arlberg. Natur, Geschichte, Sagen und Legenden. Von Josef Wichner. (Graz. Leykam. 1894.)

Lachen und Woanen. Erzählungen aus Oberbaiern von Angelika Schmedding. (Dresden. Albanus'sche Buchdruckerei.)

Beim Kienspanlicht. Geschichten aus Großvaters Zeiten, in Odenwälder Mundart erzählt von Georg Volk. (Offenbach a. M. 1894. Selbstverlag des Verfassers.)

Feuer! Eine Klostergeschichte von Marie Conrad-Ramlo. (München. Dr. E. Albert & Co.)

D' Hausnoda. Ein Schwank in einem Auf-Aufzuge. Von Franz X. Reitterer (Franz von Friedberg).

Der Winkelschreiber. Ein Schwank in einem Aufzuge. Von Franz X. Reitterer (Franz v. Friedberg). (Winterberg. Selbstverlag des Verfassers. 1894.)

Der Ewige Jude. Ein dramatisches Gedicht in drei Theilen von Max Haushofer. (Leipzig. A. G. Liebeskind. 1894.)

Aus dem Leben. Gedichte von Karl Arno. (München. D. E. Albert & Co. 1894.)

Gedichte von Clara Dorn. (Dresden. E. Pierson. 1894.)

Stimmungen. Gedichte von Eduard Feodor Kastner. Zweite unveränderte Auflage. (Wien. Verlag von „Böhmens deutsche Poesie und Kunst". 1894.)

Ernste Weisen. Gedichte v. Else Kastner-Michalitschke. (Wien. 1894.)

Johann Strauß. Ein Lebensbild von Rudolf Kleinecke. (Leipzig. Internationale Verlags- und Kunstanstalt.)

Gedichte von H. Stradal. (Wien. F. Jasper. 1890.)

Immortellen. Gedichte v. Else Kastner-Michalitschke. (Wien. 1894. Beide im Verlage von „Böhmens Deutsche Poesie und Kunst".)

Touristen-Brevier. Ein lustiges Lehr- u. Lesebuch für Alpinisten und solche, die es werden wollen. Von Rudolf Kleinecke. (Brünn. Karafiat & Sohn.)

Wiener Vorstadtgeschichten. Von G. A. Ressel. Mit einem Vorwort von A. M. Guttenbrunn. (Dresden. Pierson. 1894.)

Ein Todtschläger. Volksstück in drei Acten von Wilhelm Schäfer (Elberfeld. Druck und Verlag von Sam. Lucas.)

Die sieben Tage. Von Christ. Heinr. Seeber. (Chemnitz. Max Winter. 1894.)

Der Weise. Von Christian Heinrich Seeber. (Chemnitz. Max Winter. 1894.)

Christenthum oder Gott und Natur nur eins durch das Wort. Von J. Kerming. (Braunschweig. C. A. Schwetschke & Sohn. 1894.)

Professor Jakob Dominikus, der Freund des Coajutors von Dalberg. Von Dr. Albert Pick. (Hamburg. Verlagsanstalt und Druckerei Actien Gesellschaft. 1894.)

Der Siegfriedmythus. Ein Capitel aus der vergleichenden Mythologie von Franz Devantier. (Hamburg. Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft. 1894.)

Das Leben der Sprache. Von Alfred Rosenstein. (Hamburg. Verlagsanstalt und Druckerei Actiengesellschaft 1893.)

Der Dichter Ennius. Von L. Müller. (Hamburg. Verlagsanstalt und Druckerei Actiengesellschaft. 1893.)

Friedrich Hölderlin. Sein Leben und sein Dichten. Nebst einem Anhange ungedruckter Gedichte. Von Dr. Carl Müller-Rastatt. (Bremen. Eduard Hampe. 1894.)

Stufen. Lyrisches und Satirisches von Emanuel von Bodman. (Zürich. Sterns literarisches Bulletin der Schweiz. 1894.)

Schlick. Gedichte von Fr. Tetzner. (Leipzig. (A. Claußner. 1893.)

Das Gesetz der Genialität und dessen Entdecker Wilhelm von Lenz. Eine Anregung von Paul Falck. (Zürich. Sterns literarisches Bulletin der Schweiz. 1894.)

„So werdet Ihr alt!" Handbuch zur Naturheilkunde für alle, die gesund bleiben und werden wollen, von Dr. Georg Simoni. (Feistritz-Lembach. Verlag von Josefine Jurik.)

Dr. Philipp von Wörndle zu Adels- und Weinberg, Tiroler Schützenmajor und Landsturmhauptmann. Ein Lebensbild aus der Kriegsgeschichte Tirols. Zumeist nach urkundlichen Quellen bearbeitet und mit Unterstützung der Leo-Gesellschaft herausgegeben von Heinrich von Wörndle. (Brixen. Kath. polit. Pressverein. 1894.)

Was mit diesen Redensarten gemeint ist, weiß ein jeder; aber über ihren Ursprung werden die meisten im Unklaren sein, ebenso wie etwa darüber, warum man von einem abgewiesenen Freier sagt: „Er hat einen Korb bekommen". Solche sprichwörtliche Redensarten sind Würzmittel der Unterhaltung, und unsere Muttersprache würde uns arm und trocken erscheinen, wenn wir sie entbehrten. Aber trotz ihrer großen Zahl und trotz ihrer großen Beweglichkeit ist erst vor kurzem im Verlage von F. A. Brockhaus ein Werk erschienen unter dem Titel: **„Die sprichwörtlichen Redensarten im deutschen Volksmunde"** von W. Borchardt, das eine große Anzahl solcher Redensarten nach Sinn und Ursprung erklärt und daher allgemein dankbar begrüßt wurde. Diese, soeben erschienenen, sind von Dr. Wustmann, dem Verfasser von „Allerhand Sprachdummheiten" und gründlichen Kenner der deutschen Sprache und ihrer Geschichte, vollständig neu bearbeitet worden und bringen die Erklärung von zweitausend Redensarten. Ganz unerwartete Aufklärungen werden hier gegeben, die zeigen, welcher Reichthum an dichterischer Anschauung in den Tiefen der deutschen Volksseele verborgen ist. V.

Kürzlich ist die Märzserie Nr. 746 bis 761 der **„Bibliothek der Gesammtliteratur"**, (Halle a. S. Otto Hendel) erschienen.

Das eine sind „Die schönsten Sagen des classischen Alterthums" von Gust. Schwab, zwei Theile. Das andere ist „Charakter" von Samuel Smiles, deutsch von F. Dobbert. Das letzte Werk in obiger Serie ist die russische Komödie „Der Revisor" von W. Gogolj, die Fr. Fiedler in einer guten Übersetzung hier vorlegt.

Wovon soll ich reden? Die Kunst der Unterhaltung. Von Constanze von Franken. (Stuttgart. Levy & Müller.)

Die Kunst der Unterhaltung kann nicht gelehrt werden, sie ist theils Sache der Begabung, des Taktes, theils Resultat der Erziehung, der Gesellschaft. Darum gibt sich „Wovon soll ich reden?" auch nicht als trockenes Lehrbuch, es liefert Beispiele von Unterhaltungen, wie sie in der Wirklichkeit gehalten werden, vorzüglich ausgewählte Proben aus Werken der beliebtesten Lustspiel- und Romandichter, die dem Geschmack unserer Tage entsprechen und sich der Sprechweise bedienen, die in der heutigen „guten" Gesellschaft thatsächlich gesprochen wird.

Durch geschickte Gruppierung des umfangreichen Stoffes und lebendige Schilderung der verschiedensten Situationen im modernen Leben gelingt es der Verfasserin, dem Leser praktisch-wertvolle Winke und Rathschläge über die wichtigste aller geselligen Künste, die Kunst der Unterhaltung, zu geben und macht ihn an der Hand jener Proben mit dem Ton und der Sprache der Gesellschaft spielend bekannt. V.

Wien in sechzig Bildern. (Wien. Hartleben.)

Eine der schönsten Städte der Welt ist unbestritten heute Wien. — Als ein glücklicher Gedanke darf es wohl bezeichnet werden, all die monumentalen Schönheiten und Sehenswürdigkeiten Wiens, also nur die bildliche Darstellung ohne erläuternde Worte, in einem Büchlein zu vereinen, welches unter dem Titel „Wien in sechzig Bildern" vorliegt. In sechzig Holzschnitten zieht wie in einem Kaleidoskop hier die alte jugendliche Kaiserstadt vor unseren Augen vorüber und auch die nahen und ferneren Umgebungen sind nicht vergessen. V.

Geisteshelden. (Führende Geister.) Eine Biographien-Sammlung. 7. Band. Jahn. Preisgekrönte Arbeit. Von Dr. Fr. Guntram Schultheiß. (Berlin. Verlag von Ernst Hofmann & Co.)

Der Verfasser zeichnet seinen Helden auf dem Hintergrund seiner Zeit, er begleitet ihn von der Kindheit an und durch die wilden Studentenjahre, würdigt den Patrioten in seinem Buche über das „Deutsche Volksthum", den Begründer des Turnplatzes in der Hasenheide, den Mitstifter des Lützow'schen Freicorps, den Agitator und den Volksmann in den Jahren nach den Freiheitskriegen; er schildert die Reaction der Metternich'schen Ära, deren Opfer Jahn wurde, und berichtet über die Jahre seiner Haft und Verbannung, wie über seine Stellung zur Bewegung von 1848. Ein Schlusscapitel behandelt die nationale Bedeutung des Turnwesens. V.

Lechners Mittheilungen aus dem Gebiete der Literatur und Kunst, der Photographie und Kartographie. Jährlich zwölf Nummern. VI. Jahrg. (Wien. R. Lechner.)

Diese Mittheilungen unterrichten uns stets kurz und zumeist sachlich über die wichtigsten literarischen Erscheinungen und sind Literaturfreunden sehr zu empfehlen. M.

Büchereinlauf.

In der Geisterstunde und andere Spukgeschichten v. Paul Heyse. (Berlin. Wilhelm Hertz. 1894.)

Letzte Dorfgänge. Kalendergeschichten und Skizzen aus dem Nachlasse von Ludwig Anzengruber. (Stuttgart. J. G. Cotta'sche Buchhandlung. 1894.)

Was will das werden? Roman in neun Büchern von Friedrich Spielhagen.

In Reih' und Glied. Roman von Fried. Spielhagen.

Heimgarten

10. Heft. Juli 1894. 18. Jahrg.

Maria-Buch.

Eine Wallfahrtsgeschichte von Hans Grasberger.

(Fortsetzung.)

Der Gerichtsactuar und die Frau Groggerin.

Der Bezirksarzt konnte, ohne seinen eigenen Absichten entgegenzuwirken und ohne seinen Schützling einem abträglichen Vorurtheil auszusetzen, die Gertrauder Marie nicht länger der Untersuchungshaft und dem mündlichen Verfahren vorenthalten. Und um jedes Aufsehen auf der Straße zu vermeiden, sollte sich das unglückliche Kind im Hause, und eh noch der Gerichtsdiener eintrat, von seinen Wohlthätern verabschieden.

Marie zeigte sich gefasst, ja heiter; nun sollte ihr endlich werden, was sie als eine gerechte Sühne ansah und mit grausamer Ungeduld herbeisehnte. Lächelnd sagte sie: „Ich habe zwar nie recht verstanden, was die heilige Dorothea angestellt haben muss, wenn es heißt: ‚St. Dorothea mit den rauhen Füaßen ist schon einmal im Himmel g'wesen, hat wieder abher müaßen'; doch das weiß ich: bei Ihnen hab' ich das

Deutsche Nationalbühne. Mittheilungen der „Allgemeinen deutschen Bühnengesellschaft". Herausgegeben von Dr. Hermann Schreyer. (Leipzig. Druck und Verlag von G. Krysing. 1894.)

Heinrich Heine, der Schmutzfink im deutschen Dichterwald von Dr. König-Witten.

Das Land, Zeitschrift für die socialen und volksthümlichen Angelegenheiten auf dem Lande, Organ für die gesammte ländliche Wohlfahrtspflege. II. Jahrgang. (Berlin. Trowitzsch & Sohn.)

Zur Freiheit aus Deutschland und Russland. Von Friedrich Dukmeyer. (Berlin. Eduard Rentzel. 1893.)

Gastgeschenke für Freund und Feind. Von Friedrich Dukmeyer. (Berlin. Eduard Rentzel. 1893.)

Feierstunden. Illustriertes Unterhaltungsblatt für jedermann. (Berlin. Deutscher Colportageverlag.)

Die verderblichen Irrlehren der herrschenden Schulmedicin. Von Graf Adolf Zedtwitz. (Altenburg, S.-A. Rich. Hiller.)

Postkarten des „Heimgarten".

* Die nichtswürdigen Auslassungen im Berliner „Börsen-Courier" vom 20. April Punkt für Punkt zu wiederlegen, wäre mir ein Leichtes. Da meine Privatverhältnisse das Licht der Öffentlichkeit nicht zu scheuen haben, wollte ich, empört über einen solchen Anfall, anfangs mit lauteren Thatsachen entgegnen, habe mich aber von ruhigerdenkenden Freunden bestimmen lassen, es nicht zu thun. Soweit ist es doch noch nicht gekommen, dass ein redlicher Mann sich vor den willkürlichen Anfällen eines anonymen journalistischen Buschkleppers rechtfertigen müsste. Dem Gegner mit offenem Visier, wenn er ein ehrliches Gesicht hat, werde ich antworten.
Rosegger.

C. G., Stockerau: Dank für Ihre warmherzigen Mittheilungen über den braven Prof. D. Aber in diesem Blatte zur Veröffentlichung nicht geeignet.

W. F., Wien: Über das Ereignis im Lurloch demnächst.

B. B., Graz: Die liebe Eitelkeit! Wäre es nicht gestattet, neuentdeckte Höhlen und zuerstbestiegene Bergspitzen nach dem Namen ihrer Entdecker und Besteiger zu benennen, so dürfte manchem Unglücke vorgebeugt sein.

F. Z., Frankfurt: Wenn in der Herzensgeschichte „Heidepeters Gabriel" der Verfasser flüchtigerweise auch Heinrich Heine als „Dichterahnen" erwähnt, so ist das der beste Beweis dafür, dass er ihn damals noch nicht gekannt hat. In den seit 1882 gedruckten und revidierten Neuauflagen genannter Erzählung ist übrigens der Name Heinrich Heine aus gutem Instincte weggeblieben. Kein Mensch hat ihn vermisst.

W. O., Berlin: Sie müssen sich schon beruhigen mit dem Geständnisse, dass Jener zur Partei der anständigen Leute gehört. Von einer Poetennatur unter allen Umständen ein politisches Parteibekenntnis zu verlangen, ist einfach dumm.

J. P., Klagenfurt: Schon mehrmals ist es vorgekommen, dass in Zeitungen und bei Abdrücken kleiner Geschichten oder Gedichte Rosegger als Verfasser bezeichnet wurde, wo er es nicht war. So stammt auch das Geschichtchen „Der Aufschneider und der Erzherzog" nicht von Rosegger, sondern von fremder uns unbekannter Feder.

* Unterzeichneter bittet recht herzlich, die Anforderungen an seine „bekannte Menschenfreundlichkeit", an seinen „bewährten Wohlthätigkeitssinn" u. s. w. doch ein klein wenig einzuschränken. Er ist kränklich, bedarf der Ruhe, hat sich für seine Berufsarbeiten zu sammeln und soll endlich doch ein wenig an sich selbst denken. Als Herausgeber des „Heimgarten" verweist er wiederholt dringend auf das, was in der „Hausordnung" („Heimgarten", laufender Jahrgang, Seite 80) gesagt ist.
Rosegger.

* Bitten unaufgefordert Manuscripte an den „Heimgarten" nicht zu schicken.

* Von jetzt ab den Sommer über Roseggers Adresse: **Krieglach**, Steiermark. Zuschriften an die Verwaltung und Expedition des „Heimgarten" stets an den Verlag „Leykam" in Graz zu richten.

Für die Redaction verantwortlich P. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.

mädchen gleiche als einer Bauerndirn. Nun ja, die lange Krankheit hat sie so weiß, so zart gemacht und im Doctorhaus' hat sie einen Schliff angenommen! . . . Für eine Kellnerin schaut sie mir zu wenig lustig, zu fromm aus! bemerkte die eine, und die andere drauf: Aber denk' nur, auf einem solchen Gang wird man „dasig", und wer weiß, wie weit sie's in der Verstellung gebracht hat. . . .

So wurde die Gertrauder Marie eingeliefert. Zum Glück hatte das Städtchen nicht viele Übelthäter im „Loch" — auf der Weiberseite war's völlig leer und die Kärntnerin konnte allein sein; ob aber nicht schon in der nächsten Nacht ein liederliches Dirnlein aufgegriffen und ihr beigesellt würde, stand dahin.

„O je", bemerkte Louise, einen Blick in das öde Gemach werfend, „da sieht's anders aus, als bei uns! Und da auf der Pritschen wirst du's hart haben."

„Lass gut sein", entgegnete die Zurückbleibende; „desto weniger kann ich vergessen, was ich bei euch gehabt habe. Noch einmal dank' ich dir, und der gnädigen Frau, und dem Herrn Doctor, allen, allen! Vergesst nicht ganz auf mich!"

Weiterer Zwiesprach wehrte der Schließer. Die mitleidige Magd eilte nach Hause und der Häftling blieb sich selbst überlassen.

Nicht lange; denn der Actuar — Steiner heißt er — brannte darnach, sie dem ersten Verhör zu unterziehen. Wie wollt' er ihr beikommen, der abgefeimten Person! Er hat scharf geladen; er hat sich mit Geduld gerüstet; er hat Fallen gelegt; er hat ein Fangnetz von Fragen bereit: wie sollte sie ihm da entschlüpfen können? Er wird sie entlarven, er allein, zum Triumph über so viele andere, denen sie's durch ihre Scheinheiligkeit angethan! Aber sachte, zuerst gilt's zuzusehen, in welcher Rolle sie sich gefällt.

Die Angeklagte wurde vorgeführt; sie und ihr Richter erblickten einander zum erstenmal', und ohne kleine Überraschung oder Enttäuschung beiderseits ist es dabei nicht abgegangen. Wenn dem flüchtigen Augenspiele Worte verliehen wären, so würde es auf der einen Seite gelautet haben: „Wie, dieses kleine zuwidere Männchen sollte mein Schicksal in seiner Hand haben? Aber er ist die Obrigkeit und der ist man Gehorsam schuldig — —" und auf der anderen Seite: „Der könnte man allerdings alles andere früher zutrauen; doch der Schein trügt, und verschanzt sie sich gut, so ist der Spass um so größer."

Erst die Kette, dann den Einschlag, dachte sich Actuar Steiner und er vermochte die Angeklagte bald, ihre Leidensgeschichte zu erzählen.

Einfach, klar und wahrhaft berichtete die Hartgeprüfte, wie alles gekommen. Sie hatte dort dem Pfarrer reinen Wein eingeschenkt und that

Paradies gehabt und jetzt muss ich wieder ins Fegfeuer zurück — wenn nicht gar die Höll' draus wird."

„Halte dich tapfer, Marie!" erwiderte der Doctor darauf, und ihm wollt' es selbst weich werden ums Herz.

Die Frau Schlag aber umarmte und küsste die Scheidende, als würde ihr an derselben für das schrecklichste Los eine Tochter entrissen. Sie war nun besser eingedrungen in das spröde Wesen der Verfolgten und schien nicht abgeneigt, darin eine hochsinnige Resignation zu erblicken. Wie hätte sie daher mit ihren mütterlichen Thränen zurückhalten sollen, eine edle, feinfühlige Seele, die sie war?

Marie hatte ihr Wallfahrtergewand angezogen; nichts fehlte an dieser Ausstattung als der unselige Zögger — einen Augenblick freilich hatte sie wie sinnverloren danach greifen wollen. Sie ward es auch selbst inne und raffte sich besser zusammen.

Als der Gerichtsdiener erschien, erklärte das Stubenmädchen Louise, die sich bisher abgewandt zu schaffen gemacht hatte, kurz entschlossen: „Ich gehe mit! Ich darf doch eine gute Kameradin auf ihrem schweren Gang begleiten?"

„Dieser Einfall macht deinem Herzen Ehre", sagte beistimmend die alte Frau; auch der Doctor nickte und in den Augen der Sünderin leuchtet' es freudig und dankbar auf. Sie drückte dem wackeren Mädchen die Hand, ließ dieselbe aber im Nu wieder los, um sich ungesäumt an die Seite der Gerichtsperson zu stellen.

Letzterer holte weder Eisen noch Stricke hervor, und Marie schien sich über diese Schonung nicht wenig zu verwundern.

Zu dreien verließ man das Haus; der Häscher gönnte den Mädchen den Vortritt, schritt aber knapp hinter der Schuldigen drein.

Trotz der Morgenstunde hatten sich da und dort Schaulustige angesammelt; sie wollten die berühmte Kindesmörderin sehen, und die Weiber drängten sich in den Vordergrund, selbstverständlich. Ob sie nicht auch ihre spitzen Zungen regten und die Nägel krümmten?

Die Kärntnerin zog des Weges, als gieng' es zur Kirche; sie war mit sich selbst beschäftigt und achtete nicht darauf, was um sie vorgieng. Nur der muthigen Gefährtin nickte sie zuweilen einen erkenntlichen Blick zu. Letztere machte auch die Wegweiserin, sonst hätte der Diener rechts! oder links! rufen müssen; der aber hatte keine Lust, aus der stummen Rolle herauszutreten.

Die Zuschauer schienen nicht recht befriedigt zu sein, und es fehlte wenig, so hätte ihre Stimmung in Mitleid umgeschlagen. Die da so ruhig vorübergieng, war ja gar nicht das hochmüthige, schreckliche, nichtsnutzige Ding, das man sich versprochen hatte. Wie gut ihr das Kärntnerhütl steht, hieß es da, und dort bemerkte man, dass sie eher einem Stadt-

„Nichts hab' ich's gewusst, Herr Richter! So zugedeckte Kinder hab' ich öfter schon gesehen, und ich hab' halt nichts anderes bei der Hand gehabt, und dann ist ja gleich die große Schwäche über mich gekommen."

„Und auf der Wallfahrt hast du Zeit gehabt, dir das alles so zurechtzulegen?"

„Ist mir eh sauer genug geworden, der Weg, und umsonst ist mir gewiss nicht eingefallen, dass der Frauentag in der Nähe . . ."

Um viel mehr drehte sich das erste Verhör nicht, und von diesem ersten Versuch hatte sich Steiner überhaupt nicht viel versprochen.

Gleichwohl war er unzufrieden. Er hatte sich die interessante Verbrecherin anders vorgestellt, etwa wie eine aalglatte Person, die unversehens zu fassen und festzuhalten eine Lust sein müsste. Anstatt dessen trat ihm ein schlichtes Wesen entgegen, dem er keine Tiefe, also auch keine geheimnisvolle Triebfeder zutrauen mochte.

Das war das eine; und was ihn in zweiter Linie, aber darum nicht minder befremdete, war der Umstand, dass die ihr in Aussicht gestellte Strafe, ja selbst der angedrohte Strang aufs Gemüth der Angeklagten so völlig die Wirkung versagt hatte.

Unter beiden Wahrnehmungen zerfloss der romantische Schimmer, welcher dem ersten Anscheine nach diese trugvolle Wallfahrt umgab; was zurückbleiben konnte, war vielleicht nur ein gewöhnliches Verbrechen, ein Bauernkniff und eine Apathie, wie solche in der rauhen Hochlandswelt nicht selten.

Das alles demüthigte nicht wenig die Voraussicht, das berufsmäßige Vorgefühl des Criminalisten. Und dass er aus dem gegebenen Fall in berechneten Andeutungen schon so viel Wesens gemacht, beunruhigte den Actuar der Gesellschaft gegenüber.

Aber auf den ersten Eindruck darf's nicht ankommen. Vielleicht zeigen sich doch noch Abgründe, in welche das Senkblei nicht ungern taucht. Jedenfalls ist die einfältige Dirn schuldig, und das voll und klar herauszubringen, ist immerhin etwas.

So verhörte und inquirierte denn das Männchen weiter, vormittags, nachmittags, zu gelegener, wie zu ungewohnter Stunde. Je sicherer die Haltung der Angeklagten war, desto mehr versteifte sich die Voreingenommenheit des Untersuchungsrichters.

Vergebens bat erstere: „Gestrenger Herr, machen Sie sich's nicht so schwer; das ist wahr und das ist nicht wahr; das ist so und das ist anders, wie ich schon gesagt habe — ich lüg' nicht. Und mir is ja eine jede Straf' recht, die härteste auch die liebste."

Steiner wurde verdrießlicher und die Sache zog sich in die Länge.

Der lange Veit hatte längst wieder in St. Gertraud eingestellt. Er brachte Neuigkeiten mit, die aber so wenig erfreulicher Art waren,

hier dasselbe dem Richter gegenüber — beidemale aus dem gleichen Grunde, weil's die Obrigkeit so verlangte, der man gehorsamen müsse.

Steiner hatte die Arme ausreden lassen; er hatte kaum nöthig, ihr mit einer Zwischenfrage vorwärts zu helfen — so knapp hielt sie sich an die Sache.

„Fühlst du dich schuldig?“ fragte er jetzt.

„Ja“, lautete die Antwort, was ihn nicht wenig wunder nahm. So schnell ans Ziel zu kommen, hatt' er keineswegs gehofft.

„Schuldig als Kindesmörderin?“

„Leider Gottes bin nur ich schuld, dass es ersticken hat müssen, das liebe Kind. Wenn ich gesehen hätt', dass es zu wenig Luft hat unterm Tüchel, hätt' ich freilich wohl helfen können. Aber ich bin halt gleich selber so viel schwach gewesen, dass ich nichts sehen und hören hab' können.“

Steiner ließ nicht merken, dass er voreilig geschlossen. Er that, als hätte die Angeklagte den Kindesmord bereits einbekannt. Das Geständnis wird noch runder und voller ausfallen, wenn er erst ihr Gemüth erschüttert hat. Daher fragt er ernst und gewichtig weiter:

„Weißt du, was auf den Kindesmord gesetzt ist?“

„Was halt vor Gott und der Welt recht ist.“

„Wir können bis zur — Todesstrafe erkennen.“

Marie Klöckl zuckte mit nichten zusammen. Ihr Blick schien zu sagen: Das muss der Herr Richter besser wissen.

„Ist dies Stumpfsinn oder Verstellung?“ fragte sich der Actuar und er wiederholte mit Nachdruck:

„Bis zum Tod durch den Strang!“

Sie darauf: „Dann wird's wohl auch so sein müssen, und ich hab' schon längst keine Freud' mehr am Leben.“

„Du gestehst also“, fuhr Steiner fort, als hebe er nur Selbstverständliches hervor: „Du gestehst, das Kind umgebracht zu haben?“

„Wie, was? Das wär' weit gefehlt, Herr Richter! Ich hätt's gern gesehen, dass es gelebt hätt', das kleine Büberl; ich hätt' auch rechtschaffen d'rauf geschaut, und die gute Frau Groggerin hätt's gewiss nicht aus dem Haus gejagt.“

„Du fühlst dich schuldig, du bist die alleinige Schuld, dass das Kind ersticken musste, und du willst es gerngehabt haben?“

„Das wohl, Herr Richter, das wohl! Und wer könnt' ihm denn Feind sein, wenn's einmal auf der Welt ist? Aber so viel ungeschickt bin ich gewesen, und das mit dem Tüchel hätt' halt nicht so schlecht ausschlagen sollen.“

„Das musstest du im voraus wissen, dass das Kind darunter ersticken werde.“

„Und ich möcht' mir lieber die Zung' abbeißen, als das sagen müssen, von der Marie das sagen müssen."

„Vor Gericht also steht sie", hob die Wirtin nach einer nachdenklichen Weil' an, „als ein armes, lediges Dirnlein vor Gericht! Himmel, fall ein! ist das ein schwerer Gedanken . . . es wird doch nicht eines Kindes wegen sein?"

„Es ist schon so, Frau Mutter! Und ich hätt' um alles in der Welt nicht mit der Thür ins Haus fallen mögen. Und das Kleine ist auch nicht wieder zum Leben gekommen, wie sie's zu Maria-Buch der Muttergottes auf den Altar gelegt hat, die arme Marie."

„Und deswegen", sinnierte die gute Alte weiter, während ihr die Augen feucht wurden, „hat sie sich geschämt vor mir . . . und, wie ich sie kenn', wär' auch kein Sterbenswörtchen aus ihr herauszubringen gewesen: und deswegen ist sie Knall und Fall fort, und wegen des Frauentages hat sie sich so beeilt. Und, o du mein Gott! in diesem Zustande fort . . . Da hat sie sich ja aus unmenschlicher Übermacht was anthun müssen. Und hat sie denn nachher eine gute Pfleg' gefunden? Mir schwindelt, wenn ich dran denk'."

„Aus der Kirchen geht sie zum Pfarrer: er sollt ihr das Kind einsegnen. Der Pfarrer schickt sie mit seiner Hausdirn um einen Todtenschein zum Doctor in die Stadt; es ist schon Nacht gewesen. Der Doctor sieht gleich, wie sie daran ist; er lässt sie nimmer fort. Ins Bett hat sie müssen . . . bei ihm selber; er und seine Frau Mutter sind so viel gute Leut'. Nun, und jetzt hat sie das Nervenfieber überstanden, ist aber noch immer im doctrischen Haus, wenn sie nicht unterweilen abgeholt worden ist."

„Und wer sollt sie denn abgeholt haben? Das müsst ja ich sein. Aber Jessas na! Vor Gericht steht sie, sagt Ihr. Man wird doch nicht meinen, dass die auf ihr Kind nicht recht geschaut hätt'."

„Und doch ist's so, Frau Mutter! Und das Garstigste denkt man von ihr; eine . . . Kindesmörderin heißt's, ist sie."

„Das ist nicht möglich!" rief die alte Frau aufspringend, so dass vom Schrei die weite Stube widerhallte. Erregt schritt sie auf und nieder und ein übers anderemal sagte sie vor sich hin: „Ein Unglück muss geschehen sein . . . ein großes Unglück . . . arme, arme Marie!"

Und sich gegen den Langen kehrend, fügte sie hinzu: „Und Ihn mag ich schon gar nimmer anschauen. Dass auch Er so was glauben kann, ist zu dumm! Ihm hätt' ich doch auch ein Herz zugetraut für sie. Aber euch Fuhrleuten kann man jeden Bären aufbinden."

„Ich hab' mir auch keinen guten Botenlohn verhofft", antwortete Veit ruhig. Ich verdenk's der Frau Mutter nicht, wenn sie sich angegriffen fühlt von der Geschicht'! Ich selber trag' sie schon lang' mit mir herum

dass er sie am liebsten unausgekramt gelassen hätte. Sie waren auch nicht für die gewöhnlichen fühllosen Gäste, deren Neugierde sie allerdings sattsam gekitzelt haben würden.

Er saß daher auf der rückwärtigen Bank, der Thür gegenüber, geduldig und ernst, wie ein angemalter Türk', bis alles sich verlaufen hatte. Und dann wartete er noch eins so ruhig auf das Erscheinen der alten Wirtin, die nicht früher abkommen konnte, als bis sie ihrem Tagewerk die müden Augen zugedrückt; dann setzte sie sich allerdings noch gern für eine Weile, eh sie zu Bette gieng; und selbst ein nachsitzendes Plauderstündchen kostete sie keine Anstrengung, sondern that ihr wohl, wie den Rösslein nach einer anstrengenden Fahrt der leere, gelinde Abendgang.

„Ihr bringt mir nichts Gutes, Veit!“ sagte sie, indem sie sich dem langen Gast näherte; „und doch seid Ihr so lang ausgeblieben, dass ich meinte, ihr habt geflissentlich schönes Wetter abgewartet.“

„Ich habe mir auch gedacht“, antwortete der Fuhrmann, „du wirst der Frau Mutter nicht unnöthigerweise das Herz schwer machen, Veit! Und selbst von einem seligen End' . . .“

„Sie wird doch nicht gestorben sein, die arme Marie?“

„ . . . thät ich lieber erzählen, als was die, die ich meine, schon ausgestanden hat und noch wird ausstehen müssen.“

„Barmherziger Gott, ihr geht's wohl recht schlecht! Aber dass sie den Heimweg nicht findet, kann ich mir völlig nicht erklären. Ich möchte sie ja mit offenen Armen aufnehmen, wenn sie halbwegs noch wär', wie sie gewesen ist.“

„Zur guten Mutter zurück, freilich wohl, gieng sie gern, für das thät' ich einstehen, aber das kann sie nicht, ganz und gar nicht.“

„Was Ihr sagt!“

„Eine Wallfahrt hat sie gemacht, lang krank gewesen ist sie und vor Gericht steht sie . . .“

„Jetzt fall' ich gleich um, Veit! Was könnt' denn die angestellt haben? Leicht hat sie nichts mehr zum Leben gehabt und den Opferstock ausgeraubt — ich muss schon aufs Unmögliche denken. Und ich hätt' ihr ja den ganzen Lohn nachschicken können.“

„Ärger, Frau Groggerin!“

„Seid Ihr heut' spaßig! Nun, so hat sie halt ein Haus angezündet.“

„Ärger, sag' ich, viel ärger!“

„Dann weiß ich schon nicht mehr, bin ich verrückt, oder ist Euer Kopf schwach. Solch ein liebes, braves Ding kann doch nicht einen Menschen umgebracht haben?“

„Noch ein bisschen ärger! Ja, Frau Mutter, 'than hat sie's.“

„Das kann ich mir nicht mehr vorstellen und mir steht das Herz still.“

„Lasst's gut sein, Veit! Mein Bräunl richtet's auch, und den graubärtigen Sepp wird's freuen, wieder einmal weiter zu kommen als nach Wolfsberg . . . er fährt gut."

„Und soweit wär' auch alles gut; aber für unsereins wenigstens ist mit gelehrten Herren nicht gut Kirschen essen."

„Meint er, ich verlass' mich auf mein Mundstück allein? Einen Versuch ist dasselbe wohl immerhin wert, für eine rechtschaffene Sach'. Aber besser ist besser. Ich habe ja auch einen Vetter draußen; der setzt mir im Nothfall schon was Tüchtiges auf. Ihr wisst es eh: von der Vogelbäuerin der Sohn ist's . . . schon ein gar hochgestellter Herr . . . Herr Rath sagt man zu ihm schon seit Jahren."

„Der in Judenburg? Darauf hätt' wohl auch ich verfallen sollen, und es wär' dann vielleicht gar nicht soweit gekommen."

„Neidhammel, will er mir die Freud' verderben? . . . Und wo fährt er denn hin, abwärts oder aufwärts?"

„Tiefer ins Land. Draußen auf dem Murboden wär' ich jetzt ja rein überflüssig."

Dieses Gespräch hatte eine andere Farbe, als das vom Abend zuvor; Hoffnungsschimmer durchzog es und rückwirkend hellte derselbe die Gemüther auf. Während für beide Theile gesondert eingespannt wurde, ließ sich zusammen noch manches plaudern. So erzählte der lange Veit denn auch von seinem Zusammentreffen mit dem Kohlschreiber im kleinen Dreikönigwirtshause. Er malte die Geschichte nicht übel aus, so dass der würdigen Frau Grogger das Lachen ankam. Aber schon drängte sich wieder der Ernst vor und sie bemerkte:

„Dass denn dieser Bruder Liederlich gar nicht gut thun will! Schad' ist's um ihn, denn in seinen anderen Sachen ist er sonst recht geschickt und verlässlich. Wenn er's so fortmacht, richten ihn die Menscher noch ganz zugrund! Sicherlich ist er's auch, der die arme Marie ins Unglück gebracht hat . . . wie er's angestellt hat, kann ich mir freilich nicht denken. Bei der hat's viel gebraucht! . . . Also zum Dreikönigwirt heißt's, wo's glührothe Gesichter abgesetzt hat? Ich will mir diese Resi im Vorbeifahren ein wenig anschauen, aber erst, wenn ich was ausgerichtet hab' beim Gericht."

So trennte man sich; Veit lenkte nach Wolfsberg und weiterhin ab, die Wirtin aber bestieg nach einer Weile ihre Kalesche, sauber und warm gekleidet. Sie brauchte keinen unnöthigen Staat; auf und auf bis weit ins Steirische hinein ist sie bekannt, und dass sie ein schönes Anwesen beisammen hat, dass sie gut haust, weiß man nicht minder.

Als das leichte Wägelchen tiefer in den Graben gelangte, wehte der rüstigen Alten von der Lavant her eine kühle Luft zu und ein dünner, aber feuchtfrostiger Nebel machte sich fühlbar, Grund genug, dass sich die

und es ist mir doch hart angekommen, herauszurücken damit. Wenn's wo brennt, der Feuerreiter kann nichts dafür."

„Ihr habt recht, Veit", sagte die Wirtin, leicht beschwichtigt, „und es ist eh besser, wir überlegen, ob sich nicht doch noch was thun läßt fürs unglückliche Ding."

Sie setzte sich wieder zum Langen und der musste von neuem anheben, jetzt das und dann jenes umständlicher erzählen. Die Kerze brannte tief und tiefer herab, die beiden saßen aber noch immer beisammen. Endlich erhob sich die alte Frau, indem sie bemerkte: „Mit dem Schlaf ist's heut' wohl vorbei; aber vielleicht kommt uns ein guter Einfall, und der wär' g'rad nicht der schlechteste Ruhestörer. Ihr fahrt doch nicht früher ab, Veit, als bis ich morgen auf bin?"

Der Fuhrmann hatte heute nicht bei seinen Rössern Nachschau gehalten.

Am nächsten Morgen saß der lange Veit beim Frühstück, als die Küchenthür aufgieng und die Frau Groggerin mit einem glücklichen Gesichte eintrat.

„Ich habe nichts Rechtes geträumt", rief er ihr kleinlaut entgegen; „früherer Zeit ist's anders gewesen, aber jetzt hab' ich auch im Traume nur mehr mit meinen Schimmeln zu thun."

„Wohl bekomm's ihnen", erwiderte die Wirtin aufgeräumt. „Mir ist im bekümmerten Halbdusel vorgekommen, das draußige Gericht hätt' zu mir um eine Nachfrag' geschickt vonwegen der armen Marie."

„Um eine Nachfrag', wie beim Dienstbotenwechsel?"

„Ja, könnt' eine solche das Gericht nicht auch brauchen, eh's von einem verlassenen Menschenkind das Schlechteste denkt?"

„Ich versteh'; die Frau Mutter meint, wenn sie in Judenburg draußen wüssten, wie brav sich die Marie von Jugend auf gehalten hat und dass sie gegen eine unschuldige Creatur nicht einmal einen Finger rühren, geschweig' denn die Hand hätt' aufheben können, dann möchten sie ihr so was Schreckliches nicht zutrauen; denn der Mensch wird doch nicht leicht von heut auf morgen ein wildes Vieh."

„Getroffen, Veit! Und wo wär' denn so eine Nachfrage für die Marie besser zu erfragen, als bei ihrer Godl, die das Waiserl auferzogen und nicht von ihrer Seiten gelassen hat all' die Jahr' her?"

„Das ist wieder wahr, und die Frau Mutter thät' sicher ein gutes Werk mehr, wenn sie den Judenburger Herren schreiben ließe, was sie denkt und was sie hält von der Dirn."

„Schreiben? Ich wüßte keinen, der mir's recht machte hier herum . . . ich f a h r'."

„Nach Judenburg? Die Frau Mutter selber? Möcht' ich doch gleich, dass meine Schimmel Flügel hätten und mein schwerer Kasten ein Kogelwagen wär'!"

So die Dachswirtin; und die Gertrauderin darauf: „Ja, diese Dirn wegzugeben, hätt' mir noch keinen Augenblick einfallen können; aber von der Frau Dachswirtin weiß man wohl, dass sie lieber noch ein übriges Mal selber nachschaut, als sich auf fremde Augen verlässt . . . 's ist eh das Bessere."

So darf man schon ausweichen; denn von einer, die man gern hat, und die selber durchgegangen ist, lässt sich immerhin sagen, dass man sie nicht weggegeben hätt'. Und selbst darüber, dass sogar die Dachswirtin an der Straße nicht wusste, was mittlerweile mit der sauberen Marie vorgefallen, braucht man sich nicht zu verwundern; denn in der damaligen Zeit hätte die eine Provinz schlafen und laut schnarchen können, die daneben gebettete würde vielleicht nichts gehört haben davon.

In Judenburg kehrte die Gertrauder Wirtin beim Reuschl ein. Dieses Wirtshaus war zugleich Brauerei und hatte die Post. An der freien Mauerecke kam das Stadtwahrzeichen, das grüne, steinerne Jüdel mit dem Spitzhütl und den eingestemmten Armen, zum Vorschein. Die vorderen Gastzimmer hatten den Platz und den darauf abgetrennt von der Kirche stehenden Thurm vor sich. Vom letzteren hat ein hartnäckiger Junggesell seinerzeit gesungen:

Z' Judenburg auf'n Platz
Steat der Thurm ganz alloan:
Han die Rechte nöt g'fund'n,
Will krat a so thoan!

Es war spät geworden, als sie ankam, und an diesem Abend konnte die Frau Groggerin nichts Besseres mehr unternehmen, als nach einem gemüthlichen „Plausch" mit den Wirtsleuten sich zeitlich zur Ruhe zu begeben und das Vorhaben noch einmal zu beschlafen. Sie wollte, wenn sie sich's auch nicht so genau sagte, in die Gerechtigkeit eingreifen, und das war immerhin ein heikeliges Geschäft; da war's gerathen, den Kopf beisammen zu haben.

(Schluss folgt.)

alte Frau ins Umhängtuch schmiegte. Sie that's unbewusst. Plötzlich aber rief sie:

„Halt, Sepp, und kehr' um, aber gleich!"

Sepp gehorchte und schwieg, verwunderte sich aber nicht wenig und mochte sich denken: Was ist denn der wieder durch den Kopf gefahren?

Fragende Blicke gab's auch, als das Wägelchen so bald wieder daheim hielt.

Die Wirtin kümmerte sich aber nicht darum, sondern stieg eilends in die Mägdekammer hinauf, riss da die Lad' auf, in welcher wohlgeordnet der fernen Marie Siebensachen beisammen lagen, und raffte daraus das Weichste und Wärmste an sich.

Dann athmete sie befriedigt auf, indem sie wie sich selber auszankend bemerkte:

„Dass man nur so gedankenlos sein kann! Ich hülle mich ein, als gieng' es ins Bärenland, und die Unglückliche sitzt vielleicht schon in der kalten, feuchten ‚Keuche' und hat nichts, als ihr Sonntagsgewandl."

Mit dem Bündel stieg sie wieder ins kleine Gefährte und das Rösslein davor war redlich beflissen, das Versäumte einzubringen; im garstigen Graben aber wollt' es der Frau Groggerin jetzt besser gefallen als zuvor.

Einiges Aufsehen musste die Fahrt immerhin erregen. Was will die Gertrauderin im steirischen Oberland? Hat sie nicht alles, was sie braucht, im gesegneten Lavantthal näher und besser zur Hand?

Derlei Fragen ließen sich voraussehen, und die alte Frau hatte Zeit, auf eine schickliche Antwort zu denken. Sie konnte den Herrn Rath Vogel, ihren Vetter, ausspielen, und das war ein Brocken für die gröbste Neugierde. Dass besagter Vogel kürzlich Witwer geworden, war ein Umstand mehr, der sich gut ausnahm, und mit Familienandeutungen kann man recht geheimnisvoll thun.

Nur mit der armen Marie und deren trauriger Wallfahrt wollte die Groggerin nicht gern aufwarten, und doch war vielleicht das ganze Thal voll davon. Da war guter Rath theuer; lügen taugt nichts, prahlen mit seinem eigenen Herzen mag man nicht, und eine feine Ausred' stellt sich selten zur rechten Zeit ein.

Die brave Frau brauchte aber nicht viel zu bangen. Nur die geschäftige Dachswirtin, die, wenn sie einen kärntnerischen Schrei ausstößt, aus dem Wald eine steirische Antwort erhält, machte eine Anspielung auf die Dirn, und selbst dieser Schuss gieng fehl, sie sagte nämlich: „Die Frau Groggerin hat's freilich leicht; alle Wochen einmal könnt' sie ausfahren bei der Überhilf, die sie daheim zurückläst. Unsereins muss sich alleweil selber plagen ... Sie hat doch noch die saubere Marie?"

haben sie sich Weiber genommen, der Schwarze eine vom Thal herauf, der Blonde eine von der Alm herab, und sie waren stillschweigend dahin übereingekommen, dass sie in allem Gemeinschaft halten wollten, nur nicht in den letzteren Stücken.

Beim Blonden, dem Schattseitigen, schrie es zuerst, das war ein Bub. Ein paar Jahre nachher schrie es auch beim Sonnseitigen, und das war ein Mädel. Und jetzt kam dem Schattseitigen der übermüthige Gedanke, sein Johansel und des anderen Margrethel müssten ein Paar werden. Und die beiden jungen Leutchen waren zur Zeit noch gar nicht verliebt. Falls sie aber je einmal verliebt werden sollten, hatte der Sonnseitige nichts dagegen. „Gut ist's, Nachbar, und brav bist!"

Also haben die Väter sich versprochen, dass die Kinder einander lieben würden, damit Sonn- und Schattseiten endlich auch Form rechtens zusammenkämen.

Die Kinder wuchsen heran und waren frisch und sauber. Der Johansel war heiter wie sein Vater, die Margrethel war ernsthaft und klug wie der ihre. Dass die junge Sonnseitige das weiche Blondgelocke des Schattseitigen, und der junge Schattseitige das dunkle Haar des alten Sonnseitigen hatte, war auch wieder so ein Spiel der Natur, die auf diesem Berge ihre Schalkereien trieb.

Und die jungen Leute betrugen sich zur vollsten Zufriedenheit der Alten. Schon als Kinder kamen sie zusammen auf die Matte, um Blindekuh zu spielen, in der Schule saßen sie auf *einer* Bank und traten einander recht oft auf die Zehen. Später giengen sie, von den Eltern geführt, auf die Kirchweih und tanzten miteinander und keiner versuchte es, dem strammen Schattseitigen das Dirndl abwendig zu machen. Die beiden Bauern trugen sich schon mit Plänen, ihre Höfe zusammenzuthun zu einem Großgrundbesitz und die jungen Leute daraufzusetzen, dass sie ein Ahnenpaar würden des Geschlechtes der Sonn- und Schattseitigen für Jahrhunderte.

Und die Kinder waren sehr sittsam. Der Johansel war neunzehn Jahre alt geworden, that aber noch nichts desgleichen. Die Margrethel gieng auch allemal so ruhig und werktägig an ihm vorüber und fragte ihn höchstens, ob das Wetter anhalten werde. Dem Johansel war das Wetter gleichgiltig, wenn es nur in den Samstagnächten nicht regnete, denn da gieng er mit anderen Burschen im „Gasseln" und Fensterln um unten im Thal und drüben auf den Bergen. Am Fenster des sonnseitigen Nachbarhofes meldete er sich nie, er dachte nicht daran.

Weil er das einzige Kind war auf dem Hofe, so brauchte kein Soldatenleben besorgt zu werden, und weil der Alte sich schon gerne in die Behaglichkeit zu setzen gedachte, so stand dem Burschen nichts im Wege, von der Erde Besitz zu ergreifen und die Braut heimzuführen.

Die Sonnseitige und der Schattseitige.

Ein Bauerngeschichtel von P. Rosegger.

Diese vorstehende Geschichte muss man auch noch wissen. Sie ist sehr einfach und sehr ärgerlich und sehr lustig und sehr merkwürdig.

Von zwei Großbauern handelt sie, die nebeneinander ihren Besitz hatten, der eine an der sonnseitigen Berglehne, der andere an der schattseitigen. Der Sonnseitige baute Weizen, der Schattseitige musste sich mit Hafer abgeben. Der Sonnseitige trieb Viehzucht, der Schattseitige Waldwirtschaft. Der Sonnseitige hatte Obst, der Schattseitige verlegte sich auf Kartoffeln. Der Sonnseitige hörte auf seinem Dache manchmal eine Nachtigall singen, der Schattseitige immer nur Spatzen. Fast widernatürlich erschien nur das eine, dass der Sonnseitige ein schwarzbärtiger, sehr ernster nachdenklicher Mann war und dass der Schattseitige lichtblonde Locken und ein stets freundlich lächelndes Rundgesicht hatte. Und noch unglaublicher ist es, dass diese beiden ganz verschiedenen Männer mit den ganz verschiedenen Höfen in treuer Freundschaft zusammenstanden. Sie halfen sich gegenseitig in der Arbeit, die bei der Ungleichheit der Lage selten in die gleiche Zeit zusammenfiel. Sie standen sich in allem bei, wie das bei den aufeinander angewiesenen Hinterbauern so herkömmlich ist. Sie tauschten je nach Bedarf ihre Naturproducte aus, so dass sie größtentheils den Handel ersparten mit der weiten Welt.

Ihre Freundschaft stammte aus jungen Zeiten. Damals waren beide in ein und dasselbe Dirndl verliebt gewesen, was sonst nicht gerade das Gefühl der Brüderlichkeit erzeugen soll. Aber während sie sich zögernd anschickten, einander in aller Nachbarlichkeit den Standpunkt klar zu machen, kam ein Dritter über das Mädel und verdarb es. Diesen Dritten bläuten die beiden windelweich durch und seit solch gemeinsamer That waren sie zusammen wie Brüder. Während ihres Soldatenlebens standen sie sich auch bei, der genügsame Schwarze gab dem genussfrohen Blonden manchmal ein Stück Commissbrot, der fleißige Blonde putzte dem bequemeren Schwarzen Gewehr und Bajonett. Auf ihre Höfe heimgekehrt,

Der schiefwinkelige Viehhändler Andredl kam wieder einmal in die Gegend und trat beim Sonnseitigen ein, als die beiden Freunde just so beisammensaßen. Ein paar schicksame Redensarten zuerst, dann vom lieben Wetter, vom Vieh und auf einmal die Frage: „Na, Bauern, machts schon bald Hochzeit miteinand?"

„Weiß nichts", sagte der Schattseitige.

„Du weißt nichts? Und überall reden die Leut' davon. Und habt's ja mir selber schon einmal gesagt, sie sollten ein Paar werden allzwei!"

„Wie's Gott will", gab der Sonnseitige bei.

„Ich denk', er wird's nicht wollen", meinte der Schattseitige.

„Oho, mögen sie sich nicht?" fragte der Viehhändler überlaut.

„Mich däucht, 's ist schlimmer", versetzte der Sonnseitige. „Wenn sie sich spinnefeind wären, so ließe sich noch darüber reden, da kunnten sie ja Freundschaft machen miteinand. Aber 's ist schlimmer. Sie sehen einander nicht, wie zwei Holzstücke, so sind sie sich gleichgiltig."

„Mit Holzstücken ist auch noch nicht zu verzagen", sprach der Viehhändler. „Holz kann Feuer fangen."

Sprach es, schob ein wenig die Zungenspitze zwischen den Lippen hervor und zog seine linke Achsel in die Höhe. Er war in manchen Händeln schon der Bauern Vertrauter gewesen von Jugend auf, nun da durfte er wohl mitreden, und er that's jetzt redlich.

„Manner", sagte er, „ernsterweis', ihr sähet es gern, dass die Zwei zusammenkämen. Und die Leut' wissens auch und möcht' euch niemand hinderlich sein. Ich weiß was, Manner, denn ich bin ein vertrackter Strick. Wenn ihr's durchsetzen wollt, so müsst ihr's ein bissel anders angehen. Der Johansel hat sich hören lassen, von anderen ließe er sich keine aussuchen und nicht einmal von den Vaterleuten. Er sei schon selber so klug zu sehen, welche ihm gefällt. — Und der leidige Trotz ist's und so ist's und nicht anders!"

„Nachher hätten wir's ja selber verdorben?" sagte der Sonnseitige.

„Ja, und nachher müsste man's selber wieder gutmachen", gab der alte Viehhändler mit bedeutsamer Miene drein.

„'s ist eigentlich ein heller Spaß!" lachte der Schattseitige auf.

„Spaß!" entgegnete der Nachbar, „das kunnt ich just nicht sagen. Mir geht's nahe. Wenn man sich einmal seit vielen Jahren in was hineingedacht hat! Mir steht's nicht an, dass ich einen weltfremden Schlingel in mein Haus setze."

„Und ich will auch keine Stromerdirn zur Schwiegerin haben", so der Schattseitige.

„Nun also!" sagte der Viehhändler und netzte sich mit der Zunge die Lippen, „alsdann möchts vielleicht einen guten Rath brauchen. Ich

„Mach' halt Ernst, Sohn!" sagte der Vater eines Tages. Der Johansel machte ein ernstes Gesicht, anders verstand er's nicht.

„Rechtschaffen sauber hat sie sich ausgewachsen", sagte der Alte.

„Ein Vogelnest ist auch schon drin", antwortete der Bursche, denn er meinte, der Vater spiele auf die junge Linde an, die vor dem Hause stand.

Der Sonnseitige hinwiederum, wenn er bei Weib und Tochter saß, redete gern von Nachbars Johansel. Ein bildhübscher Mensch! Ein braver Bursch'! Ein lieber Kerl! Und was die Margrethel dazu sage?

Was soll sie denn dazu sagen, er sei halt auch so wie die andern jungen Leut'.

Die Alten machten Gelegenheit, die Jungen ergriffen sie nicht. Die Alten trachteten, dass Sonntags auf dem Kirchweg die Kinder zusammenkamen; diese kamen zusammen, giengen gleichgiltig nebeneinander her und wendeten sich bei nächster Gelegenheit wieder von einander ab. Zu Ostern schickte die Alte vom Sonnseitigen dem Johansel fünf rothe Eier mit der Bemerkung, er könne sich's wohl denken, von wem.

„Eier thu' ich gern essen", sagte der Bursche, schälte sie ab und steckte eins nach dem andern in den Mund.

Zu Pfingsten kam der alte Schattseitige in den sonnseitigen Hof, gieng dem Dirndl zu, das im Garten Blumen jätete und rief über den Zaun hinein: „Schon wieder fleißig bist, Margrethel. Du wirst schon einmal eine brave Bäurin. Einen schönen Gruß hab' ich auszurichten, willst rathen von wem?"

„Einen schönen Gruß nimmt man allemal, und von wem derwill!" Das war ihre Antwort.

— Und sie thaten nichts desgleichen. Man konnte auch nicht dahinter kommen, als hätten die Kinder andere im Kopf. Der Johansel scherzte mit vielen Nachbarsdirndeln so herum, die Margrethel neckte manchen Burschen, besonders bevorzugt wurde keine und keiner.

„Dass die zwei gar so g'schamig sind zu einander", sagte eines Tages der Sonnseitige.

„G'schamig meinst?" entgegnete der Nachbar. „Ich weiß es nicht."

„Müssen ihnen halt einmal die Nasen zusammenstoßen, dass sie's merken."

„Du, ich weiß es nicht!" antwortete der Schattseitige mit bedenklicher Miene.

„Wenn wir nicht dazuschauen, so mischt sich der eine oder der andre drein — was machst nachher?"

Er wisse es nicht. Wenn ich ein so gemüthliches Rundgesicht hätte wie der Schattseitige, so wollte ich auch einmal etwas anderes sagen als: „Ich weiß es nicht."

darauf hin. Mich brauchst weiter nicht mehr zu fragen. — So, das Hörndl ist recht. Das Hirnblatt musst ihm noch glatt striegeln."

Die „Ohrwaschel" hatte er freilich gespitzt, der Johansel, weil er anfangs meinte, die Margrethel von der Sonnseite käme auffspaziert, und jetzt war's die kropfige Höfelgruber-Dirn. Just, dass er nicht laut auflachte. Er sagte nichts, kein Wort. Es war überhaupt zu dumm. Die Höfelgruberische! Dass die Alten schon einmal gar kein Auge für die Figur haben! Dass sie alleweil nur ans Geld denken! Himmel-Hollerbuschen, was wäre dagegen die Margrethel für eine!

Unter solchen Gedanken führte er den Stahlgrauen zu Markte. Ob er ihn verkauft hat, das weiß ich nicht, dass er die Höfelgruberische nicht angeschaut hat drauf hin — das weiß ich.

Das war just nicht dumm, aber noch klüger war die Margrethel auf der Sonnseite. Die hatte schon Wind bekommen; ach, du heiliger Sanct Isidor! Ein einziges Mädel ist gescheiter als drei Mannsleute, und selbst wenn ein Viehhändler darunter ist.

Stand sie da unter dem Apfelbaum und hielt eine große blaue Schürze auf, in welche der Vater Äpfel vom Baume schüttelte. Auf einmal schüttelte er nicht mehr, sondern hub an zu sprechen: „Tochter, hast gehört? Ich will dir was sagen, was die jungen Weibsbilder alleweil gern hören. Nu, was wird's wohl sein? Heut' oder morgen wird wer kommen. Sollt' er sich bei dir anmelden, so wirst ihn nicht hart abweisen, denk ich. Wie der dir's gut meint, Kränkung thät' er keine verdienen. Wenn du den nimmst, da brauchst dein Lebtag keine Schuh mehr, der tragt dich auf den Händen. Zwei Häuser hat er im Stadtel und wenn dir keins davon gefällt, so baut er dir ein drittes. Dirndl, hörst, um den ist viel Augenwasser geronnen — und mögen, sagt er, thut er nur dich und sonst keine, keine einzige mehr. — Hessa, das ist ein Saftiger. Verkost' ihn."

Mit dem Saftigen meinte er einen gelben Butterapfel; sie legte ihn zu den übrigen und dachte einen Augenblick: Der Johansel kann's doch nicht sein, der hat keine zwei Häuser im Stadtel.

Am nächsten Tage kam er und wurde vom Vater anmuthiglich vorgestellt. Schiefachselig war er und glatzköpfig und mit der Zunge leckte er immer über die Lippen heraus, als ob er das, was von den süßen Worten dran kleben blieb, wieder wollte hineinlecken. Der Viehhändler Andredl war's und kein anderer, und der hielt manierlich um ihre Hand an.

„In Züchten und Ehren", sagte er nach altem Spruche, „will ich mich nahen, werte Jungfrau Margarethe. Dass ich kein Jüngling mehr bin, sehet Ihr gleichwohl, das ist nur ein Grund für mich, ernstlich ans Freien zu denken, und ein Grund für Euch, Euere Hand mit Vertrauen

hätt' einen im Sack, ist mehr wert als ein paar Ochsen. 's wär nicht der erste Kuppelpelz, den ich verdiene. Zwei junge Leut' nicht zusammenbringen! Das wär' schon auch was Neues. — Machts die Thür' zu, dass nicht jeder hereinhorchen kann."

Und weil sie die Thür zugemacht haben, so weiß ich nicht, was weiter gesprochen worden ist.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

War eines Morgens der Johansel damit beschäftigt, den stahlgrauen Stier schön zu machen. Das Thier sollte nämlich an diesem Tage auf die Kirchweih, auf welcher es Tanzmusik, Jahrmarkt und Viehmarkt gab. Dazu wurde der Stahlgraue fast hochzeitlich hergerichtet. Der Johansel striegelte ihm von der Haut alle Mistkrümchen herab, beraspelte mit einer Hornfeile die Klauen und die Hörner und stutzte den Schweif. Das Thier hielt ruhig still, als wisse es um die Vortheile einer sorgfältigen Toilette.

An der Stallthür stand der Schattseitige und schaute seinem Sohne mit Wohlgefallen zu. „Lass gehen, wird ja gut sein", sagte er endlich, „und jetzt geh' und thu' dich auch selber zusammen."

Blickte der Junge auf den Alten und antwortete: „Ich bin ja beisammen."

„Das Haar wirst dir doch auskampeln, wenn du auf die Kirchweih gehst!"

„Das kann ich eh' thun", sagte der Johansel und fuhr sich mit den ausgespreizten Fingern ein paarmal durch die Haare.

„Johansel", sprach der Alte ganz gelassen aber ernsthaft, „du musst mehr halten auf dich. Wer selber nichts auf sich hält, auf den halten andere auch nichts. Den Grauen kannst verkaufen auf dem Markt, das ist recht. Aber was Anderes kannst dafür heimbringen. Na, was glaubst, was ich meine? Mir ist's schon eingefallen in deinem Alter, nur dass mir dazumal mein Vater die Wirtschaft noch nicht übergeben hat. Du bist besser dran. Ich und deine Mutter, wir haben uns viel geplagt unser Lebtag und möchten es ein paar Jahrlen gut haben, ehevor wir einrucken müssen. Da hat eine schön hereinzusitzen, eine junge Bäuerin. Hast dir denn noch keine ausgesucht? — Schau du, das rechte Hörndl muss mehr aufgspitzt sein, wart, gib her!" Er nahm dem Burschen die Raspel aus der Hand und feilte dem Stahlgrauen die Hornspitze mehr aufwärts. Dabei fuhr er fort: „Oder willst mir ihn gunnen, den Kuppelpelz? Ist auch recht, hab' eh gern warm. — In der Hebenreuth drüben steht eine. Aha, du spitzest schon das Ohrwaschel. Die Hölfelgruberische! Gelt, die ist's? Na, ist sie's? Ein braves Mädel. Holz bei der Hütten, und die Kittelsäcke voller Ducaten. Wirst nicht leicht eine Gescheitere finden. Na, wenn sie heut' auf dem Markt ist, schau sie an

„He he — he he“, meckerte der Sonnseitige und schob sich sachte zur Thür hinaus.

Kurze Zeit nach diesen Begebenheiten kam der Allerseelentag. Unter den Kirchhofbesuchern war auch die Margrethel, sie hatte eine große Flasche mit Weihwasser bei sich und goss dieses auf das begraste Grab einer alten Muhme. Da trat der Johansel zu ihr; ganz hastig trat er hin und sagte halblaut: „Heut ist just der rechte Tag dazu, dass man dir gratuliert.“

„So, gratulieren! Zu was denn?“

„Na, halt zu deinem schönen Bräutigam!“

„Gott geb ihr die ewige Ruh!“ hauchte sie, den Rest aus dem Glas auf den Rasen schüttend, dann wendete sie sich schneidig zum Burschen: „Hörst, Johansel, von dir nehm ich nichts an. Kein gutes Wort und kein schlechtes und gar nichts und du lass mich in Fried'!“

Sie wollte davon, er fasste sie am Arm und sagte: „Zornig bist! Jetzt lass ich dich erst recht nicht in Fried. Warum bist denn früher nie so zornig auf mich gewesen? Und ich mag dich auch nicht und du bist mir viel zu — zu — gar nichts bist mir und ich will dir nur noch meine Meinung sagen.“

„Ich bitt' dich gar schön, gehen wir hinaus, die Leut' schauen schon auf uns. Da auf dem Friedhof solche Sachen.“

Denn es war ihr zumuth, als hätte er ihr eine Liebeserklärung gemacht.

Draußen am Rain unter dem Ahorn auf der Schichte der niedergefallenen gelben Blätter, dort standen die zwei jungen Leute und machten sich bittere Vorwürfe. Er ihr, weil sie sich diesem lächerlichen Menschen verlobt hatte; sie ihm, weil er sich um sie die ganze Zeit her nie gekümmert. Und als sie so weit waren, dass die Margrethel zu weinen anhub, legte er seinen Arm um ihren Hals und sagte mit einer recht unsicheren Stimme: „Wenn ich weiß, dass du heiraten willst und nicht gleich den erstbesten nehmen musst, so kann ich auch aufwarten. Dem Viehhändler gunn ich dich nicht, dass du's weißt!“

Lachte sie mitten aus dem Schluchzen hervor: „Lapperl, dummes! Glaubst denn, es ist mein Ernst? Will mit dem Alten ja nur den Vater in die Ängsten jagen — und auch noch einen andern —“

„Leicht gar mich?“

„'s wär' bald verpasst, Bübel! Allzulang wartet man nicht auf einen, der alle Fenster probiert in der Nachbarschaft. Und wenn du glaubst, der jung' Bursch hat nur zu winken, dass eine dem Bräutigam durchgeht und ihm nachlauft, so kannst auch noch was lernen. Für nichts kriegt mich keiner. Derweil seh' ich nur deinen Trutz, aber der ist mir

in die eines erfahrenen Mannes zu legen, und sein herztausiger Schatz zu sein."

Weil sie ihn jetzt mit ihren großen Augen fast andächtig betrachtete, so fuhr der alte Andredl fort: „Seit einem halben Jahre oder länger habe ich heimlich um Euch gekundschaftet und erfahren, dass Ihr gar sittiglich seid und klug und keinem jungen Lecker Gehör gebt. Und mein kleiner Finger thut mir's sagen, dass Ihr ganz heimlich den Andredl im Herzen traget und dass ihr wohl nimmer nein sagen werdet, wenn ich Euch jetzt in Gegenwart Eures Vaters frage, ob ihr in Lieb und Treuen Haus, Tisch und so weiter mit mir theilen wollet. Liebstes Jungfräulein, ich frage Euch!"

Auf solchen Spruch war es still. Das Dirndel schlug den Blick zu Boden, zerzauste eine Schürzenecke und sagte nicht nein. Dem Vater war das nicht ganz geheuer, rasch setzte er ein: „Stark über die Fünfzig ist er freilich schon . . ."

„Das macht nichts!" rief die Margrethel aus. „Die Alten sind gut behalten, heißt's, und ein Mannsbild wird ja gar nicht alt, sagt das Sprichwort. Und besser alter Mann und junges Weib, als umgekehrt."

„Freilich", setzte der Vater bei, „heißt's auch: Alter schützt vor Thorheit nicht, und wer altet, der kaltet."

„Gehts, gehts", sagte der Viehhändler mit fast kreischender Stimme: „Was wollts denn mit so dummen Sprücheln? Der Andredl nimmt's noch mit einem Dreißigjährigen auf, wenn's was gilt! Gilt's was? He!"

„In Gottesnamen", flüsterte das Dirndel, „will ich's halt wagen."

Der Andredl that schon die Arme auseinander und wetzte mit der Zunge die Lippen für den Verlobungskuss. Der Vater fuhr dazwischen. „Das hat auf morgen noch Zeit", sagte er schneidig, „wer neunundfünfzig Jahr gewartet hat, wird auch noch einen Tag warten können. Hörst, Dirn, in die Küche geh hinaus, die Mutter hat gerufen."

Na, da ist das Mädel hinausgegangen und der Sonnseitige hat seinem schiefwinkeligen Viehhändler höllisch einfältig ins Gesicht gestarrt. „Du Andredl", sagte er, „das Band foppt uns!"

„Geh, Patsch, foppen!" war des andern Ausruf. „Merkst es denn nicht, Schwieger, was es geschlagen hat? Verliebt ist sie in mich!"

„Oho!"

„Was?"

„Oho ter odo, singen die Halter!" drauf der Bauer. „Freilich verliebt in dich! Gewiss auch noch. Kann mir's denken, he, he!"

„Dein Frotzeln kannst just sein lassen, Vater. Deinen Willen hast hergegeben, sie hat ja gesagt, der Spaß ist ernst geworden und ich bin nicht der Narr und steh' zurück."

Ein frommer Augenblick.

Genrebild von Ludwig Anzengruber.*)

„Nun ja“, sagte der Doctor, „nun sehen wir höchst angegriffen aus und ein Fieber haben wir auch.“

Es war ein behäbiges Männlein, das sich aber jetzt in dem kleinen Salon der Baronin von Rüdhof gar wenig zu behagen schien. Als Armenarzt war er gewohnt, nur dürftige Stuben zu betreten, wo alle Möbel hart und alle Wände kahl waren, wie Los und Leben der Inwohnenden; hier versank er in den weichen Polstern eines niederen Fauteuils, und wenn er sich zurücklehnte, so warf es ihm den Kopf hintenüber und sein Rückgrat bildete eine concave Curve, dass er fürchtete, einen oder den anderen Knochenwirbel zu brechen, beugte er sich aber, wie eben, vor, um den Puls der Patientin zu prüfen, so pressten sich seine dicken Beine gegen sein rundes Bäuchlein, dass darüber das Blut ihm in das gutmüthige Gesicht stieg.

Wenn anders seinen Worten zu trauen war, so hatte er nicht nur Mitgefühl für die Leiden seiner Patienten, sondern sogar Mitempfindung derselben. „Nun sehen wir höchst angegriffen aus und ein Fieber haben wir auch.“ Jedenfalls war es für die Kranken sehr tröstlich, den Arzt in gleicher Gefahr zu wissen und dabei so gleichmüthig zu sehen.

Sein krauses, stark mit Grau gemengtes Haar schüttelte leicht, als er in verweisendem Tone fortfuhr: „Wer, meine verehrte Gnädige, hat Sie geheißen, selbst an das Sterbelager der Tischlerswitwe Kille zu eilen, der Beerdigung des armen Weibes persönlich anzuwohnen und das Geheul ihrer sieben Kinder mit anzuhören?“

Die Baronin neigte sich ein wenig vor, und der Strahl der Lampe fiel voll auf ihr Gesicht und ihre Büste; sie war eine sehr gealterte,

*) Aus dessen vor kurzem erschienenen „Letzte Dorfgänge“. Kalendergeschichten und Skizzen aus dem Nachlasse. Herausgegeben von Anton Bettelheim und Vincenz Chiavacci. (Stuttgart. J. G. Cotta'sche Buchhandlung. 1894.)

zu wenig. Auch der Possen, den du dem Andredl spielen willst, ist mir noch nicht genug, ich will mehr, mein Lieber!"

„So viel Geld wie der Viehschacherer weiß ich nicht, ob ich aufbringe."

„Nach Geld frag' ich nicht, dass du's weißt."

„Was lauter sonst?"

„Wenn's dir nicht einfällt, was zum Heiraten gehört, nachher, nachher — behüt' dich Gott."

„Was wird denn dazugehören zum Heiraten? Kunnt mir's nicht denken. Ein bissel Gernhaben wird halt dazugehören."

„Na endlich! das hat was gebraucht, bis er draufkommt."

Vom kahlen Ahornbaum flatterte das vorletzte Blatt herab und gerade zwischen den Köpfen der beiden. Es war so schön dreilappig, aber es hat wenig genützt. Und als das letzte fiel, das allerletzte Blatt — nun, ihr könnt euch's denken.

Also haben die Alten von der Sonn- und von der Schattenseite die Erfüllung ihrer Absicht doch erlebt. Der Andredl hätte Hochzeitsbitter sein sollen, aber er hat sich dafür bedankt. Dass er das Mädel foppen wollte, daran fand er nichts; aber dass er selber gefoppt wurde, das nahm er für übel. Nun, er kann schon heimgehen, wir brauchen ihn nicht mehr.

Und dass die Sonn- und die Schattenseite zusammenkommen, ist nur ein gutes Zeichen. Hoffentlich ein harmonisches Menschen-Doppelbild! Na, seid glücklich und thut das Eure?

Die beste Reue.

Das Klagen steht dir übel an,
Hast einen Fehler du gethan.
Die beste Reue zeigt der Mann
Stets nur durch bess're Thaten an!

A. Frankl.

---

nahe liegt ..., was um Himmels willen, gedenken Sie denn mit dem Rudel Kinder anzufangen?"

„Das werde ich Ihnen gleich sagen, lieber Freund", erwiderte die alte Dame lebhaft, und mehr und mehr unter ihrer Rede in Eifer gerathend, fuhr sie fort: „Es sind da vier Jungens, prächtige Knaben, die gutmüthigsten Seelen, die Sie sich vorstellen können. Ich habe ihnen in der Waschküche Stroh aufschütten lassen, und wie bescheiden haben sich die armen Geschöpfe darein verkrochen und untergeduckt."

„Sie werden ohnehin keine Federbetten gewohnt sein", murrte der Arzt dazwischen.

„Vorerst müssen sie freilich alle in das städtische Waisenhaus, aber ich werde mit dem katholischen Pfarrer sprechen — die Familie ist katholisch, — ich habe viel Gutes von dem Manne sagen hören, ich gedenke ihn für die Kinder zu interessieren, und wir wollen dann gemeinsam sorgen, dass aus jedem Jungen ein rechtschaffener Handwerksmann werde, denn wenn man auch sagt, dass heutzutage Handwerk keinen goldenen Boden mehr hätte, so hat es doch überhaupt noch einen, und es soll meinen Schützlingen nicht ergehen wie den Söhnen thörichter, eitler Eltern, die ihre Rangen über ihren Stand erziehen und gleichsam in ein leeres Fass ohne Boden stecken, wo sich dieselben mühselig und aussichtslos all ihr Leben lang hinunterzappeln, zu bedauerlich, um verlacht, und zu lächerlich, um bedauert zu werden. Rechtschaffene Handwerker also die vier Jungen; bleiben noch die drei Mädchen."

„Richtig. Vier und drei macht sieben."

Die Baronin sah mit einem etwas übellaunigen Seitenblick nach dem Doctor. „Sie sind sehr liebenswürdig, was ich mir an den Fingern abzähle, im Kopfe nachzurechnen; Sie wissen, wie schwach es bei uns Frauen mit letzterem bestellt ist."

Der Doctor klemmte seinen Stock zwischen die Beine und schlug beide Hände über dem Kopfe zusammen, wie zu einer verzweifelnd abwehrenden Betheuerung, dass die ihm zugemuthete Ungeheuerlichkeit ihm nie in den Sinn gekommen.

„Nun, nun", die alte Dame winkte beschwichtigend mit der Rechten, „man kennt euch Herren der Schöpfung, insbesondere euch Mediciner. Lassen wir das. Ich will von den drei Mädchen reden. Denen haben wir auf den Steinfliesen der Küche einen Strohsack zurecht gelegt, nun, ich bin eben für eine solche Einquartierung gar nicht vorgesehen ..."

Der Doctor nickte lächelnd. „Ich erlaube mir keine Bemerkung mehr."

„Und denken Sie, nur die Kleinste, die Unvernünftigste ließ sich bewegen, schlafen zu gehen, die beiden Älteren waren nicht zu bereden, ihnen geht der Verlust ihrer Mutter doch zu stark zu Herzen, es sind eben Mädchen, die Buben machten wenig Umstände."

schmächtige Dame, ihre Züge zeigten noch Spuren einstiger Schönheit, und diese bewahrten sie auch jetzt noch davor, hässlich zu erscheinen, wenn sie so ruhig vor sich hinblickend saß; aber wenn ihr Antlitz sich belebte, dann war es schön zu nennen. Die Dame sagte sanft verweisend: „Geheult haben sie nicht, die armen Waisen, sie haben nur recht bitterlich geweint."

„Ganz gleich", erwiderte der Doctor, „das Concert war jedenfalls kein nervensänftigendes. Warum mussten Sie dabei sein? Warum, wenn Sie es schon für zweckdienlich erachteten — was ich Ihnen aber lebhaft bestreite —, Ihr Haus mit Kindergeschrei und Unruhe zu erfüllen, mussten Sie vom Grabe weg die verlassenen Sieben hierherführen? Unbeschadet der Schönheit Ihrer Handlungen, meine Gnädigste, hätte sich das alles, denk' ich, ganz gut, ja noch weit besser, ohne Ihr persönliches Einschreiten ordnen lassen."

„Doctorchen, das verstehen Sie nicht. Sie wissen nicht, was in den Herzen armer Leute vorgeht. Die müssen andere mitleiden sehen, ehe sie an deren Mitleid zu glauben vermögen. Ein gutes, tröstendes, theilnehmendes Wort lässt ihnen erst eine Wohlthat als solche erscheinen. Gibt man ihnen mit kalter Miene und mit leeren Worten, so empfangen sie statt Brot doch nur Steine. Ich muss also selbst dazu sehen, denn ich habe niemand, der es verstünde zu geben, wie ich es verstehe, und ich würde es auch niemand anderm überlassen, denn dann gäbe nicht ich, sondern dieser andere, und alles käme aus meiner Tasche und nichts vom Herzen."

„Ich sehe schon", sagte der Doctor und seine Lippen kräuselten sich wie in gutmüthiger Ironie, „ich sehe schon, Sie fühlen eine gewisse Verpflichtung, den Titel eines ‚Engels vom Grunde', oder, da wir keine Gründe mehr kennen, eines ‚Bezirksengels' auch zu verdienen . . ."

„Ach, du lieber Gott", unterbrach ihn lachend die Baronin, „was muthen Sie mir zu? Bei den wenigen Thränen, die mir zu trocknen vergönnt sind, würde es mich nur misstrauisch gegen die Art meines Eingreifens machen, wenn mir dieses einen Spitznamen eingetragen hätte; warum, Doctorchen, haben Sie diesen nicht gleich in unsere exclusive Sprache übertragen und mich ‚Cœur d'ange' genannt, damit die Armen, die ihn mir verliehen haben sollen, ihn gar nicht verstehen?"

„Na, warten Sie nur, meine Gnädigste, es wird nicht ausbleiben, eines Tages werden Sie anders genannt werden, als Sie heißen, und es soll mir nicht bange dafür sein, dass Sie sich in aller Würde dareinschicken. Was mich aber näher angeht", — der Doctor zog die Stirne in ernste Falten, und führte den blanken Knopf seines Rohrstockes an die Lippen, denn er erlag in nachdenklicher Stimmung der üblen Angewöhnung dieses Beinfraßes — „viel näher angeht, da es ja auch ganz

mir in aller Unterthänigkeit zu bemerken, dass der Vergleich mit den Losen, wie dies mit allen Vergleichen der Fall zu sein pflegt, merklich hinkt; in Ihrem Falle bezahlen Sie die Gewinnsthoffnung zu hoch, denn sie setzen sich ja mit allem Ihrem Um und Auf an Herz und menschenfreundlicher Sorge selbst ein! Meine verehrte Gnädige — verzeihen Sie mir, — ganz unklug, gütige Frau, sagen Sie mir nur, was in aller Welt drängt Sie dazu, sich zu opfern?"

„Lieber Doctor", sagte die alte Dame, sich emporrichtend und mit freundlich blitzenden Augen den kleinen Mann anblickend, „Sie mögen ein recht kluger und gescheiter Kopf in Ihrem Fache sein und als solchem schenke ich Ihnen auch schon Jahre her mein volles Vertrauen, aber ich fürchte, dass Sie, wie so viele Ihrer Berufsgenossen, über dem Interesse, das Sie an dem kranken Menschen nehmen, den gesunden zu wenig beachten, um von ihm Bescheid zu wissen. Wen glauben Sie denn eigentlich in mir vor sich zu haben?"

„Eine hochgebildete, feingeistige, herzensgute Dame."

„Grundgütiger Himmel, da merkt man, wie ungewohnt und unhandlich Ihnen die Galanterie ist; Sie übertreiben! Lassen Sie Bildung und Feinsinnigkeit und vor allem die Dame hinweg, so wird just das zurückbleiben, was Ihnen auf Ihre Frage Antwort stehen kann, das Weib! Sehen Sie, lieber Doctor, das will geliebt werden! Sind gleich die äußerlichen Ursachen dazu verschwunden, so schaffen wir andere, denn geliebt wollen wir sein. Jene, die nichts hatten und haben als ihre Schönheit, die sind freilich übel daran, sobald diese einmal vergangen; das werden dann die ‚alten Weiber', über welche der Volkswitz gar so grausam und rücksichtslos herfällt. Darum, mein Freund, wenn die Jahre das hübsche Lärvchen fallen machen, muss man ein recht menschenfreundliches Gesicht darunter zeigen können und statt der abgemagerten Arme wohlthätige Hände, und kein Opfer wird zu groß scheinen, um für das Herz und in das Haus das bisschen Liebe zu gewinnen, ohne das nun einmal kein Weib, das sich nicht selbst aufgibt, leben kann!"

Der kleine, behäbige Armenarzt erhob sich mit mehr Geräusch als gerade erforderlich, von seinem Sitze, er führte die Hand der alten Frau an seine Lippen und drückte einen ehrfürchtigen Kuss darauf, dann begann er, anfänglich etwas stotternd: „Wahrhaftig — ja — man verschreit uns Doctoren — sozusagen — als Atheisten und Cyniker — und — und aufrichtig gestanden, wir erleben so viele sogenannte Prüfungen Gottes, deren Resultate wir bei der Gemüthsverfassung unserer Patienten, ganz ohne Allwissenheit, vorauszusehen vermögen, was uns gegen eine himmlische Prüfungscommission misstrauisch machen muss, und über das weibliche Geschlecht denken wir, ich will es nicht verschweigen, zeitweilig etwas — etwas sehr — vorlaut, aber es gibt Momente, wo

„Pah, die parierten Ordre, wer weiß, ob sie schlafen?“

„Ach, wie die Murmelthiere, das liegt einmal in dem Geschlechte, das mag herzhaft sein, aber herzlich niemals. Mit den Mädchen muss es anders gehalten werden, das kleinste, dümmste Geschöpfchen gebe ich vorläufig in Pflege, bis es soweit sein wird wie seine beiden Schwestern, dann soll es wie diese unter meinen und meiner alten Anne Augen im Hause verbleiben, sie sollen alles erlernen, was so 'ne kleinbürgerliche Hausfrau braucht, um sich durchs Leben zu schlagen, und eine Weile sollen sie auch durch Dienen bei anständigen Familien sich praktisch erproben, das ist eine gute Schule, und wenn sich dann ein Bengel in sie vergafft, so bleibt noch immer außer dem Lärvchen etwas, das er zu respectieren hat, die tüchtige Arbeitskraft und der im Umgang mit honetten Menschen erworbene Charakter, denn unter dem Volke muss in der Ehe Respect vor dem Weibe sein, das erzieht, sonst bleibt der Bursche, was er gewöhnlich vorher gewesen, oder er wird es gar erst als Mann, ein Lump. Ich will auch für die erwachsenen Sieben meine Thüre offen halten und sie an Sonn- und Feiertagen bei mir versammeln, das bringt Leben ins Haus, und sie sollen es wissen, dass sie jemand haben, der ihnen mit Rath und That beisteht, das macht armen Leuten Rückgrat und lässt sie aufrecht gehen und dem Schmutz und der Gemeinheit keine Concessionen machen.“

Der kleine Armenarzt klatschte in die Hände. „Bravo! Bravo!“ rief er, aber es klang recht ärgerlich. „So hab' ich es ja kommen sehen! Da hätten wir uns also für Jahre hinaus in ausreichendster Weise mit Sorge versorgt! Und soweit ich Sie kenne, verehrteste Gnädige, machen Sie sich selbst keine Illusionen über die Dankbarkeit der Menschen. Vielleicht lohnt Ihnen nicht eines von den sieben.“

„Es ist wahr“, sagte die Baronin mit einem freundlichen, überlegenen Lächeln, „Dank ist nicht jedermanns Sache, man darf durchaus nicht auf ihn rechnen, ich habe das oft genug erlebt und es vermag mich daher nimmer abzuschrecken. Auf Dankbarkeit, so auf rechte und innige Dankbarkeit zu treffen, ist eine Freude, und die ist, wie eben jede solche im Leben, rar. Sie sehen, dass ich wenigstens so egoistisch bin, mir, soweit dies menschenmöglich, die Aussicht auf einen solchen Glückstreffer offen zu halten; ich habe sieben Lose genommen, sollten denn alle Nieten sein?“

„Donnerwetter!“ Der Doctor war im Begriff, in den Tisch zu schlagen, besann sich aber noch zu rechter Zeit und führte die erhobene Hand gegen sein glattrasiertes Kinn und strich darüber hinweg durch die Luft, als glätte er einen ebenso langen als struppigen Knebelbart, — wo übrigens nie einer gestanden hatte. Seine Stimme klang nicht mehr so herausfordernd, als er nach einer Pause wieder anhob: „Gestatten Sie

Das Lurlochereignis und seine Lehren.

Nimmer Rast und Ruh. Die Zeitungen, die Gespräche, die Gedanken, die Phantasie — nichts als das eine: lebendig begraben sein! Seit vielen Tagen waren unsere Seelen eingeschlossen in eine wilde Felsenhöhle des Gebirges. Dort schmachteten sieben Menschen dem Hungertod entgegen, weltfremde Leute, aber Menschen, uns in dieser Noth nah wie leibliche Brüder und doch unerreichbar. Mitbürger in unserer Stadt, wenige Stunden von uns entfernt in den Ungründen des Gebirges, und doch unerreichbar. In ewiger Finsternis, im nimmer schweigenden Brausen der Gewässer, der Verzweiflung, des Wahnsinns Beute.

Aus bekannten Gründen ist Interesse und Stimmung für das Ereignis abgekühlt worden bis zum Gefrierpunkt, und doch muss es der „Heimgarten" verbuchen, wie er alle seltsamen Vorfälle im Lande Steier stets verbucht hat.

Am 29. April dieses Jahres sind von Graz aus sieben Personen, zumeist jüngere Leute aus kleinbürgerlichem Stande — zwei davon verheiratet — in die Schöckelgegend gewandert, um dort in das bisher angeblich noch wenig bekannte Lurloch*) zu dringen. Das thaten sie an einem Sonntage, um zwei Uhr früh. Die sieben Personen gehörten einem Vereine „die Höhlenforscher" an, und obschon sie nicht in der Lage sein konnten, wissenschaftliche Forschungen zu machen, wollten sie doch — im Wettstreite mit einem anderen Vereine, den „Schöckelfreunden" — die Höhle zuerst ergründen, welche übrigens seit Langem ergründet ist und schon vor mehr als vierzig Jahren nach allen Richtungen hin begangen worden sein soll. Man will sogar den Durchgang bis Peggau in früheren Zeiten, solange die Engen nicht angeschwemmt und verstopft waren, oft gemacht haben.

---

*) Das Volk sagt Lualoch oder Lurloch. Luren oder lurln im Volksmunde soviel als gurgeln, rieseln in wiederhallenden Hohlräumen. Im Lurloche lurt das Wasser.

einem so warm um das Herz wird, dass gegen unsern Unglauben an Gott und Menschheit Zweifel erwachen, ein Gefühl freudiger Ahnung möchte ich es nennen, es dauert das — ich weiß es — auch nur für den Moment, aber man kommt doch für einen solchen über das Gewöhnliche hinaus, und Sie haben mich einen erleben lassen, einen Augenblick, wo es mir fast fromm durch den Sinn schoss: dass am Ende doch Frauentugend sein könne, und dass sie sein könne, wie Gott, wenn auch geleugnet und wie er — gelästert und allimmer verzeihend! — Ah, es ist das wie ein kurzes, tiefes Athemholen des inneren Menschen. Ich danke Ihnen dafür. — Und wollen Sie das Recept nicht vergessen, — ich verschrieb ein beruhigendes Medicament. Haben Sie die Güte es zu nehmen. Gute Nacht!“

Der Armenarzt eilte durch die dazwischenliegenden Zimmer der Ausgangsthüre zu; als er auf dem Gange stand, lauschte er einem Gesumme, das vom Fuße der Treppe heraufklang, er unterschied zwei Kinderstimmen, die eintönig und nicht zu laut Worte hersagten, deren keines zu verstehen war, es fehlte jeder Ausdruck, und nur in der Beharrlichkeit, mit der Wort auf Wort in gleicher dumpfer Klangfarbe hervorgebracht wurde, lag etwas Andringliches.

Auf der untersten Stufe saßen die beiden älteren verwaisten Mädchen, sie hielten sich enge umschlungen, auf ihren Knien hatten sie ein großes, abgegriffenes Buch liegen, woraus sie laut lasen.

„Was macht ihr da, Mädchen?“ fragte der Doctor.

„Wir beten“, sagten beide und das größere wies erläuternd mit dem Zeigefinger eine Überschrift, der Doctor brauchte bei deren ausgiebigen Lettern keine Brille, sie lautete: „Gebet für Wohlthäter.“

„Recht“, sagte er, „seid brav und werdet immer braver, damit sie“ — er deutete mit dem Daumen hinter sich die Treppe hinauf — „Freude an euch erlebe.“

Als er auf die Straße hinaustrat, that er ein paar tiefe Athemzüge. Er wischte leicht mit dem Goldfinger über die Winkel beider Augen und murmelte lächelnd: „Wahrhaftig, jetzt wäre ich in der Stimmung, nicht einmal grob werden zu können, wenn einer behauptete, die Natur habe das Frauenzimmer geschaffen, um dem Egoismus in der Schöpfung ein Schnippchen zu schlagen, so gleichsam als barmherzige Schwester in dem Kampfe um das Dasein, der über diesen Erdenplan dahinrast.“

eingedrungen seien, sondern um den ungeheueren Schatz der Stubenberger zu suchen, der einer Sage nach seit alten Zeiten in einer Schöckelhöhle verborgen sein soll. Wenn man erst weiß, wer sie sind, muss man fast sagen: das „Schatzgraben“ steht den meisten dieser „Höhlenforscher“ besser an, als das „Höhlenforschen“. Der miteingeschlossene Vereinsobmann ist kleiner Beamter der Gasanstalt, zwei sind Riemergehilfen, einer gewöhnlicher Arbeiter, einer Buchhändlergehilfe, einer Kunstbeflissener. Nur einer ist ein Mann der Wissenschaft, nämlich der fünfzehnjährige Realschüler.

Wir halten es nicht mehr aus in unserem Heim. Wir wandern gleich Tausenden hinaus gen Semriach. Ein klarer, kühler Frühlingsmorgen, alle Wiesen im Grünen, alle Bäume im Blühen, alle Vögel im Singen, alle Herzen im Verzweifeln! Nach fünf Fußstunden sind wir dort, im lieblichen Hochthale von Semriach. Weite, grüne sonnige Matten, von waldigen Bergen eingefriedet, wovon im Südosten der Schöckel der höchste ist. Die Ortschaft Semriach liegt mit ihren blinkenden Häusern freundlich da. Wo aber ist die Höhle, wo die Felswand, die über sie aufragen soll? Man sagt, sie sei kaum fünfundzwanzig Minuten weit von Semriach entfernt. Wir sehen nichts. Aber der Menschenstrom zieht sich gegen Nordwesten hin, dort wo das Hochthal sich sachte in eine mit Bäumen bewachsene Schlucht verengt. In der Schlucht rauscht das Wasser, das oben aus zahlreichen Rinnsalen zusammenfließt und nun gerade mit drei Erddämmen, die sich weit in die Wiesen hineinziehen, abgesperrt wird. Bald verliert sich in der Schlucht Weg und Steg und die Leute klettern am schlammigen Hange hin, der grauen Felswand zu, die dort unten auftaucht und die, sich quer über die Schlucht stellend, diese abschließt. Und nun sehen wir im Hintergrunde der bunten Menschenmenge, der emsigen Arbeiter, Soldaten, Bergknappen und so weiter, den schwarzen, grausig gähnenden Rachen, in welchen das Wasser hineinrinnt. Der Riesenrachen verengt sich bald in enge Hälse, in krumme Schlürfe, in welchen das Wasser gurgelt. Da hinein sind sie gekrochen, die Tollkühnen, um die Zorn und Mitleid unser Herz zerfleischt! Da drinnen sollen sich große Räume und Hallen weiten, mit Tropfsteinen, mit unergründeten Stollen und Schächten, mit Tümpeln und Wasserfällen. Der letzte bekannte Punkt im Hintergrunde ist, so heißt es, der „Tartarus“, wo das Wasser in ungemessene Tiefen stürzt. Da hinab wird die Verzweiflung sie gezogen haben. Werden sie widerstanden haben? Gerüchte gehen, das Wasser hätte an der entgegengesetzten Seite des Berges, wo es in einem hohen Falle niederstürzt in das Murthal bei Peggau, eine Glasflasche hinausgeschwemmt, mit einem Zettel: „Um Gotteswillen, liebe Leute, rettet uns, wir sind dem Hungertode nahe, Kälte, Nässe, Nacht, Fieber, Wahnsinn!“ Ein anderes Gerücht weiß, dass die Höhlenforscher sich durchs Gebirge geholfen hätten und in einer ganz anderen Gegend ans Tages-

Die Höhle bildet den Abschluss einer Bergschlucht, durch welche aus dem Hochthale von Semriach herab ein Gebirgsbach braust, der sich in die Höhle ergießt. Es war nach langer Trockenheit Regenzeit eingetreten. Aber sie krochen doch ins Loch.

„Schon während ihres Hineinkriechens war das Wasser, durch das sie waten und schliefen mussten, so hoch, dass sie in den Schlürfen kaum am Kopfe trocken bleiben konnten; mittlerweile aber kam von anhaltendem Regen größeres Hochwasser, das den Eingang gänzlich ausfüllte und mit Steinen, Baumstämmen und Schutt verstopfte. Seitdem sind die sieben Menschen eingeschlossen in den Berg und haben kein Lebenszeichen von sich geben können. Auf drei Tage sollen sie Nahrung und Lichtzeug mit sich geführt haben. Schon am Montag den 30. April, als das Unglück constatiert war, begannen die Rettungsarbeiten, anfangs leider in zu kleinem Maßstab und officiell zu wenig oder gar nicht gefördert. Der Pfarrer des nahen Ortes Semriach sowie sein Kaplan haben in bewunderns-werter Umsicht die ersten Rettungsarbeiten geleitet und bei diesem Falle überhaupt wieder gezeigt, was christliche Nächstenliebe heißt.

Erst die sich von Tag zu Tag steigernde Aufregung im ganzen Lande hatte größere Hilfsactionen zur Folge. Nun arbeiten Hunderte von Personen an der Abdämmung des Wassers, an der Sprengung der Felsen, an der Wegschaffung der angestauten Gegenstände, bisher ohne wesentlichen Erfolg. Die Arbeiten in den engen, kaum einen halben Meter hohen, aber viele Meter langen, unregelmäßig sich windenden und von Wasser erfüllten Schlurflöchern sind unbeschreiblich schwierig. Ein Taucher aus Triest konnte nichts machen, andere Versuche aller Art waren ebenfalls erfolglos. Durch Sprengungen der Felsen und angeschwemmte Baum-stämme ist man mehrere Meter vorwärtsgekommen. Da auch freiere Strecken sind in der Höhle bis zu den undurchdringlichen Schlürfen, so kann man zwar ziemlich weit hinein, aber von den Eingeschlossenen keine Spur. Ein Telephon hat man angelegt, dass die Arbeiter drinnen mit denen draußen sich sollten verständigen können, aber das Brausen und Gurgeln der Wässer übertäubt alles. Elektrisches Licht wollte man hineinleiten, schweres Pöllergeschütz hat man losgeschossen, um den Ärmsten, falls sie noch leben, ein Zeichen zu geben, dass an ihrer Rettung gearbeitet wird.

Einige waghalsige Männer arbeiten in der Höhle mit bewunderungs-würdigem Heldenmuth und dieselben sind bestimmt, sofort vorzudringen, wenn Wasser und Verstauung es zulassen. Sie werden, für den Fall, als der Rückweg unmöglich würde, auf vierzehn Tage lang Lebensmittel mit sich schleifen, denn die Gefahr des Dammbruches ist groß."

Das alles hörten, lasen wir. Auch anderes, abenteuerliches, so zum Beispiel dass die Leute nicht der Erforschung der Höhle wegen

sammelte Volk wird lautlos, fast stockt der Athem, es sind Viertelstunden so schwer, so bang, zum Herzschlagtreffen. Endlich, endlich erscheint in der Tiefe ein Mann, ruft es laut hin: „Sie leben! Alle sieben leben!“ und bricht ohnmächtig zusammen.

Der Jubel, der sich nun erhob, ist nicht zu beschreiben, und auf den Thürmen und Bergeshöhen wehten die weißen Fahnen weithin in die Fluren der Steiermark, verkündend den Gottesruf: Auferstanden! Auferstanden durch die Nächstenliebe! — Zur selben Stunde sind sich auf Gassen und Straßen weltfremde Leute in die Arme gefallen und haben laut geweint vor Freude. Zu glauben war es schwer, und geglaubt wurde es mit heißer Gier. — Aber — in welchem Zustande werden sie sein! Abgemagert zum Skelett, stumpfsinnig, irrsinnig, stammelnde Greise mit ergrauten Haaren! Und wenn einer noch unter ihnen ist, der ein Fünkchen Seele bewahrt hat, mit welchen Gefühlen wird er das Sonnenlicht begrüßen und welchen Schrei unendlichen Dankes wird er zu Gott rufen und den Rettern um den Hals fallen! Verklärt zu einem Heiligen wird er geworden sein in der neuntägigen Grabesnacht! Weinend wird er die Welt um Verzeihung bitten für den Leichtsinn, der ein solches Meer von Aufregung und Schmerz verursacht hat! Alle kleinliche Eitelkeit, Missgunst und aller Trotz werden wie Geschlacke von ihm gefallen sein — ein reiner Mensch, ein großer Mensch wird hervorgegangen sein aus der Unterwelt und als solcher noch wird er niedersinken aufs Knie und die Fäuste an die Brust gepresst stöhnen: Ich bin's nicht wert, ich bin's nicht wert, was für mich geschehen ist!

Alles das ist nicht gewesen. Es ist anders gekommen, der Mensch kennt den Menschen nicht und wir müssen erst erfahren, dass aus dem Lurloch kein anderer herauskommt, als hineingekrochen ist.

Nachdem seit der Auffindung noch Stunden vergangen waren, haben sie den ersten herausgebracht. Der fünfzehnjährige Junge, der Realschüler war's, der sich vor neun Tagen den „Höhlenforschern“ angeschlossen hatte. Er war ganz fahl und abgemagert, musste getragen werden und starrte theilnahmslos vor sich hin. Er wurde auf die bereitete Tragbahre gelegt wo er unbeweglich liegen blieb, gegen die Seinigen so gleichgiltig, als erkenne er sie nicht wieder. Bald kamen, von der Rettungsmannschaft zu Tage befördert, die übrigen. Sie wurden gestützt, schienen aber auf solchen Beistand nicht angewiesen zu sein, und einer der Geretteten sagte: „Bin ich denn ein Kind, das getragen werden muss?“ Außer dass sie an ihren Kleidern, an ihren Gesichtern Lehmkrusten hatten, waren sie wenig entstellt. Die einen schauten, überrascht von den vielen anwesenden Leuten, um sich, die anderen lächelten verbindlich und winkten mit den Händen und drückten im Vorübergehen den Leuten flüchtig die Hand. Der eine der Geretteten begrüßte die Menge mit dem Worte:

licht gekommen wären. Gleichzeitig heißt es wieder, man hat sie im Berge pochen, schrill pfeifen, weinen gehört.

Dumpf knallen die Sprengschüsse aus dem Schlunde. Auf einen Hilferuf an die Person unseres gütigen Kaisers ist Militär gekommen, die nun die Rettungsarbeiten strenge geordnet und im großen Stile betreiben. Die Frauen, deren Männer eingeschlossen sind, kauern an der Felswand. In eine Kiste mit Lebensmitteln, die hineingelassen worden, hatte die eine ein Briefchen gesteckt: „Sei getrost mein lieber guter Mann, es kommt Hilfe. Haltet aus und seid vernünftig, ihr werdet gerettet!“ Seither sind Tage und Tage verflossen, kein Mensch weiß, ob die Kiste an die Eingeschlossenen gelangt ist. Das Seil ist freilich leer zurückgezogen worden, aber es ist gerissen und die Kiste wahrscheinlich zerschellt im Abgrund der Höhle.

Soweit man hineindringen kann, ist an diesen Tagen die Höhle beleuchtet mit Kerzen und Fackeln und das Telephon vermittelt nothdürftig die Verständigung der Arbeiter drinnen und draußen. Von den Eingeschlossenen aber kein Lebenszeichen und kein einziges!

O wüssten sie, *was* hier geschieht, um sie zu retten, und wie das ganze Land, die ganze Welt in athembeklemmender Spannung theilnimmt mit Rath und That, um den Unglücklichen zu helfen, wüssten sie das, wie würden sie getröstet und erfrischt sein, aber kein Trompetenschall und kein Pulverdonnern dringt hinein durch die ungeheuren Wände, und sie wissen nichts und nichts. Soll denn, du barmherziger Himmel, alle Liebe und Opferfreudigkeit um sie zuschanden werden? — Es ist nun der neunte Tag, dass sie eingeschlossen sind und die Muthmaßungen der Leute vereinigen sich allmählich zur Annahme, zur Wahrscheinlichkeit, zur Gewissheit: Sie sind todt. Sie sind längst todt. Und es wird nicht einmal möglich sein, die Leichen aufzufinden.

Zwischen der Unglücksstätte und der Hauptstadt ist eine telephonische Verbindung hergestellt. Auf den Kirchthürmen der nächstliegenden Ortschaften, auf der Höhe des Schöckels, auf dem Grazer Schlossberg sind Fahnen bereit — weiße und schwarze — um aufgehisst zu werden in dem Augenblick, als man die Eingeschlossenen gefunden haben wird. Die Aufregung und Spannung der Bevölkerung ist bis aufs äußerste gestiegen. Von Stunde zu Stunde erscheinen in der Stadt Extrablätter, die über den Fortgang der Rettungsarbeiten berichten, denn dass die Entscheidung nahe ist, das ist sicher.

Es geht gegen den Mittag. In den geschlossenen Dämmen steigt das Wasser, im Berge donnert noch ein Sprengschuss und der Eingang ist erschlossen. Ein Taucher dringt vor, andere Männer, die in den langen Tagen Heldenhaftes vergeblich geleistet haben, dringen nach — das ver-

„Nachdem wir am Sonntage früh in die Höhle gedrungen waren, haben wir angefangen, dieselbe und ihre Nachbarhöhlen, Gänge und Schlürfe nach allen Richtungen hin zu durchforschen. Wir haben eine neue Höhle entdeckt, die noch viel großartiger ist, als die früheren und wir geben die Hoffnung nicht auf, dass nach der Peggauer Seite hin ein Ausgang gefunden werde. Wir wollen ihn nächstens wieder suchen.“

„Aber lieber Herr“, wurde der Erzähler unterbrochen, „für die Höhle interessieren wir uns jetzt gar nicht, nur für das Schicksal der sieben Menschen in derselben, während sie mit der Aussicht auf sicheren Tod dort eingeschlossen waren.“

So fuhr er fort: „Nun, wie wir am Nachmittage hinauswollen, wo wir hereingekommen, finden wir, dass Hochwasser, Stein- und Holz-verrammlung den Ausgang versperrt haben. Da haben wir gedacht, jetzt heißt's warten, bis das Wasser abläuft und wir die Sachen wegräumen können. Trockene Stellen haben wir gefunden, wo wir uns zusammensetzen konnten. Das Wasser ist ein paarmal sehr hoch zu uns herangestiegen und von oben hat's immer herabgetropft, was uns Trinkwasser gegeben hat. Die mitgenommenen Lebensmittel haben wir in sieben gleiche Theile getheilt und die Portionen bestimmt, die jeder im Tag verzehren darf. Denn wir haben gedacht, es könnten wohl vierzehn Tage oder drei Wochen vergehen, bis wir hinauskommen. Mit den Kerzen haben wir auch sehr gespart und sind oft lange Zeit im Finstern gesessen. Die ersteren Tage haben wir gesungen und miteinander gescherzt, dann ist es langweilig geworden und haben nicht viel miteinander geredet. Bei Licht hat der Maler viel gezeichnet, hat aber nachher sein Zeichenheft zum Feueranmachen hergeben müssen. Brennholz hätten wir in der Höhle genug gehabt, lauter angeschwemmtes, aber alles nass, hat nicht brennen wollen, nur viel Rauch, der uns bald erstickt hätte. Dann haben wir das Feuermachen sein lassen. Wenn uns recht kalt geworden ist, haben wir Holz gespalten oder Steine hin- und hergewälzt, oder das Bachbett ausgeräumt. Der Obmann hat eine Uhr gehabt, auf die ist recht acht gegeben worden, dass wir wenigstens die Zeit wissen. Abends neun Uhr haben wir uns schlafen gelegt, alle sieben zusammen in einen Plaid gewickelt, haben nur einen mitgehabt. Haben geschlafen wie die Ratten. Die Nacht von Montag auf Dienstag ist schrecklich gewesen. Haben wohl das große Unwetter draußen gemerkt, weil das Wasser zu unseren Füßen immer gestiegen ist und einer hat immer Wasserwacht halten müssen. Diese Nacht ist die allerärgste gewesen. Das große Ereignis für uns war am Mittwoch, wo wir im Wasser die Kiste mit den Nahrungsmitteln gefunden haben. Wir arbeiten gerade dran, die vor dem Eingang verklemmten Balken wegzuräumen, da greift einer im Wasser einen Strick, wir ziehen an und ist das Kistel da mit ein bissel Schinken, Käse und Semmeln. Jetzt ist's lustig

„Hochachtungsvoll!“ Der andere dankte „für den liebenswürdigen Empfang!“ Der dritte rief aus: „Na, so a Hetz war no nit da!“

Die man seit Tagen dem Hungertode und der Verzweiflung geweiht glaubte, waren in der Lage, auf die Frage des zuerst eingedrungenen Retters frisch zu antworten: „Hoi, hoi, uns geht es gut!“ Es war sogar die böse Mähr' in Umlauf, dass sie dem ersten eingedrungenen Rettungsmann ein Paar Würste angeboten und ihn zu einer Tarokpartie geladen haben sollen. Wie derlei Überraschungen auf die Anwesenden gewirkt, das läfst sich denken. Eine größere Gefahr für die Befreiten, als früher das Wasser, wurden jetzt die Fluten der Zeitungsberichterstatter und anderer Neugieriger und Theilnehmender, die alle aus dem Munde der Geretteten hören wollten, wie es ihnen in der Höhle ergangen, was sie gemacht, gelitten, was sie empfunden von jenem Augenblicke an, als sie den Ausgang verrammelt gefunden bis zu dem, da sie bemerkten, dass draußen an ihrer Rettung gearbeitet werde und als die Wand fiel zwischen ihnen und dem Tageslicht? Und was antworteten sie? Recht leidlich sei es ihnen ergangen, sie wussten genau, dass sie acht und einen halben Tag in der Höhle gewesen, hätten es zur Noth noch acht Tage ausgehalten und sich endlich wohl selber gerettet.

Grenzte dieser Heroismus nicht an Brutalität? War die zur Schau getragene Ruhe und Gleichgiltigkeit echt? War nicht Trotz und Renommage dabei? Waren die „Höhlenforscher“ nicht etwa gar ärgerlich darüber, dass sie hauptsächlich durch die Anstrengungen und Vermittlungen des Concurrenzvereines aufgefunden und gerettet werden konnten? Oder war es ein Zeichen thatsächlicher Gesundheit und Geistesstärke, dass sie ruhig und aufrecht blieben, für leidenschaftliche Rettungsgefühle und weichmüthige Stimmungen kein Verständnis hatten, alles für selbstverständlich hielten, die Rettung für eine Pflicht ihrer Mitmenschen nahmen, für die man gar nicht zu danken braucht? Es wäre ein Standpunkt. Für uns war diese Erfahrung geradezu verblüffend, aber wir haben daraus eine Lehre gezogen. Dann haben wir gesehen, wie ein junger Bursche seinem geretteten Freunde leidenschaftlich um den Hals fiel und ihn küssen wollte, und wie dieser kühl sich abwendete mit einer Bewegung, als ob ihm derlei lästig sei. Zum Theile begreiflich wäre eine solche Erscheinung nur, wenn die Geretteten es wirklich selbst glaubten, was einer von ihnen bald nach seiner Rettung unumwunden ausgesprochen, nämlich, dass die Verrammelung der Höhle, durch welche sie eingeschlossen wurden — von Menschenhänden herrühre!!

Doch was immer auch sei, Antwort heischt die Frage: Wie ist es ihnen ergangen in der Bergesnacht?

Einer der Geretteten erzählte über ihren neuntägigen Aufenthalt in der Höhle Folgendes:

Es waren Menschen in Gefahr, die vielleicht durch äußerste Anstrengung noch gerettet werden konnten, das genügte zur Anspannung der Kräfte und der Theilnahme bis zum Höhepunkt des menschlichen Könnens und Fühlens. Der Wert dieser Rettung liegt in den Rettern. Gleichgiltig werden wir die Geretteten ihres Weges ziehen lassen, sie waren uns nur einmal der unbeabsichtigte und unbewusste Anlass zu einer Probe menschlichen Gemeinsinns, der so entzückend herrlich ausgefallen ist.

K.

Über die Wanderung der Märchen.

Von Alex. Roscius.

Wer weiß nicht, dass wir durch Strichvögel schon manche Pflanze aus fremden Gegenden bekommen haben, die jetzt bei uns daheim ist und guten Nutzen bringt? Wem ist unbekannt, dass viele Kerne von überhangenden Zweigen ins Wasser fallen, oder durch den Wind, durch Überschwemmungen in die Ströme geführt und an anderen Orten durch neue Überschwemmungen wieder auf dem Lande ausgesetzt werden? Ja, einige schwimmen wohl auf den Strömen bis ins Meer, erreichen das jenseitige Gestade und heimen sich alsdann in einer landesfremden Erde ein.

Ähnlich, wenn auch auf anderen Wegen, wandern die geistigen Kinder der Völker in andere, entfernte Lande, zu anderen, entfernten Völkern. Und so ist denn manches Kind der Musen auch zu uns gelangt, von dem die meisten Menschen nicht ahnen und nicht wissen, dass dessen Wiege weit, weit von uns und vor vielen, vielen Jahrhunderten im fernen Osten oder anderswo gestanden.

Es kann mir nicht einfallen, die verschiedenen Gebiete der geistigen Producte der Menschheit durchgehen oder gar aufzählen zu wollen — was ja außer dem Bereiche der Möglichkeit läge — von denen das Gesagte gilt, oder doch im allgemeinen gelten kann; ich beschränke mich vielmehr auf ein einziges Gebiet, das des Märchens und der Fabel, Naturpoesien, die ihren Ursprung nicht bei uns in Europa haben. Und auch da kann aus der reichen Zahl der nicht heimischen Märchen nur eines herausgegriffen werden, welches ich vorzuführen mir erlaube.

Bekannt ist des Fabulisten Gleim Milchfrau. Sie geht frühmorgens nach der Stadt und trägt auf ihrem Kopfe vier Stübchen süße

gewesen, jetzt halten wir's aus. Nur Tabak, wenn wir noch hätten! Und die Semmeln sind im Wasser so durchweicht geworden, dass wir sie nicht haben essen können. Nachher haben wir von außen her auch Schüsse gehört. Sie sprengen. Sie sind da, haben wir gesagt, jetzt wird's Loch bald offen sein! — Aber das Schießen hat bald wieder aufgehört und dann war lange nichts und lange nichts mehr zu hören, als wasserrauschen; das ist uns unangenehm gewesen, sie haben die Rettungsarbeiten aufgegeben, war unsere Meinung. Dann ist eine Zeit gekommen, wo wir wie betäubt waren. Der junge Student ist nach und nach ganz verzagt geworden und hat oft gesagt: Kommen wir denn nimmer hinaus, müssen wir denn da sterben? Wir haben ihm Muth zugesprochen, er hat sich aber ganz oben an die Wand hingelegt und nichts mehr gesagt. Aber geschlafen wird er auch nicht haben. Wie draußen nach langer Zeit — ich glaube am Samstag — auf einmal wieder ein Schuss knallt, springt der Student auf, fällt aber wieder um und bleibt liegen. Und gesagt hat er noch immer nichts. Wie das Sprengschießen wieder angeht, haben wir von innen getrachtet, die Verrammlung wegzuschaffen, und es sind doch wieder Tage vergangen. Manchmal sind wir schon in recht trüber Stimmung gewesen, aber verzagt eigentlich nie. Die Zeit ist uns auch nicht besonders lang geworden. Am Montag haben wir gesagt, jetzt ist's schon über acht Tage und wir zünden die letzte Kerze an, damit sie Licht sehen, wenn sie hereinkommen. Dann hat der Obmann auf einmal weinend gerufen: Sie kommen! Sie kommen! Darüber sind wir wohl recht froh gewesen!"

So hat einer der Geretteten erzählt. Die Sentimentalität war ihre schwache Seite nicht. Wir freuen uns über ihr Aufrechtbleiben. Wenn sie sich aber an ihr demüthiges Dankgefühl nicht erst hätten erinnern lassen, so wäre es noch besser gewesen.

Und was haben wir aus diesem wunderlichen Falle weiter gelernt? Mancherlei. Vor allem die unter allen Umständen tröstliche Thatsache, dass Nächstenliebe und Opferfreudigkeit trotz allem nicht ausgestorben ist. Sie hat sich wunderbar geoffenbart! Da gab's keinen Ständeunterschied mehr, der Landesfürst wie der geringste Arbeiter widmeten ihre Kraft und Macht der Rettung. Alle Welt von ferne wie von nah vereinigte sich in fieberhaftem Eifer mit Rath und That zur Erlösung der im Lurloch eingeschlossenen sieben Personen, ohne erst zu fragen, wer sie sind. Wenn wir während der neun Tage manchmal das Schluchzen nicht unterdrücken konnten, so geschah es vielleicht weniger aus Schmerz über die Eingeschlossenen, die verloren schienen, als aus freudiger Rührung über die waltende Menschenliebe, die alles aufbot, um die Unglücklichen dem Grabe noch einmal zu entreißen. Gänzlich verstummte in der Vorstellung ihrer gräßlichen Noth der Vorwurf wegen ihrer Thorheit, ihres Leichtsinns.

mit ihr wetteifern; ja, es ist sogar sehr wahrscheinlich, dass man für die Fabeln, besonders für die Thierfabeln, die Hauptquelle in Indien zu suchen hat, denn die buddhistischen Prediger, welche sich vorzugsweise an das untere Volk, an die Unwissenden, die Verlassenen, die Ausgestoßenen wandten, sprachen zu ihnen, wie auch wir noch zu den Kindern sprechen, in Märchen, Sprichwörtern und Parabeln. Viele von diesen müssen bereits vor dem Auftreten der buddhistischen Religion, also vor dem sechsten Jahrhunderte vor Christo, bestanden haben, andere wurden ohne Zweifel nach dem Bedürfnisse des Augenblickes erfunden, ganz ebenso wie Sokrates jedesmal eine Fabel zu erfinden pflegte, wenn ihm diese Beweisform die passendste schien, um auf seine Zuhörer einen Eindruck hervorzubringen und sie zu überzeugen.

Der Buddhismus verlieh jedoch diesem ganzen Zweige der moralischen Fabellehre eine neue und dauernde Sanction und in dem heiligen Canon, wie er im dritten Jahrhunderte vor Christi Geburt festgestellt wurde, erhielt manche Fabel ihre anerkannte Stelle, die sie noch heutiges Tages bewahrt. Nach dem Sturze des Buddhismus in Indien und sogar schon während seines Verfalles, beanspruchten die Brahmanen die Erbschaft ihrer Feinde und verwandten deren populäre Märchen zum Zwecke der Belehrung.

Die bekannteste Märchensammlung in Sanskrit ist das Pankatantra, so viel wie Pentateuch. Aus diesem Werke und noch anderen Quellen entstand eine zweite Sammlung, die unter dem Namen Hitopadesa, d. h. „Heilsamer Rath“, bekannt ist. Die Frage, wann diese Sammlungen entstanden sind, ist wohl schwer zu beantworten, wie überhaupt die Frage über die Zeit des Entstehens der Sanskritliteratur; doch wissen wir wenigstens, dass erstere Sammlung um das Jahr 550 nach Christi Geburt in das Altpersische übersetzt worden ist, wir sonach beweisen können, dass eine dem Pankatantra ungefähr ähnliche Sammlung zu jener Zeit bestanden haben muss.

Sucht man nun Lafontaines Fabel in den Sanskritmärchen des angeführten Pentateuchs, so findet man zwar nicht die Milchfrau, die ihre Küchlein zählt, ehe sie ausgebrütet sind, aber man trifft darin folgendes Geschichtchen:

„In einem Orte wohnte ein Brahmane, dessen Name geborner Geizhals bedeutete. Dieser hatte mit dem erbettelten Reisbrei, der ihm nach dem Essen übrig blieb, einen Topf angefüllt. Diesen Topf hatte er an einen Nagel an der Wand gehängt, darunter seine Bettstätte gestellt und schaute ihn in der Nacht unverwandten Blickes an und dachte dabei: Dieser Topf ist doch über und über voll von Reisbrei. Wenn nun eine Hungersnoth entsteht, dann wird er hundert Silberstücke einbringen. Dafür werde ich alsdann ein Paar Ziegen kaufen; da diese alle sechs Monate

Milch in einem großen Gefäße. „Will's Gott", dachte sie, „so nehme ich heute sechs bare Groschen ein! Dafür kaufe ich mir dann ein halbes Hundert Eier; mein Hühnchen brütet sie mir aus. Die Küchlein werden da sich herrlich letzen und sich nähren, und der Fuchs, der müsste listig sein, könnt' ich nicht ein kleines Schwein dafür mir ertauschen. Hab' ich das Schweinchen fett, dann kauf' ich eine Kuh und wohl auch ein Kälbchen. Das Kälbchen will ich dann auf die Weide bringen und munter hüpft's und springt's, wie man die Lämmer springen sieht. Hei!" sagt sie und springt auf und — von dem Kopfe fällt der Topf. Das bare Geld und Kalb und Kuh und Reichthum und Vergnügen — sieht nun das arme Weib vor sich in Scherben liegen.

Hat Gleim diese Fabel erfunden, oder folgte er nur dem Beispiele des Sokrates, der, wie wir wissen, die letzten Tage seines Lebens im Gefängnisse damit zubrachte, verschiedene Fabeln Äsops in Verse zu bringen? — Wer sich in der Geschichte der Fabel etwas umgesehen, der wird das letztere zugeben müssen. Denn fragt man nach dem Ursprunge dieser Dichtung, so wird man sicherlich auf Lafontaines treffliche Fabel: „La Laitière et le Pot au Lait" (Die Milchhändlerin und der Milchtopf) verwiesen. Im siebenten Buche der Fabeln dieses französischen Fabeldichters des siebzehnten Jahrhundertes wird nämlich erzählt, wie sich „Perrette", hochgeschürzt und leichten Schrittes mit dem Milcheimer auf dem Kopfe nach der Stadt begibt und in ihrem Sinne ihre Milch für ein hübsches Geld an den Mann bringt, dann dafür ein Hundert Eier kauft, dann die Küchlein verkauft, dann ein junges Schweinchen kauft, es mästet, es dann wieder verkauft und sich endlich gar eine Kuh mit einem Kälbchen anschafft. Das Kälbchen hüpft lustig umher und thut dann einen hohen Sprung und auch Perrette thut ihn nach, aber ach! der Eimer fällt ihr vom Kopfe, die Milch liegt auf der Erde, ihre Reichthümer sind verschwunden und ihr einziger Wunsch ist, bei ihrer Rückkehr nach Hause von ihrem Manne ungeprügelt zu bleiben.

Die Fabel von Perrette findet sich in Lafontaines Ausgabe vom Jahre 1678, in deren Vorrede der Dichter bemerkt: „Es wäre unnöthig, zu sagen, woher ich die Stoffe dieser neuen Fabeln entnommen habe; nur will ich aus einem Gefühle der Erkenntlichkeit bemerken, dass ich den größten Theil derselben dem indischen Weisen Pilpay verdanke."

Wenn also Lafontaine selbst uns sagt, dass er die meisten seiner Fabeln dem genannten indischen Weisen entliehen, so sind wir vollkommen berechtigt, nach Indien zu blicken, um zuzusehen, ob wir in der alten Literatur dieses Landes irgend welche Spuren von Perrette und ihrem Milcheimer entdecken können.

Die heilige Literatur der indischen Priester ist an Fabeln und Märchen sehr reich, und keine andere Literatur kann in dieser Beziehung

noch immer hundert- und tausendfältige Früchte in dem Boden hervorbringen, der vor Gott und den Menschen der köstlichste ist, nämlich in der Seele des Kindes? Kein Gesetzgeber, kein Philosoph hat seinen Einfluss so weit, so tief, so dauernd fühlbar gemacht, wie der Urheber dieser Kindermärchen. Aber wer war er? — Wir wissen es nicht; sein Name wie der manches anderen Wohlthäters des Menschengeschlechtes ist vergessen und wir wissen bloß, dass er ein Indier gewesen, und dass er wenigstens vor zweitausend Jahren gelebt.

Allerdings, wenn man zum erstenmal von dem Ursprunge dieser Märchen und ihrer Wanderung von Indien nach Europa hört, so wundert man sich darüber und kann sich des Zweifels nicht enthalten; allein die Geschichte dieser Wanderung beruht, wie der Orientalist Max Müller nachweist*), nicht etwa auf bloßer Theorie, sondern ist eine historische Thatsache.

Um einen beherrschenden Gesichtspunkt über die von diesen Märchen durchzogenen Länder zu gewinnen, brauchen wir nur um die Mitte des achten Jahrhunderts unsere Stellung in Bagdad zu nehmen und von da aus die Bewegungen unserer literarischen Karawane auf ihrem Zuge von Osten nach Westen zu verfolgen. Zu der angeführten Zeit unter der Regierung des großen Khalifen Almansur, schrieb Abdallah ibn Almokaffa seine berühmte Märchensammlung, die wir noch besitzen. Der arabische Text dieser Märchen ist ins Französische und Englische übersetzt worden. Abdallah war ein Perser von Geburt, der nach dem Sturze der Omajjaden den Islam annahm und am Hofe der Kalifen hohe Ämter bekleidete. In der Vorrede seines Werkes berichtet er uns, dass er es aus dem Pehlvi, der alten Sprache Persiens, übersetzte, in welche es ungefähr zweihundert Jahre vor ihm von Barzujeh, einem Arzte des persischen Königs Chosru, übertragen worden war. Der König hatte nämlich vernommen, dass in Indien ein Buch voll Weisheit vorhanden wäre, und seinem Vezier befohlen, einen mit der indischen und persischen Sprache bekannten Mann ausfindig zu machen. Dieser fand sich in Barzujeh, der darauf nach Indien reiste, sich das Buch verschaffte und seine persische Übersetzung desselben an den Hof Chosrus zurückbrachte. Diese altpersische Übersetzung des um die Mitte des sechsten Jahrhundertes aus Indien gebrachten Märchenbuches übersetzte nun Abdallah ins Arabische. In dieser arabischen Übersetzung lautet die Geschichte von dem Brahmanen und dem Reistopfe insofern abweichend, als in derselben ein Mönch, der sich von Butter und Honig nährt, auftritt, der gerade wie der Brahmane Luftschlösser baut, aber statt seiner Frau einen Fußtritt zu versetzen, seinen Sohn, der des Vaters Lehren nicht annehmen will, mit einem Stabe schlägt.

---

*) Wir folgen in unserem Aufsatze vorzugsweise den Untersuchungen dieses Gelehrten, um darauf hinzuweisen, wie sehr die landläufigen Ansichten und Behauptungen über den Ursprung der Fabel und des Märchens einer Correctur bedürfen.

Zicklein werfen, so wird daraus eine Herde Ziegen entstehen. Dann kaufe ich für die Ziegen Rinder. Sobald die Kühe gekalbt haben, verkaufe ich die Kälber. Dann für die Rinder Büffel. Für die Büffel Stuten! Sobald die Stuten geworfen haben, werde ich viele Pferde besitzen. Aus dem Verkaufe von diesen löse ich viel Gold. Für das Gold bekomme ich ein Haus mit vier Gebäuden in einem Viereck. Dann kommt ein Brahmane in mein Haus und gibt mir ein sehr schönes Mädchen mit großer Mitgift zur Frau. Die wird einen Sohn gebären und wenn dieser alt genug ist, um sich auf meinen Knien zu schaukeln, dann werde ich ein Buch nehmen, mich in den Pferdestall setzen und studieren. Mittlerweile sieht mich mein Sohn und begierig, auf meinen Knien zu schaukeln, klettert er von seiner Mutter Schoß und kommt zu mir dicht an die Hufe der Pferde. Dann werde ich, von Zorn erfüllt, der Brahmanin zurufen: „Nimm das Kind! Nimm das Kind!" Sie aber mit Hausarbeit beschäftigt, hört meinen Ruf nicht. Dann spring' ich auf und gebe ihr einen Fußtritt.

Indem er so in diese Gedanken versenkt war, stieß er mit dem Fuße so in die Höhe aus, dass der Topf getroffen zerbrach und der Brahmane selbst von dem Reisbrei, welcher im Topfe war, weiß gefärbt wurde. Daher sage ich", heißt es zum Schlusse in dieser Geschichte: „Wer unverständige Zukunftspläne macht, wird von Reisbrei weiß gefärbt liegen, wie der besagte Brahmane."

Das nämliche Histörchen finden wir in dem obangeführten Hitopadesa. Trotz der Verwandlung des Brahmanen in eine Milchfrau wird doch niemand bezweifeln können, dass in diesen indischen Geschichten der erste Keim von Lafontaines Fabel vorliegt. Wie aber hat der Schwank den weiten Weg von Indien nach Frankreich zurückgelegt? Wie wurde der einfältige Brahmane wiedergeboren als hurtige Milchverkäuferin? Es scheint ein überraschender Fall von Langlebigkeit, dass, während Sprachen sich verändert haben, Kunstwerke untergegangen sind, Reiche aufgestiegen und wieder verschwunden sind, dieses einfache Kindermärchen sich lebendig erhalten und in jeder Schulstube des Ostens, in jeder Kinderstube des Westens seine Ehrenstelle und unbestrittene Herrschaft behauptet hat? Und gleichwohl ist dieser Fall von Langlebigkeit so vollständig bezeugt, dass sogar der größte Skeptiker kaum wagen würde, ihn zu bezweifeln.

Die Geschichte der Wanderung derartiger indischer Märchen von Osten nach Westen ist auch in der That wunderbar und lehrreicher als viele von ihnen selbst; denn ist es nicht wunderbar, dass wir unseren Kindern die wichtigsten Lehren weltlicher Weisheit aus Büchern beibringen, die den Buddhisten und Brahmanen, den Ketzern und Götzendienern, entliehen sind? Ist es nicht lehrreich, dass weise Worte, die vor tausend, ja vor zweitausend Jahren in einem entlegenen indischen Dorfe gesprochen wurden, dicht über die ganze Welt hingesäet, köstlichem Samen gleich,

— erweitert, und im Jahre 1644 erschien in Paris eine französische Übersetzung hievon und dieser, die Lafontaine in die Hände kam, entlieh er eine Reihe seiner reizendsten Fabeln. Jedoch „Perrette“ mit ihrem Milcheimer ist in dieser Übersetzung nicht zu finden. (Wir dürfen nämlich nicht vergessen, dass wir bis jetzt immer nur den Brahmanen, den Mönch oder den Bettler angetroffen haben.) Doch wer zuerst die Metamorphose zustande gebracht und die Umwandlung derselben in eine Milchverkäuferin vollzogen hat, wissen wir nicht, denn da aus den zahlreichen Übersetzungen auf das deutlichste erhellt, dass diese indischen Märchen außerordentlich beliebt und in Europa viel gelesen wurden, und bei dem Umstande, dass sie nach ihrer Aufnahme in Predigten, Homilien und Moralwerken auch vielfach umgearbeitet und localisiert wurden, ist es fast unmöglich geworden, unter ihrer schmucklosen Verkleidung ihre orientalischen Züge wieder zu erkennen. Schlagende Beweise für derartige Umwandlungen, wie sie die indischen Märchen erfuhren, finden wir aber schon im dreizehnten Jahrhunderte, und es sei bloß eines in lateinischer Sprache geschriebenen „ethische Gespräche der Geschöpfe“ enthaltenden Werkes Erwähnung gethan, das bestimmt war, durch Beispiele aus alten Fabeln die Principien der christlichen Moral zu lehren. Darin findet sich nun, und zwar im Dialoge hundert, die Milchmagd, bereits umgeben von einem großen Theile der Scenerie, die vierhundert Jahre später von Lafontaines Hand die letzten Züge erhielt. Nachdem aber einmal die Milchverkäuferin die Stelle des Brahmanen eingenommen hatte, behauptete sie dieselbe auch fernerhin. Wir finden sie in Werken des vierzehnten und sechzehnten Jahrhundertes und finden sie nach Lafontaine in allen Sprachen Europas. So haben wir also jetzt die Brücke vor den Augen, vermittels welcher unsere Märchen, Fabeln und Geschichten von Osten her nach dem Westen gelangt sind. Dieselbe Brücke, die Perrette zu uns brachte, brachte uns auch noch hunderte ähnlicher Conceptionen, sämmtlich aus Indien stammend, viele von ihnen durch buddhistische Priester gesammelt, alsdann den brahmanischen Schriftstellern einer späteren Zeit überliefert, von Indien nach dem persischen Hofe gebracht und von da an die Höfe der Kalifen zu Bagdad und Cordova, sowie an jene der byzantinischen und türkischen Kaiser zu Constantinopel gelangt. Einige von ihnen giengen allerdings verloren, andere wurden untereinander vermengt, andere umgestaltet, gleichwohl aber, kennt man erst die wechselvolle Reise Perrettes, so kennt man auch die aller anderen Märchen, welche diesem indischen Cyclus angehören und, obschon unser Märchen bloß *eine* große Classe oder Gruppe von Märchen vertritt, so vertritt sie dieselben doch nicht alle, denn außer dem obangeführten Pentateuch gab es noch viele andere Sammlungen, die ihren Weg von Indien nach Europa fanden.

Wenn wir zum Schlusse an das Angeführte die Bemerkung zu knüpfen uns erlauben, dass aus den vielen literarischen Schätzen Indiens

Wir haben unsere Erzählung in ihren Wanderungen von den Einsiedeleien indischer Weisen an den Hof der Könige von Persien und von diesem bis zur Residenz der mächtigen Kalifen von Bagdad begleitet. Dabei wollen wir nicht vergessen, dass der Kalif Almansur, für den die arabische Übersetzung ausgefertigt wurde, der Zeitgenosse Abderrhamans war, welcher in Spanien herrschte, und dass beide nur kurze Zeit vor Harun al Raschid und Karl dem Großen lebten. Damals stand also diesen Märchen des Orients, sobald sie erst Bagdad erreicht hatten, der Weg vollkommen offen, um bis zu den Sitzen occidentalischer Gelehrsamkeit vorzudringen und sich in alle Theile des neuen Reiches Karls des Großen zu verbreiten, was auch wirklich stattgefunden haben mag. Jedoch fast dreihundert Jahre gehen vorüber, ehe man ihnen wieder in der europäischen Literatur begegnet.

Das karolingische Reich war zerfallen, Spanien von den Mauren befreit, Wilhelm der Eroberer in England gelandet und die Kreuzzüge hatten angefangen, die Gedanken Europas dem Osten zuzuwenden, als wir um das Jahr 1080 von einem Juden namens Symeon hören, der diese Märchen ins Griechische übersetzte und unter dem Titel Stephanites und Ichnelates herausgab, wo unser Geschichtchen ungefähr ebenso wie im arabischen Texte lautet, nur dass statt „Mönch“ „Bettler“ gesagt wird. Von Stephanites und Ichnelates erschien im Jahre 1583 zu Ferrara eine italienische Übersetzung und im Jahre 1666 eine freie Wiedergabe des griechischen Textes in lateinischer Sprache. Ferner übersetzte ein gelehrter Jude namens Joël unsere Märchen ins Hebräische und diese hebräische Übersetzung wurde von einem andern Juden ins Lateinische übersetzt und ward unter dem Titel „Directorium humanae vitae“ (Richtschnur für das menschliche Leben) bei dem Lesepublicum des dreizehnten Jahrhunderts sehr beliebt. Der berühmte Herzog Eberhard von Württemberg ließ von dem „Directorium“ eine deutsche Übersetzung anfertigen, und sowohl diese wie deren lateinisches Original, gehören zu den selten gewordenen Drucken, die zwischen 1480—1493 erschienen sind. Eine spanische Übersetzung, die sich auf den deutschen und lateinischen Text gründete, kam 1493 zu Burgos heraus, und aus diesen verschiedenen Quellen stammen die italienischen Übersetzungen, welche vor dem Ende des sechzehnten Jahrhundertes in französischem und englischem Gewande erschienen. Diese können allerdings Lafontaine Stoffe für seine Fabeln geliefert haben. Allein es gibt noch eine andere Quelle, aus der die indischen Fabeln der unmittelbaren Kenntnis des französischen Dichters zugeführt wurden. Ein persischer Dichter namens Nasr Allah übersetzte nämlich das Werk Abdallahs um das Jahr 1150 ins Persische. Diese Übersetzung wurde im fünfzehnten Jahrhunderte von einem andern persischen Dichter — vielleicht von dem von Lafontaine genannten Pilpay

theilnehmen lassen durfte. Sie war auch die einzige, der er sein Weltgedicht vorlas, das sie mit frohem Erstaunen und verhülltem Stolze anhörte.

Als Ober-Primaner stürzte er sich Hals über Kopf in die Arbeit, die er oft bis Mitternacht ausdehnte. Nur fröhliches Kneipen mit den Kameraden bildete seine Erholung. Als sich aber eine Theatertruppe in der Stadt einfand, deren Zierde Clara, die reizende Liebhaberin war, überwältigten sein empfindsames Herz die himmlischen Mächte der Poesie und der ersten auflodernden Liebe. Er begnügte sich nicht mit der Beobachtung des Spiels hinter den Coulissen, sondern half mit anderen Primanern — unerkannt von der Mutter und seinen Lehrern — die Bande des Karl Moor auf der Bühne verstärken und „ein freies Leben führen wir“ zu singen.

Wenn seine Schularbeiten vollendet waren, benützte er die Nächte zur Dichtung einer Tragödie, deren Stoff er der Cyropädie des Xenophon entnahm.

Wenige Wochen trennten ihn von dem Abiturientenexamen, nach dessen Bestehung er, des Schulzwanges ledig, in die Arme seiner glücklichen Mutter eilen wollte.

Doch das Schicksal wollte es anders. Ein Abenteuer, in das ihn der Zufall und sein von Liebe glühendes Herz verwickelten, sollte ihn unverhofft von dem vorgezeichneten Wege zu dem nahen Ziele ablenken.

Er hatte bei einer Feuersbrunst eine Lebensrettung vollbracht und dabei eine Kopfwunde erhalten. Als er das Verbandtuch, das der Mutter der schönen Clara gehörte, zurückbrachte, fand er diese so entzückend, dass er jeden Abend wiederkam und im trauten Beisammensein mit ihr die Tragödien Sophokles' und Aeschylos' las oder ihr seine Gedichte vortrug. Wenn ihn das geliebte Mädchen in diesen Zusammenkünften die Lieblingsstellen aus ihren besten Rollen sehen und hören ließ, fühlte sich die feurige Seele des Jünglings vom einem Strome der Glückseligkeit fortgerissen und oft wurde es Mitternacht, ehe er sein einsames Stübchen erreichte, wo er noch zwei bis drei Stunden allen Ernstes für das Examen zu arbeiten vermochte.

Dass diese, dem reinsten Seelenglücke und einer weihevollen Begeisterung für die Kunst gewidmeten Zusammenkünfte die größte Vorsicht erheischten, um nicht von den Lehrern entdeckt zu werden, erhöhte den Reiz derselben.

Leider machte ein jäher Sturz dem ungetrübten Glücke ein Ende. Über Anzeige eines übelwollenden Lehrers, der dem Studiosus in Gesellschaft der Schauspielerin und ihrer Mutter auf einer Spazierfahrt begegnete, wurde das Verhältnis entdeckt und die Conferenz schöpfte ohngeachtet aller wohlwollenden Bemühungen des Directors den Beschluss, den Frevler von

auf dem Felde der Geschichte, Religion und Philosophie, die in unserem Jahrhunderte englische und deutsche Gelehrte gehoben und uns Europäern zugänglich gemacht haben, ein mächtiger Strom menschlichen Denkens sich erkennen läſst, daſs es ferner keine literarische Reliquie gibt, welche uns auf einen älteren, kindlicheren Zustand in der Geschichte der Menschheit zurückführt, als das Sanskrit, das älteste Urbild der indogermanischen Sprachen und, daſs die in dieser Sprache verfaſsten heiligen Bücher die ersten Wurzeln und Keime jenes geistigen Wachsthums enthalten, welches uns mit den Vätern der arischen Rasse verknüpft, so müssen wir zugeben, daſs der Ausspruch „ex oriente lux“, welchen Professor Dr. J. Kirste in seinem Antrittsvortrage an der Universität Graz seinerzeit gethan, volle Berechtigung hat.

Georg Ebers' Lebensgeschichte.

Von Alfred Lill von Lilienbach.

(Schluſs.)

Während er aber seine beste Kraft einsetzte, um den Anforderungen der Schule und seines geliebten Lehrers zu entsprechen, weihte er der Muse der Poesie, der er mit glühender Liebe ergeben war, oft späte Nachtstunden, die andere in der Kneipe verbrachten. „Weltgedicht“ nannte er seine Arbeit, die das Entstehen des kosmischen und menschlichen Lebens darzustellen versuchte. Der Director, welcher in diesen Regungen den Flügelschlag des hochaufstrebenden poetischen Genius erkannte, stellte ihm die Aufgabe, ein selbstverfaſstes Gedicht zur Geburtsfeier Fr. Wilhelms IV. vorzutragen. Das Gedicht erregte solches Aufsehen, daſs Fürst Pückler-Muskau ihn mit den Worten begrüßte: „Sie sind ein Dichter.“ Der Ausspruch dieses hochbegabten und trotz der ihm anhaftenden Eitelkeit Großes schaffenden Künstlers wirkte zündend auf den Jüngling und klingt noch jetzt in der Erinnerung des mit so schönen Erfolgen beglückten Mannes nach.

Die jugendfrische Lebenslust bewahrte den dichtenden Studiosus vor den Gefahren der geistigen Übermüdung. Wenn er in den Ferien mit gleichgesinnten Gefährten durch den Schwarzwald wanderte, oder in Rippoldsau mit reizenden Mädchen bei Spielen und Tänzen sich vergnügte, da schwoll sein Herz im vollen Genusse des Daseins. Und doch überwog alle diese Freuden die stille Seligkeit, die er genoſs, wenn er in den Ferien wieder bei der Mutter weilen und sie an allem, was ihn bewegte,

bestehende Schar von Corpsbrüdern zu gleichen Grundsätzen der Ehre und Lebensführung.

Zu dem alten Dämon der frohen Lebenslust gesellte sich nun die Wonne der vollen Freiheit und der Zauber der Jugendfreundschaft, um sein ganzes Dasein in ein berauschendes Fest zu verwandeln. Es gereicht ihm zu sittlicher Befriedigung, sagen zu können: „Was dem deutschen Corpsstudenten an Freude blühen kann, genoss ich in vollen Zügen. Der Fechtboden, die Mensur, der Frühschoppen, der Spaziergang um die Stadt füllten den Vormittag aus. Dem jovialen, gemeinschaftlichen Mahle folgte der Kaffee außerhalb der Stadt, dann das Reiten oder eine neue Paukerei, bisweilen ein Colleg — und endlich die Kneipe. Oft gieng es auf einen Tanzboden, wo die Studenten die Bürgermädchen bis zum Ende der Musik fröhlich schwenkten.

„Wenn ich dann“ — erzählt Ebers — „mit heißem Kopfe, ja bisweilen leicht berauscht von der Kneipe kam, wenn ich mit fliegenden Pulsen vom Tanzboden oder einer Gesellschaft in später Nacht heimkehrte, gieng es nie zur Ruhe, denn dann kam die Zeit, in der ich dem Geiste das Seine gewährte.“ — Vogt's materialistische Doctrinen beschäftigten damals die ganze Welt. Es widerstrebte dem, aus dem mütterlichen Hause und der Schule in Keilhau mitgebrachten religiösen Gefühle, sich dieser Denkweise hinzugeben. Um sich ein klares Urtheil zu bilden, las er alle über diesen Gegenstand erschienenen Streitschriften.

In noch größeren Aufruhr war sein ganzes Wesen durch die nächtliche Lectüre der Werke Feuerbachs versetzt worden, dessen bezwingende Logik seinen Glauben an eine ordnende übersinnliche Macht auf harte Probe stellte. — „Die Vorlesungen Professor Ungers über die Ägypter brachte ihn auf ein Forschungsgebiet, dem sein späteres Leben geweiht sein sollte. Mit Hilfe von Champollions Grammatik vertiefte er sich zur Nachtzeit in das Studium der Hieroglyphenschrift. Auch sein in Kottbus angefangenes „Weltgedicht“ ließ seinen Geist oft bis zum dämmernden Morgen nicht zur Ruhe kommen. Aber mit dem hellen Tageslichte erwachte wieder die strotzende Lebenslust. „Es drängte mich, laut herauszujubeln und die ganze Welt zu begrüßen, wie eine schöne Geliebte. Das Gefühl, als schwebe ich, überkam mich mit jedem heiteren Tage — und welcher war es wohl nicht?“

Das Corpsleben äußerte seinen Reiz nicht nur bei Becher und Gesang, sondern auch durch das Bewusstsein, für alles was ihn geistig erregte, theilnehmende, verständnisvolle Genossen zu finden.

Dass diese stürmische, ruhelose Lebensweise in Verbindung mit dem täglichen, unmäßigen Gebrauche reizender Genussmittel das Nervensystem schwächen und selbst eine starke Constitution in ihren Grundfesten erschüttern musste, so dass sie äußeren Anstößen widerstandslos preisgegeben war,

dem Examen auszuschließen und ihm den Rath zu ertheilen, die Schule zu verlassen.

Wärmer denn je war der Empfang, den das mitleidsvolle Herz der Mutter dem heimkehrenden Bedrängten bereitete, den sie zum erstenmale als ihren „armen Jungen" begrüßte.

Man wählte das Gymnasium zu Quedlinburg zur Vollendung der unterbrochenen Studien. Bald stellte sich hier — begünstigt durch die frische Waldluft des Harzgebirges und den geistigen Verkehr mit der Familie des Tutors, sowie mit manchen gut begabten Schulfreunden — die alte Lebenslust wieder ein. Von den Sagen und Denkmälern des hercynischen Waldes strömte ein poetischer Hauch aus, der seinem angebornen Drange, antike Stoffe zu Dichtungen zu verwerten, Nahrung gab. Das von ihm bei dem feierlichen Actus (Schulschluss) vorgetragene Gedicht: „Atys und Adrast", seine früheste in Druck erschienene poetische Arbeit, zeigt kraftvollen Schwung und erhabene Einfachheit im Ausdrucke. Nach glücklich bestandenem Examen eilte er nach Hosterwitz, wo sich seine Mutter aufhielt.

Ebers bedauert, dass die Wahl des Lebensberufes selten durch einsichtigen Rath der mit den Anlagen der jungen Leute vertrauten Lehrer geleitet werde. So beruhte auch sein Entschluss, in Göttingen die Jura zu studieren, weder auf innerer Neigung, noch auf wissenschaftlichem Interesse an diesem Fache. Überblickt man den Bildungsgang und das Endergebnis der fünfjährigen, im glücklichen Wechsel zwischen Arbeit und Vergnügen verlebten Schulzeit am Gymnasium, so wird man trotz aller, mit einer zu großen Freiheit für die Schüler verbundenen Gefahren, nicht umhin können, den von hochgebildeten und Achtung einflößenden Lehrern geübten Einfluss auf die Weckung des Gefühls der Selbstverantwortung und die Bildung eines männlichen Charakters anzuerkennen.

Auch der frühzeitige gesellige Verkehr kam dieser Entwickelung zu statten; denn die sociale Atmosphäre ist für den Geist des Menschen das, was die Athmungsluft für den Körper. Was Taine von dem in Frankreich bestehenden Internate aussagt, findet seine volle Anwendung auf das am ganzen Continente gegenwärtig herrschende Schulsystem mit seinen das Gehirn einseitig überlastenden Anforderungen: „Die vor allem nöthige Ausstattung des Jünglings mit gesundem, praktischem Sinne, kräftigem Willen, unversehrten Nerven — gibt ihm unsere Schule nicht. Weit entfernt, ihn für das Leben vorzubereiten, macht sie ihn dazu untauglich."

IV.

In Göttingen wurde er sogleich von dem Corps der Sachsen in Empfang genommen, deren blaue Mütze er noch am selben Tage trug. Die gleiche Farbe vereinigte eine auserlesene, meist aus Edelleuten

losigkeit im Bette verurtheilt, sich einer peinlichen Cur durch Ätzung des Rückens und Galvanisierung des Beines unterwerfen musste. Er nennt diese Zeit die schwerste seines Lebens; denn die beglückende Freiheit war nun in starre Gebundenheit verwandelt; er, der oft zu fliegen gewünscht hatte, lag nun da wie die eigene Leiche. Jetzt erschien ihm der Tod, dessen Hand sich nach ihm ausstreckte, in seiner fürchterlichen Gestalt.

Da, im Angesichte des offenen Grabes, richtete sich sein Blick nach Innen und der Trug, dem er früher unterlegen, schwand vor der klaren Erkenntnis der höheren Zwecke des Lebens. An das Herz der frommen Mutter gelehnt, wie in den Zeiten der Kindheit, fand er Kraft und Erhebung im gemeinschaftlichen Gebete. Ein neues Gefühl, das ihm das Dasein versüßte, erwuchs aus dieser frommen Stimmung. Er nennt es das „Dankküben“: jene Erkenntlichkeit für die kleinste Gabe, die ihm das Schicksal oder die Menschen boten. So innig schien ihm das Glück des Lebens an dieses Gefühl geknüpft, dass er, als ihm Kinder geschenkt wurden, diese allem voran zur Erkenntlichkeit für das Kleinste erzog. Was er der Mutter schuldete, lernte er erst jetzt im vollen Umfange kennen.

Mit der beginnenden Besserung fand sich auch der alte Frohmuth und die Studierlust ein. Die Jurisprudenz, zu der er nie einen Beruf in sich spürte, hatte er aufgegeben. Sein Forschungsdrang hatte ihn schon früh auf das Gebiet der Ägyptologie geführt. Er wollte diesem Studium, das der durch seinen Zustand erzwungenen Ruhe am meisten entsprach, seine volle Lebenskraft widmen. Durch Jakob Grimm wurde er mit Lepsius, dem Altmeister dieser Wissenschaft bekannt, der ihm den Zugang in dieselbe erschloss, indem er einen auf mehrere Jahre ausgedehnten Studienplan entwarf. Nur in Verbindung mit den verwandten Fächern der Philologie, Archäologie und Historik sollte das Specialfach betrieben werden. Nebst den modernen Sprachen sei die Kenntnis wenigstens einer semitischen Sprache und der Einblick in das Sanskrit nöthig. Die Bewältigung dieser verschiedenen Aufgaben war für Ebers umso schwieriger, als ihm noch durch drei Winter versagt blieb, die Universität und die Bibliotheken zu besuchen. Die Thatsache, dass ein Erwachsener, der für sich und nicht für die Schule lernt, in viel kürzerer Zeit einen Stoff bewältigen kann — wie er an sich selbst erfuhr — als dies einem Zöglinge in der Schulbank möglich ist, regte in ihm die Frage an, ob nicht der Unterricht der Knaben zu Gunsten der Bewegung im Freien entlastet werden sollte. Neben dieser, bei fortschreitender Gesundheit ihm liebgewordenen Thätigkeit, wurde seinem Herzen auch die höchste Beseligung durch die Liebe seiner Cousine Nenny, eines bezaubernden Mädchens, zutheil, deren Idealgestalt ihm als die Verkörperung der schönsten Regungen

kann dem hygienisch Denkenden nicht zweifelhaft sein. Nur ein, über die edlen Aspirationen der deutschen Burschenschaft deren Schäden verkennender Enthusiasmus war imstande, Ebers, der auf seine Bärennatur pochte, über den wahren Grund seiner späteren Leiden zu täuschen.

Felix Dahn, der eine vierzigjährige Erfahrung als Student und als Lehrer hinter sich hat, nennt das mit dem heutigen Burschenschaftswesen zusammenhängende Trinken auf Commando und das Kneipen bei erstickendem Tabaksqualm „eine unflätige Unsitte und herabwürdigende Folter", welcher die jungen Leute Gesundheit, Pflicht und ideales Streben opfern. Die allgemeine Verrohung habe auch verschlechternd auf die Sitten der Studenten gewirkt, die noch vor einem Menschenalter in einer umfassenden harmonischen Geistesbildung ihren höchsten Ruhm gesucht haben. Er erkennt übrigens die Burschenschaften vor dem Jahre 1870 als berechtigt an, weil sie die Herstellung eines deutschen Gesammtstaates anstrebten und gibt zu, dass es auch jetzt Verbindungen gäbe, denen ein edles Ziel vorschwebe. Auch Karl Hillebrand, der gedankenreiche Culturhistoriker und praktische Schulmann, erachtet wie Lagarde, der Erziehungsreformator, Kneipe und Cigarre für Verwilderungsmittel von großer Leistungsfähigkeit, gegen welche er das Verdict schleudert: „Wer jeden seiner Tage in stinkenden Nebelhöhlen beschließen muss, der mag liberal sein, frei ist er nicht."

Auf einer im strömenden Regen unternommenen Bootfahrt der Wesermündung entlang, holte sich unser Studiosus eine schwere Erkältung. Noch nicht vollkommen hergestellt, unterzog er sich einer Kraftprobe, indem er einer Wette zuliebe, die er auch gewann, eine unerhörte Anzahl von Flaschen mit schwerem Wein leerte, ohne die Besinnung zu verlieren. — Doch sollte das tolle Treiben einen jähen Abschluss finden: Von einem Feste kommend und vom Tanze erhitzt, weilte er im Fracke und mit leichter Halsbinde durch längere Zeit im Nachtfroste auf einem eisig kalten Stein sitzend. Die nächste Folge war ein heftiger Blutsturz, der eine solche Ermattung erzeugte, dass ihm der sicher erwartete Tod ohne jede Spur von Bangigkeit als ein sanftes Hinüberschlummern in die Ewigkeit erschien. Am nächsten Tage schon gab er dieser Stimmung eines seligen Traumzustandes in einem Gedichte Ausdruck, dessen letzte Verse lauten:

„Noch blühend end' ich fröhlich vor euch allen,
Verloren gieng's — doch köstlich war das Spiel."

Nur die Nähe der Mutter sehnte er herbei, um in ihren Armen zu entschlummern. Doch sollte seine Todesahnung nicht in Erfüllung gehen. Nicht der Blutsturz, sondern ein chronisches Rückenmarksleiden, das sich schon lange früher durch Unempfindlichkeit der Sohle angekündigt hatte, brachte sein Leben in Gefahr. Unter qualvollen Schmerzen legte er mit der Mutter die Reise nach Berlin zurück, wo er zur vollen Regungs-

Mit dem im Jahre 1863 erfolgten Abschlusse seiner Lehrjahre tritt der Autor in den zweiten — den reichsten und fruchtbringendsten Abschnitt seines Lebens, den er in einem zweiten Theile zu schildern verspricht. Dieser soll die Zeit der inneren Ruhe und die wissenschaftlichen Wanderjahre umfassen.

Wenn die Kritik den Romandichtungen Ebers eine kürzere Dauer in der Gunst des Publicums prophezeit, als dieser Lebensgeschichte, so bleibt dies dem wandelbaren literarischen Geschmacke anheimgestellt, der über das Schicksal der Bücher entscheidet.

Was in dieser schlichten, treuherzigen Selbstschau — ganz abgesehen von literarischer Wertschätzung — so überaus anziehend und herzerhebend auf uns wirkt, und was Eltern und Erzieher und Gesetzgeber, die über das Wohl der heranwachsenden Generation zu wachen haben, zu ernstem Nachdenken anregen sollte, ist das lebendige Beispiel eines dem Glücksbedürfnisse des Kindes und der freien Entwickelung der Individualität Rechnung tragenden, Herz und Geist gleichmäßig in Anspruch nehmenden Bildungsganges, dem als höchste Richtschnur vorschwebt: Mit dem Ringen nach Wahrheit verbundene Liebe.

Wenn seine überschäumende Lebenskraft, welche sich in dem, der natürlichen Ordnung und den physiologischen Gesetzen hohnsprechenden Treiben der deutschen Burschenschaft erschöpfte, eine Periode schwerer Leiden und peinlicher Gebundenheit verschuldete, so haben selbst die Folgen dieser Verirrung, welche seine kräftige Natur nicht zu zerstören vermochte, dazu gedient, seinen auf sittlicher Grundlage ruhenden Charakter durch Übung der Geduld, der Dankbarkeit und der Entsagung zu läutern.

Meran, im März 1894.

---

der Seele erschien. Das geträumte Glück der Vereinigung mit diesem Wesen sollte nicht in Erfüllung gehen, denn der noch schwankende Gesundheitszustand legte ihm die Pflicht der Entsagung auf. Sie starb bald darauf als Gattin eines andern.

Die Cur in dem württembergischen „Wildbad“, das er durch eine Reihe von Jahren in Begleitung seiner Mutter, als treue Pflegerin, aufsuchte, kam seiner Gesundheit und seinen Studien zustatten.

Einen Theil des Sommers brachte er bei seiner Tante in Blasewitz zu, deren Villa der Sammelpunkt des geistigen Lebens von Dresden war. Doch konnten ihn diese Anregungen den noch immer nicht behobenen Zustand der Gebundenheit, den er in einsamen Stunden als schweres Missgeschick empfand, nicht vergessen machen. Auch in diesem Aufruhr schmerzlicher Gefühle bewährte sich ihm wieder als wirksames Trostmittel die Dankbarkeit für alles Gute, was ihm, als einem auserwählten Glückskinde, das Geschick geboten hat. Die Zusammenstellung der den Untergang des Pharaonenreiches behandelnden Geschichte gab seiner Phantasie willkommenen Anlass, den Stoff zu einer epischen Dichtung zu verarbeiten. Moriz Hartman ermuthigte ihn dazu in seinen Briefen, und seine eigene Mutter billigte den Plan. Ehe er noch die Feder zur Hand nahm, um seine „Königstochter“ zu schreiben, hatten die handelnden Personen in seiner Vorstellung feste Gestalt angenommen. Unbekümmert um das Schicksal seines Buches, das er nur für sich schrieb und capitelweise der Mutter vorlas, gab er sich nur dem reinen Genusse des poetischen Schaffens hin, dem kein Glück auf Erden gleichkam.

Nicht ohne Bangen legte er das Manuskript dem strengsten seiner Lehrer — Lepsius vor, drückte ihn doch selbst das Bewusstsein einer Abirrung von seinem ernsten Berufsstudium. Doch, als dieser dem Romane das Zeugnis einer gelehrten Arbeit und fesselnden Dichtung ausstellte, die nur einer Einschränkung des gelehrten Theiles nöthig habe, um eines äußeren Erfolges sicher zu sein, erfüllte ihn das mit ungeahnter Genugthuung, die — nachdem das Werk eine Umarbeitung in angedeuteter Richtung erfahren hatte und von Hallberger in Verlag genommen wurde — durch die günstige Aufnahme im Publicum in der Folge gerechtfertigt erschien.

Mit der Befestigung seiner Gesundheit reifte auch der von Lepsius angeregte Plan, seiner Wirksamkeit ein höheres Ziel in der akademischen Laufbahn zu stecken, mit dessen Betretung er zugleich alle Versuchungen zu dem ihm liebgewordenen poetischen Schaffen strenge abweisen musste. Erst viel später — nachdem er dieses Ziel gesichert sah und neue Leidenstage über ihn hereingebrochen waren — gestattete er der Muse, der doch sein innerstes Wesen angehörte, ihn in das Reich der Phantasie zu geleiten.

Wochen und die Gegend sei auch recht anmuthig. Der Aussprache nach war er ein Norddeutscher und als solchen, dachte ich, würden ihm wahrscheinlich die Berge zu niedrig sein in Steiermark. Doch beschwerte er sich nicht darüber und mir war's auch recht; in Altenmoos um den todten See herum gab es allerdings höhere Berge als im Mürzthal. Hingegen verwunderte sich mein Fremder über die große Hitze, die in Steiermark herrsche; ich widersprach ihm, lag doch frostiger Nebel in der Schlucht und der See hatte Eiskrusten. Ja so, das war in Altenmoos. Da er einen Blick auf das offene Clavier warf, so fragte er, ob ich denn auch musikalisch sei?

„Besonders viel gesungen wird", antwortete ich, „über die Feldlehne hin ziehen in weißen Fäden die Fußsteige, auf welchen jetzt zur Feierabendzeit junge Bursche zu zweien, oder auch zu mehreren gesellt, langsam dahingehen und helle Jodler singen."

Da merkte ich, dass er mich etwas verdutzt ansah, ich hatte zu meinem eigenen Schreck einen Satz aus „Jakob dem letzten" gesagt.

Nun wurde es ein bisschen still und ich dachte, jetzt wird er gleich mit der Bitte hervorrücken, um eine Zeile oder sonst ein kleines Andenken — wie das regelmäßig zu geschehen pflegt, wenn ein werter Besuch sich zum Abschiede bereit macht. Mein Fremder jedoch rückte mit keiner Bitte hervor, sondern war der Ansicht, er würde sich denn wieder auf die Beine machen sollen. Obschon dem Manne recht gut ins Auge gucken war, so widersprach ich seiner Ansicht nicht gerade offen. Dann stand er gelassen auf, empfahl sich freundlich und gieng davon.

Ich eilte wieder an meinen Arbeitstisch. Dort lag die Visitkarte noch, die des Fremden, welche die Magd hingelegt hatte. Nun — wie mag der Mann heißen? Ein Blick auf die Karte: Wie? Was? Johannes Brahms? Der berühmte Componist? Das ist nicht möglich! Das ist nicht möglich!

Stürzte meine Frau zur Thür herein: „Du, denke dir, wer jetzt an unserem Hause vorübergegangen ist? Brahms, Johannes Brahms! Er muss es gewesen sein nach dem Bilde."

„Ich bin ein Unglücksmensch!" war mein Schrei, indem ich den Kopf zwischen die Hände nahm. „Er war ja bei mir, hat mich besucht! Auf diesem Stuhl ist er gesessen, und ich — ich hab' ihn nicht erkannt!"

„Du bist ein — " der Name, den sie mir gab, passte weniger auf mein Äußeres, als auf mein Inneres; ich steckte ihn also ein und wir schauten zum Fenster hinaus. Dort auf der sonnigen staubigen Straße, den lichten Sonnenschirm aufgespannt, schritt er langsam dahin — Mürzzuschlag zu.

„Nachlauf ihm! Auf der Stelle laufe ihm nach und bringe ihn zurück!" rief mein Weib. Aber mir waren die Füße wie in die Dielen

Ein fremder Herr.

Erinnerung aus der Sommerfrische von R.

Das war auf meinem Häuschen zu Krieglach. Ich saß mit der Feder weit von aller Welt, mitten in der Wildnis meines „Jakob des letzten“, am todten See, dort wo es im Frieden Gottes heißt. Klopft's an die Thür. Ich schreck' auf — ein Fenster? — ein Bücherkasten? — Wo bin ich denn? — Ei ja so, in meiner Schreibstube bin ich und die Magd kommt herein um zu melden, dass ein fremder Herr im Vorzimmer sei.

„Ein fremder Herr? Was ist das, ein fremder Herr? Fremde Herren gibt's genug, was gehen mich fremde Herren an?“

„Bitt', der fremde Herr will den gnädigen Herrn sprechen.“

„Der gnädige Herr ist nicht vorhanden. Ich heiße Herr Vater, verstehen Sie?“

„Bitt', gnädiger Herr Vater —“

Stand der Fremde auch schon in der Thür. Ein untersetzter Mann mit schönem blondem Vollbart, hoher Stirn, dunklem Gesichte, blitzenden Augengläsern, einem grauen Überrock auf der Achsel, einem lichten Sonnenschirm in der Hand. Aber mein Gott, mir tanzte noch das ganze Altenmoos im Kopfe herum, fast taumelte ich, während der Fremde eingeladen wurde, „einen Augenblick platzzunehmen“. Charmanter kann man ja doch niemanden hinauswerfen, als mit diesem „einen Augenblick platzzunehmen“, erfahrenere Leute setzen sich auf solche Einladung auch gar nicht nieder. Meinem Fremden aber musste das neu sein, denn er setzte sich nieder. Den Schweiß trocknete er sich von der Stirn, denn es war ein heißer Sommertag und der Mann zu Fuß aus Mürzzuschlag gekommen, mehr als zwei Stunden Weges auf sonniger, staubiger Straße. Nun, so ließ ich ihn sich sammeln. Dann bemerkte er, dass wir für diesen Sommer Nachbarn wären, er habe sich in Mürzzuschlag niedergelassen für etliche

Allerlei Volksbräuche.

Aus Steiermarks Bergen. Von Karl Reiterer.

Es ist gewiss dankenswert, unsere Volksbräuche, diese Überreste einer früheren Culturepoche, aufzuzeichnen und vor dem Untergange zu retten. Von diesem Gesichtspunkte ausgehend, wollen wir im nachstehenden wieder einige originelle, bisher noch nirgends besprochene Volksbräuche beleuchten, dabei zugleich zeigend, dass wir in unseren Alpenländern über ein originelles, frisches Volksthum verfügen.

Eigenartiger Natur sind die sogenannten Krauthackg'sangeln. Im Herbst, wenn das Kraut von den Feldern entfernt wird, hackt man im steirischen Oberlande das Sauerkraut zusammen und bringt's in große Bottiche, um es später als Schweinefutter zu verwenden. Das Krauthacken geschieht bei der „Hackbrucken". Bei dieser stehen Burschen und Mädchen je in einer Reihe, sich gegenüber, hacken und singen dabei in entsprechendem Tacte. Zum Beispiel:

Heut und gest' is Fasttag g'west,
Da san die Buam auf d' Gassen g'west,
Hoch auf an Berg,
Tiaf in an Thol
Do hon ih meine Wunder g'seg'n,
Wia d' Menscher sich hab'n lassen pfleg'n.

Oder:

Sepp, Sepp, Sepp,
Kropfert is' der Sepp,
Sollt der Sepp nit kropfert sein,
Schlupfat er beim Heanloch 'nein.

Ein anderes Krauthackg'sangel lautet:

Hommer Gras g'mahd,
Auf und o, hin und her mia,
Hab'n ma zwoa Menscher g'hobt
Wissen nit wia.
Der Bauer von Gonsenberg
Mit seine Knecht
Hat ma mei Wiesen g'mahd,
Is ma nit recht.

gebohrt, ich fühlte mich gelähmt. Es war überhaupt nicht mehr gutzumachen. Und der Fremde schritt dahin die lange Straße, immer weiter fort, bis von ihm nur noch das lichte, zuckende Scheibchen des Sonnenschirms zu sehen war.

Dann schleuderte ich die Blätter meines Jakob, der mir so heillos vors Licht gestanden, in den Winkel und dann gieng der laute Jammer an. Er war den weiten Weg gekommen, um uns die Ehre eines Besuches zu erweisen. Ohne ein Dankeswort, ohne einen Tropfen Labnis habe ich ihn fortgehen lassen, nicht ahnend, dass er eigens hergekommen war, nicht ahnend, dass ein Mann über die Schwelle meiner Hütte trat, dessen Name nach hundert Jahren noch klingen wird in deutschen Landen. Erst am Abende zuvor waren wir wieder entzückt gewesen von seinen Sonaten, die meine Frau so schön zu spielen verstand. Mein ältester Knabe spielte Brahms und Brahms und konnte sich nicht genug Brahms spielen und seine liederlustige Schwester konnte nicht genug Brahms singen. Und nun das! Wenn in einem Hause der Hausvater nicht ein so brauchbares Einrichtungsstück wäre, ich wüsste nicht, wie es mir ergangen an demselbigen Tage! Was half es, dass der Stuhl, auf dem der Künstler gesessen, mit Ranken und Rosen bekränzt wurde, was hilft es, dass er noch heute der Brahmssessel heißt! Es ist gerade so, wie die Deutschen herrliche Denkmäler setzen ihren großen Männern, die sie im Leben vernachlässigt, nicht erkannt und ganz versäumt haben.

Das Selbstverständliche wäre nun gewesen ein Buß- und Bittgang nach Mürzzuschlag. Aber dazu hatte ich nicht den Muth. Mir schien es fast am besten, den so Hochverehrten und so Schwermisskannten an seine Wanderung nach Krieglach gar nicht mehr zu erinnern. Glücklich wäre ich, wenn er beim Verlassen meines Hauses nicht anderes gedacht hätte, als: O du armer, du zerstreuter Poet! — Nach einigen Tagen wagte ich es aber doch und gieng nach Mürzzuschlag. Da hieß es: Meister Brahms ist gestern abgereist.

In den ersten Wochen des Jahres gibt der Bauer im Ennsthale seinen Leuten den „Leihkauftrunk". Die neuen Dienstboten des Hauses erhalten nämlich ein besseres Essen, wobei Getränke auf den Tisch kommen. Der Leihkauftrunk ist daher nichts anderes als ein bescheidenes Festessen, bei dem es zuweilen bunt zugeht, wenn ein „Spielmann" vorhanden ist, welcher den Leutchen einige Tänze „aufmacht". Da singt man:

Im Himmel ist 's lusti,
Im Paradies ah,
Thien d' Engerl schön singen,
Und Krapfenessen ah.

Zu den beliebtesten Krapfen gehören die sogenannten Ennsthaler „Bauernzeitungen", Roggenkrapfen, welche eine flache Form haben und einem Zeitungsblatte an Größe gleich kommen. In mehreren Strichen des Ennsthaler Gebietes erhalten die bäuerlichen Dienstboten diese Krapfenart wöchentlich zweimal, nämlich Mittwochs und Samstags. Jedes der Dienstboten bekommt gewöhnlich sechs solcher „Bauernzeitungen", in denen man sich beinah „einwickeln" kann. Das Dirndl — wenn's sauber ist — meint: „Schöne Leut' essen nit viel!" und gibt ihre Krapfen dem „Jucker" (Geliebten), wenn er nachts zum Fenster kommt. Begreiflicherweise greift der „Jucker" gerne nach den Krapfen, denn sie geben „a gute Jausen"....

Eine andere originelle Volksgestalt ist in den Ennsthaler Bergen der „Stiertreiber". Im Herbste, wenn man von den Almen heimzieht, vermummt sich der Halter und kleidet sich gar absonderlich: den Teufel personificierend. Dieser Brauch erinnert jedenfalls an die Personificierung einer altheidnischen Gottheit.

Jedes Dirndel, das dem „Stiertreiber" auf der Straße in die Nähe kommt, wird geneckt. Die Jugend flieht beim Herannahen des garstigen Wesens in alle Winkel. Die Erwachsenen ergötzen sich an den derben Späßen, die der „Stiertreiber" zum Besten gibt.

Bekanntlich sagt der Stiertreiber, wenn er im heimatlichen Dorfe angekommen ist, dem Bauer den Haltersegen auf. Weniger bekannt ist aber der „Sennstreit", wie er im Ennsthale gesungen wird. Das „Almdirndl" und „Heimdirndl" streiten sich, wer von beiden das angenehmere Leben führe. Das Almdirndl lobt das Almleben, das Heimdirndl hält's mit dem fröhlichen Treiben im Thale. Es singt, den Streit beginnend, das

Almdirndl: Auf der Alma drob'n da is mei Freud',
Da lacht da Himmel blau,
's Herzerl hupft im Leib voll Lust,
Wenn ih die Berg anschau.
All's hallt und schallt auf Wies' und Matt',
Es is a freies Leben,
Dem Bauer hätt' der liabe Gott
Nix Schön'res können geben. (Jodler.)

Hübsch ist auch:

A Paar Strümpf,
A Paar Schuah, a paar Fäustling dazua,
Die gibt mir mei Voda,
Wann ih heiraten thua!

Die Hebungen erfordern einen kräftigen Niederschlag mit dem Hackmesser.

Den Schluss beim „Krauthacken“ bildet das „G'sangel“:

Ziwer, zawer,
Heaner zawer,
Geh' nur, geh' nur, geh'!
Und wennst auf d' Nacht nit schlafen gehst,
So magst nit in d' Fruah auf d' Höh.

Ein gar liebliches Bild bietet sich dem Beschauer, wenn er die Leute beim Krauthacken belauscht. Der Mond lacht hernieder, denn es ist spät am Abend. Tausende Sterne flimmern am Firmamente. Von der Hackbrucken weg schleicht sich mancher zum Fenster des Dirndls. Feinliebchen, wach auf. . . .

Originell ist auch der Brauch, dass die Ennsthaler Dorfschönen die Burschen mit bunten Eiern zur Osterzeit beschenken. Ein solches Ei ist oft gar hübsch und weist fast immer einen Vers auf. Zum Beispiel:

Aus Lieb und Treu
Dies Osterei.

Ein längerer Ostereiervers ist der:

Wennst mit dein Herzerl
So neidig willst sein,
So nimmst a Popierl
Und wickelt'st es ein
Nimmst a roths Banderl
Und bind'st dir's fest zua,
Aft kommt dir koan andere
Drüber, mei Bua. . . .

Es kommt der Kirchtag. Da hat nun der Bub Gelegenheit, der Erkorenen fürs Ei ein Gegengeschenk einhändigen zu können: ein flammrothes Herz aus Lebkuchen, mit dem Verslein:

D' Schwoagrin is mei größte Freud,
Dä ih mir denken kann,
Sie ist voll lauter Lieblichkeit
Und hat mir's angethan.

Ja, d'Schwaigerin:

Zwei Wangerl hat's wie Lilien,
Zwei Äugerl wia Krystoll,
Und grod wia fein, dass jodeln kann,
Dass 's schollt in Berg und Thol.

Hiaz woaß ih gar nima,
Wo muaſs ih denn hin?
Hiaz hon ih's valor'n,
Woaß ma koan Sinn!
Ih woaß nix anz'ſtöll'n,
Und bin a orm' Haut,
Bin oft bei oan g'wen,
Hon eam z'viel traut.
Es is jo nit weg'n oan,
Es ſan enk jo mehr;
Ih bring enk auf oanmol
Glei ſechzehni her!
Der Moaſta, der ſogt glei:
„Ih nimm vo dir nix on!
Ih bin nia bei den Troiſch g'wen,
Ih hon eahm nix thon!“ ...

Damit das Mädchen nicht fortfahre, die Zimmerer zu necken, begießt man dasſelbe mit Waſſer. Das verſchlägt aber nichts. Die Dirn hat ja in ihrem Korbe beim „Weißert“ einige Zimmererbriefe. In demſelben kommt beiſpielsweiſe folgende Stelle vor:

Guat'n Morg'n meine lieb'n Zimmerer!
Muaß ſchauen, wia's enk geht,
Ob noch a jeda grechen (gerade) daſteht. [1])
Wenn's neamd that' verdriaß'n,
That ih enk in mein' Brief einſchliaß'n. —
Hiaz möcht ih mih ſchon 'n Kopf abiſtöß'n
Hätt' ih bald auf oan Ding vergöſſ'n!
Ih brauch' ſchon recht nothwendig a Wiag'n!
Wo werd' ih eppa dö herkriag'n?
Ih woaß 's gewiſs, 's is oaner dabei,
Der epps verſteht von der Tiſchlerei!
Wenn 's ah a Bauer is, ſo is er g'wiſs ſo guat,
Daſs er mir a Wiag'n moch'n thuat.
Um d' Lad'n werd' ih halt 'n Sagſchneida frog'n,
Der koan mir g'wiſs eppa oan onſog'n.
Ah olli ondern ſein meini guat'n Freund,
Ih bin koan von enk heut' feind.
Drum wünſch' ih all'n a „Glück auf!“
Und daſs ba koan tritt a Unglück auf! ...

Man ſieht, die „Zimmererbriefe“ enthalten mitunter gar feine Anſpielungen.

Ein anderer Zimmererbrief, der uns zur Verfügung ſteht, enthält folgende Stellen:

Den ih hiaz nenn', is a Bauer vom Land,
Beim Zimmern macht er die ſchönſte Wand.
Töchter hat er, 's is koani kloan,
's is oani ſchöner wia die oan.
Aber a Kreuz hat er, das is ſchlecht!
Zu den Töchtern halten die .... berger Knecht.
Den nächſt'n macht's eil'n,
Daſs er a biſſerl Zeit hat zum Weil'n!
Er hat 'n rein Segen bei die Buam,
Sä wachſ'nen her wir die Ruam.
Es göng' eahm desweg'n nix ſchlechta,
Wenn er kriagat ah ſo viele Töchta ...

[1]) Soll bedeuten: mit geraden Gliedern, alſo daſs kein Unfall ſtattfand.

Heimdirndl: Dass auf da Alm recht lusti is,
Däs glaub ih sicherlih,
Doch däs muaß ih dir sag'n g'schwind,
Koan Leb'n wär's für mih!
Dahoam da geht's viel schöner zua,
Ma hat all's bei der Hand,
Die Buama laufen Fensterln gern,
Bleib'n liaber tiaf im Land. (Jodler.)

Almdirndl: Ah geh, die Buam, dä 's Dirndl liab'n,
Steig'n a gern auf die Alm,
Und dem amal a Weg zweit is,
Därf mit der Liab nit prahl'n.
Wenn ih a tapfers Büabl wär'
Und wollat mih recht rühr'n,
Gang ih 'n höchsten Kogel zua.
Und bleibat bei der Dirn. (Jodler.)

Heimdirndl: Das is bald gred't bei meiner Seel',
Du willst nur d' Alma lob'n.
An deiner Stell', statt hoamwärtsfohrn,
Blieb ih auf dr Alma ob'n,
Aber siachst, du hast dein Almaleben,
Es is nur für a Zeit.
Ja, selbst im Sommer, wenn 's recht schön,
Is nit all's Seligkeit. (Jodler.)

Eine Weile dauert dies Wortgehäkel. Den Sieg erringt das „Almdirndl", wie es zu erwarten stand. Wenig bekannt dürfte sein, dass im oberen Ennsthale beim Baue eines Hauses sogenannte „Zimmererbriefe" den Zimmerleuten gedichtet werden, und zur Anwendung kommen, wenn der Bau des Gebäudes ziemlich vorgeschritten ist.

Die „Zimmererbriefe", eine Art Gelegenheitsdichtung, sind zumeist schäkernden Inhaltes. Sie bringen Episoden der „Zimmerer" in Versen oder enthalten delicate Anspielungen über Ereignisse im Dorfe.

Sind die Zimmerleute mit dem Dachstuhleinflotzen fertig, kommt die Sennin von jedem benachbarten Hause mit dem „Weißert". Die Zimmerer, wie der Ennsthaler sagt, begrüßen das Mädchen:

Dirndl, in Christi Nom',
Sei willkomm'!
Und gebenedeit
Sei d' heiligste Dreifoltigkeit!

Ein anderer Zimmermann nimmt die Sache weniger ernst nnd schäkert zum Mädchen gewendet:

Han, Dirndl, bist a do mit deine Sochen?
Host brav Kropf'n bochen?
Bringst uns Oa (Eier) und Schmolz
Und in an Gspatterl a Solz?

Und die Sennin erwidert schelmisch:

Guat'n Morg'n, meine lieb'n Zimmerer!
Bin außer von Aussee
Und her durch 'n Roan
Und hiaz möcht' ih gern wissen,
Was die Zimmerleut thoan.

Hextens 50000 Gulden.

Ein Geschichtlein aus den Bergen von P. Rosegger.

Eines Tages lief ein fleißiger Aufpasser zur Steuerbehörde: „Habt ihr den Wolf in der Gruben?“

„Den Wolfgang Filzmoser aus dem Grubenwald?“ entgegnete das Steueramt barsch, „den Pechölmann? der im Sommer mit Erdbeeren hausieren geht? Ne, den armen Teufel haben wir nicht.“

„Löbliches Steueramt!“ sprach der Mann gar unterthänig, „dieser arme Teufel ist einer der reichsten Männer unseres Bezirkes. Er übt eine Menge Gewerbe aus, er ist Pechschaber, Pechölbrenner, Ameiseiergräber, Pilz- und Beerensammler und handelt mit all diesen Sachen. Sogar eine Brantwein-Destillation soll er irgendwo haben, wozu würde er sonst die Beeren der Ebereschen sammeln. Ein Unchrist will ich sein, wenn der Wolf in der Gruben nicht ein Dutzend Agenten beschäftigt. Der nimmt Geld ein, der Wolf! Löbliches Steueramt, den müsst ihr anbohren.“

Das Steueramt gab dem Offenbarer zu verstehen, er könne sich schon fortmachen. Dann schüttelte es den Kopf, aber es war nun Pflicht und Schuldigkeit, den Mann hervorzuholen. Der alte Wolf in der Gruben bekam einen grauen Bogen mit schwarzen Linien und leeren Räumen dazwischen, und die Aufforderung, als redlicher Staatsbürger bei seinem Gewissen das Jahreseinkommen wahrheitsgemäß einzubekennen, widrigenfalls u. s. w. Es sträubt sich die Feder, den grausamen Nachsatz wiederzugeben. Wir kennen ihn ja alle.

Nicht lange dauerte es, so war das Einbekenntnis des Wolf in der Gruben da. In sehr spießiger Schrift und mit angstblasser Tinte gab er an: Einkumen jerlich hextens fl. 50000.

Waaas! rief das Steueramt aus. Dieser simple Waldmensch macht so große Geschäfte! Unglaublich. Doch halt! Wenn er fünfzigtausend eingesteht, so nimmt er gewiss hunderttausend ein, wir kennen das. Vorläufig lässt sich aber nur mit der eingestandenen Summe rechnen.

Ist das Gebäude fertig, so stellt die bäuerliche Hausfrau, welche die Zimmerer im Hofe hat, eine „Weißert" auf. Dieses „Weißert" enthält Geschenke für die Zimmerleute. Solche Geschenke sind: Hosenstoffe, Halstücher, Hosenträger, Tabakspfeifen u. s. w. Nicht nur das. Auch einen Zimmererbrief legt die Bäuerin in den „Weißertkorb".

Diese Zimmererbriefe ähneln denen, die die Senninnen in den Weißertkorb legen.

Zumeist neckt man mit den Zimmererbriefen die noch nicht verehelichten Zimmerer. So heißt es zum Beispiel in derartigen „Briefen":

Der Stallhofer Knecht is a kloaner Monn,
Dem steht 's Schnax'nmach'n gar guat on! —
Der Pölferer Karl thuat gern beten,
Aber ah oft den Tanzbod'n z'treten.
Vom Pürchegger Joggl moch' ih enk z'wissen,
Der hat bei der Hozat seini Schuach z'rissen;
Tanzt hat er, dass der Staub is g'flog'n,
Dös is richti nit derlog'n.
Die Dirndl san ihm keman ins Hirn,
Mir scheint, er thuats heut' noch g'spür'n. —
Der Gregel Knecht is a rechter Kracha,
Er brauchet gar an Wegmacher;
Geh'n muß er über sieb'n Bruck',
Und find't bei der Nacht nit z'ruck!
Im Sommer, da wird's 'n erst g'fall'n,
Da muass er gar aufi auf d'Alm. —
Mit 'n hohen Seppl werd' ih schliaß'n,
Sist möcht's ihn grausli verdriaß'n.

Der Leser sieht, wie schalkhaft der Älpler zu sein weiß.

Noch sei erwähnt, dass es beim „Firstmahl" fröhlich zugeht. Es wird dabei getanzt bis tief in die Nacht hinein, denn alles freut sich, wenn in der Gemeinde wieder ein neues Gebäude aufgeführt wurde.

Einer spielt eine Ziehharmonika. Und beim Steirischen hört man das neckische Liedlein:

Dirndl, mih muasst liab'n.
Bins a Zimmermonn,
Werd' d'r Häuserl bau'n
Und a Dacherl d'ron!

Unsere besten Glückwünsche!

---

ihm wohl. Auch angebettelt wurde er jetzt oft und er wusste die Ehre zu schätzen.

Das Steueramt wartete auf die viertausendfünfhundertsechzig Gulden. Die vierzehntägige Frist wartete es ganz geduldig ab; natürlich, der Wolf wird bis auf die letzte Stunde vom Betrag den Zins genießen wollen, macht ein hübsches Tabakgeld. Als dann aber die dritte Woche auch verstrich, und zwar mit einer Harmlosigkeit, als ob kein Wolf in der Gruben auf der Welt wäre, und als die vierte Woche mit demselben einfältigen Gesichte begann, da schickte das Amt den Boten noch einmal hinauf.

Er traf den Wolf wieder im Walde, wo der Mann ein großes Feuer angemacht hatte und mit einem langen Aststummel in demselben herumstierte. Am Feuer standen mehrere große Töpfe, in welchen eine dickliche, glänzend schwarze Masse brodelte.

„Ist das Mittagmahl schon fertig?“ mit dieser Anrede begrüßte der Bote den Wolf.

„Wenn's Ihm schmeckt, ist Er eingeladen“, sagte der Wolf, „aber es wird Ihm zu hantig (bitter) sein.“ Das in den Töpfen war nämlich kochendes Pech.

„Da hätt' ich wieder ein Papierl für den Wolf“, sprach der Bote, „seit zehn Tagen ist Execution und wenn Er binnen acht Tagen nicht zahlt, so wird gepfändet. Das Haus und die Fahrnisse und alles!“

„Ist schon recht“, antwortete der Alte, „kommt nur. Wenn ich nicht zu Hause sein sollte: der Schlüssel liegt unter der Thürschwelle im Mausloch.“

„Er hat aber zu Hause zu sein, wenn die hohe Obrigkeit kommt!“

„Wenn's sein kann, recht gern. Vor der hohen Obrigkeit hab' ich keine Angst und vor dem löblichen Steueramt schon am allerwenigsten.“

Damit konnte der Bote wieder gehen. Der Wolf schaute ihm kopfschüttelnd nach: „Ich kenn' mich frei nicht aus, sie thun, als ob's Ernst wär'. Meinetwegen, mir kann nicht viel geschehen.“

Als das Steueramt hierauf wieder acht Tage und noch einmal acht Tage gewartet hatte, jeden Tag an zehn Gulden Executionsgebür aufschreibend, war die Geduld endlich aufgezehrt. Ihrer drei Herren und zwei Diener stiegen hinauf ins Waldgebirge. Sie rauchten unterwegs so gemüthlich ihre Cigarre und kein Mensch sah in ihrem freundlichen Äußern die inneren Wölfe. Auf der flachen Ausböschung eines Berges stand ein schöner, großer Bauernhof; das gemauerte einstöckige Wohnhaus mit den vielen Fenstern sah aus wie ein kleines Schloss und die stattlichen Wirtschaftsgebäude waren wie ein kleines Dorf.

„Ist's da beim Wolfen in der Gruben?“ fragte einer der Herren.

Wenige Tage später keuchte der Amtsdiener hinauf in den Grubenwald und suchte lange das Haus des Wolf. Diesen traf er unterwegs. Der Wolf war gerade auf dem Anger beschäftigt, von dem gebreiteten Tuche die gesammelten Ameisen auslaufen zu lassen, die während der Flucht ihre Eier vom Wuste sonderten und so dem zweifüßigen Ungethüme daneben unbewusst einen Gefallen thaten. Die Arbeit, oder vielmehr die Ameisen muss man verstehen und der Wolf verstand sie. Er that just mit seiner Tabakspfeife um; der Saggra wollte nicht brennen, weil's hauptsächlich einer von Buchenlaub war. Jetzt, wie der Mann hörte, dass er zu den steuerzahlenden Staatsbürgern aufgenommen war, verneigte er sich vor dem Boten und dankte für die Ehr'. Dann kletzelte er den grauen Bogen auf, Gott, das gieng umständlicher wie Pechschaben und Ameisgraben. Und im Bogen da sah er sehr hübsch geschriebene Ziffern stehen. Dem Wolf in der Gruben war an Gewerbs- und Einkommensteuer für das verstrichene Jahr vorgeschrieben, bei Vermeidung der Execution innerhalb vierzehn Tagen zu leisten einen Betrag von viertausendfünfhundertsechzig Gulden einundsiebzig Kreuzern.

Der Bote stand da, als warte er auf ein Trinkgeld. Der Alte blinzelte ihn nun an und sagte: „Das ist kein schlechter Spaß.“ Sonst sagte er nichts, sondern sah wieder nach seiner Arbeit.

Am nächsten Sonntag gieng der Wolf ins Wirtshaus, ließ an den Tischen den grauen Bogen umhergehen und prahlte sich mit ihm. Die Bauern murmelten nur so und blickten ehrerbietig auf den Waldmenschen, der ein gar so einfaches Gewand anhatte und ein gar so einfältiges Gesicht und gar so viel Geld.

„Das zahlt sich aus“, sagte der Wirt, der sich aufs Rechnen verstand, „bei dir verdient sich ein Angeber was. Wenn er ein Drittel der Steuer kriegt, und so viel soll so ein Herr ja glaub' ich kriegen, dann macht's eintausendfünfhundertzwanzig Gulden, und davon braucht er gewiss keine Einkommensteuer zu zahlen. Ja, ja, kannst mir's glauben, Wolf, angegeben bist worden. Das Steueramt selber wäre nicht so schlimm.“

„Was redest denn, Herr Vater!“ rief der Wolf, „das ist doch nichts Schlimmes, wenn einer über viertausend Gulden Steuer zahlen kann.“

Weiter sagte er kein Wort und die Leute erfuhren es nicht, wo der Alte sein vieles Geld hatte.

Für den Wolf war nun aber das eine misslich: er konnte bei seinem Hausieren mit Pechöl nicht mehr um einen warmen Löffel Suppe betteln, er musste jetzt überall alles bezahlen und theurer als andere. Dafür wurde er auch überall mit Ehren behandelt, er musste im Wirtshause beim Herrentisch sitzen, er bekam ein frisch ausgespültes Trinkglas und ein blank gescheuertes Essbesteck und lauter so hübsche Sachen, und das that

„Und wo hat Er das weitere Geld?“ fragte einer der Amtsleute scharf.

„Aha, den Herren wird man nicht zu gescheit!“ schmunzelte der Wolf und zog aus dem innern Rocksack langsam eine große rothe Brieftasche hervor. Da drinnen war der Heimatschein, ein gemalter Bauernkalender, ein Tobiassegen und fünf Gulden in Papier.

„Das ist nicht alles, Alter!“

„Ist auch nicht“, murmelte dieser und that aus dem Hosensack ein Lederbeutelchen; da drin war eine ganze Menge Kupferkreuzer.

„Wolf“, rief nun das Steueramt, „Er macht sich lustig über die Behörde! Ich will Ihm's nicht rathen! Wo ist das Vermögen?“

„Sonst hab' ich nichts mehr“, antwortete der Alte.

„Er hat amtlich angegeben, dass er jährlich 50000 Gulden Einnahme habe!“

„Das wär' lustig! Wenn's wahr wär'!“ lachte der Alte auf.

War auch schon der graue Bogen vorhanden.

„Hier steht es schwarz auf weiß, fl. 50000. Hat Er das geschrieben?“

„Ja freilich, meine Herren.“

„Und uns zum Narren gehalten?“

„Gott bewahr', meine Herren! Ich habe nicht geschrieben: fünfzigtausend Gulden; ich hab' geschrieben fünfhundert Gulden, ja für's höchst' fünfhundert Gulden. Heuer g'langt's nicht auf dreihundert, und sind da schon die neunzig Holzknechttagwerke dabei. Die Zeiten werden halt alleweil schlechter. Jetzt hat mir der Förster das Pechhacken verboten und das Ameisgraben, und das Beerenbrocken will er mir auch nicht erlauben. Nachher kann ich zusperren oder offenlassen und mit dem Bettelsack gehen. Bin nur froh, dass mein Weib gestorben ist. Über zwei Jahr' ist sie mir auf dem Stroh gelegen und immer einmal haben wir allzwei die halben Nächte lang geflennt, so schlecht ist's uns 'gangen. Das gute Wesen, was bin ich froh, dass sie der Herrgott zu sich genommen hat! Mit mir wird er wohl auch ein Mittel machen, wenn's Zeit ist.“ So sprach der alte Wolf und in seinem braunen hageren Gesichte zuckten die Muskeln.

„Ja, ja, ist alles recht!“ sagte nun das Steueramt, „aber die 50000 Gulden!“

Ich glaub's, dass sie ihm im Kopf umgiengen.

Und was hat sich nun herausgestellt? Es hat sich herausgestellt, dass der Wolf auf den Einbekenntnisbogen so geschrieben: „Einkumen jerlich hextens fl. 500·00 (Gulden 500, Kreuzer 00).“ Aber das Sternlein zwischen den Nullen war abhanden gekommen oder vielmehr so verblasst, dass man es bei Tage nicht sehen konnte und bei der Nacht noch weniger. Mit der Lupe glückte es einem geschickten Sterngucker, es noch zu entdecken, sonst wäre der Alte wegen Irreführung oder Belügung oder Verspottung der Behörde (drei messerscharfe §§§ standen dafür da) bestraft worden.

„Wohl nit", war die Antwort einer Magd, „da ist's beim Fürstenhofer. Der Wolf ist weiter oben."

Nachdem sie noch eine Weile durch finsteren Wald gegangen waren, kamen sie zu einer Mulde, die Gruben genannt. Da war langes Gras und Gesträuch und das Gestock geschlagener Bäume. Und hier stand das Haus des Wolfen. Es war aber eigentlich eine Köhlerhütte und auf dem halbflachen Dache derselben hockte der Wolfgang Filzmoser.

Was er da oben treibe? wurde er gleich befragt.

„Ich thu' mir just die Kuchen backen für den Winter", antwortete der Alte, denn er hatte zerschnittene Pilze auf die Bretter hingelegt, damit sie in der Sonne trocknen konnten.

„Er soll ein bissel herabkommen." Schreibzeug wurde hervorgeholt, das große Amtssiegel wurde ausgepackt, und mehrere Stangen Petschierwachs thaten sie bereit. Mit bedenklicher Miene wurde die Hütte besichtigt, zuerst auswendig, dann von innen, wobei sich mehrere in der Dunkelheit die Köpfe anstießen.

„Ja, wenn man das Fenster zumacht, dann ist's freilich finster", sagte der Alte und machte die zugezogene Thüre wieder auf.

Ob er denn dahier sein Haus und sein Heim hätte?

„Schon seit drei Jahren."

Sie fragten nicht erst, ob er jetzt zahlen wolle. Die Gnadenzeit war verscherzt, unverzüglich folgte trotz einer gewissen Aussichtslosigkeit die Aufnahme des Inventars.

„Wir hätten uns den Weg ersparen können", meinte einer der Herren. „Diese Hütte ist nichts."

„Sein thut sie schon was, aber mein gehört sie nicht", sagte der Wolf. „Dem Fürstenhofer gehört sie. Solang er nicht Kohlen brennt, darf ich drin wohnen. Aber das" — er wies auf die Gegenstände in der Hütte — „das da ist alles mein, wenn's die Herren besteuern wollen."

Das Inventar lautete: „Hölzerne Truhe mit vorhandenen Kleidern und Wäsche fl. 15, ditto Bettstatt mit Tuch und Kotzen 90 kr., ein Holzzuber 30 kr., ditto mit Eisenreifen 35 kr., Kochgeschirre 1 fl. 50 kr., ein Blechlöffel 2 kr., vorhandene Essvorräthe fl. 2, drei Wandbildchen mit Weihbrunngefäß 15 kr."

„Ja", sagte der Alte, „das gehört alles mein. Aber da ist noch was!" Aus dem Westensack zog er eine Uhr hervor. Stand sie schon auch auf dem Blatt. „Silberne Taschenuhr fl. 7."

„Und das Beste findet ihr gar nicht", rief der Alte und nestelte aus dem Bettstroh einen Strumpfsack hervor, der einen ruppigen Bauch hatte und mit einem Riemen zugebunden war. „Bares Silbergeld (alte Münzen) im Werte von fl. 80", also kam der Strumpf ins Inventar.

Kleine Laube.

Kann die altdeutsche Sonnwendfeier wieder volksthümlich werden?

In deutschnationalen Kreisen macht sich seit einigen Jahren das Bestreben geltend, im Volke die altgermanische Sonnwendfeier wieder aufzubringen. Der Altväter Sitten zu pflegen oder wieder zu beleben, Feste zum Gedenken an die Vergangenheit unseres Volkes, an Zeiten, wo es noch ursprünglich, rein und groß war, zu begehen, ist nicht bloß schön und edel, es ist auch stärkend und bahnweisend für die Zukunft. Die Sonnwendfeuer im Sinne der alten Deutschen werden wohl an vielen Orten wieder aufleuchten, aber das — fürchte ich — wird nicht tief greifen.

Und warum nicht?

Die alten Deutschen haben in ihren Wäldern, auf ihren Höhen Sonnwendfeuer angezündet, um die Sonnenwende zu feiern. Gut. Aber die astronomische Sonnenwende als solche hätte sie wahrscheinlich gleichgiltig gelassen, so wie sie uns gleichgiltig läſst. Sie begrüßten den Übergang der Blütezeit in die Reifezeit. Und sie begrüßten diesen Übergang, weil er ihnen in religiöse Gestalt gebracht worden war, weil er ihnen als Personification von Gottheiten vor Augen trat. Der Frühlingsgott Balder war gestorben. Die Götter der drohenden Gewitter und der Fruchtbarkeit traten auf, diesen huldigten bangend und hoffend die Menschen, diesen opferten sie die nächtlichen Feuer. Manchmal galt das Fest auch den Todten.

Der heidnische Gottesdienst war so tief eingewurzelt, daſs das Christenthum ihn nicht auszurotten vermochte. Lange Zeit glaubten die Deutschen insgeheim noch an ihre ihnen verbotenen Götter und dann führten sie die Sitte noch eine Weile als alte Gewohnheit fort wie ein weltliches Volksfest, mit allerlei Lustbarkeit und mittelalterlichem abergläubischem Kram vermengt.

Nun hat es aber die Kirche immer trefflich verstanden, in alte Schläuche neuen Wein zu füllen. Sie hat die jüdischen und heidnischen Feste nicht abgeschafft, sondern dieselben durch Einschiebung ihrer Heiligen und ihrer Weihen vielmehr in christliche, oder besser katholische, umgewandelt. Um die Sommersonnenwende steht im

Der Wolf war sehr überrascht, als er trotz der fürchterlichen Anstalten schließlich nicht einen Kreuzer Steuer zu zahlen brauchte. Von nun an saß er Sonntags im Wirtshause wieder auf der Ofenbank und aß seine „Portion Fleck" mit rostigem Löffel; Werktags konnte er bei den Bauern sein Süpplein wieder dreist erbetteln. Und fürs geschenkte Süpplein schenkte er den noch Ärmeren einen Kreuzer.

Heute ist der alte Wolf schon ganz gebückt, aber trotzdem kann er nicht mehr Schwämme und nicht mehr Erdbeeren suchen, denn es haben ihn die Augen verlassen. So hockt er am Ende des Dorfes an der Straße, denkt wehmüthig an die glanzvolle Zeit, da er in so herrlichem Geruche gestanden, und wartet. Manchmal wohl geschieht es, dass ein Mann vorüberreitet oder fährt, der über viertausend Gulden Jahressteuer zahlt. Wenn einer ohnehin so lasterhaft hoch besteuert ist, den Bettlern auch noch geben? Nein. — Da murmelt der Alte manchmal vor sich hin: „Siehst du, Wolfel, auch die hohen Steuern machen nicht glücklich!"

Wahrlich nein, mein Guter. Und Reichthum macht wohl die Hemden lind, aber die Herzen hart.

Einst und jetzt.

Einst lauerten in den Wäldern
Die Wölfe, die Bären, der Ur;
Heut' in Germaniens Feldern
Triffst du davon keine Spur.

Es lauerten Mordsgesellen,
Die Raubritter und ihre Knecht',
Den Wanderer grausam zu prellen,
Das war ihr gewonnenes Recht.

„Jetzt" lauert in allen Ecken —
Es schützt kein Gesetzparagraph,
Es hilft kein bleibend Verstecken —
Ein Amateurphotograph.

Anton Krall.

Überlistet.

Eine rheinische Sage von Ferdinand Ebhardt.

Hoch am Felsen möcht' ich gerne
Mir ein festes Schloss erbauen,
In des Nahethales Ferne
Weithin aus den Fenstern schauen.

Doch unmöglich ist's! — so dachte
Sich der Rheingraf, als verneigend
Vor ihn trat ein Fremder sachte,
Lächelnd auf den Felsen zeigend.

„Dort soll sich ein Schloss erheben,
Weithin glänzend durch die Lande!
Sprecht, was werdet Ihr mir geben,
Bring das Kunststück ich zustande?"

Drauf der Graf: „Du scheinst zu prahlen.
Doch willst deine Kunst du zeigen,
Bau das Schloss — ich will's bezahlen,
Was du wünschest, sei dein eigen!"

„Will die erste Seele haben,
Die vom hohen Schlosse blickend
An der Aussicht sich wird laben";
Sprach der Fremde schelmisch nickend.

Doch noch zaudernd ob der Sünde
Drauf der Graf: „Will's überlegen —
Dass ich dir den Willen künde,
Komm mir abends hier entgegen!"

Als der Graf dann heimgeritten,
Das Gewissen ihn erweichte,
Drum ließ den Kaplan er bitten,
Dass er das Erlebte beichte.

Sich bekreuzigend, verwarnte
Ihn der Pfaffe, als er hörte,
Wie der Teufel ihn umgarnte,
Und beinah' sein Herz bethörte.

Auch zur Gräfin drang die Kunde
Von des Ritters Herzensjammer,
Und sie kam zu rechter Stunde
Liebreich in des Gatten Kammer.

„Hoffend auf die List der Frauen
Lass' den Meister nur gewähren!"
Sprach sie. Wird das Schloss er bauen,
So erfülle sein Begehren!"

Abends kam der Graf zur Stelle,
Wo sie sich getroffen hatten,
Und erblickt in Mondeshelle
Hoch am Felsen einen Schatten.

Plötzlich sah er vor sich stehen
Den er suchte und nun fragte,
Was am Felsen sei geschehen.
„Nahm das Maß!" der Fremde sagte.

„Soll ich nun das Werk vollenden?"
„Top, es sei! Mit Gottes Segen",
Wollt' der Graf sein Wort beenden,
Doch da kam das Überlegen.

Und er sagte drauf: „Bis morgen
Hoff' ich, dass die Burg erstehe,
Und Ihr müsst für alles sorgen,
Dass ich Bergfried, Pallas sehe.

Und auch Mushaus, Mauern, Brücken,
Rittersaal und Luginslande,
Dass man blicke voll Entzücken
Fernhin bis zum Rheinesstrande!"

Als am nächsten Tag der Sonne
Purpurglut den Ost umkränzte,
Sah der Rheingraf voller Wonne,
Wie das Schloss am Felsen glänzte.

Dass die Erker fein und zierlich,
Brücken fest und hart der Stein,
Lud der Meister fein manierlich
Zu besichtigen ihn ein.

Führte dann im Rittersaale
Ihn zum hohen Schlossbalkone,
Dass ein Blick zum Nahethale
Blütenreich sein Aug' belohne.

Doch der Ritter spöttisch sagte:
„Mir ist's viel zu warm vom Gehen,
Dass ich mich zum Fenster wagte!
Will die Aussicht morgen sehen."

Nächsten Tag bei blauem Himmel
Gieng der Zug zum neuen Schlosse,
Vorn die Gräfin auf dem Schimmel
Mit dem Grafen als Genosse.

Er ritt einen prächt'gen Rappen,
Schmucke Pagen auf den Seiten
Tragen die gemalten Wappen
Und das Paar zur Burg begleiten.

Der Kaplan auf frommem Rosse
War dem edlen Paar zur Seite,
Auch ein Affe schritt zum Schlosse,
Wärter gaben ihm's Geleite.

Manchen, die im Zuge giengen,
War er wahrlich überlegen
An Verstand – vor allen Dingen
War er keck und nie verlegen.

Und es folgten lange Reihen
Diener, Knechte, Knappen, Jäger,
Paarweis giengen sie zu zweien,
Hinter ihnen folgten Träger.

Kirchenkalender das Fest Johannes des Täufers, also ist aus dem Sonnwendfeuer ein Johannisfeuer geworden. Diese Johannisfeuer pflegen im Landvolke mit am Palmsonntage in der Kirche geweihtem Holze entzündet zu werden und ihr Rauch, der über die grünenden und reifenden Felder zieht, schützt diese vor bösem Ungewitter und anderen Gefahren. Solches Feuer reinigt die Luft von bösen Mächten. Das ist der Sinn des heutigen Sonnwendfeuers, der freilich kein christlicher, vielmehr ein heidnischer ist, doch aber von dem altgermanischen schon weit abweicht.

Wenn wir Deutschen ein Sonnwendfeuer anzünden sollen, so fragen wir: warum? Des christlichen Heiligen, der kirchlichen Weihe wegen? Kaum. Der germanischen Götter wegen? An diese glauben wir nicht. Zum Gedächtnis an unsere Altvordern, zur Kräftigung des Nationalgefühls? Ja, das ist der Zweck.

Wie sollen wir aber mit dieser Sache vor das Volk treten? Das Volk ist zwar zu allem Idealen aufgelegt, aber es will jedes seiner Ideale in Form und Gestalt sehen. In mythischer oder religiöser Gestalt. Diesen sinnlichen Zug unseres Volkes hat niemand besser verstanden, als die Kirche. Und wer im Landvolke ein ideales Werk durchsetzen will, der muss ihm die Idee versinnlichen. Es begeistert sich nicht für die politische Größe der Deutschen, aber es begeistert sich für den Kaiser Rothbart im Untersberg, der aufwachen wird, wenn der Birnbaum grünt.

Volksthümlich wird also die Johannisfeier im deutschen Sinne darum schwerlich werden, weil sie heute für das Volk einerseits eine Form ohne Gehalt, andererseits ein Gedanke ohne Form ist. Der Sinn der neugeplanten Johannisfeier ist zu vage, zu allgemein, man hat da nichts Fassbares, nichts Sichtbares, nichts, um das sich unser deutscher Gedanke festsetzen könnte. Was ist ein Feuer, um das getanzt, getrunken, gesungen und am Ende noch Ulk getrieben wird? Wir müssten der Gestalt einen tiefen Gehalt und unseren patriotischen Gedanken einen sinnlichen Ausdruck geben können. Wir müssten eine Wesenheit, eine bestimmte Thatsache feiern, und zwar eine, die volksthümlich ist oder werden kann. Da die alten Götter gestorben sind und nicht mehr lebendig werden, so müssen wir neue Anbilder wählen. Wir haben danach ja nicht lange zu suchen. Wollen wir zu Sonnenwende schon keinen deutschen Geistesführer auf den Schild heben, wozu wir freilich zu materialistisch sind, so haben wir ja einen Bismarck, eine Schlacht bei Sedan, eine Errichtung des Deutschen Reichs, kurz, ein Wiedererwachen des Kaisers Rothbart, das wir am Sonnwendtage feiern könnten.

Mit einem solchen Brennpunkt müsste das Sonnwendfeuer vielleicht angezündet werden, wenn es brennen soll. Ob es zu machen ist, weiß ich nicht. Das Volk ist zähe und insoferne es noch Sonnwendfeuer anzündet, hängt es allzusehr an seinem Johannes, der im geweihten Rauch die Lüfte reinigt und den Blitz bändigt. Und darum hat in diesen Schichten eine Sonnwendfeier altdeutschen Sinnes keine rechte Aussicht, aufzukommen. Oder ließe sich's denken, dass Burschenschaften, Turnerschaften und Sängerthum diese Sache zu der ihren machten und den Sonnwendtag, als den Tag altdeutschen Volksthumes, mit ihren Festen weihten?

Freilich wäre dazu ein größeres Zusammenhalten nöthig, als die Deutschen im allgemeinen und ihre Vereine im besonderen aufzubringen vermögen. Der Ring des Zusammenhaltens könnte aber doch vielleicht geschmiedet werden am deutschen Sonnwendfeuer, das ja seit jeher eine geheimnisvolle Kraft besitzt!

K.

welche das langsame, aber dennoch anstrengende Ersteigen des Hügels verursachte, oder Erbitterung, welche sie nicht zu beherrschen vermochte und die auf ihrer Stirne Runzeln hervorrief. War ihr Mann geschmacklos gekleidet — an ihr, den vollkommenen Gegensatz bildend, war alles schöne Harmonie. Sie bewegte sich in ihrer Toilette leicht und ungezwungen. Selbst die Art, wie sie mit dem seidenen, durch einen bizarr gedrechselten Griff auffallenden Sonnenschirm spielte, ihn zeitweilig in das lockere Erdreich bohrend oder mit ihm einen allzu neugierig in den Waldweg guckenden Zweig abbrechend, war voll Grazie und Ungezwungenheit.

Ziemlich lange schritten sie schweigend vorwärts. Manchmal schien es, als wollte die junge Frau etwas vorbringen, ein verachtungsvolles, spöttisches Lächeln überflog blitzartig ihr Gesicht, ihre schönen Kirschlippen zuckten, aber es verbarg sich gleich wieder in dem linken Winkel ihres kleinen, fast zu kleinen Mundes. Sie warf trotzig und leicht ihr Köpfchen zurück, als wollte sie dadurch sagen: „es ist alles vergebens“ und wieder bohrte sie mit ihrem Schirme in den Sand oder brach mit ihm Zweige von den Sträuchern ab.

Die Mittagsstunde nahte, die Hitze wuchs. Der Weg wollte kein Ende nehmen. Geduldig schob der Mann den Wagen vor sich her. Plötzlich blieb er stehen, stemmte einen Fuß ins Rad des Wagens, zog sein Taschentuch hervor und wischte die Schweißtropfen fort, die reichlich über seine schmale Stirne niederrollten.

„Da hast du nun die Freuden und Annehmlichkeiten deiner Ausflüge“, rief die junge Frau, halb ärgerlich, halb spöttisch, „an den Fingern konntest du ja abzählen, wie groß die Hitze heute sein wird.“

Der Mann antwortete nicht. Offenbar war er solche Äußerungen schon gewöhnt.

„Wenn wir nur mindestens oben etwas Anständiges zum Essen bekommen“, fügte die junge Frau hinzu; ihr Ton klang noch höhnischer und spitzer.

„Bier erhalten wir und sicherlich finden wir auch etwas kalte Küche“, wagte der Mann beklommenen Tones zu entgegnen.

„Wenn das Bier nur trinkbar sein wird! Ich bitte dich, dies Gebräu in einem Ausflugsorte und gar Sonntags! Aber du wolltest es so — als wäre es nicht besser, in Ruhe zu Hause das Mittagmahl zu verzehren und nachmittag erst irgendwo hinzugehen, wie es die bessere Gesellschaft thut. Das aber sind die Manieren der Handwerker und obendrein der geringeren — nun, mir ist's einerlei; willst du dich mit dem Schieben des Wagens plagen, nur zu, ich rühre Georginchen nicht an, das hab' ich dir vorausgesagt. Willst du oben das Kind neu einwinden, auch gut; — mir ist's, wie gesagt, vollständig gleichgiltig.“

Der Mann gab wieder keine Antwort. Er wusste, dass sein Schweigen der Frau die größte Strafe war. Den Ausbrüchen ihrer Nervosität und Überspanntheit streckte er am liebsten das Schild der Apathie entgegen. Ihre Fehler schob er auf die Erziehung: die verzärtelte Einzige, dachte er und duldete. Aber im Laufe der Zeit ward er apathisch und sein Antlitz erhielt den Ausdruck der Müdigkeit und Resignation. Selbst heute hätte er sein Schweigen ferner bewahrt. Doch empfand er selbst, dass er an dem zweifelhaften Erfolg des heutigen Ausfluges wirklich einige Schuld trage. Auch sehnte er sich Sonntags nach Ruhe und liebte es, frohe Gesichter um sich zu haben. Darum antwortete er, so launig es ihm bei der Mühe, die ihm das Schieben verursachte, möglich war: „Ich kann ja nicht dafür, dass wir kein Seebad besuchen können.“

Diese Wendung war nicht glücklich gewählt und kaum, dass er die unheilvollen Worte gesprochen, empfand er dies schon. Der kleine Mund der schönen Frau begann sich krampfhaft zu verziehen.

„Dein alter Vorwurf — meine Armut — nun, du musstest mich ja nicht heiraten, ich sage dies mit gleicher Offenheit.“

Pferde, Kühe. Esel, Rüden,
Kutscher, Bursche, Hundejungen,
Mägde auch die wenig prüden,
Die schon mancher Held bezwungen.

Und um gar nichts zu vergessen,
Eine dralle Wirtschaftsmutter
Ist zu Wagen stolz gesessen,
Zwischen Vorrath, Wein und Futter.

„Will ein warmes Käpplein nähen" —
Sprach die Gräfin zum Kaplane
Scherzend, — „scharfe Winde wehen
Droben auf der Schlossaltane.

„Dass es warm sei, ich betheure,
Werd' es zum Geschenk Euch machen,
Leiht als Muster mir das Eu're!"
Setzt hinzu sie unter Lachen.

Dann ließ sie zum Saale führen
Heimlich ihren Lieblingsaffen
Setzt' ihm bei geschlossnen Thüren
Auf das Käpplein von dem Pfaffen.

Ließ ihn an das Fenster binden,
Dass man nur das Käpplein sehe,
Jeder, draußen sollte finden,
Dass der Pfaff am Fenster stehe.

Draußen auf dem hohen Thurme,
Saß der Teufel mit den Krallen,
Spähend nach dem armen Wurme,
Und bereit ihn anzufallen.

„Ha! des Pfaffen fromme Seele,
Höllenbraten ist's ein feister!
Rasch, dass ich ihn nicht verfehle!"
Schmunzelte der Höllenmeister.

Stürzt', so glaubt er, auf den Pfaffen,
Packt die Seele bei dem Kragen,
Und hat's Käpplein mit dem Affen
Rasch zur Hölle fortgetragen.

Hütet drum euch vor den Frauen!
Sie sind listig und sie lügen.
Denen darfst du nie vertrauen,
Die den Teufel selbst betrügen.

Waffenstillstand.

Ein Bild nach dem Leben. Aus dem Böhmischen von Edmund Grün.*)

Auf dem engen, steilen Wege spielten die Sonnenstrahlen, kleine, goldene Netze in dem grünen Gitter webend, welches die dichte Reihe der Weißbuchen und Haselnussträucher bildete. Wer von der Seite herabsteigt, wird vorerst einen Mann bemerken, der einen Kinderwagen vor sich herschiebt, dann in kleiner Entfernung ein etwa sechsjähriges Mädchen, das von einer Wegseite zur anderen lief und endlich eine junge Frau.

Der junge Mann, ein fader Blondin, hatte ein gewöhnliches Äußere. Sein Gesicht zeigte Ermüdung und Apathie. Er war modern, aber ohne Geschmack gekleidet. Nach allem zu schließen: ein kleiner Beamter, der mit seiner Familie einen Sonntagsausflug unternimmt.

Das Kind in der Wiege schlief, man sah nur die dicken Wangen, über welche zeitweilig die tanzenden Sonnenstrahlen huschten.

Das Mädchen, welches bald dahin, bald dorthin lief, war ein hübsches, munteres Kind. Alles an der Kleinen war sauber und zierlich. Sie lief unermüdlich, riss Blätter von den Wegsträuchern ab, hob hier ein leeres Schneckenhäuschen und dort ein buntes Steinchen vom Boden auf. Es war deutlich zu merken, dass sie der Spaziergang freute, aber dass sie ihrer Freude nicht den richtigen Ausdruck verleihen konnte oder durfte. Eine gewisse Scheu lag, wie ein Schatten, auf ihrer stillen Fröhlichkeit.

Die interessanteste Person war die junge Frau, welche zuletzt folgte. Eine große, schlanke, elegante Brünette mit ausdrucksvollen Zügen und dämonischen Blicken. Ihre Wangen flammten in dunklem Purpur. Daran mochte die Ermüdung Schuld haben,

---

*) Aus „Neue farbige Scherben". Ironische und sentimentale Geschichten von Jaroslav Vrchlický. Autorisierte Übersetzung aus dem Tschechischen von Edmund Grün. (Leipzig. Philipp Reclam jun.)

freilich nicht mehr zu ändern. Um mich handelt es sich auch nicht. Aber um die Kinder, und gegen diese bist du auch ungerecht. Das muss ich dir sagen, wenn dich's auch ärgert. Nun weißt du es!“

Frau Irene blieb stehen. Ihr ganzes Wesen durchbebte eine mächtige Erregung, die endlich durch unverständliches Schluchzen zum Ausdruck kam.

„Ach was, Kinder — deine Kinder — wären's doch wenigstens Knaben — aber es sind nur Mädchen — sprich mir nicht von ihnen.“ — Diesmal antwortete der Mann nicht. Sie hatten den schmerzlichsten Punkt ihrer Verhältnisse berührt. Ihm fehlte die Kraft, davon zu sprechen — sie aber that es nur in wildernstem Zustande, sie that es in brutaler Art, aber diesmal fühlte er mit ihr und bemitleidete sie im Geiste. Dann schwieg er. Erst nach längerer Pause sprach er in ruhigem Tone: „Es gibt Leute, welche nicht einmal solche Kinder haben.“

Mehr sprachen sie nicht miteinander. Endlich hatten sie den Gipfel des Hügels erstiegen. Im Wirtshause droben erhielten sie wirklich nichts anderes, als schlechte Butter und hartes Brot, das Bier war gleichfalls schlecht. Den Kindern war dies freilich einerlei, ihnen schmeckte es und sie aßen für mehrere. Nach dieser armseligen Erfrischung schritten alle in den Wald, sie durchwanderten einige Wege und erreichten eine niedrige Mauer. Durch die Bäume schimmerten Kreuze und Grabsteine.

Sie schritten weiter. Auf der kleinen Ebene droben des Hügels stand ein kleiner einfacher Dorffriedhof. Er breitete sich hier mit all seiner stillen Poesie aus inmitten einer niedrigen, stellenweise morschen, aus breiten Steinen gebildeten Mauer, über welche sich melancholische Weiden und düstere, schwarze Holundersträuche neigten. Zwischen den einfachen Kreuzen ragten aufgeblühte Malvenstöcke empor, einige Sonnenblumen wiegten ihre schweren, goldenen Häupter, als wären sie müde und schläfrig. Ringsumher nur gewöhnliche Blumen: Arundeln, Stiefmütterchen, Nelken im Gewoge von Gänseblümchen, Lavendel und das unvermeidliche bittere Tausendguldenkraut. Ein starker betäubender Duft gieng aus von den Blumen. Die marmornen Kreuze glänzten in der Mittagssonne, als wären sie feucht vom Thau oder von Thränen; im Grase zirpte die Grille und durch die Ritzen der halbgeborstenen Mauer schlüpften Eidechsen. Und ringsum herrschte Stille, die feierliche, fast gespenstige Stille eines sonntäglichen Mittages.

Das Thorgitter des Friedhofes stand weit offen. Unsere Spaziergänger wurden dadurch verlockt, einzutreten. Anfangs lasen sie mechanisch die Aufschriften und Namen, die auf den Kreuzen und Monumenten ersichtlich waren. Bald jedoch lockte sie der dichte Schatten eines einsam stehenden hohen Baumes seitwärts, nahe der Mauer. Hier war es so still, so lieblich, so beruhigend! Der Mann, ohne sich weiter um seine Frau zu kümmern, setzte sich unter den Baum — war's hier doch wunderschön! Er streckte sich im hohen Grase aus und träumte vor sich hin. Der Wagen mit dem Kinde stand an der Mauer. Sein blauer Vorhang war herabgezogen und die Kleine schlief darunter, roth wie eine Rose. Malvine schmeichelte sich mit einem großen Waldblumenstrauß an Frau Irene heran, die, von ihr etwa zehn Schritte weiter entfernt, vor einem offenen, kleinen Grabe stehen blieb. Ein Brett stand darüber und auf dem Brette stand ein einfacher, schwarzer Kindersarg. Nichts mehr.

Gott weiß, was sich plötzlich in der Tiefe dieser stolzen, unruhigen und unzufriedenen Seele zu regen begann. Frau Irene stand vor dem Grabe und ihr schönes Antlitz wandelte sich ins Antlitz der Medusa um. Ihre Hand im langen, gelben Handschuh ballte sich fest um den Griff des modernen Sonnenschirmes und stieß ihn tief und immer tiefer in das Erdreich des Friedhofes. In den Mundwinkeln der schönen Frau zuckte und zitterte es krampfhaft — die schlanke Gestalt erbebte, der junonische Busen wogte stürmisch unter dem mühsam zurückgehaltenen Schluchzen. Länger vermochte sie nicht, sich zu beherrschen. Sie brach in lautes Weinen aus und

„Aber so war's ja nicht gemeint, Irenchen“, beschwichtigte der Gatte, „du weißt ja, dass dies nur Scherz gewesen.“

„Dann war's ein plumper Scherz, mein Lieber, feinfühlige Naturen sind solcher Scherze nicht fähig.“

Einige Augenblicke blieb es wieder still.

„Sieh doch nur“, begann der Mann abermals, „wie Malvinchen sich freut! Solch ein Ausflug ist ein Festtag für Kinder. Wie munter sie hin und her hüpft, und wie der Sinn für die Natur in ihr geweckt wird! Das Kind kennt alle Blumen, die bei uns wachsen, es bringt mich oft mit seinen Fragen in Verlegenheit. Es hat viel Sinn für schöne Aussichten, für weite, ferne Gegenden. Ja, eine Sommerwohnung beziehen können — wie schön das wäre! Da möchten die Kinder erst recht genießen — da dies aber leider unmöglich ist, müssen wir uns wenigstens mit Sonn- und Feiertagen begnügen und diese so gut ausnützen, wie nur möglich.“

„Und sich dabei gründlich langweilen“, widersprach die junge Frau. „Erst müde werden durch Hitze und Weg, dann sich in schlechten Gasthäusern ärgern und endlich den ganzen Tag sich im dünnen Gebüsch langweilen, das man Wald nennt, und in welchem es von Papierfetzen wimmelt, die von einem früheren Sonntage noch herumliegen, und wo fast aus jedem dichteren Strauche entblößte Arme, selbst nackte Füße hervorschauen, Pfui! Lass mich in Ruhe mit deinen Sonntagsausflügen!“

Und energisch schlug sie mit ihrem Sonnenschirme das hohe Gras längs des Waldsteges.

Der Mann zog sich wieder hinter das Schild des Schweigens zurück, aber dadurch brachte er Frau Irene noch mehr in Wuth. Es ließ ihr keine Ruhe und sie fuhr fort, ohne erst den Anlass zu einer weiteren Replik abzuwarten: „Auch bilde dir nicht ein, etwas besonders Gescheites gesagt zu haben, wenn du meinst, dass in Malvinchen der Sinn für Naturschönheiten lebendig wird. Das ist für sie eher ein Unglück. Solche Dinge sind nur für reiche Leute, unsereins sind sie bloß ein Hindernis. Ich bitte dich, was nützt es denn solch einer Ärmsten? Es verursacht ihr nur grenzenloses Leid und doppelte Bitterkeit. Was hab' ich davon, dass ich Gefühl und Sinn für Natur und Kunst besitze? Nur Bitterkeit. Wir können nicht einmal ein kleines Abonnement im Theater bezahlen. Und so ist's mit allem. Der Arme ist am glücklichsten, wenn er dumm ist, für nichts Sinn hat, als für seine Armut. Er fühlt sie nicht so drückend. Was hab ich davon, dass ich andere Häuslichkeiten gesehen, als die unsrige? Nur den Kummer, dass dieselbe nicht auch so wie die anderen geführt werden kann. Wer nicht weiß, dass außer seinen vier nackten Wänden noch etwas anderes existiert, hält diese für ein Paradies und ist glücklich. Ich will gar nicht, dass Malvine irgend welche Anlagen, sei es zu was immer, besitze, es wäre nur ihr Unglück!“

Diesmal konnte sich der Mann nicht mehr zurückhalten.

„Wie herb und ungerecht du bist, Irene! Was willst du? Es geht uns ja nicht am schlimmsten und Gott gibt, dass es noch besser wird. Endlich muss ich doch vorrücken, warte nur bis Neujahr, du wirst es sehen. Denke doch an die vielen Tausend, welche weniger haben als wir und doch zufrieden sind. Alles kann nicht mit einemmale werden. Ich weiß, deine Verbitterung ist nicht unbegründet, aber ich bin doch auch nicht schuld, du siehst ja, wie ich mich bemühe, dir das Leben angenehm zu gestalten.“

„Durch den heutigen Ausflug zum Beispiel?“ erwiderte Irene höhnisch.

„Nein“, sagte ihr Gatte ernst, „dadurch nicht, aber durch meine unendliche Geduld, Irene. Und noch etwas muss ich dir sagen. Bist du gegen mich ungerecht — gut — das ertrage ich, ich lernte mich im Laufe der Jahre daran gewöhnen. Vielleicht befieng uns doch eine Täuschung, als wir einander heirateten. Das ist

„Die Turnkunst soll die verloren gegangene Gleichmäßigkeit der menschlichen Bildung wiederherstellen, der bloß einseitigen Vergeistigung die wahre Leibhaftigkeit zuordnen, der Überfeinerung in der wiedergewonnenen Männlichkeit das nothwendige Gegengewicht geben und im jugendlichen Zusammenleben den ganzen Menschen umfassen und ergreifen. Solange der Mensch noch hienieden einen Leib hat und zu seinem irdischen Dasein auch ein leibliches Leben bedarf, was ohne Kraft und Stärke, ohne Dauerbarkeit und Nachhaltigkeit, ohne Gewandtheit und Anstelligkeit zum nichtigen Schatten versiegt, wird die Turnkunst einen Haupttheil der menschlichen Ausbildung einnehmen müssen."

Ihm schwebt also das Ideal harmonischer Menschlichkeit vor, dem die hellenische Gymnastik gedient hatte. Eine menschliche Angelegenheit ist für Jahn die Turnkunst; sie gehört überall hin, für alle selbständigen Völker, für freie Leute. Aber bei all diesen classischen Reminiscenzen trachtete er ganz und gar nicht nach einer Reconstruction der alten Gymnastik; wie seine eigene Bildung fast ausschließlich in vaterländischen Elementen wurzelte, Gymnasium und Universität nur geringen Einfluss darauf geübt hatten, so blieb ihm auch das Einzelne der alten Gymnastik ganz fremd. Die Turnkunst, sagt er, ist immer zeit- und volkgemäß zu treiben, nach den Bedürfnissen von Himmel, Boden, Land und Volk; in ihrer besonderen Gestalt und Ausübung ist sie recht eigentlich ein vaterländisches Werk und volksthümliches Wesen.

Aus Jahns Anschauungen und Forderungen ergaben sich Turnplätze, die den Schulen in großer Selbständigkeit zur Seite traten. Mit vollem Rechte verwahrte sich Jahn später gegen die Auffassung und Behandlung des Turnens ausschließlich als Erziehungsmittel für die schulbesuchende Jugend und betonte seinen selbständigen Wert als Erziehungsmittel für Erwachsene.

Die Einordnung also in den Schulunterricht, wie sie die Unterrichtsbehörden eine Zeit lang im Auge hatten, die Trennung nach den einzelnen Schulen musste ihm als Zerstörung des echten Turnens erscheinen. Wie er schon im Volksthum gegen die kastenmäßige Absonderung der Jugend durch die verschiedenen Schulen sich ausgesprochen hatte, so sollte gerade das Turnen dem entgegen wirken. Auch die gleichmäßige Turntracht sollte den Unterschied der Stände zurücktreten lassen; würden Zeuge aus ausländischen Stoffen geduldet, sagt er in der Turnkunst, so müssten sich die Übungen gar bald in Übungen für Reiche, Vermögende, Bemittelte, Wohlhabende, Unbemittelte, Dürftige und Arme theilen. Eine grauleinene Jacke und ebensolche Beinkleider könne sich jeder anschaffen.

Jahn bezeichnete als die Seele des Turnens das Volksleben; und dieses gedeihe nur in Öffentlichkeit, Luft und Licht. In einem andern Schriftstück betonte er auch die Gesichtspunkte die noch heute die Wissenschaft der Hygieine, der rationellen Gesundheitspflege, als die unerläslichen Bedingungen festhalten muss, denen gegenüber alle speciellen Vorschriften für das Turnen in den Schulen als leerer Formalismus erscheinen. ‚Zum Turnplatz gehört vor allen Dingen freie und frische L a n d l u f t. Ein Turnfleck innerhalb der Stadt wird nimmermehr ein wahrer Turnplatz, wie ihn die Jugend braucht.' So spricht Jahn dann auch in der Turnkunst von dem Fall, dass für eine einzelne Schule ein naheliegender Platz zum Turnen nöthig sein würde. Aber er zieht vor und fordert, dass der Platz ohne ängstliche Rücksicht auf Entfernung nach der Brauchbarkeit gewählt werde; ein Gang bis zu einer Stunde sei unter Umständen schon eine wichtige Übung; der Platz soll, wo nur möglich, in oder am Walde liegen, um vor Wind geschützt zu sein; er soll auch hoch liegen der reineren und freieren Luft wegen und soll auch selbst mit Bäumen besetzt sein, zum Schutze gegen Sonne und Wind und auch zur Anbringung von Kletterzeug. Das Turnen sollte eben mit einem Wort der städtischen Jugend die Vorzüge des Landlebens einigermaßen ersetzen.

flüsterte schwerathmend die Worte: „Mein Gott — meine Kinder — so um seine Kinder zu kommen — nein, nein, das lässest du nicht zu, mein Gott, das lässest du nicht zu!“

Und die stolze Gestalt neigte sich zur verwunderten Malvine, die sich gerade neben dem Sarge niedersetzen wollte, um Blumen zu winden, die hochmüthigen Lippen begannen das blasse Antlitz und das goldene Haar des Kindes zu liebkosen. Dann schritt die Frau langsam, das Kind nachziehend, zu ihrem Gatten, hin, der im Grase lag und apathisch in den endlosen Azur des Himmels schaute. Sie setzte sich neben ihn — leise, langsam, ihn nicht plötzlich zu stören und dadurch unwillig zu machen, ergriff sie seine Hand, benetzte sie mit heißen Thränen und ihre Lippen, vielleicht zum erstenmale, flüsterten in tiefem, aufrichtigem Gefühle das himmlische Wort: „Verzeihung.“

Frisch, froh, fromm, frei,

es lebe die Turnerei!

Vater Jahn hat bekanntlich das Turnen aufgebracht. Weil Jahn nun aber ein Preuße war, weil er im deutschen Studentenwesen eine wichtige patriotische Rolle gespielt hat, weil er ein Feind des Frackes und der Fremdwörter und aller Fremdelei gewesen, weil er das deutsche Volksthum auf das Wesentlichste gefördert und in Lützows wilder verwegener Jagd gegen die Franzosen gekämpft hat — so ist sein Turnen der Inbegriff des freien männlichen Deutschthums geworden. Er wird es wohl so gemeint haben. Und so ist die an und für sich harmlose, nur der Erziehung und körperlichen Ausbildung dienende Turnerei bei den Gegnern des Deutschthums und der Freiheit missliebig geworden. Missliebig nicht allein in nicht deutschen Staaten, bei Tyrannen und Ultramontanen, missliebig auch in Deutschland, in Preußen, denn auch dort war einmal, und es ist noch nicht so lange her, eine Zeit, da man vor Deutschthum und Freiheit gezittert hat wie Espenlaub. Freiwillig ist auch dort das Deutschthum nicht gestattet worden und was gestattet wurde, das hatte man gelegentlich wieder zurückgenommen und den Turnvater Jahn in den Arrest gesteckt! Das Wichtigste ist einer Dynastie ihr Königthum, und diesem sind zu allen Zeiten alle Opfer gebracht worden.

Was die Turnerei anbelangt, so hat es sich gezeigt, dass sie nicht nothwendig der Ausdruck des deutschen Gedankens sein muss, obschon sie es bei uns war und ist, dass man auch in Frankreich und in England und in Russland turnt, dass die Turnerei, besonders in den Städten, ein unumgängliches Mittel zur Erziehung und körperlichen Ausbildung, sowie zur Erhaltung männlicher Kraft geworden ist, die mit dem Nationalismus nichts zu schaffen haben muss. Wenn der Städter reitet und turnt und Touristik treibt, so ist das nach meiner Meinung nicht Sport; Sport ist Luxus, die körperliche Übung aber ist dem verweichlichten Stadtmenschen so nöthig wie das tägliche Brot. Sonst müsste er körperlich ganz degenerieren und sich so sehr vergeistigen, dass er vor lauter Geist schier dumm würde. Es gibt auch gelehrte Cretins.

Der Turnvater Jahn*) hat nie ein Hehl daraus gemacht, dass ihm die Turnerei Verkörperung des freien deutschen Gedankens sei. Welchen Wert er aber auch auf ihre praktische Wesenheit legte, das deutet er selbst an in seiner deutschen Turnkunst. Dort heißt es unter anderem:

*) Jahn. Von Franz Guntram Schultheiß, als 7. Band der „Geisteshelden“, herausgegeben von Anton Bettelheim. Berlin. Ernst Hofmann. 1894.

Selbsterkenntnis.

Nach Selbsterkenntnis trachten
Bald mehr wir und bald minder,
Und wer sie kann verachten,
An dem ist nichts dahinter.

* * *

Vor einer Bücherei.

In mächtiger Schränke Verwahrung
Strotzt treffliche geistige Nahrung;
Du birgst für uns Altes wie Neu'stes
Proviantmagazine des Geistes!

* * *

Gewisse Leute.

Nicht allzu dumm, nicht allzu klug,
So ist man vielen gut genug;
Doch nehmen sie dir nichts so krumm,
Als wenn recht klug du — sie recht dumm.

Eine Lection für das deutsche Lesepublicum.

Aus einem Briefwechsel zwischen der Frau Commerzienräthin S. in Berlin und dem Dichter W. Jordan in Frankfurt, den die österr.-ungar. Buchhändler-Correspondenz abdruckt und den wir nachstehend wiedergeben, ersehen wir nicht nur die Kauflust im Publicum, wenn es sich um Bücher handelt. Das Beispiel steht leider nicht vereinzelt, auch wir könnten deren manche erbringen. Die Antwort Jordans hält besonders dem deutschen Publicum einen Spiegel vor, wie er köstlicher kaum gedacht werden kann. Die Frau Commerzienräthin schreibt:

Geehrter Herr Doctor!

Da ich gestern in der Soirée bei Sr. Excellenz *** das Vergnügen hatte, Ihre Bekanntschaft zu machen, darf ich es wohl wagen, Sie um eine kleine Gefälligkeit zu bitten.

Wir beabsichtigen in unserem ästhetischen Kränzchen, das nächsten Samstag bei mir stattfindet, Ihr Lustspiel „Die Liebesleugner" mit vertheilten Rollen zu lesen. Meiner Cousine, der Gemahlin des Bankiers Lastgold, hat Herr Dr. ***, der ihr literarische Stunden gibt, sein Recensionsexemplar zur Verfügung gestellt und ich habe mir ein zweites aus der Winkelhof'schen Leihbibliothek kommen lassen. Da jedoch in mehreren Scenen mehr als zwei Personen auftreten, so hätten wir gern noch ein drittes und womöglich viertes Exemplar. Sie, als Verfasser, verfügen gewiss über beliebig viele. So bitte ich Sie hiermit freundlichst, mir einige davon auf ein paar Tage leihen zu wollen.

Indem ich mich zugleich beehre, Sie zu meinen Samstagabenden auf die Dauer Ihrer Anwesenheit in unserer Stadt ein- für allemal einzuladen, bin ich u. s. w.

Ihre

Agnes S.

Antwort Wilhelm Jordans.

Eine Reihe von Soiréen, geehrte Frau Commerzienräthin, hat mir Gelegenheit gegeben, den feinen Geschmack und Sinn für Harmonie zu bewundern, den Sie beweisen in Ihrer jedesmal funkelneuen Toilette. Diesem Ihrem Talent muss ich die Lösung der Aufgabe überlassen: in gewiss gleich gewähltem und reichem Anzuge um die schwer silberne Theemaschine zu sitzen und, aus vergoldeten Tassen trinkend, sich gleichwohl behaglich und in Ihren ästhetischen Neigungen unbeleidigt zu fühlen, indem

Auch hier beweist Jahn den scharfen Blick für das Wichtige und Praktische; auf ihn zurückgehen wäre heute noch in der Hauptsache geradezu ein Fortschreiten, wenn schon die Späteren die Methodik des Turnens vielfach besser ausgebildet haben mögen.

Als Ausbildung und Übung der Kraft beim Einzelnen ist die Turnerei nichts als ein Erziehungs- und Gesundheitsmittel. Als Ausbildung der Kameradschaftlichkeit, der systematischen gemeinsamen nationalen Kraftleistung kommt sie zur politischen Bedeutung, die gefürchtet ist. Diese politische Bedeutung ist nicht hoch genug zu schätzen und ohne Grund wird sie gefürchtet, solange des Turners Wahlspruch „Frisch, froh, fromm, frei!“ heißt. Wer sie trotzdem fürchtet, der wird wissen warum.

Im Volke liegt zwar die Mehrheit, nicht aber die Kraft, solange es nicht seine Einheit kennt, solange es nicht weiß, was es im Zusammenhalten und gemeinsamer, zweckmäßiger Kraftentfaltung vermag. Die Tyrannen haben es verstanden, aus dem Volke diese ungeheuere Kraft zu ziehen und zu schulen und im Militarismus sie ihnen botmäßig zu machen. Warum soll das Volk sich nicht auch selbst ausnützen zum Schutze seiner Freiheit und seiner Rechte? Gibt es nun nationale Güter zu erringen, zu vertheidigen, oder sociale, oder ethische, immer wird es gut sein, wenn das Volk im Bewusstsein seiner selbständigen Kraft ist und wenn auch — andere daran glauben müssen.

R.

Lose Sachen.

Von Adolf Frankl.

Einst und jetzt.

Einst sangen die Dichter vom Weine voll Glut,
War die Flasche auch leer;
Jetzt *preisen* sie minder das Rebenblut,
Doch sie *trinken* es mehr.

* * *

Ungereimt.

Herr Schmieran spricht von „*Reingewinn*“,
Das macht so manchen stutzig,
Wie kann nur *rein* sein der *Gewinn*,
Wenn das Geschäft so *schmutzig*?

* * *

Abhilfe.

Es hörte Klecks erschrocken,
Sein Büchlein sei *zu trocken*.
Nun hat er es „verbessert“
Und ziemlich stark — *verwässert*.

* * *

Darum.

Viel schreiben jetzt allerwärts
In dieser schreibseligen Zeit,
Nicht weil es der *Kopf*, weil's das *Herz*,
Nein, weil es der *Magen* gebeut!

* * *

„Treu wie Gold.“

Dies Sprichwort sollt'
Man streichen füglich;
Nichts ist wie Gold
Jetzt so betrüglich!

* * *

Höchste Trauer.

Herrn Pippers Trauer ist nicht klein,
Seit seine Frau ins Jenseits fort;
Er trinkt jetzt nichts als *schwarzen Wein*
Und seine Stimme ist — *umflort*!

* * *

Kritiker und Dichter.

K. Den „Sachen“ fehlt die Feile,
Auch sollten sie viel *kürzer* sein!

D. Viel kürzer? Freund, was fällt dir ein!
Man *zahlt* mich ja — *per Zeile*!

* * *

Zu späte Einsicht.

Herr Nippe gieng einst eine Ehe ein
Mit „Hangen und mit Bangen;“
Nun sieht er, ach, zu seinem Wehe ein,
Dass er ist — eingegangen.

* * *

zwölf Zimmern und Sälen zu bewohnen, wie Sie, sechs Pferde und drei Bediente zu halten, wie Sie, und dennoch geliehene Bücher, wohl gar aus der Leihbibliothek zu lesen, das würde in England für höchst unanständig gelten.

Trotz alledem aber, verehrteste Commerzienräthin, bin ich gerne bereit, Ihnen etliche Exemplare des gewünschten Lustspiels zu leihen, wenn Sie mir eine genau entsprechende Gegengefälligkeit leisten wollen.

Man versichert, dass Sie Ihrem Herrn Gemahl als Mitgift einen stattlichen Folioband in Maroquin zugebracht haben, dessen Inhalt sehr schätzenswert sei, wenn auch zum Lesen nicht besonders unterhaltend; denn er bestehe aus lauter Staatsschuldscheinen. Ich bitte Sie, mir denselben nur auf einige Stunden zu leihen. Sie sollen ihn pünktlich nach Ablauf dieser Frist wiedererhalten; denn ich will weiter nichts, als die Zinscoupons für mich herausschneiden. Ihr Jordan.

Da Hadara.

In oberösterreichischer Mundart von Franz Stelzhamer.*)

Da Hadara bin i
Und wirs a gwiss bleibn,
Bis s' mi bsögnan und 's Amen
Afs Taodtenkreutz schreibn.

As is a kain Wunda
Nöt, dass is bi worn.
Mi had schan mein Mueder
In Hadern geborn;

Waiß's Gott, was s' had z' thain
Ghabt just ünta da Stiegn! —
Und an wieglaten Holzbock
Han i ghabt statt da Wiegn.

Quickquauk — had da Holzbock
G'schrien, kwaqua — da Bue,
Und mein Ahndl hat kriefelt:
Schließ d' Äugerlein zue! —

Wie ri greßa bi worn,
Ham s' mas Höserl anglait,
Und hams statt da Holstan
Gschwind anghöft in d' Pfaid,

Als a zrissena Bue
Hai a d' Büechln nöt g'acht,
Han an Döckl voschmiert
Und aft Öslaohrn gmacht.

Und von ganzen A, B, C
Han i nix glernt, als — 's i,
Und kann nix bustabiern,
Als — S-i-e: Sie.

Aft bin i in Dienst
Und hans Fuhweri triebn,
Da bin i schier ollweil
In Kaoth hänga bliebn.

Han i gschrien: Schimmel hi!
Und han glaubt, dass's gen gang;
Hand ma d' Radl aglassn
Oder agrissen d' Strang.

Wann i drisch, bricht ma d' Drischl
Und d' Sengs', wann i mah —
Ja, i kann nix helfen,
As will hald nöt sa!

Wann i zäun und wai mein,
I hans nu so guet gmacht;
So fallt da ganz Teufel
Wiedar um bo da Nacht.

In Feirtan thui rauka,
Weis an ieda Bue thuet,
Awa just wann mi zimmt:
Ha, iezt gehts gen recht guet,

Föllt ma d' Pfeifen von Rehrl
Oda bricht ma da Biss,
Und aft bandl i halt um,
Hinst's mar ausgloschn is.

Und aft mueß i beiten,
Bis i Öbban bogögn;
Denn i mit man Zoig,
Bring kain Ganl nöt z' wögn.

's Eisschoißen freut mi
Und kanns a hübsch guet,
Voraus iebl an Eicht,
Wanns mas extra gern thuet.

Afa grad. wai was fürnimm,
Dai Ollsand voziel —
Kräudelfuterigan!
Föllt mas Daila von Stiel,

*) Stelzhamers „Ausgewählte Dichtungen". Herausgegeben von P. Rosegger. (Wien. A. Hartleben.)

Sie die geistige Kost zu sich nehmen aus Gefäßen von minder sauberer Beschaffenheit. Ich vermuthe, dass Sie Teller mit Sprüngen oder mit den Spuren der Mahlzeit eines andern auf Ihrer Tafel nicht dulden würden. Wenn Ihnen gleichwohl die Rothstiftkreuze und Abdruckszeichen in einem zerlesenen Recensionsexemplar minder störend sind, oder wenn die nämlichen zarten Hände, die wenigstens drei Paar neue Glacéhandschuhe à 1 Thlr. wöchentlich verbrauchen, nicht zurückzucken vor der Berührung der Bücher aus der Winkelhof'schen Leihbibliothek, obgleich deren Deckel glasiert zu sein pflegen mit dem Fettglanz einer Metzgerschulter, — so ist das Ihre Sache, und ich muss mich begnügen, mit einiger Verwunderung über diese bemerkenswerte Umpanzerung Ihres Feinsinnes mit einer dem Ekel undurchdringlichen Hornhaut.

Nicht versäumen aber darf ich diesen Anlass, Ihnen Ihre Bitte in einer Beleuchtung zu zeigen, die ohne Zweifel Ihnen selbst sehr unerwartet sein wird.

Sie und Ihre Gesellschaft wünschen mein Lustspiel zu lesen. Dieser Wunsch, Frau Commerzienräthin, ist ein Erzeugnis meines Capitals und meiner Arbeit. Um ihn erregen zu können, bedurfte ich meines Erbtheils von Vater und Mutter, des poetischen Talents, der Sprachgewandtheit, der Übung im Versemachen und einer Summe von Kenntnissen und Fertigkeiten, die weder umsonst, noch ohne vieljährige Anstrengung zu erwerben sind. Mit diesem Betriebscapital habe ich dann wochenlang am Schreibtisch sitzen, hierauf die Darstellung meines Stückes betreiben, die Proben leiten, die Rollen mit den Schauspielern einstudieren müssen. Das Stück hat Beifall gefunden und dadurch das Publicum begierig gemacht, es auch zu lesen. So hat es neben seinem Bühnenwert auch einen Buchwert erlangt. Die Nachfrage des Publicums, von der die Ihrige einen Theil ausmacht, ist fällig gewordene Rente meines Capitals, ist realisierbarer Verkaufswert der von mir producierten Ware. Diese Rente nun hab' ich für eine gewisse Zeit, von dieser Ware einen gewissen Vorrath an Herrn Sauerländer in Frankfurt verkauft.

Es ist also ein irrthümlicher Ausdruck, wenn Sie mich ersuchen, Ihnen das Stück zu leihen. Was Sie mir wiedergeben, das wäre nur die Schale einer gegessenen Auster; nämlich bedrucktes Papier, das die Eigenschaft verloren hätte, anderthalb Gulden aus Ihrer Casse in diejenige meines Herrn Verlegers führen zu können. Dem letzteren sind Sie durch das Factum Ihrer Leselust den Ladenpreis schuldig geworden, zwar nicht nach dem Handelsgesetz, wohl aber nach einem höheren, das auf Ihrer gesellschaftlichen Stufe mindestens ebenso bindend sein sollte: nach dem Gesetze des Anstandes.

Es gibt Leute, denen es niemand übel nimmt, wenn sie dem Aufsteigen eines Luftballons oder einer Kunstreitergesellschaft von außerhalb der Planken gratis zuschauen, andere, für die der dritte oder zweite, andere endlich, für die nur der erste Platz schicklich ist. So gibt es denn auch große Classen, die sich mit Büchern gegenseitig aushelfen oder in die Leihbibliothek schicken müssen. Aber stellen Sie sich Ihren Gemahl, den Herrn Commerzienrath, vor, die schwere Goldkette seines Chronometers zur Schau tragend, auf der mit feinstem Piqué und Buckskin bekleideten Vorwölbung seiner wohlgenährten Gestalt, und dennoch, umgeben von zerlumpter Straßenjugend, vom Ast eines Baumes aus seine Schaulust am Pferderennen befriedigend.

Sie und Hunderte Ihres Standes verschmähen es nicht, eine ähnliche Situation einzunehmen gegenüber dem am wenigsten beschützten, unbewachbarsten Eigenthum, dem des Schriftstellers — offenbar ahnungslos und weil Sie noch niemals überlegt haben, worin dies Eigenthum bestehe.

Sie sowohl als Ihr Herr Gemahl sind ja warme Bewunderer Englands und englischer Sitten. Wohlan denn, seien Sie englisch auch in Ihrem Verhalten zur Literatur. In England hat niemand Anspruch auf den Namen eines Gentleman, der nicht eine Bibliothek besitzt im Verhältnis zu seinem Vermögen. Eine Flucht von

Aus Zeit und Ewigkeit. Ein Liederbuch von Ferdinand Bromer. (Leipzig. Verlag von C. G. Naumann.)

Das nett ausgestattete Büchlein birgt recht angenehm zu lesende Gedichtchen lyrischen Inhaltes. Dass sie gemüthvollen, reservierten Gehaltes sind, dafür bürgt die Widmung: „Meiner Braut.“ Arnim.

Eine neue Serie der wohlbekannten „**Bibliothek der Gesammt-Literatur**“, (Verlag von Otto Hendel, Halle a. S.), ist vor kurzem erschienen.

Das interessanteste der drei in ihr enthaltenen Werke ist jedenfalls die Belagerung von Paris von Franzisque Sarcey. Der bekannte geistvolle Kritiker tritt hier als Schilderer stürmisch bewegter Zeit auf und zeigt sich dabei als ein Mann von scharfer Beobachtungsgabe und nicht geringer Objectivität. Es ist von hohem Interesse, die Tage von Deutschlands größten Triumphen von einem Manne schildern zu hören, der zu unseren Gegnern gehörte, und unter unseren Erfolgen mit zu leiden hatte, der aber trotz des aufrichtigen Schmerzes über das Unglück seines Vaterlandes völlig vorurtheillos bleibt gegenüber den Fehlern und Schwächen seiner Landsleute. — Neben Sarcey finden wir in der Serie noch Charles Dickens vertreten mit seinem Meisterwerke Lebensgeschichte und Erfahrungen David Copperfields des Jüngeren und einen der ersten Vertreter der romantischen Richtung in Scandinavien, Henrik Hertz, mit dem Drama: König Renés Tochter. Beide Werke sind bekannt und geschätzt genug, als dass sie einer weiteren Empfehlung bedürften. V.

Von meinem Lebensweg. Lieder und Übersetzungen von Heinrich Dieter. (Salzburg. Verlag von Heinrich Dieter. 1894.)

Es ist ein wohlthuendes Gefühl, das wir empfinden, wenn wir diese Lieder lesen; die Wärme des Dichters geht auf uns über und die Stimmung, die fast überall nur Ruhe und Frieden athmet, überkommt auch uns. Wollten wir ein Bild gebrauchen, so möchten wir sagen: Wir haben keine Alpenlandschaft vor uns mit himmelhohen Gletschern, düsteren Wäldern und Felsen und rauschenden Wasserfällen, über die etwa noch ein stürmisches Gewitter hinbraust, sondern einen freundlichen Garten mit lieblichen Blumen, deren Duft wir gerne einathmen und die uns durch ihre Farbe und Form erfreuen. In allen Liedern spricht sich ein tiefes Gemüth aus, welches mit Liebe die ganze Welt umfängt, ein ideales Wesen, welches sich über das Niedrige emporhebt. S. Z.

Die Reform der Ehe. Von Th. Bortmann. (Zürich. Verlagsmagazin. 1894.)

Ein so lächerlich verworrenes Schriftchen, dass es ganz unmöglich wäre, dasselbe ernst zu nehmen. Es scheint aus den rohesten, aller Gesittung baren Kreisen zu stammen, wo man von der Bedeutung der Ehe unter verständigen Menschen keine Ahnung hat. K.

Fürst Bismarck und die Frauen. Von Dr. Adolf Kohut.

Das Buch enthält nur Wahrheit und fußt auf den zuverlässigsten, zum Theil ganz neuen Quellen. Über die Reichhaltigkeit der Schrift orientiert das Inhaltsverzeichnis: Die Frauen des Bismarck'schen Hauses; Bismarck und einige fürstliche Frauen seiner Zeit; Bismarck und die Damen-Diplomatie; Die im Bismarck'schen Hause verkehrenden Damen; Die Damen auf den parlamentarischen Diners und Soireen Bismarcks; Bismarck und die Französinnen; Fürstin Caroline von Reuß und eine elsässer Baronin; Bismarck und Pauline Lucca; Bismarck und die Portraitmalerin Vilma Parlaghy; Bismarcks Urtheile über Frauen und Ehe; Die Huldigung der Frauen. V.

Das gesunde, behagliche und billige Wohnen. Von Lothar Abel. Mit 79 Abbildungen. (Wien. Hartleben.)

Nachdem sich jetzt überall und in allen Gesellschaftsclassen ein gewaltiges Streben regt, die Gesundheitsverhältnisse und Lebenszustände im allgemeinen zu bessern, so erscheint ein Buch, welches dieses Streben inbezug auf unsere Wohnung zu fördern sucht, gewiss heute vollkommen berechtigt, und man dürfte aus den Abhandlungen über diesen Gegenstand ersehen, welch große Rolle die verschiedenen Bedürfnisse, Sitten, Gewohnheiten und selbst die gesellschaftliche Stellung bei der Einrichtung der Wohnhäuser spielen. Im Norden Deutschlands, in Belgien, Holland und England wünscht der Städter nur ein Haus allein mit seiner Familie zu bewohnen und man würde es dort als große Calamität empfinden, mit anderen Familien zusammen ein Haus zu theilen, während man dies doch bei uns gerade auch immer nicht als eine ganz besondere Unannehmlichkeit ansieht. Dass die häuslichen, besonders die hauswirtschaftlichen Zustände, nicht bloß bei den wohlhabenden, sondern auch bei den ärmeren Classen der Bevölkerung in einem nur von einer Familie bewohnten Hause viel gesünder und behaglicher sind, als in großen Zinshäusern, kann man nicht leugnen; aber einer Beseitigung der vielen Übelstände aller dieser Gebäude werden sich gerade bei uns bedeutende Schwierigkeiten in den Weg stellen; einerseits will die Gewohnheit und andererseits das „Zinserträgnis“ nicht so leicht umgangen werden. Einer Bauspeculation wird man es daher gewiss nicht zumuthen wollen, den

Plabatzt furt und bleibt liegn
Schier go mitt in da Bahn,
Dass dar Ain auf baid Seiten
Schen fürmaßeln kann.

Hai mar 'n aften vozwickt
Und schoiß wieda nah Gwing;
Pölzt mi Aina frisch affi
Und — krax! bricht ma Ring.

Aft mitt in da Schanz
Haißts: Geh, pack di davan!
Ja, as zimmt di nöt aners,
A Hex had mas than!

Und a so is's in Olln,
Was i anhöb und thue,
Und i fürucht, wai stirib,
Bringts d' Truha nöt zue.

Dö Truha nöt zue,
Und dö Taodengrue nöt af,
Und da Mößna wird irr,
Und d' Leut lochan aft brav.

Und steht enk das Gsangl
A nöt recht zun Gsicht,
So müefsts enk hald denka,
Da Hadra hads dicht't.

Bücher.

In der Geisterstunde und andere Spukgeschichten von Paul Heyse. (Berlin. Wilhelm Gertz. 1894.)

Saß eine Gesellschaft zusammen um Mitternacht, um sich Spuk- und Gespenstergeschichten zu erzählen und ihre Gedanken und Erfahrungen darüber zu äußern, ob Verstorbene unter Umständen die Macht haben, sich bei den Hinterbliebenen anzumelden und auf Erden noch irgend eine Mission zu erfüllen. Diese Unterhaltung theilt uns der berühmte Novellist nun in seinem neuen Buche mit, stets mit zarter ästhetischer Hand kunstvoll fügend. Die sechs Erzählungen sind gar ergötzlich und theils auch schauerlich zu lesen und bieten besonders in Sachen des Spiritismus der Anregung in Hülle und Fülle.

M.

Berliner Skizzen. Neue Vorstadtgeschichten von Heinrich Seidel. (Leipzig. A. G. Liebeskind. 1894.)

Da unten im flachen Norden lebt einer, der ist ganz anders als die anderen von heute. Ein Schriftsteller, der die Welt so schildert, dass sie uns fast gefällt. Wir haben in diesen Blättern schon mehrmals auf den warmherzigen Poeten Heinrich Seidel hingewiesen, einer der wenigen vornehmen und liebenswürdigen Humoristen, wie deren nicht mehr viele wachsen. In die Reihe von Adalbert Stifter, Paul Heyse, Theodor Storm könnte Heinrich Seidel etwa eingereiht werden, doch steht er auf festerer Erdscholle als die beiden ersteren und ist lebensmunterer als der letztere. Das neue Buch Seidels: „Berliner Skizzen“ steht den früheren Schriften dieses zu wenig gewürdigten Erzählers nicht nach und ist's ein Vergnügen, es zu lesen.

M.

Mystische Rosen. Von Michael Maria Rabenlechner. (Würzburg. Leo Woerl. 1893.)

Gläubige Marienminne in unseren Tagen ist etwas so Unerhörtes, als ein Maiblümlein im Spätherbste. Und doch gäbe es für poetische Gemüther keinen schöneren Stoff, als den Liebfrauen-Cultus, der auch im Mittelalter so edle Blüten hervorgebracht hat. Aber es ist ja eine andere Zeit. Das vorliegende Büchlein, mit überaus lieblichen Vignetten von Patritz Meidler geschmückt, besingt das Leben, die Schmerzen und den Triumph Mariens. Ein zwar unbeholfener, doch recht inniger Sang, den der Verfasser der Himmlischen aufopfert:

„Lass ihn dringen in die Hütten,
Wo zu dir die Minne blüht,
Wo vor deinem duftigen Bildnis
Goldenhell ein Flämmchen glüht.“

M.

Gedichte von Friedrich Adler. (Berlin. Verlag von F. Fontane u. Co.)

In hübscher Ausstattung bringt das Buch ansprechende Uebersetzungen aus dem Italienischen, Englischen, Spanischen, Czechischen und Neugriechischen, sowie Stimmungs- und Gelegenheitsdichtungen, die in Form und Inhalt dem begabten Dichter das beste Zeugnis ausstellen.

Armin.

Lindenblüten. Gedichte von Rudolph Braune. (Frankenhausen. Im Selbstverlage.)

Eine hübsche Sammlung von Gedichten verschiedenen Inhaltes. Leichte, anmuthige Sprache ohne Überschwenglichkeit gibt dem Dichter beste Hoffnung, daß der Wunsch im Vorworte „es möchten seine Lieder Freunde finden“, sich erfüllen wird.

Armin.

Heimgarten

11. Heft. August 1894. 18. Jahrg.

Aufs Thürnl.

Eine Hochlandsgeschichte von Rosegger.

Das war beim Bamer-Lusl im oberen Wasserthal. Eine Hütte mit paar Äckerlein und Wieslein für etliche Ziegen, was man in Steiermark so eine „Keischen" nennt. Der Mann gieng in die Holzarbeit des angrenzenden Herrschaftswaldes, das Weib und der Bub besorgten daheim das Gütel. Im Keller hatten sie zeitweilig ein Weinfässlein laufen, für Holzknechte, Jäger und Wurzner, deren an Sonntagen und auch Werktagsabenden in der Stube so herumsaßen. Auch ein Tabaksschildadler prangte über der Thüre, der war aber nicht mehr wahr und im Wandkästlein standen etliche Brantweingläser, die waren auch nicht mehr wahr. Der alte Lusl hatte so seine „Mucken" und seitdem sein genäschiger Friedl so weit heranwuchs, dass er den Schnapsplutzer und das Tabaktrühel an der Wand erreichen konnte, ohne sich erst auf die Zehen stellen zu müssen, führte der Alte die Sachen nicht mehr. Wenn der Bub schon so etwas im Munde haben wolle, meinte der Lusl, so solle er sich eine Ziegen-

Anstoß zur Abhilfe dieser schlechten Gewohnheiten zu geben. Was wir aber in größeren Städten jahraus jahrein für den gewiss zweifelhaften Genuss, in einer unpraktischen Wohnung mit vielen Parteien in einem Zinshause zu wohnen, an Miete zahlen müssen, würde in den meisten Fällen zur Amortisation des Erwerbpreises eines eigenen Heims hinreichen. Ohne übermäßige Opfer könnte man sich auf diese Weise sehr leicht den Segen eines eigenen, allen Bedürfnissen der Familie entsprechenden Hauses verschaffen. Das Einfamilienhaus wird uns sicher aber auch über die Schwierigkeiten in der hauswirtschaftlichen und Dienstbotennoth hinaushelfen, und soll den Zielpunkt aller Sorgen und Erwägungen bilden, womit dann die acute Wohnungsfrage ein für allemal leicht gelöst werden könnte. Ein Buch, welches solche Gesichtspunkte für das Wohlleben der Menschheit behandelt, kann daher nur jedermann empfohlen werden. V.

Donaufahrt. Zwei Bände. (Im Anhang Constantinopel.) Von A. v. Schweiger-Lerchenfeld. (Wien. Hartleben.)

Der erste Band umfasst die Strecke Passau—Budapest, der zweite jene zwischen Budapest und Sulina. Zwei Capitel des zweiten Bandes sind der Strecke Rustschuk—Varna—Constantinopel und letzterem selbst gewidmet. Von dem Texte abgesehen, befriedigt nicht minder das reiche Bilderwerk, welches die Bände ziert. V.

Büchereinlauf.

Culturgeschichte des Mittelalters. Von Dr. G. Grupp. Erster Band mit achtundzwanzig Abbildungen. (Stuttgart. Jos. Roth. 1894.)

Die Starken und die Schwachen und andere Novellen von Emil Marriot. (Berlin. Freund & Jeckel. 1894.)

Mein Leben. Selbstbiographie, Tagebuchblätter und Briefe von Franz Nissel. Aus dem Nachlasse herausgegeben von seiner Schwester Caroline Nissel. Mit dem Bildnis des Dichters. (Stuttgart. J. G. Cotta'sche Verlagshandlung. 1894.)

Der Zug vom Lande und die sociale Revolution. Von Heinrich Sohnrey. (Leipzig. Reinhold Werther. 1894.)

Verschworen und verloren. Eine Volkserzählung aus dem südhannoverschen Berglande von Heinrich Sohnrey. (Leipzig. Reinhold Werther. 1894.)

Bilderbuch zu den heiligen zehn Geboten. Zehn Erzählungen von L. Thiele und R. Zarnack. (Leipzig. Reinhold Werther. 1894).

Phantasiestück. Novellen von Friedrich Hasslwander. (Dresden. E. Pierson. 1894.)

Postkarten des „Heimgarten".

A. P., Wien: Ihr Schreiben an mich in der „Ostdeutschen Rundschau" vom 22. Mai athmet ein Wohlwollen, das mich wahrscheinlich für einen leidlichen Deutschen gelten läßt, auch wenn ich bekenne, dass Richard Wagners Musik mir in den Ohren weh thut, und wenn ich das Recht erbitte, solches offen zu gestehen. Weiter kann ich mich da nicht einlassen, weil ich von Musik nichts verstehe. Als Schriftsteller und Philosophen achte ich Richard Wagner sehr hoch, als Mensch halte ich ihn für so bedeutend, dass die gelegentliche Erwähnung seiner persönlichen Schwächen ihm nicht schaden kann, dass dieselben ihn uns eher näher bringen, als entfremden. Dass bei bewusstem Wagner-Artikel im „Heimgarten" jede absichtliche Verletzung der Wagner-Freunde ausgeschlossen war, versteht sich. Im allgemeinen glaube ich, dass unter Wagners Gegnern viele — künstlich erzeugte sind. Ein großer Mann muss erst von seinen allzu fanatischen Anbetern befreit werden, bevor er allgemein verstanden und geliebt wird R.

W. P., Goslar: Das hilft alles nichts. Nie noch hat man dem „Glücke" so gierig nachgejagt als heute, und nie noch ist man ihm ferner gewesen. Kümmern wir uns nicht so viel drum und es wird selber kommen. Anleitungen gleich der Ihren, wie man das Glück erjagen und erzwingen könne, sind müssiges Zeug.

H., C., L., Mainz: Robert Hamerling erkennt die Genialität Heinrich Heines in hohem Grade an, nennt ihn aber als Menschen eine Kanaille und fährt fort: „Von seiner Gesinnungs- und Charakterlosigkeit haben die wenigsten Menschen den rechten Begriff: man muss alle seine Werke, namentlich die prosaischen und auch die gedruckten Briefe aufmerksam gelesen haben, um darüber urtheilen zu können. (Albert Mösers „Meine Beziehungen zu Robert Hamerling und dessen Briefe an mich. Berlin." 1890. Seite 51.)

* Bitten unaufgefordert Manuscripte nicht zu schicken.

* Rosegger wohnt den Sommer über in Krieglach.

Für die Redaction verantwortlich P. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.

„Ah na", antwortete der Bursche, griff unter seinen schwammigen Filz hinauf, um sich den Kopf zu krauen, „Weg ist keiner hinauf. Man muss halt allweil so nacheinander fortgehen, hinaufzukommen ist's schon. Aber Gamsschießen, das wär' jetzt nit die Zeit."

Sie seien keine Jäger, sondern Touristen, welche das Dirndl besteigen wollten und sie gäben ihm einen guten Führerlohn.

„Ah, geben, das nit!" sagte der Friedl ganz leise und wurde roth. „So zur Unterhaltung herumsteigen im Gebirg, das ist ja keine Arbeit." Insgeheim dachte er, wenn sie mir was geben, so ist's mir auch recht.

Ob man oben über Nacht bleiben könne?

„Oh, leicht", antwortete der Junge. „Wenn's nit regnet, kann man überall liegen, und sonst steigt man in eine Höhlßen hinein. Auf der Brunnalm sind auch die Schwaighütten."

Das Bamer-Weib hatte geröthete Augen, aber diese wurden jetzt ganz leuchtend vor lauter Stolz, dass der Bub den Herren so guten Bescheid geben konnte. Die Touristen boten ihm für den Tag drei Gulden und Verpflegung. Auf solches Angebot schaute der Friedl ganz hilflos auf die Mutter. Er hatte sie für anständige Leute gehalten. Und jetzt — man weiß nicht, was man sich denken soll. Aber just verdrießen möchten sie ihn nicht, die drei Gulden.

„Wenn's ihm schon was geben wollt's", sprang die Mutter ein, „das Holzknechttagwerk ist übrigs genug. Das thät' halt achtzig Kreuzer ausmachen im Tag."

„Ihr guten Leute!" rief einer der Herren und klopfte dem Weibe auf die Achsel. Der Friedl verschwand, um in kurzer Zeit wieder als schmucker Sonntagsbursch zu erscheinen. Sogar ein paar feste Schuhe hatte er an. Sein länglich rundes, noch bartloses Gesicht mit dem glattgestrichenen Blondhaar und den scharfen klugen Äuglein schaute so frisch in die Welt, in der es jetzt, mitten in der Woche, auf einmal Feiertag geworden war. Die Dungkraxe lag hingeworfen draußen auf dem Acker und mit vornehmen Herren, weiß Gott, wer sie sind, soll er jetzt spazierengehen auf die Alm, wo es lustig ist im Sommer.

Als die Herren ihre Zeche gezahlt hatten, gaben sie einen überaus freundschaftlichen Rath her. Die Wirtin solle doch auf ihren Vortheil sehen, meinten sie, es würden schon noch mehr Fremde heraufkommen in das Wasserthal, das Dirndl hätte eine Zukunft. Der Tourist wäre froh, überhaupt hier etwas zu bekommen. Ob sie wisse, was so eine Jause draußen an der Landstraße koste? Das Dreifache, und dort wären die Nahrungsmittel doch viel leichter ins Haus zu bringen. Und sie solle gescheit sein.

„Da hat der Herr noch was liegen lassen", sagte das Weib und wies auf ein Zehnkreuzerstück, welches — als die Fremden aufgestanden

zitze anstecken, da habe er Cigarre und Schnaps zugleich und von zuträglicherer Art. In der weiten Welt würden sie ihn „Temperenzler" spotten, im oberen Wasserthal nannten ihn manche nur einen gescheiten Mann. Sein Weib sagte freilich, dem armen Friedl nicht einmal ein Tröpflein Brantwein gönnen, das wären so „Caprizen".

Und da war an einem schönen Sommertage in dieser hinteren Waldhütte ein großes Ereignis. Drei fremde Herren waren gekommen, eingekehrt beim Bamer-Lusl, hatten sich Wein und Hausbrot geben lassen und eine Eierspeise kochen, und hatten diese Dinge so stark gelobt, dass das gute Bamer-Weib ganz berauscht wurde von dem Wein, den die Herren tranken. Die seltenen Gäste waren zwar bauernjägermäßig angethan mit Federhut und Rucksack, mit langen Stecken und kurzen Joppen, und selbst nackte Knie hatten sie mitgebracht, obschon man solche sonst nicht trug in dieser Gegend.

Wie weit es von da noch auf das Dirndl wäre? fragte der eine mit dem fuchsrothen Bart die Wirtin. In dieser Sache waltet nämlich ein Missverständnis. Die Bergspitznadel heißt das Thürmchen, die Bauern machen daraus ein „Thürnl", und die Touristen aus diesem frischweg ein Dirndl.

„Uh narrisch, das Thürnl!" entgegnete die Alte, „und das kunnt ich wohl deutsch nit sagen, bin mein Lebtag nit oben gewesen. Möcht' eins schon eine Weil gehen hinauf. Soll aber nix schön sein oben, lauter Steinerwerch, und jetzt noch soll's Schnee haben, sagen sie."

Sie wollten aber doch hinauf, meinte der Herr, und ob sie nicht jemanden wüsste, der als Führer mit ihnen gienge?

Das Bamer-Weib legte die Hände über den Magen zusammen und dachte nach, was da zu machen wäre. „Wusst hell nit, wer. Die Leut' sind jetzt im Holz. Der Bub, wenn er recht wär', der kunnt schon mitgehen. Der ist mit den Gamsjagern einmal oben gewesen."

Sie möchten ihn erst einmal anschauen.

Also gieng das Weib hinaus hinter die Hütte und rief den Berghang hinüber, wo der Friedl mit einer Buckelkraxe Stalldünger hinauftrug bis zum oberen „Lus". Aufwärts gieng er gar langsam und vorgebeugt unter der Last, abwärts hüpfte er mit der leeren Kraxe und pfiff einen Landler. Der kam herüber und schaute jetzt einmal drein, als fremde Herren seiner nachfragten. Er wollte zuerst nicht hinein, nickte mit der Hand der Mutter ab und wollte wieder über den Graben hin zu seiner Arbeit. Die Herren hatten ihn aber schon gesehen, ein junger, schlanker, bildhübscher Bursche. Die Barfüße hatten stellenweise braune Rinden und das Linnengewand, in dem er stak, bekannte auf den ersten Blick redlich die Art seiner Beschäftigung ein.

Ob er den Weg auf das Dirndl wisse?

Ihre Mahnung hätte den herlebigen Jungen kaum bewogen, so schnell wieder Abschied zu nehmen von der Geiß-Rosel, zwingender war der Ruf vom Brunnen her. Bald nachdem er sein Schuhwerk ins Wasser getaucht, stiegen sie selbander wieder bergwärts.

— Wie in Butter! Man könnte es nicht besser sagen. So lind, so warm gieng es sich, so allweil musste er dran denken, als hätt' er die ganze Rosel an den Füßen.

Zwei der Herren wieder hatten ihre Freude an der Gegend. Wenn die Berge Germkuchen und die stürzenden Bäche Schilcherwein gewesen wären, mehr hätten sie sich bei diesen Dingen nicht wundern können als so, und je steiniger und ödweiliger das Gebirge ward, desto lauter jammerten sie vor Lust. Der eine riss Gras ab, steckte es auf den Hut und that sich Steine in den Sack, der andere hatte ein Rohr auseinandergezogen und zielte damit hinaus in die weite Welt, von der sie hereingekommen waren. Der dritte that nichts, als alleweil auf die Uhr schauen. Der Friedl guckte nach Gemsen aus, war aber vor allem darauf bedacht, seine Herren die gangbarsten Stellen zu führen und ihnen, wo es angieng, Struppwerk vor den Füßen wegzuräumen. Für so viel Geld muss der Mensch auch was leisten. — Weg war schon lange keiner mehr, „man muss nur alleweil so fortgehen“. Jetzt konnten sie aber auf einmal nicht „so fortgehen“, denn sie standen an den Wänden, zur rechten und zur linken Hand die starrenden Felsen.

„Die Gamsjäger gehen halt da hinauf“, sagte der Friedl und wies in eine Runse, die wie das ruppige Engbett eines Wasserfalls aussah. Die Touristen packten an. Das ist ja erst das Richtige.

Ob es nicht noch einen interessanteren Weg gäbe? fragte der, welcher immer auf die Uhr schaute.

Es wären wohl auch andere Wege, antwortete der Bursche, aber nur für Gemsen, kein Mensch könne hinauf.

„Papperlapapp! Überall kann man hinauf, wenn nur die richtige Ausrüstung vorhanden ist. Pickel und Seil!“

Solche hatten sie aber nicht, und so mussten sie sich mit dem „zahmen Aufstieg“ begnügen. Es gab nur ein paar unbedeutende Knieaufschürfungen; nach halbstündiger Kletterei durch die „Runsen“ hinauf waren sie auf einer Hochzinne. Von der aus konnte man sehen, wie hinter den fernsten Zacken der Tiroleralpen, von zarten Wolkenröselein umsäumt, die Sonne untergieng. Nach der anderen Seite hin war eine Hochwelt von Kuppen, Kaaren und weiten Feldern mit rothem Schnee, und mitten aus diesen stieg eine dunkle Felsnadel auf, alle anderen Höhen überragend. Der Friedl fand das nun fast auch zum Verwundern, allein die Herren zogen alle ihre Uhren hervor und bestimmten des Ausführlichsten und Genauesten, dass sie von der Bamerhütte bis hieher aufs

— auf dem Tische zurückgeblieben war. Sie wusste nicht, dass man außer den Spielleuten noch anderen Leuten Trinkgeld gibt.

Der Friedl nahm die Rucksäcke über die Achsel, all drei zusammen waren sie bei weitem nicht so schwer, als die Dungkraxen.

„Thu' halt schön ordentlich sein, Bub! Schau! aber dass du schon wieder auf den Weihbrunn vergisst!" Mit diesen Worten besprengte die Mutter das Haupt des Burschen mit Weihwasser, das in einem Gefäßchen neben der Thüre hieng. Dann giengen sie davon, der Friedl, wie es einem Führer zusteht, voran. Das Weib schaute ihnen nach, bis sie dort oben hinter den Steinbüheln verschwunden waren. — Stadtherren sind's, weil sie so noble Pfaidenknöpf' haben und goldene Sachen an den Uhren. Wohl rechtschaffen reich und rechtschaffen gut und rechtschaffen gescheit müssen sie sein. Aber heut' ist der Friedl doch noch gescheiter, sonst kunnt er sie nit weisen!

Nachdem die Bergwanderer eine halbe Stunde gegangen waren, kamen sie zu einem Brunnen. Während die Herren einer nach dem andern aus mitgebrachten Lederbechern tranken, that der Friedl einen hellen Ruf: „Hoi ho!"

„Hoi ho!" antwortete es hinter den Ahornen. Im Augenblick war der Bursche verschwunden und stand drüben auf der Wiese bei einem laubfrischen Mädl.

„Du Rosel", redete er sie rasch an, „was soll ich machen? Ins Gebirg muss ich und kann in den Schuhen nit gehen. Sie zwicken mich bei den Zehen und neffen (wetzen) mich bei den Fersen, dass ich die Engel hör' singen. Bin so Lederteuxel nit gewohnt und barfüßig, sagen sie, kunnt man auch nit hinauf. Rosel, was heb' ich jetzt an?"

„Gehst in Strümpfen", beschied das Dirndl rasch.

„Narr, wenn ich keine hab'!"

„Magst meine Strümpf?"

„Hi hi", schmunzelte er, „die möcht' ich schon."

Sie duckte sich nieder, schleuderte ihre Schuhe von sich, streifte ihre grauen Wollstrümpfe von den Füßen, und zwar so rasch und geschickt, dass der Rocksaum nicht höher, als bis zu den Knöcheln zurückgieng. Eine Minute später — die Zeit drängte ja — stak er in ihrer Wolle.

„Meine Schuh' hebst mir derweil auf, bis ich zurückkomme, bring' dir zum Lohn was mit von der Alm."

„Dapperl", sagte sie, und hatte er schon eins an der Wange, „was wirst denn mitbringen von der Alm, als einen Wolfshunger! Und meinst, dass ich dir mein einziges Paar Socken in Fetzen treten lass' auf dem Steinerwerk? Friedl, du gehst jetzt her, wirfst deine Schuh ins Wasser, dass sie weich werden und legst sie über den Strümpfen an. Nachher laufst wie in Butter. — Wirst auslassen?!"

Ob ihn der Berg müde gemacht habe?

„Aber schon gar nit. Wenn's sein müsst', wollt' ich gleich jetzt wieder auf und hinab.“

Ob er schon einmal auf der Spitze gewesen wäre?

Jetzt war er ganz still, endlich gestand er, noch nie oben gewesen zu sein.

Ob er nicht wisse, warum die Felsenspitze gerade das Dirndl heiße?

„Na, freilich“, sagte er, „weil's halt ein Thürnl ist.“ — Er sprach das Wort „Thürnl“ extra deutlich aus und nun sahen die Herren, dass man auch von einem einfältigen Bauernjungen etwas lernen könne.

Und dieses neuentdeckte Thürnl haben sie dann am nächsten Morgen bestiegen. Von der Spitze sahen sie in der Ferne aus dem Nebelmeer ragend drei oder vier andere Spitzen. Die Touristen stellten sofort fest, dass der Aufstieg von der Hütten eine Stunde achtundfünfzig Minuten Zeit betrug.

Am Frühnachmittag waren sie glücklich unten an der steilen Lehne, die Schafleuten genannt. Da gab es zwischen den Steinblöcken schon üppiges Strauchwerk, kriechenden Brombeerstrunck, auf Schuttmuhren roth leuchtende Weiderichblüten und Himbeerbüsche. Einer der Touristen, der noch ein wenig Vorrath von Kraft und Übermuth besaß, kletterte auf den Schütten herum und pflückte Beeren. Plötzlich that er einen hellen Ruf, so zwischen Jauchzen und Klageschrei. Eine Natter hatte ihn gestochen. Sofort eilten sie um ihn zusammen, schnitten ihm den grünen Strumpf vom Bein, der Friedl kniete hin und beugte sich rasch mit dem Gesicht zur anschwellenden Wade.

„Was machen Sie da?“ fragte der Verwundete.

„Geschwind auszuzeln, dass es nicht schaden kann.“

„Ei wo! War wohl nur eine gewöhnliche Waldnatter.“

Das hatte nun der Friedl freilich gewusst, dass es keine andere gibt in diesen Bergen; vielleicht gaben die Herren für seine Besorgtheit und Opferwilligkeit noch um einen Gulden mehr.

Unter nassem Umschlag hatte sich am Abende, als sie in das Wiesbachthal kamen, die Geschwulst bald verloren. Bei der Wegkreuzung, wo die drei Ahorne stehen, über deren Kronen die Felswände niederleuchten, entließen sie den Burschen. Sechs Gulden gaben sie ihm auf die Hand und ein Trinkgeld. Der Friedl hielt die Hand noch längere Zeit hin, falls die Herren eine solche Verschwendung doch gereuen und sie einen Theil des Geldes zurücknehmen wollten. „Sie thun's eh nit!“ davon war er ja überzeugt. Wenigstens das Trinkgeld denn das brauche er schon gar nicht! Sie meinten freundlich, er möge es nur einstecken und sich hübsch bereithalten, sie würden ihn überall empfehlen als einen tüchtigen Führer ins Gebirge und er möge ein anderesmal

Grat vier Stunden und dreizehn Minuten gegangen waren. Das wurde verbucht. Dann gieng es durch rutschende Kaare niederwärts in einen grünen Kessel, wo die Schwaighütten standen. In einer derselben heimten sie sich ein. Der Imbiss wurde ausgepackt, auch der Friedl mit dazu eingeladen. Während die Touristen schon in ihren Karten herumspazierten mit den Fingern, von Thal zu Thal, von Berg zu Berg, knackte der Bursche noch immer an den Knochen und an den harten Käserinden, hörte aber fleißig zu, wie die Gegenden und die Berge genannt wurden, und Fragen an ihn beantwortete er kurz und klar und freute sich, wenn er von dem Wohlleben, das er führte, einiges durch Bescheid und andere Dienste abzahlen konnte.

Jetzt warfen sie ihm auch eine Cigarre zu; er schaute sie an und ließ sie liegen. Ob sie ihm zu schlecht sei?

„Weiß nit."

Ob er denn nicht rauche?

„Wollen möcht' ich eh."

„Nun also!"

„Mein Vater sieht's nit gern."

„Was Vater! Auf der Alm ist alles erlaubt."

Der Bursche versuchte es, das Ding hatte aber keinen Zug, weil er vergessen hatte, die Spitze abzuzwicken. Endlich nebelte er, legte das Zeug aber bald weg und sagte: „Mein Vater hat eh recht."

Ob er noch nie in der Fremde gewesen, wurde er gefragt.

„Wohl, wohl, gar einmal draußen in Wallischbach."

Wallischbach? Das liegt ja drei Stunden unterhalb der Bamerhütte. — Ja, so weit war er schon gewesen. Dort, beim Tafernwirt, habe er sogar einen Menschen gesehen, der auf der Eisenbahn gefahren war! Nach Wien oder Mürzzuschlag oder wohin — kurz halt ganz ins Ausländische. — Er wusste nun zwar wohl, dass Wien und Mürzzuschlag noch im Inländischen liegen, aber den Herren gefällt es so gut, wenn man recht ungeschickt daher redet, und für drei Gulden des Tags kann man das schon thun.

Ob er auch nach Wien möchte?

Der Bursche schüttelte den Kopf. „Wenn man nach Wien will, da muss man Soldat werden."

Ob er denn nicht Soldat werden wolle?

Darauf sagte er, das möchte er nicht, dann, er möchte es eigentlich doch, dann wieder — nein, Soldat werden und so weit fort müssen, das nicht. Daheim wäre es alleweil am besten.

Es würde am Ende jemand sein, der ihn nicht gerne fortließe! neckten sie ihn.

Er wurde ein wenig roth.

Platz zum Rasten. Das Wort „reizend" hörte der Bursche an jenem Tage zum erstenmal. Der Platz war eine ganz trockene Höhlung an der Wand, die noch mit einem recht geschickt geflochtenen Knieholzverschlag geschützt war. In diesem Hüttchen hatten Hirten oder Jäger Moos und dürres Gras aufgeschichtet — und das war das erste Touristenhotel am Thürnl. Hier trank unsere Gesellschaft Wein. Eine stattliche Frau Räthin war dabei, die schenkte dem Friedl fleißig ein und dieser machte auch im Rauchen Fortschritte, so dass er sich schier bald nicht mehr zu schämen brauchte vor den noblen Stadtleuten.

Dieweilen sie also rasteten, kroch von den Höhen der Nebel herab, machte den Herrschaften vor der Nase ein Donnerwetter, dass die Frauen Augen und Ohren zuhüllten, und die Frau Räthin ihr vor Angst strahlendes Rundgesicht an der Brust des Führers verbarg. Dem armen Jungen wurde ganz heiß so nahe dem wogenden Busen eines vor Bangnis fast vergehenden Weibes und er war herzlich froh, als an der Wand das Wasser niederschoss und die Gesellschaft sich entschließen musste, bei Sturm und Regen den Abstieg anzutreten.

Der Friedl bekam seine „Taxe" und sein Trinkgeld, und die Frau Räthin hielt ihm zum Abschiede ein zierliches Taschenbüchlein hin und einen dünnen Bleistift, und der Friedl möchte ihr doch zum Andenken seinen Namen hineinschreiben. Machte der Bursche umfassende Anstalten, lehnte sich an einen Stein, hielt mit der einen Hand das Büchlein fest, legte den andern Arm auf, netzte an den Lippen den Bleistift, schnupperte, und schrieb in großen scharfeckigen Buchstaben: Friedrich Adamsteiner.

„Adamsteiner!" las die Frau Räthin, „ach, das ist ja reizend!"

Bald darauf war der reizende Friedrich Adamsteiner wieder allein auf seiner steinigen Ackerlehne nächst dem Bamerhäusel.

Das Steinetragen, das Ackern mit dem Spaten für das Korn des nächsten Sommers war sauer. Dies Jahr war die Scholle besonders zäh, der Grund besonders steinig, und was ist es schließlich wert, das bisschen Korn, das mit einer sommerlangen Arbeit gebaut wird? Wenn nicht gar der Hagel alles wieder in die Erde schlägt! Als Bergführer verdient man sich in drei Tagen mehr, denn als Feldbauer das ganze Jahr. Der alte Bamer-Lusl merkte, dass der Bursche unlustig ward. Sonst, ob die Arbeit täglich zehn oder sechzehn Stunden gewährt, ob sie leicht oder hart gewesen, er hatte sie mit der gleichen Ruhe und Heiterkeit verrichtet und hatte am Abende vor dem Schlafengehen noch eins gejodelt draußen auf dem Anger.

Aus dem erworbenen Gelde hatte er sich nun ein sauberes Steirergewand machen lassen — aber nicht wie die Holzknechte tragen, sondern ein feineres, mit Hirschhornknöpfen am grauen Tuchrock, rothseidenem

getrost eine Tagestaxe von fünf Gulden verlangen. Das gefiel dem Burschen und unterwegs in sein Wasserthal rechnete er glücklich aus, dass nach einer solchen Taxe diese Herren ihn eigentlich zu gering entlohnt hätten.

Daheim konnte er nicht wunders genug erzählen von dem Wohlleben, das er auf dieser Bergbesteigung geführt hatte, und am nächsten Morgen kam ihm die Dungkraxen recht schwer und ungut vor. Er gieng wieder barfuß um, denn die Socken hatte er gewissenhaft der Eigenthümerin zurückgestellt. Als die Rosel gelegentlich ihre Füßchen hineinstecken wollte, merkte sie fürs erste, dass die Strümpfe weiter geworden waren und fürs zweite, dass der schlimme Friedl in jeden einen Scherben hineingethan hatte. Zum Glück sah sie vor dem Wegwerfen die Scherben näher an und es waren zwei Silbergulden. Am nächsten Samstagabend fragte sie den Burschen, ob er glaube, dass sie für einen Strumpf voll Silbergulden ihre Seele verkaufen werde? Er antwortete kurz, was er in ihrer Wolle verdient, davon habe sie Antheil. Und wenn er noch etlichemal so aufs Thürnl steige, dann könnten sie zusammenheiraten. Das Heiraten, sagte sie, sei ihr nicht zuwider. Aber sonst war sie nicht die Gefälligste, so sehr er auch die warme weiche Wolle ihrer Socken lobte.

Von dieser Zeit an stand er manchmal bei seiner Arbeit still, machte aus der Hand ein Augendach und schaute hinaus über das grüne Thal, wo der Weg sich wie ein weißer Faden hereinschlängelte. — Und richtig, eines Tages kam wieder etwas. Langsam kam es herein und immer weiter herein, das schwarze Pünktchen, aus dem sich allmählich Ross und Wagen entwickelte. Der Wagen kehrte da unten am Gadern um, weil er den Hügel nicht herankonnte. Die Gesellschaft — Herren und Frauen — aber stieg herauf, sie erkundigten sich, ob hier das Bamerhaus sei und fragten nach dem Bergführer Friedl. Der hatte seinen Namen bald gehört und so gieng's wieder auf das Thürnl. Diesmal war's noch besser als das erstemal, die Frauen thaten gar nicht herrisch, vielmehr weit lustiger, als die Bauerndirn beim Tanz; der Friedl musste ihnen das Juchhezen und Jodeln lernen, dafür schenkten sie ihm Naschereien, die er für jemand andern in den Sack steckte, weil sie ihm zu „süßöd" waren, die er aber in den löcherigen Sack steckte, weil sie leicht auch dem jemand andern zu „süßöd" sein konnten.

Auch einen besseren Weg als das erstemal fand der Friedl. Sie wichen der schlimmen „Runsen" aus. Einer der jüngeren Herren meinte, wenn sogar Frauen hinaufsteigen könnten, solches würde das Thürnl bald discreditieren. Wenn der Ruf des Berges gewahrt werden solle, so müssten ein paar lebensgefährliche Aufstiege entdeckt werden. — Übrigens gab es noch Beschwerden genug. Hoch oben zwischen den Wänden, wo schon alles anfieng zu jammern über den Durst, fanden sie eine Quelle, und nicht weit davon, gerade hinter einer Felsenrippe, einen reizenden

„Ein bissel macht's nix.“

„Na freilich nicht, wer so viel Hitze hat. So trinke doch Wein!“

„Aber Frau, der gehört ja gar nit mein. Es ist den andern ihrer und ich muss eilends nach.“

Da blieb auch sie nicht zurück.

Diesmal war ein herrlicher Abend auf dem Berge und in zwei Schwaighütten nächtigte die Gesellschaft. Bis spät in die Nacht hinein gieng es sehr heiter zu, der Friedl wusste allerlei Schwänke und Liedeln; mit den „gepfefferten“ wollte er anfangs nicht herfür, aber gerade nach solchen war Begehr, und die Stadtleute wussten auch etwelches, das schier noch „geschmalzener“ war, als die Bauernsachen. Die Bergtouren hatten den Burschen sehr gekräftigt, nun konnte er schon mehrere Cigarren vertragen, ein Trinkglas voll Wein auf einen Schluck austrinken.

„Um den Jungen ist's schade, dass er in einer Hinterwaldhütte verkommen muss“, sagte einer der Touristen — ich glaube ein Advocat war's — „er hat Grütze im Kopf und aus dem könnte noch was werden.“

„Wenn's alleweil auf die Alm gieng', besser wollt' ich mir's eh nit wünschen“, sagte der Friedl.

„Gelt, auf der Alm, da ist es reizend, auf der Alm, da gibt's ka Sünd!“ Das war die Frau Räthin, die einjährige Witwe.

Die Frau hatte jetzt aber in ihrer kleinen Tasche ein Fläschchen süßen Geschlecks bei sich. Liqueur nannte sie's; „gezuckerter Schnaps!“ sagte der Friedl, als er davon hatte kosten müssen.

Vor dem Schlafengehen stand der Bursche noch ein wenig draußen in der kühlen Alpenluft und schaute hin in die Mondnacht. So still, so wonnig, so daseinsfroh! Herrgott, hat das Leben eine Pracht! —

„Friedl!“ rief jemand zu einer Dachlucke heraus. „Da komm herauf, da ist frisches Heu!“

Wie eine Mutter sorgt sie für ihn, die Frau Räthin. —

Am nächsten Morgen war es nicht der Führer, der die Gesellschaft weckte. Der Advocat musste von der anderen Hütte herüberkommen und den Friedl beim Ohr zupfen. Dieser sprang auf, schaute verwirrt um sich. Durch die Bretterfugen kam schon so viel Tag herein. Sie stiegen auf das Thürnl und oben war keine geringe Aufregung, als es sich herausstellte, dass man von den Hütten her anstatt der im Touristenblatt amtlich vorgeschriebenen einen Stunde achtundfünfzig Minuten nicht weniger als zweieinhalb Stunden gebraucht hatte. Natürlich sind an solcher Nichteinhaltung der Vorschrift die Frauen schuld; besonders die Frau Räthin, so lang auch ihr Touristenstecken war, kam langsam vorwärts. Der Führer hielt sich heute mehr an die Männer und war stets ein wenig voran.

Halstuch und „Schildhahnstößl“ auf dem kecken Hütel. Auch ein paar nackte Knie hatte er sich angeschafft und dieselben fleißig mit Speck eingefettet, damit sie nicht sonnenstichhältig seien, hingegen recht abgebräunt werden sollten. Wie ein frischer „Nagerlstock“, so stand er da in seinem neuen Zeugel, aber ein wenig schuldig bleiben hat er darauf müssen beim Schneider. Doch schon in der nächsten Woche kam wieder gute Einnahme. In die Zeitung hatten sie ihn gesetzt, den Friedrich Adamsteiner, als sehr zu recommandierenden Führer auf das immer mehr beliebte Thürnl.

Im Frühherbste war's an einem sonnigfunkelnden Tage, als wieder eine größere Gesellschaft kam, gar aus Wien her, und darunter eine alte Bekannte — die stattliche Frau Räthin. Sie gab dem Friedl zum Wiedersehen zwei Hände auf einmal und sie wolle doch sehen, ob das Thürnl für sie nicht zu erlangen wäre. Unterwegs beim Aufstiege hielt sie sich an ihn, er musste sie stellenweise am Arme führen. Nicht des Alters wegen — Gott nein! — nur ihre Körperfülle war Schuld, dass es mit dem Athem etwas kurz zusammengieng. Die anderen Herrschaften sollen nur vorangehen, oder hinten nach, wie sie wollen, man kann sie schon allein lassen, sind lauter bedächtige Touristen und verheiratete Leute unter einander. Einer war schon mehrmals auf dem Thürnl gewesen, da hatten sie den Führer gar nicht nöthig. Die Frau Räthin war junge Witwe — erst ein Jahr alt. Jetzt griff sie in ihren Busen, zog eine kleine goldene Taschenuhr hervor und fand, dass sie noch Zeit genug hätten für den Berg. Beim Brunnen im Walde hielt sie mit dem Friedl den ersten Imbiss. Beim Aufschneiden des kalten Bratens sah sie, wie er auf ihren Ring guckte.

„Gefällt er dir?“ fragte sie. „Wenn's einmal Pfänderspiel gibt, kannst ihn haben. Weißt wie das ist, beim Pfänderspiel? Nicht? Muss der Pfandnehmer ein Küssel dafür geben. Du musst es ja gut können, das! Die frischen Alpenburschen können's ja gut, das.“

„Ja, wir müssen wieder anrucken“, meinte der Bursche, „sonst werden sie uns was pfeifen, die voran.“

Oben in den heißen Wänden, im Hirten- oder Jägerhüttel hielten sie zweite Rast und die Frau Räthin behauptete, sie könne nicht mehr weiter und sie begnüge sich mit der schönen Aussicht, die sich von hier aus biete.

„Dein Steirergewandel steht dir schon sehr gut!“ sagte sie.

„Eh nit zwider“, war seine Antwort.

„Wer die richtigen Waden hat!“

„Die gehören freilich dazu.“

„Im Winter gehst du doch nicht umher mit solchen Knien?“

„Hab' halt keine andern.“

„Närrchen, mit den nackenden meine ich.“

leute, die ihr Lebtag das Hochgebirge vor Augen gehabt, an zu glauben, dass die steinernen Berge sehr schön seien, die Fremden sagten es ja, und die Fremden haben recht. Der Friedl konnte auch mitreden und sein Wort war sogar wichtig. Bei so reden wird man durstig. Wenn der Mensch schon in der Sommerhitze den kühlen Wein gerne trinkt, in der Winterkälte hat er einen wärmenden Tropfen noch lieber.

Dem alten Bamer-Lusl gefiel es nicht aufs beste, dass sein Bub in den Wirtshäusern herumsaß, aber sein Weib stellte ihm vor, dass es ja des Burschen eigen verdiente Sache sei; er habe bei den harten Alpenwanderungen so viel Trinkgelder bekommen, dass er mit ihnen gar nicht fertig werde über den Winter, die Taxe bliebe ihm erst noch im Sack. Ja, das war die Ansicht der Mutter.

Im Fasching kaufte er der Geiß-Rosel ein rothseidenes Tüchel, sie nahm es an, getraute sich's aber nicht über den Busen zu hüllen an den Sonntagen. Die Leute möchten bald fragen: Woher hast du denn dieses saubere Tüchel? Und wofür hast es denn bekommen? — Der Friedl hielt jetzt solche junge Leute, wie er ein Jahr früher selber einer gewesen, für einfältig. Er war durch die bessere Gesellschaft, mit der er umgegangen, halt schon ein wenig aufgeklärt und wusste, dass es recht blöde ist, wenn man die süßen Früchte, die der Herrgott wachsen lässt auf der schönen Welt, nicht pflückt. Gerade mit solchen Worten hatte es auch die Frau Räthin gesagt.

Wünscht etwa mein freundlicher Leser bei der Frau Räthin einen Besuch zu machen? Er könnte es im Namen des Friedl thun, der wohl noch nicht Gelegenheit hat, nach Wien zu reisen. Vielleicht später einmal, die Frau Räthin hatte schon im vorigen Herbste auf der Partie durchscheinen lassen, wie er nett und anstellig wäre, der Friedl: ein Kutscher oder Domestik! — Domestik! das ist ein schöner Name, das muss ein hoher Herr sein.

Nun, bei der Frau Räthin geht es vornehm zu. Wohlhabenheit, Geschmack, aber auch Sitte und Anstand überall. Ein kleiner auserlesener Gesellschaftskreis ziert die Abende, und der Mittelpunkt desselben ist die achtzehnjährige Tochter Mathilde. Ein wahrer Engel an Anmuth, ein herziges Kind. Man würde die Frau Räthin falsch beurtheilen nach dem, wie sie sich auf der Bergpartie gezeigt. Zu Hause ist sie eine völlig andere, schon ihrer Tochter wegen, der sie in einem Institute die standesgemäße Erziehung angedeihen ließ. Dieses ihr einziges Kind war ihr Augapfel, ihr Herzblutstropfen, ihr Alles — fast ihr Alles, wenn man kleine Nebenliebhabereien nicht rechnet. Ach, dieses Thürnl! Einen interessanteren Berg gibt es nimmer auf der Welt. Und diese schlichten, guten Menschen dort, so frisch, so unverdorben, so gutmüthig und doch dabei so gescheit. — Oft an gemüthlichen Winterabenden thaute die

Die Aussicht von der Bergspitze war nicht befriedigend, grau und undeutlich, wie durch ein trübes Glas gesehen, lag die Gegend da, aber man muss nur froh sein, dass man etwas sieht, hieß es. Ein eiskalter Wind strich, doch könne man noch von Glück sagen, dass es kein Sturm sei, fanden sie. An der Pyramide hefteten sie rasch ihre Visitkarten fest und dann eilends wieder zurück. Abwärts mussten die Hütten doch spielend in einer Stunde zu erreichen sein.

Bei den Schwaighütten angekommen, bat der Führer um seinen Abschied, der Weg ins Wiesbachthal war ja nicht zu verfehlen, er selber müsse aber den kürzeren Steig in sein Wasserthal hinab. Warum, das sagte er nicht.

Und wie der Friedl nun so mit sich allein war, da versank er in ein Träumen, wie sonst noch nie. Heute war es anders, als gestern. Da reden sie so viel davon, und was denn eigentlich dran ist? An so einer Partie! Aus der Hosentasche zog er eine kleine goldene Uhr und schaute sie an und hob schon die Hand, um sie ins Gestein zu schleudern, that's aber nicht. Der Führer muss ja eine Uhr haben, wollte er sich doch schon lange eine kaufen, und jetzt da er sie geschenkt bekommen, war sie ihm zuwider. — Ob nicht die Rosel so was möchte? Ei natürlich, die soll sich's nur selber kaufen. Er wird überhaupt nicht mehr viel reden mit dem Geiß-Mädl, er hat ganz andere Aussichten, wenn er will. Manchmal einen Gefallen, wenn's drauf ankommt, kann man einer ja wohl erweisen. Aber ungut wird ihm schier, wenn er an diese — diese Stadtleute denkt. Es ist halt doch wahr, was man von ihnen sagt. — So dachte er und schüttelte den Kopf. Das Hütel auf demselben saß lange nicht so keck wie noch gestern.

Noch ein paar Gesellschaften kamen in diesem Herbste ins obere Wasserthal, um von da aus ins Hochgebirge zu steigen, aber die Frau Räthin war nicht mehr dabei. Dem Burschen war's auch lieber, obzwar sie schöne Geschenke gab — sie war von allen Herrschaften die freigebigste. Übrigens war sie gar nicht langweilig, da könnte sich manch andere ein Beispiel an ihr nehmen.

Der Bamer-Lusl hatte schon für die Erntearbeiten einen alten Knecht aufnehmen müssen, denn wenn der Friedl vom Gebirge herkam, da war er müde und legte sich ins Heu. Als nun der Winter anrückte, die Touristen aber ausblieben, da gieng der Bursche manchmal nach Lindendorf hinaus zum Bachwirt, wo mehrere Dorfleute zusammenkamen und Besprechungen hielten, wie man für ein nächstes Jahr recht viele Fremde in die Gegend bringen könne. Bequemer kann der Gebirgler ja gar nimmer zu Gelde kommen, als wenn es die Sommerfrischler und Touristen dahertragen und dalassen. Schon fiengen die Bauern und Wald-

„Von beiden Dingen hab' ich nicht mehr, als eben ein Jurist braucht. Dafür macht mir der Alois um so tollere Streiche; er ist schon wieder in Graz."

„Ich dürft' eh nimmer du und Bub zu ihm sagen; und wie du gewesen bist, sind heutzutage die jungen Leut' selten mehr."

„Du bist doch zu Mittag unser Gast? Oder wenn du warten willst, die Anna ist nur einkaufen gegangen."

„Ich hätt' eh auch ein kleines Anliegen an den Herrn Rath; wegen der Marie Klöckl hätt' ich dich fragen mögen."

„Soviel ich weiß, steht's nicht gar so schlimm um sie; der Actuar scheint sich zwar in eine grimmige Ansicht verbissen zu haben, aber es kommt aufs Collegium an und dieses dürfte dieselbe kaum theilen .... Kennst du sie denn?"

„Ob ich sie kenn'? Sie ist ja bei mir aufgewachsen, ihre Godl bin ich...."

„Die Frau Groggerin ist eine so gute Frau, dass einer dran zu thun hätte, sich alle ihre Tauf- und Firmkinder zu merken.... Soll ich mir die Acten kommen lassen?"

„Ich thu' keinen Schritt, stell' keine Bitt' und red' kein Wort für sie, bis ich sie selber gesehen und bei ja und nein herausgebracht hab', ob sie wirklich so schlecht ist.... Glauben thu' ich's nicht und deswegen bin ich da."

„Du willst also eine Unterredung mit ihr? Nichts leichter als das; ich erwirke euch eine Stunde Zeit hiezu."

„Wird nicht so viel hiezu nöthig sein."

„Ich kenne das; sobald ihr ins Reden gerathet, vergesst ihr Zeit und Ort. Und komm gleich mit; der Amtsdiener soll dich zur Arrestantin führen."

„Ich möcht' aber früher noch was aus dem Gasthaus holen."

„Dahin kann er dich begleiten."

„Und muss er dabei sein, wenn ich ihr ins Gewissen red'?"

„Er hat stumm zu sein, hat aber Ohren; drum seht euch vor."

Der pflichteifrige Beamte hatte sich während der letzten Wechselworte bereits aufgemacht. Beide giengen mitsammen über die Straße; er eine hagere, gedankliche Gestalt mit grauem Schnurrbart und desgleichen kurzen Bartvorstößen von den Schläfen herab, nach dem Zuschnitte der amtlichen Welt in den ersten Vierzigerjahren; die Landsmännin eine runde, rührige Alte, welcher Hausverstand und Güte aus den Augen guckten. Nahe Verwandte hätte nicht leicht jemand an ihnen vermuthet.

Was die Groggerin zu holen hatte, war das Weiche und Warme, das sie selbst um den Preis, ein Stück Weges zweimal machen zu müssen, für die arme Marie hervorgesucht. Der Amtsdiener wollte ihr die Last

muntere Frau Räthin auf und erzählte von der Bergpartie auf das Thürnl und betheuerte, nicht das letztemal dort gewesen zu sein.

Fräulein Mathilde war verlobt mit einem frischen Studenten, der demnächst das Doctorat machen sollte. So lange müssten sie sich gedulden; dafür durfte das Fräulein mit Mama Landpartien machen und es wohl auch mit dem Thürnl versuchen. Das war eine Freude!

Es kam der Sommer, es kam die bestimmte Zeit im Juli mit wunderschönem Wetter. Mutter und Töchterlein schlossen sich einer größeren Partie von Bekannten und Verwandten an, fuhren hinaus und kamen am zweiten Tage hinauf ins obere Wasserthal.

(Schluss folgt.)

Maria-Buch.

Eine Wallfahrtsgeschichte von Hans Grasberger.

(Schluss.)

Der Herr Rath und die Unterredung.

Am nächsten Tag trug's die Gertrauderin mit ihrem ersten Gang darauf an, dass sie ihren Vetter, den Rath, noch eh er sich ins Amt verfügte, in seiner Wohnung treffen konnte. Sie sahen sich gerne, die beiden Geschwisterkinder; sie achteten einander, aber von Zärtlichkeit war diese Zuneigung immer fern geblieben. Als sie aufwuchsen, war sie ein lebhaftes, empfindsames Ding, er aber über seine Jahre hinaus still und ernst. Nun waren beide alt geworden, ohne von ihrem ursprünglichen Wesen abgekommen zu sein. Sie war lange schon Witwe, wusste ihren Einzigen in der Fremde und versprach sich von ihm ein gute Stütze, einen umsichtigen Wirtschafter. Im Hause des Rathes gieng's früher gesellig her; wie sich der Vereinsamte fühlte, wollte die Groggerin bei ihrem jetzigen Besuche wahrnehmen.

Der Rath begrüßte die Verwandte freundlich: „Du hier?" sagt' er; „es ist schön, dass du wieder einmal heraufkommst. Setze dich; ich habe noch einige Minuten Zeit. Du willst wohl nachschauen, wie's jetzt bei mir aussieht. Die Anna führt mir jetzt die Wirtschaft."

„Hat sie noch immer nicht geheiratet?"

„Sie ist keine Schönheit, und dass sie zu sehr ihrem Vater nachgerathen, macht sie auch nicht liebenswürdiger."

„Dann ist sie aber gut und rechtschaffen."

auf. Die Erlebnisse hatten sich mit den wesentlichsten Zügen ihr eingeprägt und darnach erzählt sie dieselben auch; sie konnte mit ihren Angaben in keinen Widerspruch gerathen.

Das war ihre Stärke den Verhören gegenüber. Erst wenn ihr zugemuthet wurde, was sie nicht gethan, nicht empfunden, was nicht geschehen, trat sie aus ihrem Gleichmuth heraus und widersprach lebhaft.

Also die grause Vergangenheit selbst gereichte der Verlassenen nicht zu sonderlicher Qual; ihretwegen hätte sie ruhig schlafen können. Was ihr den Schlaf raubte, war das endlose Müßigsein, das nothgezwungene und der Frost, dessen sie sich oft kaum zu erwehren vermochte.

Doch ja, auch Gewissensbisse fühlte sie, sogar die heftigsten und bittersten. Sie leitete dieselben aber nicht von der jüngsten trüben Vergangenheit, sondern aus den Dämmerungstagen der Kindheit her. Sie wusste sich schuldig, seit sie dachte, wenn ihr diese Schuld auch nicht durch die schweren Heimsuchungen so recht zum Bewusstsein gekommen. Auch diese frühe, ursprüngliche Schuld gieng auf ein todtes Wesen zurück, dieses war aber keineswegs das todte Kind; sie hatte überhaupt mit den laufenden Wirnissen nichts gemein, und es lag ihr rein gar nichts Thatsächliches zugrunde.

Gleichwohl glaubte sie an diese Schuld und einzig nur an diese. In ihr erblickte sie die Wurzel ihres ganzen heillosen Geschickes; ihretwegen hielt sie sich für schlecht und verworfen, ihretwegen freute sie das Leben nicht mehr und sehnte sich nach einem baldigen, wenn auch noch so grausamen Ende. Und was sie besonders drückte, niemand fragte sie nach dieser Schuld, weder der Richter, noch der Beichtvater, niemand zeigte ein Verständnis dafür, keiner trauten Seele konnte sie dieselbe bekennen; sie musste sich allein mit ihr herumtragen und wusste nicht einmal einen Namen dafür. Es ward ihr nur so unendlich schwer ums Herz, wenn sie an diesem, nur ihr fühlbaren, für andere unsichtbaren Faden all ihr Ungemach an einander reihte. Dann nickte sie so vor sich hin, als wär' das Verständnis für ihr ganzes Leben aufgegangen, und dann weinte sie, bis ihr die Augen weiteres Nass versagten.

War der liebe Sonnenstrahl zu Gast, dann versetzte sie sich am liebsten nach St. Gertraud zurück. Dort nahm sie im Geiste ihre Thätigkeit wieder auf, sich vergegenwärtigend, wo und wie alles liegt und steht, aller kleinen Ereignisse und Vorfälle gedenkend, welche Abwechslung in die einförmigen, aber doch nicht leeren Tage gebracht, und mit den wunderlichen Gestalten umspringend, die zu Scherz und Ernst Anlass gegeben. Sie konnte sich dabei wieder jung, kindlich und harmlos fühlen, bis die Schatten näher rückten, in die sie dann befremdet starrte. Wie gern hätte sie der guten Frau Mutter Nachricht zukommen lassen, sie um Verzeihung bittend; aber war denn in ein Wort zu fassen, was sie ihr zu sagen

abnehmen, sie aber antwortete: „Wär' nicht schlecht! Die hat für mich genug schon getragen, und völlig abrackern möcht' ich mich, könnt' ich ihr damit erleichtern, was sie noch zu tragen haben wird."

Leute, die früher die Kärntnerin zur Seite des gestrengen, angesehenen Justizmannes gesehen hatten, konnten sich jetzt darüber verwundern, sie in der Begleitung des Amtsdieners mit einem Wanderbündel auf verlegenen Pfaden zu erblicken.

Gefängnisse sind leicht zu erkennen an der Einschicht, zu der sie ihre Umgebung stempeln, an den dicken Mauern und insbesonders an den kleinen Fenstern mit ihren Herrgottstrostfängern, Verschalungen, welche jedem Ausblick, jedem Hinausruf wehren, aber doch einen Strahl des himmlischen Gnadenlichtes auffangen und in die enge, dumpfe Zelle leiten.

Auch die Klöckl Marie ist nicht besser untergebracht, und sie war nun schon die ein' und die andere Woche, Tag und Nacht in so lichtarmer, öder, harter Einsamkeit sich selbst überlassen. Sie brütete ihr Lebtag gern für sich hin, aber das war sonst nur an Feierabenden nach lustiger Arbeit. — Hier war der Feierabend ohne vorauserworbenes Anrecht, ohne Erquickung, ohne Ende. Sie musste feiern, ihre Hände hatten nichts zu thun, ihre Aufmerksamkeit keinen festen Punkt, ihre Gedanken kein gegebenes Ziel. Sie wusste nichts anzufangen, weder mit sich noch mit der langen, langen Zeit.

Wenn sie auf- und abgehend ihre Schritte zählte, oder auf die fernen Glockenschläge achtete, oder den Wandel des Lichtstrahls verfolgte, der immer nur einen flüchtigen Gast abgab, oder sich das Geräusch, den vereinzelten Ruf, den ungewohnten Lärm draußen in den Straßen zu deuten suchte, so hatte sie alles gethan, wozu der Tag und die Umgebung sie anregen konnte.

Für den Einsamen ist sonst die Phantasie eine Trösterin oder nach Umständen eine Hetzerin und Quälerin; doch auch ihre Macht hat eine Grenze, auch ihr Spuk kann ermatten. Die Gefangene hatte wachsende Verwirrung, jähen Schreck, Todesängste, helle Verzweiflung, schwindelnde Hoffnung und tiefste Enttäuschung vor kurzem, in rascher Folge an ihrem lebendigen Leib und Leben in einem so hohen Grade durchgemacht, dass gegenüber dieser grausamen Wirklichkeit die Einbildungskraft mit ihren Erinnerungsbildern, ihren Übertreibungen, ihren der Nacht entnommenen Schauern kläglich versagte; der regen Täuscherin stand das Nervenzittern, das Herzklopfen, der Pulsschlag und das überhitzte Hirn der Dulderin nicht schon zur Verfügung — das alles war gleichsam vom großen Schicksalsschlage her noch zu gedrückt, zu stumpf und fühllos.

Daher gedachte die arme Marie ihrer Schreckenstage nicht tiefer und nicht viel anders, als mit einem dumpfen Erstaunen. Sie hatte eine Erinnerung daran, aber sie brachte keine nachfühlende Theilname dafür

deine Augen? Ich werde doch nicht schöner geworden sein seit der Zeit. Da ist dein Umhängtuch, und da der Winterspenser, der warme, und die Unterröcke sind von den dichtesten, die du hast. . . Wirst alles brauchen können, denn gar freundlich hast du's grad nicht hier."

„Aber, Frau Mutter, das ist ja alles nichts dagegen! Dass ich Euch wieder seh', dass ich Euch hab' für ein gutes Stündl, dass ich Euch allen Verdruss, den ich Euch verursacht hab', abbitten kann, das ist ja so viel Glück, dass ich mich vor Freud' gar nimmer auskenn'! Und ich hab' so viel auf dem Herzen, das ich keinem anderen Menschen auf der weiten Welt als nur der guten Frau Mutter anvertrauen möcht'. Aber wollt Ihr euch nicht niedersetzen? . . . müsst halt glauben, dass es die harte Ofenbank ist."

„Komm lieber besser zum Licht her, dass ich dich ordentlich anschauen kann. Ein bisschen bleich und völlig vornehm siehst du aus . . . ich mein' schon, es hat dich ein wenig hergenommen, das alles. Aber dein liebes, gutes Gesicht ist's halt doch noch! Und jetzt darfst du deiner alten Godl ein Bussl geben, weißt, wie allemal, wenn du mich zu meinem Namenstag schön angratuliert hast."

„Wie gut die Frau Mutter ist! Es kann ja doch nimmer werden, wie's früher gewesen ist."

„Zum Verzagen ist noch immer Zeit."

„Ja, die Frau Mutter fragt ja nicht einmal, wer ich jetzt bin und wo ich jetzt bin; eine Kindsmörderin, heißt's, bin ich, und die Wallfahrt hätt' ich nur so zum Schein gemacht, um den Leuten einen Sand in die Augen zu streuen. So will's der Herr Actuar aus mir herausbringen; ich kann ihm aber diesen Gefallen nicht thun, so wenig mir auch sonst liegt am Leben."

„Ja, wenn du mir selber die Red' leicht machst, will ich dich allerdings fragen, wie nur eine Mutter fragen kann. . ." Und die alte Frau fasste das unglückliche Mädchen bei den Armen und sah ihr mit ihren guten grauen Augen lang ins Gesicht; dann fuhr sie fort: „Gelt, meine liebe Marie! gelt, du lügst mich nicht an; gelt, du hast ja eh niemanden auf der Welt, der dich lieber hätt' als ich . . . und nun sag' mir's, wie du's ja immer gleich eingestanden hast, wenn du etwas — 's ist eh nur immer eine Kleinigkeit gewesen — angestellt hast gehabt: gelt, meine liebe Dirn, du bist nicht schlecht, du hast dich an deinem eigenen Kind nicht vergriffen?"

„Nein, Frau Mutter, das nicht!" antwortete die Marie schlicht; „ganz gewiss auch noch, das nicht! Ich thät' auf mein Kleines rechtschaffen schau'n, wenn's am Leben geblieben wär'. Aber so viel ungeschickt bin ich gewesen, und nicht recht ausgekannt hab' ich mich, und halt gar so viel gach ist die Schwäch' über mich gekommen. Ich will Euch das

hatte, und wer sollte der Fernen dasselbe so warm und innig überbringen, als sie es fühlte?

Auch in das Haus des Bezirksarztes dachte sie sich gern zurück, aber ohne Heimgefühl. Das war gleichsam ein schöner Garten, in welchen sie von ungefähr gerathen war, der sich ihr aber nicht zum zweitenmale öffnen würde; das war ein Traum von anderer, milderer, lieblicherer Gegend, welche ihr Fuß nur einmal und nicht wieder betreten sollte.

Desto häufiger betete sie für die Gutthäter in diesem Hause. Sie betete überhaupt oft und gern, aus Andacht, Verlassenheit und aus Langeweile. Doch wenn sie merkte, dass ihre Lippen sinnlos zu lallen begannen, schämte und ärgerte sie sich.

Beschränkt war ihr Gedanken-, zum Theile dumpf ihr Gemüthsleben; aber die Zeit, die Langeweile, das Müßigsein unendlich. Wenn sie die Geduld verlor, wenn ihr Zornesthränen kamen, so war zumeist diese Öde des Daseins daran Schuld.

Andere durchleben die Untersuchungs- und Schuldhaft verschieden: erstere unter Furcht und Hoffnung, letztere im Stumpfsinn, bis sich's wieder lohnt, die Tage zu zählen. Die Gertrauder Marie kannte diesen Unterschied nicht; sie dachte sich die Hölle als einen endlos quälenden Müßiggang; und das Zähneklappern hatte sie nun auch schon verkostet.

Als die Gefangene zu ungewohnter Stunde, so bald nach dem amtlichen Morgenbesuch, den Schlüssel im Thürschloss kreischen hörte, sprang sie von der harten Lagerstätte auf, als gewärtige sie abermals zum Verhör geholt zu werden; es hätte ihr keinen Verdruss bereitet, wieder ein bisschen ins Freie zu kommen und sich mit dem „giftigen“ Männlein von einem Actuar eine zeitlang herumzuzanken. Sie that aber einen Freudenschrei, wie eines solchen sie sich am allerwenigsten selbst mehr fähig gehalten, als sie leibhaftig die Frau Groggerin eintreten sah. Da war keine Täuschung möglich trotz des ärmlichen Zwielichtes; sie kannte zu wohl diese rührende Gestalt.

„Wie, die Frau Mutter, sie hier? sie selber? Und Ihr kommt, Euere ungerathene Marie heimzusuchen? Jetzt glaub' ich, dass mich der Himmel noch nicht ganz verlassen hat, und die Gnad hätt' ich mir nicht mehr verhofft. Wie hat Euch denn eine solche Gutthat einfallen können? Und ich muss der Frau Mutter völlig die Händ' und die müden Füß' küssen.“

„Steh auf, dumm's Ding übereinand! Ich bin ja gefahren. Weißt eh, unser Bräunl zieht gut. . . Und trag' er's nur herein, Mann! . . . Ich hätt's nicht durchbringen können, so eng ist deine Thür. Wirst es gut brauchen können, was ich dir mitgebracht hab' . . . nichts Meiniges; gehört eh alles dein und ein bisschen eine Unordnung wird jetzt sein in deiner Lad' . . . ist mir im letzten Augenblick erst eingefallen, dass du's schon kalt haben könntest heroben. . . So schau doch her, wo hast denn

hat? Auftragen helfen hätt' ich sollen; ich bin aber bei der Saalthür stehen blieben, und vom weißen Kleidl, von der Kron' und von den schönen Blumen der Braut hab' ich meine Augen nicht wegbringen können."

„Ja, meine arme Marie! Ausgemacht hab' ich dich damals und ein verrücktes, ein dummes Ding geheißen, das wie eine Kuh in ein neues Thor d'reinschaut; es ist ja soviel genöthig hergangen damals."

„Und recht wär' mir geschehen, wenn mich die Frau Mutter abgedroschen hätt'; denn damals hab' ich mir vorgenommen: ledig bleiben auf keine Weis', und ein lediges Kind kriegen schon gar nicht, um alles in der Welt nicht! Solch ein Vornehmen wär' so übel nicht gewesen, aber es ist halt auch gleich der Stolz, der Hochmuth dazugekommen, und warum das? Weil ich meine arme Mutter — Gott tröst' sie — verachtet hab' gehabt. . . . Die Buben haben mir nicht ankönnen, und ich hab' für besser gegolten, als ich gewesen bin. Dem einen, dem Kohlschreiber, muss es aber wegen meines Neides und wegen der sündhaften Gedanken, die meiner armen Mutter noch im Grab keine Ruhe gelassen, rein der Teufel eingegeben haben: dass er gleich vom Heiraten anhebt!"

„Ich hab' mir's gleich gedacht", rief die Alte dazwischen, mit dem Kopfe nickend.

„Und wie er gestellt war", fuhr die Gefangene fort, „hätt' er auch gleich heiraten können; und gern gesehen hab' ich ihn — ich kann's heut' noch nicht leugnen; und dass ein Mensch mit dem Heiligsten könnt' Schindluder treiben, hab' ich mir in meiner Verblendung nicht denken können. Heiraten! Das Wort hören und außer mir sein, ist eins gewesen. Ich hätte singen und springen können vor lauter Freud', und wenn ich einmal lustig und närrisch bin gewesen, hat's alleweil ausgegeben, hab' ich mich alleweil nicht recht ausgekannt: das weiß die Frau Mutter ohnedies. Und so hat er mich d'rangekriegt. . . ."

Die Marie schwieg, seufzend, den Blick in den Schoß gesenkt, den auch einzelne große Thränenperlen netzten.

„Ich hab' mir's eh gleich gedacht", wiederholte die Groggerin verlegenheitshalber. Sie hatte sich mit ihren Gedanken, ihrem Mitgefühl ganz den Bekenntnissen des Mädchens hingegeben; sie kannte die seltsamen Seiten desselben und konnte die Selbstanklage nicht für ganz grundlos halten; sie hatte dabei nicht acht, dass ihr Schützling unter einer weitaus schwereren Anklage stand und dass, was sie umgab, ein hartes Gefängnis war.

Das Mädchen aber sprang auf und fuhr erregt fort:

„Und da sollt' eins nicht schlecht sein? Da sollt' ein anderes noch Mitleid haben mit mir? Da sollt' ich mich über die härteste Strafe beklagen dürfen? Ich habe schlecht von meiner Mutter gedacht und deshalb hat mich ein schlechter Mensch bei meinem Übermuth packen können. Und hätt' ich nichts zu verschweigen gehabt, Frau Mutter, so lebte das

alles erzählen, wenn ich einmal vom Herzen hab', was mich mehr drückt als alles andere. Schlecht bin ich halt doch, Frau Mutter! Ja schlecht, und deswegen hat mich Gott verlassen, deswegen hat mich die Muttergottes von Buch nicht erhört, deswegen ist Schand und Elend über mich gekommen und deswegen ist's am besten, wenn's bald aus ist mit mir."

„Du erschreckst mich ja völlig, närrische Dirn!" fuhr die Groggerin dazwischen, ungewiss, was sie von dieser Selbstanklage zu halten habe. „Wenn du dem Kind nichts gethan hast, dann ist ja leicht ‚Modi' gemacht und kann ein altes schwaches Weib für einen guten Ausgang stehen."

„Jetzt muss sie sich halt doch setzen, die gute Frau Mutter, wenn nicht auch sie mich ungehörter Weis' verstoßen will. Ich trag's schon lang mit mir herum und hart zusammenzustellen ist's. Aber wahr ist's, von da an schon bin ich ein verlassenes, gestraftes Ding gewesen. Und von dem allen wär' nichts über mich gekommen, wenn ich mich dreinfinden hätt' können, ein lediges Kind zu sein."

„Aber Marie, was redest du denn da zusammen?" drängte die Groggerin ungeduldig. „Fang' einmal an, aber nicht von Adam und Eva, von denen aus wir alle elende sündhafte Menschen sind. Also kein lediges Kind hättest du sein mögen? Ja, kannst du denn selber was dafür? Und hab' ich dir's je fühlen lassen?"

„Das gewiss nicht; viel zu gut ist die Frau Mutter alleweil gewesen gegen mich. Gewusst hab' ich's aber dennoch wohl, wo ich hingehöre. Und dass ich gleich sage, was mich schon geärgert und 'kränkt hat, kaum dass ich angefangen hab' zu denken: meine Mutter, Gott tröst' sie — hab' ich nie recht leiden mögen; ich hab' ihr's nicht verzeihen können, dass sie mich lediger Weis' auf die Welt gesetzt hat, und es ist mir so vorgekommen, wenn ein's schon selber schlecht d'ran ist, sollt' es nicht noch ein anderes unglücklich machen. Ein so boshaftes Mädel bin ich gewesen, Ihr wisst es eh noch, Frau Mutter! Und alles besser hab' ich verstehen wollen! Dann, wie ich in die Schul' gegangen bin, hab' ich einen ordentlichen Neid gehabt auf jede Kameradin, von der man gewusst hat, wer der Vater und wer die Mutter ist, und wo sie daheim ist. So gut ich's gehabt hab' bei Euch, Frau Mutter! — eine arme Keuschlerstochter wär' ich lieber gewesen; ich sag's wie's wahr ist, wenn's auch eine Schand ist; denn ich hätt' Gott danken sollen, dass eine so mitleidige Seel' sich meiner angenommen. D'rauf ist die Zeit gekommen, wo ich bei jeder Hochzeit hab' sein müssen; völlig verschau'n hab' ich mich dabei können, und für mich ist nichts Schöneres auf der Welt gewesen. Es ist eigentlich zum Lachen: alleweil dasselbe und ich alleweil dabei, und alleweil mit dem heimlichen Wunsch, dass ich die Hauptperson hätt' sein mögen — als ob ein's alle fingerlang wieder hochzeiten könnt'! Weiß die Frau Mutter noch von damals, wie der Herr Lehrer geheiratet

was dessen geistiges Wesen anbelangt. Sie war aufmerksam gegen ihre Tante; sie erkundigte sich nach dieser und jener Sache ohne Aufdringlichkeit oder Vorwitz, also auch nach dem fernen Vetter, nach dem Haushalt in St. Gertraud, nach dem schönen Lavantthale und, was es da Neues gebe. Sie verstand zuzuhören und selber das Wort zu führen. Alles war an ihr gescheit, aber auch nüchtern und reizlos.

Die alte Frau lobte, was zu loben war: die schöne Wohnung und wie da alles an seinem Platze sei, die feine Zubereitung des Aufgetischten, und von dieser köstlichen Mehlspeise müsse sie sich von ihrer Fräulein Nichte eine Abschrift erbitten; und dem künftigen Herrn Gemahl sei Glück zu wünschen zu einer solchen Hausfrau, meinte sie.

Fräulein Anna erröthete nicht einmal.

Die Frau Groggerin machte sich dann insgeheim auch ihre eigenen Gedanken: Die muss schon, noch eh sie Zähn' gekriegt, in einen saueren Apfel gebissen haben! Da ist ja selbst noch der Herr Vater gemüthlicher. Seltsam, ihre Mutter ist so schön gewesen; und ich könnt' sie nicht gern haben, eine so nahe Verwandte sie mir auch ist, und wenn ich sie auch schandenhalber einladen muss, wieder einmal zu mir herabzukommen. Ja, ja, ihr Künftiger müsst' einen eigenen Geschmack haben, und „übertragen“ ist sie ohnehin auch schon.

Und ihre Gedanken schweiften von dem verständigen Fräulein, von der Tochter eines hochachtbaren Mannes, von ihrer Verwandten hinweg zu einer Gefallenen, zu einer unter peinlicher Anklage stehenden Gefangenen, zur Marie, die nicht viel mehr als ein Findling war in ihrem Hause, aber ihrem Herzen um so näher stand. Ja, wenn die mit zu Tische gewesen wäre, Sonnenschein hätt' es gegeben!

Als das Mahl beendet war, begab sich der Rath in sein Schreibzimmer und nachdem er darin ein paarmal auf- und abgegangen, lud er seine Cousine zu sich und sagte: „Da setz' dich, gute Alte, und erzähl' mir haarklein, wie du ihr, der Maria Klöckl, zugeredet und was du aus ihr herausgebracht hast.“

Dazu ließ sich die Frau Grogger nicht zweimal mahnen; im Nu waren die Schleusen geöffnet, und was sie vorbrachte, gieng der Eifrigen sichtlich von Herzen.

D'rum musste der Gestrenge dem Redefluss auch Einhalt thun, und mit seinem gewohnten Ernst erkundigte er sich bald nach diesem, bald nach jenem näher, durch Zwischenfragen, die einem Verhöre Ehre gemacht hätten.

„Und schreibst du denn auf, was ich dir da erzähl'?“ fragte die alte Frau erstaunt.

„Lass dich das nicht beirren. Wir müssen alles schriftlich haben . . . fahr' fort.“

Kind noch; und ich hätt' bei der Muttergottes keine Fehlbitte gethan, mit was immer ich ihr hätt' kommen mögen; und ich wär' nicht krank geworden; und ich säß' nicht hier . . . o du gerechter Gott!"

„Kind, was zuviel ist, ist zuviel!" wehrte die Groggerin, welche sich mittlerweile gefasst hatte und wieder den ruhigen Überblick gewann. „Ein jeder Mensch hat einen dunklen Winkel im Herzen, in den nicht gut schauen ist. Es ist recht, wenn man hie und da hineinguckt, aber kleinmüthig werden darf man deswegen nicht. Der Kleinmuth macht einen nicht besser. Alles, was du mir da gesagt hast, gehört in den Beichtstuhl, gehört an die Brust einer mütterlichen Freundin, aber nicht vors Gericht. Sei zufrieden, dass dir dieses nicht zu viel anhaben kann . . . ich bin's auch. Beruhige dich! Das zaghafte Gewissen macht dir keine Schand', aber du darfst ihm nicht zu viel nachgeben. Dein Mütterl müsste sich ja im Grab umkehren, wenn du dich so weiter um sie gräm'test. Sie ist eine gute Haut gewesen . . . du hast sie ja kaum gekannt; so früh hat sie sterben müssen. Sie hat halt keine Heimat haben können; aber kein Mensch hat's ihr nachtragen, dass sie ein gutes, schreckhaftes Kind hinterlassen hat. . . . Ja, jetzt hab' und kenn ich dich wieder ganz, und solang' mir die Augen offen stehen, sollst du meine gute und liebe Marie bleiben!"

Diese Worte beruhigten wirklich. Die Gefangene weinte zum erstenmale lindernde, glückliche Thränen. Immer wieder umarmte und küsste sie dankbar-innig die edle Freundin, in deren Erfahrung und Überlegenheit sie Vertrauen setzen musste. Auch die alte Frau konnte sich der Rührung nicht erwehren, und sie that ihr wohl.

Als der Wächter meldete, dass die Stunde abgelaufen, däucht' es beiden Frauen viel zu früh.

„Ich bleibe noch einen Tag, ich komme morgen wieder", flüsterte die gute Alte ihrem Liebling tröstend zu. . . . „Dann erzählst du mir von deiner schweren Stunde, und wie du denn doch noch die Wallfahrt vermocht hast . . . aber ruhig, wir dürfen's ja sein."

Als sich gegen Mittag die Frau Grogger bei ihrem Vetter einfand, begrüßte sie dieser mit der Frage: „Bist du zufrieden mit deinem Besuche?"

„O mehr als das, Herr Vetter! Musst mir wohl noch ein Stündl auswirken; und wenn du sie nur kennen lernen wolltest, du thätest gern etwas für meine liebe Marie. Ist's doch, als ob sie mir neu geschenkt worden wär'! Ich hab' mir's aber auch gleich gedacht. . . ."

„Nach Tische!" fiel hemmend der Herr Rath ein; „wenn's dir recht ist, setzen wir uns dann eigens hiefür zusammen. Jetzt lass dich, so gut es geht, von meiner Anna unterhalten und thu' ihrer Küche die Ehr' an."

Fräulein Anna glich dem Vater; sie war ein weiblicher Abklatsch desselben nicht bloß der Gestalt und den Gesichtszügen nach, sondern auch,

Wieder vor der Muttergottes in Maria-Buch.

Im strafgerichtlichen Verfahren gegen die Klöckl Marie trat bald darnach eine Beschleunigung und Wendung zum Besseren ein. Die Verhöre hatten eine Ende und die Anklage wurde fertig gestellt.

Dieselbe deutete mit viel Geist die Handlungsweise der Kärntnerin als eine verbrecherische, und darnach lautete auch der Strafantrag auf langjährigen schweren Kerker.

Das Collegium verwarf diese gestelzte Ansicht; es konnte den Thatbestand eines Verbrechens nicht für gegeben erkennen. Damit war für die junge Büßerin schon viel gewonnen; nicht die Hölle sollte sich ihr aufthun, sondern nur noch ein bisschen Fegefeuer hatte sie zu bestehen. Und dasselbe ließ kein unauslöschliches Brandmal zurück; die Gereinigte konnte dann wieder muthig unter die Leute treten und Ehre erwerben.

Der Einzelrichter, welcher schließlich die Sache zur Aburtheilung bekam, rechnete nicht nur die Untersuchungshaft, sondern auch die lange Krankheit der Marie in ihre Strafdauer ein; hatte doch während dieser Leidenszeit schon der Herr Actuar seine Fangarme da- und dorthin ausgestreckt. Wenn also diese doppelte, schon überstandene Haft in Abzug gebracht wurde, so hatte die Verurtheilte nur noch die kurze Frist von einer Woche und etlichen Tagen zu verbüßen. Dieses Urtheil erfreute alle, die um die traurige Wallfahrt wussten — Steiner den grimmigen aber kränkte es; denn Ehrgeiz und Voreingenommenheit drängen oft die edlere Regung des Mitleids zurück.

Die Marie hatte einen Lichtpunkt in ihrer düstern Zelle, der von der kargenden Novembersonne unabhängig war, und dieser war das Herz der Frau Groggerin. Dahin wollte die Vielgeprüfte zurückflüchten. Sie wollte die alte Frau hegen und pflegen; sie wollte im Hause derselben wieder frisch und munter die Hände rühren, um alles andere aber sich nicht bekümmern.

Und so kam der Morgen, an dem sie aus der qualvollen Enge von neuem in die weite Welt treten konnte. Recht wie eine Wanderdirne kam sie sich vor mit ihrem Bündel, das auch den schrecklichen Zögger mit dem wärmenden Linnen und dem bergenden Tüchlein enthielt — alles hatte man ihr zurückgegeben, nur nicht das arme Kind! Wo dieses ein stilles Plätzchen gefunden, hatte ihr die gute Frau Grogger ausgekundschaftet — dahin wollte sie zunächst, und ins Haus des Doctors noch, versteht sich; dann aber über die Berge, St. Gertraud zu; heim, nach einem langen trostlosen Irrgange heim! So hatte sie sich's zurecht gelegt.

Der Morgen war frisch; er färbte die Wangen der vor der Schwelle Aufathmenden und für einen Augenblick wie befangen Haltenden. Sie blickte dankbar zum Himmel auf und dieser blendete sie, wiewohl er einer

„Wenn ich wüsst', wo ich geblieben bin? Ja so . . ." Und sie erzählte weiter, aber merklich abgekühlt; ihr gefiel nicht, dass der trockene Mensch gleich ein Schreibens d'raus machte.

Und wieder die scharfen Zwischenreden, wo ohnehin alles klar war!

Die Alte musste sich förmlich zusammennehmen; der Schweiß trat ihr auf die Stirn und schier unheimlich wurde ihr die Unterhaltung mit dem Hageren, der ganz den Herrn Rath hervorkehrte und so gar nichts mehr vom Vetter an sich hatte.

„Bist du fertig?" fragte dieser.

„Fertig, nun ja! Ich hätt' zwar viel noch zu sagen, aber ihr vom Gericht seid ganz eigene Leute."

„Dann merk' auf!" Und er las ihr ein kurzes Concept vor! „Wenn du's richtig findest, so unterschreib' es."

„Richtig ja; aber ich hab' ja viel mehr gesagt. Wenn ich schon so unartig sein darf, viel zu wenig steht auf deinem Papier."

„Tröst' dich; für uns genug. Und da ich in deine Besonnenheit und Rechtschaffenheit . . ."

„Na, ich bitt' schön, Herr Vetter!"

„keinen Zweifel setzen kann, so ergibt sich daraus ein für die Angeklagte wertvolles Leumundszeugnis, sowie mancher Anhaltspunkt zur richtigeren Beurtheilung ihres Wesens."

„Und das ist alles, was du für sie thun kannst?"

„Jawohl", sagte der Ernste; selbst er konnt' ein Lächeln nicht unterdrücken. „Und wie ich glaube, habe ich damit deinen und ihren Dank verdient."

„Das musst du besser verstehen. Ich hätt' halt gemeint, du würdest jetzt hingehen und den auffässigen Actuar bei der Kappen nehmen. Aber vielleicht gibt's eh mehr aus, wenn er's schriftlich kriegt. Und nun, wenn ich was ausgerichtet hab' bei dir, dann bedank' ich mich schön."

„Du misstraust mir noch immer?"

„Das nicht; ich denk' nur darüber nach, wie so ein Federstrich einen unglücklich machen und auch wieder retten kann."

„Wenn du noch länger verweilst, kommst du doch morgen wieder zu Tisch?"

„Gern, Vetter! Aber der Herr Rath soll mich nicht wieder d'rankriegen."

„Wieso denn?"

„Du hast mir ja zugesetzt, als sollt' ich selbst auch ins Criminal . . . Kopfweh hab' ich!"

Und damit empfahl sich das rührige Mütterlein.

„Hab' ich dir nicht bereits die beste Probe vorgeschlagen?"

„Also heiraten möchtest mich — jetzt? Es geht nicht, guter Mann, auch wenn ich an deine Bekehrung glauben wollt'. Wir thäten ja immer ein kleines, armes, kaltes Ding zwischen uns haben. Du weißt wohl nicht, wo unser Kleines liegt? Kannst mitkommen, wenn's dich freut. Es kann auch nicht schaden, wenn es seinen Vater kennen lernt."

Der junge Mann antwortete nicht, schritt aber, selber ernst, weiter an der Seite des ernsten Mädchens.

Und sie kamen vor die Stadt hinaus und bogen in eine Seitengasse, und vor ihnen lag der ummauerte viereckige Hof, d'raus ein bereiftes Kreuz hochauf ragte. Von Bäumen, die kein Blätterrauschen hatten, war das stille Geviert umstanden. An Halbkuppeln, welche über die Mauer reichten, merkte man, dass da auch viele Reiche Einkehr gehalten; sie gehörten Denkmalkapellen an.

Die Zwei traten ein, und als wüsste sie längst Bescheid, oder aber vom Mutterinstinct getrieben, eilte die Gertrauder Marie bis in den hintersten Winkel vor. Ein neueres hölzernes Kreuzlein war ihr Ziel — die gute Groggerin hatte es in die frierende Erde stecken lassen.

Die unglückliche Mutter warf sich davor auf die Knie; ein Strom von Thränen entstürzte ihr; sie betete — mein Gott, das arme Würmchen, das nichts verbrochen und nur ein paar schmerzliche Athemzüge gethan, braucht doch kein Gebet? Still! Was ein Mutterherz betet, erräth ein anderes nicht so leicht.

„Da liegt's!" sagte sie, sich erhebend. . . . „Ist dir nicht auch ein bisschen leid darum?"

„Wir sind noch jung; Gott kann uns verzeihen und ein neues Glück bescheeren", antwortete Huber, dem gleichfalls Thränen in den Augen standen.

„Das wär' ein frevelhaftes Hoffen! Ein Bauer, der mit der Gottesgab nicht umzugehen weiß, verdient keine gesegnete Ernte."

„Und doch", sagte der junge Mann mit Nachdruck, „und doch sehe ich für dich keine andere Genugthuung und für mich keine andere Sühne, als dass wir nun gemeinschaftlich das Leben tragen, mit dem wir bisher nicht am besten umgesprungen."

„Und wenn du wirklich Ernst machen wolltest: ich könnt' eine heimliche Angst nicht überwinden; ich müsst' immer glauben, als gieng' neuerdings das Unglück an mit dir; und dass ich noch eine Freud' haben sollt', hab ich mir schon lang' verredet."

„Marie, ich lass' nicht nach, zu deinem eigenen Besten nicht! Ich habe mir das alles schon so schön ausgemalt; du wirst ein gutes Heim bei mir haben und um was wir gewitzigter sind, um das werden wir ja gescheiter und bescheidener hausen."

grauen Decke glich mit einem runden Ölfleck am Saume: — der Sonne! Es war ja der Allerseelenmonat.

Weißwinterlicher Reif lag auf den Dächern; Baum und Strauch in den Gärten, an den Berghängen war silbern umsponnen — aber Silber glitzert nicht so; das ist das Edelgeschmeide, mit welchem der Frost kahle Äste und kalte Herzen behängt.

Mit einem Ach der Überraschung und des Bangens schritt die Sinnende vorwärts, das Bündel unter dem Arm.

Da trat sie von der Straßenecke her ein Mann an, der sie schon längere Zeit mit Theilnahme beobachtet hatte.

„Du hier?“ rief sie schmerzlich erregt aus. „Das du mir noch einmal in den Weg treten würdest, hätt' ich mir wahrlich nicht verhofft. Es ist wohl eine schadenfreudige Neugier, was dich hergeführt hat. Ja, so schaut die Marie aus, nachdem du sie ins Unglück gebracht hast.“

„Wenn du auch noch so herb bist, ich verdien' es und kann's dir nicht verübeln“, antwortete der junge Mann; es ist Huber, der Kohlschreiber ... „Aber glaub' mir, Marie, ich bin ein anderer geworden. Ich habe gezittert für dich, ich freu' mich, dass es so gut ausgegangen ist, ich komme in der besten Absicht.“

„Wie damals? — Gott verzeih' dir's! Ich will dir nichts nachtragen; aber dass es aus ist zwischen uns, hättest du dir wohl denken können.“

„Das kann dein letztes Wort nicht sein. Wenn du willst, führe ich dich frischweg zum Pfarrer, und schon am nächsten Sonntag soll die Welt erfahren, dass ich mich ehelich zu dir bekenne. ...“

„Heiraten willst? Ich wünsch' dir viel Glück dazu. Aber doch mich nicht! Du hättest mich näher gehabt, und damals hätt' ich dir keine Schand' mit ins Haus zu bringen gebraucht.“

„Was du Schande nennst, ist kaum ein Schatten und den leite ich auf mich ab. Ich bin der schwärzere Theil und das bringt schon mein Geschäft mit sich. Auch haben mir's die Leute empfindlich genug eingetränkt, dass ich so leichtsinnig gewesen bin. Ich werde dir erzählen davon.“

„Lass das; ich hab' vor meiner eigenen Thür zu kehren.“

„Schau, Marie! Ich habe in meinem ganzen Leben noch nichts so ernstlich überlegt und für so rechtschaffen erkannt, als dass ich an dir gutmachen soll, was ich verbrochen habe.“

„Hast du's damals nicht auch überlegt gehabt oder ist dir damals das Lügen noch leichter angekommen?“

„Aber ich habe dir ja schon gesagt, dass ich ein anderer Mensch geworden, und dass ich meinen Vorwitz, meine Flatterhaftigkeit auch nicht leicht zu büßen gehabt habe.“

„Und das alles soll ich glauben können, von dir glauben können?“

der Kirche sei, betend, zweifelnd, ob sie ihm ohne neuen Frevel die Hand reichen dürfe, da ein kleines, armes, todtes Wesen zwischen ihm und ihr.

Der Pfarrer begriff unschwer und die offene, muthige Weise des jungen Mannes gefiel ihm. Nachdem er noch über dies und das sich näher erkundigt hatte, schickte er den Messner ab, die Beterin zu holen.

Dieser erkannte in ihr allsogleich das unglückliche Mädchen mit dem Zögger. Er näherte sich ihr lächelnd und sagte: „Kennt mich die liebe kärntnerische Dirn nicht mehr? Jetzt ruft dich der Herr Pfarrer, und ein junger, sauberer Bursch steht drin bei ihm — heut' geht's wohl aus einem anderen Ton?"

„Ihr seid's, Herr Messner? Ihr habt Mitleid mit mir gehabt, Gott vergelt's euch!"

Und für sich fügte die Gestörte hinzu: Dass er schon drinn ist beim Herrn Pfarrer, daran erkenn' ich, dass er rechtschaffen Ernst macht. Nun denn, in Gottes Namen!

Der Geistliche hatte keine große Mühe, das geängstigte Herz des Mädchens vollends zu beschwichtigen. Er äußerte seine Freude darüber, dass der armen Pilgerin nicht übler mitgespielt worden sei, wie auch darüber, dass sie so gut aussehe, indem er scherzend bemerkte: Ich hätte nicht gedacht, dass die Kerkerrosen so schön blühen — es muss wohl von einem guten Gewissen herkommen. Dann fuhr er fort, es müsse sie ja freuen, beitragen zu können, dass ihr Freund auf den rechten Weg zurückgelange; sie beide seien schwer heimgesucht worden, aber Gott liebe die, die er züchtigt; dann sei ja ein geordneter christlicher Hausstand als Sacrament an sich schon ein gottwohlgefälliges, gesegnetes Wesen, und es sei nichts weniger als eine Sünde, mit ernstem Bedacht in denselben zu treten; nur leichtfertige Ehen seien mit der Gefahr verbunden, übel zu gerathen. Das und des Schicklichen noch mehr legte der würdige Priester der ängstlichen Braut ans Herz.

Dann langte er sogleich das große Buch hervor, um die Beiden als richtige Brautleute einzutragen. Das Mädchen kannte er schon sattsam aus den Gerichtsacten, in welche auch seine Zeugenschaft mitverflochten worden, und der Mann, der von der Arrestschwelle hinweg seine Geliebte zum Traualtar führen wollte, flößte ihm auch ohne die näher beglaubigenden Papiere Vertrauen ein.

Auf dem Rückwege in die Stadt erzählte Huber seiner Braut von dem Empfange, der ihm im Hause des Doctors geworden.

„Und du willst mich dennoch dahin begleiten?" fragte Marie verwundert.

„Eben deshalb!" war die Antwort. . . . „Die Lection hat mir gut gethan und der scharfe Herr soll sehen, dass sie auch etwas genützt hat."

„Ich seh' wohl, dass du's jetzt nicht schlecht mit mir meinst. Aber ich hab' mir halt die Angst angelernt, und zu verdenken ist's mir wahrlich nicht, und guter Rath ist theuer."

„So frag', eh du Ja sagst, bei der guten Frau Mutter in St. Gertraud an."

„Und wie wär's, wenn wir die Muttergottes in Buch um Rath fragten? Ich bin ihr eh' auch einen andächtigen Besuch schuldig."

„Einverstanden, Marie! Und jetzt gleich! Dein Bündel können wir ins nächste beste Haus derweil zum Aufbewahren geben."

„Du meinst also . . . ?"

„Frisch vorwärts, Marie!"

Auf dem Weg durchs starrende Wäldchen war man nicht so redselig, als soeben zuvor auf dem stillen Friedhofe. Man hatte sich ausgesprochen, aus dem Tiefsten heraus, und nun schien jedes dem Nachhall der eigenen Worte und der des andern zu lauschen. Marie überlegte zagenden Herzens; muthiger schritt ihr Huber zur Seite. Aber er hätte nicht vermocht, in die Empfindungen und Gedanken der Gefährtin einzugreifen, und Gleichgiltiges, Munteres wollt' ihm nicht über die Zunge.

Um nicht neugierigen Blicken zu begegnen, hatte man einen kleinen Umweg gemacht und war hinter der Stadt herumgekommen. Das war aber nun wirklich der Waldweg nach Maria-Buch. Marie hatte ihn schon einmal, in umgekehrter Richtung, geführt von der mitleidigen Pfarrersmagd, zurückgelegt: aber sie entsann sich keines Baumes, keines Strauches, keiner Krümmung, Lichtung oder Unebenheit: wie musste ihr damals gewesen sein! Sie dankte Gott, der ihr denn doch wieder die Wildnis gelichtet und ehrliche Pfade gewiesen. Sie war gehobenen Gemüthes, wenn auch noch nicht Freude darin aufgezündet war.

Die Kirche stand offen; die ein' und andere Messe mochte schon vorüber sein — es war kein Priester am Altar.

Marie eilte zu den Gnadenstufen vor, kniete da nieder und betete lang, weltvergessen, mit der Madonna allein wie damals; aber ihre Bitten waren jetzt zahmer, lauterer und sie konnte vertrauensselig den Blick erheben.

Huber war in einem der hinteren Betstühle zurückgeblieben. Er war sicherlich auch in keiner oberflächlichen Stimmung. Aber sobald er merkte, dass seine Gefährtin für eine Weile der Wirklichkeit entrückt war, schlich er sachte hinaus und ließ sich das Zimmer des Herrn Pfarrers weisen.

Er traf den geistlichen Herrn beim Frühstück, und seinem einnehmenden Wesen ward ein freundlicher Empfang. Rasch bekannt' und erzählte er, dass er der gewissenlose Verführer der Klöckl Marie sei, dass er willens, dieselbe zu versöhnen und ihr die Hand zu reichen; dass sie heute aus ihrer Haft entlassen worden, mit ihm hieher gepilgert und drinnen in

wird, aber ich glaub' nun einmal steif und fest, dass ein abgeschiedener Geist wieder erscheinen kann, wenn er was Wichtiges auf der Erde zu thun oder zu bestellen vergessen hat. Das lässt ja auch einen lebendigen Menschen nicht ruhen, und wie oft bin ich mitten aus dem Schlafe aufgefahren, nicht bloß als ein junges Ding, sondern noch jetzt mit weißen Haaren, wenn ich über Tag irgend eine Pflicht versäumt hatte, die nachgeholt werden musste, sollt' nicht Ärger oder Unheil daraus entstehen.

Ich hab' aber auch was erlebt, was meinen Glauben bestätigt hat, und dass ich's nicht bloß geträumt, sondern mit meinen beiden offenen Augen gesehen hab', darauf lass' ich mich kreuzigen.

Sie wissen, ich bin eine Pfarrerstochter, aus dem Badischen, die sechste von vierzehn Geschwistern, Büble und Mädle bunt durcheinander. Obwohl ich aber im eigenen Haus an lebendigem Spielzeug genug hätt' haben können, hatte ich mir doch ein fremd Kind zu meiner liebsten Puppe erwählt, das Töchterle von unserm Küster, ein kleinwinzig Ding zwischen fünf und sechs Jahren — ich aber war schon dreizehn —, das weder sehr hübsch noch sehr gescheit war, mir aber hatt's das Geschöpfle nun einmal angethan. Tagelang, wenn ich nichts anderes zu thun gehabt hätte, hätt' ich mich mit ihm abgeben mögen, es spazieren führen, mit ihm spielen, Puppenkleider für es schneidern und ihm alle guten Bissen zustecken, die ich mir vom eig'nen Mund absparen konnt'. Viele waren's nicht, denn in einem so kinderreichen Pfarrhaus ist Schmalhans Küchenmeister. Aber es kommen doch Geburts- und hohe Feiertage, und was mir irgend Guts beschert wurde, 's Lisabethle — so hieß mein Herzblatt — musst' die größere Hälfte davon haben.

Es war freilich auch ein sonderbar Kind, anders als meine wilden Rangen von großen und kleinen Brüdern und gutartigen, aber ruscheligen Schwestern, deren Arten und Unarten ich auswendig wusste.

Drei Jahr' war's erst alt, als mein Vater nach dem Pfarrdorf versetzt wurde, wo dem Lisabethle sein Vater Küster war. Aber gleich fiel mir's auf, weil's so große braune Augen hatt' und gar nicht lachte, auch nicht weinte, sondern nur so still und nachdenklich um sich her schaute wie ein Großes. Dabei war's frisch und flink wie ein Wiesel, wenn's in seinem dürftigen kurzen Röckle mit bloßen Füßen durch die Wiesen lief, Schmetterlinge zu haschen; wenn's aber einen gefangen hatte, hielt es ihn behutsam in dem kleinen Händle und ließ ihn nach einer Weile wieder fliegen. Es konnt' auch stundenlang auf der Schwelle der Hausthür sitzen und den Hühnern zuschauen, die um es her wuselten und die Brodkrumen aufpickten, die es ihnen hinwarf, oder den Schwalben, die um das Kirchendach schossen, dass ihre Flügel in der Sonne blitzten. Geschwister hatt's nicht, mit denen es hätt' spielen können, und anderem

Und im Doctorshause kam es zu artigen Überraschungen. Der Bezirksarzt sagte laut zum Kohlschreiber: „Herr Huber, ich habe Sie neulich etwas gehofmeistert; ich bin Ihnen Genugthuung schuldig — wenn Sie einen Beistand brauchen, verfügen Sie über mich."

„Und ich", fiel Frau Schlag ein, „gebe der Marie aus meinem eigenen Herzen und im Namen ihrer abwesenden Freundin Grogger den Brautsegen."

„Und dann darf wohl ich als Brautjungfer mit dabei sein?" machte sich aus dem Hintergrunde Louise, das wackere Kammerkätzchen, bemerkbar.

Natürlich wurde das alles dankbar und freudig angenommen.

Die Trauung fand in der Gnadenkirche Marie-Buch statt. Der Herr Pfarrer selbst nahm sie vor, trotz Zipperlein und Athemnoth; seine Ansprache war ebenso sachlich als erbauend.

Der Meſsner war so wie so an seinem Platz. Die Kuhdirn Julie hatte sich für das Stündchen leicht frei zu machen gewuſst. Das alles ist nicht sehr verwunderlich.

Aber daſs der lange Veit gesagt hatte: Heute spannen wir später ein, und daſs er mit seinem klugen Spitz noch rechtzeitig vor Maria-Buch anlangte, verdient besonders hervorgehoben zu werden. Denn daſs ein Fuhrmann von der großen, geraden Heerstraße abweiche, dazu braucht's viel.

Die Hochzeitsreise gieng selbstverständlich an der Dreikönigresi vorüber nach St. Gertraud, zur guten Frau Groggerin.

's Lisabethle.

Eine Geistergeschichte von Paul Heyse.*)

Die liebenswürdige alte Dame, der die Tantenwürde im Hause nicht nach dem Rechte der Geburt, sondern nach dem der Eroberung zutheil geworden war, hatte sich trotz ihrer sonstigen Lebhaftigkeit während aller Debatten und Historien dieses Abends ziemlich schweigsam verhalten. Nur wenn ein Wort zu Gunsten des Hereinragens einer übersinnlichen Welt gefallen war, hatte sie durch Kopfnicken oder eine beifällige Geberde ihre Zustimmung zu erkennen gegeben.

Jetzt sagte sie, da sie ausdrücklich aufgerufen wurde: Es ist mir ganz einerlei, ob man mich für schwachsinnig oder köhlergläubig halten

*) Aus dessen neuem Buche „In der Geisterstunde und andere Spukgeschichten." Berlin. Wilhelm Hertz. 1894.

Braten haben, jeden zweiten Sonntag einmal, denn sonst kam wenig Fleisch auf ihren Tisch.

Das war nun eine große Bescherung für das Lisabethle. Denn all die anderen Thiere erwiderten seine Zärtlichkeit ohne sonderliche Herzenswärme und suchten sich den kleinen Händen alsbald wieder zu entziehen, wenn kein Futter dabei zu erschnappen war. Katzen und Hunde, die gefräßige Kostgänger sind, dafür aber caressant und für Menschenumgang empfänglich, wurden in dem kleinen Haushalt nicht geduldet. Aber die kleinen glatten, seidenweichen Fresser, weil sie selbst einen Braten gaben und noch dazu an Kindersegen Überfluss hatten, erfreuten sich von Seiten der Küstersehelente einer sorgsamen Pflege, und mit ihrer Fütterung wurde sogleich das Lisabethle betraut, das ja noch nicht in die Schule gieng und sich nichts besseres wünschen konnte. Davon zu essen aber, wenn als einmal ein Kaninchenbraten auf den Tisch kam, war's auf keine Weise zu bewegen.

Denn bald war's auch mit diesen neuen Hausgenossen auf so vertrauten Fuß gekommen wie mit allem andern, was da kreucht und fleucht. Nichts Artigeres konnte man sehen, als wenn die kleine Person das Gitter des Ställchens öffnete und die ganze flinke Schar — denn es hatte sich bald ein halb Dutzend Junge dazu gefunden, — sich drängend und überkugelnd ihr entgegenstürzte, an ihrem Röckle zerrend, über ihre kleinen nackten Füße stolpernd, mit jenen piependen, quiekenden Tönen, die diesen Geschöpfen, wenn es sie hungert, eigen sind. Ihre kleine Pflegemutter hielt dann eine Gerte in der Hand, mit der sie die Zudringlichkeiten abwehrte, indem sie ihnen einen sanften Klaps auf die glatten Köpfe gab. Sie gieng dann voran zu einem niederen Pferch zwischen Haus und Garten, wo allerlei Küchenabfall auf einen Haufen geworfen lag, Kohlstrünke, Salatblätter und was sie sonst aus den Bauernhäusern für ihre Häsle zusammengetragen hatte. Denn die Bäuerinnen gaben ihr willig, was sie an Überfluss solcher Futtersachen hatten, da sie alle das artige Kind in seinem stillen Wesen gern hatten und seine dürftigen Eltern bemitleideten.

Nun setzte sich das ernsthafte Persönchen auf einen Hauklotz, immer die Gerte in der Hand, und sah stundenlang zu, wie seine Pfleglinge sich nährten, und dann und wann, wenn eins verkürzt und von seinen keckeren Geschwistern weggedrängt wurde, stellte es durch einen leichten Schlag die Gerechtigkeit wieder her. Von diesem Geschäft war es durch nichts wegzulocken und vergaß als sein eigen Essen und Trinken darüber.

Hatten sich die knuspernden Mäuler endlich für einmal gesättigt, so griff ihre kleine Nährmutter eines aus der Schar bei den weichen Ohren heraus, den Papa oder das Nesthäkchen, setzt' es auf seinen Schoß und fuhr ihm mit streichelnder Hand über den Rücken, oder kraute

als lebendigem Spielzeug fragt' es nicht nach. Ich hatt' gleich einen Narren an dem lieben Närrle gefressen, wie ich nur ein paar Tag' mit ihm bekannt geworden war, und es jammerte mich, die ich mit elf und zwölf Jahren noch nicht ohne Puppen leben konnte, dass es selbst keine hatte. Ich schenkte ihm also eine von den meinen, der ich ein neues Kleid gemacht und Gesicht und Hände sauber gewaschen hatte. Ich seh's noch, wie es die hübsche Docke verwundert betrachtete, mir zunickte und ein bissle roth wurde. Mein Präsent aber legte es neben sich und gab sich gar nicht damit ab. Das kränkte mich, da ich mir auf meine Großmuth und Gönnerschaft nicht wenig zugute that, aber ich dachte, es sei nur Verlegenheit. Vielleicht hab' ihr auch das Kleid nicht gefallen, das nicht gerade ein großer Staat war. Aber auch mit einem andern, an das ich eine alte Goldlitze genäht hatte, gieng mir's nicht besser. Ich musst' mich schon drein finden, dass 's Lisabethle keine Puppenfreundin war, und das verleidete mir auch meine eig'nen. Nun wurde das Kind meine Puppe, und ich war nicht glücklich, wenn ich's nicht auf den Arm nehmen, oder am Händle fassen und mit ihm herumspringen konnte.

Es ließ sich das auch gutwillig gefallen, zumal sonst kein Mensch sich viel um es kümmerte. Seine Mutter hatte alle Hände voll zu thun, den ärmlichen Haushalt ohne Magd zu versehen, und der Vater, das Krautgärtle zu bestellen und die magere Kuh zn füttern und zu melken. Die war dem Kinde auch eine gute Freundin, aber viel wusste es nicht mit dem großen stummen Thier anzufangen und hielt sich lieber zu den kleineren im Hof und Garten und auf der Dorfgasse.

Es was merkwürdig mitanzusehen, wie vertraut es mit allem war, ordentlich als verständ' es ihre Sprache. Ich betraf es auch zuweilen dabei, wie es die verschiedenen Thierlaute nachahmte, ganz leise, das Gurren der Tauben, Gackeln der Hühner, Summen der Bienen und die mancherlei Vogelstimmen. Wenn es aber gewahr wurde, dass ich es belauschte, verstummt' es.

Die Menschensprache lernte es später als andere Kinder und machte auch nur wenig Gebrauch davon, während meine kleinsten Schwestern den lieben langen Tag pappelten, was sie nur wussten und konnten. Keins von meinen Leuten begriff, warum ich mich mit Vorliebe zu dem Küsterskinde schlich, sobald ich ein wenig freie Zeit hatte. Aber ein kleines Anlachen des Lisabethle, wenn es mich kommen sah, oder gar einmal eine scheue Liebkosung war mir köstlicher als Zuckerwerk oder eine gute Censur in der Schule.

Als die Intimität ein paar Jahre gedauert hatte und mein Liebling fünf Jahre alt geworden war, kaufte der Vater Küster ein Kaninchenpaar, für das er am Ende des Krautgartens einen kleinen Stall zimmerte. Zu seinem Kohl- und Rübengericht wollt' er auch gern einen wohlfeilen

Es half ihr aber nichts, dass sie mich schonen wollte, um mir die Nachtruhe nicht zu rauben; ich fragt' es von uns'rer alten Kathrin' heraus, und da war's um den Schlaf gescheh'n.

Denken Sie: am Vormittag, da so schön Wetter war, hatte das Lisabethle ihre kleine Herde auf einen Anger nah bei ihrem Hause laufen lassen, wo allerlei saftige Unkräuter wuchsen. Da saß sie mit ihrer Gerte und sah zu, wie's ihnen schmeckte. Auf einmal kommt ein fremder Metzgergesell mit einem großen Hund des Weges daher, bleibt einen Augenblick stehen, sich das Gewusel zu betrachten, und da will's das Unglück, dass eins der dummen, tappigen jungen Thierle dem Hund zwischen die Beine springt. Der grobe Tölpel aber versteht keinen Spaß, schnappt wüthend zu und kriegt das Armsünderle beim Genick.

Mein Lisabethle das sehen und hinzuspringen, schreiend und die Gerte schwingend, war eins. Der Hund aber lässt das Kaninchen fahren, und wie er die Gerte fühlt, bellt er los und packt das Kind, beißt's in den Arm und hätt's gar todtgebissen, wenn sein Herr nicht noch zur rechten Zeit ihn am Halsband gapackt und zurückgerissen hätte.

Das Blut sei dem Kind gleich über den Ärmel seines Kleidchens gelaufen, es hab's aber nicht geachtet, sondern sich nach dem Thiere gebückt — grad der Hannesle musst' es sein — und es aufgehoben und gestreichelt und in sein Schürzle gethan und damit nach dem Haus zurückgelaufen, die kleine Herde hinterdrein. Drinnen hab' sich's auch nicht um seine Wunden bekümmert, sondern gleich an den Brunnen mit dem Thierle, das aber keinen Tropfen Bluts verloren habe, nur betäubt sei's gewesen von dem Schrecken. Erst als die Mutter dazukam und laut zu jammern anfieng, wie sie ihr Kind so arg zugerichtet sah, da habe auch das Lisabethle gesagt, der Arm thu' ihm weh, und sei gleich darauf ohnmächtig umgefallen.

Dann hat man es zu Bett gebracht und den Bader gerufen; der hat die Wunde untersucht und ein bedenklich Gesicht gemacht, da man nicht wissen könne, ob der Hund nicht gar toll gewesen sei. Nein, das war er nicht, der Metzgergesell stand dafür ein. Aber der Biss war tief gegangen, und eine Ader war verletzt, und obwohl der Verband die Blutung stillte, war's doch ein schwerer Fall, hatte der Bader gesagt, und sie sollten fleißig kalte Umschläge machen, bis aus der nächsten kleinen Stadt Eis herbeigeschafft werden konnte.

Ich wollt' gleich hinüber, selbst nachschauen und bei der Kleinen wachen, aber die Mutter erlaubt' es nicht. Erst am frühen Morgen durft' ich zu ihr, fand sie im Fieber in ihrem Bettchen aufsitzend, und den Hannesle hatte sie auf der wollenen Decke vor sich und streichelte ihn zuweilen mit dem heißen Händle, kannte aber niemand außer ihm und mir. Es war ein herzbrechender Anblick, ich musst' mich zusammennehmen,

es am Hinterhaupt, und so nach der Reihe auch die andern, dass keins zu kurz kommen sollte. Worauf es dann seine Herde mit Lockruf und Gertenschlag zusammenholte und langsam in das vergitterte Ställchen zurücktrieb. Da hinein schob es noch etliche saftige Kohlblätter pour la bonne bouche, und dann stand es und konnte sich noch eine gute Weile von dem Anblick der vergnüglich naschenden jungen Gesellschaft nicht trennen.

Ja, es war ein goldig Kind, 's Lisabethle!

Herzle, sagt' ich einmal zu ihm, was willst du denn anfangen, wenn du in die Schule musst? Da wird man dir den Hannesle — so hieß ihr besonderer Liebling, ein schwarzes Kaninchen mit weißen Ohren — im Schultäschle mitgeben müssen, dass du ihn in den Zwischenstunden von deinem Wecken füttern kannst.

Da sah mich das Kind mit großen, ernsthaften Augen an und sagte: Lieber will ich nichts lernen, als von ihnen weggehen!

Armes Närrle! Als hätt's ihm geahnt, dass es auf keiner irdischen Schulbank was lernen sollte.

Aber ich bitte um Entschuldigung, dass ich so weitläufig von meinen Kindererinnerungen erzähle. Es soll nun um so rascher zum Ende kommen.

Eines Montags in der Früh bin ich mit dem Vater zu einem seiner Amtsbrüder gefahren, der ein Studienfreund von ihm war und eine Tochter hatte, ungefähr in meinem Alter. Mit der war ich früher gut Freund gewesen, hatt' sie aber ein paar Jahre lang nicht wiedergesehen. Da durft' ich nun wieder einmal einen ganzen Tag mit ihr zusammen sein, aber es machte mir nicht mehr so viel Vergnügen wie sonst. Meine Freundin hatte inzwischen allerlei gelesen und trug infolge dessen ihr Backfischnäsle hoch, da sie sich einbildete, wunder wie gebildet zu sein, und ich selbst, mit meinem bissle Robinson und Lienhart und Gertrud, kam mir wie ein dummer Dorfteufel neben ihr vor. Auch lag mir immer das Lisabethle im Sinn, das ich zum erstenmal einen ganzen Tag lang nicht sehen sollte; es war wie eine Ahnung und beklemmte mir das Herz. So war ich froh, als die Zeit zum Heimkutschieren kam und ich meiner gebildeten Freundin Adieu sagen durfte.

Schon dunkle Nacht war's, als wir unser Dorf wieder erreichten, und gleich fiel mir's auf, dass im Küstershause, wo sie sonst mit den Hühnern zu Bett giengen, um das Öl zu sparen, noch Licht brannte. Bei uns war's auch noch lebendiger, als sonst; die Mutter kam uns mit einem ganz verstörten Gesicht entgegen, tuschelte mit dem Vater, wobei sie einen mitleidigen Blick auf mich warf, und schickte mich gleich zu Bett.

Nun denn, sagt' ich — denn ich hatt' ihm schon im Leben nichts abschlagen können — wart', ich komm' gleich. Und so schlupft' ich nur in mein Unterröckle und zog die Strümpf' an — die Schwestern schliefen ruhig fort —, und wie das Kind jetzt auf seinen kleinen bloßen Füßen sich umdrehte und mir vorangieng, seine Tritte waren unvernehmbar, schlich ich ihm nach und die Stiege hinunter, ohne dass eine Stufe knarrte. So glitten wir zwei zur hinteren Thür hinaus, die nie verschlossen war, und durch den Pfarrgarten, wo im Mondschein jedes Laub wie Silber glänzte, und in das Sträßle hinein, das unsern Garten vom Friedhof trennte.

Ich dacht' nicht anders, als nun würde mich das Kind nach seinem frischen Grabhügel führen, und so lieb ich's hatte und ihm noch an viel gräslichere Stätten gefolgt wär', überlief mich's doch eisig kalt, und ich wollt' schon wieder fragen, was es denn vorhabe. Da aber bog's um die Mauer des Friedhofs außen herum und huschte, so schwebend wie eine kleine weiße Wolke, vor mir her nach dem Hause seiner Eltern, das auf der anderen Seite vom Friedhofe lag. Was will es nur da? wundert' ich mich im Stillen. Ob es seine arme Mutter noch einmal sehen will? Nein, es gieng nicht ins Haus. Am Zaun entlang, der den Küstersgarten einfasste, wanderte es rascher und rascher und jetzt durch die Gitterthür und geradenwegs nach dem kleinen Stall im Winkel, wo seine Lieblinge eingesperrt waren. Da stand es still und sah sich zum erstenmal nach mir um und hob die beiden Händle, wie wenn es bitten wollte, und als ich ihm zunickte, nickte es wieder und trat zwischen die Kohlbeete zurück, wie um mich vorbeizulassen. Ich verstand nicht gleich was es wollte, gieng aber aufs Gerathewohl nach dem Ställchen und schob den Riegel der Gitterthür zurück. Da sah ich's freilich, um was das todte Kind mich hatte bitten wollen. Die größten unter dem kleinen Volk lagen halb verschmachtet herum und regten nur matt die Ohren, wie sie mich erblickten. Von den kleineren lebte nur noch eins, der Hannesle, der war aber so schwach, dass er nur mit den rothen Augen mir zublinzeln konnte. Kein noch so kleiner Rest von einem Futter in allen Winkeln, der Wassertrog leer — wer hatte auch in dem Jammer um den Tod des Kindes an seine Pfleglinge denken können! Da hatte es selbst keine Ruhe im Grabe gehabt, war aufgestanden, eh' alle verhungert waren, und hatte seine beste Freundin zu Hilfe gerufen.

Wie ich mich aber nach ihm umsah und ihm sagen wollte, es könne ruhig wieder schlafen gehen, ich würde jetzt schon sorgen, war der liebe Spuk verschwunden. Der Mond schien breit in die Beete herein, an jedem Kohlhäuptlein konnt' ich die Blätter zählen, vom Lisabethle aber war nichts mehr zu erblicken.

daß ich nicht laut in Weinen ausbrach, aber weder mit Bitten noch mit Befehlen war ich aus der Kammer wegzubringen, den ganzen Tag und die nächste Nacht. Nur gegen Morgen fielen mir die Augen eine Stunde lang zu. Als ich sie wieder aufschlug, hatte mein armer Liebling die seinen für immer geschlossen.

Der Doctor, den mein Vater auf mein Bitten aus der nächsten Stadt hatte holen lassen, erklärte, der Verband sei nicht sorgsam und sauber genug angelegt gewesen, ein Fetzen von dem Rockärmel in der Wunde geblieben, das habe eine Blutvergiftung herbeigeführt.

Das war der erste Schmerz meines jungen Lebens, und er machte mich starr und steinern, daß ich wie abwesenden Geistes war und an nichts theilnahm. Ich weiß noch, wie ich am dritten Tage der kleinen Leiche nach dem Friedhofe folgte; zwei meiner Schwestern führten mich; von der Grabrede meines Vaters verstand ich kein Wort, und erst als das Särgle mit den Kränzen bedeckt und die Erdschollen draufgeworfen wurden, brach ich in Thränen aus und ließ mich willenlos von der Mutter wieder nach Haus und zu Bett bringen. Da überfiel mich nach dem langen Wachen und Trauern ein bleierner Schlaf. Ich hörte nichts davon, wie meine drei jüngeren Schwestern, die mit mir in dem Mansardenzimmer schliefen, sich auskleideten und zu Bette giengen.

Nun war's mitten im Sommer, und die heiße Luft in der Stub', wo die vier Betten standen, wurde immer schwüler und dumpfer, daß sich mir endlich ein Alp centnerschwer auf die Brust legte und ich mit Stöhnen in die Höhe fuhr, ihn abzuschütteln. Da schien der Vollmond so taghell herein, daß ich die Gesichter meiner Schwestern deutlich erkennen konnte und seh'n, wie auch sie schwer athmeten. Also stand ich auf und gieng das Fenster zu öffnen. Wie ich mich aber umwende, thut sich die Thür, die dem Fenster gegenüber war, sacht auf, und herein tritt das Kind, das wir am Nachmittag begraben hatten, bleibt aber an der Schwelle steh'n und sieht mich mit weit offenen Augen an. Es war in dem weißen Kleid, wie es im Sarg gelegen, das Kränzle ein wenig schief auf dem braunen Haar, ganz blaß, aber nicht todtenfarb, auch sonst nichts Unheimlichs an ihm. Und nur einen Augenblick erschrak ich, dann aber konnt' ich's furchtlos anschauen und nickte ihm zu und sagte: Bist du's wirklich, Lisabethle? Und wie kommst du her, und was willst du von mir?

Das arme Kind aber gab keine Antwort, sondern hob nur den einen Arm gegen mich und winkte mir.

Was meinst du? fragt' ich wieder. Willst du dich nicht wieder schlafen legen? Und soll ich dich etwa begleiten?

Es redete auch jetzt nichts, sondern machte nur eine schmerzlich bittende Miene und winkte wieder.

Übel, der Schrecken aller Theatermenschen geworden, sich „Theateragentie“ nennen.

Meine Wahl war auf eine weibliche Vermittlerin gefallen, sie war die Frau eines „Volksdramatikers“, welcher sich mehr durch die rapide Schnelligkeit seiner Dramatisierungen, als durch den Wert derselben Namen machte. Brachte heute ein unglücklicher Familienvater seine fünf Kinder um, so erschien — die Kinder waren kaum im Himmel angelangt — die Schauerthat auf den Brettern. Natürlich war diese „Postarbeit“ so schauerlich wie ihr Sujet. Mit ihrem Manne ebenbürtiger Geschwindigkeit hatte mir die Frau ein Engagement verschafft. Contract erhielt ich keinen; es war eine Theilungsgesellschaft. Ich erhielt „einen Theil“, ein halbes Benefice und acht Gulden Reiseentschädigung. Eintreffen sofort bedingt. Um mir dies große Glück nicht zu verscherzen, machte ich mich schnellstens auf die Reise. Ausgestattet mit schöner Garderobe, einigen Gulden in der Tasche, Jugendmuth und Theaterlust im Herzen, fuhr ich glücklich aus Wien hinaus — ins erste Engagement! Abends in Olmütz angekommen, war ich sehr erstaunt zu erfahren, dass Römerstadt, denn dies war das Ziel meiner Reise, nur nach mehrstündiger Wagenfahrt zu erreichen sei, auf welchen Umstand ich in der Theateragentur nicht vorbereitet wurde, und nachdem ich endlich eine Landkutsche gefunden, welche ich theuer bezahlen musste, langte ich, von diesem Zwischenfall unangenehm berührt, gegen Mitternacht in Römerstadt ein. Der Kutscher meinte, er würde gleich ins Theaterlocal fahren und dort einstallen, ich könne daselbst gut übernachten. Alles lag schon im tiefsten Schlafe; nachdem Pferd und Wagen längst schon untergebracht waren, und ich in der kalten, herbstlichen Nachtluft, unkundig des Terrains, wie angewurzelt in dem feuchten, finstern Hofe fröstelnd stand, um den Hausknecht abzuwarten, der mich nach einem Zimmer bringen sollte, schmetterte mich nach seiner Rückkehr die Kunde nieder, dass ich absolut nicht untergebracht werden könne. Es sei zur Marktzeit alles voll, ich müsste nach dem Ort hinein — denn das Gebäude, in dem der Theatersaal lag, befand sich auf einer Anhöhe an der Landstraße gelegen — und außerdem sei es sehr fraglich, ob drinnen noch Logis zu haben sei, so hieß es. Ich war vernichtet.

Meine Hoffnung, der Stallaterne tragende Hiob würde sich rühren lassen, wenn ich mich ihm als neueingetroffenes Mitglied der Theatergesellschaft vorstellen würde und dennoch Rath schaffen, täuschte mich gründlich, meine Künstlerschaft schien ihm verdammt wenig zu imponieren und erhöhte seinen Respect vor mir nicht um ein Jota, denn er brummte etwas wie: „Wären's halt bei Tag kommen“, in den Bart. Hungrig, frierend und durstig stand ich da, in stockfinsterer Nacht, ohne die Möglichkeit, mich wo anders hinwenden zu können. Was thun? Der Hausknecht wurde überdrüssig, mein Lamento anzuhören und machte mir den

„Meerschweinchenleben!"

Bühnen-Erinnerungen von Carl v. Carro.

Dreißig Jahre sind verflossen seit der Zeit meines wandernden Komödiantenthums, und doch wie unvergesslich, wie klar und lebhaft steht sie mir noch heute vor den Augen, diese schöne Zeit der jugendlichen Künstler-Träume! Das „Meerschweinchen" — wie Hackländer die kleine wandernde Schauspieltruppe nennt — ist in seiner äußeren Form wohl heute noch sehr häufig anzutreffen, allein die „edle Race" desselben ist verloren gegangen. Früher begegnete man auf den sogenannten „Meerschweinchen" wahrhafte Talente, Genies sogar, heute, wo die kleine Provinzialbühne, oft sogar die größere, sich schon mit Leistungen begnügt, die weit unter der Mittelmäßigkeit sich bewegen, bleibt für das „Meerschweinchen" nur mehr der Abhub, und wir finden sein einstiges Material von der Dorfscheune und dem Wirtshaussaal, auf die wohlgezimmerten Bretter einer Provinzialbühne versetzt. Daher kommt es auch, dass von dem Worte „Meerschweinchen", welches in die, unserer realistischen Zeitrichtung entsprechende kräftigere Bezeichnung „Schmiere" verwandelt wurde, ein sehr umfangreicher Gebrauch gemacht wird, und dass in der That diese Bezeichnung — ob mit Recht oder Unrecht, bleibe hier unerörtert — auf die Mehrzahl der Theaterunternehmungen, bis an die Grenze des anerkannten Kunstinstitutes, in classificierende Anwendung kommt. Es ist nicht meine Absicht, eine kritische Betrachtung über den Niedergang der Schauspielkunst und des Bühnen-Idealismus zu schreiben, sondern nur Lustiges aus meinem „Meerschweinchenleben" zu Papier zu bringen, und sei vor allem des ersten Schrittes gedacht, mit welchem ich den schlüpfrigen Pfad des Bühnen- vulgo „Meerschweinchenlebens" betrat.

Nachdem ich einige Monate auf dem noch heute bestehenden fürstlich Sulkovsky'schen Übungstheater in Wien gemimt hatte und Talent verrieth, erhielt ich endlich von meinem Vormund die Bewilligung, zur Bühne zu gehen und war bemüht, mir so rasch als möglich ein Engagement zu verschaffen. Ich suchte eines jener Bureaux auf, welche, ein nothwendiges

fühlte mich in einer sentimentalen Anwandlung recht einsam, so fern von Wien — „unter Larven die einzige fühlende Brust“.

Nachdem es Tag geworden, krabbelten meine Schlafcollegen auf, ich mit ihnen, und nachdem mich ein flüchtiger Blick überzeugt hatte, dass auch weibliche Personen, ein Glaskasten mit weißen Mäusen, und ein Käfig mit einem alten schäbigen Affen sich darunter befanden, eilte ich hinaus ins Freie; tiefe, tiefe Athemzüge that ich, machte die Morgenluft zur Seife und reinigte meine Lungenflügel gründlich.

Auch der Herr Wirt erschien baldigst und brachte mich, ohne sonderliches Bedauern auszusprechen ob meiner Nachtherberge, in ein eben frei gewordenes Zimmer. Gegen neun Uhr beabsichtigte ich mich dem Herrn Director vorzustellen, der, wie ich erfahren, auf demselben Corridore mit mir wohnte. In naiven Etiquette-Begriffen warf ich mich in „schwarze Wichs“ und trat zu dem in einer Fensternische diverse Stiefel und Schuhe putzenden alten Hausdiener, um mich nach Herrn Director L. zu erkundigen. Obwohl der mürrische Alte mir früher den Gehorsam versagte und die ihm zum Zeichen ihrer Putzbedürftigkeit von meiner Thüre aus entgegengehaltenen Stiefel unberücksichtigt ließ, war er auf meine Anfrage höchst liebenswürdig, stieß mit der Bürste eine Thüre auf und wies mit der anderen Hand, welche in einem Stiefel steckte, nach einem Kanapee. „Bitte nur platzzunehmen, ich komme gleich“, näselte er, und verließ das Zimmer wieder. Ein Schrecken fuhr mir durch alle Glieder; ich komme gleich, hatte er gesagt, das wird doch nicht am Ende — ? Ja, wahrhaftig, der Herr Director selbst!

Er trat wieder ein, schien sehr erfreut, ein so anständiges Mitglied bekommen zu haben, und rieb sich dabei die schwarzen Finger rein; eine Entschuldigung wegen seiner ihm jedenfalls gewohnten Morgenbeschäftigung und seiner Hemdärmel hielt er nicht für nöthig, und nun war ich doppelt froh, in schwarzer Kleidung erschienen zu sein, da mich ja auch der Herr Director in „schwarzer Wichs“ empfieng.

Nachdem unsere Besprechung zu Ende und die Bestimmung getroffen wurde, dass ich in der zweitnächsten Vorstellung den „Kalb“ in „Kabale und Liebe“ spielen sollte, gieng ich mit dem indes erschienenen Zettelträger, der, wie ich zu meinem großen Erstaunen später auf der Probe sah, zugleich „erste Väter“ spielte, um das mir bestimmte Monatszimmer in Augenschein zu nehmen. Am liebsten wäre ich sofort wieder nach Hause gereist, allein ich musste in den sauren Apfel beißen und blieb, wenn auch nicht allzulange. Um zehn Uhr gieng ich zur Probe, um meine Collegen und Colleginnen kennen zu lernen, an deren Beschaffenheit du lieber Leser, nach der Nebenbeschäftigung des „ersten Vaters“ zu schließen, wohl sehr mäßige Ansprüche machen wirst; allein bei deinen selbst geringsten Ansprüchen bleibt die Erfüllung um Pferdelänge zurück.

herrlichen Vorschlag, im Gastzimmer zu schlafen, er wolle mir Stroh bringen. Na also, das geht ja! Stube ist Stube, und an Schlaf soll's nicht fehlen! Geleitet von meinem rettenden Engel, über Schutthaufen und Rinnsteine stolpernd, gelangten wir quer über den Hof in die Gaststube — freilich hatte ich mir die Rettung anders gedacht.

Kaum eingetreten in den durch eine kleine dampfende Öllampe mit einem spärlichen Lichtschimmer versehenen, ziemlich großen Raum, begannen meine fünf Sinne in fulminante Thätigkeit gedrängt zu werden.

Entsetzlich, hier sollte ich schlafen! Auf den Tischen, unter denselben, an den Wänden entlang, wie in der Mitte des Fußbodens, lagen theils auf Stroh, theils auf Pferdedecken, mit solchen oder mit Kleidungsstücken halb verdeckt, dunkle Massen, welche nach den übrigen Merkmalen, die auf die Sinne einstürmten, nur Menschen sein konnten, um so mehr, als mein „Tastsinn" dem Auge sofort zu Hilfe kam, indem meine Hand mit einem Kopfe in Collision gerieth, der auf einem ganz nahe der Eingangsthüre, auf zusammengestellten Stühlen lang hingestreckten Leibe saß. Überdies bestätigte auch mein „Gehör" aufs Schleunigste, dass die Gaststube in einen allgemeinen Schlafsaal verwandelt worden sei, denn die mannigfaltigen Variationen von tiefen Athemzügen, Schnaufen, Pusten und Schnarchen ließen keinen Zweifel übrig. Am schlimmsten kam mein ohnedies so scharf ausgeprägter Geruchssinn bei der Sache weg, der mir das Abenteuer doch etwas bedenklich erscheinen ließ, sich empörte und das letzte Restchen von „Geschmack" benahm, den ich anfänglich an der Lustigkeit der Situation gefunden.

Noch unentschieden, ob ich lachen oder mich grämen sollte, hatte der Hausknecht schnell zwei Stühle umgeklappt, einen „Schab" Stroh daraufgebeutelt, und gieng dann stumm von dannen. So begann meine erste Nacht in der Fremde!

Hungrig und durstig, auf Stroh gebettet, trat ich sie an! Ich suchte mich in mein Schicksal zu fügen und dank der Gewohnheit, der mächtigen Beherrscherin alles Willens, beruhigte sich bald die verletzte Empfindung meiner Geruchsnerven und ertrug still duldend dieses Conglomerat von Pfeifen-, Speisen-, Bier- und Schnaps-Düften. Angekleidet warf ich mich auf das „raschelnde" Lager; meine Reisetasche unter dem Kopfe, das Plaid über mich gebreitet, so lag ich resigniert am Boden, unter Jahrmarktskrämern, Orgeldrehern und Bettelleuten; denn als sich das Auge gleichfalls an die Dunkelheit gewöhnt, sah ich hier und da auf Tischen oder Stühlen die Attribute der Genannten stehen, liegen oder an der Wand hängen, woselbst der „abgeschnallte" Stelzfuß des Bettelmanns mich am wenigsten erfreulich berührte. Zwischen Wachen und Träumen entwarf ich mir die Bilder meiner künftigen Collegen und Colleginnen, sehnte den Tag herbei und

fahrener Künstler meinen geistigen Protector, wofür ich sein leiblicher Protector wurde, und ein Auge zu seinen Schmarotzereien zudrückte, die meine Mahlzeiten und alles, was ich genoss, nicht unerheblich verringerten. Eines Tages begegnete ich ihm, als ich eben zur Probe wollte. Er trug eine Cigarrenschachtel und mehrere Pfeifenrohre in der Hand, und unter dem Arme ein Päckchen, wahrscheinlich einige Wäsche, sein ganzes bewegliches Vermögen. Auf meine Frage, wohin er gehe, antwortete er ernst und trocken: „Ich zieh' aus!" Und in der That war dies sein Hab und Gut, das er in eine in meiner nächsten Nähe gemietete Kammer schleppte.

Als ich ganz plötzlich von einer an Ekel grenzenden Abneigung vor dieser Existenz erfasst, beschloss, dem Director anzuzeigen, dass ich am andern Morgen abzureisen gedenke, erhielt ich spät abends noch den Besuch meines geistigen Protectors, der mich bat, ob er, da er in Olmütz Geschäfte habe, morgen früh mitfahren dürfe. Gern gestattete ich schuldlose Seele dies meinem dicken Collegen, und freute mich noch, die Fahrt nicht allein machen zu müssen, ohne zu ahnen, wozu ich meine Hand bereitwillig bot.

Gehüllt in Morgengrauen, fuhren wir wohlgemuth in einem offenen Einspänner, einer sogenannten Halbchaise, zum Städtchen hinaus, und langten nach zweistündiger Fahrt in Sternberg an, wo wir ein Frühstück einnehmen wollten. Das war ein nettes Frühstück! Kaum hatten wir den spätherbstlichen Morgenfrost in der gut erwärmten Gaststube abgeschüttelt und dem Genusse eines heißen Kaffees entgegengelacht, als vor der Thüre des Einkehrwirtshauses eine zweite Halbchaise mit einem schweißtriefenden Pferde hielt, und die noch in Händen befindliche Peitsche verdächtig schwingend, trat der Wirth des Theaterlocals in Römerstadt zur Thüre herein und schritt mit grimmigem Gesichte auf uns zu. Höchst erstaunt blickte ich bald auf das wuthschnaubende Antlitz des Ankömmlings, bald auf das plötzlich blass gewordene meines Reisegefährten, und fuhr empört vom Stuhle auf, als unser Verfolger, unbekümmert der anwesenden Gäste, uns mit den Schimpfworten: „Durchgänger, Gauner und Lumpen" tractierte. Meine Entgegnungen, dass ich mir nach keiner Richtung hin einer Schuld bewusst sei, wurden nicht angenommen, hier hieß es: Mitgefangen, mitgehangen; der Dicke war unter Zurücklassung von drei Pfeifenrohren, einem farbigen Hemd, vier Kragen, einem Stück Seife und einer Zechschuld von achtundzwanzig Gulden flüchtig geworden, und ich hatte ihm scheinbar dazu verholfen; wem die beiden Koffer draußen auf dem Einspänner gehörten, wurde nicht gefragt, einer davon wurde herabgehoben und als Pfand behalten; der Dicke bekam noch eins von seinem Wohnungsgeber, der auch mit angefahren kam, als Quittung für die gleichfalls schuldig gebliebene Wohnungsmiete mit Stempeldruck hinter die Ohren, und mir wurde die weise Lehre ertheilt,

Der erste Held und Liebhaber, welcher die „Regie“ führte, stellte mich flüchtig meinen Collegen und Colleginnen, quasi per Bausch und Bogen vor, und meine neuen Kleider, die weiße Wäsche, der unerhörte Luxus von Handschuhen und die nicht schief getretenen Stiefelabsätze schienen keinen besonders Vertrauen erweckenden Eindruck auf die Herrschaften gemacht zu haben, welche zumeist alte, raffinierte Komödianten waren und dem milchbärtigen Frischling wenig Freundlichkeit entgegenbrachten, die komische Alte ausgenommen, welche mich entsetzlich freundlich angrinste und mir die von einem festumkrallten Knäuel blauen Strickgarnes freigebliebenen Fingerspitzen zum Gruße hinhielt.

Diese Alte „bemutterte“ mich später, und manchen ihrer guten Rathschläge und weisen Warnungen schenkte ich erfolgreich Gehör. Sie war wohl die einzige von der „Bande“, die es ehrlich mit mir meinte, umsomehr, als ich ihr das letzte Drittel meiner Cigarren, das ich als schwacher Raucher nie verdampfte, stets getreulich ablieferte und welches geschnitten und getrocknet gerade eine Dosis für ihr kurzes Matrosenpfeifchen gab, das sie in ihrer Behausung stets im Munde führte. Diese Frau war eine vortreffliche Schauspielerin, sprach mit seltener Empfindung und Wärme, nur sehen durfte man sie nicht; ihr entsetzlich hässliches Äußere mochte sie wohl auf die Wandertruppen schlechtester Sorte angewiesen haben, vielleicht ebenso ihre sonstigen Originalitäten, von denen das Pfeifenrauchen nicht die sonderlichste war. So strickte sie z. B. stets blaue Strümpfe, deren sie viele Dutzende im Schranke liegen hatte. In jeder Minute, in der ihre Hände keiner anderen Beschäftigung zu folgen hatten, tanzten und klapperten die Nadeln zwischen ihren blaugefärbten Fingerspitzen in rasender Eile dahin. Sie schien das Stricken von blauen Strümpfen sogar für hoffähig zu halten, denn als sie einst die Rolle einer Herzogin, die laut Vorschrift des Autors mit einer Handarbeit beschäftigt sein sollte, zu spielen hatte, zog sie ruhig und gelassen ihr zweites Ich, den blauen Strumpf, hervor und nahm mit herzoglicher Würde und garnumschlungenem, weit abgestrecktem Zeigefinger den Parlamentsbericht ihres Kammerherrn entgegen.

Vieles, vieles könnte ich noch von diesem „Meerschweinchen“ reinsten Wassers erzählen, welches bestimmt war, auf demselben meine ersten Sporen als darstellender Künstler zu verdienen, doch übergehe ich alle die kaum glaubhaften Miseren dieses glorreichen Engagements, welches mir innerhalb sechs Wochen einen Theilbetrag von einunddreißig Gulden siebenundvierzig Kreuzern abwarf, und komme auf den tragikomischen Schluss desselben zu sprechen.

Der zweite Charakterspieler, ein dickes, verkommenes Subject, der seinen ganzen Charakter als Schauspieler verwendete, daher als Mensch gar keinen besaß, klammerte sich in inniger Freundschaft an mich, und spielte als er-

Ein unglücklicher Dichter.

Vor einigen Monaten hat „einer unserer hervorragendsten Schriftsteller“ sich blutig darüber gekränkt, dass es irgendwo einen deutschen Dichter gibt, der ein leidliches Auskommen haben soll, und er hat seinem Unmuth über solche Abnormität in einem bereitwilligen Berliner Blatt unumwunden Ausdruck verliehen. Dieser „hervorragende Schriftsteller“ wird eine wahre Herzensfreude erleben, wenn er die Selbstbiographie Franz Nissels liest. Er wird in derselben sehen, dass es auch in unserer prosaischen Zeit immer noch Dichter gibt, die ordentlich zurückgesetzt und unterdrückt werden, die ihr Leben lang in schweren Sorgen und Drängnissen leben, zeitweise sogar an dem Nöthigsten Mangel leiden, wie es der Brauch ist.

Ein solcher Dichter war Franz Nissel, der Verfasser bedeutender Dramen, der seiner „Agnes von Meran“ wegen mit dem Schillerpreise gekrönt worden ist. Dieser Schillerpreis war der Lichtpunkt in einem zweiundsechzigjährigen traurigen Poetenleben, weshalb man sich — eben auch in Berlin — natürlich sehr beeilt hat, dem Dichter den Schillerpreis zu bestreiten.

Franz Nissel war einer Schauspielerfamilie entsprossen, auch ihn hatte die Bühne gelockt, gefangen genommen, in Hoffnungen gewiegt und endlich zugrunde gehen lassen. Freilich kam er mit seinen Dramen nach classischem Muster um fünfzig Jahre zu spät. Wäre er mit ihnen früher gekommen, so hätte es ihm sicherlich an Ruhm nicht gefehlt, wahrscheinlich aber an manch anderem, was ein leiblicher Mensch berechtigt wäre zu haben, falls er kein Dichter ist. Dichter sind bestimmt, das liebe Publicum zu ergötzen, die Agenten und Theaterunternehmungen, besonders aber die Verleger zu bereichern, weiter haben sie keine Berechtigung — meint wohl der Berliner mit seinem zwanzigtausend Mark Jahreseinkommen.

Nissels Selbstbiographie ist eine fast ununterbrochene Klage über deutsches Dichterelend. Andere aus härterem Holze und mit klügerem Kopfe hätten sich aus ähnlichen Verhältnissen denn doch herausgearbeitet und zur

künftig keine so dummen Streiche zu machen; das Rösslein zog an und wehmüthig blitzten die Schlösser meines geopferten Kleiderkoffers in der hellen Morgensonne nach meinen vor Wuth und Beschämung thränenfeuchten Augen, denen das leichte Wägelchen in der nahen Biegung der Landstraße rasch entschwunden war!

Das ganze Ereignis spielte sich mit unglaublicher Schnelligkeit ab; offenen Mundes stand ich da und Nestroys Worte aus dem „gebildeten Hausknecht": „Du bist mir ein sauberer Freund!" drängten sich mir auf die Lippen als die einzige Äußerung, die ich in diesem perplexen Zustande zu thun vermochte.

So endete mein erstes Engagement noch unliebsamer, als es begonnen! Die rechtswidrige Handlungsweise des Wirtes unterlag zwar keinem Zweifel, allein die Klageführung in solchem Falle war nicht gut zu ermöglichen, Zeit und Umstände halber schlecht ausführbar, und so blieb mir denn nichts übrig, als, zu Hause angelangt, die von meinem sauberen Freund gemachte Zechschuld zu bezahlen, um in den Besitz meines Eigenthums zu gelangen.

Der Dicke, den ich, dennoch mitleidig, da er aller Mittel entblößt war, noch auf meine Kosten bis nach Wien spedierte, stellte mir dort, unter den Versicherungen seiner treuesten Freundschaft, baldigsten Ersatz des ihm Geleisteten in Aussicht, trabte mit meinen Vorwürfen beladen von dannen und — Ross und Reiter sah ich niemals wieder!

Rathschlag.

Schau nit afs Gwand,
Willst an Mensch'n taxiern,
Schau af sein Hand,
Wirst dih weniga irrn.
Siacht's dr nach Arbat aus,
Nit nach 'n Pflegn —
Kannst dih valassn drauf,
Gib ihr dein Segn!
Hör nit, was ander Leut
Über oan sagn.
Hör, was r selba redt,
Woaßt, wiaviel's gschlagn.
Frag nit ums Wissn,
Frag, was r kann —
Der frisch ban Zeug is,
Däs is mein Mann.

Hans Fraungruber.

---

lechze als nach Ruhe und Arbeit — dazu kann ich mich wohl nicht entschließen, so edelmüthig Moriz' Aufforderung auch ist, so gern ich ihm dafür persönlich die Hand drücken möchte. Erlass mir, alle Gründe dagegen anzuführen. Ich kann jetzt nicht fort — jetzt nicht — kann nicht — ich bin ohnehin wie ein gehetztes Thier, das ermüdet zusammengebrochen ist und lieber den Tod, den ihm die Jäger drohen, erwarten möchte, als wieder aufjagen aus seiner Rast. Gönnt mir Athem zu schöpfen, ich bitte Euch — hier vollend' ich wohl wieder ein Werk. Wie sehr ich mich dazu abschließen muss, wisst Ihr durch diesen Winter. Lasst es mich noch einmal. Dann meinetwegen hinaus — zum Siege oder zum letzten Verderben. Ich fühl's, es ist für mich nur eine Rettung — die neue, volle Entfaltung meiner geistigen Kräfte. Lasst sie mich versuchen. Misskennt mein Wesen nicht, indem Ihr Unmögliches rathet. Wenn ich sage: „Rathet mir nicht Unmögliches", so meinte ich nicht die Reise nach Wien, sondern die Idee, dass ich dort eine Anstellung suchen soll. Ich kann keiner vorstehen und der Versuch dazu würde mich in das Irrenhaus führen. Für meine Frau aber wäre erst der Herbst die Zeit, sich nach Gesangslectionen umzusehen, sei es in Wien, sei es in Graz. Ich habe Verbindungen mit einigen dortigen Literaten angeknüpft. Ich wurde aufgefordert, an einer belletristischen Zeitung mitzuarbeiten. Sacher-Masoch, der im Herbst nach Prag reiset, hat mir versprochen, alle seine dortigen Verbindungen zu nützen, um meine „Dido" zur Aufführung zu bringen, für die sich auch die Versing-Hauptmann lebhaft interessirt. Sacher-Masoch hat mir auch seine guten Dienste angeboten, wenn ich novellistische Arbeiten sonstwie in die Öffentlichkeit bringen will. Ihr seht, dass ich Sammlung, Ruhe — nicht Unruhe und planloses Hin- und Herirren — brauche. Ich habe sie hier gefunden, wie noch nie, sie augenblicklich wieder zu zerstören, wäre vielleicht von verderblichen Folgen. Mit einem Wort, ich fühle, dass ich jetzt nach langen fruchtlosen Experimenten ganz in der Situation bin, wie sie mir zusagt, und spüre auch schon die guten Wirkungen. Soll ich im Keime schon sie mir wieder zerstören? Seit ich hier bin, ist mir, als ob alle wohlthätigen Geister mir wieder nahten, mein Kopf wird wieder hell und das Licht darin brennt wieder verheißungsvoller. Ich fürchte mich, durch einen plötzlichen Ruck, durch eine jähe Veränderung es wieder auszulöschen oder doch matt brennen zu machen. Meine Gesundheit hat auch dringend wieder einen Landaufenthalt und den damit verbundenen Frieden gebraucht. Ich war in Graz die letzte Zeit schon in einem fast bedauernswerten Zustande; mein Halsleiden hatte sich derart gesteigert, dass ich tagelang gar kein Wort sprechen konnte und selbst dem kleinen Verkehr mit den Grazer Literaten nicht gewachsen war. Ja, wenn ich einen ganz bestimmten praktischen Zweck verfolgen könnte, dann wär' es Pflicht, nach Wien

Geltung gebracht. Nissel war einerseits zu weichmüthig und unentschlossen, andererseits vielleicht zu eigensinnig. Er war eine stolze, in sich gekehrte Natur, hatte gar kein Talent zum Leben und Streben, nur zum Dichten allein, und wieder eigentlich bloß zum Dramendichten. Er war ein tief-ernster, melancholischer Geist, von Jugend auf nach allerhöchsten Zielen ringend. Er hatte Freunde, aber nicht dort, wo sie ihm entscheidend hätten nützen können. Ums Burgtheater warb er sein ganzes Leben, aber Heinrich Laube und Dingelstedt sorgten dafür, dass das Verhältnis ein nicht zu intimes wurde. Welch ein Mensch Nissel war, das sieht man an dem rührenden Idealismus seiner Jugendliebe, und mit welcher Leidenschaft er die Freiheitsbewegung von 1848 verfolgte. Dieses letztere Capitel dünkt mir in dem Buche von besonderem Werte und es ist zu bedauern, dass der Verfasser so spät sich an seine Selbstbiographie gemacht hat. Er ist damit lange nicht fertig geworden und von 1849 an sind es nur Bruchstücke, Tagebuchnotizen und Briefe, die uns von seinen Leiden — anderes ist fast nicht — Zeugnis geben. Ein außerordentlich klarer, gefälliger Stil führt uns freundlich von einer Leidensstation zur anderen und eine tiefe philosophische Weltanschauung des Verfassers söhnt uns zum Theil mit seinem Geschicke aus. Das Werk nennt sich „Mein Leben. Selbstbiographie, Tagebuchblätter und Briefe von Franz Nissel." Aus dem Nachlasse (bei Cotta in Stuttgart 1894) herausgegeben von seiner Schwester Caroline Nissel, die das Werk mit einem kurzen, sehr wirksamen Vorworte einleitet.

Unsere großen Zeitungen haben sich diesem vaterländischen Dichter gegenüber stets eine große Zurückhaltung auferlegt, sie werden sich hoffentlich auch um dieses Vermächtnis nicht allzusehr kümmern — hoffentlich sage ich, denn die Ironie wäre zu grausam. Der „Heimgarten" will — nachdem er (Jahrgang XVII, Seite 362) den Dichter in seinen Haupt-werken gewürdigt, hier nur ein paar Briefe Nissels abdrucken, welche einen Einblick in die Art und Verhältnisse des damals sechsunddreißig-jährigen Mannes gewähren.

Familienbrief. Dorf St. Georgen,*) 26. Juni 1867.

Liebe Mutter! Ich will nicht säumen, Dir schnell zu sagen: jetzt nach Wien zu reisen, jetzt diesen Ort, wo ich zum erstenmale seit acht Monaten mich ein wenig wohl fühle, schon wieder zu verlassen, ohne bestimmten Plan und klares Ziel in eine nebelhafte Unternehmung mich zu stürzen, jetzt, wo ich vor allem die Concentrierung des „Königs-richters" vornehmen muss, jetzt, wo es scheint, dass mein poetischer Geist gerade in der schönen Einsamkeit erwacht, wo ich nach nichts anderm

*) Bei Wildon in Steiermark.

hereinschien, da wurde es auch in mir heller. Ich gieng an die Arbeit, den „Königsrichter.“ Obgleich ich selbst auf das Stück keine großen Hoffnungen setze, so muss die Einreichung doch im August erfolgen, weil Laube sie erwartet und weil ich im schlimmsten Falle doch hoffe, dass er die Arbeit achten und, sollte er sie nicht aufführen, dadurch geneigter werden wird, etwas and'res für mich zu thun. Nachdem ich gearbeitet hatte, erhielt ich die erste Nummer der Grazer „Gartenlaube“ in ihrer neuen Gestalt, eine ältere Skizze von mir darin abgedruckt. Ich fand das Blatt zu meiner angenehmen Überraschung durch ein Gedicht von Hamerling eröffnet, das wunderschön ist, und, indem es die Tendenz des Blattes poetisch verkündet, sehr mit meinen Gesinnungen harmoniert. Ein Gedicht desselben Dichters über die Königskrönung in Ungarn hat mich entzückt und ich bedaure, dass ich den bedeutenden Mann nicht in Graz kennen lernte, weil er aufs Land hinausgezogen war. Ich muss schließen. (Meine Frau braucht wöchentlich fünf Gulden und da essen wir sehr gut und viel.) Ich wollte, ich könnte Euch manchmal von dem schönen Grün, dem Waldesdunkel u. s. w. etwas zuschicken.

Es grüßt und küsst Euch vielmals

Euer Euch liebender Franz.

Familienbrief. Dorf St. Georgen, 26. Juli 1867.

Meine Theuren! Ihr werdet sagen: Lebt unser Franz denn noch? — Er lebt — und hat nie öfter und inniger an Euch gedacht, als in der letzten Zeit. Auch an den Vater! Vorzüglich war es die Erinnerung an ihn, der Schmerz um ihn, der mich unwillkürlich so heftig übermannte wie noch niemals. Das geschah nämlich vorigen Sonntag, dem Jahrestag seiner Ankunft mit Lina in St. Georgen. Gerade um die Stunde, zu welcher ich ihn und Lina in jene Zimmer des Schlosses eingeführt hatte, welche auch Lina liebgeworden sind, befand ich mich in diesem Jahre wieder in denselben und das ergriff mich plötzlich so, dass ich forteilen musste, um nicht in Thränen auszubrechen, hinaus ins Freie mit dem Herzen, das fast zu brechen drohte. Ich küsste einfach und ungesehen den Griff seines Stockes, den ich bei mir hatte und auf den sich so oft seine treue Hand gestützt. Denselben Cultus treibe ich zu Zeiten mit seinem alten Spiegel; es ist mir oft, als müsste daraus sein liebes Gesicht heraussehen. Ich will die beiden Gegenstände als Reliquien treu bewahren.

Ich werde in den nächsten Wochen viel Arbeit haben. Der Redacteur der Grazer „Gartenlaube“ hat mich nämlich gebeten, da meine erste Skizze ansprach, ihm für die Monate August und September eine ganz kleine Novelle, zwei bis drei Skizzen und zwei Aufsätze zu liefern, wofür

zu gehen. Aber das steht mir als unerschütterliche Überzeugung fest, dass ich einem Amte nicht vorstehen, eine bestimmte Verpflichtung nicht übernehmen kann — dermalen wenigstens nicht, so lange nicht, bis ich ein andrer Mensch geworden bin, was immer schwerer wird, je mehr man altert. Es mag traurig sein, aber ich bin nun einmal zu nichts tauglich, als freier Schriftsteller zu sein — frei, nicht aus Bequemlichkeit, nicht aus Eigensinn oder Stolz, sondern weil ich nicht arbeiten kann, was man mir aufgibt, und wär's das Leichteste für einen andern, sondern nur das, was — ich möchte sagen — der Geist mir eingibt. Ich glaube, eine so von der Inspiraton abhängige Natur, wie die meine, hat es noch gar nicht gegeben. Ich würde mit dem kleinsten Concepte in einem Bureau nicht genügen, obgleich ich noch immer, wenn die Begeisterung mich fasst, schwungvolle Verse producieren kann, wie ich vor ein paar Tagen über hundert in einem Zuge schrieb. Ich könnte vielleicht bei meinem politischen Instincte, bei der Tiefe und Consequenz meiner Überzeugungen Großes leisten, wenn ein Journal bedingungslos mir zur Verfügung stünde, mir seine Spalten öffnete, wann und wofür ich wollte. Aber ein Journalist im gewöhnlichen Sinne vermag ich nicht zu sein, ja, würde verblüfft dasitzen und verzweiflungsvoll an der Feder kauen, wenn eine Depesche hereinfiele wie der Blitz und der Moment von mir den Artikel in conventioneller Form fordern würde u. s. w. Mein Gott! muss ich denn Euch und meinen nächsten Freunden den Schlüssel geben zu meinem Naturell? Begreift Ihr nicht, dass es gewaltsam biegen wollen nur es brechen, nur eine Katastrophe beschleunigen hieße, die lang genug vorbereitet, doch vielleicht noch hintanzuhalten ist — eine Katastrophe, aus der ich nicht lebend, nicht mit lebendigen Sinnen wenigstens hervorgehen würde? Ich kann nur siegen auf meine Art oder muss fallen. In einer Weise überschätzt Ihr mein Wesen, indem Ihr mir Fähigkeiten zumuthet, von denen ich nicht eine Spur besitze, andrerseits stellt Ihr mich niedrig in einer für mich fast demüthigenden Weise, indem Ihr mir nicht zutraut, dass ich auch selbst imstande bin, mir all die furchtbaren Gründe vor Augen zu halten, die Eure Ansichten mit ihrem ganzen Gewichte unterstützen, indem Ihr mir nicht glaubt, wenn ich Euch dessen ungeachtet sage, dass noch gewaltigere in der andern Wagschale liegen. So leicht ist eben meine Lage nicht zu beurtheilen, so leicht nicht zu bestimmen, was sie erhellen kann, sie ist keine einfache, sondern eine sehr complicierte, ja außerordentliche, in die ein ganz eigenthümlicher Mensch hineingebannt ist.

Am folgenden Tage.

Ich habe nun auch diesen Seelensturm überwunden. Als heute der Morgen graute und in der alten Linde vor uns'rem Hause mindestens hundert Vögel ihren Gesang anstimmten und die Sonne dann so heiter

mein so langes Schweigen Halm gegenüber in Wien wirken muss. Das quälte mich fort und fort; aber so ganz in Anspruch nahmen den Rest meiner Zeit und Ruhe die paar Arbeiten, die ich seither lieferte, dass ich auch sie nicht hätte liefern können, hätte ich mich nicht allein an sie gehalten. Mehrere Wochen war keine Menschenmöglichkeit überhaupt zu irgend etwas zu kommen. Eine ganz kräftige physische Natur hätte allerdings alles überwunden, nicht eine ungemein zarte. Mit meiner Fahrt nach Graz gieng es auch eigenthümlich. Geistig und moralisch erfrischte mich der Ausflug, physisch hätte er mich beinahe umgeworfen. Alle Literaten, mit denen ich in Berührung kam, zeigten mir die wärmste Freundschaft, ja ich kann sagen, eine gewisse Verehrung. Der Redacteur Karl Pröll schwärmt geradezu für mich und ich musste ihm versprechen, noch eine kleine Novelle im November zu schreiben. Der Dichter Friedrich Marx belud mich förmlich mit interessanten Büchern — der sehr begabte Novellist Sacher-Masoch sagte mir, dass ein paar meiner kleinen Arbeiten ihn wahrhaft entzückt haben und meint, dass ich vorzüglich berufen sei, gemüthvolle Novellen aus dem deutschen Leben zu schreiben. (Eine vielleicht etwas zu günstige Ansicht, da ich immer wieder fühle, wie es zu dem dramatischen Pathos mich hindrängt.) Er bot mir aus ganz freien Stücken seine Vermittlung bei mehreren Journalen an; er erzählte mir auch, dass ein Freund von ihm bei der Lectüre meiner Skizze: „Ein Taugenichts“ geweint habe. Aber besonders interessant war mir das Zusammentreffen mit dem schon ziemlich berühmten epischen Dichter Robert Hamerling, welchem mich Marx vorstellte. Hamerling, ein sehr kränklicher und deshalb menschenscheuer, verschlossener und äußerlich kalter Mensch, wurde doch so warm, als er von „Perseus“ (den er eben gelesen hatte) sprach, dass er mir offen sagte: Der Aufsatz Prölls über mich habe ihn auf mich aufmerksam gemacht und interessiert, er habe sich deshalb entschlossen, den „Perseus“ zu lesen, aber gedacht, Pröll habe sicher aus Freundschaft für mich sich zu warm ausgelassen. Jetzt aber, nach der Lectüre, müsse er eingestehen, dass Pröll noch zu wenig von mir gesagt habe, und dass ich in der That weit größere Anerkennung und höheren Ruf verdiene, als mir zutheil geworden. Ich solle, ja müsse mich wieder aufraffen; er zweifle nicht an meinem schließlich großen, entscheidenden Erfolg. Er sprach zugleich den Wunsch aus, meinen „Perseus“ zu besitzen und schenkte mir dafür sein Epos: „Ahasver“. Sobald ich dieses Buch ein paarmal gelesen (denn einmal ergründet man diese Dichtung nicht), will ich es Euch schicken, damit Ihr die Bedeutung des Mannes beurtheilen könnt, der eine so große Meinung von mir hat. So angenehm mich der Verkehr mit all diesen Leuten berührte, war ich physisch so erschöpft, ganz besonders vom vielen Reden, dass sich mir neuerdings der Beweis aufdrängte, wie ich den geselligen Verkehr nur in höchst homöopathischer

er mir siebzig bis achtzig Gulden zahlen will, allerdings ein sehr kleines Honorar, welches ich mir aber doch verdienen möchte, schon aus dem Grunde, weil der Anfang auf diesem Felde mich zu weiterem ermuntern würde und weil ich dann vielleicht von Neujahr an doch monatlich etwas daran verdienen kann, ohne mehr als den dritten Theil meiner Zeit darauf zu verwenden. So könnte ich aber Credit und dadurch auch für and're belletristische Blätter Arbeit bekommen; es ist das fast der einzige, wenn auch schwache Lichtstrahl in meiner Lage.

Am 3. August schon erscheint meine zweite, fast fertige Skizze.

Für den 24. August möchte ich gern einen Aufsatz schreiben: „Am frischen Grabe Lenaus“ und darin den Moment aus meinem Leben schildern, als wir in Meidling abgeschlossen von der Welt lebten und eben mit schwärmerischem Entzücken die „Albigenser“ lasen, als das Begräbnis des Dichters stattfand, von dem die Bauern als von einem verrückten Studenten uns erzählt hatten. Ich schicke Euch nächstens den Aufsatz. Nun zum Schlusse noch eine große Bitte. Wenn wirklich, wie es kaum zu bezweifeln ist, noch so ein armes, unglückliches Geschöpfchen zur Welt kommt, so sind wir mit dem Bettzeug sehr in Verlegenheit. Wenn Ihr davon etwas Überflüssiges haben solltet, so wären wir Euch sehr dankbar dafür; auch etwas Abgelegtes für die Kinder. Ich, der ich bald ein ganzer Bettler sein werde, wenn's schlimm geht, muss Euch, die halben Bettler, schon anbetteln, nur will ich auf keinen Fall, dass Ihr Euch nöthiger Sachen beraubet.

Tausend Grüße von Eurem Franz.

Familienbrief. Dorf St. Georgen, 21. November 1867.

Meine Theuren! Im kann kaum ausdrücken, wie freudig überrascht ich war von Eurer letzten Nachricht, der besten, die ich seit Jahren von Euch erhielt; denn Linas Engagement im Burgtheater ist wahrhaft eine entscheidende Schicksalswendung für sie im günstigsten Sinne des Wortes. Zunächst ist ihre Existenz auf Jahre hinaus, vielleicht auf immer gesichert; denn ich zweifle gar nicht, dass sie in dieser bescheidenen Stellung sich ehrenvoll behaupten wird. Was auch jetzt zur unendlichen Beruhigung mir dient, ist der Gedanke, dass nunmehr auch die Mutter sich volle Rast und Pflege gönnen kann. Der ganzen Familie La Roche sind wir nun wohl unendlichen Dank schuldig. Ich wollte gleich an sie sowohl als an Halm schreiben; doch die, wenn auch angenehme Verwirrung, in die mich Euer Brief versetzt hat, machten mich ganz unfähig dazu; ich war mit keinem Briefe zufrieden und sie wanderten in den Papierkorb. Glaubt mir, dass ich es schon lang fühlte, wie peinlich und für mich ungünstig

Selbstbekenntnisse.

Von Peter Rosegger.

Was ich heute an mir verrathen will, das pflegt man sonst zu verschweigen, denn es schaut nicht viel Ehre dabei heraus. Schlecht sein ist schlimm, dumm sein noch schlimmer, unwissend sein am allerschlimmsten. Ein Ignorant! Wenn ein Dummer vieles weiß, und das kommt nicht selten vor, so ist das ein Zeichen von Fleiß und Strebsamkeit. Einer aber, der unter Gebildeten lebt und nichts gelernt hat und nichts weiß und sich nicht bestrebt, so einer ist wahrlich ein Greuel.

Ihr Leute, und so einer bin ich!

Da gehe ich schon seit dreißig Jahren unter euch umher, wandere landauf und ab, stadtein und aus, lehrsaalhin und her, verkehre mit den klügsten Leuten, besitze eine Menge Schriften aller Art und schreibe selbst ein Buch ums andere — und die allerwenigsten Leute ahnen, wie ungebildet ich im Grunde bin. Nur die Vertrautesten wissen, wie es z. B. mit meiner Orthographie steht und wie häufig ich den Leuten ein X für ein U mache.

Das klein bißchen, was ich weiß, hat mich das Leben, das bißchen was ich vermag, die Noth gelehrt. Mein Unvermögen, mich mündlich auszudrücken, hat mich das Schreiben, mein Drang, das Geschriebene anderen mitzutheilen, das Lesen gelehrt. Als Familienvater mit zweifelhaftem Einkommen habe ich das Rechnen gelernt, als Hirte auf der Weide Zoologie, als Ackerbauer Mineralogie, als Hauer und Holzknecht Botanik. Geographie habe ich auf Reisen, Geschichte aus den aufeinanderfolgenden Ereignissen in ihren Ursachen und Wirkungen, Volkskunde als wandernder Handwerksmann gelernt und Astronomie in schlaflosen Nächten, wenn ich kummervoll aufblickte zu den Sternen. Physiologie, Anatomie, Medicin und Geduld haben mir die Krankheiten beigebracht, Theologie habe ich in Zeiten der Noth und Verlassenheit getrieben und Rechtskunde in der

Dosis vertrage. Vor allem muss ich jetzt an Halm schreiben. Weiß Gott, ich empfinde es tief, wie Halm durch seine That für Lina wenigstens eine Felsenlast von meiner Brust gewälzt, ein drohendes Gewitter von meinem Horizont verscheucht hat, wenn es auch schwer ist, mir ganz radical zu helfen.

Wenn La Roche die „Zauberin" liest, ist's mir ganz recht, er wird am besten beurtheilen können, ob damit jetzt etwas zu versuchen wäre. Ich fürchte nur, dass Halm nicht gern daran gehen wird, für jetzt, weil die Partei Laube ihm Opposition macht und mit Wonne über ein Stück herfallen würde, das jener zurückgewiesen hat. Nun nehmt noch die innigsten Grüße. Lina besonders küsse ich diesmal mit ungetrübter Freude. Ich begreife ganz, wie wohl es ihr sein wird, gerade in der Sphäre, in welcher unser guter Vater so lang geathmet hat zu unserem Wohle. Wir zehren immer noch zum großen Theile an seinem Verdienst. Ich schließe deshalb, sein Angedenken mehr als jemals segnend, diesen Brief und bin

Euer getreuer Franz.

Es kamen hernach für den Dichter trübere und trübere Zeiten, nur durch wenige Sonnenstrahlen erhellt, es kamen Enttäuschungen, Krankheit und der Tod seiner geliebten Frau, bei welchem es einen Strauß mit dem Pfarrer von Wildon gab. Endlich verfiel der Dichter selbst in das lange drohende Siechthum, dem er am 20. Juli 1893 zu Gleichenberg in Steiermark erlegen ist. M.

gleichsam auf den Achseln seiner Vorgänger stehen könne. Ich mag aber weder auf Stelzen gehen noch auf Achseln stehen, bleibe auf meinem Erdboden und wenn ich auf demselben so groß bin wie ein Kornhalm, so darf ich zufrieden sein.

Lange habe ich es nicht begreifen können, dass die Leute nichts Tragisches, Erschütterndes lesen oder auf der Bühne mehr sehen wollen. Sie hätten ohnehin Sorg und Kümmernis genug, sie wollten lieber einmal vergessen und sich aufheitern. Das verstand ich nicht. Von Literatur und Kunst mich rütteln und erschüttern zu lassen, das that mir manchmal wohl, das war ein Feuer, an welchem die Phantasie sich mächtig entzündete, oder an welchem die täglichen Mücken der Verstimmuug, des Ärgers kläglich verbrannten. Und in meiner glücklichsten, lustigsten Lebenszeit habe ich selbst mein schwermüthigstes Buch geschrieben — den Waldschulmeister.

Allmählich wurde das anders. Die Härte des Lebens, die Ungerechtigkeit und Elendlichkeit, die auch ich erfahren musste, machten mein Herz wund und wehleidig. Und heute bin ich auch einer von denen, die im Buche, auf der Bühne keinem elenden Menschen begegnen wollen, weil man sie im Leben so oft begegnet. Unglückliche, die in Noth und Gefahr sind, lasse ich mir da noch eher gefallen, aber die Schufte und Schurken, die Rohlinge und Boshaften empören mich umsomehr, je besser sie geschildert sind. Sie packen mich, klammern sich eisern und kalt um mein Gemüth und machen mich krank. Erst wenn sie ihr Theil kriegen nach Recht und Gerechtigkeit, ist mir wieder wohl. Allein unsere modernen Dichter vorenthalten dem Leser oder Zuschauer diese Genugthuung zu häufig, sie lassen es dem Wicht gutgehen bis an sein Ende und machen sich so zu seinem Anwalt, während der redliche Kämpfer und Dulder ohne Barmherzigkeit vergehen muss. Das ist aber eine Galgendichtung. Die Welt lacht dazu, anstatt in sich zu gehen. Nur die ans Gute glaubenden Herzen leiden darunter.

So dankbar die Lumpen und Schurken auch zu schildern sind, ich habe es vermieden. Nur im Übermuth der Jugend habe ich ihrer etliche gezeichnet. Später, da ich schon ordentlich gegerbt worden war, überwog die Empörung, der Abscheu vor solchen Vorstellungen, ich konnte literarisch höchstens noch mit solchen Gestalten verkehren, die, wenn auch mit großen Lastern und Abscheulichkeiten behaftet, wenigstens einen guten Kern in sich hatten, aus welchem hervor sie sich sühnen und erlösen konnten. Am wohlsten thun mir die einfachen aber muthigen Helden des Lebens, die herzensinnigen Dulder und heiteren Philosophen, die an der argen Welt sich dadurch rächen, dass sie ihr ein munteres Schnippchen schlagen. Solchen Gestalten begegne ich im Buche

Prüfung meiner selbst; „Was du nicht willst, das man dir thut, das thu' auch anderen nicht." Das Musizieren ist mir traut geworden durch die Waldvögelein und das Rauschen der Wasserfälle, das Fabulieren habe ich gar nicht gelernt. Mein erstes Kindesstammeln — sagt die alte Base — sei eine Geschichte in steirischer Mundart gewesen und mein Leben — sagen schöngeistige Zeitungsberichte — ein Roman.

Aus all diesem erhellt, wie weit es mit meinem Wissen her sein kann. Zu beneiden jeder, dem es gegeben, sich auf den glatten Straßen der Bücher zu bilden, denn auf den rauhen Wegen des Lebens geht's mangelhaft vor sich. Endlich hätte äußerlich ja auch ich Gelegenheit gehabt, durch Bücher mich zu vervollkommnen, aber meine Natur ist, wie ich schon oft eingestehen musste, so geartet, dass Bücherstudium mich nur wenig vorwärts bringt, und das Lesen von Dichterwerken mich in meinem eigenen Denken und in literarischen Versuchen mehr hindert als fördert. Nur wenige bedeutungsvolle Bücher sind es, die mir sehr genützt, die meine Entwickelung, meinen Charakter, meine Bestrebungen beeinflusst haben, besonders Bühnendichtungen, gut dargestellt, denn solche nahen sich dem wirklichen Leben. Andere, selbst weltberühmte Werke haben mich nicht gepackt, haben mich kalt gelassen. Wer keine Begeisterung heucheln kann, der schämt sich auch nicht zu bekennen, dass er manches Kleinod der Weltliteratur, welches jeder Gebildete kennen soll, gar nicht oder nur zum Theile durchgelesen hat. Zum Entsetzen meiner Leser sei es verrathen, dass ich von der Iliade nicht eine Zeile, von der Odyssee nur Bruchstücke gelesen habe, dass mir Dantes Göttliche Komödie gänzlich, Cervantes' Don Quixote größtentheils unbekannt ist, dass Voltaire, Byron, Walter Scott, Longfellow nie in meinen Gesichtskreis traten, dass mir die deutschen Dichter des Mittelalters mit Ausnahme Walthers und der Nibelungendichtung vollständig unbekannt sind, dass ich von Klopstocks, Herders, Jean Pauls, Wielands Werken nicht den vierten Theil kenne, ja dass ich sogar in Goethes „Wilhelm Meister" schmählich stecken geblieben bin. Das ist ein schweres Sündenbekenntnis; tausendmal hätte ich vorgezogen, diesen Mängeln abzuhelfen, als sie zu verrathen, alle Mühe ist fruchtlos geblieben. Ich habe es nie vermocht, mich „durchzuarbeiten" bis zu dem Momente, wo der Gewinn anfängt, denn wo ich mich durchgearbeitet, da hatte ich schließlich zumeist nichts zu verzeichnen, als ein Stück verlorner Zeit. Bloß um über gewisse Werke „mitsprechen" zu können, war mir die Mühe zu groß und so sind die Schätze, an denen andere sich köstlich laben können, mir verschlossen geblieben. Auch in diesem Sinne bin ich nur Bauer, der einzig aus seiner eigenen Scholle Nahrung zu ziehen weiß. Einst hat mir ein Freund gesagt, der moderne Dichter müsse alles lesen, was vor ihm gedichtet worden, damit er aus demselben für Geist und Form seiner Producte Nutzen ziehe und so

die Arbeit mit dem Capitale nicht mehr, das Wohlwollen für alle Menschen mit den nationalen Tugenden nicht mehr.

Ich höre den Ruf, den Geboten der Zeit zu folgen mit meiner geringen Kraft; und ich kann das nicht, ich vermag von meinen Jugendidealen mich nicht zu trennen. Nicht immer ist es aber gelungen, den modernen Zumuthungen entschieden die Thür zu weisen, und damit war die Zwietracht in mir selbst gegeben. — Was ist also zu thun? Wenn die alte, zur Natur gewordene Weltanschauung ihr gutes Recht an meiner Person sich nicht nehmen lässt, so müssen die neuen Eindringlinge zurückgeworfen werden, dass wieder ein heiterer, schaffensfroher Mensch sei.

Im Geiste des Christenthums liegt meine Philosophie und meine Religion, und in ihm liegt auch das, was mein irdisches Leben verklärt: meine Kindheitsstimmung, mein Heimatsgefühl. Nicht aus einem eigennützigen Nationalismus ist mir meine Liebe zur Heimat und zum deutschen Volke gekommen, sondern in dem christlichen Bewusstsein der Einheit des Kosmos und der Zusammengehörigkeit aller Völker habe ich erst empfunden, welche Scholle mir die theuerste, welcher Bruder mir der nächste ist.

Nun will ich auch noch über eine gewisse Missbilligung sprechen, die meine Feder mehrmals ob ihrer „allzugroßen Freimüthigkeit in geschlechtlichen Dingen" erfahren hat. Von Leuten mit gesunder, ernster Lebensanschauung, von Kennern des Menschen überhaupt und des ländlichen Volkes insbesondere ist eine solche Missbilligung zwar nicht gekommen. Einer, der das Volk nach allen Seiten hin, mit all seinen Vorzügen und Lastern zu schildern hat, wird freilich nicht immer Jugendschriftsteller sein können; auch die Backfische sind nicht herbeigerufen worden, um solchen Darstellungen zu lauschen. Wenn sie aber erschienen sind, so ist das Unglück nicht so groß, als mancher besorgte Vater, manche zimperliche Mutter etwa glauben mögen. Sind diese doch selbst Vater und Mutter und haben nicht die Absicht, ihre Kinder mit verbundenen Augen „blinde Kuh" herumzuführen, bis sie plötzlich ertappt und überrascht werden.

Ich habe, mit Verlaub, über die Keuschheit meine besondere Meinung. Unter dem Feigenblatt gedeiht die Keuschheit nicht, nur die Prüderie und die Lüsternheit. Dass es so ist, können wir im Leben jeden Tag sehen. Keine größere Verführerin, als die Prüderie, denn sie verdeckt, und die Verdeckung macht lüstern, und diese bringt zum Falle. Nicht das Wissen und der naturgemäße Freimuth bringt zum Falle, sondern die Geheimnisthuerei, die damit aufgeweckte Neugierde und Begierde.

Wir Erzähler haben uns in Darstellung von Liebesverhältnissen eher ein zu ängstliches Verhüllen und Verblümeln vorzuwerfen, als das Gegentheil. In dem Bestreben, das Bestimmte anzudeuten und doch empfind-

und auf der Bühne am liebsten und solche zu dichten ist meine angenehmste Beschäftigung geworden.

Kommt mir aber doch einmal ein ruchloser Geselle über quer und in die Feder, dann schreibe ich ihn manchmal mit einer gewissen Leidenschaft nieder, es ist wie ein zorniges Brandmarken, das mich befreit und in dem ich die Galle über erfahrene Niederträchtigkeiten von mir sprühe. Solches Verdichten und Gestalten aufgehäufter Bitterkeiten kann eine wahre Lust sein. Darum treiben es auch viele so gern, denen im Leben schlimm mitgespielt worden ist. Wohl dem, der das Gift sich von seinem Herzen herausschreiben kann! — Aber wehe dem, der es in sich hineinliest! Der arglose Leser ist da weit schlimmer daran, als der Dichter. Der Leser kommt ganz unschuldig zur Schilderung des Schlechten und Hässlichen, und wenn der Poet so selbstlos sein könnte, die Mitmenschen und die Nachkommen mit seinem Herzenselende zu verschonen, so gäbe ihm das eine hohe moralische Größe. Der ist wahrlich auch ein Held, der mit seinem Weltleide ganz allein fertig zu werden sucht, das Schöne, Edle, Heitere in sich aber freundlich mit anderen theilt. — In der Zeit der Nervosität kommt das selten vor. Gott im Himmel, nur darum lasse mich gesund sein, dass ich Kraft habe, also nach meiner Einsicht zu handeln!

„Unser Ziel sei der Frieden des Herzens.“ Das Sprüchlein schreibe ich seit Jahren den Leuten ins Stammbuch. Ich habe diesen Frieden lange besessen, es war Harmonie vorhanden gewesen zwischen meinen Idealen und den Bestrebungen des äußeren Lebens. Der Geist deutscher Classiker war mit den christlichen Anbildern unschwer zu vereinigen gewesen, beide Richtungen trafen sich in der Humanität. So etwa um mein vierzigstes Lebensjahr aber kam der Zwiespalt. Die Welt, meine Umgebung, hatte sich ganz verändert, ich jedoch konnte von den Anbildern meiner Jugend nicht lassen. Die modernen Ideale brauche ich nicht erst näher zu bezeichnen, sie marschieren mit brutalen Schritten, Liebe und Gerechtigkeit zertretend, durch das Leben. Mein Stern war das Christenthum. In dem bin ich erzogen worden, nach dem hat meine Seele sich gebildet, aus ihm hat sie Muth und Kraft gesogen, an ihm hat sie Halt gefunden. Es war nicht immer sosehr ein Christenthum des Bekenntnisses und der Formen, als vielmehr eins des ethischen Lebens. Dieses Christenthum hat mir den Frieden des Herzens bewahrt. Und auf einmal wollte es nicht mehr stimmen mit den Anforderungen der Zeit. Das christlich Gute wollte mit der Wissenschaft nicht mehr stimmen, das göttlich Schöne mit der neuen Ästhetik nicht mehr, die redliche Pflichterfüllung mit der Vergeltung,

manchmal einen Schnalzer macht, wie jener alte Kasten? — Und schier zum Hoffärtigwerden, wenn man sieht, dass die Parteien um einen ringen, wie Engel und Teufel um eine arme Seele. Aber sie kriegen mich nicht, ich behalte mich selber. Das was mir an ihnen gefällt, nehme ich auf und unterstütze es, was mir verwerflich vorkommt, das bekämpfe ich. Dass man es in dieser Manier mit allen verdirbt, versteht sich, ist aber kein Unglück.'

Angefochten wurde ich stets nur von den drei Parteien, den Clericalen, den Antisemiten und den Juden. Jede fand an mir etwas Brauchbares und etwas Widerwärtiges, und jede hatte für mich etwas Anziehendes und etwas Abstoßendes. So blieb ich im Centrum dieses weiten Dreieckes stehen, völlig allein, und dass es meine Natur war, die mich festhielt, das wollten sie nicht wahr haben. Gleich wie bei einem Baum im Sturme neigte sich vielleicht der Wipfel manchmal da-, manchmal dorthin. Der Stamm aber stand fest, wankte nicht und brach nicht. Naturgemäß am meisten hingezogen hat es mich stets nach jener Seite, wo die höchsten Ideale, wo die berufenen Hüter der Religion stehen. Doch je größer hier mein Optimismus, desto schmerzlicher die Enttäuschung. Es war kein Verstehen, es war ein grundsätzliches Verschließen gegen mein vertrauensseliges Hinneigen, und es war gut so. Mit dem Antisemitismus konnte ich eine Einigung deshalb nie erzielen, weil er die Juden als solche bekämpft, ich aber nur ihre Laster. Er hätte zwar zufrieden sein können mit einem solchen Bundesgenossen, war es aber nicht, und so marschierten wir getrennt. Am wenigsten auf gleich kommen ließe sich's mit den Juden, denn die verlangen heutzutage kurzweg, man solle an ihnen nichts und absolut nichts tadeln, sie wären ganz vollkommen und dazu berufen, den Deutschen eine neue Cultur vorzupfeifen. Uns ist aber die alte noch gut genug.

Die Antisemiten haben aufgebracht und wiederholen es immer, dass die Juden mich besonders literarisch protegiert hätten. Ich würde das sehr gerne gelten lassen, wenn es richtig wäre. Einige Persönlichkeiten jüdischer Abkunft sind es wohl, die in gediegenen Aufsätzen meine Art behandelt oder meine Absichten wirksam unterstützt haben. Ihnen bin ich um so dankbarer, als es in uneigennütziger Weise geschah und gar keine Verpflichtung für sie vorlag, einen Schriftsteller, mit dessen Grundsätzen sie sehr oft nicht einverstanden sein konnten, mit Interesse und Wohlwollen zu würdigen. Im übrigen verdanke ich, wie mich meine Sammlung von Kritiken lehrt, meine Förderung anderen Leuten. Von Adalbert Svoboda, Anastasius Grün, Robert Hamerling, Gustav Heckenast an bis herauf in die neueste Zeit, wer sind es, die mich beschützt und gebildet haben, die gründliche Abhandlungen und Broschüren über meine Werke geschrieben, Vorlesungen über mich gehalten, die Verbreitung meiner

samen Seelen nicht zu klar zu kommen, gerathen wir in die Gefahr der Zweideutigkeiten, die dann nach Lüsternheit riechen. Legt der mediceischen Venus ein Hemd an: das schöne Weib ist fort und das interessante Frauenzimmer ist da. Die pikanten Verhüllungen von Thatsachen, bei denen ruhig betrachtet doch nichts Besonderes dahinter ist, steigern die Sinnlichkeit, und wer weiß, ob das, was man Unzucht nennt, im Menschengeschlecht bekannt wäre, wenn wir der Mutter Natur gehorchten. Die Mutter Natur thut nichts, worüber sie sich zu schämen brauchte.

Nicht zu leugnen, dass ich mit gewissen Andeutungen manchmal besondere Zwecke verfolge. Wer meine Schwänke: „Da Pforer und sei Fiderl", „Da Stiefelknecht" u. s. w. kennt, der versteht mich. Es muss manchmal gezeigt werden, dass es nicht wahr ist, wenn manche Menschen sagen, für sie sei die Natur nicht vorhanden. Wir alle haben Ursache, demüthig zu sein, und wer mir manchmal allzu hoffärtig wird, den zupfe ich gern ein wenig beim Ohrläppchen: Vergiss nicht, dass du ein Sohn Adams bist! Besonders Ehrenrühriges ist in dieser Verwandtschaftlichkeit ja nicht enthalten.

Im allgemeinen interessieren uns die Vorgänge der Liebe ganz ungeheuer, eben weil sie voller Geheimnisse sind und von uns nicht begründet und erklärt werden können. Je unbefangener, desto näher der Wahrheit. Ich habe in meinem manigfaltigen Leben häufig die Erfahrung gemacht, dass, je mehr und ängstlicher eine Person oder eine Gesellschaftsclasse verdeckt, desto mehr hat sie Ursache zu verdecken. Auf dem Lande draußen gibt es weniger Prüderie und mehr „natürliche Kinder". Das letztere lobe ich nicht, aber anderswo gibt es Dinge, die noch weit mehr zu tadeln sind. Und wenn auch solche Stoffe einmal dichterisch behandelt werden sollten, dann wäre es Zeit darauf hinzuweisen, dass die Leute nicht auf Dinge aufmerksam gemacht werden dürfen, denen die Natur Feind ist. — Ich übe einstweilen als Menschenschilderer mein gutes Recht aus. Der sittlich Gesunde kann unbedenklich mit mir gehen, die übrigen seien höflich ersucht, sich vor mir zu hüten.

Einst hatte ich einen Kasten. Der stand zwischen dem heißen Ofen und dem Fenster mit kaltem Luftzug. Dieser Unterschied in der Temperatur behagte ihm nicht, er hub manchmal an zu schnalzen und zu krachen, bekam Sprünge und gieng endlich aus den Fugen. Wie diesem Kasten geht es mir: Hier glühendes Lob, da leidenschaftliche Anfeindung. Keinen meiner Zeitgenossen sehe ich so übermäßig gelobt, so wüthend verlästert, als ich es werde, und bin weder besonders liebenswürdig noch besonders bösartig. Aber ist es ein Wunder, wenn man zwischen Hitze und Frost

Alten, die ihr durchlöchertes Busentuch eng um den Hals schlingt, mit theilnahmsvollen Blicken nach.

„Mein Gott und Herr, behüt mich davor, dass ich einmal von Haus zu Haus gehen muss. Ein spottschlechtes Gewändlein hat sie an. Es ist ein rechtschaffenes Kreuz. Wer hätt' es einmal geglaubt, dass es mit der Mirl so kommen möchte?" So simuliert die Bäuerin vor der Hausthür. Gelt, Granöckerin, wo sind die Zeiten!

Das Weib begibt sich ins Haus, stellt sich zum Herd, starrt in das flackernde Feuer und sinnt weiter: In die Schule bin ich mit der Armen gegangen. Eine Bauerntochter war sie einstmals, eine reiche Bauerntochter. Der Ortner Salmerl hat dann um ihre Hand geworben. Die Heirat kam zustande. Pfui! Verlumpt hat er ihr alles. Gott lass' ihn ruh'n, ich will ihm keinen Stein aufs Grab werfen, aber verlumpt hat der Salmerl alles, da er einmal Bauer war. Wie lange hat es gedauert, kam die Mirl — und mit ihr der Mann — um Haus und Hof? Dem Trunke hat sich der Abgewirtschaftete schließlich ergeben. Man fand ihn eines Tages todt in einem Straßengraben. Welch Ende! Und die Mirl, was that die? Sie gieng in den Dienst. Beim Nattergreger, ich weiß es noch ganz gut, raitet das Weib und legt neue Scheiter in die Kohlenglut, beim Nattergreger ist die Verlassene in den Dienst eingestanden. Herrgott, wie gut war es noch, dass ihr der Mann keine Kinder zurückließ. Allein kann man leicht dienen! „Jetzt bin ich da, Bauer!" bat die Witwe den Greger. „Wenn du mich halt in den Dienst nehmen möchtest? Wollt' schon fleißig sein, brav arbeiten, wie es einem verlassenen Arbeitsmensch zukommt." — „Meinethalben", gab der Bauer zur Antwort, heimlich aber dachte er sich: „Schau, Mirl, warum hast du dir das Heiraten nicht wehren lassen? Es stünd' besser um dich!"

G'rade der Salmerl hat es sein müssen, klügelte die Granöckerin weiter, gerade der Salmerl. Abgeredet hat man die Mirl, rundweg abgeredet: geholfen hat es nichts. Die jungen Leut' sind so viel aberwitzig. Und ein Almdirndl schon gar! Also hat die Mirl geheiratet. Des Menschen Wille ist sein Himmelreich! bedeutete der Gmeinrichter, der zur selbigen Zeit auch in Heiratsangelegenheiten ein Wörtlein dreinreden konnte, dem Dirndl, das noch keine Erfahrung besaß. Was war's? Den Himmel hat sich die Mirl nicht erheiratet, im Gegentheil: die Höll'! Aus der Höll' ist sie — wie ihr Mann gestorben ist — ins Feg'feuer gekommen, zum Nattergreger. Der hat der armen Witwe, der von ihrem Vermögen kein Kreuzer blieb, nicht schlecht Vorwürfe gemacht! Mei, seufzt die Granöckerin, alle Tag' hat sie's auf der „Schüssel" gehabt, dass sie mit ihrer Heirat ins „Saugassel" (Redensart) kommen ist. Geduldig hat das Weib beim Greger fortgedient. Stillschweigend nahm sie alle harten Worte, wenn sie auch wie Steinwürfe schmerzten, hin. Natürlich, die

Schriften durch persönlichen Einfluss auf das wesentlichste gefördert haben? Zumeist Männer aus den Professoren- und Lehrerkreisen, Pastoren, Officiere, die genannten Parteien ferne stehen; deutsche Schriftsteller sind für mich eingetreten, Schauspieler als Vorleser sind aus eigenem Antriebe in der weiten Welt meine Verkünder geworden. Ich bleibe allem fern und erfahre fast immer erst nach vollführter Thatsache von der Thätigkeit meiner mir persönlich zumeist unbekannten Freunde.

Es ist misslich, von solchen Sachen sprechen zu müssen, doch will einmal festgestellt werden, dass meine bedeutsamsten Gönner weder bei den Clericalen noch bei den Antisemiten, aber auch nicht bei den jüdischen Journalisten gesucht werden dürfen. Haben diese, was mit Dank constatiert werden soll, meinen Kritikern, oder gemeinnützigen Vereinen, deren Zwecken ich diente, vielfach ihre Blätter zur Verfügung gestellt, so erfüllten sie damit die Pflicht der Berichterstattung. Übrigens sind gerade einige der größten Blätter in Wien, Pest und anderswo zumeist vornehm an den hausbackenen Werken des deutschen Waldpoeten vorübergegangen. Die Günstlinge dieser Blätter leben im Auslande.

Die Einleger Mirl.

Aus dem steirischen Volksleben. Von Karl Reiterer.

Ein siebzigjähriges grauhariges Mütterlein verläßt, auf einem primitiven Stock gestützt, den Granöckerhof in Mitteldorf, einer steirischen Alpengemeinde.

„Behüt' Gott, Bäuerin. Und tausendmal: Vergelt's Gott, vergelt's Gott im Himmel!“ stammelt unter beständigem Kopfnicken das Weibchen, die Mirl,*) eine Gemeindearme.

„Gesegne es dir Gott, Mirl!“ antwortete die Granöckerin, welche der Armen mitleidsvoll über die hohe Thürschwelle hinaushilft und ihr zum Abschiede noch einige Roggenkrapfen, wie sie im Ennsthale gebacken werden, in die Hand drückt.

„Tausendmal vergelt's Gott!“ ruft die Mirl noch einmal und humpelt dann schwerfällig weiter, in der Rechten den Stock, in der Linken die Krapfen.

Es ist ein Julimorgen. Ein scharfer Tauernwind streicht durchs Dorf, bläst dem Mütterlein um die Backen. Die Granöckerin sieht der

*) In Alpengegenden für Maria. Man sagt auch zu älteren Frauenspersonen: Moidl, Moizl, Moizal, Moidal und dergleichen statt Marie.

vier Tage war die Einlegerin beim Granöcker. Wie die eigene Mutter wurde die Arme von der gutherzigen Bäuerin gepflegt. Die Mirl liebt den Schnupftabak, die Granöckerin auch. U, das passt freilich zusammen!

„Ist gut, das Schnupfen, treibt die schrecklichen Flüss vom Kopfe!“ versichert das Weiblein mancher Bäuerin. Die Kreuzer für den Tabak kriegt die Einlegerin von mildthätigen Weibern, für sie ist das Nehmen einer Prise das Beseligendste.

„Wenn ich einmal nicht mehr schnupfen mag, nachher wird's bald gar mit mir werd'n. Es wär' eh gut, wenn ich bald erlöst würd' von dieser Welt, wenn mich unser Herrgott zu sich nähm'. Mag nicht mehr den Leuten unter den Füßen herumwalgen.“ So die Mirl, die mit thränenfeuchten Augen dahinhumpelt.

Ach, wie fürchtet sich die Arme auf den Tag beim Steinriegler!

„Hat am Ende die Bäuerin gerad' heute wieder ihren Kopfweh-Tag. Just, wenn ich hinkomm', hat sie ihn immer. Und dann ist sie als sei der Teuxel — Gott verzeih mir's — in sie gefahren!“ haucht das Mütterlein. In ihrer Aufregung ist sie in eine schnellere Gangart gekommen. Halt, langsamer!

„Muss schon einmal abrasten!“

Stehen bleibt sie, das alte Haus, und schöpft tief Athem. Das Gehen nimmt sie her.

„Was wird es einmal werden, wenn sie mich von Haus zu Haus fahren müssen, wie den Einleger-Michel, der Gehen auch nicht mehr mag!“ kommt es der Armen in den Sinn. Dann torkelt sie wieder weiter. Hu, stehen bleiben kann ein altes Leut' auf freier Weid', wenn ein frischer Morgenwind weht, nicht. Wohl begreiflich. Schneidig, scharf ist im Gebirge der Nordwind, der heute das Laub auf den Bäumen rüttelt. Nur fort.

Endlich ist die Mirl am Ziele, vor dem Steinriegelhofe. „In Gottesnam'!“ flüstert die Alte und keucht zur Stubenthür hinein. „Gelobt z'eis Christi!“ begrüßt die Einlegerin die Hausfrau.

„Die Sakerments-Dirnen . . . in Ewigkeit Amen!“ antwortet die Steinrieglerin. Ein schöner, vielbedeutender Gegengruß. Die Bäuerin scheint schon wieder ihren Kopfweh-Tag zu haben? Sie lärmt und wettert gerade mit dem Küchenmentscherl und mit der Kleindirn. Leichtsinniges Pack, junges Volk, liederliches . . . Bei der Nacht alles verschlafen . . . Mit den Buben herumschwatzen . . . keift die Steinrieglerin.

„Gott sei mir heut' gnädig!“ murmelt bei sich die Angekommene, zur „Hausmutter“ gewendet äußert sie sich aber: „Was hat es denn, Bäuerin?“

„Geht es dich was an, du altes . . . bratel? Auch wieder da? He, grad' heut', wo es so einen Gnäd (Eile) hat? Die Sau hat Fadeln

Verlassene wird sich gedacht haben: Selber than, selber leiden; das Kreuz, was ich mir aufgeladen, muss ich ohne Murren weiterschleppen. . .

Zwanzig Jahre diente die Ortner Mirl, wie man die Arme früher hieß, beim Greger. Plötzlich traf sie ein neuer Schlag. Um einen Fuß ist sie beinahe gekommen. Die Arme! Arbeitsunfähig? Das auch noch? Ja. Dass es sein mag! Nu, mancher Mensch hat schon sein Lebtag Unglück. „Bin in einem schlechten Zeichen geboren!" jammerte das Weib, da es mit dem wunden Bein im Bette lag, hilflos und schwach. In einem schlechten „Zeichen" geboren? Was heißt das, Mirl? Hm, man weiß es, murmelt für sich die Bäuerin beim Herdfeuer, die im Widder geboren sind, werden bösartige Seuchen erleben, die im Steinbockzeichen Geborenen müssen viel Geld verlieren, die im Fisch Geborenen bekommen Trinker zum Mann.*) So glaubt's auch die Granöckerin. Es ist gewiss und wahr, der Mensch entgeht seinem Schicksale nicht. Oder wohl? Nur in ein „Planetenbüchel" schauen, dann wird man es gleich inne, wie es mit einem steht. Auf ein Haar trifft alles ein, was in einem solchen Büchel steht.

„Mirl, in die Einleg musst!" sagte der Gemeinvorstand, vor zwanzig Jahren war es, zur Unglücklichen, die ob ihres unheilbaren Fußleidens wegen zu keiner Arbeit mehr fähig war. In die Einlege? Einlegerin muss die ehemalige Bäuerin werden? „Es wird nichts anderes übrig bleiben", erklärte trocken der Pfarrer, zu dem sich die Arme Raths erholen gieng. — Im Siebziger Jahr war es, damals, wie die Franzosen von den Deutschen, von dem heldenmüthigen deutschen Volke, die ersten Schläge auf dem Schlachtenfelde erhielten, gerade damals, die Granöckerin entsinnt sich dessen noch heute, erhielt die Mirl ihren „Bogen", eine Art „blauen Bogen". Wer es nicht probiert, weiß es nicht, was es heißt, jenen Einlagenbogen bekommen, auf dem die Reihenfolge der Bauern verzeichnet ist, jene Reihenfolge, welche ein Einleger bei seinem Trotten von Haus zu Haus, von Thür zu Thür, einzuhalten hat.

Beim Achtgruber sechs Tage, beim Reschhofer drei, beim Sonnannerl zwei, bei der (bösen) Steinrieglerin einen Tag, heißt es im Bogen der Mirl.

„Nun, Mirl, wohin heute? Zum — Steinriegelhof."

„Gottlob, nur *einen* Tag!" stöhnt die Einlegerin, die mittlerweile dem Steinriegelhof sich genähert. Man weiß es, es gibt auch hartherzige Bäuerinnen.

„Auf die armen Leut' ist die Steinrieglerin unsinnig grob!" klagt für sich die Mirl. „Da ist die Granöckerin ein anderes Mutterl. Mei,

---

*) Unter den Volksbüchern, die dem Aberglauben in crassester Weise unter die Arme greifen, sind es vornehmlich die „Planetenbücheln", in denen Glück und Unglück jedes Menschen, sei er in diesem oder jenem „Himmelszeichen geboren", ausführlich beschrieben werden.

„Sie sucht eine Ursach'! . . . Heilige Maria, bitt' für mich" . . . summt die Einlegerin, ihre Lippen bewegen sich beständig. Wo ist die Mirl? Sie duckt sich in den Ofenwinkel. Hilft nichts. Die Bäuerin bemerkt die Arme gleich.

„Wer hat dich heißen da niedersitzen?" herrscht das Weib die Betende an. „Bist fürn Weg beim Ausreiben. Marsch hinaus! Bettelgezücht, gerade zur ungelegenen Zeit läuft es einem ins Haus."

Der Großknecht brummt einige unverständliche Worte in den Bart, die Kleindirn scheuert ohne aufzublicken tüchtig weiter. . . Die Mirl ergreift ihren Stock, ächzt, sagt kein Wörtlein und stolpert zur Thüre hinaus. Im Freien legt sie sich auf den lachenden, einladend winkenden grünen Rasen. Die Sonne senkt ihre Strahlen bereits erwärmend hernieder. Wie angenehm! O schöner Morgen! Es ist freilich noch ein wenig „frisch" (kühl) im feuchten Grase, aber das thut nichts. Im Freien ist man ungeschoren. Unser Herrgott ist halt noch einer, der auch auf die armen Leut schaut, für sie hat er die warme Sonne, die Matten, auf denen es sich gut ruhen läßt, geschaffen.

Ein tiefer Seufzer entringt sich der Brust des armen, mühseligen Weibes, dann läßt es sich auf den Boden nieder, legt den Stock auf die Seite und betet weiter: „Zu uns komme dein Reich . . . Herr des Himmels", raitet unwillkürlich die Mirl, „es ist ein hartes Los. Betteln! Schlechter als betteln . . . Die Bissen sind oft mager, die Grobheiten fett . . . Wie ist's mir so wohlig! Heiliger Gott! Deine Erde ist so schön, so schön. . . . Aber Elend, viel Elend hast du auch auf die Erde gesetzt . . . Ob Gott noch auf mich denkt? . . . Schau, wo bin ich denn beim Rosenkranz geblieben? So zerstreut sein, so sündhaft. Ja, ganz von der Andacht kommt man. Dein Wille geschehe! . . . Der für uns Blut geschwitzt hat. . ."

Das sind des Mütterleins letzte Gedanken, dann verfällt sie in einen sanften Schlaf. Schlummere süß, armes Wesen, es lebt ein Gott für dich. . .

Indessen brummt der Großknecht Stöff noch immer in der Stube. Wo fehlt es, Stöff? Sag' es rund heraus.

So, wie dieser Einlegerin, mag es auch mir mal ergeh'n! Dieser traurige Gedanke durchzuckt den ältlichen Burschen. Ihn ärgerten die unbarmherzigen Worte seiner Dienstgeberin. Der Stöff ist bereits sechsundfünfzig Jahre alt. Seit seinem sechzehnten Lebensjahre hat er sich schon bei verschiedenen Bauern verdingt. Einem armen Dienstbotenkinde, wie Stöff, bleibt nichts übrig als dienen, dienen. Seine Mutter war eine arme Magd, sein Vater ein noch ärmerer Knecht. Gearbeitet hat der Stöffe sein Lebtag tüchtig. Vierzig Jahre rackert er sich schon. Was im Alter? Schaut das Land auf ihn? O je! . . .

kriegt . . . Die Sak . . . Mentscher. Zwei Fadeln sind ertreten worden. Kann nicht aufpassen besser, das Mentscherl!" kritisiert in einem Athem die Bäuerin und wüthet der Mirl gegenüber. Schau, Mirl, warum redest die Steinrieglerin an, wenn sie ihren Kopfweh-Tag hat? Kuschen muss eine Einlegerin. Versteht sich! . . .

Die Bäuerin stiebt zur Thüre hinaus.

„Vor einer bösen Bäuerin, bewahre uns o Herr!" schäkerte der Großknecht, der beim Stubentische sitzt und beim Pferdegeschirr eine Reparatur vornimmt. Geh, Stöff, Großknecht Stöff, sei still, du hast leicht witzeln. Dich kann die Bäuerin freilich nicht „gotteslästerlich" ausschelten, aber den „Mentscherln", denen sei Gott gnädig, wenn die Bäuerin übler Laune ist.

„Wie wird es mir heut' noch geh'n?" erwägt, klein verzagt, die Einlegerin, sich zum Ofenwinkel setzend. Ganz an die Mauer, in den Winkel hinein drückt sie sich. Wortlos sitzt die Arme da. Nur ihr tiefes Athemschöpfen ist vernehmbar. Mirl, was ziehst jetzt vom Sacke heraus? Die Dose? Gott bewahr', die dürft' die Bäuerin nicht sehen, die Steinrieglerin mag den Tabak nicht einmal riechn, am allerwenigsten schnupfen. Eine „Betschnur" (Rosenkranz) holt das alte Weibchen vom Kittelsacke hervor.

Die Einlegerin betet. — Eifrig bewegen sich ihre blassen Lippen...

Wehe dem, der heute der Steinrieglerin etwas in den Weg legt. Soeben bekommt der Hausherr im Hofe draußen von seiner Ehehälfte einige saftige, gerade nicht zärtliche „Brocken" zugeworfen.

„Gott sei mir gnädig, wenn sie zurückkommt . . . Herr, erlöse uns von dem Übel. Amen!" betet soeben die Mirl, die die Bäuerin im Hofe herumrumoren hört. Angsterfüllt sitzt das Weiberl da.

Der Großknecht dagegen wispelt: Unsere Bäuerin hat heut' Gift g'schluckt! Pst! Still, die Steinrieglerin kommt schon wieder in die Stube. Die Einlegerin trällert ihr Rosenkränzlein weiter. Sie hat ein Leben voll Fleiß und Arbeit hinter sich, jetzt thut sie beten. Wer einmal zwanzig Jahr Bäuerin war, dann zwanzig Jahr als Magd diente, verdient Ruhe. Ein alter, abgerackerter Schragen, der vierzig Jahre brav arbeitete, körperlich schwer arbeitete, verdient es, seine alten Tage in Ruhe beschließen zu können. Auch die Mirl verdient's. Sie soll aber keine Ruhe haben, die Steinrieglein sorgt schon dafür.

Die Bäuerin betritt wieder die Stube. Emsig betet die Einlegerin. Fleißig reibt die Kleindirn den Stubenboden, unverdrossen schnitzelt der Großknecht bei seiner Arbeit. So weit alles gut. Da läſst sich kein Vorwand für erneuertes Schimpfen der Bäuerin finden. Oder wohl? O ja!

Wuthentbrannt blickt die Hausmutter umher.

Kleine Laube.

Siebzehn!

Ich sah gleich dir im Schmuck von siebzehn Lenzen, —
Wie floh die Zeit, dein Mütterchen erglänzen.

O trag' all ihrer Huld und Treu zum Lohne,
Dereinst wie sie der Frauen Tugendkrone;

Wie sich am Horizont die gold'nen Zeichen
Des Herrscherthums die Himmelslichter reichen,

Im Fürstenhaus von einem Haupt zum andern
Jahrhunderte hindurch die Kronen wandern.

Was sie dir gab, im Herzen fromm erwäge,
Und drück darauf dein eigenstes Gepräge;

Den goldnen Hort an lautrer Seelengüte,
O mehr' ihn treu im liebenden Gemüthe,

Ob nun das Gold als Kette, Stern und Spange,
Als Diadem auf deinem Haupte prange,

Es ist dieselbe Huld, die gleiche Minne
Das Wesen bleibt, ob auch die Form zerrinne.

Dieselben Augen sind's, die treuen, blauen,
Die aus Geschlechtern uns entgegenschauen.

Wie ja die Welt verjüngt und umgestaltet,
Nur schöner sich mit jedem Lenz entfaltet,

Dass so dein Lebensbaum, der überreiche,
Der Nachwelt noch die goldnen Früchte reiche,

Der Mutter Huld sich dein Verdienst geselle;
Und reicher stets der Kranz der Garben schwelle,

Dass ihres Lebenstages Sorg und Mühe,
Wie heut in dir, im späten Enkel blühe.

Graz. Friedrich Marx.

„Nur nicht in die Einleg', nur das nicht, der Himmel verhüt's!“ sagte der Bekümmerte zur Kleindirn.

„Wird man alt, wer nimmt sich um einen an?“ versetzt die Angeredete.

„Ja, so ist's!“ darauf der Stöff. „Wer nimmt sich unser im Alter an? Die Gemeinde? Ha, aber wie? Das Land, für das ich seinerzeit, als Soldat Gut und Blut, Leib und Leben einsetzte? Keines!“ gibt sich Stöff selbst Antwort. „Kein Einleger-Paragraph? . . . Grobe Bäuerinnen muss man einst zu Gnaden loben“, fährt der Bursch grimmig fort, „Bauersleuten, denen man einst hausen (wirtschaften) half, Leuten, die dem Arbeitsunfähigen arg grob entgegenkommen? Ein solches Leben, hol's der Henker! Es gibt keine Gerechtigkeit auf Erden. . .“ Tröste dich, Stöff, es gibt nicht lauter Steinrieglerinnen.

* * *

Mittag ist herangekommen.

Das Dienstpersonale beim Steinriegler steht vom Mahle auf, die Kleindirn richtet der Einlegerin die Suppe an. Wo ist sie, die Mirl?

„Muss sie schon suchen gehen, die arme Haut!“ meint die Kleindirn zum „Küchenmentscherl“, zum lebenslustigen Agerl.

Im Freien trifft man die Gesuchte, im Sonnenschein liegt regungslos die Mirl, das Gesicht zur Erde gekehrt. Sie schläft?

„Auf, essen!“ ruft das Dirndl die Schlummernde an.

Lasst die Mirl, sie schläft auf ewig, und braucht nichts mehr. Es hilft kein Rütteln. —

„Jessus!“ haucht erblassend die Kleindirn, „sie wird doch nicht weg sein?“ . . .

Mit einem gellenden Aufschrei läßt das Dirndl die Daliegende los und eilt ins Haus.

„Bäuerin, Bäuerin, die Mirl ist weg.“

Wie, was? Das auch noch? Gestorben?

„Herrgottswillen, das ist zu viel!“ gurgelt die Steinrieglerin. Ihr wird angst und bang. Weshalb?

„Diese Ungelegenheit! — Elendes . . .! Sterben muss sie da, just bei uns da! Aus der Haut fahren kunnt ich! Du liebe Zeit!“ wettert händeringend das Weib und eilt ins Freie. Fürwahr die Mirl hat ausgelitten. . .

„Aber Bäuerin, schmäh' nicht die Todten!“ wagt der Stöff dem Weibe zu sagen. . .

Riegelbäuerin, schmähe nicht die armen Einleger, sonst — lebt kein Gott für dich!

Fröhliche Urständ, liebe Mirl. Des Herrn Wille geschah.

prüfen, alle Stoffe aller Fächer studieren und daraufhin alle Beiträge corrigieren müsste. Dafür setzt sich der Autor mit seinem vollen Namen ein, der unterzeichnete Autor ist persönlich verantwortlich für den Artikel. Darum muss jedem Redacteur ein mit dem wahren (nicht angenommenen) und womöglich schon bekannten Namen unterzeichneter Beitrag weitaus willkommener sein, als einer, den er anonym oder pseudonym abdrucken soll. Mit letzteren nimmt er alle Sünden desselben auf seine eigenen Schultern und schon mancher Verantwortliche hat die Feigheit seines Mitarbeiters in der Zelle gebüßt.

Als alles noch ganz anders war.

In der „Deutschen Rundschau" macht Eduard Hanslick Mittheilungen aus seinem Leben. In diesen anmuthenden und geistvollen Plaudereien kommt er auch zu sprechen auf seinen Pariser Aufenthalt während der Weltausstellung 1878, wobei er im Angesichte der neuen Erfindungen einen Rückblick auf vergangene Zeiten macht, wo alles so ganz anders war. Da heißt es: „Nicht ohne Anstrengung können wir uns heute vergegenwärtigen, wie mangelhaft, schwerfällig, lächerlich man sich früher behelfen musste. Während wir jetzt, dank der herrlichsten aller Erfindungen, nur an einen Knopf zu drücken brauchen, um unser Zimmer mit glänzendem Licht zu erfüllen, mussten wir vor fünfzig Jahren mittels Zündhölzchen, die einen abscheulichen Schwefelgestank verbreiteten, eine Unschlittkerze anzünden. Diese schrecklichen Übelriecher herrschten in den besten bürgerlichen Familien; nur an Gesellschaftsabenden brannten Wachs- oder Millikerzen. Ein unentbehrliches Marterinstrument, das auf jedem Tische seine schmutzigen Scheeren ausstreckte, habe ich schon als Knabe tödlich gehasst: die Lichtputze. Welche Qual, wenn sie den schneidigen Dienst versagte und an dem überhängenden schwarzen Docht hilflos herumnagte. Die Dienstmädchen halfen sich in der Regel, indem sie das Licht mit den Fingern schneuzten und ihre rußige Beute in die Lichtputze hineinlegten. Heute sieht man dieses Instrument höchstens im historischen Museum. Und doch ist's nicht so lange her, dass Goethe schrieb:

„Wüsst' nicht, was sie Besseres erfinden könnten,
Als wenn die Lichter ohne Putzen brennten!"

In der Küche benutzte man allgemein eine mit Zunder angefüllte Blechbüchse; auf diesem Zunder wurden mittels Stahl und Feuerstein Funken geschlagen, an dem glimmenden Zunder ein Schwefelfaden entzündet und mit diesem endlich die Kerze! Für sehr aristokratisch galt schon eine „Zündmaschine", wie wir Kinder sie auf dem Schreibtisch unseres Großvaters bewunderten. Durch das Drehen eines Hahnes lockte man aus dem Spalt der großen Glaskugel ein Flämmchen, an welchem man einen Papierfidibus anzündete. Das ganze Zimmer roch von dem verbrannten Papier — in dem glücklichen Falle nämlich, dass die Zündmaschine bei Laune war und nicht versagte, was jedoch in der Regel geschah.

Welcher Jubel in Prag, als statt der Öllämpchen die Gasbeleuchtung eingeführt wurde! Man glaubte die Sonne selbst eingefangen zu haben. Heute glänzen schon kleine Städte wie Trient, Gastein u. s. w. in elektrischem Lichte, und wir thun damit so impertinent vertraulich, als wären wir dabei aufgewachsen.

Literarische Zeitfragen.

Freies Meinungsbekenntnis nicht mehr gestattet?

Seit einiger Zeit wird beliebt, manchem Menschen, selbst wenn er Schriftsteller ist, das Recht freier Meinungsäußerung abzusprechen. Nicht, dass man etwa die geäußerte missliebige Meinung als solche bekämpft, im Gegentheil, man bekämpft den, der sie ausspricht. Gewöhnlich durch journalistische Vergewaltigung, in bestem Falle durch lebhafte Bekehrungsversuche will man den unbequemen Kopf zu ändern, gefügig zu machen suchen. Man setzt also voraus, dass die Meinung des Mannes eine willkürliche, je nach Laune und Vortheil veränderliche sei? Einer solchen Annahme kann der freie Schriftsteller nicht entschieden genug entgegentreten. Zwar niemand wird sich einbilden dürfen, eine unabänderliche Überzeugung, eine absolut richtige Meinung zu haben, bekehren aber kann ihn in der Regel nur das Leben, die persönliche Erfahrung. Terroristische Umwandlungsversuche müssen selbständige Naturen nur verstocken, und ihnen wohl auch leider manchmal die Unbefangenheit rauben.

Lasse man doch jedem das Recht, seine natürliche Artung, sein inneres Leben frei und redlich äußern zu dürfen. Ob er nun meint, dass der Bauernstand die wichtigste Grundlage unseres Staates sei; ob er glaubt, dass im Volke das Evangelium von größerer sittlicher Wirkung sei, als der Katechismus; ob er behauptet, dass die Helden des Nibelungenliedes nicht wohl als Vorbild für unsere Jugend gelten können; ob er gesteht, dass er sich nie veranlasst fühlte, auf Heinrich Heine näher einzugehen, weil dieser Dichter ihm nicht sympathisch sei; ob er bekennt, dass Richard Wagners Musik, so viel er von ihr gehört, ihm in den Ohren wehe thue — lasst ihm doch seine Meinung und die Art, sie zu äußern. Seid froh, dass es hie und da noch einen gibt, der ohne Nebenrücksichten das was er denkt ausspricht. Widerlegt die Meinuug, wenn ihr wollt und könnt, aber bestreitet ihm doch nicht sein gutes Recht, für sich ein Mensch zu sein, unabhängige Gedanken und einen eigenen Geschmack zu haben.

Der Verantwortliche.

Wie weit erstreckt sich die Verantwortlichkeit eines verantwortlichen Redacteurs? Über sein Blatt natürlich. Nein. Für den Inseratentheil einer Zeitung will bekanntlich kein Redacteur die Verantwortung tragen, außerdem pflegt der Verantwortliche noch im „redactionellen“ Theil einen Winkel zu eröffnen, für dessen Allotrias er auch nicht einstehen mag. Und im übrigen, wofür ist der verantwortliche Redacteur verantwortlich?

Abgesehen von Gesetz und Brauch habe ich darüber meine besondere Meinung, und das ist die folgende. Der Verantwortliche ist für alles verantwortlich, was im redactionellen Theil seines Blattes steht und keinen Autornamen trägt — und zwar persönlich verantwortlich. Ferner ist er bei fremden Artikeln, selbst wenn sich der Verfasser unterschrieben hat, verantwortlich für die Wahl des Gegenstandes und dafür, dass nichts Sitten- und Gesetzwidriges darin vorkommt. Für die Richtigkeit und Wahrheit fremder Beiträge, bei welchen der Verfasser sich nennt, kann der Redacteur nicht verantwortlich sein. Da hätte er viel zu thun, wenn er alle Quellen

merchen in den Laden und fragt, ob sie was gewonnen hat. Ich verlange ihre Nummer. Hat aber keine; hat überhaupt kein Los! ‚Na‘, sag' ich, ‚was denken Sie denn? Ohne Los kein Gewinn.‘ ‚Ja‘, sagt sie, ‚was mein Schwiegersohn is, der hat das auch gesagt. Aber ich denke, wenn der liebe Gott will — denn gewinn ich — auch wenn ich jar kein Los nich habe.‘ Na — was sollte man da machen. Grob werden konnte ich nicht. Ich sagte also: ‚Nein, diesmal nicht, vielleicht das nächstemal.‘ Und seitdem kommt das alte Dings nach jeder Ziehung und fragt.“ Der eine der Herren streifte seinen Gefährten mit einem raschen, leuchtenden Blick. „Aber, dass Sie nicht grob geworden sind, das gefällt mir von Ihnen. Ein anderer hätte sie längst gejagt. Und nun passen Sie 'mal auf. Ich kaufe für sie ein Zehntel-Los — ihren Namen wissen Sie?“ — „Jawohl. Ich habe mich unter der Hand erkundigt. Sie ist Witwe, näht für die Leute; ihre Tochter ist an einen Eisenbahnschaffner verheiratet.“ — „Schön! Schreiben Sie ihren und meinen Namen zusammen auf. Und nun die Lose her. So. Alles in Ordnung. Nun abwarten. Vielleicht will der liebe Gott, dass unser Los gewinnt. Dass Sie mich aber nicht verrathen! Adieu.“ — Mit stillem Lächeln hatte der andere Herr dem Handel zugesehen. „Du bist doch ein urkomischer Idealist“, sagte er beim Hinausgehen. — „Lass mich doch. Wenn man sich mit seinem überflüssigen Geld nicht mal solchen kleinen Spass gestatten dürfte —“ — „Wenn es aber nun nicht gewinnt, euer Los?“ — „I, es gewinnt schon. Er wird doch ein Einsehen haben, ‚der liebe Gott!‘“ — Und er hatte ein Einsehen. Vier Wochen später kam die Nummer mit zehntausend Mark heraus. Die beiden Freunde waren wieder an Ort und Stelle auf Posten, um Zeuge der Überraschung zu sein. Richtig kam nicht lange danach das von dem Händler citierte Frauchen gegangen. „Guten Tag, ich wollte mir man bloß erkundigen —“, begann es seinen gewohnten Spruch — der Verkäufer lachte übers ganze Gesicht. „Ja, Mutter“, sagte er, „diesmal haben Sie gewonnen. 'nen ganzen Haufen Geld. Beinahe tausend Mark.“ — „Ach nee“, sagte das Frauchen überwältigt. Es war blass geworden und schwankte. Der Herr, welcher Vorsehung gespielt hatte, schob einen Stuhl heran. Das alte Weibchen saß eine gute Weile still. Endlich lösten sich Thränen aus den müden Augen. „Sehen Se wohl, ich hatte doch recht. Wenn der liebe Gott will — —“

Im Hahnfalz.

Von J. R. von Frank.*)

Da Oberforschtrath sogt zan Burgermoasta: „Du Herr Burgermoaster, wann 's d' oan groß'n Hahn schiaß'n willst, so that's mi g'freu'n.“ — D'rauf sagt der Burgermoasta zan Oberforschtrath: „Wann's d'es valaabst, that's mi a g'freu'n. D'rauf sagt der Oberforschrath: „I wer dir heunt nomittag 'n Loisl schick'n, da kinnt's es all's mitanand ausroath'n.“

Wia am Nomittag da Loisl kämma is, is da Burgermoasta e glei in Kella ganga, hot a Flasch'n an Guaten g'holt und da ham s' es ausg'roath.

Is do hübsch weit afi und 's G'scheidtere wird sei, mir gengan heunt no in d' Brunnalm afi, than in da Hütt'n nächtigen, do ham mir aft nämma weit zan

---

*) Aus dessen köstlichem Werkchen: „Enzian“. Jagd- und Jägerbilder aus Steiermarks Bergen. (Wien. Verlag des niederösterreichischen Jagdschutzvereins. 1894.)

Und wie war's in meiner Jugend mit der Briefpost bestellt? Briefmarken gab es nicht; der unschuldige Empfänger des Briefes musste immer das Porto zahlen. Wollte man ihn dessen entheben und den Brief frankieren, so hatte man zu dem oft recht entfernten Hauptpostamt zu gehen, wo der Brief abgewogen, classificiert, registriert und von dem Absender bezahlt wurde. Aber auch mit den gewöhnlichen unfrankierten Briefen musste ich den weiten Weg zum Schalter des Postamtes machen, denn Briefkasten in den einzelnen Straßen gab es noch nicht in Prag. Von den Beschwerlichkeiten des Reisens, bevor wir eine Eisenbahn hatten, will ich nicht erzählen, sie sind noch Manchem in Erinnerung. Allein auch der geregelte Postdienst ist nicht so alten Datums, wie unsere Jugend glaubt. Wenn mein Großvater eine Reise nach Wien vor hatte, veröffentlichte er zwei bis drei Wochen früher in der „Prager Zeitung" diese Absicht, mit der Anfrage, ob nicht jemand in Compagnie mit ihm einen Reisewagen miethen wolle. Ein Telegramm war ein seltenes Ereignis und fuhr der ganzen Familie wie ein Todesschrecken in alle Glieder. Wenn sich die Aufregung darüber vollständig gelegt hatte, wurde die Depesche wie ein Wunderthier allen Bekannten gezeigt. Jetzt ist schon der Telegraph halb und halb veraltet, und durch das Telephon verdrängt. Ich war bereits Gymnasialschüler, als mein Vater eine merkwürdige Neuigkeit nach Hause brachte — die ersten Stahlfedern! Also das mühsame Federschneiden fortan überflüssig? für uns Jüngere wohl; der Vater jedoch und seine Altersgenossen verblieben zeitlebens bei dem Gänsekiel und hatten alle zerstochene Daumennägel vom Abkippen der Spitze mit dem Federmesser. Noch eine ergötzliche Erinnerung aus dem vormärzlichen Österreich: es war bei uns verboten, auf der Straße Cigarren zu rauchen — wegen Feuersgefahr! Natürlich rauchte alle Welt und nahm die Cigarre nur für einen Augenblick aus dem Munde, wenn eben ein Polizeisoldat des Weges kam. Erst nach dem Jahre 1848 hat dieses kindische Verbot aufgehört — ein Zeichen, dass in unseren Tagen auch der Polizei ein Licht aufgegangen ist, wenn auch kein elektrisches. Was die Bequemlichkeit und Schnelligkeit des Reisens betrifft, haben wir noch viel von den Amerikanern zu lernen und in Betreff des Postverkehrs von den Engländern. Bei uns dürfte man zum Beispiel nicht einen großen Hausschlüssel oder ein paar Handschuhe mit daran gehefteter Adresse ohne weiteres in den Briefkasten werfen, wie in London. Der Bereich technischer Erfindungen, den die neueste Zeit sich erobert und zur Erleichterung des täglichen Lebens verwertet hat, ist so groß und glänzend, dass nur wir älteren Leute, denen in ihrer Jugend nichts ähnliches schwante, seinen vollen Wert zu schätzen verstehen.

Wenn der liebe Gott will — —.

In den Zeitungen hat vor kurzem ein sehr hübsches Geschichtchen die Runde gemacht. Dieses Geschichtchen verdient ein längeres Leben, als es ein Tageblatt zu gewähren vermag, darum verpflanzt es der Heimgärtner auf seinen Boden. In dem Laden eines Berliner Losehändlers standen zwei Herren und suchten in der Liste nach ihren Nummern. Da kam ein altes, dürftig gekleidetes Frauchen zur Thüre herein. „Guten Tag", sagte es schüchtern, „ich wollte mir man bloß erkundigen, ob ich diesmal was gewonnen habe." Der Verkäufer unterdrückte ein Lächeln. „Bedaure sehr, nein, 's ist wieder nichts. Müssen schon Geduld haben." Das Frauchen blieb noch einen Augenblick stehen. Es sah ein bisschen enttäuscht aus. „Wieder nich. Na, denn entschuld'jen Se man." Als es hinaus war, erzählte der Lotteriemann: „Das ist nun schon bald zwei Jahre her, da kommt eines Tages das alte Frauenzim-

Das Fröschlein ruht am Weiher faul,
Scheint vor sich hin zu träumen,
Ein Mückenfräulein naht dem Maul,
Flugs schnappt er's ohne Säumen.

Dann hüpft er keck von Blatt zu Blatt,
Es sind behende Leute —
Da raschelt's — eine Natter hat
Erhascht die leck're Beute.

Ein Rudel Wild der Tränke naht,
Der Bock äugt in die Runde,
Rings ist es still, fern der Verrath,
Zum letzen recht die Stunde.

Da — Blitz und Knall — ein Todessatz,
Es läuten hell die Rüden
Ins Hallali der wilden Hatz —
— — — — — — — — — — — —
Waldeinsamkeit — Waldfrieden!

A. Sonnemann.

Im Bergabgehen.

Ich frage nicht, was kommen mag,
Die Jahre nicht, die folgen sollen,
Ich lebe nur mehr für den Tag,
Dem freude- oder sorgenvollen.
Ich habe keine Zukunft mehr,
Und jeder Tag ist meine Zeit,
Doch über diesen wölbt sich hehr
Der Himmel der Unendlichkeit!

B. L. Armstrong.

Der Summatag.

Seg is wohl a Freud,
Bal die Sunn scheint, wia heut,
Und so Täg, as wia der
Wa' mr recht, es wa'n mehr!

Ka Wöickerl is z'schaun
Drobn in Himmel, in blaun,
Alls van Pracht und van Glanz —
Frei nit schöner sein kann's.

Und die Käferl, sumsum,
Fliagn in Glanz umadum,
Ba die Bleamerl kehrn s' ein,
O du mein, o du mein!

So a sunnlichta Tag
Bringt nur allmal die Frag:
Is denn wirkla die Welt
So elendigli b'stellt?

Hiaz geh und thua Buß,
Mit dein Leichtsinn mach Schluss,
Und das Gscheidtest danah:
Gwöhn dr 's Leben ganz ah!

Hörst 'n Pfarrer so sagn
Und af d' Kanzel hinschlagn,
Nacher kunnt's völli sein —
Und du gangest eahm ein.

Und du rennest am Fleck
Gschwind von Tanzbodn weg,
Nahmst die Kuttn, ei, ei,
Wurdst an Oansiedla glei.

Aber dass ih halt sag:
Kimt so a sunnlichta Tag,
Nacher denk ih mr doh —
Na, vaschiebs liaber noh!

Hans Fraungruber.

Hahn. — Da Burgermoasta war einstimmi und sagt, da nehma ma a paar Flaschelu Wei mit und an Sauschunken und a Trum Kas, dass ma was zan Beiß'n ham. Da war da Loisl a einstimmi und um a sechsi san dö zwoa richtig afi g'wackelt auf d' Brunnalm.

D' Hütt'n war um dö Zeit valass'n, aba a Heu war d'rinn und da Loisl hot fest g'hoazt, auswendi und einwendi. So uma elfi moant er, hiazt war g'rad no a Zeitl, um a paar Stünd'ln z' schlof'n. Er wird sein Wecka richt'n, dass nöt vaschlof'n, der macht an Enzspitakel, und sö möcht'n ganz ruhi sein. Und so ham sö sie einig'haut in 's Heu und all zween fest g'schnoarcht.

Um a zwoa is da Loisl munta g'west, hot a wengerl g'fruahstuckt und aft'n Herrn Burgermoasta afg'weckt. Sö han nämma weit zan Hahn g'habt und wia s' a so aufisteig'n, moant da Burgermoasta: „Loisl", sogt er, „Hahn han i scho' mehrere g'schoss'n, aba so recht bitracht'n hon i no koan mög'n, is allerweil z' finsta g'wen. Heunt wir i mir recht Zeit loss'n mit 'n Schiaß'n. „Nor net z'long", sogt da Loisl, „dar Hahn is hoakl."

Hiatzt kämman s' scho gleim zuwi zan Hahn, der fiffelt awi, dass a Freud is.

Sö springen zuawi, und af an Lärchenast, als a broater sitzt da Hahn da, af a zwoanz'g Schritt. „Schiaß'n S', schiaß'n S'", murmelt da Loisl. „Da Hahn reit a." Aba 'n Burgermoasta hat da Hahn a so viel guat g'fall'n, wia er si' draht hot af'n Ast. „Is ja no Zeit", moant er. „Schiaß'n S', schiaß'n S'", moant da Loisl, allerweil dringender.

Da — Himmelkreuzdunnerwetter, an unsinniga Lärm: Klingklang, ritsch, ratsch, bumbiderum — geht da guat g'stellte Wecka in Loisl sein Buckelsack a und da Hahn reit a! — Adje!

Poetenwinkel.

Die Krähe.

Auf dem Felde sitzt die Kräh',
Krah, krah, krah!
Duldet nichts in ihrer Näh,
Krah, krah, krah!
Packt mit scharfem Schnabel fest,
Was sich sorglos fassen läßt,
Gönnt den kleinsten Bissen nicht
Irgend einem andern Wicht,
Krah, krah, krah!

Ihre schwarze Kutte scheucht,
Krah, krah, krah!
Alles, was da kreucht und fleucht,
Krah, krah, krah!
Froher Sang blieb ihr versagt,
Streit und Lärm ihr nur behagt.
Und wo gar das Glück zog ein,
Krächzt sie neidisch hinterdrein:
Krah, krah, krah!

A. Sonnemann.

Abend.

Rothgolden schwebt der Mond empor,
Die Sterne grüßen nieder,
Durch Wiesen wallt ein Nebelflor
Und duftig träumt der Flieder.

Wie ist es still in Flur und Feld,
Kein Laut, kein Hauch, kein Regen.
Als gieng' der Frieden durch die Welt
Auf unsichtbaren Wegen.

Ein Wahn — der Morgensonnenschein
Weckt neuen Kampf hieniden
Und siegreich ihn besteht allein,
Wer mit sich selbst in Frieden.

A. Sonnemann.

Waldfrieden.

Im Waldesgrün ein Sommertag,
Weit von der Welt geschieden,
Nichts, als des Spechtes hohler Schlag:
Waldeinsamkeit — Waldfrieden!

Gegen das Wasser muss der heilige Johannes von Nepomuk helfen. Man trifft sein Bild überall auf Brücken und Stegen, besonders bei reißenden Gewässern. An seinem Gedenktage wird es mit Blumen geschmückt. Oft ist die Bitte sehr eindringlich und vorwurfsvoll. So in Hötting:

O heiliger Johannes,
So nimm dich auch unser an.

Für sein leibliches und seelisches Wohl hat der Bauer eine ganze Reihe himmlischer Helfer. Auf die Wahl des Betreffenden wirkt leichtbegreiflicherweise das Martyrium des Heiligen in den meisten Fällen bestimmend ein. Der Bauer denkt nämlich ganz logisch, dass derjenige Heilige, der an dem oder dem Gliede gemartert worden ist, ein Mitgefühl für den gleichen Schmerz der amen Menschen haben wird, oder dass er ein einschlägiges Wunder, das er zu Lebzeiten an einem Kranken wirkte, in seinem verklärten Zustande umso leichter wiederholen könne. So hilft die heilige Apollonia, der die Zähne ausgerissen wurden, gegen Zahnweh, der heilige Blasius gegen Halsweh. Dieser hatte nämlich nach der Legende ein Kind, das eine Fischgräte geschluckt, vom Erstickungstode gerettet. Seine Verehrung ist besonders in Süddeutschland sehr groß. Viele Wallfahrtsorte sind ihm geweiht. Die Kirche nimmt an seinem Gedenktage (3. Februar) die Function des „Einblasigens" vor, welche darin besteht, dass der Priester den am Communiongitter Knienden unter Hersprüch eines Gebetes zwei gekreuzte Kerzen unter das Kinn hält.

An manchen Orten, so auf dem Blasienberge bei Innsbruck, werden am festlichsten Jahrestage des Heiligen nach dem „Einblasigen" eigene Brötchen in Stangenform umsonst an das Volk vertheilt zum Schutz gegen Halsweh. Hat einer daran zu leiden, so braucht er einfach ein Stückchen davon abzubeißen und er ist geheilt. Die länglichen Brötchen sind zu dem Zwecke mit fünf, sechs Einkerbungen versehen.

Auch der leidende Fuß und besonders die Knie haben einen verlässlichen Helfer am heiligen Rochus. Nebstbei ist er auch Pestpatron, obwohl diese Schutzobliegenheit in erster Linie dem heiligen Sebastian zufällt. Dieser Heilige, dessen Popularität schon aus dem häufigen Vorkommen des Taufnamens „Wastl" hervorgeht, hat besonders in Baiern einen ausgebreiteten Cult. Wie beim heiligen Blasius die Kerzen, so werden zum Schutze gegen ansteckende Krankheiten die sogenannten Sebastianspfeile durch Berühren der Stirne verwendet. Schon im Sebastianslied vom Jahre 1707 heißt es:

Die solche Pfeile tragen,
Nicht nach der Peste fragen.

Dieser Brauch muss vorzüglich zu früheren Pestzeiten in großem Schwunge gewesen sein. In einer Hausordnung der Jesuiten vom Jahre 1630 werden „vergulde, silberne und zinnene St. Sebastianspfeil" verrechnet. Wenn man am St. Sebastianstage stickt, so stickt man die Pest ein.

Für eine glückliche Sterbestunde hat sich das Volk die heilige Barbara auserwählt, zu welchem Vertrauensvotum sicher auch ihr standhaft ertragener Martertod beigetragen hat. Deshalb lautet ein weit verbreitetes Gebet zu ihr:

Heilige Barbara,
Du edle Braut,
Seel' und Leib
Ist dir anvertraut.
Schütze mich in jeder Noth,
Bewahre mich vor jähem Tod.

Die häuslichen Nothhelfer des Bauern.

Wenn der Bauer vom Himmel Glück und Gedeihen für sich und sein Hauswesen erflehen will, so macht er es wie die Herrenleute mit ihren irdischen Instanzen. Wie diese nicht gleich zum Landesvater laufen, sondern sich mit ihren Bitten lieber an die verschiedenen Ressortminister und andere einflussreiche Persönlichkeiten wenden, so wendet sich der Bauer nicht an den „Gottsöbersten“, der seiner sinnlich naiven Anschauung viel zu fern und unfassbar erscheint, sondern er macht sich lieber an diejenigen, die dem himmlischen Throne zunächst stehen, vermöge ihrer Stellung in die Sachen ein „Einsehen“ haben und, wie er meint, eigentlich dazu da sind, um den geplagten Menschenkindern zu helfen.

Das sind die Heiligen.

Die kennt er aus der Tradition und unzähligen Abbildungen, ist mit ihnen „per du“ und hat auf sie schon deshalb ein felsenfestes Vertrauen, weil die meisten bei ihren Lebzeiten zu leiden gehabt haben und geschunden worden sind, wie er. Dass sie ihm auch helfen wollen und können, dafür bürgen ihm die vielen Votivtafeln, die er allerorts, vorzüglich in den Wallfahrtsorten, aufgehängt findet. Diese zeigen ihm zugleich deutlich im Gemälde, wofür der und der Patron besonders gut ist. Er respectiert daher auch nur jene, welche für ihn, beziehungsweise für seine Familie, für sein Haus, Vieh und Feld nützlich sind. Ihnen weiht er Altäre und Kapellen, zu ihnen wallfahret er und mit ihren Bildnissen schmückt er Haus, Stall und Feldmark. So hat sich denn im Verlaufe der Zeit ein ganzer Cyclus von bäuerlichen Nothhelfern herausgebildet, die fast sämmtlich der Schar der Märtyrer angehören. Sie fallen so ziemlich mit den Heiligen der sogenannten Bauernfeiertage zusammen, wobei nur zu beachten ist, dass in verschiedenen Gegenden dem einen oder andern besondere Verehrung gezollt wird.

Man kann ganz leicht Haus-, Vieh-, Feld- und Wetterpatrone unterscheiden. Bleiben wir heute bei den häuslichen Nothhelfern.

Zu diesen gehören vor allen der heilige Florian und der heilige Johannes. Ersterem ist der Schutz des Hauses gegen Feuersgefahr anvertraut. Wenn man bedenkt, wie leicht so ein bäuerliches Gehöft, besonders wenn es an der Straße liegt, dem Brandunglück ausgesetzt ist, so begreift man die vielen Bilder des Heiligen, die denselben entweder an der Front des Hauses in der charakteristischen Gestalt mit dem Wasserkübel in der Hand, gemalt oder geschnitzt, oder über der Brunnensäule stehend darstellen. Dass hinsichtlich der Abwehr von Feuersgefahr der heilige Florian verlässlicher ist, als der liebe Herrgott, bezeugt der Hausspruch in Wenns, der lautet:

Dieses Haus steht in Gottes Hand
Und ist dreimal abgebrannt,
Und das viertemal ist's wieder aufgebaut
Und jetzt dem heiligen Florian anvertraut.

Freilich stellt der Bauer an diesen himmlischen Feuermann oft ganz eigenthümliche Zumuthungen, so auf einem Hausspruch in Taur:

Heiliger Florian
Sei unser Patrian,
Verschon' unsere Häuser,
Schür andere an.

Noch eine häusliche Schutzpatronin kommt hier in Betracht, welche wegen ihrer originellen und räthselhaften Erscheinung Gelehrten und Laien schon viel Kopfzerbrechen gemacht hat. Es ist dies die heilige Kummernuss. Sie wird als eine ans Kreuz geschlagene Jungfrau dargestellt, deren Gesicht ein großer Vollbart umrahmt. Auf dem Haupte trägt sie eine goldene Königskrone. Auch das lange faltige Gewand ist in der Mitte durch einen goldenen Gürtel zusammengehalten. Den einen Fuß bekleidet ein goldener Schuh, der andere Schuh liegt auf einem darunter stehenden Tischchen, vor dem ein spielendes Geigerlein kniet, dessen Augen flehend zur Jungfrau emporschauen. Obwohl sie keine kirchlich anerkannte Heilige ist, wird sie doch vom Volke als solche verehrt und in verschiedenen Nöthen und „Kümmernissen" angerufen. Man trifft ihr Bild in vielen Kirchen und Kapellen, wo Liebende ihre Hilfe in Anspruch nehmen. Da sie auch häusliches Glück und Kindersegen verleiht, so hängt es auch häufig im Schlafzimmer bäuerlicher Eheleute. Überdies wird sie gegen das Ausfallen der Haare angerufen. Mädchen weihen ihr deshalb gern die Zöpfe und hängen dieselben als Opfer am Querholz des Kreuzes auf.

Das sind die vornehmsten häuslichen Nothhelfer der Bauern.

Freie Stimmen. Ludwig v. Hörmann.

Da Grobian.

I haiß da Grobian
Und waiß schier selm nöt zwö,
Ja, ja, i waiß's schan dert —
Weil i gern d' Wahrat rö.

Af d' Wahrat han i gschworn,
Und sags 'n Jeden ins Gsicht,
Woi aft in Wirtshaus sitz,
Oda steh von haoha Gricht.

Wann oft a Mandl prohlt
Und sait: i bin a Mann,
Kain'n söttan findt ma nöt
Von Hausruck hinzt zun Fran!

Sag i: das waiß i nöt;
Do da in derach Pfarr,
Das woiß i gwiss! bist du
Von Olln dar erste — Narr!

'n Menschl, das ma bhaupt't,
As mag kain Mannaleut,
Lach ich ins Gsicht und sag:
Leicht ham s' mit dir kain Freud?!

'n Liebarn sand ma dö,
Dö sö mitn Reichthum prahln;
Da schmutz i draf und mahn s':
Thaits ehnta d' Schulden zahln!

I bi hald ollweil z' guet,
Viel z' guet! schreit oft a Gsöll,
Und — kriegn kunntst nix von iehm,
Kain Kas, gschlecht dawöll.

Aft hand dö Runden da,
Dö hand hald schan sodl rund!
Mitn Mäul und üntan Gsicht —
Und hinta Rucks hand s' Hund.

Dranan dö Braven stehnt,
Dö hand dar ollweil brav:
Ka Kunst is d' Huimlikeit,
Da kimmt nöt leicht was af.

Und Söttrö, azwie dö,
Gats Tuizatweis in Land,
An jede Innung hat s'
Da Baun- und Herrenstand.

Und i kanns aft nöt grathn,
I sag iehns, wie mi zimmt,
Und ietzt wissts, wo mein Nam —
Hans Grobian herkimmt.

Do mirkts enk, wos da Hans
Zum Schluss vom Gsangl spricht:
Da gresste Grobian
Wird amol sein — 's jüngst Gricht!

Franz Stelzhamer.

Der Heilige par excellence gegen unvorhergesehenen Tod ist sonst der heilige Christoph, dessen Bild man meist in riesigen Dimensionen an der Außenseite vieler Kirchen und Kapellen, besonders solcher, welche an großen Verkehrswegen liegen, aufgemalt sieht. Seine übermenschliche Gestalt, sein großer rother Bart, die liebliche Legende vom „Christusträger“ haben ihn zu einer der populärsten Heiligenfiguren gemacht, an die sich auch sicher mythologische Züge vom deutschen Donnergott Thor (Donar) angelehnt haben. Deshalb wird er auch nebstbei gegen Unwetter und Hagelschlag verehrt.

Eine ganz delicate Stelle der himmlischen Hauspenaten nimmt der heilige Antonius von Padua, nicht zu verwechseln mit dem heiligen Antonius Abt ein. Nicht nur, dass er dem, der ihn anfleht, verlorene Gegenstände finden hilft, sondern er weiß auch in verschiedenen Herzensangelegenheiten Rath und Hilfe. Deshalb ist er der erklärte Vertraute der heiratsfähigen Jungfrauen und speciell der Verliebten. Gewiss keine Andachtsstätte ist in der Dämmerstunde mehr besucht als der „Antoni-Altar“. Auch die neuntägige „Antoni-Andacht“ erfreut sich vorzüglich von Seite der Jugend beiderlei Geschlechtes größter Theilnahme. Es gibt auch darauf bezügliche Gebetlein, von denen eines beginnt:

Heiliger Antonius, ich fleh' dich an,
Geh schick mir an Mann u. s. w.

Ja noch mehr. Es werden von den Verliebten geradezu „schriftliche Eingaben“ in Form von beschriebenen Zettelchen gemacht, welche hinter das Bild des Heiligen gesteckt werden, und an Deutlichkeit des Hinweises auf den geliebten Gegenstand nichts zu wünschen übrig lassen. Dass hiebei der daneben stehende Opferstock nicht zu kurz kommt, ist selbstverständlich.

Merkwürdig ist, dass die Legende des heiligen Antonius keinen Anknüpfungspunkt für die dem Heiligen zugemuthete Vermittlungsrolle gibt. Möglich, dass die inbrünstige Liebe, mit der man auf Bildern den Heiligen das ihm erschienene lichtumflossene Jesukindlein umarmen sieht, die Brücke bildet, möglich auch, dass eine Verwechslung mit dem heiligen Antonius Abt den Anlass gab, welcher Heilige bekanntlich von Versuchungen schlimmster Art geplagt wurde. Oder sollte das Volk meinen, dass der Heilige, der sich beim Auffinden verlorener Gegenstände so hilfreich zeigt, sich ebenso zur Auffindung eines passenden Lebensgefährten erweichen lasse?

Aber auch die Verheirateten haben ihre speciellen Helfer im Heiligen Josef und in der „Mutter Anna“. Beide sind Beschützer der Ehe, die letzgenannte insonderheit Vertrauensheilige der weiblichen Hälfte. Es gibt bekanntlich im ehelichen Leben Vorkommnisse, die eine Frau selbst dem Beichtvater nicht gern anvertraut, zum Beispiel, wenn der Mann von dem Vorrechte des Hausschlüssels zu ausgedehnten Gebrauch macht oder wenn er .... nun die Leser errathen schon, was ich meine — kurz in allen solchen heiklen Familienangelegenheiten wird die heilige „Mutter Anna“, welche bekanntlich mit ihrem Gespons Joachim eine Musterehe führte, vertrauensvoll angerufen. Als einmal eine Bäuerin eine andere vor dem Bilde des heiligen Josef kummervoll beten sah, fragte sie theilnehmend, was sie denn auf dem Herzen habe. „Zum heiligen Josef bitt' i“, antwortete diese, „mein Mann schlagt mich immer.“ — „O, du Patsch“, brummte die Erste, „da musst du zur heiligen Anna geh'n, die Manderleut helfen alle z'samm.“ Die Taufnamen Josef und Anna dürften wohl die verbreitetsten sein, wenigstens in den Alpenländern, ja man kann ganz sicher annehmen, dass mindestens ein Drittel der Leute „Seppl“ oder „Nannl“ heißt.

zugänglich zu machen. Möge der Dichter diesem gelungenen Versuche bald neue folgen lassen! Armin.

Gedichte von Camilla Leonhard. Dresden und Leipzig. E. Piersons Verlag. Etwa achtzig Gedichte zumeist ohne jede Anmuth und — zumeist ohne willkommenen Gehalt. Eines beginnt:

> Hinauf, hinunter,
> O wonniges Schweben!
> Hinauf, hinunter,
> Zwischen Sterben und Leben!
> Hinauf hinunter,
> Welch Streben und Neigen —

u. s. w. und zuletzt:

> „Donnern die Sterne
> Ihr Chorlied dazu."

Das Gedichtlein trägt als Überschrift „Die Schaukel". Dies dürfte vorderhand genügen, auf besonderen Wunsch hin sind noch weitere Citate bereitet — doch nur auf besonderen Wunsch. Armin.

Erziehung und Berufswahl. Ein Fingerzeig für Eltern, Lehrer und Erzieher von G. W. Gessmann. (Graz. Verlag des Verfassers. 1894.)

Ein originelles Büchlein. Bei der Berufswahl eines Kindes habe man auf die Beschaffenheit seiner Hand zu achten, weil in derselben sich der künftige Charakter und die Fähigkeiten eines Menschen schon früh ausdrücken sollen. Das der Hauptgedanke des Schriftchens, der auf seine Verläßlichkeit hin wohl erst erprobt werden müßte. M.

Spaziergänge in der Heimat. Mit einem Anhang: „Ausflüge in die Fremde" von Peter Rosegger. (Wien. A. Hartleben.) Mit diesem Bande schließt die Hartleben'sche Ausgabe von „Roseggers ausgewählten Schriften". Die Ausgabe der Schriften Roseggers wird im Verlage von Ludwig Staackmann in Leipzig fortgesetzt werden.

Büchereinlauf.

Walther von der Vogelweide. Von Theodor Uhle. (Hamburg. Verlagsanstalt und Druckerei. A. G. 1894.)

Aus den Bergen Tirols. Vier Novellen von A. Pappritz. (Berlin. Max Rüger.)

Thüringer Dorfgeschichten. Novellen von Rudolf Braun. (Leipzig. Friedrich Schneider. 1893.)

Selbsthilfe. Ein Roman der Sparsamkeit und Lebenskunst. Real-socialistisches Zukunftsbild von Leopold Heller. (Leipzig. Hartung & Sohn. 1894.)

Pestalozzi in Stanz. Charakterbild in drei Aufzügen von Fedor Sommer. (Liegnitz. Karl Seyffarth. 1894.)

Menir „Papyri". Skizzen aus Jung- und Altägypten von P. F. Kupka. (Dresden. E. Pierson. 1894.)

Sonnenschein und Wetterwolken. Ausgewählte Dichtungen von Karl Pitlik. (Linz. E. Mareis. 1894.)

Lachtäuwli. Gedichte in fränkischer Mundart von Alois Josef Ruckert. (Würzburg. Adalbert Hubers Verlagsbuchhandlung.)

Nur gemüatli! Gedichte in unterfränkischer Mundart von Alois Josef Ruckert. (Stuttgart. Adolf Bonz & Comp.)

Gedichte von Hermann von Gilm. (Leipzig. Verlag A. G. Liebeskind.)

„Grüß Gott." Sammlung kleiner Dichtungen für Scherz und Ernst. Von Georg Vogel. (Leipzig. Wilhelm Friedrich.)

Mosaik. Gedichte von E. Meyer. Revidierte und vermehrte Ausgabe. (Basel. Vereinsbuchdruckerei. 1893.)

Kuno Fischers kritische Methode. Eine Antwort auf seinen Artikel „der türkische Hamlet" von Hermann Türck. (Jena. Fr. Mauke. 1894.)

Die Übereinstimmungen von Kuno Fischers und Hermann Türcks Hamlett-Erklärung. Von Hermann Türck. (Jena. Mauke. 1894.)

Aus der Musikantenhölle. Ein Urtheil über Richard Wagner im Jenseits von Franz Fiedler. (Graz. Hans Wagner. 1894.)

Tourenbuch von Steiermark für Radfahrer mit den anschließenden Routen von Kärnten und Salzburg, sowie Nieder- und Oberösterreich, Tirol, Krain, Kroatien, Bosnien und der Herzegowina. Herausgegeben vom Steirischen Radfahrer-Gauverbande. (Graz.)

Höriker Passionsspiele. Große dramatische Darstellung des Sündenfalles der ersten Menschen im Paradise und des Erlösungswerkes durch das bittere Leiden und Sterben unseres Herrn Jesu Christi. (Verlag des deutschen Böhmerwaldbundes.)

Neue Gedichte. Von L. Rafael. (Leipzig. Breitkopf & Härtel. 1894.)

Bücher.

Letzte Wiener Spaziergänge. Von Daniel Spitzer. Mit einer Charakteristik seines Lebens und seiner Schriften von Max Kalbeck. (Dazu Spitzers Porträt und ein Facsimile seiner Handschrift.) Wien. Verlag der Literarischen Gesellschaft. 1894.

Nach meiner Meinung haben solche Sachen weder einen literarischen, noch einen ethischen Wert, sie sind aus dem Tage für den Tag geschrieben, witzige Plaudereien, nur der Woche anständig. Auch kann ich nicht finden, dass solche Bonmots, so boshaft sie auch manchmal gemeint sein mögen, zu fürchten sind. Das mag in früheren Zeiten zugetroffen haben, heute, wo jeder seinen Bedarf an Witzen selber erzeugt und alles nur auf den Witz zugespitzt zu werden pflegt, fällt dieser Spitzer nicht mehr besonders ins Gewicht. Im besten Fall ein flüchtiges Lächeln, weiter vermag er nichts zu erzielen. M.

Geisteshelden. (Führende Geister.) Ein Biographien-Sammlung. Achter Band. (Berlin. Ernst Hofmann & Co.)

Nur was wir über Shakespeare wirklich wissen, ist hier von dem bewährten englischen Sprach- und Geschichtsforscher nach dem neuesten Stande übersichtlich zusammengestellt worden. Die Engländer besitzen seit langem ein derartiges Buch, das, in der Form eines Katechismus, doch hinreicht, um die Behauptung, von Shakespeare wisse man so gut wie nichts, nie populär werden zu lassen. Thatsächlichkeiten brauchen nicht in geistlose Trockenheiten auszuarten. Neben den äußeren Lebensdaten sind auch das Weltbild und die Entwickelung des Dichters als vollwertige Thatsachen berücksichtigt, und bei dem Vermeiden jeder subjectiven Deutungsfrage tritt die Persönlichkeit des großen Briten desto plastischer hervor. V.

D'Hausnoda. Ein Schwank in einem Aufzuge. — **Der Winkelschreiber.** Ein Schwank in einem Aufzuge. Von Franz X. Reiterer (Franz v. Friedberg) in Winterberg. 1894. Selbstverlag des Verfassers.

Die beiden im steirischen Dialect geschriebenen, sehr amüsanten Stücke zeichnen sich durch Naturtreue, Knappheit und natürlichen Humor aus. Da beide Stücke nur vier Rollen (zwei männliche und zwei weibliche) haben, sind sie besonders für kleine Bühnen und Dilettantenbühnen sehr zu empfehlen. (Bezug durch Friese & Lang in Wien.)

Lachen und Woanen. Erzählungen aus Oberbaiern von Angelika Schmedding. (Dresden. Albanus'sche Buchhandlung.)

Überraschend gut zeichnet hier eine norddeutsche Frau alpine Berglandsgestalten und Verhältnisse und der „gemischtsprachige" Titel deutet schon an, dass Hochdeutsch und Mundart ineinander abwechseln, sowie tiefer Ernst und froher Humor. M.

Gedichte von Stefan Ronay. (Leipzig. Alfred Jansen. 1894.)

Nicht neuartige, geniale, hingegegen aber warmgefühlte und wohlgeformte Gedichte. Besonders viel und warm ist die Rede von dem ewig Weiblichen, was uns bei einem Dichter nicht wunder nehmen würde, wenn es diesmal nicht ein katholischer Priester wäre, als der er uns von der Herausgeberin vorgestellt wird. Nach unserer Meinung steht ihm der werbende Minnedienst gar nicht so übel — aber was wird das Consistorium dazu sagen? M.

Gyulas Liebe. Gedicht in zehn Gesängen aus dem Ungarischen des Alexander Kisfaludy von Gebell-Ennsburg. Dresden und E. Piersons Verlag 1893. Das epische Poem bietet einen guten Einblick in die ungarische Literatur. Die Handlung, eine Liebestragödie, ist vorzüglich bearbeitet. Schilderungen und Beschreibungen sind künstlerisch ausgeführt. — Im Vorworte, das eine „kurze biographische Schilderung über Alexander Kisfaludy" bringt, sagt der Verfasser, dass die Übersetzung nicht nur mit thunlichster Festhaltung des Wortlautes, sondern auch des Versmaßes und der Reimart des Originaltextes geschah, um der deutschen Lesewelt möglichst originaltreu die vielen hervorragenden Schönheiten dieses bisher unübersetzt gebliebenen Gedichtes eines Bahnbrechers der ungarischen Literatur

Heimgarten
12. Heft. September 1894. 18. Jahrg.

Aufs Thürnl.

Eine Hochlandsgeschichte von Rosegger.

(Schluss.)

Das erstemal im Leben wanderte Mathilde, die junge mailichblühende Tochter der Frau Räthin, hinaus in die wilde Welt. Weil sie schon so viel von der Alpennatur und den Naturmenschen gehört und gelesen hatte, so war sie nun sehr gespannt darauf. Als die junge Dame aber das Hochgebirge sah, war es ihr, von unten hinauf gesehen, nicht ganz hoch genug; umso reizender fand sie die Bauern, die Holzknechte und die Hirten, und je verschlissener und beflickter ihr Gewand, je borstiger ihr Haar und je ungewaschener ihre Hände waren, desto interessanter erschienen sie ihr. Ein wahres Raritätencabinet war ihr dieses Wasserthal. Mit den Bauerleuten redete sie wie mit unmündigen Kindern im Kindergarten und manchmal kam ihr der alte wortkarge Mann und das gesprächige Weib, die nie still standen, sondern immer arbeiteten, vor, wie aufgezogene Puppen eines Automatentheaters, oder wie Figuren, die

Führer in Cilli und Umgebung. Von Professor M. Kurz. Mit einem Plane der Stadt und der nächsten Umgebung von Karl Lebitsch. (Cilli. Fritz Rasch. 1894.)

Im Frühlingssturm. Erlebtes und Erträumtes von Hans Benzmann. (Großenhain. Baumert & Ronge.)

Der Gesundheitssport in seiner Anwendung beim gesunden und kranken Menschen. Von Dr. J. Wilheim. (Wien. G. Szelinski, k. k. Universitätsbuchhandlung.)

Unser Vogtland. Monatsschrift für Landsleute in der Heimat und Fremde. Herausgegeben von Gottfried Doehler. (Leipzig. Roßberg'sche Buchhandlung.)

Die namhaftesten deutschen Humoristen der Gegenwart. Von Dr. Adolf Kohut. (Zürich. Verlagsmagazin. 1894.)

Die Eisenacher Zusammenkunft zur Förderung und Ausbreitung der ethischen Bewegung. Abgehalten vom 5. bis 15. August. 1893. Von Gustav Maier zusammengestellt und mit einem Vorwort versehen. (Berlin. 1894. Deutsche Gesellschaft für ethische Cultur.)

Jahresberichte für neuere deutsche Literaturgeschichte. Herausgegeben von Julius Elias, Max Herrmann, Siegfried Szamatólski. (G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. Stuttgart.)

Zwischenspiel von Carl Henckell. (Zürich. Verlagsmagazin. 1894.)

Zum 14. Mai 1894. Festschrift zur Feier des fünfundzwanzigjährigen Bestandes der Neuschule. Herausgegeben von Hugo Moro. (Klagenfurt. Joh. Leon. 1894.)

Das Märchen vom Bismarck und der Kaiserkrone. (Frankfurt a. M. Verlag von Wilhelm Rommel.)

Postkarten des „Heimgarten".

F. D., Göttingen: Man könnte sagen: Das Göttliche wohne nicht in der Höhe, vielmehr in der Tiefe, denn das, was von oben kommt, sei das Niedergehende, Fallende, und das, was von unten kommt, das Lebendigwerdende, Aufsteigende. Damit würde aber wieder nichts anderes gesagt sein, als dass das Göttliche zur Höhe strebt. — Mit derlei Wortspielen ist nichts erklärt.

Der Abdruck des neuesten Werkes unseres Herausgebers beginnt mit dem nächsten Octoberhefte. Sein Titel lautet: „Das ewige Licht. Erzählung nach den Schriften eines Waldpfarrers von Peter Rosegger."

H. R., Graz: Jener nicht unbeachtet gebliebene Vorschlag Kaiserfelds ist gewiss in bester Absicht in der „Gedenkschrift" angezogen worden. Der Betreffende würde aber ein öffentliches Amt, und selbst wenn es noch so ehrenvoll und einträglich wäre, schwerlich annehmen. Die persönliche Freiheit und die allein damit verbundene schriftstellerische Unabhängigkeit hat er stets für ein hohes Glück gehalten, dem er manches Opfer gebracht und auf welches er in seinen alten Tagen kaum verzichten dürfe.

A. P., Prag: Der englische Grundsatz für den Bau eines Hauses heißt: Schlichtheit von außen, Behaglichkeit im Innern. Wie unerhört wird gegen diesen Grundsatz bei uns gesündigt. Unsere neuen Stadthäuser und Villen sind in der That vergleichbar mit Gigerln: Außen Wix, innen nix. Empfehlen Ihnen Abels Werk: „Das gesunde. behagliche und billige Wohnen." Wien. Hartleben.

M. A., Klosterneuburg: Empfehlen Ihnen die herzige Zeitschrift: „Für die Jugend des Volkes". Wien. Verlag des Wiener Lehrervereines.

G. Th., Reichenberg: Findet sich im „Heimgarten, IX. Jahrgang unter dem Titel „Der Wunderdoctor".

* Bitten unaufgefordert Manuskripte nicht einzuschicken, weil von uns unter keiner Bedingung dafür gebürgt werden kann.

Für die Redaction verantwortlich P. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.

schwer beleidigt gewesen. An dem Naturbürschchen blieb sie hängen und lächelte. Das ist zu reizend, was er gesagt hat!

„Aber Mathildchen!“ rief die stattliche Frau Räthin von der Gesellschaft her und blieb stehen. „Jetzt schon müde zu sein!“

Zwischen den Wänden hinauf beanspruchte die Frau selbst den kräftigen Führer. Weil sie nicht zuthunlich plaudern konnte, sondern schnaufen musste, so hatte der Bursche Zeit, seinen eigenen Gedanken nachzuhängen, diese wieder folgten seinen Augen, und seine Augen waren ganz und gar in dem schönen Mädel stecken geblieben, das jetzt voran mit Hilfe eines alten Herrn das Gewände hinanstieg. Das leichte Röcklein hübsch touristenmäßig aufgeschürzt, einmal mit dem Stock, einmal mit den Armen ausgreifend, so kletterte sie hinan. So oft ihr Gewand an einer Steinkante hängen blieb, that sie einen Schrei und so oft sie mit den Füßen ein wenig schief auftrat, that sie auch einen Schrei, dass man meinen konnte, sie stürze schon in einen tausend Fuß tiefen Abgrund. Und wenn man sich nach der Verunglückenden umschaute, da kicherte sie. Ihr geflochtenes schwarzes Haar war locker geworden und hieng unter dem grünen Hütlein in Strähnen das hochgeröthete Gesichtchen herab.

Nach vielerlei heiterem Gethue kamen sie gegen Mittag zu den Schwaighütten. Vor denselben auf dem Anger hielten sie Rast und ließen sich wohl sein mit allerlei, das sie an Speise und Trank mitheraufgebracht hatten. Die Frau Räthin hatte einen Topf Milch gekauft, der Friedl musste davon trinken, so dass er einen weißen Schnurrbart bekam aus eitel Rahm. Den Wein, sagte die fürsichtige Frau, werde er erst am Abende kriegen, wann sie vom Thürnl zurückgekommen sein würden. — Als die Gesellschaft sich zum Weitermarsch rüstete, entstand ein Aufruhr. Das Fräulein Mathilde war nicht da. Sie war nicht auf den Matten, nicht in den Hütten. „Ein tolles Ding, das es nicht mehr erwarten kann und vorausgelaufen ist!“ meinte die Frau Räthin. Sie eilten nach mehreren Seiten hin auseinander, um die Vermisste zu suchen. Der Führer Friedl bog um die Felswand und sah sie bald etwas weiter oben am Hang zwischen grauen Steinen umhersteigen und Blumen pflücken. Sie hatte schon einen so großen Buschen in der Hand, dass ihn die Fingerchen kaum mehr umspannen konnten, aber sie pflückte und pflückte weiter. Von der Hüttengegend konnte man nicht herüberblicken, weil der niedergehende Felsriff undurchsichtig war. Der Friedl dachte: Es ist schon recht, ich gehe lieber mit ihr allein hinauf! Er führte sie nicht um die Felswand zu den Hütten, sondern stieg mit ihr quer über den steilen Hang hinan, denn die Gesellschaft, so sagte er, sei schon weiter oben. Er führte sie zwischen den großen Steinklötzen durch, zwischen Knieholzfilzen hin, über Schuttfelder empor, immer tiefer in die Falten der Wände hinein.

aus alten Volksmärchen herausgetreten. Lauter schiefe Verhältnisse, aber das Zerrbild war amüsant. Wirklich real und lebendig kam ihr nur der junge Bursch vor, der sie auf den Berg begleiten sollte. Weil ihre Mama sich so warm mit ihm zu schaffen machte und weil sie schon wusste, dass man mit Naturmenschen, auch mit jungen, anders umgehen darf, als mit feinen Stadtleuten, so machte sie mit dem Friedl ohne viel Ziererei Bekanntschaft. Zu Hause in ihrem Stadtgarten hatten sie einmal ein gefangenes Rehböcklein gehabt. Mit dem konnte sie nach Lust und Laune plaudern, ohne die Gouvernante mit ihrem „Aber das schickt sich nicht!“ fürchten zu müssen. Ein wilder Bergbub ist auch nichts anderes. Auf dem Theater hatte sie derlei Naturburschen schon gesehen, nur war dieser noch viel reizender und auch nützlicher, denn er trug für die Gesellschaft die Sachen und er wies ihr den Weg, der immer höher und höher hinanstieg. Anfangs glaubte das Fräulein, mit ein bisschen Laufen die Zinnen des Berges in einer halben Stunde erreichen zu können; aber siehe, je höher sie stiegen, desto höher baute sich das Gewände vor ihnen auf.

Der Friedl war zuerst ein wenig betroffen gewesen, als mit einemmale die stattliche Frau Räthin wieder vorhanden war. Dann sah er das feine junge Mädel. Anfangs verhielt er sich bei ihrem munteren Geplauder ziemlich schweigsam, schaute nie offen in ihr weißes Gesichtchen, umso öfter aber verstohlen. Das letztvergangene Jahr war nicht gerade ereignislos gewesen für den in die Touristik eingeführten Burschen, doch ein so schönes Blümlein hatte er noch nie gesehen. Beizeiten fiel ihm ein, was im vorigen Jahre die Frau Räthin gesagt hatte — von den süßen Früchten, die unser Herrgott wachsen läßt auf der schönen Welt.

Der Bursche hatte seit einem Jahre im Verkehr mit Gebildeten etwas gelernt. Er wusste, wie höflich und galant man Damen behandelt. Allein diese Art stand ihm als Führer nicht zu. Er hat niemanden zu behandeln, er w i r d behandelt. Er ist ein junger Naturmensch und nichts weiter. Und das ist ihm recht, das ist der kürzeste Weg.

Das Fräulein hatte unterwegs Steinnelken gepflückt und war deshalb ein wenig zurückgeblieben. Der Führer wartete, flocht hernach seinen Arm in den ihren und sagte: „Ich muss dir doch ein bissel gehen helfen.“

„Dank schön, das will ich schon allein thun“, antwortete sie mit einem hübschen Knix.

„Ich bin halt so gern bei dir“, sagte er, „ein so schönes Mädel wie du bist, hab ich mein Lebtag nit gesehen.“

Bei einem anderen — den Bräutigam ausgenommen — hätte sie auf solche Bemerkung den Arm heftig von dem seinen gerissen und wäre

in namenloser Angst. Sie konnte es nicht ausdenken, was ihr eingefallen war. Der andere Theil der Gesellschaft blieb in einer der Hütten, um dort zu nächtigen und weiter nach den Vermissten zu forschen.

Und als es zu dämmern begann und draußen in den Thälern schon die blaue Nacht lag — da sind sie gekommen in die Hütte.

Der Friedl erzählte das Abenteuer einer Verirrung. Das Fräulein sei zuerst allerdings nicht weit gewesen, doch auf dem Gang zu den Hütten wären sie — Gott weiß, wie! vom rechten Steige abgekommen, hätten sich verloren in die Karwände, wären dort bergwärts gestiegen, in der Meinung, doch das Thürnl zu erreichen, wären aber immer noch tiefer in die schreckliche Felsenwildnis gekommen und hätten endlich gar keinen Ausweg mehr gesehen. In jenen grausigen Schluchten gäbe es allerlei Knochen, auch Todtenköpfe darunter! Aber er — der Friedl — wäre auf eine Felsenspitze geklettert, hätte sich dann ausgekannt und also mit Gottes Hilfe die Richtung wieder gefunden gegen die Hütten her — und diesen Tag wolle er sich merken.

Das Fräulein war ganz still und bei jedem unvorhergesehenen Geräusch, ja selbst wenn sie angesprochen wurde, zuckte sie zusammen. Auf ihren bedenklich blassen Wangen glitten flüchtige Flecken dahin, wie Schatten von Tauben oder Geiern, wenn solche durch den sonnigen Tag fliegen. Sie sagte nichts, sie aß nichts, sie trank nichts — müde war sie bis auf den Tod. Die Schwaigerin überließ ihr für die Nacht das Bett; die anderen schliefen im Heu.

Am nächsten Tage strebten sie heimwärts. Die Frau Räthin, als sie das verstörte Kind sah, war sprachlos vor Entsetzen.

Es wäre aus demselbigen Sommer noch manche Alpenfahrt zu verzeichnen. Der Friedl sprach bei der einen gerne von der andern, von dieser, wie er sich verirrt hatte, redete er nie. Ein Führer, der sich selbst verirrt — das wäre keine gute Empfehlung.

Das Bauerweib wurde ein bisschen unzufrieden darüber, dass ihr Friedl nun gar so selten daheim war. Sie hoffte vom Winter, da ihn nicht jeder „Vagabund" auf den Berg mitlocken würde. Als jedoch der Winter kam, war es noch schlechter. Da zog der Bursche immer im Sonntagsgewande draußen um, von Dorf zu Dorf, von Wirtshaus zu Wirtshaus. Es war ja aber doch sein eigenes, wohlverdientes Geld, was er da verzehrte. War es das? War nicht durch Kartenspiel gewonnenes dabei? Hatte nicht die Polizei schon einmal ein mit falschen Merkungen versehenes Kartenspiel in Beschlag genommen, das der Bergführer im Sack getragen haben soll? Der Friedl ließ sich nichts abgehen, und doch war sein Gesicht nicht mehr so voll und frisch, wie einst daheim beim Dungtragen. Es war blassgelb geworden, manchmal fast grünlich.

Wohin sie denn da giengen? fragte ihn das Fräulein.

„Aufs Thürnl“, sagte er. „Kannst du noch vorwärts? Wenn du müde bist, so macht's auch nichts, so wollen wir uns in die warme Sonne hinsetzen und warten, bis sie nachkommen. Denn da hinauf können sie doch nit voraus sein, sie sind noch weiter unten. Es ist oft so, bei solchen Partien, dass man sich verliert. Das gehört schon dazu.“

Es gelang ihm vollkommen, sie zu beruhigen. Sie saßen ganz nahe beisammen auf Moosgrund. Er zeigte ihr Gemsen, die hoch oben an der Wand äseten. Die Hahrsträhne, die ihr immer über das Gesicht fallen wollten, machte er mit einem Alpenrosenstrauchzweiglein fest am Hinterhaupte. Dann streckte er seine Hand aus und hatte ein Stämmchen Edelweiß, das er ihr selber an den leicht wogenden Busen steckte. Sie wollte aufstehen und nach der Gesellschaft rufen, er hielt sie mit starker Hand zurück und sagte: „Wenn du schreist, so heben die Gemsen an zu laufen, treten dabei die Steine los und es geht eine Lahn auf uns herab. Das geschieht oft so. Die Leute werden schon kommen, ist's nit beim Hinaufsteigen, so ist's beim Zurückgehen. Wir zwei wollen uns dahier gut sein lassen. Es ist da auch schön, schöner wie oben, oben geht der Wind.“

Das Mädchen begann zu zittern. . . .

In dieses wilde, entlegene Kar war keiner gekommen auf der Suche nach dem Fräulein, denn da hinein, so meinten sie, versteige sich niemand. Die Frau Räthin hatte sich schon heiser geschrien, ohne dass deshalb irgendwo eine „Lahn“ losgegangen war, über die Felsenecke hin war kein Laut gedrungen. Da auch der Führer nicht zurückkam und nirgends zu sehen war, so traten sie die Vermuthung breit, er würde das Fräulein höher oben erreicht haben und mit ihr weitergegangen sein, dem Thürnl zu. Und in der That erblickte einer durch den Feldstecher oben in den Wänden des Hochgipfels zwei winzige Gestalten, die sich bewegten, aber keine Gemsen sein konnten. Also eilten sie hinauf, die Räthin, von Angst um ihr Kind gepeitscht, voran.

Um drei Uhr nachmittags waren sie oben. Ein herrlicher, windstiller Tag, ein unbeschreiblich schöner Rundblick! Aber sie schauten nicht viel hinaus in die Lüfte, sie spähten im Gewände, in den Schründen und Runsen umher — und der Führer mit dem Fräulein war nirgends zu sehen.

Ein paar Stunden später kamen sie wieder zu den Schwaighütten, von denen aus neuerdings die Gegend zu durchsuchen war. Die wenigen gefährlichen Absturzstellen wurden unzähligemal durchforscht, gottlob, immer ohne Erfolg. Nun war es nicht anders — das Fräulein, oder beide hatten aus irgendeinem Grunde den Abstieg angetreten. Die Gesellschaft trennte sich, der eine Theil stieg dem Thale zu, darunter die Frau Räthin

bauen wolle, meinte der Bamer-Lusl mit einem Seufzer, er wäre froh, wenn er die Schulden der Bamerhüte bezahlen könnte.

Am Vorabende des Peter- und Paulstages kehrte ein einzelner Tourist zu im Bamerhäuslein, ersuchte um Nachtherberge und nahm den Führer auf für den morgigen Tag. Er wolle auf den Hinternock. Es war ein soldatisch strammer, aber schon älterer Mann in Touristengewand, aber seine goldene Taschenuhr fiel auf, und der funkelnde Stein an seinem Ringe. Der Friedl hatte schon gehört, was so ein Stein unter Umständen wert sein könne. Dem Reden nach schloss er, dass der Fremde wohl ein vornehmer Herr sein müsse, denn der Mann kümmerte sich um Jagdreviere. Und die Banknoten, als er seine Zeche und auch gleich das Nachtquartier bezahlte! Natürlich, er will ja eine Jagd pachten. — Hat den Touristen jemand kommen gesehen durchs Thal herein? Leute gehen jetzt genug. Morgen vor Tagesanbruch wieder davon, der Führer kommt allein zurück, der Tourist ist in ein anderes Thal abgestiegen — wer frägt darnach? Im Gebirge verunglücken viele Leute heutzutage — kein Mensch findet je ihre Spur . . . .

Als der Fremde in seiner Schlafkammer, die sich über der Gaststube befand, allein war, verschloss er die Thüre und legte sich zu Bette.

Den alten Leuten sagte der Friedl, sie möchten sich nur auch zur Rast begeben auf ihren Stadl hinaus, der Tag sei jetzt lang, und morgens werde es früh licht. Er müsse aber noch vor Tags mit dem Herrn davon auf den Hinternock und vielleicht noch weiter. Als er allein war, suchte er aus der Zeugkammer ein schweres Beil hervor und schwang es ein paarmal durch die Luft. An der Hausthüre pochte es im selben Augenblicke. Fast warf der Schreck den Burschen über den Haufen. — Ein verspäteter Tourist ersuchte um Einlass.

Im Scheine der Kerze stand ein junger Mann vor dem Friedl. Seine Frage, ob der Führer bereit sei, sofort aufzubrechen und mit ihm auf das Thürnl zu steigen? — „Das gibt's nit, weil ich morgen früh mit einem anderen Herrn gehen muss."

„Sind Sie selbst der Führer? der Friedrich Adamsteiner?"

Das treffe zu.

„Wann kommen Sie von Ihrer morgigen Partie zurück?"

„Unbestimmt. Vielleicht erst nach mehreren Tagen."

„Gleichgiltig. Ich werde hier warten, bis Sie zurück sind. Will mit dem Friedrich Adamsteiner auf den Berg, mit ihm allein."

Verneigte sich der Bursche.

Der Ankömmling wollte nichts weiter und legte sich in der Gaststube auf die Wandbank. Der Friedl war sehr verdrießlich.

Am nächsten Morgen rauschte der Regen. Bleigrauer Nebel hieng an den Bergen tief herab. Die beiden Touristen warteten bis zum

Die Augen leuchteten nicht mehr so freundlich hell, als damals, da er vom Waldbrunnen aus noch das Ziegendirndl aufgesucht; sie blitzten jetzt scharf wie Glasscherben. Das hübsche Bärtchen, welches endlich gekommen war und mit Sorgfalt gepflegt wurde, machte viel gut im Gesichte, aber nicht alles.

Gegen das Frühjahr hin hub er an zu raisonnieren, dass ein Bergführer zu schlecht bezahlt würde. Fünf Gulden des Tags, was sei denn das? Das gehe noch im Sommer drauf. Nun wolle der Mensch aber auch im Winter leben, wo keine Katz' auf das Thürnl steigt, oder sonst wohin. Den Rath hatte man ihm gegeben, dass er schneeschaufeln oder korndreschen könnte bei den Bauern. So? Also sich im Winter die Beine verfrieren, die nachher im Sommer ins gefährliche Hochgebirge müssen und gelenkig sein sollen? Und korndreschen, des Tags für dreißig Kreuzer und einer Erdäpfelsuppe! — Anstatt so blöder Rathschläge sollen die Wirte ihn lieber zehrungsfrei halten, denn der Führer ist es, der die Fremden durch die Gegend führt, in die Wirtshäuser — zum Gerupftwerden.

Als der Sommer nahte und mancherlei Anzeichen nach für dieses Jahr ein gesteigerter Fremdenverkehr voraussichtlich war, steckte der Friedl am Bamerhäuslein eines Tages ein Reisigbüschel über die Hausthüre, und hieng daneben einen Strähn Hobelspäne hin. Wein und Bier! Ein Wirtshaus! Aus einer Bodenkammer räumte er alte Spinnräder und Spinnweben weg und stellte ein paar Fremdenbetten hinein. Ein Touristenhotel! Und als nun fremde Gäste kamen, gab keiner mehr den Rathschlag, der Bamerwirt möchte besser auf seinen Vortheil sehen. Im Hotel Imperial zu Wien gab es kaum höhere Preise als in der Bamerkeusche am Fuße des Thürnl. Der Friedl, was er von den Fremden lernte, das übte er an ihnen aus, und doch wurde ihm das Geld zu wenig; je mehr er einnahm, desto weniger blieb ihm in der Hand. Fast jede Woche einmal schlich und stand die Rosel, die Geißdirn, beim Häuslein herum, hielt die Hände immer über der Schürze gefaltet, hatte eingefallene Wangen, und schaute mit schreckiger Miene umher. Wenn sie den jungen Wirt sah, huschte sie auf ihn zu: „Friedl, ich sag' dir's noch einmal im Guten! du wirst wissen, was deine Schuldigkeit ist!" Eines Tages kam sie nicht mehr, und zur Waldhütte, wo sie bei ihrem alten Vater wohnte, stiegen hastig zwei alte Weiber hinan. Ei was! dachte der Friedl, das passiert anderswo auch. Denn durch die Fremden hatte er solches und anderes erfahren, wie es zugeht auf der Welt.

Die Gebirgstouren vom oberen Wasserthal aus waren schon längst nicht bloß beim Thürnl verblieben, sie hatten sich auch auf andere Berge ausgedehnt, so dass der Führer oft tagelang nicht nach Hause kam. Dieweilen er viel Geld verdiente, machten die Alten daheim Anlehen, und wenn er dann manchmal von einem großen Hotel sprach, das er

„Dann schau' ich mir um ein anderes. Saubere Weibsbilder gibt's genug."

„Ist schon recht."

„Aber wir müssen antauchen, Herr, wenn wir heute noch aufs Thürnl wollen."

„Wer sagt, dass ich hinauf will? Wo sind die Almhütten?"

„Noch weiter oben, im Brunnalmkessel."

„Vorwärts!"

Sie giengen fürbass.

Eine Stunde später saßen sie auf einer Steinplatte über der Felswand. Der Führer wollte anfangen, die Aussicht zu erklären. Der Tourist unterbrach ihn: „Adamsteiner! Was halten Sie für die größte Beleidigung, die Ihnen widerfahren könnte?"

„Ich lass mich gar nit beleidigen", lachte der Bursche.

„Wenn Sie jemand einen Schuft nennt!"

„Das macht mir nichts", antwortete der Friedl.

„Wenn Ihnen jemand die Ehre raubt?"

„Von der Ehre kann man eh nichts herabbeißen."

„Wenn Ihnen jemand Geld und Gut entwendet?"

„Den schieß ich nieder!" rief der Bursch heftig.

„Im Duell?"

„Das schon nit. Kunt er mich so gut treffen, als ich ihn. Das ist keine Gerechtigkeit."

„Gut ist's", sagte der Fremde. Dann trank er Wein. Dem Führer bot er nicht einen Tropfen.

Als sie später zu den Hütten kamen, wollte der Tourist dort nicht zukehren. Rings in die Felsen schaute er: „Wo sind die Karwände?"

„Die sieht man nicht von da", beschied der Führer, „das Kar ist hinten drüben."

„Wir wollen hinüber."

„Herr, dort im Kar geht's nit hinauf aufs Thürnl."

„Geht's dort nicht hinauf? Wir wollen aber doch hinüber."

„In den Karwänden ist nichts", versicherte der Bursche.

„Sie haben mich zu begleiten, wohin ich will!"

Ist auch recht, dachte der Friedl, wenn ich will, gestrenger Herr, dort findet dich niemand mehr.

Dann giengen sie hin, zwischen den Felsklötzen aufwärts, wandten sich durch das Zirmholz, arbeiteten sich an den Schuttfeldern empor, immer tiefer in die Falten der Wände hinein. Sie kamen auf sanfteren Moosgrund, zu drei Seiten umragt von brüchigem Gestein. Nahe den Füßen ein scharfkantiges Gesenke. Aus tiefblauem Himmel schien die warme

Mittag, aber das Wetter blieb finster und feucht. Der Herr, der auf den Hinternock gewollt, stülpte seinen Mantelkragen auf und machte sich thalwegs der Eisenbahnstation zu. Der junge Tourist blieb im Häuslein.

Zwei Tage blieb er, sprach nicht viel, aß wenig, trank nichts, schaute immer zum Fenster hinaus, was das Wetter machte. Am dritten Tage war die Sonne da.

„Was verlangen Sie für den Tag auf das Thürnl?“ fragte er den Friedl finster.

Der Bursche dachte: gut, wer so mürrisch ist, der gibt das Doppelte. Zehn Gulden begehrte er.

Der Fremde sagte: „Gehen Sie mit hinauf. Sie sollen bezahlt werden.“

Ein sonst so hübscher Herr, aber wortkarg, trotzig, keine Spur von Touristenlust und Übermuth in ihm. Ob er nicht krank ist! So schwarz und weiß im Gesicht, so ein Zucken, so ein scheues Auge! Was nur so einer oben auf dem Berge will? Aber zehn Gulden gibt er für den Tag, und wenn er zwei Tage lang in der Wildnis herumgeführt wird, so macht das zwanzig. Vielleicht, dass dieser sonderbare Mensch noch mehr wiegt, wie der andere, den der Regen verscheucht hat. Die Ledertasche, die er am Riemen über der Achsel trug, hatte — so schien es — schweren Inhalt, aber er gab sie nicht von sich.

Sie giengen davon. Das alte Bamerweib hätte ihrem Sohn ans Herz legen mögen, doch nicht zu lange auszubleiben, sie that's nicht, weil er sie auf derlei allemal anschnauzte. Und auf den Weihbrunn hat er halt auch wieder vergessen, dachte sie ihm nach, es ist schon ein rechtes Kreuz mit ihm. —

Nun war es, dass der seltsame Tourist und der Führer Friedl unterwegs doch Gespräche miteinander führten, aber wunderliche. Am Waldbrunnen, als sie ein wenig rasteten, fragte der Fremde plötzlich: „Wissen Sie, Adamsteiner, was ein Duell ist?“

Der Bursche schaute ihn verblüfft an. Na ja, zu reden muss man auch was haben unterwegs. Er antwortete: „Ein Duell! Das ist halt, wenn zwei auf Commando miteinander fechten, bis einer todtgestochen ist.“ Gerade erst vor wenigen Wochen hatte er von einem solchen Fall gehört.

„Es geht auch mit Pistolen“, sagte der Fremde.

„Sind Dummheiten“, entgegnete der Bursche.

Sie giengen weiter.

Auf der Schutthalde unter den Felsen, wo die Runsen anfängt, rasteten sie wieder. Da fragte der Tourist: „Adamsteiner! Wenn Sie ein Mädel haben und ein Wüstling bringt es ins Verderben, was werden Sie thun?“

sitze ich, besonders in der warmen Jahreszeit, oft in dem von mir erwählten Raume mit meinen Zeitungen oder mit allerlei spintisierlichen Gedanken allein. Dies war wieder einmal längere Zeit der Fall gewesen, als sich ein Mann dorthin gewöhnte, der etwa in der Mitte der fünfziger Jahre stand und allabendlich auf demselben Platze seinen Schoppen Leoville trank, ein wenig in den Zeitungen blätterte, und wenn er damit fertig war, eine Cigarre rauchend behaglich vor sich hin sah und langsam seinen Wein ausschlürfte. Nach einer Stunde bezahlte er und gieng. Ein starkes Mittheilungsbedürfnis schien er ebenso wie ich nicht zu besitzen, denn niemals redete er mich oder jemand andern an, und außerdem, dass wir uns seit einigen Wochen stummer Bekanntschaft beim Gehen oder Kommen begrüßten, hatten wir keinen Verkehr mit einander.

Ich interessierte mich für diesen Mann seines Aussehens halber. Für sein Alter waren seine Bewegungen noch sehr jugendlich; es hatte den Anschein, als habe er die Kraft und Gewandtheit seines wohlgebauten Körpers durch unausgesetzte körperliche Übung immer frisch erhalten. Er trug noch sein volles Haar, ohne eine Spur von Grau, seine Gesichtszüge waren markig, über einem schönen blonden Schnurrbart stand eine etwas gebogene Nase, und seine grauen Augen hatten jenen festen, ruhigen Adlerblick, der nicht in Studierstuben gewonnen wird, sondern Leuten eigen ist, die sich mit allerlei Gefahren vertraut gemacht haben.

Der Mann musste vieles erlebt haben, das sah man ihm an, und wenn meine Aufmerksamkeit sonst nicht abgezogen wurde, ertappte ich mich öfter darüber, dass ich nachgrübelte, welch ein Beruf ihm wohl eigen sein und welche Schicksale er wohl erlebt haben möchte.

Da geschah es eines Tages, am Ende des Juni, dass ausnahmsweise der Tisch, an den ich mich gewöhnt hatte, besetzt war von einer etwas lärmenden Gesellschaft junger Leute, die irgend ein für sie erfreuliches Ereignis eifrig mit Wein begossen. Der einzige Platz, der außerdem gutes Licht zum Lesen darbot, fand sich an dem Tisch des Unbekannten diesem gerade gegenüber, und ich setzte mich nach gewohntem Gruße dorthin mit jenem stillen Groll, der einem von seinem gewohnten Orte vertriebenen Stammgast eigen ist. Der Unbekannte schien auch eben erst gekommen zu sein, denn er war mit dem Studium der Weinkarte beschäftigt, ausnahmsweise, wie ich hinzufügen muss, denn sonst brachte ihm der Kellner ungeheißen den gewohnten Schoppen. Nach einer Weile bestellte er eine Flasche Rauenthaler Auslese von, ich weiß nicht mehr welchem berühmten Jahrgange. „Ei, da geht's ja heute hoch her“, dachte ich. Der Wein wurde gebracht, er drehte die Flasche eine Weile sorgfältig im Eiskübel herum, schenkte ein, hob das Glas gegen das Licht, nahm ein Schlückchen und ließ es, indem er Luft durch die gerundeten Lippen einzog, prüfend über die Zunge gleiten, trank noch einmal, nickte befriedigt

Sonne. Auf das Moos setzten sie sich nieder, der Friedl lehnte sich gar bequem hin und sagte: „Hier habe ich früher auch schon einmal gerastet."

Der Fremde schwieg, er lehnte sich nicht an den Hang, sondern saß aufrecht und legte seine Hand an die halboffene Ledertasche. Ringsum war alles so groß, so still, wie im ewigen Frieden. Ein Sandkörnlein rieselte herab am Gestein, man hörte es.

Der Friedl that, als sei er schläfrig. Der Fremde starrte in den Abgrund und plötzlich sagte er: „Adamsteiner! Hören Sie Adamsteiner?"

Der Bursche richtete sich auf.

Der Fremde versuchte zu sprechen, es zitterten seine Lippen, seine blassen, blutlosen Lippen. Endlich stieß er die Worte hervor: „Adamsteiner! Heute ist's sieben Tage, seit sie meine Braut in die Irrenanstalt gebracht haben."

„So! das ist aber traurig", meinte der Bursche.

„Wir hätten jetzt heiraten können. Seit drei Jahren waren wir verlobt. Im vorigen Sommer hatte sie mit einer Gesellschaft eine Hochgebirgspartie gemacht. Unterwegs hat ein Schurke das unerfahrene, vertrauende Kind abseits zu locken gewusst in eine Wildnis, hat sie — entehrt . . ."

Der Friedl stand rasch auf. Der Fremde zog die Hand aus der Ledertasche hervor. Ein Knall — flüchtig verwehte der Rauch in den Wänden.

Höchst merkwürdiges Abenteuer eines Luftschiffers.

Von Heinrich Seidel.*)

Ich bin in ausgesprochenem Grade das, was man ein „Gewohnheitsthier" nennt. So vergeht wohl kein Abend, dass ich nicht zwischen sechs und ein halb acht Uhr in einer Weinhandlung der Potsdamer Straße sitze, Zeitungen zu lesen und meinen Schoppen Moselwein zu trinken. Um diese Zeit ist die beliebte Weinstube nicht stark besucht, man trifft dort dann nur wenige Leute von ähnlichen einsiedlerischen Neigungen oder ein bis zwei kleine Gruppen älterer Männer, die immer an denselben Tischen die Zeitläufte mit vieler Weisheit erörtern. Da sich dieser Besuch aber auf drei Zimmer und eine geräumige Veranda vertheilt, so

*) Aus dessen neuestem Büchlein „Berliner Skizzen". (Leipzig. A. G. Liebeskind. 1894.)

ich, dass, wenn unten auch vollkommene Windstille herrscht, in der oberen Luft doch immer eine gewisse Strömung geht. Ich hatte beschlossen, den günstigen Tag zu benützen, um einmal ganz besonders hoch aufzusteigen, und dies wurde dem zahlreich versammelten Publicum angekündigt, während Bötefür diese meine Absicht schon um Mittag von mir erfahren hatte. Der alte Herr nahm ein ganz besonderes Interesse an mir und meinen Fahrten und fehlte nie, wenn ich aufstieg. Heute kam er kurz vor der Abfahrt und brachte mir eine wohleingewickelte Flasche Wein. ‚Rauenthaler Auslese', sagte er, ‚ich habe nur die eine Flasche noch von diesem köstlichen Jahrgang. Wenn Sie den höchsten Punkt erreicht haben, da trinken Sie ein Glas davon auf mein Wohl. Ich denke mir, das kann von ganz besonderer Wirkung sein, und ich kann dann sagen, mein Wohl ist in soundsoviel tausend Meter Höhe über dem Meeresspiegel getrunken worden!'

Ich lachte über den alten Kauz und legte die Flasche in die Gondel. Als ich aufstieg, rief er mir noch nach:

Nun, heute werden Sie wohl die Engel im Himmel zu sehen kriegen! Grüßen Sie Petrus von mir!'

Der Aufstieg gieng bei dem stillen Wetter glatt und ruhig von statten.

Als der Auftrieb nachließ, löste ich langsam nacheinander die Schnüre der Sandsäcke, und während ihr Inhalt in taktmäßigen Pausen wie ein weißer Strahl in die Tiefe fuhr, stieg ich zu immer reineren Höhen. Das Geräusch der Welt war längst verstummt, unter mir lag Berlin, von seinem eigenen Dunste leicht verschleiert wie ein riesiges Spinnennetz, und die Eisenbahnzüge krochen wie kleine Raupen hinein und heraus. In der Tiefe kreiste ein Falke und warf mir zuweilen einen schnellen Flügelblitz zu. Trotzdem auch er im Steigen begriffen war, ward er doch bald zum Punkt und entschwand meinen Augen. So war ich eine ganze Weile gestiegen, als ich bemerkte, dass mein Ballast zu Ende gieng. Eine Anzahl von Sandsäcken musste ich mir für allerlei Möglichkeiten bei der Niederfahrt aufbewahren, auch hatte der zuerst noch schlaffe Ballon sich in der leichteren Luft ausgedehnt und war stramm gefüllt. Ich hatte die größte unter diesen Umständen mögliche Höhe erreicht. Mein Barometer zeigte gegen viertausend Meter an. Der Montblanc ist nur achthundert Meter höher. Es war empfindlich kalt, mich fror ein wenig, und ein bisschen Schläfrigkeit kam über mich. Da fiel mir die mitgenommene Flasche in die Augen. Sie enthielt rheinischen Sonnenschein aus einem der heißesten Jahre dieses Jahrhunderts und konnte mir willkommene Erwärmung bringen. Ich wickelte die Flasche aus und fand, dass der vorsorgliche Weinhändler ein Trinkglas über den Hals gestülpt hatte. Dann öffnete ich sie. Nie in meinem Leben habe ich so etwas von Blume an einem Weine gespürt; ein so edles Getränk

und setzte das Glas vor sich hin. Ein gewisses Etwas in dem Benehmen des Mannes sagte mir, dass er sich heute in einer mittheilsamen Stimmung befände, und nachdem er sein Glas wohlgefällig geleert und wieder gefüllt hatte, redete ich ihn an.

„Ein köstlicher Tropfen!“ sagte ich.

Er brummte mir Beifall, hielt auch dieses Glas gegen das Licht, erfreute sich eine Weile an dem goldklaren Schein seines Inhaltes und trank. Dann sagte er: „Ich versteige mich sonst nicht leicht so hoch, aber heut ist für mich ein kleiner Erinnerungstag. Heute vor zwanzig Jahren trank ich solchen Wein viertausend Meter über Berlin und erlebte dort ein sehr merkwürdiges Abenteuer.“

Ich muss ihn wohl etwas verblüfft angesehen haben, denn er lächelte und fügte erläuternd hinzu: „Ich war nämlich früher Luftschiffer, mein Herr.“

„Ach so“, sagte ich etwas erleichtert, denn ich hatte schon geglaubt, es rapple ein wenig bei dem Fremden. Dieser fuhr fort: „Nach dem großen Kriege mit Frankreich kam bekanntlich die Luftschiffahrt sehr in Mode, und da ich durch einen Freund, mit dem ich oft aufgestiegen war, einige Vorkenntnisse in dem Fach hatte, so gab ich meinen Beruf als Turn- und Fechtlehrer einstweilen auf, baute mir den Riesenballon ‚Zaunkönig‘ und habe dann das Geschäft fünfzehn Jahre lang betrieben.“

„Warum Zaunkönig?“ fragte ich. „Ein komischer Name für einen Riesenballon.“

„Nun, kennen Sie nicht das Märchen vom König der Vögel? Da flog doch der Zaunkönig bei dem großen Wettfliegen am höchsten, weil er sich in den Federn des Adlers versteckt hatte und erst anfieng zu fliegen, als dieser nicht mehr weiter konnte. Sie waren übrigens wohl in jener Zeit nicht in Berlin? Ich bin damals mit meinem Ballon ‚Zaunkönig‘ von der Hasenhaide aus wohl fünfzigmal aufgestiegen.“

„Ich befand mich damals in Berlin“, erwiderte ich, „doch ist mir dies entgangen. Übrigens wie war es mit dem Abenteuer?“

Ein merkwürdig feines und seltsames Lächeln kräuselte sich um den Mund des Fremden. „Disse Geschicht is lögenhaft tau vertellen“, sagte er, „wie es von dem Wettlauf zwischen dem ‚Swinegel‘ und dem Hasen heißt, und ich fürchte, Sie werden mir nicht glauben. Können Sie viel vertragen in dieser Hinsicht?“

„Das stärkste“, erwiderte ich. „Ich arbeite selbst in dem Fach.“

„Nun, gut, daraufhin will ich es wagen. Also heute vor zwanzig Jahren war ein ganz ungewöhnlich stiller, sonniger Junitag, an dem sich kein Lüftchen rührte. Mein Freund, der alte Weinhändler Bötefür, meinte scherzweise, ich würde wohl heute auf demselben Fleck wieder herunter kommen, von dem ich aufgestiegen wäre. Er wusste aber ebenso gut wie

sahen unter verwunderten Ausrufen und Gesprächen auf meinen Ballon hin. Der ansehnlichste unter diesen trug einen langen weißen Bart und eine Stirnlocke in der Form einer Flamme: in der Hand hielt er einen großen goldenen Schlüssel. Da wußste ich mit einemmale, woran ich war, öffnete schnell noch einen Sandsack, wodurch der Ballon ein wenig stieg, und warf den Leuten ein Tau zu. Der eine der Patriarchen fieng es auf, und nun ward mein Ballon herangezogen. Ich band ihn an einen goldenen Ring, der in das Mauerwerk eingelassen war, und stieg aus.

‚Na, hören Sie 'mal‘, sagte der Mann mit der Stirnlocke, ‚auf die Art ist hier noch keiner angekommen.‘

‚Habe ich die Ehre‘, fragte ich, ‚Herrn Himmelspförtner Petrus vor mir zu sehen?‘

‚Jawohl, mein Name ist Petrus‘, erwiderte er. ‚Sie wünschen?‘

‚Ich habe Ihnen einen schönen Gruß zu bestellen von Herrn Bötefür aus Berlin.‘

‚Danke schön, obgleich ich Herrn Bötefür nicht kenne, hoffe aber sehr, später einmal seine werte Bekanntschaft zu machen. Was hat der Mann für ein Geschäft?‘

‚Er ist Weinhändler.‘

Da machte der gute, alte Petrus ein bedenkliches Gesicht und kratzte sich hinter dem Ohr. ‚Da sieht's windig aus mit der späteren Bekanntschaft‘, sagte er. ‚Weinhändler kommen hier nur sehr selten her. Sie haben immer so kleine Geschäftsgeheimnisse, die ihnen hinderlich sind. Sie logieren meistens eine Etage tiefer. Hören Sie 'mal, Niquet‘, sagte er dann zu dem Alten, der das Thau aufgefangen hatte, ‚Sie sind ja aus Berlin und waren auch Weinhändler; wie steht es mit Bötefür?‘

‚Es ist'n ordentlicher Mann, Herr Oberpförtner‘, antwortete dieser.

‚Na, dann wollen wir das Beste hoffen.‘

Ich hatte mich unterdessen neugierig umgesehen, und da war mir eine wunderschöne Thüre aufgefallen, von Elfenbein mit Gold beschlagen, die in das Innere dieses herrlichen Palastes zu führen schien. Hinter ihr ertönte eine wunderbare Musik, wie von Äolsharfen in wechselnden Harmonien; bald schwollen die Töne gewaltig an, bald säuselten sie sanft, ‚dem Weste gleich, der über Veilchenbeete weht.‘

‚Verehrter Herr Oberpförtner, da ich nun einmal hier bin, so erfüllen Sie mir einen sehnlichen Wunsch. Darf ich einen Blick thun auf das, was hinter jener Thüre ist?‘

Da wurde der alte Herr sehr ernst und runzelte die Stirn.

‚Lieber junger Mann‘, sagte er, ‚das ist ein sehr vermessener Wunsch, denn irdische Augen ertragen nicht den vollen Glanz des himmlischen Lichtes; es würde Sie vernichten. Schauen Sie her!‘

war noch nie über meine Lippen gekommen. Von Dankbarkeit gegen den Geber erfüllt, hob ich das Glas empor und rief: ‚Herr Johanes Bötefür ist ein edler Mann, er lebe hoch! viertausend Meter hoch! Hurrah!‘

Dann trank ich behaglich ein Glas nach dem andern. Ich führe bei meinen Luftfahrten sonst nie alkoholische Getränke mit, daher war mir diese Kneiperei mitten in dem unendlichen Luftozean, wo ich als einsamer Punkt schwamm, ganz etwas Neues. Ich gerieth in eine seltsam träumerische Stimmung und hatte allerlei Gesichte. So stellte ich mir zum Beispiel plötzlich vor, wie unzählige Menschen in und um Berlin zu mir emporschauten, und sah sie deutlich vor mir, eine blitzschnelle Reihenfolge von Gestalten, hübsche Mädchengesichter, die unter Blumenhüten hervorschauten, und Köpfe alter schrumpliger Mütterchen, von Spitzenhauben eingerahmt, Sonnenbrüder, die, faul auf Bänke gerekelt, schnapsrothe Nasen zu mir emporhoben und die Lippen zu faulen Witzen verzogen, einen einsamen Schäfer im Felde, auf seinen Stock gestützt, einen Feldjäger, der auf der Chaussee ritt, und so noch Unzähliges. Auch Herrn Bötefür sah ich. Er hatte den Kopf so weit in den Nacken gelegt, dass sein breiter weißer Bart horizontal stand; sein gutes, rundes, röthliches Weingesicht leuchtete wie die Sonne, die im Nebel aufgeht. Seine Lippen bildeten Worte; ich hörte sie zwar nicht, verstand dennoch aber ganz deutlich: ‚Grüßen Sie Petrus von mir!‘

Aus solchen und ähnlichen wunderlichen Träumereien wurde ich aufgeschreckt, als ich plötzlich in dieser ungeheueren Einsamkeit des Luftmeeres Stimmengemurmel vernahm und dazwischen ein Jauchzen wie von munter spielenden Kindern. Verwundert sah ich nach den Seiten und endlich hinter mich. Wo war denn mit einemmale das mächtige Wolkengebirge hergekommen? Wie eine Felswand aufgethürmt aus mächtigen Ballen weißer Watte, stieg es aus der Tiefe empor, und als ich höher blickte, war meine Verwunderung noch größer, denn oben wurde diese Wand gekrönt durch einen überaus prächtigen Palast von durchscheinendem Alabaster, dessen goldene Zieraten in der Sonne blitzten. Auf den Wolken, die diese schimmernden Gebäude umschwebten, bald es zum Theil verdeckten, bald mit neuem Glanz wieder hervortreten ließen, tummelte sich eine Unzahl von geflügelten Kindern:

Auf den Wolkenbänken saßen,
Ros'ge Engel reihenweise —
And're lauschten aus den Wolken,
And're schwebten hin und wieder;
Spielten hier mit Wolkenflocken,
Ritten dort auf einem Wölkchen —
Und es war ein stillbewegtes,
Schimmernd rosiges Getümmel.

Auf der breiten Freitreppe aber von weißem Marmor, die zu diesem Wunderbau hinführte, standen einige alte würdige Patriarchen und

‚Hier schreit niemand‘, sagte Petrus, ‚hier wird überhaupt nie geschrien.‘

Diese Antwort kam aber wie aus weiter Ferne, und ich sah niemand mehr: Petrus, die Patriarchen, die Engel, das schöne Schloss und alles war verschwunden. Ich riss die Augen auf und bemerkte ringsum nichts als die leere Luft. Das Geschrei aber dauerte fort. Ich blickte über Bord und sah Wasser unter mir mit Kähnen, auf denen Leute saßen und mir zuschrien. Der Ballon sank und war nur noch höchstens hundert Meter über dem großen Müggelsee. Wie der Blitz stürzte ich zu und zog die Schnüre an den letzten Sandsäcken. Das half, der Ballon hielt sich eine Zeit lang in gleicher Höhe und segelte dann langsam sinkend, von einem leisen Luftzuge getrieben, dem Ufer zu. Mit knapper Noth entgieng ich dem Wasser und kam auf einer Wiese bei Rahnsdorf, mit Hilfe hinzueilender Leute, glücklich ans Land. Noch am selbigen Abend war ich wieder in Berlin und konnte meinem Freunde Bötefür dies höchst merkwürdige Abenteuer erzählen und ihm Glück wünschen dazu, dass er sich für die Zukunft da oben einen so guten Freund erworben habe.“

Der fremde Herr hatte während der Erzählung seinen Wein nicht vergessen und die Flasche war unterdess leer geworden. Die Bezahlung hatte er im Laufe des Gespräches, als gerade der Kellner vorüber kam, ebenfalls abgemacht, und kaum hatte er das letzte Wort hinter sich, als er sich erhob und nach Stock und Hut griff. „Ja, es passieren die wunderlichsten Geschichten“, sagte er, „man sollt' es kaum für möglich halten. Ich habe die Ehre, mein Herr.“

Und fort war er.

Ich sah ihm etwas verblüfft und nicht ganz befriedigt nach. Über einige dunkle Punkte in dieser Geschichte hätte ich ihn gern um Aufklärung gebeten. Ich vertröstete mich auf den nächsten Tag, allein er kam nicht, während er doch sonst sich so regelmäßig einfand. Er ist seitdem überhaupt nie wieder in diese Weinstube gekommen und die dunklen Punkte werden für mich wohl ewig dunkel bleiben. Vielleicht geht er jetzt wieder zu Bötefür. Längst schon hätte ich ihn dort aufgesucht, aber im Adressbuch ist ein Weinhändler dieses Namens nicht zu finden. Er wird am Ende schon bei Petrus sein.

Damit gieng er an die Thüre und schob nur die Klappe vom Schlüsselloch zurück. Da fuhr ein blendender Strahl heraus wie eine lange, scharfe Klinge von weißglühendem Eisen, dass ich entsetzt die Hände vor das Gesicht schlug und die Stufen hinabgetaumelt wäre, wenn der alte Niquet mich nicht gehalten hätte.

Petrus und die Patriarchen lächelten sanft, die kleinen Engel aber erhoben ein lautes Gekicher.

‚Erklären Sie uns lieber Ihr sonderbares Fahrzeug', sagte Petrus dann, ‚das ist doch wohl ein sogenannter Luftballon?'

Ich war dazu gern bereit, stieg in die Gondel und erklärte dem alten Herrn alles, die Anwendung der Sandsäcke, die Füllung des Ballons, das Ablassventil, meine Instrumente und die ganze Bauart des Luftschiffes. Unterdes kletterten die Engel in dem Tauwerk herum und tanzten auf der oberen Rundung; der Ballon wimmelte von ihnen, und sie umschwärmten ihn wie die Fliegen einen Honigtopf. ‚Kinder', sagte ich, ‚dass mir keiner von euch an der Ventilschnur zieht — dann gibt's 'n Unglück!'

Der alte Niquet hatte mit kundigem Auge die Weinflasche entdeckt. Er nahm sie und las die Aufschrift. ‚Eine gute Nummer — wenn's wahr ist', meinte er.

‚Belieben Sie vielleicht zu kosten?' sagte ich.

Er schenkte sich ein und prüfte wie ein alter Kenner. Dann goss er den Rest, der noch in der Flasche war, in das Glas und bot es Petrus dar.

‚Wie wär's, Herr Oberpförtner, das ist wirklich Nummer Eins.'

Petrus machte ein wunderliches Gesicht, er schien nicht recht zu wissen, ob es sich auch für ihn passe. ‚Seit achtzehnhundert Jahren hab' ich keinen Wein mehr probiert', sagte er dann; ‚nun, der Wissenschaft halber möcht' ich's wohl riskiern.' Dann sog er wohlgefällig den herrlichen Duft ein und trank mit Gefühl in kleinen Schlückchen das Glas leer. Seine Züge hatten sich verklärt.

‚In manchen Dingen ist die Welt doch fortgeschritten', sagte er, so etwas kannte man zu meiner Zeit noch nicht.'

‚Der Wein ist von Bötefür', sagte ich darauf mit Beflissenheit.

‚Ich denke', antwortete er, ‚ich habe doch noch Aussicht, den Mann kennen zu lernen. Wer solchen Wein in seinem Keller hat, kann kein schlechter Mensch sein.'

Während wir nun so miteinander discurierten, hörte ich plötzlich ein Geschrei, das ich nicht verstand; ich hatte aber das Gefühl, es gienge mich an.

‚Wer schreit denn hier so?' fragte ich.

als er, der alte Mann aus den Waldbergen, näheren Einblick gewann in dieses Leben, da gieng's im kalt, eiskalt über den Rücken. So viel als daheim Heuschöber gab es hier Kirchen, aber man gieng nicht in die Messe. Das Haus war voll von Büchern, aber man betete daraus keinen Kreuzweg, keine Litanei, an den Wänden gab es allerhand schöne Bilder, aber keinen Gekreuzigten und keine Schmerzhafte. An den Wänden standen Schemel, aber niemand kniete des Abends nieder und betete einen Rosenkranz. Auf dem Markt gab es Pilze, Erdäpfel, Fische, aber man aß Rindfleisch am Freitag und am Samstag.

Und das waren seine — des alten Mannes — Kinder und Kindeskinder! So hatte er sie gefunden. Er sieht es klar und nichts so klar als das, wenn sie sich nicht bekehren, sind alle verloren auf ewig. Das aber konnte der Vater unmöglich dulden, denn auch seine eigene Seligkeit hängt davon ab, ob die Kinder verdammt werden oder selig. Fürs erste hub er Versuche an, diese seine sonst so lieben Leutchen, von der grundverdorbenen Stadt loszulösen und sie in die Wälder zurückzuführen, wo auch das Leben billiger sei. Als er darauf aber die sanftmüthige Weigerung erfuhr, sie würden nicht in den Wald gehen, hingegen möge er es sich bei ihnen in der Stadt heimlich einrichten, begann er im Hause die neumodischen Sitten und Gebräuche umzustoßen und jene seiner Bergheimat einzuführen. Theilweise gelang das. Vor und nach dem Essen bekreuzten sie ihre Gesichter, am Freitage kochten sie kein Fleisch, manchmal giengen sie zur Messe. Aber so weit brachte er es nicht, dass sie die Wände mit Heiligenbildern behiengen, dass der schreibselige Mann und das Lyceumfräulein, der muntere Gymnasiast und der flotte Universitätsstudent allabendlich gemeinsam den Rosenkranz beteten. Warum sie denn gar nicht beten wollen? Wen man gern hat, mit dem spricht man gern. Sie vergessen an Gott! — Sie hiengen an die Thüre auch kein Weihwassergefäß, sie giengen ins Concert und ins Theater, ohne sich zu besprengen. War in der Familie jemand krank, so wollte er gleich den Geistlichen holen, um den Kranken für alle Fälle versehen zu lassen, aber die gute Meinung wurde abgelehnt, obschon man bei Todesgefahr gerne bereit gewesen wäre, den Wunsch des Alten zu erfüllen. „Jetzt ist aber keine Gefahr, jetzt ist's zu früh“, sagte der Schreiber. „Und wenn eine Gefahr ist, kann's zu spät sein!“ antwortete der Alte. So kam es ihm trostlos vor in dem Hause, wo sonst so viel Familienglück herrschte. So selten ward von Gott und unserer lieben Frau gesprochen, an lauter sündige Menschen verschwendet man die Liebe. Nein, da mag der Alte nicht bleiben, da wird ihm die Zeit lang, das sind lauter Weltleute. Er will zu seiner Tochter, der Gärtnerin.

Der Sohn versucht ihm's auszureden. Es sei einmal so Stadtbrauch und im Grunde seien deshalb die Stadtleute nicht schlechter und

Ein alter Mann.

Seelenstudie von Peter Rosegger.

Da ist einst ein armer, betagter Mann fortgegangen aus den Wäldern seiner Heimat, aus der er früher kaum je einen Schritt gethan. Sein Haus war vergantet worden, und die Seinigen waren ihm vorausgegangen — das Weib, ein Sohn und eine Tochter auf den Kirchhof, drei Söhne und zwei Töchter in die Welt. Er war kränklich schon seit frühen Tagen, auf den Kirchhof aber wollte er noch nicht. Er konnte nicht lesen, nicht schreiben, nicht rechnen, konnte nichts als den Pflug und die Sichel führen, wie man sie an Berghängen führt, aber die Berghänge waren wüst geworden und gerufen nahm er den Wanderstab und gieng in die weite Welt. Den Kindern gieng er nach, vielleicht konnte er ihnen noch von Nutzen sein. Der jüngste Sohn war Arbeiter in einem Eisenwerke. Die jüngste Tochter hatte sich ferne draußen an einen Herrschaftsgärtner verheiratet. Die andere Tochter war das Weib eines Werksarbeiters geworden, hatte vier Kinder geboren und war mittlerweile auch gestorben. Der zweitjüngste Sohn hatte eine Witwe genommen und ein kleines Bauerngut als Draufgabe erhalten. Der älteste Sohn war in eine große Stadt gegangen, wo er ein unbegreifliches Leben führte.

Dieser Sohn hatte den alten Mann eingeladen zu ihm zu kommen, war ihm entgegengefahren und hatte ihn in sein Haus geführt. Himmlischer Vater, wie sah es da aus! Fünf oder sechs Stuben, und alle voller Pracht — aber das Haus gehörte nicht dem Sohne, er war dort nur in der Einwohne und musste dafür jährlich an sechshundert Gulden zahlen, bloß für Wand und Dach, alles andere noch extra. Das Weib war eine Frau, die keine Kuh melken konnte und keine zu melken hatte. Die Kinder — nicht weniger als fünf — thaten nichts als essen, was Geld kostete, und in die Schule gehen, was noch mehr Geld kostete. Jeder Bissen musste bar bezahlt werden und jeder Handgriff und alles. Der Hausvater selber arbeitete auch nichts, saß immer beim Tische und that schreiben, nichts als schreiben. Na, das war eine schöne Wirtschaft! Und

kümmert um die Menge, und mahnte gar auch den Studenten, niederzuknien und mit ihm gemeinsam ein Vaterunser zu beten. Die zwei Enkel suchte er zu überreden, auf Geistlich zu studieren, das Lyceumfräulein wollte er bewegen in ein Kloster zu gehen. Alles ohne Erfolg, sie waren lieb und herzig mit ihm, aber sie änderten sich nicht und sie änderten sich nicht. Da sagte er eines Tages zu seinem Sohne, was das Essen und das Bett und sonstiges anbelange, könne es ihm nirgends so gut gehen, als in diesem Hause, aber für ihn sei es auch leichter und geringer gut und er werde nun wieder ins Gebirge reisen zu dem anderen Sohne, der das Bauerngut habe und ebenfalls fünf kleine Enkel. Der Schreiber und seine Frau hielten ihn bei der Hand und sagten: „Uns schmerzt es, Vater, dass Ihr bei uns nicht heimisch werden möget. Gehet also zum Bruder und was Ihr dort braucht, das wird unsere Sorge sein. Und so oft Ihr wollt, kommt nur wieder zu uns.“

„Ich kann's nit erstatten“, sagte der alte Mann beim Abschied und die Stimme zitterte ihm beim Sprechen, „so gut meint mir's niemand, als Ihr, und so viel Kummer macht mir auch niemand, als Ihr. Ich will halt fleißig beten, dass Ihr die Gnade habt, euch zu bekehren. Thut's nur schön in die Kirche gehen und beichten gehen und fasten, das muss ich euch sagen, weil's meine Schuldigkeit ist. Was hilft euch das Herrenleben, 's ist bald alles vorbei und die Ewigkeit, die schreckbare Ewigkeit ist wohl keine Kleinigkeit“.... Der Schreiber schreibt mancherlei, aber das, was er um den alten Vater oft empfunden, vermag er nicht zu beschreiben. Man konnte nicht sagen, dass es ein krankhafter Zustand war, beim alten Manne; er war von Jugend auf so gewesen, es war seine durch immerwährenden kirchlichen Zuspruch hervorgerufene und gefestigte Überzeugung, seine ihm zur zweiten Natur gewordene Weltanschauung, die er oft überraschend scharfsinnig zu begründen wusste, der er strenge nachlebte mit seinem ganzen einfältigen Wesen und die ihm doch so viel zu leiden gab. Unschuldig zu leiden! Sein eigenes Geschick für die Ewigkeit hatte er in Händen, mit harter Entsagung und Geduld, mit Gebet und Wohlthun und vor allem mit strengster Befolgung der kirchlichen Gebote konnte er vielleicht in den Himmel kommen. Seine lieben Kinder aber hatte er nicht mehr in Händen, diese sah er verblendet auf falschen Wegen dem ewigen Feuer zuschreiten, sie waren verstockt und er konnte nicht helfen. Wer von uns vermag es, sich in dieses Seelenleid des Alten zu denken! Wer es vermag, dem wird wohl alle Spottlust vergehen, der wird zornig fragen, was das für eine Lehre sei, die einen Menschen so zurichtet, die eine gute unschuldige Seele in eine lebenslängliche Todesangst und Verdammnis setzt!

„Dieser alte Mann, das ist ein Musterkatholik!“ hat Einer gesagt, mit dem Bedauern, dass nicht alle so sind. Man mag ja zugeben, dass

nicht besser als die Bergbauern. Er möge nur erst eine Weile bei ihnen bleiben, er würde es schon sehen, und für sich solle er alle Gewohnheiten und guten Gebräuche nach Belieben fortführen, es würde ihn niemand hindern und sie hätten ihn ja alle lieb, den Vater und Großvater.

„Wahr ist's wohl eh!" rief da der alte Mann aus, „und das gfreut mich so viel, dass ihr gut seid mit mir, und dein Weib und deine Kinder auch. So gut sind sie auf der Bäuerei nit mit den alten Leuten. Und deswegen schmerzt es mich so viel, dass ihr alle miteinander sollt auf ewig verloren sein!"

Er war nicht zu halten, gieng zu seiner Tochter, der Gärtnerin. Dort gab's auch zwei liebe Enkel, dort gab's Landarbeit, die ihm heimlich war, dort hiengen an der Wand mancherlei kirchliche Bilder herum, und am Thürpfosten das Weihwassergefäß. Aber in wenigen Tagen schon kam der Alte zurück zu seinem Schreiber, wie wir den in der Stadt lebenden Sohn heißen wollen, er war gar betrübt und er könne es nicht sagen, wie sehr ihn seine Tochter erbarme, die arme, arme Haut! Dass es solche Männer geben könne, hätte er nicht geglaubt! Sonst sagte er nichts, und das war auch genug. Nun blieb er wieder ein wenig in der Stadt und kniete von frühem Morgen bis zum Abende in den Kirchen herum. Das Gebet, sonst habe er keine Macht, um das Unheil abzuwenden von seinen Leuten. Zu den Mahlzeiten musste er mehrmals in den Kirchen aufgesucht und heimgeholt werden. Jedes Läuten in den Thürmen regte ihn auf, er fürchtete immer, da und dort eine Messe zu versäumen. Die Messe ist etwas so Großes, bei der Messe kann der Mensch alles erbitten. Manchmal gieng das grauköpfige Bäuerlein in seiner Gebirgstracht einem Stadtherrn zu und fragte, in welcher Kirche der schönste Gottesdienst sei und ob er, der Stadtherr, nicht auch hineingehen wolle und unsern Herrgott bitten um eine glückselige Ewigkeit! Was mag der Stadtherr dazu für ein Gesicht gemacht haben!

War der Alte in der Wohnung seines Sohnes, so saß er nicht in den schönen Zimmern auf den gepolsterten Bänken, sondern hielt sich lieber in der Küche auf, oder im Hofe beim Holzschneider, dort sah er wirklich arbeiten, dort war ihm heimlich. Den jüngsten Enkeln brachte er immer Backwerk mit heim aus der Stadt, sie halsten und herzten ihn dafür und er scherzte mit ihnen und sagte manches sehr spasshafte Wort, dass sie hellauf lachten. Der älteste Enkel wollte ihn manchmal in die Stadt mitnehmen, um interessante Sachen zu zeigen und fragte ihn: „Großvater, ist die Stadt nicht schön?" — „Ja, schön ist sie schon", antwortete er, „aber recht ist sie nicht." An den prunkvollen Schaufenstern gieng er ziemlich theilnahmslos vorüber, wo aber auf der Gasse ein Crucifix zu sehen war, murmelte er: „Das ist unser Herrgott auf dem Kreuz!" zog den Hut vom Kopf und verrichtete seine Andacht, unbe-

nicht satt, und wenn er sich satt aß, so machte er sich Vorwürfe darüber. „Wie soll ich mir den Himmel verdienen, wenn's mir auf dieser Welt schon so gut geht! Ich habe viel abzubüßen — für meine Kinder.“ Er bekam Geld in die Hand, davon gab er den ärmeren Kindern, davon trug er in die Kirche für heilige Messen, ins Armenhaus für Almosen, an Wallfahrtsorte, die er in der Mühsal des hohen Alters noch erreichen konnte. Sein ganzes Leben war ein Gebet und ein Bußwerk, um damit die Verirrungen der Kinder zu sühnen. Und worin, du mein Gott, bestanden für ihn diese Verirrungen? Nicht in ihren thatsächlichen Fehlern und Vergehen, nur in Vernachlässigung kirchlicher Vorschriften, deren sich eigentlich jeder Katholik mehr oder minder schuldig macht.

Der alte Mann gehört zu den rührendsten Gestalten, die in den Bergen noch wandeln. Für die Welt hatte er nie getaugt, sie hat ihm nichts geben und nichts nehmen können. Was war er sein Lebtag betrogen worden! er hat es nicht gemerkt; was war er verspottet worden! es mag ihm wehe gethan haben, er hat es nicht gezeigt. Was ist endlich geschehen, versucht worden, um ihm das Alter sorglos und behaglich zu machen! er hat es nicht beachtet, keinen Wert darauf gelegt; das einzige, was er immer gesucht und nicht gefunden hat: den Seelenfrieden. Der Frieden, den die Welt nicht geben kann, die Kirche hat ihn auch nicht gegeben. Ein gemüthlich patriarchalisches Zusammenleben nach alter Bauernart, kein Hader, keine Feindschaft, kein Zorn, kein Prunk, an Armut grenzende Einfachheit, und das alles geweiht durch fortwährende religiöse Übungen — das war so sein Lebensideal. Eine solche idyllische, verklärte Armut ist so wenig zu erreichen, als fürstlicher Reichthum und stolze Pracht; annähernd aber fand er sie bei seinem Sohne, dem Bauern. Wenn es aber war, dass ihm etwas eine Weile nach Wunsch gieng, so hub ihm an bange zu werden. Wie wird er sich denn eine glückselige Ewigkeit verdienen, wenn er's so gut hat auf dieser Welt! Seine Demuth war so groß, dass er selbst die Pflichtgaben seiner Kinder für Geschenke nahm, die man so oder so abstatten müsse. Für ein paar schafwollene Winterhandschuhe hatte er denselben Dank, wie etwa für einen Zobelpelz. Man musste sich hüten, ihm einen größeren Geldbetrag zu geben. „Woher das viele Geld? Was bedeutet das? Das kommt mir nit recht vor. Mit Geld thut einen der böse Feind gern verführen.“ So wurde sein Bedarf stets in kleinen Beträgen gedeckt und sein Vergnügen hub erst an, wenn's manchmal etwas „klemmen“ wollte. Das heimelte ihn an — ach, welch ein sorgen- und mühevolles Leben hatte er hinter sich! Aber er hat sein eigenes Elend nie gesehen, und wenn ihm von seinem strebsameren Weibe einst gezeigt worden war, wie ganz anders andere dastanden in Wohlhabenheit und Ansehen, da blieb er ganz gleichgiltig, sagte höchstens: „Auf der Welt dauert's nit lang.“

alles Irdische eitel ist, darum aber eine systematische Peinigung der Seelen?

Eine der Töchter des alten Mannes war verstorben, eine rührende Dulderin. Nächtlicherweile kam nun ihr Geist zu ihm, mit flehender Geberde, ihr zu helfen. Er ließ Messen für sie lesen, that sich Abbruch am Essen, legte sich andere Bußübungen auf, es half nichts, der Verstorbenen Geist kam zu ihm und flehte um Hilfe aus Fegefeuerspein. Da hatte sich der Sohn, der Schreiber in der Stadt, einmal an eine beiden bekannte geistliche Persönlichkeit gewendet, mit der innigen Bitte, aus dem reichen Trostborne der Kirche einen Tropfen Labnis zu schöpfen für den nun manchmal fast irrewerdenden alten Mann. „Wie kann ich ihn trösten“, antwortete der Geistliche, „es ist ja möglich, dass die verstorbene Tochter im Fegefeuer sitzt!“ Dasselbe hat der sonderbare Seelenhirt auch zum armen Alten gesagt. So wurde diesem die Hölle heiß gemacht. Wenn schon das fromme, gottergebene Weib im Feuer sitzt, wie wird es erst den übrigen Kindern ergehen, die so weltlich sind! Der Preis für der Verstorbenen Seelenheil und für sein eigenes bestand in der „Bekehrung“ des Weltkindes in der Stadt. So stand die Sache. Damit war in das Gemüth des „Weltkindes“ ein furchtbarer Zwiespalt geworfen. Sollte es sich der Seelenruhe des alten Vaters willen nicht bekehren? Was hieß hier bekehren? Es hieß, ein Heuchler werden. Es hieß, in seine Familie Gebräuche einführen, die ihr fremd, sinnlos und vielleicht sogar lächerlich erschienen. Es hieß, das ganze Leben und Weben um die Ceremonien der Kirche concentrieren, es hieß, die Unmittelbarkeit der religiösen Gefühle seiner Kinder opfern. Er war ja sonst ein warmer Freund von Altvaters Sitten, aber die religiösen Gebräuche waren ihm zu gut, um in der Stadt verlacht zu werden, und andererseits zu schlecht, um für Religion zu gelten. Und bloß, um dem Vater damit Sand in die Augen zu streuen? Nein, das konnte nicht geschehen. Alle übrigen Kindespflichten konnten mit treuer Dankbarkeit und Liebe erfüllt werden, die großen Gebote des Christenthums konnten nach Kräften geübt werden, aber aus Kindesliebe ein Heuchler sein? Niemals. Der gute alte Mann ahnte nicht, dass sein weiches, liebevolles Vaterherz mehrmals als Werkzeug benützt worden ist und er ahnte nicht, dass sein Weltkind anstatt bekehrt — empört worden ist.

Der Schreiber suchte seine verweigerte „Bekehrung“ wettzumachen nach Kräften. Dem Vater wurde beim Bruder im Bauernhofe eine gute Stube hergerichtet. Der Vater sagte: „Für mich thut's auch eine schlechte“, überließ sein Gemach anderen und wohnte in der Gesindestube auf der Ofenbank wie ein Ausgedingler. Der alte Mann bekam neue Kleider, aber er meinte, es thäten's die alten noch und gieng wie ein Pfründner umher. Mehr als ein Tisch war für ihn stets gedeckt, aber er aß sich

nicht ein falsches Trotz- oder Schamgefühl des Sohnes, nein, sondern die starre orthodoxe Form, die den einen fesselte, vom anderen aber gesprengt worden war. Im Grunde hatten ja beide recht, der eine lebte unter der starren Form den christlichen Geist, der andere suchte dem christlichen Geiste im Leben Form zu geben.

Eine persönliche Verständigung gab es nicht, jeder Versuch einer solchen führte die beiden nur weiter auseinander. Der alte Mann mit dem weichen Herzen, in seiner religiösen Meinung gab es keine Billigkeit, kein Compromiss, da war er starr wie der leidige Buchstabe selbst. So lebten beide nebeneinander dahin, der Vater zitterte für das ewige Seelenheil des Sohnes, der Sohn weinte über die zeitliche Seelenpein des Vaters. Und was sie litten, wie schwer sie litten — das wird nur wenigen verständlich sein. Den Greis entschuldigt man wohl flüchtig mit seinen achtzig Jahren, die er nun vollendet hat, er kommt aus einer anderen Zeit. Wie aber soll man den Sohn begreifen, welcher des Jahrhunderts zweiter Hälfte angehört? Der kann nichts weiter bedeuten als ein kleines Beispiel, dass die Formen und Sitten zwar wechseln, die persönlichen Wesenheiten aber sich vererben von Geschlecht zu Geschlecht.

Kleine Teufeleien aus den Alpen.

Von Karl Reiterer, Donnersbach.

> Buama, seid's lustig,
> Thuat's neama trauern,
> Der Teufel is g'storben,
> Hiaz thoan s' d'Höll vermauern.

Recht tröstlich, dass der Herr Tuifel nit mehr zu fürchten ist. Jene Zeiten, wo der Böse aber noch in verschiedener Gestalt die Leute mit seiner Erscheinung beehrte, sind nicht allzuferne. Es ist merkwürdig, mit dem wachsenden Fortschritte, mit der zunehmenden Volksbildung, kann man zugleich auch beobachten, dass der Teufel immer seltener auftrat. Wer aber glaubt, in heutiger Zeit sei der Teufelsglaube abhanden gekommen, der befindet sich im Irrthume. Man wandere hinaus in die entlegenen Hochthäler unserer Alpen und es werden einem Dinge zu Gehör kommen, die bezeugen, dass der kecke, urfrische Älpler noch immer eine gewisse Dosis Naivetät besitzt, eine Naivetät, ohne die sich ein originelles Volksthum gar nicht denken läßt. Es ist daher gewiss dankenswert, unsere heimischen Volksanschauungen, diese Überreste einer längst

Kein Einsiedler in der Wüste kann weltablehnender sein, als dieser Mann es war. Ein Philosoph hätte sich aus solcher Weltverachtung die größte, stolzeste Unabhängigkeit zunutze gemacht, er blieb in der Demuth, in der Abhängigkeit, der Dienstbarkeit; in dem gemüthsinnigen Wohlwollen für andere konnte er sich gar nicht genug thun. Bei jenen seiner Kinder, denen es am besten gieng, hielt er sich nicht viel auf, immer gieng er zu denen, die in Elend und Noth waren und ein Grund, weshalb er sich gerade bei seinem Sohne, dem Kleinbauern, eingeheimt, war der, dass dieser mit Kindern reichgesegnete Mann seinen monatlichen Beitrag gar gut zu brauchen wusste. Eine rechte Herzensfreude war es ihm, dass er, der hochbetagte, mühselige Alte, seinem rüstigen Sohne, dem fleißigen Arbeiter und braven Familienvater, erklecklich unter die Arme greifen konnte.

In der Gegend stand eine Waldkapelle, zu der gieng er, am Stocke gestützt, Tag für Tag hinauf; dort im dunklen, von einer rothen Ampel erhellten Raume, vor dem alten Bildnisse unserer lieben Frau, lud er seine Dankbarkeit und sein Anliegen ab. Ich weiß es, ich weiß es, sein größtes Anliegen war der Sohn in der Stadt. Der mag gut sein wie er will, für den mag eins beten, so viel man will, wenn er sich nicht bekehrt, so ist alles umsonst! — Es geschah, dass der Stadtsohn, wenn er in die Gegend kam, auch einkehrte in die einsame Kapelle und dass er mit gequältem Herzen flehte: „Maria! Wenn er wieder zu dir kommt, gib ihm Trost! Du kennst ihn, du kennst mich!"

Denn, obschon es schien, als wären dieser Vater und dieser Sohn religiöse Gegensätze, im Grunde waren sie eins. Auch der Schreiber hatte Stunden, da es ihm verlangte, mit den Himmlischen zu verkehren, sie zu Vertrauten seines Herzens zu machen; auch er wendete sich mit Geringschätzung ab von dem sachlichen und geistigen Tande, der sich großthuerisch um ihn aufgestapelt hatte, auch er lebte nur seiner Familie und suchte längst nichts mehr, als den Frieden des Herzens, den er in der Anspruchslosigkeit, in beschaulicher Zurückgezogenheit und christlicher Ergebung zu finden hoffte; auch sein Wünschen, das diese Erde nicht mehr erfüllen konnte, gieng hinaus in unbekannte Welten, auf welche die Religion ihr heiliges Licht warf. Freilich, so weit an Entsagung und Duldung, so fest an Glauben und Zuversicht war der Sohn noch lange nicht als der Vater, und fremd war ihm auch die Angst vor dem Misslingen der Erlösung. Rief es im Vater bange: Du kannst nicht selig werden! so tröstete es im Sohne immerfort: Du kannst nicht verloren sein! — An diesem Gegensatze war das Temperament schuld. An dem aber, dass sie sich nicht fanden und verstehen konnten, dass sie sich nie bewusst wurden, wie nahe nebeneinander ihre Wege aufwärts stiegen — wer war daran schuld? Nicht der beschränkte Gesichtskreis des Vaters,

Ghagniederlegen genannt. Besagte Knechte kamen beim Ghagniederlegen nun an einer Almhütte vorbei. Der Almabtrieb war längst vorüber. Man wusste, dass sich niemand in der Almhütte befinden konnte — außer der „Almranzel“, von dem gesagt wird, er sei der Teufel, worüber wir im „Heimgarten“, Jahrgang 18, Seite 288 bereits sprachen.

Einer der Burschen schrie nun in seinem Übermuthe bei der Hütte: „Almranzel, bring uns a Milch aussa!“ Da erschien ein altes hässliches Weib — der Almranzel — und gab dem Burschen Milch in zwei Schüsseln, von denen die eine weiß, die andere schwarz war. Der Bursche trank die Milch aus der schwarzen Schüssel, worauf das Weib sagte: „Hättest aus der weißen Schüssel getrunken, wärst mein gewesen!“

Ein hiesiger Schneider gieng, wie uns erzählt wurde, am Martiniabend vom „Weinbecher“, einem Gasthause, das gegenwärtig nicht mehr besteht, heim. Da hörte er ein Schnalzen, Johlen und Muhen von Kühen. Was war's? Der Almranzel fuhr heim. Man sagt nämlich, dass der Almranzel auch den Almabtrieb zu Martini nachahme. Nur geschehe dies nicht bei Tag, sondern bei Nacht.

Wer hätte nicht schon den derben Spruch gehört: „Hol dich der Teufel!“ oder: „Es ist zum Teufel holen!“ Der Böse wird gar oft angerufen. Aber, meint der Boxbartlbub im Hinterwald, es wäre niemand froh, wenn der Bös' plötzlich vor einem stünde. Versteht sich. Wer ließe sich gerne vom Teufel holen? Wenn der Ernst herankäme, möcht jeder zum Kreuz kriechen vor dem Herrn — Tuifel, der die Seelen hinabzieht in die Unterwelt, wo 's nix gibt als Heulen und Zähneknirschen.

Drei Soldaten — Deserteure — gelangten in einen großen Wald, wo ihnen der Teufel begegnete. Da die drei kein Geld hatten, erbot er sich, Gold zur Stelle zu schaffen, wenn er die Seelen zweier Menschen bekomme. Gut. Der Handel kam auf ganz eigenartige Weise zum Abschlusse. Der Böse brachte den Burschen Gold. Einem der Deserteure gereichte aber das Gold nicht zum Segen. Er bequartierte sich in einer Dorfschenke, wo man ihn bald darauf beinzichtete, er müsse einen erschlagen haben, weil er stets viel Geld besitze. Die Sache kam vors Gericht. Man lieferte den Burschen ein und verurtheilte ihn zum Tod durch den Galgen. Als er zur Richtstätte geführt wurde, waren auch seine früheren Herbergsleute erschienen, die sich schon darauf freuten, ihren einstigen unheimlichen Gast baumeln zu sehen. Bevor man den Delinquenten aufknüpfte, betheuerte er nochmals seine Unschuld und erzählte, dass er sein Geld vom Teufel habe. Da schrien die Herbergsleute erbost auf: „Wenn dieser Galgenvogel unschuldig ist, soll uns zwei gleich der Teufel holen!“ Was geschah? Durch die Lüfte sauste der Böse daher, aber nicht um den Delinquenten, sondern um die beiden Herbergsleute zu holen.

entschwundenen Culturperiode, aufzuzeichnen und von dem Untergange zu retten, weshalb wir im nachstehenden wieder einige ergötzliche Original-Sagen — im Anschlusse an unsere früheren Publicationen im „Heimgarten" — bringen.

Geld, Geld! Wer wollte es nicht gerne besitzen? Gewiss, auch der Mann aus dem Volke, der viele Sagen weiß, die sich darauf beziehen, wie man mit Hilfe des Teufels zu Geld kommen kann. Um zu erreichen, dass einem die Barschaft in der Tasche nie zusammenschmelze, thue man Folgendes: Es ist einem Schwalbenneste ein Ei zu entnehmen, zu sieden und wieder ins Nest zu legen, ohne dass dies die Schwalbenmutter merkt. Der Vogel kommt hernach mit einer Wurzel ins Nest. Diese Wurzel suche man — natürlich mit Hilfe des Teufels — zu bekommen, um es zu seiner Barschaft legen zu können. In diesem Falle wird einem, wie man sich ausdrückt, nie das Geld ausgehen.

Jedem, der mit dem Leben in den Donnersbach-Bergen bekannt ist, weiß von einem „Jager-Hörndle" zu erzählen, der einst thatsächlich lebte und — wie wir uns in den Sterbematriken überzeugten — im Jahre 1850 im Alter von siebzig Jahren am Zehrfieber starb. Hörndle war bei seiner Umgebung allgemein als einer bekannt, der's mit dem Teufel hielt, wie die Leute behaupteten. Einst erschien dem Jäger der Böse in Gestalt eines schwarzen Bockes. Hörndle fasste das Thier muthig bei den Hörnern und schleuderte es in einen Abgrund, dass es „gahnte". (die Funken davonstoben).

Auch als schwarzer Hund erscheint der Teufel. Eine darauf sich beziehende Sage lautet: In Mitteregg bei Irdning gieng einst ein Bub zum Mar z'Berger „gasseln", dabei einen großen schwarzen, „vieraugaten" Hund mit sich führend. Beim Fenster der Dirn angekommen, kettete der Bub den Hund an eine Ecke des gegenüberliegenden Stadels. Als nun der Bub nach dem „Fensterln" seinen Hund holen wollte, sah er neben ihm noch drei andere Hunde von gleicher Größe, Farbe u. s. w. Nun wusste der Bub nicht, welcher der Hunde ihm gehöre. Er löste den nächstbesten Köter von der Kette los und siehe da — es war der eigene Hund. Hätte der Bub, sagte man, einen anderen Hund erwischt, wäre er zerrissen worden, denn die drei fremden schwarzen Thiere waren — verkappte Teufel. „Es ist also nit rathsam, fensterln zu gehen", meint der Bauer, der sich denkt: „Rede ich meinen Jungen allerlei vom Teufel vor, bleiben sie mir zur nächtlichen Stunde lieber daheim."

Man erzählt sich, dass beim vulgo Funkel in Schöder bei Murau (von unserem Wohnorte acht Stunden entfernt) die Knechte um Martini (anfangs November) einst das „Ghag" niederlegen giengen. Es ist nämlich Sitte, dass man im Hochlande zur Winterszeit die Zäune umlegt, damit sie von den Schneestürmen nicht vernichtet werden. Es wird dies das

Eine „Brenntlerin", wie man in den Ennsthaler Bergen die Sennin heißt, traf auf der Alm ein „Bergmannerl" beim Gleckschneiden. „Gleck" nennt man das Grünfutter, welches die Senninnen den Kühen während des Melkens geben. Die Dirn befragte den Kobold um Verschiedenes. Der Kleine wusste auch zu sagen, dass man aus dem „Kawasser" (Käsewasser) Gold bereiten könne.

Beim Fortgehen meinte das Männlein: „Dirndl, um allerhand hast mich gefragt, aber um das noch nit, wozu das Kreuz in der Nussen ist."

Zwei Burschen giengen einst auf die Alm. Da sahen sie auf dem „Messerrucken" (Gebirgskamm in den Ennsthaler Bergen) neun schwarze Pferde im Gänsemarsche daherkommen. „Das letzte Ross fangen wir ab!" meinte ein Bub zum andern. Einverstanden! Sie fingen das letzte Pferd ab. In diesem Augenblicke ward das Thier in ein altes Weib verwandelt, welches sagte: „Hättet ihr mich und die erste voran angehalten, wären wir nun alle erlöst." Es waren neun verzauberte „Brenntlerinnen" gewesen, die seinerzeit das Hexenhandwerk betrieben hatten, denn es wird gesagt, dass Sennerinnen, welche durch sechs Jahre hindurch auf eine und dieselbe Alm ziehen, hexen können, was gerade nicht schmeichelhaft für die hübschen Almerinnen unseres grünen Heimatlandes klingt.

Bei einer Excursion ins obere Ennsthal erfuhren wir jüngst:

Ein Freimann, ein Pfarrer und ein Bauer wussten eine Höhle, in der sich ein Schatz befand. Man beschloss, gemeinsam den Schatz zu beheben und gleichmäßig zu vertheilen. Der Pfarrer, ein Geizhals, meinte zum Freimann (Scharfrichter) — „Köpfe den Bauer, dann theilen wir zwei uns den Schatz!" „Ah nein", entgegnete der Freimann, „da köpf' ich lieber dich, Pfäfflein, und dann auch den Bauer, hernach gehört der Schatz mir allein!" Der Scharfrichter führte sein Vorhaben sofort aus. Der Pfarrer, bevor er getödtet worden war, stieß einen furchtbaren Fluch aus und verwünschte den Freimann in die Höll'. Sogleich wurde der Mörder mit dem Schwerte in der Hand vor dem Schatzloche versteinert, wo er noch heute zu treffen ist und bleiben wird, bis zum jüngsten Tage, wo ihn — wie uns der Erzähler versicherte — der Teufel vollends in die Klauen bekommen wird. Seit jener Zeit ist der Höhleneingang nicht mehr zu finden. Nur ein besonders „Begnadeter" soll einst das Glück haben, ins Schatzloch dringen zu können.

Bemerkt sei noch, dass wir seinerzeit bei unserem Aufenthalte in Kärnten erfuhren, es gebe auch auf der Turracher-Alm (zwischen Eisenhut und Königsstuhl) ein „Freimannloch", das von vielen Abergläubischen aufgesucht werde, um den betreffenden Schatz zu bekommen.

Köstlich ist die Sage: Ein blutarmer Bauernbub wettete einst, dass er sich um zwölf Uhr Mitternacht auf den Gräbern der Todten im Friedhofe ein lustiges Stücklein zu geigen getraue. Ein Bauer versprach dem

Man rufe daher — abgesehen davon, dass so „eppes“ Sünde ist — ja nie den Bösen an! Kehr' die Hand um, legte uns der Boxbartl-Bub nahe, ist der Herr Teufel da. Halt ja! Wer sollte da nicht beifällig nicken? Wir wohl, wir! —

Der Teufel verschont auch nicht 's schöne Geschlecht. Das bezeugt die Sage: Die Gottsgraber-Reserl auf der Bärnkarlalm war ein gar übermüthiges Dirndl, das gerne mit den Buben herumtändelte. An einem Sonntagmorgen erhielt 's Dirndl Besuch. Ein schmucker Jäger betrat die Hütte, dabei trällernd:

Es reserlt und breserlt,
Es schneit schon 'n Schnee
Und weg'n deiner, mei' Reserl,
Geh ih so weit he(r)!

Und:

Es reserlt und breserlt
Und schneit auf und o
Und weg'n deiner, mei Reserl,
Bin ih hiaz amal do!

„Ei Donnerwetter“, dachte sich's Dirndl, „das ist ein gar heppiger (schneidiger) Bub.“ Eine Weile blieb der schmucke Waidmann in der Hütte. Am nächsten Tage fiel es einigen in der Nähe der Hütte arbeitenden Holzknechten auf, dass das Dirndl nirgends mehr zu sehen sei. Man gieng zur Hütte und fand das Reserl todt im Bette. Es zeigte sich, dass das Dirndl am Halse Krallengriffe hatte. Nun war's klar: Reserl war vom Teufel geholt worden, denn wer sollte sonst Krallen haben — als der Böse?

Auch einen Bauer holte der Böse, weil jener einen Viehhändler arg betrog, sich dabei „todt“ stellend. Als der Viehhändler das Haus des Bauers verließ, kam hinter ihm ein schwarzer „Wuzel“ nach: der Teufel, welcher den Bauer, der sich todt stellte, um einen Betrug ausführen zu können, geholt hatte.

Man vermeide es daher, sich „todt“ zu stellen, denn wer garantiert dafür, dass der Böse nicht erscheine?

Vom Teufel erzählt man sich auch, dass er einst gewettet habe, er ziehe einen mit Steinen schwer beladenen Wagen auf den höchsten Berg. Ein Bäuerlein gieng auf die Wette ein, bedang sich jedoch aus, dass der Teufel mit der Steinfuhr auch bergab müsse. Der Böse, welcher meinte, alles zustande bringen zu können, gieng auf diesen Handel ein, sagte uns der Pechertoni aus Vorberg. Und was wusste der Toni noch? Er meinte, der Teufel habe bei der Thalfahrt alles im Stiche gelassen und gemeint: „Krach mich neunundneunzigmal in Finger geschnitten, das bring ich nit z'sam'.“

Thieren herab, worauf sich eine Holde vernehmen ließ: „Weil wir auf dem Plösch keine Ruhe haben, soll er öd und leer werden!"

Bekannt dürfte sein, dass auf dem Bosruck bei Liezen einst auch Wildfrauen hausten und die Bewohner der Gegend durch ihren Gesang und ihre Wohlthätigkeit erfreuten. Auch hier wurden sie vertrieben. Ebenso heißt es, dass bei Gröbming einst Wildfrauen zu sehen waren.

Der ewige Jude, erzählt das Volk, ist dreimal in Admont gewesen. Als er das letztemal dort war, sagte er: „Als ich 's erstemal hieher kam, war Admont eine Löwengrube, heute traf ich's als Stift, und wenn ich wieder eintreffe, werde ich nur mehr einen Steinhaufen an Stelle desselben erblicken." Ob die Prophezeiung eintreffen wird?

Der Volksglaube lehrt, es gebe Bergspiegel. Wenn in dieselben gesehen wird, sieht man, was in weiter Ferne vorgeht. In Hinterberg, der Gegend zwischen Aussee und dem Ennsthale, war ein Salzfuhrmann, der auf der Fahrt nach dem Süden mit einem Männlein zusammentraf, welches seiner Verwunderung Ausdruck gab, dass der Fuhrmann sich arg plage, während doch daheim in der Nähe seines Anwesens eine Tanne mit goldenen Zapfen zu finden sei. Dabei ließ das Männlein den Fuhrmann in einen Bergspiegel blicken. Zu seinem Erstaunen war im Spiegel richtig die heimatliche Gegend mit einem Baume, auf dem Goldzapfen hiengen, zu sehen. Der Fuhrmann gieng, heimgekommen, zu jener Stelle, wo der Baum, wie's der Spiegel zeigte, stehen sollte. Richtig waren die Goldzapfen zu sehen! Ei, da heißt's um einen Wagen heimgehen, um die schweren Golddingerchen unter Dach und Fach zu bringen! Als der Fuhrmann mit einem Gespann zur Stelle kam, wo der Baum stehen sollte, traf er eine öde Gegend.

Zwischen Gröbming und Irdning befindet sich in Espang ein Wirtshaus, das vom Volke in folgende hübsche Sage eingeflochten wird: Auf dem Grimming, einem Berge, der Gegenstand zahlreicher Sagen ist, soll ein Goldloch sein, das nicht größer ist, als ein hölzerner Kamin, wie er in Bauernhäusern getroffen werden kann, gerade so groß, dass ein Knabe, der angeseilt wird, durch die Öffnung zu schlüpfen vermag. Einst ließen drei „Goldsucher", welche aus Italien gekommen waren, einen Knaben, der an ein Seil gebunden wurde, ins Loch hinunter, damit er ihnen das drunten befindliche edle Gestein in einem Ränzlein, das auf und niedergelassen werden sollte, heraufbeförderte. Als die Goldsucher genug Gold hatten, suchten sie das Weite, den Knaben im Loche belassend, damit er nichts „ausreden" könne. Als der Junge in seiner Bedrängnis angsterfüllt im Loche stand, kam ein Bergmännlein und sagte: „Wenn du kein Gold mit dir nimmst, zeige ich dir den Weg, der aus dem Goldloche führt." Dem Knaben war natürlich die Freiheit lieber

Buben eine Kuh, wenn er sich getraue, das Vorhaben auszuführen. Mit einer Geige in der Hand sang nun der Bub zur besagten Stunde im Kirchhofe:

Meine liab'n Geister,
Bleibt's nur in Ruah,
Ich geig' nit weg'n enker,
Ich geig' weg'n der Kuah.

Einst stiegen sieben Wildschützen auf den Hallerberg (Hallstädter Salzberg?) Da hörten sie, es war acht Uhr früh, vom Dorfe herauf zur Wandlung läuten. Einer der Wilderer meinte nun spöttisch: „Wir wandeln schon seit vier Uhr morgens und unseretwegen läutet neamd!" Die Kameraden lachten zu diesem rohen Witze, worauf sämmtliche Frevler in Stein verwandelt wurden. Die „sieben steinern Mandeln" sind heut' noch zu sehen.

In Donnersbach, einem Gebirgsdorfe bei Irdning, giengen mehrere Buben „gasseln". Sie nahmen auf dem Calvarienberge in der Nähe des „Katzensteiges" den linken Schächer vom Kreuze und trieben allerlei Scherze. Plötzlich bekam die Hohlfigur Leben. Die Buben flohen entsetzt. Am anderen Tage war der linke Schächer wieder am Kreuze — hölzern, leblos. . . .

Vor drei Jahren hörte man im Ennsthal allgemein erzählen: Drei Burschen giengen droben im Salzburgischen beichten. Einer entfernte bei der Communion die erhaltene Hostie heimlich vom Munde. Nach verrichteter Andacht begaben sich die Bursche ins Gasthaus und trieben dort mit der Hostie allerlei Frevel. Zur Strafe wurden sie „gefroren" und konnten nur mehr die Augen unheimlich nach allen Seiten drehen. Man versuchte das Haus niederzubrennen, um die Burschen verschwinden zu lassen. Vergebens! Das gefräßige Element vernichtete zwar das Haus, aber nicht die drei „Gefrorenen", die der Teufel geholt hatte.

Ein Bursche, der aus Admont stammt, berichtete uns: In der Gegend von Admont waren einst Wildfrauen. Diese wurden von einer Magd getroffen, als sie gerade Brot buken. Eine der wilden Frauen gab der Magd ein Brotlaiblein und meinte: „Von diesem Brote wird solange nit weniger werden, solange du keiner zweiten Person davon etwas gibst."

In der Nähe des Wolfbauerngutes ließen sich ebenfalls Wildfrauen sehen. Sie sagten, dass das Wolfbauerngeschlecht solange nicht aussterben werde, solange eine Nachkomme stets Wolferl (Wolfgang) heiße.

Auf dem Plöschberge bei Admont, erzählt man uns weiters, hütete einst ein Junge Kühe. Da gewahrte er, dass die Kühe plötzlich scheu wurden, denn die Wildfrauen hatten sich auf dieselben gesetzt. Der Knabe trieb, mit der Peitsche in der Hand, die Wildfrauen von den

eines leidenschaftlichen Franzosenherzens, das wir in seinem Schmerze entschuldigen, auch wenn es ungerecht wird.

Zwei Abschnitte, welche die wirkungsvollsten Merkmale der Belagerung behandeln, sollen hier wiedergegeben sein.

Die Beschießung.

Es war am 5. Januar 1871 bei Tage, als Paris zum erstenmal die preußischen Granaten sah. Es fielen solche in den Garten des Luxembourg und in den Kirchhof Montparnasse. Die Normalschule, die in der Rue d'Ulm liegt, der Pferdemarkt, der Boulevard d'Enfer, die Rue Saint-Jacques bekamen einige ab. Zuerst herrschte in der Bevölkerung einen Augenblick Zweifel: „Sie thun es mit Bedacht“, sagten die einen, „sie zielen auf die Kuppel des Panthéons oder auf die Thürme von Notre-Dame.“ — „Durchaus nicht“, antworteten die anderen, „es ist nicht Brauch, die Beschießung einer Stadt zu beginnen, ohne dass man es der Verwaltung in amtlicher Form mittheilt; das sind versprengte Granaten.“ Die Preußen haben ihre Stellungen sehr nahe an unsere Umwallung vorgeschoben; die Kugeln brauchen nur in einem etwas zu hohen Bogen geschossen zu werden, so gehen sie über das Ziel hinaus und fallen ganz aufs Gerathewohl auf unsere Häuser.

So folgerten die Wohlwollenden. O wie wenig kannten sie diese nordischen Barbaren, diese Vandalensöhne, die Louis Blanc in seinem malerischen Stil mit Mohikanern verglich, welche die Polytechnische Schule durchgemacht hätten! Das waren nicht verirrte Granaten, die in dieser Weise anfiengen auf die große Stadt, auf die notorische Capitale der modernen Civilisation herabzuregnen; und wenn Herr von Bismarck gegen allen diplomatischen Brauch uns nicht vorher benachrichtigt hatte, so geschah es, weil er es nicht nöthig hatte, sich Besiegten gegenüber irgendwelchen Zwang aufzuerlegen. Das ganze Corps der in Paris residierenden Gesandten und Consuln protestierte gegen diese Verletzung der göttlichen und menschlichen Rechte; der Kanzler antwortete ihnen mit seiner sarkastischen Grobheit, dass es unsere Schuld wäre: dass wir ihn in diese traurige Nothwendigkeit versetzt hätten, und dass er seine Hände in Unschuld wasche.

In der That, es war unsere Schuld! Weshalb leisteten wir so lange Widerstand? Weshalb boten wir nicht selber unsere Armee den Ketten und unsere Stirn der Schande dar? Es war sehr unrecht von uns, dass wir dem guten alten König Wilhelm das Herz brachen und ihn zwangen, uns so viel Böses anzuthun! Er war tiefbetrübt darüber; aber was war zu thun? er bot unsere Leiden als Opfer dem Gott der Schlachten dar, der ihn stets beschützt hatte. Er nahm zu Zeugen seine liebe Augusta und „unsern Fritz“, und das ganze deutsche Haus! . . .

als das Gold in der Tasche. Bevor das Männlein den Hilflosen verließ, sagte es: „Nun geh, wenn du frei bist, zum Wirt in Espang. Dort wirst du die drei schurkischen Goldsucher finden. Sage zu ihnen nichts, als: So, jetzt bin ich auch da!“ Der Knabe, ins Freie gekommen, that wie ihm geheißen wurde. Beim Wirt in Espang traf er die Goldsucher, die vor Schreck das Weite suchten und in der Eile ihre Ränzlein, in dem sich ’s Gold befand, das der Knabe aus dem Loche befördert hatte, zurückgelassen hatten.

Bemerkt sei noch, dass man meint, der Grimming habe eine Thüre, die am Frohnleichnamstage und in der Christnacht offen stehe. Es sind uns auch Sagen bekannt, die sich auf diesen Grimmingeingang beziehen, allein wir wollen von einer weiteren Aufzählung von Sagen absehen. Aus den von uns in mehreren Heften dieser Monatsschrift gebrachten Sagen sieht der Leser bereits, dass wir in der nordwestlichsten Steiermark ein originelles Volksthum haben.

Aus der Belagerung von Paris.

Von Franz Sarcey.

Das größte Ereignis des Jahrhunderts, den deutsch-französischen Krieg und die Belagerung von Paris zu betrachten, werden wir nicht müde, auch im „Heimgarten“ nicht, weil es für den Deutschen kaum etwas Ermuthigenderes geben kann, als gerade dieses große Capitel der Weltgeschichte.

Wir waren gewohnt, die Ereignisse stets nach deutschen Schilderungen zu sehen, um so fesselnder ist uns ein Werk, in welchem ein Franzose, ein Pariser Schriftsteller, die Vorgänge und Eindrücke darstellt, wie er sie gesehen und empfunden. Er heißt Francisque Sarcey und sein Werk „Die Belagerung von Paris“. Ins Deutsche übersetzt von Th. Bergfeld und herausgegeben bei Otto Hendel in Halle an der Saale.

Trotz der höchst natürlichen Antipathie, mit welcher der Verfasser die Preußen (er spricht immer nur von „Preußen“, nie von „Deutschen“), sieht, ist sein Buch von hohem Interesse und uns auch menschlich wert. Es bringt uns die Ereignisse in Paris während der Belagerung mit ziemlicher Objectivität, freilich aber auch unter den Pulsschlägen

eines leidenschaftlichen Franzosenherzens, das wir in seinem Schmerze entschuldigen, auch wenn es ungerecht wird.

Zwei Abschnitte, welche die wirkungsvollsten Merkmale der Belagerung behandeln, sollen hier wiedergegeben sein.

Die Beschießung.

Es war am 5. Januar 1871 bei Tage, als Paris zum erstenmal die preußischen Granaten sah. Es fielen solche in den Garten des Luxembourg und in den Kirchhof Montparnasse. Die Normalschule, die in der Rue d'Ulm liegt, der Pferdemarkt, der Boulevard d'Enfer, die Rue Saint-Jacques bekamen einige ab. Zuerst herrschte in der Bevölkerung einen Augenblick Zweifel: „Sie thun es mit Bedacht", sagten die einen, „sie zielen auf die Kuppel des Panthéons oder auf die Thürme von Notre-Dame." — „Durchaus nicht", antworteten die anderen, „es ist nicht Brauch, die Beschießung einer Stadt zu beginnen, ohne dass man es der Verwaltung in amtlicher Form mittheilt; das sind versprengte Granaten." Die Preußen haben ihre Stellungen sehr nahe an unsere Umwallung vorgeschoben; die Kugeln brauchen nur in einem etwas zu hohen Bogen geschossen zu werden, so gehen sie über das Ziel hinaus und fallen ganz aufs Gerathewohl auf unsere Häuser.

So folgerten die Wohlwollenden. O wie wenig kannten sie diese nordischen Barbaren, diese Vandalensöhne, die Louis Blanc in seinem malerischen Stil mit Mohikanern verglich, welche die Polytechnische Schule durchgemacht hätten! Das waren nicht verirrte Granaten, die in dieser Weise anfiengen auf die große Stadt, auf die notorische Capitale der modernen Civilisation herabzuregnen; und wenn Herr von Bismarck gegen allen diplomatischen Brauch uns nicht vorher benachrichtigt hatte, so geschah es, weil er es nicht nöthig hatte, sich Besiegten gegenüber irgendwelchen Zwang aufzuerlegen. Das ganze Corps der in Paris residierenden Gesandten und Consuln protestierte gegen diese Verletzung der göttlichen und menschlichen Rechte; der Kanzler antwortete ihnen mit seiner sarkastischen Grobheit, dass es unsere Schuld wäre: dass wir ihn in diese traurige Nothwendigkeit versetzt hätten, und dass er seine Hände in Unschuld wasche.

In der That, es war unsere Schuld! Weshalb leisteten wir so lange Widerstand? Weshalb boten wir nicht selber unsere Armee den Ketten und unsere Stirn der Schande dar? Es war sehr unrecht von uns, dass wir dem guten alten König Wilhelm das Herz brachen und ihn zwangen, uns so viel Böses anzuthun! Er war tiefbetrübt darüber; aber was war zu thun? er bot unsere Leiden als Opfer dem Gott der Schlachten dar, der ihn stets beschützt hatte. Er nahm zu Zeugen seine liebe Augusta und „unsern Fritz", und das ganze deutsche Haus! . . .

als das Gold in der Tasche. Bevor das Männlein den Hilflosen verließ, sagte es: „Nun geh, wenn du frei bist, zum Wirt in Espang. Dort wirst du die drei schurkischen Goldsucher finden. Sage zu ihnen nichts, als: So, jetzt bin ich auch da!“ Der Knabe, ins Freie gekommen, that wie ihm geheißen wurde. Beim Wirt in Espang traf er die Goldsucher, die vor Schreck das Weite suchten und in der Eile ihre Ränzlein, in dem sich 's Gold befand, das der Knabe aus dem Loche befördert hatte, zurückgelassen hatten.

Bemerkt sei noch, dass man meint, der Grimming habe eine Thüre, die am Frohnleichnamstage und in der Christnacht offen stehe. Es sind uns auch Sagen bekannt, die sich auf diesen Grimmingeingang beziehen, allein wir wollen von einer weiteren Aufzählung von Sagen absehen. Aus den von uns in mehreren Heften dieser Monatsschrift gebrachten Sagen sieht der Leser bereits, dass wir in der nordwestlichsten Steiermark ein originelles Volksthum haben.

Aus der Belagerung von Paris.

Von Franz Sarcey.

Das größte Ereignis des Jahrhunderts, den deutsch-französischen Krieg und die Belagerung von Paris zu betrachten, werden wir nicht müde, auch im „Heimgarten“ nicht, weil es für den Deutschen kaum etwas Ermuthigenderes geben kann, als gerade dieses große Capitel der Weltgeschichte.

Wir waren gewohnt, die Ereignisse stets nach deutschen Schilderungen zu sehen, um so fesselnder ist uns ein Werk, in welchem ein Franzose, ein Pariser Schriftsteller, die Vorgänge und Eindrücke darstellt, wie er sie gesehen und empfunden. Er heißt Francisque Sarcey und sein Werk „Die Belagerung von Paris“. Ins Deutsche übersetzt von Th. Bergfeld und herausgegeben bei Otto Hendel in Halle an der Saale.

Trotz der höchst natürlichen Antipathie, mit welcher der Verfasser die Preußen (er spricht immer nur von „Preußen“, nie von „Deutschen“), sieht, ist sein Buch von hohem Interesse und uns auch menschlich wert. Es bringt uns die Ereignisse in Paris während der Belagerung mit ziemlicher Objectivität, freilich aber auch unter den Pulsschlägen

Aber nein, wie es scheint, war es noch nicht der psychologische Moment. Ich fürchte, man wird mich, wenn ich erzähle, in welcher Art die Pariser jene fatalen Gäste empfiengen, der Übertreibung und der Effecthascherei zeihen. Ich versichere jedoch, ich werde hier ebenso die Wahrheit sagen, wie ich mich bemüht habe, es überall zu thun. So befremdlich diese Mittheilung erscheinen mag, so ist sie doch durchaus genau; ich habe es gesehen, mit eigenen Augen gesehen, und wenn jemand daran zweifeln sollte, würde ich ihn auf alle Zeitungen aus jener Zeit verweisen, die es bezeugen. Das Bombardement, weit entfernt, Schrecken zu verbreiten, erregte bei der ganzen Bevölkerung nur eine lebhafte Neugierde. Man eilte zu ihr, wie zu einem großen, eigenthümlichen Schauspiel. Von Schreck, Stöhnen, Geschrei keine Spur; es fand im Gegentheil ein Ausbruch von Scherzen statt, bei dem jene den Parisern eigenthümliche Geistesrichtung, die man die „Blague“ nennt, Wunder that wie einst das Chassepot. Die Straßenjungen und die armen Leute lauerten auf das Erscheinen einer Granate; kaum war dieselbe geplatzt, so stürzten sie sich auf die Stücke und verkauften dieselben als Belagerungs-Andenken. Es hatte sich eine Art Börse gebildet, wo die Granatsplitter nach ihrem Umfange oder der Seltsamkeit ihrer Formen notierten. Ein Stück, das noch warm verkauft wurde, galt fünfzig Centimes mehr. Um sie aufzulesen, wurden Unklugheiten begangen, welche die Ungeduld der Menge noch erhöhte. Sobald das Geschoß sich in die Erde eingegraben hatte, liefen Männer, Frauen und Kinder herbei, um es zu sehen. Die Regierung war genöthigt, den Parisern durch eine Verfügung zu verbieten, sich gerade an den Orten anzusammeln, wo die Granaten niederregneten. Sie setzte in einem Rundschreiben auseinander, dass auf eine Granate, die auf einen bestimmten Ort fiel, fast immer eine zweite folgte, und hinterher wohl noch eine dritte, und es hieße muthwillig sich in Gefahr begeben, wenn man an solchen Orten sich aufhalte, nicht anders als wenn man beim Regen sich unter eine Traufe stellen wollte. Man las die Proclamation, man fand sie sehr vernünftig, aber niemand kehrte sich daran. So ist der Pariser nun einmal. Unter den vorkommenden Scherzen war einer, der recht nach dem Pariser Straßenjungen schmeckt und wirklich drollig ist. Man hatte uns aufmerksam gemacht, dass, sobald jemand vor dem Herannahen einer Granate durch das bezeichnende Pfeifen, das ihren Flug begleitet, gewarnt sei, er sich platt auf die Erde werfen müsse, um nicht von den Splittern getroffen zu werden, die sie in der Luft von sich schleudert. Sahen nun die Arbeiterkinder oder ihre Väter selbst irgend einen braven dickbäuchigen Bürgersmann mit einer schweren goldenen Uhrkette an der Weste, die Straße daherkommen, der, den Kopf nach oben gerichtet, spähte, ob er etwas in der Luft bemerken könnte, so warteten sie, bis er an eine Pfütze kam, und schrien dann aus vollem Halse: „Achtung, Granate kommt!“ Wie

Die große deutsche Nation muss einen Freudenschrei ausgestoßen haben! Sie war es gewesen, die mit dem unwiderstehlichen Gewicht der öffentlichen Meinung zu dieser Beschießung gedrängt hatte. Zeitungen und Privatbriefe (wir nahmen deren viele Gefangenen und Todten ab) hörten nicht auf, in allen Tonarten zu wiederholen: „Aber beschießt man sie nicht? Weshalb zögert man denn so mit der Beschießung?“ Sollte die tapfere deutsche Armee vor dem Gedanken einer Belagerung zurückschrecken? Woran denken unsere Generale? Durch das ganze, gute, blonde, biedere Deutschland ertönte nur ein einziger Schrei, mehr ein Schrei der Eifersucht als des Hasses. Paris war ihm lästig. Es fühlte für diese Stadt jenen ingrimmigen Hass, mit dem ein missgestaltetes hässliches Frauenzimmer ein schönes Mädchen verfolgt. Es hätte ihm Vitriol ins Gesicht schleudern, mit seinem plumpen Fuß das reizende Gesicht zertreten mögen, um es dafür zu bestrafen, dass es herrlich, liebenswürdig und geliebt war, um es so zu machen, wie es selbst ist.

Eine ihrer Zeitungen, die „Kreuzzeitung“, wenn mich mein Gedächtnis nicht täuscht, die uns in die Hände gefallen war, hatte über diesen Gegenstand einen langen Artikel geschrieben, worin sie die berechtigte Ungeduld ihrer Landsleute zu beschwichtigen suchte. — „Seid ruhig“, sagte sie, „man wird sie beschießen; aber Herr von Bismarck weiß, was er thut; das ist ein Schlaukopf. Er wartet den psychologischen Moment ab.“ Und nun erklärte der Schriftsteller, was er eigentlich unter dem psychologischen Moment verstände. Mit der feierlichen Pedanterie deutscher Formeln bewies er, da die Beschießung keinen anderen Zweck hätte, als auf die Gemüther zu wirken, so müsste man gerade den Zeitpunkt wählen, wo diese Gemüther sich am leichtesten erschüttern ließen; er bemerkte, dass dieser Zeitpunkt noch nicht gekommen sei; dass es gut wäre, wenn wir erst durch den Hunger, dann durch den Bürgerkrieg gelitten hätten, und wenn die Beschießung nun zu dem allen hinzukäme, so würde sie die Wirkung erzielen, die man berechtigt wäre, von ihr zu hoffen; das wäre dann der psychologische Moment. Das alles wurde in einem Schulmeisterton, in einem schwerfälligen, hochmüthigen Stil vorgetragen, worin Henri Heine sofort seinen Berliner erkannt hätte.

Wie man bei uns über diesen „psychologischen Moment“ gelacht hat, kann man sich denken. Der Ausdruck war Mode geworden und in die gewöhnliche Umgangssprache übergegangen. Man sagte stehend: „Ich habe Hunger, der psychologische Moment sich zu Tische zu setzen ist da.“ Sobald jemand eine Ungeschicklichkeit im Reden begieng, warf man ihm vor, er habe nicht den psychologischen Moment erfasst. Man hatte diesen psychologischen Moment in Liedern und Carikaturen angebracht, sodass beim Niederfallen der ersten Kugeln in den Straßen von Paris alle Welt lachend rief: „Halt! nun glauben sie, dass der psychologische Moment gekommen ist!“

ohne Zweifel abscheulich, aber es läßt sich rechtfertigen und sogar bis zu einem gewissen Grade durch die Nothwendigkeit entschuldigen, in der sich eine Armee auf dem Marsche befindet, die für ihre Sicherheit zu sorgen hat. Wozu diente aber diese Beschießung? welche Fortschritte machte durch sie die Belagerung? Dem preußischen Generalstab war es nicht unbekannt, dass unsere Vorräthe sich ihrem Ende zuneigten, dass die Hungersnoth ihnen bald wider unseren Willen unsere Thore öffnen würde. Er zerstörte mithin ohne Nutzen, ohne Zweck und nur aus Lust am Zerstören, um sich und den Dilettanten des Weltalls das köstliche Schauspiel zu bereiten, das große Babylon unter einem Regen von Eisen untergehen zu sehen? Bei diesem bloßen Gedanken schwoll unser Herz von Unwillen und Verachtung.

Wenn die materiellen Verluste nun auch weniger beträchtlich waren als diese Vandalen glaubten, so gab es doch viele getödtete und verwundete Personen, und besonders, wie man erwarten durfte, unter denjenigen, denen ihr Alter und ihr Geschlecht verbot, die Waffen zu tragen. Die Männer, die waren auf den Wällen oder in den Laufgräben, von denen Granaten sorgfältig fernblieben; selbst diejenigen, welche der Dienst nicht außerhalb ihres Hauses hielt, konnten dasselbe nachts leichter verlassen wie Frauen, Greise, Kinder, die im Nest des at home schlafen. Jeden Morgen brachten uns die Zeitungen die traurigen Listen unserer Todten: Mütter, die mit dem auf dem Arm getragenen Säugling erschlagen waren, arme kleine Geschöpfe, die die Granate in ihrer Wiege zerschmetterte, Frauen, die getroffen wurden, als sie Queue gemacht hatten, ein Brot zu holen, und die man mit zerschmetterten Beinen oder mit von einem ungeheueren Granatsplitter aufgerissener Brust gefunden hatte. Ganz Paris zitterte vor Empörung beim Empfange der folgenden in großer Menge verbreiteten Anzeige: „Herr und Frau Legendre zeigen tiefbetrübt den Tod ihrer Töchter an: der dreiundeinhalbjährigen Alice und der achtjährigen Clemence, alle beide von einer preußischen Granate getroffen.“ Ein Geschoß war auf das Haus Saint-Nicolas, eine der größten öffentlichen Unterrichtsanstalten der Hauptstadt niedergefallen, und hatte fünf Knaben von zwölf bis vierzehn Jahren getödtet oder verwundet; ein anderes war durch das Dach eines Pensionats für junge Mädchen geschlagen und hatte einige derselben verstümmelt, zwei tödtlich getroffen. Die Leichenzüge, welche diese armen unschuldigen Opfer auf die Kirchhöfe brachten, hatten ein ungeheueres Gefolge und Herr Jules Favre gab bei der Beerdigung der Schüler von Saint-Nicolas in herrlicher Sprache dem patriotischen Schmerze Ausdruck, den die ganze Bevölkerung beim Anblick dieser unqualificierbaren Schandthaten empfand.

Es schien, als hätten die preußischen Granaten es förmlich darauf abgesehen, auf Orte niederzufallen, wo sie die meiste Trauer bringen

von einer Springfeder geschnellt, warf sich nun der Bürger auf dem Bauch, wobei er mit der Nase in den Schmutz gerieth, und gab erst nach einem allgemeinen Gelächter diese Stellung auf.

Was dazu beitrug, diesen Spottgeist zu nähren, war der Umstand, dass das Bombardement, so leicht es ihm wird, eine kleine Stadt zu zerstören, deren aus Holz gebaute Häuser sich eins an das andere lehnen, thatsächlich ohnmächtig gegen eine ungeheuere Stadt ist, die überall von breiten Boulevards, von unbebauten Grundstücken, von Squares und Gärten durchschnitten wird, wo die ganz in Werksteinen aufgeführten Wohnhäuser der Privatleute durch die Massigkeit ihres Baues und ihre große Widerstandsfähigkeit Citadellen gleichen. Eine auf eins dieser Häuser niederfallende Bombe schlug durch zwei oder drei Decken, und verursachte einige, doch nur wenig ernstliche, leicht auszubessernde Beschädigungen. Um dasselbe in Asche zu verwandeln, hätte man Hunderte von Granaten gebraucht, die sämmtlich auf ein und denselben Punkt gerichtet hätten sein müssen, ein Viertel von Paris zerstören zu wollen, wäre ein unsinniges, absurdes Unternehmen gewesen. Mochten die Vorräthe, die die Preußen an Eisen und Geschützmetall besaßen, noch so groß sein, niemals hätten sie das zustande gebracht, und hätten sie sich auch zehn Monate lang darauf versetzt. Es wurde kaum weiter etwas stark beschädigt, als die Vorderwände der Läden und das Hausgeräth. Man konnte erstaunt sein, wenn man nach einer Nacht, wo das Bombardement keinen Augenblick nachgelassen hatte, durch das Quartier Latin gieng, und sah, wie wenig Spuren dieser Granatenregen zurückgelassen hatte. Geschrammte Mauern, zerbrochene Spiegelgläser, auf das Trottoir gestreute Dachziegel, und hier und da eine eingeschlagene Thüre, ein in die Erde gebohrtes Loch — das war alles. Wollte man wirkliche Ruinen sehen, so musste man gerade an einen Ort kommen, auf den sich das Feuer concentriert hatte. Selbst dort erregten die Beschädigungen mehr Neugierde als Entsetzen, und, um mit einem Schwank zu schließen, der den Pariser so recht deutlich kennzeichnet, hatte in Auteuil ein Weinhändler, dessen Haus von einigen Geschossen getroffen worden war, den Einfall, auf sein Schild in großen Buchstaben schreiben zu lassen: „Zum Stelldichein der Granaten“, was zu Folge hatte, dass sein Local für die nächsten Tage überfüllt war.

Die Preußen hatten vollständig fehlgeschossen, wenn es ihre Absicht gewesen war, bei uns Entsetzen zu verbreiten. Niemals dagegen werde ich den rechten Ausdruck finden, um den Abscheu und den Zorn zu bezeichnen, den sie erregt haben. Die Unwirksamkeit der Beschießung erhöhte für uns noch das Gehässige dieses Vorgehens. Der Krieg hat seine Zwangslagen; man muss ihnen Rechnung tragen, so schrecklich sie auch sein mögen. Ein Regiment liegt in einem Dorfe; man tödtet ihm einige seiner Leute; als Repressalie wird das Dorf angezündet. Das ist

Ganz Europa gerieth in Aufregung und legte durch den Mund seiner am meisten berufenen Vertreter Verwahrung ein. Aber was verfiengen bei einem unverschämten, von seiner Stärke und seinen Triumphen berauschten Sieger die zaghaften Vorstellungen, die in diplomatischen Phrasen zum Ausdruck kamen! Er antwortete mit einem brutalen Cynismus, und man könnte seine Entgegnung in den derben Ausdruck zusammenfassen: Bekümmert euch um euere Angelegenheiten!

Dabei währte die Beschießung ruhig fort und bei der Bevölkerung hatte die spöttische Laune der ersten Tage einer gleichgiltigen und stolzen Ergebung platzgemacht. Ich habe mehr als einmal die von dem Bombardement getroffenen Viertel durchwandert; das Leben hatte dort in keiner Weise eine Änderung erfahren; ich konnte mich eines Gefühles trauriger Bewunderung nicht erwehren, wenn ich die langen Reihen von Hausfrauen betrachtete, die ruhig, ohne sich zu beklagen, unter fortwährender Bedrohung durch die Granaten, im Schmutz stehend, ihr spärliches Theil Schwarzbrot erwarteten. Keine einzige Beschuldigung, kein einziges Murren. Sie lachten nicht, sie scherzten nicht; das wäre zuviel von ihnen verlangt gewesen. Sie zeigten Heldenmuth auf ihre Art, indem sie schweigend duldeten und zu allem lieber entschlossen waren als sich zu ergeben. Wer dieses Schauspiel nicht gesehen hat, kennt nichts von der Pariser Bevölkerung, weiß nicht, wieviel wahre Selbstverleugnung und glühender Patriotismus in ihr lebt.

Die Übergabe.

Am 27. Januar sollten wir endlich unser Los erfahren. Im „Journal officiel“ erschien eine Mittheilung, die folgendermaßen lautete:

„Solange die Regierung auf eine hilfebringende Armee rechnen konnte, war es ihre Pflicht, nichts zu vernachlässigen, was die Vertheidigung von Paris verlängern konnte. Obgleich unsere Armeen in diesem Augenblick noch auf den Füßen sind, haben die Geschicke des Krieges dieselben doch zurückgeworfen, die eine unter die Mauern von Lille, die andere über Laval hinaus, die dritte an die östliche Grenze. Wir haben seitdem jede Hoffnung verloren, dass sie uns näher rücken könnten, und der Stand unserer Lebensmittel gestattet uns nicht länger zu warten. In dieser Lage hatte die Regierung die unabweisliche Pflicht, zu unterhandeln. Die Unterhandlungen haben in diesem Moment stattgefunden. Jedermann wird einsehen, dass wir ohne arge Unzuträglichkeiten die Einzelheiten derselben nicht mittheilen konnten. Wir dürfen indessen seit heute annehmen, dass das Princip der nationalen Souveränetät durch das sofortige Zusammentreten einer Nationalversammlung gewahrt werden wird; dass der Waffenstillstand die sofortige Einberufung dieser Nationalversammlung zum Zweck hat; dass während dieses Waffenstillstandes die deutsche Armee die

mussten. Bei der Entfernung, in der die feindlichen Artilleristen standen, mussten sie stets im größten Bogen schießen, ohne ihre Schüsse auf ein bestimmtes Ziel richten zu können. Aber ein unbegreifliches Verhängnis lenkte ihre Geschosse gerade auf unsere Museen, unsere Bibliotheken und unsere Hospitäler. Das linke Ufer ist bekanntlich reich an Krankenanstalten; die Zahl derselben hatte sich durch die Bedürfnisse der Belagerung bedeutend vermehrt. So vergieng denn auch kein Tag, wo wir nicht in den Zeitungen einige von berühmten Ärzten unterzeichnete Verwahrungen gegen die von den Preußen in unseren Hospitälern begangenen Morde lasen. Ihre Granaten waren mit einer gewissen anhaltenden Heftigkeit auf das Val-de-Grâce niedergefallen. Herr Trochu ließ die verwundeten Gefangenen dorthin schaffen; er machte Herrn von Moltke hiervon Anzeige, und man bemerkte, dass, nachdem diese Maßregeln getroffen, die Geschosse sich von diesem Punkte mit derselben Sorgfalt fernhielten, mit der sie bisher darauf gerichtet worden waren. Der Luxembourg hatte zahlreiche Granaten abbekommen, welche die Kranken genöthigt hatten, die dort improvisierten ausgedehnten Lazarethe zu räumen; der Jardin des Plantes war verwüstet, geplündert worden; von den Gärten des Museums, den schönsten der Welt, blieb nichts übrig als unförmliche Metall- und Glastrümmer, und der verehrungswürdige Director dieser wissenschaftlichen Anstalt, der berühmte Hr. Chevreul, hatte auf die Acten die folgende Erklärung geschrieben, die er von der Akademie der Wissenschaften hatte unterzeichnen lassen: „Der Jardin des Plantes médecinales in Paris, durch Edict des Königs Louis XIII., datiert vom 3. Januar 1636, gegründet, am 23. Mai 1794 zum Museum der Naturgeschichte geworden, wurde unter der Regierung Wilhelms I., Königs von Preußen, unter dem Kanzler Grafen von Bismarck, durch die preußische Armee in der Nacht vom 8. zum 9. Januar 1871 beschossen. Bis dahin war er von allen Parteien und allen Mächten, einheimischen wie fremden, geschont worden."

Was die Preußen am meisten aufbrachte, war, wie man uns sagt, unser etwas ironisches Gebaren, sie als Barbaren zu behandeln. Was für einen Namen sollte man ihnen denn aber sonst beilegen? Barbaren waren die Römer, als sie die Kunstschätze von Korinth plünderten oder den Flammen überlieferten; und verdienten diese Abkömmlinge Attilas etwa nicht den Namen Barbaren, sie, die ohne irgend eine Nöthigung, missachtend die Rechte der Menschlichkeit und den Privilegien der Kunst zum Trotz, Verwüstung und Zerstörung über diese Stadt voller Meisterwerke heraufbeschworen; die mit ihren stumpfsinnigen Granaten jene Ecole de Médecine und jene Sorbonne vernichteten, wo sie die Wissenschaften erworben hatten, mit der sie sich zur Stunde brüsteten, und jene Bibliotheken, wo sie eine so freigebige und ausgedehnte Gastfreundschaft genossen hatten!

Paris, diesem so viel verleumdeten Paris, zur ewigen Ehre gereichen, bis zum letzten Tage, bis zur letzten Stunde dem Vaterlande die Fahne vorangetragen zu haben. Gott weilt zu hoch, Frankreich ist zu fern, sagte das sterbende Polen. Auch Paris kann sagen: Frankreich ist zu fern. Die von so vielen Umwälzungen gespaltene und zersprengte Seele der Nation hat sich nicht wieder zusammenschließen können; ihre blutigen Trümmer haben vergebens versucht, sich wiederzuerkennen und sich zu vereinigen. Möchte sie in dieser furchtbaren Prüfung sich ihrer selbst wieder bewusst geworden sein und aus ihrem eigenen Blut die Kraft schöpfen, die sie zu neuem Leben erwecken wird."

Diese patriotische Sprache war nur der Wiederhall unserer eigenen Gedanken. So bewirkte denn der erwartete Waffenstillstand auch nicht die Unordnungen, die man befürchten konnte. Einige Bataillone der Nationalgarde, die einen aus bloßer Effecthascherei, die anderen von dem Übermaß eines patriotischen Schmerzes hingerissen, protestierten und verlangten gegen den Feind zu marschieren; einige Freicorps zerbrachen ihre Waffen; man verbreitete im Publicum das Gerücht, einige Admirale gedächten sich lieber auf ihren Geschützen tödten zu lassen als dieselben zu übergeben. Unter anderen führte man den Admiral Saisset an, der, nachdem er eben seinen Sohn, einen jungen Officier, durch eine preußische Kugel verloren hatte, nur noch Rache athmete. Alle diese Aufwallungen giengen in Rauch auf. Die unerbittliche Nothwendigkeit war da und legte ihre eiserne Hand auf alle Aufruhrgelüste. Und so lasen wir denn an den Mauern mit tiefem Schmerz, aber ohne Wuthausbrüche die folgende, von allen Mitgliedern der Regierung unterzeichnete Proclamation:

„Bürger!

Das Übereinkommen, das dem Widerstande von Paris ein Ende macht, ist noch nicht unterzeichnet, aber das bedeutet nur einen Aufschub von einigen Stunden.

Die Grundlagen desselben bleiben so festgesetzt, wie wir sie gestern angekündigt haben.

Der Feind wird die Umwallung von Paris nicht betreten.

Die Nationalgarde wird ihre Organisation und ihre Waffen behalten.

Eine Abtheilung von zwölftausend Mann wird unberührt bleiben; was die anderen Truppen betrifft, so werden sie in Paris, mitten unter uns bleiben, statt, wie man erst vorgeschlagen hatte, in der Bannmeile cantonniert zu werden. Die Officiere werden ihre Degen behalten.

Wir werden die Artikel des Übereinkommens veröffentlichen, sobald die Unterschriften ausgewechselt sind, und gleichzeitig werden wir alsdann den genauen Stand unserer Lebensmittelvorräthe bekannt geben.

Forts besetzen wird; dass wir unsere Nationalgarde und eine Abtheilung der Armee unberührt behalten werden, und dass keiner von unseren Soldaten aus unserem Gebiet fortgeführt werden wird."

Diese Mittheilung war zu lange erwartet, zu lange vorbereitet worden, als dass sie die Bevölkerung gleich einem Blitzstrahl hätte treffen können. Ich wüsste für die Wirkung, die sie auf uns hervorbrachte, keinen besseren Vergleich als die Mischung von widersprechenden Gefühlen, die sich unserer Seele bei der Nachricht bemächtigten, dass der Tod eine lange und qualvolle Krankheit beendet hat. Dieser Tod war unvermeidlich; er entlastet also die Seele von einer unabwälzbaren Last, und entlockt ihr einen Seufzer, nicht der Befriedigung, aber der Erleichterung; so ist es denn aus! wir wissen, woran wir uns zu halten haben: wir werden nicht mehr dieser Ungewissheit, diesem beständigen Auf- und Abfluten von Hoffnung und Furcht hingegeben sein. Es tritt eine Art Schwinden aller Kräfte, gleichsam eine Abspannung der zu lange überreizten Nerven ein. Anderseits aber liebte man den Unglücklichen zärtlich, der nun eben gestorben ist; so schwach der Hoffnungsschimmer auch war, der in den Herzen leuchtete, man hielt ihn sorgfältig im Glimmen, solange das Leben noch seine Brust hob, und sein Wiederschein verklärte unser Antlitz. Nun aber ist es aus, ganz aus; eine dumpfe Wuth gegen das Schicksal, ein düsterer Schmerz bemächtigt sich der Leidtragenden und versenkt sie in Bestürzung.

Das waren, wenn ich mich nicht täusche, die Gefühle, welche die Pariser Bevölkerung beherrschten: es scheint, als widersprächen sie sich, aber unser Herz ist einmal so beschaffen, dass es mit einer wunderbaren Leichtigkeit die sonderbarsten Widersprüche vereinigt. Über dem Ganzen schwebte auch noch der traurige Trost: es ist nicht unsere Schuld! es haben uns Männer zu unserer Führung gefehlt. Diesem Zeugnis, das Paris sich geben konnte, verlieh Herr John Lemoinne, der geistvolle Polemiker der „Débats", Ausdruck in einem beredten Artikel, der allgemeines Aufsehen erregte. Nachdem er gesagt hatte, diejenigen, welche am meisten von dieser letzten Erniedrigung litten, wären nicht die Großmäuler von Belleville, die dabei am lautesten über Verrath schrien, sondern jene gesammte, ehrenwerte, muthige, arbeitsame, hingebende Bürgerschaft, in der der Gedanke an das Vaterland und die Liebe zu ihm lebte, und die seit vier Monaten den ganzen Druck des Widerstandes ausgehalten. In einem herrlichen Schlusswort fuhr der Journalist folgendermaßen fort:

„O ihr alle, Franzosen von ganz Frankreich, die ihr euch in diesem äußersten Kampfe vereinigt und versöhnt habt, und in deren Seelen wir in diesem Moment die Verzweiflung schleudern, sagt es euch, dass ihr euch nichts vorzuwerfen habt; ruft Gott und Menschen zu Zeugen an, dass ihr bis zum letzten Augenblick euere Pflicht gethan habt. Es wird

Bismarcks Gattin.

Von Dr. Adolf Kohut.*)

Der stattliche Mann, Otto von Bismarck, dessen Tüchtigkeit im Kreise nicht allein, sondern bald im ganzen Lande infolge seines Auftretens als Abgeordneter der Ritterschaft des Kreises Jerichow für den sächsischen Provinziallandtag in Merseburg bekannt war, wurde von den Damen der Aristokratie umschwärmt. Er galt für eine gute Partie — obschon Kniephof und Schönhausen arg verschuldet waren und es der ganzen Thatkraft und Umsicht des Gutsherrn bedurfte, um in die chaotischen Verhältnisse Ordnung hineinzubringen.

Lebenslustig wie er war, machte er den Damen der benachbarten Güter Anstandsvisiten, was ja übrigens schon die Höflichkeit, der gute Ton und seine Stellung erforderten, aber keiner gelang es, sein Herz in Fesseln zu schlagen. Über einige Schönheiten macht er sich sogar in seinen Briefen an Malwine weidlich lustig. So schreibt er zum Beispiel über eine, die wir mit *** bezeichnen wollen: „Ich habe sie kennen gelernt; sie hat Augenblicke, wo sie bildhübsch ist, wird aber früh den Teint verlieren und roth werden; ich bin vierundzwanzig Stunden in sie verliebt gewesen.“

Eine andere Dame wollte ihn à tout prix heiraten, und man flüsterte schon in vertrauten Kreisen davon, dass beide ein Paar werden sollen, weil sie beide allein übriggeblieben waren. „Sie ist hübsch“, schreibt Otto von Bismarck, „wenn man seine Neigungen nicht mit den Hemden wechseln will“ — aber sie fesselte ihn nicht und er that ihr nicht den Gefallen.

Thés dansants, ästhetische Thees und Kränzchen aller Art ließ er ruhig über sich ergehen, ohne dass es den jungen Edelfräulein, welche ihn mit ihren Blicken bombardierten, gelungen wäre, ihn zu entflammen. Sie ließen ihn eben kalt, und die diplomatischen Künste — auch der

---

*) Aus dessen interessantem Werkchen „Fürst Bismarck und die Frauen“. (Berlin. Friedr. Stahn. 1894.) Für weiteres höchst Anmuthige sei auf das Buch selbst verwiesen. Die Red.

Paris darf sicher sein, dass der Widerstand bis zur äußersten Grenze des Möglichen gedauert hat. Die Daten, die wir geben werden, sollen den untrüglichen Beweis dafür liefern, und überlassen wir es jedermann, ihre Richtigkeit zu bestreiten.

Wir werden zeigen, dass uns gerade noch genug Brot übrig bleibt, um die Neuverproviantierung abwarten zu können, und dass wir den Kampf nicht länger fortsetzen konnten, ohne zwei Millionen Männer, Frauen und Kinder dem sicheren Tode zu weihen.

Die Belagerung von Paris hat vier Monate und zwölf Tage gedauert: die Beschießung einen vollen Monat. Seit dem 15. Januar ist die Brotration auf dreihundert Gramm beschränkt worden; die Pferdefleischration beträgt seit dem 10. December nicht mehr als dreißig Gramm. Die Sterblichkeit hat sich mehr als verdreifacht. Trotz so vielem Elend ist auch nicht ein Tag zu verzeichnen, an dem sich Entmuthigung bemerkbar gemacht hätte.

Allen voran hat der Feind die moralische Energie und den Muth anerkannt, wovon die ganze Pariser Bevölkerung jetzt ein Beispiel gegeben hat. Paris hat viel gelitten; aber die Republik wird aus seinen langen, so edel ertragenen Leiden Nutzen ziehen. Wir gehen aus dem beendeten Kampfe für den zukünftigen Kampf gestählt hervor. Wir gehen daraus mit unserer vollen Ehre, mit allen unseren Hoffnungen hervor, trotz der Schmerzen der gegenwärtigen Stunde: mehr als jemals haben wir Vertrauen zu den Geschicken des Vaterlandes.

Paris, den 28. Januar 1871."

Es war der hundertfünfunddreißigste Tag der Belagerung. Alles war zu Ende, vollständig zu Ende, auf immer zu Ende. Wir senkten das Haupt und kehrten mit thränenfeuchten Augen in unsere Wohnung zurück.

in seinen Briefen, welche er an sie jeweilig aus der Ferne fleißig zu schreiben pflegte.

Er nennt sie in seinen Briefen: „mein Herz“, „mein geliebtes Herz“, übersendet ihr aus Peterhof Jasmin, aus Bordeaux Heidekrautblüten und er will ihr aus Gastein Edelweiß schicken. Noch nach sechzehn Jahren der Verheiratung erinnert er sich hiebei der Wiederkehr seines Hochzeitstages, wie dieser „Sonnenschein in sein Leben gebracht hat“. Durch viele seiner Briefe zieht sich eine lebhafte Sehnsucht nach ihr wie ein rother Faden hindurch — und zwar im Alter ebenso, wie in der Jugend. In einem Briefe an seine Schwester — Frankfurt, Frühjahr 1854 — schreibt der Bundestagsgesandte: „Ich habe rechtes Heimweh nach Wald, Land und Faulheit, mit der obligaten Zugabe liebender Gattinnen und artiger, reinlicher Kinder. Wenn ich von der Straße her einige dieser hoffnungsvollen Geschöpfe schreien höre, so füllt sich mein Herz mit väterlichen Gefühlen und Erziehungsmaximen.“

Am 1. April 1859 begieng er seinen Geburtstag in St. Petersburg als deutscher Botschafter. Schwermüthig seufzt er: „Heute ist mein Geburtstag, seit zwölf Jahren der erste ohne Johanna.“ In einem Briefe an seine Gattin schreibt er aus Biarritz vom 4. April 1862: „Ich habe ein schlechtes Gewissen, weil ich so viel Schönes ohne Dich sehe. Wenn man Dich durch die Luft herführen könnte, so wollte ich gleich noch einmal mit Dir nach San Sebastian.“

In einem aus dem Sommer 1863 herrührenden Brief aus Nürnberg äußert er: „Ich wäre gern über Wien nach Salzburg gefahren, wo der König heute ist; ich hätte unsere Hochzeitsreise nochmals durchgelebt.“

Immer und immer wieder waren seine Gedanken bei ihr und den Seinigen. Aus dem Pavillon Stanislaus Augusts in Lazienski bei Warschau schreibt er ihr am 17. October 1859: „Der Wind fährt wie ausgelassen über die Weichsel her und wühlt in den Kastanien und Linden, die mich umgeben, dass die gelben Blätter gegen die Fenster wirbeln; hier drin aber mit Doppelfenstern, Thee und Gedanken an Dich und die Kinder, raucht sich die Cigarre ganz behaglich.“ Und einige Tage darauf entfährt seinem gepressten Herzen der Stoßseufzer: „Ich sehne mich nach dem Moment, wo wir zum erstenmal im Winterquartier ruhig am Theetisch sitzen werden.“

Höchst interessant sind besonders die aus dem österreichischen Kriege an sie gerichteten Briefe, von denen freilich nur ein Theil bekannt geworden ist. Ich übergehe deren politischen Inhalt und hebe daraus nur die für den gewaltigen Staatsmann besonders bezeichnenden kleinen Züge hervor. Aus Jitschin, am 2. Juli 1866, also einen Tag vor der Schlacht bei Königgrätz, bittet er seine Gemahlin, ihm durch den Courier

Liebe, scheint er gleichfalls mit seinem klaren Adlerblick beizeiten durchschaut zu haben.

Dies änderte sich erst, als die richtige kam. Schon 1844 hatte er bei der Vermählung seines Jugendfreundes Moriz von Blanckenburg mit Fräulein von Thadden-Triglaff unter den Brautfräulein eine junge Dame getroffen, von deren edler, lieblicher Erscheinung er sich außerordentlich angezogen fühlte. Es war das Fräulein Johanna von Puttkamer, die am 11. April 1824 geborene einzige Tochter des Rittergutsbesitzers Heinrich Ernst Jakob von Puttkamer auf Viartlum und der Frau Luitgarde, geborene von Glasenapp auf Reinfeld. Im Sommer 1846 machte er in Gesellschaft der drei Personen eine Harzreise, und bei seiner Rückkehr stand sein Entschluſs fest. Er schrieb an die Eltern und bat um die Hand seiner Angebeteten, aber sie waren nicht besonders erfreut, als sie den Bewerbungsbrief erhielten. Obschon Herr von Bismarck sich absolut keiner unritterlichen oder wüsten That zu beschuldigen hatte, hieß er doch infolge seines ungestümen, leidenschaftlichen, stürmisch auf sein Ziel losgehenden Wesens im Kreise der „tolle Bismarck“. Einen solchen Mann zum Schwiegersohn zu erhalten, hatte für Herrn Heinrich von Puttkamer wenig Verlockendes. „Ich war wie mit der Axt vor den Kopf geschlagen“, äußerte dieser später. Aber was half sein Sträuben! Johanna liebte Otto von Bismarck, bekannte es offen, und die besiegten Eltern muſsten gute Miene zum bösen Spiel machen. Als Antwort erhielt Bismarck die Einladung, sich in Reinfeld persönlich einzufinden. Er kam, sah und siegte.

Am 28. Juli 1847 vermählte sich Otto von Bismarck-Schönhausen mit Johanna von Puttkamer, und diese Ehe hat stets das Glück des großen Mannes ausgemacht. Er hätte in der That keine bessere Wahl treffen können. Seine Gemahlin hatte, wie ihre Eltern, einen christlichen Sinn, war überaus häuslich erzogen, von herzgewinnender Anmuth und liebte ihren Gatten unaussprechlich. In allen Lagen seines Lebens war sie ihm die treueste und aufopferungsfreudigste Lebensgefährtin, als Gattin wie als Mutter das Ideal einer deutschen Frau. Stets verstand sie es, dem durch das öffentliche Leben so sehr in Anspruch genommenen, einst von so vielen Seiten aufs heftigste befehdeten Mann die gemüthlichste und angenehmste Häuslichkeit zu bereiten. Wiederholt, bei verschiedenen Anläſsen hat er im vertrauten Zirkel wie auch öffentlich das Lob seiner Gattin gesungen. „Sie ahnen nicht, was diese Frau aus mir gemacht hat“, sagte er später öfter.

Von Natur zu „gemüthlicher Häuslichkeit“, wie sein Lehrer Professor Dr. Bonnell sagte, angelegt, fand Bismarck in seinem Familienkreise die Herzensruhe und Lebensfreude wieder, welche politische Kämpfe und allerlei „Frictionen“ ihm raubten. Wir haben zahlreiche herrliche Belege für seine liebevolle Gesinnung gegen seine Gemahlin, namentlich

grüßte ihn ebenso höflich, wie in den Tuilerien und fragte ihn nach seinen Befehlen. Er wünschte, den König zu sehen; ich sagte ihm, der Wahrheit gemäß, dass Seine Majestät drei Meilen davon, an dem Orte, wo ich jetzt schreibe, sein Quartier habe. Auf Napoleons Frage, wohin er sich begeben solle, bot ich ihm, da ich der Gegend unkundig, mein Quartier in Donchery an — einen kleinen Ort in der Nähe dicht bei Sedan; — er nahm es an und fuhr, von seinen sechs Franzosen, von mir und Karl, der mir inzwischen nachgeritten war, begleitet, durch den einsamen Morgen nach unserer Seite zu. Vor dem Orte wurde es ihm leid wegen der möglichen Menschenmenge; und er fragte mich, ob er in einem einsamen Arbeiterhause am Wege absteigen könne; ich ließ es besehen durch Karl, der meldete, es sei ärmlich und unrein. „N'importe", meinte Napoleon und ich stieg mit ihm eine gebrechliche enge Stiege hinauf. In einer Kammer von zehn Fuß im Gevierte, mit einem fichtenen Tische und zwei Binsenstühlen, saßen wir eine Stunde, die anderen waren unten. Ein gewaltiger Contrast mit unserem letzten Beisammen 1867 in den Tuilerien! Unsere Unterhaltung war schwierig, wenn ich nicht Dinge berühren wollte, die den von Gottes gewaltiger Hand Niedergeworfenen schmerzlich berühren mussten. Ich hatte durch Karl Officiere aus der Stadt holen und Moltke bitten lassen, zu kommen. Wir schickten den einen der ersteren auf Recognoscierung und entdeckten eine halbe Meile davon in Fresniers ein kleines Schloss mit Park. Dorthin geleitete ich ihn mit einer inzwischen herangeholten Escorte vom Leib-Cürassierregiment und dort schlossen wir mit dem französischen Obergeneral von Wimpffen die Capitulation ab, vermöge derer vierzigtausend bis sechzigtausend Franzosen, genauer weiß ich es noch nicht, mit allem, was sie haben, unsere Gefangenen wurden. Der vor- und gestrige Tag kosten Frankreich hunderttausend Mann und einen Kaiser. Heut früh gieng letzterer mit allen seinen Hofleuten, Pferden und Wagen nach Wilhelmshöhe bei Cassel ab. Es ist ein weltgeschichtliches Ereignis, ein Sieg, für den wir Gott dem Herrn in Demuth danken wollen, und der den Krieg entscheidet, wenn wir auch letzteren gegen das kaiserlose Frankreich fortführen müssen.

Ich muss schließen. Mit herzlicher Freude ersah ich heute aus Deinen und Mariens Briefen Herberts Eintreffen bei Euch. Bill sprach ich gestern, wie schon telegraphiert, und umarmte ihn angesichts Seiner Majestät vom Pferde herunter, während er stramm im Gliede stand. Er ist sehr gesund und vergnügt. . . . Leb' wohl, mein Herz, grüße die Kinder. Dein v. B."

Mit Recht bemerkte der französische Publicist, Herr von Villemessant, der Veröffentlicher dieses Briefes im „Figaro", bezüglich des Schlusspassus des Schriftstückes:

immer Cigarren, tausend Stück jedesmal, wenn es geht, Preis zwanzig Thaler, für die Lazarethe zu senden, da ihn alle Verwundeten darum ansprechen. Ebenso ersucht er sie, durch Vereine oder aus eigenen Mitteln auf einige Dutzend Kreuzzeitungsexemplare für die Lazarethe zu abonnieren. Nicht minder köstlich ist es, dass er wünscht, sie möchte ihm einen — Roman zum Lesen schicken, „aber nur einen auf einmal!“

Sechs Tage nach der Schlacht von Königgrätz fuhr er durch Hohenmauth — in Böhmen — hindurch, und der Ort erinnert ihn an ein seinem Herzen sehr wohlthuendes Ereignis. In zärtlichem Tone schreibt er ihr darüber unter anderem: „Weißt Du noch, mein Herz, wie wir vor neunzehn Jahren auf der Bahn von Prag nach Wien hier durchfuhren? Kein Spiegel zeigte die Zukunft ... Uns geht es gut; wenn wir nicht übertrieben in unseren Ansprüchen sind und nicht glauben, die Welt erobert zu haben, so werden wir auch einen Frieden erlangen, der der Mühe wert ist. Aber wir sind ebenso schnell berauscht wie verzagt, und ich habe die undankbare Aufgabe, Wasser in den brausenden Wein zu gießen und geltend zu machen, dass wir nicht allein in Europa leben, sondern mit noch drei Nachbarn ... Das Vertrauen ist allgemein. Unsere Leute sind zum Küssen; jeder todesmuthig, ruhig, folgsam, gesittet, mit leerem Magen, nassen Kleidern, nassem Lager, wenig Schlaf, abfallenden Stiefelsohlen, freundlich gegen alle, kein Plündern und Sengen, bezahlen, was sie können und essen verschimmeltes Brot. Es muss doch ein tiefer Fond von Gottesfurcht im gemeinen Mann bei uns sitzen, sonst könnte dies alles nicht sein!“

Auch in einem einige Tage darauf geschriebenen Briefe aus Prag schwelgt er in den Erinnerungen vor neunzehn Jahren, als sie beide Hradschin, Belvedere und alle Schönheiten der Prager Landschaft gemeinschaftlich besichtigen.

Aus dem deutsch-französischen Kriege ist leider nur ein einziger Brief Bismarcks an seine Gemahlin, und noch dazu ohne sein Zuthun, bekannt geworden. Er ist aus Vendresse, einen Tag nach der Schlacht von Sedan, geschrieben, jedoch nicht an seine Adresse gelangt, sondern mit der ganzen Post von Franctireurs aufgefangen und in einer französischen Zeitung veröffentlicht worden. Eins, aber ein Löwe! Über die Gefangennahme, beziehungsweise Capitulation Napoleons III. äußert sich Bismarck in nachstehender markanter Weise:

„Gestern früh fünf Uhr, nachdem ich bis ein Uhr früh mit Moltke und den französischen Generalen über die abzuschließende Capitulation verhandelt hatte, weckte mich der General Reille, den ich kenne, um mir zu sagen, dass mich Napoleon zu sprechen wünsche. Ich ritt ungewaschen und ungefrühstückt gegen Sedan, fand den Kaiser im offenen Wagen mit drei Adjutanten und drei zu Pferde daneben haltend. Ich saß ab,

aus unmittelbarer Nähe beobachten konnte, erzählte oft, dass er gelegentlich eines Besuches im Gutshause die gnädige Frau beim Bettstopfen und über und über mit Federn bestreut angetroffen habe.

Trotz ihres hohen politischen Verständnisses hat sie sich nie in die Politik gemischt, obschon, wie gesagt, ihr genialer Gatte sich auch mündlich über mannigfache politische Fragen mit ihr unterhalten hat. Nur theilt sie ihm zuweilen ihre Ansichten, Zweifel und Bedenken mit. So erzählt Herr von Unruh, Präsident der Nationalversammlung von 1848, der 1859 mit Bismarck in intimere Berührung kam und seitdem mit demselben enge Fühlung behielt, dass 1870 der Ministerpräsident ihm gegenüber sich geäußert, er habe die Absicht gehabt — was bekanntlich später in den parlamentarischen Abenden oft der Fall war — zu bestimmten Abenden die Abgeordneten einzuladen, außerdem noch Mitglieder des Bundesrathes und Minister, aber seine Frau habe gefürchtet, dass die Liberalen sich nicht einfinden würden. Unruh erwiderte, dass zu dieser Befürchtung kein Grund vorhanden sei, und dass auch die liberalen Abgeordneten sehr gern seiner Einladung Folge leisten würden. Hätten doch auch er — von Unruh — und Twesten nach der Beendigung des Conflicts 1866 sich auf sein Verlangen bei ihm eingefunden. Darauf erklärte Bismarck, dass er unter den obwaltenden Umständen gern derartige Zusammenkünfte veranstalten werde, in denen parlamentarische Angelegenheiten besprochen werden könnten.

Wie anmuthig und gastfreundlich die liebenswürdige Fürstin an solchen Abenden die Honneurs des Hauses machen kann, wissen alle diejenigen, welche einst im Reichskanzlerpalais der Ehre theilhaftig wurden, Gäste des Altreichskanzlers zu sein.

Die Ehe Bismarcks ist bekanntlich mit drei Kindern gesegnet worden: Marie, geboren am 21. August 1848 zu Schönhausen; Herbert, geboren am 28. December 1849 zu Berlin und Wilhelm, geboren am 1. August 1852 zu Frankfurt am Main. Die erstere ist seit 1878 mit dem Grafen Kuno Rantzau, Gesandten im Haag, vermählt. Herbert ist Staatsminister a. D. und Reichstagsabgeordneter und Wilhelm Regierungspräsident in Hannover.

Eine überaus zärtliche Mutter, widmete sich Frau von Bismarck der Pflege und Erziehung ihrer Kinder mit der ihr eigenen Liebe und Energie, und sie hatte die freudige Genugthuung, alle drei zu geistig und körperlich hervorragenden Menschen heranwachsen zu sehen.

Große Verehrung hegte Kaiser Wilhelm I. stets für die Fürstin und er nahm oft die Gelegenheit wahr, ihr allerlei zarte Aufmerksamkeiten zu erweisen. Natürlich ließ er auch das Ereignis der silbernen Hochzeit des Fürstenpaares am 28. Juli 1872 nicht spurlos vorübergehen. Zwei Tage vorher richtete der hohe Herr an seinen ersten Rathgeber ein den

„Unmittelbar auf diese Darstellung von förmlich schwindelverursachenden Contrasten die Gefühle für seine Familie! Frau von Bismarck (das theure Herz), Marie, Herbert, Bill, allen zeigt ein freundliches Wort, dass ihrer in Liebe gedacht wird, und zuletzt der Gruß an die Kinder. Der Bericht über die Schlacht ist in ein Idyll eingefügt. Der ungekünstelte Brief des Grafen Otto von Bismarck ist ein Gemälde seines Charakters, und dieser Charakter ist der seines Volkes."

Ein grenzenloses Vertrauen, auch zu dem politischen Verständnis seiner Gattin, spricht sich in seinen Zuschriften an sie aus, denn er hat vor ihr absolut kein Geheimnis, entwickelt eingehend seine politischen Anschauungen über brennende staatliche Fragen und spricht Gedanken aus, die durch ihre Größe und Kühnheit überraschen.

Moriz Busch schildert dieselbe als eine aufgeweckte, lebhafte Natur, mit einer großen Dosis natürlichen Witzes begabt, feinfühlend und geschmackvoll. Sehr musikalisch und Meisterin auf dem Pianoforte, ist sie zugleich eine sorgsame und umsichtige Hausfrau, und nach Art der Edeldamen früherer Zeit soll sie auch Kenntnisse auf dem Gebiete der Arzneikunde besitzen. Sie hat sich im Laufe der Zeit tief in die energische Art ihres Gemahls, zu fühlen und zu denken, eingelebt — mitunter in recht drastischer Weise. Zwei Tage nach der Schlacht bei Sedan las, wie der citierte Gewährsmann uns berichtet, Graf Bismarck im Hauptquartier einen Erguss ihrer Feder vor, in welchem sie in biblischen Ausdrücken inbrünstig den Untergang der Franzosen hoffte. „Darf ich fragen, wie es der Frau Gräfin geht?" fragte Prinz Albrecht, als er am 29. October 1870 in Versailles beim Minister zu Tische war. „Oh", erwiderte dieser, „der geht es ganz gut jetzt, wo es mit dem Sohne besser steht. Nur leidet sie immer noch an ihrem grimmen Hasse gegen die Gallier, die sie sammt und sonders todtgeschossen und -gestochen sehen möchte, bis auf die ganz kleinen Kinder, die doch nichts dafür könnten, dass sie so scheußliche Eltern hätten." Einige Tage später theilte der Ministerpräsident seinen Vertrauten eine nicht viel gelindere schriftliche Bemerkung von ihr mit, in der es ungefähr hieß: „Ich fürchte, dass Ihr in Frankreich keine Bibel findet, und so werde ich Dir nächstens das Psalmbuch schicken, damit Du darin die Prophezeiung gegen die Franzosen lesen kannst; ich sage Dir: die Gottlosen sollen ausgerottet werden."

Drollig ist es, den eisernen Kanzler in Briefen an seine Frau über — Toilettenfragen sich unterhalten zu sehen!

Frau von Bismarck ist unermüdlich thätig und besitzt ein hervorragendes wirtschaftliches Talent. Dies bekunden alle Besucher des Fürstenpaares in Varzin, Schönhausen und Friedrichsruhe. Der 1889 zu Schönhausen verstorbene Schulze Pietsch, welcher die Fürstin Bismarck

Einem müßigen Kopfe hat es beliebt, vor einiger Zeit einen angeblichen Brief der Fürstin zu veröffentlichen, worin sich Ihre Durchlaucht in überschwänglicher Weise über England äußert. Obschon die plumpe Fälschung auf der Hand lag, gieng das Schreiben doch durch viele Blätter. Des Curiosums halber sei es auch hier mitgetheilt. Es lautet:

„Ich fürchte, dass ich nicht einmal hoffen darf, Ihr schönes Land wiederzusehen. Sie wissen, wie sehr ich es liebe. Ihre kleine Insel im Süden (womit die Insel Wight gemeint ist) ist in der That ein Gottesgarten. . . . So stolz ich auch auf meinen Gatten bin, so kann ich doch nicht umhin, zu denken, dass wir beide glücklicher gewesen wären, hätten die Gestirne in ihrem Laufe für seine Lebensarbeit Ihr liebes Old-England bezeichnet. Ich mag nicht von Politik sprechen; aber ich denke, es ist nichts Arges dabei, wenn ich sage — was ich so oft vordem gesagt — dass hätte ich die Wahl der Nationalität, so wollte ich eine Engländerin sein; offenherzig, frei, gebildet; von meinem Gatten weder als eine Null, noch als ein Spielzeug betrachtet. — Ich liebe Alt-England von ganzem Herzen." . . .

Dieses perfide Briefchen sollte nicht allein beweisen, dass die Frau Fürstin, im Gegensatz zu ihrem Gemahl, eine eifrige Verehrerin des englischen Landes und seiner Sitten sei, sondern auch, dass sie von dem Fürsten als eine „Null", als ein „Spielzeug" betrachtet werde. Die Gemahlin Bismarcks war nie in England und ist eine zu vornehm denkende und geistvolle Frau, um solche Salbadereien zu schreiben. Das Dementi folgte übrigens der geschmacklosen Veröffentlichung auf dem Fuß.

Wiederholt war die Fürsten in den letzten Jahren leidend und ihre Krankheit beugte ihren Gatten aufs tiefste, aber dank ihrer kräftigen Natur und der Kunst des Professors Dr. Schweninger ist ihr kostbares Leben uns erhalten geblieben und sie hat sich wieder erholt und gekräftigt — zur höchsten Freude und Herzerquickung Bismarcks, der in ihr das Glück, den Frieden und die Weihe des Hauses verkörpert sieht, die alle seine Gewohnheiten und Eigenheiten kennt und ihnen mit größter Zartheit und feinstem weiblichen Takt Rechnung trägt, die ihn, wie immer, so auch in seiner letzten schmerzhaften ischiatischen und Influenzakrankheit mit liebevollster Sorgfalt gepflegt hat. Mit Thietmar dem Alten kann er auch singen und sagen:

„Was ist für Seel' und Leib
Des Mannes Kräftebronnen?
So er ein edles Weib
In Liebe sich gewonnen!"

Mehr noch wie all das hier Gesagte spricht für die innige und aufrichtige Liebe Bismarcks zu seiner Frau ein Umstand, auf den ich hier noch aufmerksam machen möchte. In seinen amtlichen Berichten, zum

Empfänger hochehrendes eigenhändiges Gratulationsschreiben, welches wir hier in der Schreibweise des Originals buchstäblich folgen lassen:

„Coblenz, den 26. July 1872.

Sie werden den 28. d. M. ein schönes Familien-Fest begehen, daß Ihnen der Allmächtige in Seiner Gnade bescheert. Daher darf u. kann ich mit meiner Theilnahme an diesem Feste nicht zurückbleiben u. so wollen Sie u. die Fürsten Ihre Gemahlin meinen innigsten und wärmsten Glückwunsch zu diesem erhebenden Feste entgegen nehmen! Daß Ihnen Beiden unter so vielen Glücksgütern die Ihnen die Vorsehung für Sie erkoren hat, doch immer das häusliche Glück oben an stand, daß ist es wofür Ihre Dankgebethe zum Himmel steigen! Unsere und meine Dankgebethe gehen aber weiter, indem sie den Dank in sich schließen, daß Gott Sie mir in entscheidender Stunde zur Seite stellte u. damit eine Laufbahn meiner Regierung eröffnete, die weit über Denken und Verstehen gehet. Aber auch dafür werden Sie Ihre Dankgefühle nach Oben senden, daß Gott Sie begnadigte so Hohes zu leisten! Und nach allen Ihren Mühen fanden Sie stets in der Häuslichkeit Erhohlung und Frieden — das erhält Sie in Ihrem schweren Berufe! Für diesen sich zu erhalten und zu kräftigen ist mein stetes Anliegen an Sie, u. freue ich mich aus Ihrem Briefe durch Ob. Gf. Lehndorff u. durch diesen selbst zu hören, dass Sie jetzt mehr an sich als an die Papiere denken werden.

Zur Erinnerung an Ihre silberne Hochzeit wird Ihnen eine Vase übergeben werden, die eine dankbare Borussia darstellt u. die so zerbrechlich Ihr Matérial auch sein mag, doch selbst in jeder Scherbe dereinst aussprechen soll, was Preußen Ihnen durch die Erhebung auf die Höhe, auf welcher es jetzt steht, verdankt.

Ihr treu ergebener dankbarer König Wilhelm."

Die Porzellanvase, welche der Veröffentlicher dieses allerhöchsten Handschreibens, Moriz Busch, gesehen, war ursprünglich für Hardenberg bestimmt, ihm aber aus irgendeinem Grunde schließlich nicht übergeben worden.

Dieselbe hat etwa eineinhalb Meter Höhe und zeigt vorne eine sitzende Frauengestalt, die Borussia, die wir jetzt auch als Germania deuten dürften, auf der Rückseite französische Waffen und Trophäen aus den Befreiungskriegen.

Wie der kaiserliche Herr, so nahm auch ganz Deutschland den wärmsten Antheil an der silbernen Hochzeit des Fürstenpaares. Sicherlich wird sich auch das Jubiläum der goldenen Hochzeit, welches in drei Jahren bevorsteht, zu einer Nationalfeier gestalten.

Von der Fürstin sind nur wenige Briefe bekannt geworden; ihr bescheidenes und anspruchsloses Wesen liebt das ostentative Hervortreten in die Öffentlichkeit nicht, sondern hält sich echt weiblich im Hintergrunde.

noch Graf war, eines Sommers einst bei dem Fürsten Putbus in Rügen auf. Bei einem Diner nun fand das folgende scherzhafte Gespräch statt:

„Lieber Otto“, sagte die damalige Frau Gräfin Bismarck zu ihrem Gemahl, „dies Gericht solltest du lieber vorübergehen lassen, es thut deinen kranken Magennerven augenblicklich nicht gut!“

„Meine Damen, ist Ihnen schon ein solches Prachtexemplar von gehorsamem Ehemann vorgekommen?“ entgegnete schalkhaft Bismarck und schob die Schüssel zurück.

„Da sind Sie also, liebe Gräfin, außer dem Könige die einzige Glückliche, der unser eiserner Graf sich beugt?“ sagte Fürst Putbus.

„O nein“, lächelte die Gräfin, „Otto beugt sich auch vor sonst noch jemandem — wenn's nicht gut anders geht.“

„Und wer ist dieser Mächtige?“

„Rathen Sie — doch nein, Sie errathen es ja unmöglich — mein eiserner Mann gehorcht seinem — Koch!“

„Ja, was thut man nicht alles, um nur im eigenen Hause Ruhe und Frieden zu haben, nachdem man den Krieg draußen gekostet hat!“ erwiderte der Graf mit tragischem Gesichte.

Über Religionsfrevel im Volke.

Ein flüchtiger Streifzug von Peter Rosegger.

Man braucht wohl nicht erst daran zu erinnern, dass die Landbevölkerung unserer Alpen von großer und zumeist auch von echt christlicher Religiosität ist. Das müsste schon ein seltenes, von fremden Einflüssen missbildetes Ungethüm sein, dem es einfiele, eine absichtliche Gotteslästerung zu vollführen. Es würde auch auf der Stelle gelyncht werden. Und doch gibt es, wie wir in den Gerichtssälen sehen können, jahraus jahrein zahlreiche Religionsfrevel, und solcher, die nicht in den Gerichtssaal kommen, sind unzählige.

Es wird hier nicht die Rede sein von jenen Freveln, die eine wirkliche Gotteslästerung bedeuten, weil sie an den Allgütigen und Allgerechten oft Zumuthungen stellen, die nichts weniger als einen göttlichen Charakter an ihm voraussetzen. Das sind jene Arten von Aberglauben, durch welche man Gott zu eigennützigen Zwecken, zum Schaden anderer Personen, zu schlechten Handlungen missbrauchen will. Jener Mann, der eine große Kerze nach Mariazell opferte, in der guten Meinung, beim

Beispiel an den Ministerpräsidenten Freiherrn von Manteuffel, seinen Chef, als er preußischer Gesandter beim Frankfurter Bundestag war, unterläßt er es zuweilen nicht, seiner Gattin und Häuslichkeit zu gedenken. So schreibt er unter dem 9. October 1851 am Schlusse eines eingehenden Memorandums über die Bestrebungen Österreichs auf dem Gebiete der Handelspolitik und des Zollvereines, über die hannöver'sche Ministerkrisis, die kurhessische Verfassungsangelegenheit, Einsetzung einer Centralpolizeibehörde, Flottenangelegenheiten 2c.

„Seit ich Frau und Kinder hier habe, sehe ich Frankfurt mit mehr Behagen an."

Ein amtlicher Bericht vom 7. August 1852 beginnt mit den Worten: „Ew. Excellenz sage ich meinen herzlichen Dank für Ihren Glückwunsch und die Annahme der Pathenstelle; meine Frau und das Kind befinden sich jetzt über Erwarten wohl. Die Taufe wird, wegen Abwesenheit des dazu ausersehenen Geistlichen, wohl in der ersten Hälfte des nächsten Monats stattfinden."

Natürlich hütet die Fürstin ihren Gatten wie ihren Augapfel — ohne dass jedoch Bismarck, der bekanntlich keine Furcht kennt, sich durch ihre Ängstlichkeit und diejenige seiner Schwester besonders einschüchtern ließe.

Einen interessanten Zug erzählte in dieser Beziehung einst Max Bewer in seiner Feuilletonartikel-Serie vom 8., 9., 11. und 16. Jänner 1891 im „Hamburger Correspondent". Bismarck plauderte mit dem Interviewer auch von der Conflictszeit, und die Frau Fürstin theilte mit, dass sie damals eines Tages in ihrem Zimmer einen Zettel gefunden habe, der durchs offene Fenster hineingeworfen zu sein schien, auf welchem die Worte standen: „Morgen ist alles aus; schade um die kleinen Knaben — womit ihre damals vierzehn- und elfjährigen Söhne Herbert und Wilhelm gemeint waren — morgen sind sie nicht mehr!" Jeden Tag seien Droh- und Schmähbriefe eingetroffen.

„Die meisten eingeschrieben", setzte der Fürst hinzu, „ich habe seit jener Zeit Aversion gegen eingeschriebene Briefe behalten!"

Frau Malwine von Arnim erinnerte sich sofort des Datums, an welchem Blind auf den Fürsten schoss. Sie habe ihren Bruder nicht oft genug mahnen können, sich durch besondere Maßregeln zu schützen, aber Bismarck habe immer nur geantwortet: „Ich habe genug zu thun; das kann der liebe Gott allein besorgen."

Und der liebe Gott hat ihn in der That gnädig beschützt und vor allen Fährlichkeiten behütet.

Reizend ist noch der nachstehende Zug aus dem Eheleben des Fürstenpaares: Ab und zu kehrte Bismarck, wenn er auf seinen Gütern war, auch bei dem einen oder anderen Gutsnachbarn ein und ließ sich von demselben gern einladen. So hielt er sich vor vielen Jahren, als er

lichen Lustbarkeiten, auf der Hirtenmatte oder im Wirtshause Dinge treiben, die einer krassen Verhöhnung der kirchlichen Gebräuche und Heiligthümer ähnlich sind wie ein Ei dem anderen! In meiner Jugend, lange vor Einführung der Neuschule, habe ich sogenannte Brechlerabende mitgemacht. Das sind Abendfeste, wie sie ein Bauer seiner Nachbarschaft gibt, die ihm den eingeheimsten Flachs brechen-halfen. Heute sind solche Versammlungen, um zu essen und tolle Streiche zu vollführen, in der Bauernschaft fast abgekommen. In jenen Zeiten gieng es hoch her! Da gab's eine große Mahlzeit, der allerhand Spiele und Schaustellungen folgten. Kam zum Beispiel ein Kapuziner, den irgend ein mit komischem Talente begabter Bauernknecht darstellte, dieser stieg in seiner braunen Kutte auf den Tisch, las das Evangelium „von den drei Jungfrauen, die durch den Wald spazieren giengen und drei Jägerburschen begegneten". Dann hielt er in dem bekannten Predigertone und mit den dazugehörigen Gesten eine Predigt, die an Drastik und Drolligkeit nichts zu wünschen übrig ließ, aber auch fortwährend Anklänge an die kirchlichen Worte und Anspielungen von manchmal ziemlich bedenklicher Art enthielt. Dann verkündete er ein Ehepaar mit Bezugnahme auf Anwesende. Die Leute lachten und nichts weiter. Nach der Predigt folgte zumeist die Trauung, bei welcher der Kapuziner irgend ein Paar ganz nach kirchlicher Art copulierte. Zum „Segen" wurde dem arglosen Pärchen gewöhnlich ein Topf mit kaltem Wasser über die Köpfe gegossen.

Bei solchen Brechlerfesten hatte man auch gerne die „Allerheiligenlitanei" gebetet, in welcher bekannte Personen der Gemeinde angerufen und nach ihren komischen Eigenschaften oder körperlichen Gebrechen bezeichnet wurden. Einen solchen Brechelabend habe ich in meinem „Volksleben in Steiermark" genauer zu beschreiben versucht.

Beliebte Volksspiele waren und sind in manchen Gegenden heute noch das „Bischofeinweihen" und das „Lazarusbegraben", wobei man immer wieder kirchliche Ceremonien nachahmt, die schließlich aber stets in einen Schabernak ausgehen. So werden beim Bischofeinweihen die weißen (Werg-)Haare des arglosen „Bischofs" mit einem Lichte angebrannt, was unter dem Scheine des Zufalls zu geschehen hat. Mit dem Werge läuft zumeist auch das natürliche Haar des „geweihten Bischofs" Gefahr, in Flammen aufzugehen. Beim „Lazarusbegraben" erhebt sich der Todte plötzlich, um dem nächsten ahnungslosen Leidtragenden in die Nase zu beißen. Der Bauer Josef Faist bei Riegersburg hat im laufenden Jahrgange des „Heimgarten", Seite 199, von Todtenwachen erzählt, die in manchen Gegenden heute noch üblich sind und bei welchen häufig kirchliche Gegenstände und Sitten profaniert werden zum Zwecke geselliger Unterhaltung. Manchmal kommt es vor, dass jemand sagt: „Aber Leut', thut's doch nit so Fravel treiben mit heiligen Sachen!" Darauf stellen sie entweder ihr Treiben ruhig ein, oder haben eine bauernwitzige Be-

nächsten Pferdediebstahl nicht erwischt zu werden; jenes Weib, das den Arsenik in die Kirche trug, in der Absicht, das Gift weihen zu lassen, mit dem es den Ehegatten tödten wollte; jener Mann, der während seines falschen Eides eine Hostie an der linken Brustseite am Herzen trug. damit der Meineid nicht Sünde sein sollte: das sind die wahren Gotteslästerer. In geringerem, aber nie zu rechtfertigendem Grade sind es auch solche Personen, welche z. B. durch Lippengebete, Geldopfer, durch landesübliche Verehrung von Heiligthümern, durch äußere religiöse Übungen allein sich entsündigen wollen. Zum mindesten kommt ihr Thun manchmal Bestechungsversuchen gleich, durch welche unsere reine Vorstellung von Gott auf das empfindlichste beleidigt wird. Ich habe bei meinen Volksschilderungen mehrmals Anlass genommen, solche unchristliche Sitten zu rügen, zu verspotten, was mir aber von gewissen Seiten selbst als — Religionsfrevel ausgelegt worden ist. Ein derber Jugendübermuth, der solche Dinge manchmal vielleicht etwas unmittelbarer dargestellt hat, als es gerade nöthig gewesen, mag hie und da bei befangenen Lesern wohl Ursache von Missverständnissen geworden sein; eines Sacrilegiums bin ich mir nicht bewusst. Bei gewissenhafter Darstellung des Volkslebens lassen sich so bezeichnende Merkmale der Volksseele nicht umgehen, zwischen Ideal und Thatsächlichkeit hindurch ist ein gangbarer Weg gegen die letztere hin für den Dichter schmäler, für den Sittenschilderer breiter gezogen. Man muss die Sache, von der man zu erzählen hat, beim Namen nennen dürfen; doch wenn man für einen allgemeinen Leserkreis schreibt, so ist es auch zweckmäßig, anzudeuten, inwiefern die geschilderten Volkszustände recht und sittlich sind, und inwieferne nicht. Ist schon nicht immer die unfehlbare Erkenntnis vorhanden: strenge Gewissenhaftigkeit und die Absicht, Schlimmes zu vermeiden, ist unerlässlich.

Ich gedenke hier einige Beispiele volksthümlicher Religionsfrevel zu erzählen, die nach meiner Meinung gar keine Religionsfrevel sind, erstens, weil die Absicht zu freveln fehlt und zweitens, weil in den meisten Fällen das ebenso wenig beabsichtigte Ärgernis auch thatsächlich nicht gegeben wird.

Der Mensch besitzt, wie wir alle wissen, einen großen Nachahmungstrieb und man könnte sagen, je tiefer seine Culturstufe, desto größer der Nachahmungstrieb. Dazu kommt bei unseren Älplern noch der Hang nach dramatischen Schaustellungen. Welche Vorbilder aber haben sie hierin? Kein anderes, als die Kirche und ihren Cultus. Wenn sie nun bei irgend welchen festlichen Anlässen, guten Gelegenheiten und bummelwitzigen Stimmungen angeregt sind, etwas zu treiben, darzustellen, an was werden sie sich lehnen, als an kirchliche Ceremonien, was werden sie nachahmen, als das, was sie in ihrer Dorfkirche sehen?

Der Fremde wird betroffen, vielleicht empört sein, wenn er sieht, wie die sonst so religiösen und gut katholischen Bauern bei ihren welt-

Wenn dies oder das nicht ist, so will ich ein Spitzbub sein! — Diese Rede war hier wohl eher das Gegentheil einer Gotteslästerung, sie war eine eidartige Bekräftigung seiner Aussage, von der er überzeugt und durchdrungen war, sie hatte den Sinn des „so wahr Gott lebt!“ Das Gericht hat deshalb den Mann auch ruhig nach Hause gehen lassen.

Reich an Gottesentwürdigung wären dem Unverständigen die alten Krippenlieder, in welchen Gott ein „alter Tatel“, ein „armes Hascherl“, ein „guter Lapp“ und dergleichen genannt wird. Nie ist es im Volke jemandem eingefallen, in solch einfältigen, herzwarmen Bezeichnungen einen Religionsfrevel zu finden. Hingegen ist jener Schriftsteller beanständet worden, der in einer Volksscene das Sprichwort anwendete: „Iss den Sterz, er ist mit einem Geseg'ndir'sgott geschmalzen!“ Der übermüthige Bauernbursche ferner, der sein Mädchen mit den Worten grüßte: „Gegrüßet seist du, Maria, du bist voll der Gnaden!“ benützte das kirchliche Gebet zu einem bequemen Ausdruck seiner Empfindung, ohne auch nur den Schein eines beabsichtigten Frevels auf sich geladen zu haben.

Unser Landvolk ist mit seiner ganzen Wesenheit so tief eingesponnen in religiöse Gegenstände und Sitten, dass manche Stube eher einer Kapelle ähnlich sieht, als einem Wohnraume. Cruzifix, Heiligenbilder, Rosenkranz, Weihwasserkessel, geweihte Wachskerzen, Gebet- und Erbauungsbücher und dergleichen Dinge zieren Wand und Winkel. Wenn also die alte Grabenschusterin ihr Kaffeetöpflein mit dem aus Pappe verfertigten Bild der heiligen Elisabeth zuzudecken pflegt, damit es nicht zu schnell ausdampfe; wenn die Perlen einer unvollständig gewordenen und nicht mehr gebrauchten Betschnur als Spielmarken beim Kartenspiel benützt werden; wenn das Dirndl in verschwiegener Nacht den Liebesbrief schreibt bei dem Scheine einer geweihten Wachskerze — so sind das gewiss keine absichtlichen Frevel, es ist bloß ein gedankenloses Benützen des Nächstliegenden. Freilich muss gesagt werden, dass in solchen Fällen eine Verehrung für die religiösen Gegenstände nicht sehr groß sein kann, sonst müsste den Leuten der Herzenstakt in die Hand fallen mit der Mahnung: Das schickt sich nicht!

Nicht immer ist es Frömmigkeit, wenn der Bauer gegen den Himmel blickt. Dem Bauer ist, so hörte ich einmal jemanden sagen, der Himmel das, was dem Geschäftsmanne der Courszettel ist. Dieser Ausspruch wäre gleich für sich ein Religionsdelict, wenn er nicht seinen wahren weltlichen Sinn hätte. Wenn der Bauer gegen Himmel blickt, um zu sehen, wie es mit dem Wetter steht, so ist das thatsächlich ein Blick in seinen Courszettel. Dass er über den Wolken und über den Sternen noch etwas anderes weiß und besitzt, dadurch unterscheidet sich der Bauer himmelhoch von jenen Leuten, die ihre Seligkeit und Verdammnis nur im Courszettel finden.

Einem Religionsfrevel, wenigstens einer vollkommenen Pietätlosigkeit kommt es gleich, wie man im Volke manchmal, ja sogar sehr häufig

merkung gegen den Mahner und fahren fort oder überhören die Mahnung ganz. Wenn's nachher zum wirklichen Gottesdienste in der Kirche kommt, ist alle Mummerei vergessen und sie geben sich wieder aller Gläubigkeit und Frömmigkeit hin, deren sie von Natur aus fähig sind.

Weitum bekannt ist das sogenannte „Faschingbegraben" am Aschermittwoch, wobei eine Puppe oder ein Fass in einem Trauerzuge gegen den Kirchhof getragen und iu der Nähe desselben unter förmlichen Begräbnis-Ceremonien bestattet wird. Processionartige Aufzüge sind überhaupt Lieblingsbelustigungen ausgelassener Gesellschaften. Mit Trommeln und Fahnen ziehen sie singend umher, einer oder der andere ist priesterartig angezogen; vor Maibäumen oder Steinhaufen oder hübschen Weibsleuten, an denen sie vorbeikommen, machen sie ihre Kniebeugungen, klopfen auf die Brust und murmeln im Gebettone Worte, die freilich nichts weniger sind als christliche Gebete.

Am Faschingtage dieses Jahres hat sich in einem steirischen Orte Folgendes ereignet. Eine lustige Magd hatte zu viel getrunken und musste sich demzufolge ins Bett legen. Davon hörten die im Wirtshause versammelten Burschen und ein Spaßvogel machte den Vorschlag, die „schwerkranke Dirn zu versehen". Da waren alle gleich dabei. Einer zog über seinen Kleidern ein weißes Hemd an, hieng eine rothe Halsschleife als „Stola" um, flocht einen Krapfen in Stroh ein, den er wie das Sacrament vor sich an der Brust einher trug. Vor diesem „Pfarrer" gieng ein Bursche mit der Laterne. So schritten sie am hellen Tage durch den Ort gegen das Haus, wo die Magd lag. Unter den Bewohnern entstand Ärgernis und hier war die Grenze, wo der Scherz zum Frevel wird. Als der falsche „Pfarrer" den Krapfen der „auf den Tod kranken Magd zur letzten Wegzehrung" reichen wollte, erhob sich diese Magd und versetzte dem Burschen eine gellende Ohrfeige. Das war der richtige Abschluss einer solchen Feierlichkeit. Später hat sich auch das Gericht für den Fall interessiert. Dieses pflegt solche Delicte mehr in pädagogischem Sinne zu schlichten. Die Absicht zur Gotteslästerung war nicht vorhanden, also konnte es eine Gotteslästerung nicht sein; Gott in seiner unendlichen Überlegenheit ist auch nicht empfindlich. Aber ein Beispiel des Ungeziemenden war es und das religiöse Gefühl der Leute wurde verletzt, nicht sowohl Gott, als vielmehr die Menschen wurden beleidigt oder konnten verführt werden, an solchen Ungebürlichkeiten Gefallen zu finden. Darum die Strafe.

Aber auch jener Bauer wurde dem Gerichte eingeliefert, der mit seinem Nachbar Process wegen eines Grenzbaumes führte. Nachdem alle Betheuerungen, dass der Baum ihm gehöre und schon seinem Vater und Großvater gehört habe, nichts geholfen, rief er erregt aus: „Und wenn dieser Baum nicht mein ist, so soll unser Herrgott ein —". Also hat er das Sprichwort gesteigert, welches im Volke sehr oft gebraucht wird:

Der Riesler.

Ein Bild aus dem Volksleben von Hans Fraungruber.

Drüben auf der Seewiese ist „Kirta" (Kirchweihfest). Zu Füßen der gewaltigen, wildabstürzenden Nesselwand breitet sich die grüne, waldbestandene und mit Felsblöcken besäete Matte aus, die just genug freien Raum für das Blockhaus des Seewirtes bietet, für einige Tische und Bänke davor, wie für den Tanzboden eine flüchtig gezimmerte Bretterhütte, von deren Fenstern man hinabspringen kann in den dunklen See, der seine blitzende Fläche weithin dehnt bis an das Pfarrdorf mit dem spitzen Kirchthurm und zu den Villen der Sommergäste, die heute ihre grünen Läden geschlossen halten, weil die Bewohner den Dörflern gefolgt sind, die theils auf dem schmalen Pfade zwischen See und Riesling, theils im schwanken Boote der Seewiese zugepilgert sind, denn auf der Seewiese ist Kirta!

Es wimmelt auf dem beschränkten Raume von Burschen und Dirndln im Sonntagsstaate und durch die Menge drängen sich die Sommergäste, wenig beachtet und zuweilen ärgerlich bekrittelt, weil die Dörfler ihren Kirta gern unter ihresgleichen abhalten. Die Knappen vom Salzberge haben sich eingefunden in schmucker Bergmannstracht, die Holzknechte im „rupfernen" Hemde und die Joppe über die linke Achsel gehängt, die Söhne und Knechte aus den umliegenden Bauerngütern, sowie die Jagdgehilfen und Diener der Herrschaften. Da sind prächtige Gestalten zu sehen, mitunter ungefüg, aber doch frei und schneidig in jeder Bewegung, mit einem Blicke, wie ihn die Gemse über die Schroffen thut. Und die Dirndln! Viel blühweiße Unschuld, viel herzwarme Sünde klopft unter dem bunten Brusttuch, und lebfrische Glieder wiegen sich in heißer Gesundheit im blumigen Gewande. Morgens in der Kirche war man fein züchtig und schlug die Augen auf das Nelkenbüschlein in der Jacke nieder, nun ist's Abend, da flirren die Augen in der Runde und die rothen Lippen kichern und schäkern unter dem vorgehaltenen weißen Tüchlein, das die Bauerndirne zum Tanze nimmt wie die Städterin den Fächer. Sähe

beten hört. Vor Jahren habe ich einmal beschrieben, welche Entartung das Vaterunser im Munde gedankenloser Gewohnheitsbeter erfährt. Es ist weder als hochdeutsch, noch als Mundart zu verstehen und kaum wieder zu erkennen. Damals ist mir Religionsfrevel vorgeworfen worden dieser Darstellung wegen, welche doch nichts anderes war, als ein zorniger Spott auf die Verballhornung unseres schönsten und heiligsten Gebetes.

Wer in naturwahren Volksbeschreibungen erfundene, absichtliche Religionsfrevel wittert, der möge nur einmal ein Jährchen als Bauer unter Bauern leben. Er wird seine Wunder sehen und hören. Doch selten oder nie wird es eine gewollte Gotteslästerung sein, was er da erfährt, als vielmehr Roheit, Sinnlosigkeit und Freude an ungewöhnlichen, packenden Scenen und Schaustellungen. In der einen Absicht, witzig zu sein, sündigen die Menschen überhaupt viel.

Ich war einmal in der Lage, einen Hauptspaß zu vereiteln. Dieser „Hauptspaß" sollte darin bestehen, dass etliche halbbesoffene Bursche dem Wirte ein eben geschlachtetes Schaf stahlen und dasselbe ans Missionskreuz nageln wollten. Weil ich mit meinen theoretischen Abmahnungen nicht durchzudringen vermochte, für Ausübung des Zwangsrechtes aber zu schwach war, so griff ich zur List und schlug vor, den Hammel im Walde zu braten und zu verzehren. Das war zwar vorläufig ein bisschen Diebstahl, doch lieber wusste ich das Schaf in den unrechtmäßigen Mägen als auf dem Kreuze. Da der Braten im Walde ebenfalls ein „Hauptspaß" war, so giengen sie darauf ein und am nächsten Sonntage haben wir zusammengethan, um den Wirt zu entschädigen.

Bei den obligaten Schulbeichten kommt es vor, dass einer für den anderen Collegen gegen kleines Entgelt zur Beichte geht. Ähnlich trieben es die Bauern Michel und Toni. Da der Michel ohnehin gerade zur Beichte gieng, so ward er vom Toni ersucht, auch gleich seine Sünden mitzunehmen und in den Beichtstuhl hineinzusagen, er bedingte sich für diese Gefälligkeit eine Maß Bier. Die auferlegte Buße ist nachher aber so ausgefallen, dass der Michel den Handel gar gerne wieder rückgängig gemacht hätte.

Soviel ich von dieser Sorte noch zu erzählen wüsste, so wird es doch am besten sein, zu schließen. Wenn, wie gesagt, solchen Vorkommnissen auch nicht die Tragik bewussten Religionsfrevels beigemessen werden kann, so ist es immerhin unbehaglich, allzuviel davon zu hören. Diese Darstellungen möchten nur darauf hinweisen, dass die „Religionsfrevel" im Volke nicht in Glaubenslosigkeit oder bösartiger Spottsucht ihren Grund haben und dass, wenn die Gefahr des Ärgernisses ausgeschlossen wäre, sie lediglich in die Fälle von Roheit, Dummheit oder Bummelwitzigkeit eingereiht werden müssten.

---

guter Haltung, verräth der Mann seine fünfzig Jahre nur durch das leicht ergraute Haar, die Enden des Schnurrbartes aber sind keck aufgezwirbelt und in dem freundlichen Auge blitzt ein Licht, das man sonst nur an Zwanzigjährigen gewahrt. Es ist der Bürgermeister. Einem alten Adelsgeschlechte entstammt, das vor Zeiten verarmte, war er durch viele Jahre Steiger im nahen Salzbergwerke gewesen, und nachdem er die Stelle aufgegeben, nahm er sich der Gemeindegeschäfte an, um nicht als Nichtsthuer zu gelten. Halb Herr und halb Bauer, war er beliebt bei allen Angehörigen der Gemeinde, und manch vornehmer Sommergast sah ihn gerne in seinem Hause. Auf den Amtsschriften galt sein ererbter Titel, die Leute aber nannten ihn nach dem Hausnamen kurzweg den Riesler und er war es zufrieden. Man erzählte allerlei von seiner wilden Jugend, mehr aber wurde verschwiegen, denn die Jungen gieng es nichts an und die Alten hatten ja mitgehalten, und sich selber wirft man die Jugendsünden nicht gerne vor. Wenige Jahre erst war es, seit er ein junges Weib genommen, das ihm widerwillig zum Altare gefolgt, denn sie hatte ledigerweise ein Mädchen, dessen Vater sie nicht heiraten konnte; ihren Eltern aber galt der Riesler als ein viel zu vornehmer Werber, als dass sie die Tochter nicht zum Gehorsam gezwungen hätten. Solcher Handel ist ja leider nicht selten in der Welt der Großen und Kleinen. Das junge Weib war die Wonne ihres Gatten, er trug sie auf Händen und was sein immer jugendliches Herz an Freuden ersinnen und verwirklichen konnte, legte er seiner Adelheid und ihrem Kinde, das er wie ein eigenes hielt, zu Füßen. Als sie ihm einen Knaben gebar, schien er willens, die Mutter im Übermaße seines Glückes heilig sprechen zu lassen, sie aber hatte kein frohes Wort für ihn. Ernst und schweigsam lebte sie an seiner Seite; wohl erkannte ihr gerechter Sinn seine Herzensgüte, zuweilen irrlichtete ein flüchtiges Lächeln ob seines sonnigen Humors um ihre Lippen, aber sie war zu ehrlicher Natur, um ihm Liebe zu heucheln, die sie nie für ihn empfunden hatte.

Gern hätte er sein junges Weib zu allen Festlichkeiten geführt, aber sie wies jeden Versuch, mit ihm ins Gedränge fröhlicher Menschen zu gehen, unerschütterlich zurück. Auch heute trug er den Wunsch auf den Lippen, sein Herzblatt im Tanze zu schwingen und überlegte, wie er sie wohl bewegen könne, mit ihm auf die Seewiese zu fahren. — Wunschlos und kalt sitzt nun das Weib neben ihm, er hält den Kopf leicht vorgeneigt und lauscht. Auf der thauenden Wiese summen verspätete Käfer, die Heimchen surren und auf dem Birnbaum erhebt ein Laubfrosch die helle Stimme. „Hörst du's, Adelheid“, flüstert der Mann, „der Laubfrosch singt der Grill ein Vierzeiligs, die werd'n gleich's Tanzen anheben, wie die drüben auf der Seewiesen.“ Keine Antwort. „Mir ziemt, ich hör die Musik, meinst nit? Sollt mr doch hinüberschau'n, ob d' jungen Leut

all das Getriebe der Pfarrer mit an, er würde neuerdings gewahr, wie die Erdenlust seinen losen Pfarrkindern viel besser mundet als die Verheißung des schönsten Himmels nach Abtödtung der irdischen Begier. Morgen heißt es ja wieder in Feld und Stall stehen, auf der Alm dem Vieh nachgehen oder die Hacke schwingen, und so eine lange Reihe von Tagen im selben mühevollen Einerlei, heute aber geht uns das alles nichts an, heute ist Kirta, juchhe!

Mit gellendem Lärm erhebt eben die Blechmusik am Tanzboden ihren Lockruf — schnell noch eines in die Kehle gegossen, die Dirndln greifen nach den weißen Tücheln und schon zieht jeder Bursche seinen Schatz hinter sich her. Wie die Füllen zur Tränke, drängen sie zur Thüre des Tanzplatzes hinein, jauchzend, stampfend und glühend vor Sinnlichkeit, und nun drehen sich die Paare im Wirbel unter dem Gekreisch der Trompeten, den übermüthigen Vierzeilern und dem Händeklatschen der Tänzer. Da fliegt manche Joppe in den Winkel, manch braune Flechte fällt auf die Schulter hernieder und die Fransen des Brusttuches verschieben sich. Wer nicht Platz hat, steht leuchtenden Auges an der Thüre, nur die Wirtin verschnauft einen Augenblick und der ewig scheltende Wirt taucht seine rothe Nase zu tiefst in den Krug. Die emsigen Kellnerinnen wirtschaften in Schank und Küche herum und schwirren wie Leuchtkäferchen auf die Matte mit brennenden Kerzen, die sie auf die verlassenen Tische stellen. — Droben spannt sich der weite Himmel aus in glitzernder Sternenpracht, am linksseitigen Ufer steigt der Hochwald die Berglehne empor und darüber steht der Mond in kalter Helle: weit hinter dem Dorfe thürmt sich die gigantische Masse des Thorsteines bis zum schimmernden Eisfelde hinan. Erhabener Friede schlingt seinen majestätischen Kreis um das jubelnde Völklein lebensgieriger Alpenkinder, die in der schwülen Sommernacht die langher genährte Glut ihres heißfühlenden Herzens aufflammen lassen, im Genügen auf den tollen Augenblick beschränkt, dessen Grenzen ihr Bewusstsein nicht gewahrt.

Drüben in den Straßen des leeren Dorfes verlöschen allmählich die spärlichen Lichter, die Alten gehen zur Ruhe; sie sind daheim geblieben, weil sie nichts mehr gelten im Reiche der Lustbarkeit, ihr Verlangen ist Wärme und Schlaf. Auf dem Hügelzuge, der die Ortschaft gleich einem Walle begrenzt, liegen einzelne Gehöfte, eingesponnen in die Ranken wilden Weines und das Gewirre bunter Bohnenblüte. In einem der hübschen Häuser regt sich noch etwas. Eine hölzerne Vorlaube nimmt den Wiesenpfad auf, der vom Dorfe herauf dem plaudernden Gießbach entgegen durch den Wald zum Hause des Ortsvorstehers führt. In dem engen Gelasse zieht sich eine Rundbank um einen Eichentisch. An diesem ruht ein junges, bleiches Weib, das zuweilen mit lässigem Seitenblicke den Mann streift, der am Thürpfosten lehnt. Eine schlanke Gestalt, von

Auges an der Thüre, fasst ein schlankes Kind um die Mitte und stürzt sich jauchzend in das Gewühl der wogenden Tänzerschaar. Allmählich lösen sich die Paare wieder, aufathmend und zerzaust lehnen die Erschöpften an der Bretterwand, der Riesler wird es nicht gewahr; in geschmeidigem Biegen und Drehen des Körpers umkreist er sein Dirndl, schlüpft gewandt unter ihren erhobenen Händen durch, hebt es jauchzend hoch in die Luft und schlingt es wieder in die verschränkten Arme. Juchhe, heut ist Kirta! Wohlgefällig schaut die rastende Menge dem wonneverlorenen Paare zu. „Der Riesler!“ flüstert ein kleines dralles Dirndl mit weitoffenen Augen, „da schauts, wie der Steirisch tanzt, wie ein junger Bursch, das ist eine wahre Freud!“ „Ja“, meint nickend ein Bursche, „den Burgermeister sollens uns wo nachmachen, im ganzen Landl ist kein zweiter wie der!“

Mittlerweile ist der Musik der Athem ausgegangen, denn die Bläser können ihren Durst unmöglich länger bemeistern. Das tanzende Paar bleibt stehen, der Riesler streicht das Haar aus der Stirne und schaut verwundert umher, sein Dirndl sieht alle Augen auf sich gerichtet, reißt sich mit leisem Schrei los und schlüpft schämig zur Thüre hinaus. Da umbraust den erregten Mann heller Jubel. Hände und Krüge strecken sich ihm entgegen und mit lautem Willkommgruße drängt sich die bunte Schar heran. Kaum hat er diesen Bescheid gethan und jenen ein fröhliches Wort gesagt, ist der mächtige Brand der Musikanten wieder gelöscht, die Backen blähen sich auf und das Geschmetter und der Tanzjubel gehen von neuem los. Der Riesler setzt den Krug ab und strebt der Hütte zu. Da fasst ihn eine warme Hand am Arme und seine Tänzerin schmiegt sich neckend an ihn. „Riesler“, schmeichelt sie, „wie du aber fein tanzen kannst, das ist völlig aus der Weis', mit kein andern geh ich's mehr an wie mit dir!“ „Ja, die Sepherl ist auch da?“ wundert sich der Bürgermeister und fasst das Mädel um den Leib. Es ist ein hochgewachsenes, schlankes Weib, das Gesicht zart wie ein Rosenblatt, die Augen wie Schwarzkirschen. Sie ist die einzige Tochter des Großbauers vom Lindenkogl und stolz auf ihre Schönheit und den Reichthum ihres Vaters. Die Burschen wagen sich nicht recht daran, denn „ihr ist der Zehnte nicht gut genug“. Darüber gieng die erste Frische verloren und die Sepherl steht in der Mitte der Zwanzig. Das sind die Sirenenjahre. Sie zieht den Riesler mit sanfter Gewalt mit sich — aber nicht gegen den Tanzboden, sondern in das Dunkel des Gehölzes. „Gelt, es muss nit allweil tanzt sein“, flüstert sie, „jetzt will ich mit dir eins plauschen. Wann mir nur was einfallen thät!“ Sie stockt und nestelt am Gewande. „Lass geh'n, wird schon mir was einfallen“, lacht der Riesler, fasst das Dirndl am Kinn und küsst es frischweg auf die vollen Lippen. „Das ist auch eine schöne Sprach', die verstehen die Leut auf der ganzen Weltkugel“, sagt er leise und die Sepherl verstand sie auch, fiebernd legt sie ihre

noch ein Steirischen tanzen." — „Geh!" erwidert sie ruhig. „Allein?" fragt er, „da werden die Leut sagen, dass der Riesler nur am Werktag bei der Arbeit verheiratet ist, an Sonn- und Feiertägen lasst er sich scheiden. Schau, du sollst dein jungen Mann doch auf'n Tanz führen, sonst rost' er dir ein und du kannst ihn ins Bodenkammerl stellen zu die alten Spinnradeln — Adelheid!" Er trat zu ihr und neigte sich über sie. Da steht das Weib auf, schiebt ihn sanft zur Seite und geht ins Haus. Der Riesler hat die Unterlippe zwischen die Zähne geklemmt und reckt sich in die Länge, Wehmut und leichter Zorn streiten in seinem Herzen, zögernd folgt er in die Stube. „Fehlt dir was, Adelheid, du bist mehr heut gar so still?" Aus dem Bettwinkel antwortet eine müde Stimme: „Lass mich schlafen geh'n, ich bin wie abgeschlagen! Geh nur allein und sei lustig!" Nun weiß er, dass sein Verlangen in den Wind gesprochen ist, er wendet sich hastig um und schreitet zurück in die Abendluft. Auf der Wiese hält er schwerathmend inne und späht über den See, wo die Lichter durch das Dunkel blitzen und locken, und wieder ist ihm, als schlügen verlorene Klänge einladend an sein Ohr. Noch einmal wendet er sich lauschend und hoffend dem Hause zu, dann seufzt er aus tiefer Brust, reißt sich aus dem trüben Sinnen und eilt, wie gejagt von Liebessehnen und Lebenssucht, den Weg hinunter zum Seeufer. Hastig schleudert er die Kette eines Fahrzeuges aus dem Eisenringe, springt leichtfüßig auf den schwanken Boden, mit jähem Ruck stößt er das Boot ins aufrauschende Wasser und schwingt das Ruder in kräftigen Schlägen, dass das Gefährte knarrend über die dunkle Fläche schießt.

Und näher gleiten die Lichter heran, aus dem Schweigen der Nacht lösen sich immer deutlicher die hellen Klänge der Tanzmusik und das Lärmen der übermüthigen Burschen. Heiß rollt das Blut gegen die Schläfen des einsamen Schiffers, die Muskeln spannen sich und nun fliegt wieder der seltsame Blick so jung und verwegen unter den Brauen hervor, als gelte es eine kecke Fahrt zu süßem Liebeswerben. Ein Jauchzer schnellt durch die Luft wie ein klingender Pfeil und prallt an den Bergwänden in mehrfachem Echo zurück. Das ist der Riesler, der sich selbst gefunden hat. Er schaut zu den Schroffen empor, wo in den Rinnen, die ihren Steinhagel bis an die Almhütten herabsenden, die Gemsen im anbrechenden Weben der Dämmerung auslugen, und ein leises, inniges Lachen bricht durch das Gehege seiner gesunden Zähne. Es kommt ihm manch verwegenes Wildererstücklein seine jungen Jahre und die Rast bei den sangfrohen Brendlerinnen in den Sinn, ein Gefühl überquellender Lebenskraft weitet seine Brust, noch lebt und glüht der frohe Wagemuth in diesem Herzen, dem die Last der Jahre nichts anhaben konnte.

Endlich stößt der Kahn auf den Sand, das Ruder poltert zu Boden, ein kurzes Gerassel der Kette und schon steht der Riesler leuchtenden

es ist Mahlzeit gehalten worden. Dem Riesler will die Stimme versagen. „Wer war da?“ fragt er mühsam und abgewandt. Das Weib zuckt leicht zusammen, dann antwortet sie ruhig und gleichmüthig: Der Vater von der Mila ist dagewesen; er läſst dich grüßen und du sollst's nit ungut aufnehmen. Ganz unverhofft ist er kommen. Er muſs einrucken, und weil sein Weg vorbeigeht, hat er nach dem Dirndl g'schaut. Wir haben nit gewuſst, wann du heimkommst, sonst wär' er blieben und hätt' dir gedankt.“ — „Für was?“ fährt der Riesler auf, „ja so, das Dirndl g'hört ihm, das hab' ich vergessen.“ Eine unsägliche Bitterkeit überkommt den Mann, das unvermuthete Erscheinen des Jugendgeliebten seines Weibes weckt mit einem Schlage alle Erinnerungen an Vermuthungen und Vorstellungen, die er am Tage seiner Werbung hoffnungsfroh und ungläubig abgewiesen. Heute will es ihm nicht mehr unmöglich scheinen, daſs zwischen ihm und der Liebe Adelheids ein anderer stehe, den sie nicht vergessen kann. Er preſst die Fäuste auf die Tischplatte, aber nicht lange hält der Groll, ein tiefes Mitleid erwacht in seinem milden Herzen, das eigene Weh erstickend blickt er sie forschend an. Und wie sie in schlichter Ehrlichkeit so gar nicht versucht, ihr aufgerütteltes Leid zu verbergen, legt er den Arm um ihre Schulter und sagt in ernster Bewegung: „Adelheid, es wird mir mancherlei klar vor den Augen, was ich ungern seh', aber schau her, wann mein Herz auch sonst vergeblich sucht, da —“ er weist auf die schlummernden Kinder, „da trifft doch unsere Liebe allweil zusammen!“ Ein mächtiges Zittern bebt durch den Leib des jungen Weibes, langsam hebt sie die Augen, schlingt — zum erstenmale — die Hände um den Nacken ihres Mannes und legt den Kopf an seine Brust. „Es ist kein besserer Mann nit auf der Welt, wie du bist!“ haucht sie leise. In stiller Freude drückt der Riesler sein Weib an sich, streift mit der Rechten über ihr glänzendes Haar und sagt: „So ist's recht. Wo das Vertrauen ist, da kann auch die wahre Freundschaft nit mehr weit sein. Ich bin zufrieden!“ Und daran glauben sie nun beide, der Riesler und sein Weib.

Wohin?

Fortschritt, Fortschritt! ist der Ruf der Zeit,
Ja, wohin denn?
Ist das harsche, wüste, wilde Gjaid
Ein Gewinn denn?
Hoffnung und Enttäuschung, was, ihr Leut',
Wollt ihr sonst noch finden?

R.

Hände auf seine Schultern und glüht ihn mit ihren gefährlichen Augen an. „Riesler, gegen dich sind die jungen Burschen Schlafhauben, sie haben mir alle z'wenig Schneid. Mit'n Mäul wohl, aber es weiß der zehnte nit, was er will und was er thut. Dich könnt ich gern haben, dich, wenn's nur sein dürft! Und weswegen solls nit sein dürfen, wenn zwei miteinand leben müssen, die sich nit wollen?" — Die sich nit wollen. — Der Riesler stöhnt auf, warum kommt ihm sein bleiches Weib in den Sinn? Liebt er es doch mit aller Innigkeit, aber sie, war sie je solcher Laute mächtig, wie sie das Mädchen an seiner Brust mühsam bändigte! War sie wirklich sein gezwungenes Weib? Was das ganze Dorf wusste, er konnte nicht daran glauben. Ein tiefes Sehnen nach Liebe und Herzlichkeit überfällt den Mann, wild presst er das Mädchen an sich, aber unwillkürlich irren seine Blicke über den See nach dem verschlossenen Paradiese, das sein eigen sein soll. Dort liegt es friedlich auf dem Hange, im Mondenschimmer sieht er es herüberblinken, aus der Wohnstube blitzt ein Licht. Ein Licht in so später Stunde? Was bedeutet das — ist sie krank oder eines der Kinder, oder — erwartet sie ihn, ihn, der hier selbstvergessen Ersatz für die Liebe sucht, die ihm sein Weib vorenthält? Unbezwingliche Unruhe erfasst ihn, Angst, Hoffnung und Zweifel streiten in jähem Erwachen. Mit rascher Bewegung streift er die Hände des Mädchens ab, eilt dem Strande zu und rudert in athemloser Hast nach dem Dorfe. Im Dunkel der Fichte steht Sepherl und starrt ihm, die geballten Fäuste auf die hochwogende Brust gedrückt, mit blitzenden Augen nach.

Am jenseitigen Ufer vergisst der Riesler das Boot anzuhängen, daheim will er sein, daheim bei ihr! In wenigen Minuten hat er das Dorf hinter sich und stürmt den Weg hinan, wie schien ihm der Weg so lange, noch eine Strecke durch jungen, kühlduftigen Wald und sein Haus liegt vor ihm. Da, wie er unter den Fichten hinaustritt, sieht er über die mondbeglänzte Wiese einen Fremden die Höhe hinanschreiten, sein schwarzer Schatten zuckt hastig über das Gras. Woher kommt der Mann? Alle Lichter sind verlöscht bis auf eines — Adelheid! Sollte sie ihn betrügen? Dem Riesler werden die Füße schwer wie Blei, er muss rasten, mit vorgeneigtem Leibe starrt er dem Fremden nach, es flirrt ihm vor den Augen, an sein Ohr schlagen wieder die fernen Klänge der Tanzmusik. Adelheid! Darum ist sie daheim geblieben, heute und immer? „Nein und tausendmal nein, falsch ist sie nimmer, das glaube ich in alle Ewigkeit nit!" Er wankt ins Haus, tastet durch den Vorraum und tritt in die helle Stube. Da findet er sein Weib an das Bett der Kinder gelehnt, sie blickt verloren vor sich hin und die Augen glänzen, als habe eine vergessene Thräne den Weg zur Wange noch nicht gefunden. Auf dem Tische steht die Kerze, daneben ein Krug und eine Schüssel;

Meinung auszusprechen. Wehe aber, wenn einer dann seine eigene Meinung sagt und nicht die ihrige!

Die meinige war ihnen entschieden nicht recht, als sie mich gefragt hatten wegen Heinrich Heine. Sie waren „entrüstet“, sie waren „empört“ — vor lauter sittlicher Entrüstung sind sie — Spitzbuben geworden. Anfangs hat mir ihr Treiben, so ganz niederträchtig es in einzelnen Phasen auch war, Spass gemacht, es war etwas ganz Neuartiges — man wollte öffentlich einen nothzüchtigen, den Heinrich Heine zu lieben. Der Verblendete blieb verstockt und spröde. Da kam als Racheengel der „Berliner Börsen-Courier“, der brachte etwas, das über den Spass gieng. Nun erst zeigte es sich, was ich angestellt hatte. Mein Vertheidigungsschlag, der für einen anderen Körpertheil berechnet gewesen, hatte die Herren an einer edleren Stelle des Hauptes getroffen und ihnen die Zurechnungsfähigkeit geraubt. Kam im „Börsen-Courier“ ein anonymes Schusterle mit folgendem Hirngespinst herangestapft: Der Rosegger habe durch reiche Heiraten, durch die Noblesse seines Verlegers und durch jeglichen Mangel an Wohlthätigkeitssinn ein großes Vermögen zusammengebracht, um dann im Hunger-Costüm des deutschen Poeten mit Erfolg an die Thore der deutschen Schillerstiftung zu pochen. — Wenngleich mit einiger Verklauselung, gemeint war es genau so, und die literarische Welt staunte.

Auch ich staunte und — schwieg. In diesem Falle konnten nur andere für mich sprechen, obschon auch ich leicht reden gehabt hätte. Die Sage von den reichen Heiraten ist ja ein ganz anmuthiges Kindermärchen, die Bemerkung über die Noblesse des Verlegers ist gegenüber den Thatsachen — die blühendste Ironie.

Und im weiteren? Wenn ein deutscher Schriftsteller trachtet, durch Fleiß und Sparsamkeit seiner Familie eine bürgerliche Existenz zu ermöglichen und sich vor der Nothwendigkeit, je ein Almosen beanspruchen zu müssen, sicher zu stellen, so wäre dieses Bestreben vielleicht doch eher wert, von Berufsgenossen nachgeahmt, als verhöhnt und verdächtigt zu werden. Trotz und neben der verzeihlichen Sorge für die Pflichten des deutschen Hausvaters ist es mir gegönnt gewesen, im Laufe der Jahre durch öffentliche Vorlesungen für gemeinnützige Zwecke, auch für Schriftstellergilden, ein Sümmchen zu spenden, dessen Ziffer der moralisch Entrüstete im „Börsen-Courier“ vielleicht nicht überbieten dürfte.

Auf den Angriff im genannten Blatte, der sich meinetwegen auch gegen die deutsche Schillerstiftung richtete, konnte nur diese antworten und man erwartete von ihr ein Wort der Rechtfertigung für mich. Es hätte nur eines Wortes bedurft. Die deutsche Schillerstiftung hatte mich nämlich gelegentlich meines fünfzigsten Geburtstages mit einer Ehrengabe von sechshundert Mark überrascht. Der moralische Wert der Gabe konnte mich hoch erfreuen, nun aber von einer Canaille begeifert — war dieser Wert weg. Da die von vielen erwartete Rechtfertigung der Schillerstiftung nicht erschien, so wurde dem derzeitigen Obmanne derselben, Herrn Theaterintendanten Bronsart von Schellendorf in Weimar, nahegelegt, die Thatsache richtig zu stellen, dass die Spende nicht etwa von mir angesucht wurde, sondern dass sie als Ehrengabe verliehen worden war. Der Herr Obmann lehnte ab, wohl aus dem Grunde, dass man sich gegen anonyme Angriffe nicht vertheidige. Er bedachte nicht, dass mittlerweile die Auslassungen des „Börsen-Couriers“ weitere Kreise gezogen hatten, und dass von solchen Verdächtigungen immer etwas hängen zu bleiben pflegt, falls nicht dagegen Stellung genommen wird.

Da die Schillerstiftung mich also sitzen ließ, war in mir der Entschluss reif, die Ehrengabe zurückzugeben, und zwar in einer Form, die sowohl für die Schillerstiftung als auch für mich ehrenhaft wäre. Ich übersandte den Betrag an den Zweigverein der deutschen Schillerstiftung in Graz und erlaubte mir gleichzeitig den Vor-

Kleine Laube.

Nach der Heine-Hetze.

Eine Erinnerung.

Ueber die siebenunddreißig Bände meiner Schriften ist in gewissen Blättern seit jeher nicht soviel geschrieben worden, als über meine anfangs gleichgiltige, dann nach Einblicknahme und Provocation scharf ablehnende Haltung gegen das Heine-Denkmal. Ich pflege die Dinge beim Namen zu nennen und man kann nicht leicht deutlicher und entschieden seine Meinung sagen, als ich es in genanntem Falle gethan habe. Trotzdem haben sich etliche auch nach meiner Erklärung noch über „Halbheit", „allzukluge Zurückhaltung" und „mangelnde Offenheit" beklagt.

Allerdings, um ganz offen zu sein, müsste man den journalistischen Herren, die ich meine, etwas ins Gesicht sagen, was ihnen wahrscheinlich wieder nicht recht wäre. Man denkt sich nämlich für solche Leute eine ganz bestimmte Bezeichnung, die aber, auf Zweifüßler übertragen, Verdruss zu verursachen pflegt. Wenn diese und auch andere Herren glauben, dass Rosegger auf gutes Zureden oder durch Beschimpfungen und Drohungen seine Überzeugung ändern, seine natürliche Empfindung verleugnen wird, so sollte man eigentlich mit dem ihnen gebürenden Titel nicht so zurückhaltend sein.

Um ernsthaft zu sprechen, sind die Leute so flegelhaft und verbohrt geworden, dass sie eine gewisse Mäßigung gar nicht mehr vertragen können. Dass jedes Ding mindestens zwei Seiten hat, wollen sie nicht wissen. Das Bestreben einzelner, ein Ding von zwei Seiten zu betrachten und durch Abmessen von Licht und Schatten ihm gerecht zu werden, nennen sie Gesinnungsflauheit, Unentschlossenheit, Charakterschwäche, wenn nicht noch Schlimmeres. Wahrlich, nichts leichter und nichts effectvoller als einseitige großmäulige Urtheile fällen — wer die nöthige Gewissenlosigkeit und Frechheit dazu hat. Ich halte es so: Wo meine Überzeugung klar steht, da spreche ich sie entschieden aus, wo die Klarheit nicht vorhanden ist, da mache ich kein Hehl daraus, wenn ich gefragt werde. Damit sind sie aber nicht zufrieden; diese Werberbüttel wollen sogar den Blinden zwingen, Farbe zu bekennen, und den Stummen, eine ganz bestimmte

„Das nit, Frau. In der Stube habe ich noch zwei größere Kinder. Aber die kann ich nit brauchen. Die Dirn ist blind und der Bub ist ein Hascher."

„Ein Hascher, was ist das?"

„Na, das ist halt ein armer Hascher, einer, der halt nit recht beieinand ist, so ein Abwaisel, ein Trottel halt, wenn ich's schon sagen soll."

Die vornehme Dame hatte bereits mehrmals die Hände zusammengeschlagen, jetzt begann sie laut zu jammern über ein solches Elend. Das Weib schaute sie gleichmüthig an, als wisse es nicht recht, was da viel zu jammern wäre.

„Und Euer Mann?" fragte sie.

„O je, mein Mann", lachte das Weib, „der thät' eher von uns was brauchen, als wir von ihm! Der liegt eine Tagereise von da in einer Holzhütten und kann nit sterben. Des Alters wegen? Uh, da kunnt er noch lang leben; die Branntweinpest, sagt der Arzt, hätt' er. Als ob man ihm die Händ' thät abhacken, so schreit er, wenn er nit jeden Tag seinen Schnaps kriegt. Die Leut' sagen, er sollt in Gottesnamen trinken, damit's endlich gar wird mit ihm. Aber ich kauf ihm keinen und vergiften mag ich ihn nit, und die paar Groschen, die ich ihm in der Woche kann schicken, reichen nit einmal für die Brocken."

Die Dame war jetzt ganz sprachlos. „Und Ihr verdient für die ganze Familie das Brot?" rief sie dann wieder aus.

„Mein Gott, wenn ich gesund bin, darf ich eh Gott Lob und Dank sagen."

„Und dazu der weite Weg von Euerer Wohnung in die Arbeit."

„Wär' gar nit bös, wenn er kürzer thät sein. Aber nachher am Abend schmeckts Rasten, himmlischer Vater, nachher schmeckts!"

„Weib! Weib!" rief die Dame. „Das ist ja das größte Elend, das ich zwischen Himmel und Erde je gesehen habe! Und lasst Euch Euer Unglück denn schlafen?"

„Oh, das Unglück ließ' mich schon schlafen, aber die kleinen Kinder nit. Was mach' ich? Wer kann die Kinder ändern? Werden wir selber wohl auch geschrien und gestrampelt haben, so lang wir in den Windeln sind gelegen."

„Es ist ein Jammer, es ist ein Jammer!" rief die vornehme Frau, „langt her, da habt Ihr fünf Gulden! Kauf dir und den Kindern frisches Fleisch und ein Glas Wein. Ich sage Euch, das ist ein grenzenloses Elend! Lebt wohl, Ihr armen Leute!"

Dann stieg sie, von den blauen Domestiken, unterstützt in den Wagen und fuhr davon.

Die beschenkte arme Person kaufte sich frisches Fleisch und ein Glas Wein und während sie diese Gaben mit den Kindern heißhungerig verzehrte, fiel ihr ein: Ach, wie gut haben es doch die reichen Leute, die sich das jeden Tag gönnen können! Ach, es wird doch wahr sein, dass ich sehr unglücklich bin! Ach, es ist ein elendes Leben, wenn man's bedenkt. Und wofür? Den Kindern wird's auch nie besser gehen. Es ist zum Verzagen! — Mit solchen Gedanken verdarb sie sich die seltene Mahlzeit, die sich wohl so leicht nicht wiederholen wird.

Die vornehme Dame aber fühlte sich den ganzen Tag glücklich darüber, dass sie so gutherzig und wohlthätig gewesen war. Heute behagte ihr die Soiree doppelt so gut, weil sie den Unterschied gesehen zwischen den Geschicken, und wie bevorzugt sie war. Wenn man, dachte sie, das größte Elend schon so resigniert und gelassen ertragen kann, wie dieses arme Taglöhnerweib es thut, um wie dankbarer und froher sollte man die glänzenden Lose genießen! Ich will das meine recht auskosten, bin ich doch so glücklich!

Und nun frage ich: Welche der beiden Frauen, die sich auf der Straße begegnet, war die größere Wohlthäterin? Welche hatte der anderen wirklich Wohlthat gegeben? Die vornehme Dame mit ihrem verzagt machenden Mitleide und dem flüch-

schlag zu machen, denselben zu gleichen Theilen zweien anderen unbemittelten aber verdienstlichen steierischen Schriftstellern zu spenden. Gegen die Zurücknahme der Ehrengabe unter Respectierung meines — wie mich dünkt — den Fall vollständig schlichtenden Vorschlages verhielt sich die deutsche Schillerstiftung sowie ihr Zweigverein indifferent und ablehnend. Ich habe den Betrag daher ohne weiteres nach Weimar zurückgeschickt.

Mehrere Zuschriften seitens des Vorstandes der deutschen Schillerstiftung bedauerten meine Zurückweisung der Spende, die bestimmt gewesen sei, mir Freude und Ehre zu bereiten. Man will in den Auslassungen einer neiderfüllten Seele keinen genügenden Grund dafür finden. Aber ich bin einmal so, den goldenen Becher, in den mir ein Aussätziger gespuckt, mag ich nimmer. P. Rosegger.

Zwei Wohlthäterinnen.

Eines Tages fuhr eine vornehme Dame durch das Thal. Vorne am Wagen waren zwei braune Araber, hinten zwei blaue Domestiken. Die Dame besaß große Reichthümer und sogar auch ein gutes Herz. Am Rande der Straße hinkte ein sonnengebräuntes Weib dahin, den Staubwolken und dem scharfen Traben der Pferde so weit ausweichend, dass es fast in den Graben taumelte. Das Weib war barfuß, in verschlissenem Gewande und hatte am Rücken in einem Sacke ein kleines Kind, und auch ein größeres, das sich mit seinen nackten Armen und Beinen am Nacken des Weibes festzuklammern suchte. Hinten watschelten noch zwei Kinder zu Fuß nach; die mageren Gesichter der Kleinen zeigten stellenweise das Blau der Heidelbeeren, an denen sie Mahlzeit gehalten haben mochten. Als die vornehme Dame diese Reisegenossen sah, ließ sie den Wagen halten und weil so ein rasendes Zeug nicht gleich stehen bleibt, so musste sie eine Strecke zurückgehen, um die Leutchen ansprechen zu können. Das Weib schaute nur einmal verblüfft drein, als die fremde Frau auf sie zukam, that aber sonst nicht viel desgleichen.

„Nun, wohin, wohin?“ fragte die Frau.

„Heimzu“, sagte das Weib.

„Wo seid Ihr daheim?“

„Halt da drinnen im Graben“, antwortete das Weib, mit dem Ellbogen in eine steilanlaufende, steinige und buschige Seitenschlucht deutend.

„Wo seid Ihr denn gewesen?“

„Auf dem Garten, Erdäpfel anhäufeln.“

„Wo habt Ihr nur Eueren Garten?“

„O, da ist's eine Stunde hinaus. Beim Thorjäger habe ich ein Ackerl bekommen für das Jahr, dass ich mir Erdäpfel anbauen kann.“

„Sind das Eure Kinder?“

„Ich denk' wohl.“

„Warum schleppt Ihr denn so schwer? Das Knäblein könnte ja laufen.“

„Nit kann's laufen, Frau, weil es verwedelte Füß' hat. Die Gicht hat's.“

Da sah die Dame auch schon die verbogenen und verkrüppelten Glieder nicht bloß beim Knaben, wohl auch bei den zwei nachlaufenden Mädchen.

„Um des Himmelswillen!“ rief sie, „was macht Ihr denn mit Eueren Kindern, dass sie derweise verkrüppelt sind?“

„Halt nichts mach' ich mit ihnen. Und just deswegen, weil unsereins nit Zeit hat, auf sie zu achten, deswegen sind sie so. Ich muss arbeiten.“

„Seid Ihr allein bei diesen Kleinen?“

In Sehnsucht ist der Mensch ein Riese,
Er ist ein Zwerg nur im Genuss,
Groß in dem Blick auf Paradiese,
Klein, wenn er sie erobern muss.

Leipzig. Rud. v. Gottschall.

Das Paradies ist uns nicht verloren;
Es wird in jedem Kinde geboren.
Sollt es für uns neu blühen auf Erden,
Müssen wir wie die Kinder werden.

Berlin. Max Ring.

Führt euch der Sommer Gäste zu,
Müsst ihr euch wacker regen,
Denn wenn man melken will die Kuh,
So muss man sie auch pflegen.

Besteuert weislich Brot und Wein,
Denn Brot und Wein sind euer;
Doch legt nicht auf den Sonnenschein
Und auf die Bergluft Steuer.

Vermindert nicht der Fremden Dank
Durch allzuviel Verschönern.
Es preist der Gast den Labetrank,
Auch wenn der Krug ist thönern.

Wenn einer ins Gebirge reist,
So wünscht er gute Bissen,
Und wenn er Freitags Hähndel speist,
Hochwürden soll's nicht wissen.

Und küsst ein schönes Mädchenbild
Ein fahrender Geselle,
Vergebt's. — Doch wer dies Liedlein schilt,
Den setzt vor eu're Schwelle!

Meiningen. Rudolf Baumbach.

Bücher.

Ausgewählte Fabeln und Erzählungen. Von Hedwig Louise Pernet, geborene Baronin Kemmeter. Herausgegeben und biographisch eingeleitet von Fr. M. Kometer, (Wien. Selbstverlag des Herausgebers, IX. Hahngasse 30.)

Die Frau Baronin Kemmeter wollte ihre Gedichte einst dem Kaiser Joseph widmen Dieser lehnte die Widmung ab mit den Worten

„Liebe Frau von Kemmeter,
Näh' sie lieber Hemmeter!“

Trotz dieser tödtlichen Kritik fuhr die Dame fort zu dichten und trotz derselben sind die Fabeln jetzt neu herausgegeben worden. Es sind einige annehmbare Sachen darunter, Fabeln nach Gellerts Art, im ganzen aber hatte Kaiser Joseph nicht eigentlich unrecht. Das Bändchen ist mit Porträt und Facsimile versehen, aber nicht etwa von der Dichterin, sondern vom Herausgeber. Was Kaiser Joseph zu diesem neuen Brauch sagen würde?

M.

Semriach mit Schöckel und Lurloch. Geschichtlich dargestellt von Doctor Ambros Gasparitz. (Graz. Ulrich Moser. 1894.)

Diese in allen ihren Theilen musterhaft geführte Darstellung behandelt die Gegend und ihre Geschichte, welche eine alte ist, die Leute und kirchlichen Zustände, die Gegend, besonders den Schöckel mit seinen Sagen und endlich das berühmt gewordene Lurloch. Eine authentische Beschreibung des Höhlenforscherereignisses, bei dem der Verfasser Augenzeuge und wackerer Theilnehmer gewesen, macht das Büchlein noch obendrein interessant. Vier gute landschaftliche Bilder zieren das verdienstliche Werkchen, dessen Verfasser der als Historiker bekannte Herr Dr. A. Gasparitz, Pfarrer zu Semriach ist.

M.

Literarisches Schatzkästlein: Neuer Glaube von Christian Wagner. — Bürgerlicher Tod. Novelle von Prinz Emil zu Schönaich-Carolath.

Unter obigem Gesammttitel werden in zierlicher ausgestatteten, handlichen Bändchen auserlesene Einzelnschöpfungen besonders beliebter deutscher Dichter und Denker in freier Folge erscheinen. „Neuer Glaube“, das jüngste Werk des so rasch berühmt gewordenen schwäbischen Bauern Christian Wagner, eröffnet den Reigen der Veröffentlichungen des Literarischen Schatzkästleins. In begeisterten lyrischen Gesängen, wie in der einfach kräftigen Sprache des Volkes entwickelt uns dieser Landmann die Weltanschauung, die er, hinter dem Pfluge hergehend oder durch Wald und Flur lustwandelnd, sich und anderen zum Trost und zur Erhebung

tigen Almosen, oder das arme Weib mit seinem Beispiele schlichter Heldenhaftigkeit, wie solche in den niedrigen Schichten des Volkes so oft zu finden ist? —

Die Armen fühlen wohl die Herbheit ihres Loses, aber das Elend, das trostlose Elend kommt ihnen kaum zum Bewusstsein. Wer ihnen nicht wirklich helfen will, helfen kann, der zeige ihnen ihr Elend nicht auf! R.

Ein Ehrenbüchlein der grünen Mark.

Eine neue und vornehme Art von Reclame für die Anziehung von Fremden hat der Verein zur Förderung des Fremdenverkehrs in Trofaiach erfunden. Unter der Leitung seines wahrhaft verdienten Obmannes Rudolf Nowak hat dieser Verein eine große Reihe hervorragender deutscher Männer eingeladen, über unsere Steiermark, über die Schönheit der Natur oder andere ideale Dinge ein gutes Sprüchlein zu sagen. Die Eingeladenen sind nicht spröde gewesen, haben manch trefflichen Spruch, manch prächtiges Lied gesandt und der Verein hat diese Sachen in ein Büchlein gesammelt und herausgegeben. Wir sehen in dieser Sammlung wieder, welch hoher Achtung sich unser Land in aller Welt erfreut. Das Büchlein nennt sich ein „Stammbuch der ehernen Mark. Gesammelt und herausgegeben zur Förderung des Fremdenverkehres in Trofaiach. Unter der Leitung des Stationschefs Rudolf Nowak. (Trofaiach. 1894.)" Einige Proben daraus wollen wir hier mittheilen.

Wer brächt' nicht gern sein Verslein dar,
Sei's ernst, sei's zum Ergötzen?
Wer, der oft selbst schon Fremder war,
Wird dieses Werk nicht schätzen?

Als patriotisches erschien
Mir stets ein ernst Bemühen,
Die lieben Fremden anzuzieh'n,
Anstatt sie auszuziehen.

Berlin. Julius Stettenheim.

Im Hochgebirg.

In einsamer Wildnis
Des Hochgebirgs ragt
Manch' hölzernes Bildnis,
Dess Spruchvers dir sagt,
Welch' Unfall ein Leben
Hier jählings entseelt;
Gott möge vergeben,
Was einst es gefehlt!

Dies „Marterl" am Stege
Gar eindringlich fleht.
Und weiter am Wege
Ein „Bildstöckel" steht,
Den Heiligen oder
Der Jungfrau geweiht,
Und Bauer wie Loder
Kniet betend beiseit'.

Der Adel des Schönen
Zwar völlig gebricht,
Und leicht ist 's, zu höhnen
So Bild wie Gedicht:
Jedoch was der Glaube
In Einfalt geweiht,
Was je aus dem Staube,
Aus Schranken der Zeit

Empor ge'n die Sterne
Ein Herz uns entrückt,
Dem bleibe Spott ferne!
So gramlos beglückt
Sind niemandes Tage,
Dass nicht in der Brust
Ein „Marterl" ihm klage
Um schweren Verlust!

Heil ihm, wenn daneben
Ein „Bildstöckel" ragt,
Um Trost ihm zu geben,
Wann 's Herz schier verzagt!
Wir bilden und bauen
Idol wie Symbol:
Vom Glauben zum Schauen
Wann kommen wir wohl?

Berlin. Otto Franz Gensichen.

in eine Idealwelt aufgebaut. — „Bürgerlicher Tod" ist eine kaum minder eigenartige Erscheinung. Ein auf den Höhen der menschlichen Gesellschaft geborener Schriftsteller schildert uns in ebenso lebenswahren als ergreifenden Zügen tiefes, unverschuldetes Elend der Enterbten.
V.

Was muss jeder Radfahrer unbedingt wissen? Von Dr. med. C. Fressel.

Dem Verfasser ist es gelungen, in anregender Schreibweise alles zu schildern, was für einen Radfahrer zu wissen heutzutage unbedingt nothwendig ist. Neben der Darstellung des Radfahrens vom ärztlichen Standpunkte hat er nicht versäumt, aus dem reichen Schatz seiner eigenen Erfahrungen technische und praktische Rathschläge mit einzuschließen. V.

Büchereinlauf.

Jung und Alt. Zwei Novellen in Romanzen von J. V. Widmann. (Leipzig. A. G. Liebeskind. 1894.)

Die Seitelwiese. Romantische Sage aus dem Mürzthale von Alois Friedrich. (Langenwang. Selbstverlag des Verfassers. 1887.)

Satans Erlösung. Dichtung in sechs Gesängen von Kurt von Rohrscheidt (Leipzig. A. G. Liebeskind. 1894.)

Excelsior. Gedicht von E. Salburg. (Graz. Verlagsbuchhandlung „Styria". 1894.)

Alles und nichts. Dichtung in drei Abtheilungen und zwölf Bildern von Hans von Gumppenberg. (Großenhain. Baumert & Ronge. 1894.)

Wider den Strom. Vermischte Gedichte ernsten Inhaltes von Heinrich Meinhard. (Berlin. Bibliographisches Bureau)

Gedichte. Von Paul Grotowsky. (Großenhain. Baumert & Ronge. 1894.)

Neue Gedichte. Von Arthur Pfungst. (Leipzig. W. Friedrich. 1894.)

Französische Volksstimmen während des Krieges 1870/71. Von Dr. E. Koschwitz. (Heilbronn. Verlag von Eugen Salzer.)

Das Pathenkind. Gespräch müßiger Leute. Zwei Erzählungen von Graf Leo Tolstoi. Aus dem Russischen von Dr. Alexis Markow. (Berlin. Verlag des Bibliographischen Bureaus.)

Für alle Welt. Illustrierte Familien-Zeitschrift. Herausgegeben von Rich. Bong. (Berlin. Jährlich achtundzwanzig Hefte.)

Zum Schutze unserer Kinder vor Wein, Bier und Brantwein. Eine Sammlung von Gutachten über die Einwirkung der geistigen Getränke auf die leibliche, geistige und sittliche Gesundheit der Kinder. Herausgegeben im Auftrage des deutschen Vereins gegen den Missbrauch geistiger Getränke von Dr. Wilhelm Bode. (Hildesheim. Gebrüder Gerstenberg. 1894.)

An unsere Leser.

Mit dem nächsten Hefte des „Heimgarten" beginnt der neunzehnte Jahrgang. Er wird viele wertvolle Beiträge beliebter Mitarbeiter bringen, Neues, Frisches, Unterrichtendes, Erheiterndes. Besonders machen wir aufmerksam auf die schon im nächsten Hefte beginnende Veröffentlichung des großen neuen Romans:

Das ewige Licht

Erzählung nach den Schriften eines Waldpfarrers von Peter Rosegger.

Aus dem hochinteressanten Inhalte dieses Werkes wollen wir nichts verrathen, als dass derselbe, obgleich im entlegenen Hochgebirge spielend, wichtige Fragen unserer Zeit behandelt und reiche Gelegenheit bietet, die ganze Eigenart der Rosegger'schen Muse zu entfalten.

Die Verlagshandlung.

Für die Redaction verantwortlich P. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.